Digitized by Google

4° Per. 7 t/10

Digitized by Google

<36612008290012

<36612008290012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Der Geſellſchafter

oder

Blätter für Geiſt und Herz.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

[

Zehnter Jahrgang.

Januar.

Berlin, 1826.
In der Maurerſchen Buchhandlung.
Poſtſtraße Nr. 29.

Digitized by Google

Ueber den Inhalt dieſer Zeitſchrift.

Der „Geſellſchafter“ will ſich über Alles verbreiten, was zur Belehrung und Unterhaltung dienen kann; auch das eigentlich Wiſſenſchaftliche, wenn es allgemein verſtändlich, nicht in einer abgeſchloſſenen Kunſtſprache vorgetragen iſt, gehört in ſeinen Kreis, und ſelbſt bei dem, was nur zum Vergnügen dienen ſoll, bei der Erzählung, dem Gedicht, der Satyre u. ſ. w. wünſche ich, durch Auffaſſung einer tieferen Seite des Lebens, eine Erhebung bezweckt. — Hinſichtlich der Correſpondenz-Nachrichten iſt Mannigfaltigkeit nothwendig; die Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften, ihre Einwirkung auf den Geiſt der Zeit und die Bildung überhaupt; der Zuſtand der Geſetzgebung und Geſittung und das Leben in ſeinen allgemein wirkſamen Richtungen: das ſind die Aufgaben, welche ſich ein Correſpondent zu machen hat. Die Einſeitigkeit muß dabei möglichſt vermieden werden, und nebenher auch der Trieb, nur über Theater ſchreiben zu wollen, und oft über ſolche, die kaum der Beachtung werth ſind. Die ſteten Wiederholungen des Geſchwätzes über Schauſpieler und Schauſpielerinnen haben aus unſern Unterhaltung-Schriften allen Beobachtungs-Geiſt für vieles Nützliche und Nothwendige verſcheucht und verdrängt, ſo wie überhaupt das Ueberſchätzen des Theater-Weſens auch den geſellſchaftlichen Umgang meiſtens zu einem flachen, nutzloſen Verkehr erniedrigt. Es darf übrigens in den Berichten die Bühne nicht ausgeſchloſſen, dabei aber nur von dem Merkwürdigen, nicht Seiten lang von Gegenſtänden die Rede ſeyn, welche für die Vergeſſenheit erzeugt ſind. Die dramatiſche Literatur in ihren Lichthöhen und ſolchen Verkehrtheiten, welche das Talent begeht (denn der ganz Talentloſe wäre mit wenigen Worten abgefunden und iſt mit der Erwähnung allein ſchon mehr als zu hoch geſchätzt), das ſind die wichtigſten Punkte. Die Anerkennung vorzüglicher Bühnen-Künſtler (mit Andeutung deſſen, **wodurch** ſie vorzüglich erſcheinen), ferner eine ernſte beurtheilende Leitung und Ermunterung der mit Fähigkeit Beginnenden iſt auch gebührend; dagegen alle Lobpreiſen der Gewöhnlichkeit zu unterlaſſen, indem ohnehin der Maaßſtab für wahrhaftes Talent der Mehrheit unter den Schauſpielern ſchon völlig verloren gegangen iſt und jeder Anfänger ſich ſogleich an die wenigen Muſter reihen will, ſobald ſeiner in den Zeitſchriften ein Paar Mal mit Lob gedacht iſt. Zu große Nachtheile hat ein Breitmachen der Art dem ernſteren Streben in andern Gebieten gebracht, als daß man nicht verſuchen ſollte, die nöthigen Grenzen zu ziehen, welches dort wie hier die Kraft verſtärken müßte. — Sehr erfreulich würde es mir ſeyn, wenn ſich die Correſpondenten unterzeichnen und dadurch mit helfen wollten, die Anonymität, dieſen Schutz ſo vieles Uebels, zu ſchwächen. Ich weiß es wohl, die Verhältniſſe geſtatten dies Manchem nicht und längere Erfahrung hat mich überzeugt, daß ich dies nur als Wunſch ausſprechen darf, es Jedem überlaſſend, zu entſcheiden: ob er ihn erfüllen kann, ob nicht? — Solche Zuſendungen, deren Verfaſſer auch mir unbekannt bleiben wollen, werden niemals abgedruckt und dies gilt ſelbſt für den „Bemerker“, obgleich dieſer eine größere Freiheit der Rede geſtattet. — Ich bitte die Herren Mitarbeiter um gefällige Beachtung dieſer Zeilen und empfehle mich Allen zu redlichem Wohlwollen.

Berlin.

F. W. Gubitz,
Profeſſor der königlichen Akademie der Künſte.

Mitarbeiter bei dieſer Zeitſchrift ſind:

Achim v. Arnim, Adalbert vom Thale, Adrian, Bärmann, Karl Baldamus, C. Barrie's, G. W. Becker, Benno, Bertram, v. Biedenfeld, M. Bondi, Büſching, v. Caspar, Caſtelli, J. Curtius, Deutſch, Johannes Didymos, Docen, Eck, C. A. Varnhagen v. Enſe, Chr. Feldmann, Rob. Feretto, F. Förſter, K. Förſter, Lebrecht Förſter, L. M. Fouqué, Gerle, Geßner, Fr. Gleich, Franz Gräffer, Grävell, Ernſt Große, v. Grunenthal, F. W. Gubitz, Johann Gunz, L. Halirſch, Haug, Georg Harrys, H. Heine, Heinſius, F. L. Hoffmann, C. v. Holtei, Franz Horn, v. Houwald, Siegm. Imanuel, Innocenz, E. Karoli, K. Klee, K. Köchy, Fr. Krug v. Nidda, Kühnel, Fr. Kuhn, A. F. E. Langbein, Fr. Lange, Johann Langer, K. Lappe, Fr. Laun, Th. Laurin, Fr. Lenburg, Dan. Leßmann, W. A. Lindau, v. Lowtzow, Mai, A. v. Maltitz, Meiſel, C. Möllen, K. Müchler, Karl Müglich, Eduard Müller, Wilhelm Müller, A. Münde, Neuffer, Neumann, Nienſtädt, C. B. H. Piſtorius, J. Polt, Raßmann, Karl v. Reinhard, Ed. Rolle, Richard Roos, J. B. Rouſſeau, v. Sartorius, G. Schadow, Karl Schall, Franz v. Schiechra, Schumann, T. L. Secha, Karl Seidel, Joh. Gabriel Seidl, Seifried, Simrock, W. Smets, Karl Stein, Sterwil, Heinr. Stieglitz, Karl Streckfuß, Stuhr, A. v. Tromlitz, L. Uſer, Vulpius, C. v. Wachsmann, G. M. Walter, Weiſſer, Wilibald, Fr. Wendel, Ernſt Woldemar, L. v. Zedlitz, der Verfaſſer der „grauen Mappe“ und der Verfaſſer von „Wahl und Führung“; ferner die geachteten Frauen: Eliſe v. Hohenhauſen, Thereſe Huber, Roſa Maria, Henriette v. Montenglaut, Amalie Schoppe, geb. Weiſe, Amalie v. Seldt, Caroline Stahl, Caroline Still und Adelheid v. Stolterfoth.

Inhaltszeiger für den Monat Januar 1826.

1stes Bl. Das Jahr Eintauſendachthundertfünfundzwanzig an ſeinen Nachfolger. — Buntes. V. Th. Laurin. — Deutſche Aſſonanzen. (Achte Intonation. a — e. Lebens-Regeln.) V. Barmann. — Umgekehrt. V. Ed. Rolle. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Leipzig. — Beilage: Bemerker Nr. 1: Ein Urtheil über Berlin. — Zweiter Aufenthalt der Frau v. Genlis in Berlin. — Literariſche Notiz.

2tes Bl. An die Dichter. V. Joſeph v. Eichendorff. — Das Jahr Eintauſendachthundertfünfundzwanzig an ſeinen Nachfolger. (Schl.) — Anekdote. V. Chaſtel. — Frage. V. Bertram. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Die Oſtſee. V. C. W. Frölich. — Die Schauſpielerin und der Richter.

3tes Bl. Der Sylveſter-Abend. Erzählung von Amalie von Seldt. — Aus der älteren Geſchichte von Paris und Frankreich. V. Chaſtel. — Anekdote. — An Madam „Pandore" und Monsieur Baour-Lormian. V. Ludwig Robert. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Braunſchweig. V. Max.

4tes Bl. Glückliche Fahrt. V. Joſeph v. Eichendorff. — Der Sylveſter-Abend. (Fortſ.) — Tapferkeit und Muth. (Nach dem Polniſchen des Kraſicki.) V. Czwalina. — Allerlei. V. Chielas. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Braunſchweig. (Fortſ.) — Militairiſche Bekleidung ſonſt und jetzt. — Der Zahn von Newton. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Braunſchweig. (Schl.) — Die Trauung während einer Comödie. — Bemerker Nr. 2: Zweiter Aufenthalt der Frau v. Genlis in Berlin. (Schl.) — Rüge. V. Sincerus. — „Laßt die Todten ruhn!" — Auf gewiſſe neue Stücke. — Bemerkung.

5tes Bl. Des Jahres letzte Nacht. V. G. A. v. Maltitz. — Der Sylveſter-Abend. (Fortſ.) — Ueber die Widerſprüche des Lebens. (Aphorismen.) V. Krüger. — Aeußerungen der Frau von Genlis. V. Chaſtel. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

6tes Bl. Geben und Nehmen. V. K. Simrock. — Der Sylveſter-Abend. (Fortſ.) — Ueber die Widerſprüche des Lebens. (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

7tes Bl. Den Freunden Gruß. V. Heinr. Stieglitz. — Der Sylveſter-Abend. (Fortſ.) — Ueber die Widerſprüche des Lebens. (Schl.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. V. Georg Harrys. — Blattern-Epidemie in Schottland.

8tes Bl. Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. V. Dan. Leßmann. (Zweite Abtheilung.) — Der Sylveſter-Abend. (Schl.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. („Launen meiner Muſe in ernſten und heitern Aufſätzen, von Panſe.") V. Ernſt Große. — Aus Hannover. (Schl.)

9tes Bl. Ein bisher noch unbekannter Brief Raphaels an Papſt Leo X. Mitgetheilt von Fr. Förſter. — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Reiſe-Lied. V. Joſeph v. Eichendorff. — Land und Stadt. (Nach Logau.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Was iſt Genie? — „Die Phyſiologie der Eßkunſt." — Voltaire in London. — Anachronismen. — Verkäufer und Käufer in Paris.

10tes Bl. Nachtbild. V. L. Langrehr. — Ein bisher noch unbekannter Brief Raphaels an Papſt Leo X. (Schl.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Berlin. (Königsſtädtiſches Theater.) V. Bſs. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Berlin. (Königſtädtiſches Theater.) V. Ad. v. Th. — Berliner Notizen. — Aus Wien. — Bericht von Triſtan le Voyageur. — Baour. — Alte und neue Malerei. — Das Pflaſter von Paris. — Blatt der Ankündigungen Nr. I.

11tes Bl. Harzreiſe; von H. Heine. (Geſchrieben im Herbſt 1824.) I. — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Engliſche Sprüchwörter. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Leipzig.

12tes Bl. Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Harzreiſe; von H. Heine. (Fortſ.) — Einfälle. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. V. Georg Harrys. — Brille für den Rajah von Miſavour.

13tes Bl. Kein Troſt! V. L. Langrehr. — Harzreiſe; von H. Heine (Fortſ.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

14tes Bl. Shakſpeare und ſeine Familie. (Aus dem „Noon-Tide Leisure" von Dr. Nathan-Drake.) V. Chaſtel. — Harzreiſe; von H. Heine. (Fortſ.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. (Schl.) — Aus Breslau. V. Karl Baedarina. — Beilage: Bemerker Nr. 3: Aus den Verhandlungen des Krautwummelſchen Kränzchens. Mitgetheilt von Kniros. III. („Der Kuß und das Küſſen." Quedlinburg, Baſſe. 1826. — Keaſe's „Herr von Morbière". — „Gallerie neuer Original-Romane", bei Wiendrack. — „Der Dichter-

Digitized by Google

ſpiegel", Monatſchrift. Leipzig, bei Lauffer. — Schiff's „Nachlaß des Katers Murr".) — Die muſikaliſche Figur. — Antikritiſche Erörterung. V. Wilhelm John. — Blatt der Ankündigungen Nr. II.

15tes Bl. Legende. (Nach Hans Sachs.) V. Roſa Maria. — Harzreiſe; von H. Heine. (Fortſ.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Zur Erinnerung an Alexander I.

16tes Bl. Leid und Luſt. V. Joſeph v. Eichendorff. — Harzreiſe; von H. Heine. (Fortſ.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Zur Erinnerung an Alexander I. (Fortſ.)

17tes Bl. Harzreiſe; von H. Heine. (Schluß der erſten Mittheilung.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Engliſche Sprüchwörter. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ. Zur Erinnerung an Alexander I. (Schl.) — Geflügelter Hund.

Bemerkungen.

Im 10ten Blatte, Seite 48, Spalte 2, Zeile 13 von oben leſe man ſtatt „widerlichen" — wunderlichen; und Zeile 17 von oben ſtatt „hochgehenden" — abrupten.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat Februar 1826.

18tes Bl. Harzreiſe; von H. Heine. II. — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) V. Dan. Leßmann. — An Ludwig Uhland. V. Heinr. Stieglitz. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Das Blut eines Barons und eines Kutſchers. — Die Uhr in der Friſur. — Pferde und Bücher. — Mazurier und der Taubſtummen-Direktor. — Beilage: Bemerker Nr. 4 Schutzſchrift der plattdeutſchen Mundart. V. Dr. G. N. Bärmann. — Geſpenſter-Bericht aus Dresden. — Blatt der Ankündigungen Nr. III.

19tes Bl. Schlimme Ruſe. V. Franz Porta. — Harzreiſe; von H. Heine. (Fortſ.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Der Golliuger Waſſerfall. V. Julius Max Schottky.

20ſtes Bl. Frühlings-Fahrt. V. Joſeph v. Eichendorff. — Harzreiſe; von H. Heine. (Fortſ.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Der Jäger-Chor aus dem „Freiſchütz“ und die Domeſtiken in Paris. — Baron Seruzier. — Schreiben auf amerikaniſche Art. — Das Tafelgedeck in Peſth. — Beilage: Vignetten-Abdrücke aus dem dritten Heft der „Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe zu haben von F. W. Gubitz.“

21ſtes Bl. Harzreiſe von H. Heine. (Fortſ.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Die Muſe an den kleinen Gott. L. Leribald. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. („Cardenio und Celinde. Trauerſpiel von Karl Immermann.“ — Mad. Fodor und Mad. Paſta. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Rathenow. V. A. v. 6. — Der Prinz von Conti und der Amtmann von Saint F**. — Trüffeln. — Bemerker Nr. 5: Schutzſchrift der plattdeutſchen Mundart. (Schl.) — Echte und unechte Sittlichkeit. — Waſſer. V. H. C. R. B—i.

22ſtes Bl. Der Wanderer. V. L. Langrebr — Harzreiſe; von H. Heine. (Fortſ.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. V. Carl Cirlius.

23ſtes Bl. Eleonore Suitger. V. E. Karoli. — Harzreiſe; von H. Heine. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus einem „Wörterbuch der Blumenſprache“. — Uebertreibung überall! — „Margarethe Lindſay.“ — Franz I. — Neun Lavpländer. — Der Richterſpruch gegen einen Schenkwirth. — Das der Schauſpieler in Frankreich. — Möbeln im Schlafzimmer.

24ſtes Bl. Harzreiſe; von H. Heine (Schl.) — Eleonore Suitger. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Ueber öffentliche Wege in Polen und auch in andern Ländern. (Nach dem Polniſchen des Kraſicki.)

25ſtes Bl. Das Ideal. V. Heinr. Stieglitz. — Eleonore Suitger. (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Bremen. — Die Dame und der Biſchof. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Bremen. (Schl.) — „Noch ein neuer Mann mit der eiſernen Maske!“ — Diebſtahl in London. — Die guten und ſchlechten Armen. — Bemerker Nr. 6: „Nachgelaſſene Gedichte von Byron.“ V. Gz. — Behauptungen der Frau v. Genlis — Xenien-Recenſion für die Verfaſſer des „Muſen-Almanachs für 1826“. V. Aug. Beyſus. — Bemerkung. V. Herausgeber. — Blatt der Ankündigungen Nr. IV.

26ſtes Bl. Eleonore Suitger. (Schl.) — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Fortſ.) — Wehmuth. V. Joſeph v. Eichendorff. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Literatur. („Gelaſius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Spiegelbild unſerer Zeit von G. A. Freiherrn v. Maltitz.“) V. Ernſt Woldemar. — Die zwei Federn.

27ſtes Bl. Ein Geſpräch mit F. L. Z. Werner. V. Georg Carl Herloßſohn. — Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch. (Schl.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Ueber das Werk „Dainos oder Litthauiſche Volkslieder.“ V. Fr. Höpler. — Der hiſtoriſch-wichtige Eichbaum.

28ſtes Bl. Undora. V. Heinr. Stieglitz. — Ein Geſpräch mit F. L. Z. Werner. (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Ueber das Werk: „Dainos oder Litthauiſche Volkslieder.“ (Fortſ.) — Manuſcript von Kopernikus.

29ſtes Bl. Bei'm Hinabſteigen in's ... Thal. V. Schregel. Ein Geſpräch mit F. L. Z. Werner. (Fortſ.) — Maria von Cleve. V. T. L. Secha. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Ueber das Werk: „Dainos oder Litthauiſche Volkslieder.“ (Fortſ.) — Molière. — Der ausgepfiffene Schauſpieler. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Ueber das Werk: „Dainos oder Litthauiſche Volkslieder.“ (Schl.) — Lehren für einen Gendarmen. — Die Galanterie der Franzoſen. — Der Tugendpreis. — Spott gegen Vaudeville und Oper. — Blatt der Ankündigungen Nr. V.

30ſtes Bl. Ein Geſpräch mit F. L. Z. Werner. (Schl.) — Vom Soldatenſtande. (Nach dem Polniſchen des Kraſicki.)

Digitized by Google

V. Czwalina. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

31ſtes Bl. Athen und ſeine Alterthümer. — Aeußerungen der Frau von Genlis. V. Chaſtel. — Engliſche Sprüchwörter. — Unausſprechlich. (Eine Hymne.) V. Aug. Beyſus. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Leipzig. — Der ruſſiſche Juſtiz-Miniſter und der franzöſiſche Groß-Siegelbewahrer.

32ſtes Bl. Der zufriedene Muſikant. V. Joſeph v. Eichendorf. — Athen und ſeine Alterthümer. (Schl.) — Allerlei. V. Chletak. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus dem Elſaß. (Brief eines Reiſenden.) — Heiraths-Bureau in Caen. — Dampf-Wagen. — Caſanova und Rubens. — Der harte Scepter des chineſiſchen Kaiſers. — Spielpacht und Selbſtmörder. — Grabſchrift in Port-Royal.

33ſtes Bl. Nachgelaſſene Gedichte von Byron (X. Don Juan in einer Gewitternacht.) — Die Jungfrau von Orleans. V. T. L. Secha. — Einfälle. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Erinnerungen an Garrick. (Aus Blackwood's „Edinburgh Magazine".)

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat März 1826.

34ſtes Bl. Das Taſchentuch. Novelle von Dan Leßmann. 1—4. — Bei einer Linde. V. Joſeph v. Eichendorff. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Beilage: Bemerker Nr. 7: Das Königsſtädtiſche Theater in Berlin. — An den Herausgeber des „Geſellſchafters". V. K. Simrock. — Lady Macbeth. V. Julie — Rechtfertigung. — Gewünſchte Erklärung. V. Herausgeber. — Berichtigung. — Druckfehler in der „Xenien-Recenſion" — Blatt der Ankündigungen Nr. VI.

35ſtes Bl. Der ſingende Baum. V. E. Kuroll. — Das Taſchentuch. 5—7. — Allerlei. V. Chietus. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Apparat für Diligencen. — Lehre von Henriette Wilſon — Aus Amandus Saintas „Geſchichte der Päbſte". — Baileau und die Jeſuiten. — Die engliſchen Seiden-Manufakturen. — Der Name Nicolaus.

36ſtes Bl. Das Taſchentuch. 8—11. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Heiraths-Gebräuche der Einwohner von Nieder-Bretagne. — Aberglaube der Nieder-Bretagner.

37ſtes Bl. Alle und Eine. V. Franz Porta. — Das Taſchentuch. 12—14. — Urſprung der Halsbänder. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Tapeten von Aſſignaten. — Darſtellung der ruſſiſchen Monarchie. — „Turtuffe" als Ballet. — Valets und Vales.

38ſtes Bl. Gruß. V. K. Simrock. — Das Taſchentuch. 15—18. — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Memoiren vom Schinchtroß Napoleons. — Die Wuth zu läuten. — Franzöſiſches Theater. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Briefe über Polen. Erſter Brief. V. Paul Berns. — See-Menſchen. — Die Exiſtenz der Blumen. — Lucian Bonaparte als Naturforſcher. — Die Gräber der Mönche. — Wein aus Maronen. — Die coloſſale Orgel. — Das Melodram: „Alis Baſcha". — Bemerker Nr. 8: Iſt das möglich? — Billet-doux an K. Simrock und ſeine Freunde. V. Aug. Bevius. — Vermittlung. V. Heinr. Stieglitz. — Declamation. — Der Einfluß der Frauen auf die Literatur. — An den Herausgeber des „Geſellſchafters".

39ſtes Bl. Das Taſchentuch. 19—22. — Neugriechiſche Ueberſetzung der „Iphigenie" von Goethe. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Briefe über Polen. Zweiter Brief. V. Paul Berns. — Der Grimaſſenſchneider. — Cenſmus und gewiſſe Leute. — Weisheits-Diplome.

40ſtes Bl. Klage. V. E. Langrehr. — Das Taſchentuch. 23—25. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Briefe über Polen. Zweiter Brief. (Schl.) — Aus Leipzig.

41ſtes Bl. Friſche Fahrt. V. Joſeph v. Eichendorff. — Das Taſchentuch. 26. 27. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Der Elephant in Amiens.

42ſtes Bl. Harfenklang. V. Adelheid v. Stolterfoth. — Das Taſchentuch. 28—31. — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Beilage: Bemerker Nr. 9. Die luſtigen Weiber von Windſor. V. W. A. — Lieber Bemerker! V. K. Simrock. — Neue Pariſer Erfindungen und Auffindungen. — Gloſſen.

43ſtes Bl. Das Taſchentuch. 32. 33. — Lied. V. E. Langrehr. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Fortſ.) — Der epigrammatiſche Lampion.

44ſtes Bl. Treue. V. Joſeph v. Eichendorff. — Das Taſchentuch. 34. — Moſaik. V. A. Münde. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Fortſ.) — Theater-Kritik.

45ſtes Bl. Das Taſchentuch. 35—38. — Lied. V. E. Langrehr. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Schl.) — Die alten Rüſtungen. — Aerzte und Advokaten.

46ſtes Bl. Die Haarlocke. V. Ant. Alex. Graf v. Auersperg. — Das Taſchentuch. 39. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Die Poſtwagen in Paris. — Beilage: Bemerker Nr. 10: Aus Bremen. — Wie wird jetzt in Deutſchland ein literariſcher Name nicht erworben, ſondern fabricirt? — Rhapſodiſche Gedanken. — Blatt der Ankündigungen Nr. VII.

47ſtes Bl. Das Thal von Chamouny. (Von dem Verfaſſer von „Wahl und Führung".) — Buntes. V. Th. Laurin. — Alleinſeyn. V. Albert vom Hochwald. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Rathenow. V. A. v. S. — „Liebes-Anekdoten-Lexicon." — Pariſer Kinder-Ball.

48ſtes Bl. Bitte um guten Rath. V. Max. — Das Thal von Chamouny. (Fortſ.) — Engliſche Sprüchwörter. V. G. E. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus München. V. B. J. Docen.

49ſtes Bl. Das Thal von Chamouny. (Fortſ.) — Bitte um guten Rath. (Fortſ.) — Des Reuigen Ruheſtätte. V. Adolph Roßmannit. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Das Schweſterpaar Eutoeins. — Beilage: Bemerker Nr. 11: „Goethe's Philoſophie. Eine vollſtändige, ſyſtematiſch geordnete Zuſammenſtellung ſeiner Ideen u. ſ. w. Herausgegeben von Friedr. Carl Julius Schütz, Dr. und Prof. der Philoſophie." — Die Theater-Sängerinnen in Berlin. — Bemerkung. V.

Digitized by Google

Aug. Beyſus. — Die muſikaliſche Figur wird langweilig! — „Die neue Frauenſchule.“

50ſtes Bl. Der Waiſenknabe. V. Albert vom Hochwald. — Bitte um guten Rath. (Fortſ.) — Das Thal von Chamouny. (Schl.) — Bitte. V. E. Langrebe. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Literatur. — Blatt der Ankündigungen Nr. VIII.

51ſtes Bl. An die heutige deutſche Jugend. V. Baggeſen. — Bitte um guten Rath. (Schl.) — Notizen aus einem Reiſe-Tagebuche. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Einige Bemerkungen über die Malerei der Alten. — Die Druidin von Oeſtreich.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat April 1826.

52ſtes Bl. Frau Rollwenzel über Jean Paul. (Rede, gehalten in der Berliner Mittwochs-Geſellſchaft zur Feier des Jean Pauliſchen Geburtstages, Dienſtag am 21. März 1826.) — Miszellen. — Weſtöſtliche Gnomen. V. v. B. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hamburg. — Schuhe und Stiefeln in Perſien.

53ſtes Bl. Matroſen-Lied. V. W. Gerhard. — Frau Rollwenzel über Jean Paul. (Schl.) — Weſtöſtliche Gnomen. V. v. B. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hamburg. (Schl.) — Die Höhe der bedeutendſten Thürme. — Sonderbares Aushängeſchild.

54ſtes Bl. Gedichte, von Ludwig Halirſch. 1. Der Menſch und die Zeit. — Zwei Notizen über Rußland. V. Th. Laurin. — Moſaik. V. A. Münde. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. V. J. W. Lyſer. — Beilage: Bemerker Nr. 12. Ein Buch ohne Verleger. — Moliere und Schlegel. — Oppoſitionen im Vorübergehen. — Blatt der Ankündigungen Nr. IX.

55ſtes Bl. Der Leibpage. V. Guſtav Sellen. — Notizen aus einem Reiſe-Tagebuche. — Weſtöſtliche Gnomen. V. v. B. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Spandau. — Die invaliden Bildſäulen. — Scene auf einem Maskenball. — Was iſt Schönheit? — Der doppelſinnige Titel. — Fackel-Fiſcherei bei Miſſolonghi. — Das lebendige Schachſpiel.

56ſtes Bl. Gedichte, von Ludwig Halirſch. 2. An einen treuloſen Freund. — Der Leibpage. (Fortſ.) — Weſtöſtliche Gnomen. V. v. B. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Neuer Almanach. — Das Schauſpieler-Wappen. — Chineſiſche Bücher.

57ſtes Bl. Gedichte, von Ludwig Halirſch. 3. Der Spieler. — Der Leibpage. (Fortſ.) — Schau' empor! V. Emil Dörfler. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Der vergiftende Grashalm. — Zwei Schauſpielerinnen ſchlagen ſich.

58ſtes Bl. Der Leibpage. (Fortſ.) — Weſtöſtliche Gnomen. V. v. B. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Leipzig. — Beilage: Bemerker Nr. 13: Charakteriſtik der deutſchen Literatur. (Aus dem „Edinburgh Review".) — Ein Buch ohne Verleger. (Schl.) — „Herodes vor Bethlehem." — Parodie von Bürger's „Hummel-Lied". — Blatt der Ankündigungen Nr. X.

59ſtes Bl. Im Walde der Heimath. V. Joſeph v. Eichendorff. — Der Leibpage. (Fortſ.) — Militairiſcher Jeſuitismus. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Leipzig. (Schl.) — Aus Hannover. V. Georg Harrys.

60ſtes Bl. Der Leibpage. (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Hannover. (Schl.)

61ſtes Bl. Lied. V. E. Langrehr. — Der Leibpage. (Fortſ.) — Weſtöſtliche Gnomen. V. v. B. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Rechts-Verfahren in England. — Beilage: Vignetten-Abdrücke aus dem dritten Heft der „Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe zu haben bei F. W. Gubitz."

62ſtes Bl. An Iffland; den 19. April 1803. (Dankbare Erinnerung am 19. April 1826.) — Der Leibpage. (Schl.) — Moſaik. V. A. Münde. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Rathenow. V. A. v. S. — Das alte Manuſcript. — Beilage: Bemerker Nr. 14: Eine zeitgemäße Rede. — Der neugriechiſche Charon. — Streit über den Natur-Mechanism. V. Baggeſen. — Blatt der Ankündigungen Nr. XI.

63ſtes Bl. Der junge Bojar. Aus den philoſophiſch-moraliſchen Erzählungen von X. Saintine (Paris 1826) frei überſetzt von Philippi. — Stimmen des Frühlings. V. Heinr. Stieglitz. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Magdeburg. — Aus Bremen. — Wunſch einer liebenswürdigen Frau von Jahren.

64ſtes Bl. Die Brautfahrt. V. Joſeph v. Eichendorff. — Der junge Bojar. (Fortſ.) — Pröbchen der Kanzelberedſamkeit in England unter Jacob I. V. Chuſtel. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. V. Georg Harrys.

65ſtes Bl. Wander-Epigramme von Julius Eberwein. — Der junge Bojar. (Schl.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Hannover. (Schl.) — Die Ausgrabungen bei Arles. — Der Maskenzug in Venedig.

66ſtes Bl. Sonderbare Feſtlichkeit. V. C. v. Wachsmann. — Der Affe als Heiraths-Stifter. V. A. Münde. — Allerlei. V. Ed. Rolle. — Weſtöſtliche Gnomen. V. v. B. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Der birmaniſche Kaiſer. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Briefe über Polen. Dritter Brief. V. Paul Wenus. — Die Verlobung in Hindoſtan. — Bemerkungen von Voltaire. — Schaluppen von Kork. — Velin-Papier. — Bemerker Nr. 15: Calderon recenſirt ſich ſelbſt. — Parabel. V. A. Münde. — Condolenz. — Stuttgart, den 3. April 1826.

Digitized by Google

Antwort auf die Frage: Wie wird jetzt in Deutſchland ein literariſcher Name nicht erworben, ſondern fabricirt? V. Dr. Wilhelm Hauff. — Die Nachäffer. V. Baggeſen. — Abfertigung. V. Ernſt Woldemar.

67ſtes Bl. Ein Nachmittag bei Thümmel. V. Ernſt Woldemar. — Buntes. V. Th. Laurin. — Gedichte, von Ludwig Halirſch. 4. Wandernde Schwalben in Italien. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Einzelnes über die Chineſen. (Nach den neueſten Berichten.) — Das Gelübde. — Das Aushängeſchild eines Speckhändlers.

68ſtes Bl. Nachtbilder. V. Joſeph v. Eichendorf. — Ein Nachmittag bei Thümmel. (Schl.) — Der Staat und der Magen. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus de Pradt's neueſter Schrift: „Du Jésuitisme ancien et moderne".

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltsanzeiger für den Monat Mai 1826.

69ſtes Bl. Weihe-Gedicht. V. Ernſt Große. — Die heilige Ida, Stamm-Mutter der Könige von Preußen. (Nach einer alten Volksſage.) V. Ernſt Große. — Allerlei. V. Ed. Rolle. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Plan zu einem National-Epos der Deutſchen. V. Ernſt Große. — Die Major auf dem Schiffe „Kent". — Der Irokeſenfürſt. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Plan zu einem National-Epos der Deutſchen. (Schl.) — Frau von Stael und Frau von Genlis. — Die Augen. — Nachgelaſſene Bemerkung eines Selbſtmörders. — Inſchrift an einer Hütte in Montmorency. — Der theure Raum in London. — Das Duell wegen Muſik. — Bemerker Nr. 16. Die zeitgemäße Rede bekommt einen Anhang. — Zwei Inſchriften und ein Phantaſieſtück mit einer klaren Antwort. (An den Herausgeber des „Geſellſchafters". — Das Taſchentuch. V. Dan. Leßmann.) — Ein Pröbchen vom neueſten Jeſuitismus.

70ſtes Bl. Die heilige Ida. (Fortſ.) — Die alte Tragödie. V. C. Heiſta. — Sonett. V. E. Langrehr. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Mainotten-Freundſchaft. — Chateaubriand und der Banquier. — Recht der Lappländer.

71ſtes Bl. Die heilige Ida. (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Freundſchaft. V. E. Langrehr. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus London.

72ſtes Bl. Warnung. V. Joſeph v. Eichendorff. — Die heilige Ida. (Fortſ.) — Poetiſche Floskeln über die Blattern. V. Stalech. — Moſaik. V. A. Münde. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien.

73ſtes Bl. Der Nibelungenhort. V. K. Simrock. — Die heilige Ida. (Fortſ.) — Der tückiſche Koch. V. Duſchet. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Fortſ.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Wien. (Schl.) — Blatt der Ankündigungen Nr. XII.

74ſtes Bl. Die heilige Ida. (Fortſ.) — Wie werden die Journale in Paris geſchrieben? V. Chaſtel. — Anekdote. — Kein Abend? V. Albert vom Hochwald. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Anzeige. V. Karl von Holtei.

75ſtes Bl. Aus dem „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien". — Die heilige Ida. (Fortſ.) — Neue Memoiren. V. Duſchet. — Anregung. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin

76ſtes Bl. Die heilige Ida. (Fortſ.) — Aus dem „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien". (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Wechſel. V. E. Langrehe. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Jahres-Bericht der Leiſtungen des Königsſtädtiſchen Theaters vom 1. Mai 1825 bis 30. April 1826. V. Ad. v. Th.

77ſtes Bl. Romanze. V. Albert vom Hochwald. — Aus dem „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien". (Fortſ.) — Die heilige Ida. (Fortſ.) — Feßler ein Wunderthäter als Knabe. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Jahres-Bericht der Leiſtungen des Königsſtädtiſchen Theaters u. ſ. w. (Fortſ.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Jahres-Bericht der Leiſtungen des Königsſtädtiſchen Theaters u. ſ. w. (Schl.) — Maurokordato. — Bemerker Nr. 17: Ankündigung. Mittagblatt. Eine Mitleid-Zeitung für einen leidenden Theil der Menſchheit. — An den Herausgeber des „Geſellſchafters". — Was doch Alles behauptet wird! — Frage.

78ſtes Bl. Aus dem „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien". (Schl.) — Die heilige Ida. (Schl.) — Der ſchönſten Spröden. V. Franz Porta. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Schauſpieler und Seiltänzer. — Verleihen und Verkaufen der Frauen.

79ſtes Bl. Die Albaneſen. (Aus dem nächſtens erſcheinenden empfehlungswerthen Original-Werke: „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien".) — Gedichte, von Ludwig Halirſch. 5. Förſter und Schreiber. (Ballade.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Herausgegeben von ****f" — Berichtigung.

80ſtes Bl. Nachgelaſſene Gedichte von Byron. XI. An die Freiheit. — Die Albaneſen. (Fortſ.) — Anekdote. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. (Schl.) — Der Küſter in Auxerre.

81ſtes Bl. Das luſtige Trauerſpiel. Schauſpiel in fünf Akten. (Nach franzöſiſcher Proſa frei überſetzt.) — Die Albaneſen. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. V. Georg Harrys. — Das Beſehen der Denkmale. — Paraissent und paroissent. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Hannover. (Schl.) — Aus Berlin. — Der Taback. — Der philoſophiſche Bettler. — Blatt der Ankündigungen Nr. XIII.

82ſtes Bl. Die Albaneſen. (Fortſ.) — Der vergötterte Arlequin. V. Duſchet. — Buntes. V. Th. Laurin. — Der Bibel-Druck. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Voltairiana. — Friedrich der Große über die Jeſuiten. —

Digitized by Google

Die engliſche Diligence. — Aushängeſchild eines Reſtaurateurs.

83ſtes Bl. Die „Académie françoise" im Jahr 1826. (Nach dem Franzöſiſchen.) V. Chaſtel. — Die Albaneſen. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Braunſchweig. V. Max.

84ſtes Bl. Die Albaneſen. (Fortſ.) — Die „Académie françoise" im Jahr 1826. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Braunſchweig. (Schl.)

85ſtes Bl. Den Spöttern. V. C. Langrehe. — Die Albaneſen. (Fortſ.) — Allerlei. V. Ed. Rolle. — Die „Académie françoise" im Jahr 1826. (Schl.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus den Memoiren des Grafen von T—. — Die Schlange in Mexiko. — Bemerker Nr. 18: Die zeitgemäße Rede verſtärkt ihren Anhang. — Aus den Verhandlungen des Krautwummelſchen Kränzchens. Mitgetheilt von Knirps. („Vaterland, ein Liederkranz von Schumann." 1825. — „Pumpauf und Pumprich", Novelle von Schiff. 1826. — „Skanderbeg", von Krug von Nidda. 1823. 1824.)

86ſtes Bl. Der Havelberg. V. Marie von Pleſſen. — Die Albaneſen. (Schluß.) — Alte Reimſprüche. V. B. J. Docen. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Schutz der Obſtbäume gegen den Froſt.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat Juni 1826.

87ſtes Bl. Heinrici's Reiſe von Homburg nach Rio de Janeiro. (Treu beobachtet nach deſſen Tagebuche von ſeinem Freunde E. Klemann, Lieutenant a. D.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Alte Reimſprüche. V. W. J. Doeen. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Caſſel. — Aus London. — Impromptu.

88ſtes Bl. Wanderlieder von Hohnhorſt. (1. Ankerlichten. 2. Mit vollen Segeln. 3. Feſtes.) — Heinrici's Reiſe von Homburg nach Rio de Janeiro. (Fortſ.) — Otto von Wittelsbach. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Homburg.

89ſtes Bl. Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro. (Fortſ.) — Notizen. — Anekdoten. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Homburg. (Schl.)

90ſtes Bl. Wanderlieder von Hohnhorſt. (4. Lootſen. 5. Sandbank. 6. Oaſe.) — Heinrici's Reiſe von Homburg nach Rio de Janeiro. (Fortſ.) — Heilung durch eine Poſſe. V. H. Seltac. — Selbſtgefühl. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Berlin. V. Adalbert vom Thale. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Berlin. (Schl.) — Aus Hannover. V. Georg Harrys. — Aus Neuſtadt-Eberswalde. — Die Petition in London. — Der erſte Tambour Europa's und der zwölfjährige Herkules. — Blatt der Ankündigungen Nr. XIV.

91ſtes Bl. Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro. (Fortſ.) — Der heilige Cinnatus. V. Duſchet. — Wanderlieder von Hohnhorſt. (7. Erquickung. 8. Ausdauer. 9. Am Abend. 10. Behagen.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Die Baſtille. — Anſichten und Werth.

92ſtes Bl. Wanderlieder von Hohnhorſt. (11. Erfahrung. 12. Orakel. 13. Das Blümchen.) — Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro. (Fortſ.) — Einfälle. V. Ihletos. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Drollige Einfälle.

93ſtes Bl. Heinrici's Reiſe von Homburg nach Rio de Janeiro. (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Wanderlieder von Hohnhorſt. (14. Sehnſucht. 15. Schlachtlied.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Fortſ.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Wien. (Schl.) — Aus Dresden. — Aus Königsberg in Pr. — Literatur. („Das Leben der Frau von la Mothe Guyon, von ihr ſelbſt beſchrieben. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Henriette von Montenglaut, geb. von Cronſtain.") — Woodſtock; Sir W. Scott's neueſter Roman. — Die Bildſäulen als geſchichtlicher Leitfaden.

94ſtes Bl. Wanderlieder von Hohnhorſt. (16. Vaterland. 17. Sonntag. 18. Magnet. 19. Sporn.) — Heinrici's Reiſe von Homburg nach Rio de Janeiro. (Fortſ.) — Anekdoten. — Sehnſucht. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Rothenow.

95ſtes Bl. Der Theater-Direktor und der Theaterfreund. (Aus dem Franzöſiſchen.) — Heinrici's Reiſe von Homburg nach Rio de Janeiro. (Fortſ.) — Wanderlieder von Hohnhorſt. (20. Regen.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Braunſchweig. V. E. W. S. Mor.

96ſtes Bl. Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro. (Schl.) — Die „Académie françoise". (Nachtrag.) V. Chaſtel. — Wanderlieder von Hohnhorſt. (21. Neues Licht.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Braunſchweig. (Fortſ.) — Sonderbare Berechnung.

97ſtes Bl. Kurze Geſchichte des Jeſuiten-Ordens. (Nach de Pradt's „Jésuitisme ancien et moderne".) V. Chelas. — Ein Brief von Johannes Falk an Friedrich Auguſt Wolf. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Braunſchweig. (Schl.) — Die Tragödien-Erziehung. — Rebarriſche Figue.

98ſtes Bl. Die Vermählung des Czars Alexei Michailowitſch mit Natalia Kyrillowna Nariſchkino. (Nach einem Bericht der Gräfin Maria Andreewna Rumanzof, Enkelin Matweofs.) — Kurze Geſchichte des Jeſuiten-Ordens. (Schl.) — Wanderlieder von Hohnhorſt. (22. Waldgeiſt.) — Anruf. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Ein Ballet, von Jeſuiten veranſtaltet. — Beilage: Bemerker Nr. 19. Der Briſten-Prater. Erſte Gruppe. V. Dan. Lehmann. — Recept zu einem großen Schauſpieler oder Sänger. V. G. A. v. Moltitz. — Das Urtheil. — An Baggeſen. Antwort auf das Gedicht im 51ſten Bl. des „Geſellſchafters". V. Frommhold.

99ſtes Bl. Die beiden Portraits. V. E. Koroll. — Buntes. V. Th. Laurin. — Wanderlieder von Hohnhorſt. (23. Die Sterne. 24. Kleinod.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. V. Georg Harrys. — Die Römer Roms und die Römer von Paris. — Der Bär.

100ſtes Bl. Cervantes beſingt prophetiſch den Fall von Miſſolunghi. V. W. A. — Die beiden Portraits. (Fortſ.) — Wanderlieder von Hohnhorſt. (25. Am Ufer. 26. Abſchied.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. (Schl.) — Ninon iſt an Allem ſchuld! — Die Juden. — Volkszahl in den Hauptſtädten.

Digitized by Google

101ſtes Bl. Amant und Roſa. Eine moderne Romanze. V. Bärmann. — Die beiden Portraits. (Fortſ.) — Der leichtgläubige Hiſtoriograph. V. Duſchek. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Breslau — Aus London. — Die Schlangen mit mehreren Köpfen.

102tes Bl. Die beiden Portraits. (Schl.) — Einfälle. V. Ehletas. — Einem Mädchen zu ihrem funfzehnten Geburtstage. (Bei Ueberreichung eines Andachtsbuches mit einem Chriſtuskopf.) V. Henriette v. Montenglaut. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Beilage Bemerker Nr. 20. Guſtav Graf von Schlabrendorf und ſein Verhältniß zu dem Werke: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate". — Der Beſtien-Theater. Erſte Gruppe. (Schl.) — Kritik einer Kritik.

103tes Bl. Beſuch auf der Inſel St. Helena und des Grabes von Napoleon. — Mozart. V. A. Munde. — Scene vor Gericht. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Litteratur. („Reiſebilder von H. Heine. Erſter Theil.") — Schnitzfentel.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat Juli 1826.

104tes Bl. Der Eremit des Lago maggiore. Aus den philoſophiſch-moraliſchen Erzählungen von X. B. Saintine (Paris, 1826) frei überſetzt von Philippi. — Elve (Soliman Bey). — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Feſtier im Kapuziner-Kloſter zu Wien. (Aus deſſen Selbſtbiographie.)

105tes Bl. Zwei Trinklieder von Wilhelm Müller. — Der Eremit des Lago maggiore. (Schl.) — Moderne Weisheit. V. E. S. — Gloſſen. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Briefe eines Engländers aus und über Conſtantinopel. (Aus dem „London Magazine".) I. — Die Handels-Soldaten. — Das Poſtſcript. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Briefe eines Engländers aus und über Conſtantinopel. II. III. — Literatur: „Gedichte zum Beſten der unglücklichen Greiſe, Wittwen und Waiſen in Griechenland, herausgegeben von Amalie von Helwig, geb. Freiin von Imhoff." — Blatt der Ankündigungen Nr. XV.

106tes Bl. Legende von den neun Vögelein. Mitgetheilt von Ernſt Moerhardi. — Drei Gloſſen. V. Franz Porta. — Aus alten Chroniken. — Einfälle. V. Ehietas. — ...'s Grabſchrift. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — New-York.

107tes Bl. Der Bernſtein-Ring. Eine Volksſage. V. Auguſte Kuhn. — Himmliſcher Ehe-Contrakt. V. H. Seiear. — Erotiſche Tändeleien von Wilhelm Müller. (Kardinal der Liebe. — Der Schenke und die Liebe. — Der Schatten.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Bretagne. (Aus einem Reiſe-Tagebuch.)

108tes Bl. Von der Satyre. — Der Bernſtein-Ring. (Fortſ.) — Anekdoten. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Bretagne. (Fortſ.)

109tes Bl. Gloſſe. V. Dr. Carl Seidel. — Der Bernſtein-Ring. (Fortſ.) — Von der Satyre. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Bretagne. (Fortſ.) — Der reiche Zeitung-Herausgeber. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Die Bretagne. (Schl.) — Die Silos. — Der ... im Odeon-Theater. — Bemerker Nr. 21: Das Taſchentuch. — Buntes. — Todtenweihe. V. Georg Harrys. — Dichters Reiſegepäck. V. Karl Baldamus.

110tes Bl. Der Bernſtein-Ring. (Schl.) — Von der Satyre. (Fortſ.) — Die Priſe. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

111tes Bl. Prophezeiung und Deutung. V. Max. — Von der Satyre. (Fortſ.) — Göttliche Gabe. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Die Tartaren.

112tes Bl. Von der Satyre. (Fortſ.) — Prophezeiung und Deutung. (Fortſ.) — Neue Manier. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Fortſ.) — Die grüne Farbe. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Wien. (Schl.) — Scene auf dem Theater von Philadelphia. — Zu viel des Guten. — Polizei-Verordnung. — Bemerker Nr. 22. Ein Wort zu ſeiner Zeit über Journaliſtik. V. H. Stieglitz. — Eine Apoſtrophe aus der neueſten Zeit. V. Bunemann. — Romanze. — Ein neues Qui pro quo. V. Ernſt Weidemann. — Blatt der Ankündigungen Nr. XVI.

113tes Bl. Leichter Sinn. V. Karl Baldamus. — Prophezeiung und Deutung. (Fortſ.) — Von der Satyre. (Fortſ.) — Geſellſchaft und Einſamkeit. — Der naive Patient. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

114tes Bl. Prophezeiung und Deutung. (Schl.) — Von der Satyre. (Schl.) — Drei Grabſchriften. V. Georg Harrys. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. V. Georg Harrys. — Der Connetable Montmorency.

115tes Bl. Die Juden-Drillinge. Ein Mährchen von Deinhardſtein. 1. — Die Reliquien. V. Duſchet. — Bemerkungen. V. H. Sekrae. — Lied aus einer noch ungedruckten Erzählung, „Liebe und Pflicht" betitelt. V. Karl Baldamus. Der Dichter an das Mädchen. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur: „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien. Von einem Deutſchen, der in engliſchen Dienſten ſtand." — Aus Hannover. (Schl.) — Wahrſcheinlich ein Pröbchen der neueſten Ironie.

116tes Bl. Die Juden-Drillinge. 2. — Einfälle. V. Ehletas. — Triolett. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Bemerkungen für Reiſende in den Rhein-Gegenden. — Aus den Memoiren der Fürſtin von Lamballe. — Pröbchen der Schottiſchen Volksgeſänge.

117tes Bl. Sehnſucht. V. E. Langrehr. — Die Juden-Drillinge. 3. — Diplomatiſche Höflichkeit in Religionsſachen. — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Halle. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Halle. (Schl.) — Aus Berlin. — Der Biſchof von Belley. — Das theure Auge. — Der Bojar. — Bemerker Nr. 23. Die Alterthums-Phantaſten und ihre Bücher in Weſtphalen und am Niederrhein. — Die perſönliche Kritik. — Diſtichen.

118tes Bl. Die Einheiten. V. Leridaid. — Die Juden-Drillinge. 4. — Anekdote. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

Digitized by Google

119tes Bl. Die Juden-Drillinge. 5. — Gegenſtück zur Republik der Amazonen. — Meiner Heimath. V. Julius Curtius. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hamburg. V. Bärmann.

120ſtes Bl. Donna Diana. V. Chaſtel. — Buntes. V. Th. Laurin. — Fragment eines ländlichen Hochzeit-Gedichts. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hamburg. (Fortſ.) — De Bildre. — Schimpfwort. — Beilage: Vignetten-Abdrücke aus dem dritten Heft der „Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe zu haben bei F. W. Gubitz.“

121ſtes Bl. Klagelied. V. E. Langeehr. — Donna Diana. (Schl.) — Moſaik V. A. Münde. — Herr Nihil. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hamburg. (Schl.) — Die Marquiſin von Guercheville.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat Auguſt 1826.

122ſtes Bl. Das Thal Queyras in Dauphiné. (Aus dem Franzöſiſchen.) V. T. Chales. — Einfälle. V. Chletas. — Ein Paar Worte in den Wind. (Gefunden unter den Papieren meiner Urgroßmutter.) V. Georg Harrys. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Königsberg in Preußen. — Wettlauf zwiſchen zwei Fregatten. — Blatt der Ankündigungen Nr. XVII.

123ſtes Bl. Der Hauswirth von Paris. Erzählung von v. Sartorius. — Allerlei. V. Ed. Rolle. — Erotiſche Tändeleien von Wilhelm Müller. (Einer aus Vielen. — Der gern verbeſſerte Irrthum.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. „Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild. Zwei Novellen nebſt Liedern und Romanzen von Joſ. Freiherrn v. Eichendorff.“ V. Daniel Leßmann.

124ſtes Bl. Perſiſche Liebesklage. V. Meſſow. — Der Hauswirth von Paris. (Fortſ.) — Die Frauen ſollen öffentliche Aemter haben. V. F. P. — Sprüche. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Leipzig.

125ſtes Bl. Geſang. V. Julius Curtius. — Der Hauswirth von Paris. (Fortſ.) — Ein Geſpräch. V. Dt. — Erotiſche Tändeleien von Wilhelm Müller. (Vorgeſchmack. — Die Champagner-Flaſche. — Wetter-Veränderung. — Der Spiegel.) — Bitte. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Leipzig. (Schl.) — Der Dieb als Aſtronom. — Der neue Mäcen. — Beilage: Bemerker Nr. 24. Die Jeſuiten. V. K. — Geiſtliche Umtriebe. V. K. — Die Rieſen-Knochen. V. A. v. S. — Sprach-Bemerkung. V. E. — Quadrupel-Allianzen. — Blatt der Ankündigungen Nr. XVIII.

126ſtes Bl. Der Hauswirth von Paris. (Fortſ.) — Notizen. — Anderer Name. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien.

127ſtes Bl. Des Sünders Gebet. V. E. Langrehr. — Der Hauswirth von Paris. (Fortſ.) — Notizen. — Sprüche. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Fortſ.) — Der Advokat des Taubſtummen.

128ſtes Bl. Volksſagen der Schweden. V. T. Chales. — Der Hauswirth von Paris. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Schl.) — Ein Knabe verliert durch eine Züchtigung ſeinen Verſtand.

129ſtes Bl. Der Trinker an die ſpröde Geliebte. V. Franz Barta. — Der Hauswirth von Paris. (Fortſ.) — Aus den Memoiren der Prinzeſſin v. Lamballe. V. T. L. Secha. — Der Matroſe aus dem nördlichen Irland. V. Al. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Swinemünde. — Aus Stettin. — Aus Königsberg in Preußen. — Muſter zum Eingang einer Rede. — Ueber die Türken. — Van der Velde's Romane. — Bemerker Nr. 25: Nützliche Mittheilung. V. Al. — Berichtigungen. V. —l. — Taſchen-Literatur.

130ſtes Bl. Der Hauswirth von Paris. (Fortſ.) — Der Jüngling von ſanftem Charakter. V. Al. — Deutſche Aſſonanzen. (Neunte Intonation. —ei— Mein Amor.) V. Bärmann. — Innerer Werth. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Magdeburg.

131ſtes Bl. Die geheilte Wunde. (Ein Sonettenkranz nach den Geſetzen der Akademie „degl' Intronati in Siena.) V. K. Elmeck. I—VII. — Der Hauswirth von Paris. (Fortſ.) — Eine Stelle aus einem Briefe. V. Dh. — Einfälle. V. Chletas. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Weimar. V. Guido. — Ein Schauſpieler ſpielt allein ein Stück von zwei Akten.

132ſtes Bl. Der Hauswirth von Paris. (Fortſ.) — Anekdote. — Der Abt Fraiſſinous, Biſchof in partibus von Hermopolis. V. Chaſiel. — Die geheilte Wunde. VIII—XIII. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Weimar. (Fortſ.) — Der Ausdruck des Scheidens. — Der Magen iſt Gewiſſens-Meſſer. — Der Genuß von Faſanen als Todesurſach. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Weimar. (Schl.) — Aus Potsdam. — Aus Leipzig. V. Guſtav Sellen. — Blatt der Ankündigungen Nr. XIX.

133ſtes Bl. Die Schlacht bei Warna. (Aus Saad-uddin-eſſendi Annalen des ottomaniſchen Reichs entlehnt, und hier aus dem Franzöſiſchen (Journal asiatique No. 47) überſetzt.) V. H. Lange-Pollau. — Der Hauswirth von Paris. (Schl.) — Anrede eines Caraibiſchen Tribu-Chefs an ſeine Kampfgenoſſen. V. Dt. — Schritt zur Seligkeit. — Die geheilte Wunde. XIV. XV. Nachſchrift.

134ſtes Bl. Die Dichtkunſt. V. Julius Curtius. — Die Schlacht bei Warna. (Schl.) — Ein- und Ausfälle. V. F. P. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

135ſtes Bl. Die Liebe am Fenſter. Ein Schwank, erzählt von Guſtav Sellen. — Aus De Lamartine „méditations poetiques“. Ueberſetzt von A. L. Crelle. I. Entſagung. II. Der Abend. — Der heilige Antonius, Königl. Portugieſiſcher Hauptmann und Major. — Ein- und Ausfälle. V. F. P. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: La Villèliade. — Die Perücken.

Digitized by Google

136ſtes Bl. Aus De Lamartine „méditations poetiques". III. Die Begeiſterung. — Die Liebe am Fenſter. (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit d. Ereign. u. Anſ.: La Villèliade. (Schl.) — Catharina Bakner.

137ſtes Bl. Die Liebe am Fenſter. (Fortſ.) — Aus De Lamartine „méditations poetiques". IV. Die Verzweiflung. V. Die Vorſehung an den Menſchen. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. V. Georg Harrys.

138ſtes Bl. Aus De Lamartine „méditations poetiques". VI. Das Gebet. — Die Liebe am Fenſter. (Schl.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Umgebung der Geſetze. — Magnetiſmus. — Beilage. Bemerker Nr. 26. Reiſe von Oſterode nach Clausthal. (Seitenſtück zu H. Heine's „Harzreiſe".) V. Carl D e. — Muſikaliſches. V. H. Stieglitz. — Ueber einige neuere Flugſchriften. V. Philodem. — Bruno. — Anfrage, betreffend den im „Bemerker" Nr. 23 enthaltenen Aufſatz „Die Alterthums-Phantaſien und ihre Bücher in Weſtphalen und am Niederrhein. V. —W—" — Das neueſte Triumvirat. V. Ernſt Woldemar. — Blatt der Ankündigungen Nr. XX.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat September 1826.

139ſtes Bl. Die lyriſche Poeſie der Deutſchen. V. Fidelis. — Allerlei. V. Ed. Rolle — Styl. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. „Zeitſchrift für die Criminal-Rechtspflege in den Preußiſchen Staaten. Mit Genehmigung und Unterſtützung des Königl. Juſtizminiſterii aus amtlichen Quellen herausgegeben von Julius Eduard Hitzig.“

140ſtes Bl. Troſt. An die Geliebte. V. Schregel. — Die lyriſche Poeſie der Deutſchen. (Fortſ.) — Buchſtäbliche Abſchrift eines Inſerats. V. Georg Harrys. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. (Fortſ.) — Der Bart des Wallfiſches.

141ſtes Bl. Das Himmelslicht. V. Emil Dörfler. — Die lyriſche Poeſie der Deutſchen. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. (Fortſ.)

142ſtes Bl. Die lyriſche Poeſie der Deutſchen. (Schl.) — Voltaire über Shakſpeare's „Richard III.“ — Sprüche. V. A. Münde. — Verein und Allein. V. Franz Porta. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. (Fortſ.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Berlin. — Literatur. (Fortſ.) — Aus Weimar. — Aus Leipzig. — Aus Magdeburg. — Die reiſenden Briefträger in Paris.

143ſtes Bl. Ueber den Harz und den Thüringer Wald. Reiſe-Bemerkungen von Adalbert vom Thale. — Buntes. V. Th. Laurin. — Geſpräch. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. (Fortſ.)

144ſtes Bl. Das Goethe-Feſt in Berlin. I. Rede zur Einleitung der Goetheſchen Geburtstagsfeier in der Berliner literariſchen Mittwochs-Geſellſchaft, gehalten von einem Sekretair am 28. Auguſt 1826. — Ueber den Harz und den Thüringer Wald. (Fortſ.) — Das Spielwerk. V. E. Langerhr. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. (Schl.) — Gefängniſſe in London. — Ligne. — Beilage: Blatt der Ankündigungen Nr. XXI.

145ſtes Bl. Ueber den Harz und den Thüringer Wald. (Fortſ.) — Das Goethe-Feſt in Berlin. (Fortſ.) — Sprüche. V. A. Münde. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Leipzig.

146ſtes Bl. Das Goethe-Feſt in Berlin. (Fortſ.) II. Gedichte zur Preisbewerbung. 1—3. — Ueber den Harz und den Thüringer Wald. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Leipzig. (Schl.) — Fiſche und Jeſuiten. — Der Hut à la Sontag. — Beilage: Bemerker Nr 27. Was war Goethe ehe Hegel war? — So waren ſie, ſo ſind ſie. V. Georg Harrys. — Uebertreibung ſchadet. — Berichtigung zum 127ſten Blatte des „Geſellſchafters“, S. 639. — An den Herausgeber des „Geſellſchafters“. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXII.

147ſtes Bl. Das Goethe-Feſt in Berlin. (Fortſ.) Gedichte zur Preisbewerbung. 4. 5. — Ueber den Harz und den Thüringer Wald. (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Literatur. „Geſchichte der Revolution in Spanien und Portugall und beſonders des daraus entſtandenen Krieges. Vom Oberſten von Schepeler.“

148ſtes Bl. Ueber den Harz und den Thüringer Wald. (Fortſ.) — Das Goethe-Feſt in Berlin. (Fortſ.) Gedichte zur Preisbewerbung. 6. — Moſaik. V. A. Münde. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Kings-bench in London.

149ſtes Bl. Das Goethe-Feſt in Berlin. (Fortſ.) Gedichte zur Preisbewerbung. 7. — Ueber den Harz und den Thüringer Wald. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Mailand. V. Falk vom Trautenſtein. — Die ſpaniſchen Finanzen. — Der Räuberhauptmann Caffebarone. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Mailand (Schl.) — Die glücklichen Tage. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXIII.

150ſtes Bl. Ueber den Harz und den Thüringer Wald. (Schl.) — Das Goethe-Feſt in Berlin. (Fortſ.) Gedichte zur Preisbewerbung. 8. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

151ſtes Bl. Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel. V. E. Karoli. — Das Goethe-Feſt in Berlin. (Fortſ.) Gedichte zur Preisbewerbung. 9. 10. — Sprüche. V. A. Münde. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Die Huld des Großherrn. — Miniſter-Abſchied. — Delikate und koſtbare Juſtiz. — Der witzige Kutſcher.

152ſtes Bl. Das Goethe-Feſt in Berlin. (Fortſ.) Gedichte zur Preisbewerbung. 11. — Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel. (Fortſ.) — Aeußerer Anſtand. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Schl.)

153ſtes Bl. Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel. (Fortſ.) — Das Goethe-Feſt in Berlin. (Fortſ.) Gedichte zur Preisbewerbung. 12. — Gelehrte Familie. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Venedig. V. Falk vom Trautenſtein. — Der literariſche Brander. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Venedig. (Schl.) — Der Cenſor Lemontay. — Vergleich der Gefangenhäuſer. — Die franzöſiſche Akademie. — Der abgeſchnittene Zopf. — Bekanntmachung des Biſchofs von Alby. — Der Liebes-Wechſel. — „Die Vogeljagd“. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXIV.

Digitized by Google

154ſtes Bl. Das Goethe-Feſt in Berlin. (Schl.) III. Zelter's Ausſpruch und Preisvertheilung. IV. Schluß der Feier. — Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel. (Fortſ.) — Anekdoten. V. E. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Literatur. „Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menſchenleben. Von Dr. Ludwig von Voß." V. H. Stieglitz. — Die verbotenen Artikel.

155ſtes Bl. Hab' ich Dich lieb, was geht's Dich an? V. Karl Schall. — Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel. (Fortſ.) — Aus Voltaire's Briefen. (Geſammelte Fragmente.) V. Ebuſtel. — Bunles. V. Th. Laurin. — Zeit d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. V. Georg Hueeys. — Damen-Toilette in Frankreich.

156ſtes Bl. Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel. (Schl.) — Engliſches See-Recht. V. Ebuſtel. — Allerlei. V. Ed. Rolle. — Der Widerſpruch. V. K. Simrock. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hannover. (Schl.) — Pius VII und Denon. — Londoner Charlatanerieen. — Die alte Gräfin und ihre Soubrette. — Die muſikaliſche Frau v. Genlis. — Die Eltern des Gehängten.

Bemerkung.

Das zum 153ſten Blatte gehörige „Blatt der Ankündigungen" muß, ſtatt mit XXIII — mit XXIV bezeichnet ſeyn.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat Oktober 1826.

157ſtes Bl. Die Einnahme von Conſtantinopel durch Mahomet II. (Aus des Saad-uddin-effendi Annalen. „Journal asiatique" No. 48.) V. H. Lange-Pollau. — Buntes. V. Th. Laurin. — Prolog zu muſikaliſch-deklamatoriſchen Abend-Unterhaltungen im Freimaurer-Kränzchen. V. Karl Schall. — Zeit d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Ketzer und Philoſophen.

158ſtes Bl. Gloſſe. V. Karl Schall. — Die Einnahme von Conſtantinopel durch Mahomet II. (Schl.) — Einfälle V. Ernſt. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Schl.) — Das Miniſterium und der Mond. — Das neue vielſchneidige Meſſer. — Beilage: Bemerker Nr. 28: Erwiederung V. J. Ad. Brenſig. — Magdeburg, im September 1826. V. Wilhelm Telle. — Nachdrückliches. V. Philodem. — Bitte an Mad. Seidler und Hrn. Blume. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXV.

159ſtes Bl. Der theure Kuß. V. Caroline Leſſing. — Aus einer Brief-Sammlung. — Geſangeszauber. V. Karl Schall. — Zeit d. Ereign. u. Anſ.: Aus Zara. V. Falk vom Trautenſtein. — Philhellene. — Der Maire — „Marier."

160ſtes Bl. Benjamin's Geſtändniſſe. V. Dan. Leßmann. 1—6. — Der theure Kuß. (Fortſ.) — Zeit d. Ereign. u. Anſ.: Aus Zara. (Fortſ.) — Die Pariſer Schwimmer und Taucher. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Zara. (Schl.) — Aus Dresden. — Bonmot von Canning. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXVI.

161ſtes Bl. Der theure Kuß. (Fortſ.) — Einfälle. V. Ernſt. — Benjamin's Geſtändniſſe. 7—12. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — „Erſte ſtarke Frau"

162ſtes Bl. Benjamin's Geſtändniſſe 13—18. — Der theure Kuß. (Fortſ.) — Zeit. d Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

163ſtes Bl. Gebet am Palm-Sonntage. V. J. B. Rouſſeau. — Der theure Kuß (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u Anſ.: Aus Aachen. — Witzſpiel gegen die Jeſuiten — Sprichwörter.

164ſtes Bl. Der theure Kuß. (Schl.) — Reliquien-Betrug — Tafel-Lied am Martins-Feſt. V. Karl Schall. — Zeit. d Ereign u. Anſ.: Aus Berlin. — Aus Magdeburg.

165ſtes Bl. Rübezahl. V. C. v Wachsmann — Ueber die Klephten der Neugriechen. — Bemerkungen V. Franz Paela. — Das Gebet. (Romanze.) V. K Simrock — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau (Bromberg.) — Modefarbe.

166ſtes Bl. Die Prophezeiung. (Dem Franzöſiſchen des J Barout nacherzählt.) V. Bäemann. — Ein Luſtſpiel von Jeſuiten. (Nach der „Pandore".) V. Dt. — Zwei Sonette an Herz und Humor. V. Karl Schall. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Flecken Brzeſc) — Bemerkung von Dr. Bayle — Verſchiedener Geſchmack — „Die weißen Sklaven." — Beilage: Bemerker Nr. 29: Bemerkung. V. Gs — Einige Anmerkungen über die Deklamations-Stücke zu den Beethoven'ſchen Zwiſchen-Akten des „Egmont", nebſt einem Urtheil von „Egmont's" Dichter ſelbſt. V. Friedrich Mosengeil — Gottfried Weber's Anſicht über eine Berliner Streitſache — Die Gas-Beleuchtung. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXVII.

167ſtes Bl. Ueber De Béranger. (Nebſt Proben ſeiner Lieder in deutſcher Nachbildung.) — Aphorismen. V. Ernſt. — Gallोteutoniſches Sonett à ma souveraine, die liebreizende obwohl höchſt gallomane ****. V Karl Schall — Zeit. d. Ereign u. Anſ.: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Goſtynin. Sochaczew.)

168ſtes Bl. An meine Lieder (Epilog einer binnen Kurzem erſcheinenden Gedichte-Sammlung.) V. J. B. Rouſſeau. — An J. B. Rouſſeau. (Bei Leſung ſeines Gedichts „An meine Lieder".) V. Fr. Baron de la Motte-Fouqué. — Ueber De Béranger. (Fortſ.) — Buntes. V. Th Laurin. — Zeit. d. Ereign u. Anſ.: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſ.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſ.) — Literatur. „Landhausleben. Erzählungen von Ludwig Achim von Arnim." — Ueber Perſien. — Die Gänſe zu Taunton. — Modern-romantiſche Schilderung — Bemerker Nr. 30: Aviſo (An den Herausgeber des „Geſellſchafters".) — Noch ein Paar Worte über das frühe Beerdigen der Iſraeliten V. Georg Harrys. — Recenſenten-Lieferung. V. Dr. Arndt. — Oppoſitionen im Vorübergehen

169ſtes Bl. Beiſpiel von Gerechtigkeit eines türkiſchen Sultans — Ueber De Béranger (Fortſ.) — Zeit. d Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Quatrain auf den Deputirten-Saal in Paris. — Der türkiſche Sultan und die franzöſiſche Akademie.

Digitized by Google

170ſtes Bl. Ueber De Béranger. (Fortſ.) — Ueber ein Paar Sprüchwörter. V. Ernſt. — Allerlei. V. Ed. Nolte. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. — Die Damonen des Fürſten von Hohenlohe.
171ſtes Bl. Der Marokkaniſche Harem. V. v. S. — Ueber De Béranger. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Fortſ.)
172ſtes Bl. Ueber De Béranger. (Schl.) — Der Marokkaniſche Harem. (Fortſ.) — Jeſuitinnen. V. F. P. — Sonett V. E. Langerbr. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Fortſ.)
173ſtes Bl. Der Marokkaniſche Harem. (Schl.) — Aus einer alten Predigt. V. Chaſtel. — Sorgen ohne Noth. (Ein wahres Geſchichtchen.) V. N—dt — Ein Wonnegang im Mondſchein. V. Karl Schall — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Schl.) — Militairiſche Umſchauung.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat November 1826.

174ſtes Bl. Der Bauern-Prediger in Schleſien. V. C. v. Wachsmann. — Urtheile eines franzöſiſchen Journaliſten über Deutſchlands Dichter im Jahre 1755. — Aphorismen. V. Ernſt. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Prag. — Die alte Foderung. — Die Akademiker-Preſſe. — Die Kinder der Demoiſelle. — Stehauf-Männchen. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXVIII.

175ſtes Bl. Wieland's Privatleben. V. Lütkemüller. (Vorwort. — Wohnung. 1. 2. — Spaziergänge. 1.) — Zeitungs-Anzeigen. — Troſt im Wechſel. V. K. Simrock. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hamburg. V. Dr. Bärmann. — Herr Oudenrd.

176ſtes Bl. Ermuthigung. (Sonett.) V. Karl Schall. — Wieland's Privatleben. (Spaziergänge. 2. 3.) — Buntes. V. Th. Laueta. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Hamburg. (Fortſ.) — Traite. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Hamburg. (Schl.) — Blatt der Ankündigungen Nr. XXIX.

177ſtes Bl. Liebes-Fehde. V. K. Simrock. — Wieland's Privatleben. (Spaziergänge. 4.) — Aphorismen. V. Ernſt. — Einer Freundin in eine ihr geſchenkte Schreibtafel. V. Karl Schall. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Thunichtgute.

178ſtes Bl. Wieland's Privatleben. (Gemüths- und Arbeits-Art. 1—4.) — Spaniſcher und Venetianiſcher Stolz. V. Chaſtel. — Magnetismus. — Sprache. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. („Die Gas-Erleuchtung. Eine phyſikaliſch-ökonomiſche Abhandlung u. ſ. w. Von Wilhelm Vollmer, Dozent der Phyſik und Chemie.") — Voltaire und die franzöſiſche Revolution. — Boa.

179ſtes Bl. Zwang. V. Leribald. — Wieland's Privatleben. (Gemüths- und Arbeits-Art. 5—9.) — Merkwürdiges Lob Island's. — Aus älteren franzöſiſchen Journalen. — Muth. V. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. — Der Magnetismus in Frankreich.

180ſtes Bl. Lied. V. E. Langrehr. — Wieland's Privatleben. (Gemüths- und Arbeits-Art. 10—12.) — Buntes. V. Th. Laurin. — In das einer Freundin geſchenkte Exemplar von Leſſing's „Nathan". V. Karl Schall. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſ.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Hamburg. V. Dr. Barmann. — Aus Hannover. — Der Tumult in der Akademie. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXX.

181ſtes Bl. Die drei Könige. (Eine geſchichtliche Sage.) — Wieland's Privatleben. (Merkwürdige Beſuche. Baggeſen.) — Peruvianiſches Liedchen, mit der ſpaniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Ueberſetzung. V. Chtetas. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſ.)

182ſtes Bl. Wieland's Privatleben. (Merkwürdige Beſuche. Voß.) — Die drei Könige. (Schl.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

183ſtes Bl. Wägen und Wagen. V. Franz Porta. — Wieland's Privatleben. (Merkwürdige Beſuche. Matthiſſon.) — Reflexionen der Erfahrung. V. Ernſt. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſ.) — Hülfe zur Seligkeit.

184ſtes Bl. Wieland's Privatleben. (Merkwürdige Beſuche. Sophie La Roche.) — Die Blattern-Impfung. V. Chaſtel. — In ein Stammbuch. V. A. Münde. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſ.) — Beilage: Bemerker Nr. 31: Erwiederung. V. Guſtav Nicolai. — Das Orakel, und etliche türkiſche Lieder. Mittheilung aus Krautwummel von Ludwig Stahlmanzer. — Bemerkungen im Vorübergehen. — Die Philoſophie vor dem Katheder. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXXI.

185ſtes Bl. Wo? V. Ed. Rolle. — Wieland's Privatleben. (Merkwürdige Beſuche. Sophie Brentano.) — Theater-Beifall durch Mißverſtändniß. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſ.)

186ſtes Bl. Wieland's Privatleben. (Schl.) — Der arme Dichter. V. Gusneeint. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſ.) — Aus Berlin.

187ſtes Bl. Der Alkazar in Sevilla. Frei nach dem Engliſchen von Guſtav Selten. — Diminutiven. V. Ernſt. — Bemerkungen und Einfälle. V. Ed. Rolle. — In ein Sonomie. V. Karl Schall. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Petersburg. — Der Künſtler und Kammerdiener. — Viſiten auf dem Kirchhof.

188ſtes Bl. Talma. V. T. L. Secha. — Der Alkazar in Sevilla. (Fortſ.) — Altfranzöſiſche Hexameter und Pentameter. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſ.)

189ſtes Bl. Der Alkazar in Sevilla. (Fortſ.) — Talma (Schl.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Die Berliner Kunſt-

Digitized by Google

Ausſtellung. (Fortſ.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Die Kunſt-Ausſtellung. (Schl.) — Der Prior im Kloſter auf den Vogelbergen. — Die Rieſin. — Maſchine zum Schnüren. — Das Romantiſche. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXXII.

190ſtes Bl. Schweigen. (In das Stammbuch eines geſchwätzigen Schriftſtellers.) V. Franz Porta. — Der Alkazar in Sevilla. (Schl.) — Echter Familien-Adel. V. Chaſtel. — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ. Aus Dresden

Berichtigung.

Blatt 188, Seite 1, Spalte 2, Zeile 14 u. f. von oben iſt zu leſen: Sein perſönlicher Sieg war „Carl IX" in Cheniers Trauerſpiel dieſes Namens. Der ſtolze Saint-Fal, der Schauſpieler, welchem u. ſ. w.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Inhaltszeiger für den Monat Dezember 1826.

191ſtes Bl. Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika. V. Dan. Leßmann. (Erſter Brief.) — Aus älteren franzöſiſchen Journalen. V. T. L. Secha. — Lob des Champagners. (Siehe: Coleridge's Sillerine Leaves.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Warſchau.) (Fortſetzung des im 168ſten Blatte unterbrochenen Berichts.) — Das weggeſchnittene Gewiſſen.

192ſtes Bl. Die Träume. V. Franz Fitzinger. — Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika. (Zweiter Brief.) — Der Zwerg Bibl. — Einfälle V. Sh. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Warſchau.) (Fortſ.) — Der Beifall-Klatſcher. — Der oletiſtiſche Wundarzt.

193ſtes Bl. Dichter und Trinker. V. Franz Porta. — Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika. (Dritter Brief.) — Die drei Duelle. (Nach dem Franzöſiſchen.) V. Dt. — Seltſame Abſolution. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Warſchau.) (Fortſ.) — Die menſchenleere Stadt. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Warſchau. Mariamont.) (Fortſ.) — „Das Leben oder die Börſe." — Die Klingelwagen in Havre. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXXIII.

194ſtes Bl. Flüchtige Bemerkungen über den geſchichtlichen Roman. (Bei Gelegenheit des neuen Romans „Brambletye-Houſe" von Horaz Smith.) V. G. W. Walker. — Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika. (Vierter Brief.) — Anekdote. V. Eckdor. — Ein Sylveſter-Toaſt. V. Karl Schall. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

195ſtes Bl. Augen-Sprache. V. K. Simrock. — Briefe eines engliſchen Wundarztes auf Afrika. (Fünfter Brief.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Dresden. — Literatur. „Das Paradies des Dante Alighieri, überſetzt und erläutert von Karl Streckfuß."

196ſtes Bl. Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika. (Sechster Brief.) — Heiligen-Wunder. V. Ehletas. — In ein einer Freundin geſchenktes Exemplar von Krummachers „Parabeln". V. Karl Schall. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Warſchau.) (Fortſ.)

197ſtes Bl. Lied. — Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika. (Siebenter Brief.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Warſchau.) (Fortſ.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Warſchau.) (Schl.) — Blatt der Ankündigungen Nr. XXXIV.

198ſtes Bl. Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika. (Achter Brief.) — Allerlei. V. Ed. Rolle. — Troſtlos. V. Albert vom Hochwald. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Die ſieben Kätzchen. — Beilage: Bemerker Nr. 32: Kritiſcher Fingerzeig und Aufruf an die Deutſchen. V. Ludwig Liber. — Entgegnung. — W. Waiblinger's Anſicht über das Trauerſpiel. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXXV.

199ſtes Bl. Die Braut durch Feenkunſt. (Ein Winter-Mährchen; frei nach Cazotte.) V. Ehletas. — Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika. (Neunter Brief.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Literatur. „Gedichte von Auguſte Kühn." — Aus Leipzig.

200tes Bl. Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika. (Zehnter Brief.) — Die Braut durch Feenkunſt. (Fortſ.) — Buntes. V. Th. Laurin. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien.

201ſtes Bl. Der höchſte Lohn. Glaſſe. V. Wilhelm John. — Die Braut durch Feenkunſt. (Fortſ.) — Mahomets Fahne. — Anekdote. V. v. S. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Wien. (Fortſ.) — Der Menſch hat drei Stockwerke. — Das erfahrene Mädchen. — Romantiſch und kauderwälſch. — Die Ausgehauenen. — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Aus Wien. (Schl.) — Der Name des portugieſiſchen Kronprinzen. — Blatt der Ankündigungen Nr. XXXVI.

202tes Bl. Die Verſuchung Jeſu. (Aus dem bald vollendeten Werke: „Der Geiſt Jeſu in bibliſchen Gemälden und Liedern," von Prachnow, Prediger in Marienthal.) — Die Braut durch Feenkunſt. (Fortſ.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Beilage: Blatt der Ankündigungen Nr. XXXVII.

203tes Bl. Des Greiſes Klage. V. E. Langrehr. — Die Braut durch Feenkunſt. (Fortſ.) — Einfälle. V. Ernſt. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. V. Dan. Leßmann.

204tes Bl. Die Braut durch Feenkunſt. (Fortſ.) — Moſaik. V. A. Münde. — Der Nibelungenhort. II. (S. Nr. I. „Geſellſchafter" 1826. Bl. 73.) V. K. Simrock. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. (Fortſ.)

Digitized by Google

205tes Bl. Habt Acht auf euer Almoſen. V. Prochnow. — Die Braut durch Feenkunſt. (Fortſ.) — Er hatte Recht. V. Chaſtel. — Aphorismen. A. W. v. Ovrleben. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. (Fortſ.) — „Die Ignaciade."

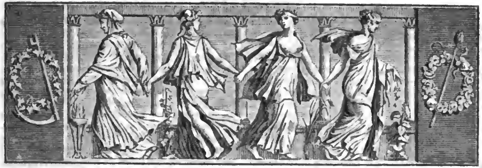
206tes Bl. Die Braut durch Feenkunſt. (Schl.) — Schändliche Verſtellung. — Buntes. V. Th. Laurin. — Ziel der Wünſche. V. F. O. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. (Fortſ.) — Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten: Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. (Schl.) — Aus Hannover. V. Georg Harrys.

207tes Bl. Die indiſche Waiſe. Frei nach dem Engliſchen von Guſtav Selten. — Einfälle. V. Gasoccini. — Anekdoten. V. v. S. — In ein dem Freiherrn von L. gewidmetes Exemplar des Luſtſpiels „Eigne Wahl". V. Karl Schall. — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin. — Ein Paar Worte über die italieniſchen Strohhüte. — Keine Geſchichte nach Grabſchriften! — Descartes und der Pariſer Banquier. — Bildliche erdbeſchreibende Darſtellung. — Einkünfte der ſpaniſchen Geiſtlichkeit.

208tes Bl. Das Vater-Unſer. V. Prochnow. — Die indiſche Waiſe. (Schl.) — Zeit. d. Ereign. u. Anſ.: Aus Berlin.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 2. Januar. 1ſtes Blatt.

Das Jahr Eintauſendachthundertfünfund-zwanzig an ſeinen Nachfolger.

„Das neunzehnte Jahrhundert iſt majorenn geworden!“ ſo wird es heißen, wenn ich meinen Lauf vollendet, dir den Thron der Zeit überlaſſen habe; „es iſt majorenn geworden, ſogar nach römiſchem Rechte!“ Nach dem deutſchen hätte ſchon dem zweiundzwanzigſten Jahre dieſe Ehre gebührt, aber bei vielen Völkern gilt bekanntlich alles Fremde mehr als das Einheimiſche, mithin auch das fremde Recht; und diesmal iſt's mir lieb. Ich kann mir ſelbſt nicht viel von Majorennität nachſagen, obwohl ich hie und da ein Streben danach merken ließ und wenigſtens nicht immer unmündig war; als Beleg dazu möge man der brittiſchen und galliſchen Anerkennung einiger Freiſtaaten, des guten Geiſtes, den ich für die Griechen wach erhielt, und der Freiſprechung zweier Zeitſchriften gegen jeſuitiſche Anklagen gedenken. Indeß will ich gar ungern von mir ſelbſt ſprechen; ich bin ſchon befriedigt, wenn man mir nicht allzu viel Uebles nachredet, obwohl dies kaum zu erwarten, da es jetzt zu der geſchliffenſten Bildung gehört, an jedem Dinge das Böſeſte auf zu finden, und Verſtand und Geiſt ſo zu ſchärfen, daß man die hauptſächlichſte aller modiſchen Thätigkeiten, die Bosheit, auf eine geſchickte Weiſe an die Leute bringt, indem man das Gelingen einer Heimtücke, ſo wie die Schadenfreude, zu den höchſten Wollüſten zählt.

Ueber meine Nachrede vollkommen ruhig, da einer übeln bei dem jetzt lebenden Geſchlecht doch nicht zu entkommen iſt, will ich nur noch mit meinem Nachfolger reden, indem ich wünſchte, daß er, der Majorenne, zur Ausführung brächte, was ich oft andeutete, aber nicht bewirkte, weil mir die Volljährigkeit fehlte. Ueber die Politik werde ich wohl mit ihm vor der Leſewelt nicht viel conve.ſiren dürfen, denn mein Gedächtniß iſt zu kurz, um Alles zu behalten, was in dieſem Bereich zu unterdrücken iſt; ſind darüber doch nicht einmal alle Manuſcript-Beſchauer einig, wahrſcheinlich weil ſie die Inſtruktionen auch nicht alle im Gedächtniß behalten können. Indeſſen bleibt es hier bei dem alten Verſe:

„Lerne ſtill und fein dich ducken,
Muß dein Manuſcript zum Drucken
Erſt ein Anderer begucken:
Die Beſchauer haben Mucken,
Ihre ſpitzen Federn zucken
Sie gleich Schwerdtern; drum die ſchmucken
Reden, die im Hirn dich jucken,
Laß uns ſtill hinunter ſchlucken,
Eh' die Herren Flammen ſpucken!“

Nun ich habe auch nichts dagegen: ein freier Gedanke ſoll erſt im Herzen wiedergeboren ſeyn, dann wird er nicht mehr als Paradoxon ſich verlaufen und weder hier noch dort zu brauchen ſeyn; und deshalb wollen wir, mein majorenner Nachfolger, über das, was Politik betrifft, etwas vorſichtig ſeyn, d. h. für die Neujahrsnacht einen Congreß verabreden, — denn die Zeit darf gewiß eine geheime Werkſtätte haben! Wir wollen dieſen Congreß in Berlin halten, weil ich mir

immer denke, hinter jenem, ſeit Friedrich dem Großen ruchbar gewordenen Anagramm, wonach in Berolinum — lumen orbi (der Dativ oder Gebe-Fall iſt mir hier kein Anſtoß!) zu finden iſt, muß etwas Wahrheit ſtecken. Auch gefällt mir der König, der dort noch lange reſidiren wird, und demnach geht es ihm beſſer, wie mir, denn die Zeit iſt mit ihm, Niemand aber mit der Zeit zufrieden. — Wir wollen aber dieſen Congreß nicht etwa in einem Weinhauſe halten, weil ich bemerkt habe, daß auch ganz Bedächtige — wozu doch namentlich die Deutſchen gehören — in der Wein-Begeiſterung, ſtatt ſcharf-, nur tiefſinnig werden. Sie heiſen ſich dann, auf die wirkliche That gar nicht mehr rechnend, mit der Ironie, welche das Ende aller Hülfe iſt. Wir wollen ihn auch nicht etwa in einer Conditorei halten; denn gewiß beſteht ein Congreß nicht durch Baiſee's und ſonſtige Süßigkeiten, vielmehr hat ein politiſcher Conditor dergleichen zur Hand, um ein eigentliches Zuſammenkommen zu verhüthen. Auch in keiner Reſtauration ſoll er ſtatt finden, weil dies Wort in der politiſchen Welt doch immer eine Art Makel mit ſich führt, und ſo weit, mein' ich, iſt die Zeit weder herunter noch hinauf, um die Nothwendigkeit einer Wiederherſtellung zu begreifen. Ich denke, wir geben uns einen Congreß im Opern- oder Schauſpielhauſe; da iſt es am letzten Tage des Jahres ſehr ruhig, und weil man bisher irriger Weiſe manchen Congreß für ein Schauſpiel gehalten, ſo hält man vielleicht den unſrigen, wenn er von einem Schauſpielhauſe ausgeht, in der Liebe zum Widerſpruch für einen wirklichen Congreß. Dort alſo, im Gebiete der größeſten Angelegenheit — nicht der Zeit, ſondern der Leute — im Theater, wollen wir die größeſten Angelegenheiten der Zeit abmachen, und ich hoffe, ſelbſt de Pradt ſoll nicht eher darüber raiſonniren können, bis er die Wirkungen erfährt. Uebrigens wird ſich die Zeit bei Allem, was ſie thut, hübſch in Acht nehmen vor der Meinung vieler Leute, welche die Staatskunſt für eine Staarskunſt halten, bei der Jeder mitſchwatzen kann, dem ein Schnabel gegeben iſt.

Im Allgemeinen will ich nur, mein volljähriger Nachfolger, dir zum Heil verkünden, daß die Zeit aufhört, vom Zeitgeiſt zu ſprechen. Bekanntlich hat Jemand grade das am wenigſten, wovon er viel ſpricht, und ſo brachte ſich dies Jahrhundert ſelbſt in Verruf, obgleich die bisherige Minderjährigkeit wohl erlaubte, daß die derben Worte des alten Dichters: „Der Geiſt iſt faul bei großem Maul!" ihm zur Entſchuldigung dienen können. Jedenfalls wirkt es gewiß günſtig, wenn der Zeitgeiſt gar nicht mehr vorhanden iſt; denn erſtens glaubten die Leute zum Theil, ſie brauchten keinen Geiſt mehr zu haben, weil die Zeit ihn ſchon für Alle hätte; zweitens machten die, welche Sünden begingen, den Zeitgeiſt zum Laſtträger, während ihm von allem Guten auch nicht der kleinſte Theil zugeſchrieben wurde, was auch eine recht menſchliche Sünde iſt; denn die Zeit mit oder ohne Geiſt wird ohne Menſchen recht gut fertig, während der Menſch, hat ihn die Zeit an's Licht gebracht, ihrer immer bedarf und nie genug bekömmt, wenn er auch in der Regel nicht weiß, was er damit machen ſoll.

Noch biſt du, mein Nachfolger, darin überaus glücklich zu ſchätzen, daß die aufgelegte, d. h. die geſchminkte und befohlene Frömmigkeit, ſo ſehr in's Fallen geräth, wie die franzöſiſchen Dreiprozents, und daß man anfängt, Fromm und Form nicht mehr für ſynonim zu halten, da beide Wörter doch höchſtens zu einem ſchlechten Anagramm taugen. Im Anfange meiner Regierung beobachtete ich noch einen der erſten Räthe, der von ſeinem Chef zuweilen über die Predigten in der dem Rath zunächſt befindlichen Kirche befragt wurde, und nun Gott durch ſeinen Sekretair diente, welcher jedesmal die Peedigt mit anhören und ihm dann ſchriftlich darüber berichten mußte, weil im Nothfall der Herr Rath vor ſeinem Chef als dienſtmäßig fromm erſcheinen, nicht durch den Ruf eines Freidenkers um irgend eine Ehrenbezeugung oder irgend einen Vortheil kommen wollte. Seit ein Paar Monaten iſt aber der Sekretair dieſer Vermittelung zwiſchen der Kirche und ſeinem Herrn entledigt, weil der Chef ſich nicht mehr erkundigt und die Rückwirkung ſchon ihren Weg vollbracht hat. Nun ſoll die Vernunft die Zeit ewig behüthen, daß ſie irgend Jemand hindere, eine gute Predigt zu hören; aber ſicher iſt es, daß kein menſchliches Geſetz Glauben gebieten kann, weil er die Geburt und der Schatz des eigenen Herzens ſeyn muß, und eben ſo ſicher wird man es in keiner Zeit ehrenwerth erachten, wenn der Eine dem Himmel nur die Honneurs macht oder der Andere gar ſich mit ihm durch Mäkler abfinden möchte, weil er ſelbſt das Erhabenſte nur als Tagelöhner und für Diäten thun will, während er doch dabei am liebſten dem Sprüchlein lebt: Nach gethannem Müßiggang iſt gut ruhen. Lieber Nachfolger, nichts iſt mir mehr zuwider geweſen, als wenn die Leute die Backen recht voll genommen haben, um mit eigenem Winde die Mühle zu ihrem beſſeren Brodte in Bewegung zu ſetzen; wenn ſie aber gar vor Gott nur deshalb niederfallen, um bei ihren Gönnern höher zu ſteigen; wenn ſolche Leute weder Gott noch ihrem Herrn dienen, ſondern nur ſich ſelbſt, indem ſie durch die ärgſte Höllengewalt — Heuchelei vor Gott und Verſtellung vor den Menſchen — herrſchen, da bin ich immer ſo zuſammen geſchaudert, daß irgend ein Unglück in der Natur die Folge davon war. Ich tadle das an mir ſelbſt, denn die Zeit ſoll nie außer ſich gerathen! Kannſt du aber, majorenner

Digitized by Google

Nachfolger, ſolche Leute zuweilen entlarven, ſo thu' es; denn wer lebenslang Larven trägt, hat keinen Anſpruch auf Masken-Recht. Schlage überhaupt Jedem ein Schnippchen, der zum erſten Mal, ſey es auf religiöſe oder profane Weiſe, um die Protektion buhlt; denn ſie iſt die Allerweits-Maitreſſe, die durch ihre Cicisbeen ringsum dem Guten und Rechten die Wege verſperrt, und wer ſich ihr einmal ergiebt, bringt ſeinen Geiſt an den Bettelſtab, wenn auch ſein Körper nur im Wohlleben verkümmert.

(Der Schluß folgt)

B u n t e s.

Die franzöſiſche Zeitſchrift „Pandore" gab unlängſt folgenden Artikel: „Dem ſo viel gefeierten Darſteller des Affen Jocko, Herrn Mazurier, war eigentlich dieſe Rolle urſprünglich nicht beſtimmt, ſondern einem Herrn Mathevet, dem franzöſiſchen Aleiden, der ſich die Mühe gegeben, alle Gattungen lebender Affen zu beobachten, um ihnen ihre Natur ab zu lernen. Während dieſer Studienzeit ſpielte er aber auch in der „Familie des Charlatan", und dieſe ward beinahe zwei hundert Mal hinter einander gegeben. Dies griff ihn ſo an, daß dem Aleiden, als die Reihe an „Jocko" kam, die Kraft gebrach, und jetzt fand ſich Herr Mazurier dazu." Ein deutſcher Leſer hat dieſe Nachricht mit einer Randgloſſe begleitet, alſo lautend:

„Er hat ſich neue Bahn geſchaffen,
Doch ſagt die Muſe unverblümt:
Ein Affe machte ihn berühmt,
Und den berühmten Mann zum Affen!"

Kinder machen ſich oft eigenthümliche Subſtantiven und Adjektiven, wie folgendes Geſchichtchen beſtätigt. Eine Dame, von der öffentlichen Meinung verpönter Galanterie beſchuldigt, rief, im Beiſeyn ihres ſechsjährigen Knaben, mit ihrer etwas ſchwachen Stimme ihr Dienſtmädchen ohne Erfolg; da ſagte das Kind: „Mutter, laſſ' mich rufen, du haſt keinen guten Ruf!"

Ein neuer franzöſiſcher Schriftſteller ſagt: „Frau von Stael drapirt das menſchliche Herz, Frau von Genlis ſecirt es und Mad. Cottin ſtellt es in ſeiner Blöße dar.

Th. Laurin.

Deutſche Aſſonanzen.

Achte Intonation.

i — e.

Lebens-Regeln.

Der Wege giebt es mancherlei,
Die durch dies Erdenleben führen.
Oft fragt ſich's, wo der rechte ſey?
Gingſt du den rechten nun vorbei,
Mußt du nicht gleich den Muth verlieren.

Du wirſt des Irrwegs bald gewahr,
Moraſt und Sumpf ſind leicht zu ſpüren:
Kehr' um dann! Fliehe die Gefahr!
Nur mußt du — das iſt ſonnenklar —
Nicht gleich den Muth dabei verlieren.

Auf rechtem Weg' kann dich ſo leicht
Kein Wegelag'rer ſchikaniren.
Weich' du ihm aus, wenn er nicht weicht:
Wo nicht — ſey Bahn durch Kampf erreicht!
Nur mußt du nicht den Muth verlieren.

Geſetzt, du biſt ein Handelsmann
Und ſuch'ſt Gewinn auf Meers Revieren:
Rüſt' aus dein Schifflein, denk', es kann
Zu Grunde geh'n; jedoch alsdann
Mußt du den Muth nur nicht verlieren.

Schwur'ſt du zur Fahne: um ſo eh'r
Mußt du geſchickt dann manöv'riren.
Ein Einzelner iſt oft ein Heer:
Doch taugt das ganze Heer nichts mehr,
Sieht es den Chef den Muth verlieren.

Biſt Autor du, ſo bleibe treu
Den Muſen, die zum Ruhm dich führen —
Schrei't auch der Krittler Clerifei,
Halt' du nur Kopf und Herz dir frei,
So wirſt du nicht den Muth verlieren.

Gern nennteſt du Diana dein,
Willſt gern ſie zum Altare führen,
Sie aber ziert ſich noch? Kann ſeyn;
Doch Mädchen laſſen gern ſich frei'n:
Wer wird da gleich den Muth verlieren?

Drückt dich der Fluch, um leid'ges Geld
Dich mit der Welt zu ennüyiren:
Bezwing' dich ſelbſt dann! ſey ein Held!
Such' Troſt in eig'ner, inn'rer Welt;
Du mußt nur nicht den Muth verlieren!

Wenn dich der Undank nicht verſchont —
Denn wo ſucht der nicht zu lukriren? —
So denk', daß droben Einer thront,
Der Böſes ſtraft und Gutes lohnt;
Wie kannſt du da den Muth verlieren?

Auf breitem, wie auf ſchmalem Pfad,
Wohin dich Schickſals Wink' auch führen,
Giebt's ſtets Gelegenheit zur That!
Nur wer ſich ſelbſt verloren hat,
Sonſt Keiner ſoll den Muth verlieren.

Bärmann.

U m g e k e h r t.

„Ein aufgefund'ner Freund", rief Duns bei'm Wein,
„Iſt doch der beſte Schatz!" — und Till fiel ein:
„In unſrer Zeit iſt's umgekehrt, da ſcheint
Ein aufgefund'ner Schatz der beſte Freund!"

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Auf der Königlichen Bühne iſt nun der lange beſprochene Shakſpearſche „Macbeth" nach der (eben bei Duncker und Humblot gedruckt erſchienenen) Ueberſetzung von S. H. Spiker gegeben worden. Die erſte Veränderung dabei iſt, daß der Name des Helden jetzt die Tonſchwere auf der zweiten Sylbe

hat, was den Schauſpielern noch nicht geläufig iſt. Wir hörten demnach den Einen die erſte, den Andern die zweite Sylbe hervor heben und außerdem noch Mac und Met ſagen. Die Mannigfaltigkeit könnte noch weiter getrieben werden, wenn man nämlich auch beth und bith ſagte, welches letztere, ſoll einmal die Ausſprache nach dem Engliſchen ſich regeln, wohl richtiger wäre. Uns iſt aber bei einem fremden Namen weniger an der Richtigkeit als an der Uebereinſtimmung im Ausſprechen gelegen. — Die Ueberſetzung ſelbſt iſt gewiß ſehr verdienſtlich und wir laſſen dem anerkannten Talent Spiker's den ihm gebührenden Ruhm. Indeß ſind wir, mit der höchſten Achtung vor Shakſpeare's Genialität, doch vollkommen überzeugt, daß nur wenige ſeiner Stücke genau ſo, wie ſie im Originale ſind, auf der Bühne gegeben werden können, wenn man auf einen entſchiedenen Erfolg rechnen will; auch hier, bei dem vollſten Willen der Genauigkeit, hat man doch Einiges nachgeben müſſen. Wir ſind nicht geneigt, den alten oft wiederholten Streit wieder herbei zu führen, wir laſſen uns im Gegentheil hierüber jede andere Anſicht ſchon um deßwillen gefallen, weil ein ſo oft literariſch durchgearbeitetes Thema endlich langweilig und doch nur durch die Erfahrung entſchieden wird; aber auf dieſe Erfahrung berufen wir uns und ſie läßt auch diesmal unſre Erkenntniß wahrſcheinlich ohne Widerlegung. Nun ſind wir aber noch viel weniger der Meinung der engliſchen Theater-Actionaire, welche, laut den Zeitungen, neulich dem Kanzler in London erklärten, daß der Hanswurſt über Shakſpeare immer den Sieg davon tragen würde; denn wir haben namentlich bei uns ein zahlreiches Publikum für des brittiſchen Dichters unvergängliche Meiſterſtücke. Uns aber mit dem hiſtoriſchen Standpunkt allein dabei abfinden zu laſſen, ſind wir nicht geſtimmt, und es bedarf wiederum eines Dichters, der mit tiefer Auffaſſung des fremden Geiſtes die Entſcheidung des eigenen hinzu thut und wir geſtehen, daß wir in dieſem Falle der Uebertragung Schiller's mit Liebe gedenken. Er hat von den jetzt vollbrachten achtundzwanzig Verwandlungen (denn auch darin hat man den vorwaltenden Zweck, genau zu ſeyn, doch etwas wegſchieben müſſen) manche offenbar für unſre Theater-Einrichtungen unzweckmäßige glücklich zu beſeitigen gewußt, Vieles weggelaſſen, was der Wirkung mehr entgegen als vortheilhaft iſt, und nächſtdem Einiges hinzu gefügt, das von der innigſten Wirkung iſt und dem Werke ſelbſt eine feſtere poetiſche Bindung giebt. Zu Letzterem zählen wir namentlich die Erſcheinung des Pförtners, nach der Ermordung Duncans; — eine Scene, die den ſchauerlichſten Eindruck anregt, während die dem Original angehörende einen zu ſchroffen Contraſt giebt, als daß nicht der Schauerlichkeit ein anderes mißſtimmendes Gefühl ſich beigeſellen ſollte. Das Weglaſſen mehrerer Perſonen, die auf die Handlung keinen oder zu geringen Einfluß haben, iſt für die Bühnen-Leiſtung ebenfalls günſtig. Zu einer Vorleſung, um den brittiſchen Meiſter ganz ſo zu erkennen, wie er ſich gab, iſt die Spikerſche Uebertragung wohl geeignet; für die Darſtellung müſſen wir Schiller's Bearbeitung, die den Geiſt Shakſpeare's wahrhaftig nicht verletzt, wenn er auch in Neben-Scenen minder treu über die Bretter ſchreitet, vorziehen. Eben ſo würden wir bei den Hexenſcenen Reichardt's und nicht Spohr's Muſik wählen; letztere hat einige gute Motive, zerbröckelt aber den Eindruck, ſtatt ihn mehr zu verbinden. Der Darſtellung dürfen wir meiſtens Gutes nachſagen. Hr. Rebenſtein hat als „Macbeth" mehr geleiſtet, als wir, nach ſeiner wenigen Uebung in dieſem Rollenfach, ihm zutrauten. Ueberaus vorzüglich iſt er in der Scene dem Geiſte Banquo's gegenüber, und überhaupt in Allem, wo ſeine tiefe Aufregung laut wird und laut werden darf. Minder künſtleriſch gut ſind die Scenen, wo er ſich mit ſich ſelber berathet, die Macht des Gewiſſens unterdrücken will und dieſe doch unwillkührlich zum Siege kommt. Hier iſt mehr Modulation nöthig in den vielfach ſtürmenden Empfindungen, die nur auf Momente zur Abſpannung, nicht zum Schweigen gebracht werden. — Mad. Stich hat als „Lady Macbeth" in der zweiten Darſtellung ſchon mehr gethan, als in der erſten, und die hochgeachtete Künſtlerin wird in ihrer Meiſterſchaft, die ſie ſchon jetzt auch in dieſer Rolle bewährte, gewiß noch ſicherer. Hauptſächlich dünkt uns das erſte Auftreten der „Lady" zu lau. Indem ſie den Brief lieſt, darf wohl der zerſtörende Ehrgeiz, der in der Liebe zu dem Gatten dieſen auf des Thrones Höhe mit den gewaltſamſten Mitteln erheben will, ſchon durchbrechen, und „Macbeth" muß ſie in glühender Entſchloſſenheit finden. Was hier an Beſonnenheit zuviel iſt, ſtellt die nachherige That noch niedriger; denn eben nur der geſteigertſte Wahn des Ehrgeizes, gemiſcht mit dem Gefühl der Kraft, dem bewunderten Gatten zu den kühnſten Hoffnungen den Weg bahnen zu können, iſt die Folie, welche einigermaßen das gräßliche Licht dämpft, das hier gleich anfangs in dem Weibe den berechnenden Teufel erkennen läßt. In der berühmten Scene, wo „Lady Macbeth" mit dem Licht erſcheint, iſt Mad. Stich des höchſten Ruhmes werth. Warum ſie aber bei dem Abgehen das Licht ſtehen läßt? Hat die „Lady" es aus dem Schlafzimmer mit heraus gebracht, kann ſie es auch wieder mitnehmen, und die dadurch verſtärkte Beleuchtung macht die leichenhafte Erſcheinung grauſenvoller. Unter den übrigen Darſtellern nennen wir beſonders noch Hrn. Krüger als „Macduff" — obwohl ſein Schmerz an innerer Wahrheit gewinnen würde, wenn er ihn nicht überlaut werden ließe — wie wir denn auch die ganze Aufführung als eine würdige zu bezeichnen haben.

— Im Königsſtädtiſchen Theater wurde „das Abentheuer auf dem Weihnachtsmarkt", Lokal-Poſſe von Adalbert vom Thale, wieder mehrmals mit Beifall gegeben. — „Zu zahm und zu wild", Poſſe in vier Akten von Albini, hat unter den letzten Neuigkeiten am meiſten gefallen. Das Stück zeugt, wenn auch nicht von Originalität, doch von Bühnen-Kenntniß; die Situationen ſind gut benutzt, an Charakteriſtik iſt gedacht und der Dialog hat Leichtigkeit. Hr. Meyer, als der zu Wilde, fand Gelegenheit, ſich zu zeigen und verſäumte ſie nicht. Ein neu engagirtes Mitglied, Hr. Wegener, zeigt in der Rolle des zu Zahmen den Willen, ſich in gehörigen Schranken zu halten, nicht der Uebertreibung zu verfallen und dies erweckt eine günſtige Meinung für ihn. Hr. Schmelka, als „Florian", belebt mit gutem Spaße die Darſtellung, die eine der beſſeren dieſer Bühne iſt. — „Das Wirthshaus in den Pyrenäen", Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, ſprach nicht an. Das Wirthshaus ſteht auf den Pyrenäen, nicht auf dem Parnaß, und man wird mit zu vieler Unwahrſcheinlichkeit bedient. Die Darſtellung war, ſo weit dies in einem haltloſen Treiben möglich iſt, gelungen. — „Der Oberrock", ein kleines Drama von Bärmann, das nicht ohne Werth iſt, und auch ſchon auf einigen Bühnen gefallen hat, wird einſtudirt. —*.

Leipzig. Hier iſt ein kleines Gedicht (von Wigand) erſchienen: „Himmelsbrief auf Weihnachten und Neujahr 1825 und 1826", wovon ich eine hübſche Stelle mittheile:

1. Keine Nacht zum Toden
Iſt die heil'ge Nacht,
Chriſtum ſollſt du loben,
Der ſich dir gebracht.

2. Eine Nacht der Weihe
Iſt die heil'ge Nacht,
Daß die Welt ſich freue,
Der er ſich gebracht.

3. Eine Nacht des Lichtes
Iſt die heil'ge Nacht,
Aus dem Dunkel bricht es,
Was das Kind gebracht.

4. Eine Nacht des Lebens
Iſt die heil'ge Nacht,
Weil er nicht vergebens
Sich der Welt gebracht.

5. Freuet euch, ihr Kinder,
Weil das Kind euch meint,
Mann und Greis nicht minder,
Weil ſich's Allen eint.

6. Frauen, Mütter, Kranke,
Alle freuet euch,
Chriſtus kömmt euch heute
Und wird Allen gleich.

Beilage: Bemerker Nr. 1.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker. No. 1. 1826.

Beilage zum 1ſten Blatte des Geſellſchafters.

Ein Urtheil über Berlin.

Bei Erwähnung einer Novelle: „Der Clavierſpieler" (in dem Taſchenbuch: „Huldigung den Frauen"), heißt es im „Converſationsblatt" (Nr. 296.): „Es iſt ein Nachklang aus Hoffmannſchen Erzählungen und Phantaſieſtücken. Das Berliniſche iſt da, aber Hoffmann iſt nicht in Berlin, der dem faden Theegebräu der vornehmen Alltäglichkeit durch Beimiſchung einiger Tropfen ſeines Teufels-Elixirs pikanten Geſchmack zu geben verſtand. So etwas läßt ſich nicht nachmachen, und die berliniſche Stadtmuſe muß ſich einſtweilen ſchon mit anderer Waare behelfen, wie z. B. Julius v. Voß, Clauren, oder die Vaudeville-Poeten des Königſtädter Theaters ſie liefern. Dieſe letzte Anſtalt kann in dieſem Sinne nicht genug geprieſen werden. In Wien machen das Volksleben und der Volksgeiſt ein Volkstheater, in Berlin iſt es umgekehrt. Das Volkstheater macht ein Volksleben und einen Volksgeiſt, oder läßt es ſich wenigſtens ſauer genug werden, damit zu Stande zu kommen. Aber das Schlimme in Berlin iſt, daß Niemand eigentlich zum Volk gehören will, und alle Volksthümlichkeit läuft am Ende hinaus auf alberne und eitle Nachäffung des Vornehmen und Feinen. Daher iſt ja ſelbſt der berliniſche Volksdialekt nichts, als ein verdorbener und gebrochener Jargon, welcher vornehm und fein ſeyn will, und jeder Straßenjunge heißt ein Muſie und jede Dirne eine Mamſell. Was Wunder, wenn bei ſothanen Umſtänden Schneider- und Stickermamſells keine Heldinnen des Volkstheaters ſeyn wollen? Wahrſcheinlich haben die Direktoren des Königſtädter Theaters dieſe Schwierigkeiten der Conſtruirung eines Volkstheaters ohne Volk allmählig eingeſehen und wollen ihre Rieſen-Unternehmung aufgeben. Seitdem ſpielen der roſenfarbene Geiſt, Roſſini und Demoiſ. Sontag mit größerem Erfolg auf der neuen Bühne. Aber warum das den Berlinern allein zuwälzen? Die feine Bildung greift überall um ſich, und neulich fand ich in einer kleinen Provinzialſtadt folgende Inſchrift über einer Schneiderherberge: Harmonie der Kleidermachergeſellen." — Da die obenerwähnte Nummer des „Converſationsblatts" mit „24. Dezember 1825" bezeichnet iſt, ſo mögen ſich die Berliner für das artige Weihnachtsgeſchenk bedanken. Unſere „vornehme Alltäglichkeit" iſt jedoch mehr das Geſpenſt als der Geiſt der Berliner, und am Elixier des Teufels fehlt es auch ohne Hoffmann nicht; denn die Pikanterie iſt vorhanden und nur wo dieſe unterdrückt wird, entſteht eben die vornehme Alltäglichkeit. Die Unterhaltung der Berliner iſt entweder aus Abſicht ohne alle Eindringlichkeit über den Gegenſtand, oder ſie iſt voller Sarkasmen, und wem eine fortgeſetzte geiſtige Ergründung, ja wem ein freundſchaftliches Verhältniß dabei ein Bedürfniß iſt, der wird in Berlin lange vergebens nach einem geſellſchaftlichen Kreiſe ſich umſehen müſſen. Wahre innerſte geiſtige Vertraulichkeit ohne Hehl und Winkelzüge, feſthaltende Freundſchaft — zwiſchen unſern Mauern iſt davon nicht viel zu finden, und der Referent ſagt dies nicht etwa mit Wohlbehagen oder in Mißſtimmung, ſondern in ruhiger Betrachtung, die von vieljähriger Erfahrung unterſtützt wird. Indeß, was namentlich die Freundſchaft betrifft, ſo muß es doch zu allen Zeiten damit nicht ſonderlich beſtellt geweſen ſeyn, ſonſt hätte die Geſchichte nicht ihre wenigen Beiſpiele davon nach und nach zum Sprüchwort werden laſſen. — Die Berliner Stadtmuſe bedarf übrigens der Leipziger Beileidsbezeigungen ganz und gar nicht; ſie würde, wenn ſie ihren Kram ſämmtlich immer vor Aller Augen auslegen wollte, eben nicht arm erſcheinen. Wir ſpotten aber lieber mit unſerer Stadtmuſe in Compagnie, wie dies z. B. auch folgendes Lied (von Wilhelm Neumann) beweiſet, das zum jüngſten Geburtsfeſte Goethe's (28. Aug. 1825) geſungen ward:

Muſen und Grazien in der Mark an Goethe.

Dichter zählt Berlin nicht wenig,
Nie darf hier die Leyer ruh'n;
Und heut für den Dichterkönig
Will das Beſte Jeder thun.
Nun ſo laßt, ihr Markpoeten,
Freien Lauf den Liedern nur,
Doch, um ihn recht hoch zu flöten,
Ueberſpannt nicht die Natur.

Als des märkſchen Dichters Liebchen
Noch natürlich war — die Friſt
Iſt ſchon lang — da ſpielten Bübchen —
Die jetzt Dichter, — auf dem Miſt.
Jetzt bei Thor's und Promenaden
Zeigt ſich höh're Neigung ſtark,
Und man ſteigt nach langem Waten
Zum Parnaß durch manchen Quark.

Mächtig läßt es jetzt ſich ſpüren,
Daß der Sand den Weg nicht ſperrt;
Jeden muß die Muſe führen,
Wenn auch Dorn das Röckchen zerrt.
Wer nun auch zum Dorf mag ſchleichen,
Hat voll Verſe ſein Papier,
Macht Sonette ſonder Gleichen,
Selbſt bei Brod und ſaurem Bier.

Tadelt alſo nicht den Boden,
Der ſich zeigt als Dichterland!
Unbeſungen ruh'n die Todten
Nicht mehr in dem leichten Sand.
Auch die Wiſſenſchaft verlieret
Ihre Trockenheit im Lauf,
Denn was jetzt hier vegetiret,
Hat des Waſſers ja vollauf.

In der Stadt, ſo wie am Hofe,
Haſt Du kaum vor Verſen Ruh',
Und die Dame, wie die Zofe,
Singt, wenn auch nur Gin, Gin, Gſu.

Digitized by Google

Uns beſchäftigt nun der Pfauen,
Wie der Gänſe Lebenslauf.
Leider wachſen mit den grauen
Auch die weißen Gänschen auf.

Nichts mehr giebt es nun zu ſticheln,
Denn es hat der deutſche Mann,
Mit dem Freunde Vetter Micheln
Längſt ſchon Alles abgethan.
Aber der Gedank' iſt labend:
Freunde, Goethen komm ich nah',
Verſe' macht' ich geſtern Abend,
Doch im Goethe war's ſchon da!

Goeth', aus Deinen Liedern keimet
Unſ're Dichtung Wort für Wort,
Und was immer Du gereimet,
Pflanzt in unſerm Sand ſich fort.
Bleibt's nicht kräftig, iſt's doch zierlich;
Nimm Dich unſer ferner an!
Sind wir auch nicht mehr natürlich,
Lieben doch Dich Mann für Mann.

— Der folgende Satz mit dem Schluſſe: in Berlin macht das Volkstheater ein Volksleben, enthält auch nichts als Worte. In Wien iſt eben ſo wenig ein Volksleben als in Berlin, dergleichen bedarf ganz eigenthümliche Elemente, die in Wien noch mehr fehlen, als bei uns. Die Wiener ſind vorläufig noch unbekümmerter als die Berliner, jene wollen nichts weiter, als fröhlich ſeyn, während die Berliner (hier iſt immer nur von der Maſſe die Rede) in einer Halbbildung befangen ſind, zu der die Wiener allmählig auch ſchon kommen. Wenn das ſogenannte Volkstheater irgend ein Maaßſtab ſeyn kann, ſo wünſchen wir, daß der Volksgeiſt nicht ſo oft Bankerott mache, als es die Wiener Volkstheater ſchon gethan haben, und um zu einem tüchtigen Volksleben zu kommen, iſt nöthig, daß dort wie hier die Bildung möglichſt ganz werde, nicht bloß in Nachäfferei beſtehe, welches, wie der Referent des „Converſationsblatts" am Schluſſe ſeiner Hindeutung auf Berlin ſelbſt ſagt, ein allgemeines Uebel des heutigen Geſchlechts iſt. — Das Königsſtädter Theater iſt dadurch in der Gefahr, ſeinen Zweck zu verfehlen, weil es ſich ſein Repertoir aus den Broſamen aufleſen ſoll, die das andere Theater fallen läßt, und wenn dieſes nur durch eine ſolche peinliche Beſchränkung ſich glaubt erhalten zu können und ein gleiches Recht an geiſtige Werke nicht zuläßt, ſo bleibt dem Königsſtädter Theater kein anderer Weg, als der etwas lange, ſich ein Repertoir erſt zu erzeugen, indem es ſich möglichſt der deutſchen Dichter, die auch nur einiges Talent für dramatiſche Dichtung zeigten, verſichert und ihnen durch diejenigen Bedingungen, wie ſie in Frankreich gelten, Luſt dazu macht, wobei übrigens kein Theater ſehr in Gefahr kommt. Denn von einem Stück, das gefällt, läßt ſich eine Tantième (nach den neueſten Sprachreinigern: eine Theilgebühr) geben, und wenn es nicht gefällt, ſo werden ſie von dem Nichts, womit der Dichter abgefunden iſt, nicht arm. Einen ſolchen Weg muß die neue Bühne einſchlagen, und es iſt ſchlimm genug, daß die Verhältniſſe zwiſchen Dichtern und Theater-Direktionen ſo lange ohne alle Feſtſtellungen geblieben ſind, daß noch jetzt irgend ein Theater ein gutes Beiſpiel geben kann. Wenn unterdeß das Königsſtädter ſich des Genre's bemächtigt, welcher bisher bei uns nicht begünſtigt wurde, nämlich der neueren italieniſchen Opern, ſo betrachten wir dies als einſtweilige, nicht als Hülfe aus dem Grunde, denn ein Genre kann hier nicht helfen. Will man nun im Haſſe gegen Roſſini ſagen: der Genre ſoll aber zu uns gar nicht kommen, ſo bemerken wir dagegen: ihr habt euch ſchon einen viel gefährlicheren gefallen laſſen, denn das widerwärtigſte Melodram wurde bei euch mit Entzücken aufgenommen und das ſittenloſeſte Vaudeville iſt bei euch Hahn im Korbe. A.

Zweiter Aufenthalt der Frau von Genlis in Berlin.

Nach ihrer gezwungenen Abreiſe brachte die Gräfin Genlis den übrigen Theil des Herbſtes und den Winter theils in, theils nahe bei Hamburg, unter Anderem in Brevel im Herzogthum Schleswig, zu. Sie hatte in dieſer Gegend nahe Verwandte und Freunde; ihre Tochter und ihren Schwiegerſohn Valence, ihre Nichte, die Frau des Kaufmanns Matthieſſen; auch Pamela und ihren Gemahl, den Lord Edw. Fitzgerald. — Sie erzählt nun weiter:

„Es fehlte mir nichts bei dieſer Wohnung (Brevel), als eine katholiſche Kirche in der Nähe. Es war eine in Schleswig; allein ich war fünf Stunden davon entfernt, und da ich keine anderen Pferde hatte, als die, welche mir mein Pachter lieh, ſo konnte ich nur ein oder zwei Mal die Meſſe hören. Jenny begleitete mich immer dahin. Meinem Verſprechen getreu, ſprach ich nie ein Wort von Religion mit ihr, und gab ihr die nöthige Zeit, um alle Sonntage die proteſtantiſche Kirche in Brevel mit meiner Pachter-Familie zu beſuchen. Nach Verlauf von ſechs Monaten bemerkte ich, daß ſie weniger regelmäßig in ihre Kirche ging, und mehrere Fragen über die katholiſche Religion an mich that, obgleich ich immer nur ſehr kurz darauf antwortete. Ich hatte ſeit fünfzehn Jahren die kleine Bibel von Sacy (mit Anmerkungen) immer bei mir geführt und Jenny war ſehr erſtaunt, zu ſehen, daß ich täglich etwas daraus las. Sie ſagte mir: die Proteſtanten glaubten, daß uns Laien verboten ſey, die Bibel zu leſen, und daß dieſes nur unſern Geiſtlichen geſtattet ſey. Auch ſah ich aus ihren Fragen, daß die Proteſtanten Vieles auf Rechnung der Katholiken lügen. Dieſe Entdeckung machte einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüth und ihr junges Herz."

Wer kann das hier breiter Gedruckte leſen, und nicht die Entdeckung machen, wie getreu Frau v. G. ihr Verſprechen hielt. Erſt ſpricht ſie nie von Religion mit Jenny; dann antwortet ſie kurz auf ihre Fragen; dann lieſet ſie die katholiſche Bibel mit ihr; dann hilft ſie ihr zur Entdeckung, daß die Proteſtanten viel auf Rechnung der Katholiken lügen. Dies Alles machte einen tiefen Eindruck auf das junge Gemüth.

Jenny Riquet, damals ein junges lebhaftes Mädchen, von feurigem Blut und reger Einbildungskraft, konnte den feinen Proſelytenkünſten der Frau v. G. nicht widerſtehen. Sehr natürlich! Sie iſt aber nie katholiſch geworden. *) Nichte von zwei proteſtantiſchen Predigern, Schwägerin zweier proteſtantiſchen Prediger, iſt ſie ihrem Glauben getreuer geblieben, als Frau v. G. ihrem Verſprechen. — Wie es übrigens Frau v. G. mit ihrem Glauben, wenigſtens mit der Andacht, hielt, mag folgende Anekdote, die ich aus dem Munde ihres Begleiters habe, bewahrheiten. Hr. M. begleitete ſie in die katholiſche Kirche zur Meſſe. Unterweges war nicht von Religion die Rede; in der Kirche knieeten Beide vor demſelben Altar. Einmal hatte Frau v. G. ihr Brevier vergeſſen. Hr. M. lieh ihr ein weltliches Buch, welches ſie zum Schein in der Hand hielt. Ein ander Mal, als der Prieſter die Hoſtie mit den geweihten Worten in die Höhe hob, raunte Hr. M. ſeiner Nachbarin die Worte aus einem bekannten ſehr profanen Liedchen in's Ohr:

Va-t-en voir s'ils viennent, Jean;
Va-t-en voir, s'ils viennent!

*) Sie hat, mit einer ihrer Schweſtern, in Magdeburg eine blühende Erziehungs-Anſtalt errichtet.

Digitized by Google

und ſie hatte Mühe, ſich des lauten Auflachens zu enthalten. Wie oft hat ſie der Demoiſ. Bocquet weiß gemacht, ſie müſſe in die Meſſe, und ging dann mit Hrn. M. im Prinz Heinrichſchen Garten ſpazieren. Wir würden dergleichen Schwachheiten nicht aufdecken, wenn Frau v. G. ſich nicht gar zu angelegentlich mit dem Mantel der Andacht — zudeckte.

Wir finden ſie zu Schleswig in einem Gaſthofe wieder, und laſſen ſie weiter erzählen.

„Ich hatte ein Nervenfieber, welchem ein Faulfieber folgte, an dem ich während ſechs Tage auf dem Tode lag. Ich behielt mein vollkommenes Bewußtſeyn. Jenny wollte es nicht zulaſſen, daß ich eine Krankenwärterin annähme. Sie erſetzte dieſelbe mit einem Eifer und einer Liebe, wie man ſie nur für die geliebteſte Mutter haben kann. Sie wachte achtzehn Nächte bei mir, ohne ſich nieder zu legen. — Jenny ſchickte alle Tage ein Büllетin des Arztes an meine Nichte und Herrn von Valence von Schleswig nach Hamburg. Dieſe Bulletins ſchmeichelten nicht, und Niemand kam mir zu Hülfe (!!). Ich ſah mich in der Lage, in einem Gaſthofe zu ſterben, ohne den Troſt zu haben, von meiner Tochter, meiner Nichte, meinem Neffen, meinem Bruder, meinen Zöglingen und Freunden gepflegt zu werden (!!!). — Wie unendlich theuer war mir damals Jenny! Ich bat ſie, mich *Mutter* zu nennen. (Sollte ſie, die verlaſſene Mutter, Tante, Freundin u. ſ. w nicht zum Theil Schuld an dieſer ungewöhnlichen Härte geweſen ſeyn?) — Der Arzt hatte mich aufgegeben und zu Jenny geſagt, er würde nicht wiederkommen, weil ich um fünf Uhr Morgens nicht mehr am Leben ſeyn würde. — In der Nacht, in einem Augenblick der Ruhe, hörte ich ſie ſchluchzen. Ich öffnete die Bettvorhänge und ſah ſie mitten in der Stube, den Rücken mir zugekehrt, mit aufgelöſeten Haaren, auf den Knieen, die Arme in die Luft geſtreckt, und den Kopf gen Himmel gerichtet. (Der romantiſchen Schilderung fehlen noch die in Thränen ſchwimmenden Augen.) Sie betete mit der Inbrunſt eines Engels. Ich war ſehr *überraſcht*, ſie auf den Knieen zu ſehen, weil man in ihrer Sekte nicht *knieend betet*. Ich rief ſie, um ſie zu fragen, und außer ſich warf ſie ſich auf mein Bett, und ſagte: „Ich habe Gott gelobt, katholiſch zu werden, wenn er Sie rettet!“ Ich ſchloß ſie in meine Arme, wie ſie in Thränen zerfließend. (Da kommen die Thränen doch!) Mich dünkte, als habe ſie *mich losgekauft*, und mir das Leben wiedergegeben. — Eine Stunde nachher hatte ich eine Criſe, und um ſieben Uhr erklärte der Arzt, den Jenny rufen ließ, daß ich außer Gefahr, und daß dieſes wahrhaft wunderbar ſey (une chose véritablement *miraculeuse*. Frau v. G. glaubt bekanntlich an heutige Wunder). Jenny lebt noch, und kann die gewiſſenhafte Wahrheit dieſer Erzählung bezeugen.“

Jenny lebt noch, mag dies Gelübde vielleicht abgelegt haben, hat es dann aber nicht erfüllt, und denkt jetzt über Frau v. G. ganz anders, als in einem Alter — von 16 Jahren, als ſie von ihr geſchmeichelt, geliebkoſet und umſponnen wurde. Uebrigens knieen die Proteſtanten bei feierlichen Gebeten, z. B. bei der Einſegnung, bei dem Abendmahl, und Viele in häuslichen Andachten bei dem Aufſtehen und zu Bette gehen. Das viele Knieen wird zur Gewohnheit, und hat etwas Theaterhaftes.

Frau v. G. fährt fort: „Der König von Preußen war todt. Ich *wußte*, daß der zur Regierung gelangte Kronprinz *öffentlich die Gewaltthätigkeit getadelt hatte* (?), mit der man gegen mich verfahren war. Ich hatte fortwährend einen lebhaften Briefwechſel mit der Demoiſ. Bocquet unterhalten. Sie beſchwor mich, nach Berlin zurück zu kehren und rieth mir, geradezu an den König zu ſchreiben. Ich folgte dieſem Rathe, und empfing mit umgehender Poſt eine höchſt gütige Antwort des Königs. Er berechtigte mich, nach Berlin zurück zu kehren, indem er mich verſicherte, daß ich dort ſtets Ruhe und Sicherheit finden würde. Er fügte hinzu, daß, wenn man mich unterweges beunruhigen ſollte, ich ſeinen Brief vorzeigen dürfe, der mir als Paß dienen würde. Ich beſitze noch dieſes Schreiben. — Ich langte glücklich in Berlin an, wo Demoiſ. Bocquet mich mit Freuden empfing und mir eine allerliebſte Wohnung, welche an die ihrige ſtieß, eingerichtet hatte.“

Wir haben nun die Frau v. G. glücklich wieder nach Berlin gebracht. Das Königliche Schreiben, vom Geheimen Cabinetsrath Lombard abgefaßt (deſſen Bruder bald eine große Rolle in dieſen Memoiren ſpielen wird), war in allgemeinen Ausdrücken, ſagt von den erlittenen Gewaltthätigkeiten nichts, und ſchloß nur mit den Worten: cette lettre vous servira de passeport. Die Gräfin hatte um einen Paß angehalten, und kam gegen Ende 1797 nach Berlin. Der vierte Theil der Memoiren ſchließt mit einer falſchen und ſogar hämiſchen Anekdote. Die Gräfin ſetzte die Nacht über die Blumen auf ein Fenſter des Treppenſtures. Sie fand ſie eines Morgens verletzt. Flugs ſteigt der Gedanke in ihr auf: „Dies hat mein Nachbar, der Emigrant, gethan.“ Anſtatt den Verdacht zu unterdrücken, ſchreibt ſie, ohne allen Grund: „*Ich errieth leicht*, daß mein Nachbar, der Emigrant, Urheber dieſer That ſey.“ Er war es nicht. Er hat ihr weder die Hyacinthen zerſchnitten, noch ihr am nächſten Morgen, aufs Neue, zwei Carniol-Ringe geſchenkt, noch in Folge jener Gewaltthätigkeit und dieſer Galanterie den geringſten Umgang mit ihr gehabt. Dergleichen Zuſammenſtellungen und Widerſprüche erkläre und reime, wer kann!

Der fünfte Theil der Memoiren beſchreibt den zweiten mehr als zweijährigen Aufenthalt der Frau v. G. in Berlin, auf etwa zwanzig Seiten, wenn man nämlich Auszüge aus einer anonymen Schrift der Gräfin, Schreiben des Herrn von Talleyrand, der jungen Herzogin von Orleans, bekannte Anekdoten von Friedrich II. u. ſ. w. abrechnet. Das Tagebuch wimmelt aber aufs Neue von ſo viel vorſätzlichen und unvorſätzlichen Irrthümern und Fehlern, daß wir es ganz *abſchreiben* und mit Anmerkungen verſehen müßten, wenn wir Alles berühren wollten. Die drei Anekdoten von Friedrich II. ſind falſch erzählt. In der bekannten von Voltaire, der auf der Reiſe von einem Pagen für des Königs Affen ausgegeben wird, heißt es „Friedrich pflegte auf ſeinen kleinen Reiſen ſich von V. begleiten zu laſſen.“ Das iſt *nie* der Fall geweſen. V. hat nie dem Könige auf Reiſen Geſellſchaft geleiſtet. — Die zweite Anekdote, die Schildwache betreffend, die auf dem Brummeiſen (guimbarde) ſpielt, iſt unbedeutend. — In der dritten verwechſelt Frau v. G. den Violoncelliſten *Duport* mit dem Gatten der Sängerin *Mara*. D. iſt nie Trommelſchläger geweſen. Ueberhaupt war Frau v. G. die leichtſinnigſte, leichtgläubigſte Perſon von der Welt. Sie hörte zu, behielt im Gedächtniß, aber verwechſelte Alles. Sie hat z. B. irgendwo *drucken* laſſen, in Berlin habe ſie eine Gattung kleiner platter Kuchen gegeſſen, welche ſich Monate und Jahre lang friſch erhielten, und daher den Namen gateau de mille ans erhalten hätten. Sie hatte dieſe unter dem Namen gateaux de Milan bekannten Kuchen nennen *hören*, und ſie, durch Aehnlichkeit der Töne getäuſcht, zu *tauſendjährigen* gemacht. Namensverdrehungen, wie *Zeis* ſtatt Dr. Selle, *Hangcarn* ſtatt Hanchecorne, le *fameux Iſſeland* ſtatt Iffland ſind ihr gewöhnlich; und doch tadelt ſie oft dieſen Fehler an Andern und will für genau und untrüglich gelten.

Sie ſpricht von Sansſouci, und der dortigen Bibliothek Friedrichs II. Dieſe habe, ſagt ſie, un nombre infini de livres licencieux et de poésies frivoles enthalten. Die Sammlung ſteht noch da; man gehe hin und wird finden, daß ſie aus Klaſſikern, aus Ueberſetzungen der Alten, und aus geſchichtlichen Werken beſteht. Freilich iſt ein Voltaire, ein Rouſſeau, ein Buffon darunter; auch wohl Diderot, d'Alembert und

Digitized by Google

die Encyclopädie. — Die Freundin, welche ſie noch Sansſouci geführt hatte, war Madam Bocquet, Schwägerin der Demoiſ. Bocquet. Bald nachher wurde ſie ins Schauſpiel geführt, und ſah „Octavia“, Trauerſpiel von Kotzebue, ein Stück, welches ſie beſchreibt und mit Recht lächerlich macht, wobei ſie ſich aber des unharmoniſchen Ausdrucks: qu'ils passassent ensemble la nuit bedient. Ein ſo widerlicher Ton paſſe aus einer ſo melodiſchen Feder! Er erinnert an den Vers eines andern Trauerſpiels: A. Qu'ordonnez vous, Seigneur? B. Que la garde aille ailleurs — und an die Ode über die Jungfrau Maria, worin ſie angeredet wird: Vierge non encore née (encornée) etc.

Frau v. G. findet bei Demoiſ. Bocquet ein junges Mädchen, Fedora; ihr Vater war ein preußiſcher Offizier, ihre verſtorbene Mutter eine Ruſſin, und Demoiſ. B. hatte ſich ihrer aus Mitleid angenommen, weil der Vater ſie nicht behalten und verſorgen konnte. Sie war weder taub noch ſtumm, wohl aber eine Art von Liebling der Demoiſ. B., welche ſich anheiſchig machte, ſie ſo lange zu behalten und zu unterrichten, bis ſie, als Erzieherin, ihren Unterhalt verdienen könnte, welches jetzt wirklich der Fall iſt. Sie kam nicht als Koſtgängerin der Demoiſ. B., du fond de la Russie, war nicht ihr petit espion. Frau v. G., welche ſie zum Gegenſtand ihrer Novelle „le Maillot sensible“ gemacht, hat, wie gewöhnlich, ein Drittel Wahrheit mit zwei Drittel Dichtung zuſammen geknetet.

Doch jetzt wird es ernſthaft. Frau v. G. beſchwert ſich über ihre Freundin, ihre Retterin, ihre Wohlthäterin — über Demoiſ. Bocquet, und da ſie ſelbſt nie Unrecht hat, wenn ſie mit einer Freundin bricht, ſo muß alle Schuld natürlich und unvermeidlich an Demoiſ. B. liegen. Doch worin beſtehen die Beſchwerden? Laſſen wir Frau v. G. ſprechen:

„Demoiſ. B. hatte mir einen Arzt gegeben (den Doctor Pelliſſon), der mich mit Arzneien quälte, und mir vielen Schaden that. Eine meiner Freundinnen, über die ſichtbare Abnahme meiner Geſundheit beſorgt, führte mich zum erſten Leibarzt des Königs, Herrn Zell (Selle). Dieſer erklärte mir: wenn es noch zwei bis drei Monate ſo fortgedauert hätte, wäre ich ohne Hoffnung verloren geweſen. Er hieß mich alle Arzneien aus dem Fenſter werfen, und zwei Monate lang nichts als Mohrrüben eſſen, und täglich einen Löffel Meerrettigſaft in die Suppe thun. Ich befolgte dieſe Diät noch zwei Monate länger, und ſie rettete mir das Leben. (O le grand pouvoir de l'orviétan!) Ich bemerkte, daß es Demoiſ. B. verdroß, daß ich von ihrem Arzte abgegangen war. Eine zweite Urſache brachte unter uns eine große Kaltſinnigkeit hervor — nämlich ihre Schwägerin, Mad. Bocquet, eine junge Perſon von 25 bis 26 Jahren, ſehr hübſch, mit Verſtand, Talent, Seele, und dem liebenswürdigſten Gemüthe begabt. Demoiſ. B. liebte ſie nicht —.“

Wir halten hier aus zwei wichtigen Gründen ein. Demoiſ. Bocquet iſt todt und Mad. Bocquet noch am Leben. Sollte aus eben dieſen Gründen Frau v. G. nicht beſſer gethan haben, dieſe Sache nicht zu berühren, anſtatt ſich als ſtrenge Richterin über Beide auf zu ſtellen, und für parteilos gehalten zu werden? Wer wird ihr auf's Wort glauben? Wer kann es, wenn man weiß, daß ihre feurige Freundſchaft für Demoiſ. Bocquet mit der Zeit erkaltet iſt, daß ihre eben ſo feurige Freundſchaft für Mad. Bocquet ebenfalls erkaltet iſt, daß alle ihre feurigen Freundſchaften erkalten, und ſie keine einzige Freundin anführen kann, über welche ſie nicht früher oder ſpäter Klage geführt, und mit welcher ſie nicht gebrochen hätte? Mag ſeyn, daß Demoiſ. B. ihre Schwägerin nicht geliebt hat, und von ihr nicht geliebt worden; mag ſeyn, daß ſie Frau v. G. gewarnt und Mad. B. heimlich zu ihr gegangen und die Freundſchaft heimlich fortgeſetzt hat. Was braucht das Publikum dieſe kleinen häuslichen Zwiſtigkeiten und Geheimniſſe zu erfahren? Was braucht es zu wiſſen, daß Demoiſ. B. der Frau v. G. eine ſeidene geſteppte Fußdecke geliehen, zurück genommen und mit einer cattunenen (remplie de pièces) erſetzt hat? Dieſes remplie de pièces ſoll an zu deuten ſcheinen, daß die letztere zerriſſen und in Stücke geweſen ſey. Mit nichten; es war damals die Mode aufgekommen, um dieſe Decken recht bunt und für das Auge gefällig zu machen, ſie mühſam aus Stücken verſchiedener Muſter zuſammen zu ſetzen, ſo daß ſie doppelt ſo theuer zu ſtehen kamen, als wären ſie aus einem Stücke geweſen. Was braucht das Publikum zu wiſſen, daß am Geburtstage der Demoiſ. Bocquet (kurz vor ihrer Trennung) Frau v. G. ihr eine geſteppte Fußdecke zum Geſchenk gemacht, mit den ſtechenden Worten: „Weil ich gemerkt habe, daß die Fußdecken in Ihrem Hauſe ſelten ſind!“ — Frau v. G. wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich — wie ſie in Kleinigkeiten verfahrend — den wahren Grund angebe, warum Demoiſ. B. die erſte Fußdecke gegen eine zweite vertauſchte. (Der Schluß im nächſten „Bemerker“.)

Literariſche Notiz.

In Berlin iſt im vorigen Jahre (1825) bei Heinrich Burchhardt: „Die Kunſt zu lieben. Syſtematiſch und mit beſonderer Rückſicht auf Ovid's „ars amandi“ dargeſtellt“, erſchienen. Die Erwähnung der ars amandi auf dem Titel des Buches könnte irre leiten, und die Vermuthung veranlaſſen, daß der ungenannte Verfaſſer der unſittlichen Liebe das Wort rede, aber er weiſet dieſe Vermuthung als ungegründet ausdrücklich in dem Vorworte zurück, und ein flüchtiger Blick in das Buch lehrt auch, daß er nur von der wahren Liebe ſpricht. Dennoch ſcheint er Ovid's Gedicht nicht immer richtig gewürdigt zu haben; man muß es aus einem hiſtoriſchen Standpunkte betrachten: daß Ovid habe ſchildern wollen, wie und als was zu ſeiner ausgearteten Zeit die Liebe behandelt wurde*), und nebenbei hat er wohl auch wirklich, wie Kotzebue ſeine „ars amandi“ nennt, die Kunſt, die Weiber zu verführen, aufzuſtellen beabſichtigt. Uebrigens läßt ſich trotz dem, was der Verfaſſer zur Vertheidigung ſeiner Idee ſagt, fragen, ob die wahre Liebe wirklich der Regeln, wirklich einer Kunſt bedürfe? Die wahre Liebe hört auf, es zu ſeyn, ſobald ſie zu ihrer Nahrung, Erklärung und Erhaltung der Regeln bedarf: ein ſolches, von der Natur in der Menſchen Herzen gelegtes Gefühl muß durch ſich ſelbſt ſich erzeugen und erhalten. — Der bekannte Epigrammen-Dichter Owen ſagt ſehr wahr:

Judice me rudis est, artem qui tradit amandi;
Naturae scopus est, non opus artis, amor.

Rochefoucault ſagt: „Wer die Kunſt, zu lieben, verſteht, der iſt unwürdig, des Glückes zu genießen“; und Kotzebue ſetzt hinzu: „Er hat Recht, denn wahre Liebe iſt keine Kunſt.“ — Eben ſo wenig kann man mit dem Verfaſſer einverſtanden ſeyn, wenn er ſich von dem Vorwurfe, als ob er hier und da der Koketterie das Wort rede, zu reinigen ſucht. Braucht wahre Liebe der Regeln, um ſich kund zu geben, die Gegenliebe zu erwecken und zu erhalten, dann wird das Gefühl ein erkünſteltes und ſtudirtes Spiel und die Liebe artet in Koketterie aus. Wer in dem traurigen Falle ſich befindet, daß er der in jenem Buche gegebenen Regeln bedarf, der nehme zu ihnen ſeine Zuflucht, aber er hüte ſich, über den Regeln der Kunſt das Gefühl der wahren Liebe ſchwinden zu ſehen! K.

*) Herr v. Gerning will Ovid entſchuldigen, wenn er ſagt: „Er beſang die Kunſt, menſchlich zu lieben; denn von einer phantaſtiſchen und überſinnlichen Liebe hatte man damals keinen Begriff“ — sed male! —

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 4. Januar. 2tes Blatt.

An die Dichter.

Von Joſeph v. Eichendorff.

Wo treues Wollen, redlich Streben
Und rechten Sinn der Rechte ſpürt,
Das muß die Seele ihm erheben,
Das hat mich jedesmal gerührt.

Das Reich des Glaubens iſt geendet,
Zerſtört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos iſt unſre Zeit.

O Einfalt gut in frommen Herzen,
Du züchtig ſchöne Gottesbraut!
Dich ſchlugen ſie mit frechen Scherzen,
Weil dir vor ihrer Klugheit graut.

Wo find'ſt du nun ein Haus, vertrieben,
Wo man dir deine Wunder läßt,
Das treue Thun, das ſchöne Lieben,
Des Lebens fromm vergnüglich Feſt?

Wo findeſt du den alten Garten,
Dein Spielzeug, wunderbares Kind,
Der Sterne heil'ge Redensarten,
Das Morgenroth, den friſchen Wind?

Wie hat die Sonne ſchön geſchienen!
Nun iſt ſo alt und ſchwach die Zeit,
Wie ſteh'ſt ſo jung du unter ihnen,
Wie wird mein Herz mir ſtark und weit?

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn Alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen —
Der Dichter iſt das Herz der Welt.

Den blöden Willen aller Weſen,
Im Irdiſchen des Herren Spur,
Soll er durch Liebeskraft erlöſen,
Der ſchöne Liebling der Natur.

D'rum hat ihm Gott das Wort gegeben,
Das kühn das Dunkelſte benennt,
Den frommen Ernſt im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die Keiner kennt.

Da ſoll er ſingen frei auf Erden,
In Luſt und Noth auf Gott vertrau'n,
Daß Aller Herzen freier werden,
Erathmend in die Klänge ſchau'n.

Der Ehre ſey er recht zum Horte,
Der Schande leucht' er in's Geſicht!
Viel Wunderkraft iſt in dem Worte,
Das hell aus reinem Herzen bricht.

Vor Eitelkeit ſoll er vor Allen
Streng hüthen ſein unſchuld'ges Herz,
Im Falſchen nimmer ſich gefallen,
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O laſſ't unedle Mühe fahren,
O klingelt, gleißt und ſpielet nicht
Mit Licht und Gnad', ſo ihr erfahren;
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laſſ' in dir walten,
Aus friſcher Bruſt nur treulich ſing'!
Was wahr in dir, wird ſich geſtalten,
Das and're iſt erbärmlich Ding.

Den Morgen ſeh' ich ferne ſcheinen,
Die Ströme zieh'n im grünen Grund,
Mir iſt ſo wohl! — Die's ehrlich meinen,
Die grüß' ich All' aus Herzensgrund!

Digitized by Google

Das Jahr Eintauſendachthundertfünfund- zwanzig an ſeinen Nachfolger.

(Schluß.)

Wenn ich hier ſchon von der Religion zur Sitte überging, ſo bitte ich dich, dieſe möglichſt wieder zu Ehren zu bringen, um ihrer ſelbſt, und beſonders auch um ihrer unvergleichlichen Schweſter willen, der Frei- heit, ohne die das Schlechte gar nicht mit den rechten Waffen bekämpft werden kann, die aber in ihrer wah- ren Geſtalt nur im Gefolge der Sitte erſcheinen wird, und im andern Fall lieber ihrem Stiefbruder, dem Freiſinn, die Herrſchaft überläßt, der für das Recht, ſeinen Laſtern zu fröhnen, lachend ſein beſſeres Selbſt dahin giebt. Unſre Männer ſind zu Weibern gewor- den und theilen ihre Zeit zwiſchen eitlem Putz und ſolchen Wiſſenſchaften, womit man kein geiſtiges Auge bekommt und nur die ſchwachen Augen Anderer um- nebelt. Eingeſchnürt wie ihr Körper iſt auch ihre Seele; aber für die Folter, auf welche ſie ihre mög- lichſt verborgene Rohheit legen, wenn ſie dieſelbe mit dem Firniß des modern-geſellſchaftlichen Tons umklei- den, entſchädigen ſie ſich geheim durch Zügelloſigkeit. Was an Mannheit dem einen Geſchlecht verloren ging, hat das andere aufgenommen; ein Weib in ſeiner eigen- thümlichen Natur iſt zum verborgenen Heiligthum ge- worden und ein Hermaphroditen-Geſchlecht, zu unbe- ſtändig für männlichen Geiſt und zu keck für weibliche Milde, ſtellt das ſchöne Geſchlecht dar, das mit ſpe- kulativem Geiſte fühlt, mit dem Herzen denkt und mit der Sinnlichkeit entſcheidet. Ich brauche dir nicht zu ſagen, daß du Strafe üben ſollſt an dergleichen Weſen; der Zahn der Zeit thut ſchon von ſelbſt das Seinige; aber zu beſſern ſuche! Ein Mann ohne Moral und Kraft, ein Weib ohne Sitte und Demuth — welche Schmach für die Schöpfungs-Tage! — ſuche ihnen das begreiflich zu machen!

Was nun Handel und Wandel betrifft, ſo wirſt du erfahren, daß die größten Geſchäfte jetzt auf Lumpen baſirt ſind, daß die Leute unendlich viel für das allgemeine Beſte thun, ſich ſelbſt aber für das Allgemeine, oder we- nigſtens für die Univerſal-Monarchen deſſelben halten. Schon zu meiner Zeit machte man folgendes Liedchen:

Cäſar, ſo wie Alexander,
Dachten mit ihrem Genie
Kecklich dich einſt zu gewinnen,
Univerſal-Monarchie!
Auch des Napoleon Thaten,
Sicher des Heldengewichts,
Strebten nach dir, doch geendet
Haben ſie Alle — im Nichts!
Neulich nur ließeſt erweichen
Du dich mit Lumpen und Leim,
Und durch die Macht der Papiere
Führten dich Makler nun heim.

— und es wird auch bei dir, majorenner Nachfolger, noch als treffend gelten können. Ich habe nichts dagegen, wenn du die Papier-Autokratie in gutem Courſe erhältſt; du magſt vielmehr kräftig einſchreiten, um dies zu bewirken, da viel edlere Intereſſen, als etwa fünf oder drei Prozent, ſich jetzt mit dem Courſe der Papiere fort bewegen. Nur wünſchte ich, du brächteſt die Matadore ſolcher Spekulationen dahin, daß ſie nicht von moraliſchem Verdienſt ſchwatzten, wenn nur vom Börſen-Verdienſt die Rede ſeyn kann; — es ſoll Jemand, der nur ſich wohl thun will, uns dies nicht als eine Wohlthat für Alle anrechnen. Nächſtdem darf der durch künſtlich erzeugte Hülfsmittel Reichgewordene am wenigſten geizen, wenn er mit einem Erwerbe den ehrlichen Bürger erheben kann, den nicht der Druck der Zeit niederſchlug — das verbitte ich mir — ſon- dern eben der Druck ſolcher Umſtände, die nicht der Zeit, ſondern der Unzeit angehören und die leicht beſ- ſer ſeyn könnten. Die angeblich Vornehmen, welche immer vorweg nehmen und ſo weit empor gekommen ſind durch Courtage, daß ſie Cour-Tage beſtim- men, um ihrer werthen Perſon nahen zu dürfen, ſollen nicht etwa Leute ſeyn, die ſich viel vornehmen und wenig thun; ſondern es ſoll Jeder, der bei Fortunen gut angeſchrieben ſteht, auch ſolchen betriebſamen Fä- higkeiten etwas gut ſchreiben, die ſich nicht im Magen einen Fürſprecher ſuchen; denn die Gaumen-Künſte ſind, ſeit die Franzoſen durch Begründung der Re- ſtaurationen in allen Ländern ein ſtetes Gaſt- und ſich ein Denkmal ſtifteten, die ergiebigſten und beliebteſten, wie wir auch an der ſteten Vermehrung der Aerzte be- merken; und dieſe Reſtaurationen ſind ſchuld, daß gar vielen geſcheidten und kunſtfertigen Leuten jetzt der Magen zuweilen leer gelaſſen wird.

Aus dem reichen Papier-Reiche wollen wir uns gleich in ein armes Papier-Reich begeben, in das der Literatur und namentlich der Zeitſchriften, um welche ſich die Zeit übrigens nicht weiter bekümmert, als daß ſie ihnen ihr Entſtehen und Vergehen, ſo wie die kurze oder lange Leichenrede dazwiſchen, erlaubt. Wenn der- gleichen Dinge die Barometer der Cultur ſind, ſo wirſt du, majorenner Nachfolger, an den meiſten der- ſelben gewiß erſehen, daß ſie tief gefallen iſt und auf Frivolität — das ſchlechteſte Wetter in der ethiſchen Welt — ſteht. Es giebt Schriftſteller, die wahre Gift- ſteller ſind, indeß vergreifen ſie ſich zuweilen, und müſſen dann ſelbſt verſchlucken, was ſie Andern berei- teten, damit ſie ſehen, wie es bekömmt. Unſere Vor- gänger hatten es darin beſſer; ſie bemerkten in Beſtre- bungen ſolcher Art einen tüchtigen Sinn: die Leute ſchrieben damals nicht bloß, um zu leben, ſondern um leben zu lehren, was ein großer Unterſchied iſt. Seit die Leute ſchreiben, um zu leben, wollen ſie keinen

Andern mehr leben laſſen, ſondern ihn beerben, und können ſie ihn nicht literariſch umbringen, ſo ſuchen ſie ihn wenigſtens ſo an zu ſchwärzen, daß er eigentlich nur noch umher laufen ſoll, um pränumerando ſelbſt ſein Abſterben zu betrauern. Indeß wirſt du, mein volljähriger Nachfolger, wohl einſehen, daß dies ein ominöſes Zeichen iſt. Nur wer ſich auf eigenthümliche Weiſe keinen Ruhm zu erwerben weiß, ſucht ſeinen Ruhm darin, Jedem, den er auf ſeinem Wege findet, Schandflecke an zu hängen, meinend, wer endlich am wenigſten beſchmutzt iſt, gelte für den Reinſten. Was ſagt aber das Publikum dazu? Nur die Gründlichſten darunter wenden ſich ab, die Sündlichſten aber, d. h. die Vielheit, welche ſich begreiflich allein für das Publikum hält, freut ſich, wenn etwas vorgeht, und es treffen da die Worte einer neuen Parodie:

„Das Publikum iſt ein altes Weib,
Es ſchwatzt und erhorcht zum Zeitvertreib;
Unſre Krittler und Correſpondenzen-Schreiber
Sind des alten Weibes Zeitvertreiber.
Und um den Beweis recht ſtreng zu führen,
Daß alte Weiber und junge Kritikaſter
Leiden an demſelben Laſter,
Läßt ſich zwiſchen Schmähen, Keifen und Recenſiren
Jetzt ſelten nur noch ein Unterſchied ſpüren;
D'rum, all der Kritiker That und Ruhm,
Beſteht in dem Alten-Weiberthum.“

Die Zeit ſpottet vieler Thorheiten der Menſchen und kann alſo dem beſſernden Spotte nicht abhold ſeyn; ja ſie hat ſogar ihre Helden, die ſie um der Satyre willen krönte; aber ſie unterſcheidet zwiſchen Spott zum Heilen und Spott zum Verwunden, wie zwiſchen dem Schwerdt eines Richters und dem eines Räubers. Wenn in ſolchen Fällen das erſtere gegen das letztere zu kehren iſt, wirſt du, mein volljähriger Nachfolger, die Kraft einer männlich gewordenen Zeit zu erweiſen haben und im Reiche der Literatur und Künſte den Wegelagerer ſtrafen, d. h. den Partei-Kritiker, der für Geld ſich zum Ehrenmörder herleiht, der bei Verlegern und Verlegenen als Dineur ſich zum allbereiten Diseur ſtempeln läßt, bei dem Leeren der Weinflaſchen des Lobes voll wird für Schriftſteller und Schauſpieler, die das Talent nur in Münzen mit ſich führen, und der bei'm Soupiren mit Schauſpielerinnen wohl gar zum Soupireur wird, und dann ſeine proſaiſchen oder poetiſchen Seufzer für Kritiken ausgiebt. Die Kritik iſt einem Leuchtthurm zu vergleichen; bei der glücklichen Fahrt eines Talents hat ſie wenig zu thun, in den literariſchen Stürmen aber ſoll ſie leuchtend auf feſtem Grunde ſtehen und ſo die, welche den unrechten Weg wählen wollen, in ihre erhellte Nähe rufen. Gar viele Kritiker verſchicken aber nur Irrwiſche, womit ſie den Kundigen beluſtigen, die noch Unerfahrnen aber in ihr ſchlechtes Element, in Sumpf und Vermoderung locken. Erwecke, mein volljähriger Nachfolger, gegen ſolche Irrwiſchler kräftige Stimmen, die den übertriebenen Lobrednern und den Schmähſüchtigen zurufen:

Braucht das Lob nicht zur Verwöhnung,
Seyd nicht feil und meidet Brunſt;
Doch vermeint nicht, daß Verhöhnung
Zwiſchen der Kritik und Kunſt
Jemals fördere Verſöhnung.
Auch die Schärfe zeige Gunſt,
Wollt ihr nicht Talente morden;
Und beſonders in dem Norden
Fordert Milde noch die Kunſt,
Bis ſie — heimiſch iſt geworden.

Warum ich glaube, daß die wahre Kunſt im Norden noch nicht ſo ganz heimiſch iſt, das will ich dir, mein Nachfolger, in der Congreß-Stunde ſagen und es dir überlaſſen, ob du es bekannt machen willſt. Gewiß iſt es aber, daß man vorläufig nicht allein die Genialen, ſondern auch die noch in Schutz nehmen muß, welche durch uns, d. h. mit der Zeit, zu ihrem Talente kommen. Für jenen Congreß bewahre ich überhaupt noch Manches, was ich im Sinne habe, unterdeß nimm meinen Gruß und in dem, was ich von dir erwarte, die Zeichen der Achtung vom Jahre

Achtzehnhundertfünfundzwanzig.

Anekdote.

Im Jahr 1245 zeichnete ſich ein Pfarrer von Saint Germain l'Auxerrois (in Paris) während der Streitigkeiten der Päpſte, und beſonders Innocentius III. mit dem Kaiſer Friedrich II., der von den Päpſten mehrmals in den Bann gethan wurde, durch die Art aus, wie er dieſen Bann ankündigte. Er beſtieg die Kanzel, und ſprach: „Höret mich an, meine vielgeliebten Brüder. Ich bin beauftragt, über den Kaiſer Friedrich, unter Glockengeläute und bei angezündeten Kerzen, das Anathema zu ſprechen. Mir ſind die Gründe unbekannt, welche dieſen Ausſpruch veranlaßt haben; nur ſo viel weiß ich: es herrſcht Haß und Zwietracht zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer; auch weiß ich, daß ſie ſich beiderſeits mit Schmähungen überſchütten. Deswegen, und inſoweit es von meiner Macht abhängt, thue ich in den Kirchenbann den Angreifer und Unterdrücker, und ſpreche denjenigen los, der einer, dem chriſtlichen Glauben ſo verderblichen Verfolgung ausgeſetzt wird.“ — Der Pfarrer, der dieſe ſeltſame Bannformel ausgeſprochen hatte, wurde vom Kaiſer belohnt, vom Papſt beſtraft.

Chaſtel.

Frage.

Den Glücklichen erſchreckt der Tod;
Der Kummervolle ſchaut ihn an
Als tröſtend Ende aller Noth,
Als herrlich Ziel, das er gewann;
Und darum darf der Weiſe fragen,
Wer mehr von Beiden zu beklagen?

Bertram.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

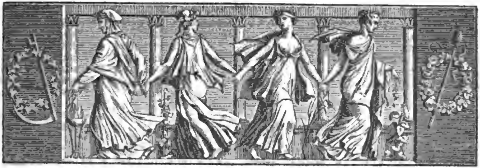
Berlin. „Euryanthe", hiſtoriſch-romantiſche Oper, gedichtet von Helmine von Chezy, componirt von Carl Maria von Weber, kam bei uns am 23. Dezember auf die Königliche Bühne. Wir konnten erſt dieſe eine Darſtellung beſuchen, und bekennen, daß wir während derſelben oft den Kopf geſchüttelt haben, aber nicht über das Kunſtwerk, ſondern über die Kritiken, welche die guten Wiener darüber haben ausgehen laſſen. Doch nein, die guten Wiener waren es nicht, ſondern die unterthänigen Diener des Modegeſchmacks. Jene ſind, wie ſelbſt die Widerſacher zugeſtehen mußten, eben ſo enthuſiaſtiſch laut geworden, als unſer Publikum, das jede Beifallsbezeigung hervor ſuchte, um dem Componiſten die höchſte Theilnahme zu verlautbaren. Was hatten denn aber die Wiener Kritiker dagegen? Sie brachen dem Sujet gänzlich den Stab, und berichteten über die Muſik ſo, als ob dieſelbe nur muſikaliſche Kunſtlichkeiten enthielte, aller Melodie entbehrete und überhaupt keinen Eindruck machen könnte. Wir mögen darüber weiter nicht mit ihnen rechten, ſie haben ſich ohnehin mit ihren Verkehrtheiten ſchon zu viel Raum genommen, wir wollen nur ſagen, daß, nachdem wir die Oper gehört haben, es uns ſcheint, als konnten die Wiener Wortführer damals nur mit Italiener-Waare handeln. Ueberhaupt macht indeß meiſt alles Fremde auf das Volk anfangs einen ſolchen Eindruck, daß es darüber das Eigene gänzlich aufgeben möchte. Die bedächtige Natur der Deutſchen wird zwar nur auf kurze Zeit, aber dann auch recht ausgelaſſen toll. Sie können das Eine nicht verehren, ohne das Andere zu verachten, den Einen nicht lieben, ohne den Andern zu haſſen, doch ſcheint es ihnen dabei auch wieder um die Verſöhnungen zu thun; genug, ſie prätendiren in den öffentlichen bürgerlichen Schauſpielen die Hauptrolle, und fragen nicht viel danach, von welcher Art ſie iſt, wenn ſie nur mit in Thätigkeit ſeyn können. Und wenn ſie dann noch ſo aufgebracht ſind, eine einzige Phraſe, wie etwa: „Mein hochgeehrtes Publikum, ich beuge meine Knie; denn ich bin ganz unglaublich dumm und du biſt ein Genie!" läßt ſie aus der Wuth ins Entzücken fallen. Daraus geht aber hervor, daß wenigſtens die Wortführer nicht in Schwindel gerathen ſollen! — Um wieder auf „Euryanthe" zurück zu kommen, ſo müſſen wir zuerſt der Dichtung das Wort reden. Wir tadeln es allerdings, daß die ergreifende Einfachheit des urſprünglichen Stoffes (in der bekannten Erzählung) hier durch die Schattenweſen Emma und Udo, die dem Gange der Handlung Unklarheit beimiſchen, und durch den myſtiſchen Ring verletzt iſt; dagegen müſſen wir aber bedenken, daß jenes Zeichen der Untreue, welches „Lyſiart" an der ſich badenden „Euryanthe" erlauſchte, vielleicht Manchem auch ein Anſtoß geweſen wäre. Unbezweifelt iſt, daß die Begebenheit zu guten und wirkſamen Scenen benutzt und dem Ganzen Steigerung gegeben wurde; der dritte Akt hat die größte Lebendigkeit. Was die Muſik betrifft, ſo haben wir kritiſch nur die Ouvertüre und die zweite Hälfte des zweiten Aktes zu beſprechen, weil uns hier die Totalwirkung nicht eindringlich genug erſchien. Indeß wäre es auch ſehr gewagt, und würde uns nicht zur Ehre gereichen, nach einmaligem Hören mehr gelten zu wollen, als der Componiſt, der ſich mit ſeinem Werke ſo innig befreundete; denn offenbar giebt es wenige Opern, in denen der Geiſt der Dichtung, ſo wie das Deklamatoriſche derſelben, mit ſo viel Empfindung, Einſicht und Fähigkeit dargelegt wäre. Sowohl die Geſang- als die Inſtrumental-Partieen laſſen uns den Meiſter erkennen, dem es nicht um Wohlklang allein, ſondern um Wahrheit zu thun iſt, die natürlich, um ganz erkannt zu ſeyn, ein ſo tiefes Verſenken in das Werk fordert, daß eine Darſtellung dazu nicht hinreicht. Wir ſtehen aber keinen Augenblick an, dieſe Oper als das werthvollſte Werk des Componiſten zu bezeichnen, unabhängig von der Unterſuchung, wie die Mehrheit darüber entſcheiden wird. Die Motive unſerer Anſicht wollen wir näher darlegen, ſobald uns der Beſuch mehrerer Vorſtellungen alle Einzelheiten genauer auffaſſen ließ, um unſere Gründe damit noch mehr zu befeſtigen. **.

Die Oſtſee. Auf einer Geſchäfts-Reiſe wenige Meilen von der Oſtſee angelangt, erwachte ein lange gehegter Wunſch in mir, das Meer zu ſehen. Der Inhaber einer Domaine, ein Bekannter von mir, wohnte eine Stunde von der See. Zu ihm ritt ich im Monat Mai, und traf ihn und ſeine Familie zu Hauſe. Am Fenſter ſeines Wohnzimmers ſaß ein Mann, der von mir keine Kenntniß nahm. Er ſah ſtarr in ein Buch, ohne zu leſen, denn nie wandte er ein Blatt um. „Es iſt", ſagte man mir, „ein Däne, den wir vor einigen Tagen gerettet haben. Ein Glück war es, daß ſein Schiff bei Tage ſcheiterte." — „Und wenn bei Nacht?" fragte ich. — „Dann würde ſeine ganze Habe den Bernſtein-Fiſchern wahrſcheinlich als Strandgut verfallen geweſen ſeyn; ja für ſich ſelbſt hätte er wohl noch ein Löſegeld zahlen müſſen." — „Gräßlich!" ſagte ich. — „Wohl iſt es das", erwiederte mein Freund. „Aber die Nacht iſt einmal im alten Beſitz der Geſetzloſigkeit, und ſelten nur läßt ſie ſich mit dem, was ſie in ihren weiten ſchwarzen Mantel an Vergehungen ſammelte, von der Sonne belauſchen." — Am folgenden Tage ritt der Beamte mit mir zur Oſtſee. Auf dem Wege dahin plauderten wir viel, und nur halb hörend auf das, was Jener ſagte, dachte ich bei mir ſelbſt: Bis zum Meere ſoll es nur eine halbe Meile ſeyn und dort iſt noch ein ferner blauer Wald? Indem hielt mein Begleiter ſein Pferd an und ſagte: „Das iſt das Meer!" — Ich war ſehr überraſcht. Nun ich vom hohen Ufer hinab ſah, das mir die nahe See verborgen hatte, erkannte ich in dem blauen Walde mit ſeinen krauſen Waſſer-Wipfeln das erhabene Bild der Endloſigkeit. Wohl trägt es gefällig den Menſchen ſammt ſeiner Waare, oft aber gegen hohen Frachtlohn. — Am fernen Saume dieſes Bildes wiegte ſich ein Schiff auf und nieder, einem ſchwimmenden Vogel vergleichbar. Was iſt groß? was iſt klein? Vor ſolchem Panorama fühlt das Vorſtellungs-Vermögen ſich ſeiner Feſſeln entledigt, und zu ſeinem Selbſt zurück kehrend würde der Menſch hier ſich klein und unbedeutend erſcheinen, wenn ihn ſein Bewußtſeyn, daß er das Große zu denken vermag, nicht empor hielte. — Wir ritten nun den Strand entlang, einſamen Fiſcher-Wohnungen vorüber. In eine derſelben huſchte ein altes Weib, mit Holz beladen, grau, wie die Hütte und gräulich. Aus dieſen Hütten erheben ſich Gebete zum Himmel um reiches Strandgut beim Mondenlicht! Am offenen Fenſter der einen Hütte — ſie lagen eine von der andern weit ab, kein Raubthier duldet den nahen Nachbar — ſaß ein Rothkehlchen, das heimiſch aus und einflog. Alſo doch nicht alles Leben wird hier unfreundlich aufgenommen — aber das Vögelchen war ſtumm. — Hart am See, auf einem Steine, ſaß ein Mann, die Wellen beſpülten ſeine Füße, ſein Blick ſtarrte unverwandt aufs Meer. — „Es iſt der Däne", ſagte der Amtmann; „er ſchaut hinüber nach Bornholm. Täglich wartet er hier, ob die See ſeine Tochter zurück geben werde. Beide hatten eine Planke erfaßt, die ſie ſpärlich trug. Als der Vater, platt niederliegend, mit den Händen rudernd, nach einiger Zeit ſich umſah, war die Tochter verſchwunden. Er fürchtet, ſie möge es abſichtlich gethan haben, damit er ſich retten könne. Wie viel Liebe ging hier unter! Auch wenn ihr lautloſes Verſchwinden unfreiwillig war, ſo wußte der Vater doch, was er der Tochter zutrauen durfte. Wer mag die Größe meſſen, die eine weibliche Bruſt bewahrt, wenns auf Verzichten ankommt. C. W. Frölich.

Eine Schauſpielerin hatte einen Prozeß gegen einen Arzt. „Sie kommen", ſagte der Richter zu ihr, „in den Verhandlungen bald als Demoiſelle, bald als Madam vor, welches iſt denn nun richtig?" — „Ich bin Schauſpielerin!" entgegnete ſie. (Pandore.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 6. Januar. 3tes Blatt.

Der Sylveſter-Abend.

Erzählung von Amalie von Seldt.

Es war zu Ende der Adventszeit und das ſchöne heilige Chriſtfeſt nahe, als Marie und Suſanne, der Räthin Löwen jüngſte Kinder, im früh herein brechenden Dämmerlicht zum Fenſter ſchlichen, um von hier nach dem Laden hinüber zu ſchauen, in welchem eben die Lichter angezündet wurden, in deren Strahl nun die bunten Herrlichkeiten erglänzten, die das Ziel ihrer ſtillen Sehnſucht waren. Wenn die Thürſchelle dort drüben hell erklang, flüſterten ſie einander zu, wie jetzt wohl unſtreitig Knecht Ruprecht in das reiche Gewölbe trete, und des köſtlichen Spielzeugs, der unvergleichlichſten Puppen viele zum ſpäteren Vertheilen einkaufe. Auch die zierlichſten Schäfer und Schäferinnen von glänzend weißem Zucker, nur hier und da durch das Auftragen greller Farben geſchmückt, meinten ſie deutlich zu erblicken, und ſahen ſie auch wohl ſchon im Geiſt zwiſchen den hellen Lichtern des grünen Tannenbaums ſchimmern. Wie nun aber auch durch all dieſe Vorſtellungen ihre Herzen bewegt und erfreut wurden, ſo blieb ihr Zwiegeſpräch dennoch nur ein leiſes Flüſtern, denn das Gebot der älteren Schweſter ehrend, beachteten ſie ſorglich den ſanften Schlummer der eben von einer ſchweren Krankheit langſam geneſenden Mutter.

Während nun ſo die Kleinen, eng zu einander geneigt, ſich ihre Gedanken und Vorſtellungen mittheilten, hatte der immer tiefer ſinkende Abend auch der fleißigen Clara ein Ziel geſetzt und ſie erinnert, daß es Zeit ſey, den ermüdeten Augen wenigſtens eine kurze Erholung zu gönnen. So ließ ſie denn die Nadel ruhen, ſchob den Rahmen ein wenig zur Seite, und ſtützte, von der Arbeit angegriffen, das Haupt mit der Hand des aufgeſtemmten Armes. Es war ſo ſtill im kleinen dunkelnden Zimmer, nur das Geräuſch der draußen Vorüberſchreitenden und Fahrenden, nur das flüſternde Geſpräch der Schweſtern drang zu Clara, die unwillkührlich der leiſe geſprochenen Worte lauſchte. Sie hörte, daß die lebhafte Suſanne der ſtilleren Marie erzählte, wie ſie heut die Wärterin der kleinen Clotilde mit einem verdeckten Korbe am Arm vorüber und in das Haus des Präſidenten gehen ſah, wie der Wind, als die Wärterin dort die Schelle zog, das verhüllende Tuch gehoben und ihr ſo das ſauberſte Spielzeug gezeigt habe, was nun ohnſtreitig der glücklichen Clotilde beſchert werde. Sie malte mit lebhafter Kinder-Phantaſie die aufgebauten Herrlichkeiten in des Präſidenten Zimmer, ließ ſie von den hundert Lichtern des Chriſtbaums überſtrahlen, ſah der lieblichen Clotilde Verwunderung, ihre Freude, und ſchloß tief ſeufzend mit dem Wunſch: daß ſie doch nur ein Mal, nur ein einziges Mal wieder, wie wohl ſonſt, eine Weihnachts-Beſcherung erleben möchte.

Clara's Gedanke war der kleinen Schwätzerin in das Haus des begüterten Präſidenten gefolgt; ſie hatte dort, gleich ihr, die Zubereitungen zu der frohen Ueberraſchung in dem reich decorirten Zimmer und die Freude der Eltern bei dem Erſtaunen des einzigen, geliebten

Digitized by Google

und lieblichen Kindes geſehen. Oft wohl hatte ſie früher ſchon mit inniger Theilnahme, mit herzlicher Freude nach den Fenſtern des ſchönen Hauſes hinüber geſchaut, wenn an dieſen die Präſidentin, die holde Clotilde auf ihrem Arm, erſchien, und das blühende Kind zwiſchen die blühenden Blumen ſtellte, die frühlingsheiter durch die hellen Scheiben auf die winterliche Gaſſe hinab ſahen; denn immer lächelte der Mutter und des Kindes Antlitz noch heiterer und lieblicher, als die zarten Blüthen. Doch jetzt ſchwebte das ganze beneidenswerthe Glück jener Familie, das, auf Würdigkeit, Liebe, Wohlhabenheit und Achtung gegründet, Alles in ſich vereinte, was nach des Mädchens Gefühl das Leben zu ſchmücken und zu verſchönern vermag, in den freundlichſten Bildern ihr vor, und drängte ſie zu dem Vergleich mit ihrem Looſe, das, drückender als je durch der Mutter lange Krankheit, ſich nur als ſchroffer Gegenſatz zu dem Gemälde jenes heiteren Familienlebens ſtellte. Suſannens innig ausgeſprochener Wunſch, nur ein Mal noch eine Weihnachts-Beſcherung, wie wohl ſonſt, zu erleben, führte ſie in die Vergangenheit zurück und erfüllte ſie mit tiefer Wehmuth. Wie hoffend, wie fröhlich hatte ſie einſt in das Leben geblickt, wie viel von den kommenden Tagen erwartet, und wie hatte ſich Alles ſo anders geſtaltet! — Ach, ihre Geſpielinnen alle, in derem Kreiſe ſie ſonſt die Heiterſte erſchien, ſie Alle hatten wohl ein glücklicheres Lebensloos gezogen; nur ihr war das der bittern Sorge, der drückenden Beſchränkung gefallen, nur ihre Jugend war ohne den Blüthenſchmuck der Freude, verkümmert durch die herbſten Entſagungen. Und dennoch hätte Clara Alles, was nur *ſie* traf, immer noch willig und hoffend getragen; daß ſie aber, bei dem angeſtrengteſten Fleiß, die Sorge und den Mangel nicht von der Mutter fern zu halten vermochte, nur mit Zagen in die nächſte Zukunft blicken, und auch nicht durch die geringſte Gabe die armen kleinen Geſchwiſter an dem heitern, ſich nahenden Feſte erfreuen konnte, das ſchmerzte ſie tief. Sie vermochte es nicht, den Thränen zu wehren, die ſich heiß in ihre Augen ſtahlen, deren Blick ſich jetzt auf die faſt vollendete Arbeit ſenkte, der ſie ſo manche Stunde der Nacht gewidmet hatte, um ſie in der kurz geſtellten Friſt zu beenden.

Wie nun das maleriſch ſchöne Blumengewinde in ſeinem reichen Farbenſchimmer zu ihr aufſah, erweckte es ihr das Andenken an die engelſchöne Angeline, die ihr dieſe Arbeit übertrug. Sie ſah das Fräulein, von Anmuth und blühender Jugend umſtrahlt, vom Schimmer des Glanzes und des Glücks umleuchtet, wie ſie in dem geſchmackvollen zierlichen Gemache vor der bekümmerten Clara ſtand, und, das fröhlich lachende Geſichtchen zu dieſer gewendet, ſo ſchmeichelnd bat: das kaum von ihrer Hand begonnene Werk zu vollenden. Ach, ſelbſt die liebe Beſchäftigung mit der Gabe für den Verlobten war der, nur mit der heiteren geſelligen Freude, nur mit dem ſpielenden Wechſel Vertrauten, zu ernſt, zu ſchwer; ſie ſchob ſie von ſich und auf Clara hin, unter deren kunſtreichen Nadel nun die Blumen erblühten, während ſie ſelbſt nur Dornen auf ihrem Pfade fand.

War es denn das ſeltene, ungetrübte Glück, dem ihre Gedanken in dem edlen Familienleben des Präſidenten begegneten? Waren es die ſorgenfreien, nur dem Frohſinn und der Freude geweihten Tage, die wie ein heiterer Morgentraum an Angelina von Weideck hinflogen? War es überhaupt ein allzu reiches, allzu hohes Glück, was ſie für ſich begehrte? Nein! — ſie fühlte tief im Herzen: viel weniger! — Das einfach ſtille Leben der einzigen Freundin, die ihr blieb, der treuen Anna, es reichte hin, ſie zu beglücken. Wohl mußte auch dieſe ſo Manches entbehren, was in jenen beiden Familien als nothwendiges Bedürfniß des Lebens erſchien, wohl waren auch ihr die Anforderungen des Luxus fremd, und ihr Feſttagskleidchen vielleicht von dem Negligee des Fräuleins im Werthe weit überboten. Aber wie anders, wie ganz anders geſtaltete ſich dennoch Anna's Loos, wie einfach und doch wie heiter reihten ſich ihre Tage, wie glich einer dem andern durch ſorgloſe Ruhe, wie zeichnete ſich einer vor dem andern nur durch kleine Freuden aus, und wie gab jeder Tag dem Mädchen das ſchöne Bewußtſeyn, daß ſie einem treuen, edlen Herzen Alles war: daß ein geachteter Mann ſie innig liebe und das Heil ſeiner Zukunft von ihr erwarte. Der Freundin ſauberes, wenn auch prunkloſes Zimmer, der treuen Eltern Liebe und Sorge für ſie, die Stunden häuslichen Fleißes, die Abende, die den Verlobten in den glücklichen Kreis zu Anna führten, und die dann Allen in froher Gemeinſchaft, durch traulich herzliche Unterhaltung beſeelt, ſo ſchnell entſchwanden — das war es, was Clara's einfachem Sinn als beneidenswerth vorſchwebte, was ſie, von dunkeln drückenden Sorgen umfangen, vielleicht in einem noch helleren Lichte erblickte.

Heut hatten dieſe Vorſtellungen ihr Herz mit tiefem Weh erfüllt; ſie vermochte es nicht, ſich von den Bildern zu wenden, die von allen Seiten auf ſie eindrangen, und deren heiterer Farbenſchmelz ſie nur mehr und mehr das Glanz- und Lichtloſe ihrer Bahn erkennen ließ. — Draußen auf der Gaſſe war es indeß, wie in des Mädchens Seele, dunkel und dunkler geworden; nur die angezündeten Laternen verbreiteten dort noch ein mattes Licht, deſſen bleicher Schein auch in das Gemach leuchtete und die ſinnende Clara mahnte, ihre Träume zu verſcheuchen und zu ihrem mühevollen Fleiß zurück zu kehren.

Digitized by Google

So brannten denn die Kerzen bald hell vor ihr und warfen ihr Licht auf die herrliche Arbeit, auf die blitzende Nadel, die wieder ſchnell und emſig durch die Fäden der ausgeſpannten Gaze flog; aber in dem bleichen Geſichtchen des Mädchens herrſchte noch immer der Zug der Sorge, des Kummers, und nur erſt, als der Mutter Stimme ſie leiſe rief, wich er dem freundlichen Lächeln, mit welchem ſie zum Bette der Erwachten trat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der älteren Geſchichte von Paris und Frankreich.

Unter der Regierung des Königs von Frankreich Philipp Auguſt war der in die Augen fallende Luxus bei Hofe außerordentlich groß. Auf den Kleidern und ſogar auf den Pferdegeſchirren glänzte Alles von Gold, Silber und Edelgeſteln. Deſto ſpärlicher wurde im Inneren gelebt. Man aß und trank ſchlecht, ſchlechter als in Privathäuſern; eben ſo ſchlecht wohnte man. Nothdürftiges Hausgeräth, nirgends ausgelegte Fußböden, kein Marmor, keine Fußteppiche. Die Zimmer waren mit Stroh belegt. Zum Beweiſe dient nachſtehender ſchriftliche Befehl des Königs, daß, ſo oft er Paris verläßt, alles Stroh in ſeinem Zimmer und ſeiner Wohnung an das Hotel-Dieu abgegeben werden ſoll. „Zum Heil unſerer Seele und der Seelen unſerer Väter, und aus frommer Abſicht, wollen Wir, daß zum Gebrauche der Armen in der Maison-Dieu, der großen Kirche Notre-Dame gegenüber, alles in Unſerm Zimmer (notre chambre) und in Unſerm Hauſe (notre maison) zu Paris befindliche Stroh abgegeben werden ſoll, ſo oft wir dieſe Stadt verlaſſen, um außerhalb zu ſchlafen.“

Der König Philipp Auguſt unterhielt eine Haus- und Leibwache, welcher er den Namen Ribauds gegeben, und ſie dazu beſtimmt hatte, ſeine Perſon gegen Anfälle von beſoldeten Mördern in Schutz zu nehmen. Der Anführer dieſer Leibwache hieß Roi des Ribauds, und genoß große Ehre und unter andern Vorzügen das Recht, daß die Meretrices regiae, die öffentlichen Freudenmädchen im Gefolge des Hofes, ihm — das Bette machen mußten. Er wohnte im Eingange des Pallaſtes, war ſeinem Gewerbe nach ein Scharfrichter, theilte mit dem Prevôt (Chef der Polizei) den Nachlaß der Hingerichteten, hatte die polizeiliche Aufſicht über die Spiel- und Freudenhäuſer, ſo wie über die bei Hofe angeſtellten öffentlichen Mädchen. — Damals war jenes Handwerk kein ſchändendes; dergleichen Dirnen waren privilegirt und von der Regierung anerkannt. Sie machten eine Zunft aus, welche ihre Satzungen, ihre Gewohnheiten und Privilegien hatte. Beſonders waren diejenigen, welche dem Hofe folgten, und unter dem Roi des Ribauds ſtanden, als prostituées royales aufgeführt und betitelt. Ihre Schutzfrau war die heilige Magdalene. Erſt Ludwig IX. führte unter ihnen eine beſondere Tracht ein.

Chaſtel.

Anekdote.

Peter der Große hatte unter andern Anſtalten in ſeinem Reiche auch ein Naturalien-Cabinet gegründet. Einſt beſprach er ſich mit dem General-Procureur Paul Iwanowitſch Jaguſchinsky, mehreren Senatoren und andern Perſonen, über die Mittel, dieſe Kunſt-Sammlung in Rußland immer nützlicher zu machen; namentlich befahl der Kaiſer, daß allen Unterthanen die Anſicht frei geſtattet ſeyn und einer der Vorſteher verpflichtet ſeyn ſollte, denen, welche kämen, alle Gegenſtände zu erklären. Jaguſchinsky bemerkte: da zur Unterhaltung der koſtbaren Seltenheiten jährlich ein bedeutender Aufwand nöthig wäre, ſo könne wohl Jeder einen oder ein Paar Rubel bei dem Eintritt zahlen, um ein Capital für die Koſten der Unterhaltung und zu neuen Ankäufen zu bilden. Peter der Große erwiederte ſogleich: „Paul Iwanowitſch, Du biſt verrückt! Wer würde ſich um meine fremden Naturalien bekümmern, wenn er noch Geld dafür bezahlen müßte? Vielmehr verordne ich hiermit, daß nicht nur Jeder umſonſt eingelaſſen werde, ſondern, wenn ſich eine Geſellſchaft einfindet, die Naturalien- und Kunſtkammer zu beſehen, ſo ſoll man ſie auf meine Koſten mit einer Taſſe Kaffee, mit einem Gläschen Wein, mit einem Schälchen Brandtwein oder andern Erfriſchungen, in den Raritäten-Kammern ſelbſt, bewirthen.“ — Dieſe Anekdote hat der damalige Ober-Aufſeher dieſer Sammlungen, Rath Schumacher, welcher bei der Berathung zugegen, beſtätigt und hinzu geſetzt: daß danach verfahren worden ſey.

—s.

An Madam „Pandore“ und Monsieur Baour-Lormian.

So wie der Blinde von Gemälden,
So wie der Taube von Muſik,
So die Franzoſen von romantiſch,
So die Franzoſen von antik.

Es ſchwatzt die liberale Dame,
Es ſchwatzt davon der Ultra-Mann:
Die kleinliche Madam Pandora,
Der große Bauer Lormian.

Sie halten es in ihrem Dünkel
Für Kunſt- und für Franzoſenpflicht,
Zu loben Dies, zu tadeln Jenes,
Und kennen Dies und Jenes nicht.

Sie dünken ſich mit Melodramen
Auf der Romantik Gipfel ſchon,
Verwechſeln Criminalgeſchichten
Mit Schiller, Shakſpear, Calderon.

Ludwig Robert.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Braunſchweig. Dieſe Stadt zeichnet ſich vor allen deutſchen Städten gleichen Ranges durch ein weiſes Schweigen aus; wer viel redet, muß viel verantworten, deshalb reden wir öffentlich gar nicht, und haben nichts zu verantworten. Hier erſcheint durchaus keine Zeitung, kein Journal, keine Zeitſchrift,*) in welche man Meinungen und Anſichten über das Vaterland, oder die Vaterſtadt, niederlegen kann; die hieſigen „Anzeigen“ enthalten Verkaufs-, Todes-, Verheirathungs-, Geburts-, gerichtliche und andere Bekanntmachungen; der Artikel: „Vermiſchte Nachrichten“ faßt Dinge in ſich, welche nicht recht in eins der angegebenen Fächer paſſen; dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft iſt und kann dieſer Artikel nicht geöffnet ſeyn; und ich glaube, man wird die Anzeigen, daß Jemand die Federſchmückerei im ganzen Umfang treibt, oder daß ein Anderer Nachweiſungen geben will, wie junge Leute, die im höheren Sinne des Worts wiſſenſchaftliche Apotheker werden wollen, Unterkommen finden, nicht dazu rechnen. Das dieſen Blättern beigefügte „Magazin“ iſt eigentlich ein Abſteige-Quartier für die lieben Geiſteskinder der Herren Landpfarrer, welche dieſelben, eingedenk der Worte: „Sechs Tage ſollſt du arbeiten und am ſiebenten ruhen!“ als ſchlafmachende Genien am Sonnabend den Braunſchweigern überreichen; die Kleinen aber bleiben im Lande, nähren ſich redlich und flattern nie über die Gränze hinaus, ſie müßten denn etwa mit der Poſt reiſen und ihre Flügel zu Makulatur hergeben, in welche beſcheiden Allerlei hinein gewickelt iſt. Aus den angegebenen Gründen finden unſere Meinungen und Anſichten hier keinen Platz und müſſen die Reiſe über die Königsſtadt machen, obgleich ſie eigentlich nicht immer Correſpondenz-Nachrichten ſind. Was ſind aber Correſpondenz-Nachrichten? — Nach unſerer Meinung Mittheilungen desjenigen, was ſich in einer Stadt Bemerkenswerthes begeben hat; ſind dieſe Begebenheiten nun nicht von der Art, daß ſie ſämmtlich der Stadt, aus welcher ſie gemeldet werden, zu ganz abſonderlicher Ehre gereichen, ſo ſollte das liebe verehrte Publikum darüber nicht gleich ein drittes ſäuerliches Geſicht ziehen und dem armen Correſpondenten abhold werden; er hat ja die Thorheiten nicht begangen, ſondern nur ausgeſchwatzt. Aber wozu ſind die gedachten Nachrichten überall nütze? — das iſt freilich eine andere Frage, die ich nicht zu beantworten verſtehe — und ich fühle lebhaft, daß man auch ohne dieſelben auf renommirten Wirthshäuſern Beefſteak und gebratene Kartoffeln verſpeiſen und demnächſt verdauen kann. — Sehr leid iſt es mir z. B., wenn mich Hr. Haſenbalg mißverſtanden hat; es kann Niemand mehr wie ich ſeine Verdienſte anerkennen, ſein Eifer und ſeine Liebe zur Kunſt ſind mir immer ſchätzbar geweſen. Es ſollte mir daher ſehr wehe thun, wenn er ſich durch das Geſagte gekränkt fühlte, und zwar um ſo mehr, da ich nichts davon zurück nehmen kann. Hr. Haſenbalg iſt ein artiger gefälliger Mann, er darf aber unmöglich von mir ſo viel Gefälligkeit verlangen, daß ich Alles ganz enorm vortreflich finde, was er thut und ſchafft. Sollte ſich ſeine liebenswürdige Tochter durch das, was ich über ſie geſagt habe, behindern laſſen, uns in dieſem Winter ihre Meiſterſchaft auf dem Fortepiano zu zeigen, ſo würde mich das noch tiefer kränken, und ich müßte mich als muſikaliſchen Mörder anſehen. Hr. Haſenbalg ſcheint ungehalten, daß ich über ſein hier aufgeführtes Oratorium nichts geſagt habe: ſein Unwille iſt gerecht, indem ich bei dem Fortſenden des Aufſatzes hätte ordentlicher ſeyn, nicht das Blatt, welches darüber ſprach, hier liegen laſſen ſollen. — Ungerecht iſt es aber, wenn mir in der Stadt Vorwürfe gemacht werden, daß ich die Literatur unvollkommen anzeige. Rechtfertigen möge mich der folgende Nachtrag: „Predigten“ vom Paſtor Wolff — „Luſtſpiele“ vom Nagelſchmidt Wenzel. — „Kleine griechiſche poetiſche Anthologie, für mittlere Gymnaſien“, vom Profeſſor Friedemann. — „Hennig Brabant, oder die Schrecken der Bürgermeiſter-Herrſchaft in Braunſchweig“, vom Paſtor Hundeiker. — Der Sommer brachte nicht viel Neues; das Steigen eines Luftballons, auf eine noch nicht geſehene Weiſe, wurde namhaft angekündigt; es ging dem Ballon wie manchen Produkten unſerer dramatiſchen Literatur, die ſich, trotz aller ſchönen Worte, nicht von hieſiger Erde erheben wollen; er ſtrandete auf dem Sandberge, einem unweit unſerer Stadt gelegenen Gebirge, welches ſich 18 Fuß 3 Zoll über die Meeresfläche erhebt. Der Unglückliche hatte ſehr aufgeblähet ſeinen Flug begonnen, aber Wind und Wetter waren recenſirend über ihn gekommen und hatten ihn auf den Sand geſetzt. Er kam leer, ſchlaff und zeriſſen heim, es hatte ihm, wie vielen Geiſteswerken, der Druck geſchadet. — Jeder, der ſo glücklich iſt, in ſogenannten feinen Zirkeln mit einigen Taſſen Thee, nebſt etwas Zwieback, beglückt zu werden, ſtrebt, um ſich gehörig zu bedanken für alle die ſchöne Langeweile, nach Fingerfertigkeit, mit welcher er eine klingende Maſchine bearbeitet. Ein Mann, welcher ſeines Standes wegen auf dieſe Ehre verzichten mußte, obgleich er zur Aufklärung, durch Fenſter-Einſetzen, das Seinige beitrug, verfiel darauf, aus der Beinfertigkeit ſeinen Nutzen zu ziehen: der ſchnellfüßige Glaſergeſell rannte, zur Freude aller hohen und niederen Zuſchauer, in 80 Minuten drei Meilen. Wenn ein Narr mehr Narren macht, ſo war das hier nicht der Fall, indem ein Klüger eine Menge Leute durch ſein Beiſpiel zu Narren notirte: der Schnellläufer ſandte einige hundert Thaler in die Heimath, ſeine Nachäffer liefen ſich gratis in die Schwindſucht hinein. — Zum allgemeinen Beſten verunglückten ein Paar junge Leute aus guter Familie bei dem Baden; die Bade-Anſtalt im Strome, welche aus 300 Rückſichten lange geſchloſſen blieb, wurde darauf ſogleich eröffnet. — Mad. Milder-Hauptmann brachte hier kein Conzert zu Stande. — Die Meſſe gab wenig Sehenswürdiges: der indianiſche Wilde ſoll ein zahmer Schneidergeſell aus Osnabrück geweſen ſeyn, welcher ſich, der Einnahme wegen, hat wild machen laſſen — wilder noch wird er über die geringe Einnahme geworden ſeyn. — Ueber das Panorama des Hrn. Lehnert kann ich nicht urtheilen, der Zimmermann hatte die Rotunde, in welcher es aufgeſtellt war, zu groß gemacht, ſo daß man die ſicilianiſche Landſchaft mit Gros de Naple erweitern mußte; der Vordergrund ſchien aber ſchön zu ſeyn. — Vielfältige Unglücksfälle durch Brand forderten meine Mitbürger zur Mildthätigkeit auf, und es gingen Summen von hier weg, über die man erſtaunen muß. Die hieſigen Löſch-Anſtalten ſind gewiß vortreflich zu nennen, und wir zeichnen uns dadurch, wie nicht minder durch einen Verein hieſiger Einwohner zum Retten von Möbeln u. ſ. w. rühmlich aus; nur begreife ich nicht, wie es zugeht, daß die Hülfe ſo oft ein wenig zu ſpät kommt; — man hat für das ſchnelle Herbeiſchaffen der Spritzen und Waſſerbehälter ſehr zweckmäßig durch Ertheilen von Prämien geſorgt, daran liegt es nicht; die Schuld muß in etwas Anderem zu ſuchen ſeyn, und es ſteht zu wünſchen, daß auch hier zweckdienliche Maaßregeln ergriffen werden. Daß bei einem kürzlich ausgebrochenen Feuer der Eingang eines Spritzenhauſes mit Baumaterialien verpackt war, iſt eigentlich wohl nichts als ein Fatum, und wiederum iſt es fataliſtiſch, wenn uns dabei die Feuer-Ordnung von Abdera einfällt, welche bekanntlich befiehlt, acht Tage vor jedem Brande Alles in Bereitſchaft zu ſetzen. (Die Fortſetzung folgt.)

*) Der Berichterſtatter hat ſich in einem ſpäteren Briefe dagegen verwahrt, als habe er das vom 1. Januar 1826 in Braunſchweig erſcheinende „Mitternachtblatt“ (herausgegeben von Müllner, bei Vieweg) nicht erwähnen wollen. Er hatte bei Abfaſſung dieſes Berichts die Anzeige jener neuen Zeitſchrift noch nicht geſehen, welches ich, ſeinem Wunſche gemäß, hier bemerke. D. R.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 7. Januar. 4tes Blatt.

Glückliche Fahrt.

Wünſche ſich mit Wünſchen ſchlagen,
Und die Gier wird nie geſtillt;
Wer iſt in dem wüſten Jagen
Da der Jäger, wer das Wild?
Selig, wer es fromm mag wagen,
Durch das Treiben dumpf und wild
In der feſten Bruſt zu tragen
Heil'ger Schönheit hohes Bild.

Sieh', da brechen tauſend Quellen
Durch die felſenharte Welt,
Und zum Strome wird ihr Schwellen,
Der melodiſch ſteige und fällt.
Ringsum ſich die Feenen hellen,
Gottes Hauch die Segel ſchwellt —
Rettend ſpülen dich die Wellen
In des Herzens ſtille Welt.

Joſeph v. Eichendorff.

Der Sylveſter-Abend.

(Fortſetzung.)

Wenige Tage nach dieſem Abend ſtanden Marie und Suſanne wieder am Fenſter des dämmernden Stübchens. Doch ſchauten ſie heute faſt mehr noch, als zu dem Laden, welcher der bunten Herrlichkeiten in ſo reicher Fülle umſchloß, zu den Fenſtern des Präſidenten hinüber, durch welche oft der Schein von unſtät hin und her ſchwankenden Lichtern blitzte, der den Kleinen die Vorbereitungen zu dem bereits dunkelnden Chriſt-Abend zu verkünden ſchien, und ihre Herzen mit den Gefühlen der Theilnahme und Sehnſucht erfüllte. Clara aber eilte an der wogenden Menſchenmaſſe, an den ſchimmernden Läden, deren Glanz und Reichthum von hell brennenden Kronleuchtern überſtrahlt ward, vorüber, dem Hauſe der Baronin von Weideck zu, um dem Fräulein das wohlgelungene Kunſtwerk ein zu händigen, welches dieſe ihr ſo dringend an das Herz gelegt, ſo ſchmeichelnd zum heutigen Abend erbeten hatte. Sie ſchritt, des Fräuleins Freude über den erfüllten Wunſch ſich denkend, die hell erleuchtete Treppe hinan, und bemerkte, ganz von dieſer Vorſtellung erfüllt, den Mißmuth in der Jungfer Zügen nicht, die auf ihr Schellen öffnete, und ſie durch mehrere Prunkzimmer zum Cabinet des Fräuleins führte.

Clara ſchritt, mit der Freude der Theilnahme in dem ſanften Geſichtchen, über die Schwelle des duftenden Gemachs, in welchem das Fräulein, von glänzender Seide umrauſcht, von einem ſchimmernden golddurchwirkten Schleier umwallt, vor dem hohen Pfeilerſpiegel ſtand. Sie glich, von mehreren Freundinnen umgeben, einer Fee im Kreiſe untergeordneter Geiſter, und verſchüchterte in dieſem Glanze die arme Clara, die ſich Muth durch das Anſchauen von Angelinens engelholdem Angeſicht gewinnen wollte und auf zwei Augen traf, aus denen der heftigſte Unmuth blitzte, auf Wangen, die wohl der Zorn ſo hoch geröthet hatte, der noch um den ſchönen Mund zuckte.

„Wie kann ich" — rief jetzt das Fräulein, der innen kämpfenden Ungeduld von Neuem Worte leihend — „wie kann ich mit dieſem dürftigen Machwerk, mit dieſer ärmlichen Stickerei erſcheinen? — Wie kann die Sarini mir zumuthen, dieſen Schleier zu tragen, da

ſie den ungleich ſchöneren der Baronin Solm überließ, und wie könnt Ihr mich nur über die Ungleichheit beider zu täuſchen, zu tröſten verſuchen? Wie ſteif, wie unbeholfen und doch wie leer iſt dieſe Arabeske, und wie gefällig und leicht wand ſich jene — es iſt umſonſt! und ſollte der ganze Zug, die ganze Quadrille in's Stocken gerathen, ich erſcheine nicht — ich erkranke, und bin ſo bei der Fürſtin entſchuldigt!“ — Sie riß mit Heftigkeit den Schleier vom Haupte und warf ihn achtlos zuſammen geknittert auf das Sopha. Jetzt Clara gewahrend, die bis dieſen Augenblick unbeachtet geblieben war, ſchritt ſie auf dieſe zu, nahm, noch immer zornglühend, die ſauber eingeſchlagene Arbeit aus deren Hand und trat damit zum Lichte. Die herrliche Stickerei hatte den Beifall der verſammelten Damen, die ſich einſtimmig in Lob und Bewunderung ergoſſen. Nur Angelina, noch ganz mit ihrem Unmuth beſchäftigt, hatte kein Wort des Beifalls für die ſo emſig, ſo mühvoll vollendete Arbeit, keinen Dank für die aufopfernde Anſtrengung, mit der Clara ihren Wunſch erfüllt hatte. Gleichgültig ließ ſie dieſelbe in den Händen der beſchauenden Freundinnen; ſie ſchien den Verlobten, die Freude, die ſie ihm bereiten wollte, Alles, womit ſie vor wenigen Tagen Clara für ihren Wunſch zu gewinnen gewußt, vergeſſen zu haben und nur in dem einen Gedanken an den Schleier zu leben, zu dem ſie wieder zurück gekehrt war, um ihn noch einmal mit unmuthig funkelndem Blick zu muſtern.

Da wandte die eine der Damen, die am freundlichſten die Arbeit der beſtürzten Clara gelobt und bewundert hatte, ſich zu der verſtimmten Angelina, und ſagte ſanft: „Sollte Ihnen nicht ein Auskunftmittel eben jetzt einfallen, das Sie, liebe Angelina, nur in Ihrer Heftigkeit überſehen? Es gilt vielleicht nur die Frage, ob Demoiſelle Löwen, ſo kunſtfertig und geſchickt, nicht noch einen Schleier, welcher den der Baronin weit übertrifft, zu der Feſtlichkeit des Sylveſter-Abends zu verfertigen vermöchte? Das gute Kind ſieht ſo bekümmert auf Sie und Ihr Mißgeſchick, daß ich wetten möchte, es bedürfe nur eines freundlichen Wortes von Ihnen, ſie Ihrem Wunſche geneigt zu machen!“ — Angelina war ſchon bei den erſten Worten der Dame dieſer näher getreten. Hoffnung, Zagen, Freude über die neu ſich ihr eröffnende Ausſicht und der alte Groll ſtritten in ihrem Antlitz; nur die ſchönen Augen ſahen unendlich freundlich und bittend auf Clara hin.

„Die Zeit iſt ſo kurz!“ ſagte dieſe nach einigem Zögern mit ſanfter Stimme; „zudem beſchränkt der erkrankten Mutter Pflege meine Zeit; vermöchte ich's, wie gern, doch ſcheint es faſt unmöglich!“ — Dieſe Vorſtellung ſchreckte jedoch Angelinen nicht: mit allem Zauber ſchmeichelnder Bitte, mit der holdeſten Freundlichkeit drang ſie ſo überredend in die arme Clara, daß dieſe, unvermögend, ſo magiſcher Gewalt zu widerſtehen, nachgab, und ſich nun von den geſammten Damen über die Form und Zeichnung des Schleiers unterrichtet ſah.

Unter ſeltſam ſtreitenden Empfindungen trat Clara aus dem hohen Portal des Hauſes auf die dunkelnde Gaſſe hinaus. Ganz anders war ihr heut Angelina erſchienen. Sie mußte ſich fragen, wie, ſo reich vom Glück umgeben, etwas ſo Kleines, ſo Geringfügiges, wie der minder reiche Schleier, der ja doch wohl nur zum Schmuck eines Abends diene, das Fräulein in dieſem Grade zu verſtimmen und auf zu regen vermocht habe; und wenn dies glänzende Glück ſo leicht zu trüben ſey, ob es dann wohl noch des Wunſches werth erſcheine? — Sie konnte über das heut Erlebte nicht mit ſich einig werden und nur die Erinnerung, daß, wenn ſie ihr dem Fräulein gegebenes Wort löſen und das faſt Unmögliche vollbringen wolle, kein Feiertag geachtet, kein Augenblick verloren werden dürfe, um das Nöthige ein zu kaufen, vermochte ſie, ſich von den wogenden Gedanken los zu reißen, die in ihr ſtritten. Die Menge der Käufer in den ſchimmernden Läden hatte Clara's Handel verzögert; ſo war es ſchon ziemlich ſpät geworden, als ſie mit dem traurigen Gefühl, daß ſie auch nicht das Kleinſte ihren harrenden Geſchwiſtern zu bringen habe, in die Straße bog, aus der ihr die Fenſter ihrer Wohnung matt entgegen leuchteten. Ach, keine Weihnachts-Kerzen ſtrahlten durch die kleinen Scheiben, kein fröhlicher Jubel ward hinter ihnen laut. Clara hatte heute der glücklichen Menſchen ſo viele geſehen, auf deren Geſichtern die Freude leuchtete, da ſie unter den ſchimmernden Gaben ſorglich das Wünſchenswertheſte für ihre Lieben wählten. — Sie hatte hinter ſo manchem Fenſter die immer lichter werdende Helle des angezündeten Chriſtbaums geſchaut. Nun war ihr, als brenne nur in ihrem Stübchen einzig die einſame Kerze, als kehre von Allen nur ſie mit leeren Händen heim. — Wie ſie auch ſann, ſie durfte ihren Wünſchen nicht folgen, die ihr von dem leicht erfreuten Sinn der Schweſtern ſprachen; denn der Einkauf zu dem Schleier des Fräuleins hatte den größten Theil des ſo ſauer erworbenen Goldes für die abgelieferte Arbeit verſchlungen und der Reſt reichte kaum für die nöthigſten Bedürfniſſe der nächſten Tage.

(Die Fortſetzung folgt.)

Tapferkeit und Muth.

(Nach dem Polniſchen des Kraſicki.)

Wir klagen über den Krieg, und doch kriegen wir unaufhörlich; kaum iſt dieſer Widerſpruch zwiſchen Sprechen und Handeln zu begreifen, und dennoch dauert er fort. Was ſollen wir hieraus ſchließen? —

Digitized by Google

Wir ſind ein Gemiſch von Widerſprüchen, und ſo wie die Elemente in der Natur zuſammen kämpfen, ſo kämpfen die Leidenſchaften in unſerm Gemüth. Das Leſen der Geſchichte demüthigt den Leſer; unſere Voreltern fehlten, erkannten ihre Fehler und beſſerten ſich nicht; wir fehlen auch, kennen unſere Fehler, und wenn wir auch nicht ſchlimmer ſind, ſind wir wenigſtens eben ſo, wie unſere Vorfahren.

Die eigentliche Urſache, die mich zu dieſen Betrachtungen führte, war eine Geſellſchaft, in der ich mich mit einem jungen Manne befand, den ich zwar nicht kannte, der mir jedoch der Miene, dem Gange und dem Blick nach von unerſchrockenem Muthe zu ſeyn ſchien. Als er herein trat, grüßte er uns kaum, gegen den Wirth neigte er ſich ſehr wenig und den Damen machte er bemerklich, daß ſie ihm vielleicht gefallen könnten.

Er warf ſich auf das Sopha, und beehrte die Geſellſchaft mit Gähnen; doch miſchte er ſich nach einiger Zeit in das Geſpräch, welches über unbedeutende Gegenſtände geführt wurde, und lenkte es ziemlich ungeſchickt auf kriegeriſche Heldenthaten, das heißt auf die ſeinigen. Nun erfuhren wir, wie viele er in Furcht gejagt, wie viele er zu Boden geſtreckt, wie vielen er verziehen habe, und wie viele er noch zu beſtrafen denke, und gab zu erkennen, wie ſehr der zu ehren ſey, der in Furcht ſetzen und zu Boden ſtrecken könne. — Nachdem ich bis zum Ueberdruſſe von den Heldenthaten dieſes jungen Mannes gehört hatte und mich empfehlen wollte, zog mich mein bis dahin ſchweigender Nachbar, ein Mann von ſehr beſcheidenem Aeußeren, auf die Seite und ſagte mir, daß er mit dieſem unerſchrockenen Helden zuſammen im Felde geweſen ſey, und daß dieſer, ehe noch die Kugeln zu pfeifen angefangen, ſeinen Platz verlaſſen hätte.

Tapferkeit iſt allerdings nothwendig, denn das Vaterland muß ſeine Vertheidiger haben; aber der Erwägung iſt die Frage wohl werth, wie Tapferkeit beſchaffen ſeyn muß, und wie ſehr Nachbilder von dieſem Urbilde ſich unterſcheiden?

Gewöhnlich nennt man Kühnheit bei dem Angriff Muth, und mit dieſem prahlte jener Held, aber Muth iſt nicht Tapferkeit. Muth iſt mehr eine ſinnliche Eigenſchaft, eine Gabe der Natur, und in derſelben gleicht der Menſch dem Thier, welches um ſo mehr Muth beſitzt, je reißender es iſt. Er iſt nicht die Wirkung des Nachdenkens und der Ueberzeugung, ſondern vielmehr eine gewaltſame Bewegung, welche ſich ſelbſt nicht beherrſcht und daher ſich oft täuſcht, weil ſie ſich mehr zutraut, als ſie aus zu führen vermag. Der Muth wird zum Uebermuth und zur Tollkühnheit, und eignet ſich, wenn der Erfolg glücklich iſt, doch ſehr ungerecht, das Lob zu, welches nur der Tapferkeit gebührt. — Nicht ſelten wird der Muth, an ſich eine ſchätzbare Naturgabe, tadelnswerth, wenn er zu Fehlern und Laſtern verleitet. Er giebt eine gewiſſe Gewalt über Andere, und führt zum Hochmuth und zur Verachtung, indem er ſelbſt die Achtung Anderer verliert: oder er mißbraucht ſeine Gewalt auf irgend eine Weiſe. Die Streitſucht, welche Zank bei den gleichgültigſten Gegenſtänden ſucht, iſt auch eine Frucht des ſchlecht angewandten Muthes, und darf nicht geduldet werden. Endlich iſt auch der Muth, der ſich gegen die Obrigkeit und die beſtehenden Staatsgeſetze auflehnt, deshalb, weil ſie das nicht zu thun erlauben, was dem Ganzen ſchädlich ſeyn könnte, ein aufrühreriſcher Muth, ein Verbrechen, welches den Schuldigen in die Zahl der Miſſethäter ſetzt.

Czwalina.

Allerlei.

Voltaire ſchrieb vor ſechszig Jahren: „Es iſt lächerlich, zu denken, daß eine aufgeklärte Nation nicht glücklicher ſeyn ſollte, als eine unwiſſende. Nichts ſchrecklicher, als zu lehren, daß Toleranz gefährlich ſey: denn wir ſehen England und Schottland durch dieſe Toleranz volkreich und geldreich, während andere Länder, die ſie nicht üben, entvölkert werden und in Armuth gerathen.“ — Es iſt ebenfalls lächerlich zu glauben, daß Aufklärung eine ſichere Leitung der Völker erſchwere; wo die meiſte Einſicht iſt, wird auch am meiſten Achtung vor dem Geſetz zu finden ſeyn; und wo die Erkenntniß am allgemeinſten, iſt es auch im Nothfall die Hülfe. Dieſe Anſicht erſchallt uns jetzt ſogar aus dem Gebiete des Scherzes; denn in einem neuen franzöſiſchen Vaudeville, das eine Verſchwörung von der burlesken Seite auffaßt, kommt es endlich zu der vor dem Herrſcher reuig ausgeſprochenen (hier frei überſetzten) Lehre:

„Wir lebten nur in Ränken
Aus Albernheit;
Und waren, Dich zu kränken,
Durch Wahn geweiht.
Willſt Du uns Frieden ſchenken,
Mach' uns geſcheidt;
Wenn erſt ein rechtes Denken
Bei uns gedeiht,
Dann ſind wir leicht zu lenken
In ſchwerer Zeit.“

In einer Satyre auf Richelieu wurde von ihm geſagt: „Er ſpricht franzöſiſch, fühlt ruſſiſch, denkt italieniſch und handelt ſpaniſch.“

Bei der ſchmähſüchtigen Art, womit jetzt einige Klopffechter in der Literatur ſelbſt den Talentvollen Fehde bieten, werden ſich dieſe wohl immer der Worte des Demoſthenes erinnern: „Hier werde ich zu einem Kampf gerufen, in welchem überwunden iſt, wer ſiegt!“

Chletas.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Braunſchweig. (Fortſetzung.) Die hieſige Polizei iſt im Ganzen zu loben, und ich glaube ein gutes Werk zu thun, wenn ich ſie auf Einiges, das, wenn auch nicht zur Sicherheit, doch zur Bequemlichkeit dient, aufmerkſam mache. — Eine große Annehmlichkeit Braunſchweigs ſind die Trottoirs, aber leider wird ſie dem Fußgänger ſehr verkümmert; man ſollte dafür ſorgen, daß der Bürgerſteig von Allem frei bliebe, was aufhalten, beſchädigen oder auch nur beſchmutzen kann; aber oft ſehen wir, daß Köchinnen mit gewaltigen Korben ſtehen bleiben und ſich über dramatiſche, oder eigene finanzielle Intriguen eifrig unterhalten und den Weg verſperren; Männer ſchleppen Laſten und können oder wollen nicht ausweichen und Mädchen hemmen mit kleinen Wagen, in welchen ſie Kinder fahren, den Steig. Mir zerriß einſt in dem Conflikt ſolcher Umſtände eine hier in der Meſſe gaſtirende Harfeniſtin das Kleid; als ich darüber meinen Unwillen zu erkennen gab, machte die Künſtlerin ſo heftige Colloraturen von Schimpfwörtern, wobei ihr eiſenhafter Begleiter Miene machte, die Fermate auf meinem Rücken, wie der Kapellmeiſter auf der Partitur, zu bezeichnen, daß ich Gott danken mußte, davon zu kommen; gleich darauf hörte ich ſie eine Arie Josephs ſingen, was mich wenig tröſtete, der gute Mann war an ſeinem zerriſſenen Rocke ſelbſt ſchuld. Könnten nicht auch Alle, welche ſtark abfärben, wie Müller, Friſeure, Schornſteinfeger u. A. nach der Mitte der Gaſſe verwieſen werden? — Ein großer Uebelſtand iſt es, daß bei Nacht ſo viele Frachtwagen vor den Häuſern ſtehen, welche zuweilen die Trottoirs auf eine Weiſe bedecken, daß man, beſonders im Anfang des Sommers, wo die Laternen Ferien haben und die Dämmerung dafür ſubſtituirt iſt, leicht den Hals brechen kann. — Sehr zu wünſchen wäre ferner, daß den Schlächtern aufgegeben würde, das Fleiſch und beſonders dasjenige, welches vor Scham, daß ſich keine Liebhaber dazu finden wollten, roth geworden iſt, nicht an die Hausthür zu hängen: wahrlich, wer nicht mit einem abſonderlichen Appetit geſegnet iſt, muß ihn bei dieſem Anblick ganz verlieren. — Für die hieſigen Bäcker ſcheinen die wohlfeilen Kornpreiſe dieſer Jahre, worüber der Landmann ſeufzt und in Armuth geräth, rechte Jubeljahre zu bringen, wie dieſes aus dem immer ſteigenden Luxus dieſes Standes leicht bemerklich iſt; wenn er doch etwas reellen materiellen Jubel in der Form von größeren Broden abgeben müßte! — die dazu ergriffenen Maaßregeln ſcheinen mir nicht ganz zweckdienlich. Man unterſucht von Zeit zu Zeit unerwartet das Gewicht des Brodes und macht die Reſultate in den Anzeigen bekannt; das iſt recht ſchön, hat aber, wie wir glauben, wenig Nutzen. Es liegt nämlich dieſen Unterſuchungen keine Brodtaxe zum Grunde, und wir erfahren nur, welcher Bäcker das größte Brod gehabt hat; es kann aber ſehr wohl ſeyn, daß dieſes nach einer billigen Taxe immer noch viel zu klein war; auch der Name desjenigen, welcher am wenigſten für's Geld gab, wird bekannt gemacht. Daß die Semmel-Kritik irgend einen Bäckermeiſter in beſondere Melancholie geſtürzt haben ſollte, iſt indeß doch noch nicht kund geworden; der Mann tröſtet ſich damit, daß die Kritik nur von Wenigen geleſen wird; Derjenige aber, welcher das größte Backwerk hatte, wird ſich ſo bald nicht wieder anſtrengen, und fürerſt auf den Lorbeeren der großen Semmel ruhen. — Es ſcheint uns, als wenn eine andere Art von Bekanntmachungen in den Anzeigen weit eher geeignet ſey, bange zu machen und Melancholie zu veranlaſſen; wir meinen die Todes-Anzeigen, welche die Urſachen des Todes angeben. Solche Notizen haben gar keinen Nutzen, ſind, wenn etwa der liebe Gott ein Kind „an den Zähnen zu ſich genommen hat", lächerlich, oder wenn mehrere Menſchen an demſelben Uebel das Zeitliche geſegnet haben, beunruhigend; jetzt glaubt z. B. hier jeder ſtille hypochondriſche Mann einen Feuerkopf auf den Schultern zu tragen, welcher nur auf gute Gelegenheit wartet, um ſich urplötzlich zu entzünden. Wenn der Arzt bei Zahnweh Blutigel verordnet, macht der Kranke ſogleich ſein Teſtament und hält ſich für eine Beute des Todes; eine Folge davon, daß in den Anzeigen mehrere Todesfälle durch Kopfentzündungen bekannt gemacht ſind. Wer über die Folgen ſolcher Bekanntmachungen mehr erfahren will, ſehe die „Zeitſchrift für die Staats-Arzneikunde", von Ad. Henke, 3ten Jahrgang, nach. — Auf andere Weiſe beängſtigend iſt es, wenn der Kuhhirt auf dem Hagemarkt, unter dem Portale des Opernhauſes, die ſchöne Cavatine von Roſſini: „Di tanti palpiti" auf dem Horne zermartert; ſolch ein Todtſchlag auf öffentlicher Straße iſt doch erſchrecklich und erinnert an die große Nähe von Schöppenſtedt. Ließen ſich indeß die muſikaliſchen Hirten mit dem Corps der Stadtmuſikanten, wie die Militair-Muſik mit der Kapelle, in Verbindung ſetzen, ſo ſtände für ihre Bildung etwas zu erwarten, und wirklich arkadiſch müßte es ſeyn, wenn der Kuhhirt das liebe Vieh mit der Muſik aus „Jacob und ſeine Söhne" zum Thore hinaus brächte. — Unſere Promenaden verſchönern ſich mit jedem Jahre und Braunſchweigs Umgebung wird immer freundlicher; der Weg aus dem Auguſt- und Petri-Thore iſt trefflich und wird, da vor dieſen Thoren die beſten Wirthshäuſer ſind, zahlreich beſucht; höchſt ärgerlich iſt es, daß ſich vor denſelben privilegirte verpachtete Betteihäuſer befinden, bei welchen ein Mann oder ein Weib den Luſtwandelnden anhält und ihm mit einer Zuverſicht, als ſey man ſchuldig, hier etwas zu zahlen, eine Büchſe entgegen ſtreckt. — Ich glaube, alle meine Mitbürger theilen mit mir den Wunſch, daß man dem Beiſpiele ſo mancher Städte und dem noch kürzlich von Leipzig gegebenen folgen und das unangenehme Sperrgeld aufheben möchte. Schon der Name hat etwas Gehäſſiges und lächerlich wird Jedem an einem ſchönen Sommer-Abende das Trommeln und Blaſen entgegen tönen, welches zur Stadt ruft. Gering iſt zwar nur die Abgabe, aber der Menſch mag nicht gern eingeſperrt ſeyn und einen Zoll für die Freuden der Natur bezahlen. Den Wunſch Mancher, das Sperrgeld auf 8 Pf. herab zu ſetzen, kann ich nicht billigen; wird einmal etwas gezahlt, ſo kann man den einen Pfennig auch noch zulegen und zwar um ſo mehr, da er uns einen gewiſſen Rang über Schaaf und Eſel anweiſt, indem für erſteres 8 Pf., für letzteren 4 Pf bezahlt wird. Unſere gütige Regierung, welche ſo reichlich für das Vergnügen der hieſigen Einwohner ſorgt, wird vielleicht künftig eine Abgabe beſeitigen, die ſtörend darauf einwirkt. — Die kürzlich errichtete eiſerne Brücke, welche auf einer vaterländiſchen Eiſenhütte gegoſſen iſt, gereicht unſerer Umgebung zur Zierde; wie man ſagt, werden wir deren noch mehrere bekommen. (Der Schluß in der Beilage.)

Man erzählt von Alexander dem Großen, daß er einſt in einer fremden Stadt Küraſſe, Helme und Schilde von ganz ungewöhnlicher Größe anfertigen laſſen, und dieſe in jene Gegend hinwerfen ließ. Alles war ſo bezeichnet, daß man es für die Ueberbleibſel eines Alexanderiſchen Heeres erkennen mußte, und die Abſicht war ganz klar die, daß man dereinſt meinen ſolle, er habe lauter Rieſen befehligt! — Jetzt macht man es umgekehrt; man fertigt z. B. ſo kurze Mannswesten und Fracks an, daß, wenn unſere Nachkommen einmal ein Paar davon vorfänden, ſie glauben müßten, unſere Generation habe aus Pygmäen beſtanden! (Corsaire.)

Unlängſt ward in London ein Zahn von Newton an Lord Shwaterbury für 730 Pfund Sterling verkauft, der denſelben in einen Ring faſſen ließ und ihn als das koſtbarſte Juwel trägt. (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 2.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 4ten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Braunſchweig. (Schluß.) Ueber unſer Theater ſage ich wenig, indem darüber ſchon von Hrn. Dr. Köchy (der ich, beiläufig geſagt, wahr und wahrhaftig nicht bin), viel geſprochen wird. Nur ſo viel mag hier ſtehen. Der Hr. Dr. Klingemann befindet ſich ſeit einiger Zeit auf Reiſen, um neue Mitglieder zu engagiren; wenn ihn das Glück begünſtigt, ſo wird dieſer tüchtige Praktiker gewiß viel für den künftigen Glanz unſerer Bühne thun. Eine Demoiſ. Gutſch traf kürzlich bei uns ein und wurde mit aufmunternder Anerkennung empfangen; ſie beſitzt ein unverkennbares bedeutendes Talent und ſcheint der Mad. Neumann nach zu ſtreben; möge ſie unter dem Wechſel der hieſigen Theater-Verhältniſſe nie ermüden und etwas Eigenthümliches aus ſich erſchaffen, wozu ihr die Anlagen nicht fehlen. — Auch unſer Orcheſter wird, wie man ſagt, auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe reformirt werden; mehrere Veterane werden austreten und ihre Stelle tüchtigeren Mitgliedern einräumen, ſo daß endlich das Ganze eine lange gewünſchte Gleichförmigkeit erhalten kann. Was ich früher über das Orcheſter geſagt habe, iſt mir ſehr übel genommen worden; ich freue mich indeß, daß der Hr. Kapellmeiſter in facto meiner Anſicht theilt, und ein erſter Fagottiſt und erſter Flötiſt bereits engagirt ſind. — Eine Liedertafel bildet ſich jetzt und wird künftig ſicher zu unſeren muſikaliſchen Freuden beitragen. — Im Laufe des Jahres wurde eine Cadettenerziehungs-Anſtalt errichtet, wir bleiben alſo auch hierin nicht zurück; die vergangene kriegeriſche Zeit hat den Heeren viel tüchtige Streiter gegeben; es iſt ſchön, wenn der Friede für wiſſenſchaftlich gebildete Männer ſorgt, welche die Kraft einſt weiſe und klug zu leiten wiſſen. Auch in dieſer Anſtalt hatte ſich bald der Zeit-Koller, welcher die Menſchen nach Amerika hetzt, eingefunden; an einem Morgen waren zwei junge Leute über alle Berge (deren freilich, beiläufig geſagt, bei uns nicht viele ſind, ſo daß ſie von zwei Polizeidienern gut obſervirt werden können; einer der Berge iſt ſeines tiefen kühlen Teiches wegen ein ſehr beliebter Ort für Selbſtmörder); ſie waren nach jenem Hoffnungs-Lande entlaufen. Man halte ſie ja nicht auf, wir können dergleichen Leute entbehren. Im Allgemeinen herrſcht Ruhe (welche eigentlich nie unterbrochen wurde), Fleiß und Ordnung in der Anſtalt. — Recht erfreulich iſt es mir, einige Worte über zwei Inſtitute zu ſagen, die noch im Keime liegen und einſt, bei größerer Aufmunterung, höchſt nützlich und wohlthätig werden müſſen. Ein talentvoller junger Mann, Hr. Carl Reichardt, iſt durch langes Nachdenken und Verſuchen in dem Beſitze des Geheimniſſes, Stereotypen in größter Vollkommenheit zu gießen und damit einen ſchönen deutlichen Druck zu faſt lächerlich billigen Preiſen zu liefern, wie dieſes der von ihm herausgegebene „Phädrus“ für einen Groſchen, „Eutrop“ für einen Groſchen oder Pf., „Cornelius“ für zwei Groſchen bezeugt. Es geſchieht jetzt in Deutſchland ſo viel für die Herausgabe unſerer Claſſiker; benutzte man dieſen Druck, ſo würde es durch wohlfeile Preiſe der Spitzbüberei des Nachdruckers unmöglich gemacht, den rechtmäßigen Verleger um ſein wohl erworbenes, oft ſo theures Recht zu betrügen; nebenbei hätte Braunſchweig bei dem großen Eifer des Hrn. Vieweg, aus ſeiner berühmten Druckerei noch immer größere typographiſche Meiſterwerke zu liefern, den Ruhm, daß aus den hieſigen Offizinen die ſchönſten und wohlfeilſten Drucke hervorgingen. — Eine andere, noch viel wohlthätigere Anſtalt iſt das unter der Leitung des Hrn. Albrecht ſtehende Taubſtummen-Inſtitut. Wer von den Leſern dieſes Aufſatzes hat wohl nicht einmal Gelegenheit gehabt, einen dieſer Unglücklichen, welcher ohne Unterricht blieb, zu ſehen? — es iſt für mich der ſchrecklichſte, unheimlichſte Anblick, der bloße Spuck eines Menſchen, nur die Form, in welcher der Gottesfunke des Verſtandes und Erkennens fehlt; wie thieriſch ſind alle Bewegungen, Auge und Stimme! — und wie groß iſt das Verdienſt eines Mannes, welcher ſein ganzes Leben, jede nur zu gewinnende Minute daran ſetzt, um aus dieſen Elenden Menſchen zu ſchaffen. — Nur einem Mann wie dieſem, mit dem Feuereifer der nie zu ermüdenden Geduld, kann ſein heiliges frommes Werk, das den von der Natur Verwahrloſten eine echte Wiedergeburt iſt, gelingen. Und wie ſteht nun dieſer Mann, wodurch iſt er bei ſeinem ſchönen Wirken unterſtützt? — leider bis jetzt noch durch ſehr wenig; nur der innere Drang, das Elend zu mildern, treibt ihn, ſo große Opfer zu bringen. Hr. Albrecht iſt Lehrer der Freiſchule, und giebt täglich von 8 bis 11, von 1 bis 4 und von 6 bis 8 Uhr den Kindern aus der geringen Volksklaſſe Unterricht; die Schule iſt ſehr ſtark beſucht, ſo daß ſich in der Mädchenklaſſe 80 Schülerinnen befinden; nun hat er noch zeitſpielige Neben-Verrichtungen, als Federſchneiden, Schul-Liſten machen und das Amt als Bibliothekar eines pädagogiſchen Leſezirkels; nimmt man dazu, daß er ſich wie ein gewiſſenhafter Lehrer präpariren und Bücher, welche in ſein Fach ſchlagen, leſen muß, ſo begreift man wahrlich nicht, wo er die Zeit für die armen Taubſtummen hernimmt. Aeußerer Vortheil treibt ihn nicht; er bezieht als Taubſtummen-Lehrer gar keinen Gehalt und muß bis jetzt mit dem Lohne, welchen ihm das Gefühl ſeines edlen Wirkens giebt, zufrieden ſeyn. Aber auch ſeine Kräfte ſind endlich; mit großer Wehmuth klagt er, daß er ſie ſchwinden fühle und ſein ſchönes Werk nicht ohne Unterſtützung fortführen könne. Unſere Regierung, die ſich durch Weisheit, Edelmuth und Ermuntern alles Schönen und Guten immer ausgezeichnet hat, wie dieſes ſo viele Inſtitute beweiſen, wird ſicher um ſo mehr auf dieſe Anſtalt ein mildes Auge richten, da ſich im hieſigen Lande vierzig bis funfzig ſolcher Unglücklichen befinden. Es liegt wohl an der zu großen Beſcheidenheit des Hrn. Albrecht, daß ſeine wohlthätige Bemühung ſo wenig bekannt iſt; Braunſchweigs Bürger, welche ſich niemals läſſig finden laſſen, wenn es gilt, der Noth und dem Elend ab zu helfen, würden ſicher auch hier ihre Mildthätigkeit beweiſen. Einer meiner Mitbürger, der Hr. Rath Seebode, hat dazu ſchon einen ſehr bedeutenden Anfang gemacht, indem er der Anſtalt 1000 Thaler ſchenkte; der edle Mann möge mir verzeihen, daß ich ſeinen Namen nannte; ich weiß wohl, daß er das Gute ohne alles Geräuſch that und ſich nicht genannt wiſſen will; mir aber war es Bedürfniß, meine Hochachtung für ihn öffentlich und laut aus zu ſprechen. — Daß Hr. Albrecht ſein ſchweres Amt als Taubſtummen-Lehrer ganz ausfüllt, hat der am 22. Auguſt d. J. von dem Hrn. Generalſuperintendenten Hoffmeiſter gehaltene öffentliche Akt der Confirmation von vier Zöglingen des Inſtituts hinlänglich gezeigt. Der Raum dieſer Blätter erlaubt nicht, die feierliche Handlung, welche ſchon am Sonntage zuvor ſo ſchön eingeleitet wurde, zu beſchreiben; einem Würdigeren konnte ſie nicht übergeben werden. Möchte es doch dem Hrn. Generalſuperintendenten gefallen, die troſtreichen Worte, welche er ſprach, drucken zu laſſen; es müßte den armen Stummen ein ſchönes Geſchenk auf dem Lebenswege ſeyn; es würde Jeden erbauen, deſſen Herz nicht verknöchert iſt. — Eine Dame hohen Ranges, welche einen Theil ihrer Zeit dazu anwendet,

Digitized by Google

ſtill und ohne alles Aufſehen die Noth zu mildern, hat auch auf eine ſchöne herzliche Weiſe für das weitere Fortkommen des confirmirten Mädchens geſorgt; die edle Wohlthäterin, welche es nicht bei einer dargereichten Gabe bewenden ließ, und für die ganze Exiſtenz des Kindes ſorgte, trägt den Lohn im Herzen. — Der Anblick der Kinder in dem Inſtitut hat jetzt durchaus nichts Abſchreckendes mehr, ſie zeichnen ſich nur durch eine große Neugier, ein herumſtreifendes lebhaftes Auge und den brennenden Wunſch, ſich von Allem zu unterrichten, und durch ſchnelles Beantworten jeder Frage aus, wobei Alle höchſt fröhlich und munter und nichts weniger als ſchüchtern ſind. — Hr. Albrecht zeigte mir ein Mädchen, das binnen zwei Monaten ſchon große Fortſchritte gemacht hatte; die Regierung zahlt für ſie, ſo wie für einige Andere, ein Schulgeld; der Vater des Kindes, ein unvermögender Bauer, konnte nicht länger das geringe Koſtgeld für die arme Kleine zahlen und wollte ſie wieder zurück nehmen. Die Nachricht machte den Lehrer ſehr traurig; er bemerkte in dem Kinde Talente, es war ſo leicht, das Mädchen zum nützlichen Menſchen zu bilden, aber das Werk ſtieß ſich an 2 Thlr. monatlich. — Hr. Albrecht zeigte mir das Kind und ſagte mit einem erheiterten Geſicht: „Ich habe die Arme zu mir genommen, Gott wird ja helfen!“ — Der Gehalt eines Lehrers an einer Freiſchule iſt nicht ſtark, Hr. Albrecht hat ſelbſt Kinder — ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. — Einer der confirmirten Jünglinge würde ſich, nach Ausſage des Lehrers, künftig ſehr gut zum Mitarbeiter an dem Inſtitut eignen; ein anderer iſt bereits ein tüchtiger und geſchickter Geſell im Tiſchler-Handwerk. Möchten doch Hrn. Albrecht's beſcheidene Wünſche erfüllt und dadurch der Nutzen dieſer Anſtalt gefördert werden. Max.

Auf dem Theater zu Edinburg ereignete ſich kürzlich ein ſonderbarer Vorfall. Winning ſpielte mit der hübſchen Miß Benſon, als Beide in dem Stück: „Die ſtinke Ehe“ die Luſt zum Heirathen ſo überfiel, daß Winning das Publikum bat: Es möge geſtatten, daß er mit Miß Benton ſich auf einen Augenblick entferne, um eine Pflicht zu erfüllen, welche die öffentliche Moral gebiete! — Etwa zehn Minuten nachher kehrten Beide getraut zurück. Als das Publikum den originellen Einfall erfuhr, wurde auf der Stelle eine Subſcription für die Hochzeit-Feier eröffnet. (Pandora.)

Bemerker. No. 2. 1826.

Zweiter Aufenthalt der Frau von Genlis in Berlin.

(Schluß.)

Die erſte Fußdecke war von grünem Atlas, und urſprünglich die neue Bettdecke einer ihrer Koſtgängerinnen. Demoiſ. Bocquet ſah voraus, daß dieſes theure Stück, bei der bekannten Unreinlichkeit der Frau v. Genlis, welche gewohnt war, Hände, Federn, Tiſch u. ſ. w. daran und damit ab zu wiſchen, bald das Schickſal aller Schmutzlappen erfahren würde, und mußte daher fremdes Eigenthum in Schutz nehmen. — Braucht ferner das Publikum zu wiſſen (und wird das Publikum glauben), daß Demoiſ. B. der Frau v. G. täglich rohe Mohrrüben und ein Stück ſchwarzes Brod auf ihr Zimmer ſchickte, und ſich dann weiter um nichts bekümmerte, und daß Frau v. G. dieſe Wurzeln in Waſſer abkochte, und von Mad. Bocquet mit Bouillontafeln, mit Eingemachtem und weißem Brodte verſorgt wurde? — Uebrigens wohnte Frau v. G. ſehr bequem. Sie hatte zum Gebrauch das große Beſuchzimmer, ein großes Schlafzimmer der Koſtgängerinnen (welche bei Tage nicht dahin kamen), ihr eigenes Schlafzimmer nebenbei, ihr Arbeits-Cabinet und dann noch eine Hintertreppe zu ihrem alleinigen Gebrauch.

Doch wir kommen auf einen dritten Klagepunkt der Frau v. G. gegen Demoiſ. B., oder vielmehr umgekehrt.

Frau v. G. hatte, ihres gegebenen Wortes und ihrer Betheuerungen ohngeachtet, der jungen Jenny die Katholikin in den Kopf geſetzt. Mit allen Kloſterkünſten vertraut, war es ihr ein Leichtes geweſen, die Einbildungskraft eines ſiebzehnjährigen Mädchens rege zu machen. Der Demoiſ. B. konnte, bei der Rückkehr des jungen Mädchens aus Hamburg, dies nicht entgehen; ſie war darauf bedacht, ferneren Fortſchritten zu wehren, entzog, ſo viel es ſich thun ließ, Jenny der Frau v. G., und beſchäftigte ſie als Unterlehrerin in ihrer Anſtalt. Hierüber aufgebracht, verlangte die Gräfin ſie zurück und auch das junge Mädchen mußte beſtimmt erklären, ſie wolle nicht von ihr laſſen. Um ſo gefährlicher war der Verein, um ſo dringender und nothwendiger die Trennung.

„Jenny“ — ſagt Frau v. G. — „war im Grunde der Seele katholiſch, wie ich ſchon geſagt habe; und man hat geſehen, daß ich, dem gegebenen Worte getreu, keinen Antheil an dieſer Bekehrung genommen. Jenny hatte noch keinen öffentlichen Akt des Gottesdienſtes begangen; es war ein Geheimniß unter uns Beiden.“ (Alſo ſie wußte darum, ſie verhehlte es der Demoiſ. B. wider ihr gegebenes Wort; ſie machte es wie Graf Stolberg und ſeine Kinder; ey, ey!!!)

Was war natürlicher, als, da Demoiſ. B. Unrecht merkte, Vorſicht zu gebrauchen? Sie war unter Andern vom Prediger Erman gewarnt worden; Jenny ſelbſt hatte ſich verrathen. Frau v. G. konnte junge Koſtgängerinnen zum Katholizismus hinziehen, konnte ſich ein Verdienſt bei Gott und Menſchen daraus machen, wenn ſie eine der Hauptpflichten ihres Glaubens erfüllte. Was war zu thun? Demoiſ. B. verſammelte einen Familienrath, und es wurde entſchieden, Jenny ganz und unverzüglich von Frau v. G. zu trennen, weil ſie bei ihr Gefahr liefe, ihren Glauben ab zu ſchwören. Folglich nicht Demoiſ. B., ſondern die Familie der Demoiſ. Riquet fand dieſe Maaßregel nothwendig. Jenny wurde nach Magdeburg zu ihren Schweſtern geſchickt. — Daß Frau v. G. dieſen ganzen Auftritt auf ihre Weiſe und zu ihrem Vortheil erzählt, läßt ſich denken. Jenny will ſie nicht verlaſſen; Jenny hat den Muth zu wider-

ſtehen; Jenny wird ohne Geld nach Magdeburg geſchickt; Jenny erhält Geld von der Frau v. G., ſie erhält von ihr (es war Winter) Kleider und Pelze. Jenny wird von Mad. Bocquet erſetzt, welche täglich zwei Mal insgeheim zur Gräfin kommt, ſie pflegt, ſie bedient, ihr ein Geſchwür an der Hüfte verbindet; „denn“ — ſagt ſie — „Demoiſ. B. hatte mir nicht erlaubt, weder eine Kammerfrau noch ein anderes Geſellſchafts-Fräulein zu nehmen.“ *) — „Wir hielten unſre Zuſammenkünfte ſehr geheim“ (nous mettions beaucoup de mystère dans notre commerce). Mit dem mystère hielt es Frau v. G. von jeher; dahingegen war Demoiſ. B. dem mystère ſpinnefeind; folglich konnten ſich Beide in die Länge nicht vertragen. „Der Frühling kam und befreite mich von allen dieſen Verfolgungen, von denen ich nicht die Hälfte angeführt habe.“ (Frau v. G. verdient Dank, daß ſie uns mit der andern Hälfte verſchont hat.)

„Der Geburtstag der Demoiſ. B. (10. Dezember) fiel kurz vor unſerer Trennung ein. Ich ſchenkte ihr (außer der geſtickten Decke) ein Dejeuner von Porzellan und zwei ſeidene Salzfäßchen. Ich war ſeit einem Jahre bei ihr geweſen. Neun Monate lang konnte ich keinen beſſern Aufenthalt mir wünſchen (j'y avois été parfaitement pendant neuf mois); dabei gab ich ein ſo geringes Koſtgeld, daß, anſtatt dabei zu gewinnen, Demoiſ. B. von dem Ihrigen zuſetzen mußte.“ (So weit ſpricht der Menſch in Frau v. G., jetzt ſpricht aber Frau v. G. im Menſchen) „Dafür hatte ich ihr aber auch in den letzten drei Monaten nicht ſo viel gekoſtet, als ich bezahlte. — Am Tage vor meiner Abreiſe hatte ich es ſo eingerichtet, daß Jenny, welche ich bei Frau von Schm.... in Potsdam empfohlen und angebracht hatte, mich beſuchte. Die unerwartete Erſcheinung machte einen ſo tiefen Eindruck auf Demoiſ. B., daß ſie den ganzen Abend ſich nicht erholen konnte, und krank zu Bette ging. Am folgenden Tage, zu Mittag, reiſete ich (nach dieſer kleinen Rache!) ab. Ich nahm Abſchied von Demoiſ. B., dachte in dieſem Augenblick mit Rührung an alles Gute, was ich von ihr empfangen, und umarmte ſie. Sie aber blieb eiskalt, verſchloſſen, warf Augen voller Wuth auf mich, und begleitete mich nicht einmal bei dem Abſchiede.“ (Wie conſequent zeigen ſich beide Damen! wie ſehr bleibt jede ihrem Charakter getreu!)

Der übrige Aufenthalt der Frau v. G. in Berlin läßt ſich kürzer faſſen. Ihre Bekanntſchaften erweiterten ſich; beſonders ſuchte ſie den Umgang von Jüdinnen, oder vielmehr, Jüdinnen ſuchten den ihrigen. Demoiſ Itzig, Mad. Bernard, Mad. Herz, Mad Cohen wurden ihre Freundinnen. Sie zog (zwar nicht außerhalb Berlin, wie ſie ſchreibt, aber nahe zum Schleſiſchen Thor) in den Itzigſchen Garten, wo ſie ſich fünf Monate aufhielt. Von da aus führte man ſie oft in die Umgegend ſpazieren, und auf dieſen Luſtwandlungen hörte ſie (zum erſten Mal! ſie, die in der Schweiz gelebt hatte!) in Buch (einem Landgute des Herrn von Voß) das Glockengeläute der Kühe — und ſah in Buchholz (ebenfalls einem Dorfe bei Berlin) eine außerordentlich ſtarke Buche von zwölf (jetzt nur noch ſechs) Stämmen aus einer Wurzel. Dieſer Baum machte nicht nur ihre Aufmerkſamkeit, ſondern zugleich auch ihre ganze romantiſche Ader rege, und ſie träumte und erzählt uns, wie folgt:

„Man zeigte mir den Baum, den die Réfugiés zur Zeit des aufgehobenen Edikts von Nantes gepflanzt hatten. Er iſt über und über mit rührenden Inſchriften bedeckt, ſie drücken die Liebe zum Vaterlande und den Schmerz aus, es verlaſſen zu müſſen. Man erzählte mir bei dieſer Gelegenheit einen rührenden Umſtand, dem ich weiter nachſpürte, und für deſſen Genauigkeit ich Gewähr leiſten kann. Die Réfugiés hatten es unter ſich verabredet, den Dörfern, die ſie in der Gegend von Berlin bewohnten, Namen von Dörfern zu geben, die ſie in Frankreich bewohnt hatten, und dieſe patriotiſchen Beinamen (sobriquets patriotiques) ſind den meiſten dieſer Dörfer geblieben.“

So weit Frau v. G. Es iſt falſch, daß die Réfugiés die große Buche im Buſche von Buchholz gepflanzt haben. Es iſt falſch, daß ſie dieſelbe mit Inſchriften bedeckt haben. Luſtwandler aus Berlin haben die Anfangsbuchſtaben ihrer Namen in die Rinde geſchnitten; hierin iſt nichts Rührendes und Patriotiſches. Eben ſo wenig iſt mir und den Berliner Réfugiés (außer dem Schweizernamen Vevay) ein einziger franzöſiſcher Dorfname bekannt, in welchen ein einziger deutſcher Dorfname umgewandelt worden wäre.

Einen Mann, der freilich den Fehler beging, Frau v. G. in Berlin lächerlich machen zu wollen, macht Frau v. G. in ihren Memoiren ebenfalls lächerlich. Dieſer Mann iſt der Chevalier Maude de Monpas, ein Emigrant, Begleiter und Geſellſchafter der zu ihrer Zeit auch als Schriftſtellerin berühmten Prinzeſſin von Gonzaga. Beide wußten Manches von der Frau v. G. früherem Leben, und machten kein Geheimniß daraus. Unter Anderem verbreitete Hr. v. Monpas folgendes beißende boshafte Epigramm:

„G.... fatigant son lecteur,
Enfante au poids de l'or Volume sur Volume
Dans le temps où son poil valoit mieux que sa plume,
Pour quatre francs j'avois l'Auteur.“

Um ſich zu rächen, führt ſie einige Verſe von ihm aus einem kleinen Gedicht an, überſchrieben: „Les trois coeurs“, und nennt ihn „un de ses ennemis les plus ardens“. Sie hätte ſich des Sinngedichts erinnern und — ſchweigen ſollen; denn die Lacher waren nicht auf ihrer Seite.

Frau v G. erzählt eine zweite kleine Geſchichte von einem jungen Mädchen, die ihr aufwartete, des Diebſtahls wegen ſitzen mußte, und ſich — für ihre Tochter ausgab.

Sie befand ſich eine Zeit lang in einer Geldnoth, die ſie vermochte, Unterricht zu geben. — „Ich ertheilte Unterricht im franzöſiſch Leſen und Deklamiren und im Briefſtyl.“ — Unter ihren Schülerinnen befand ſich auch ein Schüler, der einundzwanzigjährige Lombard, Bruder des Cabinets-Raths Sie erzählt, daß er ſich in ſie (die 54 Jahr zählte) verliebte, ihr, ſtatt Uebungsbriefe, Liebesbriefe ſchrieb, ihr zu Füßen fiel und ſie heirathen wollte. Dieſes Alles verhinderte ſie nicht, ihren Unterricht mit ihm fort zu ſetzen und ſeine Briefe — zu corrigiren. Es war hohe Zeit, daß ſie die Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zurück zu kehren, denn ſchon nannte er ſie barbare! und es würde ein tragiſches Ende genommen haben, oder ein noch unnatürlicheres; denn (wir geben dieſes im Original, weil wir uns einer Ueberſetzung ſchämen müßten) l'extrême disproportion de nos âges et l'attachement maternel que j'avois pour lui, donnoit à sa passion à mes yeux, je ne sais quoi d'incestueux, qui me la rendoit réellement odieuse. Um dieſes inceste zu vermeiden, verließ ſie Berlin, und wir verlaſſen ſie.

L.

Rüge.

In einem gedruckten Umlauf-Schreiben, welches die Gebrüder Schumann, Buchhändler in Zwickau, verſandt haben,

*) Demoiſ. B. ſorgte während dieſer beſchwerlichen Unpäßlichkeit ſo ſehr für die Gräfin, daß ſie derſelben ihr eigenes Zimmer den Tag über einräumte, um Geſellſchaft zu empfangen, und Schmerzen und Langeweile zu verplaudern. Ich ſelbſt habe ſie mehrere Male, auf dem Sopha liegend, angetroffen, und ſie ſchien gegen Demoiſ. B. gefühlvoll und dankbar.

Digitized by Google

ſagen dieſe Herren von der bei ihnen herausgekommenen Ueberſetzung der Walter Scottſchen Romane: „Vom 1. Juni 1826 treten die früheren Preiſe von 8 und 9 Groſchen für's Bändchen wieder ein; und auch zu *dieſen* Preiſen wird unſere Ausgabe dann immer noch die billigſte bleiben, denn wir glauben durch die einſtweilige Herabſetzung derſelben den dabei beabſichtigten Zweck, die beiden neuen Entrepriſen der Herren *Gerhard* und *Hennings* (welche wohl die meiſten unſerer verehrten Collegen für ganz überflüſſig halten werden, da ſchon ſo viele Ueberſetzungen der W. Scottſchen Romane vorhanden ſind) *gänzlich zu unterdrücken*, erreicht zu haben." — Gewiß etwas ſtark! Haben die Herren Schumann das Recht gepachtet, daß die Scottſchen Romane nur in *ihren* Ueberſetzungen curſiren dürfen? — und iſt es vor dem moraliſchen Gefühl geſtattet, auf die Unterdrückung eines Unternehmens hin zu arbeiten, gleichviel, ob es gut, ob ſchlecht iſt? Die Herren S. haben auch manches längſt gut überſetzte Werk abermals überſetzen laſſen; warum hielten ſie denn dies nicht für überflüſſig? — Die mir bekannte Schumannſche Ausgabe der Scottſchen Romane iſt mit lateiniſchen Lettern gedruckt, ein Umſtand, der ſie nicht Jedem annehmlich macht, da bekanntlich Scott's Romane auch von den unterſten Ständen gekauft werden, von Leuten, die oft kaum *deutſche* Schrift leſen können; mithin kann neben der ihrigen noch gar wohl eine andere wohlfeile Ausgabe beſtehen, und der unwürdige Grundſatz: das erlaubte Unternehmen eines Andern gänzlich zu unterdrücken, kann alſo gänzlich fehlſchlagen. Aber eine Rüge verdient es auf jeden Fall, daß der Krämergeiſt zu ſolchen widrigen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt, wenn ſie auch vielleicht gerade das Gegentheil von dem bewirken, was ſie bezwecken. *Sincerus.*

„Laßt die Todten ruhn!"

In der „Abendzeitung" Nr. 350 (1825) iſt in einem Artikel aus Leipzig folgende Notiz zu leſen:

„Laßt die Todten ruhen!" Luſtſpiel von Raupach, wurde kühl aufgenommen. Es ließen ſich bei einigen zweideutigen Witzen ſogar mißfällige Stimmen vernehmen. Ob dies an den Darſtellern oder an dem Stücke liegt? Wir wiſſen es nicht. So viel ſcheint aber ausgemacht, daß das Publikum Zweideutigkeiten nicht goutirt, wenn ſie nicht ſchalkhaft hinter dem Schleier der Grazien vorſchielen. Das wußte Kotzebue recht gut. — — Ein extemporirter Witz, den (Hr.) Koch an demſelben Abend als „Marokko" im „Bär und Baſſa" leuchten ließ, reizte die Lachnerven in hohem Grade. Als nämlich „Roxelane" ihren Schmerz bei der Nachricht von dem Tode des Bären laut werden ließ, rief Jener pathetiſch aus: Laßt die Todten ruhn!"

Es würde den Leipzigern keine Schande machen, wenn ſie Raupach's Luſtſpiel günſtig aufgenommen hätten. Es giebt eine *echte* Sittlichkeit, d. h. eine ſolche, welche nicht überall Unſittlichkeit wittert, und deren reinem Gemüth in *der* Hinſicht Manches entgeht. Es giebt aber auch eine *unechte* Sittlichkeit, d. h. eine ſolche, die ſich nur den *Schein* bewahren will, die überall fürchtet, dieſer Schein werde verletzt; alſo auch leicht *da* Zweideutigkeiten findet, wo ſie dieſelben *geſucht*, der Verfaſſer aber gar nicht daran gedacht hat. Im Allgemeinen beſtätigt ſich die Bemerkung, daß bei ſolchen Fällen immer *die* zuerſt ihre Naſen rümpfen, über deren Thun und Treiben der Mantel der chriſtlichen Liebe gedeckt werden muß; ſie ſind am heftigſten für die Bewahrung der Sitte (verſteht ſich, nur der äußeren) im Harniſch, wie z. B. der in der Ehe am eiferſüchtigſten iſt, der früher auf verbotenen Wegen ging. Wir glauben übrigens, daß in dem Stück: „Laßt die Todten ruhn!" der Unwille beſonders gegen einen oder zwei Schauſpieler gerichtet war, die den verbrauchten räthſelhaften Witz, den Namen Emma von rückwärts zu leſen, und dergleichen Plattheiten ſich erlaubten. Der Verfaſſer des obigen Berichts ſagt: „Das Leipziger Publikum goutire Zweideutigkeiten nur, wenn ſie hinter dem Schleier der Grazien hervor ſchielen." Damit beſtätigt er, was oben über echte und unechte Sittlichkeit geſagt iſt. Wenn er aber hinzu ſetzt: „Das wußte Kotzebue recht gut", ſo müſſen wir bekennen, daß deſſen Zweideutigkeiten ſich oft ſehr unverſchleiert kund geben. Die Leute denken aber, was ſie einmal überſtanden haben, iſt nicht mehr ſo arg, und wenn ſie das erſte Mal darüber roth geworden, können ſie es nachher mit unveränderter Farbe tauſend Mal hören. Wir erinnern übrigens (ohne zur Nachfolge reizen zu wollen) an das, was ſich Shakſpeare zuweilen erlaubte, deſſen Werke doch gar viele Kritiker unverkürzt auf der Bühne haben wollen. — Der ſogenannte Witz des Hrn. Koch iſt erſtens eine Beleidigung für die Direktion des Leipziger Theaters, da ſie doch wohl wiſſen muß, ob Raupach's Luſtſpiel auf die Bühne gehöre; zweitens ein ſilbernes Compliment für das Leipziger Publikum, da es deutlich anzeigt, wie ärmlicher Witz „die Lachnerven der Leipziger in hohem Grade reizt". Man hätte lieber zu ihnen ſagen ſollen: Wenn Ihr Stücke wie dieſes und Schall's „Whiſtpartie" nicht haben wollt, ſo wird es im Reiche der dramatiſchen Kritik von Euch bald heißen: Laßt die Todten ruhn! — Wir aber wünſchen ihnen eine freudige Auferſtehung, damit ſie, wie es ſich für ein deutſches Publikum ſchickt, das Eigenthümliche unſeres Vaterlandes begünſtigen, nicht unterdrücken.

Leipzig. W.

Auf gewiſſe neue Stücke.

Der Schauſpiel-Dichter.

Ich gab mein neuſtes Schauſpiel Ihnen,
Und glaubte Dank mir zu verdienen;
Ja, Herr Direktor, Dank und Ehr'.
Ich hatt' es mir mit Recht verſprochen,
Und nun täuſcht der Erfolg mich ſehr;
Das Haus bleibt kalt, das Haus bleibt leer.
Sie haben, Herr, Ihr Wort gebrochen,
Und nehmen ſich des Stücks nicht an.

Der Schauſpiel-Direktor.

Mein Herr, ich thue, was ich kann;
Die beſten Künſtler — und die Rollen
Vertheilt, gerade wie Sie's wollen —.

Dichter.

Sie dreh'n ſich, wie ein Aal ſich dreht;
Und doch iſt's Bosheit, daß Sie eben
Mein Stück an ſolchen Tagen geben,
Wo Niemand in das Schauſpiel geht. C.

Bemerkung.

Es ſollte auf entſchiedene Weiſe verboten (?) werden, einen angehenden Schriftſteller in den Privat-Geſellſchaften, denen er ſeine Verſuche vorlieſet, zu loben und zu tadeln. Die *Art* des Schweigens würde ihn beſſer belehren, als Complimente oder ſchonende Urtheile. Unſere jetzigen jungen Schriftſteller ſaugen aus den Lobreden der Halbverſtändigen ihre Eitelkeit und haſſen gar bald ſogar die Milde, mit der Urtheilsfähige ihre Anſicht für ſich behalten, wenn ſie ihnen nicht abgefragt wird. Schon dies iſt ſündlich in den Augen junger Autoren, die übrigens nicht ſchärfer geſtraft werden können, als wenn man ihre Eitelkeit ſo weit hervor läßt, daß ſie alle Schleier für ihre Schwachheiten vergeſſen und mithin die ärgſten Blößen geben. S.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 9. Januar. 5tes Blatt.

Des Jahres letzte Nacht.

Umfange mich, erhabenſte der Nächte!
Und hülle mich in deinen ernſten Flor.
Umrauſchet mich, ihr tiefgeheimen Mächte!
In eurem ſchwermuthsvollen Geiſter-Chor.
Beflügelt euch, ihr grauen Nachtgeſtalten
Der ſchwarz-umwölkten, wilden Phantaſie!
Die euch die ſchreckensvolle Macht verlieh:
Heran! — und laßt den ſchweren Fittig walten! —

Ha ſieh! — wie ſchnell die letzten Paar Minuten,
Von dieſem bald entſchlaf'nen Jahr,
Am großen Henkerbeil der Zeit verbluten;
Sie ſinken ausgelöſcht in ihren Fluchen
Und bringen ſtumm ihr Opfer dar.
Es iſt geſcheh'n! — das alte Jahr gerichtet! —
Schon klang der dumpfe Todesſtreich.
Es iſt geweſen, abgewelkt, vernichtet,
Und ſeine Thaten ſcheinen ſelbſt erdichtet;
So tief und dunkel iſt dein Reich,
V e r g e ſ ſ e n h e i t. — Das Höchſte hier auf Erden,
Es m u ß dereinſt d i r unterthänig werden. —

So lebt denn wohl, ihr leichten Flügelkinder:
Sekunden ſtiller Freuden, reiner Luſt!
Nur ſelten kehrtet ihr mit ſanfter Schwinge
Erheiternd ein in die bedrängte Bruſt. —
So lebet wohl, ihr bleichen Nachtgebilde!
Mit grau umflortem Haupt und mattem Blick.
Ich kenn' euch wohl, ihr heißt: geweinte Thränen;
Ihr ſcheint zu flieh'n, doch ach! ihr kehrt zurück;
Denn leider iſt dem ſchweren Gram hienieden
Die Wonne, zu verweſen, nie — beſchieden. —
So leb' denn wohl, du tiefgeheimes Sehnen
Nach jenem unerreichten Gegenſtand! —
Aus jenem ſanften, ſtillen Nebelland,
Das ſich in Träumen — dann nur wiederfand,
Wenn ſtumm und einſam ſchwergeweinte Thränen
D i e Wahrheit in die bleiche Wange gruben:
Wer hier auf Erden ſucht ein Miegefühl,
Iſt ſtets ein Wand'rer ohne Weg und Ziel.

Doch horch! ſchon grüßt die erſte, ſchwere Stunde
Mit dumpfem Ton das ernſte, neue Jahr,
Und wie die Nacht aus ihrem Todtenmunde,
Ruft ſie auch dieſes ſchon zur Todtenbahr';
Denn Alles ſinkt ins alte Dunkel nieder —
Die Thräne, die aus mattem Auge quoll,
Der Seufzer, der aus ſchwerer Bruſt erſcholl,
Das heiligſte Gefühl, das reinſte Herz,
Die höchſte Freude und der tiefſte Schmerz,
Es ſinkt zur ew'gen Weltverweſung nieder,
Und bringt euch n i e, was einſt ihr ſuchtet, wieder! —

Was ihr geduldet, habt ihr auch vollbracht: —
Das ſtumme Grab iſt dunkel — ſtumm die dunkle Nacht! —

G. A. v. Maltitz.

Der Sylveſter-Abend.

(Fortſetzung.)

So ſchritt denn Clara mit trauerndem Herzen die Gaſſe hinauf. Wenige Schritte vor ihr ging die Wärterin Clotildens, die ſie oft ſchon zu ihrem Fenſter herüber winkte, und die liebliche Kleine dann mit ſauber aus Papier geſchnittenen oder gezeichneten Bildern erfreute; jetzt war die Alte allein, aber ſie rief Clara dennoch das Bild der fröhlichen Clotilde zurück, der heut ſo reiche Freuden blühten. Sie dachte der Schweſter ſo ſehnlich ausgeſprochenem Wunſch: nur einmal noch eine Chriſtbeſcherung zu erleben, und konnte ſich

Digitized by Google

der Vorſtellung nicht erwehren, wie ein kleiner Theil des Ueberfluſſes, mit dem Clotilde in dieſen Stunden durch der Eltern Liebe überſchüttet ward, hinreichend wäre, die genügſamen Herzen Mariens und Suſannens zu beglücken. Da wae es ihr, als ſähe ſie Clotildens Engel-Antlitz vor ſich, als frage das liebe Stimmchen: „Gönnſt Du mir meine Freude nicht?“ — Clara fühlte ſich wunderbar ergriffen, und recht im Innern mit ſich ſelbſt entzweit. Als wolle ſie ſo auch den leiſen Anflug von Mißgunſt vergüten, beflügelte ſie ihre Schritte, um die Alte zu erreichen und nach der Kleinen zu fragen. — Doch dieſe ſah aus trüb verweinten Augen ſie an und ſagte dann mit von neuem hervordringenden Thränen: „Unſer Clotildchen? — ach Gott! die ſchläft, um nie mehr zu erwachen — die hat die ſchönen Augen zugethan und will nicht ſehen, was wir mit treuer Liebe für ſie bereiteten!“ Die Alte barg die überſtrömenden Augen in ihr Tuch; Clara aber ſtand, vom tiefen Schreck ergriffen, wie erſtarrt; ſie fühlte das Erblaſſen ihrer Wange, wie ihr Unvermögen, auch nur ein einziges Wort hervor zu bringen. — Da fuhr die Matrone, zu dem ſichtlich erſchütterten Mädchen aufblickend, fort: „Ich glaube wohl, daß die Nachricht Sie erſchreckt: wer hätte auch das ahnen können, noch geſtern ſo blühend, und heute ſo todesbleich. — Bei uns iſt auch ein Trauern, ein Schmerz, und wir hatten uns Alle den Abend ſo ſchön gedacht!“

Clara ging ſtill, im Innerſten bewegt, neben der Alten, die ihr wortreich den Hergang der ſchnell gefährlich gewordenen Krankheit, wie den Schmerz der Präſidentin ſchilderte, die ſelbſt den einen armen Wunſch wahl nicht erfüllt ſehen werde, wenigſtens das Bild ihres Lieblings zu erhalten. Denn ſeit Stunden ſey faſt die ganze Dienerſchaft auf den Füßen, um einen Maler auf zu ſuchen, der die Züge des entſchlummerten Engels für die troſtloſen Eltern zeichnen ſolle, doch ſey Alles vergebens und Jeder zu dem heutigen Abend unwiderruflich im Familienkreiſe verſagt, oder gar nicht auf zu finden, und Morgen habe vielleicht der Tod ſchon das liebe Geſichtchen entſtellt.

Während dem oft von Thränen unterbrochenen Bericht der Alten war ein Gedanke in Clara erwacht, der immer ſehnſüchtiger in ihr ſprach, immer mehr Gewalt in ihr gewann; und als ſie jetzt vor ihrer Wohnung ſtanden, ſagte ſie entſchloſſen: „Liebe Frau Salen, ich habe früher viel gezeichnet und oft recht glücklich getroffen — kehren nun die ausgeſandten Boten gleich Ihnen unverrichteter Sache zurück, ſo gilt es den Verſuch, dem blutenden Herzen der Mutter den gewünſchten Troſt zu verſchaffen; ich erwarte Sie dann, wenn Alles bei Ihnen drüben zur Ruhe gegangen iſt, und will mein Möglichſtes thun, die theuren Züge, die mir ſo lebhaft vorſchweben, treu zu zeichnen. Doch da das Ganze nur ein ungewiſſes, nicht zu verbürgendes Wagen iſt, ſo bleibt, bis es gelungen, Alles ganz unter uns; denn die veegebliche Hoffnung wollen wir wenigſtens der ſo ſchwer gebeugten Mutter erſparen.“ — Die Alte ſchied mit dem herzlichſten Dank und dem Verſprechen, Clara insgeheim hinüber zu holen; dieſe aber trat mit ganz anderen Empfindungen, als ſie erwartet hatte, in das Stübchen der Mutter, an welcher der Todesengel ſchonend vorüber gerauſcht war, während er dort drüben ein friſch blühendes Leben brach. Mit herzlicher Innigkeit begrüßte ſie ihre Lieben, ihr kam es vor, als wären ſie ihr alle neu geſchenkt, und die beiden Kleinen an das Bette der Mutter ziehend, berichtete ſie ihnen Clotildens Scheiden, und hieß ſie dem Himmel für das reiche Chriſtgeſchenk, für das erhaltene Leben der Mutter, danken.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als Clara noch immer zwiſchen den Geſchwiſtern ſaß und den auflauſchenden Kleinen von dem Chriſtkinde und deſſen Leben und Walten erzählte. Da klopfte es leiſe und durch die geöffnete Thür trat Frau Salen, Clara an ihr Verſprechen zu mahnen, und ſie, der getroffenen Verabredung gemäß, in das Haus der Trauer zu führen, wo jetzt alles zu Bett, wenn auch nicht zur Ruhe gegangen war. — Das Mädchen waef ſchnell ihr Mäntelchen um, nahm die beeeits zurecht gelegten Zeichen-Materialien und folgte der Alten zu der Hülle der geliebten Kleinen. — Mit ſeltſam beklommenem Herzen trat ſie über die Schwelle des Gemachs, in welchem die Leiche auf weichen Polſtern ruhte. Frau Salen zog das leichte Tuch, von dem das ſchöne Kind verhülle ward, zurück, und wie vom ſanften Schlummer umfangen, nur bleich wie ein Marmorbild, lag die lächelnde Clotilde vor ihnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Widerſprüche des Lebens.

Aphorismen.

Die Richtungen des Lebens entfernen ſich ſo weit aus einander, daß gegenſeitiges Nichtverſtehen oft unvermeidlich iſt.

Der Dichter, ſein Glück in ſeinen Ideen und in ſeiner tiefern Gefühlsweiſe tragend, träumt einen ewigen ſüßen Traum. Die Wirklichkeit berührt ihn, wie ein ungeſchickter Diener, der den Sicherſchlummernden aufſchrecke: ihr Anſtoßen, Stolpern, Kehren und Fegen unterbricht ſeine harmoniſchen Träume; aber nicht auf immer. — Ihn anfeinden, iſt die dümmſte Uebellaune, die ſich denken läßt. Verfällt er in Uebermuth, ſo lachet nur, und er wird ſich bald wieder in ſein magiſches Traumreich zurück ziehen. Wo er ſich in's Irdiſche miſcht, wird nicht ſelten Gewinn für die-

ſes erfolgen. Nur Staatsmann und Spieler ſollte er nie ſeyn wollen.

Der Geldmann iſt der offenbare Gegenſatz des Dichters. Ihm ſcheint das Leben eine Eigenthumsſache: Ordnung und Conſequenz ſind ſeine Genien. Die Poeſie als einen Juwelenſchmuck zu ehren, das dürft ihr ihm zumuthen, jedoch nicht mehr. Gute Obligationen ſind aber in vieler Art den Juwelen vor zu ziehen! — Theron liebte und lohnte Pindars Oden: Pindar beſang ihn und ſeine Freigebigkeit. Mir iſt es ſo von beiden Seiten recht. Der Dichter preiſt den Begüterten glücklich und erfreut ſich der Mittheilung, ehrt ſie aber nur, wenn ſie gern und edel gewährt. Der Geber fühlt, daß er dem Sänger zwar entbehrlich ſey mit allen Großgütern: aber er weiß, daß die hungernde Nachtigall nicht am ſchönſten ſingt; und, wenn er ſelbſt ſie gelabt hat, ſo eignet er ſich ihre Freudentöne gern als Vergeltung zu. — Uebrigens begreift keiner von Beiden, worin der Andere Frieden und Genüge finde. Die Lerche und der Hamſter werden einander nie errathen.

Der Landmann wäre glücklicher als jene Beiden, wenn ihm die höhere Staatswirthſchaft nur nicht verkürzt, was ihm gehört. Er fühlt ſich nicht beſchränkt in dem eingekreiſten Gebiete ſeiner Thätigkeit. Die weiſe, reiche, vielſeitige Natur will Alles vergelten, was ihre leiblichen Kinder für ſie thun; will verſtändige Wünſche gewähren und treuen Fleiß belohnen. Sein wohlverdienter Schlaf iſt erquickend und ſtärkend, wie der Thau der Fluren. Und ſein Gewinn iſt edler, als der des Geldmanns: denn er theilt das Gewonnene ſogleich wieder mit der Geberin. Er hilft ſorgen für das Fortbeſtehen ihrer Gaben und das wahrlich nicht bloß ſich zu Liebe! Denn das Ganze beruhet darauf und viele Früchte ſeines Fleißes — das weiß er wohl — können erſt den Nachlebenden zu Gute kommen. — Er ſteht dem kindlichen Glück näher, ich möchte ſagen dem thieriſchen, wenn das nicht zu leicht mißzudeuten wäre. Denn ſo ſicher wie das Kind und das Thier erwartet er, was er bedarf und ſucht. Er kann das Ziel ſeiner Wünſche erreichen, es iſt Alles in ſeiner Nähe. — Und dieſer Sohn der Erde verſteht den Sinn der Mutter zu deuten, wie es ihm genügt. Froſt und Sturm und trüber Himmel ſind ihm, zu rechter Stunde, ſo lieb, wie ſtille Luft und Blüthenduft. — Der Dichter ſieht überall nur ſeine Welt; ſeine Natur erfreut ihn, es iſt aber nicht die ſchöne haushälteriſche Freundin des Landmanns. Er beſucht die Außenwelt und ſpiegelt darin ſein Bilderreich. Doch in gewiſſem Grade bleibt er überall Gaſt. — Der Geldmann berechnet wohlgefällig die Nutzbarkeit der landwirthſchaftlichen Verhältniße; er erholt ſich in Feſtgenüſſen des Landlebens: das treue Einverſtändniß des Landmanns mit ſeiner Natur faßt er nicht. (Die Fortſetzung folgt.)

Aeußerungen der Frau von Genlis.

„Ich bin auf den nützlichen und heilſamen Gedanken verfallen, die Hauptwerke der Philoſophen gereinigt und beſchnitten, mit meinen Anmerkungen begleitet, heraus zu geben. Dieſes wird die künftigen Ausgaben jener Werke vermindern. Ich habe aber noch einen weit nützlichern Einfall gehabt. Ich will die Encyclopädie, dieſe plumpe Grundlage, dieſe monſtröſe Niederlage aller philoſophiſchen Irrthümer, ausfegen (épurer).“

Von jedem ihrer Werke ſagt ſie: „Es iſt mein beſtes, und vom Publikum am allergünſtigſten aufgenommen, aber auch von allen Journaliſten am unbarmherzigſten mitgenommen worden, von den königlichen ſowohl als von den liberalen.“

Ueber Rouſſeau's „Emil“ äußert ſie: „Ich habe den „Emil“ gereinigt, Alles weggelaſſen, was gegen die Religion und Moral verſtieß, und das Uebrige mit Anmerkungen verſehen. Seit fünf und dreißig Jahren hatte ich dieſes gefährliche verderbliche Werk nicht geleſen; ich hatte es ganz vergeſſen, und erſchrack ſelbſt über meine Arbeit, als ich ſie anfing. Es iſt ein Gewebe von Unſinn (extravagances) und Folgewidrigkeiten (inconsequences). In jeder Hinſicht iſt es ein mauvais livre, und mit Ausnahme einiger wenigen Stellen ſchlecht geſchrieben; die Schreibart iſt nachläſſig, incorrekt, weitſchweifig und breit (diffus). Mit einem Wort: ich kenne kein langweiligeres Buch u. ſ. w.“ — In dieſem Ton fährt ſie noch zwei Seiten und an einer andern Stelle zwei andere Seiten fort. „Rouſſeau“, ſagt ſie, „hat mehr Originalität als die übrigen Philoſophen, aber noch mehr Bizarrerie und Sonderlingsſucht als Originalität. Er iſt nichts weniger als ein tiefer Denker, als ein erhabenes Genie. Das Beſte in ſeinen Schriften iſt aus Seneca, Montaigne, Balzac, Locke (ſie ſchreibt ihn Lock) u. ſ. w. entnommen.“ Chaſtel.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Das Trauerſpiel „Alexander und Darius“, von Fr. v. Uechtritz, iſt in dieſen Blättern ſchon einmal erwähnt (bei Gelegenheit der Mittheilung eines Prologs dazu von A. v. Maltitz) und da wir es neulich von C. v. Holtei vorleſen hörten und dadurch Gelegenheit fanden, mit einer der beſten dramatiſchen Dichtungen neuerer Zeit näher bekannt zu werden, laſſen wir jenem Prolog auch Einiges über das Trauerſpiel ſelbſt folgen. In den beiden Hauptperſonen deſſelben iſt es bezeichnet, wie die Kraft und der Werth des Helden in geſteigertem Ehrgeize ſinke und wie im Unglück die Hoheit des Menſchen ſich verklärt. Das Stück beginnt in dem Moment, wo Darius und Alexander ſich bei Iſſus gegenüber ſtehen. Statira, die gefangen in Alexanders Lager lebte, iſt von dieſem entlaſſen und kehrt zu Darius zurück. Hier ſpricht die Liebe, wie ſie nur unter dem heißen Himmelsſtrich gedeiht; die Cha-

Digitized by Google

raktere und die Verſchiedenheit der Nationalität treten überall vortreflich in's Leben und dieſes Leben wird noch reichhaltiger, wenn wir (im zweiten Akt) Alexander und ſeine Umgebung vor uns ſehen. Wir heben hier eine Stelle aus, wo Alexander über ſich ſelbſt mit dem ſtaatsklugen Parmenio ſpricht und dabei ſein Inneres, wie ſeine Zwecke, enthüllt. Es iſt von der Schlacht am Granicus die Rede:

Alexander.

Blieb mir denn zu wählen?
O wär' ich um die Perſer links und rechts
Mit kluger Feigheit, wie ein Dieb, geſchlichen,
Wohl hätt' ich Siege noch erfechten können,
Unnütze, kleine, kleinberechnete,
Nicht werth das Leben eines Macedoniers;
Doch nie ſo ſchönen, ſo betäubenden,
So göttlich ganzen, daß erſchreck'ne Veſten,
Zu ewiger Vertheidigung umbollwerkt,
Sich öffneten, als wären ihre Thürme
Und Mauern nur ein luftgewob'ner Trug,
Daß ſich Klein-Aſien mir aufthat, wie
Der Flüſſe ſtolzem Könige, dem Euphrat,
Sein breites Bett!

Parmenio.

Wenn wir geſchlagen worden —

Alexander.

So wär' ich nicht gefloh'n, die Perſer hätten
Mir wohl ein Grab vergönnt und lieber bin
Ein gänzlich Nichts im Hades ich, ein Schatte,
Als ſolch beſonnen halbberühmter Fürſt,
Der nie was Großes that, doch ſehr viel Kluges —
Und den, wenn endlich er ſein langes Leben
Zum Grab geſchleppt hat, alſo, wenn ſie ſchmeichelt,
Hiſtoria rühmt: hätt' er noch hundert Jahr
Geherrſcht, ihn nicht des Alters Laſt entkräftet,
Er hätte ſein beſchränktes Vaterreich
Rings noch erweitert, wohl um ſieben Meilen —
O jämmerliche Frucht ſo klugen Lebens!

Als ihn der Staatskluge aufmerkſam macht, wie es doch hätte ganz anders kommen können, als ſelbſt Hephäſtion erbangt vor dem ungeheuern Heer des Darius, entgegnet Alexander heldenkräftig:

Ich will nach dem Erfolg gerichtet ſeyn,
Und hoffe, beſſer ſoll er bei der Welt,
Als Freund Hephäſtions Jammer mich vertreten.

Er enthüllt ſpäter dem Hephäſtion ſeine Pläne, die größer und ehrenwerther ſind, als ſeine nachherigen Thaten; jetzt aber rechtfertigt er ſeinen Ausſpruch, indem er mit ſeinen geringen Mitteln, im Vergleich zu denen des Feindes, deſſen Untergang bewirkt. Sehr dichteriſch erſcheint im dritten Akt Statira wieder, in ihrer Liebe zu dem Gemahl untergehend in dem Augenblick, da Alexander als Sieger des Darius Zelt betritt. — Der vierte Akt hat in der dithyrambiſchen Begeiſterung, durch welche Thais, die gluth- und ſeelenvolle Tänzerin, den Alexander zum Verbrennen von Perſepolis aufreizt, und in der Art, wie der Held und ſeine Getreuen ſich im Uebermuth charakteriſiren, zahlreiche Beweiſe von der Sicherheit, womit der Dichter ſich auf dem Boden, den er für ſein Werk wählte, bewegt, ohne der Poeſie irgend untreu zu werden; auch der Theater-Effekt giebt ſich hier ohne Kleinlichkeit. — Der fünfte Akt iſt, mindeſtens was die innere Handlung betrifft, der gehaltreichſte, und ergänzt das Reſultat, welches der Dichter im Gedanken und im Herzen trug, mit Tiefe und Klarheit. Verrathen von Beſſus, verlaſſen von Nabarzanes, den Nächſten an ſeinem Throne, endlich zum Tode verwundet, ſteht Darius erhaben da in ſeiner Erkenntniß. Die Nachricht vom Tode der Statira war das Letzte, was ihn erſchütterte. Er ſpricht:

O ſie mußte ſterben!
Verwaiſter König, nun erſt biſt du König,
Denn keine Seele haſt du, die dich liebt
Und keine Seele liebſt du mehr. Nun ſtehſt
Du erſt in königlicher Einſamkeit!
Nun bleibt dir nichts auf Erden, als zu herrſchen!

Und ſpäter, da tiefe Wehmuth ſelbſt einen Macedonier erfüllt, der zufällig die Stätte betrat, wo der menſchlich-große König endet, macht er folgende Betrachtung:

Wie doch mit Unrecht
Ich Alexandern zürnte! Cyrus ſaß
Vormals auf unerſchütterlichem Thron,
Ein mächt'ger König und weil rings mir Stimmen
Zujauchzten: „Heil dir, Erbe ſeiner Macht!"
Hab' ich in ſtolzen Traum mich wiegen laſſen.
Doch endlich floh der Traum im beſten Träumen,
Wie alle Träume, die mit Glück uns täuſchen,
Der Pallaſt von Perſepolis verſchwand, —
Und was ich für des Cyrus Thron gehalten,
War nur ein Knäu'l von Nattern, die empor
Sich ringelten, mir in das Herz zu ſtechen,
Und gold'ne Ketten fühlt' ich an den Händen.
Was weinſt du? Weil ich endlich nun erwacht bin?
Glaub', es iſt beſſer, ſo erwacht zu ſterben,
Wenn es zu ſterben gilt; — vielleicht auch beſſer,
Niemals zu träumen! Alexander träumt noch
Und immer tiefer tauchen ſeine Siege
Ihn in die Mährchenbilder ſtolzen Wahns!
Noch ſcheint die himmelüberwölbte Erde
Ein Tempel ihm, wo Er als Gott ſich brüſtet
Und Throne ſich als Opfer fallen ſieht.
Der Tempel bleibt, allein der Gott wird fallen
Wie ſeine Opfer! Zwiſchen Königsgräbern,
Zerbroch'nen Säulen, halbverſunk'nen Mauern
In ewig dumpfer Stille ſitzt — der Tod —
Und nagt an einem welken Lorbeerkranze
Und freut ſich ſeiner Schätze, die ſich immer
Gedrängter häufen. Alexanders Grab
Wird bald der liebſte Schatz des alten Sammlers!

Alkander.

Mein großer König!

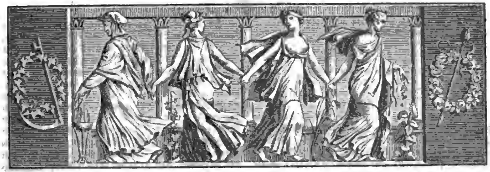
Darius.

Geh' zu Alexander!
Nenn' ihn den Großen, denn ihm macht es Freude —
Und wahrlich, er iſt groß! Doch wie der Große
Sich einſt im ew'gen Friedensreich des Ormuz
Langweilen wird! Euch wundert's, daß ich ſcherze —
Nun, über einen großen Alexander.
Hat wohl ein Sterbender das Recht zu ſcherzen, —
Zumal ein Sterbender, wie ich — in Lumpen!

Darius ſtirbt bald darauf; Alexander kommt, hält Gericht über die Verräther, und giebt dem Nabarzanes, der nicht aus Verrath fehlte, ſondern um das Reich durch Strenge zu retten, die Freiheit; dieſer ſtirbt aber, jede Gabe des Eroberers verſchmähend, freiwillig, und vor der Leiche des Darius fühlt Alexander die Nichtigkeit alles Ruhms. Es faßt ihn nun, um ſein beſſeres Selbſt zu betäuben, der wilde Rauſch des Ehrgeizes — aber das Gedicht ſchont ſeiner und entläßt ihn an der Grenze ſeiner kriegeriſchen Hoheit. — Wir aber kündigen mit dieſer flüchtigen Darlegung das bedeutende Werk eines jungen Dichters an, von deſſen ſchon jetzt erfolgreichen Beſtrebungen die Deutſchen viel erwarten dürfen, wenn nicht die tödtende Kälte, womit ſo Vieles in unſerem Vaterlande erdrückt wird, auch ihn trifft — was die Muſen künftig jedem Talent abwehren mögen. —*.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 11. Januar. 6tes Blatt.

Geben und Nehmen.

„Nun, Röschen!“ ſagte jüngſt
Die Mutter, „wär’ es Zeit,
Daß Du den Mann umfingſt,
Dem Herz und Sinn geweiht.
Sieh’ hier an meiner Hand
Zwei ſchmucke Freier geh’n;
Die Schönſten in dem Land
Hab’ ich Dir auserſeh’n.

Ich that Dir keinen Zwang,
Ich ließ Dir freie Wahl:
Nun zög’re nicht ſo lang,
Beſtimme den Gemahl!“ —
Sie ſieht, der Eine glänzt,
Den Roſenkranz im Haar,
Der Andre unbekränzt
In Gold und Seide gar.

Die Freier allbereit,
Sie werben züchtiglich,
An Ehr’ und Sittſamkeit
Dem Andern Keiner wich.
Aus jedem Auge droht
Gleich lächelnde Gefahr,
Da Einer jung und roth
So wie der Andre war.

Bei alſo gleichem Strauß,
Was leitet ihre Wahl?
Wie findet ſie ihn aus,
Den wertheſten Gemahl?
Den Kranz, der ſie umlaubt,
Flicht ſie in’s fremde Haar,
Und bringt dem eig’nen Haupt
Des Andern Krone dar.

Nach dieſer raſchen That
Iſt ſie im Nu entfloh’n;
Ein Jeder denkt, er hat
Den ſüßen Minnelohn.
Ein Jeder wähnet, Ihm
Hat Röschen ſich geweiht,
Mit großem Ungeſtüm
Erhebt ſich nun der Streit.

Denn der Beſchenkte glaubt:
„Ich hab’ ein Liebespfand
Von ihrem Lockenhaupt,
Von ihrer weißen Hand.
Sie hat es mir geſchenkt
Zum Zeichen ihrer Wahl,
Und daß ſie Mein gedenkt,
Nicht Dein, den ſie beſtahl.“

Und der Beraubte ſagt:
„Mit dieſem kargen Lohn,
Der Dir im Haare ragt,
Biſt abgefunden ſchon.
Von mir hat ſie begehrt
Die Huld, die ich ihr bot,
Mehr als das eig’ne werth
War ihr mein Kränzlein roth.“

Nun übet, Frauen hold,
Das alte Richteramt:
Sprecht, wen Ihr ehren wollt,
Und welchen Ihr verdammt?
Iſt Gabe mehr verwandt
Der echten Liebeshuld,
Nimmt lieber ſie ein Pfand
Sich von des Andern Schuld?

Und Eure Meinung thut
Nun Eurem Sänger dar,

Digitized by Google

Wenn nie ein Kranz auch ruht
In ſeinem kargen Haar.
Wenn Geben minder iſt,
So ſchenkt ihm einen Kuß,
Und ſeyd von ihm geküßt,
Wenn Nehmen weichen muß!

K. Simrock.

Der Sylveſter-Abend.

(Fortſetzung.)

Clara trat, die Hände in einander gefaltet, die Augen voll ſchimmernder Thränen, zu dem ſchönen Bilde des Friedens hin. Sie mußte denken, wie noch geſtern dieſe nun auf immer geſchloſſenen Augen ſo freundlich gelacht, wie dieſe erbleichten Wangen in der Friſche der Geſundheit geglüht, und dies ſtill ſtehende Herz dem heutigen Abend ſo froh entgegen geſchlagen habe, nicht ahnend, daß der unerbittliche Tod ſich zwiſchen Hoffnung und Erfüllung drängen werde. — Immer wehmüthiger, immer ſchmerzlicher ward der Jungfrau Gefühl, denn immer heller und ſchneidender ſtieg an dieſer Stelle in ihrer Seele die Vorſtellung von dem ſchroffen Gegenſatz auf, den dieſer Tag der Trauer zu dem fröhlichen Hoffen der armen Eltern bildete, die von ihm ſo viel Freude für ſich und ihren Liebling erwarteten.

„Was iſt es denn nur" — fragte ſie ſich ſtill — „was iſt es denn nur mit all unſerem Hoffen und Mühen, was ſchätzen wir denn das Erdenglück ſo hoch, was jagen wir mit allen Kräften ihm nach, als ſey es hienieden unſer einziges Ziel, und was ſorgen wir denn ſo ängſtlich für die Zukunft, wenn der Tod ſo plötzlich, ſo unvorhergeſehen alle unſere Plane zunichte machen kann!"

Die Lichter waren indeß nach Clara's Anordnung geſtellt und Alles zum Beginnen ihres Werkes vorbereitet; ſie ſelbſt aber ſaß noch immer, den Zeichenſtift in der Hand, den Blick voll tiefer Wehmuth auf Clotildens Engel-Antlitz geheftet. Ihr war, als müßten die geſchloſſenen Augen ſich öffnen, ſie freundlich an zu lächeln, als müße der zarte Mund ihren Namen nennen — als höre ſie das liebe Stimmchen wieder fragen: „Gönnſt Du mir meine Freude nicht?" Die bleiche Hülle des lieblichen Kindes lag vor ihr; aber lebend und blühend, aus den großen heiter lachenden Augen ſie freundlich anblickend, ſtand es vor ihrer Phantaſie, und als ſie nun, von dem Bilde erfüllt, mit dem innigen Wunſch des Gelingens ihr Werk begann, und emſig und recht mit herzlichem Mühen fort zeichnete, da traten nach und nach immer deutlicher, immer ſprechender die holden Züge des Kindes hervor, da lachten die geöffneten Augen unter der ſanft gewölbten, von weichen Locken umkränzten Stirn ſo ſeelenvoll ſie an, daß Clara ſelbſt ihre Arbeit mit herzinniger Freude anſchaute.

In des Mädchens Seele ward es während des Zeichnens recht innerlich ſtill und heilig. Wenn ihr Auge zu dem Kinde hinüber blickte, das ſo freundlich lächelte, war ihr immer, als gehe ihr erſt jetzt recht hell das Erkennen auf, wie viel dem armen Menſchen in dem Vertrauen zu Gott und in der Zuverſicht gegeben ſey, daß ſie ſein ſind, daß er ſie kennt und liebt, ihr Leid wie ihre Freuden wägt und einſt am Ziel ſie freundlich zu ſich ruft. Sie fühlte, wie nur dieſer Glaube, wie nur die Zuverſicht, daß die Geſchiedenen in Gottes Schutz und Hand geblieben, uns an ihrem Sarge zu beruhigen vermöge, und zugleich, daß wir von ganzem Herzen dem das Schickſal unſerer Erdentage vertrauen ſollten, dem wir unſere Lieben einzig im Tode übergeben können. Mit Rührung dachte ſie: bleibt er einzig unſer Hort für ſie, die unſere Sorge, unſer Helfen nicht mehr zu erreichen vermag, die wir im kühlen Schooß der Erde betten, wie ſollte er es denn auch uns nicht im Leben ſeyn! — Der Erde Noth und Schmerz, wie ihre Freuden, erſchienen ihr in dieſen Stunden viel nichtiger als ſonſt, und doch trat Alles, was ſie liebte, ihr nur näher, es war ihr wieder, als fühle ſie ſich ſtark genug, für ſie das Schwerſte zu vollbringen. Ihr Muth, ihr Hoffen, ihr Vertrauen wuchs, denn immer beſeligender und feſter erhob ſich die frohe Zuverſicht in ihrer Seele: Ich bin des Herrn, und er iſt mit mir! —

Der Morgen dämmerte bereits, als Clara ihre beendete, über Erwarten gelungene Arbeit Frau Salen mit dem Wunſche übergab, daß die Mutter, ach, nur den kleinſten Troſt in dieſem Bilde finden, daß es genügend ſeyn möge, um ein kunſtvolleres nach ihm aus zu führen. Die Matrone betrachtete lange mit ſchmerzlicher Wehmuth die geliebten Züge, die von dem Blatte zu ihr aufſahen; ſie dankte Clara mit rührender Herzlichkeit und geleitete ſie ſorglich zu ihrer Wohnung zurück. —

Der ſtille innerliche Friede, den das Mädchen ſich in dieſen Stunden gewann, führte ſie treu durch die nächſten Tage, und drängte einmal wieder der Vergleich zwiſchen ihrem und Angelinens Looſe ſich ihr auf, ſo blickte ſie von dem flimmernden Schleier, der ſchön und glänzend, wie des Fräuleins Jugend, vor ihrem Blick ſich ausbreitete, zu den Fenſtern hinüber, hinter deren hellen Scheiben nun nicht mehr die glückliche Mutter das liebliche Kind zwiſchen die duftenden Blumen ſtellte, wo die Freude verſtummt war und bittere Thränen des Schmerzes floſſen.

Wie unermüdet und emſig aber auch Clara die goldenen Fäden durch das feine blendend weiße Gewebe ſchlang, wie angeſtrengt ſie ſpät und früh bemüht war, das Werk zu fördern, ſo ſah ſie doch mit jeder Stunde mehr die Unmöglichkeit ein, es in der

kurzen Friſt allein zu beenden, und entſchloß ſich, die treue Anna um ihre Hülfe zu bitten, die willig und gern bereit war, der Freundin Wunſch zu erfüllen.

Beide Mädchen ſaßen ſich nun oft in dem ſtillen Stübchen am Rahmen gegenüber und plauderten traulich mit einander, während die kleinen Finger die blinkenden Goldflittern an einander reihten. Anna war unbeſchreiblich gut und herzlich, doch ſchien es Clara oft, als ſey ſie nicht ſo heiter wie ſonſt, als laſte etwas auf ihrem Herzen, als ob ein Geſtändniß ſich oft bis zu den Lippen des Mädchens ſtehle, doch immer ſchnell wieder von ihr in die Tiefe des Buſens zurück gedrängt werde. Ja, zuweilen war Clara überraſcht, von der ſonſt ſo einfachen, ſo genügſamen Anna den Wunſch zu vernehmen, doch auch auf einer höheren Stufe zu ſtehen, vom Glanz umgeben auch zur Theilnahme an ſolcher Feſtlichkeit berechtigt zu ſeyn, der gleich, zu welcher der heerliche Schleier des Fräuleins Haupt zu ſchmücken beſtimmt ſey. Sah dann aber Clara ſie ernſt und freundlich an, ſo ſeufzte Anna leiſe: „Ach nein, das iſt es nicht — nein wahrlich, das nicht!“ — und dazu ſah ihr liebes Geſichtchen ſie ſo flehend, ſo trauernd an, daß Clara ihr mit herzlicher Freundlichkeit die Hand reichen mußte.

(Die Foetſetzung folgt.)

Ueber die Widerſprüche des Lebens.

(Fortſetzung.)

Der Gelehrte, ſo getheilt in ſeinen Aufgaben und doch conzentrirt in ſeinen Abſichten, ordnet dem Genuß der Wahrheit jedes Erkenntniß unter, deſſen er habhaft werden kann. Forſchend ſammelt und ſammelnd forſcht er; daher iſt er der Unvollſtändigkeit eben ſo feind als dem Irrthum. — Und doch iſt das Leben ſo kurz! und er muß ſo viele Genien vernachläſſigen, um dem Einen ganz an zu gehören! Würde iſt ſein Erbtheil, mehr als Glück: aber dieſe Würde wird von außen nur erkämpft, von innen fühlt ſie ihre Lücken. — Gezwungen, einen höhern Standpunkt zu wählen, von wo aus er ſich ein Gebiet des Erkennens und Wiſſens aneignen möge, verliert er ſich einſam aus der Mitte des Lebens. Die Welt wird ihm ein Zeitungsblatt, die Natur eine bezahlte Wirthin, die Schönheit eine Gauklerin, die ſeine Gründlichkeit gefährdet. Nur ſein Bücherſaal iſt das Ey des Wiſchenu, aus dem unendliche Bücherſäle hervor gehen ſollen. — Stark und groß, wie das geflügelte Kameel der Sahara, trägt und ſchreitet er fort; fliegen und untertauchen, ſingen und ſchwimmen wird er nie können, weil das für Strauße einmal nicht zu erlernen iſt. — Am Abend nach dem mühevollen Tage kann er ſich nur daran erfreuen, daß er Dies und Jenes auch gewußt, gefaßt habe, und daß er zu dem vielen Geſagten noch etwas zu ſagen gehabt. — Dies müſſe aber nicht zu wenig ſcheinen! Denn der wahre Gelehrte ſoll nichts mehr ſeyn wollen, als ein tüchtiges Glied in der großen Kette, die das ganze Geiſterreich verbindet und hält: bis dereinſt jeder Einzelne zur freien Univerſalität gelange und den ewigen Durſt nach Wahrheit vollkommen ſtillen möge. Man vergleiche nur das erhabene Zuſammenwirken der Aſtronomen und man wird ſich neigen vor den Beſtrebungen des Gelehrten, voll Entſagung und Hoffnung: man wird eingeſtehen: non omnis morietur. — Einſtweilen wird jedoch ſein einſames Bemühen nur von Weſen ſeiner Art verſtanden werden können.

(Der Schluß folgt)

B u n t e s.

Wir ſchreiben Shakespeare und Shakſpeare; wollen wir dem berühmten Dichter ſelbſt folgen, ſo hätten wir: Shakſpere. Mehrere Fac Simile's, die der berühmte Kritiker Malone beigebracht hat, bezeugen es unwiderleglich, daß der Dichter ſeinen Namen immer auf dieſe Art ſchrieb. Malone ſucht zwar zu erweiſen, daß er eigentlich hätte Shakſpeare ſchreiben müſſen — aber ſollen wir denn annehmen, daß der Dichterheros nicht ſeinen Namen beſſer gekannt hat, als ihn ein Anderer kennen will?

Die Spanier haben das Sprüchwort: „Die Augen ſind Kinder!“ d. h. dieſe beluſtigen ſich an Etwas, das nur dem Auge gefallen kann. Demnach darf uns das Verfahren mancher Theater-Direktion auch in dem Punkte ſpaniſch vorkommen, wenn ſie das Publikum zum Kinde machen, indem ſie es für das erſte Erforderniß halten, mit prunkvollen Dekorationen nur für die Augen zu ſorgen.

Zu Sirachs Zeiten müſſen die Sängerinnen in üblem Ruf geſtanden haben (was jetzt nichts mehr ſagen würde, weil der gute Ruf eine ſchlechte Empfehlung iſt), denn er ſagt (Cap. 9. V. 4): „Gewöhne dich nicht zur Sängerin, daß ſie dich nicht fahe mit ihren Reizen.“ Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Liebwerthſter Herr Redakteur un Herausgeber! Nehmen Sie's doch man ja nich übel, wenn ſich eine Berliniſche Kammerjunfer erdreiſten thut, an Ihnen zu ſchreiben, es is wegen des Königſtädtſche Theater. Ich habe immer bei mich gedacht: was für uns geſchrieben is, des muß och von uns gekajolirt oder runtergeriſſen werden, un da wollte ich Ihnen man fragen: ob Sie mich woll zuweilen en Plätzken vergönnen thäten? In mich is 'ne gewaltige Rage zu die Gelehrſamkeit, un zu't Recenſiren hab ich des meeſte Ehenie, denn da derzu braucht man niſcht gelernt zu haben, un des is juſt mein Fall, Aber erlebt hab ich ville un denke noch ville mehr zu erleben, denn uff die Erfahrung bin ich ſehre erpicht. — Un nu ohne langen Tranſch — ich habe mich uf den Neujahrstag in't Kö-

Digitized by Google

nigſtadtſche Theater begeben un will mir 'n Bisken drüber auslaſſen. Vorerſt war der Prolog von Herrn von Holtei — des is mein Liebling und wenn er rauſſer gerufen wird, paſſen Sie man uf, die Stimme, die manchmal überſchnappt, des bin ich! — Da hat mich der Zank von die Schauſpielers ville Pleſir gemacht, aber ſie hatten ſich vor die Leute nach ſo ehre; ich gloobe, es hat von die egentliche Natur ville gefehlt: doch, es is Keenen an zu muthen, deß er ſeine Schande ganz ufdecken ſoll; ich weeß ja, wie mich des ſin würde! Aber geſpielt haben ſie ſehre gut. Da war erſt Mamſell Carlinken, in die Kledage als „Waiſe aus Genf", die hat des Mundwerk uf den rechten Fleck, aber ſie hat och Talent un Bille neben ſich, an die ſie ſich verbilden kann. Un denn der Herr Nagel als „Abbée de l'Epee". Neben mich ſaß ein alter deutſcher Jüngling, der war ſehr erboßt von dem Titel und meente, wir konnten des ſehr gut in's Deutſche geben, wenn wir ſagen thäten: „Der geiſtliche Amtsanwartſchaftler vom Degen", des war mich jeyunder zu verblümt. Was aber den Herrn Nagel betrifft, der war widder ſo, deß ich reene ſagen muß, meine ſelige Großmutter war auch ſo milde un ehrwürdig. Gleich druf kam nu Madam Wachler, die that ſehre ärgerlich, deß ſie wollten 'ne Oper uſführen; Jott, warum war ſie och juſtement geſund! Sie ſprach ſehre hochtrabend, ich gloobe, ſie nennen es in die Kritik paſtetiſch: „So machen ſies' Alle!" — des hat ſie aber nemlich ſehre gut gemacht, zumal als „Dokter" die magnetiſchen Streiche; unſe magnetiſchen Dokters ſollen ville zudringlicher ſin. Un nu der Herr Meyer als „Konrad Starkenburg", des is och mein Liebling! Er ſoll man jar zu ſolide ſin und des, wenn ich als 'ne offenherzge Kammerjunfer reden ſoll, ſchickt ſich nich für 'nen hübſchen jungen Menſchen. Ich freue mir ſehr, des er bei uns bleiben thut, un noch ſchönder wär' es, wenn er bei mich bliebe. Gleich uf ihn kriegten wir den niedlichen Herrn Angely zu ſehen, als die Hälfte van't „Ehepaar aus die alte Zeit". Der Menſch is all ſein Lebtage ſo fleißig geweſen, des er ſich nich mal Zeit genommen hat zu't Wachsthum. Er ſpielt ville Rollen ſo gut, wie ſich ſelber, aber wenn't ihn mal ſollte infallen, Däumken uf die Bühne zu bringen, in die Rolle müßt' er groß ſin! Zuletzt hat ſich och noch Schmelka ingefunden, als „Stabeel", und that ſehre bolſterig und ſtrambulſtrig, deß er heite och ſpielen ſollte; aber ich gloobe, wenn ich ganz von mich wäre, un er ſähe mir man eenmal ſo an, wie in't Theater, er brächte mir gleich wieder zu mich. Es iſt die aſchgraue Möglichkeit, wie ein Menſch man ſo zum Spaß geboren ſin kann! Na nu, wie och noch Eener dirigiren wollte, da ging des Gebeddere widder los, bis Madam Sontag kam, als Thalia; des is, gloob ich, die Muſe, die jetzt in Deutſchland jar keenen Dienſt nicht hat, aber höchſtens 'ne Uſwartſtelle bei't Vaudeville. Die Madam Sontag hat ihren Namen recht mit die That, denn ſie kommt beinahe man alle Feſttage zu't reden, weil des Friedrichſtädtſche Theater keene Stücke rausgeben thut, worin ſie in die Werkeltage och uftreten könnte. Es war übrigens 'ne gute Strofe, die die Schauſpielers von ihr hören mußten un ſie gaben un och kleen bei und unterhielten ſich dervon, deß ſie künftig Gutes thun wollten in die Oper, in't Schauſpiel, Melodram, Luſtſpiel, Vaudeville un in die Poſſe. Un dunne dachten ſie och 'n Bisken uf't Publikum los zu gehen, aber der Souffleur drückte ſich, un da hatten's denn natürlich die Schauſpielers och ſehr ville, des ſie runter kamen von die Bretter. Aber der Prolog war doch ſehre ſchön, un d'rum wurde och Herr von Holtei rauſſer gerufen; des war ganz nach meinen Penchang; aber deß er nach ſeine zwee oder drei Bücklinge och nich een Wörtken redte, des hat mich doch 'n Weniges verſchnupft. So'n Dichter, der von die Gelegenheiten lebt, ſollte doch bei ſolchen Gelegenheiten zeigen, deß er zu leben weeß; des Publikum will immer 'n Bisken mehr als zu ville haben un ſo konnte Herr von Holtei zu ſeine Dichtung woll noch 'n Neujahrwünſchecken zugeben, etwa uf diſſe Art:

Ich bin über die Begriffe gerührt
Deß Sie mich haben ſo ſehr applaudirt,
Un rauſſer gerufen; von Dank ganz beſeſſen,
Werd' ich Ihre ſchreiende Güte in drei hundert fünf un
ſechszig Tage nich vergeſſen!

— Nach dem Prolog wurde ufgeführt „Der Fiacker als Marquis". Des Stück haben ſie diesmal gut gelocaliſirt, denn es war mich, als wäre aus dem Fiacker eine Droſchke geworden, weil es ſo langſam un ſo holprig ging; un des Tyrolſche wurde och gewiß ſehre richtig geſprochen, denn man verſtund niſcht dervon. Schmelka aber war gut ingefahren un hielt ſich bran un wurde d'ruf rauſſer gerufen; er hatte mein Verſeken och brauchen können. — Uf des letzte Stück: „Der Neujahrstag der armen Leute, lokale Gelegenheits-Poſſe mit bekannten Volks-Melodieen, von Louis Angely", hatte ich mir beſonders gefreut, un es lief och gut ab. Ich dachte erſt, es ſollte ſatyriſch ſind, weil die armen Leute un ach Andre, wie't in die Zeitung ſtund, nich mehr am Neujahrstage ſollten rummer loofen (des Befehlen hatte leider niſcht nich geholfen, über's Jahr werdt man ſich woll uf't Bitten legen müſſen), aber des war es nich. Es gab 'ne Liebesgeſchichte un es ſollt ene Auspfändung vorfallen, aber der ene Liebſte bezahlt und ſo werdt 'ne arme Familie gerettet. Des müßte übrigens noch Mode werden, deß ſie Enen an Feſttagen och mit die Auspfändung kommen dürften; nee, lieber Herr Angely, da haben Sie uns 'nen Zoon gemacht; 't ſchadt aber nich, ſo'n kleener Irrthum ſtört des Vergnügen nich. Deß war beſonders ſehre natürlich, wie die Mutter „Pletzen" immer weglief, wenn 'n Gratulant kam. Bei meine Herrſchaft (ich bin Kammerjunfer bei die Frau des Bäckermeiſter Kleinbrodt, der, ſeit die Silbergroſchen exiſtiren, ſich nach ville beſſer als woll befindet) is't juſt ach ſo, obwoll die't von die Armen nehmen un ihnen alſo och 'mal wat geben konnten. Der Herr Röſicke is prächtig in die Steppräcke, un durch die Fiſtel braucht er juſt nich zu ſingen; unſe Höckerweiber haben mehr Stimme wie er, d'rum kann er die ſeinigte ganz gebrauchen. Un Mamſell Eunicke — nee, wie jöttlich gemeene kann die ſin! 'is 'n hoher Kunſtgenuß! Un nur 'ne Berlinerin kann ſo was mit die Natur zuſammen poſementiren, des könnte Enen ordentlich ſtolz machen! Och Herr Genée hat ſeinen „Sackträger" reene vom Mühlendamm weg geholt — 't war eenzig! Aber der Herr Angely, der den „Zimperlich" vorſtellte, war in't Perſonen-Verzeichniß von't Zettelbuch ganz vergeſſen un hat doch des Stück gemacht! Er muß woll in die Geſchwindigkeit gezählt haben, wie die Schwaben: „Des bin Ich, eens, zwee, drei u. ſ. w.!" Ganz hätt' er nu woll nich rauſſer bleiben können, aber aus ſein Lied von die Bonbons und nachher aus noch eens von die Schinken, da hätten wir uns niſcht d'raus gemacht, wenn es wäre in die Binſche gegangen. Die Melodieen aber hat er gut zuſammen geſtöbert, darin verſteht er den Rummel un den Commang. Rauſſer gerufen wurden ſe Alle; wie Ville überhaupt an diſſem Tage rauſſer gerufen ſin, des kann ich wirklich nicht ſagen; 't is och vielleicht Ener mehr gekommen, als gerufen waren, denn 'et laſt da Mancher mitunter. Aber des is och jöttlich! — un wenn't manch Ener nich verdient, is er't doch bedürftig wegen die Zulage. — Sie ſehen, Herr Redakteur un Herausgeber, ich habe den Grundſatz: Leben un leben laſſen! un es ſollte mir freuen, wenn Sie gegen mir eben ſo denken wollten. Unterdrücken Sie mir nich mit meine Fähigkeiten, ſo könnte ich mir woll in meine ſchwarzen Stunden, die mich des Daſeyn mit ſeine Schmerzen bereitet, uf 'ne edle Art beſchäftigen als Ihre dienſtwillige Mitarbeiterin

Fanny Federdrang.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 13. Januar. 7tes Blatt.

Den Freunden Gruß.

Reicht mir den Kelch! Die ernſte Scheideſtunde
Beut uns den letzten flücht'gen Abſchiedskuß,
Prophetiſch aus der Zukunft Sehermunde
Ertönt uns ſchon des jungen Jahres Gruß.

Kein Trank aus Lethe ſey es, zu verſenken
Erinnerung in ewigſtummes Grab,
Wir wollen dankbar jedes Tags gedenken,
Ob er uns Schmerz, ob er uns Freude gab.

Denn was auch kommen mag, es kommt von oben,
Und Liebe iſt des Ewigen Gewand:
Ob Sonne ſtrahlt, ob Donnerſtürme toben,
In Allem waltet ſeine Vaterhand.

D'rum blicken wir mit innigem Vertrauen
In's Wechſelſpiel des Lebens froh hinein,
Und was wie immer ſtreben, was wir bauen,
Die Liebe ſoll uns Lebensſonne ſeyn.

Dann fühlen klar wir, was es heißt, zu leben,
Empfinden freudig, was das All beſeelt,
Und wie nur mit dem ewigjungen Streben
Des Lebens ew'ger Frühling ſich vermählt.

Reicht mir den Kelch! Was auch das Auge trübe,
Erhellt den Blick in Freudigkeit und Muth,
Und ſeyd gewiß, die rechte wahre Liebe
Erringt allein des Lebens höchſtes Gut.

Heinr. Stieglitz.

Der Sylveſter-Abend.

(Fortſetzung.)

So war die Zeit vergangen und der letzte Tag des Jahres begann ſich zu neigen, als Clara das Ziel ihrer Arbeit froh aufathmend erreichte. Anna war ihr helfend bis zum letzten Augenblick zur Seite geblieben und freute ſich nun mit der Freundin der beſeitigten mühevollen und anſtrengenden Arbeit. Sie erſchien heut unruhiger und trüber als je, es kämpfte unverkennbar ein Entſchluß in ihr, der den Sieg gewann, als Clara ſie mit herzinnigem Dank umfing. — Sie wand ſich ſanft aus der Freundin Arm, drückte raſch ein Briefchen in ihre Hand und eilte dann mit hervorſtürzenden Thränen aus dem Gemach. — Clara ſtand befremdet, erſchüttert; wie ſehr aber auch ihr Herz ſie trieb, ſie konnte dennoch jetzt, da die Ablieferung des Schleiers ſie drängte, das enge beſchriedene Blatt nicht leſen; ſo ſchob ſie es denn in das geheimſte Fach ihres Arbeitstiſches und eilte fort.

Sie fand Angelinen noch glänzender, noch reicher als das letzte Mal geſchmückt, vor dem hohen Pfeilerſpiegel, in welchem ſie, vom Strahl der hell leuchtenden Kerzen umglänzt, mit prüfendem Blick ihr ſchönes tadelloſes Bild muſternd überflog. Das lieblichſte Lächeln verklärte heut des Fräuleins engelgleiches Antlitz, und mit der holdeſten Freundlichkeit wandte ſie ſich zu der längſt mit Sehnſucht erwarteten Clara. Dieſe zog den ſchimmernden Schleier aus der ſorglichen Umhüllung hervor und ließ den entfalteten in ſeiner reichen geſchmackvollen Stickerei der erfreuten Angelina entgegen flimmern. — Das Fräulein lobte, bewunderte, dankte; ſie war ganz Freude, ganz Erkenntlichkeit, und als nun das luftige Gewebe leicht und gefällig von dem Scheitel, den nächtliche Locken umwallten, in maleriſchem Faltenwurf über das ſchwere

ſeidene Gewand faſt blendend bis zu den Fußſpitzen hinab wallte, da erſchien Angelina ſo ſchön, ſo königlich, daß Clara den entzückten Blick nicht von ihr ab zu wenden vermochte. Sie dachte Anna's, des Wunſches der Freundin, der dem Schimmer des Lebens galt, ihres Briefes, und eilte, um ſo früh als möglich das Blättchen zu entfalten und deſſen Inhalt zu entziffern.

Wie ſie nun, von der Jungfer des Fräuleins geleitet, durch die Zimmerreihe zurück ſchritt und zur hell erleuchteten Stiege trat, fuhr eine glänzende Equipage am Hauſe vor. Einige Augenblicke ſpäter eilte ein junger, hoher, blühend ſchöner Mann die Stufen hinan, von deren erſter Clara ſchüchtern zurück gewichen war. Mehr noch als das reiche ſchimmernde Maſkenkleid, das unter dem nur läſſig umgeworfenen Mantel hervor blitzte, verkündete der Adel in Gang, Haltung und Gruß, wie der Ton ſeiner Stimme, den höheren Rang des Fremden, dem des Fräuleins Jungfer dienſtfertig die Thür des Vorſaals öffnete. — „War das —?“ fragte Clara, der glänzenden Erſcheinung mit der dunklen Erinnerung, ſie ſchon irgendwo erblickt zu haben, nachſehend. — „Des Fräuleins Verlobter?“ fiel die Zurückkehrende ein — „ey freilich iſt er das; und nicht wahr, Graf Walter von Egwald iſt ein ſchöner Herr, ſchön wie mein Fräulein. Wenn ich Beide neben einander ſehe, ſo jung, ſo liebenswerth, ſo reich und vornehm, ſo frage ich mich wohl: was könnte ihrem Glück noch fehlen?“

„Was könnte ihrem Glück noch fehlen?“ dachte Clara auf dem Heimwege, und vermochte nichts zu erſinnen; die beiden herrlichen Geſtalten ſchwebten in all dem Glanz und der Schönheit ihr vor, wie ihr Auge ſie heute erblickte, und im Innern geſtand ſie ſich, wie heiter, wie beglückend ihr Leben ſeyn müſſe. Noch ganz von dieſem Gedanken erfüllt, betrat ſie ihre Wohnung, und nur erſt, als ſie Anna's Brief aus ſeinem Verſteck hervor gezogen und das Blatt bei der einſamen Kerze entfaltet hatte, verdrängte die Liebe und Theilnahme für die Freundin und die Sorge um ſie die bunt vor ihrer Seele gaukelnden Bilder. Sie dachte jetzt nur der geliebten Geſpielin ihrer Kindheit und las:

„Wie oft, gute Clara, wenn in dieſen Tagen Dein liebes freundliches Auge ſo forſchend auf mir ruhte, als wolle es die Tiefe meiner Seele erſpähen, aus der mancher Dich befremdende Wunſch und Gedanke aufſtieg, wie oft trieb es mich dann, Dir Alles zu vertrauen, was mein Herz beängſtigt. Doch das Wort wollte nicht laut werden, wie auch immer die Sehnſucht in mir erwacht war, durch Dich, durch Deinen Rath mein ſchwankendes Wollen befeſtigen zu laſſen. Wohin Du mich führen würdeſt, das wußte ich wohl, und eben dies Wiſſen war es auch wieder, was mir den Mund verſchloß. Heller als je erkenne ich aber in dieſem Augenblick, daß ich der Stütze bedarf, denn mir iſt, als ſtände ich ſchwindelnd zwiſchen zwei Abgründen, als wäre für mich kein Ausweg, als müſſe ich rettungslos in einer der Tiefen verſinken. So faſſe ich denn Deine Hand und bitte Dich, laß mich nicht, halte mich, und kannſt Du, ſo zeige mir den Weg, der meinem Blick ſich verſchließt.

Ach, gute Clara, wirſt Du die Freundin ſchuldig oder nur unglücklich nennen, wenn Du dieſe Zeilen geleſen haſt, die Dir das Geſtändniß bringen, daß der Verlobte nicht mehr ihr Herz erfüllt, daß ein fremdes Bild ſich in ihre Seele ſtahl, das ſie nicht zu verdrängen vermag, wie laut es ſie auch des Undanks und der Treuloſigkeit verklagt. Wie fühlte ich mich in jenen Stunden ſo glücklich, wo die Eltern mein und Seedorfs Hände ſegnend in einander legten, wie kannte ich damals keinen andern Wunſch, als den, des geachteten Mannes Zukunft zu beglücken, und wie feſt glaubte ich von der ewigen Dauer meiner Empfindung für ihn verſichert zu ſeyn, die ruhig und herzlich, wie ſie war, mir als das höchſte Gut des Lebens erſchien.“ (Der Schluß folgt.)

Ueber die Widerſprüche des Lebens.

(Schluß.)

Die vier ſo eben dargeſtellten ſind nicht die einzigen Hauptrichtungen des Lebens. Es giebt gelehrte Brodfächer, künſtleriſche und techniſche (artistes und artisans), Geſchäftsführungen freier, und wieder andere ſehr gebundener Art, — die alle mit jenen erſtern theils gemiſcht, theils verwandt ſind. Die ſociale Ausbildung hat darin die Hauptgrenzen oft unkenntlich gemacht. Es iſt freilich jedem Einzelnen überlaſſen, ſo viel Humanität oder Egoismus hinein zu tragen, als ihm ſelbſt ward. — In dieſen Regionen iſt das Nichtverſtehen Anderer viel ſeltener vor zu werfen, als das Sich-ſelbſt-unklar-ſeyn. Ueber Letzteres ſpäterhin mehr.

Da man außer den Leibwachen bis zu Auguſtus noch keine ſtehenden Heere kannte, ſo wird auch das problematiſch bleiben, ob der heutige militairiſche Beruf in die Reihe der urſprünglichen und rein humanen gehöre? — Ich bin daher nicht geſonnen, die Anſicht über die Stände ſtreng durch zu führen. Nur eine zahlreiche mittlere Claſſe muß hier ganz beſonders in Rechnung kommen, weil in ihr die Bindung und die Grundlage des ganzen neuern Geſellſchafts-Zuſtandes zu ruhen ſcheint; weil ſie die Keime zu allen Entwickelungen in der Geſellſchaft nährt und erziehen hilft: ich meine den gewerbtreibenden Städter. — Er macht die wahre Stärke der neuern germaniſchen und der meiſten andern europäiſchen Staaten

Digitized by Google

aus. Die alte römiſche Plebs, der heutige polniſche Städter, der träge Bürger Italiens gehören keinesweges hierher. Hat er aber in andern Ländern, namentlich in Deutſchland, eine recht ausgeprägte eigne Phyſiognomie? — Sein Daſeyn ſtützt ſich auf Brauchbarkeit für die Uebrigen. Das wachſamſte Regen, gründliche Geſchicklichkeit, Zuverläſſigkeit, Behutſamkeit, Unverdroſſenheit helfen den Meiſten nur ſo weit, um, wie man's nennt, aus der Hand in den Mund zu leben: glücklicher, wer etwas für das nächſte Jahr voraus gewinnt. — Kein Lebensſtand bedarf ſo ſehr der geſellſchaftlichen Tngend, nur die ſtrengſte Oednung in der Verwaltung kann ihn ſchützen. Da iſt das Wohl Aller auch der Einzelnen Wohl. Eine väterliche und kräftige Stadtpolizei iſt eine nicht genug erkannte Wohlthäterin. — Seine perſönliche Freiheit bewegt ſich enger als jede andere und doch iſt ſie und das Bewußtſeyn ſeiner kleinen Rechte und ſeine vaterſtädtiſche Chronik der ſchönſte Preis ſeiner Lebenslaſten. Darf man es ihm verargen, wenn er das ganze Jahr hindurch ein Sorgengeſicht macht? wenn er ſeine Kinder auf einer heiteren Bahn zu ſehen wünſcht? — Könnten die Begünſtigten nur einen Tag lang den ſtillen Kreislauf ſolches Lebens beobachten und im Innern des Hausvaters, der Hausmutter leſen, die ſo große Tugenden im beſcheidenſten Gewande auf ihre Kleinen fort zu vererben bemüht ſind — wahrlich der Name eines braven Bürgers müßte eine hohe Bedeutung in ihren Augen gewinnen. Die beſten Regierungen hatten immer auch die glücklichſten Städte: man ſehe nur auf Englands Eliſabeth und die ihr gleichen. — Kann aber der ſo in Pflichten und Sorgen und Mühen Vertiefte unbefangen eingehen in die Anſichten freierer Richeung? Und wie wenig wiſſen Andere den kleinen Bürger zu würdigen, der ihnen ſo beſchränkt, ängſtlich, ſteif, trotzig, lächerlich vorkommen will? — Man erträgt ſich, man braucht einander, aber der Eine erräth den Andern nicht.

Wenn nun dieſe Lebensrichtungen ſchon ſo viel Fremdes für einander haben, bei manchen gleichen äußern Verhältniſſen: was darf man erwarten von den durch Rang, oder Lebensalter, oder Geſchlecht Getrennten? Iſt da etwa Zweck, Wahl, Neigung, Geſchmack leichter zu vereinigen? — Der Greis blickt lächelnd auf ſein eigenes Jugendſtreben und Hoffen zurück — ohne viel weiter gekommen zu ſeyn. — Die Jugend dünkt ſich, dereinſt Alles beſſer nach ihrem heutigen Sinne zu modeln und ahnet nichts von den unerbittlichen Täuſchungen der Erde. — Der Große und der Kleine, der Adler und die Taube verſtehen ſich eben ſo wenig. Der Mann muß herrſchen und erlaubt ſich doch kaum noch einen eigenen Wunſch: das Weib fürchtet und ſchmeichelt und ſucht die Neigung zu ſtillen, der die Vernunft wie ein langbärtiges Geſpenſt entgegen droht.

Und wozu dieſe Betrachtungen? was lernſt du daraus? (wie der arme Richard fragen würde.) — Zuerſt: Duldung, die mit Allen den Frieden bewahrt. Demnächſt: Liebe für den eigenſten Beruf, mit Treue und Mueh. Sodann: weil Andere uns und wir Andern nicht völlig klar werden können — die Verpflichtung, daß ein Jeder mindeſtens ſich ſelbſt klar zu werden ſuche. — Eine Kunſt, in der die Beſten noch immer nach zu lernen haben werden. — Es giebt keine Ehrlichkeit gegen Andere, ohne Ehrlichkeit gegen ſich ſelbſt. Wieder ein Beweis, wie weit mehr Kraft und Einſicht erfordert wird zur Tugend und Wahrheit, als zur Verderbtheit und Lüge! — Hier iſt die Scheidegrenze zwiſchen Egoiſten jedes Namens und zwiſchen wahrhaft Guten und Tüchtigen. Ohne Strenge gegen dich, keine Wahrheit und Mäßigung: ohne dieſe, keine Liebe für Andere. — Strenge gegen dich, Liebe zu Andern! — ſiehe da die Würde, die allein dich vor dem Dämon des Egoismus verwahren kann.

Daß es übrigens Naturen genug giebt, ohne Entſchiedenheit des innern Berufs und des Charakters — nun, das iſt tröſtlich, bei ſo vielen Verwickelungen des Schickſals und der Concurrenz. — Doch wird Jeder einige Seiten kennen, wohin er entſchieden nicht innerlich berufen iſt. Dafür muß doch wohl eine (oder einige) ihm günſtiger ſeyn? — die erforſche, die ehre er. — Wem alſo die fleißige Gewöhnung auch nicht eine alteram naturam verſchaffte (in der er ſich doch ſchwerlich ganz natürlich bewegen wird), der ſey immer eingedenk des Wortes: ſey einig mit dir und ganz, wozu du den Beruf übernommen! Sonſt könnteſt du die Zahl der Unſeligen vermehren, deren Halbſeyn ihnen und dem Ganzen nur Unerfreuliches bringt; als da ſind: ein habgieriger Poet, ein empfindſamer Geldſpekulant, ein deauender und ein politiſcher Gelehrter, ein Grammaticus im Staatsrath, ein renommirender Advokat, ein modeſüchtiger General, ein prozeßſüchtiger Geiſtlicher, ein reiſeluſtiger Landwirth, ein metaphyſiſcher Arzt, ein zärtlicher Philoſoph, ein adelsſüchtiger Krämer, ein ſchachernder Cavalier.

Möchte das Bisherige geeignet ſcheinen, mit Fug und Erfolg den Ruf zu wiederholen: Wahrheit und Mäßigung!! Krüger.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. „Der Freiſchütz“ zielt bei uns noch immerwährend und trifft auch tapfer das Centrum — unſerer Geldbörſen. (Hier hätte Referent den Plural füglich erſparen können; meine Herren Collegen werden ſchon wiſſen: warum?) Eine doppelte Attraktionskraft dieſer Oper (am 6. November 1825) war Mad. Hillebrand als „Agathe“. Ob eine jugendliche, blühende Geſtalt, die ihr Spiel aus dem Herzen greift

und ihren Geſang, wenn auch noch Manches zu beſiegen iſt, dennoch mit Gefühl und Wohlklang ertönen läßt, ob ſolch eine Erſcheinung unſern Beifall verdient? Dieſer Frage ſteht die Antwort zur Seite. Wir haben ſie auch mit Händen und Füßen beifällig beantwortet. „Mit den Füßen?“ Ja wohl! hier zu Lande heißt es: „Mit allen Gebeinen verkünde ich dein Lob!“ Hier arbeiten wir mit allen Vieren zugleich, um bei dem Applausgeſchäft recht viel zu beſchicken. — Dem Meiſter Raupach Dank für ſeine „Kritik und Antikritik“, die uns am 7. November ein Paar ergötzliche Stunden bereitete. „Les femmes savantes“ und „Les précieuses ridicules“ hat Molière ſchon einſt lächerlich gemacht. Wie viele geſcheidte Männer ſind ſpäterhin gegen die Schriftſtellerei der Weiber zu Felde gezogen! Erzählt man uns doch ſogar von dem arabiſchen Dichter Pharezdaki, daß er von den weiblichen Dichterinnen ſehr unzart geſagt haben ſoll:

„Wenn wie der Hahn die Henne kräht,
Werde der Hals ihr umgedreht!“

Das iſt grob. Es mag aber doch wohl ſo ziemlich ſeine Richtigkeit damit haben, daß die Stricknadeln und Speiſekammer-Schlüſſel beſſer in die Hand der Frauen als die Autor-Feder paſſen. Wir wollen indeß nicht ſo im Allgemeinen aburtheilen; denn wer wird nicht mehreren mit ſo entſcheidendem Berufe hervorgetretenen Damen das volle Recht der Autorſchaft zugeſtehen? Wir wollen nur (was auch gewiß Raupach gewollt hat) allen nicht berufenen Schriftſtellerinnen freundlich anrathen, ihr Papier dem ſchönen Haar als Papilloten zu weihen, und, wenn das Uebel ſchon geſchehen, im kleinen Ridikule die Handſchrift zu verbergen, um es vor größerem zu ſchützen. Einiges, und namentlich das Pathos des „Studioſus Löwenklau“, klingt ein wenig ſcharf und ſcheint grell aufgetragen zu ſeyn. Aber es klingt und ſcheint nur ſo; ein guter Weltſpion wird ſolche Originale ſchon geſehen und gehört haben; dem Excentriſchen eine Grenzlinie vor zu zeichnen, iſt ſchwierig. Mad. Berger, als „Baronin“, zog durch das poetiſche Leben mit künſtleriſcher Darſtellung; doch die Angſt-Momente hätten angſtvoller ſeyn können. Den Idioten Shakſpeare's hatte Hr. Marr in aller ſeiner Verrücktheit aufgefaßt und wiedergegeben. Wir ſagen wohlweislich Verrücktheit, da dieſer „Löwenklau“ zu der Claſſe Wahnſinniger gehört, für welche allerdings noch nirgends ein Irrenhaus angelegt iſt; obgleich ſolche hyperboliſche Schwärmer ſchon mehr Nachtheil, als mancher Stil-Blödſinnige, geſtiftet haben. Schwierig iſt der Stand des Darſtellers dieſer Rolle, welche leicht bis zum Pedantismus hinauf oder zum Charlatanismus hinab gezogen werden kann. Hr. Marr umſegelte dieſe Klippen und traf das richtige Maaß; ſo wie Hr. Weidner höchſt geſchmeidig als „Till“ den allzeit Dienſtfertigen darſtellte. — Bei einer zweiten Darſtellung der „Sieben Mädchen in Uniform“ wollte man uns ein Späßchen bereiten und zog einen Tambour herbei, den eins der Mädchen repräſentirte, das ſingend ſich mit der Trommel begleitete. Dieſer Spaß war jedoch zu ſehr Impromptu, da kein Exerzitium vorausgegangen zu ſeyn ſchien; ſo unterlag hier die Praxis der mangelnden Theorie, und das Späßchen machte keinen Spaß. — Zwei Gäſte, Hr. und Mad. Wacker, vormals bei dem Stettiner Theater, brachten am 9. November „die Kreuzfahrer“ wieder auf unſere Bühne. Erſterer, als „Balduin von Eichenhorſt“, that, was er konnte, nicht aber das, was er ſollte; ihm war überdem unwohl. Mad. Wacker zeigte als „Cöleſtine“, daß ſie nicht in die Reihe der alltäglichen Schauſpielerinnen gehöre, ſo wie ihre Geſtalt und Sprache zu den beſſern Eigenſchaften ihres Berufes gezählt werden können. Manches betont ſie mit richtiger Anſchauung; doch waren die größern Tiraden zu eintönig geſprochen, ſo wie ihr Gang zu raſch und ihre Bewegung zu kräftig. Wir können indeß nicht entſcheidend über ihr Talent abſprechen, da eine einzige Rolle, und obendrein die erſte auf fremdem Boden, der gereiſten Kritik nicht Beleg genug iſt. Am Schluſſe wurden indeß Beide gerufen. — Der beſte Quartiermeiſter iſt ein guter Ruf; wo dieſer Fourierſchütz voran geht, da findet der Wandernde gewiß ein freundliches Obdach. Der Demoiſ. Canzi war ein ſolcher Genius vorgeſchritten; bald nachher kehrte ſie bei uns ein und gab in der erſten Hälfte des Cyklus ihrer Gaſtdarſtellungen die „Myrrha“ im „Opferfeſt“, das „Röschen“ in der „ſchönen Müllerin“ und die „Desdemona“ in „Othello“. Demoiſ. Canzi hat dieſe Kehlenfertigkeit, die, wie der ganze Vortrag ihres Geſanges, Welſchlands hohe Schulen athmet. Dabei beſitzt ſie auch den ſeltenen Vorzug, daß ihr zartes Figürchen eben ſo kunſtgerecht ſich regt und bewegt wie ihre Stimme. Alles dieſes gefiel uns gar ſehr; doch nicht ganz im Einklange mit dieſen guten Eigenſchaften ſteht der Klang ihrer Töne; namentlich ſind die Mitteltöne merklich belegt. Man wollte uns überzeugen, Demoiſ. Canzi litte ſeither an Heiſerkeit; indeß hatten ſich doch die höheren und tieferen Töne durchaus nicht erkältet, vielmehr waren dieſe kerngeſund und in ihrem vollen Klange. Schade iſt's, daß die Sängerin durch zu große Gedehntheit der Worte und Töne zwar eine lobenswerthe Deutlichkeit erzielt, ihren Vortrag dagegen benachtheiligt. Wer indeß Demoiſ. Canzi, trotz dieſer Mängel, einen gültigen Preis ſtreitig machen konnte, der würde eine Sünde begehen, die er vor dem Richterſtuhl des thraciſchen Großmeiſters ſchwer büßen müßte. Späterhin ſahen wir Demoiſ. Canzi noch als „Amenaide“ im „Tancred“ und zum erſten Mal den „Tancred“ von einem männlichen Ritter. Hr. Sebelmann genügte als ſolcher vollkommen. Am Schluſſe wollte man wahrſcheinlich die arme „Amenaide“ nicht länger mehr ängſtigen und kürzte die Schlachtſcene, jedoch mit einer ſolchen ſcharfen Schneide, ab, daß, als „Tancred“ kaum abgegangen und ſein hochbefiederter Helm dem Auge noch nicht völlig entſchwunden war, ein Soldat ſchon ſeinen Sieg verkündete. Das Publikum hatte keinen rechten Glauben an die Möglichkeit einer ſolchen Zauber-Expedition, denn es lachte dem Schnellſiegler gerade in's Geſicht. — In Roſſini's „Hochzeit des Figaro“ trat, neben Demoiſ. Canzi als „Suſanne“, Mad. Hillebrand in ihrer dritten Antritts-Rolle, als „Gräfin“, auf. Erſterer müſſen wir noch heute für jenen Abend ein Bravo! nachſchicken, und Letzterer danken, daß ſie den von uns früher ausgeſprochenen Erwartungen genügt hat. Mad. Nicola, ſagte das ganze Parterre, ſey ein „Cherubin“, ganz wie er ſeyn ſoll. Vollkommen ſind wir dieſer Meinung; wollen jedoch von der Totalität nur die eine Scene im Seſſel abſtrahiren. Wäre unſer Page da minder unbefangen und mehr verlegen geweſen, hätte er uns die Verlegenheit, dieſe Rüge machen zu müſſen, erſpart. Hr. Kaibel iſt in ſeinem Elemente, wenn er wie ein Queckſilberkügelchen ſich umher tummeln und ſeine Sarkasmen ausſäen kann. Bei dieſer Individualität konnte der „Figaro“ auf ſolch einen Repräſentanten ſchon mit Zuverſicht vertrauen. — Als „Nanette“ in der „diebiſchen Elſter“ nahm Demoiſ. Canzi Abſchied von unſerer Bühne. Sie ward, wie früherhin ſchon ein Paar Mal, auch heute gerufen, und das von Rechtswegen. Hr. Hillebrand, als „Amtmann“, trug im Coſtüme ein ergötzliches Tableau zur Schau; Spiel und Geſang waren beide zu überladen von Komik, obgleich die entſtellte Sprache ſich recht gut anhören ließ. „Gianetto“, Hr. Wieſeneder, müßte, ſchon ſeinem Schwerdte zu Gefallen, nicht ſo ſüßlich und ſchmelzend ſeyn. Ein ſchmachtender Soldat iſt eben ſo ſelten als ein podagriſtiſcher Balletänzer. (Der Schluß folgt.)

Im Jahr 1818 zeigte ſich in Schottland eine ſo heftige Blattern-Epidemie, daß 484 Vaccinirte ſie mitbekamen. Dennoch gewährte die Vaccination einen ſo guten Schutz, daß nur Einer davon ſtarb. Von den nicht vaccinirten Perſonen ſtarb der vierte Theil. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 14 Januar. 8tes Blatt.

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

Von Dan. Leßmann.

(Zweite Abtheilung.) *)

Wie ich meinen Krakenſitter kennen lernte? Auf eine ziemlich ſeltſame Weiſe. War er doch ein ſo eigengearteter Menſch, hatte ſich doch die Sonderbarkeit durch alle Verzweigungen ſeines Weſens ſo fühlbar verbreitet, daß irgend ein auffallendes Ereigniß nur der erſte Ring in der Kette der Bekanntſchaft mit ihm werden konnte! Daß ich ihn unter Fremden kennen lernte, machte mir ihn doppelt werth; hat das Sprüchwort: „Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande!“ ſeinem Antipoden gegenüber **) irgend einen Gehalt der Wahrheit, ſo ließe ſich mit eben ſo gutem Rechte ſprüchwörtlich behaupten: der Freund gilt nichts in ſeinem Vaterlande. Wahrlich, man muß ſelbſt unter Menſchen einer andern Zunge mehrere Jahre hindurch gelebt haben, um es begreiflich zu finden, wie aus den Lauten der geliebten Mutterſprache, verſtiegen ſie auch gleich ſich nicht weiter, als bis zu den bürgerlichen Sprachformeln eines Kotzebueſchen Dialogs, binnen wenigen Wochen ſchon die Harmonie einer Freundſchaft ſich zuſammenſetzt — wie wir einen alltäglichen Geſellen, in deſſen Geſicht die nachläſſige Natur kaum den Charakterzug eines menſchlichen Gefühls oder einer beſeelenden Neigung ausſchnitzen mochte, und in deſſen Auſter-Seele jeder warme Sonnenſtrahl der Empfindung zum kalten ſtarren Nordſchein gerinnt, nichts deſtoweniger verlangend an die Bruſt drücken, und uns nicht ſcheuen, die ſchönſten Pfänder unſeres Daſeyns mit ihm zu wechſeln, bloß weil ſein Herz, ſo automatiſch es auch ſein Pumpwerk treibt, auf deutſchem Boden, an der Bruſt einer deutſchen Mutter ſchlagen gelernt, und ſeine Kindeszunge dieſelben Töne zu ſtammeln verſucht hat, in welchen unſere eigene die aufſteigende Sonne begrüßte und den Schreckenshall des Donners beſtaunte. Wie zwei Korkſtückchen auf einer Waſſerfläche ſuchen einander in der Fremde die Söhne deſſelben Vaterlandes, und jener franzöſiſche Gelehrte, welcher des Morgens bei ſeinem erſten Ausgang in Jeruſalem ein Pariſer Gaſſenliedchen aus dem Munde eines Waſſerträgers hörte, hat dem Kerl gewiß mit lebhafterer Innigkeit die Hand gedrückt, als wenn ihm im Palais royal die achtbarſte Perücke der Sorbonne begegnet wäre. Die Toskaner ſind es, welche dieſe Bemerkung am auffallendſten beſtätigen; die ganze Geſchichte des Mittelalters hindurch unruhige Köpfe, nach politiſchen Umwälzungen verlangend und von Langerweile geplagt, ſobald kein Zwiſt, keine öffentliche Un-

*) Die erſte Abtheilung iſt in den Blättern 180 — 186, 1825, abgedruckt.

**) Da die Sprüchwörter nichts weiter als kurze, bekannte Erfahrungs-Atteſte ſind, unter welchen man nach Bedarf zu wählen pflegt, ſo giebt es kaum zwei entgegen geſetzte Fälle, deren jeder ſich nicht mit einem Sprüchwort unterſtützen läßt. Sage ich: „Friſch gewagt iſt halb gewonnen“, ſo behauptet mein Nachbar: „Man muß die Rechnung nicht ohne den Wirth machen“; ſagt mir Einer: „Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande“, wer will mir den Mund ſtopfen, wenn ich ihm entgegne: „Der Dreier gilt am meiſten da, wo er geſchlagen worden“?

Digitized by Google

ruhe in ihrer Heimath ſtürmte, haben ſie von jeher im Auslande, beſonders aber in Neapel, freundſchaftlich zuſammen gehalten und einen traulichen Clubb gebildet, welcher, durch die innigſten Bande der Anhänglichkeit geſichert, für das Heil von Florenz an gemeinſchaftlichen Plänen arbeitete. Wären Sylla und Marius einander auf der Küſte von Madagaskar begegnet, ſie hätten augenblicklich ihren Haß bei Seite geworfen und friedfertig ſich die Hände geboten — dem Einen wäre es nicht eingefallen, daß ein Mann aus der niedrigſten Hefe des Volkes, weil er eine große Schlacht gewonnen, ſeine rohe Kriegerherrlichkeit über die Vornehmen des Reichs erheben wollte; der Andere hätte vergeſſen, daß ein ſtolzer Patrizier auf jedes Verdienſt des geringeren Mannes mit den Blicken des verachtenden Hohnes herab ſah.

Unter den ſchalen Schöngeiſtern — welche, wie mein Valentin oft in ſeiner Entrüſtung ſich ausdrückte, im Stande waren, ein geiſtlos gereimtes Federprodukt mit ungereimten Lobeserhebungen zwei Stunden hindurch zu überſpinnen, und es mit derſelben ſeichten Eitelkeit thaten, als eine Köchin, wenn ſie den wohlgerathenen ſüßen Kuchen noch mit dem Zuckerbelege übergießt, ohne den er ſich ſchicklichermaßen auf dem Tiſche nicht zeigen darf — mit welcher Begeiſterung mußte ich mich an die Bruſt eines Menſchen werfen, der ſelbſt bei ſeiner murrſinnigen, nur in Stößen ſich lüftenden Verſchloſſenheit einen größeren Reichthum, als zehn Andere, im Umgange entwickelte! Ich will nicht leugnen, daß er von ſeinem Widerwillen gegen die Italiener, die er ſelten anders als verpfuſchte Ueberſetzungen des nüchternen römiſchen Textes nannte, ſich weit hinaus über die Grenzen der Billigkeit hinreißen ließ; aber der heftigſte Bekämpfer ſeiner Meinung ſelbſt hätte ihm mit Aufmerkſamkeit zugehört, wenn er im Gedränge eines Sonntags-Corſo ſeiner arbeitenden Galle Luft machte. — „Sieh Dir einmal“, ſagte er, „den glatten Burſchen da im Wagen an, der geſchmeidig wie eine Otter nach dem Winke des Weibes gegenüber ſich dreht, und von eigenem Willen kaum ſo viel ſich vorbehalten, daß er ohne Erlaubniß zu nieſen wagte; glaub' mir, wenn ein Gedanke, ein wahrer kräftiger Gedanke in ſeinen Gehirnkammern ſich einmal aufrichtete, zerſpringen würden ſie wie ein überfüllter Dampfkeſſel — ſein höchſter Triumph iſt die Verführung eines Mädchens, um ſich mit ihren Locken oder ihren Liebesbrieſchen brüſten zu können, wie die Katalanen den heiligen Romuald, da er ſie verlaſſen wollte, umzubringen beſchloſſen, um ſeine Gebeine als Reliquien zu beſitzen und zu benutzen — ſein jämmerlicher Kinderſtolz kennt keinen andern Glanz, als die Spiegelglätte ſeiner Stiefel — ſollen ſie Einen dann nicht anekeln, dieſe gehaltloſen Zierlinge, die das Leben nicht wie eine ernſte Wanderſchaft durchmachen, ſondern wie einen zweckloſen Spaziergang, ohne Zubereitung und Gepäck, es vertändeln? Wenn ein Dachs ſtirbt, ſo bleibt das Loch wenigſtens, worin er den Winter verſchlafen, und erinnert eine Zeit lang an ihn; dies Geſchmeiß aber, das mit glatten Füßen durch's Leben kriecht, hinterläßt nicht einmal ſo viel Spur ſeines Daſeyns, als ein Regentropfen, der über eine Firnißtafel gerollt!“ — So Krakenſitter in ſeinem Ingrimm. Wahr aber bleibt es; unter den läſtigen Stutzern, welche zu Genua, wie in den meiſten Städten Italiens, dem Fremden ihre Wichtigkeit antragen, wie theuer mußte mir, bei all ſeinen Launen und Eigenheiten, ein körniger Deutſcher ſeyn, ein Menſch wie Krakenſitter:

Der jedem Pfeil des drohenden Geſchickes
Die Felſenbruſt beherzt entgegen hielt,
Und keinem Freund den Handſchlag je geboten,
Daß er nicht ſtark zu ſich empor ihn zog,
Nie ſeines Geiſtes reichem Ueberfluß
Freigebig nicht des Lebens Mahl ihm würzte!

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Sylveſter-Abend.

(Schluß.)

„Warum mußte ich aus dem freundlich ſanften Traum erweckt werden, warum mußte *der* mir begegnen, deſſen erſter Blick wie ein heller Strahl in meine Seele fiel und das Dunkel meiner Zukunft mich erkennen ließ? — Wüßteſt Du, Clara, wie ich mit mir ſelbſt kämpfte, als mein Gefühl mir deutlich ward; wie ich die Erinnerung an meine Pflichten ſo ängſtlich herauf rief, wie ich jeden Ort, jede Gelegenheit mied, wo ich *ihm* begegnen konnte, deſſen traurig fragender Blick ſtets meinen ſo ſchwer über mich ſelbſt errungenen Sieg vereitelte; und wie das Geſchick ihn immer von Neuem auf meinen Weg führte: Du würdeſt mich, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch entſchuldigt finden, und mich beklagenswerth nennen.

Jetzt, wo in Deiner Nähe das Gefühl des Rechts und der Pflicht wieder recht mahnend in mir aufſtieg, war ich ſo feſt entſchloſſen, ein Verhältniß zu löſen, das einzig nur durch die Stelle, wo ich ſtehe, zu einem ſchuldvollen wird. Ich hatte mit ſo heißem Schmerz gerungen und wollte ihn beſiegen, da ſendete des Vaters Wille mich geſtern zur Tante, und wie faſt immer trat bald nach mir *der* ein, den ich meiden wollte. Die gute argloſe Frau, die mich verſprochen weiß, und ſo mein Herz vor jeder Gefahr geſchützt glaubt, freute ſich auch diesmal des Beſuches, die der hochgeehrte Hausgenoſſe ihr ſchenkte; mir aber ſchlug das Herz in ängſtlicher Beklommenheit, als ahne ich den Schmerz, den die nächſte Stunde mir geben werde. Ich wollte feſt bleiben; um das zu können, eilte ich fort. Ach,

wenige Schritte nur war ich vom Hauſe fern, als eine Stimme mein Ohr traf, die in die Tiefe meines Herzens drang. Er, dem ich entfliehen wollte, war mir nachgeeilt. Was er nun ſprach? — Ach, Clara! — daß ich Dir die Worte wiederholen könnte, die ich vernahm, die mich anklagten, die von ſeiner Liebe, ſeiner Trauer ſprachen, die ſo beredt, ſo innig Alles widerlegten, was ich ihm, als Gebot der Pflicht, entgegen ſtellte und die mich der Härte, der Gefühlloſigkeit beſchuldigten. — Guter Gott! ob er nicht ahnte, was ich empfand, als er die letzten Stützen, an die ich mich zu halten ſtrebte, zuſammen brach; als er bewies, daß Liebe ein freies Gefühl der Seele ſey, das kein Verhältniß, keine Pflicht zu erſticken vermöge; daß es ja eben dadurch ſeinen göttlichen Urſprung beweiſe, und daß es Grauſamkeit gegen ſich und Andere ſey, auch nur den Verſuch wagen zu wollen, gegen ſeine Gewalt an zu kämpfen. Wohl erkannte auch er die Unmöglichkeit, mir ſeine Hand zu bieten, da das Geſchick, nicht ſeine Wahl, ihn auf eine Stufe des Ranges ſtellte, die ſo hoch über die erhaben iſt, auf der ich mich erblicke; aber er überzeugte mich, daß mein Verlobter ja nie die höheren Empfindungen meines Herzens ſich gewann, daß er ſie alſo auch nie vermiſſen würde. Er nannte dieſe ſein unbedingtes Eigenthum, ſein höchſtes Gut, das ihm mehr gelte, als all der Glanz und Schimmer, von dem er ſich umgeben ſehe. — So lange er ſprach, ſo lange hielt ſeine Bitte, ſeine Ueberredung und ſeine Trauer mir Gedanken und Gefühl in zauberiſchen Banden. Ich konnte nur die Wahrheit deſſen, was er ſagte, ganz empfinden. Doch jetzt, in der Einſamkeit meines Zimmers, werden alle Zweifel, alle warnenden Stimmen meiner Bruſt laut — die alten lange gehegten Anſichten von Recht und Pflicht kämpfen gegen die neue Erkenntniß der Dinge, und unvermögend, die tauſend Widerſprüche, die in mir ſtreiten, zu ſchlichten, fliehe ich zu Dir — o ſage Du mir, wie ſoll ich entſcheiden? was beginnen? Du kennſt mein ganzes Leben, weißt, wie achtungswerth Seedorf iſt und wie ich es ſcheue, die theuern Eltern zu kränken. Doch wenn Du dies Alles erwägſt, wenn Du in dieſe Schaale noch die Unmöglichkeit wirfſt, mich iemals als Gräfin Egwald zu ſehen, ſo vergiß auch nicht, die Gewalt der Leidenſchaft zu berechnen, die mich mit mir und all meinen Verhältniſſen zu entzweien vermochte, und die nur mit dem letzten Hauch meiner Bruſt erlöſchen kann und wird. Ja, Clara! dieſer Liebe entſagen heißt von dem Leben ſcheiden; ich fühle, wie ſie mein ganzes Herz umſponnen, durchdrungen hat, und wie es brechen muß, wenn Du es forderſt, daß ich von ihr ſcheide. Bedenke das — und ſey mild in Deinem Ausſpruch. Doch wehe mir! — Du kennſt ja meinen Egwald, nein, meinen Walter nicht. Anna."

„Egwald!" wiederholte Clara tief erſchüttert, das Blatt zuſammen faltend — „Egwald! o wohl kenne ich ihn, deinen Walter, deinen Egwald! — Arme unglückliche Anna, aber auch beklagenswerthe Angelina, die Du wohl ſo wenig als die Freundin ahnſt, wie der dein Herz nicht verdient, dem Du es ſchenkteſt!"

Ein unbeſchreibliches Gefühl des Mitleids und der Trauer, viel herber noch, als früher bei der Leiche der lieblichen Clotilde, erfaßte das Mädchen. Sie ſah die ſchöne glänzend geſchmückte Angelina, ſah den Grafen, wie er ſo ſchimmernd, ſo heiter, ſo ohne die leiſeſte Spur der Trauer, an ihr vorüber, zu der ſchönen Braut eilte; und dachte ſie dann wieder Anna's, ſo hätte ſie glauben mögen, ein Traum täuſche ſie mit ſeinen verworrenen Bildern; aber ſie hielt ja das Blatt in Händen, deſſen Inhalt ſie eben ſo peinlich erſchütterte, und ſenkte ſie den Blick, ſo traf er auf den Namen, den ſie heut in ganz andern Beziehungen nennen hörte, als die, in welchen er nun von dem Papier zu ihr aufſah. Den Kopf in die Hand geſtützt ſaß ſie, in tiefes Sinnen verſenkt — Liebe und Leben war ihr unverſtändlich geworden — und ängſtigend laſtete das ungelöſte Räthſel auf ihr. — Da klopfte es leiſe, wie am verwichenen Weihnachts-Abend, an ihre Thür, und als die, aus ihrem Sinnen aufgeſchreckte Clara zu öffnen ging, ſtand, wie in jener Stunde, die alte Wärterin Clotildens vor ihr; doch trug ſie diesmal einen verdeckten Korb, den ſie ſchweigend zu Clara's Füßen ſtellte und ſich entfernte. Ahnend eilte Clara mit dem Korbe zum Lichte, und als ſie das Tuch hob, da leuchteten und lachten ihr die bunten Herrlichkeiten entgegen, die Suſanne jüngſt erblickte, als der Wind das Tuch verſchob, und die damals ihren Wunſch, ihre Sehnſucht weckten. Clara dachte mit fallenden Thränen Clotildens, des Wechſels der Dinge, der, was Jene erfreuen ſollte, nun zu ihr führte, und öffnete, wunderbar bewegt, den Brief, der bei der reichen Gabe lag. Er ſprach mit Herzlichkeit den Dank für Clara's Bemühen aus, dem es gelungen war, den trauernden Eltern wenigſtens das Bild des geliebten Kindes zu erhalten, und fügte den Wunſch hinzu, die Geſchwiſter mit den ſchimmernden Kleinigkeiten zu erfreuen, wie ſie die trauernde Mutter beglückt habe, welche dieſe lieben Erinnerungs-Zeichen ihres geſchiedenen Kindes am liebſten in ihren Händen wiſſe. Den freundlichen Worten war ein Blättchen beigefügt, ſo inhaltsſchwer, daß es für lange Zeit die drückendſten Sorgen von des Mädchens Seele ſcheuchte.

Als ſie nun Alles unter frohen wehmüthigen Thränen auf einem Tiſch geordnet hatte, als die angezündeten Lichter durch ihre Helle die hinter dem großen Schirm ſchlummernde Mutter aufmerkſam machten, da rief Clara die im Nebengemach beſchäftigten Kleinen,

Digitized by Google

da zog ſie die Umhüllung von der erſtaunten Mutter Bett, und ſagte ihr mit froher Rührung, was geſchah.

Wie aber nun der frohen Kleinen Jubel laut ward, wie die ungeahnte Ueberraſchung ihre Wangen höher färbte und die Freude ihrer Herzen aus den glänzenden Augen ſprach, wie die Mutter mit dem verklärenden Glanz der Freude bald auf die fröhlichen Kinder, bald auf das ſegensreiche Blatt in ihrer Hand blickte und dann mit Dank und Liebe zu Clara aufſah — da eilte dieſe zum Fenſter, und wandte Augen, Herz und Gedanken zum Himmel. Ihr war, als ſey ihr jetzt das Räthſel gelöſt, als wiſſe ſie, daß nur Gott die Liebe ſey, er für all die Seinen ſorge, Jeden zu erfreuen wiſſe, daß er die Betrübten tröſten werde und Keiner von ihm verlaſſen ſey: daß aber Leidenſchaft und die Anforderungen der Welt uns in uns ſelbſt verwirren und den Frieden unſeres Lebens ſtören, und wir dann oft Unglück nennen, was nur Schwäche unſeres Herzens iſt. Sie dachte jenes Abends, da ſie ſich ſo beklagenswerth vor allen Andern fand, dachte der bekümmerten Eltern Clotildens, Angelinens, die, nichts ahnend, über der drohenden Untiefe ſchwebte, und Anna's, die, durch Leidenſchaft getrieben, ſchon weit von der Bahn des Rechts und ihres Glücks gewichen war, und ſah dann mit tiefer Beſchämung auf die Freude, die ſo reich ſie umblühte am Abend des Jahres, dem ſie ſo trauernd, ſo freudenlos entgegen ſah. Ihr Herz war ganz Dank, ganz Rührung, und unter dem Geläut, das feierlich vom nahen Dom erſchallte und das Scheiden des Jahres verkündete, befahl ſie ſich, ihre Lieben und Alle, die des Troſtes bedurften, mit inniger Bitte dem Herrn der Welt. Amalie v. Seldt.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Launen meiner Muſe in ernſten und heitern Aufſätzen, von Panſe." (Leipzig, Weygand, 1826.) — Hr. Panſe iſt kein Dichter, wenn man dieſen an der überwiegenden Gabe der Darſtellung, an der unwillkürlichen Verſinnlichung der innern Anſchauung vorzugsweiſe erkennt, die er im körperlichen Bilde, Gleichniß, oder in der verhüllten Allegorie, den unendlichen Beziehungen wahlverwandtſchaftlicher Naturbildungen abgelauſcht, wie mit einem zarten Schleier überdeckt, vor dem geiſtigen Auge des Genießenden erſcheinen läßt. Der Dichter fühlt eine bedeutungvolle Welt mit ſchöpferiſcher Regung vor ſeinem anſchauenden Gemüthe ſich geſtalten; aber er hütet ſich wohl, die mächtigen Ströme, die mit den Wogen der Begeiſterung brauſend durch die innerſten Tiefen ſeiner Seele ſich ergießen, mit kalter Berechnung in ein abgemeſſenes Bett zu leiten, um durch dieſelben dieſe oder jene beſtimmte Maſchine in Bewegung zu ſetzen: es iſt vielmehr unwillkührlich ſein eifrigſtes Thun und Trachten, die innere Welt, die ſchöpferiſche Anregung, das große Ganze, das er in den lichten Stunden der Begeiſterung empfangen, mit ſeinem eigenthümlichen Colorit, friſch, klar, tief und wahr, wie es vor ſeiner anſchauenden Seele ſteht, in blühenden Farben auf die Tafel ſeines Gedichts hin zu malen, ſo daß, wie in einem vollendeten Gemälde, tiefer Geiſt und ſchöne Ausführung ſich auf das innigſte einander durchdringen; daß zwar eine beſtimmte Handlung, eine eigenthümliche Bedeutung in der Anordnung und dem Ausdrucke der Figuren ausgeſprochen wird, ohne daß man jedoch mit mathematiſcher Gewißheit ſagen kann, daß hier oder dort das Räthſel der Auflöſung verborgen liege. — Hrn. Panſe iſt es im Gegentheil nur darum zu thun, Reflexionen und Gedanken mit dem Worte auf dem geradeſten Wege aus zu ſprechen. Ja er zerſtört ſogar ſeine künſtlichen Illuſionen mit Abſicht, um hinter dem weggezogenen poetiſchen Schleier das nackte Geſicht der Wahrheit ſeinen Leſer ſehen zu laſſen. Man leſe gleich die Anmerkung zu der erſten Erzählung. Doch Hr. Panſe giebt ſich, wie er iſt, und dadurch in ſeiner Art das Tüchtige. Er wirkt feſt mit dem Geiſte und der Strom ſeiner Gedanken und tiefen Seelenblicke iſt ſo ſtark und friſch, geſund und kräftig, daß z. B. in der kleinen Erzählung: „Sieg der Pflicht", mehr tragiſche Kraft, Wahrheit und Erhebung enthalten iſt, als in vielen der neueſten Trauerſpiele. Die hiſtoriſchen Aufſätze gehören zu den gelungenſten des guten Buches. Hr. Panſe beſitzt, wie geſagt, mehr Künſtler-Verſtand als Künſtler-Phantaſie, mehr tiefe poetiſche Anſchauung, als friſche ſinnliche Darſtellung; er blickt dem Dinge auf den Grund, und beherrſcht und durchdringt mit Beſonnenheit ſeinen Stoff, gleich dem echten Dichter; aber er hat mehr abſtrakten Scharfſinn, als Jenem in vorragender Doſis zuträglich iſt; und ſo iſt es alle dem; was Hrn. Panſe negativ zum echten Dichter macht, poſitiv das ausgeſprochen, was ihn zum bedeutenden Geſchichtſchreiber machen kann. Möge er hier ſeinen Beruf erkennen; Deutſchland beſitzt gründliche Geſchichtforſcher, aber vielleicht noch keinen großen Geſchichtſchreiber im Sinne der Alten. Eine Aufgabe, würdig, ein Menſchenleben daran zu ſetzen! — Die humoriſirenden Aufſätze ſind übel gelungen: Jean Paul'ſche Nachahmungen. Der Ernſt des Verfaſſers wird ſich auf dieſer Rennbahn, wo er fühlt, daß er ſich nicht zu Hauſe befindet, nur mit verlorner Mühe verſuchen. E. Große.

Hannover. (Schluß.) Um den Rollen-Cyclus der Demoiſ. Lanzi ununterbrochen zu verfolgen, übergingen wir, was wir hier nachträglich erwähnen, die Vorſtellung von Leſſing's „Minna von Barnhelm", bei welcher unſer Publikum ſich gütlich that. Wie gediegenes Gold, ſo kamen auch die ältern gediegenen Stücke noch in keinem Zeitalter gänzlich aus der Mode. Für den „Tellheim" hatte Hr. Katzianer brav geſorgt; Mad. Berger nicht minder für die glänzende Partie der „Minna" und die ſchnippiſche „Franziska" vertrat Mad. Artour, ungeachtet ſie dieſem Soubrettenfache nicht angehört, in allen ihren Verſchmitztheiten. So war Hr. Keller ein „Wachtmeiſter" comme il faut, Hr. Marr ein überaus gewandter „Riccaut" und Hr. Kabel wie Hr. Ludwig, als „Juſt" und „Wirth", waren ganz auf ihren Poſten. Nur mehr ſolcher beſtaubter Stücke aus den Archiven hervorgeholt! der innern Politur ſchadet die dünne Roſtdecke nicht. — Wir ſollen und wollen das früher ſchon Dageweſene freilich nicht berühren; wenn aber in der „Schule der Alten" die neue Erſcheinung der Mad. Artour, als „Mad. Danville", uns um ſo angenehmer überraſchte, als wir dieſe Rolle noch kürzlich von Mad. Stich ſo trefflich dargeſtellt ſahen, ſo wird uns dieſe Ausnahme von der Regel ſchon geſtattet ſeyn. Hr. Volkmar hatte ſich's zu Herzen genommen, was wir damals in dieſen Blättern über ſeine mißlungene Darſtellung des „Grafen d'Elmar" ausgeſprochen haben; denn diesmal war ſchon Vieles gerégelter. Wir glauben, daß ihm die wohlthätigen Folgen davon nicht entgangen ſeyn werden. — Mad. Artour ward am Schluſſe gerufen. — Die erſte Vorſtellung der „beiden Britten", von Carl Blum, hat ihr Glück bei uns gemacht. Wie, vel quasi von der Landsmannſchaft dieſer Inſulaner, und namentlich unſer Militair, mit den engliſchen Sitten genau bekannt, mußten ein beſonderes Gefallen an dieſer, wenn auch überladenen, im Ganzen aber doch ziemlich charakteriſtiſchen Zeichnung der beiden Britten finden. Hr. Katzianer entſprach allen Anforderungen in der Rolle des „Lords." Wir ſahen ihn in dieſem Rollenfache noch nie ſo hervorſtechend. Hr. Marr, als „John Pearce", hielt dieſen Charakter feſt und ſicher. Es iſt uns indeß nicht heimlich zu Sinne, wenn wir ihn in Thränen zerfließen ſehen. Selbſt der beſte Schauſpieler kann die eiſerne Wand, welche die verſchiedenen Rollenfächer trennt, nicht einſtürzen. Georg Harrys.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 16. Januar. 9tes Blatt.

Ein bisher noch unbekannter Brief Raphaels an Papſt Leo X. *)

„Es giebt Viele, heiligſter Vater, welche alles Große, was die Römer über ihre Waffen, Kunſtwerke, reiche Verzierung und über den Umfang der öffentlichen Gebäude ſchreiben, nach ihrer geringen Einſicht mehr für fabelhaft, als für wahr halten. Allein anders pflegt es mir zu geſchehen: denn da ich unter den Trümmern der alten Roma Reliquien fand, die für die Göttlichkeit des Genius der Alten ſprechen, überzeugte ich mich, daß Vieles, was uns unmöglich ſcheint, ihnen ſehr leicht war. Da ich mich nun mit dieſen Alterthümern fleißig beſchäftiget und nicht geringe Sorgfalt auf die Ausforſchung und Ausmeſſung derſelben, ſo wie auf das Leſen guter Schriftſteller und auf die Vergleichung der Werke mit ihren Nachrichten, verwendet habe, ſo glaube ich mir einige Kenntniß der Baukunſt der Alten erworben zu haben. Was mir aber auf einer Seite, durch die Bekanntſchaft mit ſo großer Herrlichkeit, die höchſte Freude gewährt, macht mir auf der andern Seite den größten Schmerz, wenn ich gleichſam den Leichnam des edlen Vaterlandes, welches einſt die Königin der Welt war, ſo elendiglich zerriſſen ſehe. Wie nun ein Jeder gegen die Eltern und das Vaterland Pietät beweiſen ſoll, ſo halte ich mich für verpflichtet, meine wenigen Kräfte auf zu bieten, um einen geringen Schein jenes Bildes wieder zu beleben und mindeſtens den Schatten des Landes zu erhalten, welches in Wahrheit das allgemeine Vaterland aller Chriſten iſt und einſtmalen ſo mächtig und groß daſtand, daß die Welt ſagte: Rom allein ſtehe über dem Schickſal und ſey gegen den Lauf der Natur zu ewiger Dauer beſtimmt. Allein die, auf den Ruhm der Sterblichen neidiſche Zeit, ihrer eigenen Gewalt mißtrauend, verband ſich mit den Heiden und den ruchloſen Barbaren, welche zu der gefräßigen Feile und dem giftigen Biſſe derſelben, gottloſe Wuth, Feuer und Schwerdt und jede Weiſe gewaltſamer Zerſtörung hinzu fügten. So geſchah es, daß jene Werke, die heut noch ſtehen würden, durch den ſchändlichen Raub und die grauſame Gewalt bösgearteter Menſchen — eher ſollten ſie wilde Beſtien heißen — verbrannt und zerſtört wurden: jedoch nicht ſo ſehr, daß ſie uns nicht wenigſtens das Gerüſt ohne Schmuck, oder die Knochen des Körpers ohne das Fleiſch übrig laſſen mußten. Weßhalb aber wollen wir immer nur die Gothen, Vandalen und andere wilde Völker anklagen, da doch diejenigen, welche als Väter und Schutzherren dieſe armen Ueberreſte Roms hätten vertheidigen ſollen, vornehmlich zur Vernichtung derſelben beitrugen? Wie viele Päpſte, heiligſter Vater, welche dieſelbe Pflicht, wie Ew. Heiligkeit, allein nicht dieſelbe Kenntniß, dieſelbe Hoheit des Gemüths, dieſelbe Güte, welche Sie Gott ähnlich macht, hatten: wie viele Päpſte, ſage ich, gingen darauf aus, die alten Tempel, Statuen,

*) Daß dieſer Brief von Raphael ſey, hat ſchon 1799 ein Ungenannter in einer Abhandlung: „Congettura che una Lettera creduta di Baldessar Castiglione sia di Raffaelo d'Urbino" bewieſen.

Digitized by Google

Triumphbogen und andere Gebäude zu zerſtören? Wie viele haben die Fundamente untergraben laſſen, nm Pozzulan-Erde zu gewinnen, wodurch in kurzer Zeit viele Gebäude verſanken? Wie viel Kalk iſt aus antiken Statuen nnd anderem Zierwerk gebrannt worden! Faſt das ganze neue Rom, wie wir es jetzt ſehen, mit allen ſeinen Pallāſten und Kirchen, iſt mit Kalk gebaut, der auf dieſe Weiſe gewonnen wnrde. Nicht ohne groſſe Betrübniß kann ich daran denken, daß in der Zeit, ſeit ich in Rom bin, was noch nicht eilf Jahre ſind, ſo ſchöne Bauwerke, wie die Meta in der Alexandriniſchen Straße, der unglückliche Triumphbogen, ſo viele Säulen und Tempel, größtentheils durch H. Bartalomea van Rovera *) zerſtört warden ſind.

So durfte es nicht, heiligſter Vater, die letzte Sorge Ew. Heiligkeit ſeyn, ſo viel ſich thun läßt, von der alten Mutter des Ruhms und der italieniſchen Größe zu retten, zum Zeugniß der Stärke und Hoheit jener göttlichen Geiſter, deren Andenken allein hinreichend iſt, unſere Geiſter zu wecken; und nicht zu dulden, daß ſie van Uebelwollenden und Unverſtändigen zerſtört und vernichtet werde, die viel zn gering ſind, als daß ſie diejenigen verletzen dürften, die mit ihrem Blute der Welt ſa großen Ruhm geboren haben. Weit eher wird Ew. Heiligkeit, bei Erhaltung der Werke der Alten, dieſelben zu erreichen, zu übertreffen ſuchen, wie es bereits durch den Aufbau graßer Gebäude, durch Aufmunterung zur Tugend, durch Erweckung der Geiſter, durch Preisvertheilungen und durch Verbreitung des heiligen Samen des Friedens unter die chriſtlichen Fürſten geſchieht; denn wie durch das Unglück des Krieges das Verderben und der Untergang aller Wiſſenſchaft nnd der Künſte veranlaßt wird, ſo verdanken wir dem Frieden und der Eintracht Völkerglück und jene lobenswerthe Muße, weiche allein Werke ſchafft und uns auf den Gipfel hebt, den zu erreichen, nach Aller Meinung, nnſerm Jahrhundert, unter dem göttlichen Rathe Ew. Heiligkeit, vorbehalten zu ſeyn ſcheint."

(Der Schluß falgt.)

*) Der Nepole Papſt Julius des Zweiten.

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

Ein ſchöner Juni-Margen hatte mich aus meiner Wohnung hinaus gelackt an das Ufer des Meeres. Längs der Riva wimmelte eine geſchäftige Menge; man ging kaufluſtig den Fiſchern entgegen, welche während der Nacht ihre Netze in die Tiefe des Meeres geſenkt, und mit reicher Beute daher geſchwommen kamen; auf den Kauffahrtei-Schiffen wurde es lebendig — hier ſpannte man die Segel aus und traf alle Anſtalten, nm hinaus zu ſteuern in die See und Genua's Erzeugniſſe den übrigen Städten Italiens zuzuführen — dort takelte man die Maſten ab und zog die Böte herbei, nm die Waaren bequem an's Land bringen zu können — die wandernden Krämer drängten ſich ſchreiend durch das Gewühl hindurch — die Laſtträger boten den ausſteigenden Fremden ihre Arme an — mit den erlernten Meladieen des Jammers zerrten die Bettler am Herzen der Mildthätigkeit — ein Chor bleicher Mönche zag ſingend vor den Häuſern vorüber, gleich den Geiſtern der Nacht, die var dem erwachten Tage ſcheu ſich zurück ziehen — die Milchmädchen mit ihren ſteinernen Krügen auf den Köpfen baten dringend, man ſalle ihnen ans dem Wege gehen — die Neugierigen ſchlichen mit bewaffneten Augen umher und ſnchten ſich ihre tägliche Nahrung — die Müßiggänger freuten ſich, mit dem bunten Wechſel der vorüber ziehenden Geſtalten ihre leere Stundentafel beleben zu können — die Marktſchreier prieſen mit kreiſchender Rhetarik ihre Waaren und baten jedem Leiden ein Mittel, jedem Bedürfniß eine Befriedigung an — die Ciceroni unterſuchten forſchend die Geſichter, um ein fremdes verlegenes heraus zu finden, weichem ſie mit ihrer Ortskenntniß aushelfen könnten. Eine Zeit lang ergötzte mich das tabende Gemiſch; bald aber hatte ich mich an dem Lärmen ſatt gehört und der Geiſt ſehnte ſich nach der Einſamkeit, nach dem ruhigen Schauſpiel der herrlichen Natur. Ich beſchlaß nach einem der beiden Molos hinaus zu gehen, welche, von der Hand des patriotiſchen Fleißes durch jahrelange Anſtrengung aus Steinen und Füllerde empor geführt, zweien gebagenen Hörnern ähnlich, den Hafen umſchließen. Meine Wahl traf den weſtlichen. Ich durcheilte die ganze Küſten-Varſtadt und zag einſam auf der hoch emporgethürmten Erdzunge dahin. Nach einer Stunde ſtand ich auf ihrer äußerſten Spitze — var mir den leuchtenden Oſthimmel mit ſeiner wolkenloſen Margenſonne, in der Ferne die blaue Küſte des nardweſtlichen Italiens und darüber die dunkle Kette der Apenninen, deren Spitzen ſich im Duftnebel des Harizants verloren; zu meiner Linken den tobenden Hafen mit ſeinen Maſten und Segeln; zur Rechten das unendliche Meer, deſſen heiterer Spiegel nur hier und dort unter den Bewegungen der ſchlagenden Ruder ſchäumte. Gegenüber aber die Endſpitze des öſtlichen Molo, gleich einer braunen Felsmaſſe aus der Ebene des Waſſers emporragend — auf dieſer Spitze ein alleinſtehender Mann, welcher wie ich an dem peachtvallen Margen-Schauſpiel ſich labte und in Bewnnderung verſunken das Meer mit ſeinen Küſten überſah. Bald bemerkte ich, wie er die Hände bewegte und durch lebhafte Geſtikulationen ſeine Empfindungen aus zu drücken ſchien. Lange ſah ich den Geberden des Sonderlings zu und blieb ihm gegenüber ſtehen, bis er plötzlich ſich wandte und zurück zur Stadt ging.

Mich des entzückenden Anblicks auch von der andern Seite und unter entgegen geſetztem Lichte zu erfreuen, betrat ich gegen Sonnen-Untergang den öſtlichen Molo. Ich fand die Mühe des Weges nicht minder belohnt, und vermißte das Auge hier die blaue Kette der Apenninen, ſo ergötzte es ſich dafür am Leuchten des Meerſpiegels und am Blinken der Fiſche, die zahlreich an ſeine Oberfläche kamen und lebhaft umſchlugen. Aber ſonderbar — an der Spitze des andern Molo derſelbe Mann von heute morgen: er ſchien wiederum bewunderungsvoll da zu ſtehen, und verrieth ſeine Empfindungen durch dieſelbe lebhafte Bewegung der Hände. Aber kaum hatte er mich bemerkt, ſo kehrte er mir augenblicklich den Rücken, als verdröſſe es ihn, durch einen läſtigen Zeugen in ſeinem einſamen Genuſſe geſtört zu werden.

Am Sonntage darauf gab es einen glänzenden Corſo. Die altmodiſchen Kutſchen, mit eben ſo altmodiſchen Perücken und Steifhauben gefüllt, zogen gravitätiſch hinter und an einander her, und die eine ſuchte ſich ſo dicht als möglich an die andere zu halten. Zu beiden Seiten ſchob ſich das Volk vorwärts, und betrachtete mit herkömmlicher Ehrfurcht die fahrenden Nobili, deren ſchimmernder Goldprunk zur Ehre der Stadt alle Augen blendete. Ein kleines ſchwächliches Mädchen wollte die Straße kreuzen, und ſuchte zwiſchen zwei Kutſchen behende durchzuſchlüpfen. Aber der Zwiſchenraum war gering, und der nächſtfolgende Fuhrmann hatte nicht Luſt, ſeine Pferde in ihrem Sonntagstrott zu ſtören. Das Mädchen wäre unfehlbar unter ihre Hufe gerathen, wenn nicht ein hagerer, aber kräftiger Mann von der Seite herbei geeilt wäre und haſtig ſie weggeriſſen hätte. Er ſchnaubte vor Wuth, hob ſeinen Stock und leitete damit ſeinen Aerger auf den Rücken des Fuhrmanns ab. Dieſer ſprang vom Sitze und rief ſeine Genoſſen zur Hülfe. Im Nu ſah ſich der Mädchenretter von vier Kerlen umringt, welche die Schmach ihrer Zunft an den Gliedern des Angreifers rächen wollten. Doch umſonſt; mit Verachtung begegnete er ihren Drohungen, mit Kraft und Gewandtheit ihren feindſeligen Bewegungen. Gleich dem Achill mit den unnahbaren Händen ſchreckte er die Quadrupel-Allianz zurück, und als der Vater des Mädchens, nachdem er von ſeinem Schrecken ſich erholt, aus Dankbarkeit ihm beiſtehen wollte, rief er ihm grimmig zu, er ſolle gehen: lieber lahm geſchlagen auf der Stelle bleiben, als durch ſolch ein Modegeſicht ſich die Ehre des Sieges geſchmälert zu ſehen — ein weſtphäliſcher Eber und vier ſolche liguriſche Haſen — ob denn da wohl etwas zu fürchten ſey? — Und wirklich, er blieb Meiſter des Platzes; die Kutſcher krochen auf ihre Sitze zurück, und ſetzten, mit Flüchen ſich begnügend, ihren Weg fort. Der Sieger aber ſtand mit aufgehobenem Stocke da, als forderte er die ganze verſammelte Menge der Zuſchauer zum Kampfe auf. Das Volk betrachtete ihn mit Staunen und Theilnahme, verſchiedene Stimmen ließen ſich in einem freudigen Bravo! hören, und eine Frau, welche mir zur Seite ſtand, konnte den Muth des deutſchen Eisbären, deſſen Tatzen, wie Herkuleskeulen, Alles zu zermalmen drohten, nicht lebhaft genug bewundern. Ich aber erkannte ſogleich den Deklamator vom Molo, eilte auf ihn zu, faßte ſeine Hand und ſagte: „Wacker gefochten, werther Landsmann: Sie machen dem deutſchen Heldenſinn Ehre, und im Namen unſerer Ahnen begrüße ich Sie!“ — „Lumpereien!“ erwiederte er; „dergleichen Sträuße fertigt man heute ab und hat ſie morgen vergeſſen!“ — Es war das erſte Wort, welches ich aus Krakenſitters Munde vernommen.

Nach dieſem Vorworte möge die Fortſetzung ſeiner Anſichten und Meinungen folgen, welche dem Leſer gewiß beſſer, als jede Schilderung es vermag, den Charalter dieſes ausgezeichneten Menſchen enthüllen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe-Lied.

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald ſingend, bald fröhlich ſtill,
Recht luſtig ſey vor Allen,
Wer's Reiſen wählen will.

Wenn's kaum im Oſten glühte,
Die Welt noch ſtill und weit,
Da weht recht durch's Gemüthe
Die ſchöne Blüthenzeit.

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte ſchwingt,
Eine friſche Reiſe-Note
Durch Wald und Herz erklingt.

O Luſt, vom Berg zu ſchauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über ſich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken ſo geſchwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken zieh'n hernieder,
Das Vöglein ſenkt ſich gleich,
Gedanken geh'n und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

Joſeph v. Eichendorff.

Land und Stadt. (Nach Logau.)

Wer nach dem Lande jetzt
Will auf dem Lande fragen,
Der irrt: weil man die Stadt
Schon längſt auf's Land getragen. C.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Mozart's „Così fan tutte" iſt mit dem verlängerten Titel: „Mädchentreue oder ſo machen's Alle!" im Königsſtädtiſchen Theater bis jetzt drei Mal mit entſchiedenem Beifall aufgeführt worden. Dieſe Oper, eines der letzteren Werke des geiſt- und ruhmreichen Componiſten, hat ſich nirgends dauernd auf dem Repertoir erhalten, obwohl jedes einzelne Muſikſtück meiſterhaft zu nennen iſt. Das Zuwenig im Stoffe und das Zuviel in der Muſik mag die Urſache und auch der Grund ſeyn, weshalb man oft ſagen hört: es ſey ein Concert, aber keine Oper. Wir finden in der Muſik Stoff zu drei Opern, der Text aber reicht nicht zu einer, möchte allenfalls, in raſcher Behandlung, zu einem kleinen Luſtſpiel oder Vaudeville getaugt haben, und ſo ergiebt ſich hier zwiſchen der herrlichen, bedeutſamen Muſik und dem magern Text ein Unterſchied, wie zwiſchen einem Rieſengeiſte und einem Pygmäenleibe. Es ſind ſchon wiederholte Verſuche gemacht worden, das Mißverhältniß aus zu gleichen, aber — es gehört ein Dichter dazu, der die Muſik als Plan in ſich auf zu nehmen weiß und auf dieſer hohen Stufe den Motiven Charaktere, den Tönen Worte giebt. Hr. Prof. Reinbeck in Stuttgart hat ſo etwas einmal an einer andern Compoſition verſucht, aber er war der Ritter nicht, der die in niederer Region gefangen gehaltene Dame Muſik zu erlöſen vermochte. Und doch, da wir viele treffliche Compoſitionen zu ſinnloſen Verſeleien, viele ſchöne Noten zu ſchlechten Texten haben, ſo wäre es wohl eine würdige Aufgabe, wenn ſich eine echtpoetiſche Natur rüſtete, das Herrliche aus der Verſchwiſterung mit der Trivialität zu erretten. Da die bisherigen Veränderungen mit dem Texte der Oper „Così fan tutte" mehr noch zur Verunſtaltung als zu glücklicher Umſtaltung dienten, ſo ließ die Direktion des Königsſtädtiſchen Theaters mit Recht die Sache, wie ſie war; denn hat man nun nichts Bedeutendes im Stoffe, ſo hat man doch das, wonach Mozart componirte. Bei der erſten Aufführung wurde Alles geſungen, und das war geſcheidt; denn was man auch ausgelaſſen hätte, die Gegner dieſes Theaters, die meiſt keinen andern Grund haben, als: es ſoll zu Grunde gehen, hätten es mit Triumphzügen ſogleich zu Papiere gebracht: Ha, das können ſie nicht ſingen! Diesmal konnten ſie es vortrefflich ſingen; da aber dem Publikum die neun und zwanzig, großentheils als lange Enſemble's durchgeführten Muſikſtücke ermüdend waren, ſo ließen die Sänger nach und nach einige von den leichter zu entbehrenden Geſängen weg, bis das Ganze die Zuhörer bei frohem Sinn erhielt, und das Experiment iſt geglückt. Die beiden Schweſtern wurden von Demoiſ. Sontag und Demoiſ. Cath. Eunicke gut durchgeführt. Letztere hat, was den großartigeren Geſang betrifft, noch in keiner Rolle ſo viel geleiſtet, als in dieſer, und Demoiſ. Sontag bewies von Neuem, daß ſie auch in Mozart's Compoſitionen Virtuoſin iſt und den Geiſt derſelben ehrt durch ſolchen Vortrag, den ſie fordern. Ihre Stimme war dabei ſelbſt in den Enſemble-Stücken kräftig und vortönend. Wie ſehr in ihr aber auch der eigene Geiſt waltet, bewies ſie in Leiſtung des Recitativs; wir haben es nie mit mehr Ausdruck, mit mehr Sicherheit in der Deklamation gehört und das Publikum erkannte dies dankbar an, indem es das Recitativ im zweiten Akte lebhaft applaudirte. Mad. Wächter, als „Roſine", iſt namentlich in den beiden Verkleidungen des Beifalls würdig, der ihr zu Theil wurde. Als Kammermädchen hat ihr Vortrag zu viel Pathos, zu wenig Leichtigkeit. Dies mag dadurch entſtehen, daß ſie ſich möglichſt des Dialekts enthalten will, und wir haben demnach Hoffnung, daß ihre Sprache geläufiger wird. Die äußerliche Lebendigkeit fehlte nicht. Die Herren Jäger und Wächter, die beiden Liebhaber, ſo wie Hr. Spitzeder, als der „alte Sonderling", füllten ihre Rollen talentvoll aus. Hr. Jäger hat im Dialog noch böſe Wiener Angewöhnungen, die er nach und nach auch von ſich thun wird; im Geſange war er meiſterhaft und ſein Spiel wird gewandter. — Bei der erſten Vorſtellung haben ſich die Choriſten nicht mit Ruhm bedeckt; in der dritten waren ſie aber beſſer eingeübt; überhaupt gab dieſe Vorſtellung Zeugniß davon, daß man die entdeckten kleinen Mängel mit Strenge beſeitigt und ſo die möglichſt vollkommene Ausführung bezweckt und erreicht. K.

Was iſt Genie? Nach Einigen erſchafft das Genie, vereinfacht aber auch. Nach Andern iſt es das Non plus ultra der Geduld. Keine dieſer Deutungen genügt uns. Wir glauben vielmehr: Genie ſey die Fähigkeit, ſich in Gedanken in's Blaue hinein zu wagen, die Welt mit einem Blick auf zu faſſen und das Herz des Menſchen in ſeiner ganzen Blöße zu ſchauen. Ferner vermag das Genie den Kreis aller Hülfsmittel zu vereinen, die uns Nutzen bringen, uns zur Einſicht führen! — Wenn wir vom unvollkommenſten Thier alle Stufen der Vervollkommnung durchgehen, und ſie, bis zum Menſchen gekommen, immer noch fortſetzen, ſo iſt das Genie unſtreitig die Vermittelung zwiſchen Menſch und Gottheit. Die jetzigen Romantiker würden es vielleicht den Geſchäftsträger der Natur nennen, bei dem Hofe des Erſchaffers accreditirt! Man könnte auch ſagen, das Genie habe einen ſechsten Sinn, der die Schlußfolgen der fünf andern über den Haufen wirft. Auch hat das Genie ſeine eigene Sprache, wofür es kein Wörterbuch giebt, und weshalb die Andern den, welchen ſie nicht verſtehen, einen Narren nennen. Erſt wenn die Hülle des Genie's ſtirbt, erkennen ſie, was es geweſen, und erheben es bis zur Unſterblichkeit. Dann wird Alles, was das Genie geſagt, verſtändlich, ſein ganzes Weſen erſcheint uns einfach, und in ſeiner Einfachheit gerade am größten! (Corsaire.)

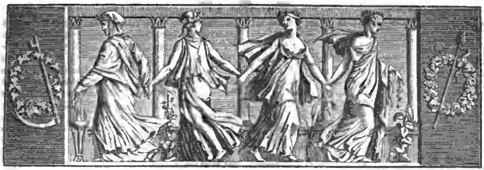
Aus dem kürzlich erſchienenen Buch: „Die Phyſiologie der Eßkunſt": Thiere maſten ſich, der Menſch ißt, der Mann von Geiſt allein verſteht zu ſpeiſen! — Die Erfindung eines neuen Gerichts bringt dem Menſchengeſchlecht mehr Segen, als die Auffindung eines neuen Geſtirns! — Ein Deſſert ohne Käſe gleicht einer Schönen mit einem Auge! — Man kann Koch werden, aber ein guter Braten will geboren ſeyn!" u. ſ. w. Zwei der wichtigſten Kapitel dieſes Werkes ſind: Der finanzielle Einfluß der Puterhahne, und die Theorie des Auffriſchens!! — Verfaſſer des Buchs iſt ein Profeſſor, Mitglied mehrerer litterariſchen und gelehrten Vereine! Die Welt macht jetzt Progreſſen — im Eſſen. (Pandore.)

Voltaire konnte bekanntlich für ſeine Henriade in Frankreich weder Privilegium noch Gewähr erhalten, ſondern mußte ſie in England drucken laſſen. Als er deshalb im Jahr 1726 in London war und durch einen Zufall den John Bull gegen ſich gereizt hatte, ſo daß er in Gefahr kam, mit Koth geworfen zu werden, ſtellte er ſich auf einen hohen Stein und rief auf gut Engliſch: „Brave Engländer, bin ich denn nicht ſchon unglücklich genug, nicht unter Euch geboren zu ſeyn", u. ſ. w. In dieſer Art ſprach er weiter und keine zwei Minuten waren vergangen, ſo wollte man ihn im Triumph nach Hauſe tragen!! (Pandore.) „Das Volk in ſeinem Wähnen, es ändert gar geſchwind; jetzt gleicht es den Hyänen und wird dann ſchnell ein Kind!"

So viel Beifall das neue Stück „Leonidas" auch einerndtet, finden ſich doch ein Paar arge Anachronismen darin: Es kommen darin vor: Leonidas, Demaratus, Alceus, Agis. Alceus lebte aber 124 Jahr vor Leonidas, und Demaratus 143 Jahr nach ihm. Mithin iſt zwiſchen Beiden ein Zeitraum von 267 Jahren. — Auch Agis war kein Zeitgenoſſe des Leonidas! (Corsaire.)

Ein Mathematiker hat berechnet, daß in Paris 170,000 Verkäufer mehr als Käufer ſind! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. . Mittwoch den 18. Januar. 10tes Blatt.

N a ch t b i l d.

Aus hohem Erkerfenſter,
Da ſchaut in Nacht und Graus,
Auf Schatten und Geſpenſter
Ein bleicher Mann heraus.

Er ſtarret unbeweglich
Ein hag'res Weſen an,
Gar abgezehrt, und kläglich
Und elend angethan.

Das wächſt allmählig länger
Und reckt ſich rieſig aus —
Der Mann ſieht bang' und bänger
Hinab in Nacht und Graus!

Denn als es vom Geſichte
Die blaſſe Larve nahm,
Erkannt' im Mondenlichte
Er ſeinen eig'nen Gram.

Und immer wächſt es länger
Und rieſ'ger nach ihm hin —
Die Bruſt wird eng' und enger,
Und dunkler Geiſt und Sinn!

Da fühlt mit eiſ'gem Bangen
Er eine Schattenhand
Nach ſeinem Nacken langen,
Die hält ihn feſt umſpannt.

Dann ſchlingt zu grauſ'gen Banden
Die andre ſich hinein,
Und — ſeinen Leichnam fanden
Sie Morgens im Geſtein!

L. Langrehr.

Ein bisher noch unbekannter Brief Raphaels an Papſt Leo X.

(Schluß.)

„Da mir nun von Ew. Heiligkeit der Auftrag zu Theil worden iſt, von der alten Roma, ſo weit es möglich, eine Zeichnung zu entwerfen, in welcher theils die leidlich erhaltenen Gebäude in ihrer urſprünglichen Form wiedergegeben, theils die einzelnen zerſtreuten Glieder des großen Ganzen aufgenommen werden ſollen, ſo habe ich allen nur möglichen Fleiß angewendet, damit der Geiſt Ew. Heiligkeit ohne Verwirrung ganz befriedigt werde. In dieſer Abſicht habe ich viele lateiniſche Schriftſteller über das nachgeleſen, was ich beweiſen will; indeſſen habe ich mich vornehmlich nur an .... *) gehalten, der, da er zu den Späteren gehört, auch Nachrichten aus den ſpäteren Zeiten enthält. — Da es nun Ew. Heiligkeit ſcheinen könnte, daß es ſchwer ſey, die alten Gebäude von den neuen zu unterſcheiden, oder die wenigen alten von den älteren, ſo habe ich eines der vornehmſten Kennzeichen an den alten Straßen gefunden. **) So unterſcheide ich drei Arten von Gebäuden in Rom: die älteſten aus älteſter Zeit bis zur Zerſtörung der Stadt durch die

*) Dieſer Name iſt in der Urſchrift verwiſcht und es iſt um ſo ſchwerer, ihn zu ergänzen, da der Verfaſſer ſogleich von ſehr verſchiedenen Zeitaltern und deren Bauwerken ſpricht

**) Der Verfaſſer will wahrſcheinlich darauf aufmerkſam machen, daß, wenn ein Gebäude außerhalb der Richtung der alten Straße liegt, es in eine andere Zeit gehört.

Digitized by Google

Gothen und andere Barbaren; die zweitr Art umfaßt die während der Herrſchaft der Gothen und noch hundert Jahrr danach gebauten Gebäude; dir dritte: dir bis auf unſere Zeiten. Die modrrnen und noch in unſere Zeit gehörenden Gebäude ſind am leichteſten zu erkennen, da ſie noch neu und nicht in dem ſchönen Styl der Kaiſerzeit, noch in dem ſchlechten der Gothen gebaut ſind. Die aus der Zeit der Gothen ſind, obgleich der Kaiſerzeit ſehr nahe, doch dem Styl nach ſehr verſchieden davon, ſo daß die neueſten zwiſchen beiden, wie zwiſchen zwei Extremen, in der Mitte ſtehen. Am wenigſten Schwierigkeit macht es, die Gebäude aus der Kaiſerzeit zu erkennen; ſie ſind am prachtvollſten, kunſtvollſten und im ſchönſten Styl der Baukunſt, und mein Vorſatz iſt: dieſe allein auf zu zeichnen, ohne Beſorgniß, daß bei Jemand der Zweifel entſtehen könnte, als ob unter den alten die weniger alten Gebäudr minder ſchön und verſtändig wären, da alle in demſelben Geiſte gebaut ſind. Da nun virle antike Gebäude öfters reſtaurirt worden ſind, wie wir dies von dem Orte leſen, wo zuerſt das goldene Haus Nero's, hernach dir Bäder, die Wohnung und das Amphitheater des Titus ſtanden, ſo waren dieſe nichts deſto weniger in demſelben Styl, wie die vor Nero und mit dem goldenen Pallaſt gleichzeitig gebauten Häuſer. Drnn obwohl die Wiſſenſchaften, die Sculptur, Malerei und alle andern Künſte nach und nach in Verfall kamen und ſich zur Zeit der letzten Kaiſer verſchlimmerten, ſo erhielt ſich doch in der Baukunſt der gute Geſchmack; man baute wie in früheſter Zeit, und dieſe Kunſt war die letzte, welche unterging. Dies kann man aus ſo Manchem ſehen und unter Anderem aus dem Bogen Conſtantin's, der in dem, was die Architektur betrifft, ſchön erfunden und gut ausgeführt iſt; was dagegen die Sculptur-Arbeiten angeht, ſo ſind dieſe geſchmacklos, ohne Kunſt und ohne irgend ein Verdienſt. Dagegen ſind ſie an den Bögen des Trajans und des Antonius Pius vortreflich und von der vollendetſten Weiſe. Daſſelbr beſtätigt ſich bei den Termen des Diokletian, wo dir Sculptur-Arbeiten ſehr ſchlecht ſind und die Ueberreſte der Malerei ſich keinesweges mit denen aus der Zeit des Trajan und Titus vergleichen laſſrn; nur die Architektur iſt edel und ſchön geordnet. Als aber Rom von den Barbaren zerſtört und verbrannt wurde, ſcheint dieſer Brand und dieſe Zerſtörung unter die Trümmer der Gebäude zugleich die ſchöne Baukunſt begraben zu haben. Damals änderte ſich das Schickſal der Römer und die Stelle unendlicher Siege und Triumphe nahm Unglück und Elend ein; und gleichſam, als ob es ſich für diejenigen, welche die Sklaven der Barbaren geworden, nicht zieme, in ſo prächtigen Hallen zu wohnen, wie jene, die einſt die Sieger der Barbaren warrn, änderte ſich ſchnell mit dem Glück dir Weiſe zu bauen und zu wohnen, und die neue Art ſchien von der alten ſo weit verſchieden, als die Freiheit verſchirden iſt von der Sklaverei. — Die Kunſt hielt gleichen Schritt mit dem Geiſt des Volkes, ſie verlor jedes Maaß, jede Grazie, und es ſcheint, daß die Menſchen jener Zeit mit der Freiheit auch den Geiſt und die Kunſt verloren, denn ſie wurden ſo dumm, daß ſie nicht einmal Ziegel zu brennen verſtanden. Sie brachen altr Mauern ab, um die Ziegel zu gewinnen, und mauerten mit zerſtoßenen Marmor-Statuen. Mit ſolcher Kalkmiſchung bewarfen ſie die gemauerten Wände, wie man es noch an dem Thurme ſieht, welcher Torre della Milizia genannt wird. Und nicht nur über Italien kam dieſer fürchterliche Sturm des Krieges und der Verwüſtung, er verbreitete ſich auch über Griechenland, wo die Erfinder und größten Meiſter aller Künſte lebten. Damals wurden Malerei, Sculptur und Baukunſt ſehr ſchlecht und hatten keinen Werth. Die Deutſchen, ſo ſcheint es, fingen an, die Baukunſt wieder zu erwecken, allein ihre Verzierungen waren ſchlecht und ſehr weit von dem ſchönen Styl der Römer entfernt, welche, außer der ganzen Anordnung des Baues, die ſchönſten Cornichen, ſchöne Frieſe, Architrave, Säulen mit den zierlichſten Capitälern und Baſen hatten, gemeſſen nach den Verhältniſſen des männlichen und weiblichen Körpers. Die Deutſchen dagegen (und dieſer Geſchmack hat ſich in vielen Orten noch erhalten) nahmen zu ihren vielen Verzierungen ein und daſſelbe verzerrte Figürchen und brauchten fremde Thiere, ſonderbare Geſtalten und Blätter, denen dir natürliche Geſtalt ganz genommen war, zum Unterſatz der Balken. Der Urſprung ihrer Architektur läßt ſich darauf zurück führen, daß ſie die Zweige noch unbeſchnittener Bäume zu Spitzbögen verbanden. Wenn dies auch nicht ganz zu verachten iſt, ſo iſt es doch rine ſchwache Bauart; denn dir Gebäude, wo eingekeilte Balken auf Säulen gelegt und mit ihren Enden gegen einander geſtemmt ſind, wie dieſes Vitruv in ſeinem Werke über den Urſprung des Doriſchen Baues beſchreibt, halten weit feſter, als die Spitzbögen, welche ein zweifaches Centrum haben. Noch feſter aber hält ein halber Kreisbogen, wo jede Linie nur nach einem einzigen Centrum ſtrebt. Außer der Schwäche hat indeß ein Spitzbogen zugleich etwas Unangenehmes für unſer Auge, welchem das Kreisrund weit mehr gefällt, da die Natur faſt keine andere Form wählt. *) Es iſt indeß hier nicht der Ort, die Römiſche Baukunſt mit der Barbariſchen zu vergleichen, ihr

*) Es iſt nicht beſonders nöthig, auf das Unhaltbare dieſes Raiſonnements aufmerkſam zu machen. Die Natur greift mit der ausgelaſſenſten Willkühr nach allen Formen, zumal im Pflanzenreiche; von der Feſtigkeit der elliptiſchen und paraboliſchen Gewölbe ſcheint man zu jener Zeit noch nichts gewußt zu haben.

Digitized by Google

Unterſchied iſt bekannt genug; auch hat bereits Vitruv ein vortrefliches Werk geſchrieben. Es genüge hier zu wiſſen, daß die Gebäude der Römer noch zur Zeit der letzten Kaiſer in gutem Geſchmack gebaut waren und mit den älteſten genugſam überein ſtimmen, um ſie von denen aus der Zeit der Gothen und aus der neueſten Zeit zu unterſcheiden. Nachdem ich nun hinreichend erklärt, welche Gebäude ich nach dem Wunſche Ew. Heiligkeit aufzeichnen will, ſo bleibt mir noch übrig, die Weiſe des Ausmeſſens und der Aufnahme mit zu theilen, damit Ew. Heiligkeit erſehen möge, daß ich beides ohne Irrthum vorgenommen und daß ich mich weder durch den Zufall noch durch die Praxis allein, ſondern durch die wahre Vernunft habe leiten laſſen.“ (Es folgt nun eine Beſchreibung eines zu dieſem Behufe beſonders eingerichteten Aſtrolabiums, welche wir, da wir mit weit vollkommneren Inſtrumenten dieſer Art verſehen ſind, ohne Bedenken auslaſſen.) „Weil nun“, fährt er dann fort, „nach meiner Meinung Viele ſich mit Zeichnung von Gebäuden abgeben, die, anſtatt das zu thun, was dem Architekten zukömmt, nur das thun, was dem Maler zukömmt, ſo will ich ſagen, welche Weiſe mir die angemeſſenſte ſcheint, um jedes Verhältniß genau zu finden und um keinen der einzelnen Theile unrichtig auf zu nehmen. Die Zeichnung eines jeden Gebäudes zerfällt in drei Theile: 1) der Grundriß; 2) die äußere Anſicht; 3) die innere Anſicht mit ihren Verzierungen.“ — Nachdem Raphael hierüber eine ſo ausführliche Rechenſchaft gegeben, daß er ſich dabei als einſichtigen Architekten erweiſt, fügt er dieſen Schluß hinzu: „Dies iſt die Weiſe, die wir verfolgen werden, wie es ſich im Fortgange unſerer *) Beſchreibung ergeben wird, und ich füge dieſem eine Aufnahme eines Gebäudes in den drei angeführten Weiſen bei. Wenn ich in dem Uebrigen ſo viel Glück habe, als mir bereits dies iſt: Ew. Heiligkeit, dem höchſten Fürſten in dem Lande der Chriſtenheit, zu gehorchen und zu dienen, ſo darf ich mich den Glücklichſten aller der ergebenſten Unterthanen nennen, weil ich die Gelegenheit zu meinem Glück aus der heiligen Hand Ew. Seligkeit empfing, der ich allerunterthänigſt die heiligſten Füße küſſe.“ **)

Fr. Förſter.

*) Daraus, daß Raphael hier einige Mal im Plural ſpricht, iſt zu ſchließen, daß er zugleich im Namen eines Gehülfen ſpricht, und dieſer war der ſchon früher genannte Graf B. Caſtiglione.

**) Ort und Datum, ſo wie die Unterſchrift, fehlen.

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

XXVIII. Kein Jüngling bedarf der Zügel mehr, als der ſtarke und geiſtvolle, welchen die Natur mit drängenden Kräften und überſchwellenden Gefühlen begabte — wie man in ſchönen und erhabenen Gebirgsgegenden, nicht aber in flachen Ebenen, die Hemmkette nöthig hat.

XXIX. In Frankreichs Flüſſen findet ſich ziemlich häufig eine Pflanze, die Vallisneria, welche dem Naturfreunde ein wunderſames Schauſpiel gewährt. Zur Zeit der Befruchtung löſt ſich die männliche Blume, deren Stiel der kürzere, von dieſem los, und ſchwimmt zur weiblichen an die Oberfläche des Waſſers empor. So wird der Jüngling durch die Liebe zu einem würdigen Mädchen empor gehoben, ſeine Entſchlüſſe nehmen einen höheren Schwung, ſein Geiſt erhält plötzlich neue Flügel, und erhebt ſich ſtrebend in Regionen, zu welchen er vorher kaum hinauf geblickt.

XXX. Weh dem glänzenden Manne, welchen ſein Ruhm nicht in's Grab begleitet! Ein herzerdrückender Anblick iſt es, eine Sonne zu betrachten, die allmählig ihre Strahlen einbüßt und zum glanzloſen Himmelskörper erdunkelt, noch ehe ſie zum Rande des Abends hinunter geglitten. Mit welcher rauſchenden Herrlichkeit trat Magiſter Garlieb Merkel in die literariſche Laufbahn, und wie bejammernswerth ſtand er, noch fern vom Ziele, da, als die Gaſſenjungen zu beiden Seiten ihn mit Stichelreden hetzten, und ſelbſt die Pritſchenmeiſter es nicht mehr der Mühe werth hielten, auf den armen Gejagten los zu ſchlagen! Solch eine Glorie gleicht der Moſaik-Statue des Kaiſers Theodoſius, welche noch bei Lebzeiten dieſes Monarchen, wie Procop erzählt, ſich löſte und zerbröckelt aus einander fiel.

XXXI. Verſchiedene Romanſchreiber haben ſich vorgenommen, der Gegenſatz des Blutcampeſchenholzes zu ſeyn, welches das Waſſer, worin es eine Zeit lang gelegen, in Dinte verwandelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Raupach brachte wieder ein neues Luſtſpiel auf die Königliche Bühne; es hat den Titel: „die Gelehrten“ und die regelrechten fünf Akte. Der Stoff iſt einfach; zwei Liebende, durch ihre Heftigkeit getrennt, kommen nach ſonderbaren Zwiſchen-Verhältniſſen wieder zuſammen und werden durch einen Schutzgeiſt, in der Perſon eines Mannes, der des Geliebten Oheim und der Geliebten Gatte iſt — räthſelhaft, aber dennoch wahr! — wieder vereint. Der Perſonen ſind wenige, aber ſie treten beinahe alle recht wirkſam in die Handlung. Das Ganze iſt demnach, wenn man ſich nicht vom erſten Akt und der darin enthaltenen etwas weitſchweifigen Introduktion abſchrecken ließ, ſondern dieſelbe aufmerkſam mit anhörte, ſehr intereſſant durch die Situationen und die Spiele des Witzes. Es iſt aus kleinem Anlaſſe Gelegenheit genommen zu überraſchenden Wendungen und guten Effekten. „Burchiello, der Narr“ und „Fiammetta“, das Kammermädchen, ſind für die Luſtigkeit ein Paar tüchtige Stützen. Hr. Devrient und Mad. Dötſch haben dieſe Rollen; Erſterer ſpricht ſeine geiſtvoll raffi-

nirten und zum Theil burlesken Späße mit genialem Humor; Schade nur, daß er noch oft zu ſicht- und hörbar ſich der Protektion des Souffleurs empfehlen muß; dieſe Unſicherheit giebt zu manchem Uebel, ſelbſt zu Sprachfehlern Anlaß. In dem Punkte würde Mancher die Rolle beſſer leiſten; aber auch bei dieſem Mangel bleibt Hr. Devrient für die Rolle der Beſte, ja er möchte in Deutſchland der Einzige ſeyn, der ſie mit ſolchem pikanten, man möchte ſagen dämoniſchen Anſtrich zu ſpielen vermag. Mad. Dötſch zeigt auch hier ein nutzbares Talent; wenn ſie aber nicht ſelber zuweilen mitlachte, ſo lachten die Zuhörer gewiß noch mehr. Es ſind Momente in ihrer Rolle, die durchaus vom Glauben getragen ſeyn wollen und brächte er ſich hier ſelbſt bis auf tragiſche Wahrheit, es würde dieſem Luſtſpiel keinen Eintrag thun, weil „Fiammetta's" Abentheuer zum Theil der Art ſind, daß der Glaube nur eben in ihr ſeyn kann. „Der Graf, als Eremit", wird von Hrn. Beſchort dargeſtellt; die Maske der Prüfung geht in ſeiner Auffaſſung zu ſehr verloren; die Stellen, wo er, unerkannt, über ſein früheres Verhältniß und ſeine jetzigen Zwecke reden hört, müſſen durch mehr Modulation der Empfindung bezeichnet werden. Der gutmüthige Ton des Eremiten thut es hier nicht allein; eine wohlwollende Schalkhaftigkeit darf ſich einmiſchen. „Clotilde, ſeine vermeinte Wittwe", iſt Mad. Stich zugetheilt und die Künſtlerin thut alles Mögliche, um die Rolle ſich an zu paſſen, denn ganz eigentlich iſt ſie nicht dafür geſchaffen. In den meiſten Scenen nur empfindſam, zähmt ſie ſich dabei zu fühlbar und, obwohl dies als Folie dienen könnte zu nachherigen Ausbrüchen erneuter Leidenſchaftlichkeit, ſo ſind dieſe doch für die Gräfin etwas zu hart, zu accentreich. Indeß entſchädigt Mad. Stich in einzelnen Momenten immer noch ſo angenehm, daß die Rolle dadurch geltender wird, als wenn ſie etwa von einer Andern gegeben würde, die durch ihre Individualität dazu berufen wäre, in der Ausbildung derſelben aber träge geblieben iſt. — Hr. Krüger, als „Graf Torquato", hat es abermals erwieſen, daß er zu ſprechen und ſich zu mäßigen verſteht; er war in den erſten Scenen durch angenehmen Vortrag und ruhige Haltung vortreflich; in den letzten, denen des Zornes, ſchadet ihm ſeine Mimik, oder vielmehr Nicht-Mimik; er verzieht die Züge zu ſehr und ſagt damit zu wenig, es iſt ein Wille, aber keine Wahrheit darin. Hr. C. Müller, als „Doge", trägt ſeine Figur vorläufig noch ohne Feſtigkeit, ſie ſchwankt immerwährend. Uns dünkt, er ſollte erſt darthun, daß er mit Bühnen-Tüchtigkeit ſtehen und gehen kann, bevor er an ein ausführendes Spiel ſich wagt. Sein Vortrag hatte aber, wenigſtens in der Zartheit deſſelben, etwas Lobenswerthes, obwohl er noch ſehr beliebig betont. Da kann er ſich jedoch mit Mad. Dötſch tröſten, die ihre Gebieterin einmal unwillkührlich in üblen Ruf hätte bringen können, indem ſie in dem Satze: „es liegt ihr nichts an einem Mann", das einem hervorhob. — Dem Publikum behagte das Stück mit vollem Recht und wir wollen auch nicht weiter davon reden, daß es ſich ſo anſieht, als wäre die Grundlage in einem ſpaniſchen oder alt-italieniſchen Luſtſpiel zu ſuchen — genug, es iſt gut und hat gefallen. Die Ausſtattung war geſchmackvoll und würdig. — Hr. Detroit, vom Theater zu Düſſeldorf, hat neulich auch den „Herrn von Crack" („Lügner und ſein Sohn") und „Nachtwächter Schwalbe" („Nachtwächter") mit Beifall geſpielt. — Schließlich wollen wir noch bemerken, daß die Königliche Bühne den Neujahrstag mit einem böſen Omen begann, nämlich mit einem vrangefärbenen Zettel, der die „Jungfrau von Orleans" in „Preciosa" verwandelte. Wir hoffen indeß, dies ſoll nur zu der Widerlegung des Aberglaubens dienen, daß die Zeichen vom erſten Tage des Jahres deſſen Charakter beſtimmen.

Berlin. Königsſtädtiſches Theater. Am 4. Januar: „die Sterne", romantiſches Luſtſpiel in vier Akten, von C. v. Holtei. Der Verfaſſer hat dies Drama ein romantiſches Luſtſpiel genannt, im Sinne und nach der Sprachweiſe einer Schule, deren halbwahre Theorien noch immer unter uns fortſpuken. Die Hauptperſonen ſind: ein romantiſch-liberaler König, der dem Goethe'ſchen Alphonſo, eine Prinzeſſin Schweſter, die ſeiner Schweſter an Geſtalt und Geſinnung gleichen ſollen, ein Günſtling, eigentlich ein geborner Prinz, verliebt und dichteriſch geſinnt wie „Taſſo", ſich leichtſinnig wegwerfend und wieder aufhebend wie Shakeſpeare's humoriſtiſcher „Prinz Heinrich", eine Fürſtin, grandios wie Schiller's „Iſabella von Meſſina", ein liebendes Mädchen, ein Hofmarſchall, die Carrikatur des „Polonius." Und doch erſcheint dieſer entlehnte, abgeleitete Gehalt hier mit vieler Sinnigkeit und Liebe angeeignet, mit Geiſt und Geſchick auf einen etwas widerlichen und ſpröden Stoff übertragen. Schade nur, daß die Leute ihre Gefühle, Leidenſchaften und Geſinnungen, da, wo ſie am bedeutendſten hervortreten und eine Wendung des Stücks entſcheiden, in einer ſo hochgehenden Sprache ausdrücken, wodurch nur das Erborgte, gewiſſermaßen Unwahre derſelben deutlich wird; dies um ſo ſtörender, da die im Ganzen ſchöne, zuweilen wahrhaft poetiſche Sprache ein wirklicher Vorzug des Stücks iſt. So macht es gleich Anfangs einen ſonderbaren Eindruck, wenn in der erſten Scene der Günſtling „Florido", nachdem er von der Prinzeſſin ein Zeichen ihrer Gunſt empfangen, nach ein Paar kurzen und guten Worten über ſein Glück und ſeine Schulden — ſich zum Schlafen niederlegt. — Es muß indeſſen bemerkt werden, daß die noch ſehr unvollkommene Darſtellung vieles dazu beitrug, dergleichen poetiſche (d. h. unpoetiſche) Inconſequenzen und Sprünge in dem Ausdruck der Innerlichkeit greller hervor zu heben. Man ſah es faſt Allen an, daß ſie ſich ſehr viel Mühe gegeben hatten, die vornehmen Verſe ſo weit auswendig zu lernen, daß ſie dieſelben richtig herſagen konnten, zur Wahrheit der Repräſentation wollt' es nicht recht kommen. Hr. Meyer, der für das gewöhnliche Luſtſpiel viel Talent hat, nahm hier als „König" ein eigenes barſches Weſen an; gegen ſeine Geliebte, wie zu ſeiner Schweſter ſprach er in übellaunigem Ton die zärtlichſten Sachen, die allereidelſten, vornehmſten, zarteſten Geſinnungen aus. Beſſer ſtand Hrn. Weber die Rolle des „Florido", doch war ſein Vortrag, namentlich im Anfange, nicht beſeelt genug und verfehlte die Wirkung; beſonders war in ſeinem Spiel nur ſelten eine Spur des adlichen Humors, den der Dichter hineinlegen wollte, und freilich etwas mager ausgeſprochen hat. Am beſten ſprach Hr. Weber die poetiſch-werthvolle Romanze im fünften Akt. Die Deklamation der Mad. Sonntag (als „Fürſtin Veronika") ſcheint bei dem Publikum ſehr beliebt; wenn indeſſen die Andern nur ſchwach und undeutlich ſpielten, was durch gute Leitung und öftere Uebung zu verbeſſern wäre, ſo iſt bei ihr die pretiöſe, der Zeit und Mode angehörende Deklamation ſehr ausgebildet. Demoiſ. Holzbecher, in Rollen anderer Art allerliebſt, wovon ſie noch an demſelben Abend einen Beweis gab, fühlte gewiß ſelbſt, daß ſie in der ihr übertragenen Rolle nicht zu Hauſe ſey, wenn gleich auch ſie ſo gut als möglich ſprach und wenig oder gar nicht falſch betonte. Etwas mehr an ihrem Platz waren Demoiſ. Carol. Sutorius als „Irene" und Hr. Genée als „Eremit." Hr. Röſike war ein vortreflicher, ſehenswerther Hofmarſchall. Es wurde übrigens manche Einzelheit applaudirt und der Dichter am Schluſſe unter wiederholtem Sturme gerufen. — Das Vaudeville: „Dover und Calais", iſt eine recht unterhaltende Kleinigkeit, die zwar in der Introduktion eine tüchtige Kürzung nöthig macht, ſich aber, beſonders auch durch das Spiel des Hrn. Schmelka und der Demoiſ. Holzbecher, auf dem Repertoir erhalten wird. Beide, ſo wie der Ueberſetzer, Hr. Angely, wurden gerufen.

Bis.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. 1.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 10ten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Berlin. Königſtädtiſches Theater. Am 7. Januar 1826: „Der Herzog von geſtern“, Poſſe in einem Akte, von St. Schütze. — Wie ſehr der Geſchmack des Publikums durch die ſogenannte große Oper and der Richtung gebracht worden iſt, beweiſet die Theilnahmloſigkeit an dieſem Stück, das unbedenklich eins der beſſeren deutſchen ſeiner Art genannt zu werden verdient. Wer ſich für das Luſtſpiel intereſſirt, dem thut es weh, wenn er das halb verödete Haus an Tagen, die nicht Operntage ſind, ſieht, und er verwünſcht den Einfall, den einen Theil des Publikums um manchen ſchönen Genuß gebracht, ohne (?) den andern durch ein leidliches Surrogat der wahren Oper entſchädigt zu haben; denn was auch Enragé's behaupten und der Welt weiß machen wollen von der Unübertreflichkeit dieſer großen Oper, ſo darf man nur daran denken, daß Enragé's leicht mehr ſehen, als andere Menſchenkinder. Die wohlthätige Zeit, die ſo manchen Rauſch ſchon geheilt hat, wird übrigens zeitig genug auch dieſen zu heilen nicht unterlaſſen. Doch zurück zu unſerm Stück. — Daß Hr. St. Schütze ſeinen „Herzog von geſtern“ eine „Poſſe“ genannt hat, macht ſeiner Beſcheidenheit Ehre. Wie mancher moderne Luſtſpiel-Dichter würde ſich glücklich ſchätzen, eine ſolche Poſſe ſchreiben zu können, und ſie wenigſtens ein heroiſch-romantiſches Luſt- oder Charakterſtück nennen. Was iſt denn Poſſenhaftes an dieſer Poſſe? Daß zwei treu geſchilderte luſtige Studenten weniger Geld als Schulden haben, auf irgend einer Bühne zur Reſtauration ihrer Kaſſe während der Ferien Gaſtrollen ſpielen, dabei, von den Häſchern überraſcht, im Coſtüm flüchtig werden, und ſich mit Hülfe deſſelben ein frugales Frühſtück von einem niedlichen Bauermädchen verſchaffen, iſt nicht ſo poſſenhaft, als wenn der Günſtling eines Fürſten den Ehrenſtern, den er für unerwieſene Großthaten aus der Hand ſeines Monarchen empfangt, in derſelben Viertelſtunde Schulden halber verſetzt, oder als wenn man Engländer, die von Dover nach Calais reiſen, ſchon in Dover gebrochen Deutſch reden hört; und weder der Günſtling noch die Engländer ſind Mitglieder einer Poſſe, ſondern jener gehört einem Luſtſpiel, das nicht luſtig iſt und dieſe gehören einem gewöhnlichen Vaudeville an. — Die quasi „Poſſe“ wurde recht brav dargeſtellt. Die Herren Angely (der „Herzog von geſtern“) und Meyer ſpielten mit echtem Humor und hinreißender Gewandtheit, dabei hatten Beide zwei Lieblings-Angewohnheiten für einen Abend ganz abgelegt, d. h. der Eine übertrieb nicht und der Andere hatte gut auswendig gelernt; man darf mit Recht ſagen, Hr. Meyer lieferte an dieſem Tage einen glänzenden Beweis ſeiner Brauchbarkeit im Luſtſpiel, und dem Hrn. Angely wäre man geneigt geweſen, den Verſöhnungskuß auf zu drücken, wenn er ſich an dieſem nämlichen Abend nicht — doch davon ſpäter. Den Beginnenden iſt man Nachſicht und Aufmunterung ſchuldig; ſo werde denn Hrn. Pirſcher („Chriſtian“) das letztere und dem Herzog von heute das erſtere; aber im Sinne des Spruches: „dem Verdienſte ſeine Krone!“ werde dieſe dann der Demoiſ. Caroline Sutorius („Lieschen“), für ihr richtiges, angemeſſenes Spiel in dieſer kleinen Rolle, beſonders für ihr richtiges ſich nicht einen Augenblick vergeſſendes Mienenſpiel. Wir laden das Publikum ein, die Wiederholung dieſes in ſich gerundeten netten Bühnenſtücks zu ſehen, und ſind erbötig, Jedem, der ſich darin langweilt, ſein Geld wieder zu geben, voraus geſetzt, daß er nicht von der Sucht befallen iſt, nur die Oper goutiren zu wollen! — „Die Heirath durch ein Wochenblatt“, Poſſe in einem Akt von Schröder, iſt als eines von jenen älteren guten Stücken zu betrachten, die einen Rahmen abgeben, in welchen eine für das Luſtſpiel und die Poſſe ſich intereſſirende Direktion nach Gefallen Scenen der Zeit und der Tagesbegebenheiten angemeſſen einfügen kann, und eigentlich einfügen ſollte. Gerade dadurch könnte ein beſoldeter Theater-Dichter beweiſen, daß ihm der Verſtand mit dem Amt überkommen iſt, wenn er ſich mit Arbeiten der oben angedeuteten Art beſchäftigte; in den Rahmen eines Schröder's ein Paar Bilderchen aus dem Guckkaſten der Zeit ein zu fügen, dürfte wohl Niemand ſich ſchämen. So wie das Stück iſt, wird es wenig Glück machen. Der „Magiſter Baldrian“ iſt veraltet und abgeſchmackt, der „Schauſpieler Spornklang“ abgeſchmackt und veraltet; was man aus der Sängerin mit ihrer cara mamma machen ſoll, weiß man ſelbſt nicht; ſoll ſie Karrikatur ſeyn, ſo ſang Demoiſ. Eunicke viel zu gut (die, im Vorbeigehen geſagt, ſich mit jedem Tage verbeſſert, ſeitdem ſie zur großen Oper gehört); ſoll ſie eine wirkliche Sängerin erſter Größe ſeyn, warum giebt man dieſe Rolle nicht an Demoiſ. Sontag? Wir dachten, eine Conzert-Arie mehr oder weniger würde ihr keinen Schaden bringen. Wie geſagt, mit einigen zeitgemäßen Abänderungen könnte die „Heirath durch ein Wochenblatt“ munden, ſo aber nicht. Auch in dieſem Stücke müſſen wir des Hrn. Meyer's rühmlichſt gedenken; er hatte abermals die Worte ſeiner Rolle gut inne, und iſt dies der Fall, ſo wird er nie eine Rolle verfehlen, dafür bürgt ſein Talent und ſeine Bühnen-Gewandtheit. Ueberhaupt haben die Schauſpieler, namentlich, außer den ſchon Erwähnten, die Herren Schmelka, Angely, Röſicke und Genke, ſo wie die Damen Schirer, Scholz, Carol. Sutorius und Holzbecher werthvoll in dieſer Poſſe geſpielt. — „Die Schneidermamſells“, Vaudeville (nicht Poſſe) in einem Akt von und durch Angely. Die „Schneidermamſells“ wurden, aufrichtig geſagt, diesmal ſehr mittelmäßig gegeben. Die Damen hatten, mit wenigen Ausnahmen, nicht gelernt; mehrere waren neu in ihrer Rolle; Demoiſ. Carol. Sutorius ſang gut, aber ſie bewegt ſich im Berliner Dialekt nicht mit der gehörigen Freiheit, was weniger ihr, als vielmehr dem zum Vorwurf gereicht, der ihr ſolche Rollen giebt. Aber freilich, ſie ſpielt ſo ſelten, in der Regel nur 15 Mal in 14 Tagen, daß man der Regie es nicht verdenken kann, ſie auch einmal hervor zu ziehen. Demoiſ. Jeſſenheim ließ uns ſehr angenehm vergeſſen, daß wir einſt Demoiſ. Weitner in der Rolle der „Julie“ geſehen und gehört haben. Hr. Schmelka, unſer treuer wackerer Stammhalter des Humors, unſre unbeugſame Stütze für das Luſtſpiel und die Poſſe, war, wie immer, ausgezeichnet brav. Wir zittern bei dem Gedanken, daß der italieniſche Wellenſchlag auch dieſem Repräſentanten echter Komik verdrüßlich machen, und daß die Oper unſere treffliche Demoiſ. Eunicke der Lokal-Poſſe entfremden könnte. — Hr. Angely hat ſich durch ſeine Leidenſchaftlichkeit verleiten laſſen, gegen ſich und das Publikum eine Sünde zu begehen, welche Rüge verdient. Die dramatiſche Freiheit iſt groß, aber die Achtung, welche der Schauſpieler einem gebildeten Publikum ſchuldig iſt, ſollte noch größer ſeyn. Man ſah Hrn. Schäfer die Verlegenheit an, als er dem Hrn. Angely das Stichwort zu der Unſchicklichkeit gab, welche dieſer im Zorn ausſtieß; deshalb ſey Hrn. Schäfer, als dem Verführten, verziehen; Hrn Angely aber darf man fühlen laſſen, daß, wenn er auf den Brettern Privatrache nimmt, er aus ſeinen Schranken tritt, welche die Geſetze des Anſtandes zwiſchen Schauſpieler und Publikum gezogen haben. Unſers Bedünkens nach müßte

Digitized by Google

kein Schauſpieler, der Anſpruch auf Bildung macht, mit einem ſolchen Verfahren die Theater-Cenſur auf das Glatteis führen.

Ad. v. Th.

Berliner Notizen. G. A. v. Maltitz hat ein neues Drama vollendet: „Hans Kohlhaſe". Sein Trauerſpiel: „Schwur und Rache", das bei zweimaliger Vorſtellung auf der Königlichen Bühne gefallen hat und auch das Haus füllte, iſt nicht mehr auf das Repertoir gekommen. Warum? — Der Prolog von Holtei, der am Neujahrstage im Königsſtädtiſchen Theater aufgeführt und günſtig aufgenommen wurde, iſt in einem kleinen Büchlein gedruckt, betitelt: „Repertorium des Königsſtädtiſchen Theaters vom 1. Januar bis 31. Dezember 1825. Herausgegeben von den Souffleuren dieſes Theaters, Seidel und Juſt." Außer jenem Prolog findet man auch den, welcher am Geburtstage des Königs geſprochen wurde; und vor dem jährigen Repertoir das Verzeichniß aller Perſonen, die bei dem Königsſtädtiſchen Theater angeſtellt ſind. — Eine hieſige Zeitſchrift enthielt im November 1825 die Anzeige: autoriſirt dazu, mache ſie bekannt, Hr. General-Direktor Spontini komme Anfangs Dezember 1825 nach Berlin zurück; am 8. Januar 1826 war derſelbe noch nicht in Berlin. Wann eher wird er kommen? Bald, wenn „Olympia" in Paris, wo ſie mit den Veränderungen neu einſtudirt wird, nicht gefällt; ſpät, wenn ſie gefällt! — Die beiden Demoiſ. Kupfer, im vergangenen Jahre bei dem Breslauer Theater gern geſehen, ſind für die Königsſtädtiſche Bühne engagirt. Möge aus dieſem Engagement für Kunſt und Kaſſe Gold gewonnen werden! — Barmann's kleine Schrift: „Die Kunſt, ernſte und ſcherzhafte Glückwunſch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen; ein Spiel" (Berlin, Vereinsbuchhandlung), kann als guter Scherz empfohlen werden; Gelegenheits-Dichter werden ſogar ernſthaft damit verfahren, denn ſo weit, wie es die meiſten derſelben gebracht haben, bringt es hier der Würfel auch. — Hr. Franz Elsholz, Verfaſſer der dramatiſchen Scene: „Komm her!" hat ein größeres Drama vollendet und ihm den Titel gegeben: „Die Hofdame". — Die Oper „Euryanthe" iſt dem Componiſten von der Königl. General-Intendanz in Berlin mit 800 Thlr. honorirt worden.

H.

Wien. Unſer Hoftheater iſt noch immer ſehr ſparſam mit Neuigkeiten, und will ſich das Verdienſt, für deutſche Originalſtücke zu ſorgen, noch immer nicht erwerben. „Der Frauen Jahre zählt man nicht", ein Luſtſpiel in drei Aufzügen, nach dem Italieniſchen, wird wenig thun. Das ganze Luſtſpiel dreht ſich um den einzigen Umſtand, daß der Bräutigam in einer Geſellſchaft das wahre Alter ſeiner Braut entdeckt, die gern für einige Jahre jünger gelten möchte. Obgleich die Hauptrolle ſich in den Händen der Mad. Löwe befand, ſo konnte dieſe Novität doch nicht beſondern Beifall gewinnen. Eben ſo erging es einem kleinen Stück: „Geniren Sie ſich nicht!" das Hrn. v. Holbein zum Verfaſſer hat, und außer einigen luſtigen Einfällen nichts Ausgezeichnetes bietet. Das Publikum läßt ſich wirklich nicht geniren und beſucht demnach die Vorſtellungen wenig. — Im Theater an der Wien wechſeln Neuigkeiten in Menge, es ſind jedoch größtentheils unintereſſante Erſcheinungen, die nach einigen Vorſtellungen unbeklagt verſchwinden, als: „Schloß Torwood", eine höchſt unglückliche Bearbeitung des Walter Scottiſchen Romans: „Die Schwärmer"; ferner Kotzebue's „Sonnenjungfrau" und Houwald's „Fürſt und Bürger", hier „Richard von Franken" getauft (unſere Theater-Direktoren dürfen Wiedertäufer ſeyn!); lauter matte Darſtellungen, die ſelbſt des Publikums Liebling, Hr. Kunſt, nicht zu Ehren bringen konnte. Von dem Stück: „Der Teufelsſteg am Riglberge" wollen wir gar nicht weiter reden, da deſſen Titel ſchon beweiſt, auf welchen Theil des Publikums Verfaſſer und Direktion ſpekulirten. — Beſſer aufgenommen iſt Bäuerle's „Aline", die mit glänzender Ausſtattung zur Aufführung gebracht wurde, und worin Hr. Carl als „Pimmo", den er in ſeiner bekannten Manier ſpielt, gefällt; dagegen iſt eine an Jahren ſchon vorgerückte Mad. Fierx in der Rolle der jugendlichen „Celio" höchſt komiſch an zu ſchauen. Die ſchönen Dekorationen von Gail verdienen eine rühmliche Erwähnung. Goldoni's „Diener zweier Herren" iſt ebenfalls in eine Staberl-Maske gekrochen und bietet der Beweglichkeit des Hrn. Carl ein weites Feld. In Ziegler's „Mohrin" ſahen wir Mad. Carl in der Titelrolle, und nennen ſie unbedingt den Glanzpunkt ihrer Darſtellungen. — Im Theater in der Leopoldſtadt wurde, zum Vortheil des nun wieder hergeſtellten Komikers Reimund, die 51ſte Vorſtellung ſeines „Diamants" gegeben, und die Anhänglichkeit des Publikums an dieſen Liebling zeigte ſich durch den außerordentlichen Zulauf, wodurch das Theater ſchon zwei Stunden vor dem Beginn der Vorſtellung überfüllt war. — Im Theater in der Joſephſtadt wird ein zweiter Theil der ſo oft mit Beifall aufgenommenen Poſſe: „Die Menagerie und die optiſche Zimmerreiſe in Krähwinkel", unter dem Titel: „Die Krähwinkler in der Reſidenz", eben ſo gern geſehen. Der Referent der „Theaterzeitung" nennt es „eine glückliche Poſſe, die Niemand betrachten wird, ohne ſich wahrhaft zu ergötzen, ein Stück voll glücklicher Einfälle und unterhaltender Späße" — der Referent des „Sammlers" bezeichnet es dagegen als „eine zuſammengewürfelte Scenenreihe, ein ängſtliches Haſchen nach ſeynſollenden Späßen, und eine Jagd nach Späßen in dem Reviere der Trivialität." Wir glauben, daß die Wahrheit in der Mitte ſtehe und daß beide Herren ihr ein Schnippchen ſchlagen wollten in ihrer Parteilichkeit für und wider den Verfaſſer. Die Kritik darf es übrigens mit einer Poſſe, die unterhält, nicht ſo genau nehmen, ſonſt wird das letzte Bißchen Spaß in Deutſchland gänzlich zu Grabe getragen und die Pedanterie ſpreizt ſich darauf als abſchreckendes Denkmal. „Die Glocke" und „die deutſchen Freunde", zwei Ritterſchauſpiele, deren Verfaſſer zum Troß gehören, und Meisl's aus dem Franzöſiſchen überſetzter „Joko" mißfielen gänzlich. Mehrere Vorſtellungen erlebten: „Die Drillingsſchweſtern und der Waldgeiſt", eine Gleich'ſche Leiſtung, die in einer andern Form vor längerer Zeit im Theater an der Wien keine Gnade fand. Mad. Reimund bewegte ſich in den verſchiedenen Charakteren der drei Schweſtern leicht und wußte zu unterhalten. — Meisl's Krönungsſtück „Gisela von Bayern" hat, troß dem vielen Spektakel, nur wenige Vorſtellungen erlebt.

— *

Triſtan le Voyageur erzählt, daß man im Jahr 1509 in einem ſteinernen Grabe die Gebeine des Ricou de Vallement gefunden, der im vierzehnten Jahrhundert Beſitzer des Hotels war, das noch jetzt in der Hauptſtadt der Normandie den nämlichen Namen führt. Der Beinknochen des Verſtorbenen hatte den Umfang einer jetzigen vollen Mannslende, und der Schädel hielt 20 Pfund Getreide! (?) (Corsaire.)

Die Verſchiedenheit der Sprachen macht, daß bei den Franzoſen das Wort Baour (faſt wie Bauer ausgeſprochen) ein Versmacher heißt! (Pandore.)

Ein Kritiker bemerkte unlängſt in einem Salon: es ſey wirklich auffallend, wie weit man jetzt in der Malerei zurück gekommen: Timantes, welcher zur Zeit der Zeuxiſſe und Apelleſſe lebte, verfertigte einmal ein Gemälde mit drei Farben, und es war ein Meiſterſtück; jetzt malt man mit hundert Farben und die Malerei iſt Stümper-Werk. (Corsaire.)

(?) Ein ausgezeichneter Geometer von Paris hat berechnet, daß, wenn jeder Pflaſterſtein von Paris nur einen Centimen werth iſt, das Pflaſter von ganz Paris dennoch einen Werth von 367,476,567,490,622 Franken hat. (Corsaire.)

Digitized by Google

1826. No. I.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Alle Buchhandlungen (auch die Vereinsbuchhandlung in Berlin) nehmen Unterzeichnung ohne Vorausbezahlung an auf die zweite Auflage der neuen deutſchen Ueberſetzung und wohlfeilen, eleganten, mit ſehr deutlicher deutſcher Schrift, ſauber und korrekt gedruckten Taſchen-Ausgabe von:

Walter Scott's Romanen.

Die erſte 4000 ſtarke Auflage des erſten Bändchens dieſer Ausgabe wurde in einem Monat vergriffen, ſo daß ſchon jetzt eine zweite Auflage nöthig geworden iſt. Auch für dieſe zweite Auflage will der Verleger den äußerſt wohlfeilen Subſcriptionspreis von 6 gGr. oder 7½ Sgr. oder 27 Kreuzer rhein. für das in ſehr ſaubern Umſchlag geheftete circa 250 Seiten ſtarke Bändchen, deren jeden Monat eins erſcheint, gelten laſſen. — Das erſte und zweite Bändchen werden im Januar wieder zu haben ſeyn. — Ausführliche Ankündigungen erhält man in jeder Buchhandlung gratis, auch in der obengenannten, woſelbſt man ſich auch von der Nettigkeit dieſer Ausgabe durch Anſicht des erſten Bändchens überzeugen kann. — Diejenigen, welche dieſelbe zu haben wünſchen, wollen ihre Beſtellung gefälligſt recht bald einreichen.

Danzig, den 6. Dezember 1825.

Fr. Sam. Gerhard.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und bei uns, wie in allen guten Buchhandlungen für 1 Thlr. (auf Velin-Papier für 1½ Thlr.) zu haben:

Blumen auf das Grab
der Schauſpielerin
Luiſe von Holtei, geb. Rogée,

Mit ihrem Bildniß, trefflich geſtochen von F. W. Meyer sen.

Dies Werk, zunächſt nur dazu beſtimmt, einer verehrten Künſtlerin und geachteten Frau ein Denkmal der Erinnerung und Trauer zu ſtiften, hat durch die innige Theilnahme faſt aller deutſchen Dichter ſich auch einen bedeutenden Ruf als Literatur-Gabe erworben; die vielen Beurtheilungen, die darüber erſchienen, bezeugen es. Die neueſte derſelben (im „Literatur-Blatt" Nr. 99. 1825) bemerkt, nachdem der Theil dieſes Werkes, welcher „Freundesgaben" überſchrieben, als bedeutſam empfohlen iſt, unter Anderem:

„Ueber den Theil aber, der von Herrn von Holtei allein herrührt, und der aus 51 Gedichten beſteht, die er „Anklänge aus Leben, Liebe und Tod" nennt, ſey nur Folgendes geſagt: Hätte ein junger franzöſiſcher Dichter, etwa Herr Bonjour, eine Schauſpielerin zur Gattin gehabt, ſo ſchön, ſo liebenswerth, ſo tugendreich, und in ſo vielen bedeutenden Rollen mit ſolchem Rechte bewundert, als Luiſe von Holtei, wäre dieſe in der Blüthe ihrer Jugend, ihrer Kunſt und ihres Rufes geſtorben, und hätte der Herr Bonjour alsdann eine Reihe von Gedichten herausgegeben, die uns theils ihr ſchönes Leben: als Bettlerkind, als Künſtlerin, als Geliebte, Gattin und Mutter vorführen, theils rührende und eines Petrarka würdige Klagen über ihren allzu frühzeitigen Tod enthalten: wären dieſe Gedichte in einer natürlichen, vom Herzen kommenden und doch kunſtreichen Sprache geſchrieben, und bildeten ſie ein ſchönes cykliſches Kunſtwerk, ſo würden alle franzöſiſchen Kritiker und die gewichtigſten Kunſtkenner im Lande kein Ende des Lobes haben: das Büchlein hätte wer weiß wie viele Auflagen ſchon erlebt: in deutſchen und engliſchen Journalen wären ſchon Proben davon gegeben, und die vaterländiſche Gräfin wie ihre Kammerjungfer würden ſich ſchämen, es nicht geleſen zu haben. So aber ſtarb Frau von Holtei, ſo aber hat Herr von Holtei dieſe Petrarkiſchen Lieder geſchrieben, Beide ſind Deutſche, und alſo —. Der geneigte Leſer möge ſelbſt dieſe Phraſe endigen, die leider! keine Phraſe iſt."

Wir dürfen hinzu fügen, daß dies Werk, nachdem es immer bekannter wird (was in Deutſchland freilich ſehr langſam geht), auch immer mehr Anerkennung findet.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Bei T. Loeffler in Mannheim iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Konrad von Strahlenburg oder das Geiſtergericht um Mitternacht in den Ruinen des Schreckenſteins. Eine Ritter- und Geiſtergeſchichte aus den Zeiten der Kreuzzüge, bearbeitet nach vorliegendem Plane, von K. H. Spieß. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Homers Batrachomyomachie, in metriſcher deutſcher Ueberſetzung mit dem Urtexte, vom Prof. Heim. gr. 8. geh. 4 Gr.

Intereſſante Bildniſſe.

Wir empfehlen folgende ſehr ähnliche Bildniſſe:

Alexander I., Kaiſer von Rußland. ½ Thlr.

Eliſabeth, Kaiſerin von Rußland. ½ Thlr.

Beide Bildniſſe ſind von Francois Vendramini nach den Gemälden von St. Aubin trefflich geſtochen, in ganz gleicher Größe (Folio-Format). Ferner iſt bei uns noch ein zweites, ebenfalls ſehr ähnliches Bildniß des Kaiſers Alexander I. (im Oval), ſehr fleißig und zart punktirt von Bollinger, für ½ Thlr. zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Digitized by Google

Nachſtehende Schriften ſind für die beigefügten herabgeſetzten Preiſe bis auf weitere Anzeige zu erhalten:

Förſter, Dr. F., Beiträge zur neuern Kriegsgeſchichte. 2 Bde. Mit Kupf. gr. 8. 1816. 1 Thlr. 15 Sgr. ſtatt 3 Thlr.

Friedrich, Th. H., Satyriſcher Feldzug. 3te verbeſſ. Aufl. 3 Thle. 1817. 2 Thlr. ſtatt 4 Thlr.

— — Der Glückspilz und die Glücksritter. Luſtſpiel in 5 Aufzügen. 1816. 12 Sgr. 6 Pf. ſtatt 25 Sgr.

— — Almanach luſtiger Schwänke für die Bühne mit 6 Kupfern, m. illum. Kupf. geb. 22 Sgr. 6 Pf. ſtatt 1 Thlr. 12 Gr., m. ſchwarz. 15 Sgr. ſtatt 1 Thlr.

— — Satyriſcher Zeitſpiegel. M. artigen Kupferſtichen. 6 Hfte. 1 Thlr. 15 Sgr. ſtatt 3 Thlr.

Horn, F., Das Leben Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürſten von Brandenburg, nebſt Andeutungen über die ſpätere Geſchichte des preuß. Staats vom Jahr 1688 bis 1814. 1 Thlr. ſtatt 2 Thlr.

— — Friedrich III. Kurfürſt von Brandenburg, Erſter König in Preußen. 1816. 25 Sgr. ſtatt 1 Thlr. 20 Sgr.

Sängerfahrt, die, für Freunde der Dichtkunſt und Malerei. Mit Beiträgen von Tieck, Brentano, Arnim, Schütz. Mit Kupfern aus dem Danziger Gemälde: Das jüngſte Gericht. 1818. 1 Thlr. ſtatt 3 Thlr.

Brentano, Clem., Victoria und ihre Geſchwiſter mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten. Ein klingendes Spiel. 1817. 20 Sgr. ſtatt 1 Thlr. 15 Sgr.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.

Literariſches Damen-Geſchenk.

Bei F. W. E. Menck in Hamburg iſt ſo eben erſchienen und in Berlin in der Vereinsbuchhandlung (Friedrichs-Straße Nr. 176) für ½ Thlr. zu haben:

Von den Damen an die Damen.

Roſenkranz-Epiſtel zum Sylveſter von Sabinus.

Eine höchſt intereſſante literariſche Gabe iſt das Werk:

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert.

Nach dem Engliſchen des A. Vieuſſeux von Georg Lotz.

Zwei Bändchen.

Es iſt höchſt ſelten, daß ſich alle Beurtheilungen im Lobe für ein neu erſchienenes Werk vereinen, diesmal iſt es der Fall. So heißt es unter Anderem im „Converſationsblatt" (Nr. 244, vom 22. Oktober 1825):

„Rec. zweifelt nicht, daß dieſes Buch den Freunden des nie genug bewunderten Hesperiens eine angenehme Erſcheinung ſeyn werde. Sein Verfaſſer kennt das claſſiſche Land in allen ſeinen Theilen, iſt mit ſeiner Geſchichte, beſonders der neuern, und dem Charakter ſeiner mannigfachen Bewohner vertraut, beſitzt einen milden Sinn, ein klares Urtheil und ein für das Schöne und Große ſehr empfängliches Gemüth. Demnach ſind die Schilderungen, welche es uns hier vorlegt, höchſt anziehend und nicht nur durch den Zauber der Anmuth, ſondern auch durch das Gepräge der Wahrheit geſchmückt: ſie ſind nicht eben frei ausgemalt, aber in lebendigen Umriſſen entworfen, reich an feinen Bemerkungen, hiſtoriſchen Notizen und ſchönen Einzelheiten, die uns den Verfaſſer werth machen, welcher in der That auf wenigen Blättern den Geiſt Italiens beſſer erfaßt hat, als hundert andere neuere Reiſebeſchreiber in ihren dickleibigen Bänden."

Dieſes Werk, welches keinem Gebildeten unbekannt bleiben ſollte, iſt bei uns und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Lehrbuch der Buchſtaben-Rechenkunſt, für höhere Lehr-Anſtalten und zum Selbſtunterricht. Von J. P. Brewer.

Düſſeldorf, bei Schaub.

Preis: 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 Thlr. 5 Sgr. oder 2 Fl.

Eben ſo wie das Lehrbuch der Geometrie deſſelben Verfaſſers, zeichnet ſich dieſe Schrift durch die ſo ſeltene Verbindung von Deutlichkeit und Gründlichkeit vor allen andern Werken der Art aus.

Literariſche Anzeige.

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Ueberſicht der geſammten direkten und indirekten Beſteuerung in den Preußiſchen Staaten als Grundlage und im Vergleich

zu den Steuer-Syſtemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze Preußens mit Preußen in Berührung kommen,

als

Rußland, Oeſtreich, Sachſen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. ſ. w.

Mit Anmerkungen und Vorſchlägen, den ausübenden Steuerdienſt betreffend,

von

Carl Wilhelm Schmidt,

Königl. Preuß. Steuer-Rendant, Verfaſſer der mechaniſchen Technologie, der Gewerbsſchule, der Brau- und Brennerei, ordentliches Mitglied der märkiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam, des Vereins weſtpreußiſcher Landwirthe zu Graudenz u. a. m.

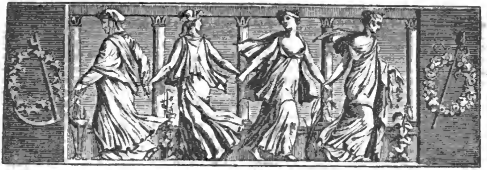
Zwei Bände.

Druckpapier: 3 Thlr. 12 Gr. Schreibpapier: 4 Thlr.

Es iſt dies das vollſtändigſte Werk, was über dieſen Gegenſtand erſchienen, und ein unentbehrliches Handbuch für Regierungs-Behörden, Magiſträte, Landräthe, Kaufleute und überhaupt alle Geſchäftsmänner, die mit dem allgemeinen Verkehr zu thun haben und ſich ihre Geſchäfte bedeutend erleichtern wollen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 20. Januar. 11tes Blatt.

Harzreiſe; von H. Heine.

(Geſchrieben im Herbſt 1824.)

I.

Schwarze Röcke, ſeid'ne Strümpfe,
Weiße höfliche Manſchetten,
Sanfte Reden, Embraſſiren —
Ach, wenn ſie nur Herzen hätten!

Herzen in der Bruſt, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Geſinge
Von erlog'nen Liebesſchmerzen!

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die frommen Hütten ſtehen,
Wo die Bruſt ſich frei erſchließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunklen Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen,
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren! glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf Euch niederſchauen.

Morgens ſechs Uhr verließ ich Oſterode. Dieſe Stadt hat mehrere Häuſer, verſchiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottſchalk's „Taſchenbuch für Harzreiſende“ genauer nach zu leſen iſt. Ehe ich die Landſtraße einſchlug, beſtieg ich die Trümmer der uralten Oſteroder Burg. Sie beſtehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmaurigen, wie von Krebsſchäden angefreſſenen Thurms. Der Weg nach Clausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der erſten Höhen ſchaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Oſterode mit ſeinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervor guckt, wie eine Moosroſe. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von der erhaltenen Thurmhälfte erblickt man hier die imponirende Rückſeite. Wie doch ſolch grau verwittert Stück Ruine einen eigenen Zauber ausgießt über eine ganze Landſchaft, und ſie unendlich mehr verſchönert, als all die neuen, blanken Gebäude mit ihrer jugendlichen Herrlichkeit! Auch länger als dieſe pflegt ſich ſolche Ruine zu erhalten, trotz ihres morſch verfallenden Anſehns. Wie den Burgen geht's auch den alten Geſchlechtern ſelbſt.

Nachdem ich eine Strecke gegangen, traf ich zuſammen mit einem reiſenden Handwerksburſchen, der von Braunſchweig kam, und mir als ein dortiges Gerücht erzählte: der junge Herzog ſey auf dem Wege nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen worden, und könne nur gegen ein großes Löſegeld frei kommen. Die große Reiſe des Herzogs mag dieſe Sage veranlaßt haben. Das Volk hat noch immer den traditionell fabelhaften Ideengang, der ſich ſo lieblich ausſpricht in ſeinem „Herzog Ernſt“. Der Erzähler jener Neuigkeit war ein Schneidergeſell, ein niedlicher, kleiner junger Menſch, ſo dünn, daß die Sterne durchſchimmern konnten, wie durch Oſſian's Nebelgeiſter, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Miſchung von Laune und Wehmuth. Dieſes äußerte ſich beſonders in der drollig rührenden Weiſe, womit er das

wunderbare Volkslied ſang: „Ein Käfer auf dem Zaune ſaß, ſumm, ſumm!“ Das iſt ſchön bei uns Deutſchen; Keiner iſt ſo verrückt, daß er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn verſteht. Nur ein Deutſcher kann jenes Lied nachempfinden, und ſich dabei todtlachen und todtweinen. Der Schneider ſang noch viele andere Volkslieder, in welchen lauter „ſchwarzbraune Augen“ leuchteten, und alſo den ſüddeutſchen Urſprung verriethen. Ich kenne nur ein einziges Volkslied, worin ſich norddeutſche „blaue Augen“ befinden, und dieſes (es ſteht im „Wunderhorn“) ſcheint mir nicht einmal echt. Iſt aber Süddeutſchland die Heimath des Volksliedes, ſo iſt Norddeutſchland die Heimath des Volksmährchens, einer eben ſo ſchönen Blume, die ich auf dieſer Reiſe ſo oft antreffe. Die Lyrik gehört dem Süden, die Epik dem Norden. Beiden gehört Goethe. Wie tief das Goetheſche Wort in's Leben des Volks gedrungen, bemerkte ich auch hier. Mein dünner Weggenoſſe trillerte zuweilen vor ſich hin: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken ſind frei!“ Solche Corruption des Textes iſt bei'm Volke etwas Gewöhnliches. Er ſang auch ein Lied, wo „Lottchen bei dem Grabe ihres Werthers“ trauert. Der Schneider zerfloß vor Sentimentalität bei den Worten: „Einſam wein' ich an der Roſenquelle, wo uns oft der ſpäte Mond belauſcht! Jammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugerauſcht.“ Aber bald darauf ging er in Muthwillen über, und erzählte mir: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Caſſel, der eben ſolche Lieder ſelbſt macht; er kann keinen ſeligen Stich nähen; hat er einen Groſchen in der Taſche, ſo hat er für zwei Groſchen Durſt, und wenn er im Thran iſt, hält er den Himmel für ein blaues Camiſol, und weint wie eine Dachtrauſe, und ſingt ein Lied mit der doppelten Poeſie!“ Von letzterem Ausdruck wünſchte ich eine Erklärung, aber mein Schneiderlein, mit ſeinen Ziegenhainer Beinchen, hüpfte hin und her und rief beſtändig: „Die doppelte Poeſie iſt die doppelte Poeſie!“ Endlich brachte ich es heraus, daß er doppelt gereimte Gedichte, namentlich Stanzen, im Sinne hatte. — Unterdeß, durch die große Bewegung, war der Ritter von der Nadel ſehr müde geworden. Er machte freilich noch einige große Anſtalten zum Gehen und bramarbaſirte: „Jetzt will ich den Weg zwiſchen die Beine nehmen!“ Doch bald klagte er, daß er ſich Blaſen unter die Füße gegangen, und die Welt viel zu weitläuftig ſey; und endlich, bei einem Baumſtamme, ließ er ſich ſachte niederſinken, bewegte ſein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerſchwänzchen, und wehmüthig lächelnd rief er: „Da bin ich armes Schindluderchen ſchon wieder marode!“

Die Berge wurden hier noch ſteiler, die Tannenwälder wogten unten wie ein grünes Meer, und am blauen Himmel oben ſchifften die weißen Wolken. Die Wildheit der Gegend war durch ihre Einheit und Einfachheit gleichſam gezähmt. Wie ein guter Dichter liebt die Natur keine ſchroffen Uebergänge. Die Wolken, ſo bizarr geſtaltet ſie auch zuweilen erſcheinen, tragen ein weißes, oder doch ein mildes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmoniſch correſpondirendes Colorit, ſo daß alle Farben einer Gegend wie leiſe Muſik in einander ſchmelzen, und jeder Natur-Anblick krampfſtillend und gemüthberuhigend wirkt. — Der ſelige Hoffmann würde die Wolken buntſcheckig bemalt haben. Eben wie ein großer Dichter weiß die Natur auch mit den wenigſten Mitteln die größten Effekte hervor zu bringen. Da ſind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Waſſer und Liebe. Freilich, fehlt letztere im Herzen des Beſchauers, ſo mag das Ganze wohl einen ſchlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann bloß ſo und ſo viel Meilen im Durchmeſſer, und die Bäume ſind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden claſſifizirt und das Waſſer iſt naß. — Ein kleiner Junge, der für ſeinen kranken Oheim im Walde Reiſig ſuchte, zeigte mir das Dorf Lerrbach, deſſen kleine Hütten, mit grauen Dächern, ſich über eine halbe Stunde durch das Thal hinziehen. „Dort“, ſagte er, „wohnen dumme Kropfleute und weiße Mohren!“ — mit letzterem Namen werden die Albinos vom Volke benannt. Der kleine Junge ſtand mit den Bäumen in gar eigenem Einverſtändniß; er grüßte ſie wie gute Bekannte, und ſie ſchienen rauſchend ſeinen Gruß zu erwiedern. Er pfiff wie ein Zeiſig, ringsum antworteten zwitſchernd die andern Vögel, und ehe ich mich deſſen verſah, war er mit ſeinen nackten Füßchen und ſeinem Bündel Reiſig in's Walddickigt fortgeſprungen. Die Kinder, dacht' ich, ſind jünger als wir, können ſich noch erinnern, wie ſie ebenfalls Bäume oder Vögel waren, und ſind alſo noch im Stande, dieſelben zu verſtehen; unſereins aber iſt ſchon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und ſchlechte Verſe im Kopf. Jene Zeit, wo es anders war, trat mir bei meinem Eintritt in Clausthal wieder recht lebhaft in's Gedächtniß. In dieſes nette Bergſtädtchen, welches man nicht früher erblickt, als bis man davor ſteht, gelangte ich, als eben die Glocke zwölf ſchlug und die Kinder jubelnd aus der Schule kamen. Mit Rührung betrachtete ich die lieben Knaben, die faſt alle rothbäckig, blauäugig und flachshaarig waren, und ich erinnerte mich, wie ich einſt ſelbſt, als ein drei Käſe hohes Bübchen, im alten Franziskaner-Kloſter zu Düſſeldorf, den ganzen Tag auf der hölzernen Bank ſaß, und ſo viel Latein, Prügel und Geographie ausſtehen mußte, und mich unſäglich freute, wenn die Glocke zwölf ſchlug. Die Kinder ſahen an meinem Torniſter, daß ich ein Fremder ſey, und grüß-

Digitized by Google

ten mich recht gaſtfreundlich. Einer der Knaben erzählte mir, ſie hätten eben Religions-Unterricht gehabt, und er zeigte mir den Königl. Hannöv. Katechismus, nach welchem man ihnen das Chriſtenthum abfragt. Dieſes Büchlein war ſehr ſchlecht gedruckt, und ich fürchte, die Glaubenslehren machen dadurch ſchon gleich einen unerfreulichen Eindruck auf die Gemüther der Kinder; wie es mir denn auch erſchrecklich mißfiel, daß das Ein-mal-Eins, welches doch mit der Glaubenslehre bedenklich collidirt, im Catechismus ſelbſt, und zwar auf dem letzten Blatte deſſelben, abgedruckt iſt, und die Kinder dadurch ſchon frühzeitig zu ſündhaften Zweifeln verleitet werden können. Da ſind wir in andern Ländern klüger, und bei unſerem Eifer zur Bekehrung jener Leute, die ſich ſo gut auf's Rechnen verſtehen, hüthen wir uns wohl, das Ein-mal-Eins hinter dem Katechismus abdrucken zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

XXXII. Wie iſt es möglich, fragen gewöhnliche Leſer bei einem ungewöhnlichen Schriftſteller, bei dem Verfaſſer des „Titan" z. B., daß ein Menſch mit ſo tiefem Gefühl eine ſo ſatyriſche Spaßmacherſucht verbindet, daß er neben den ſchönſten Ergießungen eines ernſten edlen Gemüthes ſich einer läppiſchen Witzigd überläßt, und faſt überall den ehrwürdigen Folianten der Gravität mit den bunten Blättchen eines Scherz-Almanachs durchſchießt? Es läßt ſich nicht denken, und doch giebt er uns einen Beweis davon. Was ſollen wir davon halten? — Ich will euch heraus helfen, ſpricht ein Flachkopf, der unter noch flacheren Köpfen gern das Wort führt; der Menſch da ſchreibt ernſt und ſchreibt ſpaßhaft; aber beide Farben ſind unecht, es ſind erkünſtelte, mit Druckwerken herauf gepumpte Quellen, die eben deshalb euren Durſt nicht ſtillen und euer Gemüth nicht laben. — Und als Flachkopf ſpricht er ſehr treffend. Bei Seinesgleichen müſſen zwiſchen einem ſcherzhaften Einfall und einer ernſten Empfindung wenigſtens drei oder vier leere Blätter eingemauert ſeyn; mit der Thräne der Rührung im Auge aber hinüber zu flattern in den Kirmeßgarten des Spaßes hält er für die gröbſte Sünde gegen Anſtand und Seelenlehre, und wiewohl kein Diener zweien Herren aufwarten kann, ſo denkt er nicht daran, daß ein Herr doch gar wohl ſich zwei Diener halten kann. Ich erinnere mich dabei jener Neger, welche (nach Barbot) eine Frau, die mit Zwillingen nieder kommt, ohne alle weitere Unterſuchung für eine Ehebrecherin halten; die guten Leute haben keinen Begriff, wie ein einziger Vater zwei Kinder zu gleicher Zeit in die Welt ſetzen könne.

XXXIII. Wie oft wird ein Menſch im Leben verkannt, oder wenigſtens, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, **überkannt**! Erſt wenn er hinunter geſunken in die kalte Gruft, erinnert ſich Dieſer oder Jener ſeiner brauchbaren Fähigkeiten, ſeiner ſchätzenswerthen Eigenſchaften. So bedeckt die Schuppen einiger Fiſche, des Aales z. B., ein dichter Schleim, und nach dem Tode des Thieres erſt entdecken ſie ſich dem Auge. Wie nun Lacepède der Meinung iſt, daß kein wahrhaft ſchuppenloſer Fiſch ſich in den Gewäſſern unſerer Erde finde, ſetze ich die Vergleichung fort, und behaupte, daß es auch unter den Menſchen wohl keinen einzigen ohne brauchbare Fähigkeiten und ſchätzenswerthe Eigenſchaften giebt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Engliſche Sprüchwörter.

I am not ángry my Son lòses, but that he will play on. Daß mein Sohn verliert, verdrießt mich nicht, aber daß er weiter ſpielen will.

I'll win the Horse, or lòse the Sáddle. Ich will das Pferd gewinnen oder den Sattel verlieren.

If the Sky falls, we shall katch Larks. Fällt der Himmel ein, ſo können wir Lerchen fangen.

The Chamber of Sickness is the Chápel of Devotion. Die Krankenſtube iſt der beſte Bekehrungsort.

The Danger past, God forgótten. Iſt die Gefahr vorüber, ſo wird Gott vergeſſen.

The Devil himself is góod, when he is pleased. Der Teufel ſelbſt iſt gut, wenn er einem gefällig iſt.

The Husband must not see, and the Wife must be blind. Der Gatte muß nicht ſehen, und die Gattin muß blind ſeyn.

The Penny is well spent, which saves a Groat. Der Pfennig iſt wohl angewandt, der einen Groſchen erſpart.

G. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Leipzig. Der Sinn für Bildung und Gelehrſamkeit, ſo wie die Thätigkeit in buchhändleriſchen Geſchäften, iſt immer noch regſam und bedeutend. Vornehmlich bemerkt man dies hier, wo noch immer, wie früher, der deutſche Buchhandel Stapel hält und neue Buchhandlungen den längſtbeſtandenen ſich rühmlich anſchließen. Von Hartmann ſchrieb ich ſchon im vorigen Bericht; er hat ſeit zwei Jahren jährlich faſt mehr als hundert meiſt eigene Unternehmungen, worunter der größere Theil wiſſenſchaftlichen Inhalts, geliefert. Darunter nenne ich Heinroth's „Antiorganon", das erſte gegen die Homöopathie mit tiefer Sachkenntniß, Ruhe und leidenſchaftloſem Humor geſchriebene Werk, doch nur für den Mann vom Fach; deſſelben „Gutachten über die Schrift von Dr. Marc gegen Hofrath Clarus", eine Abfertigung dieſer Schrift, wie ſie es verdient, die zwar urſprünglich nur für Leipzig intereſſant iſt, doch mehrere ſchätzbare Andeutungen für gerichtliche Aerzte über Zurechnungsfähigkeit u. dergl. enthält. Lindau's Ueberſetzung des „Matthäus Wald" (2 Theile), ohnſtreitig zu den intereſſanteſten neueren

Digitized by Google

Erſcheinungen gehörend, deſſen Verfaſſer, ſo viel man weiß, Lockhardt, ein junger Rechtsgelehrter, Schwiegerſohn des Walter-Scott iſt, der jetzt die Redaktion des „Quaterly Review“ in London übernommen hat; Michaeli's „Lehrbuch der deutſchen Sprache“ enthält nur eigene Forſchungen, keine Wiederholungen Anderer, und wird mit dem zweiten, die Proſodie betreffenden Theile, der nächſtens erſcheint, ein vortreffliches Ganze bilden (der Verfaſſer iſt als vielfältiger Ueberſetzer Scottiſcher und anderer Romane und Reiſebeſchreibungen bekannt); Rückert's „Chriſtliche Philoſophie“, nicht für Glaubende, ſondern für Rationaliſten und wiſſenſchaftliche Zweifler beſtimmt, und eben ſo wichtig für junge Leute vom Fach, als durch klare Sprache und Deutlichkeit empfehlenswerth; Iken's „Leucothea“, eine Sammlung von Briefen eines Griechen aus Conſtantinopel über Literatur, Dichtkunſt, Staats-Verfaſſung u. ſ. w. ſeines Vaterlandes, mit intereſſanten Beilagen vom Herausgeber, iſt eine Unternehmung, welche dieſem wie dem Verleger zur Ehre gereicht, und von Freunden der Griechenlands-Sache, von Bibliotheken, öffentlichen Anſtalten, Schulen verbreitet zu werden verdient, da ſie auch dazu beiträgt, eine richtige Kenntniß von Griechenland und deſſen heutigen Bewohnern an die Hand zu geben. — Ein zweiter ſehr thätiger Verleger unter den neueren Buchhändlern iſt Ernſt Fleiſcher, der durch früheren Aufenthalt in England und Frankreich die Richtung ſeiner Verlags-Unternehmungen beſtimmt hat. Einen glücklichen Anfang hat er damit gemacht, daß er die vorzüglichen engliſchen Claſſiker und in Ausgaben übergiebt, die hinſichtlich der Typographie und des Preiſes nichts zu wünſchen übrig laſſen. Dahin gehört Shakſpeare, Moore, Sheridan und einige ſich dieſen anſchließende Supplementbände. Ebenſo bereitet Ernſt Fleiſcher unter Adolph Wagner's Mitwirkung einen „Parnasso italiano“ vor, und wird dieſem ein gleiches Unternehmen hinſichtlich der Dichter Spaniens, wobei der Hofrath Keil ſeine thätige Beihülfe zugeſagt hat, bald folgen laſſen. Daß derſelbe als Herausgeber der „Orphea“, eines geſchmackvollen und intereſſanten Taſchenbuchs, bekannt iſt, brauche ich nicht zu erwähnen, ſo wir, daß die glückliche Herausgabe eines ſolchen literariſchen Zugvogels, bei deren Menge, zu den buchhändleriſchen Aufgaben gehört. — Hierbei kann ich die Unternehmung des hieſigen Buchdruckerei-Inhabers Teubner, die griechiſchen und römiſchen Claſſiker in correkten und wohlfeilen Ausgaben zu liefern, um ſo weniger mit Stillſchweigen übergehen, da ſie doppelt ſchwierig iſt, indem bereits zwei dergleichen Unternehmungen von Weigel und Tauchnitz hier ausgehen, demohngeachtet aber, durch die Thätigkeit des Unternehmers und die Liebe und Ausdauer der namhaften Herausgeber, raſchen Fortgang hat. — Wer noch nicht in Leipzig geweſen iſt, kann die im hieſigen Buchhandel herrſchende Thätigkeit nicht begreifen, da derſelbe von dem in Provinzialſtädten ſehr verſchieden iſt. Dieſer Unterſchied äußert ſich beſonders durch den Commiſſionshandel, den Leipzig als Mittelpunkt des deutſchen Buchhandels einzig und allein hat. Jede Handlung in Deutſchland hat nämlich ihren Commiſſionair in Leipzig in der Perſon eines hieſigen Buchhändlers, durch den ſie theils ihre Verlags-Artikel weiter befördert, theils alles an ſie Eingehende, vermöge der beſtehenden Einrichtung, zugeſendet erhält. Dies bringt Leben in das Geſchäft, da faſt jede nur einigermaßen bedeutende Buchhandlung 10. 20 und mehr ſolcher Commiſſionen hat. Bei dieſer Betriebſamkeit im Buchhandel und in literariſcher Hinſicht in Leipzig, dem Stapelplatze des deutſchen Buchhandels, ſo wie bei dem Standpunkte dieſes Orts, als Univerſitätsſtadt und Handelsplatz, iſt es in der That ſehr zu verwundern, daß ſich der Fremde hier nach einem Muſeum, wo er die geleſenſten Zeitſchriften des In- und Auslandes vereinigt findet, wie in Frankfurt a. M., München und ſeit Kurzem in Dresden, vergebens umſieht. Eine frühere Anſtalt dieſer Art, von Bergang geſtiftet, hatte keinen Fortgang, und die noch beſtehende unter Voigt, vorher unter Fiſcher, kann hinſichtlich des Lokals und der Zahl der vorhandenen Blätter und Flugſchriften mit denen der genannten Orte nicht verglichen werden. Die Errichtung eines ſolchen Muſeums und die Eröffnung einer Reſtauration, wie jede größere Stadt auf zu weiſen hat, wird gewiß von jedem Fremden, der Leipzig beſucht, gewünſcht; zumal wenn er nicht bei einigen hieſigen Familien Zutritt erhält, und alſo nur auf Conzerte, Theater und den Beſuch der Gaſthäuſer und Vergnügungs-Orte in den Umgebungen Leipzigs beſchränkt iſt. — Auf der Bühne hatten wir im Laufe des Dezembers 1825 wenig Neues; ich nenne „das Räuſchchen“ von Bretzner, ein altes, aber bei raſchem Spiel unterhaltendes Luſtſpiel, das beſonders durch Genaſt's gemüthliche Laune (als „Kaufmann Buſch“), und Brand's, wenn auch zuweilen übertriebene Liebedienerei und Zärtlichkeit (als „Rath Brand“), ſehr gefallen hat, und bereits mehrmals bei ungeſchwächtem Beifall wiederholt worden iſt; und Roſſini's „Jungfrau vom See“, eine Oper, die beſonders durch die Anweſenheit der Canzi auf unſer Repertoir gekommen iſt, und manches anziehende Geſangſtück enthält, wenn man ſich auch nicht verhehlen kann, das eine oder andere irgendwo ſchon gehört zu haben. Die erſte Aufführung eines Stückes und namentlich einer Oper iſt eigentlich die letzte General-Probe; ſo kam es denn auch, daß die Wiederholung der „Jungfrau vom See“ weit gelungener zu nennen war. Die Canzi ſang die Partie der „Helene“ in den hohen und tiefen Tönen vortreflich, und erhielt mehrmals den lauten Beifall des Publikums; eben ſo brav war die Erhardt als „Malcolm“ und Weller als „Jakob V.“; Köckert dagegen ſchien nicht recht bei Stimme zu ſeyn. Das Coſtüm war meiſtens ganz neu und äußerſt geſchmackvoll, wie man es von der hieſigen Direktion gewohnt iſt. Vom Deklamatorium im Theater, am 25. Dezember 1825, kann ich beſonders nur die Darſtellung einiger Scenen aus Schiller's „Demetrius“ bemerken, wobei die Miedke vorzüglich war, und das Finale aus „Figaro's Hochzeit“, ſo wie das Duett aus „Armide“, von der Canzi und Vetter geſungen. Außerhalb der Bühne, doch in Beziehung zu ihr, hat ſich Manches ereignet, was ich zu erwähnen habe. So wünſchte man im hieſigen Tageblatte an dem einen Tage „Fauſt“, an dem andern ſtatt deſſelben „Don Juan“ zu hören, beſtürmte die Direktion mit Aufforderungen ohne Unterſchrift, und wiederholte — verſteht ſich ohne Beachtung — dieſe Wünſche ſo lange, bis die Direktion ſich auf eine ſolche Art darauf erklärte, daß dieſe unbilligen Aufforderungen wohl aufgehört haben werden. In der „Hebe“ erſchien eine ſcharfe, etwas partheiiſche Kritik der Vorſtellung des „Macbeth“, deren Verfaſſer ebenſo Unmögliches verlangt, als er wohl das Theater nur ſehr aus der Ferne betrachtet haben mag. Die von mir früher erwähnte Differenz nach der Darſtellung von Raupach's „Laßt die Todten ruhn!“ iſt noch nicht geendet; beide Schauſpieler ſind zwar, den Geſetzen gemäß, beſtraft worden, aber nur der Eine ſoll ſich dieſem Ausſpruch gefügt haben. Die Vertheilung der Rollen in „Romeo und Julie“ hatte den Unwillen eines der Mitſpielenden, Devrient, der die Rolle des „Romeo“ geben ſollte, in dem Maaße erregt, daß er einen in ſehr unhöflichen Ausdrücken abgefaßten Brief an die Direktion ſchrieb und auf Abänderung antrug. In Berlin, Weimar und Dresden wird, unſers Wiſſens, die Rolle des „Pagen“ von einem Frauenzimmer dargeſtellt, dies ſollte auch hier geſchehen; indeß jener Schauſpieler, der in dem Trauerſpiele beſchäftigt war und zu deſſen eigenem Rollenfache jener „Page“ gar nicht gehören kann, der auch als „Romeo“ mit dieſem Pagen in keine nähere Berührung kommt, wollte ſie von einem Manne gegeben wiſſen; — warum? wird er wohl wiſſen, aber nicht ich. Daraus geht hervor, daß auch hier manchmal mehr außer als auf der Bühne vorgeht. ⁂.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 21. Jannar. 12tes Blatt.

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

XXXIV. Wenn es ungerecht und lächerlich iſt, den Menſchen, mit welchen wir umgehen, unſere üble Laune nicht verbergen zu können, ſo iſt es noch weit ungerechter und lächerlicher, unſern Aerger oder Zarn unſchuldige Perſanen ader gar leblaſe Gegenſtände empfinden zu laſſen. Man denke ſich einen Schneider, welcher ſich in ſeinem Sonntags-Convent nicht blaß einige Gläſer Weißbier geſpendet, ſondern am Spieltiſche den mühſeligen Gewinnſt einer ganzen Woche verkartet hat; der Schweiß von ſechs Tagen iſt durch den Angſtſchweiß einer einzigen Kartenſtunde wirkungslos gemacht worden, durch einige unglückliche Stiche ſind unzählige Stiche der Nadel in's Blane gegangen, und ihr goldener Lohn verſplittert. Er greift nach Hut und Stock, und eilt nach Hauſe: ſeinen Aerger kann er ſelbſt ſo wenig als irgend ein Anderer beſchreiben. Er ſchimpft auf die Laternen, die er ſeit Jahren nicht von ſo dickem Dochte und van ſo dünner Leuchtflamme gefunden; er macht das Steinpflaſter herunter, deſſen einzelne Glieder ihm noch nie ſo ungleich, ſo ſpitz und holprigt geſchienen, und geräth in Wuth über eine Rinne, deren Bett Zeit ſeines Lebens ihm nicht ſa unbequem breit und ſchlechtriechend vorgekommen. Er ſpeit vor dem Nachtwächter aus, und ſchwört, daß in der ganzen Stadt kein zweites Geſicht im Ausdruck der Niederträchtigkeit ſich mit dieſem meſſen könne, und ſtolpert er über das Hündchen deſſelben, ſo hat kein Landwirth über die Hamſter, kein Lappländer über die Stechfliegen des Juni, kein Pharao über die Fröſche ſo entrüſtet losgezogen, als unſer Heros über das bellende Thiergeſchlecht. Ungeſtüm öffnet er das Hausthor, noch ungeſtümer die Thür ſeiner Wohnung. Der Erſte, welcher ſein unmuthiges Pathos empfindet, iſt der Stiefelknecht; er wird mit Heftigkeit unter dem Bette hervar geriſſen, und folgt mit zitterndem Herzen; die Stiefel werden ausgezogen und mit furchtbarem Nachdruck gegen die nächſte Kammerthür geſchleudert, daß kein Mäuschen ſich mehr aus ſeinem Loche wagt, und das Heimchen hinter dem Ofen ſtill ſchweigt und ſtutzt und aufhorcht. Bis hieher iſt das ganze Schauſpiel nichts weiter als eine pſychologiſche Lächerlichkeit; jeder Affekt, anch wenn er gebildete Seelen in Beſchlag genommen, ſieht ſich nach Ableitern um, und muß, gleich dem Nebel, als Niederſchlag herab ſinkend, an feſte Gegenſtände ſich ſetzen, wenn er nicht in die Höhe ziehen und, zur Wolke zuſammen fließend, einen trüben Tag erzeugen ſoll. Wenn der Brummbart aber ſeine Frau, die in ängſtlicher Spannung ihn vielleicht erwartete, herbe Worte hören läßt, und, ſeine Schuld auf ſie hinüber wälzend, ihr den Vorwurf macht, daß durch ihre ſchlechte Häuslichkeit ſeine Wirthſchaft hinter ſich gehe, daß des Himmels Segen von ihm gewichen, ſeit ſie über ſeine Schwelle getreten; wenn er in harter Behandlung ſeiner Kinder dem Unmuthe Luft macht, und eine Gelegenheit, ſie zu ſtrafen, vom erſten beſten Zaune bricht, bis endlich Alles um ihn her zittert und weint und ſich furchtſam

Digitized by Google

verkriecht, um ſeinem ſchonungsloſen Grimm aus zu weichen, da hört alle Lächerlichkeit auf; wie beklagen die Armen, deren Verhängniß an ſolch einen Polyphem geknüpft, und müſſen ihn veeabſcheuen. Ee gleicht den alten Peruanern, welche bei Mondfinſterniſſen die Hunde entſetzlich zu prügeln pflegten, damit durch ihe Geheul das geollende Geſtien ſich erbitten ließe und mit voller Scheibe wiedee leuchten ſollte.

XXXV. Gae viele Menſchen ſchwanken jämmeelich zwiſchen Glauben und Unglauben; ſie beten heute andächtig iheen Roſenkranz ab, nachdem ſie geſteen ſelbſt das Heiligſte nicht mit iheen Spottbemerkungen verſchont, und machen ſich moegen übee die Andacht luſtig, zu welcher heute religiöſee Kleinmuth ſie verleitet hat. Man ſollte meinen, ſie ſeyen Alle Beüder der Ninon L'Enclos, welcher dee Vater, ein ausgemachter Epikuräee, Gedichte in die Taſche zu ſtecken pflegte, wenn die Mutter, eine höchſt rechtgläubige Feau, ſie in die Meſſe führte.

XXXVI. Ihr unglücklichen Schönheiten des Landes, die ein eeicher Schlemmer dee unſchuldigen Einfalt entreißt und in die feinen Geſellſchaften der Stadt einführt! Ihr müßt die Regeln der feinen Sitte lernen, müßt Bildnng eelangen, Muſik üben und Dichtee verſtehen; ihe müßt den herrlichſten Reichthnm des Menſchen erwerben, nm durch dieſen Schmuck veeedelt deſto reizender in die Arme des Wüſtlings zu ſinken, und mit enree Schönheit ſeine öden Stunden erträglich zu machen. So füllte der Egypter ſeine Opferthiere mit den koſtbarſten Spezeeeien und veebrannte ſie dann ſeinem Götzen zur Ehre. Am deſſen freilich verſtand es der perſiſche Monaech, welchee ein Mädchen nicht anders mit ſeinee Gnade deglückte, als wenn ſie ſechs Monate vorher täglich mit Myrrhen-Oel geſalbt und in wohlriechenden Waſſern gebadet war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Harzreiſe; von H. Heine.

(Fortſetzung.)

Im Gaſthof zu Clausthal, „die Krone", hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Peterſilienſuppe, veilchenblauen Kohl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimboeaſſo in Miniatue, ſo wie auch eine Aet geräucherter Heringe, die Bücklinge heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 geſtorben, nnd um jener Erfindung willen von Cael V. ſo verehrt wurde, daß derſelbe anno 1556 von Middelbueg nach Bievlied in Seeland reiſte, bloß um dort das Grab dieſes geoßen Mannes zu ſehen. Wie herrlich ſchmeckt doch ſo ein Gericht, wenn man die hiſtoriſchen Notizen dazu weiß und es ſelbſt veezehrt! Nur der Kaffee nach Tiſche wurde mir veeleidet, indem ſich ein junger Menſch diskueſirend zu mir ſetzte und ſo entſetzlich ſchwadronirte, daß mir die Milch auf dem Tiſche ſauer wurde. Es war ein junger Handlungsbefliſſenee mit fünf und zwanzig bunten Weſten und eben ſo viel goldenen Petſchaften, Ringen, Bruſtnadeln u. ſ. w. Er ſah aus wie ein Affe, der eine rothe Jacke angezogen hat und nun zu ſich ſelber ſagt: Kleider machen Leute. Eine ganze Menge Chaeaden wußte er auswendig, ſo wie auch Anekdoten, die er immer da anbeachte, wo ſie am wenigſten paßten. Ee fragte mich, was es in Göttingen Neues gäbe, und ich eezählte ihm: daß voe meiner Abreiſe von doet ein Decret des academiſchen Senats erſchienen, woein bei deei Thaler Steafe verboten wied, den Hunden die Schwänze ab zu ſchneiden, indem die tollen Hunde in den Hundstagen die Schwänze zwiſchen den Beinen tragen, und man ſie daduech von den Nicht-Tollen unterſcheidet, was doch nicht geſchehen könnte, wenn ſie gae keine Schwänze haben. — Nach Tiſche machte ich mich auf den Weg, die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu beſuchen.

Ich mußte doch ſehen, wie es wächſt und wie es gekocht wird, jenes zaubermächtige Metall, wovon oft der Oheim zu viel und der Neffe zu wenig hat. Ich habe bald bemerkt, daß es leichtee iſt, die blanken Thalee aus zu geben, als ſie aus den Beegen zu hauen, ſie zu gießen und zu pedgen. Es war mie höchſt intereſſant, die zwei voezüglichſten Clausthalee Gruben, die Carolina und die Dorothea, zu befaheen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei geoßen ſchwärzlichen Gebänden. Dort wird man gleich von den Beegleuten in Empfang genommen. Dieſe teagen dunkle, gewöhnlich ſtahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hoſen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz eandlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine ſolche Tracht, bloß ohne Hinterledee, wird der Beſuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er ſein Grubenlicht angezündet, fühet ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeeloch ausſieht, ſteigt bis an die Bruſt hinab, giebt Regeln, wie man ſich an den Leitern feſt zu halten hat, und bittet, angſtlos zu folgen. Die Sache ſelbſt iſt nichts wenigee als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gae nichts vom Bergweeksweſen weiß. Es giebt ſchon eine eigene Empfindung, daß man ſich ausziehen und die dunkle Delinquenten-Tracht anziehen muß. Und nun ſoll man auf allen Vieeen hinab kletteen, und das dunkle Loch iſt ſo dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter ſeyn mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige in die ſchwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter iſt, ſondern daß es deren mehreee von funfzehn bis zwanzig Speoſſen ſind, die auf ein kleines

Digitized by Google

Brett führen, auf dem man ſtehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinabführt. Ich war zuerſt in die Carolina geſtiegen. Das iſt die ſchmutzigſte und unerfreulichſte Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leiterſproſſen ſind kothignaß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieſer betheuert immer: es ſey gar nicht gefährlich, nur müſſe man ſich mit den Händen feſt an den Sproſſen halten, und nicht nach den Füßen ſehen, und nicht ſchwindlicht werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das ſchnurrende Tonnenſeil heraufgeht, und wo, vor vierzehn Tagen, ein unvorſichtiger Menſch hinunter geſtürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten iſt ein verworrenes Rauſchen und Summen, man ſtößt beſtändig an Balken und Seile, die in Bewegung ſind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgeſinterte Waſſer, herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachſen ſieht, und wo der einſame Bergmann den ganzen Tag ſitzt und mühſam mit dem Hammer die Erzſtücke aus der Wand heraus klopft. Bis in die unterſte Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, ſchon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah Lafayette!" ſchreien, bin ich nicht gekommen; unter uns geſagt, dort, bis wohin ich kam, ſchien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brauſen und Sauſen, unheimliche Maſchienen-Bewegung, unterirdiſches Quellen-Gerieſel, von allen Seiten herabtriefendes Waſſer, qualmig aufſteigende Erddünſte und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einſame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir ſchwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitſchrigen Leiterſproſſen. Ich habe keinen Anflug von ſogenannter Angſt empfunden, aber, ſeltſam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahr, ungefähr um dieſelbe Zeit, einen Sturm auf der Nord-See erlebte, und ich meinte jetzt, es ſey doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her ſchaukelt, die Winde ihre Trompeter-Stückchen losblaſen, zwiſchendrein der luſtige Matroſen-Lärmen erſchallt und Alles friſch überſchauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft ſchnappend ſtieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen ſchmalen, ſehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Dort iſt es luftiger und friſcher, und die Leitern ſind reiner, aber auch länger und ſteiler als in der Carolina. In dieſer Grube wurde mir auch beſſer zu Muthe, beſonders da ich dort wieder Spuren lebendiger Menſchen gewahrte. In der Tiefe zeigten ſich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Gruße „Glückauf!" und mit demſelben Wiedergruße von unſerer Seite ſtiegen ſie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthſelhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefſinnig klaren Blicken die ernſtfrommen, etwas blaſſen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Geſichter dieſer, theils jungen, theils alten Männer, die in ihren dunkeln, einſamen Bergſchachten den ganzen Tag gearbeitet haben, und ſich jetzt hinauf ſehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Steiger zeigte mir auch jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge mit ſeinem Gefolge geſpeiſt, als er die Grube beſuchte. Noch ſteht dort der lange, hölzerne Tiſch, woran er köſtlich getafelt, und der große Stuhl von Erz, worauf er geſeſſen hat. Dieſer bleibe zum ewigen Andenken ſtehen, ſagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Feſtlichkeiten zur Ehre des Herzogs ſtatt fanden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert war, wie ein Bergknappe die Zitter ſpielte und ſang, wie der liebe, dicke Herzog vergnügt geweſen, und ſehr viele Geſundheiten getrunken habe, und wie viele Bergleute, und er ſelbſt ganz beſonders, ſich gern würden todtſchlagen laſſen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich ſehe, wie ſich dieſes Gefühl der Unterthanstreue in ſeinen einfachen Naturlauten ausſpricht. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl! Und es iſt ein ſo wahrhaft deutſches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter ſeyn, und witziger und ergötzlicher, aber keines iſt ſo treu, wie das treue deutſche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue ſo alt iſt, wie die Welt, ſo würde ich glauben, ein deutſches Herz habe ſie erfunden. Deutſche Treue! ſie iſt keine moderne Adreſſen-Floskel. An Euren Höfen, Ihr deutſchen Fürſten, ſollte man ſingen und wieder ſingen das Lied vom getreuen Eckart und vom böſen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten ließ, und ihn doch nach immer treu befunden hat. Ihr habt das treueſte Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt: der alte, verſtändige, treue Hund ſey plötzlich toll geworden!

(Die Fortſetzung folgt.)

Einfälle.

Wer iſt der Gelehrte, der es geworden, ohne ein Buch geleſen zu haben? — Der erſte, der ein Buch ſchrieb.

Was würde ein Nichtchriſt wohl ſagen, der zum erſten Mal die Benennung Mutter Gottes hörte?

Iſt es nicht merkwürdig, daß daſſelbe Wort, nur mit Verſetzung der Buchſtaben, das bitterſte und das ſüßeſte auf der Welt ausdrückt? (Kreuz und Zuker.) C.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Guckt man jetzt in unſerer Reſidenzſtadt mit hin und her gewendeten Blicken aufmerkſam umher, ſo ſieht es darin aus, wie in einem leibhaftigen Kaleidoskop. Alles kommt durch einander und bei der geringſten Bewegung, ſchnupps! iſt die eine Erſcheinung verſchwunden, aber auch ſogleich eine andere an ihren Platz getreten. Wenn wir den Decaden-Kalender nicht bei uns einführen, um drei Tage mehr in der Woche zu gewinnen, kommen die herbei ſtrömenden fremden Künſtler, ſo wie die Schauluſtigen, mit der Woche zu kurz; mit dem Geldbeutel möchte es ſchon Manchem paſſirt ſeyn. — Des Dr. Wolff's improviſatoriſche Abend-Unterhaltung hatte indeß noch keinen Mangel geſpürt; die magnetiſche Kraft des Neuen übt ihre Gewalt beſonders bei uns aus. Ein Theil des Publikums drängte ſich in den Saal, um zu ſtaunen, ſeine hohen Geiſtesopfer in die Cryſtall-Vaſe zu ſenken und zu hören, wie ihr irdiſcher Gedanke von dem Wundermann apotheoſirt werden würde. Ein anderer Theil ſtolzirte in den Saal hinein, ausgerüſtet mit den pikanteſten Sarcasmen, mit welchen er den kühnen Stegreif-Redner durchhecheln wollte; er hatte ſeine Stachelrede fleißig einſtudirt, um damit improviſatoriſch den Improviſator zu beſchämen. Ein weit genügſamerer Theil des Auditoriums ſchlich beſcheiden durch die große Flügelthür, um zu hören, was man denn eigentlich zum Beſten gebe; ob der ſeltene Gaſt, wie weiland Philadelphia, im Angeſichte der Zuſchauer durch das Schlüſſelloch, oder wie Caſorti junior durch vier Tonnenreife ſpringen würde? Dieſe letzte Abtheilung hatte ſich am meiſten getäuſcht und gelangweilt gefunden, will auch nie wieder einen Gulden für ſolch einen Spaß ausgeben, den ſie ſich, wie ſie ſagt, jeden Tag für ſechs Pfennige aus der Leihbibliothek verſchaffen könne. Die übrigen hingegen haben unter manchen gelehrten Bemerkungen den Ausſpruch gethan, Hr. Dr. Wolff habe Beleſenheit, hiſtoriſche Kenntniſſe, ſey ziemlich reich an Bildern und extemporire mit vieler Gewandtheit, beſitze aber kein glückliches Organ. Wie ſie denn auch der Meinung waren, Hr. Dr. Wolff würde, um ebenfalls den Haufen, der um einen Tonnenreifſprung geprellt war, zu entſchädigen, nicht übel thun und nicht übel dabei fahren, wenn er neben dem vielen Ernſten eine Zugabe humoriſtiſcher Gegenſtände improviſirte. Dieſes haben ſelbſt die Gelehrten geſagt, was mögen nun erſt die Grieerten gewünſcht haben! — In dem Winkel, wo Referent ſaß, war ein kleiner Zirkel, der zu gar keiner jener Parteien gehörte; wir meinten, Hr. Dr. Wolff ſey eine ſeltene Erſcheinung, der Beachtung wohl werth. Uns gefiel ſeine Elegie: „Adam, Eva und Kain bei der Leiche Abel's" ganz ausnehmend. Nicht ſo genügte uns die Erzählung von Coriolan; dieſe war zu gedehnt und oft mangelte es an Inſpiration. Uebrigens glauben wir, daß eine ſo neue Erſcheinung weder durch übertriebenes Lob eitel gemacht, noch durch abſprechenden Tadel und Mäkeln in ſeinem Entſtehen zerknickt werden dürfte. Ein junger Muſikus, Hr. Wenzel, begleitete in freier Phantaſie den Redner auf dem Pianoforte. Freie Phantaſie iſt auch eine Improviſation, deren Hr. W., allein vortragend, wohl Meiſter ſeyn mag; mit dem poetiſchen Improviſator war er indeß an jenem Abend nicht einverſtanden, und wir glauben, da ſolchen Kunſtleiſtungen weder Special- noch General-Proben voraus gehen können, iſt ein Einverſtändniß nur Sache des glücklichſten Zufalls. — Hr. Jerome Berra hat uns ein ſeltenes Schauſpiel gegeben, ein Assaut d'armes mit ſeiner Frau. Madam führte das Rapier mit größerer Gewandtheit, wie manche unſerer Hausfrauen den — Bratſpieß. Es iſt ein kühnes Unternehmen, den Damen noch mehr Waffen in die Hände zu liefern, als ſie ſchon beſitzen. Sollte dieſe Mode um ſich greifen, möchte es den Hageſtolzen-Regimentern an Rekruten nicht fehlen. Doch, die Erſcheinung war nur vorüber gehend und die Herren vom Militair, die den größten Theil des Auditoriums bildeten, behaupteten, die Sache ſey ſo gefährlich eben nicht. — Auch Chiarini mit ſeiner Familie ſetzte hier Alles in Bewegung. Seine Vorſtellungen giebt er auf unſerer — Hofbühne. Eine gleiche Begünſtigung wurde ihm in andern deutſchen Reſidenzſtädten zu Theil; inwiefern dieſes jedoch zuläſſig ſey, haben wir nicht zu beſtimmen; was wir dabei aber denken, gehört nicht zu dem Geſchriebenen, ſonſt wären es ja geſchriebene Gedanken, und dieſe ſind bekanntlich nicht immer zollfrei. Uebrigens gehören dieſe Akrobaten in die Rubrik des Außerordentlichen. Wer etwas Bleibendes mit nach Hauſe zu nehmen gedenkt, der — mag nur lieber gleich zu Hauſe bleiben; was jedoch dieſe Thaumaturgen produziren, iſt grandios und wird mit Delikateſſe dargeſtellt. Der erſte Akrobat, Hr. Chiarini der Aeltere, zeichnete ſich vor allen übrigen ganz beſonders aus. Die Pantomimen, eigentlich ein variirtes Thema von Ohrfeigen, Rippenſtößen, Purzelbäumen u. ſ. w., gaben viel Stoff zum Lachen, nämlich den Lachluſtigen. Gehen, Fliegen, Stürzen und Purzeln, dies Alles geht zwar wie aus der Piſtole geſchoſſen, aber — wir müſſen ſchon wieder dem Zoll-Einnehmer eine Naſe drehen und — das Unſrige dabei denken. Werden freilich viele Widerſacher haben; thut uns leid! — Der bekannte Freiherr von Sydow iſt auch kürzlich bei uns eingekehrt und will uns nächſtens Dies und Jenes deklamatoriſch vortragen. Wir wollen wünſchen, daß er etwas dafür davon tragen möge; ſind aber im Voraus überzeugt, daß er mehr geben als empfangen wird. Was für den Haushalt nöthig iſt, deklamiren ſich hier die Leute ſelbſt und ſind bei ſolchen Gelegenheiten ſehr haushälteriſch. — Die ehrenwerthe Mad. Brede, bisheriges Mitglied der Darmſtädter Hofbühne, war hier mehrere Wochen lang und iſt nicht aufgetreten — warum? — C'est le secret de la Comedie; darum haben wir auch nicht näher nachforſchen mögen. — Von den hier kürzlich erſchienenen und bald zu hoffenden literariſchen Erzeugniſſen verdient die zweite verbeſſerte Auflage von „Fr. Schilleri, Campana, latine reddita, metro archetypi adjecti", von Dr. P. Heine, dem würdigen Ueberſetzer der ſo gut aufgenommenen „G. A. Bürgeri, Eleonora" (beide ſchon gedruckt), eine ausgezeichnete Erwähnung. — Der „Plan von Göttingen und Umgegend, mit vierzehn Anſichten, von Wagner", wird den Freunden dieſes Muſenſitzes eine angenehme Erinnerung verſchaffen. — S. P. Gans, bekannt durch ſeinen „Fürſprecher vor Gericht" und ſeinen „Juridiſch, phyſiologiſch-pſychologiſchen Verſuch über den Kindermord", giebt eine „Zeitſchrift für Civil- und Criminal-Rechtspflege" in zwangloſen Heften heraus, von der man allgemein viel erwartet, da ſich der Autor mehrerer ihm bereits zugeſagter Beiträge der bedeutendſten Juſtizmänner erfreut. — Des für die Philologie und vornehmlich für die Alterthumskunde leider zu früh verſtorbenen Profeſſors Dr. Sachſe „Geſchichte und Beſchreibung der alten Stadt Rom" wird durch den, bereits unter der Preſſe befindlichen zweiten Theil, welchen der verewigte Verfaſſer hinterlaſſen, complett, und, ſo wie die baldige Erſcheinung eines Werkes „über die Freundſchaft" vom Profeſſor Stäudlin, den Verehrern dieſer verdienſtvollen Autoren gewiß ſehr angenehm ſeyn. Die erwähnten bereits erſchienenen und noch erſcheinenden Schriften ſind Verlags-Artikel der hieſigen Helwingſchen Hof-Buchhandlung.

Georg Harrys.

In London verfertigt man jetzt eine Brille für den Nabab von Miſavour, deren Arme von Gold und mit den ſchönſten Edelſteinen beſetzt ſind, ſo daß das Ganze 17 Pfund (?) wiegt. Ein ſo ungeſchlachter Kopf auch dazu gehört, eine Brille von ſolchem Gewicht zu tragen, ſo wird er doch, wenn er ſie aufſetzt, für einen Brillanten-Kopf gelten. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 23. Januar. 13tes Blatt.

Kein Troſt!

Was hilft mir dein leidiges Tröſten
Im fahlen Werkeltags-Kleid:
„Die Schmerzen, die ſchwerſten, die größten,
Sie währen nur wenige Zeit!?“

Ach, ewig iſt mir und unendlich,
Was Ihr für vergänglich erkenn't,
Und das nur erſcheint unbeſtändlich,
Was ewig, unendiich Ihr nenn't.

Ihr treues, ihr ewiges Lieben,
Kaum faßt' ich es, als es entſchwand;
Der Schmerz iſt im Buſen gebiieben
Hier unter der zuckenden Hand.

Und was uns der Stachel der Lüge,
Gebrochener Schwüre zerſticht,
Die tiefen, die blutigeu Züge
Verlöſchen in Ewigkeit nicht.

L. Langrehr.

Harzreiſe; von H. Heine.
(Fortſetzung.)

Wie die deutſche Treue hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, ſtill und ſicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir ſtiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht ſtrahlt — Glück auf!

Die meiſten Berg-Arbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergſtädtchen Zellerfeld. Ich beſuchte mehrere dieſer wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die ſie mit der Zitter, ihrem Lieblings-Inſtrumente, begleiten, ließ mir alte Bergmährchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete herſagen, die ſie in Gemeinſchaft zu halten pflegen, ehe ſie in den dunkeln Schacht hinunter ſteigen, und manches gute Gebet habe ich mitgebetet. Ein alter Steiger wünſchte ſogar, ich ſollte bei ihneu bleiben und Bergmann werden, „denn ich hätte viel Herz“; und als ich dennoch Abſchied nahm, gab er mir einen Auftrag an ſeinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küſſe an ſeine liebe Nichte.

So ſtillſtehend ruhig auch das Leben dieſer Leute erſcheint, ſo iſt es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Lebeu. Die ſteinalte, zitternde Frau, die, dem großen Kaſten gegenüber, hinter'm Ofen ſaß, mag dort ſchon ein Viertel-Jahrhundert beſtändig geſeſſen haben, und ihr Denken und Fühlen iſt gewiß innig verwachſen mit allen Ecken dieſes Ofens und Schnitzeleien dieſes Kaſtens. Und Kaſten und Ofen leben, denn ein Menſch hat ihnen einen Theil ſeiner Seele eingeflößt. — Nur durch ſolch tiefes Anſchauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit“ entſtand die deutſche Mährchen-Fabel, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, ſondern auch ganz leblos ſcheinende Gegenſtände ſprechen und handeln. Sinnigem, harmloſen Volke, in der ſtillen, umfriedeten Heimlichkeit ſeiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte ſich das innere Leben ſolcher Gegenſtände, dieſe gewannen einen nothwendigen, conſequenten Charakter, eine ſüße Miſchung von phantaſtiſcher Laune und rein menſchlicher Geſinnung; und ſo ſehen wir im Mährchen,

Digitized by Google

wunderbar und doch als wenn es ſich von ſelbſt verſtände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schnrider-Herberge und verirren ſich im Dunkeln, Strohhalm und Kohle wollen über den Bach ſetzen und verunglücken; Schippe und Beſen ſtehen auf der Treppe und zanken und ſchmeißen ſich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der ſchönſten Frau; ſogar die Blutstropfen fangen an zu ſprechen, bange, dunkle Worte des beſorglichſten Mitleids. — Aus gleichem Grunde iſt unſer Leben in der Kindheit ſo unendlich bedeutend, in jener Zeit iſt uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir ſehen Alles, bei allen Eindrücken iſt Gleichmäßigkeit, ſtatt daß wir ſpäterhin abſichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausſchließlicher beſchäftigen, das klare Gold der Anſchauung für das Papiergeld der Bücher-Definitionen mühſam einwechſeln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt ſind wir vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbel, die uns wenig intereſſiren, da ſie entweder neu ſind oder heute dem Hans, morgen dem Iſaak gehören; ſelbſt unſere Kleider bleiben uns fremd, wir wiſſen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke ſitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechſeln ja ſo oft als möglich mit Kleidungsſtücken, keines derſelben bleibt im Zuſammenhange mit unſerer inneren und äußeren Geſchichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weſte ausſah, die uns einſt ſo viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten ſo lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Kaſten gegenüber, hinter'm Ofen, trug einen geblümten Rock von verſchollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer ſeligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter, blonder, blitzäugiger Knabe ſaß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und ſie mag ihm von dieſem Rocke wohl ſchon viele Geſchichten erzählt haben, viele ernſthafte, hübſche Geſchichten, die der Junge gewiß nicht ſobald vergißt und woran er oft denken wird, wenn er größer geworden und in den nächtigen Stollen der Carolina einſam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längſt todt iſt und er ſelber, ein ſilberhaariger erloſchener Greis, im Kreiſe ſeiner Enkel ſitzt, dem großen Kaſten gegenüber, hinter'm Ofen.

Ich blieb die Nacht ebenfalls in der Krone, wo unterdeſſen auch der Hofrath B. aus Göttingen angekommen war. Ich hatte das Vergnügen, dem alten Herrn meine Aufwartung zu machen; er gedachte ebenfalls, den andern Tag, nach Goslar zu reiſen. Als ich mich in's Fremdenbuch einſchrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vieltheuern Namen Adalbert von Chamiſſo, den Biographen des unſterblichen Schlemiehl. Der Wirth erzählte mir: dieſer Herr ſey in einem unbeſchreibbar ſchlechten Wetter angekommen und in einem eben ſo ſchlechten Wetter wieder abgereiſt.

Den andern Morgen mußte ich meinen Torniſter erleichtern, das eingepackte Paar Stiefel warf ich über Bord, und ich hob auf meine Füße und ging nach Goslar. Ich kam dorthin, ohne zu wiſſen wie. Nur ſo viel kann ich mich erinnern, ich ſchlenderte wieder bergauf, bergab, ſchaute hinunter in manches hübſche Wieſenthal; ſilberne Waſſer brauſten, ſüße Waldvögel zwitſcherten, die Heerdenglöckchen läuteten und die mannigfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angeſtrahlt, und oben war die blauſeidene Decke des Himmels ſo durchſichtig, daß man tief hinein ſchauen konnte, bis in's Allerheiligſte, wo die Engel zu den Füßen Gottes ſitzen und in den Zügen ſeines Antlitzes Generalbaß ſtudiren. Ich aber lebte noch in dem Traum der vorigen Nacht, den ich nicht aus meiner Seele verſcheuchen konnte. Es war das alte Mährchen, wie ein Ritter hinab ſteigt in einen tiefen Brunnen, wo unten die ſchönſte Prinzeſſin zu einem ſtarren Zauberſchlafe verwünſcht iſt. Ich ſelbſt war der Ritter, und der Brunnen die dunkle Clausthaler Grube, und plötzlich erſchienen viele Lichter, aus allen Seitenlöchern ſtürzten die wachſamen Zwerglein, ſchnitten zornige Geſichter, hieben nach mir mit ihren kurzen Schwerdtern, blieſen gellend in's Horn, daß immer mehr und mehrere hinzu eilten, und es wackelten entſetzlich ihre breiten Häupter. Wie ich darauf zuſchlug und das Blut heraus floß, merkte ich erſt, daß es die rothaufblühenden, langbärtigen Diſtelköpfe waren, die ich den Tag vorher an der Landſtraße mit dem Stocke abgeſchlagen hatte. Da waren ſie auch alle verſcheucht, ich gelangte in einen hellen Prachtſaal, in der Mitte ſtand, weiß verſchleiert und wie eine Bildſäule ſtarr und regungslos, die Herzgeliebte, und ich küßte ihren Mund, und, bei'm lebendigen Gott! ich fühlte den beſeligenden Hauch ihrer Seele und das ſüße Beben der lieblichen Lippen. Es war mir, als hörte ich, wie Gott rief: „Es werde Licht!“ blendend ſchoß herab ein Strahl des ewigen Lichts; aber in demſelben Augenblick wurde es wieder Nacht, wüſte chaotiſche Nacht. — Wie doch zuweilen die allerſchönſten Mährchen verdorben werden! Eigentlich muß der Ritter, wenn er die ſchlafende Prinzeſſin gefunden, ein Stück aus ihrem koſtbaren Schleier heraus ſchneiden; und wenn durch ſeine Kühnheit ihr Zauberſchlaf gebrochen iſt, und ſie wieder in ihrem Pallaſt auf dem goldenen Stuhle ſitzt, muß der Ritter zu ihr treten und ſprechen: Meine allerſchönſte Prinzeſſin, kennſt du

Digitized by Google

mich? Und dann antwortet ſie: Mein allertapferſter Rittec, ich kenne dich nicht. Und dieſer zeigt ihr alsdann das aus ihrem Schleier heraus geſchnittene Stück, welches juſt in denſelben wieder hinein paßt, und Beide umarmen ſich zärtlich, und die Trompeter blaſen, und die Hochzeit wird gefeiert. — Es iſt wirklich ein eigenes Mißgeſchick, daß meine Träume nie ein ſo ſchönes Ende nehmen.

Der Name Goslar klingt ſo erfreulich, und es knüpfen ſich dacan ſo viele uralte Kaiſer-Erinnerungen, daß ich eine impoſante, ſtattliche Stadt erwartete. Aber ſo geht es den weitberühmten Männern, wenn man ſie in der Nähe beſieht! Ein Neſt mit meiſtens ſchmalen, labyrinthiſch krummen Straßen, allwo mittendurch ein kleines Waſſer, wahrſcheinlich die Goſe, fließt, verfallen und dumpfig, und ein Pflaſter, ſo holprig wie Berliner Hexameter. Nur das Alterthümliche der Einfaſſung, nämlich Reſte von Mauern, Thürmen und Zinnen, giebt der Stadt etwas Pikantes. Einer dieſer Thürme, der Zwinger genannt, hat ſo dicke Mauern, daß ganze Gemächer darin ausgehauen ſind. Der Platz vor der Stadt, wo der weitberühmte Schützenhof gehalten wird, iſt eine ſchöne große Wieſe, ringsum hohe Berge. Der Markt iſt klein, in der Mitte ſteht ein Springbrunnen, deſſen Waſſer ſich in ein großes Metallbecken ergießt. Bei Feuersbrünſten wird einige Mal daran geſchlagen; es giebt einen weitſchallenden Ton. Man weiß nichts vom Urſprung dieſes Beckens. Einige ſagen, der Teufel habe es einſt, zur Nachtzeit, dort auf den Markt hingeſtellt. Damals waren die Leute noch dumm, und der Teufel war auch dumm, und ſie machten ſich wechſelſeitig Geſchenke. Jetzt ſind Beide klüger geworden, es heißt Geld für Seele und Seele für Geld, und der Teufel berechnet ſogar den Diskonto.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

XXXVII. Ich glaube, ein Jeder, welcher dies lieſt, kennt Menſchen, die an einem Buche, an einem Schauſpiel, an einem geſelligen Vergnügen keinen Geſchmack finden, wofern nicht im erſten alle lauteren Gefühle verleugnet, im zweiten die Sittenlehre beleidigt, und im dritten die Regeln des Anſtandes übergangen werden. Sie ſind entweder zu entadelt, um an einem reinen Genuſſe ſich zu erluſtigen, oder zu abgeſtumpft, als daß ſie zu jeder Erregung nicht eines ſtachelnden Gewaltmittels bedürften. So beſtreichen manche Wilde in Nord-Amerika mit dem Gifte gewiſſer Bäume ihre Jagdpfeile, und behaupten gegen jeden Fremden, der ſich darüber wundert, das Fleiſch der erlegten Thiere habe ſolcherweiſe einen weit beſſern, reizenderen Geſchmack. *)

XXXVIII. Boileau's Dichtkunſt wird von vielen Franzoſen der ſogenannten Horaziſchen vorgezogen, und iſt dieſes Vorzugs auch gewiſſermaßen wohl werth. Man bedenke aber auch, daß Boileau eine Dichtkunſt zu ſchreiben ſich vornahm, Horaz hingegen nicht; nur einige Winke wollte dieſer ſeinen jungen Feeunden geben, nur ihnen einen Begriff von den Schwierigkeiten guter Tragödien vor Augen ſtellen, und ſo konnten ſich freilich mehr Ordnung und Plan, ſo wie weniger Lücken und Nachläſſigkeiten in der Arbeit des Franzoſen finden. Allemal aber bleibt ſeine Dichtkunſt ein ſchätzbares Werk, und er verdient gleiche Ehre mit Della Porta, welcher die fehlenden Füße antiker Statuen ſo meiſterhaft ergänzte, daß man, als ſpäter die verlornen ſich gefunden, dieſe daneben legte. **)

XXXIX. Wenn wir bedenken, wie mit heranrückendem Alter eine Blume nach der andern im Garten des Lebens verwelkt, wie die Farben unſeres Daſeyns verblaſſen, wie alle feurigen und entzückenden Gefühle abmagern, möcht' ich ſagen, und verdorren, wie der Menſch am Ende, gleich einer bejahrten Weide, mit markloſem Stamme daſteht, und die wenigen dürftigbeblätterten Aeſte nur aus der Rinde noch hervor treibt, ſo finden wir die Vorſtellung der alten Egypter, daß bis zum funfzigſten Jahre das Herz um zwei Quentchen an Gewicht jährlich zunähme, dann aber jährlich eben ſo viel wieder verliere, und daß dieſes Schwinden des Herzens die Urſache des Altertodes ſey, bei weitem ſo lächerlich und abgeſchmackt nicht, als wir bei dem erſten Blick wohl möchten.

XL. Gewandte Heuchler ſind für den ſcharfblickenden Kopf eine trefliche Uebung; ich ſehe in ihnen das Widerſpiel des Shakſpeare, deſſen Fehler — nach Home — offen da liegen, während ſeine Schönheiten oft ſehr tief verborgen, und, wie vom Schleier des Geheimniſſes bedeckt, nicht immer bei dem erſten Leſen empfunden werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Nach Margraf und Charlevoix iſt dies bei allen Wilden zwiſchen dem Amazonenfluß und dem Orinokko der Fall; zur Vergiftung dient vorzüglich die Wurzel der Kurare, einer Weidenart, und nach Büffon der Saft des Mancinellbaumes. Man ißt ſogar Thiere, welche durch den Biß einer Klapperſchlange, z. B. des Crotalus durissus, getödtet worden, und doch iſt das Gift dieſer Schlange ſo fürchterlich, daß durch einen Zahn derſelben, der in einem Stiefel ſtecken geblieben, zwei Menſchen ihr Leben verloren. (S. Oken „Naturgeſch." Th. 1.)

**) Von Della Porta ſind z. B. die Füße des Farneſiſchen Herkules, deſſen Schöpfer Glykon.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Wir hatten am 13. Januar im Königsſtädtiſchen Theater drei Stücke, die zum erſten Mal gegeben wurden,

Digitized by Google

nämlich: „Der Oberrock“, Drama von Dr. Bärmann; „der Schatz“, von Leſſing, und „die Luftſchiffer“, von Dr. Seſſa. Das Haus war nur mäßig beſetzt, denn — im Königlichen Theater war eine Oper und wir ſind es nun ſchon gewohnt, daß nur dieſe das Haus ganz füllt. Man gebe im Königsſtädtiſchen Theater z. B. den „Schnee“, und im Königlichen Schauſpielhauſe „die Bekehrten“, ſo iſt dort Drang und hier Leere; man gebe im Königsſtädtiſchen Theater obengenannte drei Stücke, die doch den Reiz der Neuheit haben, und im Opernhauſe „Ferdinand Cortez“, ſo iſt die Leere dort, die Fülle hier. Wer etwa glaubt, dieſes Uebergewicht der ſinnlicheren Künſte ſey leicht zu beſeitigen, der zeigt, daß er unſer Publikum nicht kennt. Jetzt, da ſeit vielen Jahren die Opern- und die damit verbundene Ballet-Liebhaberei mehr als ſonſt begünſtigt worden iſt, ſteht die Angelegenheit unangenehmer als je und es bedürfte der Erweckung großer Dichter, um dieſer Welt der Töne und Sprünge ein für die Muſen ehrenwerthes Gleichgewicht entgegen zu ſtellen. — „Der Geſchmack der Berliner an der Muſik hat ſich in der Maſſe allerdings mehr ausgebildet, als jedes andere geiſtige Streben; doch, nur verfeinert, erkennen wir in dieſem Publikum dieſelben Richtungen, die wir unter den Direktionen von den beiden Schuchs, unter Koch und Döbbelin finden. Nur für Momente, bei immerwährender Anſtrengung und Aufopferung, erhielt ſich das Trauer- und Luſtſpiel, und wenn kein Geld mehr in der Kaſſe war, mußten italieniſche Burlesken mit Geſang und Burlesken mit Sprüngen aushelfen.“ Dieſe Bemerkung machte neben mir ein Mann, der ein ſehr Ehrfurcht gebietendes Weſen hatte und in Folge des Geſprächs einen ſehr geläuterten Geiſt zeigte, der mir aber, als ich zuletzt mir ein Herz faßte und nach ſeinem Namen fragte, nur die Antwort gab: „An dem, was ich ſagte, erkennt Ihr mich, es bedarf nur einiges Nachdenken.“ So möge denn dieſer Bericht das enthalten, was ich von dem Geſpräch im Gedächtniß behielt. Nach dem „Oberrock“ (gedruckt in Holtei's „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1825“) äußerte er: „Der Verfaſſer iſt in Hamburg, wo auch ich einſt bei dem Theater Tage der Hoffnung und — der Täuſchung verlebte. Er hat oft ſchon Talent gezeigt, wie er es in dieſem kleinen Stück that. Er hat es vor dem Drucke mehreren Bühnen, auch der hieſigen Königlichen, angeboten, man ließ es liegen, und wenn er, wie ich vordem, mit Juvenal dachte: „Quod non dant proceres, dabit histrio!“ („Giebt kein Reicher mir zu leben, mög' es mir das Schauſpiel geben!“), ſo wird er ſich leider irren, wie ich mich geirrt habe. Jeder Künſtler ſetzt ſeine Preiſe, jeder Künſtler ſucht ſo gemächlich von ſeinen Werken zu leben, als möglich, warum ſoll es denn nicht auch der Dichter? Die Ehre eines Vaterlandes beſteht hauptſächlich darin, daß es Talente begünſtigt, und wenn dies ein Vaterland nicht thut, noch gar nicht zu thun weiß, ſo verdenk' ich's Keinem, wenn er für die Ehre deſſelben keine Feder anſetzt, ſollte ſie auch in einem einzelnen Falle nur allein von dieſer ſeiner Feder abhangen. *) Wie oft iſt es geſagt, wie oft erwieſen worden, daß unſere aufblühenden Talente eben dann um ſo ſicherer in Kummer und Mangel untergehen, wenn ſie es recht ernſtlich mit Kunſt und allem Wahrhaften meinen? — hungern oder den Federkiel nach den Geſetzen der Frivolität gebrauchen, das iſt ihre Wahl! Namentlich ſcheint über den deutſchen Genie's ein neidiſches Geſchick zu herrſchen. Wie viele derſelben fallen in der Blüthe dahin? Sie ſterben reich an Entwürfen und ſchwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Welche Schwierigkeiten in einem Lande, wo für die dramatiſche Dichtkunſt noch jede Art von Ermunterung faſt unbekannt oder im beſten Verhältniß Gnadenſache iſt? Bald wird in Deutſchland das Genie von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurück gehalten, bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt, bald in mühſamen, ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet.“ — Der Mann ſchwieg mit einem gemiſchten Ausdruck in den Zügen, als wollt' er ſagen: Nun, Dank dem Himmel, ich bin über dieſes Elend hinaus, aber jeder echte Geiſt fühlt Mitleid, wenn er die ſonſtige eigene Noth noch immer auf Andere vererbt ſieht. Ich aber fragte: wie ihm die Darſtellung gefallen habe? Mit einem ſeltſamen Lächeln entgegnete er: „Ich war einſt Theaterkritiker und bin ſtark gehänſelt worden, denn die Schauſpieler verſtanden die feinſten Complimente und Hülfsmittel nicht, ſondern wollten, daß ich mit dem gröbſten Lobe den gröbſten Geſchmack im Publikum erſchüttern ſollte; nicht daß er beſſer würde, ſondern daß er ſie, die Schauſpieler, für das Beſte halten möchte. Ich habe wenig Nutzen von der Kritik verſpürt, indeß unter uns: der Schauſpieler, der den „Mac Reddy“ ſpielt, hat etwas, das ich immer gern mochte; er hüthet ſich vor Uebertreibung, will das Publikum nicht überrennen. Vielleicht iſt das Gemüth noch zu unthätig, es läßt Lücken in den Gedanken der Auffaſſung und dies giebt etwas Berechnetes, das ſtörend dazwiſchen tritt. Es kann den Dichtern ſelbſt ſo gehen und ich läugne nicht, daß auch ich damit zu kämpfen hatte und nicht immer zum Siege kam. Die Schauſpielerin, welche die „Arabella“ darſtellt, würde in den älteren Stücken, die ich weinerliche nannte, die ſonſt auch rührende heißen, Epoche machen; diesmal hält ſie die ſentimentalen Stellen zu feſt, ohne die raſche Umwandlung der Stimmungen, hier als Skizze des weiblichen Charakters wenigſtens angemerkt, wirken zu laſſen. „Jenny“ ſpricht zu raſch, ohne die Fähigkeit dazu ſich erworben zu haben: alſo lieber etwas langſamer, aber deutlich; denn es wird Niemand reden können, der noch nicht zu ſprechen weiß. Die Erzählung, die ihr der Verfaſſer in den Mund legt, läßt hinlänglich errathen, daß hier weniger von einem Kammermädchen, als von einer ſchalkhaften Geſellſchafterin die Rede iſt. „Der Wirth“ gab uns einen Anſtrich von Komik, der anfangs zu ſtark war; nur in der guten Laune am Schluſſe darf er ſo hervor treten. „Der Polizeibeamte“ hat Talent für die ironiſirende Komik — nun, da ſeht Ihr, die Darſtellung hat mir gefallen, wie den Andern, doch ſchlägt mir das Behagen juſt nicht in die Hände, wie den Andern.“ — „Der Schatz“ ſollte nun beginnen. „Es iſt natürlich“, bemerkte mein Nachbar, „daß uns recht eigentlich von Wiedererweckung träumt, wenn ein Jugendwerk plötzlich vor der alten Erinnerung aufſteigt. Wir ſahen dieſes Luſtſpiel einſt in Berlin aufführen, im Jahr 1772, unter Koch's Direktion. Damals waren die Zuſchauer nicht beſſer als heut, aber doch kindlicher. Sie ſahen die Comödie für ein rechtes Vergnügen an und da war ihnen nichts zu lang, zuweilen ſelbſt nicht das Gute. Jedes Publikum iſt aber bald heraus gewachſen aus der Kindlichkeit, und weiß es zu wenig fühlt, iſt ihm auch das Gute zu langweilig; denn nichts iſt unterhaltend, wobei der Menſch nicht ſeinen eigenen Geiſt, ſein eigenes Gefühl fortarbeitend mit einſticht. Wer nicht weiß, daß an dem tüchtigen Alten ſich immer etwas Neues erkennen läßt, liebt auch von dem Neuen nur das Oberflächliche und es giebt nichts in der Welt, was einem Solchen nicht veraltet.“ — Das Stück war zu Ende; das Publikum gab bei einigen Stellen Beifall, war jedoch mitunter ſehr unruhig und nur der Geiſt Leſſing's ſchien es wieder zu beſchwichtigen, bis es endlich am Schluſſe abermals in Beifall ausbrach.

(Der Schluß folgt.)

*) Der Ausſpruch iſt etwas ſtark; indeß, da er wirklich von dem großen Kritiker herſtammt, und es durchaus an der Zeit iſt, die Dichter Deutſchlands durch Feſtſtellung der zu hoffenden Vortheile zu Werken für die Bühne zu ermuntern, ſo kann die Wiederholung nicht ſchaden. D. R.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 25 Januar. 14tes Blatt.

Shakſpeare und ſeine Familie.

(Aus dem „Noon-Tide Leisure" von Dr. Nathan-Drake.)

Nach einer Krankheit, von welcher er ſich langſam erholt hatte, beſuchte Herr Montchenſey den Dichter, ihm für den Antheil zu danken, den er an ſeinem Zuſtande genommen. Er beſchreibt dieſen Beſuch wie folgt:

„Die Thür eines kleinen Cabinets geht auf; Shakſpeare tritt hervoe, lächelt mit vieler Grazie und wünſcht mir Glück zu meiner Geneſung. Seine Züge tragen das Gepräge der Sanftmuth und des Wohlwollens. Ich ſah ihn zum erſten Mal, und habe nie eine intereſſantere Phyſiognomie geſehen. Sein Wuchs war länger als das gewöhnliche Maaß. Ohne zu vollblütig zu ſeyn, iſt er wohlbeleibt, und bei ſeinen 51 Jahren (Shakſpeare ſtarb 1616, zwei Jahre ſpäter) iſt er immer noch ein ſchöner Mann. Sein Geſicht bildet ein vollkommenes Oval: ſeine breite erhabene Stirn drückt edle Größe aus: ſeine Haare ſind auf dem Scheitel dünn, decken aber Schläfe und Nacken reichlich; ſie ſind dunkel caſtanienbraun. In ſeinen Augen liegt ein angenehmer Ausdruck; ſie ſprechen einen ausgebreiteten erhabenen Geiſt aus, und ſind hellbraun und glänzend. Buſchige Augenbrauen bilden zwei regelförmige Bogen. Dabei iſt die Naſe vollkommen gebildet; er hat Grübchen in den Wangen, einen graziöſen, leichtgeöffneten Mund: die obere Lippe ziert ein Knebelbart mit etwas aufgeſtülpten Enden: am Kinn trägt er einen abgeſpitzten Stutzbart. Sein Coſtüm beſtand in einer kurzen, weiten Jacke ohne Aermel, einem Oberkleid von ſchönem reichen Scharlachtuch, dunkelgrauen Beinkleidern und Halbſtiefeln von braunrothem Leder.

Miſtriß Shakſpeare trat bald nach ihm mit ihren beiden Töchtern ein. Sie kann ohngefähr acht Jabee älter ſeyn als ihr Gatte, der ſich im achtzehnten Jahr mit ihr vermählte, ſo daß ſie den Sechszigern nahe kommt: aber bei dieſem vorgerückten Alter zeigt ſie noch Spuren einer vollkommenen Schönheit. Sie war einfach aber geſchmackvoll gekleidet, trug einen franzöſiſchen Hut und eine nicht zu breite und vollſtändige Krauſe; ihr Kleid war von hellgrauer Seide, mit einem ſchwarzſammetnen Kragen, auf welchem ſich eine leichte Einfaſſung von Glasperlen befand. Sie hatte Armbänder und trug einen Fächer von Straußfedern mit einem elfenbeinernen Stiel.

Miſtriß Hall, ihre älteſte Tochter, gleicht ihrem Vater, als wäre ſie ihm aus den Augen geſchnitten; ohne eine vollkommene Schönheit zu ſeyn, hat ſie ſanfte Züge und geiſtvolle Augen, die für ſie einnehmen. Ihr Lächeln iſt bezaubernd, und ſie war mit vielem Geſchmack gekleidet. Ein Netz (eine Reteſilla) von Silberfäden bedeckte das ſchöne glänzende Haupthaar: ſchräg an demſelben liefen von beiden Seiten kleine ſchotenförmige Streifen ab, worin, ſtatt der Erbſen, Perlen befindlich. Ihre Halskrauſe ſtand vorne offen, ſie war von der feinſten Leinwand; um den Hals eine Perlenſchnur; ihr Muſſelin-Kleid von Gems- oder Iſabellfarbe, darüber ein Oberkleid oder Mantel von

dunkelbraunem Atlas mit Spitzen beſetzt. Auf Suſanne Hall ſcheint ein Theil des Geiſtes ihres Vaters übergegangen zu ſeyn; ſie hat etwas Großes, Edles, welches jedoch die Liebenswürdigkeit und Grazie ihres Geſchlechts nicht ausſchließt. Ich ſchätzte ſie dreißig Jahr.

Judith, die jüngere Tochter, mit Herrn Quiney verlobt, trug ihr Haar bloß geſcheitelt und in Flechten; ein grünes Kleid, mit aufgeſchlitzten Aermeln, feſt angeſchloſſen; eine lange Schnürbruſt, vorn mit einer ſpitzen Schnäbbe; ihre mit gelber Stärke geſteifte Halskrauſe war künſtlich gekniſſt; eine kleine goldene Kette zierte den Hals. Von den Hüften herab floß ein Jüpon von weißem Taffent, unten mit grünen geſtickten Weinblättern eingefaßt. Sie iſt kleiner als ihre Schweſter, ſehr zurückhaltend und ſchüchtern, und zeigt überhaupt weniger Leben und Geiſt als jene.

(Shakſpeare hat auch einen Sohn, Samuel, gehabt, den er aber ſchon im zwölften Jahr verlor.)“

Chaſtel.

Harzreiſe; von H. Heine.

(Fortſetzung.)

Das Rathhaus zu Goslar iſt eine weißangeſtrichene Wachtſtube. Nebenbei ſteht das Gildenhaus; dieſes hat ſchon ein beſſeres Anſehen. Ungefähr von der Erde und vom Dach gleich weit entfernt ſtehen dort die Standbilder deutſcher Kaiſer, räucherig ſchwarz und zum Theil vergoldet, in der einen Hand das Seepter, in der andern die Weltkugel, ſehen aus wie gebratene Univerſitäts-Pedelle. Einer dieſer Kaiſer hält ein Schwerdt, ſtatt des Seepters. Ich konnte nicht errathen, was dieſer Unterſchied ſagen ſoll; und es hat doch gewiß ſeine beſondere Bedeutung, da die Deutſchen die merkwürdige Gewohnheit haben, daß ſie bei Allem, was ſie thun, ſich auch etwas denken. In Gottſchalk's „Handbuch“ hatte ich von dem uralten Dom und von dem berühmten Kaiſerſtuhl zu Goslar viel geleſen. Als ich aber Beides beſehen wollte, ſagte man mir: der Dom ſey niedergeriſſen und der Kaiſerſtuhl nach einer Reſidenz gebracht worden. So wird einſt der Wanderer nach Europa kommen und vergebens nach Deutſchland fragen. Allerlei Freunde werden es eingeſteckt und fortgeſchleppt haben, unter hohen Sätteln oder mit Schiffsſchnäbeln. Wir leben in einer bedeutungſchweren Zeit; tauſendjährige Dome werden abgebrochen, und Kaiſerſtühle in die Rumpelkammer geworfen! Einige Merkwürdigkeiten des ſeligen Doms ſind jetzt in der Stephanskirche aufgeſtellt. Glasmalereien, die wunderſchön ſind, einige ſchlechte Gemälde, worunter auch ein Lucas Cranach ſeyn ſoll, ferner ein hölzerner Chriſtus am Kreuz, und ein heidniſcher Opfer-Altar aus unbekanntem Metall; er ſieht aus wie eine länglich viereckige Lade, und wird von vier Caryatiden getragen, die, in gebückter Stellung, die Hände ſtützend über dem Kopfe halten und unerfreulich häßliche Geſichter ſchneiden, ungefähr wie das gelehrte Knackwurſtmännlein, das auf der -----ger Bibliothek herum buckelt. Indeſſen noch unerfreulicher iſt das dabeiſtehende, ſchon erwähnte, große hölzerne Cruzifix. Dieſer Chriſtuskopf, mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbeſchmiertem Geſicht, zeigt freilich höchſt meiſterhaft das Hinſterben eines Menſchen, aber nicht eines gottgebornen Heilands. Nur das materielle Leiden iſt in dieſes Geſicht hinein geſchnitzelt, nicht die Poeſie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomiſchen Lehrſaal, als in ein Gotteshaus. Die kunſterfahrene Frau Küſterin, die mich herum führte, zeigte mir noch, als ganz beſondere Rarität, ein vieleckiges, wohlgehobeltes, ſchwarzes, mit weißen Zahlen bedecktes Stück Holz, das ampelartig in der Mitte der Kirche hängt. O, wie glänzend zeigt ſich hier der Erfindungsgeiſt in der proteſtantiſchen Kirche! Denn, wer ſollte dies denken! die Zahlen auf jenem Stück Holze ſind die Pſalm-Nummern, die gewöhnlich mit Kreide auf einer ſchwarzen Tafel verzeichnet werden und auf den äſthetiſchen Sinn etwas nüchtern wirken, aber jetzt, durch obige Erfindung, ſogar zur Zierde der Kirche dienen, und die dort ſo oft vermißten Raphaelſchen Bilder hinlänglich erſetzen!!

Ich logirte in einem Gaſthofe nahe dem Markt, wo mir das Mittageſſen noch beſſer geſchmeckt haben würde, hätte ſich nur nicht der Herr Wirth mit ſeinem langen, überflüſſigen Geſichte und ſeinen langen überflüſſigen Fragen zu mir geſetzt; glücklicher Weiſe ward ich bald erlöſt durch die Ankunft eines andern Fremden, der dieſelben Fragen in derſelben Ordnung aushalten mußte: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

Bei meiner Ankunft in der Stadt hatte ich ein wunderſchönes Lockenköpfchen bemerkt, das lächelnd aus einem etwas hohen Parterre-Fenſter heraus ſchaute. Nach Tiſche ſuchte ich wieder das liebe Fenſter; aber jetzt ſtand dort nur ein Waſſerglas mit weißen Glockenblümchen. Ich kletterte hinauf, nahm die hübſchen Blümchen aus dem Glaſe, ſteckte ſie ruhig auf meine Mütze und kümmerte mich wenig um die aufgeſperrten Mäuler, verſteinerten Naſen und Glotzaugen, womit die Leute auf der Straße, beſonders die alten Weiber, dieſem qualifizirten Diebſtahl zuſahen. Als ich eine Stunde ſpäter an demſelben Hauſe vorbei ging, ſtand die Holde am Fenſter, und wie ſie die Glockenblümchen auf meiner Mütze ſah, wurde ſie blutroth und ſtürzte zurück. Ich hatte jetzt das ſchöne Antlitz noch genauer geſehen; es war eine ſüße, durchſichtige Verkörperung von Sommer-Abendhauch, Mondſchein,

Digitized by Google

Nachtigallenlaut und Roſenduft. — Später, als es ganz dunkel geworden, trat ſie vor die Thür. Ich kam — ich näherte mich — ſie zieht ſich langſam zurück in den dunklen Hausflur — ich faſſe ſie bei der Hand und ſage: ich bin ein Liebhaber von ſchönen Blumen und Küſſen, und was man mir nicht freiwillig giebt, das ſtehle ich — und ich küßte ſie raſch — und wie ſie entfliehen will, flüſtere ich beſchwichtigend: morgen reiſ' ich fort und komme wohl nie wieder — und ich fühle den geheimen Wiederdruck der lieblichen Lippen und der kleinen Hände — und lachend eile ich von hinnen. Ja, ich muß lachen, wenn ich bedenke, daß ich unbewußt jene Zauberformel ausgeſprochen, durch welche unſere Roth- und Blauröcke, öfter als durch ihre ſchnurbärtige Liebenswürdigkeit, die Herzen der Frauen bezwingen: „Ich reiſe morgen fort, und komme wohl nie wieder!“

Mein Logis gewährte eine herrliche Ausſicht nach dem Rammelsberg. Es war ein ſchöner Abend. Die Nacht jagte auf ihrem ſchwarzen Roſſe, und die langen Mähnen flatterten im Winde. Ich ſtand am Fenſter und betrachtete den Mond. Giebt es wirklich einen Mann im Monde? Die Slaven ſagen, er heiße Clotar, und das Wachſen des Mondes bewirke er durch Waſſer-Aufgießen. Als ich noch klein war, hatte ich gehört: der Mond wäre eine Frucht, die, wenn ſie reif geworden, vom lieben Gott abgepflückt und zu den übrigen Vollmonden, in einen großen Kaſten, gelegt werde. Dieſer ſoll am Ende der Welt ſtehen, wo ſie mit Brettern zugenagelt iſt. Wie die Sterne ſo liebevoll ſchimmerten, erinnerte ich mich auch, daß, als ich noch klein war, man mir ſagte: wenn ich mit den Fingern nach den Sternen zeige, könnte ich einem Engel das Auge ausſtechen. Als ich größer wurde, ſagte man mir: auf den Sternen wohnten die Seelen der Verſtorbenen; und dabei hörte ich viel von der Unſterblichkeit. Unſterblichkeit! In meiner von mancherlei Gefühlen beſtürmten Bruſt wurde es plötzlich ſo heiß, daß ich glaubte, die Geographen hätten den Aequator verlegt, und er laufe jetzt gerade durch mein Herz. Und ſeltſam! obſchon dasjenige Stück des Herzens, worin die Liebe ſaß, längſt abgebrannt iſt, ſo war es mir doch, als fühlte ich wieder darin den alten, glühenden Brand, wie man oft in einem Gliede, das längſt amputirt worden iſt, zu gewiſſen Zeiten noch immer Schmerzen zu verſpüren glaubt. (Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

XLI. Lukan, welcher bei manchen guten Verſen ſich auf Vieles ziemlich ſchlecht verſtand, ſcheint in der Unterhaltung einer Dame, die ſchön iſt und durch ihre Liebenswürdigkeit über die Pulſe unſeres Herzens gebietet, ein vorzüglich ungelenker Schüler geweſen zu ſeyn. Wer muß nicht lachen, wenn ſein Cäſar, auf derſelben Ottomane mit der angebeteten Kleopatra, von Minute zu Minute ſein Geſicht in ernſtere Falten legt, und allmählig ſich in die ſtrengſten Demonſtrationen gegen ſie vertiefe? Wenn er ihr über verſchiedene Schritte ſeiner Laufbahn philoſophiſche Erklärungen präſentirt, ſo iſt mir's, als hörte ich den ſeligen Nicolai, wie er einer alten Freundin ſeine Gedanken über den räthſelhaften Kopf der Tempelherren entwickelt, und die Summe ſeiner Beweiſe ſo hoch vor ihr aufthürmt, daß ſie ihm endlich ſelbſt geſtehen muß, das Idol ſey in der That nichts andres als eine gnoſtiſche Figur. Wenn er aber endlich mit ſeinem Kalender prahlt, welcher vor dem Kalender des Eudoxus höchſt ſchätzbare Vorzüge habe, ſo hat ein Menſch, der gewohnt iſt, die alten Claſſiker mit kindlicher Scheu zu verehren, ordentlich Mühe, um vor Erſtaunen zu ſich ſelbſt zu kommen. Wußte Lukan denn nicht, daß Frauen einen Mann, welcher Kalender macht, am wenigſten leiden mögen? Mich dünkt, Kleopatra habe zu der Prahlerei gegähnt, und freudigen Herzens den Diener geſegnet, der gerade herein trat, die Mittagsmahlzeit anzuſagen. Sie hätte ſich's allenfalls gefallen laſſen, wenn der Beſieger des Pompejus ſich als den Verfaſſer eines Muſen-Almanachs angekündigt hätte, wenn er mit einem Taſchenbuche für dieſes oder jenes Jahr der Erbauung der Stadt vor ſie hingetreten wäre, ihr die Rambergſchen Kupfer erklärt und ihr die poetiſchen Beiträge gezeigt hätte, mit welchen griechiſche und römiſche Dichter ihn beehrt, und hätte er ſich als den Autor eines zierlichen Dramen-Kalenders für Liebhaber-Theater vorgeſtellt, würde er nicht zehnmal raſcher in ihrer Gunſt geſtiegen ſeyn?

XLII. Wie viele winzige Pygmäen giebt es auf unſerer lieben Erde, die ſich lächerlich machen, indem ſie einen ausgezeichneten, großen Mann, wie jene Zwerglein der Mythologie den Rieſen Antäus, mit aller Gewalt vertheidigen oder rächen wollen!

XLIII. Unreife Schauſpielerinnen glauben als Schillerſche „Jungfrau“ nicht männlich genug ſich darſtellen zu können; ſie erſchrecken uns mit einer Stimme, die unter dem dickſten Schnurbart hervor zu kommen ſcheint, und bramarbaſiren ſelbſt den „Baſtard“ zu Boden. Wenn ich ſie ſehen muß, fällt mir Doctor Middleton ein, da man ihm in Rom einen jungen Bachus zeigte, welchen das Volk als eine weibliche Heilige verehrte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. (Schluß.) Mein Nachbar blieb in gleicher Ruhe und ſagte: „Wie viele von den Lautgewordenen mögen

Digitized by Google

bloß am Schluß applaudirt haben, eben weil er das Ende war. Das Stück, einſt von den Griechen zu den Römern übergegangen und nun für die Deutſchen bearbeitet, iſt offenbar eine Vereinigung des Antiken mit dem Weſen der Neueren, etwa eines Goldoni. Dem Antiken in der Form angemeſſen, ſelbſt mit ſtrengem Ausſchließen der Weiber, hat der Bearbeiter in der Charakteriſtik nachgegeben und hauptſächlich die komiſche Partie verjüngt. „Maskarill“ iſt der italieniſche behülfige und gewandte Buffo, „Kaps“ der deutſche abgerichtete Komiker; dort ſoll die geniale Niedrigkeit in breiten Fresco-Zügen ſich friſch und frei ſchildern; hier das Nachgeplapperte, Unverſtandene, Ungeſchickte in großer Geläufigkeit und Anmaßung ſich aufdrängen; die Schauſpieler hätten alſo, wenn ſie die Rollen wechſelten, wenigſtens einmal das Rechte getroffen; wie aber dann der neue „Maskarill“ ſeyn würde — es will mir ahnen, als ob auch der ſich dabei gründlicher ausnehmen könnte, ſelbſt wenn die habſüchtige Narren-Maske nicht ganz den Schein der Gutmüthigkeit verlöre. „Leander“ hat mehr Wärme nöthig in ſeiner Verlegenheit, eine größere Eile des Gewerbs, denn ſein Souffleur iſt das Herz. „Staleno“ traf das Maaß zwiſchen antik und modern ſehr geſchickt; der Schauſpieler hat Glück im Denken und Reichthum im Gefühl und auch die Komik verlangt eine ſolche Gemeinſchaft, wenn ſie nämlich noch innerhalb des wirklichen Lebens bleiben, nicht bloß aberwitzige Carrikatur ſeyn ſoll. Im „Philto“ und „Anſelmo“ iſt mir noch zu viel Antiquitätenkrämerei zu dem, was ſie leiſten wollen; ſie laſſen die Wahrheit vorüber ziehen, ſehen ihr aber mit guter Manier nach; nun, ſie werden dieſelbe wohl einmal feſthalten! „Lelio“ war wenigſtens um ein Jahrhundert zu jung, aber er hat das Talent, älter zu werden! Die beiden Träger habe ich vor 53 Jahren ſchlechter geſehen und es iſt gut, daß die anſcheinbare nicht als wirkliche Nebenſache behandelt worden iſt.“ — Das dritte Stück: „der Luftſchiffer“, gefiel Anfangs dem Nachbar nicht übel; die in ſich beſtraften ſinnloſen Spekulationen der beiden Gutsbeſitzer und der Profeſſor der Phyſik waren ihm treffende ſatyriſche Hinweiſungen auf die Zeit; endlich aber äußerte er: „Der Verfaſſer hat es forcirt, ſeinen Spaß bemerklich zu machen und eben deshalb wird er uns läſtig. Indeß freue ich mich eher, wenn eine Poſſe zu derb in's Deutſche, d. h. in eine breite, Spaß aufſpeichernde Redſeligkeit gerathen iſt, als wenn ſie etwa franzöſirt und über Unſittlichkeiten nur einen zerriſſenen Schleier legte. Die komiſche Muſe Deutſchlands hat noch keine rechte Erziehung, wohl aber eine gute Natur; und obwohl ſie in neuerer Zeit nirgends Zöglinge bildete, auf die ſie mit Fug und Recht ſtolz ſeyn könnte, ſo würde ſich dies doch finden, wenn man ihnen nur nicht Vorbilder aufdrängte, nach denen ſie ſich zwar lächerlich, aber eben dadurch in verzweifelt traurigem Humor bewegen. Der ausländiſche Witz, womit man das Volk abfüttert, iſt eine Satyre auf den unſrigen und es dauert entſetzlich lange, ehe man dies kräftig empfindet. Die Deutſchen ſind ungemeſſen in den Forderungen an ihre Dichter und höchſt nachſichtig gegen alle Schwächen der Ausländer. Sie ertragen oft jauchzend die Tyrannei des fremden Geſchmacks und verſchwören ſich gegen ihren eigenen.“ — Auf die Schauſpieler wollte ſich mein Nachbar diesmal gar nicht bringen laſſen und im Nachhauſegehen bemerkte er nur: daß „Schmatz“ und „Karl“ ein wenig den kritiſchen Blick an ſich gezogen hätten. Erſterer habe indeß bei weitem mehr eigene gute Laune, als ihm hier der Verfaſſer zugemuthet und Letzterer müſſe den „Profeſſor der Phyſik“ pausbackiger und contraſtirender mit ſich ſelbſt halten. — Wir ſprachen noch Dies und Jenes; ich fragte ihn unter Anderem: ob wir uns nicht nächſtens vielleicht in einer Oper träfen? Er entgegnete: „Ich beſcheide mich, darüber nicht zu urtheilen, weil ich mein Lebtage von einer Idioſynkraſie befallen worden bin, ſo oft ich Muſik hörte und die Zwiſchen-Muſiken des heutigen Abends haben mich davon nicht geheilt, ſo daß ich noch jetzt daran leide.“ Und als ich ihm offen geſtand: ich gehöre zu der Zunft der Rezenſenten, hörte aber gern auch die Urtheile Anderer, da ſprach er: „In Deutſchland muß der Kritiker mehr die Schönheiten eines Werkes aufſuchen und die Fehler deſſelben eher bemänteln als bloßſtellen. Ihr habt nicht allein gute Schriftſteller, ſondern auch gute Leſer und Zuſchauer zu bilden; und die Letzteren ſind noch weiter zurück, als die Erſteren, welches daraus hervor geht, daß eure beſten Schriftſteller ein halbes Jahrhundert gebrauchen, ehe ſie anerkannt werden und eure ſchlechten die ſchnellſten und beſten Geſchäfte machen.“ Damit entfernte er ſich, denn es war Zeit, daß wir Beide zur Ruhe gingen. Ich aber denke den Mann erkannt zu haben und ihn doch allzeit wieder zu finden. —*.

— Hr. Detroit hat ſeine Gaſtſpiele auf der Königlichen Bühne mit dem „Johann“ in der „Komödie aus dem Stegreif“ und mit Wiederholung des „Meiſter Strocks“ in „Sänger und Schneider“ geſchloſſen. Nach ſolchen Carrikaturen, die der Gaſt geſchickt ausführte, iſt nicht viel zu beurtheilen; wir glauben aber namentlich in der Rolle des „Wind“ („Verlegenheit und Liſt“) an ihm Talente bemerkt zu haben, die ihn zu bedeutenderen Leiſtungen eignen, als ihm hier vergönnt wurden. — Bei der Königsſtädtiſchen Bühne werden die Opern: „Sargines“ und „der Freimaurer“ (Muſik von Auber) einſtudirt. — Dem Maler Begaſſe iſt ein Atteliee eingerichtet worden in einem Königlichen Gebäude, dem ehemaligen Palais der Prinzeſſin von Anſpach. Hr. Ternite hat ſein Atteliee in demſelben Lokal. — Der Kupferſtecher Hr. Ruſcheweih, der ſeine Studien in Berlin machte, iſt in Rom katholiſch geworden. — Chamiſſo iſt aus Paris, wo er mit Erfolg Entſchädigung für ſein ehemaliges Eigenthum nachſuchte, zurück gekommen. — Joſeph von Eichendorff, Verfaſſer des ſehr günſtig aufgenommenen Werkes: „Krieg den Philiſtern“, hat einen kleinen komiſchen Roman vollendet, der nächſtens im Druck erſcheinen und gewiß Aufſehen erregen wird. Der Titel iſt: „Aus dem Leben eines Taugenichts“. —**.

Breslau. Karl Schall's dramatiſche Vorleſungen haben den erwünſchteſten Erfolg, wie voraus zu ſehen war. Schall hat bereits an zwei Sonntag-Abenden vor einem zahlreichen gebildeten Auditorium Göthe's „Iphigenie auf Tauris“ und Shakſpeare's „Sommernachtstraum“ geleſen. In den zehn folgenden Vorleſungen haben wir noch Dramen von Sophokles, Calderon, Tieck u. ſ. w. zu erwarten. — Auf unſerer Bühne gaſtirten ſeit meinem letzten Berichte: Hr. Neuſtadt, vom Düſſeldorfer Theater, als: „Graf“, im „Puls;“ als „Rudolph von Savern,“ „Poſa;“ „Arée de l'Eore“ u. ſ. w.; im Ganzen genommen mit gebührender Anerkennung. Hr. Rochow, vom Theater zu Cöln, trat in mehreren Geſangpartieen auf, zwar nicht ganz ohne Beifall, denn er zeigte viel Schule, aber ſein Geſang war zu ſchwach. Neu waren folgende Stücke: „die Verſtorbene“ von Lebrün, als Fortſetzung von „Nr. 777.“ „Ahasverus, der nie Ruhende“, romantiſches Schauſpiel in drei Aufzügen. „Die Königin Chriſtine und ihr Hof“, hiſtoriſches Drama in fünf Abtheilungen, nach van der Velde vom Baron Zedlitz. Dies Stück fand wenig Beifall; doch war auch die Darſtellung ſehr ſchwach. „Die Berliner in Wien“, von Holtei, hatten nicht den Erfolg, wie die „Wiener in Berlin.“ „Die Neujahrsnacht, oder die Nachtwächter“, Schwank in zwei Abtheilungen, und: „Vielliebchen, oder das Tagebuch“, beide von Lebrün, ſprachen allgemein an. Weniger: „Schlafrock und Uniform“, Luſtſpiel in einem Akt, von Angely. Ebenfalls neu: „Leocadia“, Drama in drei Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, von Ritter, und „Laßt die Todten ruhen!“ Luſtſpiel von Raupach.

Karl Barbarinn.

Beilage: Bemerker Nr. 3. und Blatt der Ankündigungen Nr. 11.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker. No. 3. 1826.

Beilage zum 14ten Blatte des Geſellſchafters.

Aus den Verhandlungen des Krautwummelſchen Kränzchens.

Mitgetheilt von Knieps.

III.

(„Der Kuß und das Küſſen.“ Quedlinburg, Baſſe. 1826. — Keuſe's „Herr von Mordiere“. — „Gallerie neuer Original-Romane“, bei Wiendrack. — „Der Dichterſpiegel“, Monatſchrift. Leipzig, bei Lauffer. — Schiff's „Nachlaß des Katers Murr“.)

Am 1. November 1825 ward Ezechiel Hadermann, Rektor der Landſchule zu Krautwummel, als Mitglied in unſer Kränzchen aufgenommen, ein Mann, der künftig, wie Ludwig Stadtwanzer in ſeiner Rede ſich ausdrückte, durch die Wucht ſeiner Gelehrſamkeit den leichten Wellentanz unſres blumenbekränzten Schiffchens in guter Richtung halten dürfte. Nachdem der Geſchätzte die ſämmtlichen Mitglieder umarmt und je zu drei Malen geküßt, ſagte Polydrimeſius Lälaps: „Wißt Ihr auch, meine Freunde, was ein Kuß iſt?“

Lieutenant Lamachos. Ein Kuß iſt Himmelſpeiſe, die mit purpurnen Löffeln zugelangt wird, wie irgend ein älterer Dichter ſagt.

Rektor Hadermann. Zu Megara, einer Stadt nahe bei Athen, beſtand die Sitte, daß jeden Frühling bei dem Grabe des höchſt verliebten Atheners Diokles die Knaben einen Wettkampf hielten, wer am vortrefflichſten küſſen könnte, wie zu leſen iſt im zwölften Idyll des Theokrit; und iſt zu vergleichen Marcellus Donatus in den Dilucidazionen zum Suetonius, und Coelius Rhodiginus in den lectionibus antiquis. Des Siegers Lohn waren Kränze.

Ludw. Stabiv. Der Ihrige, Gelehrteſter, ſey dieſer überfeine Glimmſtengel.

Knall. Wenn ich's recht überlege, ſcheint mir der Kuß ein abgeriſſenes Saugen.

Ludw. Stabiv. Ah, liebſter Knall, Du willſt den kleinen Knall gern herausheben, der gewöhnlich die Küſſe begleitet, weshalb Du dieſelben auch einmal das kleine Gewehrfeuer der Liebe genannt haſt. Ja, ja, Knall und Küſſe ſind nicht weit von einander.

Polydr. Lälaps. Prochaska handelt in ſeinem recht brauchbaren „Handbuche der Phyſiologie des Menſchen“ unter der Ueberſchrift: „Einige ſeltnere Arten des Athmens“, neben dem Huſten und Räuſpern, auch den Kuß ab —.

Rektor Haderm. Die alten Perſer durften ſich in Gegenwart des Königs nicht räuſpern, wie wir aus Xenophon's „Kyropädie“ wiſſen.

Polydr. Lälaps. Ganz recht; aber, Theuerſter, Sie laſſen den Glimmſtengel verlöſchen. — Der Kuß, ſagt Prochaska, *) entſteht durch Andrücken der Mundlefzen an den zu küſſenden Gegenſtand, wobei die Zunge zurück gezogen wird, und durch plötzliches Hereinlaſſen der äußern Luft in den entſtandenen leeren Raum der bekannte Schall entſteht.

Rektor Haderm. Den Alten waren ſchon alle nur erdenklichen Arten des Küſſens bekannt, und darunter auch einige, die jetzt, vielleicht unverdientermaßen, aus dem gewöhnlichen Gebrauche verſchwunden ſind, z. B. der Kuß auf die Augen, deſſen in Homer's unvergänglichen Geſängen mehrmalige Meldung geſchieht.

Lieut. Lamach. Es iſt ja neulich ein beſonderes Büchlein über das Küſſen herausgekommen.

Polydr. Lälaps. Ja wohl, ich hab' es bei mir. Wahrſcheinlich von einem Frauenzimmer; recht artig geſchrieben, und ſo ganz unanſtößig, daß in der Vorrede gerühmt wird, keine Aebtiſſin werde der jungen Nonne, kein geſtrenger Abt dem jungen Mönche zürnen, die bei Roſenkranz und Heiligenbüchern das Werkchen auf ihrer Zelle blicken ließen.

Knall. Da dürfte wohl ſchwerlich tief in den geheimnißvollen Gegenſtand eingegangen ſeyn. Kempius hat einen dicken Quartband darüber zu verfaſſen gewußt.

Polydr. Lälaps. Ich kenne den unglücklichen, und rathe nur herzhaften Leſern, den veralteten Wuſt auf zu rühren.

Rektor Haderm. Bitte gehorſamſt, das Buch enthält mitunter ſehr brauchbare Dinge.

Polydr. Lälaps. Ja nun Sie, Verehrter, zähl' ich eben zu den allerherzhafteſten Leſern, Sie, dem man vielleicht eben ſo gut, wie dem bekannten Grammatiker Didymos, den Beinamen des Mannes mit den ehernen Gedärmen beilegen könnte.

Rektor Haderm. Chalkenteros meinen Sie. O Sie ſchmeicheln mir, goldner Herr Lälaps. Chalkenteros! welch ein beneidenswerther Beiname!

Fabian. Den Ueberſchriften nach müſſen die einzelnen Abtheilungen wenigſtens ſehr anregend zum Nachdenken ſeyn, z. B. hier die zehnte: „Ueber unſere Urtheile und Gefühle, wenn ſich die Menſchen in unſerer Gegenwart küſſen“, oder das erſte: „Ueber die Entſtehung des Kuſſes.“

Lieut. Lamach. Ey nun, der Kuß folgt beinahe nothwendig aus der Umarmung. Wenn die Umarmer etwa von gleicher Größe ſind und die Häupter nicht ſchief halten, ſo paßt gerade Mund auf Mund.

Ludw. Stabiv. Nur daß dabei die Naſen als gleichgültige Zuſchauer etwas in's Gedrange kommen; weshalb dieſe ſchätzbare Verrichtung immer der Quere ausgeführt wird.

Knieps. Sollte dies Naturhinderniß nicht ein Wink für den Denker ſeyn, gar nicht zu küſſen? Sollte nicht das Küſſen noch ein Ueberbleibſel der alten kindiſchen Urzeit ſeyn, die Alles, was ihr behagte, gerades Wegs zu Munde führte, wie die Kinder annoch thun?

Rektor Haderm. Sonderbar bleibt es, daß ſchon in Homer's Geſängen das Küſſen *κύσσαι* (kuſſa) heißt.

Fabian. Der Wahlſpruch auf dem Titel lautet: „Seyd

*) Mir iſt nur die lateiniſche Ausgabe zur Hand. „Institutiones physiologiae humanae“. Wien, Wappler. 1805. S. Band I. §. 505.

Digitized by Google

umſchlungen, Millionen! Dieſen Kuß der ganzen Welt!“ — Das klingt ja faſt, als hätt' es der Verleger darauf geſetzt.

Pvlvhr. Lälavs. Nun dagegen wär' nichts ein zu wenden, wenn „die ganze Welt“ beſagten wohlgeſitteten Kuß annähme, und der Verleger dafür, wenn auch nicht Millionen — denn das Büchlein koſtet nur zwölf Groſchen, wie ich aus dem rothen m ſehe — aber doch Hunderte umſchlänge.

Knall. Habt Ihr vielleicht meinem Harem einen hübſchen Roman ausgeſucht, Lamachs?

Lieut. Lamach. Ich habe mehrere durchgeblättert. Am beſten hat mir einer von Kenſe gefallen: „Die Jugendgeſchichte des Herrn von Mordière“, in drei Bänden, worin überraſchende Begebenheiten dicht an einander gedrängt ſind, ſo daß Deine unterhaltungsſüchtigen Schönen dabei wohl ihre Rechnung finden werden. Er iſt einem franzöſiſchen Muſter nachgebildet.

Fabian. Ja, mit den echtdeutſchen Romanen ſteht's dermalen übel. Die Zeiten kommen wieder, von denen mein Vater mir erzählte, wo nur engelländiſche Waare geſucht ward, als wäre ſie engliſche.

Ludw. Stahly. Nun, dem ſcheint Wienbrack in Leipzig wacker entgegen arbeiten zu wollen, der nach einer Anzeige, die ich neulich erhalten, eine ganze Folge von neuen, echtdeutſchen Romanen zu liefern verſpricht. Es iſt der Verleger der „Hekate“, wo ich unter Müllner's gefürchtetem Paniere ſo manchen Streifzug gethan, und wird gewiß für Erleſnes ſorgen. So ſind Dir denn, mein liebſter Knall, Deine laſtenden Sorgen um Vieles erleichtert, denn jährlich ſollen zwölf Bände heraus kommen.

Knall. Wenn's nun aber gerade Romane ſind, die meine Huldinnen ſchon geleſen haben?

Ludw. Stahly. Nicht doch, durchaus Neugefertigtes wird verſprochen; ſogar was ſchon in Zeitſchriften geſtanden hat, bleibt ausgeſchloſſen. Es läßt ſich viel Gutes von dieſem Unternehmen hoffen. Ich weiß, daß ſehr tüchtige Mitarbeiter geworden ſind.

Knall. Nun, was könnt' ich dann Beſſeres wünſchen? Neue Romane in bequemer Folge, und, was die Hauptſache iſt, von guten deutſchen Schriftſtellern. Denn alle meine Frauenzimmer behaupten einſtimmig, daß ſie die ausländiſchen Romane, auch die trefflichſten, doch nie ſich völlig an zu eignen im Stande ſind.

Lieut. Lamach. Ja wohl, Dank und Preis unſern eigenen guten Schriftſtellern, die denn auch durch wohlfeile Ausgaben ſich, Gott Lob, immer mehr unter dem Volke verbreiten.

Rektor Haberm. Wie's aber mit dem Verſtändniſſe ſich verhalten mag, geſchätzter Herr Lieutenant —!

Knirps. Nun, auch dafür wird geſorgt werden. So zum Beiſpiel ſoll die neue Zeitſchrift „Der Dichterſpiegel“, die Lauffer in Leipzig angezeigt hat, zum großen Theil aus Erläuterungen der beſten Dichterwerke beſtehen. In dieſem Felde könnte Herrliches geleiſtet werden. Wie Vieles in den Schriften unſerer beſten Dichter kann erſt aus Einzelheiten der Gelehrten-Geſchichte gänzlich begriffen werden, die nur noch im Gedächtniß Weniger leben?

Fabian. Und warum ſollten nur die Bücher der Alten Erläuterung verdienen? Goethe ſagt:

„Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verſtehn,
Doch ohne Dolmetſch wird's auch nicht gehn.“

Rektor Haberm. Es iſt noch von Niemand angemerkt worden, daß Bürger's allbeliebte „Mutertändelei“ mit einem Bruchſtück der Sappho ſehr auffallend überein ſtimmt. Derſelbe Gang der Gedanken, beinahe gleiches Versmaaß. Bürger ſagt:

„Seht mir doch mein ſchönes Kind
Mit dem gold'nen Zottelröckchen u. ſ. w.
Komm' einmal ein Kaufmann her,
Hunderttauſend blanke Thaler,
Alles Gold der Erde zahl' er u. ſ. w.“

Und die Verſe der Sappho wüßt' ich nicht getreuer zu überſetzen, als ſo:

„Hab' ich nicht ein ſchönes Kind? Goldigbetten Blumenglöckchen
Iſt ſie gleich an milder Schöne, meine liebſte Kleis.
Nicht für's ganze Lyderreich und nicht für's anmuthreiche —.“

Das Bruchſtück iſt von dem wenig geleſenen griechiſchen Grammatiker Hephäſtion aufbewahrt worden, und es ſtände zu unterſuchen, ob es ſchon zu der Zeit, als Bürger das Lied dichtete, in die gebräuchlichen Ausgaben der Sappho aufgenommen war, in welchem Fall es für nachgeahmt zu erachten wäre; oder ob das Zuſammentreffen zufällig iſt?

Knirps. Nun, wenn der verheißene „Dichterſpiegel“ nicht etwa bloß allgemeine Betrachtung über die Dichterwerke anſtellt, ſondern mehr geſchichtliche, nur Wenigen bekannte Erklärungen darbietet, ſo kann er ſogar bleibenden Werth haben.

Ludw. Stahly. Der eine Herausgeber, Bernhardi, ſoll ein Verwandter von Tieck ſeyn. Wohl möglich, daß er durch jenen zu wünſchenswerthen Nachrichten gelangt iſt. Der Andere, Schiff, hat vor Kurzem den „Nachlaß des Katers Murr“ herausgegeben, ein Buch, worin ſich wirklich Spuren von Hoffmanniſchem Geiſte zeigen.

Lieut. Lamach. Ich hab's auch geleſen und ſtimme bei. Aber der wohlbekannte Kapellmeiſter Kreisler wird darin allzu ſehr in die Schule genommen. Freilich iſt, was der weiſe Murr gegen ihn bemerkt, ſehr nahegelegen und einleuchtend: aber der Menſch bildet ſeine Anſichten nach der Geſammtheit ſeiner dermaligen Gefühle, nicht ſeine Gefühle nach den Anſichten, wie er ſie etwa haben ſollte. Ueberhaupt wird dem guten Kreisler, der ſich ſelbſt ſchon genugſam mitſpielt, etwas ſehr darin mitgeſpielt.

Die muſikaliſche Figur.

Im „Morgenblatt“ (Nr. 311. 1825), in einem Bericht aus Leipzig, die Darſtellung des „Macbeth“ auf dem dortigen Theater betreffend, wird über die Spohr'ſche Muſik zu dieſem Trauerſpiele unter Anderem auch geſagt: „Die Ouvertüre iſt als eigentliches Einleitungsſtück in dieſer Tragödie vortrefflich. Sie beginnt mit einer mehrmals wiederholten Figur, welche ein geheimes Grauen zu erregen fähig und in die Violin-Partie gelegt iſt. Es iſt, als ſähe man ſchauervolles Gewürm am Boden kriechen, welches dem Hohen nachſtellt. — Wir wollen nicht bemerken, daß bei einer mehrmals wiederholten Figur das Grauen etwas nachlaſſen könnte, weil die Gewohnheit auch wohl dabei das übrige thut. Componiſten dürfen ihre Gedanken, Campaniſten und Feuerwerker ihre Figuren zehn Mal wiederholen, welches Verfahren ſchon ſo legitim iſt, daß man darüber alles Reden und Denken erſparen kann, beſonders wenn man es noch in gutem Andenken hat, wie ſchlecht einſt der ſelige Kotzebue, als er noch nicht ſelig war, ankam, weil er den unſeligen Einfall hatte, dieſe hergebrachten Wiederholungen in der Muſik an zu fechten. Wir wollen alſo die wiederholten Figuren vorüber laſſen, obwohl ſie uns ſehr oft nicht als Gedanken, ſondern nur als Figuranten derſelben erſcheinen. Ja wir könnten hier um ſo eher darüber beruhigt ſeyn, weil jener Correſpondent vielleicht in der jetzt ſo beliebten Ironie (womit gewöhnlich alles Unverſtändliche gemeint und entſchuldigt wird) hat ſagen wollen: daß eine ſolche mehrmals wiederholte Figur ein geheimes Grauen zu erregen fähig iſt — rein nur durch die mehrmalige Wiederholung; wie wir etwa ein geheimes Grauen fühlen, wenn uns irgend eine

Digitized by Google

zehn Mal erzählte Anekdote zum eilften Mal erzählt werden ſoll. Laſſen wir alſo die, auch hier bis zum Grauen wiederholten Figuren laufen und freuen uns nur über das, was ſie ausdrücken. „Es iſt, als ſähe man ſchaudervolles Gewürm am Boden kriechen, welches dem Hohen nachſtellt.“ Wenn man ſich dieſe Redefigur oft genug wiederholt, kann das Grauen natürlich auch nicht ausbleiben; aber die Muſik möchten wir wohl hören, die uns „das ſchaudervolle Gewürm, das am Boden kriecht und dem Hohen nachſtellt“, verſinnlicht. Es wird aber wieder Ironie ſeyn und wahrſcheinlich liegt in dieſer Muſik eine Antikritik, womit Hr. Spohr diejenigen Beurtheiler abfertigen will, die ihm, dem Hohen, nachſtellen. Wir haben übrigens die beſprochene Ouvertüre auch gehört und können nicht ſagen, daß wir zu ſo maleriſchen Anſichten dabei gekommen wären; uns iſt ſie wie ein ziemlich trockenes Werk erſchienen, worin der Autor ſich bemüht, die Genialitäten Anderer zuſammen zu tragen, ohne ihnen eine tüchtige Verbindung geben zu können. Wir ſprechen dies aus als Hülfs- und Heilmittel, im Fall etwa alle muſikaliſchen Figuren des Componiſten auf oben berichtete Weiſe lebendig werden und ihm um ſeine übrigens von der Phantaſie nicht übermäßig bedrohten fünf Sinne bringen wollten.

Leipzig. B.

Antikritiſche Erörterung.

Ein gewiſſer Julius Montano macht in Nr. 146 (1825) des „Merkurs“ Mittheilungen über Berlin, die in ſo fern charakteriſtiſch zu nennen ſind, als ſich der Charakter ihres Verfaſſers nur zu deutlich darin ausſpricht. Hr. M. hat ſich eine eigene Bahn in der Literatur gebrochen; er erzählt Stadtneuigkeiten, die dem größeren Publikum natürlich gleichgültig ſeyn müſſen, und denen er deshalb durch eine hinzugefügte tüchtige Portion malitiöſer Ironie einiges Intereſſe zu geben ſich beſtrebt. Bei einem ſolchen Vorhaben kömmt es freilich auf ein Paar Unwahrheiten mehr oder weniger nicht an, und Hr. M. hat dieſes Surrogat ſo trefflich benutzt, daß eine gänzliche Widerlegung deſſelben nothwendig wäre, wenn der Ausſpruch des Hrn. M. ein gewichtiger wäre. Da aber den Arbeiten des Hrn. M., bei dem richtigen Urtheil des deutſchen Publikums, nur eine ſo kurze Zeit des Daſeyns gegönnt iſt, als das Durchleſen ſolcher Zeitvertreib-Schreibereien erfordert, ſo bedarf es hier nur der Unterſuchung, in wie fern es Hrn. M. erlaubt war, an dergleichen Gegenſtänden ſeine Schreibluſtigkeit zu verſuchen.

Kein Schriftſteller hat das Recht, nur weil er ſchreiben will und nichts Beſſeres zu ſchreiben weiß, eine Begebenheit, die eine lebende Privat-Familie direkt betrifft, zur öffentlichen Sprache zu bringen; es ſey denn, daß er dem „Beobachter an der Spree“ dieſes Vorrecht abgewinnen will; und dann fürwahr iſt Hr. M auf gutem Wege, und wird, wie ſein Styl verſpricht, auch bald am Ziele ſeyn, bekränzt mit dem Lorbeer, den der überwundene Beobachter freiwillig um ſeine Stirne flicht.

Wer indeß ſeine Würde als Schriftſteller ſchon ſo ganz verleugnen und ſich mit dem Ausspoſaunen ſolcher Stadt-Geſchichten beſchäftigen mag, der hüte ſich wenigſtens, der allgemeinen Würde des Menſchen und den Geſetzen der Moral zu nahe zu treten, und ſchäme ſich, einen gebeugten Vater, indem er ihn der Oeffentlichkeit Preis giebt, noch mehr zu bekümmern, um der Tochter das Wort zu ſprechen. Mir ſo wenig wie Hrn. M. ſteht ein Urtheil über Vater oder Tochter zu, es fragt ſich jedoch, ob nicht die Letztere durch ihr Benehmen ſich ſelbſt ihr Urtheil geſprochen habe. —

Mit Hrn. M. über die Handlungen eines unlängſt verſtorbenen Edlen ſtreiten zu wollen, hieße das Andenken dieſes verewigten Biedermannes entwürdigen. Hier hat die allgemeine Anerkennung entſchieden, und dieſe iſt ſo gerecht, daß ſie auch die geſchriebenen Verſuche des Hrn M. und deren bösliche Tendenz nach ihrem wahren Werthe zu würdigen weiß.

Glaubt jedoch Hr. M. ſo gewiß, daß in unſeren pedantiſchen Zeiten jede Handlung gut iſt, zu der man nicht geſetzlich verpflichtet iſt, ſo möge er auch mir glauben, daß in unſeren wahrhaft gebildeten Zeiten noch nicht alles Geſchriebene gut iſt, das gerade geſetzlich nicht verboten iſt.

Und ſo möge Hr. M. ſich mit der Geſchichte der beiden Tuchhändler immerhin beluſtigen, vielleicht zieht er auch hieraus die warnende Lehre, daß Differenzen in jedem Fache zuweilen auf eine ganz ſonderbare Art beſeitigt werden, und daß beſonders die Differenzen in der Literatur ſich durch die Indifferenzen des Verfaſſers am beſten ausgleichen, indem ſie geleſen und vergeſſen werden, wenn ſie ſonſt, außer Schmähungen, nichts enthalten, was an ihren Verfaſſer erinnern könnte.

Wilhelm John.

1826. No. II.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Subſcriptions-Anzeige einer wohlfeilen Ausgabe von den Works of Ossian und einer deutſchen Ueberſetzung derſelben.

Welchem Gebildeten iſt nicht der Name Oſſian bekannt, des kaledoniſchen Homers, deſſen Dichtungen Größe und Erhabenheit durchſtrömen! — Von dieſen Dichtungen gedenke ich eine neue Auflage in der Originalſprache zu machen (welche in der Jubilate-Meſſe d. J. erſcheinen wird), da die in meinem Verlage erſchienenen Works of Ossian gänzlich vergriffen ſind. Dieſe neue Ausgabe wird nicht nur die Anmerkungen der meinigen ältern Auflage, ſondern auch die der neuern engliſchen Ausgaben enthalten; mithin, was zur Erläuterung dieſer Werke dient, den Vorzug vor den ſeither erſchienenen Ausgaben behaupten; Druck und Format wird ſeyn, wie die angekündigte neue Ausgabe der Oeuvres de Florian bei Gerhard Fleiſcher. Um den Ankauf möglichſt zu erleichtern, werde ich bis zur Oſtermeſſe dieſes Jahres einen Subſcriptions-Preis beſtimmen, à 2 Gulden oder 1 Rthlr. 3 Gr., der nachherige Ladenpreis wird wenigſtens um ¼ höher ſeyn.

Da Walter Scott ſo häufig auf die hohen Dichtungen ſeines großen Landsmannes anſpielt, da oft die Scenen ſeiner Geſchichten mit denen der Oſſianſchen Dichtungen zuſammentreffen, da die engliſche Literatur

Digitized by Google

immer beliebter in Deutſchland wird, ſo hoffe ich bei dieſem Unternehmen auf reichliche Unterſtützung von einem gebildeten Publikum.

Erfreulich wird es denjenigen Verehrern des Oſſians ſeyn, welche der engliſchen Sprache nicht kundig ſind, wenn ich zugleich eine wohlfeile deutſche Ueberſetzung von deſſen Werken ankündige, um dieſen Heroen in der Dichtkunſt gleich den Walter Scott bewundern zu können. Druck und Format von einer beliebten Taſchenausgabe, der Subſcriptions-Preis wie beim Original. Den Sammlern von ſechs Exemplaren wird das ſiebente gratis gegeben.

Frankfurt a. M., den 2. Januar 1826.

P. H. Guilhauman.

Vorläufige Anzeige.

Bei B. F. Voigt in Ilmenau verläßt bis zum 15. Januar die Preſſe und iſt bis Ende d. M. in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Abriß einer Lebens- und Regentengeſchichte
Alexanders I.
Kaiſers von Rußland,
von
W. v. Zimmermann.

Ohngefährer Preis: 12 bis 16 Gr.

In einem Augenblick, wo der noch ſo neue Schmerz alle theilnehmenden Zeitgenoſſen mit dem wärmſten Intereſſe für den hohen Verewigten erfüllt, wird eine, aus guten Quellen geſchöpfte, wohlgeſchriebene und gedrängte Ueberſicht der wichtigſten hiſtoriſchen Ereigniſſe ſeines Regentenlebens wie eine Auswahl ſo vieler Charakterzüge eines erhabenen von Menſchenwohl durchdrungenen Herrſchergemüthes, eine unpartheiiſche Würdigung ſeiner großen Verdienſte als Monarch und Menſch für das cultivirte Europa die willkommenſte Unterhaltung ſeyn.

Bei uns ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueberſicht der geſammten direkten und indirekten Beſteuerung in den preußiſchen Staaten, als Grundlage und im Vergleich zu den Steuer-Syſtemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze Preußens mit Preußen in Berührung kommen, als Rußland, Oeſtreich, Sachſen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. ſ. w. Mit Anmerkungen und Vorſchlägen, den ausübenden Steuerdienſt betreffend, von Carl Wilh. Schmidt, Königl. Preuß. Steuer-Rendant u. ſ. w.

Zwei Bände in gr. 8. mit vielen Tadellen. Druckpapier: $3\frac{2}{3}$ Thlr. Schreibpapier: 4 Thlr.

Von den Behörden ſelbſt iſt dieſes Werk als tüchtig anerkannt, und auch das öffentliche Urtheil bekräftigt es: daß Steuerbeamte und Steuerpflichtige hier Alles zuſammengetragen finden, was in dieſem Theile der Staatshaushaltung zu wiſſen irgend nöthig iſt. Demnach übertrifft dies eben erſchienene Buch jedes frühere über dieſen Gegenſtand, da es zumal ſich nicht auf den Preußiſchen Staat beſchränkt, ſondern alle angrenzenden Länder mit umfaßt.

Einige Beiträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen; ſo wie gewölbter, feuerfeſter und waſſerdichter Decken in Gebäuden; nebſt einer Anweiſung zur Bereitung des Forſterſchen Kalk-Mörtels. Mit Berechnungen und Zeichnungen im Holzſchnitt und Steindruck.

Von Carl Friedrich Holzer. Preis: $\frac{3}{4}$ Thlr.

Der Ertrag dieſer Schrift iſt wohlthätigen Zwecken, namentlich denen Bewohnern der Rheingegenden beſtimmt, welche durch die letzten Ueberſchwemmungen verarmt ſind.

Italien und die Italiener im Neunzehnten Jahrhundert. Nach dem Engliſchen des A. Vieuſſeux von G. Lotz.

Zwei Bände. Preis: $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Die Urtheile der engliſchen wie der deutſchen Zeitſchriften ſind darüber einig, daß von allen in neuerer Zeit über Italien erſchienenen Werken dieſes am glücklichſten Belehrung mit Unterhaltung verbindet.

Muſen-Almanach für das Jahr 1826. Herausgegeben von Julius Curtius.

Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern und in der mannigfachſten Form und mehr als 500 Xenien bilden den Inhalt. Die letzteren haben die politiſchen, religiöſen, literariſchen und theatraliſchen Verkehrtheiten und Beziehungen zu ihrem hauptſächlichſten Ziel erwählt, laſſen faſt keinen bekannten Namen, kein Inſtitut und keine Richtung unſerer Zeit ungeneckt, und eignen dieſes Taſchenbuch zu einer höchſt pikanten Unterhaltung. — Preis: 1 Thlr.

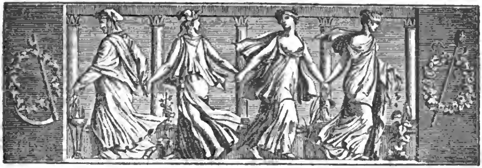
Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Herausgegeben von Carl von Holtei. Fünfter Jahrgang, für 1826. Preis: $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Inhalt: „Eigne Wahl". Luſtſpiel in 2 Akten von Karl Schall. — „Vielliebchen". Luſtſpiel von C. Lebrün. — „Die Berliner in Wien". Liederpoſſe von Carl v. Holtei. — „Die Ueberbildeten". Luſtſpiel von Ludwig Rodert. — „Mondſchein-Bekanntſchaften". Luſtſpiel von Wilhelm Martel.

Schon der Jahrgang für 1825 wurde im Allgemeinen von der Kritik als das beſte dramatiſche Taſchenbuch bezeichnet. Der neueſte hat den ſeltenen Vorzug, daß alle aufgenommenen Stücke ſchon mit Glück auf den verſchiedenſten Bühnen dargeſtellt worden ſind; ein Beweis, daß der nächſte Zweck: gute, darſtellbare theatraliſche Neuigkeiten zu liefern, hier erfüllt wird. Zugleich ſind mehrere davon ſo geiſtreich, daß ſie auch bei dem Leſen und Vorleſen eine höchſt angenehme Unterhaltung gewähren.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 27. Januar. 15tes Blatt.

L e g e n d e.

Nach Hans Sachs.

Daß unſer Heiland, Herr Jeſus Chriſt,
Oft weit und zu Fuß gewandert iſt,
Das wiſſen wir aus manchen Legenden,
Die uns viel fromme Bücher ſpenden.
So zog er einſt mit Petrus fort,
Gen Jericho, den bekannten Ort.
Indem ſie durch Wieſ' und Felder gingen,
Und redeten von erhabenen Dingen —
Denn aus des Heilands heiligem Mund
Ward himmliſche Weisheit dem Petrus kund,
Wonach der fromme Mann thät trachten —
Geſchah es, daß Beide vergaßen zu achten
Auf Meilenzeiger, auf Richtung und Steg,
Und kamen ab von dem rechten Weg.
Zur Seite auf der grünen Matten,
Da ſtand ein Baum, da lag im Schatten,
Der Ruhe pflegend, ein junger Knecht;
Den Beiden war das eben recht,
Beſcheidentlich frägt ihn Jeſus Chriſt —
Wie dies von ihm zu erwarten iſt —:
„Wird uns dieſer Weg gen Jericho führen?"
Der Knecht lag ſtill ohn' ſich zu rühren,
Gemächlich thät er ſein Frühſtück verzehren,
Ließ ſich darin durch die Frage nicht ſtören,
Er käute und ſtopfte ſich voller das Maul
Und war zur Red' und Antwort zu faul.
Der Herr ſprach zu Petrus: „Der faule Knecht
Hält uns für eine Antwort zu ſchlecht,
Kein Wörtlein, ſiehſt Du, will er uns ſpenden;
Wohin nun ſollen wir uns wohl wenden?"
Denn Chriſtus, ob auch alle Weisheit ihm klar,
Wie reich er an Gottes Erkenntniß auch war,
Ließ Menſch ſich in menſchlichen Dingen ſtets ſeh'n,
Damit ihn die Menſchen recht ſollten verſteh'n. —
Sie ſchauen nach allen vier Winden hinaus,
Im Zweifel, und wiſſen nicht ein noch aus;
Da kam vom andern Ende der Matte
'Ne Magd herbei gelaufen, die hatte
Die Schürze halb voll von gemähetem Gras,
Die Sichel geführet, gearbeitet bas:
Sie hatte die Wandrer von weitem geſeh'n
Unſchlüſſig und zweifelnd am Wege ſteh'n.
Sie fragte, wohin ſie zu ziehen gedächten?
Geleitete ſie auf den Weg, den rechten,
Von dem ſie gekommen ein gutes Stück,
Dann lief ſie in Eile zur Arbeit zurück,
Nahm nicht einmal Trinkgeld, und war ſchon davon,
Als Petrus ihr nachrief: „Gottes Lohn!"
Drauf Petrus ſprach: „O Meiſter, ich denke,
Das Mägdlein verdienet doch wohl ein Geſchenke.
Zum Lohn der Gutthat, die ſie uns gethan,
Beſcheer' ihr einen wackern Mann!" —
Der Herr erwiedert: „Der Knecht, der im Gras,
Zum Sprechen zu faul, bei der Mahlzeit ſaß,
Der faule Knecht, der wird ihr Mann!"
Verwundert ſchaut ihn Petrus an.
Der Herr ſprach weiter: „Ganz verderben
Würd' ja der Mann, in Armuth ſterben
Ohn' eine Frauen ſo fleißig und gut.
Sie aber, in Stolz und Uebermuth,
Würd', eitel auf ihren Fleiß, ihr Geſchick,
Sich überheben in Reichthum und Glück.
Denn Eitelkeit, ſehen wir oft, folgt jach
Der Tugend auf der Ferſe nach.
Darum läßt Gott es geſchehen auf Erden,
Daß ungleiche Ehen geſchloſſen werden,
Auf daß Eins trage und helfe dem Andern
Und Beide in Ehren in's Himmelreich wandern."

Roſa Maria.

Digitized by Google

Harzreiſe; von H. Heine.

(Fortſetzung.)

In dieſen Betrachtungen und in dieſer Stimmung überraſchte mich der Beſuch des Hofrath B., der kurz vorher ebenfalls nach Goslar gekommen war. Zu keiner Stunde hätte ich die wohlwollende Gemüthlichkeit dieſes Mannes tiefer empfinden können. Ich verehre ihn wegen ſeines ausgezeichneten, erfolgreichen Scharfſinns; noch mehr aber wegen ſeiner Beſcheidenheit. Ich fand ihn ungemein heiter, friſch und rüſtig. Daß er letzteres iſt, bewies er jüngſt durch ſein neues Werk: „Die Religion der Vernunft“, ein Buch, das die Rationaliſten ſo ſehr entzückt, die Myſtiker ärgert und das große Publikum in Bewegung ſetzt. Ich ſelbſt bin zwar in dieſem Augenblick ein Myſtiker, meiner Geſundheit wegen, indem ich, nach der Vorſchrift meines Arztes, alle Anreizungen zum Denken vermeiden ſoll. Doch verkenne ich nicht den unſchätzbaren Werth der rationaliſtiſchen Bemühungen eines Bouterwek, Paulus, Gurlitt, Krug, Eichhorn, Wegſcheider u. ſ. w. Zufällig iſt es mir ſelbſt höchſt erſprießlich, daß dieſe Leute ſo manches verjährte Uebel forträumen, beſonders den alten Kirchenſchutt, worunter ſo viele Schlangen und böſe Dünſte. Die Luft wird in Deutſchland zu dick und auch zu heiß, und oft fürchte ich zu erſticken, oder von meinen geliebten Mitmyſtikern, in ihrer Liebeshitze, erwürgt zu werden. Darum will ich auch den guten Rationaliſten nichts weniger als böſe ſeyn, wenn ſie die Luft verdünnen und abkühlen, und ſollte ſie auch dadurch etwas gar zu dünne und gar zu kühl werden. Im Grunde hat ja die Natur ſelbſt dem Rationalismus ſeine Grenzen geſteckt; unter der Luftpumpe und am Nordpol kann der Menſch es nicht aushalten.

In jener Nacht, die ich in Goslar zubrachte, iſt mir etwas höchſt Seltſames begegnet. Noch immer kann ich nicht ohne Angſt daran zurück denken. Ich bin nicht von Natur ängſtlich, und Gott weiß, daß ich niemals eine ſonderliche Beängſtigung empfunden habe, wenn z. B. eine blanke Klinge mit meiner Naſe Bekanntſchaft zu machen ſuchte, oder wenn ich mich etwa des Nachts in einem verrufenen Walde verirrte, oder wenn mich im Conzert ein gähnender Lieutenant zu verſchlingen drohte — aber vor Geiſtern fürchte ich mich faſt ſo ſehr wie mancher politiſche Beobachter und Wortführer. Was iſt Furcht? Kommt ſie aus dem Verſtande oder aus dem Gemüth? Ueber dieſe Frage disputirte ich ſo oft mit dem Doctor S. A...., wenn wir zu Berlin, im Caffé royal, wo ich lange Zeit meinen Mittagstiſch hatte, zufällig zuſammen trafen. Er behauptete immer: wir fürchten etwas, weil wir es durch Vernunftſchlüſſe für furchtbar erkennen. Nur die Vernunft ſey eine Kraft, nicht das Gemüth. Während ich gut aß und gut trank, demonſtrirte er mir fortwährend die Vorzüge der Vernunft. Gegen das Ende ſeiner Demonſtration pflegte er oft nach ſeiner Uhr zu ſehen, und immer ſchloß er damit: „Die Vernunft iſt das höchſte Prinzip!“ — Vernunft! Wenn ich jetzt dieſes Wort höre, ſo ſehe ich noch immer den Doctor S. A.... mit ſeinen abſtrakten Beinen, mit ſeinem engen, transcendentalgrauen Leibrock, und mit ſeinem ſchroffen, frierend kalten Geſicht, das einem Lehrbuche der Geometrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieſer Mann, tief in den Funfzigern, war eine perſonifizierte grade Linie, und bildete dadurch einen Gegenſatz zu mir, der ich damals nur in der Hogarthſchen Wellenlinie lebte. In ſeinem Streben nach dem Poſitiven hatte der arme Mann ſich alles Herrliche aus dem Leben heraus philoſophirt, alle Sonnenſtrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm nichts übrig, als das kalte poſitive Grab. Auf den Apoll vom Belvedere und auf das Chriſtenthum hatte er eine ſpezielle Malize. Gegen letzteres ſchrieb er ſogar eine Broſchüre, worin er deſſen Unvernünftigkeit und Unhaltbarkeit beweiſen wollte. Er hat überhaupt eine ganze Menge Bücher geſchrieben, worin immer die Vernunft von ihrer eigenen Vortreflichkeit renommirt, und wobei es der arme Doctor gewiß ernſthaft genug meinte, und alſo in dieſer Hinſicht alle Achtung verdiente. Darin aber beſtand ja eben der Hauptſpaß, daß er ein ſo ernſthaft närriſches Geſicht ſchnitt, wenn er dasjenige nicht begreifen konnte, was jedes Kind begreift, eben weil es ein Kind iſt. Einige Mal beſuchte ich auch dieſen Vernunft-Doctor in ſeinem eigenen Hauſe, wo ich ſchöne Mädchen bei ihm fand; denn die Vernunft verbietet nicht die Sinnlichkeit. Als ich ihn einſt ebenfalls beſuchen wollte, ſagte mir ſein Diener: der Herr Doctor iſt eben geſtorben. Ich fühlte nicht viel mehr dabei, als wenn er geſagt hätte: der Herr Doctor iſt ausgezogen. — Doch zurück nach Goslar. „Das höchſte Prinzip iſt die Vernunft!“ ſagte ich beſchwichtigend zu mir ſelbſt, als ich in's Bett ſtieg. Indeſſen, es half nicht. Ich hatte eben in Varnhagen von Enſe's „deutſche Erzählungen“, die ich von Clausthal mitgenommen hatte, jene entſetzliche Geſchichte geleſen, wie der Sohn, den ſein eigener Vater ermorden wollte, in der Nacht von dem Geiſte ſeiner todten Mutter gewarnt wird. Die wunderbare Darſtellung dieſer Geſchichte bewirkte, daß mich bei dem Leſen derſelben ein inneres Grauen durchfröſtelte. Auch erregen Geſpenſter-Erzählungen ein noch ſchauerlicheres Gefühl, wenn man ſie auf der Reiſe lieſt, und zumal des Nachts, in einer Stadt, in einem Hauſe, in einem Zimmer, wo man noch nie geweſen. Wie viel Gräßliches mag ſich ſchon zugetragen haben auf

dieſem Flecke, wo du eben liegſt? ſo denkt man unwillkührlich. Ueberdies ſchien jetzt der Mond ſo zweideutig in's Zimmer herein, an der Wand bewegten ſich allerlei unberufene Schatten, und als ich mich im Bette aufrichtete, um hin zu ſehen, erblickte ich —.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

XLIV. Beſſer einen Freund, als einen witzigen Einfall verlieren! ſagen die Franzoſen. Ein fürchterliches Sprüchwort, in welchem höchſt treffend der Leichtſinn dieſes Volkes ſich ſpiegelt. Und wahrlich, wenn ich ſehe, wie ſchwer es einem witzigen Kopfe wird, einen glänzenden Einfall, für deſſen feindſelige Wirkungen ſich nicht ſtehen läßt, zu unterdrücken; wie ein witziges Wort zuweilen den guten Namen eines Menſchen verletzt, nicht weil Bosheit ihn zu beflecken trachtet, ſondern weil die Eitelkeit des Witzkopfes über ſeinen Widerſtand den Sieg davon trägt; wie er die Lauterkeit ſeiner Sitten dem böſen Leumund preis giebt, und ſelbſt in anſtändiger Geſellſchaft einen ſchmutzigen Gedanken nicht verſchweigen kann, weil er ſich witzig ausnimmt — ſo fallen mir die prunkenden Römer ein, über welche die Prahlſucht eine ſo unbeſiegliche Gewalt hatte, daß ſie bei Gaſtgelagen auf dem Abacus, dem Prachttiſche, neben andern Geräthſchaften auch **goldene Nachtgeſchirre** zur Schau ausſtellten. *).

XLV. Ein praktiſcher Geſchäftsmann, der nur für Realitäten Sinn hat, und es nicht begreifen kann, wie die Menſchen ſich des Sonntags zu einem zweck- und zielloſen Spaziergange entſchließen mögen, weil er ſelbſt ſein Haus nicht verläßt, ohne ſich das Kammergericht oder das Pupillen-Collegium als den Endpunkt ſeines Weges, als das Loretto und Compoſtella ſeiner pilgernden Geſchäftigkeit feſtzuſetzen — ſolch ein Mann iſt ein geborner Feind der Phantaſie. Der elendeſte Theer-Ofen hat in ſeinen Augen mehr Werth als das prachtvollſte Luſtſchloß; der jämmerlichſte Küchengarten, und wäre er auch nicht einmal ſo groß, daß er ihm zum Familien-Begräbniß dienen könnte, ſpricht ihn weit erfreulicher an, als das duftendſte Paradies eines jugendlichen Schwärmers; das Geraſſel eines Geldkaſtens, wenn ſelbſt nur ſchlechte Kupfermünzen ſich darin befinden, ſchmeichelt ſeinen Ohren weit bezaubernder, als alle Harmonie der Sphären, und wenn ſie auch Koſegarten mit eigenem Munde ihm vordeklamirte. Zur Leſung eines poetiſchen Werkes entſchließt ſich ſolch ein Mann nur im äußerſten Nothfall — etwa an einem zweiten Feiertage, wenn keine Zeitung, keine Börſen-Nachrichten ausgegeben werden — oder wenn ihn Krankheit das Zimmer zu hüthen zwingt und jedes andere, proſaiſche Buch ihn zu gewaltſam erregen würde. Hat er ſich indeſſen einmal ſo weit herab gelaſſen, ſo erinnert er ſich vorſichtsvoll bei der erſten Zeile, daß es luſtige, beſtandloſe Seifenblaſen ſeyen, mit welchen er, ſo ſchlecht es im Grunde ſeiner Würde ſtehe, auf eine Stunde zu ſpielen gedenke; er rüſtet ſich mit den Waffen der Vernunft gegen den Autor und ſein Buch, und wie man in den calabriſchen Grotten ſorgfältig den Athemzug zu vermeiden ſucht, um nicht von der ſchwindelerregenden Stickluft betäubt zu werden, nimmt er ſich in Acht, an die Blumen der Poeſie zu riechen; nur Schritt für Schritt, behutſam ſchleicht er vorwärts, und hüthet ſich, die Thüren ſeines Herzens, im Fall er eines hat, den Strömen einer hinreißenden Begeiſterung zu öffnen, wie die alten Peruaner, ſo oft ſie des Nachts zum Sternenhimmel empor ſahen, ſogleich den Mund zuhielten, weil ſie fürchteten, die Zähne würden ihnen davon faul werden.

XLVI. Unſere Geſellſchaften, in welchen ein geäußerter Argwohn zur bedeutungsvollſten Neuigkeit ſchwillt, und ein leiſer verfänglicher Wink in kurzer Zeit von allen Zungen mit lauter Heimlichkeit wiederholt wird, haben Aehnlichkeit mit den isländiſchen Geiſern, in deren Tiefe man nur kleine Steinchen zu werfen braucht, um bald dumpfe Kanonenſchüſſe zu hören, und die Gegend umher wunderbar erſchüttert zu ſehen.

XLVII. Wenn die Wahrheit von den Höhen der Menſchheit herunter zum gemeinen Manne gelangt, ergeht es ihr gewöhnlich wie einem Shawl, welchen der perſiſche Schach einem Fremden ſchenkt; die vielen Hof-Beamten, durch deren Hände er wandern muß, tauſchen ihn um, und was der Fremde am Ende in die ſeinigen bekommt, iſt ein gewöhnlicher werthloſer Wollappen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Es iſt zum Erſtaunen, in welches Elend ſich mancher Kopf durch einen witzigen Einfall geſtürzt hat. Nicolo Franko, der anfangs der Gehülfe, dann der Gegner des berüchtigten Aretino geweſen, wurde eines Pasquills wegen auf Befehl des Papſtes gehängt, und ein griechiſcher Luſtſpiel-Dichter zum Tode verurtheilt, weil er den Vers des Euripides: „Die Natur wollte es, die ſich um Geſetze nicht kümmert", durch den Vers: „Die Stadt (Athen) wollte es, die ſich um Geſetze nicht kümmert", parodirt hatte. Indeſſen hat der Witz nicht immer ſo bedenkliche Folgen. Der Sohn des Triumvir Antonius belohnte einen witzigen Einfall des Arztes Philotas, der Plutarchs Großvater geweſen, mit all dem ſilbernen Trinkgeſchirr, welches ſich ſo eben auf dem Tiſche befand.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Zur Erinnerung an Alexander I. Alexander I., nach der Rückkehr von ſeinem ruhmvollen Befreiungs-Zuge nach Paris von dem Senate mit dem Namen des **Geſegneten** begrüßt, ward geboren am 23. (12.) Dezember 1777, war

Digitized by Google

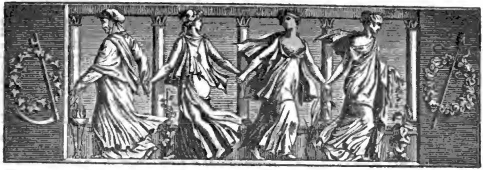
älteſter Sohn Kaiſer Paul I. (Petrowitſch) und deſſen zweiten Gemahlin Maria Fedorowna, einer Tochter Herzog Eugens von Würtemberg. Mit beſonderer Vorliebe und Sorgfalt übernahm es die Kaiſerliche Großmutter, Catharina II., für die Erziehung der geliebten Enkel zu ſorgen und ſchrieb ſogar eigenhändig einen Erziehungsplan für die jungen Prinzen, der in Form einer Inſtruktion an den Ober-Hofmeiſter derſelben, Grafen Nikolaus Soltikow, gerichtet war, in welcher ſie den Unterricht in der Muſik und der Poeſie aus zu ſchließen befahl, damit die jungen Fürſten nicht durch Liebhaberei und Dilettantismus von den großen und ernſten Studien, welche zur Regierungswiſſenſchaft gehören, abgezogen werden möchten. *) Nächſt dem Ober-Hofmeiſter war die Erziehung des Prinzen einem Genfer Gelehrten, Hrn. La Harpe, anvertraut, der den ſeinen Landsleuten eigenthümlichen Charakter, welcher eine Vermittlung zwiſchen franzöſiſcher Gewandtheit und deutſchem Ernſte macht, in einem ausgezeichneten Grade beſaß; auch Peter der Große war der Zögling eines Genfers, Namens Le Fort. — Von andern Lehrern, welche dem jungen Fürſten Unterricht ertheilten, verdienen noch der berühmte Naturforſcher Pallas, der ihn in der Botanik, und Profeſſor Kraft, der ihn in der Phyſik unterrichtete, genannt zu werden. Schon in ſeinem ſechszehnten Jahre wurde dem Großfürſten, der eben ſo ſehr durch geiſtige Anlagen, als durch eine ſchöne Körperbildung geſchmückt war, das Glück zu Theil, eine theure Lebensgefährtin in der Prinzeſſin Louiſe Marie Auguſte, des Erbprinzen Carl Ludwigs von Baden dritter Tochter, zu finden, welche ihm, nachdem ſie das Bekenntniß der griechiſchen Kirche abgelegt und den Namen Eliſabeth angenommen, den 9. Oktober 1793 vermählt ward. Wenn die Frauen von jeher als die Bewahrerinnen der Sitte und des Schönen gefeiert worden ſind, ſo verdient es beſonders rühmliche Anerkennung, wie durch die Kaiſerinnen aus deutſchen Fürſtenhäuſern die häuslichen Laren in den hohen Palläſten der Moskowitiſchen Czaare gehüthet und geſchützt worden ſind, und wenn der junge Großfürſt ſchon von ſeiner Kaiſerlichen Mutter, einer gebornen Prinzeſſin von Würtemberg, veranlaßt wurde, mit deutſcher Bildung ſich zu befreunden, ſo mußten die Neigung und der vertraute Umgang mit der geliebten Gattin auf ſein, allem Schönen und Guten zugängliches Gemüth einen nicht minderen Einfluß üben. Nach dem am 24. März 1801 erfolgten Abſcheiden Pauls I. beſtieg Alexander I. unter dem freudigſten Zuruf der Völker, die er beherrſchen ſollte, den Thron, und wurde am 27. September in Moskau gekrönt. — Auch das übrige Europa huldigte auf ungeheuchelte Weiſe dem Jüngling-Autokrator und Klopſtock feierte dieſe Thronbeſteigung durch eine Ode „an die Humanität“. — Dies war damals das große Loſungswort der Zeit, und wenn ſie in der Bruſt eines Monarchen, ſo klang es in der Bruſt Alexanders wieder; doch nicht ſo, daß es von da als der leere Schall eines großen Wortes zurück kehrte, ſondern in der Wirklichkeit Ausführung erhielt durch den freien Willen und die gewußte That des mächtigſten Selbſtherrſchers, der dieſen Titel in doppelt ſchwerer Bedeutung ausfüllte: einmal ſo, daß er der unbeſchränkteſte Alleinherrſcher war, dann aber auch ſo, daß er in dieſer Allgewalt zugleich die Schranken anerkannte, welche die würdigſten und mächtigſten ſind — die der Selbſtbeherrſchung. Dieſe Selbſtbeherrſchung darf jedoch nicht in dem einſeitig untergeordneten moraliſchen Sinne verſtanden werden, wie ſie dem Menſchen überhaupt, dem Privatmanne auch in den niederen Kreiſen der Geſellſchaft empfohlen wird; die Selbſtbeherrſchung, die wir an Alexander wahrnehmen, hat zugleich jene höhere Bedeutung, daß er ſie auf dem mächtigſten Throne übte, und daß, wie verführeriſch auch die Ideen, die zur Zeit ſeiner Thronbeſteigung die Welt bewegten, für einen vier und zwanzigjährigen Jüngling waren, er mit weiſer Mäßigung zurück hielt, um der naturgemäßen Entwickelung und Erziehung ſeiner Völker zu einer vernünftigen und geſetzmäßigen Freiheit, der Ausbildung des zum Theil noch nach Aſien gehörenden Reiches zu einem europäiſchen Staate nicht vor zu greifen. Zwar waren damals ſchon die furchtbarſten Stürme der franzöſiſchen Revolution vorüber und der erſte Conſul hatte ſich als den Mann angekündigt, der die Heiligkeit und Nothwendigkeit der Monarchie erkannt und die, von den in's Wüſte gehenden Republikanern in den Staub getretene Krone aufnehmen werde; zugleich aber hatte die Revolution dadurch einen gefährlicheren Charakter angenommen, daß ſie ſich nicht mehr innerhalb der eigenen Landesgrenze Frankreichs austobte, ſondern ihre bewaffnete Macht unter kühnen und glücklichen Feldherren nicht ſowohl zur Eroberung, als vielmehr zur Vernichtung der, mit dem Namen Feudal-Monarchieen des Mittelalters bezeichneten Reiche ausſchickte. Obwohl weder Rußlands Grenze von den Neufranken bedroht, noch das Volk auf ſeiner damaligen Bildungsſtufe den von den Republikanern verbreiteten Ideen zugänglich war, ſo hatte doch Kaiſer Paul ſich mit Oeſtreich gegen Frankreich verbunden und Suwarow hatte ſich bei Piacenza und Novi (1799) den Namen Italinskoi erworben. Nachdem aber Bonaparte mit unwiderſtehlichem Siegeszuge die Alpen überſtiegen und die Angelegenheiten Italiens wieder hergeſtellt hatte, rief Kaiſer Paul ſeinen Feldherrn und ſein Heer zurück, und ſo fand Alexander alle Einleitungen getroffen, um mit Frankreich Frieden zu ſchließen. Auch mit England befand ſich Rußland zur Zeit der Thronbeſteigung Alexanders im Kriege, aber mit beiden Mächten kam wenige Monate darauf der Friede zu Stande. — Zunächſt auf das Innere ſeines großen Reiches war der Geiſt des jungen Kaiſers gerichtet, denn hier galt es: der Natur unwirthbare Steppen in Fruchtgefilde zu verwandeln, der Rohheit edlere Bildung auf zu dringen und an die Stelle der Gewalt das Gefühl für Recht und Geſetz treten zu laſſen; nur innerhalb der Grenzen ſeines Reichs lagen die Eroberungen, welche den edlen Kaiſerlichen Ehrgeiz reizen konnten; der verbeſſerte Ackerbau, der neubelebte Handel, die erweckte Betriebſamkeit, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die Rechtspflege und was nur ſonſt zum Gedeihen, zur Größe, zur Feſtigkeit, zur Ehre und zum Schmuck eines Staates gezählt werden kann, dies waren die Kränze, für welche der Kaiſer-Jüngling in die Bahn trat. — Von dem griechiſchen Alexander erzählt man, daß ihm Philippos nach der Schlacht von Chäronea zugerufen habe: „Mein Sohn, ſuche Dir ein anderes Reich; denn das, welches ich Dir hinterlaſſe, iſt für Dich nicht groß genug.“ Der ruſſiſche Philipp, Peter der Große, hatte den Nachfolgern, die ihn verſtanden, ein anderes Wort hinterlaſſen: „Die Natur“, rief er nach Vernichtung der ſchwediſchen Flotte bei den Alands-Inſeln (1714) aus, „hat nur ein Rußland geſchaffen, und es muß keinen Nebenbuhler haben.“ Wenn der mazedoniſche Held nur auf das Ausland angewieſen war, ſo fand der Alexander des Nordens eine Welt als ſein Erbtheil vor, die ſeine Seele mit dem wahrhaft großartigen Herrſcherſtolze erfüllte, der jeden Gewinn für gering, jede Eroberung für ſeiner unwürdig halten mußte, da ſie ja doch nur von dem kommen konnte, der ärmer war als er ſelbſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Wie ſehr der Kaiſer das Andenken ſeiner Großmutter ehrte, zeigte er in der Proklamation, durch welche er ſeine Thronbeſteigung bekannt machte. „Indem Wir“, heißt es in derſelben, „den Kaiſerl. Thron aller Reuſſen beſteigen, ſo übernehmen Wir zugleich die Verbindlichkeit, das Uns von Gott anvertraute Volk nach den Geſetzen und nach dem Herzen Unſerer in Gott ruhenden Großmutter, der großen Frau und Kaiſerin Catharina der Großen, deren Andenken Uns und dem ganzen Vaterlande ewig theuer ſeyn wird, zu regieren u. ſ. w.“

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 28. Januar. 16tes Blatt.

Leid und Luſt.

1.

Euch Wolken beneid' ich
In blauer Luft,
Wie ſchwingt ihr euch freudig
Ueber Berg und Kluft!

Mein Liebchen wohl ſeht ihr
Im Garten geh'n,
Am Springbrunnen ſteht ſie
So morgenſchön.

Und wäſcht an der Quelle
Ihr goldenes Haar,
Die Aeugelein helle,
Und blickt ſo klar.

Und Buſen und Wangen
Dürft ihr da ſeh'n. —
Ich brenn' vor Verlangen
Und muß hier ſteh'n!

2.

Euch Wolken bedaur' ich
Bei ſtiller Nacht;
Die Erde bebt ſchaurig,
Der Mond erwacht:

Da fährt mich ein Bübchen
Mit Flügeln fein
Durch's Dunkel zum Liebchen,
Sie läßt mich ein.

Wohl ſchaut ihr die Sterne
Weit, ohne Zahl,
Doch bleiben ſie ferne
Euch allzumal.

Mir leuchten zwei Sterne
Mit ſüßem Strahl,
Die küſſ' ich ſo gerne
Viel tauſendmal.

Euch grüßt mit Gefunkel
Der Waſſerfall,
Und tief aus dem Dunkel
Die Nachtigall.

Doch ſüßer es grüßet
Als Wellentanz,
Wenn Liebchen hold flüſtert:
„Dein bin ich ganz!"

So ſegelt denn traurig
In öder Pracht!
Euch, Wolken, bedaur' ich
Bei ſüßer Nacht.

Joſeph v. Eichendorff.

Harzreiſe; von H. Heine.
(Fortſetzung.)

Es giebt nichts Unheimlicheres, als wenn man, bei Mondſchein, das eigene Geſicht zufällig im Spiegel ſieht. In demſelben Augenblick ſchlug eine ſchwerfällige, gähnende Glocke, und zwar ſo lang und langſam, daß ich nach dem zwölften Glockenſchlage ſicher glaubte, es ſeyen unterdeſſen volle vier und zwanzig Stunden verfloſſen, und es müßte wieder von vorn anfangen, zwölf zu ſchlagen. Zwiſchen dem vorletzten und letzten Glockenſchlage ſchlug noch eine andere Uhr, ſehr raſch, faſt keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langſamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiſerne

Digitized by Google

Zungen ſchwiegen, und tiefe Todesſtille im ganzen Hauſe herrſchte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Corridor, vor meinem Zimmer, etwas ſchlottern und ſchlappen, wie der unſichere Gang eines alten Mannes. Endlich öffnete ſich meine Thür, und langſam trat herein der verſtorbene Doctor S. A.... Ein kaltes Fieber rieſelte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Espenlaub, und kaum wagte ich, das Geſpenſt an zu ſehen. Er ſah aus wie ſonſt, derſelbe transcendentalgraue Leibrock, dieſelben abſtrakten Beine und daſſelbe mathematiſche Geſicht: nur war dieſes jetzt etwas gelblicher als ſonſt, auch der Mund, der ſonſt zwei Winkel von 22½ Grad bildete, war zuſammengekniffen, und die Augenkreiſe hatten einen größeren Radius. Schwankend, und wie ſonſt ſich auf ſein ſpaniſches Röhrchen ſtützend, näherte ſich mir der ſpukende Doctor, und in ſeinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte ſprach er freundlich: „Fürchten Sie ſich nicht, und glauben Sie nicht, daß ich ein Geſpenſt ſey. Es iſt Täuſchung Ihrer Phantaſie, wenn Sie mich als Geſpenſt zu ſehen glauben. Was iſt ein Geſpenſt? Geben Sie mir eine Definition? Deduziren Sie mir die Bedingungen der Möglichkeit eines Geſpenſtes? In welchem vernünftigen Zuſammenhange ſtände eine ſolche Erſcheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich ſage die Vernunft —.“ Und nun ſchritt das Geſpenſt zu einer Analyſe der Vernunft, citirte Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ 2ten Theil, 1ſter Abſchnitt, 2tes Buch, 3tes Hauptſtück, die Unterſcheidung von Phänomena und Noumena, conſtruirte alsdann den problematiſchen Geſpenſterglauben, ſetzte einen Syllogismus auf den andern und ſchloß mit dem logiſchen Beweiſe: daß es durchaus keine Geiſter giebt. Mir unterdeſſen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie Kaſtanietten, aus Seelenangſt nickte ich unbedingte Zuſtimmung bei jedem Satz, womit der ſpukende Doctor die Abſurdität aller Geſpenſterfurcht bewies, und derſelbe demonſtrirte ſo eifrig, daß er zuweilen in der Zerſtreuung, ſtatt ſeiner goldenen Uhr, eine Hand voll Würmer aus der Uhrtaſche zog, und, ſeinen Irrthum bemerkend, mit poſſirlich ängſtlicher Haſtigkeit ſie wieder einſteckte. „Die Vernunft iſt das höchſte —“ — da ſchlug es ein Uhr und das Geſpenſt verſchwand.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Geradewohl, halb in der Abſicht, den Bruder des Clausthaler Bergmanns auf zu ſuchen. Wieder ſchönes, liebes Sonntagswetter. Ich beſtieg Hügel und Berge, betrachtete, wie die Sonne den Nebel zu verſcheuchen ſuchte, wanderte freudig durch die ſchauernden Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar. In ihren weißen Nachtmänteln ſtanden die Berge, die Tannen rüttelten ſich den Schlaf aus den Gliedern, der friſche Morgenwind friſirte ihnen die herab hängenden, grünen Haare, die Vöglein hielten Betſtunde, das Wieſenthal blitzte wie eine diamantenbeſäete Golddecke, und der Hirt ſchritt darüber hin mit ſeiner läutenden Heerde. Ich mochte mich wohl eigentlich verirrt haben. Man ſchlägt immer Seitenwege und Fußſteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geht's uns auch auf dem Harze. Aber es giebt immer gute Seelen, die uns wieder auf den rechten Weg bringen; ſie thun es gern und finden noch obendrein ein beſonderes Vergnügen daran, wenn ſie uns mit ſelbſtgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten: welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir verſinken konnten, und welch ein Glück es ſey, daß wir ſo wegkundige Leute, wie ſie ſind, noch zeitig angetroffen. Einen ſolchen Berichtiger fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges, dummkluges Geſicht; er ſah aus, als wenn er die Viehſeuche erfunden habe. Wir gingen eine Strecke zuſammen, und er erzählte mir allerlei Spukgeſchichten, die hübſch klingen konnten, wenn ſie nicht alle darauf hinaus liefen, daß es doch kein wirklicher Spuk geweſen, ſondern daß die weiße Geſtalt ein Wilddieb war, und daß die wimmernden Stimmen von den eben geworfenen Jungen einer Bache (wilden Sau) und das Geräuſch auf dem Boden von der Hauskatze herrührte. Nur wenn der Menſch krank iſt, ſetzte er hinzu, glaubt er Geſpenſter zu ſehen; was aber ſeine Wenigkeit anbelange, ſo ſey er ſelten krank, und wenn es mal der Fall, ſo kurire er ſich jedesmal mit nüchternem Speichel. Er machte mich auch aufmerkſam auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Die Bäume ſind grün, weil grün gut für die Augen iſt. Ich gab ihm Recht, und fügte hinzu: daß Gott das Rindvieh erſchaffen, weil Fleiſchſuppen den Menſchen ſtärken, daß er die Eſel erſchaffen, damit ſie dem Menſchen zu Vergleichungen dienen können, und daß er den Menſchen ſelbſt erſchaffen, damit er Fleiſchſuppen eſſen und kein Eſel ſeyn ſoll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgeſtimmten gefunden zu haben, ſein freudiges Antlitz glänzte, und bei dem Abſchied war er gerührt. So lange er neben mir ging, war gleichſam die ganze Natur entzaubert, ſobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu ſprechen, und die Sonnenſtrahlen erklangen, und die Wieſenblümchen tanzten, und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es beſſer; Gott hat den Menſchen erſchaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und ſey er noch ſo groß, wünſcht, daß ſein Werk gelobt werde. In der Bibel, den Memoiren Gottes,

Digitized by Google

fiebt ausdrücklich: daß er die Menſchen erſchaffen zu ſeinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich zu der Wohnung des Bruders meines Clausthaler Freundes, und erlebte dort folgendes ſchöne Gedicht:

(Der Schluß dieſer erſten Mittheilung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

XLVIII. Ein reicher Graf, den ich in Italien kennen gelernt, heirathete die Tochter eines Holzhauers, ein einfaches, armes, aber blendend ſchönes Mädchen. Als ſie ſeinen Pallaſt betrat, und mit einem köſtlichen Hochzeitgewande geſchmückt wurde, bat ſich der Bräutigam das grobe Linnenkleid aus, welches ſie ſo eben abgelegt, und verſchloß es ſorgfältig in einen Schrank. „Was willſt Du damit?“ fragten die Freunde. — „Ich werde es meiner Frau zeigen, ſo oft ſie übermüthig iſt und unbillige Forderungen macht!“ war die Antwort; „es wird ſie erinnern, wer ſie iſt und wer ſie geweſen!“ — So halte ich es überhaupt für rathſam, gewiſſe Zeichen eines überſtandenen Elends (ich möchte ſie Leidenstrophäen nennen) in den Tagen des Glückes ſich immer vor Augen zu halten; ſie zügeln den Hochmuth und verſüßen die Gegenwart. Nach Herrera behielt Columbus die Ketten, in welche man ihn einſt ſo ungerechter Weiſe geſchlagen, in ſeinem Zimmer aufgehängt, betrachtete ſie jeden Morgen, und befahl ſogar, ſie ihm dereinſt mit in's Grab zu geben.

XLIX. Große Häuſer, welche den edlen Ausſchuß der Einwohner in glänzenden Geſellſchaften zu verſammeln lieben, gebrauchen die Vorſicht, einige gewandte Gelehrte oder einige gelehrte Weltleute als Bildungspunkte in dieſe Zirkel zu ſtreuen. Ohne daß die Uebrigen es gewahr werden, leiten ſie den Ton der Unterhaltung und geben ihr die Wendung, welche der Tag und die Umſtände erfordern. Sie erkundigen ſich ſorgfältig nach der neueſten Richtung des Zeitgeiſtes, und paſſen derſelben das Geſpräch oder die Spiele, womit man den Abend hinbringt, ſcharfſinnig an. Sie ſind dem Hausherrn von unüberſehlichem Nutzen; er kann ohne ſie kaum fertig werden, und füttert ſie mit Freigebigkeit, wie einſt die Prieſter von Sais den hundsköpfigen Affen, um an ihm die Mondesveränderungen wahrzunehmen, welche auf dieſes Thier einen ſichtbaren Einfluß haben ſollten.

L. Zwei Staaten, zwei Feinde, zwei Spieler, die einander zu überliſten trachten, und jeder ihren Gegenmann für einfältig genug halten, daß er die Schlinge nicht merke, kommen mir wie zwei Betrunkene vor, welche aus dem Weinkeller nach Hauſe gehen; damit der Andere nichts Arges merke, nimmt ein Jeder ſeine ganze Kraft zuſammen, um ohne Stolpern fort zu ſchreiten, und ſucht durch eine vernünftig zuſammenhangende Rede ſeine Rauſchloſigkeit zu beweiſen; aber umſonſt, jeder durchblickt, was ihm verheimlicht wird, und jeder lacht über den benebelten Tropf, der ihn zu betrügen wähnt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Zur Erinnerung an Alexander I. (Fortſetzung.) Sobald der Kaiſer ſeinem Lande den Frieden wiedergegeben, begann er ſogleich ſeine Arbeiten als weiſer Geſetzgeber und als großer Staatswirthſchafter. Nur eines flüchtigen Blickes in die Geſetzgebung vom Jahre 1801 bedarf es, um uns zu überzeugen, auf welcher Höhe der Einſicht und Ueberzeugung von dem, was Rechtens ſey, der jugendliche Monarch ſtand. Dem willkührlichen Einſchreiten in die Rechtspflege wurde durch das Geſetz vom 7. April 1801 ein Ende gemacht, in welchem der Kaiſer ſagte: „Ich erkenne keine Gewalt für Recht, welche nicht aus dem Geſetz fließt“, und durch welches die geheime Inquiſitions-Canzlei für aufgehoben erklärt wird. *) Die Folter wurde abgeſchafft und dem Edikte darüber fügte der Kaiſer die Worte bei: „Der Name Folter, der die Menſchheit ſchändet und ihr Vorwürfe bringt, werde für immer aus der Erinnerung des Volks ausgelöſcht.“ Die größte Milde und Gerechtigkeit bezeichneten den Antritt ſeiner Regierung; eine Menge Verurtheilter wurden begnadigt, eine Menge Verbannter zurück gerufen **). Eine beſondere Commiſſion von 48 Rechtsverſtändigen wurde zur Ausarbeitung der Geſetze errichtet und für dieſelben 100,000 Rubel jährlich beſtimmt. Um ſeine großen

*) Die geheime Inquiſitions-Canzlei war zwar ſchon von Catharina der Zweiten abgeſchafft, hatte jedoch unter dem milderen Namen einer geheimen Expedition ſich wieder eingeſchlichen. In dem Kaiſerlichen Ukaſe, in welchem die geheime Expedition aufgehoben wird, heißt es: „Da es ſich einerſeits in Folge der Zeit gezeigt hat, daß perſönliche Grundſätze, die ſelbſt Veränderungen unterworfen ſind, dem Mißbrauche keine ſicheren Grenzen ſetzen konnten, und die Kraft der Geſetze nöthig war, um dieſen Verordnungen die gehörige Unerſchütterlichkeit zu geben, und, von der andern Seite zu urtheilen, in einem gut eingerichteten Reiche alle Verbrechen durch die allgemeine Kraft der Geſetze ergriffen, gerichtet und beſtraft werden müſſen, ſo haben Wir für gut befunden, die Activität der geheimen Expedition auf immer zu vernichten, indem Wir befehlen, alle in derſelben geweſenen Prozeſſe in dem Reichs-Archiv der ewigen Vergeſſenheit zu übergeben, und die Erhaltung Unſeres Namens und des Reichs Unverletzlichkeit gegen alle Unternehmungen der Unwiſſenheit oder Bosheit bloß der Wirkung der Geſetze anzuvertrauen.“

**) In dem Ukaſe, durch welchen der Collegien-Aſſeſſor Deod Bonaſcheskil zurück gerufen wurde, heißt es: „Er wurde auf einen ungegründeten Bericht wegen Verrätherei und Ergebenheit für die Franzoſen, während ſeines Aufenthalts zu Piſa, ſeines Adels und Ranges verluſtig erklärt und ſein Name an den Galgen geſchlagen, er ſelbſt aber, ungeachtet er ſich bei ſeiner Rückkunft nach Rußland hinlänglich rechtfertigte, nach Irkutsk verbannt. Indem Wir nun mit Schmerzen die Stimme der Unſchuld hören, ſchenken Wir ihm die Freiheit, zu leben, wo er wünſcht, geben ihm ſeinen Rang und ſeine Würde wieder, laſſen ihn aus der Zahl der Miſſethäter ausſtreichen, und zur Vergeltung ſeiner unſchuldig ausgeſtandenen Leiden 400 Rubel als Penſion ertheilen.“

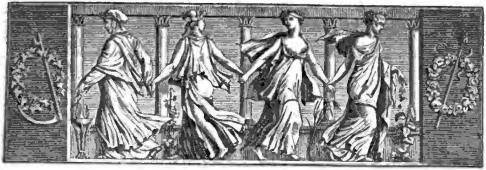
Digitized by Google

Pläne in Beziehung auf die Staatsverwaltung aus zu führen, bedurfte es einer gänzlichen Umgeſtaltung des zeither befolgten Syſtems und vor Allem einer Reform der höheren Regierungs- und Staats-Behörden. Der Senat erhielt eine freiere Stellung, wodurch er zwar in ſeiner früheren Willkühr beſchränkt, dafür aber eine vermittelnde Gewalt zwiſchen den Intereſſen des Staats und dem Monarchen wurde;*) das hohe Staats-Conſeil erhielt ebenfalls eine neue Organiſation und aus beiden bildete ſich der Kaiſer einen Reichsrath für ſein Cabinet. Dem Senate wurde oberrichterliche Gewalt beigelegt, ſo daß nur in wenigen Fällen von ihm Appellation an den Kaiſer ſtatt findet; ſeinen Ukaſen wurde gleiche Kraft wie denen des Kaiſers zugeſtanden, inſofern ſie denſelben nicht widerſprechen; er erhielt Vollmacht zur Ernennung zu Staats-Aemtern und das Recht, die Miniſter zur Verantwortung zu ziehen; die Anzahl der Senats-Mitglieder wurde auf 87 beſtimmt und er ſelbſt in neun Departements getheilt. Später folgte die Organiſation der Miniſterien in acht Departements, nämlich: der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges, der Marine, der Juſtiz, des Innern, der Finanzen, des Handels und der Volks-Aufklärung. — In allen Einrichtungen, in allen Umgeſtaltungen, die mit mehr Rechte neue Schöpfungen genannt zu werden verdienten, bewies der Kaiſer, daß er ſich an die Spitze des Zeitgeiſtes, dieſer unſichtbaren, aber unwiderſtehlichen Gewalt geſtellt hatte, und darin zeigt ſich ſeine Größe in dem ſchönſten Lichte, daß er dieſer Macht in dem Reiche, welches ſeinem Scepter gehorchte, das Gepräge ſeines eigenen Geiſtes zu geben wußte; er ſelbſt war es, der ſein Volk einer höheren politiſchen und geiſtigen Entwickelung entgegen führte. Welch klägliches Schauſpiel haben in neuerer und älterer Zeit diejenigen Herrſcher gegeben, die ihrer Würde und ihres Berufes ſo ſehr vergaßen, daß ſie, von dem wogenden Volks-Aufruhr belagert, ſich Zugeſtändniſſe abdrängen ließen, die ſie nimmermehr aus freiem Entſchluſſe gegeben hätten! Welch erhabenes Schauſpiel giebt uns dagegen der Monarch, der, ohne von den Unterthanen nur aufgefordert, vielweniger dazu gedrängt zu werden, nur aus feſter Ueberzeugung und aus freiem Willen ein Prinzip von ſo einflußreicher Bedeutung, wie das des freien Grundeigenthums, in's Leben treten läßt; der, während in andern Ländern den Regierungen als das einzige Heil die Verfinſterung und Unterdrückung des Gedankens empfohlen wurde, eine eigene Behörde für die Aufklärung des Volks niederſetzte. Alexander erkannte es für ſeinen höchſten Ruhm, über freie Unterthanen, nicht über Sklaven zu herrſchen, und ſo konnte ihn ſelbſt die Nichtanerkennung ſeiner großmüthigen Abſichten, die er erwarten durfte, nicht abhalten, die mit dem Slaventhum für unzertrennlich gehaltene Leibeigenſchaft auf zu heben. In genauem Zuſammenhange mit der Geſetzgebung, welche die Freiheit des Eigenthums betraf, ſtehen die Ukaſe, durch welche (ſchon 1801) dem Bauern- und Bürgerſtande die Berechtigung zur Erwerbung von Grundeigenthum gegeben und die Confiskation der Güter wegen Vergehungen allgemein abgeſchafft wurde. Die Statthalter der Provinzen durften jetzt nicht mehr Willkühr und Gewaltthätigkeiten üben, denn der geringſte und entfernteſte Unterthan wußte, daß er ſich mit Vertrauen an die Gerechtigkeit des Kaiſers wenden durfte. Durch die auf vielfache Weiſe angeregte Betriebſamkeit im Landbau ſowohl, als in dem Fabrikweſen, wurden die Staats-Einnahmen bedeutend vermehrt, ohne daß die Unterthanen ſtärker belaſtet wurden; immer mehr konnten die zu den gewöhnlichen Bedürfniſſen der Bekleidung gehörigen Fabrikate, welche bisher vom Auslande bezogen wurden, entbehrt werden, da ſie durch Herbeiziehung fremder Arbeiter im eigenen Lande gewonnen wurden. Auch dem Handel wurden neue Bahnen und Straßen eröffnet und Theilnahme an dem Welthandel war hier das große Ziel vielfacher Unternehmungen. Aus den ruſſiſchen Häfen wurden zu Weltumſegelungen, zu Entdeckungs- und Handels-Reiſen, in neuerer Zeit mehr Expeditionen ausgeſendet, als aus den Häfen irgend eines andern Landes, und wenn ſich England eines Cooks rühmen darf, ſo darf ſich Rußland eines Kruſenſterns rühmen. Auf der Weſtküſte von Nord-Amerika wurden ruſſiſche Niederlaſſungen begründet und die Anfechtungen, die von Seiten Englands dagegen gemacht wurden, überzeugten den Kaiſer nur um ſo mehr von der Wichtigkeit dieſer Unternehmung. Nicht von geringerer Bedeutung waren die Unterhandlungen, die mit Perſien und China gepflogen wurden, und die Sendungen nach Indien und Cochinchina, um dem Landhandel mit jenen reichen Ländern Aſiens eine höhere Wichtigkeit zu geben. — Wurde durch alle dieſe Unternehmungen ein blühender Wohlſtand verbreitet, ſo ließ ſich der Kaiſer die Sorge für die Volkserziehung und die höhere geiſtige Ausbildung nicht weniger angelegen ſeyn. Die Verbreitung der heiligen Schrift, wie ſie von den engliſchen Bibel-Geſellſchaften ausging, unterſtützte der Kaiſer mit aller Freigebigkeit; über 2000 niedere Bezirks- und Volks-Schulen wurden von ihm geſtiftet und hierbei die im Auslande von berühmten Männern, wie Peſtalozzi, Lancaſter u. A., gemachten Einrichtungen und Erfindungen benutzt. Gegen 300 Bürgerſchulen und Seminarien und ſieben Univerſitäten verdanken dem Kaiſer Alexander ihre Entſtehung und reichliche Ausſtattung. — Während ſo für Ordnung und Geſetz, für National-Reichthum und für die Bildung des Volks geſorgt wurde, machte ſich der Kaiſer die Verfaſſung der See- und Landmacht ebenfalls zur wichtigſten Angelegenheit; denn er wußte wohl, daß bei der Stellung, welche Rußland in dem europäiſchen Staaten-Syſtem genommen, es in den Gang der Begebenheiten verwickelt werden müſſe und daß ſein Schwerdt der Schaale, in welcher das Schickſal Europa's gewogen werde, einſt den Ausſchlag geben müſſe. Da in dem Zeitraum der Regierung des Kaiſers die ganze europäiſche Heer-Verfaſſung und das Syſtem der Kriegführung eine andere Geſtalt gewann, ſo blieb Rußland nicht hinter andern Mächten zurück, und Alexanders Wahlſpruch war auch hier: mens agitat molem. Für die Bildung der Offiziere wurde durch Kriegs- und See-Schulen geſorgt, Offiziere von höherem Range und höherer Bildung fanden in den ruſſiſchen Heeren und ſelbſt in der nahen Umgebung des Kaiſers günſtige Aufnahme. Zu welcher außerordentlichen Vollkommenheit das Materielle des Heer- und Kriegsweſens ausgebildet wurde, davon ſind Alle Zeuge, die in dem großen Befreiungs-Kriege dieſe ſchönbeſpannte, trefflich montirte und meiſterhaft bediente Artillerie, dieſe im Feſtſtehen unbewegliche, im Angriff unwiderſtehliche Infanterie, dieſe in der Ausdauer und Gewandtheit unvergleichliche leichte Cavallerie und die im Andrang unaufhaltſame ſchwere Cavallerie haben kennen lernen. (Der Schluß folgt.)

*) Der Ukaſe, durch welchen der Senat in ſeine alte Würde hergeſtellt wurde, zeugt vor Allem für die Einſicht und Großherzigkeit Alexanders. „Beſtändig habe Ich“, heißt es darin, „den dirigirenden Senat für die Oberſtelle der Gerechtigkeitspflege und der Vollführung der Geſetze gehalten; weiß aber, wie ſehr die Rechte und Vorzüge, welche ihm von den Herrſchern Rußlands, Meinen Vorfahren, zugeeignet waren, im Laufe der Zeit geſchwächt worden ſind und zwar zur wahren Schwächung der wahren Kraft des Geſetzes ſelbſt, das über Alle herrſchen muß.“ — Nachdem der Senat weiter aufgefordert wird, ein Memoriale über ſeine Rechte und Pflichten dem Kaiſer einzu reichen, heißt es am Schluß des Ukaſe: „Dieſe Rechte und Vorzüge des dirigirenden Senats bin Ich entſchloſſen, auf einen unbeweglichen Grund her zu ſtellen und ſie kraft der Mir von Gott verliehenen Gewalt als Reichsgeſetz zu befeſtigen, zu bewahren und auf alle Folgezeit unerſchütterlich zu machen.“

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 30. Januar. 17tes Blatt.

Harzreiſe; von H. Heine.

(Schluß der erſten Mittheilung.)

I.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der gold'ne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich,
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zitter,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

„Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr geh'n
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort iſt es gar zu ſchön.

Hier dagegen iſt es einſam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.

Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind.“

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eig'nen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummt,
Und die Zitter klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!“

II.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht an's nied're Fenſterlein,
Und der Mond, der ſtille Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beide, ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Digitized by Google

Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

Auch bezweifl' ich, daß du glaubeſt,
Was ſo rechter Glauben heißt,
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?" —

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schooß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die ſchöne Erd' erſchaffen,
Und die ſchönen Menſchen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich ſchon,
Und begriff und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größ're thut er noch,
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliches Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel,
Und das dunkle Hirngeſpinſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinzt.

Tauſend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerdter blitzen,
Ihre guten Banner weh'n!
Ey, du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſeh'n?

Nun, ſo ſchau mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

III.

Still verſteckt der Mond ſich drauſſen
Hinter'm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in heller'm Licht,
Und es glüh'n die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unſer Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.

Kleines Völkchen, unſre Sahne,
Naſcht es von der Milch und läßt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.

Und die Katz' iſt eine Hexe,
Denn ſie ſchleicht bei Nacht und Sturm
Drüben nach dem Geiſterberge,
Nach dem altverfall'nen Thurm.

Dort hat einſt ein Schloß geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz:
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz.

Da verwünſchte Schloß und Leute
Eine böſe Zauberin,
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten drinn.

Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort;

So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Frau'n und Knappentroß;

Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Alſo blühen Mährchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre gold'nen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küßt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut;
Tiſch und Schrank, mir iſt, als hätt' ich
Sie ſchon früherhin geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Zitter, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Staunen würdeſt du, mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, ſo dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Digitized by Google

Zitterklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es ſprießt, wie'n toller Frühling,
D'raus hervor ein Blumenwald.

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und haſtig regſam,
Wie gedrängt von Leidenſchaft.

Roſen, wild wie rothe Flammen,
Sprüh'n aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie cryſtall'ne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnſuchtgluth;
In der Lilien Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir ſelber, ſüßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luſtig um uns her.

Du, du wurdeſt zur Prinzeſſin,
Dieſe Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Frau'n und Knappentroß.

Aber Ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

(Die zweite Mittheilung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

LI. „Wenn der Menſch nicht unſterblich wäre", ſagte einſt eine geiſtreiche Frau, „ſo möchte ich nicht Gott ſeyn!" — „Ein Leichenredner aber noch weniger!" ſetzte Jemand hinzu, der im Winkel bisher ſchweigend ſeine Pfeife geraucht hatte.

LII. Sich ſelbſt beſtehlen, kann zwar kein Verbrechen genannt werden, doch fängt es den Leſer gar bald zu langweilen an, und verleidet ihm endlich das Buch ſammt ſeinem Verfaſſer. Ich will es recht gern glauben, daß ein Autor den geiſtreichen Gedanken, bei deſſen Empfängniß ſeine Seele die erhabenſten Regungen gefühlt, und dem Alltagskreiſe des Daſeyns entrückt geweſen, mit Entzücken wiederholt, und nicht leicht eine Gelegenheit verſäumt, wo ſich von jener ſeligen Geburtsempfindung, wenn auch nicht eine zweite Auflage, doch ein leiſer Schattenriß erhaſchen läßt — ich will gern glauben, daß ihn bei Wiederholung dieſes geiſtreichen Gedankens, durch welchen er von allen übrigen Köpfen auf Erden ſich unterſcheidet, zum zweiten Male die Wonneſchauer der Eitelkeit überrieſeln, die man nirgends ſo kräftig und wohlthuend, als in den Grotten des Pindus empfindet; daß er ſo oft als möglich ſich an jenem Staunen laben möchte, welches bei dem erſten Mal den Zuhörern allen wie ein elektriſcher Schlag durch Mark und Bein drang, und jeden einnickenden Leſer plötzlich zu ſich ſelbſt brachte — dennoch thut der gute Scribent ſich Schaden, und wagt die Unbeflecktheit ſeines Ruhmes, weil er ſich's nicht träumen läßt, daß eine Menge naſeweiſen Geſindels auf ſolche Selbſtwiederholungen Jagd macht, und ſie aufſcheucht, damit der Recenſent deſto bequemeres Schießen habe. Zwar wenn die Finnen in ihren Bergwäldern den Eichhörnchen auflauern, und ſie, um ihr Fell nicht zu verletzen, mit ſtumpfen Pfeilen, die oft durch mannigfaches Schnitzwerk geziert ſind, von den Bäumen herab ſtürzen, ſo ſuchen ſie die verſchoſſenen Pfeile ſorgfältig wieder auf und benutzen ſie, da ihre Verfertigung Zeit und Mühe koſtet, ſo vielfach als es ſich thun läßt — und einem Schriftſteller, der mit den Pfeilen ſeines Geiſtes vom Baume des Lebens ein Vorurtheil nach dem andern herunter ſchießt, wollen wir es verargen, wenn er den nämlichen Pfeil einige Mal vor unſern Augen hinſchwirren läßt? Er ſtumpft ſich aber durch wiederholten Gebrauch ab, klagt ihr. Das däucht euch nur, ihr lieben Leſer; der Autor ſelber, welcher die Sache doch wohl am beſten verſtehen muß, merkt nichts davon. Und wer möchte denn den ſeligen Schwindel beſchreiben, welchen Le Mierre durch alle Nerven wirbeln fühlte, wenn er jenen ſchönen Vers: „Der Dreizack Neptuns iſt der Scepter der Welt" — den einzigen, mit welchem er in ſeinem ganzen Leben niedergekommen, einem aufhorchenden Zirkel wiederholen konnte, und ihn mit funkelnden Blicken weit über Alles erhob, was Racine oder Rouſſeau jemals gedichtet?

LIII. Fragte mich Jemand, welches wohl der lächerlichſte Bock ſey, den ein Künſtler jemals geſchoſſen, ſo würde ich den Maler Parmeggianino als den Schützenkönig in dieſer Gattung aufſtellen. In ſeiner Verlobung der heiligen Catharina, einem großen Gemälde im Pallaſte Colonna zu Rom, küßt ein alter Heiliger ein Cruzifix, während Chriſtus ſelbſt nicht weit davon ſteht. (Die Fortſetzung folgt.)

Engliſche Sprüchwörter.

The nearer the Church, the farther from God. Je näher der Kirche, deſto weiter von Gott.

There is one goode Wife in the Country, and every Man thinks, he has her. Nur ein gutes Weib iſt in der Gegend, und jeder Mann glaubt es zu beſitzen.

'Tis an easy Matter, to find a Stick, to beat a Dog. Wer einen Hund ſchlagen will, findet einen Stock.

To cut one's Throat with a Feather. Jemandes Gurgel mit einer Feder abſchneiden. (Hinter ſeinem Rücken Uebles von ihm ſprechen.)

Truth hath a good Face, but bad Clothes. Wahrheit hat ein hübſches Geſicht, aber ſchlechte Kleider. S. G.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Zur Erinnerung an Alexander I. (Schluß.) Alle Kriege, die Alexander geführt, alle Feldzüge und Schlachten, die er theils angeordnet, theils perſönlich geleitet, hier aufzählen, hieße die Weltgeſchichte in ein Zeitungsblatt faſſen zu wollen. Nur ſo viel erwähnen wir, daß die Ruſſen unter Alexander Siegeskränze aus allen Weltgegenden heimbrachten. Die Erinnerungen an die gegen Carl XII. verlornen Schlachten wurden gänzlich verlöſcht und Schweden mußte ſich fügen. Die Türken begannen, ſeit ſie nicht mehr die Erbfeinde des heiligen römiſchen Reichs und der öſtreichiſchen Erbſtaaten waren, gegen Rußland ſich zu verſuchen; Alexander ſchlug ſie in wiederholten Feldzügen, eroberte ihre feſten Plätze und gewann ſeinem Reiche eine ſichere Grenze an dem ſchwarzen Meere. Vornehmlich aber waren es die Kriege gegen Frankreich, in denen die ruſſiſchen Heere ſich den größten Ruhm als tapfere und, gegen frühere Zeiten, wohldiſciplinirte Soldaten, und ihr Kaiſer ſich Bewunderung und Verehrung als einſichtiger und entſchloſſener Feldherr erwarben. Von dem brennenden Moskau bis zu den Mauern von Paris führte er ſeine ſiegreichen Schaaren, durch deren Erſcheinen ſich die deutſchen Völker nach langer Unterdrückung zum erſten Mal ihres Muthes und ihrer Kraft bewußt wurden. Können wir hier nicht alle die großen Tage anführen, durch die er ſeinen Namen unſterblich gemacht hat, ſo wollen wir doch wenigſtens an jenen von ihm in dem kritiſchſten Momente ausgegangenen Befehl erinnern, durch welchen der Fall von Paris 1814 entſchieden ward. — Gefürchtet von den Feinden durch Waffengewalt und Heeresmacht, waren doch die Waffen, die ihm ſeine Leutſeligkeit, ſein geiſtreicher Witz und die ihm eigenthümliche Liebenswürdigkeit verliehen, noch weit unwiderſtehlicher. Allein weder das Glück auf dem Schlachtfelde, noch die Huldigungen der Hauptſtadt Frankreichs konnten ihn zum Uebermuth oder zur Eitelkeit verleiten; er gab für die ihm geſchenkten Siege Gott allein die Ehre. „Was ſollen wir ſagen“ — heißt es in dem von dem Kaiſer eigenhändig abgefaßten Manifeſte vom 1. Januar 1816 — „was ſollen wir ſagen, Ruſſen, liebe getreue Unterthanen! Welche Empfindungen müſſen uns nach ſo vielen wundervollen Ereigniſſen erfüllen? Laßt uns niederfallen vor dem Altare des Allerhöchſten, Ihm unſere Herzen, unſere Werke, unſere Gedanken zu Füßen legen. Wir retteten das Vaterland, befreiten Europa, ſtellten Friede und Eintracht wieder her, gaben dem rechtmäßigen Könige ſeinen ihm entriſſenen Thron wieder zurück. Aber die Wichtigkeit und Größe dieſer Thaten beweiſt, daß nicht wir dies Alles vollbrachten; Gott gab zur Vollendung derſelben unſern Armen Stärke, gab unſerer Schwachheit ſeine Kraft, unſerer Einfalt ſeine Weisheit, unſerer Blindheit ſein allſehendes Auge. Was alſo wählen? Stolz oder Demuth? Unſer Stolz würde ungerecht und undankbar vor Dem ſeyn, der über uns ſo unendliche Milde ergoß; er würde uns denen gleich machen, die uns zu Boden warfen. Aber die Demuth veredelt unſere Sitten, tilgt unſere Schuld vor Gott, bringt uns Ruhm und zeigt der Welt, daß wir Niemanden furchtbar ſind, aber auch Niemanden fürchten.“ — Nachdem wir nun daran zu erinnern verſucht, wie groß Alexander als Regent, wie groß er als Feldherr und Kriegesfürſt war, ſo bleibt uns nur noch übrig, den hohen Standpunkt zu berühren, auf welchen er ſich als der leitende Führer der europäiſchen Politik geſtellt hatte; denn die Bürgerkrone, die er als der weiſeſte Regent, den Lorbeer, den er als der glücklichſte Feldherr gewann, theilen Viele mit ihm, aber den Ruhm: in einer Zeit, in welcher die Wellen einer kaum beſchwichtigten großen Revolution noch auf und nieder wogten, ſich an die Spitze der europäiſchen Politik geſtellt zu haben und ſelbſt auf die Angelegenheiten jenſeit des Weltmeeres einen weſentlichen Einfluß ausgeübt zu haben, dieſer bleibt ihm allein und unbenommen. — Mögen Andere, die ſich einer ganz beſondern Einweihung in die Geheimniſſe der Politik rühmen, nicht glauben: ihnen allein ſtehe eine gerechte Würdigung und Beurtheilung der Grundſätze zu, nach denen der Kaiſer handelte; auch uns, die wir, durch unſere Stellung weniger begünſtigt, von einem geheimen Hinterhalt der Politik in unſerer Zeit nichts wiſſen und uns mit vollem Vertrauen an dasjenige halten, was wir offenbar und in der That vor uns haben, ſey es vergonnt, dieſen Grundſätzen, ſo weit wie ſie verfolgen konnten, zu huldigen. Gedenken wir Alexanders, als an der Spitze der europäiſchen Politik, ſo iſt die erſte Erinnerung, die uns entgegen tritt, die, daß er der Stifter „des heiligen Bundes“ iſt. Während man in früherer Zeit es nicht nur ausgeſprochen, ſondern durch die That bewieſen, daß die Religion von den politiſchen Angelegenheiten ſo fern als möglich gehalten werden müſſe, ſehen wir hier einen Kaiſer das Bekenntniß ablegen, daß ſein Chriſtenthum ſich nicht bloß auf ſein Privatleben, nicht bloß auf ihn als Menſchen beſchränke, ſondern auch den Monarchen ganz erfülle und beſeele. Zwei ſeiner nächſten und getreueſten Verbündeten fordert er auf, dieſe Geſinnungen, die ihnen keineswegs fremd waren, ebenfalls öffentlich zu bekennen, und ſo unterzeichneten zuerſt dieſe drei Monarchen jene Bundes-Akte, in welcher ſie „vor den Augen der ganzen Welt ihren unerſchütterlichen Entſchluß offenbarten, ſowohl in der Verwaltung der ihnen anvertrauten Staaten, als auch in den politiſchen Beziehungen zu jeder andern Regierung, nichts Anderes zur Richtſchnur zu nehmen, als die Gebote dieſes heiligen Glaubens, die Gebote der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens, die ſich durchaus nicht durch ihre Anwendung bloß auf das Privatleben einſchränken, ſondern dagegen unmittelbar auf den Willen der Fürſten Einfluß haben und alle ihre Handlungen leiten müſſen, als das einzige Mittel, welches die menſchlichen Anordnungen befeſtigt und ihren Unvollkommenheiten abhilft.“ Es wurde ferner als Grundſatz ausgeſprochen, daß die drei Monarchen „durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderſchaft vereinigt bleiben und, ſich als Landsleute betrachtend, in jedem Falle und an jedem Orte einander Beiſtand, Hülfe und Unterſtützung geben; in Bezug auf ihre Unterthanen und ihre Truppen als Familienväter dieſelben in eben dem Geiſte der Bruderſchaft regieren wollten, von welchem ſie, zur Bewahrung der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit, beſeelt ſind.“ — Bald traten zu dieſem Bunde alle europäiſchen Fürſten, mit geringer Ausnahme, hinzu, und wenn auch das Beſtehen und die fortdauernde Wirkſamkeit ſolcher Grundſätze an die Perſönlichkeit des Stifters geknüpft ſcheinen, ſo dürfen wir doch hoffen, daß ſein Geiſt noch lange ſegensreich über dieſem Bunde ſchweben werde. — Europa trauert über den Verluſt eines Monarchen, dem es die Rettung aus großer Bedrängniß und das Glück eines geſicherten Friedens dankte. Uns Preußen aber ſey es vor Andern vergönnt, als die Nächſten in dem Trauerzuge, an die tapfern Ruſſen, die mit geſenktem Blick der Bahre ihres geliebten Kaiſers folgen, uns an zu ſchließen und eben ſo treu und brüderlich mit ihnen das tiefe Leid zu theilen, wie wir einſt brüderlich und treu mit ihnen Gefahr und Sieg theilten, als wie ihrem Kaiſer bei Lützen und Bautzen, bei Culm und Leipzig, bei Bar-ſur-Aube und bei Paris folgen durften. Was er mit brüderlichem Händedruck unſerm Könige über dem Sarge Friedrichs des Großen gelobt, hat er als redlicher Bundesgenoſſe erfüllt, und ſo wird bei uns von Geſchlecht zu Geſchlecht ſein Ruhm verkündet und ſein Andenken heilig gehalten werden.

F. F.

(?) In Warſchau iſt jetzt ein geflügelter Hund zu ſehen. Er gleicht einer Fledermaus und genießt rohe Fiſche und Meth. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 1. Februar. 18tes Blatt.

Harzreiſe; von H. Heine.

II.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Geſpenſter bei'm dritten Hahnenſchrei. Ich ſtieg wieder bergauf und bergab, und vor mir ſchwebte die ſchöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geiſt des Gebirges begünſtigte mich ganz offenbar: er wußte wohl, daß ſo ein Dichtermenſch, wie ich bin, viel Hübſches wiedererzählen kann, und er ließ mich dieſen Morgen ſeinen Harz ſehen, wie ihn gewiß nicht Jeder ſah. Aber auch mich ſah der Harz, wie mich nur Wenige geſehen; in meinen Augenwimpern flimmerten eben ſo koſtbare Perlen, wie in den Gräſern des Thals. Morgenthau der Liebe ſtrömte aus meinem Herzen, die rauſchenden Tannen verſtanden mich, ihre Zweige thaten ſich von einander, bewegten ſich herauf und herab, gleich ſtummen Menſchen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlorenen Waldkirche. Man ſagt, das ſind die Heerdenglöckchen, die im Harz ſo lieblich, klar und rein geſtimmt ſind.

Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine ſolche Heerde ſtieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Menſch, ſagte mir: der große Berg, an deſſen Fuß ich ſtände, ſey der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Menſch einlud, mit ihm zu eſſen. Wir ſetzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käſe und Brod beſtand; die Schäfchen erhaſchten die Krumen, und die lieben, blanken Kühlein ſprangen um uns herum, und klingelten ſchelmiſch mit ihren Glöcklein, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt ſchien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König iſt, der mir Brod gegeben hat, ſo will ich ihn auch königlich beſingen:

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Ueber ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die ſchwere, gold'ne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Cavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolz geſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſici.

Und das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen d'rein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muß regieren
Der Miniſter, jener Hund,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren iſt ſo ſchwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hauſe
Schon bei meiner Kön'gin wär'!

Digitized by Google

In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt ſo weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Wir nahmen freundſchaftlich Abſchied, und fröhlich ſtieg ich den Berg hinab. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich, in jeder Rückſicht, Reſpekt habe. Dieſen Bäumen iſt nämlich das Wachſen nicht ſo ganz leicht gemacht worden, und ſie haben es ſich in der Jugend ſauer werden laſſen. Der Berg iſt hier mit ungeheuern Steinen und Granitblöcken beſäet, und die meiſten Bäume mußten mit ihren Wurzeln dieſe Steine umranken, oder ſprengen, und mühſam den Boden ſuchen, woraus ſie Nahrung ſchöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichſam ein Thor bildend, über einander und oben darauf ſtehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erſt am Fuße derſelben den Boden erfaſſend, ſo daß ſie in der freien Luft zu wachſen ſcheinen. Und doch haben ſie ſich zu jener gewaltigen Höhe empor geſchwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zuſammengewachſen, ſtehen ſie feſter als ihre bequemeren Collegen im zahmeren Forſtboden dort unten. So ſtehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Ueberwinden früher Hemmungen und Hinderniſſe ſich erſt recht geſtärkt und befeſtigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denſelben ſpazierten die gelben Hirſche. Wenn ich ſolch ein liebes, edles Thier ſehe, ſo kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menſchen, und ſäugte den ſchmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa. Allerliebſt ſchoſſen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall ſchwellende Moosbänke; denn die Steine ſind fußhoch von den ſchönſten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolſtern, bewachſen. Liebliche Kühle und träumeriſches Quellengemurmel. Hier und da ſieht man, wie das Waſſer unter den Steinen ſilberhell hinrieſelt und die nackten Baumwurzeln und Faſern beſpühlt. Wenn man ſich nach dieſem Treiben hinab beugt, ſo belauſcht man gleichſam die geheime Bildungsgeſchichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten ſprudelt das Waſſer aus den Steinen und Wurzeln ſtärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt ſich gut ſitzen. Es murmelt und rauſcht ſo wunderbar, die Vögel ſingen abgebrochene Sehnſuchtslaute, die Bäume flüſtern wie mit tauſend Mädchen-Zungen, wie mit tauſend Mädchen-Augen ſchauen uns an die ſeltſamen Bergblumen, ſie ſtrecken nach uns aus die wunderſam breiten, drollig gezackten Blätter, ſpielend flimmern hin und her die luſtigen Sonnenſtrahlen, die ſinnigen Kräutlein erzählen ſich Mährchen, es iſt Alles wie verzaubert; es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erſcheint — ach, daß ſie ſo ſchnell wieder verſchwindet!

Je höher man den Berg hinauf ſteigt, deſto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, ſcheinen immer mehr und mehr zuſammen zu ſchrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeer-Sträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch ſchon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erſt recht ſichtbar; dieſe ſind oft von erſtaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle ſeyn, die ſich die böſen Geiſter einander zuwerfen in der Walpurgis-Nacht, wenn hier die Hexen auf Beſenſtielen und Miſtgabeln einhergeritten kommen, und die abentheuerlich verruchte Luſt beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu ſchauen iſt auf den hübſchen Fauſtbildern des Meiſter Retzſch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reiſe von Berlin nach Göttingen in der erſten Mainacht am Brocken vorbei ritt, erkannte ſogar einige belletriſtiſche Damen, die auf einer Bergecke ihre äſthetiſche Thee-Geſellſchaft hielten und ſich die „Abendzeitung" vorlaſen, und ihre poetiſchen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetiſch umhüpften, als Univerſal-Genies prieſen, und über alle Erſcheinungen in der deutſchen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch, als ſie auch auf den „Ratkliff" und „Almanſor" geriethen, und dem Verfaſſer alle Frömmigkeit und Chriſtlichkeit abſprachen, da ſträubte ſich das Haar des jungen Mannes, Entſetzen ergriff ihn — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber. — In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens erſteigt, kann man ſich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberg-Geſchichten zu denken, und beſonders an die große, myſtiſche, deutſche National-Tragödie vom Doctor Fauſt. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinauf klettere, und Jemand humoriſtiſch Athem ſchöpfe. Und wirklich, ich glaube, auch Mephiſto muß mit Mühe Athem holen, wenn er ſeinen Lieblingsberg erſteigt; es iſt ein äußerſt erſchöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langerſehnte Brockenhaus zu Geſicht bekam.

Dieſes Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt iſt, bloß aus einem Parterre beſteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erſt 1800 vom Grafen Stollberg-Wernigerode erbaut, für deſſen Rechnung es auch, als Wirthshaus, verwaltet wird. Die Mauern ſind erſtaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach iſt niedrig, in der Mitte deſſelben ſteht eine thurmartige Warte, und bei dem Hauſe liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wo-

Digitized by Google

von das eine, in frühern Zeiten, den Brockenbeſuchern zum Obdach diente.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

LIV. Die Bosheit und der Neid mögen dem großen Geiſte ſeine Stützen entwenden, und ſeine Kräfte zu ſchwächen ſuchen, auch nach dem Verluſte ſteht er noch erhaben und ruhig da und ſpottet der jämmerlichen Leidenſchaften, welche ſich mit ohnmächtiger Wuth an ihm verſuchen. So haben ſpätere Hände aus der trojaniſchen Säule zu Rom die eiſernen Klammern, welche ehedem ihre Steinblöcke zuſammen hielten, heraus geriſſen, und dennoch ſteht das Kunſtwerk unerſchüttert und unbeweglich, und trotzt der Zeit und ihrer zerſtörenden Kraft.

LV. Ein großer Geiſt und ein reicher Mann erregen Beide die lebhafteſte Theilnahme der Menge; dieſer aber wird beneidet, während Jener nur bewundert wird, und die meiſten Menſchen ſagen mit Lady Montague, ich wollte lieber ein reicher Effendi mit all ſeiner Unwiſſenheit, als Iſaak Newton mit all ſeinen Kenntniſſen ſeyn.

LVI. Armes Mädchen, welches mit aller Begeiſtrung der erſten Liebe dem theuern Manne ſich hingiebt, den Himmel ſeiner Seligkeit auf dieſen einzigen Pfeiler ſtützt, den ganzen blumenreichen Hintergrund des Lebens nur von dieſer einzigen Sonne beleuchtet ſieht, und am Ende, wenn der Falſche mit leichtſinnigen Händen das ſchöne Band zerriſſen, erſtaunt zuſammen ſchreckend es nicht faſſen kann, wie ein ſo ſeliges Glück an einen ſo troſtloſen Schmerz grenzen konnte, wie in einem ſo reizenden Paradieſe die Grundſteine zu einer ſo entſetzlichen Hölle gelegen! Welches jugendliche Gemüth ahnt es aber auch, daß im Hauſe der Freude der Gram zur Miethe wohnt, und bei veränderten Verhältniſſen plötzlich den Hausherrn ſpielen kann? Es freut ſich des ſchönen Sommertages, und weiß von keinem unſichtbaren Monde, der mit einem Male die heitere Sonnenſcheibe verdecken und verfinſtern kann. Als die Entdecker Amerika's den Karaiben zum erſten Mal ein Schwerdt zeigten, faßten ſie unvorſichtig die Schneide an, und begriffen nicht, wie ſie ſich daran verwunden konnten.

LVII. Wenige Schriftſteller von Gewicht laſſen ſich, wie ein ſehr ſchätzbarer unter den neueſten Dichtern Deutſchlands gethan, leutſelig herab, auch die Kinderjahre mit den Erzeugniſſen ihres Geiſtes zu ergötzen oder zu belehren, und Mancher würde ſich zu einem ſtümpernden Dorf-Schulmeiſter zu erniedrigen glauben, wenn er dergleichen in die Welt ſetzte. Und doch iſt es vielleicht eben ſo klug als zweckmäßig, das kindliche Gemüth für die geiſtige Speiſe, ſo man ihm in ſpäteren Jahren zu reichen gedenkt, vor zu bereiten — und doch hat der weiſe Archytas, welcher über die Natur des Univerſums geſchrieben, gewiß eine innige Herzensfreude empfunden, wenn er über die Straße ging, und fröhliche Kinder mit der Klapper, die er, wie Ariſtoteles erzählt, ſelber erfunden, ſpielen ſah. Du lieber Himmel, ſollten eben dieſe Kinder dereinſt erſtaunt ausrufen, derſelbe Mann, welcher uns mit ſeiner Klapper ſo luſtig unterhalten, beſchäftigt jetzt ſo ernſt, ſo erhaben, ſo herrlich unſern Geiſt? Auf, ihr Jünglinge, laſſet uns nach ſeinem Grabe wandern und niederknieen und dankbar ihn preiſen!

LVIII. Weil er dichten muß, dichtet der Sänger: der Dichterling macht Verſe, weil er dergleichen zu ſchreiben ſich vorgenommen hat. Der wahre Dichter fühlt ſich gedrängt, die Welt dar zu ſtellen, welche ſich lebendig in ihm bewegt; er muß ihr die Geſtalt geben, welche ſie erwartet, und würde ſich unglücklich fühlen, würde krank werden, wenn er es nicht dürfte. In ſeinem Werke giebt er ſich ſelbſt, und die Seele des Zeugenden geht hier, wie Tertullian von der phyſiſchen Fortpflanzung behauptet, in das Gezeugte über. Die Ruhmbegierde kann des Dichters Schwingen befiedern, aber die Baſis ſeiner Thätigkeit iſt ſie nicht. Nicht in der Hoffnung auf Beute fertigt die Spinne ihr künſtliches Gewebe; ſie zieht ihre Fäden, weil ſie des angehäuften Stoffes ſich entledigen muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

An Ludwig Uhland.

Uhland, Meiſter des Geſanges,
Uhland, Fürſt im Reich der Töne,
Kannſt Du athmen, kannſt Du leben,
Ohne ſüßen Liederhauch?

Auf zum jungen Morgenlichte
Steigt im Jubelton die Lerche,
Grüßt den Mittag, grüßt den Abend
Mit dem trillernden Geſang.

Wenn der Chor der Nachtigallen
Mit des Frühlings Blüthen ſcheidet,
Neuer Lieder Zauberklänge
Bringt der neue Lenz zurück.

Und Du, ſüßer Liederſänger,
Sänger mit den gold'nen Schwingen,
Dem der heit're Lebensmorgen
Unter Melodien verrauſcht;

Du, der Liebling deutſcher Wälder,
Nachtigall im Sänger-Chore,
Du, des Frühlings treuer Bote,
Wollteſt ſchweigen immerdar?

Nein, Du übſt im ſtillen Haine
Neue Lieder, neue Weiſen;
Kehrt des Frühlings junger Morgen,
Dringt der neue Sang hervor.

Heinrich Stieglitz.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin, Mad. Desargus-Lemière, die beliebte Tänzerin, iſt auch Schauſpielerin geworden; ſie hat die „Tänzerin Zephirine“ geſpielt in der von Th. Hell aus dem Franzöſiſchen überſetzten Poſſe: „die Benefiz-Vorſtellung.“ Wir ſagen nicht, daß die anmuthige Ueberläuferin (aus einem Muſen-Gebiet in’s andere) ſchon bedeutend war in der Rolle, aber ſie kann es werden, da es wahrſcheinlich die einzige iſt, die ſie zum Sprechen verleitet hat und in einer einzigen Sprech-Rolle einzig zu werden, das läßt ſich vollbringen. Ihre Sprache iſt nicht klangreich, aber die Südländerinnen charakteriſiren ſich ja durch den ſonoren Ton; Modulation jedoch hat der Süden, wie der Norden und darauf könnte, wenn es etwa nöthig ſeyn ſollte, die Rolle weiter zu ſtudiren, die Lehre gerichtet ſeyn, weil dies zugleich der Deutlichkeit nachhelfen würde. Das hier erforderliche gebrochene Deutſch wurde natürlich ſehr natürlich geſprochen, die mimiſchen Bewegungen gefielen der Terpſichore wahrſcheinlich beſſer, als der Thalia (was diesmal auch eher nutzt als ſchadet) und der Tanz ſelbſt war ausgezeichnet. Daß Mad. Desargus die beſte mimiſche Darſtellerin im Tanz-Perſonale unſerer Bühne iſt, bewies ſie an demſelben Abend in dem Ballet: „das Schweizer-Milchmädchen.“ Uebrigens konnte nach der hier erwähnten Darſtellung der im Stück vorkommende „Flüſterleis“ etwa ſagen: „Seht, wie leicht das Publikum zu locken iſt! Schon ein Paar Mal gaben wir die Benefiz-Vorſtellung bei uns ziemlich leerem Hauſe und heut — Fülle ringsum! Ich wette, wenn man affichirt: Unſer guter Beſſel, oder ſonſt ein Schauſpieler, tanzt heut ein Solo, das Haus wird auch voll!“ Beſagter „Flüſterleis“ wurde von Hrn. Rüthling ſo trefflich wahr gegeben, daß er dadurch an die gute alte Zeit erinnerte, wo in den Stücken ſelbſt die Charaktere noch aus der Wirklichkeit entnommen waren und die Schauſpieler ſich con amore darin bewegten. Jetzt ſtehen wir viel höher, die Natur iſt tief unter uns, aber wo ſie iſt, da wird Jedem wohl, der noch in ihrer Nähe weilt. Auch die Carrikaturen, welche dieſe Poſſe fodert, wurden gut geleiſtet und namentlich gebührt Hrn. Cruſemann, als „Pudding“, die rühmlichſte Anerkennung. Engländer, wie die Franzoſen ſie ſchildern, gelingen ihm ungemein. — Bemerken müſſen wir, daß vor dem, der Poſſe folgenden Ballet viele Zuſchauer das Haus verließen — ey, wären wir die alten Athener, wir hätten dies ſehr übel genommen; denn dieſe hielten es für eine Unſchicklichkeit, irgend eine Gelegenheit zu vermeiden, wo es Tanz gab und getanzt werden konnte. Ueberhaupt erſcheint Spree-Athen darin gewaltig abweichend, wie wir in dieſem Jahre namentlich an unſern Redouten und Subſcriptions-Ballen bemerken. Was würden nun gar die alten Theſſalier ſagen, wenn ſie ihren Gräbern entſtiegen und dieſe geringe Theilnahme für den Tanz wahrnehmen müßten, — ſie, die in allen ihren Regierungs-Angelegenheiten die Ausdrücke vom Tanz entlehnten und überhaupt für ihn die höchſte Liebhaberei und Achtung nährten; ſie, die einſt dem Helation eine Bildſäule ſetzen ließen, „als er in der Schlacht ſchön getanzt hatte.“ Aber freilich lag dagegen zu der Zeit bei den tanzluſtigen Theſſaliern die edlere Dichtkunſt gänzlich danieder und die Geſchichte ſpricht nur von pomphaften und bombaſtiſchen Rede-Figuren. Das iſt nun freilich bei uns ganz anders! — wie Jedermann ſich durch das „gelehrte Berlin“ überzeugen kann, welches übrigens an ſich ein gutes empfehlenswerthes Unternehmen iſt, da erſtens ſich nicht leicht Jemand die Mühe geben wird, die unſer wackerer Mitbürger und Mitgelehrter Jul. Ed. Hitzig auf das Werk verwandte, und zweitens derſelbe ſein ganzes Honorar (die Hälfte des reinen Ertrags) dem von Hrn. v. Türk geſtifteten Civil-Waiſenhauſe in Potsdam beſtimmt hat. —*.

— Das Singſpiel: „Der ſchönſte Tag des Lebens“, nach Scribe, Muſik von C. Blum, auf der Königlichen Bühne aufgeführt, hat gefallen; in der Darſtellung zeichnet ſich beſonders Hr. Blume aus. — Die Trauerſpiele haben neuerdings wieder ein Fatum erlebt; am 21. Januar ſollte ſeyn: „Die Macht der Verhältniſſe“; am 22ſten: „Kabale und Liebe“; beide Stücke haben kleineren weichen müſſen. — Mad. Beede, eine geſchätzte Schauſpielerin, die früher auch bei uns ſchon mit Beifall auftrat, iſt hier und will uns abermals durch ihre Gaſtſpiele erfreuen. — Im Königsſtädtiſchen Theater wurde zum erſten Mal gegeben: „Der Prinz kommt!“ Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, überſetzt von Caſtelli. Das Stück vermehrt die vielen Krähwinkeleien, deren wir ſchon beſſere, aber auch ſchlechtere haben; indeß wurde die Kleinigkeit beifällig aufgenommen, auch in den bedeutenderen Rollen gut geſpielt. — Für dieſelbe Bühne wird „Herodes vor Bethlehem“, Mahlmann’s geniale Parodie der Kotzebueſchen „Huſſiten vor Naumburg“, einſtudirt. Da können die Leihbibliotheken das letztere Stück nur wieder hervor ſuchen, denn jene Parodie macht es nothwendig, daß man es kennt, macht es unmöglich, daß es vergeſſen wird. — „Schwur und Rache“, Trauerſpiel von G. A. v. Maltitz, iſt im Druck erſchienen (Berlin, bei Chriſtiani), mit einer etwas kühnen Widmungs-Vorrede und folgendem „Troſt an den Leſer“:

„Was ſteigende Jahrhunderte geboren,
Und was zum Licht einmal herangereift,
Es geht im Zeitenwechſel nie verloren,
Wie auch Despoten-Wille um ſich greift.
Was ein Jahrhundert nicht empor gehoben,
Und was ein Volk auch nicht hervor gebracht,
Das nächſte ſiegt, die Bahn iſt frei nach oben;
Denn unbezwingbar iſt des Lichtes Macht.“

In dem Trauerſpiel ſelbſt finden ſich viele Variationen über dieſe Stelle, trotz dem, daß es in einem Jahrhundert ſpielt, welches noch an eines der nächſten Jahrhunderte appellirt. Ob dies gemeint iſt, in welchem das Stück gedruckt wurde? — ja, darauf mag wieder das nächſte Jahrhundert antworten. —**.

Ein Baron war mit dem Wagen umgeworfen worden und er ſowohl als ſein Kutſcher bedeutend beſchädigt; Beide mußten zur Ader laſſen. Das Gemeinſchaftliche des Unglücks wie der Heilung veranlaßte den Baron, den Wundarzt inſtändigſt zu bitten, nun doch einmal zu unterſuchen, ob wirklich das Blut eines Barons aus anderen und zwar edleren Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſey, als etwa das Blut eines Kutſchers. Der Arzt gewährte die Bitte ſehr gern, und fand, nach aller Zerſetzung der einzelnen Theile, daß das freiherrliche Blut durchaus gleiche Theile Eiſen, Schwefel, Potaſche, Kalk u. ſ. w. habe, das freiherrliche Blut hatte nur 200 Theilchen mehr Waſſer, als das des Kutſchers! — Ein ſo gewiſſenhaft erforſchtes Reſultat brachte den Baron auf einmal zu ganz andern Gedanken. Er ließ ſich die Analyſe dieſer Zerſetzung ſchriftlich geben, und hat ſie ſeitdem jedem ſeiner Söhne bei ihrem Eintritt in die Welt vorgeleſen und ſie zu beherzigen gebeten! (Corsaire.)

Die Türken tragen in der Regel keine Uhr bei ſich. Unlängſt berichtete aber die Trieſter Zeitung von einem Muſelmann, der eine drei Fuß hohe Friſur zu tragen pflegt, worin ſich eine Uhr befindet! (Corsaire.)

Ein Brauer in London hat ſich eine Bibliothek von 40,000 Bänden angeſchafft, und dieſe gegen 34 Northumberländiſche Pferde eingetauſcht. (Corsaire.)

Mazurier hat für jede Vorſtellung in London 1000 Franken erhalten, und ihm ſind 8000 geboten, wenn er da bliebe. Bezahlt man Talente ſo hoch, warum bezahlt man das ſo ſeltene Talent der Geduld ſo gering, und giebt einem Taubſtummen-Direktor von Paris nicht mehr als jährlich 1200 Franken? (Pandore.)

Beilage: Bemerker Nr. 4. und Blatt der Ankündigungen Nr. III.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker. No. 4. 1826.

Beilage zum 18ten Blatte des Geſellſchafters.

Schutzſchrift der plattdeutſchen Mundart.

Unter der etwas unbehaglichen Rubrik:

„Ueber die Unvollkommenheit der plattdeutſchen Sprache und die zu wünſchende gänzliche Verbannung dieſer Mundart, wenigſtens aus den Zirkeln gebildet ſeyn wollender Menſchen"

ward in den Blättern 160 bis 162 (1825) des „Geſellſchafters" auszugsweiſe eine Vorleſung mitgetheilt, die Hr. Profeſſor Flörcke zu Roſtock in der dortigen philomathiſchen Geſellſchaft am 25. Oktober 1824 hielt, und der Einſender derſelben fordert in einer Note die ſachkundigen Leſer des „Geſellſchafters" auf, jene Vorleſung zu prüfen. Durch den ungetheilten Beifall, den meine dramatiſchen, lyriſchen und ſatyriſchen Schriften in plattdeutſcher Mundart nicht bloß in Hamburg, ſondern fernhin in Norddeutſchland, ja ſelbſt am Oſtſeegeſtade fanden — man halte mir dieſe Lobpreiſung zu Gute, ich erwähne ſie wahrlich nur zu meiner Legitimation — ſchmeichle ich mir, zu denjenigen Sachkundigen gezählt werden zu dürfen, von denen in jener Note die Rede iſt, und kann daher nicht unterlaſſen, ſolche gewünſchte Prüfung hiermit alles Ernſtes und in möglichſter Kürze vor zu nehmen.

Wäre die Vorleſung des Hrn. Prof. Flörcke ausſchließlich gegen den unflätigen Jargon der Mecklenburger Bauern gerichtet, ſo würde ich mich wohl hüten, das Mindeſte dagegen ein zu wenden; da aber, wie ſchon die oben erwähnte Rubrik beſagt, der Hr. Profeſſor in ſeiner Rede nur all zu oft, ja faſt durchgängig, ſeine größtentheils unerwogenen Anſichten und Ausdrücke gegen den allgemeinen Begriff „Plattdeutſch" richtet, ſich auch — um ſeine Abſichten aus zu ſprechen und dadurch dieſelben wo möglich zu erreichen — eines außerhalb Mecklenburgs erſcheinenden vielgeleſenen Blattes bediente, ſo kann ich nicht umhin, darauf an zu tragen, daß Sprachkunde, Recht und Billigkeit die gedachte Vorleſung in die ihr geziemenden Grenzen zurück verweiſen mögen. Die unklare Benennung „Mundart" oder „Plattdeutſch", gegen die der Hr. Profeſſor — obwohl ſehr ſchwach gerüſtet — zu Felde zieht, könnte manchen Leſer des „Geſellſchafters" auf die Vermuthung führen, ein verdienſtlich Werk zu unternehmen, wenn er im Geiſte des Hrn. Vorleſers mit ihm gegen denjenigen deutſchen Dialekt zu Felde zöge, der vorzugsweiſe der „ſaſſiſche" Dialekt *) heißt, und der allerdings ſeine Literatur hat — wenn auch keine ſo bändereiche, wie die hochdeutſche Redeweiſe — und der zuverläſſig eben ſo wohl einer Literatur fähig und würdig iſt, wie andere deutſche Dialekte, als z. B. der Märkiſche, Nürnbergiſche, Schweizerdeutſche, Tyroler, Oeſtreichiſche u. ſ. w. Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, ein ſolcher Feldzug würde einem demagogiſchen Umtriebe im Gebiete der Sprachforſchung und Sprachgelahrtheit gar nicht unähnlich ſeyn, und da lehrten Vorſicht und Ehrfurcht vor den Wiſſenſchaften zuvörderſt etliche Schanzen auf zu werfen, auch ſolche mit einigem Geſchütze zu verſehen, um gleich dem erſten herannahenden Plänkler zu zeigen, daß es ſich hier um etwas Ernſteres handle, als etwa um ein verunglücktes Gelegenheits-Gedicht oder um eine nagelneue Almanachs-Erzählung. Alſo zur Sache!

Die ſchreienden Sünden, die der Hr. Profeſſor F. der plattdeutſchen Mundart in erwähnter Vorleſung zur Laſt legt, ſind beſonders folgende:

1) ſie „wirkt, daß man ſich in derſelben auf keine Weiſe über wiſſenſchaftliche Gegenſtände unterhalten kann, man alſo ſtets in dem Ideenkreiſe des gemeinen, ich möchte ſagen, bäueriſchen Lebens zu verweilen gezwungen iſt;" 2) ſie „entbehrt grammatiſcher Regeln, namentlich des Gebrauchs des Dativs und der Abwandlung der Zeitwörter;" 3) ſie „iſt vieldeutig;" 4) ſie „umſchreibt den Genitiv;" 5) ſie „ermangelt des Augments;" 6) ſie „zeigt von vorn herein gänzlichen Mangel einer feſten Orthographie;" 7) „es kann in ihr von Literatur gar nicht die Rede ſeyn."

Hätte es mit dieſer ſiebenfachen Verklagung wirklich und wahrhaftig ſeine Richtigkeit, könnte die plattdeutſche, d. h. die niederſaſſiſche Mundart, jene ſieben Punkte nicht aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt des Genügendſten widerlegen, ſo wäre ſie allerdings ſiebenfacher Todſünde ſchuldig und verdiente dann freilich, ſo geſteinigt zu werden, wie der Hr. Profeſſor in ſeiner Vorleſung einen Anlauf dazu nimmt. Jedoch das audiatur et altera pars! wird ja wohl hier, wie bei jeder nur einigermaßen erheblichen Streitfrage in Anwendung gebracht werden dürfen. Drum zur Widerlegung!

A. Unwahr iſt es, daß die plattdeutſche Mundart verhindert, ſich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu unterhalten! Man wird zugeben müſſen, daß der Handelsmann, der weitverbreitete Geſchäfte über Land und Meer macht, ſich mit Recht zu den wiſſenſchaftlich Gebildeten zu zählen habe; ja oft mit größerem Recht, als mancher soi-disant Gelehrte, Autor und Editor heutiger Zeit. Wohlan! Hamburg zählt viele Tauſende ſolcher Handelsherren, umſichtige, gereiſete, ſelbſtthätige, ausgebreitete Waaren-, Wechſel-, Rhederei- und Aſſekuranz-Geſchäfte treibende Männer und — wie viele von dieſen Männern ſprechen noch heut zu Tage und eben in Geſchäften (denn ihr ganzes Leben iſt faſt nur Geſchäft!) plattdeutſch! Wohl hört man an der Hamburgiſchen Börſe die Sprachen der meiſten, ja aller europäiſchen Nationen ſprechen, aber nichts deſto weniger hört man auch platt reden, und oft macht der Plattſprechende das größte, das wichtigſte Geſchäft, genießt auch, bei Einem wie dem Andern, Anſehn und Ehre, wie Jeder, der ſich ernſtlich bemüht, Anſehn und Ehre zu erwerben. Wie kann alſo in jener Vorleſung behauptet werden, „die plattdeutſche Sprache zwinge zurück in den Ideenkreis des gemeinen, ja bäueriſchen Lebens?" — Es ſey angenom

*) Er theilt ſich, wie das an einem andern Orte zu beweiſen ſteht, in den hoch- (berg) ſaſſiſchen und platt- (nieder) ſaſſiſchen Dialekt. Ich nehme in dieſen Zeilen vornehmlich den letzteren in Schutz.

Digitized by Google

men, der Hr. Profeſſor verſtehe hier unter „gemein" ſo viel wie communis, höchſtens familiaris, nicht aber etwa vulgaris oder gar plebejus und werde daher nicht mit Demſelben gerechtet, daß Er das bäuriſche Leben unter das gemeine Leben ſubſumirte: allein ich kann nicht zugeben, daß Jemand behaupte, die wahre, ächte familiaritas, die neben der Höflichkeit auch die Herzlichkeit mit in's Haus gehören und ihr Sitz und Stimme bei obwaltenden Verhandlungen einnehmen läßt, könne durch das plattdeutſche Idiom im mindeſten beeinträchtigt werden. Im Gegentheil! In vielen Hamburgiſchen Familien, in deren Mitte und an deren Tiſche zu Zeiten ſchon Fürſten und Feldherren, Matadore und Honoratioren ſich wahl, recht wohl befanden, indem ſie daſelbſt die ächte Würze eines geſelligen Mahles, nämlich geiſtvolle, angenehme Unterhaltung fanden: in eben dieſen Familien wird eben das Plattdeutſch der eigentliche Hebel wahrer Herzlichkeit und Vertraulichkeit der Familienglieder unter einander. Freilich haben ſolche Familien Geiſtesklarheit genug, mehr Sprache zu verſtehen, als das plattdeutſche Idiom, das ihnen gewiſſermaßen angeboren iſt, und das zu vergeſſen ihnen mehr Mühe machen würde, als irgend eine fremde Sprache zu erlernen. Sehr viele Hamburgiſche Frauen und deren am Hausweſen theilnehmende Töchter reden fließend franzöſiſch und engliſch, auch wahl italieniſch, ja ſelbſt ſpaniſch mit einem Gaſte aus der Fremde; ſprechen nicht minder gutes Hochdeutſch mit einem etwa anweſenden Profeſſor, der entweder als Oberdeutſcher des niederſächſiſchen Idioms nicht kundig iſt, oder der als Niederdeutſcher daſſelbe vielleicht vergeſſen hat, wenn er ſich's etwa nicht bloß einredet, er habe es vergeſſen: und bei alle dem geben dieſe Frauen und Töchter dem Geſinde ihre hausmütterlichen Befehle und Zurechtweiſungen im plattdeutſchen Idiom. Schon daraus läßt ſich ermeſſen, daß dieſe Mundart, ſo wie ſie nicht nur in Hamburg, ſondern vorzüglich in den Hamburgiſch-Lübeckiſchen Dörfern, „die Vierlande", geſprochen wird, keinesweges „eine Sprache" ſey, der „ein ſo bäuriſcher Schmutz anklebte, daß man ſie zarten Ohren" — wie Hr. Prof. Flörcke zu vermeinen beliebt — „verbergen muß." Jede Sprache, ohne Ausnahme, hat Wörter und Redensarten, denen noch weit ärgerer Schmutz als „bäuriſcher" anklebt; allein einem ganzen Idiom, das ſich ſo vollſtändig wie irgend ein Idiom Deutſchlands darſtellen kann, einen ſolchen Tadel aufheften zu wollen, beweiſet zur Genüge, daß derjenige, der ſolches thut, dieſes Idiom nie gekannt hat; denn um es zu kennen, genügt es nicht, den Jargon etlicher Mecklenburger Bauern — vergriffen zu haben. Ueber Gegenſtände aber, die man nicht kennt, das Anathem aus zu ſprechen, iſt jeden Falles eine Verſündigung an ſolchen Gegenſtänden, gleichviel, ob der Verdammungsſpruch durch eine päpſtliche Bulle oder durch einen Machtſpruch eines eifernden Docenten (ſein Lehrſtuhl ſey nun das Catheder einer Univerſität, oder die Ofenbank in einer Dorfſchule) in Kraft treten ſoll.

B. Der zweite von den obigen Klagepunkten, „daß die plattdeutſche Mundart grammatiſcher Regeln, namentlich des Dativs und einer klaren Abwandlung des Zeitworts ermangle," iſt nicht minder unwahr. Hr. Prof. Flörcke lerne das Idiom kennen, ſtudire es und er wird finden, daß es, wenn es wirklich keine grammatiſchen Regeln hätte, doch ſolcher Regeln genau eben ſo fähig wäre, wie die engliſche Sprache. Allein die plattdeutſche Mundart hat und beobachtet ihre grammatiſchen Regeln. Vor der Hand etliche wenige Stellen — tauſend ähnliche könnten hier angeführt werden — aus gedruckten Schriften, als Beweis meiner Erwiederung:

a) „Latet neene böſe Rede uth juwem Munde gehn, ſunder wat nütt is tho'r Betering e, dat et nood deiht, dat et angenehm ſy tho hören." Pauli Epiſtel an de Eph. Kap. 4. V. 29. *)

b) „Van befrvetem Erv gude — Van Beſoldung der Rohdsperſonen — Von driftigen un ſtrandelen Gödern" u. ſ. w. **)

c) „— — dyn Krüzdoorn hier mit der Krück, den ſchaſt du dargegen
Mu to'm hilligen Kriſt hüdſch bunt utſnörkeln un beezen.
Vöör en Mauſchelgeſichd un achter en ſchuppigen Viſchſwans." ***)

d) „— ſick dan Dagen dahn — der Doorheid ward ſo väl, dat de Herren un Förſten verboden, in ären Landen nich ſo dwalen to gahn — kenen ſittenden Sterrt hebben" u. ſ. w. †)

e) „Hev du an ſworten Ogen Freud,
Heel Luſt un Leev nut jüm to drinken!" u. ſ. w. ††)

Welcher Vernünftige, der da weiß, was Grammatik heißt, wird in obigen Beiſpielen Declinations- und Conjugations-Regeln, wer eine eigentliche Syntax vermiſſen? Daß eine Sprache vor der andern ausführlicher oder reicher an Regeln iſt, iſt bekannt. Unter den namhafteren europäiſchen Sprachen iſt die engliſche wohl die ärmſte an Regeln: auch ihr gebricht ſehr oft der Dativ, d. h. ſie geſtattet, daß manche Zeitwörter, die der Verbindung nach, die ſie mit dem Subject und Object des Satzes haben, den Dativ regieren müßten, den Terminativus in den Accuſativ ſtellen; ja, philoſophiſch mit der lateiniſchen und hochdeutſchen Sprache verglichen, gebricht ihr der Dativ eben ſowohl, wie er der franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Sprache fehlt. Nicht minder iſt die Conjugation des engliſchen Zeitwortes, verglichen mit den Zeitwörtern aller eben genannten Sprachen, ſo eigentlich keine Conjugation zu nennen, da ihr beſonders der eigentliche Charakter des Modus Conjunctivus abgeht, ein Mangel, den ſelbſt die plattdeutſche Mundart nicht hat; allein wer möchte deshalb die engliſche Sprache, die dagegen Zeitwortsformen aufſtellt, die in keiner andern Sprache — kaum in der lateiniſchen — vorhanden ſind, †††) verketzern und in die Acht und Oberacht erklären wollen? — „Non omnia omnes possumus!" dürfte recht wohl auf das Verhältniß der Sprachen, ja ſelbſt auf das der Idiome an zu wenden ſeyn! Was die Sprache oft nicht aus zu drücken vermag, geſtaltet ſich ſinn- und wortklar aus dem Idiom, wie ſolches ſich unter Anderem aus einer Menge plattdeutſcher Zeitwörter ergiebt, als z. B. bleuſtern, dammeln, deböteln, dwalen, flunkern, glööͤren, gnyſen, grööten, hucheln, kläteru, krumweln, micken, nöölen, quiken, rawwelu, weſen, ††††) wringen u. ſ. w., die keinesweges unedler Natur

*) Siehe: „Dat nye Teſtament Jheſu Chriſti, durch D. Martinum Luther, mit Vlyte verdüdſcht, mit ſchönen Figuren und vermehrden Concordanzien, vöörmals in ſaſſiſcher Spraak nich geſehn. Druckd tho Magdeborch." (Ohne Jahrszahl.)

**) Rubriken aus dem Werke: „Der Stadt Hamburg Statuten und Gerichtsordnung. Neue unveränderte Auflage. Hamburg 1771."

***) Aus der Veerlander Idylle: „De Winterawend" von Joh. Heinr. Voß.

†) Siehe: „Idioticon Hamburgense, oder: Wörterbuch der niederſächſiſchen Mundart, von Michael Richey, P. P. 2te (ſtark vermehrte) Auflage, Hamb. 1755."

††) Siehe: „Rumels un Dichtels, en Höög- un Häwelbook u. ſ. w. up't Jahr 1823. (Tweede Jahrg.) van Jürgen Nicolaas Bärmann, Dr. Hamborg, by F. H. Neſtler."

†††) Z. E.: I am going — he will have him beaten etc.

††††) Hätten wir Hochdeutſchen nur das Zeitwort weſen — wie reich würden wir ſeyn! — Ein Mangel, den ſchon mancher gelehrte Sprachforſcher innig bedauerte!

Digitized by Google

ſind und die doch platterdings nicht ohne Umſchreibung in's Hochdeutſche überſetzt werden können. — Wenn Hr. Prof. Förcke aber als Unterſtützungsgrund ſeiner Verdammung des Plattdeutſchen die Verhunzung dieſes Idioms im Munde der Mecklenburger Bauern beibringt, und zu dem Ende anführt, jene Bauern hätten, um die Geſammtconjugation der Zeitwörter fahren, führen und feuern aus zu drucken, nur den einzigen Jammerlaut fü-er zwiſchen den Zähnen, ſo wird es männiglich einleuchtend, daß dergleichen Mittheilungen noch weit weniger vor Aug' und Ohr des gebildeten Deutſchlands gehören, als der allergemeinſte Ausdruck des elendeſten Galimathias. Der wirklich Plattdeutſchredende ſchreibt und ſpricht: föhren, fahren, fören, und conjugirt dieſe Zeitwörter, wie es die von Michael Richey u. A. feſtgeſtellten Regeln anordnen. — Wer wird denn vom Geſchnatter der Enten die Eloquenz eines Cicero, wer vom Gekrächze der Raben den Geſang einer Mara oder Catalani abſtrahiren?

(Der Schluß im nächſten „Bemerker".)

Geſpenſter-Bericht aus Dresden.

In der hier erſcheinenden geſchätzten Zeitſchrift „Merkur" ſind einige Andeutungen vielleicht manchem Leſer in der Ferne unverſtändlich, und deshalb ſchicke ich dem „Geſellſchafter" oder ſeinem Diener, dem „Bemerker", erſtens jene Andeutungen und zweitens eine Leuchte dazu. In Nr. 3 des „Merkur" heißt es:

„Mlle. Wagner vom Dresdener Hoftheater hat in Berlin Furore erregt; an demſelben Orte iſt „Dame und Kobold" von Calderon mit Beifall aufgenommen worden, und Merkurius, der ſich gern auch wieder einmal in dem ſiebenten Himmel umſehen möchte, ſoll dem Vernehmen nach gleichfalls geſonnen ſeyn, nach dem wonnetrunkenen Spree-Athen abzugehen, um ſich dort die Lorbeern für ſeine theaterkritiſchen Ragouts zu holen, die ihm, nach dem gewöhnlichen Schickſal vaterländiſcher Propheten, das hieſige Publikum als leibhaftiger Calderon'ſcher ſtandhafter Prinz auf's ſtandhafteſte verweigert."

Von dem Furore der Mlle. Wagner (die eine uns werthe Schauſpielerin, aber zum Furore noch nicht reif iſt) ſprechen die Berliner Zeitſchriften ſehr kühl, das geht mich nichts an; und ob der „Merkur" wirklich Kurmärk'ſch werden will? — das weiß ich auch nicht. Ich habe es hier beſonders nur mit der Aeußerung über „Dame Kobold" zu thun, derjenigen „Dame Kobold", die auf dem von Einigen ſehr verſchrieenen Königsſtädter Theater in Berlin mit Beifall erſchienen iſt, und komme gleich zu dem zweiten Satze („Merkur" Nr. 5):

„Spaniſche Fliegen. Eine kürzlich hier angekommene ſchöne, aber kränkliche Spanierin, die nach einer glücklich überſtandenen ſchmerzhaften chirurgiſchen Operation ſich kaum im Publiko hatte ſehen laſſen, als ſie auch von demſelben mit einem rauſchenden Ständchen ex improviso beehrt ward, iſt am verwichenen Sonntag durch Anwendung eines ſolchen Veſicatorſ unter den heftigſten Convulſionen des Todes verblichen. Sachverſtändige behaupten jedoch, die Dame ſey nur ſcheintodt und werde bald das Publikum durch ihre unverwüſtliche Koboldsnatur von der Lebensdauer und Unvergänglichkeit einer ſpaniſchen Schönheit thatſächlich überzeugen."

Und dies heißt? Die Dresdener — es iſt eine harte Wahrheit! — haben Calderon's „Dame Kobold", dieſes von Tieck für die hieſige Bühne bearbeitete treffliche Luſtſpiel, auf eine Art von ſich gewieſen, die in den Theater-Annalen unſeres devoten Publikums unerhört iſt; auch ein zweiter Verſuch verunglückte und die Frage: iſt der Paroxismus vorüber? wurde entſchieden verneint. Warum aber? „Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferſtehen?" Nein, ſo lange bleibt's nicht geheim, obwohl wir mit dem Grunde zu dieſem Verfahren nicht auf die Sonnenhöhe kommen, vielmehr an den Sonnenſtein erinnern. Wir wollen eine patriotiſche Bühnen-Leitung, will ſagen: etwa unſre bisherigen Ueberſetzer, die uns nicht ſpaniſch vorgekommen ſind; wir wollen entweder gar (?) keinen Deutſchen, oder unter den Deutſchen nur einen Sachſen an die Spitze des Theaters geſtellt haben (?), wir wollen nicht Geiſt und Geſpenſt, d. h. nicht Tieck und Dame Kobold, wir wollen ganz gewöhnliche Menſchen. Dafür ſoll aber auch, ſobald wir ein Neuſtadter- oder Friedrichſtädter Theater haben, in der erſten Lokal-Poſſe geſungen werden:

„Nichts von Kobold, nichts von Damen,
Das heißt: nichts von Calderon;
Nur Guitarren-Melodramen
Sind bei uns im rechten Ton.

Nichts von Shakſpeare, nichts von Schiller,
Und von Goethe lange nichts;
Uns ſind italien'ſche Triller
Troſt des Herzens, Quell des Lichts!

Was ſoll beſſ're Bühnen-Leitung?
Uns dient galliſch-welſche Macht,
Kam' auch bald die Abend-Zeitung:
Wißt: bei uns wird's gänzlich Nacht!"

Nun, ſo kehrt Euch nicht an München,
Das von Welſchland ſich getrennt,
Laßt mit Scribe's Tint' Euch tünchen,
Doch den treuen Wunſch vergönnt:

Um Dir, Elb-Florenz, zu heilen
Widerwärt'ge Apathie,
Mögen immer bei Dir weilen
Recht verſtänd'ge — Medici.

Dresden. H....

1826. No. III.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Subſcriptions-Anzeige.

Der wiederholte Wunſch meiner Freunde, eine Sammlung meiner Gedichte zu veranſtalten, und mancher mir hinſichtlich dieſer zu Theil gewordene Beweis freundlicher Theilnahme, ermuntert und beſtimmt mich zu der Herausgabe derſelben.

Indem ich mir die Ehre gebe, einem verehrten Publikum anzuzeigen, daß dies aus zwei Bändchen beſtehende Werk zu Anfang des Jahres 1826 erſcheinen ſoll, bemerke ich zugleich, daß die Zeit der Ablieferung ſpäter in öffentlichen Blättern näher beſtimmt werden

Digitized by Google

wird. — Für ein nettes Aeußeres ſoll möglichſt geſorgt werden. Der Subſcriptions-Preis für beide Theile iſt 2 Thlr. Cour., doch dürfte der Ladenpreis ſpäter erhöht werden. Pränumeration wird nicht verlangt. — Beſtellungen nimmt die Vereins-Buchhandlung (Berlin, Friedrichsſtraße Nr. 176) an.

Schweidnitz. Agnes Franz.

Vorläufige Subſcriptions-Anzeige.

Auswahl aus

Jean Paul Fr. Richter's Werken.

circa 6 Bändchen oder 72 Bogen in 16mo. oder 2400 Seiten. Mit Portrait, Charakteriſtik ꝛc.

Bei wahrſcheinlich längerem Mangel vollſtändiger und billigerer Ausgaben des genialen an Lebensanſichten und Reflexionen ſo reichen Schriftſtellers: bei der Schwierigkeit, ihn, der ſo vieles einzeln Selbſtſtändige giebt, ganz zu leſen, erſcheint ein wohlgeordneter Auszug, der das Schönſte und Gediegenſte aus allen ſeinen Werken zum Gemeingut des deutſchen Volkes macht, zeitgemäß und verdienſtlich. Ein mit Jean Paul's Geiſt ſeit lange innig vertrauter, mit geläutertem Geſchmack und richtigem Urtheil begabter, dem Publikum vortheilhaft bekannter Schriftſteller liefert dies und wird Humor und Satyre neben dem Gediegenen hervorheben.

Binnen Jahresfriſt erſcheint das Ganze, das erſte Bändchen bald, vor der Oſter-Meſſe. Subſcription à Bändchen ½ Thlr. oder 54 Kr. iſt bis zum dritten Bändchen offen, da oder in der Oſter-Meſſe bald zahlbar; Pränumeration für das Ganze à 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr. bis Oſter-Meſſe 1826. Ausgaben in Octav die Hälfte theurer. Direct auf 5 Exemplare das 6te, auf 12 jedes 5te frei. Die Beſteller werden vorgedruckt.

Ernſt Klein's literariſches Comptoir.

Bei W. Engelmann in Leipzig iſt erſchienen:

Satori, Erzählungen, enthaltend: „Der Weiberfeind“ und „des Geſchickes Fügungen“.
8. Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

Herabgeſetzter Preis.

Herr Dr. Raupach hat mir folgende fünf Werke, welche bisher ſein Eigenthum waren, überlaſſen:

1) Die Erdennacht, ein dramatiſches Gedicht in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.
2) Dichtungen, erzählende. 1 Thlr. 8 Gr.
3) Die Gefeſſelten, dramatiſche Dichtung in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.
4) Die Königinnen, ein dramatiſches Gedicht in 5 Akten. 1 Thlr.
5) Der Liebe Zauberkreis, ein dramatiſches Gedicht in 5 Akten. 21 Gr.

Um den Ankauf zu erleichtern, gebe ich dieſe 5 Stücke, ſtatt des bisherigen Ladenpreiſes von 5 Thlr. 5 Gr., für 3 Thlr. 12 Gr., wofür ſie in allen Buchhandlungen ſauber gebunden zu haben ſind. Bei dem Ankauf von einzelnen Stücken bleibt aber der frühere Preis. Leipzig, Januar 1826.

Carl Cnobloch.

Bei P. H. Guilhauman in Frankfurt a. M. iſt neu erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Haushaltungswörterbuch, oder Sammlung von Vorſchriften und Anweiſungen für das Hausweſen: nämlich zur Erhaltung der Früchte, Gemüſe, Saamen und anderer Nahrungsmittel; — zur Verfertigung des Eingemachten, der Obſtmuße, Syrupe, Lequeurs, Ratafias, der trocknen und in Brandtwein eingemachten Früchte; — zur Zubereitung des Kaffee's, der Chokolade, des Thee's, Punſches, der Lemonade und anderer angenehmen Getränke: — zum Brotbacken; — zur Bereitung des Weines, Aepfelweins, der Hausgetränke, der natürlichen und gewürzten Eſſige, der wohlriechenden Waſſer. — zur Beſorgung des Kellers, Hühnerhofes, Taubenſchlages und der Pflege der Hausthiere; — zur Vertilgung der ſchädlichen Inſekten; zur Aufbewahrung der Leinwand, Zeuge und anderer Geräthſchaften: — endlich zu einer Menge von Mitteln, um ſein Vermögen nützlicher zu verwenden und ſich das Leben angenehmer zu machen. Ein jedem Hausvater und jeder Hausmutter nützliches Werk. Aus dem Franz. des Hav. Arztes und Pflanzenkundigen, Verfaſſers des Moniteur médical, und Lancin, eines Landwirths überſetzt und zum Theil umgearbeitet von einem ſachkundigen Gelehrten. 2 Thle. Zweite Aufl. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Kretschmar, C. F., die Sinus und Cosinus der vielfachen Bogen und die Potenzen der Kreisbogen. Aus dessen Magazin für reine Mathematik besonders abgedruckt. 4. Neuwied. 12 Gr.

Der hohe Werth und Segen chriſtlicher Gottesverehrung, und der Chriſten heilige Pflicht, gern und oft daran Theil zu nehmen. 8. Neuwied. geh. 3 Gr.

Wagner, Dr. F. L., neues Handbuch für die Jugend in Bürgerſchulen Erſte Hälfte. Elfte vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 10 Gr.

Daſſelbe für katholiſche Bürgerſchulen umgearbeitet von Dr. Th. A. Dereſer. Sechste verb. Aufl. 12 Gr.

Herr, J. A., erſter Unterricht in der Naturlehre. Ein Leitfaden für Elementar-Claſſen. gr. 8. Neuwied. 8 Gr.

Cardelli, Handbuch für Kaffeewirthe, Zuckerbäcker und Deſtillateurs; enthaltend die beſte Verfahrungsweiſe, um Kaffee, Chokolade, Punſch, Eis, erfriſchende Getränke, Liqueurs, in Brandtwein eingemachte Früchte, Zuckerwerk, Spiritus, Eſſenzen, künſtliche Weine, leichtes Backwerk, Bier, Aepfelwein, wohlriechende Waſſer, Pomade und Schönheitsmittel zu verfertigen, nebſt Zubereitung der Eſſige und aller Arten von Brandtweinen. Ein auch für Parfümeurs, Droguiſten und Harboriſten ſehr nützliches Werk, und unentbehrlich für diejenigen Perſonen, welche die Annehmlichkeiten des Lebens genießen wollen. Aus dem Franz. nach der dritten Aufl. überſetzt. 8. geh. 1 Thlr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 3. Februar. 19tes Blatt.

Schlimme Ruhe.

Mein Herz iſt ſo ſtille,
Geneſen die Bruſt,
Es ſprengt ihre Hülle
Nicht Schmerz und nicht Luſt.

Ich hab' einſt ſo bange
Gehofft und geſehnt,
Nun weiß ich's gar lange,
Daß ich nur gewähnt.

Nun iſt es mir deutlich,
Dies irre Gewühl: —
Doch find' ich unleidlich
Mich ohne Gefühl.

Was ſoll uns wohl Frieden,
Was Ende der Noth? —
Iſt uns nur beſchieden
Ein Leben — wie Tod!

Franz Porta.

Harzreiſe; von H. Heine.
(Fortſetzung.)

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, mährchenhafte Empfindung. Man iſt nach einem langen, einſamen Umherſteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus verſetzt; Städte, Berge und Wälder bleiben unten liegen, und oben findet man eine wunderlich zuſammengeſetzte, fremde Geſellſchaft, von der man, wie es an dergleichen Orten natürlich iſt, faſt wie ein erwarteter Genoſſe, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäſte, und wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich ſchon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinſterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig genug, ein zu ſehen, daß ich kranker Menſch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müſſe. Dieſes verſchaffte er mir in einem engen Zimmerchen, wo ſchon ein junger Kaufmann, ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrocke, ſich etablirt hatte. In der Wirthsſtube fand ich lauter Leben und Bewegung. Studenten von vielen Univerſitäten. Die Einen ſind kurz vorher angekommen und reſtauriren ſich, Andere bereiten ſich zum Abmarſch, ſchnüren ihre Ranzen, ſchreiben ihre Namen in's Gedächtnißbuch, die Hausmädchen bringen Brockenſträuße; da wird in die Wangen gekniffen, geſungen, geſprungen, gejohlt, man fragt, man antwortet, gut Wetter, Fußweg, Proſit, Adieu. Einige der Abgehenden ſind auch angetrunken, und dieſe haben von der ſchönen Ausſicht einen doppelten Genuß, da ein Betrunkener Alles doppelt ſieht.

Nachdem ich mich etwas rekreirt, ſtieg ich zur Thurmwarte hinauf, und fand dort einen kleinen Herrn mit zwei Damen, wovon die Eine ältlich, die Andere jung und ſchön. Eine herrliche Geſtalt, auf dem lockigen Haupte ein helmartiger, ſchwarzer Atlashut, mit deſſen weißen Federn die Winde ſpielten, die ſchlanken Glieder von einem ſchwarzſeidenen Mantel ſo feſt umſchloſſen, daß die edeln Formen hervortraten, und das freie, große Auge ruhig hinabſchauend in die freie große Welt.

Digitized by Google

Als ich noch ein Knabe war, habe ich jede ſchöne Dame, die Straußfedern auf dem Kopfe trug, für eine Elfen-Königin gehalten, und jede ſchöne Dame, bei der ich bemerkte, daß die Schleppe ihres Kleides naß war, hielt ich für eine Waſſer-Nixe. Jetzt denke ich anders, ſeit ich aus der Naturgeſchichte weiß, daß jene ſymboliſchen Federn von dem dümmſten Vogel herkommen, und daß die Schleppe eines Damenkleides auf ſehr natürliche Weiſe naß werden kann. Hätte ich mit jenen Knaben-Augen die erwähnte junge Schöne, in erwähnter Stellung, auf dem Brocken geſehen, ſo würde ich ſicher gedacht haben: es iſt die Fee des Berges, und ſie hat eben den Zauber ausgeſprochen, wodurch dort unten Alles ſo wunderbar erſcheint. Ja, in hohem Grade wunderbar erſcheint uns Alles bei'm erſten Hinabſchauen vom Brocken, alle Seiten unſeres Geiſtes empfangen neue Eindrücke, und dieſe, meiſtens verſchiedenartig, ſogar ſich widerſprechend, verbinden ſich in unſerer Seele zu einem großen, noch unentworrenen, unverſtandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieſes Gefühl in ſeinem Begriffe zu erfaſſen, ſo erkennen wir den Charakter des Berges. Dieſer Charakter iſt ganz deutſch, ſowohl in Hinſicht ſeiner Fehler, als auch ſeiner Vorzüge. Der Brocken iſt ein Deutſcher. Mit deutſcher Gründlichkeit zeigt er uns, klar und deutlich, wie ein Rieſen-Panorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meiſtens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüſſe, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erſcheint Alles wie eine ſcharfgezeichnete, rein illuminirte Spezialkarte, nirgends wird das Auge durch eigentliche, ſchöne Landſchaften erfreut; wie es immer geſchieht, daß wir deutſchen Compilatoren, wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine ſchöne Weiſe zu geben. Der Berg hat auch ſo etwas Deutſchruhiges, Verſtändiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge ſo weit und klar überſchauen kann. Und wenn ſolch ein Berg ſeine Rieſen-Augen öffnet, mag er wohl noch etwas mehr ſehen, als wir Zwerge, die wir mit unſern blöden Aeuglein auf ihm herum klettern. Viele wollen behaupten, der Brocken ſey ſehr philiſtröſe, und Claudius ſang: „Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter!" Aber dieſes iſt Irrthum. Durch ſeinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er ſich zwar einen Anſtrich von Philiſtröſität; aber, wie bei manchen andern großen Deutſchen, geſchieht es aus purer Ironie. Es iſt ſogar notoriſch, daß der Brocken ſeine burſchikoſen, phantaſtiſchen Zeiten hat, zum Beiſpiel die erſte Mai-Nacht. Dann wirft er ſeine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben ſo gut wie wir Uebrigen, recht echtdeutſch romantiſch verrückt.

Ich ſuchte gleich die ſchöne Dame in ein Geſpräch zu verflechten; denn Naturſchönheiten genießt man erſt recht, wenn man ſich auf der Stelle darüber ausſprechen kann. Sie war nicht geiſtreich, aber aufmerkſam ſinnig. Wahrhaft vornehme Formen. Ich meine nicht die gewöhnliche, ſteife, negative Vornehmheit, die darin beſteht, daß man genau weiß, was unterlaſſen werden muß; ſondern jene ſeltnere, freie, poſitive Vornehmheit, die uns genau ſagt, was wir thun dürfen, und die uns, bei aller Unbefangenheit, die höchſte geſellige Sicherheit giebt. Ich entwickelte, zu meiner eigenen Verwunderung, viele geographiſche Kenntniſſe, nannte der wißbegierigen Schönen alle Namen der Städte, die vor uns lagen, ſuchte und zeigte ihr dieſelben auf meiner Landkarte, die ich über den Steintiſch, der in der Mitte der Thurmplatte ſteht, mit echter Dozenten-Miene ausbreitete. Manche Stadt konnte ich nicht finden, vielleicht weil ich mehr mit den Fingern ſuchte, als mit den Augen, die ſich unterdeſſen auf dem Geſicht der holden Dame orientirten, und dort ſchönere Partieen fanden, als „Schierke" und „Elend". Dieſes Geſicht gehörte zu denen, die nie reizen, ſelten entzücken und immer gefallen. Ich liebe ſolche Geſichter, weil ſie mein ſchlimmbewegtes Herz zur Ruhe lächeln. Die Dame war noch unverheirathet, obgleich ſchon in jener Vollblüthe, die zum Eheſtande hinlänglich berechtigt. Aber es iſt ja eine tägliche Erſcheinung, daß es juſt bei den ſchönſten Mädchen ſo ſchwer hält, daß ſie einen Mann bekommen. Dies war ſchon im Alterthum der Fall, und, wie bekannt iſt, die Grazien ſind ſitzen geblieben. In welchem Verhältniß der kleine Herr, der die Damen begleitete, zu denſelben ſtehen mochte, konnte ich nicht errathen. Eine dünne, merkwürdige Figur. Ein Köpfchen, ſparſam bedeckt mit grauen Härchen, die über die kurze Stirn bis an die grünlichen Libellen-Augen reichten, die runde Naſe weit hervor tretend, dagegen Mund und Kinn ſich wieder ängſtlich nach den Ohren zurück ziehend. Dieſes Geſichtchen ſchien aus einem zarten, gelblichen Tone zu beſtehen, woraus die Bildhauer ihre erſten Modelle kneten; und wenn die ſchmalen Lippen zuſammen kniffen, zogen ſich über die Wangen einige tauſend halbkreisartige, feine Fältchen. Der kleine Mann ſprach kein Wort, und nur dann und wann, wenn die ältere Dame ihm etwas Freundliches zuflüſterte, lächelte er wie ein Mops, der den Schnupfen hat. Jene ältere Dame war die Mutter der jüngeren, und auch ſie beſaß die vornehmſten Formen. Ihr Auge verrieth einen krankhaft-ſchwärmeriſchen Tiefſinn, um ihren Mund lag ſtrenge Frömmigkeit, doch ſchien mir's, als ob er einſt ſehr ſchön geweſen ſey, und viel gelacht und viele Küſſe empfangen und viele erwiedert habe. Ihr Geſicht glich einem Codex palympſeſtus, wo, unter der

Digitized by Google

neuſchwarzen Mönchsſchrift eines Kirchenvater-Textes, die halberloſchenen Verſe eines altgriechiſchen Liebes-Dichters hervorlauſchen. Beide Damen waren mit ihrem Begleiter in dieſem Jahr in Italien geweſen, und erzählten mir allerlei Schönes von Rom, Florenz und Venedig. Die Mutter erzählte viel von den Raphaelſchen Bildern in der Peterskirche; die Tochter ſprach mehr von der Oper im Theater Feniee. Beide waren entzückt von der Kunſt der Improviſatoren. Nürnberg war der Damen Vaterſtadt: doch von deſſen alterthümlichen Herrlichkeiten wußten ſie mir wenig zu ſagen. Die holdſelige Kunſt des Meiſtergeſangs, wovon uns der gute Wagenſeil die letzten Klänge erhalten, iſt erloſchen, und die Bürgerinnen Nürnbergs erbauen ſich an welſchem Stegreif-Unſinn und Kapaunen-Geſang. O Sanct Sebaldus, was biſt du jetzt für ein armer Patron! (Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

LIX. Alſo weil ihr nicht jede ſeiner Zeilen den Augenblick verſteht, iſt er toll und verſteht ſich ſelbſt nicht? Weil euer Magen, an Confekt-Sächelchen gewöhnt, für kräftige Speiſen nicht taugt, weil ihr jedes ernſtliche Thun fliehet und vor jedem anhaltenden Nachdenken zurück ſchrecket, ſoll der geiſtreiche Schriftſteller ſeinen ſprudelnden Wein durch Waſſer verdünnen und zu euch herab ſteigen, ihr aber wollet es nicht bequem finden, zu ihm hinauf zu klimmen? Weil ſie euch zu genial denken und zu kernig ſchreiben, iſt Hamann ein Wahnſinniger, und Friedrich Richter ein unverſtändlicher Schwärmer, welchen nur Narren auf ſeinen Wolkenzügen begleiten mögen? Ey freilich, ihr möchtet die Schriftſteller zu römiſchen Sklaven herabwürdigen, welche, wenn der Herr ſie ohrfeigen wollte, die Wange hinhalten und ſie aufblaſen mußten, damit die gnädige Strafhand ſich nicht wehe that. Indeß ihr habt Recht; die Geburten ſo mächtiger Rieſengeiſter ſind für eure Maikäferſeelen nicht geſchaffen; wie nach Hodges die Griffe an den Säbeln der Hindoſtaner, weil ſie nur Händchen haben, für die Fauſt der meiſten Europäer zu klein, ſind umgekehrt die Gedanken jener Männer für euer Gehirn zu groß; ſie würden euren Schädel von einander ſprengen, und das wäre doch Schade!

LX. Poſſirlich iſt das ängſtliche Verlegenheitsgeſicht, welches ſchulſteife Kritiker machen, wenn ein genialer Dichter plötzlich mit einem Werke an's Licht tritt, das ſich durchaus in kein Fach ihrer Kunſtlehre ſchieden läßt. Zwar ſchonen ſie anfangs keine Mühe, keine Beharrlichkeit; man zerrt das Werk und drückt es, man ſucht es zu ſchmelzen, um es wie ein Talglicht in die Form zu gießen; man zerbröckelt es und macht den Verſuch, wenn ſich's nicht ganz thun läßt, es ſtückweiſe hinein zu paſſen. Geht es, um ſo größer die Freude; man lobt das Gedicht, indem man die Vortrefflichkeit ſeines Syſtems heraus ſtreicht; man iſt mit der Linie zufrieden, indem man zeigt, wie genau ſein Lineal die gerade Richtung angiebt. Will es aber auf keine Weiſe ſich thun laſſen:

So fällt des Fluches ſchwerer Donner nieder,
Und aus den Wolken, die mit mildem Regen
Erquicken ſollten das verſengte Feld,
Stürzt dichtgedrängt in Schloſſen ſich der Hagel,
Zerſchmettert Hütt' und Baum, zerſchmettert Halm
Und Aehr', und ſtürzt in einer einz'gen Stunde
Des langen Jahres frohgenährte Hoffnung.

Der ehrenwerthe Richter geräth in Harniſch; er kann nicht begreifen, wie der Poet nach dem Helikon ſich mit einer Waare gewagt hat, für welche dort höheren Ortes kein Tarif feſtgeſetzt worden. Ein Verdammungs-Urtheil alſo! Es iſt das gerechteſte Mittel. Und wer will es ihm verargen, wenn er ſich mit dem Beiſpiele der alten Egypter rechtfertigt? Sie hatten die Vorſchriften, welche ſich an den Säulen des Hermes befanden, in ein Papyrus-Buch getragen, und ſie vor Allem den Aerzten auf die Seele gebunden. Befolgten dieſe, was ihnen darin geboten, ſo waren ſie, ihre Kunſt möchte gehen, wie ſie wollte, von aller Verantwortung frei: hatten ſie hingegen die Kühnheit gehabt, ſich über die Weisheit des ehrwürdigen Hermes hinweg zu ſetzen, ſo wurden ſie, auch bei dem glücklichſten Erfolge ihrer Heilungsweiſe, wenn Diodor, der Sicilier, uns nicht zum Beſten hat, mit dem Tode beſtraft. — Ich möchte wohl wiſſen, wie viele Kritiker durch Dante's „göttliche Comödie" ſich die Schwindſucht zugezogen, und durch Goethe's „Fauſt" die Gelbſucht bekommen haben?

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Der Gollinger Waſſerfall. (Auszug eines Briefes.) Noch voll der innigſten Empfindung für Salzburgs Naturſchönheiten theilen Sie mir Ihre Anſichten über Gegenden mit, deren Rieſenberge, reichgeſtaltete Felſen, Waſſerfälle und Seen ein Ganzes bilden, das der Reiſende in der That Schweiz nennen würde, wenn man es nicht bereits Salzburg hieße. Das lebhafte Anerkennen und Preiſen iſt hier ganz an ſeinem Orte; es iſt nicht Schminke, ſondern Wahrheit, und noch kein Beſucher jener immer allgemeiner bekannt werdenden Gegenden hat dies anders gefunden. — Golling's Waſſerfall erſchien Ihnen im beſonderen Zauberlichte? Sie nennen ihn das Diamantenband der Noriſchen Alpen, einen Glanzpunkt Ihrer zahlreichen Wanderungen? Und dies wird ſelbſt der unbezweifelt laſſen, der viele Gebiete anderer Herren durchzog; aber daß es gut ſey, die Tage- oder Traumbücher meiner jugendlichen Wanderungen vor Ihnen zu öfnen, wie Sie es wollen, und gerade jene Stelle auf zu ſchlagen, wo der von fröhlichen Malern umgebene Reiſende, vom Schaum des ſtürzenden Waſſers halb durchnäßt, ſich

Digitized by Google

ſelbſt und für nur Wenige eine Skizze dieſer erhabenen Natur-Erſcheinung zu entwerfen die faſt thörigte Kühnheit hätte — dies iſt allerdings zu bezweifeln und Sie finden ſchon an mir den erſten Zweifler. — Doch es ſey, wenn Sie geſtatten, daß ich in Ihrer Geſellſchaft die Wanderung wiederhole und eben zu Ihnen ſprechen darf.

Dicht hinter dem Dorfe St. Nicolaus treten wir auf dem engen Wege in kräftig aufſtrebenden Nadelwald: wir ſind am Eingange zum Waſſerfall des Schwarzbaches, der uns zur Rechten in die Tiefe hinab rauſcht. Hinter uns liegt das ſtille von den Bergkoloſſen rings eingeſchloſſene Thal, ein freundlicher Keſſel, wie ihn keine Phantaſie ſchöner malt; doch nach hundert Schritten hat man die Ausſicht in ihn verloren und der erquickende Schatten und Duft ſchöner Fichten, Tannen und Föhren nimmt Führer und Geführte in ſeinen dunkeln Schooß. Laſſen Sie uns jetzt von der nahen Bretterbank in die geöffnete Schlucht niederſchauen, eine Bronner'ſche Idylle tritt Ihnen entgegen: es iſt eine kleine Mühle mit eingedeckten Rädern, von Schrotholz erbaut, oben mit den engſten aller engen Fenſter; ſchwere Steine halten das lockere Schindeldach feſt und ſchlanke Tannen blicken ſchützend vor: der ſchäumende Bach daneben wäſcht raſtlos an ſeinen Felſen-Ufern und hüpft an den hindernden Steinen fort. Ueber ihn ſchwingt ſich eine leichte Brücke und giebt dieſer maleriſch ſchönen, recht heimlichen Waldgegend noch größere Reize. Nur das Ahnen eines höheren Genuſſes kann aus dieſer gemüthlichen Ruhe fortziehen, den Pfad hinauf über eingelegte Stufen, längs dem immer lauter ſprudelnden Gewäſſer hin. — Treten Sie zwiſchen dieſe beiden aus einer Wurzel kühn emporſteigende Kiefern; ſehen Sie über die unzähligen Steinblöcke weg, die in grüner kryſtallner Fluth zu ihren Füßen liegen; blicken Sie in jene zweite Mühle, deren geöffnete Thür Ihnen wohl das einfache Triebrad in unermüdlicher Bewegung zeigt, aber ohne ſein ſonſtiges Klappern und Poltern laut werden zu laſſen: es kann nicht zu Worte kommen, weil der vorbeiſchießende noch zürnende Fremdling aus vollerer Bruſt ſpricht; — wenden Sie den Blick, treten Sie drei Schritte vor und ſehen und fühlen Sie dieſen feinen ewigen Regen, der hinter dem immer naſſen Hügel heraufſteigt und Ihre Kleider netzt. Hier wollen wir nicht weilen: ſchnell um den Abhang gelenkt, nur einen Blick auf die dem Andenken Schwarzenbergs geweihte Spitzſäule und jetzt das Auge mit ſeinen ſtärkſten Blicken hinauf zum nie geſehenen Schauſpiele. — Hier iſt das kühne Felſenwerk aufgethan und beugt ſich nieder in enger Schlucht zu den ausgeſäeten Klippen am mooſigen Boden; und dort, wo die Schlucht in hundert kleinen Terraſſen als gewaltiger Kegel hinabſteigt, dort oben, etwa ſechzig Fuß hoch, drängt ſich der empörte Schwarzbach vor; er ſchießt dicht an den ſchroffen Rand, ſprudelt und ziſcht, und wirft ſich nicht als Waſſer, ſondern als Schaum hinunter, als Perle, als reiner Diamant, als Regen und Nebel. In der Höhe iſt das flüchtige Naß zwar noch in zitternder Maſſe geſchloſſen; aber bald fährt eine Felſenkante mitten durch dieſen flüſſigen Schneeſturz und theilt ihn in zwei Hauptarme und tauſend und tauſend einzelne Strahlen, die an den Klippen verſpritzen, rechts und links abfließen, ſich wieder und wieder brechen, vom höheren Abſatze zum niederen geriſſen werden, neue Fluthen nach ſich ziehen, wie lebendige Silberſtreifen herabrieſeln, und bald im Bogen, bald als geſchnürtes Band über das ſchwarze Geſtein abfallen, wo ſchuhlange Waſſerſtrahlen gleich Silberſtangen dicht an einander hängen und nie wanken oder weichen. — Es brauſt und dampft wie der entflammte Hochofen, oben ziehen die Nebel und ſie ziehen am Fuße und ſteigen hinauf über die Tannen. Links ſenkt ſich die Felſenwand in ungeheuren Schichten hinein, gleich einer Grotte; ernſtes fällt ſie, den Scheitel mit einer Moosdecke bekleidet, ſenkrecht und wieder zur Seite beugend herab; links ſprudeln aus Gras und Kraut durch das triefende Geſtein zwei ſtarke Silberquellen, zur Seite ſtürzt der Platzregen auf grünen Sammt nieder; rechts ſteigt ſchlanker Wald herab und ſenkt die Wurzeln zwiſchen Steingerölle und Klippen. Eines ſeiner jungen Bäumchen hat ſich ganz vor gewagt, und ſchaut auf feſtem Grunde getroſt in den Fall, deſſen Waſſer nur ihm die Nahrung zu ſeyn ſcheint. Ganz unten ſtürzt die Fluth von allen Seiten in das finſtergrüne Becken, und preßt ſich durch das mooſige Geſtein heraus. Sie zürnt und ſchäumt noch lange fort und erſt in der Ebene erringt der Flüchtling die geſuchte Ruhe. — Doch Thorheit, wahre Thorheit iſt es, einen Waſſerfall genau ſchildern zu wollen, wo mit Gefühlen und Worten faſt nur geſpielt wird. — Nicht ohne Scheu, ich geſteh' es, führe ich Sie daher an unſerem ſtürzenden Schwarzbach, auf dem bequemſten Pfade von der Welt, weiter empor, weil der Fall mehrere Abſätze hat, die ſich mit einem Blick nicht vollſtändig faſſen laſſen. Wenn man ſich aller Oh's! und Ach's! auch ernſtlich enthalten wollte, ſo iſt es unmöglich, weil man nunmehr zu einem ausgezeichnet ſchönen Punkte gelangt: Das Auge überſieht von ihm den Fall beinahe in ſeiner ganzen Größe, wie er aus dem kahlen Geſtein hervorbricht bis hinab, wo ſein trauernder Mund die rettende, die flachere Erde faſt nur zu küſſen ſcheint. Hoch über ihm, im Hintergrunde, wölbt ſich ein majeſtätiſches Thor, vor dem der feinſte Regen den Schleier auf und nieder zieht; doch hinter ihm ſtürzen und brauſen die Gewäſſer mit verdoppelter Gewalt. Ein ſchützendes Geländer, zu welchem man etwas ſteil emporklimmt, läßt dieſe große Erſcheinung in der Nähe beobachten; doch noch anziehender wird der Standpunkt, ſteigt man abermals höher und zwar auf jene Brücke, welche über den Felſenbogen geſpannt wurde, durch den der ganze Fluß in finſterer Nacht niederbrauſt, ein Bild des Schreckens und der Verwüſtung. Auf gut gebahnten Treppen erreicht der Wanderer dann endlich den Ort, wo die ſteilen dichtbewachſenen Felſen jede Ausſicht ſchließen, und man am Fuß der Steinwand eine Höhle ſieht, woraus der Schwarzbach klar und dunkelgrün hervorſtrömt, zwar mit großer Heftigkeit, aber ungefähr die erſten zehn Fuß ſoſt ſpiegelglatt, bis ſich beim elften die Fluth bricht und wirbelt und mit dem zwölften der obere oder höchſte Fall beginnt. — Die Abwechſelung des Grauſenhaften und Lieblichen in ſeinen vier Abſtürzen, die ſtets bedeutende Waſſerfülle, deren Brauſen oft gegen eine Stunde weit vernommen wird, das enge Felſenthal, welches er faſt gänzlich ausfüllt, — mit einem Wort, das ächt Romantiſche des Falles wird ihn ſtets für eine der merkwürdigſten Erſcheinungen dieſer Art gelten laſſen, wie dies ſelbſt unmittelbar aus der Schweiz kommende Reiſende beſtätigen.

Dem früheren Beſitzer des paradieſiſchen Parkes Aigen, bei Salzburg, dem leider für das Menſchenwohl all zu ſchnell geſtorbenen Biſchof von Raab, Fürſten Erneſt von Schwarzenberg, verdankt man die Entdeckung und Zugänglichkeit dieſes nunmehr ſehr beſuchten Ortes, wie die Inſchrift einer am Fuß des Falles ſtehenden Spitzſäule verkündigt. Ich ſchließe mit ihr meinen einfachen Bericht:

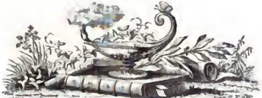
„Die Natur verbirgt oft weiſe ihre ſeltenſten Reize und nur ihrem Günſtlinge, ihrem Eingeweihten, der keine Anſtrengung ſcheut, keine Hinderniſſe kennt, iſt es vorbehalten, in das Heiligthum ein zu dringen. Wohl ihm! Er genießt Freuden, die viele Tauſende entbehren und verdient dieſen Genuß. Aber Dank, den glühendſten Dank dem Edlen, der dieſen Genuß auch ſeinen Mitbrüdern mittheilt. Dieſen heißen Dank weihet dem Entdecker dieſer erhabenen Naturſcene, dem edlen Fürſten Erneſt von Schwarzenberg, der ſie durch Aufwand von Mühe und Koſten Jedermann empfänglich machte, ein wahrer Verehrer ſeines hohen Natur- und Kunſtgefühls. 1805."

Dresden, 1826. Julius Max Schottky.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

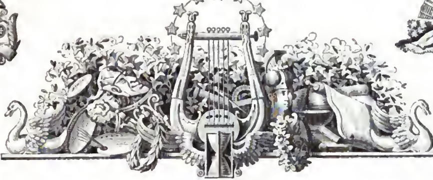
956. 1 Thlr. 12 Gr.

957. 1 Thlr. 12 Gr.



958. 16 Gr.

960. 4 Thlr.



959. 18 Gr.

961. 8 Gr.

962. 8 Gr

963. 8 Gr.

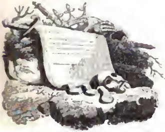
964. 8 Gr.

967. 1 Thlr. 12 Gr.

965. 1 Thlr.

966. 1 Thlr.

968. 1 Thlr.



970. 20 Gr.

969. 1 Thlr.

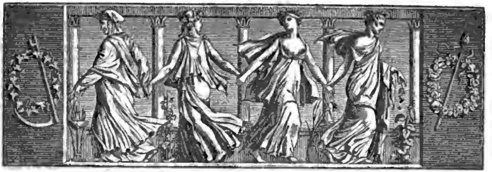
973. 1 Thlr 12 Gr.

971. 2 Thlr.

972. 1 Thlr. 12 Gr.

by Google

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 4. Febrnar. 20ſtes Blatt.

Frühlings-Fahrt.

Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen
Zum erſten Mal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen
Klingenden, ſingenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die ſtrebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Luſt und Schmerz,
Was Recht's in der Welt vollbringen;
Bei wem ſie vorüber gingen,
Dem lachten Sinnen und Herz.

Der Erſte, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und ſah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten ſangen und logen
Die tauſend Stimmen im Grund;
Ihn lockten Syrenen und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein das lag im Grunde,
So ſtill war's rings in die Runde
Und über die Waſſer weht's kalt.

Es ſingen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und ſeh' ich ſo kecke Geſellen,
Die Thränen im Auge mir ſchwellen —
Ach Gott, führ' uns liebreich zu Dir!

Joſeph v. Eichendorff.

Harzreiſe; von H. Heine.

(Fortſetzung.)

Während wir ſprachen, begann es zu dämmern; die Luft wurde noch kälter, die Sonne neigte ſich tiefer, und die Thurmplatte füllte ſich mit Studenten, Handwerksburſchen und einigen ehrſamen Bürgerleuten, ſammt deren Frauen und Töchtern, die Alle den Sonnen-Untergang ſehen wollten. Es iſt ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet ſtimmt. Wohl eine Viertelſtunde ſtanden Alle ernſthaft ſchweigend, und ſahen, wie der ſchöne Feuerball im Weſten allmählig verſank; die Geſichter wurden vom Abendroth angeſtrahlt, die Hände falteten ſich unwillkührlich: es war, als ſtänden wir, eine ſtille Gemeinde, im Schiffe eines Rieſendoms, und der Prieſter erhöbe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergöſſe ſich Paleſtrina's ewiger Choral.

Während ich ſo in Andacht verſunken ſtehe, höre ich, wie neben mir Jemand ausruft: „Wie iſt die Natur doch im Allgemeinen ſo ſchön!“ Dieſe Worte kamen aus der gefühlvollen Bruſt meines Zimmergenoſſen, des jungen Kaufmanns. Ich gelangte dadurch wieder zu meiner Werkeltags-Stimmung, war jetzt im Stande, den Damen über den Sonnen-Untergang recht viel Artiges zu ſagen, und ſie, als wäre nichts paſſirt, ruhig nach ihrem Zimmer zu führen. Sie erlaubten mir auch, ſie noch eine Stunde zu unterhalten. Die Mutter äußerte: die in Nebel verſinkende Sonne habe ausgeſehen wie eine rothglühende Roſe, die der galante

Himmel herab geworfen in den weitausgebreiteten, weißen Brautſchleier ſeiner geliebten Erde. Die Tochter lächelte. Letztere erwies mir viele Aufmerkſamkeiten, mit den Augen wechſelten wir einige Noten, doch unſere reſpektiven Herzen gaben keine ausgedehnte Vollmacht, die Unterhandlungen wurden abgebrochen und beiderſeitig die ſchönſte Gute-Nacht zugewünſcht. — Nach dieſem Geſchäft ging ich noch etwas auf dem Brocken ſpazieren; denn ganz dunkel wird es dort nie. Der Nebel war nicht zu ſtark, und ich betrachtete die Umriſſe der beiden Hügel, die man den Hexen-Altar und die Teufels-Kanzel nennt. Ich ſchoß meine Piſtolen ab, doch es gab kein Echo. Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen und fühle mich umarmt und geküßt. Es waren meine Landsleute, die Göttingen vier Tage ſpäter verlaſſen, und bedeutend erſtaunt waren, mich ganz allein auf dem Blocksberge wieder zu finden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, und Lachen und Erinnern, und im Geiſte waren wir wieder in unſerem gelehrten Sibirien, wo die Cultur ſo groß iſt, daß die Bären in den Wirthshäuſern angebunden werden und die Zobel dem Jäger guten Abend wünſchen.

Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tiſch mit zwei Reihen hungriger Studenten. Im Anfang gewöhnliches Univerſitäts-Geſpräch: Duelle, Duelle und wieder Duelle. Die Geſellſchaft beſtand meiſtens aus Hallenſern, und Halle wurde daher Hauptgegenſtand des Geſprächs. Die Fenſterſcheiben von Hofrath Schütz wurden exegetiſch beleuchtet. Dann erzählte man, daß die letzte Cour bei dem König von Cypern ſehr glänzend geweſen, daß er einen natürlichen Sohn erwählt, und daß das ganze gerührte Miniſterium vorſchriftsmäßig geweint habe. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ſich dieſes auf Halleſche Bierwürden bezieht. Hernach kamen die zwei Chineſen auf's Tapet, die ſich vor zwei Jahren in Berlin ſehen ließen, und jetzt in Halle zu Privat-Dozenten der chineſiſchen Aeſthetik abgerichtet werden. Nun wurden Witze geriſſen. Man ſetzte den Fall: ein Deutſcher ließe ſich in China für Geld ſehen; und zu dieſem Zwecke wurde ein Anſchlag-Zettel geſchmiedet, worin die Mandarinen Tſching-Tſching-Tſchung und Hi-Ha-Ho begutachten, daß es ein echter Deutſcher ſey, worin ferner ſeine Kunſtſtücke aufgerechnet werden, die hauptſächlich in Philoſophiren, Tabackrauchen und Geduld beſtehen, und worin noch ſchließlich bemerkt wird, daß man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsſtunde ſey, keine Hunde mitbringen dürfe, indem dieſe dem armen Deutſchen die beſten Brocken weg zu ſchnappen pflegen. — Ein junger Sachſe, der kürzlich in Berlin geweſen, ſprach viel von dieſer Stadt; aber ſehr einſeitig. Er hatte Wiſotzki und das Theater beſucht; Beide beurtheilte er falſch. „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort, und ſo weiter." Er hatte nicht bemerkt, daß die Berliner Theater-Repertoire, wodurch die Bühne zur Geſindeſtube der Muſen gemacht wird, wahrhafte Meiſterſtücke der Ironie ſind, und den Namen ihres hochgebornen Verfaſſers auf die Nachwelt bringen werden. Der junge Menſch begriff auch nicht, daß die Spontiniſche Janitſcharen-Oper, mit ihren Pauken, Elephanten und Trompeten, ein heroiſches Mittel iſt, um unſer erſchlafftes Volk kriegeriſch zu ſtärken, ein Mittel, das ſchon der verſtorbene Philoſoph Plato und der bekannte Cicero ſtaatspfiffig empfohlen haben. Am allerwenigſten begriff der junge Menſch die Bedeutung des Ballets. Mit Mühe machte ich ihm begreiflich, wie in Hoguet's Füßen mehr Politik ſitzt, als in Buchholz Kopf, wie alle ſeine Tänze diplomatiſche Verhandlungen bedeuten, jede ſeiner Bewegungen eine politiſche Beziehung hat, ſo z. B. daß er etwas meint, wenn er, ſehnſüchtig vorgebeugt, mit den Händen weit ausgreift, daß er etwas Anderes meint, wenn er ſich hundert Mal auf einem Fuße herum dreht, ohne vom Fleck zu kommen, daß er gewiſſe Kleine meint, wenn er, wie mit gebundenen Beinen, herum trippelt, daß er das Gleichgewicht bezeichnet, wenn er wie ein Trunkener hin und her ſchwankt, daß er eine Zuſammenkunft andeutet, wenn er die gebogenen Arme knäulartig in einander ſchlingt, und endlich, daß er ein großes Reich darſtellt, wenn er, ſich allmählig entfaltend, ſich in die Höhe hebt, in dieſer Stellung lange ruht und plötzlich in die erſchrecklichſten Sprünge ausbricht. Dem jungen Manne fielen die Schuppen von den Augen, und er ahnte jetzt, warum Tänzer in jeder Hinſicht beſſer honorirt werden, als große Dichter, warum das Ballet bei Vielen ein unerſchöpflicher Gegenſtand des Geſprächs iſt, und warum manche ſchöne Tänzerin noch privatim unterhalten wird. Bei'm Apis! wie groß iſt die Zahl des exoteriſchen, und wie klein die Zahl des eſoteriſchen Publikums! Da ſteht das Volk und gafft, und bewundert die Entrechats, und ſtudirt Anatomie an den Bewegungen einer Tänzerin und ſchwatzt von Grazie, Harmonie und dergleichen, und Keiner merkt, daß er ſo Wichtiges vor Augen hat.

Während ſolcherlei Geſpräche hin und her flogen, verlor man doch das Nützliche nicht außer Augen, und den großen Schüſſeln, die mit Fleiſch, Kartoffeln u. ſ. w. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugeſprochen. Jedoch das Eſſen war ſchlecht. Dieſes erwähnte ich leichthin gegen meinen Nachbar, der aber, mit einem Accente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unhöflich antwortete: daß wir Deutſchen mit der wahren Freiheit auch die wahre Genügſamkeit nicht kennen. Ich zuckte die Achſeln und bemerkte: daß die eigentlichen Unterthänigen und Leckerkram-Verfertiger über-

Digitized by Google

all Schweizer ſind und vorzugsweiſe ſo genannt werden, und daß überhaupt die jetzigen ſchweizeriſchen Freiheitshelden, die ſo viel Politiſch-Kühnes in's Publikum hineinſchwatzen, mir immer vorkommen, wie Haſen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Piſtolen abſchießen, und doch Haſen ſind. Der Sohn der Alpen hatte es gewiß nicht böſe gemeint, „es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann", ſagt Cervantes. Aber mein Nachbar von der andern Seite, ein Greifswalder, war durch deſſen Aeußerung ſehr piquirt: er betheuerte, daß deutſche Thatkraft und Einfältigkeit noch nicht erloſchen ſey, und ſchlug ſich dröhnend auf die Bruſt und leerte eine ungeheure Stange Weißbier. Der Schweizer ſagte: Nu! nu! Doch je beſchwichtigender er dieſes ſagte, deſto eifriger ging der Greifswalder in's Geſchirr. Dieſer war ein Mann aus jenen Zeiten, als gewiſſe Thierchen gute Tage hatten und die Friſeure zu verhungern fürchteten. Er trug herabhängend langes Haar, ein ritterliches Barett, einen ſchwarzen, altdeutſchen Rock, ein ſchmutziges Hemd, das zugleich das Amt einer Weſte verſah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüſchel von Blüchers Schimmel. Er ſah aus wie ein Narr in Lebensgröße. Ich mache mir gern einige Bewegung beim Abendeſſen und ließ mich daher von ihm in einen patriotiſchen Streit verflechten. Er war der Meinung, Deutſchland müſſe in 33 Gauen getheilt werden. Ich hingegen behauptete: es müßten 48 ſeyn, weil man alsdann ein ſyſtematiſcheres Handbuch über Deutſchland ſchreiben könne, und es doch nothwendig ſey, das Leben mit der Wiſſenſchaft zu verbinden. Mein Greifswalder Freund war auch ein deutſcher Barde, und, wie er mir vertraute, arbeitete er an einem National-Heldengedichte zur Verherrlichung Hermanns und der Hermannſchlacht. Manchen nützlichen Wink gab ich ihm für die Anfertigung dieſes Epos. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß er die Sümpfe und Knüppelwege des teutoburger Waldes ſehr onomatopöiſch durch wäßrige und holprige Verſe andeuten könne, und daß es eine patriotiſche Feinheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unſinn ſprechen ließe. Ich hoffe, dieſer Kunſtkniff wird ihm, eben ſo erfolgreich wie andern Berliner Dichtern, bis zur bedenklichſten Illuſion gelingen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

LXI. Man trug bei den Römern Sorge, die Statuen der Damen mit einem beweglichen Haarputze zu verſehen. Eine ſehr vernünftige Vorſicht! Denn änderte ſich ſpäter die Mode, ſo wechſelte man auch den marmornen Haarputz, und die Spottſucht fand weder an der Statue noch am Original derſelben ihren Stoff. Man ſehe dagegen unſere alten Bildſäulen, die Helden und großen Männer des vorigen Jahrhunderts, wie die ſteifen Zöpfe, gleichſam Handhaben, bei welchen die Lachluſt ſie faßt und rüttelt, wie die altmodiſchen Röcke ſich in der neuen Zeit durchaus nicht zu finden wiſſen, und die ehrwürdigen Männer ſelbſt vor Schaam ſich kaum auf den Beinen zu erhalten vermögen! Und ich leugne es nicht, für einen Künſtler, welcher es weiß, wie jedes Jahrhundert ſich ſo gern über das vorhergehende, von dem es doch lernte und gebildet wird, luſtig zu machen pflegt, ſtellen ſich hier bedeutende Schwierigkeiten auf und nur durch einen feinurtheilenden Geſchmack, durch ein ſorgſames, aber nicht ängſtliches Studium der Antike darf er ſie glücklich zu überwinden hoffen. Wenn ich ſagte, daß ein Jahrhundert immer über das nächſtverfloſſene zu lachen hat, ſo iſt das eine Bemerkung, die mich in der Seele ärgert: um ſo empfindlicher ärgert, da wir dieſes nächſtverfloſſene, welches doch ohne Zweifel nicht weniger Urſachen, ſich luſtig zu machen hat, nicht lachen hören können. — Man vergeſſe nicht, daß auch für Werke der Schriftſteller dergleichen beweglicher Haarputz ein unſchätzbares Erhaltungsmittel wäre!

LXII. Wir kennen alle einen großen, geliebten Dichter, welcher es nicht verſtand, ſeinen Mädchen und Frauen das Gepräge der zarten Weiblichkeit auf zu drücken. Sie ſtrahlen entweder in ſo erhabener, unantaſtlicher Tugend, daß die mitwirkenden Perſonen wie die Zuſchauer kaum zu ihnen empor zu blicken wagen, oder ſie entwickeln einen männlichen Amazonen-Charakter, der jedes Gemüth mit Bewunderung, aber bei weitem nicht mit jener Theilnahme erfüllt, welche uns für Egmont's „Klärchen" oder für Fauſt's „Gretchen" ſo unwiderſtehlich ſüß ergreift und ſo zauberiſch feſſelt. Ehre und Ruhm dem unſterblichen Mann! Er wäre indeſſen unſtreitig ein weit größerer Dichter geweſen, wenn er dieſe Aufgabe der Poeſie genügender gelöſt hätte. Er iſt das Widerſpiel des berühmten Guido Reni, welcher, als Guercino von ihm wiſſen wollte, was für ein Modell er zu ſeinen unvergleichlichen Köpfen benutzte, den erſten beſten Laſtträger von der Straße herein rief, dem Kopfe deſſelben eine gewiſſe Wendung gab und danach eine bezaubernde Madonna zeichnete.

LXIII. Zur Zeit der Entwöhnung benetzen unſere Mütter die Warzen ihrer Bruſt mit einem bitteren Saft, und vergällen uns die Quelle, welche bisher uns ernährte. Da habt ihr die erſte Entſagungs-Akte, welche der junge Erdenbürger mit Ueberwindung und Widerwillen unterſchreiben muß!

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien, am 1. Januar. Referent hat ſeit drei Tagen vergeblich ſeine Feder zur Hand genommen; das Geraſſel der Wagen, das Poltern auf den Treppen, das Lärmen der Fußgänger, das unaufhörliche Geklingel an den Thüren, hatte jeden vernünftigen Gedanken verſcheucht; ein Philoſoph aus dem griechiſchen Blüthenalter, der jetzt von den Todten auferſtände, müßte denken, die ganze Stadt wäre plötzlich närriſch geworden. Ach, alle frommen Wünſche, um Abſtellung des, beſonders in dieſer Jahrszeit läſtigen Gebrauchs der Gratulationen, wie ſie doch bereits in kleinen Städten ſtatt gefunden, dürften wohl umſonſt ſeyn, da die Verhältniſſe zwiſchen Vorgeſetzten und Untergebenen die größten Hinderniſſe dabei veranlaſſen würden. So wollen wir uns alſo darauf freuen, daß dies verwünſchte Glückwünſchen auch wieder ein Ende nehmen muß. — Um von dieſen Präludien ſchnell auf etwas Anderes zu kommen, referiren wir ohne beſondern Uebergang die neueſten Literatur-Erſcheinungen: Seidl's „Dichtungen" ſind, zwei Bändchen, in einer netten Ausgabe bei Sollinger erſchienen, und wir dürfen ſie für die intereſſanteſte Gabe unter allen ſeit langer Zeit erſchienenen Gedichten erklären. Seidl's Name iſt bereits durch viele in den verſchiedenſten Blättern des In- und Auslandes zerſtreuten Leiſtungen hinlänglich bekannt. Hier finden wir eine Auswahl ſeiner Poeſieen, in Balladen und Sagen, wovon viele ſich durch Gedanken und Poeſie auszeichnen. — Die zweite literariſche Neuigkeit, die wir zu beſprechen haben, iſt „Philomele, Taſchenbuch für 1826", von Gräffer redigirt und vom Verleger nicht ſehr empfehlend ausgeſtattet, aber deſto reicher begabt, obgleich die Qualität der Beiträge mit der Quantität nicht im Einklange ſteht. Einen großen Theil des Raumes nimmt eine etwas toll gewordene Erzählung von Kronfeld: „Die Wahrheit des Traumes" ein, die wir nicht zu Ende leſen konnten; der Herausgeber bringt eine lyriſche Arbeit, genannt „der Dichter", deſſelben Verfaſſers in Anregung, weil derſelbe in einer Widmung des obigen Unſinns an Jean Paul ſich mit Selbſtlob darauf bezieht; wir ſind ſo glücklich, jenes treffliche Gedicht noch zu beſitzen, und geben unſern Leſern von den vielen gleich vorzüglichen Strophen nur eins zur eigenen Beurtheilung:

„Nur zwei Dinge ſind ihm wichtig, (dem Dichter nämlich)
Seiner Seele Himmelskoſt,
Seines Weſens Göttermoſt;
Ohne ſie iſt Daſeyn nichtig,
Körper nur des Geiſtes Roſt,
Der Gehalt des Lebens flüchtig:
Durch die zwei nur iſt es wichtig." (!!!)

Unter den übrigen proſaiſchen Beiträgen von Enk, Emil, Fürſtein, Caroline v. Woltmann und Hennert, können wir nur jene der beiden Letztern als anſprechend betrachten; die humoriſtiſchen Leiſtungen des Herausgebers haben uns kalt gelaſſen, es iſt dies eine Sphäre, in der er ſich gezwungen bewegt. Der poetiſchen Gaben ſind viele; als die beſten nennen wir: die „Mailieder" der Frau v. Chezy, „Aeſops Prozeß" von Caſtelli, „der Jüngling im Walde" vom Grafen Auersberg; das Fragment aus „Fortunat", eine theure Reliquie aus den Händen des früh verſtorbenen Dramatikers Matth. v. Collin, „Lebenseinſatz" von Seidl und „das Ländchen der Liebe" von demſelben. In einem Gedicht von Mayerhofer finden wir folgende Strophe, die wir nicht verſtehen:

„Recht gemüthlich iſt das Walzen,
Wenn es nicht zu heftig wird;
Muß, von Grazien geſalzen,
Schmeckt, und wird auch digerirt u. ſ. w."

Auch Told hat einen dritten Jahrgang ſeiner „Fortuna" erſcheinen laſſen, dem wir es zum Lobe nachſagen müſſen, daß er gehaltvoller als ſeine Vorgänger iſt, und in typographiſcher Hinſicht an Eleganz den übrigen Almanachen nicht nachſteht. Wir finden bedeutende Namen unter den Mitarbeitern, als: v. Hammer, Manfred, Deinhardſtein, Caſtelli, Gerle, Koch, Seidl, Marſano, Hell, Baron Schlechta, Frau v. Weiſſenthurn, Pfeiffer, Hallirſch, Leitner, Panaſch, Kuffner, Frau v. Chezy, Bondi, Profeſſor Miethold, v. Eyd, Pauſe, v. Wend, C. v. Woltmann, Langer, v. Feuchtersleben, Berling, Blumenhof, Fabrice, Friderike Suſan, Gräffer u. ſ. w. Gelungen nennen wir: „Der Damenhut", eine humoriſtiſche Erzählung von Koch; „die Halskette", eine Criminalgeſchichte, ſehr anziehend behandelt, vom Herausgeber; „Briefe von Bernard und Torquato Taſſo", mitgetheilt von Berling; „die Waldkönigin", Mährchen von Blumenhof, und „die Fatalität eines Menagerie-Direktors", ein Schwank von Gräffer; ferner: „der Adler und die Demantroſe"; die „Lieder" von Frau v. Chezy und die „Epigramme" von Caſtelli und Pfeiffer. — Die Leſer werden meinen Bericht ärmlich finden — nun, Referent ſtimmt ihnen in dieſer Anſicht bei. Es will nichts Tüchtiges, recht Lebendiges an's Licht kommen, und ſo ſprechen wir denn von dem, was vorhanden iſt! Die Taſchenbücher waren noch das Einzige, wonach man in letzter Zeit, die ſelbſt kleinlich in ſich, aber doch prunkhaft mit goldenem Schnitt verſehen iſt, greifen konnte. Die Taſchen ſind ja auch der Punkt aller Spekulationen, warum ſoll die Literatur allein zurück bleiben? — warum ſoll ſie nicht beweiſen, daß, wie unſer Vermögen, auch unſer Wiſſen und Streben portativ iſt? — —z.

Der Jäger-Chor aus dem „Freiſchütz" wird in Paris von Allen ſo bis zur Uebertreibung nachgeſungen, daß es unter den höheren Ständen hat Grundſatz werden müſſen, bei dem Miethen eines Domeſtiken ausdrücklich zu beſtimmen: den Jäger-Chor nicht zu ſingen! (Pandore.)

Ein Hr. Baron Seruzier, franzöſiſcher Oberſt, hat „Memoiren" herausgegeben, worin er ſeine Schußfertigkeit nicht wenig an den Pranger ſtellt. Bei Auſterlitz — ſo berichtet er unter Anderem — flüchteten bekanntlich Ruſſen und Oeſtreicher über einen großen zugefrornen See. Napoleon zitirte ſogleich den Kugelvater (ſo nannte er angeblich Seruzier) und befahl, das Eis ein zu ſchießen! Vergebens verſuchte man mehrere Mal, dieſen Befehl aus zu führen, bis Seruzier auf den Gedanken gerieth, den Mörſer perpendikulair auf zu ſtellen. Die auf ſolche Weiſe hoch emporgeſchoſſenen Kugeln zerſchlugen wirklich im Niederfallen das Eis, und eine Unzahl Feinde ertrank; man gab die Zahl auf 15,000 an. (Pandore.)

Kerſtair in London lehrt auf eine amerikaniſche Art das Schreiben. Die Hauptregel dabei iſt, daß man dem Schüler die Finger befeſtigt, ſo daß er nur die Hand und den Arm bewegen kann, jene bleiben unbeweglich. Die ungeſchickteſten Schüler ſchrieben bei angeſtellten Verſuchen in ſechs Wochen eine deutliche feſte Handſchrift, Einige ſogar eine elegante Schrift! (Corsaire.)

(?) In Peſth (Ungarn) wird ein Tafelgedeck aufbewahrt, deſſen Haupt-Tiſchtuch die Krönung Carls des Großen darſtellt; die Perſonen ſind 18 Zoll hoch. Auf dem kleineren Tiſchtuch iſt die Auferſtehung Chriſti dargeſtellt, auf jeder Serviette ein Ereigniß aus dem alten oder dem neuen Teſtament. Es ward im Jahr 1365 für den ungariſchen Reichstag angefertigt, und iſt ſeitdem erſt zwei Mal gebraucht. Das erſte Mal bei Gelegenheit dieſes Reichstages und das letzte Mal bei einem Beſuch der Kaiſerin Maria Thereſia in Ungarn. (Corsaire.)

Beilage: Vignetten-Abdrücke aus dem zu Michaelis d. J. erſcheinenden dritten Heft der „Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe zu haben von F. W. Gubitz."

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 6. Februar. 21ſtes Blatt.

Harzreiſe; von H. Heine.

(Fortſetzung.)

An unſerm Tiſche wurde es immer lauter und traulicher, der Wein verdrängte das Bier, die Punſch-Bowlen dampften, es wurde getrunken, ſmollirt und geſungen. Der alte Landesvater und herrliche Lieder von Uhland, W. Müller, Rückert u. ſ. w. erſchollen. Schöne Methfeſſelſche Melodieen. Am allerbeſten erklangen unſers Arndt's deutſche Worte: „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte!" Und draußen brauſte es, als ob der alte Berg mitſänge, und einige ſchwankende Freunde behaupteten ſogar, er ſchüttle freudig ſein kahles Haupt und unſer Zimmer werde dadurch hin und her bewegt. Die Flaſchen wurden leerer und die Köpfe voller. Der Eine brüllte, der Andere fiſtulirte, ein Dritter deklamirte aus der „Schuld", ein Vierter ſprach Latein, ein Fünfter predigte von der Mäßigkeit, und ein Sechster ſtellte ſich auf den Stuhl und dozirte: Meine Herren! Die Erde iſt eine runde Walze, die Menſchen ſind einzelne Stiftchen darauf, ſcheinbar arglos zerſtreut: aber die Walze dreht ſich, die Stiftchen ſtoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern ſelten, das giebt eine wunderbare, complizirte Muſik, und dieſe heißt Weltgeſchichte. Wir ſprechen alſo erſt von der Muſik, dann von der Welt und endlich von der Geſchichte; letztere aber theilen wir ein in Poſitiv und ſpaniſche Fliegen —" Und ſo ging's weiter mit Sinn und Unſinn.

Ein gemüthlicher Mecklenburger, der ſeine Naſe im Punſchglaſe hatte und ſelig lächelnd den Dampf einſchnupfte, machte die Bemerkung: es ſey ihm zu Muthe, als ſtände er wieder vor dem Theater-Büffet in Schwerin! Plötzlich begeiſtert warf ſich der Greifswalder an meine Bruſt und jauchzte: „O, verſtändeſt Du mich, ich bin ein Liebender, ich bin ein Glücklicher, ich werde wieder geliebt, und Gott verdamme mich! es iſt ein gebildetes Mädchen, ſie hat eine volle Bruſt, trägt ein weißes Kleid und ſpielt Clavier!" — Aber der Schweizer weinte, und küßte zärtlich meine Hand und wimmerte beſtändig: „O Bäbeli! o Bäbeli!"

In dieſem verworrenen Treiben, wo die Teller tanzen und die Gläſer fliegen lernten, ſaßen mir gegenüber zwei Jünglinge, ſchön und blaß wie Marmorbilder, der Eine mehr dem Adonis, der Andere mehr dem Apollo ähnlich. Kaum bemerkbar war der leichte Roſenhauch, den der Wein über ihre Wangen hinwarf. Mit unendlicher Liebe ſahen ſie ſich einander an, als wenn Einer leſen könnte in den Augen des Andern, und in dieſen Augen ſtrahlte es, als wären einige Lichttropfen hinein gefallen aus jener Schaale voll lodernder Liebe, die ein frommer Engel dort oben von einem Stern zum andern hinüber trägt. Sie ſprachen leiſe, mit ſehnſuchtbebender Stimme, und es waren traurige Geſchichten, aus denen ein wunderſchmerzlicher Ton hervor klang. „Die Lore iſt jetzt auch todt!" ſagte der Eine und ſeufzte, und nach einer Pauſe erzählte er von einem Halleſchen Mädchen, das in einen Studenten verliebt war, und als dieſer Halle verließ,

Digitized by Google

mit Niemand mehr ſprach, und wenig aß, und Tag und Nacht weinte, und immer den Canarienvogel betrachtete, den der Geliebte ihr einſt geſchenkt hatte. „Der Vogel ſtarb, und bald darauf iſt auch die Lore geſtorben!“ ſo ſchloß die Erzählung und beide Jünglinge ſchwiegen wieder und ſeufzten, als wollte ihnen das Herz zerſpringen. Endlich ſprach der Andere: „Meine Seele iſt traurig! Komm mit hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genoſſe meiner Wehmuth! ich liebe Dich, Deine Worte tönen wie Rohrgeflüſter, wie gleitende Ströme, ſie tönen wieder in meiner Bruſt, aber meine Seele iſt traurig!“ Nun erhoben ſich die beiden Jünglinge, Einer ſchlang den Arm um den Nacken des Andern, und ſie verließen das toſende Zimmer. Ich folgte ihnen nach und ſah, wie ſie in eine dunkle Kammer traten, wie der Eine, ſtatt des Fenſters, einen großen Kleiderſchrank öffnete, wie Beide vor demſelben, mit ſehnſüchtig ausgeſtreckten Armen, ſtehen blieben und wechſelweiſe ſprachen. „Ihr Lüfte der dämmernden Nacht!“ rief der Erſte; „wie erquickend kühlt Ihr meine Wangen! Wie lieblich ſpielt Ihr mit meinen flatternden Locken! Ich ſteh' auf des Berges wolkigem Gipfel, unter mir liegen die ſchlafenden Städte der Menſchen, und blinken die blauen Gewäſſer. Horch! dort unten im Thale rauſchen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen, in Nebelgeſtalten, die Geiſter der Väter. O, könnt' ich mit Euch jagen, auf dem Wolkenroß, durch die ſtürmiſche Nacht, über die rollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin beladen mit Leid und meine Seele iſt traurig!“ — Der andere Jüngling hatte ebenfalls ſeine Arme ſehnſuchtsvoll nach dem Kleiderſchrank ausgeſtreckt, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und zu einer gelbledernen Hoſe, die er für den Mond hielt, ſprach er mit wehmüthiger Stimme: „Schön biſt du, Tochter des Himmels! Holdſelig iſt deines Antlitzes Ruhe! Du wandelſt einher in Lieblichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden im Oſten. Bei deinem Anblick, o Mond, erfreuen ſich die Wolken, und es lichten ſich ihre düſtern Geſtalten. Wer gleicht dir am Himmel, Erzeugte der Nacht? Beſchämt, in deiner Gegenwart, ſind die Sterne, und wenden fort die grünfunkelnden Augen. Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehſt du von deinem Pfad? Haſt du gleich mir deine Halle? Wohnſt du im Schatten der Wehmuth? Sind deine Schweſtern vom Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwallten, ſind ſie nicht mehr? Ja, ſie fielen herab, o ſchönes Licht, und du verbirgſt dich oft, ſie zu betrauern. Doch einſt wird kommen die Nacht, und du, auch du biſt vergangen, und haſt deine blauen Pfade dort oben verlaſſen. Dann erheben die Sterne ihre grünen Häupter, die einſt deine Gegenwart beſchämt, ſie werden ſich freuen. Doch jetzt biſt du gekleidet in deiner Strahlenpracht und ſchauſt herab aus den Thoren des Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, daß ſie herab zu ſchauen vermag, die Erzeugte der Nacht, daß die buſchigen Berge erglänzen und das Meer ſeine ſchäumenden Wogen rolle in Licht!“

Ich kann viel vertragen — die Beſcheidenheit erlaubt mir nicht, die Bouteillen-Zahl zu nennen — und ziemlich gut conditionirt gelangte ich nach meinem Schlafzimmer. Der junge Kaufmann lag ſchon zu Bette, mit ſeiner kreideweißen Nachtmütze und ſafrangelben Jacke von Geſundheits-Flannell. Er ſchlief noch nicht und ſuchte ein Geſpräch mit mir an zu knüpfen. Er war ein Frankfurt-am-Mayner, und folglich ſprach er gleich von den Juden, die alles Gefühl für das Schöne und Edle verloren haben, auch die engliſchen Waaren 25 Prozent unter dem Fabrikpreiſe verkaufen, und er ſchloß mit der Bemerkung: „Die Empfindung iſt doch das ſchönſte Gefühl.“ Es ergriff mich die Luſt, den jungen Mann etwas zu myſtifiziren; deshalb ſagte ich ihm: ich ſey ein Nachtwandler, und müſſe im Voraus um Entſchuldigung bitten, für den Fall, daß ich ihn etwa im Schlafe ſtören würde. Der arme Menſch hat deshalb, wie er mir den andern Tag geſtand, die ganze Nacht nicht geſchlafen, da er die Beſorgniß hegte, ich könnte mit meinen Piſtolen, die vor meinem Bette lagen, im Nachtwandler-Zuſtande ein Malheur anrichten. Im Grunde war es mir nicht viel beſſer als ihm gegangen, ich hatte ſehr ſchlecht geſchlafen. Wüſte, beängſtigende Phantaſie-Gebilde. Ein Clavier-Auszug aus Dante's „Hölle“. Am Ende träumte mir gar, ich ſähe die Aufführung einer juriſtiſchen Oper, die Falcidia geheißen, erbrechtlicher Text von Gans, und Muſik von Spontini. Ein toller Traum. Das römiſche Forum leuchtete prächtig, der Prätor auf ſeinem Stuhle, die Toga in ſtolzen Falten werfend, ergoß ſich in polternden Recitativen, Pr. N. als Legator ſang die ſchmelzende Bravour-Arie quicunque civis romanus; ziegelroth geſchminkte Referendarien brüllten als Chor der Unmündigen, Privat-Dozenten als Genien (der Accent liegt nicht auf dem I) gekleidet, tanzten ein antejuſtinianeiſches Ballet, und bekränzten mit Blumen die zwölf Tafeln, unter Donner und Blitz ſtieg aus der Erde der beleidigte Geiſt der römiſchen Geſetzgebung, Poſaunen, Tamtam, Feuerregen, cum omni causa.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

LXIV. Die Grundſätze, welche der Menſch in der Welt ſich erworben, in bedenklichen Lagen des Lebens

Digitized by Google

behauptet, in Gefahren und Verſuchungen erprobt hat, werden ohne Zweifel unerſchütterlicher haften, werden bei weitem feſtere Wurzeln geſchlagen haben, als diejenigen, ſo wir während eines ruhigen Daſeyns aus Büchern oder durch Predigten uns gebildet. Aehnlicher Weiſe ſitzen bei den Fiſchen im hohen Meere die Schuppen tiefer und feſter, als bei denjenigen, welche ſich beſtändig nur in der Nähe des Geſtades auf zu halten pflegen.

LXV. Menſchen von reinem, makelloſem Charakter, an welchen ſich ſo wenig etwas tadeln als wegwünſchen läßt, ſind als moraliſche Muſterbilder vortrefflich, und verdienen unſere Bewunderung, unſern Preiszoll. Aber in Romanen taugen ſie nichts; ſie ſtehen zu überirdiſch, zu menſchenunähnlich da, langweilen und werden leicht vergeſſen. Und auch im wirklichen Leben mögen ſie mir nicht immer behagen. Sie ſind gleichſam zu glatt, man kann ſie nirgends faſſen, während kleine Untugenden, unbedeutende Fehler oder ſeltſame Eigenheiten einen Menſchen intereſſant machen und dem Umgang mit ihm einen ſich täglich erneuernden Reiz verleihen. So werden von den Numismatikern diejenigen alten Münzen ſehr koſtbar gehalten, auf welchen durch Verſehen des Stempelſchneiders ein Fehler ſich findet.

LXVI. Seltſam iſt die Aehnlichkeit mancher Honigblumen mit den Inſekten, welche auf ihnen leben und ſich von ihnen nähren. Man findet in Süd-Amerika Cypripedien von der Geſtalt und Farbe der großen Spinnen, die auf Beute lauernd ſich unter ihnen verborgen halten. Es ſcheint wirklich, daß manche Thiere von der Farbe ihres Aufenthalts etwas annehmen; ſo finden wir die meiſten weißen Thiere, wie die weißen Füchſe und Mäuſe, den Nordbären und den Eisvogel, in den ewigbeſchneeten Polar-Gegenden. Der Curculio Nebuloſus gleicht durch ſeine graue, mit Schwarz gefleckte Farbe dem aus weißem Sande mit ſchwarzer Erde gemiſchten Boden ſo ſehr, daß man ordentlich, um ihn zu erkennen, das Auge anſtrengen muß, und ein anderes Thierchen dieſer Art, Brachyrhinus Niveus, ſteckt gewöhnlich in den Höhlen der Kreideberge, und ſieht ununterſcheidbar wie Kreide aus. Manche der geſprenkelten Motten, die ihre Tagesruhe an der Nordſeite der Baumſtämme halten, gleichen durchaus den grünen und grauen Flechten, mit welchen dieſe Stämme bedeckt ſind; ja, was noch weit wunderbarer iſt, wenn die Raupe von Noktua Algä ſich der gelben Lorbeerflechte nähert, erſcheint ſie gelb, kriecht ſie aber durch die graue Steinflechte, ſo ſieht ſie, nach Fabricius Beobachtungen, vollkommen grau aus. Natur-Erſcheinungen dieſer Art laſſen ſich in Menge anführen; ich unterſchlage die meiſten und theile nur die Bemerkung mit, welche Brahm in ſeinem Inſekten-Kalender macht, daß die Raupe einer Motte, die auf der Rain-Weide lebt, in Hinſicht der Farbe genau der Unterſeite des Blattes gleicht, auf welchem ſie des Tages ſitzt; man hat das Blatt in der Hand und bemerkt nicht das geringſte. Es iſt möglich, daß die amerikaniſchen Wilden den Thierchen dieſe Eigenſchaft abgeſehen, um ſie zu einer Kriegsliſt zu benutzen; wenigſtens behauptet Robertſon, daß ſie, unter Gebüſchen im Hinterhalt verſteckt, um vom Feinde nicht bemerkt zu werden, ihre Leiber mit der Farbe beſtreichen, welche die Blätter der Bäume umher haben. Wenn aber die Thiere ſo oft in der Farbe ihrer Wohnungs-Oerter erſcheinen, warum wollen wir uns wundern, wenn der Menſch nach ſeinem Aufenthalte ſchmeckt, der Spießbürger z. B. nach der Bierſchenke, die Philine nach dem Garderobenzimmer?

LXVII. Keiner wird im Grunde armſeliger abgeſpeiſt, mit Keinem pflegen die Menſchen gemächlicher überein zu kommen, als mit dem lieben Gott. Man verſchiebt die Handlungen der Reue und der Buße auf die Zeit, wo ſie von ſelbſt ſich ein zu finden pflegen, und ſucht mit der Tugend Bekanntſchaft zu machen, wenn man mit dem Laſter nicht mehr gleichen Schritt halten kann. Der beſte Theil unſeres Daſeyns gehört dem Vergnügen und der Untugend, mit den unfruchtbarſten Jahren, „wo keiner Sonne warme Strahlen mehr der luſt'gen Freude üpp'ge Blumen locken", ſtellen wir den ew'gen Richter zufrieden. So pflegten die alten Einwohner von Thrazien, wenn ſie ihren Götzen Gaſtmähler veranſtalteten, vorher das Mark der geopferten Thiere ſelbſt zu genießen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Muſe an den kleinen Gott.

Sieh, Loſer, her! Du glaubteſt mich zu tödten
Mit deines Pfeiles rückgewandter Macht,
Sieh' her: ich bin vom Tode ſchnell erwacht
Und danke mein Erſteh'n dem — Muſageten.

Er, den der Ton erfreut von ſanften Flöten,
Er ſpannt den Bogen auch zur Götterſchlacht,
Und lehrt auch mich ihn führen mit Bedacht;
Vor ſeiner Kunſt muß deine Liſt erröthen.

Dein Pfeilgeſchoß, das du mir, Falſcher, borgteſt,
Mit dem du mich zu überwinden ſorgteſt,
Dein eigenes, jetzt ſieg' es über dich.

Die Senne ſchwirrt, und ſieh', du biſt getroffen,
Von wem nun will dein Schmerz die Lind'rung hoffen?
Du ſinnſt umſonſt — komm her und küſſe mich!

Leribald.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Cardenio und Celinde. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Carl Immermann." (Berlin, bei Laue, 1826.) Ein in jedem Betracht höchſt ausgezeichnetes Werk, ein

Erzeugniß, dem unverkennbar das Gepräge des Genius aufgedrückt iſt! Der Verfaſſer, welcher vor fünf Jahren mit drei Trauerſpielen ſeine dichteriſche Laufbahn ſehr bedeutend begann, und ſeitdem durch mehrere würdige Werke fortſchreitend auszeichnete, hat in dieſem neueſten einen abermaligen Fortſchritt beurkundet, der ihn entſchieden auf eine Stufe ſtellt, welche keiner der vielen gleichaltrigen Mitſtrebenden in dieſem dramatiſchen Fache bis jetzt erreicht hat. Dieſe Anweiſung geben wir um ſo zuverſichtlicher und unpartheiiſcher, als gerade das gegenwärtige Trauerſpiel, welches ſie veranlaßt, uns auch zu nicht geringem Tadel nöthigt. Unſer Dichter verbindet mit Kraft und Fülle der Dichtung eine Eigenthümlichkeit derſelben, welche durch Annäherung an große Muſter keineswegs gefährdet iſt, in Nachahmung über zu gehen. Im Gegentheil, ſie hat ſich mehr zu hüthen, daß ſie nicht, durch übergroßes Feſthalten an ſich ſelber, ihre urſprünglich freie Geſtalt verliere, und in Eigenſinn ausarte. Der Dichter bedarf, wie jeder im Leben wahrhaft Thätige, zu ſeiner größeren Selbſtſtändigkeit einer fortwährenden Hingebung derſelben, und nur in dem ſtetem Wechſel beider Richtungen wird in der Poeſie wie im Leben wahrhaft Großes vollbracht. Wer nichts hin zu geben hat, als ganz und immer ſich ſelbſt, der iſt zum Nachahmer verdammt, und gehört in aller Weiſe der Maſſe an; wer aber zu ſehr zurück hält und beharrt, der vereinſamt; Beide ſcheiden aus dem Kreiſe des eigenthümlichen Lebens und Wirkens ab. Die Eigenthümlichkeit muß ſich hervortretend gleichſam mit der Welt ausgleichen, mit dem umgebenden Leben in Harmonie ſetzen, erſt dann iſt ſie gelungen ſie ſelbſt. Hierin nun, glauben wir, hat Immermann durch das vorliegende Trauerſpiel einen großen Erfolg dargethan; auf dieſen gründet ſich unſer entſchiedenes Lob; wo jener Erfolg noch unvollſtändig erſcheint, darf ſich verhältnißmäßig unſer Tadel anknüpfen. — Der gewählte Stoff iſt einer der ſchönſten und glücklichſten für die tragiſche Behandlung. Wir können hier nicht in die Vergleichung eingehen, wiefern Immermann von ſeinen Vorgängern, die den nämlichen Stoff behandelt haben, abweicht, oder mit ihnen zuſammen ſtimmt. Andere Blätter haben hierüber bereits Einiges beigebracht. Uns genüge hier im Ganzen die kraftvolle, ſichere Haltung an zu erkennen, welche ſowohl den Fortſchritt der Begebenheit als die Entwickelung der Charaktere in dem Immermann'ſchen Werke vortheilhaft bezeichnet. Durch eine weiſe Oekonomie, die von großer Selbſtbeherrſchung zeugt, iſt in der Fülle hier ein ſeltenes Maaß beobachtet, deſſen Grenzen in den meiſten Fällen weder Ueppigkeit überſchreitet, noch zu enge Zuſammenziehung des Nothwendigen unerfüllt läßt. In der Handlung iſt raſcher Fortgang, nirgends müßige Hemmung, und die Charaktere bedürfen zu ihrer völligen Entwickelung keiner andern Hülfsmittel, als der in der Handlung begründeten Thätigkeit. Die Charakterzeichnung „Cardenio's“, des dunkelglühenden Spaniers, iſt meiſterhaft; dann „Celinde's“, der reizenden Selbſtſtändigkeit in Liebeshuld; ferner „Olympia's“ und „Lyſander's“, an welchen Beiden einer minder kundigen Hand viel mißlingen konnte. Auch die übrigen Charaktere ſind gut gehalten, und gemäß ihrer verſchiedenen Betheiligung gebührend hervor gehoben. Durch die warme, ja glühende Farbengebung des dichteriſchen Ausdrucks iſt gleichwohl der Conflikt herber Gegenſätze in heiterer Gemeinſchaft zuſammen gefaßt. So wird der Leſer, angezogen von dem Inhalt und von der Darſtellung, durch den Wechſel der Scenen und Akte von Anfang bis zu Ende von ſtets belebter Theilnahme begleitet, und kommt erſt mit dem Schluſſe wieder zu Athem, und mag alsdann erſt überlegen und prüfen, was ihm denn eigentlich dargeboten worden. Von wenig Büchern läßt ſich dergleichen rühmen! — Betrachten wir aber nun näher die organiſchen Beſtandtheile, auf welche das Gegebene ſich in dieſer Bearbeitung zurück führen läßt, ſo unterſcheiden wir zunächſt vierfachen Gehalt, der ſich zu dem Gemälde gruppirt. Zuerſt die Liebesgeſchichte in ihrer einfachſten Auffaſſung, der eigentliche Kern des Ganzen; dann die Univerſität, welche den Schauplatz liefert; hierauf die Zauberei, die als Einwirkendes bedeutend wird; endlich im Hintergrunde die Schlacht von Lepanto, gleichſam den Anfang und das Ende verſöhnt zuſammen ſchlingend. Von dieſen vier Hauptſtücken finden wir die Liebesgeſchichte durchaus gelungen, den Hintergrund trefflich benutzt und an das Weſentliche glücklich angeſchloſſen, die Univerſität größtentheils mit Wirkung aufgeführt, beſonders auch zuletzt, wo die Worte des Kanzlers ernſt und würdig das Tragiſche zu höherer Beziehung aufſchließen:

„Der Weisheit Schüler, die ihr mich umſteht,
Sehe hier des Todes grauſe Majeſtät!
Im Schooß der alma mater, die gegründet
Auf Frieden, hat ſich Krieg entzündet.
Es ſoll der Hörſaal heut geſchloſſen ſeyn,
Ein Jeder kehre prüfend bei ſich ein;
Denn tiefre Lehren, als des Lehrers Mund
Zu geben weiß, macht dies Verhängniß kund.“

Dagegen können wir dem, was in der Univerſität ſich als Studentenweſen, und zum Gegenſatz deſſelben aus dem Bürgerleben als Philiſterei darſtellt, nicht vollen Beifall geben; es finden ſich glückliche Umriſſe eines echten Humors, einzelne treffende Züge, aber das Ganze läßt unbefriedigt, man fühlt darin ein Zuwenig, und doch zugleich ein Zuviel, woraus man ſchließen muß, daß hier das rechte Maaß noch nicht vorhanden. Völlig tadelhaft aber dünkt uns die Art, wie der vierte jener Beſtandtheile, die Zauberei, den übrigen beigemiſcht worden. Sie erſcheint uns gar nicht dramatiſch, ſondern macht den an ſich ganz dramatiſchen Stoff durch ihre Beimiſchung novellenartig. Das Geiſterreich wird bei Shakſpeare auf ganz andere Weiſe in's Spiel gebracht, als Bild und Ausdruck für das Menſchlich-Wirkliche, nicht aber an deſſen Statt; wir ſprechen natürlich nicht von denjenigen Stücken, wo das Feenhafte als eine eigne Welt in willkührlicher Selbſtſtändigkeit auftritt, wie im „Sommernachtstraum“, dem „Sturm“ u. ſ. w., ſondern von „Hamlet“, „Macbeth“ u. ſ. w. Aber in der That iſt in dem Immermann'ſchen Trauerſpiele die Zauberei nicht nur ſtörend, ſondern auch überflüſſig, und es müßte dem Dichter ein Leichtes ſeyn, durch wenige Züge die Here Tyche aus dem novellenartigen Charakter in den echt dramatiſchen herüber zu führen. Die Geſichtspunkte, aus welchen dieſer Tadel ſich ergiebt, laſſen ſich hier nicht ausführlich begründen. Gehen wir von dem Ganzen auf das Einzelne zurück, ſo finden wir in dieſem neuen Stücke Immermann's den reichſten Schmuck poetiſcher Züge, den wir ſchon ſeinen früheren Erzeugniſſen nachrühmen konnten, in nur noch größerer Gediegenheit wieder. Nicht nur einzelne Stellen in großer Anzahl, ſondern ganze Auftritte ließen ſich zum Beweis anführen. Meiſterhaft iſt z. B. das Geſpräch „Cardenio's“ mit „Celinde'n“, wo dieſe ihren Widerwillen gegen die Ehe, ſelbſt gegen die Ehe mit dem Geliebten, kund giebt, und wo der Dichter das größte Lob verdient, dieſen zum vollen Laufe ſo verführenden Stoff in dem Maaße weniger feſten Schritte gehalten zu haben. Wir ſchließen unſere Anzeige mit lebhaftem Dank für den Dichter, mit neuen Erwartungen von ihm, und mit dem guten Vertrauen, daß ſeine dramatiſchen Erzeugniſſe künftig nicht nur dem Leſer aus dem Buche, ſondern auch dem Zuſchauer und Hörer von der Bühne herab zum Genuſſe gereichen werden. E.

Die Anhänger der beiden Sängerinnen und Rivalinnen Mad. Fodor und Mad. Paſta heißen Foedoriſten und Paſtachiens. (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 5.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 21ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Rathenow. Daß ich abgereiſt und glücklich hier angekommen, beweiſet dieſer Bericht. Weiter als zehn Meilen, weiter als bis nach Rathenow, ſtand zwar mein Sinn, aber die Umſtände riefen ihr: Halt! — Um 7 Uhr Morgens, als ich in Berlin über den Spittelmarkt trabte, war es ſo zu ſagen noch ſtockdunkel in unſerer lieben Reſidenz. Im goldnen Adler, wo die Frau Mama, die mich mit ſich nehmen wollte, wohnte, empfing mich der gähnende Portier mit einem geheimnißvollen: „Raſch, raſch, die Damen erwarteten Sie längſt!“ Mein Dienſtbarer langte kurz nach mir mit Mantelſack und andern Effekten an und packte, während ich Mama und Schweſter begrüßte, die Sachen auf den geräumigen Miethswagen. Der Fuhrmann trieb brummend zur Abreiſe, ich aber frühſtückte noch gemächlich, während die Damen ſich gehörig einmummten und mit Fußſäcken, Pelzhandſchuhen und Wärmflaſchen ſich verſahen. Endlich war der Wagen in Bewegung. — Ueber Kälte zu klagen, wäre Uebermuth geweſen; denn wer einmal mit Damen gereiſt, kennt alle ihre Verwahrungsmittel gegen jegliche Temperatur; deſto mehr ſtöhnte ich über das Eingeengtſeyn, indem der große Wagen ſo mit Kiſten, Kaſten, Schachteln, Hüthen und andern Kleinigkeiten angefüllt und behangt war, daß bei jeglichem Stoß ein Geklapper entſtand, als ob eine Mühle in der Nähe ſey. Ich hielt es daher für rathſam, aus dem Käfig zu ſchlüpfen und nebenher zu trottiren, welches auch ganz gut gelang, indem die dürren, aber unermüdlichen Pferde, wegen des Sandes, meinen Schritt nicht überboten. — Die märkiſchen Sandſteppen ſind in dieſer Gegend beſonders reizend; die Natur lebt hier in ſtiller Eingezogenheit. Da ſtörte unſere Unterhaltung kein Vogelgeſang, kein anderer Reiſewagen zwang uns zum Ausweichen, uns begegnete kein Wanderer, kein Hirt, kein Haaſe; kurz, die Natur athmete eine exemplariſche Ruhe! — Da wir, der Fuhrmanns-Laune fröhnend, oft die Poſtſtraße verließen, ſo paſſirten wir kein Städtchen, deſto mehr Dörfer mit ſpitzigen Thürmen, durchlöchertem Pflaſter und andern Alltäglichkeiten. Uebrigens thut man nicht übel, die Städtchen an der Poſtſtraße zu vermeiden, die im Verhältniß noch häßlicher erſcheinen, als die Dörfer, von denen doch einige recht freundlich ſich hervor thun, indem ſie kürzlich abgebrannt und alſo neu erbaut ſind. In einem Dorfe, wo gefüttert wurde, berechnete man recht klug und gewinnſüchtig nach Silbergroſchen, ungefähr ſo, wie die Verkäufer der erſten Lebensbedürfniſſe es zum Theil in Berlin verſtehen; auch ſchienen ſich die Leutchen dabei recht wohl zu befinden. — In einem ſogenannten Sandkruge, wo wir zu Mittag aßen, ließ ſich die Hausmagd Mamſell nennen! Glücklicher Fortſchritt in der Cultur! Mamſell lamentirte über die ſchlechte Nachbarſchaft, die wenigen Tanz-Geſchichten und Gaſthofs-Amüſements! Ja, ſetzte ſie wehmüthig hinzu, wenn erſt die neue Chauſſee fertig ſeyn wird, und die Poſt nicht mehr vorbei kömmt, dann iſt Alles aus; kein luſtiger Schwager (Poſtillon), kein ehrlicher Schirrmeiſter und kein Herr Student oder ſo was von Paſſagieren trinkt mehr bei uns ſein Schnäpschen! Mamſell kannte auch die Romane von Walter Scott, ſie lernte eben leſen in einem Werke des großen Unbekannten. — In der Wirthsſtube hing Fouqué's Bildniß in einem ſchönen, goldnen Rahmen. Der Wirth war früher Koch in Nennhauſen, dem Gute Fouqué's. — Uebrigens war die Stube recht lebendig. Außer uns Ankömmlingen, für welche ein Tiſch gedeckt wurde, ſaß in einer Ecke der Jäger des Reviers mit zwei ſchönen Jagdhunden, die unaufhörlich umherſchnüffelten und ſich auch bei unſerm Mahle ſehr unmanierlich benahmen. In einer andern Ecke nähte die Magd; die Wirthin lief geſchäftig hin und her, während der wohlbeleibte Wirth, ein Sammtkäppchen auf der Glatze, behaglich im Sorgenſtuhle ruhte und mit einem Nachbar Pachter, der gemächlich ſein Pfeifchen rauchte und den Dampf kräuſeln ließ, in Unterhaltung begriffen war. Auf der Erde hüpften zwei Rothkehlchen luſtig umher, und der teckelartige Haushund blaffte gegen die hinter einer Commode verſteckte Katze, die zuweilen ihre Ziſchlaute bei einem Ausfall mit den Krallen vernehmen ließ. — Unſer frugales Mahl war raſch verzehrt, der Wagen bald wieder unterwegs. Viel Wald und Sandwege — alſo abermals bequeme Unterhaltung! Natürlich vom lieben Berlin; vom bevorſtehenden lebendigen Carnaval und von den eben ſo lebendigen Droſchken; von den vielen neuen Opern und den wenigen Abänderungen im Repertoir; von den altgewordenen Theater-Liebhabern und dem jungen Theater-Anfang, der vor der Zeit veraltet; auch vom Königſtädtiſchen Theater war die Rede, alſo zuvörderſt von Demoiſ. Sontag und den Rollen, worin wir ſie ſehen und hören könnten, wenn ſie und wir nicht immer zwei Jahre warten ſollten, nach welcher Zeit dann erſt aus zu machen iſt: wie lange wir eigentlich noch zu warten haben! Aus ſolchen Betrachtungen wurden wir durch die märkiſch-ſanften Stöße eines Steindammes geriſſen. Die Stadtforſt vor Rathenow war erreicht und von ferne ſahen wir Lichter ſchimmern, auch die Stadt im Mondſchein vor uns liegen! Ehe wir das Thor paſſirten, ward noch ein Waldfrevel begangen, nämlich ein Tannenbaum zur heiligen Abendfeier abgeſchnitten und auf den Wagen gebunden. Glücklich auch ward die Contrebande eingeſchwärzt und der Wagen hielt! Natürlich guckte die neugierige Nachbarſchaft aus den Fenſtern, und trotz des Mondſcheins hielt ein ſonſt nie erleuchteter Bäcker ſeine Laterne heraus, um zu ſehen, wer und was die Stille ſtöre! — Wir waren den Freunden willkommen. — Nun über Rathenow, die in Brandenburgs Geſchichte merkwürdige Stadt, muß man doch wohl Einiges der Leſewelt mittheilen können! Was das Topographiſche und Hiſtoriſche anbelangt, ſo leſe man darüber Cannabich's Werk nach; [illegible] nur von dem geſelligen Leben und dergleichen. — Viele adliche Familien haben ſich hier zuſammen gefunden, deren Zahl ſich mit jedem Jahre noch vermehrt. Außerdem findet man ſehr viele gebildete bürgerliche Familien, die meiſt in der Neuſtadt wohnen, durch eine Caſino-Geſellſchaft vereint ſind und auch unter ſich kleine und größere Geſellſchaften und Gaſtmahle geben. Man ſieht hieraus, daß viel Luſt zur Geſelligkeit vorhanden iſt, welche noch größer ſeyn würde, wenn das garniſonirende Militair ſich nicht zu ſehr getrennt hielte, wodurch es wenig oder nichts zum allgemeinen Vergnügen beiträgt. — Alle vierzehn Tage iſt Caſino. Dort wird entweder geſpielt, getanzt, dinirt oder auf andere Weiſe für gemeinſchaftliche Behaglichkeit geſorgt. Außerdem ſind bei beſondern Gelegenheiten Bälle, ja mitunter Redouten, und am Sylveſter iſt jedesmal entweder Ball, Souper, oder beides vereint, welches letztere jedoch gewöhnlich ſehr mißlich ausfällt! — Leider fehlt es aber meiſt an Tänzern, und wenn nicht Fremde da ſind, will die rechte Luſt nicht gedeihen. Es giebt außer dieſer Caſino-Geſellſchaft noch manche für die andern Stände, z. B. die Loge u. ſ. w. Im Allgemeinen iſt hier ſehr viel Bildung zu bemerken, und man iſt bemüht, ſie noch zu vermehren. Leſe-, Journal-, Muſikalien- und Almanachs-Zirkel ſind eingerichtet, woran ſehr Viele Theil nehmen. Muſikaliſche Vereine fehlen auch nicht, von denen Quartette, Trios und Duette der

Digitized by Google

berühmten Meiſter aufgeführt werden. Ein kunſtliebender, in muſikaliſcher Hinſicht vortreflich gebildeter Cantor, Namens Walff, iſt ungemein thätig für die Muſik. Er ſelbſt ſpielt das Pianoforte mit außerordentlicher Fertigkeit, mit Empfindung und Begeiſterung. Einige andere Inſtrumente ſind ihm ſehr geläufig, auch companirte er mehrere Lieder zart und gefühlvoll. Am vortheilhafteſten zeigt er ſich aber in der Compoſition von Kirchen-Muſiken, die an Feiertagen in der Kirche recht brav aufgeführt werden. Schade, daß einem ſolchen Talent die Mittel fehlen, ſich in Berlin weiter aus zu bilden, gewiß würde er Trefliches leiſten. Schon bildete er hier recht tüchtige Schüler auf dem Pianoforte, und mit innigem Bedauern ſieht man ſeiner Anſtellung als Prediger und der damit verbundenen Entfernung entgegen. Wie faſt in allen Städten, erſcheint auch hier, in der Fiickſchen Buchdruckerei und Handlung, die nächſtdem eine mittelmäßige Leihbibliothek hat, ein Wochenblatt, worin ſich die Rathenawſchen Poeten bewähren, indem Auktions- und Verkaufs-Anzeigen mit ſinnigen Neujahrswünſchen, Erzählungen, Anekdoten und andern poetiſchen Ergießungen wechſeln. Manches darunter mag freilich nicht in Rathenaw entſtanden, ſondern weiter hergeholt ſeyn! — Zuweilen iſt auch Theater im Städtchen; Thaliens Hallen ſind hier freilich ſehr abſtoßend, aber die Vorſtellungen ſind es noch mehr! Jetzt erwartet man die Krauſeneckſche Truppe aus Spandaw, von der man viel Rühmens macht!! — Das Orcheſter, aus den Stadtmuſikanten beſtehend, iſt für das Publikum ein wahrer Ohrenzwang; etwas Schlechteres hörte ich nie. Doch bietet die hieſige Currende ſich zu treffendem Vergleich dar, indem auch dieſe laut um Verbeſſerung ſchreit, welches hiermit der „Geſellſchafter“ der Behörde in Rathenaw anzeigen mag, damit ich dem Städchen, welches mir übrigens recht wohl gefallen hat, auch in etwas nutze. A. v. E.

Der Prinz von Conti, der im Jahe 1776 ſtarb, war ein Mann voll Geiſt und liberaler Ideen, in ſeinen letzten Lebensjahren verfiel er aber oft in Melancholie, wie Alle, die in früheren Jahren das Leben etwas zu ſcharf genoſſen. — „Es wird bald aus ſeyn mit mir!“ ſagte er eines Tages zu ſeinem vertrauten Freunde, dem Amtmann von Saint F**. — „Monſeigneur, das ſind Ideen, Einbildungen!“ — „Teufel! Sie gefallen mir mit Ihren Ideen! Ich werde doch wohl fühlen, wie's mit mir ſteht?“ — „Sind Sie denn ſchon ſo alt?“ — „Mag's doch! ich bin auch nicht mehr jung, und überdies habe ich immer viel gearbeitet, bin im Cabinet geweſen. Das iſt nicht, wie Ihr, Amtmann, der nur die Liſten ſeiner Weine durch zu leſen hat?“ — „Gut, Monſeigneur, ſehen Sie aber Voltaire an, der hat doch wohl unſtreitig mehr gearbeitet, als Sie, und, wenn er auch ewig klagt, er befindet ſich doch ſtets ſehr wohl!“ — „Aber ich war mehrere Jahre Soldat, habe den Krieg von 1741 mitgemacht, habe Städte erobert; bei der Belagerung von Coni bekam ich zwei Kugeln in die Lende, verlor zwei Pferde unter'm Leibe —.“ — „Wahr, Monſeigneur, aber ſehen Sie den Marſchall Villars!“ — „Ey was, ſo wiſſen Sie, daß ich in der Jugend ein arger Libertin geweſen bin, es auch wohl jetzt, unter uns geſagt, etwas ſchärfer treibe, als ich ſollte!“ — „Aber, Monſeigneur, ſehen Sie Ihre Frau Mutter an!!“ — „Amtmann, Ihr habt auch heut auf Alles eine Antwort!“ ſagte der Prinz halb böſe, konnte aber doch das Lächeln über die etwas arge Keckheit nicht unterdrücken. (Pandore.)

Ein deutſcher Uhrmacher hat, wie man vernommen, nach vieljährigem Bemühen das große Geheimniß herausgebracht, die Trüffel durch Saamen fort zu pflanzen! Welcher überreiche Schatz für alle Leckermäuler, namentlich auch für ſolche, die zur Zeit der Kammern gern an hoher Tafel ſich ſättigen! (Pandore.)

Bemerker. No. 5. 1826.

Schutzſchrift der plattdeutſchen Mundart.

(Schluß.)

C. Der dritte Klagepunkt: „Die plattdeutſche Sprache ſey vieldeutig“, iſt vollends von einer Nichtigkeit, daß er kaum eine Widerlegung verdient. Welche Sprache hat denn keine Homonymen? Zeigt die hochdeutſche deren auch nicht ſo viele wie die franzöſiſche *), und dieſe ungleich weniger als die engliſche, ſo — hat ſie dieſelben doch! Und ſelbſt dieſe Homonymen ſind eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit, die der Sprache verbleiben müſſen; die dem Autor nicht ſelten eben ſo willkommen ſeyn dürften, um Gebrauch von ihnen zu machen, als es ihm ein anderes Mal wichtig ſeyn möchte, dieſelben zu vermeiden. — Wenn aber der Mecklenburger Bauer — nach des Hrn. Profeſſors Mittheilung — für Ohr und Uhr — Ur-ä, für der Thor, das Thor, die Dauer und ich dauere — Dur-a ſpricht: ſo erfahre Jeder, der es noch nicht weiß, daß der Plattdeutſche wahrhaftig ſagt und ſchreibt: dat Ohr, de Uhr, de Dohr, dat Dohr, de Duur und ick duur, du duurſt, hee duurt, u. ſ. w. Zu beweiſen aber, daß Walſchgebell oder Bärengebrumme keine Mundart noch Sprache ſey — iſt nicht mein Beruf.

D. Der vierte Klagepunkt: „Die plattdeutſche Sprache umſchreibt den Genitiv“ — iſt wahr: jedoch nur nicht im Sinne des Herrn Verklägers; denn was dieſer dem Idiom als Schmach aufbürden möchte, gereicht der Mundart zu Schmuck und Zierde. Nicht jede Mundart, ja nicht einmal jede Sprache kann ſich deſſen rühmen. Die lateiniſche weiß, ſo wie die nach derſelben gebildeten ſüdeuropäiſchen Sprachen, ſich dieſen ihr buchſtäblich zwar fehlenden Schmuck durch die Verſetzung oder Entfernung ihres Genitivs vom Subjecte zu erzie-

*) Vergl. „Homonymicon der Deutſchen, oder: Sammlung aller gleichlautenden, dem Sinne nach jedoch verſchiedenen Wörter der deutſchen Sprache. Lexikographiſch zuſammengeſtellt von Georg Nicolaus Bärmann, Hamburg und Mainz, bei Gottfr. Vollmer, 1808“ und

Deſſen: „Homonymicon français etc.“ Ebendaſ. 1807.

ten; die franzöſiſche entbehrt deſſelben gänzlich; die hochdeutſche ſchafft ihn ſich durch ihren prächtigen dreifachen Genitiv; die engliſche durch ihren zweifachen; wiewohl man wird zugeben müſſen, daß die engliſche Genitivs-Partikel „of“ eigentlich nichts weiter iſt, als eine Umſchreibung des angelſächſiſchen Genitivs mit dem Zeichen ('s). Allerdings ſagt der Plattdeutſche: „Myn Vader ſon Huus“, aber er ſagt eben ſo oft und gern: „Myn Vaders Huus“ und bedient ſich des umſchriebenen Genitivs hauptſächlich nur dann, wenn das Subject des Satzes ohne Artikel oder Pronomen ſteht, wie z. B. Vaders Huus, Herrgods Macht, Königs Gewalt u. ſ. w — Iſt hier das Idiom minder reich als manche Sprache? Ja, iſt es in dieſem Betrachte nicht unendlich reicher, als die vielbeliebte franzöſiſche Sprache, die nur per licentiam poeticam, und auch da noch nicht in allen Fällen, ihren Genitiv unmittelbar vor deſſen Subject ſtellt, während derſelbe in der Proſa, einem armſeligen Sklaven gleich, ſeinem Nominativ folgen muß? — Doch ich will nicht vergeſſen, daß Hr. Profeſſor Fiöcke das plattdeutſche Idiom, wie er ſagt, vergeſſen hat. Weil er aber dennoch über daſſelbe den Bannfluch hätte ausſprechen mögen, ſo bin ich gezwungen, in meiner Schutzſchrift fort zu fahren.

E. Der Klagepunkte fünfter giebt an, daß „die plattdeutſche Sprache des Augments ermangele.“ Dem Exempel nach zu folgern, das der Hr. Vorleſer dabei anführt, verſteht derſelbe unter Augment zunächſt die Vorſylben der Zeitwörter. Eine Frage diene hier ſtatt der Widerlegung! Hat denn die engliſche Sprache mehr ſolcher Vorſylben als die plattdeutſche Mundart? Muß nicht der Engländer ſagen: to breed up, (ernähren, erziehen); to come hither, (herkommen); to break in pieces, (zerbrechen) u. ſ. w.? Hängt er nicht die Vorſylben meiſtentheils in Geſtalt einer Präpoſition hinten an das Zeitwort? Kann doch ſelbſt der Hochdeutſche die praepositio verbi nicht ungetrennt vom Zeitwort laſſen; muß er doch ſprechen: ich gehe weg, ſtatt: ich weg gehe; ich komme auf, ſtatt: ich aufkomme u. ſ. w.! Daſſelbe thut der Plattdeutſche. Irgend ein Mecklenburger Tölpel mag ſprechen: „he hört my“ für er hört mich und er gehört mir; — der Plattdeutſche unterſcheidet auch hier wie in allen ähnlichen Fällen durch die Präpoſition und ſagt: „Hee hört my an“, und „Hee hört my tu.“

F. Die ſechſte Klage, die der Hr. Prof. gegen die plattdeutſche Mundart erhebt, daß dieſe nämlich „von vorn herein gänzlichen Mangel an feſter Orthographie zeige“, iſt zwar einerſeits wahr; jedoch iſt ihr deshalb kein Vorwurf zu machen. Bei alle dem ſind die Abweichungen der Autoren, die in dieſem Idiom ſchrieben, keinesweges greller als die Abweichungen der hochdeutſchen Orthographie von Luther bis auf Gottſched und von dieſem wiederum bis auf Gellert, Leſſing, Adelung, Göthe u. A. Ueberdies iſt die Orthographie der plattdeutſchen Mundart ſchon durch Mich. Richey und ſodann von Joh. Heinr. Voß und meiner Wenigkeit wirklich ziemlich vereinfacht und feſtgeſetzt worden. Feſtſtehend von vorn herein war die Orthographie keiner einzigen Sprache! Iſt es doch bekannt, daß die Spanier, die Altcaſtilier nicht ausgenommen, ja ſelbſt die Real Academia zu Madrid, ſammt und ſonders über die orthographiſche Anwendung der Buchſtaben b und v; ç und z; g, j und x noch bis dieſe Stunde nicht einig ſind. Jede Sprache, jede Mundart hat ihre Orthographie, die durch ernſtes Studium recht wohl beſtimmt werden kann, ſobald man die Sprache oder die Mundart nur aus ſich ſelbſt entwickelt, oder der rechten Quelle des zu beſtimmenden Wortes habhaft zu werden weiß. Wie oft iſt das Stammwort der Sprache in dem Weſen des Idioms zu ſuchen *) und zu finden, und eben deshalb ſind von jeher die Mundarten den wahren Gelehrten, Logikern, Dialektikern, Philoſophen und Sprachforſchern höchſt wichtig, ich möchte ſagen heilig geweſen! — Die Dorier waren auch Griechen, und der Mecklenburger Landmann, mit aller Vernachläſſigung, durch die er ſich an ſeiner Mundart vielleicht verſündigt, hört darum nicht auf — ein Deutſcher zu ſeyn!

G. Die ſiebente Klage: „In der plattdeutſchen Mundart könne von Literatur gar nicht die Rede ſeyn“, zeugt von einer auffallenden Unkunde des Verfaſſers oben angezeigter Vorleſung. Wäre es dem Hrn. Profeſſor oder irgend einem Menſchen möglich, zu beweiſen, dieſe Mundart ſey ihrer Unbehülfenheit und Mangelhaftigkeit wegen keiner Literatur fähig, ſo würde die Sache abgemacht ſeyn; aber das beweiſet, ja das behauptet ja nicht einmal der Hr. Profeſſor. — Vorläufig citire ich dem Titel nach nur folgende Werke, die in plattdeutſcher Mundart abgefaßt ſind:

1) „Dat nye Teſtament“, ſ. oben Anmerkung. 2) „De Propheten, alle Dǖdiſch, gedr. tho Magdeborch dorch Mich. Lotther.“ 3) Göze, „Geſchichte der gedruckten Niederſächſiſchen Bibel.“ Ein vornehmlich hieher gehörendes Werk; ſo wie 4) Kinderling „Geſchichte der Niederſächſiſchen Sprache“ **) — ein Werk, worin mehrere im plattdeutſchen Idiom verfaßte Schriften aufgeführt werden. 5) „Cantica sacra — Kirchenleeder u. ſ. w. Hamburg, 1588.“ 6) „Idioticon Hamburgense, 2te Aufl.;“ ſ. oben Anmerkung. — Ein Werk, in deſſen Vorrede eine Menge Schriften, die deutſchen Mundarten betreffend, aufgezählt werden! 7) Grübel's „Gedichte in Nürnbergiſcher Mundart“ — ruhmvoll bekannt! 8) Hebel's „allemanniſche Gedichte“ — männiglich bekannt! (Auch Felner's „neue allemanniſche Gedichte“); 9) „Schwäbiſche“ und 10) „Schweizerdeutſche Lieder“, von Rud. Wyß d. ä., Eliſe Bürger, Felner u. A. zerſtreut mitgetheilt und auch im Wiener „Journal für Literatur und Kunſt.“ Wien, Gerold, 1822. 1823. 11) Bornemann's „Gedichte in märkiſcher Mundart“ — viel bekannt! 12) „Drei Idyllen“, von J. H. Voß. 13) Jacob v. Döhren und 14) Joh. Heinr. Röding's (zweier wackeren Hamburger) „plattdeutſche Gedichte“ — wohl bekannt! 15) „Rומels un Dichtels. Twee Hööp un Himelroker up 1822 u. 23.“ ſiehe oben Anmerkung. — „Kwatern:“ ein dramatiſches Idyll, das in einem dieſer Jahrbücher abgedruckt wurde, iſt ſeit Jahren eine ſtets willkommene Erſcheinung auf allen guten Bühnen Norddeutſchlands, und Auszüge aus mehreren Gedichten ſind in ausländiſchen Blättern, z. B. in der Londoner deutſchen Zeitung, belobend abgedruckt worden.

An dieſes Regiſter, das ſich noch leicht vermehren ließe, wenn man nicht Urſache hätte, hier des Raumes zu ſchonen, ſchließen, von Reineke de Voß und dem Nibelungen-Liede herab, bis auf die Bemühungen der Gebrüder Grimm und auf das neueſte Werk „über die altdeutſchen Präpoſitionen“, von E. G. Graff, ſich eine Menge von Schriften, namentlich ein „Wörterbuch der plattdeutſchen Mundart“ ***), die alle mit einander, jedes in ſeiner Art, von der Wichtigkeit, Zuverläſſigkeit, Vollkommenheit und Eigenthümlichkeit der mannigfachen deutſchen Mundarten, von denen die ſächſiſche, wahrlich! keine der geringſten iſt, überwiegend Zeugniß geben. — Wie kann Hr. Prof. F. nun behaupten wollen, „außer der plattdeutſchen Bibel ſey nichts in dieſer Mundart geſchrieben, als ein Paar zerſtreute kleine Gedichte, oder Aufſätze, mit denen man größtentheils nur zum Scherze auftrat u. ſ. w.?“ Richey's

*) Vergl. Morhof's „Unterricht v. d. Teutſchen Sprache und Poeſie.“ Cap. III, pag. 48.

**) Ein Idiom, das eine Geſchichte auf zu weiſen hat, ſollte keine Literatur haben und keiner Literatur fähig ſeyn? Das wäre ja ein Lehrſtuhl ohne Profeſſor — Sapienti sat!

***) Hamburg, bei Perthes u. Beſſer. Siehe den „Hamburgiſchen unp. Correſpondenten“ vom 3. Dec. 1825.

Digitized by Google

„Idiotikon“ iſt ein Werk von 480 Seiten, gr. 8., reich an ſprachwiſſenſchaftlichen Noten, und zu nichts Wenigerem als zum Scherze, nach vieljährigem Studium der plattdeutſchen Sprache, abgefaßt worden, wie eine Stelle in deſſen Vorrede zu gedachtem Idiotikon Seite XLVII beſagt, und die hier mit Recht einen Platz einnehmen mag. Der fleißige Sprachforſcher M. Richey ſagt alſo: „Eine Art (von Gelehrten) trägt ſich doch, als Leute von viel wichtigeren Geſchäften, deren Erhabenheit mit ſich bringet, daß ſie dergleichen studia (die ἰδιολεκτα) nothwendig für große Kleinigkeiten achten müſſen, womit ſich weder ein Weiſer, noch ein ſogenannter pragmatiſcher Mann zu befaſſen habe. Dieſe Herren ſehen über einen Wortforſcher ſehr weit hin. Ihrer etliche, die an Wiſſenſchaft ſo dünne, wie mit Einbildung ausgeſtopft ſind, vermeinen heldenmäßig zu thun, wenn ſie ihren witzigen Widerſpruch auf kahle Spöttereien hinaus lauffen laſſen, und mit Wort-Königen, Sylben-Klaubern und dergl. um ſich werfen, ja wohl gar zu fordern ſcheinen, daß man aus dieſer Verachtung des wörtlichen, auf ihre vorzügliche Stärcke im wircklichen unfehlbar ſchließen ſolle. Der wackere Laudmann nennet ſie Realiſten, und waſchet ihnen ziemlich den Pelz, in ſeiner Vorrede zum Popma de Different. Ling. lat. Ich aber denke diesmal nur ſo:

„Hat in der Sprachen Reich ein Weiſer nichts zu thun,
So mag ja noch vielmehr ein Naſenweiſer ruhn.“

— So weit M. Richey. Leicht würde es mir zu beweiſen, und zum Theil aus eigenen Schriften zu beweiſen, daß die plattdeutſche Mundart jeden Redeausdruck, jede Versform — die Stanze (Ottaverime), die der Spanier doch ſogar versos de arte mayor nennt, nicht ausgenommen, und beſſer als die engliſche, da dieſe keinen Hexameter bilden kann, geſtattet, daß bedeutende Theologen (nicht bloß in Hamburg) mit dem beſten Erfolge plattdeutſch predigten, daß der wackere Homiletiker und Kanzelredner Dr. Claus Harms zu Kiel ſolches höchſt wahrſcheinlich noch zu Zeiten thut, oder als Verehrer, Kenner und Forſcher im ſaſſiſchen Dialekte es doch thun konnte und würde, ſobald er es wollte; daß es alſo nichtsſagend iſt, wenn Hr. Prof. Fl. behauptet, es ſchade der ſtudirenden Jugend, wenn ſie ſich nicht frühzeitig und gänzlich von dem heimathlichen Idiom losmache. Ich wenigſtens kann mir keinen Philologen, überhaupt keinen Gelehrten, ſelbſt den Mediziner nicht einmal denken, der ohne alle Kenntniß deſſen, was ἰδιολεκτα heißt, genügend auf der Bahn des Wiſſens fort zu kommen im Stande ſey. Nimmt man dazu, daß die wahre plattdeutſche Mundart in guten Verſen oder lieblicher Proſa wahrhaft wohlklingend iſt, ja daß, wenn ſie aus holdem Munde erſchallt, ſie nicht ſelten griechiſche Euphonie vernehmen läßt, *) ſo wird ihre Herabſetzung wahre Verſündigung. Vorzüglich wohlklingend iſt dieſe Mundart im Hexameter. Voßens drei Idyllen in dieſem Idiom ſind bekannt genug, um dies beweiſen zu können; zum Ueberfluß hier noch ein Paar Verſe aus den „Rymels un Dichtels“:

„Unner in uutſtevter Döns, up ſwartem, neegüldten Paradbed
Rund üm Lichden herüm, lang un dick as myn Arm,
Seht Jy de dode Carlyn (von Wachs nämlich), de hoogſal'ge Kön'gin van England,
Un de Muſkanten darby blaas't 'nen gravietiſchen March.
Wyd hen ſnarrt de Trimpett un de Pauken bullern un rummeln,
Lüüd loopt 'nin un herunt — awerſt de Dode liggt ſtill, u. ſ. w.“

*) Ich möchte mich hier auf Hunderte von Ohrenzeugen berufen, die bei Aufführung meines Idylls „Kwatern!“ Mad. Reinhold (ein hochwerthes Mitglied der Hamburg. Bühne) in der Rolle „Anngretjen“ ſahen und — hörten!

— Aber leſen, richtig leſen muß man's können! Doch iſt das nicht bei jeder Sprache der Fall? Man höre doch engliſch reden, etwa von einer wahrhaft gebildeten Londoner Dame und einem Bootsknecht aus Hull oder Portsmouth. Wo die Eine ihre Sprache anmuthig vocaliſirt, quetſcht der Andere die namlichen Laute zu breiten Triphthongen aus, und entwürdigt zwiſchen ſeinen Lippen die Sprache noch unter das Idiom. Die Sprachen haben fürwahr noch keinen Redner verdorben, wohl aber ward im Munde manches Redners ſchon manche Sprache genothzüchtigt — dies letztere mag wohl der Fall bei den Mecklenburger Bauern mit dem plattdeutſchen Idiom ſeyn; doch dergleichen odiosa verdienen keine Berührung, denn ſie ſind es eigentlich, die zarte Ohren beleidigen. — So viel für diesmal zum Schutz des niederſächſiſchen Idioms!

G. N. Bärmann, Dr.

Echte und unechte Sittlichkeit.

Es wurden über dieſen Gegenſtand und in dieſen Blättern vor einiger Zeit, bei Gelegenheit des lauten Mißfallens, das in Leipzig die erſte Aufführung von Raupach's Luſtſpiel „Laßt die Todten ruhn!“ — wegen einiger angeblich die Sittlichkeit beleidigenden Stellen — erregt hatte, ſehr wahre Worte geſprochen. Ohne zu wiſſen, von wem eigentlich jenes Mißfallen ausging — worauf auch nichts ankommt — frage ich hier nur noch: Warum denn läßt man in Leipzig und hat man, um Anderes nicht zu nennen, die Aufführung z. B. von Kotzebue's „Rehbock“, Steigentesch's „Mißverſtändniſſe“, ja ſogar von Mozart's Opern: „Don Juan“ und „Figaro's Hochzeit“ — und dieſe beiden Opern ſind wohl auf dem Repertoir einer jeden etwas bedeutenden Bühne Deutſchlands — ohne ſolche Zeichen der Mißbilligung vorüber gehen laſſen? Einzelne haben hier keine Stimme, denn nur das Allgemeinverletzende verletzt auch wirklich — und es heißt hier: dem Reinen iſt Alles rein! Beſonders aber wollte ich auf das aufmerkſam machen, was der feinfühlende A. W. v. Schlegel in ſeinen Vorleſungen, da wo er von Shakſpeare ſpricht (Heidelberg, 1817. Thl. 3 S. 32), ſagt: „Es iſt löblich, wenn bei allem Oeffentlichen und alſo auch auf der Bühne für Anſtändigkeit geſorgt wird; allein man kann darin auch zu weit gehen. Eine ängſtliche Splitterrichterei, die in jedem dreiſten Scherz eine Sünde wittert, iſt ein zweideutiges Kennzeichen von Reinheit der Sitten; meiſtens verbirgt ſich vielmehr das Bewußtſeyn einer verunreinigten Einbildungskraft hinter dieſer Heuchelei. Die Vorſicht, nichts berühren zu laſſen, was auf das ſinnliche Verhältniß beider Geſchlechter Bezug hat, kann auf einen Grad ſteigen, wo ſie höchſt läſtig für den dramatiſchen Dichter wird und der Kühnheit ſeiner Darſtellungen den größten Abbruch thut.“ — So ſpricht ſehr wahr der deutſche Kritiker, ſelbſt ein Dichter, und was er ſagt, gilt auch hier und verdient Beherzigung.

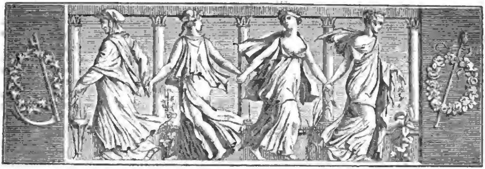
K.

W a ſ ſ e r.

Schon alt iſt die Klage der Recenſenten, daß unſere Literatur einer Ueberſchwemmung gleiche und daß manche Schriften einen gar wäſſerigen Genuß gewähren. Was werden aber dieſe Herren ſagen, wenn ihnen ein Buch zur Beurtheilung vorgelegt wird, deſſen gründliche Kritik erfordert, daß der Recenſent — 48 Glas warmes Waſſer des Morgens nüchtern trinke? Gewiß ſuchen die Redaktoren der Literatur-Zeitungen ſchon jetzt gichtkranke Recenſenten, um die von Cadet de Vaux empfohlene „Waſſerkur gegen Gicht und Rheumatismen“ beurtheilen zu laſſen.

H. E. R. B—l.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 8. Februar. 22ſtes Blatt.

Der Wanderer.

Es ſchleppt, aus den heimiſchen Fluren verbannt,
Ein Wanderer irrend von Land ſich zu Land;
Es winket nicht Raſt ihm, es wartet nicht Ruh',
Es lächelt kein Ziel und kein Hafen ihm zu.

In Böhmen jetzt ſteht er auf felſiger Höh',
Da faßt ihn ein tiefes, unendliches Weh:
Er lehnet ſich ſinnend auf ſchwankenden Stab,
Und ſchauet in Albis Gewoge hinab.

Er achtet nicht ſonniger, blühender Au'n,
Er mag die gewaltigen Berge nicht ſchau'n;
Tief unten am ſchäumenden, toſenden Riff,
Da ſteigen die flücht'gen Gedanken zu Schiff.

Das Schifflein, es ſauſet an grünendem Strand,
An vielerlei Flur und an mancherlei Land,
Verarmt und belaſtet, geſegnet und frei,
Von keinem gefeſſelt, im Fluge vorbei.

Es wechſelten oft ſchon die Fluthen den Herrn,
Schon iſt das gewaltige Meer nicht mehr fern,
Da zeigt ſich ein Flüßchen mit lockendem Schein,
Da läuft die geflügelte Barke hinein.

Sie gleitet hinunter auf ſilberner Bahn,
Im Herzen des Städtchens da landet ſie an,
Es ſteigen die fröhlichen Gäſte heraus,
Und ſuchen ein liebes, befreundetes Haus.

Da ſchau'n ſie der Kinder, der lockigen, viel'
Auf düſterem Hügel in luſtigem Spiel:
Es lächelt die Mutter behaglich auf's Grab
Der erſten, vergeſſenen Liebe herab.

Es hält ſie im Arme das freundliche Glück —
Die Fremden ſie ſchleudert Entſetzen zurück!
Sie fliehen, ſie ſtürmen in raſendem Lauf,
Und ſuchen den Schiffer, den harrenden, auf.

Ach! aber das flüchtige Schifflein iſt fort;
Ihm weilten die Gäſte zu lange wohl dort!
Nun ſpäh'n ſie vergeblich nach Brück' und nach Steg,
Sie können nicht bleiben, ſie können nicht weg.

Nun kreiſen ſie ewig um's ſchimmernde Haus,
Und drehen und wirbeln und kreiſen nicht aus:
Sie dreh'n ſich mit Grauſen um lachendes Glück,
Und finden nicht wieder zum Wand'rer zurück.

Der Wanderer ſteht an Gedanken ſo leer,
Er lächelt, er weinet, er brütet nicht mehr,
Er lehnt ſich nur ſinnlos auf ſchwankenden Stab,
Und ſtarret in ſchäumende Fluthen hinab.

C. Langrehr.

Harzreiſe; von H. Heine.

(Fortſetzung.)

Aus dieſem Lärmen zog mich der Brockenwirth, indem er mich weckte, damit ich den Sonnen-Aufgang ſehen könne. Auf dem Thurm fand ich ſchon einige Harrende, die ſich die frierenden Hände rieben, Andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf; endlich ſtand die ſtille Gemeinde von geſtern Abend wieder ganz verſammelt und ſchweigend ſahen wir: wie am Horizonte die kleine, carmoiſinrothe Kugel empor ſtieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung ſich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meere ſchwammen, und bloß die Spitzen derſelben ſichtbar hervor traten, ſo daß man auf einem kleinen Hügel zu ſtehen glaubt, mitten auf einer überſchwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdſcholle hervor tritt. Um das Geſehene und Em-

Digitized by Google

pfundene in Worten feſt zu halten, zeichnete ich folgendes Gedicht:

Heller wird es ſchon im Oſten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere ſchwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenſtiefel,
Lief ich mit der Haſt des Windes,
Ueber jene Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo ſie ſchlummert,
Zög' ich leiſe die Gardinen,
Leiſe küßt' ich ihre Stirne,
Leiſe ihres Munds Rubinen.

Und noch leiſer wollt' ich flüſtern
In die kleinen Lilien-Ohren:
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Indeſſen, meine Sehnſucht nach einem Frühſtück war ebenfalls groß, und nach einigen Höflichkeiten, die ich meinen Damen ſagen mußte, eilte ich hinab, um in der warmen Stube Caffee zu trinken. Es that Noth; in meinem Magen ſah es ſo nüchtern aus, wie in der Goslarſchen Stephans-Kirche. Aber mit dem arabiſchen Trank rieſelte mir auch der warme Orient durch die Glieder, öſtliche Roſen umdufteten mich, ſüße Bulbul-Lieder erklangen, die Studenten verwandelten ſich in Kameele, die Brockenhaus-Mädchen, mit ihren Congreveſchen Blicken, wurden zu Houris, die Philiſter-Naſen wurden Minarets u. ſ. w. Das Buch, das neben mir lag, war aber nicht der Koran. Unſinn enthielt es freilich genug. Es war das ſogenannte Brockenbuch, worin alle Reiſende, die den Berg erſtiegen, ihre Namen ſchreiben, und die Meiſten noch einige Gedanken, und in Ermangelung dieſer, ihre Gefühle hinzu notiren. Viele drücken ſich ſogar in Verſen aus. In dieſem Buche ſieht man, welche Greuel entſtehen, wenn der große Philiſter-Troß bei gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, ſich vorgenommen hat, poetiſch zu werden. Der Pallaſt des Prinzen von Pallagonia enthält keine ſo großen Abgeſchmacktheiten wie dieſes Buch, wo beſonders hervor glänzen die Herren Acciſe-Einnehmer mit ihren verſchimmelten Hochgefühlen, die Comptoir-Jünglinge mit ihren pathetiſchen Seelen-Ergüſſen, die altdeutſchen Revolutions-Dilettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzückungs-Phraſen u. ſ. w. Herr Johannes Hagel will ſich auch mal als Schriftſteller zeigen. Hier wird des Sonnen-Aufgangs majeſtätiſche Pracht beſchrieben; dort wird geklagt über ſchlechtes Wetter, über getäuſchte Erwartungen, über den Nebel, der alle Ausſicht verſperrt. „Benebelt herauf gekommen und benebelt hinunter gegangen!" iſt ein ſtehender Witz, der hier von Hunderten nachgeriſſen wird. Eine Carolina ſchreibt: daß ſie bei dem Erſteigen des Berges naſſe Füße bekommen. Eine naive Hannchen hat dieſe Klage im Sinn, und ſchreibt lakoniſch: auch ich bin bei der Geſchichte naß geworden. Während ich nun beſagtermaßen Caffee trank und im Brockenbuche blätterte, trat der Schweizer mit hochrothen Wangen herein und voller Begeiſterung erzählte er von dem erhabenen Anblick, den er oben auf dem Thurm genoſſen, als das reine, ruhige Licht der Sonne, Sinnbild der Wahrheit, mit den nächtlichen Nebelmaſſen kämpfte, daß es ausſah wie eine Geiſterſchlacht, wo zürnende Rieſen ihre langen Schwerdter ausſtrecken, geharniſchte Ritter, auf bäumenden Roſſen, einher jagen, Streitwagen, flatternde Banner, abentheuerliche Thierbildungen aus dem wilden Gewühle hervor tauchen, bis endlich Alles in den wahnſinnigſten Verzerrungen zuſammen kräuſelt, blaſſer und blaſſer zerrinnt und ſpurlos verſchwindet. Dieſe demagogiſche Natur-Erſcheinung hatte ich verſäumt, und kann, wenn es zur Unterſuchung kommt, eidlich verſichern: daß ich von nichts weiß, als vom Geſchmack des guten braunen Caffee's. Ach, dieſer war ſogar Schuld, daß ich meine ſchöne Dame vergeſſen, und jetzt ſtand ſie vor der Thür, mit Mutter und Begleiter, im Begriff, den Wagen zu beſteigen. Kaum hatte ich noch Zeit, hin zu eilen und ihr zu verſichern, daß es kalt ſey. Sie ſchien unwillig, daß ich nicht früher gekommen; doch ich glättete bald die mißmüthigen Falten ihrer ſchönen Stirn, indem ich ihr eine wunderliche Blume ſchenkte, die ich den Tag vorher, mit halsbrechender Gefahr, von einer ſteilen Felſenwand gepflückt hatte. Die Mutter verlangte den Namen der Blume zu wiſſen, gleichſam als ob ſie es unſchicklich fände, daß ihre Tochter eine fremde, unbekannte Blume vor die Bruſt ſtecke — denn wirklich, die Blume erhielt dieſen beneidenswerthen Platz, was ſie ſich gewiß geſtern auf ihrer einſamen Höhe nicht träumen ließ. Der ſchweigſame Begleiter öffnete jetzt auf einmal den Mund, zählte die Staubfäden der Blume und ſagte ganz trocken: ſie gehöre zur achten Claſſe. Es ärgert mich jedesmal, wenn ich ſehe, daß man auch Gottes liebe Blumen in Caſten getheilt hat, eben ſo wie uns, und nach ähnlichen Aeußerlichkeiten. Soll doch mal eine Eintheilung gelten, ſo folge man dem Vorſchlag Theophraſt's, welcher die Blumen mehr nach dem Geiſte, nämlich nach ihrem Geruch, eintheilen wollte. Was mich betrifft, ſo habe ich in der Naturwiſſenſchaft mein eigenes Syſtem, und demnach theile ich Alles ein: in dasjenige, was man eſſen kann, und in dasjenige, was man nicht eſſen kann. Indeſſen, der älteren Dame war die geheimnißvolle Natur der Blumen nichts weniger als verſchloſſen, und unwillkührlich äußerte ſie: daß ſie von den Blumen, wenn

ſie noch im Garten oder im Topfe wachſen, recht erfreut werde, daß hingegen ein leiſes Schmerzgefühl, traumhaft beängſtigend, ihre Bruſt durchzittere, wenn ſie eine abgebrochene Blume ſehe — da eine ſolche doch eigentlich eine Leiche ſey, und ſo eine gebrochene, zarte Blumenleiche ihr welkes Köpfchen recht traurig herab hängen laſſe, wie ein todtes Kind. Die Dame war faſt erſchrocken über den trüben Wiederſchein ihrer Bemerkung, und es war meine Pflicht, denſelben mit einigen Voltaireſchen Verſen zu verſcheuchen. Wie doch ſo ein Paar franzöſiſche Worte uns gleich in die gehörige Convenienzſtimmung zurück verſetzen können! Wir lachten, Hände wurden geküßt, huldreich wurde gelächelt, die Pferde wieherten und der Wagen holperte, langſam und beſchwerlich, den Berg hinunter. — Nun machten auch die Studenten Anſtalt zum Abreiſen, die Torniſter wurden geſchnürt, die Rechnungen, die über alle Erwartung billig ausfielen, berichtigt, die empfänglichen Hausmädchen, auf deren Geſichtern die Spuren glücklicher Liebe, brachten, wie gebräuchlich iſt, die Brockenſträußchen, halfen ſolche auf die Mütze befeſtigen, wurden dafür mit einigen Küſſen oder Groſchen honorirt; und ſo ſtiegen wir Alle den Berg hinab, indem die Einen, wobei der Schweizer und Greifswalder waren, den Weg nach Schierke einſchlugen, und die Andern, ungefähr zwanzig Mann, wobei auch meine Landsleute und ich, angeführt von einem Wegweiſer, durch die ſogenannten Schneelöcher hinab zogen nach Ilſenburg. (Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

LXVIII. Ein ungebildeter, roher Menſch ſtottert im Aerger eine Menge unverſtändlicher Worte heraus, ſchreit über das Unrecht, ſo ihm geſchehen, in verworrenen Klagen, und wiederholt ſie zwanzig Mal mit derſelben Heftigkeit, mit demſelben ordnungsloſen Ungeſtüm. Der Menſch auf den Höhen der Cultur faßt ſich in kurzer Zeit, und trägt ſeinen Grimm, im Fall er davon erfüllt, mit ſtarken, durchdringenden, aber einfachen und wenigen Worten vor. In der Nähe des *Zeniths*, hab' ich bemerkt, pflegen die Donner einfach zu tönen.

LXIX. Es war die leichtſinnigſte aller Bräute, die mir einmal, als ich zu ihr in's Zimmer trat, mit bizarrem Lachen das Bildniß ihres Beſtimmten zeigte. Kein Mädchen, welches Zartſinn und Ehrgefühl hat, wünſche ſich einen ſolchen Martergeiſt als dieſen Bräutigam — ein abſcheuliches Geſicht und dieſes Geſicht ein treuer Spiegel ſeiner Seele. „Er hat es in der Häßlichkeit, wie Sie ſehen, ziemlich weit gebracht" ſagte das Mädchen; „indeß iſt es vernünftig von ihm, daß er mir mehrere Wochen vor dem Hochzeittage ſein Portrait geſchickt hat; ſo kann ich mich an ſeine Bocksphyſiognomie gewöhnen, und werde bei ſeinem Anblick nicht eben erſchrecken." So hält man, nach Dorville, in Korea dem Sterbenden das Bild des Teufels vor, und ermahnt ihn, es recht vertraulich an zu ſehen, damit er jenſeits die Freundſchaft des Originals deſto leichter erlange.

LXX. Wer nur ein einziges Buch geleſen hat — Meißner's „Alcibiades" z. B. oder Feßler's „Marc Aurel" — glaubt es ſpäterhin in allen andern Büchern wiederfinden zu müſſen und ſtutzt bei manchen Redensarten und Gedanken, als wären ſie aus jenem Buche geſchöpft oder geſtohlen. Er hat dadurch eine Aehnlichkeit mit den Pythagoräern, welche nur *einen* Cometen annahmen, und in jedem neu erſcheinenden den alten bekannten Himmelsgaſt begrüßten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Ueber „Maria Stuart", von Schiller, in der Aufführung am 29. Januar. Es iſt über Schiller's Tragödieen ſchon ſo viel Gutes und Schlechtes geſagt, daß alle künftigen Bemerkungen nur plagiariſche Wiederholungen ſcheinen möchten. Schiller hat die verſchiedenartigſten Würdigungen erfahren. Er iſt von Dieſen als der Dichter aller Dichter, als der poeta sovrano geprieſen, von Jenen viel zu tief herabgeſetzt. Das Beſte, was bisher über Schiller geſagt iſt, hat Goethe in zwei Worten angedeutet. Ein leerer Tadel ohne Weiteres über einen ſolchen Mann iſt immer das Zeugniß eines ſchwachen Geiſtes. Schiller iſt Künſtler geweſen; er hat das allgemeine Bewußtſeyn ſeines Volkes ausgeſprochen, das harte Schickſal ſeiner Zeit in der Friſche der Kunſt wiedergeboren, das Unglück des Geiſtes, der auf halbem Wege zur Idee ermattete, in der farbigen Hülle ſeines Elements zur Erſcheinung gebracht. Er iſt ſomit dieſer wahrhaftige Dichter ſeiner Zeit geweſen; wie Kant, der daſſelbe Allgemeine in der Weiſe des Gedankens ausſprach, der Philoſoph ſeiner Zeit war; wie die Revolution, dieſe ſubjektive Macht des Volksgeiſtes, die politiſche Geſchichte ihrer Zeit bildete. Goethe aber iſt der rechte Widerleger Schillers geweſen. Er hat den Geiſt deſſelben verſtanden und ihn zugleich weiter geführt, er hat die Wahrheit, die Idee, welche ſich bei Jenem nur erſt als Sehnſucht danach entäußerte, z. B. in ſeinem „Fauſt", in ihrer Totalität kund gegeben; ſo wie Hegel, unſer Meiſter in der Gedankenwelt, den Fichte'ſchen Idealismus, als dieſen Uebermuth des denkenden Subjekts, in der Zucht des objektiven Gedankens zugleich geſtraft und bewahrheitet hat; ſo wie Friedrich der Große in ſeinem Geltendmachen des Allgemeinen, des Staats-Intereſſes, den Grund zu der Verſöhnung des Individuums mit dieſem gelegt hat. — Ich habe dieſe allgemeine Bemerkung über Schiller und ſeine Widerleger voran geſchickt, um zugleich die wahrhafte Weiſe, ein Urtheil zu fällen, gegen die kleinliche Kleinlichkeit vieler Kunſtrichter zu erwähnen, und zugleich bei dem tragiſchen Intereſſe der „Maria Stuart" darauf hin zu weiſen. — Die Tragödie wurde mit geringen Abänderungen auf unſerer Bühne gegeben. Es iſt wenig darin geſtrichen, indeß doch der ganze Schluß, wie es ſchon früher geſchehen, ausgelaſſen, der dem Stücke nothwendig iſt und der eben dieſe Haltloſigkeit der „Eliſabeth", die durch das Ganze fortgeht, vollbringt. Das Stück endigt nämlich mit dem zehnten Auftritt, wo „Leiceſter" im Entſetzen über die Hinrichtung der „Maria" niederſinkt. Es

Digitized by Google

fragt ſich, ob das Stück hier endigen darf? — Wir könnten ſchon im Voraus unſerm Schiller die Ehre laſſen, daß er unnöthiger Weiſe dieſen Schluß nicht hinzu gefügt haben würde; aber er iſt auch durch die Entwickelung des ganzen Drama's ſelbſt bedingt. Es kommt darin die Wahrheit der Behauptung zur Erſcheinung, welche „Maria" im ſiebenten Auftritt des erſten Akts gegen ihre Anklage geltend zu machen ſucht, eine Behandlung, die ohne dieſe Bethätigung leer wäre und die Beſchuldigung der „Maria" ungewiß ließe. „Shrewsbury" findet erſt hier ſeine Rechtlichkeit belohnt. „Eliſabeth", welche ſich im ganzen Fortgange als dieſe Fürſtin gezeigt hat, welche zwiſchen Recht und Willkühr ſchwankt, kommt hier erſt zur Oeffentlichkeit ihrer unberechtigten That. Was alſo die Thätigkeit des Ganzen ausmachte, iſt erſt in den letzten Worten des „Shrewsbury" offenbar geworden, und in „Daviſons" Verurtheilung kommt eben ſo dieſe Gewalt der „Eliſabeth", durch den Schmerz derſelben, zur Erſcheinung. Ich will mich über die unberechtigten Geſtalten in dieſem Trauerſpiele und über das Umſchlagen in dieſen herben Ausgang um deſſen willen, was ich oben von Schiller überhaupt geſagt habe, nicht weiter auslaſſen, und nur angedeutet haben, daß man, um dieſer Produktion ihre Ganzheit zu laſſen, und ihr zugleich ihr Charakteriſtiſches nicht zu nehmen, den Schluß nicht ſtreichen dürfe. Ueberhaupt kann man einem wahren Drama, das ſich in ſich nothwendig entfaltet, Nichts nehmen, oder man müßte es verſtümmeln wollen, wie eine Statue, der man die Füße abſchlägt, weil ſie für eine beſtimmte Niſche zu lang iſt. — Nach dieſen Bemerkungen will ich noch einige Worte über die Darſtellung ſagen. Es wäre nöthig geweſen, daß ich mir den Raum geſpart hätte, weil in dieſer Beurtheilung eines Theils ein hoher Reichthum von Talenten zur Würdigung vor mir liegt, andern Theils manches Verkehrte ſich hervor arbeitete. Eine kurze Erwähnung des Unangenehmen möge dem verſöhnenden Ende voran gehen. Hr. Crüſemann, als „Mortimer", hat ſich in ſeiner Darſtellung ſehr verirrt. Im Allgemeinen will ich ihn nur auf ein gedrängteres, concentrirteres Reden und Geſtikuliren aufmerkſam machen. Der junge Schauſpieler ſollte ſich in leidenſchaftlichen Charakteren lieber mehr mäßigen, als zu ſehr brauſen. Das ganze Innere geht bei einem heiſeren Herausſtoßen der Worte, bei einem verzweifelten Herumfechten in der Luft verloren, und der Schauſpieler ſchreit ſich und, was das Schlimmſte iſt, ſeine *Rolle* ſchwindſüchtig. Wir finden dieſen Fehler bei den meiſten jüngeren Schauſpielern, daß ſie ihre ganze Kraft in ſolchen heroiſchen Charakteren zeigen wollen, aber ermatten; wie junge Dichter gern zuerſt hinter der Größe eines tragiſchen Stoffes ihre Phantaſie entzünden und verkohlen; aber wie der üppige Blumenflor des jungen Jahres erſt unter der Hitze des Sommers verdorren muß, um die gereifte Frucht zu bringen: ſo muß der Künſtler, im Allgemeinen wie im Einzelnen, erſt aus dem trunkenen Taumel der irdiſchen Phantaſie in den Dienſt des reinigenden Lichtes treten, um ein würdiger Prieſter des Apollo zu werden. Hr. Crüſemann muß nicht glauben, daß die höchſte Kraft nur tobt; die Kraft iſt im Maaße, und maaßlos iſt ſie kraftlos; das erzürnte Meer iſt da am wüthigſten, wo es in ſich zu bleiben gezwungen iſt, wo es ſeine Brandung an der Uferklippe bricht. So ſprudelte Herr Crüſemann im ſechsten Auftritt des erſten Akts ſeine ganze Erzählung mehr heraus, als daß ſie aus der Quelle dieſes begeiſterten Jünglings gekommen wäre. Die Rede war viel zu raſch geſprochen, wenn gleich ein Anſtrich von Haſt nicht fehlen durfte; aber der Künſtler mußte es verſtehen, dieſen tiefen Ausdruck des Gemüths mit dieſer forteilenden Fülle der Gedanken, dieſe Beeilung, nicht ertappt zu werden, mit dieſer innigen Liebe zu ſeinem Gegenſtande zu erwerben. Im achten Auftritt des zweiten Akts war Hr. Crüſemann mäßiger, ſein Spiel bedeutend beſſer. Dagegen im ſechsten Auftritt des dritten Akts und in der Ermordungs-Scene war er machtlos hingeriſſen und leer. Ich glaube, daß Hr. Crüſemann, der uns ſonſt ſchon Talent und Verſtand gezeigt hat, die Anſchauung dieſes ganzen „Mortimer" wird zu gewinnen ſuchen, damit ihm bei einer künftigen Darſtellung auch der Beifall der Beurtheiler nicht fehle. Hr. Krüger, als „Graf von Leiceſter", hat in ſeinem erſten Auftreten ſich beſſer gehalten, als in den letzten Scenen. Es iſt eine üble, oft gerügte Angewohnheit deſſelben, daß er in der Extaſe zu weit geht, im Pathos zur krankhaften Fiebergeſtalt wird, daß er mit leeren Worten die Tiefen des Geiſtes zu entfalten glaube. Hr. Krüger iſt gewiß ermattet aus der letzten Scene von der Bühne getreten; „Leiceſter" hatte bis zur Heiſerkeit geraſ't, und war doch nicht zerrüttet. Wenn mir Hr. Krüger anmuthen könnte, ich ſolle, um ſein Lob zu finden, an den Beifall aus den Händen des Publikums appelliren, ſo könnte ich ihm erwiedern, daß neben mir ein ſchnarrender Patron ſtand, der mit Händen und Füßen *zugleich* polterte, um gewiß das rechte Urtheil zu treffen. Ich weiß indeß von Hrn. Krüger, daß er die Hoheit ſeines Amtes kennt, und daß er dieſe Hoheit ſich an zu eignen ſucht, und ſein Fleiß wird im Weinberge ſeiner Kunſt gewiß noch tüchtige Reben ziehen, wenn er als verſtändiger Winzer die üppigen Ranken nicht verſchont. Hr. Winterberger und Hr. Müller, als franzöſiſche Geſandte, müſſen noch weit mehr franzöſiſche Feinheit mit an den engliſchen Hof bringen, zumal in Geſchäften, zu welchen ſelbſt in niedrigeren Ständen eine beſondere Artigkeit verlangt wird. Hr. Weiß, als „Melvil", konnte mit mehr Würde und gemilderterem Kanzeltone auftreten. — Wenn ich mich nun im Allgemeinen gegen dieſe Darſtellung ausgeſprochen habe, ſo will ich damit ihr Gutes nicht geleugnet haben, und daß es ſchwerer ſey, das Vortreffliche zu *erkennen*, als es *zerſtörend* über den Haufen zu werfen, hat mich die weite Recenſentenſchaft mühſam gelehrt. An das Spiel der Mad. Schröck als „Eliſabeth", des Hrn. Beſchort als „Talbot", des Hrn. Bauer als „Paulet" und beſonders an Mad. Stich als „Maria" muß ich mich ganz anders wenden. Mir ſind die Charaktere in dieſen Künſtlern erſt lebendig geworden; die Künſtler haben mich hier vielmehr belehrt, ſie haben den Geſtalten des Dichters in ihrem Auffaſſen und Wiedergeben das Bekenntniß ihrer Tiefe abgelegt. Mad. Schröck hat dieſe Rolle zum erſten Mal gegeben, und obwohl ich mich zu der zweiten Darſtellung ſchon im Voraus freue, ſo muß ich doch geſtehen, daß ſie geleiſtet hat, was eine tüchtige Künſtlerin in dieſer Rolle leiſten kann. Der Charakter der „Eliſabeth" war in den feinſten Nuancen geſtaltet. Die Majeſtät der königlichen Jungfrau in der zweiten Scene des zweiten Akts, die Beſonnenheit der geſammelten Fürſtin im dritten Auftritt, die Herablaſſung im vierten u. ſ. w., dann die Hinneigung zu „Leiceſter" mit dieſer königlichen Würde, und vorzüglich der befriedigte Stolz, ihre Feindin zu ihren Füßen zu ſehen, im vierten Auftritt des dritten Akts; gleich darauf die Wuth über die gekränkte Ehre, zuletzt im Monolog die Steigerung des Affekts bis zum Entſchluß: kurz die ganze Darſtellung war in Wort und Haltung würdig dieſer „Eliſabeth". So hat Mad. Stich, wie es die Art der fürſtlichen Künſtlerin ſeyn muß, in der Darſtellung der „Maria" dieſen göttlichen Inſtinkt, der Alles belebt und geſtaltet, gezeigt. Keine Miene, kein Wort, keine Bewegung anders als ſie recht war. Nur die eine Scene dürfte man geſehen haben, wo ſie kämpfend vor der „Eliſabeth" niederfällt, zermalmt von dieſer Demüthigung mit der eindringendſten Würdigkeit ſpricht und ihre Würde dann zum Zorne macht, man würde der Künſtlerin die beſten Gaben opfern. Hr. Freund hat den „Daviſon" mit Wahrheit gegeben; auch Mad. Krickeberg als „Kennedy" verdient Lob an ihrer Stelle.

Carl Curtius.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 10. Februar. 23ſtes Blatt.

Eleonore Snitger.

„Und kann ich Euch, theure Eleonore, denn auch wirklich als glückliche Gattin und Hausfrau begrüßen?“ ſprach der nach mehrjähriger Abweſenheit ohnlängſt in die Vaterſtadt heimgekehrte Cord Jaſtram zu der unverändert im Herzen getragenen Freundin. Lenorens ſchöne Augen trafen den jungen Mann mit einem faſt ſtolzen Blick, aber der nachbebende Ton ſeiner Stimme, wie die Innigkeit ſeines Ausdrucks, bedingten das ſtrenge Wort, zu dem ſie ſchon die Lippe geöffnet, zurück, und dem werthgehaltenen Jugendgeſpielen die Hand reichend, entgegnete ſie freundlich: „Gewiß, lieber Cord, ich bin recht glücklich!“ Da fühlte bei der traulichen Benennung der Fragende ſich wieder in ſeine alten Rechte eingeſetzt, und ein Strahl reiner Freude glitt bei der Verſicherung der Geliebten über ſeine edel belebten Züge, denen man es anſah, daß der junge Mann gar Mancherlei erfahren und beſtanden hatte. Der Blick in ſein feucht gewordenes ehrliches Auge verklärte die anfänglich beſonnene Haltung der ſchönen Frau immer mehr zur freundlichen Huld, und ſich dem Zuge ihres Herzens hingebend, unterhielt ſie ihn mit rechter Luſt von den Einzelnheiten ihrer anmuthigen Lebensverhältniſſe. Während dieſer Geſpräche unter den von reichen Fruchtſegen gebogenen Obſtbäumen hinwandelnd, hatten Beide einen Hügel am äußerſten Ende des Gartens erreicht, wo man von einem bequemen und ſchattenreichen Sitze die weitläuftige Garten-Anlage überſehen, zugleich auch nach der Landſtraße hinſchauen konnte, und die Beſitzerin unterließ nicht, ihrem Begleiter die Verdienſte des treflichen Eheherrn auseinander zu ſetzen, die derſelbe auch hierbei erworben. Mit aller Theilnahme im Herzen und Blick fühlte ſich Cord doch bei dieſen Ergießungen etwas gepreßt und um einen Uebergang des Geſprächs verlegen, als die vorüber rollende Staats-Caroſſe des regierenden Bürgermeiſters und die mit vornehm nachläſſigen Gruße hinauf ſchauende Magnificenz ihm mit einem Mal auf die gewohnte Bahn munterer Scherzhaftigkeit half. „Seht, Lorchen!“ ſprach er lachend, „wie prächtig die Majeſtät von Hamburg in der Perſon des Herrn Heinrich Maurer einher zieht. Da Ihr dieſelbe mit ihm zu theilen verweigert habt, ſcheint er ſie nun auch ganz und gar für ſich allein behalten zu wollen!“ — Die flüchtig hingeworfenen Worte, die ſowohl die früheren Bewerbungen des Bürgermeiſters um Lenorens Hand, als ſeine politiſche Anmaßung berührten, verſetzten die reichsſtädtiſche Bürgerin in ſeltſames Feuer, und mit hocherglühenden Wangen entgegnete ſie: „Was ich damals meinen lieben Verwandten, und wem meine Wahl etwa ſonſt noch mißfällig ſeyn mochte, erwiederte, ſage ich auch heute. Hieronymus Snitger, mein lieber Eheherr, iſt der edelſte und tugendhafteſte Mann, darum liebe ich ihn: aber weil ich das Wohl unſerer guten Stadt, wie billig, im Herzen trage, wünſchte ich ihr ſein Regiment, auf das ihm, glaubt es mir, wenn er irgend wollte, ein bedeutender Einfluß nicht entgehen könnte!“ — Die junge Frau ſchien hier einen Seufzer zu unterdrücken, aber im ſelben Augenblick die Ankunft des Gatten wahr-

nehmend, eilte ſie ihm mit herzlicher Freude entgegen, und nach wenigen Minuten ſchüttelte Herr Hieronymus Snitger die Hand des ehrlichen Cord zum Willkommen. Als ein weitgereiſter Mann mußte dieſer jetzt Beſcheid thun, und angeregt von der Theilnahme der werthen Freundin, wie von der aufmerkenden Achtſamkeit des einſichtsvollen und umſichtigen Bürgers, welchen Ruf Snitger, wie den der größten Rechtſchaffenheit, allgemein hatte, wußte der junge Jaſtram über das, ſo er auswärts geſehen und erfahren, gar gründlich und anziehend zu ſprechen. „All das Schöne und Herrliche aber“, ſagte jetzt Lenore, „konnte Euch doch der Vaterſtadt nicht abwendig machen?“ — „Nein, mich hat die Heimath mit ewigen Banden gefeſſelt!“ erwiederte der Gefragte mit einem leiſen Seufzer; aber mit feſterem Ton die Rede ſogleich wieder an Herrn Hieronymus richtend, bekannte er dieſem, daß ihm die vaterländiſchen Inſtitutionen und die fortwährenden Streitigkeiten zwiſchen Rath und Bürgerſchaft recht kleinlich, preßhaft und abgeſchmackt vorkämen. Nicht ganz ohne die Miene der Ueberlegenheit ſuchte Snitger das Urtheil des jungen Bürgers zu berichtigen: doch dieſer, dadurch gereizt, das Licht ſeiner Sachkenntniß leuchten zu laſſen, entgegnete lachend: „Ja, ja, ich weiß recht gut, daß die 1674 von dem Grafen von Windiſchgrätz, als kaiſerlichen Commiſſarius, uns aufgedrungenen neuen Conſtitutions-Artikel die etwaige freimüthige Beurtheilung derſelben mit 100 Mark löthigen Goldes verpönen; deſſen ungeachtet aber ſehen wir heute, nach noch nicht ſechs Jahren, die wohlweiſen Herren vom Rath ihre, durch Beſtechung oder ſonſt erſchlichenen Geſetze umgehen, und die damals als unantaſtbar erklärten Ober-Alten bei eben der Bürgerſchaft verklagen, die ſie als urtheilende und entſcheidende Behörde durchaus verworfen haben.“

Snitger hatte den jungen Krittler kopfſchüttelnd gewähren laſſen, und verwies ihm jetzt mit unumwundenem Tadel ſeine Ausfälle gegen die beſtehende Verfaſſung und Gewalt, wie die ehrenrührige Beſchuldigung. Cord, der nur ein unter den aufgeregten Bürgern ziemlich allgemein verbreitetes Gerücht ausgeſprochen hatte, empfand es doppelt unangenehm, ſich auf dieſe Weiſe in Eleonorens Gegenwart zurecht gewieſen zu ſehen, und ſtand ſchon im Begriff, ſeiner Empfindlichkeit Worte zu geben, als die junge Frau plötzlich durch einen Laut des Schreckens die Aufmerkſamkeit der Sprecher auf ſich wandte. Der Richtung ihrer entſetzten Blicke folgend, gewahrten jene außerhalb des Gartens eine ältliche Frau, die mit ſeltſam verzückter Geberde Frau Eleonoren ein Käſtchen entgegen hielt. Bevor Cord zu einer Frage Zeit gewonnen, ſprach ſchon der Ehemann im Ton des Verweiſes: „Wie vermag die arme unglückliche Alte Dich ſo zu erſchrecken? und wäre es nicht vielmehr Pflicht, durch Willfahrung ihres an ſich unſchuldigen Begehrens ſie vielleicht zu beruhigen, und ſo ihrer ferneren Andringlichkeit los zu werden?“ — Er warf einen ernſten fragenden Blick auf Lenoren, und wiewohl noch etwas bleich und verſtört, entgegnete ihm dieſe doch: „O Du weißt ja, daß ich in Deiner Gegenwart nichts fürchte, und Dir allezeit gern folge!“ — worauf Snitger der noch immer in ihrer erſten Geberde verharrenden Alten einen Wink gab, nach der Gartenthür zu kommen, und ſelbſt zu ihrem Empfange dieſer zuſchritt. Lenore ſuchte ſich zu ſammeln und fragte ihren Gaſt, ob er ſich wohl noch der Mutter des thörigten Valentins erinnere, der ſie mit ſeinen läſtigen Werbungen in früherer Zeit nicht wenig gepeinigt. „Der wüſte Menſch“, fuhr ſie fort, „iſt jetzt Fähndrich unter unſern Stadtſoldaten; die alte Mutter aber aus Gram über den ungerathenen Sohn etwas geſtörten Geiſtes, und, obwohl ihr Wahnſinn durchaus nur ſtill, iſt er doch für mich der Gegenſtand eines unerklärlichen Grauens, ſo daß ich mich bis jetzt nicht habe entſchließen können, ſie, trotz ihrer flehenden Geberde, womit ſie mich recht gefliſſentlich zu verfolgen ſcheint, vor mich zu laſſen.“ — Während dieſer Erläuterungen war die arme Alte an der Hand des Hausherrn, der ſich ruhig mit ihr zu unterhalten ſchien, näher geſchritten. Aus ihren Zügen, wie aus der gebeugten Haltung, ſprachen tiefer Kummer, und nur die ſeltſame Wahl und Zuſammenſtellung ihrer Kleidung verriethen in dieſem Augenblick die Zerrüttung des Geiſtes; auch Snitger erzählte ihnen nachher, daß ſie ihm über verſchiedene gleichgültige Gegenſtände ganz vernünftig Rede geſtanden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Harzreiſe; von H. Heine.

(Fortſetzung.)

Das ging über Hals und Kopf. Halleſche Studenten marſchiren ſchneller als die öſtreichiſche Landwehr. Ehe ich mich deſſen verſah, war die kahle Partie des Berges mit den darauf zerſtreuten Steingruppen ſchon hinter uns, und wir kamen durch einen Tannenwald, wie ich ihn den Tag vorher geſehen. Die Sonne goß ſchon ihre feſtlichſten Strahlen herab und beleuchtete die humoriſtiſch buntgekleideten Burſchen, die ſo munter durch das Dickigt drangen, hier verſchwanden, dort wieder zum Vorſchein kamen, bei Sumpfſtellen über die quergelegten Baumſtämme liefen, bei abſchüſſigen Tiefen an den rankenden Wurzeln kletterten, in den ergötzlichſten Tonarten empor johlten, und eben ſo luſtige Antwort zurück erhielten von den zwitſchernden Waldvögeln, von den rauſchenden Tannen, von den unſichtbar plätſchernden Quellen, und von dem ſchallenden Echo. Wenn frohe Jugend

Digitized by Google

und ſchöne Natur zuſammen kommen, ſo freuen ſie ſich wechſelſeitig. — Je tiefer wir hinab ſtiegen, deſto lieblicher rauſchte das unterirdiſche Gewäſſer, nur hier und da, unter Geſtein und Geſtrippe, blinkte es hervor, ſchien heimlich zu lauſchen, ob es an's Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entſchloſſen hervor geſprungen. Nun zeigt ſich die gewöhnliche Erſcheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der große Troß der Zagenden wird plötzlich, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, von Muth ergriffen, und eilt, ſich mit jenem Erſten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpften jetzt haſtig aus ihrem Verſteck, verbanden ſich mit der zuerſt Hervorgeſprungenen, und bald bildeten ſie zuſammen ein ſchon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Waſſerfällen, und in wunderlichen Windungen, das Bergthal hinab rauſcht. Das iſt nun die Ilſe, die liebliche, ſüße Ilſe. Sie zieht ſich durch das geſegnete Ilſethal, an deſſen beiden Seiten ſich die Berge allmählig höher erheben, und dieſe ſind, bis an ihrem Fuße, meiſtens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgeſträuche bewachſen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wird vorherrſchend auf dem Unterharze, wie man die Oſtſeite des Brockens nennt, im Gegenſatz zur Weſtſeite deſſelben, die der Oberharz heißt, die wirklich viel höher iſt, und alſo auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer. Es iſt unbeſchreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivetät und Anmuth die Ilſe ſich hinunter ſtürzt über die abentheuerlich gebildeten Felsſtücke, die ſie in ihrem Laufe findet, ſo daß das Waſſer hier wild empor ziſcht oder ſchäumend überläuft, dort aus allerlei Steinſpalten, wie aus tollen Gießkannen, in reinen Bögen ſich ergießt, und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage iſt wahr, die Ilſe iſt eine Prinzeſſin, die lachend und blühend den Berg hinab läuft. Wie blinkt im Sonnenſchein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre ſilbernen Buſenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen ſtehen gleich ernſten Vätern, die verſtohlen lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zuſehen; die weißen Birken bewegen ſich tantenhaft vergnügt, und doch zugleich ängſtlich über die gewagten Sprünge; der ſtolze Eichbaum ſchaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das ſchöne Wetter bezahlen muß; die Vöglein in den Lüften jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüſtern zärtlich: O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb Schweſterchen! — aber das luſtige Mädchen ſpringt unaufhaltſam weiter, und plötzlich ergreift ſie den träumenden Dichter, und es ſtrömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und ſtrahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter Herrlichkeit, und ich höre nur noch die flötenſüße Stimme:

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſeyn.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well,
Du ſollſt deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt du liegen und träumen
Von alter Mährchenluſt.

Ich will dich küſſen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
Brauſt oben der Waſſerfall,
Die Eichen und Buchen ſchauern,
Es trillert die Nachtigall.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein cryſtallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſpor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blaſen das Horn.

Doch dich ſoll mein Arm umſchlingen,
Wie er Kaiſer Heinrich umſchlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Unbeſchreibbar ſelig iſt das Gefühl, wenn die Erſcheinungswelt mit unſerer Gemüthswelt zuſammen rinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vogelgeſang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft ſich in ſüßen Arabesken verſchlingen. Die Frauen kennen am beſten dieſes Gefühl, und darum mag auch ein ſo holdſelig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen ſchweben, wenn wir mit Schulſtolz unſere logiſchen Thaten rühmen, wie wir Alles ſo hübſch eingetheilt in objektiv und ſubjektiv, wie wir unſere Köpfe apothekenartig mit tauſend Schubladen verſehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verſtand, in der dritten Witz, in der vierten ſchlechter Witz und in der fünften gar nichts, nämlich die Idee, enthalten iſt.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Das Königſtädtiſche Theater, nach deſſen republikaniſcher Einrichtung die Cominitè von Zeit zu Zeit neu

gewählt werden ſoll, hat vom 1. Februar an, auf die nächſten drei Monate, andere Vorſteher. Am genannten Tage wurde gegeben: „Der Strich durch die Rechnung“, Luſtſpiel von J. F. Jünger, hierauf noch ein Stück, das in ſeinem Titel die Worte: „Partie und Revange“ hat. Es ließen ſich daraus witzige Anſpielungen gründen, die wir aber um ſo lieber den Leſern überlaſſen, da dieſe Anſpielungen der Art ſeyn können, daß jede Partei darin nach Belieben Honig oder Galle findet. — Vom „Strich durch die Rechnung“ war es die zweite Darſtellung. Dieſes Luſtſpiel iſt bekanntlich ein altes und gutes, deshalb wahrſcheinlich fand man es wenig beſucht; das kleine Häuflein der Verſammelten gab indeß alle Zeichen der Zufriedenheit. Die Schauſpieler ließen es pflichtmäßig denen, welche gekommen, nicht merken, daß ſie verdrießlich ſeyn konnten über die Vielen, welche wegblieben. Nach dieſem allgemeinen Lobe wollen wir mit den Rügen, die wir zu machen haben, in's Einzelne gehen. Demoiſ. Car. Lanz, als „Charlotte“, hat Anſtand und Grazie, aber zu dem hier unerläßlichen hohen Grad von Humor noch nicht Muth genug; das Fräulein iſt gar muntern Geiſtes. Nächſtdem will Deutlichkeit im Vortrage noch immer der jungen Schauſpielerin nicht recht gelingen. — Demoiſ. Nina Sontag muß in die Rolle der „Henriette“ erſt hinein wachſen, ſie ſpricht einzelne Naivetäten allerliebſt, daneben iſt aber zuviel Zerſtückelung, zu wenig Selbſtbegriff. — Hr. Weeber („Aſſeſſor“) iſt lobenswerth in der Schüchternheit als Liebhaber; wo er Mann ſeyn ſoll, muß dieſe Schüchternheit gewichen ſeyn. Hr. Meyer („Karl“) hat das erforderliche kecke, gewandte Weſen; ſein Champagner-Rauſch war jedoch nicht edel genug. Hr. Ruget („Obriſt von Hitzig“) hält den Charakter nicht feſt und hat ihm zuviel Phlegma beigemiſcht; ſeine natürliche Herzlichkeit gab gute Momente und ſein Aeußeres that hier das Beſte. Hr. Angely brauchte zu der Dummheit „Conrads“ ſehr ſtarke Farben — indeß er wird ſagen:

„Hört, ihr krit'ſchen Koſtverächter,
Hört das ſchallende Gelächter!
Soll ich nun nach Euch mich richten,
Auf des Volkes Gunſt verzichten?
Soll ich es mit Euch verderben,
Um die Volksgunſt zu erwerben?
Ach, der alte Streit ruht nie
Zwiſchen Euch und — Gallerie!“

Hr. Schmelka könnte als „Johann“ jünger thun; ſeine Komik iſt aber in den beſten Jahren. Eins mit ihren Rollen waren Demoiſ. Holzbecher als „Kammermädchen“ und Hr. Gende als „Wachtmeiſter“. — r.

In einem „Wörterbuche der Blumenſprache“ von Charlotte Latour lernt man ganze Tiraden durch Blumenſträuße ausdrücken. Ein Roſenſtrauß mit ſeinen Dornen und Blättern heißt: „Ich fürchte aber hoffe!“ Verkehrt dargereicht ſagt man damit: „Man muß nicht fürchten noch hoffen!“ Ein Jasmin-Zweig und ein Stramonien-Glöckchen heißt: „Fliehet die täuſchenden Reize!“ Ein Orange-Zweig, ein Tuberoſe-Senker, ein Reſeda-Halm, mit einer Hortenſia und einem Zweig von Pfaffenholz, heißt: „Du, deren Inneres den äußern Reiz überſteigt, deren Andenken nie in meinem Herzen erlöſchen wird, halte endlich dein Verſprechen und wirf deine mich zur Verzweiflung bringende Kälte ab!“ Ein Strauß von Vergißmeinnicht, mit Farrenkraut, Acvieldlüthe, gemeinem Guido und einigen wohlriechenden Schooten, heißt: „Ja, ich ziehe dich vor, mein Gedanke gehört dir, ich träume nur von dir, deine Ausdauer wird über alle Hinderniſſe ſiegen und du wirſt jeden Genuß deiner Empfindung einernden!“ (Gaz. d. Fr.)

Alles ſteigert ſeinen Werth über die natürliche Grenze der Wahrheit hinaus. Der Krieger übertreibt ſeine Thaten, der Diplomat ſeine Geſpinnſte, der Autor ſein Wiſſen, die Kokette ihre Schönheit, der Hofmann ſeine Macht, der Künſtler ſeine Geſchicklichkeit, der Geiſtliche ſeine Züchtigkeit, der Financier ſeine Rechenkunſt, der Fat ſein Glück bei dem ſchönen Geſchlecht, der Schauſpieler ſein Talent, der Kaufmann ſeinen Credit, der Wucherer ſeinen Uneigennutz, der Debitor ſeine Mittel zur Rückzahlung, der Reiche ſeine Wohlthätigkeit, der Arme ſein Elend, der Zeitungsſchreiber ſeine Abonnenten-Zahl. Der Liebhaber verſtellt ſich, ſeine Dame zu gewinnen, die Frau belügt ihren Mann, der Mann die Frau mit ihrer großen Treue. Das Kind belügt die Eltern, der Dienſtbote die Herrſchaft. Der Abbé ſagt, er denke nicht an den Biſchofshut, der Biſchof denkt nicht an den Cardinalshut; kein Vornehmer mag Mitglied der Akademie werden; der Libertin wird alle Tage geſetzter und züchtiger, ſündigt nie mehr; kein junges Mädchen mag heirathen; der Arzt heilt alle ſeine Patienten; der Freund iſt ohne alles Intereſſe, der Mann iſt höchſt beſtändig, die Frau unveränderlich; der Pferdehändler verkauft nur fehlerfreie Pferde, der Gutsverkäufer verliert an dem Gute, das er uns ſo anpreiſet, der Kaufmann hat theurer eingekauft, als er verkauft; der Handwerker bietet uns Altes für Neues an, der Vaudevilliſt und Romanſchreiber macht es nicht beſſer — kurz Alles ſcherzt (!!) (wie man ſich modiſch ausdrückt) mit der Wahrheit! Aber iſt dieſer Scherz nicht der Beginn ſchändlicher Lüge? — Ein Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts ſagt irgendwo: „Man findet ſelbſt unter den gewiſſenhafteſten Menſchen nicht einen, der nicht wenigſtens ein Mal im Leben den Galgen verdient hätte!“ Etwas billiger denkend wollen wir ſtatt des Galgens den Pranger hinſetzen! (?) (Corsaire.)

In einem neuerſchienenen Roman, betitelt: „Margarethe Lindſay“, ſieht die Hauptheldin ihren erſten Liebhaber, ihren Groß-Oheim, die Geliebte ihres Vaters, die erſte Frau ihres Mannes, die Mutter ihrer Wohlthäterin, ihren zweiten Liebhaber und ihren eigenen Mann hinſcheiden, hat dabei ein Herz, ſo weich wie Wachs — und ſtirbt dennoch nicht mit!! (Pandore.)

Roederer ſagt in ſeiner Geſchichte Franz I.: „Franz war in Betreff ſeines Geiſtes und Betragens nichts als ein großer Junge, derb, bornirt, eitel und anmaßend. Unter den Weibern war er ein hübſcher Junge; für ſeine Günſtlinge ein guter Junge; unter Kriegern ein braver Junge; aber für ſeine Feinde, Leo X. und Carl V., war er nur ein kleiner Junge, und für Frankreich ein ſchlechter König!“ (Gaz. d. Fr.)

In Paris befinden ſich jetzt neun Lappländer, welche mit einem norwegiſchen Schiff nach London gebracht worden ſind und nun umher geführt werden. Sie eſſen wenig, trinken aber viel; der Eine davon namentlich trinkt täglich ein Viertel-Oehmchen Brandtwein aus. (Corsaire.)

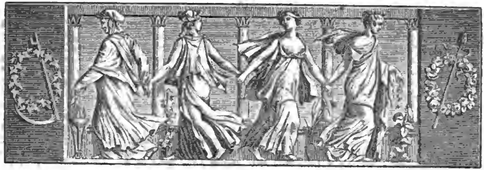
In Copenhagen ward eines Morgens ein Betrunkener todt vor der Thür einer Schenke gefunden. Die Frau, welche erfahren hatte, daß er drei Flaſchen Rum ausgetrunken, machte dem Schenkwirth den Prozeß und beſtand auf Wiedererſtattung des Geldbetrags für jene drei Flaſchen. Das Gericht erfüllte nicht nur ihr Verlangen, ſondern erkannte auch noch drei Tage Gefängniß für den Wirth, der es geduldet hatte, daß ein Menſch bei ihm ſo viel trank. (Corsaire.)

(?) Man hat berechnet, daß es in ganz Frankreich 32,000 Schauſpieler giebt. Darunter zählt man 5000 Komiker, 20,000 Liebhaberinnen, 3000 bejahrte Frauen, 3000 Mittelrollen und 1000 Soubretten. Schade, daß keine einzige Truppe einen einzigen guten Financier zählt! (Corsaire.)

In Paris gehört es zur Mode in Möbeln, daß bei denen des Schlafzimmers alle Ecken abgerundet ſind. Das Boudoir iſt nur ſehr klein und hat die Form und Malerei eines Käfigs. Der Grund iſt himmelblau und darauf goldene gemalte Reifen. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 11. Februar. 24ſtes Blatt.

Harzreiſe; von H. Heine.

(Schluß.)

Wie im Traume fortwandelnd, hatte ich faſt nicht bemerkt, daß wir die Tiefe des Ilſethales verließen, und wieder bergauf ſtiegen. Dies ging ſehr ſteil und mühſam, und Mancher von uns kam außer Athem. Doch wie unſer ſeliger Vetter, der zu Mölln begraben liegt, dachten wir im Voraus an's Bergabſteigen, und waren um ſo vergnügter. Endlich gelangten wir auf den Ilſenſtein. Dieſes iſt ein ungeheurer Granitfelſen, der ſich lang und keck aus der Tiefe erhebt. Von drei Seiten umſchließen ihn die hohen, waldbedeckten Berge, aber die vierte, die Nordſeite, iſt frei und man ſchaut das unten liegende Ilſenburg und die Ilſe, weit hinab in's niedere Land. Auf der thurmartigen Spitze des Felſens ſteht ein großes, eiſernes Kreuz, und zur Noth iſt dort noch Platz für vier Menſchenfüße. Wie nun die Natur, durch Stellung und Form, den Ilſenſtein mit phantaſtiſchen Reizen geſchmückt, ſo hat auch die Sage ihren Roſenſchein darüber ausgegoſſen. Gottſchalk berichtet: „Man erzählt, daß hier ein verwünſchtes Schloß geſtanden habe, in welchem die reiche, ſchöne Prinzeſſin Ilſe gewohnt, die ſich noch jetzt jeden Morgen in der Ilſe bade; wer ſo glücklich ſey, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felſen, wo ihr Schloß ſey, geführt und königlich belohnt." Andere erzählen von der Liebe des Fräulein Ilſe und des Ritters von Weſtenberg eine hübſche Geſchichte, die einer unſerer bekannteſten Dichter romantiſch in der „Abendzeitung" beſungen hat. Andere wieder erzählen anders; es ſoll der altſächſiſche Kaiſer Heinrich geweſen ſeyn, der mit Ilſe, der ſchönen Waſſer-Fee, in ihrer verzauberten Felſenburg die kaiſerlichſten Stunden genoſſen. Ein neuerer Schriftſteller, Herr Niemann, Wohlgeboren, der ein Harzreiſenbuch geſchrieben, worin er die Gebirgshöhen, Abweichungen der Magnetnadel, Schulden der Städte und dergleichen mit löblichem Fleiße und genauen Zahlen angegeben, behauptet indeß: „Was man von der ſchönen Prinzeſſin Ilſe erzählt, gehört dem Fabelreiche an." So ſprechen alle dieſe Leute, denen ſolche Prinzeſſin niemals erſchienen; wir aber, die wir von ſchönen Damen beſonders begünſtigt werden, wiſſen das beſſer. Auch Kaiſer Heinrich wußte es. Nicht umſonſt hingen die altſächſiſchen Kaiſer ſo ſehr an ihrem heimiſchen Harze. Man blättere nur in der hübſchen Lüneburger Chronik, wo die guten, alten Herren, in wunderlich treuherzigen Holzſchnitten, abconterfeyt ſind, wohlgeharniſcht, hoch auf ihrem gewappneten Schlachtroß, die heilige Kaiſerkrone auf dem theuern Haupte, Scepter und Schwerdt in feſten Händen: und auf den lieben, knebelbärtigen Geſichtern kann man deutlich leſen, wie oft ſie ſich nach den ſüßen Herzen ihrer Harz-Prinzeſſinnen und dem traulichen Rauſchen der Harzwälder zurück ſehnten, wenn ſie in der Fremde weilten, wohl gar in dem zitronen- und giftreichen Welſchland, wohin ſie und ihre Nachfolger ſo oft verlockt wurden von dem Wunſche, römiſche Kaiſer zu heißen, einer echtdeutſchen Titelſucht, woran Kaiſer und Reich zu Grunde gingen.

Ich rathe aber Jedem, der auf der Spitze des Ilſenſteins ſteht, weder an Kaiſer und Reich, noch an die ſchöne Ilſe, ſondern bloß an ſeine Füße zu denken. Denn als ich dort ſtand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdiſche Muſik des Zauberſchloſſes, und ich ſah, wie ſich die Berge ringsum auf die Köpfe ſtellten, und die rothen Ziegeldächer zu Ilſenburg anfingen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herum flogen, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich ſicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund geſtürzt wäre, wenn ich mich nicht, in meiner Seelennoth, am eiſernen Kreuze feſtgeklammert hätte. Daß ich dieſes letztere that, wird mir, bei ſo wichtigen Gründen, wohl Niemand verdenken, und es hat mich auch bis auf dieſe Stunde noch nicht gereut.

Eleonore Snitger.

(Fortſetzung.)

„Nichts für ungut, ſchönes Lorchen!“ ſprach die Alte jetzt mit jener einſchmeichelnden Vertraulichkeit, welche Leute niederen Standes wohl Höheren gegenüber an zu nehmen pflegen — „in der Schrift ſteht: Gieb ihr dein Herz und den Schmuck der Mutter; und da Euch der Sohn nun meinen Brautſchmuck gegeben — ach, ich hätte ihn Euch ja nicht vorenthalten wollen — ſo bringe ich Euch das Käſtchen dazu, in das die Kleinodien doch nun einmal gehören. Nehmt nur die ſchönen Sachen recht in Acht, ſie waren ja mein Letztes! Aber Euch gönne ich ſie ſchon, mitſammt meinem Valentin; die Leute ſagen zwar, er ſey ein ungerathenes Kind, aber eine ſchöne Frau iſt auch mehr als eine Mutter, und ich will Euch mit meiner Armſeligkeit gewiß kein Aergerniß mehr geben; ſorgt nur hübſch, daß die Sachen wieder in den Kaſten kommen!“ — Lenore hatte ſich, ob auch die arme Unglückliche für jeden Andern eher ein Gegenſtand des Mitleids war, mit tiefem Schauder von ihr und ihrer Gabe abgewandt, und als ein Blick des Ehemanns ſie dazu aufforderte, vermochte ſie doch weder das Dargebotene zu faſſen, noch irgend ein Wort zu erwiedern. In den Ideengang der Alten eingehend, unternahm es jetzt Snitger, das arme Weib zu beſchwichtigen, und ganz zufrieden geſtellt und vergnügt, wie es ſchien, ließ ſie ſich, nachdem ſie das Käſtchen auf die Bank geſtellt, von Jenem zum Garten hinaus geleiten. Rückkehrend erzählte er jetzt dem jungen Bürger, wie die zu zärtliche Mutter, durch die Verſchwendung des ungerathenen Sohnes, um ihr Vermögen gekommen; bei der Entdeckung aber, daß dieſer ſie auch der noch geretteten, werthgehaltenen und, wie ſie glaubte, ſorgfältig verborgenen Koſtbarkeiten beraubt habe, in dieſe Geiſteszerrüttung gefallen ſey, in der ſie nun die Erinnerungen und Wünſche früherer Zeit oft auf ſeltſame, doch ſtets unbedrohliche Weiſe, mit dem eigentlichen Gegenſtand ihres Jammers in Verbindung bringe. Lenore nahm mit beſchämten Blicken den Tadel hin, welchen Snitger über ihre allzu große Weichheit ausſprach: aber ihn erinnernd, daß ihr ſonſt wohl ein ruhiger und gefaßter Sinn eigen ſey, verhehlte ſie es nicht, daß ihr der Anblick der Alten, wie auch jenes Käſtchens, ein eben ſo unerklärliches als unbeſiegbares Entſetzen einflöße. — Herr Jaſtram wollte den geſchärften Tadel, wozu der Ehemann ſich an zu ſchicken ſchien, nicht mit anhören, und empfahl ſich, nicht ohne eine gewiſſe Bitterkeit gegen Jenen im Herzen.

Mit der Gluth der Beſchämung auf den Wangen gedachte Cord auf dem Rückwege der Zurechtweiſung, welche er ſelbſt, und noch dazu mit dem Schein des Rechts, in Gegenwart Lenorens empfangen. Sein brennendes Ehrgefühl erlaubte es nicht, die Schmach zu ertragen, und ſo raſtete er nicht, bis er ſich wenigſtens die Abſchriften von jenen Papieren verſchafft hatte, die in dem Streit zwiſchen den Ober-Alten, und hiernächſt zwiſchen dem Rath und dem kaiſerlichen Hofe gewechſelt waren, und die ſeine damalige Behauptung vollkommen rechtfertigten. So war es denn leider wirklich geſchehen, was Snitger, als ein wohlgeſinnter Patriot, nur als möglich zu denken ſich verboten hatte; und wie zurück gezogen der beſcheidene Mann ſich bisher auch von jeder Einmiſchung in die öffentlichen Angelegenheiten gehalten, glaubte er doch, mit dieſen Beweiſen in Händen, nicht länger ſchweigen zu dürfen. Aus den erwähnten Dokumenten ging hervor, daß der Reichs-Hofrath, bei dem man damals die ſtreitige Sache anhängig gemacht, ſeine Gutachten und Urtheile ſehr zu Gunſten der Bürgerſchaft abgegeben hatte, daß alſo die Mandate und Erklärungen der kaiſerlichen Miniſter und Commiſſarien weit davon abwichen; und ſo nahm der freimüthige Snitger keinen Anſtand, in einer öffentlichen Rede den Rath zu beſchuldigen, jene die Freiheiten der Bürgerſchaft gefährdenden Mandate in der Abſicht, ſich von dieſer ganz unabhängig zu machen, bei dem kaiſerlichen Hofe erſchlichen zu haben. Die klare und gerechte Sache mußte in dem Munde eines ſo angeſehenen und allgemein geachteten Bürgers doppelt an jedes Ohr ſchlagen, und mit leuchtenden Augen ſchilderte der, aus der Sitzung voran geeilte Cord der harrenden Eleonore den lauten Beifall, womit die Eröffnungen ihres Eheherrn von der Bürgerſchaft aufgenommen wurden, welche dieſelben ſogleich dem Rathe mitgetheilt, die Beſtrafung der Schuldigen verlangt, und mit Feſtigkeit und Nachdruck erklärt habe, nicht länger ein Spiel einheimiſcher Kabale und auswärtiger Machinationen ſeyn zu wollen. Das Herz der Reichsſtädterin hob ſich höher, und ohne Hehl ſprach ſie es

dem werthen Freunde ans, wie es ſie freue, daß er Snitger auf dieſe Weiſe zu einer thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten veranlaßt habe, die ihn gewiß zu der Stelle befördern werde, welche ſeinen ſeltenen Gaben und Talenten gebühre. Mit glühenden Wangen eilte ſie dem geliebten Gatten entgegen, den viele Bürger gleichſam im Triumphzuge bis zu ſeiner Wohnung begleitet hatten; Snitger aber ſchüttelte zu ihren Freudenbezeugungen, wie zu den Glückwünſchen des noch gegenwärtigen Cord, das Haupt und erwiederte: „Ich habe meine Pflicht gethan, Freude aber und Glück ſeh' ich nimmer daraus erwachſen!"

Schon nach einigen Wochen glaubte Eleonore in den Sinn dieſer Rede eingedrungen zu ſeyn, da eine Reihe theils unangenehmer, theils bedenklicher Geſchäfte, im Verfolg jenes erſten Schrittes, Snitger zufielen. Der Bürgermeiſter Maurer nämlich — der frühere Bewerber um Lenoren — welcher die geheimen Verſtändniſſe eingeleitet und mit dem kaiſerlichen Geſandten in Hamburg in engem Vertrauen ſtand, benutzte deſſen Einfluß, um ein kaiſerliches Sendſchreiben an den Senat aus zu wirken, in welchem derſelbe aufgefordert ward: den Bürger Snitger unter ſchweren Strafen an zu halten, die Mittheiler der beigebrachten Dokumente zu nennen. Da dieſes zum Theil kaiſerliche Beamte waren, denen Snitger durch Jaſtram ſein Ehrenwort, ſie nicht zu verrathen, verpfändet hatte, ſo verweigerte er jenes Anſinnen auf die entſchiedenſte Weiſe; und weder die Schmeicheleien, wozu ſich der kaiſerliche Miniſter, Graf von Berke, herab ließ, noch die Drohungen und liſtigen Wendungen des Rathes konnten ihn in ſeinem Entſchluſſe wankend machen. — Maurer, der wohl wußte, wie er in feindſeliger Verbitterung Snitger oft gefliſſentlich gekränkt hatte, glaubte, daß dieſer zunächſt von Privatrache getrieben werde; ſo entbot er, angeblich zum Schutz des Senats, den Beiſtand des Herzogs von Celle. Aber der Enthuſiasmus der Bürgerſchaft vereitelte ſeine Anſchläge; ſie erklärte nicht nur jenen kaiſerlichen Befehl für geſetzwidrig und verſprach, Snitger und Jaſtram, die Vertheidiger der Freiheit, gegen jede Unbill zu ſchützen, ſondern ſie beſchuldigte auch den regierenden Bürgermeiſter ſelbſt der Verrätherei und forderte ihn vor ihre Schranken. Unter dieſen Umſtänden wagte es der Herzog von Celle nicht, ſeine Truppen in das Hamburgſche Gebiet rücken zu laſſen; die kaiſerlichen Commiſſarien, welche ſich Maurer's thätig an zu nehmen und im Verfolg kaiſerlicher Befehle auf die Gefangennehmung jener beiden Vaterlandsfreunde zu dringen verſuchten, wurden von dem erbitterten Pöbel gezwungen, aus der Stadt zu entfliehen; ihr Schützling aber, ſofort verhaftet, konnte nur durch die Vermittlung des herbeieilenden Snitger's vor Mißhandlungen geſchützt werden. Dieſer war jetzt der Mann des Volks; wie ihn aber nur der reinſte Eifer für das Wohl ſeiner Mitbürger leitete, ſo ſah er auch ſogleich, daß man zu weit gegangen ſey, und wirklich durch Maurer perſönlich gereizt und beleidigt, legte er ſich gegen dieſen um ſo größere Mäßigung auf. Nur mit Mühe gelang es ihm, ſeine Anſicht geltend zu machen; doch wurde Maurer, nachdem ihm der Schwur abgenommen, Hamburg nicht zu verlaſſen, noch ſeine Sache vor ein auswärtiges Gericht zu bringen, wieder auf freien Fuß geſetzt. — Dieſer aber fühlte ſich zu tief verſchuldet und benutzte das Vertrauen ſeines edelmüthigen Feindes, um ſich, eben des Verhörs entlaſſen, ſogleich durch die Flucht zu retten. Zwar verklagte ihn die Stadt bei den Reichsgerichten als einen Meineidigen und Verräther; er aber, durch einen kaiſerlichen Schutzbrief gegen perſönliche Gefährdung geſichert, und ſogar mit dem Charakter eines Reichs-Hofraths bekleidet, machte ſeinen Prozeß gegen die Hamburger bei eben dem Gericht anhängig, und vermochte ſogar den Herzog von Celle, die Inſeln Moorburg und Moorwerder zu beſetzen, Poſten und Kaufmannsgüter an zu halten und ſelbſt gegen einige von der Leipziger Meſſe heimkehrende Hamburger Bürger feindſelig zu verfahren; Alles in der ausgeſprochenen Abſicht, die Stadt zu vermögen, dem Befehle des Kaiſers zu gehorſamen, und die beiden Patrioten aus zu liefern. Aber wie bei der begeiſterten Bürgerſchaft nicht die Rede davon ſeyn konnte, ſo entwickelte Snitger, als ihr nunmehriger Rathgeber, jetzt eben ſo viel Energie für die äußere Vertheidigung, als er früher Einſicht und Mäßigung bei der Berathung der innern Angelegenheiten bewieſen hatte. Nicht nur konnten die feindlichen Truppen der Stadt nichts anhaben, ſondern der Herzog ſah ſich durch zweckdienliche Repreſſalien bald zur gänzlichen Einſtellung der Feindſeligkeiten veranlaßt, und nur die hemmenden Maaßregeln des Senats, der in Snitger das Oberhaupt einer gegen ihn verbündeten Partei ſah, verhinderten deſſen nachdrückliche Beſtrafung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber öffentliche Wege in Polen und auch in andern Ländern. (Nach dem Polniſchen des Kraſicki.) — Hochwohlgeborner Herr! Am Tage des mir beſtimmten Termins fuhr ich aus, und man kann wohl denken, mit welcher Eile, da es mein Zweck war, eine bedeutende Summe von einem ziemlich unſichern Schuldner einzuziehen. Ich fand ſo ſchlechte Wege, daß ich kaum drei Meilen den Tag über fahren konnte, und auf einem ſchmalen, kothigen und ſchlecht geſchützten Damme ſtürzte mein Wagen in einen Sumpf hinab, und ſo vollkommen, daß man ihn erſt nach einer tagelangen Anſtrengung mit zerſchlagenen Fenſtern, zerbrochener Deichſel und zerſprengten Federn herausarbeitete. Während dem der Stellmacher und Schmidt Arbeit vollauf haben, meine Diener die naſſen Kleider trocknen, und ich zu meinem Unglück das neueſte Werk Ew. Hochwohlgeboren von den römiſchen Wegen geleſen habe, fluche ich deſto erbitterter auf die unſrigen. — Es muß

unſer Zeitalter beſchämen, daß wir, ich weiß nicht aus welchen Gründen, die Nationen wild nennen, welche uns das Beiſpiel geben oder gaben, daß der Bau und die Erhaltung der öffentlichen Wege eine wirkliche und hauptſächlichſte Pflicht ſowohl der Obrigkeit, als auch insbeſondere eines jeden Staatsbürgers ſey, der einen Theil des Staatsgebietes eigenthümlich beſitzt. — Als die Spanier, Amerika's Tyrannen, in das Reich der Peruaner fielen, fanden ſie bei dieſem Volke eine gute Regierung, Sicherheit des Eigenthums und Wohlſtand, und die Uebermacht würde ſie gewiß nicht beſiegt haben, wenn ſie nicht das Pulver, deſſen Wirkung ſie nicht begreifen konnten, ſo in Schrecken geſetzt hatte, daß ſie glaubten, die Spanier wären Donnerträger, und hätten eine überirdiſche Natur. Nachdem Peru von den Spaniern erobert worden war, fanden ſie unter andern empfehlenden Vorzügen, nach den Erzählungen ihrer eigenen Schriftſteller, einen Weg von der Hauptſtadt Kusko bis zur Uferſtadt Quito ununterbrochen und 600 Meilen lang. Dieſer ganze Weg war mit Steinen gepflaſtert, von denen der kleinſte 10 Fuß im Quadrat hatte, die Breite deſſelben betrug 60 Fuß; von beiden Seiten erhöht, wurde er von einer breiten Mauer geſtützt, und ein Kanal, der ſein Waſſer aus den nächſten Flüſſen und Quellen erhielt, umfloß ihn von beiden Seiten; außerdem wurde der ganze ungeheure Weg, zur größern Bequemlichkeit der Reiſenden, von zwei Reihen ſchöner hoher Bäume beſchattet. — Wenn mein Gläubiger in Quito gewohnt hätte, würde ich zu rechter Zeit zum Termin eingetroffen ſeyn, meine Sachen wären nicht naß geworden, der Schmidt und Stellmacher hätten mich nicht geprellt und ich hätte mich in einem Wirthshauſe nicht gelangweilt, in welchem der Regen auf mich herabgießt, als ſtände ich auf freiem Felde. — Die Gottesfurcht der Türken iſt darin unſerer Hochachtung und um ſo mehr der Nachahmung würdig, daß ſie dieſelben veranlaßt, Karavanſeraien wie Palläſte für Reiſende zu bauen, prächtige Brücken zu mauern, Brunnen zu graben, Dämme zu ſchütten, doch nicht ſolche, wie der, auf dem ich umwarf. In der That, die Eigenthümer und die Staaten, die ſich nicht angelegentlich um die Wege bekümmern, ſind unſerer Verachtung werth, ſo wie umgekehrt der um die Verbeſſerung des Weges beſorgte Eigenthümer und Staat unſern Dank und Segen verdient. Was ihre Schuld noch vermehrt, iſt, daß ſie ſich für das Umwerfen, Zerſchlagen des Wagens und Verwunden der Pferde bezahlen laſſen; wie nun erſt, wenn man durch ihre Liederlichkeit Termine verſäumt und von böſen Schuldnern nun kein Geld bekommt? — Gottlob! die Handwerker enden ſchon ihre Arbeit, ich meinen Brief mit der dringenden Bitte, Ew. Hochwohlgeboren möchten noch etwas über Wege ſchreiben, und die Herren Eigenthümer bekehren, die an ihren Gaſthäuſern zerbrochene Räder aufhängen, als wenn ſie ſchon erriethen, was durch ihre Güte dem Reiſenden begegnen wird. Mit Hochachtung bin ich —.

Antwort. Ew. Hochwohlgeboren und meinem eigenen Wunſche genüge ich um ſo lieber, als ich von der weſentlichen Nothwendigkeit des Baues und des Erhaltens öffentlicher Wege überzeugt bin. Da ich aber von den Römern in dieſer Hinſicht Beiſpiele angeführt habe, ſo kehre ich zu ihnen zurück, wie zu einer Quelle, aus der wir unſere Pflichten ſchöpfen ſollen. — Die Wege der Römer waren dreifach, öffentliche, Privat- und Seitenwege; die erſten wurden aus dem öffentlichen Schatze erhalten, und, wenn es nöthig war, neue angelegt, und hießen prätoriſche, conſulariſche, unter den Kaiſern kaiſerliche Wege — überhaupt aber allgemeine Wege, aggeres publici. Die Erhaltung der beſondern Wege war Pflicht jedes Eigenthümers, in deſſen Gebiete ſie lagen. Die Seitenwege endlich, die zur Verbindung der öffentlichen oder Hauptwege dienten, wurden ebenfalls vom Staate erhalten. — Anfangs beſchäftigten ſich die Cenſoren mit den Wegen, dann hierzu beſonders beſtimmte Beamte; dann ging dieſe Pflicht an die Aedilen über und unter dem Kaiſer Auguſt ſorgten die Magistri viarum für die Erhaltung und Sicherheit derſelben. Sempronius Gracchus beſtimmte als Volkstribun die Vorſchriften, nach denen die Wege angelegt und erhalten werden ſollten und wußte ſie in's Werk zu ſetzen; zugleich verband er beim Wegebau Pracht mit Bequemlichkeit. Die Wege wurden nach einer graden Linie gezogen, man pflaſterte ſie und führte dann Kiesſand auf dieſelben, den man ſo feſt wie möglich ſtampfte, nachdem man vorzüglich mit großer Sorgfalt jeden Ritz zwiſchen den Steinen mit Sand, Erde und Lehm ausgefüllt hatte. Bei Vertiefungen legte man Brücken an, und ſuchte die Wege ſo gleich wie möglich zu machen, was einen ſchönen Anblick gewährte. Nach jeder Meile war ein behauener Stein zu finden, mit der Aufſchrift ſeiner Zahl, hier und da an den Seiten lagen große Steine zum leichtern Beſteigen der Pferde, die damals noch ohne Zügel geritten wurden. Die Breite der Wege betrug ſelten mehr als 14 Fuß, weil man Wagen wenig benutzte; ſobald jedoch der Luxus zunahm, ſo machte man die Wege, vornehmlich unter den Kaiſern, an manchen Stellen an 60 Fuß breit. — Das älteſte römiſche Geſetz der zwölf Tafeln ſpricht ſo in Hinſicht der Erhaltung der Wege: „Diejenigen, die Feld am Wege haben, müſſen, ſo weit dieſes reicht, denſelben erhalten; wenn einer der Eigenthümer dieſes zu thun unterläßt, ſo ſoll es Jedem frei ſtehen, über ſein Feld zu fahren und Vieh zu treiben." — Obwohl unſere Vorfahren in dieſer Hinſicht nicht eben ſehr aufmerkſam waren und ihre Nachfolger in ihre Fußſtapfen traten, wie der für Ew. Hochwohlgeboren unglückliche Damm beweiſt, ſo findet man doch zuweilen da, wo es nöthig war, gepflaſterte Wege, und Kaſimir der Große, der Erbauer ſo vieler Städte und Schlöſſer, hatte ohne allen Zweifel auch auf die Wege ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet. — Das Geſetz vom Jahre 1539, in Hinſicht öffentlicher Wege, beſtimmt, daß, damit alle Streitigkeiten wegen Beengung der Wege durch Säen oder Bauen aufhören ſollten, die Vorgeſetzten der Städte und Schlöſſer, mit Zuziehung zweier, der Sache kundiger Gehülfen aus dem Ritterſtande, die Breite der Wege nach dem Geſetze beſtimmen ſollten. Im Jahre 1569 wurden drei Provinzial-Beamte, der Unterkämmerer, Landrichter und Landverweſer, mit der Reviſion der Wege-, Damm- und Brückenzölle beauftragt, zugleich mußten ſie die Breite der Wege für die Fuhrleute und zum Viehtreiben auf zehn Ellen feſtſetzen. — Die Gewohnheitsrechte in Maſovien (1576) beſtimmen, daß jeder Beſitzer durch ſein Eigenthum und durch die Gewohnheit verbunden iſt, gewiſſe Wege, das iſt zur Kirche, zum Wochenmarkt, zur Mühle, zur Ueberfahrt, und den gewöhnlichen Weg ſeinen Nachbarn und Andern frei zu erlauben, und ſie weder zu hemmen, noch zu verwehren. — Da das Schütten von Dämmen wirklich zu den Wege-Verpflichtungen gehört, weil man ja ſonſt an ſumpfigen Stellen keinen Durchgang finden könnte, ſo ſorgten die Römer gleichmäßig für dieſelben, wie für die Wege. Der oben erwähnte Sempronius Gracchus ſchüttete durch die pontiniſchen Sümpfe einen Damm von mehr als zwölf Meilen Länge, und ließ zugleich an der Seite einen breiten Kanal graben, ſo daß es dem Reiſenden frei ſtand, zu Lande oder zu Waſſer die Reiſe zurück zu legen. — Aehnliche Rieſenwerke ſind der Damm bei Tyrus, welcher zur Zeit der Belagerung durch Alexandern gemacht wurde, und der bei Alexandrien, auf welchem der berühmte Leuchtthurm ſtand, endlich die wundervollen Dämme bei Mexico und in mehreren Gegenden China's — Alles herrliche Werke, welche nur Liebe für das allgemeine Beſte zu ſchaffen vermochte. Dieſes Wirken zum allgemeinen Beſten, welches die Pflicht jedes redlichen Mannes iſt, hat der Eigenthümer jenes Dammes, auf welchem Ew. Hochwohlgeboren umwarfen, vernachläßigt. Jedes Unglück, was aus dieſer Gefühlloſigkeit für ſeine Pflicht entſpringt und entſpringen kann, macht einen ſolchen Mann der Geſellſchaft rechtlicher Männer unwerth. — **.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 13. Februar. 25ſtes Blatt.

Das Ideal.

O wie lange ſchon vergebens
Sucht' ich in dem weiten Saal
Dieſes buntbewegten Lebens
Gläubig nach dem Ideal!

Schlich wie manchen Tag und Stunden
Spähend meinen Pfad entlang,
Bis mir endlich das „Gefunden!“
Jubelnd in die Seele klang.

Ideal biſt du mir, Wahrheit,
Und du, ewige Natur,
Und in eurer lichten Klarheit
Aller Zeiten treue Spur.

Heinr. Stieglitz.

Eleonore Snitger.

(Fortſetzung.)

Dennoch hieß Hieronymus Snitger allgemein der Mann des Vaterlandes, und Lenorens ſtolzes Herz erlebte den Triumph, ihn, der jeden Titel und jede äußere Auszeichnung abgelehnt, als den Erſten der Stadt geehrt und geliebt zu ſehen. Redlich hatte der treue Cord ſich bemüht, den verehrten Freund in der Anerkennung der Bürger auf die ihm gebührende Stufe zu heben, und aus ſeinen umſtändlichen Berichten mußte die liebende Gattin Erſatz ſchöpfen für die Entbehrung der ſtillen häuslichen Freuden, denen ſich hin zu geben es jetzt für den durch die öffentlichen Angelegenheiten beanſpruchten Ehemann nicht an der Zeit war. Leonore konnte, in Erwägung früherer Geſinnungen, ſeinen Eifer und das gänzliche Hingeben an jene nicht genug bewundern, bei dem Allen aber manchen leiſen Seufzer nicht unterdrücken, welcher den Zeiten galt, wo Snitger nur ihr und ſeinem Hauſe angehörte. — Dieſe Empfindung mochte ſie, ganz gegen ihre ſonſtige Geſinnung, bewegen, Snitger zu bitten, trotz der noch winterlichen Jahreszeit ihren Geburtstag, der am 19. März fiel, ganz allein mit ihr in dem in Ham belegenen Garten zu feiern, welcher, ſonſt der Schauplatz ihres häuslichen Glücks, wegen der größeren Entfernung von der Stadt ſchon ſeit längerer Zeit mit dem ſteten Aufenthalte in dieſer vertauſcht war. Snitger willigte in ihr Begehren; Lenore aber konnte bald bemerken, daß ſein Geiſt dennoch in der Stadt zurück geblieben, und daß er die Rückkehr zu beſchleunigen ſuche. In ſeltſamer Beklommenheit nahm ſie von dort Abſchied, und wagte nicht, den in ernſtes Nachdenken verſunkenen Gatten durch die Aeußerung ihrer Furcht zu ſtören, welche durch den Anblick jener früher erwähnten verwirrten Alten geweckt ward. Da gewahrte ſie plötzlich mehrere mit verhängtem Zügel daher ſprengende Reiter, und bevor ſie, ſchnell Unglück ahnend, ihre Befürchtung gegen Snitger konnte laut werden laſſen, war ſchon der Wagen von verkappten Männern umringt, der Kutſcher zu Boden geſchlagen, und die beiden Eheleute wurden, unter Androhung der härteſten Maaßregeln, genöthigt, ein anderes Fuhrwerk zu beſteigen. Ueberraſcht, unbewaffnet und von einer Bande von wenigſtens zwanzig Buben, die zu dem Aergſten entſchloſſen ſchienen, umgeben, ſah Snitger ein, daß jeder Widerſtand nur ihr Schickſal verſchlimmern werde;

Digitized by Google

ſo unterwarf er ſich ſchweigend der Gewalt, einzig bemüht, der geliebten Frau Muth und Troſt ein zu ſprechen. Lenore hatte mit halbem Bewußtſeyn noch vernommen, wie die wahnwitzige Alte in ein gellendes Gelächter ausbrach, und geſehen, wie dieſelbe, von einem der Reiter bedroht, nach der Stadt geflohen war; ein inneres Gefühl brachte ſie, verbunden mit dieſen Umſtänden, zu der Ueberzeugung, daß der verworfene Valentin die Hand bei ihrer Entführung im Spiele habe, und ihre Ahnung hatte ſie nicht getäuſcht. Der Schändliche, der ſich jetzt für geborgen hielt, benutzte ein Anhalten des Wagens, wie eine augenblickliche Entfernung Snitger's, um ſich ſeiner Gefangenen mit höhnendem Uebermuth zu erkennen zu geben. Er eröffnete ihr, daß man ſie nach Celle führe, wo das kaiſerliche Urtheil an ihrem Ehemann ſogleich vollſtreckt werden ſolle, ſie ſelbſt aber den Kerker zu erwarten habe, woſern ſie ſich etwa nicht rückſichtslos ſeinem Schutz, der ſie einzig und allein retten könne, übergebe. Lenore würdigte den Elenden keiner Antwort; er verließ ſie, den Wagen ſchließend, mit einem frechen Gelächter, und in doppelter Eile fuhr der Wagen weiter. Die Entführer hatten den nächſten Weg in's Lauenburgſche eingeſchlagen und näherten ſich jetzt dem Uebergang über die Elbe, als ſie plötzlich ein donnerndes „Halt!“ nachſetzender Dragoner hinter ſich vernahmen. Es war der wackere Obriſt Eberank mit ſeinen Leuten, dem es gelang, die Verwegenen ein zu holen und, ihnen den theuern Raub abjagend, mehrere von ihnen gefangen mit ſich zu führen. Fröhlich erzählte er jetzt ſeinen Geretteten, wie Cord Jaſtram, er wiſſe nicht woher, von ihrer Entführung zuerſt Kunde gehabt, bei der Nachricht aber Beſtürzung und Jammer ſich durch die ganze Stadt verbreitet, und der Ungeſtüm des Volks, wie der Bürgerſchaft, den Senat zu einer außerordentlichen Verſammlung und der Verheißung von tauſend Thalern für die Befreiung der Entführten veranlaßt habe. Mit dankbarer Rührung vernahm das Ehepaar die Erzählung des Kriegsmannes; als ſie aber dem Weichbilde der Stadt ſich näherten, wurde ihre Reiſe zum Triumphzuge. Die Nachricht von der Befreiung des werthen Mitbürgers war bereits erſchollen; Tauſende ſtrömten hinaus, die Geretteten mit Jubelgeſchrei zu bewillkommnen, Bürger und Bürgerinnen begrüßten Snitger laut als den Befreier und Beſchützer von Hamburg, im unaufhaltſamen Eifer löſten die Jünglinge die Pferde vom Wagen, und am Abend war die Stadt feſtlich erleuchtet. Lenore theilte alle Triumphe des Gatten und fühlte ſich ſtolz an ſeiner Seite; aber ſie wußte auch, wer zunächſt und beſonders die Menge zu dieſem Enthuſiasmus und ſeinem lauten Ausbruch angeregt, wußte, daß Cord ihrem Herzen dies Opfer allgemeiner Huldigung bereitet, und ihr freudig gerührter Blick weilte oft dankend auf dem treuen Freunde. Dieſer aber wollte von keinem Danke etwas wiſſen, und verſicherte, daß derſelbe, nächſt Gott, einzig der alten verdrehten Hexe, Frau Lenorens Schreckbilde, gebühre: dieſe nämlich ſey ihm ohnfern des Steinthors begegnet, und habe ſo ſeltſame Reden von ihres Sohnes Brautfahrt und ſtattlicher Heimholung des Liebchens geführt, daß er nothwendig habe aufmerkſam werden müſſen. So verhielt es ſich in der That; die arme Alte war bei ihren irren Streifereien zu dem Orte des Ueberfalls gekommen, hatte den verlornen Sohn, trotz ſeiner Verkappung, doch erkannt, und war vor ihm, der wohl ſchon ſonſt die Hand gegen die Mutter aufgehoben, nach jener Richtung entflohen, in welcher ſie mit Cord zuſammen getroffen. — Valentin befand ſich unter den Gefangenen und, als Hamburgſcher Offizier, einer doppelten Verrätherei angeklagt, wurde ſeine Sache mit der ſtrengſten Erbitterung unterſucht. Der Unglückliche bekannte ſich ſchuldig, gab aber auf der Folter den kaiſerlichen Miniſter, Graf von Berke, und den Agenten von Rundeck als die Veranlaſſer und Unterſtützer der Frevelthat an. Vergeblich hatte ſich Snitger bemüht, die ſtrenge Unterſuchung nieder zu ſchlagen, oder die Verhandlungen wenigſtens geheim zu halten; umſonſt verſuchte er jetzt durch Gründe der Klugheit ſeine Mitbürger zur Milde für die Straffälligen zu ſtimmen, und flehte endlich ſogar mit Thränen um deren Leben; ihm ward die gemeſſene Entgegnung: daß man die Folgen ſeines unzeitigen Edelmuths zu ſchwer an dem Bürgermeiſter Maurer gebüßt habe, um nicht mit jenen überwieſenen Verräthern nach der ganzen Strenge des Rechts zu verfahren, und die Hamburgſchen Geſetze nicht zum Geſpötte werden zu laſſen. — So wurden die Unglücklichen, Eilf an der Zahl, ſämmtlich enthauptet.

Seit jenem Tage war Snitger's Freudigkeit dahin, und der Gedanke, daß ſeinetwegen Blut, und das Blut Hamburgſcher Söhne gefloſſen, legte ſich hemmend und verdüſternd um ſeinen ſonſt ſo klaren Geiſt, den eben jetzt die Umſtände mehr als je in Anſpruch nahmen. — Kaiſer Leopold hatte, in einem Schreiben an den Senat, die Mitglieder des Gerichts, welches jene Entführer verurtheilt, ſo wie auch Snitger und Jaſtram, zur Verantwortung nach Wien entboten, und der Herzog von Celle beſetzte, als die aufgebrachte Bürgerſchaft ſogar die offizielle Vorleſung des Sendſchreibens verweigerte, als Beitreiber kaiſerlicher Beſchlüſſe die Vierlande. Indem auf dieſe Weiſe die Spedition der Kaufmannsgüter gehemmt war, begann der Gewerbs-Verkehr zu ſtocken, ja die Stadt gerieth ſogar wegen ihrer Lebensmittel in ängſtigende Verlegenheit, und Snitger, der überall Rath ſchaffen ſollte, ſah ſich durch die Eiferſucht des Senats nur zu oft in ſeinen wirk-

Digitized by Google

ſamſten Maaßregeln und Vorſchlägen gehindert. — Um dieſe Zeit ſchien ein finſterer Geiſt ihn der treuen Hausfrau immer mehr zu entfremden: ſie ſah ihn von innerer Unruhe heftig bewegt, mußte ſich aber ſtets mit der Antwort zufrieden ſtellen laſſen, daß die öffentlichen Geſchäfte im Allgemeinen, wie die dermalige Lage der Stadt, ihn in Sorge und ängſtliche Spannung verſetzten. Seufzend beſchied ſich Lenore, da ſie weiter nichts erfuhr, und enthielt ſich ſelbſt bei Cord zu forſchen, was jene öfteren Berathungen zwiſchen ihnen und mehreren andern Perſonen bezweckten, die man mit befliſſentlicher Sorgfalt in Nacht und Geheimniß zu hüllen für gut fand. — Plötzlich wurde nun das Gerücht laut, däniſche Truppen-Abtheilungen verſammelten ſich und nähmen eine bedrohliche Stellung gegen die Stadt. Die Nachricht verbreitete Schrecken und Beſtürzung; Lenore aber ward durch die ruhige Faſſung, welche ſie an ihrem Ehemanne bemerkte, wie durch die ſtille Genugthuung, welche der Freund zeigte, tief erſchüttert; denn nur zu deutlich hatte ſie unter jenen Verſammelten den däniſchen Reſidenten Pauli erkannt, und der Gedanke, Snitger auf irgend eine Weiſe mit den Dänen, dieſen Erbfeinden der Hamburger, im Einverſtändniß vermuthen zu müſſen, war der Reichsſtädterin fürchterlich.

Da erſchien endlich der verhängnißvolle 18. Auguſt 1686, an welchem, wie bekannt, Chriſtian V. von Dänemark die umzingelte Stadt zur Erbhuldigung auffordern ließ. Wuth und Getümmel erfüllten jetzt die Straßen; im Senat war von Verrätherei die Rede, und das Volk ſchrie laut durch die Gaſſen, daß man die Stadt verkauft habe. Der Widerhall aller dieſer Gerüchte ſchlug an Eleonorens Ohr; Snitger war nicht daheim und ihre ausgeſandten Boten fanden weder ihn noch Jaſtram. Endlich, nachdem der Tag in quälender Angſt vergangen, brachte ihr der mit Staub bedeckte Cord die Nachricht, daß ihr Gatte unverletzt ſey und ihm auf dem Fuße folge. Jetzt erſt erfuhr Lenore, daß die beiden Männer bei jener Nachricht ſogleich auf den Wall geeilt waren, um, wenn es ſeyn müßte, in Vertheidigung der Stadt zu fallen, und wie ſich beſonders Snitger mit der größten Unerſchrockenheit dem feindlichen Belagerungs-Geſchütz ausgeſetzt habe. Mit ſtolzer Freude empfing Eleonore den Gatten, und bekannte ihm mit reuiger Beſchämung ihre Zweifel; tief bewegt ſchloß ſie Snitger an ſeine Bruſt und ſprach: „Nein, mein gutes Weib, Hieronymus Snitger iſt kein Verräther, aber Deinetwillen ſchon muß ich Sorge tragen, dem verfeindeten Rathe und dem leicht beweglichen Volke nicht als ſolcher zu erſcheinen!“ — Er winkte der Gattin, nicht weiter zu fragen, und indem er aus ſeinem Schreibepult mehrere Papiere und Briefſchaften nahm, forderte er ein Behältniß, das wenig Raum einnehme und dieſelben doch ſicher bergen möge. Eleonore öffnete die wohlverwahrte Truhe und ſogleich bot ſich jenes Käſtchen ihren Blicken dar, welches ſie einſt von der unglückſeligen Mutter des enthaupteten Valentin's empfangen hatte: ſie ergriff es mit ängſtlicher Haſt, froh, wie ſie nachmals Cord vertraute, eines Anblicks los zu werden, der ſie ſtets mit unheimlichem Grauen erfüllt hatte. Snitger verſchloß die Papiere, und Eleonore hörte, wie er Cord anwies, ſie, nebſt andern behändigten Sachen, in dem Pauliſchen Garten zu vergraben.

(Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

Antoin Metral berichtet in ſeiner „Geſchichte von St. Domingo“ Folgendes über den Sklavenhandel: „In den erſten Jahren, da er in ſeinem ſchändlichen Flor ſtand, kann man mit Beſtimmtheit nachweiſen, daß 300 Schiffe jährlich dieſen ſchauderhaften Handel betrieben. Um die eingeſperrten Weſen nicht durch ihren nagenden Kummer ſich verzehren zu ſehen, ſpielte man ihnen oft etwas vor, und zwang ſie, dazu zu tanzen. Schienen ſie unheilbar krank, warf man ſie über Bord, wie ein Stück verdorbene Waare. Bei Schiffbrüchen oder ſonſtigen Unglücksfällen waren dieſe Sklaven jedesmal das erſte, deſſen man ſich entledigte, und es läßt ſich ohne Uebertreibung annehmen, daß jährlich an 15,000 ſolcher Leichen die Meeresfläche bedeckten!!“

Der Bibliothekar Ameilhon ward einſt Napoleon vorgeſtellt. „Sie ſind Amillon?“ fragte der Kaiſer. — „Ja, Sire, Ameilhon!“ verbeſſerte der Gefragte beſcheiden. — „Bibliothekar von St. Geneviève?“ — „Ja, von Angouleme!“ erwiederte A. zögernd. — „Verfaſſer der Geſchichte des türkiſchen Reichs?“ — „Ja, des Niederreichs!“ — Napoleon war außer ſich über ſeine vielen Mißgriffe, und drehte Ameilhon ungeduldig den Rücken zu. Und Ameilhon? — er war entzückt über des Kaiſers ausgebreitetes ſpezielles Wiſſen, und meinte: große Männer wiſſen Alles!

Einen ſehr kühnen Reim finden wir in folgenden Zeilen, die in einer alten literariſchen Streitſache vorkommen, übrigens auch jetzt noch paſſend ſind:

„Ja, heut zu Tage heißt das nur Geiſt,
Was hinten ausſchlägt und vorne beißt;
Sonſt nannte man das eine Viehnatur,
Jetzt findet man Genie da nur,
Wo die Bosheit mit Krallen, Tatzen und Gebiß,
Jedwedem die Ehr' aus dem Leibe riß.“

Die beſte Philoſophie iſt die, ſich dem Herzen und dem Verſtande zugleich unter zu ordnen.

Männer von Geiſt haben die meiſten Widerſacher; denn, nach Duclos, ſind alle Dummköpfe ſchon Standeshalber ihre Feinde. Th. Laurin.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Bremen. Nach allen Seiten ſind Recenſionen über unſere neue Bühne abgegangen, faſt alle Zeitſchriften Deutſchlands tragen ſich mit Nachrichten aus Bremen, und nur Sie, Herr Geſellſchafter, blieben bisher noch immer ſtumm; kein Wörtlein vernahm man von Ihnen über unſer Theaterweſen. Ahnten Sie vielleicht, daß es mit dem neuen, in, oder vielmehr nach allen Gegenden geprieſenen Unternehmen nicht recht geheuer ſey? Wie dem auch ſeyn mag, ſo wollen wir doch nicht unterlaſſen, Ihnen einige Mittheilungen von unſerer ſeligen Bühne zu machen, denn ſo, wie das Ding jetzt ſteht, iſt es ſeiner abermaligen Auflöſung offenbar nahe, und hält ſich nur noch ſo! ſo! gegen Todesgefahr. — Daß der neue und nunmehr geweſene Director Klindworth, oder höflicher, Herr Klindworth hieß, wird Vielen bekannt ſeyn, eben ſo, daß er ſich Doctor juris et philosophiae nannte und nennen ließ. Vorher hatte man das Ding nicht unterſucht; nachdem der Herr Doctor juris et philosophiae aber bankerot zu machen beliebt, ſoll man es ernſtlicher genommen und denſelben nur Klindworth, auch Magiſter Klindworth benamſet haben. „O böſe Welt, wenn Einer fällt, ſo ſoll bei Allen noch mehr er fallen!“ Das Jus und die Philoſophie ſind alſo von ihm abgethan und — . — „Aber kommen Sie doch endlich einmal zur Sache!“ höre ich Sie verdrießlich ausrufen. Sogleich, mein Herr! Es drängt mich nur noch, die Berliner zu fragen, ob ihnen der Herr Juriſt und Philoſoph nicht auch bekannt ſey? denn von Berlin hat er uns Anfangs große Dinge erzählt, da kennt er alle Welt und will dort ſehr hoch geſtanden haben. Nun, mit dem Hochſtehn hat's oft ſeine Bewandniß! — Jetzt komme ich zur Sache. — Die neue — und nun wieder alte — Bühne wurde am 2. September v. J. eröffnet, und zwar mit Iffland's „Jäger“. Das Stück iſt wohl gut, aber ob es auch gut gegeben wurde, iſt eine andere Frage. Ein Hr. Opel nebſt Gattin zeigten ſich als „Oberförſter“ und „Oberförſterin“. Auch wir hatten beide Rollen beſſer geſehen. — Ein Hr. Boſe, iſraelitiſchen Glaubens und den Nürnberger Spielmännern ähnlich, gab den „Förſter“. Sie wiſſen vielleicht, daß hier geſetzlich keine Juden geduldet werden; bei Mitgliedern des Theaters ſcheint man aber eine Ausnahme zu machen, und zudem ſoll der Hr. Boſe ſich öffentlich nicht mehr zum Talmud bekennen. Genug, er gab den „Förſter“, aber wie gab er ihn auch? Der Schuß war da, aber das Ziel fehlte! „Rieckſchen! Rieckſchen!“ rief er beim Anblick ſeiner Geliebten — das Mädchen heißt nämlich Rieschen, wie männiglich weiß — und Viele wollen auch ein „Gott behüt!“ deutlich vernommen haben. Das war ein Förſter, von dem wird man reden, ſo lange unſere Berge ſtehen! Wir Bremer haben aber keine Berge! „Nun, ſo haben wir doch Gegenden, wo welche ſtehen könnten“, um mit dem Commandanten in den „ſieben Mädchen in Uniform“ zu reden. In Berlin werden vielleicht Einige ſagen, ich könnte meine Citate auch aus Beſſerem herholen; indeß, ich bin kein Feind der ſieben Mädchen und habe vor ihrer Zeit Allerlei auf der Bühne ſehen müſſen, wogegen dieſe Sieben gern von den dramatiſchen Muſen waren zu Schweſtern angenommen worden. — „Rieckſchen“ gab Demoiſ. Müller; hieß Anfangs, ehe ſie hier ankam, in unſern Blättern „die Liebenswürdige;“ nun iſt es zwar mit der Liebenswürdigkeit ſo ſo; indeß, das Mädchen wäre doch gut, wenn ſie nur nicht all zu beweglich thäte. — Der „Amtmann“, Hr. Neumann, das war wirklich ein großer Sünder!! Iſt ſeitdem auch nur ſelten wieder erſchienen und ſoll jetzt gar beurlaubt ſeyn. — Der „Prediger Seebach“, Hr. Dr. Wagner, ſprach vom Herzen. Iſt Gelehrter, der Hr. Wagner, ſoll aber, politiſcher Verhältniſſe wegen, mit der Minerva zerfallen ſeyn und zur Thalia geſchworen haben. — Die „Wirthin zu Leuthal“ — Mad. Mentſchel — war ebenfalls zu loben. Die erſte Heldin der Bühne, Demoiſ. Rhins, gab die „Cordelia“. Es läßt ſich mit der erſten Heldin auch halten; wir ſind zufrieden, wenn ſie überhaupt eine Heldin bleibt und nehmen es nicht ſtrenge mit der Zahl. — Am Sonntag darauf trat der bekannte und mit Recht gerühmte Hr. Blumenfeld aus Wien als Gaſt auf. War Anfangs — vor Eröffnung der Bühne — Compagnon des vorgenannten Hrn. Schauſpiel-Directors; Hr. Blumenfeld hat ſich aber noch bei Zeiten heraus gemacht. Trat alſo als „Franz“ in den „Wienern in Berlin“ auf, gefiel und erſchien einige Tage nachher in ſeiner Hauptrolle: „die falſche Prima Donna.“ Das muß man dem Mann laſſen, ſo täuſchend giebt ſie ihm Keiner nach. Sein Geſang — Fiſtel — iſt äußerſt angenehm und dabei ſtark tönend, und ſeine Bewegungen gleich denen einer Catalani. Es widerfuhr ihm die gebührende Ehre, hervorgerufen zu werden. — Nun kamen auf die Bühne: „Maria Stuart;“ „Caſario;“ „die Schuld;“ „die Kreuzfahrer;“ (!!) „Adallino;“ „das Käthchen von Heilbron;“ „das Leben ein Traum,“ „Wilhelm Tell;“ „Meiſter Martin und ſeine Geſellen;“ „Humoriſtiſche Studien;“ ein Dutzend Weiſſenthurnſche Stücke: „die Räuber;“ „Otto von Wittelsbach“, und faſt jedes dieſer Stücke ſeitdem drei bis vier Mal. Und von den Opern: „die Schweizerfamilie;“ „der Freiſchütz;“ „die Entführung aus dem Serail;“ „Johann von Paris;“ „Tancred;“ „der Waſſerträger;“ „Joſeph und ſeine Brüder;“ „das unterbrochene Opferfeſt;“ „Axur;“ jede auch vier bis fünf Mal. — Ja ſo, ich habe noch wenig oder gar nichts von dem Perſonale unſerer Bühne geſagt! Mit dem Schauſpiel iſt's ſchlecht beſtellt. — Der Erwähnung würdig ſind: der erſte Held, Hr. Dr. Wagner; iſt freilich noch Neuling, verdient aber über manchen Veteranen der deutſchen Bühnen geſetzt zu werden. Die böſe Welt will freilich ſagen, ſeine hieſigen Freunde erhöben ihn über die Gebühr, indem ſie mit „Stern erſter Größe“ um ſich herum werfen; aber was wahr iſt, muß wahr bleiben: Hr. Dr. Wagner hat ſeine ausgezeichneten Verdienſte und wir erleben es wohl noch, ihn als einen Iffland oder Eßlair zu erblicken. Nur hüte er ſich vor aller Comödianterei! Noch ſcheint er davon nicht angeſteckt. Die Kunſt muß rein erhalten werden, ſonſt wird ſie Afterkunſt! Wir haben nur Zwei gekannt, welche offenbar frei davon waren: Iffland und Fleck. Selbſt Schröder hatte in ſolcher Hinſicht ſeine Gebrechen! — Hr. Dr. Wagner hat uns in Schiller's „Tell“ eine wohl durchdachte, faſt in allen Theilen vortreffliche Leiſtung vorgeführt, die in plaſtiſcher Hinſicht wohl noch einige Mängel hatte, in rhetoriſcher aber nichts zu wünſchen übrig ließ. Daſſelbe gilt von ſeiner Darſtellung des „Hugo Oerindur“ und des „Otto von Wittelsbach“. Geſtalt und Organ ſind von der Natur reich begabt. — Nach ihm verdient Hr. Meier genannt zu werden. Zwar ſcheint er mehr Talent für das intrigante, als für das heroiſche Fach zu haben, wie dies ſeine neuliche Darſtellung des „Franz von Moor“ bewies; indeſſen haben wir auch einige recht wackere heroiſche Partieen von ihm geſehen, als: „Sigismund“, im „Leben ein Traum“ u. ſ. w. Auf jeden Fall würden wir ihm aber rathen, zum intriganten Fache über zu gehen, da dies auch ſeiner Individualität mehr zuſagen möchte. Dem Fache der Väter ſtehen die Herren Rouſſeau und Opel vor. Letzterer hat ſich namentlich als „Gottlieb Cole“, einige Nachläſſigkeit abgerechnet, recht brav gezeigt.

(Der Schluß in der Beilage.)

Eine Dame bat eines Tages einen Biſchof um die Erlaubniß, Roth auflegen zu dürfen. Der Mann Gottes geſtattete das Geſuch, aber bedingend: daß es nur auf einer Backe geſchehe. (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten, Bemerker Nr. 6. und Blatt der Ankündigungen Nr. IV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 25ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Bremen. (Schluß.) Ferner beſitzen wir einen Herrn Walter für zärtliche Väter und Alte. Das komiſche Fach iſt in der Perſon des Hrn. Bethmann zur allgemeinen Zufriedenheit beſetzt, und es iſt wirklich auch ein Genuß, ihn als „Kantinsky" in den „Humoriſtiſchen Studien", als „Pfifferling" im „Schauſpieler wider Willen", als „Schneider Kakadu" in den „Schweſtern von Prag" und als „Briquet" in den „Sieben Mädchen in Uniform" auftreten zu ſehen. — Von dem weiblichen Perſonale kann nur Demoiſ. Scholz als würdig aufgeführt werden. — Wenden wir unſern Blick nun zur Oper, als dem weſentlichſten Theil einer Bühne in der jetzigen geſangluſtigen Zeit. Das weibliche Perſonal derſelben beſteht aus Mad. Eggers, Bravour-Sängerin; Mad. Steinert, Soubrette; Demoiſ. Müller, zugleich auch beim Schauſpiel; Mad. Mentſchel, zugleich Schauſpielerin; und aus den Herren Steinert, Tenoriſt; Pillwitz, Baſſiſt; Eggers und Buſch, Tenoriſten; Claudius und Stern. — Mad. Eggers beſitzt neben einer angenehmen, noch nicht ganz eingeſungenen Stimme eine höchſt liebenswürdige Geſtalt, die in mehreren Partieen, z. B. als „Elvira" im „unterbrochenen Opferfeſt", als „Gräfin Armand" im „Waſſerträger", als „Prinzeſſin von Navarra" in „Johann von Paris" ganz beſonders imponirt. Ihre Stimme hat eine bedeutende Höhe, in der es ihr aber noch an Kraft mangelt. Sie iſt noch ſehr jung und berechtigt zu den ſchönſten Hoffnungen. — Mad. Steinert figurirt durch ihre Geſtalt weniger, obgleich ſie auch recht niedlich iſt; dagegen hat ihr Geſang eine herrliche Fülle, die ſich in einer beſondern Leichtigkeit kund giebt. Zu ihren vorzüglichſten Partieen gehören: „Aennchen" im „Freiſchütz"; „Page" in „Johann von Paris"; „Myrrha" im „Opferfeſt"; „Blondchen" in der „Entführung". — Demoiſ. Müller iſt im Geſange noch mehr Anfängerin. Mad. Mentſchel ſingt ihre kleinen Partieen recht gut. — Hr. Steinert hat eine vollendet ſchöne Stimme, mit einer bedeutenden Höhe. „Joſeph", in der Oper gleiches Namens; „Tamino" in der „Zauberflöte"; „Max" im „Freiſchütz" u. ſ. w. gehören zu ſeinen gelungenſten Partieen. — Hr. Pillwitz hat eine höchſt ausgebildete Stimme, obgleich ſie nicht eigentlich Baß genannt werden kann. Sein Geſang iſt rein und ſchön, in der Tiefe wohlklingend, ohne ſehr ſtark zu ſeyn. Dies ſcheint er namentlich als „Saraſtro" in der „Zauberflöte", in der bekannten ſchönen Arie: „In dieſen heil'gen Hallen u. ſ. w.", durch ein ſchnelles Fallenlaſſen der Töne bemänteln zu wollen, und wir müſſen geſtehen, daß ihm dieſes Hülfsmittel vortrefflich gelingt. In der Regel fängt Hr. Pillwitz ſeine Partieen ein wenig hoch an, wo man alsdann den Abgang der eigentlichen Tiefe ſo leicht nicht bemerkt. Zu ſeinen vorzüglichſten Rollen zählen wir: „Saraſtro" in der „Zauberflöte"; „Osmin" in der „Entführung aus dem Serail"; „Seneſchall" in „Johann von Paris" u. ſ. w. — Hr. Eggers hat zu viel Kehltöne und affektirt bei'm Geſange zu ſehr; ſonſt iſt ſeine Stimme nicht unangenehm. — Hr. Buſch hat einen reinen, wohlklingenden, natürlichen Geſang, mit welchem derſelbe noch ein lebhaftes, angenehmes Spiel verbindet, was den vorhin genannten Sängern faſt ganz abgeht. — Aus der hier gegebenen Zuſammenſtellung iſt zu entnehmen, daß unſere Bühne freilich viele Mängel, aber auch ſehr viele Vorzüge beſitzt, beſonders was die Oper anbetrifft. Es iſt zu bedauern, daß ſo viele herrliche Kräfte nicht in die Hände eines beſſeren Dirigenten gekommen ſind, der das Fehlende hätte zu erſetzen und ein vollendetes Ganzes zu bilden gewußt. Wie es heißt, werden die Herren Bethmann und Pillwitz — von denen der Erſtere pekuniaire Mittel beſitzen ſoll — die Direktion übernehmen. In dieſem Fall wünſchen wir nur, daß ſie ſich des Raths der älteren, erfahrenen Kunſtverſtändigen in unſerer Stadt bedienen mögen; denn wo giebt es einen Namen, der hier anerkannter wäre als der unſeres Mertens? er hat in früherer Zeit auch ſchon Manches für unſere Bühne gethan. Dürften wir einen Wunſch äußern, ſo wäre es der, daß Hr. v. Fathas ſich zur Uebernahme der Bühne wieder einfinden möchte, da er derſelben zu anderer Zeit und mit entſchiedener Umſicht vorgeſtanden hat. H—r.

„Noch ein neuer Mann mit der eiſernen Maske!" Der Verfaſſer des Buches iſt Chevalier Taulès, ehemaliger Syriſcher Conſul. — Voltaire hat ſich geirrt, Griffet (Beichtvater der Baſtille) iſt Voltaire's Nachbeter geweſen, St. Foix iſt ein Thor, Dutens hat nichts verſtanden, Palteau iſt durch ſeine kindiſche Eitelkeit hintergangen und will der Welt weiß machen, ſein Oheim ſey eine wichtige Perſon geweſen — — kurz, der Mann mit der eiſernen Maske war — ein Armenier, ein griechiſcher Patriarch, Namens Arwediks oder Awediks, der ſtets die römiſchen Katholiken verfolgt, ſo daß er ſogar dem Cultus Mahomeds den Vorzug gab und ſo den Miſſionen der Jeſuiten in Griechenland ſchadete! — Die Jeſuiten erlangten vom türkiſchen Kaiſer die Entfernung dieſes gefährlichen Menſchen nach Scio, und von dort ward er heimlich aufgehoben und erſt nach St. Margaretha, dann nach der Baſtille gebracht. Ein gefundenes Manuſcript des Hrn. Bonnac, nachmaligen franzöſiſchen Geſandten in Conſtantinopel, ſo wie mehrere Briefe des Hrn. v. Ferriol, früheren Geſandten daſelbſt, zur Zeit, als die Sache unternommen wurde, berichten die Sache bis zur Gewißheit. (Gaz. d. Fr.)

Im Dezember des Jahrs 1792 wurden zwei franzöſiſche Reiſende bei Black-Heath, fünf Meilen von London, plötzlich von einem Reiter angefallen und mit Vorhalten eines Piſtols ihrer Habſeligkeiten beraubt. Zehn Jahre nachher waren ſie wieder in London, und erhielten bald eine Einladung, ſich nach der Polizei von Kent-Road zu begeben, wo die Uhr des einen Beraubten deponirt läge. Der Dieb war ein ſiebenzehnjähriger Jockey eines reichen Mannes geweſen, der, unter dem Vorwande verliebter Abentheuer, faſt alle Abend ſpazieren ritt und — Leute anfiel. Daſſelbe that er eines Tages an einem Wundarzt, der ſich aber zur Wehre ſetzte und ihn bedeutend verwundete. Er hatte ſich noch nach Hauſe geſchleppt, einen Sturz vorſchützend; aber ſein mitleidiger Herr ließ ihn nach dem Krankenhauſe bringen, und — zufällig erhielt er denſelben Wundarzt, den er angefallen hatte. So entdeckte ſich ſeine räuberiſche Lebensart und man fand unter Anderem auch die Uhr jenes franzöſiſchen Reiſenden bei ihm, von welcher der Beraubte damals eine Anzeige zurück gelaſſen. (Corsaire.)

Ein ehrlicher Gevatter hatte ſich unlängſt in Paris in der Kirche zur Taufe eingefunden, und that bei dem Hinausgehen aus der Kirche mitleidig ſeinen Geldbeutel auf, um unter den ihn umringenden Armen einem in der Ferne gebliebenen Greiſe ein Almoſen dar zu reichen, als die näher hinzu dringenden Bettler ihn daran förmlich hinderten, mit dem Rufe: „Dem nicht, das iſt ein *ſchlechter* Armer, wir ſind die *guten* Armen!" — Der verwunderte Wohlthäter forſchte angelegentlich nach dieſem befremdenden Unterſchied zwiſchen *guten* und *ſchlechten* Armen, als man ihm bedeutete: „Sie, die *guten*, hätten für ihren Aufenthalt hier in der kirchlichen Vorhalle *bezahlt*, Jener aber *nicht*!" (Corsaire.)

Digitized by Google

Bemerker. No. 6. 1826.

„Nachgelaſſene Gedichte von Byron.“

Es haben ſich Stimmen erhoben gegen die Echtheit der mit obigem Titel im vorjährigen „Geſellſchafter“ (Bl. 189 u. f.) abgedruckten Poeſieen. Es wäre ganz die Angelegenheit des wirklichen oder angeblichen Ueberſetzers, ſich darüber zu erklären, wenn man nicht, wie dies jetzt ein gewöhnlicher Behelf literariſcher Renommiſterei iſt, lieber gegen Zwei ſpräche, als gegen Einen, und deshalb auch mir nebenher Fehde bot. Getreu meinem oft ausgeſprochenen Grundſatz, habe ich es nur mit dem Faktum zu thun, unbekümmert um den abgenutzten kleinen Bosheiten, und ſage demnach den Unbefangenen: Die Gedichte ſind von einem bekannten Schriftſteller eingeſandt und es ſchien mir nicht anſtändig, gegen die beſtimmten Aeußerungen, die er ſelbſt voran ſchickte, und die ich im Bl. 189 nach zu leſen bitte, meine Zweifel laut werden zu laſſen. Dieſe Zweifel beſchränkten ſich indeß darauf: daß ich die Gedichte zwar nicht für Byronſche, aber doch für Ueberſetzungen gehalten, in der Meinung, irgend ein talentvoller Ausländer habe ſich, wie es ſchon mehrmals geſchehen, erlaubt, im Sinne eines Andern zu dichten und deſſen Namen zu brauchen. Ich kann mich — obwohl ich bis jetzt keinen Beweis dafür habe — auch darin irren, und würde, wenn ich die Ueberzeugung voraus erhielt, nie zugegeben haben, daß jene Ueberſchrift ſtehen blieb. Aufgenommen hatte ich aber die Gedichte, da ſie, nach meiner Anſicht, und ſelbſt nach den einzelnen hingeworfenen Aeußerungen der Anfechter, nicht ohne Werth ſind; ich laſſe auch einige bisher noch nicht abgedruckte, meinem Verſprechen gemäß, nächſtens folgen, fordere aber, wie ich es brieflich ſchon gethan habe, den Einſender hiermit öffentlich auf, ſeine Behauptung und ſein Verfahren zu erläutern. Gz.

Behauptungen der Frau von Genlis.

Da die „Memoiren“ dieſer Dame ſchon früher im „Bemerker“ beleuchtet wurden, ſo mögen auch noch einige ihrer Behauptungen, die zum Theil polemiſch ſind, zum Theil die Polemik heraus fodern, hier mitgetheilt werden.

Man höre, wie Frau von Genlis die Geſchichte der Orangerie des Zwingers in Dresden erzählt! — „Der König Auguſt von Sachſen verfertigte niedliche Drechsler-Arbeiten. Er ließ ſtarke Scheite, Kloben (grosses bûches) von Orangenbäumen zum Drechſeln in Spanien beſtellen. Als ſie ankamen, war der König todt. Man brachte die Scheite in einen Verſchlag, wo ſie unbeachtet lagen und vergeſſen wurden. Nach Verlauf von mehreren Jahren fand ſie ein geſchickter Gärtner auf; er ſah mit Erſtaunen, daß ſie nicht nur gekeimt waren, nicht bloß Augen, ſondern ſogar kleine Zweige und grüne Blätter getrieben hatten; er pflanzte ſie mit Sorgfalt und Einſicht, auf eine gewiſſe Weiſe (d'une certaine manière. Frau v. G. ſagt nicht, und weiß gewiß nicht, daß er die Stämme umkehrte und die Wurzeln oben ſtellte). Es gelang, und dieſe Bäume ſind die ſchönſten in Europa.“ — So erzählt Frau v. G. und ſetzt hinzu: „Je me promis d'orner ma Botanique de ce trait, qui n'a j'amais été imprimé.“

Frau v. G. ſagt von den W. Scottſchen Romanen: „Ich finde in ihnen weder Einbildungskraft, noch wahres Intereſſe, noch Beredſamkeit des Styls. Man ſagt, daß ſie die ſchottiſchen Sitten treu ſchildern; darüber kann ich nicht urtheilen; ſo viel aber glaube ich: nur die Sitten ſeiner Mitlebenden kann man mit genauer Wahrheit ſchildern.“ (Sind denn Mad. de Maintenon, Mlle. de la Vallière, Mlle. de Clermont, Jeanne de France, Mlle. de la Fayette, ihre „Contemporaines“? Haben ſie zur Zeit der Belagerung von La Rochelle, und unter den „Batuecas“ und mit den „Chevaliers du Cigne“ gelebt?) — „Uebrigens“ — ſo ſchließt das Urtheil — „muß ich geſtehen, daß mich dieſe Romane ennuyiren.“

Frau v. G. führt ein langes Verzeichniß von neuen Erfindungen auf, welchem ſie die Neigung zum fausse magnificence (Scheinprunk) zum Grunde legt; unter Anderem: das plattirte Silberzeug; die nachgemachten oſtindiſchen Shawls; die nachgemachten mineraliſchen Waſſer; die falſchen Perlen; den Lahn oder das Flittergold; die falſchen Kanten und Spitzen; die Glanzſeidenzeuge; die Kunſt, Gemälde täuſchend nach zu ahmen, ohne ſie zu copiren; die Lithographie; die Seidenlocken (ſie lobt dieſe Erfindung, „weil“ — ſagt ſie — „der Kopf einen Ableiter gegen den Blitz hat, und man nicht in Gefahr kommt, Haare zu tragen, die einem Böſewicht oder einer — — angehört haben“); den Schlüſſelblumen-Wein (vin, fait avec de primevères); die nachgemachten Früchte; die künſtlichen Blumen mit natürlichen Wohlgerüchen; das Kartoffel- und Kaſtanienbrod; die falſchen Edelſteine, Agathe, falſche Dendriten und falſche Saphire; den Stuk, eine Nachahmung des Marmors; den nachgeahmten Stein auf Holz und Pappe; — und nun vollends am weiblichen Körper die falſchen Adern, Zähne, weiße und rothe Farbe, Taille, Arme, Waden, Haarfarbe u. ſ. w. Ferner das unechte Porzellan, die falſchen Moſaiken, Muſcheln, Madreporen, anatomiſche Injectionen, Türkiſe, Brillanten, Cryſtalle; kurz Alles, wodurch ſich ehemals die höheren Stände von den geringen Claſſen unterſchieden, iſt durch den nivellirenden Prunkſchein verſchwunden. „Bald wird“ — ſo ſchließt ſie — „nichts mehr Wirklichkeit haben, als le pur amour de l'argent.“ (Und auch hier tritt, als Prunkſchein, der Credit und das Papiergeld in die Schranken.) L.

Xenien-Recenſion

für die Verfaſſer des „Muſen-Almanachs für 1826“.

Vorwärts!

Auf, ihr Berliniſchen Dichter, belebt euch kein mächtiger Sinn euch,
Locket die Liebe doch wohl Blümchen und Blüthen hervor.

Recenſent.

Wie euch im neuen Berlin Gewandtheit den Mangel umarme,
Nicht im Gedichte allein, hat mir ein Büchlein gezeigt

Elegieen von Curtius.

Nein, du begreifeſt ihn nicht, den Heros, der dir die Formen
Leiht zu dem kleinen Gehalt, wie ihn dein Buſen gerricht.

„Weil ein Vers dir gelingt“ —

Ausgebildet erſcheint dein Talent, gefällig dein Ausdruck,
Aber der Sinn iſt beſchränkt, der in den Bildungen ſpricht.

„Unſterblich.“

Ob unſterblich dein Lied, das müßten Andre dir ſagen,
„Andre ſagen es nicht, ſelber d'rum nehm' ich's voraus.“

Geheimer Rath.

„Juſt ſo machten es ja die beiden Meiſter, ſie durften's;
Vornehm klingt es, o laßt, laßt uns, die Kleinen, es thun!“

Ein Fall für tauſend (S. 4te Eleg. S. 95).

Was ein mächt'ger, ein wahrer Sinn ſey, ich kann es dir ſagen,
Der in der Liebe nicht denkt, eh' er noch liebt, an's Gedicht.

1798.

Weißt du, warum einſt Xenien Schiller und Goethe geſchrieben?
Ihnen erregte das Volk mächtigen Zorn in der Bruſt.

Siehe der Zorn ward zum Spiel, und ſpielend nannt er das Nicht'ge
Nichtig, an Treflichem auch, und ewig wirket der Spott.

1826.

Unerquicklich und matt verhallen die geiſtloſen Späße,
Weil ihr die Wahrheit der Zeit, noch ihren Irrthum auch kennt.

Parturiunt montes.

Dazu brauchtet ihr nicht die ärmliche Muſe zu quälen,
Daß ihr verwerflich uns nennt, was kein Vernünftiger ließt.
Dafür bewahret ihr auch ſogleich die Ohnmacht des Urtheils,
Wenn ihr das Trefliche ſchmäht, weil es eu'r Sinn nicht erkennt.

H—l!

„Gegen H—l den Scherz, wir haben ihn immer bereuet!“
Trüge nur Wahrheit den Spott, Reue wär' euch erſpart.
An eine größre Geſtalt, in der die Gegenwart tiefer,
Als in Andern denkt, hat ſich die Frechheit gewagt.
Solche Genien ſind euch zu hoch, ihr dürft ſie nicht nennen,
Nur euch ſelber zur Schmach ſchlagt ihr die Beſten an's Kreuz.

Der Fette.

Weiter wißt ihr uns nichts von Fr. Schl— zu ſagen,
Als von dem Fette des Bauchs, und wie er Gebackenes liebt.
Fettlich war er ja ſtets, nicht ſtark am Geiſte, das Große
Hat er beurtheilt, doch nie tiefer zu faſſen vermocht.

H. H—e.

Dieſer nur iſt euch der Freund! O ſchämt euch der traurigen Haidheit!
Niemals war ein Poet abominabler als der!

H. H—e noch einmal.

Weil du nur Fratzen gemacht, aus purer Natur, nicht aus Laune,
Glaubſt du ſchon Hoffmann, du Thor, glaubſt du gar Byron zu ſeyn.

Und abermals H—e.

Originale ja zählt das Tollhaus genug; auch das Bedlam
Deutſcher Literatur leidet nicht Mangel daran.

Genie und Wahnſinn.

Ueber dem Treiben der Zeit hoch wandelt der Genius, begreift ſie
Höher in ſich, wenn der Wahn draußen im Dunſt ſich gefällt.

Anwendung ut supra.

Jegliche falſche Tendenz, die nur ſeit Schlegel und Müllner
Unſere Köpfe verwirret, iſt in den Einem gebannt.
Schwach an Vermögen und Sinn, bewegt ſich die eigene Lüge
Mit der erlernten zugleich; ſiehe es wird ein Gedicht.

Abſchluß.

Dämmert einmal in dem Wuſt die Spur eines beſſeren Sinnes,
Den du dir ſelber verrückſt, jammert mich, H—e, dein Looß!

K—I—n.

Dieſen rühret mir nicht, in euerem thörigten Dünkel,
Wie überragt er euch weit, reicher an Sinn und an Kraft!

Leider erſchien zwar auch ihm die göttliche Mutter der Muſen
Oefter als Vater Apoll, ihr nur ſchweiget und lernt.

R—ch.

R—ch ſchmähet ihr gar, o, daß ich ein Werk von euch ſähe,
Reich an Anmuth und Geiſt, wie ſeine Comödien ſind!

Forderung.

Wäre das Urtheil nur Werk, kein anderes würd' ich verlangen,
Vieles würd' ich verzeih'n, wäre die Xenie That!

Antixenien.

„Antixenien“ ſind (nicht kenn' ich ſie) viele geſchrieben,
Ob ihr ſie jenen vergleicht, möget ihr ſelber nun ſchau'n.

Abſchied.

Schwereres heiſchet die Zeit, doch habet ihr Luſt noch zu kämpfen,
Tauſende folgen mit Luſt bald auch den Wenigen nach!

Berlin, im Januar. Aug. Beeſus.

Bemerkung.

Herr Ernſt Große, Privat-Gelehrter in Leipzig, ſchreibt mir: „Ich erſuche Sie, recht bald eine Anzeige zu machen, daß ich die Berichte von Leipzig für den „Geſellſchafter“ nicht angefertigt habe.“ Ich beſtätige dies hiermit, der Wahrheit gemäß.

Der Herausgeber.

1826. **No. IV.**

Blatt der Ankündigungen.

Nachricht.

Nachdem ich mich in Hinſicht auf die Fortſetzung der Herausgabe meines Taſchenbuches: Huldigung den Frauen, mit dem Leipziger Induſtrie-Comptoir im freundſchaftlichſten Wege abgefunden habe, ſo mache ich hiermit kund, daß ich, vom künftigen Jahre angefangen, daſſelbe in der Verlagshandlung: Tendler und v. Manſtein in Wien herausgeben werde und erſuche daher, alle dazu beſtimmten Beiträge an dieſe Verlagshandlung einzuſenden.

Literariſche Anzeigen.

Das bei uns erſchienene, durch alle Buchhandlungen für 1⅓ Thlr. zu beziehende Werk:

Das Leben des Heilandes Jeſus Chriſtus.

Treu geſchildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen,

wird immer mehr als höchſt zweckmäßig empfohlen. So heißt es in einer neueren Beurtheilung (Jenaiſche „Allg. Literatur-Zeitung“, Nr. 221. 1826): „Rezenſent glaubt dem Verfaſſer das Zeugniß geben zu können, daß er dem ſich ſelbſt vorgeſchriebenen Geſetz der Treue nachgekommen iſt und eine Geſchichte des Lebens, der Lehren und Thaten Jeſu geliefert hat, welche in bündiger Kürze, in reiner, herzlicher und wahrhaft bibliſcher Sprache Alles im Zuſammenhang darſtellt, was die heiligen Bücher darüber enthalten. Was Heß Geſchichte für den gelehrten Bibelforſcher und für den gebildeten Chriſten iſt, das kann dieſes Buch ſämmtlichen Chriſten und der erwachſeneren Jugend, beſonders den Katechumenen ſeyn, welche es recht füglich und mit Nutzen und Verſtändniß für ſich und ohne Beihülfe werden leſen können. — Druck und Papier der Schrift, die durch ein Titelkupfer und einige Vignetten verziert iſt, ſind lobenswerth.“

Nach ſolchen Beurtheilungen dürfen wir hoffen, daß dieſes Buch bald keinem Familienkreiſe fehlen wird. Wir haben dazu durch zweckmäßig-hübſches Aeußere und den billigſten Preis das Unſrige gethan.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**
Friedrichsſtraße Nr. 176.

In einigen Tagen wird fertig:

Madrid, wie es iſt.

(Ohngefährer Preis: 1⅓ Thlr.)

Alle Buchhandlungen, in Berlin bei C. H. Lüderitz, Königsſtraße Nr. 37, nehmen Beſtellungen auf dieſe Schrift an.

Leipzig, den 18. Januar 1826.

In der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben folgende Schrift erſchienen und für 20 Sgr. zu haben:

Ueber die Bedeutſamkeit der Gegend des Niederrheins, zur Zeit der römiſchen Herrſchaft, mit beſonderer Beziehung auf Weſel und die Umgegend.

Von **Friedrich Bird**, Med. Doctor, prakt. Arzte zu Rees und Mitglied der Niederrhein. Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn.

Mit lithographirten Abbildungen.

Der Verfaſſer liefert uns in dieſer Schrift eine antiquariſch-topographiſche Unterſuchung der auf dem Titel genannten Gegend. Derſelbe hat hierbei insbeſondere den geweſenen Lauf der Ströme Lippe und Rhein unterſucht und dabei mit vieler Genauigkeit die Denkmäler aufgezählt und beſchrieben, die an den Ufern der Lippe und dem rechten Ufer des Rheins gefunden ſind: auf welche Weiſe es allein möglich werden kann, die Landſchaft ſo zu erkennen, wie ſie einſt war, um danach die älteſte Geſchichte aufzuhellen. Dieſe Schrift iſt daher nicht das Reſultat der Lektüre, ſondern der eigenen Forſchung: und deshalb wird ſie dem Geſchichtsfreunde nicht unwillkommen ſeyn.

Beckerſche Buchhandlung in Weſel.

Bei J. E. Schaub in Düſſeldorf iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

An alle Chriſten, welche an das tauſendjährige Reich Chriſti und die Zeitrechnung deſſelben glauben, oder nicht glauben.

Eine Abhandlung, veranlaßt durch die im Jahre 1824 erſchienene Auslegung der Offenbarung Johannis, von Herrn Juſtizrath Rühle von Lilienſtern zu Dillenburg.

Von Dr. J. W. Grimm.

General-Superintendenten und Geheimen-Conſiſtorial-Rathe.

Nach deſſen Tode herausgegeben von Dr. W. A. Dieſterweg, ordentl. Profeſſor der Mathematik auf der Königl. preuß. Rheinuniverſität

Geheftet Preis: 11¼ Sgr.

Es iſt ſchon Manches über den **Untergang der Welt** geſchrieben worden. In obigem intereſſanten Werkchen ſpricht nun der Verf. unter Andern auch über die **Weltdauer**, vom **großen Sabbath**, der **letzten Weltperiode**, oder **kleinen Satans-Zeit** u. ſ. w.

So eben iſt erſchienen:

Sylvaneion.

Ein Converſationsblatt für gebildete unbefangene Forſtmänner.

2tes Heft. Mit einer lithographirten Tafel.

Inhalt:

Beiträge zur Kenntniß des Holzwuchſes im freien, lichten und geſchloſſenen Stande.
Die Forſtpolizeigeſetzgebung in Baiern und darüber erſchienene Schriften.
Merkwürdige Eichenſaamenproduction.
Zur Erforſchung des Brandholzconſumos einer Familie.
Beitrag zur Geſchichte der Forſtliteratur.

Anhang.

Spezielle Inſtruction zum Normativ für die Betriebs-Regulirung der bayeriſchen Domainen-Waldungen.
Wirkungen der Gasarten auf die Pflanzen.

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Die Kronenwächter,

Ein Roman

von

Ludwig Achim von Arnim

Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1826. **Maurerſche Buchhandlung.**

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die **Maurerſche** Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. | Mittwoch den 15. Februar. | 26ſtes Blatt.

Eleonore Snitger.

(Schluß.)

Als Cord am andern Morgen die glückliche und ungeſtörte Vollſtreckung des Geſchäftes verkündete, fühlte ſich Snitger ſichtlich erleichtert, und auch der Stand der öffentlichen Angelegenheiten ſchien ein freieres Aufathmen zu verſtatten. Die in Hamburg anweſenden Geſandten waren vermittelnd eingetreten, und, nachdem man vierzehn Tage Unterhandlung gepflogen, entſchloſſen ſich die Dänen wirklich zum Abzuge. Unter den kräftigſten Mitwirkungen von Snitger's und Jaſtram's Seite war dies endlich zu Stande gekommen; aber der Senat hatte es ſchon früher durch zu ſetzen gewußt, daß 4000 Mann Herzoglich Celleſcher Truppen in die Stadt gerückt waren, und er benutzte die verſtärkte Macht, wie die aufgereizte Stimmung des Volks, um die beiden ihm verhaßten Patrioten als verdächtig verhaften zu laſſen. In thatloſer Beſtürzung ſah die Bürgerſchaft dieſem Gewaltſtreiche zu, und das Volk, wie immer in ſeinem Urtheil und in ſeiner Gunſt leicht beweglich und ſchwankend, nahm keinen Anſtand, dem gefliſſentlich ausgeſprengten Gerücht von der Strafbarkeit der beiden Bürger Glauben bei zu meſſen. — Eleonore hatte ſich von dem Schreck, der auch ſie bei der Verhaftung des Gatten mit lähmender Gewalt getroffen, erholt, und hielt ſich jetzt feſt überzeugt, daß, ſo wie dieſelbe bekannt werde, die Bürgerſchaft die Befreiung ihres Lieblings verlangen und mit Gewalt durchſetzen werde; und da Snitger ſie bei dem Abſchiede mit den Worten getröſtet hatte: „Sey ruhig, es iſt nichts vorhanden, das gegen mich zeugen könnte!“ ſo erwartete ſie ihn jeden Augenblick von einer enthuſiaſtiſchen Menge im Triumphzuge zurück geleitet zu ſehen. Aber der Morgen verging, der Tag neigte ſich zu Ende, und immer noch harrte Frau Eleonore vergebens; ſelbſt die ſonſt oft einſprechenden Beſucher blieben aus, und die Geängſtigte ſah, wie die Bekannten, ohne hinauf zu ſehen, mit ſcheuer Haſt an dem Hauſe vorüber gingen. Spät am Abend endlich erſchienen einige Freunde mit Rath und Troſt; aber Alles, was die bedenklichen Geſichter geben konnten, diente nur, Lenorens Hoffnungen nieder zu ſchlagen, und als ſie gar am andern Morgen aus dem Munde des Geſindes die in der Stadt verbreiteten Gerüchte erfuhr, war ſie feſt entſchloſſen, handelnd für den geliebten Gatten auf zu treten. — „Laut im Senat und auf der Gaſſe muß ich zeugen, daß Snitger kein Verräther des Vaterlandes iſt, und die vergeßliche Menge an die tauſend Dienſte erinnern, die er mit ſo vieler Aufopferung der Stadt geleiſtet!“ entgegnete ſie dem alten Buchhalter, der ſie vergebens zurück zu halten verſuchte, und ſtürzte hinaus auf die Straße.

Der Anblick derſelben, welche die häusliche Frau, außer um den Weg in's Gotteshaus zu machen, nur ſelten zu betreten pflegte, führte ſie aus dem Sturm heftiger Erregung zu einer gewiſſen äußeren Faſſung zurück, und in ſtiller Entſchloſſenheit richtete ſie ihren Weg nach dem Stadthauſe. Doch ſchon die Erſcheinung der allgemein gekannten Frau unter den jetzigen

Umſtänden, ſo wie die von Leidenſchaft bewegten Züge und Geberden, zogen die Blicke der Vorübergehenden auf ſich: Wohlmeinende und Neugierige folgten ihr, und bald hatte ſich ein Zug gebildet, deſſen verworrenes und dumpfes Murmeln die Gluth in dem Buſen der Unglücklichen nur noch höher anfachte. Da wankt ihr, indem ſie an einer Straßen-Ecke umbiegt, jetzt wirklich ein Bild des Entſetzens, Valentin's wahnwitzige Mutter entgegen, drängt ſich, ſie ſchnell gewahrend, zu ihr und ruft: „Ich mußte ja doch die Knöchlein meines lieben Kindes unter dem Rabenſtein aufleſen und zu meinem Brautſchmuck legen; darum verzeiht mir, ſchönes Lorchen, daß ich meinen Kaſten wieder holte; ich will Alles zuſammen wieder begraben unter dem Apfelbaum!" — Bei dieſen Worten hielt ſie, mit grinſendem Lachen ihre hageren Hände ausſtreckend, Eleonoren ein Käſtchen entgegen, in welchem die Entgeiſterte ihr früheres Beſitzthum, das, wie ſie wußte, von Cord wirklich unter einem Apfelbaum vergraben war, erkannte. Ohne zu überlegen, daß man die arme Wahnſinnige wahrſcheinlich durch ein ähnliches Käſtchen zu beſchwichtigen geſucht habe, ſtammelte ſie in Angſt und Beſtürzung einige Worte, die, von Mißwollenden aufgefangen und mit mehreren andern Umſtänden in Verbindung geſetzt, den Senat bewogen, eine Hausſuchung bei dem däniſchen Reſidenten an zu ordnen; ſeine Proteſtationen ſchärften den Verdacht, und auf die Aeußerungen eines betrunkenen Gartenknechts drang ein wüthender Pöbel, unter dem man jedoch mehrere Diener des Raths bemerkte, in den Garten des Reſidenten, durchwühlte Alles und fand endlich unter einem Apfelbaum auch das verhängnißvolle Käſtchen und mehrere Tauſend Mark vergraben. Unter Wuthgebrüll und Verwünſchungen gegen die beiden Verräther, wie man jetzt Snitger und Jaſtram nannte, wurde der Fund auf das Stadthaus gebracht, und der erbitterte Senat ſann auf neue Foltergrade, die beiden unglücklichen Gefangenen zum Eingeſtändniß des ihnen Schuld gegebenen Verbrechens zu zwingen. Gleich bei dem erſten Verhör hatte Snitger mit Freimüthigkeit bekannt, allerdings zum Beſten der Stadt den Schutz des Königs von Dänemark nachgeſucht und ihm in dieſem Falle die Erſtattung der aufgewandten Koſten verſprochen zu haben; jede Verbindung aber, welche die Freiheit der Stadt oder der Bürger zu gefährden bezwecke, ſtandhaft geleugnet, und alle Martern, welche man ſpäterhin mit unmenſchlicher Grauſamkeit die Unglücklichen erdulden ließ, vermochten kein anderes Geſtändniß zu erpreſſen. — Der Inhalt der aufgefundenen Papiere wurde nicht öffentlich bekannt gemacht; was ſich im Volk verbreitete, waren nur Gerüchte, und um die erbitterten Gemüther nicht zur Ueberlegung und Ruhe ſich zurückfinden zu laſſen, beſchleunigte der Senat den Prozeß der beiden Gefangenen, und ließ, unter dem Schutz der Celleſchen Truppen, ſchon am 4. Oktober 1686 das über ſie ausgeſprochene Todes-Urtheil vollſtrecken.

Eleonore war in ihres Gatten Kerker gedrungen, und ſelbſt die feindlichen Richter vermochten es nicht, die Trennung der Eheleute beharrlich zu befehlen: ihr wurde nur verwehrt, ihren Mann zur Folterkammer und Tortur zu begleiten, wozu ſie mit heldenmüthiger Standhaftigkeit entſchloſſen war. Aber den letzten finſtern Gang mit dem Geliebten zu gehen, konnten ſie weder Vorſtellungen noch Verbote abhalten, und mit bleichen und verſtörten Zügen wankte ſie unmittelbar hinter ihm. Als aber der Zug dem Steinthore ſich näherte, durch welches das Ehepaar vor kaum einem halben Jahre gleichſam im Triumph eingezogen war, und Lenore oben auf der Zinne, von der an jenem Tage wehende Tücher ſie begrüßt, Frohnknechte mit Aufrichtung der Stange beſchäftigt ſah, auf welche das Haupt ihres Mannes geſteckt werden ſollte, ſank die Unglückſelige unter der Laſt ihres Jammers zuſammen. Mitleidige Frohnknechte eilten, ſie ſanft auf die Seite zu tragen; Snitger aber verfiel, als er ſein theures Weib von den nach damaligen Begriffen unehrlichen Händen berührt ſah, zum erſten Mal in wilde Verzweiflung. Man hatte ihm die Hände nicht gefeſſelt, und mit unaufhaltſamer Kraft ſich Bahn machend, drang er zu ſeiner Gattin, ſtieß die Frohnknechte zurück, riß ſeinen Mantel — das Kennzeichen und den Schmuck des Hamburgſchen Bürgers, deſſen man ihn nicht zu berauben gewagt — von den Schultern und bedeckte die Theure damit. Ruhig wandte er ſich dann in den Zug zurück, und empfing, unerſchüttert durch die Hinrichtung ſeines Unglücksgefährten — die an zu ſehen man mit ausgeſuchter Grauſamkeit ihn verurtheilt hatte — mit männlicher Standhaftigkeit gleichfalls den tödtlichen Streich.

Als Eleonore in's Leben zurück kehrte, hatte Snitger bereits geendet; die unglückliche Frau ſchien zwar zu dem vollen Gefühl ihres Jammers erwacht, aber in einer ſeltſamen, aus Liebe und Rachedurſt gemiſchten Erregung erhob ſie ſich in der Kraft der Leidenſchaft, um, wie ſie ſagte, zu vollbringen und zu ſchauen, was zu Snitger's Ehre und Rechtfertigung diene. In Verfolg dieſer Aeußerung forderte ſie ſelbſt die Beſchlagnahme ihres Vermögens, um dem Könige von Dänemark die ihm von Snitger verheißene Entſchädigung zu gewähren. Der Senat, welcher bereits die Habe der beiden Opfer zu dieſem Behuf eingezogen hatte, und in dem Vorſchlage der Wittwe nur Trotz ſah, ſäumte nicht, die Sequeſtrirung zu verfügen, und mit Frohlocken empfing Frau Lenore die Botſchaft. Aber mit gleicher Freude vernahm ſie auch die harten Be-

Digitized by Google

ſchlüſſe, welche der Rath mit unerbittlicher Strenge gegen Snitger's Anhänger in Ausübung brachte: viele angeſehene Familienhäupter wurden des Bürgerrechts für verluſtig erklärt, in weitläufige Unterſuchungen verwickelt, auf beſtimmte Zeit oder gar für immer aus der Stadt verbannt, und um anſehnliche Summen geſtraft: und nur die nachdrückliche Fürſprache und Vermittlung des großen Churfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vermochten der ſiegreichen Partei in ihrer Erbitterung Einhalt zu thun. Eleonore, die keinen Anſtand nahm, jene Männer einer ſchmachvollen Feigheit zu beſchuldigen, wodurch Snitger einzig der gegen ihn geſchmiedeten Kabale unterlegen ſey, empfing die Nachricht von jeder neuen Strafverhängung wie ein Durſtiger den Labetrunk: aber mit einem Ausbruch lauten Entzückens die Kunde von der vom Kaiſer befohlenen Wiedereinſetzung des Bürgermeiſter Maurer in alle vorigen Aemter und Würden. In wilder Verzückung die Strafgerichte Gottes preiſend, erlebte ſie es, wie Jener den Widerruf alles in der Zwiſchenzeit zum Wohl der Bürgerſchaft erlaſſenen Verordnungen ſogleich zu bewirken wußte, und bei dem großen Dankfeſte, das, nach Wiederherſtellung aller Dinge in den vorigen Stand, Hamburg zu feiern angewieſen wurde, glänzte unter den bedenklichen und niedergeſchlagenen Geſichtern Frau Lenorens Auge allein in voller Freude, und in den feurigſten Worten ſtieg ihr Dank zum Himmel. Dann aber brach die überreizte Kraft zuſammen, matt und ſterbend erklärte ſie ihr Geſchäft für abgethan, und nach kurzer Zeit hatte der Tod ihre Worte gerechtfertigt. E. Karoli.

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Fortſetzung.)

LXXI. Ein unbedeutender Alltagskopf, der vielleicht noch nie in ſeinem Leben die Welt von einer Höhe herab betrachtete, entdeckt zuweilen zufällig am Kunſtprodukte des Genies einen Fehler, und zum Erſtaunen Aller, denen er ihn mittheilt, hat er Recht. Wie iſt das möglich? fragen wir; der Künſtler, welcher doch, wenn er wahrhaft dieſen Namen verdient, ſein Werkzeug gewiß nicht ohne Bedacht geführt, und den Schwung ſeiner Gedanken mit beſonnener Ueberlegung geleitet hat, er, deſſen Auge die Muſe für die höchſten Regionen des Schönen und Edlen geöffnet, er ſollte dieſen Verſtoß nicht gemerkt haben? Und doch iſt es ſo. Ich weiß in der Phyſik eine intereſſante Parallelſtelle dazu. Wenn ein Gewitter mehrere Tage hindurch ſich über eine Stadt zuſammen zieht, mit ſchwarzen gedrängten Wolkenmaſſen Verderben droht, und in furchtbaren Tönen endlich ſich verkündigt, ſo fährt man Kanonen auf, mit ihrem Knalle das dichte Gewölk zu zerſtreuen. Das Experiment fruchtet, es iſt nicht zu leugnen. Wenn aber der Schall der Kanonen die Wolken zu zertheilen vermag, warum thut es der weit ſtärkere Donner nicht ſelbſt?

LXXII. Wenn ein großer Mann einen Bock ſchießt, ſo ſtutzt ſein kluger Nacheiferer und hüthet ſich, durch einen gleichen Fehltritt bei ſeinen Zeitgenoſſen ſich lächerlich zu machen; die gehaltloſen Nachbeter hingegen haben nichts emſiger zu thun, als unverzüglich mit ähnlichen Böckchen auf zu treten, um welche freilich ſehr wenige Leute im Lande ſich kümmern mögen. Daher wirken überhaupt wenige Dinge in der menſchlichen Geſellſchaft nachtheiliger, als die Gebrechen des Genies, die Druckfehler in den Pracht-Ausgaben der Menſchennatur; ſie verbreiten ſich epidemiſch mit unaufhaltſamer Schnelligkeit, und jeder Narr haſcht danach, damit er in einem Stücke wenigſtens ſagen könne, er gleiche dem ausgezeichneten Geiſte. Die Griechen, welchen es bei all ihrer Weisheit doch eben ſo wenig als uns an Narren fehlte, ſind auch hier keinesweges hinter andern Nationen zurück geblieben — die Schüler des Plato, freilich nur diejenigen, deren Meiſter zu ſeyn ihm keine ſonderliche Ehre brachte, gaben ſich alle Mühe, ihrem Muſterbilde es in der ſchrägen Haltung des Kopfes nach zu thun. Der Herzog von Noailles, der Freund der Frau von Maintenon, hielt es für ſeine Pflicht, im Opernhauſe ein wenig zu ſchwanken, wenn der Regent, der Herzog von Orleans, betrunken war.

LXXIII. Hat ein großer Mann ein großes Werk aufgeſtellt, und ſein Zeitalter damit in Erſtaunen geſetzt, ſo ſtehen hundert kleine Geiſter auf, äffen ihn in hundert kleinen Werken nach und ſuchen einander ihre dürftigen Kronen vom Kopfe zu reißen, bis ein zweiter Heros erſcheint, und den Affen durch ein neues Muſter Beſchäftigung gewährt. Wenn ein König in Dahomey geſtorben, ſo fallen ſeine Wittwen über einander her und bringen ſich um, bis der Nachfolger den Thron beſtiegen und dem Weibergemetzel ein Ende macht.

(Der Schluß folgt.)

Wehmuth.

Ich kann wohl manchmal ſingen,
Als ob ich fröhlich ſey,
Doch heimlich Thränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

So laſſen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnſucht Lied erſchallen
Aus ihres Käfigs Gruft.

Da lauſchen alle Herzen
Und Alles iſt erfreut,
Doch Keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.

Joſeph v. Eichendorff.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Hr. Stein, Mitglied des Leipziger Stadttheaters, war auf unſerer Bühne der Gaſt wider Willen, aber wahrſcheinlich nun doch mit Vergnügen. Am 5. Februar ſollten die „Räuber“ ſeyn; der hieſige „Karl Moor“ konnte, wegen Heiſerkeit, an dem Tage die Rolle nicht leiſten; man wußte: Hr. Stein ſey auf acht Tage hier, Redouten und Bälle ein wenig beleben zu helfen; man ſchickte Boten aus, und ſiehe, der Leipziger „Karl Moor“ ward gefunden. Zur Probe war keine Zeit mehr; ohne ſich alſo mit den hieſigen Mitſpielenden verſtändigt zu haben, trat er, in einem raſch ihm angepaßten Coſtüm, auf und gefiel. Zum Dank für ſolche Bereitwilligkeit hatte man ihn eingeladen, noch ein Paar Gaſtrollen zu geben, aber die Leipziger Direktion konnte ſeinen Urlaub nicht verlängern. — Im „öffentlichen Geheimniß“ (am 7. Februar) waren zwei Rollen neu beſetzt. Mad. Komitſch ſpielte die „Bianka“, Hr. Krüger den „Enrico“. Bei der „Bianka“ konnte, namentlich wo es die Unterdrückung heftiger Gefühle galt, die Fürſtlichkeit mehr hervor treten, der Pathos geringer und dadurch mehr Deutlichkeit im Vortrage ſeyn; dem „Enrico“ würde eine wahrhaftere Innigkeit genutzt haben; im Ganzen waren aber beide Leiſtungen nicht ohne Beweiſe von Talent und griffen in die gute, aber wenig beſuchte Darſtellung antheilsvoll ein. — Am 8. Februar zum erſten Mal: „Die blonden Locken. Dramatiſches Spiel in Verſen, vom Dr. C. Topfer.“ Zwar nur eine Kleinigkeit, aber unterhaltend. Die Art, wie hier zwei junge Leute, die ſich der Triumphe in der Liebe gerühmt haben, beſtraft werden, iſt gut und beluſtigend erfunden. Die Darſtellung war mehr für die Poſſe, als für das feine Luſtſpiel geeignet und dies mag wohl der Grund ſeyn, weshalb am Schluſſe, als ſich ein ſchwacher Beifall erheben wollte, eine Ziſch-Oppoſition ihn ſogleich unterdrückte. Sollte dies ein Urtheil gegen den Verfaſſer ſeyn, ſo geſchah ihm Unrecht.

— Im Königsſtädtiſchen Theater am 2. Februar zum erſten Mal: „Die Schreckensnacht im Schloſſe Paluzzi“. Dieſes Melodrama wurde ſchon auf mehreren Bühnen gegeben, mit Applaus des Publikums und unter dem Proteſt der Recenſenten, die von den Bühnen noch etwas anders als Kaſſen-Rückſichten erwarten — ein Wahn, den man bekanntlich verliert, ſobald man zur Beſonnenheit kommt. Die „Schreckensnacht“ iſt nicht beſſer, als ſolche Melodramen, die man zuweilen gelobt hat, doch auch nicht ſchlechter, als eben jene, die eine geſunde Beurtheilungskraft gleich anfangs verwarf. Das Stück hat keinen poetiſchen Werth, aber kraſſe Effekte. Die Aufführung war melodramatiſch genug und das Publikum zollte am Schluſſe Beifall. — Hierauf: „Klatſchereien. Komiſches Gemälde aus dem Volksleben, als Vaudeville behandelt von Louis Angely.“ Der Titel läßt ein weites Feld zu; hier iſt aber wieder der Kreis benutzt, der ſchon zu älteren Vaudeville's gedient hat und nur einige Seitenhiebe fliegen nach andern Regionen. Einzelne Scenen ſind gute Copieen des niederen Treibens im Volke und die Melodieen mit Geſchicklichkeit hervor geſucht. Die Aufnahme, nach den lauten Zeichen zu urtheilen, war günſtig, und die Darſtellung bewies, daß die Schauſpieler ihre Originale in der Wirklichkeit beobachtet hatten.

— Raupach's Drama: „Der Fremdling auf Erden“ wird für die Königl. Bühne einſtudirt. — Spontini's Oper „Alcidor“ iſt in der Carnavals-Zeit deshalb nicht gegeben worden, weil der Componiſt die Partitur mit nach Paris genommen und ſie noch nicht zurück geſandt hat. Nur dieſer Umſtand iſt Veranlaſſung, daß wir benannte Oper nicht auch hörten; doch ob man nicht dafür eine neue Oper hätte geben können? „Fraget mich nicht, denn ihr fraget umſonſt!“ Im Opernhauſe giebt man keine neuen Opern und im Königsſtädter dürfen keine gegeben werden — kurioſe Welt! — Dagegen haben wir Maskenbälle aller Art oder werden deren haben. Hr. Prof. Valentini gab einen italieniſchen Maskenball, dem er einen zweiten folgen läßt; ein hieſiger reicher Particulier einen franzöſiſchen und die Herren Carl Blaat und Hogner veranſtalten einen Wiener. — Die vor dem Druck oft beſprochenen „Mathematiſch-konſtructionelle Entdeckungen“, von Bernhard Wanſchaff, ſind jetzt (Berlin, Vereinsbuchhandlung) erſchienen und ſo mögen denn die dazu Befähigten über den Werth derſelben entſcheiden. Der Verfaſſer hat das Werk allen bedeutenden Akademieen zur Prüfung eingeſandt. **.

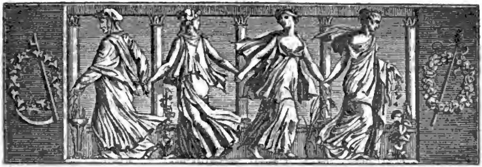
Literatur. „Gelaſius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Spiegelbild unſerer Zeit von G. A. Freiherrn v. Maltitz.“ Erſtes Bändchen. (Leipzig, im Induſtrie-Comptoir, 1826) — Es läßt ſich nicht läugnen, daß der Geiſt Capriccio in dieſem drolligen Werkchen oft etwas wunderlich ſpukt; wer jedoch dem Verfaſſer Anlage und Beruf zur Satyre abſprechen wollte, der durfte nur ſeine drollige Dedikation an den Setzkaſten, nebſt der launigen Skizze von ſeiner gelehrten Tante (S. 43 u. f.) leſen, um auf der Stelle ſein Urtheil zurück zu nehmen. Allein Hr. v. Maltitz will oder muß vielleicht mehr Satyriker ſeyn wollen, als er es, bis jetzt wenigſtens, in der That iſt. Wäre dies der Fall, ſo würde den Verfaſſer kein Sterblicher herzlicher und aufrichtiger beklagen, als meine ſchriftſtelleriſche Wenigkeit ſelbſt. Denn wahrlich, es giebt in unſerm vielgeliebten Deutſchlande gegenwärtig kein demüthigerendes Subſiſtenz-Mittelchen, als die leidige Schriftſtellerei; und gewiß mein Bedauern würde um ſo wahrer und inniger ſeyn, da mir, wie dem Herrn Verfaſſer, die Geſtirne nicht günſtig genug geleuchtet haben, um dieſer traurigſten aller traurigen Nothwendigkeiten zu entfliehen. — Aber wir ſind nun einmal — wenn auch leider ganz wider unſeren Willen! — in einer Carriere, wo die Lumpen den Ton angeben und die Parzen für den edlen und fein empfindenden Mann weit unwürdigere und niederſchmetterendere Verlegenheiten ſpinnen, als Capriccio S. 89 u. f. zu Jedermanns Beluſtigung mit Orgelum Orgelei der leſeluſtigen Welt vorgegaukelt hat. Was ſollen wir bei ſo bewandten Umſtänden machen? — Vor allen Dingen arbeiten; dann unſer Ideal ſo hoch ſteigern, als wir nach der Natur können. — Namentlich dies Letztere, ehrlich heraus geſagt, that der Verfaſſer bisher noch nicht; er wird aber gewiß dafür ſorgen, daß er es immer mehr kann. Mit innigem Vergnügen habe ich bemerkt, daß derſelbe, was außer der Mode iſt, den „Triſtram Shandy“ wieder lieſt. „Wagen Sie“ — ſprech' ich zu ihm — „noch einen kräftigeren Salto mortale über die gefeierte Thörin hinweg, und fangen Sie an, die Alten wieder zu ſtudiren. Reicht Ihr Sprachſchatz nicht überall hin, dies in den Urſprachen zu thun, machen Sie es wie Shakſpeare, Voltaire, Wieland und ein großer König, nehmen Sie leidliche Ueberſetzungen davon zur Hand. So ſteigern Sie Ihr Ideal. Alles darf und kann der Satyriker ſeyn, nur zweierlei durchaus nie: ungerecht und — flach! Streben Sie aber in jeder Zeile, die Sie drucken laſſen, nach dem höchſten Grade der Vollendung, den Ihre nicht gewöhnlichen Talente zulaſſen; ſo wird es gewiß an edlen Männern und Frauen in Deutſchland nicht fehlen, die ſich bedenklich fragen: Wie kommt ein Geiſt wie der, bei dieſer kräftigen Vaterlandsliebe, dazu, dennoch kein Vaterland zu haben? Und ſo wird man auch den zweiten Theil dieſes Buches willkommen heißen, wie es bei mehreren Ihrer früheren Schriften geſchehen iſt.“

Ernſt Woldemar.

Die zwei Federn, welche den Frieden zu Amiens unterzeichnet haben, wurden vor Kurzem in London öffentlich ausgeboten, und Sir Bardett kaufte ſie für 500 Pfund Sterling. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 17. Februar. 27ſtes Blatt.

Ein Geſpräch mit F. L. Z. Werner.

Lange, bevor ich im Winter 1820 nach Wien kam, hatte ich Werner's Trauerſpiele geleſen, und für ihn geglüht. Freilich war dieſes Feuer, wenn auch ein reines, doch ein ungeregeltes, das zwar wußte, wofür es brannte, aber nicht recht, warum. — Meine erſte Bekanntſchaft daſelbſt war die eines Barons von B— W., der mit einer ausgezeichneten Empfänglichkeit für Kunſt und Wiſſen eine recht angenehme Produktivität vereinigte. Bei einer geſprächweiſe geſchehenen Berührung der dichteriſchen Verdienſte Werner's fragte mich B—: ob ich Werner nicht wollte predigen hören? Ich war damals noch zu wenig bekannt mit dem Privatleben deſſelben, und noch zu ſehr befangen von der Idee der Individualität des Dichters, als daß mich dieſe Frage nicht hätte überraſchen mögen. Nun trat mir auch der Menſch näher, und weit entfernt, damals in dem äußern Lebens-Charakter deſſelben eine Diſſonanz mit dem ſeiner Poeſieen zu gewahren, trug dieſes nur dazu bei, ein größeres, glanzvolleres, phantaſtiſches Colorit über das berührte Bild des Großartigen zu breiten. — Bald darauf begann Werner ſeine Faſten-Predigten in der Auguſtiner-Kirche. Mit einer Erwartung, einer Spannung, an deren Reizendes ich mich noch jetzt mit Vergnügen erinnere, betrat ich die beinahe überfüllte Kirche. Es war im Winter, fünf Uhr Abends, das Gotteshaus düſter und verfinſtert; nur am Hoch-Altare, dann auf der Kanzel, brannte eine Lampe. Jetzt erbrauſte die Gewalt der Orgel durch die hohe Wölbung über die Menſchenmaſſe, die den Predigt-Geſang anſtimmte, und mein Gefühl nahm einen feierlichen Schwung. Das Lied endete. Werner betrat die Kanzel und gab den Segen mit einer vollen, wohltönenden, tiefgehaltenen Stimme, deren Ausdruck etwas Ergreifendes, Hohes für mich hatte; die Geſtalt war nicht deutlich erkennbar im Dunkel, denn die matte Beleuchtung ließ nur das weiße Chorhemd und die Umriſſe hervor treten. Er ſprach von der Gnade Gottes, die über den reumüthigen Sünder kommt. In der Einleitung konnte man es bemerken, daß er ſeine Rede aus dem Stegreif halte, was auch mit allen ſeinen Predigten der Fall war. Nachdem er die Einwirkungen der Sünde, das, was die Reue befördert oder ihr in den Weg tritt, berührt hatte, ſprach er über die unmittelbare Einwirkung des Höchſten auf den reuigen Sinn des heimkehrenden verlornen Sohnes. — „Ich will es Euch nur deutlich machen" — fuhr er fort — „dreierlei iſt die Weiſe, wie die Gnade des Glaubens und der Strahl der ewigen Barmherzigkeitsſonne hernieder leuchtet in die Nacht des Sündigen und Verlornen, um ihn zurück zu führen in die Arme der Verſöhnung. So wie dort die Lampe dunkel ſchimmert am Altare, ſo dämmert auch das ewige Licht nur leiſe und mild verklärend in ſeine Seele, und ſie erſchließt ſich und der goldene Strahl eines neuen Lebens fällt in ſie. Dann gleicht die Ewige der hohen ſtrahlenden Mittagſonne, Alles belebend und verklärend; aber blendend iſt ihr Glanz, und die überraſchte Seele vermag ihr nur ſtumm entgegen zu taumeln; endlich aber bricht

ſie hernieder, wie aus der Donnerwolke ein glühender grell-leuchtender Blitz in die Nacht des Wahnſinnes, und ſprengt Riegel und Bande; denn wo die Finſterniß alſo dicht war und bannend, da muß die Flamme des Himmels auch gewaltig hinein leuchten; weil, was eines Menſchen Auge blendet und tödtet, dagegen in die Bruſt deſſen, den die Sündennacht ſchon umſchlungen, ein Licht der Verklärung, des leiſ' aufdämmernden Morgenrothes wirft. Und ſinken nun die Schuppen von der umnebelten Sehkraft; wird's ihm nun klar und hell in der Vernunft; tagt es in ſeiner nächtlichen Seele — und ſeine Augen öffnen ſich zum erſten Mal wieder dem ewigen Lichte, dem Meerſtern des Glaubens, und die Seele jauchzt auf, und hat wieder Thränen, und ſtreckt die Arme dem Erbarmer entgegen und grüßt das Hoffnungsgeſtirn: — und wie den Helden, der hinaus gezogen war in die Siegesſchlacht, bei'm Heimzuge die Freunde grüßen, der Jubel ihm entgegen tönt: die Kränze weh'n: die Trompeten ſchmettern: und ihm die Braut entgegen ſtürzt, und er umſchlingt ſie liebend, die Keuſche, Reine, Heißgeliebte, ſie reicht ihm den Kranz, ſinkt an ſeine Bruſt; denn er iſt ja wieder gekommen, er iſt nicht geblieben, und die heilige reine Gluth blickt aus den beſeligenden Augen, lohnend und labend: — ſo tritt der Heiland dem Reuigen, dem verloren geweſenen, aber doch wieder heimkommenden Sohne entgegen, der geſiegt hat über die Dämonen des Laſters; dieſer ſtürzt nieder, noch geblendet von der Klarheit; aber entgegen winkt ihm die Liebe, die Huld ruft, die ewige Barmherzigkeit heißt den Sünder willkommen — ſeine alte Nacht mit allen noch dunklen Erinnerungen bricht zuſammen, hinter ihm ſtürzt das Grauen herab, und entgegen taumelt er der neuen Welt, die ihn umſchlingt mit ihren brünſtigen Armen. Und jetzt ſteht er da:

Das Haupt in Sonnenſtrahlen,
Den Fuß in Ungewittern;

das ewige Morgenroth ſpielt um ſeiner Schläfe Siegeskranz, unter ihm verſinkt Wahn und Sünde, Entſetzen und Fluch, und das Gebäude des Irrſinns ſtürzt krachend zuſammen!" — Bis hieher hatte ihn die Phantaſie getragen, hier war ſeine Höhe; die Stimme, jeder Biegung, jeder Modulation fähig, hatte Schritt gehalten mit dem Fluge der Gedanken, ergreifend, ſchmeichelnd, bebend und jauchzend, kurz wie wahrhaft innere Begeiſterung ſich ausſpricht. So ſtand er aufrecht, mit empor gehobenen Händen, die Menſchenmaſſe ſtumm in der grauenhaften Beleuchtung; jetzt ſollte er wieder herab ſtimmen — da ſchlug die Kirchenuhr ſieben — und jetzt fiel er herab. „Sieben Uhr!" rief er mit ſonderbar ſchneidendem Tone, „die Damen müſſen in's Theater!" — Und das wieder war ſeine Gemeinheit; das ein Extrem, wie mir nun klar ward, welches in ſeiner Bruſt liegen mochte; zwei contraſte Töne, Höhe und Tiefe, eine Diſſonanz, welche den Haupt-Charakterzug ſeines Strebens bezeichnete. Hatte er mein Gefühl auch zerriſſen — ich konnte ihm darum doch nicht zürnen; und bei meiner damaligen ſubjektiven Stellung der Anſichten mußte ſo etwas nur das Bild des Räthſelhaften, Phantaſtiſchen in mir erhöhen; wenn ſich hier auch ſein Gefühl in einer ſchneidenden Disharmonie ausgeſprochen, nach dem meinen wagte ich nicht ihn zu meſſen.

Ein ander Mal kam er auf die Lektüre von Erbauungsbüchern und rügte das Leſen ſchaler Romane und Comödien-Stücke, wie er ſich ausdrückte, die den Geiſt nur zu oft abwendig machen von dem Göttlichen. „Ich habe auch ſolches Zeug geſchrieben", fuhr er fort, „und Gott vergebe mir, daß ich es that — aber geht nur hin und fragt, wenn Ihr mir nicht glauben wollt, einen vernünftigen Mann, nicht gerade einen Gelehrten — denn die ſind es oft am wenigſten — und er wird Euch daſſelbe ſagen. Zwar will ich nicht behaupten, man ſolle kein anderes Buch leſen, als ein Gebetbuch; nein! denn was die Kunſt und in den beſſern weltlichen Büchern die Poeſie verklärt, es kommt ja auch von oben; es ſind Funken und Strahlen des ewigen Sonnenmeeres: doch wer wird ſich denn lieber mit einzelnen Funken und Strahlen begnügen, wo er den unermeßlichen Strahlenbrunnen ſelber ſchauen und trinken kann: dieſen Meerſtern ſchauen, der ewig klar leuchtet über den brauſenden und ruhigen Wogen, über dem Sturmeswehen und dem verklärten Bewegen, der herab lächelt mild und tröſtend, ſo zu Luſt als Schmerz?"

Sein Gedankenflug war, wie ſchon erwähnt, ein Schweben zwiſchen beiden Polen. Eine Schilderung des Unglücks einer leidenden Familie, die Armuth und Krankheit niederdrücken, war ſo lebendig und charakteriſtiſch wahr, daß ich ihrer nie vergeſſen werde: nur kamen zum Schluſſe wieder einige Plattheiten, die recht nachtheilig auf das wirkten, was wahrhaft ſchön und ohne Berechnung aufgeſtellt worden war. Eine Grundurſache, oder mehr eine Folge dieſes Hinauf- und Herabſpringens mag wohl auch in der berührten Improviſirung aller ſeiner Reden gelegen haben, wo der Geiſt nicht nur zu oft das Zunächſtliegende ergriff, ſondern auch, wenn die Brücke rechts und links ſchon abgetragen war, auf's Gerathewohl hinüber ſprang an das Gegenufer. Nach meiner vollſten Ueberzeugung aber ſind die unzähligen abgeſchmackten Harlekinaden, deren ihn hämiſche Correſpondenten beſchuldigten, größten Theils erlogen; einzelne Schattenſeiten — wie ich hier aufgeſtellt — aber wohl verzehnfacht, verſtellt und überboten worden. Ich habe viele ſeiner Predigten gehört: ſo oft aber auch Subjektivität, Wehe des Lebens, Groll mit der berührten Diſſonanz aus ihnen hervor

Digitized by Google

blicken mochte — Anſtößiges, jene Renegaten-Wuth, dieſe pfäffiſche Intoleranz, die man ihm vorwarf, gewahrte ich nie. Konnten ſeine Predigten, der berührten Gebrechen wegen, auch nicht als Muſter aufgeſtellt werden, ſprach aus ihnen auch zu oft Werner als Menſch, als Unglücklicher, Irrender — ſo behaupte ich doch kühn, daß viel Großes, Wahres, Herzerhebendes darin lag. Und darum war es auch nicht die Originalität allein, oder das Prunkende und Schimmernde, was eine ſo große Menſchenmenge aller Claſſen, vorzüglich aber der gebildeten, hinein lockte: nein! denn ſo etwas reizt wohl nur ein oder zwei Mal, ſo lange es nämlich auffällt als Sonderbares; und darum lag wohl ein tieferer Sinn darin, den alles Perſiſtiren und Lächerlichmachen der ſogenannten Wernerianer und ſeiner ſelbſt, gegen die Ueberzeugung einer ſo großen Zahl Geiſtvoller und Gebildeter, nicht hinweg zu freveln vermochte.

Doch das Weitere darüber verſpare ich mir zum Schluſſe: hier nur noch die Bemerkung, daß der Umfang ſeiner Stimme eben ſo das Ergreifende, Erſchütternde einſchloß, wie das Weiche, Hinreißende. Werner fühlte beſtimmt immer, wie er ſprach, ſo daß, wenn er weinte, er ſicher auch Thränen entlockte. Neben mir ſtanden in der Predigt zwei Mädchen, dem Anſchein nach zur dienſtthuenden Claſſe gehörig: Werner ſprach vom Selbſungstode des Heilands mit Feuer und Tiefe, die Eine zerfloß in Thränen. „Nani!“ ſagte die Andere, „ich verſtehe nichts! (Werner ſprach die preußiſche Mundart) verſtehen Sie etwas?“ — „Ich verſteh' auch nichts!“ entgegnete die Weinende, „nur ein wenig!“ — Mag dieſes immerhin lächerlich erſcheinen, mir iſt es das nicht, und dient zum Beweiſe der Gewalt, die ſchon ſeine Stimme bei dem berührten Umſtande, und ſelbſt auf rohe Gemüther, ausübte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Valentin Krakenſitters Taſchenbuch.

(Schluß.)

LXXIV. Wir ſind in unſerer Bildung ſo unendlich weit gekommen, daß jeder Menſch, auch der armſeligſte und unbedeutendſte, ein Original, ein Urmenſch ſeyn will, und eine Schande darin findet, ſich um die Fußtapfen eines Andern zu bekümmern. Wenn ein Windmüller dahin arbeitet, daß jeder Kenner das Mehl, welches aus ſeiner Mühle kommt, auf den erſten Blick für ſein Mahlwerk erkenne — wenn jeder Schuſter von Anſehen ſeinen Stiefeln eine ſo ausdrucksvolle Phyſiognomie zu geben und einen ſo unterſcheidenden Charakter ein zu flößen weiß, daß nicht nur er, ſondern auch ſeine Kunden ſie aus dem zahlreichſten Magazin heraus finden würden — wenn der Stutzer, ſo gewiſſenhaft er auch ſeine Kleider und ſeine Manieren nach dem Stempel der allgemeinen Mode zuſchneidet, ſich dennoch in Geberden und Wendungen, in Haltung und Gang ſo viel Eigenthümliches an zu ſchaffen ſucht, daß er auf Maskenbällen ſich ernſtlich zuſammen nehmen muß, um nicht am Ausdruck ſeiner Originalität erkannt zu werden — wenn ſelbſt das Streben des Alltagsmenſchen dahin geht, auf eine eigenthümliche Weiſe alltäglich auf zu treten, ſo wäre es Thorheit, des Gelehrten oder des Künſtlers zu erwähnen, in deren Paß ſchon an und für ſich Originalität mit großen Buchſtaben angegeben ſteht. Aber dieſes Streben nach Eigenthümlichkeit ſtreift durch alle Stände und Zünfte hindurch; ja ſelbſt der Henker giebt ſich Mühe, daß die Schatten der andern Welt den ebengekommenen als ſeinen Köpfling begrüßen, und, wie Protogenes den Pinſelzug ſeines Gaſtes, ſogleich den Halsdurchſchnitt des originellen Meiſters erkennen!

LXXV. Ich will es keinem Dichter verargen, wenn er über ſatyriſchen Tadel, über kritiſche Beleidigungen ſeine Empfindlichkeit nicht unterdrücken kann. Er gehört einmal zum reizbaren Geſchlechte der Sänger, wie es Horaz ausdrückt, und ein Menſch, welcher in Tempe erzogen und mit der lieblichen Milch Hippokrenens ernährt worden, hat zartere Nerven und eine dünnere Graumaſſe des Gehirns, als wir Andern, welche mit der Phantaſie nur hin und wieder zufällige Bekanntſchaft machen. Kein Menſch wird es ihm übel nehmen, wenn er ſeinen Unmuth in ſprudelnder Tinte ausſtrömen läßt, und mit jambiſchen Stacheln ſich an der Haut ſeines Nachrichters labt; das liegt in ſeiner Sphäre, und wenn jedem Handwerke ſein eigenes Wappen, jedem Stande ſein Symbol und ſein Patronatsgott zugeſtanden wird, ſo vergönne man ihnen auch eigenthümliche Ableiter des Grimmes und eigenthümliche Rache-Manieren. Wenn hingegen ein Liebling der Muſen,

Blind vor Wuth, die Wangen im Streit, die geſchwollenen, aufbläſt,
Und rothglühenden Auges, die Fauſt wie vom Krampfe geballet,
Lautaufſchreiend und wild die Zähne fletſchend, den Gegner
Niederzuſchmettern ſich müht, als müßt' er im Blut des Verhaßten
Löſchen die Gluthen des Grimms,

ſo vergißt er, daß die ſchönſte Zierde menſchlicher Schläfen, der pythiſche Lorbeer, ſein Haupt ziert, und wenn ihn die Welt noch mit dem Ehrennamen des Apollo beſchenkt, ſo iſt nicht der Apoll von Belvedere damit gemeint, ſondern im Thier-Saale des Vaticans jener wüthende Stier, welchen die Kunſtverſtändigen, ſeiner Vortreflichkeit wegen, den Apollo unter den Thieren nennen.

Dan. Leßmann.

Digitized by Google

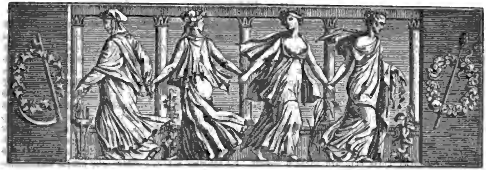
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber das Werk: „Dainos oder Litthauiſche Volkslieder, geſammelt, überſetzt und mit gegenüber ſtehendem Urtext herausgegeben von L. J. Rheſa. Königsberg, 1825; in der Hartungſchen Hofbuchdruckerei.“ (Vorgeleſen in der Berliner literariſchen Mittwochs-Geſellſchaft.) — Die Proben litthauiſcher Volkslieder, welche vor etwa 80 Jahren der verſtorbene Prediger Ruhig zuerſt dem deutſchen Publikum bekannt machte, hatten, durch Herder's und Leſſing's Empfehlungen verbreitet, einen ſo ungetheilten Beifall gefunden, daß dadurch Hr. Conſiſtorial-Rath Profeſſor Rheſa in Königsberg — ein geborner Litthauer — ſich bewogen fühlte, dieſen Liedern näher nach zu ſpüren. Die Frucht ſeiner jahrelangen Bemühungen um dieſelben iſt eine reiche Sammlung dieſer Lieder, in deren Beſitz Hr. Rheſa ſich befindet. Aus dieſer Sammlung nun hat derſelbe 85 Stücke ausgewählt und dieſe in der Urſprache, nebſt einer Ueberſetzung, unter dem Namen „Dainos“, d. i. Geſanglieder, in einem Bande mitgetheilt. — Die Lieder ſind ſämmtlich vom Hrn. Herausgeber, und von ſeinen in Litthauen angeſeſſenen Freunden, unmittelbar aus dem Munde des Volks aufgezeichnet. Es befindet ſich daher unter allen mitgetheilten Stücken kein einziges, von denen Hr. Rheſa nicht verſichern zu können glaubt: daß es ein durchaus echtes litthauiſches Volkslied ſey. — Die Dichter derſelben ſind zwar nicht bekannt; mehrere Lieder verrathen aber, durch die Beziehungen, welche ſie auf gewiſſe Oertlichkeiten nehmen, in welcher Gegend des Landes ſie entſtanden ſeyn mögen. — Ueber das Alter der Lieder hat ſich ebenfalls nichts Beſtimmtes ausmitteln laſſen. Einige derſelben beweiſen jedoch durch die Anſpielungen auf die neueren Kriegsbegebenheiten, welche ſie enthalten, daß ſie erſt dieſen ihre Entſtehung zu verdanken haben. Die meiſten ſind jedoch aus einer früheren Zeit, aber ein Alter von 100 bis 150 Jahren ſcheint kein einziges zu überſteigen. Zwar kommen in mehreren noch die alten Götzen der Litthauer vor, z. B. der Donnergott Perkuns; die Schickſalsgöttin Laima; der Wellenſchäumer Bangputtys; der Waldgott Silla-Radikis; die Erdgöttin Zemina; die Göttin des Todes Giltine u. ſ. w. Aber dieſe Spuren des Heidenthums berechtigen noch keinesweges zu der Annahme, daß dieſe Lieder, ſo wie ſie jetzt ſind, reine Ueberlieferungen aus jenen Zeiten ſeyen. Bruchſtücke alter Lieder mögen freilich dennoch darin enthalten ſeyn; aber dieſe ſind ohne Zweifel ſo vielfach umgebildet, daß es mißlich ſeyn würde, daraus einen Schluß auf ihr Alter und ihre urſprüngliche Beſchaffenheit zu wagen. Mythiſche Erinnerungen erhalten ſich ſehr lange bei'm Volke, zumal wenn ſie, wie hier geſchehen iſt, zur Maſchinerie der Volksdichtungen gebraucht werden. So haben ſich auch in den Volksliedern der ſehr verwandten lettiſchen Mundart ſo viel Erinnerungen aus dem Heidenthum erhalten, daß Stender daraus ſogar eine kleine Mythologie hat zuſammen ſetzen können. Daſſelbe Verhältniß finden wir auch bei den germaniſchen Stämmen, beſonders bei denen, die, wie die Litthauer, durch ihre abgeſonderte und beſchränkte Lage, mit den cultivirten Völkern weniger in geiſtigen Verkehr gekommen ſind. So werden namentlich noch heut zu Tage von den Fiſchern der Färöer Inſeln die Namen Odins, Thors, Lokkes und Siegfrieds in Tanzliedern, welche ſie ſelbſt dichten, bloß aus Gewohnheit ſehr oft angebracht, ohne daß irgend Einer die Bedeutung dieſer Weſen an zu geben weiß. — Dies voraus geſetzt, iſt es alſo das Wahrſcheinlichſte, daß dieſe Lieder, in der Geſtalt, wie ſie uns jetzt vorliegen, nur Erzeugniſſe der neuern Zeiten ſind. Es hat ſich nicht einmal eines von den Liedern, welche, nach dem Zeugniſſe unſerer alten Chroniſten, die preußiſch-litthauiſchen Völkerſchaften zur Verherrlichung ihrer im Freiheitskampfe gegen die Deutſchritter gefallenen Herzoge gedichtet hatten, auch nicht einmal im Bruchſtück, erhalten. Ueberhaupt iſt von eigentlich epiſchen Liedern keine Spur auf zu finden geweſen, obwohl — wie Hr. Rheſa aus einem neueren polniſchen Hiſtoriker nachweiſt — noch im ſechszehnten Jahrhundert der Sieg über den Lindwurm von dem Volke in Litthauen und Samogitien beſungen worden. — Die Form dieſer Lieder iſt ſehr verſchieden, die meiſten ſind in zwei-, drei- und vierfüßigen Jamben und Trochäen gedichtet; doch kommt auch der Spondeus und Daktylus und ſelten der Amphibrachys vor. Die Metra wechſeln jedoch ſo oft in den Verſen, daß ein beſtimmtes nur ſelten ganz durchgeführt iſt. — Hr. Rheſa hat, den Grundſatz der treuen und wörtlichen Uebertragung befolgend, ſich nicht ſtreng an die Versmaaße des Originals gebunden. Ueberhaupt ſcheint es — voraus geſetzt, wenn man ohne Kenntniß der Sprache, nur nach dem Gefühl urtheilen darf, welches ſich Einem bei'm Leſen aufdringt — daß der Geiſt des Originals durch die zu ängſtliche Befolgung dieſes Grundſatzes mitunter verloren hat. Freilich hat der Ueberſetzer aus dieſer Sprache nicht geringe Schwierigkeiten zu beſiegen; denn ſie iſt beſonders ausgezeichnet durch einen Formen-Reichthum aller Art und namentlich ſind dieſe Lieder voll von Wortſpielen und Onomatopoien. Ueberdem liebt es der Litthauer, ſeine Lieder mit Verkleinerungs-Wörtern an zu füllen, an denen ſeine Sprache das Italieniſche an Reichthum noch weit übertrifft. Durch ein einfaches Suffix nämlich kann dem Stammworte, nach Willkühr, der Begriff der Verkleinerung, der Anmuth, des Koſens, des Witzes, der Ironie, des Naiven hinzu gefügt und durch dieſes einfache Mittel die Grundbedeutung ſo mannigfach ſchattirt werden, daß die Ueberſetzung, ohne Umſchreibung, nach des Herausgebers Verſicherung, kaum möglich iſt.

Der Inhalt der Lieder iſt durchaus volksmäßig und auch dieſer Umſtand bewahrheitet es, daß ſie im Volke entſtanden und ausgebildet ſeyn müſſen. Wie eigentliche Gelegenheits-Gedichte betreffen ſie Vorfälle und Begebenheiten des gewöhnlichen, namentlich des häuslichen Lebens und Liebens und der Gefühle und Gedanken, welche dadurch rege geworden ſind. Bald nämlich iſt der Gegenſtand die Trauer über den Tod oder die Trennung theurer Perſonen; bald die Klage über unerhörte, verlaſſene oder verſchmähte Liebe; oder, im Gegentheil, die Freude und die Seligkeit des beglückt Liebenden; bald die Aufmunterung zum fröhlichen Trinken des vielbeliebten Alus oder die heitere Schilderung eines Gaſtmahls u. dergl. Die Art und Weiſe, wie dieſe Gefühle, Gedanken und Geſinnungen in dieſen Dichtungen vorgetragen werden, iſt eben ſo einfach wahr und kunſtlos, wie ſie in dem beweglichen, reinen und unverbildeten Gemüthe des Menſchen wirklich vor zu kommen pflegen. Aber die meiſten ſind ſo zart gedacht, ſo innig empfunden und ſo ſinnig angeordnet, daß der liebliche Zauber, welcher ſich dadurch über ſie verbreitet, unwillkührlich anſpricht und ſich einſchmeichelt. Frei von dem bunten Farbenſchimmer, mit welchem die vom falſchen Dichterfeuer angeſengte Phantaſie der Afterpoeten ihre Reimgeſpinſte zu verbrämen pflegt, blühen ſie, wie die Feldroſe unter prunkenden Zierblumen, in naiver Einfalt. Zwar verſchmähen es die Dichter keinesweges, dem Gedanken ein einfach-ſchönes Bild unter zu legen, um die Seele durch eine anmuthige Neben-Empfindung in die Stimmung hinüber zu leiten, aus welcher das Lied der Bruſt entklang; aber von dieſem Mittel iſt ſo beſcheiden und, man möchte ſagen, ſo beſonnen Gebrauch gemacht, das Bild iſt ſo ſinnig gewählt, ſo paſſend angebracht und ſaigerecht durchgeführt, daß es den vorherrſchenden Gedanken — indem es ihm natürlich an zu gehören ſcheint — wie eine wahre Folie, nur noch mehr hervor hebt und ihn dem Leſer mit all ſeiner Wahrheit, Innigkeit und Tiefe einflößt. (Die Fortſetzung folgt.)

Der Eichbaum, bei welchem der große König Guſtav Adolph gefallen, iſt unlängſt von einem heftigen Sturmwind umgeworfen worden. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 18. Februar. 28ſtes Blatt.

Undora.

Es ſäuſeln die Lüfte, es zittert die Fluth,
Undora träumend am Ufer ruht:
Es glühen die Wellen im Abendlicht,
Undora blickt trauernd hinunter und ſpricht:

„Ihr ſchaukelnden Wellen, du glühendes Meer,
Wie blickt ihr ſo lockend jetzt auf mich her,
Und war't doch ſo wüthig an jenem Tag,
Der unſerem Schiffe den Maſt zerbrach!“

Und es wird ihr ſo weh, und es wird ihr ſo bang,
Sie denket der Lieben, die das Waſſer verſchlang;
Da tönt aus den Tiefen ein ſchmeichelnder Laut:
Willkommen, o Tochter, willkommen, o Braut!“

Und ſehnend ruft ſie: „O Buhle mein,
O Vater, das Mädchen will bei euch ſeyn!“ —
Es ſäuſeln die Lüfte, es zittert die Fluth,
Undora im Schooße der Waſſer ruht.

Heinr. Stieglitz.

Ein Geſpräch mit F. L. Z. Werner.
(Fortſetzung.)

Umſtände, die dazwiſchen traten, verſchoben meinen Vorſatz, Werner'n perſönlich kennen zu lernen, bis zum Herbſte 1821. Am 7. Oktober ging ich nach dem Kloſter der Redemptoriſten, wo ſich Werner ſchon damals aufhielt: beigetreten war er dem Orden meines Wiſſens noch nicht, obgleich er die Ordens-Kleidung trug. Ein kleines freundliches Gebäude iſt die Kirche, im gothiſchen Styl erbaut, doch die Wände und das Laubwerk hell übertüncht, was dem Ganzen ein eigenes, nicht unangenehmes Anſehen giebt; die Fenſter hinter dem Hochaltar beſtehen aus gemalten Scheiben, durch die der Widerglanz der Sonne ein ſeltenes zauberiſches Licht über die beinahe menſchenleere Kirche ausgoß, da ich eintrat. Die jungen Geiſtlichen, Zöglinge des unter anderer Form neuerweckten Lojola-Ordens, waren an den beiden Seiten des Hochaltars aufgeſtellt und ſangen recht vollſtimmig ein Moteтто, begleitet von dem hellen und harmoniſchen Klange der Orgel. Jung, feurig, reizbar, wie ich war, mit einem Hange zur Schwärmerei, wie ihn jeder junge Menſch mehr oder minder hat; auch ſonſt noch von mancher trüben wehmüthigen Seite des Lebens berührt, wird man mir leicht glauben, daß dies Alles ein eigenes banges Gefühl erwecken mußte, das mich in eine weiche Stimmung verſetzte. Die Prieſter hatten ihren Geſang geendet und gingen zurück in die Sakriſtei; die Orgel verſtummte. Ein Einziger kniete auf einem Betſchemel vor dem Hochaltar; die Kirche wurde menſchenleer. An dem Knienden vorüber ſchritt ich in die Sakriſtei und gab dem Meßner den Wunſch zu erkennen, mit Werner ſprechen zu wollen. — „Warten Sie nur einen Augenblick“, entgegnete dieſer, „noch betet er!“ und deutete dabei durch die geöffnete Thür auf den Beter am Hochaltar. Alſo das war Werner! Es gewährte wahrlich einen eigenen Anblick, den einzigen Menſchen in der lautloſen Kirche und in der ſeltſamen Beleuchtung betend zu ſehen. Das greiſe Haupt war halb gehoben, das Auge gegen den Altar gerichtet, die Hände hielten den Roſenkranz. In den Mienen las ich fromme Andacht: Heuchelei war es nicht; und wozu

Digitized by Google

auch die? Er war ja ungeſehen in dem ganzen Tempel, nur mit ſeinem Gotte allein; daß ich ihn belauſcht, wußte er nicht; — war ihm das Gebet nicht Bedürfniß, er hätte nicht beinahe eine Stunde dort gekniet. Da er lange nicht kam, ging der Meßner, doch ohne meinen Auftrag, zu ihm, und ſagte vermuthlich, daß ich ihn ſprechen wolle. Werner erhob ſich und ſchritt näher. Eine mittelmäßige gedrängte Geſtalt, ſtarke Züge in dem dunklen Geſicht, tief gefurcht; das dunkle Haar grau untermengt; beides nicht vom Alter, doch vom Grame gealtert und gebleicht, letzteres in vollen wirren Locken um den Nacken hängend; graue düſtere Augen unter buſchigen Brauen — an der Seite hing ihm der Roſenkranz; das ſchwarze lange Kloſterkleid gab ihm ein ſeltſam impoſantes Anſehen. — Ich trat ihm entgegen, begann mich zu entſchuldigen, und war eben im Begriff, die herkömmlichen Verbindlichkeiten und den Beweggrund meines Beſuches vor zu bringen, als er mich unwillig unterbrach: „Keine Umſtändlichkeiten! Machen Sie es kurz!“ Das brachte mich ein wenig außer Faſſung — einen ſolchen Empfang hatte ich nicht erwartet; doch er hielt mich vermuthlich für Einen, der in Gewiſſens-Angelegenheiten zu ihm kam, wo ich ihm wenig willkommen ſeyn mochte, da ihn der Meßner offenbar im Gebete geſtört und vielleicht aus einer ſchönen Welt unwillkommen herausgeriſſen hatte. Er wollte mit mir in das Sprachzimmer gehen, das an die Sakriſtei ging, aber es war verſchloſſen. „So kommen Sie hier hinaus!“ — ſprach er weiter, doch wenig verbindlich. — Ich folgte ihm in den kleinen menſchenleeren Hofraum des Kloſters und erklärte ihm nun kurz und zuſammenhängend, wie mich die Verehrung für ſeine Dichter-Größe getrieben, ihm meine perſönliche Hochachtung zu erweiſen; wie ich mich ſelbſt bereits verſucht im Fache der Poeſie und meine Anlagen auch ſchon manche aufmunternde Anerkennung gefunden; wie ich ferner voll Vertrauen zu ihm käme, um noch manche Richtung meines Strebens zu erlangen. „Warum gerade zu mir das Vertrauen?“ ſagte er bitter. — „Dichter! Dichter!“ fügte er hinzu — „ich weiß wohl, was das ſagen will in unſerer Zeit und bei all dem Schmetterlingsvolke, das da herum flattert.“ — Das hatte mich denn doch verletzt, bei dem offenen Hingeben und dem vollen Herzen, mit dem ich gekommen war. — Ich entgegnete hierauf: wie das Vertrauen doch keineswegs etwas Verächtliches ſey, wenn es nicht auf Nebenabſichten beruhe, und ich mit dem Talente, das mir ſchon mancher Urtheilsfähige zugemuthet, auch das ernſte Streben vereinige, meine Kraft daran zu ſetzen, um nicht zu den Erbärmlichen, die er bezeichnet hatte, zu gehören: ſollte dieſes aber doch der Fall ſeyn, ſo habe ich, trotz meiner Jugend, doch geſunde Vernunft genug, das in der Folge ein zu ſehen und ohne Arroganz ein Schattenbild auf zu geben.

„Ich habe das auch nicht böſe gemeint“, erwiederte er ſanfter — „nur ſo im Allgemeinen geſprochen, weiß ja auch noch nicht über Ihre Fähigkeit zu urtheilen. *) — Und was iſt ſonſt Ihr Lebensplan?“ fuhr er fort. Ich machte ihn mit einem damals noch ſchwankenden Vorhaben bekannt, erwähnte auch eines Trauerſpiels, das ich geſchrieben und im Begriffe wäre, einer Bühnen-Direktion zu übergeben und — „Armer junger Freund!“ unterbrach er mich, meine Hand faſſend, „jetzt bedaure ich Sie!“ und ſein Geſicht und die Stimme bekamen einen ganz andern Ausdruck — „alſo Sie bereiten ſich im Ernſte dazu vor, wozu einen Andern ſonſt das Leben gewaltſam hinabzieht; nämlich unglücklich zu werden? Und mit dem Theaterpacke wollen Sie ſich einlaſſen — da ſind Sie doppelt unglücklich, wenn Sie ein weiches, noch nicht abgeſtumpftes Gefühl im Buſen tragen — o ich habe auch mit dem Volke, den Direktoren und Akteuren zu thun gehabt und werde ewig daran denken. Sie wollen alſo dahin die Poeſie tragen, wo Sie Ihnen ſogleich in ſchnöder erbärmlicher Lebensproſa ertränkt wird? Jeder Künſtler iſt ſchon ein geborner Unglücklicher, glauben Sie es mir, der es erfahren; und Sie wollen ſchon ſo zeitig Ihren **Jugendtraum** der Kunſt, der ja Ihre ſchönſte Epoche iſt — ganz ernſtlich hinopfern? Sie werden an mich denken! — doch ſind Sie vermögend?“ unterbrach er ſich, mich fragend. Ich verneinte. „Nun dann ſind Sie ein verlorner Menſch.“ — Ich überreichte ihm, um dem Geſpräche, das mich ſchon weich geſtimmt, eine andere Wendung zu geben, einige meiner lyriſchen Arbeiten. — „Der Kloſterbruder!“ ſagte er, bei einer der Ueberſchriften ſich aufhaltend — „leſen Sie — hier ſtört uns Niemand!“ — Der Himmel war abendroth und glänzte in den gemalten Kirchenfenſtern, das Glöcklein läutete zum Segen — um uns Alles ſtill; und ich las, in einer Stimmung aber, die zwiſchen Schmerz und Weinen ſchwebte. **) Als ich geendigt, ſah er mich eine Weile ſprachlos an, dann rief er, meine feuchten Augen gewahrend: „Sie fühlen, und taumeln Ihrem Schickſal entgegen — **darin** klingt die Welt recht wunderſchön und freundlich: treten Sie nur hinaus in ſie, wie ich gethan und mit tauſend Schmerzen erfahren, und wie Sie hier auch etwas geahnt haben — und ſuchen Sie da! Du mein Gott! dann werden die Stunden, wo Sie ſich niederſetzen,

*) Dieſe Unterredung war mir ſo merkwürdig und hatte einen zu bedeutenden Einfluß auf mein künftiges Streben, als daß mir nicht beinahe jedes Wort daraus hätte erinnerlich bleiben ſollen.

**) Ich werde das Gedicht in einem der folgenden Blätter hier mittheilen, wenn mir Raum vergönnt wird. D. Verf. (Es folgt am Schluſſe dieſes Aufſatzes. D. H.)

um zu dichten, Ihre bitterſten ſeyn, die Gram und Täuſchung geboren; und was jetzt Freude und Beruhigung gab, wird dann zur Aeußerung des Schmerzes, wo man das neugeſchaffene Gebilde mit Thränen begrüßt, ſtatt mit Lächeln. Jetzt glaube ich, daß Sie Talent haben, weil Sie nicht wiſſen, daß Sie unglücklich werden. Alſo nicht reich? und Ihr Lebensplan —. Sind Sie Katholik?" fragte er plötzlich. — „Ja!" entgegnete ich. — „Hören Sie meinen Rath!" fuhr er traulich fort; „den Rath Eines, der genug gekämpft hat mit dem Leben und ſeinen Irrthümern: erſparen Sie ſich, ſo lange Sie noch können, die bittern Prüfungen. O, ich hab' es ja gefühlt, mehr als Viele, was das Leben iſt und ſeine Genüſſe; ich habe das Gift geſogen und mit meinen Schmerzen den Genuß bezahlt, und wo ich Honig trinken wollte — da war es Wermuth, den ich ſelber thörigt mir bereitet, und lange bin ich ſo herum getaumelt; die Welt verſteht ja das Herz nicht! — Sie werden tauſendmal zurück geſtoßen und getreten, bevor man Sie einmal beachtet, und das Gefühl! Ey, was fragen die Menſchen danach! — Sie werden irren, wie ich geirrt, und man wird ſtatt des Troſtes Ihrer fluchen, und wagen Sie, redlich genug, Ihre Fehler zu geſtehen und Reue zu zeigen — da wird man Sie brandmarken, wie einen Kirchenräuber, und ob Ihnen das Herz zerreißt vor Seelenſchmerzen: danach frägt ja Niemand; Jeder richtet Sie nach ſeinem Maaßſtabe, nach dem, was er ſelbſt ſeyn ſollte — und verdammt Sie auch danach. Und die Freuden, o die Freuden ſind karg und verbittert, um ſo mehr, wenn man um die armſelige Exiſtenz ringen muß. Das hab' ich gefühlt, erwogen, mit tauſend Schmerzen erfahren; ich bin grau worden vor der Zeit, und das unnennbare Wehe hat mir den Menſchenhaß in die Bruſt geſäet! — O, ich werde ja von Keinem verſtanden, von Keinem geliebt; und elend iſt der Menſch, der ohne eine liebende Seele über dieſe Erde gehen muß. Was bleibt ihm noch? Die ewige Liebe! das Himmliſche, zu dem er aber zu ſpät zurück kehrt, nachdem das Leben bereits allen Blumenſtaub von ſeiner Seele geſtreift —: jetzt wirft er ſich ihr in die Arme mit dem ſchluchzenden, weinenden, zerriſſenen Gefühle: und nun ſoll ſie das ſtillen und heilen, was er ſelbſt im Leben ſich zur Wunde gemacht! — O! meine Schmerzen habe ich auch gefühlt, mehr als Viele; denn das Gefühl war bei mir größer; und ſie ſind noch jetzt nicht ſtumm, obgleich ich die Welt abgeſchüttelt habe, wie ein Leichengewand: denn ihre wilden Stimmen kreiſchen auch herüber, und die Erinnerung zugleich, geirrt zu haben und zu ſpät dorthin gegangen zu ſeyn, wo der Beruf war, und was man verkannt hat. Folgen Sie mir! — Unter recht freundlichen Auſpizien iſt hier ein Orden entſtanden, ſeine Mitglieder ſind alle gebildete Männer, viele Ihrer Landsleute ſind beigetreten; treten auch Sie ein — und Sie werden mir's noch danken in ſpäten Jahren oder aus Ihres Lebens Irrgewinden in mancher bittern Stunde herüber ſeufzen, daß Sie nicht gefolgt. Sie ſagen ja ſelbſt, daß Sie keine Anſprüche von Glück und freudenreicher Exiſtenz an die Zukunft haben. Nun?"

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Um einen Begriff von der heutigen Umgangs-Höflichkeit in Frankreich zu geben, erzählt Frau von Genlis, was ihr bei einem Diner im Junius 1821 widerfahren iſt. Sie ſpeiſete, wie gewöhnlich, bei ihrem Schwiegerſohn, dem Herrn von Valence, mit dreizehn Perſonen, worunter zwei Herzoge und Pairs, zwei andere Pairs, vier Marſchälle und drei Generale — folglich ein Manns-Diner!! Sie begiebt ſich in den Eßſaal, Dreiviertel-Stunden ehe an Tafel gegangen wird. Die Geſellſchaft war „fort obligeant" gegen ſie. Bei Tiſche ſitzt ſie zwiſchen zwei Pairs; aber nun geht die Klage an. Man unterhält ſich nicht mit ihr, ſondern ſpricht laut und geräuſchvoll über — Politik. Nach Tiſche ſetzt ſie ſich auf das Ehren-Sopha, und ſieht „avec surprise", daß die Herzoge, die Pairs, die Marſchälle, die Generale, anſtatt ſich im Halbkreiſe um ſie zu ſetzen, ihre Lehnſeſſel umkehren, unter ſich einen Kreis bilden, deſſen nächſte Hälfte ihr den Rücken zuwendet. Sie ſetzen die Tiſch-Unterhaltung noch anderthalb Stunden fort, und dieſes nennt Frau von Genlis eine empfindliche Beleidigung, eine grobe Unſitte. Warum aber begab ſie ſich nicht, wie in England, nach aufgehobener Tafel aus der Männer-Geſellſchaft weg? War es nicht eine unſchickliche Prätenſion von ihr, daß zwölf Männer ſich ſtundenlang nur mit ihr unterhielten, und, wie Joſephs Sonne, Mond und Sterne, ſich vor ihr neigten?

Herr von *** galt am franzöſiſchen Hofe für einen Mann, der nichts ohne geheime, ehrſüchtige Abſichten that. Er war von einer gefährlichen Krankheit geneſen; Hr. von Talleyrand beſucht ihn, ſpricht von dieſem Beſuche und ſagt: „Mein Gott, wie alt, ſchwach und mager iſt er geworden! Was mag er damit bezwecken?"

Es tadeln Viele den Hochmuth der Reichen, die ſich ihrer Armuth — ſchämen. Der Tadel kommt nicht aus wahrhafter Mißbilligung, ſondern aus dem Verdruß, nicht ſelbſt ſo hochmüthig ſeyn zu können.

„Seine Verſe ſind hart, wie ſein Name!" pflegte Boileau von einem Dichter zu ſagen, der ſich Pierre Caillou de la Roche-Marbrée nannte. Dieſer Name iſt auch in Wahrheit noch ſteiniger, als etwa der: Louis le Duchat de Dorville, golden iſt. Th. Laurin.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber das Werk: „Dainos oder Litthauiſche Volkslieder.“ (Fortſetzung.) Zum Beweiſe des hier Ausgeſprochenen mögen folgende Lieder dienen:

Der Liebende.

Wohin geh' ich, wo bleib' ich, wo werd' ich es ſchauen?
Womit ſoll ich mein armes Herz beruhigen?
Ihrer Liebe gedenkend werd' ich ſo bitterlich weinen,
Bis ich mein armes Herz von ihr ablenke.

Den Fußſteig hab' ich abgetreten, ſie ſtets beſuchend,
Das Bächlein hab' ich ausgeſchöpfet, ſtets hinüber ſchreitend.
O Mägdlein, o Herzchen, doch werd' ich dich beſuchen,
Werde wiederkehren, indem ich dieſer Liebe gedenke.

Der Waiſe Klage.

Ich armes Mägdlein,
Verlaſſ'ne Waiſe,
Gewohnt zu darben
In bitterem Elend;
O wenn ich hätte
Doch eine Mutter,
Eine Fürſprecherin!

Schon lange ſchläft ſie
Auf hohem Hügel.
Auf ihrem Grabe
Dort glänzet zitternd
Der Thau der Rauten,
So hell wie Silber.

Die liebſte Gabe.

Als ich wohl hundert Feldweges geritten war,
Ohne Zaum und Sattel und ohne Bügel,
Kam ich an ein Wäldchen, grün Birkenwäldchen,
Gern beugt ich die Birke im grünen Wäldchen!
Im Thau der Birke wuſch' ich gern mein Antlitz!
Daß roth und weiß ich möchte werden,
Wie meines Vaters Liebroſe blühet.

Und da begegnet' ich meinem Mägdlein
Am Rautengarten, am Mohrangarten.
Mein holdes Mägdlein, du zarte Jungfrau,
Was werd' ich denn zum Geſchenk erhalten?

Ich werde flechten ein grünes Sträuslein,
Werde Rauten binden zu den ſchönſten Blumen.

Und wär's auch das Geringſte, das Allergeringſte,
Iſt's doch die Gabe der liebſten Liebe!

Der Rabe.

Her flog ein ſchwarzer Rabe,
Trug eine weiße Hand her
Und einen gold'nen Ring daran.
Dich frag' ich, lieber Vogel:
Wo haſt du, ſchwarzer Rabe,
Die weiße Hand erhalten,
Und wo das gold'ne Ringlein?

Ich war im großen Kriege:
Da ſchlug man große Schlachten,
Da flocht man Zäune aus Schwerdtern,
Da grub man Gräber mit Flinten,
Da floß das Blut in Strömen.
Da liegt nicht nur ein Söhnlein,
Da weint nicht nur ein Vater.

O weh, das iſt mein Ringlein,
Nun kehrt mein Jüngling nicht wieder,
Es fließen meine Thränen.

Die treue Liebe.

Durch's Dörfchen ging ich,
Das Waſſer trug ich,
Da hört' ich wiehern
Das braune Roß im Stalle.

Ich ſetzte die Eimer hin,
Eröffnete die Thüre,
Da erblickt' ich den Jüngling
Im Stalle bitter weinend.

Was weineſt du, lieber Jüngling,
Du, o lieber Reiter?
Ich habe dir ja zugeſagt,
Meine Liebe nimmer
Von dir abzuwenden.

Rein iſt dieſes Waſſer
In der reinen Quelle.
Treu iſt die Liebe
In dem treuen Herzen.

Manche dieſer Lieder zeigen ſogar eine Art höheren lyriſchen Schwunges. Denn der ausgeführte Gedanke ſchwebt, durch die ganze Strophenzahl des Gedichts, verkleidet dahin, bis er endlich in den Schlußworten ſich plötzlich enthüllt und nun mit aller Stärke in die Seele zurück tönt und ſie ergreift. Z. B.:

Heimführungs-Geſang.

Am Abend wehten
Die ſanften Winde,
Die Lilien ſchwankten hin und her:

Da führten ſie von hinnen
Die liebe Tochter,
Fort über die grünende Halde.

Auf, auf, ihr Söhne,
Verfolget die Schweſter,
Jaget nach der Hinweggeführten!

Und ſie hinaus —
Ereilten die Schweſter
Schon bei dem grünenden Walde.

Durch die Halde ritten ſie;
Da erbebte die Haide,
Ertönte das Stangengebiß.

O kehre wieder,
Kehr' um, o Schweſter!
Dich erſehnet die Mutter zurück.

Nicht will ich umkehren,
Ihr, meine Brüder!
Den Kranz nur will ich zurück ſenden.

Wo wirſt du, Schweſter,
Du Schwarzgebraunte,
Wo wirſt du nachtherbergen?

Es ſteht auf dem Hügel
Eine grünende Linde.
Da werd' ich nachtherbergen.

Und dieſer Linde
Grünende Blätter
Werden meines Hauptes Kiſſen ſeyn!

Es neigten ſich zu mir
Der Linde Zweiglein:
Das waren nicht der Mutter Hände.

Auf mich fielen hernieder
Der Linde Blüthen:
Das waren nicht der Mutter Worte.

Der Vater an ſeinen Sohn, der in's Feld zieht.

Was klagte der Vater, der Bejahrte?
Er ließ den Sohn hinaus in's Feld zieh'n:
Jung iſt mein Söhnlein,
Schwach an Erfahrung.
Stehe feſt,
Zittere nicht,
Halte die Fahne im Angeſicht!
Und wirſt du fallen,
Wirſt du doch mit Ehren ſterben.
Dein wird man gedenken im Grabe!

Da reiten Brüder, unſere Lanzenträger;
Was macht mein Sohn anjetzt im Felde?
Der Streit iſt heftig, ſie feuern, ſie ſchlagen.
Da liegen Gewehre zerſtreut und Schwerdter.
Stehe feſt,
Zittere nicht,
Halte die Fahne im Angeſicht!
Und ſollſt du fallen,
Wirſt du doch mit Ehren ſterben.
Dein wird man gedenken im Grabe!

Dort liegt, dort ſchläft mein Sohn im Grabe;
Auf ſeinen Hügel träufelt der Thau.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bei einem Gewürzkrämer in Stockholm hat man vor Kurzem ein Manuſcript von Kopernikus aufgefunden, enthaltend eine Abhandlung über den Einfluß der Cometen auf die Planeten Erde, Saturn und Mars. Man hat die Handſchrift ſogleich nach der Akademie der Wiſſenſchaften geſchickt. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter

oder

Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 20. Februar. 29ſtes Blatt.

Bei'm Hinabſteigen in's ... Thal.

Wie ſtill und freundlich liegt im Mondenlichte
Ihr dunkeln waldumkränzten Höhen da,
Von denen, Himmelswonn' im Angeſichte,
Mein Mädchen oft nach meiner Hütte ſah.

Ihr kränzt ſo ſchön das Thal, wo ſie geboren,
Das ihres Lebens ſtilles Eden war,
Euch hat ſie oft zum Frühlingsſitz erkohren,
Mit euren Blumen oft geſchmückt ihr Haar.

Ihr ſaht ſie ſchön empor zur Jungfrau blühen,
Saht manche Thrän' in Sehnſucht hingeweint,
Saht liebend ihre Wangen höher glühen,
Sann ſie in euerm Schooß den fernen Freund.

So wie durch heil'ge Flur der Pilger wallet,
Wie heil'ger Schauer durch die Seel' ihm bebt,
So wall' auch ich, wo ſie als Kind gelallet,
Wo ſie im Flügelkleide hingeſchwebt.

Hier blickt das Dach, umwohnt von Nachtigallen,
So freundlich mich aus Blüthenbüſchen an,
Wo ſie ihr erſtes, ſtilles Erdenwallen
An ihrer Mutter treuen Hand begann.

Dort ſchaut durch mondbeglänzte Frühlings-Auen
Der Kirchenthurm herab auf ſeine Flur,
Wo ſie mit hehrem kindlichen Vertrauen
Dem Weltenheiland ew'ge Treue ſchwur.

O ſchönes Thal! o himmliſch heil'ge Stäte!
Hüllt liebend mich in eure Dunkelheit,
Daß dort ich weile, dort ich knieend bete,
Wo ſelbſt der Heiland ihrer ſich gefreut.

Schregel.

Ein Geſpräch mit F. L. Z. Werner.

(Fortſetzung.)

Wie anders kam mir der Mann nun vor! — Manche bittere Erinnerung meines Lebens tauchte plötzlich vor mir auf, und eine Ahnung wollte mir ſagen, er habe, wenn er auch die Welt zu finſter geſchildert, doch viel Wahres geſprochen — mit hervor brechenden Thränen ſtürzte ich an ſeine Bruſt. „Ich habe bis jetzt noch nicht den Beruf dazu geſpürt!“ entgegnete ich nach einer Weile zaghaft. — „Beruf?“ nahm er wieder das Wort. „Glauben Sie denn, der Beruf ſey eine Sache des Augenblicks, das, worüber momentane Luſt und Unluſt entſcheidet? — O, ich habe erſt zu ſpät erfahren, was mein Beruf war — und mir es erſt jetzt geſtanden, nachdem ich mein bisheriges Leben vergebens geſucht. Prüfen Sie ſich — doch glauben Sie mir: denn meine Wahl war keine des Augenblicks!“ — „Ich will mich prüfen!“ entgegnete ich. — „Ach wohl!“ fuhr er fort (jetzt ertönte Orgel und Glöcklein in der Kirche; die Fenſter brannten im Purpur des Abends. „Der Segen!“ ſprach er plötzlich, ſich umwendend, und kniete nieder, auf die Bruſt ſchlagend). „Alſo“, fuhr er fort, „wie geſagt, Ihnen erſcheint freilich noch das Leben morgenroth und blühend, üppig und ſüß: Sie haben es ja noch nicht gekoſtet, das Honigſeimige — freilich; aber ich habe es, ich! und hab' das Zeug Alles ſchaal gefunden und eklig. Nehmen Sie Rath an, überlegen Sie es bei ruhig geſtimmter Seele, und dann kommen Sie morgen jedenfalls her, Mittags zu

Digitized by Google

Tiſche; ich will Sie dem Herrn Prior vorſtellen — es wird kein Anſtand ſonſt obwalten. Indeß leben Sie wohl, junger Freund!“ — Er drückte mir die Hand, und ein wehmüthiger Blick ſah mir entgegen aus ſeinen Augen: es war auch der letzte, den ich von ihm ſah. *)

Ich ging aber am andern Tage nicht hin. Hatte mich Werner ſo weit geſtimmt, daß ich beinahe Ja! geſagt hätte und ein ewiges Loos vielleicht unbeſonnen über mein Leben geworfen, ſo fürchtete ich bei meiner unbeholfenen Jugend, es würde einem Entſchluſſe dann nicht aus zu weichen ſeyn. Ob ich gut gethan oder nicht, darüber wird mein ferneres Leben entſcheiden. Kurz, ich ging nicht — und ſah Werner nimmer wieder. Im Febrnar des folgenden Jahres verließ ich Wien und Werner ſtarb nicht lange darauf.

Vielleicht dient das hier Erzählte dazu, das viele Irrige, Falſche und Gehäſſige, was man beſonders in den letzten Jahren über dieſen wahrhaft ausgezeichneten Mann geſagt und geſchrieben hat, bei den Unbefangenen in das gehörige Licht zu ſtellen; denn für die Parteiiſchen und Schlechten, die ſchonungslos und mit offenbarer Gehäſſigkeit gegen ihn aufgetreten ſind, will ich hier gar nichts gethan haben. Darüber nur Einiges, was mir gerade der Berührung werth ſcheint.

Wenn E. T. A. Hoffmann ſeinen Hund Berganza ſagen läßt: Werner habe einen geſprenkelten Charakter gehabt, und ſey perfid, und was noch mehr, geweſen, ſo hat er ihm offenbar viel zu viel gethan (iſt's nicht ſo, ſo belehre man mich): worüber ich aber mit dem nun auch Entſchlafenen, nicht rechten will. Hat man an dem Tone der darin aufgeſtellten Charakteriſtik Werner's Behagen gefunden, ſo frage ich nur, ob es wohl ziemlich, ſolches in den Mund eines Hundes zu legen; zudem iſt mir das Wort geſprenkelt nur als ein bezeichnendes bei Schlangen nnd Eidechſen erſchienen; und ob ſolches Werner verdient hat, ob er es war, das möge Gott entſcheiden und vergeben. So viel ich ihn kannte — und ich habe tief in ſeine Bruſt geſchaut und manches unbefangene Urtheil über ihn gehört, und das aus ſeiner nächſten Umgebung, wo jeder Menſch am früheſten ohne Umhüllung erſcheint — war er wohlthätig, freigebig; viele Arme in Wien haben ihn von dieſer Seite gekannt. Bei aller Schroffheit des Aeußern fühlte ſein wahrhaft großes Herz tief; baute er auch nicht ſehr auf die Menſchen, ſo traute er ihnen doch das Gute zu; traten ſie ihm auch zu oft gehäſſig entgegen, ſo hielt er ſie doch der Liebe fähig und werth; hat er gefehlt, ſo war es darin, daß er für Falſchheit und Beleidigung zuletzt Verachtung zollte; man ließ ihn ja nicht ſeinen friedlichen, wenn gleich ſeltſamen Weg gehen: mit kaltem Hohne, entehrenden Gerüchten, Verläumdung und Spott überſchüttete man ihn. Sein Herz war ein guter Engel; die Vernunft ein gefallener, der die Sehnſucht nach ſeinem Vorzuſtande ausſeufzt, und den die Dämonen des Irrthums gewaltſam herabziehen in den dumpfen Erdenſtand. Sehr treffend verglich ihn einer meiner Freunde, der mich in Wien beſucht hatte, Werner'n näher kennen lernte, und gewiß ein geſundes, durchgreifendes Urtheil beſaß, denn er ſah nicht durch Gläſer — „mit einem Verbannten, der, in den fremden Kreis geſchloſſen, eine fremde Sprache rede, unverſtanden; darum Irrthum erzeuge bei ſeinem guten Wollen; die Sehnſucht, die er hegt nach ſeinem Vaterlande, in ſeiner eigenen Weiſe verlautbaren laſſe, und ein Wahnwitziger ſcheine, weil er nicht paßt in unſre Formen!“ — Auch dieſer iſt ſchon heim gegangen mit ſeinem vollen Herzen und hat dieſe Anſicht mit hinüber genommen zur Beſtätigung. Hoffmann, der dem Unglücklichen das bittere Unrecht doch gewiß ohne boshaften Hinterhalt gethan, iſt nun auch dort, wo er es ihm abbitten wird, und wo ſein Kreſpel den wahren harmoniſchen Zweiklang gefunden, und auch Werner ſeine Diſſonanzen, ja er ſelbſt (Hoffmann) die ſeinigen ſelbſt: denn welcher Menſch vermöchte denn ſein Leben ſo ganz ohne Mißklang (äußeren oder inneren) in dieſem irdiſchen Orcheſter ab zu ſpielen.

Als Dichter ſtand Werner auf einer hohen Stufe. Seine Phantaſie iſt ein Rieſe, ſein Colorit das kräftigſte, üppigſte, vielleicht unter allen, die es giebt; ſeine Sprache voll, tonreich, melodiſch, eben ſo furchtbar in ihrer Kraft, als eindringlich in ihrer Milde. — Ich habe, um dies noch zu bemerken, ihn bewundert, als er in der letzten ſeiner Faſten-Predigten, die ich hörte, den Inhalt aller frühern (er predigte drei Mal in der Woche, und, wie geſagt, ohne Vorbereitung) recapitulirte, ja ſelbſt einzelne Gedanken daraus hervor hob, und aus Allem dieſen ein Ganzes, den Schluß aller geſtaltete — was einen Beweis für ſein außerordentliches Gedächtniß giebt. — Als Dramatiker behauptet er, ſchon nach der Stael-Neckerſchen Anſicht, die meines Wiſſens bis jetzt noch nicht grundhaltig beſtritten worden iſt, den dritten Rang unter Deutſchlands Dichteen; wenn auch nicht als Bühnen-Dichter. An geiſtiger Größe hat er viele ſeiner berühmten Zeitgenoſſen überboten, gleich wären ihm nur wenige gekommen, hätte die berührte Diſſonanz nicht zu frühe und ſtörend in ſein Leben gegriffen. — Er war ein Jerender, und man hat ihn zum Schlechten gemacht. Beſonders ſchien ſein Uebertritt zu einer andern Glau-

*) Werner hatte während des Geſpraches oft und viel aus einer großen Doſe geſchnupft, die mit einem Portrait, dem der Stael-Necker, wenn ich bis jetzt nicht irre, geziert war, und das Bild jedesmal bedeutend angeblickt; ob es nur Gewohnheit war, oder ſonſt im Zuſammenhange ſtand mit jenen obigen Ideen, das weiß ich nicht. D. V.

bensform und dem Prieſterſtande die Anfeindung angeregt zu haben. Darauf wurde er, weil man dieſen Schritt als Folge einer ſchlechten Grundurſache aufſtellte, erboſt, und mag ſich manchmal vergeſſen haben. Das gab aber ſeinen hämiſchen Beurtheilern nur noch mehr Stoff, über ihn her zu fallen und ihn, aber doch eigentlich mehr ſich ſelbſt — zu ſchänden. Das Menſchenfeindliche, das zuletzt in ſeine Worte, aber gewiß nicht in ſein Herz kam, war alſo nur eine Folge der ſteten Neckereien und Reizungen. Warum hat man denn, als zwei bedeutende deutſche Dichter denſelben Weg, den Werner nahm, rückſichtlich ihres Glaubens-Bekenntniſſes einſchlugen — Schlegel und Stolberg nämlich — nicht dieſe ſo gehäſſig behandelt und giftig angefallen? Vermuthlich weil man ſie fürchtete (?), da ſie mehr activ waren als Werner. Hätte man nur damals, und würden nur immer die herrlichen Worte beherzigt, die Fichte, der Philoſoph, ausſprach, bei Gelegenheit des Stolbergſchen Religions-Uebertrittes (nämlich: „Wer es fühlt, daß er nicht auslangt mit ſeiner Philoſophie bei einer mehr rationellen Religion: der thut recht, wenn er ſich einer in die Arme wirft, die ihn in dieſem Punkte beruhigt"); aber wie kann dies die Engherzigkeit, welche es ja allein war, die den greuelhaften Anſtoß hier finden wollte! — Nebſt der Zeitſchrift, die, wie Werner ſelbſt ſich ausdrückte, nur zu oft die Lampe, welche ſie zum Schilde führt, mit faulem Oele tränkt, haben auch andere noch gehäſſiger und unedler ſich gegen ihn geäußert. Ich will hier keineswegs den Redaktionen die Schuld davon beimeſſen; denn man weiß ja, wie dieſe ſelten für die Anſichten und Nachrichten ihrer Correſpondenten bürgen können. (Der Schluß folgt.)

Maria von Cleve.

Maria von Cleve war ſechszehn Jahr alt, von lieblicher Geſtalt, eben ſo beſcheiden als voller Grazie. An ihrem Hochzeittage mit dem Prinzen von Condé beſtand ſie darauf, auf dem Balle nicht anders zu erſcheinen, als im ſchlichten weißen Florkleide, mit blaßrothen Bandſchleifen. Die weiblichen Gäſte hatten alle Künſte der Gefallſucht aufgeboten; ſie ſtrahlten von Geſchmeide, prangten in Stickereien und reichen Stoffen; Maria von Cleve trug keinen Schmuck, als die Unſchuld ihrer Wangen, die Reinheit ihrer Augen, die Friſche der Jugend und den Schmelz ihrer Zähne. Sie tanzte viel, fand ſich endlich erhitzt und begab ſich aus den Wolken und Dünſten des Ballſaals in ein Nebenzimmer, wo eine von den Frauen der Königin-Mutter ihr den von Schweiß gefeuchteten Halskragen abnahm und mit einem friſchen erſetzte. Kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, als der Herzog von Anjou (nachheriger König von Frankreich, Heinrich III.), der ebenfalls viel getanzt hatte, zu ſeiner Mutter eintrat, um aus zu ruhen und ſein Haar wieder in Ordnung zu bringen. Er trocknete ſich mit dem erſten beſten Tuch, das ihm unter die Hände fiel, den Schweiß: es war — das Halstuch der fürſtlichen Braut, und wirkte ſympathetiſch auf ihn. Denn er war nur ſo eben in den Tanzſaal zurück gekehrt, als er auf die Prinzeſſin den erſten Blick warf; ſein Inneres bewegte ſich; Staunen und Verwirrung wechſelten mit der geheimen Empfindung ab; er konnte von dem geliebten Gegenſtande die Augen nicht abwenden: und dieſes Alles war um ſo merkwürdiger, da er in den ſechs Tagen, ſeit welchen Maria am Hofe war, nur wenig auf ſie geachtet hatte, und von ihren Reizen nichts weniger als eingenommen ſchien. Von dieſem Augenblick an machten ſie auf ſein Herz einen eben ſo tiefen als bleibenden Eindruck. Er wurde zuvorkommend, war immer um ſie, machte nur ihr den Hof, buhlte um jeden Blick, um jedes Wort, und folgte ihr, wie ihr Schatten. Als ihm, durch die Bemühungen ſeiner Mutter Catharina, die polniſche Krone angeboten wurde, ſah er jenes Reich als einen Verbannungs-Ort an; die Entfernung war in ſeinen Augen kein Mittel gegen ſeine Leidenſchaft, ſondern Oel in ſeine Flamme. Er reiſete ab, weil er mußte; ſein Herz blieb zurück, und ſein einziger Troſt war ſein Briefwechſel mit der jungen Herzogin. So oft er ſchrieb, ſtach er ſich in den Finger, um mit ſeinem Blute zu ſchreiben. Am Tage, wo er Carl's IX. Tod erfuhr, beſiegelte er auf eben dieſe Weiſe den Schwur: „Sie ſolle bald Königin von Frankreich und ſeine ewiggeliebte Gattin werden." Er ſchmeichelte ſich nämlich mit der ſüßen Hoffnung, es werde ihm ein Leichtes ſeyn, ihre Ehe mit dem Herzog von Condé zu trennen, weil dieſer ſich von der katholiſchen Kirche getrennt hatte. Sein Entſchluß, den er der Prinzeſſin gleich nach ſeiner Ankunft mündlich wiederholte, ward ihr verderblich: wenige Tage ſpäter wurde die Herzogin von einem unbekannten heftigen Uebel ergriffen, das ſie im Frühling ihres Lebens fortraffte. Man war überall der Meinung, Catharina habe ſie vergiften laſſen. Heinrich's III. Verzweiflung läßt ſich nicht beſchreiben. Er brachte die erſten Tage, auf ſeinem Zimmer verſchloſſen, in Thränen und Wehklagen zu; und als er ſich wieder öffentlich zeigen mußte, erſchien er in tiefſter Trauer; ſein ganzer Anzug war mit kleinen ſchwarzen und weißen Todtenköpfen überſäet; man fand ſie auf den Schuhbändeen, auf den Achſelbändern, überall. Souvray erhielt 6000 Franken, um dieſe Trauerzeichen auf ſeine Aermel-Aufſchläge zu ſticken.

T. L. Secha.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Ueber das Werk: „Dainos oder Litthauiſche Volkslieder. (Fortſetzung.) Verdienen dieſe ſchönen Volksdichtungen, von dieſer Seite betrachtet, ein gerechtes Lob, ſo verdienen ſie es nicht minder, wenn man ihren moraliſchen Gehalt prüft. Niemals werden in ihnen Empfindungen erkünſtelt. Nie kommen in ihnen wilde Ausbrüche eines rohen Gemüths zum Vorſchein. Noch weniger werden laſterhafte Geſinnungen und Handlungen beſchönigt, oder auch nur Affekte und Begierden, welche die Sinnlichkeit reizen und die Sittlichkeit verletzen, mit verführeriſchem Schimmer ausgeſchmückt und angeprieſen. Dagegen ſind ſie voll vom ſtillen Preiſe der Keuſchheit und Unſchuld; der treuen, reinen Freundſchaft und Liebe; des Mitleids für Arme und Bedürftige; der Milde gegen Untergebene; der Hochherzigkeit, wenn es gilt, edle Zwecke zu beſtehen; ſo wie des Fleißes und der Arbeitſamkeit. Nur dieſe Tugenden verlangt der zärtliche Jüngling von dem Mädchen ſeiner Wahl; ja er ſcheint zu ſchmälen, wenn ſie etwa, ihre Armuth beklagend, wähnt, daß er Geld und Gut höher ſchätzen könne, als eine wackere Geſinnung und eine regſame Hand, wie folgende Lieder beweiſen:

Die ſpinnende Mutter.

Geſtern kam ich ſehr ſpät zurück,
Traf die Mutter noch wachend an.
Bei der Kienfackel mattem Schimmer
Spann ſie des Flachſes feine Fäden.

Spinne, Mütterchen, ſpinne fein!
Weit hinaus wirſt du mich hinfrey'n.
„Spinne, Töchterchen, nur noch feiner,
Und ich freye dich noch viel weiter.“

Auf der Maſuren Hochzeit geſungen.

Drei der Sechſer,
Sechs der Dreier,
Blühen im Garten
So holde Roſen.

Wohl iſt mir kund,
Auch weiß ich,
Welches Mägdlein
Flink und fleißig.

Als ſie ging zum Tanz,
Richtete ſie den Webſtuhl;
Als ſie kam vom Tanz,
Wob ſie die Linnen.

Drei der Sechſer,
Sechs der Dreier,
Blühen im Garten
So holde Roſen.

Wohl iſt mir kund,
Auch weiß ich,
Welcher Jüngling
Flink und fleißig.

Als er ging zum Tanz,
Stellt' er die Pflugſchaar;
Als er kam vom Tanz,
Pflügt' er im Felde.

Drei der Sechſer,
Sechs der Dreier,
Blühen im Garten
So holde Roſen.

Wohl iſt mir kund,
Auch weiß ich,
Welches Mägdlein
Nicht flink und fleißig.

Als ſie ging zum Tanz,
Flocht ſie ein Kränzlein;
Als ſie kam vom Tanz,
Schlief ſie im Garten.

Drei der Sechſer,
Sechs der Dreier,
Blühen im Garten
So holde Roſen.

Wohl iſt mir kund,
Auch weiß ich,
Welcher Jüngling
Nicht flink und fleißig.

Als er ging zum Tanz,
Putzt' er die Sporen;
Als er kam vom Tanz,
Scheu'et er ſich am Zaun.

Die nicht fein ſpinnen kann.

Ich hatte ein Rößlein,
Das war klein, aber fein
Das trug mich jungen Geſellen,
Mich und meinen Anzug.

Bergan lief es im Trabe,
Bergab im Galopp.
Ueber die Bächlein ſprang es,
Ueber die Seen ſchwamm es.

Ich begegnet' einem Mägdlein,
Das die Arbeiten nicht verſtand:
Sie konnte nicht fein ſpinnen,
Fein ſpinnen, dicht weben.

Ich hatte ein Peitſchelein,
Fein geſchnitten, dicht geflochten,
Und daſſelbige lehrete ſie
Fein ſpinnen, dicht weben.

(Der Schluß in der Beilage.)

Obgleich Molière aus übergroßer Leidenſchaft und wider Willen ſeines Vaters (eines Tapezirers) Schauſpieler geworden, begünſtigte er ſpäter dieſen Stand minder, als man hätte erwarten ſollen. Ein junger Menſch beſuchte ihn eines Tages, und vertraute ihm ſeinen Wunſch, Schauſpieler zu werden. — „Haben Sie wohlhabende Eltern?“ fragte ihn Molière. — „Mein Vater iſt Advokat!“ — „Warum wollen Sie das nicht auch werden? Glauben Sie, daß unſer Stand wirklich die ſchöne Innenſeite hat, welche Ihnen die Außenſeite vorſpiegelt? Glauben Sie das ja nicht! Nur wer nichts Beſſeres werden kann, wird Schauſpieler; meiſt ſind es Menſchen, die nichts Tüchtiges lernen wollen! Ich werde es mir zeitlebens vorwerfen, daß ich gegen den Wunſch meiner Familie Schauſpieler geworden bin! Es iſt kein Segen dabei. Wir ſind mitunter geſucht, geehrt; aber wie hangen wir auch von den Launen unſerer Gönner ab? Ein unglückliches Verſcherzen ihrer Zuneigung, unſeres Rufes, und wir ſind für immer gefallen! — Der größere Theil der Welt verachtet uns; alſo kehren Sie ja um Gottes Willen zur Bahn der Ehre zurück!“ — Ein ſo großer Philoſoph Molière in dieſem Punkt war — in Betreff der ehelichen Glückſeligkeit ward ſeine Philoſophie gänzlich erſchüttert; denn er hatte eine höchſt leichte und untreue Gattin, Armande Béjard, die er, als ſie noch Kind war, zu ſich genommen, und ſie zur Schauſpielerin, oder auch eben ſo ſehr zur Tugend aus zu bilden verſucht hatte. Letzteres war ihm leider mißglückt, ſo daß er oft ſagte: „Meine Frau zerſtört alle meine Philoſophie!“ Molière war dabei ſehr eiferſüchtig, was ſein Leiden noch vermehrte. Dennoch beging er die Unklugheit, einen zweiten Zögling bilden zu wollen, den nachher ſo berühmten Baron. Auch ihn erzog er nach allen Kräften zur Tugend, was ihm aber eben ſo wenig gelang; denn, als Baron zum erſten Mal mit Molière's Frau in „Amor und Pſyche“ auftrat, ward aus Beiden ein vollkommenes Liebespaar! — Nach Molière's Tode erhielt ſeine Gattin, die im Leben nur ſein Unglück gemacht hatte, vom König nicht nur ein Ehrengrab, ſondern auch ſogar eine Ehrenſäule! gleichwie (ſagt Laharpe ſcherzend) die Römer die Kaiſer, welche ſie erdroſſelt hatten, hinterher unter die Götter verſetzten! — Die Untröſtliche wollte erſt die Bühne gar nicht wieder betreten, ließ ſich aber ſo gut zureden, daß ſie dann zuerſt im „Misantrope“ die Rolle der „Celimene“ ſpielte, der ſie ſo lange Zeit im Leben glich. Um ihren tiefen Schmerz vollends zu überwinden, heirathete ſie zuletzt den ſchlechteſten Schauſpieler der Truppe! (Gaz. d. Fr.)

In St. Etienne ſpielte neulich ein Schauſpieler, Namens Alexis. Es ließ ſich plötzlich im Parterre eine Pfeife hören; kecken Muthes trat der Theaterheld hervor und ſagte: „Mein Herr! Ihr Hund iſt nicht hier! ich habe ihn nicht geſehen!“ (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. V.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 29ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Ueber das Werk: „Dainos oder Litthauiſche Volkslieder“ (Schluß.) Ueberhaupt iſt die Liebe, ohne jemals an Aeußerlichkeiten — wie Schönheit, Geſtalt und Reichthum — zu haften, immer nur als das tiefſte Wonnegefühl der Seele geſchildert, ohne daß der Liebende ſagen zu können ſcheint: wie und wodurch ſie entſtanden. Daher findet ſich auch in keinem Gedichte ein Gemälde körperlicher Reize und Lockungen: deſto ſchöner und ergreifender aber geben ſie zu fühlen, wie dies Unausſprechliche in ſeinem wunderbaren Daſeyn walte. Man leſe:

Die Liebliche.

In dem Bächlein fließet
Helles, reines Waſſer.
An dem Bächlein,
An der Quelle,
Was trauerſt du, liebe Jungfrau?

Wie ſoll ich nicht trauern?
Wie ſoll ich nicht klagen?
Nichts von dem
Hab' ich geſeh'n,
Was ich im Herzen trage.

In der Nacht ohne Schlummer,
Sprach ich ein liebes Wörtlein:
Ewiglich,
Nun und nie
Von ihm mich zu trennen.

Viel wünſchte ich lieber
Daß Leib und Seele ſich trennen,
Als daß ich hier
Geſchieden wäre
Von dem zarten Jüngling.

Die kriegeriſche Tochter.

Die Soldaten ſoldatierten,
Sie bliesen die Drommeten,
Sie zogen aus zum Kriege.

Laß mich, ehrwürd'ge Mutter,
Laß mich mit ihnen ziehen,
Mit den Soldaten, mit den Brüdern!

O Tochter, zarte Jungfrau,
Zieh' nicht mit den Soldaten!
Soldatenbrod iſt Kummer;
Heute hier und morgen dorthin.

Ehrwürd'ge, liebe Mutter,
Nichts will ich achten, will ziehen
Mit den Soldaten ſoldatieren.

O Tochter, zarte Jungfrau,
Wo wird dein Kranz dann bleiben?
Das grüne Rautenkränzlein?

Mein Kranz, ehrwürd'ge Mutter,
Wird weh'n im Winde. Mein Haarband
Wird glänzen in der Sonne!

O Tochter, zarte Jungfrau,
Wo wirſt du übernachten?
Wo Nachtherberg' erlangen?

Ehrwürd'ge, liebe Mutter,
Auf einer grünen Wieſe,
Auf einem hohen Hügel.

O Tochter, zarte Jungfrau,
Was wirſt du unterſpreiten?
Womit wirſt du dich decken?

O Mutter, würd'ge Mutter,
Den Thau will ich unterſpreiten,
Mit dem Nebel mich bedecken!

Der Schweſter Abſchied.

Dort im Garten blühen Majorane,
Hier im Garten blühen Tymiane,
Und wo unſer Schweſterchen ſich lehnte,
Da die allerbeſten Blümlein blühten.

Warum lehnest du dich hin, mein Mädchen?
Warum aufgeſtützt, mein junges Mädchen?
Sind nicht holde Jugend deine Tage?
Iſt nicht leicht und friſch dein junges Herz?

Sind gleich holde Jugend meine Tage,
Iſt auch friſch und leicht mein junges Herz noch,
Dennoch iſt mir leid um dieſe Tage —
Heute geht zu Ende meine Jugend.

Durch die grüne Hofflur geht das Mädchen,
Ihren Brautkranz in den weißen Händen.
O mein Kranz, o du mein braunes Kränzlein,
Weit von hinnen wirſt du mit mir gehen!

Lebe wohl nun, Mutter, liebe Mutter!
Lebe wohl nun, Vater, lieber Vater!
Lebet wohl nun, ihr geliebten Brüder!
Lebet wohl nun, ihr geliebten Schweſtern!

Wiederum, auf der andern Seite, wird das leichtſinnige Preisgeben, das Verletzen der Treue, der Mangel elterlicher und kindlicher Liebe, die rauhe und hartherzige Behandlung der Untergebenen ſanft getadelt, gewöhnlicher bedauert, am öfterſten jedoch in einem Bilde verſteckt und rührend zu Gemüthe geführt. Kurz, es athmet aus all dieſen Liedern ein ſo durchaus reiner und edler Geiſt, ein ſo unverdorbenes, ſchönes, kräftig-ſanftes Gemüth, daß der Betrachter — indem er in dieſen Dichtungen ein gegenſtändlich gemachtes Gemüthsleben dieſes Volkes anſchaut — ſich wundern muß, wie es dieſe, ſchon von den Alten hochgeprieſenen Tugenden ſeiner Vorväter unter dem harten Drucke ſeiner Bezwinger habe erhalten können. Namentlich aber muß es beſonders auffallen, und für dieſes Volk einnehmen, daß es unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen einen ſo ausgezeichneten Edelmuth bewahrt hat. Denn wenn, wie die Geſchichte bezeugt, eine Unterjochung, wie ſie dieſes Volk erfahren, nur zu oft ein Abſterben in geiſtige Dumpfheit, eine Entartung der edleren Gefühle in Rohheit, Sinnlichkeit, in Verſchlagenheit und wilde Rachluſt gegen die Unterdrücker zur Folge hatte, ſo bleibt es hier eine gewiß ſehr merkwürdige Erſcheinung, daß in dieſem Volke noch ein heiterer Geſang fortblüht, und daß dieſer Geſang — indem er ſich nur der Verherrlichung des Guten und Schönen weiht — nie in Zorn und Schmähung ausbricht, auch wenn er die Seufzer der Knechtſchaft aushaucht. Zwar ſcheint das Volk in der verderbten Herrſchaft ſeiner Unterdrücker und der Beſchränkung und der Entwürdigung ſeines geiſtigen Daſeyns, welche ſie zur Folge gehabt hat, ſein Elend auch jetzt noch unvergeſſen nach zu fühlen; aber fern von Vorwürfen läßt es — vielleicht nicht ohne, jedoch nur mit leiſer Ironie — ſeine ſchmerzlichen Erinnerungen in wahrhaft wehmüthigen Liedern austönen. Hierher

Digitized by Google

gehört, wie mir wenigſtens ſcheint, folgendes rührende Lied an die Lerche:

Holde Lerche,
Liebe Sängerin!
Warum niſteſt du nicht auf den Wieſen?
Warum jubelſt du nicht auf den Feldern?

Wie ſoll ich niſten auf den Wieſen?
Wie ſoll ich jubeln auf den Feldern?
Alle ſtellen mir Armen nach,
Alle ſcheuchen mich Arme fort.

Die Hirten hütheten die Heerde,
Die Pflüger ackerten auf den Feldern,
Dieſe ſtellten mir Armen nach,
Dieſe ſcheuchten mich Arme fort.

Ferner die Lieder:

Der Schaden im Garten.

Auf, ſinge, Schweſter!
Warum nicht ſingen?
Warum ſo auf den Händen
Gelehnet, aufgeſtützet?

Wie kann ich ſingen?
Wie kann ich fröhlich werden?
Es iſt im Garten Schaden;
Das Gärtlein iſt verwüſtet:

Rauten zertreten,
Roſen abgeriſſen,
Lilien zerſtreuet,
Der Thau ſelbſt abgeſchüttelt.

Hat der Nordwind geſtürmet?
Der Strom überfluthet?
Hat Perkun gedonnert?
Mit Blitzen geſchlagen?

Nicht hat der Nordwind geſtürmet,
Nicht der Strom überfluthet,
Nicht hat Perkun gedonnert,
Mit Blitzen nicht geſchlagen.

Bärtige Männer,
Männer vom Meere,
An's Ufer gelandet,
Haben den Garten erſtiegen,

Rauten zertreten,
Roſen abgeriſſen,
Lilien zerſtreuet,
Den Thau ſelbſt abgeſchüttelt.

Und ach, ich ſelber
Konnte mich kaum erhalten
Unter dem Rautenzweige,
Unter dem braunen Kranze.

Die Sonne.

Liebe Sonne, Gottes Tochter,
Wo ſo lange ſäumteſt du?
Wo ſo lange weilteſt du,
Als du von uns geſchieden?

Hinter dem See, hinter dem Hügel
Bewachte ich verwaiſte Kinder,
Wärmte arme Hirten.

Liebe Sonne, Gottes Tochter,
Wer machte dir am Morgen
Das Feuer an? Wer deckte
Das Bettlein dir am Abend?

Der Morgenſtern, der Abendſtern:
Der Morgen machte mir Feuer an,
Der Abendſtern deckte das Bettlein.
Viel ſind meiner Kindlein;
Viel ſind meiner Gaben.

Freilich könnte es ſcheinen, daß dieſe Mäßigung einerſeits Mangel an Muth und innerer Kraft und anderſeits die Wirkung einer Herrſchaft ſey, die, wachſam für ihr Intereſſe, die Gemüther einſchüchtert und behutſam ſich zu äußern zwingt; aber, wenn man auch nicht läugnen will, daß dieſe Umſtände darauf gewirkt haben: ſo liegt ſie doch offenbar weit mehr in der guten Gemüthsbeſchaffenheit des Volks, als in äußeren Einflüſſen. Folgendes kräftige Lied beweiſt wenigſtens, daß es ihm an tapfern und edlen Muth nicht fehle.

Der zum Kriegsheer reitende Jüngling.

Der Hahn krähet; ſteh' auf, mein Söhnlein,
Du mußt zu dem Kriegsheer reiten.

Und als ich ritt hin durch die Straße,
Hin durch die Vater-Heimath:

Leb' wohl, o Vater, leb' wohl, o Mutter,
Lebt wohl, ihr Brüder und Schweſtern!

Kaum war ich geritten des Weges Hälfte,
Da hört' ich die Geſchütze feuern.

Es bäumt mein Roß ſich; ſchon ſeh' ich die Brüder.
„Gruß, Gruß dir, Kriegsgefährten!“

Wenn die ganze Erde ſchon auf uns ſtürzet,
Wenn alle Könige im Blute waten,
Doch wollen wir ſtehen, doch nicht erzittern!
Vielleicht doch werden wir ſiegen! —

Doch man verzeihe es mir, wenn ich hier einige Bemerkungen eingeflochten zu haben ſcheine, welche, ſtreng genommen, vielleicht nicht zur Sache gehören. Aber da hier gewiſſermaßen ein ganzes Volk als Dichter betrachtet wird, ſo ſchien eine ſolche Rückſicht auf ſeine Lage, wenn auch nicht gerade nothwendig für den Standpunkt der Beurtheilung, doch nicht ganz ungeeignet, und, wie ich eben deshalb hoffe, zu entſchuldigen. — Im Ganzen iſt in dieſen Liedern ein milder ſchwermüthiger Ernſt vorherrſchend. Doch ſind auch einige wenige Lieder darunter, in denen eine ungetrübte Heiterkeit in naiver Erzählung ſich ausſpricht. Ich rechne hieher vorzüglich zwei Lieder, in welchem Thiere ein Gaſtmahl ausrichten.

Gaſtmahl des Sperlings.

Der Sperling brauete Gaſtgetränk,
Dam dam, dali dam,
Der Sperling Gaſtgetränk.

Er lud zu Gaſte alle Vögel,
Dam dam, dali dam,
Alle Vögel.

Der Sperling führt die Eule zum Tanz,
Dam dam, dali dam,
Die Eule zum Tanz.

Er trat der Eule auf den Zeh,
Dam dam, dali dam,
Der Eule auf den Zeh.

Die Eule vor Gericht — der Sperling in den Zaun,
Dam dam, dali dam,
Der Sperling in den Zaun.

Des Wolfes Hochzeit.

Der Bär kam angefahren
Mit einem Faß voll Alus,
Um dem Wolf,
Dem armen Wicht,
Hochzeit auszurichten.

Das Stachelthier iſt Freysmann,
Der Fuchs iſt Brautführer,
Und der Haaſe,
Der arme Wicht,
Muß den Wagen führen.

Der Iltis braute den Alus,
Der Sperling rührte den Maiſch,
Und der Guckguck,
Der arme Wicht,
Trug herbei den Hopfen.

Der Elter haut das Holz,
Der Hund wäſcht die Töpfe,
Und der Kater,
Der arme Wicht,
Fänget das Fleiſch zuſammen.

Digitized by Google

Der Storch machte Harfenſpiel,
Der Bär blies die Poſaune,
Und der Wolf,
Der fröhlich war,
Führte die Ziege zum Tanz.

Wenn mit gutem Willen —
Werd' ich mit der Muhme tanzen;
Wenn es mit böſem Willen —
Werd' ich ſie zerreißen;

Und aus deinem Fell
Wird ein Pelz dem lieben Hirten werden,
Der mich hüthet
Bei dem Klee,
Bei dem Hafer.

Dies war es, was ich über die Dainos zu ſagen fand. Ich ſchließe dieſe Bemerkungen darüber mit dem Wunſche, daß dieſe durch Lieblichkeit und Anmuth ſo ausgezeichneten Lieder mit mehr Muße von Vielen ſelbſt geleſen werden mögen; denn ihre Einfachheit und, wenn ich ſo ſagen darf, ihre ſtille Schönheit, erlaubt es mir nicht, Jeden unmittelbar auf den Standpunkt und in die Stimmung zu verſetzen, welche erforderlich ſind, ihren verborgeneren Gehalt ganz zu würdigen. Sie werden Jeden anſprechen, der Sinn hat für die einfache Sprache der Natur und das Regen des Geiſtes, der hier in den Blüthen ſeiner Empfindungen ſich entfaltet. Fr. Hopfer.

In dem „Lehr-Katechismus eines Gendarmen-Vaters an ſeinen Gendarmen-Sohn“ kommt folgende Stelle vor: „Wenn es auch dem guten Reiter ziemt, ſein Pferd öfter courbettiren zu laſſen, ſo mußt Du doch den Anſtand des Reiters nicht auf Koſten der Füße des Volks produciren wollen! — Wenn Du Jemand transportiren ſollſt, ſo ehre hübſch den Kragen und die Rockklappen und zeige die Gewalt ſtets unter dem Mantel, d. h. was man im Leben nennt: eine Pille verſilbern! — Bietet Dir Jemand eine Priſe Taback an, ſo ſchlage ſie dreiſt ab. Eine dargebotene Priſe verbirgt in der Regel eine geſtellte Falle!“ (Corsaire.)

Die Galanterie der Franzoſen dehnt ſich ſogar auf ſchöne Verbrecherinnen aus! Franzöſiſche Blätter erwähnen der berüchtigten Clara Wendel auf folgende Weiſe: „Man ſpricht in der Schweiz faſt überall von einer jungen, höchſt intereſſanten Perſon, ſchön wie ein Engel und kaum zwanzig Jahr alt, mit herrlichen Geiſtesgaben verſehen, doch hat ſie etwas laſterhafte Neigungen. Denn, dem weichen Gemüth, der Schwäche ihres Geſchlechts, der Sanftheit ihres Charakters und der Zierlichkeit ihres ganzen Weſens ungeachtet, hat ſie ſich an die Spitze einer Räuberbande geſtellt, u. ſ. w.“ — „Die Richter der ganzen Gegend, wo ſie gehauſet, ſind begierig, ſie zu ſehen und mit ihr zu ſchwatzen. Arme Kleine!“ (Pandore und Corsaire.)

Als unlängſt ein Kind über die Brücke des Arts gehen wollte, ward es von dem unerbittlichen Brückenwächter zurück gewieſen, weil es den erforderlichen Sou nicht zahlen konnte. Da trat plötzlich der Schauſpieler Cartigny hinzu und ſchenkte dem armen Kinde voll Edelmuth jenen Sou! Wir ſchlagen der Akademie von Paris vor, dieſer Handlung den Tugendpreis für das Jahr 1826 zu ertheilen. (Corsaire.)

Jemand verſicherte unlängſt, daß diesmal, bei der Ausſtellung der Induſtrie-Produkte im Louvre, auch eine Vaudevillen-Mühle und eine komiſche Opern-Maſchine, beide von Scribe, vorkommen werden. (Corsaire.)

1826. No. V.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Nebenſtunden
von
Ernſt Moritz Arndt.
8. Preis: 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr. rhein.
iſt ſo eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig erſchienen.

Mitte Novembers 1825 iſt erſchienen, erwartet von mehr als 1200 Pränumeranten (ungeachtet einer Concurrenz) ſeit Anfang dieſes Jahres:

Neues deutſch-lateiniſches Handwörterbuch.
Nach F. K. Kraft's größerm Werke beſonders für Gymnaſien bearbeitet von
F. K. Kraft und M. A. Forbiger.

Nach Vollendung des größern Werks fühlte der Hr. Verfaſſer die Nothwendigkeit eines kleinern wohlfeilern; für höchſt wünſchenswerth erklärten dies die Aufforderungen mehrerer einſichtsvoller Gymnaſial-Directoren und Lehrer. Bei guten Grundlagen und Vorarbeiten, früherm Anfang des Herrn Mitarbeiters, und bei des Herrn Verfaſſers ſchon erprobter Fähigkeit zu ſolchen Arbeiten, konnte dies Werk in gewünſchter Schnelle, jedoch ohne Uebereilung, ſehr brauchbar geliefert werden.

Oſter-Meſſe iſt die erſte Abtheilung, Mitte November 1825 die zweite erſchienen, ſo daß das Ganze vollſtändig zum Gebrauch beim Unterricht vorliegt, und man daher nicht Jahrelang darauf zu warten braucht.

Ueber die Proben urtheilten Directoren und Lehrer-Collegia ſchon günſtig, daß ſie das Werk in großen Partieen zu 60 und 114 Exemplaren beſtellten, ja an einem Tage über 150 beſtellt wurden, da die erſchienene 1ſte Abtheil. dieſe gute Meinung beſtätigt hatte. Lange mit Sorgfalt vorbereitet, vielſeitig erwogen, mit Benutzung des guten Raths competenter Richter, wird dies Werk gewiß den Erwartungen und Wünſchen entſprechen, welche man hegt und hegen kann von einem Philologen und erfahrnen Schulmanne, deſſen Beruf zur Lexikographie ſo allgemein und rühmlich anerkannt iſt, und dem überdies ein aus trefflicher Schule hervorgegangener, im Mittelpunkt der Gelehrſamkeit lebender und an zwei berühmten Anſtalten lehrender eben ſo geſchickter als eifriger Philolog bei dieſer Arbeit zur Seite ſtand. Es wird die Bedürfniſſe der mittleren und unteren Claſſen, oder der nicht bemittelten Gymnaſiaſten befriedigen, welche in ihrer ſpätern Laufbahn die umfaſſende Kenntniß der lateiniſchen Sprache nicht ſo unumgänglich nöthig zu haben glauben; oder

Digitized by Google

es wird auch für den Gebrauch des größern ausführlichen Werkes — welches keineswegs dadurch überflüſſig wird — zweckmäßig vorbereiten.

Die Zahl der deutſchen Artikel iſt zweckmäßig geſtellt und manche in das Gebiet der Gymnaſialbildung nicht eigentlich gehörende Ausdrücke ſind ausgeſchloſſen worden. Ausführliche Erklärungen der deutſchen Artikel ſind meiſt nur zur Unterſcheidung der einzelnen Begriffe deutſcher Wörter gegeben. Die lateiniſche Phraſeologie iſt mit Auswahl des Zweckmäßigen gegeben und auch die abgekürzte Autorität beigefügt. Auf Synonymik der lateiniſchen Ausdrücke iſt möglichſte Rückſicht genommen und eine ſorgfältige Wahl bei Aufnahme der Latinität beobachtet. Ja es ſind ſogar manche überſehene Artikel und manche Bedeutungen mehr als in Krafts großem Werk enthalten, manche Verbeſſerungen angebracht worden.

Der Umfang des Werkes beträgt viel über die Hälfte des größern, 90 Bogen größtes Lexikonformat. Der — ungeachtet 10 Bogen Vermehrung nicht erhöhte — zu billige Pränumerations-Preis von 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 Gulden 18 Kr. oder 1 Thlr. 25 Sgr. hat aufgehört.

Der Ladenpreis iſt mit Beendigung des ganzen Werkes eingetreten und iſt gewiß noch ſehr billig:
2 Thlr. 18 Gr., oder 5 Gulden, oder 2 Thlr. 22½ Sgr.; auf Schreibpap. 3⅓ Thlr., oder 6 Gulden 36 Kr.

Allein um die Einführung in Gymnaſien und lateiniſchen Schulen noch mehr zu erleichtern, gewähre ich, wenn man ſich direkt portofrei an mich wendet, auf 5 Exemplare das 6te frei, bei ſtärkerer Anzahl wird wegen leichterer Berechnung jedes Exempl. gleich nur zu 2 Thlr. 4 Gr. od. 3 Fl. 54 Kr. od. 2 Thlr. 5 Sgr. gerechnet (bei 13 bis 19 gebe ich auch eines der Exemplare auf Schreibpapier), bei 20 und mehr Exemplaren ſogar jedes nur zu 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 Kr., gebe auch bei 25 und mehr den Directoren oder Sammlern noch eins auf Schreibpapier extra gratis.

Proben erhält man in der Verlags- und jeder ſoliden Buchhandlung, die bei Parthien zwar nicht ſo viele, jedoch einige Vortheile gewähren kann.

Ernſt Klein's
literariſches Comptoir in Leipzig.

Literariſche Neuigkeit.

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben:

Papiere aus meiner bunten Mappe.
Erzählungen, Mährchen und Gedichte
von
Dr. G. N. Bärmann.

Der Verfaſſer, in der literariſchen Welt längſt geſchätzt, und auch dadurch bekannt, daß er bei einer für das Wiener „Journal für Literatur und Kunſt" geſtellten Preis-Aufgabe für Erzählungen den Preis gewann, hat hier die beſten ſeiner Werke geſammelt, unter denen ſich namentlich auch ein Original-Trauerſpiel: „Die Höhle auf Lampeduſa", auszeichnet, welches in Hamburg ſo eben mit entſchiedenem Glück aufgeführt worden. — Wir dürfen demnach glauben, daß dieſes Buch in der jetzigen Unterhaltungs-Literatur Anſpruch auf Bedeutſamkeit hat.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Verlags-Neuigkeiten
von
Ernst Fleischer in Leipzig.

So eben sind bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

The Works of Thomas Moore, Esq. Accurately printed from the last Original editions. With additional notes.
Complete in One Volume.
Roy. 8vo. Cartonirt. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

An appendix to Shakspeare's Dramatic Works etc. etc.
Contents: The Life of the Author by Aug. Skottowe; His Miscellaneous Poems; A critical Glossary compiled after Nares, Ayscough, Hazlitt, Douce and others.

With Shakspeare's Portrait taken from the best Originals and engraved by one of our first Artists.

Roy. 8vo. Subscriptions-Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Supplement entspricht im Format und Druck genau meiner Ausgabe der dramatischen Werke Shakspeare's, und ergänzt alles übrige, nächst den Bühnenschriften, von ihm Vorhandene.

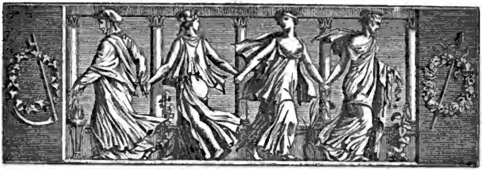
Illustrations of Shakspeare; comprised in two hundert and thirty Vignette-Engravings, by Thompson from designs by Thurston. Adapted to all Editions.
Roy. 8vo. Broschirt. Preis: 2 Thlr.

The tragicall Historie of Hamlet, Prince of Denmarke. By William Shake-speare.
As it hath beene diuerse times acted by his Highnesse seruants in the Citiis of London: as also in the two Vniuersities of Cambridge and Oxford, and else-where. At London printed for N. L. and John Trundell 1603.
This first edition verbally reprinted.
8vo. Broschirt. Preis: 12 Gr.

Captain James Cook's first voyage Round the World, with an account of his Life previous that Period. By A. Kippis.
Adapted to the use of schools and selfstudy by an english-german phraseology.
8vo. Cartonirt. Preis: 12 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 22. Februar. 30ſtes Blatt.

Ein Geſpräch mit F. L. Z. Werner.

(Schluß.)

Unſinn iſt es ferner, zu ſagen: Werner habe nach dem Extreme gehaſcht, um Celebrität zu erlangen; denn zu der wäre er auf andern Wegen leichter gekommen. Das Seltſamliche war begründet in ſeinem Leben, und in dieſem wieder mittelbar das Aeußere ſeines Charakters. Er hat viele Wunden hinüber genommen, die noch bluteten; doch man gab ſich ja Mühe, ihm bis zu ſeinem letzten Odemzuge neue zu reißen. Wie ſollte ihm da die Welt erſcheinen, für die er ohnedies nur trübe Blicke hatte, die ſchon wie hinter gefärbten Gläſern entſtellt vor ihm lag. — Affektation war ſeine Aeußerlichkeit nicht; denn er blieb ſich gleich. Er lebte in ſeinem Berufe, denn er ſtarb darin; hätte er glänzen wollen, ſo waren ihm ja andere Wege geöffnet; ſo viel Vernunft wird man ihm wohl zutrauen, daß er einſehen konnte, wie dieſe Bahn nicht dahin führe; aber ſein einmal irrender Geiſt blieb ſich conſequent — und das war nicht verächtlich, nicht elend, wie man es gern machen wollte.

Ich habe es, noch ſchlüßlich bemerkt, immer für etwas Erbärmliches gehalten, unter dem Schilde der Anonymität gehäſſige, entſtellende Gerüchte über einen anerkannt großen Mann zu verbreiten, und darum auch unter dieſen Aufſatz mit gutem Gewiſſen meinen Namen geſetzt. Hat Jemand etwas zu erwiedern: gut! Ich weiß das zu vertreten, was ich hier aufgeſtellt; rohes Schimpfen aber und engherziges Verächtlichmachen habe ich von Werner verachten gelernt. Möglich, daß ich noch bei einer andern Gelegenheit über dieſen verkannten, ausgezeichneten Mann zur Rede komme. —

Und ſo ſchlafe denn ruhig, großes Herz, das ſo irrend, unerkannt durch dieſes Leben ging, das ja auch dem Glücklichſten eine Dämmerung iſt, und dir war es eine Nacht, deren Lichter nur Irrlichter! Deine Gluth, die mißgedeutet hier, nur im Innern rein glühen konnte, und darum oft ſtörend in das Leben trat, wenn ſie auswärts die Flügel ſchlug, mußteſt du hinüber tragen in das ferne ungekannte Jenſeits; mit dem letzten Nachtſtücke deines Erden-Momentes iſt auch der Wahn geſunken, mit ihm die falſchen Lichter, die uns ja alle noch mehr oder minder umhüllen. Die Wunden, die du trugſt, deckt jetzt eine weiche Decke zu und hat ſie geheilt — durch ſie klingt kein Ton mehr an die Bruſt, und an das Auge ſchlägt kein wirrer Glanz des Lebens mehr. — O möge nur Jeder mit alſo geläutertem, entſühntem Innern den ewigen Frieden finden, wie Du!

Leipzig, im Dezember 1825.

Georg Carl Herloßſohn.

Der Kloſterbruder.

Wien, 1821.

An des Kreuzgangs Fenſter hingelehnet,
Steht der Kloſtermann im Abendſchein,
Der mit ſeinem Purpur rings verſchönet
Berg und Strom, und Thal und Eichenhain;

Was er ahnet, was er hofft und ſehnet,
Klagt er ſeinem Mitgefühl allein:
Denn der Wehmuth dunkler bleicher Bronnen
War in ſeiner alten Bruſt zerronnen.

„Gold'ner Abend! deine Purpurſchwingen
Weben noch der Welt den letzten Gruß,
Saugend dich: die hellen Wellen ſpringen,
Und die Seelen glühen dort am Fluß:
Tauſend Blumen, die den Tag umfingen,
Küſſeſt du den erſt' und letzten Kuß!
Gold'ner Abend, ſey auch mir gegrüßet,
Den dein Abſchiedsroth mit Duft umfließet!

Wie die Vögel von der Sonne Schooße
Aufwärts fliegen ihrem Neſte zu,
Singend ob des Daſeyns leichtem Looſe,
Ohne Sorgen eilend zu der Ruh'!
Wie den Kelch die üpp'ge Purpurroſe,
Ihren Thau umſchließend, decket zu! —
Denn der Herr hat Labung ausgeſpendet
Ringsum, wo das Leben treibt und endet!

Süßes Leben! deine duft'gen Kränze
Sammelt ſich der frohe Pilger ein —
Ob der künft'ge Morgen ſie beglänze?
Gleichviel! — Heut iſt Duft und Glanz doch ſein.
Fand auch ich in meines Lebens Lenze —?
Schweigſt du Denken, und du Ernſt ſagſt: Nein! —
Was die Erde ſchön und liebend ſpendet,
Hat ſein Antlitz mir nicht zugewendet? —

Lebenstage! ſo ſeyd ihr verronnen
In dem öden ſtillen Kloſterhaus —
Hier nur fließt der Schwermuth dunkler Bronnen
Und die Sehnſucht forſcht umſonſt hinaus —
Aus dem Todtſeyn ſaugt man ſeine Wonnen
Und der Freuden Sterne löſcht man aus —
Die da draußen in dem Leben flammen,
Muß das Herz verwerfen und verdammen.

Und ſo ſchwand die Zeit, die gleichen Tage
Zogen freud- und ſchmerzenlos dahin,
Ohne Hoffnung, ohne Luſt; nur Klage
Und ein Sehnen blieb dem todten Sinn;
Wo ich nun die matten Blicke trage,
Ueberall das Bild der Helferin,
Die den Heiland ohne Schmerz geboren,
Doch im Schmerz am Kreuz ihn hat verloren.

Und jetzt, wo des Lebens Blicke ſinken,
Wend' ich m e i n e hin nach ſeiner Bahn —
Dieſe Thränen, die in ihnen blinken,
Schwingen ſich zu dir, o Herr! hinan —
Meinen Kranz ſeh' ich nur oben winken,
Arm und ſchmucklos zog mein Lebenskahn:
Sehnſucht, die am Ende mich erfüllet,
Wirſt du oben, wirſt du einſt geſtillet? —

Mancher Bruder iſt voran gezogen
Fremd und unbeweint in's ſtille Grab;
Ob viel Sehnſuchtsblick' auch rückwärts flogen,
Friedlich brach er ſeinen morſchen Stab;
Eines Himmels gold'ner Friedensbogen
Senkt auf alle Schläfer ſich herab,
Und nur ich allein bin rückgeblieben,
Lange harrend ohne Schmerz und Lieben.

Webſt du deine gold'nen Strahlen bläſſer,
Ziehſt du aufwärts deinen Wolkenkranz?
Winkſt du, Abend? — Ueber dem Gewäſſer
Löſcht die letzte Pracht von deinem Glanz —
Soll ich kommen? — ſieh mein Auge näſſer —
Klärſt du meines Lebens welken Kranz? —
Wie du willſt, o Herr! in deinen Armen
Will ich neu erwachen und erwarmen!!

Wenn du wieder kommſt mit deinem Scheine,
Und die trunk'nen Blumen küſſeſt wach,
Ob auch ich hier noch im Leben weine?
Ob mein Aug' ſinkt deinem Sinken nach?
Ob des Kirchhofs ſchattendüſt're Haine
Deinem Pilger gaben ſein Gemach? —
Gold'ner Abend, ob, ob morgen wieder?!
Lebe wohl! ich ſenk' die Hoffnung nieder! —

Leiſe Lüfte, ihr kommt angeſchwommen,
Wollt um Erker und Geſimſe weh'n!
Wenn auch meine Flamme dann verglommen,
Werdet ihr doch ewig labend geh'n —
Mit dem Abend ſeyd ihr rückgekommen:
Doch der A l t e wird euch nicht erſteh'n;
Lebet wohl und zieht zu meinem Hügel,
Meine Bruſt vernimmt dann eure Flügel.

Bleicher Mond! und kommſt auch du gezogen
Mit dem deutungsvollen Zauberglanz,
Schwimmeſt, Schwan, in deinen Wolkenwogen,
Malſt ſie blaß und hell um deinen Kranz —
Wenn die Seelen liebend jenſeits flogen,
Führſt du, Cherub, dort auch ihren Tanz?
Bleicher Bruder! — wohl! auf Wiederſehen,
Tief im Schooße, oder ob den Höhen! —

Warum ſtrömſt du, meiner Augen Quelle,
Die mein Antlitz mondbeglänzet fliebt?
Bleiche Ahnung — bin ich ſchon zur Stelle —
Fühl' ich doch kein Zagen im Gemüth —
Wird es mir am letzten Abend helle,
Und verhallt der letzte Klang vom Lied!?
Sey gegrüßt! ſey, Bruder, mir willkommen,
Bringſt du nichts? — Du haſt mir nichts genommen.

Blumenfeld, wo meine Brüder liegen,
Sey gegrüßt! Hüll' auf die Mutterbruſt,
Saugen will in langen, langen Zügen
Dein ergreiſter Sohn die Kindesluſt;
Du ſollſt ihn in jene Wonne wiegen,
Der er ſich im Wachen nicht bewußt —
Sey gegrüßt mir — ſeyd gegrüßet, Brüder,
Theure! — jetzo ſehen wir uns wieder.

Und zur Nachtzeit ſtets im Mondesflore,
Wann die zwölfte Stund' im Nebel graut,
Wallen wir im luft'gen Geiſter-Chore,
Uns verſtändlich, ohne Ton und Laut,
Durch den Kreuzgang am Altar und Chore,
Küſſen unſre frommen Brüder traut —
Und ſie ſchaudern bei der Lampe Schwanken,
Ahnen unſer Daſeyn in Gedanken. —

Wie du willſt! Hier heb' ich meine Hände
Mondbeſtrahlt zu deinem Dom hinan!
V a t e r! Deinen bittern Kelch, o wende
Ihn von mir! wie du dem Sohn gethan;
Deine Labung, deine Küſſe ſende,
Deinen Balſam für die herbe Bahn,
Wie du willſt, dir hab' ich mich ergeben —
Und dein Arm wird mich umfah'n und heben!" —

* * *

Und er geht getroſt zur ſtillen Zelle,
Auf ſein Lager für des Tages Ruh' —
Ausgeronnen war der Schmerzen Quelle,
Lipp' und Augen ſchließen ſich zu;
Seiner Seele Aug' umfloß es helle —
Nimmer wacht er aus der ew'gen Ruh' —
Und der Herr hat ihn der Laſt entbunden,
Und ſein Haupt mit Blüthen-Mohn umwunden! —

Anmerkung. Ich bin weit entfernt, irgend eine Wichtigkeit in dieſes Gedicht legen zu wollen, und ſehe das Mangelhafte darin ſehr wohl ein; aber in Beziehung auf Werner iſt es mir lieb und darum merkwürdig geworden, weil es theilweiſe gerade die entgegen geſetzten Meinungen Werner's, die er in dem Geſpräche aufſtellte, enthält, und dennoch, was einen Beweis für die Grundloſigkeit ſeiner angeſchuldigten Oppoſitionswuth giebt, von ihm nicht angefochten wurde; möge mir daher der Leſer die kleine Eitelkeit, es hier auf zu ſtellen, verzeihen. Ich laſſe es darum auch hier ohne jede Verbeſſerung, ganz ſo wie es damals geſchrieben, abdrucken. G. E. Herloßſohn.

Vom Soldatenſtande.

(Nach dem Polniſchen des Kraſicki.)

In einer Geſellſchaft hatte ich Gelegenheit, Zeuge eines heftigen Streites zwiſchen einem Civilbeamten und einem Militair zu ſeyn. Jeder lobte, wie gewöhnlich, ſeinen Stand, und da der Streit ſehr lebhaft wurde und der Beamte über die dem Staate nützlichen Kenntniſſe ſich weitläuftig ausließ, unterbrach der ungeduldige Krieger plötzlich das Geſpräch mit den Worten: „Sagen Sie, mein Herr, was Sie wollen; alle Ihre Bücher helfen dem Staate doch ſehr wenig: ein tüchtiger Arm und ein muthiger Sinn ſind beſſer als Papier, Feder und Dinte. Noch hat das Vaterland an Schulmeiſtern keine große Freude erlebt.

Indem der Kluge ſeine Weisheit zeigt,
Hat längſt der Dumme ſchon das Ziel erreicht."

Indem er ſo ſprach, ſtand er lächelnd auf, als wenn er ſeinen Gegner mit dieſen Worten vernichtet hätte, empfahl ſich und ging weg. Der Beamte ſtand ebenfalls auf, wahrſcheinlich um den Kriegsmann noch einzuholen; mich aber machte dieſer Auftritt nachdenkend.

Unmöglich iſt es mir, zu begreifen, was Mangel an Kenntniſſen für Nutzen bringen könne; vielleicht daß er der Trägheit genügt, aber dieſe ſelbſt iſt ein Laſter von ſehr übeln Folgen. Wenn Jemand den Grund angeben ſollte, daß große Kenntniſſe oft zum Böſen verleiten, ſo müſſen wir nicht den Verſtand, ſondern den ſchlechten Gebrauch deſſelben beſchuldigen. Wenn wir endlich die Einfalt die Freundin der Tugend nennen, ſo iſt hier von Einfalt des Herzens die Rede, die mit nützlichen Kenntniſſen nicht im Widerſpruche ſteht.

Aus allem dieſem kann man nicht nur ſchließen, ſondern mit Recht behaupten, daß die Bildung des Geiſtes Jedem allgemein nöthig iſt und daher nicht allein dem Civil-, ſondern auch dem Soldatenſtande. Die Kriegskunſt hat ihre Vorſchriften und bedarf vielleicht mehr, als andere Wiſſenſchaften, ausgezeichnete Kenntniſſe. Wie uns die alte Geſchichte von den Helden der damaligen Zeit berichtet, ſo waren ſie alle Männer, gleich geübt im Kriegshandwerke, als in andern Zweigen des Wiſſens, und das neueſte Beiſpiel haben wir an Friedrich dem Großen, welcher der ausgezeichnetſte Feldherr ſeiner Zeit, zugleich als Gelehrter in einem vortrefflichen Styl eigene Werke ſchrieb. Paulus Emilius und Lucullus führten ein den Wiſſenſchaften gewidmetes Leben; Beide mußten ſich, ſo forderten es die Umſtände, an die Spitze ihrer Heere ſtellen, und nun zeigte es ſich augenſcheinlich, wie viel ihre geiſtige Bildung zur Beſiegung des Feindes beitrug.

Die berühmteſten Helden, deren ſich Polen rühmen kann, zeichneten ſich gleichmäßig durch ihren männlichen Muth, wie auch durch ihre wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe aus. Johann Tarnawski, Feldherr in ſeinem Vaterlande, und auch Beſieger der Mauern in Afrika, hinterließ eine Beſchreibung ſeines Feldzugs. Dies that auch Zólkiewski. Zamoyski, würdig eines unſterblichen Ruhms, war auch in Hinſicht ſeiner großen Kenntniſſe ſo berühmt, daß Karl, Herzog von Südermanland, der gewaltſam Schwedens Thron an ſich brachte, ſich für ſein Unglück an Zamoyski nicht anders zu rächen wußte, als daß er ihn einen Schulmeiſter nannte; als wenn wiſſenſchaftliche Bildung den tapfern Mann ſchändete.

„Cedant arma togae", ſagt Cicero, der von den Vorzügen des Civilſtandes zu ſehr eingenommen war, und ſich durch ſeine Lebhaftigkeit in ſeinen Ausdrücken zu ſehr hinreißen ließ. Aber es darf weder der Civilſtand dem Kriegsſtande, noch dieſer jenem die Hauptſtelle einräumen. Jeder dieſer Stände iſt in ſeinem Wirkungskreiſe gleich ſchätzenswerth, jeder erhält und unterſtützt das Ganze. Tugend bleibt Tugend, wo ſie ſich auch finde, und gut angewandte Geſchicklichkeit macht den Staatsbürger in jedem Stande achtungswerth.

Czwalina.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 9. Februar wurde auf der Königlichen Bühne zum erſten Mal gegeben: „Geheime Rache für geheimen Schimpf. Trauerſpiel in drei Abtheilungen (noch immer herrſcht dieſe falſche Benennung!), aus dem Spaniſchen des Calderon überſetzt und für die Darſtellung bearbeitet." Es wäre intereſſant, die Aehnlichkeiten dieſes Drama's mit „Don Gutierre oder der Arzt ſeiner Ehre" zu prüfen, damit Jeder einſähe, daß dieſe Aehnlichkeiten doch eigentlich nur obenauf liegen, und in der pſychologiſchen Tiefe des Ganzen die Verſchiedenheit bedeutſam hervor tritt. Da dies aber viel Raum erfordern würde, ſo genüge hier die Hinweiſung. Mit dem Schluſſe des Stückes wird ſich ein ehrſam deutſches Gefühl ſchwer verſöhnen, man muß ſich acclimatiſiren im Süden, wenn man dieſen Schluß nicht ganz verdammen ſoll. Daß der König die That der Rache gut heißt, iſt indeß für unſere Anſichten gar zu hart

Digitized by Google

und nicht nöthig. Man vergiebt dem Gereizten, dem Beleidigten in ſolchen Fällen bei weitem eher, als dem, der mit Beſonnenheit einen Grundſatz beſtätigt, welcher jedem geſellſchaftlichen Verein gefährlich ſeyn müßte; man entſchuldigt den an ſeiner Ehre Gekränkten, wenn er ein Geſetz der Moral vergißt, hört es aber widerwillig, wenn ein ſolches Vergeſſen zum Geſetz werden ſoll. Für ſpaniſche Grundſätze iſt hier nichts Auffallendes; bei uns aber möchte mit der Ironie, die „Don Lope“ an den König richtet:

„Du konnſt mir nun zum zweiten Mal nicht ſagen,
Daß meinem Weib’ ich unentbehrlich bin!“

das Stück zwar etwas ſchroff, aber bei weitem beſſer ſchließen, als mit den Worten des Königs: „Ich aber ſag’ Euch, er hat wohl gethan!“ — Als Werk eines Spaniers iſt jedoch dies Drama in ſich conſequent und in dichteriſcher Beziehung voll der größten Schönheiten. Wir rechnen dazu namentlich die Erzählung des Juwelenhändlers (die Hr. Rebenſtein im Geiſte ſich noch deutlicher machen muß), die Scene, wo „Don Lope“, mit dem glühendſten Mißtrauen im Innern, ſeine Ehre aufrecht erhält, als „Don Luis“ bei „Don Lope’s“ Gattin überraſcht wird; dann deſſen Antwort auf die paraboliſche Erzählung des „Don Juan“ von den beiden Spielern; ferner, im letzten Akt, die Scene, wo Letzterer eine ſchon gerächte Schmach doch immer noch als Schmach erachtet ſieht und den „Don Lope“ in ſeiner Anſicht von Ehren-Reinigung beſtärkt. Der Ueberſetzer (Hr. Sommerbrodt in Berlin) hat das Seinige gethan, um dieſe Dichtung auf unſrer Bühne heimiſch zu machen; die Sprache iſt durchaus gut und in vielen Stellen wahrhaft poetiſch. Das Publikum nahm das Werk, beſonders in den beiden erſten Akten, ſehr günſtig auf; bei dem letzten Akt erhob ſich eine nachdenkliche Stimmung, die indeß, wie ſchon bemerkt, in Aneignung ſüdlicher Empfindung ihre glückliche Löſung zu ſuchen hat. Die Darſtellung war im Allgemeinen lobenswerth; doch konnten wir, was die Hauptperſonen betrifft, nur Mad. Stich („Donna Leonore de Mendoza“) auf rechter gediegener Höhe finden; ſie wußte die Richtigkeit ihrer Anſicht auch deutlich dar zu ſtellen. Hr. Krüger („Don Lope“) und Hr. Lemm („Don Juan“) waren in ihrem Studium noch nicht wieder zur Beſonnenheit gekommen, obwohl ihnen Einzelheiten vortrefflich gelangen. So muß z. B. die oben bezeichnete Scene des dritten Akts, zwiſchen „Don Lope“ und „Don Juan“, viel bedeutender wirken, wenn namentlich des Letztern ſchwer verwundetes Gefühl wahrhafte Innerlichkeit hat; das Aufſprudeln thut es da nicht. Hr. Rebenſtein hat den „Don Luis“ gut aufgefaßt, ſchien aber noch ſehr unſicher. — Einige andere Rollen ſind zu unbedeutend, um die Schauſpieler danach beurtheilen zu können; doch war keine der Nebenperſonen ſtörend und Hr. Rüthling (als „Manrique“) verdient Dank, weil er den ſehr unterdrückten Grazioſo nicht gewaltſam hervor heben wollte. — Alles Aeußere iſt der Königlichen Bühne würdig und zeugt von den geſchickten Anordnungen und dem gebildeten Geſchmack des Grafen Brühl. — *.

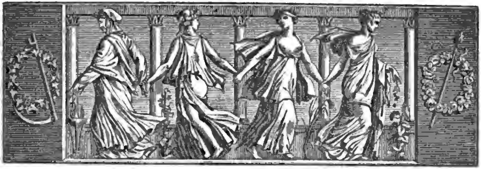
— „Geſchwind eh’ es Jemand erfährt!“ Luſtſpiel in drei Akten, wurde am 10. Februar zum erſten Mal im Königsſtädtiſchen Theater gegeben. Schade, daß dies nicht zwei Monate früher geſchehen! Und warum Schade? Am 15. Dezember 1825 hatte dieſes Stück ſein Jubelfeſt gefeiert, indem es vor funfzig Jahren an jenem Tage zuerſt auf der deutſchen Bühne erſchien. Die Direktion des Theaters in Hamburg hatte Preiſe für alle Gattungen dramatiſcher Werke ausgeſetzt und dieſes Luſtſpiel erhielt einen Preis. Es iſt von Bock — der, wenn wir nicht irren, Schauſpieler war —; in der Handlung hat er es zum Theil nach Goldoni, jedoch mit völliger Uebertragung der Charaktere auf deutſchen Boden, bearbeitet. In jener Zeit gefiel es ſo ſehr, daß es auf allen Theatern oft wiederholt werden mußte (in Berlin wurde es zuerſt im Jahr 1778 gegeben). Noch jetzt iſt in der einfachen aber ſehr geſchickt behandelten Intrigue, ſo wie in dem kräftigen, natürlichen Dialog ein Talent unverkennbar und wir wünſchten, es hätten Viele das Stück mit gleichem Vergnügen geſehen, als wir. Auch dem, der es jetzt hier und da noch ein wenig näher rückte, iſt zu danken; er that es mit Schonung und Umſicht. Uns ſind dergleichen Luſtſpiele eine Art von Erholung, wenn wir uns abgemüdet fühlen von der vornehmen Geiſtes-Quälerei, womit neuere Theater-Schriftſteller oft ganz triviale Ideen barock aufſtutzen, oder wenn das Wohlbehagen der Autoren, die niedrigſte Natur in den verborgenſten Schlupfwinkeln auf zu ſuchen, auch die geprüfteſte Nachſicht und Geduld im Urtheil überwältigt. — Die Darſtellung war in gutem Enſemble; wir haben keinen der Mitſpielenden zu tadeln, wohl aber Hrn. Nagel, der diesmal mit ſeiner bürgerlichen Natur ganz an ſeiner Stelle war, ſo wie Demoiſ. Carol. Sutorius, wegen trefflicher Darlegung einer ernſtvollen Naivetät, auszeichnend zu erwähnen.

— Am 13. Februar gab Hr. Muſik-Direktor Möſer ein Conzert, welches durch meiſterhafte Ausführung einer Symphonie von Bethoven und Möſer’s Violinſpiel, beſonders aber auch dadurch merkwürdig war, daß Mad. Schulz und Demoiſ. Sontag darin ſangen; jede der Künſtlerinnen eine Arie, dann Beide ein Duett. Wer die Berliner kennt, durfte nun nicht zweifeln, daß der Saal überfüllt ſeyn würde! Wir lieben die Vergleichungen nicht, am wenigſten da, wo ſie gar nicht hingehören; wiſſen aber, daß die Muſe des Geſanges viele Preiſe zu vertheilen hat und deren hier zwei bedurfte. Es mag übrigens für Demoiſ. Sontag erfreulich ſeyn, daß faſt zu jedem Conzert ihre Mithülfe erbeten, ja mitunter auf höfliche Weiſe erzwungen wird; ein ſolcher Umſtand beweiſet mehr als alles Für und Wider die Aufmerkſamkeit, welche im Publikum für ihre Talente zu bemerken iſt. — Hr. v. Holtei begann am 10. Februar den zweiten Cyklus ſeiner Vorleſungen, vor einer zahlreichen Verſammlung, mit Tieck’s „Däumchen“, das er mit geübtem Talent und gut durchdachter Unterſcheidung der Perſonen vortrug. Wir ſind vollkommen damit einverſtanden, daß uns Hr. v. H. diesmal mit mehreren neueren Dichtungen näher bekannt macht, namentlich ſolchen, die noch nicht auf unſerer Bühne gegeben ſind; ſo z. B. „Correggio“, „Ludwig der Baier“ (von Uhland) u. ſ. w. Auch Goethe’s „Fauſt“ und ſein „Egmont“ — den wir ebenfalls nicht mehr auf dem Theater-Repertoir haben — kommen jetzt an die Reihe und wir würden es gewiß ſehr gern vernehmen, wenn Schiller’s „Wilhelm Tell“ eingeſchaltet würde, im Fall etwa durch irgend einen Umſtand eines der angezeigten Stücke nicht geleſen werden könnte. — **.

— Am 9. Februar wurde von mehreren hieſigen Aerzten der Tag gefeiert, an welchem vor funfzig Jahren die Hebamme Frau Thum zu ihrem Amte approbirt worden iſt. Es war eine Mittagstafel bei Hrn. Jagor veranſtaltet. Die Greiſin erhielt von dem Magiſtrat die Verſicherung einer jährlichen Penſion von Hundert Thalern aus dem Provinzial-Hebammen-Fond, und die Aerzte ſchenkten derſelben eine ſilberne Doſe mit einer Inſchrift und zwanzig Stück Friedrichsd’or. Es macht ihnen Ehre, daß ſie für das redliche Streben dieſer Frau eine Belohnung veranlaßten, ſo wie wir denn überhaupt bei dieſer Gelegenheit rühmlichſt den Eifer erwähnen, womit nach und nach von den Aerzten ein beſſerer Unterricht der Hebammen herbei geführt und deren Nützlichkeit vermehrt worden iſt. Der Jubel über das Gelingen eines ſo achtungsvollen Zweckes mag es nun auch wohl zugelaſſen haben, daß in den Gedichten, die bei jener Jubel-Feier zur Welt kamen, ſich Manches findet, bei dem uns nicht recht daran gedacht ſcheint, daß Hebammen — es waren deren mehrere bei dem Feſte zugegen — auch Frauen ſind, obwohl dieſe in ſolcher Männer-Geſellſchaft ſich wenigſtens nicht beleidigt fühlen konnten, wenn man mit poetiſchen Ausbrüchen der Art offenbar ſagte: Wir ſind unter uns! — h.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 24. Februar. 31ſtes Blatt.

Athen und ſeine Alterthümer.

Ein franzöſiſcher Philhellene, der nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1823 „Mémoires" über ſeinen Aufenthalt in Griechenland (vom Auguſt 1821 bis Anfang 1823) herausgab, war auch in Athen, während die Türken noch im Beſitz der Akropolis waren, ſo daß er auf ſeinen Wanderungen durch die Stadt nicht ſelten von türkiſchen Kugeln verfolgt ward. Was er über dieſe Wanderungen mittheilt (die ſich freilich, eben weil die Akropolis noch in den Händen der Türken war, nicht auch auf die Alterthümer in der Feſtung Athens erſtrecken konnten), gewinnt, ſo oft auch ſchon Athen mit ſeinen Alterthümern beſchrieben worden iſt, doch dadurch, daß er ſie in Begleitung von Fauvel machte, an Intereſſe, und darum ſcheint die Mittheilung deſſen, ſo wie der Beſchreibung des Beſuches bei Fauvel, wohl einen Platz hier zu verdienen. (S. Raybaud „Mémoires sur la Grèce" 1825. Tom. 2.)

„Ein einziger Mann in Athen konnte uns in die nähere Kenntniß der Monumente, deren Reſte wir ſahen, einweihen; aber ſeine Vorurtheile gegen die Sache, für welche wir kämpften, hielten uns anfangs von der Bitte ab, ſich unſern Wünſchen zu fügen. Der achtungswerthe Herr Fauvel, franzöſiſcher Vice-Conſul in Athen ſeit faſt dreißig Jahren, hat dieſen Aufenthalt dem Studium der alten Wiege der Kunſt gewidmet, ſo daß ſie mit ihren Sitten, Gebräuchen, Geſetzen und Denkmalen in ſeiner Phantaſie gleichſam wieder auflebte. Man möchte ihn den Hüther dieſer Ruinen nennen. Niemand hat ſie beſſer erkannt, als er: er ruft alle Erinnerungen hervor, er giebt dieſen Marmorgebilden, dieſen Steinen ein Intereſſe, das man nicht faſſen kann, ohne ihn gehört zu haben. Die Türken, welche ſich ſelbſt wenig um die Ueberreſte, die ſie umgeben, bekümmerten, verehrten ihn und unterſtützten ſeine Nachforſchungen wie unſchuldige Vergnügungen. Das Studium der ſchönen Künſte und die Art der Beſchäftigungen, denen er ſeine ganze Zeit widmete, vertrugen ſich indeß wenig mit dem Geräuſch des Krieges und des Mordens, und mit Schmerz hatte er die Morgenröthe der griechiſchen Revolution geſehen, in deren Reſultaten er nur unnütz vergoſſenes Blut, gegenſeitige Grauſamkeiten und vermehrten Despotismus erblickte. — Obgleich wir von dieſen uns nicht zuſagenden Geſinnungen Fauvel's unterrichtet waren, konnten wir uns doch nicht entſchließen, Athen zu verlaſſen, ohne ihn geſehen zu haben, auch auf die Gefahr, ſeine Sarkasmen gegen die Ritter dieſes neuen Kreuzzuges, wie er die nach Griechenland gegangenen Fremden nannte, anhören zu müſſen. In der That machte er ſich auch ein wenig über uns luſtig, doch ohne Bitterkeit: er meinte, daß die abentheuerlichen Pilgerfahrten der Krieger des Occidents zur Mode werden würden Ich hätte ihm erwiedern können, daß ſich ſeine Einbildungskraft zu leicht aufregen laſſe und gar zu ſehr der Zeit voreilte; denn wir waren die erſten Fremden in den Reihen der Griechen, die er ſah: allein da jener leichte Spott der Freundlichkeit ſeines Empfangs nicht ſchadete, unterwarfen wir uns ſeinem

Digitized by Google

Verdammungs-Urtheil und ſchweigen. Ich zögerte nicht, das Geſpräch auf den Gegenſtand, der uns intereſſirte und der für ihn ſelbſt ſtets neu und anziehend war, zu leiten. Zuerſt zeigte er uns ſeine Wohnung. Dieſelbe iſt aus Trümmern der Palläſte des Perikles, der Aspaſia und anderer Gebäude, die einſt Athen zierten, erbaut. Die Mauern des Hofes ſind mit Säulen und Inſchriften, den Helden und den um das Vaterland wohlverdienten Bürgern gewidmet, geſchmückt. Sogleich bei dem Eintritt in dieſes mit ehrwürdigen Monumenten angefüllte Heiligthum bemerkt man einen Sarkophag von weißem Marmor; die an der Thür befindliche Bank, die zugleich dazu dient, von ihr das Pferd zu beſteigen, zeigt das Vermächtniß eines Athenienſers und betrifft Weinvertheilungen an ſeine Mitbürger während der Feier der Panathenäen. Links lieſet man auf einem Piedeſtal den Namen Anakreons, dem eine Statue in der Akropolis errichtet worden war; nicht weit davon iſt eine Säule aus Penteliſchem Marmor, mit einem joniſchen Capitäl von ſeltener Arbeit. Die Gallerie zur Rechten ruht auf Säulen von feſtem Cedernholz, die in Gräbern gefunden wurden. Auf den Marmorplatten, welche in die Mauer eingebaut ſind, lieſt man öffentliche Beſchlüſſe, Weihungen, ehrenvolle Auszeichnungen für vorzügliche Dienſte und dergl. Die offene Treppe, auf der man in die Zimmer des Conſuls ſteigt, verdiente wohl eine beſondere Beſchreibung. Man findet daſelbſt ganze Marmorplatten mit Darſtellung der Feſtlichkeiten Athens. Die äußere Gallerie, nicht minder reich, iſt mit einer Menge Alterthümer angefüllt; ſelbſt mehrere Ziegel haben Inſchriften. *) — Alles dies, was ſein Haus Merkwürdiges einſchloß, erklärte uns Fauvel ſehr genau mit der größten Gefälligkeit. Eine Kanonenkugel, von der Akropolis, war einige Tage zuvor durch das Dach gegangen und hatte ſelbſt das Zimmer beſchädigt, das er gewöhnlich bewohnte. Als wir bei dem Anblick der Spuren jener Kugel ihn nach der Urſache fragten, benutzte er dieſe Gelegenheit, noch einen kleinen Ausfall gegen dieſen Krieg zu machen, aber nicht etwa gegen die türkiſchen Kanoniere, die es gewagt hatten, auf das Haus, auf dem die franzöſiſche Flagge wehte, zu ſchießen. Er hielt das nur für eine Ungeſchicklichkeit, nicht für ſtrafbare Abſicht.

Fauvel behielt uns zum Mittagseſſen bei ſich und war bereit, uns bei einem Beſuche der innern Stadt zu begleiten. Achſelzuckend machte er uns, nachdem wir die Wanderung angetreten, ſogleich auf die Uhr aufmerkſam, die Lord Elgin zur Entſchädigung der Athenienſer für den an ihnen begangenen Kunſtraub *) hat erbauen laſſen. **) Wir beſuchten die Ueberreſte des Tempels des Jupiter Olympius, an den die weite Wohnung des ehemaligen türkiſchen Gouverneurs grenzt. Die Griechen haben dieſe ſelbſt zwar verſchont, aber den ſchönſten Schmuck derſelben zerſtört, nämlich einen kleinen hängenden Orangen-Garten, der ſich in dem von den Frauen bewohnten Theile befand. Faſt alle dieſe Bäume ſind umgehauen, und die Röhren, die dort eine beſtändige Friſche erhielten, zerbrochen worden.

Dieſer Gang mit Herrn Fauvel war für uns eben ſo belehrend als unterhaltend. Mit der größten Gefälligkeit weihte er uns in die Myſterien der Vorzeit ein: welch reicher Stoff für einen Erforſcher der Spuren der erſten, ſo glänzenden Civiliſation! Man kann keinen Schritt in dem heutigen Athen thun, ohne den Spuren des alten zu begegnen, und dieſe heiligen Ueberreſte bemerkt das Auge zum Theil in unförmlichen und armſeligen Gebäuden. Alle dieſe Monumente hat Fauvel unter dem ſie entſtellenden Kitte erkannt oder geahnt, und ſie in ihre Rechte, die ſie auf die Beachtung der Reiſenden haben, wieder eingeſetzt. Die noch friſchen Spuren der Zerſtörung, die der gegenwärtige Kampf dieſen ehrwürdigen Ueberreſten aufgedrückt hat, entlockten ihm von Zeit zu Zeit einen Ausruf. Seine Gedanken errathend, ſuchte ich ihn zu überzeugen, daß die Ruhe bald wiederkehren und daß, wenn die Tyrannei, unter welcher dieſe unglücklichen Gegenden ſchon ſo lange ſeufzten, endlich verſchwunden wäre, die Künſte daſelbſt unter einem wirkſameren Schutz der Aufklärung, als dem der Ungläubigen, wieder blühen würden. Allein Fauvel ſchien zu fürchten, daß das Ende des Krieges das ſeines Lebens überſchreiten möchte, und aufgeſchobene Genüſſe hielt er für unwiederbringlich verloren.

Den andern Tag begannen wir früh unſere Wanderungen nach den Umgebungen Athens. Wir gingen durch das Thor, das nach dem Piräus führt; wenige Schritte von den Mauern iſt rechts ein kleiner Aſchenberg, der aus den zahlreichen Seifen-Fabriken, die in Athen vor der Revolution waren, entſtanden iſt. Nicht weit davon ſind zwei Brunnen von alter Bauart und vollkommen erhalten, die ſich vor Zeiten in dem Umkreiſe der Stadt befanden; die Geländer, von einem ſehr feſten Marmor, laſſen dennoch die durch das Rei-

*) Dieſe Beſchreibung der Wohnung Fauvel's, die er auf ſeine Koſten und unter ſeiner beſondern Leitung erbauen ließ, hat Raybaud, zugeſtändlich, aus Pouqueville „Voyage dans la Grèce" Tom. IV. pag. 73 und 74 entlehnt. D. Ueb.

*) So betrachtete die Sache Fauvel, der dreißigjährige Beſchauer der Monumente, die der Schotte verſtümmelte: und in Deutſchland hat dieſer Kunſtraub Vertheidiger gefunden! — Noch deutlicher hat Fauvel ſeine Anſicht davon gegen Pouqueville ausgeſprochen, ſ. „Voyage" IV. pag. 84. D. Ueb.

**) Dieſe nun von den Türken zerſtörte Uhr befand ſich auf einem viereckigen Thurm; auf deren einen Seite man noch folgende Inſchrift lieſt: „Thom. comes de Elgin Atheniensibus ded. anno Dom. MDCCCXV." D. Ueb.

Digitized by Google

ben der Stricke zurück gebliebenen Spuren bemerken. In der Nähe ſieht man einen ungeheuern Stein, den die Natur zu einem Piedeſtal für irgend eine coloſſale Statue beſtimmt zu haben ſcheint. *) Könnte er doch einſt, wie der Felſen, der die Statue Peters des Groſſen trägt, die des Washington dieſer Gegenden in die Lüfte erheben! Könnte einſt der Reiſende, von der Liebe zu den Künſten auf dieſen Boden ruhmvoller Erinnerungen geleitet, vor ſeinem Eintritt in die Stadt der Athene einen Blick des Dankes auf das Bild des groſſen Mannes, der Griechenland zu dem Rang der Nationen erheben wird, werfen! —

(Der Schluß folgt.)

*) Nach Pouqueville „Voyage" IV. pag. 79 heißt derſelbe auch der große Stein und hat die nämliche Ausdehnung, als der Granit, auf dem die Statue Peters des Groſſen in Petersburg ſteht. — Faſt denſelben Gedanken, den Raybaud gleich darauf in Betreff dieſes Steins ausſpricht, hat auch Fauvel im Jahr 1815 gegen Pouqueville geäuſſert. D. Ued.

Aeußerungen der Frau von Genlis.

Von ihren Schriften ſagt die beſcheidene Frau: „Sollte ich mein literariſches Leben wieder anfangen, ſo würde ich nicht das Geringſte daran abändern; denn ich glaube in meinem Gewiſſen, daß ich in meinen zahlreichen Schriften (60—70 Bände) vernünftiger Weiſe nicht über zehn Seiten ſtreichen würde. Ich beſitze in dieſem Punkt Muth, Beharrlichkeit und die reinſten Abſichten, und ſchmeichle mir, daß meine Schriften nutzbringend geweſen ſind, und es überhaupt (en général) immer ſeyn und bleiben werden. — Aber" — ſetzt ſie hinzu — „meine Handlungen ſind von einer ſeltenen Unbeſonnenheit (imprudence) geweſen." (Ob die Herausgabe ſolcher Memoiren auch zu ihren Handlungen gehört?)

Von Ludwig XVIII. ſagt ſie: er habe viel Verſtand, viele Kenntniſſe und ſehr gute Abſichten (intentions) gehabt. Vom Könige Carl X. und dem Dauphin (Herzog von Angouleme) verſichert ſie: daß ſie eine exemplariſche Frömmigkeit, eine liebenswürdige Leutſeligkeit und eine unbegrenzte Menſchenliebe (charité) beſitzen. Madame la Dauphine, Herzogin von Angouleme — ſagt ſie ferner — und die Herzogin von Berry ſind ein Paar Engel, wenn man die Reinheit ihres Lebens und ihr Betragen unterſucht. — Die Familie Orleans kommt weniger gut weg. Der Herzog von Orleans, Zögling der Frau von Genlis, iſt nur das Muſter (le modèle) der Gatten und Väter (eine abgenutzte Redensart). Die verwittwete Herzogin von Orleans (Egalité) wurde allgemein bewundert; die Herzogin von Orleans und Mademoiſelle d'Orleans (Letztere ein Zögling der Frau von Genlis) ſind geehrt und geliebt von Allem, was ſie umgiebt (wieder ein abgedroſchenes Lob!). Deſto mehr wird dann wieder dem Herzog und der Herzogin von Bourbon und der Herzogin von Condé Weihrauch geſtreut. Chaſtel.

Engliſche Sprüchwörter.

Two Cats and a Mouse, Zwei Katzen und eine Maus,
Two Wifes in one House, Zwei Frauen in einem Haus,
Two Dogs and a Bone Ein Knochen und zwei Hunde
Never agrée in one. Geben keine ruhige Stunde.

When Poverty comes in at the Doors, Lóve leaps out of the Window. Kommt die Armuth zur Thür herein, ſo entflieht die Liebe durch das Fenſter.

Wash your Hands óften, your Feet seldom, and your Hénd néver. Waſche deine Hände oft, die Füße ſelten, den Kopf nie. G. S.

Unausſprechlich.

Eine Hymne.

Unausſprechlich iſt der Reichthum, den Muſik in Dir erſchließt.
Wenn des ſüßbekannten Liedes erſter Ton die Seele grüßt;
Ferner Himmel Glockentöne ziehen nahe Dir an's Herz,
Unbekannte Seligkeiten ſcheuchen allen Erdenſchmerz,
Fliehen wie der Blitz vorüber in des Lebens dunkler Nacht,
Regen alle tiefſte Luſt auf und der Wünſche heil'ge Macht.
Unausſprechlich iſt die Sehnſucht, die des Frühlings Balſamluft
In die aufgethauten Sinne und der Schall des Poſthorns ruft;
Wenn hinaus in ferne Länder der entzückte Sinn verlangt,
Und in Erdefeſſeln weilend, duldend auch die Seele bangt.
Unausſprechlich iſt der Jubel, der den friſchen Sinn erfüllt,
Wenn vom Kuß der erſten Liebe nun der junge Buſen ſchwillt;
Wenn das Glück, geliebt zu werden, voll und glühend in Dir lebt;
Und ein ſel'ger Traum der Zukunft Erd' und Himmel überwebt
Unausſprechlich iſt die Hoffnung, die uns über Gräbern winkt,
Wenn der Auferſtehung Schauer Dir den dunkeln Sinn beſchwingt;
Vor dem lichten Sternendome alle Zweifel Dir entflieh'n,
Feſter Troſt und ſich'rer Glaube in die irre Seele zieh'n.
Aber Einer hat gelebet, der das Tiefſte ausgeſungen;
In der Bruſt den mächt'gen Engel hat er mit dem Wort gerungen.
Polyhymniens Geheimniß hat ſein Mund geoffenbaret,
In des Herzens Feierhymnen melodieenreich bewahret.
Was in jedem neuen Frühling dieſer traul'ne Sinn empfunden,
Hat die gottgegeb'ne Muſe ihm in ſüßes Wort gebunden
Wie der Traum der erſten Liebe ſich der reinen Bruſt bemeiſtert,
Hat kein And'rer ſo erzählet, durch Erinn'rung tief begeiſtert.
Und des Auferſtehens Ahnung hat kein And'rer ſo erhoben,
Zu der freudigen Gewißheit aus Betrachtung ernſt gewoben.
Ach, nun biſt Du heimgegangen, hoher gläub'ger Freund der Seelen!
Und ſo ſchlechte Klag' ertönet Dir aus mißgeſtimmten Kehlen?
Aber wenn der Zeit Verwandlung unſre Aſche längſt verwehet,
Wird Dein Wort noch Erndten reifen, die Natur und Gott geſäet,
Und das letzte Herz der Erde wird in Deinen Irrgewinden
Glaube, Liebe, Hoffnung ſtählen, und den Weg zum Lichte finden.

Berlin, am 1. Februar 1826. Aug. Benius.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Leipzig. Die Säcular-Feier am Geburtstage Weiſſe's, des bekannten, hochgefeierten Kinderfreundes, brachte mehrere frohe Abende für die Bewohner Leipzigs herbei, deren geſchätzter, hochgeachteter und geliebter Mitburger Weiſſe die größte Zeit ſeines Lebens hindurch war. Der erſte dieſer frohen Abende war der 28. Januar, der Geburtstag des Dichters und Jugendfreundes. Im Theater ward die „Jagd“ gegeben, welche Weiſſe dichtete und Hiller componirte. Beide brachen dadurch dem deutſchen Singſpiel die Bahn auf deutſchen Theatern, wie dies den Freunden der Bühne hinlanglich bekannt ſeyn wird. In Rückſicht auf dies Verdienſt ward ſowohl das Stuck, als die Muſik, mit Beifall aufgenommen, obgleich beide wohl eigentlich nicht mehr in unſere Zeit paſſen, und bei einer andern Gelegenheit nicht ſo nachſichtig beurtheilt werden dürſten. Vorzuglich gilt dies von der Muſik, welche, faſt lediglich durch Saiten-Inſtrumente ausgeführt, ſich nicht mit unſerer jetzigen, volltönigen, in die Schranken wagen darf. Doch, dem Verdienſte ſeine Kronen, und daher auch Weiſſe und Hiller, die in vereintem Bemuhen ſich kuhn einen Weg bahnten, der dem ſchirchteren, oder doch unausgebildeteren Geſchmack ihrer Zeit zuwider war, und daher der Anſechtungen mancherlei zu erbulden hatte. Alle Schauſpieler gaben ſich Mühe, durch ausgezeichnetes Spiel auch das Ihrige zur Feier des Tages bei zu tragen, und ſelten wird eine Vorſtellung ſo ineinandergreifend gut gegeben werden. Der „König“ (Hr. Genaſt), „Michel, der Dorfrichter“ (Hr. Fiſcher), „Roſe“, deſſen Tochter (Demoiſ. Hanff), und „Töffel“, Röſens Liebhaber (Hr. Gay) verdienen alles Lob, und nur „Hannchen“, eine Pachterstochter (Demoiſ. Schulz), war nicht ganz ſo ausgezeichnet. Von dem allbekannten Liede: „Als ich auf meiner Bleiche“, welches durch ſeine einfache Melodie wohlgefallt, ſang ſie ein Paar Verſe mit Variationen, und detonirte dabei etwas ſtark, doch überſehen wir dies leicht, da — wir daran ſchon ziemlich gewöhnt ſind. — Auf die „Jagd“ folgte ein Feſtſpiel, von Mahlmann, Muſik von Prager. Mahlmann hat den verſtorbenen Weiſſe noch perſönlich gekannt, iſt ihm ſogar befreundet geweſen und hat ſeinen Werth vollkommen zu erkennen und zu ſchatzen gewußt. Von dieſer Anerkenntniß muß er innig durchdrungen geweſen ſeyn, als er dies kleine Feſtſpiel dichtete. Die Worte ſind wahr und voller Gefühl, und werden in leichten, wohlklingenden Verſen ausgeſprochen. Dabei fallt das Alltägliche der Feſttags-Spiele, Allegorien und Götter, Genien und Engel, hier ganz weg. Man glaubt in den Schauſpielern die Leipziger Junglinge, die ſie darſtellen, wie ſie zur fröhlichen Feier von Weiſſe's hundertſtem Geburtstage vereinigt ſind, wirklich zu ſehen, ſtimmt unwillkuhrlich in ihre Freude ein, und nur ein gefühlloſes Herz kann ungerührt bleiben, wenn die Kleinen, die Weiſſe ſo innig liebte, zu ſeinem Andenken mit Blumen geſchmückt werden, und wenn der Bergmannsknabe aus Annaberg, dem Geburtsorte Weiſſe's, in einfachen, herzlichen Worten das Lob des Edlen preiſet und ſich mit Stolz ſeinen Mitburger nennt. Als der Vorhang gefallen, ward von der zahlreich verſammelten Menge dem Dichter des Feſtſpiels ein dreimaliges Lebehoch gebracht, und von ganzem Herzen ſtimmte ich mit ein; denn wer den Werth des Menſchenfreundes ſo beſingen kann, der muß ſelbſt ein edles Herz in ſich tragen. — Ganz verſchieden von dieſer Feier war die des folgenden Abends, des 29. Januars. Hier hielt auf dem ſogenannten Profeſſoren-Balle, der alljahrlich die Mitglieder der Univerſität und deren Familien einige Mal zum frohlichen Beiſammenſeyn vereinigt, ein geachteter hieſiger Kanzel-Redner, vor dem umkränzten Bildniſſe des Gefeierten, eine Gedächtniß-Rede, in der er, eine kurze Biographie des Verſtorbenen gebend, alle ſeine mannigfachen Verdienſte aus einander ſetzte, und dann eine paſſende Gelegenheit ergriff, an Weiſſe's einzigen Sohn, und den Sohn dieſes Sohnes — den Domherrn Weiſſe und jetzigen Rektor der Univerſität, und den Magiſter Weiſſe, welche Beide in der Geſellſchaft zugegen waren — einige Worte voll Innigkeit zu richten. Ein munterer Tanz verlangerte die Freude, und wohl Mancher mag, vor dem Bilde des Geachteten vorüber ſchwebend, im Stillen den Wunſch gehegt und wohl auch den Vorſatz gefaßt haben, wo möglich zu werden, wie er war, deſſen Wiegenfeſt hier noch nach einem vollen Jahrhundert gefeiert ward, und deſſen Namen noch die Nachwelt mit Achtung nennen wird. — Am 31. Januar ward die „Jagd“ und das Feſtſpiel wiederholt, und auch jetzt war, wie das erſte Mal, das Haus gedrängt voll. — Aber noch eine Feier fand am 4. Februar ſtatt, in der Geſellſchaft, welche den Namen „Lyra“ führt und ſich ſtets beſtrebt, das Andenken ausgezeichneter Männer würdig zu ehren. Wieder waren hier Sohn und Enkel des Gefeierten zugegen, und trugen durch ihre Gegenwart zur Erhöhung der Feier bei. „Der ungezogene Knabe“, deſſen Verfaſſer Ch. F. Weiſſe iſt, ward von Kindern aufgeführt; denn man glaubte es ſeinem Gedächtniſſe ſchuldig zu ſeyn, an dem Tage, an dem man ihn feierte, auch die Weſen zu erfreuen, die er während ſeines Lebens ſo innig liebte, denen er ſich in den letzten Jahren ſeiner irdiſchen Laufbahn faſt ausſchließlich widmete. — Auf die Bühne kamen in den Tagen zwiſchen dieſen verſchiedenen Feſten zwei Neuigkeiten, zur Veränderung einmal wieder beide aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Die erſte iſt ein einaltiges Luſtſpiel, „die Unzertrennlichen“ betitelt. Es wurde etwas lau aufgenommen, und es ließen ſich, als der Vorhang gefallen, ſogar einige Töne vernehmen, welche dem Pochen ziemlich ähnlich waren, und wohl mit Recht fand es den Beifall des Publikums nicht. Es beſteht zum großen Theil aus Monologen, welche noch dazu etwas ſtark gedehnt oder langweilig ſind. Eigentlich fallt dies wohl dem Original zur Laſt, aber wenn durchaus Alles überſetzt und auf die deutſche Bühne gebracht werden muß, was auf der franzöſiſchen nur einigermaßen Glück macht, ſo ſollte man doch von einem Manne, der im Felde der dramatiſchen Literatur ſo bewandert iſt, wie Theodor Hell, erwarten, daß er bei der Ueberſetzung dergleichen Uebelſtände zu vermeiden wüßte, und die Stucke mehr bearbeitete, als überſetzte. Die Hauptfigur des Ganzen, der „Handelsgerichtsdiener Lebon“, von Hrn. Brand recht brav geſpielt, doch etwas zu leiſe geſprochen, iſt überdies noch gar nicht gehörig gezeichnet, und man wird bei dem Schluſſe des Stückes im höchſten Grade überraſcht, ihn ſo edelmuthig zu finden, als er ſich zeigt. — Die zweite Neuigkeit war „das Concert bei Hofe“, nach dem Franzöſiſchen des Scribe und Melesville, von Friederike Ellmenreich, Muſik von Auber. Die Arie „Adelens“: „O ſcherzt dem heitern Scherz öffnet ſich jedes Herz!“ ſo wie die leichte, gefällige Muſik im Ganzen genommen, ſind das Einzige, was ich zu erwähnen wüßte. Die Arie ward von Demoiſ. Canzi recht brav und mit Beifall geſungen; die Darſtellung war in Hinſicht des Spiels der Darſtellenden jedoch keineswegs lobenswerth, mit Ausnahme des Hrn. Genaſt, als „Signor Aſtucio“. Hr. Vetter, als „Maler Victor“, ließ abermals ſeine ſchöne, klangreiche Stimme bewundern, ſo wie die Unbeholfenheit ſeines Spiels bemerken; er erregte gewiß allgemein den Wunſch, daß er auch ſein Aeußeres, welches von der Natur keineswegs vernachläſſigt wurde, etwas mehr ausbilden möge. G. S.

Während der ruſſiſche Juſtizminiſter den Rang eines Generals der Infanterie hat, nimmt der franzöſiſche Groß-Siegelbewahrer keinen Anſtand, die Epaulette eines gemeinen Grenadiers der Nationalgarde zu tragen. (Pandore.) „Der Eine nutzet ſeine Ehr', ein And'rer macht ſich populair; doch Sitte dort und hier der — Zwang, iſt beides wohl der Ehrſucht Drang!“

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 25. Februar. 32ſtes Blatt.

Der zufriedene Muſikant.

I.

Wandern lieb' ich für mein Leben,
Lebe eben wie ich kann;
Wollt' ich mir auch Mühe geben,
Paßt es mir doch gar nicht an.

Schöne alte Lieder weiß ich;
In der Kälte, ohne Schuh',
Draußen in die Saiten reiß' ich,
Weiß nicht, wo ich Abends ruh'.

Manche Schöne macht wohl Augen,
Meinet, ich gefiel ihr ſehr,
Wenn ich nur was wollte taugen,
So ein armer Lump nicht wär'. —

Mag dir Gott ein'n Mann beſcheeren,
Wohl mit Haus und Hof verſeh'n!
Wenn wir Zwei zuſammen wären,
Möcht' mein Singen mir vergeh'n.

II.

Wenn die Sonne lieblich ſchiene,
Wie in Welſchland, lau und blau,
Ging' ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

In der Nacht dann Liebchen lauſchte
An dem Fenſter ſüß verwacht,
Wünſchte mir und ihr — uns Beiden,
Heimlich eine ſchöne Nacht.

Wenn die Sonne lieblich ſchiene,
Wie in Welſchland, lau und blau,
Ging ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

III.

Iſt auch ſchmuck nicht mein Rößlein,
So iſt's doch recht klug,
Trägt im Finſtern zu 'nen Schlößlein
Mich raſch noch genug.

Iſt das Schloß auch nicht prächtig:
Zum Garten aus der Thür
Tritt ein Mädchen doch allnächtig
Dort freundlich herfür.

Und iſt auch die Kleine
Nicht die Schönſt' auf der Welt,
So giebt's doch juſt Keine,
Die mir beſſer gefällt.

Und ſpricht ſie vom Freyen,
So ſchwing' ich mich auf's Roß —
Ich bleibe im Freien
Und ſie auf dem Schloß.

IV.

Mürriſch ſitzen ſie und maulen
Auf den Bänken ſtumm und breit,
Gähnend ſtrecken ſich die Faulen,
Und die Kecken ſuchen Streit.

Da komm' ich durch's Dorf geſchritten,
Fernher durch den Abend kühl,
Stell' mich in des Kreiſes Mitten,
Grüß und zieh' mein Geigenſpiel.

Und wie ich den Bogen ſchwenke,
Zieh'n die Klänge in der Rund'
Allen recht durch die Gelenke,
Bis zum tiefſten Herzensgrund.

Und nun geht's an's Gläſerklingen,
An ein Walzen um und um,
Wie ich ſtreiche, ſo ſie ſpringen,
Keiner frägt' erſt lang': warum? —

Digitized by Google

Jeder will dem Geiger reichen
Nun ſein Scherflein auf die Hand,
Da vergeht ihm gleich ſein Streichen,
Und fort iſt der Muſikant.

Und ſie ſeh'n ihn fröhlich ſteigen
Nach den Waldeshöh'n hinaus.
Hören ihn von fern noch geigen,
Und geh'n All' vergnügt nach Haus.

Doch in Waldes grünen Hallen
Raſt' ich dann noch manche Stund',
Nur die fernen Nachtigallen
Schlagen tief aus nächt'gem Grund.

Und es rauſcht die Nacht ſo leiſe
Durch die Waldes-Einſamkeit,
Und ich ſinn' auf neue Weiſe,
Die der Menſchen Herz erfreut.

Joſeph v. Eichendorff.

Athen und ſeine Alterthümer.

(Schluß.)

„Wir beſuchten den Pnyx, den Hügel des Areopagus, das ſogenannte Gefängniß des Sokrates und das Monument des Philopappos. Herr Fauvel machte uns ſeitwärts von dem Orte, wo das Thor Dipylon war, auf die Stelle der Gräber des Perikles, Thraſybulos, Chabrias und, in einiger Entfernung davon, derer des Hermodios und Ariſtogiton aufmeelſam. In dem Raume zwiſchen den Gräbern dieſer großen Männer, den einſt der äußere Kerannikos einnahm, auf welchen die für das Vaterland gefallenen Athenienſer beerdigt wurben, ſieht man mehrere Vertiefungen, die von den daſelbſt zu verſchledenen Zeiten gemachten Ausgrabungen entſtanden ſind und die man vergeſſen hat, aus zu füllen. Wir ſtiegen in eine der tiefſten. Indem ich die Erde mit der äußerſten Spitze meiner Säbelſcheide aufwühlte, ſtieß ich auf eine Art irdenen Sarges, der aus zwei, ungeheuern Ziegeln gleichenden Theilen gebildet war, und menſchliche Ueberreſte enthielt. Obgleich jene ſehr genau an einander gefügt waren, ſo war mit der Länge der Zeit dennoch eine feuchte, feine Erde eingedrungen und erfüllte faſt den ganzen Raum. Die Knochen, welche wir darin fanden, waren von der größten Weiße; ſie hatten bie Leichtigkeit der Seife und zerfielen unter dem Drucke des Fingers. Vielleicht färbte der Krieger, deſſen Aſche wir auf jene Art zerſtörten, einſt die Gewäſſer von Salamis oder die Gefilde von Marathon mit ſeinem Blute!

Das Land war ſchön, wie in Frankreich in den Tagen des Frühlings. Nachdem wir bei den Olivenbäumen, die an der Stelle des Gartens der Akademie ſtehen, vorüber gegangen waren, wanderten wir durch mehrere angenehme Landhäuſer, die einigen Fremden gehören, welche faſt Alle der Lärm der Waffen genöthigt hatte, nach den Inſeln des Archipelagus zu gehen und auf denſelben ruhigere Zeiten zu erwarten. Blühende Orangen- und Citronen-Bäume bedeckten die Gärten dieſer freundlichen Wohnungen. Die Waſſer des Cephiſſos und Glyſſos waren durch viele Canäle überall hingeleitet, doch ſind dieſelben den größten Theil des Jahres trocken.

Wir näherten uns dem Ende des Dezember und dennoch war die Hitze außerordentlich. Sehr ermüdet kamen wie in die Stadt zurück. Obgleich ſiebzig Jahr alt, ſchien es der Conſul doch weniger als wir zu fühlen, und er konnte nicht unterlaſſen, hierüber recht angenehm zu ſcherzen. Da wir am andern Morgen abreiſen wollten, ſo ſetzten wir, nach einigen Stunden Ruhe, unſern flüchtigen Beſuch der Umgegend fort, wobei uns Herr Gropius, der öſtreichiſche Conſul in Athen, begleitete.

Nachdem wir den Ort beſucht hatten, wo einſt das Dorf Kolonos, der Geburtsort des Sophokles, ſtand, wovon aber nicht eine einzige Spur geblieben iſt; und den, welchen der, heut zu Tage ganz verwüſtete heilige Hayn der Eumeniden beſchattete, erſtiegen wir mit Mühe den hohen Felſen, der den Tempel des Poſeidon Hippios trug, an deſſen Stelle aber jetzt eine einzelne, der Jungfrau gewidmete Kapelle ſteht. Von dieſem Punkt, der 1500 Toiſen von der Akropolis entfernt und faſt eben ſo hoch iſt, beherrſcht man die Stadt und die ganze Ebene von Athen. Salamis und die über das Saroniſche Meer hingeſtreuten Eilande erheben ſich in der Ferne und im nebligten Hintergrund entdeckt das Auge die Küſten des Peloponnes, den ſteilen Gipfel des Kythäron und die luftigen Felſen der Feſtung Korinths.

In einer gewiſſen Entfernung von jenem Punkte, und indem man den Mauern der Stadt folgt, machte uns Herr Gropius auf zwei kleine Schäfte von weißem Marmor aufmerkſam, die in der neuern Zeit an dem Fuß des Anchesmos aufgeſtellt waren von einem Bogenſchützen, zum Andenken an den Wurf eines Pfeils, der den in der That unglaublichen Raum, der beide trennt, durchflogen hatte. Nicht weit davon bemerkten wir die ſechszehn noch ſtehenden prächtigen Säulen des Pantheons von Hadrian.*) Man wünſcht, daß ſie weniger einzeln ſtänden, daß ſie noch von den andern Trümmern des Monuments umgeben wären; aber vergebens ſucht das Auge auf dem Boden die Marmorſäulen, welche bie prächtigen Periſtyle bildeten, und die jetzt zu Kalk geworden ſind. Auf einen Theil des Architravs, der noch die Capitäler von zwei dieſer Säulen verbindet, hatte ſich früher ein Derwiſch eine Hütte von mehreren Stockwerken ebaut, die dieſer moderne

*) Nach Andern gehörten dieſe Säulen dem Tempel des Jupiter. — Die Höhe einer jeden dieſer Säulen beträgt 40 Fuß, nach der Behauptung eines neuern Reiſenden (ſ. Schrebian's „Aufenthalt in Morea, Attika u. ſ. w.“ Leipzig, bei Hartmann, 1825. S. 187.).

Simeon Stylites mehrere Jahre bewohnte. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie dieſelbe auf einer ſo großen Höhe und einem ſo engen Grunde hat errichtet werden können.

Einige Flintenſchüſſe, von der Akropolis herab, ſtörten unſere Betrachtungen und zwangen uns zur Rückkehr. Da das alte Thor, das die Stadt des Theſeus von der des Hadrian ſchied, geſchloſſen war, ſo fanden wir uns genöthigt, denſelben Weg zurück zu gehen.“

So viel — oder ſo wenig — erfahren wir von der Wanderung Raybaud's durch Athen und deſſen Umgebungen in der Geſellſchaft Fauvel's und Gropius. Früher, ehe er dieſe aufſuchte, hatte er bereits den unter allen Monumenten des alten Athens am beſten erhaltenen Tempel des Theſeus beſucht und Raybaud giebt in Bezug auf dieſen die für die Freunde der ſchönen Künſte erfreuliche Nachricht, daß — trotz der Verwüſtungen der Türken, deren Gegenſtand, als die Belagerung der Akropolis im Jahr 1821 einmal auf einige Zeit von den Griechen aufgehoben worden, beſonders die Kirchen Athens waren — doch der in eine chriſtliche Kirche des heil. Georg verwandelte Tempel des Theſeus unbeſchädigt geblieben iſt. Nur die Bilder der Jungfrau und der Heiligen verſtümmelten die Türken und beraubten die Gräber, deren größter Theil Engländern gehörte. Später, nach dem zu Ende des April 1822 gegen die Akropolis unternommenen, aber für die Griechen ungünſtigen Sturm, ward in dem Tempel des Theſeus ein bei dieſer Gelegenheit gebliebener Deutſcher feierlich begraben; kurze Zeit nachher kam Raybaud zum zweiten Mal nach Athen, aber erſt im Juni deſſelben Jahres fiel die Akropolis den Griechen in die Hände. Ueber den Zuſtand, in welchem ſich die außerhalb und beſonders in der Akropolis erhaltenen Ueberbleibſel des Alterthums, nach der Uebergabe derſelben, befanden und welche davon beſonders gelitten haben, iſt nur wenig bis jetzt bekannt geworden. Ein deutſcher Philhellene, der im September 1822 nach Athen kam, ſagt: die Burg Athens habe in der letzten Zeit bei der Belagerung ſehr gelitten. Näheren Aufſchluß giebt der Engländer Waddington, der im Februar 1824 in Athen war, in ſeinem „Beſuch in Griechenland in den Jahren 1823 und 1824“ S. 158. Von den Alterthümern außerhalb der Burg ſagt er über „die Warte (gewöhnlich Laterne) des Demoſthenes“, *) daß ſie durch den Brand des Kloſters, von welchem ſie einen Theil ausmachte, ſehr beſchädigt, indeſſen durch die Sorgfalt des franzöſiſchen Vice-Conſuls (alſo Fauvels) einigermaßen wieder ausgebeſſert worden ſey. Im Allgemeinen hatten, trotz der ſchrecklichen Verheerungen, die Denkmäler ſehr geringen Schaden gelitten, aber das Parthenon (auf der Akropolis), als das herrlichſte, habe auch am meiſten gelitten und der ihm zugefügte Schaden ſey unerſetzlich. „Die Türken“, ſagt er, „riſſen, als ſie alle ihre Kugeln verſchoſſen hatten, einen Theil der Mauer nieder, in der Hoffnung, Blei zu finden, und ſie rühmen ſich, ſie ſeyen für ihre barbariſche Arbeit reichlich belohnt worden. Aber darauf beſchränkt ſich die ganze Beſchädigung. Keine Säule wurde umgeworfen, noch irgend ein Werk der Bildhauerkunſt beſchädigt.“ — „Alle Monumente“, fügt Waddington hinzu, „nur mit Ausnahme jener beiden, hätten durchaus nichts durch den Krieg gelitten; der Tempel des Theſeus ſey zwar im Anfang der Revolution von einem Blitzſtrahl getroffen worden, doch habe er dem Gebäude wenig Schaden zugefügt.“ — Die Worte der Athenienſer, die ſie im Jahr 1822 zu dem Obriſt Voutier ſprachen, dem als Commandant der zur Belagerung der Akropolis beſtimmten Expedition die Schonung der herrlichen Meiſterwerke des Alterthums vom griechiſchen Gouvernement empfohlen worden war, verdienen hier noch mitgetheilt zu werden. „Haben wir nicht“, ſagten ſie, „Weiber, Kinder und Väter? Sie ſchmachten im Exil und im Elende, während der Tod ſie von allen Seiten umgiebt. Was jene Monumente unſerer Vorfahren anlangt, ſo mögen ihre Trümmer, wenn es nöthig iſt, der Freiheit aufgeopfert werden, die uns auch einen Melagenes und Kallikrates bringen wird.“ (Voutier „Mémoires sur la guerre actuelle des Grècs.“ Paris, 1823, pag. 239.) K.

*) So nennt das gemeine Volk zu Athen dieſes Monument, weil Demoſthenes darin ſtudirt haben ſoll, obgleich es ſo enge iſt, daß ein Menſch nur mit Mühe darin ſtehen kann und urſprünglich nirgends einen Eingang hatte. Eigentlich iſt es ein choragiſches Denkmal des Lyſikrates; eine Abbildung davon nach Stuart, die es aber nicht in ſeinem jetzigen Zuſtande darſtellt, wie mir ein Deutſcher, der Ende 1822 in Athen war, ſagte, iſt in Horner's Bildern des griechiſchen Alterthums Heft IX. ganz kürzlich erſt gegeben worden. D. Ueb.

Allerlei.

Es giebt kein Handwerk mehr; Alles iſt Kunſt geworden, jeder Handwerker ein Künſtler. Dagegen aber geht auch ſo manche Kunſt nach Brod, und — ſonderbar, die ſogenannten brodloſen Künſte bringen beinahe in unſern Tagen das beſte Brod!

Wer giebt mehr aus als er **einnimmt**, ſelbſt bei der größten Sparſamkeit? — Der Geſunde.

Sonſt hatte jede neue Mode, ſo wie jede Farbe, ihren Namen, der eine Eigenſchaft des Gemüths, des Herzens, des Geiſtes oder des Körpers andeutete: da gab es Soupirs étouffés, doux sourire, vapeurs, regrets superflus, candeur parfaite, oeil abattu, bienséance, désespoir u. ſ. w. Jetzt ſind alle Moden ſchlechtweg à la N. N. Ueberhaupt hat die Einbildungskraft im Menſchen ſehr abgenommen. Chletas.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aus dem Elſaß. (Brief eines Reiſenden.) Deutſcher Sinn und Geiſt lebt und wirkt im Elſaß unverwüſtlich fort, ungeachtet der nun ſchon weit über ein Jahrhundert dauernden Ablöſung dieſer herrlichen Provinz vom urſprünglichen Mutterlande. Man kann nicht leugnen, daß die Verbindung mit Frankreich dem Lande im Ganzen ungemeine Vortheile gebracht; die Regierung der franzöſiſchen Könige, indem ſie die Sitten, die Sprache, die Orts-Einrichtungen, und in mancher Art auch das Kirchenthum der neuerworbenen deutſchen Unterthanen mit kluger Rückſicht behandelte, gab ihnen fortwährend die ſprechendſten Beweiſe materieller Fürſorge. Der Elſaſſer war von jeher mit der franzöſiſchen Regierung zufrieden, und unter allen Umſtänden ihr treu und anhänglich. Allein gerade hierin zeigte der Elſaſſer ſich am meiſten dem urſprünglichen Charakter gemäß; es war deutſcher Treue und deutſcher Sinn, der ihn ſeiner einmal geſetzten Obrigkeit verband. Dieſe Deutſchheit hat ſich in vielfachen Lebensbeziehungen durchaus rein erhalten, ja inmitten der fremden Elemente nur eigenthümlicher ausgebildet. Wir wollen hier nur des lebendigen Antheils gedenken, der im Elſaß ununterbrochen für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt rege geblieben. Die franzöſiſche Revolution ſchien dieſe Richtung eine Zeitlang verdunkeln zu wollen, doch ließ der darüber gerauſchte Sturm ſogleich wieder den alten Zug der Dinge ſehen. Wir erwähnen hier nur flüchtig der deutſchen Arbeiten von Engelhardt, Stöber und Anderen der deutſchen Poeſie Befliſſenen, des herrlichen, durch Goethe in den Heften von „Kunſt und Alterthum" meiſterhaft entwickelten Luſtſpiels in Straßburger Mundart: „Der Pfingſtmontag", vom Profeſſor Arnold, und eilen ſogleich zu dem neueſten ſchönen und großen Unternehmen, durch welches der Profeſſor Schweighäuſer, der gelehrte Sohn des gelehrten Vaters, um ſeine herrliche Heimath ſich das preiswürdigſte Verdienſt erwirbt. Leidenſchaftlich für die Naturſchönheiten, die Alterthümer und alles eigenthümliche Leben des Elſaſſes eingenommen, ausgerüſtet mit allen Kenntniſſen und beſeelt vom ſinnigſten Geiſte, hat dieſer treffliche Mann ſeit vielen Jahren mit größtem Eifer und nicht geringem Aufwand alle Vorarbeiten zu einem Werke gemacht, deſſen Herausgabe, unter Mitwirkung des Hrn. Golbery und mit anſehnlicher Unterſtützung der franzöſiſchen Regierung, jetzt wirklich begonnen hat. Eine bedeutende Folge von Anſichten, beſonders der Bergſchlöſſer und kirchlichen Denkmale, deren Ueberbleibſel aus den verſchiedenſten Zeiten mehr oder minder erhalten in jenen Gegenden reich vorhanden ſind, iſt in Steindruck-Tafeln erſchienen, deren kunſtreiche Ausführung dem Beſten zur Seite geſtellt werden muß, was in dieſer Art bisher geleiſtet worden. Ein ſorgfältig gearbeiteter Text in Folio begleitet erläuternd dieſe Blätter. Die ferneren Lieferungen werden mit Eifer und Sorgfalt betrieben, und das Ganze verheißt dem Elſaß ein Nationalwerk, wie es der Vaterlandsfreund, der Geſchichts- und Alterthumsforſcher, der Kunſtfreund und der reiſende Beſchauer nur wünſchen kann. Das Unternehmen verdient gleicherweiſe in Frankreich und in Deutſchland, als welchen der Elſaß nun einmal beiderſeits angehörig bleiben muß, den lebendigſten Antheil; doch ſcheint für den Anfang die Theilnahme auf franzöſiſcher Seite faſt die größere; in der Folge dürfte ſich, wir hoffen es, auf deutſcher Seite das Uebergewicht finden, ſobald nur erſt, wozu bei uns immer viel Zeit erforderlich iſt, die Sache allgemein bekannt geworden. Wer vorläufig den Reichthum des Inhalts und die Art der Forſchung zu überſchauen wünſcht, dem empfehlen wir die „Notice sur les anciens châteaux et les autres monumens remarquables de la partie méridionale du département du Bas-Rhin, par J. G. Schweighäuser", welche vor zwei Jahren in einem kleinen Heft erſchienen iſt. Nicht unerwähnt laſſen dürfen wir eine andre kleine Schrift deſſelben Verfaſſers: „Erklärung des neuaufgenommenen topographiſchen Plans der die Umgebungen des Odilienbergs einſchließenden Heidenmauer und der umliegenden Denkmäler, von J. G. Schweighäuſer. Straßburg, 1825." Der Plan iſt von dem Artillerie-Hauptmann Hrn. Thomaſſin mit größter Genauigkeit aufgenommen, und die Lithographirung mit vorzüglicher Sauberkeit ausgeführt. Die kleine Schrift iſt durch Gegenſtand und Behandlung von äußerſtem Intereſſe. Die Wunderbarkeit jener ungeheuern Mauerwerke einer Urzeit, in welche unſre Geſchichte nicht zurück reicht, hat von jeher den Betrachter mit Staunen erfüllt, den Forſcher angezogen und aufgeregt. Wenige der räthſelhaften Ueberbleibſel dieſer Art dürften ſo vollſtändig beſchrieben und dargelegt ſeyn, als es jetzt durch obigen Plan und Text die Heidenmauer des Odilienberges iſt. Dem Verfaſſer iſt es zunächſt darum zu thun, das Vorhandene in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt genau an zu geben, hierauf in der geſchichtlichen Erläuterung nur ſtreng das auf zu faſſen, was ſich urkundlich begründen läßt. Daß ihm, falls er lieber Gebilden der Phantaſie und romantiſchen Eindrücken hätte folgen wollen, dazu der Schwung der Einbildungskraft nicht verſagt geweſen wäre, bezeugt das ſchöne Gedicht, welches dem Schluſſe der Schrift beigefügt wird. Uns bleibt nur noch der Wunſch zu äußern, daß es doch Goethe'n gefallen möchte, in ſeinen gehaltreichen Heften von dieſen geſammten, dem Elſaß gewidmeten Beſtrebungen ein würdigendes und auszeichnendes Wort zu ſagen! — *.

In Caen iſt ein neues Heiraths-Bureau errichtet, gleich dem in Paris beſtehenden. Der neue Unternehmer verſpricht den Weibern recht nachſichtige Männer, und den Männern recht treue Weiber! — Eine Zeitſchrift bemerkt: die auf ſolche Weiſe verheiratheten Männer würden wohl *nachſichtig* gegen ihre eigenen Streiche, ſolche Weiber *treu ihren Fehlern* ſeyn. (Pandore.)

In Lyon ward vor einiger Zeit der dort erfundene Dampf-Wagen mit ſo gutem Erfolg in Gang geſetzt, daß man ſchon darauf bedacht iſt, Dampf-Diligenzen an zu legen, und (weil die Maſchine der Hülfe zweier Menſchen bedarf) auf allen Stationen Menſchen-Relais ein zu richten. (Pandore.)

Als Caſanova einſt in Wien bei dem Miniſter Graf Kaunitz ſoupirte, bemerkte einer der anweſenden Gäſte über Rubens (als eben von großen Malern geſprochen wurde): „Das war doch noch ein Diplomat, der ſich die Zeit mit Malen vertrieb!" — „Bitte um Vergebung!" erwiederte Caſanova; „es war ein Maler, der ſich die Zeit mit Diplomatiſiren vertrieb!" (Corsaire.)

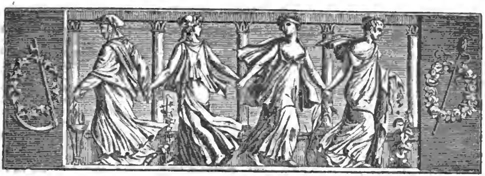
Der engliſche Schiffs-Capitain Wallis erzählt, daß der chineſiſche Kaiſer einen harten Scepter führe. Eines Tages ward demſelben gemeldet, einer ſeiner Miniſter habe ungebührliche Steuern erhoben. Sogleich beſchied ihn der Kaiſer vor ſich, und gab ihm eine ſo derbe Maulſchelle, daß er hinſtürzte und ihm zwei Zähne eingeſchlagen waren. Dann nahm er ihm ſein Portefeuille ab. (Corsaire.)

Man hat berechnet, daß die Spielpacht in Paris für jede Million, die ſie einträgt, zehn Individuen zu Selbſtmördern macht. (Corsaire.)

In Port-Royal (Jamaika) findet man eine Grabſchrift folgenden Inhalts: „Hier ruhet Ludwig Caldy, welcher, ein Portugieſe von Geburt, bei dem Erdbeben von 1692 erſt verſchüttet, dann aber wieder ausgeworfen und in's Meer geſchleudert ward, wo ein Boot ihn auffiſchte. Er hat dieſe Cataſtrophe vierzig Jahre überlebt, und ruhet jetzt hier in Frieden!" (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 27. Februar. 33ſtes Blatt.

Nachgelaſſene Gedichte von Byron.

X. Don Juan in einer Gewitternacht.

Was in dunkeln Lebensnächten
Du genoſſen und empfunden,
Hat in deines Dichters Buſen
Einen Nachklang aufgefunden.
Denn wie deine Leidenſchaften,
Glühten meine Adern Flammen.
Ueber meinem ſchuld'gen Haupte
Schlug die Hölle roth zuſammen!

Dumpfrollender Donner! ſchwefelfarbener Blitz, der du in zuckenden Strahlen aus ſchwarzen unglückſchwangern Wolken pfeilſchnell auf die erſchrockene Erde niederfährſt!

Heulende Windsbraut! praſſelnder Gewitterſturm, unter deſſen tobenden Schlägen die hohen Kuppeln der alten hundertjährigen Thürme erzittern! — ſolch ein gährender Aufruhr der empörten Elemente iſt den wilden Gefühlen meines Buſens willkommen! —

Wie ſie rauſchen die Waſſer des Himmels! Wie die grauenerregenden Geſtalten der mitternächtigen Wolken, von dem blaſſen Schimmer des verdunkelten Mondes nur mit ſpärlichen Strahlen erleuchtet,

im ſauſenden Fluge wechſelnd vor meinem Auge vorüber fliegen! Wie die Flüſſe ſchwellen! und die ſchäumenden Gießbäche über die donnernden Felſen des ächzenden Waldes in das zitternde Thal hernieder rauſchen: —

Von den gepeitſchten Wellen an den ſpitzigen Felſenriſſen faſt leck gemacht, ſchwankt, von dem, vom geſtörten Fange furchtſam nach Hauſe geeilten Fiſcher nur loſe an das Ufer angeknüpft, ein leichter Kahn auf der empörten Fläche des Sees.

Auf! hinaus in die donnernde Gewitternacht! — Wie der Sturmwind mit brauſendem Flügel eiſig um die Stirn mir brauſt! Die ſchlanken Wipfel der himmelhohen Tannen liegen zerknickt zu meinen Füßen; feucht träuft der Regen mir die Locken herunter. —

Recht ſo, ſchwankender Kahn! Wie du mit mir jetzt, ohne Steuer, ohne Ruder, von der Wuth der aufgeregten Elemente bald von einer plötzlich daherfahrenden Welle mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Höhe geſchleudert wirſt, um eben ſo ſchnell in die gähnende Tiefe wieder hinab zu ſinken:

ſo wurde auch ich von noch tauſendmal ſchlimmeren Stürmen auf der unſichern Fläche des Lebens, ein ſchwankendes Fahrzeug, auf und nieder getrieben; ohne zu wiſſen, woher ich kam, und wo die unbeſtimmte Fahrt dieſes gefahrvollen Daſeyns ſich endigen würde. —

Hörſt du, wie dumpftoſend über deinem Haupte der ſchreckliche Donner rollt? Schlag auf Schläge! wie praſſelnde Feuerſchlangen, von allen Seiten zuckt der Blitz durch die Nacht. Ein neuer praſſelnder Schlag! über die von goldener Lockenfülle beſchattete Wange des ſchlummernden Säuglings fährt der tödtliche Strahl; —

und wie die von Schlaf und Schrecken zitternde Mutter den todten Liebling ihres Herzens an den jammererfüllten Buſen drückt: leckt mit rothen Zungen

Digitized by Google

die verzehrende Gluth der Flamme aus der friedlichen Hütte empor, und vermiſcht ſich in gräßlicher Eintracht mit den Blitzen des Himmels. —

Rächer des Himmels, der du, wie die Weiſen ſagen, mit der ehernen Waagſchaale der Gerechtigkeit über den Sternen richteſt! — hier ſteh' ich mit der frechen Stirne des Frevlers; die Menge meiner Sünden iſt größer, als die Zahl der Haare auf meinem ſchuldbewußten Scheitel —

und die verderblichen Blitzſtrahlen deines Zornes ſpielen, wie fächelnde Weſtwinde, zu meinen Füßen; indeſſen dort die todte Unſchuld auf dem Schooße der Mutter mit tauſend heißen Thränen bejammert wird.

Siehſt du, wie mit feurigen Armen die allesverzehrende Flamme ihren unglücklichen Raub umfaßt! Mit ſchnellen Schritten von Hütte zu Hütte ſchreitet fürchterlich Tod und Verderben,

daß des Brandes blutrothe Fackel auf der dunkeln Tiefe der Wogen gräßlich wiederglänzt. Und mit der praſſelnden Windsbraut heulen die Glocken der Thürme, die dumpfen Hörner der nächtlichen Wächter, und das verzweiflungsvolle Geſchrei der Unglücklichen in die Wette. —

Ich glaubte, daß dies furchtbare Schauſpiel der Empörung den wüthenden Sturm meines Innern übertoben ſollte! — Aber lauter als das dumpfe Rollen des Donners ſchreit die Stimme meiner Qualen durch die ſchaurige Nacht meiner Schmerzen!

und mit grellerem Aechzen, als der heulende Sturm mit hohlen dumpfen Schlägen von den Felſen des fernen Gebirges zurück prallt, dringt die Klage meines Jammers vergebens an das eherne Gewölbe des Himmels. —

Furchtbare Macht dort oben, der ich nicht entrinnen kann! iſt das unglückliche Gefäß meines Daſeyns noch nicht genug mit Elend bis zum Rande überfüllt? — Oder, wenn ich deinen tückiſchen Launen noch länger zum willenloſen Spielball dienen ſoll:

ſo dächt' ich, daß ich armer Sterblicher für den ehernen Druck deiner furchtbaren Hand doch wenigſtens zu klein wäre, als daß du dich an der verzehrenden Qual meiner Leiden, wie an den letzten zuckenden Schmerzen eines elenden Wurmes, mit grauſamer Schadenfreude noch länger weiden ſollteſt!

Haſt du mein gährendes Blut mit tauſend heißen Wünſchen und wilden Begierden in ſeinen innerſten Adern nicht aufgeregt in den Tagen der Leidenſchaft und der Jugend? und mir Gedanken in die Seele gegeben, vor denen der Abgrund erzitterte? ſo daß oft vor der Finſterniß meiner ſchwarzen Thaten der keuſche Tag ſeine reine Fackel aus zu löſchen drohte?

Wie oft hab' ich mit teufliſcher Wolluſt die harmloſe Unſchuld, wie eine leicht entblätterte Roſe, in meinen frevelhaften Umarmungen zerdrückt! Wie oft blitzte nicht der tödtliche Stahl der Eiferſucht in meiner mordbegierigen Fauſt, daß meine Hände, wie Kain's Mörderhände, von dem Blute meiner unglücklich gemordeten Brüder trieften?

Und dem Allen ſchauteſt du gelaſſen zu, ſchadenfrohes Verhängniß! damit, wenn die ſchaudervolle That nun vollbracht und die Wuth meiner Leidenſchaft geſtillt war, ich durch die Qual des Bewußtſeyns zehnfach elender noch würde, als ich war, da die Flamme der Begierde das Mark meiner Gebeine verzehrte! —

Oder haſt du etwa ſo würzige Gerichte auf die unſchmackhafte Tafel des Lebens geſtellt, daß ich dir für das zweifelhafte Glück, geboren zu ſeyn, zu danken große Urſache hätte?

Du haſt mir ein Herz voll warmer Empfindung für die ſüßen Freuden der Liebe gegeben! Du ſchufeſt mir gleichgeſtimmte Seelen, damit ich im treuen Bunde mit ihnen die noch ſüßere Wonne der Freundſchaft koſten möchte! und die ganze weite Erde haſt du, wie einen bunten glänzenden Fußteppich, zu tauſendfach abwechſelndem Genuſſe vor meinen Sinnen ausgebreitet. —

Was aber iſt die Liebe anders, als ein ſüßer Rauſch, der bei dem Erwachen nur Widerwillen und Ueberdruß zurück läßt? — Was iſt Freundſchaft mehr, als eine angenehme Gewohnheit, welche, ſo wie ſie der Zufall unerwartet herbei führte,

von dem Wechſel des Lebens eben ſo plötzlich wieder verſchlungen wird? — Was iſt jeder Genuß der Sinne? Ein verführeriſcher Becher, welcher für jeden ſüßen Tropfen der Wolluſt einen trüben Bodenſatz voll bitterer Schmerzen zurück läßt. —

Das Wetterleuchten der nächtlichen Blitze hat die von verderblichen Dünſten angefüllten Lüfte abgekühlt. Die Gießbäche und wilden Waſſer haben ſich verlaufen; und ſchöner wie je über den rauchenden Schutthaufen des mitternächtigen Brandes ſteigt hell und glänzend im purpurenem Oſten das fröhliche Morgengeſtirn der leuchtenden Sonne herauf.

Sie iſt kalt und empfindungslos, wie du, unerbittliches Schickſal! Sie läſſet mit gleicher Wärme über Glückliche und Unglückliche, über Böſe und Gute die Strahlen ihres Auges leuchten: ſo wie du kalt und ohne Erbarmen diejenigen ſchmählich hinweg raffſt,

welche, wie glückliche Kinder in einem blühenden Roſengarten, mit tauſend ſüßen Banden an das Leben geknüpft ſind: diejenigen aber grauſam zurück läſſeſt, denen nichts wünſchenswerth erſcheint, als der Tod, und die an der glühenden Qual ihrer Leiden, wie die Flamme am eigenen Dochte, ſich verzehren.

— *.

Digitized by Google

Die Jungfrau von Orleans.

Die alten Chroniken enthalten über die Jungfrau von Orleans eine Menge wahrer und falſcher Anekdoten, welche ſich wenigſtens durch die Naivheit des Styls und des Vortrags auszeichnen. Ein Pariſer Journal ſagt von ihr: ſie ſey ein Geſchöpf in Geſtalt eines Frauenzimmers geweſen (une créature en forme de femme), welche man die Jungfrau (la pucelle) genannt: ob ſie es geweſen, ſey nur Gott bewußt (et qui l'étoit, Dieu le scet (sait). Bei der Belagerung von Paris 1429 habe ſie (wie ein Anderer erzählt) ihre Fahne am Stadtgraben aufgeſteckt und die Einwohner mit den Worten angeredet: „Rendez-vous de par Jésus à nous tost (tôt); car se (si) vous ne vous rendez avant qu'il soie (soit) la nuit; nous y entrerons par force (que vous) veuillez ou non, et tous serez pris à mort sens merci." — Ein Belagerter habe ſie paillarde, ribaude geſcholten, und einen Pfeil auf ſie abgedrückt, der ſie am Beine verwundet; ſie habe hierauf die Flucht genommen, und ihr Begleiter, der Fahnenträger, ſey ebenfalls in den Fuß geſchoſſen worden. Als er ſtill geſtanden und das Viſir aufgehoben, um den Pfeil aus der Wunde zu ziehen, habe ihm ein Zweiter beide Augen durchbohrt, und er ſey todt liegen geblieben. (Was aus der Fahne geworden, wird nicht geſagt. Die Stadt übrigens ergab ſich nicht, und die Jungfrau hatte umſonſt gedroht und geweiſſagt.) — Einige Zeit, nachdem ſie in Rouen verbrannt worden, hielt ein Jacobiner-Mönch, Inquiſitor und Lehrer der Theologie in der Kirche St. Martin-des-Champs in Paris, eine Predigt über oder vielmehr gegen ſie, und ſagt unter Anderem: Seit dem vierzehnten Jahre habe ſie Mannskleidung angelegt (ein damals für Todſünde gehaltenes Verbrechen): ihre Eltern würden ſie umgebracht haben, hätten ſie ſich nicht vor dem Kindermord gefürchtet: ſie habe in Begleitung des Teufels das Vaterhaus verlaſſen, einen erſten Chriſten-Todtſchlag (homicide de Chrétien), und ſeit der Zeit eine Menge anderer begangen; in ihrem Gefängniß ließe ſie ſich als eine vornehme Dame bedienen; in Geſtalt der heil. Catharina, der heil. Margaretha und des heil. Michael erſchienen ihr die Teufel zur Aufwartung; ſie habe einmal die Manns-Rüſtung ablegen wollen, aber der Teufel habe ſie gezwungen, ſie wieder an zu legen; doch als ſie gehofft, er werde ihr auf dem Blutgerüſt zu Hülfe kommen und ſie befreien, ſey er ausgeblieben. — Der Mönch ſetzte hinzu: es habe nicht eine, ſondern vier Jungfrauen gegeben: zwei, deren man ſich zu Corbeil bemächtigt (eine habe ihren Irrthum bereut und abgeſchworen, die andere ſey am 3ten September 1430 in Paris lebendig verbrannt worden); die dritte ſey Johanna von Arc geweſen, und die vierte Catherine de la Rochelle, welche ebenfalls mit dem Heere Carl's VII. gezogen, und wie Jene Erſcheinungen zu haben behauptet hätte. Die zuerſt angeführte ſey ein altes Weib (eine alte Jungfer?) geweſen, welche von ſich behauptet, Jeſus ſey ihr mehrmals erſchienen, und habe das letzte Mal ein langes weißes Gewand und über demſelben einen Mantel von feuerrother Farbe getragen (une huque de vermeil). *)

Zehn Jahre nach Verbrennung der Jungfrau trat eine neue auf. Sie wurde anfangs faſt allgemein vom Volke für die wahre gehalten, die, wie ein Phönix, aus der Aſche erſtanden; Andere behaupteten, ſie ſey nicht durch ein Wunder auferweckt, ſondern auf dem Scheiterhaufen von einer andern Geſtalt erſetzt und wunderbar am Leben erhalten worden. Letzteres fand ſo großen Eingang, daß die Einwohner von Orleans ſich täuſchen ließen und ihr viel Ehre erwieſen. Aber die Univerſität und das Parlament von Paris, welche vor zehn Jahren die wahre Jungfrau zum Feuer verurtheilt hatten, ließen, um dem Volke den Irrthum zu benehmen, die Betrügerin mit Gewalt nach Paris kommen, ſie öffentlich im Saale des oberſten Gerichtshofes zur Schau aufſtellen, auf den großen Marmortiſch ſteigen und das Geſtändniß ablegen, daß ſie nicht Johanna von Arc ſey. Aus der angeſtellten Unterſuchung hatte ſich ergeben, daß ſie keine reine Jungfrau (pucelle) ſey, daß ſie mit einem Ritter (chevalier) vermählt geweſen und zwei Söhne geboren habe: **) daß ſie einſt im Zorne, als ſie eine Nachbarin zu ſchlagen gedachte und von ihrer Mutter zurück gehalten worden, ſich an dieſer thätlich vergriffen, auch Prieſter und Geiſtliche geſchlagen habe, um ihre Unſchuld und Ehre zu retten; daß ſie, um entſündigt zu werden, nach Rom gereiſet, und, um deſto ſicherer dahin zu gelangen, Mannskleider angelegt; daß ſie in der Folge unter den päpſtlichen Truppen Dienſte genommen und als Soldat zwei Menſchen getödtet habe. — Nach der feierlichen Auseinanderſetzung ihrer Geſchichte und dem von ihr abgelegten Geſtändniß wurde ſie entlaſſen, verließ Paris und ging wieder unter das Militair (?). T. L. Secha.

*) S. Ménage unter Hucque. Espèce d'habillement. Habit de temps. Habillement d'homme. In der flamiſchen Sprache heißt Hok oder Huicke ein Frauen-Mantel — eine Art Shawl.

**) Sie leugnete nicht, ſeit ihrer vorgeblichen Verbannung ſich vermählt zu haben und Mutter geworden zu ſeyn, bis dahin aber habe ſie ihre Jungfräulichkeit behauptet.

Einfälle.

England und Deutſchland haben ihren Humor und Humoriſten. Frankreich hat keinen von Beiden, und erſetzt beides durch Esprit, Gaîté und Chansons.

Unſere Freunde laſſen ſich in zwei Claſſen eintheilen: in — Freunde und Feinde. C.

Digitized by Google

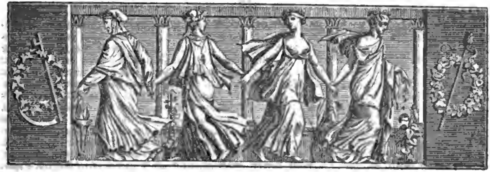
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Erinnerungen an Garrick. *) Ich bin vielleicht Einer der Wenigen unter meinen Zeitgenoſſen, die ſo glücklich waren, Garrick auf dem Schauplatze ſeines Ruhmes zu ſehen, wie man das Theater Drury Lane nennen konnte. In meiner frühern Jugend war es mir vergönnt, die Winter-Monate in London zuzubringen, und es war gerade der Winter, wo Garrick zum letzten Mal die Bühne betrat. Er ſpielte regelmäßig zwei Mal wöchentlich, und ich verſäumte es ſelten, ihn zu ſehen. Was uns Davies in ſeinen dramatiſchen Aufſätzen (Dramatic Miscellanies) und in ſeinem Leben Garrick's mittheilt, iſt ſo reichhaltig und im Ganzen ſo treffend, daß es unnütz und langweilig ſeyn würde, das Bekannte zu wiederholen. Als ich in Dublin ſtudirte, hatte ich oft Gelegenheit gehabt, faſt alle berühmte Schauſpieler jener Zeit, Garrick allein ausgenommen, zu ſehen, z. B. Barry, Sheridan, Moſſop, und ich hatte in ihnen Muſter erblickt. Garricks Ruhm machte mich ſehr neugierig. Man hatte mir geſagt, Garrick hielte ſich in tragiſchen wie in komiſchen Rollen mehr an die Natur; da mir aber in der Darſtellung von Heldenhoheit, wie ich ſie bei den großen Schauſpielern, die ich kannte, geſehen hatte, gar nichts Unnatürliches vorgekommen war, und die Darſtellung komiſcher Charaktere mich gleichfalls befriedigt hatte, ſo konnte ich nicht begreifen, worin Garrick's Vorzüge in natürlicher Darſtellung beſtehen könnten. Der Zettel, auf welchem ich zuerſt ſeinen Namen ſah, kündigte das Trauerſpiel „Zara" an, und Garrick ſpielte die Rolle des „Luſignan". Dies war mir nicht ganz willkommen. Der alte König erſcheint erſt im dritten Aufzuge, hat wenig zu ſagen und dies Wenige war nach meiner Anſicht zu unbedeutend, als daß es einem Künſtler hätte Gelegenheit geben können, große Talente zu entwickeln. Wahrſcheinlich waren nicht Viele unter den Zuſchauern, welche, wie ich, Garrick nie geſehen hatten; aber ſo zufrieden man mit der Darſtellung der Hauptrollen ſeyn konnte, die Ungeduld, womit man den dritten Akt erwartete, war allgemein. Endlich verkündigte eine allgemeine Aufregung ſeine Scene und eine Todtenſtille herrſchte, ſobald er erſchien. Alle Blicke waren auf ihn allein gerichtet. Er hatte kaum einige Minuten geſprochen, als es mir klar wurde, daß ich nie etwas Aehnliches gehört, ja daß ich zeither über die Schauſpielkunſt eine ganz falſche Anſicht gehabt; kurz, daß das Bühnen-Herkommen ſich einen eigenen Weg vorgezeichnet, die Natur aber, wie ihr begünſtigter Zögling es zeigte, einen ganz andern gewollt hatte. Jedes Wort, jeder Blick, jede Gebehrde, jede Bewegung paßte, ohne den mindeſten Schein von Künſtlichkeit zu haben, ſo genau zu dem dargeſtellten Charakter, daß man gar nicht an eine geſpielte Rolle dachte; man ſah nicht Garrick, der den Luſignan ſpielte, man ſah Luſignan ſelbſt; der alte König war aus dem Grabe herauf beſchworen, und man ſah, wie er, eben aus der Gefangenſchaft befreit, anfänglich kaum die Gegenſtände im Lichte unterſcheiden konnte, nach ſo langem Aufenthalte in der Finſterniß des Kerkers, und wie erſt allmählig ſeine Sehkraft zurückkehrte. Ich dachte gar nicht mehr an Garrick und mein ganzes Gefühl war mit der rührenden Rede des ehrwürdigen alten Mannes beſchäftigt. Eine andere Eigenheit ſeiner Darſtellung, die man in jeder Rolle bemerkte, und die jeder andere Schauſpieler, den ich je ſah, nur theilweiſe beſaß, war jene hohe Kunſt des Vortrages, die den Zuſchauer zu glauben nöthigte, daß hier nicht gelernte Worte vorkamen, ſondern nur geſprochen wurde, was das Bedürfniß des Augenblicks eingab und unmittelbar aus der Seele hervorging. — Im Luſtſpiele glänzte er eben ſo ſehr und es iſt zu verwundern, wie ein Mann im Stande war, ſolche auffallende Contraſte dar zu ſtellen, als in den mannigfaltigen Rollen lagen, die er gab. Dieſelben Geſichtszüge, welche in den pathetiſchen Scenen eines Trauerſpiels das Innerſte der Seele ergreifen, zur Bewunderung hinreißen oder in tiefe Traurigkeit verſenken konnten, wurden mit gleicher Kunſt gebraucht, Fröhlichkeit zu erwecken. Dabei beobachtete er ſtets auf das Strengſte die Schicklichkeit und ſank nie zum Poſſenhaften, zur Uebertreibung herab. Ich glaube, er verletzte in keinem Falle die Regeln, die er in ſeinem „Hamlet" ſo trefflich vortrug und ſündigte nie gegen die Sittſamkeit der Natur. Es iſt merkwürdig, daß die Züge und die Gebehrden, die in dem „Ungehaltenen Diener" und andern komiſchen Rollen den Zuſchauer zum lauteſten Gelächter reizten, einer ſo großen Umwandlung fähig waren, als man in den herzzerreißenden Jammer „Lear's", in „Richard's" tyranniſcher Lebendigkeit und in „Macbeth's" furchtbarer Gewiſſensangſt ſah, und man muß erſtaunen, daß nicht die Züge des tragiſchen Schauſpielers im Luſtſpiele und umgekehrt der Komiker im Helden ſich verrieth. Aber der Natur immer treu, gab er nie den Gedanken des Zuſchauers Anlaß, auf etwas anders als den dargeſtellten Gegenſtand zu achten. — Garrick war unter Mittelgröße, aber ungemein gut gebildet. Die Gewalt ſeines Auges, von deſſen verſchiedenem Ausdrucke ſo viel abhing, iſt von allen Schriftſtellern berührt, die von den Theater-Angelegenheiten jener Zeit geſchrieben haben. Sie war ſo bedeutſam und von einer ſolchen Leichtigkeit und Angemeſſenheit des Gebehrdenſpiels begleitet, daß, außer bei langen Reden, Worte kaum nöthig ſchienen, ſeine Meinung an zu deuten. Es kam mir vor, als ob die Schauſpieler neben ihm dieſe Kraft des Ausdrucks oft unangenehm gefühlt hatten und von der durchdringenden Gewalt ſeiner Blicke in Verwirrung waren gebracht worden. Eine andere Folge ſeiner Darſtellung war, daß bei ſeiner ungemeinen Leichtigkeit die übrigen Schauſpieler immer ſteif und linkiſch neben ihm erſchienen. — Wenn ich gefragt würde, ob einer von ſeinen Nachfolgern mich an ihn hätte erinnern können, oder auf der Bahn des außerordentlichen Mannes fortgegangen wäre, ſo müßte ich antworten, daß allerdings Einer einen Begriff von ihm geben konnte; Einer, der ihn zum Muſter genommen zu haben ſchien und ihm im Aeußern ähnlich war, Henderſon; aber er überlebte ſeinen Meiſter nicht lange. John Kemble ſtand ſehr hoch, aber er ſtand auf ſeinem eigenen Boden; ſeine Kunſt war großartig, aber beſchränkt und zwiſchen ihm und Garrick nicht die mindeſte Aehnlichkeit. — Boswell erwähnt in ſeiner Reiſe nach den Hebriden der Bemerkung eines Offiziers über Garrick's Leiſtungen. „Er fehlt zuweilen", ſagte er, „in der Betonung; z. B. im „Hamlet", in der Scene, wo er im Begriff iſt, mit ſeiner Mutter zu reden, ſagt er: Ich will Dolche mit ihr reden, doch keinen gebrauchen. Offenbar muß der Ton hier auf reden liegen." Niemand vertheidigte den Künſtler und der Tadel ward ohne Zweifel für treffend gehalten. Ich glaube aber, auch hier zeigte Garrick jene ſorgfältige Beobachtung der Natur, die man in allen ſeinen Darſtellungen bemerkte. Setzt man voraus, daß er die unmittelbaren Eingebungen ſeiner Seele und nicht auswendig gelernte Worte ſpricht, ſo glaube ich, daß er den erſten Theil des Satzes ohne alle Beziehung auf den zweiten ſagt. Er erwägt, wie nöthig es iſt, das Gewiſſen und die Reue ſeiner Mutter zu erwecken, indem er ihr das Verbrechen in ſeiner ganzen Größe vor die Augen bringt, und ſagt: Ich will Dolche mit ihr reden, meine Worte ſollen ihre innerſte Seele durchbohren. Die kindliche Zuneigung aber erſchrickt dann vor dem Wort: Dolche — und indem der Gedanke augenblicklich ſein Gemüth ergreift, ſetzt er hinzu: doch keinen gebrauchen — ihr Leben ſoll mir heilig ſeyn, wie ich auch den Mörder meines Vaters behandeln mag. — Irre ich nicht, ſo würde die Natur ſo ſprechen, und daß es ſo iſt, dank ich eben auf Garrick's Beiſpiel. L.

*) S. Blackwood's „Edinburgh Magazine", Oktober 1825.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 1 März. 34ſtes Blatt.

Das Taſchentuch.

Novelle von Dan. Leßmann.

1.

Am zwei und zwanzigſten Auguſt 1825 befand ich mich Abends in B** in der K** bei einem Jugendfreunde, welcher durch eine fröhliche Geſellſchaft das Jahresfeſt ſeiner Vermählung zu feiern wünſchte. Unſer Wirth beſaß die Kunſt, die geſellige Lebhaſtigkeit des Zirkels bei Luſt und Feuer zu erhalten; ſeine junge Gattin, welcher das Glück der Ehe auf dem blühenden Angeſichte zu leſen war, leitete, wie eine Göttin der Freude, die gemeinſchaftlichen Spiele, und Jeder empfand, was ein gaſtliches Ehepaar über die Stimmung ſeiner Gäſte vermag. Der Zweck war erreicht; man hatte einen freudigen Abend hingebracht, und die Mitternacht nahte heran, als einige Männer, den Winken ihrer Frauen gehorchend, durch unruhige Bewegung den Wunſch zum Aufbruch zu erkennen gaben. Nach Verlauf einer Viertelſtunde hatte ſich Alles in der Nähe der Thür geſammelt, und Jeder ſchickte ſich an, die freundliche Begegnung des jungen Ehepaares mit einem herzlichen: Gute Nacht! zu vergelten.

In demſelben Augenblick vernahm man das Geraſſel eines Wagens, der von der J*** Kirche daher rollte. Ich trat an's Fenſter und ſah eine ſtattliche Kutſche, welche mit ihren Laternen die finſtere Gaſſe blendend erleuchtete, vor einem Hauſe gegenüber ſtill halten. — „Wer kommt denn hier ſo ſpät nach Hauſe?“ fragte einer der Gäſte. — „Es iſt unſere ſchöne Nachbarin“, antwortete mein Freund, „die Hofräthin; eine feine Dame in den beſten Jahren, die aus ihren vornehmen Zirkeln ſelten vor Mitternacht nach Hauſe zu kehren beliebt.“ — „Eine Wittwe?“ fragte eine der Frauen. — „Keinesweges!“ erwiederte unſere Wirthin. „Indeſſen findet ſie es nicht für gut, ſich an der Seite ihres Mannes in Geſellſchaften ſehen zu laſſen. Der hohe Ton ſoll ſich nicht damit vertragen. Er iſt freilich um funfzehn Jahre älter als ſie, und hat zu thun, wenn er ſie bei ihrer Lebhaſtigkeit einholt. Auch iſt er nun ſchon daran gewöhnt, während der nächtlichen Abweſenheit ſeiner Gemahlin ſich mit politiſchen Schriften die Zeit bis Mitternacht hin zu vertreiben.“

Während deſſen hatte der Diener den Kutſchenſchlag geöffnet, und ſo viel ſich bei dem Schimmer der Laterne erkennen ließ, ſtieg eine junge Dame aus, deren reiche Kleiderpracht durch einen wahrhaft vornehmen Anſtand ihren vollkommenen Glanz erhielt.

2.

Wir waren kaum vor die Thür getreten und wollten Abſchied von einander nehmen, als im Hauſe drüben mit Heftigkeit ein Fenſter aufgeriſſen ward, und der Schreckensruf: „Zur Hülfe! Mord! Um Gotteswillen!“ uns entſetzlich überraſchte. Es war eine weibliche Stimme, und mein Freund, der uns hinunter geleuchtet, ſetzte das Licht ſchnell zur Seite und ſah uns fragend an. — „Was war das?“ rief er. „In die Wohnung des Hofraths muß ſich ein Dieb eingeſchlichen haben; es iſt der Hofräthin Stimme!“

Es hatte ſich in dem Angſtruf ein furchtbares Schrecken ausgeſprochen, und keine Stimme, ſo lange ich denken kann, iſt mir je ſo gewaltſam durch das innerſte Mark der Gebeine gedrungen. — Ich eilte hinüber; mit mir mehrere Männer, welche ſich von den Armen ihrer ängſtlichen Frauen losgeriſſen. Wir pochten an die Hausthür. Lange währte es, ehe ſie geöffnet ward; es ſchien, daß man drinnen in der Verwirrung und Angſt den Schlüſſel nicht finden konnte. Endlich ging die Thür auf; eine Kammerjungfer ließ uns ein. Wir fragten ſie, was geſchehen; ſie ſtand aber wie ein Marmorbild des Schreckens da, unfähig ein Wort hervor zu ſtottern. — Wir flogen zur Treppe hinauf. Im Vorſaal erblickten wir die Hofräthin und ſonderbar ergriff uns ihr Anblick. Die Blumen ihres Haarſchmuckes lagen zum Theil auf der Erde und ihr Putz war in der wildeſten Verwirrung. Sie rang bleich und zitternd die Hände, lief mit der Heftigkeit des Wahnſinns auf uns her, und wollte uns das Räthſel in verwirrten unzuſammenhängenden Worten löſen, vermochte aber keine deutliche Erklärung zu geben; doch zeigte ſie auf ein Nebenzimmer und winkte uns hinein zu gehen. Es ſchien das Schlaf-Cabinet des Hofraths zu ſeyn, und die Ahnung eines ſchaudervollen Ereigniſſes flog uns plötzlich, wie ein Blitz, durch's Herz.

Mit ängſtlichen Erwartungen traten wir in das Gemach, und entdeckten anfangs weiter nichts als einen Schrank, der mit Gewalt erbrochen zu ſeyn ſchien. Einige Holzſplitter lagen an der Erde und das Schloß hing, halb losgeriſſen, von der Klappe hernieder. Von den Schubladen ſtanden die meiſten geöffnet hervor gezogen und in den Papieren ſchien eine ſuchende Hand gewühlt zu haben.

3.

Zu gleicher Zeit abec hatten ſich Einige von uns dem Bette zur Linken genähert, welches bei dem erſten Eintritt, da es von Vorhängen auf allen Seiten umhüllt war, weniger in die Augen fiel. Sie zogen die Behänge ſeitwärts, und fuhren mit dem Geſchrei des Entſetzens zurück. — Der Hofrath lag erdroſſelt im Bette. Ein Strick war ihm um den Hals geſchlungen und alle Adern des Halſes ſchwellend empor getrieben; das Geſicht war dlau und ſtrotzte, als wäre es mit Blut unterlaufen: die ſtarren Augen krampfhaft verdreht und die Augäpfel weit hervorgetreten. Die eine Hand hing zum Bette heraus, in der andern entdeckten wir ein Stück Zeug, welches der Erdroſſelte wahrſcheinlich im Kampfe mit ſeinem Mörder von der Weſte deſſelben losgeriſſen und nun mit kalten ſtarren Fingern umſchloſſen hielt. — Der Strick ward augenblicklich losgeſchnitten, aber kein Zeichen des Lebens ließ ſich an dem Erdroſſelten bemerken.

Während Einige darauf der Hofräthin, welche unter der heftigſten Gemüthsbewegung in Ohnmacht gefallen, hülfreiche Hand leiſteten und ſie auf's Bette legen halfen, entfernten ſich Andere, um in möglichſter Eile einen Arzt herbei zu ſchaffen. Mein Freund, der in dieſer Gegend der Stadt am beſten Beſcheid wußte, hatte bereits dafür geſorgt und trat mit einem jungen Mann in's Zimmer, welcher ſich ſogleich zum Aderlaß bereit machte. — Nur wenige Tropfen floſſen langſam aus der Oeffnung, und jede Hoffnung eines Wiedererweckens war verloren. Der junge Arzt ſelbſt geſtand, daß menſchliche Hülfe hier nichts zu leiſten vermöge; auch, erklärte er, müſſe der Erdroſſelte über eine Stunde ſchon ſich in dieſem Zuſtande befinden.

Ich wollte hinaus gehen, um nach der Hofräthin zu ſehen, als ich in einem Winkel nicht weit vom Bette auf etwas Weiches trat und gleichgültig es aufhob. Es war ein Taſchentuch. — „Hat Jemand ein Tuch verloren?" fragte ich. — Jeder der Anweſenden griff in ſeine Taſche und bemerkte keinen Verluſt. Ich wollte es ſeitwärts auf einen Seſſel werfen, als ich zufällig die Buchſtaben bemerkte, mit welchen es gezeichnet war. — „Der Beſitzer wird ſich nun wohl leicht ausmitteln laſſen", ſagte ich, „es iſt mit den beiden Buchſtaben „D. L." gezeichnet!" — „Dann haſt Du nicht nöthig, Dich lange zu erkundigen!" rief mein Freund; „es trägt die Anfangsbuchſtaben Deiner Namen, und wird dann auch wohl das Deinige ſeyn!" — „Wahrhaftig nicht!" antwortete ich; „es muß einem Andern gehören!" — Mit dieſen Worten legte ich das Tuch in eine Schublade des erbrochenen Schrankes, und ging, mich nach dem Befinden der Hofräthin zu erkundigen. Sie hatte ſich zur allgemeinen Freude von ihrer Ohnmacht ſo ziemlich erholt, ſchien ruhiger, dankte uns mit feiner Höflichkeit für die Theilnahme bei dem gräßlichen Schlage, der ſie getroffen, und beſprach mit der Kammerjungfer die nothwendigſten Vorkehrungen, welche die Umſtände nunmehr erforderten.

Nach einigen Minuten traten verſchiedene Gerichtsperſonen in die Wohnung, den Stand der Dinge, wie die Sache es verlangte, zu unterſuchen. Auf dieſe Weiſe war der Hofräthin zugleich jeder Beiſtand, deſſen ſie etwa bedurfte, geſichert, und wie hatten nicht nöthig, uns länger im Hauſe auf zu halten. Wir entfernten uns, und fanden vor der Thür nur wenige Menſchen, welche auf ihrem Gange nach Hauſe durch ein dunkles Gerücht bereits herbei gelockt worden; rings umher aber ſchlief Alles ruhig in den Häuſern, und kein Nachbar ahnte die grauſenvolle Unthat, die in ſeiner Nähe verübt worden. Wie natürlich machte man bei der Trennung auf der Straße noch allerlei Muthmaßungen rege, von welchen jedoch keine den Charakter der Wahrſcheinlichkeit trug. Ich indeſſen

Digitized by Google

verſprach meinem Freunde, am andern Tage vor Tiſche zu ihm zu kommen und mir die bis dahin gemachten Erfahrungen mittheilen zu laſſen.

4.

Ich war bewegt, da ich nach Hauſe ging. Auf den Gaſſen war kaum noch ein Menſch zu ſehen, und nur in wenigen Häuſern verrieth ſich hier oder dort ein erleuchtetes Fenſter. Die Laternen brannten düſter, und ſo oft ich vor einer derſelben vorüber ging und mein Schatten im Schwunge mir nachflog, glaubte ich mich von einem nächtlichen Umhertreiber verfolgt, und ſchlug unwillkührlich mit dem Stocke danach. — Auf dem **ſchen Platze wollte ich am Meilenſtein vorüber gehen. Ich hatte ihn noch nicht erreicht, als ein Menſch, der unten auf der ſteinernen Schwelle deſſelben ſaß, ſich empor hob, und wie rieſengroß in die Luft zu wachſen ſchien. Ich trat betroffen zurück. Er aber kam auf mich zu, legte ſeine Hand an meinen Arm, ſah mir ernſt doch ſanft in's Geſicht, und ſagte mit bedeutungsvollem Tone der Worte: „Nicht der Schatten, der Ihren Schritten gehorcht, iſt Ihr Feind; aber die Göttinnen der Rache, die den Schlummernden aus ſeinem warmen Bette hervor reißen, die fürchten Sie, wenn eine böſe That an Ihrem Gewiſſen nagt!" — Mir ward ſonderbar zu Muthe, als ich das Angeſicht des Fremden näher betrachtete. Noch jetzt ſteht es mir lebendig vor den Augen; der Gram ſchien es gemodelt und der Schmerz es verzerrt zu haben. — „Wie ſpät iſt es an der Zeit?" fragte er. — „Halb eins!" antwortete ich. — „Ein ſchauriger Augenblick, halb eins!" rief er. „Halb eins theilt die ſchreckliche Geiſterſtunde in zwei ſchweigende Hälften; aber der fürchterlichſte unter allen Schlägen der Glocke iſt ein Uhr — ich wollt', ich wäre taub, daß ich nie mehr ein Uhr ſchlagen zu hören brauchte!" — Es ſchienen Worte des Wahnſinns zu ſeyn; aber, als tönten in ihnen die Klänge einer furchtbaren Wahrheit nach, ſo ergriffen ſie meine Seele. — „Gehen Sie nach Hauſe!" fuhr er fort, „und bitten Sie Gott um einen ruhigen Schlaf. Alles in der Welt kann ſchrecklich werden, wenn die Sterne ihren reinen goldenen Glanz verloren haben. Giebt es ein unſchuldigeres Ding als einen Topf?" — Ich ſah ihn fragend an. — „Es iſt das entſetzlichſte Geräth!" rief er: „ich kann keine Speiſe zum Munde bringen, wenn mir einfällt, daß ſie in einem Topfe bereitet worden!" — Ich hatte ihn wohl zehn Schritte ſchon hinter mir, als er, zum zweiten Mal auf mich hereilend, mir zuflüſterte: „Er hat den letzten Athemzug gethan, der arme Mann, und mir wär's am beſten, wenn ich ihn auch gethan hätte. Sagen Sie es aber Keinem weiter!" — In demſelben Augenblick ſchlug die nächſte Thurmuhr Eins und die Nachtwächter gaben die Stunde an. — „O dio, che questa vita è funesta — o Gott, wie traurig iſt dieſes Leben!" rief er, indem er ſich eilig entfernte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bei einer Linde.

Seh' ich dich wieder, du geliebter Baum,
In deſſen junge Triebe
Ich einſt in jenes Frühlings ſchönſtem Traum
Den Namen ſchnitt von meiner erſten Liebe?

Wie anders iſt ſeitdem der Aeſte Bug —
Verwachſen und verſchwunden
Im härt'ren Stamm der vielgeliebte Zug,
Wie ihre Liebe und die ſchönen Stunden!

Auch ich ſeitdem wuchs ſtille fort, wie du,
Und nichts an mir wollt' weilen;
Doch meine Wunde wuchs — und wuchs nicht zu,
Und wird wohl niemals mehr hienieden heilen!

Joſeph v. Eichendorff.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Wellington's Ankunft beſchäftigte uns in dieſen Tagen allgemein; es ſey alſo auch mir erlaubt, über ſeinen hieſigen Aufenthalt zu ſprechen, da ich ohnehin ein Paar mir bekannte Notizen in den Zeitungen vermißt habe. Nachdem der Herzog die Nacht zuvor in Treuenbriezen im „Gaſthof zum Fürſten Blücher" zugebracht hatte, kam er am Freitag Vormittag, den 17. Februar, hier an und ſtieg im „Hôtel de Rome" ab, wo die Zimmer zu ſeinem Empfange ſchon bereit waren. Die ganze Generalität und alle hier anweſenden Staabs-Offiziere, unter Anführung des Feldmarſchalls Grafen von Gneiſenau, begaben ſich ſogleich zum Herzog, ihm zu ſeiner Ankunft Glück zu wünſchen. In franzöſiſcher Sprache unterhielt ſich Wellington zuvorkommend mit den ihm aus dem Kriege bekannten Offizieren, und entließ die Gratulanten mit der freundlichſten Höflichkeit. Ein Offizier und dreißig Mann Wache wurden ihm ſogleich als Ehrenpoſten in den Gaſthof geſendet, und das Volk verſammelte ſich in Schaaren, um den geehrten Gaſt zu begrüßen. Dieſer huldigende Andrang dauerte bis zu ſeiner Abreiſe, und zu allen Tageszeiten war vor dem Hôtel eine Menſchenmenge verſammelt, die ihn, wenn er ausfuhr, mit enthuſiaſtiſchem Hurrah empfing. — Als eine höchſt zarte Aufmerkſamkeit verdient bemerkt zu werden, daß unſer geliebter König dem Herzoge gleich bei ſeiner Ankunft die bronzene Statue des Fürſten Blüchers, Abguß eines Modells von Rauch, zum Geſchenk ſandte, worüber der Britte ſeine Freude und Dankbarkeit laut äußerte — Mittags ſpeiſete der von weiter Reiſe ermüdete, beinahe 60jährige Greis, der troß aller von Jugend an gehabten Anſtrengungen noch immer munter und lebendig iſt, und jetzt als Staatsmann eben ſo glänzt, wie im Kriege als Feldherr, bei dem engliſchen Geſandten, Lord Clanwilliam, fuhr gegen vier Uhr zu unſerm Monarchen und den ſämmtlichen Prinzen, und noch am ſelbigen Tage erwiederten die hohen Herrſchaften den Beſuch im Hôtel. — Abends erſchien der hohe Gaſt unvermuthet im Königsſtädtiſchen und dann im Königlichen Theater, und wurde von der Verſammlung nur mit ſtillſchweigender Ehrerbietung empfangen, da man auf ſein Erſcheinen in der Königlichen Loge nicht vorbereitet war. — Am folgenden Tage, Sonnabend den 18ten, hatte unſer König dem Gaſte zu Ehren eine große Parade anbefohlen, die glänzend ausgeführt wurde, und wobei der König ſelbſt dem Herzog den Rapport übergab. Das Volk empfing den Monarchen und den Herzog mit lautem, wiederholtem Vivat, welcher frohe Ruf ſich bei der Rückkehr des

Digitized by Google

Herzogs nach dem Hôtel mehrmals wiederholte. Mittags war große Tafel bei dem Könige, im Palais, die ſämmtlichen Anweſenden erſchienen in Galla; auch hatte der Herzog die ſeltene Ehre, neben dem Könige zu ſitzen und von dem edeln Monarchen ſelbſt ſeine Geſundheit ausbringen zu hören. — Abends war große Oper: „Nurmahal“. Ein jubelndes Hurrah erſcholl, als der Verehrte in die große Königliche Loge trat, wo derſelbe neben der Kronprinzeſſin und der Prinzeſſin Wilhelm Platz nahm. Die Sänger und Tänzer beeiferten ſich zur trefflichſten Ausführung dieſer prachtvollen Oper. — Zu Anfang des zweiten Akts verließ der Herzog das Opernhaus, um im Königsſtädtiſchen Theater das dortige Opern-Perſonale, beſonders auch die gefeierte Sontag zu hören, und dann Toilette zum Ball bei dem Prinz Auguſt zu machen. — Den Morgen des Sonntags benutzte der Herzog, um, in Begleitung des Generals Müffling, mehrere Theile Berlins, das Denkmal auf dem Kreuzberge, Rauch's Attelier, Blücher's Statue u. ſ. w. zu beſehen; obgleich in Civilkleidung, wurde er dennoch vom Volke erkannt und jubelnd begleitet. — Mittags war große Tafel bei dem Herzog von Cumberland, Abends Subſcriptions-Ball im Königlichen Conzert-Saal und das Gedränge dazu ſo groß, daß Viele keine Einlaß-Billets bekommen konnten. Schon um 9 Uhr verließ der Herzog den Ball, um noch bei dem Lord Clanwilliam zu ſoupiren und am andern Morgen 8 Uhr ſeine Reiſe nach Petersburg fort zu ſetzen. Allgemein hofft man den berühmten Feldherrn und Diplomaten bei ſeiner Rückreiſe nach London auf längere Zeit in unſern Mauern zu ſehen. A. v. S.

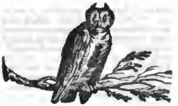
— Hr. Haake, vom Theater zu Braunſchweig, hat als Gaſt bei der hieſigen Königlichen Bühne den „Hamlet“, „Marquis Poſa“ und „Rekaw“ („Portrait der Mutter“) mit Beifall geſpielt. Wir haben in ihm den verſtändigen, ſelbſtdenkenden Schauſpieler erkannt und namentlich als „Poſa“ ihn vorzüglich gefunden. Als „Hamlet“ mag ihn die Idee, die er über das hieſige, von vielen ehemaligen Bühnengäſten eben nicht gerühmte Publikum mitbrachte, geſtört haben, denn er war ſehr ungleich. Wir wiederholen es auch bei dieſer Gelegenheit, daß ein Publikum einem fremden Schauſpieler nach den erſten guten Momenten ein Wohlwollen bezeugen ſoll, um ihn zu ermuntern, daß er ſich ganz ſo gebe, wie er es daheim thut; indeß, wenn es auch *diesmal* erſt ſpäter geſchah, mag man ſich, zur Rechtfertigung der Berliner, daran erinnern: wie viele wirklich unbedeutende Gaſtſpieler wir ertragen mußten und wie ſehr alſo eine vorgefaßte Meinung herrſchend werden konnte. Dazu kommt nun noch, daß Hr. Haake ein dumpftönendes Organ hat, es mithin einiger Gewöhnung bedarf, um ſeinem Talent ſich ungeſtört hin zu geben. Zu den Mängeln des Gaſtes gehört indeß auch noch ein mitunter zu monotoner Vortrag, der nicht ganz dem Organ zur Laſt fällt, ſondern einer Manier, die zu ſehr in Worten malen will, eben deshalb aber im ſteten Zuviel die Abſtufung verliert und in Kanzel-Rhetorik verfällt. Als „Poſa“ kann der Schauſpieler dergleichen ſchon eher verbergen; in dieſer Rolle iſt es uns auch minder aufgefallen und Hr. H. zeigte ſich hier treffend in Auffaſſung und Darlegung. — Das im Königlichen Theater aufgeführte Luſtſpiel: „Erſte Liebe oder Erinnerung aus der Kindheit“, nach Scribe vom Baron von Lichtenſtein, hat gefallen. Die erſte Liebe an ſich iſt hier nicht ſonderlich, als Luſtſpiel-Motiv aber mit Geſchick behandelt. Die Darſtellung ging gut zuſammen, trotz dem, daß der Souffleur fehlte. Man hat dieſen nämlich, als Kunſtſtückchen, einmal zu entbehren geſucht; aber hier dürfte es wohl heißen: Alte Liebe roſtet nicht! Der Souffleur wird immer ein gar geliebter und nothwendiger Mann bleiben, wenn man ihn auch einmal auf ein halb Stündchen entbehren konnte. Zu Iffland's Zeiten ſpielte man auch ein oder zwei Mal ohne Souffleur, aber natürlich ebenfalls nur als Ausnahme; die Regel wurde nicht verdrängt. In der Darſtellung jenes kleinen Luſtſpiels zeichnen ſich Hr. Weiß („Dervière“) und Demoiſ. Bauer („Emmeline“) am meiſten aus, weil ſie die Hauptrollen haben; im Uebrigen thut Jeder das Seine mit Luſt.

— Im Königsſtädtiſchen Theater wurde zum erſten Mal gegeben: „Die Großmama“, Luſtſpiel in vier Akten von Ziegler. Das Stück gehört *der* Zeit an, wo der Edelmuth ſehr tückiſch wurde, wenn er ſich verkannt glaubte; ein ſehr ungezogener Edelmuth, der hier in dem Charakter des „Held“ ſeinen Repräſentanten hat. Indeß findet ſich manche Scene, die auf dem Theater von Wirkung iſt; der Schluß des zweiten Akts, wo der Edelmüthige ſeine ganze Umgebung verflucht, gehört aber nicht dazu. Ein Ausbruch der innerſten Verletzung wäre an rechter Stelle, doch ein ſo inhumaner Zorn zeugt nicht von tiefgefühlter Kränkung und verletzt nur den Zuhörer. Es würde leicht ſeyn, den überſpannten „Held“ an der bezeichneten Stelle anſtändiger wüthen zu laſſen. — Wenn wir etwa die „Kammerjungfer“ ausnehmen, ſo müſſen wir das Enſemble loben und bei *einer* Perſon iſt uns eine Ausnahme anderer Art Pflicht. Demoiſ. Schirer giebt die „Gräfin von Winterthur“, den ausgeführteſten Charakter des Stücks, ſo überraſchend vortrefflich, daß dieſe Schauſpielerin, die wir bisher im Niedrig-Komiſchen als höchſt achtungswerth und in einigen andern Rollen als vielſeitig erkannten, uns plötzlich wie eine der erſten Darſtellerinnen auf deutſcher Bühne erſchien. Die Perſönlichkeit der alten „Gräfin“ wird hier durch und durch Natur; ſie iſt beſtimmt gedacht und ſo feſt gehalten, daß dieſe *eine* Leiſtung uns das alte Luſtſpiel zu etwas ganz Neuem machte. Das Publikum rief Demoiſ. Schirer mit Recht nach beiden bis jetzt gegebenen Darſtellungen heraus und die Urtheilsfähigen ſind diesmal gewiß einſtimmig im Lobe. Schon wegen der ſo ungemein gelungenen Durchführung der einen Rolle könnte dieſes wieder hervor geſuchte Luſtſpiel einige Mal das Haus füllen. Ob es aber geſchieht? Wir zweifeln! Man ſpricht fortwährend zu der Königsſtädtiſchen Direktion: auf dieſem Wege mußt ihr gehen! — ſie hat es auch früher oft verſucht und verſucht es immer wieder, aber das Reſultat iſt ſtets daſſelbe, nämlich eine ſchlechte Einnahme. Die Königliche Bühne hat es mit einzelnen ähnlichen Verſuchen erfahren, daß der nach und nach immer mehr zur Flüchtigkeit erzogene Geſchmack nur dem Neuen, Pikanten nachjagt, und eine vollkommene Umſchaffung gehörte dazu, um eine allgemeine Theilnahme für die alten Familien-Stücke wieder herbei zu führen. Ehe dies aber möglich iſt, könnte ein Theater zehn Mal bankerott werden. Uns wäre es höchſt angenehm, wenn die *guten* alten Stücke wieder hervor geſucht würden; doch können wir es einem Privat-Inſtitut nicht zumuthen, daß es dabei eine Märtyrer-Rolle übernehme. Es muß ſeine Kaſſe berückſichtigen, und wenn die Direktoren zuweilen anfragen: ob man bei dieſer Berückſichtigung ihnen erlauben möchte, auch das Beſſere zu wollen, ſo können ſie nicht zehn und zwanzig Verneinungen abwarten, ſondern müſſen ſich bei jedem Stücke mit zweien oder dreien begnügen. Die ſtrengeren äſthetiſchen Anforderungen mögen gültig ſeyn bei Theatern, die, wenn ſie auch alljährlich Schulden machen, dieſe nicht durch ſich ſelbſt zu bezahlen brauchen; aber da, wo jeder verunglückte Gebrauch der Kräfte ſich gleich an dem Inſtitut ſelbſt rächt, darf man nicht fordern, daß es ſich der Kritik zum unterthänigen Opfer hergebe. Ein ſchlechter Erfolg, ſey er auch durch das redlichſte Streben für das Gute herbei geführt, macht in unſerer Zeit nur lächerlich, und wenn die Wahl bleibt zwiſchen Schaden und Spott, oder Vortheil und Spott, ſo wird, zumal nach unſerer neueſten Philoſophie, wohl Niemand ſich für das Erſtere entſcheiden. J.

Beilage: Bemerker Nr. 7. und Blatt der Ankündigungen Nr. VI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker.  No. 7. 1826.

Beilage zum 34ſten Blatte des Geſellſchafters.

Das Königsſtädtiſche Theater in Berlin.

Das Königsſtädtiſche Theater hat ſeit ſeinem Beſtehen die beſondere Aufmerkſamkeit und Theilnahme des gebildeten Publikums erregt, und um ſo mehr, als es das erſte bedeutende öffentliche Unternehmen in Berlin iſt, welches rein durch Privatmittel zu Stande gekommen. Auffallend und nicht erfreulich iſt es aber auf der andern Seite, wie einzelne Gegner des Unternehmens daſſelbe in Rede und Schrift gefliſſentlich angreifen, herabſetzen und ſeinen Gang von der nachtheiligſten Seite dar zu ſtellen ſuchen. Wir wollen die feindlichen Gründe eines ſo gehäſſigen Verfahrens nicht näher beleuchten, denn alle Polemik liegt außer unſerm Plane; aber wir glauben eine Schuld an die Wahrheit zu berichtigen, wenn wir uns bemühen, die auf ſolche Art großentheils gefliſſentlich verbreiteten und gewiß von Vielen geglaubten nachtheiligen Gerüchte zu widerlegen. Es iſt dies um ſo mehr an der Zeit, als gerade jetzt, durch die bei dem Theater eingetretene Direktions-Veränderung, die Widerſacher für ihre Gehäſſigkeiten eine ſcheinbare Stütze erhalten haben, deren man auch nicht unterlaſſen hat, ſich gehörig zu bedienen.

Was aber zuerſt jene Veränderung in der Direktion betrifft, ſo können wir mit voller Ueberzeugung verſichern, daß dieſelbe nicht in Folge etwaiger ſchlechter Verwaltung, ſondern lediglich aus Perſönlichkeit einiger Actionaire gegen die Direktoren hervor gegangen iſt; und wer von der Art, wie es in der General-Verſammlung der Actionaire hergegangen, auch nur oberflächlich unterrichtet iſt, wird hierüber nicht in Zweifel ſeyn. — Aber, ſchreit man, das Theater iſt doch bankerott geworden! — Keinesweges! Die pecuniairen Reſultate haben bisher (und wie wäre dies bei einer ſchlechten Verwaltung möglich!) alle Erwartungen übertroffen. So können wir es unbedenklich nennen, wenn die laufenden Einnahmen des erſten Theaterjahrs Vierzig Tauſend Thaler mehr betragen haben, als die laufenden Ausgaben. — Aber es ſind doch einige Dreißig Tauſend Thaler Schulden da! — Allerdings; indeſſen das liegt nur darin, daß ein zu geringes Actien-Capital angelegt iſt. Das Actien-Capital beträgt 120,000 Thaler; um das Theater aber nur eröffnen zu können, hatte man, durch unvorhergeſehene Umſtände gezwungen, hundert und einige Siebzig Tauſend Thaler ausgeben müſſen. Von den auf ſolche Art gemachten Schulden ſind aus dem obengedachten Ueberſchuß von Vierzig Tauſend Thalern, nachdem man nach und nach für Siebzehn bis Achtzehn Tauſend Thaler Dekorationen, Garderobe und Requiſiten angeſchafft, einige Zwanzig Tauſend Thaler bezahlt worden; für die noch vorhandenen Schulden bieten die Theater-Gebäude die vollſtändigſte Sicherheit; die Actionaire wollen dieſelben aber auch bezahlen. Alle dieſe Data (bei denen nur für ein Tauſend Thaler mehr oder weniger nicht eingeſtanden werden kann) ſind in der General-Verſammlung der Actionaire vorgelegt. Diejenigen aber, welche darin einen Verluſt ſehen, daß das Actien-Vermögen nicht die Valuta des eingelegten Capitals darſtelle, vergeſſen gänzlich, daß dies der Natur der Sache nach nicht der Fall ſeyn kann, und daß Jeder, der ein Capital zur Errichtung eines Theaters hergiebt, hierauf von vorne herein verzichten und ſich mit der Zinſen-Ausbeute begnügen muß; wäre vom Anfang an ein genügendes Capital eingelegt, ſo würde jetzt eine Dividende von einigen Zwanzig Prozent baar ausgezahlt worden ſeyn. So viel iſt wenigſtens, trotz allem Reden und Schreien dagegen, bewieſen, daß das Königsſtädtiſche Theater keinesweges in pecuniairem Verfall iſt. Es hat ſich aber auch der Beweis ergeben, daß dieſes Theater überhaupt mit Vortheil beſtehen kann. Die Gegner ſagen zwar, wenn auch das erſte Jahr ein günſtiges Reſultat geliefert haben ſollte, ſo ſey dies doch nur dem Reiz der Neuheit zuzuſchreiben. Indeſſen läßt ſich, gegen das erſte Theaterjahr gehalten, in ſo vieler Hinſicht allmählig Beſſeres und Gediegeneres aufſtellen, daß der Reiz der Neuheit dadurch mindeſtens aufgewogen wird. Wir haben davon den Beweis in den letztverfloſſenen ſechs Monaten, wo durch Hülfe der neuen Oper, trotz anderer zufälligen Widerwärtigkeiten, die Einnahmen im Durchſchnitt nicht geringer geworden ſind. Freilich ſoll gerade die Oper, nach der Behauptung der Gegner, zum Verderb des Theaters gereichen; allein darüber kann man ſich ſchon beruhigen, wenn man den Artikel in Nr. 30 der Berliner Voſſiſchen Zeitung geleſen hat, wonach die neuen Engagements für die Oper höchſtens 12,000 Thaler jährlich koſten, und die Oper dagegen in einem halben Jahre einige Dreißig Tauſend Thaler eingebracht hat; Data, die verbürgt ſind. Eins nur könnte allerdings den Freund des Königsſtädtiſchen Theaters für deſſen Blühen beſorgt machen, und dies iſt die Beſchränkung des Repertoirs. Die Beſchränkung auf beſtimmte Genres iſt gewiß ſehr vortheilhaft. Aber wenn dem Theater, außer dem Neuen, nur zu geben erlaubt iſt, was das Hoftheater übrig läßt, ſo iſt dies freilich eben ſo nachtheilig für das Inſtitut, als betrübend für den Kunſtfreund. Aber auch dieſes Hinderniß iſt bisher theilweiſe überwunden und wird ferner überwunden werden. Giebt es doch eine Verjährungsfriſt, ſo wie manches Gute, worauf das Hoftheater nicht achtete, und es erſcheint ja unter dem Neuen auch Treffliches. Nächſtdem läßt ſich durch vorzügliche Leiſtungen in formeller Hinſicht Vieles ausgleichen, und — die Hoffnung der Anſtalt darf ja noch weiter gehen!

Dieſe Angaben dienen gewiß dazu, die über den allgemeinen Stand des Königsſtädter Theaters ausgeſprengten falſchen Gerüchte zu widerlegen. Aber dieſe ſind lange nicht ſo ſchädlich, als die abſichtsvollen Angriffe gegen die einzelnen Aufführungen und gegen das Perſonal des Theaters; dadurch ſoll das Unternehmen in ſeinen Grundveſten erſchüttert werden. Leider hat man, eben wegen der Beſchränkung des Repertoirs, mehrmals ſeine Zuflucht zu Stücken nehmen müſſen, die mit einer geſunden Kritik nicht verträglich ſind. So weit es aber erlaubt war, iſt das Mögliche geſchehen; man hat, mit Beiſtimmung mehrerer Kritiker, die Wiener Lokal-Poſſe hier eingeführt, hat den Grund zu einer eigenen Lokal-Poſſe gelegt, alte gute Sachen wieder erweckt, und die Namen von Goethe, Leſſing,

Digitized by Google

Kleiſt, Jünger, Schröder, ſo wie von Mozart, Haydn, Cimaroſa, Weigl, Dittersdorf zieren das Repertoir. Der größte Theil der claſſiſchen Sachen iſt nun einmal im Beſitze des Hoftheaters, und dies wacht über ſeine Vorrechte mit der größten Strenge, namentlich was die Oper betrifft. Trotz aller Mühe iſt es nicht möglich geweſen, die Erlaubniß zu erlangen, auch nur eine der beliebten Opern des Hoftheaters als Concurrenz-Stück geben zu dürfen. Wie kann das Hoftheater, mit ſeinen überreichen Mitteln, auch nur den Schein auf ſich laden, daß es die Concurrenz mit einem Secondair-Theater ſcheue?! — Am ſchlimmſten gehen die Feinde des Theaters natürlich mit dem Perſonal um. Wir ſind ſehr weit davon entfernt, Alles zu loben, und Jeder wird einen verſtändigen Tadel ehren. Aber wenn gerade das angegriffen und herabgeſetzt wird, was zu dem Vorzüglichen und Beſſeren gehört, wer wollte da, der leidenſchaftlichen Art und Weiſe gar nicht zu gedenken, die üble Abſicht wohl verkennen. Das Perſonal der Oper beſonders iſt den meiſten und heftigſten Angriffen ausgeſetzt, weil es wirklich für die komiſche Oper ein Enſemble darſtellt, das, nach dem Urtheil competenter und unpartheiiſcher Richter, jetzt in Deutſchland nirgends beſſer zu finden iſt. Seine beſte Vertheidigung führt das Perſonal eigentlich ſelbſt dadurch, daß es ſchon ſechs Monate lang das Berliner Publikum an Opern feſſelt, die mindeſtens dem herrſchenden Geſchmacke gänzlich zuwider waren. Aber es verdient öffentlich ausgeſprochen zu werden, daß die herabſetzenden Urtheile über dies Opern-Perſonal keinesweges die Meinung der Kunſtfreunde ausſprechen. Weil das Perſonal zuerſt in Roſſiniſcher Muſik auftreten mußte, ſollte es weiter nichts ſingen können; weil Demoiſ. Sontag, im Beſitz der vollkommenſten italieniſchen Methode, italieniſche Muſik in italieniſcher Manier ſang, ſollte ſie eine halbe Stimme haben; weil Hr. Jäger eine vielleicht einzige Höhe und ein Paar nicht ſo ſchöne Mitteltöne hat, ſollte er wie ein Hahn krähen und ſein Geſang widrig ſeyn. Aber das Opern-Perſonale hat auch in Mozartiſcher Muſik, nach dem Urtheil der ſtrengſten Kunſtrichter, ſeine Vorzüglichkeit bewährt; Demoiſ. Sontag hat Portament, Fülle, Metall der Stimme, vor Allem aber eine Seele des Vortrags entwickelt, womit ſie auch in der deutſchen Muſik das günſtige Urtheil der Unbefangenen gewann; Hr. Jäger hat ſich mit dem zaubeꝛiſchen Schmelz ſeiner Töne in Aller Herzen geſungen; Hrn. Spitzeder's Lob iſt auf allen Lippen, und auch Hr. Wächter ein Liebling des Publikums. Es kann nicht abgeleugnet werden, daß eine Oper, die vor zwei Jahren auf dem Hoftheater beinahe durchfiel, jetzt, durch die Vorzüglichkeit des Perſonals, alle Woche volle Häuſer mache. Es kann nicht abgeleugnet werden, daß die Erfolge der Königsſtädtiſchen Oper überhaupt zu den unerhörten in Berlin gehören, und das Perſonal ſtellt ſich um ſo höher, als das Orcheſter, wenn auch von dem verdienten Muſik-Direktor Henning brav eingeſpielt, und unter der Leitung des genialen Stegmayer, ſo wie im Beſitz des trefflichen Violiniſten Mühlenbruch, dennoch nur mittelmäßig genannt werden kann. — Auch das andere Perſonal wird ſyſtematiſch ſchlecht gemacht. An Schmelka, dieſen theatraliſchen Proteus, dieſen bedeutſamen Komiker, wagt man ſich ſelten, erwähnt ihn lieber ſo wenig als möglich; der Andern werden mit wegwerfendem Vornehmthun und bitterem Spotte abgefertigt. Aber es findet ſich auch ſonſt in dem Perſonal des Luſtſpiels vieles Gute, manches aufkeimende Talent, Manches, was ſich über das Gewöhnliche erhebt; beſonders ſind alle zweiten Parthieen vortrefflich beſetzt, und Lücken, die allerdings vorhanden ſind, wird man ſchon aus zu füllen ſuchen. Die Vorſtellungen der Poſſe laſſen, zumal wenn Hr. Spitzeder darin mitwirkt, ſelten etwas zu wünſchen übrig. Auf jeden Fall iſt das ganze Perſonal über jene verächtliche Miene erhaben, mit der gewiſſe Kritiker auf daſſelbe herunter ſehen, und die Damen Aug. und Car. Sutorius, Eunicke, Schiree, F. Sontag, Holzbecher, ſo wie die Herren Angely, Nagel, Meyer, Weber, Gener, Röſicke können ſich einer dauernden ehrenvollen Anerkennung von Seiten des Publikums rühmen. — Ein wahres Glück iſt es übrigens, daß der Ton aller jener Kritiker gleich die Leidenſchaftlichkeit und die üble Abſicht verräth — ex ungue leonem — und daß ſie demnach bei dem größern Theile des Publikums nur ſehr geringen Eindruck hervor bringen. Zu Ehren und Gunſten des Perſonals ſowohl als des ganzen Theaters aber haben wir die Wahrheit offen und kräftig ausſprechen wollen und appelliren mit Vertrauen auf das Urtheil jedes Unbefangenen.

Aus reiner Liebe zur Sache, ohne irgend eine Hoffnung auf Gewinn oder Vortheil, haben wir dieſen Artikel dem Druck übergeben. Wir leben der feſten Ueberzeugung, daß alle Bedingungen zum Beſtehen des Königsſtädtiſchen Theaters an ſich vorhanden ſind, und wir halten die ganze Angelegenheit von gemeinſamem Intereſſe. Abgeſehen von den Kunſtgenüſſen, die uns das Königsſtädtiſche Theater ſelbſt bietet, hat die Concurrenz, dieſer große Hebel der Cultur, den wohlthätigſten Einfluß auf das Hoftheater bereits gezeigt, und wird ihn immer mehr zeigen; auf der andern Seite aber iſt das Beſtehen eines zweiten Theaters in Berlin inſofern von nationalem Intereſſe, als es gewiſſermaßen Zeugniß giebt von der Blüthe der Hauptſtadt und des ganzen Landes, und als es, wie ſchon Eingangs bemerkt, das erſte bedeutende Unternehmen in Berlin iſt, welches Privatleuten ſein Entſtehen verdankt. Von dieſem Geſichtspunkte die Sache betrachtet, müſſen alle ſtörenden Parteiungen verſchwinden.

Zum Schluſſe können wir uns einer Bemerkung über die Form der Verwaltung des Königsſtädtiſchen Theaters nicht enthalten. Es braucht nicht erſt bevorwortet zu werden, daß, wenn von dem Beſtehen des Theaters die Rede iſt, dabei eine zweckmäßige Leitung vorausgeſetzt wird; daß jedoch die Verwaltung eines Theaters in den Händen einer Mehrheit von Perſonen immer übel aufgehoben iſt, hat die Erfahrung ebenfalls gelehrt. Um ſo übler iſt es aber, wenn jenen Perſonen genaue Kenntniß der Sache mangelt. Die gegenwärtige Comité zur Verwaltung der Angelegenheiten des Königsſtädtiſchen Theaters iſt nur interimiſtiſch, und die Mitglieder ſind zu verſtändig, um jene Wahrheit nicht ein zu ſehen. Wir wünſchen aus dieſen Gründen, daß in der nächſten General-Verſammlung eine definitive Organiſation zu Stande komme, die einem Einzelnen die Leitung des Ganzen übergebe, und vor jeder willkührlichen Umänderung geſichert ſey. Die Comité hat die ſchönſte Gelegenheit, durch ein Befeſtigen der Verwaltung ſich die Achtung und den Dank des gebildeten Publikums zu verdienen. — ſ

An den Herausgeber des „Geſellſchafters".

Gegen die in Nr. 6 des diesjährigen „Bemerkers" enthaltene „Xenien-Recenſion" des „Muſen-Almanachs für 1826" möchte ich auch diesmal gern, wie es in früheren Fällen theils aus Auftrag meiner Freunde, theils weil die darin enthaltenen Xenien größtentheils mir angehören, die Vertheidigung des angegriffenen Buchs übernehmen, wenn ſich nicht ein faſt unüberſteigliches Hinderniß fände. Es iſt nämlich bei ſolchen literariſchen Scharmützeln, der zu wünſchenden Gleichheit der Waffen wegen, herkömmlich, in demſelben Versmaße zu erwiedern, worin man angegriffen iſt. In welchem Maaße aber die beſagte „Xenien-Recenſion" geſchrieben iſt, kann ich nicht entziffern, da ich Verſe wie:

„Richtig, an Trefflichem auch, und ewig wirket der Spott"

wie:

„Als von dem Fette des Bauchs, und wie er Gebackenes liebt"

wie:

„Ueber dem Treiben der Zeit hoch wandelt der Genius, begreift ſie"

wie:

„Reich an Anmuth und Geiſt, wie ſeine Comödien ſind“, und andere mehr, zu ſcandiren nicht gelernt habe. Sollen es Hexameter und Pentameter ſeyn, ſo ſollten ſie billig hyperkatalektiſche oder noch beſſer Bevſußiſche heißen, weil ſie einen Fuß zu viel haben, den man gewiſſermaßen als Beilage mit in den Kauf bekommt, weshalb der vermuthlich pſeudonyme Verfaſſer ſich auch Bevſus unterzeichnet haben mag. Wollte ich darauf in den gebräuchlichen Diſtichen erwiedern, ſo ſehen Ew. Wohlgeboren leicht ein, daß ich dabei zu kurz kommen müßte, da die Waffe des Gegners länger, und mithin der Kampf ungleich ſeyn würde. Ich erſuche Dieſelben daher, durch den Abdruck dieſes Schreibens im „Bemerker“ Ihren Einſender auf zu fordern, ſich zuvor über das mir unbekannte Geſetz des Bevſuſiſchen Verſes erklären zu wollen, damit ich nach ſeinen Angaben meinen Vers verlängern, und der Ungleichheit der Waffen ausweichen könne.

Mit Hochachtung

Ihr

Berlin, den 12. Februar 1826. K. Simrock.

Lady Macbeth.

Die in Betreff der Darſtellung der „Lady Macbeth“ in der „Abendzeitung“ mitgetheilten Andeutungen von Ludwig Tieck zeigen auch dieſen berühmten Ueberſetzer und Ausleger Shakſpeare's mit jener zuerſt von Franz Horn (ſ. deſſen erläuterten Shakſpeare, Th. I.) aufgeſtellten Behauptung, daß die zwiſchen den beiden Eheleuten waltende Liebe auf eine höchſt bedeutende Weiſe in das Stück eingreife, einverſtanden. Frauen lieben es, ſich auf Autoritäten zu berufen, und laſſen in ſolchen Beziehungen gern den ſonſt mehr den Männern zukommenden Wahlſpruch: „je mehr, je beſſer“, gelten, und ſo möge denn die Hindeutung auf einen ſo gediegenen Beurtheiler um ſo eher einer weiblichen Feder erlaubt ſeyn, welche, von der tiefen Wahrheit und Bedeutſamkeit jenes Verhältniſſes des Macbethſchen Ehepaares ergriffen, gewagt hat, es aus dem Drama ſelbſt in dieſen Blättern (ſ. „Bemerker“ Nr. 25. 1825.) nach zu weiſen. Dennoch ſey, als Beweis für die Selbſtſtändigkeit des eigenen Urtheils, die Frage vergönnt: ob jene Tieckſche Behauptung, daß der Brief, welchen die Lady in der fünften Scene des erſten Akts empfängt, eben wie der verlockende Gruß der Hexen auf den Gemahl, das heißt „verzaubernd“ wirkte, nicht zu ſehr auf die Spitze geſtellt iſt? Wenigſtens erſcheint die Charakteriſtik noch tiefer, wenn man, was Tieck im Allgemeinen über das urſprüngliche „Edle und Weiche“ in den verbrecheriſchen Gatten ausſpricht, und die bereits angeführten „Erläuterungen“ von F. Horn ausführlicher nachweiſen, doch mehr und nähere Anwendung auf den Helden ſelbſt finden läßt, wie dies in dem gedachten Werke auch faſt durchgehends geſchieht. Jener allerdings ſehr verhängnißvolle Brief konnte doch, wie mich dünkt, unmöglich die „Lady“ zu einer ſo blutdürſtigen Furie umſchaffen, wenn ſie nicht ſchon das leidenſchaftlich-liebende, aber auch ehrgeizige Weib wäre. Bei Macbeth bedurf es wirklich des Bannes der Zauberformel, bei ſeiner Gattin hingegen nur irgend eines zündenden Funkens, um die verborgene Gluth in wilden Flammen hervorbrechen zu laſſen. Da übrigens Tieck, dieſer in Shakſpeare's Geiſt ſo tief Eingedrungene, ſich in dem erwähnten Aufſatze über das eigentliche Weſen dieſer Tragödie nur flüchtig ausgeſprochen hat, ſo iſt hinſichtlich jener angeführten Behauptung leicht ein Mißverſtändniß möglich, welcher Umſtand dann ebenfalls die beſcheidene, auf Belehrung hoffende Frage rechtfertigen möge. Daß hier das flüchtige Hinwerfen jener Andeutungen dem verehrten Meiſter nicht etwa zum Vorwurf gemacht werden ſolle, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Er, der ſo Herrliches geſpendet, und eben auch in der allerneuſten Zeit ſo viel verſprochen hat und zu geben beſchäftigt iſt, darf es ſich, in der gerechten Würdigung deſſen, was wir bereits über dieſen Gegenſtand beſitzen, wohl einmal leicht machen.

Julie.

Rechtfertigung.

Voltaire, eine der Puiſſancen des achtzehnten Jahrhunderts, wird im neunzehnten abermals zu einer ſolchen empor geſteigert, und zwar diesmal mehr durch die Gegner, als durch die Anhänger, welche eigentlich von jenen erſt hervorgerufen werden. Dieſer einzig begabte und vielſeitig regſame Geiſt hatte Schwächen und Fehler genug, an welchen ſeine Feinde auch nicht unterließen zu zerren und zu quälen nach beſten Kräften. Allein der Partheigeiſt der Fanatiker, die er im Intereſſe der Menſchlichkeit zu bekämpfen nicht müde ward, ſuchte ihm neben dem Tadel, den er verdiente, anderen, größeren an zu hängen, den er niemals verſchuldet. Dies erneut ſich in unſeren Tagen mit verdoppelter Heftigkeit. Seine Aeußerungen werden entſtellt, vergiftet, verläumderiſchen Vorausſetzungen Preis gegeben, wo die geringſte literariſche Kritik, falls ſie angewendet würde, ſogleich den Ungrund der Beſchuldigungen darthun müßte. Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſes Verfahrens ſey hier angeführt:

Es iſt bekannt, daß Voltaire eine lange Zeit hindurch ſeine Briefe an die vertrauteſten Freunde gern mit der abgekürzten Formel écr. l'inf. ſchließen mochte; dieſes écrasez l'infâme war die ſeinem Geiſte ſtets gegenwärtige unabläſſige Mahnung zur Bekämpfung des Fanatismus und Aberglaubens, der zu Voltaire's Zeit eine noch furchtbarere, blutigere Geſtalt hatte, als ihm in ſpäterer Zeit wieder zu erlangen bisher noch möglich war. Im achtzehnten Jahrhundert hat Niemand die Sache anders genommen. Was aber geſchieht im neunzehnten? Franzöſiſche Schriftſteller und deutſche ſogar — welche dadurch den Vorwurf der leichtſinnigſten Ungründlichkeit, den ſie gegen Voltaire ſo ſchnell bereit haben, im vollſten Maaße auf ſich ſelbſt laden — erdreiſten ſich zu der widerwärtigen Behauptung, daß durch jene Formel die chriſtliche Religion ſelbſt gemeint ſey, ja was noch mehr iſt, einer jener Schriftſteller, ein deutſcher Myſtiker, Bekenner Jakob Böhm's und St. Martin's, wagt mit Zuverſicht die abſcheuliche Anklage, Voltaire meine durch jene Formel mehr noch, als die chriſtliche Religion; das zweideutige apoſtrophirte l' auf ein nachfolgendes Hauptwort männlichen Geſchlechts beziehend! Und was wird zur Unterſtützung dieſer ſchändlichen Auslegung angeführt? Nichts, gar nichts, als nur die wiederholte, eifrige Behauptung. Der frevelhafte Gedanke gehört ganz dem deutſchen Schriftſteller an, der ihn Voltaire'n andichtet. Ein fleißiger Leſer von Voltaire's Schriften, der erſt neuerlich in deſſen Briefwechſel eine in ſolchem Maaße kaum vermuthete Quelle der belehrendſten Unterhaltung gefunden, hat nirgends eine Spur entdecken können, daß jener Formel ein ſolcher Sinn bei zu legen wäre; im Gegentheil, die meiſten Stellen erfordern gradezu jenen erſten, zu allen Zeiten und auch noch in unſern Tagen zu rechtfertigenden Sinn, daß der Fanatismus, der Aberglaube zerſtört werden ſollen, und jede andere Auslegung wird zu einer aufgezwungenen. Hierzu kommt noch die offenbare, unumwundene Erklärung des Autors ſelbſt, die allein hinreicht, um jene verläumderiſche Unterſchiebung in ihrer Nichtigkeit bloß zu ſtellen. In einem vertrauten Briefe Voltaire's an d'Alembert (vom Jahre 1760), deſſen Inhalt jeden Gedanken an gleißneriſche Beſchönigung oder heuchleriſche Milderung völlig ausſchließt, heißt es zuletzt im Erguſſe innigſt verbundenen Vertrauens: „Je voudrais que vous écrasassiez l'inf...; c'est-là le grand point. Il faut la réduire à l'état où elle est en Angleterre, et vous en viendrez à bout, si vous voulez: c'est le plus grand service qu'on puisse rendre au genre-humain. Vous pensez bien que

Digitized by Google

je ne parle que de la superstition: car pour la religion, je l'aime et la respecte comme vous." Wo bleibt hier die böswillige Anklage? Die Anführung von Englands Beiſpiel iſt ſchlagend; das Chriſtenthum ſteht in Englands Verfaſſung und Sitten im höchſten, begründetſten Anſehn, aber jede fanatiſche Wirkung auf den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft iſt ihm abgeſchnitten; wer ſchwärmen will, mag es dort auf eigne Hand und Gefahr thun, aber auch frei zu denken iſt ihm geſichert, und Niemand hat von des Nachbars Fanatismus und Aberglauben einen Zwang für ſich zu befürchten. Dieſen Zuſtand wünſchte Voltaire auch in Frankreich, ja in der ganzen Welt zu ſehn; iſt ihm dies zu verdenken? Wir, hierin glücklicher, als er, ſehen dieſen Zuſtand über einen großen Theil der Welt verbreitet, wahrlich zum größten Gewinn der Religion und Moral, und ſollten nicht vergeſſen, welchen Bemühungen wir dieſes auch ſchon wieder hier und da bedrohte Beſſergewordene großentheils mit verdanken!

Gewünſchte Erklärung.

Der Wahrheit gemäß bemerke ich hiermit, daß ſchon ſeit länger als zwei Jahren die im „Geſellſchafter" erſchienenen Berichte aus Hamburg nicht von einer Dame, ſondern ausſchließlich von einem in jener Stadt lebenden namhaften Gelehrten geſchrieben ſind. D. Herausgeber.

Berichtigung.

Im „Journal für Luxus und Mode", vom 10. Februar d. J., Nr. 12, befindet ſich nachfolgende irrige Anzeige:

„(Kohlhaas). Dieſer Kohlhaas, welcher einſt von Kleiſt zu einer vortreflichen Novelle bearbeitet wurde, iſt jetzt von G. A. v. Maltitz in ein Drama verwandelt worden."

Vorgenannter Verfaſſer hat zwar dieſen Stoff nach den möglichſt beſten Quellen der brandenburgiſchen Geſchichte dramatiſch bearbeitet, nichts weniger aber als nach — der Novelle von Kleiſt, geſchweige gar dieſelbe in ein Drama verwandelt. — Der ſpätere Druck dieſes ſeines Werks wird dieſe Behauptung rechtfertigen.

Druckfehler in der „Xenien-Recenſion".

In der Xenie „Parturiunt montes" lies ſtatt „bewahret" — bewahrt.
In „H. H—e." ſtatt „dieſer nur" — dieſer nun.
In „Genie und Wahnſinn" ſtatt „hoher" — höher.

1826. No. VI.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Bei uns iſt ſo eben folgendes Werk erſchienen und in allen Buchhandlungen für 2⅓ Thlr. zu haben:

Mathematiſch-conſtructionelle
Entdeckungen
von
Bernhard Wanſchaff.
Mit zwölf Kupfern.

Schon vor dem Drucke haben Sachkenner öffentlich darüber höchſt günſtig geurtheilt und wir glauben demnach, daß Männer von Fach ſich gern damit beſchäftigen werden, das Werk zu prüfen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung. Friedrichsſtraße Nr. 176.

So eben verläßt bei Friedrich Franckh in Stuttgart die Preſſe und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Eduard
von
der Verfaſſerin der Urika.
Aus dem Franzöſiſchen.

2 Theile. Elegant broſchirt: 3 Fl. oder 1 Thlr. 21 Gr.

Vor wenigen Wochen erſchien zu Paris Eduard, das neueſte Werk jener geiſtreichen Dame, die ſchon in ihrer Urika gezeigt hat, wie ſehr ſie es verſtehe, alle Sinne zu bezaubern und das Herz zu rühren. Wir übergeben hier dem Publikum eine vortrefliche Ueberſetzung dieſes Werkes. Wir enthalten uns, es mit weiterem Lobe zu begleiten, überzeugt, daß Eduard eine nicht minder günſtige Aufnahme finden werde als Urika.

Nachſtehende Schriften ſind für die beigefügten herabgeſetzten Preiſe bis auf weitere Anzeige zu erhalten:

Förſter, Dr. F., Beiträge zur neuern Kriegsgeſchichte. 2 Bde. Mit Kupf. gr. 8. 1816. 1 Thlr. 15 Sgr. ſtatt 3 Thlr.

Friedrich, Th. H., Satyriſcher Feldzug. 3te verbeſſ. Aufl. 3 Thle. 1817. 2 Thlr. ſtatt 4 Thlr.

— — Der Glückspilz und die Glücksritter. Luſtſpiel in 5 Aufzügen. 1816. 12 Sgr. 6 Pf. ſtatt 25 Sgr.

— — Almanach luſtiger Schwänke für die Bühne mit 6 Kupfern, m. illum. Kupf. geb. 22 Sgr. 6 Pf. ſtatt 1 Thlr. 12 Gr., m. ſchwarz. 15 Sgr. ſtatt 1 Thlr.

— — Satyriſcher Zeitſpiegel. M. artigen Kupferſtichen. 6 Hfte. 1 Thlr. 15 Sgr. ſtatt 3 Thlr.

Horn, F., Das Leben Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürſten von Brandenburg, nebſt Andeutungen über die ſpätere Geſchichte des preuß. Staats vom Jahr 1688 bis 1814. 1 Thlr. ſtatt 2 Thlr.

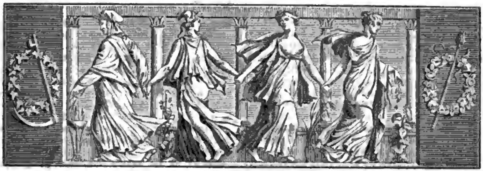
— — Friedrich III. Kurfürſt von Brandenburg, Erſter König in Preußen. 1816. 25 Sgr. ſtatt 1 Thlr. 20 Sgr.

Sängerfahrt, die, für Freunde der Dichtkunſt und Malerei. Mit Beiträgen von Tieck, Brentano, Arnim, Schütz. Mit Kupfern aus dem Danziger Gemälde: Das jüngſte Gericht. 1818. 1 Thlr. ſtatt 3 Thlr.

Brentano, Clem., Victoria und ihre Geſchwiſter mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten. Ein klingendes Spiel. 1817. 20 Sgr. ſtatt 1 Thlr. 15 Sgr.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 3. März. 35ſtes Blatt.

Der ſingende Baum.

Vernahmeſt du die Kunde
Vom liederreichen Baum?
Wohl breiten noch zur Stunde
Im blauen Himmelsraum
Die dichtbelaubten Aeſte
Ihr ſchattenreiches Dach,
Und locken dich auf's Beſte
Mit Klängen mannigfach.

Es rauſchen Sturm und Winde,
Der Sonne Strahlen glüh'n,
Und Lüftchen ſäuſeln linde
Durch das geweihte Grün;
Der Regen praſſelt nieder,
Das Ungewitter dröhnt;
Doch als Geſang es wieder
Aus heil'gem Wipfel tönt.

Tief zu der Erde Dunkel
Die Wurzeln niedergeh'n,
Das Gold und den Karfunkel
An ihrem Ort zu ſeh'n:
Der Geiſter heimlich Weben,
Des Strom's verborg'nen Lauf,
Belauſchen ſie und geben
Uns Kunde ſtill herauf.

Da rauſcht es in den Zweigen
So ſeltſam mannigfach,
Und tauſend Stimmen ſchweigen,
Und tauſend werden wach:
Doch iſt's, wenn Glanz der Sterne
Und Mondenſchein d'ran rührt,
Als ob aus Himmelsferne
Gott ſelbſt d'rin muſizirt.

Auch gold'ne Früchte blinken
So hold in jedem Zweig,
Da äugeln ſie und ſinken
Auf leiſes Schütteln gleich:
Verſtreuen Duft und Saamen,
Es iſt kein leerer Traum:
Ich nenne dir den Namen
Von jenem Wunderbaum.

Es iſt des Sängers Walten,
Deß gottbegabter Mund
Das Seyn und Sichgeſtalten
Der Dinge machet kund,
Der Menſchen Loos und Streben
Im Liede mild verſchönt,
Daß Welt, Gemüth und Leben
Und Himmelsahnung tönt.

E. Karoli.

Das Taſchentuch.

5.

Das Bild des Unglücklichen begleitete mich nach Hauſe; im Ohre tönten mir ſeine letzten Worte fort, in welchen ein lange unterdrückter Schmerz ſich plötzlich zu lüften geſchienen. Und ſonderbar, ein Italiener! Armer Zerknirſchter, dachte ich, doppelt unfreundlich müſſen dich die Sterne unſeres nordiſchen Himmels anblicken, wenn du ſie mit den goldenen Flammenpunkten des italieniſchen vergleichſt, zu welchen dein kindlich Auge in Unſchuld empor geblickt!

Meine Hausgenoſſen lagen alle ſchon längſt in den Armen des Schlafes, als ich mich wieder auf meinem Zimmer befand. Ich nahm ein Buch zur Hand und

Digitized by Google

begab mich zu Bette. Aber wie die Schattengeſtalten eines nächtlichen Lagers vor den Feuern des Bivouaks, bewegten ſich mir die ſeltſamſten Phantaſiegebilde vor den Augen, und ſchienen mit jeder Sekunde wechſelnd auf dem Buche zu gaukeln. Der erdroſſelte Hofrath, ſeine händeringende Gattin, die Gerichtsdiener mit ihren ernſten geheimnißvollen Geſichtern, das Taſchentuch mit den Anfangsbuchſtaben meines Namens, der Wahnſinnige mit ſeinen wilden Verzweiflungsblicken, das ganze Gemiſch der außerordentlichen Erſcheinungen und Empfindungen floß zuſammen und begleitete den Geiſt in das dunkle Reich der Träume. — Daß ein wunderlicher Traum die Folge eines ſolchen Abends geweſen, iſt leicht zu begreifen; ſo quälend aber hatte ich ihn nicht vermuthet.

6.

Ein ſtarker Mann mit kräftigen, aber verwegenen Geſichtszügen hielt mich feſt an der Hand, und hieß mich mit gebieteriſcher Stimme ihm folgen. Rings umher war eine ſchaurige Dämmerung und kein erfreulicher Gegenſtand weder nah noch fern wahr zu nehmen; über meinem Haupte aber glaubte ich das Rauſchen eines Waldes zu hören und unter mir rollte das Getöſe eines dumpfen Donners. Es ging einen Hügel hinan; beſchneite Bäume breiteten ihre Aeſte aus und blitzten im Zauberſcheine des Mondes, den meine Augen vergebens am Himmel ſuchten; wimmelnde Krähen ſchwirrten krächzend durch einander von einem Zweige zum andern, der Schnee ſtäubte hernieder und flog mir in's Angeſicht. Je höher wir kamen, deſto eiſiger wurde die Nachtluft, deſto kleiner und matter ſchien ich mir zu werden. Lange dauerte es, ehe wir den Gipfel der Anhöhe erreicht hatten; als wir aber oben waren, gab mir mein Führer die Erlaubniß, mich um zu ſehen.

Meine Blicke verirrten ſich in unendlichen Abgründen und ſchwindelnde Furcht erfüllte meine Seele. Aus der bodenloſen Tiefe erhoben ſich einſame Felſen, und auf jeder Felſenſpitze hingen die Trümmer einer verwitterten Burg. Zwiſchen den Felſen aber ſchimmerte es mit mattem Silberglanze, wie der Spiegel eines Sees, und auf dem See ſchwammen viele Lichter, als würden ſie von hin und her gleitenden Kähnen getragen. — „Sieh' Dir die Lichter an!“ ſagte mein Begleiter. „Eins wird nach dem andern erlöſchen, und im Augenblick, da das letzte verſchwindet, muß der lebendige Geiſt in Dir ſeinen Körper verlaſſen!“ — Ich bebte. Wirklich erloſch ein Licht nach dem andern, und mit den Lichtern ſchienen die Sterne meines Daſeyns zu erlöſchen. Nicht lange währte es, ſo flammte nur das letzte noch, und mein Begleiter zog einen Strick wie aus der Bruſt hervor. Aber das Licht wollte nicht verſchwinden, mit immer gleichem Strahlenglanze ſchwamm es auf dem See dahin. — „Willſt du nicht enden, verwünſchte Lebenskerze!“ rief mein Würge-Engel mit gräßlichem Lachen des Ingrimms; „ſo muß ich meinem Meiſter zu Hülfe kommen und mit Gewalt dich auswehen!“ — Mit dieſen Worten faßte er die Haare ſeines Scheitels und zog ſie in die Höhe. Die Haut des ganzen Kopfes gab nach und löſte ſich: er ſchwang ſie in der Hand und warf ſie nach dem Lichte. Das Licht erloſch, und der See, auf welchem es geſchwommen, rauſchte mit brauſendem Schäumen auf, als wäre ein ganzes Felſenſtück hinein geſtürzt.

„Hab' ich dich endlich zum Schweigen gebracht, verdammte Fackel!“ rief mein Führer. — „Doch nicht zum ewigen Verſtummen!“ ſprach aus der Tiefe eine hohle, klangloſe Stimme, und zugleich ſchwieg das Getöſe des rollenden Donners, die Krähen blieben plötzlich auf ihren Zweigen ſitzen, eine warme Sommerluft wehte vom See, die Mondesſichel trat am Abendhimmel hervor und unter ihr blitzte eine ferne Alpenkette mit ſilbernen Gipfeln.

Ich horchte ängſtlich auf, die Stimme war mir bekannt. Ehe ich aber überlegen konnte, wo ich ſie gehört, flammten die erloſchenen Lichter wieder auf, und eine hohe hagere Geſtalt ſtieg langſam empor. Es war der Unglückliche, deſſen Anblick mich bei'm Heimweg ſo ergreifend gerührt hatte. Er näherte ſich mit funkelnden Augen und hatte in der einen Hand einen Topf, den er mit der andern bedeckte. — Mehrere Minuten hindurch ſtanden Beide einander gegenüber und ſahen ſich ſtarr in's Geſicht.

„Mein iſt er!“ rief der eben Angekommene; „wer gab Dir ein Recht, Hand an ihn zu legen?“ — Der Andere entgegnete kein Wort. — „Rede!“ fuhr Jener fort; „meinſt Du, das Geheimniß Deines Mordes werde nicht an den Tag kommen, wenn Du auch Alle, die den kaum Erdroſſelten geſehen, Deiner Sicherheit opfern wollteſt?“ — Das Wort war kaum geſprochen, ſo warf er den Topf zu Boden. Aus dem Topfe heraus glitt die Kopfhaut des Andern, die Krähen rauſchten hernieder, faßten ſie kreiſchend mit gierigen Schnäbeln und zerrten ſie nach allen Seiten. — „Lohnſt Du ſo meine Bruderliebe?“ ſchrie der Andere, als ergriff ihn ein wüthender Schmerz, und pfeilſchnell ſtürzten ſie auf einander und rangen. Es war, als wenn ein Paar metallene Männer ſich zum Kampf umfaßt hielten; bei jeder Bewegung klangen und kniſterten ihre Glieder. Je wilder ſie mit einander kämpften, deſto heftiger tobte der Sturm; er wehte die Lichter zuſammen, bis ſie eine fortlaufende Feuerlinie bildeten, die von allen Seiten uns umgab, und kleiner ward und ſich immer näher um uns zuſammen zog. Da blieb kein Ausweg, in der nächſten Minute ſollte der feurige

Digitized by Google

Ring mich verſengen — ich ſchrie und erwachte. Der Morgen war nicht mehr fern; ein kalter Angſtſchweiß bedeckte mich von Kopf bis Fuß.

7.

Es war mir unbeſchreiblich wohl, als ich die erſten Regungen des Tages auf der Gaſſe vernahm und endlich die Morgenſonne mit ihrer freundlichen Lichtumgebung am Himmel empor ſteigen ſah. Bald war ich angekleidet, doch hatte ich zu Hauſe keine Ruhe. Ich nahm die Feder einige Mal in die Hand und warf ſie wieder weg; was ich unternahm, langweilte mich, und ſchien allen Reiz verloren zu haben. Früher, als wir es eigentlich verabredet hatten, machte ich mich auf den Weg zu meinem Freunde.

„Wie ſieht es drüben aus?“ fragte ich nach dem erſten Morgengruße. — „Je, wie ſoll's ausſehen?“ war die Antwort. „Der Mörder hat ſein Handwerk zu trefflich verſtanden, als daß für den Hofrath eine Rückkehr in's Leben möglich geweſen. Ein Phyſikus beſchaut ſo eben die Leiche und ſtellt mittelſt ſeines medizinischen Scharfblickes die Beſcheinigung aus, daß der Selige wirklich an einer Strick-Apoplexie geſtorben.“ — „Du haſt ſchneller als ich“, ſagte ich ein wenig befremdet, „die Spur gefunden, um in die Straße des Scherzes ein zu lenken! Und die Hofräthin?“ — „Eben die lehrt mich“, erwiederte mein Freund, „meine fröhliche Laune ſo geſchwind wieder zu finden. Es iſt unglaublich, was die Philoſophie dieſes Jahrhunderts vermag. Eine Frau, die geſtern aus Verzweiflung ſich ihre ſchneeweißen Händchen faſt zerrang, und mit der letzten Hoffnung zugleich den Geiſt auf zu geben ſchien, ſpricht heut über die geſtrige Schreckensbegebenheit, als hätte ſie ſich zu Madrid zugetragen, und betrachtet die Leiche ihres Gatten, als wäre es ein anatomiſches Wachspräparat. Meine Luiſe geſteht, nie eine tüchtigere Hausfrau gekannt zu haben, als dieſe Frau Hofräthin; ſie trifft bereits die Anordnungen zum Leichenſchmauſe, und beſpricht mit dem Schneider das Trauerkleid, durch den Gedanken beruhigt, daß die Farbe des Grames vorzüglich blonder Schönheit gut ſtehe.“ — Verwundert hörte ich ihm zu und ſeltſame Ahnungen wurden in mir rege.

„Weißt Du aber“, fuhr er fort, „was am auffallendſten iſt? Von verſchiedenen Goldſtücken und mehreren Geldſcheinen, die im erbrochenen Schranke gelegen, wird nicht das Mindeſte vermißt; wohl aber eine koſtbare Tuchnadel und eine goldene Repetiruhr, die auf einem Diamanten lief. Außerdem hat ſich in einer verborgenen Schublade ein Brief gefunden, worin der Hofrath, da er keine Kinder hat, ſeinem Neffen mehr als die Hälfte ſeines Vermögens zu vermachen gelobt; das Dokument darüber, heißt es im Briefe, ſey bereits aufgeſetzt und an ſicherem Orte verwahrt. Von dieſem Dokumente aber hat ſich bisher nichts entdecken wollen. Auch ſcheint der Mörder mit den paſſendſten Schlüſſeln verſehen geweſen zu ſeyn; an keiner Zimmerthür findet ſich das Zeichen eines gewaltſamen Einbruchs — nur der Schlüſſel zum Schranke, welchen der Selige ſelbſt vor ſeiner Frau verborgen hielt, hat ihm gefehlt.“ — „Wer mag der Neffe ſeyn?“ fragte ich. — „Du wirſt Dich wundern, wenn ich es Dir ſage!“ antwortete mein Freund; „Mäſtorf iſt es, unſer Kriegsgenoſſe, welcher den erſten Feldzug mit uns zuſammen gemacht, und wie Du Dich erinnern wirſt, bei Merſeburg, da er die Saalbrücke nicht zeitig genug erreichen konnte, von den Franzoſen gefangen wurde.“ — „Freilich erinnere ich mich!“ ſagte ich — „ein biederer Junge, wird nächſtens ſein juriſtiſches Examen machen, und gehört noch immer zu meinen traulichſten Freunden. Iſt er ſchon drüben geweſen?“ — „Der arme Junge liegt krank danieder und kann das Bette nicht einmal, viel weniger das Zimmer verlaſſen!“ — „Wo wohnt er?“ fragte ich; „ich hätte Luſt, ihn auf zu ſuchen!“ — „Ich kann es Dir nicht ſagen!“ entgegnete mein Freund; „indeſſen ließe es ſich wohl ausmitteln. Wohin gehſt Du von hier?“ — „Zum Conditor St**!“ erwiederte ich. — „Gut!“ ſagte er; „erwarte mich dort. In einer Stunde ſpäteſtens komme ich hin und bringe Dir Beſcheid. Ich möchte ſelbſt gern, daß ſich Einer des armen verlaſſenen Jungen annimmt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerlei.

Ein intoleranter Erzbiſchof von Paris hieß Monsieur de Quelen. Man hatte ſein Bildniß geſtochen und darunter geſetzt: „Quelen digne Archevêque de Paris.“ — Ein Spottvogel las dies ſo: „Quel indigne Archevêque de Paris.“

Eine gute achtzigjährige Katholikin hörte von den Hugonotten und der Reformation in Frankreich viel Lobeserhebungen. Dies ärgerte ſie. „Wie kann“, rief ſie aus, „dieſer neue Glaube gut ſeyn; ich bin ja älter als er!“ — Wie oft wird noch heute dieſes Argument aufgewärmt!

Der Papſt nennt ſich den Diener der Diener Gottes. Staats-Miniſter ſind dem Namen nach Staats-Diener (ministri). Nur im Militair iſt man offenherziger in den Benennungen; da heißt der Obriſt der Oberſte, der Anführer der Général-en-chef, das Oberhaupt. Eben ſo iſt der Ausdruck Fürſt (first, der Erſte) der Wahrheit angemeſſen. König kommt von Können; Kaiſer bedeutet nichts, Empereur viel; Herzog zieht dem Heer vor. Auch die Gelehrten ſind aufrichtiger; Profeſſor, Magiſter, Rector, Doctor und Lehrer zeigen das Mehrſeyn und Höherſtehen an. Ehletas.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 24. Februar im Königsſtädtiſchen Theater: „Die Uniform des Feldmarſchalls Wellington, Luſtſpiel in einem Akt von Kotzebue". Die Gelegenheit, nicht der Werth hat dieſes Stück auf die Bühne gebracht; doch iſt es geſcheidt, daß die Direktion dieſe Gelegenheit, nämlich die durch Wellington's Aufenthalt in Berlin mehr als ſonſt auf ihn gerichtete Aufmerkſamkeit, auch zum Vortheil ihrer Kunſt-Anſtalt benutzte. Die Idee, daß eine Uniform den Feldmarſchall vor der Gefangenſchaft rettet, iſt luſtig genug gedacht, die dramatiſche Behandlung aber zu ſchwach und zu ſkizzenhaft, um über manche Unwahrſcheinlichkeit auch nur momentan täuſchen zu können. Die Darſtellung ließ es mitunter merken, daß den Schauſpielern, wahrſcheinlich wegen raſchem Einſtudiren, dies Luſtſpiel ein wenig zum Laſtſpiel geworden war; die Unterhaltung ſtockte zuweilen. Hr. Schmelka („Gaſtwirth") war mehrmals ſein eigener Correktor: doch muthet man ſeinem Gedächtniß auch ſo viel zu, daß wir dem unſrigen geſtatten dürfen, ſeine Gedächtnißfehler bei ſolchen Ephemeren nicht gar ſtreng zu bewahren. Demoiſ. Schirer („Gaſtwirthin") hat ſich ein Paar Mal verſprochen, bleibt aber doch Demoiſ. Schirer. Hr. Wegener („Adjudant") zeigte auch hier eine gewiſſe uns ſonſt ſchon aufgefallene Leichtigkeit, die man, ohne daß er es will, für Mangel an Theilnahme halten könnte. Es iſt jene Leichtigkeit, die ein Sicherſeyn bezeichnen möchte, die aber ihre künſtleriſche Haltung ſtreng bewahren muß, wenn ſie als echt erkannt werden ſoll, wozu dieſe Rolle freilich wenig Gelegenheit bietet. Es würde hier vielleicht beſſer ſeyn, einen etwas derbern gutmüthigen Militair-Ton an zu nehmen und einigen brittiſchen Anſtrich. Die übrigen Perſonen gaben ihre kleinen Rollen geſchickt und aufmerkſam; das Publikum aber hatte den beſten Willen, die Sache gut ſeyn zu laſſen; es applaudirte, wird ſich alſo wohl beluſtigt haben. —*.

— Welche allgemeine Theilnahme die Ereigniſſe in Rußland überall erregt haben, beweiſt folgender Brief aus Neapel, den ich im Auszuge hier mittheile, und der auch in dem Folgenden uns Berliner intereſſiren muß, da er von einer Landsmännin geſchrieben iſt, die ſeit vier Jahren dort lebt.

„Neapel, den 30. Januar. Unſer Carnaval iſt diesmal eben nicht brillant geworden, denn bei dem Anfang deſſelben kam die Nachricht vom Tode des Kaiſer Alexander hier an. Die hier wohnenden ruſſiſchen Familien zogen ſich ſogleich von allen Zirkeln zurück, und der ruſſiſche Geſandte wird den Winter über gar keine Feſte geben. Sämmtliche Fremde und Einheimiſche, die den Verſtorbenen gekannt haben, ehren ſein Andenken durch ſtille Trauer und blicken mit Beſorgniß in die Zukunft. — Die wenigen Bälle, die jetzt gegeben werden, beſuche ich fleißig; aber ein ganz ſeltener Anblick überraſchte den Neapolitaner, als er plötzlich Schnee fallen ſah und die Gebirge von Sorrento, den Veſuv, das Caſtel St. Elmo, die ganze Stadt, alle Dächer und Straßen mit Schnee bedeckt erblickte. Die Deutſchen verſammelten ſich ſogleich, richteten Reihen von Schneemännern auf, und die Neapolitaner jubelten, ſangen, tanzten um die Dinger umher und freuten ſich kindiſch dieſes nordiſchen Vergnügens. Die heiße Mittagsſonne färbte jedoch Alles wieder ſchwarz, und nur die fernen Gebirge ſtrahlten im Schnee-Mantel, was einen ganz eigenthümlichen, überraſchenden Eindruck machte, da ſeit Jahren kein Schnee in Neapel gefallen. — Bei der Taufe des Kindes des öſtreichiſchen Geſandten (General Fiquemont) war die Königin Pathe. Statt ihrer aber erſchien eine Dame vom Hofe, von zwei Kammerherren begleitet, die auch das Kind über die Taufe hielt. Vor dem Hotel des Generals waren ſämmtliche neapolitaniſche Garden aufgeſtellt und die Treppe hinauf ſtand zu beiden Seiten auf jeder Stufe ein Gardiſt. Die ſchöne Prinzeß Chriſtine ſchenkte dem Kinde ihr Bildniß mit Brillanten eingefaßt als Pathengeſchenk. — Der Herzog von Lucca und ſeine Gemahlin ſind hier. Eine herrliche Frau! Welche Anmuth, welche Schönheit; wie reizend im Tanz, wie lieblich im Sprechen! Man kann ſich an dieſer Dame gar nicht ſatt ſehen, wenn ſie eine Quadrille tanzt! — Einer freudigen Ueberraſchung will ich noch erwähnen. Hr. Enslin ſtellte hier ein Panorama von Berlin auf. Denken Sie ſich, in Neapel nach Berlin hinein zu ſehen! Mir klopfte das Herz in lauten Schlägen und heißer wallte mir das Blut, als ich die lieben Linden hinab ſah, der Prinzeß Wilhelm Wagen erblickte, des Prinzen Carl große Fenſterſcheiben begrüßte und im Palais die ſchönen Blumen des biederherzigen Königs erkannte. Da wäre ich nun gern in die Wallſtraße eingebogen, um mich noch weiter um zu ſchauen, allein es ging nicht! Hr. Enslin hat hier mehrere ſchöne Anſichten aufgenommen, die in Berlin gewiß ſehr gefallen werden. — Unſere Preußen genießen in Neapel der allgemeinſten Achtung und Liebe, und das macht mich ſtolz, denn ich hange ſtets liebend an dem Vaterlande!" A. v. S.

Ein Artillerie-Offizier, Namens Rochelin, hat einen neuen Apparat erfunden, um jede Diligence vollkommen vor dem Umwerfen zu ſchützen. Der Wagen wird dadurch nur um wenig ſchwerer, die Sache iſt äußerſt billig in's Werk zu ſetzen, und der Apparat kann ſogar bei jeder alten Diligence nachträglich angebracht werden. (Corsaire.)

Miß Henriette Wilſon ſchließt ihre „Memoiren" mit folgender Lehre: „Verſtand und Schönheit ſind zwei ſehr gebrechliche Gaben! Die Gebieterinnen großer Herren haben daher nur einen täuſchenden vergänglichen Glanz! Sobald eine Frau die Pflichten des geſelligen Lebens einmal verletzt hat, bereiten alle Eroberungen ihrer Jugend ihr nur ein beunruhigendes, unglückſeliger Alter!" (Pandore.)

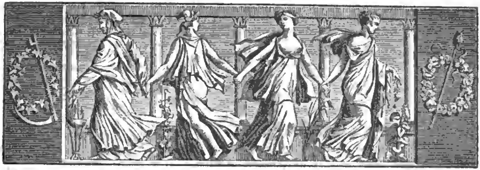
Amondus Saintas „Geſchichte der Päpſte" enthält unter Anderem folgende Angaben: „Im Jahr 66 ward Lin gewählt. Unter ihm entſtand der Gebrauch, daß die Weiber in allen chriſtlichen Verſammlungen nur verſchleiert erſcheinen durften. Hyginus, der zehnte Papſt, führte den Gebrauch ein, daß bei jeder Taufe ein Pathe und eine Pathin gegenwärtig ſeyn ſollte. Theodorus machte ſich im Jahr 642 zuerſt zum ſouverainen Papſt; bis dahin nannten die Biſchöfe den Papſt nur Bruder. Johann XXII. unterſuchte zuerſt die Frage: „ob die Franziskaner, als bettelnde Mönche, die Suppe, die ihnen ſervirt wird, die ihrige nennen dürfen?" (Pandore.)

Die Gräfin Larivieres ſagt in einem ihrer Briefe: „Ich befand mich vor einigen Tagen in einem Hauſe, wo auch der Abbee Boileau und zwei Jeſuiten ſpeiſeten. Der eine derſelben war unſtreitig ein Mann von Geiſt. Beide erwähnten in ihrem Geſpräch viele merkwürdige Männer, lebende und verſtorbene, unter andern auch Paſcal. Lob und Tadel wechſelte ab, bis endlich der minder Geiſtvolle ſpöttelnd bemerkte: daß Paſcal früher im Palais-Royal Schuhe gemacht habe. Hier mußte Boileau's Geduld ausgehen und er ſagte trocken: „Davon iſt mir nichts bekannt, wohl aber, daß Paſcal vous a porté de bonnes bottes (Jemandem einen Stoß beibringen). (Pandore.)

Daß die engliſchen Seiden-Manufakturen jetzt ſchlecht ſtehen, geht gewiß daraus hervor, daß an einem Tage ſich ein Herr Wals erſchoſſen, die Tochter ſich verdungen, und ein Herr Wild ſich den Hals abgeſchnitten hat! Beide waren Manufakturiſten! (Corsaire.)

Ein helleniſcher Etimologe will ergründet haben, daß der Name des jetzigen ruſſiſchen Kaiſers Nicolaus aus zwei griechiſchen Wörtern beſtehe, die ſo viel als Sieger des Volks heißen. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 4. März. 36ſtes Blatt.

Das Taſchentuch.

8.

Es war noch ziemlich früh am Tage und nur wenige Blätter-Freunde bei St** leſend zu finden. Indeſſen bemerkte ich im zweiten Zimmer auf der einen Seite einen ältlichen Herrn mit einer Voßiſchen Zeitung in den Händen, auf der andern Seite zwei junge Männer, welche ſich emſig mit einander zu beſprechen ſchienen und zuweilen ſich heimliche Worte zuraunten. Ich weiß nicht, was mich bewog, nicht weit von ihnen ſogleich an einem Tiſche Platz zu nehmen.

Der Eine war ein ſchlanker, wohlgewachſener Mann, welcher etwa in den letzten Zwanzigern ſtehen mochte. Sein Geſicht war mehr ausdrucksvoll als ſchön; ſein Auge aber verrieth einen lebhaften Geiſt, der zu Zeiten wohl von ſtürmiſchen Leidenſchaften bewegt zu werden ſchien. Ein Schnurrbart gab ihm einen militairiſchen Anſtrich, und ſo nahm ich ihn denn für einen auswärtigen Offizier; denn das Deutſche, wiewohl er es ſehr rein und zierlich ſprach, hatte in ſeinem Munde dennoch einen fremdartigen Anklang, der ſeinen Worten einen einnehmenden Reiz gab. Sein ganzes Weſen ſchien übrigens dazu geeignet, ihm die Gunſt der Frauen nach kurzer Bekanntſchaft ſchon zu ſichern. — Der Anblick des Andern überraſchte mich; es war mir, als hätte ich ihn im Traum ſchon einmal geſehen. Unter ſtarken ſchattigen Brauen blitzte ein Auge hervor, deſſen Feuer die ernſte Schwermuth der Geſichtszüge nicht zu dämpfen vermochte. Er war jünger als der Andere, und erinnerte eher an weibliche Schönheit — über ſein ganzes Geberden dabei eine Unruhe, eine Schüchternheit ſchwebend, die mit der ſichern Gelaſſenheit ſeines Nachbars in auffallendem Widerſpruche ſtand. Wie ward mir aber, als ſich in ſeinem Angeſichte immer mehr und mehr der nächtliche Unglückliche entwickelte! Er mußte es ſeyn, alle Merkmale waren zuſammentreffend; nur unterſchied er ſich von der nächtlichen Erſcheinung, wie etwa eine Gegend im glanzhellen Sonnenlichte von ihrem Dämmerbilde, wenn fliegende Wolken den aufſteigenden Mond entſchleiern und verhüllen.

„Das weiß der liebe Gott!" rief der Zeitungsleſer, indem er aufſtand und das Blatt weglegte — „ſchon wieder ein Prediger, der für ſeine abgebrannte Gemeinde um Allmoſen ruft! — Kaum iſt hier eine Flamme gelöſcht, lodert ſie dort wieder auf!" — „Ich kann mir eine Feuersbrunſt kaum ohne Mordbrenner denken!" ſagte der Offizier, „und alle Mal fällt mir ſo eine Unglücks-Nachricht auf die Seele. Wie Einem doch ein Schrecken aus früher Kindheit durch's ganze Leben nachſchleicht und längſt verſchwundene Bilder bei jeder ähnlichen Geſchichte von Neuem weckt! Ich ſehe mich immer als einen Knaben wieder, den die plündernden Schurken aus den Flammen heraus reißen und unbarmherzig mit ſich fortſchleppen!"

Indeſſen ſchien der ältliche Herr ſich nicht weiter aufhalten zu können; er nickte dem Offizier eine flüchtige Bejahung zu und entfernte ſich.

Digitized by Google

9.

Kein Wunder, wenn ich nun geſpannt auf jedes Wort des Paares horchte. Es war aber ſchwer, den Faden ihres Geſpräches zu faſſen, noch ſchwerer, ſich des Gefaßten zu verſichern. Denn das Gleichgültige und Bedeutungsloſe theilten ſie ſich in lauten Worten mit, den wichtigen Inhalt ihrer Unterredung aber ſchienen ſie in vorſichtigem Flüſtern zu wechſeln. Dennoch vernahm ich Einiges, indem ich mit einem Blatte in der Hand nichts weniger als ſie zu belauſchen ſchien; was ich erfuhr, kann geringfügig ſcheinen, aber ich weiß nicht, welche heimliche Winke des Zufalls mir darin zu liegen däuchten.

„Alſo noch heute?“ fragte der Eine. — „Um Vier iſt der Wagen beſtellt!“ erwiederte der Offizier; „ich kann keinen Tag länger warten; der Boden brennt mir unter den Sohlen, und je eher im Reinen, deſto beſſer!“ — „So kannſt Du Mittwoch dort ſeyn!“ fuhr der Andere fort, „und beziehſt gleich, wie geſagt, das Zimmer in der Kralowna Ulice. Sie erwartet Dich noch nicht und wird nicht wenig überraſcht ſeyn!“ — Vertrautes Geflüſter machte wiederum jede Horcherkunſt zu Schanden; doch kam mir vor, es war von einer ſchönen Tochter und von einem Vater die Rede, vor deſſen Scharfblick man ſich in Acht zu nehmen habe. — „Du wirſt ſie auf den erſten Blick erkennen!“ hieß es weiter; „man kann nicht ſprechender getroffen ſeyn; ſieh ſie Dir noch einmal an!“ — Der Italiener war es, der dieſe Worte ſprach, und dem Andern dabei eine Doſe hinreichte, um ein weibliches Bruſtbild, welches mit lebhaften Farben darauf gemalt war, näher zu betrachten.

„Alles wird gut gehen!“ rief der Andere; „mir iſt nicht bange, wenn die hier nur ſich klug benimmt! Wer kann für die Schwächen eines Weibes ſtehen?“ — „Laß mich nur dafür ſorgen!“ ſagte der Italiener — Du aber halte Dein Verſprechen, mein Glück iſt in Deiner Hand. Führe es mir zu und nie will ich Dich wieder verlaſſen. Nur vergiß nicht, vor der Abreiſe den Brief heraus zu legen; ſie kennt mich ja nicht, und würde mir nicht trauen — mache Dir lieber einen Knoten in's Tuch, damit Du gewiß daran denkſt!“ — „Vergeſſen werde ich es nicht!“ ſagte der Offizier; „doch um nichts zu unterlaſſen —.“ Er griff in die Taſche und vermißte ſein Tuch: er ſann nach, ſuchte umher und verrieth eine ängſtliche Beſorgniß. „Ich muß mein Taſchentuch“ — ſagte er — „auf jeden Fall hab' ich es zu Hauſe gelaſſen. Ich muß überdies auf mein Zimmer; komm' alſo lieber gleich mit, ſo geb' ich Dir den Brief!“

Ohne einen Blick auf die Geſellſchaft umher zu werfen, entfernten ſich Beide. Meine Neugier war rege geworden; ich wäre ihnen nachgeſchlichen, wenn ich meinem Freunde nicht verſprochen hätte, ihn bei St** zu erwarten. — Nach einer halben Stunde kam er. Ich theilte ihm augenblicklich mit, was ich geſehen und gehört; er aber meinte, darauf ſey kein Gewicht zu legen, meine aufgeregte Stimmung habe wahrſcheinlich in die Worte und das Benehmen der beiden Fremden eine weit größere Bedeutung hinein gelegt, als wirklich darin vorhanden. Nach Maſtorf's Wohnung hatte er ſich erkundigt und zeigte ſie mir an. — „Haſt Du keine Gelegenheit“, fragte ich, „hinüber zur Hofräthin zu gehen?“ — „Eine ſehr bequeme!“ ſagte er; „ſie ſelbſt hat mich auf dieſen Nachmittag zu ſich bitten laſſen, um ihr bei einigen häuslichen Veranſtaltungen, die ſie vor hat, mit Rath und Auskunft behülflich zu ſeyn.“ — „So bitte ich Dich um Alles in der Welt!“ rief ich, „ſuche mir das Taſchentuch zu verſchaffen!“ — „Meinetwegen!“ entgegnete er, und wir trennten uns.

10.

Maſtorf war ſo eben von einem kurzen Schlummer erwacht, als ich zu ihm in's Zimmer trat. Sein Anblick brachte mich außer Faſſung. Die Geſundheit blühte ſonſt auf ſeinen Wangen; jetzt lag er bleich und abgezehrt da, kraftlos und nur mit Anſtrengung zu ſprechen fähig. Eine Lungen-Entzündung hatte ihn an den Rand des Grabes verſetzt; jetzt war die Lebensgefahr vorüber; eine vollkommene Geneſung aber ließ ſich, wie ſein Arzt verſicherte, wohl nicht für unwahrſcheinlich halten, doch vor den erſten drei Monaten ſchwerlich erwarten. — Ich fragte ihn: ob es lange her ſey, daß ſein Oheim ihn beſucht habe? — Er verhüllte das Geſicht, und konnte kein Wort hervor bringen. Von ſeiner Wärterin erfuhr ich, daß ſie, ohne ſeine Verwandtſchaft mit dem Hofrath zu ahnen, die Erdroſſelung deſſelben dem Kranken als eine unterhaltende Stadtneuigkeit erzählt habe. — „Armer Junge!“ ſagte ich; „ſo haſt Du bei Deinem mitleidswürdigen Zuſtande die entſetzliche Geſchichte ſchon erfahren müſſen!“ — „Du kannſt Dir vorſtellen“, ſagte er ſtotternd, „wie es mich ergriff; ich glaubte, die Lebensgeiſter würden mich verlaſſen. Aber ſage mir, iſt an Geld oder ſonſtigen Koſtbarkeiten Vieles geſtohlen worden?“ — „Außer einer Tuchnadel und einer Repetiruhr nichts!“ erwiederte ich: „Geld gar nicht!“ — „So iſt mein Loos entſchieden!“ jammerte der Kranke — „ich ahne, ich ahne, was geſchehen. Eine entſetzliche Schurkerei!“

Ich mochte nicht weiter in ihn dringen; auch ſchien er einen gewaltſam ergreifenden Schmerz mir verbergen zu wollen. Ich tröſtete ihn, verſicherte ihn des thätigen Beiſtandes, welchen unſer gemeinſchaftlicher Freund zu jeder Stunde bereitwillig ihm leiſten würde, und ließ ihm merken, ich ſey entſchloſſen, durch einen

Digitized by Google

entſcheidenden Schritt ſein Unglück um ein Bedeutendes zu mildern. Er ſah mich mit großen bewegten Blicken an und erwiederte den Abſchiedsdruck meiner Hand mit ſtummer Rührung.

Zu Hauſe fand ich am Abend in einer Schachtel das gewünſchte Taſchentuch. Ein beiliegender Zettel meines Freundes meldete mir, ein kleines Mädchen habe es gegen Mittag bei der Hofräthin abholen ſollen, als hätte es Einer aus unſerer Geſellſchaft geſtern Abend verloren; da ich es aber in eine Schublade gelegt, habe es die Kammerjungfer glücklicher Weiſe nicht finden können; auch er habe lange danach ſuchen müſſen. — Ich überlegte während der Nacht meinen reiſenden Plan noch einmal, und war am andern Morgen feſt entſchloſſen, mich in den Wagen zu ſetzen und den Mörder des Hofraths auf zu ſuchen. Aber unvermuthet kamen mir verdrießliche Geſchäfte, die ſich nicht verſchieben ließen; ſo marternd ſie mich langweilten, ich mußte mich geduldig darein ergeben und ſie abfertigen. Erſt am dritten Tage konnte ich die nöthigen Anſtalten zur Reiſe treffen, beſprach, was erforderlich war, mit meinem Freunde, und fuhr am Morgen des vierten Tages bei Sternenlichte noch zum Thore hinaus.

11.

Faſt ohne aus zu ſteigen ſetzte ich Tag und Nacht meine Reiſe fort, und machte in Dresden den erſten Ruhetag. Die Erkundigungen, die ich dort einzog, fielen zu dürftig aus, als daß ſich einiger Werth darauf legen ließ: ich beſchloß, mich bald wieder in den Wagen zu ſetzen, und nachdem ich einen kurzen Beſuch bei dem alten ehrwürdigen Böttiger abgeſtattet, der mich übrigens nach ſeiner gewohnten höflichen Weiſe empfing und zum längeren Verweilen aufforderte, machte ich mich unverzüglich auf den Weg und erreichte Prag mit der Dämmerung des folgenden Tages.

Der Erſte, zu welchem ich hier ging, war Herr Henneberg, ein reicher Kaufmann, der ſchon bei meiner früheren Durchreiſe, da ich aus Italien zurückkehrte, mit vieler Gaſtfreundlichkeit in ſein Haus mich aufgenommen hatte. Er war ſeit einigen Jahren Wittwer, doch bereits mit einer jüngeren Schweſter ſeiner verſtorbenen Frau verlobt, und wollte nächſtens ſeine Vermählung feiern. — „Sie können zu keiner paſſenderen Zeit kommen!“ ſagte er, indem er mir die Hand drückte: „heut Abend ſind Sie ohne Widerrede mein Gaſt. Der bekannte Componiſt Leidesdorf, den Sie vermuthlich in Wien von Perſon kennen gelernt haben, wird gleichfalls hier ſeyn: meine Braut, verſteht ſich von ſelbſt, ein oder der andere paſſende Gaſt dazu; folglich läßt ſich der luſtigſte Abend in der Welt erwarten, und wenn Sie ihn nicht mit Ihrer Gegenwart bereichern helfen, ſo erzählen Sie es keinem Menſchen hier in Prag, daß Kaufmann Henneberg ihr Freund iſt. Dabei bleibt's!“ — Ich ſagte zu, und fragte die Krakowna Ulice hindurch in allen Gaſthöfen nach. In keinem wollte man von einem Fremden, wie ich ihn beſchrieb, etwas wiſſen. Ich mußte alſo darauf ſinnen, die Sache auf andern Wegen an zu greifen und ſchlenderte bis gegen Mittag in den Straßen umher. Es war eine Freude, mich wieder einmal in den Mauern der alten ehrwürdigen, aber traulichen Stadt zu ſehen, die an Merkwürdigkeiten mit vielen Städten Deutſchlands ſich meſſen kann, an fröhlich-geſelligem Leben aber wohl die meiſten übertreffen möchte.

In der Nähe der berühmten Brücke war das Gedränge lebhaft und nöthigte mich, einige Augenblicke vor einem Laden ſtehen zu bleiben, deſſen Eingang mit den geſchmackvollſten Pracht-Geräthſchaften geſchmückt war. Während ich die glänzende Ausſtellung mir anſah und über den Contraſt dieſes modernen Luxus mit dem alterthümlichen Anſehen der Häuſer mich wundern mußte, trat am Arm eines ältlichen Mannes ein Mädchen heraus, welche dem Alten liebkoſend die Wangen ſtreichelte und ihm für ein gekauftes Angebinde zu danken ſchien. Sie trug ein niedliches Bologneſer-Hündchen auf dem Arm und rief in den Laden zurück, ſie würde das Eingekaufte noch vor Tiſche abholen laſſen. Erſt jetzt, da ſie zurück ſah, erblickte ich ihr Geſicht, und erkannte das Original zum Doſen-Gemälde bei St**. — War das Mädchen auch keine Schönheit zu nennen, ſo konnte ſie doch mancher Schönheit den Vorzug ſtreitig machen: nie in meinem Leben hatte ich Augen von lebhafterem Feuer geſehen, und vor der bezaubernden Anmuth, die ihren Mund umſchwebte, ſchien kein männliches Herz ſicher genug gewaffnet zu ſeyn. Sie war eben nicht reich, aber mit vielem Geſchmack gekleidet und in allen ihren Bewegungen ſprach ſich eine Lebhaftigkeit aus, welche ſogleich ohne alle andere Probe auf einen reichen Geiſt ſchließen ließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Heiraths-Gebräuche der Einwohner von Nieder-Bretagne. Wenn ein junger Bas-Breton (Nieder-Bretagner) ſein Auge auf ein Mädchen geworfen hat, ſo giebt er einem Schneider *) den erſten Auftrag, ſie und ihre Eltern aus zu forſchen. Der Schneider findet ſich zur Mittagsſtunde ein; ihm wird die Ehre nicht zu Theil, ſich zu den Uebrigen zu Tiſch zu ſetzen; man deckt ihm beſonders auf, aber dabei verliert er nichts; er bekommt von allen Gerichten zu eſſen und die Frauen bedienen ihn insgeheim und ſtecken ihm das Beſte zu, weil ſie den Grund ſeines Kommens errathen. Iſt er gut aufgenommen worden, ſo wird ein zweiter Bote abgeſchickt. Dies iſt gewöhnlich ein geſetzter Mann, ein heiterer, luſtiger Geſell, der in Reimen ſprechen kann. Er findet vor der Hausthür des Brautvaters einen andern Improviſator bereit, ſeine Rede an zu hören und zu beantworten. Beide legen nun im Recitativ los. Der Troubadour des jungen Mannes begrüßt den Hausherrn und die Hausgenoſſen, wünſcht ihnen die Früchte der Erde und die Segnungen des Himmels; lobt die Prieſter, welche er die Herren der Welt nennt, und die Edelleute, welche er als die Vertheidiger Gottes, des Königs und als die Beſchützer der Armen darſtellt. Hierauf kommt er beſcheiden auf ſich zu ſprechen, und ſchließt mit der Bewerbung, die man ihm aufgetragen hat. Der zweite Troubadour verſichert ihm: ſeine Beredſamkeit habe Alt und Jung entzückt; man würde nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als ihm ſeine Bitte zu gewähren, aber das junge Mädchen habe Gott ihre Jungfrauſchaft gewidmet und fürchte ſich vor der Bosheit der Menſchen (Männer, hommes?). Hierauf erwiedert der Brautwerber mit dem pomphaften Lobe des jungen Mannes, der ihn ſendet; Jener preiſet die Tugenden und

*) In dieſer Provinz machen die Schneider eine Zunft aus, die von den übrigen wenig geachtet wird. Dieſes geht ſo weit, daß in mancher Landesgemeinde ihr Zeugniß nicht vor Gericht gültig iſt.

Digitized by Google

die Unſchuld des jungen Mädchens. Nach vielem Hin- und Widerreden wird endlich dem Boten Gehör gegeben und der Eingang in die Hütte verſtattet, um daſelbſt die Braut zu ſuchen. Man ſtellt ihm drei Frauenzimmer vor: eine Frau, eine Wittwe und ein etwa zehnjähriges Mägdlein. Er begrüßt ſie Eine nach der Andern, lobt ſie, erklärt aber: er habe die Rechte nicht gefunden. Hierauf wird die Braut vorgeführt und der Hausvater ſagt: „Du ſiehſt hier, die Du ſuchteſt, geſchmückt mit holländiſcher Leinwand, mit Scharlach, Bändern, mit Gold und Silber. Gehe hin, rufe den Jüngling her, der ſie liebt; wir werden ihn empfangen und das Paar neben einander am Hochende des Tiſches zuſammen auf einer Bank ſitzen laſſen. Mögen ſie glücklich ſeyn und den elterlichen und prieſterlichen Segen verdienen. Gehe, eile; je ſchneller Du mit dem Bräutigam zurück kommſt, deſto lebhafter wird ſeine Liebe uns ſcheinen. Gieb mir den Handſchlag, Freund! auch wir Beide wollen neben einander ſitzen und uns bei Cider und Wein an unſere alten Lieder erinnern.“ — Wenn in einigen Gemeinden die Braut am Hochzeittage aus der Kirche zurück kommt, ſo wird ihr ein ſtarker Lorbeerzweig gereicht, mit Bändern verziert und mit Aepfeln behangen. Ganz oben iſt ein Vogel befeſtigt, dem ſie die Freiheit ſchenken muß. Zugleich hält man ihr eine Spindel hin, zum Zeichen der Pflichten, die ſie als künftige Hausfrau zu erfüllen hat. Am Hochzeitmorgen muß der Brautführer, der Geſellſchaft den Rücken zukehrend, ein brennendes Licht, ohne Leuchter, mit bloßen Fingern ſo lange halten, bis er ſich zu verbrennen anfängt; dann wirft er den Docht weg. Vor dem Brautpaar brennen zwei Kerzen; die, welche zuerſt erliſcht, zeigt an, wer von Beiden zuerſt ſterben wird. — Am Vor- oder Nachabend des Hochzeittages holen die Freunde des Bräutigams auf einem mit zwei Ochſen beſpannten Karren die Habſeligkeiten der Braut und ihre Lade ab. Sie wird ihnen einige Zeit von den Eltern und Verwandten zum Schein ſtreitig gemacht; oft auch geht der Scherz in Ernſt über, und es regnet von beiden Seiten Püffe und Schläge. Endlich wird der Schatz verabfolgt. — Am Hochzeitabend machen ſich die jungen Mädchen das Vergnügen, die Braut zu verbergen. Der Bräutigam muß ſie ſuchen; aber wenn er ſie endlich gefunden hat, geht der eigentliche Strauß an; denn jetzt muß ſie mit Gewalt erobert und entführt werden. Die jungen Freunde des Bräutigams und die Freunde der Braut und der jungen Mädchen liefern einander eine blutige Schlacht. So roh, wild und grauſam dieſer letzte Gebrauch iſt, ſo wenig hat er bis jetzt abgeſchafft werden können. — Die erſte Hochzeitnacht gehört Gott zu; die zweite der heiligen Jungfrau; die dritte dem Schutzpatron des Bräutigams. Brautführer und Brautjungfern haben das Recht, im Hauſe zu bleiben, in **einem** Zimmer, in **einem** Bette zu ſchlafen: die guten Matronen von Nieder-Bretagne laſſen es mit den Worten geſchehen: Honny soit qui mal y pense.

Aberglaube der Nieder-Bretagner. Die Einwohner der Nieder-Bretagne haben noch heutiges Tages eine Menge Gebräuche, welche eine Folge des Aberglaubens ſind, der in ihrem Lande vorherrſcht, und ſie zu einem Original-Völkchen macht; beſonders ſind die Bauern und Landleute mit dieſer Seuche behaftet. — In der Gegend von Morlaix fürchten ſie ſich vor böſen Geiſtern und Genien, die ſie Teurat nennen; beſonders glauben ſie, daß einer derſelben, Teursapoulirt, in der Geſtalt eines Hausthiers umgehe und ihnen erſcheint. Vor Todesfällen, ſagen ſie, werde ein Leichenkarren (den ſie le carriquet an naukon nennen), mit einem weißen Laken bedeckt, von Gerippen gezogen, und man höre die Räder vor dem Hauſe knarren, worin ein Kranker liegt, der ſterben ſoll. Auch ſind ſie feſt überzeugt, unterhalb des Schloſſes von Morlaix befinden ſich eine Menge kleine Männer, einen Fuß hoch, welche in unterirdiſchen Löchern leben, wo man ſie gehen und auf Becken ſchlagen hören kann. Dieſe Pygmeen oder Bergzwerge ſind die Hüter geheimer Schätze, die ſie zuweilen hinauf bringen, auf die Erde hinlegen und Jedem, der ſie findet, erlauben, eine Hand voll davon zu nehmen, aber bei Leibe nicht mehr; denn wer ſich die Taſchen damit anfüllen wollte, würde das Geld nicht nur augenblicklich verſchwinden ſehen, ſondern noch obenein mit einem Regen von unſichtbaren Ohrfeigen beſtraft werden. — Die Nieder-Bretagner hegen noch große Furcht vor andern Geiſtern und Dämonen, welche ihr Weſen bei vielen menſchlichen Geſchäften treiben ſollen. Da ſind z. B. Saud Yan y tad (St. Johann und ſein Vater (Tate), welche des Nachts fünf Lichter auf den fünf Fingerſpitzen herum tragen und ſie mit der Schnelligkeit einer Haspel in die Runde jagen — eine Art Irrlicht. Andere Geiſter rahmen die Milch ab. Ein feindlicher Wind, avel fal, richtet Verheerungen an. In den Ruinen von Tresmalaouen hauſen die Courils, eine Art von Zauberer und Zwerge, boshaften Gemüths und große Liebhaber vom Tanze. Mitten unter den Druiden-Steinen halten ſie ihre nächtlichen Zuſammenkünfte, tanzen, ſpringen und hüpfen im Takt. Wehe dem Hirten, der ſich ihnen nähern wollte; er müßte mit ihnen den Reigen tanzen und bis zum Hahnenruf aushalten. Viele ſind ſchon von Schwindel und Ermattung am folgenden Morgen todt gefunden worden. Wehe auch den jungen Mädchen, die ſich den Courils zu nahen wagen; neun Monate nachher giebt es was Neues im Hauſe — die Geburt eines kleinen Zauberers, der zwar kein Zwerg wird, dem aber die boshaften Geiſter die Züge eines jungen Dorfburſchen geben: ſo groß iſt ihre Macht und ihre Schlauheit. — Ferner erſcheinen auch bösartige Feen, unter dem Namen der Nachtwäſcherinnen (eur cunnerez noz) bekannt, am Ufer und laden die Vorübergehenden ein, die Wäſche der Todten ihnen ſpülen zu helfen. Thut man es nicht, oder thut man es wider Willen, ſo ziehen ſie Einen in's Waſſer hinab oder zerbrechen ihm die Arme. — In vielen Häuſern fegt man die Zimmer nicht nach Sonnen-Untergang, um mit dem Beſen nicht die Todten zu verletzen, die alsdann ſpazieren gehen; ein einziger Stoß würde ſie erzürnen und ſchwere Folgen nach ſich ziehen. Am Tage Aller-Heiligen beſonders wimmelt das Haus von Todten; ihre Zahl iſt wie Sand am Meer. — Um die Leiche eines Ertrunkenen zu finden, klebt man ein brennendes Licht auf ein Boot und läßt es auf dem Waſſer ſchwimmen; da, wo es ſtehen bleibt, liegt der Todte. — Auch die Seejungfern ſind von vielen tauſend Fiſchern geſehen worden. Vor ihnen, welche die heftigſten Stürme erregen, iſt keine Rettung, als Gebet und Anrufung des heiligen Schutzpatrons! — Die Nieder-Bretagner hängen noch allen alten Vorurtheilen und abergläubigen Gewohnheiten nach. Sie befragen die Vögel, um zu wiſſen, ob ſie heirathen ſollen, und wie alt ſie werden — ſie zählen, wie oft der Hahn vor Mitternacht kräht; iſt es paarweiſe, ſo ſtirbt die Frau; iſt es unpaar, ſo ſtirbt der Mann. — Sie glauben, daß in der Weihnachts-Nacht kein wiederkäuend Hausthier ſchläft, daß ſie ſich über Leben und Tod der Hausbewohner unterhalten, und geben ihnen deßwegen doppeltes Futter. — Hundegeheul in der Nacht kündet den Tod an. — Sie halten auf ererbte Gebräuche bei Kranken und Schwangern, tauchen die Hemden in Weihwaſſer, wachen bei Todten, um die böſen Geiſter von ihnen entfernt zu halten, wallfahrten zu Unſerer lieben Frau des-Portes und fahren mit der Hand über ihr Gewand, deſſen Lichtglanz und Gefalſter heitere Tage und reiche Erndte verſpricht. — In der Gegend von Vannes herrſcht unter dem Volke der allgemeine Glaube an einen Geiſt von coloſſaler Geſtalt. Er heißt Teus oder Bugelnoz, und zeigt ſich nur zwiſchen Mitternacht und zwei Uhr. Sein Gewand iſt weiß, und ſeine Beſtimmung, dem Satan ſeinen Raub zu entreißen. Er breitet dann ſeinen Mantel über das Opfer aus, das der T— holen will. Dieſer, der über den Ocean zu kommen pflegt, kann den Anblick des guten Geiſtes nicht lange aushalten, ſinkt wieder unter, und der Geiſt verſchwindet.

C.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 6. März. 37ſtes Blatt.

Alle und Eine.

Wahr iſt's, Novellenſchreiber
Behaupten, daß die Weiber
Im Ganzen gar nichts taugen;
Und doch, was hilft die Rede? —
Ich bin verliebt in Jede,
Die blickt aus ſchönen Augen.

Wohl ſind im Ganzen freilich
Die Weiber recht abſcheulich;
Doch weil von argen Trieben
Und von dem böſen Scheine
Nur wenig kommt auf Eine,
Will ich ſie einzeln lieben.

Verlocken dann auch Viele
Mein Herz mit leichtem Spiele,
So laſſ' ich's mir gefallen;
Und find' ich für mein Leben
Mir Eine treu ergeben,
Bin ich verſöhnt mit Allen.

Franz Porta.

Das Taſchentuch.

12.

Ich ſtand einige Sekunden vor Ueberraſchung bewegungslos da, beſchloß aber ſodann, dem Paare zu folgen. — Sie nahmen ihren Weg über die Brücke nach der kleinen Seite und bogen dann ſeitwärts in eine Gaſſe ein, durch welche man nach dem äußerſten Theile der Stadt, in der Nähe der Ringmauer, zu einem beſchränkten, auch wohl wenig beſuchten Spazierplatz gelangt. Indeſſen geht man daſelbſt unter Bäumen an einander vorüber und hat, da man ſich auf einer freien Anhöhe befindet, eine nicht unintereſſante Ausſicht über den jenſeitigen Theil der Böhmen-Hauptſtadt.

Das Mädchen ließ ihren kleinen Bologneſer vom Arm auf die Erde ſpringen und ſah ſich zuweilen ſorgſam nach ihm um. So ging es den Spaziergang mehrere Mal auf und nieder, und je öfter ich das Geſicht des Mädchens betrachtete, deſto mehr mußte ich dem Pinſel des Malers huldigen, der die Züge deſſelben mit ſo treffender Meiſterhand wiedergegeben. — Unverſehens aber nahte ein junger Mann mit einem Windſpiele, welches ſich, wiewohl zum Scherz nur, behend auf den Bologneſer warf. Das Hündchen erſchrack und heulte vor Angſt; das Mädchen ſah ſich um und glaubte ihren Liebling ſchon zu Tode gebiſſen: der junge Mann aber ſchien ſich um die Unart ſeines Begleiters nicht im Mindeſten zu kümmern, und ging, ohne um zu blicken, ſeines Weges.

Die Gelegenheit war günſtig. Ich lief auf die Hunde zu, gebrauchte das Anſehen meines bekannten gewichtigen Stockes und brachte das Windſpiel ſogleich zum Weichen; dann nahm ich den zitternden Bologneſer in die Hand und übergab ihn ſeiner Beſitzerin, welche vor Freuden kaum ein Wort zu äußern vermochte. Der alte Herr aber dankte mir mit höflichen Redensarten, und ich that mein Möglichſtes, um die zufällige Begegnung durch ein fortgeſetztes Geſpräch zu verlängern. Es gelang. Die Vermählung des Erzherzogs Franz mit einer Bayriſchen Prinzeſſin, die bevorſtehende Krönung der Kaiſerin zur Königin von

Ungarn, der Schauſpieler Korn, welcher durch ſeine Vorſtellungen die Peager ergötzte, dir neuen Bauten, wodurch die Straßen der Stadt an Regelmäßigkeit gewannen, Prags Denkwürdigkeiten von Johann Huß an bis zur Schlacht auf dem weißen Beege, und wer weiß was ſonſt noch Alles, gab hinreichenden Stoff, die Trennung zu verſchieben, und zuletzt ließ ſich eine Vergleichung Prags mit B** ſo unterhaltend ausſpinnen, daß eine Stunde dahin war, ohne daß man es gemerkt hätte. Die ſteigende Aufmerkſamkeit des Mädchens bei der Nachricht, daß ich aus B** ſey, und gerade von dort her komme, war mir nicht entgangen. — Es näherte ſich aber ein fremder vornehmer Herr, der den Alten mit vertraulichem Du begrüßte und dann einige Scheitte ſeitwärts mit ihm gtng, weil er ihm etwas zu ſagen hotte, welches die Gegenwart eines Feemden nicht ertrug.

„Es halten ſich wohl immer viele Fremden in B** auf?" fragte das Mädchen. — „Allerdings, Fräulein!" antwortete ich. „Seit riniger Zeit", ſetztr ich hinzu, „beſonders viele Italiener." — „Hat Sir der Zufall vielleicht", fuhr ſie mit lebhafter Neugier fort, „mit Einem zuſammen geführt, der größer iſt, als es ſonſt ſeine Landsleute zu ſeyn pflegen, und Unterricht im Italirniſchen giebt?" — „O ja!" antwortete ich; „wir teafen oft auf einem Kaffeehauſe zuſammen und fanden Gefallen an einander; doch hab' ich ihn nie um ſeinen Namen gefragt." — „Cäſar Buonaventura heißt er!" entgegnete ſie ſchnell, ſchwieg aber plötzlich, als bereute ſie, es geſagt zu haben. — „Ganz recht!" fiel ich ein: „ich erinnere mich, einen Brief mit dieſrr Aufſchrift in ſeinen Händen geſehen zu haben." — Sie ſchien zu erröthen. — „Ich gloube", fuhr ich bedeutungslos fort, „der arme junge Mann trägt ein drückendes Leiden im Stillen mit ſich umher." — „Sieht man es ihm an?" — Sie wollte in ihrer Frage fortfaheen, als der alte Herr ſich wieder zu uns geſellte. — „Sir nehmen es nicht übel!" ſagte er; „es wae mein Schwager. Er hat mich hier aufgeſucht, um Auskunft über einr Amts-Angelegenheit zu haben." — Darauf machte er mich mit ſeiner Wohnung bekannt und empfahl ſich mit der Verſicherung, ſeine Thür ſtände mir jederzeit als einem willkommenen Gaſte offen. Ich nahm ſein Erbieten für einen der nächſten Abende an, und ſah dem Paare lange nach, bis es zwiſchen den Häuſern verſchwunden war.

13.

Kaufmann Henneberg öffnete mir am Abend ſelbſt die Thür und freute ſich meiner Pünktlichkeit. Er führtr mich in's Geſellſchaftszimmer und ſtelltr mich ſeiner Braut vor, einem liebenswürdigen jungen Mädchen, welches mich mit gefälliger Natürlichkeit, als wäre ich ein vieljährigee Hausfreund, begrüßte. Auch Leidesdorf war bereits da; wir erneuten die alte Bekanntſchaft und erinnerten uns mancher fröhlichen Abende, bie wir in der lirben Donauſtadt luſtig mit rinander verlebt.

„Sie werden heute noch einen ſehr intereſſanten jungen Mann kennen lernen!" ſagte der Kaufmann; „welcher ſich ebenfalls in B** eine Zeit lang aufgehalten hat. Ich denke, er wird ſich freuen, Ihre Bekanntſchaft zu machen; er heißt Linkowsky, iſt ein junger Mann von Vermögen, rin treflicher Geſellſchafter und ein talentvoller Zeichner." — „So hätten wir ja dir ganze Muſen-Jüngerſchaft beiſammen!" bemerkte die Braut; „Herr Leidesdorf herrſcht im Reich der Töne, und hat mir bereits eröffnet, daß die Muſr der Dichtkunſt Ihnen für manchen artigen Vers verbunden iſt." — „Sie mögen wohl nicht die erſte Dame ſeyn", erwiederte ich, „welcher Herr Leidesdorf einen kleinen Blendſpiegel vorgehalten!" — „Hilft nichts!" rief der Kaufmann. „Sir erfinden den Text unſerer heutigen Unterhaltung, und Leidesdorf ſchafft uns die Melodie dazu. Wo mag denn aber der dritte Mann des Collegiums bleiben?"

Der fehlende Gaſt ließ in der That lange auf ſich warten. Endlich aber klingelte es und er trat ein. — Meine Erwartung war übertroffen; ich erkannte mit klopfendem Heezen den Gegenſtand meiner Reiſe. Er war überaus fein gekleidet, wußte ſeinem Geſpräch mit den Herren rine geiſtreiche Wendung zu geben, begegnete der Dame mit der auserleſenſten Galanterie, ſchien in gebildeten Geſellſchaften zu Hauſe zu ſeyn, und beſtätigte ſich in jeder Rückſicht als den treflichſten Geſellſchafter, welcher mir angekündigt worden. Ich muß geſtehen, daß er mich unter andern Umſtänden außeeordentlich für ſich eingenommen hätte. — Mit Aufmerkſamkeit hörte er von Herrn Henneberg, daß ich ein B**r ſey; doch ſchien er ſich nicht eben darüber zu freuen. Erkennen mochte er mich wohl nicht; ich hatte bei St** kein Wort geſprochen, und kaum von dem Blatte, das ich in Händen hatte, aufgeblickt. Er leitete während des Thees die Unterhaltung, theilte manchr treffende Bemerkung über Länder und Völker mit und ſchien einen bedentenden Theil Europa's durchreiſt zu haben. Mit geiſtvoller Beredſamkeit ſchilderte er den Unterſchied zwiſchen dem lebendigen Treiben eines gebildeten Volkes und dem ſtumpfen Daſeyn einer rohen Horde, verglich in dieſer Hinſicht Italien und Ungarn, Frankreich und Polen, und malte die Feuersbrunſt eines polniſchen Dorfes, deren er ſich aus früher Kindheit erinnertr, die gräßlichen Geſichter der Brandſtifter, die unbarmheezigr Raubgier der Plünderer, dir flackernden Strohdächee, das Geſchrei der Erwachten, das Wimmern der Kinder und das Gebrüll des verbrennenden Viehes mit ſo ergreifender Kraft des Ausdrucks,

Digitized by Google

daß es uns in kalten Schauern durch alle Glieder rieſelte. Wie er aber überhaupt gern von Gegenden ſprach, wohin kein Mitglied der Geſellſchaft gekommen, ſuchte er beſonders von B** die Aufmerkſamkeit ſo viel als möglich ab zu lenken. Man hatte Urſache, ſeinen gebildeten Geſchmack zu bewundern, und mochte es ihm auch an gründlichen Kenntniſſen fehlen, ſo verrieth ſich doch überall ein glänzender Geiſt, der ſich aus manchem Buche mit kluger Wahl dasjenige eigen gemacht hatte, was ſich in Geſellſchaft mit Erfolg benutzen läßt.

14.

Das Theegeſchirr wurde vom Tiſche genommen, und das Fortepiano geöffnet. Die Braut hatte einen vortrefflichen Einfall. — „Da wir doch das Glück haben", ſagte ſie, „ein ſo ſeltenes Kleeblatt von Virtuoſen in unſerm Zimmer zu ſehen, ſo dächte ich, wär's am ſchönſten, wenn alle Drei uns mit einer gemeinſchaftlichen Leiſtung erfreuten. Man wähle ein Thema, welches der Dichter mit der Feder, der Zeichner mit dem Bleiſtift und der Muſiker auf dem Inſtrumente behandelt. Während die drei Herren arbeiten, beſorge ich die wichtigen Angelegenheiten der Küche, und Du, mein ſüßer Bräutigam, putzeſt die Lichter!" — „Freilich kein adliches Amt!" erwiederte Henneberg; „der Vorſchlag aber iſt zu klug, als daß ich ihn fahren ließe. Gieb alſo ein Thema an!" — „Die Ehre gebührt dem B**r Herrn!" antwortete ſie; „der iſt erſt geſtern Abend angekommen, und alſo der friſcheſte Gaſt in Prag!" — „Ich nehme ſie an!" erwiederte ich. „Alſo Ihr Wort, meine Herren, Sie fügen ſich meinem Willen, und bearbeiten gemeinſchaftlich mit mir das Thema, welches ich angebe!" — Man hatte nichts dagegen und leiſtete mit wichtiger Feierlichkeit das Verſprechen des Gehorſams. Mein Thema war eine Abend-Scene, wo eine junge Frau, die ſo eben nach Hauſe gekommen, ihren Mann erdroſſelt im Bette findet. — Die Geſellſchaft war über das Tragiſche des Einfalles verwundert und ſah mich fragend an, ob es mir wohl ein Ernſt damit wäre; doch war es für jede der drei Künſte ein paſſender, reichhaltiger Stoff, und ſelbſt Herr Linkowsky, welcher ihn für eine geſellige Unterhaltung durchaus unpaſſend fand, mußte ihn für den Bleiſtift doch ſehr ergiebig erkennen und durfte ſeinem gegebenen Worte nicht untreu werden.

Die Braut ging hinaus und Jeder von uns machte ſich an die Arbeit. Kein Laut unterbrach die Stille; nur die einzelnen Accorde des Muſikers verriethen die Geſellſchaft. — Eine Viertelſtunde hatten wir geſeſſen, als der Zeichner ſeine Skizze betrachtete, mit Heftigkeit aufſprang, und nachdem er einige Mal im Zimmer hin und her gegangen, wiederum zu ſeinem Tiſche eilte und das Blatt zerreißen wollte. — „Halt!" rief Henneberg, ſprang auf ihn zu und riß ihm die Arbeit aus der Hand — „was Sie in meinem Zimmer gearbeitet haben, gehört nicht mehr Ihnen. Iſt denn Ihre Zeichnung wirklich ſo lebendig gerathen, daß Sie über Ihr eigenes Werk erſchrecken? — Aber bei Gott, die Haare könnten Einem zu Berge ſtehen, wenn man es anſieht!" — Mit dieſen Worten reichte er das Blatt mir hin. Entſetzte ich mich doch ſelbſt — der Hofrath, Zug für Zug, wie er an jenem Abend erdroſſelt dagelegen!

„Brechen Sie Ihre Arbeit ab, lieber Leidesdorf!" rief ich, „auch ich werfe die Feder weg, und nehme ſie nicht ſobald wieder zur Hand; ſehen Sie her, mit dem Ausdruck dieſer Arbeit wird ſich die unſrige in keinem Fall meſſen können. Wir ſind Stümper, mein Freund, und können in Gottes Namen nach Hauſe gehen; der Bleiſtift hat den Sieg davon getragen, und wer jemals einen Erdroſſelten geſehen hat, wird in jedem Striche die ſchaudervolle Wirklichkeit wieder erkennen. Ich bewundere Ihre Phantaſie, Herr Linkowsky; ich glaube aber auch gern, daß die erſtaunliche Lebhaftigkeit derſelben Sie mit manchem wunderlichen Traume quält!" — „Keineswegs, werther Herr!" erwiederte er; „ich ſchlafe ſehr ruhig; nur wenn ich den Stift in die Hand nehme, beherrſcht mich dieſe Göttin mit unwiderſtehlicher Gewalt. Hier aber hat nicht einmal meine eigene Phantaſie gewirkt; ich habe auf meinen Reiſen irgendwo, ich glaube in Genf, ein ähnliches Gemälde geſehen, und der Eindruck, den es auf mich damals gemacht, hat ſo eben nachwirkend meine Hand geleitet."

(Die Fortſetzung folgt.)

Urſprung der Halsbänder.

Man findet den Urſprung der Halsbänder, wie der meiſten alten Gebräuche, Trachten und Anzüge, im Aberglauben. In früheren Jahrhunderten herrſchte die Sitte, daß die Ammen mit der Zeit Wartefrauen, zuletzt Kammerfrauen und Begleiterinnen ihrer jungen Damen waren, und nur an ihrem Hochzeittage ſich von ihnen trennten. Im zwölften oder dreizehnten Jahre legten ſie ihnen einen ſeidenen Faden um den Hals und überredeten ſie: dieſer Faden wüchſe mit dem Halſe, und riſſe nie, außer wenn das junge Mädchen ſeine Unſchuld verlöre. Der Wahn that ſein Gutes. Nur mit dee Zeit wich man dem verrätheriſchen Faden dadurch aus, daß man ihn zwar am Halſe, aber in einer Perlenſchnur oder auf andere Weiſe verborgen und bedeckt trug. Als Faden iſt er, ſo wie die Ammen und Duegnen, aus der Mode gekommen.

C.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Der Bauchredner Schremſer hat hier im Gaſthauſe zum Sperl einige Monate hindurch ſich wieder mit vielem Beifall hören laſſen, und Referent muß geſtehen, daß er unter allen Ventriloquen (wie vornehm dies gleich gegen unſer deutſches Wort klingt!), die er gehört, unbedenklich den Vorzug behauptet. Nicht nur die Nähe und Entfernung, das Alter und die verſchiedenſten Charaktere weiß er zu bezeichnen, ſondern er läßt mehrere Perſonen zugleich ſingen und in heftigen Wortwechſel gerathen, ſo daß der unvorbereitete Zuhörer die Gegenwart von ſechs und mehreren Menſchen vermuthet. In einem Dialog, den Schremſer beinahe eine Stunde durch zu führen wußte, markirte er einen „Monſieur Carl“, „ſeinen Sohn“, „den alten Herrn Fiſcher“, den „Lohnlakayen im obern Stockwerk“, den „Kellner im Zimmer“, den „Kellner im Garten“, einen „Tyroler“, den „Nachtwächter“, den „Kaminfeger“, den „Hausknecht“, ein „Dienſtmädchen“ und — einige Hunde. Sehr täuſchend ahmt er allerlei Töne nach, z. B. das Anſtoßen mit Gläſern, das Umwerfen eines ganzen Glaskaſtens, deſſen Gläſer zerbrechen u. ſ. w. — Unter den Leiſtungen des Hofburg-Theaters ſteht die Aufführung „Hamlets“, nach einer neuen zweckmäßigen Bearbeitung, oben an. Hr. Korn, ſchon früher im Beſitz dieſer Rolle, war auch neuerdings Meiſter in derſelben; er gab dieſen Räthſel-Charakter mit Ruhe und nur in Momenten leidenſchaftlich; abweichend von vielen Andern, die als Deklamatoren ſich auf ihren Paradepferdchen herum tummeln und ſich heiſer ſchreien. Demoiſ. Müller war als „Ophelia“, beſonders in den Wahnſinns-Scenen, ein furchtbares Bild; nicht weniger trefflich war der Veteran Koch als „Polonius“ und Heurteur als „Geiſt“. — „Die Jungfrau von Orleans“ iſt jetzt auf dem Repertoir aller drei Bühnen, und ſcheint überall beſonders das Sonntags-Publikum durch die Pracht des Krönungs-Zuges an zu locken. Mad. Carl giebt im Theater an der Wien dieſe Prophetin mit vielem Fleiß, in der Joſephſtadt wird ſie von Mad. Pan zur Zufriedenheit des Publikums geſpielt. Im Theater an der Wien wählte Hr. Kunſt den „Götz von Berlichingen“ zu ſeiner Einnahme; ſein Aeußeres wirkt in Darſtellung ſolcher Rollen ſehr vortheilhaft mit; in der künſtleriſchen Haltung des Charakters bleibt aber noch Manches zu wünſchen übrig. Auch als „Hugo“ in der „Schuld“ haben wir Hrn. Kunſt geſehen, wo ihm beſonders der Vortrag dieſer auf Deklamation berechneten Stellen vorzüglich gelang. Mad. Gottdank („Elvira“), Demoiſ. Reſch („Jerta“), ehemalige Mitglieder dieſer Bühne, unterſtützten ſeine Bemühungen auf das wirkſamſte. Weniger Fleiß ſchien er auf Meisl's „Carolo Carolini“ zu wenden, und der gefürchtete Rauberhauptmann horchte fleißig der Deckel im Souffleurkaſten; die mit dieſem Stück verbundenen Spektakel ſöhnten die Zuſeher mit der nachläſſigen Darſtellung aus. — Das Joſephſtädter Theater ſorgt unter ſeiner neuen Direktion eben ſo thätig und abwechſelnd für das Vergnügen des Publikums, wie man es unter der Leitung des wackern Hensler gewohnt war. Hr. Meisl hat ein Gelegenheits-Stück auf Hensler's Tod geſchrieben, und das Publikum fand drei Mal Gelegenheit, zu deſſen Todtenfeier ſein Scherflein bei zu tragen. Man hat Schiller's und anderer großen Dichter Andenken auf mehreren Bühnen in ähnlichen Dichtungen gefeiert und die Einnahmen für die hinterlaſſene Familie beſtimmt; ein ſolcher Beweggrund dürfte hier aber ſchwerlich vorhanden ſeyn!! — Dauernden Beifall hat eine neue Pantomime: „Die Zauberroſe“, mit überraſchenden Maſchinerieen von Roller; auch eine kleine Operette: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein“, mit einer guten Muſik vom Schauſpieler Müller, iſt günſtig aufgenommen worden. — Ueber den zwölften Jahrgang der „Aglaja“ (für 1826) habe ich in meinen früheren Berichten noch nicht geſprochen; es möge alſo nachträglich geſchehen. Unter den ſechs ſchönen Kupfern, von John nach Pordenone, Correggio, Gerhard Dow, Anibal Caracci, Guercino und Francesko Albani meiſterhaft geſtochen, haben uns am meiſten St. Juſtine von Pordenone und Endymion von Caracci gefallen; in erſterem Blatte die vorzügliche Weichheit in Behandlung der Sammetkleidung, in letzterem die Durchführung der Abend-Landſchaft. Unter den vier proſaiſchen Gaben haben wir beſonders aufmerkſam die Erzählung des Malers Leopold Schefer: „Der Kuß des Engels“ geleſen und einen etwas ſonderbaren Stoff mit vieler Breite durchgeführt gefunden. Lembert's „harter Spruch“ iſt zwar nicht bedeutend, aber unterhaltend. Die jetzige größere Leſewelt verflacht ſich immer mehr; und wenn man verzeichnet, was ihr am beſten gefällt, ſo iſt ſchon dies allein ein ſchweres Urtheil gegen ſie; ſoll man nun von den Schriftſtellern verlangen, daß ſie tiefer auf ihren Gegenſtand eingehen — um weniger geleſen zu werden? Dergleichen muß man ſich ſelbſt zum Geſetz machen, unbekümmert um die Menge! — Etwas langweilig fanden wir die Erzählung der Frau v. Perin: „Die Pauliſtin“. West's „Fingerzeige der Vorſehung“ müſſen wir, der gediegenen Schreibart und der vielen gutgemeinten Winke ſowohl, als der trefflichen Charaktere wegen, für die gelungenſte proſaiſche Leiſtung erkennen. Unter den Poeſieen ſteht Rückert in Anſehung des Vielen obenan. Wir finden darunter anſprechende Dichtungen, obwohl manchmal der Kern in gar zu rauher Schale ſteckt; aber Alles ſollte ein guter Kopf nicht drucken laſſen, die Mißgeburten gehören in's Feuer, ſie mögen die Produkte eines ſchalen Federhelden, oder die mißrathenen Erzeugniſſe eines echten Dichters ſeyn. Zu dem Mißrathenen zählen wir: „Eine Minneweiſe“, die wir, trotz der gewaltigen Firma des Verfaſſers, für eine Lappalie erklären müſſen. In ſeinen „Tändeleien“ ſingt er:

„Einſt an deiner Wiegen
Saß und ſang Amur“ (!)

und dann:

„Wo ein Härchen deines Hauptes
Unter'm Kammen niederfiel“ (!!).

Fordert hier nicht der unzarte Dichter ſelbſt eine unzarte Kritik heraus? Ferner:

„Sie lächle oder erboſe,
Mir lieb iſt immer die Roſe.“

Das iſt eine poetiſche Freiheit, die Anlaß giebt zu der Zügelloſigkeit, womit ſich unſere jüngern Dichter über alle Regel hinweg ſetzen. — Unter den übrigen poetiſchen Beiträgen zeichnen wir jene von Zedlitz, Kuhn, Caſtelli und Seidl aus; auch Frau v. Chezy hat wieder Manches von Frühling und Nachtigallen geſungen — ein großes Thema, aber — die Jahreszeiten wechſeln ja!! —l.

Ein reicher Gewürzkrämer hat in der Nähe von Paris ein Landhaus gebaut, das er mit lauter Aſſignaten austapeziren ließ, die in ihrem Nennwerth fünf Milliarden, im Realwerth aber nicht mehr als 35 Franken betragen. (Corsaire.)

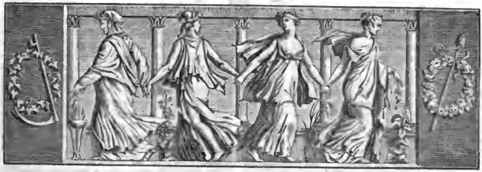
Eine neue Darſtellung der ruſſiſchen Monarchie enthält folgenden Vergleich: Sie iſt 18 Mal größer als Frankreich, 29 Mal größer als Oeſtreich, 38 Mal größer als Schweden, 5 Mal größer als die Türkei, $4\frac{6}{7}$ Mal größer als China, 7 Mal größer als Perſien und 39 Mal größer als Japan. (Corsaire.)

Ein Provinzial-Theater, dem es vom Maire verweigert wurde, den Molièreſchen Tartüffe zu geben, hat jetzt um Erlaubniß gebeten, ein Ballet daraus machen zu dürfen! (Corsaire.)

Ein großer Pariſer Banquier, welcher der Sprache nicht mächtig iſt, bot dieſer Tage einem ſeiner Clienten ſpaniſche Valets ſtatt Vales an. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 8 März. 38ſtes Blatt.

Gruß.

Wenn die Knoſpen wieder ſchwellen,
Schweigt nicht mehr der Vögel Chor,
Und die ſüßen Lieder quellen
Aus der freien Bruſt hervor.

Mit des Schmetterlinges Flügel
Schwingen ſie ſich leicht und kühn
Ueber Thäler, über Hügel,
Ueber Baum und Wieſengrün.

Zieht, ihr leichtbeſchwingten Töne,
Auch in ihr geliebtes Thal:
Seht ihr dann die Holde, Schöne,
So begrüßt ſie tauſendmal.

Sagt, es ſey ihr Sehnen heute
Und ihr ſtiller Liebesſchmerz
Ueber alle dieſe Weite
Eingezogen in mein Herz.

K. Simrock.

Das Taſchentuch.

15.

Linkowsky hatte bei dieſen nicht ohne Selbſtüberwindung geſprochenen Worten das Taſchentuch, welches ich neben mir auf dem Tiſche liegen hatte, ergriffen, um ſich den Schweiß, der ihm in hellen Tropfen auf der Stirn ſtand, damit ab zu trocknen. — „Sie erlauben“, ſagte ich, „es iſt mein Tuch!“ — „Verzeihen Sie“, erwiederte er, „wenn ich mich geirrt habe. Aber nein, ich irrte mich nicht, hier ſind die Anfangsbuchſtaben meiner Namen!“ — „Das ſind auch die meinigen!“ antwortete ich. — „Sie haben Recht!“ entgegnete er, indem er ſein Tuch aus der Taſche hervor zog; „der Irrthum führt uns aber wenigſtens auf die luſtige Entdeckung, daß wir halbe Namensvettern ſind oder am Ende wohl gar denſelben Taufpathen gehabt haben!“ — „Wohl möglich!“ war meine Antwort; „ich heiße Daniel Leßmann!“ — „So bleibt es doch nur bei den Anfangsbuchſtaben!“ äußerte er; „mein Taufname iſt David!“

Die hereintretende Braut machte dem Geſpräch ein Ende, und war nicht wenig verwundert, uns in einer ſo ſonderbaren Stimmung zu finden. Nachdem ſie gehört, das Gedicht und die Compoſition ſeyen nicht vollendet worden, bat ſie neugierig den Zeichner um ſeine Arbeit. — „Sie müſſen mir verzeihen, holde Braut!“ antwortete er; „wenn ich Ihnen Ihre erſte Bitte verſage. Die Herren ſchmeicheln mir, meine Zeichnung wetteifere mit der Wirklichkeit; aber eben das iſt ihr Fehler; nur in der Schönheit, nicht aber im Abſcheulichen ſoll die Kunſt die Natur erreichen. Darum weg mit dem Blatt, es ſoll uns nicht weiter die heitere Laune trüben!“ Somit ſteckte er ſeine Arbeit zu ſich und begann mit Gewandtheit ein anderes Geſpräch. Von neuer Aufmerkſamkeit gefeſſelt, vergaß die Braut ihre Neugier, und auch Herrn Henneberg war es nunmehr angenehm, daß die Unterhaltung eine andere Wendung genommen. Herr Linkowsky gab die witzigſten Anekdoten zum Beſten, konnte aber bei dem Allen über ſeine verwandelte Stimmung den Schleier nicht gänzlich ziehen. Der Ton der Geſellſchaft war verändert, und auch mein Bemühen, ihn bei Tiſche

Digitized by Google

durch lebhafte Laune in erneuten Schwung zu ſetzen, gelang nur ſehr unvollkommen. Die Zeichnung wollte Linkowsky durchaus nicht weiter aus ſeiner Hand geben; auch blickte er mehrmals mit forſchenden Augen nach mir herüber.

„Dürfte ich Sie wohl um Ihre Wohnung fragen?“ ſagte er vor dem Weggehen. „Ihre Bekanntſchaft iſt mir theurer, als ich es aus zu drücken vermag; ich wünſchte Sie nächſtens zu beſuchen!“ — Ich verſicherte, daß ich an ihm gleichfalls außerordentliches Gefallen fände und mit Vergnügen ihn erwarten würde. Darauf gab ich ihm meine Wohnung an. Er entfernte ſich früher als wir Andern. — „Ein ſonderbarer Menſch!“ ſagte die Braut. „Wären aber die Trauringe nicht ſchon beſtellt, lieber Henneberg, ſo erlaubte ich Dir wahrhaftig, ein wenig Angſt zu haben. Ich würde die Augen zumachen, wenn er mit mir tanzte!“

Auf meine Frage, wo der Zeichner wohne, ſagte mir Henneberg, in der Kralowna Ulice ſey es, das wiſſe er beſtimmt, die Nummer aber habe er vergeſſen; doch wolle er ſich danach erkundigen. — Ein Wagen holte die Braut ab; mich aber begleitete Leidesdorf bis zur Thür meines Gaſthofes.

16.

Am andern Morgen überlegte ich den Plan meines Verfahrens, und wollte vor dem Ausgehen noch ſchnell einige Briefe nach B** ſchreiben. Ich ſtand in der Mitte des zweiten, als es an die Thür pochte. Ein Fremder trat ein. — „Sind Sie aus B**?“ fragte er. — Ich äußerte über den kecken Ton ſeiner Worte meine Verwunderung und glaubte ihm keine Rechenſchaft geben zu müſſen. — „Ich bin ein Diener des Criminal-Gerichts“, antwortete er, „und Sie werden ſich bequemen, mir pünktlich Auskunft zu geben!“ — Ich ließ mich nicht außer Faſſung bringen, und forderte ihn auf, ſeine Neugier nach Gefallen zu befriedigen. — „Sind Sie Herr Daniel Leßmann aus B**?“ — „Der bin ich, ja!“ — „So hab' ich den Auftrag“, fuhr er fort, „mich Ihrer Perſon zu verſichern, und im Namen des Präſidenten gebiete ich Ihnen, mir zu folgen!“ — „Wie Sie befehlen!“ antwortete ich, übergab ihm den Schlüſſel meines Zimmers, und folgte ihm hinunter vor die Thür, wo ein Wagen uns erwartete.

17.

Man hätte ſich zu einer langen Reiſe keinen bequemeren Wagen wünſchen können; deſto ängſtlicher aber wäre er für Jemand geweſen, welcher zum erſten Mal eine merkwürdige Stadt betritt — denn dichte Vorhänge verhüllten von innen alle Scheiben. — Mein Begleiter ſprach vom Augenblick des Einſteigens an nicht eine einzige Sylbe, und ich hatte keine Luſt, mich mit Fragen an einen Menſchen zu wenden, dem die vieljährige Gewohnheit ſeines Amtes die Zunge gelähmt zu haben ſchien. — So ging es mehrere Straßen hindurch, die ich aller Aufmerkſamkeit ungeachtet durch die bloße Richtung nicht zu errathen im Stande war, bis man endlich in einen geräumigen Hof hinein fuhr und in deſſen Mitte ſtill hielt. Wir ſtiegen aus und betraten ein ziemlich langes Ganggewölbe, an deſſen Ende ein Schließer uns erwartete. Der Gerichts-Diener überlieferte mich ihm und entfernte ſich; zu meiner Verwunderung höflich genug, mir einen günſtigen Ausgang meiner Sache zu wünſchen. Der Schließer ſah mich mit angeſtrengten Blicken an, als wollte er ſich die Züge meines Angeſichts unauslöſchlich ein für alle Mal in's Gedächtniß prägen, und öffnete mir dann mein Zimmer.

An ſich ſelbſt war meine neue Wohnung nicht eben unfreundlich; ſie hatte ein ziemlich großes Fenſter, deſſen eiſerne Stäbe weder ſo dick noch ſo gedrängt waren, um die Stimmung des Gefangenen melancholiſch zu beängſtigen, und war nicht längſt erſt mit neuer Farbe übermalt worden, wahrſcheinlich um die Inſchriften und Bemerkungen verſchwinden zu machen, durch welche die Hände der Langeweile dieſe Wände in arundeliſchen Marmor ſonderbarer Art verwandelt hatten. Minder erfreulich war die Ausſicht: kein lebendes Weſen wahrzunehmen und vom Himmel auch nicht einmal ein blaues Streifchen zu entdecken; gegenüber aber eine graue, unüberſehliche Wand, gleichſam eine leere Tafel, auf welcher der Phantaſie überlaſſen war, ihre Welt ſich zu zeichnen — ein Bild der Unendlichkeit, wie das grenzenloſe Meer, aber nicht wie dieſes das Herz mit erhebenden Ahnungen erfüllend. — In einem Zimmer dieſer Art ſollte nun der Autor dieſer Entdeckungs-Reiſe für's Erſte ſeine Tage verbringen — zwar im vollen Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld, wie der größte aller Entdecker, der unſterbliche Columbus, in ſeinem Kerker zu Madrid; aber ſelbſt das reinſte Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld iſt ein dürftiges Hülfsmittel nur gegen die Langeweile, die hier um den einſam brütenden Geiſt die Fäden ihres einförmigen Gewebes zieht.

18.

Außer dem Schließer ließ ſich den erſten Tag hindurch kein Menſch in meinem Zimmer ſehen. Er ſetzte mir mein Mittageſſen auf den Tiſch und die Speiſen waren ſo menſchenfreundlich zubereitet, daß ich es faſt gewagt hätte, um Papier und Federn zu bitten. Da es aber unſerer Stimmung zuträglicher iſt, eine Wohlthat hoffen zu können, als durch ihre Verſagung ſich des letzten Troſtes beraubt zu wiſſen, unterdrückte ich meinen Entſchluß und verſchwieg das Geſuch, welches mir faſt ſchon auf der Zunge ſchwebte.

Digitized by Google

Ich ging bei Zeiten zu Bette und ſchlief beſſer, als ich vermuthet hatte. Am Morgen ließ mich der Schließer, deſſen Geſicht um einige Grade freundlicher geworden, vertraulich merken, ich würde Beſuch erhalten. Ich hielt mich bereit und rief erwartungsvoll „Herein!“ als es gegen neun Uhr an die Thür klopfte. — Ein Mann trat ein, der, wahrſcheinlich um auf der Straße nicht erkannt zu werden, tief in einen Mantel gehüllt war. Er legte ſeine Vermummung ab und ich erkannte den alten Herrn, deſſen Tochter ich von der Furcht um ihren Bologneſer befreit hatte.

„Es thut mir leid, werther Herr!“ ſagte er, „ſtatt in meinem Hauſe, Sie hier in dieſem traurigen Aufenthalt finden zu müſſen. Sie haben ſich aber gegen mich und meine Tochter gefällig gezeigt, und uns Beide, ich kann es Ihnen nicht verſchweigen, durch Ihre freundſchaftliche Artigkeit ganz beſonders für ſich eingenommen. Es iſt billig, daß ich in Ihrer Verlegenheit mich Ihrer annehme, und meine Tochter ſelbſt hat mich dringend aufgefordert, wenn ich irgend könnte, zur Erleichterung Ihres Schickſals Ihnen behülflich zu ſeyn!“ — Ich dankte ihm, wie billig, für ſeine edelherzige Theilnahme, und äußerte ihm meine Freude, bei einem unverhofften Unglück eben ſo unverhofftes Mitgefühl gefunden zu haben. Zugleich aber geſtand ich ihm, daß ich nicht begreifen könne, wie er ſo ſchnell erfahren, was ſich mit mir zugetragen. — „Der Präſident“, antwortete er, „hat Sie geſtern, als Sie im Hofe aus dem Wagen ſtiegen, ohne bemerkt werden zu können, vom Fenſter eines Parterre-Zimmers aus geſehen. Er iſt mein Schwager und derſelbe Mann, welcher auf dem Spaziergange, wie Sie bemerkt haben, mich ſeitwärts zog, um unter vier Augen eine Amts-Angelegenheit mit mir zu beſprechen. Er hat Sie auf der Stelle erkannt und mir geſtern Abend, wo wir in einer Geſellſchaft zuſammen trafen, Ihre Einziehung vertraut. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, Herr, wie es mich überraſcht hat; doch wir wollen Beide den Muth nicht verlieren und das Beſte hoffen!“ — „Wenn Sie mit dem Präſidenten in ſo naher Verbindung ſtehen“, ſagte ich, „ſo wird er Ihnen ohne Zweifel auch mein Vergehen mitgetheilt haben, um deſſenwillen ich mich in dieſen Mauern befinde.“ — „Das hat er freilich!“ entgegnete der alte Herr mit ängſtlichem Zögern, „und ſelten hat mich eine Nachricht ſo ſchmerzlich überraſcht!“ — „Darf ich bitten?“ fuhr ich fort; „es wird mich ruhiger machen, wenn ich den Inhalt meiner Anklage weiß!“ — „Es wird mir ſchwer, Herr!“ erwiederte er, „entſetzlich ſchwer, es Ihnen von Angeſicht zu Angeſicht heraus zu ſagen. Wie war es möglich? Sie waren vor vier und zwanzig Stunden erſt aus dem Reiſewagen geſtiegen, und haben ſchon — je länger ich Sie anſehe, deſto weniger kann ich es glauben — und haben ſchon Banco-Scheine, von Ihrer eigenen Hand verfertigt, im Publikum verbreitet!“ — Der gute Herr ſah mir bei dieſen Worten bald forſchend, bald mitleidig in's Auge. Die Beſchuldigung band mir im erſten Augenblick die Zunge; bald aber fühlte ich meinen Muth wieder neu im Herzen erſtehen — das Verbrechen lag meiner Lebensweiſe und meinen Fähigkeiten zu fern, als daß ſeine Schande lange auf mir haften konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Ein Edelmann aus Poitou, Namens de la Botière, erfuhr, daß in ſeiner Abweſenheit ſeine Frau im Ehebruch mit einem benachbarten Edelmann gelebt hatte. Er verſtellt ſich, bittet den Hausfreund zu Mittag, ſchlägt ihm und ſeiner Frau nach Tiſche einen Spaziergang vor und bringt ſie Beide im nahen Walde um. Als doppelter Mörder feſtgenommen und zum Tode verurtheilt, redete er, nach vorgeleſenem Spruch, die Richter an, und bewies ihnen, daß ſie ſämmtlich Hörnerträger wären, und ihm nur deswegen den Kopf abſchlagen ließen, weil er die ſeinigen nicht ſo geduldig habe tragen wollen, als ſie. Auf dem Blutgerüſt ließ er ſich vom Scharfrichter das Schwerdt zeigen, fuhr mit dem Finger längs der Schneide hin und ſagte zu Jenem: „Guter Freund, mach' Deine Sache gut und ſchnell; Dein Schwerdt ſchneidet gut!“

Der Herbſt iſt diejenige Jahreszeit, die am meiſten Buße predigt, weil die Vergänglichkeit des Lebens allein dem Menſchen in's Gewiſſen redet.

Smollet hat ſich ſelbſt in ſeinem „Roderick Random“, ſo wie einen ihm nicht wohlwollenden Verwandten und andere Feinde, in ſatyriſchen Bildern aufgeſtellt.

Jean Paul ſagt: „Jede Frau iſt auf ihr ganzes Geſchlecht eiferſüchtig, weil demſelben zwar nicht ihr Mann, wohl aber die übrigen Männer nachlaufen und ſo ihr untreu werden.“ — Den Frauen wäre es kaum zu verdenken, wenn ſie ſchon wegen dieſes Ausſpruches Jean Paul nicht zu ihren Lieblingen zählten.

Wenn es, wie Herder ſagt, ohne Tugend weder Ehrgefühl noch Ehre giebt, wie will unſer Zeitalter ſeine Ehre retten?

Einem Miniſter, der Herrn von Saint-Aignan zu einer Stelle erhoben hatte und ihn, in Folge dieſes Vorzugs, zu einer unedlen Handlung bewegen wollte, gab Jener zur Antwort: „Monſeigneur, meine Stelle gehört Ihnen, mein Gewiſſen gehört mir!“

Die Weiber halten wenig von jener Welt, weil ſie meiſt in der Gegenwart leben und die Männer haben jene beſſere Welt gebildet, weil ſie auf ihre Exiſtenz einen gar hohen Werth legen.

Th. Laurin.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Das Conzert, welches Mad. Seidler am 22. Februar zum Beſten der Wadzecks-Anſtalt gab, war ungemein beſucht, theils wegen der mit auſgeruienen Wohlthätigkeit, theils wegen dem Zuſammenwirken der Damen Seidler, Sontag und Stich, drei S, welche Sterne der Sprach- und Sangeskunſt bezeichnen, und wobei ein viertes S auch dreifach das ſeinige thut, nämlich Schönheit. Mad. Stich ſprach das Uhlandſche Gedicht: „Roland's Schildträger", eine Romanze, die poetiſchen Werth hat und in rechtem Geiſt vorgetragen wurde. Spricht nun aber der rechte Geiſt hier mehr zur Sinnigkeit als zur Sinnlichkeit (es iſt faſt, als könnte Referent diesmal aus den Hauptwörtern in S gar nicht heraus), ſo iſt ſehr zu bedenken, daß ein muſikaliſches Publikum — verſteht ſich, mit jeder möglichen oder gewünſchten Ausnahme — ſich mehr zur letzteren als zur erſteren neigt, und demnach muß eine Conzert-Deklamation nicht etwa die Herzen berühren, ſondern ſie ſich mit einem Donnerkeil der Rhetorik öffnen, wenn nicht etwa Komus aushilft, der immer leichteres Spiel hat bei ſolchen Verſammlungen. Wer demnach die Wahl des Gedichts tadeln wollte, der möge ſich hieraus ſelbſt die Nutzanwendung nehmen; wir waren mit dieſer Romanze zufrieden, nicht aber mit dem Theil der Zuhörer, der ſich keine ruhige Beachtung mehr gönnte, ſondern nur auf die beiden Duetten ſeine Begier richtete. Was dazwiſchen noch von den Inſtrumental-Virtuoſen geleiſtet wurde, war dieſen Zuhörern auch ein gänzlich unnützer Aufenthalt; wir aber kritiſiren darüber nicht, erſtens: weil es immer eine Ausübung der Kunſt ſtört, wenn der Künſtler merkt, daß man ihm nicht die nöthige Aufmerkſamkeit ſchenkt; und zweitens: weil dies Conzert einen wohlthätigen Zweck hatte, mithin jedem Mitbeſchäftigten keine andere Ausbeute gab, als ein Gotteslohn und Beifall, wovon die Kritiker, in Betracht des Zweckes, nichts abdingen werden, wenn ſie nämlich feines Gefühl haben, das für ſolche Fälle wohl Keinem fehlen wird. Sollte irgend Jemand, was aber nicht glaubhaſt iſt, anderer Meinung ſeyn, ſo müßten wir darauf entgegnen: die Pointen des feineren Geſühls werden nur von denen begriffen, denen das feinere Gefühl ſelbſt nicht mangelt. — Die beiden Duetten waren Compoſitionen der Italiener, die es wahrnehmen ließen, daß Roſſini nicht einzig iſt; der Vortrag hatte durchweg eine Virtuoſität, welche ſtets der Sängerin den Preis zuwandte, die eben ſang. In unſerer Bewunderung für Mad. Seidler thun wir derſelben doch gewiß nicht weh, wenn wir Demoiſ. Sontag ihr gleich ſtellen, ohne erſt ſcrupulös ab zu wägen, wo hier oder dort dieſes Verdienſt jene Verſchiedenheit glänzend bedeckt; wir nehmen vielmehr freudig Anlaß, gegen die im Publikum zuweilen laut werdende Sage: als ob Mad. S. ſich gern auf Koſten von Demoiſ. S. gelobt ſähe, uns zu erheben. Referent hat mehrmals Gelegenheit gehabt, die achtungsvollen Worte zu vernehmen, womit Mad. Seidler das Talent der jüngeren Künſtlerin anerkennt, die hier leider bis jetzt auf wenige Opern beſchränkt iſt, von der aber noch neuerlich Maria von Weber urtheilte: daß er ſeine „Euryanthe" nie beſſer hören wolle, als er ſie in Wien von Demoiſ. Sontag gehört habe, obwohl wir, und gewiß auch mit ſeiner vollkommenſten Zuſtimmung, ſagen dürfen, daß ſie hier von Mad. Seidler nicht minder vortrefflich ausgeführt wurde. —3—.

— Am 28. Februar im Königsſtädtiſchen Theater zum erſten Mal: „der ſeltene Prozeß", Luſtſpiel in drei Akten (nach einer wahren Anekdote), von Gewey. Der Verfaſſer, der vor wenigen Jahren in Wien ſtarb, hat ſich durch ſeine Volksſchrift: „Eipeldauer Briefe", den Ruf eines witzigen Schriftſtellers verſchafft; wer jene Briefe und die Lokalitäten Wiens kennt, ſtimmt dem Urtheil bei, dem wir noch hinzu ſetzen dürfen, daß ſein Witz meiſtens ein ungezwungener und getreuer war. In dem oben genannten Luſtſpiel hat er ſich auf die Ausdauer ſeines Witzes etwas zu ſehr verlaſſen, und mit einer Anekdote einen ſtarken Verlängerungs-Prozeß vorgenommen. Die Handlung ſelbſt iſt gleichſam nur Behelf, um auf die Rechtspflege los zu gehen und ihren Dienern Wahr- und Grobheiten zu ſagen, eine Gemeinſchaft, die ſchon eine ganze Weile beſteht. Es fehlt indeß nicht an wirklich komiſchen Scenen, die auch dem Publikum gefielen. Hr. Schmelka („Rath Mortkenthal") hat einen Introduktions-Moment, worin er gar nicht ſpricht und doch einen ſo draſtiſchen Effekt hervor brachte, daß der Applaus ſogleich laut wurde. Er giebt die ganze Rolle in einem höchſt komiſchen Ernſt. Auch die Herren Angely („Wespenberg") und Weber („Wackerfild") zeichneten ſich aus; und die kleine Lida Müller („Felß") gab den Knaben ziemlich kräftig. Hr. Nagel („ein verarmter Weber") thäte ſich und dem Stücke wohl, wenn er die Rolle ganz einfach ſpielte, ſtatt ſie unausgeſetzt in der Sentimentalität zu halten, die noch ein theatraliſches Erbſtück aus längſt verſchwundenen Tagen iſt. Es thut uns leid, ihm dies ſo oft ſagen zu müſſen, als wir davon leiden; er hat ſo vortreffliche Mittel in Geſtalt und Organ, daß er ſich auch jetzt noch geltender machen könnte, wenn er eine böſe Angewöhnung mit aller Gewalt von ſich thäte. — „Der Türke in Italien", komiſche Oper von Roſſini (mit einem neuen Text von Karl v. Holtei), iſt am 1. März mit dem entſchiedenſten Erfolge aufgeführt worden. Sämmtliche Sänger wurden am Schluſſe gerufen. In der Bearbeitung von Holtei hat die Dezenz ungemein gewonnen. Wir berichten über dieſe Oper weiter, ſobald wir ſie öfter gehört haben und hoffen, daß unterdeß auch die Chöre ſich tüchtiger einüben, um einer Rüge zu entgehen, welches diesmal nicht ſeyn konnte. —l.

— In der Vereinsbuchhandlung iſt ſo eben für die Leſewelt eine neue Gabe erſchienen: „Die Aufrührer. Eine Erzählung aus den Zeiten des Bauernkrieges von Fr. Rother." Der Verfaſſer hat einen oft ausgeſprochenen Wunſch, den jetzt ſo beliebten hiſtoriſchen Roman, wenn er ein deutſches Original iſt, auch auf die deutſche Geſchichte zu gründen (wie der Schotte Walter Scott meiſt die Geſchichte Schottlands benutzt), ausgeführt. Die Erzählung entwickelt ſich in Einfachheit, hebt die geſchichtlichen Charaktere, z. B. Winzer, Zanker u. ſ. w. bedeutſam hervor und zeichnet die damalige Zeit in ihren mannigfachen Intereſſen und Kämpfen mit kenntnißvoller Wahrheit. Das Capitel der falſchen Frömmigkeit, welches auch in unſern Tagen noch nicht zu Ende iſt, wird hier eingreifend behandelt und überhaupt manches Gute über allerlei Verhältniſſe ausgeſprochen. E. W.

Bei ſo vielen jetzt exiſtirenden Memoiren zweibeiniger Autoren wandelt die Luſt auch die vierbeinigen an, und es hat das Schlachtroß Napoleons ſich die Freiheit genommen, einem franzöſiſchen Landmann ſeine Memoiren zu diktiren. Gewiß darf ein ſo edles Thier gerechte Anſprüche machen, von ſich reden zu laſſen, da man noch jetzt von Alexanders Schlachtroß ſpricht und lieſet. Ein Zeuge der Schlachten von Auſterlitz, Jena, Eylau, Wagram und Moskau kann ſchon etwas berichten. Der Diktatus iſt anonym geblieben, zeigt aber recht viel Verſtand und einen geläufigen Styl, und liebt, wie Lacretelle junior, die Wahrheit überall offen heraus zu ſagen. Die erſte Lieferung reicht bis zum Lager von Boulogne. (Pandore.)

Unter den alten ruſſiſchen Kaiſern, deren Geſchichtſchreiber Levêque iſt, erwähnt der genannte Autor einen, Namens Feodor, der eine beſondere Wuth zu läuten hatte (er regierte im Jahr 1562). (Pandore.)

In Edinburg wird nächſtens auch ein franzöſiſches Theater eingerichtet werden. (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 8.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 38ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Briefe über Polen. Erſter Brief. — Werther Freund! In Ihrem letzten Schreiben haben Sie und Ihre liebe Familie mir die Pflicht auferlegt, Ihnen in jedem meiner Briefe intereſſante Mittheilungen von dem Lande, deſſen Bewohner ich jetzt geworden bin, und von den Einwohnern, in deren Mitte ich jetzt lebe, zu machen. Indem Sie meinem Beobachtungsgeiſte Zutrauen ſchenken, der mich drängt, die Vorzeit und Gegenwart des Volkes, dem ich mich eingebürgert habe, kennen zu lernen, haben Sie meine Eitelkeit zu ſehr erregt, als daß ich Ihre Bitte verweigern könnte; um ſo weniger, da ich in Ihren Briefen immer noch das verſteckte Mitleiden bemerke, das Sie meinem Unſtern ſchenken, der mich von den ſchönen Ufern des Rheins an die ſarmatiſchen Geſtade der Weichſel und der Warta geführt hat. Da Sie mir die Wahl meiner Mittheilungen frei ſtellen, ſo ſollen Sie auch ohne bindendes Syſtem ſolche erhalten, und vielleicht findet ſich am Ende, daß Polen mit ſeinen Bewohnern doch nicht ein ſo verächtliches Peſcherah-Land iſt, wie uns neuere Schriftſteller überreden wollen, die das jetzige Polen, wie Tacitus einſt das ſchöne Deutſchland, noch immer zu einem Bärenlande machen. Ich hoffe, die Meinung zu widerlegen, als hätte ich mich zu finſtern Hyperboräern gebettet, denen ein zweiter Kadmus erſt die Schriftſprache mittheilen müßte. Vielleicht feſſelt Ihren heutigen Familienzirkel eben ein neues Produkt des ſchöpferiſchen Scott, und auch auf meinem Tiſche liegt die „Lady of the Lake", polniſch übertragen, neben Fielding's „Tom Jones", Goldſmith „Vicar of Wakefield" und „Citizen of the World", und Young's „Nachtgedanken;" ja ſo wie in Deutſchland ein gebildeter Gegner des ſchreibluſtigen Baronets erſtanden, ſo hat auch der mit Recht gefeierte Dichter Niemcewicz (Nim-tze-witſch) in ſeinem ſo eben erſchienenen „Johann Tenczynski" (Ten-tſchins-ki) uns ein polniſches Original-Werk in Scottſcher Manier geſchenkt und wird wohl noch manches andere folgen laſſen, da offenbar der Geiſt Scott's nicht ohne Manier iſt, die von einem andern Geiſte leicht auch aufgefaßt werden kann. Allerdings iſt es aber eigentlich die franzöſiſche Literatur, welche die Federn der polniſchen Ueberſetzer in Bewegung ſetzt, und dem Aufblühen polniſcher Original-Werke vielleicht ſchädlich entgegen wirkt. Die Werke der Frau v. Genlis ſind meiſt ſehr gut in's Polniſche übertragen, ſo wie „Ourica"; und die meiſten neuen franzöſiſchen Werke von Jouy, Chateaubriand, Montesquieu, Racine, Florian, Rouſſeau, Voltaire, [illegible], Fleury, Boileau, Beaumarchais u. ſ. w. findet man nicht in einer, ſondern in mehreren Ueberſetzungen, die oft gelungen genannt werden können. Dies gilt jedoch nicht allein von den ſchönen, ſondern auch von den ernſtern Wiſſenſchaften in der letzten Zeit der polniſchen Literatur; Büffon's „Epochen der Natur" ſind von einem trefflichen Gelehrten, dem Staatsrathe Staſic, nicht allein gut überſetzt, ſondern mit durchdachten Bemerkungen begleitet; Millot's „römiſche Geſchichte" und Jnatkowski Ueberſetzung des „Horaz" verdienen ebenfalls eine lobenswerthe Auszeichnung. — Auch die deutſche Literatur iſt den Polen nicht unbekannt geblieben; in der neuern Zeit ſind von Lafontaine's „Ariſtomenes und Gorgus", auch „Romulus", von „Werther's Leiden", von Goethe's „Gedichten" und der „Jungfrau von Orleans", von Schiller, von Klingemanns „Fauſt", Geßner's „Daphnis", Gellert's Schriften, einigen Schriften von Knigge u. a. m. Ueberſetzungen erſchienen; außerdem ſind eine Menge Kinderſchriften von Campe und Löhr, dieſe aber meiſt ſchlecht, überſetzt worden — beſſer jedoch Fiſcher's „Lehrbuch der mechaniſchen Naturlehre", Stein's „Geographie", Funke's „Naturgeſchichte", Schröck's „allgemeine Weltgeſchichte", Moritz „Mythologie", Galletti's „kleine Weltgeſchichte", Snell's „empiriſche Pſychologie" und viele agronomiſche und ökonomiſche Werke und Gelegenheits-Schriften, von denen ich nur die „Krugiana" und „Hohenlohiana" erwähnen will. — Ich habe Ihnen einige der Ueberſetzungen, welche Polen in den letzten zwei Decennien erhalten hat, zuerſt aufgeführt, um Ihnen wenigſtens einigermaßen Data zur Beurtheilung der Bildungsſtufe zu geben, auf der die jetzige polniſche Literatur ſteht. Was nun aber die polniſchen Original-Werke betrifft, ſo iſt das Feld der Dichtkunſt auch in der neuern Zeit ſo reich, daß man Polens Dichterwerke kühn mit den poetiſchen Meiſterwerken jedes europäiſchen Volkes vergleichen kann, um ſo weniger aber in allen übrigen Zweigen des Wiſſens. Die Trauerſpiele „Barbara Radziwill", „Boleslaus der Kühne", „Zbigniew", „Ludgarda" (noch Manuſcript), ſo wie die meiſten poetiſchen Erzeugniſſe der uns zu früh entriſſenen Felinski, Godebski, Dmaszewski, Wezyk, Kropinski, Trebecki u. ſ. w. und ihres würdigen Polemarchen Niemcewicz verdienen der ruhmvollſten Auszeichnung. — In meinem nächſten Briefe will ich Sie in das goldene Zeitalter der polniſchen Literatur zurückführen, überhaupt in die Zeiten, in denen Polen durch hohen Wohlſtand und durch Cultur blühte — unterdeſſen will ich, um nicht ganz in Ihrer Antwort das mir wohlthuende Mitleiden über den Wechſel meines Aufenthalts zu vermiſſen, Ihnen die Schattenſeite meines jetzigen wiſſenſchaftlichen Lebens enthüllen. Köln oder Bonn verſorgt Sie, theurer Freund, mit dem, was ſich in Ihrer erwählten Bücherſammlung, oder in der unſerer Freunde und Ihrer zahlreichen Nachbarn nicht finden ſollte, binnen wenigen Stunden; — von meinem jetzigen Wohnſitze hingegen habe ich zur nächſten bedeutenden Bibliothek, das iſt in Breslau, nicht weniger als zwanzig wohlgemeſſene Meilen, bis Warſchau ungleich weiter und Kaliſch, ein Ort von vielleicht zehn- bis zwölftauſend Einwohnern, von dem ich nur einige Meilen entfernt wohne, hat weder eine Leihbibliothek noch eine etwas erträgliche Privat-Bücherſammlung. Von funfzehn Dörfern, die theils mit meinen Beſitzungen grenzen, theils ihnen ſehr nahe liegen, ſtehen einige in Concurs und werden von Menſchen adminiſtrirt, die, wie der Kalif Omar, alle Bücher, die nicht Gebetbücher ſind, des Verbrennens werth halten, und auch in dieſen nur in der Kirche, etwa einmal des Jahres, an hohen Feſttagen zu leſen verſuchen. Drei von dieſen Dörfern gehören einem Fürſten in Galizien, der, obſchon ſechzig Jahre im Beſitze derſelben, ſie auch noch nicht einmal mit ſeiner Gegenwart beglückt hat, und in denen ein ſchmutziger Verwalter, in einem dachloſen Herrnhauſe, an nichts weniger als Lektüre denkt. In den übrigen ſind zwar Edelleute, die mich mit herzlicher Gaſtfreundſchaft empfingen und zu jeder Gefälligkeit bereit waren, doch an Büchern und Schriften nichts, als einige Exemplare der ex officio ihnen zugeſchickten Wochenblätter (Dzienniki) beſaßen. Bei einem einzigen meiner Nachbarn, dem Staroſten B—i, fand ich eine erleſene Bibliothek, die mir in den verſchloſſenen Mahagoni-Schränken, zu denen der lange geſuchte ſtark verroſtete Schlüſſel nicht paſſen wollte, wie ein Denkmal ehemaliger Größe erſchien; ich bemerkte, daß ſeit zwanzig Jahren die ſchönen Prachtausgaben franzöſiſcher Meiſter-Werke, in Maroquin oder rothen Sammet gebunden, keinen neuen Gefährten erhalten, vielleicht ihren Kerker ſo lange nicht verlaſſen hatten. — Von deutſchen Büchern fand ich, außer Gottſched's Grammatik, kein einziges, und überhaupt von den neueſten Erſcheinungen der Literatur auf einem kleinen Tiſchchen

Digitized by Google

nur die Warſchauer und Poſener polniſche Zeitung und den neueſten Roman von Niemcewitz, „Lewe und Siora“ (Lewi und Sara). — Noch immer hat Polen keinen gebildeten Mittelſtand, in zwei oder drei Städten ausgenommen; der Landmann hat kaum einen Begriff vom Leſen und Schreiben, Bildung kann man alſo nur bei dem güterbeſitzenden Adel ſuchen, der zugleich, mit wenigen Ausnahmen im Königreiche Polen, Inhaber aller Staatsämter iſt. Dieſer Adel iſt doppelt, höherer und niederer (drobna szlachta), deſſen Unterſchied nicht ſowohl durch den Titel oder Reichthum, ſondern durch die Abſtammung von hohen Staatsbeamten oder den Beſitz hoher Staatsbedienungen beſtimmt wird. In der Regel iſt nur der höhere Adel, der gewöhnlich auch der reichere iſt, im Beſitze einer ausgezeichneteren Bildung; dem niedern erſetzen die Freuden der Tafel, die Jagd und öftere Reiſen, der Betreibung ſeiner Prozeſſe wegen, den ihm unbekannten Genuß wiſſenſchaftlicher Unterhaltungen. Den größten Theil des Jahres bringt der höhere Adel, der ſich auf ſeinem Landſitze iſolirt fühlt, in Warſchau, Krakau, Wilna, Lemberg oder Poſen zu, wo es ihm an wiſſenſchaftlichen Genüſſen keineswegs fehlt, und wo auch ich zuweilen einigen Erſatz für die ſchönen Stunden finde, die uns in den literariſchen Vereinen in den Rhein-Städten und der ſchönen Umgegend leider zu ſchnell verfloſſen ſind. — Der Mangel an Leihbibliotheken, deren es in dem ganzen ehemaligen Polen, auf 12000 Quadrat-Meilen, gewiß nicht zwanzig giebt, mehr aber noch die Koſtbarkeit der polniſchen Werke, entſchuldigen zum Theil die wenige Neigung zur Lektüre und die Seltenheit guter Privat-Bibliotheken. Außerdem müſſen Sie wiſſen, daß die Buchhändler in Polen von Rabatt nichts hören wollen, und ein an der Grenze eingeführter Briefzoll die Correſpondenz ſo koſtbar macht, daß man jetzt nur ein Mal ſchreibt, wenn man ſonſt ſechs Mal ſchrieb. Paul Berns.

(?) Das holländiſche Schiff, der Centaur, hat auf ſeiner Reiſe von Cayenne nach Neu-Orleans bei einer Inſel ankern müſſen, wo man eine Art See-Menſchen fand, welche mit ungeheurer Schnelligkeit davon ſchwammen, ſo daß man durchaus keinen derſelben habhaft werden konnte. Zuletzt verſuchte man es mit der Gewalt und ſchoß danach; allein auch dieſer Verſuch war umſonſt, denn ihre Haut ſchien kugelfeſt: — Giebt's alſo Tritonen, warum zweifelt man nun noch an der Exiſtenz der Syrenen? (Corsaire.)

Ein Naturforſcher hat aus China das Geheimniß mitgebracht, der Blumen Exiſtenz zu verlängern. So hat er z. B. einen Roſentopf ſchon drei Jahr aufbewahrt und die Blumen behielten immer dieſelbe Farbe. (Corsaire.)

Lucian Bonaparte hat unlängſt in Amerika eine Naturgeſchichte ſämmtlicher in den vereinigten Staaten einheimiſcher Thiere herausgegeben. (Pandore.)

An der Stelle, wo das ehemalige Benediktiner-Kloſter zu Kurmadec in Bretagne geſtanden, hat man mehrere Gräber von Mönchen entdeckt, noch ganz wohl erhalten. Die Mehrzahl der Begrabenen hatte Krüge bei ſich. Die Gelehrten zerbrechen ſich jetzt die Köpfe darüber, ob jene Krüge wohl einſt Wein, oder was ſonſt enthalten haben mögen, da ſie ganz leer befunden worden. (Corsaire.)

In England will man das Mittel erfunden haben, aus Maronen Wein zu machen. Da brauchten denn die Engländer nicht mehr einen großen Theil ihres Geldes in Champagne und Burgund zu laſſen. (Corsaire.)

(?) Graf Glenthorn, ein ſehr reicher Gutsbeſitzer Schleſiens (?), hat im Walde zu Rumeperat (?), der ihm gehört, eine coloſſale Orgel bauen laſſen, deren kleinſte Pfeife 3½ Fuß im Durchmeſſer hat. Alle Stunden wird ſie vermöge Dampfgetriebe in Bewegung geſetzt, ſo daß ſie eine Arie ſpielt. Man kann ſie, wenn es ſtill iſt, 15 Stunden weit hören (!?). (Corsaire.)

Das Melodram: „Ali-Paſcha“ iſt in's Neugriechiſche überſetzt und mit vielem Beifall in Corfu gegeben worden. Merkwürdig iſt, daß ein Suliote den „Ali-Paſcha“ ſpielte. (Corsaire.)

Bemerker. No. 8. 1826.

Iſt das möglich?

Der Engländer Eduard Dodwell kam auf ſeiner Reiſe durch Griechenland, im Jahr 1805, auch nach dem Dorfe Kaſtri, an deſſen Stelle einſt das alte Delphi geſtanden hat. In der im Jahr 1819 zu London erſchienenen Reiſe-Beſchreibung bemerkt er bei Gelegenheit ſeines Beſuches daſelbſt, daß es ihm großes Vergnügen gemacht habe, zu ſehen, daß die armen Bewohner von Kaſtri größtentheils leſen und ſchreiben, auch zwei Sprachen, die griechiſche und albaniſche, ſprechen konnten. „Denn obgleich“, ſetzt er hinzu, „Griechenland in einen traurigen Zuſtand von Unwiſſenheit verſunken iſt, ſo befinden ſich doch wohl mehrere Theile von Großbritanien, ſo wie auch anderer aufgeklärten Länder, nicht beſſer und in derſelben Lage. Kaſtri hat keine Schule, während die berühmte Inſel Jona, der Stolz Schottlands und in ihren beſſern Zeiten der Sitz der Gelehrſamkeit und der Religion, jetzt nicht einmal eine Schule, ja ſogar nicht einen einzigen Menſchen beſitzt, der leſen und ſchreiben könnte. Diejenigen alſo, die ſich einbilden, daß alle Neugriechen in tiefſter Unwiſſenheit ſich befanden, und daß die elendeſten Unterthanen in den fernſten Provinzen von Großbritannien in Kenntniſſen wie in Bildung ihnen weit überlegen waren, mögen ſich durch obige Angabe eines Beſſern belehren.“ Das ſchrieb ein Engländer im Jahre 1819! und kann man danach glauben, daß es in den wenigen Jahren ſeitdem anders und erfreulicher in England geworden ſey? Im Gegentheil verſichert mich ein Freund, der England und Schottland im Jahr 1825 beſucht hat, daß dort der Unterricht theilweiſe auf einer niedrigen Stufe ſich noch befinde: Griechenland aber hat ſeitdem der belebende Geiſt der Bildung und des Unterrichts durchdrungen

und die ſchönen Früchte davon müſſen und werden ſich, wenn die Freiheit erkämpft worden, in noch reicherem Maaße, als es jetzt möglich iſt, zeigen. K.

Billet-doux an K. Simrock und ſeine Freunde.

Als ich meine vertrackten Xenien gegen euern vortrefflichen Muſen-Almanach in den Druck gegeben hatte, wußte ich wohl, daß ihr die beſcheidene Einſicht und Selbſtkenntniß, die ich euch zumuthete, euch nicht ſo gewaltſam aufdringen laſſen würdet, und vermuthete daher, daß ihr etwa die Stellen darin, denen ſich allenfalls ein leiſer komiſcher Schein abgewinnen läßt, wenn man einmal das Intereſſe hat, ſich feindlich gegen Jemand zu ſtellen, in irgend eine Verbindung bringen würdet, die nicht ganz ohne Witz und Gewandtheit ſey, etwa mit der Ueberſchrift: „An den mächtigen, wahren Kunſtluſtigen" u. ſ. w. Statt deſſen begnügt ihr euch damit, von einer Art des Witzes Gebrauch zu machen, die ihr, wenn auch nicht aus eigenem richtigen Gefühl, doch aus Göthe's Selbſtbiographie etwa, da wo er von Herder's Spottgedichten über ſeinen Namen ſpricht, als die verwerflichſte und lederſte von allen kennen müßt. Ich ſehe daran nur, daß ihr meinen Tadel ſchwerer und tiefer fühlt, als es mir ſelber lieb iſt. Es thut mir nur leid zugleich, euch in die Kunſtgriffe der ſchlechten Schriftſteller-Routine ſchon ſo eingeweiht zu finden: uns kleinen metriſchen Nachläſſigkeiten, die ich recht gut kenne, und leicht hätte vermeiden können, was aber ganz und gar nicht noth thut, macht ihr ein großes Aufſehen, als wüßtet ihr nicht, daß dergleichen in den alten, echten Xenien auf jeder Seite an zu treffen ſind, ja ſogar in den eurigen, wenn ihr auch keinen ſchwergehaltigen Ideenſtoff zur Form zu vollenden hattet. — Doch genug und ſchon zu viel von dieſen Lappalien; wollt ihr meinen Xenien antworten, gut, es iſt aber nichts zu antworten da. Uebrigens wiederhole ich noch einmal, daß ich nicht euer Feind bin, und wahrlich keinen Grund habe, mich an euch zu reiben. Meinen Namen habe ich der Xenien-Recenſion nur deßhalb untergeſetzt, damit ihr den Angriff für das halten möget, was er iſt, für eine offene Fehde gegen die Arroganz der Kleinlichkeit, die dem Guten und Artigen, was ihr ſonſt leiſten könnt, wenn ihr euch nur nicht übereilet, mehr im Wege ſteht, als ihr ſelbſt wiſſen möget. Und ſomit Adieu, auf Wiederſehen in einem beſſern — Almanach! August Beyſus.

Vermittlung.

Wie doch des Menſchen Sinn ſich kehren und bekehren kann! Wir ſehen Gottloſe fromm, Fromme gottlos, Gläubige ungläubig, Wilde zahm, milde Naturen verwegen werden, und ſo dem wandelnden Monde gleich die verſchiedenſten Gemeinden aus dem Geiſteswandel ſich geſtalten, während der Weltgeiſt wie die Sonne ewig in ungeſtörter Ruhe ſeine Bahn verfolgt. Wie erſprießlich wär' es nun für die Entwickelung des Geſchlechts, wenn wir von allen Fällen jenes Wechſels ſagen dürften, was ein großer Lehrer von dem Gange der Philoſophie im Allgemeinen ausſpricht: es ſey, wenn ein zukünftiges dem vorhergegangenen Prinzip zu widerſprechen ſcheine, dieſes keine andere Widerlegung, als wie wir am Baume die Wurzel den Keim, die Blüthe das Blatt widerlegen ſehen, und wie der Blüthe wahre Widerlegung wiederum die Frucht ſey, ſo daß ein jedes folgende, das frühere Moment in ſich aufnehmend, es reicher, reifer und vollendeter wiedergebe! Freilich ſpricht der Meiſter dieſes eben nur von dem Gange des wandelloſen Weltgeiſtes, nicht von dem Sinne und den Sinnen einzelner Naturen aus.

Von dieſer allgemeinen Betrachtung, die Stoff zu einer weiten herrlichen Entwickelung gäbe, gehen wir zu einem recht winzigen Spezialfall über, der eben jene Betrachtung in uns angeregt hat. Es war uns in den früheren Geſängen eines jungen Dichters, welche im Frühjahr 1823 (Leipzig, bei J. G. Mittler) erſchienen, unter mehreren unbefriedigenden Knaben-Verſuchen, welche zum Frommen des Ganzen beſſer den Flammen als dem Publikum übergeben wären, Seite 166 auch ein Lied: „Verklärung" *) aufgefallen, deſſen erſte Strophe alſo lautet:

„Mögen unter Schmerz und Wimmern
Welten jammernd untergeh'n,
Seh' ich leuchtend aus den Trümmern
Nur das Ideal beſteh'n!"

und deſſen Schluß nach mehreren Bildern von Verklärungen aus Nacht ſich, ſelbſt nächtig genug, vernehmen läßt:

„Alſo hebſt vom ſchwarzen Dampfe
In des Feuers Gluthenguß
Du dich ſiegend aus dem Kampfe,
Gottentſtammter Genius!"

Das iſt doch wahrhaftig nicht viel mehr als ein verunglückter Verſuch, Nichts aus Nichts zu gebären! Was iſt das für ein Ideal, das unſer guter Sänger leuchtend aus den Trümmern will beſtehen laſſen? — doch nur eins von jenen weſenloſen Luftgebilden, welche von dem Egoismus des Ideenſtolzes aufgeſpreizt nur zu häufig ſich breit zu machen ſuchen, bald aber wie ein Wind-Ei in ſich ſelbſt zuſammen fallen? Was für ein Genius, der vom ſchwarzen Dampfe ſich in des Feuers Gluthergüſſe ſiegend aus dem Kampfe hebt? Höchſtens ein ſchwefelgelber Berg-Kobold, wie Ammenmädchen ihn zuweilen ſchildern. Bewahr' uns doch der gute Geiſt vor ſolchen Idealen und vor ſolchen Genien! —

Auch ſeh'n wir den Verfaſſer jener Verſe gänzlich umgewandelt, und, von ſeinem überſpannten Idealismus zurück kommend, ſich zum Realen wenden; allerdings ein Fortſchritt, der zum Rechten führen könnte. Nur ſollte der Herr bei'm Umſtülpen der Wanne nicht mit dem Bade auch das Kindlein ausgießen. So aber ſcheint es ihm in aller Wirklichkeit ergangen zu ſeyn, indem er ſich vom baarſten Nihilismus nun zum andern Extrem des blanken Materialismus wendet. Dies bezeugt ein ſpäteres Gedicht, das der diesjährige „Geſellſchafter" (Bl. 25) bringt, in dem „das Ideal" in der letzten Strophe ſo ausgeſprochen wird:

„Ideal biſt du mir, Wahrheit,
Und du, ewige Natur,
Und in eurer lichten Klarheit
Aller Zeiten treue Spur."

Nun, da kämen wir ja auf dem kürzeſten Wege zu Diderot et Compagnie zurück, und hätten, um nur etwas zu erreichen, durch die Alltagstheorie urſprünglicher Natürlichkeit uns windend, von Glück zu ſagen, wenn es uns zuletzt gelänge, uns auf's Zweiglein der „ſchönen Natur" hinauf zu ſchwingen, um da von Neuem äſthetiſch zu deklamiren. Das kannſt du doch wahrhaftig nicht gewollt haben, du einſt in deinem hohlen Ideal Befriedigter! — Nein, laß uns Beſſeres von dir denken; laß uns glauben, daß du, zürnend auf die frühere Inhaltloſigkeit deines Prinzips, nun im Beſitze einer ſchönen Wirklichkeit erkannt, welch eine herrliche Baſis dieſe für alles echte Schaffen iſt, und in deinem Entzücken, recht im Gegenſatze deiner früheren Inhaltloſigkeit, ſie als das Einzige haſt aufſtellen wollen, und daß du darüber den beſeelenden Geiſt ſelber vergeſſen. Giebſt du uns dies nicht zu, ſo parodiren wir die letzten Worte deines „Ideals" trotz allem Sträuben:

*) Mit den Verklärungen ſcheint es dem jungen Dichter damals überhaupt nicht haben glücken wollen, denn die zweite „Verklärung" S. 196 iſt, wo möglich, noch verflüchtigter und inhaltloſer als jene erſte. H. St.

„Doch in ſeiner blanken Wahrheit
Spiegelt ſich der Seichtling nur.“

Ueberzeugt jedoch, du werdeſt, deinen Pfad verfolgend, immer vereinender zum Rechten dringen, verſuchen wir lieber den Weg der Vermittlung, und rufen wohlmeinend zu immerwährender Beherzigung dir zu:

Nicht in Aetherhöh'n verſchwebe,
Soll dein Kunſtwerk ſich geſtalten,
Noch am Staub des Bodens klebe,
Wenn im Bilde Geiſt ſoll walten.

Aus der Fülle der Erſcheinung
Suche treu den Stoff zu wählen,
Und in liebender Vereinung
Geiſt und Körper zu vermählen.

Ob der Seele freie Schwingen,
Ob der Körper ſey das Leben? —
Wenn ſich beide recht durchdringen,
Wird die Schönheit ſich erheben.

Heinrich Stieglitz.

Declamation.

Wie hat Mad. Stich bei'm letzten Conzert das Gedicht: „Rolands Schildträger“, von Uhland, declamiren können? Wer ſtimmt nicht in das gediegene Urtheil ſo Vieler überein, die da fragen: Warum hat Mad. Stich ſo ſchlechte Räthe? Nach dem Bericht unſerer competenten Kunſtrichter hatte Jeder, der da gab, an die armen Kinder gedacht, die da empfangen ſollten. Mad. Stich allein hat nicht die Armuth bedacht, als ſie wählte. Tiſcht man denn bei einem Volksfeſte den zahllos Geladenen Kaviar auf, oder giebt Abends in der Frei-Comödie Goethe's „Taſſo“? Welche Mißgriffe! Uhland's Ballade über Roland (beſonders ſein Klein-Roland) gehören zu den zarteſten, innigſten Gedichten, deren die deutſche Poeſie ſich rühmen kann; was gehören aber Sinn, Bedeutung, Poeſie in ein Declamationsſtück? Wenigſtens hätte die Künſtlerin ſo viel Takt haben ſollen, es vom Namen Uhland um zu taufen und „von Schiller“ auf den Zettel zu ſetzen. Auch hierin war man ihr mit gutem Beiſpiel voran gegangen. Hat ihr denn aber Niemand des Freiherrn v. Eichendorff „Krieg den Philiſtern“ vorgehalten, wo der Hausknecht am Schluß der Seſſion bei den Proſaiſchen hervor tritt und ſpricht:

Sentenzen ſoll ich zum Schluß noch einſchalten,
Damit die Leute vom Autor was halten?

Der Mann hält hierauf eine ſo ſententiöſe Rede auf den Kehrwiſch, mit dem er Tiſch und Seſſel abſtäubt, daß das Publikum unmäßig klatſcht, als er abgeht. Iſt denn Berlin ſo arm an Dichtern, daß unſere gefeierte Künſtlerin keinen auftreiben können, der ihr einige pathetiſch ſententiöſe Verſe in decentem Metrum zuſammen geſchrieben hätte, immer ſchließend mit einem klangvollen Reim und einer edlen Geſinnung? Hätte ſie uns zum Beiſpiel gefragt, würden wir ihr gerathen haben, ſich zu jenem allbekannten Schluß einer Stettiner Todes-Anzeige ein Paar Stanzen im ſelben Schwunge des Geiſtes und derſelben Reinheit der Gefühle vordichten zu laſſen. Wenn ſie dann ſo mit voller Stimme und mit gehöriger Aktion geſchloſſen hätte:

Des Lebens Unverſtand mit Wehmuth zu ertragen
Iſt Wahrheit und Begriff, und edle Herzen ſchlagen
Iſt mehr als Gold und Tugend werth!

Einige Zeilen ſo leiſe geſprochen, daß es Niemand verſteht, andere tönend hervor gehoben, wie hätte der Saal vom Beifall gerauſcht, wie hätten die Tücher die ſchönen Augen bedeckt, wie hätten die Recenſenten geſchrieben: „Mit wahrem Gefühl trug die Künſtlerin die tiefgedachte, erhebende Dichtung vor!“ — m.

Der Einfluß der Frauen auf die Literatur.

Es iſt ſehr wahr und verdient wohl bemerkt zu werden, was Klinger in ſeinem ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts erſchienenen reichhaltigen „Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Literatur“ über zwei, gewöhnlich überſehene weſentliche Urſachen, die für die Correktheit der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, im Vergleich mit den neuern, angeführt werden können, ſagt. Die erſte ſey, daß zu der Zeit jener die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden geweſen (auch Joh. v. Müller ſetzte darin einen Grund des Vorzuges der Alten), und die zweite, daß die Alten ſich den Bart hatten wachſen laſſen, bevor ſie das Volk — das heißt: die Männer — zu lehren und zu unterhalten unternommen hatten; „denn ich glaube beinahe“, fügt er hinzu, „aus dem ernſten Ton dieſer Männer zu bemerken, daß ſie nicht für Weiber ſchrieben.“ Dieſe letzte Anſicht ſcheint nicht ohne Grund zu ſeyn, und es iſt auch von Andern ſchon in Betreff der griechiſchen Tragödie bemerkt worden, daß in der männlichen Tendenz derſelben und weil die Dichter keine Rückſicht auf das weibliche Geſchlecht genommen, deſſen ehrbarer Theil ja, in Athen wenigſtens, von theatraliſchen Vorſtellungen ſogar ausgeſchloſſen geweſen ſeyn ſoll, ein Grund ihrer Vortrefflichkeit zu ſuchen ſey — eine Anſicht, welche nach Tieck's Vorrede zu Heinrich von Kleiſt's hinterlaſſenen Schriften dieſer geniale Dichter theilte, wenn er ſagt: „Wenn man es recht unterſucht, ſo ſind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unſerer Bühne ſchuld, und ſie ſollten entweder gar nicht in's Schauſpiel gehen, oder es müßten eigene Bühnen für ſie, abgeſondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Weſen des Drama, und niemals hätte ſich das Weſen der griechiſchen Bühne entwickelt, wenn ſie nicht ganz davon ausgeſchloſſen geweſen wären.“ — Auch der gelehrte Archäolog Böttiger in Dresden hält es dem Weſen des neuern Drama für nachtheilig, daß ſchöne und nervenſchwache Zuſchauerinnen im Theater ſitzen. — Wir haben über dieſe älteren, jetzt wieder rege gewordenen Aeußerungen referirt, wünſchen aber nicht, daß die Zuſchauerinnen aus dem Theater wegbleiben, oder ihre Einwirkung auf die Literatur ganz aufgeben, obwohl von ihnen ein höherer Standpunkt für die Kritik allerdings nur in ſehr einzelnen Ausnahmen zu erwarten iſt, weil ſie meiſt ohne Weiteres das langweilig finden, wozu ihnen, wegen mangelhafter Kenntniſſe, der Aufſchluß nicht gleich entgegen kommt. — l.

An den Herausgeber des „Geſellſchafters“.

In meinem Aufſatze über das Königsſtädtiſche Theater („Bemerker“ Nr. 7, zum 34ſten Blatte des „Geſellſchafters“) finde ich einen ſtörenden Druckfehler am Schluſſe der Stelle:

Demoiſ. Sontag hat Portament, Fülle, Metall der Stimme, vor Allem aber eine Seele des Vortrags entwickelt, womit ſie auch in der deutſchen Muſik das günſtige Urtheil der Unbefangenen gewann;

nämlich:

das günſtige Urtheil ſtatt „daſſelbe günſtige Urtheil“.

Ohne mich auf einen Streit darüber ein zu laſſen, ob Demoiſ. Sontag in der italieniſchen Muſik höher ſteht, als in der deutſchen, oder nicht, halte ich doch ſo viel über jeden Zweifel erhaben, daß man deutſche Muſik nicht wie Demoiſ. Sontag zu ſingen braucht, um darin das günſtige Urtheil der Unbefangenen zu gewinnen, und ich bitte Sie deshalb, zur Berichtigung, dieſes Schreiben in Ihrem nächſten „Bemerker“ zur Publizität zu bringen. — l.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 10. März. 39ſtes Blatt.

Das Taſchentuch.

19.

„Ich habe kein Recht“ — fuhr der alte Herr mit dem Ton der Leutſeligkeit fort — „der Wahrheit der Sache ernſtlicher nach zu forſchen; was ich aber für Sie zu thun im Stande bin, werde ich in keinem Fall unterlaſſen. Es ſoll Ihnen noch vor Tiſche ein freundlicheres Zimmer angewieſen werden, wo die unbeſchäftigte Langeweile weniger läſtig; heute Nachmittag aber wird Ihre Wohnung im Gaſthofe unterſucht, und ich hab' es ausgewirkt, daß Sie ſelbſt gegenwärtig ſeyn und von der Rechtlichkeit der Verhandlung ſich perſönlich überzeugen dürfen.“ — Allerdings eine ſehr tröſtliche Begünſtigung, die mich auf eine baldige Erlöſung rechnen ließ. Ich dankte daher dem edlen Manne mit nicht geringer Rührung und mußte mich ſelbſt wundern, wie die Ungeſchliffenheit eines jungen Menſchen, deſſen Windſpiel einen kleinen Bologneſer in Schrecken ſetzt, zur willkommenen Erleichterung meines Schickſals ſo unvermuthet beitragen ſollte. Mein Gaſt drückte mir die Hand und empfahl ſich unter ungeheuchelten Segenswünſchen.

Seine Verheißung ging ſo ſchnell, als ich es nur erwarten konnte, in Erfüllung. Gegen Eilf trat der Schließer herein und führte mich nach einer ganz andern Seite des Gebäudes in ein Zimmer, deſſen Ausſicht auf die Straße ging und deſſen Fenſter durch ein ſo dünnes Drathgeflecht verſichert waren, daß der Gedanke an eine Gefangenſchaft kaum in der Seele Raum gewann. Die Straße ſelbſt war mir unbekannt; indeß war ich zufrieden, daß ihre Geräumigkeit mir einen ziemlichen Strich am Himmel offen ließ und mein Auge ſich mit den wechſelnden Geſtalten der Vorüberziehenden beſchäftigen konnte.

Durch dieſe Verbeſſerung meines Aufenthalts muthig gemacht, fragte ich den Schließer bei Tiſche, ob er mir nicht Schreibmaterialien beſorgen könne. Für den Augenblick, antwortete er höflich, dürfe er, ſo gern er auch wolle, meinen Wunſch nicht erfüllen; gegen Abend aber, ſobald in meiner Wohnung die Nachſuchung wäre gehalten worden, würde die Erfüllung meines Wunſches, wie er vermuthe, keine Schwierigkeit mehr finden. — Ich war zufrieden, und ließ mir das Aufgetiſchte ziemlich ſchmecken. Nach der Mahlzeit ging ich bald im Zimmer auf und ab, bald trat ich an's Fenſter und forſchte nach einem bekannten Geſichte. Es ſchien an dem einen Ende der Stadt ein Schauſpiel zu ſeyn, welches die Menge lockte, oder die Sitte brachte es mit ſich, irgend ein beſtimmtes Dorf an dieſem Tage der Woche zu beſuchen; denn ich bemerkte nicht nur viele Menſchen zu Fuß, die in der Kleidung ſpazierengehender Feiertäger ſich nach einer Seite hinbewegten, auch eine ungewöhnliche Menge von Equipagen rollte in derſelben Richtung vor dem Fenſter vorüber. War ich auch davon ausgeſchloſſen, das bunte Gewühl unterhielt mich, und ſo ging ich vom Fenſter nicht fort. Ich glaubte aber meinen Augen kaum zu trauen, als ich einen Wagen daher rollen ſah, in deſſen Fond der alte Herr mit ſeiner Tochter ſaß, während

Digitized by Google

vom Rückſitz aus der Stern meines Unglücks, David Linkowsky, die junge Dame geſprächig unterhielt! — Da des Gedränges wegen der Wagen nur langſam vorüber ziehen konnte, hatte ich Zeit, ihn näher zu betrachten; er war prachtvoll, wie an jenem Abend bei Henneberg, gekleidet — doch vermißte ich etwas an ihm, das er nicht ohne Grund abgelegt haben konnte, den Schnurbart!

20.

Ich war von meinem Erſtaunen kaum wieder zu mir ſelbſt gekommen, als der Gerichts-Diener, der mich hieher begleitet, in's Zimmer trat und mir ankündigte, er habe den Auftrag, mich zur Unterſuchung meiner Wohnung ab zu holen. „Sie iſt ſogleich“, ſagte er, „nachdem wir den Gaſthof verlaſſen, von zwei Beamten des Gerichts verſiegelt worden; Sie können alſo bei unbeflecktem Gewiſſen Ihrem Schickſal ruhig entgegen ſehen.“ — Auch an ihm war eine günſtige Veränderung meiner Lage nicht zu verkennen; ſeine Einſylbigkeit war verſchwunden und ſein unfreundlicher Ernſt hatte ſich um ein Bedeutendes gemildert.

Wir ſtiegen in denſelben Wagen, worin wir gekommen, und waren bald vor der Thür des Gaſthofes, wo zwei junge Männer, die beiden Beamten, welche das Zimmer verſiegelt hatten, uns erwarteten. Man ging die Treppe hinauf; das Siegel wurde abgenommen; der Gerichts-Diener zog den Schlüſſel hervor und öffnete. Die erſte Unterſuchung betraf den Tiſch. Es befand ſich indeſſen auf demſelben nichts weiter, als ein vollendeter und ein angefangener Brief an B**r Freunde, deren Inhalt zu gleichgültig war, als daß ſie weiter die Aufmerkſamkeit beſchäftigt hätten. Daneben lag ein aufgeſchlagenes Buch, nach welchem ich im Moment der Abreiſe von B** zufällig gegriffen, um mich auf den Fall der Noth gegen die Langeweile der Wirthshäuſer zu ſchützen. Es war Linguet's „Geſchichte der Baſtille“; einer der beiden Beamten ſah ſich den Titel an, ſchien ihn bedenklich zu finden, blätterte einige Mal im Buche hin und her und übergab es ſodann dem Gerichts-Diener, mit der Weiſung, es nicht außer Händen zu laſſen.

Mein Koffer war bald durchmuſtert. In der wenigen Wäſche, die ich mitgebracht, ließ ſich nichts Verfängliches entdecken, und nachdem auch die darin befindlichen Kleider durchfingert waren, eröffnete mir der andere der beiden Beamten, daß er mir zur baldigen Wiedererlangung meiner Freiheit Glück wünſche; ich würde ohne Zweifel am folgenden Tage zum Verhör gelaſſen werden und ſodann mich vollkommen wieder meinem unbeſchränkten Willen überlaſſen ſehen. — Ich freute mich ſeiner Theilnahme, verſicherte ihm, ich beſäße Humor genug, um meinem fatalen Abentheuer eine lächerliche Seite ab zu gewinnen, die allenfalls noch einmal Stoff zu einer luſtigen Erzählung geben könnte, und deutete ſcherzend auf einen Leibrock, welchen der Aufwärter am Morgen meiner Einziehung ausgeklopft und über die Lehne eines Seſſels geſchlagen hatte; er möchte, ſagte ich, da er doch einmal dabei ſey, ſeine Hausſuchungspflicht bis auf die äußerſte Punkte erfüllen! — Der Gerichts-Diener übernahm das Geſchäft, befühlte den Rock ohne ſonderliche Aufmerkſamkeit und zog aus der Seitentaſche deſſelben zwei zuſammengefaltete Papierblättchen hervor. Man betrachtete ſie näher und entdeckte in ihnen zwei Banco-Scheine, welche mit der Feder zwar künſtlich den wirklichen nachgezeichnet, vom geübten Auge der Beamten hingegen doch bald als falſche erkannt wurden. Was ich in demſelben Augenblick empfand, vermögen Worte nicht aus zu drücken.

21.

Meine Unſchuld zu betheuern, wäre vergebliche Mühe geweſen; ich ſchwieg und konnte die Blicke der Beamten kaum mit der Feſtigkeit eines geſunden Gewiſſens ertragen. Punkt für Punkt ward nun das Zimmer unterſucht; doch ließ ſich nichts Weiteres entdecken. Meine wenigen Habſeligkeiten wurden ſämmtlich in den Koffer gepackt und dieſer hinten auf den Wagen gebunden. Das Buch und die beiden Banco-Scheine blieben in den Händen der Beamten.

Der Gerichts-Diener war der vorige wieder; er ſaß mir auf dem Rückweg zum Gefängniß mit herbem Ernſt an der Seite und ließ kein Wort aus ſeinem Munde kommen. Der Schließer, ein wirklich gutherziger Kerl, welcher mit fröhlicher Erwartung bei dem Ausſteigen uns entgegen gekommen, zuckte betroffen die Achſeln, als er den Befehl erhielt, mich wieder zurück in mein voriges Zimmer zu führen.

Da ſaß ich wieder, ohne Himmel und nun auch ohne Hoffnung, vor mir die geſtaltloſe Mauer und um mich her kein Laut einer lebenden Bewegung. Dazu die Unbegreiflichkeit des ſo eben Erlebten! Hatte mir der Böſewicht die falſchen Scheine bei Henneberg ſelbſt in die Taſche geſpielt? Aber nein; mir ging plötzlich das Licht auf. Als ich morgens darauf am Tiſche geſeſſen und Briefe geſchrieben, hatte mir der Aufwärter, der eben den Rock ausklopfte, einen gedruckten Zettel herein gebracht, auf welchem ein Modenhändler ſich den Fremden mit ſeinen Waaren empfahl. Der Zettel war dem Aufwärter, zur Abgabe an mich, von einem fremden Menſchen eingehändigt worden. Konnte dieſer Fremde nicht der blutbefleckte Verbrecher ſelbſt geweſen ſeyn und, während der Aufwärter den Zettel herein brachte, in aller Schnelle die falſchen Scheine mir in die Taſche des Rockes geſteckt haben? — Aber was hilft es? Wie mich nun heraus winden aus der gefährlichen Verſchlingung meines Schickſals? — Ich

Digitized by Google

machte mir, wie Hamlet, Vorwürfe über die Nachläſſigkeit, durch welche ich dem Mörder zur Ausführung ſeines Bubenſtückes Zeit gelaſſen hatte, und warf mich in ängſtlichem Unmuthe auf's Bette.

22.

Drei Tage hatte ich bereits in dem dumpfen Verhältniſſe zugebracht, und mein Geiſt fing an, in jener ſtumpfen Gedankenloſigkeit, mit welcher man zuletzt auch die Langeweile erträgt, ermattend zu verſchwimmen, als am vierten Morgen die Thür meines Kerkers plötzlich ſich öffnete, und der alte Herr, der in demſelben Zimmer mich ſchon einmal beſucht hatte, ſtürmiſch herein trat. Ich erſchrack; doch konnte ſein Erſcheinen ſchwerlich die Verkündigung eines geſteigerten Unglücks ſeyn. Auf ſeinem Geſichte aber, worin, möchte ich ſagen, jede Muskel in Bewegung war, ſchienen Schrecken und Freude, ſchnaubender Aerger und zärtliche Theilnahme neben einander zu wohnen. — „Auf, mein Freund!" rief er, und drückte mich an ſeine Bruſt — „die Stunde Ihrer Erlöſung hat geſchlagen und wenn man mich zum Banus von Kroatien hätte machen wollen, ich würde die Freude, Sie die ſüße Nachricht zuerſt aus meinem Munde hören zu laſſen, nimmermehr einem Andern überlaſſen haben! Sehen Sie mich nur mit großen Augen an — Sie ſind frei, frei wie ich, frei wie der Adler in ſeinem wüſten Felſenhorſte! Ich aber, werther Herr, ich habe am Rande eines fürchterlichen Abgrundes geſchlummert — mit luſtiger Melodie habe ich mein eigenes Grablied mir geſungen — und wenn der gute Geiſt da oben für uns kurzſichtige Narren nicht Sorge trüge, was ich Theures auf Erden habe, die Freude meiner einſamen Stunden und der Troſt meines Alters, hin wären ſie in dieſem Augenblick, unwiederbringlich vielleicht verloren, und wie jener Fiſcher an der Strudelkluft, wo er die koſtbare Perle hatte hinein fallen laſſen, ſtänd' ich verzweiflungsvoll da, und wüßte nicht — Gott verzeih' mir die Sünde! — ob ich mich nicht nachſtürzen ſollte und ein Leben wegwerfen, worin keine Sonne mehr ſcheint! Nun, Dank ſey's geſagt, es war nicht nöthig; der liebe Himmel hat es beſſer mit mir armen Mann gemeint — ich will aber auch ſtehendes Fußes hingehen und eine Leibrente niederlegen für zehen oder zwölf dürftige Menſchen, daß ſie Holz haben mögen im Winter und ein leidliches Gericht auf dem Tiſch!" — So groß mein Erſtaunen auch ſeyn mochte und ſo ungeſtüm meine Neugier mich drängte, es war unmöglich, in den Sturm ſeiner Worte ein zu fallen und um eine Erklärung ihn zu bitten. — „Verlangen Sie keine Geſchichte!" rief er; „der Aerger zittert wie ein nachdröhnendes Erdbeben in mir, und die Freude treibt mir das Blut durch's Herz — ſtottern kann ich, aber nicht erzählen — und wenn Sie auch grauſam genug wären, mich bei der Seligkeit meiner geſtorbenen Frau zu beſchwören, ich müßte es geſchehen laſſen, und könnte Ihnen die Zeitung des geſtrigen Abends nimmermehr berichten! Leben Sie wohl! Es liegt mir zentnerſchwer auf der Seele — ich muß wieder nach Hauſe, muß mein Glück noch einmal mit eigenen Augen ſehen, und dann hinaus, auf dem Rappen, in's Freie! Heut Abend aber ſind Sie bei mir — heut Abend ſollen Sie Alles hören, und wenn Sie nicht auf's Knie fallen und mit den Thränen einer entzückten Seele dem lieben Gott danken, ſo will ich nichts mehr von Ihnen wiſſen — eine gottloſe Hexe iſt Ihre Amme geweſen!" — Fort war er, und ich ſtand verwirrt da und ſah ihm gedankenlos nach.

Mit dem Schlage Zwölf öffnete ſich wiederum die Thür; mir pochte das Herz ungeſtüm in der Bruſt, ich ſah dem Engel meiner Erlöſung mit erwartungsvollen Blicken entgegen. Ich hatte mich geirrt; der Schließer war es, der mir die Mittagsſuppe brachte. Er ſah mürriſch und unfreundlich aus und ſchaudernd zog ſich mein aufkeimender Muth wieder zuſammen. Aber nein — er wollte nur mürriſch und unfreundlich ausſehen, der gute Kerl — durch ſeinen finſtern Ernſt blitzten unwillkührlich die Strahlen mildherziger Freude.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neugriechiſche Ueberſetzung der „Iphigenie" von Goethe.

Eine ſolche hat der Grieche, Johannes Papadopulos, ſchon vor einigen Jahren, da er in Jena ſtudirte, verfaßt, und ſie iſt 1818 bei Schreiber in Jena gedruckt erſchienen. Sie iſt freilich in Proſa, aber um ſo treuer konnte das deutſche Meiſterwerk, das A. W. Schlegel mit Recht einen Widerſchein, einen Nachgeſang der griechiſchen Tragödie nennt, den Griechen überliefert werden. Die Ueberſetzung iſt „dem großen Dichter Deutſchlands, Goethe, als Zeichen tiefgefühlter Verehrung" gewidmet und mit einigen Worten an denſelben in deutſcher Sprache begleitet. Der Grieche ſagt darin unter Anderem: daß er Iphigenie, neugeſchaffen und mit neuer Schönheit im fremden Lande geziert, auf's Neue in griechiſches Gewand gekleidet, nach Griechenland zurück bringe, ihm ſo wundervoll, herrlich und ſchön von dem Dichter mit Freundesſegen zurück gegeben. „Die Ihrige", redet der Grieche unſern Goethe an, „iſt ſie: Ihnen gehört ſie ganz an. Sie ſey für mein Vaterland, wie Alles, was Deutſchland ihm giebt, ein Pfand der Befreundung. Nicht von dem ſchreckenvollen Ufer der Scythen kehrt ſie heim: ſie kommt nach Griechenland von Germaniens mildem Boden, wo man den Griechen willkommen heißt und wo er die Gaſtfreunde ſeiner Väter findet." K.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Briefe über Polen. Zweiter Brief — Theurer Freund! Herzlichen Dank für Ihren Brief, der mir, außer den angenehmen und unterhaltenden Nachrichten, die er enthält, auch die Erlaubniß ertheilt, Sie, meiner Ankündigung nach, ſowohl in das goldene Zeitalter der polniſchen Literatur, als auch in die Zeiten zurück zu führen, in denen Handel und Ackerbau hohen Wohlſtand nach Polen führten. Ein Land von wenigſtens 12,000 Quadrat-Meilen, die es noch vor dem Jahre 1772 hatte, mit egyptiſcher Fruchtbarkeit von 4829 Flüſſen und Flüßchen durchſchnitten, mußte unter einer Regierung, wie die Kazimierz des Großen war, mächtig und wohlhabend werden. Schon Wladislaus der Ellenlange regierte kräftig, troß der ihm von den muthigen Kreuzherren drohenden Gefahren; ihm folgte Kazimierz der Große, ein wahrer Vater ſeines Volkes, voll Energie, um die Anmaßungen eines unbändigen Adels zu zähmen, der ſich an ihm durch den Namen Bauernkönig rächte. Zum Unglück Polens gab ihm das Geſchick keinen männlichen ihm ähnlichen Nachfolger, und der Ungar Ludwig wurde nur ungern Polens König. Dieſem aber folgte eine Reihe kräftiger Monarchen aus dem Stamme der Jagiellonen, von denen jedoch Siegmund dem Erſten und ſeinem Sohne die erſten Stellen gebühren. Unter dieſen Königen, ſo wie unter ihrem Nachfolger Stephan Batori, mit kurzer Unterbrechung durch Heinrich von Valois, muß man die goldene Zeit der polniſchen Literatur ſuchen, die ſich mit der Regierung des Schweden Siegmund endete, der mit ungemeiner Geſchicklichkeit die Zerrüttung Polens in jeder Art herbei zu führen verſtand. — Polens Geſchichte giebt uns folgende merkwürdige Reſultate. So lange Piaſten den erblichen Thron Polens beſaßen, begünſtigten ſie den Ackerbau, den ſelbſt die Edelleute aus zu üben ſich nicht ſchämten, und dem der Landmann und Städter mit gleichem Eifer ſich weihten. Der Wohlſtand des Landmanns war die Quelle des Wohlſtandes des Kaufmanns und Handwerkers, und der Blüthe und des Reichthums des Landes. Schon des ungariſchen Ludwigs Wahl zum Könige war der erſte Stoß, der das Glück des freien Landmanns erſchütterte, indem die lange Abweſenheit des Königs dem reichen Vaſallen Muth machte, die Rechte ſeiner Bauern zu kränken; die Regierung der Jagiellonen, die den Bauernſtand nicht achteten, hielten ihn jedoch gegen den ihnen eben ſo gehäſſigen Adel aufrecht, und erſt dann ſank dieſer Stand zu unglücklichen Sklaven herab, als Polen mit Heinrich von Valois zum Wahlreiche geſtempelt wurde. Mit den gekränkten Rechten des Landmanns ſank der Ackerbau, der Wohlſtand der Städte, der Handel, das Anſehen der Könige, der Reichthum und das Glück des Landes, und das politiſche Gewicht des großen Staates hörte auf, in Europa Einfluß zu haben. — Alte Geſetze, vornehmlich die Statuten Kazimierz, alte Privilegien und Ueberreſte ökonomiſcher Rechnungen, nebſt einigen Geſchichtswerken, geben uns ein glänzendes Bild der damaligen Cultur Polens. Martin Kromer, 1572 geboren, der Verfaſſer des wichtigen Werks „de origine et rebus gestis polonorum", ſah nach den furchtbaren Verwüſtungen, welche die Tartaren und die Peſt in Polen angerichtet, überall ungeheure Wälder auf ehemals bebautem Boden entſtehen, und doch verkaufte damals Polen noch 100,000 Laſten Getraide dem Auslande, während es zu Ende des Jahres 1772 kaum noch 50,000 Laſten zu verkaufen im Stande war. Das Geſetz verband den Landmann nur zu einem eintägigen Frohndienſt die Woche, und ſieben Bauern, die ſieben Morgen Land beſaßen, bearbeiteten gewöhnlich einen Morgen des Herrn. Außer Handarbeitern und vielleicht wenigen Kriegsgefangenen, die ein hartes Loos traf, waren die Bauern entweder Freibauern nach dem Magdeburger Recht, eigentliche freie Herren des erkauften Guts, oder Bauern nach polniſchem Rechte, die, außer der oben erwähnten Frohnen, noch dem Fürſten zu jeder Zeit zu Fuhren, Lieferungen bei Durchreiſen und Arbeiten bei dem Bau königlicher Schlöſſer verpflichtet waren. Jeder Bauer jedoch (kmiec) war Herr ſeiner Perſon, ſeines Vermögens und ſeiner Zeit; für jede Kränkung ſeiner Rechte mußte der Edelmann ſtreng büßen, und bis gegen das ſechszehnte Jahrhundert hinderte ihn nichts, ſeinen Aufenthalt zu verändern, vielmehr der Gutsbeſitzer allein war bei jeder Veränderung durch die Erlaubniß des Fürſten beſchränkt. — Kromer theilt uns mit, daß man auf dem Reichstage 1613 den Landleuten und Städtern das Tragen ſeidener Waaren, theurer Pelze und Saffiane, auch den Schmuck mit koſtbaren Steinen, nicht nur den Männern, ſondern auch den Frauen, verboten habe; jetzt würde es eines ſolchen Verbotes bei dem Landmann nicht mehr bedürfen, der mit ungeſalzenen Kartoffeln ſeinen Hunger ſtillt, und von Gold und Edelſteinen keinen Begriff hat. Die glückliche Lage des ſarmatiſchen Landmannes unter erblichen Königen, deren Macht ein herrſchſüchtiger Adel durch beliebige Conſtitutionen noch nicht ein zu dämmen wagte, änderte ſich unter den conſtitutionellen Wahlkönigen ſo ſchrecklich, daß im Jahre 1626 ein Reichstags-Geſetz erſcheinen konnte: „daß fortan Niemanden ohne Strafe erlaubt ſeyn ſollte, aus bloßem Uebermuth und abſichtlich ſeine Bauern zu ermorden." — Daſſelbe traurige Geſchick, welches den Landmann in ſpäteren Zeiten in Polen traf, erlitt auch mehr oder weniger der Städter. Deutſche und holländiſche Kaufleute vorzüglich hatten ſich in Menge nach Polen, unter Kazimierz Regierung, gezogen und große Reichthümer erworben, die ihnen ein ſtolzer Adel zu entreißen ſuchte; daher rühret der Fall der mächtigen und reichen Städte, deren Polen eine ſehr große Anzahl beſaß, ſo wie das Verſchwinden der freien Bauergüter aus der damaligen Zeit, indem ein durch die Beſchränkung ſeiner Monarchen kühn gemachter, an Geſetzloſigkeit gewöhnter Adel, den freien Mann und freien Beſitzer einer Hufe nach Magdeburgiſchem Rechte dieſelben Dienſte zu leiſten zwang, welche die andern, nach polniſchem Rechte beſitzenden Bauern leiſten mußten, und, da ſein Wille ſein einziges Geſetz war, ihn bald als glebae adscriptus in's Sachenrecht warf. — Gegen 100,000 reiche und ihren Werth wohl fühlende Bürger bewohnten ſonſt Polens ehrwürdige Königsſtadt Krakau, und die Krakauer Flagge erglänzte in Englands und Spaniens Häfen (Vide Acta publica Romeri T. V. pag. 21), ſie gehörte zur mächtigen Hanſee und ſie war das Augebnerg des öſtlichen Europa. (Der Schluß des zweiten Briefes folgt.)

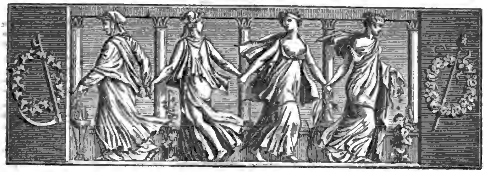
Ein Grimaſſenſchneider, der ſeit einiger Zeit die Straßen von Paris durchzieht, hatte zufällig auf dem Trödel dem Rock eines verſtorbenen Akademikers ſolchen Gefallen geſchenkt, daß er ihn erſtand und in dieſem Ehren-Ornate nun ſeine grimaſſöſen Umzüge fortſetzte. Natürlich hatte man ſolche Dinge noch nicht unter der Aegide der grüngeſtickten Palmen ausführen ſehen, und der Zulauf war ſo groß, daß ein Paar Mitglieder jenes verehrlichen Inſtituts bei der Polizei ſchleunig das Verbot auswirkten, dieſen Rock ferner ſo zu verunehren. (Pandore.)

Erasmus antwortete bekanntlich dem Papſte, welcher ihm einſt vorwarf, daß er in der Faſtenzeit zu üppig lebe: „Ew. Heiligkeit, ich habe eine katholiſche Seele, aber einen proteſtantiſchen Magen!" — Gewiſſe Leute können unter andern Umſtänden ſagen: „Ich habe ein liberales Herz, aber einen miniſteriellen Magen!" (Pandore.)

3757 der angeſehenſten Einwohner Hayti's haben auf die Gunſt angetragen (nicht Adels-, ſondern) Weißheits-Diplome zu erhalten (lettres de blancheur)! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 11. März. 40ſtes Blatt.

Klage.

Ich habe viel Kummer gelitten,
Wohl mehr noch als Mancher erträgt;
Die Zeit hat ihn niedergeſtritten,
Und doch bin ich ewig bewegt.

Ich ſah einſt mein Lieben zertreten
Von der, die ich innig geliebt;
Der Gram und die Schmerzen verwehten,
Als hätt' ich mich wenig betrübt.

Die Banden der Freundſchaft zerriſſen
Die Freunde mit eigener Hand:
Jetzt ſchein' ich ſie ruhig zu miſſen,
Als hätt' ich ſie nimmer gekannt.

Doch nagend ſtets fühl' ich's im Herzen,
Daß gar ſo geſchwind ich genaß,
Und daß ich die bitterſten Schmerzen
So leicht und gelaſſen vergaß.

C. Langrehr.

Das Taſchentuch.

23.

Ohne indeſſen ein Wort fallen zu laſſen, oder auf meine fragenden Blicke zu merken, ſetzte er mir wie gewöhnlich die zinnernen Doppelteller auf den Tiſch, in welchen die Suppe, damit ſie unterweges nicht erkalten konnte, geſchickt zu werden pflegte. Nicht einmal ſeine geſegnete Mahlzeit wünſchte er und zog ſich ſeitwärts an die Wand zurück, als hätte er Luſt, mich zu beobachten. — Ich unterdrückte jede Frage, hob den obern Teller ab und fand keine Suppe — wohl aber ein Billet, mit dem Namen des Präſidenten unterzeichnet und von ſeiner eigenen Hand geſchrieben. Ich hätte fünf Tage meines Lebens verloren, ſagten die Zeilen; es thäte ihm weh, ſie mir geraubt zu haben. Indeſſen habe ſeine Pflicht es ſo geboten, und was er beitragen könne, mich die öden Stunden dieſer Tage vergeſſen zu machen, würde er mit Freuden bei zu tragen ſich beeilen. Nähere Auskunft hoffe er mir heute Abend im Hauſe ſeines Schwagers zu geben.

„Nun, lieber Herr, wie ſchmeckt dieſe Suppe?" rief mit einem Mal der Schließer, dem es eine Freude war, die Maske des mürriſchen Ernſtes von ſich zu ſchleudern, und drückte mir mit Ungeſtüm die Hand. „Meinen Sie wirklich, ich würde Ihnen noch eine Mahlzeit auftiſchen? Bewahre mich der Himmel! Hungern müſſen Sie, Herr — müſſen auch einmal erfahren, wie einem armen Manne mit leerem Magen zu Muthe iſt — müſſen faſten und darben, bis Sie Abends zwiſchen dem alten Herrn, der heut früh hier geweſen, und unſerm Präſidenten ſitzen — die werden Ihnen freilich weit feinere Dinge aufſetzen, als Ihr armer Schließer, der nur bringen kann, was man ihm giebt — aber, Herr, ob ſie es mit beſſerem Herzen thun — weiß der Heiland am Kreuz, da kann ich mich jederzeit mit ihnen meſſen! Zwar der Präſident iſt ein guter, ſanfter Herr, und ſein Schwager ſieht aus, als wenn er die Mildherzigkeit ſelber wäre — unſer Eins aber hat auch einmal an einer Mutterbruſt gelegen, und der Schlüſſel hier in meiner Hand, der nun ſchon an die zwanzig Jahre die Thüren des Elends zugeſchloſſen hat, bei'm Himmel, Herr, er hat mir das Herz nicht auch

zugeſchloſſen!“ — Die Thränen traten der guten Seele in die Augen, und einen Kerkerknecht, welcher im Dienſte der unerbittlichen Gerechtigkeit grau geworden, weinen zu ſehen, iſt doppelt rührend; wenig fehlte, ſo hätte auch ich die männliche Faſſung verloren.

Gegen zwei Uhr erſchien einer der beiden jungen Beamten, verneigte ſich mit achtungsvoller Höflichkeit und eröffnete mir, er habe Befehl, mich im Wagen nach meiner Wohnung zu begleiten. Wir ſtiegen ein; ich bat den Schließer, ſobald er abkommen könne, mich zu beſuchen, und nahm bewegt Abſchied von dem guten Kerl, welcher mit gerührter Freude den Wagen zum Hofe hinaus rollen ſah. Mein Koffer war bereits hinten aufgebunden, und der junge Beamte, der mir den Schlüſſel meines Zimmers überreichte, benachrichtigte mich zugleich, daß bei dem Gaſtwirth meine Rechnung ſammt und ſonders bereits in Richtigkeit gebracht worden ſey. Denn ich würde nur heute noch im Hauſe deſſelben zubringen; von morgen an aber, ſo lange es mir beliebte, bei dem Schwager des Herrn Präſidenten wohnen.

24.

Da der Wagen vor der Thür des Gaſthofes ſtill hielt, eilten zwei Männer herbei, welche den Schlag mit Ungeſtüm öffneten und mit ausgebreiteten Armen den Ausſteigenden auffingen. Es waren Henneberg und Leidesdorf — der erſte Moment des Wiederſehens ging wortlos vorüber. — „Alter Freund!“ rief endlich Leidesdorf, „was haben wir um Sie für Angſt erlebt? Erſt nach einigen Tagen erfuhren wir, was geſchehen — aber was konnten wir thun? Waren wir doch von der Rechtlichkeit Ihrer Sache zu ſicher überzeugt, als daß wir etwas für Sie hätten fürchten dürfen!“ — „Und dennoch“, fiel Henneberg ein, „hätte ich mich nicht abhalten laſſen und wäre hin zum Präſidenten des Gerichts gelaufen und hätte ihn bei allen Heiligen beſchworen, oder mich zum Bürgen für Ihre Redlichkeit angeboten, wenn nicht Herr Linkowsky ſelbſt mir geſagt, es ſey ein lächerlicher, unbedeutender Verdacht, der Sie in's Gefängniß verſetzt habe, in drei Tagen ſpäteſtens würden Sie ſich wieder in Freiheit befinden und das Abentheuer lachend in altem Oderungar bei mir vertrinken.“ — „Sind Sie heute ſchon mit ihm zuſammen getroffen?“ fragte ich. — „Ich habe ihn“, erwiederte Henneberg, „ſeit jener Abendunterhaltung in meinem Hauſe nur das einzige Mal geſehen, da er die tröſtliche Nachricht mir mitgetheilt hat.“ — Nachdem wir uns alle Drei über mein Unglück und meine Erlöſung, über das Seltſame und Unbegreifliche der verfloſſenen Tage ſattſam unterhalten und gefreut, trennten wir uns und kamen überein, am Abend des folgenden Tages uns bei Henneberg zu finden.

Ich durchſuchte meinen Koffer und vermißte nichts, als das Taſchentuch. Ich ſchloß ihn eben wieder zu, als der Gerichts-Diener eintrat und mir Linguet's „Geſchichte der Baſtille“ übergab. — „Meinen herzlichſten Glückwunſch, geehrter Herr!“ ſagte er, „zu Ihrer Befreiung. Ich aber möchte, nach dem, was geſtern Abend geſchehen, beinahe auf den Gedanken kommen, ich ſey vom Himmel zu etwas Wichtigem beſtimmt. Doch ich will dem Herrn Präſidenten nicht zuvor eilen: es wird ihm Vergnügen machen, die wunderliche Geſchichte eigenen Mundes Ihnen zu erzählen.“

Die Sonne war vom Himmel noch nicht verſchwunden, als der Wagen des alten Herrn vor der Thür hielt und mich abholte. Ich ward wie ein Sohn des Hauſes empfangen und der alte Herr, in welchem der Ungeſtüm ſich allmählig gelegt hatte, ſah mit Ungeduld ſeinem Schwager entgegen. Nach der Tochter blickte ich vergebens umher. Erſt um Neun erſchien der Präſident. Mein Hunger erfreute ſich einer köſtlichen Mahlzeit, meine Neugier einer noch köſtlicheren Befriedigung.

25.

In der Kralowna Ulice zu Prag iſt ein zweiſtöckiges Haus von fünf Fenſtern, zu deſſen Thür mehrere Stufen hinauf führen. Der Beſitzer, ein thätiger Mann, welcher durch vieljährige Leitung einer Fabrik ſich ein bedeutendes Vermögen erworben, nun aber von ſeinem Gewinn geſchäftlos lebte, hatte zu ſeiner Unterhaltung eine längſtvergeſſene Jugendneigung wieder hervor geſucht und ergab ſich ihr mit der ganzen Anhänglichkeit, die ſeine jetzige Muße ihm geſtattete. Ein Taubenſtall war es, für welchen er, ohne Koſten zu ſcheuen, die ſchönſten Thierchen zuſammen kaufte. Er hatte zu dieſem Behuf in der Mitte ſeines Hofes einen Schlag erbauen laſſen und ſelten verging ein Tag, daß er nicht mehrmals hinauf geſtiegen wäre, um ſeine Lieblinge zu ſehen und zu liebkoſen. — Am vorigen Abend war er mit einbrechender Nacht von einem Schmauſe heimgekehrt und ließ es ſein erſtes Geſchäft ſeyn, hinauf zu ſteigen zum Taubenſchlag, um einen Turtler, der ſeit mehreren Tagen ſchon gekränkelt, ſorgſamlich zu unterſuchen und die erforderlichen Mittel an zu wenden. Er trat in den Hof und bemerkte, daß die Leiter, welche ſonſt an den Schlag gewöhnlich angelehnt war, an der Hinterwand des Hauſes unter einem Fenſter gerade ſtand. Da dieſes indeſſen nicht geöffnet, auch im Zimmer, wo er einen einzelnen Mann zum Miether wohnen hatte, kein Licht zu bemerken war, achtete er auf die Veränderung nicht weiter, nahm die Leiter, ſetzte ſie an den Taubenſchlag und holte ſeinen kranken Turtler herunter. Darauf kehrte er in ſeine Stube zurück, fand das arme Thierchen bei weitem kränker, als er geglaubt, und nahm mit ihm diejenige Heilmethode vor, deren glückliche

Wirkung in ſolchen Fällen die Erfahrung ihn gelehrt hatte. — Da er den Turtler, dem er ein weicheres Lager als gewöhnlich für dieſe Nacht zuzubereiten willens war, zurück bringt, hört er, kaum auf den Hof getreten, das Fenſter oben zuſchlagen, ſieht hinauf und bemerkt auf dem Blumenbrette des Fenſters einen Menſchen, welcher die Knoten eines Bündels mit den Zähnen gefaßt hat und im Begriff iſt, ſich hinunter zu ſtürzen. — Der Hausherr, ein guter, mildherziger Mann, erſchrickt, ruft ihm zu, er ſolle doch nicht ſo heillos ſeyn, den halsbrechenden Sprung auf das Steinpflaſter zu wagen, wirft die Taube fort und holt die Leiter, um ihn hernieder ſteigen zu laſſen. Jener benutzt den Augenblick, glaubt ohne ſonderliche Gefahr den Sprung wagen zu können und dann durch den Hausflur zu entwiſchen. Der Fabrikherr will ihm die Leiter zuführen und ſieht ihn, zur Erde bereits herab geſprungen, wirklich durch die Hofthür in den Hausflur rennen. Hier aber erblickt ihn der Hausknecht, welchen die lauten Worte auf dem Hofe aus ſeiner Kammer gerufen; er hört ſeinen Herrn: „Halt ihn!“ ſchreien, faßt ihn mit beiden Armen und hält ihn, da er ein ſtacker junger Burſche war, feſt umſchlungen.

Der Flüchtling, ſich von Kräften ergriffen ſehend, welchen er ſich keinesweges gewachſen fühlte, bat um Erbarmen, und als der Hausherr ihn fragte, was er da im Bündel trage, geſtand er, von Schrecken und Furcht entmuthigt, es ſeyen Koſtbarkeiten, die er oben aus dem Zimmer genommen. Von der Noth getrieben und von zwei wimmernden Kindern umlagert, deren Hunger er nicht mehr zu ſtillen gewußt, habe er ſich durch die Hinterhäuſer der Gaſſe über den Seitenzaun in den Hof geſchlichen und mittelſt der Leiter in das Zimmer des Fremden ein zu brechen verſucht, den er prächtig gekleidet ſeit einigen Tagen aus dem Hauſe kommen geſehen. Oben habe er mit einem Dietrich die Schublade des Schreibtiſches erbrochen und was er dort gefunden, in dieſes Bündel zuſammen geknüpft. Der Herr möchte nun mit ihm anfangen, was ihm beliebe: möge ihm ſelbſt immerhin ein hartes Schickſal bevorſtehen, wenn ſich die Polizei nur ſeiner beiden armen verlaſſenen Kinder annähme, ſo wolle er ohne Murren jede verdiente Strafe erdulden.

Der Hausherr ward weich bei den Worten des Unglücklichen und die aufſteigende Hitze des Aergers hatte ſich ſchnell in wehmüthigem Mitleiden verloren. Wenn er ihn ſelbſt hätte beſtehlen wollen, ſagte er, ſo würde er allenfalls ein Auge zugedrückt haben und ihn mit einem Nothpfennig laufen laſſen. Die geſtohlenen Sachen aber gehörten ſeinem Miether, einem fremden, vornehmen Herren, der ihm ein arges Geſicht machen würde, wenn er einen Dieb, der gewaltſam in ſein Zimmer eingebrochen, ohne weitere Meldung aus dem Netz entwiſchen ließe. Er möchte alſo nur hinein in die Wohnſtube kommen und dort geduldig warten, bis man einen Gerichts-Diener würde gerufen haben. Indeſſen möge ſein Schickſal ausfallen, wie es wolle, für ſeine Kinder brauche er nicht weiter Sorge zu tragen; morgen am Tage ſolle Anſtalt für ihr Unterkommen getroffen ſeyn, und wären ſie frommer Art, ſo ſollten ſie ihren Vater nicht vermiſſen.

Der Dieb ſchien getröſtet und ergab ſich in ſein Schickſal. Indeſſen wurde ein Dienſtmädchen fortgeſchickt und ihr das Haus bezeichnet, wo der nächſte Gerichts-Diener wohnte. Der Hausherr ging im Zimmer auf und ab, vergaß, indem ihm das Leiden einer ſo armſeligen Familie zu Herzen ging, ſeinen kranken Turtler und langte endlich aus einem Schranke einen kleinen Vorrath, an welchem der hungrige Schelm ſich erquicken ſollte. — „Thu' Dir noch etwas zu gut in meinem Hauſe!“ rief er; „es iſt meine Art nicht, einen Menſchen aus meinen vier Pfählen hungrig zu entlaſſen. Iß, Burſch: es ſind ohnedies nicht eben fette Tage, denen Du entgegen gehſt!“ — Aber der arme Menſch konnte vor Zerknirſchung bei allem Hunger keinen Biſſen hinunter bringen.

Der Gerichts-Diener erſchien. Er betrachtete den Dieb, ſah ihm mit aufmerkſamen Blicken in's Geſicht und ſchüttelte den Kopf, mit dem Bemerken, daß er den Burſchen noch nicht auf ſeiner Liſte habe. Nachdem nun der Hausherr den Vorgang der Sache, wie der Dieb entdeckt und feſtgehalten worden, erzählt und der Hausknecht als Zeuge ſeine Worte beſtätigt hatte, nahm der Gerichts-Diener das Bündel und löſte die Knoten. Ueber den Inhalt deſſelben waren alle Drei nicht wenig verwundert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Briefe über Polen. Zweiter Brief. (Schluß.) — Als Kazimierz ſeine Nichte dem Kaiſer Karl IV. vermählte, wohnten dieſer feierlichen Trauung noch drei andere Könige und eine große Anzahl mächtiger Fürſten bei. Der Kaiſer, ſo wie jeder der Fürſten, fanden zu ihrer Aufnahme beſondere Pallaſte, reichlich mit ſilbernen und goldnen Gefäßen verſehen, und angefüllt mit jeder Art von Koſtbarkeiten, die Venedig und Genua herbei zu ſchaffen vermochten. Zwanzig Tage hindurch dauerten abwechſelnde koſtbare Feſte, und jeden Tag wurden auch dem Volke Lebensmittel, Getränk und Getreide in großen Maſſen vertheilt. Nicolaus Wierzynek, ein Deutſcher vom Rhein her, Krakauer Bürger und Rathsherr, bat ſeinen König und die verſammelten Fürſten um die Gnade, ſie bei ſich bewirthen zu dürfen. Einem köſtlichen Mahle folgte zuletzt die Bitte, die Fürſten möchten geruhen, zum Andenken des ruhmvollen Tages, die Annahme einiger Kleinigkeiten vom glücklichen Wirthe nicht zu verſchmähen, und dieſe Geſchenke betrugen damals, ehe noch Potoſis Gold nach Europa ſtrömte, vor 462 Jahren, 100,000 Dukaten, ohne daß der freigebige Bürger verarmte. — Um Ihnen, werther Freund, noch einige Beiſpiele der Wohlhaben-

Digitized by Google

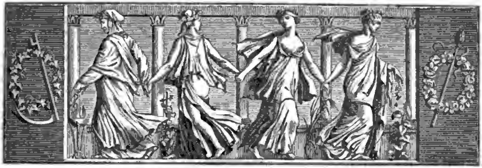
heit der damaligen Zeit zu geben, muß ich hinzu fügen, daß außer dem oben erwähnten Wierzynek, Hanko Kimpnicz, ein anderer Bürger, Karl IV. 6000 Mark Silber lieh — Marſtein eigene Schiffe auf dem Meere hatte, und der ſogenannte Schwarze (Czarny) 26,000 Dukaten baare Pacht für Wieliczka's Salzgruben zum voraus zahlte. — In jenen herrlichen Zeiten zogen ſich von Poſen nach Thorn und Krakau nicht allein üppige Obſtpflanzungen, auch Weinberge erhoben ſich überall; Flüſſe, die jetzt nur Brüche bilden, waren flößbare Ströme mit beladenen Kähnen bedeckt. Poſen, jetzt mit etwa 20,000 Einwohnern, ſtellte damals, nach Martin Gallus, 5300 ausgewählte und gut bewaffnete Soldaten, Gneſen 6500 Mann, Wladyſlawow 2800, Santak 2300, Städte, die jetzt kaum ſo viel Einwohner haben. — Kazimierz der Große hob alle Zünfte auf, was auch von den jagiellonischen Fürſten geſchah. Sochaczew, jetzt ein Ort von 1500 armen Bewohnern, meiſt ſchmutzigen Juden, zählte damals, nach einem aufgefundenen Privilegium, 22 Handwerks-Gilden, unter denen Goldſchmiede, Schwertfeger, Teppichweber, Meſſerſchmiede u. ſ. w. waren. In Lentſchütz, jetzt einem ſchmutzigen Oertchen von 1500 Einwohnern, unter denen 800 Juden, ſpricht ein damaliges Privilegium von 46 Bierbrauern, 16 Kaufleuten, 30 Schuhmachern u. ſ. w.; in Rogazno, Rogaſen bei Poſen, mit 3400 Einwohnern, erwähnt es 21 Abgabe zahlender größerer Bierbrauer, und vieler anderer Handwerker. Aehnliche Angaben, welche die damalige Größe der Städte Polens beweiſen, findet man in den Reviſions- und Luſtrations-Büchern vom Jahre 1564 in großer Menge. In dem kleinen Wiſlicer Kreiſe waren 4 Glas- und 2 Eiſenhütten, auch an andern Fabriken und Manufakturen war, wie Vieles anzeigt, kein Mangel. — Die überall verbreiteten, zum Theil prächtigen Ruinen ſehr weitläuftiger Schlöſſer, und die ſich unter vielen kleinen Städten fortziehenden Mauern und Straßenpflaſter ſind ebenfalls Spuren untergegangener Herrlichkeit. — Unweit Krakau lag Polens Villa ricca Olkusz, ein prachtvoller Ort voll ſchöner Palläſte, deſſen Ruinen ſogar jetzt noch, nach Jahrhunderten, nicht ganz verſchwunden ſind. Da alle Papiere, die ſich auf dieſe reichen Bergwerke beziehen, 1655 von den Schweden nach Stockholm gebracht wurden, ſo kann man Nachrichten über ſie nur mühſam zuſammen bringen; ſo viel jedoch ſcheint gewiß, daß ſie ſchon im 12. Jahrhunderte bekannt waren. Die Regentin Eliſabeth, Mutter des Königs Ludwig, gab der Stadt Olkuſz 1374 das Privilegium, bergwerkmäßig Metalle zu ſuchen und frei aus zu führen, gegen eine Abgabe von 10 Procent, und Opalinski ſchreibt in ſeinem Werke „Polonia defensa", daß, nach dem Regiſter von Olkuſz, die jährliche Ausbeute 6000 Mark reines Silber und 50,000 Centner Blei betragen hätte; im „Tableau de la Pologne" von Maltebrun finde ich den Zehnten des Königs aus dieſen Bergwerken auf 317,850 Rthlr. berechnet, was, auch wenn die Rechnung etwas zu hoch iſt, doch eine ſehr bedeutende Ausbeute beweiſt. Das Loos dieſer Stadt war merkwürdig unglücklich; der ſchwediſche General Möller zwang die aufgegriffenen Bergleute und Bewohner dieſer Stadt, ihm bei der Belagerung von Czenſtochau Dienſte zu leiſten. Bei einem kühnen und unerwarteten Ausfalle der Polen wurden die Schweden zurück gedrängt, und von den unglücklichen Bergleuten blieben alle bis auf zwei, die entrannen, auf dem Platze. — Die Bergwerke, aus denen mit Hülfe von tauſend und mehreren hundert Pferden das Waſſer täglich heraus gepumpt werden mußte, wurden von demſelben zerſtört; die blühende Stadt, von den unglücklichen Familien der Gebliebenen verlaſſen, ſtand viele Jahre öde, fiel nach und nach in Trümmer, bis ſpäter einige Juden-Familien ſich in den Ruinen einniſteten, und ihre ſchmutzigen Lehmhütten an ſie anklebten; — ſelbſt die Stelle der Bergwerke wußte man mir in dem Sandmeere von Olkuſz nicht mehr zu zeigen. Eben ſo bedeutende Städte waren Wieliczka und Bochnia, ihrer Salzbergwerke wegen, und wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, den Cromer („Polonia sive de situ et regni poloniis"), Stanislaus Sarnicius („Descriptio veteris et novae poloniae"), Lengnich oder Starovolſcius („Monumenta sarmatarum"), und die Werke anderer Schriftſteller nach zu ſchlagen, ſo werden ſie überall Spuren eines außerordentlichen Wohlſtandes der damaligen Zeit auffinden. — Mit Erſtaunen bemerke ich das Anwachſen meines Briefes, und obſchon ich mir vorgeſetzt hatte, Sie noch in das klaſſiſche Sekulum Polens zu führen, ſo will ich dieſen Stoff doch zu einem neuen Briefe benutzen.

Paul Berns.

Leipzig. Leider iſt es auch bei uns nur all zu wahr, daß Vaudevilles ohne Sinn und Gehalt mehr anſprechen, als ein gutes Luſtſpiel oder Trauerſpiel. Iſt unter dieſen Umſtänden der Schauſpieler, der mit Unluſt an eine tragiſche, oder eine Rolle im feinen Converſationstone geht, wohl hart zu tadeln? Sicher nicht — obgleich die gewiß nie trügende Ueberzeugung, daß von wenigſtens einem einzigen Zuſchauer ſein Studium, ſein Fleiß bei Darſtellung ſolcher Rollen dankbar anerkannt wird, ihn für die Unempfindlichkeit der Uebrigen entſchädigen mag. — Neulich ſahen wir denn auch die „Schülerſchwänke oder die kleinen Wilddiebe", von dem unerſchöpflichen Angely, der wohl eine noch beluſtigendere Poſſe aus der zum Grunde liegenden Idee hätte machen können; wenigſtens iſt z. B. die Rolle des „Gerichtsdieners" ſehr obenhin behandelt. Die kleinen Wilddiebe ſahen übrigens recht niedlich aus, und haben durch ihre rothen Uniformen gewiß manches Mannerherz erbeutet; doch ſchien das Stück beinahe des Avis aux spectateurs am Schluſſe zu bedürfen, wenigſtens würde ohne dieſen der Beifall gewiß noch ſchwächer geweſen ſeyn. Die „ſieben Mädchen in Uniform" haben weit mehr Intereſſe gefunden, als „die Wilddiebe", ein Seitenſtück jener, finden werden. — Von den Wiederholungen nenne ich beſonders Schillers „Wallenſtein", an deſſen Darſtellung auf unſerm Theater man freilich nur billige Anforderungen machen kann. Denn vollkommen richtig gedacht hat Genaſt, bei aller Anerkennung ſeines Studiums und ſeiner Bühnengewandheit, den Charakter des „Wallenſtein" nicht, wenigſtens nicht ſo zur Anſchauung gebracht, wie er es wohl auch ſelbſt fühlen mag. Hr. Finke als „Buttler", Mad. Miedke als „Gräfin Terzky", und Hr. Köckert als „Illo" hatten ihre Charactere am richtigſten gefaßt und größtentheils dem gemäß dargeſtellt; Mad. Genaſt aber verwirklicht eben ſo wenig das Bild, das wir uns von der ſchwärmeriſchen und doch ſtarken Tochter Friedlands machen, als Herr von Zieten ein „Octavio Piccolomini" war. Hr. Stein feiert in der zwar unbedeutenden, aber immer dankbaren Rolle des ſchwediſchen Hauptmanns einen Triumph ſeiner ausgezeichneten Deklamationskunſt. — Einem neuen geiſtigen Genuſſe ſehen wir in den nächſten Tagen entgegen, da der Improviſator Wolff, wie es heißt als Profeſſor in Weimar angeſtellt, öffentlich eine Probe ſeines Talents ablegen wird; ſo wie wir auch die junge Pianofortespielerin, Leopoldine Blahetka aus Wien, ebenfalls erwarten. Während wir ſo keineswegs Urſache haben, über Mangel an Vergnügungen und Genüſſen (die zwei öffentlichen Maskeraden hier waren nicht gar ſehr beſucht) zu klagen, wird es in der Handelswelt immer ſtiller und ängſtlicher; — hoffentlich aber geht auch dieſe Criſis bald vorüber. Die bedeutenden Falliſſements auswärts, und die Inſolvenz eines hieſigen Handelshauſes in engliſchen Manufakturwaaren, hat Leipzig als Handelsplatz nicht wenig erſchüttert, ſo daß man nur trübe und bekümmerte Geſichter ſieht. Dagegen iſt immer neues Leben in der Gelehrten-Republik, die von Papiergeld, klingender Münze und Credit unabhängig, in ſich ſelbſt die Stützen ihres Beſtandes mit ſich herumträgt. **.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 13. März. 41ſtes Blatt.

Friſche Fahrt.

Laue Luft kommt blau gefloſſen,
Frühling, Frühling ſoll es ſeyn!
Waldwärts Hörnerklang geſchoſſen,
Muth'ger Augen lichter Schein;
Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein magiſch wilder Fluß,
In die ſchöne Welt hinunter
Lockt dich dieſes Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren,
Weit von Euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze ſelig blind!
Tauſend Stimmen lockend ſchlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu, ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!

Joſeph v. Eichendorff.

Das Taſchentuch.

26.

„Alle Hagel!“ rief der Gerichts-Diener, indem er ein längliches Papier aufgerollt hatte; „der Herr da oben ſcheint in keiner Fiſcherhütte aufgewachſen zu ſeyn!“ — Es war eine koſtbare Tuchnadel, die er dem Fabrikherren hinhielt. — „Es nimmt mich nicht Wunder!“ ſagte dieſer; „daß er reich iſt, hab' ich ſeinem ganzen Weſen auf den erſten Blick angemerkt.“ — Der zweite Artikel, welcher in dem Bündel ſich fand, war eine kleine Schachtel; man öffnete ſie und erblickte eine goldene Taſchenuhr, welche der Tuchnadel an Werth nichts nachgab. — „Kerl!“ rief der Fabrikherr, indem er die Uhr repetiren ließ; „du haſt einen excellenten Treffer gehabt, aber einen ſchlechten Segen dazu!“ — „Was mag denn aber wohl das ſeyn?“ fragte er, indem der Gerichts-Diener ein länglich viereckiges, flaches Etui hervor zog. „Wahrſcheinlich zum Geſchenk für eine Dame beſtimmt — er hat Connexionen!“ — „Ey dazu“, bemerkte der Gerichts-Diener, „ſieht's viel zu ſchlecht aus. Wer ſo eine Tuchnadel und ſo eine Repetiruhr im Schreibtiſch liegen hat, der ſchenkt ein ganz anderes Etui. Auch iſt es alt und von langem Gebrauch ſchon abgenutzt. Aber was Tauſend, das Ding läßt ſich nicht öffnen — ich mag es drehen, wie ich will, ich entdecke weder Haken noch Drucker dran!“ — „Laſſen Sie es einmal ſehen, das verwetterte Zauberſchlößchen!“ rief der Hausherr. — Doch auch er gab ſich vergebens Mühe, eine Feder oder etwas ähnliches daran auf zu finden. Zufällig indeſſen ſenkte er in ein Kreuz, welches an der ſcheinbar untern Seite des Etuis in eine Silberplatte mit dem Stichel eingegraben war, den Nagel und drückte nach der Seite hin. Das Kreuz ſchien ſich zu bewegen — ein zweiter ſtärkerer Druck, das Kreuz drehte ſich im Viertelbogen herum und das Etui ſprang auf. — „Hier iſt das Räthſel!“ rief der Hausherr.

Der Gerichts-Diener betrachtete den Inhalt, zog die Stirn, wie von einer wichtigen Bemerkung überraſcht, in Falten, nahm ein Licht und ging damit nach einem Seitentiſche, um den Fund für ſich allein betrachten zu können, drehte ſich dann raſch um und ſagte zum Hausbeſitzer: „Mein Herr, Sie werden er-

Digitized by Google

lauben, daß ich augenblicklich Ihren Hausknecht hinaus vor das Dresdener Thor ſchicke, wo er in der Schenke zum Pfauen den zweiten Beamten unſers Bureaus aufſuchen muß. Er iſt heute draußen, ich weiß es, und hat ein Paar Freunde mit ſich genommen; ich brauche ihm aber nur drei Worte zu ſchreiben, ſo iſt er in einer Stunde hier. Bitte um Papier und Feder; es iſt dringend!“ — Der verwunderte Hausherr reichte ihm, was er nöthig hatte, hin; das Billet war in wenigen Sekunden geſchrieben und der Hausknecht machte ſich, nachdem er den gehörigen mündlichen Beſcheid erhalten, augenblicklich auf den Weg. —

„Aber mein Gott!“ rief der Hausherr, „was ſteckt denn ſo Außerordentliches in dem Dinge?“ — „Kerl!“ rief der Gerichts-Diener, indem er ſich an den Dieb wandte; „Du haſt den heiligen Frieden Gottes gebrochen, da Du Dich mit diebiſchen Abſichten in fremder Leute Wohnung geſchlichen; aber die Gerechtigkeit ſelbſt ſollte Dich küſſen, und wenn es ſich thun ließe, Dich wie den redlichſten Burſchen belohnen. Eine Flaſche Wein her, guter Herr; der Schuft ſoll ſich laden, und mein Wort, der Ofen ſoll ihm nicht eben ſtark geheizt werden!“

Zögernden Schrittes, wie ein Knabe zur Schule, ſchlich der Fabrikherr, der vor Neugier faſt ängſtlich Athem holte, hinunter in den Keller, war aber, wie der Blitz, mit zwei Flaſchen in den Händen ſchnell wieder da. — „Wein, ſo viel Sie wollen, Herr!“ rief er — „ein großes Faß, wenn Sie es wünſchen! Aber für das große Faß — nicht wahr, 's iſt billig — das kleine Beſteck da! Iſt dies hier doch der Finger geweſen, der den geheimen Schlüſſel dazu gefunden hat!“ — Der Dieb war von ſeiner quälenden Angſt zu ſich ſelbſt gekommen und fiel nun über den aufgetiſchten Vorrath mit einer Heißgier her, als ſollten Teller und Glas mit hinunter wandern in den leeren, wer weiß wie lange ſchmachtenden Magen. Der Gerichts-Diener aber ließ ſich lange bitten, ehe er dem ungeduldigen Hausherrn ſeinen Wunſch befriedigte. Endlich ließ er ſich auf's feierlichſte Verſchwiegenheit von ihm angeloben und hielt ihm ſodann das Beſteck geöffnet hin. Der Andere ſah ſeine Neugierde befriedigt, erſchrack aber nicht wenig über das entſetzliche Geräth, welches er unter ſeinem Dache beherbergt. — Neben einem kleinen Tuſchfläſchchen lagen zwei zarte Pinſel und mehrere dünne, feingeſpitzte Federn. Unter dieſen drei viereckige Papierſtücke, von welchen das eine bereits zur Hälfte in einen Banco-Schein verwandelt war.

Auch der Dieb erfuhr überraſcht, daß er einen weit größeren Verbrecher, als er ſelbſt war, beſtohlen, und bekam Luſt, ſich als ein achtbares Werkzeug Gottes zu betrachten.

27.

Indeſſen war der Hausknecht raſchen Schrittes zugegangen und trat in die Schenke zum Pfauen. Der Beamte ſaß in einem traulichen Kreiſe, welcher ſich gar emſig über die Angelegenheiten Europa's unterhielt und bei einem Glaſe duftenden Bieres gemächlich die Nacht draußen vergaß, in deren Finſterniß vielleicht ſo mancher Wanderer angſtvoll umher irrte. — Der Hausknecht bat um Verzeihung, wenn er ihn ſtöre und übergab ihm das Billet. Der Beamte ſah es anfangs ziemlich nachläſſig an, hatte es aber nicht ſobald geleſen, als er ſich aufmachte und nach Hut und Stock griff. — „Er reißt mich da aus meinem liebſten Kränzchen!“ ſagte er, indem er eilig ſeine Zeche berichtigte; „aber wenn ſich eins meiner fünf Mädchen in einen Jungen verwandelte, es wär' mir nicht ſo lieb, als ſo eine goldene Spur aufgewühlt zu ſehen. Aber jetzt nur zu — bin freilich müde und habe heute die beſchwerlichſten Wege ſchon gemacht — doch was hilft's, wenn das Amt befiehlt, müſſen die Füße gehorchen; und hier thun ſie es von ſelbſt, der Braten iſt zu lockend!“

Sie hatten die Vorſtadt-Straße, in welcher die Pfauen-Schenke lag, bald hinter ſich und betraten einen Platz, der zur Linken des Dresdener Thores ſich weit hinab erſtreckt. Er wird mehr zu Gärten und Feldern, als zu eigentlichen Wohnungsbauten benutzt; hier und da ſteht eine Baumgruppe, und Bruchſtücke von alten Mauern ziehen ſich nach verſchiedenen Richtungen. — „Ich bin aber wirklich müder, als ich glaubte!“ ſagte der Beamte und trocknete ſeine heiße Stirn. „Die weiten Wege melden ſich in den Gliedern erſt nach und den jüngſten Theil meines Lebens hab' ich hinter mir!“ — Der Hausknecht ſprach ihm Muth ein und unterhielt ihn, ſo lebhaft er konnte, mit der Geſchichte des Diebſtahls im Hauſe ſeines Herrn. — „Hält da drüben unter den Bäumen nicht ein Wagen?“ fragte der Beamte und zeigte ein wenig ſeitwärts. — „Freilich!“ ſagte der Hausknecht; „der Kutſcher da muß ein beſonderes Vergnügen daran finden, bei finſterer Nacht auf freiem Felde ſein Quartier zu halten, wo er nicht gar eingeſchlafen iſt und die faulen Roſſe ſtill ſtehen, weil ſie merken, daß die Peitſche in Ohnmacht liegt.“ — „Wetter!“ rief der Beamte — „wenn der Kerl nichts zu thun hätte, der könnte uns nach der Kralowna Ulice hinfahren — 's iſt meiner Seele kein Katzenſprung bis dahin, und es wär' mir eine wahre Erlöſung!“ — Bei dieſen Worten lenkten ſie vom Hauptwege ab und nahmen die Richtung nach dem Wagen hin.

„Sehen Sie einmal dahin, Herr!“ flüſterte der Hausknecht; „merken Sie da nicht etwas, das ſich von der Kutſche fortſchleicht und ſeinen Weg eilig nach

Digitized by Google

dem Thor nimmt?“ — „Ey freilich!“ fiel der Beamte ein; „jetzt nähert ſich's den Häuſern an der Straße. Wart', es kommt vor einer Laterne vorbei — laß uns ſtill ſtehen — richtig, es iſt ein Frauenzimmer, ich wette meinen Kopf, hat eine weite Enveloppe um und ſcheint flüchtig, wie eine Katze, auf den Zehen ſich in die Stadt zu ſchleichen. Der Kutſcher, Hausknecht, ſag' ich Ihm, ſchläft nicht, und der Wagen hält da nimmermehr mit dem beſten Gewiſſen! Nun, wir werden ja ſehen!“ — Haſtigen Schrittes, aber ohne Geräuſch, ging es auf den Wagen zu. Es ſchien ein Reiſewagen zu ſeyn: hinten war ein Koffer aufgeſchnallt und verſchiedene Effekten oben auf dem Geſtühl feſtgebunden. — „Schläfſt Du, Kerl?“ rief der Beamte, als ſie ihn erreicht hatten. — Keine Antwort. Der Hausknecht trat näher und zupfte den Kutſcher am Mantel. — „Was ſoll das heißen?“ rief dieſer; „geht eure Wege und laßt ehrliche Leute in Frieden!“ — „Auf wen wird denn hier gewartet?“ fragte der Beamte und ſah ihm näher in's Geſicht. — „Wer hat Euch hergeſchickt“, entgegnete der Kutſcher, „danach zu fragen?“ — „Nicht ſo naſeweis, Kerl!“ rief Jener; „ein Polizei-Beamter iſt's, der Dich frägt, und benimmſt Du Dich nicht, wie Du ſollſt, ſo werde ich meine Anſtalten treffen. Ich kenne das Fuhrwerk, und wo Du wohnſt, will ich morgen bei Zeiten ſchon erfahren haben. Mach' alſo keine Umſtände, lenke mit dem Wagen um und fahre mich nach der Kralowna Ulice — 's iſt ein gar nothwendiges, dringendes Geſchäft, das mich hinruft, und biſt Du vernünftig und fährſt mich hin, ſo ſollſt Du am Ende noch eine Belohung erhalten. Sey alſo kein Klotzkopf und rühre Dich!“ — „Unmöglich, Herr!“ rief der Kutſcher; „ich hab' mein Wort gegeben und muß warten!“ — „Auf wen haſt Du zu warten?“ fragte der Hausknecht ärgerlich; „ſo ſpät in der Nacht und ſo weit vom Thor? Rede, Kerl!“ — „Auf einen jungen Herrn von der Univerſität!“ antwortete der Kutſcher; „der zu ſeinem todtkranken Vater in Eger fahren will!“ — „Warum hältſt Du denn nicht vor ſeinem Hauſe?“ fragte der Beamte. — „Je, die andern jungen Herren“, war die Antwort, „geben ein Feſt heute, und da haben ſie ihn nicht fortlaſſen wollen, ſo daß er ſich zum Thor heraus ſchleichen muß!“ — „Mit Deinem Herrn von der Univerſität ſteht's nicht richtig, Kerl!“ rief der Beamte; „und wer es iſt, wollen wir ohnedies bald erfahren — hat keine Noth. Du aber kehrſt den Augenblick um und fährſt mich hin, wo ich Dir befehle!“

Bei dieſen Worten des Beamten machte der Hausknecht, ſtark wie er war, Anſtalt, den Kutſcher vom Bock zu reißen, im Fall er ſich noch länger weigern wollte. Der erſchrockene Kerl, nicht weniger die Stärke des Hausknechts, als das Anſehen des Polizei-Beamten fürchtend, gab endlich nach und lenkte um. Der Beamte öffnete raſch den Schlag und ſtieg in den Wagen, in welchem er ſeitwärts eine ſolche Stellung nahm, daß er bequem zum Fenſter hinaus vorwärts und rückwärts ſehen konnte. Der Hausknecht aber ſprang hinten auf den Koffer und ſtand daſelbſt aufrecht, um den Kutſcher jederzeit beobachten zu können. — „Nun raſch zu, was Du kannſt!“ hieß es; „ein Trinkgeld läßt ſich auch bei uns verdienen!“

Im Galopp ging's nach dem Thore. Sie hatten es aber noch nicht erreicht, als man einen Menſchen athemlos daher laufen ſah, der anfangs auf die Kutſche nicht zu merken ſchien und ſeitwärts vorbei eilen wollte. Plötzlich aber blieb er ſtehen und ſchien den Wagen zu erkennen; der Kutſcher hielt mitten im Galopp die Pferde an. — „Biſt Du es, Joſeph?“ rief der Fremde keuchend. — „Freilich, Herr!“ antwortete der Kutſcher. — „Was in aller Teufel Namen“, ſchrie der Andere, welcher den hintenauf ſtehenden Hausknecht noch nicht bemerkte, „haſt Du in einem Glaſe Brandtwein Deine fünf Sinne vertrunken? Wie kommſt Du auf den verrückten Einfall, zurück in die Stadt zu fahren?“ — „Er fährt mich nach der Kralowna Ulice, Herr!“ rief der Beamte zum Wagen heraus. — „Was ſoll das heißen?“ — „Ich hab' es ihm befohlen!“ fuhr der Beamte fort — „und wenn Sie wollen, ſteigen Sie ein und fahren Sie mit hin. Sie können ja dann nach Belieben Ihre Reiſe nach Eger antreten!“ — „Was iſt das für eine Unverſchämtheit, Herr?“ fragte der Fremde. „Wer gab Ihnen ein Recht, ſich eines fremden Wagens nach Ihrem Uebermuthe zu bedienen?“ — „Das dringende Gebot des Amtes“, antwortete Jener, „mittelſt deſſen ein Polizei-Beamter ſich eines fremden Wagens bedienen kann!“

Der Fremde ſchien zu ſtutzen und ſchwieg einen Augenblick; dann trat er zum Kutſcher hin und fragte ihn mit flüſternder Stimme: ob der junge Menſch gekommen ſey? — „Pünktlich zur Stunde!“ antwortete dieſer, „und iſt eingeſtiegen!“

„Werther Herr!“ — wandte ſich der Fremde zum Beamten, indem ſeine Stimme plötzlich ſanft und weich geworden — „ich beſchwöre Sie bei dem Heil Ihrer Seele, ſteigen Sie aus und laſſen Sie mich meine Reiſe antreten — mein Vater liegt in den letzten Zügen — werden Sie nicht herzlos und grauſam die Urſache, daß ein ſterbender Vater vergebens nach der Umarmung ſeines einzigen Sohnes ſchmachtet. Haben Sie menſchliches Erbarmen!“ — Er öffnete bei dieſen Worten den Schlag der Kutſche, und erwartete, daß der Beamte ausſteigen würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Königliches Theater. Die „lebenden Bilder“ — dieſe ſonderbare oft beſtrittene Bezeichnung ſcheint ſich doch in der deutſchen Sprache feſtgeſtellt zu haben — locken zahlreiche Schaaren nach dem Schauſpielhauſe; Viele kommen vergnügt, Viele naſerümpfend wieder heraus. Die Letzteren finden die Rangordnung in der Kunſtwelt verletzt und behaupten: dergleichen gehöre nicht auf eine ſolche Bühne; es ſey die gewöhnliche Aushülfe aller Direktionen, die nicht mehr wüßten, womit ſie das Publikum herbei rufen ſollten und namentlich ein Vorrecht der ambulanten Theater in Bade-Orten, ſolche Zwiſchen-Gänge auf die Tafel der Künſte zu bringen, an denen man weder Fiſch, noch Fleiſch habe. Ueberdem ſchmeichle man dadurch der herrſchenden Schauluſt und drücke die Werke der Poeſie noch mehr danieder. An dieſer Behauptung mag etwas Wahres ſeyn; was aber iſt alles Gute recht und deshalb loben wir auch ſolchen Kunſtgenuß, wenn er mit Geiſt angeordnet iſt. Nun wollen wir zwar nicht ſagen, daß dies bei allen eilf Bildern der Fall ſey, aber bei mehreren iſt es ſo, und demnach vereinen wir uns denen, welche dafür danken. Es iſt hier aber noch etwas Weſentliches zu berückſichtigen. Dieſe Bilder ſind vor unſerm Könige und Seinem Familienkreiſe zuerſt ausgeführt worden, und der Monarch, der gern Sein Vergnügen mit dem des Volkes vereint, hat geſtattet, daß auch Andere ergötze, was Ihn ergötzt hat; — nun ſehen wir einmal die Bilder und einmal einen guten König an und fühlen uns doppelt froh. Dabei ſoll aber dennoch die Kritik nicht ganz zu kurz kommen. Wir ſagten, dergleichen muß mit Geiſt angeordnet ſeyn. Unter Geiſt verſtehen wir aber z. B. nicht eine mit lebenden Weſen veranſtaltete Copie eines vorhandenen Bildes; das iſt ein ſehr leichtes und handwerksmäßiges Treiben, dem ein Kunſtwerth kaum zugeſprochen werden kann, auch wenn es — was ſelten iſt — gut gelingt. So können wir von dem im Theater gegebenen Tableaus ſelbſt das, welches den „Prinz von Geldern“, nach Rembrandt, copiren ſoll, wenig loben; der Effekt des Originals iſt mindeſtens nicht auf die Weiſe erreicht, wie ihn der Maler bewirkte. Die Compoſition trennt ſich zu ſehr in dem zu großen Raum und das Format wird ein anderes; die Dimenſionen thun hier aber auch das übrige. Der Hintergrund iſt durchaus kein Rembrandtſcher; wie denn bei manchem andern Bilde der Hintergrund und die Dekorationen, beſonders auch die Coſtüme, ebenfalls zu neu, bunt und grell ſind, wodurch dem Total-Eindruck geſchadet wird. Wir achten ſolche Leiſtungen mehr, wenn der, welcher ſie aufſtellte, ſeinen eigenen Geiſt in der Compoſition zeigen kann und mithin nicht ſchon ein Gemälde vor ſich hat, ſondern nur den poetiſchen Gedanken, den er bildlich wiedergeben ſoll. Es kann Niemand intereſſiren, wenn wir die Tableaus breit beſchreiben wollten; wir ſagen deshalb nur im Allgemeinen, daß mehrere ihren Effekt nicht verfehlten. Das letzte: „Franzöſiſche Rekruten“, wäre mit einem Male, als geſellſchaftlicher Spaß, hinlänglich abgefunden. Die Bewegungen, die den Perſonen einſtudirt ſind, erſcheinen zu trivial, um das Ganze über den Moment hinaus zu erhalten. Man hat Bilder, die ſich plötzlich bewegen, ſchon recht geiſtreich gedacht und ausgeführt, dieſes aber gehört nicht zu den glücklichen Späßen ſolcher Art. — Wir meldeten vor Kurzem, daß Raupach's Drama: „Der Fremdling auf Erden“ einſtudirt werde, müſſen aber eine Berichtigung folgen laſſen. Es ſollte zur Aufführung kommen, doch hat man — namentlich in einer Perſönlichkeit — einen Anſtoß gefunden, von dem übrigens die Kunſt und der Kunſtſinn keine Notiz genommen hätten. — „Die luſtigen Weiber von Windſor“, nach Shakſpeare von Willibald Alexis, werden nächſtens das Repertoir der Königl. Bühne bereichern und bevor dieſer Bericht gedruckt iſt, erfolgte wahrſcheinlich die erſte Darſtellung von „Alexander und Darius“, von Fr. v. Uechtritz. (In Dresden iſt dieſes Trauerſpiel am 28. Februar mit entſchiedenem Beifall aufgeführt worden.)

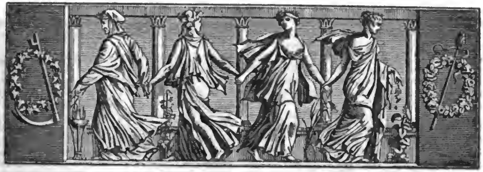
— Königsſtädtiſches Theater. Am 1. März: „Der Türke in Italien“, komiſche Oper von Roſſini. Hr. v. Holtei hat den Text bearbeitet; die Handlung ſelbſt konnte er jedoch nicht bedeutend verändern, wenn er der vorhandenen Muſik folgen ſollte, deshalb iſt das Süjet ärmlich geblieben. Das thut jedoch bei einer Oper, beſonders aber bei einer Roſſiniſchen Oper, ſehr wenig; denn die Componiſten glauben nun einmal im Beſitz eines Privilegiums zu ſeyn, wonach alles Brauchbare ihnen auch vortreflich ſeyn darf. Diejenigen aber, welche den Operntext früher kannten (wir bekennen freudig, daß wir nicht dazu gehören), verſichern, Hr. v. H. habe ihn mit Glück verändert; er mag demnach in's Unleidliche geſpielt haben. Eines aber konnte der Bearbeiter gewiß noch thun, nämlich die zudringliche Art, mit der „Fiorilla“ dem Türken entgegen kommt, dadurch mehr motiviren, daß ſie gleich anfangs recht beſtimmt den Plan zu erkennen giebt, für die verlaſſene „Zaide“ zu handeln; das wäre mit Wenigem auch jetzt noch zu leiſten. — Die Ausführung der Solopartieen iſt, namentlich was Demoiſ. Sontag („Fiorilla“) und die Herren Spitzeder („Geronio“), Jäger („Narciſo“) und Wächter („Selim“) betrift, meiſterhaft. Mad. Wächter („Zaide“) ſteht zwar in der zweiten Reihe, aber doch mit Ehren; eben ſo Hr. Genée als „Poet“. Die Chöre ließen auch in der zweiten Aufführung je zuweilen üble Stimmung merken. — Am 3. März: „Johann von Wieſelburg. Muſikaliſches Quodlibet, als komiſches Seitenſtück zum „Johann von Paris“ von J. A. Gleich.“ Wer ſich recht ſatt lachen will, ohne daß er an's Denken erinnert wird, muß dieſes Stück — auch nicht wählen. Die Parodie iſt zu matt, erhebt ſich nur in wenigen Einzelnheiten zum Humor und bleibt auf platter Erde; hat irgend ein Himmelszeichen eingewirkt, ſo iſt's der Waſſermann. Die Darſtellung war zu loben. Die Herren Schmelka („Hieronimus“), Genée („Iſtvan Goergek“), Roſenfeld („Johann“) und Beckmann („Jakob“), ſo wie die Damen Spitzeder („Roſine“), Schirer („Wirthin“) und Cath. Ennicke („Jolei“) ſind nicht ſchuld daran, daß die Dame Kritik mit Hrn. Alois Gleich über ſeine Parodie nicht weiter ſprechen will. Ja ſogar den Nebenperſonen iſt der Verfaſſer Dank ſchuldig; denn ſie brachten am Schluſſe des Stücks, in einem ungariſchen Tanz, ihre Füße ſo wacker, daß die Zuſchauer an die übrigen nicht weiter dachten, ſondern nur die Hände in Bewegung ſetzten.

— Aus der Medaillen-Münz-Anſtalt von Daniel Loos Sohn ſind neulich wieder mehrere hübſche Arbeiten hervor gegangen. 1. Denkmünze auf Goethe. Der Kopf (von König) vortreflich; die Rückſeite: die tragiſche und lyriſche Muſe bekränzen den Dichtergreis, ebenfalls werthvoll. 2. Denkmünze für Blumenbach, Stromeyer und Eichhorn, zu ihrem Amts-Jubiläum von der Univerſität Göttingen ihnen überreicht. Dies ſagt auf einer Seite die Inſchrift; auf der andern ſieht man die Minerva drei Kränze auf einen Altar legen. 3. Zwei Denkmünzen auf den Bau des neuen Krankenhauſes in Hamburg. Auf einer Seite die Ruinen vom Jahr 1813; auf der andern das neue Gebäude im Hintergrunde, im Vorgrunde die Schutzgöttin Hamburgs. 4. Eine kleine Tauf-Medaille. Vorderſeite: Chriſtuskopf; Rückſeite: Altar mit den chriſtlichen Symbolen. Alle dieſe Medaillen (die unter 2, 3 und 4 beſchriebenen von Pfeuffer in Stahl geſchnitten) ſind durch die gefälligen Ideen und die künſtleriſche Ausführung Zeugniſſe für die Tüchtigkeit des Inſtituts. **.

In Amiens befindet ſich jetzt ein Elephant, der ungewöhnlich groß und gelehrig iſt. Der Eigenthümer macht durch öffentlichen Anſchlag bekannt: „daß die Fähigkeiten des Thieres von den religiöſen, Civil- und Militair-Behörden der Stadt anerkannt ſeyen!“ (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 15. März. 42ſtes Blatt.

Harfenklang.

Liebe! brauſender Accord!
Stark und mächtig tönſt du fort,
Tönſt mit allgewalt'gem Klang
Und die Saiten zittern bang.

Und es horcht entzückt das Ohr
Und der Geiſt ſchwingt ſich empor;
Weh — da rauſcht der letzte Ton
Klagend durch die Lüfte ſchon!

Leben! Lieben! ſüßer Traum,
Schneller als der gold'ne Saum
Jener Abendwolke flieht,
Schneller haſt du abgeblüht!

Adelheid v. Stolterfoth.

Das Taſchentuch.

28.

„Fahren Sie mit in die Stadt!" ſprach der Beamte mit gebieteriſchem Ton — „ich kann Sie nicht reiſen laſſen; die ganze Beſtellung des Wagens kommt mir verdächtig vor!" — „Iſt da ein Verdacht", fragte Jener, „wenn ich mich von Freunden, die ein luſtiges Feſt feierten, nicht anders fortſchleichen konnte? Bei den Wunden des Heilands, Herr!" — „Es bleibt dabei, wie ich geſagt habe!" erwiederte der Beamte und wollte hinaus, um den Fremden einſteigen zu laſſen. — „Hilft keine Bitte", rief Jener mit dem wilden Blick der Verzweiflung, „ſo muß ich Gewalt gebrauchen!" — Mit dieſen Worten faßte er den Beamten und riß ihn aus dem Wagen. Zugleich aber war der Hausknecht vom Koffer geſprungen und auf den Fremden geſtürzt, um dem Beamten ſeine Hülfe zu leiſten. — „Raſch umgedreht, Joſeph!" rief der Fremde dem Kutſcher zu, „und dann fort, was die Pferde laufen können!" — Während der Kutſcher ſich anſchickte, dem Befehl zu gehorchen, maß der Fremde in aller Schnelle die beiden Männer, mit denen er zu kämpfen hatte, erkannte den Hausknecht als den ſtärkeren, zog ein Piſtol unter dem Mantel hervor und brannte es auf ihn los. — „Jeſus Maria!" ſchrie eine jugendliche Stimme im Wagen, der nun zurück nach der Vorſtadt galoppirte. — Aber der Schuß hatte ſein Ziel verfehlt; zwiſchen Arm und Rippen war dem Hausknecht die Kugel durchgeflogen. Wüthend faßte er nun den Fremden, und ehe dieſer noch mit einem Dolche, den er ſchnell aus der Taſche gezogen, die Bruſt des Beamten zu erreichen vermochte, hatte der Hausknecht ſeinen Oberarm ergriffen und preßte ihn mit aller Anſtrengung, deren er fähig war, zuſammen. Die Kraft der Finger gab nach und ſo war es dem Beamten ein Leichtes, ihnen den Dolch zu entwinden. Nun erſt ſah man den Fremden näher an. — „Hilf Himmel!" rief der Hausknecht, „das iſt ja der Miether bei meinem Herrn, der oben im Zimmer wohnt!" — „Der iſt's?" fragte der Beamte erſtaunt. „Nun Gott ſey gedankt — das trifft zuſammen, wie man ſich's nur wünſchen kann, Hausknecht!" — Der Ergriffene ſprach kein Wort weiter. — „Jetzt nur geſchwind ſeine Taſchen unterſucht!" rief der Beamte, „ob er keine weitere Mordwaffe bei ſich führt. Dann bleibt Ihr hier, Hausknecht, und haltet ihn ſicher gefaßt; ich aber laufe indeſſen dem Wagen

Digitized by Google

nach und bringe ihn, ſo Gott will, zurück. Es ſteckt noch ein ſonderbares Räthſel darin!“ — Die Taſchen wurden durchmuſtert, vorzüglich aber im Mantel nachgeſpürt; es fand ſich kein gefährliches Werkzeug. Darauf wurden dem Fremden mit ſeinem eigenen Tuche die Hände gebunden, der Hausknecht umſchlang ihn mit beiden Armen und der Beamte machte ſich auf den Weg nach der Vorſtadt.

Er fürchtete, der Wagen habe ſeitswärts eingelenkt; bald aber ſah er ihn an der Mauer des erſten Hauſes halten. Er ſchlich näher, bemerkte die Thür des Wagens offen ſtehen und einige Schritte dieſſeits eine kleine Geſtalt in einen Mantel gehüllt, die ihm entgegen zu ſehen ſchien. — „Sind Sie es, werther Freund?“ fragte die Geſtalt, als er nicht mehr fern war, mit zarter, ängſtlicher Stimme. — „Alles iſt gut gegangen!“ rief der Beamte flüſternd. Hüpfend wie ein Vogel eilte die Geſtalt auf ihn her und ſtreckte die Hand aus, um ihn eilig mit ſich fort nach dem Wagen zu führen. Aber als träte ihr eine Leiche entgegen, ſtarrte ſie plötzlich zurück und konnte kein Wort hervor bringen.

29.

„Fürchten Sie nichts, junger Mann!“ ſagte der Beamte. „Steigen Sie mit mir in den Wagen, wir fahren nach der Stadt zurück. Ihre Jugend läßt mich hoffen, daß Sie unſchuldig ſind; es wird ſich bald zeigen, welche Abſichten der Böſewicht mit Ihnen gehabt hat.“ — „O Gott, ich bin verloren!“ wimmerte der junge Mann und rang die Hände; „hätte mich doch die Kugel getroffen!“ — Das zurück gebliebene Paar war bald erreicht. Der Beamte ſetzte ſich mit dem Fremden und dem jungen Mann in den Wagen, der Hausknecht ſtieg wieder hinten auf und in einer Viertelſtunde war das Haus in der Kralowna Uliee erreicht.

Ein neues Schrecken für den Gebundenen, da er die Geräthſchaften aus der Schublade ſeines Schreibtiſches in den Händen des Gerichts-Dieners erblickte. Er hatte ſie noch ſchnell vor ſeiner Abreiſe holen wollen, aber die Menſchen, die vor dem Hauſe, da der Diebſtahl laut geworden, ſich verſammelt, die unruhige Bewegung im Hauſe ſelbſt, die auf ein ſeltſames Ereigniß zu deuten ſchien, hatten ihn mit ängſtlicher Ahnung geſchreckt, und in dieſer Bangigkeit beſchloß er, ſie lieber im Stiche zu laſſen.

Der Beamte nahm Alles in Beſchlag und ließ dem Präſidenten den ganzen Vorgang berichten. Dieſer, der neben einigen andern Gäſten ſeinen Schwager bei ſich hatte, war neugierig, die beiden Eingezogenen zu ſehen, und gab Befehl, ſie in dem Wagen, worin ſie ergriffen worden, ihm noch dieſen Abend zuzuführen. — Es geſchah. Der Gebundene ſaß ſchweigend und in ſich gekehrt, der junge Menſch aber ſchien vor Angſt zu vergehen. Jener wurde zuerſt hinauf geführt und trat mit der Gleichgültigkeit einer verſtummenden Verzweiflung in den Saal.

„Herr Linkowsky!“ rief der Präſident, und alle Anweſenden ſtanden in ſtaunender Spannung da. — Wenige Augenblicke nachher erſchien der junge Menſch, kaum fähig, ſich auf den Füßen zu erhalten. Er ſenkte den Kopf zur Erde und hielt das Geſicht mit beiden Händen bedeckt; nur mit Anſtrengung konnte ſie der Beamte entfernen; zwei ſeelenvolle Augen und jugendlich blühende Wangen überraſchten die Verſammlung. — „Julie!“ ſchrie des Präſidenten Schwager mit der Stimme des Entſetzens und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Unglückſeliges Kind!“ Die Beſinnung ſchwand ihm und ohnmächtig ſank er auf einen Seſſel.

30.

„Kehrſt du wieder, holde Sonne,
Mit dem warmen Segenslicht?
Labſt du jedes Herz mit Wonne,
Dieſes, ach! erquickſt du nicht.

Enden laß mich, laß mich ſcheiden,
Und verſchlummern meinen Schmerz;
Hin ſind dieſes Lebens Freuden,
Und geſpalten liegt mein Herz!“

Ich gebe in dieſen beiden Strophen die unvollkommene Ueberſetzung eines italieniſchen Liedes, welches am andern Morgen, da ich im Hauſe des alten Herrn erwacht war, im nächſten Zimmer ertönend, mich ſeltſam überraſchte.

Wir waren am Abend vorher bis weit über die Mitternacht hinaus beiſammen geblieben; mit geſchäftiger Freude hatte mir der Präſident die Ereigniſſe erzählt, welchen ich meine Befreiung verdankte, und ſo oft ſein Gedächtniß einen kleinen Umſtand aus der Acht ließ, fiel ihm ſein Schwager mit erläuternden Bemerkungen in's Wort und ſuchte dem Berichte ſeine vollſtändige Rundung zu geben. Da aber die Stunde der Trennung heran gerückt, erklärte mir der alte Herr, er würde mich in keinem Fall von ſich laſſen: ein Zimmer ſey bereits in ſeiner Wohnung für mich eingerichtet, ich müßte ſchon dieſe Nacht unter ſeinem Dache zubringen und morgen mit dem Früheſten ſollte mein Koffer aus dem Gaſthofe herbeigeſchafft werden.

31.

„Nun, werther Freund!“ begann der alte Herr — nachdem er mich zum Frühſtück hatte rufen laſſen und reichte mir eine koſtbare Meerſchaum-Pfeife — „für's Erſte nehmen Sie hin und leiſten Sie mir Geſellſchaft — wie der Rauch ſich vermiſcht, ſollen ſich auch unſere Gedanken und unſere Gemüther mit einander vereinigen, damit eine rechte Herzens-Eintracht daraus werde, wie ſie in den alten patriarchaliſchen Zeiten zwiſchen Hausherrn und Gaſt Mode geweſen. Es iſt

Digitized by Google

ein theurer Kopf, ein Geſchenk von meinem verſtorbenen Bruder — er hat mir die Hölle gedroht, wenn ich jemals einen Menſchen daraus rauchen laſſe, dem ich nicht von Grund der Seele gewogen wäre. Alſo friſch angeſteckt — und dann ſagen Sie mir, wie Sie geſchlafen haben; denn im Fall Sie ſich nicht etwa mit einem garſtigen Traume herum getummelt, ſo mein' ich, war von meiner Seite für einen ſanften Schlaf Alles beſorgt, was ſich beſorgen läßt." — „Ohne Zweifel!" erwiederte ich. „Was aber die garſtigen Träume betrifft, ſo hat Ihre Vermuthung den rechten Punkt berührt. Ich habe in der That faſt die ganze Nacht hindurch mit Dieben zu thun gehabt, Entführungen mit anſehen müſſen und Piſtolen losbrennen gehört." — „Ja, ja!" ſagte der alte Herr; „was bei Tage in der Wirklichkeit vorgefallen, das ſchneidert die Phantaſey des Nachts, wo ſie ohne Vormund iſt, nach ihrer eigenen Weiſe zu und bringt Einen muthwillig in Schweiß. So können Sie ſich leicht vorſtellen, was ich vorige Nacht für Tänze gehabt habe, da mir die ganze Schreckensgeſchichte noch friſch in der Seele haftete. Es war kaum zum Aushalten: wohl ſechs Mal hinter einander ſah ich meine Tochter in einen tiefen Abgrund ſich hinein ſtürzen und konnte kein Glied am Leibe rühren, um ſie zurück zu reißen; nicht einen Laut konnte ich von mir geben, als ſchnürte mir ein Würge-Engel die Kehle zu — ordentlich matt und abgejagt ſtand ich am Morgen auf, und wenn mir Einer an meinem Hochzeitstage meinen Brautring muthwillig vom Finger gezogen und mit einem Hammer zerſplittert hätte, ich könnte ihm bei aller Galle ſo einen Traum nicht auf den Hals wünſchen!" — „Ey nun, edler Herr!" entgegnete ich; „wir wollen freudig unſere Hände zum Himmel erheben und ihm danken, daß die entſetzliche Gewitterwolke glücklicher Weiſe ſich unſchädlich in kalten Schlägen geleert hat. Ich für mein Theil — hören Sie, es iſt eine ganz beſondere Seligkeit, nach ſo einer Zeit der Einkerkerung ſich behaglich dem Bewußtſeyn der wiedererlangten Freiheit hingeben zu können, und ſtatt mit dem Himmel zu rechten, daß er mich in eine bedenkliche Geſchichte hat verwickeln laſſen, will ich vielmehr erkenntlich ſeine Vaterliebe preiſen — fünf Tage der Gefangenſchaft reichen hin, allen andern Schmerzen, mit welchen das Schickſal vielleicht künftig mich heimſucht, ihre Stacheln zu nehmen. Aber Ihre Tochter, Herr, haben Sie doch ſchon geſprochen und ihr mit väterlicher Liebe verziehen?" — „Verziehen?" ſagte er — „man ſieht's, daß Sie noch mit Kindern wenig Beſcheid wiſſen. Nein, ſo geſchwind darf auf den Fehltritt die Verzeihung nicht folgen; ſonſt ſticht ſie der Leichtſinn in der nächſten Woche wieder und man bleibt keinen Augenblick ſeiner Ruhe ſicher. Erſt ſoll ſie jammern und büßen lernen, ſoll ein Paar Wochen auf Quarantaine liegen, bis ſich dann endlich ſo eine Gelegenheit findet, wo der zürnende Vater ſich zur Gnade herab läßt und über ein reuiges Verſprechen der Beſſerung ſeinen gerechten Unwillen bei Seite legt. Herr des Himmels, ich kann es nicht vergeſſen, und wenn ſich der Gedanke in ſeiner ganzen Entſetzlichkeit wieder vor mich hinſtellt, ſo könnt' ich —. Hat einen Vater, wie kein zweites Mädchen in Prag — einen Vater, der keinen andern Gedanken hat, als ſeine einzige Tochter, keinen andern Zweck ſeines Lebens, als das Glück des ihrigen, der ſie liebt, wie ſeinen Augapfel, der keinen Wunſch von weitem in ihr aufſteigen ſah, daß er nicht augenblicklich hinlief und ihr verſchaffte, was ihr Herz begehrte — einen Vater, welchem der unerbittliche Tod ein geliebtes Weib und einen Sohn von der Seite geriſſen und dem nun auf Gottes weiter Erde nichts geblieben, als dieſe einzige Tochter, auf deren geliebtes Haupt er alle ſeine geſcheiterten Hoffnungen übergetragen — und will mich nun leichtſinnig verlaſſen, und ſetzt ſich bei Nacht und Nebel mit dem Schurken in den Wagen, um ſich ihrem Italiener in die Arme zu werfen, einem liederlichen Abentheurer, vor deſſen heilloſem Fuß der Himmel die Schwelle jedes redlichen Deutſchen behüthen möge! Ich legte mich ruhig jeden Abend nieder, und ſann auf einen braven jungen Mann, dem ich mein Kleinod einmal vor dem Altare übergeben wollte; glaubte, ſie hätte den ausländiſchen Wicht ſchon längſt aus ihrem Herzen geworfen, und nenne in ihrem Gebet keinen andern Namen als ihren Vater, deſſen einſamer Herbſt durch die Roſen ihres Angeſichts wieder angefangen hat zu blühen. — O lieber Herr, es iſt entſetzlich hart, die Liebe ſeines einzigen Kindes mit einem Taugenichts theilen zu müſſen!"

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

„Herr N. iſt ein Narr; ich ſage es und er beweiſt es!" ſagte Duclos von einem eingebildeten Duns.

Die Frömmler wollen nicht für Heuchler gelten. Warum vermeiden ſie aber nicht den Schein der Heuchelei? Heuchelei ſoll man nicht einmal heucheln.

„Wohl dem", ſagt Montaigne, „welcher rückwärts aus dem Leben gehen kann!" Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Die fortwährende Hoftrauer beſchränkte die Carnevals-Feſtlichkeiten, vorzüglich in den Zirkeln des Adels. Jedoch machte dort am Schluſſe der feſtlichen Zeit ein großer Maskenball bei dem engliſchen Geſandten viel Aufſehen, der Alles, was man von derlei Dingen in neuerer Zeit bei uns geſehen, an Glanz und Pracht übertraf. Walter Scott, der auch hier der gefeierte Schriftſteller des Tages iſt, ſoll bei der Wahl des

reichen Coſtüms vorzugsweiſe benutzt worden ſeyn; nächſtdem diente ein Roman von de la Motte Fouqué u. ſ. w. Sonſt geht es, beſonders an öffentlichen Orten, luſtig genug her. Wollen wir dieſes Treiben näher betrachten, ſo nehmen wir uns an einem der letzten Faſchingstage den nächſten beſten Miethwagen und fahren von Tanzſaal zu Tanzſaal; der grauende Morgen wird uns noch in voller Beſchäftigung finden, und wir werden doch nicht Alles geſehen haben, was zu ſehen iſt. Das Merkwürdigſte ſoll uns jedoch nicht entgehen, und ſo kommen wir zuerſt in die Leopoldſtadt zum „Sperl“, einem der beliebteſten Unterhaltungs-Oerter Wien's, wohin vorzüglich zur Sommerszeit, des dabei befindlichen räumigen Gartens wegen, eine große Menſchenmaſſe zu wallfahren pflegt. Die gläſernen Flügelthüren ſpringen auf, ein stattlicher Portier empfängt uns, wir hören bei der Kaſſe, daß heute ein Geſellſchafts-Ball ſey, jedoch iſt man nicht ſo unartig, uns deswegen den Eintritt zu verweigern, wenn wir nur die Karten löſen. Ueber mehrere, mit grünen Tüchern zierlich belegte, mit Blumen geſchmückte Stufen gelangen wir zuerſt in das wohlangebrachte und geordnete Garderoben-Zimmer. Rechts treten wir nun in den ſchon beleuchteten ziemlich großen Saal. Es iſt gerade eine Pauſe eingetreten; man promenirt, und wir bemerken jetzt erſt, daß wir keineswegs ballmäßig gekleidet ſeyen, denn ringsumher ſehen wir nur Tag und Nacht, ſchwarz und weiß, wogegen unſere lichten Pantalons und blauen Fracks gewaltig abſtechen. Zum Glück hält man nicht eben ſtreng auf Etikette — Niemand ſcheint dieſen Uebelſtand zu bemerken, ja, wir ſtoßen bald genug auf Mitſchuldige, die es ſich noch bequemer machen und in Mänteln und Caputs umher ſchweifen. D'rum betrachten wir uns nur getroſt einſtweilen das Lokal, bis der Tanz wieder beginnt. Gegen zehn Lüſtres, von zahlreichen Wandſpiegeln reflektirt, verbreiten eine blendende Helle; weiche Ottomanen, mit weißem Mouſſelin bedeckt, laden die Müden an den Wänden umher zur Ruhe ein; im Hintergrunde erhebt ſich ein zahlreiches und fertiges Orcheſter; rechts und links ſind die Speiſe-Zimmer recht glücklich angebracht; ſelbſt der blanke Parketboden erhebt die Eleganz und Nettigkeit des Ganzen. Vorn, in einer Ecke, bemerken wir ein Transparent, das den Tanzenden immer mit buntbrennenden Buchſtaben den nächſtfolgenden Tanz verkündet. Jetzt eben glänzt uns das Wort „Cotillon“ entgegen, man ſtimmt die Inſtrumente, Alles ſtrömt zuſammen und die rauſchende Muſik giebt das Zeichen zum Anfang. Welch ein Gewühl! Jung und Alt, hübſch und häßlich im bewegteſten Gemiſch. Bald verräth uns auch hie und da eine Stockung, eine Trennung, ein Mißlingen der Figuren, die ermahnende und ſtrafende Stimme des Vortänzers, daß gar Mancher von der „Geſellſchaft“ hier den erſten Cotillon in ſeinem Leben tanze, und der Umſtand, den wir nicht überſehen dürfen, daß nämlich der folgende Walzer viel zahlreichere Theilnehmer zählt, bezeichnet uns immer deutlicher die Claſſe von Menſchen, unter welcher wir uns jetzt befinden. Es ſind nämlich Leute aus dem wohlhabenderen Bürgerſtand, meiſtens Bekannte und „von dem nämlichen Grunde“, wie man zu ſagen pflegt, deren jüngerer Theil nicht ohne Geſchick, aber demungeachtet zuweilen aus der Rolle fallend, dasjenige nachahmt, was Dieſer oder Jener aus ſeiner Mitte zufällig in höhern Kreiſen beobachtet und mit ſich zurück gebracht hat. Der ältere Theil hingegen, dem es zu unbequem iſt, ſich jetzt noch fremde Formen an zu eignen, giebt ſich, wie er iſt, ungeſchminkt und ungeziert, und muß ſich deswegen nicht ſelten einen mißbilligenden oder ſtrafenden Blick von ſeinen zärtern Sprößlingen gefallen laſſen. — Aber es iſt ſchon Eilf, wir dürfen nicht verweilen; überdieß behagt es uns auch nicht länger in einem Kreiſe, wo Manier und Maske nicht eben die gewandteſten Honneurs machen. Zurück alſo in den Wagen, der, eh' wie es uns verſehen, ſchon wieder, und zwar in einem ganz entgegengeſetzten Theile hält. Hier geht's lebendiger zu. Luſtige Ländler ſchallen uns entgegen, dazwiſchen fröhliches Geſumme, lautes Gelächter. Wir befinden uns in einer der entfernteſten Vorſtädte, im Schottenfelde, nahe an dem berüchtigten Lerchenfelde. Der Gaſthof, der uns aufnimmt, heißt „zum Schaf“ und iſt in ſeiner Art berühmt genug. Heute Morgens ſchon fielen uns die prunkenden Einladungen an allen Ecken der Straßen auf, und jetzt überzeugen wir uns ſelbſt von dem, was der Feſtgeber verſprochen. Wir gelangen in einen nicht unräumigen, aber überfüllten Saal; die Dekoration iſt ſchwerfälliger, die Erleuchtung keineswegs ſo glänzend als bei'm Sperl; aber am deutlichſten wird uns der Unterſchied bei den Tanzenden ſelbſt. Da findet ſich keine Spur von dem gezwungenen Anſtande, der uns noch vor Kurzem verſcheucht; Niemand ſcheut ſich, luſtig zu ſeyn; die Burſchen ſchwingen ihre Mädels nach der „beliebten Melodie“ (wie der Zettel verkündet): „Dreh' dich Nannerl!“ — und Nannerl dreht ſich auch, daß ihr die Wangen glühen und der Athem verſagt. Ein flinker Kriegsmann erſcheint hier als Vortänzer und ſind ſeine Touren auch nicht regelmäßig, ſo ſieht man's doch den freudeſtrahlenden Augen an, daß ſeine Beine nicht bezahlt ſeyen, ſondern mit dem Herzen gleichen Schritt halten. Daneben klirren Gläſer, klappern Schüſſeln, hier und da erhebt ſich wohl auch ſchon eine begeiſterte Stimme laut jubelnd und ſingend, indeſſen bei'm jungen Wein alte kräftige Männer und Weiber an den Tiſchen umher im vertraulichen Geſpräche ſitzen, der Zeiten gedenkend, wo ſie gleich ihren Kindern, vielleicht in demſelben Saale, ſich ergötzten. — Doch Mitternacht naht heran, die Muſik ſchweigt, die ſogenannte „Raſtſtunde“ tritt ein, wo die unermüdlichen Fiedler ſich erquicken und auch die Tanzenden ihre verlaſſenen Plätze, von halbgeleerten Flaſchen und Gläſern bezeichnet, wieder aufſuchen. Wir benutzen dieſen Stillſtand, um unſere Reiſe fort zu ſetzen. Dießmal wird die Station nicht zu weit ſeyn; ganz in der Nachbarſchaft erblicken wir ein feſtlich erleuchtetes Gebäude, zahlreiche Wagen davor und Schaaren von Neugierigen, die den anlockenden Tönen zuhorchen. „Apollo“ winkt uns von weitem entgegen, und die fremden Gäſte in unſerer Geſellſchaft erinnern ſich nun an dieſes ſein Faſchingsquartier, welches bekanntlich Schikaneder in mehreren ſeiner Stücke verewigte. Aber Apollo hat auch hier, wie in der neueſten Dichterwelt, ſich ſelbſt überlebt; ſein Heſperiden-Hain, der einſt, mitten im rauheſten Winter, ganz Wien unter blühende Orangenbäume, duftende Frühlingsblumen und plätſchernde Fontainen verſetzte, iſt verſchwunden, und die kahlen Wände ſcheinen um ihre verlorene Zierde zu trauern, die ihnen kein Jahr wiederbringt. Wie aber einem berühmten Manne der Name bleibt, den er ſich erworben, wenn gleich die Thatkraft dahin iſt und er als ſein eigener trauriger Schatten umher wandelt, ſo hat auch das Wort „Apollo-Saal“ noch immer einen eigenen Reiz für den Wiener, und wenigſtens einmal im Winter wird er es nicht unterlaſſen, dieſen ſeinen einſtigen Lieblingsort auch jetzt noch zu beſuchen. Eben deswegen zeigt ſich uns hier ein ſehr gemiſchtes Publikum, wo ſich Jeder nach ſeiner Art und Neigung bewegt, die oft im geraden Widerſpruch mit der ſeines Nachbars ſteht; daher auch dieſe merkliche Abſonderung und Trennung der verſchiedenen Stände, welche uns um ſo mehr auffällt, je ſichtbarer ſie gegen den einförmigen Einklang des „Geſellſchafts-Balles“ und gegen das luſtige Zuſammenhalten des eben verlaſſenen Völkchens abſticht. Getanzt wird wenig, meiſtens nur von der niedern Claſſe; die höhere ergötzt ſich mit dem Zuſchauen oder mit Promeniren. Nachdem wir von dieſen, für uns nicht eben erfreulichen Ueberreſten das Beſte verkoſtet haben, ſagen wir auch ihnen Lebewohl und rüſten uns zur weitern Fahrt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Bemerker Nr. 9.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker.

No. 9. 1826.

Beilage zum 42ſten Blatte des Geſellſchafters.

Die luſtigen Weiber von Windſor. *)

Wenn auch die Sage unbegründet iſt, daß die Königin Eliſabeth den Dichter aufgefordert, Falſtaff einmal verliebt zu zeigen, und dies „die luſtigen Weiber von Windſor“ in's Leben gerufen habe, ſo ſcheint es doch nicht unwahrſcheinlich, daß eine ähnliche äußere Veranlaſſung Shakſpeare zur Dichtung dieſes Luſtſpiels bewogen. Ein verliebter Falſtaff war eine abſolute Unmöglichkeit, ohne den Charakter in ſeinem innerſten Bau umzudrehen. Mag nun aber, von wem es will, der Gedanke ausgegangen ſeyn, Shakſpeare hat ihm die luſtigſte Wendung zu geben gewußt, er hat den echten alten Falſtaff hingeſtellt, aber in ſo neuer koſtbarer Faſſung, daß dies ſonderbare Juweel der komiſchen Poeſie ein neues Luſtre gewinnt.

Jene Sage über die zufällige und äußere Entſtehung des Luſtſpiels veranlaßt Viele zu der Meinung, als ſey es von minderem Werthe, eine Meinung, welche bei'm erſten Anblick gerechtfertigt erſcheint. Es iſt aber nur der Reichthum, der bei ein- ja bei mehrmaligem Leſen noch immer nicht gehörigen Raum findet, ſich zu entfalten, um die Schönheit und große Kunſt der Anlage zu überſehen. Der Laie theilt jene erſte Anſicht mit den unterrichtetſten Kennern des Shakſpeare; bei immer genauerer Bekanntſchaft mit dem Stücke muß indeſſen bei Allen die lautere Anerkennung nachkommen.

Dieſer Reichthum iſt doppelter Art, der der Intrigue und der Charaktere.

Ich glaube den Ausſpruch wagen zu dürfen, daß es kein Shakſpeareſches Stück giebt, in welchem eine größere Mannigfaltigkeit der Intriguen und ein luſtigeres Verknüpfen derſelben, als in den „luſtigen Weibern“, ſtatt findet. Daß der witzige Falſtaff betrogen werden ſolle (und das mußte er, ſobald es galt, ihn als Liebhaber zu zeigen), ſchien dem Dichter an und für ſich und allein kein würdiges Thema. Er zauberte eine ganze Welt luſtiger und wahrhafter Geſtalten, welche mit betrügen und mit betrogen werden, um den alten John zu entſchädigen. Es könnte man das ganze Luſtſpiel noch einmal betiteln:

Alles wird geprellt

Aber aus feiner Prellerei werden die Preller und die Geprellten ſo froh und munter ſcheiden als hier. Es iſt durch und durch Scherz; wer etwas ernſter gelitten, bekommt Erſatz, Alles wird vergeſſen und vergeben und das Stück ſchließt mit der Ausſicht auf ein behagliches Abendeſſen, an dem Betrüger und Betrogene in luſtiger Gemeinſchaft verſöhnt Theil nehmen werden.

Bei dieſem großen Reichthum an Intriguen dürfte es aber bei uns, wo das Luſtſpiel noch weniger Eingang gefunden, nicht fruchtlos ſeyn, die Verzweigungen derſelben aus dem bunten Geflecht einmal herauszuheben.

1.

Oben an ſteht Falſtaff. Sein Beutel iſt ſchmal, ſein Gewiſſen immer weiter geworden. Er ſelbſt iſt Wilddieb und drückt das Auge zu, wenn ſeine Leute den Gewinn aus ihren andern Diebereien mit ihm theilen. Da alles dies aber nicht mehr anſchlagen will, ſpinnt er, auf ſeine ehemalige Liebenswürdigkeit und hohen Stand ſich verlaſſend, eine Liebſchaft mit zwei reichen Bürgerfrauen, Frau Fluth und Frau Page, an, um ſie zu ſeinen Schatzkammern zu machen. Beide Frauen, an ſich ehrbar und munter, werden noch mehr gegen den Ritter empört, als ſie erfahren, daß er ſie beiderſeits auf dieſelbe plumpe Weiſe hintergehen will, und beſchließen, ihn empfindlich für ſeine Frechheit zu ſtrafen. Beide machen ihm deshalb Hoffnung, und er wird zu einem dreimaligen Rendezvous bei Frau Fluth, zuletzt im Walde eingeladen, und alle drei Mal auf verſchiedene und die ergötzlichſte Art gezüchtigt, bis er bei'm dritten Male, wo auch die, beide erſten Male davon ununterrichteten Männer, kräftig mitgeſpielt haben, gewahr wird, wie er nicht betrogen hat, ſondern betrogen worden.

2.

Eng mit dieſer Intrigue: „den Verſucher zu züchtigen“, iſt die zweite verbunden: „den überaus eiferſüchtigen Ehemann der Frau Fluth von ſeiner Eiferſucht zu heilen.“ Fluth vergrößert ſeine Qual, indem er, um ſeiner Sache gewiß zu werden, Falſtaff, verkleidet als ein Herr Bach, ſelbſt auffordert, zu ſeiner Frau zu gehen; zu ſeiner unendlichen Pein erfährt er jedesmal nachher, wie Falſtaff, obgleich er ihn nicht gefunden, doch dageweſen und wie er durch die Argliſt der Frau hinaus geſchafft worden. Seine Leidenſchaft nimmt die Geſtalt der Tollheit an, und jemehr er gewüthet hat, um ſo größer wird ſeine Beſchämung, als er nachher deren reine Tugend kennen lernt, und einſieht, wie er in dem verfänglichen Spiele, das er veranlaßt, ſelbſt den Spielball abgegeben.

3.

Irländer, Schotten, Walliſer und Franzoſen waren von je die Nationen, über deren Eigenthümlichkeiten, zumal der Sprache, der Engländer gern auf der Bühne lachte. Hier ſehen wir einen franzöſiſchen Doctor Cajus und den Walliſer Caplan Ehrn Hugh mehr oder minder in das Spiel der Hauptintrigue verflochten. Darüber in Streit gerathend fordern beide hitzige und feſte Männer ſich heraus. Beide aber werden von dem luſtigen Wirthe, der lieber ſehen will, wie ſie unſeres lieben Gottes reines Engliſch radebrechen, als ſich die Köpfe zer-

*) Dieſes joviale Luſtſpiel Shakſpeare's wird, nachdem es ſeit Menſchengedenken von den deutſchen Theatern verſchwunden, auf der Königlichen Bühne binnen Kurzem wieder erſcheinen. Es iſt ein Luſtſpiel, welches (wäre es auch nur um deswillen, weil hier der dem Deutſchen urſprünglich ſo nah verwandte Charakter des Engländers in ſeiner ganzen humoriſtiſchen Kraftfülle erſcheint) die ernſte Theilnahme unſeres mit dem Geiſte des Britten vertrauten Publikums verdient. Bei den vielen Erſcheinungen, welche mehr oder minder vorüber fliegen, iſt es indeſſen wohl nicht außer der Zeit, durch einige Bemerkungen über den Inhalt die Aufmerkſamkeit auf dies reiche Drama anzuregen. Das Intereſſe kann ſich bei gehaltvollen Stücken dieſer Art durch die genauere Kenntniß des Inhalts nur vermehren.

Digitized by Google

brechen, betrogen, indem er ſie zum Duell an verſchiedene Orte beſtellt. Beider Wuth und Rodomontaden, als Jeder glaubt, daß der Gegner ſich aus Feigheit nicht geſtellt habe, und wie Jedem der Kamm des Muthes in Falſtaffiſcher Gradation ſchwillt, dieſe Ausbrüche gehören zu den charakteriſtiſchen Partieen des Luſtſpiels.

4.

Aber beide Betrogene, Gallia und Wallia, Frankreich und Wales, vereinigen ſich, um dem Betrüger, dem Wirthe, wieder einen Poſſen zu ſpielen. Dieſer Theil des Stückes iſt im Original am ſchwächſten angedeutet. Der Darſtellung halber war es daher die Aufgabe des Bearbeiters, ihn mehr herauszuheben. Unter Mitwirkung des Arztes und Caplans wird der engliſche Wirth zum Hoſenbandt durch deutſche Gauner um ſeine Pferde betrogen, jedoch nachher entſchädigt durch einen neuen Betrüger.

5.

Die wahre Liebesgeſchichte iſt endlich der unerſchöpfliche Fond gegenſeitiger Prellereien. Um die liebliche Anna Page werben drei Freier:

a) der verſchämte Herr Schmächtig, unterſtützt von ſeinem Oheim Schaal, ſeinem Diener Simpel, dem Vater des Mädchens und dem Caplan Muß;

b) der Dr. Cajus, den die Mutter und ſein Diener Hans Rugby unterſtützt;

c) endlich der junge Fenton, von Niemand als Annen ſelbſt, dem Wirthe und der Frau Hurtig, welche allen drei Freiwerbern Dienſte thut, begünſtigt.

a und b ſind einig, Fenton die Braut nicht zu laſſen. Die Partei des jungen Schmächtig, angeführt vom alten Page, will aber, des Hausfriedens wegen, die franzöſiſche Partei der Frau Page übervortheilen, während dieſe Pläne ſpinnt, die Tochter dem Doctor in die Arme zu führen. Beide Eheleute triumphiren im Siegesvertrauen gegen einander, da ſtürzen der geprellte Schmächtig und der geprellte Doctor herbei, und der junge Fenton, der Beide glücklich um die Braut betrogen hat, kehrt an deren Hand zurück, um den Segen der Eltern zu erhalten.

Der alte John richtet ſich in dieſem fröhlichen Schlußgemälde wieder auf und findet für ſeinen Schaden den Troſt darin, daß Frau Page, welche am übermüthigſten gegen ihn verfahren, auch ihr Theil abbekommen, ſo daß in dem ganzen Kreiſe Niemand iſt, der ihn, ohne Gleiches zu fürchten, verſpotten kann. So ſchließt das Stück mit der ſchönſten poetiſchen Gerechtigkeit, mit allgemeiner Fröhlichkeit und Verſöhnung.

So klar dieſe Verbindung der verſchiedenen Intriguen in der Idee iſt, ſo läßt ſich nicht leugnen, daß der äußere Zuſammenhang hie und da locker erſcheinen möchte. Shakſpeare hat dem abgeholfen durch den üppig und leicht überall ausſchießenden Humor und durch die lebendige Converſation. Kein Stück iſt mehr als dieſes in ſeinen Einzelheiten dem wirklichen Leben entnommen. Daher erfordert es aber auch ein ganz beſonders raſches und munteres Zuſammenſpiel. Scenen, wie im dritten und vierten Akt die Korb-, Frauenrock- und andere Auftritte können nicht untergehen. Ihre draſtiſch-komiſche Kraft hält ſie durch ſich ſelbſt, wie ſie denn in London auch bei der ſchlechteſten Aufführung jedesmal das Haus füllen — mit Zuſchauern und lautem Jubel! Allein wenn das Luſtſpiel in ſeiner Totalität den Eindruck machen ſoll, den ſein innerer Gehalt bedingt, ſo iſt es nicht genügend, daß jeder einzelne Darſteller ſeine Rolle meiſterhaft durchführt, er muß noch mehr thun, ſich ſelbſt vergeſſen, um die Rundung und Harmonie dem Ganzen zu verſchaffen.

So dürfte allen Mitſpielenden eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit in den erſten Scenen des erſten Aktes anzuempfehlen ſeyn. Sie ſind gewürzt durch das zarteſte Spiel der Laune. Werden ſie aber nicht launig aufgefaßt, wechſelt hier nicht der Dialog, ſo raſch es auf einer deutſchen Bühne möglich iſt, ſo verflüchtigt ſich das Leben, und die lieblichſten und feinſten Scenen, welche Shakſpeare je in dieſer Art dichtete, ſtehen todt und müſſig da. Namentlich entfaltet ſich hier der Charakter des Schmächtig. Dieſer ſchmächtige und ſchmachtende Liebhaber, der Alles, aber immer zur ungelegenen Zeit iſt, gehört zu den Partien des Luſtſpiels, derentwillen allein es zu den genialſten Productionen des Britten gezählt werden muß. So klein ſeine Rolle iſt, ſo bedeutend ſteht er da. Niemals, wenn es gilt, auf der Stelle, hat er den Muth, muthig aufzutreten, wenn er beſcheiden ſeyn muß. Immer wünſchend, daß ſein Oheim für ihn ſprechen möge, wo er nur ſprechen kann, fällt er ihm in's Wort, wo es ihn nichts angeht. So beginnt er ſeine Weisheit auszukramen, indem er, als Schaal zufällig einen ſeiner Titel anführt, ſogleich wie ein Uhrwerk einfällt und alle nach der Reihe herbetet, wie er ſie irgendwo geleſen. Wenn er von der Liebe reden ſoll, ſpricht er von Geld und Vernunft; in der köſtlichen Freiwerber-Scene vergeht ihm der Muth, und er glaubt der reizenden Anna keinen beſſern Beweis von der Exiſtenz derſelben geben zu können, als wenn er erzählt, wie er ſich vor den Bären nicht fürchte. Darüber kommt es denn natürlich zu keiner Erklärung, wie er denn auch mit ſich ſelbſt noch nicht im Reinen iſt, indem er eine weiſe Frau befragen läßt, ob er die Schöne liebe oder nicht? Dagegen ſeufzt er bei jeder Gelegenheit, wo es nicht hingehört: „O du ſüße Miß Anna Page!“ Mit ſeinen Redensarten iſt er immer brouillirt und wenn er zuletzt einen Poſtillon ſtatt der ſüßen Miß Anna Page entführt, ſo ſetzt dies das beſte Siegel auf ſeinen Charakter.

Die ganze Anlage des Stücks bringt es mit ſich, daß kein einziger, die Andern niederſchlagender Haupt-Charakter hervortritt, wohingegen faſt jede Geſtalt von Bedeutung iſt und ihr charakteriſtiſches Intereſſe hat. Auch hier bewährt ſich der Dichter, der mit Umſicht ein Kunſtwerk ſchaffen wollen und ſich nicht begnügte, die einzelnen Schwänke loſe an einander zu reihen. Ueberall begegnen uns Contraſte und Abſtufungen der ergötzlichſten Art, deren pſychologiſche Feinheit aber freilich nicht auf den erſten Blick hervor tritt.

Falſtaff iſt, wie wir geſehen, ſchon etwas herunter gekommen, aber doch immer noch Falſtaff. Es wird übel mit ihm umgeſprungen, aber er tritt als (ſcil. Luſtſpiel-) Sieger hervor, und ich weiß nicht, ob nicht allen Freunden des alten John ſeine ſchnöde Abdankung zu Ende des zweiten Theils von „Heinrich IV.“ beleidigender dünken muß, als wenn hier dem Geprellten ein Licht aufgeht und er Alle, die ihn verhöhnten, mit ſich gleich geſtellt erblickt. Uebrigens hat die Rolle ſo glänzende Partien, wie nur eine in „Heinrich IV.“, z. B. die Erzählung vom Waſſerwurf; ja ſie erſcheint glänzender als in beiden Theilen des hiſtoriſchen Stücks, da Falſtaff hier beſtändig die Perſon iſt, um welche ſich Alles dreht. In dem ſo decent gehaltenen Rendezvous kehrt er den Hofmann und Cavalier ſeiner Zeit nach außen (es iſt die einzige Seite, mit der er hier unter ſchlichten Bürgern beſtechen zu können glaubt), und wir können hoffen, unſern Devrient als alten John in neuem Glanz zu erblicken.

Sein Anhang: Bardolph, Piſtol, Nym (der Corporal und Humoriſt) und der kleine Robin haben an Inſolenz mit der Beutelſchwäche ihres Herrn zugenommen, und ſchließen damit, daß ſie ihren Herrn verlaſſen.

Dieſer genialen und ruchloſen Seite gegenüber zeigt ſich die perſonifizirte Gruppe der Schalheit in ſeltener Vollendung. Voran der Friedensrichter Schaal, ein feiner ſchaaler Mann, der gern für einen klugen, noch lieber aber für einen Mann gelten möchte, der in ſeiner Jugend auch einmal ruchlos geweſen. Er fühlt aber wohl, daß man es ihm nicht recht glaubt, wenn er in ſeiner etwas näſelnden, vielleicht auch zitternden

Digitized by Google

Sprache und in ſeinem immer bedächtigen Auftreten von der alten Zeit erzählt. Er läßt ſich daher einſchüchtern und be- gnügt ſich damit, wenn man ſeiner Autorität nicht zu nahe tritt. Ein Anklang von Gemüthlichkeit läßt ſich dem Alten nicht abſprechen.

Obgleich er nichts weniger als ein Lumen iſt, ſteht doch ſein Vetter Schmächtig an Verſtand tief unter ihm. Dem- nach iſt auch dieſer noch keine Carrikatur, und es darf nicht vergeſſen werden, daß Beide als Edelleute in dem Kreiſe von Bürgern auftreten. Wir ſprachen von ihm ſchon oben. Wenn Herr Rüthling mit derſelben Luſt an das Studium dieſes Cha- rakters geht, als an den des Rekruten aus Kreiß, kann ſein Schmächtig eine meiſterhafte Figur auf dem Theater werden.

Zu unterſt auf dieſer Stufenleiter ſteht Schmächtig's Die- ner Simpel. Die perſonificirte Albernheit. Er iſt wohl als Maske zu nehmen. Wir könnten ihn uns faſt als beſtändig mit offenem Munde ſtehend und gehend denken.

Die dritte Gruppe iſt wieder voll Leben und Kraft, der wälſche Pfaff und der franzöſiſche Doctor. Beide durchaus Con- traſt. Ehrn Mutz (engliſch Sir Hugh Evans) iſt eine kreuz- brave Seele, voll geſunden Menſchenverſtand und Jovialität. Er liebt Eſſen und Trinken, und ſeine Gemüthlichkeit und Ge- mächlichkeit hat wohl danach einen kleinen Anſtrich. Er pre- digt gern, aber nur über praktiſche Materien; breit wird er nur vermöge der Unbeholfenheit ſeines Dialekts. Sein wohl- wollender Charakter trägt nicht wenig zur Heiterkeit bei, welche das ganze Gemälde durchzieht, und dieſes fröhliche Colorit darf bei der Aufführung nicht durch den Dialekt verwiſcht werden.

Dr. Cajus ſcheint Portrait zu ſeyn. Ein feueriger, auf- fahrender Franzoſe, der nicht lange mit Redensarten ficht, im- mer gleich zur Handlung bereit. Der Degen ſcheint ihm an der Hand gewachſen. In ſeiner jähzornigen Heftigkeit im erſten Akte ſehen wir den ganzen Mann ſchon abgeſchildert. Er iſt Entſchluß, ehe noch ein Wort den Lippen entflieht. Dabei liebt er es nicht minder, als ſein Gegner Mutz, ſich den Leuten in ſeiner Mannhaftigkeit zu zeigen, und möchte gern den eigenen friedlichen Diener todtſtechen, um ſeine Fechtkünſte an den Tag zu legen. Shakſpeare, der ſich häufig über die damals neu aufgekommene Fechtkunſt luſtig macht, findet ſein Vergnügen darin, den Wälliſer und Franzoſen auf dieſe Art einander ge- genüber zu ſtellen. Cajus iſt übrigens ein ganzer Mann und darf nicht als ein Riccaut de la Marlinière leichtfüßig und ſchwadronirend aufgefaßt werden; eben ſo wenig darf vergeſſen werden, daß es ein feiner, vornehmer Mann iſt, der bei Hofe Zutritt hat. Schade, daß dieſer trefflich markirte Charakter ſich nach dem Duell verliert. Er mußte der Lachſucht John Bull's aufgeopfert werden.

Als Vertreter deſſen ſchließt ſich der genannten Gruppe der luſtige Wirth zum Hoſenbande an. Rund, ſtark, immer Wein- und Laune-voll foppt er die beiden Ausländer als ächter Engländer; er betrügt wohl, alles aber mit Wohl- wollen. Er iſt durchaus comfortable. Seine Perſon war bei Shakſpeare auf dem Wege zur Maske zu werden.

In der vierten Gruppe ſtehen zwei angeſehene Bürger Windſors. Meiſter Fließ (eine freiere Ueberſetzung für Mr. Ford aus Gründen des Wohlklangs), der vollendet hingeſtellte Charakter eines heftigen Mannes und Eiferſüchtigen, deſſen Wuth, ſo ernſthaft ſie gemeint iſt, und ſo wohl motivirt ſie ſcheint, in ihren Ausbrüchen, welche an ſich eine Tragödie zie- ren würden, mit den Hauptſtoff zum Luſtſpiel darbietet. Ford's Pathos wird durch eine ſeltene Kraft des Ausdrucks unter- ſtützt. Shakſpeare gab dieſe ſehr bedeutende Rolle ſeinem erſten tragiſchen Helden zu ſpielen.

Ihm gegenüber der durchaus vernünftige, edle Meiſter Page. Er bildet die Säule der Beſonnenheit in dem ver- wirrten Getriebe der Thorheit und Schelmerei. Er redet überall zum Guten und zur Verſöhnung, hat aber natürlich auch ſeinen Sparren im Eigenſinn, der gebrochen werden muß.

In Shakſpeare's Comödienzettel rangiren die Damen hin- ter den Herren; Verzeihung deshalb, wenn wir erſt jetzt in der fünften Gruppe die beiden luſtigen Frauen Frau Fließ und Frau Page aufführen. Der Name des Luſtſpiels bezeichnet ihren Charakter. Beide ſind anmuthige, ehrenwerthe Frauen, deren ſittlicher Charakter ſo feſt ſteht, daß ſie ſich ſchon einen Scherz erlauben können, der minder Ehrenwerthen verdacht werden möchte.

„Wie Weiber Ehrbarkeit und Scherz wohl paaren,
Soll er zu ſeinem Schmerz durch unſer Thun erfahren!“

ſind die eigenen Worte der Frau Page. Beide ſind treu, mun- ter, kräftige ſelbſtthätige Wächterinnen ihrer Ehre (was Ruf hieß, inſofern dies von der wahren Ehre unterſchieden bleibt, kannte man damals noch nicht in England), nur darin ver- ſchieden, daß Frau Fließ ſanfter und auch wohl etwas befan- gener auftritt (ſie möchte auch wohl als die jüngere gedacht werden), während Frau Page, eine Mutter, mit kühnerem Froh- ſinn bei Schmiedung und Ausführung der Pläne bethätigt iſt.

Sechstens das Liebespaar; ſo wenig es auf- und vortreten kann, charakteriſtiſch in ſeiner Lieblichkeit. Fenton iſt ein junger Edelmann, der mit Prinz Heinrich gelebt hat, daher voll Lebensgewandtheit, adliger Sitte und nicht ohne Gemüth. Miß Anna Page, eines der wenigen von der Poeſie geſchaffenen weiblichen Weſen, welche durch ein Paar Worte in holder An- muth hingeſtellt werden, daß man glaubt, ſie überall wieder zu erkennen. Trotz des Liebreizes der Unſchuld, welcher über ihre Erſcheinung ausgegoſſen iſt, nicht ohne die Schalkhaftigkeit des weiblichen Charakters, welche ſie ein Vergnügen darin finden läßt, den ſchmächtigen Pinſel fein aufzuziehen.

Siebentens endlich ſteht allein für ſich eine, wenn auch nicht böſe Sieben, doch eine Sieben, mit deren Tugend es nicht zum Beſten beſtellt iſt. Frau Hurtig dient aller Welt. In der Liebesgeſchichte zu Miß Anna iſt ſie die Zwiſchenträge- rin für Schmächtig, Cajus und Fenton; in der Falſtaffiſchen dient ſie ihm zwiſchen beiden Frauen. Der armen Frau, welche ſich, um die Liebe zu begünſtigen, faſt ſelbſt aufopfert, fehlt es nicht an Witz, um ſich zu tröſten und die Rechtlichkeit ihres Thuns einzureden. Den ſyſtematiſch ordnenden Geiſt des Dich- ters verräth die Stellung dieſer Gelegenheitsmacherin. Sie ſteht allein außer allen Gruppen, weil ſie eben mit allen wieder ver- bunden iſt. Sie gehört mit Falſtaff und M. Fließ zu dem Haupt-Triebrade, deſſen Einwirken durch das ganze Luſtſpiel ſichtbar wird. Wie der Name ſagt, iſt ſie rührig in Wort und That.

Zwei Klippen ſind für den Schluß und Total-Eindruck zu fürchten: daß das Luſtſpiel in einzelne luſtige Theile zerfällt, und: die Schluß-Intrigue mit dem wilden Jäger im Walde. Jenem Zerfallen vorzubeugen hat der Bearbeiter ſeiner Seits alle Mühe angewandt, die Verbindungs-Scenen ſtärker hervor zu heben, und zweifelt nicht, daß die Darſteller durch ein raſches, munteres Zuſammenſpiel auch ihrer Seits zum Gelingen des Stücks beitragen werden. Die letzte Fopperei des alten John beruht auf dem zu Shakſpeare's Zeit noch völlig gang und gaben Glauben an die locale Neckereien der Elfen. Das ganz Locale iſt hier, ſo viel möglich, in allgemein deutſche Begriffe überſetzt und ein deutſches Publikum, das ſo vieles Fremdartige in den roheſten Uebertragungen günſtig aufgenommen hat, wird hoffentlich auch dieſe ergötzliche Geiſterfarce reſpektiren.

Man erwarte kein ſo ätheriſches Luſtſpiel, wie „Was Ihr wollt!“ oder „Wie es Euch gefällt!“ Stücke, welche bis jetzt für die Darſtellung auf deutſchen Bühnen immer noch zu zart und fein erſchienen. Es iſt dies ein kräftiges Spiegelbild eines geſunden Lebens. Da aber leider unſer Leben nicht mehr ſo geſund iſt, um die ganze Kraft ohne Krämpfe und Uebelbefin- den zu ertragen, hat der Bearbeiter viel — faſt die Hälfte —

Digitized by Google

abſchneiden und abändern und mit unſern heutigen Gefühlen in Harmonie bringen müſſen. Dies war ſchon um deßwillen nöthig, weil unſere ſämmtlichen Bühnen heut zu Tage nicht mehr jenes ſchnelle Ineinanderſpiel zu praktiren vermögen, wodurch in ältern Zeiten die längſten Converſations-Stücke kurz erſchienen, eine Fertigkeit, die noch heut bei unſern Nachbarn, den Franzoſen, ſo manchen Stücken erſt das wahre Leben giebt.

Die Spaße ſind kerniger Natur, aber aus dem friſchen, naturgeſunden Geiſte entſprungen, der durch das ganze Gemälde weht. Die Perſonen nennen die Dinge bei ihren rechten Namen; es wird freilich manchen empfindſamen Seelen anſtößig ſeyn, wenn von ſchmutziger Wäſche und Harngläſern geſprochen wird; wo ſollte aber die Poeſie hinflüchten, wollte ſie auf alle Meinungen der Halbgebildeten achten? Eben ſo dürften von dieſer falſchen Prüderie befallenen Schwachnervigen einige Scenen anſtößig erſcheinen. Zu dieſen ſagen wir nur: „Könnt Ihr den „Tartüffe“ und das „Stündchen vor dem Potsdammer Thor“ ruhig anſehen, ſo verweilt, unbekümmert um Eure Tugend und Schamhaftigkeit, hier, wo nichts von verſteckter Lüſternheit vorkommt, wo keine Zweideutigkeiten in die Breite gezogen werden, wo kein ſymboliſcher Sinn die Zuſchauerinnen zwingt, in erkünſtelter Unwiſſenheit das lüſterne Geheimniß ſtill hinunter zu würgen, wo aber das Laſter Laſter und die Tugend Tugend genannt wird!“ — Der Tendenz und Ausführung nach iſt es ein durchaus ſittliches Stück. Uebrigens hat auch der Bearbeiter die Ausdrücke möglichſt gemildert, ſo wie es die Aufgabe des Darſtellers iſt, wo der Dichter das Leben, um es vollſtändig wieder zu geben, auch in ſeinen Auswüchſen imitirt, nicht bei dieſen Auswüchſen wohlgefällig zu verweilen. W. A.

Lieber Bemerker!

Die Adreſſe des von dir überbrachten „Billet-doux an mich und meine Freunde“ verräth zwar, daß der ungeſtüme Liebhaber, zu deſſen Poſtillon d'Amour du dich gebrauchen ließeſt, ſeine Liebesbriefe ſchon hin und her gerichtet und in Ausfertigung ſolcher Depeſchen eine namhafte Uebung erlangt habe, da er nun gar in demſelben Schreiben ſeine Flammen Mehreren zugleich offenbart; ich zweifle aber ſehr, daß man jemals ſeinen Anträgen ein geneigtes Gehör gegeben. Da ich nun auf keine Weiſe veranlaßt bin, beſſer von ihm zu denken, Liebkoſungen wie die in den Worten „Frechheit, geiſtloſe Späße und lederne Witze“ enthaltene auch nicht zu erwiedern vermag, vielmehr immer anſtehen würde, in ſolchen Ausdrücken zu irgend Jemand im Guten oder im Böſen zu reden, ſo kann auch ich ſeine Wünſche nicht erhören, und bitte dich daher, künftig in dieſer Sache dem Herrn Beyſus deine Bemühungen zu verſagen, da ich die ſeinigen um mich immer unberückſichtigt laſſen werde; ſonſt aber, da du in der Geſtalt einer Eule umher fliegſt, magſt du eine ihm ganz angemeſſene Briefſtaube ſeyn. Sag' ihm alſo, daß dies die letzten Worte ſeyen, die ich ſeinetwillen verlieren werde, und ſag' ihm auch, wenn anders der Schluß ſeiner Epiſtel: „Und ſomit Adieu, auf Wiederſehen in einem beſſeren Almanach!“ als eine Bitte um ein Rendezvous zu verſtehen ſey, daß an ein ſolches gar nicht zu denken, am wenigſten in einem beſſeren Almanach. Denn wie könnte dieſer ein beſſerer ſeyn, wenn man Auguſt Beyſus darin wieder ſähe? Schließlich gieb ihm noch den Rath, wenn er dich jemals wieder mit Verſen auf die Fährte ſchicke, ſich vor ſiebenfüßigen Hexametern und ſechsfüßigen Pentametern in Acht zu nehmen, weil dieſe nicht zum guten Tone gehörten, weder in den alten noch in den neuen echten Xenien zu finden ſeyen, und ſeiner Schönen leicht eine Warnung ſeyn könnten, ſich mit ihm ein zu laſſen.

Dein
u. ſ. w.

Berlin, den 9. März 1826. K. Simrock.

Neue Pariſer Erfindungen und Auffindungen.

1. Ein Regenſchirm, deſſen innere Seite die halbe Himmelskugel darſtellt, um während des Regens Aſtronomie zu ſtudiren.

2. Lorgnetten zum Anſchrauben auf dem Sattelknopf, für künſtlich-kurzſichtige Reiter, die nur ihre neueſten Gönner ſehen wollen, nicht ſolche ehrliche Leute, von denen ſie zu ſehr gekannt ſind, als daß ſie ihre Gönner ſeyn könnten.

3. Bücklings-Thermometer, Kopf- und Rückendrücker mit Graden, zum Grüßen der verſchiedenen Claſſen eingerichtet, von 0 bis 100.

4. Ein Gasbeleuchtungs-Apparat zu dem nothwendigen falſchen Lichte, wenn die Sonne der Wahrheit unterdrückt werden ſoll.

5. Neuer weiblicher Mode-Anzug, welcher die Blöße zu verhüllen ſcheint, ſie aber mit der Schamhaftigkeit vereinigt.

6. Weiß Papier, welches von ſelbſt zum Briefe wird, wenn man mit der trockenen Feder darüber hinfährt. Ein Surrogat für ſämmtliche „Briefſteller“.

7. Ein alter Commentar über Shakſpeare, hundert Jahre vor deſſen Geburt geſchrieben und eben ſo unklar, als wäre es hundert Jahre nach Shakſpeare geſchrieben. (Aus dem Deutſchen überſetzt.)

8. Eine Maſchine, welche fort und fort den Behauptungsgrund wiederholt, daß „Macbeth“ und „Lady Macbeth“ den König Dunkan aus gegenſeitiger Liebe gemordet. (Urſprünglich von einem deutſchen Horndrechsler erfunden, in einer Form, die antik und antitik ſeyn kann; übrigens nur für Deutſche brauchbar.)

9. Beweiſe dazu oder Gloſſen über folgende Stellen aus „Macbeth“:

Act 1. Retire us to our chamber — — —
Get on your nighe gown.
Act 5. To bed, to bed!

10. Ein Papagey, der alle Schimpfwörter des Univerſal-Lexicons ſpricht und demnach als der beſte Mode-Recenſent zu empfehlen iſt. (NB. So lange man ihm zu eſſen giebt, ſchimpft er nicht.)

11. Manifeſt gegen eine Bank-Notte, die alle Bankrotte veranlaßt. Aus dem Engliſchen in alle Sprachen zu überſetzen.

12. Neueſte Erfahrungen über den Satz: daß es auch in Friedenszeiten eine Reiterei giebt, die ſehr Viele zu Falle bringt, nämlich — die Wechſel-Reiterei. —**.

G l o ſ ſ e n.

Die Damen gehen in Geſellſchaften, auf Bällen, bei Hofe mit bloßen Armen, bloßem Halſe, bloßem Nacken, bloßer Bruſt und Niemand findet etwas daran aus zu ſetzen. Träte aber ein Mann ohne Aermel, ohne Binde, wie ein Knabe, auf: wie würde man über Unſittlichkeit, Uebelſtand und Schamloſigkeit ſchreien; wie würden die Damen ihre Fächer vor die Augen halten und vor dem unanſtändigen Anblick fliehen! — O Gewalt, o Allgewalt der Mode!!

Man ſpottet über den Pleonasmus im Worte Nachfolger; Spottet man aber mit Recht? Man kann dem Beiſpiel und Vorbilde Jemandes im Leben folgen, d. h. den Lebenden nachahmen, ihn zum Muſter nehmen. Iſt er aber todt, tritt man an deſſen Stelle und in ſeine Rechte, ſo heißt dieſes: nach ſeinem Tode auf ihn folgen, ihm nachfolgen. Gute und große Fürſten ſind die Nachahmer und Folger ihrer guten und großen Vorgänger ſo lange, bis ſie ihre Nachfolger werden.

Nichts wandelt mehr in Deutſchland, als der Geſchmack in der Literatur. Dies iſt die Thatſache. Führt dieſe Wandelbarkeit zur Vollkommenheit oder nicht? Das iſt die Frage. C.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 17. März. 43ſtes Blatt.

Das Taſchentuch.

32.

Ich hatte Mühe, während der Ergießungen eines gebrochenen Vaterherzens meine Faſſung zu behaupten. Ich tröſtete ihn, ſtellte ihm vor, der Finger des Schickſals, welches die Flucht ſeiner Tochter auf eine faſt wunderbare Weiſe vereitelt, werde ihr den mißleiteten Gang ihres Herzens in ſeiner ganzen Verkehrtheit zeigen; ſie werde mit reuigem Gemüth und tugendhaftem Entſchluſſe zu ihm zurück kehren und mit kindlicher Sorgfalt ſich bemühen, die Freude ſeines Alters zu werden. — Sein Schmerz wurde ſanfter und verlor ſich in der Erinnerung vriebter Freuden und Leiden. Er erzählte mir, wie er neun Jahre hindurch ſo überaus glücklich in den Armen eines redlichen Weibes gelebt. Aber noch bei ihren Lebzeiten habe der Stern ſeines Lebens ſich zu umwöIken angefangen. Die Bräune habe in Prag mit furchtbarer Heftigkeit gewüthet und täglich eine Menge Kinder jähen Todes in's Grab geriſſen; da habe er für das Leben ſeines einzigen Sohnes gezittert und in dieſer Angſt den ſchnellen Entſchluß gefaßt, ihn zu ſeinem Bruder zu ſchicken, welcher auf ſeinen Gütern an der polniſchen Grenze lebte. Der habe den Knaben mit väterlicher Liebe aufgenommen und mit dem Auge treuer Sorgfalt bewacht und gepflegt. Aber dem Engel des Verderbens laſſe ſich ſein Opfer nicht entreißen; was die Bräune nicht gethan, that die Ruhr — nach wenigen Wochen ſchon erhielt er, wie Jakob das blutige Kleid ſeines Josephs, zurück, was er ſeinem Sohne mitgegeben; der Bruder ſelbſt überbrachte es ihm und lag ſchluchzend an der Bruſt des troſtloſen Vaters. Er überwand mit chriſtlicher Demuth ſeinen Schmerz, und als die Wunde ſich kaum geſchloſſen, ſchien ihm der Himmel ſeinen herben Verluſt erſetzen und ihn mit einem dritten Kinde beſchenken zu wollen — aber eine entſetzliche Täuſchung wartete ſeiner; in Kindesnöthen ſtarb ſeine geliebte Gattin und in daſſelbe Grab wurde der Mutter zur Seite das Neugeborne verſenkt. Nichts als die Tochter blieb ihm in dieſer gräßlichen Zertrümmerung ſeines Glückes, und dieſe Tochter hatte ſich nun von dem verlaſſenen Greiſe losreißen, ſein ehrwürdiges Haupt mit der Schmach einer ſchandebringenden Verbindung bedecken wollen.

„In allem Guten nnd Schönen habe ich ſie unterrichten laſſen", fuhr er fort, „keine Koſten hab' ich geſpart, ſie hat die beſten Meiſter gehabt und darf ſich mit den feinſten Mädchen meſſen. Ich hatte meine Freude daran, und die Frauen alle ſagten, wenn man das Mädchen ſprechen höre, und ſehe, wie ſie ſich in Geſellſchaft ſo ſittſam und artig zu betragen wiſſe, ſo würde kein Menſch auf den Gedanken kommen, daß ſie in ſo frühen Jahren ſchon ihre Mutter verloren. Nun hat ihr der Himmel eine gar liebliche Stimme verliehen, und da lagen meine Bekannten mir an, ich ſollte die ſchöne Gabe nicht ungenutzt liegen laſſen, ich verſündigte mich, wenn ich ihr nicht eine Singmeiſterin hielte. Ich ließ mich überreden; ſie machte in Kurzem gar wunderbare Fortſchritte und ich wußte

Digitized by Google

mich vor Wonne nicht zu laſſen, wenn ich überall den Geſang meines Mädchens bewundern hörte. Aber mit dem Klimpern und Singen habe ich mir das Unglück in's Haus gelockt; denn kaum war ſie ſo weit, daß ſie mit ihrem Stimmchen ſich fühlte, ſo wollte ſie einen Lehrer in der italieniſchen Sprache haben; in dieſer hölliſchen Sprache nur — bei'm Heiland, ich ſchaudere jetzt, ſo oft ich ein italieniſches Wort höre! — nur in dieſer Sprache, ſagte ſie, laſſe ſich durch den Geſang das Herz der Menſchen bewegen. Wohl hatte er Recht, wer ihr den Gedanken in den Kopf geſetzt; wie ſich das unverdorbene Herz eines Mädchens durch die verführeriſchen Laute dieſer Sprache vom Wege des Rechten abbewegen läßt, das hab' ich erfahren und muß es dieſe Stunde noch bejammern!"

„Ich begreiſe Ihren Kummer in ſeiner ganzen Ausdehnung!" ſagte ich; „aber wie kamen Sie dazu, gerade dieſem Abentheurer Ihre Thür zu öffnen, und auf welchem Wege ward er Ihnen empfohlen?" — „Ey, er hatte ſich hier mehrere Monate ſchon aufgehalten!" erwiederte der alte Herr, „und ließ ſich ziemlich bitten, Unterricht in ſeiner Mutterſprache zu ertheilen. Einer unſerer Banquiers hat ihn in Leipzig getroffen und ihn beredet, in Prag, wo man der Muſik wegen das Italieniſche liebt, ſeine Hütte zu bauen. Er brachte ihn in ſeinem eigenen Wagen mit und ſchoß ihm zu ſeinem Fortkommen hier das erſte Handgeld vor.. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſtand ſein Waizen in voller Blüthe. Er gab ſich für den Sohn eines altadlichen Florentiners aus, welcher aufrühreriſcher Schritte wegen verfolgt worden und am Ende aus Europa geflohen. Es ging ihm gut vom Munde; man hörte ihm mit Wohlgefallen zu, und nachdem er erſt gezeigt, daß er im Unterricht was zu leiſten vermöge, riſſen ſie ſich um ihn; von allen Seiten ſagten ſie ihm die ſüßeſten Artigkeiten und ohne Buonaventura konnte keine muſikaliſche Geſellſchaft fertig werden. Was wußt' ich? Er war bei der Hand, geſchmeidig wie ein Ohrwurm und ſagte, in einem Jahre ſolle meine Tochter italieniſch ſprechen, als wäre ſie mit dem Waſſer des Arno getauft worden. Es war aber, als wollte das Schickſal mich warnen; das Hündchen meiner Tochter, ein gutes frommes Thierchen, das keine Bosheit kennt, biß ihn in den Fuß, als er den erſten Abend bei mir zubrachte, und ſo oft er nachmals über meine Schwelle trat, bellte es ihn an und wollte ſich weder durch ſeine Liebkoſungen noch durch die ſüßen Brocken, die er ihm mitbrachte, irre machen laſſen. Auch gefiel er mir ſelber gleich anfangs nicht; das ſcheue Weſen, das er an ſich hatte und der unſtete Blick, den er nicht verheimlichen konnte, ſcheuchten mich von dem Taugenichts zurück und benahmen ſeinen Worten alle Anlockung in meinen Ohren. Meine Tochter aber machte die glänzendſten Fortſchritte, und hätte einen Freund, der gegen den Italiener geſprochen, in ihrem Leben nicht mehr anſehen mögen. Da war denn einmal hier bei einem Apotheker ein Zirkel junger Leute beiſammen; man warf die Frage auf, welche unter den Enkelinnen der Libuſſa die ſchönſte ſey, und Jeder ſetzte ſich hin, um ſie in Reimen zu ſchildern. Der Italiener nannte ſein Muſterbild Julie, und in jeder Strophe war meine Tochter zu erkennen. Sie erfuhr's, und ſeit dem Augenblick war ſie behext und hing ſich an den Abentheurer mit allen Kräften ihrer Seele. Ich merkte es aber bald und überraſchte ſie bei einer Börſe, die ſie für ihn arbeitete. Da machte ich kurzen Prozeß und verbot ihm mein Haus, ſie aber verſprach mir heilig, nicht weiter an ihn zu denken, und um mich recht ſicher zu machen, lieferte ſie mir die Briefchen aus, die ſie von ihm erhalten. Es dauerte kein Vierteljahr, ſo machte er ſich, wahrſcheinlich Schulden halber, von Prag fort; ich war froh und glaubte gewiß, nun ſey die Gluth bis auf den letzten Funken ausgedrückt — ich alter Thor! ſie haben einander geſchrieben, es iſt kein Zweifel, und nun kam dieſer Unhold, der Linkowsky, dazu, und brachte ſie ſo weit, daß ſie ſich entſchloß, in Mannskleidern mit ihm zu fliehen!"

„Da ſehen Sie ſelbſt!" rief er, indem er aufſtand und aus dem geöffneten Schreibpult einen Brief holte. Er war in italieniſcher Sprache geſchrieben; nur kurz, aber von der ganzen Gluth eines ſehnſuchtsvollen Herzens begeiſtert. — „Linkowsky", las ich, „iſt außer Dir der Einzige in der Menſchheit, für welchen mein Herz noch ſchlägt. Vertrau' ihm wie dem Engel unſerer Liebe; er wird Dich hinführen, wo die Sonne unſeres Glückes ſo eben empor ſteigt und unſerer ewigen Verbindung freundlich leuchten ſoll. Sey muthig, mein Mädchen; nur Deine Flucht öffnet uns das Thor des Friedens!"

David Linkowsky hatte ſich in B** von einem Jugendfreunde des alten Herrn eine Empfehlung an denſelben zu verſchaffen gewußt, und war mit bereitwilliger Gaſtfreundlichkeit von ihm aufgenommen worden. Sein feiner Anſtand nahm den Alten ein, ſein geſellſchaftliches Talent machte ihn zu jeder Stunde willkommen. Bei dem dritten Beſuche ſchon war er mit der Tochter einverſtanden; ſie zeigte ihm die Mittel, wie er das Herz ihres Vaters ganz und gar für ſich gewinnen könne, ſie machte ihn mit den Lieblings-Gedanken deſſelben bekannt und warnte ihn beſonders vor allem militairiſchen Weſen; der alte Herr ſey gegen keine Lebensweiſe ſo entſchieden als gegen den Kriegerſtand eingenommen, der ihm zwei Jahre ſeiner Jugend verbittert habe. Linkowsky benutzte den Wink, zeigte ſich ſchon bei dem nächſten Beſuche ohne Schnurbart und ſpottete mit treffendem Witze über den Krie-

gerſtand und ſein Elend. — „Wenn ich nur wüßte“ — fuhr der alte Herr fort, nachdem ich ihm den Brief des Italieners zurück gegeben — „was das für eine Wittwe in B** iſt, welche durch dieſen Linkowsky meiner Tochter einen ſicheren Zufluchtsort für’s Erſte verheißen und für die Folge dann mit mütterlicher Zärtlichkeit ſie zu lieben verſprochen hat!“ — „Wiſſen Sie vielleicht eine nähere Bezeichnung mir an zu geben?“ fragte ich. — „Ich habe das Schreiben geſtern gleichfalls in meiner Tochter Zimmer gefunden!“ antwortete er. „Aber ein Name iſt nicht darin angegeben. Nur ſo viel läßt ſich daraus erſehen, daß ſie in der K**ſtraße wohnt.“ — „In der K**ſtraße?“ rief ich verwundert; „und nennt ſich eine Wittwe?“ — „Eine Wittwe, ja!“ entgegnete der alte Herr. „Und auf meine weitere Frage geſtand mir meine Tochter, es ſey eine Hofräthin, Linkowsky’s nahe Verwandte, bei welcher er während ſeines Aufenthalts in B** gewohnt.“ — „Eine Hofräthin!“ ſagte ich, „und hat ſich als eine Wittwe angegeben?“ — „So iſt es, werther Herr!“ antwortete er. „Den Namen aber weiß Julie ſelbſt nicht; ſie hat es mir bei allen Heiligen zugeſchworen. Sie ſoll aber noch einmal mir Rede ſtehen, wenn Sie meinen!“

Er klingelte und befahl, ſeine Tochter zu rufen. Sie erſchien. Sie hatte geweint und das Leben ihrer Wangen war vom Gram hinweg gehaucht. Ich ſtand überraſcht auf und hätte ſie an einem andern Orte kaum erkannt. Sie verneigte ſich gegen mich mit ängſtlicher Schüchternheit und küßte dann ihrem Vater zitternd die Hand.

„Julie!“ ſagte dieſer ernſt, doch ohne Strenge — „noch einmal: weißt Du wirklich den Namen des Hofraths nicht, deſſen Wittwe Dir in B** ihre Wohnung angeboten?“ — Sie legte die Hand auf’s Herz und betheuerte, keine Auskunft geben zu können. — „Sollte ich ihn vielleicht wiſſen?“ fiel ich ein, und nannte den Namen des erdroſſelten Hofraths. — Julie ſtutzte, als hätte ſie den Namen ſchon einmal gehört. — „Warum nicht gar?“ rief der alte Herr, „das iſt ja mein Jugendfreund, und eben der, welcher mir den unſeligen Entführer meiner Tochter empfohlen hat!“ — „Gott der Gerechtigkeit!“ rief ich und faltete die Hände; „ſeinen eigenen Mörder hat er Ihrem gaſtfreundlichen Wohlwollen empfohlen. Ihr Freund iſt nicht mehr; das Grab hat ihn aufgenommen, und unter dieſes Linkowsky Händen hat er ſeinen Geiſt gewaltſam aufgeben müſſen!“

33.

Mehrere Sekunden hindurch ſah mir der alte Herr bewegungslos in’s Geſicht und konnte für ſein ſchauderndes Entſetzen keine Worte finden. Julie aber trat an’s Fenſter und blickte ſinnend in die Morgenſonne, als überlegte ſie, ob dem ſo gräßlichen Berichte eines Fremden wohl irgend Glauben geſchenkt werden könne. — „Heilige Natur!“ rief endlich der alte Herr; „wie können deine Stimmen ſo grauſam unſer Herz betrügen? Sehen Sie, Herr, der Unmenſch trat in mein Haus mit dem Brief in der Hand, worin der Hofrath mit der Beredſamkeit eines warmen Freundes ſein Lobredner geworden — aber auch ohne die Empfehlung hätte ich ihn mit wohlwollenden Armen aufgenommen. Ich weiß nicht, was er für eine mächtige Fürſprache in meinem Herzen hatte; aber er wußte ſo einnehmend ſich zu betragen, er ſprach mit ſo ſüßer Anmuth, ließ bei jedem Wort die Theilnahme des biederſten Hausfreundes merken — wenn er erzählte, mochte man ſich kaum ſo viel Zeit nehmen, das Licht zu putzen und vergaß nach der Uhr zu ſehen — wenn man ihn um Rath fragte, klang ſeine Antwort wie das Orakel der Klugheit, und man hatte keine Luſt mehr, ſich an einen andern Menſchen auf Erden zu wenden — alle meine Geheimniſſe hätte ich ihm anvertrauen mögen, und wenn er am Tiſch mir gegenüber ſaß, freute ſich mein Auge an ſeinem männlich ſchönen Angeſicht, und mit einem Sohn glaubte ich den Segen meiner Tafel zu theilen. Kein unedles Wort kam über ſeine Lippen, und als ich ihm erzählte, welches Verbrechens wegen man Sie in’s Gefängniß abgeführt, ließ er eine menſchenfreundliche Regung merken, und ſagte, er hätte auf Ihrer Stirne nimmermehr den Stempel einer ſo verworfenen Seele geſucht. Geh’ auf Dein Zimmer, Julie, und danke dem lieben Gott auf Deinen Knieen, daß er Dich durch ſo wunderbare Fügung aus den Händen eines ſo entſetzlichen Ungeheuers erlöſt — ſo lange Du lebſt, feiere den vorgeſtrigen Tag als Deinen zweiten Geburtstag; Du haſt an’s Thor der Hölle gepocht, ein Engel des Heils hat Dich zurück geriſſen!“ — Mit einem Blick des mißtrauiſchen Haſſes, der mir ſchmerzlich zu Herzen ging, entfernte ſich Julie. — Sie hatte uns kaum verlaſſen, als der Präſident in’s Zimmer trat und mir auf’s freundſchaftlichſte die Hand drückte. — „Aus Juliens Augen“, ſagte er, „ſpricht noch immer der Schmerz; ich bin ihr eben begegnet. Höre, Schwager, der Himmel hat mir Kinder verſagt; aber ich murre nicht mehr darum, ſie ſind eine gar verfängliche Freude!“ (Die Fortſetzung folgt.)

L i e d.

Sieh’ſt du die Roſe blüh’n,
Funkeln durch zartes Grün,
Roth wie der Wange Blut,
Strahlend in dunkler Gluth?

Aber ein Warner ſpricht:
„Geh zu der Roſe nicht;
Roſe führt Dornen mit,
Dem, der zu nah’ ihr tritt!

Siehſt du das Mädchen dort
An dem verſteckten Ort,
Hinter der Laube Zweig,
Blühen, der Roſe gleich?

Geh’ mit beſcheid’nem Sinn
Lieber zum Mädchen hin,
Glüht’s auch in Roſengluth,
Herzchen iſt ſanft und gut!“

Roſe, des Mädchens Bild,
Mädchen, wie Roſe mild,
Beide ſind wunderſchön,
Möchte zu Beiden geh’n.

Ja, an des Mädchens Bruſt
Winkt ſonder Schmerz die Luſt;
Mag doch die Roſe ſteh’n,
Werde zum Mädchen geh’n!

E. Langrehr.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Fortſetzung.) „Das ſchwarze Thor“ — „der Mondſchein“ — „der Bock“ — und wie alle dieſe Tummelplätze zweiter und dritter Claſſe heißen, haben für uns ihre Anziehungskraft verloren, denn wir dürfen dort nichts Neues mehr erwarten; wohl aber ſteht uns, wenn wir uns einmal dem Treiben der Volksmenge hingeben wollen, noch ein Genuß von ganz eigener Art bevor. Dort nämlich, wo der Donau-Arm die Brigitten-Au von dem äußerſten Ende der Vorſtadte Wiens auf dieſer Seite trennt, liegt ein zahlreich bevölkerter Grund, das „Lichtenthal“ genannt. Es beſteht dieſer aus einer langen Reihe von kleinen, meiſtens einſtöckigen Häuſern, welche bis an den Liniengraben laufen und von einer Gattung Menſchen bewohnt werden, die nur (?) Wien allein aufweiſt, und deren, ſo merkwürdig ſie in ihrer Art ſind, meines Wiſſens noch nirgend öffentlich erwähnt wurde. Dies ſind die ſogenannten „Holzſchieber“, ein kräftiger Schlag von Leuten, junge wohlgebildete Männer und Weiber, deren Erwerbzweig darin beſteht, daß ſie das Holz von den Schiffen auf eine oft lebensgefährliche Weiſe über eigens dazu erbaute ſchwankende Stege auf großen Schiebkarren einlanden; daher auch ihr Name. Von frühester Jugend zu dieſem Geſchäft angehalten, dem Einfluß jeder Witterung ausgeſetzt und trotzend, aber auch hinlänglich genug bezahlt, um ſich nach vollbrachtem Tagwerk gütlich zu thun, verbinden ſie die rohe Außenſeite und Lebensluſt des engliſchen Matroſen mit dem gutmüthigen und frohſinnigen Herzen des Oeſtreichers. Sie ſind eben ſo ſchnell gereizt als wieder verſöhnt, komiſch in ihrem Zorn, der, ſelten thätig werdend, ſich in den wunderbarſten Ausdrücken und Gleichniſſen Luft macht; lebhaft und ſanguiniſch im Genuſſe, voll von derbem Mutterwitz, der ſich über Alles erluſtigt, was ihm lächerlich oder nur ſeltſam und fremd erſcheint. Dieſes Völkchen wollen wir jetzt in ſeiner Faſchingsluſt belauſchen. Es fällt uns ſogleich auf, daß beinahe aus jedem Hauſe der langen Straße Muſik erſchallt. Wirklich finden ſich auch faſt ſo viele Schenken als Wohnungen. Durch eine niedere Thür, über einige aufwärts und dann wieder abwärts führende Stufen, treten wir in den erſten beſten dieſer Tempel der Freude. Anfangs erblicken wir nichts als eine ungeheure Wolke, deren Dunſt uns zu erſticken droht; nach und nach bewegen ſich die Geſtalten, ſchwankend wie in einem Nebelmeer, vor unſern Augen, ohne jedoch ihre volle Form zu gewinnen. Ein lautes Gelächter zu unſerer Rechten macht uns jetzt auf einen beſtimmten Gegenſtand aufmerkſam — es ſind ein Paar junge friſche Dirnen, die über meine Lorgnette lachen. Ich gebe ihnen eine paſſende Antwort und ſie ſind mit der neuen auffallenden Erſcheinung in ihrer Mitte verſöhnt. Der Burſche, der ſich jetzt eine dieſer Schönen zum Tanz abholt, mißt mich von der Seite mit zweifelhaften und herausfordernden Blicken; aber auch ihn gewinnt eine ſcherzhafte und wohlmeinende Anrede. Wir treten nun, da wir bereits Bekanntſchaft gemacht haben, mehr vorwärts und betrachten uns das Ganze genauer. Es beſteht aus einer einzigen, halb zu ebener, halb unter der Erde liegenden Stube, von ein Paar Unſchlittlichtern, die wie Sterne durch den Nebel des Tabacksqualms blinken, kaum erhellt. In einer Ecke befindet ſich die vergitterte Schenke, an den Wänden umher ſind auf Tiſchen und Bänken ruſtige Zecher gelagert, und in der Mitte, in einem Gevierte von wenigen Schuhen, drehen ſich die tanzenden Paare. Das Coſtüm der Burſchen beſteht in weiten linnenen Schifferhoſen, kurzer buntſcheckiger Weſte und einem zierlich ausgenähten Jäckchen, das ſie aber meiſtens ablegen. Den runden, nach der Seite ſitzenden Hut ziert entweder ein Band oder eine Pfauenfeder oder ſonſt ein Flitterwerk. Die Dirnen unterſcheiden ſich in ihrem Anzuge durch nichts von den gewöhnlichen der unterſten Claſſe. Die Muſik beſteht aus einer, wenn's hoch hergeht wohl auch aus zwei Zithern und klingt nicht ſo unangenehm als man glauben ſollte; dann und wann wird ſie auch von einem geſchickten Jodler begleitet. Der Tanz ſelbſt iſt ein oberöſtreichiſcher Nationaltanz, bei welchem die linke Hand der Tänzerin in der rechten des Tänzers ruht, und ſo hoch gehalten wird, daß Beide ſich wechſelweiſe in regelmäßigen Kreiſen durchdrehen. Natürliche Anmuth bei den Weibern und kräftige Haltung bei den Männern gewährt hier oft einen überraſchenden und erfreulichen Anblick. — Die ermüdeten Paare werden jetzt von friſchen abgelöſt, unſer neuer Freund, der uns nicht aus den Augen verloren hat, naht ſich wieder und trinkt uns ein Glas zu. Wir dürfen's nicht abſchlagen, darum leeren wir es auf die Geſundheit des fertigen Tänzers und ſagen ihm einiges Aufmunternde über ſeine Geſchicklichkeit. Dies gewinnt ihn gänzlich für uns, und wir bedauern nur, daß es ſchon zu ſpät an der Zeit iſt, um ſeinem drolligen und gutmüthigen Geplauder länger zuhören zu können. Unſere Uhren weiſen nämlich ſchon auf Drei, und noch haben wir nicht den Beſchluß unſers nächtlichen Ausfluges gemacht. Dieſer führt uns wieder in die Stadt zurück, von welcher wir ausgeflogen ſind. Unterweges entſpinnt ſich folgendes Geſpräch zwiſchen uns. Der Redakteur des „Geſellſchafters“. *) Wohin geht's jetzt, lieber Freund?“ — Ich. Auf die „Mehlgrube“. — Ein Leſer. Ey, ey, mein Herr, wo denken Sie hin? Von dieſer „Mehlgrube“ hab' ich nicht eben das Beſte gehört. — Ein Anderer. Es ſoll ſich dort eine Gattung von Leuten einfinden, die —. Ich. — die derjenige, der eine beſtimmte Anſchauung vom Volksleben und der Volks-Charakteriſtik gewinnen will, durchaus nicht überſehen darf. — Der Redakteur des „Geſellſchafters“. Und gerade dies, meine Wertheſten, iſt es, was ich ganz vorzüglich bezwecke. Beileben Sie nur die Aufforderung an die Mitarbeiter auf jedem Monats-Umſchlage meines Journals zu leſen. Wenn ich mich einmal in der Fremde umſchaue, ſo will ich gerade das ſehen, was mir zu Hauſe nicht vorkommt oder doch in einer andern Geſtalt. Darum eben hab' ich dieſen meinen Freund hier zu unſerer Begleitung aufgefordert, weil ich weiß, daß er hierin eine Meinung mit mir theilt. Ueberlaſſen wir uns daher nur getroſt ſeiner Führung und entzweien wir uns nicht gleich bei dem erſten Ausfluge. — Ich. Ueberdies, meine Herren, ſehen Sie ja Aehnliches gern auf der Bühne. Sie finden es z. B. in Shakſpeare's Luſtſpielen ſogar ſchön; warum wollen Sie es alſo im Leben vermeiden, wo der Contraſt zwiſchen dem Würdigen und Unwürdigen, den Sie in Ihren Dichtern als „Humor“ bewundern, noch weit ergreifender und eindringlicher ſich darſtellt, als bei jenen? Fern aber ſey es von mir, mich auf zu dringen oder Sie zu einem Genuſſe zwingen zu wollen. Sehen Sie, der Wagen hält bereits, wir ſind an Ort und Stelle; es hängt allein von Ihnen ab, ob Sie ſogleich nach Hauſe kehren oder den Redakteur und mich noch ferner begleiten wollen. Auf jeden Fall verſprech' ich Ihnen Entſchädigung; die nahe Faſten wird uns oft genug in's Theater führen, an muſikaliſch-deklamatoriſchen Mittags- und Abend-Unterhaltungen ſoll's auch nicht fehlen — mir ſelbſt iſt ja alle Einſeitigkeit verhaßt; nur diesmal, das erſte Mal, laſſen Sie mir meine Freude und dem Faſching ſein Recht!

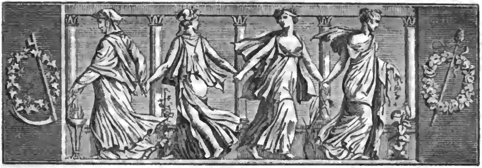
(Die Fortſetzung folgt.)

*) Dieſer nämlich, und diejenigen ſeiner Leſer, denen es behagt, begleiten mich auf meiner Fahrt und bilden den Plural.

Bei einigen Porzellan-Fabrikanten in Paris iſt ein eleganter Lampion mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Generals Foy zu haben und der Unterſchrift: „Ich erleuchte Kammer und Cabinette (la chambre et les cabinets)!“ (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 18. März. 44ſtes Blatt.

Treue.

Friſch auf, mein Herz! wie heiß auch das Gedränge,
Bewahr' ich doch mir kühl und frei die Bruſt!
Schickt Wald und Flur doch noch die alten Klänge,
Erſchütternd mich mit wunderbarer Luſt.
Und ob die Woge feindlich mit mir ränge:
Ich ſinge frommer nur aus treuer Bruſt;
Da bleicht das Wetter, Himmelblau ſcheint helle,
Das Meer wird ſtill und zum Delphin die Welle.

„Was wollt Ihr doch mit Euer'm Lieder-Spaße!
Des Würd'gern beut die große Zeit ſo viel!“
So ſchallt's hoffärtig nun auf jeder Gaſſe,
Und Jeder ſteckt ſich dreiſt ſein glänzend Ziel.
Die Lieder, die ich ſtammelnd hören laſſe,
Ew'ger Gefühle ſchwaches Wiederſpiel —
Sie ſind es wahrlich auch nicht, was ich meine,
Denn ewig unerreichbar iſt das Eine.

Doch lieben oft, der Sehnſucht Gluth zu mildern,
Gefang'ne wohl, das ferne Vaterland
An ihres Kerkers Mauern ab zu ſchildern.
Ein Himmelsſtrahl fällt ſchweifend auf die Wand,
Da rührt's lebendig ſich in allen Bildern: —
Dem Auge ſcheint's ein lieblich bunter Tand —
Doch wer der lichten Heimath recht zu eigen,
Dem wird der Bilder ernſter Geiſt ſich zeigen.

So wachſe denn und treibe fröhlich Blüthe,
Du kräftig grüner deutſcher Sangesbaum!
Rauſch' nur erfriſchend fort mir in's Gemüthe
Aus deiner Wipfel klarem Himmelsraum!
Du aber, wunderbare, ew'ge Güte,
Die mir den Himmel wies im ſchönen Traum,
Erhalt' auf Erden rüſtig mir die Seele,
Daß ich, wo's immer ehrlich gilt, nicht fehle!

Joſeph v. Eichendorff.

Das Taſchentuch.

34.

Der alte Herr gab dem Präſidenten mit traurigem Kopfſchütteln Recht, und theilte ihm ſodann die Entdeckung mit, durch welche ich ihn kurz vorher ſo erſchütternd überraſcht hatte. — „Ich zweifle nicht daran!“ antwortete der Präſident; „geſtern Abend noch fand ich ein Schreiben aus B** auf meinem Tiſche, welches mit einem Winke dieſer Art uns auf den Böſewicht aufmerkſam macht. Was mir von ihm berichtet wird, ſeit wir ihn in unſere Hände bekommen, läßt mich auch das Ungeheuerſte ohne Sträuben glauben. Der Menſch muß mit der ruhigſten Ueberlegung ſeine Verbrechen begangen haben; eine Kraft, eine Willensſtärke läßt er blicken, die mir bisher im Laufe meines Amtes noch nicht vorgekommen. Seit dem Augenblick, da ihn der Beamte aus dem Wagen hob und auf mein Zimmer brachte, wo wir mit Erſtaunen ihn erkannten, hat er ſein Auge unbeweglich an den Boden geheftet und antwortet auf keine Frage, auf keine Drohung und Ermunterung; wie man ihm die Schüſſeln ſchickt, kommen ſie wieder, nicht das Mindeſte hat er bis dieſe Stunde an Speiſe oder Trank zu ſich genommen, und ich glaube, der Menſch beſitzt Rieſenkraft genug, ſich durch ſtandhaftes Erhungern dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen!“ — „Haben Sie ſeine Schriften ſchon durchgeſehen?“ fragte ich; „unſtreitig geben ſie merkwürdige Aufſchlüſſe.“ — „Bis jetzt liegen ſie noch unberührt da!“ erwiederte er. „Ich war mit Geſchäften

Digitized by Google

in dieſen Tagen zu vielfach überhäuft, um für eine ſolche Unterſuchung, ſo anziehend und belohnend ſie iſt, die nöthige Muße zu finden. Heute Nachmittag aber bin ich frei, und da denke ich mich gemächlich hin zu ſetzen und aus dieſem reichen Schachte alle Räthſel der Finſterniß an's Licht zu fördern.“ — „Da hätte ich wohl eine Bitte auf dem Herzen, Herr Präſident!“ ſagte ich; „nur fürchte ich, Sie möchten ſie als einen unzeitigen Vorwitz zurück weiſen!“ — „Bitten Sie!“ rief er, „und rechnen Sie auf meine Bereitwilligkeit. Wir haben Ihnen ein herbes Capitel in die Geſchichte Ihres Lebens eingeſchaltet und ein bedeutendes Schmerzengeld zu zahlen. Fordern Sie, Sie können der Gewährung im Voraus gewiß ſeyn!“ — „So würde ich Sie erſuchen“, war mein Anliegen, „mich zuvor in die Papiere des Mörders einige Blicke thun zu laſſen. Für Treue und Verſchwiegenheit bürg' ich mit meinem rechtlichen Namen!“ — Der Präſident ſtand einige Augenblicke ſinnend da. „Hätte mein Schwager ſelbſt“, erwiederte er darauf, „mit ſolch einem Geſuch mich angegangen, ich würde es ihm rundweg abgeſchlagen haben: Ihnen es ab zu ſchlagen, ſtreitet mit meinem Gefühl. Kommen Sie: doch auf meinem eigenen Zimmer und in meiner Gegenwart, das iſt die Bedingung, anders bekommen Sie kein Blatt in die Hand. Auf Wiederſehen, Schwager!“

Wir ſtiegen in den Wagen und traten in die Wohnung des Präſidenten. Das erſte, welches mir in ſeinem Zimmer auffiel, war das Taſchentuch mit den Anfangsbuchſtaben meiner Namen. Ich erkannte es ſogleich und fragte, auf welche Weiſe es hieher gekommen? — „Es gehört dem Mörder, nicht wahr?“ entgegnete der Präſident. „Seine eigenen Hände waren ihm damit gebunden; ich ließ ihm aber ſogleich hier auf meinem Zimmer die Ketten anſchnallen und ſo iſt es zurück geblieben.“ — „So hat mir der Böſewicht, da er mir die falſchen Banco-Scheine in die eine Taſche ſteckte, aus der andern zugleich das Tuch genommen. Sie erhalten es aber nicht wieder, Herr Präſident: es bleibt mir das theuerſte Andenken dieſer ſonderbaren Tage!“ — Darauf erzählte ich ihm, welche Wichtigkeit das Taſchentuch für mich habe; er freute ſich, mir ein Geſchenk damit machen zu können.

Seitwärts ſtand der Koffer des Mörders. Er wurde geöffnet; unter den Kleidungsſtücken lag eine Menge von Schriften und Briefſchaften; der größte Theil italieniſch, die übrigen theils in deutſcher, theils in franzöſiſcher Sprache, alle aber mit der genaueſten Sorgfalt geordnet.

Die Begierde, mit welcher ich die Blätter durchflog, bedarf keiner Schilderung; aber reicher, als ich erwartet, war die Erndte. Mit jedem Durchſchneiden eines Fadens, welcher die einzelnen Packete zuſammen hielt, öffnete ſich der Wißbegier ein neues Feld, und bis auf wenige dunkle Stellen klärte ſich mir die ſeltſamſte Geſchichte auf; die Haupt-Epochen im Lebenslaufe Linkowsky's und des Italieners ließen ſich aus den Briefen ohne bedeutende Schwierigkeit nach Zeit und Ort zuſammen ſtellen. Ich konnte vor Ueberraſchung kaum zu mir ſelbſt kommen, als ich die beiden Menſchen in ihrem wahren Lichte kennen lernte; Staunen und Schauder, Abſcheu und Mitleid wechſelten in meiner Seele — einen Tag des Jammers aber glaubte ich heran nahen zu ſehen, der Alles überſtieg, was mich im Laufe dieſer Tage erſchüttert hatte.

Ehe ich jedoch die nähere Auskunft darüber mittheilen kann, erfordert es der Gang der Begebenheiten, von dem Plan der Entführung Bericht zu erſtatten. Leipzig war der Ort, wo man zuſammen zu treffen verabredet hatte; dort wollte man überlegen, wohin man ſich für die Zukunft wenden und welche Vorkehrungen man für die Sicherheit Aller treffen wollte. Wie das heiligſte Kleinod hatte Buonaventura noch einmal ſchriftlich dem Freunde ſeine Geliebte empfohlen; Zweifel der Angſt und zärtliche Beſorgniß hatten ſeine Feder geleitet. — Je weiter ich las, deſto leichter wurde die Laſt der Verbrechen, welche auf dieſem Unglücklichen zu liegen ſchien, deſto lebhafter erregte er mein Mitleid und deſto bewegter erinnerte ich mich der Schreckensnacht, wo er mir zum erſten Mal erſchienen und in der ganzen Verzerrung ſeines hoffnungsloſen Jammers vor mir hingetreten war. Er war kein Verbrecher und doch hatte der Genius der Unſchuld ihn verlaſſen; mit einem ſanften, edlen Herzen ſchien er in die Jünglingsjahre getreten zu ſeyn, aber aus ihnen heraus kam ein Bedauernswürdiger, durch deſſen ödes grauenvolles Leben die furchtbarſten Blitze zuckten. Seine Ruhe war dahin; das Schickſal hatte ihn an ſchauerliche Abgründe geführt und ihn am Ende in die Hände eines Böſewichts geliefert, der ihn mit ehernen Feſſeln an ſich gekettet und bei den Miſſethaten, gegen welche ſeine Seele ſich empörte, ſeine Zunge zu binden gewußt hatte. — Meine Anſicht vom Verhältniß der beiden Menſchen nahm eine ganz andere Wendung, und ein Entſchluß wurde in mir rege, von welchem ich zwei Stunden vorher nicht die leiſeſte Ahnung gehabt. — Ich übergab dem Präſidenten die Schriften, bat ihn, bevor er ſie ſelbſt durchgeleſen, ſie um des Himmels willen nicht in die Hände ſeines Schwagers zu geben, und eilte nach Hauſe.

Der alte Herr war ausgegangen. Ich benutzte ſeine Abweſenheit und ließ mich bei ſeiner Tochter melden. Aus der zögernden Antwort merkte ich, wie unangenehm ihr mein Erſcheinen ſey. Indeſſen ließ ſie mich eintreten und ſuchte ihren Widerwillen zu unterdrücken. — Ich geſtand ihr, daß ich es ſehr begreiflich

finde, wenn ihr mein Anblick wehe thue; doch möge ſie bedenken, daß ſie ohne mein Erſcheinen in Prag einem gewiſſenloſen Verbrecher in die Hand gefallen wäre, daß ich nicht nur den Grimm ihres Vaters zu beſänftigen getrachtet habe, ſondern nach Durchſicht der Linkowskiſchen Papiere ſogar geſonnen ſey, für den ſehnlichſten ihrer Wünſche eine erfreuliche Befriedigung herbei zu führen. Buonaventura ſey bei weitem der Verworfene nicht, wofür ich ihn bisher gehalten; das Einzige, was ihn ſchände, ſey die Freundſchaft mit dieſem Auswurf der Menſchheit. Mein Vorſatz ſey es, ihr Engel des Troſtes zu werden; nur möchte ſie weiter nicht durch Mißtrauen mich von ſich entfernen und mit ſicherem Glauben mir entgegen kommen.

Wie ein Tauber, möcht' ich ſagen, welcher plötzlich ſein Gehör wieder erlangt und nach langen Jahren zum erſten Mal freudig erſtaunt die Glocke des nächſten Kirchthurms läuten hört, horchte das Mädchen auf meine Erklärung, und ſah mich lange mit bewegungsloſen Augen an, als ſuchte ſie auf meiner Stirn die Zeichen der Aufrichtigkeit. Dann aber faßte ſie mit Heftigkeit meine Hand, beſchwor mich, es redlich mit ihr zu meinen und in der traurigen Wüſte ihres Elends ſie nicht mit einem täuſchenden Irrlicht zu ängſtigen.

Es hielt ſchwer, ſie von der Argloſigkeit meiner Geſinnungen zu überzeugen. Nach einer Stunde erſt entſchlug ſie ſich aller Zweifel, bat mich um Verzeihung, wenn ſie mich durch ihren ungerechten Argwohn gekränkt habe, und erzählte mir mit der angebornen Lebhaftigkeit, welche mit jedem Augenblick ſichtbarer ihr zurück kehrte, wie ſie zuerſt ihren Freund ſeines geiſtreichen Unterrichts wegen geachtet, wie er durch das lauterſte Geſpräch und die ſeelenvollſten Beweiſe ſeiner Neigung allmählig ſie gewonnen, wie ſie unwiderſtehlich ſich zu ihm hingezogen gefühlt und endlich ſeinem Schwur unwandelbarer Liebe nicht anders als mit den Thränen der Freude habe antworten können. „Kein wahreres Wort, werther Herr!“ ſchloß ſie, „iſt je aus Ihrem Munde gekommen; mein Cäſar iſt kein Verworfener; Keiner hat wie ich in die Tiefe ſeines ſchönen Herzens geblickt, und wenn ich allein, der einzige Sonnenſtrahl ſeiner Winternacht, wie er mich nannte, dieſen verhüllten Engel entſchleiert geſehen, iſt es ein Wunder, wenn ich allein auf dieſer Erde ihn mit den Armen der Liebe umſchloß und ihm tröſtend die Bürde ſeines Jammers tragen half?“ — Ich wiederholte ihr mein Verſprechen, ermahnte ſie zum Gehorſam gegen die Befehle ihres Vaters und empfahl ihr, vom Inhalt unſers Geſprächs ihn nichts merken zu laſſen. Ich hatte die Thür ſchon in der Hand, als ich noch einmal auf einen Augenblick zurück kehrte und mich erkundigte, wie die Doſe mit ihrem Bildniß in Buonaventura's Hände gekommen? — „Ich hatte mich heimlich malen laſſen!“ ſagte ſie, „und wollte meinen Vater zu ſeinem Geburtstag mit der Doſe überraſchen. Ach Gott, mein Cäſar ahnte unſere Trennung, die Angſt preßte ihm das Herz zuſammen; da bat er mich um das Bildniß, das einzige Andenken an ſelige Stunden — ich konnte nicht Nein ſagen und gab ſie ihm.“

Bei Tiſche ward wenig geſprochen; mich überfiel ein Schauer, wenn ich den alten Herrn anſah und mir den Jammer dachte, der dieſe redlichen Züge verzerren ſollte. Nachmittags ging ich zu Leidesdorf und nahm Abſchied von ihm. Bei Henneberg ließ ich mich entſchuldigen, da es mir unmöglich werde, auf den Abend ſein Gaſt zu ſeyn. Dann machte ich mich in aller Eile reiſefertig und ſtieg in den Wagen, der mich nach Leipzig tragen ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

M o ſ a i k.

So lange Paris noch den Namen Lutetia (Kothſtadt) verdient hätte, gab es viele Schweine in den Straßen. Nur nachdem eines dieſer unſaubern Thiere, unweit der Kirche St. Gervais, unter die Füße eines Pferdes gekommen war, welches der Prinz Philipp, älteſter Sohn Ludwigs des Dicken, ritt, und das ſcheugewordene Pferd ſeinen Reiter abgeworfen hatte, der kurz nach dem Sturze ſtarb, erging ein Verbot, die Schweine öffentlich und frei herum laufen zu laſſen. Dies ſchmerzte die Einwohner ſehr, indem ſie dadurch des Vortheils beraubt wurden, ihre Zöglinge zum Theil unentgeldlich auf Koſten der allgemeinen Unreinlichkeit zu ernähren. Nur zum Beſten zweibeiniger Collegen, der Ordensgeiſtlichen des heil. Antonius, wurde eine ehrenvolle Ausnahme gemacht. Die Schweine des heil. Antonius durften, zwölf an der Zahl, ungeſtört und unbeſtraft, als Privilegirte, die Straßen von Paris durchſchnüffeln, ſich im Kothe wälzen und das Vorgefundene ſich ſchmecken laſſen.

Als Heinrich III. nach dem Tage der Barricaden Paris verließ, ſtrichen die Linguiſtiſchen Prieſter ſeinen Namen aus dem Kirchengebete, veränderten das Gebet, trugen den Namen der Prinzen, Häupter der Ligue, ein, und formten kleine wächſerne Figuren, die ſie auf die Altäre ſtellten, vor welchen ſie 40 Stunden lang 40 Meſſen laſen. Bei jeder Meſſe gaben ſie der Figur einen Stich, und bei der vierzigſten ſtachen ſie dieſelbe in's Herz. Dieſes ſollte auf den König gehen und zu deſſen Tode beitragen; denn bei jedem Stich ſprachen ſie einige Zauberformeln aus. — Noch dreizehn Jahre ſpäter, unter Heinrichs Regierung, wird dieſer Wachsfiguren Erwähnung gethan. Der Herzog von Biron giebt in ſeinem Prozeſſe ſeinem Vertrauten und Angeber Schnid, im Beſitz ſolcher zu ſeyn. A. Münde.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Fortſetzung.) Somit ſpringen wir aus dem Wagen, und wer zu folgen Luſt hat, der folgt. Wir befinden uns auf dem Neuenmarkte, rechts von dem ſchönen Springbrunnen, der Öſtreichs Flüſſe in mehreren trefflich ausgeführten allegoriſchen Figuren darſtellt, vor einem ſtattlichen Gebäude, deſſen erſte erleuchtete Fronte einem Pallaſt anzugehören ſcheint. Ueber eine breite Stiege gelangen wir in das erſte Stockwerk, wo uns ſogleich das Mißverhältniß des kleinen Vorzimmers zu dem großen daran ſtoßenden Saal, den wir durch die offenen Flügelthüren zum Theil überblicken können, auffällt. Noch lächerlicher wird dieſes Mißverhältniß, wenn wir in dieſem ohnehin ſchmalen Raum die Credenz des Zuckerbäckers angebracht ſehen. Es beſteht dieſe aus einem kleinen weißbedeckten Tiſchchen, mit ein Paar Orangen und Backwerk ärmlich verziert, und das Ganze ſcheint dem Eintretenden zu ſagen: Hier liebt man nur derbe Koſt, die Süßigkeiten weiſt man vor die Thür. So aber iſt es auch. Die Dampfwolke, die uns die luſtigen Holzſchieber noch vor Kurzem verhüllte, war bei weitem erträglicher, als jene, die uns jetzt, bei'm Eingang in dieſe neuen Herrlichkeiten, den Athem verſetzt. Die Luft hat eben ihren Culminationspunkt erreicht, ſchon ſind die Lichter beinahe herab gebrannt, und ſie mögen nur noch hinreichen, um den „Kehraus“ zu beleuchten, der ſo eben getanzt wird. Mit Mühe drängen wir uns durch die Schmauſenden, die ſich an den Wänden umher zur Heimkehr ſtärken. Endlich empfängt uns der Kreis der Zuſchauer, welcher ſich um die Tanzenden gebildet und meiſtens aus Neugierigen beſteht, die gleich uns das Spektakel ſich beſehen wollen, von dem ſie ſchon ſo viel gehört. Da ſehen wir nun Handwerksgeſellen aller Art, lockere Kaufmannsdiener, hier und da wohl auch wüſte Studenten, und was ſich ſonſt an leichtſinnigen Burſchen herum treibt, in den Armen von flinken Dienſtmädchen, Fabriks-Dirnen und Töchtern der Freude. Wein und Tanz glüht aus den meiſten übernächtigen Geſichtern, wild flattern die losgewordenen Locken der Weiber, jauchzend ſtrampfen die Männer mit den Füßen und ohne Regel fliegen ſie dahin im ſchnellſten Takt, Bilder ihres eigenen Lebens, der Geſchwindere den Langſamern bei Seite ſtoßend und ihn überflügelnd, bis endlich Alle erſchöpft zuſammen ſinken. Die ernſten Betrachtungen, zu welchen uns dieſer Anblick führt, verſcheucht ein leichtfüßiges Schneiderlein, das im grellen Gegenſatz zu ſeiner rieſigen unförmlichen Tänzerin, Meiſter auf dem Platz bleibt. Blaß vor Anſtrengung und dem ungewohnten Nachtwachen, ſichtlich ermattet am ganzen Körper, in Schweiß gebadet, der in dicken Tropfen von ſeiner Stirn rinnt, fliegt er dennoch raſtlos auf und ab durch den langen Saal, wer ihm in den Weg kommt, wird niedergerannt, mit beiden Händen in die gewaltigen Hüften ſeiner Freundin eingeklammert, den Oberleib zurück geworfen, den Kopf nach dem Takt hin und wieder ſchaukelnd, ſcheint er für nichts Leben, Sinn und Gefühl zu haben, als für den gegenwärtigen Augenblick und ſchon ſchweigt die Muſik ſtill, ſchon ſind die übrigen Tanzenden abgetreten, er aber dreht ſich noch immer fort und fort, bis er endlich von ſeiner eigenen Tänzerin athemlos in den nächſten Stuhl geſchleudert wird. Ein lautes lachendes Bravo ſchallt ihm rings entgegen und beſchließt für diesmal den Ball. Aus den Zimmern rechts und links ſtrömen nun die ermüdeten, erhitzten und ſchläfrigen Gäſte entweder heimwärts oder in das ſchräg über den Platz gelegene Kaffeehaus, um dort den Tag völlig zu erwarten. So kehren denn auch wir nach Hauſe zurück und hoffentlich nicht ohne einigen Gewinnſt von dieſer Faſchingsnacht, die uns eine Seite des Wiener Volkslebens betrachten ließ, welcher man in vieler Hinſicht das Intereſſe der Eigenthümlichkeit nicht abſprechen kann. — Nun aber, nachdem wir dem Leben ſein Recht gelaſſen, wenden wir uns auch an die Kunſt; beide ſind ja treue Nachbarsleute und reichten einander von jeher die Hände, wenn ſie nicht müßig ſtehen bleiben, ſondern vorwärts wollten. Das Erſtere ſcheint inzwiſchen für diesmal die Letztere verdrängt zu haben, und je reichlicher dieſes alle ſeine Quellen ſpringen ließ, deſto beſcheidener zog ſich jene zurück — ſie weiß es ja aus Erfahrung, daß ſie im ungleichen Wettkampf erliegen muß. Unſere vier Theater (das fünfte — das Opernhaus — iſt noch immer verſchloſſen) beobachten ſeit dem neuen Jahr einen ziemlichen Stillſtand. An der Wien ſpielt, wie die Leſer wiſſen, der Münchener Schauſpiel-Direktor Carl, und zwar im eigentlichſten Sinn des Worts nur er, denn wo ſeine lebendige und bewegliche Komik nicht hülfreich eintritt, da iſt es auf und vor der Bühne todt und leer. Seit ſeinem Hierſeyn wurde eine Reihe von Poſſen in die Scene geſetzt, in welchen meiſtens „Staberl“ die Hauptrollen beſitzt und deren einige nicht ohne augenblicklichen Werth ſind. Wenn er aber z. B. den „Truffaldino“ umtauft und ebenfalls „Staberl“ benennt, ſo iſt's doch etwas verwunderlich, den ehelichen Parapluimacher, der nach ſeiner erſten Anlage ziemlich ſchwerfällig auf den Beinen ſteht, in einer italieniſchen Charakter-Maske herum ſpringen zu ſehen. Dieſes willkührliche Verfahren ſchwächt den beabſichtigten Eindruck und verwiſcht alles Nationelle oder Lokale, welches bei derlei Stücken das meiſte thun ſoll. Unter aller Kritik aber ſtehen die Ritterſtücke u. ſ. w., mit denen abgewechſelt wird, ja, wenn ſich dieſe Darſtellungen, wie öfters geſchieht, in die Sphäre eines „Hamlet“ u. ſ. w. verirren, ſo muß man für Spaß halten, was doch Ernſt ſeyn ſoll. Uebrigens iſt es Hrn. Carl bei der ungewiſſen Stellung, in der er noch immer ſchwankt, nicht zu verargen, wenn er keine brauchbaren Mitglieder für ſeine Geſellſchaft anwirbt. Da inzwiſchen, wie man ſagt, das Theater wieder ausgeſpielt werden ſoll, ſo muß ſich die Sache bald entſcheiden. — Die beiden Volkstheater gehen ihren gewöhnlichen Gang, und finden Zuſpruch genug, um ſich zu erhalten. In der Leopoldſtadt iſt gegenwärtig eine Parodie von Bäuerle, „Giſperl und Fiſperl“ betitelt, auf dem Repertoir, und ich muß geſtehen, daß mich nicht bald etwas dieſer Gattung ſo erregend anſprach. „Giſperl“ — der Name bezeichnet einen Dummkopf — parodirt den „Werther“; „Fiſperl“ — ein ſchnippiges vorlautes Mädchen nach dem Sprachgebrauche — die „Lotte“. Beide ſind durch Romanen-Lektüre verrückt; er „eine Rarität von einem Mannsbild“ — ſie eine „Schwirmerin“ (lokal), die in Thränen ſchwimmt, das Portrait des Geliebten in karrikirter Größe auf der Bruſt trägt, und dabei ihren Vater mit verächtlichem Ueberſehen behandelt. Die, von einer gewiſſen Schule ſo reichlich gefütterte, verſchrobene Sentimentalität, welche zum Schaden jeder tüchtigen Kraft-Anſtrengung in der neuern Zeit wieder ſichtbar wird, und die ohnehin verwöhnten Gaumen mit ihrem ſüßlichen Brei noch mehr verdirbt, kann kaum beißender und eindringender gegeißelt werden, als es hier der Fall iſt. Es wäre zu wünſchen, daß ein geiſtreicher Dichter das, was mit roheren und derberen Zügen in dieſer Karrikatur für das Volk geſchaffen ward, auch dem verfeinerteren und darum noch mehr verbildeteren Publikum im paſſenden Gewande vor Augen führe, etwa auf die Art, wie Tieck in ſeinen Novellen jede ſchiefe Richtung der Zeitgenoſſen auffaßt und in ihrer Blöße und Gefährlichkeit darſtellt. Mich wundert's, daß dieſer ſcharfblickende Geiſt noch nicht darauf gekommen iſt, er, der doch der Quelle ſo nahe ſteht, welche die Welt mit ihrem immer unverſiegbaren Thränenwaſſer überſchwemmt. (Der Schluß folgt.)

Ein Witzkopf in Marſeille bemerkte unlängſt bei Aufführung des „Leonidas“, worin die „Archidamia“ nur eine ſehr kurze Rolle hat: „Demoiſ. Georges Spiel gleicht der Taktik eines geſchickten Generals, der auch mit wenigen Truppen zu ſiegen verſteht!“ (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 20. März. 45ſtes Blatt.

Das Taſchentuch.

35.

Ich hatte meine Reiſe noch nicht vollendet, und Leipzigs Thürme ließen ſich nur mit Mühe im fernen Nebel unterſcheiden, als ich zur Linken auf einem Hügel zwei Menſchen neben einander ſtehend erkannte, deren Einer mit einem Stocke auf mich her zu deuten ſchien. Vom Geſicht des Andern ließ ſich nichts Deutliches wahrnehmen; ein fremdartiger Gegenſtand ſchien davor zu ſchweben. Eine Heerde weidete, über den Hügel zerſtreut, und bei dem Mann mit dem Stabe ſaß ein Hund. — Allmählig kam ich näher, und nachdem ich den Mittelpunkt einer gelinden Anhöhe erreicht, ſah ich in dem Einen einen Schäfer, im Andern aber einen Fremden, der mit einem kleinen Fernglaſe vor dem Auge erwartungsvoll nach meinem Wagen zu blicken ſchien. — Den Augenblick ſagte mir das Herz, es ſey Cäſar Buonaventura. Ich täuſchte mich nicht. Als ich auf Schußweite mich dem Hügel genähert, kam er herab, ſchritt auf den Wagen zu und blickte mit angeſtrengten Augen herein. Er fand nicht, was er ſuchte, ſchnalzte mit Daumen und Mittelfinger, wie ein Menſch, der ſich in ſeinen Erwartungen empfindlich getäuſcht ſieht, blieb aber am Wagen ſtehen. — Ich ließ halten. „Erwarten Sie vielleicht ein reiſendes Paar aus Prag?“ fragte ich. — „Ja, mein Herr!“ antwortete er mit freudiger Heftigkeit; „ſind ſie Ihnen vielleicht begegnet?“ — „Sie ſind einige Meilen von hier in einem Städtchen“, ſagte ich, „in deſſen Nähe ſie die Hinter-Axe des Wagens gebrochen haben; ſie werden daher wohl vor morgen Mittag in Leipzig nicht eintreffen und haben mir aufgetragen, ihren Freund, der ihnen wahrſcheinlich eine gute Strecke entgegen gegangen ſeyn würde, mit zurück nach der Stadt zu nehmen.“ — Der Italiener wandte ſich um und blickte nach der Sonne. „Es währt noch zwei oder drei Stunden“, ſagte er, „ehe es finſter wird; ich mache mich auf den Weg, und ſchreite ich tüchtig zu, ſo will ich ſie ſchon vor Mitternacht ſprechen!“ — „Wir haben jetzt keinen Mondſchein, Herr!“ redete der Poſtillon drein; „Sie unternehmen ein mißlich Ding, und wer mit dem Wege nicht genau Beſcheid weiß, thut Unrecht, ſich bei dieſer Tagesſtunde auf die Reiſe zu wagen!“ — „Mag es finſter werden, wie es will!“ rief er; „ich gehe. Wie heißt das Städtchen?“ — „Ich nenne es Ihnen nicht!“ entgegnete ich; „der Jüngere der beiden Reiſenden hat mir ausdrücklich aufgetragen, Sie davon ab zu halten und konnte ſeine Aengſtlichkeit deswegen nicht verbergen.“ — „Hat er das?“ fragte der Italiener. „O ſie iſt voller Liebe und zärtlicher Sorgfalt! Wenn Sie erlauben und Platz im Wagen haben, ſo nehme ich Ihr Erbieten an und fahre mit Ihnen zurück!“ — Mit dieſen Worten ſtieg er ein. — Ich betrachtete ihn näher und fand zwar in ſeinem Angeſicht die unruhige Schüchternheit und den Zug der Schwärmerei wieder; doch ſchien die Erwartung des Wiederſehens mit ſeinem Mädchen ihm den Geiſt erheitert und die geheime Laſt ſeines Herzens erleichtert zu haben.

Digitized by Google

36.

„Der junge Freund“, begann ich, „der mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit Ihnen ergeben iſt, ſcheint ein ſehr liebenswürdiges Mädchen zu ſeyn!“ — „Ein Mädchen?“ fragte er erſtaunt. — „Ey freilich!“ erwiederte ich: „ich habe ihr Bildniß einmal auf einer Doſe geſehen!“ — Er ſah mich erſchrocken an. — „Nur ſchade“, fuhr ich fort, „daß Sie ſich in ſolcher Geſellſchaft entſchloſſen, zu reiſen. Sie ſteht neben ihrem Begleiter, wie der Engel der Unſchuld neben dem giftigen Dämon des Verbrechens. Wie konnten Sie Ihr Kleinod einem David Linkowsky anvertrauen?“ — „Er iſt ein Mann von Ehre, Herr!“ entgegnete er ſchnell; „ein feiner gebildeter junger Mann, auf deſſen Freundſchaft ich unbekümmert bauen darf. Aber wie wiſſen Sie — ich begreiſe nicht —!“ — „Freundſchaft?“ fiel ich ihm in's Wort; „ey freilich, wenn man ſich im Hauſe eines nächtlichen Mordes mit einander verbrüdert und hernach auf einer Flucht von vielen Meilen ſich einander kennen gelernt hat!“ — „Herr des Himmels!“ rief der Italiener; „wer ſind Sie? Mir ſchaudert bei Ihren Worten!“ — „Kein Wunder!“ ſagte ich: „wer ſolch einen Freund hat, muß vor der Allwiſſenheit eines Dritten zittern. Aber beruhigen Sie ſich: es iſt noch weit hin bis zur Geiſterſtunde, vor dem nächtlichen Glockenſchlag Eins darf Ihr Gewiſſen im Wagen nicht erbeben, und einen Topf, wie Sie ſehen, habe ich nicht bei mir!“ — Der Italiener fuhr bleich zuſammen, ſprang auf und wollte dem Poſtillon Halt! zurufen.

„Geben Sie ſich zufrieden, Buonaventura!“ rief ich und hielt ihn zurück. „Danken Sie dem Himmel, deſſen weiſe Fügung Sie aus den Klauen eines Teufels gerettet und die ehrenloſen Bande geſprengt hat, mit welchen er Sie umſtrickt hielt. David Linkowsky hat die ſtrafende Rachegöttin ereilt; er iſt in den Händen der Gerechtigkeit und wer weiß, ob wir ihn noch am Leben finden. Julie lebt unter den Augen ihres Vaters und iſt nicht unterweges, um in Ihre Arme zu eilen; doch eben ich, aus deſſen Munde Sie die niederſchlagende Nachricht erhalten, komme als ein Bote ihrer Liebe, und beſtehen Sie die Probe, ſo kehre ich morgen am Tage mit Ihnen nach Prag zurück und ſuche mit dem Beiſtand des Himmels ein liebendes Paar zu beglücken, welches durch manche Schmerzenswoche für ſeinen Leichtſinn ſattſam gebüßt hat!“ — Mit ſchweigendem Staunen hörte Buonaventura mich ſprechen. Als ich geendet, bedeckte er, vor Schaam faſt verſinkend, mit beiden Händen das Geſicht und ſchluchzte laut.

Nun wechſelten von beiden Seiten Fragen und Erklärungen; mit jeder Minute wuchs ſein Vertrauen. Noch aber blieb die Hauptfrage übrig, ob er bei der Erdroſſelung des Hofraths Mitwiſſer geweſen? — Er ſah, daß ich die geheimſten Punkte ſeiner Lebensgeſchichte wußte und Verſtellung zu keinem erfreulichen Ziel führe. Er ſchwur mir bei dem Heil ſeiner Seele, im Augenblick der That nicht das geringſte davon gewußt zu haben; nachdem ſie indeſſen geſchehen, habe er ſie geahnt, doch nicht den Muth gehabt, an den Mörder darüber eine Frage zu thun.

„So hoffen Sie das Beſte!“ ſagte ich; „Sie fahren morgen gegen Mittag mit mir nach Prag zurück!“

37.

Wir blieben bis ziemlich ſpät in die Nacht bei einander und verbrachten auch den größten Theil des folgenden Vormittags mitſammen. Stieg ich in Buonaventura's Zutrauen, ſo ſtieg er in meiner Achtung; immer ſchmerzlicher that es mir um eine edle, mit ſchönen Kräften ausgeſtattete Seele leid, an welche der Giftwurm der Verführung ſich geſetzt und faſt ihre koſtbarſten Blüthen weggezehrt hätte.

Ich hegte die Vermuthung, auch die Hofräthin in Leipzig zu treffen. Sie war indeſſen in B** geblieben. Ich fragte Buonaventura, ob er ſie kenne? Geſprochen habe er ſie nie, verſicherte er; in einer Geſellſchaft aber, wo Linkowsky ſehr aufmerkſam ſie unterhalten, habe er ſie geſehen.

Bald ging es wieder nach Süd-Oſten zurück und hinter der fernen Nebelkette des Erzgebirges ſtieg uns der ſanfte Vollmond entgegen. Selten habe ich eine angenehmere Reiſe gemacht. Ich lernte meinen Gefährten nun auch von andern Seiten kennen und hatte Urſach, einen jungen Mann zu bewundern, welcher über die Schriftſteller ſeines Vaterlandes mit Begeiſterung und geſchmackvollem Urtheil zu ſprechen wußte, die ſchönſten Früchte der neuern Literatur mit paſſender Wahl eingeſammelt und unſere deutſchen Dichter keinesweges mit der Befangenheit eines Südländers empfand. Ich erinnerte ihn an Florenz, ich ſprach von meinem Aufenthalt in dieſer Stadt und fragte ihn: ob ihn das Herz nicht zuweilen allgewaltig zurück ziehe? Deutſchland, erwiederte er, ſey der Boden, der ihn feſſele; Julien aber zur Seite gäb' es freilich einen paradieſiſchen Garten auf Erden, und der liege zwiſchen dem Po und dem Veſuv.

In Prag angekommen, ſtieg ich in demſelben Gaſthof ab, welchen ich gleich anfangs gewählt hatte, ließ meinen Reiſegefährten dort zurück und befahl ihm, das Zimmer nicht zu verlaſſen. — Mein erſter Gang war zum alten Herrn; er ſaß noch bei Tiſche und Julie bereitete ihm den Kaffee. Vater und Tochter ſchienen völlig verſöhnt und der Friede wieder mit ſeiner ſtillen Freude in das Haus eingezogen. — Sichtbar ſchlug das Herz des Mädchens mir entgegen; ſie zitterte, da ſie die Taſſen füllte.

Digitized by Google

David Linkowsky, erfuhr ich, war noch am Leben; doch lag ihm bereits der Tod auf den Lippen. Er hatte in der That während der ganzen Zeit nicht das Mindeſte genoſſen, lag unbeweglich auf dem Bette und war durch kein Zwangsmittel ſo weit zu bringen, daß er nur ein einziges Wort hätte hören laſſen. Keiner von Allen, die ihn ſahen, hatte jemals ſolch einen Rieſenſtarrſinn der Selbſtüberwindung erlebt.

Ich führte den alten Herrn von fern auf den Sprachmeiſter ſeiner Tochter, und ſah bald, wie ihn der veränderte Styl meiner Rede befremdete. Es war ſchwer, mit ſeiner Entrüſtung gegen den armen Unglücklichen es auf zu nehmen; doch die Milde ſeines Herzens ließ mich für die Zukunft das Beſte hoffen.

Am achten Tage nach ſeiner Gefangennehmung ſtarb David Linkowsky. Dreißig Stunden vorher war das Licht ſeiner Augen erloſchen und unter langſamen Krämpfen ſeine Auflöſung heran genaht. Etwa eine Stunde vor ſeinem letzten Athemzuge hatte er ſeine Hände, wahrſcheinlich um ſie im Gebet zu falten, emporheben wollen; aber ihm gebrach die Kraft, ſie ſanken ohnmächtig wieder zurück auf's Bette. Buonaventura hatte ihn nicht ſehen noch ſprechen wollen, und ich fand mich nicht berechtigt, ihn dazu auf zu fordern.

38.

Drei Tage hinter einander hatte ich mehrere Stunden mit dem alten Herrn verplaudert, und den meiſten Dornen, welche er im Herzen gegen den Italiener hegte, mit glücklichem Erfolg die Spitzen weggebrochen, als der Präſident in ſeinem Hauſe ein glänzendes Abendfeſt gab, wo Julie vorzüglich, wie es ſein Wunſch war, in der ganzen Pracht ihrer blühenden Jugend erſcheinen ſollte. Buonaventura konnte den Wunſch nicht unterdrücken, ſie vor dem Hauſe des Präſidenten verſtohlen aus dem Wagen ſteigen zu ſehen; ich aber hatte mich auf den Abend meinem Freunde Henneberg verſprochen — denn am folgenden Tage ſollte ſeine Vermählung ſtatt finden und der Vorabend derſelben ward nach alter deutſcher Weiſe mit phantaſtiſchen Späßen und Faſtnachts-Schwänken luſtig durchgepoltert.

Bei dem Präſidenten ging es hoch her; die Stutzer dufteten, die Schönen blühten, Julie aber ſchien die Königin des Feſtes zu ſeyn. Die Geſellſchaft blieb lange beiſammen; es ſchlug Eins, als der Nachtiſch herein gebracht wurde. Endlich entfernten ſich die Alten und räumten der jüngern Welt den Platz; Juliens Vater nur blieb und beſchloß, ſeinem Schwager zu Liebe bis auf den letzten Mann aus zu halten.

Der Präſident rief einen Diener, der einem der Gäſte hinunter leuchten ſollte. Dieſer ſtellte in der Eile eine Lampe auf den Tiſch, der mitten im Cabinet des Präſidenten ſtand; darüber hing ein Kronleuchter, welcher, da er beſchädigt war, für dieſen Abend mit einem Flor-Ueberzug umhüllt worden. Der Ueberzug fängt Feuer, ein plötzlicher Rauch dringt in alle Zimmer und die ganze Wohnung ſcheint in Flammen zu ſtehen. Die ſtürmiſche Verwirrung bemächtigt ſich der Geſellſchaft, erſchrocken läuft Alles durch einander, eilt nach ſeinen abgelegten Kleidern und drängt ſich nach der Treppe. Während der Präſident ſich am andern Ende der Wohnung befindet und durch das Gedränge nicht hindurch kann, eilt ſein Schwager, dem es einfiel, daß der Präſident ſeine wichtigſten Papiere in einem eiſernen Käſtchen verwahrte, in eine Seitenkammer des Cabinets, ergreift haſtig das Käſtchen, findet zufällig den Schlüſſel darin ſtecken, zieht ihn ab und übergiebt das Käſtchen unten ſeinem Diener, mit dem Befehl, es augenblicklich nach Hauſe zu tragen und es unter ſein eigenes Bette zu ſtellen.

Indeſſen war das Feuer in wenigen Minuten gelöſcht; nur der Ueberzug des Kronleuchters war herunter gebrannt und die Decke mit ſchwarzem Ruß belegt. Der alte Herr aber mochte nicht länger weilen; er fürchtete, Julie würde ſich erkälten und eilte mit ihr nach Hauſe.

Der erlebte Schrecken ließ ihn nicht ſchlafen. Er warf ſich im Bette lange umher und ſtand ungeduldig auf. Er erinnert ſich des Käſtchens; es fällt ihm ein, ob wohl Linkowsky's Papiere, die ſein Schwager ihm bisher ſo unbegreiflich zu verbergen geſchienen, darin ſeyn mögen; er kann der Verſuchung nicht widerſtehen, zieht es unter dem Bette hervor und öffnet es. — Seine Ahnung beſtätigte ſich. Er durchlief mehrere Blätter, und zog dann einen Brief hervor, in welchem der Mörder einer Dame — deren Name dem alten Herrn, wie dem Leſer, nicht unbekannt war — merkwürdige Geſtändniſſe mittheilte. Der alte Herr ſtockt im Leſen, ſeine Hände zittern, ſein Angeſicht erblaßt, er ſinkt in den Seſſel zurück und liegt, gleich einer Leiche, lange Zeit bewußtlos da — David Linkowsky war ſein eigener Sohn.

(Der Schluß folgt.)

L i e d.

Liebliche Knospen, noch jugendlich zart,
Sah ich mit üppigen Blüthen gepaart:
Sehnſucht im Herzen, doch halb nur geſtillt —
Das iſt der holden Vergangenheit Bild!

Roſen, ſich windend durch ſchwellendes Grün,
Läßt mir der Augenblick himmliſch erblüh'n:
Träume der Liebe, ſo wonnig erfüllt —
Das iſt der Gegenwart roſiges Bild!

Duftige Myrte durch's lockige Haar
Flicht dir im Kranze der Genien Schaar:
Himmliſche Ausſicht, in Nebel gehüllt —
Das iſt der Zukunft entzückendes Bild!

E. Langrehr.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Schluß.) Das Hofburg-Theater ſchloß das alte Jahr auf eine würdige Weiſe mit dem „Hamlet“, welcher, neu in die Scene geſetzt, nach geraumer Zeit wieder erſchien, und von Hrn. Korn, deſſen ruhige Darſtellungsweiſe ſich ganz für dieſen Charakter eignet, mit Geiſt gezeichnet ward. Ein ernſtes Kunſtbeſtreben ohne Einſeitigkeit und mit möglichſter Rückſicht auf das Publikum, ohne welche kein wohlthätiges Verhältniß begründet werden kann, zeichnet dieſe Anſtalt vor den meiſten andern der Art aus und weiſt ihr den erſten Rang unter den deutſchen Bühnen an, welchen ſie auch in jeder Hinſicht zu behaupten verſteht. Wie es heißt, hat Grillparzer der Direktion den Plan zu einem National-Schauſpiel: „Kaiſer Albrecht“, zur einſtweiligen Beurtheilung vorgelegt. Auch von Halieſch erwartet man ein neues Trauerſpiel: „Der Morgen auf Capri“. Alle, die es geleſen, erklären es für das Beſte, was er bisher geliefert. Leider hat dieſer Dichter, nachdem ſein „Petrarca“ mit ſo glücklichem Erfolg erſchienen war, das Feld des Romantiſchen, zu dem ihn doch alle ſeine Kräfte hinweiſen, plötzlich verlaſſen, und iſt mit den „Demetriern“ an den antiken Klippen, die ſchon ſo manches Talent zerſplitterten, geſcheitert. Jetzt kehrt er wieder auf die verlaſſene Bahn zurück, und es wird ſich entſcheiden, was er dabei gewonnen habe. Wie es heißt, ſoll das Stück auch in Berlin bald in die Scene kommen; Sie werden dann am beſten ſelbſt darüber urtheilen können. Ein Band „Novellen und Geſchichten“, von demſelben Verfaſſer, hat ſo eben (bei Traßler) die Preſſe verlaſſen; ein Berufenerer mag über dieſes Werk ſprechen; ich mache nur auf die Zueignung aufmerkſam, welche die Idee des Ganzen ausſpricht, und deren letzte Strophe ich hieher ſetze:

„Sind doch die Perlen nur verſteinte Schmerzen,
Doch von der Roſe küßt das Licht den Thau,
Weil er geweinet aus lebend'gem Herzen,
Und weil dem friſchen Kind der grünen Au
Die Wang' auch glühet von geſunden Scherzen —
Ich ſah's und eine Stimme rief: Vertrau'!
Auch deiner Blumen eigentlichſtes Leben
Iſt dieſes Roſenroth durch Thränenbeben.“

Da ich einmal in das Feld der literariſchen Neuigkeiten gerathen bin, ſo ſey es mir vergönnt, hier noch einer Erſcheinung zu erwähnen, die in jeder Hinſicht die Aufmerkſamkeit aller Freunde wahrer Poeſie verdient. Sie wiſſen, wie verhaßt mir alle „Gevatter-Kritik“ iſt, und daß ich den Spruch, der „das Schlechte klanglos in den Orkus“ weiſet, auch auf das äſthetiſche Mittelgut ausdehne. Sie werden mir daher auch geſtatten, im Gegentheil da ausführlicher zu ſeyn, wo das Lob am rechten Platz iſt. Sie kennen den Namen Gottfried v. Leitner wahrſcheinlich ſchon aus einigen lieblichen Liedern, welche dieſer von den Muſen reich begabte Sänger bisher einzeln in die Welt ſendete. Nun hat er ſeine ſämmtlichen Gedichte (bei Miller in Grätz) — er lebt in Steyermark — herausgegeben. Das 214 Seiten ſtarke Bändchen in Duodez enthält einen Schatz von Poeſie, Gedichte im eigentlichſten Sinne des Wortes, voll inniger wahrer Empfindung, geboren von einer reinblühenden Phantaſie, erzogen von einer tüchtigen Lebens-Anſicht und dabei in ſo ruhiger beſonnener Form, wie wir ſie jetzt immer ſeltener finden. Hier, ſtatt aller weitern Anpreiſungen, ſogleich eines dieſer Lieder, das ſich noch dazu in dem uns beinahe fremd gewordenen Rythmus der Alten bewegt:

Ein Abendgang.

Ueber die Alpen, wie ein Friedensengel,
Schwebt lächelnd und ſtill der hohe Vollmond,
Auf des Dorfes Gräber in heiliger Ruhe
Lilien ſtreuend.

Und in der Seele tiefbewegt führt' ich
Sie durch flüſternde Friedhofgraſer heimwärts;
Sinnend ſchwiegen wir, die bethauten Pfade
Einſam durchwandelnd;

Endlich erhob ſie ſanft das Auge und ſagte
Leiſen zitternden Tons: „Ich ſterbe gerne,
Hier nur, hier nicht bette der Tod das fremde
Einſame Mädchen;

Fern in der Ecke, ſchlichtbehalmet läge
Und verlaſſen mein Grab — ach! ohne Blumen;
Niemand weinte dort, als von lieber Heimath
Kommende Wolken.“

Und im Vorbeigeh'n an des Küſters Gärtchen
Brach ich eine der Roſen von dem Hecken,
Gab ſie ohne Worte dem Mädchen, und ſie
Sah mir in's Auge,

Sah mir in's Auge, das von Thränen glänzte,
Nahm den Strauß an die Bruſt und ſprach nicht weiter —
Ob ſie wohl errieth, wer ihr Blumen pflanzen
Würde und weinen?

Da habt Ihr auch eine Kirchhofs-Scene, Ihr Ueberkräftigen, aber keine Todtenbeine und keine verwitterten Schädel raſſeln unmelodiſch in die ſtille Muſik — da habt Ihr auch Gemüth, Ihr Hyperſentimentalen, aber wahres natürliches Gemüth, Thränen, die in dem Morgenſonnenſtrahl eines ſchönen Dichterherzens glühen und klingen, nicht Theewaſſer, matt ſchillernd und flimmernd im blaſſen Schein erkünſtelten Lichtes. So zart gedacht, ſo innig empfunden, ſo keuſch durchgeführt ſind die meiſten dieſer Gedichte, die rechte Mitte haltend zwiſchen den Extremen, in die unſer Leben wie unſere Kunſt zerfällt. Ich wiederhole es noch einmal, dieſe Zeilen ſind nur um der guten Sache willen geſchrieben, und ich würde dieſe für ſich ſelbſt ſprechen laſſen, wenn nicht die Fluth des Erbärmlichen, die in immer größeren Maſſen anſchwillt, auch das Trefflichſte mit ſich in das dunkle Meer der Vergeſſenheit zu wälzen drohte. Beſonders gilt dies dort, wo der Dichter, wie unſer Leitner, von allem literariſchen Verkehr abgeſchnitten lebt und mit unſchuldigem Künſtlerſinn ſein Werk vertrauungsvoll dem trügeriſchen Element übergiebt, deſſen nächſte Woge es verſchlingt, wenn es nicht eine kräftige Hand über dem ſeuchten Grab erhält. Möge daher dieſe Anzeige recht Viele anregen, damit ſie ſich ſelbſt überzeugen, ob hier zu viel geſagt worden; möge ſie Einen der Tüchtigen, die da Sitz und Stimme im Dichterkreiſe haben, bewegen, ſo ausführlich und gründlich über dieſe ſchönen Erzeugniſſe zu ſprechen, als ſie es verdienen — wo nicht, ſo hab' ich wenigſtens das gethan, wozu mich innige Liebe für das Rechte in der Kunſt bewog, und es bleibt mir dann nichts übrig, als die traurigen Verhältniſſe zu beklagen, die in Deutſchland mehr als irgendwo das Aufkeimen des Talents verhindern, und dir in der Heimath zerſpalten und vereinzeln, was in der Fremde durch freudiges und kräftiges Zuſammenwirken raſch und belebt gedeiht. — n.

Ein Jude, Namens Moſes Iſaak, hat zu Lyon ein Cabinet alter Rüſtungen, unter denen wohl die merkwürdigſte die des Baudouin, Grafen von Flandern, Kaiſers zu Conſtantinopel, iſt. Mehrere — ſagt die Lyoner Zeitung — wiegen drei Centner (?!); eine derſelben iſt 6 Fuß 3 Zoll hoch!! (Corsaire.)

(?) Die Zeitung von Daual enthält folgende Berechnung: Es giebt in Frankreich zur Zeit 1,700,843 Aerzte und 1,400,651 Kranke. Eben ſo giebt es 1,900,403 Advokaten und 998,000 Prozeſſe. Wenn nun alſo die 902,403 ſupernumerairen Advokaten nicht vor Aerger krank werden, ſo müſſen 300,192 Aerzte nolens volens die Hände in den Schooß legen!! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 22. März. 46ſtes Blatt.

Die Haarlocke.

Iſt zerſtäubt auch all' mein Lieben,
Ward mir doch *ein* theures Pfand;
Du, nur du biſt mir geblieben,
Theures, blondes Lockenband;
Gold'ne Krone ihrer Stirne,
Heit're, unſchuldvolle Zier!
Ob die Geberin auch zürne,
Bleibt doch werth die Gabe mir.

Wärſt du es, ach, nur geblieben,
Ihres Hauptes heit're Zier,
Hieße fruchtlos nicht mein Lieben,
Gälte ihre Huld noch mir;
Denn als du mir wardſt gegeben,
Ew'ger Treue Unterpfand,
War noch Lieben all mein Leben,
Und die Welt mein Heimathland.

Doch es ſchwand des Traumes Würde,
Alles wandelt ſeinen Sinn,
Und auch du, ſtatt heit'rer Zierde,
Wardſt mir ernſte Mahnerin;
Mahnerin verlor'ner Freuden,
Die ſich an der Lieb' Altar
Innig an einander reihten,
Wie ſich ſchlinget Haar an Haar.

Alſo wird im Erdenleben,
Was uns längſt die Zeit entrafft,
Neu im *Kleinen* uns gegeben,
Feſſelnd mit *verjüngter* Kraft;
So ein *Blatt* nur von dem *Baume*,
Der einſt Liebende umwallt,
So ein *Bild* nur aus dem *Traume*,
Welcher der Geliebten galt!

Ant. Alex. Graf v. Auersperg.

Das Taſchentuch.

39.

David Linkowsky war der Sohn des alten Herrn. Eine Räuberbande hatte auf dem Gute ſeines Bruders bei nächtlicher Finſterniß Feuer angelegt und im Tumulte der Plünderung einer der Böſewichter ſich des Knaben bemächtigt und auf der Flucht mit ſich genommen, um ihn tiefer in Polen einem Edelmann als Leibeigenen zu verhandeln. Sein Oheim, der den Knaben ſelbſt todt glaubte und die Vorwürfe ſeines Bruders fürchtete, wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er eine Ruhr als die plötzliche Todesurſache des Kleinen angab. Er war ſelbſt nach Prag gereiſt, um eigenen Mundes ſeinem Bruder mit Troſt bei zu ſtehen. — Ein Illyrier aber, der in Venezianiſchen Kriegsdienſten ſtand, entriß den Knaben ſeinem Entführer, nahm ihn zu ſich und ſorgte für ihn. Er wurde ſelbſt ſein Lehrer und unterrichtete ihn vorzüglich im Zeichnen, dem einzigen Gegenſtande, zu welchem ſein Schüler Luſt zeigte. Der junge Menſch aber, an das unſtete Leben durch ſeinen Räuber gewöhnt, vergalt dem Illyrier ſeine Sorgfalt mit Undank, verließ ihn in einer Krankheit, kam nach Venedig und trieb ſich dann in Italien umher. Sein edles Aeußeres verſchaffte ihm Eingang in die Häuſer würdiger Familien; der feine geſellige Ton war indeſſen das einzige, was er im Umgang mit edlen Menſchen ſich aneignete. Frauen ſchenkten ihm ihre Liebe; in ſeinem laſterhaften Herzen aber konnte keine ſanfte Empfindung lange wohnen — die

Digitized by Google

zärtlichſte Treue konnte ihn nicht rühren; er verließ ſeine Geliebten, wie er ſeinen Retter verlaſſen.

Das Glück hatte ſich ihm mehrmals günſtig gezeigt. Ein Piemonteſiſcher Edelmann, der viele Güter des Glücks, aber keine Kinder beſaß, gewann ihn lieb. Der Edelmann hatte ſich mehrmals malen laſſen; keinem Künſtler war es bisher möglich geweſen, ſeine Züge in einem treuen Bildniß dar zu ſtellen. Linkowsky entſagte einen ganzen Winter hindurch allen Vergnügungen und widmete ſich zum zweiten Mal der Zeichnenkunſt mit dem angeſtrengteſten Fleiße. Talentvoll, wie er war, wagte er ſich ſodann augenblicklich an die Aufgabe und traf ſeinen Edelmann zum Staunen Aller, welche die Arbeit ſahen. Dieſer hielt ihn nun um ſo werther, und da er kinderlos ſtarb, ſetzte er ihm in ſeinem Teſtament ein bedeutendes Legat aus. Der lachende Erbe empfing das Geld und wanderte damit über die Alpen, um es im ſüdlichen Frankreich zu verſchwenden.

Hier war es, wo ihm das Schickſal Cäſar Buonaventura in die Hände lieferte. Der unglückliche Jüngling irrte ohne Führer und ohne Ausſichten in der Welt umher; ſein Vater, ein unruhiger Kopf, welcher in aufrühreriſche Verbindungen ſich verſtrickt, war aus Florenz verſchwunden und hatte ſeinen verwaiſten Sohn im hülfloſeſten Zuſtande verlaſſen. Wie ein verirrter Wanderer eine wirthliche Flamme, begrüßte er mit Leidenſchaft den neuen Freund, der, gewandter als er und an Hülfsquellen reicher, ihm von der Vorſehung zur Stütze geſandt ſchien. Gar bald ahnte er den dämoniſchen Geiſt, dem er ſich übergeben; aber ſchon gebrach ihm die Kraft, ſich von ihm los zu reißen — durch das Uebergewicht ſeines Geiſtes hielt ihn der Andere gefeſſelt, wußte aus der Noth des Jünglings ein unauflösliches Bannungsmittel zu machen, und rückwärts, gleichſam mit abgewendeten Blicken, folgte ihm der Unglückliche in die verpeſteten Schlangenhöhlen des Laſters. — Doch eine ernſtliche Neigung ſollte ſeinen Verführer auf längere Zeit feſſeln. Eine Frau, deren unwiderſtehliche Anmuth uns Alle in den öffentlichen Blättern mit Bewunderung erfüllte, hatte ſein Herz gewonnen und ſchien die Flügel des laſterhaften Flattergeiſtes gebunden zu haben. Mehr als irgend wem auf Erden vertraute er ſich ihr und ſeine wilden Begierden ſchwiegen mehrere Monde.

Linkowsky und ſeine Geliebte hatten in einem fremden Hauſe eine Zuſammenkunft verabredet und Buonaventura hatte ſein Wort gegeben, das Abentheuer zu ſchirmen und im Hausflur Wache zu ſtehen. Es war ein unſeliges Haus, das ſie gewählt und eine verhängnißvolle Nacht ſtieg hernieder, welche dem armen mißleiteten Jüngling die Ruhe ſeines Lebens und faſt auch ſeine Vernunft zerrüttete.

Jene Nacht und jenes Haus ſind gebrandmarkt in der Geſchichte der menſchlichen Verbrechen durch die entſetzliche Ermordung des Fualdes. Linkowsky's Geliebte war die Manſon, welche durch ihre Liebenswürdigkeit die ernſten Richter außer Faſſung brachte. Von ihr hatte er die Tuchnadel und die Uhr zum Geſchenk erhalten; an ſie war der Brief gerichtet, der ſeine Lebensgeſchichte enthielt. Alle Bilder, die einſt ſein jugendliches Herz bewegt, und alle dunklen Erinnerungen aus der früheſten Knabenzeit hatte er auf's Lebhafteſte ſeiner Freundin darin mitgetheilt, ihr die Feuersbrunſt geſchildert, in welcher das Gut ſeines Oheims bei nächtlicher Stille aufgelodert und den wilden Mordbrenner, der ihn mit ſich fortgeſchleppt; mit beſonderem Intereſſe aber erzählte er ihr, wie ihm ſein Vater, deſſen er ſich unter keinem andern Umſtand entſann, eines Abends eine brennende Windmühle gezeigt und, auf die lodernden Flügel deutend, ihm geſagt habe: So, lieber Sohn, hebt der Engel der Strafe ſeine feurigen Arme empor und fängt die Menſchen darin auf, die gottlos geweſen ſind, und die Kinder, die ihren Eltern nicht Folge geleiſtet haben! — Die brennende Mühle und die gegebene Lehre waren es, welche den alten Herrn ſeinen Sohn erkennen ließen und das Blut in ſeinen Adern ſo plötzlich erſtarren machten.

Während ſich Buonaventura ſeitwärts in einem Winkel verſteckt hielt, ſchloß Baneal, der Wirth des Hauſes, die Thür, und die Mörder ſchritten zur That. Man entdeckte den Jüngling, ergriff ihn und ſuchte ihn, aus Furcht vor Verrath, zum Mitſchuldigen zu machen. Er mußte zugegen in der Küche ſeyn, wo das Entſetzliche geſchah, und den Topf halten, in welchem man das Blut des Sterbenden auffing — ſeit dieſer Stunde ſchauderte ihm vor ſeinen eigenen Händen und ſo oft es ein Uhr in der Nacht ſchlug, fuhr er erbebend zuſammen und faltete die Hände.

In aller Frühe aber, da Baſtide und ſeine Gehülfen den Leichnam nach dem Fluſſe trugen, ſchlichen ſich Linkowsky und Buonaventura aus dem Hauſe, machten ſich eiligſt auf die Flucht, und als die Morgenſonne empor ſtieg, waren Beide ſchon weit von der Stadt des Verbrechens entfernt.

Baſel war es, wo ſie für's Erſte zu bleiben beſchloſſen. Während Linkowsky ſich durch den Bleiſtift erhielt, gab Buonaventura Unterricht in ſeiner Mutterſprache, verwendete die Muße ſeiner einſamen Stunden auf eine geiſtige Bildung, nach welcher er ſich ſchon lange geſehnt, und ſuchte allmählig ſich von ſeinem Dämon der Verderbniß zurück zu ziehen. — Aber ſelbſt in Baſel glaubten ſie vom Schauplatz des Verbrechens, welches in ganz Europa mit Abſcheu vernommen ward, ſich nicht weit genug entfernt und vor dem Verrath

Digitized by Google

nicht ſicher. Sie beſchloſſen, ihren Aufenthalt zu wechſeln. Doch bei all ſeiner Beredſamkeit konnte es Linkowsky nicht dahin bringen, daß der Andere bei ihm blieb. Buonaventura ging nach Leipzig und folgte dort der Einladung eines Banquiers, der ihn mit nach Prag nahm. Linkowsky aber nahm ſeine Straße nach B**, woſelbſt er gleich nach ſeiner Ankunft aus Mangel an Gelde Tuchnadel und Uhr bei einem Galanteriehändler verkaufte.

In einem Abendzirkel lernte er die Hofräthin kennen. Im Laufe der geſelligen Spiele daſelbſt wurde ihm die Aufgabe zu Theil, vor derjenigen Dame in der Geſellſchaft, welche ſeiner Meinung nach am geiſtreichſten zu lieben verſtehe, nieder zu knieen und ihr die Hand zu küſſen. Er wählte die Hofräthin und dieſe Wahl gewann ihm das Herz der jungen Frau mit unwiderſtehlicher Gewalt. Er begleitete ſie auf dem Heimwege und wurde vom Hofrath als ein geachteter Hausfreund aufgenommen. Doch kam er nur ſelten in das Haus und nie anders, als wenn der Hofrath ſelbſt gegenwärtig war. — Mit der unerklärlichen Gewalt, welche ihm jeden andern ſeiner Bekannten unterwürfig machte, beherrſchte er auch ſeine neue Geliebte. Sie pflegten ſich in einem fremden Hauſe zu ſprechen; denn im Hauſe der Hofräthin ſelbſt war dem Verführer nicht wohl — vielleicht weil es ihm wehe that, die Uhr und die Tuchnadel, welche der Hofrath zufällig bei demſelben Galanteriehändler gekauft und eigentlich für ſeinen Neffen, deſſen juriſtiſche Promotion er erwartete, beſtimmt hatte, erblicken zu müſſen.

Zwölf Tage ungefähr, ehe der Böſewicht den Gatten ſeiner Geliebten erdroſſelt, war Buonaventura, nachdem er aus Prag gewichen und einige Zeit ſich in Dresden aufgehalten, in B** angekommen. Linkowsky ſah die Heftigkeit ſeiner Liebe und hörte mit Vergnügen, daß der Vater ſeiner Geliebten ein Mann von bedeutendem Vermögen ſey. Mit beredtem Eifer ſprach er ihm Muth ein, zeigte ihm verſchiedene Wege, auf welchen das Ziel ſeiner Wünſche ſich erreichen laſſe, verſicherte ihm mit den heiligſten Schwüren eine unwandelbare Bruderliebe und lockte ihn mit der bezaubernden Schilderung eines Paradieſes, in welchem zwei Ehepaare, glücklich durch ihre Liebe und fern vom Schauplatz ihrer Leiden, ſelige Tage verleben könnten. „Ich gehe hin", ſchloß er, „und hole Dir Deine Julie; hat der Prieſter Euch durch den Segen der Kirche verbunden, ſo muß der Alte ſich ergeben; indeſſen läßt ſich meine Geliebte von ihrem Hofrath ſcheiden, und ein Schweizerthal, durch ſeine Alpen-Mauer von der Welt und ihren Stürmen geſchieden, ſoll unſer friedliches Glück allen Spähern verbergen!" — Der arme Jüngling weinte, fiel ihm entzückt um den Hals und überließ ſich dem Unhold von Neuem.

Aber während er den argloſen Jüngling mit dem reizenden Gemälde der Zukunft lockte, trug er den Mordgedanken ſchon entwickelt in der Bruſt. Die Vorkehrungen wurden getroffen und der zwei und zwanzigſte Auguſt ſollte ſeiner Geliebten den Beſitz ihres ganzen Vermögens ſichern. Vormittags ſchrieb ihm der Hofrath den Empfehlungsbrief an ſeinen Jugendfreund in Prag; nach zwölf Stunden ſchon lag er erdroſſelt im Bette.

Es war kein kleines Schrecken, welches den Präſidenten ergriff, als er am andern Morgen das Käſtchen vermißte und ihm geſagt ward, wer es mitgenommen. Der Tag war kaum angebrochen, ſo griff er nach Hut und Stock, trat haſtig bei ſeinem Schwager ein, fand ihn im Bette liegen und ſah das Käſtchen geöffnet auf dem Tiſche ſtehen. Wie ein Donnerſchlag durchdrang ihn die Ahnung, er ſtürzte zum Bette hin und faßte die Hand ſeines Schwagers in der heftigſten Beſorgniß. — Der alte Herr war ſehr angegriffen, ſein Auge matt, ſeine Stimme kaum vernehmlich; doch gaben die Aerzte Hoffnung. Julie und Buonaventura, der mit Freuden die Nächte durchwachte, wichen nicht von ſeinem Bette; ſein Schwager und ich gingen ab und zu. — Nach fünf Tagen indeſſen ſaß er wieder in unſerer Mitte, zwar ſtill und niedergeſchlagen, doch zur Beruhigung Aller wieder hergeſtellt und mit glaubenvoller Demuth in die furchtbare Fügung des Schickſals gehorſam ſich ergebend.

In der nächſten Woche reiſte ich von Prag zurück. Mit dem Kuſſe der innigſten Verehrung nahm ich von dem alten Biedermann Abſchied und verließ Julien und Buonaventura als ein verlobtes Paar. In banger Rührung blickte ich nach den Thürmen der alten Böhmen-Hauptſtadt zurück und dankte der Vorſehung für die Weisheit, mit welcher ſie Alles geleitet hatte. Das *Taſchentuch* faltete ich ſorgfältig zuſammen, brachte es nach B** zurück und werde es jederzeit als ein heiliges Kleinod bewahren.

Wie freudig war ich überraſcht, als ich bei meinem Freunde in der K**ſtraße eintrat und den guten Maſtorf, der auf dem Wege der erfreulichſten Beſſerung war, an ſeinem Tiſche fand! Seine Erbſchaft war ihm geſichert; ob aber die Hofräthin Mitwiſſerin des Mordes geweſen, wußten ſie mir nicht zu ſagen. Die Nemeſis mache es gnädig mit ihr!

Daniel Leßmann.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 10. März im Königlichen Theater zum erſten Mal: „Alexander und Darius", Trauerſpiel in fünf Akten von Fr. v. Uechtritz. Die erſten drei Akte wurden mit der lebhafteſten Theilnahme aufgenommen; der vierte und fünfte Akt erhielten auch Beifall, aber nicht in gleichem Grade. Wir hören mit wahrhafter Freude, daß, auf Veranlaſſung des Dichters,

Digitized by Google

im vierten Akt der übermäßige Opern-Luxus gemindert wird, wie dies auch im Allgemeinen bei dieſem Trauerſpiel geſchehen könnte. Beſſer war es freilich, wenn man den Unterſchied zwiſchen einer Oper und Tragödie vorher bedacht und nicht das kokette Fräulein Prunkeerl mit der Melpomene Hand in Hand zur Schau geſtellt hätte. Wir nennen hier mit Bedacht keine Opern-Muſe, da wir die Euterpe kaum noch dafür halten dürfen; mit ihrer einfachen Flöte kann ſie unmöglich unſern neueſten, wenn nicht herz- doch erderſchütternden Compoſitionen als Schutzherrin dienen. Dagegen kann die Oper ihren jetzigen Standpunkt, wonach ſie nicht den erſten, ſondern meiſt allen Platz in der dramatiſchen Welt behauptet, damit rechtfertigen, daß ſämmtliche Muſen zuerſt ſingend und tanzend in den Olymp traten. Es geſchah dies allerdings gleich nach ihrer Geburt, und man darf annehmen, daß ſie da noch etwas kindiſch waren; dieſe Vorausſetzung begründet ſich auch, indem man ſpäter, wahrſcheinlich weil ſie ſich mit Singen und Tanzen in Alles gemiſcht hatten, ihnen genau die Departements anwies, worin ſie vortragende Räthinnen ſeyn ſollten. Nach langer Dienſtzeit ſind ſie nun wohl gar auf Penſion gekommen und gänzlich abgezogen, welches man uns neulich auf ſinnige Weiſe angezeigt hat, indem unter den „lebenden Bildern“, bei den erſten Aufſtellungen, der „Muſenzug“ war, der nun aber plötzlich weggeblieben iſt. Man wird die Vakanz ſchon zu erſetzen wiſſen, man rekrutirt in Frankreich und hat ſtatt der Melpomene: Fräulein Melodrama, Maitreſſe des Herrn v. Knalleffekt; ſtatt der Thalia: Mamſell Vaudeville, Verlobte Alleewelt; ſtatt der Euterpe: Madam Opera, verwittwete Melodie; und ſtatt der Terpſichore: Madam Ballet, geſchiedene Grazie. — Doch, wir wenden uns nach dieſem ſcherzhaften Seitenblicke wieder hin, wo wir ſtehen geblieben und wiederholen: „Beſſer war es freilich, wenn man den Unterſchied zwiſchen einer Oper und Tragödie vorher bedacht hätte.“ Will man aber durchaus eine ſo entſetzliche Gemeinſchaft begünſtigen — ohne zu ahnen, daß ſich die Tragödie wenig daraus macht, wenn man die Oper für ihre älteſte Schweſter hält und, nach den Majorats-Geſetzen, die eben wieder in Frankreich durchgekommert werden ſollen, dieſer vorzugsweiſe die Erbſchaft an Garderoben- und Requiſiten-Putz zutheilt — ſo muß man es mindeſtens mit einer gewiſſen Großartigkeit geſchehen laſſen. Dieſe findet ſich in der Ausſtattung mehrentheils und ob wir auch auf der Bühne nicht eben bedeutenden Vortheil davon haben, daß man mit Virgil ſagen kann: „Hic illius arma, hic currus fuit etc.“, ſo ehren wir doch gebührend dieſe Correktheit; nur muß ſie für die Tragödie durchaus nicht in Ueberladung, nirgend in Pedanterie auftreten. Nichts als das Nöthige iſt hier das Nützlichſte. Dagegen blieb unſre Bühne eben da zurück, wo das Manuſcript den Effekt wollte, nämlich bei Angabe des Brandes von Perſepolis. Ein tüchtiger Regiſſeur hätte vielleicht dem jungen, vielverſprechenden Dichter geſagt: „Die Ausführung eines ſolchen Brandes auf der Bühne bleibt immer hinter der Idee zurück. Beſſer, daß wir die Sache nur andeuten, damit die Phantaſie der Zuſchauer noch etwas zu dichten habe. Sie laſſen die „Thais“ eine Fackel fordern, warum, wenn einmal Ballet-Perſonen mit thätig ſeyn ſollen, haben nicht alle Fackeln? Die Scene der „Thais“ verliert dadurch an Abſichtlichkeit, was nicht ſchadet. Dann, wenn „Alexander“, vom Bachus und Amor berauſcht, den Sinn von „Thais“ Rede zur That machen und Perſepolis anzünden will, mag er, wie Sie vorſchrieben, die Fackel ergreifen; in dem Augenblick thun die berauſchten Heerführer daſſelbe, „Alexander“ ſchleudert ſeine Fackel zwiſchen die Couliſſen, Jene ſtürzen mit Fackeln ab, es röthet ſich in der Ferne der Horizont und — der Zweck iſt erreicht, während nun „Alexander“ ſeinen Monolog, worin er Reue über die That ausſpricht und damit endet: „Ich hab's befohlen, darf nicht widerrufen!“ in der nöthigen Ruhe vorträgt.“ — So, oder vielleicht beſſer noch, hätte ein tüchtiger Regiſſeur geurtheilt, um die Scenerie geſchickter an zu ordnen, als es jeder junge Dichter anfangs vermag; ſtatt deſſen wird nun der Vorhang einer Thür angezündet — dies iſt der Brand von Perſepolis! — Ueber das Trauerſpiel ſelbſt haben wir ſchon (Bl. 5. 1826) berichtet und namentlich die Schönheiten deſſelben an zu deuten verſucht. Das, was uns der Rüge werth ſcheint, werden wir ebenfalls zu erwähnen nicht unterlaſſen, ſobald wir wenigſtens noch eine Darſtellung beſuchten; denn das Werk hat mit vollem Recht den Anſpruch, nicht nach einer oberflächlichen erſten Bekanntſchaft beurtheilt zu ſeyn. Wir hoffen auch, daß die ferneren Vorſtellungen ſicherer und weniger Stückwerk ſeyn werden; einſtweilen nennen wir mit gerechtem Vorzug Mad. Stich als „Statira“ — die Künſtlerin ruft die Dichtung mit aller Gluth des Südens meiſterhaft in's Leben! — und Hrn. Lemm als „Nabarzanes“, eine kleine Rolle, in der er aber den Charakter feſt ergreift und voll Wahrheit giebt. Auch einige andere Mitſpielende geben theilweiſe ihre Rollen vortreflich; aber noch müßten wir zu breit darüber ſeyn, wollten wir neben den guten Momenten diejenigen bezeichnen, welche ſich fügen und heben müſſen, um aus dem Einzelnen ein Ganzes entſtehen zu laſſen, wir ſind der freudigen Meinung, daß ſie durch angewendete Selbſtkritik uns geſtatten werden, kürzer referiren zu dürfen und was aus den Schauſpielern ſelbſt kommt, iſt uns immer lieber, als ein von fremder Anſicht Aufgenommenes, deſſen ſie ſelten recht habhaft werden.

— Am 13. März: Conzert der Königl. Sängerin Madam Schulze. Die durch Fülle, Umfang und Geübtheit der Stimme ausgezeichnete Bravour-Sängerin ließ beſonders in neuen Variationen (componirt von C. Möſer) ihre ganze Virtuoſität erkennen, namentlich in den Schlußſätzen. Die größere erſte Hälfte dieſer Compoſition hat für Mad. Schulze, die z. B. in der Spontiniſchen Oper ein wahrer Schatz iſt, zu viel ruhige Modulation; dagegen führte ſie die verwegene Anforderung, mit einer Violine um den Preis zu concurriren, wie dies durch Mad. Catalani Mode geworden, glücklich aus. In einer Scene und Arie aus der Oper: „Margherita d'Anjou“, von Meyerbeer, und in einem Terzett von Roſſini, wobei Mad. Seidler und Hr. Stümer die Conzertgeberin treflich unterſtützten, erhielt ſie ebenfalls lebhaften Beifall. In den Zwiſchenſtücken zeigten Hr. Aloys Schmitt (in einem Fortepiano-Conzert, eine neue und verdienſtliche Compoſition), Hr. Möſer (in einem von ihm componirten Muſikſtück für die Violine) und die Herren Schunke Vater und Söhne (in einem Trio für Waldhörner, componirt von Lenß) ihre anerkannten Talente. Das Conzert war leider nicht ſehr beſucht.

— Königſtädtiſches Theater. Am 8. März zum erſten Mal: „Die neue Frauenſchule“; nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Kotzebue. Das Stück iſt bekannt; es wurde vor Jahren auf der Königlichen Bühne vortreflich gegeben, erhielt auch Beifall, lockte aber kein zahlreiches Publikum, obwohl es damals neu war, mithin wohl Vielen beſſer erſchien, als es eigentlich iſt. Gewöhnlichen Schauſpielfreunden bleibt Neuheit des Gegenſtandes immer der empfehlendſte Ruf; hier ſind aber doch zu viel Worte gebraucht, um eine dürftige häusliche Lehre in's Licht zu ſtellen, und die moraliſche Schule langweilt mehr, als die Frauen uns ergötzen können. Geſpielt wurde mit guter Routine von Mad. Sontag und Hrn. Meyer, mit noch zu ſichtbarem, aber von Talent unterſtütztem Bemühen von Demoiſ. Holzbecher. —**.

Vor 60 Jahren fuhren alle Tage 27 Poſtwagen aus Paris mit 270 Reiſenden ab. Jetzt fahren alle Tage 300 Wagen mit 3000 Reiſenden ab. — Vor der Revolution betrug die Pacht der Poſtwagen 600,000 Livres, jetzt 4 Millionen. (Pandore.)

Beilage: Bemerker Nr. 10. und Blatt der Ankündigungen Nr. VII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker. No. 10. 1826.

Beilage zum 46ſten Blatte des Geſellſchafters.

Aus Bremen.

Was Ihre Zeitſchrift im 25ſten Blatte d. J. über unſer Theater in die Geſellſchaft der Leſenden bringt, täuſcht die gute Geſellſchaft, und kommt wahrſcheinlich (?) aus der Mitte eben der Branche unſerer Theater-Geſellſchaft her, welche ſelbſt jener Einſender „ſchlecht beſtellt" nennt, und noch ſchlechter ſchildert. — Hr. Dr. Klindworth, von dem beiläufig verſichert werden kann, daß er den Doktorhut allerdings und mit Recht trage, der ihm hier nur, wie auch ſonſt mehreren Anderen, vom Haupte geſchlagen ward, weil er mit vielen Hüten aus ähnlichen Stoffen zuſammenrannte, hatte uns die erſte frohe Ausſicht eröffnet, Geiſt und Feſtigkeit in der Leitung unſerer Bühne zu erleben, einer Bühne, die ſeit dreißig Jahren von einer ſchwachen Hand in die andere gerathen war, und ſich nun wohl definitiv auflöſen wird. Kombinirte Vorſchritte verſchiedener — abgeſonderte Nebenzwecke verfolgender Partelen, die an der Conſequenz des Unternehmers ihre Abſichten ſcheitern ſahen, vereinten ſich in dem Beſtreben, ihn ſo ſchnell als möglich aus dem Beſitze der Direktion zu ſetzen, das, was er mit eigener Aufopferung und dargebotenem Kredit gebildet hatte, in andere Hände zu bringen, und den Tempel der Kunſt wieder zu einer Pfründe umzuſchaffen, wie er es früher geweſen. — Waren gleich beim Engagement für das recitirende Schauſpiel von Seiten des Unternehmers allerlei Mißgriffe geſchehen, — Mißgriffe, welche bei der Begründung einer neuen und im äußerſten Winkel von Deutſchland ohne irgend eine Unterſtützung vom Staate oder von den Bürgern zu errichtenden Bühne vielleicht gar nicht, oder nur durch einen glücklichen Zufall vermieden werden konnten — ſo lag doch in der auffallenden Lauigkeit des Publikums beim Beſuche des Theaters, und im Herbeiführen und in der Begünſtigung zerſtörender Einwirkungen, die Haupturſache der ſchnellen Auflöſung der Bühne. Dennoch wurden über 2000 Thlr. monatlicher laufender Ausgaben faſt nur vom Ertrage der ganz vorzüglichen Oper bis zur Hälfte Dezembers völlig beſtritten und bezahlt. Selbſt von den Anſchaffungen für Dekorationen, Garderobe und ſonſtigen Apparat, wozu der Unternehmer bei der Uebernahme der Conceſſion vom Rathe verpflichtet ward, und von den Verwendungen für Verzierung und verbeſſerte Einrichtung des Schauſpielhauſes, die ſich auf circa 5000 Thlr. beliefen, waren in drei Monaten über tauſend Thaler abgetragen. Doch alles das bewirkte keine Rückſicht: —

Die Haupt-Einnahme für's Schauſpiel im Freimarkt ward durch Zulaſſung einer Kunſtreiter-Geſellſchaft geſchmälert, — die nachtheilige Concurrenz der ſonſtigen Wintervergnügungen, und die Kälte im leicht gebauten Hauſe im Dezember, — der Schluß und die Leere des Theaters während der ganzen Weihnachtswoche, endlich die Umtriebe der Widerſacher der Direktion, ſchwächten die Einnahme dergeſtalt, daß mit dem Anfange Januars keine Mittel für augenblickliche Beſtreitung aller laufenden Ausgaben vorhanden waren, und dieſer Umſtand war es, auf welchen die Verfolger des Unternehmens ihr Auge gerichtet hatten. Faſt alle Creditoren, mehrentheils durch Einflüſterungen aufgeſchreckt und beſorgt gemacht, verlangten augenblickliche Zahlung deſſen, was für eine dauernde Bühne angeſchafft war. Da dies nach einer kaum viermonatlichen, von allen Seiten bedrängten Exiſtenz aus der geſchwächten Einnahme nicht geſchehen konnte, mußte der Unternehmer richterlichen Schutz nachſuchen. In einer Art hier üblichen Verfahrens wurden die Creditoren vernommen, mit großem Geſchrei über nirgends erſichtliche Hintergehungen; ein Kirmoner, zwei Doctores juris und zwei Schauſpieler zum Vorſtande der Bühne ernannt, und dem Unternehmer, unter ſchmählicher Herabwürdigung, alle Kaſſe, Habe und ſogar die auf drei Jahre ertheilte Conceſſion eiligſt genommen, und Maßregeln ergriffen, welche die Zerſtörung des Vorhandenen auf der Stelle bewirken mußten, und auch wirklich bewirkt haben. Den Schauſpielern Pillwitz und Bethmann, die als Glieder des Vorſtandes das Ihrige zur Zerſtörung der Bühne redlich beigetragen, und längſt nach dem Beſitze derſelben geſtrebt hatten, und die überdies durchaus keine Geldmittel beſitzen, ward die Conceſſion ohne Anſtand auf drei Jahre (!!) ertheilt, die Garderobe und ſonſtige Theater-Effekten ihnen auf guten Glauben zum freien Schalten und Walten überliefert, und ſomit Alles, was zur Befriedigung der Gläubiger vorhanden war, dem Ruin und der Verſchleuderung preis gegeben.

So iſt denn bis jetzt kein Heil erſichtlich, welches die Creditoren oder die Kunſt dem Verſtande des Vorſtandes zu danken hätten, und die Zeit wird lehren, daß die Schuld der Maſſe ſich nicht vermindert, wohl aber ſeit dem Einſchreiten des Vorſtandes ſich bedeutend vermehrt habe. Zuverläſſigen Angaben zufolge betrug im Anfange d. J. die Schuld zwiſchen 3—4000 Thlr., und der Apparat und die Einrichtungen im Schauſpielhauſe, die auf Errichtung einer Anſtalt von wenigſtens 25000 Thlr. jährlichen Aufwandes verwendet waren, befanden ſich in vollkommenſter Ordnung vorhanden, — und die Verwendung der Einnahme auf Heller und Pfennig nachgewieſen. — Dennoch nennt der Vorſtand und der Hauſe, den er vertritt, dieſe Lage Bankrott, — und einen fraudulenten Bankerott, hat ſich jedoch vor Gericht, ſtatt der entfernteſten Beſcheinigung ſolcher Verläumdungen, auf die einfache Aeußerung beſchränkt: er hege Mißtrauen in die Richtigkeit der Aufzeichnungen des Unternehmers; — was denn freilich bei Unbefangenen großen Verdacht erregen muß — gegen die Zuverläſſigkeit ſolcher fictiven Beſchuldigungen des Vorſtandes. Im Auslande wird der Eifer meiner lieben Vaterſtadt Bremen für Kunſtbeförderung in einem eigenen Lichte erſcheinen, wenn es erfährt, daß die neuerſtandene auf 25000 Thlr. jährlichen Aufwandes berechnete Schaubühne nach vier Monaten wieder über den Haufen fällt, weil 3 — 4000 Thlr. außerordentliche Ausgaben noch nicht erübrigt ſind, — von den Creditoren mit Ungeſtüm gefordert werden, und von den Wohlhabenden — nicht zu erlangen ſtehen, die doch Kunſtreitern und Kochkünſtlern ganz andere Summen ſpen-

Digitized by Google

dig geworden. — Indeß iſt dieſer Abriß der neueſten Begebenheiten im Theaterweſen der einzige richtige Geſichtspunkt, und Hr. Dr. Klindworth wird doch ſchwerlich anſtehen, zu ſeiner Zeit eine actenmäßige Darſtellung ins Publikum zu bringen, nachdem er hier von ſo vielen Seiten auf das verächtlichſte gemißhandelt worden. — Er müßte ſelbſt Unpartheiiſchen verdächtig werden, wenn er ein ſo imponirend-eigenthümliches Verfahren unerörtert hingehen ließe. —

Der Einſender des Aufſatzes im 25ſten Blatte des „Geſellſchafters“ iſt doch wohl ein Schalk und zwar ein unbegreiflicher Schalk, wie dies klar wird, wenn man ſich dazu verſtehen kann, ſeine wunderliche Schilderung unſrer Bühne näher zu prüfen. Er ſagt, mit dem Schauſpiel iſt's ſchlecht beſtellt, — und beginnt damit, daß er — den Dr. Wagener gewaltig herausſtreicht, als den erſten Helden unſerer Bühne (vielleicht in der partie honteuse), und verſichert, obgleich ein Neuling, verdiene er doch über manchen Veteranen der deutſchen Theater geſtellt zu werden (etwa in Betracht des Grades der Invalidität?). — Was ſeine hieſigen nächſten Freunde, die er denn reciproce in hieſigen Blättern beſingt, aus Gefälligkeit dichten, iſt und kann kein Kunſturtheil für das auswärtige Publikum ſeyn. Denn wo er als Stern erſter Größe glänzen könnte, da würde egyptiſche Finſterniß immer noch leuchten wie Sonnenglanz. Bei ſeiner Ankunft hieſelbſt gab er perſönlich Viſitenkarten ab, und äußerte dabei mündlich, er trete mit Beſorgniß hier auf, weil unſer Publikum, durch zu günſtige Beurtheilungen ſeines Talents (?) irre geleitet, vielleicht zu große Erwartungen (!!) von ihm hegen dürfte. — Das war aber keinesweges der Fall, denn im Publikum ging ſchon das Gerücht, er habe die feine Manier, ſich in öffentlichen Blättern ſelbſt zu preiſen, und darum hat das hieſige Publikum keine Erwartungen von ihm gehegt, und eben ſo wenig hat er durch ſein Spiel dergleichen für die Zukunft erwecken können.

Wie wird jetzt in Deutſchland ein literariſcher Name nicht erworben, ſondern fabricirt?

Stuttgardt, Ende 1825.

Gerade ſo wie vor zehn bis zwölf Jahren. Man ſchreibt nämlich (was im Gebiet der Wiſſenſchaft nicht wohl angeht) friſchweg ein Buch. Der Titel muß auffallend ſeyn; kann man keinen neuen erfinden, ſo wärmt man einen dergleichen alten auf, mit dem Inhalt macht man es eben ſo; wenn er barock iſt, kann man ihn für genialiſch ausgeben; je zuſammengewürfelter, um ſo romantiſcher iſt er; je confuſer, um ſo tiefſinniger, je hanswurſtartiger, um ſo humoriſtiſcher. Die Form muß, durch den Inhalt bedingt, deſſen Spiegelbild ſeyn, d. h. Nichts und Alles, nämlich der Autor muß alle Form verachten und aller Formen ſich willkührlich bedienen; je ungehobelter, je großartiger. Nebenher zeigt man auch, daß man ſeine Studien als Klopffechter gemacht habe, greift pikanter Weiſe, mit Stecknadeln, die Heroen der vaterländiſchen Literatur an; und fertig iſt das Meiſterwerk des nagelneuen Genies. Nun aber kommt erſt die Hauptſache! Nun iſt man Mitarbeiter mehrerer Zeitſchriften (je mehr, je beſſer) und da ſchickt man denn, nach allen Seiten, Ankündigungen, Kritiken, Recomandationen des eigenen Werks, und lobt und preiſt und erhebt es, ohne alle Verſchämtheit. Treten nun zwei ſolcher Schriftner in Compagnie und lobhudeln ſich gegenſeitig, ſo geht die Sache noch leichter von ſtatten, und in Zeit von ſechs Wochen können zwei unbekannte Männlein zu einer, wenn auch nur gewiſſen Namhaftigkeit gelangen. Was in dieſer Art nun vor 10 oder 12 Jahren geſchehen iſt, darüber iſt man jetzt im Klaren und daher bedarf es nicht gerügt zu werden. Wie man es aber heute ſo fort treibt, davon ſey hier zu Nutz und Frommen ein Beiſpiel angeführt. Man leſe im Leipziger „Liter. Converſationsblatt“ Nr. 292. 1825, wie dort der „Satan“ gelobhudelt wird und zwar vom „Popanz“, und wie dagegen der „Satan“ im „Literaturblatt des Morgenblatts“ Nr. 100 den „Popanz“ lobhudelt. Wahrlich eine äſthetiſche Scene, die, lebte er noch, Hogarth benutzt haben würde. Was wäre da noch hinzu zu fügen, wo die Thatſache ſich ſo klar ausſpricht, als erſtlich: ein ernſtgemeintes Schade! daß in zwei ſo ausgezeichneten Zeitſchriften, als die genannten, ſich dergleichen einſchleichen konnte; und zweitens, daß dem neuen Redakteur des Cotta'ſchen „Literatur-Blatts“ eine gewiſſe Tugend geboten haben ſollte, das Popanzlob ſanft erröthend dem Einſender zurück zu ſchicken. Bis man nicht dazu gezwungen wird, ſey für's Erſte nichts Näheres über dieſes kleine Faktum geſagt. *—*.

Rhapſodiſche Gedanken.

Sollte denn wirklich Schiller's treffliche Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet“, nicht in's Leben treten können? Man ſage nicht, daß er nur eine idealiſche Bühne, nur idealiſche Zuſchauer vor Augen gehabt habe: denn wer das ſagen wollte, würde ſich nicht des griechiſchen Drama's, nicht des franzöſiſchen Theaters erinnern, oder er kennt beides nicht. Und was den Franzoſen möglich war, ein Nationaltheater zu ſchaffen, zum Theil zwar aus falſcher Nachahmung und Mißverſtand, doch aber dem Charakter der Franzoſen angemeſſen, das ſollten die Deutſchen nicht können? Daß freilich der Deutſche im Norden und Süden und Oſten und Weſten Deutſchlands nicht einem und demſelben Volke angehört, daß der Nationalgeiſt, der die Franzoſen durchdringt, die Deutſchen nicht beſeelt, bei der politiſchen Eintheilung nicht beſeelen kann, iſt ſchon oft als ein nicht unbedeutendes Hinderniß gegen die vollkommene Ausbildung der deutſchen Bühne angeſehen worden — aber ſollte denn nicht jede einzelne Bühne für ſich Etwas zum Ganzen thun können, inſofern wenigſtens, als der Erweckung des Volksgeiſtes nicht entgegen gewirkt würde? Warum geht der Deutſche immer und ewig auf die literariſchen Märkte des Auslandes — nur um ſeinem leidigen Streben nach Univerſalität zu huldigen? warum denn vermag er nicht aus ſich ſelbſt, aus ſeiner Geſchichte zu ſchöpfen? Es wäre nun endlich Zeit, daß wir zu uns ſelbſt mit Ernſt und Eifer zurück kehrten! daß unſere Bühne aufhörte, eine bunte Harlekins-Jacke zu ſeyn: oder — ſie wird in dem ſchlechten Geſchmack, der ſich zum Theil ihrer bemächtigt hat, noch ganz untergehen.

Wie wahr — zum Theil verſteht ſich: rühmliche Ausnahmen giebt es, aber Ausnahmen — iſt es auch in der gegenwärtigen Zeit, was Goethe in „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ (Buch 7) Wilhelm über die Schauſpieler ſagen läßt: „Wer nicht ſelbſt auf dem Theater war“ — äußert derſelbe — „kann ſich keine Vorſtellung davon machen. Wie völlig dieſe Menſchen mit ſich ſelbſt unbekannt ſind, wie ſie ihr Geſchäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen ſind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will Jeder der Erſte, ſondern auch der Einzige ſeyn, Jeder möchte gern alle Uebrigen ausſchließen, und ſieht nicht, daß er mit ihnen zuſammen kaum Etwas leiſtet; Jeder dünkt ſich wunderoriginal zu ſeyn, und iſt unfähig, ſich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian iſt; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem.“ (Dieſe findet ſich jetzt wohl nur oder doch größtentheils bei den Zuſchauern, die keine Ruhe haben, Alles veraltet finden, was ſie einmal mit ihrem Beſuch beehrten, und Alles voll Längen, was nicht in fünf Minuten die Intrigue und in andern fünf Minuten die Auflöſung giebt.) „Mit welcher Heftigkeit wirken ſie gegen einander! und nur die kleinlichſte Eigenliebe, der beſchränkteſte Eigennutz macht, daß ſie ſich mit ein-

Digitized by Google

ander verbinden. Jeder macht Anſpruch auf die unbedingteſte Achtung, Jeder iſt empfindlich gegen den mindeſten Tadel. Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, ſcheint es, als wenn ſie ſich vor Nichts ſo ſehr fürchteten, als vor Vernunft und guten Geſchmack, und nichts ſo ſehr zu erheben ſuchten, als das Majeſtätsrecht ihrer perſönlichen Willkühr." — Wer findet zu dieſer Schilderung, wie ſie Goethe vor dreißig und mehr Jahren entwarf, nicht auch heut überall Belege und Originale? Aber was wird dieſe Wahrheit nutzen? Beſſern? — eher wohl verſchlimmern!

K.

1826. No. VII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Ein neuer empfehlenswerther Roman.

Bei uns erſchien ſo eben der hiſtoriſche Roman:

Die Aufrührer.

Erzählung

aus den Zeiten des Bauernkrieges

von

Fr. Rother.

Preis: 1½ Thlr.

Dieſe literariſche Neuigkeit — keine Ueberſetzung — welche durch die geſchichtlichen Charaktere, und den bedeutſamen Stoff überhaupt, gewiß die Leſer intereſſiren, iſt in jeder Buchhandlung zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

So eben iſt erſchienen und an alle Subſcribenten bereits verſandt:

Geiſt aus
J. G. v. Herder's ſämmtlichen Werken,
in
einer Auswahl des Schönſten und Gelungenſten aus ſeinen Schriften.

Nebſt deſſen Leben.

Berlin 1826, in der Enslin'ſchen Buchhandlung.

Erſtes Bändchen.

23 Bogen in Taſchenformat.

Dieſes erſte Bändchen enthält:

- Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfried v. Herder's.
- Romanzen aus dem Gedichte: Der Cid.
- Aus den Volksliedern, oder der Stimme der Völker.
- Blätter der Vorzeit. Dichtungen aus der morgenländiſchen Sage.
- Stellen aus dem Roſenthal.
- Gedanken einiger Bramanen.
- Stellen aus dem Buche der gerechten Mitte und Exempel der Tage. Sineſiſch. (Aus der Adraſtea.)
- Nachleſe zur griechiſchen Anthologie.

Nach dem Verlangen vieler Subſcribenten wird dieſes Bändchen vor Erſcheinung der übrigen ſogleich ausgegeben, nachdem es die Preſſe verlaſſen hat.

Das 2te und 3te Bändchen werden zuſammen im April und das 4te, 5te und 6te zu Johanni verſandt; — auf pünktliches Einhalten dieſer Termine kann mit Sicherheit gerechnet werden. Alle folgenden Bändchen werden dem erſten an Bogenzahl gleich ſeyn oder etwas mehr enthalten.

Der Subſcriptionspreis von 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr. für alle 6 Theile dauert bis zur Leipziger Oſtermeſſe, und es ſind alle Buchhandlungen in den Stand geſetzt, ſolchen einzuhalten, ſo daß nirgends eine Erhöhung deſſelben ſtatt findet.

Berlin, den 1. März 1826.

Theod. Chriſt. Fr. Enslin.

Walter Scott.

Von der

beiſpiellos wohlfeilen Taſchenausgabe von Walter Scott,

jedes Bändchen zu zwei Groſchen ſächſiſch, iſt das erſte Bändchen erſchienen und an alle Subſcribenten verſandt.

Die Ueberſetzung iſt ausgezeichnet zu nennen, Druck und Papier vortrefflich und die Verlagshandlung ſieht ſich jetzt ſchon veranlaßt, an der zweiten Auflage zu drucken, da die erſte 20,000 Exemplare ſtarke innerhalb 6 Wochen ſich vergriffen hat. Der Subſcriptionstermin dauert daher bis zum 1. April 1826 noch fort, nach dieſer Zeit tritt unabänderlich der Ladenpreis drei Groſchen pr. Bändchen ein.

Alle 14 Tage wird regelmäßig ein Bändchen zu 8 Bogen — broſchirt — ausgegeben werden, ſo daß die Sammlung in kurzer Zeit vollſtändig ſeyn wird.

Stuttgart, im Januar 1826.

Gebrüder Franckh.

Bei T. Loeffler in Mannheim iſt ſo eben erſchienen und in allen Berliner ſo wie in allen auswärtigen Buchhandlungen zu haben:

Cammerer, A. A. C., Magazin für Gedächtnißübungen und Declamation, für Schulen. 4te Auflage. 12mo. 9 Gr.

Epiktet's Handbuch der ſtoiſchen Moral. Aus dem Griechiſchen, mit Anmerkungen u. Nachrichten über Epiktet's Leben, von Fr. Junker. gr. 8. 12 Gr.

Litzel, M. G., hiſtoriſche Beſchreibung der kaiſerlichen Begräbniſſe in dem Dome zu Speyer, wie ſolche vom Jahr 1030 bis 1689 beſchaffen geweſen ſind,

u. ſ. w. Mit einem Anhange von J. M. König neu herausgegeben. Mit 17 Abbildungen. gr. 8. droch. 1 Thlr.

Das bei uns erſchienene, durch alle Buchhandlungen für 1½ Thlr. zu beziehende Werk:

Das Leben des Heilandes Jeſus Chriſtus.

Treu geſchildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen,

wird immer mehr als höchſt zweckmäßig empfohlen. So heißt es in einer neueren Beurtheilung (Jenaiſche „Allg. Literatur-Zeitung", Nr. 221. 1825): „Rezenſent glaubt dem Verfaſſer das Zeugniß geben zu können, daß er dem ſich ſelbſt vorgeſchriebenen Geſetz der Treue nachgekommen iſt und eine Geſchichte des Lebens, der Lehren und Thaten Jeſu geliefert hat, welche in bündiger Kürze, in reiner, herzlicher und wahrhaft bibliſcher Sprache Alles im Zuſammenhang darſtellt, was die heiligen Bücher darüber enthalten. Was Heß Geſchichte für den gelehrten Bibelforſcher und für den gebildeten Chriſten iſt, das kann dieſes Buch ſämmtlichen Chriſten und der erwachſeneren Jugend, beſonders den Katechumenen ſeyn, welche es recht füglich und mit Nutzen und Verſtändniß für ſich und ohne Beihülfe werden leſen können. — Druck und Papier der Schrift, die durch ein Titelkupfer und einige Vignetten verziert iſt, ſind lobenswerth."

Nach ſolchen Beurtheilungen dürfen wir hoffen, daß dieſes Buch bald keinem Familienkreiſe fehlen wird. Wir haben dazu durch zweckmäßig-hübſches Aeußere und den billigſten Preis das Unſrige gethan.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

So eben iſt erſchienen und an alle Buchhändlungen verſandt:

Jeſus Chriſtus
oder
das Evangelium
in frommen Gaben ausgezeichneter deutſcher Dichter.
Ein Erbauungsbuch
für
denkende Verehrer Jeſu.
Von
Dr. J. Ch. G. Schincke.

8. — 1826. — 608 Seiten. — Geſchmackvoll geheftet. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Es war dem frommen Verfaſſer vorbehalten, der Erſte zu ſeyn, welcher die begeiſterten Ergüſſe unſerer vaterländiſchen Dichter zu einem Ganzen ſammeln und in einer Reihefolge evangeliſcher Gemälde Allen denen einen vollen ſchönen Kranz winden ſollte, die den Namen eines Chriſten in Chriſtus Lichte und Segen tragen.

Zur Einleitung dient Lavater's herrliches Lied: Wir haben den Meſſias gefunden, und an dieſes reihet ſich, nach der Zeitfolge geordnet, die ganze heilige Geſchichte von der Erſcheinung des Zacharias an bis zum Pfingſtfeſte.

Nach ächt evangeliſchem Geiſt und Sinn gewählt bieten hier fromme Sänger, wie Lavater, Klopſtock, von Cölln, Wieſchel, Weihe, Herder, Krummacher, Silbert, Conz, von Halem, Heß, Trautſcholb, Pflaum, Gittermann u. A. die herrlichſten ihrer Gaben dar, und zugleich flicht der Herausgeber ſeine eigne in Proſa verfaßte Erzählung derſelben Begebenheiten, als nothwendige Ergänzung einzelner Lücken und als Uebergang zwiſchen den Gedichten ſelbſt ein. Erklärende Anmerkungen ſchließen das Ganze, welches gewiß von vielen ſchönen Seelen dankbar und freundlich aufgenommen werden wird.

Halle, im März 1826.
Gebauerſche Buchhandlung.

In der Reinſchen Buchhandlung in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Satori, J., Vier Erzählungen. (Geſammelte Schriften, 2r Thl.) 20 Gr.
(Der erſte Theil enthält: Valeria. 1 Thlr.)

— — Feldblumen, ein Taſchenbuch für 1826, mit Steindrücken, enthaltend zwei Erzählungen. 16. gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Der ſchon durch mehrere mit Beifall aufgenommene Beiträge in Journalen und Almanachen beliebte Verfaſſer liefert hier ſeine neuſten Geiſtesprodukte, welche die frühern Arbeiten übertreffen. Auf einen nächſtens zu erſcheinenden Roman deſſelben Verfaſſers: „Geſchichte der Gräfin von Moorfeld", machen wir das Publikum beſonders noch aufmerkſam.

Allgemeine Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber.

Leipzig, bei Johann Fr. Gleditſch.

So eben iſt beendigt: Supplement-Kupferheft zu dem 1ſten bis 14ten Theil, und an die ſämmtlichen Herren Subſcribenten verſendet worden. Im März erſcheint der 15te Theil, und der 16te, mit den dazu gehörigen Kupfern und Landkarten, bald nach der Oſtermeſſe dieſes Jahres.

Zu gleicher Zeit wurde ausgegeben und iſt in allen Buchhandlungen zu finden:

Mittheilung an die gegenwärtigen und zukünftigen Beſitzer der allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Leipzig, bei Joh. Fr. Gleditſch, iſt erſchienen:

Dramaturgiſche Brandraketen des Dresdner Mercur, ein Feuerwerk für Bühnenfreunde von Dr. Ferd. Philippi. 1ſtes Heft. 21 Gr.

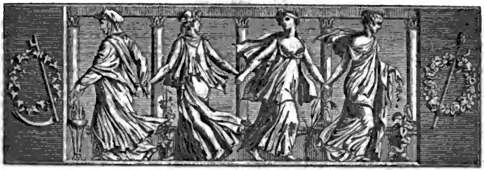
In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Die Gleichen,
Schauſpiel
von
Ludwig Achim von Arnim.
Preis: 1 Thlr.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 24. März. 47ſtes Blatt.

Das Thal von Chamouny. *)

Von dem Verfaſſer von „Wahl und Führung“.

In Servoz wurde das Frühſtück genoſſen. Als wir, wohlgelabt, unſern Reiſewagen wieder beſtiegen, glaubten wir erſt, jetzt auf einem ebneren Boden und in eine minder wilde Gegend gelangt zu ſeyn, bis wir bei der Arve-Brücke ankamen, wo ſich der Weg nach der Linken hinüber beugt. Rauſchend ſtürzt ſich der Fluß aus einem ſchauerlichen Schlunde hervor. Zu ſeiner Rechten ſteigt eine ungeheure Felswand auf, deren faſt ſenkrechter Hang dennoch mit Tannen beſetzt iſt. Noch hat keine Axt die uralten grauen Stämme dieſer Bäume berührt, welche hier und da der Sturm umgeſtürzt hat, ſo daß nur die aufragenden den niedergeſtreckten zum Halte dienen, daß ſie nicht in die unten brauſenden Waſſer hinab rollen.

Wir fuhren über den tief unter uns rauſchenden Strom und dann eine Weile an deſſen linker Seite hinan. Gebüſch und Bäume verdeckten uns den Abgrund, über dem wir ganz nahe hinſchwebten, bis wir uns etwas weiter davon entfernten und durch einen Felſenpaß wie in einen Thorweg einfuhren, wo uns unſer Kutſcher nicht ohne Grazie bemerkte: „Hier der Eingang in das Thal von Chamouny!“

Ja, es öffnete ſich nun frei vor meinen Blicken, dieſes — merkwürdig genug — erſt ſeit 1741 bekannte und von zwei Engländern zuerſt beſuchte Thal, das ſeitdem vor allen andern Gebirgsthälern dieſes Hochlandes einer großen Berühmtheit genießt; und daß es mir gelingen möge, ein Gemälde deſſelben zu entwerfen, wie dieſes ſich mir in dem Strahl des leuchtendſten Himmels und dem Schimmer aller Farben darbot.

Von dem Col de Balme, der die Waſſerſcheide gegen Wallis macht, ſenkt ſich das Chamouny-Thal mit dem Laufe der Arve vier bis fünf Stunden in ſüdöſtlicher Richtung hinab, und bildet, bei einer Ausdehnung von nicht mehr als einer halben Stunde in die Breite, eine ungeheure Schlucht, welche den Mont-Brevent von den Coloſſen des Mont-Blanc ſcheidet. Zwar nur ſchwarze Hütten ſiehſt du in dem tiefen Grunde hingeſtreuet oder zu armſeligen Dörfern gruppirt, von denen nur eines, die Prieuré, welches einem alten Kloſter ſeinen Urſprung verdankt, dieſen Namen verdient, und wo auch nur die Gaſthäuſer und die Kirche durch einen feſtern Bau ſich auszeichnen; und weniges findeſt du hier, was das Daſeyn des Menſchen friſten könnte, einen ſchmalen Streif grüner Wieſen und ein Paar einzige Hafer- oder Gerſtenfelder an dem unterſten Hange der Berge; aber welch eine erhabene Natur ergreift dich mit unwiderſtehlicher Gewalt! Wo ſäheſt du ſo viel Großes in einem ſo beſchränkten Raume zuſammengedrängt!

In dem engen Grunde windet ſich die Arve, wie eine ſchmale, trübgrüne Schlange durch das weite, weiße Bett, das ſie ſogleich hier, wie zu ihrer Wiege,

*) Fragment aus einer Reiſe durch die Schweiz, welche zur Oſtermeſſe (bei Ernſt Klein in Leipzig) unter dem Titel erſcheinen wird: „Zeichnungen, entworfen auf einer Wanderung durch die Schweiz nach Chamouny.“

Digitized by Google

ſich ausgehöhlt hat. Ihre Waſſer haben ganz das Anſehen von eben aufgelöſ'tem Eiſe, und ſchleichen jetzt ruhig, faſt träge hin, und dann wieder brauſen ſie ſchäumend und mit Ungeſtüm gegen die Felſen an, welche, ſich von den Ufern näher zuſammen drängend oder mitten aus den Wellen aufragend, dieſe ſcheinen in ihrem Laufe hemmen zu wollen. Nur ein ſchmaler Raum bleibt neben dem Fluſſe für den Weg, die Wohnungen, die Wieſen und das wenige bebaute Land; denn alsbald heben ſich zu beiden Seiten mit jähem Aufſteigen die ungeheuren Berge, links — wenn man, wie ich, das Thal von unten aufwärts durchwandert — die des Mont-Brevent, rechts die noch höhern des Mont-Blanc empor, deſſen höchſte Kuppe noch 11,532 Fuß über den Grund des Thales aufragt, das ſelbſt 3150 Fuß über das Meer erhaben iſt. Und wer dieſe Berge nicht geſehen hat, vermag ſich kaum eine anſchauliche Vorſtellung davon zu machen. Noch ſind ſie an ihrem Fuße hier und da bewaldet, dann bilden ſie ungeheure, mit einem dunkeln, blaugrünen Raſen bekleidete, jähe Wölbungen oder ſchroffe Hänge, über denen, als ob weiter hinan kein Hauch des Lebens mehr wehe, das nackte, von jeder vegetabilen Decke entblößte Geſtein röthlich oder ſchwarz- und blaugrau und in vielfältig wechſelnden Geſtalten empor ſtarrt. Denn hier ſiehſt du es in mächtigen Mauern und ſenkrechten Wänden mit gewaltigen Kanten und Zacken gelagert, die ſich zu großartigen Kuppeln wölben oder ſich in ſcharf gezeichneten Pyramiden heben und in kühnen Spitzen zu dem Himmel aufſteigen, die, obgleich coloſſal genug, doch über den mächtigen, ſchwerfälligen Maſſen nur wie leichte, ſpitze Felsnadeln — Aiguilles — erſcheinen. In den höhern Spalten und Vertiefungen zeigen ſich überall Flecken oder Streifen leicht flimmernden oder matt glänzenden Schnees, und ganz oben ſchimmert die weiße Decke eines ewigen Winters. An den Wänden ſtürzen und rieſeln dann hier und da die Waſſer hernieder, und zwiſchen den Klüften des Gebirges zur Rechten ſenken ſich, von dem Könige der Berge, wie ſchauerliche, in ihrem Laufe erſtarrte Ströme, deren Feſſeln auch die heißeſte Gluth des Sommers nicht zu löſen vermag, die ungeheuern Glätſcher faſt bis auf den Weg hinab; und wo ihre über einander gethürmten Eismaſſen unten wie eine in der Mitte zerriſſene Mauer enden oder auch eine Art von Bogen oder Wölbung bilden, da ſtürzt brauſend der Bach hervor, der die ihnen entſtrömenden, trübweißen, ſchäumenden Waſſer denen der Arve zuführt.

Schon ſogleich, wo man von Servoz her in das Thal eintritt, begegnen dem Blicke die beiden kleinen Glätſcher von Gria und Taconay, dann die größern Glaciers des Boſſons und ferner des Bois, den Ausfluß des berühmten Eismeeres; ſo wie weiter aufwärts die gewaltigen Glätſcher d'Argentiere und de la Tour tief herabſteigen, an denen ich an dem folgenden Tage vorüber ſchritt und von denen ich den letztern oben in dem Winkel des Thales zur Rechten ließ, als ich mich links den Col de Balme hinan wandte. Und welche Gefühle bewältigten mein ganzes Weſen, als ich an dem ſchönſten Sommermorgen, in dem offenen Reiſewagen, von Maulthieren gezogen, mit den mir fremden und doch ſchnell vertraut gewordenen Gefährten, zuerſt in dieſes Thal, wie in eine Welt großartiger Wunder, hinein fuhr, und Alles, was ich bisher einzeln und zerſtreut angeſtaunt hatte, vor meinem Blick ſich zuſammen drängte. Die mächtigen Maſſen, Wände, Pyramiden, Kuppeln, Zacken und Spitzen des Geſteins, die weißflimmernden Decken und Streifen des Schnees oben und die herabſtarrenden Glätſcherſtröme, auf die von blauer Höhe der hellſte Strahl der Sonne niederfiel und unten der ſchäumende Fluß mit dem beweglichen Spiele ſeiner Wellen, die an den Steinwänden herabrinnenden Waſſer, dieſes Tönen und Rauſchen, dieſes Zittern und Schimmern, als ſolle durch eine geheime Magie der erſtarrten Natur wenigſtens der Schein des Lebens verliehen werden, das ſie nicht beſitzt; dieſe Größe und Majeſtät des Hochgebirges und der mild freundliche Wieſenſaum, über den mit herrlicher Pracht eine Fülle bunter Blumen ihren Reiz verbreitete, die Erhabenheit der Natur, die hier recht wie zu einem unvergänglichen Denkmal des ewigen Meiſters ſich ſcheine emporheben zu wollen, und die armen, bretternen Hütten der Menſchen — mein betrachtender Geiſt, alle meine Sinne waren gefangen; ich fühlte mich wie mir ſelbſt entrückt. Aber auch in dieſen Momenten gerade ſollte ich die wunderbare Macht des Menſchengeiſtes inne werden, wie ein einziger Gedanke über Zeit und Ort ihn hinüber trägt und es nur eines Kleinen bedarf, ihn aus der feſſelndſten Nähe und Gegenwart in ferne, ſeinem Herzen theure Räume hinüber zu verſetzen. Denn auch nur der Erſcheinung einer einzigen Blume bedurfte es, und die ganze zauberhafte Welt entſchwand wenigſtens einen Augenblick vor meinen Sinnen, und die liebe Heimath und das Wohnhaus ſtand mit ſeiner Umgebung vor mir.

Denn da wir durch das Dörfchen Ouches fuhren, gewahrte ich plötzlich in dem kleinen Gärtchen vor einer der hölzernen Wohnungen die Haemerocallis flava in voller Blüthe. Kurz vor meiner Abreiſe hatte dieſes herrliche Gewächs bei mir verblüht, und wie ein Odem der Heimath wehte es mich an und ich ſah den kleinen Blumengarten und die wohlduftenden, lilienartigen, blaßgelben Blumen und um dieſelben die Kinder vor mir, wie wir an ſo manchem Morgen der friſch geöffneten Blüthen uns freuten, deren Pracht länger als einen Tag nicht währet. Doch allzu gewaltig hatte

mich jetzt die Ferne, die mir zur Nähe geworden, gefaßt; neue Gegenſtände drängten ſich herbei, bis wir glücklich bei der Prieuré, dem Hauptorte des Thales, anlangten und dort bei dem uns empfohlenen Gaſthof „à l'Union" anfuhren.

Schnell war eine Erfriſchung für uns bereit; eben ſo raſch ein Alpenſtock mit elegant geſchweiftem Gemſenhorn in der Bude neben dem Gaſthof gekauft; ſchon harrte unſer der Führer mit den beiden Maulthieren, die für meine Reiſegefährten beſtimmt waren. Denn dieſer ſchöne Tag ſollte noch benutzt und noch vor dem Mittagsmahle, das man hier erſt um fünf Uhr zu halten pflegt, der wachſenden Hitze unerachtet, der berühmte Montanvert beſtiegen und das weitgeprieſene Eismeer beſucht werden. — Unſere kleine Caravane ſetzte ſich in Bewegung. Voran ſchritt der Führer mit ſeinem Stabe, das Thier leitend, das die ältliche Dame auf einem Frauenſattel trug. Ihr folgte ihr Gatte auf dem zweiten Maulthier; den Zug ſchloß ich zu Fuß, ganz erfüllt von dem, was ich vor mir ſah; und mit einem eigenen ſtolzen Gefühl hielt ich den hohen Alpenſtab, wie einen Speer, empor, gleich als ob ich zu irgend einem ruhmvollen Unternehmen auszöge. Wir überſchritten die hölzerne Arve-Brücke; erſt folgten wir einem ſandigen Pfade an dem Fluſſe hin; dann hob ſich der Weg zwiſchen grünen Wieſen empor, bis das ſteilere Aufſteigen begann und nun das Thal ſich immer tiefer unter uns ſenkte, immer freier die Bergreihe gegenüber hervor trat, immer kühner eine ſtarre Pyramide nach der andern ſich empor hob. Die Zweige des Tannenwaldes, der den untern Theil des Montanvert beſchattet, ſchirmten gegen die Gluth des Mittages, öfteres Anhalten wahrte vor übermäßiger Ermüdung. Wir ſtiegen hinan, andere Reiſende kamen herab, darunter eine Dame, die auf einem Tragſeſſel von Männern getragen wurde. Wie das ein fröhliches Aufſteigen war, und mir vollends das Herz ſchwoll, als wir nun die Region der herrlichen Alpenroſen (Rhododendron ferrugineum, in den Berniſchen Gebirgen Bergroſen genannt) erreichten, und nachdem einzelne Büſche freudig begrüßt worden, bald den ganzen Berghang vor uns mit dieſem ſchönen, glänzend grünen Strauche und deſſen glühend rothen Blüthen, wie mit dem prächtigſten Teppiche, überkleidet ſahen! — Ein Strauß mußte ſogleich, wie ein Siegeszeichen, den leichten Reiſehut ſchmücken; andere Blumen wurden in den Händen getragen; ſo ging es raſch aufwärts.

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Der Reiſende und Reiſebeſchreiber Bernier, deſſen Reiſe nach Hindoſtan, Caſchemire und in die Staaten des Groß-Moguls man kennt und noch immer lieſet, wurde bei ſeiner Rückkehr dem Könige Ludwig XIV. vorgeſtellt. Ludwig fragte ihn, welches von allen Ländern, die er geſehen und bereiſet, er ſich zum Wohnort ausſuchen würde? — Bernier war kein Hofmann. „Die Schweiz!" erwiederte er, und Ludwig kehrte ihm den Rücken zu. — Auch Tavernier war der Meinung: Thonon am Genfer-See ſey die ſchönſte Gegend in Europa, die er geſehen; nur Conſtantinopel ſey mit ihr zu vergleichen. (Nicht auch Neapel?)

Einen irländiſchen Richter fragte man, wie die Geſchäfte in den letzten Aſſiſen abgelaufen wären? — Antwort. „Schnell und gut: acht Knoten (Knöpfe) in einer Stunde!" — Die Metapher iſt von der Schifffahrt entlehnt. Man nennt Knöpfe die Knoten, welche in gleicher Entfernung von einander in das Log geknüpft ſind, und als Abtheilung bei dem Meſſen mit demſelben dienen. Allein der gute Richter verſtand hier unter Knot (Knoten) den Strang: er hatte in einer Stunde acht Sträflinge zum Galgen verurtheilt.

In einer Geſellſchaft wurde die Frage aufgeworfen, welche Farbe die Doctor-Wagen haben oder nicht haben ſollten? — Grün? Die Farbe der Hoffnung bezeichnet den angehenden Arzt. — Blau? Man denkt dabei an den Himmel, wohin der Arzt ſeine Kranken ſpedirt. — Gelb? Pfuy, das erinnert an Pflaſter. — Roth? die Blutfarbe; wer denkt dabei nicht an Aderlaſſe? — Braungelb? Riecht nach Rhabarber und China. — Bleifarbe? Erinnert an die Todtenbläſſe. — Schwarz? Iſt vollends die Trauerfarbe und gehört für den Leichenwagen. — Alſo weiß, weiß, denn der Schleier der Liebe deckt alle Fehler zu.

Es iſt ſchwer, im paſſiven Worte Bedienter das Activum Diener zu finden, und in dem Bedienten ſich nicht den Herrn zu denken. Freilich iſt mancher Bedienter der Herr, und mancher Herr der Diener. — Nur die Frauen behaupten hierin ihre Rechte. Die Kammerfrau bleibt der Hausfrau, das Mädchen der Jungfer untergeordnet. Th. Laurin.

A l l e i n ſ e y n.

Ich war allein — allein bei vielen Leuten,
Ich ſah Geſichter, manches ſchöne Kleid,
Ich hörte reden, witzig, fade, breit,
Von Hof und Staat und andern Kleinigkeiten.

Den ärgſten Unſinn mocht' ich nicht beſtreiten,
Ein höflich Lächeln hatt' ich ſtets bereit,
Drei Damen gab ich artig das Geleit;
Allein — ich blieb allein auch bei'm Begleiten.

Jetzt aber bin ich ſtill nach Haus gegangen,
Ich habe mich an's Fenſter hingeſtellt,
Und ſehe dort den Mond am Himmel hangen,

Und rings umher die liebe Sternenwelt:
'S iſt Niemand da, ich ſeh's im Mondenſchein,
Und, ſonderbar! ich bin nicht mehr allein.

Albert vom Hochwald.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Rathenow. In unſerm Städtchen haben wir auch ein Carnaval gefeiert, wie die Berliner, d. h. ein langweiliges; und wenn in Berlin die Oper mit ihrem alten Repertoir noch das Beſte war, ſo iſt es auch hier das Theater geweſen, in welchem gar manches Alte wenigſtens uns neu erſchien. Hr. Krauſeneck, der früher mit ſeiner Truppe in Spandau gute Geſchäfte gemacht, findet hier die lebhafteſte Theilnahme. Früher waren oft Schauſpieler-Geſellſchaften hier, aber welcher Art! Einmal lachte man über den Unſinn, bald aber ekelte dies Treiben an und das Haus blieb leer. Hauſt Rein, der Saal, aufrichtig zu geſtehen! Jetzt aber geht es anders, und unſeren guten Rathenowern genügt die Truppe. Zwar giebt's auch hier gewiſſe Mäkler, die Alles tadeln, und ſo den Unbefangenen den Genuß rauben. Bitteres läuft überall mitunter; aber — Repertoir-Streitigkeiten behemmen wenigſtens den Thespis-Karren nicht. Was das Aeußere anbelangt, ſo war der Saal recht nettig dekorirt, ja ein Kronleuchter mit Wachslichtern ſchmückte ihn! Die Dekorationen waren, wie die Anzüge, zwar nicht prächtig, doch reinlich; die Herren ſpielten zum Theil gut, die Damen weniger; jedoch intereſſirt die erſte Liebhaberin, eine Demoiſ. Bürger, gar viele hieſige Herren. Das iſt überall ſo und ohne auf die wirklich hübſche Demoiſ. Bürger zu ſticheln, ſo meine ich, daß, wo eine Truppe iſt, auch den häßlichſten Schauſpielerinnen die Cour gemacht wird. Geht's in Berlin nicht eben ſo — Exempla sunt odiosa! — aber es ſtrebt ja jede Jungfrau nach einem Liebhaber, warum ſollt' es nicht die Schauſpielerin thun? — Uebrigens geben die Leutchens viel für's Geld, vier Stücke in einem Abend iſt doch eine gute Muſſe! Was Wunder alſo, wenn zuweilen kein Platz zu bekommen iſt. Ja, denken Sie ſich, man drängt ſich zuweilen ſo, als wenn die große und reizende SIE in Berlin ein Conzert giebt. — Mitunter ſpricht man aber auch ſchon von Langen, wie in Berlin bei jedem Stück; dann erhebt ſich eine leiſe, aber doch ziemlich lebhafte Converſation; in kleinen Städten paſſirt ja nichts, was nicht gleich bearbeitet und debattirt würde! Belebt wird die Unterhaltung oft komiſch genug durch die Muſik. Hier nennt man die Muſici nicht anders als die Bande; z. B.: die Bande gratulirt zum Neujahr, die Bande ſpielt auf dem Caſino u. ſ. w. Die Bande muß ſich auch allerlei Bemerkungen gefallen laſſen. — Außer dem Theater, einem meiſt einförmigen Caſino und vielen Damen-Thee's, gab's nicht viel Carnavals-Luſtbarkeit. Die Mode mit den Damen-Thee's iſt entſetzlich! — wir Herren ſind den alten Damen verhaßt, weil wir die jungen Huldgeſtalten vorziehen, deren es hier einige in Pracht-Exemplaren giebt. Nun müſſen die jungen Mädchen ſich in dieſen Klatſch-Reſſourcen im Unterdrücken des Gähnen's üben, um doch auch bei den halbjährigen gemiſchten Geſellſchaften gebeten zu werden, und nicht ganz einſam zu trauern. — Zu Schlitten ſind wir fleißig gefahren, meilenweit auf der breiten Havel, bis man bei den Förſtern der Umgegend einkehrte und das liebe Mokka-Getränk zu ſich nahm. — Unſer kunſtſinniger Cantor hat den kühnen Gedanken, am ſtillen Freitag, Abends, bei erleuchteter Kirche, Graun's „Tod Jeſu“ auf zu führen; aber leider werden ſich dem herrlichen Unternehmen manche Schwierigkeiten entgegen ſtellen. Die Choriſten oder Currende-Sänger tragen, wie ich in meinem früheren Bericht erwähnt, etwas zu begeiſtert vor; die Jungens krähen, krächzen, quilen, quiken und nur Einige ſingen, d. h. haben eine gute Stimme und ſind von dem unermüdlichen Cantor Wolf durch draſtiſche Mittel ziemlich eingeübt. Zum weiblichen Chor fanden ſich wohl Einige aus der Wimmelſchen Penſion, das iſt eine Schul-Anſtalt für junge Mädchen, welche in Rathenow den Ruf hat, wie ihn in Berlin die Erziehungs-Anſtalten der Demoiſ. Döllen oder Büttner haben. Aber Solo-Sängerinnen! Dilettantinnen müßten es ſeyn, denn unter den Kleinen ſind die Stimmen nicht recht gerathen. Die Damen zittern und beben aber bei dem Gedanken, ſich öffentlich zu produciren — was ihnen nicht nachtheilig ſeyn kann — indeß hat Hr. Wolf ſchon Einige gewonnen. Die Herren finden ſich; denn die brauchen nicht zu zagen und der gute Wille gilt das Meiſte! — Das Orcheſter ein zu ſpielen wird aber auch Mühe koſten; die Bande und Dilettanten zuſammen können ſchon gehörig rebelliren! Gelingt die Sache, oder gelingt ſie nicht — Dank und Anerkennung verdient ein ſo löbliches Beſtreben, dieſes herrliche Werk auch in der Provinz und ſomit im Allgemeinen Sinn für die gründliche Muſik zu verbreiten. Die große Kirche iſt ſehr zu ſolchen Compoſitionen geeignet; die ſchon früher aufgeführten Choräle waren von eindrucksvoller Wirkung. — Nun noch etwas von unſern Bauten. Der König — der nicht an Berlin allein denkt — hat eine bedeutende Summe zum hieſigen Thurmbau geſchenkt; Schinkel in Berlin hat den Plan entworfen und man ſchreitet in dem Bau vor; es entſtehen auch überall neue Häuſer, ja man will ſogar die Stadt erleuchten. Bis jetzt ſah es ziemlich dunkel aus; zwei Laternen brannten an beiden Stadt-Enden; die wirkten natürlich nicht viel, wenn der liebe Mond nicht ſchien, was ſehr oft unterblieb, da es hier keinen bürgerlichen Geiſt auf der Baſtey giebt, der den Mond anzündet. Vielleicht wäre es beſſer, man wartete, bis in Berlin die Gas-Erleuchtung begonnen; vielleicht laſſen ſich dann abgeſetzte Laternen wohlfeil kaufen. — Auch einen Bouché haben wir hier; des guten Mannes Namen kenne ich aber nicht einmal, denn man nennt ihn immer den — Winkel-Bouché. In ſeinen Treibhäuſern giebt's Gutes, ja Seltenes mitunter; denn er läßt ſich Vieles aus Berlin kommen; auch braucht man bei ihm nicht für eine Portion Kaffee ſechs Groſchen Courant zu bezahlen. Der Mann lieſt übrigens die „Gartenzeitung“; der hieſige Journal-Cirkel hält ja alles Mögliche; man hat mir ſogar verſichert, daß, wenn ich fortfahre, den „Geſellſchafter“ mit Rathenowſchen Notizen zu beläſtigen, man ihn doppelt und dreifach halten müſſe; denn z. B. den Monat Februar erhält der hieſige Leſe-Cirkel erſt im Jahr 1827; alſo ein Jahr ſpäter wird dort der erſte Artikel über Rathenow wirklich ſchon geleſen.

A. v. S.

In Paris iſt ein kleines „Liebes-Anekdoten-Lexicon“ erſchienen, von einem „Verein junger Wittwen“ herausgegeben. Natürlich iſt der Inhalt nicht platoniſch, aber doch höchſt ſittlich geſchrieben. Die Anekdoten ſind drolligen, rührenden, beſchämenden, auch tragiſchen Gehalts. Folgende zwei Züge mögen als Beiſpiele des logiſchen Raiſonnements dienen, das dieſe Anekdoten begleitet: 1. Die Geſchichte lehrt, daß auf der Inſel Chios in 700 Jahren kein kokettes Mädchen verheirathet worden iſt, noch während dieſer Zeit eine Frau ſich der Koketterie ſchuldig gemacht hatte. Juvenal, Sarraſin und Deſtruches lügen alſo alle Drei, namentlich Letzterer, indem er geradezu ſagt: „Jede Frau iſt kokett, entweder aus Plan, oder aus Ehrgeiz, oder aus Temperament!“ — 2. Man hat berechnet, daß von hundert Conſcribirten, welche man ihren Familien entreißt, wenigſtens Fünf und zwanzig in dem erſten halben Jahre vor Liebes-Verzweiflung ſterben! Wie viel junger Mädchen (meinen nun jene junge Wittwen) müſſen aus eben der Urſache ihr Leben enden und jenes unglückſelige Kriegführen verwünſchen, das die Bevölkerung der Länder dezimirt, und namentlich die franzöſiſchen Jungfrauen zu ewigem Cölibat verdammt. (Pandore.)

Ein Pariſer Kinder-Ball beginnt mit gelehrten Canarienvögeln, welche aus Holland heimiſch gemacht werden; dann folgen ombres chinoises, Puppenſpiel, laterna magica und Hanswurſtſtücke; dann geht's in den Saal und nach Tiſche erſt wird getanzt. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 25. März. 48ſtes Blatt.

Bitte um guten Rath.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich in der Sache entſcheiden ſoll! War die Wahl zwiſchen Conventions-Münze und Preußiſch-Courant, einem glatten Geſicht und einem dito etwas von Pocken entſtellten nicht ſchwer genug? Nein, ich quäle mich nicht länger — das verehrte Publikum mag den Ausſpruch thun! Aber ich bitte Sie, Geneigteſte, prüfen Sie reiflich, die Sache iſt delikat, und eine Prediger-Atzel denebſt guter Reputation ſteht auf dem Spiele. Legen Sie gefälligſt Alles in die Schale; die Dos iſt gute Conventions-Münze bei beiden Theilen: hier Kuchen, Prätzeln und Ipſilanti-Pfeffernüſſe, dort Connexionen, einige Poſtillen und 2561 Bogen enggeſchriebener Manuſcripte. Daß der Bäcker 100 Thaler kleine Münze mitgeben will, kann nicht in Anſchlag kommen, er macht das durch Weißbrod reichlich gut. Es geht den Geldſtücken wie den Menſchenſorten; die kleinen Gefügigen verlieren gegen die Groben, aber glücklicher Weiſe nicht eben ſo viel, ſondern nur ſechszehn Groſchen für's Hundert!" — „Aber, Herr Concipient, was ſchwatzen Sie denn von Entſcheidung, Kuchen, Connexionen und Geldſorten, daraus wird ja Niemand klug!" — „Ja ſo, *nehmen* Sie es nicht übel; ich will fürerſt die ganze *Geſchichte* erzählen."

Paul Sparmann war der Sohn eines Viſitators im Thore zu W***. Da der alte Herr nicht Alles allein viſitiren konnte, ſo adjungirte er ſich den Sproſſen aus eigener Machtvollkommenheit bis in deſſen vierzehntes Jahr. Rückſichtlich des Standes glaubte Paul Beruf zur Gottesgelahrtheit und Aehnlichkeit mit Luther zu haben, indem derſelbe auch Viſitator geweſen war, wenn auch nicht im Thore, doch in Kirchen und Klöſtern, was aber der junge Herr nicht ſo genau nahm. Er war wirklich ein ſinniger fleißiger Knabe, prügelte ſich auf der Schule gar nicht, ſondern wurde geprügelt; lernte auch viel Vocabeln, etwas Griechiſch und eine Kleinigkeit Hebräiſch. Auf der Akademie enthielt er ſich aller Umtriebe und aller ſchönen Wiſſenſchaften: er lebte nur ſeinem Brodſtudium, was ihm dadurch ſehr erleichtert wurde, daß er ſo glücklich war, im erſten halben Jahre in Verruf zu kommen. — Er zog heim, wurde examinirt, beſtand cum gloria, und predigte zum Erſtaunen aller Vettern und Frau Baſen.

Das Talent des Jünglings wurde nicht überſehen: ein neucreirter Edelmann, früher Lieferant, erkannte es von ferne und verſchrieb ihn zur Dreſſur ſeiner böſen Buben. Der Mann verlangte nicht viel für ſeine Zweige: Leſen, Schreiben, beſonders Rechnen; Fechten und Kartenſpiel, das war Alles; nebenbei mußte der Informator die Gewehre putzen — weil der Jäger zu viel mit allerlei Aufwartungen beſchäftigt war — erhielt aber dafür von der Köchin den halben Ertrag der Haſenfelle. — Der gute Paul genoß in dieſem Hauſe, wie man ſieht, einer recht anſtändigen Behandlung, und war mit Allem ſehr zufrieden; nur das Betragen ſeiner Eleven machte ihm oft Schreck und Kummer. Er hatte jedoch auch das Weinlager unter ſeiner Aufſicht und mußte den neu angekommenen Rebenſaft abzapfen; da

Digitized by Google

aber der gnädige Herr aus ſeinem früheren Leben alle Acten des Betruges kannte, ſo war er ſehr mißtrauiſch und befahl dem armen Sparmann, bei ſeiner Arbeit beſtändig zu pfeifen. Sparmann pfiff aber im Grunde den argwöhniſchen Mann nur aus; trinken konnte er unter dieſen Umſtänden nicht, aber um deſto beſſer einige Flaſchen unter die alte Chenille in die Knopflöcher hängen, als unheilige Geiſtorden. So erholte ſich der eheliche Paul von den ſteten Neckereien ſeiner Zöglinge; bald aber traf ihn eine Begebenheit, welche wichtig auf ſein ganzes Leben einwirkte. — Der Herr Baron ließ ihn zu ſich rufen und redete ihn ernſt und im Biedermannston mit den Worten an: „Sie kennen meine Freundſchaft und haben mich durch Mißtrauen höchlichſt gekränkt!“ — Der Angeredete wurde ſehr betreten und dachte an ſein Lager von leeren und vollen Weinflaſchen im Bettſtroh — er ſtotterte: „Sollten Ew. Gnaden gefunden haben?“ — „Allerdings habe ich gefunden, Ihre Augen haben Sie verrathen!“ — „Meine Augen ſind wirklich nicht vom Wein roth, ich habe ſie ſo mit auf die Welt gebracht; auch verſtopft der Junker Fritz das Ofen-Rohr oft mit meiner Perücke, damit es rauchen muß und ich ihm keinen Unterricht in der Moral geben kann!“ — „Hier iſt nicht vom Wein die Rede; Ihre Augen ſchwimmen in einem Meer von Liebe!“ — Paul war wie aus den Wolken gefallen; von Liebe kannte er bis jetzt noch gar nichts, ſie ſchien ihm von jeher der kleinen Geſchenke und Aufmerkſamkeiten wegen eine zu koſtbare Empfindung, und er verſicherte, der Herr Baron müſſe ſich irren. Dieſer fuhr aber zornig auf: „Es iſt eine Unverſchämtheit, mir das in's Geſicht zu ſagen; Leute meines Gleichen irren ſich nie und müſſen feine Gefühle beſſer kennen, wie Sie und Ihresgleichen. Undankbarer Menſch! ich wollte Ihr Glück machen, finde nun aber, daß Sie deſſen unwerth ſind; gehen Sie mir aus den Augen!“ — Der erſchrockene Erzieher flehte um Aufklärung mit dem Hinzufügen: er wolle Alles gern erfüllen, was der Herr Baron von ihm fordere. Dieſer antwortete beruhigt: „Ich will nur Ihr Glück und weiß, daß Sie Annetten, die Kammerjungfer meiner Frau, lieben; ſie iſt eine edle keuſche Jungfrau, Sie ſind ein braver Mann; ich werde Ihnen, wenn Sie ſich mit der Trefflichen verbinden, die Pfarre geben, deren Patron ich bin!“ — Paul fühlte jetzt deutlich die heiße Liebe zu dem Mädchen; es war eine reine reelle Flamme, an welcher er ſich ſeine Nahrung kochen konnte. Er küßte dem gnädigen Gönner feurig die Hand und rief: „Wie war es möglich, daß ich die Gluth der ſchönen Neigung ſo lange niederkämpfte, die jetzt, durch Dero Worte befreit, gigantiſch hervor bricht? — Mildgeneigteſter Wohlthäter, geben Sie mir die Pfarre, das Mädchen und Ihren Segen!“ — Der Baron erwiederte ſehr freundlich: „Ihre Bitte ſey gewährt, mein Segen kommt mit dem Mädchen in Ihr Haus. Meine Gemahlin glaubt nicht an die Sympathie ſchöner Seelen, ſie bedarf eines Zeichens; ſchleichen Sie ſich heut Abend um zehn Uhr auf Annettens Zimmer, meine Gattin wird Sie dort überraſchen. Die kleine Liſt iſt zu Ihrem Glück und zur Ausſteuer der Jungfrau nothwendig!“ — Paul wurde überraſcht, Prediger, und in fünf Monaten nach der Hochzeit ein glücklicher und erſtaunter Vater — es war ihm faſt des Segens zu viel.

Sein Leben floß ungetrübt dahin; die einzige Wolke am Horizonte ſeines Ehe- und Liebehimmels war die geringe Mitgabe ſeiner Frau; er mußte aber geſtehen, daß ſie nebenher, durch Kreiſeln und Waſchen der gutsherrlichen Manſchetten und Jabots, ein Hübſches verdiente. Er hatte den Grundſatz: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gotte, was Gottes iſt!“ — ſich ſelbſt aber hielt er für den Caſſier des Letzteren, und ließ daher Niemanden im Chriſtenthum ein und aus, welcher ſich nicht pränumerando die Erlaubniß bei ihm auswirkte. Da er mit dem gnädigen Herrn im beſten Verhältniß ſtand, ſo durften die Bauern die Wurſt weder zu klein, noch das Meßkorn zu unrein liefern; kaum, daß er ſich etliche Schafkäſe von Kuhmilch gefallen ließ. Auch Ehre hatte der Mann: dahin rechne ich die öfteren Beſuche des Barons, welcher ſeine Frau gern unterhielt, wenn er mit dem Redner- oder Weingeiſt erfüllt war. — Wie bald Glück und Glas briche, erfuhr mein Freund, indem er bei glattem Wege ausglitt, zwei unter dem Mantel verſteckte volle Weinflaſchen zerbrach und ihm bald darauf ſeine theure etwas hektiſche Gattin ſtarb. — Es änderte ſich nun Vieles zu ſeinem Verdruß und Nachtheil; die Sporteln für die Jabots fielen weg, der Baron war ſtets mürriſch und faſt grob gegen ihn; die Bauern, welche das merkten, lieferten klein und ſchlecht. Der Küſter wollte die Bibel nicht mehr auf das Filial nachtragen und der Müller keinen Rauch-Aal liefern. Die größte Kränkung war ohnſtreitig die, daß der Baron ihn der Ober-Aufſicht über ſein Weinlager entſetzte. Er hatte bisher, ermuthigt durch den Saft der Reben, ſeine kummervollen Stunden verſchlafen; jetzt, da die graue Chenille zu nichts diente, als ein Paar röthlich ſchwarzmancheſterne Beinkleider zu bedecken, mußte er traurig in den Tag hinein wachen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Thal von Chamouny.

(Fortſetzung.)

In der heiterſten Luſt und ohne ſonderliche Ermüdung langten wir oberhalb des Forſtes auf dem roſigen Hange, der ſich zu der nackten Felskuppe des Charmoz hinanwölbt, und bald darauf bei dem Hauſe

an, das hier von natürlichem Steine errichtet iſt. In demſelben pflegt ein Feuer unterhalten zu werden, an welchem der Reiſende, wenn er durch das Aufſteigen feucht geworden iſt, ſich trocknen kann; zugleich findet er hier einige Erfriſchungen, wenn er derſelben bedürfen ſollte. Meine Begleiter ſtiegen bei dem einfachen Bau ab; die Maulthiere wurden den Kindern des Führers übergeben, die uns voran geeilt waren; wir ſelbſt traten ein. Ein Paar Damen waren an dem Tiſche, der die Mitte des innern Raumes einnimmt, beſchäftigt, die geſammelten Alpenpflanzen zu einem Herbarium zwiſchen Bogen Papier zu ordnen. Auch hier ſahen wir Gemſenhörner, geſchliffene Agate, Cryſtalle, Erzſtufen und andere Mineralien, als Merkwürdigkeiten und Denkzeichen des Ortes, für den Reiſenden zum Verkauf ausgeſtellt.

Nachdem wir einer kurzen Ruhe genoſſen und uns an einem Glaſe rothen Weines, womit wir uns in dem Gaſthofe verſehen, erlabt hatten, ſtiegen wir, meine Reiſegefährten jetzt gleich mir mit Alpenſtöcken verſehen, den ſteilen, mit niederem Raſen und bunten, nicht viel über die Gräſer hervorragenden Blumen geſchmückten Hang zu dem Eismeer hinab. Ein mächtiger Damm von Steinblöcken bildet die Grenze deſſelben. Als auch dieſer überſtiegen war, ſtanden wir nun auf dem Rande des berühmten Glätſchers. Doch das genügte mir nicht. Als der Jüngere und Rüſtigere der Geſellſchaft ſchritt ich, von dem Führer geleitet, weiter vorwärts über die Eismaſſen, bis wir einen erhabenen Punkt, gleichſam eine zu einem Hügel erſtarrte Welle dieſes Meeres erreichten, den ich mir zum Ziel dieſer Wanderung beſtimmte. Der Führer trat auf der ſchiefen, ſchlüpfrigen Fläche voran; er reichte mir die Hand abwärts, und indem ich meinen Fuß an den ſeinen ſetzte, war die Spitze ſchnell erklimmt. Da ſtand ich denn, auf meinen Stab geſtützt, und ließ die ſtaunenden Blicke umher ſchweifen. Warm drang der Hauch des Sommers jetzt auch in dieſe ewig beeiſte Kluft herein und die Sonne beleuchtete mit ihrem hellſten Licht die grauenvoll erhabene Scene. Denn der ganze Raum, auf dem ich mich befand, ſchien nur eine einzige, unüberſehbare Sammlung gigantiſcher Eisblöcke, die, durch die Grüfte des Gebirges hingeſchleudert, eine ungeheure, abſchüſſige Fläche bilden, welche, vielfach zerriſſen, hier in tiefen Spalten hinab klafft, dort ihre Maſſen hügelartig, bald wie erſtarrte Wellen, dann in ſpitzen Kanten und ſcharfen Zacken empor hebt. Die Grundfarbe des Ganzen iſt ein trüb-ſchmutziges Weiß, zwiſchen dem ſich einzelne grüne Stellen, wie durchſichtiges, in dem Lichte der Sonne flimmerndes Geäder, zeigen. Hier und da rieſeln cryſtallhelle Waſſer, ſich in den Vertiefungen zu kleinen Seen ſammelnd.

Dieſes iſt der tiefe Grund des erſtarrten Meeres, das ſich in ſolcher Geſtalt, als ein bis eine halbe Stunde breiter Eisſtrom, an zwei Stunden lang hinab ſenkt, und um das überall ſchroffe Gebirge aufragen, welche hier, wo man von dem Montanvert hinab ſteigt, den einſamen Ort mit ihren ſenkrechten Wänden ſo umſchließen, als ob ſie ihn ganz von der lebendigen Welt losſcheiden wollten. Wie in eine der Klüfte aus Dante's „Hölle" fühlte ich mich hinab geſenkt. Zunächſt vor meinen Blicken erhob ſich die ungeheure, lichtere, röthliche Pyramide des Dru mit ihren ſcharf gezackten Umriſſen, hinter mir die dunkleren Maſſen des Charmoz, um die dann nahe und fern die andern Kuppeln und kühnen Felsnadeln aufſtarrten, unter denen mir mein Führer den Géant, den großen und kleinen Joraſſe, den Dent de Midi und andere nannte. Wohin ich blickte, zeigten ſich mir nur Maſſen des Geſteins mit ihrem Geäder und den Schneeſtreifen, und das flüſſige Element ſelbſt, auf dem ich ſtand, war unter mir zu Felſen gehärtet: und nur der hell und warm auf mich niederfallende Strahl des Himmels verkündete mir, daß ich auch hier nicht losgeſchieden ſey von dem Quell alles Lebens.

Als ich hinlänglich in dem Schauen mich erſättigt hatte, folgte ich meinen Reiſegefährten, die bereits den Hang hinan ſtiegen, und um auch eine Erinnerung an dieſen Ort, den ich wohl in meinem Leben nicht wieder betreten werde, in die Heimath mit zu bringen, ſammelte ich noch am Rande des Eismeeres verſchiedene zierliche Alpenpflanzen. Mit dieſen langte ich wohlbehalten oben bei dem Hauſe an, von wo wir nun mit einander zu Fuß den Rückweg antraten; denn den ſteilen Pfad hinab zu reiten wäre nicht nur ſehr unbequem, ſondern ſelbſt gefährlich geweſen. Aber auch das Hinabſteigen war für meine Begleiter nicht wenig mühvoll. Beſonders pries die Dame ſich glücklich, als ſie unten am Fuße des Berges ihr Maulthier wieder fand; und ſo wie wir nur das Gaſthaus erreichten, zogen beide Gatten ſich in ihr Gemach zurück, um von der großen Anſtrengung aus zu ruhen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Engliſche Sprüchwörter.

When de Dévil is blind, oder: When two Sundags cóme together. Wenn der Teufel blind iſt, oder: Wenn zwei Sonntage zuſammen kommen. (Niemals.)

When Wine is in, Wit is out. Iſt der Wein hinein, ſo iſt der Witz heraus.

Who buys, hath need of an húndred Eyes, who sells, hath enough of one. Wer kauft, bedarf hundert Augen; wer verkauft, hat an einem genug.

When the Tréfoils upright stand, is a Storm near at Hand. Wenn der Klee aufrecht ſteht, giebt es Sturm.

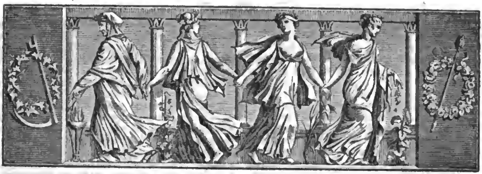
G. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

München, 24. Febr. 1826. Seit kurzem bot uns das neue theater die ſeltene erſcheinung mehrerer auf einander folgender dramatiſcher werke hieſiger autoren dar, die mit ſehr ungleichartigem erfolg über die bühne gingen; zuerſt ein hiſtoriſches drama, Herzog Albrecht der Weiſe, von dem Prof. Aurbacher; ſodann ein luſtſpiel in einem, langen acte von dem Hofſchauſpieler Dertlager; hierauf ein ſchauſpiel in fünf aufz.: „Stolz der geburt und ſtolz des glückes“, von J. B. von Plötz; endlich ein „romantiſches trauerſpiel“, Beliſar, in 5 A., von Eduard Schenk, geſtern hier zum erſtenmal mit ausgezeichnetem beifall aufgeführt. Ueber dieſes letztere werk ſelbſt, ſo wie deſſen darſtellung, möchte ich hier, nach maßgabe des erſten eindrucks, ein kurzes urtheil mittheilen, mit umgehung aller weitläufigkeiten über den materiellen inhalt. — Durch eine eigene erfindung, — die vorausſetzung eines folgenreichen traumes, wodurch Beliſar geſchreckt, den eignen einzigen ſohn, um ihn nicht einſt als feind des vaterlandes zu erblicken, als kind umzubringen befahl, — hat der verfaſſer dem bekannten hiſtoriſchen (im punct der blendung ꝛc. nicht genau verbürgten) ſtoffe ein ganz neues intereſſe für die dramatiſche behandlung zu ertheilen gewußt. Aber die wahrſcheinlichkeit, daß zu einem ſolchen entſchluß in den chriſtlichen zeiten des byzantiniſchen Römerreichs ein bloßes traumbild den beſonnenen mann, ſeiner altrömiſchen geſinnung ungeachtet, verleiten konnte, iſt zu wenig motivirt; die bloße erwähnung des unbegränzten vertrauens Beliſar's zu einem traumdeutenden chaldäiſchen mathematiker (das heißt, aſtrologen, nativitätsſteller), wie deren grade damals ſo viele in der Römerwelt ſich umtrieben, hätte hier ja ſo leicht das nothwendige bindungsmittel werden mögen. — Das ſtück hebt, wie eine oper, mit einem chorgeſang von jungfrauen an; ſpäter ertönt die muſik nur noch als wohlpaſſende zugabe in kriegeriſchen märſchen. Eine auffallendere ungleichartigkeit kündigte in der wahl der verſchiedenartigen metriſchen formen ſich an, da wir bald kurze trochäiſche reimverſe, bald fünffüßige gereimte jamben hörten, mitunter auch die reime ſich ganz zu verlieren ſchienen; jene trochäen, die durch ihren wohlklang überaus verführeriſch ſind, wie die Schuld und die Ahnfrau bewieſen haben, mochten dem dichter wol auch deßhalb ſich leichter darbieten, weil offenbar die mehr religiös-ſittliche tendenz dieſes trauerſpiels ſich dem heidniſchen oracle jener ſogenannten ſchickſalstragödien (wofür ich anfänglich auch das neue drama hielt) entgegen ſtellt, wie dieſes in einigen trefflichen worten Beliſar's, unmittelbar vor ſeiner verbannung, angedeutet iſt. — Ein für die theatraliſche darſtellung weſentlicher fehler des ſtücks liegt in ſeiner zu großen länge, namentlich in der zu großen ausdehnung des fünften actes (der in jedem größeren ſchauſpiele allemal der kürzeſte ſeyn ſollte), worin, ungeachtet der fülle des ſtoffes und der ausführung, der, ſchon phyſiſch durch die fortdauernde aufmerkſamkeit ermüdete, dem ende entgegen harrende zuſchauer noch durch einen langen, langen trauer- oder todtenmarſch hingehalten wird, was hier um ſo befremdender, da ja Beliſar noch lebt, und alſo eine ſo ausführliche militäriſche begängniß noch zu früh kommt. Die reden des kaiſers Juſtinian, der von Hrn. Racke mit beifall dargeſtellt wurde, dürften an mehreren orten ohne nachtheil verkürzt werden; die eine ſtelle, wo er ſelbſt der richter der beiden ruchloſen ankläger ſeyn zu können wünſcht, ſchien mir der übrigen würde und rechtlichkeit dieſes fürſten nicht angemeſſen zu ſeyn. — In beziehung auf die theatraliſche darſtellung muß ich eines weſentlichen, auch auf andern theatern nur zu oft unbeachteten punctes hier erwähnen. Bei der erſten aufführung eines neuen ſtückes iſt allen zuſchauern ſehr daran gelegen, vorzüglich von vorn herein Alles deutlich und beſtimmt zu vernehmen. Dieſes war aber, wie gewöhnlich, für die größere hälfte des parterre keineswegs der fall, da die zuhörer kaum das dritte wort deutlich verſtanden, beſonders auf ſeiten der Dlle. Stubenrauch, der ſonſt in der rolle der treuen, liebevollen tochter wohlverdienter größter beifall zu theil wurde. Hier gibt es nun kein andres mittel, da doch nicht Alle die energiſche ſtimme eines Eßlair beſitzen, als, ſo nahe wie möglich vorn auf die bühne, in der richtung zur großen loge, hinzutreten, damit die Sprechenden nach jeder ſeite hin verſtanden werden können, und mithin Alles befriedigt iſt. Sonſt kann ja auch von dem geduldigſten Publicum die ſo billige laute foderung: näher oder deutlicher! unmöglich außer acht gelaſſen werden. — Von all dieſem jedoch, ſo wie von ähnlichen nebendingen abgeſehen, glaube ich nicht ohne grund behaupten zu können, daß ſeit langen jahren auf der deutſchen bühne kein ſo werthvolles großes ſchauſpiel, wie dieſes, zum vorſchein gekommen ſey. Die größe und das intereſſe der — in mehreren grundzügen an die beiden Oedipus des Sophokles erinnernden — handlung, der einfache klare gang des trauerſpiels, das Anſprechende der ſituationen, die ſtellung und haltung der hauptcharaktere, (worunter nur der ſohn des Beliſar, wie es ſchien, minder bedeutend hervortrat, vielleicht wegen der nöthig befundenen auslaſſungen?), und, um die hauptſache kurz zu bezeichnen, die hohe und reine ſittlichkeit, die das Ganze trägt und hebt, müßen jeden empfänglichen zuhörer gewinnen. Wiewohl hier nicht die mindeſte liebesgeſchichte angeknüpft wird: ſo ſind doch andre allgemein-menſchliche beziehungen, wie die der eltern- und kinderliebe, der kampf und, bei unbeſiegtem muth, das unterliegen des verläumdeten rechtſchaffenen mannes, die (von Mad. Fries in der rolle der gemahlin Beliſar's vielleicht etwas zu grell dargeſtellten) folteen der reue über eine zu eigenem unheil genährte unſelige rachſucht ꝛc. von der höchſten wirkung auf jedes menſchliche gemüth, wenn ſie ſo trefflich und mit ſo ächt künſtleriſchem ſinn dargeſtellt werden, wie es hier dem dichter gelungen iſt. Es will mir immer als ein armſeliges lob gemuthen, wenn ich von einem neuen ſtücke höre, die ſprache darin ſey ſehr ſchön; in dem trauerſpiel des Hrn. v. Schenk iſt es der adel der geſinnung, die wahrheit und tüchtigkeit alles Gedachten und Empfundenen, was den ausdruck und die ſprache bildet und belebt; ohne dieſen fonds wird es immerdar mit aller ſchönen ſprache nicht viel auf ſich haben. Es ſind einige ſtellen im Beliſar, die als muſter von vollendung des ſtyls gelten können, indem darin nur das Angemeſſenſte wahrhaft ſchön und kunſtgemäß, weder zu knapp und dürftig, noch daß man ein wort darin miſſen oder ändern möchte, geſagt wird. Der ausdruck ſelbſt iſt durchweg ſehr edel und wohlgehalten, nur hier und da, wol durch ſchuld der reime, ſtreift ein bild zu ſehr in das lyriſch-poetiſche. Einzele reminiſcenzen ſind bei der mächtigen einwirkung ſo manches in deutſcher dichtkunſt bereits vorhandenen Vortrefflichen faſt unvermeidlich. — Es mußte dem Münchener Publicum überaus erfreulich ſeyn, daß durch dieſes trauerſpiel dem Hrn. Eßlair veranlaſſung geworden, zu den übrigen heldencharakteren, in denen wir ihn oft bewunderten, einen neuen in der rolle des Beliſar ſich zu gewinnen. Der aufmerkſamere zuſchauer konnte leicht wahrnehmen, wie nicht blos er, ſondern auch die vorzüglichſten übrigen Mitſpielenden durch den inneren gehalt des von ihnen Dargeſtellten ſich angeregt und in ihrem kunſtberuf ſich ſelbſt befriedigt fühlen mochten, ehe noch der antwortende beifall von ſeiten des Publicums, wie es ſehr oft geſchah, ſich ihnen kund gab. Dieſes wahrhaft bildende und erfreuliche verhältniß des moments und der gegenwart iſt unſtreitig für die ſchauſpieler und ſchauſpielerinnen ungleich wünſchenswerther, als alle belobung in entfernten oder den nächſten tageblättern. Auch das Publicum zeigte eine überaus lobenswerthe theilnahme; wiewohl das ſtück, bei nur kurzen zwiſchenacten, von ſechs bis halb eilf uhr ſpielte, bemerkte man doch in dem zahlreich beſuchten hauſe bis zu ende keinen abgang. B. J. Docen.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 27. März. 49ſtes Blatt.

Das Thal von Chamouny.

(Fortſetzung.)

Ich fühlte mich weniger ermüdet, und trat, nachdem ich mir auf meinem Zimmer einige Erleichterung verſchafft hatte, in den geräumigen Speiſeſaal ein. Hier traf ich eine Geſellſchaft von mindeſtens fünf und zwanzig bis dreißig Perſonen bereits bei der Tafel. Das Mahl und die Speiſenden waren ſo, wie man ſie in den erſten Städten der Schweiz, Deutſchlands oder Frankreichs nicht anſtändiger hätte finden können. Und wie es zu den Merkwürdigkeiten einer Reiſe gehört, an einem fernen Orte von einer Speiſe genoſſen zu haben, welche wir vielleicht nie wieder die Tafel vor uns werden ſchmücken ſehen, ſo bleibe es in dem Reiſeberichte nicht unerwähnt, wie mir der Kellner, ein halber Deutſcher, eine kleine Platte darbietend, mit geheimnißvoller Wichtigkeit in's Ohr flüſterte: „Von einer Gemſe!" An einem andern Orte würde ich ein Fricaſſee von einem Reh mit eben dem Wohlgeſchmack geſpeiſt haben; ich fand wenigſtens keinen ſonderlichen Unterſchied zwiſchen beiden. Aber was mich ſtaunen machte, war dieſer Gaſthof in der fernen Schlucht der Berge mit ſeiner ganzen innern Einrichtung. Was nur Ueppigkeit und verwöhnter Lebensgenuß fordern kann, findeſt du in dieſer Losgeſchiedenheit; und hier, wo man denken ſollte, der Menſch müſſe, bewältigt von der erhabenſten Natur und ihren Wundern, auch ganz der Betrachtung und dem Ernſte höherer Ideen ſich hingeben, ſiehſt du die Wanderer, in allem Prunk der Städte, an wohlbeſetzten Tiſchen ſchwelgen, und Manche ſcheinen dieſe Orte nur zu beſuchen, um in den Eindrücken, welche das Hochgebirge auf den Geiſt hervor bringt, ihrem verwöhnten Sinne einen neuen Genuß und ungewohnten Reiz zu gewähren.

Schon ſenkte ſich die Nacht hernieder, als ich mich auf mein Zimmer zurück zog, und ich fühlte mich doch nach der bedeutenden Anſtrengung dieſes Tages zu ermüdet, um noch die Beobachtungen deſſelben auf zu zeichnen. Auch fand mich der kommende Morgen, ehe nur das junge Licht völlig herauf leuchtete, ſchon wieder auf der Wanderung. Meine geſtrigen Reiſebegleiter hatte ich mit einem neuen Gefährten vertauſcht, einem franzöſiſchen Naturkundigen, der auf ſeinem Maulthier das Herbarium und einen Sack mit den geſammelten Mineralien mit ſich führte, einem mehr ernſten, als freundlichen Manne. Ich hatte nämlich beſchloſſen, mit meinem Stabe den Col de Balme zu Fuß zu überſchreiten und noch am Abend Martigny zu erreichen. Ein Führer leitete uns Beide.

Noch lagen dichte Schatten auf dem Thale, als wir den Weg dem Fluſſe entlang hinan ſchritten. Nur erſt die höchſten Spitzen der Berge waren von einem röthlichen Schimmer erleuchtet. Friſch und erkräftigend wehte der Hauch des Morgens; kein Wölkchen ſchwebte an dem reinen Himmel, kein Nebelſtreif ſchweifte durch das Thal oder an dem Hange der Berge hin; überall beugten ſich die Gräſer und leichten Blätter der Kräuter von den Thautropfen, womit die Nacht ſie reichlich getränkt hatte. In majeſtätiſcher

Ruhe hoben ſich die hohen Stein-Pyramiden, als ob noch dir ganze Natur in Morgenträumen verſunken ſey: einr erhabene Stille waltete durch den tiefen Grund, in welchem nur die tönenden Waſſer ſich vernehmen ließen. Es war ein unbeſchreiblich herrlicher Morgen.

Wir Wanderer zogen raſch erſt zur Linken, dann, eine neue Brücke überſchreitend, zur Rechten des Bergſtromes hinan, bis wir uns abermals auf das erſtere Ufer verſetzt ſahen. Wir kamen an ein Paar Dörfchen vorüber und ließen die großen Glätſcher von Argentiere und la Tour zur Rechten. Vielfache maleriſche Scenen und große Natur-Anſichten wechſelten nahe vor unſern Blicken, bis das Aufſteigen ſeinen Anfang nahm, und das Auge begann ausgebehntere Räume zu beheerſchen. — Denn das Thal ſelbſt hebt ſich nur allmählig, bis man zu dem Fuße bes Col de Balme gelangt. Doch bietet auch dieſer nicht, wie ſeine Nachbarn, ſchroffe Steinwände, oder, wir der Montanvert, einen ſehe jähen Hang dem Wanderer entgegen. Als eine mit niedrigem Raſen bekleidete Höhe wölbt er ſich zwar erſt etwas ſteil, dann aber nur ſanft hinan, und welchr Wortr wären vermögend, die Empfindungen aus zu drücken, dir in mir rege wurden, als ich jetzt, nach dem mühſamern Aufklimmen, an dem ſchönſten aller Morgen, über die ſtille ſanfte Wölbung hinſchritt. Der mild erwärmende Strahl der Sonne ſpiegelte ſich in Millionen Thautropfen, wie in eben ſo vielen cryſtallhellen Perlen, welchr die Erde noch nicht eingeſogen hatte. Ueberall ſchimmerten zwiſchen den niedrigen Gräſern buntfarbige Blumen, ohnr auch ihre Sterne hach über den Boden zu erheben. Das Geläute einer var unſern Blicken an dem nahen Berghange hinwandelnden Heerde hallte zu uns herüber und zwiſchen das Klingeln der Glocken miſchte ſich zuweilen das Brüllen der weidenden Kühe. Wie ein Hauch des reinſten Wohlſeyns, wie ein unausſprechlich ſeliges Gefühl wehte es über den grünen Raum hin, um den rings dunklr Felſenwände in gewaltigen Spitzen aufſtarrten, und je mehr wir aufſtiegen, um ſo mehr hob ſich auch in majeſtätiſcher Maſſe und rein weißem, in dem Morgenlichte ſchimmerndem Gewande der Mont-Blanc, der König dieſes Gebietes.

(Der Schluß folgt.)

Bitte um guten Rath.

(Fortſetzung.)

Bei dieſer betrübten Munterkeit fiel es Sparmann ein, wir es doch nicht gut, daß drr Menſch allein ſey; und er beſchloß, auf's Neue in den Stand der Ehe zu treten. Ein Weiſer ſucht immer vallkommener und glücklicher zu werden, mit Berückſichtigung deſſen wollte Paul wählen, und zwar eine möglichſt reiche Frau; denn es leuchtet ein, daß man mit Gold Alles ſpielend vervollkammnen und ſich glücklich machen kann. Hatte die künftigr Gattin, neben den Capitalien, auch einige Fehler, ſo wollte der Biedermann ſie in Geduld und Demuth tragen. Das Alter der Lebensgefährtin war ihm gleichgültig; ſtand ſie in der Blüthe, ſo war es ihm recht; war ſie aber eine reife Frucht, ſo konnte ihn das nur erfreuen. Einr altr verſtändige Perſon war ihm am wünſchenswertheſten; das Alter ſteht dem Himmel näher als dir noch in blauer Ferne herum ſchweifendr Jugend; es iſt alſo ſehr natürlich, daß Erſteres der Letzteren vor zu ziehen. Selbſt ein baldiger Tod hätte ihn, rückſichtlich der ſchönen Empfindungen von Dankbarkeit und Liebr, nicht zur Verzweiflung gebracht. Reelle Leute, welche gehörig über den Druck der Zeiten zu reden wiſſen, und das goldene Zeitalter vernünftig auch wirklich nur im Golde ſuchen, werden dieſe Grundſätze billigen: diejenigen aber, welche viel von der Liebe und ihrer Göttlichkeit ſchwatzen, kann ich nur dem Mitleid empfehlen. — Die Ausführung von Sparmann's Wünſchen hatte aber manche Schwierigkeit; er führte bisher ein ruhiges beſchauliches Leben und kannte Niemanden als ſeine Pfarrkinder; es fiel ihm ein, ſich verſöhnend an den Bacan zu wenden; doch er mußte aus triftigen Gründen davon abſtehen. Des Barons erſte Wahl für ihn brachte eine Pfarre; wie leicht konnte aber die zweite nichts bringen als eine Frau; und das war, wie ſchon geſagt, dem vernünftigen Seelſorger zu wenig. Schlug er aber ein Anerbieten des hohen Patrons aus, ſo wurde ſelbiger noch mehr erboſt und lud ihn wohl gar nicht mehe zu Tiſche.

Das Hannöverſche Wochenblatt machte ihn mit dem edeln, der Menſchheit ſo ſehr nützlichen Herrn Fr. Stegmann daſelbſt bekannt, und er beſchloß dieſem ſein Anliegen vor zu tragen. Er fertigte ein Verzeichniß aller geſammelten Capitalien, des ſämmtlichen Hausraths, wie nicht minder der Pfarr-Einkünfte an, und ließ natürlich nicht unbemerkt, wie glücklicher Weiſe die letztern, durch dir zunehmende Unſittlichkeit, rückſichtlich der Taufgebühren für uneheliche Kinder, zunähmen. Dann beſtrich er ſein Geſicht mit Leinöl, drückte es in eine Maſſe van Gyps und formte, vermöge dieſes Abdrucks, einr getreue Capie ſeines Antlitzes. —.Er bat nun Herrn Stegmann, dieſen letzten Troſt der liebenden Menſchheit, ihm eine Gattin mit ſo vielem Vermögen zu verſchaffen, wie es dem ſeinigen entſpräche. Der Mann antwortete bald und offerirte ihm zwei Candidatinnen des heiligen Eheſtandes. Eine davon hatte ein glattes Geſicht und 4000 Thaler Preußiſch-Courant, die Andere Pockennarben und 4000 Thaler Conventions-Münze. Das Anerbieten ſetzte ihn in neue Verlegenheit, aus welcher er ſelbſt ſich nicht

helfen konnte; deshalb fuhr er zu ſeinem Vetter, dem Raths-Taxator Knopper, in die Stadt, welches wenig Koſten machte und durch den Erlös von einigen ländlichen Produkten, die er zum Verkauf mitnahm, reichlich gedeckt wurde. Der erfahrene Beamte, welcher in dergleichen Dingen geübt war, ſollte die gegenſeitigen Vortheile berückſichtigen und abſchätzen. Knopper war viel zu reell, um ſich von einem glatten Geſicht täuſchen zu laſſen; da das Preußiſche Courant 2½ Prozent gegen Conventions-Münze einbüßte, alſo bei 4000 Thaler ein Verluſt von 100 Thaler entſtand, ſo rieth er unbedingt zu der Nardigen, mit dem Hinzufügen: ein glattes Geſicht könne unmöglich 100 Thaler werth ſeyn. Sparmann hatte dagegen manchen heimlichen Einwurf: er dachte an die hübſchen Abend-Unterhaltungen und ſein früheres Wein-Amt: brachte er ein feindliches Geſicht, mit Wolfsgruben und Laufgräben en miniature, in's Haus, ſo wußte er beſtimmt, des Barons Freundſchaft wurde dadurch nicht wieder erobert. Ein glattes Geſicht war ihm lieber. Er empfahl ſich ſeinem Vetter mit der Verſicherung, die Sache gehörig prüfen und überlegen zu wollen.

Die Prüfung dauerte aber ſehr lange; als ſich der Gottesmann entſchloſſen, waren die Damen an den Mann gebracht und er hatte nur Porto und Unkoſten davon. So ſchien nun auch zu ſeinem Unglück des Barons Haß immer mehr im Zunehmen; in früherer beſſerer Zeit war ihm die Erlaubniß ertheilt worden, einen Dohnenſtrich in ſeinen Waldungen an zu legen, und es hatte ſich in ſeinen Schlingen manches Vögelein gefangen; jetzt hingen nichts als Pferdekäfer und abgenagte Knochen darin.

Einige Meilen von dem Wohnorte Sparmann's lebte ihm ein treuer Freund, der Herr Paſtor Fundnick; dieſem ſchrieb er ſein Leiden und Hoffen, um Rath und That bittend. Der Herr Paſtor antwortete mit umgehendem Fußboten: er werde allem Uebel abhelfen und ihn beglücken. Sein Gönner, der Herr Conſiſtorial-Rath Stockfleth, ein Mann von vielem Einfluß, welcher im Arabiſchen nicht ohne Kenntniß ſey, beſitze eine tugendreiche Nichte mit 3000 Thaler Vermögen, einer guten Bibliothek und 2561 Bogen enggeſchriebener Streitſchriften gegen den verſtorbenen Leſſing und das Theater, welche die Buchhandlungen nicht hätten kaufen wollen. Beſitze er etwas Geiſt, ſo würde dies eine Goldgrube für ihn werden, indem er mit einigen Veränderungen die Schriften leicht ſo dreſſiren könne, als wären ſie gegen die Griechen und den Fürſten Ypſilanti, oder, wenn er zur andern Partei gehöre, gegen die Türken und Ibrahim Paſcha, gerichtet, wo man dann, da die Arbeit in die Zeit fiele — worauf bei ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen Alles ankomme — das Manuſcript gern kaufen und gut bezahlen werde. Daß ihm der Conſiſtorial-Rath binnen Jahresfriſt von ſeiner Pfarre und dem Baron helfen werde, leuchte ein. Die Jungfrau ſey übrigens liebenswürdig und acht und zwanzig Jahr alt, woran gar nicht zu zweifeln wäre, indem ſie es ſeit zehen Jahren verſichert habe. — Froh und heiter wie ein Schriftſteller, der zum erſten Mal eines ſeiner Werke gedruckt ſieht, ſchlief Sparmann ein und träumte durchaus nichts. Nach einem angenehmen Erwachen lieh er ſich von dem Müller einen Sattel, ließ ihn auf ſein Roß hängen und ritt gen Grasdorf, zu ſeinem Freunde. Dort wurde unter den Männern die nöthige Abrede genommen, und da Sparmann's Reiſe-Wurſt noch nicht zur Hälfte verzehrt war, beſchloſſen, daß er ſogleich zu dem Conſiſtorial-Rathe reiten und ſich empfehlen ſolle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Des Reuigen Ruheſtätte.

Romanze.

Es wanket verwundet ein Räuber dahin
An des Friedhofes Rain,
Die Reue und Buße kommt ihm zu Sinn,
Er hoffet davon des Himmels Gewinn;
Ueber bemooſt Geſtein
Steiget er d'rum hinein,
Seit Jahren vermied er das Gotteshaus,
Jetzt fleht er zu Gott bei der Gräber Graus!

Er ſchauet nicht an die Hügel umher,
Faltet brünſtig die Händ'.
Er betet zerknirſcht und weinet dann ſehr,
Als ob er nicht Räuber, Mörder nicht wär',
Droben noch Gnade fänd';
Ein epheuumwucherter Leichenſtein,
Er muß ihm jetzt Betſtuhl und Altar ſeyn!

Und als er ſich ausgeweint und gefleht,
Hebt er hoffend den Blick,
Und ſieht, daß am Grabe der Mutter er fleht,
Und denket der Liebe, die er verſchmäht,
Denkt an der Jugend Glück!
Und küſſend umfaßt er den Leichenſtein,
Als ſolle der Mutter zum Dank es ſeyn!

Da ſpringt von der Wunde ihm der Verband,
Sprudelt nieder das Blut!
Nicht hemmet den Strom das Drücken der Hand,
So wild es im wilden Leben gerannt,
Rinnet das heiße Blut. —
Es wanket der Stein und es weicht der Schmerz,
Der Sterbende ſinkt an das Mutterherz! —

Stettin. **Adolph Roßmannit.**

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Das Schweſterpaar Sutorius. Die Königsſtädter Bühne zu Berlin hat durch den Abgang des Schweſterpaars Sutorius nicht nur eine ihrer ſchönſten Zierden, ſondern zwei

Digitized by Google

Schauſpielerinnen verloren *), die um das Aufblühen und Gedeihen jener Bühne ausgezeichnete Verdienſte ſich erworben haben, die zwar dem Berliner Publikum zu ſeiner eignen Freude bekannt ſind, hier aber um ſo mehr eine anerkennende Erwähnung verdienen, als dieſe der reine Erguß der Dankbarkeit iſt, die wir dem lieblichen Schweſterpaar zollen. — Wenn wir die genußreichen Abende in unſer Gedächtniß zurückrufen, die wir dem Schweſterpaar verdankten, und dabei zuvörderſt einen Blick auf das Quantitative ihrer Leiſtungen werfen, ſo erſtaunen wir, in dem kurzen Zeitraume von anderthalb Jahren die älteſte der beiden Schweſtern — Auguſte — in nicht weniger als 60, die jüngere Schweſter — Caroline — aber in 71 Stücken beſchäftigt zu ſehen, und meiſtens in integrirenden Rollen, deren Bedeutſamkeit uns erſt dann ganz einleuchten wird, wenn wir die Darſtellerinnen vermiſſen. In dem genannten Zeitraum ſpielte die ältere Schweſter 364, die jüngere 342 Mal. Für das Qualitative ihrer Leiſtungen hat die Stimme des Publikums und das Wort der verſtändigen Kritik entſchieden. — Die Königsſtädter Bühne führte mit dem Tage ihrer Eröffnung ein neues eigenthümliches Leben in die dramatiſche Welt von Berlin ein, das dieſe bis dahin noch nicht gekannt hatte. Ich will es in ein einziges Wort zuſammen faſſen und es harmloſe Komik nennen, die ſich frei hält vom Gift verletzender Satyre, und — dem Volksleben am nächſten verwandt, eben deshalb volksthümlich zu werden verdient. — Die Seele dieſer harmloſen Komik waren die Herren Schmelka und Spitzeder und beide Damen Sutorius. Erinnern wir uns der erſten Aufführungen von der „Ochſenmenuet“, der „Fee aus Frankreich“, des „Doktor Fauſt's Mantel“, und wie alle die heiteren, leichten, fröhlichen Scherzſpiele heißen, die uns reichlich ergötzten und die nur eine finſtere, gallſüchtige Kritik, die Alles haßt und bekrittelt, was nicht in die theoretiſche Form paßt, verdammen kann. „Laß mich ein Kind ſeyn, ſey es mit!“ das iſt das Motto jener Scherzſpiele, und gern wurden wir zum Kinde und freuten uns, und wollen es dankbar anerkennen, daß wir uns freuten, und wollen auch denen danken, die durch ihr liebliches Talent es bewirkten, daß wir uns freuen durften, alſo vor Allem dem Schweſterpaar Sutorius. — Die einzelnen Rollen beider Schweſtern hier aufzählen zu wollen, würde die größere Hälfte des Königsſtädtiſchen Repertoirs abſchreiben heißen; wir begnügen uns, die vorzüglicheren an zu deuten, und ihre Zahl wird nicht geringe ſeyn. — Welche Rolle die ältere Schweſter als Hauptrolle zu betrachten hat, iſt gar nicht zu beſtimmen, weil ſie viele gab, in denen ſie eigenthümlich glänzte. Gehen wir ihr Repertoir nach der Reihefolge durch, ſo ſteht „Fee Roſa“, die wir nicht weniger als zwanzig Mal mit ſtets neuer Freude von ihr ſahen, vielleicht oben an, und würdig geſellt ſich die unübertrefflich gegebene „Lieſel“ im „Tyroler Waſtel“ ihr bei. Aber nein, auf dieſem Wege kommen wir nicht fort, und ziehen es vor, ihr Repertoir nach der dramatiſchen Gattung zu beleuchten, um zugleich die Vielſeitigkeit dieſes ſeltenen Talents kennen zu lernen. Wir ſahen ſie in ſiebenzehn Geſangſtücken, nämlich in zehn Opern, vier Vaudevilles und Liederſpielen, und ſelbſt im Melodram beſchäftigt, wiewohl dieſe Gattung von Stücken ihr vielleicht am wenigſten zuſagte; ferner in zweiunddreißig Schau- und Luſtſpielen, und in acht Poſſen, der kleinen Feſtſpiele ganz zu geſchweigen, deren Zierde ſie war, ſo wie überhaupt jedes Stück nur gewinnen konnte, das ihrer Mitwirkung ſich zu erfreuen hatte. Im Luſtſpiele feierte ſie ihre meiſten Triumphe; die glänzendſten vielleicht als „Polyrena“ in „Kunſt und Natur“, als „Franziska“ in „Liebe kann Alles“ und in „Minna von Barnhelm“, als „Sophie“ in „die Mitſchuldigen“, als „Gabriele“ im „weiblichen Huſar“, als „Salome“ in „die Reiſe nach der Stadt“, als „Amalie“ im „Hausdoktor“, und in vielen, vielen andern. Immer wird ihr ſchönes Spiel als „Viviana“ in den „Räubern auf Maria Kulm“, als „Cadri“ in den „Schleichhändlern“ vor unſerm Auge ſtehen. Möge dieſe freudige, dankbare Anerkennung ihrer Verdienſte auf der mühſamen Bahn der Kunſt ihr einen frohen Augenblick gewähren! — Eine gleiche Gerechtigkeit ſind wir der jüngeren Schweſter ſchuldig, deren Vielſeitigkeit in dramatiſchen Leiſtungen mit der ihrer Schweſter rühmlich wetteifert. Wir ſahen ſie in ſiebenundzwanzig Geſangſtücken, worunter allein zehn Vaudevilles; in zweiundzwanzig Luſt- und Schauſpielen und in zwanzig Poſſen ſtets mit Beifall beſchäftigt. Es dürfte ſchwer ſeyn, ein für das Komiſche und Ernſte gleich geſchicktes Talent, wie es hier unverkennbar ſich ausſpricht, oft an zu treffen, und die bisherigen Leiſtungen dieſer jungen Schauſpielerin berechtigen — bei fortgeſetztem Studium — zu den ſchönſten Hoffnungen. Auch die jüngere Schweſter darf unter den einundſiebenzig Rollen, die ſie gab, mehrerer ſich rühmen, in denen ſie eigenthümlich glänzte. Es iſt nicht das Scherzſpiel allein, worin ſie durch immer heitere Laune und eine der Schelmerei verwandte Naivetät den Zuſchauer fortriß, auch das ernſte Drama wand ihr den Kranz, und unvergeßlich wird ſie uns ſeyn als „Maria Milfort“ in den „Quäkern“, als „Thereſe“ in „die Waiſe aus Genf“, als „Julius“ im „Taubſtummen“ u. ſ. w. — ja wir glauben mit Recht, ihr z. B. eine „Toni“ zutrauen zu dürfen — während das Luſtſpiel, die Poſſe und das Vaudeville — als der größere ihr zugetheilte Wirkungskreis — ihr täglich neuen Beifall erwarben. Einer Auguſte Rollen nach zu ſpielen, iſt keine leichte Aufgabe; die jüngere Schweſter hat ſie (als die ältere Schweſter zu kränkeln begann) oft mit entſchiedenem Glück gelöſt. — Zu den Eigenſchaften, welche das Schweſterpaar auszeichnen, gehört vor Allem eine ſeltene Bühnen-Gewandtheit, ein völliges ſich entfernt halten von ſogenannter Manier und jenem gewaltſamen Streben nach dem Beifall des Parquetts, das ſelbſt bei den größten Künſtlerinnen auf die Dauer widrig wird; ferner ein überaus glückliches Gedächtniß, das des Dichters Worten ſich unterwirft und den Souffleur entbehrlich macht. Die glänzendſten Proben hat hierin die jüngere Schweſter abgelegt, als ſie bei dem zunehmenden leidenden Zuſtande der älteren mehr als einmal bis Mittags eine ihrer Partieen übernahm und am nämlichen Abend ſie fehlerfrei ausführte. Einen entſchiedenen Beweis hat endlich das Schweſterpaar gegeben, daß der natürliche Zauber des Talents weit höher ſteht und ungleich hinreißender wirkt, als der künſtlich ſich angeeignete, der höchſtens den Verſtand beſchäftigt, während er das Gemüth leer läßt. Ueber die ältere Schweſter äußerte ſich unter andern ein ausgezeichneter hieſiger Künſtler: der Maler möge hingehen und ſie ſehen, um Grazie der Stellung und natürliche Anmuth der Bewegung als Vorbilder ihr ab zu lauſchen. — Die Gründe zu unterſuchen, welche das Schweſterpaar veranlaßten, die Königsſtädter Bühne zu verlaſſen, fühlen wir uns nicht ermächtigt, wohl aber verdient die zarte und wirklich noble Art, wie die Direktion ſich bei der Abreiſe der älteren Schweſter benommen hat, rühmliche Anerkennung, und wenigſtens darf der Vorwurf der Undankbarkeit ſie nicht treffen. — Die ältere Schweſter iſt vor einigen Tagen mit ihrer Mutter nach Wien abgereiſt und hofft, nach dem Rathe ihres alten väterlichen Arztes, im Laufe dieſes Sommers in einer Heilquelle des ſüdlichen Deutſchlands ihre erſchütterte Geſundheit von Neuem zu befeſtigen, wohin der herzliche Wunſch jedes Gutgeſinnten für ihr Wohl ſie begleitet. Die jüngere Schweſter wird in einigen Wochen ihr nachfolgen, ſobald ihre Verbindlichkeiten zur Königsſtädtiſchen Bühne gelöſt ſind. Beide begleitet unſere dankbare Erinnerung.

****.

*) Die jüngere Schweſter iſt zwar jetzt noch bei der Königsſtädtiſchen Bühne, verläßt ſie aber bereits in wenigen Wochen.

Beilage: Bemerker Nr. 11.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker. No. 11. 1826.

Beilage zum 49ſten Blatte des Geſellſchafters.

„Goethe's Philoſophie.
Eine
vollſtändige, ſyſtematiſch geordnete Zuſammenſtellung ſeiner Ideen u. ſ. w. Herausgegeben von Friedr. Carl Julius Schütz, Dr. und Prof. der Philoſophie.“ (Hamburg 1825, bei Friedr. Hermann Neſtler.)

Die Abſicht des Herausgebers ſcheint offenbar eine doppelte zu ſeyn. Eines Theils nämlich, auf eine ſehr leichte Weiſe mit Goethe's Schriften Geld zu verdienen, andern Theils aber gelegentlich ſeinen böſen Willen an Goethe aus zu laſſen.

In der Vorrede zum erſten Theile geht er ganz behutſam zu Werke, um das Publikum nur erſt für ſein Unternehmen zu gewinnen. Er fühlt ſehr wohl, daß ſein Vorhaben kein löbliches iſt, ſehr wohl, daß er Goethen und dem Verleger ſeiner Schriften äußerſt ſchaden (?) wird; indem er nicht allein durch Zuſammenſtellung der widerſprechendſten Ideen die Meinung des Publikums über den Dichter verwirrt; ſondern auch durch dieſen Goethe im Auszug, dem rechtmäßigen Abſatz der Goetheſchen Werke ſchadet.

In dieſem Gefühl ſeines Beginnens, was thut er? Er nimmt ſeine Zuflucht zu einem ſehr ungraden Wege und verſündigt ſich an der Wahrheit und an Schiller zugleich, indem er einen der Briefe Schiller's an Goethe verändert und verdreht, um mit kühner Stirne vor einem leicht zu täuſchenden Publikum zu behaupten: ſchon der große Schiller habe ein ſolches Unternehmen, als worin er begriffen, dringend gewünſcht und gewollt. — In Schiller's Briefen nämlich, wie ſie uns das erſte Heft des fünften Bandes von „Kunſt und Alterthum“ mittheilt, ſchreibt dieſer unterm 18. Auguſt 1802 an Goethe Folgendes:

„Sie können nie unthätig ſeyn und was Sie eine unproduktive Stimmung nennen, würden ſich die meiſten Andern als eine vollkommen ausgefüllte Zeit anrechnen. Möchte nur irgend ein ſubalterner Genius, einer von denen, die gerade auf Univerſitäten wohnen und walten, die letzte Hand an ihre wiſſenſchaftlichen Ideen thun, um ſie zu ſammeln, leidlich zu redigiren und ſo für die Welt zu erhalten; denn Sie ſelbſt werden dieſes Geſchäft leider immer in die Ferne ſchieben, weil Ihnen, däucht mir, das eigentlich Didaktiſche gar nicht in der Natur iſt. Sie ſind eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden, wie Ihnen ſchon mehrmal widerfahren iſt und noch mehr widerfahren würde, wenn die Leute nur ihren Vortheil beſſer verſtänden. Hätten wir uns ein halb Dutzend Jahre früher gekannt, ſo würde ich Zeit gehabt haben, mich Ihrer wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu bemächtigen; ich würde Ihre Neigung vielleicht unterhalten haben, dieſen wichtigen Gegenſtänden die letzte Geſtalt zu geben, und in jedem Falle würde ich ein redlicher Verwalter des Ihrigen geweſen ſeyn.“

So weit Schiller, der in dieſem Briefe von wiſſenſchaftlichen Ideen und Unterſuchungen ſchreibt, die geſammelt, redigirt und für die Welt erhalten werden ſollen, und die alſo noch nicht gedruckt waren.

Nun weiß aber Jedermann, daß, wenn von Goethe's wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen die Rede iſt, man darunter nicht diejenigen Ideen zu verſtehen hat, die Goethe über die Welt und Menſchheit als Dichter ausgeſprochen; ſondern vielmehr diejenigen Richtungen, die ihn als Naturforſcher über Pflanze, Stein, Thier, Farbe u. ſ. w. denken ließen, und worüber Goethe, den dieſe Gegenſtände zu jener Zeit lebendig beſchäftigten, in geſelligem Verkehr mit wiſſenſchaftlichen Männern ſich offen ausſprach und ſeine Entdeckungen ohne Rückhalt mittheilte; worauf denn jener Ausdruck Schiller's geht, wenn er ſagt, daß Goethe recht dazu geeignet ſey, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden. — Dieſes iſt die reine Meinung von Schillers Briefe, die der gelehrte Herausgeber auch ſehr wohl einſehen wird. Auch fühlte er ſehr gut, daß Schiller's Brief, ſo wie er war, für ſeine Sache wenig ſagen wollte, weshalb er ihn denn veränderte, den Anfang eines andern Briefes, worin von Goethe's Natur im Verhältniß zur Philoſophie die Rede iſt, mit dieſem Briefe in Verbindung ſetzte, und den Ausdruck wiſſenſchaftliche Ideen in bloße Ideen umwandelte, weil ihm das Wort „wiſſenſchaftlich“ hier ſehr im Wege war. — So ſucht er nun das Publikum in der Vorrede zum erſten Theil über die Rechtmäßigkeit ſeines Unternehmens zu täuſchen.

Im zweiten Theile ſodann, nachdem er geſehen, daß ſein Werk Eingang gefunden hat, tritt er mit ſeinem verdeckten Haß gegen Goethe hervor und ſucht ihn im Anhange, von S. 230 an, durch dazwiſchen geworfene Anmerkungen, Fragezeichen, Ausrufungszeichen und ſo weiter, auf die mannigfaltigſte Weiſe zu verdrehen und herunter zu ziehen. Anfänglich glaubt man, es geſchehe dieſes aus bloßem Haß gegen Goethe; es liegt aber noch ein zweites Motiv zum Grunde. — Denn nachdem er in dieſem Anhange Goethe's Ideen über Pädagogik heruntergezogen und vernichtet zu haben glaubt; folgt — eine glänzende Ankündigung ſeiner eignen Pädagogik, woraus man denn ſieht, von welchem andern böſen Dämon der Herausgeber noch beſeſſen wird.

Der dritte, vierte und fünfte Band der ſogenannten „Philoſophie Goethe's“ beſtätigt die üble Meinung, die man ſchon von den beiden erſten Bänden faſſen muß. — Die Abſicht des Herausgebers: mit Goethe's Schriften auf eine leichte Weiſe Geld zu verdienen, tritt hier völlig heraus. Er nimmt es bei dieſen Bänden mit Goethe's philoſophiſchen Ideen ſo genau nicht mehr, ſondern läßt nur Alles ſchlank weg abdrucken, was die Bände füllt und die wenigſte Mühe macht. — Die Xenien von Schiller und Goethe, aus Schiller's „Muſen-Almanach“ von 1797, alle Recenſionen und Urtheile Goethe's aus „Kunſt und Alterthum“ und andern Schriften, ferner Alles, was Goethe in ſeinem Leben und im

Digitized by Google

Anhang zu Diderot über Literatur und Schriftſteller ſagt, und endlich alle Proſa des „Divans“, mit ſehr weniger Ausnahme, ja auch ſogar den Aufſatz Goethe's über den Zug der Kinder Iſrael in der Wüſte, findet man hier ab-, oder vielmehr nachgedruckt und zwar unter dem Titel: „Goethe's Philoſophie.“ Ich möchte aber wiſſen, was dieſes Alles mit Goethe's Philoſophie zu thun hat, und ob überall dieſer Titel etwas anders als ein Vorwand ſeyn ſoll, unter welchem man Goethe's Schriften auf eine verſtohlene Weiſe nachdruckt.

Der Herausgeber ſagt zwar, er wolle zunächſt in allen dieſen Bänden Materialien vorlegen und zuletzt als Philoſoph darüber reden. Allein Jedermann beſitzt dieſe Materialien in Goethe's rechtmäßiger Ausgabe rein und unverfälſcht, und der Herr Verfaſſer hätte nur reden und ſich auf die bereits gedruckten Materialien in Goethe's Werken beziehen mögen. Allein ſo redlich iſt ſeine Abſicht nicht, es iſt ihm darum zu thun, daß er dem Publikum nach und nach recht viele Bände in die Hände ſpiele und daß er auf Koſten der getäuſchten Menge gewinne.

Ich ſage auf Koſten und will damit andeuten, daß ich dieſes Unternehmen für das Wohl des Publikums für ſehr nachtheilig halte. Iſt denn die Welt in ihren Anſichten nicht ſchon verworren genug, als daß man nöthig hätte, ſie durch die widerſprechendſten Aeußerungen noch mehr zu verwirren? Was ſoll aber einer ſagen, wenn er hier die widerſprechendſten Aeußerungen von Gott und Teufel, von Narren und Weiſen unter einer Rubrik findet, und zwar unter einer ſolchen, von der man ſchließen muß, Alles ſey die perſönliche Meinung des großen, allgemein verehrten Schriftſtellers ſelbſt. Wird dadurch eines Theils nicht die Baſis geſunder Maximen bei Vielen erſchüttert werden können, da Alles ſo bedeutend und prägnant iſt? und wird bei Vielen andern Theils nicht das Bild eines großen Schriftſtellers verzerrt und verunſtaltet werden, den, bei ſeiner objectiven Art, die Welt oft nicht einmal in ſeiner unverfälſchten Geſtalt zu faſſen vermag?

Stößt man in Göthe's Werken auf widerſprechende, von gutem Sinne nicht zu billigende Anſichten, ſo findet man ſich bald zurecht, indem man aus der Tendenz des Ganzen, oder aus dem Charakter, dem ein ſolches Wort in den Mund gelegt iſt, bald ſieht, daß der Dichter eine ſolche Aeußerung als einen Irrthum behandelt. Hier aber, in dieſem Werke, ſteht Alles, was von den tollſten Charakteren als entſchiedenſter Irrthum ausgeſprochen worden, unter der Rubrik von Goethe's perſönlicher Meinung; ja es hat hierbei nicht einmal ſein Bewenden, ſondern auch dasjenige, was Goethe nicht geſagt hat, ſelbſt Stellen aus Diderot's tollem „Rameau“, kommen hier unter der Rubrik von Goethe's Ausſprüchen und Ideen.

Der Zweck des Verfaſſers, bei allem Lob, womit er Goethe überſchüttet, doch hin und wieder unverſehens zu verletzen, verleugnet ſich auch in dieſen Bänden nicht. Beſonders tritt er in der Vorrede zum dritten Bande heraus, indem er äußert, daß er „den Schaden bedaure, zu dem Goethe auf den gegenwärtigen Zuſtand unſerer Literatur dadurch eingewirkt, daß er ſich, ſeit Jahren ſchon, zu Seiner ſo unwürdigen Belobung geiſtloſer Schmeichler herabgelaſſen und ſomit ſein eigenes Wort leider auch an ſich ſelbſt bewahrheitet habe: Ein alter Mann iſt ſtets ein König Lear!“ Dieſe Beſchuldigung, womit der Verfaſſer ſchon früher hervorgetreten, und worauf man auch ſonſt wohl in deutſchen Blättern hin und wieder ſtößt, iſt durchaus grundlos und nichtig. Ich frage, wen hat Goethe gelobt, in welcher Zeitſchrift hat Goethe ihn gelobt, und welchen geiſtloſen Schmeichler hat er gelobt? Es möchte wahrlich ſchwer fallen, auf dieſe Fragen etwas Gegründetes zu erwiedern. Die einzigen öffentlichen Blätter, an denen Goethe früher Theil hatte und worin er alſo Jemanden loben konnte, waren die „Jenaer Literatur-Zeitung“ und das „Morgenblatt.“ Nun wiſſen aber alle diejenigen, die Goethe's Beiträge zu dieſen Blättern kennen, daß darin nur durchaus verdienſtvolle und von der ganzen Nation geachtete Männer lobend beurtheilt worden. Auch ſcheint der Verfaſſer dieſe früheren Urtheile nicht im Sinne gehabt zu haben, ſondern auf Lobſprüche Goethe's der neuern und neueſten Zeit zu zielen. In der neuern Zeit aber hat Goethe an keiner Zeitſchrift Theil genommen, ſondern ſeit 1816 Alles, was er öffentlich zu beurtheilen hatte, in ſeinen Heften von „Kunſt und Alterthum“ ausgeſprochen. In dieſen bis jetzt erſchienenen vierzehn Heften alſo müßte es ſtehen, wenn Goethe irgend einen geiſtloſen Schmeichler gelobt hätte.

Wir fordern aber einen Jeden auf, uns in dieſen Heften auch nur eine einzige Zeile nach zu weiſen, die das Lob eines geiſtloſen Schmeichlers ausſpräche, und wir wollen ihm antworten. Bis dahin aber müſſen wir eine ſolche Beſchuldigung als durchaus grundlos und nichtig ausſprechen.

Eine Sünde aber an Goethe würden wir begehen, wenn wir glaubten, es ſey nöthig geweſen, uns ſeiner an zu nehmen. Seinetwegen bedurfte es dieſer rechtfertigenden Zeilen nicht. Auch haben wir ſie nicht geſchrieben, um dem Autor ins Gewiſſen zu reden und ihn zum Guten und Wahren zu wenden; er mag ſeinen Gang gehen, wie er ihn begonnen hat und wie er ihn nicht wird ändern können. Aber der Wahrheit und des Publikums willen iſt es geſchehen, damit es nicht auch dießmal getäuſcht und an ſeinem größten Dichter irre gemacht werde.

— * * * —.

Die Theater-Sängerinnen in Berlin.

Es ſcheint bei der regen Theilnahme, die das Berliner Publikum von jeher der Kunſt, und der theatraliſchen vorzugsweiſe, gewidmet hat, und da mitunter auch nur ſpekulativ tadelnde oder lobende Recenſenten ihre Partheilichkeit zur Meinung machen wollen, der Wunſch von nicht geringer Erheblichkeit zu ſeyn, daß ein unpartheiiſcher und denkender Kunſtrichter dem Urtheile, was ſich bei den Vielen, theils wegen Mangel an Zeit für dergleichen, theils auch wohl aus Unfähigkeit nicht deutlich ausſprechen kann, ſeine Stimme leihen möchte. — Nachſtehender Aufſatz wird ſich belohnt glauben, wenn ein ſolcher Kunſtrichter dadurch zu einer Aeußerung veranlaßt würde; ſonſt will er für einen anſpruchloſen Verſuch gelten, die vier Sängerinnen hieſiger Reſidenz mit einander zu vergleichen. Um aber nicht ohne allen Grund zu ſeyn, wird uns der gütige Leſer erlauben, ſo an zu fangen:

Bei dem Geſange iſt hauptſächlich dreierlei zu beachten: der Ton für ſich, der Umfang, und endlich der Vortrag. Bei dem Tone für ſich kann man ferner unterſcheiden: Reinheit, dann Fülle und zuletzt Bildſamkeit. Unter Reinheit des Tons wäre zu verſtehen, daß er ſelbſt in ſich ganz gleich, deutlich und beſtimmt iſt; unter Fülle die Kraft und Wirkung deſſelben, die relativ zu betrachten ſind; unter Bildſamkeit, ſein Fähigſeyn, unbeſchadet der Reinheit und Fülle, verſtärkt und geſchwächt, mit größerer oder kürzerer Dauer verſehen zu werden. — Läßt ſich dieſe Eintheilung als erſchöpfend, und als ſo zu verſtehen zugeben, ſo möchten wir der Mad. Milder und der Demoiſ. Sontag, in Abſicht auf die Reinheit des Tones, unbedingt und auf gleiche Weiſe den Vorzug zugeſtehen; nicht als wenn wir das Verbrechen wagen wollten, den Ton der Mad. Schulz und Mad. Seidler unrein zu nennen, aber namentlich bei der Erſteren iſt es, zumal im Piano, nicht zu verkennen, daß ihr Ton um irgend ein kleines, kleines Wirvleiſtes unbeſtimmt und ungleich iſt. Dagegen, was die Fülle betrifft, wären unbedingt Mad. Schulz und Mad. Milder obenan zu ſtellen, danach in ziemlich weitem Abſtande würde Mad. Seidler, und nach ihr doch ſehr bald, es möchte kaum auf eines Haares Breite ankommen, Demoiſ. Sontag folgen müſſen. Was endlich die Bildſamkeit des Tones angeht, ſo verdienen da den

Digitized by Google

Preis, auf gleich ausgezeichnete, doch ganz entgegen geſetzte Weiſe, Mad. Schulz und Demoiſ. Sontag; demnächſt würde Mad. Seidler und Mad. Milder folgen. Die Behauptung in Betreff der beiden Erſteren möchten wir ſo noch naher beſtimmen: in dem Maaße der Ton der Demoiſ. Sontag im Piano und in halber Stimme eine bewundernswürdige Deutlichkeit, Reinheit und Lieblichkeit ſtets erhalt und faſt noch ſteigert, in dem Maaße erhebt ſich die Stimme der Mad. Schulz bei dem Forte zu einer Deutlichkeit und Reinheit, die ſie im Piano nicht beſitzt, und ſie kann die Dauer und Starke des Tones bis zu einer ganz außerordentlichen Höhe treiben; wogegen umgekehrt von der mittleren Haltung des Tones ab, die bei Beiden gleich vorzuglich iſt, der Ton der Demoiſ. Sontag allerdings nach dem Forte zu, zumal wenn derſelbe geſtaßen werden muß, weil er uberhaupt zur Beſtimmtheit geneigt iſt, etwas Scharfes bekommt, was übrigens nur durch den Contraſt auffällt, an und für ſich nicht von fern unangenehm genannt werden kann; wogegen der Ton der Mad. Schulz zu üppige Fülle für das Piano beſitzt.

Den Umfang übergehen wir, weil eine genaueſte Prüfung darüber möglich iſt, die wir weder anſtellen konnten, noch an zu ſtellen Gelegenheit haben werden.

Was den Vortrag betrifft, ſo iſt der liebliche allein für Demoiſ. Sontag und Mad. Seidler, der erhabene allein für Mad. Milder, und der leidenſchaftliche, inſofern er Extrem iſt, allein für Mad. Schulz. Die Geläufigkeit der Mad. Schulz und der Demoiſ. Sontag ſetzt in Erſtaunen, die Bravour der Erſteren iſt vielleicht einzig in ihrer Art. Zeichnet es die Demoiſ. Sontag aus, daß man in ihren ſchönen Zügen nicht die geringſte Anſtrengung, nur Anmuth und Reiz findet, ſo reißt Mad. Schulz, trotz ſichtbarer Kraftanſtrengung, durch den Enthuſiasmus hin, womit ſie ſich der Kunſt dann gleichſam aufopfert, was jedem Zuhörer ſchmeichelhaft ſeyn muß, da der Kunſt Beſtimmung die Mittheilung bleibt. Der Vortrag der Mad. Seidler gewinnt, zumal auf der Bühne, außerordentlich durch ihr ſeit einiger Zeit recht lebendiges und angemeſſenes Spiel, und ſie würde noch weit mehr und öfter entzücken, wenn ſie eine gewiß unwillkührliche Geziertheit vermeiden möchte. Ueber Mad. Milder bedarf es keiner Ausführung, da wir längſt Bekanntes wiederholen müßten.

Wollten wir nun die Stimmen zuſammen ſtellen, ſo würde die der Mad. Seidler neben jeder gefallen, ohne eine zu übertreffen; doch wäre vielleicht die Zuſammenſtellung mit Mad. Schulz noch am günſtigſten. Die Stimmen der Mad. Milder und Demoiſ. Sontag müßten vereint gewiß einen herrlichen Effekt machen, weil ſie wegen ihres reinen Metalls ſich keinen Abbruch thun können. Wir mögen den Wunſch nicht unterdrücken, ein Muſikſtück des alten Kirchenſtyls von Beiden vortragen zu hören; das Stabat mater des Pergolesi von ſolchen zwei Stimmen müßte einen Böſewicht zur Andacht zwingen. Demoiſ. Sontag und Mad. Schulz werden ſich wechſelweiſe verdunkeln, je nachdem entweder der Geſang zum Forte herauf ſchwillt, oder im Piano verſchmilzt, und je nachdem er ſo oder ſo endet, wird in den Zuhörern ein Zweifel über den Vorzug der Stimmen entſtehen können. Im Ganzen ſcheint das aber demnach durchaus keine glückliche Zuſammenſtellung zu ſeyn.

Was die Muſikgattung anbelangt, ſo iſt Mad. Milder für die Gluckſche Oper geſchaffen; wer ſollte ſonſt wohl eine „Alceſte", „Iphigenie", „Armide" ſingen können, wo die Einfachheit der Melodie und die Einförmigkeit der Cadenz nur durch eine reine und außerordentlich volle Stimme befriedigen kann. Mad. Schulz iſt unentbehrlich für die neuere heroiſche Oper, namentlich für die Spontiniſche Effekt-Muſik; wer wäre im Stande, trotz den gewaltigen Läufen und Trillern (ihr Triller iſt ein wahrer Wellenſchlag), die eine ſtetige und aufmerkſame Hervorbringung des Tones fordern, und deswegen das Erheben der Stimme bedeutend hindern, gleich ihr noch ein Orcheſter, wie das der hieſigen Königlichen Oper, zu durchdringen. Eine beſſere „Veſtalin", als Mad. Schulz, möchten wir nicht verlangen wollen. Mad. Seidler wird faſt in allen Opern einen glücklichen Platz finden, wo die Partie nur nicht gar zu große Geläufigkeit oder gar zu große Fülle der Stimme fordert, als „Zerline", „Agathe", „Euryanthe" iſt ſie unvergleichlich. — Die neuere italieniſche Muſik (die als ihren Schöpfer den Roſſini verehrt), da ſie die Nerven gerade nicht mehr reizt, als zu einer behaglichen, faſt möchten wir ſagen, nur ſinnenſchmeichelnden Stimmung erforderlich iſt, und die überall lächerlich wird, wo ſie auf Pathos, Effekt oder wahre Charakteriſtik, das Komiſche und Verliebte etwa ausgenommen, Anſpruch macht — übrigens aber, trotz ihres wiederkehrenden Witzes, immer angenehm und ergötzlich bleibt, was die heftigſten Widerſacher Keinem verleiden können, da Jeder ſagt: man hört es aber doch recht gern — die fordert allerdings eine äußerſt biegſame Stimme, nicht nur einen ſchönen, ſondern auch reizenden Vortrag, und eine abſolute Reinheit und Deutlichkeit auch im ſchnellſten Tempo, und bei den verwickeltſten Läufen und chromatiſchen Gängen; ſonſt muß man nothwendig eine unbefriedigende Leere empfinden. Wer vereinigt dies Alles im höheren Grade, als Demoiſ. Sontag? die damit noch ein ſo richtiges und edles Spiel verbindet; hier kann man in Wahrheit ſagen, daß mit der Darſtellung auch die Compoſition untergehen würde; wo nicht ſolche Eigenſchaften getroffen werden, da kann ſich Roſſini nicht halten. — Es ſoll neulich geäußert worden ſeyn, die Stimme der Demoiſ. Sontag wäre zu ſchwach für ſämmtliche hieſige Lokale; da hätte Jemand, um etwas Neues zu ſagen, die Unwahrheit gewählt; uns aber führt eine ſolche Aeußerung auf die Berückſichtigung der Orcheſter- und Chor-Begleitung.

Da ſowohl Orcheſter als Chor zum nothwendigen Ziele hat, eine Wirkung durch mehrere Kräfte hervor zu bringen, ſo iſt leicht ein zu ſehen, daß auch der beſte Direktor nur dann etwas Tüchtiges ausrichten kann, wenn jeder Einzelne im Ganzen von wahrem Enthuſiasmus für die Sache beſeelt iſt, oder eine ſtete genaue Aufmerkſamkeit als unerläßliche Bedingung feſtſteht. Aber man weiß es ja, im Allgemeinen iſt Niemand launiger als ein Virtuoſe, und Niemand oft unentbehrlicher, wenn man künſtleriſche Darſtellungen unentbehrlich nennt. Dazu kommt, daß auch die größten Meiſter erſt auf einander eingeſpielt ſeyn müſſen, ſollen ſie zuſammen eine gute Wirkung hervor bringen. Das Königliche Orcheſter vereinigt Alles, was nur verlangt werden kann, und wenn einmal bei ihm gilt: et quando dormitat Homerus, ſo hat das wohl erkleckliche Entſchuldigungs-Gründe. Das Königsſtädter Orcheſter iſt nach allen Seiten hin noch ſehr jung, ja einzelne Inſtrumente, z. B. die Hörner, machen oft exemplariſche Fehler; kein Wunder alſo, wenn mancher Effekt zerſtört wird; daß es übrigens die Stimme der Demoiſ. Sontag nicht bezwingen kann, wo es darauf ankommt, das iſt theils wahr, theils gereicht es ihm nicht zum Vorwurf. Denn ein Orcheſter verhält ſich zur Singſtimme, entweder wie das Kleid zum Körper, oder die Singſtimme zu ihm wie ein Theil zum Ganzen. Wo das erſte ſtatt findet, da ſoll es ſich der Singſtimme anſchmiegen, nicht die Singſtimme ihm; ſoll es dabei dieſer zur Laſt fallen, daß ſie nicht gehört wird, ſo muß ſie entweder ganz ſchlecht ſeyn, oder dem Geiſte der Compoſition ganz Entgegengeſetztes hervor bringen wollen; ſo etwas darf man doch wahrhaftig keiner der vier vortrefflichen Stimmen vorwerfen. Wo aber umgekehrt ſich die Stimme zum Orcheſter verhält, wie ein Theil zum Ganzen, da iſt die Behauptung, daß ſie nicht gehört werde, eben ſo lächerlich als die, daß irgend ein einzelnes Inſtrument nicht hervor tritt; am Ende hört, der ſo etwas behauptet, gar nichts, oder verdient wenigſtens taub zu ſeyn. Da giebt es auch

Digitized by Google

Fälle, wo Mad. Schulz nicht durch das Orcheſter kommt, freilich zu kommen auch gar keine Veranlaſſung findet. Wenn nun gar einzelne obligate Inſtrumente die Eitelkeit beſitzen, ſich vorzugsweiſe hören laſſen zu wollen, oder wenn unrein geſpielt wird, ſo leidet dabei offenbar keine Stimme mehr, als die ſehr reine, die nichts weniger verträgt als alle Unreinheit, ungerechnet, daß aller Ausdruck verloren geht.

Was endlich die Vervollkommnungs-Fähigkeit einer Geſangſtimme betrifft, ſo möchten wir Folgendes darüber behaupten: Die Reinheit des Tones hängt offenbar von den ſymmetriſchen Verhältniſſen der Organe, die bei Erzeugung deſſelben thätig ſind, die Fülle von der Stärke und dem Umfang derſelben, die Bildſamkeit von ihrer Feinheit und Energie ab, indem die Bildſamkeit durchaus die Möglichkeit auch der feinſten Modifikationen in dem Thätigſeyn der ton-erzeugenden Organe verlangt. Aus dieſem ſcheint ſich zu ergeben, daß die Reinheit des Tones wohl das neidenswertheſte Geſchenk der Natur für eine ausgezeichnete Sängerin iſt, indem die Reinheit am wenigſten durch Uebung und Kunſt, wenn nicht in ſehr früher Jugend, erreicht werden kann. Dagegen iſt von den andern Eigenſchaften wenigſtens theilweiſe der Natur etwas ab zu gewinnen; denn ſteht durch Uebung, auch ſelbſt in frühen Jahren, eine bedeutende Wölbung der Bruſt nicht zu erlangen, ſo iſt doch keine Frage, daß die bei der Ton-Erzeugung betheiligten Muskeln geſtärkt werden können; iſt es unmöglich, die Feinheit derſelben zu ertrotzen, was die Bildſamkeit der Stimme angeht, ſo läßt ſich doch ihre Energie ſteigern, und wir könnten manches Beiſpiel anführen, wo, bei wirklich nicht günſtigen Umſtänden, anhaltender Fleiß wenigſtens eine große Geläufigkeit erworben hat. Doch es möge ſchon genug ſeyn, und wir ſchließen in Bezug auf gedachte Sängerinnen:

Mad. Seidler wird ſtets eine höchſt erfreuliche und zu feiernde Erſcheinung bleiben; ein Frevel gegen die Manen des unſterblichen Gluck wäre es, irgend eine Veränderung an der Stimme der Mad. Milder zu wünſchen; Mad. Schulz würde nicht nur die bewundertſte, ſondern eine unübertreffliche Künſtlerin ſeyn, wenn ſie mit ihrer vollen die reine Stimme der Demoiſ. Sontag verbände; und Demoiſ. Sontag wäre nicht nur die reizendſte, ſondern würde mit der Fülle der Mad. Schulz auch die erſte Sängerin ſeyn. — r.

Bemerkung.

In der im letzten „Bemerker“ enthaltenen ſehr unnöthigen und überflüſſigen Erwiederung des Herrn Simrock, die ich erſt etwas ſpät zu Geſichte bekam, weil ich keine weitere Antwort erwartete, habe ich nur die Stelle zu berückſichtigen, wo Herr S. ſich ſtellt, als verſtände er die Worte „auf Wiederſehen in einem beſſern Almanach“ ſo, als ob ich nicht etwa bloß ihn, ſondern — mich in ſeinem Almanach wiederſehen möchte. Zu berückſichtigen habe ich dieſe Stelle, aber nur durch unendliches Gelächter! Und ſo darf ich mir denn wohl eine geſegnete Mahlzeit wünſchen, da ich, nach Hamanns ſinnreich-witziger Anwendung einer diätetiſchen Wahrheit, vor der Mahlzeit mich ein wenig geärgert (beim Leſen des Almanachs nämlich und beſonders bei den neuen und echten Xenien) und nachher hinlänglich gelacht, was für die geiſtige Verdauung eines ſo närriſchen Handels ungemein förderlich iſt, aber nicht umgekehrt. —

Berlin d. 16. März 1826. Aug. Bonſus.

Die muſikaliſche Figur wird langweilig!

Der Correſpondent des „Morgenblatts“ vertheidigt in Nr. 49 deſſelben ſeine im diesjährigen „Bemerker“ Nr. 3 gerückte Aeußerung über Hrn. Spohr's Ouverture zum „Macbeth“. Er ſagt: „ein unſchuldiger Witzling hat ſich das Vergnügen gemacht, ein poetiſches Bild, deſſen ich mich in dieſen Blättern, in Beziehung auf eine muſikaliſche Figur in Spohr's neuer Ouverture, bedient habe, nach Shakſpeare's Ausdruck, zu Tode zu hetzen.“ Wenn es zu Tode gehetzt war, ſo hat ſich der Correſpondent offenbar unnütze Mühe gegeben, es wieder in's Leben zu rufen. Den Satz: „ein Grauen könne durch den Eindruck einer einförmigen Bewegung hervor gebracht werden“, möchte gewiß Niemand mehr beſtreiten, da die einförmige Bewegung zweier Schriftſteller um eine Redeform hier gleich als praktiſches Beiſpiel dienen könnte, wenn nicht ſtatt des Grauens die Langeweile eintreten müßte. Was aber die Ueberſetzung jener muſikaliſchen Figur in Worte betrifft, die ſo lauten: „es iſt, als ſähe man ſchaudervolles Gewürm am Boden kriechen, welches dem Hohen nachſtrebt“, ſo kann ſie, will man die Phraſe, nach des Verfaſſers Wunſch, als Erzeugniß einer feurigen Einbildungskraft nehmen, höchſtens nur Schlacke derſelben ſeyn, und auch jeder vernünftige Componiſt wird ſagen: Die Exaltation hat hier geſucht und eine Täuſchung gefunden, worin ſie ſich gefällt. Wir aber, nachdem der angebliche Inhalt der muſikaliſchen Figur wiederholt beſprochen iſt, wollen ihn auch noch beſingen:

„Es iſt, als ſäh' man ſchaudervoll
Gewürm am Boden kriechen,
Das Hohem nachſtrebt!“ — Scheint's nicht toll,
Daß dies Muſik verkünden ſoll? —
Nicht ſiegen wird — nein, ſiechen —
Kritik, wenn ſie uns fabelhaft,
Nur Wortſchwall giebt, ſtatt ſich'rer Kraft.

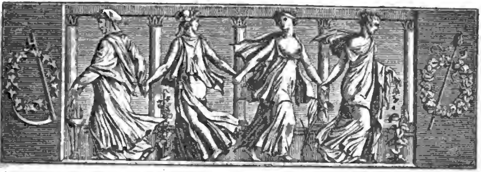
Leipzig B.

„Die neue Frauenſchule.“

Der „Geſellſchafter“ hat den Ruf der Unpartheilichkeit, deshalb wird mir erlaubt ſeyn, über die kurze Erwähnung des Luſtſpiels: „Die neue Frauenſchule“ („Geſellſchafter“ Bl. 46) Einiges zu ſagen: „Das Stück wurde vor Jahren auf der Königlichen Bühne vortrefflich gegeben, erhielt auch Beifall, lockte aber kein zahlreiches Publikum.“ Da muß ich widerſprechen; es hat mehrmals das Haus gefüllt. — „Es ſind zu viel Worte gebraucht, um eine dürftige häusliche Lehre in's Licht zu ſtellen.“ Viel Dialog iſt da, aber er iſt meiſt geiſtreich und in der Form abgerundet. Das Stück hat auch beſſere Verſe, als Kotzebue gewöhnlich zu geben pflegte. — Ueber die Darſtellung auf der Königsſtädtiſchen Bühne wäre zu bemerken, daß Mad. Sontag die für ſie zu jugendliche Rolle der „Couſine“ anfangs zu ernſt und ſchwerfällig nimmt; ſie zeigt, daß ſie Modulation hat, im letzten Akt, warum bewahrt ſie dies nicht durch das ganze Stück? Müſſen denn die Contraſte immer ſchroff und ſchlagend ſeyn, um angedeutet zu werden? Gerade in einem ſolchen Luſtſpiel, das beinahe nur in den Rede-Wendungen ſeinen Verſtand an den Tag legt, kann eine Schauſpielerin den ihrigen geltend machen. — Hr. Meyer zeigte mehr als Routine; er ſpielte mit feinem, ſicheren Anſtande und hob ſeine Rolle, welche die untergeordnetſte im Stück iſt. Demoiſ. Holzbecher ſprach ſehr gut diejenigen Stellen, in denen nicht zu viel Zungenfertigkeit erfordert wird, und enthielt ſich nächſtdem auch meiſt aller Bewegungen, die an ein anderes Rollenfach erinnern. In den Momenten großer Lebendigkeit muß freilich die Sprache noch mehr Uebung zeigen. Die zweite Vorſtellung des erwähnten Luſtſpiels wurde übrigens ſehr günſtig aufgenommen.

— Bt —.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 29. März. 50ſtes Blatt.

Der Waiſenknabe.

Ich leb' in ſtetem Leide,
Doch hab' ich nie geklagt,
Ich habe keinem Menſchen
Von meinem Schmerz geſagt.

Und wenn ich jemals weinte,
Hab' ich allein geweint;
Ich Armer hatte Keinen,
Der's treu mit mir gemeint.

Doch hoff' ich feſt auf Einen,
Der Allen Troſt gewährt,
Der alle Thränen trocknet
Und Jedem Ruh' beſcheert.

Auch mir wird er erſcheinen;
Mit weicher ſanfter Hand
Hinüber mich geleiten
In's ferne ſtille Land.

D'rum will ich ruhig harren,
Und wird mir trüb' und bang,
So will ich gläubig hoffen:
Er bleibt wohl nicht mehr lang'!

Er iſt gewiß recht liebreich
Und ſieht recht freundlich aus,
Er führt ja arme Kinder
Nach ihres Vaters Haus.

Albert vom Hochwald.

Bitte um guten Rath.

(Fortſetzung.)

Nachdem Paul ſeine Werbung bei dem langen Mann angebracht, benahm ſich ſelbiger ſehr freundlich, ſicherte ihm auch die Hand der Nichte und eine baldige Erlöſung zu. Es wurde die Verabredung getroffen, daß morgen die Gemahlin Stockfleth's mit der Nichte auf dem Katzenkruge, welcher ohngefähr in der Mitte des Weges zwiſchen Pauls und des Conſiſtorial-Raths Wohnung lag, eintreffen, und Alles abgemacht werden ſollte: der glückliche Freier willigte mit Entzücken ein. Als er ſich empfahl, fragte ihn der Orientaliſt: ob er Alkali für ein Wort halte? Verwundert bejahte es Paul; nun ſchüttelte aber der Frager bedeutend mit dem Kopf und der Perücke, wobei er ſagte: „Sie, wie ſo viele Andere, ſind im Irrthum; Al iſt der Artikel und Kali das Hauptwort!" — Das Kali ärgerte und biß Herrn Paul ein wenig; ſein ſanfter Rappe wiegte ihn aber bald in ſüßen Schlummer, ſo daß er Artikel, Hauptwort und Weg verlor. — Nach einiger Zeit fand er ſich in einer wildfremden Gegend, bei einem recht angenehmen Regen, wieder. Man hatte Pferde auf die Weide getrieben, ſein Gaul war der Geſellſchaft gefolgt und ließ es ſich hier im duftigen Graſe ſehr wohl ſeyn. Paul erwachte, von fürchterlichem Froſt durchſchüttelt. Er hatte Schuh und Strümpfe an, um wie ein Mann von Welt zu erſcheinen: die leichte Bekleidung ſchützte am kalten Frühlings-Abend nicht gegen heftige Erkältung. Ein Unglück kömmt aber nicht allein. Ein Wandersmann hatte nämlich dem ſchlafenden Freier die Schuhe mit den großen ſilbernen Schnallen ausgezogen und die Piſtolenhalfter, jetzt das Magazin für Wurſt, Brod und einen Reſt ſchönen Magen-Aquavit, mit ſich genommen. Paul brach darüber in laute Klagen aus,

Digitized by Google

dieſe aber zogen eine Menge Bauerjungen herbel, welche ihn pfändeten, und als er ſie Straßenräuber ſchalt, ihre Stöcke hervor langten, um den kürzeſten Injurien-Prozeß mit dem Urtheil an zu fangen. Der Aermſte mußte ſich mit einem Gulden loskaufen und kam erſt nach Mitternacht unter heftigen Kolikſchmerzen heim.

Alle angewandten Mittel ſchlugen lange nicht an; er kannte den homöopathiſchen Catechismus nicht, ſonſt hätte er auf Seite 80 geleſen, wie der Herr Verfaſſer mit einem verzweifelten Heroismus einſt die ungeheure Gabe eines Hundertſtel Tropfens Kamillen-Thee anwandte. Unſer Paul trank acht Taſſen davon; der Schutzgeiſt der Hahnemannſchen Heilmethode verachtete ihn zu ſehr, um ſich mit ſeinen Schmerzen ferner ab zu geben, und er genas. Sparmann meldete ſein Leiden dem Herrn Conſiſtorial-Rath Stockfleth und bat um eine Zuſammenkunft mit den Damen auf den folgenden Tag. Den Herrn Paſtor Fundnick erſuchte er, ihn auf der morgenden Brautfahrt zu aſſiſtiren, indem er eine natürliche Blödigkeit beſitze, welche ſich durch die Kolik noch vermehrt habe. Der Bote brachte von beiden Herren die Nachricht zurück, es ſolle Alles beſorgt werden.

Paul dachte nun viel über ſeinen Anzug nach und man muß geſtehen, die Wahl machte dem Manne Ehre. Das ſchlichte herunter hängende Haar gab ihm ein frommes Anſehen, was mit der geiſtreichen etwas rothen Naſe gut contraſtirte; ein hübſches ſchmal gelegtes Halstuch, deſſen Enden mit einem großen ſtählernen Uhrſchlüſſel, welcher als Tuchnadel diente, auf dem Jabot befeſtigt waren, ſchlang ſich um den kurzen dicken Hals. Die Weſte war von ſchwarzem Taffent, auf welchen ſeine verſtorbene Ehehälfte, als Braut, allerlei Liebeszeichen mit bunter Seide geſtickt hatte. Die Beinkleider waren durch ſaures Bier in integrum reſtituirt und ſahen nun ſo ſchwarz aus wie ein Theater-Mohr. Daß ihm ein Spitzbube die großen Schnallen entwandt, that dem Anzuge gar keinen Schaden; ſie wurden durch ein Paar mächtige Schleifen erſetzt und gaben dem Freier ein leichtes, munteres, jugendliches Anſehen. — Hans mußte den Filialkaſten ausſtäuben, das Pferdegeſchirr mit Thran und Kienruß und deſſen Beſchlag mit zerſtoßenen Dachſteinen bearbeiten; auch erhielt er einen alten Huſaren-Dolman, einen Streifen Silberpapier um den Hut und ein Paar leinene Beinkleider zur Livree. Der eitle Kutſcher erhöhte ſich den Staat noch durch ein auf der Landſtraße gefundenes Schild eines Amtsboten, welches er dem Silberpapier beifügte.

Alles war zur Reiſe fertig, Herr und Knecht im Putz, die Pferde im Geſchirr und der Wagen auf dem Hofe; dieſer glich einem Böſewicht auf dem Todbette, deſſen Inneres von den Begebenheiten ſeines Lebens zerriſſen iſt. — Die Bauern ſchlichen neugierig dem Pfarrhofe vorüber und konnten die Anſtalten nicht begreifen; der dürre Küſter, des Pfarrers Feind, wollte ihn zu einer Nothtaufe zwingen, wovon er aber keine Notiz nahm. Der geiſtliche Adjudant ließ ſich beruhigen und ſagte freundlich: da der Herr Pfarrer verreiſen wolle, ſo würde er den Wagen nachſehen, ob auch Alles ſicher und dauerhaft ſey; er, als ehemaliger Feldſchmidt, könne darüber am beſten Auskunft geben. — Der Baron ſandte einen Diener mit Piſtolen, und ließ den Bräutigam in spe erſuchen, ſie zu putzen, indem ſelbe am Nachmittag gebraucht werden ſollten. Sparmann wies das Anliegen höflich zurück; wie aber der Diener grob wurde, dachte er an Stockfleth und ſeine Erlöſung, wobei er hitzig heraus fuhr: der Baron könne ſeine Piſtolen ſelbſt putzen, er möge ſich zum Teufel ſcheren.

Fundnick kam nicht, Paul mußte ſeinen Hammelbraten allein verzehren und eben ſo dem ſchönen Ziel zufahren. — Binnen wenigen Stunden war man auf dem Katzenkruge. (Der Schluß folgt.)

Das Thal von Chamouny.

(Schluß.)

Es war dies der erſte Morgen, da ich über die Alp wandelte, die erſte Heerde, die ich mit ihrem Geläute hinſchreiten ſah und hörte; es war mir, als ob ſich zuerſt der Sinn des Hirtenlebens mir erſchlöſſe. Ich fühlte den Schmerz des Hirten, wenn die trübe Jahreszeit, herbeinahend, ihn verſcheucht; es war mir, als zöge ſeine Sehnſucht durch meine Bruſt, mit der er dem Lenze entgegen harrt. Ich ſah vor mir das ganze Land mit einer weiten Decke von Schnee überkleidet; ich ſah die Feſſeln des Winters brechen; die Bäche herab rieſeln, die erſten Blumen hervor ſprießen, die Alp ſich mit dem friſchen Graſe ſchmücken, und ich hörte den Jubel der Heerde und ihrer Führer, wie ſie nun die dumpfen Wohnungen verlaſſen und nach den freien, friſch duftenden, ſonnenbeſchienenen Halden (raſige Wölbungen) in das Gebirge hinaus ziehen! Und ſo von einem Tage zum andern, mit der Huth und Pflege der geliebten Heerde beſchäftigt, umher wandern, jedes Thier kennen, es bei ſeinem Namen rufen und auf den Ruf getreulich herbei nahen ſehen — mit wie reizenden Farben ließe ſich das Bild des Hirten und ſeines müheloſen und doch nicht unthätigen Lebens ausmalen; wie dieſer Sohn der Natur, von ihren erhabenſten Wundern täglich umſchloſſen und erkräftigt von dem Odem des Hochgebirges, in ihrem Schooße ſeine Tage mehr verträumt als verlebt, und ſein ganzes Weſen gleichſam in ihrem großen Lebensgefühl verweht. Auch das wurde mir klar, wie plötzlich

Digitized by Google

mit unwiderſtehlicher Sehnſucht den Bewohner der Berge die Heimath, von der er ſich losgeſchieden, zurück rufen kann, als ob ſie mit einem Male ihren Sohn mit unſichtbaren Armen umfaſſe und ihn an ihr Herz ziehen wolle; und wie die Fremde mit aller Ueppigkeit und den reichſten Genüſſen, aber auch mit ihren Feſſeln und ihrer Beſchränkung, ihm zuletzt das ungehemmte, freie Leben auf der Alp und die einfachen Genüſſe, welche ihm ſeine Heerde gewährt, nicht zu erſetzen vermag.

Solchen Betrachtungen und Träumereien hingegeben, folgte ich in dem Scheine des hellen Morgenlichts meinem Begleiter über die raſige Wölbung, als ſich nach dreiſtündiger Wanderung auf der Höhe des Berges ein noch erhabeneres Schauſpiel vor meinen ſtaunenden Sinnen entfaltete.

Ich hatte die Arve von ihrem Ausfluſſe aufwärts längs ihrem ganzen Lauf verfolgt, und war nun bis zu dem erhabenen Punkte gelangt, wo ſich nicht fern von dem Wege die Schlucht befindet, in der ſie ihren Urſprung nimmt. Weit und tief öffnete ſich das berühmte Thal zu meinen Füßen, über dem ich hier gegen 4000 Fuß erhaben ſtand. Ungeheure Steinwälle und groteske Fels-Pyramiden umſchloſſen rings die grüne, raſige Höhe, auf der ich mich befand; aber über alle erhob ſich vor mir der erhabene Dom des Mont-Blanc, und wie verſchieden iſt ſeine ganze Erſcheinung von jener der andern ihn umgebenden Berge, ſo daß, wer ihn von dem Col de Balme anſchaut, erſt recht begreift, wie er vor den andern verdient der Weiße zu heißen. Denn während dieſe in ſcharfzackigen Umriſſen und mit regelloſen Spitzen, in einer bunten, mehr dunkeln Färbung aufragen, und das Bild einer ungeheuern, in Aufruhr und ſchrecklicher Verwirrung erſtarrten Welt darſtellen, wölbt der weiße Berg in ſanfter Rundung ſeine coloſſale Kuppel, deren lichte Bekleidung in dem Glanz der Morgenſonne ſchimmerte und deren oberer Bogen bloß etwas eingedrückt iſt,*) und ſo bietet er den Anblick wahrhaft königlicher Größe dar, d. h. den der höchſten Ruhe, Milde und Majeſtät zugleich. Und daß er auch in Hinſicht ſeiner Höhe der König aller europäiſchen Berge verdient genannt zu werden, iſt ihm ſein nur kurze Zeit beſtrittener Vorzug nun durch die von dem Freiherrn von Welden entworfene Monographie ſeines Nebenbuhlers, des Monte Roſa, wieder gewonnen. **)

Doch ſo groß und bewältigend der Anblick geweſen, ſo ſollten uns bald neue Wunder überraſchen. So wie wir *auf* der von ſcharfen Winden umwehten Kante des Gebirges unſere Schritte vorwärts richteten, öffnete ſich auch in demſelben Augenblick, da das Arve-Thal für uns verſchwand, von entgegen geſetzter Seite in großer Tiefe das Walliſer-Land vor unſern Blicken, und die ganze Kette der Berner Hochgebirge, welche dieſes gegen Mitternacht begrenzen, trat bis zu dem Gotthard hervor. Wie ganz anders zeigte ſich dieſe Bergreihe aus der Ferne, als die Coloſſe, die wir eben nahe angeſtaunt hatten: aber wie ſiegend und herrlich leuchtete ſie in dem Strahle des Morgens, wie ein ungeheures, wundervolles Bild, das in hell ſchimmerndem Blau und faſt durchſichtigem Silber auf dem dunklern Grunde des Himmels an den Horizont hingezeichnet iſt. Ich mußte in freudiger Ueberraſchung laut aufjubeln; es war das faſt zu viel für eine Stunde; auch mein Begleiter zeigte ſich in gleicher Stimmung, ergriffen von dem Anſchauen.

*) Deswegen trägt ſeine höchſte Kuppe in dem von ihm beherrſchten Umkreiſe den Namen des Kameel-Rückens, la Bosse de Dromadaire.

**) Zumſtein und Vincent hatten nämlich die Erhebung des Monte Roſa über das Meer zu 15,600 Fuß angegeben. Aber Herr von Welden thut dar, daß die abſolute Höhe des Mont-Blanc, nach mittlerer Angabe, 2460.8 Toiſen (14.765 Pariſer Fuß), die des Monte Roſa 2460.1 Toiſen (14.221 Pariſer Fuß) beträgt, wonach alſo jener dieſen um 544 Fuß überſteigt.

B i t t e.

Warum willſt du, Gott, den Glauben
An die Treue mir verderben?
Willſt du mir die Liebe rauben,
Laß mich in der Liebe ſterben!

Zögerſt du, ein blühend Leben
Der Vernichtung zu vermählen?
Soll's denn unter Schmerzesbeben
Langſam ſich zu Tode quälen?

Milder iſt's, die zarten Blüthen
In den falben Staub zu treten,
Als der Herbſt-Orkane Wüthen
Sie zum Opfer zu verſpäten.

Spare nicht den Schmerz, den herben,
Gönne mir den Schmerz, den ſüßen,
Im Genuſſe hin zu ſterben,
Und im Sterben zu genießen!

E. Langrehr.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. — „Mit einem heitern, einem naſſen Auge,
Mit Leichenjubel und mit Hochzeitsklage“

verſammelte ſich die literariſche Mittwochs-Geſellſchaft am Geburtstage Jean Pauls, den 21. März, zu einer außerordentlichen Sitzung in dem Kemperſchen Lokale. Der ſeit der Stiftung der Geſellſchaft jährlich froh gefeierte Tag ward durch den jüngſt erfolgten Tod des Dichters mehr Todten- als Wiegenfeſt, und erhielt deshalb als erfreuliche Zugabe die Hinweiſung auf den Frühlings-Anfang. Ein kurzer Bericht des zweiten Sekretairs, Hrn. Häring, über die Verhandlungen der Geſellſchaft im letztverfloſſenen Vierteljahre, eröffnete die Sitzung, wonach der Berichterſtatter auf die Veranlaſſung der heutigen Feier überging. Er glaubte, dem verewigten Jean Paul einen über die Kritik — welche in Deutſchland den Boden für die ſonſt beliebten Elogen unfruchtbar mache — erhabenen Panegyricus zu hal-

ten durch treue Wieder-Erzählung der unpartheiiſchen Standrede, welche er aus dem Munde einer Frau — die nie des Gefeierten Werke geleſen, nie die Lobpreiſungen ſeiner Verehrer gehört — der Frau Rollwenzel, Wirthin der Eremitage bei Baireuth, bei Lebzeiten des Dichters, im Jahr 1819 an Ort und Stelle vernommen hatte.*) Der erſte Sekretair, Herr von Holtei, trug hierauf aus dem „Heſperus“ die Schilderung des Todes Emanuels vor, an deren letzte Worte er die Schilderung der letzten Augenblicke des Verewigten aus einem Briefe ſeiner Wittwe an einen Freund knüpfte. An dieſe ſchloß ſich die Vorleſung der Denkrede des Dr. Börne auf Jean Paul, ausgezeichnet durch kräftigen Styl, durch Reichthum an Worten wie an Gedanken, durch erhabene Auffaſſung des Gegenſtandes und Tiefe der Empfindung. Der Abdruck dieſer Rede ward als willkommene Gabe unter die anweſenden Mitglieder und Gäſte vertheilt. Beim Mahl ward den Manen des Verſtorbenen und Unſterblichen durch einige kleine Gedichte der Herren von Holtei und Sietze, durch einige, willkührlich aus des Dichters Werken entnommene, ſehr ſchöne Worte, von Hrn. Schulze vorgetragen, und durch ein, von Hrn. Geisheim in Breslau vor einigen Jahren gedichtetes Lied, nach dem Vorbilde und der Melodie des „Prinz Eugenius“, gehuldigt. Unter der zahlreichen Geſellſchaft vermißte man mit Bedauern mehrere ſonſt rüſtige Mitglieder, und unter dieſen den Dichter des „Alexander und Darius“, welcher ſich vor Tiſche entfernt hatte. Der krankheitſchwangeren Periode der Tag- und Nachtgleiche iſt dies zuzuſchreiben, und der Sieg des Tages wird ſie hoffentlich bald zu den ferneren Verſammlungen der Geſellſchaft im Parke Berlins zurückführen. Im Uebrigen ſchließt Referent mit dem Toaſte des Hrn. Jenne, den er wörtlich, ſo weit ſein Gedächtniß ihm treu geblieben iſt, wiedergiebt: „Jean Paul ſagte mir an der Wirthstafel zu Baireuth im Jahr 1817: der Wein wirkt ſtärkend auf den Geiſteszuſtand, den er vorfindet, er macht die Dummen dummer, die Klugen klüger.“ „Es leben, die der Wein klüger macht!“ — Gſ.

— Nachdem Auber's „Schnee“, die erſte ſeiner Opern, welche bei uns gegeben wurde, anfangs, wegen großer Kälte, zerſtäubte, dann aber, wegen wärmerer Temperatur, in ſeinem rechten Gewande erſchien und daein ſehr gefiel, hat nun auch eine zweite Oper deſſelben Componiſten: „der Maurer“ (Text nach Scribe vom Hrn. Baron von Lichtenſtein), die im königlichen Theater am 10. März zum erſten Mal aufgeführt wurde, ſich Bahn gebrochen. Die Handlung iſt abentheuerlich zuſammen gehoft, auch mitunter durch Frivolität auf franzöſiſche Weiſe pikant gemacht für diejenigen, die nur in der Sinnlichkeit die eigentlichſte Ergötzung finden. In der Compoſition erfreuen einzelne vortreffliche Muſikſtücke, die auf Eigenthümlichkeit Anſpruch haben; Vieles iſt aber offenbar „von den neu'ſten Göttern auf den Bühnen-Brettern“ entlehnt. Die Darſtellung war für eine erſte höchſt ausgezeichnet. Hr. Bader („Roger“), Mad. Seidler („Henriette“), Mad. Schulz („Irma“), Hr. Stümer („Leon“), Hr. Devrient d. j. („Baptiſte“) und Mad. Dötſch („Frau Bertrand“) bildeten ein tüchtiges Enſemble. Das Publikum nahm die Neuigkeit ſehr günſtig auf. Dieſe Oper wird — wenn die Sage nicht im Strome der Zeit untergeht — die erſte ſeyn, mit welcher das Königſtädtiſche Theater dem Königlichen gegenüber in Concurrenz tritt; „der Maurer“ ſoll nämlich in ein Paar Monaten auch auf jener Bühne gegeben werden. — Neue „lebende Bilder“ (d. h. ſolche Bilder, bei denen Menſchen thun müſſen, als hätten ſie kein Leben) ſind vorbereitet; es ſollen darunter auch einige ſeyn nach Gemälden lebender Künſtler (d. h. ſolcher, die gern zeigen möchten, daß ſie Leben haben, wenn man ihnen nur zu thun gäbe); man ſpricht von Dähling, Kolbe, Robert u. ſ. w. Während der Ausſtellung möchte es gut ſeyn, die Zwiſchenräume zuweilen mit etwas Anderm aus zu füllen, als mit Muſik. Bei zehn Bildern auch zehn Ouvertüren und dergleichen hören zu ſollen, iſt eine übertriebene Forderung. Ließe ſich denn nicht über jedes Bild vor dem Beſchauen deſſelben etwas Belehrend-Unterhaltendes ſagen? Es iſt ja nicht nöthig, daß man ſich leichte Künſte zu leicht macht! — Briefe aus München melden, Hr. Eßlair werde nach Berlin kommen, um Gaſtrollen zu geben.

— Das Concert der Mad. Milder, am 15. März, hatte viel des Guten, und außerdem Manches, das gern entbehrt worden wäre. Die Concertgeberin zeigte ihre ganze Virtuoſität beſonders in einer Arie aus Cherubini's „Medea“. Wie glücklich ſie auch im ganz ſchlichten Vortrage iſt, bewies uns das Lied: „Kein Heimweh“, komponirt von Kreutzer. Die Roſſinaden hätte ſie ſich erſparen können: „Etwas ſchickt ſich nicht für Alle u. ſ. w.“ Für ihre einfache großartige Kunſtfertigkeit iſt Roſſini's Getändel zu kindiſch, wenn es auch juſt kein Kinderſpiel iſt, es aus zu führen, wie wir allerdings diesmal merkten, indem wir unwillkührlich immer ſagen wollten: „Laſſen wir das, Madam Milder!“ Noch zeigten ihre Virtuoſität: Hr. Reiſſiger (auf dem Pianoforte), Hr. Tauſch und ſein Schüler, Hr. Eichhorſt (auf der Clarinette) und Hr. Griebel (auf dem Fagott); Hr. v. Holtei trug eine ernſte und eine ſcherzhafte Ballade („Titus Manlius“ und „die Männer im Walde“), Dichtungen von ihm, mit Beifall vor. Auch dies Concert war nicht ſehr beſucht.

— Am 15. März im Königsſtädtiſchen Theater zum erſten Mal: „der Liebe Zorn“, Luſtſpiel in einem Akt, nach dem Italieniſchen des Grafen Giraud frei bearbeitet. Von der angegebenen Abſtammung aus dem Italieniſchen zeigt ſich keine Spur; vielmehr ſcheint das Stück aus franzöſiſch-flachem Stoff und deutſcher Redſeligkeit zuſammen geſetzt. Drei Liebhaber trennten ſich von ihren Bräuten, weil ſie ſich betrogen glaubten; ſie ſchwören, nie wieder ſich zu verſöhnen, nie einem Weibe wieder zu vertrauen und wenige Worte der Verlaſſenen reichen bei Jedem hin, Schwur und Entſchluß zu vergeſſen. Ein ſo gewöhnlicher und inhaltarmer Stoff würde, um ihn geltend zu machen, die ausgezeichnetſte Form, den geiſtvollſten Dialog erfordern; es findet ſich aber wenig davon. Das Merkwürdigſte an dem kleinen Stück iſt, daß keine Damen vorkommen; dafür haben ſie die Genugthuung, daß die Männer ſo viel ſchwatzen, als ob Jeder noch für eine Dame eintreten müßte! Die Herren Schmelka, Meyer, Wegener und Beckmann hatten tüchtig gelernt, waren meiſt raſch und lebendig, aber es iſt hier zu viel Länge, als daß ſie in gutem Spiel ganz verhüllt werden könnte und ſo wirkten nur einige Momente ermunternd. Hrn. Wegener bitten wir, das gräfliche Weſen dadurch zu unterſtützen, daß er ſich das öftere Stampfen mit dem Fuße und das Ineinanderſchlagen der Hände abgewöhnt; überhaupt muß die feine Gewandtheit noch ſehr ſein Studium ſeyn — In der „Fee aus Frankreich“ gefiel Mad. Wächter als „Fee Roſa“. Ihr Geſang iſt für ſolche Rollen ausgezeichnet und ihr Spiel, durch eine angenehme, anmuthig-bewegliche Geſtalt unterſtützt, wird ſchon freier. Mad. Kupfer debütirte in demſelben Stück als „Frau von Flinzert“ und das Publikum grüßte ſie mit Beifall. Zu einer Würdigung ihres Talents iſt die Rolle zu unbedeutend. — Demoiſ. Louiſe Kupfer ſang am 18. März, in Zwiſchen-Akten, eine Arie von Roſſini und eine Polonaiſe von Puccitta. Sie erfreute durch eine treffliche Altſtimme, die indeß, auch wenn wir der Befangenheit bei dem erſten Auftreten vor einem fremden Publikum etwas nachſehen, doch einer tüchtigeren Schule bedarf. — Einſtudirt wird die Oper: „Lilla oder Schönheit und Tugend,“ die gewiß den Freunden der älteren guten Muſik angenehm ſeyn wird.

— d —.

*) Der Aufſatz erſcheint nächſtens im „Geſellſchafter“.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. VIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.
Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 50ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Literatur. In Berlin (bei Fr. Laue) iſt neulich erſchienen: „Ueber das Leben und die Werke der berühmteſten engliſchen Roman-Dichter, von Walter Scott. Ueberſetzt und mit einem Anhange verſehen von Ludwig Rellſtab. Erſter Band“ Dieſer enthält die Biographieen von Fielding, Smollet, Leſage und Johnſtone, ſo wie eine kritiſche Würdigung ihrer hauptſächlichſten Werke. Der Ueberſetzer ſagt darüber in einer leſenswerthen Vorrede unter Anderm auch Folgendes: „Bei der Begier, mit welcher das Publikum die wunderbaren Schöpfungen des großen ſchottiſchen Dichters ſtets ergriffen hat, um ſich dadurch gewiſſermaßen in gemiſchten Empfindungen, von dem Mitleid, der Liebe, der Bewunderung an, bis zum Zorn, Haß, Grauen und Entſetzen hinunter, zu berauſchen und ſich in dieſem Taumel ſelig zu fühlen — bei dieſer auf's Höchſte geſteigerten Theilnahme läßt ſich erwarten, daß ein Werk, welches mit Fug und Recht den Namen des berühmten Mannes auf dem Titel trägt, ebenfalls mit großem Intereſſe in die Hand genommen werden dürfte.“ — — „Den oben angedeuteten ſüßſchauerlichen Rauſch, jene zitternde Spannung, in der die Leſer ſeinen „Kerker von Edinburg“, „Ivanhoe“, „Robin den Rothen“ u. ſ. w. geleſen haben, kann ich ihnen freilich nicht verſprechen; dagegen darf ich aber verſichern, daß alle die weſentlichen Eigenſchaften, die ihn in den Stand ſetzten, jene Bewegungen des Gemüths zu erregen, auch hier mit voller Stärke in Thätigkeit treten, daß mithin die Kräfte dieſelben bleiben, aber nur auf ein anderes Ziel gerichtet ſind. Den beſonnenen Leſern wird ſelbſt in den bewegteſten Gemälden, die uns Walter Scott liefert, die Ruhe und Sicherheit des Dichters nicht entgangen ſeyn, mit welcher er ſich ſeines Thuns und der Wirkungen deſſelben ſtets bewußt iſt. Bei näherer Prüfung werden ſie gewiß ſelbſt in dem, was nur zufällig, aber doch ſehr wirkungsvoll, da zu ſeyn ſchien, die tiefe Abſichtlichkeit des Künſtlers entdeckt haben, der mit ſelbſtbewußtem Geiſte ſchafft; die gedankenloſe Menge dagegen, die ohne alles Selbſtbewußtſeyn ſich einer barbariſchen Willkühr des Genuſſes hingiebt, wird dies nicht bemerkt haben, denn ſie glaubt, der Dichter gehe ſchaffend ſo blind zu Werke, wie ſie genießend; und für dieſe wird freilich das vorliegende Buch wenig von Walter Scott's Genius an ſich tragen.“ — Wir begnügen uns, mit Hindeutung auf die Vorrede von L. Rellſtab, es bezeichnet zu ſehen, welche Anforderungen dieſes zuſammen getragene und mit eigenen Bemerkungen bereicherte Werk befriedigen wird und geben aus dem zweiten Bande, welcher zur nächſten Oſtermeſſe im Druck erſcheint, ein Paar Bruchſtücke aus den Abhandlungen über Goldſmith und Johnſtone, die zugleich als Probe der guten Ueberſetzung gelten mögen.

(Goldſmith.) Die Herausgabe des Reiſenden verſchaffte Goldſmith endlich den Ruf, nach welchem er ſo lange geſtrebt hatte. Er legte jetzt die mediziniſche Amtstracht, ein Scharlachkleid, Perrücke, Stock und Degen an, und wurde ein geachtetes Mitglied jener berühmten Geſellſchaft, die nachmals der literariſche, oder noch gewöhnlicher vorzugsweiſe der Club, gerade hin genannt wurde. Er brachte demſelben einige Opfer, indem er mehreren öffentlichen Orten entſagte, welche er früher ſeinem Beutel und ſeinem Vergnügen entſprechend gefunden hatte; es geſchah nicht ganz gern, denn er pflegte öfters zu ſagen: „Guter Geſellſchaft muß man in der That einige Opfer bringen, denn ich habe hier manche Vergnügungsorte aufgeben müſſen, wo ich den Thoren ſehr behaglich zu ſpielen pflegte.“ Es begegnete ihm oft, daß er unter den witzigen Köpfen, mit welchen er jetzt verkehrte, durch die Einfachheit ſeines Charakters, verbunden mit einer nicht Rückſicht nehmenden Eitelkeit, ſo wie durch eine gewiſſe Voreiligkeit im Urtheil, die ihn oft zu Ungereimtheiten verleitete, gewiſſermaßen zur Zielſcheibe des Witzes diente. Vorzüglich ſtichelte Garrik, der ſich wahrſcheinlich als Theater-Direktor weit über einen Schriftſteller erhaben dünkte, gern auf ihn. Da Goldſmith zu bemerken glaubte, daß die Sache zu weit gehe, und auf die geſchickteſte Art derſelben Einhalt thun wollte, verfaßte er ſein berühmtes Gedicht: „Die wie mir“ (Retaliation), worin er die Charaktere und Fehler ſeiner Geſellſchafter mit ſcharfer und geiſtreicher Laune gezeichnet hat. Garrik wird tüchtig durchgenommen, Burke, die Mittagsglocke des Unterhauſes, iſt nicht geſchont, und von allen bedeutenden Mitgliedern des Clubs ſind Johnſon und Reynolds die Einzigen, die der ſcharfen Geißel ſeiner Satyre entgehen. Ja der Letztere wird ſogar mit unverſtelltem und lebhaftem Wohlwollen behandelt. Das Gedicht hatte die Wirkung, Goldſmith auf einen gleicheren Fuß mit ſeiner Geſellſchaft zu ſtellen. Ja ſogar gegen Johnſohn's kritiſchen Despotismus durfte er ſich feſter auflehnen, als irgend ein Zeitgenoſſe dieſes literariſchen Sultans, den er übrigens hochſchätzte, und der ihn liebte. Boswell führt ein merkwürdiges Beiſpiel davon an. Goldſmith ſprach einſtmals über die Schwierigkeit und Wichtigkeit des Verſuchs, Thiere in der Fabel angemeſſen ſprechen zu laſſen, und bezog ſich namentlich auf die Fabel von den kleinen Fiſchen. Da er bemerkte, daß Johnſon verächtlich lächelte, ſagte er ſcharf betonend: „Wahrhaftig, Doctor Johnſon, die Sache iſt nicht ſo leicht als Sie glauben; wenn Sie kleine Fiſche reden laſſen ſollten, ſie würden ſchnauben wie Wallfiſche!“ *)

Um die Ausgaben ſeiner neuen Verhältniſſe zu beſtreiten, arbeitete Goldſmith unaufhörlich im literariſchen Fache. Die Briefe über die Geſchichte Englands, die gewöhnlich dem Lord Lyttleton zugeſchrieben werden, und welche einen ſehr intereſſanten Auszug aus den engliſchen Annalen enthalten, ſind von ihm. Ueber die Art, wie er ſie zuſammen trug, belehrt uns Lee Lewes, ein talentvoller Schauſpieler, den Goldſmith begünſtigte und öfters ſah, durch einige intereſſante Anekdoten.

„Zuerſt las er des Morgens in Hume, Rapin und zuweilen auch Kennet, ſo viel als ihm zu einem Briefe hinreichend ſchien, und machte ſich Notate auf einem Streifen Papier; dann ritt oder ging er mit einigen Freunden, die ihn beſtändig begleiteten, aus, kehrte zu Mittag zurück, brachte den übrigen Theil des Tages geſellig hin (doch ohne viel zu trinken, was er überhaupt nicht that), und Abends nahm er ſeine Bücher und Schreibmaterialien mit in's Bett, wo er dann gemeiniglich ein Capitel, oder doch ein großes Stück davon, noch vor dem Entſchlafen niederſchrieb. Das Letztere machte ihm, wie er ſagte, wenig Mühe. Denn da er alle Materialien fertig hatte, ſchrieb er ſo raſch, als wenn es ein gewöhnlicher Brief wäre.

Doch von allen ſeinen Compilationen war ſeine „Auswahl engliſcher Gedichte“ die, worin er ſich, wie er ſagte, als Meiſter im Handwerk zeigte. Hier that er nichts, als die Stellen mit Rothſtift anzeichnen, und erhielt für dieſe Arbeit zweihun-

*) Man erinnere ſich, daß Dr. Johnſon ein athletiſch gebauter Mann mit ſehr ſtarker Stimme war, und ſich angewöhnt hatte, in allen Geſellſchaften den Ton anzugeben und das große Wort zu führen.

Digitized by Google

dert Pfund; doch pflegte er hinzu zu fügen: durch die Auswahl zeigt man ſein Urtheil, und das zu bilden, hat man wohl zwanzig Jahre nöthig.“

Mitten unter dieſen leichteren Arbeiten trachtete Goldſmith aber auch nach dem Ruf eines Theater-Dichters. „Der gutmüthige Mann“ wurde am 29. Januar 1768 aufgeführt, und erlebte — ein mäßiger Erfolg — neun Darſtellungen. Den Haupt-Charakter hatte der Verfaſſer ohne Zweifel nach ſeinem eigenen gebildet, denn Niemand konnte leichter durch falſche Freunde getäuſcht werden als Goldſmith. Der Charakter Croaker's, an ſich ſchon höchſt komiſch, und durch Shuter überdies trefflich dargeſtellt, half das Stück durchbringen, indem es durch die Scene mit den Gerichts-Dienern, die man damals als zu gemein für die Bühne betrachtete, gefährdet war. Indeß ſoll es dem Verfaſſer fünfhundert Pfund Sterling eingetragen haben. Er miethete darauf ein beſſeres Zimmer, ließ ſich kühner in literariſche Spekulationen ein, aber vermehrte auch unglücklicher Weiſe ſeine Ausgaben und hing ſeinem Hang zu Hazardſpielen nach. Die Züge und Anekdoten, welche wir bisher mitgetheilt haben, geben einen deutlichen und merkwürdigen Begriff von ſeiner Kleidung und ſeinen Vergnügungen zu jener Zeit, wo er unausgeſetzt mit Auszügen, Sammlungen und anderer Art des Büchermachens beſchäftigt war, aber zugleich langſam und im Stillen an jenem unſterblichen Gedicht arbeitete, das ihm einen ſo hohen Rang unter den Dichtern Englands ſichert.

Goldſmith, der leicht genug in Proſa ſchrieb, war viel langſamer in ſeinen Verſen; nicht, daß er von ſchwerfälliger Einbildungskraft geweſen ſey, ſondern weil er den Gedanken ſcharf ausdrücken und den Versbau möglichſt vollkommen machen wollte. Er ſammelte, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, vier oder fünf Jahre auf allen ſeinen ländlichen Ausflügen Materialien zu dieſem Werk („Das verlaſſene Dorf“) und brachte zwei Jahre zu, ſie zu ordnen. Seine Art Verſe zu ſchreiben war folgende: Zuerſt ſkizzirte er einen Theil ſeines Vorwurfs in Proſa, wobei er die Gedanken niederſchrieb, wie ſie ihm kamen; dann machte er ſich ſorgfältig an die Verſifikation, brauchte die Feile und fügte andere Gedanken, die ihm paſſender ſchienen, hinzu. Zuweilen verließ er ſeine Proſa und ſchrieb einige Verſe, die ihm augenblicklich beifielen, hin, doch ſah er ſie nachmals höchſt ſorgfältig durch, aus Furcht, daß ſie nicht mit dem Ganzen in Uebereinſtimmung ſeyn möchten.

(Johnſon.) Wenn wir die Stelle, die Johnſon nicht allein in der Literatur, ſondern auch in der Geſellſchaft einnahm, betrachten, ſo müſſen wir ihn mit einem gutmüthigen Rieſen in einem Feenmährchen vergleichen, deſſen Wohlwollen und Artigkeiten mit einer gewiſſen Rohheit gepaart ſind, wie ſie den fabelhaften Söhnen Anak's beigelegt wird. Oder er gleicht einem römiſchen Dictator, der von ſeinem Landgut herein geholt wird, und deſſen Weisheit und Heldengröße ſich ſeltſam mit dem Weſen des Landmanns miſchen. Ja zu Zeiten war, trotz ſeiner Kenntniſſe und ſeines Witzes, Johnſon's rohes Weſen, und die ausgezeichnet ausgeſprochene Beſtimmtheit, mit der er die demüthigſten Opfer der Unterwerfung unter ſeine Meinung forderte, ſo groß, daß ſelbſt Mſtrs. Thrale *) endlich zu der Anſicht gekommen zu ſeyn ſcheint, daß die Ehre, Johnſon's Wirthin zu ſeyn, faſt durch den Tribut, den er ihrer Zeit und Geduld auflegte, bezahlt war.

Die Urſach dieſer Mißgriffe in Betragen und Sitte war nicht Unkunde deſſen, was ſich in Geſellſchaft zieme, oder was Jedermann ſich zu Gunſten derer, mit denen er lebt, verſagen müſſe, denn theoretiſch kannte Niemand die Geſetze feinerer Geſelligkeit ſo gut als Johnſon, noch wußte ſich Jemand beſſer zu benehmen als er, wenn der hohe Rang der Perſonen, mit denen er zuſammen kam, dies von ihm forderte. Doch den größten Theil ſeines Lebens war er den höheren Zirkeln, wo ein ſolches Benehmen nothwendig war, ganz fremd geweſen, und ſo iſt zu vermuthen, daß die Nachſicht gegen ſonderbare Gewohnheiten, die er an ſich hatte, ihm dieſe endlich zur andern Natur machte. Das Bewußtſeyn der geiſtigen Ueberlegenheit über die meiſten ſeiner Geſellſchafter trug nicht wenig dazu bei; und da er eine literariſche Dictatur erlangt hatte, wollte er, gleich andern Potentaten, ſeiner Würde niemals etwas vergeben. In dieſer Beziehung glich er Swift und einigen andern geiſtvollen Männern, welche in dem falſchen Wahn ſtanden, daß ihre Anlagen ſie den gewöhnlichſten Pflichten der Geſelligkeit überhoben. Zudem muß man bedenken, daß zu Johnſon's Zeit die wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften in London eingeſchränkter waren als jetzt, und daß er in einem kleinen Kreiſe, wie Jupiter auf dem Throne, ſaß, um bei dem leiſeſten Widerſpruch den Blitz der Verachtung oder des Spottes herab zu ſchleudern. Kurz, er war despotiſch, und Despotismus verleitet die gutmüthigſten Charaktere zum Mißbrauch der Macht. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß irgend wer jemals wieder einen ſolchen Grad der Unterwerfung unter ſeine Meinungen erfahren, und ſo zur Selbſtüberhebung verleitet werden wird, als es Johnſon in ſeinen Umgebungen geſchah. Die unverholenen Mittheilungen ſeiner Freunde haben es, viel mehr als die Mißgunſt ſeiner Feinde, bewirkt, daß er in dem vollen Abſtich ſeiner Licht- und Schattenſeiten unter uns bekannt iſt. Alles in Allem gerechnet, laſſen ſich ſeine Fehler indeß auf einige wenige thörigte Vorurtheile gegen Länder und Menſchen, von denen faſt Niemand, der ein lebhaftes Temperament beſitzt, frei iſt, und auf einige Derbheiten und Verſtöße in Sitte und Betragen zurück führen, die, gegen ſeine Talente, ſeine Sittlichkeit und Herzensgüte gehalten, völlig verſchwinden.

Der Werth des „Raſſelas“, welcher in viele Sprachen überſetzt und allgemein in der literariſchen Welt bekannt geworden, iſt hinlänglich anerkannt. Er wurde in Einſamkeit und Kummer verfaßt; die betrübte Stimmung, welche darin herrſcht, zeugt von dem Gemüthszuſtand des Autors. Die Aehnlichkeit der Tendenz, die in mancher Beziehung zwiſchen dieſem Buch und Voltaire's „Candide“ ſtatt findet, iſt ſo groß, daß Johnſon ſelbſt geſtand, wenn die Verfaſſer ſich ihre Manuſcripte mitgetheilt hätten, ſo dürften Beide dem Vorwurf des Plagiats nicht entgehen. Allein ſie gleichen ſich nur wie eine heilkräftige und eine giftige Frucht. Der Zweck des witzigen Franzoſen iſt, an der Weisheit der Weltregierung irre zu machen, indem er den Schöpfer ſeinen Geſchöpfen gegenüber der Unfähigkeit anzuklagen wagt. Johnſon bedient ſich ähnlicher Vorausſetzungen, verweiſt aber in wohlwollender Abſicht auf eine andere Welt, in welcher Sehnſucht und Wünſche befriedigt werden ſollen, die hier nur erweckt zu werden ſcheinen, um nicht erfüllt zu werden. Der Eine iſt ein Teufel, ein ſehr unterhaltender freilich, der über unſer Elend ſpottet; der Andere, ein zwar ernſthafter, doch wohlwollender Weiſer, der uns die Nichtigkeit irdiſcher Hoffnungen zeigt, um uns zu lehren, daß wir unſern Blick nach einem andern, höhern Ziel richten ſollen.

Man kann „Raſſelas“ nicht gut einen Roman nennen, da er faſt keine Verknüpfungen hat; es iſt vielmehr eine Folge moraliſcher Geſpräche über Unbeſtändigkeit, Thorheit, Furcht, Hoffnung, Wünſche und Täuſchungen im menſchlichen Leben. Der Styl iſt in Johnſon's beſter Art, bereichert und klangvoll durch die rhythmiſchen Perioden, die er ſo ſehr liebt und mit einem Fleiß und einer Kunſt rundet, die er vielleicht dem gelehrten Sir Thomas Brown verdankt. Der Leſer wird bisweilen mit Boswell klagen, daß die fortdauernden Schilderungen des Elends und der Hülfloſigkeit der Menſchen dem Geiſt einen betrübenden Eindruck hinterlaſſen. Doch die Auflöſung iſt in der letzten Strophe des Gedichts: „Eitelkeit menſchlicher Wünſche“

*) Eine Dame in London, in deren Hauſe Johnſon vertraulich aufgenommen war.

enthalten, welches denſelben betrübenden Gegenſtand behandelt, aber mit der erhabenen Lehre ſchließt:

Dich mit geſunder Seele zu erfüllen,
Beherrſchter Luſt und unterwürf'gem Willen,
Das ſiehe! Liebe, die ſich ſelten findet,
Geduld, die jede Trübſal überwindet,
Und Glauben, der nach Jenſeit ſehnend trachtet,
Den Tod als Ruf zur ſel'gen Ruh' betrachtet —
Das gab der Himmel Dir als ſtete Güter,
Iſt ſelber ihrer Ewigkeit Behüther.
Und damit tröſtet Weisheit Deinen Geiſt,
Daß ſie, wonach Du ſtrebſt, erſt dort verheißt.

1826. No. VIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Nachricht auf mehrere Anfragen.

Die neue Auflage von Joh. Hübner's „Zeitungs- und Converſations-Lexicon", 3 Theile in gr. 8. von F. A. Rüdee, mit 150 Bildniſſen, ausgezeichneter, lebender regierender Häupter und berühmter Männer (größtentheils Deutſcher). 1ſter und 2ter Theil, A bis L mit 100 Bildniſſen, betreffend.

Es zeichnet ſich dieſes nützliche Handbuch vor ähnlich betitelten Werken beſonders dadurch aus, daß ſolches: 1) in möglichſter Vollſtändigkeit, gleich einer Encyclopädie, alle Zweige des menſchlichen Wiſſens umfaßt: aber ſtets mit beſonderer Rückſicht auf die vaterländiſche Geſchichte, Biographie und Landeskunde; 2) ſind die biographiſchen Notizen, ſo wie die neuere Geſchichte, aus zum Theil unbenutzten, aber immer aus ganz reinen Quellen geſchöpft, und herrſcht das Ausländiſche nirgend vor.

Sobald jedoch der dritte und letzte Theil, M bis Z, nebſt Nachträgen und 50 Bildniſſen, erſchienen, wird der gegenwärtige, ſehr billige Pränumerations-Preis von 6 Thlr. 8 Gr. für alle drei Theile (11 Fl. 24 Kr. rhein.), unfehlbar auf 9 Thlr. 12 Gr. erhöht.

Leipzig, im März 1825.

Johann Fr. Gleditſch.

Merkwürdige
Criminalfälle
mit beſonderer Rückſicht
auf die
Unterſuchungsführung
dargeſtellt
von
Dr. Pfiſter,
Großherzogl. Badiſchem Geheimen Rathe und Mitgliede der Central-Unterſuchungs-Commiſſion des durchlauchtigſten deutſchen Bundes.

5 Bde. mit 4 Planzeichnungen. gr. 8. Preis: 17 Thlr. 4 Gr., erſchienen in d. J. 1816 bis 1822.

Alle Juriſten werden hierdurch auf ein Werk aufmerkſam gemacht, deſſen Werth in allen literariſchen Blättern die vortheilhafteſte Anerkennung gefunden hat. Ein gleich achtungswerther und rühmlich bekannter Gelehrter urtheilt über daſſelbe: „Zweck und Plan iſt ein glücklicher Gedanke, welchem die Ausführung entſpricht. Sie ergänzt eine Lücke, welche der praktiſche Criminaliſt bisher ſehr fühlte."

Der Herausgeber hatte die aufmunternde Freude, die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit ſeiner Arbeit ſelbſt von dem Großherz. Badiſchem Juſtizminiſterium anerkannt zu ſehen, und von dieſem der zuvorkommendſten Mittheilung von Materialien, für ſeine Arbeit, ſich zu erfreuen.

In der Reinſchen Buchhandlung in Leipzig erſchien ſo eben:

Die Prophetin von Caſchimir
oder
Glaubenskraft und Liebesgluth.
Nach Lady Morgan
von
Fanny Tarnow.
2 Theile. Preis: 2 Thlr.

Das Original dieſes äußerſt intereſſanten Romans der brittiſchen Schriftſtellerin kam durch Zufall in die Hände der durch ſo viele Schriften ſchon beliebten Bearbeiterin und man wird zweifelhaft, welcher man den Vorrang einräumen ſoll; unter den neuern Erſcheinungen der belletriſtiſchen Literatur nimmt dieſes Werk den erſten Rang mit ein.

Bei R. Landgraf in Nordhauſen iſt erſchienen:

400 Stammbuchsaufſätze
aus den vorzüglichſten Dichtern geſammelt. Dritte Sammlung. 12.

Eleg. broſch. Preis: $7\frac{1}{2}$ Sgr. — 6 Gr. — 27 Kr.

Dieſe Sammlung enthält 250 deutſche, 50 franzöſiſche, 50 engliſche und 50 lateiniſche Stammbuchsaufſätze.

Bei Unterzeichnetem wird in Kurzem erſcheinen und nehmen alle Buchhandlungen Beſtellung ohne Vorausbezahlung an auf das

Leben Napoleons von Walter Scott.

Deutſche Ueberſetzung in ſechs Bändchen. — Wohlfeile, elegante, mit ſehr deutlicher deutſcher Schrift ſauber und correkt gedruckte Ausgabe in Taſchenformat. — Jedes ſauber geheftete Bändchen koſtet im Subſcriptionspreis 6 Gr. Pr. Cour. oder $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Digitized by Google

oder 27 Kr. Rhein. — **Monatlich** wird ein Bändchen erſcheinen, ſo daß das Ganze **beſtimmt** in einem halben Jahre beendigt ſeyn wird. — Der ſpäter eintretende Ladenpreis wird bedeutend höher als der Subſcriptionspreis ſeyn. — Alle diejenigen, welche dies **höchſt intereſſante** Werk zu beſitzen wünſchen, werden erſucht, Ihre Beſtellung recht bald zu machen, weil ſonſt leicht der Fall, wie bei Scott's Romanen, eintreten könnte, daß ſie auf das Erſcheinen einer zweiten Auflage warten müßten. Man beſtelle gefälligſt „Gerhardſche Ausgabe“.

Danzig, im Februar 1826.

Fr. Sam. Gerhard.

Wohlfeilſte Taſchen-Ausgabe
(à 2 Gr. od. 9 Kr. u. à 4 Gr. od. 15 Kr. pr. Bändchen)
von

Waſhington Irving's und Cooper's ſämmtlichen Werken.

Neue, nach den letzten Original-Ausgaben ſorgfältig gearbeitete Ueberſetzung.

Als Seitenſtück zu der Stuttgarter und andern Taſchenausgaben
von
Walter Scott's Werken

Der ausgezeichnete Beifall, deſſen ſich die neueſte Stuttgarter Ausgabe von Walter Scott's Werken mit Recht erfreut, und der Wunſch, der gebildeten Leſewelt zwei der neueſten und geiſtvollſten erzählenden Schriftſteller des Auslandes bekannt zu machen, welche von kenntnißreichen Kritikern **dem Schottiſchen Meiſter häufig vorgezogen, wenigſtens gleich geſtellt werden**, hat mich veranlaßt, in demſelben Format und um denſelben Preis, wie jene Stuttgarter Ausgabe der Werke Scott's, **ſämmtliche bis jetzt erſchienene und künftig noch erſcheinende Werke** der zwei berühmten Amerikaner, **Waſhington Irving** und **Cooper**, herauszugeben. — Geiſt, Originalität, Lebendigkeit der Darſtellung, Neuheit und Reiz der Erfindung, Kraft und Wahrheit der Charakterſchilderung und der Sittengemälde aus der neuen Welt feſſeln, entzücken den Leſer in den Werken **Coopers**, während **Waſhington Irving** durch unnachahmliche Laune, freien Sinn, ſcharfe Beobachtungsgabe, tiefes Gemüth und lebhafte Phantaſie den Geiſt ſtets rege erhält und die Aufmerkſamkeit ſpannt. Beide Namen jedoch ſind in der literariſchen Welt ſchon zu ſehr bekannt, und zu vielſeitig gewürdiget worden, als daß das Publikum nicht mit Freuden ein Unternehmen unterſtützen ſollte, das ſeine Theilnahme in ſo hohem Grade anſprechen muß.

Die Werke beider Schriftſteller erſcheinen in folgender Ordnung:

Waſhington Irving:	Bändchen	Cooper:	Bändchen
Skizzenbuch . . .	6	Die Anſiedler von Suſquehanna . .	5
Bracebridge Hall .	6	Der Lootſe . .	5
Erzählungen eines Reiſenden . . .	6	Der Spion . .	6
Kleinere Darſtellungen	1	Lionel Lincoln .	6

Von dieſer Ausgabe erſcheinen jeden Monat zwei Bändchen; jedes Bändchen koſtet geheftet 2 Gr. oder 9 Kr. — **Außerdem wird noch eine beſſere Ausgabe auf feinem Druckvelinpapier** à 4 Gr. **oder 15 Kr. veranſtaltet.** Dieſe Subſcriptionspreiſe gelten bis zur bevorſtehenden Leipziger Jubilate-Meſſe; **ſpäter werden ſie erhöht.** — Subſcribentenſammler erhalten bei 10 Exemplaren das eilfte gratis. Die beiden erſten Bändchen werden noch vor Oſtern ausgegeben.

Alle Buchhandlungen Deutſchlands nehmen hierauf Beſtellungen an.

Frankfurt a. M, den 14. Februar 1826.

J. D. Sauerländer.

Bei C. W. **Leske** in Darmſtadt iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aufklärungen über Begebenheiten der neuern Zeit. Ueberſetzungen und Auszüge aus den intereſſanteſten Werken des Auslandes. 1r Band. 8. geheftet. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Gulden 20 Kr.

Der bereits unter der Preſſe befindliche zweite Theil wird nebſt mehrerem Anderem folgende noch gänzlich unbekannte Flugſchriften geben:

1. Geſchichte der Neapolitaniſchen Revolution, im Juli 1820, von **Biago Gamboa**, Oberſtlieutenant der Artillerie
2. Geſchichte der Revolution zu Palermo, von **Lelio de Paula**, und der Militärexpedition nach Sizilien, von G. M. **Olivier Paoli.**

und ebenſo verſandt werden.

Blunt, J. J., Ursprung religiöser Ceremonien und Gebrauche der romisch-catholischen Kirche, besonders in Italien und Sicilien. Aus dem Englischen. 8. geheftet. 18 Gr. oder 1 Gulden 20 Kr.

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Die Kunſt in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italieniſche und neue deutſche Buchhalterei, in einem äußerſt kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrers gründlich zu erlernen. 3te verbeſſerte und mit einer Vorbereitungsſtunde verſehene Auflage. gr. 8.

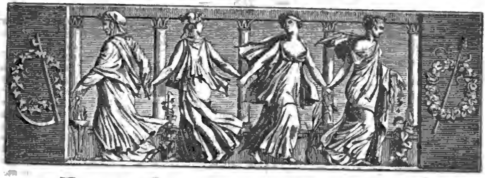
Preis: geh. 20 Gr. (25 Sgr.)

Enthielte der Titel eine leere Prahlerei, **und** leiſtete das Buch nicht, was jener verſpricht, ſo würde ſchwerlich in dem kurzen Zeitraume von 2 Jahren eine 3te Auflage nöthig geworden ſeyn. In der That macht dieſe mit ungemeiner Deutlichkeit abgefaßte Schrift die vielen größern Werke über denſelben Gegenſtand, ſo wie allen mündlichen Unterricht, einem jeden entbehrlich, der nur irgend einige Vorkenntniſſe vom Rechnungsweſen und ſonſt natürliche Faſſungskraft beſitzt; beſonders da der Verf. bei dieſer neuen Auflage die allgemeinen Begriffe des Buchhaltens in einer vorangeſchickten Einleitung oder „Vorbereitungsſtunde“ auf das Anſchaulichſte entwickelt hat.

Berlin. **Maurerſche Buchhandlung.**

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 31. März. 51ſtes Blatt.

An die heutige deutſche Jugend.

„Fremder!“ hört' ich laut aus allen
Deutſchen Hainen einſt erſchallen —
(Ach — denn auch das Schweigen ſpricht —)
„Uns gefällt dein Opfer nicht.“

Ich erröthete verſchwiegen,
Ließ in meinem Pulte liegen
Volle funfzehn Jahre lang,
Was ich Deutſches ſchrieb und ſang.

Aber, ohn' es zu berichten,
Fuhr ich immer fort, zu dichten
In der alten Meiſter Spur,
Für die wen'gen Kenner nur.

Erſtlich: weil ich, zu gefallen
Nie gewünſcht, am mind'ſten Allen —
Zweitens: weil der Muſe Spiel
Dieſem mehr als mir gefiel.

Endlich: wenn mit ſeinen Stücken
Nicht der Spieler kann entzücken
Eine ſelbſt von Albernheit
Aeußerſt leicht entzückte Zeit,

Thut er beſſer, dünkt mir immer,
Spielen nur auf ſeinem Zimmer,
Wenigſtens als Meiſter ſich
Nicht zu zeigen öffentlich.

Warum dennoch die geringe
Gab' als Greis ich jetzo bringe,
Nicht, was mir die Muſe gab,
Lieber nehme mit in's Grab?

Das in meinen letzten Tagen
Will ich Dir, mein Leſer, ſagen:
Erſtlich: weil bei'm letzten Flug
Ich der Kenner fand genug, —

Zweitens: weil im Muſenſpiele
Pfuſcher jetzt ich fand ſo viele,
Daß mir fiel bei'm Hören ein:
Du wirſt jetzt willkommen ſeyn; —

Endlich: weil die früher'n Schüler
Weiter jetzt und immer kühler,
Gleichſam von ſich ſelber ſatt,
Keuchen, bis zum Tode matt;

Während Jüngere die Geiſter
Alter längſt vergeß'ner Meiſter
Aufbeſchwören dort und hier,
Neuen Muth auch gebend mir.

Dir, o neue deutſche Jugend,
Die für Wahrheit, Freiheit, Tugend
Und Vernunft-Religion
Aufwächſt in der Blüthe ſchon,

Weih' ich, was ich aufbewahret,
Nur für Dich zum Druck erſparet,
Hoffend faſt bei jedem Strich,
Den die Feder macht, auf Dich!

Letzter zwar in erſter Weihe
Der teuton'ſchen Sänger-Reihe,
Bin ich doch, vom zweiten Rang,
Nicht der Letzt' im Harfgeſang.

Baggeſen.

Bitte um guten Rath.

(Schluß.)

Die freundliche hübſche Mamſell Kranz nöthigte den prächtigen Mann herein und fragte, was er befehle: ſelbiger aber forderte mit Milde eine Portion Kaffee, für einen Groſchen Zwieback und eine lange

Digitized by Google

Pfeife; wobei er ſich erkundigte, ob noch keine Damen anweſend wären. Das Nein der Holden war ihm unangenehm, ſtörte aber ſeine frohe Laune nicht. Er hatte ſich auf die Unterhaltung ſtark vorbereitet und zu dem Ende ein Stück Papier mit ſechs guten Anekdoten in ſein Taſchentuch befeſtigt. Die Ankunft von fünf Männern ſtörte ihn, ſo daß er ſelbſt zu einem Manne im feurigen Ofen wurde, innerlich Klagelieder ſang und zuletzt die Mamſell um ein anderes Zimmer bat. Die Leute erzählten ganz unglaubliche Geſchichten; der Eine hatte, wie er ſich über die Vorzüglichkeit einer flachen vor einer Gebirgs-Gegend ausließ, die Schweiz in's Meer abtragen und das gewonnene Land mit Kartoffeln bepflanzen ſehen; der Andere in England Räuber auf Dampfroſſen; auch mit eigenen Ohren vernommen, wie ſelbige für ſich in Wirthshäuſern ein Glas Grogg, für ihr Pferd für ſechs Pfennige Baumöl zum Schmieren und für einen Dreier Steinkohlen zum Einheizen forderten. Der Dritte hatte bei einem würdigen Urwelts-Forſcher eine verſteinerte Katze mit fünf jungen dito bewundert, und von dem Eigner gehört, wie man bei Zerſprengung des Felſens, in welchem ſie gelegen, ein deutliches Miauen vernommen; wahrſcheinlich die letzten Todesſeufzer, welche nicht mit inkruſtirt und 6 bis 8000 Jahre verſchloſſen waren. Die Männer machten Geſichter, daß unſerm Paul angſt und bange wurde; von dem kurioſen Geſpräch über Kunſt und Literatur verſtand er kein Wort und ging.

Kaum auf dem ihm angewieſenen Zimmer angekommen, hörte er einen Wagen vorfahren und ſah eine alte und eine junge Dame ausſteigen. Wer konnte das anders ſeyn, als die Erſehnten? — er lief hinunter, decomplimentirte die Eintretenden und führte ſie auf ſein Zimmer. — Ich kann die folgende Scene ſchnell übergehen und ſage nur ſo viel, daß ſich Paul fürerſt, wie ein vorſichtiger Mann, nach den bewußten 3000 Thalern erkundigte, und als man ihm Alles beſtätigte, ſich feierlich im Beiſeyn zweier Zeugen mit der Jüngſten verlobte. Daß die alte Dame 100 Thaler Mariengroſchen mitgeben wollte, konnte ihm nicht auffallen; er glaubte, der ſelige Herr Schwiegervater habe ſie in der Beichte bekommen.

Froh wie ein durch neue Wechſel erfreuter Student eilte Sparmann, nachdem er vorher den vom Kaffee übrig gebliebenen Zucker zu ſich geſteckt, nach Hauſe, um daſſelbe zu ſchmücken, und alle Tiſche und Stühle auf's Neue ſchön braunroth an zu ſtreichen. Er war noch mit Verzierung ſeiner Wohnung beſchäftigt, als er von B. einen Brief folgenden Inhalts bekam:

„Hocherwirdigſter Her Paſter,
wertgeſchätzter Her Swiegerſonne!

Wenn Sie ſich noch wol befinden, ſo ſol es mich lieb ſein, ich befinde mir Gottlob noch guet. Meine Alte hat mich geſagt, daß Sie Ihnen und meine Dochter Kariine mit Ihnen verlobt hat, ich habe nichts dagegen, und bleibe Ihr geerteſter Swiegervatter.

Dunſe, Bäckermeiſter.

N. S. Der Junge bringt einen Zuckerkuchen, ſehen ſe mal zu, ob er ihn nicht benaſcht hat; oben uf ſteht Vi fant P & C. es ſind 321 Mandeln druf."

Sparmann war wie aus den Wolken gefallen; er wußte nicht, daß ſich die Prediger-Wittwe mit einem Bäcker vermählt hatte, was ihm rückſichtlich des Kuchens höchſt angenehm war. Noch mehr erſtaunt wurde er aber, als er von dem Conſiſtorial-Rath Stockfleth einen Brief erhielt, in welchem er meldete: die Zuſammenkunft ſey an dem früher beſtimmten Tage nicht möglich geweſen; morgen um zwei Uhr würde er aber am bezeichneten Orte eintreffen, um ſodann die Verlobung zu vollziehen. — Paul weinte vor Schmerz und ſah ein, daß der Teufel die Karten gemiſcht und er ſich mit einer Unrechten verlobt habe.

Welche fürchterlichen Gewitter umlagerten ſeine friedliche Hütte! Ein erzürnter Patron, ein giftiger, ihm die geiſtliche Ehrenleiter zerſchlagender Stockfleth, und der grobe Bäcker Dunſe! — Wahrlich, die Noth war groß; er eilte in ſolcher nach ſeiner Geburtsſtadt und berief einen Familien-Rath, beſtehend aus dem Raths-Taxator Knopper, dem Brauer Lynkebüter und dem Hof-Glaſer Flimmer. Der Congreß gab aber kein Reſultat; Knopper, der Staats-Titelmann, entſchied ſich für den Conſiſtorial-Rath, Lynkebüter für den Bäcker, Flimmer, als ein Mann, welcher mit dem einen Fuße am Hofe und dem einen in der Bürgerſchaft ſteht, für keinen von Beiden. — Jetzt iſt mir die Sache zur Entſcheidung übergeben, aber auch ich finde nicht heraus. Wenn mir nun der Herr Redakteur des „Geſellſchafters" erlaubt, ſie Ihnen, hochverehrter Leſer, vor zu tragen, ſo haben Sie wohl die Güte, mir Ihre Anſichten unter der folgenden Adreſſe mit zu theilen:

C. W. F. Max,
nennter Supernumerarius bei dem Kreisgericht Höllenſtein.

Notizen aus einem Reiſe-Tagebuche.

Eines der größten Sprach-Genies, wohl nicht nur heut zu Tage, ſondern überhaupt, iſt der Abt Mezzofante in Bologna, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an der dortigen Univerſität. Von Jugend auf beſchäftigte er ſich mit dem Studium der Sprachen, und ſo hat er es, bei einem von der Natur ihm verliehenen außerordentlichen Gedächtniß, in einem Alter von ſechszig Jahren dahin gebracht, daß er vier und dreißig Sprachen und zwei und ſiebzig Dialekte genau kennt und vollkommen richtig ſpricht, wobei auch noch zu bemerken iſt, daß er ſich mit großem Studium den

Digitized by Google

Accent, den Ton der Stimme, die Ausſprache, ſelbſt die Wendungen und ſprüchwörtlichen Redensarten der einzelnen Sprachen und Dialekte angeeignet hat, ſo daß ein Engländer ihn für einen Engländer, ein Spanier, ein Franzoſe, ein Ruſſe u. ſ. w. für einen Landsmann halten konnten, wie dies ihm in einzelnen Fällen auch begegnet iſt. Nach der Mittheilung eines Franzoſen, der Mezzofante in Bologna, ſeiner Vaterſtadt, vor einigen Jahren ſprach, hat ihm unter allen europäiſchen Sprachen das Studium des böhmiſchen Dialekts die meiſte Mühe gemacht; auch hat er geurtheilt, daß man ihn durchaus nicht erlernen könne, wenn man nicht einige Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, beſonders des Perſiſchen und des Sanskrit, beſäße — eine Anſicht, welche, von einem gewiß urtheilsfähigen Manne ausgeſprochen, die Behauptung, daß die Böhmen eine Colonie der Paria's ſeyen, beſtätigt. Und alle dieſe Sprachen hat Mezzofante in ſeinem Zimmer erlernt! denn nie hat er Bologna verlaſſen — und verlaſſen wollen, auch dann nicht, als der Papſt ihn nach Rom zum Bibliothekar im Vatican rief. Es iſt mir erzählt worden, daß Mezzofante unter Anderem auch das Holländiſche erlernt habe, jedoch ohne zu wiſſen, welche Sprache es ſey, weil nämlich das Buch, woraus er es gelernt, ohne Titelblatt geweſen; erſt als einmal unter Napoleons Regierung holländiſche Truppen nach Bologna gekommen ſeyen, habe er dadurch erfahren, daß er das Holländiſche erlernt habe.

„Als ich nach Menton (auf dem Wege von Monaco nach Genua) kam“ — erzählt ein Franzoſe, der die Reiſe gegen Ende April 1825 machte — „glaubte ich mich in die fernſten Zeiten des Alterthums verſetzt. Man feierte daſelbſt das Hoffnungsfeſt auf eine glückliche Erndte, welche die Blüthe der Citronenbäume zu verſprechen ſchien. Die jungen Bauern waren alle weiß gekleidet; ein großer mit Blumen geſchmückter Strohhut bedeckte den Kopf; Alle hatten Meſſer, um Blumen ab zu ſchneiden und die Buſen ihrer Schönen damit zu ſchmücken. Die Mädchen, ebenfalls weiß gekleidet, hatten alle nur mögliche Koketterie in ihren einfachen, aber eleganten Putz gelegt: ihre Röcke, von blendender Weiße, waren ſehr kurz; Sandalen, in der Form derer, welche einige geiſtliche Orden tragen, bildeten ihre Fußbekleidung, ihre Aerme, Schultern und Hälſe waren nur mit künſtlich vertheilten Bandſchleifen geziert. Ein langes Rohr, mit einem Blumenſtrauß am Ende geſchmückt, wogte in ihren Händen. Ihre Köpfe waren ganz unbedeckt, aber die Anordnung ihrer Haare erſchien auch dem verwöhnten Auge reizend. Einige trugen einen Kranz von glänzenden Blumen, wie Roſen und Granaten, vermiſcht mit Orangerie und Jasmin; Andere hatten, wie nur zufällig, einige Blumenſtengel in die Haare geſteckt, deren dunkle Schwärze ſie erhöhten. Und dabei die lieblichſten Geſichter, wie Correggio und Albano ſie den Gefährtinnen der Venus und Diana gaben, ſo daß es leicht war, einen Augenblick zu vergeſſen, daß die Herrſchaft des Kreuzes auf die des Glaubens der Griechen und Römer gefolgt ſey.“

Eine der prächtigſten Ausſichten im Peloponnes, nach der von Akrokorinth, iſt diejenige, die der Reiſende zwiſchen Tripolizza und Argos vom Gipfel des Artemiſius herab genießt. „Ich machte“ — ſchreibt mir ein Freund — „die Reiſe von Tripolizza in der zweiten Hälfte des Novembers. Nach einer höchſt beſchwerlichen Nacht ſtieg ich, faſt krank von den Folgen der Anſtrengung, bei guter Zeit wieder zu Pferde, und bald ſpürte ich den wohlthätigen Einfluß der balſamiſchen Düfte, welche man auf den Bergen Griechenlands, beſonders während einer Stunde vor Sonnen-Aufgang, einathmet. Ein mit Thymian, Myrten und Maſtix beſetzter Weg führte mich bald auf einen Gipfel des Artemiſius, wo eine der angenehmſten Ueberraſchungen, welche der Reiſende ſo oft in dieſer an Schönheiten der Natur ſo reichen, aber an Wohlthaten der Civiliſation noch armen Gegend genießt, meiner wartete, nämlich eine, von Allen, die den Peloponnes durchwandert ſind, mit Recht bewunderte, herrliche Ausſicht. Die fruchtbare Ebene von Argos, der Golf und die Stadt Napoli di Romania mit ihrer hohen Citadelle, die Küſten Hermioniens (das öſtliche Küſtenland am Buſen von Athen), die Gipfel der Berge von Lakonien und derer, welche Korinth beherrſchen, die Inſel Spezia und die nächſten Cycladen *) bilden die einzelnen Punkte dieſes reizenden Gemäldes. — Die Nähe des Winters thut ſich in Morea durch die Wiederkehr des Grüns kund: die erſten Regen dieſer Jahrszeit beleben die von den Gluthen des Sommers verſengte Erde von Neuem, und während ſelbſt in den ſüdlichen Provinzen Frankreichs die Vegetation unter dem Reife erſtarrt ſcheint, bedecken ſich in Griechenland die Bäume mit Blüthen.“ — (Der Reiſende Sieber fand anfangs Januar auf der freilich noch ſüdlicher, als Morea, gelegenen fruchtbaren Inſel Kandia Roſen, Hyazinthen, Narziſſen, Tulpen, Jasmin, Orangen- und Limonien-Bäume im Freien blühen, während die beiden letztgenannten Bäume zugleich die ſchönſten Früchte trugen.) K.

*) Anacharſis vergleicht die Inſeln des griechiſchen Archipelagus mit den über das Himmelszelt geſäeten Sternen; Byron nennt ſie: „die Perlen des Meeres“; ein neuerer Reiſender ſagt, ſie ſeyen wie angenehme Gedanken, die raſch auf einander folgen, und nie habe er auf den ſchönen Seen Schottlands, der Schweiz und Ober-Italiens ſo viel Vergnügen empfunden, als auf ſeiner Reiſe durch den Archipelagus.

Digitized by Google

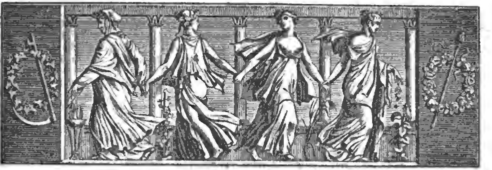
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Zwei Neuigkeiten hatten am Abend des 22ſten März im Königsſtädtiſchen Theater ein zahlreiches Publikum verſammelt: „Die Sprüchlein, Luſtſpiel in drei Akten von Julius v. Voß“ und: „Paris in Pommern oder die ſeltſame Teſtaments-Klauſel. Vaudeville-Poſſe in einem Akt mit bekannten Melodieen verſehen von L. Angely“. Das Luſtſpiel hat in „Johann“, einem ſtets ſprüchwörtelnden Diener, ſeine komiſche Perſon, die eine Weile unterhält, da die Sprüchwörter zum Theil gut gewählt, andern Theils treffend erfunden und mitunter burlesk gereimt ſind. Die Idee, früher ſchon benutzt, iſt hier nicht ohne Scharfſinn erneuert. Das jetzige Theater-Publikum verlangt indeß nicht Reden, ſondern That; leider iſt jedoch die Handlung ſelbſt nicht ausreichend und das Stück dreht ſich drei Akte hindurch um ſehr geringe Motive. Einzelne Spottreden, welche noch auf jetzige Zeit ſich anwenden laſſen, thaten ihre Wirkung; bei weitem beſſere Witze lagen Vielen nicht ſo nah und wurden alſo nicht aufgefaßt. Im Ganzen mußte man aber wahrnehmen, daß dies Luſtſpiel, welches übrigens ſchon gedruckt iſt, ſehr raſch veraltete, weil es ſich an Aufwallungen des Moments halten wollte, wie z. B. die gebenedeite Deutſchthümelei und dergleichen. Das Talent des Verfaſſers zeigt ſich auch hier noch; aber wenn er die Arbeit ſich zu leicht macht, gelingt es ihm ſchwerlich, ſeine Werke auf der Bühne feſt zu ſtellen. Den „Johann“ ſpielte Hr. Angely ſehr anſpruchslos und wirkte eben dadurch am meiſten. Die Herren Meyer und Röſicke („Schlemm“ und „Wiegler“) und Mad. Sontag („Frau Seethal“) belebten möglichſt ihre Rollen; die übrigen Perſonen ſind ſehr ſkizzenhaft; doch in der einen Scene, die ſie haben, zeigten auch die Herren Wegener („Neumann“) und Wreder („Stillefeind“) den beſten Eifer. Das Publikum ward am Schluſſe lamoſtuſtig; die mißwollenden Stimmen beruhigten ſich jedoch wenigſtens inſofern, daß ſie den hervor gerufenen Hrn. Angely zu Worte kommen ließen. — Die Vaudeville-Poſſe hat ein tüchtiges und gut behandeltes Element der Komik in der Idee, daß ein reiſender Jude die Rolle des Paris übernehmen und aus drei Töchtern eines Verwalters die häßlichſte wählen muß, welche von einem Verwandten ein bedeutendes Legat im Teſtament erhielt. Auch um ſolchen Preis will Keine die Häßlichſte ſeyn und ſie intriguiren nach beſter Kraft, um den Richter irre zu leiten; dieſe Intrigue wird dadurch bunter, daß die habgierigen Liebhaber ſelbſt, in weiblichen Kleidern, ſich als Candidatinnen ſtellen. Die erſte Hälfte der Poſſe hat eine höchſt luſtige Lebendigkeit; von der Scene an, wo die Liebhaber verkleidet kommen, müßte ſie aber kürzer gehalten, auch der Schlußgeſang, an ſich eine hübſche, aber für den Standpunkt einer Poſſe zu zarte Melodie, kräftiger werden. Die Stimmung der Zuhörer war in der erſten Hälfte ausgelaſſen, in der zweiten auch noch beifällig und das Spiel ſo, daß wir den Theaterzettel nachdrucken müßten, um im Lobe gerecht zu ſeyn; damit wir aber Raum ſparen, wollen wir nur auf ihn hinweiſen. — Am 23. März trat Demoiſ. Car. Kupfer als „Elsbeth“ im „Turnier zu Kronſtein“ auf. Hübſche Geſtalt und recht bedeutende Mittel, die von einer inneren Lebendigkeit unterſtützt werden, erwarben der jungen Schauſpielerin Zeichen des Beifalls. Wir hätten indeß auch, namentlich, was die verſchiedenen Charaktere betrifft, die „Elsbeth“ vor den Freiern ſpielen ſoll, von manchem Verfehlten zu referiren, wollten wir nicht billiger Weiſe erſt noch andere Rollen der Debütantin erwarten, um ihre Eigenthümlichkeit beſſer kennen zu lernen und ſo Gelegenheit zu finden, mehr Ermunterndes noch mit unſerm Tadel zu verbinden. Ihre kräftige und zugleich der beſten Modulation fähige Sprache, ihre gute äußere Haltung, ein Feuer, das auf Luſt und Beruf deutet, laſſen uns das Beſte hoffen. Von den übrigen Mitſpielenden war uns nur Hr. Wegener, als „Heremann von Eichenau, der Stolze“, neu; er gab in der kleinen Rolle ein kräftig-wahres und würdiges Bild. —*.

Einige Bemerkungen über die Malerei der Alten. Der Menſch iſt von Natur ein nachahmungsſüchtiges Geſchöpf; daher ſelbſt Wilde, die kaum ihre Blöße bedecken, ihre Art Malerei haben, und zwar eine, die echter und ſchaulicher iſt, als alle übrigen, nämlich das Tattooiren. Dieſe Zierde hat den doppelten Zweck, daß ſie ein Gemälde und zugleich ein Leib-Putz ſeyn ſoll. Wie uralt die wirkliche Malerei ſey, davon geben Tradition und hiſtoriſche Belege ſprechende Beweiſe. Homer berichtet von der Arbeit einer Helena und Penelope. Zeichnung und zwar colorirte Zeichnung hat man alſo damals ſchon gekannt. Virgil läßt ſeinen Helden die Aehnlichkeit der Malerei erkennen, welche den Tempel der Juno zu Carthago ſchmückte. Diodorus von Sicilien behauptet, daß die Babyloniſchen Mauern, unter Semiramis gebaut, aus colorirten Backſteinen beſtanden, welche ſo zuſammen geſtellt wurden, daß ſie gemalte Thiere darſtellten. Der Pallaſt jener Fürſtin war mit Schlacht- und Jagd-Stücken geziert. Die Egyptier, unſtreitig eines der älteſten Völker, wenn ſie auch in ihrer Zeitrechnung übertreiben, waren wohl ohne Zweifel mit das erſte Volk, das Cultur zeigte und Künſte und Wiſſenſchaften betrieb. Natürlich eigneten ſie ſich auch die Erfindung der Malerei zu, meinend, ſie hätten die Kunſt ſchon 6000 Jahr vor deren Entſtehen in Griechenland betrieben. Ihre Hieroglyphen, Menſchen, Thiere, Früchte und Blumen darſtellend, ſcheinen auch als Beweiſe gelten zu können. Plato behauptet, daß die Malerei der Egyptier ſchon ſeit 10,000 Jahren bekannt ſey, und daß ſich noch Werke aus jener Zeit fänden, und zwar von eben dem Grade der Vollkommenheit, als die, welche man in ſeinem Zeitalter anfertigte. Mögen die 10,000 Jahre auch gewaltig übertrieben ſeyn, ſo ſollen ſie vielleicht die Unendlichkeit des Alters der egyptiſchen Malerei andeuten. Denon und Belzoni haben bewieſen, daß Plato nicht ſo ganz unrecht hatte. Selbſt Paul Lucas, der erſte Europäer, der die Ruinen Ober-Egyptens beſuchte, hat uns ſchon Einiges auf zu klären verſucht, aber es geſchah ohne Glück, weil er in ſeiner Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit die ausſchweifendſten Dinge hinzu ſetzte, ſo daß er das Wahre mit in Zweifel ſtellte. Belzoni's Ausbeute aus den Grabmälern Thebens hat das Wahre uns erkennen laſſen. Es iſt ſchade, daß die Egyptier, bei ihrem Talent, in zu engen Schranken gehalten worden ſind, ſo daß ſie keiner Verbeſſerung in ihren Leiſtungen fähig wurden. — Eben ſo iſt bei den Chineſen Kunſt und Wiſſenſchaft immer einheimiſch geweſen. — In Perſien hatte die Malerei den Vorſchritt vor der Literatur; ſo lehrten es wenigſtens Zoroaſter und ſeine Schüler. Was man aber vom Manes geſagt, iſt dennoch zweifelhaft, ſelbſt das, ob er ein Perſer geweſen. Er hieß zuerſt Curdicos, ein Name, worin ſich die griechiſche Abkunft ausſpricht. Ob er malte, iſt gleichfalls zweifelhaft. Man lobt z. B. des italieniſchen Malers Giotto Kunſt, daß er einen Kreis ohne Cirkel zeichnen konnte, und will daraus des Manes Maler-Talent herleiten, weil derſelbe eine gerade Linie ohne Lineal zeichnen konnte. Daß Giotto Maler geweſen, wiſſen wir; von Manes Malerkunſt fehlen aber die Beweiſe, und jene analogiſche Folgerung iſt etwas gewagt. — Daß auch in Amerika, namentlich in Mexiko, die ſchönen Künſte ſeit langem Zeitraume nichts Neues mehr ſind, beweiſen Bullock's Reiſen durch jenes Land, die er beſchrieben hat, und die genugend davon reden. (Gaz. d. Fr.)

Während ein franzöſiſches Dichter-Fräulein ſich die Muſe ihres Vaterlandes nennt, giebt ſich eine deutſche Improviſatorin (?) in Wien in ihren Dichtungen den Titel: Druidin von Oeſtreich! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 1. April. 52ſtes Blatt.

Frau Rollwenzel über Jean Paul.

Rede, gehalten in der Berliner Mittwochs-Geſellſchaft zur Feier des Jean Pauliſchen Geburtstages, Dienſtag am 21. März 1826.

Wir haben ſchon zwei Mal, meine Herren, den Gedächtnißtag Jean Paul's begangen, ohne daß eben ſein Gedächtniß anders als durch begeiſterte Toaſte, Jubellieder, Vorleſung einzelner charakteriſtiſcher Stellen aus ſeinen Werken, zumeiſt aber durch das Klirren der Schüſſeln und Klingeln der Gläſer gefeiert wäre. Zwar kredenzten wir und überſandten ihm einen Pokal, allein das, was bei unſern Nachbar-Völkern als der weſentlichſte Beſtandtheil ſolcher Feſte angeſehen wird, fehlte bis jetzt. Niemanden ward es aufgetragen und Niemand hat es übernommen, eine Eloge dem Gefeierten zu halten. Zwar konnten wir bis jetzt den Vorwurf ablehnen, da es auch bei den Franzoſen nicht Sitte iſt, auf dieſe Weiſe einen Lebenden ſchon zu beräuchern: allein bei uns, wo die Kritik wächſt und wachſen ſoll, ehe denn etwas gewachſen wäre, was kritiſirt werden kann, ſieht es überhaupt mit der Beſtellung der Lobreden ſchlimm aus. Wäre Einem unter *uns* der Auftrag geworden, die Verdienſte des *Dahingeſchiedenen* zu preiſen, wie würden da die Preisreden *von ſelbſt* auf die Oppoſition der öffentlichen Meinung ſtoßen, welche Unparteilichkeit und Kritik auch in dem Todtengerichte verlangt. Würde aber der Gedächtnißtag eines kaum Entſchlafenen, zugleich der Tag ſeiner Geburt, die geeignete Zeit ſeyn, das ganze Streben und Wirken deſſelben, das Verfehlte und Erreichte kritiſch zu erörtern? Hätte man **mir** endlich den Auftrag gegeben, einen Panegyricus zu ſchreiben, und ich träte im Ernſt hervor, erklärend, ihn halten oder ableſen zu wollen, dürfte ich da wohl auf ernſte Zuhörer, auf allgemeinen Glauben hoffen? Ich ſehe die Geſichtsmuskeln meiner Freunde ſich verziehen, und höre den Ausſpruch, es ſey Alles ironiſch gemeint. Da nun die Ironie in unſerer ehrenwerthen Geſellſchaft unter die Rubrik der verpönteſten Contrebande neuerdings geſtellt worden, ich auch derſelben gänzlich abgeſchworen habe, ſo hat mich dies um ſo mehr von den Schwierigkeiten, ein Elogium zu ſchreiben, überzeugt, daß ich mein Recht daran einer ganz fremden Perſon übertragen habe.

Erlauben Sie, meine Herren, eine ſolche — die an ſich nicht ebenbürtig erſcheint, mit und ohne Ballottement in unſerer kritiſchen montäglichen Mittwochs-Geſellſchaft auf zu treten — als Rednerin bei Ihnen ein zu führen. Sie hat das ſeltene Verdienſt, bereits vor ſieben Jahren einen Panegyricus, und zwar aus freien Stücken und ohne Jean Paul's Werke geleſen zu haben, und, was noch mehr iſt, ohne Kritik auf den Gefeierten, vor Augen und Ohren des Berichterſtatters gehalten zu haben, und dieſe Perſon iſt bei Alle dem eine Deutſche. Die Winde aus den Schluchten des Fichtelgebirges hätten ihre Worte in alle Himmelsgegenden verweht, ſpurlos, hätte nicht ein Wink des Himmels mich damals getrieben, die Worte der Rednerin, als ſie noch warm im Gedächtniß lebten, in

Digitized by Google

mein Reiſe-Tagebuch ein zu tragen. Was ich dort finde, kunſtlos niedergeſchrieben, belieben Sie mit möglichſter Imagination auf zu faſſen, um nicht mich, ſondern die begeiſterte Rednerin ſelbſt zu hören und zu ſehen. Es gehört zu den Unarten unſerer literariſch Reiſenden, Zufälliges, Geringfügiges und Bedeutendes, was ſie berühmten Männern abgemerkt und abgelauſcht haben, ſofort dem Publikum mit zu theilen. Dieſe Rückſichten, welche mich früher verhindert hätten, mit meinen Notizen vor zu treten, ſind nun weggefallen, da nach ſeinem Tode Alles, was wir auch von Jean Paul's äußerem Leben erfahren können, als Gemeingut der ganzen deutſchen Nation anheim fällt, wo es im Gegentheil zur Pflicht werden dürfte, auch die unbedeutendſten Schärflein mit zu theilen, welche bei Aufſtellung eines großen Moſaik-Gemäldes von Bedeutung werden könnten.

Während einer Herbſt-Wanderung im Jahr 1819, durch das ſüdliche Deutſchland, war es nicht gerade Nebenzweck, Jean Paul zu ſehen und möglichſt zu ſprechen, als wir unſere Schritte durch die Thäler und Schluchten des Fichtelgebirges nach Baireuth richteten. Wohl ſahen wir das liebliche Wunſiedel, das Haus, in welchem er das Licht der Welt erblickte; wohl koſteten wir alle Sorten des bittern Kräuterbiers, berühmt in Deutſchland durch ſich und durch Jean Paul; wohl verfolgten wir alle Pfade des durch ſeine Palingeneſieen claſſiſch gewordenen Bodens zwiſchen Nürnberg und Baireuth; wohl kehrten wir endlich in der vielfach von ihm gefeierten Sonne in letzterer Stadt ein, und ließen uns das Zimmer zeigen, wo Leibgeber und Siebenkäs ſich hätten treffen können; allein die Hauptperſon war verſchwunden. Der Verewigte war der Einladung der ſeitdem auch verewigten Herzogin von Curland gefolgt und befand ſich auf jenem großen Dichter-Feſte, von dem Deutſchland durch ihn ſelbſt, durch Schink und Andere Vieles ſeitdem erfahren hat.

Was wir an der Wirthstafel der Sonne von dem Unſterblichen erfuhren, genügte unſerer Wißbegierde nicht, ob charakteriſtiſche Züge ſich darin auch hervor thaten. Nach der vielfältig in ſeinen Werken gefeierten Eremitage ſetzten wir am andern Morgen unſern Wanderſtab. Ungefähr auf halbem Wege liegt rechts an der Chauſſee ein kleines freundliches Häuschen mit dem Wirthshausſchilde vor der Thür. Am Fenſter ſaß in ſonntäglichem Putz eine behagliche Matrone am Strickſtrumpf und warf ihre fragenden Blicke unter der geſteiften Spitzhaube auf die Spaziergänger, welche zur nicht geringen Verwunderung der ehrbaren Bürgerfrau ſchon in der Ferne ſtill ſtanden, die Hüte tief abzogen und ihr entgegen riefen: „Guten Morgen, Frau Rollwenzel!“

Ehrbar ſtand die Matrone auf dem Fenſtertritte, uns entgegen knixend, und fragte mit leiſem Anflug von Schamröthe, als wir Miene machten, in's Haus zu treten, was ihr die Ehre brächte unſeres Grußes und Beſuches, da ſie doch nicht die Ehre hätte, uns bekannt zu ſeyn?

„Ey, Frau Rollwenzel, Sie ſind aller Welt bekannt; ſo weit die deutſche Zunge geſprochen und der Name Jean Paul genannt wird, kennt man auch Frau Rollwenzel!“

Die freundliche Matrone wehrte hocherröthend dieſen Ruhm ab: „Bitte ganz ergebenſt, ſollte doch nicht denken, daß man von einer ſo ſchlichten Bürgersfrau ſo weit in der Welt ſprechen ſollte!“

„Werthe Frau Rollwenzel, ſteht Ihr Name nicht gedruckt in ſeinen Büchern, hat er Sie nicht mit Ruhm genannt?“

„Hat er das gethan, der vortrefliche Herr? Ja, meine Herren, es iſt ein vortreflicher Herr, und ich kann das wohl ſagen, da ich es weiß. Und er hat immer meiner gedacht, was ihm Gott einſt belohnen wird; wenn nur die Herren gefälligſt herein treten wollten!“

Wir traten hinein, wir waren hinein getreten und ſaßen ſchon bei'm Glaſe Wein, als das Lob des Gefeierten ohne Unterbrechung aus dem unermüdlichen Munde der Wirthin ſtrömte. Je aufmerkſamere Zuhörer ſie in uns zu finden glaubte, um ſo feuriger wurde die Rede. Da wir eben ſo erfreut waren über das Entzücken der Frau, als ſie über den ſpeciell ihr zugedachten Beſuch und die Ehre, welche *ihr* Jean Paul in allen Ländern erfährt, ſo dauerten die entzückten Mittheilungen über die volle Friſt einer Stunde. So ſehr wir nun auch das Redner-Talent der Frau Rollwenzel anerkennen müſſen, erlaubt doch ſelten die Freude, der Regeln zu gedenken. So ſtrömten denn Geſchichts-Erzählung und Elogium in buntem Miſchmaſch; wir hörten jetzt von dem gekrönten Jean Paul und im nächſten Augenblick von dem Studenten; daß wir genöthigt waren, zur Selbſtverſtändniß die bunte Rede mitunter durch die, als Fragezeichen oder Ausrufungszeichen promiscue gebrauchte Formel: „So Frau Rollwenzel!“ zu interjungiren. — Weit entfernt, ihre Rede logiſch auf dem Papiere ordnen zu wollen, wünſchte ich nur ihre Urtheile, komiſch und treffend zugleich, nach dem erſten Abdruck wiedergeben zu können; dazu hatte ich aber die Kunſt des Simonides nicht genug ſtudirt. Das geehrte Auditorium und der Geiſt unſerer Rednerin möge daher den Willen, treu zu ſeyn, für die echte Treue hinnehmen.

(Der Schluß folgt.)

Miszellen.

Nach einer Notiz in dem „literariſchen Kriegskourier“ („Originalien“ 1826, Nr. 1. S. 4) durften

Goethe's Werke in Oeſtreich, bis zum erſten Einrücken der Franzoſen in Wien, nicht öffentlich verkauft werden.

In den erſten Nummern des diesjährigen „Morgenblattes“ finden ſich intereſſante Mittheilungen unſers aufmerkſam beobachtenden Landsmanns Sievers aus Rom und über hervorſtechende Züge Roms, in denen er unter Anderem auch von dem charakteriſtiſchen Gruße der beiden Geſchlechter in Rom ſpricht, der, während ſie ſich höchſtens nur gegen vornehmere Perſonen verneigen, oder, wenn es Männer ſind, den Hut abnehmen, darin beſtehe, daß ſie ihres Gleichen mit einer Handbewegung grüßen, indem ſie die Finger vom Leibe weg der zu grüßenden Perſon entgegen werfen. (Derſelbe Gruß findet ſich übrigens, doch bloß unter dem männlichen Geſchlecht und ebenfalls nur unter nahen Bekannten, z. B. in München.) Was Sievers darüber bei dieſer Gelegenheit ſagt, daß ſich in den einzelnen körperlichen Bewegungen und Geberden der Grundzug des Charakters eines Volkes ausdrücke und daß ſich dies auch in der Art des Grußes zeige, iſt gewiß ſehr richtig bemerkt, eben ſo, als es wahr iſt, daß der Grundzug des römiſchen Charakters, Stolz, ſich in jener Art, wie der Römer grüßt, ſpiegelt. So beſteht der ſogenannte engliſche Gruß bei Männern und Frauen in einem langſamen Vorbeugen des Kopfes, und auch hierin ſpricht ſich der Grundzug des engliſchen Charakters, wie bei dem Römer, Stolz, aus, mit dem Unterſchiede, daß der Römer eine gewiſſe lebhafte Beweglichkeit, eine Eigenheit des Südens, nicht unterdrücken kann, und ſie hier in der lebendigen Bewegung der Finger, gegen das ernſte Beugen des Hauptes bei dem Engländer, kund thut. So grüßt der Neugrieche, indem er die rechte Hand auf das Herz legt; ſo ſagt der Engländer Dodwell in ſeiner Reiſe durch Griechenland, daß in dem alten Phokis (wenigſtens ſpricht er von Kaſtri, dem alten Delphi) es den tiefſten Reſpekt bedeute, die Hand zu küſſen, mit der man die des Andern, dem man ihn bezeugen wolle, berühre, und eine ähnliche Sitte habe ich in Ober-Italien von Leuten auf dem Lande beobachtet gefunden, wenn man ihnen ein Stück Geld für irgend einen bewieſenen Dienſt, für eine Bemühung und dergleichen geben will. — So iſt es bei den Türken Gebrauch und in der That ein ſehr charakteriſtiſcher, auf der Straße langſam zu gehen, und nur, wenn ſie dem Sultan, vielleicht überhaupt einer vornehmen Perſon, begegnen, pflegen ſie, um ihre Achtung dadurch zu beweiſen, ſchnell vorüber zu gehen. Dergleichen charakteriſtiſche Züge ſind um ſo bezeichnender, als ſich in ihnen der eigenſte Charakter einer Nation treu ausſpricht, um ſo treuer, als ſolche Zeichen vom Vater auf den Sohn über zu gehen pflegen.

„Die kaſtaliſche Quelle — wer kennt ſie nicht, jetzt, wo faſt Jeder ſich zu ihr drängt, ſo daß ihre Erſchöpfung zu fürchten iſt!“ — ſagt der Engländer Dodwell — „iſt klar und gewährt ein herrliches Trinkwaſſer; nur muß ich geſtehen, daß ich die Wirkungen deſſelben, deren ſich andere Reiſende gerühmt, bei mir ſelbſt keineswegs empfunden habe. Wie es ſcheint, ward Spon durch einen Zug davon augenblicklich in einen Dichter verwandelt; bei Chandler hingegen zeigte es ſeine (weit wahrſcheinlichere) Wirkungen auf den Magen, den es ihm verdarb.“ Fiat applicatio!

In der Stephanskirche in Wien befindet ſich eine prächtige Kapelle der fürſtlichen Familie von Lichtenſtein, einzig und allein durch das Privilegium merkwürdig, welches ihr Papſt Pius VI. verlieh. Eine lange Inſchrift verkündet, daß durch ausdrückliche Bewilligung ſeiner Heiligkeit die Seele eines Lichtenſteins jedesmal aus dem Fegefeuer erlöſt werden ſolle, ſo oft an dem Altar dieſer Kapelle Meſſe gehalten würde. — Wenn Reichthum und Stand ſelbſt in jener Welt zu Bequemlichkeiten verhelfen können, ſo müſſen ſie freilich im Werthe ſteigen. K.

Weſtöſtliche Gnomen.

1. Gerechtigkeit und Wahrheit kommt von oben,
   Wer dies erkennt, wird nie von Trug umwoben.
2. Willſt du Gottes Erkenntniß gewinnen,
   Mit Selbſtkenntniß mußt du beginnen.
3. Kein Unglück iſt, was uns von oben kommt,
   Der Himmel weiß am beſten, was uns frommt.
4. O Gott, du überhäufſt den Frevler oft mit Spenden,
   Wie kannſt du dein Geſicht von deinen Frommen wenden?
5. Als du noch im Nichts verborgen,
   Dachte dein, der dich erſchuf,
   Sollt' er nicht auch heut und morgen
   Hören ſeines Kindes Ruf?
6. Du ſollſt nicht auf der Erde Güter paſſen:
   Du weißt, du mußt das Irdiſche verlaſſen.
7. Ein Tagebuch ſoll euer Leben ſeyn,
   Das merkt und tragt nur gute Werke ein!
8. Als deine Mutter dich in Schmerz gebar,
   Da lachten deine Freunde und du weinteſt;
   So ſollſt du leben, daß bei deinem Tode
   Du lachen kannſt, wenn deine Freunde weinen.
9. Biſt du alt geworden, übe Tugend,
   Liebesluſt und Scherz gebührt der Jugend:
   Einmal abgefloſſen kehrt die Welle
   Nimmermehr zurücke zu der Quelle.
10. Die Freiheit dem Bedrängten zu erjagen,
    Iſt dir erlaubt, ſo Lug als Trug zu wagen.
11. Wenn dieſe Worte die Verläumder ſehen,
    Wie vieles Unrecht werden ſie begehen?
12. Es prangt das Meer mit wunderreichen Schätzen,
    Zufriedenheit kann dich am Ufer letzen.
13. Der kluge Mann iſt zu beſcheiden,
    Das Schickſal And'rer zu beneiden.
14. Die Stunde der Geduld iſt bitt'rer Art,
    Doch endlich trägt ſie Früchte ſüß und zart. B. S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburg. Noch ehe der diesjährige Winter zu Ende geht, hole ich Ihnen diejenigen Literar- und Kunſt-Notizen nach, die von hieraus vorzugsweiſe Erwähnung verdienen dürften. Zunächſt alſo, was das Literariſche betrifft: Einer unſerer geſchätzten Mitbürger, der durch eine mit vieler Umſicht gearbeitete „deutſche Sprachlehre“ wohlbekannte Hr. Dr. Janſſen, hat ſich neuerdings um die Hamburgiſche chroniſtiſche Literatur mittelſt Herausgabe eines durchaus vollſtändigen, mit unermüdlichem Fleiße zuſammen getragenen, völlig befriedigenden Verzeichniſſes aller ſeit der Reformation in Hamburg angeſtellt geweſenen und noch angeſtellten Geiſtlichen und Volks-Schulmänner verdient gemacht. Werke ſolcher Art glänzen gewöhnlich um ſo weniger, eben weil ſie deſto mehr nützen; denn von ihrem ſtillen Verdienſte giebt in der Regel nur der zufriedene Blick des forſchenden, nachſpürenden Gelehrten Kunde, der in ihnen, als höchſt empfehlungswerthen, ja ſchätzbaren Handbüchern, oft mühſam nach zu weiſende Notizen, die vom Strom der Zeit überfluthet wurden, geſammelt findet. — Eine andere, in merkantiliſcher, ja ſelbſt ſtaatswiſſenſchaftlicher Hinſicht nicht minder bedeutende Schrift iſt zwar noch nicht erſchienen, jedoch die Feder, welche die „Chronik des Hamburg. See-Aſſecuranz-Geſchäfts für 1824“ (ein dem Vernehmen nach fortlaufendes Werk) entwarf, wird zuverläſſig tüchtig ſeyn, das von ihrem einſichtsvollen Verfaſſer, dem Hrn. P. D. W. Tonnies angekündigte Buch, betitelt: „Mercantiliſch-geſchichtliche Darſtellung des Barbaresken-Staates u. ſ. w., mit beſonderer Hinſicht auf Hamburg, nebſt einer Karte und 10 Tabellen“, welches im Lauf dieſes Jahres auf Subſcription erſcheinen ſoll, zur Zufriedenheit Sachkundiger zu liefern. — Ein „Hamburgiſcher Ehrentempel“ — eine mit Bildniſſen zu zierende Sammlung gedrängter Biographieen ausgezeichneter geborner Hamburger, oder in Hamburg angeſtellt geweſener, auch wohl noch hier lebender Männer — iſt von dem bei uns weilenden Profeſſor Dr. F. K. J. Schütz, Herausgeber des bei Reſtler hieſelbſt erſchienenen Werkes: „Goethe's Philoſophie“, angekündigt. Unter den in der öffentlich darüber ergangenen Anzeige genannten Mitarbeitern an dieſem Prachtwerk brauche ich nur den Namen eines unſerer verdienſtvollſten Mitbürger: den Namen Gurlitt, Dr. und Profeſſor, zu nennen, um auf das Würdevolle in dieſer Unternehmung ſchließen zu laſſen. — Während ſo das Nützliche, das uns zunächſt Angehende in unſerer Literatur, mit umſichtigem Ernſte und regem Fleiße beachtet und betrieben wird, bleibt auch das Feld der ſchönen Literatur und Kunſt von dem Einen und dem Andern in unſerer Mitte nicht unbebaut. Der als Improviſator an mehreren Orten gehörte, vielfältig mißverſtandene und wohl noch öfter getadelte (Zeitungs-Nachrichten zu Folge kürzlich als Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar angeſtellte) Dr. O. L. B. Wolff hat vor ſeiner Abreiſe von hier ein „Drama für Muſik“, betitelt: „Belſazar“ zurück gelaſſen, das, wenn es auch als Dichtung nur untergeordneten Werth hätte, doch Veranlaſſung zu einer herrlichen, im erhabenen Styl gehaltenen Muſik gab, die unſer kunſtgeweihter Tonſetzer und Clavierſpieler Claſing dieſem Drama anſchmiegte. „Belſazar“ iſt ein Oratorium, das, nach der geſchichtlichen Legende im fünften Capitel des Propheten Daniel gearbeitet, zunächſt wohl für einen Tempel altteſtamentariſcher Glaubensbrüder von heiliger Wirkung ſeyn dürfte. Mit wahrhaft poetiſcher und religiöſer Empfindung ſind darin namentlich die Chöre gehalten, beſonders diejenigen der in der Babyloniſchen Gefangenſchaft ſchmachtenden Israeliten, ſo wie auch die Altpartie der Mutter Belſazars, der „Nitocris“, bedeutſam iſt. Minder zuſagend ſind wohl die dem „Daniel“ (Tenor) und dem „Belſazar“ (Baß) untergelegten Recitative; jedoch waren bei der erſten, vor einem zahlreichen Privat-Zirkel ſtattgefundenen Aufführung dieſes trefflichen Tonſtückes mehrere Kunſtkenner der Meinung, daß die Gedehntheit dieſer Recitative, als ein dem Dichter zuzumeſſender Fehlgriff, kein geringes Hinderniß für den Tonſetzer geweſen ſey. Referent iſt zu wenig Muſikverſtändiger, um hierüber ein entſcheidend Urtheil fällen zu wollen; ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß in etlichen Recitativen jenes Drama's ſich oft zehn und mehr fünffüßige jambiſche Verſe auf einander folgend finden, in denen ſich für den Componiſten eigentlich gar keine logiſch wie rhetoriſch zu erweiſende Ruhepunkte oder Gedanken-Uebergänge ſichtbar machen. So z. B. folgende Stelle im Munde des „Belſazar“:

„Vom Sonnen-Aufgang bis zum Untergang
Werd' ich des Erdreichs Völker feſſeln,
Als Sklaven ſollen ſie danieder ſtürzen,
Auf daß ihr Nacken meines Bodens Teppich,
Ihr Haupt des Herrſcherfußes Schemel ſey;
Denn — u. ſ. w.“

Wo fände hier der Tonkünſtler augenblicklichen Anlaß zu wirkſamen Intervallen und zu nachdrücklicher Interpretation? Doch ſind dies nur kaum bemerkbare Nebelflecken in dem Sonnenkranze dieſer Muſik. Faſt jede Nummer — dieſe oder jene recitativiſche Stelle ausgenommen — entzückt, reißt hin. Daß ich im Stande ſeyn könnte, hier in Worten die Töne zuſammen zu faſſen, durch welche unter Anderem der „Chor der Babyloniſchen Jungfrauen“:

„Auf, ihr leichtgeſchürzten Mädchen,
Schlinget eure bunten Reih'n;
Heute gilt es, ihn (den Herrſcher) zu feiern,
Da wir ſeinem Dienſt uns weih'n —“;

dann gleich darauf der Canon für zwei Soprane und Tenor:

„Was die Erd' in ihrem Schooße
Edles birgt, ihm (dem Herrſcher) ſey's geweiht!
Alles Habe, alles Große
Sey allein für ihn bereit —“;

ſo wie am Schluſſe der Lobgeſang des ganzen Chors:

„Allbarmherziger, ewiger Gott!
Zu uns, zu uns deine Gnade!
Heilig! Heilig! Zebaoth —!“

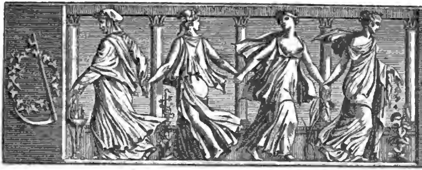
ſich unwiderſtehlich aller Gemüther bemächtigen! — Möge dieſe wackere Arbeit Claſing's ſich allgemeiner Anerkennung und Werthſchätzung erfreuen! — Indem ich zugemeſſenen Raumes wegen von dieſem Kunſtwerke ſcheide, dringt ſich mir noch folgende Bemerkung für den mir befreundeten Dichter dieſes Drama's auf: In der von demſelben bei der erſten Aufführung hier unter die zahlreich verſammelten Zuhörer ausgetheilten Druckſchrift heißt es Seite 16:

„So ſpricht der Herr, ſein Wille muß geſchehen;
Die Throne wanken, die erhoben ſtehen,
Vor ſeinem Wink die Thronen ſelbſt vergehen.“

Offenbar hat ſich hier durch verfehlte Interpunktion oder irgend einen Druckfehler eine Undeutlichkeit eingeſchlichen, die ſich mit leichter Mühe verwiſchen läßt. Es wäre Schade, wenn das in würdigem Styl gehaltene Gedicht dieſe Entſtellung behielte, da es namentlich in Verbindung mit der Claſingſchen Muſik fürwahr kein Werk iſt, bloß geſchaffen, der Laune des Augenblicks zu huldigen, ſondern wohl geeignet, ſich den beſſern und beſten deutſchen Oratorien würdig an zu ſchließen und ſich bleibender Anerkennung zu rühmen. (Der Schluß folgt.)

In Perſien ſtickt man auch Schuhe und Stiefeln. Ein Reiſender ſah ein Paar prachtvolle Stiefeln, auf denen zwei Fabeln des Saadi ſehr ſauber geſtickt waren! — Ob wir es nicht auch einmal erleben werden, daß wir „die beiden Tauben“ oder „die aus der Welt ſich zurückziehende Ratte“ an den Schuhen unſerer Modedamen geſtickt erblicken? (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 3. April. 53ſtes Blatt.

Matroſen-Lied. *)

Luſtiger Matroſenſang,
Hoiho!
Töne laut das Meer entlang!
Hoiho!
Bald im Süden, bald im Nord,
Sing' ich hier und ſinge dort,
Werf' die Grillen über Bord.
Hoiho — i!

In der Woge naſſen Bauch,
Hoiho!
Blaſ' ich meines Pfeifchens Rauch.
Hoiho!
Fiſchlein ſpringt im Sonnenſchein,
Seehund ſchwimmt uns hinterdrein
Und die wilden Möven ſchrei'n.
Hoiho — i!

Hat der Sturm den Kiel gefaßt,
Hoiho!
Klettr' ich auf den höchſten Maſt,
Hoiho!
Seyd nicht bange, Capitain!
Wind und Wetter werden ſchön;
Laßt die Flagge luſtig weh'n!
Hoiho — i!

Eines machet mir Verdruß:
Hoiho!
Ich entbehre Jettchens Kuß.
Hoiho!
Denk' ich auf bewegter See
An des Buſens Lilienſchnee,
Foltert mich der Liebe Weh.
Hoiho — i!

Aber wenn der Hafen winkt,
Hoiho!
Und ihr ſchwarzes Auge blinkt:
Hoiho!
Küß' ich, bei ſo mildem Strahl,
Nach der Trennung banger Qual,
Jettchen hundert tauſend Mal.
Hoiho — i!

W. Gerhard.

*) Als Probe von „W. Gerhard's Gedichte", welche nächſtens in zwei Bändchen (Leipzig, bei Joh. Ambr. Barth) erſcheinen.

Frau Rollwenzel über Jean Paul.

(Schluß.)

„Sehen Sie" — ich kann nicht ſagen: hub Frau Rollwenzel an, denn in dem Kreislauf ihrer Rede war nicht Anfang noch Ende; ich griff in das rollende Rad und drehe mich weiter mit der zufällig gefaßten Speiche — „ſehen Sie, es vergeht faſt kein Morgen, daß nicht der einzige Mann, dieſer Jean Paul, zu mir heraus kommt mit ſeiner botaniſchen Kapſel; er grüßt mich, und dann geht er oben in ſein Eckzimmer, das ich den Herren zeigen werde, und ſchreibt, oder draußen in's Freie. Ach und wie einfach iſt ſein Leben, das iſt Alles nach der Regel! Plötzlich, wenn er ſchreibt, fällt ihm ein, daß er eſſen muß; dann verlangt er ſchnell nach ſeinem Lieblingsgericht. Und was iſt das? — Denken Sie ſich — Kartoffeln. Dieſer einzige Mann ißt Kartoffeln. Wir kochen ſie ihm ſchnell — wir wiſſen es ja. Ich bringe ſie ihm, er ſieht, wie ich ſie hinſtelle, er ſtarrt mit der Feder in der Hand

Digitized by Google

d'rauf hin, ſehen Sie, und wenn ich nach ein Paar Stunden wieder komme, ſtehen ſie noch unberührt neben ihm. Nun will er eſſen, aber es iſt kalt, das kann ich nicht zugeben nnd ich koche ihm von Neuem. Das weiß er auch wohl, und dem lieben einzigen Herrn thut es leid, daß ich ſo viel Mühe hätte — Gott, was thut man nicht für ihn! — und deshalb fordert er ſchon des Morgens früh ſein Mittagbrod, daß wir Beide den Tag über Ruhe haben. Aber, du lieber Himmel, dadurch leidet denn auch ſein Körper, wenn das nicht ſeine Zeit und Ordnung hat. Nun ſitzt er noch dazu im Freien und arbeitet, daß dich — und das geht in die kalten Monate hinein. Er fühlt's nicht, wenn er im naſſen Garten ſitzt, daß unten die Füße kalt werden, denn oben iſt er in Begeiſterung, und weiß nicht was vorgeht. Er läßt ſich auch wohl ein Brett bringen, gradezu auf den Schnee, wenn die Sonne ſcheint, — aber das Alles bringt ihn noch zu Tode. Gott, Gott, wie lange wird das noch währen! (Sie wiſchte ſich die Augen.) Und ſolch ein lieber, herrlicher Herr, ſag' ich Ihnen, wie es keinen ſonſt giebt. Sehen Sie, Keiner hat den Witz, den der hat. Die kommen ihm niemals gleich, denn woran ein Anderer eine Stunde ſchreibt, das fliegt bei ihm in einer Minute. Er ſchreibt ihnen ſo ſchnell, daß es erſtaunlich iſt. Aber, du lieber Gott, wo will das hin, ſieben und funfzig Jahr iſt er ſchon und er wird doch auch ſchwach. Beſinnen muß er ſich denn doch jetzt auch, und ſo kommt's ihm nicht mehr, wie in der Jugend. Ich, wenn ich ihn ſo ſehe, den lieben Herrn, aus ſeiner Studirſtube heraus kommen mit dem rothen Geſichte, ſo aufgedunſen, und wenn die Augen hervortreten, und wild umher ſehen, da denke ich immer: Ach, du lieber Gott, erhalte mir doch den herrlichen Mann, der meinem Hauſe ſo viel Glück und Ehre und Reputation gebracht hat. — Mein Mann verſteht ihn nicht immer. — Ach, wenn er doch hier wäre, ſehen Sie, ich gäbe einen Gulden darum, daß Sie ihn nur einmal ſehen könnten. Auch er würde ſich ganz gewiß freuen, denn er liebt die jungen Leute gar ſehr, und hilft ihnen, und ſieht ihre Arbeiten durch, denn er bleibt doch der Klügſte von Allen, und ob ich gleich nur eine ſchlichte Bürgersfrau bin, und es niche verſtehe, das weiß ich doch, daß dem Jean Paul Keiner es nachthut. Sehen Sie, und von den jungen Leuten, da ſchrieb ihm neulich die Frau von ···, als die Studenten den Kotzebue erſtochen hatten, es ſeyen zwei junge Leute, wie Studenten, bei ihr geweſen, und hätten ſich ſo genau nach ihm erkundigt und er möchte ſich doch wohl in Acht nehmen. Wiſſen Sie, da trat der liebe Mann ſo zu mir in die Thür, den Brief in der Hand und faßte mich an und ſagte: „Liebe Frau Rollwenzel, ich fürchte mich nicht; die jungen Leute ſind zwar jetzt ſehr wild, aber mir thun ſie nichts, denn ſie lieben mich, das weiß ich.“ — Und dem thut auch keine Seele, ſo wahr, etwas. Seelensgut iſt er und meint's mit allen Menſchen wohl. Wie er die Kinder liebt, das iſt nun ganz erſtaunlich. Und ſeine Kinder und ſeine Frau! Das iſt aber auch eine Frau, eine ganz andere als die andern. So fein, ſo klug, ſo verſtändig, ſo liebreich, ſo gütig, und weiß mit Hoch und Niedrig zu reden, als wären ſie ihre beſten Freunde. O ſie kommt auch zuweilen zu mir heraus, und ihr Vater iſt in Berlin und Präſident. Glauben Sie das wohl, der hat eigenhändig an den Jean Paul geſchrieben und ihm aufgetragen, er ſolle mich grüßen und in ſeinem Namen mir danken für Alles, was ich an dem Jean Paul thue, und vielleicht kommt er ſelbſt her und thut es. Aber, ohne Ruhm zu vermelden, er findet auch ſobald keine Frau, die ihn ſo bedient wie ich, allezeit parat. Sehen Sie, wenn die Leute ehemals meinten: „Rollwenzel, was machſt du dich denn ſo viel mit deinem Jean Paul, oder wie die Leute ihn dazumal titulirten; was iſt denn nun ſo viel an ihm dran, daß ſo viel Wirthſchaft drum geſchieht?“ Da ſagte ich ihnen: „Ihr verſteht das nicht, Ihr wißt das nicht; ich bin zwar nur eine ſchlichte Bürgersfrau, aber das merke ich wohl, in dem Jean Paul ſteckt etwas, was Ihr nicht merkt. Und nun hat ſich's mit einem Male gezeigt. Alle Welt kennt ihn, ich bin durch ihn glücklich und die Fürſten reißen ſich um ihn. Ohne daß er ihn mit leibhaftigen Augen geſehen, bot ihm der Fürſt Primas tauſend Thaler Penſion, und erſt kurz vor'm Tode des alten Herrn iſt Jean Paul dageweſen. Jetzt nun, als der Primas geſtorben, ſtritten ſich Alle drum, wer den Jean Paul im Lande haben ſollte. Preußen und Oeſtreich ſchätzten ſich's zur Ehre. Aber er ſchrieb nach München und fragte, was er thun ſollte, da Baireuth nun dem Könige gehört, und König und Kronprinz antworteten ihm eigenhändig und dankten ihm, daß er ihnen geſchrieben hätte, und haben ihm Alles angeboten, was er wollte. Der aber hat nichts als die tauſend Thaler verlangt und in Stuttgardt iſt er alle Sommer. Können Sie ſich das vorſtellen: Die Prinzeſſinnen hatten ihn da eingeladen, er aber hatte ſagen laſſen: „Er ginge immer nur dahin, wohin auch ſein Spitz mitgehen dürfte.“ Darauf ſchicken ſie zwei Lakayen und laſſen den Hund abholen und auf Polſter legen und im ſchönſten Prachtzimmer kommen ihm Prinzen und Prinzeſſinnen entgegen und ſtreicheln ihn und füttern ihn ſelbſt, und thun ihm mehr Ehre und mehr Liebes an, als dem Jean Paul ſelbſt. Und ſo, verſichere ich Sie, iſt er überall angeſehen. Jetzt aber hat ihm eine Fürſtin aus Sachſen ihren Wagen bis Hof entgegen geſchickt und ihn zu einer großen Geſellſchaft eingeladen; aber wie er in Heidelberg iſt honorirt

worden, das iſt nun ganz unausſprechlich. Aber von den vielen Feſtereien und der Ehre, da hat er etwas abbekommen — ſeine Frau wäre auch wohl gern mit dageweſen — und ſeitdem iſt es mit der guten Laune nicht mehr ſo richtig, und er iſt gewiß ein treflicher Hausvater und liebt Frau und Kind, und ſein Sohn iſt ein lieber junger Menſch von ſiebzehn Jahren und gelernt hat er was, iſt auch fleißig, beſonders die Sprachen kann er Ihnen — der Vater wird ihn künftig Jahr nach Heidelberg ſelbſt hinbringen, aber den Verſtand und den Witz von dem Vater und das ſchnelle Schreiben, das läßt ſich auf der Univerſität nicht lernen; und ihm ging's anders auf der Univerſität. Kaum trocken Brod hat er oft gehabt, aber die Reichen haben ihn unterſtützt und ihn in ihre warme Stube genommen, daß er dort doch arbeiten können, und das ging, bis er das erſte Buch geſchrieben und ſich Geld verdient und dann ein großer Mann geworden iſt. Aber ſehen Sie, ob er nun gleich ein ſo großer Mann geworden, daß er mit Kaiſern und Fürſten umgeht, doch bleibt er freundlich gegen Jedermann. Sehen Sie, mein Mann, der verſteht ihn nicht. Aber grade Sonntags, wenn wir Gäſte aus der Stadt kriegen, ſetzt er ſich hier zu uns in die Schenkſtube herunter und redet mit den Bürgern das und jenes, daß ſie erſtaunt ſind und nicht wiſſen, was er will, und doch weiß er ſie Alle kirr zu machen, daß ſie ihn auf den Händen tragen möchten, und dann ſagt der liebe Herr: Er finde immer weit mehr Verſtand bei ihnen, als man glaubte."

Hier endet die Mittheilung. Ein Schnellſchreiber würde noch mehr berichten können. Als ſie uns in ſein Zimmer hinauf führte, muſterte ſie noch die Namen der Fremden, welche ſchon vor uns dieſen geweihten Sitz ſeiner Muße in Augenſchein genommen hatten. Ein freundliches Stübchen mit angenehmer Ausſicht auf Eremitage. Wir probirten die Stühle, den Schreibtiſch, wir ſahen nach den Wänden und Fenſterſcheiben, ſogar die mit feinem Sand beſtreuten Dielen wurden beſichtigt, nach Spuren von ihm oder ſeinem Pudel, dem Nachfolger des verewigten Spicius Hoffmann. Man muß wiſſen, wir waren Schriftſteller oder wollten es doch werden, und denen iſt es doch wohl vergönnt, ſich um die Fußtapfen berühmter Männer zu kümmern.

Mir war es nicht vergönnt, den Dahingegangenen während der folgenden ſechs Jahre ſeines Lebens zu ſehen. Auf einen im Rauſch jugendlicher Begeiſterung geſchriebenen Brief, in welchem ich dieſes Beſuches bei ſeiner Wirthin erwähnte, erhielt ich ein freundliches Dankſagungsſchreiben, das in wenigen Zügen Jean Paul in ſeiner ganzen Individualität charakteriſirte.. Jede der Frau Rollwenzel erzeigte Aufmerkſamkeit nahm er als ihm ſelbſt erwieſen an, weshalb es denn auch geeignet ſchien, ihr Andenken an ſeinem Gedächtnißtage mit zu feiern.

Weſtöſtliche Gnomen.

15. Deine kurzen Tage werden
Länger nur durch Arbeit und Beſchwerden.
16. Der Perlenfiſcher taucht in Meeresſchächte:
Wer Weisheit ſucht, durchwache Nächte.
17. Weisheit ſuche du mit Fleiß und Müh',
Sonſt gedeihen ihre Früchte nie.
18. Gold in beiden Händen ſteigt
Der Fiſcher an das Land,
Oder ſeinen Leichnam ſpült
Die Welle auf den Sand.
19. Beſſer iſt Geduld des Armen,
Als Freigebigkeit des Reichen.
20. Dunkelt's, hoffe, daß es ſich erhelle,
Dunkel iſt ja ſelbſt des Lebens Quelle.
21. Ein weiſer Mann iſt wie das Gold,
Wohin er kommt, iſt man ihm hold;
Dem Thoren gleich' ich das Papier:
Im Ausland giebt man nichts dafür.
22. Die Ehre ſollſt du in die Weisheit ſetzen.
Die Größe ſuch' in Ehren, nicht in Schätzen.
23. Wer Groll in And'rer Herzen ſä't,
Auf ſeinem Acker Feindſchaft mäht.
24. Nicht bei Wein und Feſtgelagen,
Wirſt du dir den Freund erjagen;
Wen die Liebe dir verband,
Wird in Nöthen nur erkannt.
25. Beſchränkt euch nicht auf einen Freund und Ort:
Viel Länder giebt's, viel Menſchen giebt es dort.
26. Was hilft es dir, den Freund zu küſſen,
Und Lebewohl ihm ſagen müſſen?
27. Dein Wort ſey ſüß und herzbeſiegend,
Sey würdig, daß es Kön'ge ſagen,
Einmal entfloh'n, nicht wiederhol' es,
Zu viel des Süßen verdirbt den Magen.
28. Heiße keinen Mann willkommen,
Eh' du nicht ſein Wort vernommen:
Darfſt nicht in jeden Graben niederkauern,
Ein Tyger kann d'rinn lauern.
29. Zähme deines Mundes Pforte:
Störe nicht des Andern Worte.
30. Nutzloſe Frage verſchwende nicht,
Nutzloſe Antwort verlange nicht.
31. Das Wichtige vertrauet nicht
Der kluge Mann dem Schlechten,
Zum Seidenſticker nimmt er nicht,
Die nur Weiden flechten.
32. Die junge Traub' iſt ſauer noch;
Bis ſie gezeitigt warte doch.
33. Schweige: Niemand wird dich beleidigen;
Rede: du mußt dein Wort vertheidigen.
34. Mit dem Lehrer ohne Ernſt und Strenge
Spielen Knaben Blindekuh im Hofe.
35. Krankheit, Armuth und die Leidenſchaft
Sind des Lebens Coloquintenſaft. B. S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

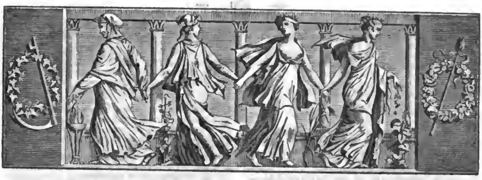
Hamburg. (Schluß.) Dauernden Beifalls erfreuen ſich auch, und mit vollem Rechte, die alles Aehnliche der Art bei weitem übertreffenden perſpektiviſchen Rundgemälde der Gebrüder Suhr, die ihre zahlreichen, in den meiſten Hauptſtädten Europa's gezeigte Gallerie alljährlich mit neuen, jederzeit an Ort und Stelle, und nicht etwa nach vorhandenen Zeichnungen aufgenommenen Anſichten vermehren. Als neu zeigten dieſe Künſtler hier im Laufe dieſes Winters folgende drei Gemälde: a) den ägyptiſchen Obelisk auf dem Platze San Giovanni Laterano in Rom. Der Contraſt, den dieſes große Werk der Baukunſt uralter Zeit mit dem durch die Jetztzeit hervorgebrachten, daſſelbe umringenden kleinen Gebäuden macht, iſt von ganz eigenthümlicher Wirkung; b) den Tempel der Minerva Medica in Rom, deſſen kühne Wölbungen und kecke Bogen nicht nur die Blicke des Baukünſtlers, ſondern auch die jedes aufmerkſamen Beſchauers feſſeln müſſen; c) Neugamm in den Vierlanden, einem den Städten Hamburg und Lübeck gemeinſchaftlich gehörenden Doppeldorfe, das von mehreren Armen der Elbe in vier Halbinſelchen getheilt wird, deren Bewohner, aus frieſiſchem Stamme, ſeit Jahrhunderten das Eigenthümliche in der Bauart ihrer Häuſer, ihrer Wagen und Geräthe, im Schnitt ihrer Kleider, ſo wie in ihren Sitten und Gebräuchen und ihrer Mundart beibehalten haben. Die Künſtler zeigen hier in treffender Zuſammenſtellung das Bemerkenswertheſte in dieſer geſegneten, wahrhaft von idylliſchem Leben zeugenden Umgegend Hamburgs.

Unter den ſchönwiſſenſchaftlichen Werken, die von Hamburgern, oder doch von in Hamburg Lebenden jüngſt erſchienen ſind, dürften des, durch ſeine glücklichen Poeſieen im Vierländer Dialekt, ſo wie durch etliche mit Beifall aufgenommenen Theaterſtücke und ſeine Ueberſetzungen der Schauſpiele Calderon's bekannten Dr. Bärmann's „Papiere aus meiner bunten Mappe“ (Berlin, Vereinsbuchhandlung), eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten, nebſt dem Trauerſpiele: „die Höhle auf Lampedusa“, ſo wie die „Schauſpiele“ von J. R. Lenz, Mitglied hieſigen Theaters (Mainz, Kupferberg) zu erwähnen ſeyn. — In ſo fern mehrere recenſirende Blätter ſchon früher dahin abſprachen, daß Hr. Dr. Bärmann einen fließenden Vers zu ſchreiben pflege, wäre um ſo mehr zu wünſchen, daß die „Aſſonanzen“, in denen derſelbe ſein oben genanntes Trauerſpiel, das auf hieſiger Bühne nicht ungern geſehen wird, verfaßte, von irgend einem einſichtsvollen deutſchen Metriker und Proſodiſten kritiſch beleuchtet würden, da eben dieſes Trauerſpiel das erſte Originalſtück iſt, das die deutſche Literatur in dieſer Versform, oder vielmehr Reimform, aufſtellt. Unſtreitig ergäbe ſich wohl aus ſolcher Beleuchtung noch deutlicher die Weſentlichkeit oder Unweſentlichkeit des Techniſchen im recitirenden Drama höherer und höchſter Gattung. Einem einfachen Kunſtbericht, wie vorliegendem, dürften dergleichen in's Gebiet gelehrter Forſchung und Ermittlung eingehender Abhandlungen allzu fern liegen. Des Hrn. J. R. Lenz „Schauſpiele“ liefern die beiden, wohl auf allen guten Bühnen Deutſchlands bekannt gewordenen Theaterſtücke: „die Flucht nach Kenilworth“ und „das Gericht der Templer;“ beide nach W. Scott bearbeitet. Der ſo als Menſch wie als dramatiſcher Künſtler allgemein geachtete Hr. Verfaſſer war dieſe Herausgabe gleichſam dem Publikum ſchuldig, das, — nachdem es vor der Bühne dieſe ſeine Schöpfungen mit Beifall (mindeſtens geſchah das hieſigen Ortes in reichem und verdientem Maaße) aufnahm, ſich derſelben auch leſend erfreuen möchte. Der Hr. Verfaſſer hat nun bei dieſer Herausgabe die Feile gewiß nicht geſchont, darf alſo des Beifalls der Leſer ſo gewiß ſeyn, wie er ſich längſt des Beifalls der Zuſchauer verſichert halten kann, ſo oft er die Bühne betritt. — Auf hieſigem Stadt-Theater erſchienen im Lauf dieſes Winters, nächſt dem erwähnten Trauerſpiele in Aſſonanzen, noch folgende Novitäten: 1) „Steckenpferde“, Luſtſpiel in fünf Akten, von P. A. Wolff; 2) „der Wechſel“, Luſtſpiel in einem Akt, von G. Lotz; 3) „die Benefiz-Vorſtellung“, Poſſe in fünf Akten, von Th. Hell; 4) „das Majorat“, Schauſpiel in zwei Abtheilungen und fünf Akten, nach Hoffmanns Erzählung von Vogel; 5) „Aller Welt Freund“, Luſtſpiel in einem Akte, nach Picard von Lebrün; 6) „Schein und Seyn“, Luſtſpiel in fünf Akten, von Dr. C. Töpfer, und endlich 7) die vielbeliebte Oper „der Schnee“. — „Die Steckenpferde“, gut geſpielt, ſo wie es hier geſchah, mögen allerdings ein Paar heitere Stunden gewähren, ſobald man ſich mit der Vorausſetzung geeinigt hat, daß es möglich und denkbar ſey, in der wirklichen Welt, als welche ſich doch im eigentlichen Luſtſpiel möglichſt treu abſpiegeln ſoll, ſo heterogene Steckenpferdsreiter auf einem Flecke und zu einem Zwecke, nämlich zu dem Heirathen der Liebespärchen, wie die hier Auftretenden ſind, zuſammen zu bringen. Das Stück ward etliche Male und nicht ohne Beifall wiederholt. „Der Wechſel“, „die Benefiz-Vorſtellung“ und „Aller Welt Freund“ ſind † † † — alſo rede ich nicht darüber. „Das Majorat“, hier unter den beiden Nebentiteln: „das Verbrechen“ und „das Gewiſſen“ gegeben, hat, ſo wie die Oper „der Schnee“ (auch † † †) unter allen Novitäten dieſes Winters wohl am meiſten Theilnahme bei dem hieſigen Publikum erregt, welches unſtreitig durch das mit tiefer Kunſteinſicht genau abgemeſſene und abgewogene Spiel unſers für die Kunſt und die Bühne vielſeitig thätigen Direktors F. L. Schmidt, in der ſo mißlichen Rolle des „Daniel“, veranlaßt wurde. Soll der Total-Eindruck dieſes von quälenden Gewiſſensbiſſen zwanzig Jahr lang (Hear! Hear!) hindurch gefolterten Verbrechers, wobei dem Autor nur der Hauptvorwurf gemacht werden kann, daß er das Verbrechen deſſelben ſo gar nicht, oder doch ſo unzulänglich motivirte, nicht an's Widrige oder gar Lächerliche ſtreifen, ſo muß der Darſteller deſſelben mit der größten Behutſamkeit und Mäßigung verfahren; zumal da der Dichter, gleichſam ſich ſelbſt überſtürzend, den „Daniel“ zwei Mal als Nachtwandler erſcheinen läßt. Trefflich unterſtützt von Hrn. Lenz, als „Landvoigt“, iſt und bleibt es Hr. Direktor Schmidt, deſſen Bemühung dieſes wunderſamliche Theatergebilde den rauſchenden Beifall verdankt, der demſelben von unſerm Publikum gezollt wurde. „Schein und Seyn“ hat ſchon deswegen einen Vorzug vor manchem andern Luſtſpiel, weil es Original-Arbeit iſt. Bei der erſten und zweiten Vorſtellung ſchien es nicht ſonderlich zu gefallen; doch dürfte es nunmehr wohl noch längere Zeit ein Seyn auf dem Repertorium behaupten, indem die zweite und dritte Wiederholung deſſelben ein weit erhöhteres Intereſſe bei dem Publikum zu erlangen wußte. Freilich muß der am Schluß des zweiten Akts ſo ſchmählich verlachte ehrliche Ehemann, mit dem Schooßhund und der Mantille ſeiner dem Frivolen ſich hinneigenden Gattin unter'm Arme, das Objekt des Applaus werden; — nicht Jedem iſt es gegeben, dergleichen ſchielende Bilder des Komiſchen auf zu ſtellen; nicht Jedem ſagt es zu, ſolche Charaktere dem Auslachen bloßgeſtellt zu ſehen. — * * —.

Ein franzöſiſches Blatt giebt folgende Berechnung von der Höhe der Thürme in den merkwürdigſten Städten Europa's: Der Thurm Notre-dame in Paris: 225 Fuß; der Marien-Thurm in Berlin: 286 F.; der Marcus-Thurm in Venedig: 308 F.; die Pauls-Kirche in London: 326 F.; der Dom in Mailand: 335 F.; der Dom zu Florenz: 361 F.; die Peters-Kirche in Rom: 405 F.; der Stephans-Thurm in Wien: 415 F.; die Cathedrale in Straßburg: 440 F.; die in Ulm: 452 Fuß. (Corsaire.)

In einer Pariſer Vorſtadt befindet ſich ein Aushängeſchild mit der Inſchrift: „Manufacture générale des enfans pauvres et orphelins!“ (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 5. April. 54ſtes Blatt.

Gedichte, von Ludwig Halirſch.

1. Der Menſch und die Zeit.

(In der Sylveſter-Nacht.)

Der Menſch.

Horch, Mitternacht! Des Jahres Sterbeſtunde!
Und wie der letzte Glockenſchlag verklingt,
Verklingt was es gebracht, was es genommen;
Kaum, daß noch ſchwach und immer ſchwächer
Ein leiſer Nachhall zittert in dein Ohr —
Und der — auch der verrinnt zum öden Nichts! —
Dann wird es ſtill, ach, wie im Grabe ſtill!
(Pauſe, er ſtarrt in die vor ihm ſtehende, dem Verlöſchen nahe Lampe.)
Was flackerſt du ſo hell und luſtig auf,
Du armes Licht, als wollt'ſt du mich verhöhnen,
Als wüßt' ich nicht, daß du zu Ende geheſt,
Zu Ende, wie dein Bild, die flücht'ge Zeit;
Ihr Beide äfft den gold'nen Tag nur nach —
Weh, wer euch traut! Er dauert ewig fort,
Ihr aber kehrt verlöſchend in die Nacht zurück.
Und ich mit euch, und Alles — Alles — Alles!
(Die Lampe verliſcht.)
Nacht! Nacht! ſo ſchließt die hochgeprieſ'ne Bahn —
O, wer dies Schattenſpiel nicht ſehen dürfte!

Die Zeit
(ein ſchönes blühendes Weib ſenkt ſich, im milden Verklärungsſchimmer, zu ihm herab).
Was that ich dir, Du armer Menſch?

Der Menſch (ſie anſtaunend).
Wer biſt Du?

Die Zeit.
Ich bin die Zeit, die Du erſt angeklagt,
Bin Deine Mutter —

Der Menſch.
Und Du fragſt mich noch,
Was Du mir Leid's gethan? — Unglückliche,
Daß Du geboren mich, iſt Leid's genug!
Fluch Dir und mir! Fluch Deinen Jammerkindern!
Das einz'ge Erbtheil, das Du uns gegeben,
Iſt Deine Nichtigkeit und Flüchtigkeit!

Die Zeit.
Bedauernswerther! Wie verkennſt Du mich!
Sieh Dir das Leben an, das ich Dir ſchenkte,
Dies weite Meer, das alle Sterne ſpiegelt,
Aus deſſen wunderbaren reichen Tiefen
Die Sonne taucht, mit jedem ihrer Schätze,
Und Millionen Schiffe d'rauf und Schiffer,
Im ewig regen Ringen nach dem Ziel:
Und ſel'ge Inſeln, die dem müden Wand'rer
Zur Raſt auf ſchattenreiche Ufer laden.
Der ſtößet ab und Jener landet ſchon,
Der drängt mit ſtolzen Segeln vorwärts ſich,
Der ſchaukelt im beſcheid'nen Kahne fort,
Den drückt die volle Laſt zu Grunde ſchier,
Den hebt die kleinſte Welle gaukelnd auf —
Sieh Dir es an, wie es ſich regt, und wirkt und wimmelt,
Sieh dann die tauſend Fäden, die's verbinden,
Daß Eines mit dem Anderen beſteht,
Und die nur Strahlen ſind des ew'gen Auges,
Das droben in dem blauen Himmel wacht,
Und das dies Meer als Freudenthräne weinte,
Als den Gedanken Menſch der Herr gedacht!

Der Menſch.
Du haſt vergeſſen, daß es Klippen giebt,
An denen dieſes reiche Leben ſtrandet;
Du haſt vergeſſen, daß es Stürme giebt,
Die es verwehen, dieſes reiche Leben;
Du haſt vergeſſen, daß es Wolken giebt,
Die dieſes reichen Lebens Aug' umdunkeln:
Du haſt vergeſſen, daß Du ſelber biſt,
Du, die zu Klippen führt und Stürme bringt;

Digitized by Google

Du, die Du auf dem weichen Element
Mit falſcher Hand die Spuren ſelbſt verlöſcheſt,
Die etwa ſich der ſchwache Kiel gefurcht,
Um doch ein Zeichen ſeines Daſeyns rückzulaſſen,
Eh' er am nächſten Felſen ſpurlos ſcheitert!
O weiche fort von mir, Du Gleißnerin,
Du trägſt die Larve von der Ewigkeit,
Doch d'rinnen ſteckt die winzige Sekunde!

Die Zeit.

Es muß der Eine ſcheitern an den Klippen,
Damit der And're ſich davor bewahre;
Im Sturme nur lernt man die Segel lenken
Und dann, bei heit'rer Fahrt, den Sturm nicht fürchten;
Die Wolken ſchützen vor dem Sonnenbrand,
Der nicht nur wärmet — auch verſengt; —
Den Thoren aber muß bedauern ich,
Der für die Zukunft nichts, als Furchen zieht —
Weiß er kein and'res Denkmal ſich zu bauen,
Dies mag die Woge immerhin verſchlingen!

Der Menſch.

Wie luſtig klingt's! die Zeit ſpricht in Sentenzen,
Sentenzenkram aus neuen Trauerſpielen —
Ja, ja — das biſt Du, ſo erkenn' ich Dich,
So flach, ſo leer, ſo abgeſchmackt alltäglich,
So ohne Kraft in hohler Form nur athmend,
In glatten Redensarten und in Phraſen,
Die Dir Gemüthlichkeit zuſammen brockt.
O könnt' ich Dir doch einen Spiegel weiſen,
Der Dich ſo ganz in der Erbärmlichkeit,
Wie ich Dich ſchaue, wiedergiebt! —
Stolzirſt Du als Vergangenheit einher,
So gleichſt Du einem rieſigen Geſpenſt,
Vor dem erſchreckt zwerghafte Enkel zittern:
Kommſt Du als Gegenwart, ſo lebſt Du nur
Im Augenblick, der Dich gebärend, tödtet;
Als Zukunft biſt Du eines Schatten Schatten,
Ein traurig Nichts, das uns zum Wahnſinn bringt,
Wenn wir in ſeine ſchwarze Oede ſtarren!

Die Zeit.

Thor, armer Thor, willſt Du mich meſſen,
Nach der Secunden-Uhr, die eure Angſt
Erfand, weil ihr vor jeder Größe bebt,
Und ſie zerſtückelt nur ertragen könnt!
Ihr habt mich eingetheilt, wie ihr die Welt
In Kugeln und in Felder eingetheilt —
Wer aber hat die Theile überſchaut?
Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft
Sind Ein's in mir und Well' auf Welle rauſch' ich
Vom Aufgang bis zum Niedergange fort,
Ein ungetheilter Strom, der nie verſiegt,
Und der im klaren Buſen Erd' und Himmel
Und Sonn' und Sterne trägt — und Alles,
Was ſeinen Ufern nahet, wiederſpiegelt.
Tritt Einer nun zu mir, uneins
Und krank und unzufrieden, ſo wie Du,
Die ſchöne ew'ge Harmonie verkennend,
Die ihn mit mir und mich mit ihm vereint —
Strahl' ich ihm dann ſein Ebenbild zurück,
Wahr, klar und ungeſchmeichelt, wie ich muß,
So giebt er mir die Schuld der Häßlichkeit,
Nicht ſich, nicht ſeiner Leidenſchaft und Sünde!
Der Arzt bin ich, der Dir Dein Uebel nennt,
Und den Betrüger Du, und Lügner ſchiltſt,
Weil er Dir Mäßigkeit und Ordnung räth,
Die, der unmäßig iſt und ordnungslos!

Der Menſch.

Ach, Worte, Worte, nichts als arme Worte,
Die jedes todte Buch mir beſſer ſagt,
Schulweisheit, aus den Heften des Profeſſors —
Wie willſt Du Dich damit rechtfertigen?
Lebend'ges Leben, Thaten will ich ſeh'n,
Du träges thatenloſes Weſen!
Will ſehen, was dem Tag nicht, nicht dem Jahr,
Was der Unſterblichkeit die Hände reicht,
Was mich erheben, tröſten kann und ſtärken
Für das unſel'ge Loos, das mir geworfen,
Zu ringen mit des Geiſtes beſten Kräften,
Zu ſtreben mit des Herzens regſtem Feuer,
Raſtlos zu wirken und zu bauen
Und doch nur einen Schatten zu erhaſchen,
Der mit der Sonne unſer's Lebens ſchwindet.
Iſt die berühmte Leiche eingeſargt,
Wird ſie vergeſſen, wie die Schaufel Erde,
Die ſie bedeckt und alle ihre Mühen! —
O weh! es iſt ein ſchrecklicher Gedanke!
Unwandelbar und heiter bleibt der Himmel,
Die Erde geht den altgewohnten Gang,
Der Frühling löſt den Winter ab, der Herbſt
Den Sommer — Alles, Alles bleibt ſich gleich
Im alten ew'gen Hauſe der Natur,
Und doch — doch ſtirbt mit jedem Pulsſchlag d'rinnen
Das Köſtlichſte, was es beſitzt — ein Menſch!
D'rum zeig' mir das Beſtehende in Dir,
Du, die nur das Vergehende erzeugt!

Die Zeit (majeſtätiſch).

So ſchaue, Wurm, weil Du nicht glauben willſt —
Doch früher helle ſich Dein Blick vom Staube.
(Sie flügelt ſich mit ihm empor. Sonnen-Aufgang.)

Der Menſch (ängſtlich).

Halt ein — mir ſchwindelt, wohin trägſt Du mich?

Die Zeit.

Zum Licht! (Sie hält inne)
Was ſiehſt Du jetzt?

Der Menſch (tief bewegt, nach einer Pauſe).
Die Welt, die reiche Welt!

Die Zeit.

Sie iſt's, die jetzt vor Deinen Augen liegt,
Im erſten Morgenſtrahl des neuen Tages —
Sie iſt's, die alte wunderbare Welt,
Mit allen ihren Sonnen und Atomen,
Gehalten von der Hand des Unergründlichen —
Sie iſt's, ſo wie ſie war und iſt und ſeyn wird,
Ganz — ungetheilt — bis auf das kleinſte Stäubchen —
Die Welt, die reiche Welt! —
Sind Deine Zweifel nun verſtummet, Grübler?
Erkennſt Du, was beſteht und was vergeht?
Nicht Einzelnahmen, und nicht Einzelthaten,
Nicht Einzelgröße und nicht Einzeltugend —
Das Ganze, das Du thränenbebend ſchauſt,
Und das die Zeit, die Du verdammet haſt,
Das dieſe Zeit Dich jetzt beſchauen läßt!

Zwei Notizen über Rußland.

In Montulé's Reiſe nach Rußland (Paris, 1825) lieſt man folgende Anekdote: „Ich hatte das Glück, mich eben in St. Petersburg zu befinden, als das Feſt des heiligen Alexander im Kloſter St. Alexander-Newsky vom Erzbiſchof und ſeinen ſechzig Geiſtlichen

Digitized by Google

begangen wurde. Der Zulauf der Menge war ungeheuer. Im Augenblick, als die Kaiſerin Mutter angefahren kam, ereignete ſich ein merkwürdiger Zufall. Auf dem Platze vor der Kirche ſah ich alle Zuſchauer mit in die Höhe gerichteten Augen, mit halb offenem Munde und der ſtummen Stellung der Aengſtlichkeit gen Himmel ſchauen. Zwei Adler ſchwebten über ihnen in weiten Kreiſen. Plötzlich nahm ihr Flug die günſtige Richtung nach der Sonne. Sogleich erſcholl ein allgemeines Freudengeſchrei, und das Volk ſah in dieſem Zufall eine glückliche Vorbedeutung für Kaiſerin und Kaiſerſtaat. Dies erinnerte mich an die römiſchen Auguren und an ihren Vögelflug.“

Eben dieſer Montulé ſagt: „Um in Rußland reiſen zu können, muß man ſich mit einem Paß verſehen, den man von der Poſt löſet. Von St. Petersburg nach Moskau (728 Werſte, 104 deutſche Meilen) zahlt man für einen ſolchen Paß auf drei Pferde 45 Papier-Rubel (zwiſchen 10 — 12 Thaler). Sobald man in einem Dorf anlangt, wird der Wagen von einer Menge Gaffer umlagert. Alles ſpricht zugleich; Alles bietet ſeine Dienſte an; Alles ſagt ſeine Meinung über die Pferde und das Fuhrwerk; Alle finden Alles ſchadhaft; der Eine rückt an einer Feder: der Andere rüttelt an einer Speiche; der Dritte zupft an einem Riemen; der Vierte, Fünfte und Sechste unterſucht die Räder, die Achſe, ſtößt den Kaſten an und läßt ihn ſchwanken: Jeder findet etwas aus zu beſſern; und dabei fließt ein Strom von Worten, mit lauter Stimme, mit wichtigem Ton und Nachdruck, ſchreiend und ſchneidend accentuirt; um ſo auffallender, da es mit den langen Bärten, den weiten Trachten und den ernſthaften Geſichtern ſo ſeltſam abſticht. Und doch iſt dieſer Auftritt bei dem Ankommen nichts, im Vergleich mit der Abfahrt-Scene. Dann erſt geht der Lärmen an; dann häufen ſich die Schwierigkeiten; dann iſt es ſchwer, aus der Stelle zu kommen. Hat man nur einen Strick angeknüpft, einen Riemen erſetzt, das geringſte am Wagen oder am Zeuge geflickt, ſo kommt der Erſte und verlangt Geld für ſeine Mühe; zugleich kommt ein Zweiter und verlangt Geld für das Ende Strick oder Riemen; man ſieht ſich nach dem Erſten um: der iſt verſchwunden und man muß doppelt zahlen, oft dreifach: Jeder will es gethan haben. Die Araber können in Rußland in die Schule gehen. Der Araber lächelt, wenn man ihn über den Betrug ertappt; ſeine Augen ſind auf die unſrigen geheftet und er giebt endlich nach. Der Ruſſe hingegen bleibt ſteif und unbeweglich, keine Muskel verändert ſich; er ſchreit, er ereifert ſich, er ſchwenkt die Arme — Alles, ohne Einem in's Geſicht zu ſehen; er läßt nicht ab, er giebt nur nach, wenn man ihn — prügelt oder mit der Fauſt in's Geſicht ſchlägt. Hiervon bin ich Zeuge geweſen. Die Ruſſen werden mir freilich einwenden: es ſey dem nicht ſo: ich müſſe mich geirrt haben; aber — ich ſagte die Wahrheit.“

Th. Laurin.

M o ſ a i k.

Als der Herzog von Anjou im Jahr 1378 eine Geſandtſchaft nach Sardinien ſchickte, um wegen der Baleariſchen Inſeln mit dem Fürſten dieſes Landes zu unterhandeln, fanden die Geſandten den Letzteren in weißen Stiefeln auf einem Canapee ruhend, ſie ſtolzen Antlitzes zur Audienz empfangend. Als ſie ihren Antrag beendet hatten, erwiederte er ihnen ſehr offenherzig: „Er halte ihren Fürſten für einen Meineidigen, der kein Verſprechen zu halten wiſſe, ihm Vieles vorſpiegele, aber nichts halte!“ (Letzteres war allerdings ſchon geſchehen.) — Die Geſandten wiederholten dennoch ihr Geſuch, und wollten dies um ſo mehr unterſtützen, indem ſie dem König anzeigten: „Ihrem Fürſten ſey ein junger Sohn geboren und der Herzog thue den Vorſchlag, ob dieſer Sohn nicht dereinſt der Gemahl der Tochter des Königs (von Sardinien) werden dürfe?“ — In unſern Zeiten hätte ſich ein unbedeutender Fürſt (wie der von Sardinien damals war) gewiß durch den Antrag eines Hauſes, wie das Anjouſche, geſchmeichelt gefühlt. Unſer König damaliger Zeit erwiederte aber rundweg: Dieſem Anerbieten liege wahrſcheinlich wieder eine neue Gaunerei zum Grunde; übrigens ſey die Sache ſelbſt überhaupt albern und lächerlich. „Meine Tochter“, fuhr er fort, „iſt mannbar, und des Herzogs Sohn ein Säugling. Ich will aber meine Tochter bei meinen Lebzeiten vermählen, und mich an ihren Kindern noch erfreuen, nicht aber den Wind abwarten, der noch erſt wehen ſoll!“

Ein älterer Dichter hat ein Sprüchlein, was heut zu Tage das Motto manches Buches, mancher Zeitſchrift ſeyn könnte, nämlich:

„Läſt'rern, die vor Galle ſchwellen,
Naht gewißlich einſt die Stunde,
Wo ſie mit verruchtem Munde
Selbſt ſich an den Pranger ſtellen.“

Die Verachtung iſt wie eine Pille. Man kann ſie wohl ganz hinunter ſchlucken, aber nicht kauen, ohne das Geſicht zu verziehen.

A. Münde.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. „Alexander und Darius“, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Fr. v. Uechtritz, zum erſten Mal gegeben am 10. März. — Der junge Dichter, dem wir dieſes Trauerſpiel verdanken, hat einen Weg eingeſchlagen, der ſich von der Richtung, welche unſere Tragödie ſeit geraumer Zeit genommen, ſehr weit entfernt. Nichts von künſtlichen Verwicklungen, von heftigen Spannungen, von Auftritten, welche die menſchliche Natur in tiefer Erniedrigung zeigen, und unſer Gefühl mit den widerwärtigſten Empfindungen peinigen. Alles iſt hier vielmehr einfach und natürlich; eine entſcheidende Weltbegebenheit geht mit großartigen Schritten an uns vorüber; nichts iſt geſucht,

Digitized by Google

überladen, aufgetragen: keine fremdartigen Motive ſpalten und ſtören das Intereſſe, indem ſie es ſcheinbar zu erhöhen ſuchen. Es iſt wohl ein Wageſtück zu nennen, eine ſolche Tragödie dem Publikum vor zu legen, welches ſchon ſeit einer Reihe von Jahren von namhaften Dichtern wie ein Kranker behandelt wird, dem nur noch mit heftigen und immer heftigeren Reizen das Leben zu friſten iſt, und wenn dann nach der Anwendung eines ſolchen Mittels eine ſtarke Erregung folgt, ſo ſchreit man Mirakel und ſpricht von wahrer, ächter Poeſie. Aber je heftiger die Mittel ſind, welche dergleichen unnatürliche Erregungen herbei führen, deſto ſicherer folgt ein Uebermaaß von Schwäche und Erſchlaffung, deren Symptome ſich leider auch immer unverkennbarer zeigen. Es iſt daher am allerwenigſten die Schuld des Publikums, wenn es ſich ſo verwöhnt zeigt, und ich denke, Hr. v. Uechtritz hat unter dieſen Umſtänden alle Urſache, mit der Aufnahme ſeines Stücks zufrieden zu ſeyn — Worin der Verfaſſer ſeinen Dichterberuf am entſchiedenſten ausgeſprochen hat, das iſt die klare und lebendige Anſchauung, aus der ſein Stück entſprungen iſt. Es iſt nicht das Ergebniß der Reflexion, ſondern einer poetiſchen Durchdringung der Begebenheit. Der Dichter hat nicht, wie es, zumal in unſeren Tagen, häufig geſchieht, zu Abſtraktionen Perſonen geſucht, die ſie darſtellen ſollen; er hat nicht etwa das Elend und die Gefahren des Deſpotismus oder irgend einen andern, dem Glücke der Menſchheit förderlichen allgemeinen Satz anſchaulich machen wollen, und nun die Geſchichte von Alexander und Darius wie einen Beweis dieſes Satzes dargeſtellt; ſondern es ſind jene Geſtalten aus ihrer nebelhaften Ferne, mit Fleiſch und Bein bekleidet, ſeiner Phantaſie entgegen getreten, und ſo hat er ſie wiedergegeben. Das gegenſeitige Verhältniß dieſer beiden Könige iſt der Mittelpunkt ſeiner Tragödie, daher es in der That weder auf dem Einen noch auf dem Andern ruht, noch auch zwiſchen Beiden getheilt iſt. Es iſt dem Dichter gelungen, die Maſſen in richtigen Verhältniſſen zu ordnen, und wirkſam einander gegenüber zu ſtellen. Dieſes iſt der Faden, der ſich durch das Ganze zieht und das Einzelne zuſammenhält So innig verbunden, wie da, wo an das perſönliche Intereſſe einiger Perſonen Alles geknüpft iſt, können die einzelnen Theile des Gemäldes hier freilich nicht ſeyn, aber ſie ſollen es auch nicht. Denn in dem Verhältniſſe, als die Tragödie in ihren Perſonen mehr die Weltgeſchicke, die ſie lenken, darſtellt, oder ihre Begebenheiten auf ſie ſelbſt bezieht, muß ſie anderen Geſetzen für ihre Struktur folgen. Wer möchte aus „König Johann‘ und aus „Romeo und Julia" dieſelben Grundſätze für den Zuſammenhang des Drama ableiten, wenn es nicht die höchſten und allgemeinſten ſind? — In der Darſtellung des Alexander iſt der Dichter von jener würdigen Anſicht ausgegangen, welche den großen König nicht, wie es dreiſte Unverſchämtheit gethan, als einen gemeinen Länderräuber verurtheilt, noch auch alles Herrliche ſeiner erhabenen Natur vermißt, um nur bei der unverſtandenen Beſchuldigung des Ehrgeizes behaglich zu verweilen. Ihm iſt Alexander der von der lauten Stimme ſeines Innern in die Bahn des Halbgotts, für den er ſich ſelbſt erkennt, gelockte Held, begeiſtert und wie trunken von dem Gedanken, eine Welt zu erobern, um ſie zu formen. Immer deutlicher wurde ihm, ſeit jene Stimme zuerſt in ihm ertönte, ſein erhabenes Ziel; das Ringen danach bringt es zu entſchiedener Klarheit, und wenn er es in unſerer Tragödie ſeinem Hephäſtion mit vorſchauender Beſonnenheit enthüllt, ſo iſt darin nichts, was nicht eines ſolchen Helden würdig und in ſeinem Charakter vollkommen gegründet wäre. — Im Darius iſt der Zwieſpalt zwiſchen ſeiner weichen Natur und dem ſchweren Beruf, der ihm geworden, und die unumgängliche Nothwendigkeit ſeines Untergangs, die daraus entſpringt, ächt tragiſch. Wie ſehr ſein inneres Weſen und die daraus hervorquellenden Wünſche der Stellung des K ö n i g s fern liegen, iſt gegen das Ende, wo Darius den Tod ſeiner Statira erfährt und darüber ganz zuſammenbricht, vom Dichter ſehr gut zuſammengefaßt in den Ausruf: nun erſt könne er König ſeyn; ein Ausbruch des bitterſten Hohnes des in ſeiner Seele ganz Zerſchmetterten, der es nun auf das eindringlichſte fühlt, wie ſehr ihm der K ö n i g im Wege geſtanden, ein glücklicher M e n ſ ch zu ſeyn. Beſonders aber iſt es zu loben, daß dieſe vorherrſchende Weichheit im Darius den Dichter nicht, wie es von der Mittelmäßigkeit ſo oft geſchieht, zu einer einſeitigen Zeichnung ſeines Charakters bewogen hat. Abſtammung, nationale Denkungsart und Vorurtheile, vor Allem aber der wirkliche Beſitz des alten Deſpotenthrons üben auf dieſen König den mächtigſten Einfluß und führen in ſeinem Benehmen Widerſprüche, oft ſchroffe Gegenſätze herbei, die aber unter dieſen Einflüſſen in der Natur des wunderbar zuſammengeſetzten Menſchenherzens ſehr wohl begründet ſind. Ganz und gar Perſer ſind neben dem Könige ſeine Satrapen Beſſus und Nabarzanes, und doch in ihrer Eigenthümlichkeit gut unterſchieden. Der ſchnelle Uebergang von der niedrigſten Schmeichelei zur unwürdigſten Behandlung ihres Herrn iſt im ächten Charakter dieſer Aſiaten. Daher iſt es vom Dichter wohl überlegt, daß er die Verſchwörung nicht erſt lange vorbereitet und pſychologiſch motivirt, ſondern, ihren Urſprung mit wenigen Worten andeutend, ſie gleich hervortreten läßt. — Statira iſt der dieſen Umgebungen geſchichtlich fremdeſte Charakter, ohne doch in ihrer gränzenloſen Hingebung unwahr zu ſeyn. Wenn es ſich um das Schickſal von Nationen handelt, wenn uralte Einrichtungen zu Grunde gehen, wenn ein Weltreich in Trümmern dahinſtürzt, thut es wohl, den Blick auf ein Weſen heften zu können, das Alles um ſich her um des Einen willen vergißt, dem es in Liebe angehört. Eine ſolche Liebe darf der Dichter in alle Zeiten und zu allen Nationen tragen. Statira's Tod iſt von der höchſten Wirkung; die demſelben vorhergehende Viſion, wo ſie das Schickſal der Schlacht im Geiſte erblickt, iſt indeß bis dicht an die äußerſte Gränze getrieben, jenſeits welcher der Dichter ſich nicht mehr im Gebiete der Natur und Wahrheit befindet! — Wenn der Dichter dieſer Tragödie den hier betretenen Weg verfolgt, wenn er der ſchwierigen Kunſt der dramatiſchen Gliederung und Anordnung mächtiger wird, wenn die Maſſen ſich mehr runden, und weniger abſichtliche Regelmäßigkeit durchblicken laſſen, wenn er einen gewiſſen Prunk mit der Empfindung zurück drängen lernt: dürfen wir bedeutende Erwartungen von ihm hegen. — Die Darſtellung auf unſerer Bühne zeugte (namentlich was die z w e i t e betrifft) von Fleiß und Liebe. Kaum wird man Hrn. Krüger („Alexander") je mit mehr Mäßigung haben ſpielen ſehen, die Verſe floſſen leicht und natürlich. Hr. Rebenſtein iſt der Rolle des „Darius" vollkommen gewachſen. Was würde dieſer Schauſpieler in der Tragödie leiſten können, wenn er die Verſe weniger dehnte, wenn er weniger betonen wollte, und weniger ſcharf! Die Einſicht, mit welcher Mad. Stich den Charakter der „Statira" in ſeiner Eigenthümlichkeit erkannte und wiedergab, die Stärke und Würde ihres tragiſchen Pathos loben wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Unter den minder bedeutenden Partieen verdient das Spiel des Hrn. Lemm („Nabarzanes") darum hervor gehoben zu werden, weil es weniger bemerkt worden zu ſeyn ſcheint. Der Fleiß, den dieſer Schauſpieler auf die Ausmalungen des Einzelnen verwendet, ein Beſtreben, welches ſich heut zu Tage immer mehr in haltungsloſe Unbeſtimmtheit verliert, verdient alle Anerkennung. Sein Mienenſpiel war trefflich durchgeführt, und wenn ſich z. B. in der Scene, wo Alexander das Anerbieten des Darius verwirft, ſeine rechte Hand, wie dem inneren Grimm gehorchend, gleichſam unwillkührlich zuſammen ballte, ſo war dieſes einer der Züge, wie wir ſie leider auf der Bühne immer ſeltener ſehen.

J. W. Loebell.

Beilage: Bemerker Nr. 12. und Blatt der Ankündigungen Nr. IX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker.

No. 12. 1826.

Beilage zum 54ſten Blatte des Geſellſchafters.

Ein Buch ohne Verleger.

Düſter und mit tief gebeugtem Haupte, wie es einem Rezenſenten der jetzigen belletriſtiſchen Literatur geziemt, trat ich aus der Bücherſtube in das freundliche Zimmer einer kleinen Geſellſchaft lebensfroher Mädchen. Hier wurde geſungen, getanzt und geplaudert. Da ich ſchlecht ſinge, auch das Tanzen nicht meine Hauptleidenſchaft iſt, ſo plauderte ich mit den Plaudernden. Ein junges Mädchen erzählte, daß ihr Bruder geſtern ein Buch mit nach Hauſe gebracht habe, welches, ernſt und luſtig, der ganzen Familie Vergnügen gemacht habe. Es wären Comödien. Der Verfaſſer heiße Cosmann Paderano. Mir war der Verfaſſer und ſein Buch fremd; aber die Unterhaltung über dieſes Buch hatte mich vorwitzig gemacht, ich bat darum — und jetzt liegt's vor mir.

Wirklich — ein ſeltſames Buch! Schon der Titel: „Dramatiſche Dichtungen betrübten und ſpaßhaften Inhalts“, (ein Verleger iſt nicht angegeben; doch ſteht darunter: Berlin, 1825; gedruckt bei Müller), zwang mich, auf Augenblicke den Finger über den Naſenrücken weg zu legen und auch Einiges zu denken. Dann ſchritt ich zum Vorwort. Da finden ſich hübſche Einfälle. Der Verfaſſer wirft den Theater-Directoren — die Hamburger und Leipziger Bühne nimmt er aus — einen Hieb über das ganze Geſicht, wird auch gegen ein kleines Männlein etwas perſönlich, legt Rechenſchaft darüber ab, daß er den Preis ſeiner Werke nach dem Marktpreiſe der Kartoffeln einrichte und ordnet die Vergünſtigungen und Würden, welche er ſeinen Subſcribenten zugedacht hat. Wer auf ein Exemplar ſubſcribirt, deſſen Name wird dem zweiten Bande vorgedruckt, der Subſcribent auf zwei Exemplare erhält auf ſeinen Namen einen ſanften Knittelvers, wer drei Exemplare nimmt, deſſen Namens-Knittelvers wird in Muſik geſetzt. Andere werden abgebildet zu Pferde, und die höchſte Belohnung iſt denen zugedacht, welche auf fünf Exemplare ſubſcribiren: ſie erhalten ihren eigenen Einſpänner. Dergleichen würde freilich mehr helfen, als das Betteln um Pränumeranten und Subſcribenten, womit die neueſten Genie's ihr literariſches Leben um einige Monate zu verlängern ſuchen!

Sodann erzählt der Verfaſſer, wie er zur erſten Dichtung, welche das Buch enthält, gekommen ſey. Andere Poeten pflegen ſo glorreich oder beſcheiden zu verkünden, wie der Hauch der Begeiſterung ſie ergriffen u. ſ. w., damit nur der Leſer recht viel Begeiſterung daran ſetzen möge, um des Buchs Begeiſterung zu finden. Hier iſt kein Apoll, der ihn in Schwung geſetzt hat; es macht vielmehr die zärtlichſte Sehnſucht nach einem Linſengericht ihn zum Dichter. Spaßhaft genug iſt das kleine Spiel in Hexametern: „Der Triumph der Schönheit“. Um die Langeweile der Göttinnen im Olymp zu bezeichnen, zählt die Pallas ihre zehn Finger nach, ob ſie auch alle noch richtig ſind. Man kann die gähnende Langeweile, den geſchäftigen Müßiggang kaum treffender zeichnen. Ich will dieſes Vorſpiel näher berühren. Der Triumph der Schönheit gilt der Schauſpielerin Madam Neumann, bei ihrer Anweſenheit in Berlin. Sie ſpielt als Schönſte der Schönen die Hauptheldin. Das Sujet der Burleske iſt folgendes: Im Olymp iſt großer Streit zwiſchen der Juno und den übrigen Göttinnen. Die Juno, als Mama, will wieder Ordnung und alte Sitte bei den unthätigen und verwöhnten Göttinnen einführen. Minerva ſoll das Ginghamkleid nähen, die übrigen göttlichen Damen Teltower Rüben putzen, und Venus einen Topf mit Pellkartoffeln für den Abendſchmaus an's Feuer ſetzen. Dabei hält ſie dem ſchlafenden Jupiter eine derbe Predigt, daß ſie ſeines Tabacksqualms wegen alle acht Tage die Gardinen waſchen müſſe, daß er zu ſtark ſich für den Rum intereſſire u. ſ. w. Der Papa wird vom Lärm geweckt, er will ſeiner Ehehälfte Silentium gebieten, fällt aber, als dieſe ſich in Poſitur ſetzt, in gewaltigen Schreck, bittet und weint. Aber die zornglühende Juno ſtürzt mit der Drohung ab, ſich an ſeinen Perücken in der Kammer zu rächen. Einſtweilen kommt Merkur mit den Tages-Neuigkeiten von der Erde. Er erzählt dem Alten, welch himmliſches Weib er getroffen. Es iſt die Neumann. Der Alte geräth außer ſich; er will und muß den Engel ſehen. Merkur ſchlägt vor, noch am ſelben Abend zur Erde herab zu ſteigen, zum Berliner Theater; hier trete ſie in der Rolle der „Eboli“ auf. — Jubelnd trollen ſie dahin ab. Leider aber hat Ganymed den abentheuerlichen Plan belauſcht; er entdeckt ihn der Juno. Dieſe ſteht gleich in hellen Flammen; ſie will dem Alten auf dem Fuße nach. Minerva und Venus ſollen ſie begleiten, Alle bewaffnet mit alten Topfſcherben. Wo ſie ihn finden, ſoll er belagert und beſtürmt werden. Nun wird der Schauplatz vom Himmel zur Erde verlegt. Der Nachtwächter tritt mit ſeinem Spitz in der Mohrenſtraße auf; er unterhält ſich mit ihm über Madam Neumann, die damals dort wohnte. Das Theater iſt eben aus. Jupiter und Merkur kommen athemlos die Mohrenſtraße herunter gelaufen. Jupiter klagt dem Merkur ſein Unglück: er hat ſich auf der Bühne hinter die Couliſſen ſchleichen wollen, um der Neumann recht nahe zu ſeyn, und da hat ihn der wachthabende Bramarbas weggejagt. Jetzt überlegen die Herren, wie ſie der Schönen die Aufwartung machen wollen. Merkur vertröſtet auf morgen, doch Jupiter kann keinen Augenblick mehr warten. Sie begegnen dem Nachtwächter; dieſer zeigt ihnen das Haus, wo die Neumann wohnt, wo ſie eben vorfährt. Jupiter ſpringt zum Wagen, um ſie heraus zu heben und ruft ihr eine Verherrlichung entgegen. Er vergreift ſich aber und faßt Hrn Neumann; dieſer weiſt kurzhin dem Herrn ſeine Wege. Madam ſpaziert am Arm ihres Gatten in's Haus, die Götter haben das Nachſehen. — Jetzt erwacht der Zorn des Donnergottes; er will nach ſeinen Blitzen greifen, doch Merkur hat ſie einzupacken vergeſſen. In dieſer Noth hilft Liſt. Jupiter reißt dem Merkur einen Ohrring aus den Ohren; den in dieſem befindlichen Brillanten will er als gefunden der Neumann hinauf bringen, ob ſie den Stein etwa auf der Bühne aus ihrem Schmucke verloren. Er betritt zitternd das Vorzimmer. Hier iſt das Glück ihnen günſtig; Herr Neumann hat

Digitized by Google

ſich in die hinteren Zimmer entfernt, um ſich's bequem zu machen; ſie iſt allein und phantaſirt am Flügel. — Jupiter tritt auf und erkundigt ſich nach dem Verluſt des Brillanten; er giebt ſich für einen Recenſenten der Zeitung aus. Madam Neumann betrachtet ihren Schmuck und erklärt, daß ihr kein Brillant darin fehle, dankt dabei höflich für gütige Bemühung. Unmöglich kann ſich Jupiter hiermit trocken entfernen. Die ſtürmende Gluth zerſprengt ihm die Bruſt; er fängt an zu phantaſiren und fällt auf die Knie. Madam Neumann will entfliehen, in dieſem Augenblick kommt Merkur mit dem Zetergeſchrei, daß die Weiber aus dem Olymp anſtürmten. Madam Neumann ſteht in Beſtürzung gefeſſelt; Jupiter wird knieend überraſcht von der eintretenden Juno, Minerva und Venus. Wild dringt Juno auf ihn, wüthend ſucht ſie die Nebenbuhlerin; ſchon hält ſie einen Topf empor, ihr Auge entgegnet dem der Madam Neumann; da prallt ſie, wie von einem Zauberſtrahl getroffen, zurück. Träumeriſch ſich ſammelnd ruft ſie die Worte aus:

„— — — — Unſterbliche Götter!
Iſt das wirklich ein Weib, iſt es ein irdiſches Weib?"

und Minerva ſpricht in gleicher Extaſe:

„Wahrlich! vom Schein und vom Seyn iſt ſchwer hier das Räthſel zu löſen,
Solch ein vollendetes Bild ſchuf der Gedanke noch nie."

Venus ſetzt hinzu:

„Wohl mir, einſt ward mir der Preis, vom ſchönen Hirten auf Ida,
Nimmer hätt' Venus geſiegt, trat ſie zur Seite mir hin."

Schmeichelhafter konnte der Carlsruher Schönheit nicht gehuldigt werden, als durch ſolchen Akt. Der Dichter ſcheint indeſſen bei dieſen Stellen an ihrer Schönheit ein gar zu lebendiges Intereſſe zu nehmen. Die Juno ſchließt die Spitze der Huldigung mit den Worten:

„Alter, zum erſten Mal iſt Dir Deine Strafe erlaſſen,
Solcher Thorheit darf ſich Zeus Kronion ſelber nicht ſchämen,
Solche Thorheit kann ſelbſt eine Juno verzeih'n."

Dieſe humoriſtiſch geſchriebene Satyre hat Feinheiten, welche dem Profanen nie ſichtbar werden. Dieſer nimmt die Satyre bloß als ſolche, und glaubt nicht, daß noch eine Satyre darin ſich verſtecke, die erſt erkannt wird, wenn man die erſte Maske der Satyre abnimmt. Sehr ſcharfſinnig hat der Dichter zwiſchen Kunſt und Natur bei der Neumann und Stich eine Parallele gezogen. Es war ſehr gewagt, dieſe Künſtlerinnen ſo gegen einander zu ſtellen. Die Auflöſung ſolcher Aufgabe iſt in wenig Umriſſen ſehr brav (?) gelöſt. Ich nehme die ganze Stelle hier auf. Der Dichter ſchildert die Neumann als „Braut von Meſſina" und ſpricht:

(??) „Keine Schönheit, womit bei einem Schiller die rhytmiſche Form den Ausdruck beſchenkt, vermochte ihr zu entgehen. Schwerlich hat dieſes Meiſterſtück der lyriſchen Muſe jemals eine Beatrix gehabt, die bei ſolcher äußern Anmuth, Würde und Schönheit, einen ſolchen feinen Takt, ſolch angenehme Bewegung, ſolch ſüße Harmonie und Muſik in ihrer Rede beſaß, als die Neumann. In den zarteſten Nuancen, in den leiſeſten Vibrationen läßt ſich ihr volles Organ noch ſilberrein und lieblich vernehmen. Was die reizende, unſchuldige, beſcheidene Madam Seidler in Berlin als Sängerin beſitzt, das wird ihr in der Rede. Durch alle Schwingungen der edlen Gefühle, beſonders in den ſchmelzenden Klagen der Sehnſucht und Liebe, führt ſie einen unwiderſtehlichen, einen unausſprechlichen Zauber."

„Die gefeierte Stich ſteht der Neumann gewiß glänzend gegenüber. Ihre Empfindungs-Gemälde ſind reicher, ſind mannigfaltiger, als die der Neumann. Sie hat mehr Stärke in Darſtellung großer Charaktere, hat mehr ergreifende Wahrheit. Steigt das Gefühl bei ihr zur leidenſchaftlichen Heftigkeit, ſo wird auch ihre Sprache härter und rauher. Sie kann ihren Gegenſtand erſchüttern, durchbohren, zermalmen! Ihre Kunſt ringt raſtlos nach unbeſchränkter Freiheit und Größe. Im prächtigen und erhabenen Ausdruck, in hohen und feierlichen Harmonien iſt ihre Stimme Meiſterin. Ihre ganze Action iſt pathetiſch. Sie eignet ſich entſchieden für heroiſche Dichtungen, für die höhere Tragödie. — Wenn ſie Verſe recitirt, ſo iſt der majeſtätiſche, der zornige und ſtarke Jambus, überhaupt ſind alle imponirende und prächtige Versmaaße, als der Moloſſus, der Bacchius, der Anapäſt, für ſie ſehr geeignet."

„Dagegen hat die Neumann in der Action, wie in der Rede, mehr Zartheit, mehr Anmuth. Wenn jene uns auf den wilden Kampfplatz der Leidenſchaften hinaus führt, mit unwiderſtehlicher Gewalt das innerſte Leben in unſerm Buſen erſchüttert, mit ſtarkem Angriff die ſtarken Leidenſchaften erregt und reinigt; ſo führt uns dieſe in die lieblich blühenden Thäler einer unſchuldigen Hirtenwelt, und entlockt uns die ſüße theilnehmende Thräne. Der ſanfte, ſchmeichelhafte Trochäus, der artige ſchelmiſche Daktylus, ſpielen wunderhold in ihrem ſchönen Mündchen. Sie ſtimmt ſo ganz für Anakreons ſchmelzende Lieder, für Theokrits ländliche Idyle."

Doch überall würde ich dieſes Urtheil nicht mit unterzeichnen. Die Stich ſteht unzweifelhaft einige Stufen höher, ſchon als mimiſche Künſtlerin. Uebrigens hat der Dichter ſie nur in deklamatoriſcher Hinſicht beleuchtet. Es dürfte auch, wie geſagt, ein geheimer Funke in der Bruſt des Dichters mehr geglüht haben, als bei dem kalten Kunſtrichter es ſeyn ſoll. Daß er bei den jetzigen überall eingeführten Erſparniſſen ſehr genügſam in Betreff der Beſoldung als Prieſter Apoll's ſich zeigt und nur mit einem Küßchen quartaliter auf den Etat will, iſt ganz in der Ordnung; daß er aber nebenbei nicht das Zehnfache als ordentliche und außerordentliche Gratifikation begehrt, iſt in unſerer ſparſamen Zeit befremdend.

Die nun folgende Schilderung der Aufführung des erſten Stücks, „der ſchöne Bund" genannt, in einem Berliner Liebhaber-Theater, verdiente, daß ein Hogarth dazu die Zeichnungen lieferte. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß dieſes Vorwort (beinahe drei Bogen ſtark!) mir einen ſeltenen äſthetiſchen Genuß verſchafft hat. Was ich tadeln möchte, iſt, daß in der ſcherzhaften Schreibart dieſes Buchs zu viel Diminutiva gebraucht ſind. Vormals die Jonier und einige Afrikaner, z. B. Apulejus, jetzt vorzüglich die Italiener, mißbrauchen dieſe ſonſt niedlichen Spiele der Komik bis zum Widerwillen. Ganz ſie zu verwerfen würde Verkehrtheit ſeyn. Eben ſo wie wenn man einen Ariſtophanes ſeine Verkleinungs-Endungen, *Σωκρατιδιον*, *Ευριπιδιον*, und unzählige von der Art, nehmen wollte, ihm hierdurch zugleich eine Menge parodiſcher Zierlichkeiten geraubt würden, ſo darf man auch hier nicht alle entfernt wünſchen, aber eine kleine Portion dieſer Diminutiven konnte das vorliegende Werkchen ohne Schaden verlieren.

(Der Schluß im nächſten „Bemerker".)

Moliere und Schlegel.

In der neulich (1825) in Paris erſchienenen „Histoire de la vie et des ouvrages de Molière, par J. Taschereau", kommen zuletzt die über dieſen Dichter ausgeſprochenen Urtheile vor. Unter Anderem heißt es: „Ein Kritiker, mit Recht der Stolz des literariſchen Deutſchlands, Herr Schlegel, hat in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur Moliere mehr als ſtreng beurtheilt. Wir bemerken nur, daß ein Dichter, der die Sitten ſeines Vaterlandes und ſeines Jahrhunderts in komiſcher und ſatyriſcher Weiſe ſchildert, von Männern aus einem andern Zeitalter und aus andern Gegenden, wo anderer Geſchmack, andere Sitten, folglich auch andere Lächerlichkeiten, Ungereimtheiten und Schiefheiten (travers) zu Hauſe

ſind, nicht füglich beurtheilt werden kann. Die Perſonen im „Misanthrope“ müſſen dem Deutſchen eben ſo ſeltſam und wunderlich vorkommen, als die Namen und Reden derer, die Goethe auftreten läßt, in franzöſiſchen Ohren barſch und rauh (barbares et disharmonieux) klingen.“ Th. L.

Oppoſitionen im Vorübergehen.

Einer unſerer erſten Schauſpieler verfehlt einen Hauptzug im „Tartüffe“. Moliere ſchildert ſeinen Heuchler undurchdringlich, inaſſibel, ohne alles äußere Kennzeichen ſeines Innern; eben deswegen hält er kein Selbſtgeſpräch, er hat keinen Vertrauten, er tritt nicht ein Mal mit ſeinem Diener auf; ihm entfährt kein Wort, worin er zu erkennen gäbe: „Ich bin ein Heuchler, ich ſpiele eine Rolle!“ Folglich darf ihm auch keine Miene, kein Zug, keine Bewegung dem Zuſchauer verrathen. Nein, gediegen, wie ein Bild aus Marmor oder Erz, ſteht er da; nicht einmal bei'm Abgange rührt ſich der äußere Menſch. Jener Schauſpieler giebt ihm dagegen heimliche Freude, heimliche Furcht, heimliche Ausbrüche der Leidenſchaft u. ſ. w. Darin liegt ein ausgemachter Irrthum.

Woher kommt es, daß man im Deutſchen ſo oft leihen und borgen unter einander und mit ſich ſelbſt verwechſelt? Waaren borgen heißt Waaren auf Borg geben und nehmen. Geld leihen heißt bald: es ihm leihen (prêter), bald es von ihm leihen (emprunter, lehnen). — Mit lernen iſt es (nicht nur im Deutſchen, ſondern auch im Franzöſiſchen, mit apprendre) derſelbe Fall: Ich lerne bei dem Meiſter N. (bin bei ihm in der Lehre); der Meiſter N. lernt (lehrt) ſeinen Burſchen gut. J'apprendre le françois chez Mr. N. Mr. N. m'apprend (m'enseigne) le françois. Wahrſcheinlich kommt die Verwechſelung daher, weil lehren und lernen immer zuſammen geht, und eines als Activum, das andere als Neutrum oder Paſſivum zugleich gedacht wird. C.

1826. No. IX.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Für Confirmanten.

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau bei und nach ihrem Eintritte in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Töchter. 2 Theile mit 2 Kupfern. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Geh. Auf Druckpapier 1 Thlr. 21 Gr. oder 3 Fl. 20 Kr. Auf Velinpap. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Inhalt: Das Feſt der Confirmation. — Des heiligen Nachtmahls erſte Feier. — Gebete und Betrachtungen in der Woche der Confirmation. — Gebete und Betrachtungen für den Confirmationstag, die Beichte und die erſte heilige Nachtmahlsfeier. — Ueber die Beſtimmung der Jungfrau im Allgemeinen. — Ueber das Glück, ein reines Herz zu beſitzen und ſich zu erhalten. — Mittel, ſich ein reines Herz zu bewahren. — Religioſität, die Krone der Jungfrau. — Der Beruf der Jungfrau und die ihn umfaſſenden Kenntniſſe. — Häuslicher Sinn und häusliches Leben.

Briefe über Friederichs Serena. Als Anleitung für Mütter und Erzieherinnen zum richtigen Gebrauche dieſes Werkes. Von einem praktiſchen Erzieher (E. Bernſtein). Geh. 4 Gr. oder 18 Kr.

Friederich, Dr. G., Heliodor. Des Jünglings Lehrjahre. Für religiös gebildete Söhne. Geh. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl.

Inhalt: Des Jünglings erſte Nachtmahlsfeier mit ihren Nachklängen. — Der Abſchied von dem älterlichen Hauſe. — Ueber die Beſtimmung des Jünglings im Allgemeinen. — Ueber die Pflege des Körpers und der Geſundheit. — Selbſterkenntniß und Selbſtbeherrſchung. — Anbildung eines feſten Charakters. — Das Leben in der Geſellſchaft und das Leben in der Natur. — Freundſchaft. — Das Leben in Gott und ſeinem göttlichen Sohne. — Harmoniſche Ausbildung des Seelenberufs. — Die Wahl des Berufes. — Vaterlandsliebe. — Häusliches Glück.

Hufnagel, E., Das Leben Jeſu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Theile mit 2 Kupfern. Geh. 3 Thlr. oder 5 Fl.

Obige Schriften ſind durch alle Buchhandlungen zu haben. Frankfurt a. M., im März 1826.

J. D. Sauerländer.

Im Verlage des Unterzeichneten ſind ſo eben folgende Werke erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Maltitz, G. A. Freiherr von, Schwur und Rache, Trauerſpiel in vier Akten. 8. 1 Thlr.

Hecke, Griechenlands Entſtehen, Verfall und Wiedergeburt, oder: Sind die Griechen Rebellen? Sind die Türken ihre legitime Regierung? Staats- und völkerrechtlich beleuchtet. 8. 16 Gr.

— Wiens Kunſt, Natur und Menſchen. In vergleichender Betrachtung mit Berlin, London und Nordamerika. 8. 1 Thlr.

E. H. G. Chriſtiani,
in Berlin, Schloßplatz und Breiteſtraßen-Ecke
Nr. 1, und in Hamburg.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Denkwürdigkeiten Indiens. Enthaltend eine kurze geographiſche Beſchreibung von Oſt-Indien, nebſt einer gedrängten Geſchichte Hindoſtans, von den früheſten

Zeitaltern bis zu Ende der Marquis-Haſtingſchen Verwaltung im Jahr 1823, von R. G. Wallace, Esq. Aus dem Engliſchen von F. L. Rhode.

gr. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Indien, dieſes Land der Wunder, ſo reich an Naturmerkwürdigkeiten und Denkmälern eines grauen Alterthums, das dem Philoſophen, dem Natur- wie dem Geſchichtsforſcher einen ſo reichen Stoff zu Betrachtungen darbietet: iſt, im Allgemeinen, weniger noch bekannt, als es, ſeines hohen Intereſſe wegen, ſeyn ſollte. Um ſo willkommener muß dem Publikum das Werk eines Mannes ſeyn, der, als Augenzeuge, manche ſeiner Vorgänger zu berichtigen Gelegenheit hatte; als ſolcher giebt er uns die Schilderung jener Länder und Völkerſchaften, ihrer Denkmäler und Inſtitutionen und des jetzigen Zuſtandes derſelben unter engliſcher Herrſchaft; die Geſchichte der Niederlaſſungen der Europäer, der letzten Kriege der Engländer in dieſem Lande. Dieſem iſt ein reichhaltiger Anhang geſchichtlicher und naturhiſtoriſcher Notizen und Schilderungen beigefügt und durch ein vollſtändiges Sachregiſter die Brauchbarkeit des Werkes, für Leſer aller Art, vermehrt und erhöht.

Bei Johann Fr. Gleditſch in Leipzig
iſt ſo eben die zweite Abtheilung von

Gutsmuths Lehr- und Handbuch der Erdbeſchreibung, zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage,

erſchienen und auch unter dem beſondern Titel in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch zur geographiſch-ſtatiſtiſchen Kenntniß der außer-europäiſchen Erdtheile

für Freunde der Erdkunde und vorzüglich für den Handelſtand. Nach den neueſten Nachrichten und den beſten Quellen bearbeitet

von

Joh. Chr. Fr. Gutsmuths.

gr. 8.

Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien enthaltend.

Preis: 3 Thlr.

Beſtimmt erſcheint bis Pfingſten:

„Das Schönſte und Gediegenſte

aus

Jean Pauls Schriften.

Rechtmäßiger Auszug in 6 Bänden",

circa 2500 Seiten. Mit Portrait, Biographie, Charakteriſtik. Subſcriptionspreis jedes Bändchen in Taſchenformat 12 Gr., auf franz. Papier 16 Gr.; in Octav, Schrbpap. 18 Gr., Velinpap. 1 Thlr. Durch die verſchiedenen Formate und Papiere aufgehalten gelten bis Ende Oſtermeſſe die billigen Pran. Preiſe für das Ganze von 2½ Thlr., 3½ Thlr., 4 Thlr. und 5 Thlr.

Die competenteſten Richter haben das Nützliche, Verdienſtliche und Nöthige eines wohlgeordneten Auszugs erkannt. Ein bekannter Schriftſteller und Kritiker giebt ihn, nennt ſich und ſpricht ſich näher in der Vorrede aus.

Ausführliche Anzeigen, ſo wie vom

„Deutſchen Dichterſaal,

von Luther bis auf unſere Zeiten"

(zu gleichen Preiſen) ſind in allen Buchhandlungen zu haben und bei mir (wo auch bedeutende Frei-Exemplare).

Leipzig, den 23. März 1826.

Ernſt Klein, Buch- und Kunſthändler.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feſtſpiel

mit Geſang und Tanz.

Zur Säkularfeier

von

Weiſſens Geburtstag

von

Mahlmann.

Aufgeführt auf dem Theater in Leipzig

und

zum Beſten der Weißiſchen Stiftung in Annaberg

herausgegeben.

gr. 8. Leipzig: Ernſt Fleiſcher. (Geh. Preis: 4 Gr.)

„Drum ſoll das heut'ge Feſt auch eine Stiftung gründen,
Die ſeinen Namen führt in Annaberg,
Erziehungs-Anſtalt armer Kinder ſoll
Des Kinderfreundes ſchönes Denkmal werden."

Zum Beſten einer Erziehungs-Anſtalt für arme Kinder wurde dieſe Dichtung der Preſſe übergeben, und vorſtehende, aus derſelben entlehnte Stelle wird den edlen Zweck am wärmſten darlegen, zu vielen Herzen ſprechen, und ſicher einen reichlichen Abſatz bewirken. Den Ertrag werde ich ſeiner Zeit an die hieſige Behörde der gedachten Anſtalt richtig gelangen laſſen.

Leipzig, März 1826.

Ernſt Fleiſcher.

Bei uns iſt ſo eben folgendes Werk erſchienen und in allen Buchhandlungen für 2½ Thlr. zu haben:

Mathematiſch-conſtructionelle

Entdeckungen

von

Bernhard Wanſchaff.

Mit zwölf Kupfern.

Schon vor dem Drucke haben Sachkenner öffentlich darüber höchſt günſtig geurtheilt und wir glauben demnach, daß Männer vom Fach ſich gern damit beſchäftigen werden, das Werk zu prüfen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 7. Apeil. 55ſtes Blatt.

Der Leibpage.

Unter duftenden und prangenden Blumen ſtand Maria von Mendoza auf dem Balcon ihres Landhauſes unweit Madrid, und ſchaute durch die Schatten der ſtill verſchwiegenen Nacht hinaus in die dunkle Caſtanien-Allee, des zögeenden Geliebten haeeend. — „Ee bleibt lange!“ ſagte ſie mit einem unterdrückten Seufzee, und preßte die kleine weiße Hand auf den wogenden Buſen, als wolle ſie die Sehnſucht des liebeglühenden Herzens beſchwichtigen. Mißmuthig ſtützte ſie dann das ſchöne Haupt in die Hand, da ertönten raſche Schritte untee den Caſtanien, und bald waed eine hohe, kräftige Jünglings-Geſtalt ſichtbar. Unter dem leichten Baeett, welches nachläſſig auf dem Scheitel ruhte, drängte ſich eine Füll: blonder Locken hervor, die wallend über den Nacken floß. Die glänzenden, dunkelblauen Augen ſchienen des Noedens Milde mit des Südens Gluth zu einen, und auf der hohen offenen Stien thronte ein edler Stolz. Frei und kräftig ſcheitt der Jüngling dahee, wie zum Herrſcher geboren. — „Mein Juan!“ flüſteete Maria ihm vom Balcon entgegen. — „Maria!“ antwortete er, und ſteeckte unwillkübelich die Arme nach ihe aus; ſie eilte herab, dem Geliebten die Thüe zu öffnen. — Kaum hatte ſich dieſe hinter ihm geſchloſſen, als noch eine menſchliche Geſtalt aus dem Dunkel dee Caſtanien-Allee hervor trat. Aber wie verſchieden wae dieſe von der vorigen. Eine kleine unanſehnliche Figur. Schwarzes ſtruppiges Haar hing wild um den Kopf. Tief in das Geſicht gedrückt bedeckte das Baeett beinahe die kleinen grünen Augen, die, größtentheils niedeegeſchlagen, nur zuweilen tückiſch lauernd aufblitzten. Keiner dee Züge des ganzen Geſichts war klar ausgeſpeochen, doch ſchien ſo viel gewiß, daß dee Kampf widerſteeitender gehäſſiger Leidenſchaften ſie ſo unangenehm veezerrt habe. Spähend, lauſchend, ſchlich der Unheimliche immee näher, und als ee jetzt das Gekoſe der Liebenden durch das geöffnete Fenſtee zu vernehmen glaubte, ballte er in ohnmächtiger Wuth krampfhaft die Hände. — „Alſo nicht Tugend iſt es“ — murmelte er in ſich hinein — „welche das ſchöne Weib abhält, mein Flehen zu erhören, wie ich Thoe genug war zu wähnen? Auch ſie kennt die Liebe, und ergötzt ſich an deeen Süßigkeiten in den Armen eines Andern, wäheend ich, ich, dee Königsſohn, zurück gewieſen werde, mit einer Kälte zurück gewieſen, die nahe an Verachtung geenzt. Ha! das foedeet Rache, blutige Rache! — Doch zu reizend iſt die ſchöne Schlange; daher ſey noch ein Sturm gewagt, und mißlingt auch der, nun, dann Verderben über das girrende Päechen, oder ich will nicht Caelos heißen!“ — Damit wickelte er ſich in ſeinen Mantel, der finſtee wae, wie er ſelbſt, und verſchwand im nahen Geſträuch.

Der junge Tag ſtieg bereits im Oſten aus dem Meere hervoe, da öffnete ſich wieder die Thüe des nahen Landhauſes, und heraus ſchlüpfte der glückliche Juan. Noch einen Kuß drückte ee auf der herrlichen Maria Lippen, und eilte dann in das Gebüſch, dem Blicke neidiſcher Spähee ſich zu entziehen. Ihm nach ſchlich

Carlos, der die ganze Nacht hier gewartet, und vor Eifer glühte, ſeinen glücklichen Nebenbuhler kennen zu lernen. Kaum traten Beide in das Freie, als er ihn mit Staunen erkannte. „Alſo der Knabe?“ murmelte er, nicht bedenkend, daß er ſelbſt nur wenige Jahre mehr zähle. Er verdoppelte jetzt ſeine Schritte, Juan ein zu holen. — „Guten Morgen, Prinz!“ redete er ihn an. — Flüchtig dankte Juan und wollte eben fragen, was den Infanten ſchon ſo früh vom Lager gelockt habe, als Carlos, ungeduldig, ſeinem Zorn Worte zu geben, ſprach: „Ihr habt einen ſonderbaren Weg eingeſchlagen, Knabe, Euch zu dem geiſtlichen Stande vor zu bereiten, dem Ihr beſtimmt ſeyd. Wenn Ihr ſchon jetzt, wo noch nicht der erſte Pflaum um Euer glattes Kinn ſproßt, die Nächte mit ſchönen Weibern durchſchweigt, was wird man bei reiferem Alter von Euch erfahren! Wahrlich!“ ſetzte er höhniſch lachend hinzu, „Ihr berechtigt zu herrlichen Erwartungen!“ — Unwille röthete das Geſicht des beleidigten Juan. Tief empfand er die kränkenden Worte, doch mehr noch verdroß es ihn, daß der Schleier des Geheimniſſes, der bisher ſein Verhältniß zur ſchönen Mendoza ſo glücklich barg, jetzt frech zerriſſen war. Er entgegnete: „Ihr thut ſehr übel daran, Carlos, mich an meine mir verhaßte geiſtliche Beſtimmung zu mahnen. Auch paßte ſich die Kutte wahrlich viel beſſer für Euch, der den mangelnden Muth ſelbſt zu erheucheln verſchmäht und deſſen einzige Waffen Tücke, Hinterliſt und Verrath ſind!“ — Raſch griff Carlos bei dieſen Worten nach dem Schwerdte, und auch Juan legte die Hand auf den Griff des ſeinigen; aber des Infanten Feigheit ſiegte über ſeine augenblickliche Aufwallung. Er ließ die Hand ſinken und ſagte verächtlich: „Ihr vergeßt, holdes Knäblein, daß Ihr mit dem Thronerben Spaniens ſprecht!“ — „Mit dem Juan d'Auſtria dennoch nicht tauſchen möchte!“ fiel raſch der Jüngling ein. — „Ganz nach Eurem Belieben!“ lachte der Infant. „Sonderbar“, fuhr er dann fort, „daß endlich doch einmal unſere Meinung überein ſtimmt. Auch ich würde mit Euch nicht tauſchen, ſelbſt nicht, um im Arme Eurer ſchönen Buhlerin meiner Beſtimmung vergeſſen zu können!“ — „Infant!“ ſchrie wüthend Juan, und das Schwerdt blitzte in ſeiner Rechten. — „Verbirg ſchnell den blanken Stahl, Knabe!“ ſagte Carlos ruhig; „es möchte ihn Jemand bemerken und dann wegen gebrochenen Burgfriedens gegen Dich klagen. Auch würde es Dir wenig Ehre bringen, Deinen künftigen König und Herrn meuchlings zu morden!“

Jetzt erſt ſah Juan, daß er während des Geſprächs den geheiligten Boden vom Bezirk des Königlichen Pallaſtes betreten hatte. Unmuthig warf er daher ſein Schwerdt klirrend in die Scheide: dann wandte er ſich zu Carlos und ſagte feierlich ernſt, daß es beinahe klang, als rede er in prophetiſcher Begeiſterung: „Sey nicht zu ſtolz auf Deine Ausſicht, den Thron des mächtigen Spaniens zu beſteigen. Nicht ungeſtraft läßt die ewige Vorſicht Frevel auf Frevel häufen, und wenn das Maaß voll iſt, weiß ſie ſelbſt den mächtigſten Verbrecher zu zermalmen!“ Nach dieſen Worten wandte er dem Infanten den Rücken, und ging, ſeinen Freund und Vertrauten, den Prinzen Alexander Farneſe, auf zu ſuchen, um Freud und Leid der jüngſten Zeit mit ihm zu theilen.

„Schlimm!“ ſagte Alexander Farneſe, als Juan ihm erzählt, was ihm ſo eben mit dem Infanten begegnet — „ſehr ſchlimm, beſonders, daß Carlos um Deine Liebe weiß. An Dich, den Löwen, wagt ſich der Feige nicht: aber Maria wird der Tückiſche zu verderben trachten. Laß uns mit reger Sorgfalt ihr Leben und ihre Freiheit bewachen. Will's Gott, gelingt es uns, dem Argen die gehoffte Beute zu entziehen. Doch leicht iſt dies wahrlich nicht, denn Carlos ſcheut, iſt ſeine Leidenſchaft gereizt, kein Mittel, um zum Zweck zu gelangen, und gewiß iſt Eiferſucht hier mit im Spiel. Ich müßte mich ſehr irren, oder die ſchöne Mendoza erfüllt des Infanten Bruſt mit dem Feuer unreiner, doch darum nur um ſo verderblicherer Leidenſchaft.“ — „Du irrſt, Alexander!“ ſagte Juan; „unmöglich kann Dir unbekannt ſeyn, was der ganze Hof täglich durch neue Beweiſe beſtätigt ſieht.“ — „Du meinſt des Infanten Liebe zu unſrer großen Königin? Glaube mir, Juan, die iſt nichts als Maske, wie Carlos ganzes Thun und Treiben nur bezweckt, die Welt zu täuſchen. Irre ich, ſo bitte ich zugleich ihm meine ungerechte böſe Meinung herzlich ab, aber ich glaube, Carlos ſinnt Verrath, Verrath gegen ſeinen Vater!“ — „Unmöglich!“ unterbrach ihn Juan. — „Laß mich ausreden!“ bat Alexander — „Herrſchſucht iſt eine von Carlos Hauptleidenſchaften, und Philipp lebt ſeiner Ungeduld zu lange. Daher trachtet er, ſich ſeiner zu entledigen; doch iſt er klug genug, es ein zu ſehen, es werde zu ſo unerhörtem Frevel Niemand ihm hülfreich die Hand reichen. Nun ſucht er ſich den Schein des Rechtes und der Tugend zu verſchaffen, wohl wiſſend, daß die Menſchen gern dem Frevel auch die Strafe folgen ſehen, und, iſt dieſe gerecht, dem Werkzeuge derſelben Beifall zujauchzen. Dies nun iſt der Grund, ſo glaube ich es wenigſtens, weshalb er Liebe heuchelt zu ſeiner Mutter, die anfangs ihm beſtimmte Braut. Die Welt ſoll mit Abſcheu auf den Vater blicken, der ſeinem Sohne die geliebte Braut raubte, um ſelbſt in ihren Armen das Glück zu finden, zu dem Alter und Verträge den Infanten berechtigten. Dies auch der Grund, weshalb Carlos mit Eifer die Sache der unterdrückten Niederländer unterſtützt und ſich offenbar des Vaters ganzem Zorn ausſetzt. Die Welt, die ſeine

Beweggründe, ſeine Abſichten nicht kennt, ſoll den Edelmüthigen bewundern, der ſich ſelbſt aufopfert für die Sache eines fremden, unterdrückten Volkes. Glaube mir, Juan, erreicht Carlos ſeine Zwecke und wirft dann im Gefühl der Macht die Maske ab, die ihn drückt, und die er ferner nicht für nöthig hält, ſo mag der Erdball vor ihm zittern." — „Doch wir zittern nicht!" rief Juan in edler Hitze und reichte dem Freunde die Rechte. Kräftig ſchlug dieſer ein und Beide wiederholten: „Wir zittern nicht, wie auch der Himmel Alles fügen möge!" — „Nun freue Dich aber auch mit mir, mein Alexander!" ſagte Juan jetzt, ſchnell wieder erheitert — „freue Dich mit mir; bald werde ich die Wonne erleben, Vater zu ſeyn. Dieſe Nacht geſtand Maria es mir mit lieblicher Verſchämtheit!" — „Du Glücklicher!" entgegnete Alexander mit ſichtlich herzlicher Theilnahme. „Wärſt Du es nicht, ich könnte Dich beneiden. Ja, es iſt ein Engel, dieſe Maria Mendoza, herab geſtiegen vom Himmel, die armen Sterblichen zu beglücken! — Juan, könnteſt Du je der Liebe dieſes Mädchens mit Undank lohnen, je vergeſſen, daß ſie mit Vater und Mutter ſich entzweite, um Dir an zu gehören, daß ſie die glänzendſten Verbindungen ausſchlug, Deiner Liebe ſich ganz und ohne Rückhalt hin zu geben, könnteſt Du dies Alles vergeſſen, wahrlich, ich müßte von Stund' an aufhören, Dich zu lieben, und leicht könnte ich als rächender Vergeltungs-Engel vor Dich hintreten und Dich fragen, wie Du der Alles aufopfernden Liebe lohnteſt!" — „Wie Du Dich gleich wieder von Deiner ſüdlichen Hitze hinreißen läßt!" ſagte Juan, des Freundes Hand drückend; „wer Dich ſo ſähe, mein Alexander, der ſollte wahrlich glauben, der Frevel, den Du nur im Traume ſahſt, wäre ſchon begangen. Aber fürchte nicht, daß dies je geſchehe. Sieh, hier ſchwöre ich —." — „Halt, ſchwöre nicht!" rief Alexander, heftig die Hand ſeines Freundes herab ziehend, die dieſer zum Schwur bereits erhoben. „Hart müßte Deine Strafe ſeyn, begingſt Du dieſe Sünde; lade daher nicht noch die des Meineides auf Dich!" — „Wie?" fragte Juan, entrüſtet von ſeinem Sitze aufſpringend, „Du hielteſt mich fähig —!" — „Das nicht, mein Juan!" fiel Jener beſänftigend ein. „Könnte ich Dein Freund ſeyn, thäte ich dies? Aber wer vermag für ſeine künftigen Handlungen zu ſtehen, wer will für ſein Herz gut ſagen, das leider nur zu oft, auch bei den kräftigſten Männern, ſchon ein Spielball des Augenblicks ward. Daher bitte ich, ſchwöre nicht. Oder" — ſetzte er lächelnd hinzu — „hältſt Du Dich etwa der Erfüllung des Schwures, ohne den Schwur ſelbſt, nicht fähig?" — Der Prinz erreichte ſeine Abſicht. Juan verſicherte, der Schwur habe nur dazu dienen ſollen, ſeine Worte in den Augen des Freundes zu bekräftigen, und da dies nun nicht nöthig ſcheine, finde er auch den Eid nicht mehr erforderlich. So war der kleine Hader der beiden Freunde ſchnell wieder beigelegt. Noch beredeten ſie genau, wie ſie ſich vor Verrath und Hinterliſt ſchützen wollten, und ſchieden dann, Jeder den Geſchäften des Tages nachgehend. (Die Fortſetzung folgt.)

Notizen aus einem Reiſe-Tagebuche.

Ein franzöſiſcher Philhellene macht von einem Mahle, das er in Morea in Geſellſchaft des Fürſten Maurokordatos und einiger Primaten einnahm, folgende Beſchreibung, die an Aehnliches im Homer erinnert. „Ein gebratener Hammel", ſagt er, „ward ganz herbei gebracht und auf Blätter vom Platanus und wilden Feigenbaum gelegt. Einer der Gäſte, mit einem breiten Atagan (Meſſer) bewaffnet, zerlegte ihn mit Geſchicklichkeit, und die Stücke wurden unter die Anweſenden vertheilt. Ein äthiopiſcher Sklave ſchenkte der Reihe nach Wein aus einem Becher ein. Zahlreiche Toaſts wurden auf die Freiheit Griechenlands, auf das Glück, die Einigkeit ſeiner Kinder, auf die Fremden, welche gekommen, ihre Gefahren zu theilen und an ihren Anſtrengungen Theil zu nehmen, ausgebracht."

Der alte, durch die griechiſche Mythologie bekannte Lernaniſche Sumpf findet ſich auch noch jetzt an der alten Stelle. Die Lernaniſche Quelle, die ihn nährt, ſpringt aus einem Felſen hervor; Binſen, von einer außerordentlichen Höhe, und andere Waſſerpflanzen bedecken die Oberfläche des Moraſtes, aus dem beſtändig das einſylbige Geſchrei Tauſender von Heuſchrecken ertönt. Der heutige Name von Lerna iſt Mylos, alſo genannt von den dortigen Mühlen, welche beſtimmt ſind, die Gewäſſer des Sumpfes auf einer gewiſſen Höhe zu erhalten, um, ſo viel als möglich, die verderblichen Folgen der Stagnation zu verhindern. Der kleine Hafen von Mylos, am Meerbuſen von Napoli di Romania gelegen, iſt wegen ſeiner Lage für die nach Morea handelnden Bewohner des Archipelagus von Wichtigkeit. K.

Weſtöſtliche Gnomen.

36. Seinen Sohn zur Schule ſandte
Einſt ein König mit den Worten:
Strenge deines Lehrers ehre
Mehr als deines Vaters Liebe.

37. Genieße froh dein Leben:
Denn jeder Augenblick
Bringt dich dem Herbſte näher,
Nie kehrt der Lenz zurück.

38. Der Schmuck der Jugend ſchwindet,
Wie Blätter fallen ab,
Der ſtrenge Winter findet
Uns ſchon im ſtillen Grab.

39. Ein Stundenglas iſt unſer Leben,
Bald oben iſt der Sand, bald unten. v. B. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Königsſtädtiſches Theater. Am 28ſten März: „Herodes vor Bethlehem“. Dieſe von Mahlmann gedichtete Parodie des Kotzebueſchen Schauſpiels: „Die Huſſiten vor Naumburg“, hat eine ſolche Berühmtheit erlangt, daß hoffentlich Jeder, den die Literatur der Deutſchen intereſſirt, das Gedicht kennt. Der Werth deſſelben ſchützt das perſiflirte Stück vor der gänzlichen Vergeſſenheit; denn, obwohl ich weit davon entfernt bin, Kotzebue ſo gering zu achten, als die jetzige worthabende Welt in ihrer Affektation es thut; ja, ob ich zu behaupten mich erkühne, daß er noch unerſetzt iſt, dennoch darf man ſagen, daß er im ſogenannten Rühr-Drama, namentlich wo er ſich einbildete, einen geſchichtlichen Stoff zur Anſchaulichkeit gebracht zu haben, einer ſolchen Unnatur ſich hingab, daß von ſeinen Werken dieſer Art wenig für die Nachwelt zu retten ſeyn wird. Die Fähigkeit, zu erfinden und dem Stoff eine theatraliſche Zurichtung zu geben, kann ihm indeſſen auch bei ſolchen monſtröſen Bühnen-Arbeiten nicht abgeſprochen werden. „Herodes vor Bethlehem“ iſt eine höchſt eindringliche Kritik jenes verfehlten Strebens und zugleich ein Muſter für die phantaſtiſche Poſſe. — Das Publikum ſchien zum Theil nicht zu wiſſen, wie es den ſeltenen Humor deſſelben zu nehmen habe und da Manche niemals zugeben, daß ſie einen deutungsvollen Spaß nicht verſtehen und ſich lieber mit Unwillen helfen, ſo war anfangs die Stimmung im Unklaren, endlich aber ſiegte die Gewalt des echten Witzes und die Aufnahme entſchied ſich zum Rechten. Die Darſtellung war Seitens der Herren Spitzeder („Herodes“), Meyer („Adjudant“), Angely („Michel David“) ganz vorzüglich und im Allgemeinen (auch was die Coſtüme und Scenerie betrifft) lobenswerth und wird gewiß beſſer noch, ſobald mit dem Beifall der Muth, das kecke Gemälde auch überall keck aus zu ſtellen, ſich erhöht. Wie trefflich Hr. Schmelka den „Viertelsmeiſter“, Demoiſ. Schirer die „Sara“ auffaßte, dennoch ſchien uns ein Grad von Zaghaftigkeit mit zu ſpielen, die hier gar nicht an ihrer Stelle iſt. Daß Beide des jüdiſchen Dialektes nicht ganz ſicher ſind, läßt ſich vergeſſen, da dies der Satyre nur Nebenwerk iſt; aber das Charakteriſtiſche bedarf in dieſen Perſönlichkeiten der ſtärkſten Farben, damit die eingebildete Genialität in ihrer vollſten Lächerlichkeit erſcheine. Hr. Beckmann („Herold“), der auch Talent und guten Willen zeigte, darf ebenfalls mehr auftragen. Hr. Genke, als „Bürgermeiſter Hirich“, hätte wichtiger thun können; doch war die Art der Auffaſſung und ſeine Maske einer Parodie zuſagend, wenn auch auf andere Weiſe, als ſie Mahlmann bezwecken konnte. — Da wir ſchon mehrmals den Chorgeſang bei dem Königsſtädtiſchen Theater haben tadeln müſſen, ſo ziemt es ſich, zu erwähnen, daß der Introduktions-Chor gut eingeübt war und ſehr lebendig ausgeführt wurde. — r.

Spandau. Der Churfürſt Joachim der Zweite nahm im Jahr 1539 in der hieſigen Nicolai-Kirche das heilige Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, und legte dadurch zugleich das Bekenntniß einer Annahme der evangeliſchen Glaubenslehre öffentlich ab. Von hier ging das Licht der Reformation in der Mark Brandenburg aus. — Dieſer wichtigen Begebenheit gedenkend, hat unſer geliebter König der genannten Kirche, wie ſchon früher ein vorzüglich ſchönes, in Eiſen gegoſſenes großes Cruzifix, ein effektvolles Altar-Gemälde (von dem Maler F. Herdt in Berlin angefertigt) geſchenkt. Es ſtellt den Moment dar, in welchem der Engel des Herrn den Apoſtel Petrus aus dem Gefängniß führt. Das von dem Engel ausſtrahlende Licht auf den vom Erſtaunen ergriffenen Petrus iſt von einer ſeltenen Wirkung — Befreit von irrthümlichen Satzungen ging der Churfürſt Joachim der Zweite aus der Finſterniß zum Lichte, wie Petrus aus dem Gefängniß zur Freiheit über. —*.

Im Jahr 1812 ſollten auf der Brücke Ludwigs XVI. zwölf Bildſäulen von Generalen aufgeſtellt werden, welche im Dienſt für das Vaterland gefallen ſind. Mehrere derſelben waren ſchon fertig, als das Jahr 1814 eintrat. Da that Jemand den Vorſchlag, dieſe marmornen Invaliden unter die lebenden Invaliden nach dem Invaliden-Hauſe zu bringen. Der Vorſchlag fand Beifall und die fünf fertigen Bildſäulen wurden auf Schleifen nach ihrer Beſtimmung gebracht. Damit ſie den Invaliden ähnlich gehalten würden, brachte man ſie an einen ganz engen mit Bäumen beſetzten Ort, wo ſie aus Mangel an freier Luft wohl ziemlich bald verwittern werden! — Die Bildſäulen ſind, beiläufig geſagt, 12 Fuß hoch und von Meiſterhanden gemeißelt. Da die Generale ſämmtlich im Dienſt für das Vaterland gefallen ſind, ſo fragt man mit Recht, warum man die Bildſäulen nicht aufſtellt?! (Pandore.)

Im Theater der Porte St. Martin war unlängſt ein großer Maſkenball. Alles ging ſehr luſtig ab, bis auf einen Streit zwiſchen einem Bär und einer Schäferin, der ſehr ernſthaft wurde, indem Letztere ihren Gegner bei der Kehle feſt hielt und (zur Beluſtigung Aller) der Bär in großer Angſt zu ſeyn ſchien, ſo daß er ſogar Hülfe bedurfte. Aus dem Wortwechſel ergab ſich, daß der unſaubere Bär einer Savoyardin nachgegangen und dieſer die Cour gemacht hatte. Dies wollte die Schäferin (ſeine ältere Geliebte) nicht dulden, und ward ſo ergrimmt, daß der furchtſame Bär von zwei Gensdarmen in Schutz genommen werden mußte. Durch deren Vermittlung glich ſich indeß die Sache nach und nach wieder aus und nicht lange nachher ſah man das verſöhnte Paar im zärtlichen Verein nach dem Paradieſe (die Logenreihe, welche man in Deutſchland ſcherzweiſe eben ſo, gewöhnlich aber Gallerie nennt) ſchreiten. (Corsaire.)

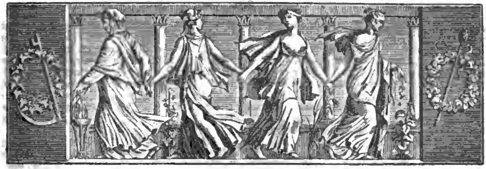
Was iſt Schönheit? Sokrates nennt ſie eine Tyrannei von kurzer Dauer; Plato ſagt: Es iſt eine Souverainität, welche die Natur uns verleihe! — Andere Philoſophen nennen ſie eine Königin für ſich, ein Reich ohne Sieg und Wächter! — Drolliger noch bethätigen einige fremde Nationen ihre Verehrung: Eine tartariſche Schönheit hat keine Naſe; eine indiſche hat möglichſt lange Ohren; Siamſche Schönheitskenner ſehen ſchöne Zähne als den häßlichſten aller Reize an! In China liebt man einen großen Leibes-Umfang, namentlich einen dicken Unterleib, u. ſ. w. Wer hat nun den richtigſten Geſchmack? (Pandore.)

Ein junger Studioſus der Wundheilkunde hatte ein Werk zu ſchreiben verſucht, betitelt: „Traité des maladies du coeur et des gros vaisseaux“, und dies Buch einem berühmten Herrn ſeines Metiers dedicirt. Als der Empfänger, bei Ueberreichung des Buchs, den Titel geleſen, ſagte er: „Das Letztere geht mich nichts an, das hätten Sie einem Herrn vom Marinewesen übermachen ſollen!“ (Vaisseaux heißt Schiffe, aber auch Gefäße) (Pandore.)

Im Meerbuſen von Miſſolunghi herrſcht der Gebrauch einer eigenen Art Fackel-Fiſcherei. Es laufen nämlich mehrere hundert Fahrzeuge, von 30 Fuß Länge und ganz niedriger Bauart, dazu aus. Wenn ſie verſammelt ſind, wird an einer 18 Fuß hohen eiſernen Stange, die mitten im Waſſer angebracht und ganz mit brennbarem Stoff überzogen iſt, letzterer in Brand geſteckt, nach welcher Helligkeit die Fiſche auf die Oberfläche des Waſſers kommen und dann von der Mannſchaft der Böte mit einer Art Gabeln geſtochen werden. Jedes Fahrzeug bringt wohl an 40 Pfund ſolcher Fiſche nach Haus. (Pandore.)

In Paris hat man zur Carnavalszeit einen Maſkenball gegeben, wobei unter andern Gruppen auch ein lebendes Schachſpiel dargeſtellt ward. König, Königin, Narr, Cavaliere, Thürme und Bauern erſchienen. Die Königin war aber ſo ſchön, daß das Schach dem Könige ganz unbeachtet blieb und man nur immer der Königin Schach bieten wollte! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 8. April. 56ſtes Blatt.

Gedichte, von Ludwig Halirſch.

2. An einen treuloſen Freund.

Fahr wohl, du armer Freund, fahr wohl!
Geſchehe denn, was ſoll!
Nimm deinen Weg, laß meinen mir,
Wie ich den deinen dir!

Fahr wohl! mir bleibt mein Jugendmuth,
Bleibt meine friſche Gluth —
Ich ſteh' im Sturm und Sonnenſchein
Allein, auf mir allein!

Ich ſteh', auf kahlem Fels ein Baum,
Für Einen nur iſt Raum!
Doch dieſer Eine bleibet ſtark,
Geſund und voller Mark!

Er ſchaut hinab in's weite Land,
Von Manchen wohl gekannt,
Und winkt den Wand'rer zu ſich her,
Zu ſchauen, ſo wie er;

Klimmt Jener d'rauf zu ihm hinan,
So giebt er Schatten dann,
Und unter ſeinem Blätterdach
Wird mancher Traum erſt wach!

Ihn küßt der erſte Sonnenſtrahl,
Ihn ſucht die Nachtigall,
Aus ſeinem Herzen friſch und frei
Klingt Frühlingsmelodei!

Und ſehnt er ſich auch manchesmal
Hinab in's dunkle Thal,
Wo ein treuloſer Bruder ſteht
Und den Verlaſſ'nen ſchmäht:

So tröſtet ihn die eig'ne Kraft,
Die aus ihm wirkt und ſchafft,
Die noch manch' frommen Dank erwirbt,
Wenn jener blüht und ſtirbt;

So weiß er, daß auf ſeinem Sitz
Nichts drohet als der Blitz,
Nichts, als des Himmels Schwerdt, der Blitz,
Nicht Menſchenwahn und Witz!

Der Leibpage.

(Fortſetzung.)

An einem ſchwülen Gewitter-Abend ſaß Maria von Mendoza an der Wiege ihres Kindes. Mit Thränen blickte ſie auf das Kind ihrer Liebe, von dem ſie ſchon in kurzer Zeit ſich trennen ſollte. Vor einigen Tagen hatte Juan ihr die harte Nothwendigkeit verkündet. Sie bat und flehte, ihr das Töchterchen nicht zu rauben; aber Juan, obgleich von dem Schmerz der Geliebten innig gerührt, beharrte feſt auf ſeinem Entſchluß, da er dieſe Trennung zur Sicherheit der Mutter ſowohl als des Kindes für unumgänglich nöthig hielt. Nur auf die dringendſten Bitten gab er ſo weit nach, daß Maria die Tochter noch eine Woche bei ſich behalten durfte, um ſich während dieſer Zeit mit dem trüben Gedanken vertraut zu machen, das Liebſte zu entbehren, was ſie nach ihrem Juan auf dieſer Erde beſaß. Jene kurzen acht Tage lagen jetzt hinter ihr, und ſchon am folgenden Morgen in der größten Frühe wollte Juan kommen, die kleine Anna ſelbſt zu Magdalena Quisciada zu bringen, der er dies theure Pfand an zu vertrauen beſchloſſen. Mit zärtlicher Sorgfalt

Digitized by Google

hatte die edle Frau über Juan's erſte Kindheit gewacht. Von ihr durfte er erwarten, daß ſie dem armen kleinen Weſen, welches ſchon bei der Geburt verdammt ward, von Vater und Mutter getrennt zu leben, die Liebe der Eltern ſo viel als möglich erſetzen werde. Er hegte das feſte Vertrauen, daß die treue Pflegerin ſeiner Jugend dem Zöglinge, den ſie wie einen eigenen Sohne liebte, die Bitte, ſein Kind zu erziehen, nicht abſchlagen werde. Auch lebte Magdalena Quiſtada ſeit dem Tode ihres Gatten, welcher Hofmarſchall Kaiſer Carl V. geweſen, ſtill und eingezogen auf ihrem Landſitze, und nur in der Verborgenheit lag Sicherheit für Anna. — Ein dunkles Gefühl ſchien der ſchönen Mendoza zu ſagen, daß ſie ihr Kind nie wieder ſehen werde, und Thränen heißer Wehmuth fielen auf die Wange der ſchlummernden Kleinen, welche lächelnd in dem Bettchen lag und nichts von dem Schmerze ahnte, den ihr Anblick ihrer Mutter verurſachte. So in ſich ſelbſt und in Träumereien über ihre Zukunft verſunken, hatte Maria ein leiſes Klopfen an die Thür überhört. Jetzt ward lauter gepocht und erſchreckt ſprang ſie von ihrem Sitz auf. „Juan!" rief ſie, in der Meinung, daß nur er es ſeyn könne, und ging, die Thür zu öffnen; aber ihre Kniee wankten ſelbſt bei den wenigen Schritten, denn ſie fürchtete Schlimmes von dem Beſuche zu ſo ganz unerwarteter Zeit. Jetzt öffnete ſie die Thür und taumelte mit einem Schrei des Entſetzens zurück, denn nicht ihr theurer Juan ſtand vor ihr, ſondern der Infant Don Carlos.

„Erſchreckt Ihr doch, ſchönes Fräulein, als wäre ich ein Geſpenſt!" ſagte er, mit zudringlicher Freundlichkeit näher tretend und die Thür hinter ſich anziehend. — Zwar mit zitternder Stimme, doch gefaßt nach der Heftigkeit des erſten Schreckens, fragte Maria: was ihr noch ſo ſpät die Ehre verſchaffe, den Prinzen bei ſich zu ſehen? — „Ich ritt hier in der Nähe vorbei!" entgegnete beinahe frech der Infant, indem er ſich ſetzte und Maria bat, ein Gleiches zu thun; „und da ich wohl vermuthen konnte, daß Euer Buhle heut nicht bei Euch ſey, beſchloß ich, ſeine Stelle auf ein Stündchen, oder noch länger, bei Euch zu vertreten!" — „Ihr müßt wohl ſicher das Unſchickliche Eures Betragens fühlen, Prinz!" ſagte Maria mit edlem Stolz, „und werdet die Bitte erfüllen, mich ſogleich zu verlaſſen!" — „Nicht doch, mein Täubchen!" entgegnete der Infant, indem er Maria zu umfaſſen ſtrebte — „feſt habe ich mir vorgenommen, heut mein Glück bei Dir zu verſuchen, und nicht eher darfſt Du darauf rechnen, *Deine Bitte* erfüllt zu ſehen, als bis *Du meine Bitte* erfüllt!" — „Ihr werdet frech, Prinz!" ſagte Maria, zitternd vor Schaam und Zorn. „Macht nicht, daß ich den Fürſten in Euch vergeſſe, und nur den Ehrenräuber ſehe. Erſchiene Juan in dieſem Augenblick —" — „Das wird er nicht!" unterbrach Carlos dieſe Rede. „Der ſah bei der heutigen Jagd der ſchönen Tochter eines Förſters, der uns ein Frühſtück bereitete, zu tief in die Augen, und übernachtet nun bei ihrem Vater!" Höhniſch lachte er nach dieſen Worten laut auf, doch ſichtbar gezwungen. — „Ihr irrt Euch ſehr, Prinz, wenn Ihr wähnt, mit Euern Lügen Glauben bei mir zu finden. Doch nun noch einmal, entfernt Euch, wenn Ihr nicht wollt, daß ich meine Dienerſchaft zu Hülfe rufen ſoll!"

„Sträube Dich, wie Du willſt!" rief Carlos, jetzt alle Mäßigung vergeſſend — „Du mußt dennoch die Meine werden!" und jeden Anſtand vergeſſend, den er dem zarteren Geſchlecht ſchuldig, umſchlang er ſie ſchnell mit beiden Armen und verſuchte einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken. Laut nach Hülfe rufend rang Maria mit ihm, und verſuchte vergebens, den Dolch zu erfaſſen, den ſie, gleich ſo vielen Spanierinnen, in ihrem Buſen barg. Da flog die Thür auf und herein traten Juan und der Prinz von Parma. Mit kräftigem Arm ergriff Erſterer den Infanten, riß ihn fort von der Geliebten und ſchleuderte ihn ſo heftig in die entgegen geſetzte Ecke des Zimmers, daß er erſt taumelte und dann zu Boden fiel. „Baſtard!" rief dieſer zähneknirſchend, indem er ſich mühſam erhob. Aber Juan achtete nur wenig auf ihn, denn bläſſer und immer bläſſer war Maria geworden, und jetzt ſank ſie ohnmächtig auf den hinter ihr ſtehenden Seſſel zurück. Juan ſprang ihr zu Hülfe, hatte aber Carlos Schimpfwort dennoch nicht überhört. Maria mit dem einen Arm umſchlingend, ſagte er, halb zu ihm gewendet, in kalter Verachtung: „Beſſer iſt es doch, eines großen Kaiſers Baſtard, als eines Kaiſers ungerathener Sohn!" — Kaum hatte er dieſe Worte geendet, als der Infant auf ihn zuſprang und ihm einen kräftigen Backenſtreich verſetzte. Noch ehe Juan Zeit gewann, ſein Schwerdt zu ziehen, um den Schimpf in dem Blute des frechen Beleidigers ab zu waſchen, hatte dieſer ſich durch die Flucht zu retten gewußt, und als Juan wüthend ihm nach wollte, da hielt der Prinz von Parma ihn zurück und beſchwor ihn, ſeinen Zorn zu beſänftigen und vom Könige Genugthuung zu verlangen, was bei dem hohen Stande des Infanten gewiß räthlicher ſey, als ſelbſt die blutigſte Rache an ihm zu nehmen. Lange ſträubte ſich Juan, auf des Freundes Worte zu hören, und erſt als Maria, die bald wieder ſich erholt hatte, ihn unter Thränen bat, ihn und ihres Kindes Schickſal zu bedenken, wenn der Infant durch ſeine Hand fiele, da erſt willigte er ein, dem Könige, ſeinem Bruder, Carlos Beſtrafung zu überlaſſen.

Als alle Gemüther wieder etwas beruhigt waren, als das Kind, durch den Lärmen aus ſeinem Schlummer geſchreckt, die Aeuglein wieder geſchloſſen, da erſt

Digitized by Google

fand Maria Worte, dem Himmel zu danken, der den Geliebten zu ſo gelegener Zeit ihr zum Schutz und zur Rettung ſandte. — „Wohl magſt Du Gott für ſeine Gnade danken!“ ſagte Juan; „doch nächſt ihm auch meinem theuern Alexander!“ Dabei drückte er innig die Hand des Freundes; Maria aber dankte ihm mit wenigen Worten, begleitet von einem Blick, der auch wohl größere Dienſte überſchwenglich belohnt hätte. — „Er“, fuhr Juan fort, „machte mir heut zuerſt bemerklich, daß Carlos ſich gegen das Ende der Jagd unter einem nichtigen Vorwand entfernt habe. Sogleich vermuthete ich ſeine Abſicht, doch war es mir unmöglich, eher ab zu kommen, als bis ich den König nach Madrid zurück begleitet hatte. Dann aber eilte ich mit meinem Alexander hieher, und, Gott und alle Heiligen ſeyen geprieſen! kam noch zu rechter Zeit, Dich gegen ärgere Unbill zu ſchützen!“ — Die Morgenröthe überraſchte die drei Engvereinten noch unter traulichen Geſprächen; die Reiſe aber unterblieb, da Juan jetzt keines Gedankens weiter fähig war, als wie es ihm gelingen könne, ſeine gekränkte Ehre bald und vollſtändig wieder her zu ſtellen. So erwuchs der armen Maria aus den Leiden des vergangenen Tages doch die Freude, ihre geliebte Anna noch einige, vielleicht auch noch längere Zeit bei ſich zu behalten.

Der heimtückiſche Carlos hatte ſeine Zeit trefflich benutzt, denn als Juan zu ſeinem Bruder entboten ward, den er um eine Unterredung unter vier Augen hatte bitten laſſen, war der König durch den Infanten bereits von dem Streite unterrichtet, und eben nicht ſehr zum Vortheil ſeines Bruders geſtimmt. Sichtlicher Unmuth machte das ſtets ernſte Geſicht Philipp's noch finſterer, und ſchon ehe Juan zu Worte kommen konnte, redete der König ihn an. „Es muß Uns ſehr unangenehm ſeyn, Prinz!“ ſagte er, „durch Unſern Sohn zu erfahren, daß Eure Ausſchweifungen Schuld an einem Streite und einem Auftritte waren, wie er unter den nächſten Verwandten des Königs von Spanien ſelbſt nicht in Gedanken ſtatt finden ſollte!“ — Ueberraſcht und unwillig, ſich ſo empfangen zu ſehen, wie er es weder verdiente noch erwartete, wollte Juan den König unterbrechen, aber mit einem unwilligen: „Ich ſpreche, Prinz!“ verwies Philipp, der dies bemerkte, ihn zur Ruhe. Nach einer kurzen Pauſe fuhr er dann fort: „Nicht unbekannt iſt es Uns, daß Ihr mit Maria von Mendoza ein verbotenes Liebesbündniß anknüpftet. Mehrere Glieder dieſer angeſehenen und achtbaren Familie, unter ihnen Maria's eigener Vater, empört durch die Unwürdigkeit Eures Verhältniſſes zu ihrer Verwandten, haben bereits vor längerer Zeit bei Uns Klage über Euch geführt; da Ihr jedoch bisher öffentliches Aergerniß zu vermeiden wußtet, wies Ich Jene mit ihrer Klage ab. Nun aber unterſage Ich Euch jeden ferneren Umgang mit der Mendoza bei Unſerer Königlichen Ungnade, deren Gewicht ſchwer auf Euch fallen möchte, wagtet Ihr, Unſere Befehle zu übertreten!“ — Kaum konnte Juan den Ausbruch ſeines Zornes noch zurück halten, da ſagte der König, vielleicht nicht ganz ohne Furcht vor den augenblicklichen Ausbrüchen der Wuth ſeines Bruders, mit etwas milderem Tone: „Ich will meinen Sohn nicht gegen Dich in Schutz nehmen. Auch er hat unverantwortlich gefehlt, und Strafe gebührt ihm, wie ſie Dir durch meinen Verweis bereits geworden. Ich habe ihn zu Mir entbieten laſſen, und er ſoll in meiner Gegenwart Dich um Verzeihung bitten. Ich hoffe“, ſetzte er wieder ſtrenger hinzu, „daß des Königs Stiefbruder es für hinlängliche Genugthuung halten wird, wenn des Königs Sohn geſteht, er habe gegen ihn gefehlt!“ — Schweigend verbeugte ſich Juan, und in dem Augenblicke trat Carlos ein. — Er erblaßte, als er Juan gewahrte, und unwillig murmelte er auf des Königs Geheiß einige unverſtändliche Worte dem Oheim zu, welche eben ſo gut eine neue Beleidigung, als eine Abbitte der bereits geſchehenen, enthalten konnten, die Juan aber gezwungen für das Letztere nehmen mußte. Zugleich ward er durch ein kaltes Kopfnicken Philipp's entlaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Weſtöſtliche Gnomen.

40. Wo ſind die Helden aus der frühen Zeit?
Wo ſind die Schätze, die ſie aufgehäuft?
Verſchwunden ſind die Schätze mit den Helden!

41. Zwei Bettler leben friedlich in der Hütte,
Zwei Fürſten nicht in eines Landes Mitte.

42. Ein ungerechter Fürſt kann nicht regieren:
Kann wohl ein Wolf die Schafe führen?

43. Des Geizhals Geldesluſt wird nie geſtillt,
So wie der Thau den Brunnen nimmer füllt.

44. Dem Guten fehlt zum Wohlthun oft das Gold,
Der Reiche iſt dem Armen ſelten hold.

45. Menſchen ſind nicht ohne Sünden,
Ohne Dornen keine Roſe zu finden.

46. Wenn Regen nicht auf hohen Bergen fiele,
So trüge bald der Tigris keine Kiele.

47. Zwei Eſel eine Karavan,
Zwei Weiber ein Divan.

48. Du überdeckſt die Quelle mit der Hand;
In ihren Wellen ſtürzt der Elephant.

49. Den jungen Baum entwurzelt
Die Hand von einem Kinde;
Der ſtärkſte Mann erſchüttert
Am alten kaum die Rinde.

50. Dem Durſtigen erſcheint im Traume
Die ganze Welt als eine Pflaume. v. B. E.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Auf meiner Rückreiſe von Italien habe ich mich nun wieder in dieſer Kaiſerſtadt ſechs Wochen und zwei Tage

Digitized by Google

ganz wohl befunden, was namentlich meinen Körper betrifft. Denn, ehrlich geſtanden, mein Geiſt ruht hier etwas aus. Ich bekümmerte mich, wie dies der Bericht dokumentirt, den ich bei meinem früheren Aufenthalt in Wien dem „Geſellſchafter“ ſchickte, allerdings am Lettner; dieſe iſt aber, verſteht ſich beſonders in Bezug auf Zeitſchriften, nicht weit her. Daß der „Beobachter“ anfängt, die Neu-Griechen in einem beſſern Lichte zu ſehen (Kurzſichtigkeit kann alſo doch bis zu einem gewiſſen Grade geheilt werden); daß die Wiener Hofzeitung eine gute Hofzeitung und namentlich in ihren — Intelligenz-Blättern recht intereſſant iſt; daß die von Hrn. Schickh herausgegebene „Wiener Zeitſchrift“ im Felde der ſchönen Literatur (ſie heißt nach demſelben Begriffe ſchön, wie das zweite Geſchlecht auch allgemein ſo genannt wird, obwohl mitunter —!) als vorzüglich genannt wird, die „Theater-Zeitung“ noch immer nicht zugeben will, daß es auch außer denen, die nicht auf die Theater-Zeitung pränumeriren, ſchlechte Schauſpieler giebt; daß der „Sammler“ fortfährt, den Freideuter, will ſagen Nachdenker, zu repräſentiren — wer wird für ſolche alte Nachrichten neues Porto (ohnehin draußen erhöht) zahlen wollen? Von fremden Zeitſchriften ſieht man an öffentlichen Orten ſehr wenige; eine Anſtalt, wie die von Stehely in Berlin, giebt's hier nicht; d. h. wenn wir von einer Herbeiſchaffung der fremden Journale reden, denn an Conditoreien iſt übrigens in Wien wahrhaftig kein Mangel. So treibt man ſich denn im Volke umher — am Ende freilich beſſer, als wenn man ſich den Magen und den Geſchmack zugleich verdirbt — und da fällt mir gar oft ein: Ach, wenn doch dieſe Gutmüthigkeit zu verſchicken wäre, wie das Falſche, das man von hier nach allen Gegenden ſchickt, nämlich die Wiener Locken. Es geht aber einmal nicht und ich bitte alſo nur den Himmel, daß, wenn die höhere Bildung auch hier mehr eingreift, ſie nicht bloß nach außen gehen möchte; denn ſchwerlich giebt es etwas Widrigeres, als wenn plattirte Gemeinheit und wattirter Dünkel für Bildung gelten wollen, und doch begegnet Einem dergleichen oft, ja ſelbſt unter den Wortführern findet man dieſes entſetzliche Uebel unſerer Tage. — Die hieſige Hofbühne macht es ſich zur angelegentlichſten Pflicht, kein Werk von Scribe verloren gehen zu laſſen und an ihr liegt es wenigſtens nicht, wenn auch hier ein ſchaales Witzeln für Geiſt und ein frivoles Raffinement endlich für Verſtand hingenommen wird. „Der ſchönſte Tag meines Lebens“ und „die Eiferſucht in der Küche“, ſo heißen die neueſten hier aufgeführten Stücke des fruchtbarſten Scribax unſerer Zeit, und ſie nennen, heißt gewiß alle Theatergänger (waren doch dieſe auch ſämmtlich Doppeltgänger, denn trotz aller Speculation auf die Cardinal-Gebrechen des Volks bleiben die Theater oft leer!) an einen „hohen Genuß“, einen „himmliſchen Abend“ erinnern; es unterläßt ja ſicherlich keine Bühne Deutſchlands, ſich auch dieſe Ueberſetzungen zu verſchreiben; warum? ſie ſind wohlfeil. Hr. Korn mußte den jammervollen ſchönſten Tag des Lebens vor unſern Augen erleben; er ſpielte gut, aber der Erfolg war beſſer; die Zuſchauer ſchienen dem Stücke nicht beſonders hold und es war dem Urtheil, daß wir ſchon ſchönere Tage auf der Bühne erlebt haben, nicht zu entgehen. In dem zweiten Luſtſpiel gab Hr. Koberwein den alten Küchen-Regenten vortrefflich und das Publikum nahm ſich wieder Wieneriſch, es machte ſich eine gewaltige Beifalls-Motion. In einem ganz kleinen Stückchen von Hrn. v. Kurländer, betitelt: „das Wiederſehn“, ein Ende zu dem Stücke: „Hans am Scheidewege“, gaben ſich Mad. Anſchütz und Hr. Korn alle Mühe; und die Kritik hat auch einen wichtigen Grund, es zu loben, nämlich wegen einer ſeltenen Kürze, die man aber doch beinahe nicht gemerkt hätte. — Ein viel beſſeres Luſtſpiel, als eine von den genannten drei Pieçen, Lebrün's „Humoriſtiſche Studien“, hat im Theater an der Wien nicht gefallen; es iſt aber kaum zu erkennen, ſo arg hat irgend eine Feder ihre Studien im Streichen von Studenten-Streichen machen müſſen. Freilich kommen dergleichen Studenten, wie in dem Stücke auftreten, hier gar nicht vor und die poſſenhafte Wahrheit deſſelben erſcheint alſo Vielen als Unwahrſcheinlichkeit. — „Die Gefangenen auf dem Giebichenſtein“ wollten ebenfalls nicht ſonderlich anſprechen, obwohl Hr. Kunſt als „Ludwig der Springer“ die Hände ſtark in Feuer ſetzt, wenn er anſcheinend in einem Sprunge auf Tod und Leben das Mitleid des Publikums herausfordert. — „Mitternacht“, eines der ſchauerlichen Dramen, die einem kräftigen Geiſte zu den beſten Luſtſpielen unſerer Zeit werden, hat ſeinen Zoll an Wiener Thränen und die gute Gelegenheits-Poſſe: „der Tanzmeiſter Pauxl“ (durch das Spiel der Herren Carl und Haſenhut) den übrigen von der Lachluſt empfangen. — Nach dieſer Darlegung der Bühnen-Neuigkeiten wird es erlaubt ſeyn, zu ſagen, daß ſie einer tüchtigen Kritik nicht ebenbürtig zu erachten und demnach mit Conduiten-Zetteln, wie man ſie Kindern oder Domeſtiken zu geben pflegt, gar wohl zu entlaſſen ſind. Fügt ſich's, daß mir etwas Beſſeres von der Bühne geboten wird, ehe ich von Wien ſcheide, dann ſchreibe ich noch einmal; wenn nicht, ſo — „laſſen's mir aus!“ Ich leſe dann in Ruhe die mitunter trefflichen „Jahrbücher der Literatur“ beſuche noch ein Paar Mal den Prater, freue mich mit den Wienern und fürchte mich hierauf, nach Berlin zu kommen, weil ich das Unglück haben könnte, für harmlos und gutmüthig, alſo für einen in der Aufklärung zurückgegangenen Menſchen gehalten zu werden. — h.

Neuer Almanach. Hr. Georg Lotz (Herausgeber der „Originalien“) und Hr. Dr. C. Töpfer, kündigen ein Büchlein an, das den geſellſchaftlichen Kreiſen gewiß eine gute Unterhaltung ſeyn wird. Unter dem Titel: „Turandot; Almanach des Räthſelhaften“, werden ſie neue, bisher ungedruckte Räthſel und Charaden in den mannigfachſten Geſtaltungen liefern; als: „räthſelhafte, geheimnißvolle Erzählungen, Räthſel in Balladen und kürzeren Gedichten, Räthſelſpiele und Aufgaben, und überhaupt nur Aufſätze, von denen jeder einer Löſung bedarf.“ Dieſes Taſchenbuch für 1827 ſoll länger zur Unterhaltung dienen, als eines, welches nach dem Durchleſen plötzlich alt geworden, weil es eigentlich in dem hübſchen Aeußern nur die Maske des Neuen hatte. Die Leſer werden ſolche Taſchenbücher ſich nennen, ohne daß wir mit näheren Angaben den Herausgebern und Verlegern derſelben unangenehm werden. Obiger Plan, mit Geiſt durchgeführt, kann allerdings ſeinen Zweck erreichen. In den „Originalien“ (Nr. 35. 1826) iſt eine „Räthſel-Scena von Dr. Carl Töpfer“ zur Probe gegeben, die ſich gut lieſt und auch wohl Manchen eine Weile beſchäftigen wird, ehe er ausruft: „Ich hab's!“ oder — „Ich kann's nicht rathen!“ Nebenher könnte durch dieſen Almanach noch der Nutzen entſtehen, daß die Räthſelſpiele gewöhnlicher Art, von denen ein leidlicher Kopf täglich in aller Bequemlichkeit eine beſtimmte Anzahl zuſammen reimen kann, verdrängt würden, und, ſoll es geräthſelt ſeyn, auch hier der Geiſt ſich in einiger Tiefe ergehen müßte, wie es der Deutſche bei Allem liebt, wenn er auch, zu ſeiner nachherigen eigenen Beſchämung, anſcheinend zuweilen ſeiner alten Liebe für kurze Zeit untreu wird. —*.

Ein Schauſpieler in Paris beſtellte ſich unlängſt ein Wappen mit folgenden ſprechenden Attributen: „Eine Pfeife, mit Diſtel-Palmen umwunden, auf einem champ de gueules! (heißt eigentlich ein rothes Feld, aber wörtlich ein Feld von lauter Schnauzen!) (Corsaire.)

Dr. Marriſon, der unlängſt aus China zurückgekehrt iſt, hat von dort 10,000 Bände chineſiſcher Werke zurückgebracht, die uns über dies geheimnißvolle Land eine höchſt genügende Aufklärung geben, woran es bis jetzt noch in vielen Gegenſtänden fehlte. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 10. April. 57ſtes Blatt.

Gedichte, von Ludwig Halirſch.

3. Der Spieler.

Er warf die Karten aus der Hand
Und ſtarrte finſter an die Wand:
„Verloren!“ rief der bleiche Mund —
„Verloren! O Entſetzensſtund',
In der ich mich zum erſten Mal
Einſchlich in dieſen Zauberſaal;
Ich gab dir Alles — Alles hin,
Den frohen leichten Jugendſinn,
Den rechten feſten Lebensmuth,
Geſundes Blut und reiches Gut,
Das reine Herz, des Willens Kraft —
Wie gierig haſt du's weggerafft!
Jetzt ſteh' ich arm, entgeiſtert da,
Dem dunkeln Abgrund, ach, ſo nah',
Und ſchau hinein und zitt're bang,
Und fühle doch zu ihm den Drang!“

Er ſtürzt hinweg — er raſ't nach Haus,
Streckt ſich umſonſt auf's Lager aus.
Kein Schlaf! Der düſt're Feuerblick
Starrt nach dem grünen Tiſch zurück.
„Gewonnen!“ ſingt es in ſein Ohr;
„Verloren!“ brüllt es ihn empor —
Da ſpringt er auf — zum Schreibpult hin
Mit einem Reſt von Mannesſinn,
Und ſeufzt, und blickt empor und ſchreibt:
„Dem Teufel ſey ich einverleibt,
So ein Mal nur noch dieſe Hand
Berühret einen Kartenrand!“ —

Drei Tage flieh'n in Höllenpein,
Er ſperrt ſich in ſein Zimmer ein,
Und klebt den Pakt wohl an die Wand,
Wo ſtets ſein irrer Blick ihn fand.

Die vierte Nacht kommt nun heran,
Er zündet ſich drei Lichter an,
Und wacht und ſtarret auf die Schrift,
Die, wie's ihm däucht, vom Blute trieft. —
Er ringt und ringt — ſein Feuerblick
Kehrt zu dem grünen Tiſch zurück:
„Verſuch's nur einmal — ein Mal noch —
Zum letzten Mal, bedenk' es doch!
Verſuch's nur einmal — ein Mal noch,
Du zwingſt das Glück vielleicht dir doch!“
Da ſpringt er auf — er ſtarrt hinaus —
Ein Licht nun löſcht er langſam aus,
Und wieder ſucht die Schrift ſein Blick;
Doch dunkler tritt ſie ſchon zurück! —
Von Neuem liſpelt's ihm in's Ohr:
„Auf! Auf! du abergläub'ſcher Thor!
Horch doch, wie klingt das Gold ſo fein!
Greif zu, greif zu! es iſt ja dein!“ —
Da ſpringt er auf — er ſtarrt hinaus —
Das zweite Licht nun löſcht er aus,
Und wieder ſucht die Schrift ſein Blick,
Die bleicht in Schatten ganz zurück! —
Nun deutlich hört er, wie es ſpricht:
„Der Pakt gilt nicht! Der Pakt gilt nicht!
Zwei gehen einen Handel ein,
Du aber unterſchriebſt allein!“ —
Das dritte Licht jetzt löſcht er aus,
Und ſtürzet in die Nacht hinaus,
Und ſtürzet fort zum grünen Tiſch,
D'rauf glänzt das Gold ſo neu und friſch —
Doch kaum faßt zitternd ſeine Hand
Den erſten bunten Kartenrand:
Da wird er bleich, da wird er ſtumm,
Und ſinkt, wie ſchwer getroffen, um —
Die Stimme hört er noch, die ſpricht:
„Du konnteſt, doch du wollteſt nicht!“

Der Leibpage.

(Fortſetzung.)

Faſt vernichtet fühlte ſich der arme Juan und unwillkührlich rannen die Thränen der Wuth und des Zornes über ſeine Wangen, als er dem theuern Alexander ſeinen ganzen Kummer vertraute. Unbegreiflich war dieſem die Strenge des Königs, da er wohl wußte, daß Philipp gegen Carlos gerade jetzt beſonders ungünſtig geſtimmt ſey. Er ſuchte Alles hervor, Juan zu tröſten, aber vergebens. Stumm, ſinnend, das Haupt in die Hand geſtützt, ſaß dieſer vor ihm und hörte nicht auf die Worte ſeines Freundes. Da ſprang er plötzlich auf, wieder von ſeinem gewöhnlichen Feuer beſeelt. „Maria nicht mehr ſehen?“ rief er und ballte dabei die Hände — „kein Gott ſoll es mir wehren können, und leichter iſt der Zorn des Königs, als die Trennung von der Einzigen zu ertragen. Komm, Alexander!“ ſagte er, des Freundes Arm ergreiſend; „laß uns zu ihr und ſie auf die neuen Stürme vorbereiten, die unſrer Liebe drohen!“ — „Du ſollſt zu ihr“, entgegnete der Prinz von Parma, „und thörigt wäre es von Dir, des Königs Befehl gewiſſenhaft zu befolgen; nur jetzt noch nicht. Es würde den Anſchein haben, als fordertest Du Deinen Bruder heraus, und Trotz, das weißt Du, kann Philipp nicht ertragen. Verrathen aber würde Dein Beſuch bei Maria auf jeden Fall, denn nicht unwahrſcheinlich iſt es mir, daß die Mendoza's, in der That aufgebracht über Dein Verhältniß zu ihrer ſchönen Verwandtin, dieſe mit Spionen umgeben, und beſonders jetzt, nach Deiner Unterredung mit dem Könige, die ihnen nicht lange ein Geheimniß bleiben wird. Daher verſchmähe nicht die nöthige Vorſicht. In täuſchende Verkleidungen gehüllt, wollen wir Beide noch dieſe Nacht zu ihr; Dein treuer Antonio mag ſie auf unſern Beſuch vorbereiten. Bis zur Nacht aber verſprich mir, Dich ſcheinbar ruhig des Königs Willen zu fügen.“ — Juan verſprach es, doch ward Antonio auf Umwegen ſogleich an Maria abgeſendet. Am Abend aber verließen die beiden Freunde, als Diener des Hauſes Mendoza gekleidet, heimlich den Pallaſt und kamen ohne Hinderniß in die Nähe von Maria's Landhauſe.

Nur wenige Schritte hatten ſie noch zu gehen, da trat aus dem Gebüſch ein Mann in einen Mantel gehüllt, das unſcheinbare Barett tief in die Augen gedrückt, auf ſie zu. „Piedro, Battiſta, ſeyd Ihr es?“ flüſterte er mit verſtellter Stimme; deſſen ungeachtet erkannten die Freunde den Infanten in ihm. Schon zuckte Juan's Hand nach dem verborgenen Dolche, doch Alexander, der die Bewegung bemerkte, hielt ſeinen Arm zurück, und antwortete, ebenfalls mit verſtellter Stimme: „Ja, wir ſind's!“ — „Nun“, ſagte Carlos, „thut Eure Schuldigkeit. Jeder fernere Bote des Prinzen, ja ſogar er ſelbſt, wird feſtgenommen, und nach dem Schloſſe des Grafen Mendoza gebracht; — vorher aber macht Ihr mir Anzeige davon. Sind die Andern auf ihrem Poſten?“ — Nur mit der größten Anſtrengung konnte Alexander den wüthenden Juan jetzt noch zurück halten, und es war ein Glück für den Infanten, daß er ſich ſogleich entfernte, nachdem auch ſeine zweite Frage durch den Prinzen von Parma mit einem rauhen, kurzen: „Ja!“ beantwortet war. — Juan wollte ihm nach und ihn zum augenblicklichen Kampf auf Leben und Tod zwingen; doch ſein Freund, ſtärker als er, zog den Widerſtrebenden, ſeines Sträubens ungeachtet, mit ſich fort, und bald traten ſie, von den umgebenden Spähern unbemerkt, zu Maria ein.

„Gelobt ſey die heilige Jungfrau!“ rief dieſe bei ihrem Anblick aus, denn trotz der Verkleidung erkannte ſie die beiden Freunde ſogleich. „Vergebens“, fuhr ſie fort, „harrte ich den ganzen langen Tag auf Nachricht von Dir. Du böſer, böſer Juan, mich ſo ganz in Ungewißheit zu laſſen!“ — Ueberraſcht fragte Juan: „Wie? war Antonio nicht bei Dir?“ — „Ich ſah ihn nicht!“ entgegnete Maria. „War er mit einem Auftrage von Dir an mich abgeſandt?“ — Ohne ihr zu antworten, wandte Juan ſich zu ſeinem Freunde. „Was mag aus dem treuen Diener geworden ſeyn?' fragte er dieſen, in ſichtlicher Angſt über das Schickſal ſeines Antonio. — „Wahrſcheinlich“, erwiederte der Peinz von Parma, „iſt er den Spähern des Infanten in die Hände gefallen, und befindet ſich daher jetzt wohl nicht in den beſten; doch iſt es nur gut, daß wir durch unſer Zuſammentreffen mit Carlos wiſſen, wohin man ihn geführt hat. Ein Ritt nach dem Schloſſe des Grafen Mendoza giebt ihm ohne Zweifel die Freiheit wieder, wird dies nur mit dem nöthigen Ernſte gefordert.“ — „Nun, wir wollen das Beſte erwarten!“ ſagte Juan; „auch hoffe ich noch immer, daß mein Antonio ſich durch Muth und Verſchlagenheit ſelbſt aus der Gefahr befreien wird.“

Und ſo war es auch; denn kaum hatte Juan dieſe Vermuthung geäußert, da ward behutſam die Thür geöffnet und herein ſchaute das bärtige Geſicht Antonio's, oder richtiger wohl Anton's, denn er war ein redlicher Deutſcher mit Leib und Seele. — „Willkommen, willkommen, Du treuer Burſche!“ jubelte Juan ihm entgegen, und ſchloß den Sträubenden, in der Aufwallung der erſten Freude, herzlich in ſeine Arme. „Aber wo bliebſt Du ſo lange?“ ſagte er dann, mit mehr Ruhe. — „Gnädigſter Herr, wo ich wahrlich nicht gern war!“ entgegnete Anton; „in der Gefangenſchaft!“ — „Weſſen?“ — „Ja, das weiß ich ſelbſt nicht genau an zu geben; irre ich aber nicht, ſo war der eine meiner Begleiter ein verkleideter Diener des Infanten, der

Digitized by Google

andere im Dienſt des Grafen von Mendoza, wenigſtens glaube ich ihn noch geſtern, in deſſen Farben gekleidet, geſehen zu haben." — „Richtig vermuthet!" ſagte Alexander zu Juan; dieſer aber zu ſeinem Diener: „Und von zwei einzelnen Männern ließeſt Du Dich begleiten?" — „Begleiten?" fragte Anton; „o ja, aber nicht fangen; dazu gehörten ihrer Sechs, und eine tüchtige Katzbalgerei, bei der Jeder ſein richtiges Theil bekam. Seht hier das meinige!" Bei dieſen Worten bückte er ſich, Juan einen tüchtigen Hieb zu zeigen, den er in den Hinterkopf erhalten. — „Wie, Du biſt verwundet?" fragte dieſer mit Theilnahme; Maria aber fragte nicht erſt, ſondern eilte, Wundbalſam und Linnen zu holen. — „Nun", ſagte Anton etwas unwillig, „Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich mich mit heiler Haut fangen laſſe? Nein, ohne den Hieb möchten ſie meiner wohl nicht habhaft geworden ſeyn; aber der betäubte mich doch ſo ein Bischen, und das benutzten die feigen Schufte. Einer warf mich zu Boden, indem er mich unterlief und dadurch zugleich entwaffnete. Wie die Andern kein Schwerdt mehr in meiner Hand ſahen, da erwachte ihre Tapferkeit. Sie ſprangen auf mich zu, banden mir die Hände und jene Beiden, die ich zuerſt nannte und die noch am wenigſten gezeichnet waren, nahmen mich nun zwiſchen ſich, und — Ihr braucht nicht zu denken, daß ich ihnen etwas ſchuldig blieb" — unterbrach er ſich hier ſelbſt — „Jeder hat wenigſtens eine Schmarre, und da ich nun auch nicht mehr habe, denke ich, wird meine Zeche wohl bezahlt ſeyn, und wäre nicht —!" — „Ja, ja, ich kenne Deine Tapferkeit!" unterbrach Juan voller Ungeduld den ganz aus der erwarteten Richtung gekommenen Strom ſeiner Worte — „doch Du wollteſt uns ja ſagen, wohin man Dich führte?" — „Ach ja! Zuerſt ſo einige hundert Schritte abſeit von der Straße; dort waren Roſſe angebunden und jeder meiner Begleiter beſtieg eins, aber ſie waren unhöflich genug, mir keins an zu bieten, obgleich noch mehrere dort ſtanden. Ich mußte alſo gehen und an jeder Seite ritt einer von ihnen, ſo daß an ein Entweichen gar nicht zu denken war. Einige Meilen mochten wir auf dieſe Weiſe unſern Weg fortgeſetzt haben, und ich glaubte, wir müßten nahe an der Welt Ende ſeyn, weil ich noch nie ſo weit auf meinen eigenen Beinen gegangen war, da ſagte einer meiner Wächter zu dem andern: „Ich werde jetzt voraus reiten, Carlos, und dem Grafen unſere Ankunft melden." Kaum hatte er dies geſagt, ſo gab er auch ſchon ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte davon, ſo ſchnell, als es ihm der Schmerz der Wunde, die ich ihm beigebracht, erlaubte. Mir war dies ganz recht, denn nun konnte ich mich viel leichter befreien. Schon ſeit längerer Zeit fühlte ich meine Hände frei, obgleich ich die Bande noch nicht abgeſtreift hatte, weil ich die günſtigſte Gelegenheit abwarten wollte. Die ſchien mir gekommen, als ich neben meinem Begleiter auf einem ſchmalen Damme ging; ſchnell ſtreifte ich die Stricke von meinen Händen, hob den Herrn Reiter behende aus dem Sattel, ſchwang mich hinein und jagte nun, als koſte der Gaul keinen Heller — und mir koſtete er den ja auch wirklich nicht einmal — nach Madrid zu. Als ich Ew. Hoheit dort nicht traf, vermuthete ich wohl, daß Ihr hier wäret, und eilte Euch daher nach." — „Und kamſt unangehalten in das Haus?" fragte Alexander. — „Nein! So ein Strauchdieb, das ſchwarze Barett tief in die Augen gedrückt, fragte mich, wo ich hin wolle. Ich ſagte ihm, daß ihn das nichts anginge. Da ließ er ſich einfallen, mich aufhalten zu wollen. Ich verſuchte denn, ſo bloß aus Spaß — denn der Kerl war gar zu winzig und klein — ob er wohl feſt ſtehen könnte, aber, hol' mich der —! er lag ſchon im Graſe, noch ehe meine Hand ſeine Backe gehörig getroffen hatte!"

„Der Infant!" lachte der Prinz von Parma; „wahrhaftig der Infant! Nun, was kannſt Du mehr verlangen?" fragte er hierauf Juan. Doch der hörte nicht auf ihn, ſondern ſtand Maria bei, Antonio zu unterſtützen, der, durch den Blutverluſt und die lange Rede erſchöpft, zu taumeln begann, und ſich erſt dann wieder völlig erholte, als Maria mit zarter Sorgfalt ſeine Wunde verbunden hatte. Er dankte mit einem Anſtande, den man von ihm nicht hätte erwarten ſollen, und bat dann um die Erlaubniß, auf einem Seſſel im Vorzimmer etwas ſchlafen zu dürfen. „Das verdammte Gehen", ſagte er, „hat mich ordentlich müde gemacht!" Gern ward ſein Begehr bewilligt, und nun erſt konnte Juan ſeiner Maria die bittere Kränkung berichten, die ihm an dieſem Morgen durch den König widerfahren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schau' empor!

Ob auch die Wolke Nacht um dich verbreitet,
Der Donner rollt, die Eiche kracht;
Ob auch entgegen dir das Unglück ſchreitet,
Dem Räuber gleich in finſt'rer Waldesnacht:
Getroſt! Dort über den Wolken hoch
Erſtrahlt die ewige Sonne noch!

Ob auch der Haß, auf Schlangenwegen nahend,
Den eig'nen Heerd dich meiden heißt:
Verhängniß, dich mit Rieſenarm umfahend,
Von Land zu Land, von Meer zu Meer dich reißt,
Ob Hohngelächter dir folgt und Spott:
Halt feſt das Rechte und deinen Gott!

Die Eule flieht, vom Sonnenlicht geblendet,
Scheu zu der Klüfte düſt'rem Grau'n;
Das Auge, das ſich ſtets zur Erde wendet,
Verliert die Kraft, den Himmel an zu ſchau'n;
D'rum, wenn auf Erden dein Stern erbleicht,
So ſtärk' ein Schauen nach oben dich.

Emil Dörfler.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

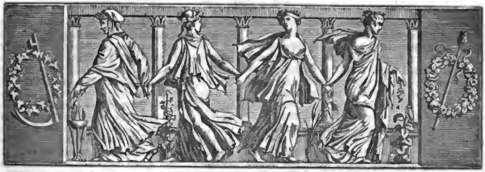
Berlin. Am letzten Tage des März, in den Mittagsſtunden, wurde im Königsſtädter Theater eine „muſikaliſch-deklamatoriſche Unterhaltung“ gegeben, deren Reiz das Haus füllte; denn außer dem, daß die jetzt ſchon einheimiſch gewordenen lebhaftigen „Wiener in Berlin“ uns noch neu und willkommen ſind, hatten dieſe auch in Demoiſ. Leopoldine Blahetka, der mit Recht ſehr gerühmten Clavierſpielerin (meinethalben auch nach neueſter vornehmer, aber nicht eben richtiger Bezeichnung: Pianiſtin) eine allerliebſte Verſtärkung an ſich gezogen. Die Ouvertüre zur Oper: „die Roſenmädchen“, von C. W. Henning, begann das bunte Stückwerk. Roſenmädchen zur Ouverture wären wahrſcheinlich Vielen lieber geweſen; aber inſofern Mädchen gleich Roſen in Pracht-Exemplaren, wie z. B. Demoiſ. Sontag, Blahetka und Holzbecher, nach der Ouverture erſchienen, war dieſe doch bezeichnend gewählt. Ein Duett aus „Tancred“, geſungen von Mad. Spitzeder und Demoiſ. Louiſe Kavier weckte den Enthuſiasmus; Erſtere trug meiſterhaft vor und Letztere ſchmiegte ihre Alt-Stimme, die auch diesmal als eine von der Natur reich begabte ſich vernehmen ließ, trefflich an. — „Zu ſpät und zu früh“, Gedicht von Holtei, wurde von Demoiſ. Holzbecher geſprochen. Die hübſche jugendliche Geſtalt — ja, die Kritik wird im erſten Augenblick ſtumm: da ſie aber doch nicht taubſtumm war, hielt ſie ſich ſtandhaft. Man hörte die berühmte Lehrerin überall heraus, aber es waren — wenn auch mitunter treffende — dennoch lauter Stich-Worte und Eigenthümlichkeit kam eben deshalb nicht zum Vorſchein; nächſtdem verwirrte eine ſichtbare Aengſtlichkeit die Sprecherin, die zuletzt in eine wahre Haſt gerieth. Genug, es iſt zum Studium nicht zu ſpät, zum Alleinſtehen in der Deklamation aber noch zu früh. — Demoiſ. Sontag trat auf — lauter, lebhafter Beifall. Vor mir ſaßen einige junge Leute, die geriethen darüber in Grimm und rächten ſich, indem ſie während des Geſanges der Arie von Mozart (die der „Gräfin“ in „Figaro's Hochzeit“) ihren Nachbarn einige Floskeln zuraunten, die, an ſich kaum des Hörens werth, nicht einmal ihr Eigenthum, wohl aber ein Verrath offenbarer Tücke waren. Da indeß einer der Nachbarn bemerkte: er ſey wirklich ſo alt, um ſein eigenes Urtheil haben zu dürfen, und wolle ſich demnach trefflichen Geſang durch verfehltes Witzeln nicht ſtören laſſen, ſo half ſich ihre anticipirende Kritik mit verächtlichen Blicken, die ſie erſt ihrer nächſten Umgebung, dann dem ganzen Publikum widmeten. Demoiſ. Sontag bewies abermals dem Unbefangenen, daß ſie Mozart's Compoſitionen ſo gut zu ſingen verſtehe, als es erforderlich iſt, um mit jeder andern Sängerin in die Schranken treten zu können; neben der ſicherſten Kraft zeigte ſie zugleich, wie ſie den Geiſt auch dieſer Muſik tief zu erfaſſen weiß und hier der eigenen Einſicht vollkommen vertrauen darf. Das Publikum ſprach in anhaltendem Beifall eine erhöhte Freude aus und jener ältere Mann ſagte nun zu ſeinem redeluſtigen Nachbar: „Jetzt können Sie ſprechen; der Demoiſ. Sontag ſchadet dergleichen überhaupt nicht und mir, da ſie eben nicht ſingt, auch nicht mehr!“ Der Nachbar maulte. — Demoiſ. Blahetka, ebenfalls mit Applaus bewillkommt, ſpielte hierauf einen Theil des Clavier-Conzerts in A moll von Hummel mit eben ſo großer Anmuth als Kraft. Hier, wie in den Bravour-Variationen eigener Compoſition (wobei die übrige Inſtrumental-Muſik auch mit Bravour benutzt iſt), welche die junge Künſtlerin ſpäter vortrug, ſtellte ſie ſich in Allem den beſten Meiſtern zur Seite und möchte als Meiſterin, d. h. in der Zartheit, wohl noch etwas voraus haben. Zu ihrem Lobe mögen Dichter den Vergleich mit der Cäcilia oder der Muſe benutzen; es wird eine Schmeichelei ſeyn, der die Wahrheit nicht fehlt. — Hr. Jäger ſang Matthiſſon's „Adelaide“ (componirt von Beethoven) mit dem Ausdruck tiefen Gefühls; aber mehr noch ſprach die Seele ſeines Vortrags aus dem Liedchen: „der erſte Kuß“, welches vom Publikum (veranlaßt von einer Aufforderung in den Berliner Zeitungen) laut begehrt wurde. Man erzählt ſich, daß er nach Beendigung des Geſanges Küſſe von ſchönen Lippen empfangen habe: wir möchten faſt glauben, es ſey vorher geſchehen, wenn wir der Begeiſterung des Sängers gedenken; ob aber voraus, ob nachher gegeben, ſie ſind rechtmäßig erworben. — Hr. Angely ward, durch das eben beendete zarte Lied, offenbar etwas beeinträchtigt; denn ſein Schwank: „der Schickſals-Hund oder die Satisfaktion“, warf die Zuhörer in's Extrem und hier wollte das Sprüchwort: die Extreme berühren ſich, nicht paſſen. Der Vortrag war angemeſſen lebendig, der Sprecher nüancirte recht wahr und wußte den jüdiſchen und ſogenannten Berliner Dialekt herrlich zu treffen — aber der hier ſehr gedehnte Stoff des Schwankes iſt längſt bekannt und nächſtdem ſchien er mir zu dieſer Unterhaltung nicht im gebührenden Takt. Auch bei der Anſicht, daß im Conzert, wenn deklamirt werden ſoll, die Komik vor zu ziehen iſt, darf man noch immer ſagen: „Wir bitten jedes Mal um angemeſſ'ne Wahl!“ Der Sprecher wurde übrigens applaudirt. — Das erſte Finale aus Mozart's „Don Juan“ machte den Schluß des Ganzen auf würdige Weiſe. Demoiſ. Sontag („Donna Anna“), Mad. Spitzeder („Elvira“), Mad. Wächter („Zerline“), Hr. Jäger („Octavio“), Hr. Wächter („Don Juan“), Hr. Spitzeder („Leporello“) und Hr. Genée („Maſetto“) — es war ein Zuſammenklang, der zu dem höchſten Lobe berechtigt. Das anweſende Publikum gab Zeugniß davon; es war ungemein überraſcht, mit einem Mal ſo recht beſtimmt zu durchſchauen, wie das Königsſtädtiſche Sänger-Perſonal ſich vor keiner Compoſition zu fürchten hat. Beſonders zeichneten ſich auch die geſunden Bäſſe im Enſemble aus, während jede Solo-Partie ſehr glücklich beſetzt war. Gebt Mozart's Opern dieſem Verein und die animoſe Behauptung, er könne ſie nicht ſingen, iſt ſo glänzend widerlegt, daß denjenigen, die ſie meiſt nur deshalb verbreiten, um für ihre Parteilichkeit einen Hinterhalt zu haben, die Gründe gänzlich zu Grunde gehen, wie ſie denn ohnehin ſchon jetzt im Publikum nur noch wenige Gläubige für ihre Beſchuldigung finden. Dadurch aber, daß jene Sänger die Opern von Mozart nicht aufführen dürfen, nur in einem Conzert ein Stück von ihm zuweilen anbringen können, einer üblen Meinung eine Partei ſchaffen zu wollen, iſt ein zu unedles Motiv, als daß wir dabei länger verweilen möchten. Wenn aber die Anerkennung dieſes Sänger-Vereins auch jetzt nicht ſchon allgemein wäre, die Klage über deſſen Verluſt — der unter den obwaltenden Hinderniſſen und Anfeindungen voraus zu ſehen iſt — wird gewiß in Berlin, das ſeit lange ſchon (was ich eben nicht loben möchte) der Oper den Vorzug vor allen Theater-Leiſtungen giebt, — höchſt allgemein. —*.

(?) Im Gehölz von Boulogne war unlängſt eine kürzlich verheirathete junge Frau mit ihrer ehemaligen Amme zur Erholung in den erſten warmen Tagen ſpazieren gegangen und hatte ſich eben auf eine Bank geſetzt, pflückte einen friſchen Grashalm ab und nahm ihn zwiſchen die Lippen, als plötzlich dieſe, bald auch das Geſicht und zuletzt der ganze Kopf ſo anſchwollen, daß man ſie ſchleunigſt nach Hauſe fahren und einen Arzt holen mußte. Sie ſtarb nach einigen Stunden und es iſt nicht gelungen, den tödtenden Halm wieder auf zu finden. (Corsaire.)

Eine Schauſpielerin, die auf einem der erſten Theater von Paris ſehr beifallsvoll und mit Natur in den „Offenherzigen“ mitſpielte, ſchlug ſich neulich hinter den Couliſſen mit einer großen Kokette. Es war ſchwer, Beide zu trennen, und die große Kokette blieb zuletzt Siegerin! — ein treuer Beweis, daß in der Regel die Kunſt über die Natur den Sieg davon trägt! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 12 April. 58ſtes Blatt.

Der Leibpage.

(Fortſetzung.)

Bei der jetzigen Geſtaltung der Dinge ſah auch Maria die Nothwendigkeit ein, ſich von ihrer Anna zu trennen, und gab ſogar nach kurzem Sträuben zu, daß dies ſchon heute geſchehe. Juan ſollte das Kind unter ſeinem Mantel mit nach der Stadt nehmen, am folgenden Morgen den König, mit ſcheinbarer Unterwerfung unter deſſen Befehle, bitten, eine kleine Reiſe zu ſeiner Zerſtreuung unternehmen zu dürfen, und erhielte er, wie nicht anders zu erwarten, dieſe Erlaubniß, Anna dann gleich zu Magdalena Quisciada bringen, während ſein Alexander Maria zu ſchützen verſprach.

Sehr günſtig nahm der König ſeines Bruders Bitte auf, und ließ ſich durch den Schein der Traurigkeit, welchen Juan angenommen, vollkommen täuſchen. Wie hätte es dem ſtolzen Philipp auch nur ahnen können, daß irgend Jemand im Stande ſey, ſeine beſtimmt ausgeſprochenen Befehle gering zu achten, oder wohl gar, dawider handelnd, ſeinen Zorn auf ſich zu ziehen. — Hätte er Juan's wahre Abſicht und Geſinnungen gekannt, er würde ihn wahrſcheinlich in der erſten Aufwallung ſeiner Hitze vernichtet haben, ſo aber wünſchte er ihm eine glückliche Reiſe, und ſein Wunſch ging in Erfüllung. — Unbemerkt gelangte Juan, nachdem er mehrere Umwege eingeſchlagen, die etwaigen Späher irre zu leiten, gegen Abend des vierten Tages, nur von einem treuen Diener begleitet, zu Villagarcia, dem Landgut der edlen Magdalena Quisciada, an. Auf verborgenen, ihm noch aus ſeiner Knabenzeit bekannten Gängen ſchlich er in das Haus, und ſtand bald, von keinem Menſchen bemerkt, vor der Thür von Magdalenens Wohnzimmer. Sie ſchien allein, denn ſie ſang mit leiſer, aber dennoch kräftiger Stimme eine geiſtliche Hymne. Der fromme Geſang ſchien Juan ein günſtiges Vorzeichen, und leiſe pochte er nun an die Thür. Magdalena hörte ihn nicht und er pochte ſtärker. „Heiliger Jago!“ rief die edle Dame und ſprang erſchreckt von ihrem Sitz auf. Daß Jemand zu ſo ungewöhnlicher Zeit an ihre Thür klopfe, ja, daß er überhaupt klopfe, beängſtigte ſie; denn wie war der Fremde bis zu ihrer Thür gelangt, ohne auf einen der Diener zu treffen? Doch Juan ließ ihr nicht Zeit, alle dieſe Gedanken weiter aus zu ſpinnen. Als er auf ſein drittes Klopfen keine Antwort erhielt, öffnete er die Thür und trat mit einem freundlichen: „Guten Abend, Mutter!“ ungenöthigt ein.

Sogleich erkannte Magdalena ihres geliebten Pflegekindes Stimme, und trat, die Hand ihm zum Gruße darreichend, mit einem herzlichen Willkommen ihm entgegen. — „Was verbirgſt Du denn ſo ängſtlich unter Deinem Mantel?“ fragte ſie, bemerkend, daß Juan in ſeinem linken Arm etwas behutſam halte. — „Ein Weſen, das ich Eurer Liebe, Eurer Sorgfalt, verehrte Frau, anzuvertrauen wünſche!“ entgegnete Juan, zugleich ſeinen Mantel zurück ſchlagend und ſein Aennchen der treuen Pflegemutter hinhaltend. — „Ein Kind?“ fragte dieſe überraſcht: doch ſogleich erregte die Kleine auch ihre Theilnahme, ihre Zärtlichkeit, und ohne wei-

ter zu fragen, nahm ſie dieſelbe in ihre Arme, und drückte einen liebevollen Kuß auf die kleinen zarten Lippen. Das Kind ward dadurch aus dem Schlafe erweckt, doch als wiſſe es, daß es von dieſer Frau nur Gutes zu erwarten habe, lächelte es Magdalenen ſogleich freundlich an. Mit inniger Rührung ſah Juan ſein Kind in den Armen ſeiner zweiten Mutter, und heiß und groß rannen einzelne Tropfen aus ſeinem Auge über die Wange; aber er ſchämte ſich deren nicht, wußte er doch, daß Magdalena ſie ihm nicht übel deuten würde. — Nachdem die Dame das Kind hinlänglich geherzt und geküßt, erwachte die weibliche Neugier mit deſto größerer Stärke, und ſie wollte nun ſogleich ausführlich wiſſen, was es mit dem armen kleinen Weſen für eine Bewandniß habe. Mit wenigen Worten ſetzte Juan ihr alle Verhältniſſe deutlich aus einander, ihre Einladung aber, die Nacht und die folgenden Tage in Villagarcia zu bleiben, nahm er nicht an; auch drang Magdalena nicht weiter in ihn, als er ihr mit Gründen bewies, Anna's völlige Sicherheit erfordere es, daß Niemand ſein Hierſeyn ahne. Aus dem nämlichen Grunde bat er auch ſeine Pflegemutter, ſeines Beſuches gegen Niemand, wer es auch ſey, zu erwähnen. Sie verſprach es, gelobte, Anna ganz wie ihr eigenes Kind zu betrachten, und Juan ging, wie er gekommen, heimlich und unbemerkt.

Schon den ganzen Morgen war Maria von Mendoza durch die heftigſten Schmerzen gepeinigt worden; dennoch verließ ſie den Stickrahmen nicht, denn die Stickerei, eine prächtige Schärpe, ſollte fertig ſeyn, wenn ihr geliebter Juan zurück kehrte. Sie wollte ihn mit der Arbeit, die ſie offenbar nur bei dem angeſtrengteſten Fleiße in ſo kurzer Zeit vollenden konnte, empfangen, und ſchon näherten ſich die vier Wochen ihrem Ende, die Juan weg zu bleiben beſchloſſen hatte. Aber jetzt nahmen die Schmerzen ſo ſehr überhand, daß ſie die Nadel aus der Hand legen mußte. Sie warf ſich unter leiſem Wimmern auf das Ruhebett, aber die gehoffte Linderung fand ſie hier nicht. Von Minute zu Minute mehrte ſich der Schmerz, und ſtieg bald bis zum Unerträglichen. Länger konnte ſie nicht zweifeln, daß ſie Gift bekommen habe. Mit Mühe erhob ſie ſich, und wollte ihrer treuen Kammerfrau klingeln, um ſie zum Arzte zu ſchicken, Hülfe zu erhalten, wenn ſie noch möglich ſey; aber noch ehe ſie ihren Vorſatz ausgeführt hatte, ward die Thür ihres Zimmers haſtig geöffnet, und herein trat der Infant Don Carlos, ein Blatt Papier in der Hand haltend. — Vergebens hatte Maria bisher darüber nachgeſonnen, wer ihr ſo gräßliche Qualen bereitet haben könne; aber jetzt ward es plötzlich klar vor ihrem Auge. Er iſt dein Mörder, flüſterte eine leiſe Stimme ihr zu, und ſie war nur zu geneigt, ihr Glauben zu ſchenken. Auch verbarg ſie ihren Abſcheu und ihren Argwohn nicht vor dem Erben des mächtigſten Reiches der damaligen Zeit. Was hätte ſie, den Tod im Herzen, auch noch für Rückſichten zu nehmen gehabt? Deshalb ſagte ſie, ihre Kräfte zuſammen nehmend, zum Infanten: „Kommt Ihr, Prinz, Euch an dem Anblick meiner gräßlichen Pein zu weiden? Doch weshalb frage ich noch, ſehe ich doch die ſchlecht verhehlte Freude aus Euren Augen leuchten!“ — Und wirklich ſchienen Carlos Züge Freude zu ſtrahlen, aber ſchnell ernſt werdend, ſagte er: „Ihr täuſchtet Euch nicht, ſchöne Mendoza, wenn Ihr Freude in meinem Auge zu leſen glaubtet. Ich kam mit der freudigen Hoffnung, einen Frevel verhüthen zu können. Euer Ausſehen, Eure, wenn gleich ſehr ungerechten Vorwürfe, ſagen mir, ich kam leider zu ſpät. Leſet dieſes Blatt, und Ihr werdet Euch beſſer erklären können, was mich zu Euch führte.“ Bei dieſen Worten reichte er ihr das Papier hin, das er in der Hand hielt. Zögernd nur ergriff es Maria, doch kaum hatte ſie einen Blick darauf geworfen, als ſie überraſcht ausrief: „Wie, von Juan?“ — „Von ihm“, entgegnete Carlos; „doch leſet nur, leſet!“

Die wohlbekannten Schriftzüge Juan's ſtanden vor Maria's Augen, aber dennoch vermochte ſie kaum, die wenigen Worte, die das Blatt enthielt, zu leſen. Zu gräßlich waren ſie, und wieder und wieder las ſie, in der trügeriſchen Hoffnung, etwas Anderes zu entdecken. Endlich konnte ſie nicht mehr zweifeln. Juan ſchrieb an ſeinen Anton:

„Dringende Umſtände laſſen mich wünſchen, Maria bei meiner Rückkehr nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Dir übertrage ich es, meinen Wunſch in Erfüllung zu bringen. Ich weiß, Deine Treue verweigert mir keinen Dienſt. Vielleicht kannſt Du beikommendes Fläſchchen benutzen. Juan.“

„Wie kommt Ihr zu dem Blatte?“ fragte Maria, einen durchdringenden Blick auf den Infanten richtend. — „Antonio ward ſo eben, mehrerer Vergehungen angeklagt, verhaftet. Auf Befehl des Königs, meines Vaters, mußte ich bei Durchſuchung ſeiner Habe zugegen ſeyn, da die Angelegenheit von der größten Wichtigkeit iſt. Dort nun fielen mir dieſe Zeilen in die Hände. Ich glaubte, Euch noch warnen zu können und flog hieher, — um — von dem kränkendſten Verdachte empfangen zu werden.“ — „Verzeiht, wenn ich Euch wehe that!“ bat Maria. „Aber, was auch Eure Abſicht geweſen ſeyn mag — Ihr habt das Bittere meines Todes unendlich vermehrt. Ja, ich darf nicht an der Wahrheit Eurer Worte zweifeln; die eigenen Schriftzüge ſprechen zu deutlich wider den Falſchen.“ Grelle Schmerzenslaute unterbrachen jetzt ihre Rede, fürchterlich wüthete das Gift in ihrem ganzen Körper, und ſchon bedeckte die Bläſſe des nahenden Todes ihre

Wangen. Kalter Angſtſchweiß rann in großen Tropfen von ihrer ſchönen Stirn, der Purpur ihrer Lippen färbte ſich blau, und deutlich verkündete Alles ihre baldige gänzliche Auflöſung. — „Fluch, Fluch meinem Mörder!“ rief ſie jetzt plötzlich aus, und nicht bemerkend, wie Carlos unwillkührlich erbleichte, ſagte ſie, zu ihm ſich wendend: „Ihr aber, Prinz, verlaßt mich jetzt, wenn Euch die Bitte einer Sterbenden der Erfüllung werth ſcheint. Möge der Himmel Euch bald vergelten, was Ihr an mir gethan habt, oder doch zu thun Willens waret.“

Ohne ein Wort zu antworten, ergriff Carlos bei dieſen Worten Juan's Brief, und eilte damit zum Zimmer, zum Hauſe hinaus; Maria aber zog die Klingel, und forderte von der ſogleich eintretenden Kammerfrau Papier, Tinte und Feder, und ſchrieb, als ſie dies erhalten, einige Worte, doch nur mit ſteten Unterbrechungen, denn oft erlaubten die gräßlichen Qualen ihr nicht, die Feder zu halten. Jetzt hatte ſie geendet, ſiegelte das Blatt und reichte es der treuen Ottavia. „Meiner Tochter Anna, wenn ſie das vierzehnte Jahr erreicht hat!“ flüſterte ſie mit kaum hörbarer Stimme, ſetzte dann noch leiſer hinzu: „Nur ihr, ihr allein!“ ſchrie laut auf, zuckte noch ein Mal in fürchterlichem Kampfe zuſammen und ſank entſeelt ihrer Ottavia in den Arm. Mit einem Schrei des Entſetzens warf die treue Dienerin ſich über den Leichnam, und wandte vergeblich alle Mühe an, die Todte, die ſie anfangs nur von einer Ohnmacht befallen wähnte, in das Leben zurück zu rufen. Sie hatte von der kurzen Krankheit ihrer Gebieterin nichts gewußt, und konnte ſich daher von deren Tode nicht überzeugen. Aber bald ward ihr die unleugbare Gewißheit, denn mit jedem Augenblick traten die entſtellenden Spuren des Giftes mehr hervor, und kaum war eine halbe Stunde nach Maria's Tode vergangen, als von ihrer ehemaligen hohen Schönheit nichts mehr an dem Leichnam zu entdecken war. Als Ottavia dieſe Verwandlung bemerkte, floh ſie ſchaudernd aus dem Zimmer, das die Ueberreſte ihrer angebeteten Herrin enthielt.

Wieder etwas zur Beſinnung gekommen, war ihr erſtes Geſchäft, den Prinzen von Parma auf eine Viertelſtunde um ſeine Gegenwart erſuchen zu laſſen. Augenblicklich erſchien Alexander von Farneſe; aber vergebens wäre es, das Entſetzen ſchildern zu wollen, welches ihn ergriff, als er, von Ottavia geführt, vor die gemordete Maria trat. Ihrer Schwäche gegen ſeinen Freund ungeachtet, hatte er die Verſtorbene wahrhaft und mit vollem Recht geachtet, und innig bedauerte er ihren Tod; aber dies war es nicht, was ihn hauptſächlich erſchütterte. Er hatte verſprochen, ſie zu ſchützen, über ihre Sicherheit zu wachen, und nun — mußte er Juan mit der ſchrecklichen Nachricht von dem Tode der Geliebten empfangen. — Keines Wortes mächtig ſtarrte er auf die Leiche hin. Ohne Ordnung und Zuſammenhang jagte ein Gedanke den andern, doch blieb ihm zuletzt ſo viel klar, daß er die Art von Maria's Ende ſeinem Freunde nicht entdecken dürfe. Ein plötzlicher Schlagfluß ſollte als die Urſache deſſelben angegeben werden. Für ſich ſelbſt aber forſchte Alexander emſig nach allen Umſtänden, die zur Entdeckung des Mörders führen konnten; es ließ ſich jedoch nichts Beſtimmtes ausmitteln. Nur ſo viel wußte Ottavia, daß Maria an dieſem Morgen einige Pfirſichen von einer herum gehenden, ihr völlig unbekannten Obſthändlerin gekauft und gegeſſen habe. Allem Anſchein nach waren dieſe Früchte vergiftet geweſen.

Alexander ließ ſich das Weib genau beſchreiben, beſchloß, Alles an zu wenden, ſie aus zu forſchen, verſicherte Ottavia ſeines Schutzes und eilte nach Madrid zurück. Kaum in ſeinem Zimmer angelangt, ſtürmten neue höchſt unangenehme Nachrichten auf ihn ein. Er vernahm, daß Anton, wie Don Carlos es früher ſchon an Maria geſagt, wegen harter Beſchuldigungen, auf des Königs ausdrücklichen Befehl verhaftet ſey. Doch konnte er nicht erfahren, weſſen man den treuen Diener ſeines Freundes angeklagt habe. Vergebens verſuchte er, in ſeinen Kerker zu dringen, um es von ihm ſelbſt zu hören. Die Wachen wieſen ihn zurück, indem ſie ſich auf die gemeſſenſten Befehle beriefen, außer den Kerkermeiſter Niemand zu dem Gefangenen zu laſſen. In Vermuthungen und Zweifel verſenkt, ging er daher wieder nach ſeinem Zimmer zurück. Kaum daſelbſt angelangt, öffnete ſich die Thür und herein trat Carlos, hier ein höchſt ſeltener Gaſt. Er fühlte wohl ſelbſt, daß ſein Beſuch etwas Ueberraſchendes haben müſſe, und war daher um den Anfang ſeiner Rede verlegen; bald jedoch trat er auf Alexander zu und redete ihn mit einem Freimuth, einer Offenheit an, die man bei ihm nicht hätte erwarten ſollen. „Vetter!“ ſagte er, „es iſt ſeit einiger Zeit zwiſchen uns nicht Alles ſo, wie es unter ſo nahen Verwandten ſeyn ſollte. Bin ich nun jetzt auch nicht gekommen, dies zu erörtern und aus zu gleichen, ſo muß ich doch für den Augenblick um Euer Vertrauen bitten!“ — Durch Carlos Worte und ungewöhnlich ernſte, feierliche Stimmung höchſt geſpannt, ſagte Alexander es zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Weſtöſtliche Gnomen.

51. Oefters greift der Menſch im Leide
Selber in des Schwerdtes Schneide.
52. An Verderbte kannſt du nur verſchwenden,
Nie wird Zucker dir die Weide ſpenden.
53. Und wenn die Wolke Lebensbalſam ſchickte,
Dein Finger nie von Dornen Roſen pflückte.

v. B. S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Leipzig. Der „Geſellſchafter“ will Neuigkeiten. Glaubt er denn (Se. papierne Herrlichkeit werden das Er erlauben), daß es bei uns immer Neuigkeiten giebt und Neuigkeiten, die ſich weiter erzählen laſſen? Und jetzt iſt das Neue nicht einmal angenehm; denn da giebt es ſchlechte Courſe, Inſolvenzen, Geldnoth, Betrügerei, Krankheit, Trauer und Elend — nichts als Unheil! Alſo ſchnell zum Erfreulicheren, ich meine zur Wiſſenſchaft, Kunſt und zum Gemeinwohl. Von hohem Intereſſe ſind Tzſchirner's „zwei Briefe, durch die Schrift: die reine katholiſche Lehre, veranlaßt“, und mit einer Deutlichkeit, einem edlen Eifer für die Sache des Proteſtantismus geſchrieben, wie wir ſie an dem trefflichen Manne längſt gewohnt ſind; angehängt ſind Mollard Lefevre's und Joſeph Blanco's (der unter dem Namen: Leucadio Doblack „Briefe über Spanien“ geſchrieben hat) Berichte von ihrem Uebertritt zur evangeliſchen Kirche, die nicht minder anziehend ſind. — Haubold's trefflich ausgeſtattete juriſtiſche Bibliothek geht — in's Ausland; ſie iſt — ich glaube für 17000 Rthlr. — beſonders durch die Vermittlung eines ſeiner ehemaligen Schüler, von Rehbinder, nach Abo in Finnland verkauft worden, ſoll daſelbſt zugleich mit des Verewigten Büſte aufgeſtellt und an ſeinem Todestage eine Rede gehalten werden, womit zugleich ein Stipendium für Studirende verbunden iſt. — Philippi's „Brandraketen“ ſind nicht ohne Geiſt geſchrieben, ob man ihnen auch ein Streben nach Oppoſition nicht undeutlich anmerkt. Sie ſind dem Hofrath Küſtner zugeeignet und beſtehen zum Theil aus den dramaturgiſchen Aufſätzen im „Merkur“ (1825). Der längſt erwartete „Parnasso italiano“ (bei Ernſt Fleiſcher) iſt noch nicht erſchienen, obgleich die Ankündigungen die Zeit der literariſchen Taufe auf den letztverfloſſenen Februar feſtſetzten; dagegen iſt bei ihm Mohlmann's „Feſtſpiel zu Weiße's hundertjähriger Gedächtnißfeier“ erſchienen. Oldendorp's „Anſichten von Pforte“ werden die ehemaligen Zöglinge dieſer ehrwürdigen Schulanſtalt mit vielem Intereſſe zur Hand nehmen, und mit Wehmuths-Gefühlen der Zeit gedenken, wo ſie in dem ſtillen Thale den Wiſſenſchaften und Künſten und allem Schönen oblagen. In der Steindruckerei von Fleiſch (ſonſt zur Buchhandlung von Leopold Voß gehörig), ſind ſie erſchienen. Die von Ernſt Klein angekündigte „Auswahl von Jean Paul's Werken“ wird wohl nach der Entgegnung der Wittwe nicht erſcheinen. — Im Theater ſahen wir ſeit meinem letzten Berichte als neu nur Kotzebue's „Armuth und Edelſinn“ (ſehr zeitgemäß; denn Armuth iſt an allen Ecken und zum Edelſinn fehlt es wenigſtens an Aufforderungen auch nicht); eine hinter aller Kritik liegende Juden-Poſſe, als Schlußſcene des Deklamatoriums am erſten Oſterfeiertage, nicht zu erwähnen. Der Schluß des genannten Schauſpiels von Kotzebue kommt etwas überraſchend und mindert den Effekt des Ganzen. Dennoch fand die Darſtellung durch das lebendige Spiel der Mad. Devrient als „Joſephine“, ſo wie der Herren Stein und Genaſt als „van der Huſen“ und „Plum“ vielen Beifall. Schade, daß Hr. Devrient den „Elderſtröm“ nicht mit Luſt zu ſpielen ſchien, obgleich die Rolle das Intereſſe der Zuſchauer erweckt. Die kleine Demoiſ. Canzi weiß ſich als „Zemire“, „Roſine“ und „Myrrha“ immer mehr in der Gunſt des Publikums zu befeſtigen, ſo daß wir ihren Weggang von hier Ende April ſchmerzlich empfinden werden. Eine Vorſtellung des „Barbier von Sevilla“ erinnerte mich lebhaft an die Zeit vor mehr als vier Jahren, wo die Sängerin uns das erſte Mal beſuchte und ihre Stimme allerdings noch friſcher war. „Leocadie“, von Auber und „die Italienerin in Algier“, von Roſſini, werden wir nun vor nächſtem Winter ſchwerlich hier hören, ob das Publikum gleich dazu Hoffnung hatte. Ueberhaupt können ſich Muſikfreunde für den kommenden Sommer keinen großen Genuß verſprechen, da uns dann die Canzi, Finke und Hanß fehlen, und nur die Erhart, Schulze und Devrient bleiben, die bei aller Verdienſtlichkeit doch nicht im Stande ſind, die weiblichen Partieen in Opern, wie „Don Juan“, „Aſchenbrödel“, „Joconde“, „Arur“ u. dgl. zu übernehmen. Das Deklamatorium am erſten Oſterfeiertage, dieſe Olla potrida, wurde ſehr beſucht, weil das Haus wegen der ſtillen Woche mehrere Tage geſchloſſen war, und der Anſchlagzettel bot wenigſtens Vieles. Solbrig eignet ſich nicht zum Vortrage ernſter Dichtungen, wie Mahlmann's „Kirchhof zu Ottenſen“, und des Organiſten Becker freie Phantaſie war dies wenigſtens nicht; obgleich das Thema: „O cara memoria“ Stoff genug dazu würde gegeben haben. Ueber die Variationen darauf kann ich nicht urtheilen. „Der Taucher“, von Schiller, mit der Muſik-Begleitung von Uber, und von Hrn. Stein geſprochen, muß ergreifen und erwärmen. — In den Scenen aus Schiller's „Demetrius“, die uns übrigens ſchon vom letzten Weihnachtsfeſte her bekannt waren, feiert Mad. Miedke als „Marfa“ einen Triumph ihrer Kunſt, nicht blos durch das Wort, ſondern auch durch Spiel und Handlung. Die von der Erhart geſungene Arie ſchien uns etwas zu hoch für ſie zu liegen, und die, von der Canzi vorgetragene ihr ſelbſt nicht recht zu behagen; dagegen hat uns das Terzett Beider mit Hrn. Vetter in einzelnen Takten ſehr angeſprochen. Marſchner's Ouvertüre zu Kind's „Schön Ella“ erinnert ſehr an den „Freiſchütz“, ob wir gleich dem Componiſten Originalität nicht abſprechen wollen. Demoiſ. Jahn, die nicht ohne Talent iſt, trug Töpfer's Gedicht: „Liekchen die Männerfeindin“, das ich erſt vor Kurzem in Hamburg gehört hatte, mit ungewohnter Befangenheit vor, die um ſo mehr auffiel, da ſie ſelten an ihr iſt. Uebrigens muß ſie ſich ſehr bemühen, daß ihre Sprache nicht undeutlich wird, und ihr Spiel mehr an Freiheit, Leichtigkeit gewinnt. — Hr. Haake, aus Braunſchweig, trat am 29. März als „Hugo“ in Müllner's „Schuld“ auf. Das nur all zu ſichtbare und hörbare Streben nach Kunſt war der Rolle nachtheilig, obgleich Tiefe des Gefühls dem Schauſpieler nicht ab zu ſtreiten ſeyn möchte. Aber jedes Wort wurde betont, jede Bewegung ſchien ſtudirt, jeder Schritt berechnet, ſo daß es dem Zuſchauer faſt unheimlich ward. So wenigſtens war es mir; denn nach der Menge urtheile und berichte ich nicht, weil ich ſonſt auch Wunderliches berühren müßte, wie z. B. daß Hr. Haake einige Mal, wo das Gefühl ihn überwältigte und die Stimme ihn mit fortriß, beklatſcht wurde. Am allerbeſten war bei dieſer Darſtellung Demoiſ. Hanß in der Rolle des „Otto“, für die ſie jedoch der Geſtalt nach etwas zu groß iſt. Lebendiger und dabei natürlicher kann die Erzählung vom Stiergefechte nicht geſprochen werden; es war, als vergeſſe die Künſtlerin, daß ſie auf der Bühne ſtehe und von mehr als Einem gehört werde. In „Eliſe Valberg“, wo Hr. Haake den „Fürſt“ gab, gefiel er mir mehr; auch war ihm Anſtand und einige Mal Natürlichkeit in Spiel und Rede nicht ab zu ſprechen, doch mehr in den leidenſchaftloſen, weichen Scenen, als in denen, wo Affekt und Heftigkeit hervortraten. Doch ſchien dieſe theilweis beſſere Darſtellung vom Publikum nicht anerkannt zu werden. Die Rolle der „Fürſtin“ iſt eine der vorzüglichſten Darſtellungen von Mad. Genaſt, die hauptſächlich den Stolz und das Mißtrauen treu und ohne Uebertreibung ſchildert; doch auch in der Aufklärungsſcene mit „Eliſe“, wo ihr ſchroffes Herz weicher wird und vertrauensvoller, erhielt ſie verdienten Beifall. Die Rolle des „Kammerjunker von Kühlen iſt nicht leicht; der feine, gewandte Hofmann muß überall ſich zeigen, und doch kann dies der Schauſpieler nur meiſt aus ſich lernen; es darf daher das Mitglied jeder Geſellſchaft, welches dieſe Rolle darſtellt, nicht zu ſtreng beurtheilt werden.

(Der Schluß folgt.)

Beilage: Bemerker Nr. 13. und Blatt der Ankündigungen Nr. X.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker.

No. 13. 1826.

Beilage zum 58ſten Blatte des Geſellſchafters.

Charakteriſtik der deutſchen Literatur.

(Aus dem „Edinburgh Review".)

„Die Deutſchen, obgleich ſie mit ſtarker Einbildungskraft und Enthuſiasmus begabt ſind, haben dennoch zwei Jahrhunderte hindurch ihre National-Literatur vernachläſſigt und ſich nur durch Gelehrſamkeit ausgezeichnet. Sie begnügten ſich, dicke lateiniſche Traktate über die Jurisprudenz und Theologie, oder bändereiche Commentare über claſſiſche Schriftſteller zu ſchreiben. Indeſſen wurden ſie es bald müde, auf dieſe Art und ohne Ruhm (?) für die europäiſche Gelehrſamkeit zu arbeiten, und beſchloſſen, durch Original-Werke der Welt ihr Genie zu beurkunden. Nachdem dieſer Vorſatz einmal gefaßt war, ging ihre erſte Sorge dahin, ſich gegen den Vorwurf ſklaviſcher Nachahmung der claſſiſchen Autoren ſicher zu ſtellen. Das würde zu ſehr nach der alten Schule geſchmeckt haben, und, um ihre Originalität zu zeigen, mußten ſie nothwendig auf das entgegen geſetzte Extrem verfallen und ſich, um ihre Unabhängigkeit deſſer zu begründen und ſich als über die pedantiſchen Regeln des Alterthums erhaben dar zu ſtellen, an ganz moderne Gegenſtände halten. Einige dieſer modernen Unabhängigen wählten die Franzoſen zu Muſtern und lernten, im vollen Ernſte, lebhaft zu ſeyn. Sie verfaßten kleine Werke der Galanterie in einem Styl, den wir, großmüthig, nicht näher bezeichnen wollen. Jedenfalls ſtand dieſe Manier mit dem allgemeinen Geſchmack der Nation in einem zu offenbaren Widerſpruch, um viel Anhänger zu finden, und der größte Theil der Schriftſteller wandte ſich, der Natur der Sache nach, nach England, um hier Führer und Muſter zu ſuchen. Und in der That findet ſich zwiſchen dem Geiſt beider Völker größere Verwandtſchaft, und unſere" (der Engländer ſpricht) „großen Schriftſteller haben unbeſtreitbar das Verdienſt, origineller, aber weniger claſſiſch zu ſeyn, als die Franzoſen. Gleichwohl müſſen wir es geſtehen, daß die ſchlechten Muſter in England nicht ſeltener als die guten ſind, und die beſten ſind für kühne und neue Nachahmer gefährlich. Es geſchah, daß die Wahl der Deutſchen auf die ſchlechteſten (?) fiel und ſie aus den beſten die größten Mängel anſtaunten. Man bewunderte Shakſpeare, aber mehr in den Fehlern ſeiner Einbildungskraft, in ſeiner ungeregelten Kühnheit und ſeinen Ungereimtheiten (hört! hört!), als in dem unendlichen Witze und der Schärfe des Verſtandes, die ſeine Albernheiten austilgt, als in der Zartheit und Einfachheit des Gefühls, die ſich ſo glücklich mit der Kühnheit ſeiner Bilder und der Erhabenheit ſeines Styls eint. Auch war Shakſpeare ein zu ſehr zu fürchtender Nebenbuhler, und obgleich es Schiller nicht ohne Ruhm gewagt hat (wirklich?), gegen dieſes wunderbare Genie zu kämpfen, die Menge ſeiner Landsleute mußte ſich mit andern Nebenbuhlern meſſen. Die wichtigthuende Lächerlichkeit, die affektirte Bizarrerie, die unverſchämte Vertraulichkeit, der kurze Styl und die ſentimentale Uebertreibung des „Triſtram Shandy"; die abgeſchmackten Moralitäten, die kleinlichen Details und die ewigen Agonieen des „Richardſon"; die alltäglichen Abentheuer und die flachen und unſichern Theorieen des „John Buncle" und anderer vergeſſenen (?) Schriftſteller ſollten in ihren Augen größere Gunſt finden. Hier trafen ſie Originalität, glänzende Erfindung und vorzüglich das Verdienſt, nicht claſſiſch zu ſeyn. Außerdem reizten dieſe Schriftſteller ihre Neugier durch die Dunkelheit ihrer Sprache, und man muß auch geſtehen, daß die Raſchheit ihrer Uebergänge die Einförmigkeit ausſchloß, und daß ſie durch die Gewalt der Rührungen, die ſie ohne Unterlaß und ohne Mitleid erregten, die am wenigſten thätige Empfindlichkeit in Feuer zu ſetzen verſprechen. Das waren die Schönheiten, welche die deutſchen Schriftſteller aufſuchten, und ſie unterließen nicht, ſie an zu nehmen und neue hinzu zu fügen. Um ihr Eigenthumsrecht auf dieſe erborgten Reichthümer zu begründen, miſchten ſie zu unſeren Uebertreibungen eine gewiſſe Doſis ihrer alten philoſophiſchen Viſionen und ihrer düſtern Metaphyſik; dann fügten ſie zu dieſer Miſchung einige bizarre Theorieen und würzten das Ganze mit Abhandlungen über die Moral und die ſchönen Künſte. Auch ließen ſie es nicht an lächerlichen Vergleichungen, die größtentheils von niedrigen und abſtoßenden Gegenſtänden hergenommen waren, fehlen, glücklich genug, wenn ſie nur ziemlich paßten und die Dunkelheit, die ſie zerſtreuen ſollten, nicht vermehrten. — Dieſe Betrachtungen erklären genügend, wie uns ſcheint, die Ungereimtheit, die Verwirrung und die Künſtelei in den Werken der Deutſchen; aber noch fehlt eine beſondere Eigenſchaft, eine Art von Gemeinheit, die ſich in allen ihren Schriften findet und vielleicht am meiſten daran zurück ſtößt. Wir können dieſe unglückliche Sonderbarkeit nicht anders beſchreiben, als indem wir ſagen, daß es die proſaiſche Trivialität guter und friedliebender Bürger iſt, die einzig mit der Befriedigung ihres gewaltigen Appetits beſchäftigt ſind. Gewiß haben nie Schriftſteller für die natürlichen Bedürfniſſe ihrer Helden mit größerer Aengſtlichkeit, als die deutſchen Romanſchreiber, geſorgt. Die intereſſanteſten Jugend-Erinnerungen drehen ſich um gaſtronomiſche Unternehmungen gegen wohlbeſetzte Speiſekammern. Eine genaue Angabe deſſen, was verzehrt worden, iſt eine nothwendige Ergänzung der leidenſchaftlichſten Scenen. Die Zärtlichkeiten bei einer verbotenen Zuſammenkunft waren unvollſtändig ohne eine Flaſche Wein. Ihre Weiſen ſprechen ihre Orakel bei einer Bowle Punſch aus, und der verliebteſte Liebhaber entdeckt neue Beweggründe für ſeine Abgötterei, „wenn er die Seife und die Kämme ſeiner Gebieterin und die Spuren ihres Gebrauchs ſieht." Mit einem Worte: dieſe erniedrigenden Bedürfniſſe unſerer Natur, die alte Schriftſteller, deren Zweck iſt, das Herz zu rühren und die Phantaſie zu erregen, ſorgfältig unſern Blicken entziehen, werden mit einer Art Prahlerei von jedem ſentimentalen Schriftſteller Deutſchlands beſchrieben."

Daß dieſes Urtheil über die Deutſchen im Allgemeinen höchſt einſeitig, ſchief und übertrieben iſt, lehrt eine flüchtige Würdigung deſſelben; im Einzelnen — möge jeder Einzelne es widerlegen, ſich aber auch das Gute und Wahre heraus nehmen. Daß in der deutſchen Literatur eine servitus imitationis

Digitized by Google

nicht zu verkennen ſey, kann eben ſo wenig geläugnet werden, wie der Umſtand, daß unſere Leſewelt ſich jezt gar erbärmliche Mittel gefallen läßt in den neueſten Schriften zur Unterhaltung. — e.

Ein Buch ohne Verleger.

(Schluß.)

Ehe ich zum erſten Stück, zum „ſchönen Bunde", übergehe, muß ich bei dem Feſt- und Vorſpiel etwas verweilen. Der Prolog ſpricht die Liebe des Dichters zu ſeinem Könige aus. Einige Male läßt indeß ſich die Conſtruktion nicht rechtfertigen. In der Strophe:

Wer war's, der in dem Schreckensſturm des Elends,
Das über dieſes Reich aus ſchwarzem Grunde
Der fremden Tyrannei herüber zog,
Als zweiter Heermann unſre Laren ſchüzte,
Des zweiten Varus Legionen ſtürzte?
Du warſt es, König! ſolcher Ahnen werth;
Werth des Sennonen Brennus Heldenſöhnen!
Und nimmer wird dies Beiſpiel uns entwöhnen
Der Treue Pflicht, die ſich in Einheit nährt —

heißt es: Werth des Sennonen Brennus Heldenſöhnen, ſtatt: werth der Heldenſöhne des Sennonen Brennus. Der Prolog iſt durchgängig in fünffüßigen Jamben geſchrieben; es kommen aber auch ſechsfüßige; z. B.:

„Da klangen froh Teutoniens Bardenlieder,
Es jubelte das Volk, durch dein Palladium
Geſchüzt am theuern Heerd, und Wodans heil'ge Eiche
Hob das ergraute Haupt in friſcher Jugend wieder u. ſ. w."

Der Dichter ſcheint beſonders im Trauerſpiel: „Die Erſehnte" ſich ganz der Freiheit des Gedankens hingegeben und, wie es dieſem am beſten zuſagte, bald fünf- bald ſechsfüßige Jamben gebraucht zu haben. Unangenehm macht ſich dieſer Wechſel nicht; er mildert ſehr die Einförmigkeit, welche der ſtets gleiche Versfuß in einem großen Gedicht immer hervor bringt. Ueberhaupt iſt nichts unleidlicher im Drama, als die Sylbenſtecherei. Die Idee wird ſo oft der leeren Form zum Opfer.

Der Plan zu dem Schauſpiel: „Der ſchöne Bund" iſt ſehr einfach; es ſpielt auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance. Schade, daß der Dichter zur Darſtellung dieſer Schlacht nicht, ſtatt des Drama, das Epos wählte. Er würde in leztem Falle das ernſte Schlachtgemälde mehr, als die mit heran gezogenen luſtigen Liebesſpiele, in Farbe geſezt haben.

Das nun folgende Luſtſpiel: „Liebe und Kaffee" iſt eine Satyre, im fröhlichen Uebermuth geſchrieben; beſonders artig ſind die Stellen aus mehreren unſerer erſten Dichter parodirt. Die alte verliebte Närrin Walburga ſagt z. B. bei ihrer Toilette, indem ſie mit einer rothen Rübe ſich ſchminkt:

— Wo
Im weißen Feld Aurora glänzet,
Mit Roſen ſich die Lilie kränzet,
Da reißt es alle Herzen hin.
D'rum miſchet kunſtgewandt die Farben,
Verkittet fein der Zeit die Narben,
Bedeckte Stutzer truget kühn.

(Zu Julchen, welche eine große Schachtel Locken unter dem Arm hält)
Nimm vom kleineren Kaliber
Noch zwölf Stück zur Seite hier,
Pflanz' ſie pünktlich gegenüber,
Gleichmaaß iſt der Künſte Zier.
Auch das ſtarke Licht,
Das die Augen ſticht,
Euch' zu dämpfen! Höher rolle
Mir die ſchmachtende, die volle.

(Sie rollt die beiden Locken, zunächſt dem Auge, höher, und ſezt ſich)

Wenn in der matten Dämm'rung Scheine
Das ſeelenvolle Auge ſtrahlt,
Und ſtille Schwermuth — eine kleine
Melancholie die Bogen malt,
Dann fahren Millionen Blitze
In jede eh'rne Manner-Bruſt,
Es dämmert erſt in ſtummer Luſt
Und raſet bald in Fieberhitze.
(Sie ſpringt ungeſtüm auf)
O, welches Entzücken
Durchſtrömt mir das Herz,
Die Liebe, die Liebe
Im wonnigſten Schmerz! —
Reich' ſchnell mir die Laute;
Begeiſt'rung durchbebt,
Das innerſte Leben,
Wo er mich umſchwebt.

Sie ſpielt nun zur Guitarre das Räuberlied: „In des Waldes düſtern Gründen", und fährt entzückt fort:

Er iſt's! er iſt's! Mein Herz, es ſagt es mir
Es iſt mein einz'ger Schmilz, mein ewig lieber —
Der Kammerjunker Hans von Kaſimir
Schwebt als —
(Ihre Begeiſterung bekommt ein Loch)
Nun — wie ſchwebt er? Schwebt mir
Als wie —

Julchen.
Ein Krammetsvogel —

Walburga.
Sanft vorüber.
(Im vorigen Zuge)
O, gold'ne Träume, träumet fort! Er kömmt
Gefahren auf der ſüßen Poſt der Weſte,
Kommt aus ſittſamem Perſonal-Arreſte.
Dank, Götter! u. ſ. w.

In ähnlicher perſiflirender Schwärmerei zieht Fräulein Walburga durch's ganze Stück. — Naiv iſt das Bekenntniß der Deputation von Mädchen (in der dreizehnten Scene), wie ſie den Geheimen Finanz-Rath bereden wollen, ſtatt der Kaffee-Steuer eine andere Steuer ein zu führen. Julchen, welche den Vortrag hält, ſpricht:

Wie bekannt, ſtand's nie ſo traurig
Mit uns Mädchen, als wie jezt.
Auch die ſchlau'ſte Mutter ſezt
Von ſechs überreifen Töchtern,
Schlank, wie Cedern Libanons,
Schön, wie Roſen von Damaskus,
Wenn ſie auch auf den Salons,
Auf Prom'naden, in dem Cirkus
Jeder Freude, täglich wandern,
Höchſtens Eine ab — die andern,
Die — die — die — verwintern.
Kaum dreht man die Hand noch um,
Und wir ſind in dieſen Tagen,
Wie die Herrn Juriſten ſagen:
Res extra Commercium.

(Julchen entläßt einen ſchweren Seufzer; die andern Mädchen ihr nach.)

Mädchen.

Ach!

Fanny.

Du ſprichſt die Wahrheit, Julchen!

Julchen.

Gerne würden wir jetzt Nönnchen,
Doch die Aufklärung, ſie fiel
Gierig auch auf das Aſyl,
Bis ſie es vom Grund zerſtörte.

(Mit ſüßer Schwärmerei)

Gold'ne Zeit! da ward als Braut
Man dem Himmel angetraut,
Wenn es hier zu lange währte.

Statt der Kaffee-Steuer ſchlagen die Damen ſodann vor:

Daß der Heiraths-Candidat
Nur Produkte aus dem Lande,
Wo er lebt, erwählen ſoll;
Fremde trifft, als Contrebande,
Ein furchtbarer Eingangszoll.

Nach dieſen muntern Spielen des Witzes und der Laune kömmt ein Trauerſpiel: „Die Erſehnte", das in einzelnen Zügen gelungen iſt. Auch hier ſieht man, wie der Verfaſſer ſich ſeinen eigenen Weg bahnt. Die Charaktere ſind großartig behandelt, nur „Don Orellano" iſt zu grell colorirt. — Die Ariſtoteliſchen Einheiten hat der Dichter, ohne Zwang, ſehr wohl beachtet; jedoch nicht ganz in Betreff des Orts. Die Diktion iſt in vielen Stellen zu loben; zuweilen aber in Darſtellung der Gedanken zu frei, ihre Bekleidung zu üppig.

Der Dichter ſchließt ſein Buch eben ſo drollig, wie er es beginnt. Er droht einen Sturm den Staats-Perücken der Recenſenten, indem er ſie mit dem Motto begrüßt:

Ja ſchrecklich iſt's, den Leu zu wecken,
Auf Leichen geht des Tygers Bahn:
Allein das Schrecklichſte der Schrecken,
Das iſt ein Recenſenten-Zahn.

N....

„Herodes vor Bethlehem."

Der Gedanke, den „Herodes vor Bethlehem" auf die Bühne zu bringen, war hoffentlich ein glücklicher für die Theaterkaſſe, verfehlt aber, wenn er den Effekt beabſichtigte, welchen dieſes Stück bei ſeinem Entſtehen hervor gebracht hatte. Der Menſch ſoll alle ſieben Jahre ſeine irdiſche Hülle vertauſchen; man rechnet dreißig Jahre auf eine Menſchen-Generation, aber man kann nur höchſtens zehn Jahre auf eine Theater-Publikums-Generation rechnen. Mein Steh-Nachbar neben den Sperrſitzen bemerkte nach dem erſten Akt: man hätte zuerſt „die Huſſiten vor Naumburg" geben ſollen. Ja, antwortete ich, wo möglich kurz vorher, an der Stelle der „Frauenſchule"; im Stillen aber dachte ich: Ihr wollt doch Alles gar zu bequem haben; ſteckt die Naſe in's Buch, und verſetzt euch im Geiſte in die Zeit, wo die „Huſſiten vor Naumburg" auf alle ſentimentale Seelen, die der ſelige Kotzebue handhabte, wie eine Sonne wirkten, inſofern als dieſe Waſſer an ſich zieht; wo man Ironie mit der Laterne in der Hand ſuchen mußte, während ſie gegenwärtig, dem Apoll ſey's geklagt! auf allen Straßen und in dem Muſenſitze des gewiegteſten Scribiers zu finden iſt. Wie närriſch; die Leute wollen den Witz maſtiren, während ſie in der Regel keinen haben! — Ich und einige Andere genoſſen dieſe Vorſtellung, eine der beſten des Königsſtädter Theaters, als eine Flaſche alten pikanten Weins, mit Ergötzung über die nüchternen Mitgäſte, welche, nur jungen Weins gewohnt, kalt blieben, und von denen Einige zuletzt ſo ſehr das Sinken ihres Geiſtes-Thermometers ſpürten, daß ſie mit ihren Füßen nach zu helfen verſuchten. Doch:

„Eines ſchickt ſich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!"

Das wird indeß unſer König „Herodes" nicht thun (trotz der Ungünſtigen!), beſonders von Hrn. Spitzeder geſpielt, der mir — das andere Publikum war längſt davon überzeugt — zum erſten Mal ſeinen echten Beruf für das Komiſche dar zu legen ſchien. Hr. Schmelka genügte ebenfalls, obgleich ich es unentſchieden laſſen will, ob er nicht etwas mehr, ohne Nachtheil für die Rolle, hätte auftragen können. Meiner Anſicht nach muß dieſer „Viertelsmeiſter" als eine Art Enthuſiaſt, als ein Menſch, den der Gedanke, ein Genie zu ſeyn, begeiſtert, dargeſtellt, und ſo ein beſonders komiſcher Effekt zwiſchen ſeinem Treiben und der von ihm hinein gelegten Tendenz hervor gebracht werden. Hr. Genée war nicht er ſelbſt, auch nicht der Bethlehemitiſche „Bürgermeiſter", ſondern ein Berliniſcher Banquier, gut copirt. Die übrigen Nebenperſonen, beſonders Hr. Nagely, thaten das Ihrige, auch die Choriſten nicht zu vergeſſen. Die Partie der „Frau Wolf" ging natürlich in unverſtandener Ironie unter. — War es zufällig oder ein Avis au lecteur, daß die Kotzebueſche „Frauenſchule" vorher ging? Beſſer wäre hier allerdings ein anderes Stück, z. B. „die Corſen" oder „die Quäker", geweſen; oder ſollte die „Frauenſchule" die Manen des Seligen verſöhnen? Ich bin überzeugt, daß der beſſere Theil davon nicht dem Original-Verfaſſer, ſondern dem Ueberſetzer gebührt, und habe überhaupt Reſpekt vor Kotzebue, wenn ich ihn auch zuweilen da auslache, wo er mit aller Gewalt mich zum Weinen zwingen wollte. Ich weine überhaupt nicht leicht, alſo auch nicht darüber, wenn Viele jene geiſtreiche Parodie nicht verſtehen; aber freilich, das Lachen vergeht mir dabei! — Um aber den unglückſeligen Umſtand ſchnell zu vergeſſen, weiß ich ein probates Mittel: ich beſuche die Vorſtellung des „Herodes vor Bethlehem" abermals. —ſ.

Parodie von Bürger's „Hummel-Lied".

Die Kritiker ſind Hummeln gleich,
Ihr Dichter mögt euch hüthen!
Sie ſchwärmen durch Apollo's Reich,
Vernichten Blum' und Blüthen.
Sie irren und ſie ſchwirren hin
Mit Wähnen und mit Höhnen,
Und wollen ihren kecken Sinn
Zur Frechheit ſchnell gewöhnen.

Gedichte ſind dem Honig gleich,
Die Hummeln nah'n ſich leiſe;
Ihr tücht'gen Leute, hüthet euch
Vor ihrer tapp'ſchen Weiſe.
Sie nagen hier, ſie ſchlagen da,
Sie ritzen euch mit Spitzen,
Bis ſie, ſo ſchnell ſich ſpricht ein Ja,
In Schätzen And'rer ſitzen.

Die Dichter ſind den Bäumen gleich
In ihren Frühlingstagen;
Sie blüh'n geſunder, wenn ſie reich
Die Reinheit in ſich tragen.
Zertummelt da, zerhummelt hie,
Müßt ihr euch ſchuldlos fühlen;
Traut eig'nem Geiſt und laſſet nie
Den innern Schatz zerwühlen! —k.

1826. No. X.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot iſt erſchienen:

E d o u a r d
par l'auteur d'Ourika (Mad. la Duchesse de Duras).
12. geh. 1 Rthlr.

Daſelbſt war unlängſt ebenfalls erſchienen:

Ourika. in 12. geh. 16 Gr.

Lamartine (Alph. de) Poésies. 3 Vols. (contenant: Méditations et nouvelles Méditations poétiques, la Mort de Socrate, le dernier chant du pélerinage d'Harold, le chant du Sacre.) in 12. geh. 2 Rthlr. 12 Gr.

les mêmes, pap. fin, geh. 3 Rthlr.

Shakſpeare (Will.) Macbeth. (Zur Darſtellung auf der Königl. Bühne in Berlin, treu) überſetzt von S. H. Spiker. 8. geh. 12 Gr.

Einladung zur Subſcription
auf
eine neue und ſehr billige, nach der letzten Original-Ausgabe bearbeitete Ueberſetzung
von

Segur's Geſchichte Napoleons
und
der großen Armee im Jahr 1812.

Mit vier Bildniſſen, vorſtellend:
1. Napoleon,
2. Murat,
3. Eugen,
4. Ney,
und einer guten Charte zur Ueberſicht des Feldzuges von 1812.

In vier Theilen Taſchenformats, auf ſchönem weißen Papier, und ſauber geheftet.

Subſcriptions-Preis: 1 Rthlr. 12 gGr.

Berlin, in der Enslin'ſchen Buchhandlung.

Das große Intereſſe, welches dieſes Werk in ganz Europa erregt hat, läßt erwarten, daß eine Ausgabe zu einem ſo außerordentlich billigen Preiſe eine allgemeine Theilnahme finden werde. — Eine beſondere gedruckte ausführlichere Anzeige, welche zugleich als eine Probe der Ausführung zu betrachten iſt, und der das Bildniß Napoleons beigegeben iſt, kann in allen Buchhandlungen eingeſehen werden, und die Subſcribenten erhalten ſolche gratis.

Der Subſcriptionstermin wird zu Pfingſten, wo das erſte Bändchen fertig wird, geſchloſſen, und der Betrag erſt beim Empfang des erſten Bändchens bezahlt. — Die übrigen 3 Bändchen folgen von 3 zu 3 Wochen.

Alle Buchhandlungen nehmen Subſcription an, und die Verlagshandlung bittet, die Beſtellungen ſo bald als möglich zu machen.

Ein neuer empfehlenswerther Roman.

Bei uns erſchien ſo eben der hiſtoriſche Roman:

Die Aufrührer.
Erzählung
aus den Zeiten des Bauernkrieges
von
Fr. Rother.
Preis: 1⅓ Thlr.

Dieſe literariſche Neuigkeit — keine Ueberſetzung — welche durch die geſchichtlichen Charaktere, und den bedeutſamen Stoff überhaupt, gewiß die Leſer intereſſirt, iſt in jeder Buchhandlung zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Walter Scott's
Leben Napoleons.

Der erſte Band dieſes, von allen Seiten mit der größten Ungeduld erwarteten Werks iſt kürzlich in London erſchienen, und das Ganze, aus 5 ſtarken Bänden in gr. 8. beſtehend, ſoll im Monat Auguſt d. J. fertig ſeyn.

Wir veranſtalten davon drei verſchiedene Ausgaben in Taſchenformat, nämlich:

1) eine Ausgabe in engliſcher Sprache: mit Kupfern: roh 8 Groſchen, geheftet 9 Ggr. pr. Bändchen;

2) eine deutſche Ueberſetzung von Dr. G. Bärmann in Hamburg, mit Kupfern: ebenfalls zu 8 und 9 Groſchen pr. Bändchen;

3) eine deutſche Ausgabe von demſelben Ueberſetzer, ohne Kupfer: zu 4 Groſchen für das rohe Bändchen.

Jede dieſer Ausgaben wird aus *circa* 7 Bändchen von 250 bis 300 Seiten beſtehen, und im Laufe dieſes Jahres vollſtändig erſcheinen. Sie werden ſämmtlich mit ganz neu gegoſſenen, ſchönen und deutlichen Lettern auf das weißeſte Velinpapier gedruckt, und ſich wie alle unſere Taſchenausgaben, durch die größte Correctheit auszeichnen.

Die erſten zwei Bändchen werden im Monat Juni fertig: man bittet daher, ſeine Beſtellungen recht bald bei den Buchhandlungen zu machen, und denſelben genau anzugeben, welche von den drei verſchiedenen Ausgaben man zu haben wünſcht.

Zwickau, im März 1826.

Gebrüder Schumann.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 14. April. 59ſtes Blatt.

Im Walde der Heimath.

O Thäler weit, o Höhen,
O ſchöner grüner Wald,
Du meiner Luſt und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, ſtets betrogen,
Sauſt die geſchäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel luſtig ſchlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergeh'n, verwehen,
Das trübe Erdenleid,
Da ſollſt du auferſtehen
In junger Herrlichkeit.

Da ſteht im Wald geſchrieben
Ein ſtilles, ernſtes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menſchen Hort.
Ich habe treu geleſen
Die Worte ſchlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Weſen
Ward's unausſprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlaſſen,
Fremd in der Fremde geh'n,
Auf buntbewegten Gaſſen
Des Lebens Schauſpiel ſeh'n;
Und mitten in dem Leben,
Wird deines Ernſt's Gewalt
Mich Einſamen erheben:
So wird mein Herz nicht alt.

Joſeph v. Eichendorff.

Der Leibpage.

(Fortſetzung.)

„Ihr wißt wahrſcheinlich ſchon" — fuhr der Infant dann fort — „daß Antonio, der Diener meines Ohms Juan, an dieſem Morgen verhaftet wurde. Nichts weiter über den Grund dieſer Verhaftung, der Geheimniß bleiben muß. Auf Befehl des Königs war ich bei Durchſuchung der Habe Antonio's zugegen. Da fiel mir dieſes Blatt in die Hände!" Bei dieſen Worten überreichte er Alexander das nämliche Papier, welches, wie wir ſahen, auch ſchon Maria von ihm empfing. — Kaum hatte Alexander die wenigen Zeilen geleſen, als er im edlen Unwillen ausrief: „Mein Leben, meine Ehre zum Pfande, daß Juan dies nicht geſchrieben hat, obgleich es ſeine Schriftzüge zu ſeyn ſcheinen!' — Ich theile von ganzem Herzen Eure Anſicht!" entgegnete Carlos, „und daß ich es aufrichtig meine, werdet Ihr hoffentlich daraus ſehen, daß ich dies Blatt Euch, als dem beſten Freunde meines Ohms, überlaſſe. Trefft Eure Maaßregeln danach, ihm entweder die Kunde dieſer ſchändlichen Verläumdung zu entziehen, oder ihn wenigſtens mit der ganzen Kraft des Freundeswortes darüber zu beruhigen; dann aber vernehmt meine Anſicht über die Urſach von dem Tode der edlen, der unglücklichen Maria, von welchem ich bereits Kenntniß erhielt. Doch — ich will es nicht läugnen, ich war bei ihr, ich ſah ihren fürchterlichen Todeskampf, und von dem gräßlichen Anblick ergriffen, verließ ich ſie mit dem tiefſten Schmerz. Unaufhörlich macht mein Gewiſſen

mir Vorwürfe, daß ich vielleicht, wahrſcheinlich, wenn auch nur mittelbar, an ihrem Tode ſchuld bin.“

Hier machte Alexander eine Bewegung des Unwillens, des Abſcheus ſogar, Carlos aber bat, ihn nicht zu unterbrechen, ſein reuevolles Bekenntniß ruhig an zu hören, und fuhr dann ohne Störung fort: „Ihr wißt, daß Graf Almanzora von Maria's Eltern zu ihrem Gemahl beſtimmt war; eben ſo wißt Ihr auch, daß die Tochter, des Gebotes der Eltern ungeachtet, ſeine Hand verwarf, um ihrem Juan ganz an zu gehören, daß ſie ſich deshalb ſogar mit den Eltern entzweite und ſich von ihnen trennte, um das Landhaus in der Nähe Madrid's zu beziehen, welches durch eine frühere Erbſchaft ihr Eigenthum geworden.“ — „Wohl weiß ich das Alles!“ unterbrach ihn Alexander voller Ungeduld; „doch wozu die weitläuftige Einleitung?“ — „Hört nur weiter!“ entgegnete ruhig der Infant — „kennt ihr Almanzora näher, ſo wird Euch ſeine faſt zur Raſerei ausgeartete Liebe und ſeine fürchterliche Eiferſucht auch nicht unbekannt ſeyn. Als ihm alle Hoffnung zu einer Verbindung mit der Tochter Mendoza's ſchwand, als er endlich ſogar erfuhr, daß ſie Juan eine Tochter geſchenkt habe, da wich die Liebe aus ſeinem Herzen und nur die Rachſucht behielt Gewalt über ihn. Aus Haß gegen Juan fachte ich dieſe Leidenſchaft noch mehr an, doch hoffte ich, daß ſie ihn, nicht ſie, das herrliche Weib, verderben ſollte. Ich habe mich verrechnet. Grauſam ward Maria geopfert und ich — beichtete Euch, zur Sühnung meiner Schuld, welchen Theil ich an ihrem Tode habe.“ — Dann, als ſchäme er ſich, daß ſein beſſeres Gefühl über das Böſe den Sieg errungen, verließ Carlos eilig das Gemach; Alexander aber prüfte jedes ſeiner Worte noch ein Mal, um ſo die Wahrheit von dem Truge zu ſcheiden. Auch außer ſeinem Zimmer forſchte er, und bald war er zu ſeinem großen Erſtaunen überzeugt, oder glaubte es wenigſtens zu ſeyn, daß Carlos Rede ohne Falſch geweſen, vielleicht zum erſten Male, ſeit er in das Jünglingsalter getreten. Die Obſtverkäuferin war, allen eingezogenen Erkundigungen zu Folge, ein altes Weib von den Gütern des Grafen Almanzora, welches in dem Rufe der Hexerei ſtand, und dem man daher nach damaligem Glauben jeden Frevel zutrauen durfte. Der Graf ſelbſt aber war nach der Beerdigung Maria's, die ſchon den Tag nach ihrem Tode in aller Stille erfolgte, verſchwunden, und erſt einige Zeit darauf erfuhr man, daß er ſich, mit allen Zeichen eines belaſteten Gewiſſens, in ein abgelegenes Kloſter der ſtrengſten Regel begeben habe.

Alexander ward ruhiger durch dieſe Nachrichten; aber was es mit dem Briefe Juan's, den ihm der Infant eingehändigt, was es mit der Verhaftung Antons für eine Bewandtniß habe, das durchſchaute er noch immer nicht, und er mußte, mochte es auch koſten was es wollte, mit dem Gefangenen ſprechen, ſich hierüber Auskunft verſchaffen. Ein goldener Schlüſſel öffnete endlich die Pforten, welche den Bitten, den Vorſtellungen, ſogar den Drohungen des Prinzen verſchloſſen geblieben waren. — Hoch auf jubelte der ehrliche Anton, als er den Prinzen von Parma zu ſich eintreten ſah. „Nun bin ich gerettet!“ rief er, und ergriff die Hand des vermeintlichen Retters, um ſie an ſeine Lippen zu ziehen. — „Freue Dich nicht zu früh, alter Knabe!“ ſagte Alexander; „nicht um Dich zu befreien komme ich für jetzt, ſondern nur heimlich, um von Dir zu erfahren, was Dich in dieſen Kerker führte.“ — Wüßte ich es nur ſelbſt!“ entgegnete Anton mit weinerlicher Stimme. — „Wie, Du weißt es nicht?“ fragte Alexander, höchſt überraſcht. — „So wahr mir Gott helfe, nein, doch kann ich es mir wohl allenfalls denken!“ — „Nun, und weshalb?“ fragte Alexander ſchnell. — „Geſtern Abend,“ erwiederte Anton, „war ich in einer Taverne, um ein Fläſchchen Wein zu meiner Stärkung zu mir zu nehmen. Er mundete mir, und ſo ließ ich auch die zweite geben. Darüber war es ſpät geworden. Die andern Zechbrüder hatten ſich entfernt; nur in einer Ecke, mir gerade gegenüber, ſaßen noch zwei Kumpane, die eifrig mit einander flüſterten. Immer lauter und heftiger ward ihr Geſpräch, und obgleich ich ein wenig zu nicken begann, vernahm ich doch ganz deutlich, daß ſie über die Sache der Niederländer ſprachen und dabei die beiden edlen Abgeſandten derſelben, den Markgrafen von Berg und den Baron von Montigni, als höchſt freigebig für geleiſtete Kundſchaft ſchilderten. Laß du nur erſt den Infanten nach den Niederlanden kommen! ſagte endlich der Eine, dann wird die Sache bald eine andere Wendung nehmen, und wir werden den edlen Carlos als unſern Retter und Herrſcher begrüßen! — Wenn nicht ein Riegel vorgeſchoben wird! ſchrie ich, indem ich aufſprang und wüthend mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. Dann bezahlte ich meine Zeche und ging, mit dem feſten Vorſatz, Euch mit dem Früheſten des andern Morgens das Gehörte mit zu theilen. Aber noch ehe ich meinen Entſchluß ausführen konnte, ward ich verhaftet und in dies Gefängniß gebracht. Das iſt Alles, was ich Euch zu ſagen weiß!“ — „Nun noch eine Frage!“ ſagte Alexander, den jener Bericht ungemein intereſſirte — „kennſt Du dieſes Blatt?“ indem er ihm Juan's Brief hinhielt. — „Dieſes Blatt?“ wiederholte Anton und beſah es von allen Seiten; „nein, das kenne ich nicht, davon bin ich überzeugt, obgleich ich, wie Ihr Euch gnädigſt erinnern werdet, nicht leſen kann.“ — Im erſten Schrecken hatte Alexander dies vergeſſen; um ſo mehr erfreute es ihn jetzt, da es allein hinreichte, ſeinen Freund von allem Verdacht zu reinigen. Dennoch

Digitized by Google

wollte er ſich genauer unterrichten und fragte daher weiter: „Aber man hat dies Papier in Deiner Stube gefunden?“ — „So?“ entgegnete Anton gleichgültig; „ja, dann wird es mir wohl Jemand hinein getragen haben, obgleich das heimliche Bringen heut zu Tage viel ſeltener iſt, als das heimliche Holen!“ — „Ehrliche Seele!“ rief Alexander aus, ihn auf die Schulter klopfend. Von der Unſchuld des Dieners ſowohl als des Herrn war er jetzt vollkommen überzeugt, und wußte ſich nun auch zu erklären, aus welcher Abſicht der Brief geſchrieben und unter Antons Habe gelegt war, obgleich er immer noch nicht ahnte, wer dies gethan haben konnte. — „Verlaß Dich darauf“, ſagte er, die Hand des braven Deutſchen drückend, „daß ich Alles anwenden werde, Dich aus dieſem Kerker ſo bald als möglich zu erlöſen!“ Dann ließ er ſich genau die Taverne beſchreiben, in welcher Anton am vergangenen Abend geweſen war, fragte nach dem Aeußern jener beiden Späher und entfernte ſich hierauf, in der Hoffnung, daß Niemand ſeinen Beſuch bei dem Gefangenen verrathen werde.

Ueber Nachforſchungen und Erkundigungen gingen mehrere Tage hin, ohne daß er zu einem feſten Entſchluß in dieſer höchſt wichtigen Sache gelangt war, da wurde er von Juan überraſcht, den die Ungeduld einige Tage früher nach Madrid zurück getrieben hatte, als es anfangs ſein Wille geweſen. Mit ängſtlicher Scheu, faſt mit Kälte, empfing und begrüßte Alexander ſeinen Freund; dem fiel dies ſonderbare Betragen auf, da verkündete Alexander ihm mit bebender Stimme, die Thränen nur mit Mühe zurück haltend, Maria's Tod. — Den Kummer, die wilde Verzweiflung zu ſchildern, welche Juan bei dieſer Nachricht ergriff, ſind Worte zu ſchwach; er ging dieſen, wie den ganzen folgenden Tag, gleich einem Wahnſinnigen umher, ſich und die Welt läſternd. Erſt am dritten Tage ſammelte er ſich wieder etwas, und da erfuhr er, nach ſeinem Anton fragend, von Alexander den Zuſammenhang der Begebenheit, ſo weit dieſer ſie kannte.

„Das Vaterland muß gerettet, der König vor Verrath geſchützt werden!“ rief Juan in wilder Gluth. In dem Gedanken der Rache an Carlos, dem er den Backenſtreich noch immer nicht verzeihen konnte, war für den Augenblick die Erinnerung an ſeinen Verluſt untergegangen. „Ich habe ihn gewarnt“, ſagte er, „aber er achtete nicht auf meinen Rath; ſo übereile ihn denn das Verderben! Die Sorge für meinen Bruder — die Pflicht für den Staat heiſcht es, den König davon in Kenntniß zu ſetzen. — Wie?“ fuhr er dann fort, als er bemerkte, daß Alexander unwillig den Kopf ſchüttelte; „billigſt Du meinen Entſchluß nicht?“ — „Vollkommen!“ entgegnete der Prinz von Parma; „nur will es mir nicht gefallen, daß Du eine edle Liebe für das Vaterland zum Vorwand nimmſt, da Du doch eigentlich nur Deine Rache zu befriedigen ſtrebſt!“ — Erröthend, unwillig, ſeine geheimſten Empfindungen erkannt zu ſehen, ſchlug Juan die Augen nieder. — „Wie?“ ſagte er dann zögernd; „glaubſt Du etwa, daß ich anders handeln würde, wäre ich von Carlos nicht beleidigt?“ — „Wenigſtens“, entgegnete Alexander, „würdeſt Du mit geringerem Eifer, mit etwas mehr Zögern den Gedanken faſſen, einen ſo nahen Verwandten in's Verderben zu ſtürzen.“ — „Nun wohl!“ ſagte Juan; „ich will mit Dir nicht über meine Gefühle rechten; doch — daß dieſer Verrath gehindert werden muß, darin ſtimmſt Du mit mir überein!“ — „Ja!“ erwiederte Alexander, den Freund in ſeine Arme ſchließend; „und, will's Gott!“ ſetzte er hinzu, „ſo gelingt es uns, ihn ab zu wenden, ohne Carlos dabei ganz zu verderben.“ — „Auch das, wenn es ſeyn kann!“ ſagte Juan, und ging, um dem Könige ſeine Rückkehr an zu zeigen; denn die beiden vorhergehenden Tage hatte ihn ſein Schmerz von Erfüllung dieſer Pflicht abgehalten. — Lange blieb er mit Philipp in deſſen Cabinet eingeſchloſſen, und als ſie endlich, daraus hervor tretend, ſich trennten, warf Philipp einen zornigen Blick auf ſeinen Sohn, der im Vorgemach ſeiner harrte; Juan aber entließ er mit einem freundlichen Händedruck. — Furcht durchbebte den Infanten bei dem Blick ſeines Vaters; ihm ahnte Unheil, und er eilte, ſobald er unbemerkt ſich entfernen konnte, zu dem Markgrafen von Berg, mit ihm und dem Baron von Montigni Raths zu pflegen; denn ſchon ſeit längerer Zeit ſtand er mit dieſen beiden Männern in der engſten Verbindung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Militairiſcher Jeſuitismus.

Der Herzog von Lancaſter belagerte im Jahr 1356 Rennes für den Herzog von Bretagne, Johann von Montfort. Bertrand du Gueſclin vertheidigte die Stadt für ſeinen Herzog Carl von Blois. Die Belagerung zog ſich in die Länge. Lancaſter wollte ſie aufheben, fühlte ſich aber durch ſeinen Eid gebunden, nicht eher ab zu ziehen, bis er ſein Banner auf die Mauer gepflanzt hätte. Die Einwohner kamen ihm zu Hülfe und löſeten ſeinen Eid. Sie erlaubten ihm und ſeinem Fahnenträger den Eintritt in die Stadt. Die Fahne wurde über das Stadtthor gepflanzt; aber kaum war Lancaſter wieder hinaus, als man ſie ihm in den Graben nachwarf. C.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Leipzig. (Schluß.) Noch gedenke ich der improviſatoriſchen Abend-Unterhaltung des Dr. Wolf aus Hamburg, die zahlreich beſucht war und von der Mehrzahl mit Bewunderung und Beifall aufgenommen wurde. Einige wollten zwar das Talent und die Ausführung der gewählten Aufgaben nicht ſo

Digitized by Google

außerordentlich finden; doch mochte durch die zum Theil ſehr pomphaften Anzeigen in Zeitſchriften die Erwartung zu hoch geſpannt ſeyn. Es waren drei Aufgaben, die Hr. Dr. Wolf löſte: „Franklin nach Erfindung des Blitzableiters“, mehr Gebet als Monolog; „Klage eines Polen über den Untergang ſeines Vaterlandes nach Kosciusko's Tode“, wo wir jedoch die Beziehungen zu Polen vermißten, und nur ein etwas allgemein gehaltenes Gedicht fanden, und „Mucius Scävola“, letztere Aufgabe dramatiſch behandelt. Die Gewandtheit des Improviſators und die Leichtigkeit ſeiner Verſe ſind allerdings zu bewundern: aber er iſt kein echter Improvisatore, nicht das Erzeugniß einer ſüdlichen Natur, und ſo fehlen ihm auch manche Hauptvorzüge, die den Italiener z. B. dazu machen. — Von der Armen-Anſtalt, die einen bedeutenden Fond beſitzt und viele Nothleidende unterſtützt, ſchrieb ich ſchon früher. Eine ähnliche Anſtalt iſt die ſeit einigen Jahren zur Unterſtützung armer Augenkranken beſtehende, an deren Spitze als Arzt der menſchenfreundliche Dr. Ritrich (?) ſteht. Sie iſt kürzlich Allerhöchſten Orts beſtätigt worden und erhält ſich nur durch freiwillige Beiträge. — Die Bürgerſchule iſt nun ganz vollendet und ſo den Anlagen um unſere Stadt ein heiterer Anblick mehr geworden; vielleicht daß nun bald auch das Thor in der Nähe des Theaters gebaut wird, wo es ziemlich öde und widerlich ausſieht. Am Grimmaiſchen Thore wird mit vieler Thätigkeit gearbeitet, ſo daß das Einreißen des jetzigen und der Aufbau eines neuen wohl bald zu erwarten ſteht. Die engen Gaſſen in der Nähe der Poſt, die ſonſt noch mehr durch errichtete Buden verengt wurden, ſind jetzt durch Wegſchaffung der letztern freier geworden; eben ſo ſoll den jüdiſchen Kaufleuten in den Meſſen ein Platz vor dem Halleſchen Thor angewieſen werden. — Die Sparkaſſe und das damit verbundene Leihhaus iſt in voller Thätigkeit und beider Errichtung der jetzigen Zeit ſehr angemeſſen geweſen. Man ſieht aus Allem, wie thätig die oberſte Behörde unſerer Stadt für den Nutzen und die Annehmlichkeit ihrer Bewohner ſorgt. ***.

Hannover. Manche freundliche Geſtalten und manche werthvolle Neuigkeit hat Thaliens Schaubühne uns in letzter Zeit dargeboten und in nachſtehender Reihenfolge an uns vorüber geführt: „Die Geächteten“, mit getheiltem Beifall. Deinhardſtein's „Bild der Danae“; eine gute Darſtellung, beſonders durch Hrn. Kaʒianer's „Salvator Roſa“ (für deſſen hiſtoriſchen Charakter der Dichter doch wohl zu wenig gethan hat), Keller's „Andrea del Calmari“ und der Mad. Artour „Laura“ empor gehalten. Zu viel Erzählung, zu wenig Handlung! — „Laßt die Todten ruhn!“ für Hrn. Keller als „Zwiebler“ und Hrn. Maer als „Till“ (welche Beide gerufen wurden) erfolgreicher als für den ehrenwerthen Dichter. Man hatte Dies und Jenes zu tadeln; das Stück hat aber ſeinen entſchiedenen Werth. — Chiarini's Geſellſchaft gab in dieſer Zeit noch mehrere Vorſtellungen, doch ohne viele Abwechſelung. „Toujours perdrix!“ ſagten unſere Schauluſtigen und blieben am Ende daheim. — Theodor von Sydow's „deklamatoriſche Unterhaltung“ unterhielt die wenigen Anweſenden, der guten Auswahl zu Gunſten, ein Paar Stündchen angenehm. Mehr ſind die Muſen als die Natur dem Hrn. v. Sydow hold; für einen Redner iſt ſein Organ nicht kräftig und biegſam genug. Nicht unerwähnt bleibe hier der edle Gebrauch, den Hr. v. S. von ſeinem Talent ſchon ſo mannigfaltig gemacht hat. So gab er in Frankfurt a. M. ein Deklamatorium zum Beſten der Wittwe des verunglückten Maurers Euler und veranlaßte ihr dadurch eine Unterſtützung von 382 Gulden 9 Kr. (S. Frankf. Zeitung 1821. Nr. 315); dem Schlächter Andreas Reinfelder verſchaffte er auf dieſelbe Weiſe 742 Gulden 50 Kr. (S. „Heſperus“ 1823. Nr. 149), und dem Eliſabeth-Kranken-Hoſpital zu Prag 900 Gulden W. W. u. a. m. — Auch die Gebrüder Bohrer — keine Fremdlinge da, wo ſie einkehren — haben uns auf ihrer Geige und ihrem Cello viel Schönes hören laſſen, und nahmen, wie überall, auch unſern Beifall mit vollem Recht mit auf den Weg. Ihre Conzerte waren beide Male ſehr ergiebig. — Dieſes die Ernte Polyhymniens im Monat Dezember v. J. — Der Neujahrstag brachte lauter Neuigkeiten! — Zuerſt „die Audienz“, allegoriſches Feſtſpiel in einem Akt, vom Schreiber dieſes für den Neujahrstag abgefaßt. Wie Herkules am Scheidewege ſteht hier der Referent; gern möchte er ſich ein Bischen heraus ſtreichen, trahit sua quemque voluptas; aber auch gern den Beſcheidenen ſpielen. Die Lage iſt kritiſch! noch kritiſcher aber iſt es, ſein eigener Kritiker zu werden; d'rum mögen unſere hieſigen Herren Correſpondenten, die der „Abendzeitung“ und der „Zeitung für die elegante Welt“ angehören, es ſagen, welche Aufnahme dieſes Produkt hier gefunden hat; Referent nahm weder Pfeifen noch Scharren, wohl aber Zeichen freundlicher Aufnahme wahr; mag dies immerhin den Darſtellern gegolten haben, denn dieſe machten ſämmtlich durch ihre trefflichen Leiſtungen den Verfaſſer zu ihrem dankbaren Schuldner. Auch unſerm Direktor, dem Hrn. v. Holbein, Dank für die ſchöne Anordnung der prachtvollſten Dekorationen und Fluggeſtalten! Wer von ſolch einem Bühnenkundigen unterſtützt wird, der kann mit einem Beine feſten Fußes auftreten. — „Vielliebchen“, von Lebrün, war die zweite Novität, hat angeſprochen; „die Ueberbildeten“, von Robert, zum Beſchluß, haben allgemein gefallen. „Philippine“, Mad. Berger, „Auguſte“, Demoiſ. Huber, und der „Pſeudo-Graf Eußwald“, Hr. Kaibel, haben für ihr wohlberechnetes Spiel verdientes Lob reichlich geerndtet. Von etwas Vorzüglichem pflegte unſer ſel. Großmann zu ſagen: „In ſolch einem Luſtſpiel ſpielt ſich's mit Luſt!“ Daſſelbe würde er ſicher von den „Ueberbildeten“ geſagt haben. — Hr. Forti aus Wien bereitete uns drei genußreiche Abende; als „Figaro“ in „die Hochzeit des Figaro“, als derſelbe im „Barbier von Sevilla“ und endlich als „Don Juan“ gab er uns Beweiſe ſeines Talents. Ein ſonorer Bariton, gewandtes Spiel und eine ſchöne Geſtalt, mehr braucht's nicht, um den Namen eines vorzüglichen Sängers zu führen und dieſen dürfen wir Hrn. Forti nicht vorenthalten. Er ward jeden Abend gerufen. — „Der Großpapa“, von Dame Elmenreich, iſt eines der exotiſchen Pflanzchen, die am glücklichſten auf deutſchen Boden verpflanzt ſind und bei uns gedeihen. Hr. Hauſ gab den „von Lautern“ vortrefflich. — Das zum Vortheil des Penſions-Fonds unſerer Hofſchauſpieler gegebene „Majorat“, nach Hoffmann's Erzählung, gehört zu jenem Schauerlichen, welches zu ſehr abſtößt, als daß es gern geſehen werden könnte. Wer kann ſelbſt den ärgſten Verbrecher auf die Folter geſpannt erblicken, ohne daß ſein menſchliches Gefühl dabei rege gemacht wird? Solch ein Stoff mag, wenn er ſich aus den Criminal-Regiſtraturen verirrt, höchſtens in eine Erzählung ſich einzwängen laſſen; wie viele Leſer wird es aber wohl geben, die das Buch, nachdem ſie ſich bis zur letzten Seite deſſelben hindurch gearbeitet, ohne Schmerzgefühl aus der Hand legen? Nun gar erſt der Zuſchauer: was ſoll der dabei empfinden, wenn ihm hier all das Schauerliche ſo verſinnlicht in's Leben getragen wird? — Hr. Maer, als „Caſtellan“, war eine gräßlich-ſchöne Erſcheinung, die unſere ungetheilte Bewunderung in Anſpruch nahm, welche ihm auch durch die Ehre des Hervorrufens bezeugt wurde. Hr. Kaʒianer war ein ſtattlicher „Majoratsherr“; den „Landvogt“ gab Hr. Ludwig mit Würde und Beſonnenheit und Hr. Volkmar den „Ottmar“ voller Jugendgluth. Aber Hr. Kaibel hätte, als „Siegbert“, bei viel Gelungenem weniger Pathos, mehr Natur zeigen können. Unſer fleißiger Hr. Weidner war herzlich als „Förſter Franz“. Die Damen Gollmann („Ludmilla) und Artour („Seraphine“) thaten talentvoll das Ihrige.

(Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 15 April. 60ſtes Blatt.

Der Leibpage.

(Fortſetzung.)

Vereint mit Ruiz Gomez, Fürſten von Eboli, und deſſen Gemahlin, ſo wie mit dem Herzog von Alba und dem Staats-Sekretair Anton Perez, die Alle den Infanten gleich ſtark, wenn auch aus verſchiedenen Gründen haßten, beobachteten Juan und Alexander nun jeden Schritt des Don Carlos und der niederländiſchen Abgeſandten, gingen auch dabei ſo verſteckt und heimlich zu Werke, als es ſich thun ließ. Dennoch bemerkte der Baron von Montigni und, durch ihn aufmerkſam gemacht, auch Carlos und der Markgraf von Berg, daß ſie von Spähern umgeben wären. Nur zu wohl ſahen ſie das Gefährliche ihrer Lage ein und beſchloſſen, ſich durch die Flucht zu ſichern, während, wie ſie glaubten, der Weg dazu ihnen noch offen ſtand. Sie hatten ſich getäuſcht; zu wachſam waren ihre Feinde, um ſich die Beute entrinnen zu laſſen; doch blieben ſie anſcheinend in der größten Ruhe und Unthätigkeit, um ſo ihre Opfer ſicher zu machen und ſie dann deſto gewiſſer verderben zu können. Endlich war der Tag der Flucht beſtimmt, die Pferde ſtanden bereit und die Verſchwornen wollten nur die Dunkelheit des Abends abwarten, um ihr Vorhaben mit deſto größerer Sicherheit ausführen zu können. Aber ſie ſollten, des Gelingens ſcheinbar gewiß, grauſam in ihrem glücklichen Traum geſtört werden. Von den Verbündeten dazu auserſehen, entdeckte Juan ſeinem Bruder die verrätheriſche Abſicht des Infanten. Keine Zeit war zu verlieren, und auf der Stelle wurden daher die drei Häupter der Verſchwornen verhaftet, wenige Stunden vorher, ehe ſie den Wagen beſteigen und den Niederlanden zueilen wollten. In dieſem Augenblick keine Gefahr ahnend, wurden ſie durch die Wache überraſcht, und es blieb ihnen ſelbſt nicht ſo viel Zeit, um die unleugbarſten Beweiſe ihrer Schuld bei Seite zu ſchaffen. Ihre ſämmtlichen Papiere wurden in Beſchlag genommen, und dieſe waren mehr als hinreichend, ihnen das Todesurtheil zu ſprechen. Philipp ſah in den Niederländern ſowohl, wie in ſeinem Sohne, offene Empörer, Staatsverräther. Er achtete es nicht, daß ſie nur die Rechte eines unterdrückten Volkes bei Ehren erhalten und vertheidigen wollten, gegen einen Tyrannen vertheidigen wollten, der ſie, göttlichen und menſchlichen Geſetzen zuwider, mit Füßen trat. Philipp wollte nicht geliebt, er wollte gefürchtet ſeyn; nicht freie Unterthanen, ſondern Sklaven beherrſchen, die ſchon bei Nennung ſeines Namens erzittern ſollten. Wer ſich dieſem eiſernen Willen nicht fügte, mußte dafür büßen, und wäre es ſein eigener Sohn. Vergebens verwendeten ſich mehrere der angeſehenſten Spanier, dem Infanten wenigſtens das Leben zu erhalten. Philipp hatte ſeinen Tod beſchloſſen und blieb unerbittlich. Carlos ſtarb, und mit ihm ſeine Verbündeten, der Markgraf von Berg und der Baron von Montigni.

Sehr wohl erkannte Philipp die Größe des Dienſtes, den ſein Bruder Juan ihm geleiſtet. Der Groll, den er ſeit jenem Streite mit dem Infanten gehegt, ſchwand, und eine aufrichtige Verſöhnung fand zwi-

ſchen den Brüdern ſtatt, die um ſo dauernder zu werden verſprach, da Carlos nicht mehr, wie bisher, feindſelig zwiſchen ihnen ſtand. — Einige Zeit darauf ergriff Philipp auch die Gelegenheit, ſeinen Dank durch die That zu bekräftigen. Die Mauren von Granada hatten ſich empört und einen König aus ihrer Mitte gewählt. Es ward ein Heer zu ihrer Bekämpfung abgeſandt und der Befehl über daſſelbe dem Prinzen Juan anvertraut, der hier die erſten Lorbeern zu dem Kranze gewann, der ſeine Stirn ſpäterhin ſchmückte.

Jahre waren vergangen; Juan, der blühende Jüngling, war zum kräftigen Manne gereift. Mit unvergänglichem Ruhm hatte der 7. Oktober des Jahres 1572 den Helden Juan gekrönt. Der Name des Siegers von Lepanto ward ſegnend durch faſt ganz Europa genannt, denn ſchon jetzt erkannte man, daß die ſonſt ſo furchtbare Seemacht der Türken durch jenen Sieg für immer gebrochen ſey. Juan d'Auſtria war der gefeierte Held des Tages, und wo er ſich zeigte ward er mit Jubel begrüßt. Aber er ſelbſt fühlte ſich nicht glücklich. Die kleinliche Eiferſucht Philipp's hemmte ſeinen raſchen Siegesflug und verwies ihn zu thatenloſer Ruhe. Kaum war es ihm vergönnt, in Folge ſeines Sieges, die Stadt und das Reich Tunis, an der afrikaniſchen Küſte, den Händen der Ungläubigen zu entreißen, als Philipp, befürchtend, ſein Bruder werde ſich zum Herrſcher des eroberten Reiches aufwerfen, ihm das Commando nahm, und ihm rieth, ſich drei Jahre in Italien auf zu halten.

Tief gekränkt durch den Neid ſeines Bruders fand Juan nur in der Liebe der ſchönen Diana von Falanka einigen Troſt. Auch ſie gebar ihm eine Tochter, welche von ſeiner Schweſter, Margarethe von Oeſtreich, erzogen und ſpäter an den Prinzen Botero in Sicilien vermählt ward. Mit allem Feuer glühender Leidenſchaft gab Juan ſich ſeiner Liebe zu der ſchönen Diana hin. Nur bei ihr fand er Ruhe, nur in ihrer Geſellſchaft vermochte er die Pläne ſeines Ehrgeizes, den Kummer über die Behandlung, welche ihm von ſeinem Bruder ward, zu vergeſſen. Eines Tages, als er ſo, ſeiner Gewohnheit nach, bei der ſchönen Italienerin war, und tändelnd neben ihr auf dem Ruhebette ſaß, trat ein Diener ein und meldete, daß ein Knabe im Vorzimmer harre und ihn zu ſprechen wünſche. „Laßt ihn eintreten!“ ſagte Juan, nachdem er durch einen Blick die Erlaubniß ſeiner Freundin nachgeſucht und eben ſo ſie erhalten hatte. Vom Diener geleitet betrat der Knabe, dem Anſchein nach etwa vierzehn Jahr alt, das Gemach. Sein Aeußeres zeugte von Dürftigkeit, aber eine edle Haltung in Mienen und Geberden verrieth deutlich, daß ſeine Kleidung unter ſeinem Stande ſey. Leicht, doch artig die Dame grüßend, ſchritt er gerade auf den Prinzen zu, ließ vor ihm ſich auf ein Knie nieder und ſagte: „Erlaubt, edler Prinz, daß ich Euren Schutz erflehe, als des einzigen Landsmanns, den ich in dem fremden Italien auf zu finden weiß. Ich bin ein Spanier, und auch Euch betrachte ich als ſolchen, Eurer deutſchen Abkunft ungeachtet. Meine Eltern, arm, aber edler Geburt, verließen das geliebte Spanien, um in dem blühenden Italien einen reichen kinderloſen Verwandten auf zu ſuchen, von dem ſie ſich Hülfe und Unterſtützung verſprachen. Eine Tagereiſe von dieſer Stadt, dem Ziele unſerer Reiſe, wurden wir von Räubern überfallen und beide Eltern mir getödtet. Auf mich hatten die Räuber nicht geachtet, und ſo entging ich ihrer Wuth wie durch ein Wunder. Heut erſt, nachdem ich drei Tage umher geirrt, langte ich hier an und ſuchte ſogleich jenen Verwandten auf. Ach! er iſt vor wenigen Monaten geſtorben und lachende Erben theilten ſich in ſein Vermögen. Hülflos und verlaſſen ſtand ich nun, fremd unter fremden Menſchen, deren Sprache ich ſogar nicht verſtand. Schon wollte ich in der Verzweiflung meinem Leben eigenmächtig ein Ende machen, da flüſterte eine geheime Stimme mir zu, mich an Euch, edler Herr, zu wenden, Euch um Aufnahme unter Eure Pagen zu bitten.“ Hier endete der Knabe ſeine Rede, trat einige Schritte zurück, und erwartete in demüthiger Stellung die Antwort Juan's.

Mächtig hatte dieſen ſchon der erſte Anblick des Knaben ergriffen: aber vergebens ſann er nach, wo er ihn ſchon geſehen haben könne. So einige Minuten im Nachdenken vertieft, ſagte er endlich, ſich gewaltſam ermannend: „Wie heißt Du, Knabe? wer waren Deine Eltern?“ — „Mein Vater hieß Don Sylvio di Caſtellbo, und war ein Catalonier. Ich erhielt in der Taufe die Namen Juan Maria.“ — „Juan Maria?“ ſagte Juan, die Namen langſam wiederholend. „Nun wohl, Juan Maria di Caſtellbo, Du ſollſt unter meine Pagen aufgenommen werden, und ich hoffe, wir werden gegenſeitig mit einander zufrieden ſeyn.“ — Eine ſtumme, doch ehrfurchtsvolle Verbeugung war des neuen Pagen ganze Antwort. — Hierauf bat Juan die ſchöne Diana um Tinte, Feder und Papier, ſchrieb, als er dies erhalten, einige Zeilen, und übergab dieſe dann dem Knaben. „Händige dies meinem Geheimſchreiber Eſcovedo ein!“ ſagte er dabei; „er wird das Nähere verfügen.“ Dann nickte er leicht mit dem Kopfe, und Juan Maria ging.

„Nun, wie gefällt Euch der Knabe?“ fragte der Prinz jetzt die ſchöne Falanka. — „Geſtalt und Geſicht ſind hübſch, einnehmend, beinahe ſchön zu nennen!“ entgegnete Diana: „doch ſchien eine unheimliche tückiſche Gluth in ſeinem Auge zu brennen, und mich dünkt, Ihr hättet ſeinem etwas fabelhaften Berichte nicht ſo

Digitized by Google

ſchnell trauen ſollen.“ — „Die Gluth des Spaniers blitzte aus ſeinem Auge,“ erwiederte Juan lachend, „und dies Feuer iſt ſtärker, wenn gleich nicht ſo lieblich und bezaubernd, wie das mancher italieniſchen Augen.“ Bei dieſen Worten ſchlang er ſeinen Arm um die ſchöne Zauberin und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen, den ſie mit gleicher Innigkeit zurück gab. „Uebrigens“, fuhr er dann fort, „wie wäre auch ein vierzehnjähriger Knabe, und ſo alt iſt er höchſtens, ſchon der Tücke und Hinterliſt fähig?“ — „Nun, ich will nicht mit Euch ſtreiten, edler Held!“ ſagte Diana; „denn ich weiß, daß mein Loos wäre, beſiegt zu werden; aber ich will wenigſtens wünſchen, Ihr mögt nie Urſache haben, es zu bereuen, daß Ihr meine Warnung nicht geachtet.“ — Und nun ward des neuen Pagen nicht weiter gedacht.

Als Juan am Abend heimkehrte, und mit ſeinem Vertrauten, Escovedo, über den jungen Caſtellbo ſprach, hegte der Geheimſchreiber ähnliche Beſorgniſſe, wie Diana. Aber Juan hörte auf ihn ſo wenig, als auf ſeine Freundin. Eine unwiderſtehliche ihm unerklärbare Gewalt zog ihn zu dem Jüngling hin, und wenige Wochen vergingen, da war er der Leibpage und erklärte Liebling ſeines Herrn. Mit der ängſtlichſten Sorgfalt war er aber auch dafür, keine Mühe ſcheuend, zum Dienſte Juan's bereit, und eine innige Zuneigung, eine hohe Verehrung, ſchien ihn für den Helden zu durchdringen; aber dann hatte es wieder das Anſehn, als wenn eine finſtere Macht ihn gewaltſam von jener freundlichen Annäherung an ſeinen Gebieter zurückziehe. Oft ſtand er in das Anſchauen ſeines Herrn vertieft, und deutlich ſprach dann jeder ſeiner Züge Achtung und Liebe aus; aber plötzlich verließ er oft in ſolchen Augenblicken das Gemach, und nicht ſelten fand man ihn nachher in Thränen, oder ſah, daß er geweint hatte. Dies ſonderbare Betragen fiel auch Juan auf, indeſſen glaubte er den Grund deſſelben zu erkennen. „Die Liebe zu mir kämpft in ihm noch mit der Scheu vor meinem Stand und Alter!“ ſagte er oft zu Escovedo, „aber endlich wird die Erſtere den Sieg davon tragen, und dann der Jüngling mir zum treuen Freunde werden. Schon jetzt hat er einen Ernſt und eine Feſtigkeit des Willens, die für ſeine Jahre auffallend ſind. Ich liebe dergleichen Gemüther. Früh entwickeln ſich ihre geiſtigen Kräfte, ſie trotzen Stürmen und Gefahren gleich den Felſen des Meeres.“

Stets mehr und mehr gewöhnte ſich Juan an den jungen Caſtellbo und faſt beſtändig mußte dieſer um ihn ſeyn. So kam endlich die Zeit heran, die Juan zu neuen kriegeriſchen Unternehmungen rief.

Die Macht der aufrühreriſchen Niederländer wuchs von Tage zu Tage, und deutlich ſah Philipp ein, daß er bei ihrer Bekämpfung Milde mit Strenge paaren müſſe. Herzog Alba war nicht der Mann, dies aus zu führen, und Juan ward deshalb vom Könige dazu erſehen. Philipp rief ihn nach Spanien zurück und trug ihm den Oberbefehl über das Heer an, welches zur Bekämpfung der Niederländer beſtimmt war. Juan lehnte ihn anfangs ab, endlich aber ließ er ſich zur Annahme bewegen, als Philipp ihm eine Verbindung mit der ſchönen Maria Stuart, Königin von Schottland, als Lohn des Sieges vorſpiegelte.

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Ein reicher Gascogner, der zu einem Dienſt am Hofe berufen ward, lehnte dies ab und ſagte zu dem Abgeſandten, indem er auf einen Beutel mit Goldſtücken wies: „Ich vertraue mehr auf Souverains (eine Goldmünze), die geſchlagen ſind, als auf ſolche, die ſchlagen können.“

In einem nächſtens gedruckt erſcheinenden ſehr intereſſanten und doch ſehr beſonnen geſchriebenen „Tagebuche einer Reiſe durch Griechenland und Albanien im Jahr 1824“ (von einem Deutſchen) heißt es unter Anderem: „Die Türken haben alle griechiſchen Eilande (Skiffi, Pulo, Sciato, Skopelo, Chilidronia, Pipori, Juro-Polo, Seraquino, Skaggero und die ſogenannten Brüder) im höchſten Grade vernachläſſigt: ſie beſuchen ſie nicht anders, als um Contributionen ein zu treiben, das heißt, um nach Willkühr zu plündern oder zu rauben; denn dieſe ſogenannten Contributionen an Gelde ſind mit Vorbedacht gewöhnlich ſo hoch ausgeſchrieben, daß ſie nicht zu erſchwingen ſind, und alſo nichts Anderes übrig bleibt, als die Forderungen dieſer Quäler zum Theil mit Menſchen, das iſt mit den Eingebornen, mit den, vor den Gewaltthätigkeiten auf dem feſten Lande ſich hieher geflüchteten, aufblühenden Schönheiten des weiblichen Geſchlechts, und mit Kindern zu leiſten, die dann zu Sklaven in dem mahomedaniſchen Glauben erzogen werden. Herzzerreißend iſt ein ſolcher Anblick, wo die Geliebte vom Geliebten, die Kinder von ihren Eltern gewaltſam geriſſen werden, um unter fremdem Himmelsſtrich den Lüſten ihrer Tyrannen zum Opfer zu dienen. Ich habe ſelbſt das Unglück gehabt, bei einer ſolchen Scene in Seraquino gegenwärtig zu ſeyn, die jedem fühlenden Menſchen das Blut in den Adern erſtarren mußte.“

Es iſt der gewöhnliche Kunſtgriff derer Schriftſteller, die ſich raſch in die Gunſt der Menge ſetzen wollen, daß ſie ihre Angriffe gegen ſchätzbare Talente richten und die Meinung unſicher und verworren machen. Solche Leute und ihr Publikum finden ihr Urtheil in Goethe's Spruch: „Die Luſt der Deutſchen am Unſichern in den Künſten kömmt von der Pfuſcherei her: denn wer pfuſcht, darf das Rechte nicht gelten laſſen, ſonſt wäre er gar nichts!“

Th. Laurin.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Mad. Brede, ehemaliges Mitglied des Theaters in Stuttgart, ſpielte am 6. April im Königlichen Theater die „Sophia“ in Raupach's Trauerſpiel: „Die Fürſten Chawansky“. Seitdem Mad. Brede Berlin nicht beſuchte, hat ſie ſich in ihrem Aeußeren verändert und danach wahrſcheinlich auch ein anderes Rollenfach gewählt. Sie war ſonſt im Luſtſpiel gern geſehen, jetzt trat ſie in der Tragödie auf. Wir erkannten eine verſtändige Schauſpielerin, die ihr nicht allzu kräftiges Organ ſo zu gebrauchen weiß, daß die Steigerung nicht vermißt, mithin ein beſtimmter Mangel im Maaße nicht offenbar wird. Indeß hat die Nothwendigkeit, mit der Kunſt weiſe zu ſeyn, bei Mad. B. ſich noch nicht diejenige Geſchicklichkeit erworben, welche den Zwang vergeſſen läßt; die Abſichtlichkeit ſpringt oft hervor. Da nun dieſelbe auch in der äußeren Haltung kaum zu vermeiden iſt, weil hier eine nicht zu bezwingende Völligkeit des Körpers nach Mitteln zur Verbergung ſtrebt, ſo ließ ſich bei dieſer Rolle ſchwer vergeſſen, daß man im Schauſpiel ſey, wozu denn freilich die langen ſentimentalen und reflektirenden Stellen der mit dichteriſcher Schönheit begabten Sprache leicht führen können. Es iſt aber um ſo mehr ein Triumph der Einſicht zu nennen, wenn es doch in einzelnen Momenten geſchah, wie namentlich im vierten Akt. Sehr glücklich weiß Mad. B. überhaupt die Contraſte, auch die kleinſten, in der Rede zu finden und zu benutzen und die Töne des Gefühls und des Verſtandes zu treffen; nur, wie geſagt, die Verbindung des Einzelnen iſt nicht ohne Affektation. Die Zuſchauer nahmen die Beſtrebungen der geſchätzten Fremden beifällig auf.

— In dem am 6. April gegebenen Conzert der Herren Blume erwarteten die erſchienenen Hörer auch „lebende Bilder“ zu A. W. Schlegel's, von C. Blume in Muſik geſetzten Romanze: „Arion“; ſie traten aber nicht in's Leben. Man ſprach von einem Verbot; das aber kann wohl nicht ſeyn. Wer hat ein Monopol auf ſolche Kunſtleiſtungen? Hier ſollten nun Bilder nach eigener Erfindung (von Gropius) geſtellt werden, unbezweifelt die intereſſanteſten, wenn einmal dieſes geſellſchaftliche Mittel zur Unterhaltung auch ein öffentliches werden ſoll. Aber wie dem ſey — da dem Publikum etwas Verſprochenes entzogen wurde, darf man wohl hoffen, die Gründe zu erfahren. Die Compoſition zu der Romanze hat viel Melodiſches, die Wirkung dieſes Gedichts wird aber durch den Geſang nur an ſehr wenigen Stellen erhöht, mithin darf Referent ſagen, daß es beſſer iſt, wenn es der Deklamation verbleibt. — „Der Morgengruß von Goethe“ und „der Feſtgeſang für Goethe“ (zu deſſen Jubiläum von Eberwein in Weimar komponirt) ſind zwar nicht eigentlich Conzertſtücke, doch verdient es Dank, beide dem Text gut angeeignete Geſänge auch hier bekannt zu machen. „Kennſt du das Land“, von C. Blum komponirt und von Mad. Schulze geſungen, ſprach an, ſo wie die Arie aus der Oper: „Graf Gleichen“ (von Eberwein), die Hr. H. Blume ſang. Mad. Seidler erwarb ſich die lauteſte Anerkennung durch den Vortrag zweier Geſangſtücke. Auch die Ouvertüren (zu Boieldieu's „dame blanche“ und C. Blum's Oper: „Der Bramin“) und ein Adagio und Rondo für Violoncell (geſpielt von Hrn. Griebel jun.) gefielen, ſo daß keine einzige der gewählten Piecen ohne Beifall vorüber ging. C — w.

Hannover. (Schluß.) „Die Verſtorbene“, von Lebrün. Hr. Keller, als „Notar Barthell“, und Hr. Murr, als „Pfeffer“, gaben viel Ergötzliches und wurden Beide gerufen. Im „Schauſpieler wider Willen“ verſuchte ſich Hr. Ludwig als „Pfifferling“ mit vielem Glück. — Eine ſchöne Spende unſers Conzertmeiſters Hrn. Maurer war deſſen einaktiges Singſpiel: „Der neue Paris“. Wahrlich eine höchſt anziehende Compoſition, die den Zuhörer beſtändig in heiterer Laune erhält. Das ganze mitwirkende Perſonal wetteiferte, dem an dieſem Abend ſelbſt dirigirenden Componiſten den ſchönſten Triumph zu bereiten, und am Ende der Vorſtellung wurde ihm die Ehre des Hervorrufs, welche vor ihm hier noch keinem Tondichter widerfahren iſt. Mad. Nicola war, als „Jeanette“, ein verſchmitztes Jüngferchen, das nur ſo ſeyn mußte; ihre Gefährtinnen „Clara“ und „Liſette“, die Demoiſ. Huber und Langſchwadt d. J., unterſtützten ſie beſtens; den „Amtmann“ gab Hr. Keller und den „Pachter Millot“ Hr. Sedlmayr mit reichem Humor. „Jungfer Rondo“ iſt eine Rolle, ganz für unſere Mad. Huber gemodelt, und ſie machte auch das Bedeutendſte daraus. Das Sujet des Stücks, welches, beiläufig geſagt, von dem unterzeichneten Referenten, auf Anſuchen des Componiſten, nach einer ältern Bearbeitung aus dem Franzöſiſchen umgeformt und moderniſirt worden, iſt mit dem Luſtſpielchen: „Das war ich!“ etwas nahe verwandt; weicht jedoch am Schluſſe durch andere herbeigeführte Situationen davon ab. — Hr. Maurer hat von dieſer Operette einen Clavier-Auszug arrangirt; Clavier-Auszüge von Einzelnheiten, z. B. die Ouvertüre, zwei- und vierhändig, die beliebteſten Geſänge u. ſ. w., ſind in mannigfaltigen Arrangements bereits in der hieſigen Bachmannſchen Hof-Muſikalien-Handlung im Stich erſchienen. — Von den im Monat Januar bei uns eingekehrten Virtuoſen ſteht Hr. Iwan Müller an der Spitze. Sein Name verkündet ſchon ſein Lob. Als Erfinder der neuen verbeſſerten Clarinette war er uns bis dahin fremd geweſen; dieſe Verbeſſerung iſt ein Triumph des Inſtruments, deſſen Bereich Hr. J. Müller ganz beherrscht. Wie geſangreich ſeine Töne ſind, beweiſet der Scherz eines Zuhörers, der ihm ſtatt aller Lobeserhebung den Vorſchlag machte, er möge in Folge des Abgangs unſers erſten Tenoriſten als ſolcher ſich bei uns engagiren laſſen. — Einen trefflichen Charakterzug unſers hohen Kunſtverehrers, des Herzogs von Cambridge, dürfen wir bei dieſer Gelegenheit nicht unerwähnt laſſen. Der Herzog trat an jenem Abend (in Begleitung des öſtreichiſchen Chargé d'Affaires) in den Saal, als eben der Conzertgeber ſein erſtes Allegro begonnen hatte. Das Publikum, dies bemerkend, erhob ſich, die Schranken öffnend, um den Fürſten zu ſeinem am äußerſten Ende des Saals ſich befindenden Platz gelangen zu laſſen. Der Herzog winkte indeß mit beiden Händen, das Publikum auffordernd, keine Störung zu veranlaſſen, und ſtellte ſich, wegen Mangel an Raum, neben den Billeteur, verweilte auch bis zum Schluß dieſer Conzert-Abtheilung mit größter Aufmerkſamkeit. Wie Manchen in der Verſammlung, dem es weniger um die Kunſt, als um die Gunſt zu thun iſt, ſich à la tête mit Geprassel und Geraſſel durchdringend poſtiren zu können, hat dieſer wahrhaft humane Fürſt in dieſem Augenblick beſchämt! — Demoiſ. Franziska Ferrari ließ ſich auf der Pedalharfe hören. Sie trägt ihre Conzertanten, Notturnen und Phantaſieen ſehr artig vor und iſt auf dieſem Polycordium ganz heimiſch; doch ſelbſt König David würde mit dieſem Inſtrument bei uns kein Glück gemacht haben! Das Ohr der Norddeutſchen kann ſich nun einmal an Töne von ſo geringer Conſiſtenz nicht gewöhnen, und ſo ging mit dem Verhallen derſelben auch der momentane Eindruck ſchnell dahin. — Das Benefiz-Conzert unſers Hof-Kapellmeiſters, Hrn. Sutor, brachte auch diesmal eine ſchöne Ausbeute der trefflichſten Vocal- und Inſtrumental-Stücke; Hr. Iwan Müller verherrlichte daſſelbe durch ſeinen Beitritt noch mehr. — Die Winter-Maskeraden haben auch in dieſem Jahre manches Carnaval-Späßchen herbei geführt. Unſere Theater-Intendanz hat die Entrepriſe derſelben aufgegeben; in Folge dieſes ward ſie dem unterzeichneten Referenten anvertraut, der es ſich vorbehält, ein Näheres darüber in ſeinem nächſten Bericht mit zu theilen. Georg Harrys.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 17. April. 61ſtes Blatt.

Lied.

Juble, Herz! des Eiſes Rinde
Weicht des Lenzes junger Sonne;
Gram, du Winterbild, entſchwinde!
Komm, du lichte Frühlingswonne!

All' mein Denken, all' mein Fühlen,
Meine Lieder, meine Klagen
Will ich aus der Nacht, der kühlen,
In die glüh'nden Strahlen tragen.

Sieh! es gießt das Licht der Wahrheit
Von dem Azurmeer der Sphären
Rings ſich aus, zu Sonnenklarheit
Was ich denke zu verklären.

Durch das Herz, das tiefbewegte,
Strömt die Fluth aus lichter Quelle,
Und die Luſt, die hocherregte,
Gaukelt auf der gold'nen Welle.

Blühend ſprießen meine Lieder
Aus der Sehnſucht dunkeln Träumen,
Wie zum Licht die Knospe wieder
Ringt aus tief verborg'nen Keimen.

Stürme wild zeriſſ'ner Klüfte,
Und des Herzens bitt're Klagen,
Theilen ſich in laue Lüfte,
Sanft vom Lenz dahin getragen.

Und ſo denk' ich hell und heller,
Und ſo fühl' ich tief und glühend,
Singe ſanfter, forme ſchneller,
Und die Klage grüßt mich fliehend.

Dein, o Lenz, iſt, was ich habe,
Geiſt und Herz und Luſt und Lieder;
Dein iſt, als des Dankes Gabe,
Nun der frohe Sänger wieder!

E. Langrehr.

Der Leibpage.

(Fortſetzung.)

Juan reiſete nach den Niederlanden ab, nachdem er zuvor, zur Sühnung ſeiner Sünden, eine Wallfahrt nach Loretto gemacht. Caſtellbo begleitete ihn, gleichfalls als Büßender, und betete ſo inbrünſtig zu der Mutter Gottes, daß man verſucht ward zu glauben, er habe wirklich eine ſchwere Sünde begangen. Von nun an war er, wie ſchon früher größtentheils, der unzertrennliche Gefährte ſeines Herrn, dem er ſtets mit größerer Liebe zugethan ſchien. Jeden noch ſo leiſen Wunſch ſah er dem Helden, deſſen Geſundheit um dieſe Zeit wankend zu werden begann, an den Augen ab, und Juan liebte ihn dafür wie ſeinen eigenen Sohn.

Im November des Jahres 1576 kamen ſie in den Niederlanden an, wo Juan ſogleich den Befehl über ſämmtliche ſpaniſche Truppen übernahm. Mit Milde wollte er auch die Niederländer zu ihrer Pflicht zurück führen, dieſe aber erkannten ſeine gute Abſicht nicht und ſchloſſen ein Bündniß mit England. Erſt als Juan verſprach, die ſpaniſchen Truppen aus dem Lande zu ſchicken, unterwarfen ſie ſich, und nun zog unſer Held feierlich in Brüſſel ein. Bald wußte er durch Milde, Herablaſſung und Gerechtigkeit ſich die Liebe der Niederländer zu erwerben, und Alles ſchien ruhig. Aber dieſe Ruhe war dem ehrgeizigen Wilhelm von Oranien zuwider und er reizte unaufhörlich zur Empörung an. Seine Abſicht gelang ihm nur zu gut und

Digitized by Google

bald loderte der Bürgerkrieg in hellen Flammen auf. Wilhelm ſtellte ſich an die Spitze der Aufrührer und hatte in kurzer Zeit ein Heer von 15,000 Mann um ſich verſammelt. Juan, von Truppen entblößt, auf die Hülfe von wenigen Tauſend Lanzknechten der deutſchen Hauptleute Fugger und Frondsberger beſchränkt, ſchien dem unvermeidlichen Untergang nahe; da führte ſein treuer Freund und Jugendgefährte, Alexander Farneſe, ihm Hülfstruppen zu und er war gerettet.

Lange hatten ſich die Jugendfreunde nicht geſehen und freudig begrüßten ſie ſich; aber die Freude Alexander's war mit herbem Schmerz gemiſcht. Bleich und entſtellt, ſcheinbar ſchon dem Tode verfallen, ſtand der Freund vor ihm, den er als kräftigen, blühenden Mann, in der üppigſten Jugendkraft, verlaſſen. „Juan!“ ſagte er im Ton der tiefſten Betrübniß; „Du biſt krank, ſehr krank!“ — „Wohl bin ich es!“ entgegnete Juan; „und wie ich glaube habe ich nur noch wenige Zeit zu leben. Täuſche ich mich nicht, ſo habe ich Gift bekommen!“ — Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, als Caſtellbo, der im Gemach gegenwärtig war, die Hände vor das Geſicht ſchlug und unter heftigem Weinen das Zimmer verließ.

„Was iſt's mit Deinem Pagen?“ fragte Alexander, dem das Betragen des Jünglings auffiel. — „Es iſt mein Leibpage!“ erwiederte Juan; „eine vater- und mutterloſe Waiſe. Ich nahm ihn in meine Dienſte, als er von aller Welt verlaſſen war. Er lohnt mir mit der treueſten Liebe und Anhänglichkeit. Wahrſcheinlich hat ihn der Gedanke, mich bald zu verlieren, ſo ſchmerzlich ergriffen.“ — „Es ſchien mir mehr als Schmerz, was ihn von uns trieb!“ ſagte Alexander; „doch — Du mußt ihn ja beſſer kennen als ich, der ihn zum erſten Mal ſah. — Nun von etwas Wichtigerem. Sage mir, Du geliebter Freund meiner Jugend, wie kömmſt Du auf den gräßlichen Gedanken, vergiftet zu ſeyn?“ — „Theils“, entgegnete Juan, „fühle ich es an dem, ſonſt unerklärlichen Hinſchwinden meiner geiſtigen Kräfte ſowohl, als meiner körperlichen; theils halte ich es für eine wohlverdiente Strafe der allwaltenden Gerechtigkeit!“ — „Wie?“ fragte Alexander ſtaunend — „was verbrachſt Du, um ſo harte Strafe zu verdienen?“ — „Erinnerſt Du Dich noch der Stunde“, ſagte Juan, „als ich Dir mit Jubel verkündete, daß Maria Mendoza mich in kurzer Zeit zum glücklichen Vater machen werde?“ — „Wohl erinnere ich mich!“ entgegnete Alexander. — „Nun, damals ſagteſt Du, wenn ich die Liebe dieſes Engels je vergeſſen könnte, würdeſt Du als Rächer vor mich hintreten. So fordere denn Rechenſchaft von mir, Vergeltungsengel! — Ich habe ſie vergeſſen! — ich habe ſie vergeſſen!“ — Mit beiden Händen bedeckte er das Geſicht und unaufhaltſam drangen ſeine Thränen hervor. — „Beruhige Dich!“ ſagte Alexander, theilnehmend die Hand auf ſeine Schulter legend. „Längſt ruht Maria im kühlen Grabe, und nur der Lebenden warſt Du Erinnerung ſchuldig!“ — „Nein, nein!“ entgegnete Juan. „Wenn man, wie ich, die Pforten der Ewigkeit geöffnet erblickt, und bald eingehen ſoll zu Lohn oder Strafe in das unerforſchliche Jenſeits, dann läßt man ſich nicht durch ſolche Scheingründe täuſchen. Höre mich ruhig an!“ bat er, als er ſah, daß Alexander ihn unterbrechen wollte — „ich habe Maria's Liebe vergeſſen, ſo ganz vergeſſen, daß ich in den vielen Jahren, die zwiſchen ihrem Tode und jetzt liegen, das theure Kind, welches ſie mir ſchenkte, das einzige Andenken, welches mir von ihr blieb, nur ein Mal geſehen habe, und wieder ſind zwölf Jahre ſeitdem verfloſſen. Ich kenne meine Tochter Anna nicht; Anna kennt mich nicht, weiß ſogar nicht, daß ich ihr Vater bin, denn auf mein Verlangen verbarg es ihr die edle Magdalena Quisciada. Jetzt ſind es ſchon einige Jahre, daß ich von Magdalena, oder von Anna, auch nicht die geringſte Nachricht erhielt, und ich — beruhigte mich dabei. Doch viel, viel ſtrafbarer noch bin ich, und Du ſollſt mich in meiner ganzen Abſcheulichkeit kennen lernen. Als Du mir ſagteſt, Maria ſey durch einen Schlagfluß getödtet, täuſchteſt Du mich, wenn auch aus der beſten Abſicht. Ob ich Dir danken ſoll, weiß ich nicht; denn vielleicht, wahrſcheinlich, hätte damals der Schmerz mich getödtet und ich fühlte jetzt nicht ſchon in dieſem Leben die Qualen der Hölle, hätte ſo manche Kränkung, ſo manchen Kummer nicht zu erleben gehabt. Schon ſeit längerer Zeit kenne ich Maria's wahre Todesart: — ſie ward vergiftet, ward wegen ihrer Liebe zu mir vergiftet, und ich — ich konnte dieſe Liebe dennoch vergeſſen! Was ich gelitten, als ich jene ſchreckliche Kunde erhielt, vermag ich nicht zu beſchreiben. Ich war der Verzweiflung nahe; und dennoch — dennoch! — Fühlſt Du jetzt gleich mir“ — fuhr er nach einer Pauſe etwas ruhiger fort — „daß nur Gerechtigkeit mir wird, indem ich den nämlichen Tod erdulde, der auch ihr Leben brach?“ — Alexander vermochte nicht zu antworten; ſprachlos drückte er den Freund an ſein Herz, und Beider Thränen floſſen. — „Doch, was noch gut zu machen iſt, will ich wenigſtens gut machen!“ ſagte Juan, abermals nach einer Pauſe. Anna bedarf bei meinem unausbleiblich nahen Tode eines Schützers. Gern vertraute ich Dir dies Amt, und ich weiß, Du würdeſt es nicht ablehnen; aber auf Dir laſten andere, wichtigere Pflichten. So habe ich denn meinen Pagen, den jungen Caſtellbo, dazu auserſehen. — Lächle nicht über meine Wahl. Dem Anſehen nach iſt er zwar nur ein Jüngling, faſt ein Knabe, aber ſein Geiſt iſt ſeinem Körper weit voran geſchritten; er beſitzt die Feſtigkeit des gereiften Mannes, und mit vollem Vertrauen

Digitized by Google

lege ich das Schickſal meines einzigen Kindes in ſeine Hände, wenn Du mir verſprichſt, Beide nicht ganz aus den Augen zu laſſen. Er ſoll, wenn ich Abſchied von dieſer Welt genommen habe, meine Anna aufſuchen, und, wenn ſie gegenſeitig Gefallen an einander finden, nach einigen Jahren ihr Gatte, bis dahin aber ihr Beſchützer ſeyn."

Nicht geradezu rieth Alexander dem Freunde von dieſem Vorſatz ab, aber er bat ihn doch, ihn wohl zu überlegen, ihn dann erſt zur Ausführung zu bringen, wenn alle Hoffnung zu ſeiner Geneſung verſchwunden ſey. Dies verſprach Juan, obgleich er ſelbſt ſchon jetzt keine Hoffnung mehr hegte. Mit allem Eifer betrieb er nun die Geſchäfte, und wachte über dem Wohle ſeines königlichen Bruders, aber täglich wuchs die Macht der vereinigten Niederländer, und ihm blieb nur wenig Ausſicht eines glücklichen Erfolges. Doch als Graf Peter Ernſt von Mannsfeld, mit zwölf bis ſechszehn tauſend Mann, zu ihm geſtoßen war, wagte er es, die Feinde bei Gemblours an zu greifen. Mit glänzendem Erfolge ſchlug er ſie, aber zu vielfältig waren ihre Hülfsquellen, während er von Spanien aus weder an Geld noch an Truppen die nöthige Unterſtützung erhielt. Schon am 1. Auguſt 1578 verlor Juan die Schlacht bei Lier und ward zum Rückzuge genöthigt. Seine Krankheit war jetzt ſo geſtiegen, daß er den Oberbefehl niederlegen mußte. Dennoch blieb er thätig, ſo weit ſeine Kräfte es ihm geſtatteten. Bald aber erklärte Hippolyt Pennoni, der Leibarzt des Prinzen von Parma, daß ſein Ende nahe ſey, vielleicht ſchon in wenigen Tagen erfolgen werde. Längſt war Juan darauf vorbereitet, und erwartete den Tod als einen willkommenen Freund, der ihn vielfachem Kummer, mannigfachen Leiden überheben ſollte. Nur eine Sorge blieb ihm auf dieſer Welt, die für ſeine Tochter und — für ſeinen Sohn, denn als ſolchen betrachtete er Juan Maria Caſtellvo.

Alles hatte er mit Alexander genau beſprochen, hatte ſeinen letzten Willen ſchriftlich und gerichtlich niedergelegt, da ließ er ſeinen Leibpagen an ſein Lager rufen, um auch ihm mit zu theilen, was er über ihn beſchloſſen. Bleich und entſtellt, die Augen durch anhaltendes Weinen verſchwollen, näherte Caſtellvo ſich dem Lager ſeines Wohlthäters. „Juan!" redete dieſer ihn an, „mein Ende iſt nahe, doch, ehe ich ſterbe, will ich Deine Zukunft geſichert wiſſen." — O ſprecht nicht von Eurem Tode!" unterbrach ihn der Page. „Ihr wißt nicht, wie Ihr mein Herz dadurch zerreißt." — „Gern will ich glauben", entgegnete Juan, „daß es Dich betrübt, mich zu verlieren; aber früh haſt Du gelernt, das Unabwendbare zu ertragen, und auch hier mußt Du die Feſtigkeit zeigen, die ich immer an Dir bemerkte, und die Dir mein Herz beſonders zuwendete. Höre mich alſo an, ohne mich zu unterbrechen, denn meine Kräfte ſind erſchöpft, und anhaltendes Sprechen wird mir ſchwer. Ich habe Dich", fuhr er dann fort, „zu meinem Eidam auserſehen. Ich bemerke Dein Erſtaunen. Du willſt ſagen, daß ich nie vermählt war; nein, aber dennoch bin ich Vater. Ein Mädchen, das ich mit der ganzen Gluth der erſten Liebe wahrhaft anbetete, ſchenkte mir eine Tochter. Dieſe lebt ſtill vom Geräuſch der Welt entfernt. Vor Jahren ſchon raubte mir der unerbittliche Tod ihre Mutter, und Anna hat, wenn ich ſterbe, Niemanden auf der ganzen Welt." — Bei Nennung des Namens Anna wurde der Page unruhig. Aengſtliche Erwartung auf dem Geſicht war er einen Schritt näher getreten, als könne er dadurch das Ende der Erzählung beſchleunigen. Juan achtete dieſer Bewegung nicht, oder ſchien doch wenigſtens nicht darauf zu achten. Ruhig fuhr er fort: „Du ſollſt ihr Beſchützer, und, wenn Eure Herzen ſich verſtehen lernen, einſt ihr Gatte werden; denn ich hoffe, daß Du die Tochter Juan d'Auſtria's dieſer Ehre werth achteſt. Sobald ich daher die müden Augen geſchloſſen habe, eile Du nach Spanien. Dort lebt meine Tochter Anna bei der ehrwürdigen Frau Magdalena Quisciada. In Villagarcia wirſt Du —." Er konnte nicht enden. In wilder Verzweiflung ſtürzte der Page vor ſeinem Bette auf die Knie und rang jammernd die Hände. „Herr!" rief er dann, in herzzerſchneidendem Tone, „widerruft, um Gottes Barmherzigkeit willen widerruft!" — „Ich kann nicht, und weshalb auch?" fragte Juan überraſcht, indem er ſich mühſam auf ſeinem Lager emporrichtete; auch Alexander trat in der höchſten Spannung näher hinzu.

(Der Schluß folgt.)

Weſtöſtliche Gnomen.

54. Zum Grabe des Propheten
Ein Eſel ward getrieben,
Was half ihm alles Beten,
Er iſt ein Eſel blieben.

55. Das Wölfchen wird zum Wolf am Ende,
Erzogen es auch Menſchenhände.

56. Einer Schwangern wär' es beſſer,
Eine Schlange zu gebären,
Als verderbte Söhne nähren.

57. Und wüßteſt du den Koran von Wort zu Wort,
Verliebt will's mit dem ABC nicht fort.

58. So lang' ein Mädchen ſchön und jung,
Da iſt ſie ſpröd' und ſtolz genung;
Doch kommen die Runzeln, ſo braucht ſie Kunſt,
Sich zu erſchmeicheln der Männer Gunſt.

v. B. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Holtei's Vorleſungen wurden für diesmal am 7. April mit Goethe's „Fauſt" geſchloſſen. Es war, wegen der

Digitized by Google

bedeutend vermehrten Anzahl der Zuhörer, nöthig geworden, ein anderes Lokale zu wählen, und der zierliche Jagorſche Saal nahm den großen Kreis der Freunde und Freundinnen der Dichtkunſt auf. Der Vorleſer, von Goethe's Meiſterwerk begeiſtert, leitete es in dieſer Stimmung durch einige anſprechende Verſe ein und trug es dann vor mit inniger Kraft und lebensvoller Unterſcheidung der poetiſchen Geſtalten. Ein „Schlußwort", gedruckt an die Zuhörer vertheilt, giebt, außer einer kurzen Geſchichte über das Entſtehen dieſer Vorleſungen, auch eine Ueberſicht des Geleiſteten, wovon wir aus den eigenen Worten des Hrn. von Holtei Folgendes entnehmen, mit Dank, daß er für uns ſo gut vorarbeitete:

„Wäre es mir gelungen, manches ungekannte treffliche Werk allgemeiner bekannt — manches bekannte durch die Art meines Vortrags faßlicher, beliebter zu machen; hätte ich ſo für das Wahre, Gute und Schöne ſiegreich gefochten, ſo würde das Gefühl dieſes Sieges jenes der befriedigten Eitelkeit und des goldenen Gewinnes gewiß bei weitem überſteigen. Laſſen Sie uns einen Blick auf die Geſtalten werfen, die an uns vorüber gingen. Fünf Shakſpeareſche Stücke: Wie es Euch gefällt (7. Okt.), Othello (14. Okt.), Julius Cäſar (21. Okt.), Was Ihr wollt (28. Okt.), Lear (4. Nov.) eröffnen den Reigen. Wie ſinnig, verſtändig und lebendig hat mein Publikum dieſe Dichtungen mitgefühlt und — mitgeſpielt, darf ich ſagen; denn wie ein Geiſterhauch weht es den Darſteller, den Vorleſer an, ob es wiederklingt in den Herzen, was von ſeinem Herzen, aus ſeiner Bruſt ertönt. Wie liebenswürdig-unbefangen haben die Frauen und Mädchen auch diejenigen Scherze gehört, welche derb und fremd an die verwöhnten Ohren unſerer Zeit ſchlagen mögen; unſrer Zeit, die lieber ſchlüpfrig-gefällige Lüge, als klare ſtarke Wahrheit gedichtet ſehen will. Calderon's Geheime Rache für geheimen Schimpf (11. Nov.), in unſers wackern Mitbürgers, des Herrn Sommerbrodt's Ueberſetzung, ſchloß ſich jenen höchſten Meiſterwerken an und noch an demſelben Abend fand der (wie die Weiſen unſrer Tage bemerkt haben wollen) veraltete Schatz des hohen deutſchen Geiſterherzogs Gotthold Ephraim Leſſing eine Aufnahme — als ob er ein Luſtſpiel aus dem Franzöſiſchen wäre. Lope de Vega's der beſte Richter iſt der König (18. Nov.) ergriff durch ſeinen gewaltigen Ernſt und ergötzte durch ſeinen kecken Scherz. Daß aber über der unvergeßlichen Nachwelt die blühende Mitwelt nicht vergeſſen werde, begingen wir die Vorfeier des Feſtes, welches unſer gekrönter Dichter Fr. v. Uechtritz, trotz allen Einſprüchen der verſchiedenen anſtrebenden Gegner, ſpäter erleben ſollte, indem wir ſeinen Alexander und Darius (25. Nov.) laſen. — Ein theuerer, dem Märker doppelt heiliger Schatten des beklagenswerthen vaterländiſchen Dichters blickte uns aus dem Prinzen von Homburg (2. Dez.) mild und mächtig an. Dem erſt nach ſeinem ſelbſterwählten Tode erkannten Dichterheros Heinrich von Kleiſt brachten auch wir unſer Opfer und weinten mit Natalien und waren ſtolz mit unſerm großen Churfürſten und triumphirten mit dem alten göttlichen Kottwitz, deſſen Schilderung ſeinem Poeten ſchon allein die Unſterblichkeit ſichern würde, wenn er ſie ſonſt nicht errungen hätte. Und wie im Leben der ſelbſt ſich geſtaltende Humor dem Gepränge der Trauer und des Ernſtes oft auf die Schleppe tritt, ſo kam hier Tieck's geſtiefelter Kater (9. Dez.) mit all' ſeiner Bosheit, ſeinem Geiſte und ſeiner übermüthigen Kinderei hinter den ernſten Geſtalten her, als ob es ſo ſeyn müßte — und ward empfangen, ſo jubelnd und friſch, wie man Tieck empfangen würde, wenn er uns einmal beſuchen wollte. Sein Blaubart (16. Dez.) ließ uns auf's Neue bedauern, daß wir ihn noch nicht auf der Bühne ſehen ſollten. Falſtaff nahm ſich im zweiten Theil des Heinrich IV. (6. Jan.) eben ſo wenig ein Blatt vor den Mund, als Heinrich V. (13. Jan.). Coriolan (20. Jan.) ließ ſeine Leiden donnern und der Sommernachtstraum (27. Jan.) wiegte uns in heitre gefällige Träume, die uns vergeſſen machten, wie viele Grad Kälte das neue Jahr gebracht habe. In Däumchen (10. Febr.) und der verkehrten Welt (17. Febr.) folgten wir gern dem ſchalkhaften Führer, der uns auf wunderlichen Waldwegen, auf glatten Steinen herumführt, uns neckend und unſerer ſpottend, wo wir nur manchmal eine freie ſichre Ausſicht gewinnen, um ſie augenblicks wieder hinter ſeltſam geſtalteten Gewächſen oder mächtig drohenden Klippen verſchwinden zu ſehen. Correggio (24. Febr.) begeiſterte und rührte. Bei keiner der ernſten Mittheilungen iſt mir der allgemeine Eindruck, den ſie hervor gebracht, ſo klar geworden, als bei dieſem Lieblingsgedichte Oehlenſchlägers. Lope de Vega ließ ſeinen Stern von Sevilla (3. März) hell über uns aufgehen und Ludwig Robert zog uns durch ſeine Ueberbildeten ſcherzhaft ſtrafend in die verbildete Gegenwart zurück. Uhland der edle Sänger zeigte uns in ſeinem Ludwig der Baier (10. März) einen eben ſo ernſten kräftigen Beruf für das große hiſtoriſche Drama, als Karl Schall, in dem darauf folgenden Kinderſpiel, für den geiſtreichen, gewandten Dialog der feinern Comödie. Egmont (17. März) erhob uns ſterbend zum höchſten Leben. Noch einmal erſchien der geſtiefelte Kater (31. März) zu allgemeinem Ergötzen, gleichſam hinter dem ihm vorangegangenen Trauerſpiel: Der vierundzwanzigſte Februar, welches trotz alles hervorleuchtenden Genies zu düſter und unheimlich befunden wurde, herſpottend. Macbeth (3. April) vertrat noch einmal vor Abſchluß der Leſe-Abende den Welt-Dichter und heute ſoll nun Fauſt, das unendliche Drama, unſre Zuſammenkünfte beenden. Wie es da ſteht, konnte ich es nicht leſen, theils weil es zu lang iſt, theils weil Manches, eben da es das Leben in ſeiner ganzen Tiefe erfaßt, nicht vorlesbar iſt. Ich mußte daher bedeutend kürzen. Da es aber Frevel ohne Gleichen wäre, einzelne Stellen mit roher Hand antaſtend, ſo zuſammenzuziehen, ſo habe ich nur Scenen im Ganzen weggelaſſen. Manche werden Manches vermiſſen, was zum Theil ſchon in's Volk übergegangen iſt — aber wo wäre im Fauſt ein Auftritt, von dem man nicht daſſelbe ſagen könnte? — Und ſo tret' ich denn vor Sie, in dieſem Winter zum letzten Male. Ob noch einmal im Leben? — das liegt freilich in der Hand der Zukunft! — Der Frühling wird blühen, der Sommer wird glühen, der Herbſt wird uns aus den entlaubten Fluren wieder in's Licht der Kerzen rufen und wer dann noch dieſer ſchönen freundlichen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens ſich freuen darf, der freut ſich gern auch deſſen, was das Daſeyn veredelt. Deßhalb laſſen Sie mich mit dem Danke die Hoffnung vereinen."
—*.

Vor dem Gerichtshofe von Old-Bailey fand unlängſt eine Mord-Anklage ſtatt. Als der Angeklagte vorgeladen worden, ſagte ihm der öffentliche Ankläger Folgendes: „Die Jury klagt Euch, nach drei Tagen ſorgſamer Unterſuchung, an, den Sir Preil umgebracht zu haben. Wenn Ihr etwas zu ſagen habt, ſo könnt Ihr es ſagen; aber meine Pflicht iſt es, Euch zu warnen; denn was Ihr jetzt ſagt, kann nachher leicht zum Zeugniß wider Euch benutzt werden. Schweigt daher lieber vorläufig ſtill, und bewahrt Eure Worte, bis Ihr vor den Richter tretet. Nach meiner Meinung iſt Euer Fall ſehr kritiſch und Euch ſteht viel Gefahr bevor!" — Statt dieſer menſchenfreundlichen Zurede giebt man ſich an manchen andern Orten im Gegentheil alle erſinnliche Mühe, dem Delinquenten vorher Antworten ab zu locken, die ihm nachher verderblich werden können. (Pandore.)

Beilage: Vignetten-Abdrücke aus dem dritten Heft der „Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe zu haben bei F. W. Gubitz."

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 19 April. 62ſtes Blatt.

An Iffland; den 19. April 1803.

Dankbare Erinnerung am 19. April 1826.

Mel. Bekränzt mit Laub u. ſ. w.

Seyunſer heut, und laß Thalien feiern:
Sie gönn' uns dieſes Feſt,
Wo Deiner Freunde Kreis den Ewig-Theuern
Lautjubelnd leben läßt.

Daß morgen Dir die Muſen Kränze winden,
Wir laſſen's gern geſcheh'n;
Heut mögen ſie den Liebling trinkend finden,
Bekränzt mit Roſen ſeh'n.

Heut ſingen wir, nach alter Väter Weiſe,
Den frohen Rundgeſang,
Glückwünſchen Dir zur heitern Lebensreiſe
Bei voller Becher Klang.

Und fehlet auch ein Freund bei dieſem Mahle, *)
So iſt ſein Herz nicht weit;
Er leeret Dir gerührt die Opferſchaale
In ſeiner Einſamkeit.

Falerner trank aus goldenem Pokale
Terenz und Roſcius;
Du trinkſt mit uns an Deinem Ehrenmahle
Den Wein vom deutſchen Fluß.

So trink' ihn denn, und trink' in vollen Zügen
Des Lebens Ruhm und Glück;
Und Wein und Lied erinn're mit Vergnügen
Dich an Dein Meiſterſtück. **) C.

*) Dieſer fehlende Freund war der Dichter.

**) „Die Jäger“.

Der Leibpage.

(Schluß.)

Krampfhaft zuckten des Pagen Lippen, heftig flog ſeine Bruſt auf und nieder, und ſichtbar war es, daß er vergebens nach Athem rang, um nur wenige Worte ſprechen zu können. Endlich ſtöhnte er in dumpfen, einzeln abgebrochenen Lauten hervor: „Dieſe Tochter — dieſe Tochter — und zugleich Eure Mörderin bin ich!“ Nach dieſen Worten verließen ihn die mühſam errungenen Kräfte, und bewußtlos ſank er zuſammen. Seiner Schwäche vergeſſend ſprang Juan vom Lager, und gemeinſchaftlich mit Alexander leiſtete er dem Ohnmächtigen allen erſinnlichen Beiſtand. Er kehrte nicht ſo bald zum Leben zurück. Als Alexander nun, ihm Luft zu verſchaffen, ſein Wamms aufneſtelte, da ſah er mit Entſetzen, daß der vermeintliche Jüngling wirklich ein Mädchen ſey, woran er ſowohl, als Juan, des Pagen eigener Worte ungeachtet, noch gezweifelt hatte, in der Meinung, er habe, vom heftigen Schmerze ergriffen, irre geredet.

Matt öffnete nach einiger Zeit der Page die Augen, und ſogleich traf ſein Blick auf Juan. Zu ſchwach, ſich von dem Ruhebette, auf das man ihn, oder richtiger ſie, gelegt hatte, zu erheben, flehte ſie nur mit leiſer Stimme und gefalteten Händen: „Fluchet mir nicht! Ich bin ja nicht ſo ſchuldig, als Ihr wähnen müßt. Hört mich an, und dann — bedauert mich, aber flucht mir nicht als einer ruchloſen Giftmiſcherin.“ — „Alſo auch darin ſprachſt Du wahr?“ ſagte Juan, und

wandte ſich mit Entſeҭen ab von ihr: Alexander aber ſagte: „Unglückliche, was konnte Dich, bei Deiner Jugend, zu ſo gräßlicher Sünde, mit dem gränzenloſeſten Undanke gepaart, verleiten?“ — „Leſet!“ ſagte Anna, ein Papier aus dem Buſen ziehend, und es ihm hinreichend. „Leſet und es wird Euch klar werden!“ — Ueberraſcht nahm er das Papier, welches alt und vergelbt war, aus ihren Händen; Juan aber ſank erſchöpft auf ſein Lager und fiel in eine Art trüben Stumpfſinnes, ſo daß er auf alles Folgende nicht zu achten, es kaum zu hören ſchien.

Langſam entfaltete Alexander das Blatt, und erbleichte bei dem erſten Blick, den er darauf fallen ließ. Ihm war, als öffneten ſich die Gräber, als ſtiegen die Todten aus ihrer Gruft, Rechenſchaft zu fordern von den Lebenden; denn es war die Handſchrift Maria Mendoza's, die er hier vor Augen hatte, ſogleich von ihm wieder erkannt. Sie ſchrieb:

„Unter gräßlichen Qualen ſchreibt Deine Mutter Dir dieſe Zeilen — um Dich zur Rache aufzufordern. — Zärtliche Liebe ward mir mit dem — ſchwärzeſten Undanke gelohnt. — Gift, fürchterliches Gift durchwühlt meine Eingeweide — in wenigen Augenblicken muß ich unter den unerhörteſten Martern mein Leben enden. — Räche den Tod Deiner Mutter, wenn nicht — ihr Fluch Dich treffen, und Dir die Ruhe dieſes und jenes Lebens rauben ſoll. — Räche meinen Tod mit gleicher Waffe. — Mein Mörder iſt — iſt — Juan d'Auſtria. — Mit ihren eigenen Augen ſah den ſchriftlichen Befehl — ſie zu morden — Deine ſterbende Mutter —

Maria von Mendoza.“

„Armes Kind!“ ſagte Alexander, indem er die Hand ſinken ließ. „Der Fluch der Mutter alſo machte Dich zur Vatermörderin? Aber“, ſagte er dann, „wie kam Maria auf den ſchrecklichen Gedanken!“ — Und plötzlich ward es klar vor ſeiner Seele: „Das alſo war der Grund jenes Briefes, in welchem Juan ſeinem Anton den Auftrag gab, Maria zu morden? Auch der Glaube an die Liebe ihres Juan ſollte der Unglücklichen noch im Tode geraubt werden?“ — Und ſchon ſchwebte ein Fluch gegen den Infanten auf ſeinen Lippen. Aber, laßt ruhen die Todten, dachte er, und ſprach ihn nicht aus. „Armes Kind!“ ſagte er hierauf, zu Anna ſich wendend, und theilnehmend ihre Hand ergreifend, „hätteſt Du Deine Mutter gekannt, wie ich ſie kannte, ihre Milde, ihre Herzensgüte, ihre Liebe zu Juan, Du würdeſt eingeſehen haben, daß nur der Wahnſinn des Todesſchmerzes, verbunden mit einer grauſamen Täuſchung, ſie dieſe Worte ſchreiben ließ, würdeſt für das Wohl ihrer Seele gebetet, und — ihren Fluch nicht gefürchtet haben. Aber“, fuhr er dann fort, „wie kamſt Du zu dem Unglücksblatte, wie konnteſt Du von Frau Magdalena ſo lange entfernt ſeyn, ohne daß mein Freund Kunde davon erhielt? Verſchweige mir nichts!“ ſeҭte er dann ernſter hinzu. „Wähne nicht, mich täuſchen zu können!“

Innig gerührt durch Alexander's milde, nachſichtsvolle Güte, entgegnete Anna: „Alles will ich Euch offen und treu berichten, edler Herr! Ihr könnt meinen Worten vollen Glauben ſchenken. Frau Magdalena iſt ſchon vor drei Jahren heimgegangen zu ihrem himmliſchen Vater. Ich lebte ſeit ihrem Tode in einem adlichen Stifte, in welchem meine Großmutter (denn dafür hielt ich Magdalena) mir ſchon vor ihrem Tode eine Stelle erkauft hatte. Zwei Jahre brachte ich bei den frommen Schweſtern zu, als man eines Tages eine Fremde zu mir führte, die mich zu ſprechen verlangt hatte. Es war eine bejahrte Frau von anſtändigem Aeußern. Ich kannte ſie nicht, hatte ſie auch nie geſehen; ſie aber ſchien mich zu kennen. Stumm betrachtete ſie mich einige Augenblicke, dann ſagte ſie mit dem Tone der innigſten Rührung, und Thränen traten dabei in ihre Augen: Ja, du biſt's! du biſt die Tochter meiner angebeteten, unvergeßlichen Gebieterin! — und weinend ſank ſie mir um den Hals. Ihr könnt Euch denken, daß mich dies Betragen anfangs überraſchte, aber als ſie mir geſagt hatte, daß ſie Octavia, die Kammerfrau meiner Mutter ſey, da theilte ich aufrichtig ihre Freude. Ich hatte ja ſo wenig von dieſer Mutter gehört, die ich nie kannte. Das einzige Andenken, welches ich von ihr beſaß, war ein kleines Gemälde. Aber die holden Züge ſprachen mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt zu meinem Herzen, daß ich dieſe Mutter, die ich nie geſehen, dennoch innig liebte. Denkt Euch nun meine Gefühle, als ich jenen Brief aus Octaviens Händen empfing, als ſie mir dabei mit den grellſten Farben die Leiden meiner unglücklichen Mutter in den letzten Augenblicken ihres Lebens beſchrieb. Rechnet hiezu noch die Rachſucht, welche uns Spanierinnen ohnehin ſchon eigen und angeboren ſeyn ſoll, und Ihr werdet es erklärlich finden, daß ich vor Verlangen brannte, das Gebot meiner Mutter zu erfüllen. Ich floh heimlich aus dem Stifte, nachdem ich wohl überlegt hatte, wie ich mich dem Mörder meiner Mutter nähern wollte. So kam ich nach Italien, ſo trat ich mit dem glühendſten Rachegefühl vor den Prinzen. Aber ein unerklärliches Etwas, verbunden mit der Art, wie der Held mich aufnahm, minderte meinen Durſt nach Rache gewaltig. Dennoch war ich feſt entſchloſſen, meinen Vorſatz aus zu führen. Das Gift dazu hatte ich bereits in Spanien gekauft, und trug es beſtändig bei mir, aber es wollte ſich keine günſtige Gelegenheit finden, und ich war bald in Aufſuchung derſelben nicht mehr ſo eifrig als früher. Täglich wuchs meine Anhänglichkeit, meine Liebe zu meinem Wohlthäter, und ich war ſchwankend in meinem

Digitized by Google

Entſchluſſe; aber dann ſtand der Fluch meiner Mutter wieder als drohendes Geſpenſt im Hintergrunde, und ſpornte mich zu der gräßlichen That. Wahrlich ganz ohne Abſicht, nur dem unwiderſtehlichen Zuge meines Herzens folgend, machte ich mich meinem Gebieter immer unentbehrlicher, und er erwählte mich zu ſeinem Leibpagen. Jetzt fehlte es mir nicht mehr an Gelegenheit, den Mord mit Sicherheit zu vollbringen, aber die Kraft, der Wille dazu, fehlte, und nur der Fluch meiner Mutter ließ mich noch zuweilen an die Abſicht denken, mit der ich nach Italien gekommen. Dann war ein innerer Zwieſpalt, ein Kampf des Guten und des Böſen in meinem Herzen, der mich mit namenloſer Pein erfüllte, und den Schlaf von meinem Lager ſcheuchte. Einſt, als ich auch wieder den größten Theil der Nacht in dieſem Kampfe zugebracht hatte, und gegen Morgen in einen unruhigen Schlummer gefallen war, erſchien die Geſtalt meiner Mutter an meinem Lager, und mahnte mich mit drohender Geberde an die Vollführung ihres Gebots. Erſchreckt ſchlug ich die Augen auf, und — die Geſtalt war verſchwunden. Jetzt ſehe ich wohl ein, daß dieſe nur ein Gaukelſpiel meiner erhitzten Phantaſie war; aber damals hielt ich es für eine wirkliche Erſcheinung, und war davon ſo ergriffen, daß ich noch an dem nämlichen Morgen das unſelige Pulver in den Frühtrunk meines Herrn ſchüttete.“

Erſchöpft ſank Anna hier auf ihr Lager zurück, und Alexander, keines Wortes mächtig, blickte ſtarr vor ſich hin. Bald aber erholte Anna ſich wieder und fuhr dann fort: „Sie war geſchehen, die gräßliche That, und bald fühlte ich den Stachel der Reue in meiner Bruſt. Mit verdoppelter Sorgfalt war ich nun täglich um meinen Herrn beſchäftigt, um ihm wenigſtens jetzt noch ſo viel Liebes zu erweiſen, als in meinen Kräften ſtand. Es erquickte mein gebrochenes Herz, wenn ich ſeine Zufriedenheit über mein Betragen, meine Anhänglichkeit ſah; aber ein Gedanke an meine Schuld war hinreichend, mich wieder mit der tiefſten Trauer zu erfüllen. — So kam unſere Wallfahrt nach Loretto heran. Mit gläubigem Herzen betete ich dort zu der Mutter Gottes, beichtete dann einem frommen Diener des Herrn und fühlte die Laſt meines Gewiſſens durch deſſen Troſt ungemein gemindert. Aber mit unendlicher Schwermuth ſah ich auf die täglich abnehmende Geſundheit des Prinzen. Seine unbeſchreibliche Güte gegen alle ſeine Umgebungen, gegen mich insbeſondere, hatten meine Liebe bis zur Anbetung geſteigert. Gern hätte ich jetzt mein Leben gegeben, das ſeinige erhalten zu können, aber — es war zu ſpät, und nun? — mein Vater — meine Mutter — der Fluch!“ — Hier gingen ihre Worte in wilde Fieber-Phantaſien über, in denen ſie bald ſich ſelbſt verfluchte, bald die Gnade des Himmels erflehte, bald wieder ſtumm und ſinnend lag.

Noch während ihrer Krankheit ſtarb Juan, den 28. September 1578, nachdem er ſeine Verzeihung, ſeinen Segen ſogar, als Vermächtniß ihr zurück gelaſſen. — Als Anna geneſen, ging ſie nach ihrem Vaterlande zurück, nahm dort den Schleier und ſtarb nach jahrelanger, ſchwerer Buße, verſöhnt mit dem Himmel, als Aebtiſſin des Benediktinerinnen-Kloſters zu Burgos, in der Provinz gleiches Namens.

Guſtav Selten.

M o ſ a i k.

Herr von Villarceaux war einer der eifrigſten Liebhaber der berühmten Ninon. Sein Sohn, den die Mutter gern möglichſt gut unterrichtet wiſſen wollte, hatte einen Informator, der ihm auch Latein lehren mußte. Um ſich zu überzeugen, ob er auch etwas lerne, läßt Frau von Villarceaux eines Tages denſelben in ihrer Gegenwart examiniren: „Quem successorem habuit Belus? rex Assyriorum?“ fragte der Informator. „Ninum!“ ſollte der Knabe antworten; er ſagte aber auf Franzöſiſch: „Ninon!“ Die Mutter ließ ſogleich das Examen beenden, den Sohn abtreten, und verbat es ſich ernſtlich: der Lehrer ſolle ihrem Sohne nichts von den Thorheiten ſeines Vaters vorſchwatzen!

Herr C. v. Seidl erzählt in einer Schrift, die er im Jahr 1821 herausgab, folgende Anekdote von Friedrich dem Großen: Luchesini, Herzberg, Görz u. ſ. w. kamen eines Morgens kurz vor dem Tode des Königs zu ihm. „Ich habe“, ſagte der König, „die ganze Nacht kein Auge zugethan und als ich gegen Morgen Neigung zum Schlaf fühlte, mußt' ich Cabinets-Geſchäfte beſorgen!“ Görz bemerkte: Se. Majeſtät hätten den Schlaf abwarten ſollen; der König aber ſah ihn mit großen Augen an und entgegnete: „Comment? Croyez vous, que je suis payé par l'état pour ne rien faire?“

Bei den vielen Bankerotten in der neueſten Zeit ſagte die Frau eines Banquiers zu einem Bekannten, der ſie in ihrer Aengſtlichkeit beruhigen wollte: „Ja, Sie können wohl lachen, Sie haben kein Vermögen!“

Zu Moliere's Zeiten waren bekanntlich die Ballet's ſo ſehr Mode geworden bei Hofe, daß Ludwig XIV. ſelbſt mittanzte. Der Anzug der Damen war von der Art, daß ihre Röcke von beiden Seiten von oben herunter einen Schlitz hatten, ſo daß bei den Seitenpas Füße und Beine bis zur Hüfte ſichtbar waren. Um aber den Anſtand nicht zu verletzen, trugen die Damen kurze ſchwarze Beinkleider bis an das Knie und weißſeidene Strümpfe. Bei den Pirouetten umflatterte ſie das Vorder- und Hinter-Ende der Röcke. Die Männer trugen kurze runde Fiſchbein-Schürzen, wie die Läufer.

A. Münde.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Im Königlichen Theater ſind neue „lebende Bilder“ gegeben worden; wir beziehen uns auf die Aeußerungen über die alten. Gern laſſen wir dabei eine kunſtkritiſche Anſicht nicht weiter aufkommen; wir müßten ſonſt freilich Manches, ſo namentlich den Faltenwurf, ſtark tadeln, woran uns aber nichts gelegen, weil davon auf der Bühne wenig oder kein Erfolg zu erwarten iſt. — Im Königsſtädtiſchen Theater wurde zum erſten Mal Schröder's Luſtſpiel: „Das Blatt hat ſich gewendet“ aufgeführt. Ein Stück voll ſo alter Redſeligkeit muß ſeine Friſche durch Luſt und Liebe bei dem Einſtudiren erhalten; es war indeß davon nicht das gehörige Maaß vorhanden. Jeder that (bis auf einzelne Gedächtniß-Fehler) möglichſt ſeine Pflicht, aber man merkte, daß es eben nur Pflicht war. Demnach wußten wir wenig zu tadeln, aber noch weniger zu loben. —r.

— Am 12. April, in Roſſini's „Othello“, erſchienen auf der Königl. Bühne zwei Gäſte, Hr. Haizinger, vom Hoftheater in Carlsruhe, als „Rodrigo“, Hr. Beer, vom Theater zu Frankfurt am Mayn, als „Jago“. Das Haus war ganz gefüllt und das Publikum wurde enthuſiasmirt, beſonders durch den herrlichen Tenor Haizinger's, obwohl es darüber Hrn. Bader („Othello“), der in Geſang und Spiel ſich auszeichnete, in gerechtem Beifall nicht vergaß. Die Stimme des Hrn. H. iſt der kräftigſte Tenor, den Referent je gehört hat, er iſt es in ſeinem ganzen bedeutenden Umfange, dem nirgends der Wohlklang fehlt, ſelbſt da nicht, wo der Sänger ein Uebermaaß von Kraft hören läßt. Dieſe zu zügeln, wo es der Moment fordert, wird ihm nicht ſchwer werden, da er in vielen Stellen bewies — namentlich in der Arie des zweiten Akts, die er wahrhaft unvergleichlich vortrug — daß er die höchſte, innigſte Milde aus voller Seele zu gewinnen weiß, ſo daß Referent im Nachklange dieſes Geſangs verſucht werden konnte, in eine Fülle von Lob zu gerathen, welche dem übertrieben erſcheinen würde, der nicht dieſe Töne mit ihm vernahm. Hr. H. weiß, wie Roſſini's Muſik vorgetragen werden muß und auch die Berliner haben es, in einem andern Genre, neuerlich beſtimmter erfahren. Sie machen demnach ſchon einen billigen Unterſchied und ließen es nicht unbemerkt, daß dem Gaſte manches Tempo zu langſam war, weshalb er den Dirigenten geſchickt mit ſich fortriß, um in den rechten Charakter zu kommen; dies zeugt für die Geläufigkeit ſeiner Stimme, obwohl ſie in dieſer Hinſicht auch noch einer weitern Ausbildung fähig iſt, wie denn einem von der Natur ſo ausgeſtatteten Sänger nichts verſagt ſeyn kann. Als Schauſpieler iſt von ihm ebenfalls mehr zu erwarten, als von manchem andern Sänger; ihm ſind alle Mittel dazu gegeben, und wenn er überall offenbar danach ſtrebt, dieſe Mittel gut zu gebrauchen, ſo wird ein weiteres Studium die noch nöthige höhere Sicherheit verſchaffen. In der Sprache hört man Dialekt, doch iſt nach dem Geſange allein darüber nicht entſchieden zu urtheilen. — Hr. Beer gefiel als „Jago“, ohne ſehr bedeutſam zu erſcheinen, was die Rolle, in Vergleich mit „Othello“ und „Rodrigo“, auch nicht zuläßt. Um über ihn mehr ſagen zu können, muß Referent noch andere Partieen von ihm hören. — Nächſt Hrn. Bader wurde auch Mad. Seidler („Desdemona“) mit Hrn. Haizinger gerufen. Die Aufführung war im Ganzen, bis auf das Schleppende im Vortrage der Neben-Scenen, ſehr gelungen. In Betreff der Dekorationen, Meubles u. ſ. w. iſt aber eine Rüge unerläßlich. Die übermäßige Pracht gehört nicht zu den Forderungen, die ich an die Bühne mache, ſie wird mir oft zuwider; aber ein Zimmer, wie das, in welchem „Desdemona“ zuerſt auftritt, iſt bei einer ſolchen Bühne mit Recht ein Greuel. Ueberall, wohin man blickt, zeigen ſich an dieſer Gardine die Spuren der Hinfälligkeit und die Thür-Behänge ſind vom Schmutze mannigfach colorirt. Vor Kurzem ſah ich dieſe Dekoration in einer Tragödie und traute kaum meinen Augen; jetzt habe ich ihre genauere Bekanntſchaft gemacht und ſollte ich ihr zum dritten Mal begegnen, ſo ſetze ich einen Preis aus für die beſte poetiſch-ſatyriſche Gloſſe auf eine verlebte Dekoration, die nicht weichen will, wobei verſchiedene Sopha's und Stühle, die ihre Ruheſtätte bei dem Gerümpel redlich verdient haben, nicht unbedacht bleiben dürfen. —*.

— Fr. v. Matthiſſon, als Dichter gewiß jedem deutſchen Gemüth befreundet, verweilte einige Tage in Berlin. Wir haben von ihm mit Freuden erfahren, daß eine neue Ausgabe ſeiner Werke, eine Ausgabe, die der Dichter für abgeſchloſſen erklärt, nächſtens zu haben ſeyn wird. — L. F. G. v. Göckingk, dieſer Dichter-Veteran (jetzt 78 Jahr alt), deſſen Epiſteln namentlich claſſiſch genannt werden dürfen, hat Berlin verlaſſen, um bei einer Verwandten in Schleſien der Natur zu leben. Möge ſie ihn noch lange pflegen und erhalten! —*.

Rathenow. In unſerem Städtchen iſt's wieder ſtill und Alles geht ſeinen alten Weg. Hr. Direktor Krauſeneck iſt mit ſeiner Truppe und einigen Geldbeutel-Erfriſchungen nach Neuſtadt-Eberswalde gezogen, wird in der Provinz ein wenig die Runde machen und ſodann wieder bei uns einkehren. Immerhin, giebt's doch eine angenehme Abwechſelung! Die Sache war ſo übel nicht, nur muß man ſich nicht zu ſehr verſteigen. Ikarus, Ikarus, du thuſt mir leid!! — Am Charfreitage hatten wir wirklich die ſchon früher im „Geſellſchafter“ angekündigte Aufführung von Graun's „Tod Jeſu“. Der Eintritts-Preis war unbedeutend (4 Gr.) und die geräumige Kirche gedrängt voll. In den gothiſchen Hallen des alten Gebäudes verbreitete ſich das Licht der Lampen recht angenehm und als die herrlichen Chöre erſchallten, fühlte ſich Jeder bewegt und doch zugleich erfreut, daß ſich auch in der Provinz ſo Schönes geſtalte. Die Chöre waren ſtark beſetzt, viele Dilettanten und Dilettantinnen; auch der ſonſt nicht zu ermunternden Currende Eifer muß gebührend anerkannt werden. Der Unternehmer, Hr. Cantor Wolf, ſang den Tenor voll Ausdruck und Gefühl; der Baß, einem Prediger aus der Umgegend angehörend, klang metallreich; auch die andern Dilettanten thaten ihr Möglichſtes. Da wir hören, daß künftig auch einige Schneiderſche Compoſitionen aufgeführt werden ſollen, erinnern wir noch an ein beſſeres Zuſammenſpiel der Inſtrumente; auch wäre in Beſetzung der Sopranparthie mehr Auswahl zu wünſchen. — Hr. Wolf hat eine Sing-Akademie — nein, ſo vornehm nennt er's nicht! — ſondern einen Singe-Verein gebildet, der jedoch noch ſehr im Entſtehen iſt, und wobei vorzüglich darauf zu ſehen wäre, daß eine Claſſifizirung der Theilnehmer beobachtet und Jeder nach ſeinen Kräften benutzt und gebildet würde. Nicht zu kühn angelegt, wenn es Beifall und Theilnahme finden ſoll! Bei ſolchem Unternehmen muß man milde durchgreifen! Nun, einen guten Griff hat Hr. Wolf ſchon bei der Currende bewährt! A. v. S.

Eine Pariſer Dame von vielem Verſtande hat unlängſt ein altes Manuſcript geliefert, das in Form und Schreibart ſo täuſchend ähnlich gerathen war, daß eine Menge Gelehrter ſich ſchon um das Verdienſt ſtritten, zu entziffern, aus welcher Zeit es herrühre und wer es verfaßt haben könne. Die Verfaſſerin fühlte ſich leider zu früh durch das Beſtreben geſchmeichelt und geſtand ihre Liſt ein. Alle zogen ſich beſchämt zurück, nur Einer konnte ſeinen Aerger gar nicht überwinden und will den Beweis möglich zu machen ſuchen, daß die Dame gelogen habe und das Manuſkript wirklich eine ächte alte Handſchrift ſey!! (Pandore.)

Beilage: Bemerker Nr. 14. und Blatt der Ankündigungen Nr. XI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

1044. 2 Thlr.

1046. 8 Gr.

1045. 2 Thlr.

[10]47. 1 Thlr.

1049. 4 Thlr.

1048. 1 Thlr.

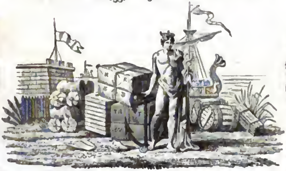
1050. 20 Gr.

1052. 1 Thlr.

1051. 20 Gr.

1053. 1 Thlr.

1055. 5 Thlr.



1054. 1 Thlr.

1056. 1 Thlr.

1058. 1 Thlr.

1057. 1 Thlr.

Digitized by Google

Bemerker. No. 14. 1826.

Beilage zum 62ſten Blatte des Geſellſchafters.

Eine zeitgemäße Rede.

(Der Saal, in welchem dieſe Rede gehalten wird, iſt ganz leer; man ſieht kein Katheder und keinen Sprechenden, man hört und merkt ihn aber; man ſieht keine Zuhörenden und hört ſie auch nicht, darf aber überzeugt ſeyn, daß ſie da ſind.)

Meine Herren!

Da wir nach und nach rein zur entwickelten Idee geworden ſind, ſo ſehen und begreifen wir uns, obgleich Andere uns nicht ſehen, uns nicht begreifen. Wir ſind hier ohne Körper, haben dieſen leeren Formalismus gänzlich abgelegt, und können, durch und durch Geiſt, uns jetzt einem lange gehegten Zwecke, nämlich einen unſichtbaren kritiſchen Lehrſtuhl zu gründen, hingeben. Wir haben es zuvörderſt mit einem Trauerſpiel zu thun, welches ſich die Bezeichnung anmaßt: Alexander und Darius, von einem Verfaſſer, der keiner naiven Künſtler-Wiſſenſchaft fähig iſt, der ſich nicht der Idee gegenüber ſtellt, der nicht den Alten dargebotenen, für Alle gleichgemachten Weg zu ihr eingeſchlagen hat, der das ſonſtige Moment, welches hier geſchildert werden ſoll, weder in rechter Zeit noch Form hervor treten läßt, der nicht zu ergreifen vermochte, was Griechenland, was Perſien ſey.

Meine Herren! Die Welt iſt eine entwickelte Idee, die Geſchichte ſind die influirenden Theile dieſer Idee, ein geſchichtliches Trauerſpiel iſt ein Theil vom Theil der Idee; aber dieſer Theil vom Theil muß ſich der ganzen Idee anſchließen — ſich als Theil zur Geſchichte, und als ſolcher zur Welt, manifeſtirend und ſomit das Moment des geſchichtlichen Drama's in ſeiner Beſonderheit als Widerſchein der unendlichen Wirklichkeit realiſirend. Dies der ſehr klare Grundſatz, und nun laſſen Sie uns prüfen, ob die ſich ſelbſt bewegende Seele des erfüllten Inhalts, ob die Idee hier in ihrem Theile wiedergegeben, ob jene Vorausſetzung begriffen, und demnach im Begriffe die Wahrheit das Element ihres Daſeyns gefunden hat. Denn liegt, wie dies nicht anders ſeyn darf, in unſerm Begriffe die Wahrheit, ſo iſt z. B. eine Dichtung, die Andere begreifen, wir aber nicht, eine vollkommene Unwahrheit und als ſolche kann ſie, da nur Wahrheit das Daſeyn giebt, für uns gar nicht exiſtiren. Und dies iſt der Punkt, bei dem wir vorläufig ſtehen bleiben müſſen.

Es ſcheint an der Zeit zu ſeyn, daß Alexanders Kampf in der Geiſterwelt wieder gekämpft werde, und Ariſtanders Seherſpruch, den er in Libethra, als die Bildſäule des Orpheus in ſtarken Schweiß gerieth, ausſprach, ſcheint in Erfüllung zu gehen, der Spruch: Alexander werde ſolche Thaten vollbringen, deren Lobpreiſung Dichtern und Sängern viel Schweiß und Arbeit koſte. Dieſer von Cypreſſenholz gefertigte ſchwitzende Orpheus könnte anſcheinend ein noch größerer Wahrſager geweſen ſeyn, wenn er auch an die ob den Thaten der Dichter wieder in Schweiß gerathenden Philoſophen gedacht hätte; aber wir würden ihn verwerfen, da Orpheus, als Stifter der Myſterien, wonach er nicht begriff, daß Philoſophie nur das Erfaſſen des Gegenwärtigen und Wirklichen iſt, unſern Proteſt auf ſich ladet.

Meine Herren! Der beendete Sieg des Griechiſchen (im Alexander allgemeines Subjekt) über das Perſer-Reich (das im Darius gegenwärtig iſt) ſollte das Reſultat des Drama's ſeyn, aber Alexander kann nicht ohne Alexander, Darius nicht ohne Darius dargeſtellt werden; hier liegt das Hauptgebrechen. Der ſchöne, ſittliche, freie Geiſt Griechenlands ſoll ſiegen. Die Verehrer jenes Drama's könnten ſagen: im Alexander ſey eben dieſer Geiſt ſpäter untergegangen, aber wer nimmt den Theil der Geſchichte noch in ſich auf, ſobald man den Entſchluß des Weltgeiſtes kennt, wonach Alexander nun einmal berufen iſt, das Perſer-Reich in ſich aufgehen, mithin durchaus nichts dazu Nothwendiges in ſich untergehen zu laſſen. Die Geſchichte kann auch nur ſo lange da ſeyn, als Wahrheit in ihrem Begriff iſt und nur unſer Begriff iſt Wahrheit, ſo wie eine gut erfundene Geſchichte auch die wirkliche Geſchichte wäre. Uns aber ward es verliehen, einen richtigen Alexander zu erfinden, und wir müſſen danach ſtreben, für dieſe Erfindung in der Oeffentlichkeit ein Patent zu erhalten.

Damit nun jener Weltgeiſt auch den gemeinen Sinnen klar werde, mußte Alexander mitten unter ſeinem Heere erſcheinen. Der Theater-Pleds, niemals eine denkende Intelligenz, will auch der ſchlingenden Intelligenz ſich vergewiſſern. Es könnte zwar von den Anfechtern unſerer Begriffe geäußert werden: wenn Alexander der Berufene des Weltgeiſtes iſt, wird es an ihm genug ſeyn und ihr ſeyd inconſequent. Aber auch dieſe Inconſequenz exiſtirt nicht, weil wir entgegnen würden: auf dem Theater gehöre zu ſolchem Beruf das Heer der Statiſten, und je ungeſchickter ſich dieſe zeigen, je mehr Wahrheit wird es bekommen: daß hier der Weltgeiſt allein als Heerführer voran ſchreitet. Statt deſſen ſpricht Alexander viel von und über ſich, aber da tritt Er heraus und nicht der Weltgeiſt; und wenn es auch ein uns nicht angepaßter Theil der Geſchichte ſagt: daß Alexander gern und viel von ſich und über ſich geſprochen habe und alſo die Keime dieſer Eitelkeit in der Dichtung wohl hervor brechen durften, ſo mußte hier, im Sinne ſeines hohen Berufs, der Weltgeiſt ihm Schweigen gebieten, ihn nur da reden laſſen, wo er als Marionette das von uns angegebene Thema jenes Moments zu erledigen hatte. Genug, in dem Drama erſcheint nur der Alexander einer Geſchichte, die nicht in ein ſchon gedachtes, mithin nach grade alles Denken ausſchließendes Syſtem paßt und danach iſt dieſer Alexander ohne unſern Alexander, mithin nicht exiſtirend. — Sein Heldenthum darf, um hier zu reſummiren, nicht untergegangen ſeyn, obwohl es in der hiſtoriſchen Fabel in eitlen Schwächen untergegangen iſt. Wo einmal die Idee iſt, da giebt nicht die Geſchichte uns die Helden, wir geben ſie ihr; und wenn die Dichter keine Geſchichte machen, ſo müſſen es die Philoſophen thun.

Und, meine Herren, welche andere Nachläſſigkeit hat ſich der Dichter zu Schulden kommen laſſen in Beziehung auf die

Statira, ſo weit Alexander mit ihr in Conflikt geräth. Wollte der Weltgeiſt das Perſer-Reich vor aller Welt verſchlungen, mit ſeiner ganzen ſonſtigen Legitimität verſchlungen ſehen, war es nur eine verwelkende Blume, die Alexander im Vorübergehen abpflückt, ſo kann er es unmöglich zugeben, daß hier eine Ausſicht zur Wiederherſtellung derſelben bleibt. Statira mußte, wie hier die Geſchichte unſerem Syſtem zuträglich iſt, wirklich auf dem Theater in's Kindbette kommen und — ein todtes Kind gebären, damit, wenn nun auch die ältern Kinder des Darius vom Stahl des Weltgeiſtes getroffen ſind, keine Ausſicht mehr bleibt, daß je der Saame des Darius wieder eine Wirklichkeit haben könne. Hier, wo der Verfaſſer der Geſchichte eines Theils treu bleiben, andern Theils ihr nachhelfen mußte, hier hat er ſie verleugnet!! —

Und weil wir eben von der Statira ſprachen, welch eine Liebesſcene ſpielt dieſe im erſten Akt mit Darius! Sie liebt ſo allgemein natürlich, wie noch heut etwa ein Weib des glühenden Südens lieben würde, aber der Verfaſſer begreift nicht, was antike Liebe iſt. Antike Liebe iſt die Liebe der Alten und die Liebe der Alten weiß nichts von ſolcher Zärtlichkeit. Liebe iſt wohl eigentlich Liebe — aber zwiſchen der antiken und modernen Liebe muß ein Unterſchied ſeyn, wie zwiſchen Verſtand und Gefühl, deſſen Herrſchaft, nach den neueſten philoſophiſchen Begriffen, weder in der Geſchichte noch im antiken Gedichte mitſpielen darf. Der Weltgeiſt, an ſich geſchlechtlos, vergißt dergleichen gänzlich und alſo muß es auch der Dichter thun; denn was iſt alles Empfundene, alles Leidenſchaftliche, wenn es auf die Idee ankommt; was iſt überhaupt des Menſchen Herz, welches nicht begriffen, niemals recht vernünftig werden kann, mithin auch niemals wirklich ſeyn wird!? — Und dann Statira's Viſion im dritten Akt! Statt daß wir die Schlacht, wo nun die Knute des Geſchickes ihren entſcheidenden Streich vollführt, wo auch die hundert und zehn Tauſend Perſer, welche geblieben ſind, ſehr gut zu lebenden Bildern oder ſchauerlichen Menſchenknäuein auf der Bühne hätten benutzt werden können, ſtatt daß wir dieſe Schlacht vor Augen haben, ſehen wir Mädchen, die Kränze winden, hören Statira jammern, hoffen und fürchten, bis ſie endlich im Entſetzen deſſen, was ſie mit innerem Blicke ſieht, ſtirbt. Nein, dieſe Perſon hätte der Weltgeiſt ohne Umſtände aus der Tragödie erlöſet, und es mag noch jetzt in ſeiner Einwirkung geſchehen, daß ſchon im dritten Akt ſie zu den Jenſeitigen hinausgeworfen wird.

Und nun gar der Darius! — was ſpricht der Unperſiſche Alles! Er hätte eigentlich vom Anfang bis zu Ende nur zu wiederholen:

> Ich weiß, ich muß von Thron und Leben ſcheiden,
> Der Weltgeiſt kann mich nun einmal nicht leiden!

Wir aber ſollen in dem fallenden Könige den ſich erhebenden Menſchen bewundern; welche Zumuthung! Bewundern ſollen wir einen König, der ſchon unter dem Hochgericht der Geſchichte ſteht; hieße das nicht dem Weltgeiſt auf der Naſe ſpielen? Das Perſiſche iſt in Unnatur und Mattigkeit verſunken; es taumelt haltungslos in ſich ſelbſt. Mit dieſem Zuſtande Perſiens muß Darius, welcher das Centrum des Perſer-Reichs und ſeiner vielen Völker-Radien iſt, eins ſeyn; weil aber Darius hier natürlich, zwar nicht in königlicher, aber doch in geiſtiger Fähigkeit erſcheint, und zuletzt wenigſtens als Menſch nicht taumelt, iſt er völlig unperſiſch und unweltgeſchichtlich. Und endlich ſein Tod, wie erſchütternd! Fühlte denn der Verfaſſer nicht, daß er uns zum Hochverrath an dem Weltgeiſt zwingt, wenn uns das Schickſal des Darius bewegt, erſchüttert? — Das Reich des Cyrus ſtirbt an Altersſchwäche und billig müßten wir zur Fröhlichkeit geſtimmt werden, wenn die ſtockende Staats-Maſchine ſich des Prinzips ihrer Hinfälligkeit entäußert. Ein heiteres Vaudeville nach griechiſcher Weiſe hätte hier ſeine rechte Stelle gefunden und namentlich auch dem Alexander ſeine unnütze Frage: „Erde, biſt du denn ewig?" — weggeſcherzt. Denn was hat der griechiſche Held mit dem jüngſten Tage zu thun, er, der in der Lebendigkeit ſeiner That das ewige Leben finden muß?

Was nun aber, meine Herren! den Nabarzanes und Beſſus betrifft, ſo konnten dieſe ſich gleich anfangs als ſtille Compagnons des Weltgeiſtes andeuten, wenn ſie aus der Verweſung, in welche das perſiſch-monarchiſche Herrſchthum gefallen war, ſich heraus retten wollten; aber ſie platzen mit einer Verſchwörung heraus, nachdem Alles ſchon ſo gut wie abgethan iſt und wenn wir etwa noch eine letzte perſiſche Kraft-Aeußerung ſehen ſollten, ſo iſt dies ein Umtrieb, der mit Recht die Rache des leitenden Prinzips auf ſie herab ruft. Da loben wir uns den Allander, der iſt eben ſo ungriechiſch als unperſiſch, und ſteht in ſeiner Neutralität des Charakters dem Weltgeiſt in einer ſchönen Glorie von Unthätigkeit zu Dienſt, die wir auch den Gefährten Alexanders zum Theil nicht vorenthalten wollen. — Die Hauptperſon im Stück bleibt uns aber die Thais; ſie war und iſt auch hier offenbar eine Gelegenheitsmacherin des Weltgeiſtes, denn ſie allein weiß, was er will, und will mit ihm das taumelnde Perſien zu Falle bringen.

Dies, meine Herren! iſt das Urtheil, welches wir fällen und zur Verbreitung bringen und wonach namentlich Alexander und Darius hier gar nicht vorhanden ſind, nur einige wenige Nebenperſonen ſich aus dieſem gänzlichen Ausſterben der Geſchichte, wie ſie ſeyn ſoll, gerettet haben. Wenn etwa in dieſem Urtheil anſcheinend ſich noch Inconſequenzen vorfinden, ſo können wir behaupten, daß ſie nicht wirklich ſind, weil alles Wirkliche die Inconſequenz an ſich verleugnet, wir alſo, als Repräſentanten des Wirklichen, gar nicht inconſequent ſeyn können. Will man aber dennoch etwas entgegnen, ſo bedenken Sie, meine Herren, daß wir — die Dieſſeitigen, die Wirklichen — mit den Jenſeitigen, den Unwirklichen, nichts gemein haben, denn das Dieſſeitige ſchließt alles Jenſeitige aus. Ihr, die Ihr diesmal berufen ſeyd, gehet nun eilend hin und lehret, wie wir geſagt!

(Fünf leere Stellen werden plötzlich noch leerer.)

Ihr Andern aber, die Ihr in unſerer Wiſſenſchaftlichkeit noch nicht völlig die Geſtalt der Wahrheit gefunden habt, die Ihr noch glaubt, es gebe ein Ideal und im Herzen wohne das Ideal der Dichtung, die Ihr am Gedicht Euch noch erbauen, nicht bloß unſere Einſicht einſehen wollt, die Ihr noch ein unmittelbares Wiſſen oder Anſchauen, d. h. einen dichteriſchen Genuß ohne unſere kritiſche Einwirkung für möglich haltet, Ihr gehet hin und lernt, daß Alles in der Welt die Form der Wiſſenſchaft haben, daß unſer Form die einzig-gültige ſeyn muß, eine Form, die da ſagt: Das, was iſt, zu begreifen, iſt die Aufgabe der Philoſophie; es iſt aber nichts, was nicht aus uns iſt, mithin auch nicht in der Kritik!

(Auch die übrigen leeren Stellen werden noch leerer, man hört nichts mehr und darf annehmen, daß nichts mehr da iſt.)

Der neugriechiſche Charon.

Leſer von Goethe's „Kunſt und Alterthum" (1823. Bd. 4. Heft 2. S. 49) erinnern ſich wohl noch des dort mitgetheilten, von Goethe aus dem Neugriechiſchen überſetzten Gedichts: „Charon", deſſen Inhalt als für die Darſtellung der bildenden Kunſt ſich eignend a. a. O. S. 165 bezeichnet wurde. Eine Aufforderung deshalb an Künſtler iſt, wie ſich aus dem „Morgenblatt-Kunſtblatte" 1826 Nr. 10 und 11 ergiebt, nicht ohne Erfolg geblieben, indem nämlich ſechs Zeichnungen eingeſandt worden ſind, welche den Inhalt jenes Gedichts darſtellen. Dieſelben werden in jenem Kunſtblatte, der Auffaſſung der Idee und ihrer Ausführung nach, ausführlicher beſprochen, und die, in welcher, nach Goethe's Anſicht und dem Urtheile der Weimariſchen Kunſtfreunde, die ſchwierige Aufgabe am beſten

digendſten gelöſt worden — von C. Leybold in Stuttgart — iſt in einem verkleinert lithographirten Umriſſe wiedergegeben worden. Als Goethe das neugriechiſche Gedicht in „Kunſt und Alterthum" mittheilte, war die wichtige und höchſt intereſſante Sammlung von Fauriel: „Chants populaires de la Grèce moderne. II. Tomes. Paris, 1824. 1825" noch nicht erſchienen, in welcher ſich Tom. 2. Pag. 228. jenes Gedicht unter der Ueberſchrift: „Charon und die Seelen", und in dem gewöhnlichen Versmaaß der Neugriechen gedichtet, von dem indeß Goethe bei ſeiner Verdeutſchung abgegangen iſt, findet. In derſelben Sammlung ſind noch zwei Volksgeſänge aufgenommen, denen der Mythos des neugriechiſchen Charon zum Grunde liegt: der eine: „der Hirt und Charon", und der andere: „Charon und das Mädchen"; *) zur Verſtändigung dieſes neugriechiſchen Charon, in welchem der des alten Griechenlands faſt ganz untergegangen iſt, theilt der Herausgeber jener Volksgeſänge über denſelben in dem Discours préliminaire (Tom. 1. Pag. LXXXV) Einiges mit. Nachdem Fauriel die Bemerkung ausgeſprochen hat, daß, ſonderbar genug, die Neugriechen, indem ſie einige Vorſtellungen aus der alten Mythologie beibehalten, dieſelben bald modificirt, bald (durch Anpaſſung derſelben an mehr beſondere oder zufälligere Erſcheinungen, als die, die ſie urſprünglich unter einem religiöſen oder dichteriſchen Gewande ausdrückten, geweſen), entſtellt hatten, kommt er zum Beleg dieſer Beobachtung unter andern auch auf die ſo allgemein verbreitete, der Poeſie die meiſten Inſpirationen geſtattende Idee von dem alten Fährmann auf dem Fluſſe der Vergeſſenheit, von Charon. „Hier", ſagt er, „iſt — dem, was in vielen andern Fällen geſchehen, zuwider — nur der Name geblieben, und das Weſen hat ſich geändert. Die Neugriechen ſtellen ſich den Tod als einen ernſten, unerbittlichen, verderblichen Greis vor und nennen ihn Charon, dem ſie das Geſchäft, die Geſtorbenen aus dieſer Welt in die andere zu geleiten, zutheilen. **) Wenn er alſo inſofern ſeinem Weſen nach und der Bedeutung deſſelben, nicht aber in Betreff der Geſtalt, unter welcher die Neugriechen ihn ſich vorſtellen, dieſen das iſt, was Hermes den alten Griechen, und Merkurius den Römern war (Horatius unter Andern vergißt in der zehnten Ode des erſten Buches nicht, dieſe Eigenſchaft des Merkurius zu erwähnen, und beſonders führt Hermes der Griechen mehrere hierauf Bezug habende Epitheten), ſo gilt er auf der andern Seite auch für den Gott des Todes, für die vernichtende Macht der Sterblichen, und als ſolcher beſitzt er die Fähigkeit, ſich in einen Vogel (ſo in dem Gedichte: „Charon und das Mädchen", wo er als ſchwarze Schwalbe vorgeſtellt iſt) oder irgend ein anderes Thier zu verwandeln, unter welcher Geſtalt es ihm leichter wird, die Unvorſichtigen, die an ihn zu wenig denken, zu überraſchen. Die Einbildungskraft der Neugriechen, die manche Vorſtellung der alten Griechen beibehalten hat, iſt aber nicht bloß ſklaviſch nachahmend geweſen und nicht unthätig geblieben: ſo hat ſie der Rolle des Charon, des einfachen Führers der Todten, die des Vollſtreckers des Willens einer höhern Macht, beigeſellt, die aufmerkſam iſt auf die geringſten Handlungen der Menſchen und ſtets bereit, die Verirrungen des Stolzes und das

*) Wilh. Müller in ſeiner, was den proſaiſchen Theil des Originals anlangt, abgekürzten Verdeutſchung der Fauriel'ſchen Sammlung (Leipzig, 1825, bei Leop. Voß), hat die drei Gedichte, die ſich auf den Mythos von Charon gründen, Thl. 2. S. 4 u. folg. zuſammengeſtellt.

**) So ſtellen ſich die Neugriechen die Peſt als eine blinde Frau vor, welche die Städte von Haus zu Haus durchläuft und Alles, was ſie berühren kann, tödtet, die aber, da ſie nur, im Dunkeln tappend die Mauern entlang gehen kann, diejenigen nicht erfaßt, die ſich klug bei Seite in der Mitte der Gemächer verhalten.

zu große Vertrauen in das Gefühl vergänglicher Kraft zu beſtrafen; und ſo iſt gleichſam das Weſen der Nemeſis der alten Griechen mit der Vorſtellung der Neugriechen von Charon verſchmolzen worden. Dieſe, dem Charon ertheilte Rolle der Nemeſis, die den Uebermuth ſtraft, ſpricht ſich in dem neugriechiſchen Volks-Gedichte: „Charon und das Mädchen" aus. Das junge Mädchen rühmt ſich, den Charon nicht zu fürchten, weil ſie neun Brüder und den reichen Konſtantinus zum Bräutigam hat: Charon verwandelt ſich in eine ſchwarze Schwalbe und verwundet das Mädchen am Herzen, daß ſie ſtirbt. — Als Führer der Verſtorbenen (Ψυχοπόμπος alſo, wie Hermes bei den alten Griechen hieß), erſcheint Charon in dem zuerſt von Goethe mitgetheilten, zu einem Gegenſtande der bildenden Kunſt gemachten Volksgeſange. Er iſt dargeſtellt als auf einem Roſſe mit der Schnelligkeit des Sturmes dahinreitend: die Jünglinge und Jungfrauen läßt er vorangehen, die Alten folgen ihm, und die zarten Kinder hält er auf dem Sattel. — In dem dritten Gedichte: „der Hirt und Charon", iſt Charon von Gott geſchickt, um die Seele des Hirten zu holen: der Hirt bittet, ihn noch leben zu laſſen, weil er eine Frau und kleine Kinder habe, aber Charon iſt unerbittlich, willigt jedoch in den Vorſchlag des Hirten, der den Charon bei ſeinem Willen beharrend ſieht, mit ihm zu kämpfen: bliebe Charon Sieger, ſollte er die Seele des Hirten nehmen, überwinde dieſer aber den Charon, ſolle der Hirt noch am Leben bleiben. Sie kämpfen vom Morgen bis Mittag, aber endlich warf Charon den Hirt zu Boden. — Aus dieſer Vorſtellung des Volkes, das ſich unter Charon den Tod denkt, iſt nun auch die Bedeutung des Wortes: „Charon" oder „Charos" für Tod hervorgegangen, von der ſich Spuren ſchon im eilften Jahrhundert finden; Charon ward nun der genannt, der im Kampfe alle ſeine Feinde tödtete, und ein Fluch iſt es, wie Iken in ſeiner „Leukothea", Bd. 1. S. 190, ſagt: Charon (d. i. der Tod) ſey bei Dir! der Tod hole Dich! — Noch wird eben daſelbſt mitgetheilt, daß Charon bei den Neugriechen auch mit einer Sichel vorgeſtellt werde, wie er die Menſchen abmähe. *) — Schließlich bemerke ich noch, daß, nach der Mittheilung eines Griechen aus Smyrna, **) die Volks-Vorſtellung in Griechenland von Charon ſich auf die bloße, einfache Idee vom Tode (Θάνατος bei den alten Griechen) beſchränke — eine Idee, welche die gelehrten Griechen (λογιώτατος) ausgebildet und ausgeſchmückt haben mögen: indeß ſey das von Fauriel mitgetheilte Gedicht: „Charon und die Seelen", den äußern Beweiſen in Sprache und Rhythmus nach, nicht als das Werk eines λογιώτατος zu betrachten. K.

*) Der gelehrte, von ſeinen Landsleuten als Dichter ſehr geſchätzte Grieche Jakobakis Rizos, der früher eine angeſehene diplomatiſche Stelle in Konſtantinopel, ſeiner Vaterſtadt, und in Bukareſt bekleidete, ſpäter die Türkei verließ und in der letztern Zeit in der Schweiz und Ober-Italien lebte, ſtellt in ſeinen Trauerſpielen an mehreren Stellen den Tod mit einer Sichel vor.

**) Derſelbe Grieche ſagte mir auch, daß es z. B. in Konſtantinopel, Smyrna und andern Städten Kleinaſiens als ein Zeichen gelte, daß die Peſt die Stadt heimſuchen werde, wenn man funfzehn ſchwarze Jungfrauen über derſelben tanzen zu ſehen ſich einbilde.

Streit über den Natur-Mechanism.

Ein Affe ſah die Uhr
Des Weltalls der Natur
Mit bloßen Augen an —
Und rief mit einem Schrei
Zum Freund, der ſtand dabei:
„Gevatter! ſeht, o ſeht!
Sie rühret ſich nicht, ſie ſteht."

Lalande nahm ſein Glas
Und guckte hein zum Spaß,
Sah Räder, groß' und klein',
All' in Bewegung ſeyn —
Und rief: „Gevatter! nein,
Nehmt hier mein Glas, und ſeht:
Es regt ſich drin — ſie gibt.“

Der Affe, der da ſaß,
Nahm das gerrichte Glas —
Er ſah jetzt keine Spur
Sogar ſelbſt von der Uhr,
(Das Glas Lalandens war
Dem Pavian zu klar,)
Sprang auf und ſchrie: „Sie geht
Den Teufel nicht! ſie ſteht.“
„Das ſprichſt Du wie ein Narr!“
Rief Jener — „mir iſt klar,
Daß Alles drinnen geht —
Von ſelbſt, wie ſich's verſteht.“
„Von ſelbſt? — und eben drum
Steht Alles ſtumm und dumm!“ —
„Von ſelbſt! — und eben drum
Läuft Alles um und um!“ —
„Du biſt ein Pavian!!!“ —
„Du biſt ein Dummian!!!“ —

Ein Dritter kam herbei,
Und frug, bei dem Geſchrei,
Wovon die Rede ſey?
„'S iſt eine Uhr, die geht!“
„'S iſt eine Uhr, die ſteht!“
Antworteten die Zwei.
„Und wer ſeyd Ihr, die das
Theils mit, theils ohne Glas,
Entſcheidet ſchlecht und recht?
Wer ſeyd Ihr Beide? ſprecht!“
„Ein Aff', und ein Franzos!“
Antworteten die Zwei —
Und thaten auch dabei
Zugleich gewaltig groß.
Erſtaunend ſah der Mann
Sie jetzt genauer an,
Lalanden erſt, und dann
Den Nachbar Pavian,
Und ſprach: Was hilft's! wenn noch ſo lang' ich gaffe?
Heraus ich bring' es niemals doch!
Erlaubt mir eine einz'ge Frage noch:
„Wer von Euch Beiden iſt der Affe?“

Wer nicht den Herrn Lalande ſelbſt geſeh'n,
Wird, fürcht' ich, meine Fabel nicht verſteh'n.

Baggeſen.

1826. No. XI.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Bei Tobias Löffler in Mannheim iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unentbehrliches
Galanterie-Büchlein
für angehende Elegants, oder deutliche Belehrung über Alles, was einem jungen Manne nöthig iſt, um ſich bei den Damen beliebt zu machen. Mittheilungen und Winke über elegante Kleidung, über Höflichkeit und Artigkeit, Sittlichkeit und moraliſche Würde; über den Tanz, über Bälle und Concerte, ſo wie über Muſik überhaupt; nebſt unterhaltenden Reflexionen über die Hauptfehler der Frauenzimmer und über das Betragen eines jungen Mannes gegen dieſelben. Mit einem Anhange über Geſundheitspflege im Allgemeinen und beſonders in Bezug auf Schönheit des Körpers. 1826. 8. broch. 16. Gr.

Welcher junge Mann wünſchte wohl nicht den Damen, und mit ihnen natürlich der ganzen übrigen Welt zu gefallen? wer möchte ſich nicht gern in dieſer ſo anſpruchsvollen Welt frei und anſtändig bewegen? Gewiß ein jeder, der auch nur ein einziges Mal gegen ihre genau begränzten Regeln anzuſtoßen das Unglück hatte. Vorſtehende Schrift, deren Titel durchaus nicht zu viel ſagt, wird dem aufmerkſamen Leſer ein treuer Wegweiſer durch die Klippen des geſelligen Lebens ſeyn, ſie bietet ihm für einen äußerſt geringen Preis einen Schatz von Erfahrungen, die ſich in der Welt ſelbſt nie ohne Schmerz, nie ohne große Aufopferungen erringen laſſen — möge ſie daher viele Käufer finden, und ſo ihren Zweck, durch freundliche Belehrung möglichſt großen Nutzen zu ſtiften, in vollem Maaße erreichen.

Das Aeußere iſt elegant, Druck und Papier vortrefflich.

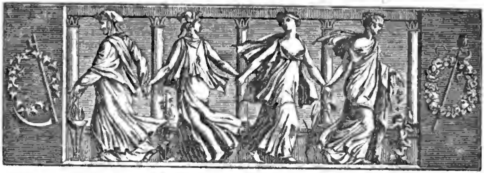
In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Das Erbrecht in weltgeſchichtlicher Entwickelung, eine Abhandlung der Univerſalrechtsgeſchichte; auch unter dem Titel: Das Römiſche Erbrecht in ſeiner Stellung zu vor- und nachrömiſchen von Dr. E. Gans.

Zweiter Band. Preis: 2 Thlr.

Inhalt. Einleitung. Griechenland und Rom. Erſtes Kapitel. Das römiſche Erbrecht, nach der Seite ſeiner Bewegung. Zweites Kapitel. Das Syſtem der Willkühr, oder das teſtamentariſche Erbrecht. Drittes Kapitel. Das Syſtem der Familie, oder das Inteſtaterbrecht. Viertes Kapitel. Die Identität beider Syſteme. Fünftes Kapitel, nemo pro parte testatus, pro parte, intestatus decedere potest. Sechstes Kapitel. Hereditas und bonorum possessio.

Berlin, 1826. Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 21. April. 63ſtes Blatt.

Der junge Bojar.

Aus den philoſophiſch-moraliſchen Erzählungen von B. Saintine (Paris 1826) frei überſetzt.

> Wir denken faſt niemals an den gegenwärtigen Augenblick, und wenn wir daran denken, ſo geſchieht es nur in Beziehung auf die Zukunft. Vergangenheit und Gegenwart ſind uns nur Mittel; die Zukunft allein iſt unſer Zweck. So kömmt es denn, daß wir eigentlich weniger leben, als zu leben hoffen. Pascal

Die Sonne vergoldete mit ihren erſten Strahlen die hochragenden Zinnen Bukareſt's, der Hauptſtadt der Wallachei, als ein junger Mann, den ſein kurzer Mantel, ſeine mit feinem Pelzwerk verbrämte und mit einem koſtbaren Reiherbuſch geſchmückte Mütze als den Sprößling einer angeſehenen Bojaren-Familie zu erkennen gab, aus ſeinem an den Ufern der Dumbowitza gelegenen Pallaſte trat und nach dem nahen Waldgebirge ſchritt. Bei dem Anblick der um ſeine Schultern hängenden, mit Silber und Perlmutter reich verzierten Jagdflinte und des in ſeinem Gürtel ſteckenden breiten Dolches hätte man vermuthen ſollen, daß ihn nur der Gedanke, eine Gemſe oder Hindin zu erlegen, oder vielleicht einen Bären, des Landes Schrecken, zu tödten, beſchäftigte; allein dem war nicht ſo. Er ſtand jetzt in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre, war verliebt, und dachte noch mehr an ſein Lebensalter, als an ſeine Geliebte. „Fünf und zwanzig Jahr“, murmelte er leiſe vor ſich hin, „das Viertheil eines Jahrhunderts! unſtreitig die beſte Hälfte meines Daſeyns! Und was habe ich bis jetzt gethan, das den Genuß eines ſo langen Zeitraums rechtfertigen kann? Tauſend Pläne für die Zukunft trage ich in meinem Kopfe; allein wie ſoll ich ſie ausführen? Mein künftiges Glück ſcheint zwar keinem Zweifel unterworfen, aber der erſehnte Augenblick der Erfüllung liegt noch immer ſo fern. Meine Vermählung mit Anna ſoll nach des Woiwoden, ihres Vaters, Beſtimmung erſt in einem Jahre ſtatt finden. Ach! wie ſo lang iſt ein Jahr für den ſehnſuchtsvoll Harrenden! Sich erſt im ſechs und zwanzigſten Jahre verheirathen zu dürfen! — Kaum werde ich mich in den Rollen eines Gatten und Vaters verſucht, kaum meine Kinder auferzogen haben, ſo naht ſchon das Alter. O wie ſo kurz iſt doch das Leben! — Welch ein auffallender Widerſpruch der Natur, dem Menſchen, dem Herrn der Schöpfung, nur ein kurzes Daſeyn zu vergönnen, während ſo manche Geſchöpfe Jahrhunderte überleben. Jener auf der Felſenſpitze graſende Hirſch“, fuhr er fort, indem er mechaniſch ſeine Büchſe lud, „iſt vielleicht ſchon drei Mal ſo alt, wie ich, und kann vielleicht noch drei Mal ſo lange leben.“ — „Das iſt wohl möglich, wenn Du ungeſchickt biſt!“ erwiederte plötzlich eine Stimme, die aus dem Schooße der Erde hervor zu kommen ſchien.

Der junge Wallache prallte vor Ueberraſchung einige Schritte zurück; als er aber jetzt umherblickend dicht vor ſeinen Füßen einen ärmlich gekleideten Menſchen in einem ausgetrockneten Graben liegen ſah, rief er, ſein Feuerrohr auf ihn richtend, ihm die Worte zu: „Wer biſt Du?“ — „Ach, gnädiger Herr!“ erwiederte der Unbekannte, „wenn Ihr mich tödtet, ſo werdet Ihr

Digitized by Google

darum doch nicht länger, und der Hirſch dort nicht kürzere Zeit leben?“ — „Aber noch einmal, wer biſt Du?“ — „Ein Menſch, der, um ſein Leben zu ſichern, ſich zu den Thieren des Waldes geflüchtet hat!“ — „Wer bedrohte Dein Leben?“ — „Euresgleichen!“ — „Welch Verbrechen haſt Du begangen?“ — „Das, einen Sinn mehr wie andere Menſchen zu beſitzen.“ — „Dein Name?“ — „Ihn aus zu ſprechen wäre viel von mir gewagt; denn Ihr habt da ein trefliches Gewehr und überdies, nach Eures Landes barbariſchen Geſetzen, ein unbeſchränktes Recht über mein und Meinesgleichen Leben und Tod.“ — „Wie?“ — „Ja, gnädiger Herr, ich bin ein Zigeuner, bin das Oberhaupt eines von den Eurigen geächteten Geſchlechts.“ Bei dieſen Worten wendete der junge Bojar ſich unwillührlich, mit einem Ausdruck der Verachtung, von dem Sprechenden ab; denn die Zigeuner oder Tſchinganebs, eine bekanntlich von den Kopten und Nubiern abſtammende nomadiſche Völkerſchaft, von der noch heut zu Tage einige Stämme in Ungarn, der Moldau und Wallachei an zu treffen ſind, waren damals, weil ſie in den nicht ungegründeten Verdacht gerathen, die ihnen, als Eingeweihten in die Geheimniſſe der Zukunft geſtattete Erlaubniß, die Häuſer der Vornehmen zu beſuchen, auf eine ſträfliche Weiſe, durch die Ausübung verpönter Kunſtfertigkeiten, mißbraucht zu haben, — aus der Wallachei verbannt, und weil ſie ungeachtet dieſer über ſie ausgeſprochenen Proſeription ſich noch hie und da blicken ließen, von dem Woiwoden für Wildpreit, auf das ein Jeder Jagd machen könne, erklärt worden. Dieſe landespolizeiliche Maaßregel war es, welche den unglücklichen Kaboul, ſo hieß der Zigeuner-Hauptmann, zwang, die Menſchen zu meiden und ſich in die Gebirge zu flüchten, obgleich er ſelbſt keines von den, ſeinen Genoſſen zur Laſt gelegten Vergehen begangen, ſondern ſich ſtets nur mit dem Sammeln heilſamer Kräuter und Pflanzen und deren Anwendung in Krankheitsfällen, ſo wie mit der Beobachtung des Laufes der Geſtirne und nekromantiſchen Studien beſchäftigt hatte.

Wie wir vorhin erwähnten, machte Haſſan Korati, dies war der Name des jungen Bojaren, bei dem Worte: Zigeuner, eine rückgängige Bewegung. Da er jedoch, als ein Zögling der Univerſität Padua, einige National-Vorurtheile abgelegt, und dagegen — wie ſo viele Jünglinge höheren Standes — andere aus fremden Ländern angenommen hatte, ſo machte ſein wallachiſcher Abſcheu vor dem Sohne Egyptens bald der italieniſchen Vorliebe für alles Abentheuerliche und Wunderbare Platz, zumal da Kaboul ſelbſt bei ſeinen Verfolgern den Ruf eines weiſen Mannes und anſtändigen Vagabonden hatte. Haſſan ſuchte ihn daher in Anſehung der geäußerten Beſorgniſſe zu beruhigen, und bald wieder auf den Gegenſtand ſeiner vorigen Betrachtung zurückkommend, ſagte er: „Du haſt die Klagen vernommen, die ich vorhin über die Kürze des menſchlichen Lebens, im Vergleich zu andern Geſchöpfen, ausgeſprochen habe?“ — „Eure Jagdflinte liegt jetzt friedlich im Graſe“, erwiederte Kaboul, „und ich kann es daher wohl wagen, mich mit Euch in einen Wortſtreit ein zu laſſen, und Euch bei der Gelegenheit zugleich zu zeigen, daß ein verachteter Zigeuner zuweilen eben ſo viel Geiſt beſitzen kann, als ein mächtiger Bojar.“

„Du beklagſt Dich — geſtatte, daß ich, als Lehrer, in dieſem traulichen Tone mit meinem Schüler ſprechen darf — Du beklagſt Dich über die Kürze des menſchlichen Daſeyns? aber ſteht denn dem Menſchen nicht die Wunderkraft des Gedankens zu Gebote, mit welchen er jeden Zeitabſchnitt in's Unendliche aus zu dehnen, aus Stunden Jahrhunderte zu ſchaffen vermag? — Sechszig Minuten auf dieſe Weiſe verwendet, betragen deshalb nicht mehr als eine Stunde. — Im träumeloſen Schlummer oder trägen Müßiggange zugebracht, bilden ſie freilich nur eine Reihe monotoner einander gleichartiger Zeittheilchen, die, einmal dahingeſchwunden, von ihrem Daſeyn kaum einen Punkt in der Erinnerung zurücklaſſen, der bald mit tauſend andern ähnlichen Punkten, welche die leeren Abſchnitte unſerer Exiſtenz erfüllen, vermiſcht und gleich ihnen vergeſſen wird; aber wer jeden Augenblick ſeines Lebens mit Gedanken oder Thaten ausfüllt, der wird in der Gegenwart glücklich ſeyn, aus der Vergangenheit lebhafte Erinnerungen zurückbehalten, und in der Zukunft nur einen unbegränzten Raum voll reizender Hoffnungsgebilde erblicken. Wer ſo lebt, hat wirklich gelebt, und ſey es auch nur — eine Stunde.“ — „O weiſer Kaboul!“ ſagte Haſſan, „beſitzeſt Du vielleicht unter Deinen magiſchen Geheimniſſen auch eines, welches das Leben zu verlängern vermag?“ — „Wohl beſitze ich ein ſolches“, erwiederte Kaboul mit argliſtigem Lächeln; „wünſcheſt Du vielleicht davon Gebrauch zu machen?“ — „Wie, weiſer Kaboul, Du beſitzeſt wirklich einen ſolchen Schatz, und wolleteſt großmüthig mich daran Theil nehmen laſſen?“ — „Sehr gern; ich will, wenn es Dir genügt, Deinem Leben eine zweihundertjährige Dauer geben.“ — „O mein theurer Freund!“ — „Noch mehr, und vergiß ja nicht dieſe, mit dem verlängerten Leben Dir zugleich verliehene zauberiſche Kraft! — auch die Zukunft ſoll Dir in gewiſſer Art zu Gebote ſtehn, indem die Ereigniſſe Deines Lebens ſo ſchnell, wie Du es nur immer wünſchen magſt, auf einander folgen werden!“ Mit dieſen Worten entfernte ſich Kaboul plötzlich von Haſſan, und dieſer ſah ihn jetzt eilig eine Felſenſpitze hinanklimmen, dann in eine tiefe Schlucht hinabſteigen, und daraus ſich wieder erheben und hörte ihn an dem Ufer eines vorbeirauſchenden

Digitized by Google

Waldſtroms wunderliche Geſänge in einer unbekannten Sprache murmeln. Endlich kehrte er, ein Bündel verſchiedenartiger Kräuter in der Hand haltend, zurück. „Der Ort iſt hier nicht günſtig, um ſie zu dem beſtimmten Zwecke zu bereiten!“ ſagte Kaboul. — „Wenn das iſt“, entgegnete Haſſan, „ſo begleite mich nach Hauſe. Du kannſt dort über Alles gebieten, Dich von den ausgeſtandenen Mühſeligkeiten erholen und eine erquickende Mahlzeit einnehmen; ſo wie Du denn überhaupt nur mit Wohlthaten von mir überhäuſt wieder von dannen ziehen ſollſt.“ — Kaboul lächelte: „Um Dein Leben zu verlängern, ſoll ich alſo das meinige in Gefahr ſetzen?!“ — „Keinesweges; was haſt Du in meiner Begleitung zu fürchten? Bedecke Dich mit meinem Mantel und laß uns längs dem Ufer der Dumdowitza zurück gehen; gleich am Eingange der Stadt iſt meine Wohnung!“ — Kaboul folgte ihm nun. In Haſſan's Pallaſt angelangt bereitete er ſofort den wunderbaren Lebenstrank und reichte ihn ſeinem Wirthe, der den Becher mit gläubigem Vertrauen leerte und ſich hierauf mit ſeinem Gaſte, deſſen Zigeuner-Abkunft ungeachtet, zu Tiſch ſetzte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stimmen des Frühlings.*)

Von Heinrich Stieglitz.

Frühlings-Sehnſucht.

O Frühlingswonne, o Blüthenluſt,
O Keimen und Speoſſen auf Berg und im Thal!
Wann füllest du wieder des Jünglings Bruſt
Mit Feeuden ohne Zahl?

O du, die roſig wie Frühling ſchaut,
Du ewigblühendes Lebensglück!
Wann ladet mich wieder, geliebte Braut,
Dein holder Frühlingsblick?

Frühlings-Leben.

Wenn die Blüthen quellen an milder Luſt,
Wenn die Au ſich begrünt, wenn der Wald ſich
ſchmückt,
Wenn ſchwellend der hauchende Frühlingsduft
Die tauſend Leben erquickt;

Dann zieh' ich in mein geliebtes Thal,
Dann eil' ich, Liebe, in deinen Arm,
Und athm' Erquicken an deinem Strahl
So wonnig und ſo warm.

Frühlings-Nahen.

Woher nur das linde Säuſeln
Duech die laubewegte Luft,
Und der Blätter ſanftes Kräuſeln,
Und der ſüße Blüthenduft?

Ach, der Frühling iſt gekommen
Mit der Regenfluth der Nacht,
Und hat Weſt und Duft und Blüthen
Und die Freude mitgebracht.

Frühlings-Andacht.

Süßer Hauch der Frühlingsluſt
Liſpelt Andacht in den Zweigen,
Frohgefühl und Veilchenduft
Dankend auf zum Himmel ſteigen.

Peelender cryſtall'ner Thau
Legt ſich über Feld und Wieſen,
Als wollt' auf die Frühlings-Au
Himmel Freudenthränen gießen.

Fühleſt du das Quellen nicht
Junger Kräfte, junger Triebe?
Ja, aus tauſend Knoſpen bricht
Hell der Blick der ew'gen Liebe.

Frühlings-Gruß.

Die Wieſe ſchmückt mit Silberblüthen,
Der Wald ſich mit ſmaragd'nem Grün,
Im Garten drängen tauſend Knoſpen
Als gold'ne Sonnen auf zu glüh'n.

Und tauſend Nachtigallen flöten
Ihr ſüßes Lied der Roſe zu,
Als wollten ſie ihr liebend ſagen:
„Der Blumen Königin biſt du!“

So geht auch mir in deiner Liebe
Ein neuer ſel'ger Frühling auf,
Und tauſend Melodien tragen
Dich zu des Herzens Thron hinauf.

Frühlings-Wonne.

Berg und Thal will ich durchſtreifen
In der Frühlings-Nächte Pracht,
Wo mir Wieſ' und Wald das Werde
Der verjüngten Schöpfung lacht.

In das Wonnemeer der Düfte,
Das aus tauſend Blüthen quillt,
Will ich ganz mich untertauchen,
Bis der Seele Durſt geſtillt;

Bis ich ſelig untergehe
In der Blüthen Balſamduft,
Und aus dir verjüngt erſtehe,
Segenſchwang're Frühlingsluft.

*) Dieſe Lieder werden nächſtens mit Muſik von F. W. Lerche (bei H. A. Probſt in Leipzig) erſcheinen. Ich darf wohl hinzu ſetzen, daß unſer trefflicher C. M. v. Weber, dem die Gabe gewidmet iſt, ſich wahrhaft freudig darüber ausgeſprochen, und daß er dem Componiſten ein herzliches „Macte virtute!“ zugerufen. H. St.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Magdeburg. Von unſerm Theater und ſeinen Fortſchritten wird der „Geſellſchafter“ doch wohl auch einmal etwas berichten, um ſo mehr, da die Mitglieder deſſelben meiſt Berliner ſind, dort zum Theil gaſtirt haben oder bei dem Königsſtädtiſchen Theater engagirt waren. — Anfangs beſchäftigte man ſich hier meiſt mit Opern und hat dadurch den Geſchmack des Publikums vorzüglich dafür geſtimmt. Das Perſonal vermehrte ſich durch die tüchtigen Sängerinnen Demoiſ. Weitner und Frau v. Biedenfeld; der Tenor, Hr. Schmuckert, bildete ſeine herrliche Stimme immer mehr und ſuchte auch im Spiel fort zu ſchreiten. Die Oper- und Luſtſpiel-Soubrette, Demoiſ. Boile, gewann an Routine; der Bariton, Hr. Feitz, deßgleichen, jedoch läßt ſich von ſeinen vorzüglichen Mitteln noch viel mehr erwarten. Dem trefflichen Buffo, Hrn. Wieſer, fehlt nur — Stimme,

Digitized by Google

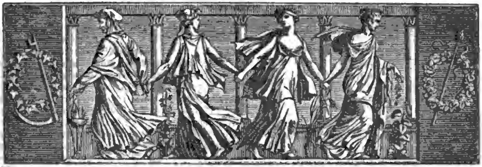
um ſich noch geltender zu machen, und die Herren Wohlbrück, Lami, Hausmann, Mohrhaupt, als Komiker, deuten wohl auf ein genügendes Enſemble. Auch in Charakter-Rollen iſt Hr. Lami vorzüglich, z. B. als „Koole“ in „Partheienwuth“; und Hr. Hausmann leiſtet für die trockene Komik viel Ergötzliches. Dagegen müßte er im Ernſten weniger beſchäftigt ſeyn; und wenn er auch, reicht das Perſonal nicht aus, oft als Lückenbüßer dient, dennoch ſein Studium nur auf die Komik richten. Mit dieſem Perſonale wurden nun „Don Juan“, „Belmonte und Conſtanze“, „der Barbier von Sevilla“, „die Schweizerfamilie“, „die heimliche Ehe“ u. ſ. w., aber auch „die ſieben Mädchen“, „die Schneider-“ und „Sticker-Mamſells“ (beide Stücke lokaliſirt), ferner Luſtſpiele von Kotzebue, Lebrün, Ziegler, Holbein, Jünger und Conteſſa, jedoch, außer dem „Turnier von Kronſtein“, „Precioſa“ und „Partheienwuth“, wenige größere Stücke gegeben. Der Grund lag darin, daß die erſte Liebhaberin und Heldin fehlten. Es wurden meiſtens Gaſtinnen dazu benutzt, was auch noch jetzt geſchieht. Indeß ſind immer mehr Dramen einſtudirt; der treffliche Direktor Frhr. v. Biedenfeld gab auch eine ſeiner Arbeiten, die mit Beifall aufgenommen wurde. — Nun folgte in dieſen Tagen „die Ahnfrau“ und lebhafte Theilnahme zeigte ſich bei der ziemlich gerundeten Darſtellung. „Graf Borotin“: Hr. Lami. Er ſpielte feurig, dem Charakter angemeſſen, hatte gut memorirt, doch fehlte ihm das zu dieſer Rolle nöthige Perſönliche, und natürlich entſteht dadurch, trotz allem Guten, eine fühlbare Lücke. „Bertha“: Mad. Hinne, als Gaſtin; nicht ſtörend, aber auch nicht ergreifend; wenig Seele, viel Routine. Hr. Bauer als „Jaromir“ vermied das oft gerügte „Zuviel“ bei dieſer Rolle, und mußte alſo anſprechen. Aber — wie Manchem! — ſind auch ihm Füße und Hände noch oft läſtig. Von den Nebenperſonen waren einige ſtörend. — Nächſtens wird die „Braut von Meſſina“ einſtudirt; ein großes Unternehmen für eine ſolche Bühne! — Noch iſt über unſer Theater zu bemerken, daß die Maſchinerie jetzt leiſer ſeufzt; die Couliſſen treten mehr hervor; das Orcheſter ſchwankt ſeltener; Hr. Telle, der Muſik-Direktor, wird immer beliebter und das Publikum theilnehmender. Durch ein Abonnement ſind die Ausgaben gedeckt, und hoffentlich wird in Zukunft noch ein Ueberſchuß entſtehen. — Die Kritik iſt hier ziemlich ſtumm. Ja, als noch Hr. Agathopdiles u. ſ. w. famoſirten, ja damals, die ſchönen Tage ſind vorbei! Dem guten Mann platzte ſeine kritiſche Dampfmaſchine, die in einer Stunde mehrere Artikel ſchaffte. Adieu, handfeſte Hoffnungen! Adieu, Schnell-Kritik! Die kritiſche Muſe fand, daß diesmal ſchnell und ſchnelten zu verwandten Begriffen würden und wollte dieſe übereilten, der Kunſt wie dem nicht ſelbſt prüfenden Publikum ſchädlichen Urtheile nicht mehr dulden. — Eine Abwechſelung im Vergnügen war die Ankunft des Hrn. Levin mit ſeiner Geſellſchaft aus London. Mittwochs und Sonnabends geben die Leute ſehr hübſche Pantomimen; vorzüglich iſt der „Pierrot“, Hr. Evens. Das Publikum nimmt lebhaften Antheil, und nächſtens wird die Truppe nach Berlin gehen, um auch dort Geld und Beifall zu gewinnen. — Der Frühling iſt da! Unſer Löfflerſcher Garten (ähnlich dem Teichmannſchen in Berlin) wird belebter, man zieht zu Landpartieen nach dem Vogelgeſang, dem Herrenkenge und Louiſenthals Eichenwäldchen. Pfingſten mit ſeinen Maien bringt ein Volksfeſt! Was iſt's? Mann und Weib, das Kind an der Hand, Einſpänner, ſchwer mit Eßwaaren beladen, der Arme im Feſt-Ornat, der Reiche ärmlich verkleidet, ſchäkernde Dirnen, jubelnde Handwerker, Muſikanten, Liebespärchen. Alles zieht nach dem Vogelgeſang; lagert auf den grünen Wieſen, wo Verkäufer in Menge ihre Waaren ausbreiten, tanzt unter Zelten im Walde, windet Kränze von friſchem Laub, ſchmückt ſich mit Blumen, zecht, liebſchaftet, lacht, lärmt, kurz, es iſt, eben wie bei dem Stralower Fiſchzug in Berlin, kein eigentlicher Feſtzweck da. Man geht hin, um dageweſen zu ſeyn, verzehrt das Erſparte, bereichert die Verkäufer, füllt die Wachen, beſchäftigt die Polizei, fährt mit dürren Kleppern auf zerbrechlichen Wagen, drängt ſich durch die Thore und verſchläft am andern Morgen die Arbeit! — Erwähnt ſey noch, daß die Muſik hier ſehr gepflegt wird. Es giebt Abend-Unterhaltungen, Conzerte im Theater-Gebäude, Singe-Thees, auch wohl Liedertafeln — das kopirte Berlin! S.

Bremen. Neues, nichts als Neues! Aber wenig Gutes! Womit ſoll ich nun meinen gegenwärtigen Bericht füllen? Mit dem, was heut zu Tage an der Ordnung iſt, mit dem Theater. An die Stelle der vorigen, in der Perſon des Hrn. Dr. Klindworth beſtandenen Direktion iſt eine neue getreten; „die Direktoren des Stadttheaters: Pillwitz, Bethmann“ unterzeichnet ſich dieſelbe. Hr. Pillwitz iſt Sänger, Baſſiſt; Hr. Bethmann, ein geweſener Bäcker, und eigentlich Gutſchau heißend, war bisher der Luſtigmacher unſerer Bühne, pfuſchte aber in's Schauſpiel wie in die Oper. Man wird fragen: ob man denn die Herren Pillwitz und Bethmann-Gutſchau ſo unbedingt und ohne allen und jeden Aus- und Nachweis auf- und angenommen habe? Von Hrn. Pillwitz wußte man ſo viel, daß er einige Zeit Sänger bei der Düſſeldorfer reiſenden Geſellſchaft geweſen, und daß ſeine Frau eine Penſion — in einer neulich hier abgehaltenen Commiſſion von dem Gegner der neuen Direktion Invalidengeld genannt — von 400 Thlr. jährlich beziehe. Von Hrn. Bethmann: daß er als Schauſpieler einige Zeit bei einer herumziehenden Geſellſchaft im Holſteinſchen geſtanden, von welcher er nach Bremen gekommen. Der Umſtand, daß er nicht Bethmann, ſondern Gutſchau heiße, kam erſt vor einigen Tagen in der ſtatt gehabten Commiſſion zur Sprache. — Die Geſellſchaft iſt zum Theil die alte geblieben. Die Abgegangenen ſind, mit Ausnahme des geachteten Hrn. Dr. Wagner, leicht zu verſchmerzen, und die Gebliebenen gewähren uns wahrlich weder Troſt noch Erſatz. — Unſer Publikum iſt langmüthig, geduldig und von großer Güte; davon legte es am Sonntage den 12. März einen neuen Beweis ab. „Johanna von Montfaucon“ wurde über die Bühne gezogen. „Gott beſſere es!“ ſagt der alte Comthur in den „Tempelern“. Die Vorſtellung gehörte zu den einzigen in ihrer Art. Wir haben Mad. Hortna, eine nicht ungeübte Künſtlerin, zwar ſchon etwas gealtert, aber doch noch immer gern geſehen, innigſt bedauert, Theilnehmerin einer ſolchen dramatiſch-theatraliſchen Greuelthat ſeyn zu müſſen. Einen Anfänger des Bühnentreibens, Namens Clavius, hatte man in die Partie des „Adalbert von Eſtavajel“, oder vielmehr man hatte dieſelbe ihm eingezwängt! Der Unglückliche hatte ſich ſchon bei der neulichen Vorſtellung der „Jungfrau von Orleans“ als „Lionel“ erproben müſſen. Der ſchon früher beſprochene Iſraelit Boie gab den „Philipp“. Genug, übergenug ſelbſt für eine Lammsgeduld! — Eine Erholung gewährte uns die Anweſenheit der Demoiſ. Kalaz. Sie trat als „Tancred“, „Emmeline“, „ſchöne Müllerin“, „Agathe“ im „Freiſchütz“ und zuletzt noch als „Prinzeſſin von Navarra“ auf, und empfing die gerechteſte Anerkennung ihrer Kunſt. Herr Köſter, vom Braunſchweiger Theater, bei uns ehrenvoll bekannt, gaſtirte und wurde engagirt. Ein Hr. Herwigh verſuchte ſich auch vor unſern Augen, iſt aber wieder verſchwunden, wenigſtens hört man nichts mehr von ihm. Gott verleihe ihm eine fröhliche Urſtatte! — l.

Wunſch einer liebenswürdigen Frau von Jahren: „Wenn ich noch einmal funfzehn Jahr werden könnte, ich heirathete mir gewiß nicht wieder einen jungen, hübſchen, geiſtvollen Mann mit mäßigem Einkommen, ſondern einen Ausländer, gleichviel ob blind, taub, krummbeinig, bucklig, lahm, oder ob er Deutſcher, Ruſſe, Türke, Chineſe oder Irokeſe ſey; nur eins müßte er ſeyn — Millionair!“ (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 22. April. 64ſtes Blatt.

Die Brautfahrt.

Durch des Meeresſchloſſes Hallen,
Auf beſpültem Felſenhang,
Weht der Hörner feſtlich Schallen;
Froher Hochzeitgäſte Drang,
Bei der Kerzen Zauberglanze,
Wogt im buntverſchlung'nen Tanze.

Aber an des Fenſters Bogen,
Ferne von der lauten Pracht,
Schaut der Bräut'gam in die Wogen
Draußen in der finſtern Nacht,
Und die trunk'nen Blicke ſchreiten
Furchtlos durch die öden Weiten.

„Lieblich", ſprach der wilde Ritter
Zu der zarten, ſchönen Braut,
„Lieblich girrt die ſanfte Zitter —
Sturm iſt meiner Seele Laut,
Und der Wogen dumpfes Brauſen
Hebt das Herz in kühnem Grauſen.

Ich kann hier nicht müßig lauern,
Treiben auf dem flachen Sand,
Dieſer Kreis von Felſenmauern
Hält mein Leben nicht umſpannt;
Schön're Länder blühen ferne,
Das verkünden mir die Sterne.

Du mußt glauben, Du mußt wagen,
Und, den Argonauten gleich,
Wird die Woge fromm Dich tragen
In das wunderbare Reich;
Muthig ſtreiten mit den Winden,
Muß ich meine Heimath finden!

Siehſt Du, heißer Sehnſucht Flügel,
Weiße Segel dort geſpannt?
Hörſt Du tief die feuchten Hügel
Schlagen an die Felſenwand?
Das iſt Sang zum Hochzeitsreigen —
Willſt Du mit mir niederſteigen?

Kannſt Du rechte Liebe faſſen,
Nun ſo frage, zaud're nicht!
Schloß und Garten mußt Du laſſen
Und der Eltern Angeſicht —
Auf der Fluth mit mir alleine,
Da erſt, Liebchen, biſt Du meine!"

Schweigend ſieht ihn an die milde
Braut mit ſchauerlicher Luſt,
Sinkt dem kühnen Ritterbilde
Trunken an die ſtolze Bruſt:
„Dir hab' ich mein Loos ergeben,
Schalte nun mit meinem Leben!"

Und er trägt die ſüße Beute
Jubelnd aus dem Schloß auf's Schiff;
D'runten harren ſeine Leute,
Stoßen froh vom Felſenriff;
Und die Hörner leiſ' verhallen,
Einſam rings die Wogen ſchallen.

Wie die Sterne matter blinken
In die morgenrothe Fluth,
Sieht ſie fern die Berge ſinken,
Flammend ſteigt die hehre Gluth,
Ueber'm Spiegel trunk'ner Wellen
Rauſchender die Segel ſchwellen.

Monde ſteigen und ſich neigen,
Lieblich weht ſchon fremde Luft,
Da ſeh'n ſie ein Eiland ſteigen
Feenhaft aus blauem Duft,
Wie ein farb'ger Blumenſtreifen —
Meerwärts fremde Vögel ſchweifen.

Digitized by Google

Alle faßt ein freud'ges Beben —
Aber dunkler rauſcht das Meer,
Schwarze Wetter ſchwer ſich heben,
Stille wird es rings umher,
Und nur freudiger und treuer
Steht der Ritter an dem Steuer.

Und nun flattern wilde Blitze,
Sturm raſ't um den Felſenriff,
Und von grimmer Wogen Spitze
Stürzt geborſten ſich das Schiff.
Schwankend auf des Maſtes Splitter,
Schlingt die Braut ſich um den Ritter.

Und die Müde in den Armen,
Springt er abwärts, ſinkt und ringt,
Hält den Leib, den blühend warmen,
Bis er alle Wogen zwingt,
Und am Blumenſtrand gerettet,
Auf das Gras ſein Liebſtes bettet.

„Wache auf, wach' auf, Du Schöne!
Liebesheimath ringsum lacht,
Zaub'riſch ringen Duft und Töne,
Wunderbarer Blumen Pracht
Funkelt rings im Morgengolde —
Schau um Dich! wach' auf, Du Holde!“

Aber frei von Luſt und Kummer
Ruht die liebliche Geſtalt
Lächelnd noch im längſten Schlummer,
Und das Herz iſt ſtill und kalt,
Still der Himmel, ſtill im Meere,
Schimmernd rings des Thaues Zähre.

Und er ſinkt zu ihr vor Schmerzen,
Einſam in dem fremden Thal;
Thränen aus dem wilden Herzen
Brechen da zum erſten Mal,
Und vor dieſem Todesbilde
Wird die ganze Seele milde.

Von der langen Täuſchung trennt er
Schauernd ſich — der Stolz erweicht,
Andre Heimath nun erkennt er,
Die kein Segel hier erreicht,
Und an echten Schmerzen ranken
Himmelwärts ſich die Gedanken.

Schweigend ſcharrt er ein die Stille,
Pflanzt ein Kreuz hoch auf ihr Grab,
Wirft von ſich die ſeid'ne Hülle,
Leget Schwerdt und Mantel ab,
Kleidet ſich in rauhe Felle,
Haut in Fels ſich die Kapelle.

Ueber'm Rauſchen dunkler Wogen,
In der wilden Einſamkeit,
Hauſend auf dem Felſenbogen,
Ringt er fromm mit ſeinem Leid,
Hat, da manches Jahr entſchwunden,
Heimath, Braut und Ruh' gefunden. —

Viele Schiffe d'runten gehen
An dem ſchönen Inſelland,
Sehen hoch das Kreuz noch ſtehen,
Warnend von der Felſenwand;
Und des ſtrengen Büßers Kunde
Gehet fromm von Mund' zu Munde.

Joſeph v. Eichendorff.

Der junge Bojar.

(Fortſetzung.)

Der erſte Gedanke des glücklichen, nunmehr einer Lebensdauer von zwei hundert Jahren verſicherten Haſſan war der an ſeine Anna. Die einjährige Friſt, welche ſeiner Verbindung mit derſelben noch entgegen ſtand, beunruhigte ihn zwar jetzt nicht mehr aus der früheren Beſorgniß, die vollendete Erziehung ſeiner Kinder nicht zu erleben; doch war ihm der Gedanke, noch ſo lange Zeit auf die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches warten zu müſſen, höchſt verdrießlich. Da erinnerte er ſich der Wunderkraft, welche Kadoul ſeiner unſchätzbaren Gabe hinzu gefügt hatte. Im Beſitz einer Summe von zweihundert Jahren war er reich genug an Fonds, um eines davon ſeiner Geliebten zu opfern; auch erhielt er ja dadurch Gelegenheit, ſich von der Wahrheit der Verheißungen Kabouls zu überzeugen. Er wünſchte demnach, daß das Jahr der Erwartung verfloſſen und ſein Vermählungstag erſchienen ſey. Kaum hatte er dieſen Wunſch ausgeſprochen, als er eine Art von Augenblendung empfand, während welcher die Ereigniſſe jenes Jahres an ihm vorüberrauſchten, gleich einem Blitzſtrahl, der, plötzlich die nächtlichen Wolken durchzuckend, tauſend Gegenſtände in grellem aber ungewiſſem Lichte ſichtbar werden läßt, oder der Geſchwindigkeit eines mit höchſter Kraft in Bewegung geſetzten Triebwerks vergleichbar, das, um einen Punkt im Kreiſe ſich drehend, ſeines ſchnellen Umlaufes wegen ſtill zu ſtehen ſcheint. Anna war ſchon als Braut geſchmückt; die ganze Stadt ertönte von lautem Freudenjubel und Trommelwirbeln, der Tochter des Fürſten der Wallachei zu Ehren, und die Glocken, dem Gebrauche der griechiſchen Kirche gemäß, zwiſchen zwei Cypreſſenbäumen am Eingange des Tempels aufgehängt, verkündeten der neugierigen Menge die Annäherung des jungen Brautpaares.

Erſte ſüße Tage des Eheſtandes, ihr waret für Haſſan und Anna geſchmückt mit allen Zauberreizen der Liebe und des Entzückens! Störten zuweilen die Gebote einer läſtigen Etikette die wonnigen Stunden ihres ehelichen Glückes, ſo durfte Haſſan nur wünſchen, und ſogleich fand er ſich wieder mit ſeiner Geliebten allein. Dieſe glücklichen Augenblicke verkürzten freilich wieder um etwas ſein Lebensziel; aber lebt man denn, wenn man ſich langweilt? Und dann, ſagte Haſſan zu ſeiner Beruhigung, die erſten Wochen der Ehe ſind ja ſo ſelig und verdienen wohl jedes Opfer. Wie groß war aber ſein Entzücken, als ſeine junge Gemahlin ihm vertraute, daß er bald Vater werden würde: er ſchlief jetzt kaum mehr vor Freude. In dieſer Zeit bat ihn ſein Schwiegervater, der Woiwode, eine Reiſe für ihn nach der hohen Pforte zu unternehmen, um

Digitized by Google

dem Reis-Effendi gewiſſe wichtige Mittheilungen zu hinterbringen. Haſſan konnte Anna's Vater dieſe Bitte nicht abſchlagen; aber wie ſchmerzlich mußte es für ihn ſeyn, diejenige zu verlaſſen, welche ihn bald zum glücklichſten Vater machen ſollte? Diesmal ſchien ihm das Opfer von drei Monaten — ſo lange Zeit erforderte die Reiſe und Rückkehr — vor der Vernunft gerechtfertigt. Der Wunſch ward gethan, die Augenblendung erneuerte ſich, und die drei Monate waren abgelaufen. Unſer Weiſer, ſtolz darauf, der Vernunft und Natur gehorcht zu haben, beſchäftigte ſich jetzt wieder allein mit Gedanken an ſeinen künftigen Sohn; denn daß Anna ihm einen Sohn gebären würde, hielt er für ausgemacht. „Haſſan ſoll auch mein Sohn heißen! Meine Frau wird ihn dann noch einmal ſo lieb haben! Gewiß, es wird ein herrlicher Junge ſeyn! Aber meine arme Anna wird, ehe er das Licht erblickt, viel leiden müſſen! — Zeuge ihrer Schmerzen zu ſeyn, das werde ich, ich fühle es ſchon jetzt, nicht ertragen können! — Meine Gattin und meinen Sohn, das Theuerſte mir auf Erden, zwiſchen Leben und Tod ſchweben zu ſehen — nein, das vermag ich nicht! Liebe und Menſchlichkeit fordern mich auf, das Ende dieſes gefahrvollen Zeitabſchnitts herbei zu führen." — Haſſan machte abermals von der ihm verliehenen magiſchen Kraft Gebrauch und ſeine theure Anna ward entbunden von — einer Tochter. Alle ſeine Pläne waren dadurch auf einmal zerſtört. Der Wunſch, einen Sohn zu haben, wurde aber jetzt nur noch lebhafter in ihm und er war endlich ſo glücklich, nachdem er Anna's Schmerzenszeit wieder mit Verluſt an ſeinen Lebensjahren ab zu kürzen gewußt. Haſſan der Zweite begrüßte das Licht der Welt. Aber ein guter Vater denkt an Alles, und nie gab es einen beſſern, als Haſſan den Erſten. — Was wird er mit dieſem Sohne anfangen, wenn er zum Jüngling heran reift? Wird er ihn vielleicht nach Padua ſenden, wo er ſelbſt die höhere geiſtige Weihe empfangen? Nein, niemals wird er ſich von ſeinem Sohne trennen; er wird deſſen Erziehung einem wakkern Manne in ſeiner Nähe übertragen, der tief gelehrt und in allen europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen erfahren iſt, kurz, einem Manne, wie dem jetzt in Bukareſt wohnenden weiſen Asgleton. Allein, wird dieſer auch bis dahin, wo der kleine Haſſan ſeines Unterrichts fähig iſt, in Bukareſt verweilen? — Das Gegentheil würde allerdings ſehr unangenehm ſeyn. — Philipp von Macedonien konnte den Göttern nicht genug dafür danken, daß ſie den großen Ariſtoteles, welchem er ſeines Sohnes, des jungen Alexander, Erziehung anvertraut, zu ſeiner Zeit hatten leben laſſen. Asgleton wiegt beinahe einen Ariſtoteles auf, und einige lumpige Lebensjahre ſollten für Haſſan mehr Werth haben, als die trefliche Erziehung ſeines Kindes? — „Ich opfere mich für das Glück meines Sohnes, möge er ſofort ſieben Jahr alt ſeyn!"

Haſſan's Familie vermehrte ſich bald noch mehr; er bedurfte eines geräumigeren Pallaſtes, größerer Gärten; doch wie wäre es ihm möglich geweſen, das langſame Entſtehen des Gebäudes, das allmählige Keimen der Vegetation ruhig ab zu warten! — So kam es denn, daß Haſſan einen Lebensabſchnitt nach dem andern leichtſinnig hingab, um nur die Zukunft immer mehr zu beſchleunigen, bis er endlich inne ward, daß ſeine Haare ſich zu bleichen anfingen und ſeine Gattin zu altern begann.

(Der Schluß folgt.)

Pröbchen der Kanzelberedſamkeit in England unter Jacob I.

Vor der Univerſität Oxford wurde in der Kirche zu St. Marien nachſtehender Vortrag gehalten, wobei aber zu bemerken iſt, daß der Redner kein Geiſtlicher, ſondern ein Laie war, und als Groß-Sheriff der Grafſchaft eine goldene Kette um den Hals und den Degen an der Seite trug. In dieſem Coſtüme beſtieg er die Kanzel und ſagte im Eingange: „Auf meiner Reiſe zum Berge Sanct Mariens bin ich zu dem ſteinernen Wagen (die Kanzel) gelangt, worin ich mich befinde und will Euch einige gute Brocken (biscuits, Zuckerbrod) austheilen, die ich für Euch mitgebracht habe. Ich habe ſie in dem Ofen der chriſtlichen Liebe gebacken, und für die Küchlein (chicken) der Kirche, für die Sperlinge (sparrows) des heiligen Geiſtes und für die ſüßen Schwalben (swallows) des Heils ſorgfältig aufbewahrt." — Die Rede, ſagt Ant. Wood, erhielt von der gelehrten Verſammlung großen Beifall. „Damals waren", ſetzt er hinzu, „die Witzſpiele mit Worten, die Calembourgs, die Alliterationen und Aſſonanzen ſtark Mode." — Zuweilen fielen ſie glücklich aus, wie z. B. in dem niedlichen Liede Chriſt. Marlow's, zur Zeit der Königin Eliſabeth, wo die Zeile vorkommt:

„Come live with me, and be my love!"
(Komm', leb' mit mir und ſey mein Lieb'!"
(Liebchen.)

Zeilen mit dergleichen geſchmackloſem Schmuck nannten die Engländer damals Stronglines, Kraftzeilen, Kraftverſe.

Chaſtel.

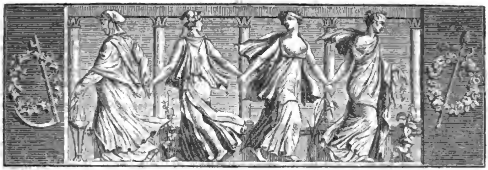
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. „Ueble Laune", von Kotzebue (neu beſetzt), hat uns durch Hrn. Ludwig's „Geheimerath von Edelſinn" von Neuem treflich angeſprochen. Hr. Ludwig wurde einſtimmig hervor gerufen. — Um uns in den Carneval ein zu führen, hat unſer Hof-Tanzlehrer Hr. Bolange ein großes pantomimiſches Tanz-Divertiſſement, „die Maskerade" betitelt, arrangirt und in die Scene geſetzt. Mit wenigen Mitteln (denn unſer

Ballet iſt nur Nebenſache und wird lediglich von den Choriſten und Statiſten bedient) ſchaffte Hr. B. des Schönen und Guten mehr, als wir erwarten durften. Aus 26 Perſonen beſtand das Ganze, worunter, die brillanten Solopartieen des Hrn. und der Mad. Bolange abgerechnet, ſich der Tanz der Tartaren am rühmlichſten auszeichnete. Die illyriſchen Alten, von den fleißigen Kleinen höchſt komiſch vorgeſtellt, waren ergötzlich. An Eleganz ließ es die Direktion nicht fehlen. — Die Faſtnachts-Maskerade war dieſes Jahr beſuchter als je. Referent, der, wie von ihm ſchon in ſeinem frühern Bericht gemeldet worden iſt, die Entrepriſe der Maskeraden in dieſem Winter übernommen hat, veranſtaltete an dem Abend einen Aufzug, der eine Scene aus der Zeit der Anweſenheit der Alliirten in Paris darſtellte. Soldaten von allen Waffengattungen der verbündeten Mächte führten die Ausruferinnen aus der Vorſtadt St. Denis am Arm. Die Weiber und Mädchen trugen ihre Früchte, Gemüſe, Zeitungen, Bilder u. ſ. w.; das Ganze bildete eine Gruppe, die nicht mißfiel; den Beſchluß machte eine Françoiſe, nach dem Trommelſchlage der dem Zuge vorangeſchrittenen Tambours getanzt. Obgleich dieſer Tanz nach der einfachen Begleitung der Trommel im Lager nichts Seltenes iſt, ſo hat doch dieſe kriegeriſche Muſik in Terpſichorens Tempel ihre Prieſter und Prieſterinnen nicht anſprechen wollen. Doch kurz war dieſer Schmerz und lange währte die Freude, denn der überfüllte Saal lichtete ſich kaum erſt gegen Morgen. — Zu den lieben Gäſten in dieſem Winter zählen wir auch Demoiſ. Kainz; ſie trat zuerſt als „Tancred" auf. Ihre Stimme weiß ſich den Weg zum Herzen zu bahnen und ihr Spiel jeden Charakter lebhaft dar zu ſtellen. Sie ſang die erſte Scene in italieniſcher Sprache; Viele nahmen an dieſer Neuerung Anſtoß, doch gefiel ſie der Mehrzahl und auch wohl mit Recht (?). Iſt doch der italiſche Text eine ſchmucke Zier für den Geſang und ſchadete hier dem Zuſammenhange durchaus nicht. Hr. Wieſeneder ſang den „Arſir" mit braver Stimme. Als „Iſabella" in „die Italienerin in Algier" und als „Agathe" im „Freiſchütz" hatte Demoiſ. Kainz gleiches Glück, wie in ihrer erſten Darſtellung. — „Das Stündchen in Pyrmont", nach Scribe von Töpfer, machte weder warm noch kalt; es gehört zu den Einſatzſtückchen der laterna magica: paroitre et disparoitre. — Der 24. Februar iſt für uns ein Feſttag erſter Ordnung. An dem Tage erblickte unſer allgeliebter Herzog zuerſt das Licht der Welt. Mit einem Prolog, „das Feſtſpiel" betitelt, von unſerm Direktor, Hrn. v. Holbein, gedichtet, feierte die Bühne dieſes Wiegenfeſt. Im ſtrengſten Sinne des Wortes war es auch die Bühne, die hier dieſes Feſt beging, da die Tendenz des Prologs die Vereinigung des ganzen Theater-Perſonals war. Deklamation, Geſang und Tanz, Alles war in dieſes Feſtſpiel eingewoben und die überraſchendſten Erſcheinungen trefflich geordneter Gruppen und ſinnig gewählter Symbole u. ſ. w. gaben dieſer Feier einen ſeltenen Glanz, wie ſie uns zugleich des verſtändigen, geſchmackreichen Anordners Verdienſte um unſere Bühne neuerdings bewährten. — „Röschens Ausſteuer", worin unſer Hr. Weidner, als „Michel Stauf", durch ſeine draſtiſche Komik ſo höchſt ergötzlich iſt, machte den Beſchluß der heutigen Darſtellung. Ein junger Hr. Kieſewetter (Sohn unſers vormaligen Concertmeiſters Kieſewetter), der ſeit Kurzem für kleine Partieen hier engagirt iſt, gab den „Graf Altheim"; der junge Mann iſt nicht ohne Mittel und kann, wenn er ſich nicht zu früh für ausgebildet hält, ein recht brauchbares Subjekt werden. Sein nicht wohlklingendes Lispeln rührt von einem Fehler her, dem jeder Dentiſt abhelfen kann; wir rathen ihm, dieſe Hülfe in Anſpruch zu nehmen, um ſo mehr, da ſein Organ ſonor und kräftig tönt. — Das Melodram: „Ein Uhr", in drei Akten nach dem Engliſchen von Vogel bearbeitet und mit Muſik vom Baron Lanoy, verdankt ſein Daſeyn dem hier eben anweſenden Pantomimiker Hrn. Lewin, wie dieſer ſelbſt verſichert. Von dem dramatiſchen Werthe dieſes Zauberſpiels kann nicht die Rede ſeyn, obgleich die geheimen Wege der Nemeſis gut motivirt ſind; das Ganze iſt zu ſehr auf Effekt für das Auge berechnet, dem auch Genüge geleiſtet wird; doch das Herz geht leer aus. Dennoch erregt der unſchuldige „Aſtur" Mitleid und Theilnahme. Die kleine Emma Maietti gab dieſes ſprachloſe Fürſtenkind ſehr verdienſtlich, ſo auch Mad. Berger die „Idunna". Hr. Kaibel war, als „Stado" (der Thaddädl des Stücks), von der glücklichſten Laune beſeelt und verſcheuchte durch ſeinen muntern Humor die üble Laune, welche manches Schauerliche erzeugen mußte. Hr. Marr als „Kanut", Mad. Artour als „Emma" und Hr. Vollmar als „Minneſänger" gaben dieſer Darſtellung ein ſchönes Relief. Was übrigens hoch geſtellt zu werden verdient und bei wiederholter Darſtellung des Melodrama's noch mehrere Male das Publikum magnetiſch anziehen wird, ſind die wahrhaft ſchönen Dekorationen, womit dieſes Zauberſpiel ſo reich ausgeſtattet iſt; daß übrigens von allen Seiten in demſelben ziemlich gefreiſchützt wird, iſt unverkennbar. — Mit Ausnahme des hier Angezeigten brachte der Monat Februar keine Neuigkeiten für die Bühne. — Unſere Winter-Concerte (oder, wie ſie hier noch immer genannt werden, Liebhaber-Concerte) geſtalteten ſich in dieſem Jahre durch Hrn. Maurer's Virtuoſität und den Beitritt fremder Künſtler zu unſerer vollkommenen Zufriedenheit. Hr. Maurer gab uns in dieſem Jahre Mehreres von fremden achtbaren Tondichtern, z. B. Kreutzer, Mazas u. A. m. Den Geſchmack der hieſigen Muſikfreunde hat Hr. Maurer bald erſpäht und eingeſehen, wie dieſer, in voller Anerkennung jeder ſeiner gediegenen Compoſitionen, dennoch das Abwechſelnde wünſchenswerth erachtet; er hat dieſem Wunſche mit der ihm eigenthümlichen Beſcheidenheit genügt. — Ein Schüler Fürſtenau's, Hr. Beckenbuſch, gab in dem Hanſtein'ſchen Saale ein Flöten-Conzert. Wie ſeinem Unglücksgefährten Dulon iſt auch ihm der goldene Strahl des Lichts geraubt, und, iſt er auch noch nicht, wie Jener, zur Vollkommenheit in der Kunſtfertigkeit gedrungen, ſo trug er dennoch ſein Lindpaintneriſches Conzert mit vieler Weichheit und Rundung vor. Unſer wackerer Sedlmayr unterſtützte den Fremdling in beiden Abtheilungen des Conzerts. — Bald nachher kehrte auch der Kapellmeiſter Hr. Bernhard Romberg bei uns ein. Unter einem, von David's Meiſterpinſel gemalten Bilde Napoleons lieſt man die einfachen Worte: „C'est lui!" Dieſen Laconismus gebrauchen wir auch bei dem Meiſter des Cello's: „Er iſt's!" — und jeder Muſikfreund wird ſich den Genuß vergegenwärtigen können, den uns Hr. Romberg gewährte. Demoiſ. Bernhardine Romberg gab uns ein Paar liebliche Geſänge in dieſem Conzert; in der erſten Abtheilung eine Arie aus Roſſini's „La Donna del Lago" und im zweiten Theil eine Cavatine von Romberg's Compoſition; deſſen Conzert in H moll war des Abends ſchönſter Schmuck. — Hr. Kopelent, deſſen Hr. Hofrath Böttger und mehrere andere geachtete Kunſtrichter bereits in verſchiedenen öffentlichen Blättern ehrenvoll erwähnt haben, zeigt jetzt auch hier ſein plaſtiſch dargeſtelltes „Steinſalzwerk zu Wieliczka in Galizien". Niemand ſollte es verabſäumen, dieſes Kunſtwerk zu beſuchen, da es, nach dem Ausſpruch kundiger Männer, eine treue Nachbildung der Wirklichkeit liefert und als ſolche eben ſo intereſſant für den Kunſtfreund als inſtructiv für die Jugend iſt. Mit Recht lobt Hr. Hofrath Böttger, neben dem Ganzen, noch den ſinnigen und geregelten Vortrag der Mad. Kopelent bei Erklärung der mannigfaltigen Gegenſtände dieſes Kunſtwerks. Die gute Frau führt den Beſchauer mit ſyſtematiſcher Ordnung vor alle Schachten dieſes Bergwerks und läßt Keinem eine Frage zu thun übrig, die ſie nicht treulich und belehrend beantwortet. Mehrere neuere Kunſtwerke hat Hr. Kopelent hier angefertigt. (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 24. April. 65ſtes Blatt.

Wander-Epigramme von Julius Eberwein. *)

1.

Daß nicht hoffärtig die Fahrenden werden,
Darum erſchuf der Schöpfer auf Erden
Auch Berge, die bis zum Himmel ragen,
Und unzugänglich für Roß und Wagen.

2.

Da wo dein Fuß,
Sey auch dein Sinn,
Und wahrer Genuß
Iſt dein Gewinn.

3.

Vergiß das Hier
Nicht über dem Dort;
Das Dort bleibt dir,
Das Hier läuft fort.

4.

Vertraut euch nur dem Dunkel nicht!
Ich bitt' euch, laßt durch nichts euch kirren,
Man kann am Tage ſich verirren,
Geſchweige wenn es fehlt am Licht.

5.

Blind macht das Glück, man muß es bekennen;
Denn unſer Glück
Wir meiſt erſt erkennen
Durch fremdes und eigenes Mißgeſchick.

6.

Daß es euch an nichts gebreche,
Wenn ich auch nicht mehr bei euch bin,
Wahrlich, ich wünſch' es mit redlichem Sinn;
Doch — daß ich ganz die Wahrheit ſpreche —
Daß zuweilen ich euch fehle,
Wünſch' ich recht von Grund der Seele.

7.

Scheltet d'rum nicht böſe mein Herz,
Daß ich euch wünſche den kleinen Schmerz;
Wünſche ja nichts, als daß ihr wiſſen
Möchtet nur wenigſtens ungefähr,
Was ich in der Fremd' entbehr',
Da ich euch Alle muß vermiſſen.

8.

Gar Mancher muß von hinnen geh'n,
Beſah ſich dieſe Erde nicht;
Er hätte ſicher ſie geſeh'n,
Sah er nicht Liebchens Angeſicht.

9.

Ein Wald war ſonſt ein Heiligthum,
Das Heiligthum Verbrechern ein Aſyl;
Und wie ich glaube, treiben darum
Noch jetzt die Räuber im Wald ihr Spiel;
Doch ſeit die Polizei erfunden,
Iſt alle Religion verſchwunden.

10.

Da lief mir ein Haſe über den Pfad —
Das hat wohl ein Unglück zu bedeuten?
Ach! zu viel giebt's Haſen unter den Leuten,
Darum ſo oft uns das Unglück naht!

Ein Jäger dem Haſen dort folgt auf dem Fuß;
Er ſtreckt ihn nieder mit ſicherem Schuß,
Sich am unglück-bringenden Haſen zu rächen. —
Ihr armen Haſen, auch ihr könnt ſprechen:
„Kommt unſerm Weg ein Menſch zu nah,
Gleich iſt ein Unglück für uns da!"

*) Dieſe Wander-Epigramme, von denen hier nur einige als Probe mitgetheilt ſind, liegen, in einem Bändchen vereint, und nach Tagereiſen geordnet, zum Druck bereit.

Digitized by Google

Der junge Bojar.

(Schluß.)

Seine Jugend war im raſchen Fluge vorüber gerauſcht; aber noch blieb ein reicher Schatz von Jahren ſein. Mit einem andern Lebensalter begannen nun andere Leidenſchaften in Haſſan's Bruſt ſich zu regen, und ſie zu befriedigen, opferte er noch manches ſchöne Jahr. Der Ehrgeiz bemächtigte ſich ſeiner; er wollte die Rennbahn des Ruhmes durchfliegen, wo Zeit und Geld am meiſten vorwärts bringen, und zu ſeinem Unglück war er unbeſchränkter Herr ſeines Lebens und Vermögens. Schon hat Alles, was ihm auf Erden theuee war, Gattin und Kinder, zu leben aufgehört, er allein nur ſteht noch aufrecht, belebt von der ehrgeizigen Hoffnung, einſt, gleich ſeinem Schwiegervater, Woiwode zu werden. Endlich wird ihm die erſehnte Würde zu Theil; aber mit ſeiner Ecebung erhält er zugleich den Befehl, Truppen zu ſammeln und in Gemeinſchaft mit dem Hoſpodar der Moldau gegen die Tartaren zu marſchiren, welche den ihnen auferlegten Tribut zu entrichten verweigert. Der neue Woiwode, dem Gebrauche gemäß genöthigt, dem Großherrn 500,000 Piaſter für die Beſteigung des wallachiſchen Fürſtenſtuhls zu bezahlen, wird dadurch in ſeinen Finanzen zerrüttet. Um die Kriegskoſten auf zu bringen, muß er ſeine Unterthanen mit Abgaben belaſten, und, um ein Heer aus ihnen zu bilden, zu Zwangsmitteln ſeine Zuflucht nehmen. Dieſe Geſchäfte waren von ſo unangenehmer Art, daß Haſſan nicht anſtand, ſie mit Hülfe des ſchon ſo oft angewendeten Zaubermittels ab zu kürzen; und ſo findet er ſich denn auf einmal an der Spitze einer glänzenden Armee, von der die Hälfte aber ſchon in den nächſten Tagen deſertirt iſt. Seinem Muthe und der Vorſehung vertrauend, beginnt er demungeachtet den Kampf; allein die Schlacht geht verloren, und aufgefordert, vor dem Divan zu erſcheinen, um ſich zu rechtfertigen, ſieht er ſich genöthigt, nach Conſtantinopel zu gehen, wo er gleich nach ſeiner Ankunft in's Gefängniß geworfen und dann vergeſſen wird.

Der Unglückliche, umringt von Grauen erweckenden Gegenſtänden, bewacht von grimmigen Barbaren, hatte jetzt Muße genug, ſchöne und weiſe Betrachtungen übee ſeine traurige Lage an zu ſtellen: „Ich nähere mich allmählig dem furchtbaren Zeitpunkte, der meinem Leben ein Ende machen wied!“ ſagte er zu ſich ſelbſt; „und doch, wie wenig habe ich bis jetzt eigentlich gelebt! Vielleicht habe ich zu leichtſinnig viele Tage, die nicht ohne eigenthümliche Reitze waren, einer ungeduldigen Genußbegier aufgeopfert! — denn während jenes ſchwindelähnlichen Zuſtandes, worin dieſelben an mir vorüber rauſchten, habe ich manchmal der Beachtung und Theilnahme würdige Dinge erblickt. Möge die Erfahrung mich weiſer gemacht haben; die Zeit hat jetzt einen unſchätzbaren Werth für mich: ſobald ich in mein Land zurückgekehrt ſeyn werde, will ich jeden Augenblick zu meinem und meines Volkes Beſten benutzen, jede Stunde ſoll ihre Beſtimmung haben: — enthält die Zeit vielleicht auch noch manches Bittere für mich, ſo hat ſie doch auch wieder ihre ſüßen Augenblicke; ich —. Doch“, unterbrach er ſich in ſeinem Selbſtgeſpräch, „ich bin ja ein Gefangener, belaſtet von einem falſchen Verdacht; was können mir alle ſchönen Vorſätze helfen, ſo lange ich in dieſem finſtern Kerker ſchmachten muß; mich verlangt es, meine Ankläger im Angeſichte des Sultans zu entlarven: ſie komme, die Stunde, wo mir Gerechtigkeit zu Theil wird!“ Er ſpricht's und findet ſich — auf ſeinem Sterbebette. Ein Genius, gehüllt in Trauergewändern, die Stirn bekränzt mit Scabioſen und Agley, tritt vor ihn hin, in der einen Hand ein ſcharfes Schwerdt, in der andern ein Blatt haltend, welches er ihm darreicht: „Haſſan Korati, Deine zweihundert Jahre ſind abgelaufen; Du beklagteſt Dich über die Kürze des menſchlichen Lebens, und als Dir ein zweihundertjähriges Daſeyn bewilligt ward, opferteſt Du es thörigt auf, um eine trügeriſche Zukunft zu erhaſchen, die, Dich immer weiter lockend, von keinem Sterblichen zu erreichen iſt. Doppelter Säcularius, ſiehe hier auf dieſem Blatte die richtige Berechnung Deiner Lebenszeit; kaum zehn Jahre haſt Du ſeit Deiner Zuſammenkunft mit dem Zigeuner-Hauptmann gelebt: Deine Stunde hat geſchlagen!“ — „Schon?!“ rief der unglückliche Woiwode mit kläglicher Stimme; „jetzt ſchon, wo ich eben edle Vorſätze für den Ruhm und das Glück der Wallachei gefaßt!? Nichtswürdiger Kaboul, Du allein biſt an meinem Unglück ſchuld! Wozu bedurfte ich Deines verrätheriſchen Zaubertranks, warum ließeſt Du mir nicht das gewöhnliche Daſeyn aller Menſchenkinder? Ich wüede dann länger und glücklicher gelebt haben! Zwar, geſtehen muß ich es, mein Wunſch war dies nicht; aber ich wäre dann doch mit meiner theuren Anna und vor meinem geliebten Sohn geſtorben. Grauſamer Kaboul, verwünſchtes Haupt der —!“ — „Heda! mein werther Herr Wirth, erwacht doch!“ rief dieſer ihm zu, ihn ſtark am Arme ſchüttelnd; „haben denn alle Bojaren die Gewohnheit, vor dem Mittagseſſen zu ſchlafen? Erwache, Haſſan Korati! Deine Reisſpeiſe iſt treflich; aber ſie wird kalt!“ — Und Haſſan erwachte; wie aus tiefer Betäubung wieder zu ſich ſelbſt kommend, öffnet er langſam die Augen, ſchaut mit ſtieren Blicken umher, und iſt ſprachlos vor Erſtaunen, als er ſich in ſeinem Hauſe zu Bukareſt, bei Tiſche, und dem Zigeuner-Häuptling, den er zu Gaſte geladen, gegenüber erblickt. „Ich bin alſo nicht Woiwode?“ — „Nein; aber Du kannſt

Digitized by Google

es einſt werden, wenn Dich die Kerker Conſtantinopels nicht zurück ſchrecken; übrigens tröſte Dich, Du wirſt Deinen Sohn nicht überleben, und einſt mit Deiner Anna, die Du freilich erſt in einem Jahre heirathen kannſt, ſterben. Nun, mein verehrter Wirth, glaubſt Du jetzt, daß wir in Stunden Jahrhunderte zu durchleben vermögen? Dein Traum hat nicht zehn Minuten gedauert, und doch haſt Du in dieſer Zeit eine ganze lange Exiſtenz zurück gelegt.“ — „Aber durch welche Zauberei?“ — „Durch keine!“ erwiederte Kadoul; „der Trank, den Du zu Dir genommen, war aus narkotiſchen Kräutern bereitet, die während des Schlummers Deine Seele aufregten: Ich habe nur die Ideen lebendiger gemacht, die bereits Dein Gemüth bewegten. Die abgebrochenen Worte, welche Dir im Traume entſchlüpft ſind, haben mich überzeugt, daß meine Abſicht gelungen iſt; ſey zufrieden, wenn Du aus dieſem Scherze die Lehre gezogen haſt, daß nur die innere geiſtige Thätigkeit, die Affekte es ſind, welche unſerm Leben Inhalt geben. Nicht ich, wohl aber edle Beſchäftigungen, weiſe Genüſſe können Deinem Leben den Werth von Jahrhunderten geben. Sey bemüht, Dir durch Deine Handlungen ein ehrenvolles und ruhiges Alter zu bereiten, aber lebe auch in der Gegenwart, denn ſie allein hat für den Menſchen Gewißheit. Gehe mit Deinen ſchönſten Lebenstagen nicht verächtlich um, ſie unnütz vergeudend; behalte das Ziel Deiner Beſtrebungen immer feſt im Auge; ſchätze die Zeit, gebrauche ſie weiſe, denn das Leben iſt aus dieſem Stoffe gemacht, und vergeſſe niemals, daß die Zukunft ein Abgrund iſt, welcher die Gegenwart verſchlingt!“ —

„Ach!“ ſagte Haſſan, „ich muß alſo wirklich noch ein Jahr warten, ehe ich meine Anna heirathen kann!“

Berlin. Philippi.

B u n t e s.

Als vor einigen Jahren eine berühmte Schauſpielerin in einem Stück, deſſen Stoff dem Mittelalter angehört, ein unkleidſames Coſtüm anlegen ſollte, weigerte ſie ſich hartnäckig und ſagte endlich: „Ich habe Qual genug damit, den mitunter ſo verſtellenden neuen Moden mich unterwerfen zu müſſen, und es wäre zu viel verlangt, wenn ich auch alle ſchlechte Moden vergangener Jahrhunderte mitmachen ſollte!“ — Der Direktor beſtand heftig auf ſeiner Forderung und ſagte zuletzt: „Madam, wenn Sie nicht das Coſtüme tragen, wie ich es Ihnen vorſchreibe, ſo werde ich Sie in Strafe nehmen!“ — „Thun Sie das!“ entgegnete die Schauſpielerin; „was hätten Sie von Ihrem ſchlechten Geſchmack, wenn er Ihnen nicht 'was einbrächte; mir aber wird der beſſere Geſchmack dadurch nur intereſſanter, daß ich ihn mit eigenem Verluſt aus Ihrer Pedanterie erretten muß!“ — Dies Geſchichtchen kann übrigens auch geſtern vorgefallen ſeyn oder ſich morgen ereignen, denn ſchlechter Geſchmack und Pedanterie kommen nicht aus der Mode.

Blanka von Caſtilien, Wittwe Königs Ludwig VIII. und Mutter Königs Ludwig IX. (des Heiligen), berühmt durch Schönheit, Muth und Politik, verband mit dieſen Eigenſchaften Fehler, die ihren Nachruhm geſchmälert haben. Sie war auffahrend, gebieteriſch und ſehr eiferſüchtig auf ihre Gewalt; dabei ungerecht und ſelbſt grauſam gegen Margarethe von Provence, die Gemahlin ihres Sohns. Es iſt faſt unglaublich, wie ſehr ſie dieſe eben ſo ſanfte als tugendhafte Prinzeſſin gequält hat. Sie mißbrauchte ihren Einfluß und ihr Anſehen über den jungen König ſo ſehr, daß ſie ihm ſtrenge verbot, mit ſeiner Gemahlin allein zu ſeyn und ſich die unſchuldigſten Liebkoſungen mit ihr zu geſtatten. Auf Reiſen, und in Paris, wußte die Königin Mutter es immer ſo ein zu richten, daß ihr Sohn und ihre Schwiegertochter nie zuſammen wohnten. — Eines Tages, als der Hof ſich in Pontoiſe aufhielt, fand ſich's, daß des Königs Zimmer gerade ein Stock höher lagen, als die der Königin. Um ſich das Vergnügen zu verſchaffen, ſeine Gemahlin zu beſuchen, ohne daß ſeine Mutter darum wiſſe, erfand er ein ſonderbares Mittel. Es wurde mit den Huissiers de Salle (Kämmerieren) verabredet, ſo oft der König die Königin, oder die Königin den König zu ſprechen wünſchte, drei Mal an die Thür zu pochen, und das Zeichen zu wiederholen, ſo oft die Königin Mutter die Abſicht habe, einen von Beiden zu beſuchen. Dieſe Liſt blieb vor Letzterer nicht verborgen. Sie trat einſt unvermuthet in das Zimmer der jungen Königin. Ludwig, der eben bei ihr war, ſuchte ſich hinter ihrem großen Fiſchbeinrock zu verbergen; allein ſie bemerkte ihn bald, um ſo mehr, da ſie erfahren hatte, daß er da ſey, zog ihn bei der Hand hervor und führte ihn mit den Worten ab: „Komm mit mir, Du haſt hier nichts zu thun!“

Dryden war ein abgeſagter Feind der reimloſen Verſe. Dies brachte ihn unter Anderem auf den Einfall, Milton's „verlornes Paradies“ in ein Drama zu verwandeln. Er gab es unter dem Titel: „The state of Innocence“ (der Stand der Unſchuld) heraus, nachdem er, wie es heißt, vorher mit Milton Rückſprache genommen und ihm vorgeſchlagen hatte, ſein Gedicht mit Reimen zu verſehen und auf dieſe Weiſe zu verbeſſern. Milton ſoll ihm etwas ſchnöde geantwortet haben: „Thun Sie das, wenn es Ihnen beliebt: binden Sie meine Verſe an beiden Enden (durch Endreime) zuſammen!“ — Das Drama fand damals mehr Eingang und Beifall als das Gedicht!! Milton war kurz vorher geſtorben, ſo daß er dieſe unverdiente Schmach nicht mit ſich in's Grab gebracht hat. Th. Laurin.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Wie wollen einmal ſcheinbar recht gelehrt anfangen! Cicero ſagt: „Levationes aegritudinum" — doch warum nicht lieber gleich deutſch! Alſo: „Die Erleichterungen des Kummers beſtehen darin, unſere Seele von der Erinnerung an Unangenehmes ab und dahin zu wenden, wo wir Vergnügen fanden." Nach dieſem Grundſatze freuen wir uns, daß wir bei dem aus dem Franzöſiſchen überſetzten vieraktigen Drama: „Lord Davenant" (auf der Königlichen Bühne gegeben) an Goethe's „Stella" erinnert werden. Das Stück hat, ſo zu ſagen, einen Stammbaum bekommen, aber ſeine Lebenszweige verloren, ſo wie durch einen hohen Ton den rechten. Der Ueberſetzer, oder Bearbeiter, that gewiß das Seine daran, denn es iſt bühnenrecht gemacht; auf eine Vergleichung mit dem Original können wir uns aber nicht einlaſſen, weil wir es nicht vor uns haben, auch nach der Bekanntſchaft deſſelben nicht ſehr begierig ſind. Um auf unſern Vorderſatz zurück zu kommen, ſo hätten wir die Erinnerung an „Stella" lieber aus dem hieſigen Bühnen-Repertoir, als über Paris haben mögen. — Hr. Barlow, vom deutſchen Theater zu Petersburg, iſt als „Karl Moor" und „Wallenſtein" aufgetreten. Er hat ſo ziemlich Alles, was zu einem tüchtigen Schauſpieler gehört; nirgends iſt in den Mitteln ein bedeutender Mangel zu ſpüren und bei einer umfangreichen Kraft im Organ wußte er das Uebermaaß derſelben (namentlich in letztgenannter Rolle, weniger als „Moor") zu vermeiden. Heißt es aber: „Da wird ſich zeigen, wo die Seele wohnt", ſo bekennen wir, daß uns dieſe oft nicht zu Hauſe ſchien. Demnach bitten wir, mehr noch die intenſive Kraft aus zu bilden, wozu wir Hrn. B. fähig halten, da er in der Verſtändigkeit des Auffaſſens und Darlegens ein Zeugniß für ſelbſtthätigen Geiſt in Anſpruch nimmt. Wir glauben überhaupt, daß jede Bühne, die eines kräftigen Mannes für Heldenrollen bedarf, an Hrn. B. eine gute Erwerbung macht. — Wie wir hören, wird das Trauerſpiel: „Alexander und Darius" (von Fr. v. Uechtritz), ſobald es im Druck erſcheint, mit einer Vorrede von Tieck begleitet ſeyn, der ſich in dem eben erſchienenen zweiten Bande ſeiner „dramaturgiſchen Blätter" (Breslau, bei Max) ſchon ſehr wohlwollend über dieſe Dichtung äußerte.

E—w.

Hannover. (Schluß.) Wie uns am Morgen längſt ein „Morgenblatt", am Abend ein „Abendblatt" und endlich ſeit Kurzem für Mitternacht ein „Mitternachtsblatt" gereicht wird, ſo ſoll (um allen Tageszeiten ihr Recht widerfahren zu laſſen) nunmehr auch ein „Mittagsblatt", und zwar in unſerm Vaterlande, mit dem Monate April an's Licht treten. Dieſe neue Zeitſchrift erſcheint in der, durch den Sitz unſers Ober-Appellations-Gerichts auch im Auslande bekannten Provinzialſtadt Celle, in der Offizin der Hrn. Schweiger und Pick, und die Redaktion derſelben ſoll, wie wir vernehmen, der Dr. Heinrich Dittmer in Hannover, ein fleißiger Mitarbeiter an mehreren gemeinnützigen Blättern, übernommen haben. Viele beliebte vaterländiſche Schriftſteller werden dieſes Unternehmen lebhaft unterſtützen. Mögen ſie ihre Mußeſtunden demſelben weihen, und ſich beſtreben, ihre Vaterſtadt mit andern minder großen Städten Deutſchlands im literariſchen Fortſchreiten gleich zu ſtellen. — Eine hieſige ehrenwerthe Dame feierte in dieſen Tagen ein Dienſt-Jubiläum ſeltener Art. Es war dies der fünfzigjährigen Dienſtzeit ihrer Magd gewidmet. Dieſe treue Dienerin mußte am Mittag auf dem ihr geſchenkten Ruheſeſſel den erſten Platz an der herrſchaftlichen Tafel einnehmen. Mit Geſchenken überhäuft verließ ſie nach aufgehobener Tafel das Zimmer ihrer Gebieterin und als ſie tiefbewegt in ihre Wohnſtube zurück kehrte, fand ſie dort eine zahlreiche Verſammlung aller ihrer langjährigen Bekannten, für welche ein ſplendides Mahl bereitet war und mit denen ſie in dankbarer Anerkennung ſolcher Wohlthaten den feſtlichen Tag froh beſchloß. Wie reich iſt wohl unſere allzu vornehm gewordene Zeit an ſolchen Herrſchaften? Aber auch wie reich und beneidenswerth iſt die Herrſchaft, die ſolch einen Dienſtboten den ihrigen nennen kann! — Die Ausdehnung des ſchönen Gebäudes unſers Lyceums iſt nun durch den Anbau des Wohnhauſes für den Direktor dieſer Schule ſeiner Vollendung nahe. Die Façade iſt wahrhaft imposant. Die Arbeiter an dem königlichen Schloſſe haben ein Paar Monate gefeiert, werden aber nun mit verjüngter Kraft den Bau fortſetzen. — So wie man hier hinſichtlich der Wohnungen und ihrer Ausdehnung für die Lebendigen thätig wirkt, ſo iſt man auch auf die Erweiterung des Terrains für die Wohnungen des ewigen Friedens ſorgſam bedacht. Im jüngſtverfloſſenen Winter iſt der Friedhof vor dem Steinthore (der größte und älteſte der Stadt Hannover, da er laut Urkunden ſchon im Jahr 1105 exiſtirte) bedeutend vergrößert worden. Die dort bereits ſeit Anno 1354 befindliche, aber nunmehr gänzlich verfallene Nicolai-Kapelle ſoll abgebrochen werden. Ein ſeltenes Kunſtwerk umſchließen die Mauern dieſes Kirchhofs; es iſt das 1631 errichtete Denkmal des Bürgermeiſters Basmer, eines eifrigen Beförderers der Reformation in jener Zeit; daſſelbe iſt neben ſeinem künſtleriſchen Werthe auch deshalb merkwürdig, weil der Bildhauer, der die Darſtellung auf dem Denkſteine beſſer ausgeführt hatte, als der Maler den gezeichneten Entwurf dazu, von Letzterem aus Eiferſucht erſtochen wurde. Die Abbildung dieſer Mordthat iſt ebenfalls auf dieſem Kirchhofe befindlich. — Mit den Zurüſtungen zur Gasbeleuchtung unſerer Straßen iſt man gegenwärtig ſehr beſchäftigt. Auf allen Straßen liegen ſchon die Leitungsröhren (Conducteurs) in Bereitſchaft und in mehreren Stadtvierteln wurden ſie bereits eingeſenkt. Dieſe Arbeiten gehen mit unglaublicher Schnelligkeit von ſtatten; denn die Unternehmer müſſen laut Contrakt vom 1. September d. J. an ihr Licht über die ganze Reſidenz verbreiten. Eine nähere Erklärung über dieſe neue Aufklärung, welche mehreres die Operation ſelbſt Betreffende, ſo wie den Tarif für die Leitung des Gaſes in's Innere der Privathäuſer, zur Beleuchtung derſelben, enthalten ſoll, wird, dem Vernehmen nach, nächſtens im Druck erſcheinen.

Georg Harrys.

Die Ausgrabungen bei Arles ſind noch immer ſehr ergiebig. Es herrſcht jetzt die Sage dort, etwa im Jahr 450 habe St. Hilarius, Erzbiſchof von Arles, in Folge einer Predigt, alle Chriſten nach dem Theater gelockt und ſie vermocht, die dort noch ſtehenden alten Götter-Bildſäulen ab zu reißen und ſie 15—20 Fuß tief in Trümmer und Koth zu verſchütten. Die immer weiter fortgeſetzten Nachforſchungen ſcheinen dieß wirklich zu beſtätigen. Im Jahr 1651, als man eine Ciſterne graben wollte, entdeckte man zuerſt eine Venus, welche unter dem Namen „Venus von Arles" lange Zeit der Schmuck der Gallerie zu Verſailles geweſen und ſich jetzt im königlichen Muſeum befindet. Im Jahr 1789 fand man wieder einen Stumpf von der Bildſäule des Jupiter, im Jahr 1823 ein Basrelief, Apollo und Marſyas vorſtellend, und Trümmer von verſchiedenen andern Bildſäulen, namentlich einen Diana-Kopf, leider ohne Naſe, aber von wunderſchöner Arbeit. Es ſollen in jenem Theater mehrere hundert Bildſäulen geſtanden haben. Gewiß ſcheint es wenigſtens, daß zwölf große Bildſäulen von Göttern da geweſen ſind. (Corsaire.)

Bei dem letzten Carneval in Venedig zeichnete ſich vor Allem ein großer Maskenzug zu Pferde aus, beſtehend aus Fröſchen, Karpfen, Lamoreten, Hechten u. ſ. w. Es waren die vornehmſten Perſonen der Stadt, und die Maskirung ſo glänzend, daß die beiden Karpfen-Augen der Gräfin Giraldi allein aus zwei Diamanten von 40,000 Thlr. Werth beſtanden. Leider ging das eine davon im Gedränge verloren. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 26. April. 66ſtes Blatt.

Sonderbare Feſtlichkeit.

Als die Königin Iſabella von Baiern ihren Einzug in Paris halten ſollte, hatte die gute Stadt Paris ganz außerordentliche Anſtalten zum Empfange getroffen. Neben der Porte aux peintres war eine Bühne errichtet, die den Himmel vorſtellte, in welchen demnach die Königin unmittelbar eintrat, ſobald ſie das genannte Thor paſſirte. Die offene Sänfte, in der ſie ſich befand, wurde bei ihrem Erſcheinen in Eliſium von einer Schaar nackender Knaben mit Flügeln auf dem Rücken, welche die himmliſchen Heerſchaaren verſinnlichen ſollten, unter Sang und Klang umringt, und zu einem Thron geführt, auf dem Gott Vater, Sohn und der heilige Geiſt ſaßen, welche die Königin bewillkommten. Von der Höhe des Thronhimmels ließen ſich nun zwei Engel herab und ſetzten der Königin eine koſtbare, reich mit Edelſteinen beſetzte Krone auf das Haupt, indem ſie ein Lobgedicht dazu ſangen. Angeſichts der Dreieinigkeit auf der Bühne erſchienen nun zwei Deputirte des Magiſtrats, der Eine als Bär, der Andere als Einhorn verkleidet, und brachten der Königin, ſo wie Tages darauf dem Könige, köſtliche Geſchenke. Außerdem wurden mehrere Scenen aus der bibliſchen Geſchichte dargeſtellt, und ein Genueſiſcher Seilkünſtler tanzte mit zwei brennenden Fackeln in den Händen ein Seil herab, welches von der Spitze des Thurmes von Notre-Dame bis zum pont au change geſpannt war. Bei ſo überaus ſinnreichen Einrichtungen läßt ſich die Begierde, den Einzug mit anſchauen zu können, leicht ermeſſen, und am Tage deſſelben war die gute Stadt ganz wie toll geworden. Jeder, der durch ſein Amt oder preßhafte Leibesbeſchaffenheit behindert wurde, bei der Feierlichkeit zugegen zu ſeyn, hielt ſich für höchſt unglücklich; am unglücklichſten aber fühlte ſich der König Karl VI., der Gemahl der erlauchten Einziehenden. Die Etikette verbot ihm durchaus, perſönlich und im Glanze der Majeſtät am Thore zu erſcheinen; überdem waren am Eingange des Louvre verſchiedene Bewillkommnungs-Anſtalten getroffen, welche ſeine Gegenwart im Augenblick des Eintreffens der königlichen Gemahlin erforderten; demungeachtet aber war es ſein Wunſch, die im Eliſium vorgehenden Feierlichkeiten zu genießen. Sein Liebling, de Voiſy, wußte ein Mittel. Es war in jener Zeit, wo eine Kutſche in Paris eine ſolche Seltenheit war, daß die Frau eines Parlaments-Präſidenten auf einem Leiterwagen in die Meſſe fuhr, nicht auffallend, zwei Perſonen auf einem Pferde reiten zu ſehen. Vorzüglich war dieſe Art, ſich Motion zu machen, bei den jüngern Damen ſehr beliebt. Eine ſolche ſaß auf einem weichen Kiſſen, hinter dem Geliebten und auf der Kroupe ſeines Pferdes, den Leib des Vielgetreuen mit ihren Armen umſchlingend. Man fand dies damals ſehr anſtändig, und da die ſorgſamen Mütter im Nothfall ihre Töchter lieber hinter dem Rücken eines jungen Mannes, als ihm gegenüber wußten, Letztere aber dieſe Art der Reiterei ſehr plaiſirlich fanden, ſo iſt nicht ab zu ſehen, was dagegen ein zu wenden wäre, wenn dieſe nochmals Mode werden ſollte.

Digitized by Google

Eine ſolche Doppel-Reiterei alſo war das Mittel, welches der Günſtling ſeinem königlichen Herrn vorſchlug, und ſomit ein ſtrenges Incognito, da der König hinten auf ſaß, man erſtens ſein Geſicht nicht erkennen konnte, zweitens ſchnelles Fortkommen und bequemes Anſchauen zu vereinigen gedachte. Leider hätte der gute Boiſy keinen beſſern Ausweg finden können, wie man in der Folge ſehen wird. Die beiden Freunde ritten nun wohlgemuth nach der Porte aux peintres, ſahen dort den Einzug, hörten die Bewillkommnungs-Rede der Dreifaltigkeit, ſo wie die des Bären und des Einhorns, freuten ſich des Genneſers, welcher zu beſcheiden war, ſich das Brevet als erſten Akrobaten Frankreichs zu erbitten, und als das Volk: „Noël, Noël!" ſchrie, welches die Stelle des heutigen: Vive la reine! vertrat, und ſo viel ungefähr wie: Juchhe! bedeutet, ſchrieen die Freunde tüchtig mit. Beide freuten ſich des Ganzen über die Maaßen, und begleiteten, als ſich der Zug in Bewegung ſetzte, denſelben bis in die Gegend des Chatelet, wo die Straßen enger werden, und das Gedränge des Volks den Ritter hinderte, nach dem Louvre hin zu lenken. Da indeß viel darauf ankam, geſchwind an Ort und Stelle zu ſeyn, ſo glaubte Boiſy dieſen Zweck am beſten zu erreichen, wenn er ſein Schwerdt zöge und, um Platz zu bekommen, die Umſtehenden etwas auf die Köpfe ſchlüge. Nun aber ſollte, mit Walter Scott zu reden, Mißgeſchick den Gewaltthätigen hetzen, und dies ereignete ſich folgendermaßen: Man hatte, da bekanntlich ohne Polizei, oder vielmehr ohne die von derſelben zu erhaltende Ordnung, keine rechte Freude ſtatt finden kann, eine Menge Agenten derſelben, welche mit langen Stangen bewaffnet waren, in die Straßen vertheilt, und ſie angewieſen, das Volk zwar ſich hinlänglich freuen und: „Noël!" ſchreien zu laſſen, ſobald ſich aber die Freude in Ungebundenheit verkehre, unverzüglich mit gedachten Stangen einen Dämpfer darauf zu ſetzen. Es iſt nun leicht zu ermeſſen, daß ſolche in Boiſy's Beſtreben, ſeinem Herrn Luft zu machen, nur unzeitige Händelſucht erblickten, und ihr Dienſteifer übermannte ſie dergeſtalt, daß ſie ohne weitere Unterſuchung den beiden Reitern, als böslichen Ruheſtörern, eine entſetzliche Tracht Schläge zumaßen, welche größtentheils der König, da er zu hinterſt ſaß, allein empfing. So ſauer unter dieſen Umſtänden ihm nun auch die Bewillkommnungs-Feierlichkeit im Louvre geworden ſeyn mochte, ſo verſicherte er doch Tages darauf dem Bären und dem Einhorn, als ſie mit Geſchenken des Stadtraths vor ihm erſchienen, ſeine fernere Huld und Gnade, ſo wie ſeine gänzliche Zufriedenheit mit den geſtrigen Feſtivitäten.

C. v. Wachsmann.

Der Affe als Heiraths-Stifter.

Graf Oldagner, unter Philipp V. lange Zeit Vice-König in Peru, war endlich der falſchen Politik, des Glanzes und der Schmeicheleien müde; ſein ernſter Sinn hatte an dem Spiel der Menſchen mit Menſchen nie Gefallen gefunden und zuletzt ward ſein Widerwille gegen eine Gewalt, die alles Beſſere in Ohnmacht erhalten ſoll, ſo mächtig, daß ſein Ungeſtüm, mit dem er um Entlaſſung bat, Gehör fand. Er ging nach Valencia, der Stadt, in deren Nähe er große Güter beſaß, und lebte dort der Erziehung ſeiner ſchönen einzigen Tochter Eleonora. Sie war kaum zur Jungfrau heran geblüht, als ſich Freier in Menge um die ſchöne reiche Erbin bewarben. Eleonora unterwarf ſich ſcheu und erröthend den Wünſchen ihres Vaters; dieſem aber ward die Wahl ſchwer, denn er zeichnete Drei der Bewerber aus, nämlich: Juan, den Neffen des Herzogs von Medina, Lope, den Sohn des Premier-Miniſters, und den Chevalier Alcantara.

Einſt fragte er ſeinen Intendanten, Don Miguel, einen erprobten alten Diener, um Rath. — „Herr Graf!" ſo entgegnete Miguel — „ich traue mir ſelbſt keine Entſcheidung in der Sache zu; aber ich meine, wir thun wohl, ein Hülfsmittel zu wählen, das uns zum Ziele führen wird. Ihr wißt, daß die Affen gar gern und leicht die Manieren der Menſchen annehmen, die ſie vor ſich ſehen. Wie wäre es, wenn Ihr Euern Gaspardo" — ſo hieß der Leib-Affe des Grafen — „einem jeden der drei Freier auf einige Zeit unter irgend einem Ehren-Vorwand in's Haus gäbet? Wir erfahren dann vielleicht durch ein Zeichen, was von den drei Freiern zu halten ſey!" — So hinterliſtig dies auch anfangs dem Grafen dünkte, ließ er ſich doch zureden. Gaspardo ward in einen rothſammetnen Rock geſteckt, erhielt einen Hut à la Wallone, und beſuchte zuerſt Juan.

Als Liebling Eleonorens dieſem ſehr willkommen, ward Gaspardo ſteter Begleiter des neuen Gönners. Nach zehn Tagen holte man ihn unter einem Vorwand wieder ab. Graf Oldagner hatte eben Geſellſchaft bei ſich gehabt, als Gaspardo wieder heim kam. Ohne Weiteres warf ſich der Zurückgekehrte über die Reſte der Speiſen und Weine her und ſchwelgte, bis er nichts mehr bezwingen konnte, ſich in ſeinem rothen Sammetrock auf's erſte beſte Canapee lagerte und einſchlief. Der Graf meinte, es ſey Hunger, man habe ihn faſten laſſen; aber täglich wiederholte ſich dieſe Schwelgſucht, und ſo ſah er bald ein, daß Don Miguel's gleich anfangs ausgeſprochene Bemerkung ganz wahr ſey: Gaspardo ſey bei einem Erz-Schwelger geweſen.

Hierdurch ermuthigt, ward der nachahmende Gaſt dem zweiten Freier, dem Lope, zugeſellt. Zehn Tage waren bald wieder um; Gaspardo ward zum zweiten Mal heimiſch. Er fiel alsbald im Salon über einen Tiſch her, miſchte, coupirte, gab Karten und war nicht vom Spieltiſch weg zu bringen. Der Sohn des Premier-Miniſters war alſo offenbar ein Erz-Spieler, mithin ebenfalls kein Gemahl für Eleonoren.

Jetzt ging es zum Chevalier Alcantara. Von dieſem kaum zurück gekehrt, war das erſte, daß Gaspardo ſich vor jedem hübſchen Geſicht nieder warf, und durch Heulen und ſprechende Bewegungen eine ſo ausdrucksvolle Liebesſprache redete, daß es ſonnenklar wurde: der Ritter Alcantara ſey ein Erz-Liebler.

„Nun, Herr Graf!“ begann Don Miguel; „Ihr ſeht jetzt deutlich, daß Keiner der drei Freier Eurer edlen Tochter werth iſt. Es wäre gewiß von den traurigſten Folgen, wolltet Ihr Einen derſelben für ſie wählen. Wenn es mir aber vergönnt iſt, einen zweiten Rath zu geben, ſo wäre es der, Ihr ließet bei Eurem Reichthum die reichen Schwiegerſöhne ſcheiden, und ſchätztet nach dem innern Reichthum des Gemüths. Wenn ich Euch da einen Vorſchlag machen dürfte, ſo weiſ' ich auf den jungen Maler, der Eurer Tochter Züge ſo ſchön und treffend entnahm, daß mich dünkt, er habe auch ihr Herz gleich mit genommen. Es iſt ein wackerer junger Menſch, der Sohn eines biedern Schiffs-Capitains, der im Kriege gegen Portugall ſich ruhmvoll hervor gethan. Zur Ueberzeugung können wir uns ja auch hier des Affen bedienen!“ Nach manchem Ueberlegen geſtattete dies Oldagner, und der Affe ward aus Vorſicht zu dem neuen unbewußten Freier geſchickt. Als die Probezeit um war, that der Affe nichts, als malen, ſinnen und — unaufhörlich ein Bildniß küſſen, von dem ſich bald erwies, es ſey kein anderes, als das der im Stillen angebeteten Eleonora. Was war zu thun? Der Graf ſah über äußeres Gut hinweg, ſuchte und fand auch wirklich das innere Glück ſeiner geliebten Tochter in der Vereinigung derſelben mit dem jungen überglücklichen Maler. Gaspardo aber ward ein ſehr werthes Hochzeits-Geſchenk des jungen Ehepaares, deſſen Glück er unverkennbar bewirkt hatte. A. Münde.

Allerlei.

Welcher Unterſchied iſt zwiſchen Hochmuth und Stolz? — der Hochmuth beleidigt, der Stolz wehrt ſich nur.

Die Gemeinheiten Anderer zur öffentlichen Kenntniß bringen, aus Rache, Gewinnſucht oder um dem Lachkitzel der Schadenfrohen zu ſchmeicheln, ſtellt uns den Herabgewürdigten gleich; im Spiele mit dem guten Ruf Anderer verliert man den eigenen guten Ruf bei allen Tüchtigen und macht ſich höchſtens beliebt bei allen Nullen.

Zur Zeit Heinrich's III. und der Ligue befand ſich unter den heftigſten Kanzel-Rednern ein Pfarrer von Saint-Nicolas-des-Champs, Namens Moritz Poncet, berüchtigt durch ſeine Dreiſtigkeit und ſeinen Fanatismus: ihm wurde zuletzt das Predigen unterſagt. Als das Friedens-Vermittlungs-Edict (l'édit de pacification) zwiſchen Heinrich III., den Hugonotten und den unzufriedenen Katholiken erſchien, hielt er von der Kanzel herab ein Geſpräch mit ſich ſelbſt, worin er den Satz ausführte: dieſes Edict tauge ſo wenig, als die, welche es gemacht hätten. — Von Maugiron, einem der Günſtlinge des Königs, ſagte er nach deſſen Tode: ſtatt des prächtigen Leichenbegängniſſes, welches ihm Heinrich III. habe bereiten laſſen, hätte man ihn auf den Schindanger ſchleppen ſollen. — Als Heinrich III. die Brüderſchaft der Büßenden errichtet hatte, nannte Poncet die Mitglieder derſelben Heuchler und Atheiſten, und redete ſie alſo an: „Ihr treibt Spott mit Gott unter eurer Larve. Ihr tragt die Geißel im Gürtel; bei Gott, das iſt die Stelle nicht; Rücken und Schultern müßt ihr damit wund ſchlagen: das, und noch Aergeres, habt ihr verdient. Am Abend nach der Prozeſſion wendet ſich der Bratſpieß für euch, und Nachts wird mit Menſchenfleiſch für euch geſorgt!“ — Der Herzog von Epernon, auch einer von Heinrich's Günſtlingen, fragte ihn einſt: „Guter Vater, iſt das wahr, daß Ihr ſo viele Leute durch Eure Predigten zu lachen macht? das iſt nicht recht!“ — Poncet gab ihm zur Antwort: „Niemand kommt in meine Predigt, um zu lachen, außer der Böſewicht und der Atheiſt: übrigens habe ich in meinem Leben nicht halb ſo viel Menſchen lachen, als Sie Menſchen haben weinen laſſen!“

Ed. Rolle.

Weſtöſtliche Gnomen.

59. Schöner wäre ohne Sturm das Meer,
Lieblicher die Roſe ohne Dornen;
Geſtern war ich froh bei der Geliebten,
Heute muß ich troſtlos um ſie klagen.

60. An der Bruſt die Blume,
In der Hand den Becher,
An der Bruſt der Freundin.

61. Der Weg der Liebe iſt
Ein unbegrenzter Weg.

62. Als ich deinen ſüßen Brief empfing,
Fragt' ich: iſt es Zephir aus den Gärten?
Oder Aloe duftend an der Sonne?
Oder eine Caravane Moſchus,
Aus dem Lande Khoten kommend?

63. Der Wein aus meines Mädchens Hand
Iſt mir das ſüßeſte Liebespfand.

64. Sey hold, o Leſer, dieſen Zeilen,
Und mögſt du gern dabei verweilen;
Für dich erbitte was dir noth,
Und den Beſitzer ſegne Gott. v. B. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Es kann ſchon für mehr als Gerücht gelten, daß eine franzöſiſche Schauſpieler-Geſellſchaft auf ein Jahr nach Berlin, Potsdam und Charlottenburg engagirt iſt; kleine Luſtſpiele, Vaudevilles und die Operette werden ihr Repertoir füllen. — Hr. Haizinger gab den „Tamino“ und in Roſſini's „Barbier von Sevilla“ den „Almaviva“. Bei dem Zauber-Prinzen hätte er beſonders das uns Störende in ſeiner Sprache hinweg zaubern können; geſungen wurde die Partie vortrefflich, doch auch dieſer Sänger ruft mehr nach — italieniſcher Muſik. Er feierte den Triumph ſeiner Kunſt als „Almaviva“ in einer eingelegten Arie von Blangini und einem lieblichen Duett mit Mad. Seidler. Da capo-Ruf, anhaltender Applaus! Die Anſpielung von Hrn. Blume auf Hrn. H.: „Hier bleiben!“ fand lebhaften Beifall, der ſich auch bei den Enſemble-Stücken vielfach wiederholte. — Unſtreitig iſt Hr. Haizinger nach Wild erſter der Tenoriſten Deutſchlands, ſo weit wir dieſelben kennen. Wenn er das Harte der Mitteltöne in den Rouladen, Cadenzen u. ſ. w. und das oft zu ſtarke Hervorſtoßen einzelner Töne ſich abgewöhnen kann, ſo dürfte er die höchſte Stelle unter den deutſchen Tenoriſten ohne Widerrede gewonnen haben. Umfang, Wohllaut, Fülle, Stärke, Geläufigkeit, Feuer, Ausdruck, Seele, dies Alles beſitzt Hr. H. in ſchöner Vereinigung. Auch die Deutlichkeit ſeines Vortrags iſt ſehr zu loben, und wenn das Spiel etwas weniger geſpreizt und der Dialekt überwunden iſt, wird Hr. H. auch als Schauſpieler eine untadelhafte Erſcheinung ſeyn. — Jäger (deſſen hohe Töne noch ſchmelzender ſind, deſſen Mitteltöne aber noch mehr heraus geſtoßene Härte haben, obwohl er dies ſchon zu mildern weiß), Wild und Haizinger ſollen denſelben Geburtsort haben (da könnten wir ja erfahren, wo Deutſchland ſeine Sänger ſuchen muß), und alle Drei bildeten ſich nach der neuen italieniſchen Schule, die viel Impoſantes, aber auch manches Schroffe hat. Das Ueberſpringen zu den hohen Tönen, das plötzlich ſtarke Hervorſtoßen haben die Italiener von den Franzoſen genommen; David kann als Beleg dafür dienen. — Hr. Profeſſor Schadow iſt als Direktor der Akademie nach Düſſeldorf verſetzt. Berlin verliert an ihm einen talentvollen Bildniß-Maler. Er hat ſo eben das lebensgroße Bildniß der Erbgroßherzogin Alexandrine, mit ihren Kindern (ſehr ähnlich und geſchmackvoll in der Anordnung), beendigt. v. S.

— Die zweite Gaſtrolle der Mad. Brede war „Eliſabeth“ in „Kenilworth“. Sie wußte den Humor mit der Würde zu paaren, doch nicht aus ſo ſcharfem Geiſte, wie wir ihn in dieſer Rolle gewohnt ſind. Die Abſichtlichkeit in Sprache und Haltung, welche wir ſchon bei der erſten Rolle fanden, war hier weniger auffallend, weil in dem Charakter ſelbſt dieſe beſonnene Darlegung ſich mehr verbiegt; aber mitgeſpielt hat ſie dennoch zu viel, obwohl wir an ſich die Darſtellung dieſer Rolle als gut bezeichnen.

— Demoiſ. Leopoldine Blahetka hat in ihrem Conzert (am 17. April) ſich abermals als ruhmwürdige Virtuoſin auf dem Pianoforte bewährt. Ein Conzert von Kalkbrenner, Bravour-Variationen eigener Compoſition und der Bolleros von Worziſcheck — Alles wurde trefflich ausgeführt. Mad. Seidler und Hr. Haizinger (deſſen Stimme man hier, namentlich was die Höhe betrifft, „die Stimme ohne Ende“ nennt) glänzten in einem Duett aus Roſſini's „Armida“; Mad. Schulz trug eine Arie aus „Don Juan“ vor, mit anhaltender Benutzung ihres berühmten Trillers, und rauſchender Beifall blieb nicht aus. Ein „Wiener Lokal-Duett“, vorgetragen von Mad. Seidler und Hrn. Spitzeder, miſchte dem Ernſte das Ergötzliche bei; obwohl nicht zu läugnen iſt, daß wir ſchon anſprechendere Compoſitionen der Art kennen, ſo ließ uns doch der herrliche Vortrag dies für den Augenblick vergeſſen.

— Demoiſ. Wagner, vom Theater zu Breslau, iſt Gaſt, oder, wie es jetzt zu ſagen Mode wird, Gaſtin auf der Königsſtädter Bühne. Warum ſollte auch das Wort nicht weiblich zu gebrauchen ſeyn? Unläugbar wandelt jeden Scribenten ein Bedenken an, wenn er von einer Dame als Gaſt reden ſoll; warum ſich alſo nicht helfen mit einem Wort, gegen welches der Sprachforſcher doch eigentlich nichts ein zu wenden hat. Das Auffallende des Ausdrucks iſt gewiß bald von der Gewohnheit vertilgt und dazu wird uns die Gelegenheit raſch geboten, weil eben die Zeit kommt, wo die Bühnen Gaſthaltereien zu nennen ſind. — Die Gaſtin Demoiſ. Wagner gab in Kotzebue's „Verwandtſchaften“ und „Corſen“ das „Gretchen“ und die „Natalie“ und in Angely's „Schneider-Mamſells“ die „Emmeline“. Von der letztgenannten kleinen Rolle kann nicht die Rede ſeyn, weil das Bischen perſiflirte Sentimentalität, welches die Schauſpielerin dar zu legen hat, keinen bedeutenden Anlaß giebt, ſich als Schauſpielerin zu zeigen. „Gretchen“ und „Natalie“ waren aber dazu geeignet, uns mit einem hübſchen Talent für naive Rollen bekannt zu machen. Demoiſ. Wagner bemüht ſich noch zu ſichtlich, um uns keine Pointe entgehen zu laſſen, aber ſie bemüht ſich meiſt mit Glück und läßt ſeine Verſtändigkeit hervor leuchten. Wie wir hören, iſt Frau v. Holtei ihr Vorbild geweſen und wir fanden auch, daß ſie in Einzelheiten uns an dieſe junge Künſtlerin erinnert, für deren Verluſt wir noch keinen Erſatz haben. Demoiſ. Wagner hat ſehr gefallen.

— Am 19. April wurde im Opernhauſe Haydn's Oratorium: „Die vier Jahreszeiten“ vortrefflich ausgeführt; nicht nur die Solo's, auch die Chor-Partieen gingen muſterhaft; ſo wie auch unſer Orcheſter ſich rühmlichſt auszeichnete. Hr. Haizinger gab uns dabei Gelegenheit, zu bemerken, daß er auch im einfach-deklamatoriſchen Geſange ſeine herrliche Stimme, ſo wie die Unterſcheidung im Gebrauche derſelben, geltend zu machen weiß. — Hr. General-Muſik-Direktor Spontini, deſſen jährliches Conzert contraktmäßig am Bettage ſeyn ſoll, hat die ganze Einnahme „zu einem Fond zur Unterſtützung und Aufmunterung derjenigen Mitglieder der Königl. Kapelle und des Theater-Chors, welche dieſelbe am mehrſten verdienen und bedürfen“, beſtimmt. Dieſe nähere Erklärung iſt einer früheren gefolgt, bei der einige Mißhelligkeiten zur Sprache kamen, da viele Mitglieder des Orcheſters ſich davon gekränkt fühlten, durch öffentlichen Aufruf als der Unterſtützung bedürftig empfohlen zu werden. Dies geht uns, die wir recht wohl unterſcheiden, was in der Oeffentlichkeit zu beſprechen iſt, was nicht, nur inſofern an, als in den Zeitungs-Anzeigen die Theilnahme des Hrn. Kapellmeiſter Hummel (er ſpielte „auf dringendes Anſuchen des Hrn. Spontini und aus beſonderer Rückſicht für den in Rede ſtehenden löblichen Zweck“ zwiſchen dem dritten und vierten Theil des Oratoriums eine ſeiner Compoſitionen auf dem Pianoforte in ſeiner bekannten Meiſterſchaft) wirklich auf eine Art erwähnt war, die ſowohl dem ehrenwerthen Künſtler ſelbſt als ſo vielen ſeiner geſchätzten Collegen im Orcheſter unangenehm ſeyn mußte. Doch ſind wir überzeugt, daß dies nicht in der Abſicht, nur an der Unbehülflichkeit deſſen lag, der für die Zeitungen die Anzeige verfaßte, welche allerdings vielen geachteten Virtuoſen, wie ſie unſer Orcheſter hat, in zwei Punkten Bedenken erregen mußte. L.

In einer Skizze des Birmaniſchen Reiches wird unter Anderem erzählt, daß der Thron des Birmaniſchen Kaiſers mit einem goldenen Gitter umgeben iſt; wer da nahen will, darf nur heran kriechen. Des Kaiſers Anzug iſt ſo reich mit Steinen beſetzt, daß er ihn gar nicht anziehen kann, weil er dies zu ſchwer iſt! (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 15.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 66ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Briefe über Polen. Dritter Brief. *) — Meinem Verſprechen gemäß erhalten Sie in dieſem Briefe eine Fortſetzung des vorigen, indem ich auch in der Geſchichte Polens den Satz — daß die Bildungsſtufe eines Volkes genau in gleichem Verhältniſſe mit ſeinem phyſiſchen Wohlſtande ſteht — beſtätigt finde. Der Wohlſtand eines Volkes kann aber unmöglich nach dem Reichthum einiger wenigen Individuen, oder eines wenig zahlreichen Standes, wenn auch jeder Einzelne deſſelben Millionen beſäße, ſondern nach der Wohlhabenheit der zahlreichen Stände des Landmanns und Städters beurtheilt werden. In der Regel iſt der Wohlſtand dieſer beiden letzten Stände gegenſeitig von einander bedingt, wie man geſchichtlich und geographiſch nachweiſen kann, und ſelbſt in dem Maſchinen-Staate England ſind überall da reiche Landleute, wo reiche Städter ſind, außer etwa wo ganz beſondere Lokalitäten eine Ausnahme machen. — Die höchſte Stufe des Wohlſtandes in Polen fiel meinem vorigen Schreiben nach in die Zeiten Kazimierz des Großen (1330), nachdem ſie ſchon unter den Vorgängern dieſes vortrefflichen Fürſten durch Begünſtigung des ackerbauenden Standes war verbreitet worden, und endete mit der Regierung Siegmund des Dritten, mit dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, umfaßt alſo einen Zeitraum von beinahe 300 Jahren. — Mehrere Umſtände, zu denen ich vorzüglich die Reformation und die Erfindung der Buchdruckerkunſt rechne, machen, daß die goldne Zeit der polniſchen Literatur in das letzte Seculum der oben erwähnten Periode zu ſetzen iſt. Die Benediktiner, die ſchon Boleslaus der Tapfere (1008) ins Land rief, trugen nicht wenig zur allgemeinen Bildung des wohlhabenden Bewohners bei, mehr aber noch und unſtreitig am meiſten die Begünſtigung des Handels und das Herbeirufen deutſcher auch niederländiſcher, überhaupt fremder Anſiedler unter der Regierung des weiſen Kazimierz und ſeiner nicht minder weiſen Nachfolger. Die Stiftung der Univerſität in Krakau, gerade ſo wie ſie geſchah, war ein höchſt wichtiger Schritt, indem das Erziehungsweſen in ganz Polen durch dieſelbe eine treffliche Richtung erhielt. Der Beſuch fremder Länder, beſonders der Univerſitäten Padua und Bologna, bildete mehrere ausgezeichnete polniſche Gelehrte, die bei ihrer Rückkehr auf ihre Mitbürger kräftig einzuwirken verſtanden. — Die kluge Toleranz der polniſchen Monarchen, bis auf den leider ganz von Jeſuiten gegängelten Siegmund den Dritten, konnte das ſchöne Werk der ſteigenden Bildung des damals glücklichen Polens in der Zeit, als in andern Staaten Europens die Verſchiedenheit der Glaubens-Meinungen blutig bekriegt wurde. Szczygielski aquila polono-benedictina, Naruszewicz in ſeiner trefflichen Geſchichte, Soltykowicz in ſeiner Geſchichte der Krakauer Univerſität, Bentkowski u. A. liefern vortreffliche Beweiſe zur Begründung der obigen Behauptungen. — Kaum hatte Guttenberg ſeine Erfindung gemacht, als auch ſchon der reiche Mittelſtand Polens und der die Wiſſenſchaften ſchützende Adel den Nutzen derſelben zu würdigen wußten; — ſchon 1491 gab es eine Hallerſche Buchdruckerei in Krakau, nachdem 1440 von Koſter in Harlem die ars moriendi, das Werk des gelehrten Polen Mathäus aus Krakau, mit Holzſchnitt gedruckt und in Polen bekannt worden war. — Die Zahl der Druckereien in Polen ſtieg in Kurzem auf 42, (Swięcki opis starozytnéy polski pag 26.) war alſo damals vier bis fünf Mal größer, als jetzt, nach 300 Jahren, in unſerer Zeit. Dieſe Menge Druckereien beweiſt hinlänglich, daß es an einem ſichern und reichlichen Abſatze gedruckter Schriften nicht fehlte, und daß, wo dieſer ſtatt fand, die allgemeine Bildung auch keine Rückſchritte machte. — Die Könige Siegmund der Erſte und Siegmund Auguſt ſtehen durch ihre hohe Toleranz, die ihnen gute und gebildete Unterthanen zuführte, wie glänzende Geſtirne unter den Fürſten der damaligen Zeit. Die neue Lehre, ſchrieb der König Siegmund an den Woiwoden Laski, muß ſich ausbreiten, wenn wir ihr nur Gewalt, und das böſe Beiſpiel unſerer Geiſtlichkeit entgegen ſtellen wollen, und dem Dr. Eck antwortete er auf deſſen Schreiben, in welchem dieſer Heinrich den Achten von England als eifrigen Schriftſteller gegen Luther lobend erhob: „scribat rex Henricus contra Martinum, ego te et Critium volo esse encomiis dignos scriptores; mihi permitta ocium et hircorum esse regem.“ Siegmund Auguſt war für jeden ſeiner Unterthanen, welche Religions-Meinung er auch haben mochte, immer gleichmäßig gerechter Fürſt, und ſelbſt die heftigſten Aufforderungen des gelehrten aber fanatiſchen Biſchofs Hoſius (Stanislaus von Hoſen) dem Polen die Anſiedelung der Jeſuiten vor zu werfen hat, und der unter Anderem in einem Briefe ſich ſo ausdrückte: „cum venissent Gedanenses Vilnam post abjectam religionem christianam (?) et mutatos ecclesiae ritus, non sunt habiti pro hostibus patriae et per turbatoribus pacis publicae“, konnten den trefflichen Fürſten auch nicht zur kleinſten Ungerechtigkeit gegen ſeine nicht katholiſchen Unterthanen bewegen, ſo daß die befangenen Schriftſteller jener Zeit, die Größe dieſer Regenten-Tugend nicht begreifend, ſie aus der Liebe zu der ſchönen Giranka, die den reformirten Glauben hatte, leichter erklären zu können glaubten. Stephan Batori hegte als Regent ähnliche Geſinnungen, obſchon er die Pflichten ſeiner Religion mit großer Strenge erfüllte. „Ich bin König des Volkes, und nicht der Gewiſſen!“ war ſeine Antwort auf die Bitten der unduldſamen Geiſtlichkeit, welche die Vertreibung aller Nichtkatholiken verlangte. — Die Liebe zu den Wiſſenſchaften hielt bei dieſen Monarchen mit ihrer Toleranz gleichen Schritt, ſie begünſtigten die Wiſſenſchaften und die Künſte, und alle die ſich ihnen mit Talent widmeten. Siegmund der Erſte adelte 1535 den Lehrſtand der Krakauer Univerſität, Siegmund Auguſt, der mit gleicher Fertigkeit Deutſch, Italieniſch, Lateiniſch und Polniſch ſprach und die Mathematik vorzüglich betrieb, war ein Gönner jedes Gelehrten, und Batori beförderte auf jede Weiſe allgemeine Bildung, beſonders die Verbreitung der lateiniſchen Sprache, die er vor Allem liebte. — Krakau's Hochſchule hatte vornehmlich einen wohlthätigen Einfluß auf die polniſche Literatur und allgemeine Verbreitung der Wiſſenſchaften. Sie war der Heerd, von dem der Plan für alle Erziehungs-Anſtalten in Polen ausging; Jünglinge aus den erſten Familien Polens fanden ſich durch die akademiſchen Würden eines Baccalaureus, Magiſters oder Doctors geehrt, und die vornehmſten Staats-Beamten hatten ſie durch eigenes Verdienſt erlangt. Wie ſehr dieſe Hochſchule bei den Königen Polens und der ganzen Nation in Anſehn ſtand, beweiſt, daß zwölf ihrer Lehrer binnen 150 Jahren zu Erzbiſchöfen und Biſchöfen erhoben, und mehrere als Geſandte zu den wichtigſten Sendungen benutzt wurden; — die Domherrenwürde oder vornehme Pfründen gehörten zu den gewöhnlichen Belohnungen, da die Würde eines Profeſſors der Krakauer Akademie (Akademie war in Polen immer ſynonym mit Univerſität) an ſich, und durch die reichen Einkünfte von hoher Bedeutung war. Die Profeſſoren nämlich wählten unter ſich ihre Mitglieder und Beamten,

*) Den erſten Brief ſiehe Beilage zum 38ſten Bl.; den zweiten Bl. 39 und 40.

Digitized by Google

und ſetzten die, ihre innere Einrichtung betreffenden Geſetze feſt, welche nur der König ganz allein zu ändern das Recht hatte; ihre Güter und Beſitzungen waren frei von jeder Abgabe und öffentlichen Laſt ohne irgend eine Ausnahme, ihre Wohnungen waren unverletzliche Aſyle gleich Kirchen, als Mitglieder der Univerſität waren ſie eo ipso geadelt, und nach zwanzigjährigen Dienſten wurde ihr perſönlicher Adel erblich; ſie bildeten die höchſte Medicinal-Behörde in ganz Polen, und in Rechtsſachen, welche akademiſche Mitglieder betrafen, die höchſte Juſtiz-Obrigkeit; außerdem beſaß jeder Profeſſor das ſonderbare Recht, von allen Wege-, Brücken-, Pflaſter- und ähnlichen Zöllen befreit zu ſeyn. — Von dem Ausſpruche des Magniſicus fand keine Appellation ſtatt, ſeine Stelle bei feierlichen Sitzungen und Aufzügen war gleich hinter dem Könige und dem Königlichen Hauſe, vor dem päpſtlichen Nuntius und vor den höchſten Beamten des Reiches.

Das Vermögen der Univerſität beſtand in Gütern, Häuſern, Capitalien, Plätzen, Pfründen mancherlei Art und dem Zehnten von vielen Grundſtücken. Kazimierz beſtimmte gleich bei der Gründung 340 Mark Silber für eilf Profeſſoren, und fundirte dieſe auf die Wieliczkaer Salzwerke; ſeinem Beiſpiel folgten ſeine Nachfolger und viele Vornehme des Reichs. Die Geſchenke der Profeſſoren zum Beſten der Hochſchule betrugen allein nicht weniger als 204,253 Rthlr., nach jetzigem Gelde berechnet, welche eine Einnahme von 12,695 Rthlr. gaben. So ſchwer es iſt, mit einiger Genauigkeit das Vermögen und die Einkünfte der Univerſität Krakau an zu geben, ſo kann man doch aus dieſen wenigen Angaben auf die Größe derſelben ſchließen. Bei der Theilung (1772) verlor dieſe Hochſchule an die öſtreichiſche Regierung allein zwei Canonikate, mehrere reiche Pfründen und Zehnten und neun ſchöne Dörfer. Ungünſtige Umſtände, mehr aber ohne Zweifel eine nachläſſige Verwaltung, hat die Verringerung dieſes ungeheuern Vermögens in dem Grade nach ſich gezogen, daß Krakau jetzt zu den am wenigſten dotirten Univerſitäten Europa's gehört.

Folgende kurze Andeutungen mögen Ihnen einige Bekanntſchaft mit den ehrenwerthen Männern verſchaffen, die in dieſer Zeit, im Beſitz eines ungeheuern Vermögens und der höchſten Staats-Aemter, den Namen eines Mäcenas dem eines Pairs des Reichs vorzogen, und auch derjenigen, die als Gelehrte glänzten. Peter Tomicki, Großkanzler des Reichs und Biſchof von Krakau, ein höchſt ausgezeichneter Staatsmann, war Baccalaureus, führte zuerſt die Profeſſur der griechiſchen und hebräiſchen Sprache in Krakau ein und fundirte hierzu 1000 Dukaten. In ſeinem Hauſe erzog er eine Menge talentvoller armer Adlicher, und ſparte keine Koſten zu deren Erziehung. Unter ſeinen Pflegekindern waren Hoſius, Dantiscus, Krzycki, Maciejowski u. ſ. w.; er ſtarb 1535. — Stanislaus Hoſius (von Hoſen), Cardinal und ermeländiſcher Biſchof, hatte das Baccalaureat der Philoſophie in Krakau erhalten; Polen verdankt den Sieg des Katholizismus ſeiner unermüdeten Thätigkeit, ſeinen großen Kenntniſſen und ſeinem — Fanatismus; er ſtarb 1579 — Johann Dlugoſz, auch unter dem Namen Longinus bekannt, Sohn des Staroſten von Neuſtadt, war auch ein Zögling der Krakauer Hochſchule, ein Mann von unerſchütterlicher Tugend, als Schriftſteller bekannt durch politiſche und hiſtoriſche Werke, als Staatsmann durch mehrere wichtige Geſandtſchaften; ſein untadelhaftes Leben als Geiſtlicher bewog den König Kazimierz IV., ihm die Aufſicht über ſeine Söhne an zu vertrauen. Als Nominat zum Lemberger Erzbisthum ſtarb Dlugoſz, 1480, betrauert von ſeinem Könige und dem Volke. — Nicolaus Kopernikus, der 1543 ſtarb, iſt Ihnen, werther Freund, zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, etwas hinzu zu fügen, vielleicht nur, daß er auch ein guter Maler war und das von ihm gemalte Bild ſeines Vaters noch in der Krakauer Bibliothek gezeigt wird. — Dem Doctor beider Rechte, Johann Lubranski, Biſchof von Poſen, verdankt das dortige Gymnaſium (1500) ſeine Entſtehung und Beſetzung mit Krakauer Profeſſoren; dem Erzbiſchof Andreas Krzycki (Kſchitzki), Doctor der Philoſophie in Krakau und beider Rechte in Bologna, dem Freunde des Erasmus von Rotterdam, verdankten die Gelehrten, welche er um ſeine Perſon verſammelte, kräftige Begünſtigungen; er war der Cicero Polens, leider ſind ſeine Werke verſchwunden; er ſtarb 1537. — Johann Tarnowski, Groß-Kronfeldherr, ein tapferer Krieger, achtete Künſte und Wiſſenſchaften, und verwendete ſeine bedeutenden Einkünfte zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Gelehrten; er ſtarb 1561. — Eben ſo ſchätzte der Kanzler und Groß-Kronfeldherr Johann Zamoyski wiſſenſchaftlich gebildete Männer; er war ſelbſt ſehr gelehrt und ſtiftete die Akademie in ſeiner Reſidenz Zamosc, und dotirte ſie mit fürſtlicher Freigebigkeit. Sein Tod erfolgte 1605; er wurde betrauert von ſeinen Mitbürgern und von gelehrten Ausländern, wie z. B. dem Muretus und Lipſius, mit denen er einen Briefwechſel unterhielt. — Da ich die Länge meines Briefes bemerke, ſo will ich mich dadurch beſchränken, daß ich Ihnen nur noch folgende Namen von Staatsmännern und Magnaten anführe, denen Polen in dieſer Periode ſeine hohe Cultur verdankte. Die Fürſten Michael Radziwill der Schwarze, Conſtantin Oſtrogski (deſſen jährliche Einkünfte Czacki nach heutigem Gelde auf 1,700,000 Rthlr. berechnet, auf die Stunde circa 60—70 Dukaten), Michael Firley, Johann Boner, Gorka, Laski, Chriſtoph Szydlowiecki, Johann Ocieski, Andreas Hoſcielecki, Samuel Maciejowski waren ohne Ausnahme vortreffliche Staatsmänner, die nie den hohen Zweck allgemeiner Bildung ihrer Mitbürger aus dem Auge verloren. — Unter den Gelehrten dieſer Periode, die durch Schriften auf die Nachwelt gekommen, ſind vorzüglich zu bemerken: die Geſchichtſchreiber Gornicki, Stryjkowski, Sarnicki und der Biſchof Martin Kromer, der polniſche Livius, der Redner Stanislaus Orzechowski und die Dichter Nicolaus Rey, Johann, Peter und Nicolaus Kochanowski, und der vom Papſt Clemens VII. gekrönte Janicki; in der juriſtiſchen Literatur: Johann Herbart, Caſtellan von Sanok; in der Politik: Warſzewicki. — Ich ende mit einem Auszuge aus dem „Thuanus" (56ſtes Buch, S. 37): Die Geſandten Polens, Johann Herbart, Caſtellan von Meſeritz, Adam Konarski, Biſchof von Poſen, Nicolaus Radziwill, Fürſt auf Olyka, Johann Tarnowski, Caſtellan von Krakau, Albert Laski, Woiewode von Sieradz, und mehrere andere Herren, zur Wahl Heinrichs von Valois abgeſchickt, zogen mit 50 vierſpännigen Wagen und 250 Reitern in Paris ein. Die Franzoſen erſtaunten über die mächtigen Schnurbärte, die ſtolzen Geſtalten, die koſtbaren Säbel, Pelzmützen und die geſchornen Köpfe; ihr Erſtaunen wuchs aber und verwandelte ſich in peinliche Verlegenheit, als dieſe von den eiteln Franzoſen roh geſchilderten Sarmaten franzöſiſch, italieniſch, endlich auch lateiniſch mit der größten Fertigkeit zu ſprechen anfingen und die ſchamrothen Hofleute bei der Nichtkenntniß der letzten Sprache durch Kopfnicken ihre Verlegenheit zu verbergen ſuchten. Als der bigotte Heinrich in Hinſicht der Religionsfreiheit Polens Schwierigkeiten erhob, ſo erklärte ihm der freimüthige Staroſt Zborowski geradehin, daß er nie zum Könige von Polen gewählt worden wäre, hätte man dieſes Hinderniß erwartet. — Sie werden noch die Frage aufwerfen: wo ſind die vielen Tauſend Familien Deutſcher geblieben, welche unter Kazimierz dem Großen und deſſen Nachfolgern in Polen einwanderten? finden ſich nicht noch Spuren dieſer Familien? — Die Namen Lemberg, Landshut, Tarnow, Landkron, Neuſondek u. ſ. w. in Gallizien, und die Städte Fraustadt, Birnbaum, Meſeritz, Reißen und hundert andere im Poſenſchen, zeigen hinlänglich, wem ſie ihre Anlage verdanken; überdem aber haben ſich die deutſche Sprache und die deutſchen Familien-Namen in vielen Theilen des ehemaligen Polens erhalten, namentlich im Poſenſchen längs der ſchleſiſchen Grenze, wo es viele Städte

Digitized by Google

giebt, in denen man gar nicht einmal Polniſch verſteht; eben ſo in Weſt- und Oſtpreußen, in Liefland, Eſthland und Kurland. Da, wo die deutſche Sprache untergegangen iſt, mag es mit vielen Familien-Namen derſelbe Fall geweſen ſeyn; auch mögen Namens-Umſtaltungen ſtatt gefunden haben, da ihr reicher Landsmann Wierzynek am Rhein dieſen ſarmatiſchen Namen gewiß nicht geführt hat, und wir in unſern egoiſtiſchen Zeiten hier im Lande oft ſolche Veränderungen des Namens mit der Veränderung der Regierung bemerkt haben; z. B. — doch — exempla sunt odiosa! — Endlich findet man auch wirklich noch viele polniſche Familien mit echt deutſchen Namen, die ihren Urſprung andeuten, wie z. B. Morſztyn (Morſtein), Szembek (Schönbek), Wolmer, Karp, Szenaich (Schöneich), Rottermund, Ankowicz, Romer, Treter, Jaggl, Baier, Frankowſki, Borch, und wenn man mit Aufmerkſamkeit beſonders Namen aus niedern Ständen ſammeln wollte, ſo würde man gewiß eine ungeheure Anzahl auffinden. — So weit für diesmal; ich habe ferner nicht mehr nöthig, die Leſer mit barbariſchen Namen zu quälen, werde mich aber bemühen, das allgemein Intereſſante Ihrem lieben Kreiſe aus meinem ſarmatiſchen Wohnorte mit zu theilen. Pani Beens.

In Hindoſtan geſchieht die Verlobung der jungen Mädchen ſchon im zarteſten Alter, um die Zeit, wenn ſie aufhören, mit der Puppe zu ſpielen. Dann geht ein ganzer Trupp ſolcher Mädchen, reich geputzt, verhüllt mit einem Schleier von ſcharlachrothem Mouſſelin, und von ihren Müttern begleitet, nach einem Teich vor der Stadt. Ein gleich zahlreicher Trupp Jünglinge folgt. Auf ein gegebenes Zeichen wirft jedes junge Mädchen ſeine Puppe, die noch phantaſtiſch ausgeputzt worden, in den Teich; ſogleich ſtürzen die Jünglinge ſich hinterher, ſchwimmen Jeder ſeiner Puppe nach, und ſchlagen darnach ſo lange mit einem Stocke, bis ſie untergeht. Es wird als ein übles Zeichen betrachtet, wenn ſie nicht gleich verſinken will, und diejenige, der die Puppe gehört, kann ſich förmlich darüber betrüben. Wenn ſie aber alle untergegangen ſind, wird der Teich unter religioſen Ceremonien begrüßt, und man kehrt nach Hauſe zurück. (Corsaire.)

Voltaire ſagte einmal: „Die beſte Art, ſich zu unterrichten, iſt die, ſorgſam auf die Fehler guter Schriften zu achten!“ Und ein ander Mal: „Gegen Unvollkommenheiten großer Männer muß man ſeinen Tadel richten; denn wenn unſer Vorurtheil uns auch ihre Fehler mitbewundern läßt, ſo fangen wir bald an, ſie ihnen nach zu machen!“ (Gaz. d. Fr.)

In Petersburg hat man unlängſt Verſuche angeſtellt mit einer neuen Art von Schaluppen aus Kork, und ſie ſehr bewährt gefunden. Eigentlich ſind ſie nur zu Canälen beſtimmt, aber auch auf der Oſt-See will man ſich ihrer bedienen (?). (Pandore.)

Die Fabrikation des Velin-Papiers iſt in Frankreich erſt ſeit 50 Jahren bekannt; Pierre Mongolfier d'Annonay brachte das Geheimniß aus England mit. (Corsaire.)

Bemerker. No. 15. 1826.

Calderon recenſirt ſich ſelbſt.

Bei Gelegenheit der Aufführung des Calderon'ſchen Trauerſpiels: „Geheime Rache für geheimen Schimpf“, iſt neuerdings das ſpaniſche Ehrenthema vielfältig beſprochen worden. Die Verkehrtheit, Handlungen, die, an ſich zu den unvernünftigen gehörend, nur inſoweit gerechtfertigt erſcheinen, als ſie aus dem Impuls edlerer Leidenſchaften hervorgehen, dieſe den punctilioſeſten Geſetzesbeſtimmungen zu unterwerfen, klebte nicht allein den Spaniern an; auch bei den Engländern war der Cavalier-Ehren-Coder zur Zeit der Eliſabeth zu einer lächerlichen Vollſtändigkeit ausgebildet, wie ſich denn Shakſpeare oft darüber luſtig macht, und dieſe regulairen und punctilioſen Ehrenritter dem wahren Mannhaften gegenüber ſtellt. Zu welchem kaltblütigen Ungeheuer dieſer galant chevalereske Ritterdienſt bei den Franzoſen ausartete, ſo wie, daß bei ihnen die Geſetze der todten Ehre am längſten dauerten, iſt bekannt. Der geſunde Sinn der Nation ließ bei den Engländern am früheſten dieſen Götzendienſt der falſchen Ehre eingehen; wozu freilich auch die religiös-puritaniſche Richtung das ihrige beitrug. Aber auch bei den Spaniern wurde ſchon früh das Unvernünftige, das alle wahre Ehre und Freiheit des Mannes Beſchränkende dieſer Cavalier-Geſetze empfunden. Wer hat mehr als Calderon die Intriguen ſeiner Tragödien und Luſtſpiele auf die conventionellen Ehrenregeln ſeiner Spanier baſirt, und doch fühlte ſein geſunder Geiſt ſelbſt, in lichteren Momenten, die Natur-Verkehrtheit ſolcher Geſetze. So läßt er im „Maler ſeiner Schmach“ den an der Ehre beleidigten Ehegatten ausrufen:

Ich ſo erniedrigt? Himmel! Doch wie anders,
Wenn krankhaft reizbar es die Ehre will.
Weh über den, der ſolch Geſetz gegeben!
Der meinen Ruf in fremde Hand gelegt,
Daß fremdes Thun, nicht eig'nes ihn beſtimme,
Die Schmach dem zutheilt, dem die Kränkung ward,
Nicht jenem, der das Schmähliche beging;
Er wußte von der wahren Ehre wenig.
Wie kann die Welt ſo argen Mißbrauch dulden?
Darf dort die Schuld und hier die Strafe ſeyn?
Weh über den, der dies Geſetz gegeben!

Gewiß eine ſchlagende Stelle. Bei den Osmanen fällt die Schmach der fehlenden Gattin nicht auf den Ehemann, ſondern auf die Eltern, welche die Tochter erzogen haben; bei den Franzoſen fiel der Titel: „Von den Rechten des gekränkten Ehegatten“ ſo ziemlich ganz aus dem Ehren-Coder fort, wie denn ſchon der franzöſiſche Doctor Cajus bei Shakſpeare ſagt: „Bei uns in Frankreich kennt man nix von Eiferſuchten!“ — Die citirte Stelle iſt aus einer noch Manuſcript-Ueberſetzung des intereſſanten Trauerſpiels von der Verfaſſerin der „Rolands-Abentheuer“. W.

Parabel.

Es gab eine Zeit, da war die höchſte Münze ſehr verfälſcht, obwohl gar viele Leute es nicht wiſſen wollten. Da kam ein Mann, der prägte mit ächtem Stempel nur ächtes Gold, und ſeine Münzen, obwohl man den Rein-Münzer verunglimpfen wollte, ſtiegen gegen anderes Geld weit über den Nennwerth. Sie kamen aber auch in die Hände liſtiger Leute, die beſchnitten ſie wieder und meinten: was ſie ſonſt gegolten, ſey hinlänglich, um für ihren Werth zu zeugen, und die Demuth wolle es, daß ſie ſich nicht über andere Münzen erheben dürften. Die heuchleriſchen Wucherer hatten von dieſer erzwungenen Demuth ihren Vortheil und die beſchnittenen Goldmünzen wußten ſich nun nicht anders zu helfen, als daß ſie in ihrer Keckheit ſagten: Wir ſind zu dem Werth unſerer Väter zurückgekehret! — obgleich ſie ſelbſt, ſo wie die liſtigen und vernünftigen Leute, recht wohl wußten, daß ſie weniger galten als jemals.
W. Münde.

Condolenz.

Mit großem Leidweſen ſieht Einſender dieſes den für Herrn Simrock höchſt ungünſtigen Ausgang der Fehde mit dem Pſeudonymus Herrn Beifuß. Es iſt ſehr zu bedauern, daß bei kritiſchen Fehden keine Kampfrichter ſind, denn nur ſo war es möglich, daß die Parteien mit ungleichen Waffen gegen einander kämpften. Nicht genug, daß Herr Beifuß

(„Ich geb' ihm dieſen Namen,
Weil ich den wahren noch nicht weiß;"
Gellerts Fabel: „Um das Rhinoceros zu ſehen" ꝛc.)

ſeinen Gegner gleich bei'm Anfang des Kampfes mit ſieben Fuß langen Verſen attakirte, da dieſem doch nur die ordinairen ſechsfüßigen zu Gebote ſtanden; ſo will er ihm jetzt, nachdem Herr Simrock bereits vorſichtiger Weiſe erklärt hat, er wolle den Kampf nicht weiter fortſetzen, noch mit einem „unendlichen" Gelächter den Todesſtoß verſetzen, da der Andere nichts auf ſeiner Seite hat, als das endliche Lachen der Lacher. Nun könnte man zwar, in Betracht, daß unſer Pſeudonymus in dieſem ganzen Streit eben keine glänzende Seite ſeines Witzes oder Verſtandes zur Schau getragen hat, vielmehr dieſelben für „einen beſſern Almanach" zu ſparen ſcheint, mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß jenes unendliche Gelächter eigentlich gar keinen Anfang gehabt hat, indeß wollte doch Einſender dieſe Gelegenheit benutzen, um unſere neueſten Polemiker, die meiſt nicht alt und nicht klug, mitunter aber recht altklug ſind, vor ähnlichen Exceſſen recht freundſchaftlich zu warnen.
Ein Unberufener.

Stuttgart, den 3. April 1826.

Antwort auf die Frage: Wie wird jetzt in Deutſchland ein literariſcher Name nicht erworben, ſondern fabricirt?

Wie man in jetziger Zeit die Kritik treibt, möchte beinah noch wunderbarer ſcheinen, als die Kunſt, ſich einen literariſchen Namen zu fabriciren. Man erfindet irgend eine derbe Unwahrheit, je lächerlicher, deſto beſſer, ſchiebt ſie als Thatſache einem, dem man ſchaden möchte, unter und läßt ſie in öffentlichen Blättern drucken — natürlich ohne Unterſchrift des Namens.

In dieſe Cathegorie gehört die Nachricht: „wie wird jetzt in Deutſchland ein literariſcher Name nicht erworben, ſondern fabricirt", von Stuttgart datirt, mit *—* unterzeichnet, in der Beilage Nr. 10 zum Blatte 46 des „Geſellſchafters". Der Unterzeichnete glaubt als Herausgeber der „Memoiren des Satan" einen Theil dieſer Epiſtel auf ſich ziehen zu müſſen, und giebt auf dieſem Wege den Leſern des „Geſellſchafters" die Nachricht, daß ſie einer Unwahrheit ihr Ohr geſchenkt haben. Die Recenſion in Nummer 100 des Literatur-Blattes, auf welche ſich Herr *—* bezieht, iſt weder von mir verfaßt, noch eingeſandt worden. Ich überlaſſe es dieſem Blatte, wie auch dem Lit. Converſations-Blatte, ſich über dieſe neue Erfindung näher aus zu ſprechen und erkläre hiermit, daß ich es, bevor mir „Herr *—* in Stuttgart" zu Geſicht kam, nie mit einem Popanz zu thun hatte. Iſt er übrigens ein Mann von Ehre, ſo wird er in dieſem Blatte ſeinen Namen nennen und nachweiſen, wie und wodurch er zu dieſer Unwahrheit veranlaßt worden ſey.
Dr. Wilhelm Hauff.

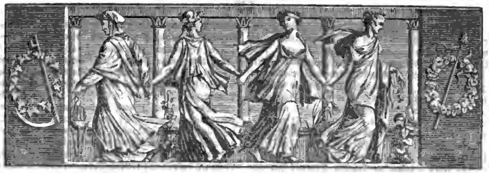
Die Nachäffer.

Das altnorddeutſche Sprachgeſchlecht gebar
Teutona ſelbſt im Ehebund mit Luther.
Von jetz'ger neuſüddeutſcher Mundart war
Der Vater Goethe und Jean Paul die Mutter;
Er freier Sinn, ſie freie Phantaſie,
Und Beide reich an Fülle von Genie
(Nur ohne Band und ohne Harmonie).
Die Kinder wuchſen bald durch ihre Menge
In gar zu genialiſchem Gedränge
Den beiden Eltern über'n Kopf;
Jetzt nehmen ſie ſich wild einander ſchon beim Schopf.
Der Vater hat ſich überlebt ſeit lange,
Nun iſt die Mutter auch geſtorben, ach!
Sie ſteuerten doch manches in dem Drange —
Wer hält den Zügelloſen jetzt die Stange?
Baggeſen.

Abfertigung.

Einem Herrn H*e*n*a*n (vid. „Anzeiger der Deutſchen"), der in meinem Aufſatze: „über Gleim's Perſönlichkeit und Eigenheiten" die bedenklichſte Zweideutigkeit gefunden haben will, erwiedere ich in aller Kürze Folgendes: Daß ich die häkliche Unterſuchung: ob Männer, wie Leibnitz, Gellert und Gleim, uneheliche Kinder hinterlaſſen haben, oder ob ſie, wie der berühmte Kant, als ächte und reine Junggeſellen aus der Welt gegangen ſind, ſehr gern ſolchen tugendhaften Leuten, als H. H*e*n*a*n, überlaſſe. Das letzte Problem ſcheint mir überdies mehr vor das Forum der Aerzte, als vor das meinige zu gehören, und mit dem der reinen Jungfrauſchaft ganz von gleicher Natur zu ſeyn. Am wenigſten konnte mir aber einfallen, dergleichen vortreffliche Denker als Verächter eines Standes ſchildern zu wollen, der zur Aufrechthaltung bürgerlicher Ordnung, wie zur Fortdauer unſeres Geſchlechts gleich unentbehrlich iſt. — Wenn in dem Ausdrucke: „Wer unter jenen Herren (Rigoriſten der Moral) ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie!" — wirklich eine Zweideutigkeit liegt — wie ich nicht läugnen will —; ſo iſt es fürwahr eine viel andere, als die, welche dieſer drolligſte aller Exegeten darin wittert, und welche Leſer, für die mein Aufſatz eigentlich geſchrieben wurde, ohne meine nähere Erklärung, längſt ſelbſt gefunden haben werden. — Schließlich will ich dem H. H*e*n*a*n noch einen kleinen Fingerzeig geben, wie er über Gleim die nämlichen Briefe finden kann, die er bereits über Leibnitz und Gellert gefunden zu haben verſichert. Es iſt ihm wahrſcheinlich etwas Neues, daß Gleim in einem hinterlaſſenen Schreiben Heinſen ſehr dringend bittet, ſich doch ja künftig der Aufſchrift: „An Vater Gleim", nicht weiter zu bedienen, indem ſchon in ganz Halberſtadt das Gerücht umher gehe: daß die H—kinder bereits per Poſt an ihn ſchrieben.

Risum teneatis Amici!
Ernſt Woldemar.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 28. April. 67ſtes Blatt.

Ein Nachmittag bei Thümmel.

Die erſte geiſtige Bekanntſchaft mit dieſem höchſt liebenswürdigen Günſtling der Grazien und Muſen machte ich nicht, wie ich billig geſollt hätte, durch ſeine „Wilhelmine“, noch durch „die Inokulation der Liebe“, ſondern, wie ſo Viele, die, über Wieland's „Oberon“ entzückt, eine Zeit lang faſt alles andere Schöne vergaßen, weit ſpäter durch ſeine „Reiſe in's ſüdliche Frankreich“. — Als der erſte Theil dieſes genialen Werkchens erſchien, und ſo, daß Niemand wußte, wo er herkam, lebte ich in einer Gegend, die recht eigentlich dazu geſchaffen iſt, dergleichen Nektar und Ambroſia zu genießen. Ich darf nur den Namen Deſſau nennen, um in der Phantaſie der Leſer ſogleich das lachende Bild eines großen engliſchen Gartens hervor zu zaubern. Dort war dem durch Baſedow geſtifteten Philantropin ein fürſtliches Palais eingeräumt, worin früher nicht nur der ſentimentale Matthiſſon, ſondern auch meine dichteriſche Wenigkeit die Geſchenke und Gaben der holden Pierinnen mit allem möglichen Anſtande bei ſich willkommen heißen konnte.

Früh an die ewig jungen Meiſterwerke der Alten gewöhnt, wie auf die vorzüglichſten Geiſter Englands und Frankreichs mit Liebe aufmerkſam, war ich in meiner deutſchen Lektüre bereits mehr als gewählt, ich möchte ſagen, eigenſinnig. — Bei dieſer Richtung des Geſchmacks, die — ich geſtehe es — gegenwärtig noch ungleich weniger nach der Mode ſeyn dürfte, als ſie es in den unvergeßlichen Tagen Friedrichs und der heiteren Jugend war, verſprach ich mir von dem erwähnten erſten Theil der Thümmelſchen Reiſe anfangs eben nicht viel Beſonderes; und dies um ſo weniger, da ich bei dem flüchtigen Durchblättern deſſelben — auch Verſe witterte. Jedoch gönnte mir die Parze, als das neue Thümmelſche Geiſteskind aus dem Buchladen eben bei mir angelangt war, einen von jenen wonnevollen philantropiſchen Nachmittagen, wo ich, frei von allen läſtigen Geſchäften der wenig reizenden Göttin Erzieherin, an den paradieſiſchen Ufern der Elbe und Mulde ganz mir ſelbſt leben konnte. Ich wanderte alſo, ohne ſie noch zu kennen die ſchlaue und doch liebenswürdige Margot mit mir führend, auf den ſogenannten Sielizer Berg, der, obſchon für einen Sohn des Harzes ſo gut wie kein Berg, doch zum Erſatz für einen Roßtrapp oder Rehberger Graben dem Luſtwandelnden eine der entzückendſten Ausſichten auf den breiten Silberrücken der majeſtätiſchen Elbe gewährt.

Hier war es, wo Herzog Franz, der Allgeliebte, von einer gefährlichen Krankheit geneſen, der Hygieia einſt aus Dankbarkeit einen zwar kleinen, aber ſehr geſchmackvollen Tempel errichten ließ. In der Mitte dieſes ländlichen Heiligthums durfte ich, ohne auf das Prieſterthum der Himmliſchen je die geringſten Anſprüche gemacht zu haben, dennoch gemächlich Platz nehmen. Ich zog mein Bändchen aus der Taſche, und dachte, indem ich es prüfend in der Hand wiegte, wie Mancher ſeinen Dukaten, ein wenig vornehm: „Nun, ſollte auch das Buch nicht viel taugen, dieſe Gegend bleibt ja darum nicht minder bezaubernd!“

Allein wie groß und angenehm war meine Ueberraſchung, als ich in meinem geliebten Begleiter nicht bloß den feinſten und geſchmackvollſten Weltmann, ſondern zugleich den glücklichſten und eleganteſten Dichter, ja noch mehr, ſelbſt den geiſtreichſten und gewandteſten Philoſophen für das Leben entdeckte. Ich las und las, und konnte nicht aufhören zu leſen, als bis ich an die letzte Seite eines Werkchens gelangte, das mich mit magnetiſcher Allgewalt an ſich feſſelte. „O warum", ſo ſeufzte ich an dem viel zu früh eingetretenen Ziele; „o, warum ſingt und erzählt und philoſophirt dieſer beneidenswerthe Sterbliche nicht fort, wie die ruhigen Wellen jenes langſam wandelnden Stromes ſich unaufhörlich fort bewegen?"

Ich war, beſonders nachdem ich im dritten Theile das erſte Meiſterſtück deutſcher Beredſamkeit weniger geleſen, als eingeſchwelgt hatte, lauter Begeiſterung für den glücklichen Schöpfer und im eigentlichſten Sinne des Wortes voller Entzücken über ſein Werk. Ich empfand von Stund' an nicht nur den innigſten Wunſch, nein, die heißeſte Sehnſucht, einen ſo überaus liebenswürdigen Meiſter von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen; denn ich hielt dafür und vermochte es einer geheimen Ahnung nicht ab zu ſtreiten, daß er, gleich dem Günſtlinge Mäcens, durchaus ſo ſeyn müſſe, wie ſein Buch. — Allein es vergingen beinahe achtzehn Jahr, bevor mir dieſer erſehnte Herzensgenuß gewährt wurde Endlich fügten es die Himmliſchen in dem Jahre 1808 ſo glücklich, und an einem Orte, wo ich am wenigſten darauf rechnen zu dürfen glaubte. Dieſer Ort war kein anderer, als das bekannte, in der ſchönſten Gegend des Thüringer Waldes, unweit Gotha befindliche Schnepfenthal.

Wie ich dort hinkam? iſt eine Frage, die hier füglich unberückſichtigt bleiben kann, da in dieſem Aufſatze zunächſt nur von Thümmel und nicht von dem Erzähler die Rede ſeyn ſoll. Weniger überflüſſig ſcheint (mindeſtens für Leſer, welche der Gegend nicht kundig ſind) die Bemerkung: daß das Städtchen Sonneborn, wo ſich unſer Dichterphiloſoph am Abend ſeines Lebens gewöhnlich aufhielt, nicht viel über eine kleine Meile von Schnepfenthal entfernt liegt. Mir armen Sterblichen, von der böſen Sieben Hypochondrie leider weit mehr beengt, als Thümmels Held, war aber davon im Gedränge des Lebens keine Sylbe kund geworden; man denke ſich alſo das freudige Erſtaunen, welches ich bei dieſer ganz unerwarteten Entdeckung empfand!

Durch den Erſten, der ihn ſprach, ließ ich dem Längſterſehnten mit dieſen Worten meinen merkurialiſchen Gruß entbieten: „Ich bewunderte zwar über ein reichliches Dutzend vaterländiſcher Schriftſteller, liebte aber von ganzem Herzen eigentlich nur ihrer Drei; und dieſe Drei hießen: Thümmel, Wieland und Lichtenberg."

Kaum hatte der jovialiſche Dichter dieſe ſcherzhafte Aeußerung, die ſo viel Ernſt enthielt, von meinem Abgeſandten vernommen, ſo verlangte er auch das Warum? von der Sache zu wiſſen. Ich ſäumte nicht, es ihm unverzüglich in vier gereimten Zeilen zu geben, die flüchtige Anſpielungen auf ein Paar der intereſſanteſten Stellen aus ſeiner Reiſe enthielten. — Jetzt ward ich von ihm zu einem heitern Mittagsmahle eingeladen. Hätte man mir auch nicht zuvor geſagt, daß er, wie faſt alle geiſtreiche Männer ohne Ausnahme, kein Verächter mundender Schüſſelchen, ſo wenig, als des Sorgen verſcheuchenden Gottes, ja bei einem guten Glaſe Wein erſt doppelt und dreifach Thümmel wäre, ſo würde ich das aus der freundlichen Farbe ſeiner Lebensphiloſophie unſchwer ſchon von ſelbſt errathen haben. Aber:

Lugete, o Veneres, Cupidinesque,
Et quantum est hominum venustiorum!

Die Göttin Erzieherin hatte bei dieſer Gelegenheit, wie ſo oft in meinem Leben, wenig Erbarmen mit meinem innern Menſchen, und ſtrich mir eine Hoffnung, deren Erfüllung ich nach den unvergeßlichen Träumen der Kindheit für die erſte aller Seligkeiten halten mußte. Anſtatt mit dem Ariſtipp von Sonneborn ſokratiſche Becher zu leeren, mochte ich, während die Sonne culminirte, mit Adam Rieſe zu Schnepfenthal an proſaiſchen Zahlengerippen nagen! Alles, was ich von der pädagogiſchen Zuchtmeiſterin erhielt, war, daß ich die Alltagsfeſſeln für einen Nachmittag abſchütteln, und dann nach Sonneborn traben durfte, um mit dem Auserwählten meiner Seele das ſchwarze Stündchen zu feiern.

Ich eilte, nein, ich flog zu ihm, den ich Jahre lang mit einer Anhänglichkeit und Herzlichkeit geliebt hatte, wie nur wenige ſelbſt meiner vertrauteſten Freunde. Ein kleines Männchen, ſchon in den Siebzigern, aber mit der heiterſten, freundlichſten Miene, und mit einem Auge ſo lebendig und ſprechend, als ich es je an einem Jünglinge bemerkte, kam mir mit Güte und Wohlwollen entgegen. Und doch was für gewaltige Klippen hatte das geſchätzte Nichts der eiteln Ehre zwiſchen uns Beiden befeſtigt! Er war von Adel, ich nicht. Er hatte im Staate anſehnliche Aemter bekleidet; mir hatte Fortuna nur ſubalterne Privatrollen zugetheilt. Er beſaß ein eigenes Landgut; ich durfte auf der weiten Erde auch die Scholle nicht mein nennen. Ihm ſtand der Eintritt zur großen Welt offen; gegen mich that ſelbſt die kleine mitunter vornehm. Sein Schriftſteller-Ruhm ging durch ganz Deutſchland; ich hatte nie dergleichen geſucht und dachte: o beata obscuritas! Und über das Alles ſchien er dennoch an Figur ein Kind gegen mich; ich aber mit meinen richtigen ſechs Fuß ein Rieſe gegen ihn.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

B u n t e s.

Der Pfarrer Jean Bonchrr, Prior der Sorbonne und Rector der Univerſität, beſchrieb, wie folgt, den König Heinrich III. auf öffentlicher Kanzel: „Dieſer Heinrich trägt beſtändig, wie die Türken, einen Turban, und nimmt ihn nie in der Kirche ab, nicht einmal zur Ehre Chriſti, wenn er zum Abendmahl geht. Als der Heuchler ſich ſtellte, als ginge er gegen die deutſchen Reiter (reistres) zu Felde, ſo war er eben ſo bewaffnet wie ſie, trug einen Pelz mit ſilbernen Haken, zum Beweis, wie gut er ſich mit ihnen verſtand und wie ſehr er jenen ſchwarzen Piſtolen-Teufeln ergeben war (ces diables noirs empistolés). Mit einem Worte, er iſt ein Türke mit dem Kopfe, ein Deutſcher mit dem Leibe, eine Harpye mit den Händen, ein Engländer mit dem Knieband, ein Pole mit den Füßen und der Teufel aus der Hölle mit der Seele!“ — Er hielt neun Predigten, um zu beweiſen, daß Heinrich IV. nur zum Schein zur katholiſchen Religion übergegangen ſey (es bedurfte nur ſeiner eigenen Worte zu dieſem Beweiſe: Un royaume vaut bien une messe). Er betete zu Gott in jeder dieſer Predigten, daß Gott das ganze Geſchlecht Heinrich's vertilgen möchte bis auf die letzte Spur (et qu'il rien soit plus parlé). Er und ſeine Zuhörer ſollten lieber ſterben, als von Heinrichs Hand den Frieden annehmen.

Das ſonderbarſte Treibhaus hatte wohl der berühmte Naturforſcher Bonnet. Er zog Gewächſe und Blumen in alten Büchern, indem er Samen zwiſchen die angefeuchteten Blätter legte. Schade, daß in dem Waſſer der neueſten Gedichte kein gutes Körnchen aufkömmt, ſonſt würde man ſolche Gedicht-Sammlungen zu obigem Zweck gebrauchen können, ohne das Anfeuchten nöthig zu haben.

Zu Ende Mai des Jahres 1603 herrſchte in Paris eine ſo große und anhaltende Dürre, daß man ſich entſchloß, die Reliquien der heiligen Genoveva öffentlich aus zu ſtellen und Gebete um Regen an zu ordnen. Man wählte abſichtlich den Tag vor einem Mondwechſel, um durch ein natürliches Mittel dem Wunder zu Hülfe zu kommen. Es wollte aber weder der Mond noch die Heilige Regen bringen, und die Canonici des Stifts mußten auf ein zweites Wunder bedacht ſeyn, um die Stelle des verunglückten zu erſetzen. Sie gewannen mit Geld einen armen Teufel, der zur Galeerenſtrafe verurtheilt war; er trug ſchon, wie alle übrigen Verurtheilten, Feſſeln; man nahm ſie ihm ab, unter der Bedingung, daß er überall ſagen mußte: er habe zur heiligen Genoveva ſein Gebet gerichtet; ſie habe ihn erhört, die Ketten wären hiermit von ſelbſt abgefallen u. ſ. w. Aber der Betrug wurde entdeckt, denn der Galeeren-Sklave, den man aufs Neue in Feſſeln ſchlagen wollte, berief ſich auf das Wort der Stiftsherren, daß er frei bleiben ſolle; und als er ſah, daß ſie ihren Vertrag brechen wollten, brach er den ſeinigen, und geſtand die Wahrheit zum Spott der Canonici der heiligen Genoveva, und zum Beweis, daß die Heilige im Himmel ſich weder um Regen noch um Sonnenſchein bekümmere.

Th. Laurin.

Gedichte, von Ludwig Halirſch.

4. Wandernde Schwalben in Italien.

Schwalben, woher?
Kommt ihr aus der Heimath?
Hat Eine von Euch
Am Hauſe des Liebchens vielleicht
Ihr Neſt gebaut —
So ſeyd mir gegrüßt!

„Aus der Heimath kommen wir,
Kennen Dein Liebchen,
Haben zum Abſchied
Ihr Haus umkreiſet,
Und bringen
Dir tauſend Grüße!“

Schwalben, wohin?
Seht, noch grünet der Weinſtock,
Knoſpen und Frucht
Trägt der ſaftige Baum,
Und die Sonne
Brennet heiß vom blauen Himmel!

„Nach Süden! Nach Süden!
Drüben wintert's ſchon;
Im Faſſe ſchäumet der Moſt,
Und Dein Liebchen
Schloß die Fenſter,
Wie wir auch pickten!“

Schwalben, traurige Boten
Seyd ihr in der Fremde —
Bringt den Winter mit,
Zu Hauſe bringt ihr den Lenz.
Glück auf die Reiſe,
Zieht weiter nach Süden,
Ich ziehe nach Norden zurück!
Und zittert jedes Aeſtchen
An den Bäumen vor Froſt,
Und ſtocket jede Welle
Im Gewande vom Eis —
Klopf' ich an's Fenſter,
Schließt mein Liebchen doch auf,
Und ſtreckt die weißen Arme
Dem Kommenden entgegen,
Als ſey er der Lenz!

Schwalben, lebt wohl!
Kommt ihr zurück,
So ruh' ich längſt am Herzen
Treuer Liebe,
Und der Wand'rer, der jetzt einſam
In der traurigen Fremde,
Oeffnet euch daheim
Sein gaſtliches Haus,
Und das beſte Plätzchen
Gönnt er euch gern!

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

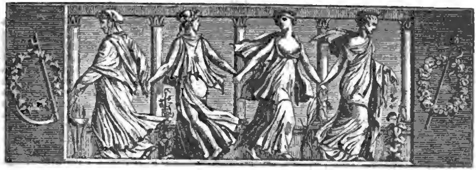
Einzelnes über die Chineſen. (Nach den neueſten Berichten.) In der Geographie ſind die Chineſen nicht zum Beſten unterrichtet. Sie glauben, die Erde ſey ein Viereck und ihr Reich läge in der Mitte; noch weniger kennen ſie das Meer. Sie meinen, daß Ebbe und Fluth durch einen großen Fiſch veranlaßt werde, der auf dem Grunde des Meeres ſitze. Während des Sturmes, wenn die Gefahr die größte Anſtrengung erfordert, richten ſie ihre Gebete an die Buſſole (Compas) und gehen ſo zu Grunde, ohne auf ihre Rettung bedacht zu ſeyn. Die Jeſuiten haben die Meinung verbreitet, als ſeyen die Chineſen große Mathematiker und Aſtronomen, allein dies iſt nicht der Fall; ſie verſtehen nicht einmal die Bahnen der Cometen zu berechnen, und da ſie, nach Art der Ruſſen, mit an einander gereihten Kugeln rechnen, mithin ungleiche Brüche nicht berechnen können, ſo leiſten ſie noch weniger etwas in ſchwereren Rechnungen. — Ihre Muſik nimmt gleichen Rang mit der indiſchen ein; bei ihnen gilt für den größten Kapellmeiſter, wer den größten Lärmen zu machen verſteht. Niemals haben ſie es, bei aller ſonſtigen Anlage zum Nachmachen, ſo weit gebracht, Taſchen- und Pendel-Uhren zu verfertigen; ſie bewundern noch immer die gröbſten europäiſchen Arbeiten dieſer Art. — Die ſchönen Wiſſenſchaften liegen bei ihnen noch in der Wiege, troz dem, daß ſie eine ungeheure Menge Gelehrter haben. Ihre Schriften handeln vornehmlich davon, woran die glücklichen und unglücklichen Tage zu erkennen ſind; an welcher Stelle das Bett in der Kammer ſtehen muß; zu welcher Stunde man eſſen, aufſtehen, die Stube fegen u. ſ. w. ſoll. Niemals werden ſich die Kenntniſſe der Chineſen ausbreiten, denn wie iſt es möglich, daß ein Volk eine univerſellere Bildung gewinne, wo ein ganzes Menſchenleben dazu gehört, um nur die eigene Sprache zu erlernen. — Mit den Worten Confutſe's ſind die Jeſuiten nicht getreu umgegangen; der größte Theil deſſen, was ſie als ſeine Manuſcripte uns gegeben haben, iſt ihr eigenes Machwerk. Dieſe Werke, die beſonders moraliſchen Inhalts ſind, enthalten eine Menge dunkler Reden, Viſionen und Sprüche mit alter Philoſophie vermiſcht. Die Chineſen unternehmen nichts, ohne vorher die Schriften des Confutſe befragt zu haben. Die vornehmſten Charaktere aus dem Capitel von der Wahrſagekunſt haben ſie auf Bambusſtäbe eingeſchnitten. — Vorzüglich großen Aberglauben treiben die Chineſen mit der Zahl 9; Alles wird in China mit dieſer Zahl gemacht. Man verneigt ſich neun Mal vor einem Mandarin und dieſe verneigen ſich eben ſo vielmal vor dem Kaiſer. Alle Thürme haben neun Stockwerke; eine Merkwürdigkeit iſt, daß ſich auf denſelben ſeit uralten Zeiten Telegraphen befinden, durch welche die Hauptſtadt mit den Provinzen ſich ſchnelle Mittheilungen machen kann. In neueſter Zeit hat man dieſe Maſchinen verfallen laſſen, auf den Thürmen findet man jedoch Wachen. Die Mandarinen ſind in neun Claſſen getheilt; die Verwandten eines Schuldigen werden bis in den neunten Grad beſtraft und ſeine Familie wird bis zum neunten Gliede enterbt. — Die kindiſchen Ceremonieen, welche bei Begrüßungen, bei Beſuchen und Gaſtmahlen beobachtet werden müſſen, ſind geſetzlich beſtimmt und dürfen nicht verſäumt werden. Ein Chineſe würde ſeinen nächſten Freund nicht empfangen, ohne ſich vorher Stiefeln an zu ziehen. — Die Kleidung der Chineſen beſteht in neun ſeidenen Hemden von verſchiedener Farbe, die vorn zugeknöpft werden. Darüber tragen ſie bei kaltem Wetter einen Mantel von ſchwarzem Stoff, auch ein Camiſol. Ihre Halbſtiefeln ſind von Atlas, zuweilen geſteppt; die Sohlen von Papier, einen Zoll ſtark. Sie raſiren ſich das Haar und laſſen nur auf dem Scheitel einen Büſchel ſtehen. Nur den Familienvätern iſt es erlaubt, Bärte zu tragen; dieſe beſchäftigen ſich ſorgfältig damit und ſtreichen ihn beſtändig mit der Hand, um ihn glatt zu halten. Sie ſchneiden ſich niemals die Nägel ab. — Der Gedanke an den Tod quält die Chineſen unaufhörlich und ſelbſt mitten in ihren Vergnügungen verläßt er ſie nicht; allein er erſcheint ihnen erträglicher, wenn ſie nur ſicher ſind, daß ſie eine Bahre haben und einen ſtillen Platz am Abhang eines Hügels bekommen werden. Die Reichen ſetzen ungeheuer Summen aus, damit noch mehrere Jahre nach ihrem Tode ihnen zu Ehren Feierlichkeiten veranſtaltet werden. Die Trauerfarbe iſt bei ihnen weiß. Es werden Männer bezahlt, die an der Bahre heulen müſſen; dieſe ſind weiß gekleidet. Mehrere Tage nach einander wird der Geſtorbene unter dem Klange vieler Inſtrumente umher getragen. Die Verwandten und Freunde bringen ihm Geſchenke und Lebensmittel, und ſelbſt, wenn er in ſeine lezte Ruheſtätte gelegt worden iſt, fährt man fort, ihm Eſſen zu bringen. — Die Chineſen ſind gut gebaut, geſchickt und ſtark im Streite; ſchon in dem frühen Alter üben ſie ſich, Laſten von 100 bis 150 Pfund zu tragen, ſpäter bringen ſie es ſo weit, ein ſolches Gewicht mit ſteifem Arm bis zur Kopfhöhe zu heben. Die Kämpfer, gegen die ſie ſich üben, ſind neun mit Erde gefüllte Säcke, die ſie in ihrer Stube aufhängen; ſie ſtoßen und ſchlagen ſich mit ihnen herum und wiſſen ſehr geſchickt den Stößen derſelben aus zu weichen. Sie verſtehen eine eigene Kunſt, ihre Muskeln zu härten; wenn ſich Einer mit ihnen ſchlägt, verleiten ſie ihn, auf dieſe harten Theile zu ſchlagen, wo dann der Schlag von dem mehr gefühlt wird, der ihn thut, als von dem, den er trifft. Dies Alles aber macht ſie nicht tapfer. Zehn Europäer, die mit Stöcken bewaffnet ſind, jagen hundert Chineſen in die Flucht; ſie ſind die allerſchlechteſten Soldaten und leicht von jedem andern Volke, welches ſie angreift, zu beſiegen. Keine einzige ihrer Feſtungen würde auch nur eine Belagerung von drei Tagen aushalten. Alle ihre Forts ſind rund und nicht hoch. Ihre Artillerie iſt mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen; ihre Feuergewehre ſchießen ſie mit Lunten ab und wenn ſie losſchießen, halten ſie den Kopf abwärts gekehrt. — Dies möge zur Berichtigung der bisher verbreiteten Nachrichten über ein Volk dienen, von dem die Miſſionarien uns ſo viele Wunderdinge erzählt haben. Zur Entſchädigung für die Mühen und Verfolgungen, denen ſich die geiſtlichen Wanderer ausſetzten, glaubten ſie, ihren Landsleuten einige wunderbare Berichte und übertriebene Gemälde mittheilen zu können. Wir dürfen daher die Memoiren der Miſſionarien nur mit Behutſamkeit leſen, und beſonders iſt vieles von dem überſchwenglichen Lobe, welches von ihnen den Chineſen ertheilt wird, zu ſtreichen. — r.

In Bordeaux kam neulich ein Schiff aus Indien während eines heftigen Sturmes an, und auf demſelben befand ſich ein ſeit mehreren Jahren abweſender junger Mann, der von den Seinigen ſehnlichſt erwartet wurde. „Gott ſey Dank!“ ſagte er; „dießmal hat der Himmel meinem Gelübde gnädiges Gehör geſchenkt!“ — „Thatſt Du ein Gelübde?“ fragten die Eltern — „Ja wohl! Als ſich der Sturm erhob, flehte ich zu Gott und gelobte ihm eine Sühne!“ — „O, dann eile doch ja, ſie zu erfüllen, mein Sohn! Und was gelobteſt Du denn?“ — „Ich gelobte, meine lieben Eltern, daß, wenn der Himmel mich in ſeinen gnädigen Schutz nehme, ſo ſolle mein älterer Bruder dafür Carthäuſermönch werden!“ — Der Sturmwind ſchien ihm ein Exemplar des Amendements des Erſtgeburtsrechts zugeweht zu haben. (Corsaire.)

Ein Speckhändler in Paris hat einen großen Schinken zum Aushängeſchild, mit einem Lorbeerkranz umwunden, und mit der Unterſchrift: „Le laurier seul préserve de la foudre!“ — Sein Haus hat auch wirklich keinen Blitz-Ableiter. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 29. April. 68ſtes Blatt.

Nachtbilder.

I.

Ich wand're durch die ſtille Nacht,
Da ſchleicht der Mond ſo heimlich ſacht
Oft aus der dunkeln Wolkenhülle,
Und hin und her im Thal
Erwacht die Nachtigall,
Dann wieder Alles grau und ſtille.

O wunderbarer Nachtgeſang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den dunklen Bäumen —
Wirr'ſt die Gedanken mir,
Mein irres Singen hier
Iſt wie ein Rufen nur aus Träumen.

II.

Er reitet Nachts auf einem braunen Roß,
Er reitet vorüber an manchem Schloß:
Schlaf' droben, mein Kind, bis der Tag erſcheint,
Die finſt're Nacht iſt des Menſchen Feind!

Er reitet vorüber an einem Teich,
Da ſtehet ein ſchönes Mädchen bleich
Und ſingt, ihr Hemdlein flattert im Wind,
Vorüber, vorüber, mir graut vor dem Kind!

Er reitet vorüber an einem Fluß,
Da ruft ihm der Waſſermann ſeinen Gruß,
Taucht wieder unter dann mit Geſaus,
Und ſtille wird's über dem kühlen Haus.

Wenn Tag und Nacht in verworrenem Streit,
Schon Hähne krähen in Dörfern weit,
Da ſchauert ſein Roß und wühlet hinab,
Scharret ihm ſchnaubend ſein eigenes Grab.

III.

Nächtlich dehnen ſich die Stunden,
Unſchuld ſchläft in ſtiller Bucht,
Fern ab iſt die Welt verſchwunden,
Die das Herz in Träumen ſucht.

Und der Geiſt tritt auf die Zinne,
Und noch ſtiller wird's umher,
Schauet mit dem ſtarren Sinne
In das weſenloſe Meer.

Wer ihn ſah bei Meeresblicken
Steh'n in ſeiner Rüſtung blank:
Den mag nimmermehr erquicken
Reichen Lebens friſcher Drang.

Fröhlich an den öden Mauern
Schweift der Morgenſonne Blick,
Da verſinkt das Bild mit Schauern
Einſam in ſich ſelbſt zurück.

IV.

Vergangen iſt der lichte Tag,
Von ferne kommt der Glocken Schlag;
So reiſ't die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt Manchen mit, der's nicht gedacht.

Wo iſt nun hin die bunte Luſt,
Des Freundes Troſt und treue Bruſt,
Des Weibes ſüßer Augenſchein?
Will Keiner mit mir munter ſeyn?

Da's nun ſo ſtille auf der Welt,
Zieh'n Wolken einſam über's Feld,
Und Feld und Baum beſprechen ſich —
O Menſchenkind! was ſchauert dich?

Wie weit die falſche Welt auch ſey,
Bleibt mir doch Einer nur getreu,
Der mit mir weint, der mit mir wacht,
Wenn ich nur recht an Ihn gedacht.

Digitized by Google

Friſch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Waſſerfall mit hellem Schall!
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen ſcheint!

Joſeph v. Eichendorff.

Ein Nachmittag bei Thümmel.

(Schluß.)

Wie manchem Berühmten möchte nicht ſchon dieſer letzte Umſtand das Concept mächtig verrückt haben! denn gewiß nur ſelten blickt ein Bewunderter gern von ſich in die Höhe. — Thümmel, der längſt gemerkt hatte, daß in dem großen Körpergebäude das Oberſtübchen doch wohl nicht ſo ganz ſchlecht meublirt ſeyn müſſe, forſchte geſchwind nur nach, ob auch auf dem linken Flügel deſſelben nicht ſtatt des Herzens etwa das Ein mal Eins ſchlage, oder die Aeols-Harfe der Aftergenies ihr monotoniſches Spiel treibe. Alles Uebrige, und hätte es mit ſeiner eigenen Perſönlichkeit noch tauſend Mal mehr contraſtirt, als dies wirklich der Fall war, ging den edlen, über jede gewöhnliche Rückſicht erhabenen Mann durchaus nichts an. Er ſtand, nachdem er mich ganz ergründet zu haben glaubte, herzlich, wie ein älterer Bruder vor dem jüngeren, und mit einer Liebenswürdigkeit zum Malen mir gegenüber.

Gewohnt, ſich ſtets den Kaffee ſelbſt zu brauen, ſchritt er nach dieſem freundlichen Empfange ſogleich zum Werke. Er war ſo behende bei dem kleinen häuslichen Geſchäfte, daß es an einem Siebziger allerdings Bewunderung erregen konnte. Ein äſthetiſches Fänchen, das einſt dieſer Brauerei zuſah, rief deshalb in Extaſe: „Der Verfaſſer der ſchönſten Reiſe iſt doch claſſiſch in Allem, ſelbſt in der Bereitung des Levantiſchen Tränkchens!" Aber er kam ſchlecht damit bei ihm an, der eben nicht über jede Kleinigkeit beräuchert ſeyn wollte. — „Das gemahnt mir", erwiederte der Geſchmeichelte (wohl nicht ohne Urſach ein wenig altfränkiſch im Ausdruck), „wie das Lob jenes Jagdhundes, den mir ſein Herr, ein Oberförſter, aus allen Prädikamenten vorrühmte und dann ſeinen Päan folgender Weiſe ſchloß: „Glauben Sie es nur, es iſt eine ganz unvergleichliche Beſtie, er frißt auch Taig!""

Um den Genuß des Kaffee's zu würzen, gab er mir etwas aus ſeiner „Wilhelmine" zum Beſten, von der er gerade eine neue Ausgabe veranſtaltete. Doch das Vorleſen — wer ſollte dies von einem ſolchen Meiſter in der Eleganz erwarten? — war leider ſeine Stärke nicht. Er las vielmehr mit einer ſchier unleidlichen Monotonie. Von Jugend an der abgeſagteſte Feind derſelben, und in dieſer mit Unrecht vernachläſſigten Kunſt ungleich beſſer geübt, als er, hatte ich wirklich alle Mühe, ihm das Büchelchen nicht ab zu fordern, um mir die geiſtreichſten Schönheiten nicht durch ihren eigenen Erfinder verleiden zu laſſen. — Ich glaube, daß ich ſo etwas dreiſt hätte wagen dürfen: denn er gab mir im Verlauf unſeres Geſprächs einen ſo merkwürdigen Beweis von ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit, daß ich ihn als die ſchönſte Lobrede auf ſeinen Charakter hier nicht verſchweigen darf. Wir kamen nämlich, wie ſich vermuthen läßt, ſehr bald auf ſein Hauptwerk zu ſprechen. Er erzählte mir, wie er, nach dem mit Göſchen abgeſchloſſenen Contrakte, das Manuſcript poſttäglich und bogenweiſe zur Druckerei abgeliefert, und mit wie inniger Liebe er überhaupt daran gearbeitet habe. Oft ſey er ganze Nächte dabei aufgeblieben, und dann nicht wenig über ſich ſelbſt verwundert geweſen, wenn der Bediente am Morgen mit der Frage bei ihm eingetreten wäre: ob er noch nicht zu frühſtücken befehle? — Ich geſtand ihm offen und ehrlich, daß ich, der die Geſundheit ſtets höher ſchätzte, als den Ruhm, mir das nicht nach zu thun getraue; daß mir aber der grenzenloſe Enthuſiasmus, womit ich ſonderlich die drei erſten Theile jener Reiſe geleſen hätte, eine Verwandtſchaft des Geiſtes wie des Herzens und der Phantaſie mit ihrem Verfaſſer voraus zu ſetzen ſchiene, bei der ich Vieles gerade ſo und nicht anders geſchrieben haben würde, wenn mir das Glück der Unabhängigkeit und der Umgang mit der eleganten Welt in ſo reichlichem Maaße zu Theil geworden wäre, als ihm ſelbſt. Leſer, welche mit den Schriften des Unvergleichlichen längſt bekannt ſind, fragen ſich bei dieſer großen Unbefangenheit vielleicht: ob Thümmel wohl nicht ſatyriſch dazu gelächelt habe? Mögen Sie von meiner Anlage zur Satyre halten, — was Sie können; ſo viel richtigen Takt für ihre Aeußerungen als nöthig iſt, ſolche ſelbſt aus der weiteſten Ferne zu wittern, werden Sie mir hoffentlich zutrauen. Nun denn, um mich an Beſcheidenheit nicht von dem Beſcheidenſten übertreffen zu laſſen, muß ich freilich verſchweigen, wie er ſich bei dieſer Gelegenheit äußerte: daß es aber anders, wie ſatyriſch war, dafür bürge — die ſtrengſte Wahrheit.

Als wir mit einander auf die Literatur überhaupt, und von ihr auf ſo manche andere Erſcheinungen des Lebens zu reden kamen, hatte ich das Vergnügen, das Urtheil eines der geiſtreichſten Sterblichen faſt überall auf meiner Seite zu ſehen. So erinnere ich mich, daß ich ihm unter Anderem die Frage vorlegte: ob ihm die Väter in der Regel nicht mehr auf die Töchter, ſo wie die Mütter auf ihre Söhne und umgekehrt zu halten ſchienen; und ob ſich in die Gefühle der reinſten Zärtlichkeit zuletzt nicht doch auch unvermerkt die Liebe des Geſchlechts mit einmiſche? — „Ey, das verſteht ſich", war ſchnell ſeine Antwort; „nur ſind die Wenigſten Pſychologen genug, um eben das zu merken, was wir gemerkt haben. Ohne den Söhnen Unrecht zu thun,

Digitized by Google

weiß ich, daß mein Herz jederzeit für die Töchter um ein Merkliches zärtlicher ſchlug. Und wer über eine ſolche Entdeckung erſchrecken oder ſie mißbilligen kann, vergißt, daß es die Natur ſelbſt ſo und nicht anders gewollt hat."

Während dieſer und ähnlicher Geſpräche zeigte er mir ſein ganzes kleines Reich und deſſen Herrlichkeit. SonnebORN liegt, wie Horazens Sabinum, in einem Thale, aber in einem geräumigern; denn es läßt die Ausſicht auf einen großen Theil des Thüringer Waldes, und auf ſeinen Brocken, den Inſelsberg, offen. Der Herr Abbe Cap Martin de Chaupy hat ſich vergeblich zerarbeitet, um aus dem Meierhofe des römiſchen Dichters eine von jenen wundervollen Villen zu machen, welche Cicero ſehr ſprechend die Augen Italiens (Ocellos Italiae) nennt. Eben ſo eitel würde es ſeyn, wenn man von Thümmels Landgütchen nicht ehrlich eingeſtehen wollte, daß mehr als ein Altenburger Bauer ein größeres und ſchöneres beſitzt. — Allein wie glücklich und heiter lebte der geiſtreiche Mann darin ſelbſt während des Alters! Wie der Greis von Teos die Stirne mit Roſen umkränzt, kann man auch von ihm ſagen, daß er die goldene Aphrodite und die fröhlichen Gaben des Rebengottes ſo lange beſungen hat, bis ihm der Genius des Lebens die Fackel kehrte. Wenige Jahre vor ſeinem Tode las ich noch ein Liedchen auf eine ſchöne Frau von ihm, das einem Tibull Ehre gemacht haben würde.

Indem wir mit einander ſein ländliches Revier umgingen, erzählte er mir mit traulicher Umſtändlichkeit die Geſchichte manches unter ſeinen dichteriſchen Auſpizien entſtandenen Wirthſchaftsgebäudes. Meine Wenigkeit, die ſich eine Zeit lang, mehr um Alles zu verſuchen, als aus wirklicher Neigung, ſehr ernſtlich mit der proſaiſchen Mathematik beſchäftigt hatte, bemerkte aber nur zu wohl, wie nicht ſelten der unbefangene Dichter von dem egoiſtiſchen Baugeiſte über's Oehrchen gehauen war. So fand ich die Summe, welche er auf eine Art von Wagenremiſe verwendet zu haben verſicherte, und worauf er einen beſonderen Werth zu legen ſchien, beinahe um die Hälfte zu groß. Man kann alſo aus einem Sprüchworte künftig deren zwei machen, und füglich auch ſagen: wenn die Dichter bauen, haben die Kärner zu thun!

Bei der Rückkehr in das Wohngebäude machte er es ganz nach Art der geiſtreichen Frauen: er führte mich oben, wie unten faſt in allen ſeinen Zimmern umher. Meiner Meinung nach mußte das unter allen das merkwürdigſte ſeyn, wo die einzig unterhaltenden Romänchen von der Margot und Clara jung geworden waren; allein ich hatte mich geirrt, dieſer geheiligte Tempel der Grazien und Muſen hatte nichts Hervorſtechendes, ſondern zeichnete ſich bloß durch die höchſte Sauberkeit und Eleganz aus. Doch um das Originellſte, was ich je von der Art geſehen habe, ſein Badezimmer zu ſchildern, wünſchte ich mit der Feder ein Maler ſeyn zu können. Die Wände glänzten dem Beſchauer mit den hellſten Papageien-Farben entgegen, doch ſo, daß die ſanfte grüne über die grelle rothe die Oberhand behielt. Eine Art von Verſchlag verdeckte die geheime Wanne; bei Oeffnung deſſelben ſah man ſich über die letztere hinweg vom Scheitel bis auf die Fußſohle in einem mächtig großen Spiegel, und wenn die Thür gewendet war, bemerkte man auch auf deren Rücken einen gleichen Rieſen von Spiegel.

Warum jene Farben? wozu dieſe Spiegel? Geliebte Leſer, ich weiß es nicht, und wenn ich es wüßte, dürfte ich mir getrauen, es zu ſagen? — Was ich aber nicht zu verſchweigen nöthig habe, iſt: daß ich noch nie einen Sterblichen fand, der mir liebenswürdiger ſchien, als Thümmel, und daß ich ungleich zufriedener von ihm ſchied, als ich zu ihm gekommen war. — Aber ach! bald hieß es auch von ihm: linquenda Tellus!

Ernſt Woldemar.

Der Staat und der Magen.

Staatsveränderungen und Staatsgeſchäfte werden durch Worte bezeichnet und ausgedrückt, die — vom Magen genommen ſind. — Révolution (Staatsumwälzung) iſt von der außerordentlichen, ungewöhnlichen, plötzlichen Bewegung der Säfte hergenommen, die im Magen entſteht und mehrentheils ein Erbrechen zur Folge hat. — Restitution (Zurückſtellung). Restituer bedeutet, wie rendre, ſich erbrechen. Rendre une medecine, restituer un diner. — Constitution (Staatsverfaſſung) iſt urſprünglich die natürliche Leibes- (Magen-) Beſchaffenheit. — Restauration (Wiederherſtellung). — Wer kennt die für den Magen ſo wichtigen Reſtaurationen (Garküchen) eines Very, eines Jagor u. ſ. w. nicht? — Motion (faire une motion). Auf Deutſch heißt „ſich eine Motion machen", ſich bewegen, um Appetit zu gewinnen. — Régime (Regierung, Staatsverwaltung. Urſprünglich bedeutet dies Wort: die Lebensordnung im Eſſen und Trinken, die Diät, der Magen-Codex. — Hatte Menenius Agrippa nicht Recht mit ſeiner Fabel vom Magen und den Gliedern? C.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

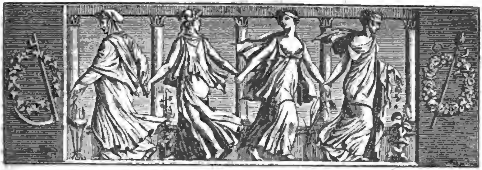
Aus de Pradt's neueſter Schrift: „Du Jésuitisme ancien et moderne". — Das achtzehnte Capitel handelt: „Du bien et du mal faits par le Jésuitisme". Es iſt eines der wichtigſten. Wir geben einen Auszug des Abſchnittes, welcher „vom Unterricht und von der Erziehung der Jeſuiten" handelt. — „Man muß", ſagt Hr. de Pradt, „dieſe beiden Punkte ſorgfältig von einander unterſcheiden; ſie werden gar zu oft verbunden, ja verwechſelt. Der Unterricht bildet den Geiſt, die Erziehung bezieht ſich auf die Sitten. Dieſer Unterſchied muß hier um ſo nothwendiger beachtet werden, da man jetzt, wo der

Orden aufgehoben iſt, die Jeſuiten zugleich als Schullehrer und als Sittenlehrer vermißt und zurück wünſcht. Man ſagt nämlich: Die Jeſuiten allein beſaßen die Kunſt, die Jugend zu unterrichten und ſie zur Ordnung und Furcht an zu leiten; wären die Jeſuiten nicht abgeſchafft worden, ſo würde es keine Revolution gegeben haben; würden die Jeſuiten wieder eingeſetzt, ſo würde es keine zweite Revolution geben; folglich müſſen ſie wieder eingeſetzt werden. In dieſer Schlußfolge ſind alſo Unterricht und gute Sitten der Vorwand, Revolution oder Nicht-Revolution der Hauptzweck, und in dieſer Hinſicht muß das Raiſonnement einer ſtrengen Prüfung unterworfen werden. Man darf, will man gerecht ſeyn, von den Menſchen nur das verlangen, was ſie leiſten können. In dieſem Fall befanden ſich die Jeſuiten, was den Unterricht betrifft, im Jahr 1773. Sie hatten ihn nicht weiter gebracht, als ſie ihn gefunden; ſie waren mit der Zeit nicht fortgerückt. Bis zur Revolution beſchränkte ſich überhaupt der claſſiſche litterariſche Unterricht in Frankreich auf Latein, Proſodie und etwas Griechiſch; fremde lebende Sprachen wurden nicht gelehrt; eben ſo wenig die Elemente der höhern Wiſſenſchaften, Geſchichte, Erdkunde, Jurisprudenz, ſchöne Künſte. Der Kreis war, wie man ſieht, beengt und hat ſich nur nach der Revolution erweitert. Eben ſo beſchränkt war der Unterricht der Jeſuiten; ihre Lehre mangelhaft und unvollſtändig. Was ihnen aber am Umfang fehlte, erſetzten ſie durch Methode. Sie verſtanden, beſſer als alle andere öffentliche Lehrer, die Kunſt, die Jugend zu beſchäftigen, ſie zum Fleiß an zu halten, ihr das Studium angenehm zu machen und in ihr Luſt zu Fortſchritten zu erwecken. Die Talente der Lehrer, die Erfolge der Schüler trugen dazu bei, den Jeſuiten-Anſtalten einen großen Ruf zu verſchaffen und ihre Claſſen mit Zöglingen aus allen Gegenden an zu füllen. Profeſſoren wie P. Brumoy, la Porée, Jouvenci, Eleven wie der Herzog von Condé, wie Voltaire, ſind hinreichend, eine Schule zu heben und in Flor zu bringen. Der Jeſuitismus beſteht ganz in Scharfſinnigkeit; um ſo mehr verſtanden ſich die Lehrer dieſer Gattung darauf, die Anlagen ihrer Schüler zu erforſchen, den jungen Pflanzen einen Boden zu geben, der ſich für ihre Ausbildung eignete, und ſo die edelſten Früchte zu ziehen. Bei den Jeſuiten gab es, in der Unterrichts-Methode, weit weniger rauhes Pedantenweſen; ſie geſtatteten der Jugend Erholungen, welche ihnen von den übrigen Lehrern unterſagt wurden; ſie unterrichteten ſpielend; kurz, ſie benahmen ſich dabei beſſer, wie alle Andern; ihre Lehre wurde leichter vorgetragen und aufgefaßt. Aber das war auch ihr einziges Verdienſt; den Kreis der Wiſſenſchaften haben ſie nicht ausgedehnt; ſie haben keine neue Methode eingeführt, ſondern nur mit mehr Geſchick ein altes Inſtrument gehandhabt, es beibehalten, ohne es vervollkommnet zu haben. Dadurch, daß ſie neben den Lehrſtühlen der Univerſität die ihrigen errichteten, brachten ſie einen der Jugend äußerſt vortheilhaften Wetteifer hervor, der, wie jede Concurrenz, von großem Erfolg iſt. Das Monopol iſt überall der geſellſchaftliche Tod. In dem Unterrichtsgeſchäft zerſtört es die Mitbewerbung, hindert die Entwickelung der Fähigkeiten, drückt ihnen allen nur den einzigen Stempel des Lehrers auf und widerſetzt ſich allen Fortſchritten. Dieſes Verdienſt — eine Folge des Geiſtes, der die Jeſuiten beſeelte — bleibt ihnen: ſie verſtanden ſich auf den Unterricht, auf das *Unterrichten*. — Was den Einfluß der Jeſuiten auf die *moraliſche Erziehung* der Jugend betrifft, ſo iſt zu unterſcheiden: 1) die Art derſelben, 2) die Folgen derſelben. Was bleibt uns über den erſten Punkt zu ſagen übrig, nach dem, was von Pascal, von den Schlüſſen der Sorbonne, von den Ausſprüchen der Univerſität, von den Straf-Urtheilen Roms, von den ſchändenden Beſcheiden des Parlaments darüber geſagt und ergangen iſt. Das Beſte, das Einzige, was der Jeſuitismus zu thun hat, iſt, daß er aus ſeiner Geſchichte die Blätter ausreiße, die davon handeln, und dieſer Blätter ſind nicht wenige. Was aber die praktiſchen Folgen und Wirkungen ihres moraliſchen Unterrichts betrifft, ſo hieße es einen großen Beweis von Mäßigung abgeben, wenn man ſich begnügen wollte, den Leſer zu erſuchen, ſich an das zu erinnern, was ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert in Europa vorgegangen iſt. Hätte der Jeſuitismus, ſey's als Vorſichtsmittel, ſey's als Heilmittel, etwas für die guten Sitten gethan, und die herrlichen Folgen und Früchte hervor gebracht, die man ihm zuſchreibt, ſo müßten doch dieſe Folgen, dieſe Früchte irgendwo ſichtbar ſeyn. Wo aber ſind ſie? Welches geſellſchaftliche Laſter iſt ausgerottet? welche geſellſchaftliche Tugend eingeführet? welche moraliſche Wunde geheilt? Statt deſſen, wie ſehr hat, ſeit dem Aufhörung der Jeſuiten, die Laſterhaftigkeit, die Verderbtheit, die Verführung, Lug und Trug — und was man beſonders nach ihnen nennt, der Jeſuitismus, die Jeſuiten-Lüge — zugenommen? Bedenken wir doch, daß die Jeſuiten Zeitgenoſſen Philipp's II., der Ligue, der Pariſer Bluthochzeit, der abſcheulichen Religionskriege, der Hugonotten-Verfolgung unter Ludwig XIV., der Verheerung der Pfalz, der Ermordung Heinrich's III. und Heinrich's IV., der Saturnalien während der Regentſchaft und der 150jährigen Religions-Streitigkeiten mit den Janſeniſten ſind! Erinnern wir uns, daß die Hand der Jeſuiten den gelehrten Boden von Portroyal mit unfruchtbarem Salz beſtreut hat; daß der Beichtiger Jacob's II., der Jeſuit Peters, die königliche Hand nicht zurück gehalten hat, als dieſe das Todesurtheil ſeines Neffen Monmouth unterſchrieb, und daß alle Predigten der Jeſuiten keine einzige der vielen wolluſtigen Flammen ausgelöſcht haben, welche zwei Jahrhunderte hindurch (unter Ludwig XIV. und XV.) Frankreich mit peſtilenzialiſchen Dünſten angefüllt haben, von der Herzogin von Valentinois an bis zu jener Luſtdirne, deren Hauch den erſten Thron von Europa vergiftet und befleckt hat. Welch ein verwirrendes Gemiſch am franzöſiſchen Hofe von Religionsübungen und ſchändlichen Lüſten, von Andachten und Ehebruch, von Maitreſſen und Jeſuiten, von Laſtern und Beichtigern! — Folglich hat der Jeſuitismus keinen heilſamen Einfluß auf die Sitten gehabt. Die Geſchichte macht ihm dieſen Einfluß nicht nur ſtreitig, noch mehr: anſtatt ſich auf die Geſchichte zu berufen, muß es der Jeſuitismus für eine Vergünſtigung, für eine Gnade anſehen, wenn ſie darüber ſchweigt. — Iſt es nicht Albernheit, zu behaupten, der Jeſuitismus würde die Revolution verhindert haben, zum Ausbruch zu kommen? Die Revolution datirt vom Jahr 1789; die Schule der Philoſophen datirt vom Jahr 1740; die Jeſuiten-Collegien ſind 1762 geſchloſſen worden. Folglich waren die meiſten Revolutionsmänner von 1789 bei den Jeſuiten in die Schule gegangen und von ihnen erzogen worden. Voltaire und Mirabeau waren Eleven der Jeſuiten, Raynal und Cerutti gehören ihnen an; folglich würde die Beibehaltung der Jeſuiten die Revolution nicht verhütet haben. Würde er ſie in Zukunft verhüthen? Weniger als je. Die Grundſätze der Freiheit und Gleichheit, die ſich ſo tief begründet haben, wird er ſie umſtürzen? Hat der Jeſuitismus die Unordnungen verhindert, welche die Zuſammenberufung der Etats-Généraux nothwendig gemacht haben? Hat er die Streitigkeiten zwiſchen Hof und Parlament verhindert? Hat er den Aufflug Montesquieu's, Voltaire's, Rouſſeau's aufgehalten? Hat er den Freiheitsdrang von Amerika und den der Griechen zurück gehalten? Vermehrt die Jeſuiten, ſo viel Ihr wollt, Ihr werdet nichts dadurch gewinnen, vielmehr Manches beſchleunigen. Den Strom durch Dämme aufhalten wollen, heißt ihn in einen Waſſerfall verwandeln; das Sicherſte iſt, der Natur ihren freien Lauf zu laſſen. Und ſomit beantworte der Leſer ſelbſt die Frage: „Haben die Jeſuiten mehr Gutes als Böſes angerichtet, und iſt das Gute, was ſie gethan haben, und was man von ihnen erwartet, von der Art, daß ihre Wiederherſtellung nothwendig ſey?“

— l.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 1. Mai. 69ſtes Blatt.

Weihe-Gedicht.*)

Der Donner dröhnt, mit ſturmesgleichem Wehen
Erdrauſ't die Harf' in's Mordgebrüll der Schlacht.
Die Erde will im Flammenſprüh'n vergehen,
Wenn Blitz auf Blitz aus tauſend Schlünden kracht,
Und Städt' und Dörfer rings im Feuer ſtehen,
Von der Verheerung Fackel angefacht.
Trompeten ſchmettern, Trommeln wirbeln, Glocken
Auf Thürmen hoch, vom Brand geſchmolzen, ſtocken.

Und wilder ſtürmt und wilder in die Saiten
Des Dichters Hand mit kühnem Ungeſtüm,
Wenn Heldenſchaaren raſch zum Siege ſchreiten:
Der Kriegsgott ſelbſt lehrt Schlachtgeſänge ihm;
Die Feuerlinien ſieht er rings ſich breiten
Auf blut'gem Feld: mit Donners Ungethüm
Laut praſſelnd ſtürzt ſich auf die eh'rnen Mauern
Der Reiter Wucht mit tauſend Todesſchauern.

*) Preußens König, in würdiger Einfachheit alles Rechte und Gute beſchützend, ſo auch das jugendliche Talent, hat mit dieſem Gedichte den Plan zu einem „National-Epos der Deutſchen" und eine in ihrem genealogiſchen Theile durch hiſtoriſche Angaben am Schluſſe beglaubigte Volksſage: „Die heilige Ida", gütig angenommen und dem Verfaſſer (Hrn. Ernſt Große in Leipzig), der ſich dem Wohlwollen der Deutſchen ſchon früher empfohlen hat, Seine thätig unterſtützende Zufriedenheit bezeugt. Es iſt von dieſen Manuſcripten längſt in hieſigen und andern Zeitungen die Rede geweſen und berichtet: daß der Abdruck derſelben im „Geſellſchafter" erfolgen würde; ältere Verſprechungen geſtatteten mir nicht, es eher geſchehen zu laſſen, doch gebe ich ſie nun auch ſämmtlich zugleich; der Plan zum Epos iſt in dieſem Blatte und deſſen Beilage ganz mitgetheilt, der Abdruck der Volksſage hat begonnen. D. H.

Doch wie auch Säbel klirren, Kugeln ſchmettern,
Und Schädel ſpalten, Blut in Strömen fließt —
Die Tapfern ſteh'n in Sturm und Schlachtenwettern,
Daß Mann und Pferd am Bajonett ſich ſpießt;
Als wollten ſie den Eiſenwall erklettern,
Der Roſſe Schaar wild in die Höhe ſchießt:
Am Felſenriff wie ſturmgepeitſchte Wellen,
Muß Schwarm auf Schwarm im blut'gen Feld zerſchellen.

Und dort, wo heiß aus zwanzig Batterien
Die Hölle ſelbſt die rothen Flammen ſpeit,
Von Feuerkugeln rings die Lüfte glühen,
Die heiße Saat Kartätſchenhagel ſtreut,
Von allen Seiten Bomben ſpringend ſprühen,
Wenn Donnerbrüll'n durch Pulverwolken ſchreit:
Da durch den Blitz von tauſend Todesſchlünden
Weiß Tapferkeit den kühnen Weg zu finden.

Und Reih'n auf Reihen ſinken blutend nieder:
Doch vorwärts! heißt's, die Waffen in der Hand;
Raſch füllen ſich der Linien Lücken wieder,
Es gilt für König, Freiheit, Vaterland!
Und ſtürzen neu dahingerafft die Glieder,
Hoch über Leichenwäll' im blut'gen Sand
Wird löwenkühn, mit den durchſchoſſ'nen Fahnen,
Die muth'ge Schaar den Weg zum Sieg ſich bahnen.

Ein ſolches Lied aus jenen großen Tagen,
Wo dort bei Moskau's flammend rothem Brand
Der blut'ge Sieg der Freiheit ward getragen
Bis in den Sitz vom ſtolzen Frankenland:
Bei Leipzig ward die Völkerſchlacht geſchlagen,
Bei Waterloo den Todesſtreich empfand
Der mächt'ge Rieſ', aus deſſen ehr'nen Ketten
Mit ſtarkem Arm die Welt Du wollteſt retten —

Digitized by Google

Ein ſtolzes Lied, gleich deutſchen Eichen rauſchend
Hoch auf des Himmels freien Felſenhöh'n,
Daß, Friedrich's Thaten, Blücher's Siegen lau-
ſchend,
Mit Neid die Völker Preußens Sonne ſeh'n:
Dann, wilder Schlachtgeſänge Stürmen tauſchend
Mit ſanfter Flöten ſäuſelndem Getön,
Louiſen's Tugendglanz in hehren Weiſen
Mit Engelsharfenklang weiß hoch zu preiſen:

Ein ſolches Lied, o König! Dir zu ſingen,
Wie's mächtig in der vollen Seele glühe,
Ein ganzes Leben nach dem Kranz zu ringen,
Der hier mit vollem grünem Lorbeer blüht:
Zu ſolchem Streben ſchenke das Vollbringen,
Und ſchütze gnädig Du mein ſchwaches Lied!
Dann darf ich kühn, von Deiner Huld getragen,
Den heh'ren Flug zu Deinem Ruhme wagen!

Zwar haſt Du oft mit königlichen Händen
Der Künſte Müh'n durch reiche Gunſt gelohnt:
Doch leichter iſt's, den gold'nen Kranz zu ſpenden,
Der auf dem Bau zum Preis des Meiſters thront,
Als huldreich ſchützend führen zum Vollenden
Das Werdende, das im Verborg'nen wohnt:
Du wirſt, o Fürſt! mein ſtill beſcheid'nes Streben
Zu der Vollendung kühnem Gipfel heben!

Ernſt Große.

Die heilige Ida,
Stamm-Mutter der Könige von Preußen.

(Nach einer alten Volksſage.)

Geiſt des Vaterlandes, der du die Herzen der Völker mit treuer Liebe zu dem angebeteten Herrſcher erregſt, und mit dem begeiſternden Sturmwind des Muthes die Kämpfer der Freiheit für König und Vaterland auf das Schlachtfeld des Sieges rufſt: komm' über mich, und führe mich in die grauen Thäler der Vorzeit, wo über den Gräbern der Heiligen, wenn in grauenvollen Mitternächten von wunderbarem Glanze die hohen Bogenfenſter der Kirche leuchten, oder im dämmernden Zwielicht des Mondes über den ſchwarzen Todtenkränzen die Geiſter der Verweſung ihre ſchauerlichen Flügel breiten, die Sage verſchollener Jahrhunderte webt, die den Schleier der Ahnung über die geheimnißvollen Offenbarungen der dunklen Geiſterwelt breitet!

Haſt du, frommer Leſer, in den Stunden heiliger Andacht jemals die wunderbaren Schauer empfunden, die, wie das Wehen des Unendlichen, deinen ahnungsvollen Geiſt überſchatten, wenn du in das geheimnißvolle Dunkel einer erhabenen gothiſchen Kirche mit ihren mächtigen Pfeilern und ſchauerlich gewölbten Kreuzgängen hinein trateſt, wo das Licht des profanen Tages nur dämmernd durch die, mit den Bildern der Heiligen bemalten Bogenfenſter bricht; hat deine Seele in ihren innerſten Tiefen bei dem majeſtätiſchen Donner der brauſenden Bäſſe der Orgel gezittert, welche, ein heiliges Meer der Töne, von dem Sturmwinde der religiöſen Begeiſterung erregt, in den ſtürmenden Wogen der harmoniſchen Accorde alle Gedanken des Staubes unterſinken ließ, wenn der feierliche Choralgeſang der Gemeinde, wie lobpreiſende Stimmen tief anbetender Völker, zu dem großen Weltenhymnus des allmächtigen Schöpfers erſchallte; haſt du das Wehen des Ewigen näher an deinem Herzen gefühlt, wenn die geweihte Stimme des Prieſters vor dem Altare, wenn das Meßglöcklein tönte, den auf die Knie geſunkenen Frommen mit feierlicher Rede die Nähe des Allerheiligſten verkündete: — ſo wirſt du mich verſtehen, wenn ich dir ſage, daß eine wunderbare Sehnſucht ſchon in früher Kindheit nach den geweihten Hallen mich hingezogen, daß meinem zur religiöſen Begeiſterung geſtimmten Gemüth der Beſuch des Gottesdienſtes in den Jahren des Jünglings bald zum geiſtigen Genuß wurde, daß ich mich unglücklich und unzufrieden fühlte, wenn ich am Sonntage das Heiligthum des Herrn nicht betreten hatte.

Zu dieſer, durch das Beiſpiel frommer Eltern früh empfangenen religiöſen Richtung geſellte ſich auf ſpätern Reiſen der Forſchungstrieb des Kunſtfreundes und Alterthumſammlers. Ich hatte in halbverfallenen Kapellen und veralteten Kirchen ſo manches herrliche Bild der altdeutſchen Malerſchule, ſo manche merkwürdige Schnitzarbeit kunſtfertiger Mönche aufgefunden, ich hatte mich ſo oft an den frommen Inſchriften und Sinnbildern, welche auf den in die Kirchenmauern eingefügten hundertjährigen Leichenſteinen eingegraben waren, mit den daran geknüpften wunderbaren Sagen und Legenden im tiefſten Herzen erbaut, daß ich, gleich dem frommen Fridolin in Schiller's ſchöner Ballade, kein Gotteshaus leicht vorbei ging, ohne wenigſtens einen flüchtigen Blick auf deſſen innere Bauart, Gemälde, Reliquien der Heiligen und andere Merkwürdigkeiten zu werfen, oder, unter die heilige Nacht eines coloſſalen Pfeilers gedrückt, ein ſtilles Vaterunſer mit der frommen Gemeinde zu beten.

Auf einer angenehmen Fußwanderung in den ſchönen Sommertagen durch das Münſterſche und Lippeſche, hatte ich mein Nachtlager in der kleinen Stadt Herzfeld an der Lippe aufgeſchlagen. Der heiterſte Himmel hatte bis jetzt auf den ſchönen Ebenen geruht, der freundlichſte Sonnenſchein meine Tagereiſen den angenehmſten Spaziergängen gleichen laſſen. In der Nacht war das Wetter rauh geworden; der kalte Nordwind hatte ſchwarze Wolken zuſammen getrieben, naſſe Tropfen fielen, es ſchien ein anhaltender Land-Regen ein zu treten. Ich war verſtimmt, den ſchönen Genuß einer reizenden Natur ſo unangenehm unterbrochen zu ſehen, aber Glück und Sonnenſchein laſſen ſich nicht vom Himmel ertrotzen. Ich hatte Poſt be-

Digitized by Google

ſtellen laſſen, um, bei verſchloſſenen Schlägen in die Kiſſen des Wagens gedrückt, nicht jeden Augenblick an die reizenden Ausſichten dieſer freundlichen Gegenden erinnert zu werden, über welche ein grauer undurchdringlicher Regenvorhang vor meinen Augen ſich gezogen hatte.

Der Schwager ſtieß in das Horn, ich ſtand ſchon am geöffneten Kutſchenſchlag, als ich den Küſter des Städtchens mit dem großen Schlüſſelbunde über die Stufen des Kirchhofs nach dem Eingange der alten Kirche ſchreiten ſah, um zur frühen Betſtunde zu läuten. Ich ließ den Schwager halten und eilte dem Greiſe nach, der gebückt mit eisgrauen Locken an der Kirchenthür ſtand, und mit klirrendem Schlüſſelbunde, weil ſeine Hände vor Alter zitterten, lange vergebens den Bart des Hauptſchlüſſels in das verroſtete Kirchenſchloß hinein zu drehen verſuchte. Ich grüßte ihn freundlich, und erkundigte mich, ob keine alterthümliche Merkwürdigkeit in der Kirche zu ſehen ſey. Er bat mich mit alter ſchwacher Stimme, nur ein Weilchen in dem Innern der Kirche mich um zu ſehen, da er dann, ſobald er die Altartücher und Kanzeldecken zum Gottesdienſt werde zurecht gelegt haben, die alte Kapelle auf dem hintern Theile des Kirchhofs mir aufſchließen wolle, die er nur an geweihten Tagen mit heiliger Ehrfurcht zu betreten pflege. Der gute Alte ließ mich allein, und es dauerte nicht lange, ſo kamen zwei muntere Schulknaben, in dem Alter von dreizehn zu vierzehn Jahren, herbei geſprungen, die viel Vergnügen bezeigten, an den im Vorderraume des Schiffes vom Kirchenhimmel herab hängenden Läutſeilen die Klöppel der Betgloke in Schwung zu ſetzen. Wie ich nachher von dem Greiſe erfuhr, war der Eine, ein überaus ſchöner Knabe mit braunen Augen und dunklen Locken, ein Enkelkind des alten Küſters.

Unter dem Geläute der Betglocke führte mich der ehrwürdige Greis über den Kirchhof in die alte baufällige Kapelle, und machte mich auf ein halberloſchenes Altarbild aufmerkſam, auf welchem, auf grünem Raſen unter einem Baume ruhend, eine Heilige mit dem Glorienſcheine abgebildet war, wie ein Hirſch, mit frommen Augen in das engelſchöne Angeſicht ihr ſchauend, mit dem Kopfe neben ihr auf dem Schooße liegt. Der Greis erzählte mir, daß dieſes das Bild der heiligen Ida ſey, welche, wie die Sage laute, in uralten Zeiten die Kirche mit Hülfe eines zahmen Hirſches erbaut habe, von dem die Stadt ſelbſt nachher den Namen Herzfeld (plattdeutſch: Herſch-Hirſchfeld) erhalten. Während ich das merkwürdige Bild näher betrachtete, hatte der Küſter eine Gitterthür hinter dem Altar aufgeſchloſſen, er leuchtete mit einer angezündeten Laterne mehrere verfallene Stufen in eine dunkle Begräbnißkapelle hinunter, wo ich auf einem ſteinernen Sarge die halbverloſchene Jahreszahl 826 zu leſen glaubte. Der ehrwürdige Alte hatte ſein ſchneeweißes Haupt entblößt, er machte das Zeichen des heiligen Kreuzes auf ſeine Bruſt, mit frommer Geberde einige Ave Maria betend. Seine Augen glänzten von heiliger Andacht; matt flimmerte der dämmernde Schein der Laterne in dem Gewölbe des Todes.

(Die Fortſetzung folgt.)

A l l e r l e i.

Die Buchſtaben-Verſetzung in den Namen iſt ſehr alt, und von jeher vom guten Geſchmack verworfen worden. Die berühmte Frau von Rambouillet (geb. Catharine de Vivonne), welche das erſte Bureau d'esprit in Paris ſtiftete und in ihrem Hotel hielt, wurde von den ſchönen Geiſtern, die ſie um ſich ſammelte, gefeiert. Nur ihr Name Catherine — ſie ſelbſt konnte ihn nicht leiden — hatte nichts Galantes und Poetiſches: er mußte alſo, wie die Steine eines alten Brillantſchmuckes, umgefaßt werden. Alle geiſtigen Anbeter der Dame wurden zu Bijoutiers; man nannte ſie Arthenice, Eracinthe, Carinthée u. ſ. w. Der geiſtliche Redner Flechier, in ſeiner Leichenrede auf ihre Tochter, die Herzogin von Montanſier, ſagt: „Denkt, meine Vielgeliebten, an jene Verſammlungen (cabinets), welche man noch bis auf den heutigen Tag verehrt, wo der Geiſt ſich ausbildete und reinigte, wo der Tugend unter dem Namen der unvergleichlichen Arthenice gehuldigt wurde u. ſ. w." — Moliere nahm ſich ganz anders dabei; er machte die Arthenice lächerlich, führte in ſeinen „Précieuses ridicules" eine ſeiner Uebertildeten unter dem Taufnamen Catton (Abkürzung von Catherine) ein, den ſie aber naſerümpfend verwirft und mit dem romantiſchen Namen Aminte vertauſcht.

Die Truppen der Liguiſten machten, von Paris aus, oft Ausfälle in die Umgegend, raubten, plünderten, mordeten und trieben Unzucht und Frevel aller Art. In Villeneuve-Saint-George und an andern Orten zwangen ſie mit entblößten Degen die Pfarrer, Kälber, Schafe, Schweine u. ſ. w. zu taufen und ihnen Fiſchnamen zu geben, damit ſie dieſe in der Faſtenzeit ſchlachten und verzehren könnten. Auf einlaufende Beſchwerden antwortete der Herzog von Mayenne: „Geduld! ich kann's nicht ändern; ich brauche dieſe Leute gegen den Tyrannen (Heinrich III.)!"

Die bekannte Antwort eines Gelehrten an ſeine Frau, die ſich wünſchte, ein Buch zu ſeyn, damit ſie ihn öfter ſähe: „Ich rathe Dir zum Kalender, damit ich Dich alle Jahr wechſeln könne!" — iſt von Dryden an ſeine Gattin Lady Eliſabeth Howard.

Ed. Rolle.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Plan zu einem National-Epos der Deutſchen. Wenn ein echter Dichter in der kühnſten Begeiſterung die ungeheure Idee faßte, das große Völker-Epos von Moskau's Brandſäulen über die Schlachtfelder von Leipzig und Waterloo bis auf das Felſengrab von St. Helena poetiſch durch zu führen; wenn ein ſolcher die Klarheit und Weite des Geiſtes beſäße, Cultur, Wiſſenſchaft, Kunſt und Bildung des Jahrhunderts von der Tiefe bis zum höchſten Gipfel zu durchdringen; Sitten, Leben und Gebräuche aus Hütten, Thronen und Pallaſten in der Alles umfaſſenden Revolution nieder zu legen; wenn dieſem Dichter neben der glänzenden Schilderung der kühnſten und muthigſten Thaten zugleich die Tiefe des Gefühls und der Seele verliehen wäre, die heilige religiöſe Andacht, die Ahnung und ungeſtillte Sehnſucht des Sittlichen, welche das Chriſtenthum charakteriſirt, in erhabenen Ergießungen, mit begeiſtertem Gemüth aus zu ſprechen: — ſo müßte ein Gedicht entſtehen, welches an Großartigkeit der Begebenheiten, Höhe der Tendenz, weltgeſchichtlicher Bedeutung, Kraft, Größe und Erhabenheit der handelnden Figuren Alles hinter ſich ließe, was die Alten und Neueren in dieſer Gattung hervor gebracht haben: das wahre National-Epos der Deutſchen.

Jene großartige Völkerbewegung, die in der Geſchichte ohne Gleichen iſt, die von Preußen ausging und ganz Europa den Frieden, Deutſchland Freiheit und Selbſtſtändigkeit wiedergab — wie würdig, von einem mitlebenden Dichter, deſſen vaterländiſchen Buſen alle jene hochherzigen Gefühle der Freiheit, des Vaterlandes, der treuen Anhänglichkeit an die alten vielgeliebten deutſchen Fürſtenſtämme in großer Gegenwart durchdrungen, mit all jenen erhebenden Schilderungen der rührendſten Aufopferung, der flammendſten Begeiſterung für die höchſten und heiligſten Ideen der Menſchheit, in den bedeutungsvollen Tönen einer kriegeriſchen urkräftigen Sprache der erſtaunten Nachwelt übertragen zu werden! — Die preußiſchen Landwehren, die freiwilligen Jäger, das eiſerne Kreuz, die Frauen-Vereine — welch ein Erwachen, welcher fromme Sinn des Glaubens, welche beiſpielloſe Kraft-Anſtrengung eines kühnen Heldenvolkes iſt in dieſen Worten ausgeſprochen; jenes altnordiſchen Heldenvolkes, welches, an dem Grabe einer einzig geliebten tugendhaften Königin blutige Rache ſchwörend, mit Männern und Jünglingen — Weiber, Kinder, die geliebte Heimath und die weinenden Bräute verlaſſend — mit den freiwillig ergriffenen Waffen hinaus zieht in den Kampf der großen Vergeltung, um den letzten Blutstropfen für den angebeteten König zu vergießen! — Und nun der alte Marſchall Vorwärts, welch ein echter deutſcher Held, der Schrecken der Feinde, nie ruhend, kühn und verwegen bis zum Uebermuthe, jede Sehne ſeines Leibes die Sehne eines Löwen! An der Katzbach, bei Wahlſtadt, bei Leipzig, was für Kämpfe, welche Thaten, welche Siege, jeder einzeln des herrlichſten Lorbeers würdig. So neben ihm Scharnhorſt, der tiefſchauende, vielbedächtige Gneiſenau, Bülow und die übrigen Tapfern, bis auf den kühnen Sänger des Vaterlandes Körner, der auf dem Felde des Sieges, mit doppelten Kränzen geſchmückt, den zu frühen Tod gefunden.

Des großen Friedrichs Thaten und Weisheit bilden die Epiſoden in den Helden-Geſängen zum Ruhme des tapfern Volkes. Louiſe, als verklärter Schutzgeiſt, ſchwebt mit der Palme des Sieges über den rauchenden Pulverwolken der Schlachten, und zündet den Muth des Glaubens und die heilige Begeiſterung der Freiheit an in den Seelen ihrer löwenherzigen Unterthanen. Jene unvergleichlichen Scenen, wo Napoleon an dem Sarge Friedrichs des Großen ſteht, der Siegeswagen des Brandenburger Thores triumphirend aus der franzöſiſchen Hauptſtadt zurück geführt wird, nebſt vielen andern Lichtblicken aus der romantiſchen brandenburgiſchen Geſchichte, braucht man nur an zu deuten, um ſogleich an das Welthiſtoriſche und Hochpoetiſche derſelben erinnert zu werden.

An Preußen und Rußland ſchließen ſich würdig an zum großen Bruderbunde die andern deutſchen Mächte, Oeſtreich, der alte Kaiſerſtamm Habsburg, die tapfern Baiern, Würtemberger, Hannoveraner. Selbſt der benachbarte Norden, Schweden ſendet ſeine Hülfstruppen; die ſeebeherrſchenden freien Britten können nicht unthätig bleiben in dem allgemeinen Kampfe der Freiheit. Jene über alle Beſchreibung erhabenen Momente bei Leipzig und Waterloo, wo ganz Europa um Sieg und Vernichtung kämpft gegen den Einen, kehren nicht wieder in der Weltgeſchichte. Wellington und die übrigen tapfern Helden der Ausländer werden von dem deutſchen Dichter den gebührenden Siegerkranz empfangen.

Und wie nun überall der aufgeregte Strom der mächtigſten und bedeutungsvollſten Gegenwart, mit dem Sturmwind der gewaltigſten Thaten rauſchend und brauſend, an den Ufern des großen Jahrhunderts vorüber ſauſt: ſo werden die großen Epochen der deutſchen Vorzeit, an alterthümliche Oertlichkeiten, Denkmale (Guſtav Adolph's Denkmal bei Lützen, dreißigjähriger Krieg) u. ſ. w. geknüpft, aus der Fluth der nächſten Begebenheiten in einzelnen lyriſchen Schilderungen hervor tauchen. Der Deutſche wird in ſeinem erhabenſten Gedichte ſein geliebtes Vaterland in dem hellſten Spiegel erblicken müſſen.

Moskau's Brandſäulen eröffnen den Schauplatz der großen Welt-Scene. Der Süden und Norden Europa's treffen in blutiger Schlacht an den rauchenden Trümmern der alten Czaarenſtadt zuſammen. Welche Situation ohne Gleichen: wenn die ſiegestrunkenen Franzoſen, die alten Garden, die unter den Pyramiden von Egypten ſtanden, den kühnen Welt-Eroberer an ihrer Spitze, mit Koſacken und Baſchkiren um das Regiment der Weltherrſchaft zu kämpfen, in Legionen von Hunderttauſenden auf den Eisfeldern Rußlands ſich lagern. Welch ein Hintergrund: Paris, die Länderbeherrſcherin, mit dem Louvre, der Baſtille der Revolution, den elyſäiſchen Feldern und den übrigen Herrlichkeiten, angefüllt mit den Trophäen faſt aller Länder und Zonen. Wie mögen da bei'm lodernden Wachtfeuer der nächtlichen Bivouaks die Siegesthaten des einzigen Feldherrn aus mehr als hundert Schlachten von den Lippen der grauen Krieger gefloſſen ſeyn; wie wird der Dichter jene Scenen der franzöſiſchen Revolution, die Siege in Italien, die Landung in Egypten (Bonaparte als erſter Conſul, der 18. Brümaire, Napoleon als Kaiſer, Krönung u. ſ. w.), mit den kühnſten Farben lebendig aus zu malen Gelegenheit finden.

(Der Schluß in der Beilage.)

Ein Bericht über den Schiffbruch des Schiffes „Kent“ (von der indiſchen Compagnie) erwähnt auch das lobenswürdige Benehmen eines Majors. Ein Lieutenant vom 31ſten Regiment fragte ihn: in welcher Ordnung die Offiziere das Schiff verlaſſen würden? — „In derſelben Ordnung, wie bei dem Leichenbegängniß!“ erwiederte der Major; „die Jüngeren voran, die Aelteren zuletzt! Sagen Sie aber, daß Todesſtrafe den erwartet, der ſich rettet, ehe Weiber und Kinder ausgeſchifft worden ſind“ (Pandore.)

Als der Irokeſenfürſt, der jetzt Frankreich beſucht, in Bourdeaux war, zeigte eine Dame ein beſonderes Verlangen, ihn zu ſehen. Ihr Wunſch wurde erfüllt und nun äußerte ſie einer Freundin, mit einer Miene, die hinlänglich offenbarte, wie ſehr ſie ſich getäuſcht habe: „Ich finde gar nicht, daß er ſo wild ausſieht, als ich es erwartete, beſonders, da er bekleidet iſt!“ (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 16.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 69ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Plan zu einem National-Epos der Deutſchen. (Schluß.) Und nun, Napoleon im Kreml, von dem Sitz der alten Czaaren in das Flammen-Meer der mächtigen Moskauſtadt (man denke an Homer's flammendes Troja) hinunter ſchauend! Dann die berühmte Flucht über die Newa und Bereſina — wo ſind der Phantaſie eines Dichters je ähnliche Materialien, wo jemals ein Feld geboten worden, auf welchem ſeine Phantaſie wie hier im kühnſten Fluge ſich ausbreiten und auf die natürlichſte Weiſe Alles überbieten konnte, was an großen, erhabenen und ſchrecklich-ſchönen Schilderungen alte und neuere Zeit nur auf zu weiſen haben? Von dem höchſten Taumel des Ruhmes, von Siegesglanz und ſtolzem Waffenglück — welch ein Schritt zur jämmerlichſten Flucht, zum allgemeinen Elend und zur Verzweiflung! — In tauſend Geſtalten ſchreiten Tod und Hunger über die mit Leichen bedeckten Eisfelder. Tauſende der muthigſten Schaaren, Mann und Roß, erſtarren vom eiſigen Froſt des kalten Nordens. Welche Züge ſind hier zu zeichnen! welche Bilder der Rührung, des Elends, des menſchlichen Grauens und Entſetzens ſind hier aus zu malen! — wie der graue Vater mit den eiserſtarrten Thränen auf den Wangen den einzigen Sohn in den kalten Mantel des Schnees begräbt, wie tapfere Reiter in der wüthenden Verzweiflung des Hungers ihre treuen Roſſe ſchlachten u. ſ. w. — So flattert das Panier des Krieges mit wechſelndem Glücke über die Schlachtfelder von Torgau, Wahlſtadt, Katzbach, Leipzig, bis der Sieg der Verbündeten triumphirend in die ſtolze Frankenſtadt ſeinen Einzug hält. Napoleon legt die Kaiſerkrone nieder; Verbannung nach Elba; ſeine Flucht. Der alte Raublöwe rafft zuckend noch einmal ſeine letzten Kräfte zuſammen, um bei Waterloo den blutigen Todesſtreich zu empfangen. Auf dem kleinen Felſengrabe von St. Helena endigt die große Cataſtrophe im ungeheuern Trauerſpiele des blutigen Jahrhunderts.

Dieſes ſind die erhabenen Züge, welche mit unverlöſchlichem Griffel die Geſchichte auf die große Tafel der Zeiten gezeichnet. Nun noch zuletzt, was gleichſam den äußeren Mechanismus des Gedichts ausmacht, die ungeheure Art der Neueren, Krieg zu führen, die von unverſtändigen Nachbetern der Alten für unpoetiſch ausgegeben iſt, neben welcher aber die Zweikämpfe, Wagengefechte, Belagerungen der Griechen und Römer, wie auch der ritterlichen Waffen-Uebungen des Mittelalters kaum als artige Knabenſpiele werden gelten können. In einer Ebene wie bei Leipzig, auf welcher die Linien von Hunderttauſenden viele Meilen weit ſchlagfertig ſich ausbreiten, wie drängen dort die Maſſen der Heere von allen Seiten nach dem einen Mittelpunkte ſich zuſammen; welche künſtliche Operationen, welche Eilmärſche müſſen voran gehen, damit die verſchiedenen Truppen-Abtheilungen zur rechten Zeit mit vereinigter Macht in die Reihen der großen Schlacht-Ordnung ein zu rücken nicht verfehlen. Die Sonne geht blutroth auf über der erwartungsvollen Erde. Die Adjudanten im eiligen Gallopp ſprengen mit den Ordres der commandirenden Generale die langen Fronten auf und nieder. Der Feldherr, die Bewegungen der Feinde mit prüfendem Auge beobachtend, reitet mit ſeinem General-Stabe über die dämmernden Hügel. Einzelne Kanonengrüße aus dumpfer Ferne laſſen ſich vernehmen. Die Signal-Hörner zum Angriff werden geblaſen, die Vorpoſten treffen auf einander, Musketenſchüſſe knallen, wie knatterndes Lauffeuer, ſchnell weiter ſich verbreitend, dampfend von Hügel zu Hügel. Leichte Jäger-Bataillone, unter fröhlichem Hörnerklang, breiten plänkernd vor den Fronten ſich aus; Batterieen werden aufgefahren; ſchwere Reiter-Regimenter mit gezückten Säbeln treffen auf einander. Dichte Infanterie-Maſſen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen rücken jezt vor; die weiten Linien ſtehen im Feuer; die Stimmen der commandirenden Obriſten, wirbelnde Trommeln, ſchmetternde Trompeten, die dumpfen Salven der Kanonen, die Musketen-Ladungen der Bataillone dröhnen und ſchallen und praſſeln im wilden Getümmel fürchterlich durch einander. Quarré's werden gebildet, Cavallerie-Attaken zurück geworfen, Batterieen geſtürmt, rauchende Dörfer genommen und wieder erobert. Von Feuerkugeln glühen die Lüfte, Bomben ſpringen von allen Seiten, die Raketen ſprühen in leuchtenden Bogen, der heiße Kartätſchenhagel wirft die dichten Maſſen der Angreifenden nieder. Im Nu füllen ſich die Lücken, neue Schaaren im Sturmſchritt mit gefällten Bajonetten, unter fröhlichem Hurrahgeſchrei, rücken vor über die Wälle der Gefallenen und Todten; der rauchende Pulverdampf, aus dem die tauſend Donner der blitzenden Kanonen brüllen, hat die Höhen des Himmels umdunkelt; die Erde zittert unter den eiſernen Huftritten der geharniſchten Küraſſier-Regimenter; hunderte von ſchweren Geſchützen ſind auf das Centrum des Feindes gerichtet!

Jezt iſt die Nacht hereingebrochen, der Kampf blieb unentſchieden; der Feldherr hat vom thalbeherrſchenden Hügel mit bewaffnetem Auge die künſtlichen Bewegungen des Heeres geleitet. Der Donner verhallt in der Ferne an den dämmernden Bergen. Der Feind hat ſich in ſtarke Poſitionen zurück gezogen. Die Wachtfeuer der Bivouaks werden angezündet; die nächtlichen Brandſäulen eingeäſcherter Dörfer rings in der Runde erleuchten die gräßliche Scene. Das Geräuſch der Waffen iſt nach und nach verhallt, nur das Werda-Rufen der Schildwachen auf den verlornen Poſten in der Ferne, das Wiehern der Roſſe in den Lagern, und das dumpfe Pferdegetrappel einzelner Reiter-Patrouillen dringt durch das tiefe Schweigen der Mitternacht. Der Mond aus düſtern Wolkenritzen wirft ſeine geſpenſterhaften Schatten auf die mit den Leichnamen der Gefallenen bedeckte Erde. Sterbende röcheln, Verwundete winſeln, Verzweifelnde wühlen, dem Himmel fluchend, in der grimmigen Qual der unerträglichen Schmerzen mit krampfhaften Nägeln ihr Grab in den blutigen Boden; tapfere Reiter mit verſtümmelten Gliedern liegen lebendig unter den gefallenen Roſſen begraben. Nun welche Scene, wenn in ähnlichen Momenten der Feldherr des Tages — man denke an Napoleon — mit ſtolzen Siegesgefühlen in der Bruſt, über das durch Tauſende von Todten blutig errungene Schlachtfeld reitet!

Eine andere Scene: Die Lagerfeuer ſind längſt ausgebrannt; ſchwarze Regenwolken hangen am mitternächtlichen Himmel, Mond und Sterne ſind ausgelöſcht, dichte Finſterniß liegt auf dem dunklen Gebirge. Die müden Roſſe der Reiter ſind ſeit Wochen zum erſten Mal abgeſattelt; die von der Hitze des Gefechts, von wochelangen Eilmärſchen, von Hunger und Durſt ermatteten Krieger, nachdem ſie die ſchweren Waffen abgelegt, ruhen, keine Gefahr ahnend, unbeſorgt dahin geſtreckt im tiefen mitternächtigen Schlafe. Plötzlich erſchallt der Schreckensruf: Der Feind iſt im Lager! Die Vorpoſten ſind umgangen. Trommeln wirbeln, Trompeten ſchmettern, Roſſe wiehern, Signal-Hörner blaſen Allarm; wenn die dumpfen Salven der Kanonen durch das Grauen des nächtlichen Dunkels mit fürchterlichem Krachen donnernd an das Ohr der vom betäubenden Schlafe ſchrecklich Aufgerüttelten dröhnen. Bald angekleidet greifen die Streiter nach den Waffen; die Reiter ſchwingen ſich

Digitized by Google

ohne Sattel auf ihre Pferde, und die Kugeln und Säbel der angreifenden Tapfern in der allgemeinen Flucht und Verwirrung blieben ungewiß, ob ſie auf die Schädel und Leiber der Feinde, oder der eigenen Brüder trefen.

Doch das würde zu weit führen. Man erinnere ſich nur noch an den Feſtungskrieg, die fürchterlichen Blokaden, Bombardements und blutigen Erſtürmungen feſter Städte und Plätze (Saragoſſa in Spanien) in den neueſten Zeiten; wo hunderte von vier und zwanzigpfündener Kalibern von Mauern und Wällen das mörderiſche Kreuzfeuer beginnen; die Laufgräben im nächtlichen Sturme mit den blutigen Leibern der Gefallenen ſich ausfüllen; die Minen und geſprengten Pulverthürme hunderte von Schaaren, Roſſe, Bollwerke und Geſchütze donnernd in die erſchrockenen Lüfte ſchleudern, daß die Grundfeſten der Städte erzittern; und die Bajonette der heimlich unterminirenden Feuerwerker in den dunklern unterirdiſchen Pulverkammern ſich begegnen. — Man laſſe jene ſchrecklich-erhabenen Schlachtmomente der wiederholten Reiter-Angriffe auf zu ſprengende Quarré's; die Scene des entſetzlichen Blutvergießens bei dem Erſtürmen einer Batterie, der Wegnahme einer dominirenden Anhöhe, eines ſtrategiſch wichtigen Punktes bis in die kleinſten Details vor ſeiner angeregten Phantaſie lebendig werden; wo menſchliche Tapferkeit und Kühnheit, gegen alle Schrecken der Hölle und des entſetzlichſten flammenſprühenden Elements, mit unverzagtem Muthe nun von Neuem wieder an zu knüpfen nicht nachlaſſen — und ich frage Jeden, der dieſe flüchtig hingeworfenen Skizzen im Geiſte aus zu malen verſteht, ob ſeine Seele, von Erſtaunen, Schrecken und Bewunderung unwiderſtehlich fortgeriſſen, an den erhabenen Scenen des fürchterlich-ſchönſten Schauſpiels mit lebhafteſtem Entzücken ſich zu weiden müde werden konnte, ohne noch die gewaltige Kunſt des Dichters dabei empfunden zu haben?

Ich kann mich von dem großen Gegenſtande nicht losreißen. Was wäre nicht Alles von jenen fremden abentheuerlichen tief nordiſchen Völkern, den bärtigen Koſacken, wilden Baſchkiren u. ſ. w. hinzu zu fügen; die, überall und nirgends, mit ihren regelloſen Schwärmen bald, ehe man es erwarten konnte, ganze Gegenden überſchwemmten, bald, durch dichte Heeresmaſſen verwegene Pfade ſich bahnend, wo man ſie am wenigſten vermuthete, vor, hinter und neben den feindlichen Fronten neckend und ſcharmützirend mit der Flüchtigkeit des Windes ſich zeigten? — Was wäre Schönes und Vaterländiſches von jenen herrlichen Volks-Scenen hier noch an zu deuten, wo den tapfern Siegern, mit Orden und Ehrenzeichen geſchmückt, auf freier deutſcher Erde die Thore der Städte, mit den grünen Laubkränzen des Friedens, unter fröhlichen Jubelgeſängen ſich eröffneten; Mütter und Väter, und Weiber und geliebte Bräute den Helden des Vaterlandes die treuen Arme entgegen breiteten; wenn die Namen der tapfern Gefallenen auf den ehernen Siegestafeln neben den durchſchoſſenen Fahnen und ritterlichen Ehrenzeichen an den Säulen und Altären der Tempel zum ewigen Denkmal der Nachwelt aufgeſtellt wurden? —

Doch ein Buch würde ich ſchreiben müſſen, wenn ich nur von weitem in unzulänglicher Proſa das andeuten und ſkizzenhaft hinwerfen wollte; was vor der anſchauenden Seele des Dichters in fortſchreitender, begeiſterungsvoller Entwickelung des großen Ganzen auf dem Strome des friſcheſten gewaltigſten Lebens in ſchöner Klarheit vorüber zieht. Dieſes Alles und noch vieles andere Große und Bedeutende wird mit hellem Geiſte er durchdringen; die Geſchichte ſeines Jahrhunderts bis in die kleinſten Details und zufälligen Vorgänge ſich von Grund aus zu eigen machen. Leben und Weſen des Volkes, die Sitten des Vaterlandes, Stände und Gewerbe wird er immer tiefer erforſchen; jene denkwürdigen Orte und Gegenden bereiſen, um ihre großen und erhabenen Eindrücke auf dem welthiſtoriſchen Boden wahr und lebendig zu empfangen, mit ihrem Charakter und hervortretenden Eigenthümlichkeiten ſich vertraut zu machen. Und ſo ausgerüſtet mit den vielſeitigſten und gründlichſten Kenntniſſen und Erfahrungen, groß gezogen mit der Milch der mächtigſten und gewaltigſten Begebenheit, mit der gereiften Welt-Anſicht des Mannes wird er es wagen, das größte Gedicht der Weltgeſchichte für kommende Geſchlechter nach zu ſchreiben. Sein Schauplatz iſt Europa, die Zeit das Jahrhundert, ſeine Leser ſind die Nationen eines halben Erdtheils; alle Iliaden und Odyſſeen müſſen verſchwinden. — Möge es dem Glücklichbegabten gelingen, die günſtige Förderung der Ausbildung, die freie Lage, Muße und unverkümmerten Lebensverhältniſſe durch die Huld hoher vaterländiſcher Fürſten zu einem Gedichte zu erlangen, das zu ſeiner Vorbereitung und Vollendung ein halbes Menſchenalter erfordert.

Ernſt Große.

Frau von Staël ſagte einmal: „Eine Frau muß ſich nicht zeigen, aber auch nicht verſtecken, ſondern ſich ſehen laſſen!“ — Frau von Genlis dagegen war noch vorſichtiger und lehnte den Antrag d'Alembert's ab, Mitglied der Akademie zu werden; „damit“ — ſagte ſie — „ſie ſich nicht den Blicken des Publikums zu ſehr ausſetze!“ — Sie wollte ſich alſo auch nicht einmal ſehen laſſen! (Gaz. d. Fr.)

Die Augen. Sind die Augen der Vornehmen wohl ſo geformt, wie die unſrigen? Wie es ſcheint, nicht, denn ſie ſehen nur immer eine gewiſſe Claſſe von Menſchen. — Stehen ihre Augen auch wohl an derſelben Stelle, wo die unſrigen ſtehen? Schwerlich, denn ſie ſehen immer nur rückwärts. — Ariſtipp lehrt es uns noch beſſer. Er bat einſt den Tyrann Dionyſius um eine Gnade, obgleich nicht für ſich, ſondern nur für einen Freund. Dionyſius wies ihn aber ab. Da kam Ariſtipp noch einmal und warf ſich ihm zu Füßen; nun erhielt er die Bewilligung. — „Aber, Ariſtipp!“ warnte ein Freund: „wie iſt's möglich, daß ein Philoſoph, wie Du, ſich ſo wegwerfen kann?“ — „Wegwerfen? Das habe ich nicht gethan. Als ich das erſte Mal vor Dionyſius ſtand, ſah er meine Bitten gar nicht. Da fiel mir ein, daß die Tyrannen die Augen an den Füßen haben; damit er alſo mein Bitten ſehe, mußte ich mich ihm zu Füßen legen; und ich habe mich auch wirklich nicht geirrt!“ (Corsaire.)

Ein Handlungs-Diener, der ſich unlängſt in Lyon mit Opium vergiftete, hinterließ ſeinen Eltern folgende Zeilen. „Meine Eltern! Ihr ſeyd toll, und ich bin ein Narr! Nie habe ein junges Mädchen, nie habt Ihr zu berechnen gewußt, was für mein ſchwaches Hirn paßt. Ich bin in Frieden, Gott erhalte Euch mein Andenken! Ich habe es nicht verſtanden, mich ſelber zu erkennen! Lebt wohl!“ (Corsaire.)

An der Thür einer Hütte zu Montmorency lieſt man folgende Inſchrift: „Lait d'ânesse, on en trouve matin et soir de tout chaud, sortant du pis de la vache!“ (Pandore.)

Um ſich einen Begriff zu machen, wie theuer der Raum in London bezahlt wird, darf man nur anführen, daß der Graf von Grosvenor ſich den Quadratfuß eines zwiſchen Piccadilly und Berkley gelegenen Terrains mit 16 Pfund Sterling (100 Thlr.) bezahlen ließ. Außerdem hat er es mit einem Grundzins belegt, und die Bedingung gemacht, daß nach 99 Jahren Grund und Gebäude ſeiner Familie wieder heimfalle. (Corsaire.)

In Paris haben ſich zwei Perſonen duellirt wegen eines Streites über die Frage: ob die italieniſche oder franzöſiſche Muſik den Vorzug verdiene. Wenn die Folgen eines Duells ein haltbarer Ausſpruch ſeyn könnten, ſo würden beider Väter Compoſitionen ſchlecht wegkommen, denn die Duellanten ſind — Beide verwundet. (Gaz. d. Fr.)

Digitized by Google

Bemerker. No. 16. 1826.

Die zeitgemäße Rede bekommt einen Anhang.

Verſtändige Leſer!

In der zeitgemäßen Rede (ſiehe „Bemerker“ Nr. 14) verſuchte ich, einigen kritiſchen Wortlarven den Spiegel vor zu halten; dies iſt auch im Sinne derſelben geglückt: denn ſie haben einen Hanswurſt geſehen, bilden ſich aber ein, ſie wären nicht ihr eigenes Spiegelbild. Es war „ein Seyendes und Gegebenes“, bei dem ſie ihr „Ich“ wohl erkennen mußten, wenn das Bewußtſeyn ihnen ſchon zur „Erſcheinung“ gekommen wäre. Freilich hatte ich ſelbſt ihr Bild etwas artiger beſchrieben und geſagt: Ihr ſeyd ein Skelett Plato's, auf der einen Seite dick behangen mit der „unendlichen Ausdehnung“ Spinoza's, während auf der andern Seite der Geiſt Schelling's „zum Abfall“ kommt. Ueber Alles dieſes breitet ſich die ſehr ſyſtematiſche, mit barocken Locken aufgeſteifte, aber im Verſteinern begriffene Perücke des angeblich deutſchen Ernſtes und ſtatt einer Peitſche hat dieſe „formelle Identität“ einen hiſtoriſch-äſthetiſchen Zollſtab in der Hand, um damit die Höhe und Breite der deutſchen Dichtkunſt zu meſſen. — Dies wäre etwa das Conterfey, welches die Wortlarven im Spiegel ſehen konnten und es fiel mir nicht ein, daß ſie mit dem allgemeinen Hanswurſt auch ſchon zufrieden ſeyn würden, der von Gottſchedtiſchen Anſichten vertrieben worden iſt, damit jede Wiſſenſchaft und Kunſt mehrere Hanswurſte haben möge, die dann unter ihren eigenen Namen auftreten. Ich hätte übrigens nichts dagegen, mich dem Bunde der „Leerheit“ an zu ſchließen, weil ich die Inhaber derſelben vielleicht zu dem Begriffe brächte, daß der ſittliche Geiſt mehr „erfaßt“ als „verfaßt“ ſeyn will und daß ein hanswurſtartiger Spaß immer beſſer iſt als ein hanswurſtartiger Ernſt. Auf alle Fälle würde ich jedoch ſagen:

Ich ſey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde — die Dritte!

Wenn ich aber ein Jemand wäre, der dieſen mit Formenweſen hauſirenden Leuten das Denken, die „wache Beſonnenheit“ angewöhnen ſollte, ſo würde ich, nach Salomo's Spruch: „Oeffentliche Strafe iſt beſſer als heimliche Liebe“, alſo zu ihnen ſprechen:

Da ihr, meine Schüler, ſchon als Ankläger und Richter zugleich auftretet, ſo will ich zwar nicht, wie der Herold der Griechen, ſagen: „Wer funfzig Jahr alt iſt, der rede!“ — wohl aber: Wer kaum zwanzig Jahre zählt, der ſchweige! — Wie einſt ein alter Philoſoph ſich doppeltes Honorar zahlen ließ, weil er einem Schüler vor dem Reden erſt das Schweigen beibringen mußte, ſo möchte ich euch wenigſtens die Hälfte des Honorars zurück geben, da es mir ſcheinen muß, als lehrte ich euch ſchwatzen. Treibt ihr's ſo fort, dann wird es ſchwerlich vermieden werden können, daß ihr kecken Jünglinge vom Begriffe, den ihr noch nicht begreift, „gänzlich abkommen und mit einer Willkühr, die weder in die Philoſophie noch Kunſt taugt, auf Abentheuer des Gedankens auszieht, oder den Mangel an Gedanken zu einem ſich ſelbſt klugen Scepticismus und (nur ſich ſelbſt) vernunftbeſcheidenen Criticismus ſtempelt und mit der Leerheit an Ideen in gleichem Grade euern Dünkel und eure Eitelkeit ſteigert. Dieſe beiden Richtungen des Geiſtes haben eine geraume Zeit den deutſchen Ernſt geäfft; die erſte kann als jugendliche Luſt einer neuen Epoche angeſehen werden, welche im Reiche der Wiſſenſchaften aufgegangen iſt; die andere Erſcheinung aber iſt widriger, weil ſie Ermattung und Kraftloſigkeit zu erkennen giebt, und mit einem, die Geiſter alter Jahrhunderte meiſternden, am meiſten aber ſich ſelbſt mißkennenden Dünkel ſich zu bedecken ſtrebt.“ — Glauben darf ich indeß, man werde nicht nach euch meine Lehre und meine Zwecke beurtheilen, nicht ſagen: „Das Einzelne iſt auch das Allgemeine, die Allheit“; ihr werdet hoffentlich als „Beſonderheiten“ betrachtet, die nicht wiſſen, daß bei den hohen Schulen noch keine Lehrſtühle für Theaterkritik gegründet ſind, obwohl dies wahrſcheinlich den Ueberzähligen, die jetzt extraordinaire und ordinaire Profeſſuren ſuchen, eine willkommene Aushülfe wäre. Darum, ihr Beſonderheiten, die ihr noch nicht den „Geiſt des Vernünftigen“ habt, nehmt wenigſtens die „Form des Vernünftigen“ an und gebt keine apodiktiſchen Urtheile, perſiflirt mir nicht meinen Schluß: „Alles iſt ein Schluß“, indem ihr, ſelbſt noch nicht geſetzt, ohne „geſetzte Begriffe“ anfangt und ſchließt. Ich möchte euch da rathen, daß ihr von den drei Momenten der ſpekulativen Methode des Urtheils, nämlich „Anfang, Fortgang und Ende“, euch ſo ſchnell als möglich bloß der beiden letzteren bedientet, welches in eurer Verkehrtheit eine conſequente und diesmal heilſame Wahl wäre.

So würde ich zu der kecken Jugend ſprechen, wenn ich mich unterſtehen dürfte, als ihr Meiſter zu reden, der indeß nicht der meinige iſt; und die Schüler würden mir Recht geben, wenn ſie einigen Verſtand hätten; leider ſpürt man aber bis jetzt nur einen uneinigen.

Schließlich werden verſtändige Leſer noch mit mir bemerken, daß es allerdings Bosheit iſt, wenn die Wortlarven behaupten, ich wollte witzig ſeyn; dazu bin ich für jetzige Zeit viel zu human, zu höflich; und ſeitdem ich durch koſtbare Zeitungs-Anzeigen erfahren habe, daß wir Deutſche gar nicht witzig ſeyn können, vielmehr den Witz von einem Undeutſchen in Demuth empfangen ſollen, trage ich mit allen Deutſchen mein hartes Loos lachenden Muthes, deſſen Einwirkung mir wohl erlaubt, den Zeitgeiſt neckend zu beleuchten, wenn er eben ſchuld iſt, daß Seneca's Worte: „Quae fuerunt vitia, mores sunt“ wieder wahr werden und das „unendliche Urtheil“ — ohne Idee — ſich allzu breit macht.

Zwei Zuſchriften und ein Phantaſieſtück mit einer klaren Antwort.

An den Herausgeber des „Geſellſchafters“.

1.

In den Blättern 34 bis 46 Ihrer Zeitſchrift iſt eine Novelle von Dan. Leßmann, betitelt: „Das Taſchentuch“, abgedruckt, die einen ungegründeten Verdacht wieder in's Gerede bringt; es liegt mir viel daran, zu erfahren, was eigentlich Wahres an der Geſchichte iſt, und ich erſuche Sie inſtändigſt, mich darüber in Kenntniß zu ſetzen.

B**, den 2. April 1826. **.

Digitized by Google

2.

Ew. Wohlgeboren würden einer hieſigen Familie einen großen Dienſt erzeigen, wenn Sie den Verfaſſer der Erzählung: „Das Taſchentuch“, veranlaſſen möchten, öffentlich zu erklaren, er habe eine Erdichtung beigebracht und nur zufällig, oder um ſeiner Erzählung mehr Intereſſe zu geben, ſolche wirkliche Begebenheiten eingeflochten, von denen er glaube, ſie könnten keine lebende Perſon irgendwo betreffen, namentlich auch, was den David Linkowsky und ſeine Verbrechen betrifft. Der Schreiber dieſes iſt durch einen Punkt jener Erzählung in große Verlegenheit gerathen und rechnet auf Ihre Gefälligkeit.

P**, den 16. April 1826. ****.

Das Taſchentuch.

Ich ſaß in der Dämmerung am Fenſter und verlor mich allmählig in Gedanken, die faſt eben ſo finſter waren, als der Leichenzug, der gerade in der Straße unten vorüber wallte. Die melancholiſchen Pferde, die unter ihren ſchwarzen Decken die Ohren niederhangen ließen und über ihre ſeltſame Beſtimmung nachzudenken ſchienen — die finſtern Männer zur Seite, die ihre Mitbürger in's Haus der Ewigkeit begleiten, bis ſie ſelber ihr Unterkommen drin finden — der lange ſchwerfällige Wagen, in welchem noch kein Paſſagier mit lebensluſtigen Hoffnungen geſeſſen, und noch Keiner ſich über das ſchlechte Straßenpflaſter beklagt — die Rabenſchwärme, die doch gar leicht, um das Schauſpiel ſchauerlich zu machen, hinter dem Zuge hätten herſchwirren können — Alles das lenkte meinen Geiſt vom fröhlichen Lebensgewühl hinweg und ließ ihn umher irren in den entlegenen, ſtummen Gefilden der Betrachtung. Unglücklicher Mann, dachte ich, der gerade jetzt im Leichenhemde ſeine ewige Wohnung beziehen muß! Er kann die Novellen nicht mehr leſen, die ich noch zu ſchreiben gedenke; er ſcheidet aus der ehrenvollſten Geſellſchaft, die ſich in der Hauptſtadt auftreiben läßt, aus dem „gelehrten Berlin“, oder im Fall er nicht dafür geſorgt hat, ſeinen Platz drin zu finden, iſt die Hoffnung für ihn verloren, durch gedrucktes Verdienſt ſich eine Stelle darin erwerben zu können; er kann es nicht mit eigenen Augen ſehen, wie ſeine Erben ſich mit frommer Freude in ſeine Hinterlaſſenſchaft theilen, und läßt ſich's nicht träumen, wie die junge Frau, die er zur Wittwe geſtorben, unfähig, ſich vor Schmerz allein auf den Füßen zu halten, nach der unterſtützenden Umarmung eines bewährten Hausfreundes verlangt.

Ein Geiſt der Wehmuth überfiel mich; längſtentſchwundene Tage ſtiegen mit ihren Freuden und Schmerzen herauf, die Bilder meiner entfernten Freunde zogen mit bedeutungsvollen Blicken vorüber; Frauen, die an der Seite erwachſener Söhne am Familientiſche ſitzen, ſtanden als Mädchen mit blonden Jugendköpfen vor mir, und die Sternbilder der Kindheit ſchimmerten mit einem Mal durch die Gewölke des ernſten Lebens hindurch. Da öffnete ſich die Thür meines Zimmers, und es trat ein blaſſer Mann herein, wie ein undeutliches Dämmergebild auf mich herſchwebend. Ich erſchrack und behielt kaum ſo viel Faſſung, mich zu erkundigen, was er bringe. Nichts als etwas Umeiß, erwiederte er; mit dem Uebrigen befaßt man ſich in unſerm Verhältnis nicht. Ich bin der Herr Todte, den Sie ſo eben in dem ſchwarzen Poſtzug haben vorüber fahren ſehen; meine Equipage fährt ohne mich nach dem Ort der Beſtimmung, und die Pferde ziehen deswegen um nichts leichter; ich aber habe mich auf den Weg hieher gemacht, um mir Auskunft von Ihnen zu erbitten. Fragen Sie! ſtotterte ich mit ſchauerdurchrieſelter Seele. Haben Sie Herrn David Linkowsky perſönlich gekannt? fragte er mit heiſerer verhallender Stimme. Ich konnte vor Ueberraſchung kein Wort erwiedern. — Haben Sie David Linkowsky, wiederhalte er, von Angeſicht zu Angeſicht gekannt? — Niemals, verehrter Schatten, gab ich zur Antwort; es lebt und lebte, ſo viel ich weiß, kein Mann dieſes Namens auf Erden. — Und doch haben Sie ihn, einen unſchuldigen, nicht exiſtirenden Menſchen, zum Verführer, zum Böſewicht, zum Mörder gemacht? — Autorfreiheit, bemerkte ich kleinlaut; wenn er plötzlich in's Reich der Wirklichkeit träte, er könnte ſich nicht beklagen, und mir nicht zürnen, denn er iſt vortreflich motivirt, und ſeine Verbrechen leſen ſich wie pſychologiſche Nothwendigkeiten. — Fürchten Sie die Probe! rief er. — Nicht im geringſten, gab ich, allmählig mich ermuthigend, zur Antwort. — Eingebildeter Novelliſt, entgegnete er, ein Wort aus meinem Schattenmunde, und Du erſtarreſt zuſammenſchreckend zur Salzſäule —. Ich bin David Linkowsky!

Er irrte ſich. Vor einem Namen, den er ſo oft geſchrieben, entſetzt ſich kein Autor. Ich verbat mir ſein Du, und forderte ihn auf, ſich rund heraus zu erklären, weswegen er ſich aus ſeinem Sarge zu mir herbemüht. Das ſollen Sie auf der Stelle erfahren, ſagte er, und ſo bündig, als Sie es nur verlangen können. Bei dieſen Worten zog er ein Paar Piſtolen hervor, und drückte mir eine davon in die Hand. — Schießen Sie! — Ich machte ihn vergebens darauf aufmerkſam, daß ich ein Körper und er ein Schatten, folglich die Gefahr des Duells lediglich auf meiner Seite ſey. Er blieb taub gegen jede Vorſtellung. Wir ſtellten uns, faßten Jeder einen Zipfel des bekannten Taſchentuches in die Hand, und ſchoſſen. Der Knall war entſetzlich. Ich fühlte einen ſtechenden Schmerz in der Bruſt, mein Gegner lachte laut auf und verſchwand.

Indeſſen kam mein Aufwärter mit dem Lichte. Ich fragte ihn, ob er einen Knall gehört habe. Er wußte von nichts. Haben Sie ſich denn erſchoſſen? ſagte er; es wäre unmoraliſch, ich habe noch mein Monatsgeld nicht erhalten. Ich verſicherte ihn meines Daſeyns, kam vollſtändig zu mir ſelbſt, und nahm mir nun Zeit, über das Phantaſieſtück zu lachen.

Doch iſt in der That Linkowsky nicht der Einzige geweſen, welcher nach ſich ſelbſt ſich erkundigt. Vorher und nachher bin ich von verſchiedenen Seiten gefragt worden, was an der Mordgeſchichte ſey, und wo ſie ſich eigentlich zugetragen habe. Ich gebe alſo hier bereitwillig die Erklärung, daß der Novelle durchaus kein Faktum aus der Wirklichkeit zum Grunde liegt. In einer Geſellſchaft, die ſich alle Donnerſtage verſammelt, hatte man ſich eine Entdeckungsreiſe zum Thema einer ſchriftlichen Arbeit aufgegeben, und ſo entſtand das „Taſchentuch“, welches ſpäterhin der Herausgeber des „Geſellſchafters“ ſeines Blattes würdig gefunden. Dav. Leßmann.

Ein Pröbchen vom neueſten Jeſuitismus.

De Pradt's neueſtes Werk: „Du Jésuitisme ancien et moderne“ erinnert an folgende Anekdote: Ein frommer, duldſamer Vater hatte einen mannbaren Sohn, den er zärtlich liebte, dem er vertraute, zu deſſen Vertrauen er berechtigt war. Er erfuhr von ihm ſeine Neigung zu einem jungen katholiſchen Mädchen. Er ſelbſt, ſein Sohn und ſeine Familie gehörten zu dem Glauben der Reformirten in Frankreich. Er ſprach vernünftig mit dem Sohne. „Nimm Dir das Mädchen, laſſe ſie bei ihrem Glauben, verſprich mir aber, von dem Deinigen nicht ab zu gehen. Kannſt Du mir dies mit gutem Gewiſſen verſprechen?“ — „Nicht allein verſprechen, Vater, ſondern Dir ſchwören, nie von meinem Glauben zu weichen!“ — Vierzehn Tage nachher iſt die Hochzeit; und nun erfährt der Vater, daß der Sohn ſchon vier Wochen vor derſelben zur papiſtiſchen Religion übergegangen iſt. Er macht ihm Vorwürfe über ſeinen Meineid. — „Meineid, Vater? Bewahre mich Gott vor einem Meineid! Ich habe die reine Wahrheit geſchworen: nie von meinem Glauben zu weichen. Ich verſtand darunter den katholiſchen, Du den reformirten; dafür kann ich nicht, daß Du mich mißverſtanden haſt. Ich war damals ſchon Katholik, und wiederhole Dir in dieſem Augenblick meinen Schwur: nie von meinem Glauben zu weichen!“ C.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 3. Mai. 70ſtes Blatt.

Die heilige Ida.

(Fortſetzung.)

„Mein guter Herr!“ ſagte der Greis mit andächtiger Begeiſterung, als er ſeinen Roſenkranz abgebetet hatte, „in den frommen Zeiten unſerer alten Vorfahren, als die Menſchen noch an die Wunden und Fürbitten der Heiligen glaubten, da flammte die heilige Lampe Tag und Nacht unverlöſchlich über dem Sarge der heiligen Ida, und zu allen Stunden wurden Meſſen und Hochämter von Prieſtern und Diakonen gehalten an den geweihten Stätten, wo durch die Gnade des Höchſten ſo viel erſtaunliche Wunder zum Segen der Welt ſich ereignet haben.“ — „Wie ſo?“ fragte ich geſpannt — „erzählt mir, guter Alter, ich bin ein großer Freund von den alten Legenden und heiligen Geſchichten!“ — „Ja, mein Herr!“ erwiederte der Greis und ſeine ehrwürdigen Mienen nahmen den Ausdruck einer beſondern Bedeutung an — „wenn ich das nur gleich in Worte bringen könnte. — Noch neulich am Geburtstage unſers allergnädigſten Königs, den Gott uns lange erhalten möge, iſt ein hochgelahrter vornehmer Herr hier geweſen, der die alten Chroniken und Geſchichten bis auf den Grund ſtudirt hat, und der ſagte, in alle Welt wollte er es hinaus ſchreiben, daß auf der heiligen Erde ein prächtiger Tempel erbaut werden, und alle treuen Unterthanen nach dem geweihten Grabe wallfahren und ihre Knie vor dem wunderbaren Bilde der heiligen Ida beugen ſollten!“

Meine Neugierde war aufs höchſte geſpannt. Der Küſter fuhr fort zu erzählen, daß jener gelehrte Fremde, den ich für einen Forſcher deutſcher Alterthümer halten mußte, in der Sakriſtei auf dem alten Mönchspergament in lateiniſcher Sprache mit dem Herrn Paſtor es deutlich geſchrieben geleſen, daß die heilige Ida die Stamm-Mutter des beſten und gerechteſten Königs und des erlauchten preußiſchen Hauſes geweſen. — Ich fühlte das ganze Gewicht dieſer bedeutungsvollen Worte, die ich hier nicht erwartet hatte. Ich ſah mich, ohne es zu ahnen, an den heiligen Altären des Vaterlandes ſtehen, an welchem im Geiſte Millionen treuer Unterthanen die reinen Dankopfer des ſchönſten Bürgerglücks anzünden. Ich fand mich hier an den früheſten Quellen jenes großen weltgeſchichtlichen Stromes, der, wachſend und brauſend, durch finſtere Jahrhunderte unaufhaltſam ſeine mächtigen Wogen wälzte, und an ſeinen majeſtätiſchen Ufern durch Monumente der Weltgeſchichte fernen Zeiten und Geſchlechtern die unſterblichen Siegesthaten der Helden verkündet. — Ich drückte im patriotiſchen Gefühle meines Herzens, als wir wieder in das Licht des Tages herauf geſtiegen waren, meinem ehrwürdigen Führer für die glückliche Entdeckung ein Goldſtück aus meiner Reiſebörſe in die Hand, und ließ mich, um die geſchichtliche Spur der grauen Vorzeit näher zu verfolgen, in die Sakriſtei der Kirche zum Paſtor des Ortes führen, der ſich eben im prieſterlichen Ornate zur gottesdienſtlichen Handlung anſchickte. Ich fand an ihm einen ſehr unterrichteten gefälligen Mann, der,

Digitized by Google

als er meine vaterländiſche Begeiſterung ſah, mir gern erlaubte, das alte lateiniſche Pergament, das, wie er ſagte, von einem alten Biſchof von Münſter herrühren ſolle, in der Sakriſtei zu meiner Einſicht zu benutzen.

Ich ließ den Poſtillon auf Morgen beſtellen. Und möge nun, vaterländiſch geſinnter Leſer! die fromme Andacht und wunderbare Rührung über Dich kommen, die mein ganzes Herz ergriff, als ich in der alten Sakriſtei an dem Bibeltiſche des Paſtors, bei dem heiligen Dämmerlichte geweihter Kerzen, die halbverblichenen Pergament-Blätter der alten lateiniſchen Mönchsſchrift mit ſteigendem Intereſſe entzifferte, welche ich in treuer Uebertragung an den Altären des geliebten Vaterlandes niederlege!

Die Legende von der heiligen Ida.

Graf Egbert, ein Neffe des großen Wittekind, ſtand einſam auf dem Söller ſeiner Burg, und blickte mit ſchwermüthigem Auge auf die weiten Länder umher, auf ſein Herzogthum, mit welchem ihn nach der Beſiegung des alten Sachſenlandes Karl der Große, ſo weit der Rhein und die Weſer in den grünen Ebenen ihre Silberſtreifen zogen, beliehen hatte. In dem heitern Sonnenſchein des Morgens glänzten die bunten Thäler und lieblichen Blumenwieſen, und aus dem grünen Laubdach der Wälder scholl der fröhliche Jubelgeſang zwitſchernder Vögel laut in die blauen Lüfte des Himmels. Aber in der Seele des Grafen Egbert wohnte die Trauer: denn er hatte das Weib ſeiner Liebe begraben, und ihr unfruchtbarer Schooß hatte ihm keinen zarten Sprößling hinterlaſſen, aus deſſen lieblichem Angeſicht ihm das Bild der Mutter tröſtend entgegen lächelte, und auf deſſen edlen Namen der Ruhm und der Reichthum ſeines uralten Geſchlechts in ferne Zeiten ſich hätte fortpflanzen mögen.

Da tönten die Glocken des nahen Kloſters Liesborn feierlich das Thal herauf, mit dem Rufe des Himmels die frommen Mönche zur frühen Hora an den Altären des Herrn verſammelnd. Die Verkündigung des Himmliſchen zündet das Licht des Troſtes an in dem Herzen der Schwermuth, und der Gram der Erde wacht auf von dem erſtarrenden Todesſchlafe der Schmerzen in der ſeligen Umarmung des Glaubens und der überirdiſchen Hoffnung. Graf Egbert hatte an den Ufern der Weſer die Weihe der heiligen Taufe empfangen von dem heiligen Bonifazius, den Karl der Große mit andern auserwählten Apoſteln des Evangeliums zur großen Heidenbekehrung in das alte abgöttiſche Sachſenland ausgeſendet hatte. Er war ein Chriſt. Und jetzt, da der Glanz und die Herrlichkeit der Welt vor ſeinem trüben Auge verloſchen, und die grünen Bäume ſeines Glückes von der grauſamen Axt des Todes tief an den Wurzeln abgenagt waren, da richtete der Engel des Glaubens ſeine Seele, die in dem dunklen Meere des irdiſchen Grams den Anker der Hoffnung verloren hatte, zu den Sternengefilden des ewigen Lichtes empor, wo die Blüthenkronen der himmliſchen Seligkeit reifen. Der tröſtende Geiſt der Andacht zog in ſein frommes Herz. Graf Egbert ſank im Angeſichte des Himmels an der Stelle, wo er ſo oft in den Tagen der Liebe an dem Buſen ſeines theuren Weibes alle ſüßen Freuden der Erde gekoſtet hatte, mit gläubiger Ergebung auf ſeine Knie nieder, drückte das Zeichen des heiligen Kreuzes mit frommer Inbrunſt an ſeine Lippen, und betete:

„Erhabener Gott der Chriſten, den ich bekenne! wenn Du, wie Deine Prieſter ſagen, die unermeßlichen Welten mit dem Arme der ewigen Liebe an Deinem unendlichen Buſen trägſt, o ſo laß mein Herz nicht verſchmachten vor Schmerz und Sehnſucht! — Und, großer Schöpfer, da Du allmächtig biſt und Alles vermagſt, was Dein ewiger Wille beſchließt, warum nahmſt Du nicht alle meine Städte und Burgen und Länder, und ließeſt mich in der niedrigen Hütte meines ärmſten Bauern die himmliſche Seligkeit genießen, den Sohn meiner Liebe auf dem glücklichen Schooße des Vaters zu wiegen?“

Die letzten Seufzer des verlaſſenen Mannes ſchwebten noch auf ſeinen beklommenen Lippen, als die Trompete eines bewaffneten Reiters an den Pforten des Burgthores ſchmetterte, der von dem Thurmwart Einlaß in des edlen Grafen Egbert ritterlichen Stammſitz begehrte. Die Zugbrücken rollten nieder, und ein kaiſerlicher Herold in ſilberglänzender Rüſtung, auf einem ſchneeweißen Roſſe, ritt in den Burghof, dem edlen Grafen den Gruß ſeines kaiſerlichen Herrn entbietend: „Kaiſer Karl der Große läßt ſeinen tapfern Herzog, den edlen Grafen Egbert, durch ſeinen Herold, um die Zeichen ſeiner kaiſerlichen Huld zu empfangen, nach Aachen auf ſeine goldene Kaiſerburg entladen.“

Da ließ Graf Egbert von ſeinem Knappen ſeinen rabenſchwarzen Leid-Rappen aus dem Stalle führen, legte eine dunkle Waffenrüſtung an, und machte ſich auf mit ſeinen Vaſallen, Rittern und Edlen des Landes. Ihre ſtolzen Roſſe aber folgten dem kaiſerlichen Herold, der in ſeinem ſilbernen Harniſch im Glanz der Sonne voran zog, durch liebliche Thäler, grüne Triften, kühle ſchattige Wälder, über ſanfte Anhöhen ſie führte, die über Städte und Dörfer und Ritterburgen und Flüſſe und Seen weit in das blühende Land hinabſchauten, und die Herzen der edlen Reiter mit Luſt und Entzücken erfüllten.

Aber Graf Egbert ſenkte die ſchwermüthigen Blicke traurig zur Erde; denn er gedachte, daß ihr kühler Schooß es ſey, der den ſchönen Leib ſeiner geliebten Gattin im kalten Tod umfangen halte; und

das ſanfte Grün des Frühlings hatte für ihn ſeinen Farbenſchmelz verloren, denn das Grün ſeiner Hoffnung war mit der Blume ihrer Schönheit in die dunkle Nacht des Grabes hinab geſunken.

Und ſie zogen weiter und weiter durch die ſchönen grünen Rebenhügel des lieblich prangenden Rheingaues, wo unter dunklem Weinlaub die ſchwellenden Beeren der üppigen Reben glühen; die muthigen Roſſe wieherten und bäumten ſich, und drückten ſtampfend ihre Hufe voll Luſt in den ſchönen Boden, den ſie betraten. Die Ritter ſchifften über den ſchnell rauſchenden Rhein mit ſeinen dunkelgrünen Wogen. Der Wellenſchlag der Ruder tönte munter auf ſeiner ſmaragdnen Fläche, die blühenden Ufer glänzten, und die Thürme der Burgen blinkten im abendröthlichen Golde der Sonne mit ihren purpurſtrahlenden Felſen aus dem Bette der grünen Fluthen nieder. Die Spielleute aber ſpielten luſtige Reigen auf den ſchaukelnden Kähnen, die Ritter und Knappen tranken den köſtlichen Rheinwein, zechten und ſangen fröhliche Lieder, und waren luſtig und freuten ſich ihres Lebens. — Aber Graf Egbert ſah ſtumm und traurig gebückten Hauptes auf die ſmaragdne Tiefe des ſchnell hinſtrömenden Rheins nieder; denn wie die dunkelgrünen Wogen unaufhaltſam mit dem Schlage der Wellen vorüberrauſchten, ſo war auch das Glück ſeines Lebens unwiderbringlich dahin gefloſſen, und der Strom ſeiner Thränen war unverſiegbar, wie die Tropfen der brauſenden Waſſer, die ihre ſtets erneuten Fluthen Woge an Woge über die ſchäumenden Felſen wälzten.

Und nach dreien Tagereiſen zogen ſie ein in die Thore der ſchönen Stadt Aachen, und die Pforten der kaiſerlichen Burg öffneten ſich ihnen. Der Herold aber in der ſilberglänzenden Rüſtung verkündigte ſeinem kaiſerlichen Herrn die Ankunft des edlen Grafen. Da ſandte Karl der Große alle ſeine Kämmerer, Hofleute, Edelknaben und Leibgarden, geſchmückt mit ſtattlichen Kleidern, ſeinem tapfern Herzog entgegen. Die führten ihn unter Trompetenſchall und Zymbeln und Flöten in die prachtvollen Gemächer der Burg; die ſilbernen Thorflügel des goldenen Kaiſerſaales thaten ſich auf: und im purpurnen Königsmantel mit diamantener Krone auf ſtrahlendem Throne ſaß Kaiſer Karl, und um ihn die Großen des Reichs mit köſtlichen Kleinodien geſchmückt, die glänzten hell, wie das Leuchten der Sterne; aber die hohe Majeſtät des kaiſerlichen Herrſchers war herrlich, wie das ſtrahlende Antlitz der ſiegreichen Sonne an zu ſchauen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die alte Tragödie.

Elkanah Settle, ein zur Zeit Karl's II., Königs von England, bekannter und vom Grafen Rocheſter patroniſirter, längſt vergeſſener dramatiſcher Dichter und Dryden's Antagoniſt, ſchrieb ein Trauerſpiel: „Die Kaiſerin von Marokko“, welches einen Monat hinter einander aufgeführt und für den damals ungeheuern Preis von zwei Schilling verkauft wurde. Dieſe Tragödie war im Tone eines damals heroiſchen Stückes verfaßt (ſagt Sir Walter Scott); ſie vereinigte alle äußeren in die Augen fallenden Bedingungen, die der Scene Glanz und Beifall verſchaffen konnten. Man ſah Gefängniſſe, Palläſte, Flotten, Gefechte ohne Ende und unentſchieden; Mord und Todtſchlag, einen Regenbogen, tanzende Bäume, Hagelſchauer, Gewitter, halspeinliches Gericht, eine Hinrichtung, und die Hölle ſelbſt, die ihren Schlund mitten auf der Bühne öffnete. — Ein Gewitter wird, wie folgt, beſchrieben: „Als ich dieſen Morgen bei'm Erwachen die Augen aufſchlug, erſchien mir der ganze Horizont wie ein unermeßlicher wolkenleerer Raum; aber bald traten ihn Kindeswehen an: er warf ſich in ein Trauergewand, hüllte ſich in die Farbe des Schmerzes, in ein Gewebe nächtlicher Wolken. Jetzt wandelte ein Luftgeiſt, ein feindlicher Dämon, die Farbe der Wolken um: was oben ſchwarz erſchien, zeigte ſich unterhalb weiß. Flatternd, wie losgebundenes Haar, ſchüttelten ſie ihre Saiten, und aus den zerſtreuten und zerriſſenen Fetzen ſtürzte ein Thau von Cryſtallen herab und überdeckte die Erde mit einer unbekannten Saat, als wolle der Himmel dem bisherigen Anbau des Feldes eine neue Beſtellungsart entgegen ſetzen. Ich hob ein Samenkorn auf; es ſchien mir kalt wie die jungfräuliche Unſchuld, und — wie ſie — zerrann, zu meiner großen Verwunderung, das weiße reine Körnchen wie Waſſer in meiner Hand. Von mir erwärmt löſete ſich der Cryſtall-Regen in ſeine erſten Urbeſtandtheile wieder auf.“ (In Afrika fällt übrigens nie Hagel.)

C. Hriſta.

Sonett.

Ich ſah ein Engelbild hernieder ſchweben,
Es ſchien aus einem fernen, luft'gen Land,
Ein friſcher Palmzweig grünt' ihm in der Hand,
Und auf den Wangen blüht' ein roſig Leben.

Ich kenne, ſprach es, deiner Seele Streben,
Du ſuchſt, was, kaum geſeh'n, dir ſchon entſchwand,
Der Hoffnung iſt Gewährung nah' verwandt,
Was du gewünſcht, es wird dir bald gegeben!

Des Engels Bild, es blieb in ew'ger Zeit
Das einz'ge Licht im Dunkel meines Lebens;
Doch der Erfüllung harr' ich noch vergebens.

Ein Dämon im erborgten Engelkleid,
So ſeh' ich, war's, geſandt vom Herrn der Lügen,
In eitlem Wahn mich tückiſch zu betrügen.

E. Langrehr.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Endlich iſt der Vorſchlag, das Köpnicker Feld zu bebauen, genehmigt und dabei beſtimmt worden: daß nach der Erndte, wenn man die Felder ſeparirt hat, jedem Eigenthümer ſein Theil vereint zugemeſſen werden ſoll. Zwei neue Straßen und eine Querſtraße, ſämmtlich auf die Köpnicker Straße geführt, werden abgetrennt und benannt. Zwiſchen dem Cottbuſſer und Schleſiſchen wird ein neues Thor durch die Mauer gebrochen. Den Eigenthümern ſteht es frei, ihr Grundſtück zu bebauen oder zu verkaufen; der Magiſtrat iſt bereit, den Kauf ab zu ſchließen. Um den neuen Anbau zu begünſtigen, ſoll für dieſe Stätten die Miethsſteuer vermindert werden. Auch Marktplätze werden abgeſtochen und die Quer-Alleen von ſchlechten alten Weiden niedergehauen. — Zuerſt wird man aber hoffentlich die alte Straße bis zum Schleſiſchen Thor pflaſtern, wonach die Bewohner ſehr begierig und wozu auch ſchon Beiträge eingegangen ſind. Im Winter und bei ſchmutziger Witterung bleibt das Fuhrwerk ſtecken und die Droſchken zeigen eine unbeſiegbare Abneigung, nach dieſem Stadt-Viertel zu fahren. v. S.

— Hr. Kapellmeiſter Hummel gab am 24. April Concert. Der berühmte Pianofortiſt trug ein Concert und ein Rondo, ſeine eigenen Compoſitionen, und eine freie Phantaſie vor; die Meiſterſchaft war ſo glänzend wie der ſtürmiſche Beifall gerecht. Nach dem Wunſche vieler Zuhörer könnte bei ſolchen muſikaliſchen Improviſationen der Reiz erhöht werden, wenn die Themen von den Anweſenden aufgegeben würden. Mad. Schulz und Hr. Haizinger vermehrten durch ihren Geſang die Kunſtgenüſſe dieſes Abends. — Mad. Brede ſpielte am 23ſten April die „Baronin“ in Kotzebue's Luſtſpiel: „Das Geſtändniß“ und „Frau von Spiden“ im Luſtſpiel der Frau von Weiſſenthurn: „Das letzte Mittel“. Ihr Talent für Luſtſpiel-Rollen, wenn ſie ihrem Inhalt nach modernen Kreiſen angehören, wurde gebührend anerkannt; namentlich gab ſie als „Spiden“ dem Hange zur Klatſcherei den Anſtrich conventioneller Geſellſchaftlichkeit auf geſchickte Weiſe. Als „Baronin“ gefiel ſie weniger; man verlangt da mehr Jugendlichkeit. Am genannten Tage wiederholte ſich übrigens die Sonderbarkeit, daß im Schauſpielhauſe Oper („der Freiſchütz“) und im Opernhauſe Schauſpiel gegeben wurde.

— Hr. Lebrün, vom Stadttheater Hamburgs, hat ſchon in mehreren Gaſtrollen die Freude über ſeinen echten Humor erneut. Unter den Rollen, welche er bis jetzt hier gab, waren „der Kammerdiener“ (im Luſtſpiel gleiches Namens), „Löwenklau“ und „Burchiello“ (in Raupach's „Kritik und Antikritik“ und „Beſchetten“) und „Beauſer“ (in „Humoriſtiſche Studien“) in ſeiner Darſtellung uns neu; ſie wurden mit Beifall aufgenommen. — „Der Prinz von Piſa“, von Willibald Alexis, kam am 24. April zur ſiebenten Vorſtellung. Auch in Potsdam iſt dieſes Stück in vergangener Woche dargeſtellt und günſtig aufgenommen worden. — Demoiſ. Wagner, vom Theater in Breslau, hat auf der Königsſtädtiſchen Bühne noch die „Thereſe“ („Waiſe aus Genf“), die „Franziska“ („Liebe kann Alles“) und „Hannchen“ („die beiden Hofmeiſter“) gegeben; die Naivetät in aller ihrer Mannigfachheit findet ſich immer mehr als das Feld heraus, auf welchem ſie ihre beſten Kränze zu ſuchen hat. — Am 25. April wurden auf dieſer Bühne, nach zwei kleinen Luſtſpielen, noch Concertſtücke aufgeführt. Das Orcheſter zeigte ſich, in dem erſten Satz aus einer Simphonie von Mozart, ſehr eingeſpielt; offenbar ſtrebt es mit Glück danach, ſeinen Werth zu erhöhen. Hr. Wächter ſang eine Arie aus dem „Freiſchütz“ (Schluß des erſten Akts) und mit Demoiſ. Sontag ein Duett aus „Figaros Hochzeit“; beides ward, nach Verdienſt, laut gewürdigt. Den höchſten Preis aber erwarb Demoiſ. Sontag mit „Agathe's“ Scene und Arie aus dem „Freiſchütz“ („Wie nahte mir der Schlummer u. ſ. w.“). Die Künſtlerin trug hier genau ſo vor, wie der Componiſt es wollte, genauer noch, als wir dieſe Scene bisher hörten; Stimme, Feſtigkeit, Gefühl — Alles ſprach in hohem Grade an und das Publikum dankte für dieſen abermaligen Beweis, daß die Sängerin in jeder Art des Vortrags Meiſterin iſt, mit anhaltendem Applaus. Ein Glück für die von übelwollender Kritik oft Gekränkte, daß es ihr wenigſtens vergönnt iſt, zuweilen in einer einzelnen Arie zu zeigen, wie nur die Beſchränkung des Königsſtädtiſchen Repertoires ihr den Zwang auflegt, der Animoſität Mittel zu laſſen zu einem Schein von Recht. Obwohl die erwähnte Scene der „Agathe“ eigentlich kein Concertſtück iſt, müſſen wir es doch, in dem Kunſt-Verhältniß, welches Demoiſ. Sontag jetzt bindet, loben, daß ſie mit einer ſolchen Wahl die Achtung für unſer Publikum ausſpricht in dem Wunſche, beſſer erkannt zu ſeyn, als es die wenigen ihrer lauten Gegner, die auf alle Weiſe ihre Ausſprüche vervielfältigen, zugeben wollen. Demoiſ. Sontag feierte in dieſer Hinſicht mit der gewählten Arie einen ehrenvollen Triumph. — In der alten Oper: „Lilla oder Schönheit und Tugend“, welche am 20. April zum erſten Mal aufgeführt wurde, bewies das ganze Königsſtädtiſche Sänger-Perſonale, daß es auch in der einfachen Muſik die Concurrenz nicht zu ſcheuen habe; es iſt eine der trefflichſten Darſtellungen und dieſe alt-italieniſche Oper erfreute ſich einer Aufnahme, wie nur irgend eine neu-italieniſche ſie gewinnen könnte. — t.

Mainotten-Freundſchaft. Eine Skizze über Griechenland erzählt Folgendes: Zwei Mainotten-Schiffs-Capitaine, die lange Jahre ihr ſeeräuberiſches Handwerk im beſten Einverſtändniß betrieben, wurden ſich eines Tages um die Theilung einer gemeinſchaftlichen Priſe ſo feind, daß ſie ſich tödtliche Rache ſchwuren. Theodor raubt daher plötzlich ſeines Feindes Frau, bringt ſie zu einem malteſiſchen Corſaren und bietet ſie demſelben für eine Summe an, um damit ſeinen vermeinten Verluſt zu decken. Beide können indeß nicht einig werden und der Malteſer ſagt zuletzt unwillig: er habe geſtern früh eine weit hübſchere Frau für ein weit geringeres Geld gekauft! — Bei dieſen Worten führt er dem Verkäufer die eigene Gattin (des Theodor nämlich) vor, die ſein Feind mit raſcherer Schlauigkeit ſchon verhandelte, ehe dem Theodor noch der Gedanke zu ſolcher Liſt eingekommen. Der Erſtaunte verbirgt ſein Gefühl gewaltſam, verkauft ſeine Beute zu dem gebotenen Preiſe und kehrt nach Hauſe. Und was geſchah nun? Beide Feinde verſöhnen ſich, gehen zuſammen zu dem Malteſer und fordern, ihm das Piſtol auf die Bruſt ſetzend, ihre Weiber zurück! Und ſeitdem ſind ſie wieder die beſten Freunde. (Corsaire.)

Als Chateaubriand ſeine „Abencerrages“ vollendet hatte, befand er ſich eben in großer Geldverlegenheit. Er ſah ſich daher genöthigt, einen Banquier um einen Vorſchuß zu bitten. „Sehr gern!“ — ſagte der Banquier — „gebe ich Ihnen Credit, ſobald Sie mir nur erlauben wollen, mir aus Ihrer Brieftaſche liegend eine Handſchrift als Unterpfand heraus zu nehmen!“ — Chateaubriand gab ihm die „Abencerrages“ und erhielt darauf 50,000 Franken. Als er bald darauf in's Miniſterium trat, löſete er ſeine Hypothek wieder ein. Es iſt eine Nachahmung jenes Helden, der einſt um 50 Goldthaler Löſegeld die Hälfte ſeines Knebelbartes verpfändete, und ſie bei der Rückkehr zu ſeinem vaterländiſchen Heerd treulich wieder einlöſete. (Pandore.)

Reiſende erzählen, daß dem Lappländer, wenn er ſo glücklich iſt, einen Bären zu erſchießen, das Recht zuſteht, acht Tage lang nicht bei ſeiner Frau zu wohnen! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 5. Mai. 71ſtes Blatt.

Die heilige Ida.

(Fortſetzung.)

Und die überwundenen Nationen der Erde von Mittag und Mitternacht, vom Sonnen-Aufgang und Untergang ſandten ihre Abgeordneten, die in demüthigen Stellungen den Tribut ihrer Länder zu den Füßen des welterobernden Siegers niederlegten. Drei mächtige Mohrenkönige aus dem heißen Morgenlande, mit vielen Sklaven und glänzendem Gefolge, erſchienen in der Tracht ihres Landes, geſchmückt mit goldenen Spangen auf ihren Armen, und den Federn des Straußes und Reihers auf ihren Häuptern. Die Sklaven hatten in goldenen Gefäßen mit ſilbernen Ketten, die über ihre ſchwarzen Nacken hingen, köſtlichen Weihrauch angezündet, und trugen ſchöne Käſtchen aus duftendem Sandelholz in ihren Händen, angefüllt mit den Perlen des Meeres und den Edelſteinen der Gebirge: die ſchütteten die drei Mohrenkönige, ihre fürſtlichen Häupter vor dem erhabenen Angeſicht des großen Kaiſers tief zur Erde beugend, auf die goldenen Stufen des Throns nieder; und ihr funkelnder Glanz leuchtete heller, als der goldene Strahl des Tages, und verbreitete einen lichten Schein um ſich, daß die Augen vor dem flammenden Feuer ihrer unteriediſchen Gluth zu erblinden glaubten. — Der große Kaiſer aber ſah mit den ſtolzen Blicken des Sieges in ſtrahlender Majeſtät herab auf die Huldigungen der Völker und erhob in ſeiner gewaltigen Rechten das eiſerne Scepter, vor deſſen drohender Spitze die Nationen der Erde erzitterten.

Da trat Graf Egbert mit edlem Anſtande hervor aus den glänzenden Reihen der Fürſten und Großen, ließ ſich auf den goldenen Stufen des Throns vor ſeinem kaiſerlichen Lehnsherrn auf ſein Knie nieder, und berührte mit ſeinen Lippen den purpurnen Saum ſeines Mantels. Kaiſer Karl aber neigte mit gnädiger Huld ſeine gekrönte Stirn, ſtand auf von dem goldenen Stuhl ſeiner Herrſchaft, und ſprach, indem er den edlen Grafen mit ſeiner königlichen Rechten in die Höhe hob: „Willkommen, mein tapferer Sachſenherzog im Frankenlande! Kaiſer Karl entbietet ſeinem getreuen Vaſallen ſeinen gnädiglichen Gruß. Ihr ſeht hier verſammelt um die Stufen des Throns alle meine Fürſten und tapfern Helden, die ſtolzen Pfeiler meines Reichs. Ihr aber ſeyd der dritte Edelſtein in meiner Kaiſerkrone!“ — Und er wies ihm den oberſten Platz an nächſt dem Throne, unter den mächtigen Reihen der fürſtlichen Magnaten und Großen, und ließ ihm zu Ehren glänzende Feſte anſtellen. Die rauſchenden Weiſen des muntern Tanzes ſchallten luſtig in den kerzenhellen Gemächern; die Lieder der Troubadours klangen lieblich zur Zitter; und die Augen der ſchönen Damen glänzten hell wie die Sterne des Himmels ringsum in den glänzenden Reihen des Feſtes. Die Großen des Reichs beneideten ihn ſehr um die Huld ſeines kaiſerlichen Herrn, und die Blicke der Jungfrauen ruhten mit Wohlgefallen auf der edlen Geſtalt des ritterlichen Helden. — Graf Egbert aber hatte keine Luſt an der Pracht und Eitelkeit der Welt; denn der Glanz ſeines Lebens war in die düſtre Nacht

der Verweſung hinab geſunken, und der Tod hatte das ſchönſte Kleinod aus der Freudenkrone ſeines Daſeyns heraus gebrochen.

Immer tiefſinniger wurde Graf Egbert in den Sälen des Glanzes am kaiſerlichen Hofe, und die düſtere Schwermuth des Grabes umſchattete mit ihren dunklen Fittigen ſein trauervolles Haupt in den Gemächern der Freude. Der milde Schlummer, der die Schläfe des Unglücklichen mit ſeinen goldenen Traumbildern umgaukelt, floh grauſam von ſeinem einſamen Lager, und ſchickte ihm die Klage der Mitternacht und die frühen Seufzer des Morgens als die traurigen Gefährten ſeiner ſtets wachen Schmerzen. Der ſchwere Gram drückte die Kraft ſeines Lebens nieder, und nagender Kummer zehrte heimlich das Mark auf in ſeinen Gebeinen. Die Krankheit warf ihn auf das Lager, und die Ahnung des Todes klopfte leiſe in ſeinem ermattenden Herzen. Graf Egbert freute ſich in ſeiner Seele, daß in ſeinem kühlen Schooße das Grab nun bald zwei treue Herzen vereinen würde, die für die glühenden Qualen dieſes Lebens aufgehört zu ſchlagen.

Kaiſer Karl hatte den kranken Egbert in dem Pallaſte eines vornehmen fränkiſchen Grafen, der ihm nahe verwandt war, gaſtfreundlich pflegen und bewirthen laſſen. Eines Abends war er ermattet auf dem Lager eingeſchlummert, da ſchien es ihm auf einmal, als wären die Sterne des Himmels in klingende Silberglöcklein verwandelt, und die goldenen Saiten der Sonne ertönten gleich einer mächtigen Aeols-Harfe, wenn die Seraphim des Paradieſes mit den Fingern der Morgenröthe ſie berührten. Die Stimmen der Engel klangen lieblich durch das cryſtallene Gewölbe des Himmels, die ſilbernen Sternglöcklein tönten, und die Saiten der goldenen Sonnenharfe rauſchten in harmoniſchen Chören melodiſch durch das weite Weltall, daß es eine Muſik war wunderſüß und lieblich, wie keines Menſchen Ohr ſie jemals vernommen hatte. Und die cryſtallene Himmelsthür thät ſich auf, und eine goldene Leiter, von duftenden Wolkenflügeln getragen, ſenkte ſich hernieder auf die grüne Erde, und goldgelockte Engel mit ſilbernen Flügeln ſtiegen die goldenen Sproſſen herunter; die blieſen ſüße Flöten, und ſchlugen klingende Zymbeln, und ſangen wonneſame Lieder von der glorreichen Herrlichkeit des Himmels und der überſchwenglichen Seligkeit der ewigen Liebe, die, ein ſanfter Odem des Herrn, durch das weite Weltall weht. Die unſterbliche Seele des Kranken aber hüpfte vor himmliſchem Freudenjauchzen, wie ein Gefangener, dem die Kette des engen Kerkers gelöſt wird, und glaubte in den himmliſchen Tönen zu zerfließen, die wie kühlende Aethertropfen auf die welke Blume des Staubes hernieder träufelten. — Da umleuchtete eine goldene Wolke das Haupt des Schlummernden, und in einem lichten Sternenkranze, unter ſüßen Melodien, ſchwebte hernieder ein Engel des Himmels, ſchön wie die Wangen der Morgenröthe, und lieblich, wie der junge Tag, der mit ſtrahlendem Angeſicht aus dem cryſtallenen Bade des Aethers ſteigt. Einen klingenden Lilienſtengel hielt die himmliſche Erſcheinung in ihren Händen, damit berührte ſie drei Mal die müden Schläfe des Kranken und ſprach mit ſanftverkündender Rede:

„Traure nicht, Geliebter, wenn der dunkle Engel des Todes mit grauſamen Händen die zarten Roſenknoſpen der Erde pflückt, und die Blüthenkelche der Schönheit von dem giftigen Odem ſeines Mundes welken. Denn die unſterbliche Seele, wenn ſie das ſchwere Kleid der Sterblichkeit abgeſchüttelt, ſchwingt ſich auf aus dem engen Hauſe des Staubes in die unendlichen Räume der ewigen Freiheit; ihre Gedanken ſind ein Hauch Gottes, ihre Gefühle Harmonienfluß der Sphären, und die Speiſe ihrer Lippen iſt, daß ſie, im ſeligen Anſchauen der Herrlichkeit Gottes verſunken, die überſchwenglichen Wonnen der ewigen Liebe koſte. Du aber ſollſt fortan mit fröhlichem Angeſichte unter den Blumen der Erde wandeln; und der Engel der Liebe wird eine Jungfrau an Dein Lager führen, ſchön wie die zarten Roſenknoſpen des Frühlings, wenn die ſanften Strahlen der Morgenſonne ihre purpurnen Blüthen vergolden, und keuſch wie die Lilien des Feldes, wenn die ſilbernen Thautropfen des Aethers in ihren ſchneeigen Kelchen glänzen. Daran ſollſt Du erkennen, daß ich zum Weibe ſie Dir auserkohren habe. Denn ihr Schooß wird fruchtbar ſeyn, und, gleich einer Heiligen des Himmels, der weite Erdkreis die Frucht ihres Leibes ſegnen; Du aber wirſt in ihrer lieblichen Umarmung des ſüßeſten Glückes der Erde genießen.“

Da erkannte Graf Egbert im Traume die Stimme ſeines verklärten Weibes, und mit der Inbrunſt der Liebe rief er ihren theuren Namen, ſeine Arme ſehnſüchtig ausbreitend, ihren himmliſchen Leib zu umfaſſen. Aber die wunderſame Geſtalt zerfloß in einen roſigen Schimmer, der ſich wie lichte Purpurwolken über den Aether verbreitete. Die ſilbernen Sternenglöcklein hörten auf zu klingen, und die goldenen Saiten der tönenden Sonnenharfe erſchollen wehmüthig in leiſe verhallenden Accorden.

Als Graf Egbert erwachte, ſiehe! da ſtand an ſeinem Lager eine Jungfrau, ſchön wie die zarten Roſenknoſpen des Frühlings, wenn die ſanften Strahlen der Morgenſonne ihre purpurnen Blätter vergolden, und keuſch wie die Lilien des Feldes, wenn die ſilbernen Thautropfen des Aethers in ihren ſchneeigen Kelchen glänzen. Es war die ſchöne Ida, die erſtgeborne Tochter des fränkiſchen Grafen, *) die den edlen Kranken mit gaſtlicher Liebe pflegte; in ſchmerzenvollen Stun-

Digitized by Google

den kühlende Arzeneien mit ſorgſamen Händen bereitend, und den heiſſen Angſtſchweiß des Fiebers von ſeiner brennenden Stirn trocknend.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Das Verwandtſchafts-Verhältniß zwiſchen Ida und Karl dem Großen war folgendes:

Karl Martell.

Pipin. — Graf Bernard.

Karl der Große. — Adelard. Wola. Theodorada.

Ida.

B u n t e s.

Zur Zeit der Königin Catharina von Medici verſammelten ſich die Hexen und Zauberer aus verſchiedenen Orten und zu beſtimmten Tagen. Ihre Haupt-Zuſammenkunftsplätze waren bei La Ferté Milon und Verberde. Man nannte diejenigen, die ſich dort einfanden, und von denen man glaubte, ſie ritten auf Beſen durch die Luft — chevaucheurs de ramon und chevaucheurs d'escouvettes (ramon iſt ein Schornſteinfegerbeſen, und escouvette, vom lat. Scopa, ein Beſen von Birkenreis). „Im Sommer kamen ſie mitten im Walde und des Winters in abgelegenen Meiereien und Scheunen zuſammen. Man verlangte von den Eingeweihten, Gott und der Religion zu entſagen, den Eid der Verſchwiegenheit und des blinden Gehorſams gegen die Obern und Vorgeſetzten ab zu legen. Die Verſammlungen geſchahen bei Nacht, fingen mit Sonnen-Untergang an und hörten mit dem Hahnen-Geſchrei auf. Den Verſammlungs-Ort beleuchtete eine einzige ſchwach brennende Lampe. Der Teufel, von dem es hieß, er präſidire, ſaß auf einem erhabenen Thron, in eine ſchwarze Bockshaut oder in ein Hundefell gehüllt, oder auch als Menſch in einen ſchwarzen Mantel gewickelt. Ihm zur Rechten flackerte die Lampe, zur Linken ſtand der Mann oder die Frau, welche die Pulver und Salben vertheilte. Die Pulver dienten dazu, Menſchen und Vieh durch Zauber entweder ungeſund zu machen oder zu tödten; der Salben bediente man ſich, um ſich angeblich durch die Luft nach dem Sammelplatz zu verfügen; auch diente ihr Geruch zum Beweiſe, daß man zu den Eingeweihten gehöre. Nach Austheilung derſelben hielt der Teufel eine Rede. Die Zuhörer ſtanden in zwei Reihen, die Frauen rechts, die Männer links. Nach geſchloſſener Rede hatten die Mitglieder das Recht, ihren Präſidenten in beſondern Angelegenheiten um Rath zu fragen. Hierauf folgte die Taufe der Kröten, welche man Mirmilots nannte, und deren man ſich hernach zu Zaubermitteln bediente. Die letzte Ceremonie beſtand darin, daß man dem Teufel, wenn er in Bocks- oder Hundsgeſtalt erſchien, den Hintern, und wenn er als Menſch ſich zeigte, den Nabel u. ſ. w. küßte — worauf ſich Alles der Völlerei und allen erdenklichen Ausſchweifungen überließ. Auch gab man ihm Schuld, heilige Hoſtien zu ſtehlen, ſie zu den Kröten (Mirmilots) in Töpfe zu legen und von ihnen verzehren zu laſſen.“

Chriſtoph Aubri, Pfarrer von St. André-des-Arts, einer der vierzig Räthe der Ligue, behauptete öffentlich, man könne und müſſe Heinrich IV. ermorden. Er dürſtete nach Blut und ließ Proteſtanten umbringen, wo er ſie fand. Unter Anderem wurde auf ſeinen Befehl ein Schulmeiſter, Namens Mercier, erdolcht und in's Waſſer geworfen. Der Präſident Seguier gab ihm zu bedenken, der Mann ſey katholiſch geweſen, er ſelbſt (der Pfarrer) habe ihm das Abendmahl gereicht, ob er ſich deſſen nicht erinnere? — „Wohl weiß ich es, und doch iſt der Kerl ein Hugonotte!“ — Der Frau, die ſich darüber beſchweren wollte, drohte er, ſie in's Waſſer werfen zu laſſen. — Er predigte 1590, nach dem Tode des Papſt Sixtus V., und ſagte: „Gott hat uns von einem gottloſen Papſt befreit. Hätte er länger gelebt, ſo hätte ich gegen ihn predigen müſſen, es wäre nicht anders möglich geweſen!“

Kein Wunder, wenn Eudamidas, der Sohn des Archidamidas, als er den Xenokrates in ſeinem ſiebzigſten Jahre (339 vor Chriſti Geburt) über die Weisheit disputiren hörte, ganz ernſthaft fragte: „Wenn der alte Mann jetzt noch über die Weisheit forſcht und disputirt — wo will er Zeit hernehmen, ſie aus zu üben?“ — 1826 nach Chriſti Geburt könnte Eudamidas dieſelbe Frage wiederholen, und ſie nicht nur an Philoſophen, ſondern an —logen, —iſten, —iner, —iker, —omen u. ſ. w. richten. Th. Laurin.

F r e u n d ſ ch a f t.

„Ferner will nicht Lieb' ich geben!“
Sprach ſie jüngſt nach langem Schweigen;
„Freundſchaft nur verklärt das Leben,
Und die geb' ich dir zu eigen!“

Sie verſchwand; und bald erblickte
Am Altar ich, im Geleite
Roſ'ger Liebe, die Entzückte
An des reichen Mannes Seite.

Hörte dann den Hochzeitsreigen
Sanft in ſüßer Nacht verklingen. —
Muß ich nun von Lieb' auch ſchweigen,
Kann ich doch von Freundſchaft ſingen!

Denn mit dieſer Freundſchaft ſchalt' ich
Wie ich will, ſie iſt die Meine;
Und das rührt mich ſo gewaltig,
Daß ich heiße Thränen weine.

E. Langrehr.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

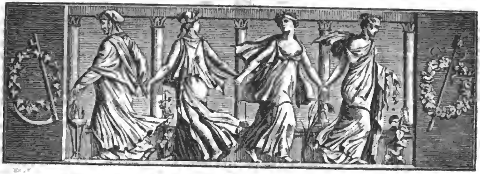
London. Alle Jahr, am 18. Junius, ſteckt das Militair in London und in ganz England einen Lorbeerzweig an den Hut, zum Andenken an die Schlacht von Waterloo. Ueberall,

Digitized by Google

wo es ſich thun läßt, iſt Parade und Heerſchau. Der Herzog von Wellington und der Herzog von York halten an dieſem Tage ein außerordentliches Lever. Nach dem Tode des Erſtern wird der jedesmalige General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie deſſen Stelle vertreten. Abends iſt bei dem Herzog von York großes Diner, zu welchem die vornehmſten Offiziere der Armee geladen ſind. Das Gaſtmahl ſtellt die Schlacht und das Schlachtfeld allegoriſch dar. Roſtbeef und große Wildbraten ſtehen im Centrum und bilden das Corps d'armée; das Geflügel ſteht als Infanterie aufrecht; die Cavallerie wird vom kleineren vierfüßigen Wildpret dargeſtellt; den Paſteten, Puddings und Torten iſt die Geſtalt von Schanzen und Feſtungen gegeben. In die ungeheuren Creme-Schalen wird der Lorbeer geſchüttet, der auf den Tſchackos der Soldaten prangte, welche die Ehrenwache des Tages ausmachen. Der Wein in offenen Canälen ſtellt Flüſſe, Seen u. ſ. w. vor. Der Nachtiſch, die Früchte, welche an Bäumen hängen, erinnern an den Wald von Soignier u. ſ. w. Statt der Schwerdter blitzen Meſſer, ſtatt der Kugeln ſpringen die Champagner-Korke; während der Mahlzeit werden engliſche und franzöſiſche Märſche geblaſen; der Sieg bleibt den Engländern und wird mit Hurrah! gefeiert. (Ob auch von Bachus Verwundete und Todte unter den Tiſch fallen mögen?) — Der Conditor Hickſon in Piccadilly iſt der beſuchteſte in London. Die beſte Geſellſchaft findet ſich bei ihm ein und labt ſich an Flumkets (Flumkakes), Törtchen, kleinen Paſteten und Gebackenem aller Art und Form. Die Gelees ſind ſchmackhaft, das Gefrorne mittelmäßig, das Lokal eng, finſter und unfreundlich. Ein Paar Marmor-Tiſche, mit den nothdürftigſten Stühlen, machen das Ameublement aus. Es iſt vom guten Ton, ſtehend und aus der Hand zu eſſen. Das Modegetränk heißt Sodawater, ſchmeckt faſt wie Selterbrunnen, knallt bei'm Aufmachen der Flaſche wie Champagner, berauſcht wie Champagner, iſt theurer als Champagner, iſt nichts weniger als Champagner — iſt aber Mode und wird weit über Champagner geſetzt. Auch Damen belagern Herrn Hickſon, nur daß ſie im Wagen vor der Thür bleiben, ſich ihre Kuchen, ihre Gelees, ihr Eis und ihren Soda-Champagner in den Wagen bringen laſſen. Während dieſes Lounch (zweiten Frühſtücks) begießen ſich die Lakaien die Naſe mit Gin im nächſten Schnappsladen, und der Kutſcher ſteht bei den Pferden und putzt ſie mit — ſeinem Schnupftuch. Dieſes Putzen und Abreiben der Pferde mit Taſchentüchern iſt überhaupt ſtark Mode geworden. Der elegante Reiter hat ein Schnupftuch von Battiſt für ſich und einen Madraß, ein ſeidenes Tuch, für ſein Pferd. So oft er, auf öffentlichen Promenaden, bei einem Wagen ſtill hält und mit Damen ſpricht, ſind beide Tücher in Bewegung — eine Art Fächer oder Doſe zur Contenance. — Die Reguler bucks oder Dandys in London halten Zuſammenkünfte über die Art, die Halstücher zu tragen; ein Journal hat 36 verſchiedene Knoten in Kupfer ſtechen laſſen. Nicht weniger lächerlich ſind die ſechs bis acht Columnen des „Couriers" und anderer Blätter, welche die Damen-Anzüge bei großen Präſentationen und Hoffeſten enthalten. Jede Dame hat nichts Eiligeres und Heiligeres, als die Beſchreibung ihres Putzes in das Zeitungs-Bureau zu ſenden, damit die W e l t erfahre, was ſie auf dem Kopfe, auf dem Leibe und an Händen und Füßen getragen. — Zuweilen tragen aber auch die engliſchen Damen noch Stricke um den Hals. Die Sitte, ſeine Frau an einem ſolchen Stricke auf Smithfields-Markt zu ſchleppen, und dort, mitten unter dem Vieh, zum Verkauf auf zu ſtellen, iſt noch immer im Gange. Iſt nämlich ein Ehemann ſeiner Ehefrau müde, ſetzt er Verdacht in ihre Keuſchheit und Treue, in ihre Ehrlichkeit, fürchtet er, von ihr betrogen, beſtohlen, und vor Allem, b e h ö r n t zu werden; will er dabei kein Aufſehen machen und ſich in Güte und Stille von ihr trennen, ſo eröffnet er ihr ſein Vorhaben, kommt mit ihr überein, führt ſie auf vorbeſagte Weiſe nach Smithfields-Markt, bindet ſie an einen der Ringe und Pfoſten an, wo das Hornvieh neben ihr zum Verkauf ſteht — weßwegen auch ein ſolcher Menſchviehhandel hornmarket genannt wird — und bietet ſie zum Verkauf aus, gewöhnlich durch einen Marktmeiſter, oft auch in eigener Perſon. Sobald ſich ein Käufer eingeſtellt hat, und man in Gegenwart von Zeugen über den Preis in Richtigkeit iſt, welcher ſelten ein Paar Schillinge überſteigt, bindet der Mann die Frau los, führt ſie im Kreiſe bis auf die Mitte des Markts, nimmt ihr den Strick ab und übergiebt ſie dem Käufer, welcher zuweilen, aus Generoſität, einen Penny Strickgeld über den Kaufpreis bezahlt. Der Käufer darf aber kein Ehemann ſeyn, iſt gewöhnlich der geheime — oder öffentliche — Liebhaber der Dame, führt die Braut nach Hauſe, ehelicht ſie ohne weitere Umſtände, zuweilen aber durch eine feierliche Trauung, und erzeugt mit ihr geſetzmäßige eheliche Kinder. Vor einigen Jahren hat ein Lord auf dieſe Weiſe die Frau ſeines Dieners, die er entführt hatte, ihrem Manne abgekauft und ſeine Ehe feierlich einſegnen laſſen, um den Kindern eine legitime Erziehung zu geben. Oft werden dergleichen Verkäufe, zumal wenn ſich die Frau an Ort und Stelle eines Beſſeren beſinnt und ſich der Handlung widerſetzen will, von dem herbei gerufenen Friedensrichter, durch freundliche Vorſtellung, rückgängig gemacht. Beſteht aber der Mann auf dem Geſetz, ſo muß das Geſetz entſcheiden, und die Frau wird verkauft. Dieſer Beiſpiele ſind eine Menge; es vergeht kein Jahr, ohne eines oder mehrerer. Einer verkaufte vor wenigen Jahren ſeine Frau für 5 Schillinge an einen Maler; ein Anderer für anderthalb Schillinge, und bewirthete ſeinen Abnehmer noch obenein mit einem Krug Porter. Ein Dritter war nicht ſo freigebig; er ließ ſich zwei Guineen bezahlen, weil er erſt ſeit anderthalb Jahren verheirathet geweſen war, und wohl wußte, daß der Käufer ein früherer Liebhaber ſeines Eigenthums geweſen ſey. Ein Poſtknecht, Namens Samuel Walls, führte ſein Weib auf den Markt, band ſie zwiſchen zwei Pfählen an, und ließ ſie einem andern Poſtillon von ſeiner Bekanntſchaft für ein Galloon Bier (4 Maaß) und einen Schilling ab; die junge achtzehnjährige Frau war erſt ſeit ſechs Monaten die Seinige geworden. Ein Landwehrmann, mit Namen Taone, machte noch weniger Umſtände und zeigte ſich noch billiger im Fordern. Er bot ſeine Hälfte für 3 Pence aus (2 Gr.); es fand ſich ein L i e b h a b e r, der das Doppelte (Six pence) gab und den Strick obenein erhielt, worüber die Zuſchauer, als über eine l i b e r a l e Handlung, laut jubelten. — In London zählt man über 300 Kirchen und Kapellen, in welchen man nach dem Ritus der hohen angilkaniſchen Kirche predigt. Es wird noch überdies an 70 neuen Kirchen und 50 Kapellen gebaut. Die Freiheit im Predigen geht über Alles. Ein Hr. Dr. Rowlandshill ſprach neulich von der Kanzel herab: „Meine chriſtlichen Brüder, das Evangelium iſt wie ein Stück Roſtbeef; es ladet ein, noch ehe man es gekoſtet hat, und wenn man davon genoſſen, möchte man noch mehr davon eſſen. Es iſt eine Speiſe, nach welcher man ſich alle zehn Fin[illegible]leckt." — Der freiſinnige Engländer will wohl Freiheit, [illegible]er nicht Gleichheit. Der Unterſchied der Stände wird, bei Feierlichkeiten, ſo ſehr beobachtet und iſt ſo ſehr Sache der Etikette, daß in einem Streit über den Vortritt zwiſchen Sir Thomas Carliſle und Sir Ralph Milbarn (Lord Byron's Schwiegervater), ein Streit, der durch die Frage entſtanden war, wer von Beiden zuerſt in einen Speiſeſaal eintreten ſollte, nach langem Widerſtande plötzlich Sir Thomas zurück trat und dem Sir Ralph mit den Worten Platz machte: „Gott bewahre, daß ich voran gehe; ſo eben erinnere ich mich, daß Ihr Baronets-Patent um 24 Stunden älter iſt, als meines!" Jetzt trat Sir Ralph unbedenklich zuerſt in den Saal. L.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 6. Mai. 72ſtes Blatt.

Warnung.

Wann der kalte Schnee zergangen,
Stehſt du draußen in der Thür,
Kommt ein Knabe ſchön gegangen,
Stellt ſich freundlich da zu dir,
Lobet deine friſchen Wangen,
Dunkle Locken, Augen licht,
Wann der kalte Schnee zergangen,
Glaub' dem falſchen Herzen nicht!

Wann die lauen Lüfte wehen,
Scheint die Sonne lieblich warm:
Wirſt du wohl ſpazieren gehen,
Und er führet dich am Arm,
Thränen dir im Auge ſtehen,
Denn ſo ſchön klingt, was er ſpricht,
Wann die lauen Winde wehen,
Glaub' dem falſchen Herzen nicht!

Wann die Lerchen wieder ſchwirren,
Trittſt du draußen vor das Haus,
Doch er mag nicht mit dir irren,
Zog weit in das Land hinaus;
Die Gedanken ſich verwirren,
Wie du ſiehſt den Morgen roth —
Wann die Lerchen wieder ſchwirren,
Armes Kind, ach, wärſt du todt!

Joſeph v. Eichendorff.

Die heilige Ida.

(Fortſetzung.)

Als nun der Engel der Liebe das ſtärkende Zauberbad der Geneſung dem edlen Kranken bereitet hatte, und die friſchen Roſen der Geſundheit wieder auf ſeinen männlichen Wangen blühten; da gedachte Graf Egbert in ſeinem Herzen an die himmliſche Verheißung, die der Geiſt ſeines verklärten Weibes im Traume verkündet hatte, und ſeine Seele glühte voll ſüßer Dankbarkeit für die ſchöne Jungfrau, welche, als ſein kranker Leib ſchwach und ermattet auf dem Lager der Schmerzen hülflos darnieder lag, in bangen Nächten mit treuer Liebe ſeiner gepflegt hatte.

Kaiſer Karl der Große aber ließ zu Ehren ſeines ſächſiſchen Herzogs ein glänzendes Turnier im Reiche ausſchreiben. Die tapferſten Ritter des Landes verſammelten ſich auf ſeiner goldenen Kaiſerburg zu Aachen, warfen ihrem ritterlichen Gegner den Fehde-Handſchuh zu Füßen, und begehrten im Schmucke der Waffen, durch die Stimme des Herolds, Einlaß in die geöffneten Schranken. Die edlen Roſſe aber wieherten voll Kampfluſt, den Boden mit ihren Hufen ſtampfend, und bäumten mit fliegenden Mähnen ſich hoch in die Lüfte. Die Schranken thaten ſich auf, die Trompeten der Waffenherolde ertönten: und die ſilbernen Panzer und Schilde blitzten leuchtend im Sonnenſcheine; die bunten Helmbüſche flatterten, und mit ſauſenden Lanzen, mit der Wucht des Sturmwindes prallten die erhitzten Gegner an einander. Graf Egbert warf mit ſtarkem Speer alle ſeine Mitkämpfer, Einen nach dem Andern, ſiegreich zu Boden, und Roß und Reiter keuchten blutend im Sande. Der tapfere Sachſenherzog aber neigte mit ritterlichem Anſtande ſein gutes Schwerdt vor dem kaiſerlichen Herrſcher, und grüßte mit den Blicken des Siegers die ſchönen Damen rings im ſtrahlenden Kreiſe auf dem hohen Balkone.

Digitized by Google

Da wirbelten laut die Pauken, die Trompeten ſchmetterten, und auf einem blühenden Roſenthrone, der für die Königin der Schönheit in der Mitte der Schranken, dem kaiſerlichen Thronhimmel gegenüber, erbaut war, umgürtete die ſchöne Ida mit einer hellblauen Feldbinde, geſchmückt mit Perlen und köſtlichen Edelſteinen, den tapfern Kämpfer, und hing eine ſchöne goldene Kette mit des großen Kaiſers Bildniß um den Nacken des tapfern Siegers. Graf Egbert aber ließ ſich mit edlem Anſtande ehrerbietig vor der ſchönen Ida auf ſein ritterliches Knie nieder, und ſprach, indem er ihre zarten Hände mit Inbrunſt an die Lippen drückte: „Ich dank' Euch, edle Jungfrau, für das goldene Gnadenkettlein meines großen Kaiſers, das Ihr ohne mein Verdienſt und Tapferkeit habt um meinen Nacken geſchlungen! Aber lieblicher, als die ſanfte Farbe des Aethers, iſt die blaue Wölbung des Himmels in Euren ſchönen Augen, und köſtlicher, als Gold und Perlen, das himmliſche Kleinod der Liebe am treuen Herzen zu tragen. Holde Ida, wollt Ihr mein Weib ſeyn? und gleich, wie Ihr, als mein ſchwacher Leib krank und ermattet auf dem Lager der Schmerzen hülflos darnieder lag, mit treuer Liebe in bangen Nächten meiner gepfleget habt, die liebende Mutter meiner Kindlein werden?"

Die keuſche Jungfrau erröthete, und ſchlug ſittig die verſchämten Blicke nieder auf ihr wallendes Mieder, daß die ſchönen Augenwimpern, gleich goldenen Franſen, die blauen Augenſterne überdeckten; und das ſüße Geſtändniß der heimlichen Liebe glühte auf ihren mit Purpur übergoſſenen Wangen. Graf Egbert aber ſchloß mit Inbrunſt das verheißene Weib ſeines Herzens in ſeine treuen Arme: ihre liebenden Seelen vereinigten ſich in dem himmliſchen Odemzuge eines langen ſeligen Kuſſes: und alle ihre Gedanken waren unter geſunken in der unendlichen Wonne des überſchwenglichſten ſeligſten Entzückens; denn ihre reinen Lippen hatten die ſüßeſten Nektartropfen aus dem himmliſchen Freudenbecher der ewigen Liebe gekoſtet.

Der edle fränkiſche Graf, Ida's Vater, freute ſich in ſeinem Herzen über das ſchöne Bündniß ſeiner Tochter mit dem tapfern Sachſenherzoge, und Kaiſer Karl ließ durch ſeinen oberſten Biſchof Hirtenbriefe an die Prieſter des Landes ausſchreiben, daß ſie Meſſen leſen, und in den Kirchen an den heiligen Altären der Gebenedeiten beten ſollten, um den Segen des Himmels für die vom Himmel wunderbarlich Verlobten herab zu flehen.

Und die jungfräuliche Braut ſchmückte ſich an ihrem Hochzeitsmorgen mit Purpur und köſtlicher Seide, und der blühende Myrten der Liebe glänzte in ihren goldenen Locken. Der kaiſerliche Herr ſelbſt führte ſie unter einem goldenen Baldachin, von Perlen und Edelſteinen glänzend, zum Tempel des Herrn, und der Weg, den ihr frommer Fuß betrat, war mit purpurnen Decken und koſtbaren Teppichen überbreitet. Die Augen des Volks aber waren verwundert über den ſtrahlenden Glanz ihrer lieblichen Schönheit; denn die ſelige Unſchuld und alle himmliſchen Reize des Paradieſes leuchteten aus ihren gottſeligen Augen. Nachdem nun die frommen Brautleute an den heiligen Stufen des Altars in andächtigen Gebeten den Gott der Liebe um ſeinen väterlichen Segen angefleht, und mit gläubigen Lippen den heiligen Leib des Herrn gekoſtet hatten, wechſelte der Kaiſer die goldenen Ringe an den Händen der edlen Verlobten, und ſprach im Angeſichte des verſammelten Volkes:

„Herr der Herren, König der Könige! große Thaten ſind durch den allmächtigen Arm deiner Stärke von deinem ſchwachen Knechte ausgeführt, und der weite Erdkreis durch die Schärfe meines Schwerdtes, zur Verherrlichung deines heiligen Namens, überwunden worden! Aber am hellſten ſtrahlt die Sonne deiner Gnade an dieſem feſtlichen Tage! denn die Flammen des Krieges ſind ausgelöſcht, und die Ströme des Blutes fließen nicht mehr: Sachſen und Franken, die feindlichen Völker des Glaubens, verſöhnen ſich in liebender Umarmung an deinen heiligen Altären mit einander!"

Da erſcholl, gleich einem Hymnus der Welten, das große Halleluja der himmliſchen Chöre: die mächtigen Accorde der Orgel mit ihren rauſchenden Bäſſen erbrauſten mit ſtürmender Macht in harmoniſchen Wogen, und das verſammelte Volk mit jauchzenden Stimmen ſtimmte ein in das: „Gloria in der Höhe", daß es war ein Lobgeſang der Erde zu Ehren des allmächtigen Schöpfers, den Engeln in der Höhe der Himmel den Preis und Ruhm des großen Gottes der Liebe verkündend.

Als nun der ehrwürdige Biſchof die geweihten Hände zum Segen den Neuverbundenen auflegte; ſiehe! da umſchattete eine weiße Taube, mit ausgebreiteten Flügeln vom Himmel hernieder ſchwebend, ihre frommen Häupter mit der Nähe des heiligen Geiſtes. Das erſtaunte Volk aber fiel anbetend auf die Knie nieder, und war erſchrocken ob dem heiligen Wunder, das vor ſeinen Augen geſchah, kreuzte ſich, und pries die wunderbare Gnade des Herrn, der ſeine Herrlichkeit vor künftigen Geſchlechtern wollte laſſen offenbar werden.

Als nun die Tage des Hochzeitfeſtes vorüber waren, da kamen die Knappen und Lehnsleute von den Burgen des edeln ſächſiſchen Grafen, die führten Saumroſſe, mit köſtlichen Geſchenken für ihre ſchöne Herrin beladen. Und als der Graf Egbert mit ſeinem ſchönen Weibe nach der Burg ſeiner Väter, von den Schaaren ſeiner Ritter und Edelknaben begleitet, aus

Digitized by Google

den Thoren der ſchönen Stadt Aachen auszog, da betrübten ſich die edlen Eltern der ſchönen Ida gar ſehr, und weinten über den Abſchied ihrer frommen Tochter. Das Volk war traurig, und die Armen rangen klagend zum Himmel die Hände; denn ſie ſollten die Wohlthäterin ihres Elendes verlieren. Die ſchöne Ida aber hatte das koſtbare Geſchmeide, die Perlen und theuren Kleinodien, die als Morgengabe Kaiſer Karl durch ſeine Kämmerer ihr geſandt hatte, von einem frommen Pater heimlich verkaufen laſſen, und befahl dem Schatzmeiſter ihrer Eltern, von der Summe des Geldes ein Hospital und eine Kapelle zu bauen, und tauſend Goldgülden jährlich unter die Hülfsbedürftigen und Kranken zu vertheilen.

Und ſie ſchifften über den ſchnell rauſchenden Rhein mit ſeinen dunkelgrünen Wogen. Der Wellenſchlag der Ruder tönte munter auf ſeiner ſmaragdenen Fläche, die goldenen Ufer glänzten, und die Thürme der Burgen blickten im abendröthlichen Strahle der Sonne von purpurglühenden Felſen in das Thal hernieder. Die plätſchernden Wellen aber hüpften vor Freude unter dem Boote der ſchönen Ida, und ihr freundliches Angeſicht ſtrahlte mit tauſend ſüßen Reizen aus dem ſmaragdenen Spiegel der dunkelgrünen Fluthen wieder. Die Winzer und Winzerinnen in den Weinbergen ſangen fröhliche Lieder, beſtreuten die Pfade des Weges, den ſie zogen, mit grünen Weinblättern, und ſchütteten die köſtlichen Trauben in den Schooß ihrer ſchönen Herrin, welche mit ſüßen Lippen ihrem edlen Gemahl den perlenden Rheinwein aus goldenem mit Roſen umkränzten Pokale kredenzte.

Und ſie zogen weiter durch goldene Thäler, grüne Triften, und kühle ſchattige Wälder, und über ſanfte Anhöhen, die über Städte und Dörfer und Ritterburgen und Flüſſe und Seen im hellen Sonnenſchein weit in das lachende Thal hinab ſchauten. Und die fruchtbringende Erde erſchien ihnen wie ein Garten des Herrn, in welchem der Engel des Paradieſes die goldenen Aehren des Segens reifte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Poetiſche Floskeln über die Blattern.

J. Dryden beſchreibt das Blattern-Uebel auf folgende Weiſe: „Gab es denn kein ſanfteres Mittel, als die Blattern, dieſe wahren Schmutzhefen aus Pandora's Büchſe? Blaſen, von Stolz aufgebläht, erhoben ſich plötzlich, wie Roſenknospen, auf ſeiner (Lord Hastings) Lilienhaut. Jedes kleine Bläschen enthielt eine Thräne, um die Verheerungen, die das Uebel anrichtete, zu beweinen; denn im Aufruhr und Kriege mit ſeinem Herrn, verſchwor es ſich gegen ſein Leben. Oder waren es Edelſteine, beſtimmt, ſeinen Körper zu zieren, welcher hinwiederum dem reichen Schatze ſeiner Seele zum Schmuckkäſtchen diente? Wozu war es nöthig, daß ein Comet das Schickſal desjenigen verkündete, deſſen ganzer Körper einem Sternbilde ähnlich ſah?" — Daſſelbe Uebel beſchreibt auch der Biſchof Corbett in einer Elegie auf Lady Haddington: „O du ſcheußliche und unbarmherzige Seuche, du umpflügeſt Fleiſch und Blut, und beſäeſt es mit Erbſen; du läſſeſt auf der ſchönſten Haut Spuren zurück, gleich denen des beſchlagenen Schuhes auf einem Lehmboden. O du, der das Geſicht zum Bienenkorb macheſt, und den Buſen zu zwei Durchſchlägen, entſage deinem tödtlichen Handwerk, ſeitdem du dich bereichert haſt; ſchließe deine Werkſtatt zu, damit unſer Fluch dich nicht länger verfolge."

Stalech.

Moſaik.

Dem Biſchof von Senlis, Wilhelm Roſe, einem heftigen Ligguiſten, der nebenbei Capitain der bewaffneten Bürgerſchaft war, ſie exerziren und mit Helm und Harniſch vor dem päpſtlichen Legaten Cajetan die Revue paſſiren ließ, ſchenkte Heinrich III. vierhundert Thaler „zu Zucker und Honig, um ſeine herben Reden zu mildern und zu verſüßen." Doch das Geſchenk beſſerte ihn nicht; denn bald nachher ſagte er von der Kanzel herab: „Ich gelte für einen Narren, wie Ihr wißt; glaubt mir alſo, was ich Euch ſage und folgt meinem Rath, denn Kinder und Narren ſagen die Wahrheit, und Narren weiſſagen. Hört weder auf Heinrich III. noch auf Heinrich IV., ſondern auf mich." — Er hatte Anfälle von Wahnſinn, aber auch Anfälle anderer Art, denn er verführte die Tochter des erſten Präſidenten von Paris.

Zu einer Zeitſchrift neumodiſcher Art, die eben im Entſtehen iſt, ſollte kürzlich ein Motto geſucht werden, und der Redakteur fragte einige Bekannte um Rath. Lachend ließ einer der Anweſenden ſich eine Bibel geben und ſchlug den Vers (Jeſaias 57, V. 4) auf: „An wem wollt Ihr nun Eure Luſt haben? Ueber wen wollt Ihr nun das Maul aufſperren und die Zunge heraus recken?" — Die Sentenz fand aber keinen Beifall.

Der „Corsaire" machte neulich folgende Bemerkung: „Ein ſonderbarer Widerſpruch iſt es gewiß, daß das engliſche Knight ein Edler heißt, und doch unmittelbar von dem deutſchen Worte Knecht herſtammt!"

A. Münde.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Eine gefährliche Krankheit, welche plötzlich unſern allgeliebten Kaiſer überfiel, ſetzte ganz Wien in die tiefſte Trauer und Beſtürzung. Dieſe Beſtürzung ſtieg, als man erfuhr, daß der theure Monarch in der Nacht vom 13ten auf den 14ten März die heiligen Sacramente genommen habe. Alle Theater

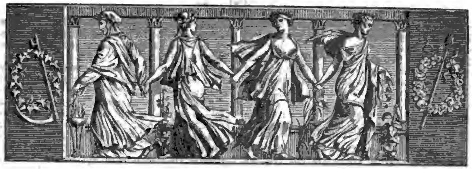
Digitized by Google

wurden geſchloſſen, in allen Kirchen der Stadt und Vorſtädte wurde das Hochwürdigſte ausgeſtellt und ſtündliches Gebet für die Erhaltung des ſo vielfach werthen und koſtbaren Lebens gehalten. Es war ein rührender Anblick, in dieſen Tagen des gewiß allgemeinen Kummers die Theilnahme und Liebe, welche den Oeſtreicher von jeher an das altangeſtammte Kaiſerhaus feſtknüpfte, wieder recht lebendig hervor treten zu ſehen. Ich ſtand am 13. März Abends, als eben die größte Criſis eingetreten war, in der Stephans-Kirche. Seltſam ſtreiften die einzelnen Lichter des rieſigen Doms über die zahlreich verſammelte Menſchenmaſſe, hier und da in einer Thräne ſich ſpiegelnd; tiefer Schmerz ſprach aus jedem, ſelbſt aus dem roheſten Antlitz, und als hätte der Kummer keine Worte, ſo bewegten ſich im ſtillen lautloſen Gebet die Lippen, denen nur dann und wann ein unterdrückter Seufzer entfloh. Da gingen an dieſer geweihten Stelle, der ſich ſo manche heilige Erinnerungen anreihen, in der ernſten feierlichen Stille dieſer ſo hochwichtigen Stunde, in der Anſchauung der auf den Knieen liegenden Menge, die Tage der Vergangenheit an mir vorüber. Ich dachte, wie Der, den wir jetzt verlieren ſollten, feſt und gewaltig geſtanden in den Stürmen der vielfach bewegten Zeit, wie Er, mit dem Glauben und dem Recht an Seiner Seite, kein Opfer ſcheuend, ſelbſt nicht das theuerſte, gerungen für das Wohl ſeiner Völker; wie Er in jedem Wechſel — und kein Leben war wohl reicher an ſolchem Wechſel, als das Seine — den frommen Muth und die großherzige Treue bewahret und ſo ſtets als Sieger aus dem harten Kampfe hervor gegangen — immer leuchtender in der Glorie voller Größe und Tugend trat Sein edles Bild vor meinen trüben Blick, eine beklemmende Angſt ergriff mich. „Nein, nein!“ ſagte ich zu mir ſelbſt; „es iſt nicht möglich — der Himmel wird, muß Ihn uns noch länger erhalten!“ Noch herrſchte des andern Morgens banger Zweifel, überall hörte man die Frage: „Wie geht's unſerm Kaiſer?“ Im Burghof ſelbſt ſtanden von früh bis ſpät in die Nacht Hunderte, die mit ſchmerzlich bewegten Augen an den Fenſtern hingen, an welchen ſich ſonſt der geliebte Monarch zu zeigen pflegte; und als nun endlich die freudige Kunde kam, daß die Criſis, die größte Gefahr vorüber, daß alle Hoffnung zur Beſſerung vorhanden ſey, wie ſtrahlte da die Freude auf jedem Angeſicht, wie machten ſich da die gepreßten Herzen mit lauten Ausrufungen unbeſchreiblicher Freude und wahren Entzückens Luft! — Jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, iſt die Krankheit — eine Bruſtentzündung — bereits gänzlich gehoben, und wir leben in der frohen Erwartung, den Allverehrten mit Seiner gewohnten Freundlichkeit und Milde bald wieder vollkommen geneſen in unſerer Mitte zu erblicken! — Einige heitere Tage, welche uns bereits als Vorboten des Frühlings begrüßt, waren den, in der Faſten gewöhnlichen Wallfahrten zu dem Calvarienberg nach dem nahen Flecken Hernals ſehr günſtig. Hier ſtrömt, vorzüglich an ſchönen Sonntags-Nachmittagen, eine ungeheure Menſchenmaſſe zuſammen, um ihre Andacht zu verrichten, und dann in den nahen Vorſtädten umher auch dem Leib ſein Recht zukommen zu laſſen, nachdem die Seele erquickt worden iſt. Der „Geſellſchafter“ hat vor mehreren Jahren eine ausführlichere Beſchreibung dieſes Treibens geliefert, und ich weiſe daher nur im Allgemeinen darauf hin, um durch Wiederholungen nicht zu ermüden. Ein Genuß anderer Art bereitet ſich jetzt der vornehmen Claſſe. Es beginnen nämlich in den heitern Mittagsſtunden, wo die ſchon warmſtrahlende Sonne gewaltig in's Freie hinaus lockt, die Prater-Fahrten. Von ein Uhr bis drei Uhr rollt Wagen an Wagen durch die heitere räumige Jägerzeile und die breiten bequemen Alleen dem Rondo an der Donau zu, wo, wieder umgekehrt, die Tour, wenn es die Zeit erlaubt, erneuert und dann erſt nach Hauſe gefahren wird. Die Blüthe des zahlreichen Adels, die vornehmſten Staats-Beamten, der Hof ſelbſt zeigt ſich auf dieſen Spazierfahrten, und da Viele ausſteigen und promeniren, ſo findet der neugierige Fremde hier reichliche Ausbeute. Was der Graben und Kohlmarkt für die Mittel-Claſſe, das iſt um dieſe Stunden der Prater für die höheren Stände. Man ſieht ſich und wird geſehen, man macht und erneuert Bekanntſchaften; wie dort die jungen Elegants zu Fuße, ſo präſentiren ſich hier die eigentlichen Dandys zu Roſſe; wie dort im Putze, ſo wird hier in Equipagen u. ſ. w. gewetteifert. Trotz dieſer Aehnlichkeit kann dem unbefangenen Zuſchauer zugleich der große Unterſchied nicht entgehen, der ſich zwiſchen beiden Claſſen offenbart; dort nämlich wird ihn Gezwungenheit und keine Anmuth, Ueberladenheit und kein Geſchmack, Prunk und kein Geiſt, Zwang und keine Freiheit bald anwidern und vertreiben; hier aber findet er hingegen die höchſte Eleganz mit der höchſten Grazie, edle und doch zwangloſe Haltung, Reichthum mit Gewandtheit und Feinheit vereinigt; kurz Alles, was jenen Kreiſen, denen es ausſchließlich angehört, einen eigenen Zauber verleiht und was, als angeboren, durch keine Nachahmerei und durch kein Studium erreicht werden kann. — Ich darf dieſe Gelegenheit nicht vorüber gehen laſſen, ohne noch einmal zu einem, in eben jenen Kreiſen während des vergangenen Carnevals ſtatt gefundenen Feſt zurück zu kehren, das wirklich ſo einzig in ſeiner Art war, daß es eine ausführlichere Beſchreibung wohl verdient. — In meinem erſten Bericht erwähnte ich ſchon des bei dem hieſigen engliſchen Botſchafter Sir Henry Wellesley am Faſching-Montag veranſtalteten Maskenballs. Dieſe Erwähnung war jedoch nur flüchtig, und das Einzelne, wenn auch Hervorſtechende, wurde damals von der Maſſe des ganzen Faſchingtreibens, von welchem ich gern ein anſchauliches Bild geben wollte, verdrängt. Jetzt, bei mehr Muße, mag nun das ſchöne Bild in ſeiner ganzen impoſanten Herrlichkeit noch einmal an unſern Augen vorüber ſchweben, und uns den verrauſchten Glanz zurück rufen. Der Ball begann um zehn Uhr; für die auserwählten Zuſchauer, denen man den Zutritt geſtattete, waren in den Vorzimmern eigne Balkons errichtet. Hier nun eröffnete ſich den erſtaunten Blicken zuerſt die Ausſicht in eine Reihe von Sälen, die, auf das ſinnvollſte decorirt und erleuchtet, ein Ganzes bildeten, das dem brittiſchen Reichthum eben ſo ſehr zur Ehre gereichte, als dem brittiſchen Geſchmack. Man glaubte anfangs in ein ungeheures Feuermeer zu blicken, bis ſich endlich das Auge an den ſtrahlenden Glanz gewöhnte und nach und nach die reiche Farben- und Blumenpracht, die unzähligen Luſtres und Candelabres, die koſtbaren Tapeziereien und Draperien, die Guirlanden, Arabesken und deckenhohen Wandſpiegel zu unterſcheiden vermochte. Wie ſehr aber dieſer Anblick mit funkelnder Pracht alle Sinne gefangen nahm, ſo erſchien er doch als nichtig und todt gegen die nachfolgende Fülle des üppigſten lebendigſten Lebens. Plötzlich nämlich ſchien Alles in Duft, Klang und Licht zu zerfließen; in wunderbaren Tönen rauſchte Muſik; durch die weiten Säle wogte und regte ſich's unüberſehbar und blitzte auf in tauſend Demantblitzen, und flammte empor in tauſend Farbenflammen und breitete ſich aus und entwickelte ſich, wie ein unermeßliches Blumenbeet, auf das die rothe Morgenſonne ihren vollen Schein wirft — der Weſt fährt mit leiſem Leben darüber hin, die zahlloſen Blüthenkronen neigen und beugen, regen und bewegen ſich und aus jedem Kelche flimmern ſiebenfarbige Thautropfen! — Noch verwirrt ſich Alles in ſcheinbarer Ordnungsloſigkeit, die geblendeten Augen können nichts erkennen, nichts faſſen; aber jetzt — wie mit einem Zauberſchlage — geſtalten ſich die einzelnen Theile zu dem ſinnvollſten Ganzen, und reihen ſich nach Takt und Regel in zwölf verſchiedene Quadrillen, von acht, zehn, zwölf, vierzehn, ſechszehn, achtzehn, zwanzig und zwei und zwanzig Charakteren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 8. Mai. 73ſtes Blatt.

Der Nibelungenhort.

Es war einmal ein König,
Ein König an dem Rhein,
Der liebte nichts ſo wenig,
Als Hader, Gram und Pein.
Es grollten ſeine Degen
Um einen Schatz im Land,
Und wären faſt erlegen
Vor ihrer eig'nen Hand.

Da ſprach er zu den Edeln:
„Was fördert Euch das Gold,
Wenn Ihr mit Euern Schädeln
Den Hort erkaufen ſollt?
Ein Ende ſey der Plage,
Verſenkt es in den Rhein;
Bis zu dem jüngſten Tage
Soll's da verborgen ſeyn!“

Da ſenkten es die Stolzen
Hinunter in die Fluth;
Es iſt wohl gar geſchmolzen,
Seitdem es da geruht:
Vermählet mit den Wellen
Des Stroms, der d'rüber rollt,
Läßt es die Reben ſchwellen
Und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein Jeder dächte
Wie dieſer König gut,
Auf daß kein Leid ihn drächte
Um ſeinen hohen Muth:
So ſenkten wir hinunter
Den Kummer in den Rhein,
Und tränken froh und munter
Von ſeinem gold'nen Wein.

K. Simrock.

Die heilige Ida.

(Fortſetzung.)

Und am dritten Abend kamen ſie in eine ſchöne Waldgegend, wo grüne Wieſen im kühlen Schatten der Bäume in ſanften Krümmungen weithin ſich verbreiteten, und die ſilbernen Fluthen der Lippe mit melodiſchem Rauſchen ſanft durch liebliche Blumen-Ufer gleiteten. Der ſtille Frieden des Himmels ruhte über der reizenden Gegend. Die ſchöne Ida blickte mit Entzücken um ſich, wie die grünen Wipfel der Bäume vom purpurnen Glanze der unterſinkenden Sonne ſich vergoldeten; und ihr Ohr lauſchte mit ſtiller Freude den Vöglein des Waldes, die in tauſendfältigen Weiſen dem Herren der Erde ihr fröhliches Abendlied ſangen.

„Laſſet uns Zelte aufſchlagen auf dem grünen Blumenraſen!“ ſprach die ſchöne Ida zu ihrem edlen Gemahl, „auf daß ich, von dem ſäuſelnden Geflüſter der grünen Baumwipfel umrauſcht, unter dem blauen Sternengewölbe des Himmels entſchlummere, und meine Träume, gleich den melodiſchen Silberwellen, ſanft und lieblich auf dem tiefen Grunde meiner Seele dahin gleiten!“ — Da gab Graf Egbert ſeinen Edelknaben und Dienſtleuten Befehle, daß ſie ſchöne ſeidene Zelte aufſpannten auf dem grünen Blumenraſen. Und ſie ſchlugen hohe Pfähle in den Boden, befeſtigten ſeidene Schnüre an denſelben, über welche ſie die ſeidenen Zelte aufſpannten, und breiteten ſchöne Teppiche auf das hohe Riedgras der grünen Wieſen. Die Roſſe ließen ſie graſen auf den friſchen Weiden, die Knappen

und Reiſige zündeten helle Feuer an, und bereiteten ſich weiche Lagerſtätten von Moos und Baumblättern unter dem grünen Laubdach des Waldes. Vor dem Zelte der ſchönen Ida, in der ſanften Stille des Abends, ſangen die kunſterfahrnen Troubadours wonneſame Lieder von dem ſüßen Glücke der keuſchen Minne, um welche die ſeligen Engel die ſterblichen Menſchen beneiden: und die melodiſchen Weiſen ihrer goldenen Saiten klangen ſo hell und lieblich, daß die flüſternden Abendwinde in den ſäuſelnden Zweigen ihren leiſen Odem anhielten.

Als nun der ſilberne Mond mit ſeinem milden Dämmerlichte leuchtend aufgegangen war über den ſchattigen Bergen, und der ſanfte Engel des Schlummers, die müden Häupter der Menſchen mit ſeinen kühlen Fittigen überſchattend, die Ahnung des Himmels in die Seelen ſterblicher Menſchen flüſterte; da trat der ſtrahlende Bote des Herrn an das Lager der frommen Ida, berührte ſie leiſe mit dem goldenen Zauberſtabe, und ſprach: „Wache auf, Ida, und erhebe Dich von der trägen Lagerſtätte des irdiſchen Schlummers, und folge mir, auf daß vor Deinem ſterblichen Auge die heiligen Offenbarungen der Zukunft ſich eröffnen!“ Der Engel des Herrn aber führte ſie auf einen hohen Berg, von welchem herab, wie eine bunte Landcharte, die Reiche der Erde mit ihren Flüſſen und Städten und weiten Ländern zu ihren Füßen ausgebreitet lagen. Und er deutete mit ſeinem goldenen Stabe auf ein Land weit im rauhen Norden; das war bedeckt mit dichten Waldungen, große Ströme ſchlängelten ſich mit rauſchenden Silberwellen durch die düſtre Nacht der undurchdringlichen Wälder, und die brauſende Oſtſee ſchlug mit brandenden Wogen gegen die öſtliche Küſte des Landes, wo ſchäumende Wellen den durchſichtigen Bernſtein an das ſandige Ufer warfen. Die Wälder aber bewohnten wilde heidniſche Völker, die beteten die ſtummen Götzenbilder an auf den heidniſchen Altären unter den hundertjährigen Eichen, und ihre grauſamen Prieſter ſchlachteten blutige Menſchenopfer den greulichen Götzen in den heiligen Hainen. Da zog ein tapferer Ritter-Orden aus Weſten mit den Fahnen des Kreuzes in die düſtern Wälder. Die tapfern Ritter bezwangen in blutigen Kämpfen die wilden Völker, ſtürzten die greulichen Götzenbilder von den Altären, und die hundertjährigen Eichen ſanken unter den Hieben ihrer ſtarken Schwerdter in den heiligen Hainen. Die rauhen Wälder lichteten ſich, und das heilige Kreuz des Evangeliums leuchtete bis an die Küſten der fernen Oſtſee auf den Kuppeln der chriſtlichen Kirchen. Und eine ſchöne Stadt mit hohen Thürmen und prächtigen Palläſten wurde aufgebaut in der Mitte des Landes; tapfere Grafen regierten das Land, und der große Churfürſt machte ſeinen Namen mächtig unter den Völkern. Sein kühner Sohn aber ſetzte ſich ſelbſt die Krone auf ſein geſalbtes Haupt, und das neue Königreich glänzte herrlich unter den Reichen der Erde.

Die fromme Ida aber war erſtaunt in ihrer Seele ob der wunderſamen Offenbarung der Zukunft, die vor ihren Augen ſich eröffnet hatte, und ſie fragte den Engel des Herrn mit verwunderter Rede: „Wie heißt das Land, an welchem der ſtarke Arm des Herrn wird offenbar werden, und welches iſt die ſchöne Stadt, in der die mächtigen Könige herrſchen?“ — Der Engel des Herrn aber antwortete ihr und ſprach: „Preußen heißt der Name des Landes, an welchem der ſtarke Arm des Herrn wird offenbar werden. Denn zu einer lebendigen Schutzmauer der Freiheit hat ſein allmächtiger Wille ſein Volk von Ewigkeit her auserleſen, und die Nationen der Erde werden ihre Zuflucht nehmen zu ſeinem herrlichen Namen. Berlin aber iſt die ſchöne Stadt, in der die Weisheit und Künſte ihre himmliſchen Wohnungen aufſchlagen, und die ſtrahlende Göttin des Sieges mit den muthigen Roſſen des Ruhms wird auf ihren prächtigen Thoren glänzen!“

Und abermals führte der Bote des Herrn die fromme Ida auf einen hohen Berg, von welchem herab die Reiche der Welt wie eine bunte Landcharte mit ihren Städten und Flüſſen und Ländern zu ihren Füßen ausgebreitet lagen. Und der Donner des Krieges dröhnte ſchrecklich über die weiten Ebenen und die Blitze des Geſchützes leuchteten gräßlich durch den rauchenden Pulverdampf der brüllenden Schlachten. Von Mittag und Mitternacht, von Sonnen-Aufgang und Untergang zogen herbei die wilden Horden der Völker zum verheerenden Kampfe, und die unüberſehbaren Reihen ihrer unzähligen Schaaren hatten nicht Raum genug auf dem blutigen Boden, den die Hufe ihrer ſchnellen Roſſe ſtampften, und über welchen die raſſelnden Räder des verderbenſchleudernden Geſchützes hinweg rollten. Und immer dichter und dichter, gleich ſchwarzen Gewitterwolken das Licht des Tages verdunkelnd, lagerten ſich die Heere der fremden Völker um die Gränzen des Landes, das der Engel des Herrn mit ſeinem goldenen Stabe der frommen Ida gezeigt hatte, und umſchloſſen es von allen Seiten, wie die Wälle eine Feſtung, die der Sturm der Eroberung in der nächſten Nacht mit den flammenden Pechkränzen des Verderbens beſteigen, und welche die Kugeln des Geſchützes dem Boden des Feldes gleich machen werden.

Und in der Mitte der feindlichen Legionen, an der Spitze eines muthigen Heldenhäufleins, kämpfte ein tapferer König um den letzten Fußbreit der vaterländiſchen Erde; und wie ein kluger Schachſpieler die Steine der Felder ſchiebt, lenkte er mit der Weisheit des Feldherrn die künſtlichen Bewegungen ſeines kleinen Heeres.

Digitized by Google

Und immer ſchrecklicher dröhnte der Donner des Krieges, immer gräßlicher leuchteten die Blitze des Geſchützes durch den rauchenden Pulverdampf der brüllenden Schlachten, und der wilde Sturm der feindlichen Schaaren drohte das kleine Häuflein, wie ein ohnmächtiges Kind unter den praſſelnden Feuerbalken eines eingeäſcherten Gebäudes, unter ſeinen dichten Maſſen zu erſticken. Sieben Mal hatte die Sonne ihren Weg um die erſchrockene Erde zurück gelegt; aber die wilde Fackel der Verheerung leuchtete im blutrothen Wiederſchein des Himmels über rauchende Dörfer und Städte, und der Tag der großen Entſcheidung war noch nicht aufgegangen über das Schickſal der Völker. — Da rief die Stimme des Herrn von der Höhe, und die Wagſchaale der ewigen Gerechtigkeit ſchwebte hoch über den Völkern der Erde in ſeiner allmächtigen Rechten. Der Sturmwind des Muthes aber fuhr brauſend vom Himmel herab unter das kühne Häuflein der tapfern Helden; und wie ergrimmte Löwen fielen ſie in die dichte Maſſe der feindlichen Schaaren, den königlichen Feldherrn an ihrer Spitze. Der Tod und das Verderben blitzten auf ihren blutigen Degenſpitzen, und die Adler des Sieges flatterten hoch auf den durchſchoſſenen Fahnen in den Lüften. Wie der Schnitter die goldenen Halme eines dichten Aehrenfeldes abmäht mit ſeiner ſcharfen Senſe: ſo fielen blutend die dichten Haufen der Feinde unter ihren ſchneidigen Schwerdterhieben; und ihre Reihen ſtürzten, wo der heiße Kugelregen des Geſchützes in die ſtets mit neuen Maſſen ausgefüllten Lücken der Gefallenen praſſelte. Und wie auf brauſenden Winterſtrömen, gefegt vom Flügel des Thauwinds, donnernde Eisſchollen durch zitternde Thäler in ſauſendem Fluge pfeilſchnell dahin fahren: ſo flohen nach Mittag und Mitternacht, Sonnen-Aufgang und Untergang zitternd die unabſehbaren Horden der Feinde über die weiten Ebenen, und die Eile ihrer Flucht war unaufhaltſam, wie der Flug der ſchnellen Wolken, und ihre Städte und Länder wurden von den tapfern Schaaren der muthigen Sieger erobert. Der große König aber ſchrieb der erſchrockenen Welt die Geſetze des Friedens; die Wagſchaale der Völker legte der Herr der Schlachten in ſeine ſiegreichen Hände, und ſein königlicher Name war groß wie keiner auf der weiten Erde. Und die Grenzen ſeines Reichs erweiterten ſich; die goldene Sonne des Friedens mit ſegensreichen Strahlen ging leuchtend auf über den blühenden Fluren des Landes; und ein Fürſt der Weisheit auf dem Throne der Gerechtigkeit regierte er über ſeine treuen Unterthanen; und die Völker gehorchten mit Freuden ſeinen weiſen Geſetzen.

Die fromme Ida aber war erſtaunt in ihrer Seele ob den wunderſamlichen Offenbarungen der Zukunft, die vor ihren Augen aufgethan waren; und ſie fragte den Boten des Herrn mit verwunderter Rede: „Wer iſt der große König, der nach den ſieben Jahren des blutigen Krieges der bezwungenen Welt die Geſetze des Friedens ſchrieb? dem der Herr der Schlachten die Wagſchaale der Völker in die ſiegreichen Hände legte? wer iſt der Fürſt der Weisheit, auf dem Throne der Gerechtigkeit im goldenen Sonnenſchein des Friedens über ſeine treuen Unterthanen regierend?" — Und der Engel des Herrn antwortete ihr und ſprach: „Friedrich der Einzige iſt der große König, der nach ſieben Jahren des blutigen Krieges der bezwungenen Welt die Geſetze des Friedens ſchrieb, und in deſſen ſiegreiche Hände der Herr der Schlachten die Wagſchaale der Völker legte; der Ruf ſeiner Weisheit aber wird ſchallen, ſo lange die Berge ſtehen und der blaue Himmel über den Sternen ſich wölbet, von den Zungen des Ruhms über den weiten Erdkreis. Die Fürſten der Erde werden an ſeinem erhabenen Beiſpiel die Weisheit der Könige lernen, und die Richter der Gerechtigkeit in fernen Zeiten mit Ehrfurcht nach ſeinen weiſen Geſetzen die Rechte der Völker wägen!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Der türkiſche Koch.

Madam Belloc, Verfaſſerin eines Werkes: „Bonaparte und die Griechen", macht folgende Beſchreibung von dem oberſten Koch des türkiſchen Kaiſers, wie derſelbe bei Gelegenheit der Krönung Muſtapha III gekleidet geweſen: Seine Oberkleidung beſtand aus einer ungeheuern Dalmatike von ſchwarzem Leder mit großen ſilbernen Nägeln bedeckt; darunter hatte er eine, gleichfalls lederne Jacke, die nicht minder widerſinnig verziert war und durch einen breiten Gürtel feſtgehalten ward, woran mehrere große Haken und Charniere waren, in denen unter Anderem zwei ungeheure Meſſer ſteckten, deren gewaltige Griffe faſt das ganze Geſicht des Koch-Majors bedeckten, während ſilberne Taſſen und andere Eß- und Trink-Geſchirre, an einer ſilbernen Kette vom Halſe herab hängend, um ſeine Beine ſchlugen, ſo daß er beinahe nicht von der Stelle konnte und zwei Janitſcharen ausdrücklich neben ihm hergehen mußten, um die Laſt ſeiner Kleidung ihm mittragen zu helfen. Duſchet.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Fortſetzung.) Jede einzelne dieſer Quadrillen entwickelt ein Bild, uns bekannt und theuer als das Erzeugniß geiſtreicher Dichter. So erkennen wir in der erſten Scott's „Abt" — in der zweiten Fouque's „Löwenjagd" — in der dritten „Kenilworth" — in der vierten „Undine" — in der fünften „Quentin Durward" — in der ſechsten „die vier Brüder von der Weſerburg" — in der ſiebenten den „Connetable von Cheſter" — in der achten den „Zauberring" — in der neunten „Ivanhoe" — in der zehnten „Libuſſa" (nach Clemens Brentano, wenn ich nicht irre) — und in der eilften Shakſpeare's

Digitized by Google

„Hamlet“ wieder; die zwölfte war ideal und im polniſchen Coſtum. Hierzu kamen noch 57 einzelne Charakter-Masken und 60 Dominos, ſo daß ſich im Ganzen 264 Geſtalten vor unſern Augen bewegten, die in verſchiedenen Gruppen beinahe alle Zeiten und alle Geſchichten darſtellten. Ein Herold, der jeder einzelnen Abtheilung voran ſchritt, trug ein ſinnreich verziertes Panier, worauf mit goldenen Buchſtaben die Bedeutung der Gruppe zu leſen war. Bedenkt man nun, daß ein großer Theil des Hofes ſelbſt — nur der Kaiſer und die Kaiſerin waren nicht zugegen, ſonſt alle anweſenden Prinzen und Prinzeſſinnen — daß die älteſten und edelſten Geſchlechter der ganzen Monarchie, die Lichtenſtein, die Schwarzenberg, die Metternich, die Auersperg, die Bathyany, die Eſterhazy, die Trautmannsdorf, die Dietrichſtein, die Czernien, die Stahremberg, die Harrachs u. ſ. w., lauter Namen, an die ſich eben ſo viele große Erinnerungen reihen, und die uns als Repräſentanten der ritterlichſten Ehre und Tapferkeit, des angeſtammten Glanzes und Reichthums gelten — daß Alle dieſe hier vereinigt erſchienen, und im ſchönen Wetteifer ausſtellten, was nur eine ſchöpferiſche Phantaſie zu erfinden und im geläuterten Geſchmack aus zu führen vermag, ſo wird man mir einräumen, daß es nicht die äußere Pracht allein war, wie außerordentlich ſich dieſe auch immer zeigen mochte, was uns hier auf das Unwiderſtehlichſte anzog; ſondern der innere Geiſt, der Alles belebte, und der ſich in den einzelnen Partieen ſo wenig, als in der ganzen Anordnung verkennen ließ. Tags darauf erſchien übrigens derſelbe Feſtzug bei Hofe, und hier war es, wo der berühmte Orientaliſt, Baron Hammer, der Kaiſerin in dem Coſtum des Sängers „Said“ aus der Fouquéſchen „Löwenjagd“ nachfolgendes Gedicht überreichte, das ich hier mittheile, da es eben ſo gedrängt als wahrhaft poetiſch den Eindruck einer Erſcheinung wiedergiebt, die ſich beſſer ſehen als beſchreiben läßt, wenn man nicht, wie der verehrte Dichter, ſelbſt in dem wunderbaren Geflechte und wahrhaft romantiſchem Spiele mit verflochten iſt, wo dann freilich die innere Bedeutung und das eigentliche Leben deſſelben in der nachfolgenden Weiſe erſcheinen muß:

Aufgezogen ſeh' ich die Cortinen
Idealer Welt — es ſind erſchienen
Ehr' und Lieb' und Treu' und Tapferkeit,
Alles Schönen, Guten gold'ne Bienen.
Wangenroſen, Mundkorallen, Cederwuchs,
Hohe Huldinnen mit Engelsmienen,
Fürſten, Helden, Adler, Löwen ſind
Jene Ritter, die ſich weihen ihnen.
Sieh, des Steines Adel ſtrahlet hell
In den Diamanten und Rubinen,
Der des Stahles in den edlen Klingen,
Die dem Herrn der Herrin glüh'n zu dienen.
Die Gaſellen halten Löwenjagd,
Fächer ſchwirren in's Geklirr der Schienen;
So geſtimmten Reizens höchſtes Ziel
Iſt, den Blick der Herrſcher zu verdienen.
Said feiert des Geburtsfeſts Nacht,
Oſt und Weſt vereinigt ſich Carolinen!

Erfreulich iſt es, daß die bildende Kunſt dafür ſorgt, die mannigfachen ſchönen Geſtaltungen auch für Jene feſt zu halten, die an ihrer Anſchauung nicht Theil nehmen konnten. Dieſes lobenswerthe Unternehmen verdanken wir dem Redakteur der hieſigen „Wiener Zeitſchrift“, Hrn. Schickh. Auf ſeine Koſten nämlich erſcheint dieſer Maskenzug in einzelnen lithographirten Zeichnungen von dem in ſeinem Fache längſt vortheilhaft bekannten Hrn. v. Stubenrauch, der auch die Modenkupfer zu der „Wiener Zeitſchrift“ liefert. Das Werk kommt auf Pränumeration in mehreren Lieferungen und ſoll auch einen beſchreibenden Text erhalten. Die Abnehmer des Journals erhalten es gratis; ein ſeltener Beweis von Uneigennützigkeit in einem ſolchen Falle, der um ſo mehr Erwähnung verdient, als Herr Schickh von jeher kein Opfer ſcheute, um dieſe ſeine Zeitſchrift ſowohl durch Gediegenheit der Aufſätze, als durch äußere Eleganz von dem gewöhnlichen Journal-Wuſt zu unterſcheiden, was ihm denn auch, wie jeder Unbefangene entſcheiden muß, gelungen iſt. — Da wir einmal auf dem Felde der Literatur und Kunſt ſind, ſo laſſen Sie uns hier eine der neueſten und in mannigfaltiger Beziehung intereſſante Erſcheinung in dieſem Fache nicht überſehen. Es ſind dies die „Serbiſchen Hochzeitlieder“, welche Dr. Vuk Stephanowich herausgab, und von denen uns nun Profeſſor Weſely ſo eben (bei Hartleben in Peſth) eine metriſche Verdeutſchung geliefert hat. Zu bekannt ſind Dr. Vuk's „ſerbiſche Volkslieder“ (in Leipzig bei Breitkopf 1823 — 1824 in drei Bänden erſchienen), als daß ſie hier noch einer weiteren Anrühmung bedürften. Alle kritiſchen Inſtitute von Bedeutung — wir nennen nur vorzugsweiſe die „Wiener Jahrbücher“, in deren dreißigſtem Bande der eben ſo gelehrte als empfängliche Hr. Kopitar einen umfaſſenden Aufſatz hierüber geliefert — haben dieſes Werk nach ſeinem vollen Verdienſt gewürdigt; Goethe, allumfaſſend, wie er in ſeinen künſtleriſchen Beſtrebungen iſt, hat im fünften Band von „Kunſt und Alterthum“ mit Liebe davon geſprochen und gern von ſeiner Reiſe aus dem üppigen Orient in dem nachbarlichen kräftigeren Serbien ausgeraſtet; ſo wie denn auch die dem Dichter-Greiſe zugeeignete Ueberſetzung von Madam Talvj (Halle, 1825) den Sprachunkundigen jenen Schatz von Poeſie näher brachte, welcher uns hier eröffnet wird. Hr. Weſely giebt uns nur einen Zweig des reichen Baumes, nämlich die funfzig Hochzeitlieder, welche bei Vuk die erſte Abtheilung der „Frauenlieder“ bilden. Inzwiſchen dürfen wir bald Mehreres von ihm erwarten, und nach dem, was diesmal geliefert wurde, können wir einer ſolchen Fortſetzung nur mit Verlangen entgegen ſehen. Schon in der Einleitung zeigt ſich nicht allein der ſprachkundige, ſondern auch der geiſtreiche Mann, der mit inniger Liebe an der Sache ſelbſt hängt und jene Begeiſterung dafür zeigt, die zu einem ſolchen Unternehmen vielleicht mehr als zu jedem andern gefordert werden darf, da es ſich darum handelt, uns den Geiſt einer Nation treu und lebendig zu geben, wie er ſich in ihren Dichtungen ausſpricht. Was Hr. Weſely von den Grundzügen der ſerbiſchen Volks-Poeſie ſagt: „Slavismus nämlich, oder Auffaſſung und Darſtellung der Kraft; Hellenismus oder Plaſtik und Orientalismus oder Gluth“, iſt eben ſo eigenthümlich als ſcharf und wahr gedacht. Auch laſſen ſich dieſe drei Elemente in jedem dieſer Lieder, ſo viele deren mir bekannt ſind, nachweiſen und verſchmelzen ſich zu einem eben ſo originellen als anziehenden Ganzen. Griechenland auf der einen, die Türkei auf der andern Seite, haben die Serben von beiden Völkern dasjenige in ihr Leben und alſo auch in ihre Poeſie gezogen, was ihrem urſprünglichen Charakter am meiſten zuſagte und mit dieſem ſo innig vereint, daß es nicht mehr als fremdartig erſcheinen kann. In den Hochzeitliedern herrſcht natürlich das Lyriſche vor, das in den Heldenliedern von dem Epiſchen mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Sie gehen durch alle Stufen dieſes Hauptfeſtes im häuslichen Leben, von der erſten Erblickung der Freiwerber an bis zur Einführung der Braut als Hauswirthin. Das Einfache der Haltung, die Kürze und Gedrängtheit iſt zugleich mit einer Tiefe der Empfindung und mit einer Zartheit verbunden, die einen unbeſchreiblichen Reiz über das Ganze verbreiten. Eine gewiſſe Melancholie, die in dem National-Charakter vorherrſcht, ſchimmert ſelbſt zuweilen durch dieſe Ergießungen der reinmenſchlichſten Freude.

(Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 73ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Wien. (Schluß.) Es iſt merkwürdig, daß eine ſolche Wehmuth mehr oder weniger ſich in jeder Volks-Poeſie ausſpricht. Selbſt die öſtreichiſche, in deren kurzen Strophen — man ſehe hierüber Schottky und Ziska — ſich in der Regel nur die ungetrübteſte oft muthwillig werdende Lebensluſt kund giebt, neigt ſich oft in plötzlichen Uebergängen zu einer ſanften Trauer, ja, was noch ſeltſamer erſcheint, ihre meiſten Melodien klingen, wie fröhlich auch oft der Text ſeyn mag, in ihren ernſten Molltönen ſentimental und ſchwermüthig. Nur ſpricht ſich dieſe Sentimentalität und Schwermuth bei den Serben kräftiger und männlicher aus, als bei irgend einer andern Nation. Wir erinnern hier nur an das wunderſchöne, von Kopitar mitgetheilte Lied:

Konda ſtirbt, der einz'ge Sohn der Mutter,
Leid der Mutter thut's, ihn zu begraben,
Zu begraben fern von ihrem Hofe.
Und ſie trägt ihn in den grünen Garten,
Und begräbt ihn unter Gold-Orangen.
Jeden Morgen ſie ihn da beſuchte:
„Mein Sohn Konda, iſt dir ſchwer die Erde,
Oder ſind dir ſchwer die Ahornbretter?“
Aus dem Grab läßt Konda ſich vernehmen:
„Nicht iſt ſchwer die Erde mir, o Mutter,
Noch auch ſchwer ſind mir die Ahornbretter;
Aber ſchwer ſind der Jungfrauen Flüche,
Wenn ſie ſeufzen, bis zu Gott man's höret;
Wenn ſie fluchen, bebt die ganze Erde,
Wenn ſie weinen, thut es leid Gott ſelber!“

Wie drängt ſich hier aus wenigen einfachen Worten, gleich der Blüthe aus unſcheinbarer Knoſpe, die tiefſte, aus dem Heiligthum der Poeſie ſtrömende Idee hervor! Und dieſer Ideen-Reichthum, dieſe Fülle von glühender Empfindung findet ſich, nach Maaß der Sphäre, in welcher ſie ſich bewegen, in der ganzen Sammlung dieſer Gedichte, von welcher, nach Kopitar, nur die von Goethe berührten vier und funfzig, dann noch andere vier und zwanzig längere und nun neuerlich die funfzig Hochzeitlieder von Weſely überſetzt ſind. Was für ein Schatz iſt hier noch zu heben übrig, und wie müßte man es Jenen verargen, die hier etwas zu leiſten vermögen, wenn ſie uns ihn noch länger entziehen wollten. Hr. Weſely, der ſo zu ſagen an der Quelle dieſes gewaltigen poetiſchen Stromes (in Winkowze) lebt, ſey daher aufgefordert, es nicht bei dem einzelnen Verſuche bewenden zu laſſen. Daß er Poeſie genug in ſich trage — keinesweges bloß todte Sprachkunde — um Poeſie zu erkennen und wieder zu geben, hat er uns nicht allein mit der ſo eben beſprochenen, in jeder Hinſicht trefflichen Uebertragung, ſondern auch durch einzelne eigene Produktionen bereits ſattſam bewieſen. — Soll ich die Leſer nach dieſem Ausfluge in das friſche geſunde Revier der Volks-Poeſie, die uns den ewig-blühenden Strauß natürlicher reiner Empfindung und kräftiger Lebens-Anſicht reicht — ſoll ich ſie aus dem uralten heiligen ewigſchönen Lande nationeller Kunſt zurück führen in das bewegende Treiben des ſchöngeiſtigen Kleinhandels, der vom Sonnabend bis zum Montag und vom Montag bis wieder zum Sonnabend ſeinen abgetragenen Verſetrödel zu Markt bringt und auch marktſchreieriſch genug verkündet, bis die Gevatter-Kritik einen täuſchbaren Käufer auftreibt? Soll ich den Leſern ſagen, wie die Herren A bis Z — der Name thut hier nichts zur Sache, denn ſie haben keinen — bandeweiſe ihre tollgewordene Proſa ausbieten, die auf drei Beinen dem Himmelsfluge eines Schiller, Goethe, Uhland, Rückert, oder welchem ſie ſonſt von den deutſchen Sängern als Hausgott auf ihrem ſchmutzigen Altar Opfer bringen, mit erbarmungswerther Mühe nachhinkt? — Bei allen den gereimten und ungereimten Sammlungen, mit welchen wir ſeit einem Jahre (zehn ſind deren wenigſtens erſchienen!) überſchwemmt wurden, fehlt es uns beinahe ganz an wahrhaft begabten lyriſchen Dichtern. Grillparzer und Zedlitz von den ältern, Ebert und Leitner von den jüngern — da haben Sie unſern ganzen Reichthum in dieſem Fache. Aber auch die Wenigen könnten, wenn ſie nur wollten! — leider ſchweigen ſie hartnäckig, und man darf's ihnen nicht verargen: denn wer hört die Nachtigall, wo die Krähen ſich einniſten! Was das für ein Geſchnarre und Gekrächz' iſt, wie da ein Vogel dem andern vorpfeift und Einer dem Andern, in ſeinem Kauderwelſch, Complimente über den tollen Lärm macht! Und dieſe wechſelſeitigen Complimente erſtrecken ſich ſogar auf den Verleger und ſeinen Autor! Während der Erſtere in der Zeitung ankündet, daß es ihm ſo eben gelungen, ein Werk des berühmten und genialen X an das Tageslicht zu fördern, poſaunt der Zweite mit aufgeblaſenen Backen jeden Artikel lobhudelnd aus, den dieſer Erſtere verlegt. Von hundert ſolchen Beiſpielen will ich nur eines und zwar das neueſte anführen. Ein hieſiger Buchdrucker — der in der Regel die nackten poetiſchen Kindlein dieſer unglücklichen Väter zur Taufe hält — iſt jetzt mit einer Ausgabe des verdeutſchten Calderon beſchäftigt. Gries, Maltitz, Bärmann u. ſ. w. müſſen natürlich dabei herhalten. Nun bringt die „Theaterzeitung“ in ihren jüngſten Blättern einen Aufſatz über die „neueſte Ausgabe Calderons“, der dieſe mit einem Pathos und einer Feierlichkeit in's Publikum ein zu führen ſtrebt, die nicht mehr an's Lächerliche grenzen, ſondern wirklich lächerlich ſind, wenn man die Motive durchſchaut, welche zum Grunde liegen. Der Verfaſſer, eben einer von den verſifizirenden Dezemvirn, und zwar, was nicht überſehen werden darf, Redakteur dieſes Calderon in nuce — d. h. er begleitet einige der Ueberſetzungen mit Sonetten, welche ihre Idee ausſprechen ſollen und ſetzt ſich deswegen gleich neben Wilhelm Müller, Loeben u. ſ. w. — alſo der Verfaſſer beginnt zuerſt mit einem traurigen Gemeinplatz über dramatiſche Dichtkunſt überhaupt, in welchem er den originellen und noch nie dageweſenen Beweis durchführt, daß dieſe Gattung der Poeſie dem Menſchen in der Regel am meiſten zuſage. Dann folgt das alte Klagelied über die Armuth der Deutſchen; in acht Zeilen wird ganz kurz über unſere dramatiſche Literatur abgeſprochen; die erſten drei Zeilen nennen die Koriphäen derſelben, die andern drei führen einen Waſſerſtreich gegen die jüngſten Bemühungen in dieſem Fache, und die letzten zwei (hört! hört!) behaupten eben ſo kurz als ſicher, unter den neuern Dichtern hätten wir nur Zwei, die darin etwas zu leiſten vermöchten. Luſtig! luſtig! weil in Wien der Calderon nachgedruckt wird, hat ganz Deutſchland nur zwei dramatiſche Dichter! Den dritten wird uns hoffentlich der Verfaſſer noch zugeſtehen, nämlich *ſich ſelbſt*, wenn wir ihn unter vier Augen recht angelegentlich darum bitten. Oder verſchmäht er vielleicht dieſen Platz, und denkt wie Cäſar? Nun, ſo ſey er wenigſtens der erſte Lyriker unter dem lyriſchen Dezemvirat! — Wie über die deutſche, ſo wird jetzt weiter über die andere Literatur abgeſprochen. Vorzüglich ſchlecht kommen die Franzoſen weg und in den vier und zwanzig Zeilen, welche ihre Tragödie, ihr Melodram und ihr Luſtſpiel behandeln, entwickelt unſer Kritikus par excellence wieder einen Schatz von eigenthümlichen Anſichten; er behauptet nämlich

Digitized by Google

höchſt ſcharfſinnig, daß alle drei nichts taugen! Nach allen dieſen Prämiſſen läßt ſich der Schluß leicht voraus ſehen. Die Engländer und Spanier behaupten nämlich den Platz, und unter großem Geſchrei kommt die Neuigkeit an's Tageslicht, daß Shakſpeare und Calderon doch noch die paſſabelſten Dichter wären. Ob ſie's aber wären, wenn Shakſpeare nicht unlängſt bei demſelben Verleger erſchienen, und wenn der Verfaſſer nicht den Calderon redigirte — das ſteht natürlich noch in großem Zweifel! — Zuletzt wird den Leſern noch als Lockſpeiſe, die ſie auf das Ganze lüſtern machen ſoll, eines der erwähnten Sonette des Verfaſſers beigegeben, in welchem er uns erzählt, daß Calderon unter Anderem auch ein Stück geſchrieben, das in Wien ſpielt!! — Doch, ich ſehe, die Bruſt wird den denkenden Leſern enge und der Athem ſchwer in dieſer literariſchen Kinderſtube, und die Gravität, mit der die Kleinen ihre Versklappern ſchwingen, verſtimmt ſie vollends; ja, ſie meinen ſogar, daß ich ihnen im Ganzen genommen nichts Neues erzählt, denn in Berlin wird's daran eben ſo wenig fehlen, als hier. — Schade übrigens nur, daß wir uns nicht gleich in's Freie flüchten können, denn gerade, indem ich dieſes ſchreibe, regnet es unaufhaltſam und zwar bereits ſeit drei Tagen. So wurde den Wienern das Gräber-Beſuchen während der Charwoche im eigentlichſten Sinn des Wortes zu Waſſer. Doch giebt es gewiſſe Claſſen von Menſchen, die ſich ſelbſt durch das ſchlechteſte Wetter nicht davon abhalten laſſen; die Gewohnheit treibt ſie unwiderſtehlich fort, aus den entfernteſten Vorſtädten ſtrömen ſie zuſammen und ziehen ſchaarenweiſe von Kirche zu Kirche. So hielten es die Vorfahren und ſo halten es auch die Enkel. Erſtrecken ſich die altangeſtammten Gebräuche doch ſogar auf das Eſſen. Am grünen Donnerſtag muß junges Gemüſe auf dem Tiſch erſcheinen, am Charfreitag — wo erſt Abends geſpeiſt wird — gebratener Karpfen mit Sallat und Kugelhupf (Napfkuchen), am Charſamſtag endlich darf noch dem Feſt der Auferſtehung ein duftender Schinken nicht fehlen, der noch vor den eigentlichen Feiertagen ſchon für das lange Faſten entſchädigen muß. Und nun erſt der Oſterſonntag! Was da geſchmauſet und gezecht wird vom Aermſten bis zum Reichſten! Der Bettler würde ſich ſchämen, der in dieſer Zeit nicht ſein Stück Braten und ſein Glas Wein auftreiben könnte. Zwiſchen den eigentlichen Trachten wird Weißbrod, Kalbfleiſch, Schinken, nebſt Eiern, welche am Altar mit Weihwaſſer beſprengt wurden, herum gereicht, und es liegt allerdings etwas Anziehendes in dieſem einfachen Brauch, an welchen ſich ſo manche Erinnerungen aus der früheſten Jugend knüpfen. Solche Feſte ſind Ruhe- und Wendepunkte, die wir nicht entbehren können; der Unruhigſte ſteht ſtill und ſchaut zurück und freut ſich, ſie wieder und wieder erlebt zu haben; Vergangenheit und Gegenwart werden zu Eins und ihre Gleichförmigkeit bei dem ewigen Wechſel um uns her hat einen ungemeinen Reiz. — Gern hätte ich hier geſchloſſen; aber viele Leſer wollen noch etwas von den Theatern hören — nun ſo ſey's! — Mit Barbaja iſt ein neuer Contrakt abgeſchloſſen, und wir werden wieder eine Oper und ein Ballet haben. Schon iſt Hr. Duport — der Geſchäftsführer des Pachters — nach Paris, um dort Engagements für beide Fächer ab zu ſchließen. Mitte April wird begonnen, und zwar einſtweilen mit deutſcher Muſik, da man die italieniſchen Sänger erſt im Dezember erwartet. Von dieſem Anfang läßt ſich wenig verſprechen; außer Hrn. Forti und Mad. Grünbaum dürften ſich nur Mitglieder des zweiten und dritten Ranges zuſammen finden, ja, man ſpricht ſogar von Dilettanten! Die Borgondio iſt vor einigen Tagen angekommen und ſcheint zu ſondiren, doch gebe ich ihr wenig Hoffnung — ſie kann weder die Fodor erſetzen, noch mit der Lalande, welche für diesmal erwartet wird, ſich in Vergleich ſtellen. Für das Ballet iſt Taglioni wieder einberufen und ſo ſehen denn die Meiſten der erſten Darſtellung, die „Fernand Cortez“ ſeyn wird, entgegen.

Ob ſich unter dieſen Umſtänden das Theater an der Wien noch länger erhalten werde, zweifle ich; es wäre denn, daß Barbaja, wie früher, beide Unternehmungen vereinte. Von der Ausſpielung iſt wieder Alles ſtill; es war wohl nur ein Gerücht. Hr. Carl ſoll einen ziemlich hohen Pachtſchilling angetragen haben, allein er war noch nicht groß genug, um die Intereſſen der Schuldenmaſſe zu decken. Auch glaub' ich nicht, daß er dabei ſeine Rechnung finden möchte, denn das Publikum hat ſich an ſeinen Staberliaden bereits überſättigt und dieſe Quelle iſt zu ſeicht, als daß ſie nicht bald erſchöpft werden ſollte. — Im Burg-Theater ſahen wir den „Tankred“, von Voltaire und Goethe, neu in die Scene geſetzt. Auch ein romantiſches Schauſpiel von Frau von Weiſſenthurn: „Burg Gölding“ kam in die Scene, vermochte aber nicht durch zu greifen. Das Stück bewegt ſich in dem Kreiſe der gewöhnlichſten Ritter-Comödien. Außer dem erſchien Hr. Haake aus Braunſchweig in acht Gaſtrollen, deren erſte, „Don Cäſar“ in der „Braut von Meſſina“, von dem Publikum ſo lau aufgenommen wurde, daß der Erfolg der übrigen ſehr unſicher war. Inzwiſchen fand Hr. Haake Gelegenheit, ſpäterhin durch einige Converſations-Rollen — z. B. als „Wolten“ in der „Radikalkur“, dann im „Strohmann“ — den Mißgriff wieder gut zu machen. Wie erſchien er im Ganzen als routinirter Schauſpieler, den aber ſein Aeußeres und ſein Organ verhindern, mit dem beabſichtigten Erfolg wirkſam zu werden. Das erſtere iſt unanſehnlich, das letztere klingt nicht zum Beſten; auch treibt er damit noch allerlei Recitirkünſte, die aber keineswegs zu ſeinem Vortheil ausfallen. Uebrigens erweckte eine rein zufällige Begebenheit mehr Intereſſe für Hrn. Haake, als ſein ziemlich beſchränktes Spiel. Die Leſer werden von dem Langſchläfer gehört haben, der im vorigen Jahr hier ſo viel Aufmerkſamkeit erregte, indem er ſich über ſechszehn Monate in dem Zuſtande bewußtloſen Schlummers befand und, ohne irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen, fortlebte. Den vereinten Bemühungen unſerer geſchickteſten Aerzte iſt es bekanntlich gelungen, ihn wieder zu ſich zu bringen, und er genießt jetzt bereits ſeine volle Geſundheit. Dieſer Mann nun — ein Fourier ſeines Standes — ging zufällig in's Theater, als Hr. Haake ſpielte, und, ſiehe da, es fand ſich, daß Beide Brüder ſind, die ſich ſeit einer Reihe von Jahren nicht geſehen; denn der Eine widmete ſich in Norddeutſchland ſeiner Kunſt, indeß der Andere im tiefen Ungarn ſeine Anſtellung hatte. Dieſe Erkennung verbreitete ſich ſogleich in der ganzen Stadt und zog die Theilnahme Aller auf das, durch die Oeffentlichkeit Beider und beſonders durch das traurige Schickſal des Einen merkwürdig gewordene Paar. — Indem ich dieſe Zeilen bereits ſchließen will, fallen mir die letzten Blätter des „Liter. Converſations-Blattes“ in die Hände und in Nr. 57 treff' ich einen Aufſatz über die „oſtdeutſchen Schöngeiſter“, der ſich durch drei Blätter ſo merkwürdig dünn fortſpinnt, bei dem ſichtbaren Willen, ſcharf zu ſeyn und dick zu thun, daß ich nicht umhin kann, das Geſpinnſt ein wenig näher zu beleuchten, vorzüglich weil damit — ſo viel merkt man doch — nichts Geringeres beabſichtigt wird, als den öſtreichiſchen Poeten insgeſammt mit einem Wurf den Garaus zu machen. Und wie ſtellt's der converſirende Kritikus an? — Er nimmt das „Kuffner'ſche Taſchenbuch“ und die Peſther „Iris“, die Nachfolgerin der „Pannonia“, her und beweiſet uns mit vielem Wort-Aufwand, daß die Siebenſächelchen von verſchiedenen Tages-Poeten wäſſerig und ſchlecht ſeyen! — Dazu bedurfte es wahrlich keines ſo gewaltigen Anlaufes und keiner ſo ungeberdigen Vorbereitungen, denn Keinem wird es einfallen, dieſer wichtigen Entdeckung zu widerſprechen. Aber luſtig iſt die Folgerung von dieſen Einzelnen auf die Totalität, und gerade ſo, als ob es einem oſtdeutſchen Kritikus in den Sinn kommen wollte, von den Waſſerkünſten, welche die Herren A bis Z in verſchiedenen Zeitſchriften ſpringen laſſen, auf die Wäſſerigkeit aller weſt- und

norddeutſchen Schöngeiſter — oder noch beſſer, von dem trockenen und dürren Witz gewiſſer witzig ſeyn ſollenden Recenſenten auf die Trockenheit und Dürre aller weſt- und norddeutſchen Recenſenten zu ſchließen! — da doch auch das „Converſations-Blatt“ neben flachen Beurtheilungen manche geiſtreiche giebt, und im Allgemeinen eine der beſten Zeitſchriften iſt. Oder liegt vielleicht der Beweis gegen unſere Kunſtbeſtrebungen in dem, was der Verfaſſer gleich am Eingange von gemeinſchaftlichen Laboratorien u. ſ. w. faſelt, und wobei er ſeine Phantaſie, die ihm durchaus nicht dienen will, gewaltſam zu ein Paar Gleichniſſen zwingt, die ſo hinken, wie die lang- und kurzbeinigen Perioden, auf denen er ſeine kritiſchen Capriolen vorreitet? Wir glauben, an ſolchen Laboratorien fehlt's an der Elbe und Spree eben ſo wenig, als an der Donau, und dort mögen die Rauchfaſſer, welche man einander wechſelſeitig unter die Naſe ſchwingt, noch erſtickendere Dämpfe verbreiten, als jene ſind, welche der converſirende Herr in Leipzig von Wien aus wittert. Ja, unſer literariſcher Vorſechter hat gewiß auch ſein Kränzchen, wo er ſich weit und breit macht und ſeine kritiſchen Tranſpirationen den erſtaunten Gevattern preis giebt, welche ſich dann — um bei dem Bilderkram des Verfaſſers zu bleiben — als aqua destillata auf der Retorte des „Converſations-Blattes“ anſehen! Der Gedanke, die ganze öſtreichiſche Literatur aus einem Kalender und einer Zeitung zu beurtheilen, die noch dazu zu den ſchlechteſten gehören, und über ſie ab zu ſprechen, macht unſerer Zeit Ehre!! Um dem geiſtigen Verkehr einer ganzen Nation Fehde zu bieten, wird denn doch etwas mehr erfodert. Inzwiſchen, es iſt wahr, der öſtreichiſche Parnaß iſt verwaiſet, ſeitdem ein Paar gewichtige Wortführer auf demſelben, vielleicht wider ihren Willen, aus ſeinen Grenzen verwieſen wurden und nun in der traurigen Fremde ihre libros tristes ſchiren oder aus dem Winkel ihres Exils Waſſerſtreiche nach dem undankbaren Vaterlande führen; — ach, gegen das Heer von Novellenſchreibern, das uns alljährlich in den hochgerühmten norddeutſchen Taſchenbüchern entgegen rückt und ſich, wie Kinder an die Rockſchöße des Vaters, an den einzigen Tieck anklammert — wir wollen uns nicht erſt die Mühe geben, ſie namentlich auf zu zählen — haben wir nur einen Hammer, einen Hormayr, einen Schlegel und einen Grillparzer auf zu weiſen, die noch in unſerer Mitte leben, oder vielmehr nicht mehr leben, denn der literariſche Eiſenfreſſer im „Converſations-Blatt“ hat ſie ja am 8. März anni currentis todt geſchlagen!! Doch, wir wollen nicht weiter eingehen auf ein Urtheil, welches ohne hinlängliche Gründe die poetiſchen Beſtrebungen eines ganzen Volkes vernichten will, in ſich ſelbſt aber gewiß jedem unſichtigen Leſer nichtig wird. —**.

1826. No. XII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Taſchenausgabe
einer
Sammlung auserleſener Werke
der neuern und ältern franzöſiſchen Litteratur.

Erſte Serie,

aus 80 bis 100 Bändchen in Sedez (jedes von 130 Seiten) beſtehend, und herausgegeben unter der Leitung

des

Herrn Abbee Mozin,

Verfaſſer zweier Wörterbücher, und vieler geſchätzten, zum Studium der deutſchen und franzöſiſchen Sprache beſtimmten Werke,

und des

Herrn Carl Courtin,

Großherz. Badiſchen, öffentlicher Lehrer der Handlungswiſſenſchaften, Redakteur des, zu Stuttgart in franzöſiſcher Sprache erſcheinenden Journal universel, politique et littéraire, etc.

Subſcriptionspreis: 12 Kreuzer das Bändchen.

In einer Zeit, die man wohl das Jahrhundert der geiſtigen Ausbildung nennen kann, wo nicht allein die Erzeugniſſe unſerer vaterländiſchen Schriftſteller allgemeine Anerkennung finden, ſondern auch die Werke der Autoren des Auslandes der regſten Theilnahme ſich erfreuen, wo man von allen Seiten neue Auflagen der beſten deutſchen, oder aus fremden Sprachen überſetzten Werke ankündigt, und zwar in ſo wohlfeilen Taſchenausgaben, daß ſogar die wenigſt-bemittelten Klaſſen von Leſern ſich ſolche anſchaffen können, — in einer ſolchen Zeit glauben wir, daß es den Freunden der franzöſiſchen Litteratur nicht minder angenehm ſeyn wird, in der Urſprache eine Auswahl intereſſanter Werke zu beſitzen, die nach und nach eine eben ſo mannigfaltige als beiſpiellos wohlfeile Taſchenbibliothek bilden. Dieſe Gründe haben uns bewogen, in demſelben Formate wie unſere, ſo beliebte Taſchenausgabe der, in's Deutſche überſetzten Walter Scott'ſchen Werke, gedachte Sammlung herauszugeben. Die Namen der beiden vorerwähnten Litteratoren verbürgen den H. H. Subſcribenten zur Genüge die Correctheit und Pünktlichkeit der Ausgabe. — Die erſte Serie dieſer Sammlung wird nachſtehende Werke enthalten:

1) Don Alonzo, ou l'Espagne, par Salvandy. 2) Histoire de la grande armée, par le Comte de Ségur. 3) Histoire de la révolution française, par Mignet. 4) Oeuvres de Béranger, 5) Mémoire sur la vie privée de Marie-Antoinette, Reine de France, par Madame Campan. 6) Ourika, roman, par Mde. de D.... 7) Oeuvres complètes de Casimir de Lavigne. 8) Histoire de la République de Venise par le Comte de Daru. 9) Oeuvres d'Alphonse de Lamartine.

Vom 1. Auguſt dieſes Jahres an erſcheinen monatlich drei Bändchen. Der äußerſt geringe Subſcriptionspreis für das brochirte Bändchen iſt 12 Kreuzer

Digitized by Google

(rheiniſch). Man kann ſich daher mit der unbedeutenden, monatlichen Ausgabe von 36 Kreuzern innerhalb 2¼ Jahren die ganze Sammlung anſchaffen, welche auf gewöhnlichem Wege wenigſtens 100 Gulden koſten würde. Die Subſcription bleibt bis Ende Auguſt d. J. offen; alsdann tritt der Ladenpreis von 20 Kreuzern für das Bändchen ein.

Alle Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der Niederlande nehmen Subſcriptionen an. — Subſcribentenſammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te unentgeldlich, und belieben ſich deshalb an uns zu wenden. Ausführliche Anzeigen ſind bei ſämmtlichen Buchhandlungen gratis zu haben.

Wir empfehlen dem Publikum bei dieſem Veranlaß das von uns verlegte Journal universel. Dieſes, ſeit dem 1. Januar (in franzöſiſcher Sprache) täglich erſcheinende, politiſch-litterariſche Blatt, zeichnet ſich eben ſo ſehr durch partheiloſe Freimüthigkeit aus, als durch ſchnelle Mittheilung aller erheblichen Neuigkeiten. Man kann ſich bei ſämmtlichen löblichen Poſtämtern darauf abonniren; der halbjährige Preis iſt 6 Fl. oder 13 Franken.

Stuttgart, im März 1826.

Gebrüder Franckh, Buchhändler.

So eben iſt bei uns erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Buch mit vier Titeln, um der Titulomanie Genüge zu leiſten. Zur beliebigen Auswahl für diejenigen, die nur den Titel eines Buches leſen, von Georg Harrys.

8. Saub. geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Alle Aerzte ſagen, daß der Hypochonder überhand nimmt und daß am Ende die ganze Welt den Kopf hängen wird. In dieſer traurigen Periode haben wir uns entſchloſſen, das Buch zu verlegen, das ihn wieder aufrichten helfen ſoll, ein Buch, das nach dem Geſchmacke des ganzen Volkes eingerichtet iſt. Es iſt luſtig, es heißt zuweilen andere Leute: der Inhalt iſt nicht wie der Tod in die Länge geſtreckt und nicht an einem Faden von Anfang bis zu Ende gezerrt, ſondern die lebendigſte Abwechslung von Einfällen, Anekdoten, Epigrammen, heitern Sentenzen in Proſa und Verſen, dramatiſch und erzählend. Man kann das Buch zu jedem Augenblick im Leben leſen, man wird nicht aus dem Zuſammenhang kommen. Zwei Minuten vor einem Beſuch ſchlägt man eine Seite auf und ſammelt Stoff zur Unterhaltung. Hat eine Geſellſchaft Langeweile, ſo zieht man das Buch aus der Taſche und ſogleich wird der Frohſinn zurückkehren. Wir glauben uns um die gute Stimmung der Leſewelt verdient zu machen, und wer den Herrn Verf. aus den Zeitſchriften bereits kennt, der wird wiſſen, daß er niemals traurig und langweilig iſt, ſondern immer durch Witz und Einfälle zum Lachen zwingt, wie durch anmuthige Darſtellung gefällt. Weygand'ſche Buchhandlung.

Bekanntmachungen.

Lord Byron's Werke.

So eben ſind erſchienen und vorerſt noch um den Subſcriptionspreis bei dem Unterzeichneten, ſo wie durch alle Buchhandlungen Deutſchlands, Belgiens und der Schweiz, zu haben:

Lord Byron's Works complete in one volume

die erſte vollſtändige Ausgabe der Werke des Dichters, XVI. und 776. S. gr. 8. geſpaltene Columnen, mit einer Titelvignette von Haldenwang. Die Preiſe ſind: auf weiß Druckpapier 7 Fl. 12 Kr., auf Velinpapier 9 Fl. 54 Kr. Es iſt keine Mühe geſpart, kein Aufwand geſcheut worden, um dieſe Ausgabe der Werke eines großen Dichters in würdiger Geſtalt aus einer deutſchen Preſſe hervorgehen zu laſſen. Jeden Kenner wird der Augenſchein überzeugen, daß unter den gegebenen Bedingungen das Mögliche geleiſtet und dabei ein Preis fixirt worden iſt, der die Anſchaffung ungemein erleichtert. Frankfurt, im März 1826.

H. L. Brönner.
Lit. L. Nr. 148.

Aufgemuntert und zum Dank gegen das Publikum verpflichtet durch die günſtige Aufnahme der aus meiner Offizin hervorgegangenen Werke Lord Byrons (engl. Originaltexte) vollſtändig in einem Bande, zeige ich hierdurch zur Vermeidung von Colliſionen an, daß Walter Scott's poetiſche Werke (The poetical Works of Walter Scott) in gleichem Druck, Papier und Format wie die Works of Byron ebenfalls in einem Band erſcheinen werden. Die Unterzeichnung wird demnächſt eröffnet. Frankfurt, im März 1826.

H. L. Brönner.

In der Maurerſchen Buchhandlung in Berlin iſt ſo eben erſchienen:

Allgemeiner deutſcher Briefſteller,

welcher eine kleine deutſche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls, und eine vollſtändige Beiſpielſammlung aller Gattungen von Briefen und Geſchäftsaufſätzen enthält von K. P. Moritz. Neunte Auflage von Dr. Theodor Heinſius, Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium. Preis 22½ Silbgr.

Der allgemein anerkannte innere Werth dieſes Werkes, vereinigt mit dem ſo wohlfeilen Preiſe, hat es ſchon längſt in die Hände vieler Tauſende gebracht. Es iſt mit der Zeit durch die Bemühungen des Herrn Herausgebers, des durch ſeine Verdienſte für die deutſche Sprache hochgeachteten Dr. und Profeſſor Theodor Heinſius fortgeſchritten, und noch kann die deutſche Litteratur kein Aehnliches aufweiſen, welches mit gleicher Umſicht und Kenntniß alle erdenklichen Fälle des menſchlichen Lebens erſchöpft, in welchen wir uns durch uns ſelbſt, oder durch äußere Verpflichtungen angetrieben fühlen, uns durch die Feder Andern mitzutheilen.

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Die Kronenwächter.
Ein Roman
von
Ludwig Achim von Arnim.
Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1826. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. | Mittwoch den 10. Mai. | 74ſtes Blatt.

Die heilige Ida.

(Fortſetzung.)

Und der Bote des Herrn führte die fromme Ida zum dritten Mal auf einen hohen Berg, von welchem herab, wie eine bunte Landcharte, die Reiche der Erde mit ihren Städten und Flüſſen und weiten Ländern zu ihren Füßen ausgebreitet lagen. Und auf dem Throne des Landes, welches der Engel des Herrn mit ſeinem goldenen Zauberſtabe der frommen Ida gezeigt hatte, ſaß eine Königin, ſchön wie das ſtrahlende Angeſicht der goldenen Morgenröthe, wenn ſie mit purpurnen Wangen aus dem roſenfarbnen Thore des Morgens ſteigt, und ihre Augen glänzten lieblich wie die Sterne des blauen Aethers, welche mit dem hellen Gruße des Himmels auf die dunkle Erde hernieder leuchten. Aus dem goldenen Scepter in ihrer Rechten blühte hervor die himmliſche Blume des Wohlthuns, an welcher die Thautropfen der ewigen Liebe hängen; und die Perlen des Diadems, welche ihre königliche Stirn umwanden, waren die Freudenthränen des Dankes, die der ſanfte Engel der Menſchheit aus den Augen der Unglücklichen getrocknet hatte. Um die goldenen Stufen des Thrones aber verſammelten ſich die Armen aus den Hütten; die Klagen des Jammers drangen, um Rettung flehend, an ihr mitleidiges Ohr, und die bangen Seufzer des Kummers wurden geſtillt. Denn ſie war die Mutter des Landes: und wie glückliche Kinder mit ſüßem Entzücken an der Bruſt einer zärtlichen Mutter hängen: ſo hingen die Herzen der Völker mit treuer Liebe an der guten Königin, die im lichten Glorienſcheine der himmliſchen Tugend herrlicher, als im goldenen Glanze des fürſtlichen Diadems auf der blühenden Stirn der Schönheit ſtrahlte; und wie grüne Hütten des Segens blühten die Palläſte und Wohnungen der Bürger, wo ihre heiligen Fußſtapfen wandelten, oder die Boten ihrer Milde auf den Altären des Vaterlandes die ſtillen Opfer ihrer Liebe niederlegten.

Wie an der Seite des geliebten Weibes aber ein guter Vater mit den treuen Sorgen der Liebe in dem Hauſe der Kinder waltet: ſo regierte an der Seite der ſchönen Königin ihr königlicher Gemahl mit dem Scepter der Milde in dem Kreiſe ſeiner treuen Unterthanen; die Säle des königlichen Pallaſtes waren gleich den geweihten Hallen eines heiligen Tempels, wo die glückliche Liebe an den keuſchen Altären der Treue der ſanften Göttin der Häuslichkeit opferte: wenn das erhabene Beiſpiel des Thrones, gleich einer himmliſchen Sonne, mit ſegensreichen Strahlen bis in die Hütten des Landmanns voran auf den frommen Pfaden der Tugend leuchtete.

Da kam von einer wüſten Felſen-Inſel im Weſten ein gewaltiger Rieſe, der hielt in ſeiner Rechten die eiſerne Strafruthe des Herrn, und unter ſeinen ehernen Fußtritten zitterte die Erde, wenn die Blitze des Verderbens ſchrecklich über ſeinem dunklen Haupte leuchteten. Und vor ihm her zogen, gleich ſchwarzen Heuſchrecken-Wolken, Hunger und Elend über die Länder verbreitend, nach allen vier Enden der Welt mit den

Digitized by Google

Adlern des Raubes ſeine unzählbaren Legionen. Die ſchweren Hufe ihrer Roſſe zerſtampften übermüthig die Hoffnungen des Landmanns in den grünen Furchen der Saaten, und die rauchenden Brandſäulen eingeäſcherter Städte und Dörfer leuchteten im blutrothen Widerſcheine des nächtlichen Himmels als gräßliche Fakkeln voran auf den fürchterlichen Pfaden des Krieges und der Verheerung. Die ganze Erde war ein großes Schlachtfeld, auf welchem im dicken Pulverdampfe die tauſend Donner der blitzenden Geſchütze brüllten. Die Ströme färbten ſich roth von dem warmen Herzblute der Verwundeten, und die Leichname der Erſchlagenen und Todten thürmten ſich gleich Bergen hoch in die Himmel, daß der Duft der Verweſung die reinen Lüfte verpeſtete, und die jammernden Mütter und Weiber, mit den verwaiſten Kindern und geſchändeten Jungfrauen aus den geplünderten Hütten fliehend, die Stimme ihres Jammers zu den Wolken erhoben: „Wehe! Wehe! daß der Tag des Gerichtes nahet; denn die furchtbare Grißel Gottes iſt über die Länder gekommen!“ Der fürchterliche Rieſe aber warf das Netz der Eroberung aus über die Völker; die alten ehrwürdigen Königsthrone ſtürzten trümmernd unter ſeinen frevelnden Händen: und eine große eherne Kette zog er über die Länder, damit wollte er die ganze Erde in die eiſernen Feſſeln ſeiner Knechtſchaft ſchmieden.

Da erbleichten vor Gram, wie die zarten Knospen des Frühlings, die der giftige Wurm geſtochen, die lieblichen Roſenwangen der ſchönen Königin, und ihr ſchöner Leib ſank, gleich einer welkenden Lilie, erblaſſend in die düſtere Gruft des Todes. Denn der ſtrahlende Siegeswagen mit den Roſſen des Ruhms war von dem wilden Eroberer hinweg geführt von den Thoren der prächtigen Königsſtadt, und ihre Unterthanen bluteten unter den eiſernen Geißelhieben des grauſamen Tyrannen. Eine düſtere Trauerwolke aber hing, wie ein ſchwarzer Schleier des Todes, über dem verwaiſten Lande; denn die Sonne des Vaterlandes war in die Nacht der Verweſung hinunter geſunken. Die Thränen der Edlen floſſen in Strömen. Es war als ob die Freude von der Erde verſchwunden wäre; denn die Luſt und das Vergnügen verſtummten in den Hütten und Palläſten, und nur die lauten Klagetöne der Wehmuth und des Schmerzes erſchallten in den ſeufzenden Lüften.

Da verſammelte ihr tapferer Gemahl die muthigen Söhne des Vaterlandes zur blutigen Rache an dem Grabe der geliebten Königin. Die zärtlichen Mütter gürteten ihren Knaben das männliche Schwerdt um die jugendliche Hüfte. Zarte Jungfrauen, den weichen Buſen mit ehernem Panzer wappnend, glänzten herrlich im Schmucke des Krieges in den Reihen der tapfern Helden; und die Väter mit ihren bewaffneten Söhnen nahmen Abſchied von dem geliebten Säugling an der Bruſt der weinenden Gattin, und zogen hinaus in den Kampf der Ehre, wo die geweihten Fahnen des Vaterlandes mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes in den Reihen der Krieger hoch in den Lüften flatterten, und wirbelnde Trommeln und ſchmetternde Trommeten für König und Freiheit zum fröhlichen Heldentode auf dem Schlachtfelde des Sieges riefen.

Der Geiſt des Vaterlandes aber entzündete die Flamme des Muthes mächtig in den Seelen der Völker; die Nationen vereinigten ſich in dem großen Bunde der Freiheit, und die tapfern Herrſcher führten in den Kampf der Gerechtigkeit glaubensvoll ihre treuen Unterthanen, die mit dem rächenden Schwerdte der Vergeltung für Weib und Kinder und um den Heerd ihrer Väter kämpften. — Und ſie ſchlugen die große Völkerſchlacht drei Tage lang, daß das Donnergebrüll der Kanonen fürchterlich an die hohen Wölbungen des Himmels ſchallte, und die weiten Ebenen zitterten, als ob die Felsſchlünde der Erde krachend ſich aufgethan, und die unterirdiſchen Felſenhöhlen praſſelnd ihre heulenden Windsbräute losgelaſſen hätten. Die tauſendfältigen Schlünde der Geſchütze aber ſpieen aus Blitz auf Blitze, wie glühende Hagelſchauer, den feurigen Kugelregen, daß es war ein Flammenmeer des Verderbens, als ob die Sterne leuchtend vom Himmel fielen, und die Sonne mit feurigen Trümmern die rauchende Erde überſchüttete. Der kühne Eroberer aber zog in einen dichten undurchdringlichen Kreis ſeine trotzigen Schaaren zuſammen, und die Schwadronen ſeiner geharniſchten Reiter drangen praſſelnd mit eiſerner Wucht in die Vierecke der tapfern Kämpfer, die wie eherne Mauern in den Stürmen des Todes ſtanden. Drei Tage lang zwiſchen Sonnen-Aufgang und Untergang ſchwankte das blutige Loos der Schlachten. Mit dem letzten Blutstropfen für Weib und Kinder, um Sieg und Freiheit, um Tod und Leben, für den Heerd ihrer Väter kämpften die Völker der Erde gegen die trotzige Macht des gewaltigen Ueberwinders.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wie werden die Journale in Paris geſchrieben?

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Fünf oder ſechs Mitarbeiter bilden eine geſchloſſene Geſellſchaft, und kommen jeden Morgen an einem runden Tiſche zuſammen, um ihr Tagewerk zu vollbringen, und das Blatt aus zu füllen. Der Bote aus der Druckerei ſteht hinter ihnen und meldet, daß Manuſcript zu zwei Columnen fehle. Die Frage erſchallt: „Haben Sie noch etwas?“ die allgemeine Antwort klingt: „Nein!“ Zum Glück kommt ein Bote mit einem verſiegelten Papier, worauf die Adreſſe ſteht: „An den

Herrn Redakteur des — Journals." Jetzt iſt der Geſellſchaft geholfen. Das Siegel wird erbrochen. Man findet eine gründliche und zugleich pikante Zergliederung eines neuen Luſtſpiels; dabei eine feine und ſcharfſinnige Critik der Schauſpieler, mit beißendem Tadel gewürzt. Nachdem der Haupt-Redakteur den Aufſatz laut abgeleſen, ſetzt er hinzu: „Es kann nichts pikanter und zugleich gründlicher ſeyn, als das hier Geſagte. Ich muß geſtehen: der Verfaſſer des Luſtſpiels hat uns etwas ſehr Mittelmäßiges gegeben, in Plan und Ausführung; ſeine Verſe ſind ſchwach, ſeine Gedanken alltäglich — aber, aber — er gehört zu der —ſchen Partei; er wird von X Z protegirt, und der kann mit einem Federſtrich unſer Journal aufheben. Ich bin der Meinung, wir kehren Alles um, was gegen das Stück geſagt worden, machen weiß aus ſchwarz und Lob aus Tadel, laſſen den Verfaſſer des Artikels das Gegentheil von dem ſagen, was er geſagt hat, und behalten nur das bei, was die Schauſpieler und Schauſpielerinnen betrifft." — Zweiter Redakteur: Erlauben Sie, meine Herren, ich bitte um Gnade für Demoiſelle N. und für den Artikel, der ſie betrifft. Es iſt eine gar zu gute Haut; ſie ſpielt, ſo oft man ſie aufruft; ſie übernimmt alle Rollen, erſetzt alle Unpäßliche und Nicht-Unpäßliche; kurz ſie iſt ein wahrer Lückenbüßer. Wir dürfen ſie nicht entmuthigen; ſie iſt der Bühne zu unentbehrlich. Ich bitte nochmals um Gnade. — Dritter Redakteur. Und ich, meine Herren, ich beſtehe darauf, und widerſetze mich mit aller Macht meines journaliſtiſchen Veto, der geringſten mittelbaren und unmittelbaren Critik gegen Madam Y, und Allem, was ſie im geringſten verletzen könnte. Sie hat das beſte Herz von der Welt: der geringſte Tadel würde ſie tief kränken. Sie hatte Anlagen, als ſie vor ſechszehn Jahren auftrat; ich war der Erſte, der es fand, der es ſagte, der es drucken ließ; damals hatte ſie ein vielverſprechendes Je ne sais quoi — ſo wie Etwas, das ſich fühlen, aber nicht erklären läßt; kurz, ſie machte Eindruck, und dieſer Eindruck darf ſich nach ſechszehn Jahren nicht verlieren. Schonen wir das ſchöne Geſchlecht, auch wenn es nicht mehr ſchön iſt. Seyn wir galant gegen die Damen: ſtreuen wir ihnen nur Weihrauch, oder geben ihnen allenfalls nur Rath, mit Beifall gewürzt. Was die Schauſpieler betrifft — ſo überlaſſe ich Ihnen, mit Ausnahme der Herren A, B, C, D, E, alle Uebrigen. — „Alle Uebrigen?" riefen hier die andern Redakteurs einſtimmig; „dann bleibt ja nur noch der arme F. übrig, und den armen Schelm werden Sie doch nicht allein der Critik preis geben; ein ſo guter, alter, treuer Diener der Thalia, der Alles leiſtet, was er leiſten kann, und ſo manche Rolle ohne Talent ſpielt, aber doch immer willig und erträglich. Wie könnten Sie ſo grauſam ſeyn, meine Herren! Und überdies, iſt er nicht einer der Abonnenten unſers Journals?" — Hierauf ward einmüthig beſchloſſen, den eingeſandten Artikel um zu arbeiten, um zu wenden; und am folgenden Morgen lieſt das Publikum, daß es höchſt Unrecht gehabt hat, das neue Stück platt, langweilig und ſchlecht zu finden. Es ſey vortreflich, werde vollkommen gut dargeſtellt, und nach der zehnten Darſtellung werde man es unvergleichlich finden.

Chaſtel.

Anekdote.

Die Mutter Friedrich's II. fragte den Prediger der franzöſiſchen Colonie in Berlin, Herrn Lenfant, in welcher Ordnung er die damaligen drei größten Redner der Gemeinde, Beauſobre, Pelloutier und ſich ſelbſt, ſtelle? „Les deux premiers", antwortete er; „sont des hommes, je ne suis qu'un enfant!"

E.

Kein Abend?

Die Sonne ſenkt, der geiſterart'ge Schatten
Streckt ſeine Rieſenarme ſchweigend aus,
Die Heerden ziehen ſatt und ſchwer nach Haus,
Und ſtiller wird's auf Wieſen und auf Matten.

Nur aus der Ferne hör' ich Töne hallen;
Es iſt die Glocke, die zur Andacht ruft,
Und hoch herab, verhüllt in Abendduft,
Läßt eine Lerche noch ihr Lied erſchallen. —

Jetzt ſchläft auch ſie, und tiefes heil'ges Schweigen
Hüllt Wald und Flur, nur hörbar pocht das Herz;
Du pochſt ſo laut, o wird auf deinen Schmerz
Sich denn kein Abend leiſ' und lindernd neigen?

Albert vom Hochwald.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Eine für jeden Freund und Kenner unſerer vaterländiſchen Literatur ungemein erfreuliche Erſcheinung iſt: „G. A. Bürger's Lehrbuch des deutſchen Styls; herausgegeben von Karl von Reinhard" (Berlin, in der Schüppelſchen Buchhandlung, 1826). Der um des verewigten Dichters ſchriftſtelleriſchen Nachlaß ſchon ſo vielfach bemühte Herr Herausgeber hat ſich dadurch ein neues Verdienſt erworben, indem er hier die Vorleſungen mittheilt, welche Bürger über die Theorie der deutſchen Sprache und Schreibart, ſeit dem Antritt ſeines Lehramtes auf der Univerſität Göttingen, bis zu ſeinem Tode, mit beſonderer Vorliebe ſie fortgeſetzt berichtigend und erweiternd, hielt. Das Werk ſchließt ſich an des unſterblichen Verfaſſers, ebenfalls vor Kurzem erſt erſchienenes „Lehrbuch der Aeſthetik", und kommt gerade jetzt, wo die ſo entſchieden merkantil gewordene Richtung unſerer Literatur ſo viele unſerer Tagesſchriftſteller zu einer ſo unverantwortlichen Vernachläſſigung der guten Schreibart in unſerer herrlichen Mutterſprache geführt hat, zur rechten Zeit! — Die Methode und Anordnung des Stoffes iſt muſterhaft, und ſchon deshalb iſt dieſes Werk allen Univerſitäts- und Schul-Lehrern zur künftigen Grundlage bei ihren Vorträgen über den deutſchen Styl nicht genug zu empfehlen. Einen nicht minder vorzüglichen Werth behauptet es aber auch durch die darin niedergelegten Reſultate der ſcharfſinnigſt prüfenden Benutzung alles deſſen, was Bürger's Vor-

Digitized by Google

gänger, zu allen Zeiten und in allen gebildeten Sprachen, über die G r u n d ſ ä t z e dieſer Kunſt geſchrieben haben, in welcher er ſelbſt als ein unübertroffener Meiſter anerkannt werden muß. Zugleich enthält das Buch, eben deshalb, einen überaus reichen Schatz der trefflichſten kritiſchen Notizen über die Theorie und den Styl der Claſſiker alter und neuer Zeit; beſonders auch über Adelung, was uns vornehmlich bedauern läßt, daß es Bürger's ſo innig geiſtes- und herzensverwandtem Freunde, unſerm nun auch dahin geſchiedenen Joh. Heinr. Voß, nicht mehr zu Geſicht gekommen iſt. S.

— Dem Herzog von Raguſa (Marſchall Marmont) zu Ehren ward „Nurmahal“ gegeben, worin Mad. Schulz die Partieen der „Zelia“ und „Ramuna“ vollendet ſang. — Auch „die Jungfrau von Orleans“ mit dem Krönungszuge mußte ſich dem Fremden präſentiren, und während der Vorſtellung las der Marſchall Schiller's Werk nach, um gehörig folgen zu können. — Jetzt erwartet man den „Alcidor“, worin Mad. Seidler die Partie der Mad. Schulz und dieſe die der noch immer kranken Mad. Milder übernehmen wird. — Demoiſ. Bauer gaſtirt in Hamburg mit Beifall. — Man iſt ſehr bemüht, der Gegend um Berlin einige Schönheit mehr zu geben und ſo wird auch der Wald bei Treptow mit hübſchen Spazierwegen durchſchnitten; Ruhebänke werden angelegt, neue Baum-Arten gepflanzt und vielleicht wird nach Jahren hier eine Lieblings-Promenade ſeyn, die wirklich, wegen der Nähe des Fluſſes, ſchon jetzt ſehr angenehm iſt. Bis Treptow wird der Weg gepflaſtert und ſo dürften ſich bald die Landpartieen nach dieſem Dorfe vermehren. v. S.

— Am 1. Mai im Königlichen Theater zum erſten Mal: „Der Todte in Verlegenheit“, Luſtſpiel in drei Akten (nach dem Franzöſiſchen) von F. A. v. Kurländer. Leichte Waare; doch iſt die Geſchicklichkeit der Franzoſen, das Unbedeutende in das beſte Licht zu ſtellen, auch hier nicht zu verkennen. Demoiſ. Carol. Lanz, früher bei der Königsſtädtiſchen Bühne, trat als „Emma“ in dieſem Luſtſpiel auf und gefiel. — Hr. Lebrün ſchloß ſeine Gaſtſpiele am 30. April mit dem „Baron Sinnig“ in Schall's fein parodirendem Luſtſpiel: „Eigene Wahl“ und „Raſt“ in dem Murphy-Schröderſchen Luſtſpiel: „Keiner hat Recht“. Er bewährte auch in dieſen beiden Rollen ſein Talent, die verſchiedenſten Charaktere richtig in ſich auf zu nehmen und folgerecht durch zu führen, was mit Beifall und Hervorrufen anerkannt wurde. Hr. Lebrün reiſet von hier nach Wien, um auch das dortige Publikum für ſich zu gewinnen, was einem ſolchen Künſtler gewiß gelingt. — Hr. Eßlair, der hier als Gaſt erwartet wurde, will nun nicht nach Berlin kommen. Er machte die Forderung, in den zwölf Tagen, die er hier verweilen wollte, acht Mal zu ſpielen, eine Forderung, die freilich etwas ſtark iſt und ſchwerlich ſelbſt der Kaſſe vortheilhaft geweſen wäre. Wir wollen es nicht beſchönigen, wenn zuweilen Bühnengäſte ungebührlich lange aufgehalten werden, ehe ſie die mit ihnen contrahirten Rollen geben können, aber die Zumuthung des Hrn. E. iſt auch ungebührlich.

— Demoiſ. Carol. Sutorius, jetzt ebenfalls bei dem Königlichen Theater engagirt, debütirte am 3. Mai als „Sophie“ in dem alten Luſtſpiel: „Der Amerikaner“ und erhielt Zeichen des Beifalls. Wenn bei ſolchen Rollen zu ihrer Bühnengewandtheit ein erhöhter Grad des feineren Anſtandes käme, und ein zur Raſchheit noch mehr ausgebildetes Organ, ſo würde die junge Schauſpielerin zu Charakteren der Art geeignet ſeyn. Einzelheiten wurden vortrefflich gegeben; ſo z. B. die Erklärung an den alten „Bach“, wo die Herzlichkeit des Tones die Wirkung nicht verfehlen konnte. — Mad. Schröck verſuchte ſich in einem neuen Rollenfach, indem ſie als „Madam Herb“ auftrat. Einer ſo routinirten Künſtlerin muß es gelingen, ſich die Haltung und den Ton einer ihr bisher fremden Darſtellungsart zu geben, und wir ſahen demnach die alte Dame gleich anfangs richtig angedeutet, in der Folge gut und gehalten nüanzirt, und nur in wenigen Momenten miſchte ſich durch Lebhaftigkeit noch ein Vergeſſen des aufzuſtellenden Bildes ein. Das Publikum bezeugte durch Beifall und gute Stimmung, daß es die Künſtlerin auch hier anerkenne. — Demoiſ. Carol. Sutorius ſoll eigentlich beſtimmt ſeyn, das Soubretten-Fach aus zu füllen und es wird allerdings gehen. Mehr Beruf, glauben wir, hat ſie aber zu ſentimentalen und naiven Rollen.

— Im Königsſtädtiſchen Theater am 29. April zum erſten Mal: „Die Stricknadeln“, von Kotzebue. Die Vorſtellung konnte uns nicht recht behagen. Hr. Nagel, „Durlach“, war ohne Wahrheit; melodramatiſches Pathos muß dieſe Rolle, die an ſich der inneren Beglaubigung entbehrt, höchſt unangenehm machen. „Amalie“ (Demoiſ. Carol. Kupfer) zeigte Talent, das aber im Converſationsſtück wohl nicht am ſchnellſten ſeinen Wirkungskreis finden dürfte. Das Organ iſt noch unſicher und kommt nur da, wo es ſich in voller Kraft benutzen läßt, zu Wohlklang. Die Haltung war, von der hübſchen Geſtalt unterſtützt, während der Thätigkeit gut; im ſtummen Spiel herrſchte Uebertreibung, namentlich da, wo die junge Frau der „Landräthin Durlach“ gegenüber ſteht. Es will uns durchaus ſcheinen, als eigne ſich Demoiſ. Kupfer beſonders für höhere Tragik und würde in dieſem Fache nicht unbedeutend ſeyn. — Demoiſ. Schirer, als „Landräthin“, gefiel ungemein durch ihre Natürlichkeit, die in ſich ganz und erfreulich war; doch glauben wir, in der Rolle liegen Motive, den Charakter conventionell etwas höher zu ſtellen; die Darlegung war uns zu bürgerlich. — Hr. Meier ſpielte den „Eßlingen“ ſehr anſtändig, faſt zu anſtändig. Mehr Lebhaftigkeit und Leichtigkeit — und beides weiß er zu geben — würde das Schleppende des Stücks um etwas vermindern. Demoiſ. Felſenheim iſt als „Kammermädchen“ zu wenig routinirt, beſſer war Hr. Michelis, der das Factotum von Diener ſpielte. — Das Singſpiel: „Lilla, oder Schönheit und Tugend“ lockte auch bei der dritten Vorſtellung noch ein ſo zahlreiches Publikum, daß nicht Alle, die da kamen, Platz fanden.

— Meyerbeer's Oper: „Marguerite d'Anjou“ hat in Paris fortwährend den glänzendſten Erfolg, und das Publikum ſagt (wie der „Corsaire“ vom 15. April bemerkt) nach jeder Vorſtellung: Wir kommen wieder! Unter dem 18. April berichtet dieſelbe Zeitſchrift: „Margarethe von Anjou iſt entſchieden die Lieblings-Oper; es iſt kein Platz im „Odéon“ zu finden, ſo oft ſie aufgeführt wird“; und im „Courrier des Théâtres“ vom 14. März heißt es: „Robin des bois s'apelle à présent — Marguerite d'Anjou.“ — Der berühmte Componiſt verweilt nur noch kurze Zeit in Berlin und wird, ſobald er ſeine älteren Verpflichtungen (er ſchreibt ein neues Werk für Paris, ein anderes für Italien) erfüllt hat, auch für die hieſige Königliche Bühne eine Oper componiren, wozu ihm der Auftrag auf ſehr ehrenvolle Weiſe ertheilt worden iſt. E — w.

— Meinen literariſchen wie theatraliſchen Freunden und Bekannten zeige ich hierdurch an, daß eine wohllöbl. Adminiſtration des Königsſtädtiſchen Theaters mich, meiner ergebenen Bitte zu Folge, noch vor Ablauf meines Contrakts als Theater-Dichter, Regiſſeur und Direktions-Sekretair, aus den Verbindlichkeiten deſſelben entlaſſen hat; daß alſo durch mich, von nun an, zwiſchen Ihnen und jener Anſtalt keine Vermittelung mehr ſtatt finden kann. Der Grund dieſer Trennung iſt keinesweges in einem unangenehmen Auftritt, ſondern lediglich in der ſich neu geſtaltenden Direktions-Form, für welche meine Stellung weder berechnet noch eingerichtet war, zu ſuchen und iſt dieſer Schritt von beiden Seiten mit Achtung und Freundlichkeit geſchehen.

Berlin, im Mai 1826. Karl von Holtei.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 12. Mai. 75ſtes Blatt.

Aus dem „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien". *)

Verſchiedene Umſtände veranlaßten mich jetzt, den früheren Anforderungen meines Schiffspatrons Kresvapuolo zufolge, dem Canton Maina mit ſeinen Bewohnern einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Mit leichter Mühe vermochte ich auch meine Gefährten hierzu, und niemals haben wir Urſache gehabt, es zu bereuen, dieſen höchſt intereſſanten Volksſtamm kennen gelernt zu haben, der ſeine Abkunft von den Spartanern ſich ſchlechterdings nicht nehmen läßt.

Die Mainotten und ihr Vaterland ſind bisher ſehr wenig bekannt geweſen, da ſie, mit den Kakovunioten, welche die ſüdlichſte Spitze bewohnen, als ein äußerſt böſer, gefährlicher Menſchenſchlag, und als die ärgſten Räuber ſo verſchrieen waren, daß wenige Reiſende es wagten, dies Land mit Aufmerkſamkeit zu durchſtreifen. Indeß dies Vorurtheil iſt größtentheils ungerecht; denn als die furchtbarſten, unverſöhnlichſten und blutigſten Feinde der Türken haben ſie dieſen zu jeder Zeit einen ſolchen Schrecken eingejagt, daß die Türken, um ihre Schwäche zu bemänteln, kein anderes Mittel wußten, als die abgeſchmackteſten Erzählungen von den Mainotten zu verbreiten, von dieſen edlen Nachkommen der Spartaner, die von ihren Vorfahren die Liebe zur Freiheit und ganz den ſtolzen Sinn geerbt haben, ſich keinem Herrn zu unterwerfen. Dies hat auch ihre ſonſt zu tadelnde Unverträglichkeit mit ihren Nachbarn herbeigeführt, welche von ihnen deshalb mit geringſchätzender Verachtung behandelt werden, weil ſie die Türken als ihre Herren anerkannt haben. Die Regierungsform der Mainotten hat zwar viel Republikaniſches, iſt aber doch eine Miſchung von Ariſtokratie und patriarchaliſcher Regierungsform, und gleicht in vieler Hinſicht den alten Einrichtungen der hochländiſchen Clans in Schottland. Das Land iſt in größere und kleinere Cantons oder Bezirke abgetheilt, über deren jeden ein Capitano oder Häuptling geſetzt iſt, der ſeinen Wohnſitz in einem befeſtigten Thurme hat, welcher zugleich der Zufluchtsort ſeiner Familie im Kriege iſt. Die Häuptlinge ſind zugleich die Anführer im Kriege, ihr Anſehn hat jedoch ſogleich ein Ende, ſobald man ſie zum Befehlen für unfähig hält. Der Bezirk, den ſie regieren, gehört ihren Anhängern, von welchen ein jeder einen Theil des Ertrags ſeines Feldes zum Unterhalt für ſeinen Häuptling und deſſen Familie hergiebt. Jeder Häuptling hat außerdem noch eigenes Land, was aber nie beträchtlich iſt. Sie ſind unter ſich vollkommen unabhängig. Der mächtigſte Capitano hat gewöhnlich den Titel Bey von Maina, und verhandelt als ſolcher die Geſchäfte ſeiner Landsleute mit den Türken, ſchließt ihre Verträge ab und führt ſie gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Im Lande ſelbſt beruht ſeine Macht nur auf dem freiwilligen Gehorſam der übrigen

*) Dieſes höchſt intereſſante Original-Werk, welches dem Leſer eine genaue Kenntniß des Landes und ſeiner Bewohner verſchafft, und auch dadurch von Wichtigkeit iſt, daß der Reiſende, ſelbſt Offizier, ſein Augenmerk auf alle in militairiſcher Hinſicht wichtigen Punkte richtete, erſcheint nächſtens in der Vereinsbuchhandlung in Berlin.

Digitized by Google

Häuptlinge, und ſeine Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich nicht weiter, als über ſeine Angehörigen. Der türkiſche Hof, um wenigſtens einen Schatten von Gewalt zu zeigen, beſtätigt insgemein durch einen Firman den Bey, der aber auch ohne dieſe Beſtätigung, durch ſeine Macht, ſich in dieſem Poſten zu erhalten weiß. Die ſtarke Bevölkerung macht es, im Verhältniß der Fruchtbarkeit, nothwendig, mehrere Erforderniſſe einzuführen. Deshalb wird gelegentlich mit den türkiſchen Provinzen Tauſchhandel getrieben oder zum Schleichhandel Zuflucht genommen, zum Schein auch wohl der Karatſch eine Zeitlang regelmäßig bezahlt. Dies Joch wird aber ſogleich wieder abgeworfen, ſobald eine außerordentliche Hülfsquelle dieſen Schein von Unterwerfung unnöthig macht. Dies Verfahren hat die Türken auf's höchſte gegen die Mainotten erbittert, ſo daß ſie dieſelben öfters angegriffen haben, aber noch jedesmal zurückgeſchlagen ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die heilige Ida.

(Fortſetzung.)

Da beugten die Herrſcher der Erde in der Stunde der Noth in tiefer Demuth ihre geſalbten Häupter vor dem Herrſcher der himmliſchen Heerſchaaren, und die Völker auf ihren Knieen flehten im Angeſichte des tauſendſchlündigen Todes mit frommer Andacht zu dem großen Gotte der Schlachten: „Herr der Freiheit, führe uns gnädig zum Siege, und laß nicht unterliegen in ſchmählicher Knechtſchaft dem grauſamen Unterdrücker uns und unſere Kinder und Kindeskinder!“ — Da fuhr der heilige Muth des Glaubens und die himmliſche Begeiſterung der Freiheit, wie ein flammender Blitzſtrahl des Herrn, über die Völker. Luſtig wirbelten die Trommeln, die Trompeten tönten, und im Sturmſchritt, unter klingendem Spiel, mit gefällten Bajonetten, ſtürzten die Regimenter der Tapfern in die dichten Maſſen der Feinde, daß unter dem Schmettern der Kartätſchen und dem Kugelpraſſeln der feindlichen Feuerlinien, wie der Siegesruf ergrimmter Löwen, ihr fröhliches Hurrah-Geſchrei über das weite Schlachtfeld ſchallte. Der tapfere König aber, die Fahne des Vaterlandes in ſeiner Rechten, ging ſeinen Völkern voran auf den Pfaden des Ruhmes, im glühenden Kugelregen der flammenden Schlünde über die Wälle der Gefallenen zum Siege oder Tode die Kämpfer der Freiheit führend. Und gleich wie eine ſtürmende Windsbraut mit praſſelnder Wucht durch dichte Wälder dringt, himmelhohe Fichten und die Stämme der hundertjährigen Eichen mit gewaltigen Schlägen ſplitternd vor ſich niederwerfend: ſo ſanken die dichten Reihen der Feinde blutend unter den ſcharfen Spitzen der herzdurchbohrenden Bajonette, und ihre Schädel ſpalteten unter den gewaltigen Kolbenſchlägen. Und wie ein wüthender Orkan mit donnerndem Wehen die Wolken des Himmels und die ſchäumenden Fluthen des Meeres, gleich flüchtigen Lämmerheerden, die der Wolf des Waldes verfolgt, im ſauſenden Fluge unaufhaltſam vor ſich her treibt: ſo trieben die ſchnellen Reiterſchaaren der Verbündeten die fliehenden Haufen der Feinde in feiger Verwirrung vor ſich her auf den weiten Ebenen des Sieges. Ihre ſtolzen Adler und Batterien wurden erobert; die Feldherrn und Obriſten, ihre ruhmgewohnten Waffen vor den tapfern Siegern neigend, mußten ihre Schaaren gefangen ſehen: Tauſende von Flüchtlingen fanden den Untergang, Roß und Mann, in den Flüſſen und Moräſten des ſumpfigen Bodens; und die Felder und Heerſtraßen waren bedeckt mit den blutigen Leichnamen der Verwundeten und Todten. Die Macht des gewaltigen Eroberers aber hatte der ſtarke Arm des Herrn gebrochen; denn die Stunde der Vergeltung war gekommen, und die eiſerne Strafruthe der Völker hatte der Gott des Zornes aus der Hand ſeines Knechtes genommen.

Da tönten die hellen Glocken des Sieges rings um in der Stadt und den Dörfern der weiten Ebenen. Aus Süden und Norden die tapfern Völker begrüßten ſich jubelnd als treue Waffenbrüder auf dem Wahlplatze der blutigen Entſcheidung, und ſtimmten an einen herrlichen Lobgeſang zu Ehren des ſiegreichen Gottes, der die Wagſchaalen der Gerechtigkeit in allmächtigen Händen hält über das Schickſal der Schlachten. Denn der feſtliche Opfertag der großen Erlöſung war gekommen, und die ſtrahlende Freiheit mit dem Scepter der Gerechtigkeit war auf den Flügeln des Sieges vom Himmel zur Erde hernieder geſtiegen.

Der mächtige Rieſe ward mit ſeiner ehernen Kette an eine unfruchtbare Inſel im fernen Weltmeer gefeſſelt, wo die ſteilen Felſen des Meeres und die wilden Wogen des Oceans ſeine Hüther waren. Die Thaten der Helden aber wurden von der Göttin des Ruhms mit dem Griffel der Unſterblichkeit auf die ehernen Tafeln der Geſchichte zum ewigen Denkmal der ſtaunenden Nachwelt eingegraben.

Die fromme Ida aber war erſtaunt in ihrer Seele ob der wunderſamen Offenbarung der Zukunft, die der Engel vor ihren Augen aufgethan hatte; und ſie fragte den Boten des Herrn mit verwunderter Rede: „Wie heißt der Name der großen Königin, welche die geliebte Mutter des Landes war, und die im lichten Glorienſcheine der himmliſchen Tugend herrlicher als im goldenen Glanze des fürſtlichen Diadems auf der blühenden Stirn der Schönheit ſtrahlte? Und wer iſt der gute König, der wie ein treuer Vater mit den ſtillen Segen der Liebe in dem Hauſe ſeiner Kinder waltet; mit der Fahne des Vaterlandes in ſeiner tapfern Rech-

ten die muthigen Kämpfer der Freiheit voran auf den Pfaden des Ruhmes zum herrlichen Siege führend?“

Der Engel des Herrn aber antwortete ihr, und ſprach: „Luiſe heißt der Name der großen Königin, welche einſt die geliebte Mutter des Landes war. Am Throne des Höchſten, wo die goldenen Harfenſaiten der Engel ihre himmliſche Güte preiſen, fleht ihre verklärte Seele in frommen Gebeten um das Wohl ihrer geliebten Unterthanen; und der Segen des Himmels blüht fort zum Glücke der Völker in ihren königlichen Kindern, die der erhabenen Mutter, ein Muſter der himmliſchen Tugend, gleichen. — Friedrich Wilhelm III. aber iſt der gute König, der wie ein treuer Vater mit den ſtillen Sorgen der Liebe in dem Hauſe ſeiner Kinder waltet. Sein theurer Name iſt geſchrieben mit den hellen Zügen der Liebe tief in die Herzen ſeiner treuen Unterthanen. Der Jahre ſeines Alters werden viele ſeyn; und der ſanfte Abend ſeines Lebens wird, wie ein reicher Erndtetag des Glückes, die goldenen Aehren der Gerechtigkeit auf dem ſegensreichen Acker des Friedens reifen! — Dich aber, fromme Ida, hat der Herr zur heiligen Stamm-Mutter des geliebten Königs auserleſen; und an der Stelle, an welcher das wunderbare Geſicht des Herrn Dir geoffenbart iſt, ſollſt Du zum ewigen Gedächtniß dem Gotte der Gnaden einen heiligen Tempel bauen, auf daß die Völker in fernen Zeiten ſeinen allmächtigen Namen preiſen, und an den heiligen Altären für den beſten der Könige in frommen Gebeten die heißen Wünſche ihres Herzens zum Himmel ſenden!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue Memoiren.

Ueber den Tod Mürat's ſind unlängſt in Paris ſehr intereſſante Memoiren erſchienen, deren Autor der General Franceschetti, Mürat's erſter Adjudant, iſt. Unter Anderem wird darin erzählt: Mürat ging, nach Auflöſung ſeines Heeres, zuerſt nach Toulon; Franceschetti kehrte in ſein Vaterland Corſika zurück. Die großen Ereigniſſe der für Napoleon ſo unglücklichen Schlacht von Waterloo zerſtörten alle Hoffnungen Mürat's, und er mußte nun auch von Toulon flüchten. Da tritt eines Tages in Vescovato, der Vaterſtadt Franceschetti's, ein Reiſender, in einen Mantel gehüllt, mit ſtarkem Bart, in Pantalons und gewöhnliche Soldaten-Stiefeletten gekleidet, zu Franceschetti in's Zimmer: — es iſt Mürat! — Franceschetti's Ueberraſchung war über alle Beſchreibung. Mürat rückte ſogleich mit dem Zweck ſeiner Reiſe hervor, nämlich mit dem Plan, bei Pizzo eine Landung zu Wiedererlangung ſeiner Krone zu verſuchen. — Der General war natürlich ehrerbietig mit Allem einverſtanden, und ſo gingen die Anſtalten dazu vor ſich. Mürat hoffte zu ſehr auf die Anhänglichkeit ſeiner geweſenen Unterthanen. Die Vorbereitungen zu dem Ueberfall waren daher höchſt flüchtig: ſeine Gegenwart, meinte er, werde ſchon hinlänglich ſeyn, um Alles zu gewinnn. Sechs ſchlechte Barken führten etwa 250 Mann nach Italien, wobei ſchon ein ungünſtiger Sturm viel Widerwärtiges prophezeihte. Endlich gelang die Landung. Mürat ſtieg mit 28 Militairs und drei Domeſtiken zuerſt an's Land. Das Schlimmſte, was ihm hier begegnen konnte, war die Erſcheinung Trenta-Capilli's, eines verſchmitzten Menſchen, den Mürat verkannte, indem er ihn für einen ſeiner ehemaligen Oberſten hielt, was er aber nie geweſen, ſondern jetzt eben Capitain der Neapolitaniſchen Gensd'armerie war. Dieſer leitete ſogleich durch ſeine Verſtellung Mürat's ganzen Fall ein. Ihn durch falſche Vorſpiegelungen ſicher machend, hetzte er indeß die Calabreſen gegen ihn auf, und ſo ward Mürat unerwartet überfallen und gefangen. Jetzt warf Trenta-Capilli ſeine Maske von ſich, und forderte ſelber den Gefangenen Päſſe, Geld, Juwelen und dem König auch einen Wechſel von 60,000 Franken (auf ein neapolitaniſches Handelshaus) ab. Mürat und alle ſeine Theilhaber fügten ſich ſchweigend in das Unabwendliche. General Nunziante, ein ehemaliger Mürat'ſcher Militair, jetzt Commandant von Pizzo, nahm die Gefangenen ſehr menſchenfreundlich auf, obgleich er ſeiner Pflicht getreu blieb. Namentlich zeigte er ſo viel Nachſicht, daß, als eine telegraphiſche Depeſche ihm befahl, die Empörer vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, Nunziante dennoch damit zögerte, bis ein Courier den Befehl beſtätigte. — Das Uebrige iſt bekannt; Mürat's Weigerung, vor der Commiſſion zu erſcheinen, ſeine Verurtheilung und ſein entſchloſſener Tod. Kurz zuvor ſchrieb er noch einen Abſchieds-Brief an ſeine Gemahlin, und ſchloß darin ein Paar Locken von ſeinem Haar ein.

Duſchet.

Anregung.

Welch ein Dämon beherrſcht die Männer am deutſchen Parnaſſus?
Urtheil, ſchläfſt du ſo lang'? — Tiefe, regſt du dich nicht?

— S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Bei dem jetzt wieder zur Ausübung gekommenen Improviſiren (daß es in Deutſchland etwas ganz Neues ſey, behauptet nur, wer nicht Kenntniß genug hat, um es richtiger zu wiſſen) wäre vielleicht den Theater-Direktoren zu rathen (?), es auch auf der Bühne wieder einmal zu verſuchen, obwohl dies geregelter geſchehen müßte als ſonſt. Wenn man z. B. zu einem Luſtſpiel oder einer Poſſe in einem Akt das Thema vor Anfang des Schauſpiels vom Publikum ſich geben ließe, ſo müßte das improviſirte Stück den Schluß der Abend-Vorſtellung machen.

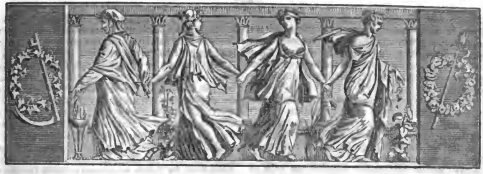
Digitized by Google

Zu einem mehraktigen Stücke forderte man die Thema's heut, und beſtimmte die Aufführung des Stückes in zwei, drei, höchſtens in acht Tagen. Wenn die Aufgabe an demſelben Abend noch gelöſet werden ſoll, müßten hinter der Bühne ein Paar oder einige Dichter zugegen ſeyn, um augenblicklich den Plan, die Eintheilung und den ſchon möglichſt in Ordnung gebrachten Dialog zu geben; Schauſpieler und Sekretair ſchreiben raſch die Rollen aus und jene üben ſich zugleich mit ein. Bei Stücken, die erſt Tages nachher oder ſpäter aufgeführt werden ſollen, läßt ſich ſchon mehr als Skizze bringen. Trauen es ſich die Schauſpieler ſelbſt zu, die Aufgaben zu löſen, ſo iſt die Sache noch kürzer und beſſer. Ich halte beſonders auch die weiblichen Mitglieder zum Improviſiren ſehr geeignet; Frauen beſinnen ſich nicht lange über das, was ſie ſagen wollen, und ſind in der Mehrheit immer natürlicher in der Unterhaltung über einen Stoff, der in dem Kreiſe ihrer Kenntniſſe liegt. Daher mag es auch wohl kommen, daß in Italien die Zahl der Improviſatricen größer iſt, als die der Improviſatoren. — Einen Verſuch könnten in Berlin ſowohl die Königliche als die Königsſtädtiſche Bühne machen; bei der letzteren zumal erzeugte es vielleicht den dieſer Anſtalt ſo nöthigen Vortheil, ſich Dichter zu verſchaffen, die ſchnell ein eigenthümliches Repertoir zu Stande brächten. Gefällt ein improviſirtes Stück (und das geſchieht da, wo das Publikum mit in Thätigkeit geſetzt wird, leicht!!), kann es auch wiederholt werden. Fürwahr, der Vorſchlag iſt ſo übel nicht, und der Schreiber dieſer Zeilen, der ſchon im vergangenen Jahre in einer Geſellſchaft mehrerer Theater-Aktionairs dieſe Idee ausſprach, thut es jetzt auch öffentlich, da die Zeit kommt, wo die Schauſpielhäuſer oft noch leerer ſind, als es bei uns ſchon im Winter der Fall war. Daß der Vorſchlag ausführbar iſt, lehrt uns die Erfahrung inſofern, als z. B. in der Geſellſchaft aufgegebene Sprüchwörter oft recht unterhaltend dramatiſirt worden ſind. Dieſer dichteriſche Scherz kann übrigens auf manche Weiſe ausgedehnt werden; hier genüge die Anregung. Ein wenig (?) Muth und die Sache müßte gehen! (?) — —l—.

— Im Hamburger „Correſpondent" (der überhaupt neuerdings zuweilen ganz wunderliche Nachrichten über Berlin verbreitet) finden ſich wegen der hier veranſtalteten Collekte für die Griechen ſehr irrige Schlüſſe; wir haben hoffentlich nächſtens Gelegenheit, einige Aufklärungen darüber zu geben. Es werden übrigens ſehr bedeutende Unternehmungen zu dem Zweck, die nothleidenden Griechen zu unterſtützen, vorbereitet. — Zur Krönungs-Feierlichkeit in Moskau, die Anfangs Juni ſeyn ſoll, wird der Prinz Carl, Sohn des Königs, dorthin reiſen. — In Bezug auf die Huldigung der Ruſſen am Krönungs-Feſte haben die Gebrüder Henſchel eine neue Art von Tabacks-Doſen erfunden, die beſonders bei den Ruſſen viele Abnehmer finden werden. Die Form iſt die gewöhnlich übliche, das Ganze von Ebenholz, mit Goldkranze verziert. Den Deckel bildet eine Charte von Rußland, in deren Mittelpunkt (Moskau) ein Ruſſe kniet und die Rechte zum Schwure gegen Norden empor hebt. Die Himmels-Gegenden ſind angezeigt und Norden (N) mit einer kaiſerlichen Krone geziert. Der knieende Ruſſe zeigt (als Magnet) immer nach Norden und ſo iſt denn mit dem gewöhnlichen Gebrauch noch ein zweiter verknüpft. — In einem früheren Berichte habe ich erwähnt, daß der Maler Hr. Profeſſor Schadow als Direktor der Akademie der Künſte nach Düſſeldorf verſetzt iſt. Da aber der geſchätzte Hiſtorien- und Bildniß-Maler noch viele Gemälde angefangen, die er hier beenden muß, ſo hat ihm der König geſtattet, nur erſt auf kurze Zeit nach Düſſeldorf zu gehen, um ſich mit ſeinem neuen Verhältniſſe bekannt zu machen, und dann wieder fünf Monate in Berlin zu bleiben, um ſeine angefangenen Arbeiten zu vollenden. — Mit dem lebensgroßen Bildniß der Erbgroßherzogin Alexandrine iſt der König ausnehmend zufrieden und hat dem wackern Künſtler Sein Wohlwollen verſichert. Hoffentlich werden wir dies vortrefliche Bild auf der nächſten Kunſt-Ausſtellung ſehen. — Am 18. Juni (Jahrestag der Schlacht bei Belle-Alliance) wird die Statue Blücher's ſicher zur öffentlichen Anſicht aufgedeckt. Die Basreliefs ſind fertig und das Ganze iſt in dem Gebäude am Opernplatz ſchon geordnet. Aeußerſt impoſant wird das herrliche Werk daſtehen, gegen 30 Fuß hoch; das Poſtament mit ſinnreichen, herrlich ausgearbeiteten Basreliefs; die Statue ſelbſt coloſſal, edel gehalten, kräftig und charakteriſtiſch. — Man ſpricht von dem Bau einer neuen Kirche auf dem Spittelmarkt; jedoch ſcheint uns der Raum dort zu klein, um Großes erſtehen zu laſſen. Wenn aber, wie Viele behaupten, einige nahe liegende Gebäude abgetragen würden, ſo gewänne die Leipziger Straße dadurch ein herrliches Anſehen, vorzüglich wenn man vom Potsdammer Thore kommt. Ob eine Kirche, wie die Pariſer Notre-Dame, ſich auf unſern Spittelmarkt paßt, ſey dahin geſtellt; wir hören, ſie ſoll bei dem Bau zum Muſter genommen, aber etwas verkleinert werden. — Der Bau der Werderſchen Kirche wird nur langſam gefördert, dagegen erſtehen in entfernten Stadtvierteln ſchnell Häuſer in Menge. Durchgänge werden gemacht, Brücken gebaut, Straßen, vor den Thoren Colonien angelegt, Gartenhäuſer gebaut; ja, in zehn Jahren wird der Wedding wohl mit Berlin verbunden ſeyn und nur eine Vorſtadt bilden. Es giebt faſt kein Beiſpiel von der Schnelligkeit, mit der die Gegend vor dem Hamburger Thore angebaut worden iſt. — Mit Freude und Theilnahme muß der Berliner dieſes Vorſchreiten in ſeiner Vaterſtadt bemerken; aber leider giebt es manches Schöne, was er gar nicht recht kennt, was oft erſt Fremde, die davon reden hörten, ihm bekannt machen! — Es haben gewiß Viele das Zeughaus und deſſen neue Anordnung noch nicht geſehen, und doch wußte Referent nichts, was einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht hätte, als dieſe herrlichen Waffen-Reihen. Sonnen von Säbeln, Degen-Pyramiden, Altäre, Fahnen-Büſchel u. ſ. w. Das Ganze iſt in dem edelſten Geſchmack ohne Ueberladung verziert, und wenn man bedenkt, daß es ohne Zuthun von Handwerkern, nur unter Anleitung des Zeug-Offiziers von zwei Soldaten ausgeführt iſt, ſo erregt es Bewunderung. Ueberdem iſt es wegen der alten Waffen-Vorräthe, Fahnen, der Schlüterſchen Masken u. ſ. w. höchſt ſehenswerth. — Im Theater giebt's viel Altes, wenig Neues. Es ſollen noch mehrere (?) von den ſchönen Königsſtädterinnen bei der Hofbühne engagirt werden. Kann nicht ſchaden; der Spätſommer und Herbſt herrſchen hier ſtark. — Hr. Haizinger hat in einem Conzert auf dem Theater eine italieniſche Arie, ein Duett mit Hrn. Sieber und ein Quartett mit den Herren Beer, Devrient und Sieber vorgetragen und rauſchenden Beifall eingeerndtet. Hr. Sieber weiß ſeinen herrlichen Baß noch immer nicht recht zu gebrauchen; auch ein beſſeres Quartett deſſelben Componiſten (Eiſenhofer) haben wir im Königsſtädtiſchen Theater oft gehört. Das Publikum war im Opernhauſe nicht zahlreich verſammelt, obgleich hernach die Ziege im Ballet ihre Künſte machte. — Shakſpeare's „luſtigen Weiber von Windſor" (bearbeitet von Willibald Alexis) und „König Richard" ſollen einſtudiert werden; dieſes Trauerſpiel wollte der geniale Devrient für die Bühne bearbeiten, indem er von dem Geſichtspunkte ausging, daß, um das Publikum mit dem Charakter des Königs vertrauter zu machen, es nöthig ſey, ihn einige ſeiner Schlechtigkeiten anfangs üben zu laſſen, damit ſeine Heucheleì nicht irre leite. Da aber nun der Graf Brühl auf mehrere Monate nach der Schweiz reiſet, zur Herſtellung ſeiner Geſundheit, ſo wird das Einſtudiren wohl unterbleiben (?). Während der Abweſenheit des Hrn. Intendanten leiten die Herren Regiſſeurs und Hr. Hofrath Esperſtedt die Geſchäfte; verſteht ſich, nicht ohne Erſparungs-Commiſſion. v. S.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 13. Mai. 76ſtes Blatt.

Die heilige Jda.

(Fortſetzung.)

Als die fromme Jda erwachte, erſchrack ſie gar ſehr in ihrer Seele ob der heiligen Gnadenwahl des Herrn, der ſeine Herrlichkeit an ſeiner ſchwachen Magd vor der Welt wollte laſſen offenbar werden, und erzählte ihrem erſtaunten Gemahl das wunderbare Geſicht, das der Engel im Traume ihr gezeigt hatte. Und ſie machten ſich auf, und knieeten in der Stille der Nacht, im Angeſichte des ewigen Himmels, mit frommer Andacht vor dem Eingange des Zeltes nieder, und prieſen mit demüthigem Herzen die wunderbare Weisheit des Höchſten: daß nach ſeiner ewigen Fügung aus ihren keuſchen Umarmungen das mächtige Geſchlecht der großen Könige hervor gehen werde, durch welche mit einem goldenen Meere des Segens in fernen Zeiten die weite Erde ſollte überſchüttet werden.

Und als ſie ihre frommen Augen auf die grüne Ebene des Waldes richteten, ſiehe! da erblickten ſie vor ſich ein blendendes Licht, das leuchtete hell und heller durch die grünen Büſche, und loderte glühend auf zum blauen Himmel, wunderbarlich in Geſtalt eines herrlich flammenden Strahlentempels glänzend. Und durch die Mitte der glühenden Feuerſäulen ſtieg eine himmliſche Erſcheinung, gleich einem Manne in einem weißen glänzenden Gewande, der hielt eine goldene Meßkette in ſeinen Händen, damit nahm er das Maaß des flammenden Strahlentempels nach der Größe des Lichtes, welches auf der grünen Ebene leuchtete. Die wunderbare Erſcheinung währte bis zum frühen Morgen; und als der Tag anbrach, fanden ſie den grünen Horſt wie vom Blitze gedörrt, ſo breit nnd lang, als das Licht geſchienen und der Wundermann mit ſeiner goldenen Meßkette gemeſſen hatte.

Da ſandte Graf Egbert ſeine Mannen auf die Burgen und in die Städte rings umher im Lande, und ließ ſeine Vaſallen und Unterthanen im Dienſte des Lehnsherrn zum heiligen Kirchenbau, den der Engel des Herrn der frommen Jda befohlen hatte, zu ſich entbieten. Der dichte Wald wurde gelichtet, und die Schläge ihrer ſcharfen Aexte klangen an den Wurzeln der Bäume, daß die hohen Fichten ſtürzten, und die knorrigen Stämme hundertjähriger Eichen mit donnerndem Krachen in den zitternden Thalgrund nieder ſchmetterten. Weiſe Baumeiſter mit Zirkel und Winkelmaaß wurden herbei gerufen aus der kunſterfahrnen Stadt Münſter; der frommen Jda aber ſandte der Herr einen zahmen Hirſch aus dem Dickigt des Waldes, der trug auf ſeinem Rücken die Steine des Kirchenbaues aus dem Herzogthum Weſtphalen durch die klaren Fluthen der Lippe, und das Bett des Fluſſes grünte tief auf den Pfaden des Bodens, die das edle Thier betreten hatte. *) Die Mauerſteine fügten ſich unter den Händen der Bauleute ohne Mühe zu den künſtlichen Wölbungen in einander, und die Pfeiler und Thurmſpitzen richteten ſich von ſelbſt in die Höhe. Denn des

*) Noch heutigen Tages zeigt man den Reiſenden bei Speckmanns Erbe tief in dem Bette der Lippe den grunen Weg, welchen die heilige Jda mit ihrem Hirſche wandelte.

Digitized by Google

Nachts, wenn die Werkleute ſchliefen, leuchtete der Glanz des wunderbaren Lichtes, und die Engel ſtiegen mit goldenen Zirkeln und ſilbernen Winkelmaaßen vom Himmel herab und halfen den heiligen Bau des Tempels vollenden, welchen der Wundermann in ſeinem glänzenden Gewande mit der goldenen Meßkette ausgemeſſen hatte.

Als nun der Legat des Papſtes aus Rom, im feierlichen Prieſter-Ornate, angethan mit dem heiligen Palladium, die neuerbaute Kirche zum Dienſte des Herrn eingeſegnet hatte, und bei'm hellen Klange des Meßglöckleins der Hoheprieſter Gottes mit der geweihten Monſtranz vor die Stufen des Altars trat: da fing die ſilberne Orgel in wunderbaren Accorden von ſelbſt an zu ſpielen, die Glocken auf den Thürmen regten ſich, ohne von Menſchenhänden bewegt zu ſeyn, läutend im tönenden Schwunge. Viele gottesfürchtige Frauen und Männer aber bauten ſich Hütten in der Nähe der heiligen Kirche; denn das Land umher war fruchtbar von dem Segen des Herrn, daß es bald eine ſchöne Stadt wurde mit reinlichen Straßen, die ſie nach dem wunderbaren Hirſche, den aus dem Dickigt des Waldes der frommen Ida der Herr geſendet, und der auf ſeinem Rücken die Bauſteine der Kirche durch die Fluthen der Lippe getragen hatte, **Hirſchfeld** (ſpäterhin **Herzfeld**) nannten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien".

(Fortſetzung.)

Die Küſte iſt voll kleiner Buchten, in denen ſich Ruderböte befinden, welche man allgemein zu Seeräubereien gebraucht. Dieſe Buchten ſind ſo von Felſen umgeben und allen Winden dergeſtalt ausgeſetzt, daß ſie für Transport- und Laſtſchiffe nicht taugen. Bei der Ankunft eines Feindes werden die Dörfer und Thürme an der Küſte verlaſſen, und die Mainotten ziehen ſich in die ſteilen Abhänge und Bergrücken des Taygetus zurück, die vom Ufer empor ſteigen und wo andere Dörfer und ſicherere Thäler ihnen einen einſtweiligen Zufluchtsort gegen den Feind gewähren. Sollte dieſer landen, und ſeine Rache an den verlaſſenen Wohnungen nehmen, ſo würde der erſte Wind, der ſich erhöbe, ihm allen Beiſtand von Seiten ſeiner Flotte abſchneiden. Ein kühnes Volk, das genau mit den Pfaden ſeiner Gebürge bekannt und mit ſehr guten Gewehren bewaffnet iſt, ſich bei Tage leicht zerſtreut und eben ſo leicht jede Nacht wieder ſammelt, würde ihn jeden Augenblick längeren Verweilens nur in größere Gefahr ſetzen, und ihm bei jedem Schritt, den er vorwärts thäte, beunruhigen. Die Führung der Waffen iſt ſelbſt den Weibern nicht unbekannt, und ſie haben öfters ſchon in Gefechten Tod und Verderben unter die Angreifenden geſchleudert, von welchen als Siegern ſie nichts als Sklaverei zu erwarten hatten. Man kann keine Artillerie im Lande fortbringen, und ihre Thürme, ſo wenig ſie auch zu einer mehr vervollkommneten Art Krieg zu führen paſſen mögen, gewähren ihnen daher doch ein kräftiges Widerſtandsmittel, und haben mehr als einmal den Fortſchritten der Türken Einhalt gethan. Wollten die Türken den Angriff zu Lande unternehmen, ſo iſt die Nordgrenze noch undurchdringlicher; die höchſten, unzugänglichſten Felſen und die unerſteiglichſten Gipfel des Taygetus nehmen die ganze Linie ein, und laſſen nur zwei Wege, die an der einen Seite durch die Felſen, an der andern durch das Meer verſperrt ſind. Die Zugänge im Innern des Landes ſind nur den Eingebornen bekannt, und wenn man an der Küſte hin vorbringen wollte, während die Mainotten im Beſitz der Berge wären, ſo würde dieſe Operation weit mehr Muth und Mannszucht erfordern, als türkiſche Soldaten beſitzen. In dem Kriege, den Lambro mit ruſſiſchem Gelde führte, waren die Mainotten den Türken ſo beſchwerlich, daß ein vereinter Angriff auf ihr Land von der Flotte, welche Truppen an der Küſte landete, und von der Armee in Morea gemacht wurde, die zu gleicher Zeit von Miſiſtra aufbrach. Die Stärke dieſes vereinten Angriffs wurde auf 15000 Mann geſchätzt. Die ganze Expedition fiel aber ſo unglücklich aus, daß die Türken ſich zurückziehen mußten, die Mainotten hingegen auf der Ebene des Eurotas hervorbrachen, alles mit fortnahmen, was ſie fortbringen konnten, und Miſiſtra in Brand ſteckten.

Sobald die Mainotten von den Türken bedroht werden, vereinigen ſie ſich ſchnell. Die kleinen Häuptlinge leben zwar oft mit einander im Kampfe, wodurch aber der kriegeriſche Geiſt eben bei ihnen erhalten wird. Mit ihren kleinen Ruderböten beunruhigen ſie jeden Winkel Morea's, ſelbſt die Cycladen, und betrachten jedes Schiff, welches ihnen nicht widerſtehen kann, als eine rechtmäßige Priſe. Ihre Fahrzeuge heißen Trattas, haben die Geſtalt langer, ſchmaler Kähne und ſind mit 10 bis 40 Mann beſetzt, deren jeder mit gezogenem Gewehr und Piſtolen bewaffnet iſt. Sie ſind im Rudern ungemein geübt, und bedienen ſich, wenn der Wind günſtig iſt, auch kleiner Maſten mit antiken Segeln. Jeder Häuptling hat mehrere ſolcher Boote und alle treiben ungeſcheut Seeräuberei. Die Bewachung der Grenze in Friedenszeiten iſt einem auserleſenen Corps von 1000 Mann anvertraut, welches, gleich der geheiligten Schaar der Thebaner, immer vollzählig ſeyn muß. Dies Corps iſt beſtändig in Thätigkeit und faſt immer im Gefecht, lagert und bivouacquirt Tag und Nacht, — beobachtet jede Bewegung der Türken, greift diejenigen an, die an den Grenzen vorbei ziehen, macht ſie nieder

und ſchlägt jeden Angriff zurück. Ein junger Mainotte, der unter dieſes Corps getreten iſt, verläßt es nicht wieder, bis er ſtirbt; deſſenunerachtet ſieht man keinen alten Mann in ihren Reihen; ihre Alten ſind für das Vaterland gefallen: ſie ſchlafen, iſt die allgemeine Meinung. Der Tag, an welchem ein Jüngling in dieſe Schaar aufgenommen wird, iſt für ſeine Familie ein Tag der Glückſeligkeit; ſeine Mutter freut ſich, daß ſie einem Sohne das Leben gegeben hat, der würdig erkannt iſt, unter die Rächer des Vaterlandes gezählt zu werden. Dies glorreiche Schlachtopfer, das ſich der Vertheidigung ſeiner Mitbürger weiht, wird im Triumph in's Lager geführt, wo ſeine Verwandten auf immer von ihm Abſchied nehmen. Eine Mainottiſche Mutter würde, gleich einer Spartanerin, keine Feigheit ihres Sohnes überleben. Allein dies Unglück, ſagen ſie, ereignet ſich ſo ſelten, als das Erſcheinen einer weißen Krähe.

Die Mainotten ſind thätig, fleißig und nicht ohne natürliche Bildung und Anlagen. Unter ihren Häuptlingen ſind Männer, die ziemlich mit der neueren romaniſchen Literatur bekannt ſind; einige haben ſogar ſo viel Kenntniß des Altgriechiſchen, daß ſie den Herodot und den Xenophon leſen können, auch ſind ſie mit der Geſchichte ihres Vaterlandes hinlänglich bekannt. Ihre Unabhängigkeit und ihre Siege haben ihnen ein großes Selbſtvertrauen eingeflößt, und ſie beſitzen ganz den Hochſinn und die Anhänglichkeit an's Vaterland, die man überall unter den Bergbewohnern findet. Der Fremde, der zu ihnen kommt, wird als unverletzlich angeſehen. Ein Häuptling begleitet ihn zum andern, und Niemand thut ihm etwas zu leide. Geht ein Fremder vor der Wohnung eines Häuptlings vorüber, ohne ein zu kehren, ſo ſieht es dieſer als eine Beleidigung an, weil er auf die Beherbergung eines Fremden, als auf ein ſehr ſchätzbares Vorrecht, Anſpruch macht. Wollte ihm Jemand etwas zu leide thun, ſo würde er ſich der größten Rache ausſetzen. Die Mainotten ſind Chriſten und bekennen ſich zur griechiſchen Religion. Die Zahl ihrer Kirchen iſt groß. Dieſe ſind reinlich und werden ſtark beſucht. Die Mainotten ſind ſehr abergläubig und tragen ſtets eine Menge Amulette bei ſich. Ihre Weiber und Töchter ſind nicht, wie bei den übrigen Morgenländern, eingeſperrt, und wenn der Vater keinen Sohn hinterläßt, ſo erben die Töchter ſein ganzes Vermögen. Die Weiber beſitzen das Vertrauen ihrer Männer, und nehmen Theil an der Erziehung der Kinder und allen häuslichen Angelegenheiten. — Nirgend in Griechenland genießen ſie mehr Freiheit, und mißbrauchen ſie weniger, als in Maina. Untreue in der Ehe iſt ſelten, und wird mit dem Tode beſtraft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Wie die Franzoſen ſich auf die Anerkennung von ausländiſchem Literatur-Verdienſt verſtehen, das beweiſet gewiß folgende Mittheilung im „Corsaire“: „Am 39ſten März ſtarb in Geidelberg der berühmte Wots im 75ſten Jahr!!“ — Wer erriethe wohl darin unſern ehrwürdigen Dichter Voß, folgte nicht hinterher die Erwähnung ſeiner Ueberſetzungen und ſeiner Idylle „Luiſe“?!

Ein Gascogner wollte unlängſt bei Gelegenheit einer religiöſen Ceremonie in eine Kirche in Paris eintreten, ward aber zurück gewieſen, weil er kein Billet hatte. Auf der Stelle rezitirte er folgendes Quatrain:

Sans billet on n'entre en ce lieu;
Sandis! quelle est donc ma méprise!
J'en demande pardon à Dieu
J'ai pris ceci pour une église.

In einer und derſelben Claſſe des franzöſiſchen Gymnaſiums zu Berlin ſaßen vor einigen Jahren zugleich drei Schüler, die denſelben Namen führten, ohne es zu wiſſen: Gautier, Walter und Gualtieri.

Th. Laurin.

Wechſel.

Am Ufer da ſtand er, zum Sprunge bereit,
Im Wogengewühl ſich zu betten:
Da nahte ſein Engel zur glücklichen Zeit,
Von ſündiger That ihn zu retten.

Der zog ihn hinunter zum Häuschen, ſo traut,
Am Wäldchen auf blühender Haide;
Da legt er ihn ſanft in die Arme der Braut,
Verwandelte Schmerzen in Freude.

So ſtand er am Ufer, ſo ſchaut er umher
Mit Blicken voll Thränen der Wonne,
Ihm lachte die Gegend, die Felſen, das Meer,
Der Himmel, die Wolken, die Sonne.

Da riß ihm ein Dämon mit tückiſchem Sinn
Die Liebliche wieder vom Herzen;
Sein Leben, ſein Alles, er nahm es dahin,
Verwandelte Freuden in Schmerzen.

Und wieder am Ufer da ſteht er, bereit
Im Wogengewühl ſich zu betten;
Es nahet kein Engel zur glücklichen Zeit,
Von hölliſcher That ihn zu retten!

E. Langrehr.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Jahres-Bericht der Leiſtungen des Königsſtädtiſchen Theaters vom 1. Mai 1825 bis 30. April 1826. Im 84ſten Blatte des vorjährigen „Geſellſchafters“ wurde den Leſern eine Ueberſicht der Leiſtungen der genannten Bühne vom

Tage der Eröffnung des Hauſes (4. Auguſt 1824) bis zum 30. April 1825 vorgelegt. In gleicher Art erfolgt hier eine Ueberſicht des ſo eben abgelaufenen letzten Theaterjahres. — Das Publikum iſt mit der Tagesgeſchichte des Königsſtädtiſchen Theaters — ſo weit ſie geziemender Oeffentlichkeit angehört — auch durch dieſe Zeitſchrift in Kenntniß erhalten worden, ſo daß es überflüſſig erſcheint, ſie hier anders als ſummariſch auf zu führen; ganz übergangen darf ſie nicht werden, weil ſie zur Beurtheilung der Leiſtungen der Königsſtädtiſchen Bühne unumgänglich nothwendig iſt; aber ſie wird ſehr kurz ſeyn. — Mit dem Auftreten der Demoiſ. Sontag (3. Auguſt v. J. in der „Italienerin in Algier") begann das Königsſtädtiſche Theater eine neue Periode, die zu den glänzendſten Hoffnungen berechtigte. Ob dieſe Hoffnungen erfüllt wurden oder nicht, mag hier unentſchieden bleiben; allein erwähnt muß werden, daß die Anſichten der Aktionairs über dieſen Gegenſtand ſo verſchieden ausfielen, daß ſie endlich (22. Januar) in einer General-Verſammlung laut ſich ausſprachen, was die Abſetzung der bisherigen Direktion mit 120 Stimmen gegen 101 zur Folge hatte und wodurch die Bühne in ihre dritte Periode trat. Ein Verwaltungs-Comittee leitete von dieſem Tage ab die Direktions-Geſchäfte (auf drei Monate) bis zum 22. April, wo auch das Comittee ſich auflöſte, nachdem die Mehrzahl der alten Direktoren (die der erſten und zweiten Periode), deren Verfahren jetzt, nachdem das Comittee ſein Heil verſucht hatte, gerechtfertigt erſchien, wieder erwählt worden war, ohne daß ſie Luſt gezeigt hatten, noch einmal ihre Stellen ein zu nehmen, die ihnen freilich durch böſen oder ſchwachen Willen mitunter verleidet worden ſind. Die Leitung der ganzen Angelegenheit in techniſcher Hinſicht bleibt alſo fürerſt in der Hand des Herrn Bethmann. So befindet ſich denn das Theater in dieſem Augenblick in ſeiner vierten Periode, ob und wie lange? muß die nächſte Zukunft lehren. Die erſte Periode (das frühere Repertoir) umfaßt daher 9 Monate, die zweite 3, die dritte 6, die vierte wieder 3 Monate. Wir werden dieſe Eintheilung ſpäter beibehalten.

Der öftere und ſchnelle Regierungswechſel kann auf die Regierten nicht ohne Einfluß bleiben. Wir werden uns bemühen, bei Zergliederung des Repertoirs, dieſen Einfluß — inſofern er die Kunſt angeht — näher an zu deuten. — Das abgewichene Theaterjahr zählt nur 360 Spieltage. Im Juli wurde eine Vorſtellung ausgeſetzt, weil der Demoiſ. Sontag eine General-Probe bei voller Beleuchtung des Hauſes zugeſtanden ward. Die übrigen vier ausgefallenen Spieltage waren in der Ordnung. An den 360 Spieltagen wurden 618 Stücke gegeben, mithin wie früher im Durchſchnitt täglich zwei Stücke. Von jenen 360 Spieltagen füllten indeſſen nur 151 Stücke einen ganzen Abend, und zur Ausfüllung der übrigen 209 Tage mußten 467 Stücke aufgeboten werden. Das iſt kein gutes Zeichen. Rechnet man nun noch dazu, daß von den 99 in dieſem Jahre neu auf die Bühne gebrachten Stücken (die wir ſogleich näher bezeichnen wollen) nur 20 Stücke einen Abend füllten, von denen mehrere ſogar nur ein oder zwei Mal über die Bühne gingen, ſo iſt es ein noch ſchlimmeres Zeichen und deutet auf keine gute Wahl.*) „Ein Publikum iſt in dieſer Beziehung mit einem Kinde zu vergleichen, es kann ge- und verwöhnt werden." Daß das Königsſtädtiſche Theater den einen Theil ſeines früheren Publikums verwöhnt, den andern verſcheucht hat, würde ſchon aus dieſer einzigen Betrachtung klar werden, ſelbſt wenn es weniger allgemein bekannt wäre. Mit der Inſtallirung der ſogenannten großen Oper haben die Schauſpieler doch einmal ſich an den Schmerz gewöhnen müſſen, vier Mal in der Woche vor leeren Bänken zu ſpielen; nun, ſo hätte man ihre Kräfte auch zu guten vollſtändigen Stücken verwenden können,*) ſtatt ſie zu einer Summe elender Flickereien zu verſchwenden, die das Haus doch nicht füllten, und die Schauſpieler nur verderben; denn daß ſie an den mannigfachen mit bekannten Melodien verſehenen et caeteras nichts lernen können, bedarf keines Beweiſes. Im vorigen Jahr hatte das Königsſtädtiſche Schauſpiel ein kleines Publikum, im abgewichenen ſo gut als gar keins; wen die Schuld trifft, liegt am Tage. Unſer (S. 429 des erwähnten Blattes des „Geſellſchafters" ausgeſprochener) gutgemeinter Wunſch iſt demnach ein frommer geblieben, und der dort aufgeſtellte Vergleich mußte hier von uns wiederholt werden.

Von den 618 Stücken waren 361 mit und 207 ohne Geſang (im vorigen Repertoir 228 und 207), alſo abermals ein geſtörtes Verhältniß, das nur dazu beitragen kann, das Publikum von der rezitirenden Darſtellung zu entwöhnen. Wir ſtellen der bequemeren Ueberſicht wegen die gegebenen Stücke nach den Perioden (ſ. oben) in eine kleine Tabelle zuſammen:

Es wurden überhaupt gegeben.	Mit Geſang.				Ohne Geſang.			
	1ſte Periode 9 Monat.	2te Periode 3 Monat.	3te Periode 6 Monat.	4te Periode 3 Monat.	1ſte Periode 9 Monat.	2te Periode 3 Monat.	3te Periode 6 Monat.	4te Periode 3 Monat.
Kom. Opern	108	34	71	40	„	„	„	„
Vaudevilles	51	27	57	35	„	„	„	„
Poſſen, Zauberſpiele	23	21	22	11	78	14	51	8
Melodramen	24	2	7	8	„	„	„	„
Liederſpiele u. Kleinigkeiten	22	5	13	8	5	5	9	1
Luſt- und Schauſpiele	„	„	„	„	124	47	83	39
Im Ganzen	228	89	170	102	207	66	143	48

Der Unterſchied in der komiſchen Oper iſt gegen das frühere Repertoir ſo auffallend nicht, aber der wahre Unterſchied beſteht darin, daß die früheren von den Roſſiniſchen verdrängt wurden, und das Publikum dadurch um den Geſchmack an jenen gebracht ward; dies möchte erſt dann recht klar werden, wenn die Heldin dieſer Oper ſich auf Reiſen befinden wird. Der „Tyroler Waſtel" iſt z. B. in der dritten Periode nur zwei Mal zur Aufführung gekommen, und dürfte ſeit dem Abgange der Demoiſ. Auguſte Eunarius ganz dem Repertoir verſchwinden (?), ſo lange man nämlich den Wahn feſthält, eine ſogenannte erſte Sängerin verliere an ihrer Ehre, in einer braven deutſchen komiſchen Oper zu ſingen. Man wird einwenden: „Die Partie ward nicht für ſie geſchrieben" — ein tüchtiger techniſcher Direktor, wenn er nur freie Hand hat, wird es ſchon ein zu richten wiſſen, d. h. entweder die Partie nach der Sängerin, oder die Sängerin nach der Partie. Das Nämliche gilt von dem „Zauberglöckchen", das vom Repertoir ganz verſchwunden ſcheint, eben ſo von der „Uniform", dem „Tauſch" u. a. m. (Die Fortſetzung folgt.)

*) Oder auf eine Unmöglichkeit einer guten Wahl, weil das geſtutzte Repertoir zu beſchränkt iſt. D. H.

*) Wo ſie hernehmen? — da das Königsſtädtiſche Theater kein Stück geben darf, das auf dem Repertoir der Königlichen Bühne nicht zwei volle Jahre ausgeblieben iſt. Dieſe Wahrheit möge der Leſer auch bei mancher nachfolgenden Anſicht nicht aus dem Gedächtniß verlieren! D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 15. Mai. 77ſtes Blatt.

Romanze.

Was flieht mit leiſ' verklung'nem Beben,
Was ſtirbt mit weichem Flötenton,
Als wollt' es auf zum Himmel ſchweben,
Als trügen Engel es davon?

Das ſind des Sproſſer's Liebesklagen,
Es überſtrömt das kleine Herz:
Er hat nicht Worte, die es ſagen,
In Tönen ſpricht ſein tiefer Schmerz.

Wohl hab' ich, Armer, dich verſtanden!
Dem Liebchen galt der Sehnſucht Laut;
Auch meiner zieht nach fernen Landen,
Nur hört' ihn keine ſüße Braut.

Doch horch! es jauchzet in den Blättern —
Was jubelt da aus voller Bruſt,
Und tönt mit immer hell'rem Schmettern
In nie empfund'ner ſel'ger Luſt?

Das ſind des Sproſſers Jubellieder,
Es überſtrömt das kleine Herz,
Es hallt die Luſt in Tönen wieder,
Sie ziehen dankend himmelwärts.

Du haſt dein Liebchen dir gefunden,
Sie hörte, holder Sänger, dich!
Ihr jubelt Beide nun verbunden,
Und ich — ich weine ſtill für mich.

Albert vom Hochwald.

Aus dem „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien".

(Fortſetzung.)

Der Thurm von Myla, den wir beſuchten, hat ſeinen Namen von den ſalzigen Strömen in der Nähe von Abia. Der Capitano, der uns in Empfang nahm, lud uns nach ſeinem Hauſe zu einer Mahlzeit ein, bei welcher er ſelbſt mit aß, das gewöhnliche Zeichen der Gaſtfreundſchaft, und auch zugleich ein Pfand der Sicherheit. Er verſicherte uns, daß wir ungefährdet weiter reiſen könnten. Seine eigene Beſitzung, ſo wie die Zahl ſeiner Anhänger war nicht groß, indeß ſeine Haushaltung nett und gut eingerichtet. Nach dem Eſſen begleitete er uns zu Fuß und mit anſehnlichem Gefolge nach Abia, deſſen Ruinen ſich am Strande, in ſüdlicher Richtung, eine engliſche Meile von den Salzquellen befinden. Ein altes Mauerwerk in Zirkelform, und die Ueberbleibſel eines Moſaik-Pflaſters im Fußboden einer griechiſchen Kirche ſind die einzigen Ueberreſte aus dem Alterthume, welche die Stelle beurkunden, wo Abia ſtand. Von Myla erhebt ſich der Berg Taygetus in hohem Rücken nach Oſten hin, und zieht ſich in Felſen-Abhängen nach der See hinab. Das Land iſt unfruchtbar und das Erdreich über alle Vorſtellung feſt: allein dasjenige, welches Regen und Bergſtröme aus den höheren Theilen herabführen, wird durch Bettungen und Terraſſen von den fleißigen Einwohnern geſtützt, und iſt mit Korn, Mais, Maulbeer- und Olivenbäumen bedeckt. Durch eine ſolche Gegend kamen wir nach dem kleinen Weiler Kitrees. Er beſteht in acht Hütten, die um eine Art Feſtung, dem Aufenthalt des ehemaligen Beys, Zanetatſchi-Kutuphari, und ſeiner Nichte Helene, gebaut ſind, welcher das Eigenthum gehört. Das Haus beſteht aus zwei ſteinernen Thürmen. Eine Reihe von Geſchäftsſtuben, Wohnungen für Be-

Digitized by Google

diente, Ställe und offene Schuppen ſchließen einen Hof ein, in welchen der Eingang durch einen gewölbten und verwahrten Thorweg führt. Bei unſerer Ankunft kam ein bewaffneter Diener der Familie und ſprach mit unſerer Begleitung. Er kehrte darauf nach dem Caſtell zurück und unterrichtete den Häuptling, der uns nun bis an's Thor entgegen eilte, um uns zu bewillkommnen. Er war von einem Schwarm ſtaunender Begleiter umgeben, die voller Verwunderung bei dem Anblick der Gäſte daſtanden. Wir wurden ſehr herzlich aufgenommen und in ein bequemes, gut eingerichtetes Zimmer im Hauptſtockwerke desjenigen Thurmes geführt, der von ihm ſelbſt und ſeiner Familie bewohnt wurde. Der andere Thurm war der Aufenthalt der Capitaneſſa, wie ſie genannt wurde.

Zanetatſchi-Kutuphari war eine ehrwürdige Geſtalt, ob er gleich noch nicht 56 Jahre zählte. Seine Familie beſtand aus einer Frau und vier Töchtern, wovon die zwei jüngſten noch Kinder waren. Sie bewohnten die Zimmer über dem unſrigen, und wurden bei unſerer Ankunft bei uns eingeführt. Der Alte, der ſchon gegeſſen hatte, ſetzte ſich wieder mit uns zu Tiſche, während, nach eingeführter Landesſitte — als Willkommen — die Frau und die beiden jüngſten Kinder uns bedienten, ſo viel Einwendungen wir auch dagegen machten. Bald nachher entfernten ſie ſich und ließen eine Magd zur Bedienung zurück. Zur Nacht breitete man Betten und Matratzen aus, und brachte Kopfkiſſen und Betttücher herein, die aus breiten Streifen von Mouſſelin und bunter Seide beſtanden und geſtickt waren. Solche Sachen werden gewöhnlich von der weiblichen Familie verfertigt.

Die Mainottinnen ſind ſehr hübſch und haben durchgängig, da die Nähe des Meeres weder die Sommer zu heiß noch die Winter zu kalt macht, eine ſehr weiße, zarte Haut; eine Erſcheinung, die auf den Inſeln ebenfalls bemerkt wird, während unter der nämlichen Breite auf dem feſten Lande das Gegentheil ſtatt findet. Die Männer ſind wohlgeſtaltet und ein thätiger Menſchenſchlag, nicht über mittelmäßige Statur, mager, nervig und muskulös. Die Kleidung des Beys beſtand in einer engen Weſte, mit offenen Aermeln, von weißer und goldener Stickerei und einem kurzen ſchwarzen Sammtmantel mit Zobel beſetzt. Der Gürtel, in welchem ſich ſeine Piſtolen und ſein Dolch befanden, war ein roth- und goldfarbener Shawl. Seine hellblauen Beinkleider waren am Knie zuſammengezogen, und unterhalb deſſelben hatte er enganliegende Kamaſchen von blauem Tuche mit goldenen Stickereien und ſilbernen Buckeln zum Schutze der Knöchel. Als er ſein Haus verließ, warf er einen Tuchmantel mit weiten Aermeln über, der außen blau, inwendig roth ausſah, und vorn und die Aermel herab auf die reichſte Art mit Gold geſtickt war. Sein Turban war grün und goldfarben, und ſein graues Haar hing, gegen die türkiſche Sitte, darunter hervor. Der Anzug der niederen Stände iſt eben ſo, nur von geringerem Stoff und ohne ſo koſtbare Verzierungen. Dieſer Anzug unterſcheidet ſich ſehr von dem der Türken. Die Schuhe ſind entweder von gelbem oder ungegerbtem Leder und ſitzen dicht am Fuße an.

(Der Schluß folgt.)

Die heilige Ida.

(Fortſetzung.)

Als die fromme Ida den heiligen Bau vollendet hatte, zog ſie mit ihrem edlen Gemahl nach Eckelborn (Egbertsburg) an der Lippe, wo ſie in ſeliger Lieb' und Eintracht, wie die Engel im Himmel, viel Jahre lang ein tugendſames Leben führten. Der Segen des Herrn überſchattete die fromme Ida. Sie wurde Mutter von fünf Kindern, die blühten lieblich mit ihren zarten Roſenwangen, wie die Engelein des Paradieſes, und ihre ſchönen goldenen Locken waren wie zarte Goldfäden im Glanze der Sonne anzuſchauen. Wenn aber die Stunden der Wehen nahten, daß der Schooß des Weibes mit Schmerz gebären ſollte, da erſchien auf der Burg eine wunderbare Frau im ſchneeweißen glänzenden Gewande, von der wußte Niemand, von wannen ſie kam, noch wohin ſie ging, und ihre Lippen redeten eine wunderbare Sprache, die das irdiſche Ohr keines Staubgebornen noch jemals vernommen hatte. Die ſetzte ſich an das Bett der frommen Ida, legte ihre ſegnenden Hände auf ſie, und betete mit ihr, daß ohne Schmerzen das neugeborne Kindlein mit dem muntern Schrei des Lebens die friſchen Glieder der fröhlichen Sonne entgegen ſtreckte. Eine unſichtbare Muſik aber klang wunderbarlich in den ſingenden Lüften, als ob die Engel im Himmel vor Freuden ihre goldenen Harfen rührten, daß in dem neugebornen Sohne des Staubes die ewige Verheißung des Himmels erfüllet würde.

Als nun die Jahre des Lebens im ſchnellen Laufe der Tage, gleich flüchtigen Wellen, eilend dahin gefloſſen waren, und der Abend heran kam, welchen der Herr dem Grafen Egbert im Buche des Todes vorgezeichnet hatte, da erſchien die wunderbare Frau am Bette des Kranken. Ihr himmliſches Antlitz leuchtete vom ſeligen Glanze der Verklärung, und aus ihren Augen floß ein wunderbarer Schimmer, der in roſigen Farben durch das Gemach ſich verbreitete, und ihre lichte Geſtalt mit einem ſtrahlenden Nymbus umhüllte. Eine unſichtbare Stimme aber flüſterte mit melodiſchen Tönen: „Freue Dich, Geliebter! denn die Stunde des Wiederſehens iſt gekommen!" — Da erkannte Graf Egbert die Stimme ſeines verklärten Weibes, die einſt am

Digitized by Google

Lager ſeiner Krankheit zu Aachen, im Hauſe des edlen fränkiſchen Grafen, mit der Verheißung des Himmels im Traume ihm erſchienen war. Und der wunderbare Ton ihrer himmliſchen Rede erklang ihm wie der ſüße Ruf der Heimath einem Verbannten im fremden Lande, und ſeine unſterbliche Seele freute ſich, heim zu kehren in den Schooß des ewigen Vaters, der nach der kurzen Pilgerfahrt dieſes irdiſchen Lebens ſeine geliebten Kinder im Kreiſe der Engel, in den ſeligen Wohnungen des Himmels, um ſich verſammelt.

Die fromme Ida aber weinte ſehr an dem Sterbelager ihres theuren Gemahls, und rang vor Schmerzen die Hände, und ſchluchzte, und ſprach: „Willſt Du von mir ſcheiden, Geliebter! und Weib und Kinder in dem dunklen Kerker der Erde allein in den engen Banden des Staubes zurück laſſen?“ — Ihr frommer Gemahl aber tröſtete ſie, und ſprach: „Weine nicht, treue Ida, wenn der Herr ruft; denn die Stunde des Wiederſehens iſt nahe!“ — Da drückte ſeine unſichtbare Geliebte den ſeligen Brautkuß der himmliſchen Liebe auf ſeine erbleichenden Lippen, und wie Flammen des Paradieſes ergoß ſich der wunderbare Lichtglanz, der ihre verklärte Geſtalt umleuchtete, durch ſeine unſterbliche Seele. Der Vorhang der Ewigkeit that ſich auf; und gleich zwei entpuppten Schmetterlingen, auf den Flügeln der Freiheit durch den Morgenthau des Aethers, vorbei an Monden und Sonnen, über Sterne und Cometen ſchwangen ihre ewigen Geiſter ſich auf zu der reinen Höhe des unendlichen Lichtquells, der in den leuchtenden Strömen der unergründlichen Liebe mit rauſchenden Wogen durch das weite Weltall ſich verbreitet. (Der Schluß folgt.)

Feßler ein Wunderthäter als Knabe.

Nie konnten (ſo erzählt er) die Jeſuiten und Carmeliter, die meine Mutter oft beſuchten, ſie überzeugen, daß die Römiſch-Katholiſche Religion die allein ſeligmachende ſey, daß folglich die Lutheraner, als ſolche, ewig verloren gingen. Mir ſchienen die geiſtlichen Eiferer Recht zu haben, und der vertraute Umgang meiner Mutter mit Lutheranern hatte mir ſchon oft bange gemacht. Am Dienſtag, Mittwoch und Donnerſtag in der Charwoche iſt regelmäßig zu Raab (in Ungarn) zahlreich beſuchter Jahrmarkt. Der Hut-Fabrikant Schütz unterließ nie, von Preßburg dahin zu kommen. Aus alter Gaſtfreundſchaft nahm er allemal Quartier bei uns, und meine Mutter trug kein Bedenken, ihm und den Seinigen Fleiſchſpeiſen vor zu ſetzen. Immer mußte ich den Tiſch dazu decken, wodurch ich mich gezwungen wähnte, zur Sünde mit zu wirken. Durch ein Kunſtſtück, welches ich in einem alten Buche, Hokus-Pokus (aus Hoc est opus, im Miſſale, verfälſcht) betitelt, geleſen hatte, wollte ich unſern lutheriſchen Gäſten das Fleiſcheſſen in der Charwoche wenigſtens ein Mal verleiden. Ich kaufte in der Apotheke einen Coloquinten-Apfel, und rieb damit ihre Teller, Meſſer, Gabel und Löffel recht gründlich ein. Sie ſchmeckten die greuliche Bitterkeit und ſuchten die Quelle derſelben in der Speiſe (da meine Abſicht war, daß ſie dieſelbe einem Wunder zuſchreiben ſollten); meine Mutter überzeugte ſich ſelbſt und die Gäſte vom Gegentheil. Das Tiſchgeräth wurde gewechſelt, und Alles war in gute Ordnung gebracht. Nach Tiſche nahm ſie mich allein in's Verhör, ich geſtand meine That, und mein Straf-Urtheil war: weil ich wider die chriſtliche Liebe geſündigt habe, ſey ich unwürdig, am Charfreitag, Oſterſonnabend und Oſterſonntag dem Gottesdienſt in der Kirche bei zu wohnen; ich mußte das Haus hüthen, das vierte Capitel der erſten Epiſtel Johannes (über die chriſtliche Liebe) auswendig lernen; und auch von dem geweihten Oſterlamm ward mir kein Biſſen gereicht. Von nun an ward ich duldſamer. (Nach jeſuitiſchen Dogmen hatte Feßler Recht; er wollte ja die Lutheraner wieder, durch den Glauben an ein Wunder, in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurück bringen.) E.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 6ten Mai im Königsſtädtiſchen Theater: „Muſikaliſche Abend-Unterhaltung“. — Das Haus war überfüllt, obwohl der Orcheſter-Raum noch Zuhörer aufgenommen hatte; das Publikum zeigte ſich in der höchſten Luſt und verlängerte dieſelbe durch Dacapo-Ruf und das laute Begehren der von Hrn. Jäger ſchon mehrmals kunſt- und gefühlvoll vorgetragenen Romanze: „Der Kuß“. Man gab auch willig mehr, als nach dem Zettel verlangt werden konnte; dafür dankte die unruhige Menge mit neuer Unruhe: denn ſo in Fülle iſt ſelten applaudirt worden, als an dieſem Abend. — Nach dem erſten Satz der C dur-Simphonie von Mozart, deren Ausführung wohl kräftiger und friſcher ſeyn konnte (was auch für den zweiten Satz gilt, womit der zweite Theil des Conzerts begonnen wurde), ſangen Demoiſ. Sontag und Hr. Jäger ein Duett aus der Oper „Armide“, von Roſſini. Mit Applaus empfangen, ſchienen Beide mit ſich, und außerdem noch mit zwei Andern, zu wetteifern und trugen dies Duett in ſolcher Virtuoſität vor, daß wir an die Sage von den Nachtigallen erinnert wurden: wonach dieſe in einem Geſanges-Wettkampfe eher den Athem aufgeben, als ſich beſiegen laſſen. Glücklicher Weiſe haben Demoiſ. Sontag und Hr. Jäger ein ſehr geſchicktes Erſparungs-Syſtem mit ihrer Methode vereint, ſo daß ſie immer noch etwas Athem übrig haben, wenn man eben glaubt, er müſſe gänzlich verſchwendet ſeyn. Der Beifall drohte endlos zu werden, und nicht immer war er während des Geſanges zu unterdrücken, bis er nun am Schluſſe zur Exploſion kam. — Conzert in A moll für das Pianoforte, componirt und vorgetragen von Hummel. Beifall, als der Künſtler erſchien, deſſen Meiſterſchaft ſich eine weite Anerkennung verſchafft hat. Wir bewundern hauptſächlich, neben den vielen mit Wahrheit gerühmten Vorzügen, auch die Zartheit, mit der er vorträgt. In der Compoſition ſchienen uns die übrigen Inſtrumente mitunter zu fragmentariſch benutzt. — Vocal-Quartett von Eiſenhofer, vorgetragen von den Herren Jäger, Roſenfeld, Wächter und Spitzeder.

Digitized by Google

Es iſt ſchon mehrmals ausgeführt und beſprochen worden, mußte aber auch diesmal wiederholt werden. — Scene und Arie von Mercadante, geſungen von Demoiſ. Sontag. Applaus vorher. Dieſe Piece hörten wir ebenfalls ſchon öfter; ſie erhielt aber auch heute, durch den herrlichen Vortrag und beſonders durch die Sicherheit der Künſtlerin in den kühnſten Verzierungen, ſtürmiſchen Beifall. — Duett aus der Oper „Belmonte und Conſtanze“; vorgetragen von Hrn. und Mad. Spitzeder. Empfang. Hr. Spitzeder („Osmin“) wußte auch hier ſeine komiſche Kraft auf ſehr einfache Weiſe, und ohne von dem Conzert-Vortrage ſich zu entfernen, geltend zu machen. Das Duett wurde auf lautes Begehren wiederholt. — Romanze aus der Oper „Athor“, mit Guitarren-Begleitung, vorgetragen von Hrn. Jäger. Des Sängers treffliche Schule, ſo wie ſein aus der Seele klingender Ton, kam hier und mehr noch in dem geforderten „Kuß“ zur vollen Anerkennung. Seine Höhe beſonders hat eine ſolche gefühlvolle Lieblichkeit, daß ſie im einfachen Liede dem Referenten faſt werther iſt, als im kunſtreichſten Geſange. — Freie Phantaſie auf dem Pianoforte, von Hummel. Abermaliger Empfang. Die erſte Hälfte zeigte die Tiefe der gediegenen Virtuoſität; die zweite Hälfte gab höchſt anſprechende Variationen, die vom Publikum mit der bewegteſten Freude vernommen wurden. — Sextett aus der Oper „Don Juan“, vorgetragen von den Damen Sontag, Spitzeder und Wächter, und den Herren Landsberg, Wächter und Spitzeder. Den Sängern wurde abermals entgegen applaudirt, und nach der ſehr gelungenen Ausführung ſchloß das Ganze mit der letzten Beifalls-Salve. Ein Theil des Publikums rief noch: „Variationen!“ — das war indeſſen doch etwas zuviel verlangt, nachdem Demoiſ. Sontag drei Abende hinter einander geſungen (am 4ten in Hummel's Conzert; am 5ten die „Italienerin in Algier“, und heut); und ſo wollen wir damit zufrieden ſeyn, wenn dieſer Wunſch in der nächſten Abend-Unterhaltung erfüllt wird. S—.

Jahres-Bericht der Leiſtungen des Königsſtädtiſchen Theaters vom 1. Mai 1825 bis 30. April 1826. (Fortſetzung.) Das **Vaudeville** hat das Repertoir förmlich überfluthet, doch muß (?) dies als ein Akt der Verzweiflung angeſehen werden, weil man zu den allzeitfertigen Siebengeſtirnen griff, wenn man weder ein noch aus wußte; daß die Kunſt dabei zu Grabe geht, kommt weiter nicht in Betracht. Auch dieſem Unweſen wird hoffentlich die neue Direktion ein Ende zu machen wiſſen; denn vor dem Standpunkte, auf den das Königsſtädtiſche Theater einmal ſich geſtellt hat, iſt es nicht zu rechtfertigen, daß in den neun Monaten der dritten und vierten Periode nicht weniger als ein und vierzig Vaudevilles **mehr** zur Aufführung kamen, als in den neun Monaten der erſten Periode, und was für Piecen? Die Stücke des Herrn Louis Angely kamen in dieſen zwölf Monaten nicht weniger als 140 Mal vor. Mag dieſer Schnellſchreiber uns ein einziges Stück liefern, das **einen ganzen** Abend füllt, und wir wollen ihm eine Reparation machen; bis dahin aber paßt auf das Publikum und ſolche Stücke die Stelle aus Wieland's „Oberon“: „Die Armen tanzen nicht, weil ſie der Kitzel ſticht, die Armen tanzen, weil ſie **müſſen**!“ d. h. das Publikum **muß** dieſe bekannten und beliebten Melodien hinnehmen, es mag wollen oder nicht.

Die **Zauberpoſſe**, die uns in der erſten Periode ſo oft und ſo fröhlich ergötzte, iſt offenbar im Dahinſterben, und was von ihr übrig blieb, iſt kaum des Sehens werth. O ſchöne Zeit der erſten Periode, du biſt verſchwunden! — Auch das **Melodram** iſt in der Abnahme, denn es ſtellt ſich gegen das frühere Repertoir wie 15 zu 24, alſo um ein volles Drittel geringer; nun, das mag eben kein Schade ſeyn — Die **Luſt- und Schauſpiele** halten der Zahl nach dem frühern Repertoir das Gleichgewicht, aber auch nur der Zahl und nicht dem Werthe nach, denn viele von ihnen kamen nur wenige Mal zur Aufführung, manche ſogar nur ein Mal. In unſerer vorjährigen Ueberſicht haben wir geſagt: „Es iſt ein untrügliches Zeichen vom verdorbenen Geſchmack, wenn das Luſtſpiel in Verfall geräth“; *) auch dieſe Anſicht hat ſich leider beſtätigt, dies beweiſen die hohlen Häuſer und die mittelmäßigen Darſtellungen. Unſer ebenfalls gutgemeinter Rath, gute ältere Luſtſpiele zeitgemäß zuzuſtutzen, iſt ebenfalls unbeachtet geblieben, oder dazu haben die Theater-Dichter nicht Zeit, ſie müſſen italieniſchen Opern deutſche Texte unterlegen.

Gehen wir jetzt zu den **neuen Stücken** über. Ihre Zahl beträgt 90, alſo im Durchſchnitt jeden Monat zwiſchen 7 und 8, und zwar 3 mit und 4 bis 5 ohne Geſang. Dieſe Conſequenz macht der Königsſtädter Bühne alle Ehre, und auch in den einzelnen Monaten liegt ziemlich viel Gleichmäßigkeit. Es wurden an neuen Stücken auf die Bühne gebracht:

	Mit Geſang.	Ohne Geſang.
In den 9 Monaten der erſten Periode	34	55
„ „ 3 „ „ zweiten „	13	17
„ „ 6 „ „ dritten „	15	29
„ „ 3 „ „ vierten „	7	9

Die Zahlen der vierten Periode dürften als Normal-Zahlen anzunehmen ſeyn, und geben 5 neue Stücke in einem Monat, und das iſt aller Ehren werth; damit kann jedes Publikum zufrieden ſeyn, nämlich wenn die Stücke danach ſind. Das läßt ſich von jenen nun zwar nicht rühmen, denn es kamen unter Anderem von jenen 90 Stücken 39 nur 1 bis 2 Mal, 36 nur 3 bis 6 Mal, und nur 13 Stücke zwiſchen 7 und 12 Mal zur Aufführung; 5 Stücke dagegen mehr als 12 Mal (die „Italienerin“ ſogar 26 Mal); aber dafür erlebten auch nur 5 Stücke eine ſogenannte Fatalität, während eine weit größere Zahl unverdienter Weiſe mit einem blauen Auge davon kam. Man kann alſo annehmen, daß im Durchſchnitt jedes **dritte** Stück nur ein Mal über die Bretter ging, und das iſt unerhört; das heißt die Kräfte der Mitglieder unverantwortlich verſchwenden! Am ſchieſſten ſtellt ſich dieſe Sache in den Monaten Mai, Juni und Juli, alſo in der eigentlichen Werbe-Periode, d. h. wo der Honor-Direktor auf Werbung gereiſt, und ein Interims-Direktor das Heft in der Hand hatte. Während jenes Interregnums, im Mai, Juni und Juli, wurden gegeben

		29 Stücke.
Davon:	Erhielten ſich auf dem Repertoir	3 „
	In franzöſiſcher Sprache	7 „
	Durch Umſtände reponirt	3 „
	Folglich werthlos	16 „
	Und von dieſen ausgepocht	2 „

Von den 90 neuen Stücken kommen nach der Durchſchnittszahl auf 12 Monate 14 neue Opern, 8 Vaudevilles, 3 Melodramen oder Zauberſpiele und 7 Liederſpiele, ferner auf jeden Monat 4 neue Luſtſpiele, oder auf vier Monat nur 3 neue Poſſen. Wo bleibt da die Richtung, welche das Königsſtädtiſche Theater bei ſeiner erſten Anlage ſich vorgeſetzt hatte? Darum iſt auch die Variation unter dem Publikum (S. 424. 1825) verſchwunden, d. h. das Königsſtädtiſche Theater hat eigentlich kein Opern- und höchſtens nach an den Sonntagen ein ſtehendes Gallerie-Publikum, während im vorigen Jahre die lebendigſte Variation herrſchte, d. h. man traf alle Tage neben den Stammgäſten Leute aus allen Ständen dort an; jetzt hat der Opern-Strudel ſogar die edlen Stammgäſte mit verſchlungen.

(Der Schluß in der Beilage.)

*) Bei welcher Bühne in Deutſchland iſt denn das deutſche Luſtſpiel nicht im Verfall? D. H.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 17.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 77ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Jahres-Bericht der Leiſtungen des Königsſtädtiſchen Theaters vom 1. Mai 1825 bis 30. April 1826. (Schluß.) In eine Analyſe der 90 neuen Stücke ein zu gehen, würde ein wenig erfreuliches Geſchäft ſeyn, und der Leſer wird hoffentlich an dem obigen kleinen Regiſter-Extrakt genug haben; allein die Vollſtändigkeit des Berichts erfordert, wenigſtens die Schaale des ſauern Apfels zu durchbeißen, denn auch dem „Kleinen“ ſoll man ja kein Unrecht thun; doch wollen wir uns kurz faſſen.

Von den 14 neuen Opern verdient „das Zauberglöckchen“, das 8 Mal zur Aufführung kam, Erwähnung; ferner „der Tauſch“ (7 Mal); „die Italienerin“ wurde nicht mehr als 26 Mal, der „Schnee“ in 7 Monaten 13 Mal und „Aſchenbrödel“ 15 Mal, der „Unſichtbare“ in 6 Monaten 7 Mal, „Mädchentreue“ in 5 Monaten eben ſo oft gegeben, und endlich trat der „Türke in Italien“ in 2 Monaten 5 Mal auf. Dieß ſind 8 Opern; von den übrigen 6 ſind 4 durch die Familie Brice in franzöſiſcher Sprache gegeben worden, und nur zwei als verfehlt zu betrachten, nämlich der „preußiſche Grenadier“ und das „Feſt der Winzer“.

Unter den drei Zauberſpielen und Poſſen mit Geſang wollte der „travestirte Hamlet“ nicht munden, das „Roſenhütchen“ kam dagegen in 4 Monaten 8 Mal zur Aufführung, verſchwand aber dann plötzlich vom Repertoir, warum? iſt unbekannt, wahrſcheinlich weil man dem Publikum den Gefallen thun wollte, es mit deutſchen Opern ohne Roll-, Schritt- und Trillwerk zu verſchonen, oder weil irgend Jemand keine Partie darin hat. *) Der „Geiſt auf der Baſtei“ ſchleppte ſich ſo zu ſagen mit durch (in 7 Monaten 11 Mal), gehört aber auch zur Claſſe derjenigen Scherzſpiele, von denen geſagt werden muß: „Die Zeiten, Bruder, ſind nicht mehr!“

Von den 15 Vaudevilles und Liederſpielen gehören 4 der Familie Brice, 6 dem Hrn. Angely, 2 dem Hrn. v. Holtei und die übrigen verſchiedenen Bearbeitern. Dramatiſchen Werth hat kein einziges (?), doch haben die beiden Angelyſchen: „Das Ehepaar aus der alten Zeit“ und „Schülerſchwänke“, worin acht Berliner Jungfrauen eben ſo viele franzöſiſche Ecoliers, wie ſie nie exiſtirten, vorſtellen, ſogenanntes Glück, der Holteiſche „alte Feldherr“ aber förmliches Furore gemacht, wurde aber aus nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangten Gründen ſuspendirt. Den Preis im Niedrigen errangen die „Klatſchereien“, der „Neujahrstag der armen Leute“ und „Paris in Pommern“, alſo gerade die Hälfte der franco-transſpreeaniſchen Melodien-Fabrikſtücke.

Die drei Melodramen waren: „Verbrecher, Angeber und Richter“, „der Oberſt und der Sergeant“, beide von Hrn. Angely, und „die Schreckensnacht im Schloſſe Paluzzi“ — alle drei gingen ſpurlos vorüber, ohne ſich auf dem Repertoir erhalten zu können. Im vorigen Jahre haben wir geſagt (S. 424): „An der Wenzel Müllerſchen Muſik hat das Publikum viel Geſchmack gefunden.“ Diesmal müſſen wir berichten: Für die Wenzel Müllerſche Muſik hat das Publikum den Geſchmack verloren.

Von den neun Poſſen ohne Geſang (alſo nur neun bei einer Bühne, welche gerade die Poſſe zu cultiviren zum Zweck haben mußte!) erhielt ſich nur Albini's „Zu zahm und zu wild“ auf dem Repertoir; „Staberle in höhern Sphären“ (dem Vernehmen nach von L. Robert bearbeitet) wurde mißfällig aufgenommen; den „Wittwer“ rettete nur die Theilnahme der Demoiſ. Auguſte Sutorius vom Auspochen; die übrigen verdienen keine Erwähnung.

Die Luſt- und Schauſpiele, 38 an der Zahl, müſſen wir, um ſie richtig zu würdigen, in große und kleine theilen; der erſtern waren 9, der letztern 29. Unter den großen erwarb ſich der „Taubſtumme“ in den erſten Vorſtellungen großen Beifall, die „Corſen“, die „Verwandtſchaften“ und die „Großmama“, von Ziegler, dürften ſich erhalten, „das Blatt hat ſich gewendet“ vielleicht auch, aber „die Stricknadeln“ nur bei entſchieden beſſerer Beſetzung. Von den kleinen erwarb ſich, außer Hrn. Angely's „Schlafrock und Uniform“, nur „Verlegenheit und Liſt“, „Theaterſucht“, „der Hausdoktor“, „Blind geladen“, „der Prinz kommt“ und die „neue Frauenſchule“ das Recht öfterer Wiederholung; „Arm und Reich“, von Holtei, würde ſich vielleicht erhalten, wenn man es beſetzen könnte; ſeine „Sterne“ wurden das erſte Mal bei-, und mißfällig, ſpäter kalt aufgenommen und dann zurück gelegt. „Die Zufälle“ erlebten einen Mißfall, eben ſo „der Jüngling von Berlin“ (von einem hieſigen Schriftſteller) und „die Sprüchlein“, von Jul. v. Voß. Alles Uebrige iſt nicht der Rede werth. — Zu den acht Kleinigkeiten gehören auch diverſe Feſtſpiele und Prologe, von welchen eins beinahe übel abgelaufen wäre, und nur Bärmann's „Oberrock“ dürfte ſich erhalten.

So ſehen wir denn in faſt allen Kunſtzweigen dieſer Bühne im abgewichenen Theaterjahr das Trauerſpiel: „Irrthum auf allen Ecken“ lebendig aufgeführt, ohne daß es auf dem Repertoir geſtanden hat, und damit dies Urtheil nicht etwa hart erſcheint, betrachte der Leſer gefälligſt folgende Tabelle:

Von den 90 neuen Stücken

Nämlich:	Anzahl.	Erhielten ſich.	Lokal.	Verſchwanden vom Repertoir.
Opern	14	7	4	3
Vaudevilles u. ſ. w. .	15	8	5	2
Melodramen	3	–	–	3
Poſſen, Zauberſpiele				
(mit Geſang) . . .	3	1	–	2
(ohne Geſang) . .	9	1	–	8
Luſt- und Schauſpiele .	38	13	–	25
Kleinigkeiten	8	1	4	3
Summa .	90	31	13	46

Die Schauſpieler haben alſo beinahe die Hälfte aller neuen Stücke umſonſt einſtudirt. Wie ſehr übrigens das jetzige Repertoir gegen das vorjährige zurück ſteht, wird dadurch noch mehr bewieſen, daß von den 618 Stücken

231 dem alten Repertoir,
188 dem neuen angehörten und
199 neu gegebene Stücke waren.

Wir wollen dieſe Verhältnißzahlen uns genau merken, und im nächſten Jahr ſehen, ob von dem jetzten Repertoir (das nach der obigen Tabelle nur 32 bleibende Stücke zählt) eine ähnliche Anzahl für 1827 übertragen werden kann.

Um nun auch das Repertoir in Bezug auf vaterländiſche und fremde Produkte zu prüfen, ſind die ſämmtlichen

*) Die letzten Vorſtellungen vom „Roſenhütchen“ waren wenig beſucht. D. H.

Digitized by Google

Stücke nach Landsmannſchaften geſondert worden, und da hat ſich denn ergeben, daß von den 618 gegebenen

409 deutſche und
209 fremde Stücke zur Aufführung kamen.

Dies iſt ein unerhörtes (?) Verhältniß! Alſo jedes dritte Stück war ein fremdes? Würden demnach durch einen Zufall fremde Stücke verboten, ſo müßte vier Monat im Jahre die Königsſtädter Bühne geſchloſſen bleiben. Es iſt ſchlechterdings nicht an zu nehmen, daß die Armuth *) der deutſchen Muſe daran ſchuld iſt, vielmehr muß der Grund einzig und allein in dem frevelichen Haſchen nach ausländiſchem Gut geſucht werden, in dem Streben, ſich die Sache leicht zu machen, wobei es freilich bequemer iſt, zu überſetzen und mit fremden Federn ſich zu ſchmücken, als ſelbſt zu ſchaffen. Und das will eine deutſche Volksbühne ſeyn? Man gehe hin und frage nach in Wien und München, ob das dortige Repertoir ein ähnliches Verhältniß auf zu weiſen hat? Gewiß nicht! (?) Am ſchroffſten ſtellt es ſich bei den Geſangſtücken; von den 35 neuen waren ſogar 20 fremde und nur 15 deutſche, von den 55 Stücken ohne Geſang glücklicher Weiſe nur 14 fremde und 41 deutſche; von den 31, die ſich auf dem Repertoir erhalten haben, waren 20 deutſche Original-Stücke, was zur Genüge beweiſet, daß die deutſche Muſe nur der Aufmunterung bedarf, und nicht nöthig hat, ſich die Fremden über den Kopf wachſen zu laſſen.

Verſchwunden ſind die übrigen zweckmäßigen Einrichtungen, deren wie im vorjährigen Bericht rühmlichſt zu erwähnen Gelegenheit hatten. Ueber den an zu nehmende Stücke richtet kein Comittee mehr, auf das Urtheil eines Einzelnen (?) wird abgeſtimmt, und wehe einem Stücke, wenn zufällig jener Einzelne eins von ſeiner eigenen Arbeit auf das Repertoir zu bringen wünſcht, das geht natürlich vor, und da faſt allwöchentlich wieder eins fertig wird, ſo geht immer wieder eins vor, und die ganze Anſtalt dabei zurück.

Wahrlich, nach dem damaligen Stande der Dinge hat Herr Bethmann eine rieſenhafte, kaum zu löſende Aufgabe. Aber er iſt ihr gewachſen, und eben deshalb wird er ſie löſen. Er wird die ſogenannte große Oper und die Anmaßungen ihres Perſonals auf billige Schranken zurück führen, er wird der Vaudeville-Fabrik das Handwerk legen, wird aus dem reichhaltigen Schacht deutſcher Muſe das unterdrückte edle Geſtein zu Tage fördern, wird die vaterländiſchen Dichter ermuntern zu neuen Leiſtungen, und ſo den Geſchmack des Publikums nach und nach wieder auf die echte Bahn führen. Die Aufgabe iſt ſchwer, iſt unerhört ſchwer, aber ſie iſt zu löſen; es war leicht, den Geſchmack zu überreizen und zu verwöhnen, es iſt ſchwer, ihn wieder von Leckereien zu entwöhnen und den Gaumen für Hausmannskoſt empfänglich zu machen, aber Eifer, guter Wille, ein kräftiges Durchgreifen, und eine tief ausgebildete gründliche techniſche Kenntniß, ſind treffliche Stützen, die Herr Bethmann bekanntlich in ſich ſelbſt findet. Berlin, den 30 April 1826. A. v. Th.

Die Franzoſen nennen Manuel ſehr gewandt, vielleicht hauptſächlich deshalb, weil er ſehr gut Franzöſiſch ſpricht. General Roche äußerte ihm eines Tages: Es ſey merkwürdig, daß man ſich in Frankreich eigentlich faſt mehr für die griechiſchen Angelegenheiten intereſſire, als in Griechenland ſelber. — „Weil“ — antwortete M. — „es leichter iſt, zu ſprechen, als zu handeln!“ — Roche entgegnete: „Nein, ich glaube vielmehr, weil jeder Liebhaber immer mit Vergnügen an ſeinen geliebten Gegenſtand denkt!“ — „Möglich!“ ſchloß M.; „ich bedaure nur, daß Ihre Liebe bis jetzt immer ſo platoniſch geblieben iſt!“ (Pandore.)

*) Wohl aber die dem Königsſtädtiſchen Theater auferlegte Beſchränkung. D. H.

Bemerker. No. 17. 1826.

Ankündigung.

Mittagblatt.*)

Eine Mitleid-Zeitung

für einen leidenden Theil der Menſchheit.

Auf Papier ohne Ende gedruckt.

Preis: die Elle fünf Dreier.

Die Mitternachtglocke des Jahres 1826 ward die Geburtſtunde eines Mitternachtblattes. Morgen- und Abendzeitung füllen ſchon zwei andere Abſchnitte des aſtronomiſchen Tages. Es fehlt nur noch ein Mittagblatt, und jede Station des Menſchen, auf ſeiner täglichen Reiſe um die Erdachſe, iſt mit dem Bedarf an Druckpapier verſehen. — Erſcheint daher im Allgemeinen ſchon das hier angekündigte Mittagblatt gleichſam als der Schlußſtein des berühmten Thierkreiſes von Denderah, und füllt alſo wirklich eine Lücke in der ſchönen Literatur aus, ſo iſt doch fürwahr die Maſſe der erſcheinenden ſchöngeiſtigen Tagesblätter jetzt ſo groß, daß es ordentlich eine Luſt iſt, zu ſehen, wie jeder Neuling auf dieſem deutſchen, überfüllten belletriſtiſchen Markte eine Apologie ſeines Erſcheinens voraus ſendet, und, mit den Ellenbogen rechts und links ſich Platz machend, zum voraus erklärt, und durch bezahlte Ausrufungen erklären läßt: daß er nur eine Lücke in der werthen Geſellſchaft aus zu füllen beabſichtige.

Auch das Mittagblatt nimmt ſich daher die übliche Freiheit, hiemit zu erklären: daß es keinen der werthen Anweſenden auf den Kopf oder auf den Beutel zu treten Anſpruch mache, ſondern nur aus reiner Humanität, alſo aus ungewöhnlichen Gründen und höchſt ungern, erſcheine, indem es ſich gedrungen fühle, einem wahren Nothbedarf unſrer Zeit ab zu helfen. Die Angaben, wodurch es dieſe ſeine Verwegenheit rechtfertigt, ſind folgende:

*) Dieſer parodiſche Scherz iſt geſchrieben, ehe man etwas davon vernahm, daß wirklich ein „Mittagblatt“ erſcheinen würde; es ſoll alſo keinesweges eben dieſes Unternehmen damit perſiflirt werden.

1. Die erhabene Weltordnung führt, wie die Erziehungs-Geſchichte der Menſchheit beweiſet, das Menſchengeſchlecht von der phyſiſchen zur pſychiſchen Ausbildung. Das Fleiſch ſoll getödtet werden: der Geiſt aufſtiegen zur Sonne. — Den Falken richtet man ab zum kunſtgerechten Aufſteigen, durch Entziehung von Trank, Speiſe und Schlaf — warum nicht auch den Menſchen? — Wie Pech klebt der Leib am Geiſte. Menſchen! ertödtet Fleiſch und Bein, und der Geiſt wird frei werden. Uebt Euch nur eine Zeitlang in der Enthaltſamkeit der Leibesnahrung und des Schlafes, und ſiehe! — habt Ihr es darin erſt bis zur Vollkommenheit gebracht, ſo wird Euch in dieſer Welt kein Zahn wieder wehe thun. Iſt es aber die Abſicht des Mitternachtblattes, den Schlaf — des Morgenblattes, den Kaffee, und der Abendzeitung, die Theefreuden dem Menſchen ab zu gewöhnen, ſo würde das Entwöhnungs-Syſtem immer unvollkommen bleiben, wenn die thieriſche Menſchheit ſich noch an dem Mittageſſen erholen könnte. Um dieſes zu verhindern, iſt daher das Mittagblatt durchaus nothwendig, damit jene Abſicht der höchſten Weltordnung befördert werden möge.

2. Der geiſtvolle Herausgeber des Mitternachtblattes iſt bekannt und gefürchtet wegen einer ſcharfen Krebsſcheere, die er führt. Bekannt iſt es auch — wenn ich nicht irre, aus einer engliſchen Reiſebeſchreibung — daß deſſen geiſtige Thätigkeit um die Mitternachtſtunde ſo gewaltig, daß die Nachbarn dadurch aus dem Schlafe geweckt werden ſollen. Es wird daher das Mitternachtblatt den höchſt rectificirten Spiritus dieſes, an ſich ſchon gewaltigen Geiſtes, empfangen. In einer Zeit, wo das: Laissez-faire! als erſtes Princip der Staatswirthſchaft empfohlen wird und den Inbegriff des practiſchen Naturrechtes in der Gelehrten-Republik bildet, muß eine ſolche Erſcheinung, die alle nur etwas hohlen Köpfe mit völliger Vernichtung bedroht, eine Wirkung machen, wie Perkins Dampfkanonen in der Strategie. Um daher nur einigermaßen das politiſche Gleichgewicht zu erhalten, iſt es durchaus nothwendig, daß ein anderes Blatt den entgegengeſetzten Grundſatz befolge — und zu dieſer hochwichtigen Rolle iſt das Mittagblatt auserſehen.

3. Wenn wir nämlich die Schriftſteller unſerer Zeit mit Vögeln, Säugethieren, Fiſchen, Inſecten und Gewürmen vergleichen dürften, je nachdem ſie entweder in Nebeln ſchwebeln, oder zur Sonne mit Wonne aufſteigen, oder nach Sternen ſich entfernen; je nachdem ſie dem Menſchen nützliche und lebendige Junge gebären, oder im Waſſer ſchwimmen und ihren Röggener los zu werden ſuchen, oder auch mit weißem kaltem Blute begabt, die Menſchen beläſtigen — namentlich mit Pränumerations- und Subſcriptions-Ränken (Liſten und Ränke ſind ja wohl ziemlich gleichbedeutend?) — oder endlich nichts Eigenes geben, ſondern nur die Todten benagen; ſo bleibt es doch ausgemacht, daß die Gattung der Fiſche durch das Mitternachtblatt am meiſten in Nothſtand verſetzt werden wird, wenn der Poſeidon deſſelben den Dreizack ſchwingt, und ſein: „Quos ego!“ ausruft. — Was wollten nun ſolche Schriftſteller wohl anfangen, wofern ihnen nicht mitleidvoll das Mittagblatt ſeine Schleuſen und Arme öffnete und liebreich ſpräche: laſſet die Unmündigen zu mir kommen! —

Damit hätten wir zugleich die Tendenz unſeres Blattes angedeutet. Daſſelbe ſoll in der ſchönen Literatur gleichſam eine Fabrik von Dünger bilden, indem es die Abgänge derſelben nutzbar macht. Alle Schriftſteller, die von fünfzig ſchöngeiſtigen Tageblättern zurück gewieſen ſind, ſollen hier, in unſerm Inſtitute, ihre geheimen Schlupfwinkel finden, ſofern ſie nur ſelbſt von der Vortrefflichkeit ihrer Leiſtungen ſich überzeugt fühlen.

Wenn es nun an ſich ein groſſes Vergnügen iſt, die eigenen Federproducte (um nicht Geiſtesproducte zu entweihen) gedruckt zu leſen, und man heut' zu Tage wohl annehmen darf, daß wenigſtens ein Fünftheil der Menſchheit zu der Secte der Schreibſeligen oder Schreibverdammten gehört, ſo iſt nicht zu verkennen, daß die Tendenz des Mittagblattes, als Mitleidzeitung für einen leidenden Theil der Menſchheit, eine rein menſchliche ſey, indem es ein Fünftheil derſelben zu den glücklichſten Sterblichen macht. Aus dieſem Grunde erwarten wir auch ſo zahlreiche Beiträge, von deren Vortrefflichkeit ſich auf Erden kein Menſch will überzeugen laſſen, als der Verfaſſer ſelbſt, — daß wir uns veranlaßt geſehen haben, ein allzu leer gewordenes Schauſpielhaus zu Aufſpeicherung der eingehenden Manuſcripte an zu kaufen.

Da ſolche Beiträge bei einigen andern Blättern auch nicht einmal gratis angenommen werden, ſo wird den geehrten Einſendern es nicht unbillig erſcheinen, wenn wir für die Aufnahme derſelben ein angemeſſenes Honorar, als Beitrag für die Druckkoſten — oder eigentlich als Herzſtärkung für die Setzer, damit dieſe nicht einſchlafen — erwarten. — Auf die Theilnahme des Publikums dürfen wir aus vielen Gründen mit Sicherheit rechnen:

1. Hat ſich ſeit einiger Zeit eine epidemiſche Leſe-Manie verbreitet, deren bedenkliche Symptome in einer Voracität beſtehen, welche Alles verſchlingt, was ſchwarz auf weiß, oder grau in grau gedruckt wird; beſonders wenn einige Schande damit verbunden iſt, es geleſen zu haben. Jedenfalls könnten wir um ſo eher Verzicht leiſten darauf, daß das Publikum unſer Mittagblatt leſen wird, als wir ſchon eine große Menge Leſer und zwar höchſt entzückte Leſer gewinnen werden, dadurch, daß jeder Mitarbeiter ſeine Beiträge wieder leſen dürfte.

2. Da man überhaupt, bei der Menge von ſchöngeiſtigen Zeitſchriften, gar nicht mehr auf das: geleſen werden — rechnen darf, ſo möchte wohl der Werth eines Blattes ſich hauptſächlich durch deſſen Tauglichkeit zum ökonomiſchen Gebrauch bedingen laſſen. In dieſer Hinſicht wird nun aber das Mittagblatt Alles übertreffen, was — abgeſehen von den vier Fuß großen amerikaniſchen Zeitungen — jemals von einem deutſchen Tageblatte geleiſtet worden iſt. Die Weichheit des Papieres wird dabei eben ſo ſehr zu ſtatten kommen, als das endloſe Format, welches jede beliebige Größe zuläßt. — Vorzüglich können wir unſer Mittagblatt in den Monaten ohne R. den Krebseſſern empfehlen, um damit die Servietten der Hausfrauen zu conſerviren. Auch zum Fenſterputzen wird unſer Blatt vorzügliche Dienſte leiſten, nachdem zuvor das leicht darauf haftende Druckergrau heraus gewaſchen ſein wird, — reiſenden Damen zum Einpacken, — armen Pferdeliebhabern zum Einſtreuen, ſtatt des theuren Strohs; — zum Ankleben der Zimmer, — zu Decorationen für Liebhabertheater — und zu holländiſcher Pappe kann durchaus kein tauglicheres Material gefunden werden.

Die Wohlfeilheit des Preiſes ſetzt in Erſtaunen. Die Geſchichte der Bibliopolie kennt nichts Aehnliches; — etwa den deutſch zurecht gemachten Shakespeare ausgenommen. Daß die Wohlfeilheit eines Buches in Deutſchland den Abſatz mehr befördert, als die innere Güte deſſelben, ſahen wir ja aus einer Vergleichung der Bekanntmachungen jener Shakespearemache, mit der Heruntermache in den Literatur-Zeitungen.

Damit nun aber ein ſo coloſſales Unternehmen ſeinen ununterbrochenen Fortgang geſichert ſehen möge, ſo haben wir für gut befunden, eine Dampfpreſſe neben einer Fabrik von Papier ohne Ende an zu legen und daneben eine Caravanſerei zu erbauen, für Schriftſteller, welche uns wegen Aufnahme ihrer Beiträge überfallen werden.

Zur Ausführung dieſes Plans fehlt nur noch eine Kleinigkeit: — der Verleger. — Der Stand unſers Buchhandels läßt aber durchaus nicht bezweifeln, daß, um eine ſolche Maſſe von Papier-Productionen zu befördern, mit beiden Händen zugegriffen werden dürfte. — Bis dahin mögen ſich die werthen Leſer mit andern unſerer Tageblätter begnügen, wovon einige ſchon

viel Anlage zeigen, in die vorbehaltene Tendenz unſeres Mittagblattes hinein zu pfuſchen.

*********, im Januar 1826. ********.

An den Herausgeber des „Geſellſchafters".

Sie haben ſich neulich in Ihrer Zeitſchrift der Gegend nach dem Schleſiſchen Thore hin angenommen und zum Beſten der Menſchen und Pferde eine Bepflaſterung der dortigen Straßen gewünſcht; wir wagen die Bitte, daß man auch der Linienſtraße mit einem ſolchen Heilmittel zu Hülfe kommen möge. Es iſt nicht die ſchlechteſte Straße von Berlin, was die Häuſer betrifft; aber, wenn Jemand Berlins Staub im Sommer, Berlins Schmutz im Winter gründlich kennen zu lernen wünſcht, ſo darf die Linienſtraße dazu als vorzügliches Hülfsmittel empfohlen werden. Sollten Sie, Herr Herausgeber, an unſern Worten zweifeln, ſo ſind wir gern erbötig, Sie mit einem Wagen abzuholen, wenn eben die Wogen des Staubes über uns zuſammen ſchlagen, daß Häuſer und Menſchen dazwiſchen nur wie etwas verdichteter Staub erſcheinen; und dann wieder ein ander Mal, wenn die Fußgänger auf dem Wege ſo verſinken, daß ſie ſämmtlich wenigſtens einen halben Fuß an ihrer Höhe verlieren. Es iſt zwar eine ſtarke Zumuthung, Sie deshalb zwei Mal zu incommodiren, aber Sie können dann doch aus Erfahrung urtheilen; und iſt Ihnen daran nichts gelegen, uns liegt ſehr viel daran, weil Sie öfter darüber ſprechen könnten, wenn es etwa nicht gleich helfen ſollte. Vorläufig thun Sie uns gewiß den Gefallen, jetzt, wo der Staub bei uns in Bewegung iſt, auch wegen der Hülfe einige Bewegung zu veranlaſſen. Herzlich danken Ihnen im voraus:

Mehrere Bewohner der Linienſtraße in Berlin.

Was doch Alles behauptet wird!

In der „Abendzeitung" Nr. 36 bezieht Tieck die Worte Macduff's: „He has no childern!" auf Malcolm. „Die Stelle", ſagt er, „iſt ſo oft auf Macbeth bezogen worden, da doch der vom Schmerz zerriſſene Vater hier offenbar den Malcolm meint, und dieſes Jünglings lauen Troſt mit den wenigen Worten halb verhöhnend abweiſet — Er (Malcolm) hat keine Kinder!"

Wir ſetzen die Stelle in ihrem Zuſammenhange her.

Roſſe kommt aus Schottland zum jungen Malcolm nach England. Er bringt an Macduff die entſetzliche Nachricht von der Ermordung ſeines Weibes und ſeiner Kinder, kann ſich aber nicht entſchließen, das Herz des Gatten, des Vaters zu durchbohren, und hält ſo lange als möglich damit an ſich. Auf Macduff's Frage:

Iſt es in Schottland noch wie ſonſt?

antwortet er: „Das arme Land; nicht mehr unſre Mutter, nein, unſer Grab!" — und fährt dann in der Beſchreibung des Elends im Vaterlande fort. Malcolm unterbricht ihn: „Was iſt das neuſte Weh?"

Roſſe. Jeder Augenblick gebiert ein neues.

Macduff (wird aufmerkſamer).

Wie geht es meinem Weibe?

Roſſe (verlegen). Nun ganz wohl!

Macduff. Und meinen Kindern?

Roſſe (noch verlegener). Ebenfalls!

Macduff (immer angelegentlicher). Der Wüthrich hat

In ihrer Ruhe doch ſie nicht geſtört?

Roſſe (verbirgt ſich hinter Doppelſinn, weil er es noch nicht über's Herz bringen kann, die Wahrheit von ſich zu geben).

O nein, ſie ruhten ſanft, als ich von ihnen ſchied.

Macduff (ungeduldig und ahnend).

O knauſ're nicht mit deinen Worten ſo: wie geht's?

Roſſe (nach langen Umſchweifen, wo er zum Allgemeinen wieder abſpringen möchte, von Macduff gedrängt, von Malcolm aufgefordert, das Aergſte, was er verbergen will, aus zu ſprechen, auch von ſeinen Mienen verrathen, und nachdem Macduff das Schreckliche ſchon halb geahnt hat, ſagt er endlich):

Eu'r Schloß iſt überfallen, Weib und Kinder

Grauſam gemordet —.

Und nun beginnt, nach langer Pauſe, Macduff:

Und meine Kinder auch?

Dann erſt:

Mein Weib auch todt?

Wer bemerkt hier nicht, daß ihm die Kinder das Liebſte, lieber als ſein Weib ſind? daß er über Alles Vater iſt?

Roſſe. So iſt's!

Malcolm. Kommt, faſſet euch;

Wir wollen Arzenei aus unſrer Rache ſchaffen,

Dies tödtend Weh zu heilen

Und nun folgt auf das Wort Rache Macduff's Seelenſeufzer, daß er dieſe Rache nicht in vollem Maaße üben kann. Macbeth tödten? Dieſe Rache iſt nur halb. Er hat ja keine Kinder. — „An ſeinen Kindern kann ich mich ja nicht an ihm rächen. Was iſt mir ſein Leben, ſein Blut, ſein Tod?" — Und, als ob es noch einer Beſtätigung bedürfe, ſetzt er hinzu:

Alle meine Lieben?

Sie Alle, ſagt ihr? —

Und hier wagt es ein Kritiker, zu behaupten: Macduff, im höchſten Schmerze ironiſch und halb verhöhnend, habe gedacht und geſagt:

„Was weiß der Jüngling Malcolm vom Schmerze eines Vaters? Der Jüngling Malcolm hat ja keine Kinder, hat keinen Gedanken von dieſem erſten Naturtriebe."

Mich wundert, daß — nach dieſer Erklärung — er nicht den Shakſpeare ſagen läßt:

He has no wife, no childern!

(Malcolm hat weder Weib noch Kind!)

Aber halt! dieſes no wife erinnert vollends daran, daß von Macbeth, und nicht von Malcolm die Rede iſt. Macbeth lebt, an ihm kann ich mich rächen; ſein Weib lebt, an ihr kann ich mich rächen; aber was iſt das Alles? Er hat keine Kinder, dieſe kann ich nicht morden, wie er die meinigen: meine Rache kann nur halb ſeyn:

Alle meine Lieben?

Wie, meine Küchlein und die Henne auch?

Ich bitte Herrn Tieck ſehr um Verzeihung; aber diesmal kann ich weder ſeinem Gefühl noch ſeiner Kritik beipflichten. C.

F r a g e.

Wäre es nicht endlich einmal Zeit, eine Buchdrucker-Sitte ab zu ſchaffen, welche nur in Deutſchland ſtatt findet, und bei dem Leſen auffällt, aufhält und den Sinn für das Auge verunſtaltet? Ich meine die Punkte nach den römiſchen Buchſtaben, welche den Namen der Könige u. ſ. w. angehängt werden, um die Zahl des Regierenden zu bezeichnen; z. B. Carl I. Friedrich II. Ludwig XIV. u. ſ. w. Am Schluſſe eines Satzes ſtehen ſie am rechten Orte; mitten im Satze keinesweges. Nur ein Beiſpiel. In Becker's „Weltgeſchichte" ſteht:

Jacob I. Sohn und Erbe Carl I. war ein Fürſt u. ſ. w.

Sollte man nicht denken, man ſehe und leſe:

Jacob I.

Sohn und Erbe, Carl I.

War ein Fürſt u. ſ. w.

Warum nicht lieber, wie im Engliſchen, Italieniſchen, Franzöſiſchen u. ſ. w.: „Jacob's I Sohn und Erbe, Carl I, war ein Fürſt u. ſ. w.? —l.

Der Geſellſchafter

oder

Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 17. Mai. 78ſtes Blatt.

Aus dem „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien“.

(Schluß.)

Wir beſuchten von hier aus einige benachbarte Dörfer, und da es gerade Oſterfeſt war, ſo fanden wir die Einwohner allenthalben tanzend, und ſich im Grünen die Zeit vertreibend. Unſer Wirth Janetatſchi war mit dem alten und neuen Zuſtand von Maina ſehr gut bekannt; er verſicherte uns, im Fall der Noth könnten wohl 12 bis 15000 Mann die Waffen ergreifen. Alle Mainotten lernen von Jugend an mit dem Gewehr umgehen, und ſobald ſie erwachſen ſind, erſcheinen ſie nie ohne daſſelbe. Dies iſt auch mit dem Säbel der Fall. Bei jedem Dorfe ſind Felder, wo ſich die Knaben im Tartſchenwerfen üben. Selbſt Weiber und Kinder nehmen an ſolchen Uebungen Theil. In den Thälern und an den Bergen hin liegen die kleinen Dörfer mit ihren Kirchen zerſtreut, und das Land um ſie her iſt wie ein Garten angebaut. Wir gingen durch mehrere ſolcher kleinen Weiler, deren Einwohner uns neugierig anſtaunten. Die Leute, die uns begleiteten, baten uns mit der herzlichſten Gutmüthigkeit, wir möchten ſo lange Halt machen, bis ſie ihre Freunde von unſerer Ankunft unterrichtet hätten; denn die Meiſten hätten noch keinen Fremden geſehen. Kaum hatten wir unſere Einwilligung gegeben, ſo liefen ſie davon, und wie ſich die Nachricht verbreitete, ſich Schüſſe hören ließen und beantwortet wurden, ließ man auch die Arbeit ſtehen, und Männer, Weiber und Kinder flogen uns bei unſerer Annäherung entgegen. Die Männer drückten uns auf eine herzliche Art die Hand, hießen uns in ihrem Lande willkommen, und ganze Trupps folgten uns auf unſerer Reiſe nach.

Cardamyla, das alte Cardamyle, iſt ein kleines Dorf mit vier Thürmen, welche den Häuptlingen gehören, die ihre Beſitzungen in der Nähe haben. Beinahe jeder Einwohner war ein Verwandter der Häuptlinge, weil in dieſen Bezirken ſelten Familien auswandern, und die verſchiedenen Zweige der Verwandtſchaft mit dem Hauptſtamme vereinigt bleiben. Hinter dem Dorfe iſt eine Felſen-Anhöhe, auf welcher man noch einige Spuren der alten Akropolis von Cardamyla ſieht. Unterhalb derſelben ſind mehrere Höhlen und Ueberreſte von alten Grabmälern. Wir wohnten den Uebungen der Dorfkinder im Gebrauch des Gewehrs bei, und fanden zu unſerm Erſtaunen, daß man dieſe mit vieler Zweckmäßigkeit ſchon in ihrem 8ten und 10ten Jahre vornahm. Eine Gruppe von Weibern und Mädchen warf, auf einem andern Platze des Dorfes, mit Steinen und Kugeln nach einem Ziele. Sie ſchienen darin ſehr geübt, und der Häuptling verſicherte uns, ſie wären mehr als einmal, in ihren kleinen Kriegen, ihren Vätern und Brüdern in's Feld gefolgt, und die Männer ſuchten ſich in ihrer Gegenwart um ſo mehr auszuzeichnen. Wir beſuchten nun den kleinen Weiler von Leuktra, dicht am Strande, wo ich meinen alten Kreſpapuolo *) im Kreiſe ſeiner Familie wieder fand. Er

*) Der Schiffs-Capitain, der den Reiſenden nach Griechenland brachte.

Digitized by Google

ruhte nicht eher, bis wir unſer Quartier bei ihm genommen hatten. Das Seefahrer-Leben hatte er aufgegeben, und beſchloſſen, ſeine noch übrigen Tage in Ruhe zuzubringen. An Ruhe für uns war indeß an dieſem und den folgenden Tagen nicht zu gedenken, da es von neugierigen Landleuten nicht leer wurde, welche die Fremden ſehen wollten. Von Alterthümern waren nur wenige und unbedeutende Spuren zu finden. Der Capitano Chriſteia war der Eigenthümer eines Thurmes bei dem Felſen von Pephnos und ſtand in großem Anſehen. Marathoniſi war jetzt die Reſidenz des Beys. Sie beſteht nur aus einer einzigen Gaſſe am Strande hin. Der Bey hieß Zanet und beſaß ein großes und ſtarkes Caſtell, eine halbe engliſche Meile vom Orte. Er empfing uns indeß in ſeinem Hauſe in der Stadt, wo er ſich jetzt aufhielt, ſehr artig und zuvorkommend.

Der älteſte Sohn des Krespapuolo, der die Geſchäfte des Vaters übernommen hatte, und ohnehin in Handels-Angelegenheiten nach der Inſel Andros abfuhr, erbot ſich, unſere in Makroniſi zurückgelaſſenen Effekten entweder ſelbſt nach Korinth zu führen, oder dafür Sorge zu tragen, daß ſie dorthin gebracht würden. So wurden wir der Mühe überhoben, abermals nach Makroniſi zurückzugehen, und konnten unſern Weg zu Lande nach Korinth nehmen, um über den Iſthmus nach Böotien zu gehen. Ein Boot brachte uns nach der Mündung des Eurotas, der hier durch Sümpfe fließt, die von einer reichen und fruchtbaren Ebene begrenzt ſind, welche vormals das Eigenthum der unglücklichen Heloten war, deren Namen ſie noch führt, da ſie Helios heißt.

Wir waren von der Seite von Kalamatta nach Maina herein gekommen, und verließen es durch das Thal des Eurotas nach Miſiſtra, durch einen Landſtrich, über welchen die Türken zwar nur eine geringe Gewalt haben, wo uns der Schutz der Mainotten indeß doch nichts mehr nützte. Bis Miſiſtra war das Land in den Händen der Bardunioten, welche ein Stamm geſetzloſer Landſtreicher ſind, und öfters, wiewohl ſehr irrig, zu den Mainotten gerechnet werden. Wir reiſten durch ihre Dörfer und hatten nur Schutz in unſerer ſtarken Begleitung. Die Thäler des Eurotas ſind ſchön, und reich an Abwechſelungen; an einigen Stellen ſind ſie breit, an andern ſo ſchmal, daß ſie Päſſen gleichen; aber durchgängig rauh und unangebaut, mit wenigen Ausnahmen in der Nähe der Dörfer, die von vertriebenen Albaneſiſchen Landleuten bewohnt werden, welche für Reiſende gefährlich ſind, da jedes Verbrechen unter ihnen ungeſtraft bleibt.

Mit der Rückkehr nach Korinth war unſere Reiſe durch Morea, welches wir während drei Monaten nach allen Richtungen durchſtrichen hatten, geendet.

Die heilige Ida.

(Schluß.)

Die fromme Ida trauerte mit gläubiger Ergebung um den Tod ihres geliebten Gemahls, welcher durch die dunklen Pforten der Verweſung ihr voran ging in die himmliſchen Freudenhallen des ewigen Lebens. Seinen Leichnam begrub ſie in die Gruft einer kleinen Kapelle, welche ſie neben der Kirche, die ſie auf dem Befehl des Herrn geſtiftet hatte, an der Stelle erbaute, wo in den Tagen der Liebe im Arme des edlen Grafen der Engel Gottes im Traume ihr erſchienen war. Sie ſelbſt zog ſich mit ihren Freundinnen Begga und Gertrude zurück in die heilige Einſamkeit der ſtillen Kapelle; um abgeſchieden von dem rauſchenden Strome der eitlen Welt, an der Gruft des verklärten Gatten, eine Prieſterin des Himmels, in frommer Andacht und inbrünſtigen Gebeten, ihre gottſeligen Tage zu beſchließen. Noch bei ihren Lebzeiten ließ ſie einen ſteinernen Sarg für ſich verfertigen, welchen ſie täglich mit Almoſen und Goldſtücken anfüllte, die ſie mit milden Händen unter die Armen vertheilte. Gleich der Blume des Mittags, die ihr glänzendes Haupt den Strahlen der Sonne entgegen richtet, reifte ihre fromme Seele, eine Blume Gottes, dem ewigen Lichte entgegen. Die Gedanken des Staubes waren abgeſtorben in ihrem gottbeſeligten Buſen, und die eitlen Wünſche der Sterblichen fanden keinen Raum mehr in ihrem, dem Himmel geweihten Herzen. Und wie in milder Mondſchein-Nacht ein liebliches Veilchen ſanft aushaucht ſein duftiges Blumenleben in das würzige Blüthen-Meer des balſamiſchen Aethers: ſo floh in der Stunde des Todes der warme Hauch des Lebens aus ihrem reinen Buſen ſanft über die betenden Lippen. Die Sterne aber klangen melodiſch in ſphäriſchen Harmonien in den goldenen Höhen des Aethers: und der geöffnete Himmel war wie ein wunderherrlicher Regenbogen in roſigem Glanze an zu ſchauen, aus dem die Engel des Paradieſes mit den Palmenzweigen des ewigen Lebens auf die erſtaunte Erde hernieder winkten.

So weit die Worte des alten Pergaments. Aus der halb erloſchenen Inſchrift des ſteinernen Sarges in der Gruft der Kapelle, und aus andern alten Traditionen und Urkunden, die ſich in dem Archive der Herzfeldſchen Kirche befinden, ſcheint ſo viel hervor zu gehen, daß die heilige Ida zwiſchen den Jahren 826 und 830 in ein beſſeres Daſeyn abgerufen wurde, um den Lohn für ihr reines Leben zu empfangen. Sie wurde in dem ſteinernen Sarge, aus welchem ſie die Fülle des Wohlthuns den Armen ſo reichlich geſpendet hatte, beigeſetzt in der von ihr erbauten Kapelle; und am erſten Dezember des Jahres 980 wurden ihre heiligen

Gebeine vom Münſterſchen Biſchof Dodo erhoben, worauf ein Theil der Herzfeldſchen Kirche zu Ehren ihres heiligen Namens eingeweiht wurde. Eine Menge von Wundern ſollen ſich an ihrem Grabe ereignet haben. Aber das größte iſt: wenn ein Fürſt der Gerechtigkeit mit dem Scepter der Milde im Segen des Friedens über glückliche Völker herrſcht; und dem beſten der Könige, wie einem guten Vater, die Herzen der treuen Unterthanen mit den Pulſen des Dankes und der Liebe entgegen ſchlagen!

Hiſtoriſche Anmerkung.

Den Beweis, daß die heilige Ida die Stamm-Mutter des jetzt regierenden Königs von Preußen iſt, möge folgende Stamm-Tafel liefern (S. „Münſteriſche Sagen und Legenden" S. 27).

I. Ida und Egbert. II. Adela, Ida's Tochter. Der Name ihres Gemahls iſt unbekannt. III. a. Kaddo, Adela's Sohn, Stamm-Vater der Grafen zu Tekenebnrg. III. b. Addan (Albert), Bruder des Vorigen. IV. Godſchalk, Addan's Sohn. V. Landward, Sohn des Vorigen. VI. Bernard, Sohn Landward's. VII. Bernhard, Graf im Emsgau, 1062, 1096. VIII. Egbert, 1129, ſtarb 1150. Gemahlin: Adelheid, erſcheint 1150. IX. Heinrich, 1150, 1173. Gemahlin: Eliſabeth, Tochter Egilmar's des Zweiten, Grafen von Oldenburg. X. Simon, 1185, ſtarb 1207. Gemahlin: Adelheid. XI. Otto, ſtarb 1262. Gemahlin: Mechtilde, Gräfin von Oldenburg. XII. Heinrich, vermählt 1238 mit Jutta, Tochter Otto's, Grafen von Ravensberg. XIII. Otto, Graf von Tekenebnrg, ſtarb 1265. Gemahlin: Richaedis. XIV. Otto, ſtarb minorenn 1291. Gemahlin: Beatrix von Rittberg. XV. Otto, 1304 — 1327. Gemahlin: Kunigundis von Hoya. XVI. Nicolaus, 1310 bis 1360. Gemahlin: Helena. XVII. Otto, 1305—1394. Gemahlin (erſte): Irmgard. XVIII. Nicolaus, 1370—1424; Graf zu Tekenebnrg, Herr zu Rheda. Gemahlin: Liſa, Tochter Dietrich's, Grafen von Meurs. XIX. a. Otto, 1420 — 1450. XIX. b. Adelheid, Otto's Schweſter, Gemahlin (1415) Wilhelm's Grafen van Berge. XX. Gebhard, Herzog von Jülich und Berge. Gemahlin: Sophie von Lauenburg. XXI. Wilhelm, Herzog von Jülich und Berge. Gemahlin: Sybille, Albert's, Markgrafen van Brandenburg, Tochter. XXII. Maria, Gemahlin Johann's von Cleve und Herzogs van der Mark. XXIII. Wilhelm, Herzog von Jülich u. ſ. w. Gemahlin: Maria, Tochter Kaiſer Ferdinand's des Erſten. XXIV. Maria Eleonore, geboren 1550, Gemahlin Albert Friedrich's, Herzogs von Preußen, Markgrafen von Brandenburg, 1572, ſtarb 1608. XXV. Anna, geboren 1576. Gemahl: Johann Sigismund, Churfürſt von Brandenburg. XXVI. Georg Wilhelm, geboren 1593, ſtarb 1640; Churfürſt van Brandenburg. Gemahlin: Eliſabeth Charlatte, Tochter Friedrich's des Vierten von der Pfalz. XXVII Friedrich Wilhelm, geboren 1620, ſtarb 1688; Churfürſt van Brandenburg. Erſte Gemahlin Luiſe Henriette, Tochter Heinrich Friedrich's von Oranien. XXVIII. Friedrich der Dritte, geboren 1657, Churfürſt von Brandenburg, König von Preußen, 1701. Gemahlin (zweite): Sophie Charlatte, Tochter des Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg. XXIX. Friedrich Wilhelm, geboren 1688, König von Preußen, ſtarb 1740. Gemahlin: Sophie Dorothea, Tochter Georg Ludwig's, Churfürſten von Hannover. XXX. a. Friedrich der Zweite (der Große), König von Preußen, gebaren 1712, ſtarb 1786, ohne Descendenz. XXX. b. Deſſen Bruder, Auguſt Wilhelm, Prinz van Preußen, gebaren 1722, ſtarb 1758. Gemahlin (1742): Luiſe Amalie, Tochter Ferdinand Albrecht's, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. XXXI. Friedrich Wilhelm der Zweite, geboren 1744, König 1786, ſtarb 1797. Gemahlin (zweite): Friederike Luiſe, Tochter Ludwig's, Landgrafen zu Heſſen-Darmſtadt. XXXII. Friedrich Wilhelm der Dritte, gebaren 1770. Gemahlin: Luiſe, Tochter Carl Ludwig's, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, ſtarb 1810.

Ernſt Groſſe.

Der ſchönſten Spröden.

Als Opfer nah'n wir deinen Reizen,
Doch tödtet Manchen auch das Leid,
Sieht er dich mit der Schönheit geizen —
Dein Ruhm muß weichen mit der Zeit.

Ja, lebteſt du in Adams Tagen,
Von dir nähm' er den Apfel gleich;
Und ewig müßte Jeder klagen:
Sie ſendet mich in's Todtenreich!

Und hätte Paris dich geſehen,
Dann mußten ſich umſonſt bemüh'n
Die Göttinnen: — er ließ ſie gehen,
Um deine Schönheit vor zu zieh'n!

Doch iſt dir dieſer Ruhm verloren,
So tröſte mich, den du gequält;
Der, ob er ſich den Tod erkohren,
Zu ſeiner Göttin dich erwählt.

Franz Porta.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 6. Mai im Königlichen Theater: „Sargines", Muſik von Paer. — — —.*) Genug, Mad. Seidler („Sophie") wurde vor dem Anfange der Oper entſchuldigt und angezeigt: daß ſie noch heiſer ſey. So ging viel Schönes gänzlich und der Zuſammenklang in mehreren Enſemble's zum Theil verloren. Das Spiel der Mad. Seidler war meiſt zu loben. — Hr. Bader („Montigny") ſang und ſpielte, wie immer, trefflich; nur muß man ſich nicht in entſcheidenden Momenten (ſo hier bei Ankündigung der Schlacht) verſprechen; es iſt wohl verzeihlich, aber doch, namentlich in einer ſo bedeutenden Rede,

*) Die Einleitung dieſes Aufſatzes berührt Nebendinge, die nicht der öffentlichen Verhandlung angehören, und es iſt zur Aufrechthaltung der allgemeinen Schicklichkeit, ſo wie der literariſchen Sitte, eben mehr als jemals ſehr nöthig, in dieſer Hinſicht ſtrenge zu ſeyn. Demnach ſtehe, ſtatt der im obigen Berichte von mir geſtrichenen Stellen, hier nur die kurze Andeutung: Mad. Seidler ſollte am 5. Mai die „Sophie" in „Sargines" ſingen; die Vorſtellung mußte aufgeſchoben werden, weil die Künſtlerin eine Heiſerkeit anmeldete; der allgemeinen Sage nach iſt Mad. Seidler gezwungen worden, Tages darauf die Bühne zu betreten. Die angegebenen Gründe ſcheinen mir nicht hinreichend, um dieſen Zwang zu rechtfertigen, da zumal bisher nichts davon bekannt geworden iſt, daß Mad. Seidler ſich mit Eigenſinn ihren Pflichten entziehe. Sollte ſie es diesmal ſcheinbar gethan haben, ſo fanden ſich vielleicht Urſachen, die ſie nicht gern ausſprechen wollte; jedenfalls würde es klug geweſen ſeyn, die Darſtellung auf zu ſchieben, bis dieſelbe, durch theilweiſe beſſere Beſetzung und vermehrte Proben, in ſich diejenige Vollendung hatte, welche des trefflichen Vereins von Sängern und Sängerinnen der Königlichen Bühne würdig iſt. Was Mad. Seidler betrifft, ſo zeigt ſie gewiß in künftigen Darſtellungen dieſer Oper, daß ſie die Rolle der „Sophie" beifallswerth aus zu führen vermag. D. H.

Digitized by Google

ſehr ſtörend. — Hr. Bauer („Peter") bemühte ſich, einen Charakter zu geben, den er nicht geben kann, der ihm entweder nicht zuſagt oder nicht zuſagen wollte. Letzteres iſt jedoch von dieſem ſonſt ſo bereitwilligen und tüchtigen Schauſpieler nicht zu glauben. — Hr. Sieber („Sargines Vater") that ſich auch nicht hervor, obwohl er einen Ritter darſtellen ſoll, recht gut coſtümirt war, aber ſchlecht ſpielte, noch ſchlechter ſprach, und theilweiſe lobenswerth, theilweiſe aber unrein und unſicher ſang. Die Mittel des Hrn. Sieber ſind ſchätzbar: ſchöne Geſtalt, wahrhaft angenehmer Ausdruck im Geſichte und eine klangvolle Stimme; aber Ausbildung fehlt, und Verbildung iſt auch ſchon da. — Der als zweiter Tenoriſt engagirte Hr. Beer (Iſellens Liebhaber) ſang ebenfalls unklar und unſicher. Er hat ein ſehr brauchbares Talent, muß aber mehr Fertigkeit in der Muſik, mehr Routine im Spiel gewinnen, wenn er ſeine Stelle vollkommen ausfüllen will. — Hr. Blume („König") war am unſicherſten in Geſang, Sprache und Stellung. Den ſonſt oftbelobten Anſtand haben wir diesmal vermißt, und auch die Rede an die Edlen hätte dieſe ſchwerlich zu kühnem Streite begeiſtern können. Die Paar Worte ſind doch, auch wenn etwa Eile gefordert wurde, leicht zu lernen! — Demoiſ. Leiſt ſpielte die „Iſelle" recht niedlich, ſang aber die nicht leichte Partie ſpitz und kreiſchend. Warum ſtand nicht Mad. Valentini an dieſer Stelle, die in ſolchen Partieen ſehr brauchbar iſt? — nur oft etwas zu monoton. — Nun, den Muſen ſey Dank! komme ich mehr zum Loben. Hr. Haizinger („Sargines Sohn") ſang das Zarte ſo zart, daß es ſchwerlich die ſentimentalſten Zuhörerinnen weicher wünſchen konnten; die kräftigen Stellen gelangen imponirend, die begeiſterten feurig, die liebeathmenden gluthvoll, die ruhigen wohltönend, nur — zuweilen etwas mit dem Naſenton vermiſcht. Das war ein Ganzes, vollendet, abgerundet, vom Anfang bis zu Ende gleich herrlich und kräftig durchgeführt. Auch das Spiel war der Rolle entſprechend und nur von dem ſchon früher bemerkten Fehler des Spreizens nicht frei; — dies iſt ein Fehler vieler Sänger und hinderte nicht, daß ein ſolcher „Sargines" allgemein entzückte. — Die Dekorationen, An- und Aufzüge waren paſſend, ja glänzend. Die Schlacht konnte indeß beſſer geliefert werden. — Das Orcheſter wurde nur mittelmäßig geleitet; italieniſche Muſik verlangt einen lebhaften Dirigenten. Im Tanze ward beſonders ein Pas de deux ſehr reizend ausgeführt. S.

— Am 8. Mai im Königl. Theater: „Tony" (von Körner). Demoiſ. Carol. Sutorius ſpielte die „Tony" als zweite Debütrolle und beſtätigte unſre Wahrnehmung, daß ſie im Sentimentalen bis jetzt bedeutender iſt, als im feineren Luſtſpiel. Der ganze Charakter hatte eine innere Haltung, die von Tiefe des Gefühls, von Thätigkeit des Geiſtes erfreuliche Zeugniſſe gab, welche das Publikum beifällig aufnahm. Da auch zur äußeren Bühnen-Gewandtheit alle Mittel vorhanden ſind, ſo bedarf es nur eines ernſten fortgeſetzten Studiums und Demoiſ. S. wird ſich zur Künſtlerin bilden, da wir, wie ſchon früher bemerkt, ihre Fähigkeit nicht für einſeitig halten. — Das Trauerſpiel „Beliſar" (von Hrn. v. Schenk) wird einſtudiert und der berühmte Tenoriſt, Hr. Wild, in einigen Wochen als Bühnengaſt erwartet.

— Am 9 Mai, wenige Tage nach Aufführung des „Sargin" im Königl. Opernhauſe, wurde dieſe Paer'ſche Muſik auch im Königsſtädter Theater gegeben. Wie wir hören, ſo hat dieſe Bühne mit dem „Sargin" noch ein Paar andere Opern für ihr Repertoir gewonnen, weil die Direktion es ſich gefallen läßt, daß die „Dame blanche" (von Auber), welche zuerſt von den Königsſtädtern aufgeführt werden konnte, auf dem Königlichen Theater früher erſcheint. Paeſiello's „Barbier von Sevilla" und Roſſini's „diebiſche Elſter" werden als die Opern genannt, welche noch zur Concurrenz kommen. — „Sargin" wurde faſt in allen Theilen vortrefflich gegeben. Demoiſ. Sontag, als „Sophie", ſang ſo meiſterhaft, daß wir verſucht ſeyn möchten, dieſe Partie für ihre gelungenſte zu erklären, wenn es uns bis jetzt nicht nach jeder neuen Partie, die wir von dieſer Künſtlerin hörten, ſo ergangen wäre. Wir enthalten uns indeß eines breiten Lobes, da die immer allgemeiner werdende gerechte Anerkennung dieſes ſeltenen Talents es unnöthig macht, nach den einzelnen Stimmen zu fragen. Wir wollen uns lieber geſtatten, hinſichtlich des Dialogs eine Bemerkung zu machen. Demoiſ. Sontag ſpielte die Rolle lobenswerth; doch ſchienen uns, auch wenn wir die Jungfräulichkeit und die mehr nach innen gehende Gluth einer erſten Liebe mit in Betrachtung bringen, die Introduktions-Scenen zu zart, zu ſcheu; etwas lauter darf das Geheimniß ihres Herzens ſich auch im Worte kund geben; im Geſange ſprach es laut aus tiefſter Seele. — Hr. Jäger („Sargin") findet mit ſeinen ſehnſuchtsvollen, ſüßen Tönen hier die ſchönſte Gelegenheit, ſich zu zeigen; er benutzte ſie herrlich und entwickelte namentlich gegen den Schluß zugleich die gültigſte Kraft. Auch ſein Spiel, obwohl es an Monotonie der Bewegung leidet, hielt ſich ſo, daß man zufrieden ſeyn konnte. — Hr. Wachter („Sargin Vater") war in Geſang und Spiel muſterhaft; ſelbſt bei dem (einem Beurtheiler allſeitig nothwendigen) beſten Willen wüßten wir keinen Tadel an zu bringen; eben ſo geht es uns mit Hrn. Spitzeder („Schloßverwalter"), der die in ihrer Komik veraltete Rolle ſehr zu beleben wußte. Hr. Schäffer („Iſidor"), Demoiſ. Eunicke („Roſine"), Hr. Liſt („Montigny") genügten; Hr. Genée („König") hätte aber mehr Würde nöthig; auch iſt von der Reinheit ſeines Geſanges nicht viel zu erzählen. Seine Geſtalt, ſo wie die kräftige Stimme, eignen ihn indeß zu der Rolle. Die Chöre und das Orcheſter überraſchten diesmal freudig; und dem Dirigenten, Hrn. Siegmayer, gebührt für das Einſtudiren und die in allen Theilen tüchtig zuſammen gehaltene Ausführung nicht der letzte Dank. Auch in Dekorationen und Coſtümen, wie in der Anordnung und dem Gange der Scenen (bis auf einen zufälligen Moment am Schluß, wo Demoiſ. Sontag, wahrſcheinlich durch das Umkleiden behindert, etwas zu ſpät kam), herrſchte Glanz, Anſtand, Sicherheit und Ordnung, ſo daß man in Wahrheit ſagen darf, man habe dieſe Oper ſo gehört und geſehen, daß wohl ſchwerlich eine Bühne Deutſchlands ſie beſſer aus zu führen vermag. Das Publikum ſpendete reichlichen Beifall und rief nach dem Fallen des Vorhangs: „Alle!" — es erſchienen nur die Hauptperſonen, bei denen aber Hr. Spitzeder vermißt ward. S—w.

In einem der Schauſpielhäuſer von Paris war unlängſt ein großer Tumult. Man hatte zum Beſten der Franconi, deren Theater abgebrannt iſt, eine Benefiz-Vorſtellung votirt; um recht viele Zuſchauer herbei zu locken, that Jemand den Vorſchlag, zuletzt die beiden Seiltänzerinnen Romanini auftreten zu laſſen. Das wirkte wie ein Blitzſtrahl; Alles gerieth in Wuth und man wollte nun von gar keiner Benefiz-Vorſtellung etwas hören. Ein alter Schauſpieler trat endlich auf und hielt eine lange, nachdrückliche Rede, worin er ſagte: daß eine Bühne, die einſt durch das Spiel eines Ludwigs XIV geheiligt worden, jetzt ſo wenig, als jemals, durch ſolche Charlatanerieen entweiht werden dürfe! — Alles zollte ihm jubelnden Beifall, und nachdem die Gemüther hierdurch wieder beſänftigt waren, ließ man die Benefiz-Vorſtellung (aber ohne Romanini's) paſſiren. (Pandore.)

Was mag wohl entehrender ſeyn, die römiſche alte Sitte, eine Frau zu verleihen, oder die engliſche, ſie zu verkaufen? Die Römer hatten bekanntlich förmlich ein Geſetz darüber, welches beſtimmte: „Wenn eine verliehene Frau nicht vor Ablauf des Jahres zurück geholt wird, ſo iſt ſie dem Leiher vermöge der Verjährung verfallen." (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 19. Mai. 79ſtes Blatt.

Die Albaneſen.*)

Obwohl Georg Caſtriota den Titel eines Fürſten von Epirus angenommen (bei ſeinen Eroberungen hatte er den Stamm der Merediti, welches Unterthanen ſeiner Familie waren, und jetzt zum Sandſchack Scutary gehören, benutzt), ſo blieb doch der Name Albania als der Name des Landes vorherrſchend, über welches er in der Folge ſeine Herrſchaft ausdehnte, und deſſen Einwohner ſich immer von den andern Einwohnern Griechenlands durch ihre Sitten, Tracht und Sprache unterſchieden haben. Die Europäer nennen dies Volk Albaneſen, die Türken Arnauten, die Griechen Arvaniten, der eigentliche Geſchlechtsname aber iſt Schypetars oder auch Scheteſchips. Sie machen ein weit eigenthümlicheres Volk aus, als man bis jetzt angenommen hat, ein Volk, das aus den Gegenden am Caucaſus und zwiſchen dem ſchwarzen und caspiſchen Meer herſtammt, und ſehr früh in Macedonien und Griechenland eingewandert iſt, immer zahlreicher wird, und im Begriff ſteht, ganz Griechenland mit einem neuen Menſchenſchlage zu bevölkern. — Nach Jaſons Unternehmung nach Colchis ſah man Schwärme von Barbaren aus der Tartarei und aus den Gegenden des hyrcaniſchen Meeres kommen; die Einen, um nach Italien zu gehen, die Andern, um nach Weſten, um das ſchwarze Meer herum, vorzudringen, wo man ihre Spuren, nach den Grenzen von Dacien hin, verliert. Um dieſe Zeit bemerkt man Bewohner aus Colchis, die denjenigen nachſetzen, die in ihr Land eingedrungen waren, Niederlaſſungen auf Creta, in Italien, und im Hintergrunde des adriatiſchen Meeres anlegen, und endlich Colchinium an den Küſten des macedoniſchen Illyriens erbauen. Dies ſcheint der Zeitpunkt, wo man die Ankunft der Schypetars annehmen kann, die mit den Illyriern vermiſcht blieben, und bald Unterthanen, bald Feinde der Könige von Macedonien waren, je nachdem das Glück oder die Zeiten ſich änderten. Mehrere Jahrhunderte blieben die Albaneſen gleichſam vergeſſen, bis Thucydides bei Erwähnung des Sitalces, Königs der Thracier, gegen den Perdiccas, ihr Andenken erneuert und ihren Verſammlungsort zu Doderos nennt, wo ſie ſich organiſiren, und von ihren Gebirgen herab über das transaxiſche Macedonien herfallen. An dieſem Zuge erkennt man das vergeſſene Daſeyn der Schypetars, die uns Ptolomäus im zweiten Jahrhundert unter dem Namen Albaneſen am Ufer des Fluſſes Scomby, jetzt Todi, als Bewohner der Stadt Albanopolis (Elbaſſan) zeigt, wo ihre Nachkommen ſich noch jetzt aufhalten. Sie erleben die Kataſtrophen aller Reiche, und ihre unterſcheidenden Charakterzüge machen ſie immer wieder kenntlich. Als Schypetars bilden ſie vier Familien, die einerlei Urſprungs ſind, nämlich die Gueguen und Merediti, die Toxiden, die Japyer und die Schamiden, und unterſcheiden ſich nach Zungen, welche die Guegaria, die Toskaria, die Japuria und die Schamuria heißen; dies ſind die vier großen Stämme.

*) Aus dem nächſtens erſcheinenden empfehlungswerthen Original-Werke: „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien.“ (Berlin, Vereinsbuchhandlung.)

Die erſte Zunge, die Guegaria, erſtreckt ſich von Budua, der Grenze von Cattaro, bis an die Grenze der Herzegowina, und gegen Süden bis an den weiſſen und ſchwarzen Drino. Hier befinden ſich, in dem Küſtentheile des adriatiſchen Meeres, Kraina genannt: Antivari, von den aſiatiſchen Autibarriern gegründet; Dulcigno, das ſeinen Urſprung einer Colonie von Colchis verdankt; die Zogs, die Murden und die Schiſeanos in der Nähe des See's Labeatis. Oeſtlich von dieſem Canton ſind die Ländereien der Zadrima, wo Scutary oder Scodra iſt, und hier trifft man die Bardi, die Kutſchioti, die Lesvoroſchen, die Muſſelims, einen Stamm von Moſul, die Bulmirs, die Darden, die Drivaſten, welche ein Haufe raseiſcher Räuber ſind, und die Gruemirs. — Gegen Oſten und Norden von der Zadrima, zwiſchen der Bojana und dem Zem, der in den See Labeatis fällt, befinden ſich die Pulati, die Schati, bei denen man die Stämme der Mogulen, der Caſtrati, der Bogus, der Siwans oder Soans findet, und weiter nach Weſten hin die Paſcoli, von den Türken Kolbans oder Hirten genannt. In dem Raume zwiſchen den Flüſſen Moraca und Tara, welche, mit dem Lisni vereinigt, den Lauf des Zem bilden, wohnen die Scodrans, die Panani oder Pannonier, die an die wilden Bergbewohner, die Colaſeienier, ſtoßen, deren Banden oft die Herzogewina und Bosnien verheeren. Endlich iſt hier die Trennungslinie zwiſchen den Flüſſen, die in den See Zenta fließen, und den Zuflüſſen der beiden Drinos, von den Clementinern bewohnt. Dies ſind die vorzüglichſten Völkerſchaften der Guegaria, unter denen die Merediti oder Braven eine zweite Abtheilung bilden, welche die Mehrzahl der Bewohner des Paſchaliks von Croja ausmachen. Sie waren es, die unter Scanderbeg oft den Sultan Amurat und ſeine Mahomedaner geſchlagen haben. Das eigentliche Land der Merediti, wovon Oroß oder Oroſcher der Hauptort und die Reſidenz ihres Prink oder Fürſten iſt — denn obwohl ſie ſich durch Verträge dem Sandſchack von Scutary angeſchloſſen haben, ſo ſind ſie doch eigentlich unabhängig — begreift die Zuflüſſe und das rechte Ufer des Fluſſes Matis oder Matia. In dieſen Thälern wohnen die Latſchi oder Lazen, Abkömmlinge einer mingreliſchen Nation, und die Sumagnis und Greſchis, mit den Grils, einer Völkerſchaft des Tanais, einerlei Urſprungs. Dies ſind die letzten Familien der Gueguen nach dem See Lychnidus hin.

Südlich von der Guegaria, am Abhange der Berge, die ihre Gewäſſer dem adriatiſchen Meere zuſchicken, fängt auf dem rechten Ufer des Genuſſus die Thoskaria an, welches die zweite Abtheilung nach Zungen iſt. Berat, von den Türken Arnaut-Bellgrad genannt, iſt gegenwärtig der Hauptort der Thoskaria, welche das Muſaſche (moschica regio) oder Neu-Epirus begreift. Die Japuria wohnt mit in dem Sandſchack von Berat und in dem von Delfino. Die Zunge der Schamiks oder Schamiks begreift bloß die Maſſarakier, die Aidoniten, die Bewohner der Ufer des Acheron, die Sulioten und die Parganer.

Auf des Siegers Bajazet Geheiß nahmen die Bewohner der Ebene die mahomedaniſche Religion an; allein die Merediti boten dem Sturme Trotz und blieben größtentheils Chriſten. Die Orthodoxen, welche die Gebirge erreichen konnten, zogen ſich nach den Cantons Chimara, Suli und Parga hin, und diejenigen, die keinen Schutz in den Felſen fanden, gingen nach dem Peloponnes. Da ſie aber von den Türken gedrängt und verfolgt wurden, ſo gewannen Einige das geraniſche Gebirge, Andere ſuchten eine Zuflucht auf den Inſeln Hydra, Spezzia, Poros und Salamin, wo man jetzt ihre blühenden Colonien ſieht. Von der andern Seite gewöhnten ſich die Schypetars, welche gezwungen Mahomedaner geworden waren, bald an eine Religion, die den thieriſchen Leidenſchaften der Menſchen günſtig iſt. Man kann die Schypetars in Hinſicht der Gottesverehrung als gleichgültig betrachten: weder die chriſtliche, noch die mahomedaniſche Religion giebt irgend einen Vorwand zu individuellen Streitigkeiten unter ihnen; der größte Theil der mahomedaniſchen Dörfer hat keine Moſcheen, und die Mitglieder dieſes Glaubens tragen eben ſo wenig Bedenken, das Oſterfeſt mit den Chriſten zu feiern, als ſich dieſe etwas daraus machen, mit Erſteren an ihrem Ramadan Antheil zu nehmen. Dieſe Gleichgültigkeit iſt auch die Urſache, daß ſie ohne die geringſte Rückſicht auf Religion unter einander heirathen; und es iſt daher nichts Seltenes, mahomedaniſche und chriſtliche Häuptlinge ſich durch eine doppelte Heirath mit einander verbinden zu ſehen. Alle haſſen überhaupt die Türken und verachten deren weichliches Weſen und Ungeſchicktheit. Der Osmanli, ſagen ſie, taugt zu weiter nichts, als um Suppe zu eſſen. — Dieſer gemeinſchaftliche Haß — die gleiche Abkunft — das Verſchwinden des religiöſen Fanatismus unter ſich, verbunden mit dem, alle Tage mehr hervortretenden Charakterzug, — der Liebe zur Selbſtſtändigkeit, — muß über kurz oder lang die Bande völlig löſen, welche die Schypetars bis jetzt noch als Unterthanen der Pforte gefeſſelt hielt; und wenn man ſie auch gegenwärtig zerſtreut als Freiwillige in allen Paſchaliks trifft, ſo dürfte die Zeit doch nicht mehr fern ſeyn, wo ſie wieder, wie vor Bajazet und bis zur Schlacht von Varna und dem Tage von Koſſova, als Nation an den Kämpfen Theil nehmen.

Die Gueguen ſind die wildeſten Bewohner Albaniens und zeichnen ſich durch einen athletiſchen Körperbau, ſchwarze Augen, eine regelmäßige Naſe, einen dicken Bart, und durch Stärke und Geſundheit aus.

Digitized by Google

Wegen ihres Hirten- und Kriegerlebens, das ſie ſtets unter freiem Himmel umhertreibt, von der Sonne verbrannt, haben ſie das ſchwarzbraune Anſehn der Griechen: aber ſie unterſcheiden ſich von ihnen durch ihre Muskelkraft, durch die Feſtigkeit des Fleiſches, und durch die Entwickelung des Knochenbaues; ſie haben gewöhnlich eine Größe von 5 Fuß, 6 bis 8 Zoll. Ihre rothe Tracht, der Glanz ihrer Waffen, erhöhen im Gefecht den impoſanten Anblick ihrer Maſſen. Die Merediti und die Stämme der katholiſchen Chriſten haben keine ſo ſtark ausgedrückte Formen, ſehen aber edler und gewandter aus, und haben in ihren Zügen etwas Strenges und Melancholiſches. Sie ſind eben ſo unerſchrokkene Krieger, und dulden weder die Verachtung noch die Mißhandlungen der Tyrannen. Ihr Anzug gleicht dem der franzöſiſchen Ritter zu den Zeiten der Kreuzzüge, ohne den Harniſch. (Die Fortſetzung folgt.)

Gedichte, von Ludwig Halirſch.

5. Förſter und Schreiber. (Ballade.)

„Gott grüß' euch, Herr Förſter, und ſchenk' euch viel Glück,
Und laſſe den Wald euch gedeihen:
Ich habe ſtudiret und komme zurück,
Um euer Mädel zu freien —
Ihr wißt es ja ſelber, ſie iſt mir ſo hold,
Und hab' ich auch wenig vom blinkenden Gold,
So weiß ich was Rechtes, ſo bin ich ein Mann,
Der ſtreben und wirken und — lieben kann!“ —

„Gott grüß' euch, Herr Schreiber, und ſchenk' euch viel Glück,
Und laſſ' euch die Feder gedeihen,
Wohl habt ihr ſtudiret, wohl kommt ihr zurück,
Doch ſollt ihr mein Kind mir nicht freien:
Mein Mädel, das führt nur ein Jäger nach Haus,
Dem ein Herz zu den Augen ſchauet heraus,
Und lieber, viel lieber, wüßt' ich es todt,
Als zwiſchen vier Wänden in Gram und Noth!“ —

„Lebt wohl, Herr Förſter!“ — „Herr Schreiber, lebt wohl!“
Die Augen gehen ihm über,
Und weil er ſcheiden und meiden ſoll,
So ſchleicht er zum Scheiden hinüber,
Hinüber, wo heimlich die Liebſte ſein
Verzaget in brünſtiger Hoffnung und Pein —
Er drückt auf die Lippen den letzten Kuß,
Er ſpricht mit Thränen den Scheidegruß:

„Ade, mein Schätzel, ade, ade!
So ſey's denn gemieden auf immer!
Wie thut das Scheiden und Meiden ſo weh —
Dem Förſter vergeſſ' ich es nimmer;
Wenn draußen der Sturm und der Regen wacht,
Wenn die Hunde bellen, die Büchſe kracht:
Herr Förſter! Herr Förſter! dann denkt, es ſey
Der Schreiber, der ſchießt wie ein Jäger ſo frei!“ —

Er herzt ſie noch einmal, o bitteres Glück!
Wie die Arme ihn liebend umfaſſen!
Sie klammert ſich feſt und ſie hält ihn zurück,
Sie kann ihn — ſie kann ihn nicht laſſen!
Da reißt er ſich los mit männlicher Macht,
Da ſtürzt er hinaus in die finſtere Nacht,
Da donnert ſein Grimm durch den ſauſenden Wald:
„Herr Förſter! Herr Förſter! ich komme bald!“

Und wie nun der Herbſt durch die Bäume zieht,
Und die grünen Blätter erbleichen,
Und die Traube ſaftig am Weinſtock glüht,
Und der Hirſch und die Hindin ſtreichen;
Und wie nun der erſte Sturm erwacht,
Da bellen die Hunde, die Büchſe kracht —
Herr Förſter, Herr Förſter, bei meiner Treu!
Der Schreiber, der ſchießt wie ein Jäger frei!

Der Schreiber, der ſchießt wie ein Jäger frei,
Und der Förſter ſchwöret zur Stunde:
„So Gott mir gnädig im Sterben ſey,
Ich knalle den Burſchen zu Grunde:
Ich knall' ihn zu Grunde, und wär's am Altar,
Und trüg' er des Pfarrers geweihten Talar:
Ich knall' ihn zu Grunde, ohn' Angſt und Harm,
Und hielt ihn mein Mädel ſelbſt ſchützend im Arm!“

Horch! wieder iſt draußen der Sturm erwacht,
Und heulet zur nächtlichen Stunde,
Die Hunde bellen, die Büchſe kracht —
Jetzt, Förſter, jetzt knall' ihn zu Grunde! —
Und leiſe, als gelt' es den köſtlichſten Fang,
Und ſchnell, als wär' ihm der Augenblick lang,
Ergreift er die Flinte und ſchleicht ſich hinweg,
Und ſuchet ſein Wild im Waldesgeheg! —

Ach, Förſter! Ach, Förſter! wohl nimm dich in Acht!
Zwei Augen ſind heute noch munter,
Zwei Augen, an die dein Grimm nicht gedacht,
Die leuchten zum Walde hinunter;
Zwei Augen ſo hell und ein Herz ſo voll Gluth,
Die ſchützen den Liebſten vor deiner Wuth;
Zwei Augen ſo hell und ein Herz ſo voll Gluth,
Die flammen empor mit männlichem Muth; —

Ach, Förſter! Ach, Förſter! und biſt du denn blind,
Und ſind dir vergangen die Sinnen?
Und ſiehſt du nicht flattern im ſauſenden Wind
Das Röckchen von ſchneeweißem Linnen?
Ach, Förſter! Ach, Förſter! und biſt du denn taub,
Und hörſt du's nicht raſcheln im fallenden Laub,
Und hörſt du's nicht weinen, wie Liebe weint,
Wenn nirgends die Sonne der Hoffnung ſcheint?

Wohl hört er es raſcheln im fallenden Laub,
Wohl ſieht er es flattern im Winde,
Doch blind iſt ſein Herz, ſein Herz iſt taub,
Er zielt nach dem einzigen Kinde;
Er zielt nach dem Kinde ohn' Angſt und Harm,
Das den Liebſten hält im ſchützenden Arm —
Jetzt knallt es — jetzt trifft es, du armer Mann,
So ſicheren Schuß haſt noch nie gethan!

So ſicheren Schuß haſt noch nie gethan:
Statt Einen trafeſt du Zweie;
Wie faßt es dich jetze mit Entſetzen an,
Zu ſpät — zu ſpät iſt die Reue —
Du haſt es gelobet, du haſt es vollbracht,
Nun iſt's wieder einſam im Wald bei Nacht;
Doch einſam iſt's auch in deinem Haus,
Sie trugen dein einziges Kind hinaus! —

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. *) „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Herausgegeben von ****f.“ (Stuttgart, bei Friedrich

*) Vorleſung in der literariſchen Mittwochs-Geſellſchaft in Berlin. Die in dem Aufſatz mit den Seitenzahlen des Buchs angegebenen Stellen wurden zugleich mit geleſen.

Franckh, 1826.) — Je mehr Memoiren den perſönlichen Zwecken ihrer Verfaſſer zu dienen pflegen, deſto weniger freilich mag man vielleicht abgeneigt ſeyn, ihnen mit einer Art von Mißtrauen zu begegnen, wie etwa den Tagebüchern verliebter oder heimlich gewiſſenhafter Perſonen, die keinen Abend verſäumen, in dem Spiegel ihrer Empfindungen mit ſich ſelbſt zu liebäugeln. Wenn aber Memoiren den Namen eines Verfaſſers an der Stirn tragen, deſſen Glaubwürdigkeit nicht nur von vorn herein in Zweifel zu ziehen iſt, ſondern der als der Lügner von Anfang und als der unterſte Grund alles Widerſpruchs nicht kann, auch gegen ſich ſelbſt nicht kann aufrichtig ſeyn; deſſen Wille unrein iſt, deſſen Zwecke, in ſich nichtig, nur von Folgerungen und Schlüſſen getragen werden, die ſich ſtets in Zwillingsgeſtalt erzeugen, um ſich gegenſeitig ſofort auf zu heben; deſſen Eigenliebe ſogar eine bittere Täuſchung, ja deſſen ganzes Daſeyn nichts iſt, als ein fortgeſetzter Zweifel, ein Zweifel, der mit der Erkenntniß der Unwahrheit ſeines eigenſten Weſens zugleich verſchwinden müßte: was läßt ſich von ſolchen Memoiren erwarten? — Nichts offenbar werden ſie uns erzählen, was wirklich geſchehen iſt; denn wenn es auch durch den Kopf des Erzählers den Weg in ſeine Feder gefunden hatte — es wäre nicht unverletzt, nicht, daß ich ſo ſage, unvernichtet hindurch gedrungen. — Verfolgt man dieſen Gedanken, ohne doch zu vergeſſen, daß Memoiren ſchlechterdings von geſchehenen Dingen ſprechen müſſen, ſo befindet man ſich, indem man ein Buch aufſchlägt und lieſt: „Aus den Memoiren des Satan“, in der ſonderbarſten Lage von der Welt: ehe man das Titelblatt umwendet, hat man ſich eilig auf nichts Geringeres vor zu bereiten, als — das Unmögliche zu hören: Dinge, die nicht Dinge ſind, ſollen ſchwarz auf weiß daſtehen, ſollen geleſen, ſollen gedacht werden, das Nichts ſoll zu Etwas werden, und wie ſoll dies neue Etwas Raum gewinnen, als wenn das, was bisher für Etwas gegolten, wenn das alte Etwas zu Nichts wird? Ja, da wir ſelbſt zum alten Etwas gehören, ſo bleibt uns nichts übrig, als uns von dem Nichtdaſeyn unſers eigenen Daſeyns zu überzeugen, wenn anders wir von unſern Memoiren das Mindeſte genießen wollen. — Dieſe ſchwierige Aufgabe habe ich redlich an mir ſelbſt zu löſen geſucht; leider ohne Erfolg. Und das ſchreibe ich dem Widerſpruchsgeiſte des Buches zu, deſſen Anfang mich unverweilt in die wirkliche Welt zurück warf, als ich im Begriff war, mir einbilden zu wollen, daß ihre letzten Grenzen meinem Bewußtſeyn entſchimmerten. — Kaum hatte ich nämlich zu leſen begonnen, als mich etwas gewaltig überfiel, dem ich nur einen Namen aus der wirklichen Welt zu geben wußte: ich nannte es Erinnerung, und es ging mir in der eingebildeten oder einzubildenden Nichtwelt die erſten dreißig Blätter mit immer kräftigeren Schritten zur Seite, ein Geſpenſt aus der wirklichen Welt, das der Nichtwelt den Untergang drohte: es hatte ſeine Glieder aus ungeregelten Stücken zwar, doch in einer wohlbekannten Ordnung zuſammen gefügt, und ich erkannte in ſeinen Gliedern die Brocken meiner früher einmal gepflogenen ſehr brockenhaften Unterhaltung mit Hoffmann's Schriften. — Ich ließ es mir gefallen, ſo gewaltſam auf ſichern Grund und Boden verſetzt zu ſeyn; denn natürlich war mein Beſtreben, in die Nichtwelt über zu gehen, nicht ohne einigen Schauer abgegangen, der ſich jetzt wieder allmählig verlor. Doch wie ſehr war ich im Irrthum! Was ich las, war ja erſt die Einleitung, und dieſe Einleitung war nicht vom Satan, war von einem Menſchen verfaßt — von einem Menſchen — faſt hätte ich geſagt, wie ich! Allein wie ich konnte dieſer Menſch unmöglich ſeyn: er hatte entweder weit mehr Erinnerungsvermögen, als ich, oder weit weniger: weit mehr, weil ihm die Erinnerung deſſen, was er in Hoffmann's Schriften geleſen, zur unmittelbar gegenwärtigen, gewiſſen Erfahrung geworden; weit weniger, weil er vergeſſen zu haben ſchien, daß Hoffmann in den Buchläden ſein Weſen treibe, mithin nicht fern ſeyn könne von einem Jeglichen unter denen, welche die ſataniſchen Memoiren zur Hand nehmen würden. Dieſer Menſch aber von ſo beſtrittenem und ſo vertheidigtem Erinnerungsvermögen war dennoch ein Menſch; nur ein Menſch, deſſen alſo zweifelhafter Geiſteszuſtand ihn ſonderlich geſchickt machte, zwiſchen die Leſer unmöglicher Memoiren und dieſe ſelbſt als einleitender Vermittler zu treten, ein Menſch, der im September 1822 in Mainz, und zwar in dem ſchönen Gaſthofe zu den drei Reichskronen, auf der Grenze der wirklichen und der Nichtwelt ſtand; denn er empfing dort die unmöglichen Memoiren mit eigenen Händen aus den Händen oder vielmehr Nichthänden deſſen, der mit ſich ſelbſt im Gegenſatz unter dem ebenfalls wider ſich ſelbſt gekehrten Namen „Satan“ als ein Herr von „Natas“ vor ihm ſtand. — Was von der Perſon des Herrn von Natas noch aus der Einleitung unſers Buches bei zu bringen wäre, wird weiter unten eine ſchickliche Stelle finden; im Uebrigen darf ich mich hier einer weiteren Ausführung überheben. Denn was noch von Doppelgängereien fabelhafter Perſonen, die in eigener Geſtalt den wandelbaren Geiſt der Verneinung mit ſich herum ſchleppen, von Geſichtern, die im Spiegel oder durch Fenſterſcheiben grinſen, von einem heiſern Lachen und Kichern und ſonſtigem ſpukhaften Weſen ähnlicher Art den Inhalt der Einleitung ausmacht, ſteht Alles ſchon und mit einem eigenthümlicheren Gepräge in Hoffmann. — Indeſſen wurde ich durch den leichten, gefälligen, ja — warum ſollte ich nicht loben, was zu loben iſt? — oft ſehr witzigen Styl unſers einleitenden Vermittlers meinem Bedenken über ſeine Geiſtesverfaſſung enthoben, und ich ſtieß, als er geendigt hatte, ſo einen behaglichen Seufzer aus, der halb einer verſchwindenden Beklemmung, halb einer eintretenden Gemüthsruhe angehört. Ich dachte nicht, daß die nächſte Seite ſogleich mich in die vorigen Irrgänge wieder zurück zu führen drohen würde! — Satans eigene Handſchrift begann, und daß ſie der Herausgeber, wie er erzählt, vermittelſt heiliger Meſſen hatte entziffern laſſen, konnte mich vor einem gewiſſen Grauen nicht bewahren. Was hatte ich vor mir? und welche Ueberſchrift gleich auf dem erſten Abſchnitte! Ich las: „Die Studien des Satan auf der berühmten Univerſität —en.“ Wie, der Satan, derſelbe, von dem Luther geſagt hat, daß er Doctor in allen vier Fakultäten werden könne, ſtudirt? *) — ich weiß nicht, aus welcher Art von Inſtinkt ich unter der Univerſität —en vom erſten Augenblick an Tübingen verſtand: möchte ich nun Recht oder Unrecht daran haben, genug, dieſe Vorſtellung gab mir ein beſtimmtes Theater, und den Teufel hatte ich in der Scene, mit der Abſicht zu ſtudiren in der Scene — das ließ in der That auf die ſeltſamſte Entwickelung der Handlung rechnen. — Doch muß ich bekennen, daß plötzlich einige Zweifel an der Echtheit der Ueberſchrift bei mir rege wurden, und eine kritiſche Unterſuchung, ob ſie wirklich von Satan ſelbſt herrühren oder ob ſie vielleicht ein ſpäterer Zuſatz ſeyn möchte, war im Anmarſch. Sie drängte um ſo gewaltiger, von meinen Gedanken Beſitz zu nehmen, als ich den Sinnſpruch unter der Ueberſchrift betrachtete: „Betrogene Betrüger! eure Ringe ſind alle drei nicht echt; der echte Ring vermuthlich ging verloren.“ (Leſſing's „Nathan“.) Satan führt alſo den „Nathan“ an! und warum dieſe Stelle? will der Betrüger ſelbſt vor Betrug warnen? — Bald ſah' ich wohl ein, daß meinen über einander ſtürzenden Zweifeln kein Ende gemacht werden könnte, als wenn ich mich — es folge was da wolle! — in das Buch hinein läſe.

(Der Schluß folgt.)

*) Satan geſteht es in dieſen Memoiren ſelbſt, daß er der Nämliche ſey, von deſſen Beſuche bei Luther der Tintenfleck auf der Wartburg ein immer friſches Zeugniß ablege.

Berichtigung: Bl. 78. S. 396. Sp. 1. Z. 5 von unten muß es, ſtatt Auber, heißen: Boyeldieu.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 20. Mai. 80ſtes Blatt.

Nachgelaſſene Gedichte von Byron.

XI. An die Freiheit.

In den dunkeln Schatten einer weinenden Trauerweide, die mit ihren düſter niederhängenden Zweigen die flüchtigen Wellen des brauſend vorübergleitenden Stromes küßte, lag ich dahingeſtreckt im duftenden Blumengraſe;

und griff mit ſtürmenden Accorden in meine Harfe. Aber meine Saiten verſtimmten ſich wie meine Gefühle; als ich deiner, o heilige Freiheit! gedachte.

Du floheſt in gerechtem Zorne eine feige Erde, welche der göttlichen Strahlen deines himmliſchen Lichtes nicht mehr werth iſt. Denn, wie die blinde Zeit dem dunklen Scepter der wandelbaren Mode dient:

ſo iſt die Welt voller Sklaven, die ſich glücklich ſchätzen, den Staub von den Füßen eines Tyrannen zu küſſen, der ſich auf den Thron gehoben glaubt, um die Menſchheit zur geduldigen Laſtträgerin ſeiner deſpotiſchen Launen und ungezähmten Leidenſchaften zu mißbrauchen.

Die in der Knechtſchaft groß gewordenen Völker laſſen ſich zu Hunderttauſenden, wie die Lämmer zur Schlachtbank, in das wilde Gemetzel des Krieges führen; und Kinder ſtoßen das bluttriefende Schwerdt in den Leib ihrer Väter;

Brüder morden die Mitgebornen ihres Mutterſtamms: damit ihren ruhmſüchtigen Eroberern nur eine Scholle Erde mehr gewonnen werde, auf der ſie über das Leben und die Güter ihrer Sklaven mit deſpotiſcher Willkühr gebieten können. —

Freiheit! wo biſt du zu finden? — das Geſetz iſt nichts, als die eiſerne Geißel in der grauſamen Hand der Willkühr, unter welcher die unglücklichen Bürger, wie die Stiere am Pfluge unter dem läſtigen Drucke des ſchweren Joches, erſeufzen;

Die Gerechtigkeit wird nach Gold abgewogen; und die goldenen Stufen des Thrones umlagern höfiſche Schmeichler, damit der Schrei der Unterdrückung an das Ohr des Fürſten zu dringen nicht vermöge. —

Den niedern Thieren des Waldes iſt es nicht verſagt, die Stimme ihrer Schmerzen zum offnen Himmel zu erheben; aber die Gedanken des Menſchen ſind verboten, und die Rede ihres Unglücks dürfen ſie nicht laut werden laſſen. —

Väter! Väter! was zeuget ihr Söhne? auf daß dieſelben, wenn ſie, als freie Männer, die heiligen Rechte, welche ihnen die Natur ſchon bei ihrer Geburt als die edelſten Güter des Daſeyns verheißen hat, mit dem Schwerdte der Vernunft von ihren Unterdrückern fordern, wie niedrige Verbrecher unter dem Beile des Henkers bluten?

Mütter! Mütter! was gebäret ihr Töchter? damit, wenn auch ſie den Segen der Natur empfahen, ſie gegen den Willen der Natur die Zahl der Sklaven vermehren? —

Freiheit! Freiheit! wo biſt du zu finden? damit ich, wie Prometheus den göttlichen Funken, deine heilige Fackel dem nächtlich trauernden Vaterlande her-

nieder trage! — Aber was red' ich von Vaterland? Ich habe kein Vaterland! ohne Freiheit giebt es kein Vaterland. —

Noch einmal will ich die Saiten meiner Harfe ſtimmen! mit der vollen Gluth der Begeiſterung greif' ich in die Saiten meiner Harfe. — Rauſcht und tönt in vollen Chören, ihr immer mächtiger ſchwellenden Accorde!

Brauſet lauter, ihr tiefen dunkeln Wogen, die ihr ſchäumend über die ſpitzen Felſen des Stromes euch herabſtürzt! Und ihr, düſter niederſchattenden Zweige, flüſtert, wie die leiſen Klagelieder der Trauer, mit einem Wehmuth erregenden Geſäuſel dazwiſchen!

Denn ihr, der ſtrahlenden Göttin mit dem lichten glänzenden Sternenkranze, Freiheit! der Lenkerin meines Lebens, ſoll mein letztes Schwanenlied geweihet ſeyn! —

Denn du biſt der Seele des Menſchen, wie dem Fiſch das Waſſer, dem Vogel die Luft, dem Auge das Licht der Sonne Element des Lebens iſt. Wo ihre göttlichen Strahlen auf die beglückte Erde hernieder leuchten,

da iſt Licht und Tag und Fülle und glänzendes Leben! Wo aber vor der Tyrannei eherner Sklavenfeſſel ihr heiliger Fuß ſcheu zurückflieht, liegt Nacht und Tod und grauenhaftes Dunkel auf den in dumpfer Knechtſchaft hinſchmachtenden Völkern. —

Und ſo will ich denn eher mit frevelnder Hand meine Saiten zerreißen, und meine geliebte Harfe an den ſpitzigen Felſen des Stromes zerſchmettern, als daß ich ſo weit mich herab würdigen ſollte, ein feiles Schmeichellied einem gekrönten Tyrannen zu ſingen!

Die Albaneſen.

(Fortſetzung.)

Die Toſiden haben keinen ſo wilden Anblick, als die Völkerſchaften der Guegaria. Der Gewalt unmittelbar unterworfen, weniger frei aber reich, hat ihr Wohlſtand vortheilhaft die Naturgeſchenke des georgiſchen Blutes verändert, das in ihren Adern fließt. Groß und gewandt, haben ſie eine ſchlanke Taille, einen leichten Gang, regelmäßige Züge und ein feines, ja ſächſiſches Anſehen; blaue Augen, eine kleine Stirn, dunkelrothes Haar, eine römiſche Naſe ohne Bogen, einen dünnen Hals; ein ſanguiniſches Temperament macht den Hauptzug ihres phyſiſchen Charakters aus, und ſie ſind die ſchönſte Völkerſchaft der Albaneſen. Ihr Anzug iſt die alte Heldentracht, und man könnte ſie für Soldaten des Achilles oder des Pyrrhus halten.

Die Japyer bewohnen die ſteilen aerocerauniſchen Gebirge und die gefährlichen Ufer dieſes Theils der adriatiſchen Küſte, und alle ihre Züge verrathen Wildheit. Als Auswurf der Albaneſen, bildet der Stamm der Siſyrher und der Räuber, die bloß vom Verheeren der Erde leben, eine abgeſonderte Caſte. Sie ſind klein, mager, häßlich, unreinlich. Man kann von ihnen mit weit größerem Rechte als von den Dardaniern ſagen, daß ſie nur drei Mal in ihrem Leben, bei der Geburt, an ihrem Hochzeittage und bei dem Tode gewaſchen werden. Sie ſind ſelten über fünf Fuß hoch. Von Kindheit an alt, ſehen ſie ſo blaß wie ihre Felſen aus; alle ihre Bewegungen ſind zuckend, ihr Blick iſt düſter, und aus ihrer ſchwachen Bruſt vernimmt man bloß ſchwache und belfernde Töne. Sie legen ſich nur auf Raub, und gehen immer nur des Nachts aus. Trotz der Dunkelheit ſieht ihr Auge doch die Beute, die ſie wünſchen; im Partheikriege ſucht man ſie deshalb, weil ſie durch ihre Geſchicklichkeit dem Feinde beträchtlichen Schaden zufügen. Der Anzug der Japyer gleicht in Hinſicht des Schnittes jenem der Toſiden, aber er iſt von dunkeln Farben; jeden Schmutz ſehen ſie als ein Zeichen der Bravour an, und ihr grobes Hemde fault ihnen vom Leibe. Auf dem Kopfe tragen ſie eine rothe Mütze. Nach dieſer Völkerſchaft kommen die Chimarioten, die an den Port Panormo ſtoßen, und nicht ſo barbariſch ſind; die Argiro-Caſtriten, die einen ſchneeweißen Anzug tragen, und die Cardioten, die durch ihre Tapferkeit, auf immer aber durch ihr Unglück, berühmt ſind.

Unter einem ſanften Himmelsſtrich erlangt die Schönheit wieder die Oberhand. Am Strande des joniſchen Meeres, mitten in den herrlichen Gegenden Theſprotiens, in den immer grünen Wäldern, welche der Thyamis auf ſeinem gekrümmten Laufe beſpült, leben die Schamis. Einſt glücklich und zufrieden, erkannte man ſie an ihren blonden oder kaſtanienbraunen Haaren, an der Lebhaftigkeit ihrer Geſichtszüge, der ſanften Melancholie ihrer Augen, an der Zartheit ihrer Haut, und man führte ſie als die artigſten und edelmüthigſten unter den Schypetars an. Dem Handel ergeben, brav in ihren politiſchen Stürmen, machten ſie Fortſchritte in der Bildung. Ihre ſchönen und reinlichen Wohnungen, ihre auf romantiſch gelegenen platten Erhöhungen zerſtreut ſtehenden Dörfer, gewährten mitten unter einem bewaffneten Volke das Bild eines patriarchaliſchen Lebens. Frei, von Abgaben ausgenommen, erkannten ſie bloß Gott als ihren Herrn an, zu dem ſie in der Kirche und in der Moſchee beteten, und ſie erndteten mehr, als ſie zu ihrem Unterhalt gebrauchten. Ein ſo großes Glück konnte nicht ewig dauern: der Reiſende, der diejenigen von den Schamiten wieder ſieht, welche Ali Paſcha's Henkern und den Verheerungen der Peſt entgangen ſind, wird ſchwerlich die ſchönen Menſchen wieder erkennen, die ſich durch ihre Geſtalt und ihren Anzug ſo ſehr auszeichneten.

Die Frauenzimmer, bei den Morgenländern über-

Digitized by Google

haupt bloß als Geſchöpfe zur Fortpflanzung betrachtet, werden bei den Schypetars, nach dem Charakter der verſchiedenen Horden, verſchieden behandelt. Bei den Bewohnern der beiden Drinos verrathen ihr ſtolzer Blick und Gang, daß ſie die Gefährtinnen und Mütter der an Gefahren und Mühſeligkeiten gewöhnten Männer ſind. Auf ihren Reiſen haben ſie Piſtolen im Gürtel, und werden von ſchrecklichen Hunden begleitet; in Gefechten ſieht man ſie, wenn der Heerd bedrohet iſt, unter den Männern ſtreiten, und hört ſie dieſe zum Kampfe ermuntern. Weder Mahomedanerinnen noch Chriſtinnen tragen hier den Schleier; keuſch und züchtig ſchenken ſie ihrem Gatten eine zahlreiche Familie.

Die Toxidinnen, die beſcheiden und zurückhaltend ſind, machen die Zierde des Harems aus. In dem Muſaſche und den Thälern des Tomoros ſind ſie ſehr ſchön; — große, blaue, feurige Augen, blonde oder kaſtanienbraune lockige Haare, eine zarte Naſe und ein lieblicher Mund ſind die Auszeichnungen der Frauenzimmer der Toskaria.

Die Weiber der barbariſchen Japyer in den acroceranniſchen Gebirgen ſind Sklavinnen und zur Arbeit verdammt, dumm, herabgewürdigt, von der Sonne verbrannt, und beſitzen nichts Anmuthiges. Bei den Arberis oder Avaren, die an den Golf von Avlona (Vaiona) grenzen, iſt die Geſichtsbildung häßlich. Eine ſchwarze, höckrige Haut, ein welker Buſen und rauhe, borſtige Haare machen ſie zu ekelhaften Gegenſtänden. Als Gefährten der Dardanier leben ſie mit ihnen in gemeinſchaftlichem Elende, kennen bloß bäuriſche Ergötzungen, und zum Vergnügen das Schwimmen, worin ſie es mit den unerſchrockenſten Schwimmern aufnehmen können. Die theſprotiſchen Schamidinnen haben den griechiſchen Geſichtswinkel, große, ſchwarze Augen und lange kaſtanienbraune Haare. Ihre zarte, obwohl braune Haut, ein ſchöner, runder Hals, eine üppige Haltung, ein netter und zarter Fuß, ſind im Allgemeinen die Züge ihrer Schönheit, die man ebenfalls bei den Pargarotinnen, aber nicht mehr bei den Suliotinnen ſiehet, die wie die Acroceraunerinnen die härteſten Feld-Arbeiten verrichten müſſen. So haben die albaneſiſchen Frauen des Tomoros und Theſprotiens vorzüglich die Schönheit behalten; ſie werden im zwölften Jahre verheirathet, werden zeitig Mütter, und im fünf und zwanzigſten Jahre haben ſie ſchon Runzeln. Noch ſchlimmer ſind die Mahomedanerinnen daran, welche nicht einmal die Hoffnung jenſeits dieſes Lebens tröſtet.

Die Guegueiſchen Frauen haben es beſſer; ſie ſtehen der Natur näher, bitten den Himmel bloß um Kinder und beſchäftigen ſich nur mit der Wirthſchaft; ſie ſtehen vor Tages-Anbruch auf und ſpinnen die Wolle, welche zur Kleidung der Familie beſtimmt iſt, oder verrichten häusliche Geſchäfte. Ihre Mühſeligkeiten haben erſt dann ein Ende, wenn ſchon Alles im Hauſe ruhet. Die reiche Theſprotierin ruhet im Gynecaeon auf einer wohlriechenden Erhöhung, und die Bäuerin ſchläft auf der Strohmatte, in eine große wollene Decke gehüllt, an der Seite ihres Mannes, der ſich von Maisbrodt oder der chaoniſchen Eichel geſättigt hat. Dies ſind die allgemeinen phyſiſchen Züge der Albaneſen und Albaneſerinnen, die nach den Völkerſchaften, zu denen ſie gehören, und nach den verſchiedenen Ständen verſchieden ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Anekdote.

Obgleich Viktualien in England keines Patents bedürfen, wurden dennoch unlängſt in London ein Paar Milch-Verkäuferinnen feſtgenommen, weil ſie kein Verkaufs-Patent hatten. Ihr Advokat ſtellte natürlich die Frage auf: warum Milch eine Ausnahme mache? „Sie geſtehen doch“, erwiederte der Richter, „daß Milch eine Waare iſt!“ — „Sehr gern!“ entgegnete der Advokat, „ſobald Sie nur geſtehen, daß die Kuh ein Fabrikant iſt!“

Dt.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Litteratur. (Schluß.) War ich nun in der Einleitung durch alte Bekannte aus Hoffmann's Büchern beſtändig geneckt worden, ſo ging es mir in den Studien des Satans nicht beſſer. Lauter alte Bekannte! Aber ſie waren aus meinem eigenen Leben. Und das ging ganz natürlich zu: ich habe nämlich in denſelben Jahre, wie Satan, im Jahre 1819, die Univerſität bezogen, zu einer Zeit, da ſich die Studenten auf allen deutſchen Univerſitäten ziemlich ähnlich ſahen. Was Wunder, daß mir die richtige Zeichnung mancher Charaktere ein heiteres Lachen abgewann: ich ſah mich in Satans Memoiren wie zu Hauſe. Allein eben dieſer Umſtand machte mich ſehr aufmerkſam auf den ſataniſchen Verfaſſer. Iſt es möglich, dachte ich, daß Satan im Jahre 1819 auf der Univerſität nichts erfährt, als was Jedermann erfahren? daß er nichts weiter, als was Jedermann, geſehen; daß er es auch nicht einmal anders geſehen und anders angeſehen, anders darüber gedacht, als Jedermann? Gut, daß er unter dem Titel mit Leſſing gewunkt hatte! denn nun fiel mir auch etwas aus Leſſing bei, der in ſeinem Epilog zur Hamburgiſchen Dramaturgie ſagt: „Mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klugſten zu Hauſe.“ Dieſes Leſſing'ſche Wort vertrieb bei dem weitern Leſen des Buches alle ängſtigenden Vorſtellungen von wirklicher und eingebildeter Welt aus meinem Kopfe und ich ging bald mit den Memoiren des Satans ruhig, wie mit jedem andern Buche, um. — Als ich mit dem Leſen fertig war, fand ich, daß in jedem der vier Abſchnitte, in welche die Memoiren zerfallen, wie in manchen Suppen, das Beſte obenauf ſchwamme: es kam mir wirklich vor, als habe der Herr Herausgeber die erſten Gedanken zu ſeinen Satans-Memoiren nicht aus ſich ſelbſt, ſondern von irgend einem Geiſte anderer Bildung; denn außer den erſten Gedanken war das Uebrige eben — Suppe, in der ich ſo hin und wieder ein fettes Auge traf. So ſcheint mir in Satans Univerſitäts-Leben zunächſt der Punkt bemerkenswerth, daß er in einer Vor-

leſung über ſich ſelbſt ſprechen hört (S. 99—103). Was Satan über ſich hört, erzürnt ihn: er will ſich rächen. Indem er dies oder dadurch thut, daß er mit ſeinem feindlichen doceno heuchleriſch ſpazieren geht und in den Augen der Vorübergehenden die Geſtalt einer bekannten loſen Dirne annimmt, ſo zeigt er ſich weder als ein guter Witzkopf, noch als Satan, ſondern als ein leidiger platter Geſell. Und doch ſoll die Stelle aus Leſſing's „Nathan“ auf dem Titel dieſes Abſchnittes wahrſcheinlich auch — nur in ernſthafterem Sinne — die unglückliche Teufels-Analyſe des gelehrten ſchwarzen Herrn treffen! Solcher Zuſammengehörigkeit kann man nicht ohne Unwillen bemerken. Satan wird ferner auf der Univerſität demagogiſcher Umtriebe verdächtig und einem Verhör vor dem Senat unterworfen. Hierbei zeichnet ſich eine mediziniſche Magnificenz von Rektor aus, welche die Turnkunſt „eine vaterlands-verrätheriſche Ausbildung der körperlichen Kräfte“ nennt. — Satan hat auch noch einen Zweikampf zu beſtehen, bei dem aber nichts vorfällt, was nicht Jeder wüßte; und die Studien des Satans ſchließen, nachdem er eine Diſſertation de rebus diabolicis öffentlich vertheidigt hat und zum Doctor geſchlagen worden, mit einem Streich, dergleichen die Studenten eine „Gemeinheit“ nennen: Satan giebt nämlich einen Schmaus und macht ſich dabei aus dem Staube, um ſeine Gäſte die Zeche bezahlen zu laſſen, ohne daß dies Benehmen durch irgend einen, etwa ſataniſchen Kitzel veranlaßt worden wäre. — In dem zweiten Abſchnitte der Memoiren: „Unterhaltungen des Satan und des ewigen Juden in Berlin“, der uns ſchon darum wichtig ſeyn muß, weil wir aus ihm auf das Beſtimmteſte erfahren, daß Niemand Unrecht gehabt hat, der den „Leibhaftigen“ jemals in den Straßen Berlins ſehen wollen, erinnert der erſte Gedanke nur etwas zu ſehr an Hoffmann's „Ritter Gluck“, um eigenthümlich genannt werden zu können: unter den Zelten in unſerm Thiergarten trifft der Satan den ewigen Juden verwilderten Angeſichts. Noch nicht genug: Mit dem ewigen Juden an einem Tiſche ſitzt der Kammergerichts-Rath Hoffmann und trinkt. Was läßt ſolch Zuſammentreffen erwarten! Alles, was man nur in Satans Memoiren leſen möchte! Aber — man bekommt nichts. Hoffmann drückt dem Ewigen die Hand und entfernt ſich ſogleich, um nicht wieder zu erſcheinen. — Der ewige Jude und Satan ſind alte Bekannte, und da Jener nur in Berlin anweſend iſt, um den Dichter der „Novelle vom ewigen Juden“ kennen zu lernen, ſo verabreden Beide eine Verkleidung, um den Beſuch zuſammen zu machen: der ewige Jude wird zum Dr. Mucker, Satan zu ſeinem Eleven. So erſcheinen ſie bei Franz Horn, einem Manne, von dem Mancher mehr gehört hat, als von ſeinen Werken. Hier wird er ein wirklich genialer Dichter genannt (in neuern Zeiten vielleicht keine Auszeichnung mehr), und verſpricht, nachdem er eine tiefe Moral in der Sage vom ewigen Juden bündig aufgewieſen, ſeine beiden Gäſte am nächſten Montag in einen äſthetiſchen Thee zu führen. — Witz und Witzeleien über unſere äſthetiſchen Thees ſind hinlänglich bekannt und genoſſen. Vielleicht iſt das Beſte hierüber auch von Hoffmann. In Satans äſthetiſchem Thee lieſt der Sohn vom Hauſe eine Novelle vor, die „der Fluch“ überſchrieben iſt. Wenn ich mich recht beſinne, ſo enthält ſie nicht einen einzigen Fluch, ſondern nur zwei unvollendete Liebes-Abentheuer. Die ganze Novelle aber iſt ein Fragment, weil der ewige Jude, der ſchon viele andere Ungeſchicklichkeiten in der zarten Geſellſchaft begangen, wider Willen der Vorleſung auf gewaltſame Weiſe ein Ende macht: er fällt vom Stuhl, auf dem er ſich etwas zu heftig geſchaukelt, wirft Taſſen u. ſ. w. über ſich und nur die ſchnellſte Flucht mit ſeinem Eleven kann einer übergroßen äſthetiſchen Verlegenheit ein Ende machen. — Das iſt das große Ergebniß, um deſſentwillen der Satan, der ewige Jude, Hoffmann und Franz Horn in Bewegung geſetzt werden! — Letzterer hat in der Theegeſellſchaft „Gabriele“ von Johanna von Schopenhauer vorleſen müſſen. Sonſt iſt er nicht in Betracht gekommen. — Satan und der ewige Jude gehen zur Stärkung in ein Weinhaus. Hier ſingt der Ewige ſogar ein Trinklied von ziemlichem Klingklang und guten Zeilen; daß es aber von ſolcher Kehle in Satans Geſellſchaft geſungen wird, glaubt man nicht, ſtände es nicht darüber (S. 240). Satan lobt es nicht ſehr; äußert vielmehr gelinde Zweifel, ob der Jude Poet genug dazu ſey. — Um den folgenden, den dritten Abſchnitt, ganz zu würdigen, müſſen wir auf das hinweiſen, was in dem Buche ſelbſt darüber geſagt wird. Satan ſpricht davon in der Einleitung zu ſeinen Memoiren (S. 72), und der Herausgeber macht einen Zuſatz (S. 74). Es iſt, um mit den hier geäußerten Anſichten im Verſtändniß zu ſeyn, wünſchenswerth, daß man den ganzen ohnehin kurzen Abſchnitt kenne. Für das Buch iſt er wichtig und für den gegenwärtigen Augenblick auch allenfalls unterhaltend genug; der Schluß wenigſtens darf ſich einen allgemeinen Beifall verſprechen. — Ich enthalte mich übrigens weiterer Bemerkungen; doch möge der Leſer mit dem, was wir in dieſem dritten Abſchnitt über Goethe's „Mephiſto“ finden, unſeren Satan vergleichen, ſowohl was ſein Aeußeres betrifft, als hinſichtlich ſeiner unmittelbaren Einwirkung auf die Umgebung, und dazu müſſen wir uns in den Mainzer Gaſthof zu den drei Reichskronen zurück begeben, wo ihn der Herausgeber unſers Buchs geſehen (S. 9 und 10. S. 14—16. Vergl. 36 und 44). Was für eine Menge von Satanen müßte es geben, wenn alle Satane wären, die ſich darſtellen, wie dieſer! Vergleichen wir noch, was unſer Satan über die Veranlaſſung ſeiner Memoiren ſagt, ſo iſt das unſataniſche Bild vollendet, das uns der Herr Herausgeber als den echten Satan aufdrängen will: ihm ging der echte ſicherlich verloren! — Im vierten Abſchnitte lehrt uns Satan einen Engländer, einen Franzoſen und einen Deutſchen kennen, alle Drei Tagediebe. Sie treffen in einem Kaffeehauſe zuſammen. Um aber dieſe Scene zu veranſtalten, die man ſehr wohlfeil auf platter Erde haben kann, bemüht uns Herr Satan hinunter in's Fegfeuer und ordnet zu Ehren des Geburtstages ſeiner Großmutter einen Feſttag an, wobei er ſeinen gefangenen Seelen erlaubt, ihren irdiſchen Körper ſammt irdiſchen Sitten und Gewohnheiten an zu ziehen. Obenein ſteht vor dieſem Abſchnitte mit ſehr wichtiger Miene: „Das größte Glück der Geſchichtſchreiber iſt, daß die Todten nicht gegen ihre Anſichten proteſtiren können.“ — Was ſich jene Drei erzählen, weiß man von ſonſt her auch ſchon. — In einer Nachrede verſpricht der Verfaſſer einen zweiten Theil, in welchem der Feſttag im Fegfeuer fortgeſetzt werden ſoll. Vielleicht wird dieſer zweite Theil ſataniſcher ausfallen und mehr enthalten, als einzelne gute Einfälle bei einem angenehmen Styl, dem es jedoch an Nachläſſigkeiten, z. B.: „Ich geſtehe, daß das Geſtändniß“, „man rüſtete ſich, die Gerüſte zu beſteigen“ u. a. nicht fehlt; vielleicht — nun was kann ein zweiter Theil vielleicht nicht? — vielleicht macht er auch die Grobheit gut, daß der erſte am Schluſſe ſagt: „Wir bleiben einſtweilen wie die Ochſen am Berge ſtehen“, eine unwitzige Grobheit gegen die Leſer, für die ich keine Entſchuldigung, am wenigſten aber darin eine finden kann, daß der Herausgeber ſagt: „Wir bleiben wie die Ochſen ſtehen!“ R—r.

In Auxerre war unlängſt die Thurmuhr beſchädigt, und damit man wiſſe, was es an der Zeit ſey, mußte der Küſter allſtündlich mit dem Schlägel an die Glocke ſchlagen und ſo die Stunden angeben. Die Woche über war Alles in der Ordnung, aber am Sonntag gab es einen kleinen Ball, und der Küſter, noch ein rüſtiger Mann, und ein Franzoſe dazu, konnte unmöglich dabei fehlen. Man hatte ſo eben einen Contretanz begonnen, als die Frau des Küſters hereintrat, und ihren Mann erinnerte: es ſey jetzt 10 Uhr, er müſſe ſchlagen laſſen. „Ey, wenn der Tanz aus iſt, dann iſt's auch noch 10 Uhr!“ erwiederte der muntere Tänzer, und ließ nachher 10 und 11 Uhr hinter einander ſchlagen! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 22. Mai. 81ſtes Blatt.

Das luſtige Trauerſpiel.*)

Schauſpiel in fünf Akten.

Erſter Akt.

Scene: Das Theater nach der Generalprobe.

Schauſpieler.
Das Stück iſt albern, lächerlich!
Schauſpielerin.
Es hält nicht bis an's Ende ſich!
Tänzerin.
Ach, wär' das Publikum ſo böſe?
Um dieſen Autor grämt ich mich —
Denn er iſt reich und generöſe!
Verfaſſer (kommt).
Apollo, wir vertrau'n auf dich!
(Zu den Schauſpielern.)
Was meinen Sie, ob's wohl mit Glück
In Scene geht?
Schauſpieler.
O ſicherlich!
Es wird ein tücht'ges Kaſſenſtück!

Zweiter Akt.

Zimmer des Verfaſſers, neben ihm ein Geldſack.

Beifallklatſcher.
Sechs Hundert Plätze nur? Ey, ey!
Da bleibt das Urtheil viel zu frei!
Ich kann für den Erfolg nicht ſtehen —.
Verfaſſer.
Hier noch drei Hundert! — Doch geſchehen
Muß, was ich will!
Beifallklatſcher.
Nun, applaudirt
Wird jetzt gewiß, wie ſich's gebührt!

*) Nach franzöſiſcher Proſa (S. „Corsaire" vom 20. April 1826) frei überſetzt.

Verfaſſer.
Das Stück iſt gut, es fällt nicht durch!
Beifallklatſcher.
Wir ſind der Dichter feſte Burg!

Dritter Akt.

Von einer Seite das Theater, von der andern das Publikum. Der Verfaſſer in einer Loge. Das Publikum pocht und pfeift, die Klatſcher applaudiren.

Schauſpieler.
Das iſt ein Lärm!
Schauſpielerin.
Es mußte fallen!
Tänzerin.
So war das Urtheil von uns Allen!
Publikum.
Die Klatſcher 'raus, das Stück iſt ſchlecht!
Verfaſſer.
Verdammt, hier geht Gewalt vor Recht!
Und dieſes Commödiantenpack,
Das ſind die wahren Dichterhaſſer:
Da iſt kein Spiel und kein Geſchmack!
Schauſpieler.
Der Henker hole den Verfaſſer!
Verfaſſer.
Racine ſelbſt wird ausgepfiffen,
Spielt man ſein Stück ſo ungeſchliffen!
Schauſpielerin.
Was hat nun unſre Müh' erzielt? —
„Es wurde äußerſt ſchlecht geſpielt!"
So wird es heißen; denn fürwahr!
Der Autor zahlt ſolch Urtheil baar!

Vierter Akt.

Reich geſchmückter Saal bei dem Verfaſſer.

Ein Freund.
Nimm meinen Glückwunſch! Göttlich ſchön!
Du ſteh'ſt, auf des Parnaſſes Höh'n,

Die holden Muſen im Geleite,
Nun glänzend an Racine's Seite!

Verfaſſer.

Die groſe Nachſicht muß mich rühren!
Das Publikum —.

Freund.

Es war Partei!
Wem groſe Preiſe nur gebühren,
Der zieht den Neid ſich gleich herbei!

Verfaſſer.

Jetzt, da der Beifall mich getragen,
Darf wohl die Bosheit nichts mehr wagen!

Freund.

Gewißlich nicht! Die Hauptſtadt wird
Zur zweiten Darſtellung ſich drängen,
Und himmliſches Entzücken ſchwirrt,
Ich hör' es ſchon, durch's ganze Haus;
Ich bitte zehn Billets mir aus!

Verfaſſer.

Das, theurer Freund! vermag ich nicht;
Ich will's vermeiden, daß man ſpricht:
Um ſich und um ſein Stück zu heben,
Hat ſelbſt Billets er ausgegeben!
Den Freund auch will ich nicht beſtechen,
Das hieße ja den Stab mir brechen!
Doch apropos, du biſt mein Gaſt
Auf Morgen — komm' und ſey recht heiter;
Das Stück beſprechen wird dann weiter,
Wenn öfter du's geſehen haſt!

Fünfter Akt.

Zimmer wie im zweiten Akt.

Beifallklatſcher.

Unhaltbar iſt das Stück; veraltet
Die Handlung, und der Vers, wie matt!

Verfaſſer.

Ho, ho, verweg'ner Herr! Ihr ſchaltet,
Als ob Kritik zum Chef euch hat!
Zum Klatſchen nur ſeyd ihr beſchieden —
(Giebt ihm Geld)
Und ganz gewiß mit mir zufrieden!

Beifallklatſcher.

Ich tadle nur aus Angſt — doch glaubt,
Der Beifall wird euch noch geraubt,
Geh'n wir zum zweiten Mal nicht mit,
Wenn euer Stück in Scene tritt.

Verfaſſer.

Hier ſind fünf Hundert Plätz' — und Geld —,

Beifallklatſcher.

Nun hofft, daß unſer Stück ſich hält!

Verfaſſer.

Und wiſſet, funfzig Franken zahl'
Ich, wenn's geſpielt wird, jedes Mal!

Beifallklatſcher.

Das Stück hat allerliebſte Scenen;
Wenn die Akteurs es uns nicht dehnen,
So iſt der höchſte Ruhm auch euer!
(Ab.)

Verfaſſer.

Mein Ruhm wird freilich etwas theuer!
Fünf Tauſend Franken ſchon! — Je nun,
Ich kann auf meinen Lorbeern ruh'n;
Und wenn das freche Urtheil wich,
Entſchädigt die Tantieme mich!

Die Albaneſen.

(Fortſetzung.)

Der freie Anblick des Himmels und die Wirkung einer reinen Luft ſcheinen den Albaneſen eine beſonders kräftige Organiſation gegeben zu haben. Die Schypetars ſind insgeſammt an ein hartes Leben und an Raub gewöhnt; der Bewohner des macedoniſchen Illyriens und von Epyrus iſt unerſchrocken und liebt ſeine Gebirge. Von Jugend auf an eine herumziehende Lebensart gewöhnt, ein Feind der Ordnung und des Gehorſams, ſcheint er bloß zum Verzehren und zum Zerſtören geboren zu ſeyn. Die herumwandernde und ungemiſchte Lebensweiſe der Gebirgsvölker, die ſie mit den Bedürfniſſen in Kampf brachte, mußte anfänglich einen Jäger, und nach den Umſtänden einen Räuber oder Krieger aus ihnen machen. Die Schypetars, die keine Geſchicklichkeit beſitzen, ihre Fehler und Mängel zu verbergen, zeigen ſich offen und veränderlich, ſind immer bereit, die Partei zu wechſeln und nach ihrem Intereſſe einem Herrn zu dienen und ihn zu verrathen; die feierlichſten Schwüre feſſeln ſie nicht an das Loos desjenigen, der nichts für ſich hat, als die Gerechtigkeit und das Unglück; ihre Anführer geben ihnen hierin das ſchlechteſte Beiſpiel. Von dieſen Fehlern, die in der Geſetzloſigkeit ihren Grund haben, rührt es her, daß unter den Schypetars weder Einigkeit noch ein Ganzes zu treffen iſt, außer in dem Falle, wenn der Heerd oder der Altar von einem fremden Feinde bedroht wird. Da man aber nur ſelten dergleichen zu beſorgen hat, ſo beſteht jeder freie Canton aus unabhängigen Dörfern und dieſe wieder aus Phares oder Parteien, welche freiwillig den Befehlen eines oder mehrerer Häuptlinge gehorchen. Eine Phara begreift wieder eine Familie, und nach dieſer Einrichtung ſind die zahlreichſten Familien zugleich die mächtigſten. Die groſſen Phares haben ihren Polemarchen und dieſe Häupter ihre Bnlukbaſchis oder Pelotons-Befehlshaber. Haß und Mißtrauen herrſchen unter den Phares, wie in den Familien und zwiſchen einzelnen Perſonen, und dies iſt die Urſach des ſteten Kriegszuſtandes, in dem ſie ſich befinden. Daher haben die Flecken und Dörfer in ihrer Bauart eine ganz beſondere Geſtalt, die ſie von allen Dörfern und Weilern unterſcheidet. Jedes Haus ſteht einzeln und iſt mit Zinnen oder auch mit Schießſcharten verſehen, die hinter einem äußern Anwurfe verſteckt ſind. Die Familien einer und derſelben Partei, oder eines gemeinſchaftlichen Standes, entfernen ſich wie Nebenzweige von dem Haupte, von welchem ſie abſtammen, und bilden ſtufenweiſe Quartiere um eine Anhöhe her, oder auf einer ſteilen, platten Erhöhung, ſo daß ſie einander beiſtehen können, ob ſie gleich auch gegen die Unternehmungen der Leute

ihres Phara auf der Hut ſind. Ganze Phares leben oft in unverſöhnlicher Feindſchaft mit einander, und man geht dann nur des Nachts und heimlich in gewiſſe Gaſſen. Jede Umgrenzung hat ihre Brunnen, ihre Ciſternen, ihre Oefen und ihren beſondern Markt, und man beſucht öfters die Moſchee und die Kirche deshalb nicht, um da nicht etwa einen Feind anzutreffen. Dieſer unſelige Zuſtand findet nur in der Heimath ſtatt; außerhalb der Flecken und Dörfer lebt jede Familie in Frieden und verrichtet ihr Geſchäft. Zwiſchen zwei Häuſern und zwiſchen einem Quartier und dem andern kann ein Krieg ausbrechen, ohne daß die andern daran Antheil nehmen; allein wenn ein Dorf oder eine Stadt mit einem andern Dorfe oder einer andern Stadt Krieg führt, ſo wird die Sache ernſthaft. Dieſe Kriege haben oft ihren Grund in der Entführung eines Frauenzimmers, in dem Stehlen einiger Ziegen, jedoch am häufigſten wegen der Grenzen, wo man denn kein anderes Mittel hat, den Streit zu endigen, als die Waffen. Dann verſammelt man ſich, man berathſchlagt, die Privat-Zwietracht ſchweigt, und wenn man gegen eine ganze Einwohnerſchaft ausziehn will, ſo benachrichtigt man ſich davon; dies geſchieht nicht durch einen Herold, ſondern durch einen Wanderer oder Mauleſeltreiber, der es anmeldet, daß man ſich zu der und der Zeit angreifen wird. Indeſſen geſchieht es doch zuweilen, daß eine Stadt oder ein Canton, unter Anführung ihres Aga oder Herrn, eine Armee von 2 bis 3000 Mann ins Feld ſtellt; dann nimmt der Krieg eine Geſtalt an, welche einer ſolchen Entfaltung der kriegeriſchen Hülfsmittel entſpricht. An der Spitze der Colonne ſieht man keine Fahnen wehen: denn es iſt eine bürgerliche Streitigkeit, die man unter Brüdern ausmachen will; die Standarte wird nur gegen einen äußern Feind aufgepflanzt. Man hat keine beſtimmten Marſchtage, lagert ſich und errichtet Nachtzeichen, und wenn man den Feind zu Geſicht bekommt, ſo verſteckt man ſich hinter der erſten beſten Schutzwehr; Partien ziehen aus, um zu fouragiren und Sklaven zu machen, Andere laſſen ſich angelegen ſeyn, die Stellung des Feindes zu unterſuchen, und nach mehreren Scharmützeln denkt man an ein allgemeines Gefecht. Hierzu wählt man einen ſchönen Tag, man rückt vor und macht es wie ein Jäger, der das Wild zu verſcheuchen fürchtet, das er verfolgt. Ohne Ordnung zu beobachten und Taktik zu befolgen, bricht man plötzlich auf, und erhebt ein furchtbares Geſchrei, um den Feind in Schrecken zu ſetzen. Wenn dieſer in ſeinen Linien bleibt, ſo fordert man ihn durch beleidigende Geſänge oder durch unanſtändige Stellungen heraus, man droht, ihm ſeine Dörfer zu verbrennen und ſeine Weiber und Kinder als Sklaven fort zu führen; die erbitterten Gemüther veranlaſſen alsdann ein allgemeines Gefecht. Wenn zehn Mann von beiden Seiten getödtet ſind, ſo ſieht man dies als eine Schlacht an, von welcher man zwanzig Stunden in der Runde ſpricht. Nach einem ſolchen Kampfe ſchließt man Waffenſtillſtand, um die Todten zu begraben und ihnen Grabmäler mit pomphaften Inſchriften zu errichten. Trifft man ſich einander unerwartet, ſo greift man nach dem erſten Feuern zu Säbel und Dolch, und ficht Mann gegen Mann; läßt ſich aber das Geſchrei hören: „Nu vras" (tödte nicht), ſo läßt die Wuth nach, man trennt ſich und jeder Theil hebt ſeine Todten und Verwundeten auf. So verfährt man jedoch nicht bei'm Ueberfall oder wenn nach langen Anſtrengungen ein Dorf weggenommen iſt; dann muß Blut fließen, und wenn man eine gehörige Anzahl Köpfe abgehauen hat, ſo werden die am Leben gebliebenen Einwohner als Sklaven fortgeführt, die Häuſer ausgeplündert und angezündet. Solche Kriege ſind ſelten ſo entſcheidend, daß der beſiegte Canton zum Frieden bewogen würde. Erſt nach langen Blockirungen, wenn von der ſiegenden Partei die Heerden weggeführt ſind, und die Hungersnoth in den Familien ſich einſtellt, denkt man an's Unterhandeln. Der Schypetar aber iſt zu ſtolz, als daß er ſich demüthigen ſollte; er überläßt die Vermittelung und die Sorge für das öffentliche Wohl dem Frauenzimmer. Die angeſehenſten Albaneſerinnen erhalten den Auftrag, eine Annäherung zu bewirken, und die ſchöne Hälfte des Geſchlechts iſt bei dieſen Halbwilden zur Beſänftigung der Leidenſchaften beſtimmt. Als Friedens-Geſandtinnen gehen die Albaneſerinnen ohne Gefahr und ohne Beſorgniß durch die kriegführenden Horden, und es giebt kein Beiſpiel, daß man ihnen je etwas zu Leide gethan habe. Durch Thränen erweichen ſie die rauhen Herzen, beklagen das gemeinſchaftliche Elend ihrer Familien, und ſeufzen über das Loos derer, die umgekommen ſind. Dies ſind faſt lauter Anverwandte, denn die Bande der Verwandtſchaft erſtrecken ſich unter den Schypetars ſehr weit. Sie verſtändigen ſich endlich, der Haß ſchweigt und die Streitigkeiten werden zwar nicht förmlich ausgeglichen, aber doch aufgeſchoben. So waren nämlich die Gebräuche der Schypetars, bis Ali alle Stämme unterjochte. In Epirus herrſcht unter den Schypetars eine Feudal-Herrſchaft, welche die Beys ausüben, die eine Art von Adel bilden; dies iſt jedoch bloß unter den mahomedaniſchen Schypetars der Fall; bei den Gueguen, unter den Toxiden und in dem Chamuri hat der Adel den größten Einfluß auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe; man unterſcheidet dort rechtſchaffene Leute von Leuten von guter Familie. Die Beys haben jedoch weder Titel, noch Wappen, noch Vorrechte, und ſind nicht gegen die Erpreſſungen eines bürgerlichen Satrapen geſchützt, der ihnen die Baſtonade geben, oder ſie, wenn er Luſt hat, ohne weitere Umſtände ſpießen läßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Nicht viel Neues in letzter Zeit. Die lieblichen Geſänge der Demoiſ. Kainz hörten wir noch in der „diebiſchen Elſter", worin ſie die „Nanette" anmuthlich und mit beſonders klarer Stimme gab. Hr. Wieſeneder ſang den „Gianetto" mit lautem Beifall. Dieſer fleißige und ſchulgerechte Sänger hatte einen ſchwierigen Stand bei uns; um ſo ehrenwerther für ihn, durch conſequente Verfolgung ſeiner auf dem Kunſtpfade ſich vorgezeichneten Bahn alle früherhin getheilten Meinungen über ſein Geſang-Talent zu einem allgemeinen günſtigen Urtheil umgeſchaffen zu haben. Mit jedem Tage ſteigt Hr. Wieſeneder mehr in der Gunſt des Publikums und das, was dieſes früher verkannt hatte, würdigt es nunmehr, dem Sänger gleichſam eine Reparation d'honneur gebend, mit deſto lebhafterer Anerkennung des gerechten Verdienſtes. — Das erſte Wiedererſcheinen des Herzogs von Cambridge im Theater, nach einer langwierigen Krankheit, brachte die Wiederholung des zur Feier ſeines Geburtstages dargeſtellten Feſtſpiels, deſſen Inhalt wir ſchon früher angezeigt haben. Wir Hannoveraner hängen mit ganzer Seele unſerem hochherzigen Königsbruder an und ſo konnte es nicht fehlen, daß der Jubel an jenem Abend ſo unbegrenzt als rein herzlich war. Die Lewinſchen Pantomimen füllten den Reſt des Abends aus. — In „Othello" leiſtete Demoiſ. Kainz, als „Desdemona" (ihre letzte Gaſtdarſtellung), des Vorzüglichen viel, und Hr. Wieſeneder, als „Othello", erndtete neuen Ruhm und einſtimmigen Beifall. Demoiſ. Kainz wurde gerufen. Bevor uns dieſe brave Sängerin verließ, gab ſie noch ein Concert; die Cavatine aus der Oper „Tebaldo und Iſolina" war eine ſchöne Spende, die ſehr günſtig aufgenommen wurde. Die hier eben anweſenden 14- und 15jährigen Gebrüder Ebener, ein Paar wackere Geiger, verherrlichten den Abend durch einige Spohr'ſche und Mayſeder'ſche Compoſitionen, die ſie mit Virtuoſität vortrugen. Unſers Kammer-Muſikus, Hrn. Seemann, ſchöner Vortrag auf der Clarinette bewährte ſich in dem Concertino von C. M. v. Weber. Mit den hier beliebten Variationen von Rhode beſchloß Demoiſ. Kainz dieſen muſikaliſchen Abend und ihre Anweſenheit bei uns, welcher wir auch lange freundlich gedenken werden. — Eine der mißlungenſten Darſtellungen auf unſerer Bühne ſeit geraumer Zeit war die der früherhin ſo beifällig aufgenommenen „Sieben Mädchen in Uniform". Eine Krankheit des Hrn. Keller veranlaßte Hrn. Kaibel, die Rolle des „Briquet" an zu nehmen. Non omnia possumus omnes, und am wenigſten läßt ſich eine Rolle wie dieſe über's Knie brechen; die, wenn auch beſondere Hoheit der Kunſt hier nicht bedingt wird, eine Gewandtheit der militairiſchen Commando-Exercitien unerläßlich erfordert. Hr. Kaibel traute ſeinem Gedächtniß, ſeiner Bühnenfertigkeit und Erfahrenheit zu viel zu. Der Erfolg wird hoffentlich nicht ohne Belehrung für die Zukunft bleiben; man war allgemein unzufrieden und freute ſich, als der Vorhang endlich fiel. — Der Darſtellung: „Das Gericht der Templer", nach W. Scott's „Ivanhoe" von Lenz, hat Referent nicht beigewohnt, wohl aber gehört, daß es kein Gericht für uns ſeyn ſoll; es iſt uns auch nur dies eine Mal vorgeſetzt worden. Dagegen beluſtigte „die Benefizvorſtellung", nach dem Franzöſiſchen von Th. Hell, gar ſehr. Es iſt zwar ein ſchon viel gebrauchtes Sujet, die Schwächen des Theater-Völkchens bloß zu ſtellen; doch iſt's ja einmal ſo, daß da, wo die Geißel der Satyre tüchtig geſchwungen, auch tüchtig gelacht wird. Hr. Keller gab durch ſeinen „Flüſterleis" Gelegenheit genug dazu, und Hr. Kaibel als „Schreidichaus" brachte viel ergötzlichen Dünkel und komiſchen Pathos. Demoiſ. Huber ſpielte die welſche Terpſichore „Gambaſinella" ganz ſcharmant. Nur uns mußte dieſe ſeither raſch fortſchreitende junge Künſtlerin nicht Alles das erzählen, was ſie mit ihrem Vis à vis zu verhandeln hat. Bei dem treuherzigſten Geſtändniß, das ſie dem ihr Gegenüberſtehenden ab zu legen hat, bei dem Geheimniß, welches ſie ihm anvertrauen will, bietet ſie ihm das Profil, und uns die Face dar. Mit uns ſoll der Schauſpieler ſich nicht unterhalten und ſeine Geheimniſſe dort oben gehen uns hier unten nichts an. Hr. Marr, als „Lord Pudding", konnte nicht charakteriſtiſcher gedacht werden. Ein Stockbritte, wie er, der beladen mit Guineen auf dem Continente landet, um ſie gegen Verſtand und Bildung aus zu tauſchen, ſtand Hr. Marr in der ſchwerfälligſten Geſtalt vor uns und brachte eine Fülle von mundgerechten engliſchen Redensarten und Kauderwelſch deutſcher wie franzöſiſcher Brocken hervor, die uns nicht aus dem Lachen kommen ließen. Hr. Ludwig ſtellte das Zerrbild des modiſchen Elegants „Unterank" mit trefflichen Farben dar. Die ſüßliche Phraſe: „Und warum denn dieſes nicht!" zerſchmolz auf ſeinen Lippen wie ein Roſen-Bonbon. Hierauf Angely's „Schülerſchwänke". Wenn auch das Corps der ſchönen Mädchen hier wiederum in die knapp anſchließende Uniform als ein Attraktions-Coup auf's Neue eingezwängt wird und wenn auch die Liederchen recht artig gewählt ſind, ſo haben dennoch dieſe Pſeudo-Burſchchen, dieſe Lyceiſten, nicht ſo viel Glück gemacht, als früher die in die Feſtung einrückende Garniſon. Man darf einen Schwank der Art nicht näher beleuchten; doch ſobald alle Wahrſcheinlichkeit mangelt und auch der kleinſte Umſtand nicht motivirt iſt, dann iſt's doch auch gar nichts, und über ein gar nichts läßt ſich denn auch nicht mehr als gar nichts ſagen. Daß übrigens dieſe Schüler ſchon vor fünfzehn Jahren in St. Petersburg *) ihre Schwänke producirt haben und uns die Ruſſen mit dieſem Kunſtproduct längſt zuvor gekommen ſind, mag noch als Nachricht angehängt ſeyn. — Die beiden letzten Vorſtellungen im Monat April: „Romeo und Julia", ſo wie „Sargin", berühren wir zu Gunſten zweier ſehr gelungener Leiſtungen, nämlich der „Julia" von Mad. Arvoar, welche dieſe Rolle ganz ausgezeichnet gab und es nicht verſchmähte, an das ihr noch vorſchwebende Bild der Heroine der Tragödie, Mad. Stich, uns fleißig zu erinnern. In der zweiten Vorſtellung gab Mad. Hillebrand den „Sargin Sohn" zur allgemeinen Zufriedenheit. — Die Damen Langſchwadt haben uns verlaſſen und ſind nach Mannheim gezogen; Hr. und Mad. Berger, ferner Hr. und Mad. Hillebrand, wie auch Hr. Wieſeneder werden uns ebenfalls verlaſſen. Dagegen iſt zur Freude aller Theaterfreunde unſer Ober-Regiſſeur, Hr. Kazianer, uns wiederum gewonnen; dieſer Liebling des hieſigen Publikums wird nun bei uns bleiben. Eine gleichmäßige Freude ſteht uns durch die Rückkehr der Mad. Gehlhaar bevor, die wir ſchmerzlich entbehrten und die nun bald wieder die Unſrige ſeyn wird. — Mehrere Sänger ſind bereits engagirt worden und einige Gäſte vom erſten Range werden hier erwartet. Nun wird hoffentlich die Sache ſich geſtalten und verſchiedenen Mängeln abgeholfen; es hat freilich ein wenig lange damit gewährt, indeß beſſer ſpät als niemals.

(Der Schluß in der Beilage.)

*) So viel ich weiß, nur bei dem franzöſiſchen Theater.
D. H.

In Frankreich koſtet das Beſehen der öffentlichen Denkmale keinen Sous. In England trägt dieſe Neugierde reichliche Zinſen. Als Beiſpiel hiervon wollen wir nur Folgendes anführen: Das Beſichtigen der Weſtminſter-Abtei brachte dem Cicerone ein: im Jahr 1821: 648 Pfund Sterling; im Jahr 1822: 2317 Pf.; 1823: 1664 Pf.; 1824: 1529 Pf.; 1825: 1585 Pf.; zuſammen 7743 Pf. in fünf Jahren. (Pandore.)

Unlängſt ſtand in einem Pariſer Blatte: „Die Direktoren der *** Bühne „paraissent" — ſollte wohl richtiger heißen: „paressent" (faullenzen), meint der Berichterſtatter. (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 81ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Hannover. (Schluß.) Ein Hr. Linke aus Hamburg zeigt gegenwärtig hier ein mechaniſches Kunſtwerk, das der Beachtung wohl werth iſt. Hr. Linke, der Verfertiger deſſelben, hatte es bisher noch nicht aus dem Weichbilde Hamburgs zur Schau geführt und deshalb möchte dieſes Meiſterwerk ſchon eine nähere Erwähnung verdienen. Ein Hamburger Sachverſtändiger ſagte bereits früher von demſelben öffentlich, daß es eins der gelungenſten Kunſtwerke der Mechanik ſey, welche die neuere Zeit produzirt hat und daß es unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt den erſten Platz einnehme. Daſſelbe beſteht in einem höchſt geſchmackvollen Sekretair, auf welchem ſich ein treffliches Tableau befindet, das die Cathedral-Kirche zu Rheims und deren Umgebungen darſtellt. Von ſieben Uhrwerken getrieben, wird nach einem vorausgehenden feierlichen Geläute aller Glocken die große Prozeſſion des Krönungs-Zuges Königs Carl VII in Bewegung geſetzt. Der bekannte ſchöne Krönungs-Marſch, zur „Jungfrau von Orleans“ von Geisler componirt, ertönt im harmoniſchen Einklang, und 150 verſchiedene, treu und coſtümgerecht dargeſtellte Figuren ſchreiten an uns vorüber. Zuerſt erblicken wir die Muſiker, dann die mit Oelzweigen geſchmückten Knaben, zwei Herolde, Hellebardiers, Magiſtrats-Perſonen, die Reichs-Marſchälle, nämlich: den Herzog von Burgund, das Scepter, und Dunois, das Schwerdt tragend. Ferner: mehrere Vornehme des Reichs mit den Reichs-Inſignien, jeder von zwei Pagen begleitet, Perſonen mit Opfergaben, Ritter im Ordens-Coſtüme, Chorknaben mit brennenden Kerzen und Räucherfäſſern; zwei Biſchöfe mit dem Venerabile, der Erzbiſchof mit dem Crucifix. Hierauf erſcheint das Heldenmädchen unmittelbar vor dem Könige mit der geweihten Fahne; ihr folgt König Carl unter einem Baldachin, von vier Reichs-Baronen getragen. Den Beſchluß machen: Hofleute, Schweizergarden und andere Königliche Haustruppen. Sobald die Jungfrau ſich dem Eingange zur Cathedrale nähert, hört man den Donner rollen, welcher jedoch wohl täuſchender nachgeahmt ſeyn könnte. Iſt der Zug unſerm Auge entſchwunden, dann ſchweigt die kriegeriſche Muſik und der kirchliche Geſang beginnt. — Das Proſcenium zeigt zu beiden Seiten der Kirche Gruppen in geſpannter Erwartung harrender Zuſchauer, worunter man die Familie der Johanna, und namentlich das ſprechende Geſicht des alten Thibaut erblickt, welches durch das Gepräge der Verzweiflung ſich am hervorragendſten auszeichnet. — Bei dieſen maleriſchen Leiſtungen gebührt dem fleißigen Hamburgiſchen Künſtler, Hrn. Franke, volle Anerkennung ſeines verdienſtlichen Talents. Zur mehrfachen Unterhaltung und Abwechſelung läßt Hr. Linke den ihn Beſuchenden auch noch eine Auswahl von Muſikſtücken der beſten Componiſten hören, welche, ganz vorzüglich geordnet und in den reinſten Tönen abgeſtimmt, durchaus nicht leierartig, ſondern mehr mit den Tönen der Glasharmonika verwandt ſind. Georg Harrys.

Berlin. Im Auguſt 1825 haben mehrere Mitglieder des hieſigen Künſtler-Vereins eine Fahrt nach Potsdam gemacht und eine Schilderung derſelben drucken laſſen, jedoch nur in ſo vielen Exemplaren, als von den Einzelnen im Künſtler-Verein verlangt wurden. Unter dem Titel: „Eine Reiſebeſchreibung von Freiwilligen des Berliner Künſtler-Vereins“ giebt ein Bogen in groß Folio die nöthige, humoriſtiſch abgefaßte Kunde. In trefflichem Steindruck ſind die Bildniſſe der Theilhaber, zwei Reiſe-Scenen und nächſtdem die Hand des ſogenannten Rieſen (Johann Carl Friedrich Licht, 27 Jahr alt, 6 Fuß 11½ Zoll groß) auf der Pfauen-Inſel beigelegt. Es mag manchem Leſer nicht uninteressant ſeyn, Potsdam und ſeine Umgebung auf burlesk-komiſche Weiſe geſchildert zu ſehen und deshalb wollen wir aus dem Texte folgendes Bruchſtück mittheilen:

„Die große Mandelbande, unter Leitung ihres Führers, trat ein in die große Vorhalle des alten Schloſſes. Hier haben Lengede und van Tulden auf vier Wänden die Herrlichkeit des großen Churfürſten dargeſtellt, und iſt ſelbiger gar trefflich zu ſchauen als Sieger, von vier weißen Roſſen gezogen. In den Gemächern hatten wir verſchiedene Schauplätzlein Italiens, von Philipp Hackert; und vom andern Ende der Welt ſahen wir Ruſſia's Babilon und Ninive, von froſtigem Pinſel gepinſelt — auch ſtanden hier Gefäße von unſerm ehemaligen Schreiber (Louis Catel), und erinnerten wir uns ſeiner herzlichen Theilnahme für unſern Verein, und mit Wehmuth gedachten wir ſeines frühen Dahinwelkens, indem er ſich durch Grübeleien verſtieg. — Als wir hiermit fertig waren, hörte man ein Läuten zur Vormittags-Predigt, wonach die Helden ſelten hören. Die bereitſtehenden Roſſebändiger winkten, und wir ſchwangen uns auf deren Phätons, hinrollend nach dem ſorgenloſen Königsſitze. Dort empfing uns freundlich der alte Kunſtgeſelle (Hr. Prof. Puhlmann), deſſen Pinſel die alten Nücken nicht laſſen kann. Wir betraten die marmorne Bilderhalle, deren Säulen und goldene Decke des großen Königs königlichen Sinn darthun, für die Zeitgenoſſen und hoffentlich noch lange für die Enkel. Die Bilder, die Meiſterſtücke aus vielen Landen zuſammengebracht, hauchten ihren Geiſt auf die Anſchauenden, und unter dem Bekannten wurde noch manches Unerkannte entdeckt. — Die Kunſtgeſellen geriethen hienach in die Gewalt eines Wärters galliſcher Abkunft, welcher das kleine Wohnhaus des großen Königs auf- und zuſchließt. Auch die mindere Pracht im Nebengebäude mußten ſie ſehen, und die von der Sonne geröſteten Watteaus. Die ſchaufelförmigen Füße des Wärters folgten ſchleppend, und da eine Hinterthür aufging, ſo entſchlüpften ihm die Geſellen, ohne Dank. Der Altgeſelle (Schadow) vermerkte dies ſpäterhin, und vermochte Er den Seckelmeiſter, den folgenden Tag, den Dank mit einem Groſchen zu übermachen, damit ein guter Geruch ihnen verbliebe. — So war die Stunde herangerückt, wo der Duft des Sonntag-Bratens die Naſe manches Potsdammers ergötzte; indeſſen die Geſellen rollten eilend nach dem fernen großen Pallaſte, das Belvedere prussiano rechts liegen laſſend. Man erblickt zuerſt deſſen Dach von Kupfer und Gold, und alle Götter des Olympos auf deſſen Zinnen, und nachher die Reihen der gruppirten Statüen am untern Geſchoſſe, deſſen Thüren Fenſter, und deſſen Fenſter Thüren ſind. — Im Innern iſt unermeßliche Pracht; auch vermeinten zu ſeiner Zeit Viele, der große König, der Alles konnte, könne auch Gold machen. Hier hauſet ein freundlicher Wärter, den Künſtlern hold, weshalb ſie kein Bedenken trugen, nach alter Künſtlerweiſe, in der Begaffung zu verweilen, nicht erwägend die nebuloſe werdende Gemüthlichkeit von deſſen weiblichen Hausgenoſſen, wegen des harrenden Mahles — Nach dieſem hochgeſteigerten Geiſtesſchwunge im Aufenthalte der königlichen Gemächer ſtellte ſich ein das gemeine Begehren und die Regung der Kinnbacken. Und wie ſich die Sonne nach dem Laufe des Tages in die Fluthen des Oceans taucht, und die Roſſe des Sonnenwagens gefüttert werden, ſo ſtärkten und befeuchteten ſich die Trockengewordenen. Dann gedachten ſie nach dem Mahle, gleich den Argonauten auf der Fahrt von Colchis, die Gefahren der Fluthen zu ahnen, und ſo ſegelten ſie nach der Küſte, genannt Tornow; kehrten jedoch bald wieder zurück, weil die

Sirenen in zu geringer Anzahl ſich hatten blicken laſſen und ſo die Anlockung ermangelte. — Der Abend dieſes Feſttages wurde mit Geſchwätz und Schwanken verlebt — des braunen Krautes bläuliche Wolken wirbelten empor; außer dem Gerſtentranke wurde für die minder gemeinen Naturen eine Tiſane erzeugt; nachdem die gewaltigſten der Fäuſte die letzten Tropfen einer Citrone darin ausgepreßt hatten, wurde dieſe Flüſſigkeit Limonade genannt. — Die Sonne, welche am Montag Morgen ſchien, läßt vermuthen, daß die Göttin Aurora ihr in aller Pracht vorangegangen. — — Im Hôtel de l'Ermite ſtanden die Betten wie Couliſſen, der freie Fußboden wurde zur Bühne; die Geſellen erhoben ſich. Einige gaben im demi-nudo Coſtum herkuliſch-equilibriſtiſche Tour de force und Erſtaunſtücke. Der erfahrne und zartfühlende Zuſchauer gedachte hiebei der ehemaligen Zigeuner-Buden, des Bajazzo und der Mignon. Große Staatskundige ſagen: alle Künſte ſind verwandt! — Nun wurden ſie fortgetrieben zur Auffahrt; es ging nach der Höhe, genannt der Pfingſtberg. Da reichte die Pflaume, die Birne und der Apfel — die Spitzen der Aeſte berührten — von der Laſt geſenkt — den Erdboden; von zwei Seiten erklimmten ſie den Gipfel, wo der Müller hauſet, der dieſes große Panorama umſonſt hat. War's die freie Luft, das Erklimmen des höchſten Sandberg-Gipfels, oder die Rührung — genug die Geſellen witterten herabſteigend, gleich abgetriebenen Jagdhunden, eine Winzerwohnung, wo hunger- und durſtſtillende Gaben der großen Mutter Natur vorhanden waren; auch erhielten ſie bald die galettenförmigen Bemmen, und den auf Ort und Stelle erzeugten, ungewöhnlichen Gaumenkitzel erregenden Wein, weshalb einige, zu Wiederinſtandſetzung ihres Ich, gebrannte Waſſertropfen nachſpülten. — Weiter kamen ſie nach dem hohen Gitter, wo ehemals der Thürſteher Cerberus Wache hielt — jetzt vernahm man keinen Laut — der Zug ging ſtill nach dem marmornen Pallaſte, am Ufer des heiligen See. Neben dieſem liegt, zwiſchen neuen alten verſunkenen Säulen, die verlaſſene Werkſtatt der vornehmſten Kunſt, die Krone der Chemie: die Kochkunſt und die himmliſchen Regungen verſchmelzen in reine Gemüthlichkeit, wenn ſie die glänzenden Wände, die ſtillen Gemächer und den auf Säulen ruhenden Altan anſehen, und daneben die zwei unfertigen Säulen-Gänge; dann gedachten ſie der Didone abandonnata, und des mit caſtilianiſcher Grandezza einherſchreitenden Hof-Alterthum-Zeichendeuters, der dieſe Säulen, ſonſt in Mitten der alten Königlichen Gärten ſtehend, hieher gereihet hatte, worüber mancher Philiſter den Kopf ſchüttelte. Es ſtehen auch hier ſchöne, alte Marmorbilder und künſtlich gearbeitete Gefäße, von denen der Zierrathen-Firzeichner welche abſchrieb. Unter den dicht verwachſenen grünen Gängen kamen ſie nach dem grünverloſchenen Hauſe, große Regentropfen nöthigten die Geſellen einzutreten, um mit Brodt und Gerſtentrank der ländlichen Gefühle zarte Saiten wieder zu ſtimmen — gleich dem Tonkünſtler, der die Saiten ſeiner Geige mit Colophonium beſtreicht. So erreichten ſie die Grenze dieſes — — Gartens; — ein Nachen ſetzte ſie über an's alltägliche Ufer, und die zween Wagenführer rollten die kunſtreichen Geſellen hin zu dem hohen Ufer, wo Iwan, der Wirth, hauſet, in der großen Moscovitiſchen Hütte, einſam gelegen. Zuerſt durchſchnüffelten ſie das Innere, belvedirten die Umgebung, und ſtärkten ſich dann mit dem guten Gerſtentrank, griffelten flüchtig den ſchlau-freundlich ausländiſchen Wirth, und der Firzeichner allereiligſt ſchrieb die Hütte ab; denn es mußte herab geſtiegen werden an's Ufer, wo die Winkenden vom gegenüber liegenden Nachen abgeholt werden, zu landen an der Inſel der Pfauen. Hier wehen die Wimpel friedlicher Kriegs-Fahrzeuge — die ſchaukelnden Paragon und Cacadou begrüßen die Ankommenden mit weithin hallenden gellenden Tönen. — Freundlich empfing ſie der kunſtreiche Burgwart und Gärtner, gewandt mit dem krummen Meſſer und dem Zeichenſtifte. Es prangten die letzten der Roſen und die erſten der Georginen, die rothe und die blaue Hortenſia. Mit lehrbegierigen Blicken ſtanden die Geſellen vor den Gittern, wo die Affen, den Seiltänzern gleich, Purzelbäume machen — daneben ſind die mit mächtigen Krallen bewaffneten Wappen-Vögel und die unbewegliche Eule mit dem glühenden Kohlen-Auge — einem egyptiſchen Idole gleich. Die blendend weißen Pfauen, von zarter Art, haben ihr: zu Hauſe — unter Gezelten; die junoniſchen Pfauen ſitzen auf den Aeſten der hohen Bäume. Weiterhin am Ufer ſahen ſie den neuen Bau, wo, durch die Gewalt des in Dunſt verwandelten Waſſers, fernhin über die ſchönen Pflanzen der Inſel, rieſelnd und in Strahlen, Erquickung und Nahrung kommen, auch künſtlicher Springbrunnen Zauber zu ſehen ſeyn wird. — Auch ſtand vollendet und hoch empor gerichtet die vielgewanderte Vorderſeite des ſinnreich geſchnörkelten Nürenberger Hauſes, vor vier Jahrhunderten von da nach Danzig und nun hieher verpflanzt, in Stein gearbeitet und als Theil einer Schloßburg. In der Nähe wohnet der Rieſe; der Alt-Geſelle hatte vor Kurzem deſſen Bruder conterfeit, und ſo wurden ſie freundlich eingelaſſen. Es erhob ſich der Enacks-Sohn gefällig, ein Stuhl wurde neben ihm beſtiegen, mit einem Stabe das richtige Maaß zu nehmen, wo ſich denn ergab, daß derſelbe 7 rheinländiſche Schuh erreicht; dann gab er einen Bogen Papier und legte ſeine Rechte darauf, die mit dem Stifte umzogen wurde, woraus die Längen-Graden mit den Breiten-Graden keine Uebereinſtimmung gaben; auch ſoll deſſen Conſumtions-Vermögen gar geringe ſeyn. Keck und munter war dagegen das Zwerg-Geſchwiſter-Paar, obwohl beide noch nicht den Rauſch von des vorigen Tages Tanzfeſt verſchlafen hatten. — Wer die beiden Extreme der Menſchheit geſehen hat, darf ſich, ob dieſes allumfaſſenden Blickes, was einbilden, hat genug, geht ab, und läßt das Andere liegen. — So wollten wir wieder abziehen; allein der kunſtreiche Burgwart und Gärtner hatte am Ufer Brodt und Wein aufgeſtellt, und lud uns ein, dieſes Stillleben zu zerſtören. Bei dieſem Rufe wurden die zarten Anſchau-Regungen gedämpft, und Alle fühlten gleichſam Bilder-Gallerie-Hunger und den muſikaliſchen Durſt. — In ihrer Herberge haben ſie ihm bald nachher den Geſellen-Brief ihrer Zunft zuerkannt, und behält er bei ihnen den Ruf eines Verſchwenders. — So erfriſcht beſtiegen ſie den Nachen wieder, der ſie auf das feſte Land zurück brachte; der Weg zur goldenen Gans wurde eingeſchlagen. Der Seckel-Meiſter, im Gefühle ſeiner Mittel, blies ſich vor dem Wirthe auf und beſtellte ein tiſchknackendes Mahl, ſtellte uns Alle aber ihm vor als Eilboten. Es währte nicht lange; bald ſah man die lange und ſchmale Tafel gedeckt, in dem offenen Natur-Salon, deſſen Dach und Plafond à la Schmid von Werntuchen erbaut war, und vor vielen Monaten grün geweſen ſeyn ſoll. — Der Aal in der ungekünſtelten Brühe, in Zwiſchenräumen wahr zu nehmen, auch die Laſt der bauchfüllenden Kartoffeln, entſprachen der Erwartung. Der Nachtiſch von antiker Butter, eben ſo alten harten Eiern und Lebenswaſſer, wurde auf der weiteren Rückfahrt von den Mehreſten empfindſam verſpürt, indem eine ſanft erwärmende, dann chemiſch-vulkaniſche Regung ſie durchdrang, die in klare Sehnſucht übergieng nach Lavaiſchem Weißbier, deſſen Locanda nun erreicht wurde. Es war dunkel geworden; die Vielduldenden vermochten nicht, es länger aus zu halten, die eilenden Roſſe mußten ſtehen — zwei der Geſellen ſchwangen ſich herab, ſtöhnend, gingen in die Schenke — harrende Pauſe der Erwartung. Wie bei nahendem Gewitter ſtille Luft und ſchwarze Wolken dem Donnerſchlage voran gehen, ſo erſchallt der Ruf: „Kein Weißbier!" Man ſchwieg und ſenkte das Haupt — man vernahm die Worte: Es ſeyen andere Bierarten zu haben! Die Verzweifelten hörten nicht danach, ſondern ſchrieen: „Vorwärts!" Getäuſchte Erwartung macht desperat und großartig — Alles oder Nichts! Die Kleinmüthigen wurden mit fortgeriſſen, die

Genügſameren kamen nicht zu Worte; harrend und ſtumm fuhren Alle dahin. Gleich den Seefahrern erwachte die Hoffnung, noch die rechte Quelle zu finden in dem Hafen von Schöneberg; und ſo kam es auch: dies war keine auf Papier gemalte Perſpektive; ein dünnes Licht aus der dortigen Bierſchenke erleuchtete ſparſam die durſtenden Gruppen, welche ſchnell die großen Humpen des ſchäumenden Weißbiers verſchlangen, und mit dieſen die letzten Blechſtücke des Seckels. — Der weiße Schaum hatte den deutſchen Unmuth und den engliſchen Spleen verſcheucht, das nächtliche Dunkel verſenkte in ſtummes Nachdenken; — die fernen Lichter der Capſtadt erinnerten an die Heimath, an die mannigfach geknüpften und verknoteten Verſtrickungen, den mit Beſonnenheit ab zu helfenden Unbeſonnenheiten, den zu nehmenden Maaßregeln zu Entwirrung verſchiedener Lebens-Verwickelungen, mit Rückſicht auf Standes-Verhältniſſe, und an die Bedenklichkeiten zu Wiedererfüllung des Seckels. — Die Conterfeier hatten feine Beobachtungen gemacht, die Geſchichts-Maler aus den Gallerieen ſchöne Bemerkungen mitgenommen, die Bildner lebende Montecavallo-Coloſſen marſchiren ſehen und Winkelmann's edle griechiſche Einfalt mit Händen gegriffen. Auf der Pfauen-Inſel hatten die Muſikanten eine Umgebung von wilden Thieren, gleich dem Orpheus; die Landſchafter hatten den Baumſchlag, insbeſondere den ſtachlichten, rein weg, im großen Buche der Mutter Natur geleſen, die Naſen umweht von der freien Luft; und Alle hatten, als eine Frucht der Reiſen, unglaubliche Fortſchritte gemacht. Durchdrungen von dieſen erhebenden Gefühlen konnte ſich Jeder ſtill anlächeln; auch war die Rührung bei'm Auseinandergehen nicht weit her." —*.

Ein Pariſer Arzt hat ein Werkchen herausgegeben, betitelt: „De la Nicotiomanie, oder: Die Gefahren, welche der Gebrauch des Tabacks nach ſich ziehen kann, ſowohl für Tabacksſchnupfer, als für Raucher und Tabackskauer." — „Wenn es", ſagt der Verfaſſer, „jetzt ſo viele Schlagflüſſe, Krämpfe u. ſ. w. giebt, ſo rühren dieſe alle nur vom Gebrauch des Tabacks her. Der Taback ſchwächt alle Geiſtesfähigkeiten, ſelbſt die der größten Geiſter. Nehmen wir nur den berühmten Napoleon zum Beiſpiel: Welcher auffallende Abſtand der letztern Regierungsjahre dieſes merkwürdigen Mannes gegen die erſtern Jahre ſeiner Regierungszeit?! Namentlich war dies bei ſeiner Rückkehr von der Inſel Elba recht kenntlich wahr zu nehmen!" — Wir ſehen alſo jetzt, woran das Schickſal der Welt damals hing, und überhaupt immer hängt, an — einer Priſe Taback!! (Gaz. d. Fr.)

Jemand ſchalt in Paris unlängſt Einen, der Almoſen begehrte, und da dieſer empfindlich wurde, wollte er ſich mit der Benennung: „Elender Bettler!" ſeiner entledigen. „Elender Bettler!" wiederholte der Getroffene. „Sehen Sie doch einmal gefälligſt um ſich, und zeigen mir Leute, die keine Bettler ſind! Nur wir, die da wenig fordern, werden verachtet, verfolgt, als Vagabonden behandelt, mit aller Strenge von der Polizei aufgeſucht und beſtraft. Aber das Heer der kecken Intriguanten, die Penſionen erbetteln, welche ſie nicht verdienen, Aemter, die ihre Unfähigkeit entehrt, Gnaden, deren ſie unwürdig ſind, die läßt man Alle ruhig einher gehen, weil ſie unverſchämt zu fordern verſtehen, und achtet ſie gar noch obenein!" — Der Scheltredner von vorher wandte dem Philoſophen ſtillſchweigend den Rücken, und wagte keine Erwiederung. (Corsaire.)

1826. No. XIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Bei Carl Cnobloch in Leipzig iſt ſo eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Leibeigenen
oder
Iſidor und Olga,
Trauerſpiel in fünf Akten von Dr. E. Raupach.
Preis: 1 Thlr.

Was iſt Rheumatismus und Gicht? und wie kann man ſich dagegen ſchützen und am ſchnellſten davon befreien? Für Aerzte und Nichtärzte beantwortet von Dr. K. H. Dzondi, Profeſſor. Mit einer Abbildung in Steindruck.

Was iſt häutige Bräune und wie kann das kindliche Alter dagegen geſchützt und am ſchnellſten davon befreit werden? Für Eltern und Aerzte beantwortet von Dr. K. H. Dzondi, Profeſſor. Mit einer Abbildung in Steindruck.

Ueber dieſe, jetzt ſo außerordentlich häufig vorkommenden, ihrer wahren Natur nach noch beinahe ganz unbekannten, daher oft unzweckmäßig behandelten Krankheiten, giebt der Verfaſſer der angekündigten Schriften die wichtigſten Aufſchlüſſe, lehrt ihre Natur genauer kennen und ſie auf eine einfache, ſichere, von der gewöhnlichen Methode ganz verſchiedene Weiſe heilen, und was eben ſo wichtig iſt — verhüten.

Um dieſe Schriften ſchneller allgemein zu verbreiten, wählt der Verfaſſer den Weg der Pränumeration. Jede derſelben koſtet für die Pränumeranten 1 Thaler. Die Zeit der Pränumeration iſt bis Ende Oktobers d. J. offen. Die Verſendung der brochirten Exemplare geſchieht nach Maaßgabe der zeitigern oder ſpätern Einſendung des Betrags an den Verfaſſer oder die unterzeichneten Buchhandlungen. Alle ſolide Buchhandlungen, bei welchen ausführlichere Ankündigungen dieſer Schriften eingeſehen werden können, nehmen Pränumeration an. Halle, im April 1826.

Hemmerde und Schwetſchke.
Für die K. K. öſterreichiſchen Staaten
die Carl Gerold'ſche Buchhandlung in Wien.

Bei Carl Cnobloch in Leipzig iſt jetzt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taſſo's Befreiung. Ein dramatiſches Gedicht von B. S. Ingemann. Aus dem Däniſchen überſetzt von H. Gardthauſen. 8. geb. 1 Thlr.

Dieſes Werkchen, wovon die früher gelieferten Pro-

hen mit vielem Beifall aufgenommen wurden, ſchließt ſich an den Torquato Taſſo von Goethe an, und iſt als Fortſetzung deſſelben zu betrachten.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

B e i t r ä g e
zur
römischen Rechtsgeschichte.

Bemerkungen
über
einige Eigenthümlichkeiten in den Schriften der alten römischen Juristen
von
D. Carl Friedr. Freiesleben,
ausübendem Sachwalter zu Leipzig.

Erstes Heft. 8. brosch. Preis: 18 Gr.

Für den Juristen insbesondere, ausserdem aber auch nicht minder für jeden gebildeten Mann, der es liebt, sich über die Eigenthümlichkeit des römischen Rechts zu belehren, werden diese Beiträge, die ein kenntnissreicher Rechtsgelehrter hier als Früchte seiner besonderen Studien der Oeffentlichkeit übergiebt, ohne Zweifel eine sehr willkommene Gabe seyn, und wir glauben um so mehr hier nur ohne weitere Auseinandersetzung darauf aufmerksam machen zu dürfen, da die Sache genugsam für sich selbst spricht, indem schon dieses erste Heft des Wissenswürdigen in dieser Hinsicht so vieles enthält, und den Beruf des Verfassers so offenbar beurkundet, dass die folgenden Hefte, die bald, jedoch in unbestimmten Fristen erscheinen, mit Verlangen erwartet werden dürften.

Leipzig, im April 1826.

Weigandsche Buchhandlung.

Bei uns ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueberſicht der geſammten direkten und indirekten Beſteuerung in den peeußiſchen Staaten, als Grundlage und im Vegleich zu den Steuer-Syſtemen, welche an der lang ausgedehnten Geenze Preußens mit Preußen in Berührung kommen, als Rußland, Oeſtreich, Sachſen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. ſ. w. Mit Anmerkungen und Vorſchlägen, den ausübenden Steueedienſt betreffend, von Cael Wilh. Schmidt, Königl. Peeuß. Steuer-Rendant u. ſ. w.

Zwei Bände in gr. 8. mit vielen Tabellen. Druckpapier: 3¼ Thlr Schreibpapier: 4 Thlr.

Von den Behörden ſelbſt iſt dieſes Werk als tüchtig anerkannt, und auch das öffentliche Urtheil bekräftigt es: daß Steuerbeamte und Steuerpflichtige hier Alles zuſammengetragen finden, was in dieſem Theile dee Staatshaushaltung zu wiſſen irgend nöthig iſt. Demnach übertrifft dies eben erſchienene Buch jedes frühere über dieſen Gegenſtand, da es zumal ſich niche auf den Preußiſchen Staat beſchränkt, ſondern alle angrenzenden Länder mit umfaßt.

Einige Beiträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen; ſo wie gewölbtee, feuerfeſter und waſſeedichter Decken in Gebäuden; nebſt einer Anweiſung zue Beeeitung des Forſterſchen Kalk-Mörtels. Mit Beeechnungen und Zeichnungen im Holzſchnitt und Steindruck.

Von Carl Friedrich Holzer. Preis: ¾ Thlr.

Der Ertrag dieſer Schrift iſt wohlthätigen Zwecken, namentlich denen Bewohnern der Rheingegenden beſtimmt, welche durch die letzten Ueberſchwemmungen verarmt ſind.

Italien und die Italiener im Neunzehnten Jahrhundert. Nach dem Engliſchen des A. Vieuſſeux von G. Lotz.

Zwei Bände. Preis: 1⅔ Thlr.

Die Urtheile der engliſchen wie der deutſchen Zeitſchriften ſind daeüber einig, daß von allen in neueree Zeit über Italien erſchienenen Weeken dieſes am glücklichſten Belehrung mit Unterhaltung verbindet.

Muſen-Almanach für das Jahr 1826. Herausgegeben von Julius Curtius.

Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern und in der mannigfachſten Form und mehr als 500 Xenien bilden den Inhalt. Die letzteen haben die politiſchen, religiöſen, literariſchen und theatraliſchen Verkehrtheiten und Beziehungen zu ihrem hauptſächlichſten Ziel erwählt, laſſen faſt keinen bekannten Namen, kein Inſtitut und keine Richtung unſerer Zeit ungeneckt, und eignen dieſes Taſchenbuch zu einer höchſt pikanten Unterhaltung. — Peeis: 1 Thlr.

Jahebuch dentſcher Bühnenſpiele. Herausgegeben von Carl von Holtei. Fünftee Jahrgang, füe 1826 Preis: 1⅔ Thlr.

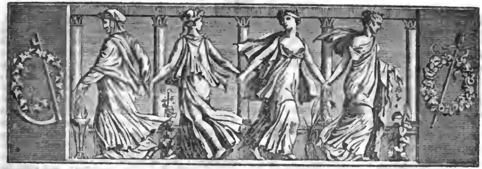
Inhalt: „Eigne Wahl“. Luſtſpiel in 2 Akten von Karl Schall. — „Vielliebchen“. Luſtſpiel von C. Lebrün. — „Die Berliner in Wien“. Liederpoſſe von Carl v. Holtei. — „Die Ueberbildeten“. Luſtſpiel von Ludwig Robert. — „Mondſchein-Bekanntſchaften“. Luſtſpiel von Wilhelm Martel.

Schon der Jahegang für 1825 wurde im Allgemeinen von der Kritik als das beſte dramatiſche Taſchenbuch bezeichnet. Der neueſte hat den ſeltenen Vorzug, daß alle aufgenommenen Stücke ſchon mit Glück auf den verſchiedenſten Bühnen dargeſtellt worden ſind: ein Beweis, daß der nächſte Zweck: gute, darſtellbare theatraliſche Neuigkeiten zu liefern, hier erfüllt wird. Zugleich ſind mehrere davon ſo geiſtreich, daß ſie auch bei dem Leſen und Vorleſen eine höchſt angenehme Unterhaltung gewähren.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Mauree'ſche Buchhndlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 24. Mai. 82ſtes Blatt.

Die Albaneſen.

(Fortſetzung.)

Die Japuria und die freien Cantons Aerocerauniens nähern ſich einer Regierungsform, die halb patriarchaliſch, halb demokratiſch iſt. Die Flecken und Dörfer, welche in Phares eingetheilt ſind, erwählen aus dem Schooße jedes Stammes eine oder zwei Perſonen von anerkannter Rechtſchaffenheit, denen man das Geſchäft überträgt, die Privatſtreitigkeiten zu ſchlichten, und über das, was auf die Privatverhältniſſe mit andern Phares Bezug hat, zu entſcheiden. Dieſe obrigkeitlichen Perſonen, die den Namen Geronten oder Greiſe annehmen, halten ihre geheimen Sitzungen und Berathungen mit der Bedingung, ihre Entſcheidungen dem Stamme, deſſen Richter und Stellvertreter ſie ſind, mitzutheilen. Wegen Schuldforderungen, Entſchädigungen und Polizeiſachen kann man nicht appelliren, wohl aber in ſolchen Sachen, die auf Ehre, Leib und Leben Bezug haben. Die Entſcheidungen über Krieg und Frieden kann man verwerfen oder genehmigen. Wenn hier in einem Dorfe oder Flecken zwei Familien von verſchiedenen Phares zu den Waffen greifen, um eine Streitigkeit auszumachen, ſo verſammeln ſich die Geronten der andern Stämme, um die Urſachen einer Bewegung zu unterſuchen, welche die Ruhe ſtört, und eine ſolche Unterſuchung heißt eine Nachforſchung wegen Aergerniß. Dann rufen ſie die Geronten der kriegführenden Parteien vor ſich, um die Veranlaſſung des Krieges zu erforſchen, ſie rathen mündlich zur Verſöhnung und deuten den Abgeordneten an, daß, wenn man ihren Vorſchlag nicht annehme, ſie dem allgemeinen Ausſpruche der Primaten des Dorfes unterworfen werden würden; indeß thut man dies mehr der Form wegen, als daß man es ſtrenge durchſetzte. Nach dieſer Ermahnung begeben ſich die Geronten zu den feindlichen Theilen ihres Phara, die ſie von dem Rathe des erſten Synods unterrichten. Man geht die Anträge deſſelben durch, und wenn ſie verworfen werden und die Verwendung an den großen Rath, der aus allen Primaten beſteht, nicht angenommen iſt, ſo wird der angefangene Krieg fortgeſetzt. Wenn ſich die Streitigkeiten weiter ausbreiten, ſo daß mehrere Phares daran Theil nehmen, und dieſe ſich an den allgemeinen Ausſpruch der Geronten wenden, ſo führt, wenn dieſer angenommen wird, jede Partei durch ihre Abgeordneten die Urſachen an, welche ihren Stamm zur Ergreifung der Waffen bewogen haben, und die Greiſe verſammeln ſich dann, um ohne Zeugen zu berathſchlagen. Oft vergehen mehrere Tage, ehe man Verſöhnungsmittel ausfindig macht, und wenn man dieſen Zweck erreicht hat, ſo wird die Entſcheidung ſchriftlich gegeben, um ſie den kriegführenden Phares mitzutheilen, die dann darüber berathſchlagen. Wenn eine oder alle zuſammen nicht mit dem Ausſpruche der Ortsverſammlung zufrieden ſind, ſo können ſie dagegen proteſtiren, und Beiſitzer aus ihrem Dorfe oder den benachbarten Dörfern verlangen. Dies geſteht man ihnen als Gerichtshof in letzter Inſtanz zu. Allein wenn nach dem Ausſpruche, welcher Beſchluß heißt, ſich eine Partei oder alle wei-

Digitized by Google

gern, ſich danach zu richten, ſo vereinigt ſich das Dorf, das der Kriegsſchauplatz iſt, und die benachbarten Dörfer gegen die Widerſpenſtigen und nöthigen ſie mit den Waffen in der Hand, ſich dem öffentlichen Ausſpruche zu unterwerfen. Auf dieſe Art werden innere Streitigkeiten entſchieden.

Was einſtimmige Kriege der Cantons oder ganzer Dörfer, ſo wie Bündniſſe anbelangt, ſo wird darüber bloß in dem Senate entſchieden, der aus allen Geronten beſteht. Man berathſchlagt nach weitläuftigen und ſtürmiſchen Reden, wobei zugleich alle Arten von Liſt angewandt werden.

Diebſtahl und Raub werden bei einem Volke äußerſt nachſichtig behandelt, bei dem Räuberei als National-Erwerbfleiß angeſehen wird. Die Albaneſen der Driber, welche gewöhnlich die Straßen in Bosnien und Romelien unſicher machen, werden unter ihren Landsleuten nach der Größe der Beute geſchätzt, die ſie mit in ihr Vaterland zurück bringen. Obgleich die epirotiſchen Schypetars nicht ſo viel Freiheit beſitzen, ſo treiben ſie doch auch dies Gewerbe. Ich habe zu Premiti einen Toxiden geſehen, der jährlich ſeine Feldzüge, die man Courbeta nennt, bis jenſeits des Vardar machte, und da er als ein berüchtigter Räuber bekannt war, ſo war er der Held ſeines Cantons. Daher wird die Laufbahn als Straßenräuber bei den Albaneſen als der erſte Schritt zu Ruhm und Ehre angeſehen, und wenn der Albaneſe zugleich Mahomedaner iſt, ſo iſt es der Weg, um zu den erſten Würden des Reichs zu gelangen. Auf dieſem Wege gelangte Paswan-Oglu zu dem Paſchalik von Widdin, Jsmael Bey von Seres zu dem Befehl über das transaxiſche Macedonien, und Ali zu dem Paſchalik von Janina. Vater-, Brudermord und Vergiftungen werden mit einer ſträflichen Gleichgültigkeit betrachtet: man ſieht den Sohn gegen ſeinen Vater bewaffnet, und dieſen hingegen ſeine Kinder umbringen.

Die Albaneſen heirathen nicht aus Liebe, ſondern aus beſondern Rückſichten der Eltern. Man verlobt die Kinder noch in der Wiege, und erlaubt ihnen nicht, ſich zu ſehen, wenn ſie heran wachſen. Kommt die Zeit, wo die Verlobten einander heirathen ſollen, ſo ſchickt der Vater des Bräutigams einen Verwandten an den Vater der Braut, um die Vollziehung der Ehe zu verlangen. Wird der Antrag genehmigt, ſo händigt der Freiersmann dem Vater des Mädchens einen Ring als Verbindungspfand ein, und ſetzt das Heirathsgut feſt, welches der Mann ſeiner künftigen Gattin geben will. Reiche Leute kommen über dieſes in Getreide und Vieh oder baarem Gelde überein. Hundert Ziegen, eben ſo viele Hammel, zwei Mauleſel, einige Eſel, die man in dieſem Falle giebt, werden als ein prächtiges Heirathsgut angeſehen, und die Sängerinnen, die ihr Geſchäft als Gewerbe treiben, preiſen allemal eine ſolche Freigebigkeit in dem Hochzeitgeſange. Wenn die Hochzeit vorbei iſt, ſo bringt man die Frau in das Haus ihres Gatten, der ſie nun zum erſten Mal zu ſehen bekommt. Bei ſeinem Anblicke wirft ſie ſich vor ihm nieder, um ihm die Hand zu küſſen, und legt zu ſeinen Füßen einen Sack und einen Strick hin, um dadurch anzudeuten, daß ſie zum Laſttragen beſtimmt ſey, und die Vorräthe der Wirthſchaft erhalten ſoll. Ihr Hochzeittag iſt für ſie der einzige Feſttag; denn nach dieſem fangen ihre Mühen und Sorgen an, welche erſt mit ihrem Leben ein Ende haben. Hat ſie die Hochzeitbinde abgelegt, ſo darf ſie nicht mehr an dem Tiſche ihres Mannes, als bloß an Feſttagen, erſcheinen, und nährt ſich mit der Familie von den Ueberreſten ſeiner Mahlzeit. Auf Reiſen folgt ſie ihm mit der Wiege auf dem Rükken, worin das neugeborne Kind liegt, zu Fuß nach, auch trägt ſie ſeine Flinte, während er auf ſeinem Mauleſel kauert und ruhig Taback raucht. Der gebieteriſche Herr wirft nicht einmal einen Blick auf ſeine keuchende, vom Schweiße triefende Gefährtin, ja dieſe Frau, die ihren Zuſtand für gerecht hält, würde ſogar gegen einen Fremden aufgebracht werden, der ſie bemitleidete und ihr Unglück beklagte. Dies iſt derſelbe Fall, wenn man ſich darein miſcht, damit ſie nicht geſchlagen werde; ſie ſchreit ſogar über Gleichgültigkeit, wenn ſie nicht zuweilen dieſe Liebkoſungen erhält. Indeſſen ſorgen ſie als Mütter zärtlich für ihre kleinen Kinder, und die Furcht, welche die Männer ihnen einflößen, kann die Liebe nicht vertilgen, die ſie dem Oberherrn des Hauſes ſchuldig ſind. Man läßt den Albaneſen nie zu ſeinen langen Wanderungen aufbrechen, ohne in ſeine Kleider etwas als Andenken an ſeine Frau einzunähen, oder ihm etwas in dieſer Hinſicht mitzugeben. Wenn der Albaneſe in's Ausland geht, wenn er ſich in weiter Entfernung befindet, ſo fragt man die Wahrſager und zieht die Glückslooſe zu Rathe, um zu erfahren, wie er ſich befindet und wo er iſt. Auch er erinnert ſich in fernen Gegenden an ſeine Hinterlaſſenen und verliert ſie nicht aus den Gedanken. In dem heißen Sande Egyptens wirft er einen unruhigen Blick nach ſeinen vaterländiſchen Bergen; er erinnert ſich des Eiſes des Pindus und des Tomaros, und erträgt ſein Geſchick nur mit der Hoffnung, daß er einſt die Wälder und Thäler wiederſehen werde, wo er ſeine Kindheit zugebracht hat. Er trägt eine Menge Amulette bei ſich, um ſich gegen Gefahren zu ſchützen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der vergötterte Arlequin.

Auf dem Theater der Madame Saqui (ſo berichtet die „Pandore") wird jetzt ein Stück gegeben, betitelt: „Arlequin auf der Amazonen-Inſel", deſſen In-

Digitized by Google

halt folgender iſt: Arlequin — diesmal wahrſcheinlich von Adel, aber — ſchlechten Geſchmacks — verliebt ſich in eine ſehr häßliche Prinzeſſin, die ein nackter König (deſſen Garde jedoch leidlich bekleidet iſt) entführt hat, und in Verwahrung hält, um ſie zu heirathen. Mit Hülfe des Zauberers Merlin — der Gute iſt immer der Alliirte der Leute ohne Einbildungskraft — dringt Arlequin in das Schloß jenes nackten Königs, beredet ſeine Geliebte, ihm eine goldene Kette zu überlaſſen, die ihm zum Talisman dienen ſoll, und will nun wieder fort. Aber ſein Rival ertappt ihn leider, und ſperrt ihn ein. Da erſcheint plötzlich die Königin der Amazonen, begleitet von ihren Unterthaninnen, ſechs an der Zahl, die wahrſcheinlich in ihrer Jugendblüthe eine gewiſſe barbariſche Landesſitte (mit ihrem Buſen) geübt haben, obgleich man nicht unterſcheiden kann, an welcher Seite die Amputation geſchehen. — Mit dieſen ſechs Heldinnen ſchlägt die Königin das Heer des nackten Königs, beſtehend aus drei Mann und zwei Knaben, bemächtigt ſich der Prinzeſſin und läßt ſie gefangen mit ſich fortführen. Anfangs glaubt man, dies geſchehe zu Gunſten Arlequins, aber keinesweges. Das iſt eine Sache für ſich, man erfährt auch nicht, weshalb? — weil man nicht von Allem den Grund zu wiſſen braucht. Arlequin muß ſich von Neuem um den Gegenſtand ſeines Herzens bemühen. In Begleitung ſeines treuen Gilles, als Frauenzimmer verkleidet, dringt er noch einmal bis zur Gefangenen, wird auch jetzt erkannt, und ſoll nun ſterben!! Schon iſt der Scheiterhaufen aufgeſchichtet, und der arme Delinquent hat ihn bereits beſtiegen. Da erſcheint der Zauberer Merlin, läßt den Scheiterhaufen verſchwinden, und zur Belohnung für alle erlittene Qual werden diesmal die beiden Liebenden bis in den dritten Himmel entführt, wo nun das Publikum Zeuge ihrer Vergötterung wird. So hat es denn unſer Zeitgeiſt dahin gebracht, daß auch die Götter ihren Harlequin haben.

Duſchet.

Buntes.

Aus „Triſtram Shandy's Leben und Meinungen" (Th. V. S. 1): „Sagt mir doch, Ihr Gelehrten, ſollen wir denn nur immer in kleinere Münze verwechſeln, und das Capital ſo wenig vermehren? — Sollen wir denn ewig neue Bücher machen, wie die Apotheker neue Mixturen, indem wir nur aus einem Glaſe in's andere gießen? — Sollen wir denn beſtändig daſſelbe Seil ſpinnen, und wieder aufdrehen? Beſtändig den Seilergang gehen? — Sollen wir ewig die Reliquien der Gelehrſamkeit zeigen, wie Mönche die Reliquien ihrer Heiligen — ohne nur ein einziges Wunderwerk damit zu thun? d. h. ſollen wir immer leeres Stroh dreſchen, und an Theatern bauen, ohne daran zu beſſern, und hinter dem Witz herlaufen, den wir nicht einholen, weil er geſchwinder läuft, als wir?" — Eine hübſche Reflexion für die jetzigen literariſchen Unternehmungen, deshalb möge Mancher hiemit daran erinnert ſeyn.

Eine engliſche Zeitſchrift giebt auf die Frage: was iſt Wohlthätigkeit? folgende Antwort: „Menſchen unterſtützen, die nie gearbeitet haben, und nie arbeiten mögen; ungeheure Capitale durch Abgaben für Arme erheben, und nur einen geringen Theil davon für Arme benutzen; aus den Armen-Kaſſen die Koſten für glänzende Gaſtmahle nehmen, um mit ſchmeichelnden Toaſts dem Präſidenten und ſämmtlichen Mitgliedern das Gewiſſen einſchläfern zu können; mit Subſcriptions-Liſten umher fahren und umher gehen und ſelbſt nichts geben; ſeinen Namen ſolchen Liſten voran zu ſtellen, um Andere zum Geben zu zwingen und nachher den Namen wieder ausſtreichen: bei Gaſtmahlen in ſeinem Hauſe hundert Guineen für die Armen ſammeln und zehen wirklich den Armen geben." — Dieſelbe Zeitſchrift fragt: „Was iſt in unſerer Zeit Moralität? Antwort. Sittlichkeit ohne Religion. Und was iſt jetzt Religion? Antwort. Glaube ohne Sittlichkeit."

Gute, große Gedanken ſind zu ſchätzen, aber eine gute, große Denkungsart iſt mehr; jene haben nur lebendigen Werth, wenn ſie dieſe bilden und feſtſtellen. Gute, große Gedanken finden wir allenfalls in Büchern, aber die gute, große Denkungsart muß ſich der Menſch ſelbſt geben, und wie erhaben oder niedrig wir denken, ſo erhaben oder niedrig iſt unſer Standpunkt im Reiche der Schöpfung.

Ob auch die Aerzte allerdings eine Kunſt voll Unſicherheit und Zweifeln ausüben, ſo haben ſie doch dabei noch immer den Vortheil, den ein alter Schriftſteller in folgenden Worten ausſpricht: „Jede ihrer geringen Geſchicklichkeiten kommt hell an den Tag und ihre größeſten Fehler bedeckt ſogleich die Erde."

Th. Laurin.

Der Bibel-Druck.

Seit zwanzig Jahren ſind von allen auf der Erde jetzt befindlichen Bibel-Geſellſchaften Bibeln vertheilt, aber noch nicht zehn Millionen in Umlauf geſetzt worden. Tauſend Millionen Menſchen giebt es, der allgemeinen Annahme nach; es ſollen nur fünfhundert ſeyn. Bevor, in gleichem Verhältniſſe fortarbeitend, die Bibel-Vereine dieſe mit Bibeln verſorgen, vergehen zwölfhundert Jahre; und da muß noch von Zeit zu Zeit eine Epidemie dafür ſorgen, daß nicht mehr Menſchen geboren werden, als mit Tode abgehen. Hätte es mit den tauſend Millionen ſeine Richtigkeit, ſo kann der letzte Menſch wirklich am 31ſten Dezember 4226 ſeine Bibel bekommen. Br.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 11. Mai im Königl. Theater: „Die diebiſche Elſter“, Oper von Roſſini; Hr. Haizinger: „Richard“, als letzte Gaſtrolle. Seine herrlichen Mittel und treffliche Methode thaten ſich abermals hervor, obgleich heut beſonders, wahrſcheinlich dadurch, daß er den Zuhörern ſo kräftig als möglich in's Gedächtniß bringen wollte, ein Ueberbieten, ein Hervorſtoßen des Tons ſich zuweilen markirte. Mad. Seidler war in der Hauptrolle ausgezeichnet und überhaupt ging die Oper in den meiſten Theilen gut; auch der Dirigent mußte in den Proben begeiſtert worden ſeyn oder er hatte aus eigenen Mitteln ſich etwas ſüdliches Blut angeſchafft, um fühlen zu können, wie eine italieniſche Muſik ausgeführt ſeyn will. — Am 16. Mai ſahen wir Mad. Brede in ihrer letzten Gaſtrolle: „Sappho“. Wenn uns dieſe Griechin gar ſehr an unſre Tage, etwa an eine heirathsluſtige Schriftſtellerin unſerer Zeit, erinnerte, ſo mag die Dichtung ſelbſt ihren Antheil haben; doch war der Vortrag diesmal gleich anfangs, namentlich in dem ſüchtigen und ſehr berechneten Anlegen des Charakters, ſehr dazu geeignet, uns eine ſolche Erinnerung auffallend zu machen. Die Gaſtin zeigte ſich aber auch in dieſer Rolle als routinirte Schauſpielerin und wußte ihre Kräfte glücklich zu vertheilen und zu erhoben, wo es erforderlich war, was auch beifällig anerkannt wurde. — Im Königsſtädtiſchen Theater waren neu die Luſtſpiele: „Brief und Antwort“, nach dem Franzöſiſchen überſetzt von C. Lebrün, und „der Lumpenſammler oder der nächtliche Philoſoph“, nach dem Franzöſiſchen überſetzt von L. Angely. Nur das zuerſt genannte hat gefallen. C—w.

Literatur. „Ueber den raſenden Ajax des Sophokles. Eine äſthetiſche Abhandlung von Carl Immermann.“ (Magdeburg, 1826.) Der geiſtvolle Dichter, welchem wir noch kürzlich, nach ſo vielen andern ſchätzenswerthen dramatiſchen Erzeugniſſen, das geniale Trauerſpiel „Cardenio und Celinde“ verdankten, beſchenkt uns diesmal mit der kritiſchen Erörterung einer Tragödie des Sophokles. Der Verfaſſer geht von der Betrachtung unſrer heutigen dramatiſchen Kunſt aus, beſonders wie ſie ſich in Bezug auf das Theater darſtellt. Unter den mancherlei Hinderniſſen, welche einer würdigeren Geſtaltung unſerer Bühne — denn daß ſie im Argen liege, wird von Immermann ſo gut wie von Tieck als unzweifelhaft angenommen — entgegenſtehn, wird hier zunächſt das Vorurtheil von unſerem Verhältniſſe zu den Alten hervorgehoben. Der Verfaſſer nennt den Glauben, alte tragiſche Kunſt könne ſich in unſern Zeiten wiederholen, einen Wahn, der auf Dichter und Publikum bisher ſehr nachtheilig eingewirkt. Eine gründliche und vielſeitige Betrachtung der Werke der Alten ſelbſt dünkt ihn das beſte Gegenmittel jener falſchen Theorie, welche uns aus dem mißverſtandenen Alterthum unſtatthafte Muſter zur Norm für unſre heutigen Hervorbringungen aufſtellen will. Der Wunſch, den Irrthum mit zerſtreuen zu helfen, gab den Anlaß zu gegenwärtiger Abhandlung, in welcher ein unläugbar treffliches Muſterſtück des Alterthums vollſtändig beleuchtet und beurtheilt wird. Der Verfaſſer iſt mit großem Scharfſinn und mit einer Einbildungskraft, welche großen dichteriſchen Conceptionen innig vertraut iſt, in die herrliche Organiſation des Sophokleiſchen Meiſterwerks eingedrungen, und hat mit ſicherer Hand den ſchönen Zuſammenhang, die richtige Gliederung und Uebereinſtimmung der Theile zu einem gerundeten Ganzen, ſo wie deſſen Abſicht und Bedeutung überzeugend nachgewieſen. Die Abſchnitte ſeiner Abhandlung, welche „Skulptur in der Poeſie“ und „Tragiſche Ironie“ überſchrieben ſind, empfehlen ſich beſonders durch gehaltvolle Bemerkungen. Der Verfaſſer iſt durch ſeinen Gegenſtand natürlich veranlaßt, auch auf die Werke neuerer Dichter ſeinen Blick zu werfen; von Shakſpeare, Goethe, Tieck und Schiller wird manches Treffende geſagt. So z. B. von Goethe's „Taſſo“ folgendes gewichtige Wort: „Man pflegt die Ironie, beſtochen von Shakſpeare's nicht ganz verſtandenem Beiſpiel, ſetze einzig und allein in der Beimiſchung des Komiſchen und Poſſenhaften zu ſuchen. Allein dieſe Anſicht iſt beſchränkt. Goethe hat im „Taſſo“ mit dieſer Ironie ſeine Aufgabe behandelt, die Unnatur, zu Grauſamkeit vornehmer Verhältniſſe dargeſtellt, indem er nur ihre Natürlichkeit und Humanität zu ſchildern ſcheint, und ſeinen Helden, deſſen Bruſt das Weltall in ſich aufnimmt, an einem Kuſſe untergehen laſſen. Dieſes iſt ihm durch die ernſteſten Scenen und die gemeſſenſte Sprache gelungen, ſo die Glätte und Eleganz der äußern Form iſt eben in dieſem Stücke recht ironiſch.“ Die Frage: „Iſt eine Nachahmung der alten Tragödie möglich?“ welche die Ueberſchrift des letzten Abſchnitts iſt, wird von dem Verfaſſer entſchieden verneint. Die „Braut von Meſſina“ und „Iphigenia auf Tauris“ führt er als ſcheinbar antike Dramen an; doch läugnet er nicht, daß inſonderheit das letztere Meiſterwerk dem Alterthume nahe ſtehe, vorzüglich durch die einfache Schönheit, bei welcher uns die antiken Schöpfungen einfallen, allein die Motive und Mittel dieſer letztern ſind durchaus verſchieden. — Wir können nicht umhin, dieſe kleine Schrift, deren Verfaſſer auch ſchon früherhin gezeigt hat, daß er den Beruf des Kritikers mit dem des Dichters trefflich vereint, allen Freunden dieſer anziehenden Gegenſtände literariſcher und künſtleriſcher Unterhaltung angelegentlichſt und dringendſt zu empfehlen. E.

Voltaire's Eßſaal war in der Regel von ſehr ſchmutzigem Ausſehen; und wenn er allein war, durften ſeine Domeſtiken ihn in den Hemds-Aermeln bedienen; hatte er aber Gäſte, dann zogen ſie zwar Livree an, aber die, welche ſie von ihrer vorigen Herrſchaft mitgebracht hatten; denn Voltaire gab ſo ſelten Livree, daß faſt keiner ſeiner Leute ſich deren zu erfreuen hatte; wer ihn beſuchte, glaubte, bei ihm die Domeſtiken mehrerer Herrſchaften zu finden. — Der Verſammlungs-Saal war deſto reicher ausſtaffirt, und ſtach ſonderbar gegen die übrigen ſchlecht möblirten Zimmer ab. — Voltaire ſchrieb ſeine beſten Sachen auf lauter einzelne Zettel, ſo daß es unbegreiflich ſcheint, wie er ſie nachher zuſammen gefunden hat. — In den Mußeſtunden pflegte ſeine Dienerſchaft in einem beſondern Saal ſich mit Tanz die Zeit zu vertreiben, und Voltaire — drollig genug — nahm oft ſelber mit Theil daran, aber immer nur in einem reich geſtickten Hofkleide, womit er füglich am Verſailler Hofe erſcheinen konnte. — Einem Engländer, der von Voltaire Abſchied nahm, ſagte er: „Leben Sie wohl, mein Herr! Sie kehren jetzt nach London zurück; auch ich werde bald dort ſeyn, aber, da ich ſchon ziemlich alt bin, vielleicht erſt nach dem Tode. In „Macbeth“, den Sie doch gewiß auch ſchon haben aufführen ſehen, kommen ja an zwanzig Geſpenſter vor, da kann ich mich vielleicht mit drunter miſchen!“ — Von Zeit zu Zeit war in Voltaire's Hauſe große Jagd. „Allons, jetzt auf die Jagd!“ rief er dann, und wenn die Dienerſchaft verſammelt war, ſtellte er ſich an ihre Spitze und fegte mit ihnen alle Spinnen und Spinnengewebe ab, deren ſich an den vielen Pfeilern ſeines Gebäudes immer eine Menge feſtſetzte. (Pandore.)

Friedrich der Große ſchrieb im Jahr 1777 an Voltaire: „Ich weiß recht gut, daß die Jeſuiten rebellirt und ſich in die Regierungs-Angelegenheiten gemiſcht haben; aber die Schuld liegt an der Regierung. Nicht an den Pater Lepelletier, ſondern an Ludwig XIV halte ich mich!“ (Pandore.)

Eine Diligence fährt jetzt in 7 Stunden 52 Minuten von London nach Stamford, eine Strecke von 18 deutſchen Meilen. Wie gefährlich dieſe fliegende Fahrt auch ſey, ſo finden ſich dennoch Paſſagiere in Menge dazu. (Pandore.)

Ein Reſtaurateur in Lyon hat zum Aushängeſchild eine große Gabel genommen, mit der Unterſchrift: „Der Scepter der Welt!“ (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 26. Mai. 83ſtes Blatt.

Die „Académie françoise" im Jahr 1826.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Die Académie françoise wurde im Jannar 1635 vom Cardinal Richelieu geſtiftet, und die Anzahl der Mitglieder auf vierzig beſtimmt. Nach Richelieu's Tode nahm ſich der Großkanzler Seguier der ihres Beſchützers Beraubten an, und räumte ihr in ſeinem Hotel die erforderlichen Zimmer zu ihren Sitzungen ein. Ludwig XIV nannte ſich in der Folge ihren Beſchützer, und wies ihr einen Saal im Louvre an. Dieſen Sitz hat ſie bis zum Jahre 1795 behalten, wo ſie, mit den übrigen Academien in Paris, als Institut de France eine neue Organiſation erhielt. — Im Jahre 1803 theilte Bonaparte das Inſtitut in vier Claſſen. Die erſte umfaßte die phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, und beſtand aus 63 Mitgliedern. — Die zweite, deren Gegenſtand die franzöſiſche Sprache und Literatur war, zählte 40 Mitglieder. — Die dritte, ſich mit Geſchichte alter Literatur befaſſend, war zuſammengeſetzt aus 40 Mitgliedern, 8 fremden Aſſocie's und 60 correſpondirenden Gelehrten. — Die vierte beſchäftigte ſich mit den ſchönen Künſten, und zählte 20 Mitglieder, 8 Aſſocie's und 36 Correſpondirende. — Im Jahre 1815, nach der Reſtauration, wurde zwar der allgemeine Name Institut de France beibehalten; jedoch erhielten die vier Claſſen ihre alten Benennungen wieder, und hießen wie vorher Académie des Sciences, Académie françoise, Académie des Inscriptions et Belles-lettres, und Académie de Peinture et Sculpture. — Wir geben hier (mit einigen eingeſtreuten Anekdoten) das Verzeichniß der gegenwärtigen Mitglieder der Académie françoise, von deren Sitzungen oft in franzöſiſchen Journalen die Rede iſt, und deren Arbeiten am meiſten intereſſiren, da ſie nicht tief gelehrt, ſondern mehr für das größere Publikum geeignet ſind.

1. Der Graf d'Agueſſeau, Enkel des berühmten Kanzlers dieſes Namens. Er hat nichts geſchrieben, wenigſtens ſind alle Forſchungen nach ſeinem literariſchen Verdienſte ohne Erfolg geblieben.

2. Andrieux, Verfaſſer des kleinen Luſtſpiels „Les Etourdis", welches auch in's Deutſche überſetzt iſt. Er hat 1790 eine Oper geſchrieben: „Ludwig IX", von Le Moine componirt. Sie machte Glück, wäre aber beinahe, einer einzigen Stelle wegen, gefallen. Zwei Araber, zwei Beduinen, lauern in der Wüſte dem frommen Könige auf, ihn zu morden. In Erwartung ſeiner ſtreiten ſie ſich ſingend, wer den erſten Pfeil abdrücken ſoll. Der Eine ſingt: „Toi, commence!" (Du fang' an!); der Andere erwiedert: „Commence, toi!" (fang' Du an!). Man lachte.

3. Auger, Herausgeber und Commentator von Moliere's Schauſpielen. Er befand ſich eines Abends in Geſellſchaft eines vornehmen Ruſſen, unterhielt ihn lange von ſeinen literariſchen Verdienſten, und verſprach, ihm ſeine Werke zu ſchicken. Am folgenden Morgen ſchickte er ihm „Oeuvres de Molière avec les notices de Mr. Auger etc." — und erhielt, wie man ſagt, einige Zeit nachher folgendes Billet vom ruſſiſchen Fürſten:

Digitized by Google

„Mein Herr Moliere!

Ich ſtatte Ihnen für die Ueberſendung Ihrer Schriften meinen verbindlichſten Dank ab, und geſtehe Ihnen zu meiner Schande, daß ſie mir bis jetzt unbekannt waren. Sie ſind unvergleichlich; es giebt in der Welt keine Luſtſpiele, wie die Ihrigen. Welche komiſche Kraft! Welche ungezwungene Heiterkeit! Welche Kenntniß des menſchlichen Herzens! Welche Tiefe in der Charakter-Schilderung! Ich leſe und leſe Ihre „Femmes savantes", Ihren „Tartufe", Ihre „Ecole des femmes", ſogar Ihre Ballets, ohngeachtet ich ſie nie in der Oper habe tanzen ſehen. Nur erlauben Sie mir gütigſt eine kleine Bemerkung, dem tiefen Reſpekt unbeſchadet, den ich für Ihre großen Talente hege. Warum haben Sie, mein Herr Moliere, einem gewiſſen Auger die Erlaubniß ertheilt, Stellen zu commentiren, die ſo klar und deutlich ſind, wie die Sonne, um Schönheiten bemerken zu laſſen, die jedermann ohne ſeine Hülfe entdeckt und fühlt? Dieſe Noten ſtören mich, wenn ich ſie leſe; ich ſehe mich gezwungen, auf jeder Seite nach unten hin ab zu ſpringen, und von einer Ihrer Schönheiten zu einer ſeiner Plattheiten überzugehen. Dürfte ich es wagen, Ihnen einen Rath zu geben, ſo wäre es, daß Sie in einer zweiten Auflage die Schmarotzer-Noten wegließen, welche den Leſer alle Augenblicke aufhalten, ihn vom Gedicht abziehen und ſeinen Enthuſiasmus abkühlen. Ich habe die Ehre u. ſ. w."

Dieſes perſiflirende Billet des Fürſten Alexis ....off iſt von Herrn Auger unbeantwortet geblieben.

4. Voour Lormian. Dem unharmoniſchen Namen ſeines Vaters, eines Buchhändlers, ſetzte er das Beiwort Lormian hinzu, welches eine kleine der Familie zugehörige Wieſe führte, ſpielte den kleinen großen Herrn und ſetzte dabei das Geſchäft ſeines Vaters, doch ohne Erfolg, fort, welches zu einem Epigramm die Veranlaſſung gab, worin es heißt: Warum machte der Vater ſo gute Geſchäfte, und der Sohn ſo ſchlechte? Weil

Le père débitoit les ouvrages des autres,
Et le fils ne vend que les siens.

Er ſelbſt machte auch Epigramme, aber mit eben ſo geringem Erfolg, als er im Buchhandel gefunden hatte. Unter Andern wagte er ſich an den Dichter Le Brün, und ſchrieb von ihm:

Le Brun de gloire se nourrit;
Aussi voyez comme il maigrit.

Le Brun erwiederte:

Sottise entretient la santé.
Balourd (ſtatt Voour) s'est toujours bien porté.

Die beißendſten Epigramme mußte er über ſich ergehen laſſen, als er einen Prozeß gegen ſeine Frau verloren hatte.

Baour, Ueberſetzer des Taſſo, ſchrieb auch eine Oper unter dem Titel: „Jerusalem délivrée". Sie wurde 1812 an demſelben Tage gegeben, wo Malet's Verſchwörung in Paris ausbrach, und von dieſer allein im Tagesgeſpräch die Rede war. Herr Etienne trifft Baour im Foyer des Theaters. Dieſer ruft ihm entgegen: „Iſt es nicht etwas ganz Unerhörtes, ganz Unglaubliches?" — Etienne, in der Einbildung, Jener ſpreche von der entdeckten Verſchwörung, erwiedert: „Freilich, es iſt ſeltſam, unerwartet." — „Nicht wahr", fällt Baour ein; „ich rechnete auf keine 100 Thaler Einnahme, und die Kaſſe hat 3000 Franken gemacht!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Albaneſen.

(Fortſetzung.)

Der Albaneſe iſt ſehr blutgierig, und verfolgt ſeine Schlachtopfer bis in die Arme des Todes. Wenn ein Albaneſe geſtorben iſt, ſo erhebt man ein fürchterliches Heulen und Wehklagen; Anverwandte und Freunde verſammeln ſich im Hauſe und ſchlagen ſich unter beſtändigem Schreien auf die Schenkel; die Weiber reißen ſich die Haare aus, wälzen ſich auf der Erde herum, und erfüllen die Luft mit ihrem durchdringenden Geſchrei.

Der Schnyetar lebt insgemein mäßig, und dieſe Tugend, welche den Stämmen, die unfruchtbare Gebirge bewohnen, die Noth zur Pflicht macht, wird bei den Merediti und Toziden in den fruchtbaren Thälern Mittel-Albaniens die Folge ihres Widerwillens gegen den Ackerbau und ihres herrſchenden Geſchmacks an den Waffen. Ein Stück Maisbrodt, Käſe, Oliven, Zwiebeln, zuweilen Fleiſch, machen die Nahrung des gemeinen Mannes aus; die Reichen eſſen außerdem noch das, was ihnen die Jagd verſchafft, und etwas Backwerk, auf welches man Honig ſchmiert. Da die Chriſten, die zu den Tſchiftliks gehören, die einzigen Ackerbautreibenden ſind, ſo wird nur ſo viel Getreide gebaut, als zu den Lebensbedürfniſſen nothwendig iſt. Aus Sorgloſigkeit wird der Gartenbau faſt ganz vernachläſſigt, und nimmt man einige Gemüſepflanzen aus, ſo giebt es faſt gar nichts dieſer Art. Das gemeine Volk lebt an Feſttagen von wilden gekochten Kräutern, an die man etwas Oel, Eſſig und Salz thut. Wäre man indeß nicht ſo faul, ſo würde man gern eine gute Mahlzeit genießen. Die Chriſten mäſten Schweine, die ſie an Feiertagen verzehren; die Mahomedaner zeichnen ſich im Mäſten der Gänſe aus, die ſie mit einem Fuße annageln, damit ſie ſich nicht bewegen können, und geben ihnen ſo zu freſſen, aber ſehr wenig zu ſaufen. Die Gerichte ſind auch bei dem reichſten Albaneſen höchſt einfach; ein Lamm oder ein Zickchen, ganz gebraten, ſind eine köſtliche Mahlzeit, — ein Hammelkopf, im Ofen gekocht, iſt ein Leckerbiſſen, ſo wie auch ein Karpfen und eine Forelle, auf die nämliche Art zubereitet. Der öffentliche Ofen iſt immer geheizt, er dient dem

Digitized by Google

Reichen und Armen zur Küche, die zu jeder Stunde ihre Schüſſel mit Fleiſch, Fiſchen, Gemüſe, Zwiebeln und alle Ragouts dahin bringen können. Er iſt auch der Sammelplatz der Weiber, die ſich hier Neuigkeiten erzählen und die Abweſenden durchhecheln. Jedoch genießt man bloß in den Städten in Hinſicht der Küche eines ſolchen Vortheils; denn die Landleute haben in ihrem Hauſe einen kleinen Ofen von Erde, und oft begnügen ſie ſich auch damit, das Brodt unter der Aſche zu backen, ohne es zu ſäuern. Auf Reiſen entbehrt der Schypetar dieſen Vortheil gänzlich: er iſt dann mit einem Stücke ſchlechtgebackenen Maisbrodtes zufrieden, das er an der Thür des Han's kauft, und ſein Getränk iſt Quellwaſſer. Wenn er einen Oliven- oder Zwiebel-Salat ißt, ſo nennt er dies einen Leckerbiſſen. Er hält täglich faſt nie mehr als eine Mahlzeit, und ohne die Tabackspfeife, die ihn in eine Art von Trunkenheit verſetzt, begreift man nicht, wie er die langen beſchwerlichen Märſche aushält. Zuweilen leidet er den ſchrecklichſten Mangel, dann ſchläft er und der Schlaf ſcheint ihm neue Kraft zu verleihen. Wenn aber der Albaneſe bei'm Mangel außerordentlich hungern kann, ſo ißt er auch wieder ſehr viel, ſobald er dazu kommt; ich habe oft zwei oder drei ſolcher Gäſte eine Ziege von acht bis zwölf Pfunden verſchlingen, als Beiſſen einige Dutzend harte Eier und Knoblauch zu ſich nehmen und ſie eher bei Tiſche einſchlafen, als denſelben, ſo lange noch etwas da war, verlaſſen ſehen. Ich bin daher vollkommen der Meinung, daß die Mäßigkeit bei den Schypetars nur erzwungen, und es ein Charakterzug bei ihnen geworden iſt, ihr Benehmen und ihre Wünſche den jedesmaligen Umſtänden an zu paſſen.

Der Albaneſe ſteht vor Anbruch der Morgenröthe auf, und ſein erſtes Bedürfniß iſt die Pfeife; der Hirte, der auf den platten Erhöhungen der Berge bivouacquirt, führt noch vor Tage ſeine Heerden auf die Weide, während ſich der Eigenthümer der Jagd überläßt oder an der Spitze des Feldes niederkauert, das ſeine Frau und Kinder beſäen oder aberndten, je nachdem es die Jahreszeit mit ſich bringt. Der Schäfer ſammelt in müßigen Stunden ſeine Ziegen und Schafe und melkt ſie; die Milch gebraucht er zu Butter und Käſe, die in Schläuchen aufbewahrt werden. Der ſtolze Krieger würde durch Handarbeiten ſich etwas zu vergeben glauben, und erwartet Alles von ſeiner Familie; aufgeblaſen und ſchweigend hält er den Commandoſtab in der Hand, fordert Dienſte und Beiſtand von ſeinen Untergebenen, und giebt ſich nur ſo weit mit Wirthſchaftsſachen ab, um das Ueberflüſſige des Ertrags zu vertauſchen oder zu verkaufen. Seiner Frau packt er einen Sack mit Getreide auf, den ſie zu Markte trägt. Er hat alles Erworbene in Verwahrung und zu den Sachen von beſonderem Werthe die Schlüſſel. Seine einzige Beſchäftigung beſteht darin, daß er ſeine Waffen in gehörigem Stande erhält, für ſein Schuhwerk ſorgt, ſeine Patronen verfertigt und ſich Kriegsmunition anſchafft; ſeine übrige Zeit bringt er mit Tabackrauchen zu. Der Acroceraunier blickt fernhin auf das Meer, um Schiffe zu entdecken, die ſeine Habgier reizen, und der Bewohner von Dukates hintergeht den Steuermann durch Feuer, um ihn in ſeine Brandungen zu locken. Auf dieſe Lockung eines durch Liſt oder das tobende Meer bewirkten Schiffbruchs fallen dieſe treuloſen Bergbewohner über die Trümmer des am Strande von Acroceraunien geſcheiterten Schiffes her, werfen die Unglücklichen, die der Sturm verſchont hat, in Feſſeln und plündern und berauben ſie. Die Familien-Arbeit und der Raub machen alſo die Unterhaltungsmittel der Schypetars aus, und da ihre Bedürfniſſe ſehr gering ſind, ſo bauen ſie bloß das, was ſie verzehren. An den großen Epochen der Natur werden Feſte gefeiert. Den Stoff zu ihren Kleidern verfertigen ſie ſelbſt. — Die Schypetars halten ihren Zuſtand nicht für ſo ungünſtig, obwohl es ihnen bei ihren weiten Reiſen nicht an Gegenſtänden der Vergleichung fehlt. Einige ſind in Egypten geweſen, eine große Anzahl hat Conſtantinopel geſehen, faſt alle Chimarioten haben im Königreich Neapel gedient; allein dieſe Auswanderungen haben ihre Sitten nicht verändert, ſie ſcheinen dieſelben nachher ſogar noch mehr zu lieben; denn ſobald ſie wieder in ihre Berge zurück kommen, werden ſie wieder Albaneſen. Sie ſind vielen Krankheiten unterworfen, und leiden vorzüglich an Wahnſinn, an Blindheit, an der Epilepſie, an Fiebern, an der Ophthalmie und an der Peſt, Alles Folgen der ſchlechten Lebensweiſe. Die Gewohnheit, im Freien zu leben, und der Mangel an reiner, kräftiger Nahrung giebt der Jugend ein Anſehn von Alter. Schon in ihrem 25ſten Jahre trifft man Runzeln auf ihrer Stirn; im 35ſten ſieht der Bart weiß aus, während die ſchwarzen Haupthaare auf die Schultern herab hängen. Mit dem 45ſten Jahre ſtellt ſich das Alter ein, und das höchſte Lebensziel geht ſelten bis zum 60ſten Jahre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Braunſchweig. Sollten dieſe und künftige Mittheilungen von mir zuweilen ein wenig bunt ausſehen, wie eine Landtags-Verſammlung, oder ein hieſiger Comödienzettel, wo auf den „Correggio" die „polniſche Judenſchenke" folgt, ſo glaube man deshalb nicht, daß ſie wie eine Vaudeville-Muſik ohne Sinn und Folge zuſammengeholt ſind; nein, das Leben einer großen Stadt gleicht dem Menſchenleben, in welchem allerlei Dinge, große und kleine, ernſte und heitere wechſeln, ohne ſich um die Regeln des Ariſtoteles oder eines franzöſiſchen Kunſtrichters zu bekümmern, und ein Journal iſt ſeine beſte Geſchichte. — Von zwei der wichtigſten Dinge wollen wir diesmal ſprechen, und zwar weil eins davon noch nicht lange geboren iſt und das andere noch in der Geburt liegt. Ich werde nun darüber in den gerechteſten Jubel ausbrechen, und damit unſer Freudengeſang einen Contraſt bekommt und dadurch gehoben wird, will

Digitized by Google

ich zuerſt von Qualen und Tod reden. — Lange hatte unſere Bühne in ſchöner Blüthe geſtanden; der holde Kunſtgarten wurde mit Eifer von braven Männern gepflegt, es wurden faſt nur edle Gewächſe darin geduldet, und nur eben ſo viel Futterkräuter, als zur Erhaltung der Wirthſchaft nöthig war, cultivirt. Leider iſt es nicht bis zum Ende ſo geblieben; der franzöſiſche Wind weht über Deutſchland mancherlei häßlichen Saamenſtaub, der überall wuchert; auch bei uns ſchlug er Wurzel, und ſo mußte oft eine edle Blume neben der Schmarotzerpflanze welken. Aber ich glaube die Gefühle meiner Mitbürger aus zu ſprechen, wenn ich den Männern, welche an der Spitze dieſer Anſtalt ſtanden und im Streben für ihr Gedeihen nicht ermüdeten, den herzlichſten Dank ſage; wahrlich, das ſind wir ihnen mindeſtens ſchuldig; ſie, welche einſt dieſem Inſtitute einen geachteten Platz unter Deutſchlands Bühnen anwieſen, werden in unſerer Kunſtgeſchichte ehrenvoll genannt werden. — Am 19. März war der Todestag des Nationaltheaters; traurig bleibt es, daß der letzte Kampf noch ſo hart ſeyn mußte; es hatte ſich vorgenommen, als „Jeſſonda“, in den Klängen des trefflichen Spohr, Abſchied zu nehmen; der Eindruck würde durch manche Erinnerung tief und bleibend geweſen ſeyn: dieſer Muſiker war ja auch einſt der Unſere, hier begann er ſeine ſchöne Bahn, aber er mußte ſcheiden. Die Krankheit eines Mitgliedes wurde ein Hinderniß; die Bühne mußte vor dem Sterben mit den Elementen ringen, und in der „Zauberflöte“ durch Waſſer und Feuer zum Tode ſchreiten. Ein Glück, daß Hr. Dr. Klingemann ruhig und unerſchütterlich darauf beſtand, Mozart's Zauberklänge ſollten löſen, was einmal nicht ferner beſtehen konnte; ein Sänger hatte gegen dieſe Todesact heftige Caſſation eingelegt und ohne die Strenge des Direktors konnten am Ende „die Schweſtern von Prag“, als barmherzige Schweſtern, den Liebesdienſt verrichten. Doch wir wollen die Todten ruhen laſſen und uns zum neuen Leben wenden! — Kaum waren Mozart's Töne verklungen, als ſogleich eine Art von Weltgericht ausgeführt wurde, und zwar von den Werkleuten, welche die Theaterwelt zuſammen ſchlugen, damit aus dem alten Nationalbau eine neue Hof-Erde hervor gehe; aber Sonne, Mond und Waſſer und Feuer, Berge, Wälder, Wolfsſchluchten, Hölle, Tempel, Kirchhöfe, Zaubergärten u. ſ. w. wurden ein- und bei Seite gepackt; das alte Gerippe ſtand traurig da, über ſich die blanke geſchwungene Axt des Zimmerers; wie oft war es zu Freud und Leid bekleidet geweſen, hatte mit geholfen, die Vergänglichkeit aller Dinge zu zeigen, und mußte nun ſelbſt vergehen! Doch wozu die Klagen; geht doch aus der Vernichtung ein neues Leben hervor. Der Architekt ſtand mit dem Maaßſtabe auf den Trümmern, wie der Engel mit der Auferſtehungs-Poſaune auf der verwüſteten Erde. Damit uns die verehrten Leſer nicht unrecht verſtehen, müſſen wir ſagen, daß unſer Schauſpielhaus nicht neu gebaut, ſondern nur bedeutend reparirt wird; indem jetzt nicht allein im „Schnee“ derſelbe künſtlich aus den Händen des Maſchiniſten auf die Bühne fiel, ſondern auch im „Waſſerträger“ ganz natürlich aus dem Schooße der Wolken durch's Dach, ſo daß der gute „Armand“ Lügen geſtraft wurde, wenn er über Hitze klagte; das Extemporiren der Elemente war alſo zu läſtig und ihm mußte abgeholfen werden. — Mit recht frommen Empfindungen gehe ich jetzt in der Nacht am erleuchteten Schauſpielhauſe vorüber; ich bleibe ſtehen, nehme den Hut, oder, wenn es mir des Wetters wegen convenirt, die Mütze unter den Arm, und blicke zu jenen lichten Höhen hinauf. Wenn ich dann neugierig aufhorche und die Hammerſchläge höre, ſo glaube ich, „Alcidor“ hauſe drinnen, und ſämmtliche Gewerke arbeiteten an einem ſchönen Zauber, welchen wir im kommenden Wonne-Monat mit einem lauten erſtaunten „Ach!“ empfangen werden. Wie ein Kind an den Tagen vor Weihnachten um das Zimmer ſchleicht, worin ſich alle Herrlichkeiten verbergen, ſo ſchleiche ich um das Haus, etwas zu erſpähen. Dann ſteigen tauſend Bilder in mir auf; ich ſehe den ſchönen bunten Weihnachts-Garten, mit ſeinen vielen Ueberraſchungen, vor mir ausgebreitet; gedenke ich nun erſt der Figuren, welche ſich darin bewegen werden, ſo ſchaue ich dankend zu den Sternen, wenn es nicht regnet, um meinen Schlaf ohne künſtliche Mittel iſt es gethan, ich greife zum „Mitternachtblatt“. — Nun genug von dem Körper; ich werde von den Theilen der Seele reden, welche ihn beleben ſollen. — Nach Schließung der Bühne glichen die hieſigen Landſtraßen echten Kunſtſtraßen; die Künſtler zogen auf ihnen hin und her; die Gehenden theils mit Zuverſichten, indem ſie Engagement hatten, theils nur mit Ausſichten, indem ſie Engagement ſuchten; die Kommenden mit großen Hoffnungen auf unſern milden Kunſt-Enthuſiasmus. Viele tüchtige Schauſpieler haben uns verlaſſen, mit Wehmuth ſahen wir ſie ſcheiden; doch dürfen wir nicht das Höchſte erwarten? Welch ein Kreis von Talenten, die ſich hier verſammeln! welche Kehlen! welche Beine! Wir wollen nicht den Anſchein des Prahlens haben, unſere Leſer mögen ſich überzeugen. Für das Schauſpiel bleiben vom Nationaltheater: Hr. Schütz, von jeher fleißig und unermüdlich zum Höheren ſtrebend; deſſen Gattin, durch ihre anmuthige muntere Darſtellungsgabe ſeit mehreren Jahren der Liebling des Publikums; unſer trefflicher Komiker Hr. Günther; ſeine Gattin für Mütter-Rollen; Mad. Klingemann für gleiche Partieen; Demoiſ. Gutſch und Hofer für erſte und zweite Liebhaberinnen. Mehrere der genannten Mitglieder haben ſich im Auslande bekannt gemacht; Hr. Möller, deſſen Contrakt gleichfalls erneuert worden, iſt nur Gott und uns bekannt, und wir können ihn gewiß im vollkommenſten Sinn den Unſrigen nennen — er ſpielt Bauernburſche, Bediente u. ſ. w.; doch hat er auch in der letzten Zeit den jungen melancholiſchen Prinzen „Hamlet“ einige Mal als „Laertes“ über den Haufen gerannt. Von fremden Bühnen ſind für das Schauſpiel engagirt: der treffliche außerordentliche Hr. Haßmann aus Caſſel; ich ſage nicht, für welche Partieen, es wäre eine Beleidigung für den Unbegrenzten!? — Allgemeiner Kummer verbreitete ſich über das Wiener Kunſt-Publikum, als es vernahm, Hr. Kettel ſey hier engagirt, habe 1000 Thlr. Vorſchuß erhalten, und müſſe 2000 Gulden Strafe bezahlen, wenn er uns ſein Wort breche; aber der Mann iſt gar kein Stein: ſo vieler Liebe gab er nach, und kommt nicht. Man glaubte hier, Hr. Hartmann würde als Liebhaberheld in unſern Künſtlerkranz geflochten werden, der Spröde hat uns aber einen Korb gegeben. — Aus Weſtphalen, von der Pichlerſchen Geſellſchaft, kommt ein Hr. Senk und deſſen Gattin, ſie wird Mütter und er Allerlei ſpielen. Hr. Müller und deſſen Gattin (Müller-Anſchütz) werden unſere Bühne zieren; Hr. Maubert, von Düſſeldorf, wird uns beluſtigen, und ein Anfänger, Hr. Scholz, hier die Heldenbahn betreten. Mad. Berger, früher hier als Demoiſ. Pichler verehrt und geachtet, wird uns in erſten tragiſchen Rollen eine höchſt willkommene Erſcheinung ſeyn; ihr Gatte iſt auch angeſtellt, wir kennen aber ſein Fach nicht. — Und an welchem ſchönen Jungfrauen-Flor ſollen ſich unſere Augen weiden! Schützend werden wir uns vor die holden Blumen ſtellen und jeden unchriſtlichen Recenſenten abwehren, damit er ſie nicht mit ſeinem heißen Athem anblaſt, wodurch ſie, wie ihre Schweſtern im Herbarium, vertrocknet auf ſein ſchnödes Druckpapier ſinken könnten; nein, dieſe Engel ſollen nie unter die Gewalt des Preßbengels gegeben werden. Doch es iſt Zeit, zu ſagen, wie ſie heißen: drei Grazien, unter dem Namen Reinhard, werden uns, eine für erſte muntere Liebhaberinnen und die beiden Schweſtern im Chor, bezaubern; eine Demoiſ. Zange wird als Dienerin oder Soubrette die Freude citiren. Das ſind, ſo viel wir wiſſen, die Mitglieder für's Schauſpiel; jetzt kommen wir zu der Hauptſache, der Bühnenbeherrſcherin Oper, hinter welcher das Schauſpiel demüthig und gebückt nachſchleicht, auf daß es ſeine Exiſtenz mit dem friſte, was die gewaltige Verzehrerin übrig läßt. (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 27. Mai. 84ſtes Blatt.

Die Albaneſen.

(Fortſetzung.)

Jetzt wandern die Albaneſen nur noch aus, um bei den Paſcha's in Europa, Aſien und Afrika, und bei den drei Raubſtaaten zu dienen, wo ſie unter dem Namen Arnauten bekannt ſind. Die Anwerbung, die freiwillig iſt, geſchieht in den Phares durch einen Häuptling, der ſich eigenmächtig Buluk-Baſchi oder Pelotons-Befehlshaber nennt. Je mehr ein ſolcher Abentheurer Glück hat, deſto mehr Soldaten bekommt er zuſammen, ſo daß er oft 200 Mann unter ſeinen Fahnen zählt: ein Anderer hat vielleicht nur zehn. Der Buluk-Baſchi, der den Werber macht, kommt mit den Freiwilligen, die ſich einfinden, über die Größe ihres Soldes überein, der acht auch wohl funfzehn Piaſter monatlich für den Mann beträgt, wenn er in die Dienſte bei den Paſcha's von Albanien tritt; indeß noch einmal ſo viel, wenn er ſich verbindlich macht, über das Meer nach fernen Gegenden zu gehen; und oft geſteht man einen ſehr hohen Sold zu, der ſich nach den ehemaligen Räuberdienſten richtet. Der Sold des Buluk-Baſchi hängt von den Bedingungen ab, die er mit einem Paſcha eingeht, welcher auf die Wichtigkeit der Horde, die jener befehligt, auf ſeinen perſönlichen Ruf, und auf ſeinen Rang ſieht. Auf jeden Fall weiſet die Macht, der er dient, Taine und Konak, das iſt Unterhalt und Wohnung für ihn, ſeine Diener und Pferde an. Die Soldaten, die man ohne Rückſicht auf ihr Alter und ihre Größe annimmt, müſſen ſich auf ihre eigenen Koſten bewaffnen und kleiden, den Anzug überläßt man ihrem Gutdünken, und jeder richtet ſich dabei nach ſeinen Kräften. Die Bewaffnung beſteht aus einer Flinte, zwei langen Piſtolen, einer Patrontaſche, die ein für allemal 40 Patronen enthält, zuweilen aus einem Säbel oder kurzen-Degen, Dinge die zum Theil nur ihre Verlegenheiten vermehren, indem ſie ihnen hinderlich ſind. Einige Häuptlinge tragen, mehr zum Staate als zur Sicherheit, einen Küraß und Cothurnen von lauter Silber, die durch Scharniere auf und zu gemacht werden. Sobald der Schypetar wirklich Dienſte thut, giebt man ihm Lebensmittel, die in einer Ocke Maisbrodt ohne Fleiſch und Zugemüſe beſtehen. Auf den Poſten, den man ihnen anweiſet, z. B. bei der Bewachung von Brücken und engen Päſſen, bauen ſie ſich Hütten, und ſtatt, was unmöglich ſeyn würde, ihre tägliche Ration in Empfang zu nehmen, erhalten ſie eine Anweiſung auf 300 Ockas Mehl alle zwei Jahr, welche die Dörfer liefern, bei denen ſie ſtehen und denen dieſe Verpflegung bei den Steuern angerechnet wird. In Beſatzungs-Oertern werden die Soldaten ausſchließend bei den Chriſten einquartiert, nicht mit der weiſen Einrichtung, welche die Laſt der immer beſchwerlichen Gäſte erleichtert, ſondern indem man ſie Rottenweiſe in einem Hauſe zuſammenhäuft, deſſen Eigenthümer ſie dann fortjagen, um ſich ſeiner Geräthſchaften zu bemächtigen. Die Pelotons, die zum Dienſt der Forts beſtimmt ſind, bringen oft ganze Jahre in einem abgeſondert ſtehenden Thurme, in einer verödeten Gegend, ohne andere Koſt zu, als Maisbrodt

(Cucamana oder Calembol), das ſie mit einigen Knoblauchsköpfen verzehren und dabei zum Trinken nichts als Waſſer haben. In dieſen Quartieren, die wahre Räuberhöhlen ſind, giebt es weder eine Wache noch eine Patrouille, als um zu ſtehlen; nie übt man ſich oder ſtellt Manövers an. So bald es Nacht iſt, nimmt man die Thurmleiter weg, oder man macht, wenn Thore da ſind, dieſe zu, und wenn man ſich in einer Stube verſammelt hat, ſo glaubt man, daß der Ort in Sicherheit ſey. Ohne Aufmerkſamkeit auf Ordnung und ohne Gehorſam, ißt jeder, wenn ihn hungert, ſchläft oder wacht, wie es ihm beliebt, oder ſingt aus vollem Halſe die ganze Nacht; am Tage iſt der Tanz ihre Hauptbeſchäftigung. Die Dörfer, die in der Nähe ſolcher Beſatzungen liegen, werden rein ausgeplündert. Indeſſen ſorgt jeder für ſeine Waffen, und da ſie den Hauptgegenſtand ihrer Pracht ausmachen, ſo ſind ſie immer glänzend und im guten Stande; auch zieht man zuweilen das Hemde aus, um es zu waſchen. Jeder Soldat macht ſich ſelbſt ſein Schuhwerk, gießt ſich ſeine Kugeln, verfertigt ſich ſeine Patronen und backt ſich ſein Brodt unter einem Feuerheerde oder in einem Loche in der Erde. Dies nennt man dienen; ſolche Soldaten werden übrigens auch nicht beſſer behandelt als ihre Arbeit iſt. Der Buluk-Baſchi, der die Angeworbenen einen Monat vorher bezahlt, bekümmert ſich nicht weiter um die Bezahlung ſeiner Leute, ſobald er ſie dem Dienſte irgend einer Macht überliefert hat. Bei ihrer Ankunft an dem beſtimmten Ort reichen die Buluk-Baſchis das namentliche Verzeichniß ihrer Braven ein, und der Schatz des Herrn übernimmt die Auszahlung des Soldes. Nach dieſer Uebernahme finden die Anführer, da keine Muſterung gehalten wird, Gelegenheit, ſich ihren Vortheil zu machen. Eine genau durchgezählte Horde von 200 Mann iſt, indem man von irgend einem gefälligen Capitano Leute geliehen, oder ſich auf irgend eine andere Weiſe Figuranten verſchafft hat, im wirklichen Dienſte kaum 60 Mann ſtark, und doch vermehrt man die Rationen. Allein eine noch weit ärgere Betrügerei findet darin ſtatt, wenn man den Sold, wie häufig geſchieht, von einem Bayram zum andern oder nach zwölf Monden (Monaten) zahlt. Bei dieſer Gelegenheit macht man einen namentlichen Aufruf, und verfertigt ein Verzeichniß der gegenwärtigen Mannſchaften. Einige Tage vorher erhöhet man den Cours der Münze, in welcher man den Sold bezahlt, und hebt ſogar die Austheilung der Lebensmittel auf, um die Albaneſen zum Ausreißen zu zwingen. — Die Chriſten einiger Völkerſchaften, z. B. die Chimarioten, haben ihre Dienſte bisher bloß den Königen von Neapel und den jedesmaligen Herren der joniſchen Inſeln verkauft. Die wilden Stämme des Berges Oglrad und des Cantons Caulonias nehmen eine andere Richtung, ſie verbinden ſich mit den furchtbaren Räubern in Romelien, welche Kerſales heißen. Jeder von dieſen thraziſchen Reitern, die faſt alle aus dem Balkangebirge kommen, obwohl ſie Arnauten genannt werden, nimmt einen behenden, gut bewaffneten Albaneſen in ſeinen Sold, den er bei ſeinen Unternehmungen hinten auf dem Pferde ſitzen läßt, um daraus ein Corps von Plänkern zu bilden. Die Mereditl nehmen Dienſte bei den Hospodars der Moldau und Wallachei, die Dulcignoten gehen vorzüglich nach Tunis und Tripolis; die noch wilderen Dribaner machen die gemeinen Soldaten von Algier aus; der Dey von Algier, gegen den der Admiral Exmouth ſeine Expedition unternahm, war ein Abentheurer aus dem kleinen Driba-Gebirge. Für die mahomedaniſchen Schypetars ſind die Vortheile der Auswanderungen einträglicher, da ſie wegen ihrer Religion bei allen Paſcha's gern Aufnahme finden. Außerdem findet man auch, wie ſchon erwähnt, albaneſiſche Colonien in Morea und Attika auf den Inſeln Hydra und Spezzia, die in großem Wohlſtande ſind, und den ausgebreitetſten Handel im Mittelländiſchen Meere treiben. Die Schypetars von Paſtrovviſch haben das Seeräuberhandwerk aufgegeben und fangen an Handel zu treiben.

Noch iſt in Albanien ein herumwandernder Menſchenſchlag beſonders zahlreich, der in Frankreich unter dem Namen Egyptiens und Bohemiens, in Italien unter Zingari, in Deutſchland unter Zigeuner bekannt iſt. Zwiſchen Durazzo und den Mündungen der beiden Drinos ſieht man ganze Dörfer voll Zigeuner, und in andern Theilen des Landes trifft man ſie in allen Städten an, wo ſie die Vorſtädte bewohnen. Selbſt in der Stadt Premiti halten ſich ſehr viele auf, und in Janina wird ihre Anzahl auf 2000 geſchätzt. In der Gegend von Noveſela ſieht man allenthalben Horden von Zigeunern, die unter Zelten wohnen und die Ebenen des Muſaſche zu ihrem Vaterlande gemacht haben. Ihre gewöhnlichen Beſchäftigungen ſind Ackerbau und das Schmiedehandwerk; letzteres wird beinahe ausſchließend von ihnen betrieben. Sie haben keinesweges ihre Herumwanderungsluſt verloren, alle Jahre ſieht man große Horden von ihnen nach andern Gegenden Europa's ausziehen, wo ſie wahrſagen. Nichts kommt dem Elende und dem Schmutze dieſer unglücklichen Geſchöpfe gleich, die ſich durch ihre ſchwarzbraune Haut und durch ihre Geſichtszüge von andern Völkern, unter welchen ſie wohnen, unterſcheiden. — Von ihrer Sprache weiß man ſehr wenig, ſie ähnelt zum Theil dem Slavoniſchen. Ihre Ausſprache hat die Schnelligkeit und das Schreien der Araber. Noch weniger bekannt ſind ihre Religion und ihre Häuptlinge, deren Daſeyn man bloß durch wenige Worte entdeckt hat, die ihnen zuweilen entfallen. Außerdem ſind ſie verachtet und von andern Religions-Bekennern ausgeſchloſſen; Niemand

Digitized by Google

nimmt ſich die Mühe, genauere Unterſuchungen über ſie an zu ſtellen, oder ausführliche Erkundigungen von ihrer Geſchichte ein zu ziehen. Wahrſcheinlich ſtammen ſie aus Oſtindien und ſind eine Caſte vom Hindus. Die Eingebornen behaupten, ſie hielten ſich ſchon über acht Jahrhunderte in dem macedoniſchen Illyrien auf, was ſehr gut mit ihrer Ankunft im Morgenlande überein ſtimmt, weil man ſie unter der Regierung des Nicephoras zum erſten Mal im griechiſchen Reiche erſcheinen ſah. Aus welchem damals bekannten Lande kamen ſie? Welches iſt ihre Wiege geweſen? Niemand kann hierüber gewiſſen Aufſchluß geben; ſie ſind faſt mit Gewißheit für Zeitgenoſſen der erſten bürgerlichen Geſellſchaften an zu ſehen. Sie ſind ungebildet geblieben und an den Ufern des Nils findet man ſie als Zauberer und Almes und auf der Halbinſel des Ganges als Gaukler und Bayaderen wieder. Männer und Weiber treiben ſtets das Gewerbe der Wahrſagerei und die abſcheuliche Kunſt der unzüchtigen Tänze, worin die Mädchen von Jugend auf unterrichtet werden. Wenn es ſchwer iſt, ſich über den Urſprung der Zigeuner zu verſtehen, ſo wird der Naturforſcher doch in ihrer Geſichtsbildung ähnliche Züge mit den Pſilli (Schlangenbeſchwörern und Zauberern Afrika's) entdecken. Fragt man ſie nach ihrer Abkunft, ſo antworten ſie, ſie wären Egypter, und man bringt ſie auf, wenn man ſie, wie es die Griechen machen, Dinkel-Phiraun (Pharao's Hund) nennt, welche Benennung der Zigeuner für die abſcheulichſte Beleidigung hält. Immer hat man bei den Zigeunern ein beſonderes Geheimniß zu bemerken geglaubt, das ſie in Hinſicht ihres religiöſen Glaubens beobachten; allein dieſe anſcheinende Zurückhaltung hat ihren Grund in ihrer Unwiſſenheit über alle religiöſen Grundſätze. Sie ſind bereit, ſich zu jeder Religion zu bekennen, und haben gar keine; ſie ſind ohne Moral, wie ohne Gewiſſen, und haben in dem Ghiftas, welches ihre eigenthümliche Mundart iſt, kein eigenthümliches Wort, um den Namen Gottes aus zu drücken. Die türkiſchen Zigeuner bedienen ſich des Wortes Allah, die Orthodoxen des griechiſchen Wortes Theos, und ſo in jedem Lande, in welchem ſie leben, des Wortes, das darin von Gott gebräuchlich iſt; auch haben ſie kein Wort, das die menſchliche Seele ausdrückt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die „Académie françoise" im Jahr 1826.

(Fortſetzung.)

5. Der Vicomte de Bonald. Carnot ſchildert ihn in einem Schreiben an Bonaparte: „Idéologue nébuleux, plus creux que profond, et retentissant parce qu'il est vide; c'est un de ces rêveurs dangereux, qui, dans leurs analyses, plus stupides que fines, passent sans cesse à travers ou à côté de la vérité, et remettent aujourd'hui en question, ce qui a été résolu hier."

6. Campenon. Nachfolger Delille's in der Akademie. Man hat auf ihn ein Diſtichon gemacht, als er ſich um die Stelle bewarb:

Au fauteuil de Delille aspire Campenon,
Son talent suffit-il pour qu'il s'y campe? non.

7. Der Vicomte de Chateaubriand, Pair von Frankreich. Allgemein bekannt.

8. Der Baron Cuvier, Pair von Frankreich, hat in Stuttgart mit Schiller ſtudirt, iſt Schweizer, Proteſtant, und hat in der Pairskammer die Jeſuiten in Schutz genommen. Man erzählt von ihm nachſtehende Anekdote: Er hatte in einer Sitzung, wo von Wiedereinſetzung der Jeſuiten die Rede war, dieſen Orden, als wirkſam für die Erziehung der Jugend, aus allen Kräften empfohlen. Der Fürſt von Talleyrand ſagte ihm bei'm Herausgehen: „Sie ſind ein großer Naturkundiger, Herr von Cuvier; ſagen Sie mir doch, welches iſt das dankbarſte Thier?" — Die Antwort war: „Der Hund!" — „Nicht doch!" entgegnete der Fürſt; „das Putengeſchlecht. Sehen Sie nicht, daß, ſeitdem die Jeſuiten die Puten aus Indien nach Frankreich gebracht haben, die Puten nicht ruhen, bis ſie die Jeſuiten wieder dahin bringen?" — Man kann ſich das Gelächter denken. Herr Cuvier ſtand wie eine Pute da, oder „wie der welſche Hahn, dem man etwas Rothes zeigt" (Gellert).

9. Dacier. Akademiker ſeit 1772, Secretair und Senior der Akademie. Man berechnet ſeine Penſionen, als Gelehrter, auf 37,600 Franken. Er verſpricht einen Commentar über Froiſſart, hat aber das Unglück gehabt, daß der Anfang des erſten Theils, und das Ende des zweiten — verbrannt ſind. Das Ganze ſoll aus vier Quartbänden beſtehen, ſobald das Verbrannte, wie der Phönix, aus der Aſche wieder aufgeſtanden ſeyn wird.

10. Der Graf Daru. Bonaparte hat von ihm geſagt: „C'est un homme d'une extrême probité, sûr, et grand travailleur. Au travail du boeuf il joignoit le courage du lion; le travail sembloit être l'élément de Mr. Daru." Seine poetiſche Ueberſetzung des Horaz iſt bekannt und wird in Frankreich mit Recht gerühmt.

11. Delavigne. Bekannt.

12. Deſeze, der Vertheidiger Ludwigs XVI, mit Tronchet und Malesherbes. Er hatte den Muth, vor der Verſammlung die Worte zu ſprechen: „Citoyens, je vous parlerai avec la franchise d'un homme libre; je cherche parmi vous des juges, et je n'y trouve que des accusateurs."

13. Der Graf Deſtutt de Tracy. Er wird der Schüler Descartes, Locke's und Condillac's genannt. Er diente unter Lafayette, und beide Greiſe ſind beſtändig vertraute Freunde geblieben.

Digitized by Google

14. Droz. Man hat Virgil's Vers, mit einer Abänderung auf ihn angewendet: „Procumbit humi Droz" (bos). Von ſeinem „Essai sur l'art d'être heureux" hat man geſagt: der Verfaſſer verdient „auf ſeinem Wege" glücklich zu ſeyn. Sein „Eloge de Montaigne" iſt ſein beſtes Werk.

15. Duval. Schauſpieler und Schauſpieldichter, auch in Deutſchland durch die Ueberſetzung vieler ſeiner Stücke bekannt. Man hat von ihm geſagt: Voulez-vous savoir le nombre de ses succès? comptez ses ouvrages.

16. Der Graf François de Neufchateau, Pair von Frankreich. Es hat von ihm, dem guten praktiſchen Landwirth, geheißen:

Que n'a-t-il manié la plume,
Comme il mania le rateau?

Man kennt ſeinen Urſprung nicht, und nicht einmal, wo er geboren iſt. Einige ſagen, im Dorfe Liſol-le-Grand in Lothringen; Andere, im Dorfe Breeourt; noch Andere, auf der Heerſtraße in einer Poſt-Caleſche. Geboren iſt er aber, und zwar den 7ten October 1752. Herr Hennin-Lietard, Bailli von Elſaß, hat ſich ſeiner väterlich angenommen. Er zeigte ſich lange als Demokrat und verachtete:

Les rubans, les cordons et ces chaînes dorées
Des esclaves des rois, les pompeuses livrées.

Er hat ſie aber nicht nur nicht immer verachtet, ſondern ſie ſogar getragen.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Braunſchweig. (Schluß.) Von den alten Sängern behalten wir für die neue Oper mehrere ſehr tüchtige Mitglieder; vor Allen nennen wir unſern braven erſten Baſſiſten Hrn. Wehrſtedt, ſeine ſchöne volle edle Stimme iſt auf mehreren der erſten Bühnen mit verdientem Beifall aufgenommen, alſo bekannt genug; er hat, dem Vernehmen nach, neuerdings wieder glänzende Anerbietungen von auswärtigen Bühnen abgelehnt und iſt unſerer Stadt, wo er ſeine Künſtlerlaufbahn begann, getreu geblieben. Hr. Hammermeiſter, für zweite und erſte Baßpartieen engagirt, beſitzt zwar nicht die kräftige Theaterſtimme des Hrn Wehrſtedt, aber ein liebliches Organ; wenn er fügſam iſt und im rechten Geleiſe bleibt, wird er uns immer willkommen ſeyn. Für zweite Baßpartieen bleibt auch Hr. Bertold; er iſt ſicher im Geſang und nicht ohne Darſtellungsgabe. Hr. Knauſt, ein angenehmer Tenor, ſtört noch zu oft den Eindruck ſeines Geſanges durch Mangel an Schule und Befangenheit in ſich. Durch eine reizende Geſtalt und volle edle Stimme beherrſcht Demoiſ. Dermer als erſte Sängerin alle Herzen; angenehme junge Leute, welche reelle Brodſtudien treiben, werden zu Dichtern, wenn ſie über dieſe himmliſche Taille reden; Mädchen von geſetztem Wuchs gelb, wenn ſie ſelbige betrachten; die Unbefangenen ſchätzen mit dem Wunſche ihren Fleiß und ihr Talent: daß ihr Spiegel nicht immer in freundlicher Laune ſeyn möchte, damit ſie nicht des hochſtieligen Herrn Narciß Schickſal haben möge. — Jetzt von den Kommenden. Ehrwürdige Männer mit grauen, hübſche Jünglinge mit blonden und muſikaliſche Gymnaſiaſten mit gar keinen Bärten hofften und warteten ſehnlichſt auf Hrn. Bader aus Berlin; da ſich aber der Zauberer „Alcidor" mit ſeinen Herren Brüdern nicht gern anders im Publikum ſehen läßt, als von dieſem Künſtler geſtützt, ſo bleibt er zum Heil dieſer Familie dort. Traurig! — Aus der zweiten Handelsſtadt Europa's, von welcher aus ſich die beſten Häringe über die Erde verbreiten, aus Amſterdam, haben wir einen erſten Tenoriſten, Hrn. Roſener, bekommen; man ſpricht viel Gutes von ihm, weil ihm aber das Singen bis zur Eröffnung des Theaters unterſagt ſeyn ſoll, ſo iſt noch nichts Gewiſſes von ihm zu melden. Die Töne, welche er beim Nieſen und Gähnen von ſich gab, ſollen recht melodiſch ſeyn. Außer ihm ſind jedoch noch drei erſte Tenoriſten engagirt: Hr. Wieſenéder, bisher Mitglied des Hannöverſchen Hoftheaters; Hr. Kuchler, aus Manheim, der ſich aber erſt bilden ſoll, und ein Quidam aus der Buckowina oder Croatien, deſſen Namen ich nicht nachweiſen kann, weil ich im Magyariſchen nicht recht zu Hauſe bin. Nun frage ich mit lauter Stimme: welche Oper in Deutſchland beſitzt ſo viele erſte Stimmen? — muß die unſere nicht durchaus Stimmführerin werden? — An Hrn. Größer, vom Frankfurter Theater, haben wir ſicherlich eine ſchöne Eroberung gemacht; er iſt zweiter Tenor, und beſitzt gewiß einen großen Enthuſiasmus und Eifer für die Kunſt, da er, einzig ſeinem inneren Rufe folgend, der Theater-Direktion in Frankfurt, aus Vorſicht, dort gehalten zu werden, nicht einmal eine Anzeige ſeines Scheidens gemacht hat. Sollten wir nun nicht in gerechte Freude ausbrechen und jubiliren? — und zwar um ſo mehr, da wir bald unter der Direktion des Hrn. Weidner aus Caſſel die ſchönſten Balletſprünge ſehen werden! — Nun von dem zweiten wichtigen Neuen, welches ſchon einige Zeit geboren iſt; wir meinen das „Mitternachtblatt". Es ließ ſich von Hrn. Vieweg, als Verleger, erwarten, daß er Alles thun würde, um dieſem Blatte äußeren und inneren Werth zu geben; der Wunſch des gebildeten Publikums hatte ſich längſt deutlich ausgeſprochen, daß auch hier, wie in allen größeren Städten Deutſchlands, irgend eine periodiſche Schrift erſcheinen möchte; einige Verſuche waren ſchon gemacht, die aber mißglückten, wahrſcheinlich weil die Unternehmung ſich an ein einheimiſches Intereſſe geknüpft hatte. Es erſchien nun die Ankündigung jener Zeitſchrift, deren Format und Druck zugleich eine Probe ſeyn ſollte von dem, was man erwarten könnte und die dem anerkannten Geſchmack des Verlegers Ehre machten. Aber Hr. Vieweg ließ es bei der Eleganz allein nicht bewenden; er gab einen deutlichen Beweis, daß er ſelbſt von der Unternehmung große Erwartungen hegte, indem er einem berühmten Schriftſteller die Redaktion übertragen hatte. Durch die Verſprechungen und Grundſätze der Ankündigung wurde das Publikum auf das Vortrefflichſte in ſeiner Gattung vorbereitet. Der Name des Blattes, von dem Polarſtern entlehnt, nach welchem der Schiffer auf dem wüſten Meer hoffend und ſehnend hinaus ſchaut, war an den Himmel geſtellt, und verhieß gerade ein Streben gegen die Wirkung ſolcher Zeitſchriften, welche die Literatur verwirren und in einen geſetzloſen Zuſtand der Parteien und Sündhaften hinab ſtürzen. Mit dieſer Tendenz war jeder Wohlgeſinnte gewiß einverſtanden. Aber wie iſt nun die Aufgabe gelöſt worden? Durch Räthſel, Anekdoten, Angriffe auf junge Schriftſteller, leeres Raiſonnement über Theater, unintereſſante Auszüge aus unintereſſanten Werken, einen Spaß von Clauren und ein fortgeſetztes Raiſoniren des Hrn. von Cotta, welches uns das nicht löbliche Schauſpiel des kaum vergeſſenen Streites mit Brockhaus erneuern ſoll! Einigermaßen entſchädigen die einzelnen Perlen, zu denen wir das witzige Gedicht Conteſſa's und einige Aufſätze von Müllner ſelbſt rechnen, und wir hoffen noch, daß die gute Abſicht des Verlegers nicht verloren geht.

Mar.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. | Montag den 29. Mai. | 85ſtes Blatt.

Den Spöttern.

Die Ihr im verwöhnten Herzen
Eine ſtolze Ruhe tragt,
Warum ſpottet Ihr der Schmerzen,
Die mein Lied dem Himmel klagt?

Wißt Ihr, was es heißt, nach Liebe
Raſtlos jagen, nie ſie faſſen?
Mit der Sehnſucht Herzenstriebe
Einſam ſtehen und verlaſſen?

Faßt Ihr nicht des Buſens Wonne,
Wenn in meine dunkle Welt
Ihrer klaren Augenſonne
Strahl, der ſeltne, niederfällt:

Wißt Ihr auch nicht, wie's den herben
Schmerz zum ſchärfſten Dolche ſpitzt,
Wenn die Strahlen wieder ſterben,
Und ihr Hohn im Auge blitzt.

Und doch — ſeht! — wollt' ich die Qualen
Nicht um Eure Ruhe geben,
Könnt' ich von den ſelt'nen Strahlen
Ihres Auges nicht mehr leben.

E. Langrehr.

Die Albaneſen.

(Fortſetzung.)

Die phyſiſchen Züge der Zigeuner ſind ein ſchwarzes Auge, mandelkernartig gebildet, voll düſteren Feuers, vorſpringende Augäpfel, das untere Kinn etwas hervorragend, eine Adler-Naſe, rauhe Haare wie die Abyſſinier, die obern Extremitäten unverhältnißmäßig lang, Dickleibigkeit, dünne Beine, ſchwärzliches netzförmiges Gewebe, ein trockenes und galliges Temperament, verbunden mit einem ungeſtümen, unruhigen und thätigen Charakter; Hang zur Melancholie, antiſociale, herrſchſüchtige Neigungen. Die Türken, die ſich nicht um die religiöſen Meinungen der Zigeuner bekümmern, und ſie weder für Mahomedaner noch für Chriſten halten, dulden ſie bloß unter ſich; ſie machen ihre Muſiker, ihre Henker, ihre Bärenführer aus ihnen, — laſſen ſich von ihnen wahrſagen und für ihre Harems Kinder weiblichen Geſchlechts ſtehlen.

Die albaneſiſche Sprache, die keine geſchriebene Sprache iſt und kein beſtimmtes Alphabet hat, iſt gänzlich von allen benachbarten Sprachen verſchieden, z. B. der illyriſchen, türkiſchen und griechiſchen. Sie iſt eine unförmliche Miſchung von mehreren Sprachen, hat Wörter aus dem Lateiniſchen, Griechiſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen und Italieniſchen, und zwar aus ganz verſchiedenen Mundarten. Dies ſcheint die gewöhnliche Meinung zu rechtfertigen, die im Lande ſelbſt allgemein iſt, daß ihr Urſprung von den Reſten der Armeen der lateiniſchen Kaiſer von Conſtantinopel und des Königs von Apulien, Roger, herkommt, die eine Zuflucht in den Gebirgen ſuchten. Der Mahomedaner bedient ſich in ſeinem Briefwechſel der türkiſchen, der albaneſiſche Miſſionair der lateiniſchen, der orthodoxe Albaneſe der griechiſchen Buchſtaben, ſogar findet man deutſche Buchſtaben, z. B. d, e und h, die im griechiſchen Alphabet nicht ſind; aber alle dieſe vermiſchten Alphabete ſind nicht hinreichend, ihre verſchiedenen Töne aus zu drücken.

Digitized by Google

Die Atmoſphäre iſt in Albanien, ungeachtet der häufigen Erdbeben, im Ganzen heiter und der Winter ſtreng: welches von den hohen Gebirgsketten herrührt, die ſich durch das Land ziehn, und auf denen der Schnee öfters bis zum Juni liegt: Albanien würde ein geſundes Land ſeyn, wenn die Verwaltung nicht ſo erbärmlich wäre. Schrecklich und häufig ſind die Erdbeben in dem weſtlichen Epyrus und ſie erſtrecken ſich bis an den Fuß des Pindus. In dem Becken von Janina, das zur Grundlage Kalkſchichten hat, geben die Erdbeben allemal auf eine unveränderliche Weiſe dem Regen voraus oder folgen auf ihn. Nach einer langen Trockenheit wird man von der Veränderung der Witterung plötzlich durch eine unterirdiſche Erſchütterung benachrichtigt, welcher ein langes Pfeifen in der Luft vorausgeht, und die von einer dumpfen Verpuffung begleitet wird. Kaum hat dieſe Bewegung ſtatt gefunden, ſo ſieht man weiße Wolken flockenweiſe herumfliegen, ſich von den Berggipfeln losreißen und in die Luft erheben. Bei der zweiten Erſchütterung, welche einige Stunden nach der Mutter-Exploſion, wie die Einwohner dieſen unterirdiſchen Donnerſchlag nennen, erfolgt, bedeckt ſich der Himmel, und eine dritte, welche jederzeit im Verlaufe des Tages ſtatt findet, iſt mit Regen begleitet. Der Himmel ſcheint alsdann mit der Erde ausgeſöhnt, man athmet wieder frei, und die Beunruhigungen hören wieder auf. Wenn aber die Wolken bloß einen vorübergehenden Regen herbeiführen, wenn der Himmel wieder heiter wird und die Winde zu ſtürmen aufhören, dann fangen die Erderſchütterungen von Neuem an und dauern ſo lange fort, bis der tobende Donner eine Waſſerfluth herbei führt, die mehrere Tage anhält. Dieſe Erſcheinungen, woran die Electricität einen ſehr großen Antheil zu haben ſcheint, erhalten eine verderbliche Stärke, wenn die Südweſt- und Weſtwinde die Wolken über die Berge wegführen; dann folgen Erſchütterungen, man fühlt ganze Wochen lang eine Art von wellenartiger Bewegung, und es ſtellen ſich Epidemien ein, die erſt mit der Wiederkehr der Ruhe aufhören. Dieſe Unordnung der Dinge bemerkte man im Auguſt 1811. Ein Getöſe ſchien aus der Erde herauf zu kommen; ein dumpfes Rollen begleitete die Erderſchütterungen; mehrere Nächte lag man unter freiem Himmel, und alle Augenblick fürchtete man verſchlungen zu werden. Man war nur leichte wellenartige Bewegungen gewahr geworden und bemerkte, daß der darauf folgende Herbſt frühzeitig eintrat und ſehr regneriſch war. Bei der Annäherung des Frühlings kündigt ſich das Aufhören des Regens durch nicht ſo heftige Erſchütterungen an, als die ſind, die dem Winter vorausgehen. Bei dieſen beiden entgegengeſetzten Umſtänden geht die Richtung allemal von Südoſten nach Nordweſten; und zuweilen folgt ein ungeſtümer Wind auf die Erſchütterungen. Man kann, wenn man Acht giebt, die Annäherung der Gefahr durch den Flug der Vögel und die Bewegung der Ratten voraus ſehen, die unruhig ſind, und die man zuweilen in Reihen auf die Straßen hervor kommen ſieht. Sobald die Natur in Arbeit iſt, heulen die Hunde, die Thiere bleiben ſtehen und ſtoßen Seufzer aus; auf dem Felde ſieht man die Bäume ſich beugen und das Getreide zitternd ſich bewegen, obwohl kein Wind geht. Die Annäherung des Frühlings, die ſich durch das Blühen der Mandelbäume verräth, zeigt ſich vom Januar an; allein man ſpürt ſeine erſten Einflüſſe erſt mit dem Anfange des März. Vergebens machen ihm die Tag- und Nachtgleichen ſeine Herrſchaft durch Stürme mit Hagel vermiſcht ſtreitig, er vertreibt ſie und löſ't den Schnee auf den untern Ketten des Pindus auf; er breitet ſeine Herrſchaft nach und nach von dem Seeſtrande bis zu den Thälern von Hellopia und von Moloſſos aus. Eine Menge von Anemonen, Veilchen, Hyazinthen und wilden Narciſſen würzen mit ihren Wohlgerüchen die Luft. Die ſilberfarbigen Blüthen der Myrten entwickeln ſich, und das langſam hervor kommende Blatt des Granatbaums, mit dem die Felder in Theſprotien eingefaßt ſind, fängt an ſich zu zeigen. Die Lämmer folgen blökend ihren Müttern, das Böckchen ſpringt auf dem mit Blumen ſchattirten Grün herum, aber der vorſichtige Hirte fürchtet noch den Wechſel der Witterung, ſo lange er nicht die Rückkunft der Zugvögel bemerkt. Die feuchten Winde Notus und Zephyrus führen erſt die wandernden Störche herbei, welche ſich gegen den 18ten März in Epyrus niederlaſſen. Vergebens brechen noch zuweilen Stürme und Platzregen aus; man ſieht von dieſem Augenblick den Winter als geendigt an. Jedoch iſt dies nicht immer der Fall; denn im Jahr 1812 hatte man gar keinen Frühling; die Zugvögel fanden in den Wäldern von Amphilochia ſtatt der Milde der Temperatur nichts als Schnee und Eiszapfen. Vergebens wollten ſie ſich wieder in die Lüfte erheben, um nach Egypten zurück zu kehren, die Winde verwehrten ihnen dies, und der melancholiſche Storch, die ſchnelle Schwalbe, die unſchuldigen Turteltauben der afrikaniſchen Syrten, kamen an den Ufern um, wohin ſie die Liebe und das periodiſche Erwachen der Natur führte. Die April-Nächte wurden nicht durch den Geſang der Nachtigall belebt, und diesmal hörte ganz ungewöhnlich der Froſt nicht eher auf, als bis plötzlich die Sommerhitze eintrat. Gewöhnlich kommen die Schwalben, welche den Störchen folgen, in den erſten Tagen des Aprils an; der Judasbaum glänzt alsdann mit ſeinen purpurrothen Blüthen, und wenn die Nächte auch friſch ſind, ſo macht ſie doch bloß der Nordwind kalt; die Nachti-

gallen laſſen unter dem Gebüſch der Myrthen und Maſtixbäume ihren melodiſchen Geſang hören; die Wachteln, die Wiedehopfe und das ganze Heer der Zugvögel kehrt in Schaaren auf die elyſäiſchen Gefilde zurück; ſie kommen bei dem lieblichen Südwinde an, und der Jäger, der ihnen auflauert, macht ſie zu einer leichten Beute. Jedoch ſind ſie nicht ſo fett, als wenn ſie im Herbſt die nördlichen Gegenden verlaſſen. Das Getreide ſchießt jetzt in die Aehren; an den Ufern des Aous ſteht der Flachs in der Blüthe, und auf der platten Erhöhung von Hellopia ſieht man die Wieſen grünen, welche den ſchnellen Läufern des Muſaſche zur Weide dienen. Im Monat Mai ſingen die Rhapſoden, mit der Lyra in der Hand, das Schwalbenlied, und durchziehn, wie in alten Zeiten, das Land. Man ſäet alsdann den Mais, die Körnerfrüchte und die Baumwolle, und macht die Tabacksfelder zurecht. Von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags iſt die Hitze ſehr groß; um dieſe Zeit brechen regelmäßig Stürme aus und kühlen die Atmoſphäre ab. Die Nordweſtwinde, welche zu gewiſſen Zeiten wehen, reinigen die Luft, und die Abendſonne ſcheint in dieſer Jahreszeit, welche eine der köſtlichſten des ganzen Jahres iſt, alle Tage. Alsdann verdient Epirus den Beinamen des grünenden (herbida Epiros); denn die Wieſen in Amphilochia, die jetzt mit einem zarten Klee bedeckt ſind, und die duftenden Kräuter der übrigen Thäler dieſer Provinz, fallen bald unter der Sichel der Schnitter.

(Der Schluß folgt.)

A l l e r l e i.

Ernſtes Wortſpiel. Ein Vater, ein Mann von Anſehn und Vermögen, antwortete ſeinem Sohn, als dieſer ſchüchtern geſtand, daß er ein armes, aber ſittſames und hübſches Mädchen heirathen wollte: „Mein Sohn, Du thuſt recht. Anmuth läßt die Armuth vergeſſen und Güte erſetzt die Güter!“

Dem berüchtigten Cranz, der in Berlin ſeiner Zeit nach und nach mehrere Journale heraus gab, durch allerlei Perſönlichkeiten auch einen niedern Kreis von Leſern für eine Weile unterhielt, ſchrieb einſt ein Bekannter: er möge einen beſſern Weg gehen. Cranz entgegnete ihm mit der Darlegung: daß er nothwendig, um ſich ernähren zu können, ein ſolches Mittel habe wählen müſſen. Der nächſte Brief des Bekannten enthielt nichts als die Angabe: Sprüche Salomonis 17, V. 28 („Es iſt beſſer, ein Gericht Kraut mit Liebe, als ein gemäſteter Ochs mit Haß“).

In Braunſchweig waren noch im Jahr 1799, wie Feßler berichtet, die Verwandten und beſten Freunde in Geſellſchaft ſelten ſo unhöflich, ſich anders als bei ihrem bürgerlichen Charakter, z. B.: „Herr Geheimer-Ober-Finanz-Canzlei-Regiſtrator!“ zu rufen und anzureden.

Ed. Rolle.

Die „Académie françoise“ im Jahr 1826.

(Schluß.)

17. **Dionyſius Frayſſinous**, Biſchof von Hermopolis in partibus infidelium. Als Nachfolger des Abbé Sicard in der Academie hielt er eine Antritts-Rede, welche einem der Zuhörer ſo langweilig ſchien, daß er ausrief:

Ah que ne suis-je tout à l'heure
Elève de l'Abbé Sicard! (d. h. taubſtumm.)

Herr Frayſſinous, Großmeiſter der Univerſität, iſt ein großer Jeſuitenfreund. Von der Religion ſagt er: „Le dogme et l'obéissance sont tout; la morale n'est rien!“ (der dem Glauben ſich blind unterwerfende Verſtand iſt Alles; die Moral der Vernunft iſt nichts). Herr Frayſſinous hat übrigens einen Liebling, einen Secretair, den jungen Abbé Trebuquet (genannt Freluquet), mit welchem er alle Abend ſpazieren geht.

18. **Jouy.** Im dreizehnten Jahre ging er nach Guyane, im funfzehnten nach Coromandel und Bengalen. Er diente in den Revolutions-Heeren, entging nur mit Mühe dem Beil der Guillotine, wurde Schriftſteller, Opern- und Tragödien-Dichter; beſchrieb als Hermite die Sitten von Paris und Frankreich, und hat auch über Moral, Politik und Induſtrie geſchrieben.

19. **La Cretelle der Jüngere.** Obwohl er ſchon über 50 Jahr zählt und ſein älterer Bruder todt iſt, führt er noch immer den Zunamen, wie Anacharſis in ſeinen Reiſen. La Cretelle hat ſich durch ſeine Umſprünge mehr berüchtigt als berühmt gemacht. Von ihm und ſeinem Bruder kann man ſagen: Rara est concordia fratrum.

20. **La Cuée, Graf von Ceſſac**, Pair von Frankreich. Für das Militairfach beſtimmt, iſt er mehr Militair als Staats-Beamte und Akademiker. Er hat in der Encyclopädie und auch noch beſonders für das Militair geſchrieben.

21. **Lainé**, eine Zeit lang Staatsminiſter, ein treuer Anhänger des Bourboniſchen Hauſes, leiſtete Bonaparte'n Widerſtand und wurde von ihm gefürchtet. Er iſt von der Charte zu den Miniſtern übergeſprungen.

22. **Der Marquis von Lally-Tolendal.** Man nannte ihn den Ecce homo, weil er den König, vom Balcon des Stadthauſes von Paris, dem Volke zeigte und dabei ausrief: „Le voila, le voilà, ce Roi que vos coeurs appeloient!“

23. **Der Marquis de la Place** (Aſtronom und Geometer) gehört mehr in die Académie des Sciences, als in die Académie françoise. Deswegen hat man auch folgendes Epigramm auf ihn gemacht:

Goûte la béatitude
Au sein des quarante élus.
Tu dois avoir l'habitude
D'être avec les inconnus
(unbekannte Zahlen und Mitglieder)
Ces Messieurs, par leur stature,
Offrent une ample pâture
A tes doctes appétits:
Avec eux, tu peux sans peine,
Connoître à fond le domaine
Des infiniment petits.

Bonaparte ſagte von ihm, der eine Zeit lang Miniſter des Innern geweſen war: „Il porte l'esprit des infiniment petits dans l'administration.“

24. **Laya.** Boileau's Vers wird auf ihn angewandt:

On peut être honnête homme, et faire mal les vers.

25. **Le Mercier**, tragiſcher Dichter, großer Anhänger der romantiſchen Gattung.

26. **Le Montey.** Er wird in einem Epigramm der Harpagon de l'Institut genannt.

Digitized by Google

27. Der Herzog von Levis, mehr durch Geburt, als durch Talent berühmt. Sein Geſchlecht ſoll, wie es heißt, vom Stamm Levi abſtammen. Auf ſeinem Ahnenſchloſſe befindet ſich ein Bild, die Jungfrau Maria vorſtellend, vor welcher ein Ritter Levis mit unbedecktem Haupte ſteht. Sie ſpricht zu ihm: „Herr Vetter, bedecken Sie ſich!“ Er giebt zur Antwort: „Frau Muhme, es iſt mir ſo bequemer!“ — Seine Aufnahme in die Akademie hat eine Satyre veranlaßt, welche mit den Worten ſchließt:

Il est juste d'unir le Cousin de la Vierge
A la fille d'un Cardinal.

(Der Cardinal Richelieu, Stifter der Académie françoise, pflegte ſie ſeine Tochter zu nennen.)

28. Michaud, Verfaſſer der Geſchichte der Kreuzzüge und eines Gedichts: „Le Printemps d'un Proscrit“. Seine Verſe ſind nicht ohne Tadel, z. B.:

Le soleil, élevant sa tête radieuse,
Jette un regard d'amour, sur la terre amoureuse.

29. Der Abbé de Montesquiou. Seine politiſche Laufbahn iſt bekannt, während und nach der Revolution. Unter Bonaparte war er für den geheimen Agenten der Bourbons bekannt und einigermaßen bei ihm accreditirt. Er übergab dem Conſul Le Brun, für den erſten Conſul, nachſtehendes nicht allgemein — wenigſtens nicht wörtlich — bekanntes Schreiben Ludwig's XVIII: „Vous tardez beaucoup à me rendre mon thrône; il est à craindre que Vous ne laissiez écouler des momens bien favorables. Vous ne pouvez pas faire le bonheur de la France sans moi, et moi je ne puis rien pour la France sans vous. Hâtez-vous donc, et désignez vous-même toutes les places qui vous plairont pour vos amis.“ — Bonaparte's Antwort iſt bekannter, doch mag ſie hier ſtehen: „J'ai reçu la lettre de Votre Altesse Royale; j'ai toujours pris un vif interêt à Ses malheurs et à ceux de Sa famille. Elle ne doit pas songer à se présenter en France; Elle n'y parviendroit que sur cent mille cadavres. Du reste, je m'empresserai toujours à faire tout ce qui pourroit adoucir Ses destinées, et Lui faire oublier Ses malheurs.“ — Der Abbé de Montesquiou hat unter Andrem auch die Bourboniſche Charte ausgearbeitet.

30. Der Herzog von Montmorency-Laval, ein vertrauter Freund der Frau von Stael und der Madam Recamier. Ein Epigramm nennt Letztere die moderne Ninon, vergleicht ſie mit Circe, und läßt ſie ſich rühmen, das Wunder der Zauberin mit Ulyſſes Gefährten wiederholt und den Herzog in die Akademie gebracht zu haben.

31. Parceval-Grandmaiſon, begleitete, als Gelehrter und Dichter, Bonaparte'n nach Egypten. Man wirft ihm Unkenntniß der Grammatik und der Dichtkunſt vor. Er gebraucht oft die dritte Perſon, wo die zweite ſtehen ſollte. — „Scheint es doch“, ſagt ein Kritiker, „que Mr. P. vise à l'esprit!“ (Anſpielung auf die dritte Perſon in der Trinität.)

32. Der Marquis Paſtoret. Der Fürſt Talleyrand ſagte einmal von ihm: „Il y a du chat et du veau dans cette tête; mais le veau domine.“

33. Picard, Schauſpieler und Schauſpiel-Dichter, auch in Deutſchland, durch ſeinen Ueberſetzer Iffland, bekannt. Tu fus le peintre de nos moeurs, ſagt Voltaire. Picard hat auch ſeine Zeitgenoſſen und ſeine Zeit in Romanen geſchildert.

34. Der Graf von Quelen, Erzbiſchof von Paris. Ein Schützling des Cardinal Feſch, ſtieg und fiel er mit ihm, erhob ſich wieder, erhielt ſich durch ſich ſelbſt und gelangte durch ſich ſelbſt zu den höchſten Würden. Er ſteht ſich nicht gut mit dem Biſchof von Hermopolis, iſt weder ein Jeſuitenfreund noch ein Anhänger des Ultramontanismus, und um deſto achtungswerther. — Was die Aufnahme beider geiſtlichen Herren in die Akademie betrifft, ſo iſt ein beißendes Epigramm im Umlauf, worin es heißt: „Als ich über die Brücke ging, die zur Akademie führt, hörte ich bald Drei ſchlagen, und gleich nachher von dem Kirchthurm St. Germain l'Auxerrois drei Viertel. Oho, dachte ich, wie kommts? Welche Uhr geht recht? welche falſch? Doch bald beſann ich mich, und ſagte:

Non, tout va bien, dis-je, on sait qu' à présent,
L'Eglise avance et l'Institut recule!“

35. Raynouard, Verfaſſer der „Templiers“ (Templer). Er beſitzt eine ſeltene Eigenſchaft, die ihm von Bernardin de Saint-Pierre zum großen Verdienſt angerechnet wurde: Nie hat er auf Epigramme und Satyren ein Wort erwiedert. Eine zweite, nicht ſo ſeltene Eigenſchaft iſt ihm mit Herrn Lemontey gemein — der Geiz. (In einem Nachtrag folgen die Beweiſe.)

36. Roger, Verfaſſer des Luſtſpiels „l'Avocat“. Er hat Andern zu Stellen verholfen; aus Dankbarkeit haben Jene ihm zu einem Sitz — zum akademiſchen Lehnſtuhl verholfen. Eine Hand wäſcht die andere.

37. Der Graf Segur, Pair von Frankreich. Oberſt-Ceremonienmeiſter unter Bonaparte, Verfaſſer der „Histoire des principaux événemens du règne de Fréderic Guillaume II et Tableau politique de l'Europe depuis 1786 jusqu'en 1796“, Herausgeber eigener Memoiren. Als Oberſt-Ceremonienmeiſter war er einſt zu ſpät zu Bonaparte's Lever gekommen. Der Kaiſer machte ihm Vorwürfe; der Graf entſchuldigte ſich aber mit ſcherzhafter Laune: die Straßen waren ſo voller Leute; er habe ſich aus einem embarras de Rois, die ihm den Weg vertreten, nicht eher herauswickeln können. (Es waren damals ſechs fremde Könige in Paris.)

38. Saumet, Bibliothekar des Königs Ludwig XVIII in St. Cloud. Tragiſcher Dichter, Verfaſſer der „Clytemnestre“, des „Saul“ und der „Jeanne d'Arc“. Unter Bonaparte's Regierung hat er den jungen König von Rom den neuen Meſſias genannt.

39. Villar, ganz unbekannt. Man hat auf ihn das Quatrain gemacht:

Quand Alcippe se présente
Pourquoi tant crier haro?
Dans le nombre de quarante
Ne faut-il pas un zéro?

40. Villemain. Sein „Eloge de Montaigne“ erhielt 1814 den Preis in der öffentlichen Sitzung der Akademie, bei welcher der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen gegenwärtig waren. Herr Villemain ergriff die Gelegenheit, beiden Monarchen zu huldigen. Er nannte den König „den tapfern Erben von Friedrich's Ruhm“ und den Kaiſer „eine der alten Heldenſeelen, die von Neuem unter uns auftritt“.

Zwei Mitglieder der Académie françoise ſind durch die Königl. Ordonnanz vom 24. Juli 1816 aus dem Schooße des Inſtituts verſtoßen worden: der Tragiker Arnault und der Luſtſpiel-Dichter Etienne. Jener wird durch Boileau's Verſe bezeichnet:

L'Académie en corps a beau la censurer,
Le public révolté se plait à l'admirer.

Dieſer durch eine Stelle aus der Apoſtelgeſchichte:

Et elegerunt (lapidaverunt) Stephanum, virum plenum spiritu.

Arnault hatte ein Trauerſpiel geſchrieben: „Don Pedre ou le Roi Laboureur“. Es fiel durch, und Bonaparte ſagte bei dieſer Gelegenheit dem Verfaſſer mit einiger Bitterkeit: „Da haben wir's! Warum machen Sie auch Trauerſpiele nach Vorgängern, wie Corneille und Racine?“ — Arnault erwiederte mit Muth: „Liefern Ew. Majeſtät nicht Schlachten nach Turenne?“

Chaſtel.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 18.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 85ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Aus den Memoiren des Grafen von T—. *)

Der Graf T— und ſein Freund, der Graf A. Du-L..., waren im Cabriolett von einer Spazierfahrt nach Saint-Mandé nach Paris zurückgekehrt, jagten wie ein Paar Engländer durch die Straßen, fuhren einen Ehrenmann im rothen Rocke mit Gold verbrämt um, wurden vom Pöbel angehalten und zum nächſten Polizei-Commiſſar geführt. Sie nannten ſich dem Richter, und dieſes hatte zur Folge, daß er von der Strenge ſeines Amtes nachließ, zumal da der Verletzte ſich ſchon in der Stille entfernt hatte. Es hieß nun: beide junge Herren ſeyen durch ein Hinterpförtchen entſchlüpft, und hiermit ließ ſich der zuſammengelaufene Haufe endlich auch beſchwichtigen. Jetzt war die Luft wieder rein. Der Commiſſar, ein Mann von Welt und Lebensart, ein munterer Geſellſchafter, machte ſich's zum Vergnügen, die Herren länger bei ſich zu ſehen. — „Er ſtellte uns" (ſo erzählt der Verfaſſer nun weiter) „ſeiner Gattin vor, ein wohlerzogenes, gebildetes Frauenzimmer, deren Geſichtszüge noch immer verriethen, daß ſie ſchön geweſen war. Die Paar Stunden, welche wir — wie man gleich ſehen wird — in ihrer Geſellſchaft zubrachten, berechtigten uns nicht, Fehler und Mängel an ihr zu finden. Sie zeigte ſich überaus liebenswürdig. Aber das Merk- und Sehenswürdigſte in der Familie dieſes Minos ſeines Stadtviertels war eine Nichte, ſeine einzige Erbin. Das eigene Geſchäft, welches ihn verhindert hatte, uns ſogleich ſelbſt zu vernehmen, beſtand darin, daß er einen Kummer, der dieſe Nichte drückte, zu lindern und ihre Thränen zu trocknen hatte. Dieſe Thränen machten ſie doppelt ſchön. Du-L..., immer excentriſch und überſpannt, immer die Artigkeit zu weit treibend, hatte kaum die Damen geſehen, als er ſchon über das Glück entzückt war, ihnen ſeinen Hof machen zu können, und den Wunſch äußerte, dieſe ſchöne Gelegenheit länger benutzen zu dürfen. Vergeblich zupfte ich ihn beim Rockſchoß, daß er hätte reißen mögen. Umſonſt, er blieb, blieb immerfort; und der Commiſſar, dem unſere Geſellſchaft nicht unwillkommen war, konnte nicht umhin uns vorzuſchlagen: „ihm die Ehre zu erzeigen, ein kleines Familien-Nachteſſen bei ihm ein zu nehmen." Mein Unglücksgefährte, welcher es über ſich genommen zu haben ſchien, den Abend hindurch die Hauptrolle zu ſpielen, ergoß ſich in einen Strom von Complimenten, welche auf ein einziges Wort hinausliefen, auf das Wörtlein „Ja". In Erwartung der Abendmahlzeit, bei welcher es an nichts fehlte, weder an Ueberfluß noch an Freundlichkeit, fand es unſer Wirth für gut, uns in ſeine Familien-Geheimniſſe ein zu führen, und mit dem herben Kummer ſeiner häuslichen Verhältniſſe bekannt zu machen. Seine würdige Hausfrau ſtattete das Gemälde mit noch rührenderen Farben aus (jedes Frauenzimmer verſteht ſich auf's Malen). Sie hatten nämlich die junge Nichte mit einem Ingenieur-Offizier verbunden, welcher nicht nur nichts that, was zu ihrem Glücke beitragen konnte, ſondern in Folge ſeiner rohen, ſchändlichen Gemüthsart, in der unwürdigſten Behandlung ſeiner Gattin ſo weit ging, daß er ſich ſogar ſchon thätlich an ihr vergriffen hatte. „Dies Alles" — ſagte das junge, unglückliche, unſchuldige Opfer — „wäre nichts, wenn er mich nur liebte!" Dieſe Naivheit, in Gegenwart von Fremden ausgeſprochen, hatte in meinen Augen etwas Erhabenes, in Racine's Geſchmack, deſſen Genius die Frauen ſprechen läßt, wie Corneille's Genius die Männer. Der Umſtand gab Veranlaſſung zu einer langen Erörterung über die Ehen, worin dergleichen Gräuel vorkommen. Ich nahm Gelegenheit, meinen Abſcheu gegen die Ehemänner aus zu drücken, welche ſich eine ſo barbariſche Behandlungsart erlauben, indem ich ſie Ungeheuer und Verworfene nannte; ein belohnender Blick und der laute Beifall der Wirthin ward mir dafür. Allein ich war nahe dabei, Beides durch einen Zuſatz zu verſcherzen, der mir entfuhr. Ich ſagte nämlich: „ſo abſcheulich und wider alle gute Sitte es ſey, ſeine Frau zu ſchlagen, ſo ſey es doch erlaubt, und ein ganz verſchiedener Fall mit ſeiner — Geliebten!"

Die Frau Commiſſarin wollte dieſen Satz durchaus nicht gelten laſſen, obſchon ſie meinte, dergleichen Geſchöpfe, welche die Pflichten ihres Geſchlechts ſo ganz aus den Augen ſetzten, daß ſie ſich Galane anſchafften, verdienten nicht, daß man viel Umſtände mit ihnen mache. — „Aber, bedenken Sie doch, meine Damen!" ſagte ich mit einer Art von Enthuſiasmus, „daß der Weiſeſte von allen Sterblichen, der göttliche Sokrates, einſt ohne Umſtände eine Hetäre ſchlug, er, der dieſes wirkſame Heil- und Beſſerungsmittel nicht bei der Peſt ſeines Lebens, bei der Hausfurie, die ſein Daſeyn verbitterte, bei ſeiner Xantippe an zu wenden für gut fand, obgleich ſie offenbar darauf ausging, ſeiner Weisheit Schlingen zu legen, damit er fiele, und ihr den Triumph gewähre, in der Ungeduld Hand an ſie zu legen. Was würde ſie nicht gegeben haben für einen Schlag, für eine Ohrfeige! Welcher Ruhm, welche Ehre für ſie, wenn er ſie nur berührt hätte, er, der weiſe, der duldſame, der leidenſchaftloſe Sokrates! Sie konnte es aber nicht dahin bringen; der große Mann wußte ſich zu gut zu beherrſchen, um ſich ſeiner jemals zu entäußern und ſie nicht ſtets im Nachtheile zu laſſen. „Ich habe ſie zum Weibe genommen," ſprach er zu Xenophon, „damit ſie der Prüfſtein meiner Geduld ſey, damit ich ſie ertrage, und durch dieſe Uebung lerne, auch Andere zu ertragen." — „Aber, Madame!" ſetzte ich hinzu, „um ſo zu reden und zu handeln, müßte man ein Sokrates ſeyn; und wenn man es ſich auch gefallen läßt, von Zeit zu Zeit, ſeiner Geſundheit wegen, in ſeinem Hauſe einen bittern Trunk zu verſchlucken, ſo folgt nicht daraus, daß man, wenn man unverheirathet iſt, nichts als Wermuthwein trinken müſſe." — Die Damen wollten ſich zu Tode lachen, daß ich den Eheſtand mit einer bittern Arznei verglich. Aber es wurde mir ein Leichtes, ſie zu überführen, daß die Ehe nichts Beſſeres ſey als dies, ſobald ſie nicht das Süßeſte und Lieblichſte auf dem Erdboden iſt. — Endlich nahm die Mutter das Wort. „Herr Graf!" ſagte ſie, „ich habe über dieſen Stand meine eigenen Gedanken, welche Sie immerhin Gothiſch nennen mögen. Ich meine, und werde beſtändig meinen, daß ein Mann, ſey er Liebhaber oder Gatte, der eine Frau ſchlägt, und eine Frau, verheirathet oder nicht, welche ſich ſchlagen läßt, ein Paar Natur-Phänomene ſind. Was mich betrifft, ſo erkläre ich hiermit feierlich, hätte ich mich in meinen jüngern Jahren von der Liebe anfechten laſſen, und ein Unverſchämter — ſey's ein angebeteter Liebhaber oder ein angebeteter Gatte — hätte ſich er-

*) Dieſes Bruchſtück iſt aus dem nächſtens vollendeten zweiten Bande und der erſte bereits 1825 in Berlin (bei Duncker und Humblot) erſchienen, unter dem Titel: „Memoiren des Grafen Alexander von T—. Aus der franzöſiſchen Handſchrift überſetzt." Sie ſind mit Geiſt und lebendiger Darſtellungsgabe geſchrieben und liefern viele intereſſante Züge zur Sittengeſchichte der Zeit, hauptſächlich die höheren Kreiſe des geſellſchaftlichen Lebens vor der Revolution in Frankreich, den Hof, die damaligen Literatoren, die frivole Jugend u. ſ. w. betreffend.

Digitized by Google

frecht, Hand an mich zu legen, ich würde ihn — nicht wieder geſchlagen haben, denn dies halte ich für unedel — aber ich hätte Menſchen und Geſetze zu Hülfe gerufen, mich vor Gericht geſtellt und unglücklich gemacht, um meinen Zweck zu erreichen, um ein Sklavenband zu zerreißen, und Angeſichts beider Geſchlechter ein Ungeheuer zu brandmarken."

Die naive Wuth der neuen Amazone ergötzte uns köſtlich. — „Sie werden gütigſt bemerken", erwiederte ich, um ihrem Ingrimm neuen Zunder zu geben, „daß das Privilegium der Liebhaber, ihre Schönen ſchlagen zu dürfen, ihnen ſogar, und vor allen Andern, Königinnen, Kaiſerinnen, die größten Fürſtinnen unterwirft — wohlverſtanden, wenn dieſe es verdienen; denn hier würde die geringſte Ungerechtigkeit das größte Verbrechen ſeyn." — „Wie, mein Herr, Königinnen? Wäre ich eine Königin, und beginge auf dem Throne die Thorheit, einen — Günſtling zu haben, und er triebe den ungeheuern Frevel ſo weit, ſich an mir zu vergreifen, mich — — ich kann das Wort nicht ausſprechen — ich ließe ihn auf der Stelle hängen!" — „Nicht doch, Madame, nicht doch; im Gegentheil; ſein Uebermuth würde Ihnen pikant vorkommen; Sie würden ihn deſto mehr liebgewinnen. Sie würden es wie eine der größten Frauen unſerer Zeit machen, und mit Entzücken zu Ihrer Vertrauten ſagen: „Wünſchen Sie mir Glück, meine Freundin; ſeit geſtern weiß ich, daß Er mich liebt; Er hat mich geſchlagen!!" Ja, ja, Madame, Sie würden eben ſo denken und ſprechen. Ein ſolches Wegſetzen über alle Convenienz würde Ihnen das ſcheinen, was es iſt: nämlich der letzte Beweis der wahnſinnigen Liebe, der äußerſte Ausdruck der exaltirten Leidenſchaft. Sie würden es dem Manne, den Sie bis zu ſich erhoben hätten, Dank wiſſen, daß er Sie liebe, ohne Sie zu fürchten; Sie, und Ihr ganzes Geſchlecht würden ihm dieſen Grad von Selbſtvergeſſen zum höchſten Verdienſt anrechnen, und in ſeinem unwürdigen Benehmen nur die ſchmeichelhafte Seite hervor ſuchen. Und dann iſt ja noch zwiſchen Schlagen und Schlagen ein großer Unterſchied; der Mann von Lebensart ſchlägt anders als der Laſtträger; er *will* es nicht, es entfährt ihm; er thut es mit einer beſonderen Art. Ueberdies darf auch ſo etwas nur äußerſt ſelten geſchehen. Alles, was oft wiederholt wird, verliert ſeinen Werth, den Werth der Neuheit." — Während ich ſprach, ergötzte ich mich an dem Befremden der Dame und der Geſellſchaft. Nur Du-L..., vermaß ſich hoch und theuer: ich ſey ein Ungeheuer, und Manns genug, zu thun, was ich verfechte. Ich fuhr fort: Mit Ihrer Erlaubniß will ich Ihnen meine Grundſätze über dieſen in der That zarten Punkt auseinander ſetzen. Seine Frau ſchlagen, iſt eine rohe Abſcheulichkeit. Sie iſt die Mutter unſrer Kinder; ſie trägt unſern Namen; wir ſchänden uns ſelbſt in ihr. Sie iſt durch einen vielleicht zu leichtſinnigen Eid auf immer mit uns verbunden; ſie iſt mit uns in ein Verhältniß getreten, welches, wie Alles auf Erden, ſeine Mängel hat; aber es beſteht einmal, und wenn ſie den Druck fühlt, iſt ſie zu bedauern, aber nicht zu mißhandeln. — Die Schöne hingegen, welche, noch in vollem Beſitz ihrer Freiheit, keine Feſſel kennt als ihren Geſchmack, kein Band als ihre Liebe, keinen Zwang als ihren Willen, keine Nothwendigkeit zu betrügen, als ihren Hang zum Betrug, keinen Vorwand, den Geliebten zu quälen als Luſt an Unluſt; — die Schöne, die ich aus überlegter, lange geprüfter Wahl liebe; die ich um ſo weniger zu verlaſſen vermag, da ich Herr bin, ſie jeden Augenblick zu verlaſſen; die alle Mittel der leidenſchaftlichen Liebe an mir verſchwendet und mich mit allen Schlingen der Liebe feſthält; die ſich mir unentbehrlich gemacht hat und zu meinem Daſeyn nothwendig iſt; die durch freiwillige Eidſchwüre, die ſie ſelbſt nicht glaubt halten zu dürfen, mir gegenſeitige Schwüre abgelockt hat, denen ich glaube treu bleiben zu müſſen, — die Schöne endlich, mit welcher zu leben zwar oft eine Qual für mich iſt, von welcher ſich zu trennen aber mein höchſtes Unglück ſeyn würde, — warum ſollte es nicht erlaubt ſeyn, nachdem ich alle mögliche Mittel der eindringendſten Ueberredungsgabe, der zärtlichſten Zärtlichkeit an ihr erſchöpft hatte, — mit Schonung und mit allmähliger Steigerung, einige lebhafte — gewaltſame Verfahrungsarten — welche dem, — was wir — im gemeinen Leben — Schläge zu nennen pflegen, ähnlich ſind, zu verſuchen, um eine große Bewegung, eine Art von Umſtimmung und Umwälzung hervor zu bringen, welche zur Ordnung zurückführt; mit einem Worte, um einen ſtarken Eindruck auf ſie zu machen, der, ſelbſt im ſchlimmſten Falle, tiefe Spuren zurückläßt, und allem Anſchein nach Blumen und Früchte auf dem Pfade der Liebe hervor locken wird, welchen Dornen und Diſteln zu überdecken drohten? — Schon weint ſie — ein gutes Zeichen: ſie iſt gerührt; ſie wird ſich beſſern. Ihr Liebhaber liegt zu ihren Füßen (doch nur einige Stunden nach dem Auftritt, damit die Lehre Zeit haben möge, zu wirken und zu fruchten!); am Ende weint er mit, bedauert, bereut, ſich ſo weit vergeſſen, ſich gezwungen geſehen zu haben, den Altar zu entweihen, auf welchem ſein Weihrauch brennt. Welch' ein glücklicher, erfolgreicher Uebergang! Welch' ein fruchtbarer Contraſt! Was für heilſame Wirkungen wird und muß dieſes Gemiſch von Rührung und Strenge, von Kraft und Schwäche in einem Manne hervorbringen, welcher *liebt* und nicht im *Unrecht* ſteht! Wie ſüß iſt dann die Ausſöhnung! Wie hell ſcheint die Sonne nach dieſem Sturm! Welchen zärtlichen Stolz wird die Schöne in ihre Verzeihung legen, wenn ſich ihr Sieger vor ihr demüthigt? Welcher Zauber wird in jedem Worte liegen, das man ſpricht, wird in der Verwirrung der Ideen herrſchen, die ſich kreuzen! O Du glücklicher Sterblicher, wie wirſt Du dann erſt geliebt werden, wenn Du nur liebenswürdig biſt!"

Ich fuhr fort, da Alles ſtill blieb und zuhörte: „Wenn Sie kaltblütig vor einem Ehrenmanne die Frage aufwerfen: ob es erlaubt ſey, ſich an Einer von Ihnen zu vergreifen, von Ihnen, die unter unſerem unmittelbaren Schutze ſtehen, von Ihnen, deren Schwäche Ihre beſte Vertheidigung iſt — ſo wird jeder Ehrenmann ſich bei der bloßen Frage empört fühlen, unwillkührlich, wie vor einem Bubenſtück zurückſchaudern! er wird Feuer und Flamme gegen den Elenden ſprudeln, der unſer Geſchlecht ſchändet, wenn er das Ihrige verletzt. Wie könnte auch der Ehrenmann anders fühlen und urtheilen? Er muß dem Geſetz der allgemeinen Theorie Folge leiſten. — Wie aber, wenn er ſich ſelbſt in dem Fall befindet? wenn ihn der Augenblick überraſcht? wenn nicht von einer kaltblütigen Erörterung, von einem kühlen, gelaßnen Urtheilſpruch die Rede iſt? wenn er ſich mitten in eine Lage verſetzt ſieht, wo Eiferſucht, Argwohn, und die ganze Hölle der verwundeten Liebe in ihm raſet? Wie dann? Iſt er nicht in ſolchen Augenblicken ein ganz Anderer? nicht himmelweit aus ſich ſelbſt entrückt? — Und überdies, wie ich ſchon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu ſagen, darf ein ſolches Mittel nur *ſelten* angebracht werden; man muß damit kargen, nur in dem kritiſchſten Zeitpunkt Gebrauch davon machen; man muß überzeugt ſeyn, daß man wenigſtens zwei Mal Recht gegen diejenige hat, welche ſchon lange Unrecht gehabt hat. Ferner muß man ſich auch dabei mit Anſtand zu benehmen wiſſen; mehr kränkend als beleidigend zu Werke gehn; mit noch größerm Anſtand ſeine Abbitte thun; man muß weinen können, und im Beſitz aller Eigenſchaften ſeyn, welche erforderlich und hinreichend ſind, uns Verzeihung aus zu wirken." —

Die Nichte nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ſie nie etwas ſo Vernünftiges gehört habe, als meinen Vortrag. Der Commiſſär ſchlürfte ein Glas Champagner nach dem andern, und ſah dabei aus, wie Einer, dem dergleichen Geſchwätz längſt fremd und gleichgültig iſt. Du-L..., der immer die

Digitized by Google

Hälfte ſeines Glaſes unter den Tiſch ſchüttete, that ihm mit ſchelmiſcher Geſchäftigkeit Beſcheid, und die Frau Commiſſarin, ſeine tugendbegabte Gattin, welcher die Stürme der jugendlichen Liebe ſtets fremd geblieben waren, beharrte auf ihrem Sinn, auf ihrer Meinung, gleich den alten, kalten, fühlloſen Fiſche, die weder Jener verbirgt, noch Feuer in ſich aufnimmt. —*.

Mexikaniſche Zeitungen ſprechen von einer Schlange, die ein Engländer dort an ſich gekauft hat, um ſie in ſeinem Vaterlande für Geld ſehen zu laſſen. Sie iſt 168 Fuß lang, und als ein ſolches Wunder von Größe wollte man deren Einführung anfangs hindern; die Regierung verweigerte aber ihre Einmiſchung in die Sache, und ſo ward ſie eingeſchifft. (Corsaire.)

Bemerker. No. 18. 1826.

Die zeitgemäße Rede verſtärkt ihren Anhang.

Eine in ihrer Innerlichkeit ſich gewiß für hoch- und wohlweiſe haltende Jugend hat diesmal „auf das Geſittetſte“ geantwortet; und geſchah dies auch nur, um einen mißrathenen Verſuch in der Ironie zu machen, ſo iſt ihr doch ein weiteres Studium dieſes Ton's zu empfehlen. Vielleicht wird ihr dann Gewohnheit zur zweiten Natur; denn ihre erſte zeigte, namentlich in der Replik, eine Art von Weisheit, die ſtatt des Steins der Weiſen den des Anſtoßes finden mußte. Ich bitte aber die Apoſtolen, dieſe zweite Natur, wenn ſie dieſelbe auffinden ſollten, nicht bloß als „Durchgangspunkt“ zu betrachten, ſondern ſich möglichſt darin zu naturaliſiren. Dabei brauchen ſie auch nicht ihre Logik zu verheimlichen und etwa noch mehr Glaubens-Artikel zu äußern, gleich folgendem: „Wir wiſſen nämlich wohl, daß nur derjenige könne Hanswurſt genannt werden, welcher um ſeine Hanswurſtnatur ſelber wiſſe, und ſich aus eigenem Entſchluß dazu zu machen den Willen habe“. Das iſt Umſchaffung eines Satzes, der in ihnen ſo erklingt: Wir wiſſen wohl, daß nur derjenige könne Philoſoph genannt werden, welcher um ſeine Philoſophennatur wiſſe, und ſich aus eigenem Entſchluß dazu zu machen den Willen habe. Der Hanswurſt aus eigener Kraft und Macht iſt hinfällig geworden; er exiſtirt nur noch als bewußtlos und unfreiwillig, z. B. als Schüler, der von ſeiner Philoſophennatur durch Keckheit und Aufgeblaſenheit Kunde zu geben vermeint, ohne zu bedenken, daß ſein „Ich-Ich“ im „Prozeß des Anerkennens“ höchſtens die zerfallenen Parteien darſtelle, ein drittes Ich aber der Richter ſeyn müſſe. Genügten Entſchluß und Wille, ſo wären unreife Philoſophen reife Kritiker, während ſie doch nur philoſophiſche Wortlarven ſind.

So habe ich Sie allerdings genannt, meine Werthen, die Sie angeblich ſchon „jedes juriſtiſche und wiſſenſchaftliche Geſchäft ohne Beiſtand abmachen“ (wahrſcheinlich mit Ausnahme Ihrer Repliken, wo Sie erſt einen Vormund ſtellten, und Ihrer Kritiken, wobei Sie zuweilen Doppelgänger werden, weshalb auch mehr Geſpenſt als Geiſt herausſcheint); ich habe Sie ſo genannt, nicht bloß, „weil Sie ſich philoſophiſcher Ausdrücke bedienten, wo ſie nicht hingehörten“, ſondern weil Sie ſich unphiloſophiſcher, unverſtandener Begriffe und Anſichten bedienten, die nirgends hingehören. Wenn Sie übrigens ſich einbilden, Ihre philoſophiſchen Ausdrücke mit „haarſcharfen Meſſern“ vergleichen zu dürfen, ſo werden Sie es geſtatten, daß nicht Jeder damit barbirt ſeyn will; und ſind Sie unzufrieden, daß „bei Ihrem Contrefey“ (Moſaik aus Plato, Spinoza, Schelling und Ihrem Meiſter) „Fichte übergangen iſt“, ſo thun Sie es wahrſcheinlich, um hier wenigſtens bis Fünf zählen zu können, wozu Ihnen Fichte allerdings noch in anderer Hinſicht von Nutzen ſeyn dürfte. — Immerhin mögen Sie ſich die „Einſicht“, mir die „Unfähigkeit“ zuſchreiben; Sie widerlegen dadurch nur Ihre eigene Behauptung, „daß Sie nicht den Meiſter ſpielen wollen“; mögen Sie auch wiederholt ſich bemühen mit der Angabe, ich wolle es thun; — weit entfernt davon muß ich doch bemerken: Sie ſpielen ſogar die Schüler ſchlecht, indem Sie Ihren Meiſter — gewiß ohne ſein Verſchulden — mit Ihrer Anmaßung in üble Gemeinſchaft bringen. Wenn Sie nächſtdem finden, daß ich „ſinnlos ſey“, ſelbſt da, wo ich „in philoſophiſchen Ausdrücken ernſthaft zu reden beginne“, ſo erſtaune ich darüber nicht im geringſten; ich habe zwar in dieſer Art des Ernſtes nur Ihren Meiſter ſelbſt reden laſſen, aber nach den Zeugniſſen, die Sie gegeben, iſt es begreiflich, daß Sie ihn da am wenigſten verſtehen, wo er am verſtändigſten ſpricht.

Gern möchte ich auch, da Sie mich erſt zu einer „komiſchen“, dann zu einer „traurigen Perſon“ umſchaffen wollten, den Schöpfer bitten, daß er mit denen, die ſich für ſeine Collegen halten, eine angemeſſenere Verwandlung vornehme; aber aus ſolchen Schülern werden ſchwerlich Meiſter, es müßte denn durch Erbrecht geſchehen, wobei dann Ihre vorgeſchlagene küſterliche Unterzeichnung des Geburtsjahres doch wenigſtens einen juridiſchen Einfluß bekäme. Um in wiſſenſchaftlicher Hinſicht alt zu werden, bedarf es einer inhaltreicheren Jünglings-Epoche und Ihre Meinung, „ich ſey zur Kindheit zurück gekehrt“, hat wenigſtens inſofern etwas Wahres, als ich zu Ihnen gekommen bin, um Ihr kindiſch-vorlautes Weſen Ihnen begreiflich zu machen.

Ihre Frage: „wie ich Alexander, den Jüngling, in Schutz nehmen könne?“ paßt ganz zu Ihrer, von Ihnen geprieſenen Einſicht. Als Sie jenen Eroberer — der ſich (um Ihre Ausdrücke zu gebrauchen) „Aſiens, dieſes Jahrtauſendgreiſes, Indiens, dieſes Gefühlstaumels, Perſiens, dieſes reinen und deshalb farbloſen Lichtreichs, bemeiſtern wollte“ — für den perſonifizirten Weltgeiſt ausgaben, nahm ich eine Dichtung in Schutz, die andeutet, daß er ſelbſt ſeinen Heldenberuf mißbrauchte. Ich that alſo das Gegentheil von dem, was Sie mir aufbürden — aber es war ja ſo hübſch, daß Sie ſich mit dem Jüngling Alexander in irgend eine Parallele bringen konnten, ob es Ihnen auch wieder ein Theilchen von Ihrer geringen Logik koſtete! — und zu Ihrer Freude will ich Ihnen wenigſtens eine Aehnlichkeit angeben, die ſich zwiſchen ihm und Ihnen findet, die nämlich: er prahlte anfangs und wurde zuletzt ſchwach. Daß Sie auch in das Gebiet des Urtheils ſeinen ver-

wegenen Muth zu Angriffen tragen wollen, iſt eine Unähnlichkeit, denn er wußte, wo dergleichen hingehört; Sie, meine Werthen, wiſſen es nicht.

Wohl iſt, ihr entſetzten Meiſter, die Philoſophie eine Eroberung, eine Eroberung, die der Geiſt macht; bei den neueſten Philoſophemen giebt man aber zuweilen den Geiſt auf, indem man ihn vergrübelt, oder ihn blindlings erdrucken will, wenn er nicht in die mühſam zuſammen geholten Formen paßt. Das mag Jeder thun auf eigne Gefahr. Wenn dagegen die Poeſie ein Geſchenk iſt, das der Geiſt empfängt, ſo ſollen junge und alte Uſurpatoren uns dieſes Geſchenk nicht verkümmern durch den Maaßſtab einer fixen Idee, nicht die Charaktere auch nur ſo in der Dichtung ſchauen wollen, wie ſie dieſelben in ihrem trockenen Hirn ſich ſtereotyp gebildet haben und ſie in allen Blättern Deutſchlands dem Volke aufſchwatzen.

Dies, meine eingebildet hoch- und wohlweiſe geborenen Jünglinge, habe ich Ihnen auf meine Weiſe anſchaulich machen wollen und bin es gern zufrieden, wenn Sie mich knallig „ſchweigend und erwiederungslos verehren“. Es iſt auch Zeichen einer gewiſſen Jugendlichkeit, daß ſie noch einen Hieb auf Jemand führt, und dann davon geht. Gewöhnlich thut ſie dies, wenn ſie den Gegner getroffen hat; Sie thun es ſchon, ehe dies geſchehen, um ſo williger darf ich es mir gefallen laſſen und ruhig an meiner Stelle bleiben, auf der ſich noch manches zeitgemäße Wort ſprechen läßt.

Aus den Verhandlungen des Krautwummelſchen Kränzchens.

Mitgetheilt von Knirps.

(„Vaterland, ein Liederkranz von Schumann.“ 1825. — „Pumpanf und Pumprich“, Novelle von Schiff. 1826. — „Skanderbeg“, von Krug von Nidda. 1823. 1824.)

Das ganze Herzogthum Krautwummel ſteht in hellen Kriegsflammen. Eine verſprengte Abtheilung des türkiſchen Heers hat daſſelbe überſchwemmt; alle Waffenfähige ſind aufgeboten; man hat eilig dem Feinde den Paß verlegt, der nun ganz wüthend geworden iſt, aber ſchon fünfzehn unglaubliche Niederlagen erlitten hat. Das weiß jedoch der Leſer wahrſcheinlich mit allen Nebenumſtänden aus der „gemüthlichen Reichspoſaune“. — Natürlich iſt dadurch unſer Kränzchen auseinander geriſſen. Alle Mitglieder, mich allein ausgenommen, ſind in's Feld gezogen. Der Rektor Habermann, jetzt Flügelmann der ſogenannten Türkenfreſſer, hat bereits einen Spahi erlegt, und zwar ſo: Er nahm, als er das Schwerdt ergriff, Polyan's Kriegsliſten, einen Schweinslederband, mit, und trug ihn am Herzen. Ein fürchterlicher Spahi rannte mit der Lanze auf ihn los und traf gerade deſſen Herzgrube, worauf die Kriegsliſten befindlich, welche den gelehrten Mann retteten. Dieſer ſchoß zur Vergeltung den Feind genau eben dahin, und da der Kerl vom Polyan nichts wußte, vielweniger ihn auf der Herzgrube trug, ſo war's augenblicklich aus mit ihm. Seinen Turban trägt der Rektor Habermann. Ferner iſt der Lieutenant Lamachos jetzt Hauptmann, und ihm unzählige Mal der Hut zerſchoſſen und zerhauen worden. Fabian hat einem erlegten feindlichen Pferde den Schwanz abgehauen, um ſich der Eroberung eines türkiſchen Roßſchweifs rühmen zu können. Polydrimeſius Lalaps, der ſchon lange gern Türkiſch lernen wollte, iſt ganz allein mit bewaffneter Hand in's feindliche Lager eingefallen und hat ſich einen jungen gebildeten Türken heraus geholt, der ſein Lehrmeiſter werden ſoll. Ich für meinen Theil, wie der Leſer ſich erinnern wird, bin von ſehr geringer Höhe, und trage überdies den zweigipflichen Parnaß im Nachbild auf meiner Kehrſeite, weshalb ich nicht mit habe ausziehen können; dagegen bin ich einſtweiliger Befehlshaber der Feſte Trutzwelt, die ich nimmer zu übergeben denke, ſo lange noch ein Krautwummler einen Kieſelſtein den Felſen hinunter werfen kann.

Von dieſen theils ſchrecklichen, theils freudigen, jedenfalls aber ungewöhnlich aufregenden Umſtänden ſind die vergänglichen Beſchäftigungen des Kränzchens allerdings ſehr beeinträchtigt, aber doch nicht durchaus keine zu nennen. Vielmehr ſind mir Briefe der Freunde zugekommen; andere habe ich an ſie abgeben laſſen; aus beiden kann ich Einiges mittheilen.

Auf einer Kanone ſitzend, und das Fernrohr in der Hand, hab' ich ein Bändchen Gedichte geleſen: „Vaterland, ein Liederkranz von Schumann.“ 1825. Eigentlich hofft' ich heldenmäßige Lieder darin zu finden, und hatte ſie ergriffen, weil ich mich etwas entflammen wollte. Auch ſtrich ich, indem ich das Büchlein auf die Zinne legte und auseinander drückte, den jüngſterwachſenen Knebelbart recht grimmig. Aber es klangen mir ganz weiche milde Lieder zu und zauberten ſonnige Landſchaften vor mein Auge. Ich rief meinen Schreiber, der ſchon glaubte, irgend ein Schreiben um Vermehrung der Mannſchaft auf Trutzwelt oder dergleichen ausfertigen zu müſſen, und hieß ihn Nachſtehendes zierlich in das Buch ſchreiben:

Nicht Deutſchlands Eichhain' und Gau'n und ragende Berghöh'n,
Nicht ſein kräftiges Volk hat ſich der Sänger erkieſt:
Schwarzburg preiſt er mit lieblichem Lied, ſein ſchönes Geburtsland;
Dankbar lauſchen des Bergs, lauſchen die Nymphen des Stroms.

Hierauf ließ ich das Buch an Fabian abgeben, um ihn wieder gut zu machen. Früher hatt' ich ihm nämlich eine Novelle „Pumpanf und Pumprich, von Schiff. Zerbſt. 1826“ zugeſchickt, um ihn zu foppen; denn ich wußte, daß er nur das ſchätzt, was er in ſeinem Harem vorleſen kann. Er hatte hinein geſchrieben:

Pumpanf tönt ſo vertrackt, ſo vertrackt tönt Pumprich dem Ohre,
Daß wohl das ſchöne Geſchlecht ſchon vor dem Titel erbebt
Glücklich genug: aufſprudelnder Geiſt ſtudioſiſcher Keckheit,
Selbſt bei'm feilen Geſchöpf, brauſt in dem Buch — aber Geiſt!

Ich konnte mich nicht enthalten, hinzu zu ſetzen:

Geiſt! O ſo ſey willkommen. Es hat auch Vater Prometheus
Einſt mit der himmliſchen Gluth niedere Scholle belebt.

Dem Polydrimeſius Lalaps und Stahlpanzer hat die Erzählung auch vielen Spaß gemacht, und der Rektor Habermann hat bei ſeinem Turban geſchworen, er fühle bei. — Mir dagegen fiel vor einiger Zeit bei, daß es zweckmäßig wäre, den Türkenfreſſern ein Heldengedicht zu ſenden, worin ebenfalls Türkenſchlachten hoch gefeiert werden, nämlich Krug's von Nidda „Skanderbeg“ (heroiſches Gedicht in zehn Geſängen. II Theile. 1823. 1824). Dies Heldengedicht iſt nach meinem Urtheil ein reiches wohl überſchaubares Gemälde, durch Inhalt und manche Wendung mit der jetzigen Zeit in naher Berührung; die Sprache iſt darin mit Sicherheit und Leichtigkeit gehandhabt, und der Ton in zweckmäßiger Mitte gehalten, wie dem Heldengedicht ziemt. In meinem Abdrucke ſtehen dieſe Zeilen von Guido Lalaps eingeſchrieben:

Oeffnet den Kreis: ein Sänger erſcheint; die gewaltige Harfe
Aus altheiligem Hain trägt er des Heldengeſangs;
Wenige haben's gewagt, ihr Wohllautmeer zu erwecken —
Wenige haben's gewagt; weniger haben's erreicht.
Horcht denn. Nicht gehört, nicht Einigen, Heldengeſang an.
Horcht, und wack'res Bemüh'n lohnet mit achtendem Ohr.

Da ſiehſt, meine heißgeliebte Leſewelt, es iſt nicht ganz wahr, daß unter Waffengetös die Muſen ſchweigen, und ich darf Dir begeiſtert zurufen:

Knirpſes Liebe ſtirbt in Trutzwelt nicht!

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 31. Mai. 86ſtes Blatt.

Der Havelberg.

Sey mir gegrüßt, mit deinen grünen Auen,
In deiner hohen Linden düſt'ren Pracht —
Und kann mein Auge dich nicht wirklich ſchauen,
Sey aus der Ferne dir mein Gruß gebracht!
Wie lieblich duften deine Veilchenmatten!
Wie rankt die Rebe, deiner Winzer Stolz!
Wie freundlich winken deine kühlen Schatten
Vom Haſel-Ufer, ſchönes Mühlenholz!

Einſt ging auch ich auf deinen Blumenpfaden,
Um die des Fluſſes Silberband ſich ſchlingt,
Den freien Geiſt mit keinem Schmerz beladen,
Dem Vogel gleich, der ſich zum Aether ſchwingt.
Doch lebte ſie, die mit des Geiſtes Klarheit,
Mit hohem Sinn des Weibes Werth verband;
Sie lehrte Fleiß und Demuth uns und Wahrheit,
Und führte uns an lieber Mutterhand.

Dort horchten wir des weiſen Lehrers Worten,
Der unſer Glück in treuer Seele trug,
Dem Schutzgeiſt gleich, der an des Lebens Pforten
Um's Herz des Kindes Himmelsbande ſchlug:
Wie ſich das Leben mit dem Tod verſöhne,
Des Daſeyns Werth kein leerer Traum zerſtört,
Des Menſchen Weisheit Gottes Friede kröne,
Bis einſt der Geiſt zu ſeinem Urſprung kehrt.

Du alter Dom, von deſſen grauen Thürmen
Der Ruf zum ernſten Gottesdienſte klang,
Schon ein Jahrtauſend trotzteſt du den Stürmen
Und kaum berührte dich der Zeiten Drang.
Längſt ruhen ſie in deinen dunkeln Hallen,
Die Gottes Blitz mit Menſchenhand gezückt,
Und Rom's Altäre ſind in Staub zerfallen,
Seit Geiſtesfreiheit Brennus Volk beglückt.

O tapfres Volk! du haſt der Knechtſchaft Schande
Von Deutſchlands freiem Nacken abgeſtreift,
Du brachſt des Welttyrannen Eiſenbande,
Er ſank — für des Vergelters Schwerdt gereift.
Doch ſpotte ſein nicht, der ſtatt vieler Thronen
Sein ſchmucklos Grab auf ödem Eiland fand;
Einſt drang ſein Ruhm zu fernen fremden Zonen,
Nun deckt ihn ſtill Helena's leichter Sand.

Du finſt'rer Geiſt! biſt du im Tod geneſen?
Hier hatte Härte deine Bruſt geſtählt,
Und wehe dann dem hochbegabten Weſen,
Wenn ihm die Zierde — Gottes Treue fehlt;
Die Treue, die Boruſſia's Gebieter
Für Ehr' und Recht im bied'ren Herzen hegt,
Und für das Volk, das aller Weſen Hüther
In ſeine milde ſtarke Hand gelegt.

Maria v. Pleſſen.

Die Albaneſen.

(Schluß.)

Im Juni wird das Getreide geſchnitten und gegen das Ende des Juli gewähren die Felder und Thäler, welche durch die Sonnenhitze, wo das Thermometer über 30 Grad ſteigt, verbrannt ſind, ein trauriges Anſehn von Dürre. Man tritt in dieſem Monat auf den Tennen das Getreide aus, während der Schnitter in der Mittagsſonne, wenn der glühende Durſt ſeinen Gaumen austrocknet, ſingend das Glück der Fröſche preiſt. (Theocrits Idill. X. Neidenswerth iſt der Froſch, ihr Jünglinge! denn wer ihn tränkt, kümmert ihn nicht; des Getränks bei ihm iſt in reichlicher Fülle.) Er beſingt nicht mehr die mit Aehren

Digitized by Google

und Mohn bekränzte Ceres, ſondern den Hundstagsſtern, dem man hier, wie in ganz Griechenland, Wunder beigelegt hat. Das Meer, ſagen die Seeleute, wallt bei'm Anfange dieſes Feuergeſtirns auf; der Wein, ſetzen die Landleute hinzu, gährt in den Kellern; und die ſtehenden Gewäſſer werden unruhig, wiederholen die Schäfer, die dies von ihren Vätern gehört haben. Die Jungfrau verläßt unruhig in der Nacht ihr Bette, frägt die Wahrſagerinnen, und dieſe Sybillen erklären ihr die Geheimniſſe der Zukunft. Die Sonne geht alle Tage wie eine erzürnte Gottheit auf, und der Monat Auguſt, der ſich durch ſeine Gluth auszeichnet, iſt die Todeszeit des Jahres. Die Pflanzen ſcheinen bis auf die Wurzeln vernichtet zu ſeyn; bloß der Taback und der Mais, die man durch künſtliche Bewäſſerung ernährt, erhalten auf den verbrannten Gefilden noch einige grüne Streifen. Indeſſen ſind die Nächte gegen das Ende dieſes Monats ſchon friſch, und den 27. Auguſt, als an dem beſtimmten Tage geben die Störche die Loſung der Veränderung der Jahreszeit, indem ſie wieder nach Afrika hinüber ziehen; vom 15. September an bemerkt man die erſten Spuren des Herbſtes, der mit der Weinleſe beginnt. Mit dem Oktober fangen die Regen an, und theilen ſich in Perioden von drei Tagen, bei jeder Mondsveränderung mit Abwechſelungen von gutem Wetter. Dann ſtellen ſich die Wechſelfieber ein, auf welche im Verlauf des folgenden Monats Bruſtentzündungen und andere ſchmerzhafte Krankheiten folgen, die ſogleich aufhören, ſobald ſich die erſten Orkane des Novembers zeigen. Die letzten ſchönen Tage des Jahres fallen in die erſte Hälfte des Novembers; jedoch werden die Höhen des Pindus ſchon mit Schnee bedeckt, und im Thale von Janina ſtellen ſich ſtarke Fröſte ein, während noch in den am Meere gelegenen Gegenden von Epirus eine lachende und gemäßigte Witterung herrſcht, und friſche Gräſer und Blumen einen zweiten Frühling zeigen. Die Regen im December laſſen ſich bloß mit denen unter den Wendekreiſen vergleichen; die Bäche, Flüſſe und Ströme treten aus, Epirus ſteht alsdann wirklich unter Waſſer und der Verkehr iſt unterbrochen. Während dieſer Winterzeit, die über ſechs Wochen dauert, wehen Südweſtwinde, Stürme und Ungewitter folgen unaufhörlich auf einander, und die Temperatur iſt gewöhnlich ſehr mild. Im Januar, welchem Monat die Schiffer des macedoniſchen Illyriens den Namen „Freund" gegeben, hat man einige ſchöne Tage, und die Fröſte halten ſelten lange an; der Februar zeichnet ſich durch die Abwechſelung von Regen und Schnee aus, aber ſchon hat die Sonne gegen Mittag viel Kraft, und die Kälte iſt von keiner Dauer mehr. Unter den in allen Jahreszeiten auf den platten Erhöhungen von Janina bemerkten Winden können die Nordweſt- und Südoſt-Winde, welche dem Parallelismus der Gebirge folgen, als herrſchend angeſehen werden; denn ſie ſind häufiger und regelmäßiger als die andern. Der Nordoſtwind oder der Bora bricht zu unbeſtimmten Zeiten mit Wuth aus: die Vögel verbergen ſich, die Pflanzen werden welk und die ganze Natur ſcheint zu leiden. Wenn er nur drei Tage anhält, was gewöhnlich der Fall iſt, ſo folgt auf ihn ein milder Nordwind, welcher die Ruhe in der Luft wieder herſtellt: dauert er aber länger, ſo kann nur ein mit Regen begleiteter Sturm, wenn er mehrere Wochen lang herrſchend wird, ihn bändigen. Einige Theile in Albanien ſind Luftſtrömen ausgeſetzt, welche von denen in Helliopia und den Gegenden des Pindus verſchieden ſind. Die mit ſteilen, engen Päſſen durchſchnittene Schlucht von Tepelen iſt der beſtändige Aufenthalt von Stürmen, deren Gewalt und Dauer den Bäumen keine Zeit läßt, Wurzel zu faſſen. Die Stürme erheben ſich in Wirbeln und laſſen einen Schwefelgeruch zurück. Der Temperatur in Albanien ſchreibt man die Stärke ſeiner Bergbewohner, ihre Bravour und ihr hohes Alter zu: Andere ſehen in ihrem Einfluſſe die nächſte Urſach der Fieber — die ſich im Herbſte und Frühjahr zeigen — ohne zu bedenken, daß dabei viel auf die Oertlichkeit und die gewöhnliche Lebensweiſe der Einwohner ankommt. Dieſe hat ſich ſeit Jahrhunderten verſchlechtert und die Krankheiten haben ſich vermehrt. An dieſer Verſchlimmerung iſt alſo weder der Himmelsſtrich noch die Elemente und die ganze Natur, ſondern der Zuſtand der Bewohner ſelbſt ſchuld. — Wir wollen in die Dörfer gehen, welche in der herrlichſten Gegend liegen. Nur gebückt kann man in die Hütte desjenigen gelangen, welcher den Saamen der Erde anvertraut. Es drückt einem beinahe das Herz ab, wenn man die Höhle erblickt, wohin der Despotismus den Landmann verwieſen hat. Einige hölzerne Gefäße, ein ſchwarzer Heerd, ein mit großen Steinen oder mit aufgeſprungenen Ziegeln bedecktes Dach, eine Schilf-Matte, Lumpen, um ſich zu bedecken, das ſind die Geräthſchaften, das Ruhebett und der Heerd, um den herum ſich der Landmann kauert, welcher ſich glücklich ſchätzen würde, wenn er gegen die Beleidigungen der Mahomedaner geſichert wäre. Zwar raubt ihm ein türkiſcher Hauptmann nicht mehr ſeine Söhne, die man ſonſt zum Abfall von der chriſtlichen Religion zwang, ehe man ſie den Janitſcharen einverleibte; allein er zittert für ſeine Töchter, und iſt der Willkühr des erſten beſten Türken preis gegeben, der ihn mißhandeln will: er lebt unter dem Drucke der Militair-Anarchie, welche eine Schande für die Menſchheit iſt. Was kann man von ſolchen unglücklichen Menſchen für Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft

Digitized by Google

verlangen oder erwarten! Mit Tagesanbruch macht er das Zeichen des Kreuzes, und giebt ſeiner Frau die Ackerwerkzeuge auf die Schulter; voraus gehen die Ochſen, und er wandert träge nach dem Felde hin, das er ackern will. Maſchinenmäßig ſäet er das Getreide aus, und ſieht nie wieder nach, wie es mit ſeiner Saat ſteht, bis ihn eine Arbeit dahin ruft: er freut ſich nicht bei dem Anblick der hervorkommenden Aehren, ein mattes Auge wirft er auf ſeine goldenen Saaten, und ſtößt kaum einen Seufzer aus, wenn ein Hagelwetter die Hoffnung der Erndte vernichtet. Kaum hat der Landmann ſein Getreide ausgedroſchen, ſo kommen die Einnehmer, den Zehnten ein zu fordern; hierauf ſtellt ſich derjenige ein, der ſich ſeinen Herrn nennt, und nimmt ſechs andere Zehntheile fort; er behält alſo kaum ſo viel, als der Arbeitslohn beträgt, den man dem gewöhnlichen Tagelöhner bezahlt. Der Eigenthümer, der nicht Mahomedaner iſt, wird mit einer ſtudirten Habgier behandelt, indem man ihm verbietet, ſein Getreide in's Ausland zu verkaufen; was er übrig behält, kann er nur vermittelſt eines Türken los werden, der es um den möglichſt niedrigſten Preis kauft, und es bezahlt, wann es ihm beliebt. Was für ein Intereſſe kann der auf dieſe ſchamloſe Weiſe ſeines Eigenthums beraubte Menſch noch an der Welt haben! — Die Wohnungen der Landleute ſind von keinen Gemüſegärten umgeben, durch die eine Familie Gelegenheit bekäme, ihre Nahrung zu vermannigfaltigen und zu verbeſſern. Selten pfropft ein Bauer einen Baum; auf's Gerathewohl und ohne ſich die Mühe zu nehmen, ſeine Pflanzen zu begießen, oder aus zu jäten, ſäet er einigen Spinat, Knoblauch, Zwiebeln und etwas Peterſilie, die er auszieht, um ſie zu eſſen, ſtatt ſie ab zu ſchneiden. Um die großen Städte ziehen die Gärtner eine größere Mannigfaltigkeit von Gewächſen, und wenn ſie eine beſſere Anleitung erhielten, und ihr Eigenthum mehr geſchützt wäre, ſo würden ſie alle europäiſchen Küchenkräuter einführen können. Herrliche Wälder von Haſelſtauden geben den Gegenden um Arta Schatten; nirgend haben die Pfirſichen einen beſſern Geſchmack als in Amphilochia; in Ober-Epirus ſind die Nußbäume vorzüglich und die Quittenbäume tragen die größten Früchte; der Speierlingsbaum, der Kornelbaum, der Granatäpfelbaum, der Miſpelbaum werden der Natur überlaſſen. Die Olivenbäume in Theſprotien liefern ſehr große Früchte, welche die Einwohner einſalzen und im Lande verkaufen. Die Halbinſel von Nicopolis liefert Oele, die ſehr gut ſeyn würden, wenn man die Erndte zu rechter Zeit hielte und auf das Auspreſſen die gehörige Sorgfalt wendete; allein man vernachläſſigt Alles, und hat daher auch elende Erzeugniſſe. Das türkiſche Reich iſt in allen ſeinen Theilen ein Reich des Elends, das mit keinem andern Lande der Erde Aehnlichkeit hat. Man hört nur von der Peſt, von Feuersbrünſten, Epidemien und Hungersnoth ſprechen. An den Thoren großer Städte ſieht man nichts als Galgen und Thürme, die mit Menſchen behangen ſind. Die Höfe der Satrapen ſind mit blutigen Köpfen, Pfählen zum Spießen und Hinrichtungs-Werkzeugen geziert; man trifft nichts als Menſchen an, welche in das Gewand des Elends gekleidet ſind, und, ohne Polizei, giebt es weder Ordnung, noch Ruhe, noch öffentliche Sicherheit. Die ſanften Tugenden ſind aus dieſem Lande auf ewig verbannt, wenn nicht eine Aenderung der Dinge erfolgt. Der Ausfuhrhandel, den Albanien mit Corfu und Venedig trieb, beſtand im Ganzen in folgenden Artikeln: in Weizen und allen andern Arten von Getreide; in Vieh, Brennholz, — für die ſieben Inſeln beſonders nothwendig — in Oel, Honig, Wachs, einer großen Menge vortreflichen Tabacks, Botargo, Sardellen, beträchtliche Quantitäten Wolle, Schiffsbauholz, das nicht bloß nach Venedig, ſondern auch nach Trieſt, Ancona und Sinigaglia geſchafft wurde. Albanien dagegen erhält ſeine Gewehre faſt insgeſammt aus den Fabriken von Breſcia, wollene und baumwollene Zeuge theils aus Frankreich, theils aus Italien; Tuche, wegen der niedrigen Preiſe, faſt alle von Como, Vicenza und aus Deutſchland; Meſſer und andere Stahlwaaren liefert Deutſchland ausſchließlich; Seidenzeuge erhält es von Lyon und aus Italien: Gewürze und andere Colonialwaaren führen ihm alle Nationen zu, welche im mittelländiſchen Meere Handel treiben.

Alte Reimſprüche.

Wer in ſein eigenes haus es läſſt regnen,
Denke nicht, daß ihm Gottes hülfe werde begegnen.

Nemeſis.

Ihr junges volk, hetzet nur eures gleichen,
Und verlezt nicht den Alten mit euren ſtreichen;
Ihm bleibt ſtets was voraus, wo der Jüng're muß weichen.

Manche untugend iſt im gemeinen leben zu haſſen,
Keine mehr, als das aufhorchen und das aufpaſſen.

Es ſcheint uns wol Einer ein großer moraliſcher grundſatzheger,
Iſt am ende doch nur ein gemeiner herumträger.

Wer forſcht nach Andrer thun voll neid,
Schafft ſich ohn' noth manch herzeleid.

Wie einfach du und g'rad magſt handeln,
Die maulaffen werden dir's in krumm verwandeln;
Da möchte man denn ſchier vor ärger erblaſſen,
Soll wegen falſcher deutung man das Rechte laſſen.

Beklatſcht nur den virtuoſen, eh' er beginnt!
Er wird euch bald miſſachten, wie ihr's verdient;
Nachher ſcheltet ihr dann euer verzogenes kind.

Wo eigenſinn bei dummheit ficht,
Wird durch vernunft nichts ausgericht't.

München, Febr. 1826. B. J. Docen.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Begaſſe hat das Bildniß des Königs, ganze Figur und naturgroß, beendet. Es iſt jetzt im ſogenannten Pfeiler-Saal des Königl. Schloſſes aufgeſtellt und den Kunſtfreunden die Anſicht geſtattet. Nicht nach gewöhnlicher, oder doch meiſt üblicher Art der Anordnung, hat der Künſtler bei ſeinem Bilde die Figur des Königs mit Attributen fürſtlicher Hoheit umgeben, oder durch den Hintergrund eines dargeſtellten Schlachtgemäldes auf erworbenen Kriegsruhm hingedeutet; den hohen Beſchützer und Beförderer der Künſte, den durch Förderung dauernder Werke in Zeiten des Friedens ſein Volk beglückenden Landesvater hat er darzuſtellen beabſichtigt, und ſo ſieht man ſtatt jener Embleme im Hintergrund einen Theil des Luſtgartens mit ſeinen nächſten Umgebungen, den Dom, die Schloßbrücke u. ſ. w. Des Künſtlers Idee bezeichnend, iſt das jetzt noch im Bau befindliche Muſeum bereits vollendet und am meiſten hervorſtechend bearbeitet. Der König iſt ſtehend dargeſtellt, die Aehnlichkeit ſprechend und meiſterlich aufgefaßt, und ſomit der Hauptzweck der Beſtimmung des Bildes erreicht, welchem in dieſem Punkt das von Gerard bei weitem nachſteht, ſo wie das von Lawrence in vieler Hinſicht ihm weichen muß. Auf dieſe augenſcheinlichen Vorzüge hinweiſend, wollen wir nicht ſtreng richten, nicht die Kritik herbei rufen, um Mängel auf zu ſuchen, die erweislich auch in dieſem Bilde zu finden ſind. Die Ausführung deſſelben läßt in techniſcher Hinſicht wenig zu wünſchen übrig; jeder bedingte oder angebrachte Gegenſtand iſt auf das ſorgſamſte ausgeführt, ſehr wenige nur, beſonders hinſichtlich der Betonung, untergeordnet. Inwiefern dies, nach Anſicht des Referenten, die Totalwirkung des Ganzen beeinträchtigen mag, will derſelbe unerörtert laſſen; es ſcheint, als lege der jetzt herrſchende Geſchmack in der Malerei dem Künſtler noch immer die Feſſeln an, Nebenſachen nicht unterordnen zu dürfen, was dem Hauptgegenſtande ſein entſchiedeneres Hervortreten hemmt; am meiſten aber ſchadet unbedingt der viel zu grell gehaltene Fußboden dem Bilde; ein darüber geworfener Schlagſchatten könnte nicht anders als ſehr wohlthätig wirken. —***.

— Am 18. Mai wurde auf der Königl. Bühne zum erſten Mal aufgeführt: „Die Treibhausblumen. Schauſpiel in vier Akten, *) mit einem Nachſpiel, betitelt: Das Wiederſehen.“ Die Neuigkeit, wahrſcheinlich nach einer Erzählung bearbeitet, hat gefallen und beweiſet, wenn auch nicht Originalität, doch ein Talent des Verfaſſers, Theater-Effekte glücklich in den angenommenen Stoff zu verweben. Zugleich ſind manche Witze und Bemerkungen gegen die Unbilden der Zeit treffend angebracht und der Verfaſſer verſteht es auch, in eine Stimmung zu verſetzen; denn wir bemerkten, daß den ſentimentalen Scenen ihre Thränen, den luſtigen ihr Lachen gezollt wurde. Die Darſtellung iſt zu loben. Am meiſten zeichnet ſich Hr. Weiß aus in der Rolle eines alten Dieners („Heinrich“); er giebt Wahrheit bis in die kleinſten Züge. Hr. Krüger („v. Arlheim“), Hr. Aug. Unzelmann („v. Leerhaupt“), Hr. Gern („Fabian Kohl“) zeigen ſich in routinirter Geſchicklichkeit. Demoiſ. Carol. Sutorius war als „Dorchen“ vortrefflich, bis auf den Umſtand, daß die Natürlichkeit der Gärtnerstochter und die Natürlichkeit der ſpäter für eine ſtandesmäßige Stellung gebildeten Jungfrau ſich doch wohl etwas mehr unterſcheiden müſſen. In der erſteren finden wir die junge Schauſpielerin am ſicherſten. Mad. Valentini ſpielte die „Gräfin“ vom feinſten Ton, will ſagen von ſchneller und oberflächlicher Bildung, mit hübſcher Manier und hatte diesmal auch die nöthige Lebhaftigkeit. Wir glauben, daß dieſes Stück jeder Bühne willkommen ſeyn werde, um die Mannigfaltigkeit ihres Repertoirs zu vermehren. — Hr. Haizinger bleibt noch einige Zeit in Berlin; man ſagt, er werde mit Hrn. Wild in „Othello“ ſingen, und mit — Mad. Neumann in den „Wienern in Berlin“, da man es als abgemacht (?) annimmt, daß dieſe Künſtlerin auf der Königl. Bühne gaſtirt. — Hr. Meyerbeer iſt vor wenigen Tagen nach Paris gereiſet, um dort eine neue Oper in Scene zu ſetzen.

— Nach der mit lebhaftem Beifall empfangenen Zauber-Oper: „Aline, oder Wien in einem andern Welttheil“ (von A. Bäuerle) haben wir im Königsſtädtiſchen Theater das für viele Theater-Direktoren zur Fundgrube gewordene Stück „Ein Uhr“ zu erwarten; beginnt damit auch nicht ein neuer Tag für die dramatiſche Literatur, ſo könnte doch gewiß „Lichter-Tag“ oder „Augentroſt“ (eine Pflanze, die bekanntlich auf dürren Wieſen wächſt und heilende Kräfte hat) dadurch in die Kaſſe kommen.

— Unter den neueren literariſchen Erſcheinungen wird ein ſo eben (Berlin, Vereinsbuchhandlung) erſchienenes Werk: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und „das Marmorbild“. Zwei Novellen nebſt einem Anhange von Romanzen und Liedern von Joſeph Freiherrn von Eichendorff (Verfaſſer der vom allgemeinen Urtheil günſtig aufgenommenen Satyre: „Krieg den Philiſtern“) entſchiedenes Glück in der Leſewelt machen. Die erſte Novelle nimmt den größten Theil des Bandes ein und hat eine Originalität und Friſche, die in der neueſten Literatur etwas ſelten ſind; um ſo ſeltener, wenn ſie allen Leſern einleuchtend werden. In der hieſigen literariſchen Geſellſchaft (der das Manuſkript von dem Verfaſſer geſchickt wurde), dann in mehreren geſellſchaftlichen Kreiſen, namentlich auch in denen der Frauen, hat dieſe Novelle ſich als eine herrliche Gabe des Humors bewährt. — „Das Marmorbild“ iſt ernſter gehalten, führt aber eine ſehr intereſſante Aufgabe künſtleriſch durch, und auch in den „Romanzen und Liedern“ findet ſich viel Anſprechendes. Da dieſe literariſche Neuigkeit auch die Kritiker lebhaft beſchäftigen dürfte, ſo kommen wir wohl wieder darauf zurück. E—w.

— Wir haben nun auch ſchon Gaſt-Vorleſungen. Carl Schall, der im vergangenen Winter in Breslau eine Reihe dramatiſcher Meiſterwerke zahlreichen Zuhörern vortrug, und ſich jetzt für kurze Zeit in Berlin amüſirt, hat in der hieſigen literariſchen Geſellſchaft, ſo wie in mehreren Privat-Kreiſen, Shakſpeareana und „Proverbes“ geleſen, und dadurch bemerkbar gemacht, daß er nicht bloß in eigenen Produktionen geiſtreich iſt, ſondern auch in Darlegung der Werke anderer Dichter. Scharfſinnig und humoriſtiſch weiß er in Ernſt und Komik die Worte ſo charakteriſtiſch aus zu ſprechen, daß ſie zur Citation der Geſtalten dienen und dieſe dem Zuhörer veranſchaulichen. Auf dieſe Weiſe, wenn ſich immer mehr gute Vorleſer bilden, wird dem ſeriöſen Streben der Bühnen eine ehrenwerthe Wirkung entgegen treten. B.

In Gloceſter hat ein Landwirth ein neues Mittel erfunden, die Obſtbäume gegen den Froſt zu ſchützen: er bepinſelt nämlich den Stamm dicht über der Wurzel mit Leinöl. Das Mittel ſoll treffliche Dienſte leiſten. (Pandore.)

*) Auf dem Theaterzettel ſteht wieder „Abtheilungen“; der Referent will aber gern dies Wort nicht wiederholen, weil es grauſam iſt, daß ein Bühnen-Vorſteher ſchon ſeit Jahren jedem neuen dramatiſchen Erzeugniß eine ſündhafte Kritik gleich voraus ſchickt, während man doch dafür geſorgt hat, daß z. B. in den Berliner Zeitungen ſelbſt die gemäßigte Kritik erſt nach der dritten Vorſtellung folgen darf. Ein Stück in Abtheilungen heißt: ein Stück in Stücken; jenes ſeit Jahren gebrauchte Wort enthält mithin die offene und kecke Behauptung, daß ſeit Jahren nichts als Stückwerk auf die Bühne gekommen iſt: eine ſcharfe und ungerechte Kritik, über die ſich jeder Dichter und jeder Theater-Kaſſirer mit Recht zu beklagen hat; jener, weil er verurtheilt iſt, ehe ihn das Publikum hörte; dieſer, weil das Publikum abgeſchreckt wird.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 2. Juni. 87ſtes Blatt.

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro. *)

Von Jugend auf ſcheint mich die Vorſehung beſtimmt zu haben, Leiden, Ungemach und Gefahren vielfacher Art zu dulden, und eben deshalb mag ſie mich zur Ertragung derſelben mit einem feſten, ſtarken Körperbau und einer dauerhaften Geſundheit gütig ausgerüſtet haben; denn ſchwerlich werden ſchwache Naturen die Stürme des Schickſals überwinden, welchen ich glücklich entkommen bin. — Da ich in frühen Jahren meinen Vater verlor, welcher als allgemein geachteter Wundarzt in Nordhauſen angeſtellt war, ſah ich mich, bei unbemittelten Umſtänden, genöthigt, mein beabſichtigtes mediciniſches Studium auf zu geben, und, mit guten Schulkenntniſſen verſehen, in die Militairdienſte des Königs von Weſtphalen zu treten. Es iſt meine Abſicht nicht, mich über die Schickſale und theuer bezahlten Erfahrungen, welche mir im weſtphäliſchen Dienſte zu Theil wurden, ausführlich zu erklären, und ich erwähne nur ſo viel, daß ich zum Huſaren-Wachtmeiſter avancirte, und in dem Feldzuge gegen Rußland den Daumen der linken Hand verlor. Nach dem Sturze der weſtphäliſchen Regierung trat ich in derſelben Charge in königlich-preußiſche Dienſte, aus welchen ich, nach hergeſtelltem Frieden, als invalide entlaſſen wurde. Den verlornen Daumen abgerechnet, war ich aber durchaus geſund, und da ich an ein thätiges, emſiges Leben gewöhnt, auch gern Gefahren und Abentheuer zu beſtehen geneigt war, überdies von ſchmalen Biſſen ängſtlich leben mußte: ſo wird man ſich eben nicht wundern, wenn ich im Vertrauen auf Gottes Schutz, und in der ſchmeichelnden Hoffnung einer glücklicheren Lage im fernen Lande, freudig den Wander-Aufruf des Major Schäffer, Charge d'Affaires der braſilianiſchen Regierung in Hamburg, annahm. Dieſer begann mit den Syrenen-Tönen der lockendſten Verführung alſo: „Auf! Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, eilt hierher, Braſilien wird euch erquicken!" u. ſ. w. — Ich gehörte auch zu denjenigen, die mühſelig und beladen waren, und bedurfte gar ſehr der Erquickung. Vergnügt durch jene vielverſprechenden Troſtworte, verließ ich meine Vaterſtadt, wo ich längere Zeit, von Vielen geachtet, von meinen Freunden geliebt, manche glückliche Stunde verlebt hatte. Begleitet von ihren Glückwünſchen reiſte ich Anfangs Februar 1824 nach Hamburg, wo ich den 4ten März 1824 anlangte. Nichts iſt wohl dem Reiſenden, beſonders wenn er ſich in einer kritiſchen Lage befindet, erfreulicher, als da einen Landsmann und Freund zu finden, wo er, von Allen verlaſſen, auf ſich allein beſchränkt, raths- und hülfsbedürftig iſt. Einen ſolchen Landsmann fand ich in dem biedern Tiſchlermeiſter Bertram, mit deſſen Bruder (jetzigem Aedituus an der Altendorfer Kirche zu Nordhauſen) ich das dortige Gymnaſium beſucht hatte. Er nahm mich freundſchaftlich und herzlich auf, bewirthete mich gaſtfrei, und ſtand mit Rath und That mir treu

*) Treu bearbeitet nach deſſen Tagebuche von ſeinem Freunde E. Riemann, Lieutenant a. D.

zur Seite. Ee machte mich zu gleicher Zeit mit einem andern Noebhauſer, dem allgemein geſchätzten Hamburger Bürger Ludwig bekannt, bei dem ich eine gleich gute Aufnahme fand. Ich verteaute dieſen Freunden meinen Plan; ſie hatten von meinen frühern Schickſalen und meiner Unerſchrockenheit in Gefahren, beſonders auch von meinen Abentheuern in Rußland gehört, und ſtimmten um ſo mehr meinem Vorſatz bei, da man bis dahin noch immee in Hamburg die Fahrt nach Beaſilien als eine hoffnungsvolle Reiſe nach einem glückſeligen Eldorado, und den dazu Auffordernden, Herrn Major Schäffer, als einen Retter vieler bedeängten Deutſchen detrachtete. Damals war noch überall in Hamburg die Loſung: „Beaſilien iſt nicht weit von hier!" und in den Wirthshäuſeen, wie auf den Straßen, hörte man nichts als aufmunternde Lieder zur Reiſe nach Beaſilien.

Am deitten Tage nach meiner Ankunft, am 6ten Mäez, ging mein Feeund Ludwig gegen Abend mit mir nach der Wohnung des Herrn Major; ich wurde auf Anmeldung vorgelaſſen, aber bald mit dem Bedeuten abgefertigt, am folg'nden Tage nähere Reſolution zu erhalten. Von den Umgebungen des Majors höete ich übrigens, daß mit der Feühe des folgenden Tages das Teansportſchiff Anna Luiſe, geführt vom Capitain Enaak, mit ohngefähr 300 Coloniſten und Paſſagieren unter Segel gehen würde, und daß auf dieſem auch nicht ein Platz mehr vacant ſey. Dieſe Nacheicht ſchlug mich nieder; denn jeder Menſch, der beſonnen und mit feſtem Sinn einen Plan entwoefen hat, ſucht dieſen ſo ſchleunig als möglich aus zu führen, und jedes Hindeeniß betrachtet er als ein theures Opfer der koſtbaeen, unwiederbringlichen Zeit. — Von meinen Feeunden und Bekannten in Hamburg hatte ich indeß gehört, daß der Major Schäffer unter ſeinen Verbündeten einen heimlichen Werber habe, dem er beſonderes Vertrauen ſchenke; dies war der Schuhmachermeiſter Schulz, der mit einer einſchmeichelnden Ueberredungsgabe alle die kleinen Geſchicklichkeiten eines ſchlauen Lockvogels veeband. An dieſen wandte ich mich am folgenden Tage, und ee wae mit der freundlichſten Miene überaus gern bereit, mich dem Herrn Major vor zu ſtellen, und allen ſeinen Einfluß auf zu bieten, mich bei „alleehöchſt demſelben" auf das Beſte zu recommandiren. Er ging ſogleich mit mir zu ihm; wir wurden vorgelaſſen, und der Majoe empfing mich mit der ihm eigenthümlichen Artigkeit und treflich erkünſtelten Humanität. Er las meine Papiere durch, prüfte meine Kenntniſſe, und indem er mir die Verſicherung gab, daß er ſich herzlich freue, mich kennen gelernt zu haben, verſprach er mir, für mein gutes Fortkommen in Braſilien zu foegen. „Nach dem Abgange der Anna Luiſe", fuhr er fort, „wird ſogleich ein neues Schiff ausgerüſtet, an Wanderern fehlt es nicht; das ſchöne Land hat ſchon Manchen glücklich gemacht, und der Reiz deſſelben wied immer anziehender. Es ſoll Sie nicht gereuen, lieber Wachtmeiſter, zu mir gekommen zu ſeyn. Bis zur Abfahet des Schiffes werden aber wohl noch acht Wochen vergehen, und wahrſcheinlich kann die neue Expedition mit der Germania — ſo ſoll das nächſte Schiff heißen — erſt Anfangs Mai abſegeln. Bis dahin können Sie in meinem Bureau als Seкeetair eine gute Beſchäftigung finden." — Ich dankte dem Major für das beſondere Zutrauen, deſſen er mich wüedigte, nahm das Engagement an, und aebeitete von da an täglich in ſeinem Bureau.

Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir — weil ich glaube, vielen Deutſchen nützlich zu werden, wenn ich ihnen die Gefahren ihrer Auswanderungsſucht vorſtelle — den Leſern meinen nunmehrigen Chef ſo zu ſchildern, wie ich damals und ſpäter ihn kennen gelernt habe. — Der Major Schäffer iſt ein hagerer Mann von 45 Jahren, mittlerer Statur, von blaſſer Geſichtsfarbe, tief eingeprägten Zügen, die von vielſeitigen Erfahrungen zeugen. Sein ſcharfer, durchdringender Blick, ſeine hochgewölbte, finſtere Stirn, der lange Schnurrbart, der Ernſt überhaupt, welcher ſeine ganze Haltung charakteriſirt, verrathen vielen kriegeriſchen Muth. Dieſen ſoll er auch bei vielen Gelegenheiten zu Lande und Waſſer, auf weiten Seereiſen, bewieſen haben. Sein feines Benehmen, womit er Jeden ſogleich zu beurtheilen und zu behandeln, die Herablaſſung, mit der er ſeine Untergebenen zu feſſeln verſteht, die Ueberredung, mit der er zu locken und zu verführen weiß, beurkunden hinreichend genug, daß die braſilianiſche Regieeung zu ihrem Zweck keinen beſſeen Charge d'Affaires wählen konnte. Die Conſequenz und der Ueberblick, womit er ſeine Geſchäfte leitet, ſind ſeinem Kaiſee eben ſo vortheilhaft, als allen Fremden, und beſonders den Deutſchen, gefährlich. Auch gründliche Kenntniſſe, beſonders in den Sprachen, ſind ihm nicht ab zu ſprechen. Kenner des Faches haben mir verſichert, daß er in funfzehn lebenden Speachen bewandert iſt, und ich kann ſelbſt bezeugen, daß er alle Feemdlinge, die ſich engagiren ließen, in ihrer Mutterſprache anredete. — Ueber ſeinen Chaeakter kann ich nicht anders urtheilen, als daß er dem der meiſten Weebe-Offiziere gleich kommt; nur möchte ihn ſchwerlich einer derſelben an Schlauheit und Ueberredungskunſt übertreffen, oder nur mit ihm ſich meſſen können. Sein ſtärkſtes Mittel beſteht in den glänzendſten Verſprechungen und enthuſiaſtiſchen Aufmunterungen; ſein ſchwächſtes in dem Halten und Erfüllen deſſen, was er verſprochen hat. So verſpricht er Jedem, der ſich engagiren läßt, daß er

nach ſeiner Charge oder in ſeinem Metier vortheilhaft angeſtellt werden ſoll; aber weislich hütbet er ſich vor ſchriftlichen Erklärungen und Verſicherungen. *)

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Von demſelben Geſichtspunkte aus, nach welchem mein Freund den Major Schaffer beurtheilt, habe auch ich Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen. Mich bethörte auch, noch in demſelben Jahre, die eitle Hoffnung, in Braſilien mein Glück zu ſuchen, und ich reiſte im Dezember von Nordhauſen nach Hamburg, wo ich mich ſofort bei dem Herrn Major meldete. Es war Abends, und er eben im Begriff, zu ſoupiren; doch wurde ich vorgelaſſen und freundlich aufgenommen. Ich eröffnete ihm mein Geſuch, und nachdem er mein Patent und andere Zeugniſſe durchgeleſen hatte, ſagte er zu mir: „Sie ſind alſo ein Thüringer?“ — „Zu Ihrem Befehl, und zwar aus Nordhauſen!“ erwiederte ich. — „Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Auf die Thüringer halte ich ſehr viel; ſie ſind mir immer am liebſten willkommen. Vor Kurzem noch iſt ein Nordhauſer mit der Germania abgeſegelt.“ — „Ich kenne ihn wahrſcheinlich, Herr Major; heißt er nicht Heinrici? und hat er nicht früher als Wachtmeiſter gedient?“ — „Ganz recht, der gute Heinrici, ein braver Mann, an dem der Kaiſer einen tüchtigen Soldaten und überhaupt ein ſehr brauchbares Subjekt erhielt! Er iſt glücklich in Rio Janeiro angekommen. — Nun, vorläufig kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß ich Sie nicht allein engagiren, ſondern auch für Ihr Placement als Lieutenant bei der Garde ſorgen werde. Kommen Sie gefälligſt morgen wieder!“ — „Dann“, erwiederte ich, „werden Sie hoffentlich die Güte haben, und mir darüber eine ſchriftliche Erklärung mittheilen und auf meine gehorſamſte Bitte eine geneigte Empfehlung an den Kaiſer geben!“ — „Erlauben Sie, Freund, auf ſchriftliche Erklärungen oder gar Verträge kann ich mich durchaus nicht einlaſſen; aber“ — fuhr er im barſchen Tone, faſt beleidigt fort — „iſt Ihnen mein Ehrenwort nicht genug?“ — „Hinreichend, Herr Major!“ — Somit empfahl ich mich; ich wußte ſchon genug, und was ich nicht wußte, hörte ich von wohlmeinenden Menſchen in Hamburg. Mich ſah der Herr Major nicht wieder. N—n.

B u n t e s.

Am 2. Februar 1786 ereignete ſich in Chateaudur Folgendes: Der Prior des Kloſters war ſo krank, daß man ſchon einige Tage an ſeinem Aufkommen verzweifelte. Indeß ließ der Arzt noch die Schläfe des Kranken mit wohlriechendem Waſſer beſtreichen, und ihm etwas ſpaniſchen Wein in den Mund träufeln. Der bis dahin unbeweglich Liegende machte hierauf, zu großer Verwunderung der Umſtehenden, einige Bewegungen, gab auch unvernehmliche Laute von ſich, fiel aber immer wieder in ſeinen anſcheinenden Todesſchlaf zurück. Nachmittags ließ der Arzt in das Krankenzimmer zwei Perſonen eintreten, welche verſchiedene Stücke auf der Violine ſpielen mußten. Zugleich kamen zwei ehrwürdige Männer, ein Stadtbürger und ein zwei und ſiebzigjähriger Mönch, und fingen an, nach der Muſik zu tanzen. Der Hund des Arztes tanzte mit. Die Muſik, der Tanz und die Bewegung der Füße weckten den Sterbenden, und machten ihn aufmerkſam. Er mußte lachen, genas und erzählte bald nachher, in ſeiner erſten Predigt, der Gemeinde ſeine ſeltſame Wiederherſtellung.

In einer kleinen Stadt in Preußen erſcheint ſeit dem erſten April d. J. eine Wochenſchrift, welche ſich mit nachſtehenden parodiſchem Motto verſehen hat:

An die Leſer.

Antwortet mir — ſag' ich hier wahr? —
Wir dichten, zanken, ſammeln, leſen,
Und wenn es köſtlich iſt geweſen,
So währt das Ding ein Vierteljahr?!

Bemerkungen über die Frauen. Die Frauen haben Fehler; die Männer haben Laſter. — Das Hauptrad des geſellſchaftlichen Lebens iſt die Frau. — Der Frau fehlt ein weſentlicher Sporn zur Tugend — der Ruhm. — Männer machen die Tugend finſter; Frauen machen ſie liebenswürdig. — Wenn eine ſchöne Frau die Eigenſchaften eines Biedermannes beſitzt — da iſt Vollkommenheit des Menſchen. — Bei vielen Frauen erſetzt die Empfindung den Witz. Bei Männern iſt es umgekehrt. — Oxenſtierna ſagt: Für den Jüngling iſt das Weib eine Geliebte, für den Mann eine Geſellſchaft, für Kinder und Greiſe eine Wärterin.

Th. Laurin.

A l t e R e i m ſ p r ü c h e.

Das ſind doch gewaltig bürgerliche zeiten!
Die Prinzen tragen ſich, wie die jünger der gilde ſich kleiden;
Wollt ihr den ſatz umkehren, kann ich's auch leiden.

In dem bürgerthum iſt aller rege geiſt worden zu nichten;
Wer's nicht glaubt, frage die alten gedichte und geſchichten.

Will man ein gutes volk in ſeinem Beſten nicht belaſſen,
Beord're man nur ſchergen und wachen in allen gaſſen.

Der frauen liebe kann niemand ausdenken,
So lang' er noch in ihre gunſt ſich mag ſenken;
Aber wie können weiber noch eiferſüchtig ſeyn,
Kehrt bei ihnen liebe ſchon längſt nicht mehr ein?

Eiferſucht hegt wegen verluſtes oft ſeltſam verdacht,
Wird heftig wol in einer Schönen angefacht,
Wo ſie den mann ſich auch gar nicht wünſchte zu eigen,
Wird er der nachbarin nur zu viel neigung bezeigen.

Warum ihr die heirathen izt ſo ſelten ſeht?
Das kömmt von der abſurden romanen-humanität,
Die will, die jungen mädchen ſollen ſich ſelbſt berathen,
Was ſonſt voll treuer ſorge die Eltern thaten.

Stets den ſack auf dem rücken, die augen zur erden,
So wirſt du, mein guter Tom, nie angefeindet werden.

Wie tief der geiſt in Gott und göttliches weſen ſich mag verlieren,
Den teufel kann kein menſch nicht wegdiſputiren.

Ihr jugendlehrer, ſeht dem wort auf den grund:
Zuviel auf einen biſſen iſt ungeſund.

München, Febr. 1826. B. J. Docen.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Caſſel. Hr. Hauptmann, Mitglied der Churfürſtlichen Hofkapelle, deſſen wahrhaft ausgezeichnetes Talent als Componiſt in geiſtlicher Muſik wir bereits kennen (insbeſondere wäre hier ſein „Kyrie eleison", voller Kraft und Salbung, zu erwähnen), iſt auch neuerlich als dramatiſcher Componiſt unter uns aufgetreten. Wir erfahren, daß der Text ſeiner Oper „Mathilde", von Caroline Pichler, in der „Minerva" für das Jahr 1814 abgedruckt iſt, wohin wir daher die, welche damit näher vertraut zu werden wünſchen, um ſo lieber verweiſen, als wir deſſen Werth zur Sichtung zu ziehen uns nicht angeregt fühlen. Gern vergegenwärtigen wir uns aber noch einmal in Gedanken den uns durch Anhörung der Muſik gewordenen Eindruck. Die Ouvertüre motivirt ohne großen Aufwand in Inſtrumentirung, einfach aber charakteriſtiſch, die, durch den Kampf einer edlen keuſchen Liebe mit den Pietäten gegen die Religion, das Vaterland und die Seinigen vor uns ſich entwickelnden Zuſtände. — Dieſes Thema, fruchtbar in ſich von ſelbſt darbietenden erſchütternden Antitheſen, würde bei echt-dichteriſcher Ausführung ein wahrhaftiges Intereſſe für die Fabel des Stücks erweckt, zugleich aber dazu beigetragen haben, mehr Färbung, Lebendigkeit und Wärme in die Compoſition zu bringen, als nach dem Gegebenen möglich war. Um ſo mehr müſſen wir aber den Componiſten mit dem aufrichtigen Lobe begrüßen, daß da, wo er ſich des Textes in an ſich ſchönen lyriſchen Ergießungen hat bemeiſtern können, er jeder ſinnigen Erwartung vollkommen entſprochen hat. Nirgend Bombaſt oder weinerliche Sentimentalität. Und hat zwar auch hier die alte Streitfrage über den Vorzug der Harmonie und Melodie — der ruhig harmoniſchen und gedankenreichen oder der leidenſchaftlich ausdrucksvollen Muſik — ihre verſöhnende Löſung noch nicht gefunden, ſo gehört dieſe Hervorbringung doch zu den ausgezeichneten, dieſes Ziel im Auge habenden Verſuchen. Die Recitative ſind edel und großartig; wollte man etwas dabei tadeln, ſo wäre dies ihr zu häufiges Eintreten im Verhältniß zu den Geſangſtücken, wozu von Seiten der Dichterin um ſo weniger Grund vorhanden war, da die Handlung ſo durchaus einfach iſt. — Die Arie des „Montmorency" im erſten Akt: „Ja, ich kenne dieſe Schmerzen, weiß den Kummer, der Euch drückt" — ſo wie die der „Mathilde" eben daſelbſt: „War's möglich, ihm zu widerſtehen" — ſind jede der auszudrückenden Empfindung entſprechend und angemeſſen, und müſſen, ſehr gut geſungen, insbeſondere letztere, von hinreißender Wirkung ſeyn. Demoiſ. Schweitzer, die, dem Vernehmen nach, noch nicht lange Bühnenſängerin iſt, ſang die Partie der „Mathilde" mit lobenswerthem Eifer; am gelungenſten aber und mit lebendig geſteigertem Gefühl die beiden letzten Verſe: „Ich kann aus Pflicht die Neigung überwinden, doch nimmer Schuld in dieſer Liebe finden!" — Einer rühmlichen Erwähnung unter dem ausführenden Perſonal verdient aber, vor Allen, Hr. Wild, als „Malekabdel". Die Arie im zweiten Akt, wo er unter den Ruinen einer zerſtörten Kirche ſeiner Geliebten harrt: „Sie kommt noch nicht und düſt'rer wird's um mich!" ſang er mit dem ihm ſo ganz eigenthümlichen, erquickenden Ausdruck. Rauſchender Beifall ward ihm mit Recht zu Theil. Ergreifend war ſein Geſang (im dritten Akt) da, wo er, in Mathildens und ſeines treuen Waffengefährten und Begleiters Arme, in tiefer Wehmuth und Reſignation verſcheidet. Der unmittelbar ſich hier anſchließende Chor der Einſiedlerinnen (ſie werden durch Mathildens laute Klagen herbei gerufen): „Es iſt vorbei — er hat geendet" u. ſ. w. kann in der Muſik nicht verſöhnender ausgedrückt werden. — Wir ſchließen dieſe Anzeige mit dem ſo aufrichtigen als lebhaften Wunſche, daß Hr. Hauptmann uns recht bald wieder mit einem Ergebniß ſeines bedeutenden Talents erfreuen möge, deſſen Fortſchritte er namentlich auf zweckmäßigere Behandlung der Chöre zu richten hat ***.

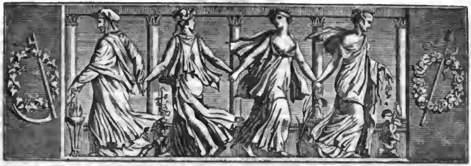
London. Der König hat die neue Uniform der Armee eingeführt, und um ihr Gewicht und Anſehen zu geben, ſie ſelbſt zuerſt angelegt. Sie iſt aus der franzöſiſchen, der deutſchen, der polniſchen und ruſſiſchen zuſammen geſetzt, zweckmäßig, gefällig und impoſant. Die Garde ſieht durchaus der Napoleoniſchen ähnlich, nur daß die Säbel der Cavallerie nicht das rechte Maaß haben und die Offiziers-Decken mit Gold und Silber überladen ſind. Die ſchönſten Leute werden für die Garde ausgeſucht und Keiner unter 6 Fuß angenommen. Beſonders gilt dieſes Geſetz in der Red-life-guards und in der Oxford-blues. — Mit wenigen Ausnahmen trägt die Infanterie roth; nur die Chaſſeurs ſind grün, und einige Regimenter gelb, blau und weiß. Auch pflegt man die Soldaten überhaupt Read coats (Rothröcke) zu nennen. — Die Beſetzung der Stellen vom Major an und das Avancement derſelben hängt vom Könige ab. Die Stellen oder Patente ſind käuflich. Nicht ſelten verkauft ein ruinirter Capitain ſein Patent und kauft eine Lieutenants-Stelle, um von dem übrigen Gelde ſeine Schulden zu bezahlen; mancher Lieutenant ſteigt zum Fähnrich herab oder ſcheidet aus, wenn er die ganze Summe bedarf. Offiziere und Unter-Offiziere unterſcheiden ſich von den Gemeinen durch Säbel und Degen; der gemeine Infanteriſt trägt keines von beiden, nur das Bajonett im Futteral. Der Offizier-Degen iſt verſchieden und der Offizier an keine beſondere Form gebunden, außer im Dienſte. Ein unkriegeriſcher Schmuck iſt dem engliſchen Militair eigen; die offen ſtehende Bruſt und das vorſtehende Jabot. Vom Oberſten bis zum Tambour muß dieſer Zierrath ſichtbar ſeyn, ſelbſt die Küraſſiere laſſen ihn oben hervor ſtehen und würden gern Löcher in den Küraß ſchlagen, um des Jabots willen. Mancher Gemeine hat kein Hemd, aber ein Chemiſett und ein gekniffter Buſenſtreif darf nicht fehlen. Dagegen iſt es durchaus Sitte, kein Taſchentuch zu tragen, ſondern ſich — in die Finger zu ſchnauben. Das Militair geht alle Sonntage zur Kirche; die meiſten Regimenter werden in Parade nach beſtimmten Kirchen geführt. Der Garde-Infanterie iſt die Capelle von Whitehall angewieſen; ſie ſetzen die Gewehre vor der Thür ab. — Die Offizier-Ausgaben ſind ſo ſtark, daß neulich ein Garde-Offizier in ein Land-Regiment übertrat, weil er, außer Sold und andern Regiments-Vortheilen aller Art, nur 1400 Pfund Sterl. jährlich (über 8000 Thlr.) eigenes Vermögen zuzuſetzen hatte. — Durch den ungeheuern Vermögenſtand gewiſſer Eigenthümer in England läßt ſich die drückende Armuth von Tauſenden und Millionen Engländer, und die Nothwendigkeit, den Dürftigen mit den Armentaxen bei zu ſtehen, erklären. Die Herzoge von Bedford und von Devonſhire werden für die reichſten Particuliers gehalten. Sie beſitzen über zwei Millionen Thaler jährlicher Einkünfte, und tragen eine halbe Million zur Königl. Civilliſte bei. — Der Herzog von Northumberland führt auf ſeinem Landſitze einen mehr als fürſtlichen Staat. Er unterhält eine ſo große Menge Domeſtiken ohne Liverei, daß bei der mit zahlreichen Gäſten beſetzten Tafel Jeder einen ſolchen Herrn (denn ſie ſelbſt nennen ſich gentlemen) hinter ſeinem Stuhle ſtehen hat, und dieſer wieder über ein Paar Liverei-Diener den Befehl führt. Vor kurzer Zeit zählte man an einem Gelage eine Dienerſchaft von 70 Perſonen im Speiſeſaal, das übrige Hausgeſinde ungezählt. L.

Auf einem Ball bei Frau v. S** ſaß der 60jährige Akademiker R** neben der älteſten ſehr reizenden Tochter der Wirthin. Gegen das Ende der Tafel ward dem Nachbar ein Plateau mit Eis präſentirt, das dieſer aber ablehnte. Die artige Wirthstochter fragte theilnehmend: warum dies geſchehe? und erhielt auf der Stelle folgendes Impromptü zur Antwort:

A la beauté je rends hommage;
Or, pour me montrer conséquent
J'aime les glaces, mais c'est quand
Elles répètent votre image!! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 3. Juni. 88ſtes Blatt.

Wanderlieder von Hohnhorſt.

1. Ankerlichten.

Leb' wohl, du reiches Leben
In großer Königsſtadt!
Der Sommer iſt ja draußen,
Der mich geladen hat.

Ich zieh' in's heit're Grüne;
Wohin? das weiß ich nicht.
Ein freies Herz im Buſen
Sieht Hoffnung nur und Licht.

Die guten Freunde bleiben
Mir wohl von Herzen treu,
Und wenn wir uns nicht ſchreiben,
So denken wir uns neu.

Nun fahre, Schwager! munter,
Und blaſ' ein neues Lied.
Bergauf und Berg hinunter —!
Die liebe Heimath flieht.

2. Mit vollen Segeln.

Wie Vögel in Lüften,
Auf lichtem Gefieder,
So ſchweig' ich in Düften
Und ſinn' auf Lieder.

Ihr Zweig' an den Bäumen!
Könnt' ihr in der Blüthe
So glücklich euch träumen,
Wie ich im Gemüthe?

Die weidende Heerde
Auf grünenden Auen —
Wie herrlich, die Erde
So friedlich zu ſchauen!

Hin fliegen die Wagen
In raſſelnder Eile,
Das Ziel zu erjagen
Von Meile zu Meile.

Schön Mädchen! dich grüß' ich
Mit freundlichen Blicken;
Gern möcht' ich für dieſe
Die Küſſe wohl ſchicken.

Wir ſchau'n uns in's Auge
Und roll'n in die Ferne;
So ſtreifen im Raume
Sich wandelnde Sterne.

3. Beſtes.

Ihr Vöglein alle oben
In euern blauen Höh'n!
Ihr Vöglein in den Zweigen!
Ihr macht es wunderſchön.

Ihr ſinget eure Herzen
In vollen Tönen aus;
Recht luſtig iſt's zu hören
Im weiten Gotteshaus.

Daß aber die Geſänge
Auf Geiſterflügeln zieh'n,
Das iſt dem Menſchenſohne
Allein von Gott verlieh'n.

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro.

(Fortſetzung.)

Wenn nun die armen bethörten Menſchen, Künſtler, Handwerker, Studenten u. ſ. w., in Rio Janeiro ankommen, ſo werden ſie nichts weniger als nach ih-

Digitized by Google

rem Wunſche befördert, ſondern faſt durchgängig unter das Militair geſteckt. Auf desfalſige Einwendungen wird weiter nichts geantwortet, als: Wir brauchen Soldaten; an Arbeitern fehlt es nicht. — Inwiefern nun ſolche Vorſpiegelungen und Verbindungen mit dem Charakter eines Mannes ſich vereinigen laſſen, davon mag der Herr Major Schäffer ſich ſelbſt Rechenſchaft ablegen, auf jeden Fall wird er bei ernſterem Nachdenken in Gewiſſensſcrupel fallen. Lachen muß ich übrigens noch jetzt, wenn ich an die Reichthümer und Schätze denke, an ſeine Herrſchaft Sicoſa in Braſilien, mit denen er den Angenommenen goldene Berge vorſpiegelte. Nach der Herrſchaft Sicoſa war ich bei meiner Ankunft in Braſilien recht neugierig, aber trotz aller meiner Erkundigungen konnte ich nur ſo viel erfahren, daß man von einer ſolchen Herrſchaft in Braſilien nichts wiſſe, und daß dem Herrn Major in dieſem Lande überhaupt kein Stein gehöre, ihm auch überdies wohlmeinend zu rathen ſey, keinen Fuß nach Braſilien zu ſetzen, weil es Unglückliche genug gäbe, die ihm, als den Urheber ihres Jammers, den Untergang zugedacht hätten. Sapienti sat — genug über den klugen Verführer. Wenn ich wegen obiger Urtheile über ihn bei Manchem meiner Leſer als partheiiſch oder gar als undankbar erſcheinen ſollte, weil doch der Major Schäffer ſich gegen mich freundlich oder nach ſeinem Ausdruck freundſchaftlich (?) gezeigt hat: ſo muß ich zu meiner Rechtfertigung anführen, daß ich von jeher ein ſtrenger Freund der Wahrheit geweſen bin, und auch bleiben werde; ferner, daß ich es für Pflicht halte, meine deutſchen Brüder, die vielleicht eine unbequeme oder traurige Lage, Mißmuth oder unüberlegter Muth, Abentheuerſucht oder irrige Träume zu einem übereilten Schritt verleiten, den ſie leider zu ſpät mit unbeachteten Thränen bereuen, nachdrücklich zu warnen. An Vagabonden, Zuchthäuslern und Verbrechern, deren ſo viele eingeſchifft werden, verliert freilich das Vaterland nichts, im Gegentheil es gewinnt; das weiß der hochweiſe Senat in Hamburg recht gut: darum befreit er ſich von ſolchen Subjekten, und macht die Zuchthausthür weit auf. Aber neben den vielen Taugenichtſen und unnützen Herumtreibern, deren auf dieſe Weiſe das Vaterland entledigt wird, giebt es auch Manche, die im Vaterlande nicht nach ihrem Verdienſt und Werth als rechtliche Menſchen beſtehen können, und in höchſt bedrängten Umſtänden durch ſolche Aufforderungen zur Reiſe nach Braſilien ſich bethören laſſen. Zu dieſen rede ich, und rathe ihnen, lieber ihr Ungemach in der Heimath zu ertragen, wo es denn doch immer edle Menſchen genug giebt, die in der Noth helfen, als auf ungewiſſe Verſprechungen zu einem glänzenden Glück einem gewiſſen Elend ſich preis zu geben. Nur dieſe warne ich vor den Verſprechungen des Herrn Major Schäffer: von jeder Partheilichkeit wird übrigens mein eigenes Schickſal mich losſprechen.

Die Zurüſtungen zu der neuen Expedition dauerten acht Wochen. Während dieſer Zeit arbeitete ich in dem Bureau des Majors, und hatte insbeſondere den Auftrag, die ſich meldenden Fremden über ihr Begehren und Engagement vorläufig zu vernehmen, und über die Engagirten die betreffenden Liſten zu führen. — Der Major wohnte damals vor dem Steinthore in dem angeſehenen Hauſe des Herrn Ehrenpfort, eben ſo bequem als elegant. Ich hatte bis dahin immer einen weiten Weg, und vom Morgen bis zum Abend war ich im Bureau beſchäftigt; dann ging ich zu meinen Landsleuten und Freunden, wo ich ſtets eine liebe, gaſtfreie Aufnahme fand. Ueberhaupt findet ein Fremder in Hamburg, wenn er erſt einigermaßen bekannt iſt, unter vorausgeſetztem guten Benehmen, bei den echt deutſchen, biedern Bürgern eine gute Aufnahme, aufrichtige Zuvorkommenheit und ungeheuchelte Theilnahme; aber freilich: rein müſſen ſeine Sitten ſeyn, und dieſe in dem verführeriſchen Orte unbeſcholten zu erhalten, koſtet jungen Leute manche Prüfung.

Im Auftrage ſeiner Regierung hatte der Major ein däniſches Schiff durch den Schiffs-Rheder Richter von Seiten der Stadt Hamburg gekauft. Es war ein Dreimaſter, geräumig für einen Transport von 300 Mann, geführt bis dahin vom Capitain Voß, einem ehrwürdigen Marine-Veteran, der auch das Commando behielt. Es war baufällig und bedurfte vielfacher Reparaturen, die aber fleißig betrieben wurden. Die Verproviantirung des Schiffes war dem Schiffs-Rheder Richter auf Accord bewilligt, dafür erhielt er von dem Kaiſer von Braſilien vergütigt: für jeden Kopf in der Cajüte 100 Mille Re oder 100 ſpaniſche Thaler,*) für jeden Kopf außer der Cajüte 60 ſpaniſche Thaler; für Kinder aber unter 6 Jahren nur die Hälfte von 60 ſpaniſchen Thalern; und zwar in der Art, daß die eine Hälfte vor der Abreiſe von Hamburg, die andere nach der Ankunft in Rio Janeiro ausgezahlt wurde. In der That für den Rheder eine annehmbare Fracht und eine gute Speculation. Denn da, außer 24 Matroſen, das Perſonal des Schiffes aus 276 Mann (incluſive 16 Kinder) beſtand, von denen 12 in der Cajüte ſich aufhielten: ſo beträgt die Summe an Fracht 17,160 ſpaniſche Thaler; dafür lieferte er aber hinreichend Zwieback, Pökelfleiſch, Hülſenfrüchte, Kartoffeln, Bier, Wein, die nöthigen Medicamente und 360 Tonnen Waſſer. — Das Schiff erhielt den ehrenwerthen Namen Germania; ſchade nur, daß ſo wenige wahre, redliche Germanen darauf waren.

*) Ein Mille Re iſt gleich einem ſpaniſchen Thaler, und dieſer hat den Werth von fünf Franken.

Der Zulauf von reiſeluſtigen Paſſagieren war gegen mein Erwarten außerordentlich groß, und von denen, welche ſich längere Zeit vor der Abreiſe des Schiffes meldeten, wurden Viele zurückgewieſen, weil ſie nicht im Stande waren, ſich bis dahin ſo lange auf ihre Koſten zu unterhalten. — Endlich nahte ſich der langerſehnte Tag unſerer Abreiſe; drei Tage vorher ſchon (am 5ten Mai) erhielt ich vom Major den Auftrag, mich an den Bord der Germania zu begeben, um die einzuſchiffenden Leute zu übernehmen. „Sagen Sie den Leuten", ſprach er zu mir, „daß ſie an Don Pedro nicht einen Kaiſer, ſondern einen Vater finden würden. Ermuntern Sie dieſelben auf jede Weiſe, und gehen Sie ihnen an Freudigkeit und Unverzagtheit mit einem guten Beiſpiel voran. Vor Allem aber empfehle ich Ihnen militairiſche Diſciplin." Sofort eilte ich auf das gehoffte Schiff meines Glückes.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, will ich zuvor eine kurze Ueberſicht des Schiffs-Perſonals mittheilen. Es beſtand aus 300 Köpfen, und zwar aus 1) dem Capitain, zwei Steuerleuten und 24 Matroſen, im Dienſt des Schiffs-Rheders Richter: 27 Köpfe; 2) Coloniſten, Männer und Frauen mit ihren Familien, unter welchen 11 Kinder zwiſchen 6 und 12, 16 unter 6 Jahren: 65 Köpfe; 3) Künſtler, Handwerker, Soldaten u. ſ. w.: 208 Köpfe. Zuſammen: 300 Köpfe. — Das Schiff commandirte der Capitain Voß, ein ältlicher Mann von 55 Jahren, der ſchon vier und zwanzig Jahr auf dieſem Schiff gefahren, und es zwei und zwanzig Jahr als Capitain unter günſtigen Erfolgen geführt hatte. Seine Launen abgerechnet, die gewöhnlich mit dem Alter verbunden ſind, war er ein herzensguter Mann, und wegen ſeiner Rechtlichkeit von allen guten Menſchen des Schiffes geliebt. Mit vielen Erfahrungen verbindet er einen feſten, unerſchütterlichen Muth, den er auch auf dieſer Reiſe rühmlich bewährte; bei gutem Humor iſt er angenehm und unterhaltend, bei übler Laune dagegen zurückſtoßend und faſt unerträglich, indem dann ſeine angeborne Schifferderbheit zur Grobheit übergeht: aber wir kannten den guten Alten, und nahmen im Nothfall mit ſeinen Seitenhieben fürlieb. Er war bis dahin an ein ruhiges Leben auf dem Kauffahrer gewöhnt, und das Getreibe und der Lärm von den vielen Menſchen auf unſerm Transport-Schiffe war ihm oft höchſt läſtig. — Die Steuerleute, der Ober-Steuermann Helmholz und der Unter-Steuermann Wilkens, waren ebenfalls tüchtige, erfahrne und unerſchrockene Seeleute; der Erſtere zwar etwas für ſich eingenommen und ſtolz, aber treu und eine ehrliche Seele; der Letztere in ſeiner Unterhaltung und ſeinem ganzen Benehmen ein liebenswürdiger Menſch, mit dem ich ſtets recht freundſchaftlich gelebt habe. Die Paſſagiere in der Cajüte mit mir waren folgende:

1) Der Lieutenant von K—r,*) welcher früher in mecklenburgiſchen Dienſten geſtanden, im vergangenen Jahr eine unglückliche Kreuzfahrt nach Griechenland unternommen hatte, und ſich der beſondern Gunſt des Herrn Major Schäffer erfreute. Als ich ihn kennen lernte, war er eifrig mit dem Studium der portugieſiſchen Sprache beſchäftigt: er hatte aber, wie ſich ſpäter erwies, nur geringe Fortſchritte darin gemacht. Er war 26 Jahr alt, von einnehmender Geſtalt und intereſſanten Geſichtszügen, in denen deutliche Spuren von Schwermuth nicht zu verkennen waren. In der Regel war er kameradſchaftlich, und wohl im Umgang zu leiden; überfiel ihn aber die Idee, daß er Offizier und von Adel ſey, dann war ſein Stolz unausſtehlich. Ach, und in ungewiſſer Lage auf einer gefahrvollen Meeresfahrt, von allen Seiten vom Unglück umgeben, welch ein lächerlicher Stolz! „Ich bin ſechs Jahr Offizier und Cavalier!" mit dieſen Worten ſuchte er ſo oft ſeine Autorität geltend zu machen, daß mir die Ohren gellten; und ich habe über dergleichen Aeußerungen manchen unangenehmen Wortwechſel gehabt; doch blieb unſer Verhältniß ſtets leidlich, und bei der ſpätern gefährlichen Revolte benahm er ſich als ein unerſchrockener Mann, und ich gewann ihn darum wirklich lieb. (Die Fortſetzung folgt.)

*) Die Namen ſind im Manuſcripte ganz ausgeſchrieben; ich habe es jedoch, zur Schonung achtbarer Familien, die ſich gekränkt fühlen könnten durch manche nachfolgende Schilderung, für beſſer gehalten, da nur die andeutenden Buchſtaben ſtehen zu laſſen, wo ich glauben konnte, daß dieſe Vorſicht ſich rechtfertige. D. H.

Otto von Wittelsbach.

Tieck in ſeinen „dramaturgiſchen Blättern", im erſten Bändchen S. 104, bemerkt da, wo er von Babo's „Otto von Wittelsbach" ſpricht, daß der Dichter die Geſchichte verändert habe, indem nach dieſer Philipp von Schwaben, ein edler Hohenſtaufe, von einem wilden, jähzornigen, faſt ganz unbekannten Mörder auf abſcheuliche Weiſe überfallen und meuchleriſch hingerichtet worden ſey. Der Verfaſſer des Trauerſpiels habe die Sache umgekehrt, den Mörder entſchuldigt, wenn auch nicht ganz gerechtfertigt (nur ungewiſſe Sagen laſſen die Urſachen, die ihn zu dieſem Frevel vermocht haben, vermuthen), und den edlen Kaiſer dafür an den Pranger geſtellt. Jene, von Babo umgeſtaltete große Begebenheit, ein echter Vorwurf nationaler Tragödie — meint Tieck — wartet noch auf ihren Dichter. K.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburg. Das neue Theater-Jahr ward am 1. April mit Kotzebue's „Kreuzfahrern" eröffnet, und hat uns bereits manchen Kunſtgenuß gewährt, als: das Debüt des Hrn. Cornet und ſeiner Gattin, das Gaſtſpiel der Demoiſ. Bauer, „die Bekehrten", vom Profeſſor Raupach. Auch manches Alltägliche iſt mitunter gelaufen, z. B. Hrn. L. Angely's „Schülerſchwänke,

oder die kleinen Wilddiebe". Der ganze Werth dieſes Stücks beſteht in der nicht übeln Wahl der Melodien. In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht gehört, daß Stehlen irgendwo, und beſonders in einer Militairſchule, mit zu den Schwänken gerechnet worden. Es hat auch wenig angeſprochen; aber troß dem, daß ſich nach der erſten Vorſtellung Töne des Mißfallens hatten vernehmen laſſen, war den armen „Bekehrten" das Kreuz auferlegt, es fünf Mal mit durchſchleppen zu müſſen; indeß muß ich zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß, als es zum erſten Mal ohne die Begleitung jenes Luſtſpiels erſchien, das Haus leer blieb, da hier doch ſonſt das Vaudeville gern geſehen wird. Wenden wir uns zu etwas Edlerem, Gehaltvollerem, zu den „Bekehrten", welche das dritte von Raupach's Luſtſpielen ſind, die hier in die Scene geſetzt worden, und welche ſich alle, beſonders dieſes, eines faſt allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten. In der That mußten auch die Arbeiten eines Dichters, der endlich einmal auf eine originelle Weiſe von dem Wege des ſeit langer Zeit faſt herrſchend gewordenen dramatiſchen Schlendrians abwich, ein willkommenes Geſchenk für Jeden ſeyn, dem nicht eine, durch eine kranke Phantaſie und einen falſchen Moralbegriff erzeugte weinerliche Empfindſamkeit, oder eine ſüde Wirklichkeit aus dem alltäglichen Leben, lieber iſt, als ein gutes, mit kräftigen, der echten poetiſchen Wahrheit und Natur getreuen Pinſelſtrichen gezeichnetes Charakter-Gemälde. Hoffentlich wird ſich dieſes gehaltvolle Stück auch auf dem Repertoir erhalten; länger wenigſtens, als die Fluth von ſchlechten Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Melodramen und Vaudevillen, womit wir ſeit einer Reihe von Jahren, vermuthlich um unſere Sünden wider den guten Geſchmack zu ſühnen, oder zur Strafe für unſer Gefallenfinden an allerlei dramatiſchem Unweſen, von allen Seiten überſchwemmt wurden. Raupach hat in ſeinen „Bekehrten" die Fehler, die ihm bei ſeinen beiden frühern Luſtſpielen wohl mit Recht zum Vorwurf gemacht werden konnten, als des zu lockern Zuſammenhanges der Handlung, des Mangels an Conſequenz u. d. m. glücklich vermieden; ſie ſtehen uns als ein wohlgeordnetes Ganze deutlich vor Augen, und die Charaktere ſind wahr und vortreflich gezeichnet. Nur die etwas zu breite Expoſition, die in einem langen Dialoge zwiſchen dem „Grafen" und ſeiner verwaiſten Wittwe „Clotilde" abgehandelt wird, dürfte dem Stücke bei der Darſtellung ſchaden. Hier iſt ſie bei der zweiten Vorſtellung durch eine geſchickte Hand faſt um die Hälfte gekürzt worden, wodurch es denn wohl geſchah, daß dieſe einen günſtigern Eindruck auf die Menge machte, als die erſte, obgleich nach derſelben, der ungemein treflichen Darſtellung wegen, ſämmtliche Schauſpieler einſtimmig gerufen wurden; eine Auszeichnung, die im Ganzen verdient war. Hr. Lenz, im Beſitz der eben nicht ſehr dankbaren Rolle des alten Grafen, ſtellte dieſen mit Anſtand und Würde dar, und ließ ſelbſt in der Verkleidung als Eremit immer den Mann von Stande und von Erziehung durchblicken; ob es durchaus nöthig war, auch die Stimme zu verſtellen, will ich nicht unterſuchen; aber nach meiner Anſicht wäre ſchon ohne daſſelbe die Täuſchung hinlänglich bewirkt worden; auch würde Hr. Lenz dadurch zuweilen unverſtändlich. Mad. Lebrün ſcheint ganz in die Anſicht des Dichters der „Clotilde" eingedrungen zu ſeyn; denn ſie giebt den poetiſchen, etwas romantiſchen Charakter der leidenſchaftlichen Italienerin mit großer Wahrheit, mitunter vielleicht ein wenig zu ernſt; doch würde ihre Darſtellung wahrſcheinlich noch mehr hervor geleuchtet haben, beſäße ſie in den leidenſchaftlichen Situationen mehr phyſiſche Kraft der Stimme, ein etwas wohlklingenderes Organ, und wäre ſie hauptſächlich bei manchen Stellen von Hrn. Jacobi aufmerkſamer unterſtützt worden, deſſen „Graf Torquato" im Ganzen zwar recht gut und in manchen Scenen vortreflich genannt werden konnte, der demungeachtet aber nicht zu ſeinen Lieblingsrollen zu gehören ſchien. Hrn. A. Herzfeld war die kleine Partie des „Pagen" zugetheilt, und ſie ward von ihm mit eben dem Fleiße und eben der Achtſamkeit gegeben, die man immer bei den Leiſtungen dieſes jungen Mannes wahrnimmt. Was aber die beiden echt humoriſtiſchen Rollen der „Fiammetta" und des „Burchiello", in den Händen der Mad. Reinhold und des Hrn. Lebrün, betrifft, möchte ſchwerlich eine Bühne zu finden ſeyn, wo ſie mit ſolcher Vollendung dargeſtellt werden dürften, als hier; beſonders gebührt Letzterem der Kranz der Meiſterſchaft. Der „Fiammetta" möchte ich die Frage vorlegen, ob es nicht pſychologiſch richtiger ſeyn dürfte, wenn dieſelbe, anſtatt bei der Geiſtererſcheinung zwar abgewendet, jedoch aufgerichtet ſtehen zu bleiben, in die Knie ſänke und das Geſicht mit beiden Händen bedeckt in die Polſter des neben ihr ſtehenden Seſſels verbärge? — Nun ein Paar Worte über „Schein und Sein", Luſtſpiel in fünf Akten von C. Töpfer. Obgleich dieſes Stück nicht arm an komiſchen Situationen, ſcharf und ergötzlich gezeichneten Charakteren, witzigen Einfällen und das Intereſſe ſteigernder Scenen iſt, ſo dürfte es doch, trotz ſeiner guten Anlage dazu, auf den Namen eines guten Luſtſpiels ſchwerlich Anſpruch machen können. Und zwar liegt dieſer Vorwurf wohl hauptſächlich in der Zeichnung des Hauptcharakters, der nicht ganz klar und deutlich zeigt, was er eigentlich nach der Abſicht des Dichters zeigen ſollte. „Auguſte von Ringen", ein in jeder Hinſicht durch Vorzüge des Geiſtes und des Herzens ausgezeichnetes Mädchen, hat die Liebe eines Jünglings verloren, der, auf ſeinen Reiſen durch Frankreich und Italien von den glänzenden äußern Talenten der dortigen Frauen verblendet, kein deutſches Mädchen weder ſolcher Vorzüge noch einer echten Liebe für fähig hält, wobei jene in ſeinen Augen noch dazu für beſchränkten Verſtandes gilt. Um ſich dieſelbe wieder zu erwerben, zeigt ſie ſich ihm erſtlich in einer Lage, wo nicht nur allein er, ſondern auch jeder andere Menſch gezwungen ſeyn mußte, ſie nicht nur für beſchränkt, ſondern vielmehr für eine einfältige Gans zu halten, und tanzt dann auf einer Maskerade öffentlich eine Gavotte, wodurch der junge Herr denn auch ſogleich Feuer fängt und ſich bis über die Ohren in die Maskirte verliebt. Iſt hier die Aufgabe wirklich gelöſt, die gelöſt werden ſoll? — Wird ſich ein wirklich vortrefliches Mädchen zu einem ſolchen Kunſtgriffe herablaſſen? Wird ein junger Mann von Bildung und wahrhaftem Zartgefühl ein ſolches Mädchen heirathen? Indeſſen das Stück hat noch mehrere Mängel. Iſt es wirklich ein echt komiſcher, eines guten Luſtſpiels würdiger Zug, daß eine junge Frau ihren jungen Gatten, der, ſeine kleine Eiferſucht abgerechnet, als ein feiner, achtungswerther Mann geſchildert iſt, lächerlich macht, indem ſie ihm ihren Shawl, Federhut und einen Schooßhund vor den Augen mehrerer Leute anhängt, ſpazieren fährt und ihn wie einen Gimpel ſtehen läßt? Soll die Lachluſt auf ſolche Weiſe erregt werden? Ich muß aufrichtig bekennen, daß dieſer Anblick bei mir ein gewiſſes unangenehmes Gefühl erweckt hat, das gewiß Mehrere mit mir getheilt haben. Wozu die höchſt unnöthige Epiſode des „Herrn von Wenſtadt"? Etwa um die Entführung zu verhindern? — Wie macht es der franzöſiſche Diener des Grafen von Brock, der kein Deutſch verſteht, daß er ein ihm mündlich deutſch aufgetragenes Compliment beſtellt? Und ſolcher Fragen könnte man noch einige aufwerfen. Doch hat das Stück, wie ſchon oben erwähnt, auch ſeine Vorzüge, und gehört immer noch in die Claſſe der beſſern Produktionen der neuern dramatiſchen Literatur. Die Darſtellung war wiederum zu loben. Hr. Direktor Schmidt war in der Perſon des Alles voraußſehenden „Barons von Ringen" eine wahrhaft originelle Figur, und Mad. Mevius als „Auguſte", Hr. Lebrün als „Baron Wilm", Hr. A. Herzfeld als „Eduard von Brock", und beſonders Mad. Marſchall als Fräulein „Minna von Schnedder" verdienen auszeichnend erwähnt zu werden.

(Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 5. Juni. 89ſtes Blatt.

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro.

(Fortſetzung.)

2) Der Doktor H—t, aus Hamburg, ein ſehr geſchickter, junger Arzt, der in Göttingen promovirt und unter dem preußiſchen Militair in den letzten Feldzügen gedient hatte. Seine cliniſche Geſchicklichkeit bewies er bei vier Entbindungen, die er glücklich auf dem Schiffe leitete. Sein vorherrſchender Hang aber zur Ironie verwickelte ihn oft in Streitigkeiten, die eben nicht zu ſeiner Ehre ausfielen, und er lernte recht wohl einſehen, daß Spötteleien auf dem atlantiſchen Ocean nicht am beſten angebracht ſind.

3) Der Prediger E—s aus Hamburg. Zu dieſer Würde weihte ihn der Major mit einer hochtrabenden Rede auf dem Schiffe, indem er ihm eine Bibel und ein Geſangbuch überreichte. Eigentlich war er abgeſetzter Küſter an der Petri-Kirche zu Hamburg; die Urſache ſeiner Entlaſſung iſt mir unbekannt. So viel nur kann ich von ihm ſagen, und der Erfolg dieſer Reiſe wird mein Urtheil beſtätigen, daß er zu denjenigen Heuchlern gehörte, die das Wort Gottes auf der Zunge führen, und im Herzen Nattergift nähren; die, während ſie zur Tugend in heißen Gebeten und Ermahnungen auffordern, ſelbſt das Heiligſte mit Füßen treten; zu jenen Zwitter-Naturen, die im Glück ſich aufblaſen und im Unglück zittern und beben; die den Muth auf der Zunge, im Herzen Furcht und Angſt hegen; endlich zu jenen, die in derſelben Minute brechen, was ſie ſo eben verſprochen hatten. Je höher ich Religion und ihre wahren Diener ſchätze, deſto niedriger erſcheinen mir ſolche Pſeudo-Prieſter, welche durch eigenes Beiſpiel mit ihren Lehren und der Bibel in offenbaren Widerſpruch treten. Nun, es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe denen, durch welche Aergerniß kommt!

4) Der Volontair A—s, ein Libertin, welchen ſein Oheim von Breslau nach Hamburg zu dem Major Schäffer gebracht hatte: aus Beſorgniß nämlich, wie ich hörte, daß der Herr Neffe durch ſeine Verſchwendung den Onkel bankerott, oder wenigſtens ſich ſelbſt höchſt unglücklich machen würde, hatte dieſer wohlmeinend für ihn in fernem Lande geſorgt. Um eine glückliche Ueberfahrt war dem guten Onkel nicht bange, weil ſein Neffe ein Windbeutel war; wir haben ihn als ſolchen kennen gelernt und als ſolchen behandelt.

5) Der Volontair Cäſar T—n, aus Hamburg, ebenfalls Libertin, auf Veranlaſſung ſeines Vaters eingeſchifft; ein junger Mann von 13 Zoll Größe, der in Braſilien als Grenadier eintreten mußte. Auf dem Schiffe betrug er ſich wie ein guter, liebenswürdiger Menſch.

6) Der Coloniſt W—n, als Familien-Vater ſämmtlicher Coloniſten, ein Oeſtreicher, 52 Jahr alt. Er hatte die ſtärkſte Familie, eine Frau und neun Kinder: ſechs Söhne und drei Töchter. Von ihm kann ich weiter nichts ſagen, als daß er ein ungeſchliffener

Bauer war: wegen ſeines ſchlechten Betragens wurde er auch ſpäter aus der Caſüte verwieſen.

7) Lieutenant Goslar, der früher in dieſer Charge bei den engliſchen Huſaren gedient hatte. Er kam erſt in Glückſtadt zu uns. Ich habe ihn als einen biedern Mann kennen gelernt, der ein beſſeres Schickſal verdient hatte. Er ſtarb nicht lange nach unſerer Ankunft in Braſilien an den ſchwarzen Blattern.

8) Demoiſelle Fehblich, aus Lübeck, die, um ihre reiche Verwandten in Rio Jäneiro zu beſuchen, dieſe Reiſe unternahm; eine ältliche, gutmüthige Jungfrau, die geduldig alle Widerwärtigkeiten der Reiſe ertrug, und uns manche angenehme Unterhaltung gewährte.

Der Paſſagiere auf dem Schiffe waren, nach ihrem Vaterlande: Hamburger: 105; Hannoveraner: 31; Holſteiner: 22; Sachſen: 18; Preußen: 7; Mecklenburger: 29; Oeſtreicher: 19; Würtemberger: 2; Oldenburger: 3; Braunſchweiger: 3; Baiern: 5; Schwarzburger: 1; Heſſen: 1; Badener: 1; Bremenſer: 2: Lübecker: 3: Polen: 4; Dänen: 6; Ungarn: 2; Holländer: 1; Schweden: 1; Zuſammen: 266 Köpfe.

Unter dieſen waren, ihrem frühern Beruf und Metier nach: 3 Chirurgen; 4 Studenten; 10 Kaufleute und Handlungs-Diener; 1 Deſtillateur; 5 Schlöſſer; 1 Sattler; 1 Sprachlehrer; 8 Fleiſcher; 5 Schiffs-Zimmerleute; 4 Zimmerleute; 3 Gärtner; 12 Schmiede, die der Herr Major für die Arbeiten im Arſenal engagirt hatte; 2 Schreiber, die ſich Secretairs nannten; 1 Gipsarbeiter; 12 Schuhmacher: 3 Bäcker: 3 Goldarbeiter; 1 Steinhauer; 7 Weinkieper; 1 Marqueur; 2 Apotheker; 8 Müller; 1 Schenkwirth; 5 Oekonomen; 5 Matroſen; 1 Seifenſieder; 2 Tiſchler; 1 Maurer; 2 Schneider; 1 Klempner; 1 Conditor; 1 Uhrmacher; 1 Schiffer; 39 Arbeitsleute; 47 Soldaten und 73 Coloniſten. — Von den als Soldaten eingeſchriebenen Paſſagieren waren 29 Züchtlinge, deren ſich der hochweiſe Senat in Hamburg auf dieſe bequeme Weiſe entledigt hatte; faſt durchgängig in den Grund verdorbene Menſchen, die als eine wahre Peſt auf dem Schiffe zu betrachten waren. Eine ſaubere Geſellſchaft! — Menſchen ohne Gefühl, Moral, Tugend, Religion, deren Leben bis zum höchſten Grad der Nichtswürdigkeit gediehen war; Verbrecher, die weder Menſchen noch Gott ſcheuten; nur auf Verrath, Meineid und Mord bedacht. Solche Subjekte nahm der Major Schäffer für den Kaiſer Braſiliens an!

Die vier Studioſen, welche ſich auf dem Schiffe befanden, nämlich: Bornemann, ein Hannoveraner, Henner, Oertel und Döhnert, alle drei Sachſen, erheiterten uns oft durch ihre Jovialität, und gern hörten wir bei heiterem Himmel ihren liebereichen Serenaden zu, die leider von der fernen Geliebten ungehört auf dem Ocean verhallten. Schade, daß dieſe guten Menſchen, und, ſo viel ich zu beurtheilen verſtehe, auch wohlunterrichteten Studioſen, kein beſſeres Loos fanden, als die Zuchthäusler. Sie wurden in Rio als gemeine Jäger dem „Régiment étranger“ einverleibt. Von den andern Paſſagieren erwähne ich noch eines Bruders des beliebten Schauſpielers L——. Unglücklicher Weiſe hatte er ſich den ſpirituöſen Getränken leidenſchaftlich ergeben, und jede Hoffnung der Beſſerung ſcheiterte an unſern ſtrengen Gegenmaaßregeln; wahrſcheinlich hat er ſich in Braſilien todt getrunken.

Die innere Einrichtung des Schiffes war äußerſt zweckmäßig und zeichnete ſich zum Vortheil der Reinlichkeit aus. In dem obern Schiffsraume waren, je zu vier Mann, eine obere und untere Reihe von Koien angebracht, in welchen die Paſſagiere ſchliefen. Vor dem Eingange zu den Koien, bei dem Mittelmaſt, war die Wache. Zu dieſem Dienſte war jeder geſunde Mann auf dem Schiffe verpflichtet: doch waren nur zwölf vorläufig ernannte Ober-Jäger mit Hirſchfängern bewaffnet. Alle übrige Mannſchaft war waffenlos. Wohin hätten auch Waffen in den Händen von Züchtlingen und Verbrechern führen können! Ich ſelbſt aber war mit einer Doppelflinte, zwei Piſtolen, einem Säbel und Dolch bewaffnet; in der Caſüte ſtanden vier geladene Büchſen, und hundert waren eingepackt. Sechs eiſerne Kanonen dienten zu den nöthigen Signalſchüſſen, für das Gefecht waren ſie unbrauchbar. Die gar zu ſchlecht equipirten Leute erhielten eine leinene Jacke, leinene Beinkleider und zwei Hemden. Die Lebensmittel waren gut und hinreichend. Das Frühſtück beſtand aus Graupen mit geſchmelzter Butter: täglich erhielt Jeder ein Pfund Brod und die Woche über ein Pfund Butter. Mittags wurde abwechſelnd Rind- und Schweinefleiſch mit Gemüſe verabreicht, und Abends an ſämmtliche Mannſchaft Thee. An Brandtwein erhielt Jeder den Tag über ohngefähr ein Achtel Quart.

Zur Erhaltung der Disciplin hatte der Herr Major Schäffer eine eigene Commiſſion ernannt, die über vorkommende Vergehungen ohne Einſchränkung richtete: dieſe beſtand: 1) aus dem Capitain Voß; 2) dem Lieutenant von K—r: 3) dem Doctor H—t: 4) dem Ober-Steuermann Helmholz; 5) dem Wachtmeiſter Heinrich. — Zur Richtſchnur ihrer Urtheile hatte die Commiſſion eine ſpecielle Inſtruktion von dem Major; dieſe enthielt in bündiger Kürze die ſtrengſten Disciplinar-Geſetze. Ueber Schiffs-Angelegenheiten hatte ausſchließlich der Capitain Voß zu entſcheiden. Das Commando über die Paſſagiere hatte der Lieutenant von K—r, und zwar in der Art, daß mir die ſpecielle Aufſicht über die Militair-Disciplin übertragen wurde. Ueber Strafen, die mit körperlicher Züchtigung verbunden waren, entſchied die Commiſſion. Die Be-

Digitized by Google

handlung der Leute auf dem Schiffe war übrigens in jeder Art human, und wenn hierüber, wie ich ſpäter in Hamburg hörte, Klage geführt worden, ſo ſind dieſe Beſchuldigungen nichts als boshafte Verläumdungen: im Gegentheil wurden ſelbſt jene rohen, böſen Menſchen, die aus dem Zuchthauſe entlaſſen waren, mit einer Zartheit behandelt, die ihnen vielleicht im Leben nicht widerfahren iſt: und eben dieſe ſchonende, gute Behandlung mag mit die Urſache zu ihrer ſpätern Revolte geweſen ſeyn: denn ſolche Menſchen ſind an Zuchthaus-Strenge gewöhnt, und werden bei einer guten Behandlung nur übermüthig.

(Die Fortſetzung folgt.)

N o t i z e n.

Nach der Mittheilung Friedrich Kind's (in dem fünften Bändchen ſeiner Gedichte, zweite Auflage, Leipzig, bei Göſchen 1825) haben wir von Houwald das Leben des verdienten, in hohem Alter noch raſtlos thätigen Buchhändlers Georg Joachim Göſchen (geboren in Bremen 1752) nach deſſen mündlichen Angaben zu erwarten. Wer es weiß, was Göſchen für den deutſchen Buchhandel, für Typographie und Literatur gethan hat, der muß eine nähere Kenntniß ſeines Lebens und ſeiner Thätigkeit als höchſt wünſchenswerth betrachten; wem es bekannt iſt, in welchen freundſchaftlichen Verhältniſſen derſelbe mit Schiller, Huber, Jünger, Seume — um von den noch lebenden Männern in der deutſchen Literatur zu ſchweigen — gelebt hat, der wird es zugeſtehen, daß auch inſofern eine Lebensbeſchreibung Göſchens von hohem Intereſſe ſeyn muß.

Im zweiten Bande von Tieck's „dramaturgiſchen Blättern“ (Breslau, 1826) befindet ſich eine höchſt leſenswerthe Unterſuchung über das Coſtüm auf dem Theater und Behandlung der Frage: was von der Bühne in Bezug auf das Coſtüm gefordert werden könne. Die Beantwortung der Frage kommt auf das hinaus, was ſchon Müllner im „Almanach für Privatbühnen“ gewiß ſehr richtig darüber ſagt; er verlangt daſelbſt (S. 347) von der Bühne eine kunſtgemäße Uebereinſtimmung der Trachten mit dem Geiſte der darzuſtellenden Dichtung, und nennt dieſe Correktheit, im Gegenſatze der proſaiſchen, wiſſenſchaftlichen, die poetiſche oder Theater-Correktheit. — Tieck ſcheint dieſen Aufſatz Müllner's nicht gekannt zu haben; aber Beider Anſichten ſtimmen oft genau überein.

In der von Fauriel herausgegebenen wichtigen Sammlung griechiſcher Volksgeſänge (nach der Verdeutſchung Wilh. Müllers. Leipzig, 1825. Th. 2. S. 184) befindet ſich unter den geſchichtlichen Liedern eines, von Salil Paſcha, dem jüngern Sohne Ali Paſcha's von Janina, der durch ſeine Milde und Anmuth, wie durch Bildung, mit ſeinem Vater und ſeinen Brüdern (Muktar und Veli) gar ſehr contraſtirte. Es beſchreibt jenes Lied Ali's Berathſchlagung mit dieſen ſeinen zwei Söhnen, nachdem die Pforte den Krieg gegen ihn beſchloſſen hatte, und ſcheint demnach aus dem J. 1820 zu ſeyn. Darin werden dem Ali folgende Worte, die er zu ſeinen Söhnen ſpricht, in den Mund gelegt:

„Nur auf der Griechen Arme iſt mein Hoffen jetzt gerichtet:
Denn muthig ſind ſie und voll Kraft, voll Tapferkeit und Treue ! ?),
Und haben ſtets mit Heldenmuth den Kampf mit mir gekämpfet,
Ja! kämpfen ihn auch jetzt noch fort in Agrapha und Valtos,
Und nur den dritten Theil hab' ich von ihnen unterworfen.
Drum iſt es jetzt auch nöthig, ſie mit Milde zu behandeln,
Wie den Franzoſen ihnen nun die Freiheit zu gewähren.
Denn gleich, wie der Franzoſen Volk, iſt das Geſchlecht der Griechen,
Und wer ſie zu bezwingen hofft, der hat ſich ſehr betrogen
Ein kräftig Beiſpiel ſehet ihr an jenen Sulioten,
Nicht an den Männern nur allein, ihr ſeht's auch an den Weibern
Sie haben, ob ich ihnen Gold und Waffen angeboten,
Doch Alle, ſtatt der Sklaverei, zu ſterben vorgezogen.“

Von Intereſſe iſt, in dem Munde des Ali, des Todfeindes der Griechen, der die Freundſchaft mit ihnen nur heuchelte, wenn er Nutzen davon zu ziehen glaubte, das, was er von ihnen ſagt, und Pouqueville beſtätigt es in ſeiner „Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands“, daß Ali allerdings (im Jahr 1820) und, wie es ſcheint, durch Verſprechungen mancher Art die Griechen — in Epirus wenigſtens — für ſich gegen den auf ihn losbrechenden Sturm zu gewinnen geſucht habe. K.

A n e k d o t e n.

Ein Vorlauter nannte das neueſte Werk eines berühmten Gelehrten abgedroſchenes Zeug. Als der Verfaſſer es erfuhr, ſagte er trocken: „Wohl, ſo macht ſich der Flegel unnütze Mühe.“

Ein wucheriſcher Geizhals hatte ſich mit einem ſchwarzen Halstuch und bedecktem Haupt malen laſſen. „Bin ich nicht zum Sprechen getroffen?“ fragte er, und erhielt die Antwort: „Ja, nur müßte die Halsbinde ſteifer, und der Filz deutlicher ſeyn.“ — Derſelbe Geizige gewann im Spiel einen Friedrichsd'or und war in Verlegenheit, wie er ihn ſicher einſtecken ſolle, damit er ihn nicht verliere. „Stecken Sie ihn“, ſagte einer der Anweſenden, „zu Ihren Groſchen; da verlieren Sie ihn nicht und geben ihn auch nicht aus!“

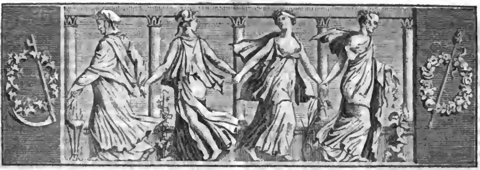
Ein nicht eben gelehrter Examinator prüfte einen unwiſſenden Studenten, und da derſelbe ſchlecht beſtand, ſagte Jener: „Herr, Sie kennen keinen Unterſchied zwiſchen einem Studenten und einem Studirten!“ — „Doch“, war die Antwort; „der Erſtere ſtudirt nichts und der Letztere hat nichts ſtudirt.“ S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburg. (Schluß.) Durch das Engagement des Hrn. Cornet und ſeiner Gattin, die in der „Veſtalin“ als „Licinius“ und „Julia“ debütirten, ſcheint endlich am Horizonte unſerer Oper das Dämmerlicht der Reform aufgegangen und dieſelbe aus ihrer lethargiſchen Schlaffeigkeit, in der ſie ſeit Jahren über die Bretter ſchlich, zu regerer Lebendigkeit erweckt worden zu ſeyn. Durch die raſche Thätigkeit dieſes Mannes wurden uns im Laufe des April-Monats, außer der eben erwähnten Oper, noch zwei Mal „Othello“, ferner „Sargines“, „der Barbier von Sevilla“, „der Schnee“ und „der Freiſchütz“ vorgeführt, worin theils Hr. Cornet, theils ſeine Gattin durch ihre ausgezeichneten Talente uns erfreuten. Da dieſes Künſtlerpaar jetzt für unſere Bühne gewonnen iſt, ſo werde ich in der Folge noch oft Gelegenheit finden, auf dieſelben zurück zu kommen, und wende mich daher zu einem andern Gaſte. — Demoiſ. Bauer, vom Königl. Theater zu Berlin, trat am 22 April als „Kätchen“ in: „Das Kätchen von Heilbronn“ zum erſten Mal auf; dann ſahen wir ſie noch bis zum Ende dieſes Monats zwei Mal als „Emmeline“ in „Die erſte Liebe“, ein Luſtſpiel in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen des Scribe vom Freiherrn v. Lichtenſtein (die einzige dramatiſch-literariſche Neuigkeit, die uns dieſer Monat brachte), als „Pauline“ im „Teſtament des Onkels“, als „Precioſa“, als „Iſabelle“ in den „Quälgeiſtern“, als „Eliſe“ in dem kleinen Luſtſpiel: „Der Oberſt“ und als „Margarethe“ in den „Hageſtolzen“. Das Talent dieſes mit allen äußern einer öffentlichen Darſtellerin erforderlichen Vorzügen ausgeſtatteten Mädchens iſt bei uns anerkannt worden; der ihr reichlich geſpendete Beifall brach zuweilen in Enthuſiasmus aus. Kann ich auch nicht unbedingt einſtimmen, muß ich auch ſagen, daß dieſe junge Künſtlerin zur Erlangung der Meiſterſchaft in ihrer Kunſt noch manche Lehrjahre zu durchlaufen haben mag, ſo muß ich ſie doch auch eine intereſſante Erſcheinung nennen. Beſonders iſt Demoiſ. Bauer als „Margarethe“ in den „Hageſtolzen“ zu loben, die ſie mit einer hübſchen Natürlichkeit gab und wohl Thränen in manches Auge lockte. Vorzüglich gut war ſie auch als „Iſabelle“ in den „Quälgeiſtern“, als „Eliſe“ im „Oberſt“; die „Pauline“ im „Teſtament des Onkels“ gehörte wohl zu ihren weniger vorzüglichen Rollen; auch als „Kätchen von Heilbronn“ wirkte ſie erſt in der Traum-Scene, obgleich ſie an dieſem Abend, vermuthlich ihres erſten Auftretens wegen, nach der Vorſtellung gerufen ward, und als „Precioſa“ hat ſie mir am wenigſten gefallen. — Die phyſikaliſchen Vorleſungen vom Profeſſor Tſcharner und Dr. Schmeißer dauerten noch fort; aber die hiſtoriſchen des Raths Ludwig haben in der Mitte dieſes Monats aufgehört, und dafür in denſelben Stunden Vorleſungen über Shakſpeare von Egeſtorf, dem bekannten Ueberſetzer des „Meſſias“, begonnen. — Auch iſt dem Publikum in der „Kunſt-Ausſtellung des Hamburger Kunſtvereins“, unter der Direktion der Herren S. Bendixen, A. de Chateauneuf, G. Hardorff, E. Harzen, J. H. Herterich und Dr. F. Sieveking, in einem hieſigen Privathauſe, eine neue Gelegenheit gegeben, ſich einige Stunden angenehm zu unterhalten. Da dieſe Ausſtellung von Gemälden verſchiedener hieſiger und fremder Meiſter und Künſtler die erſte dieſer Art hier iſt, kann ſie freilich mit denen von Paris, London, Berlin, Dresden und andern großen Städten nicht verglichen werden; aber man muß auch bedenken, daß jene ſchon ſeit vielen Jahren beſtanden und dieſe erſt im Entſtehen iſt, um ſich zu einem ſchönern Emporblühen einſt herrlich zu entfalten; denn hoffentlich wird es nicht die letzte ſeyn, und es ſteht zu hoffen, daß ſich der Künſtler-Verein auch für die folgenden Jahre entſchließen wird, der allgemeinen, öffentlichen Beurtheilung und Anſchauung die Produkte ihres Pinſels oder Meißels dar zu bieten, wodurch nicht nur allein der Kunſtſinn des größern Publikums geläutert, ſondern auch das Gefallenfinden an edleren Genüſſen erweckt und dem Geſchmack eine beſſere Richtung gegeben wird. Der Künſtler hingegen wird durch eine ſolche Zuſammenſtellung mehrerer Kunſtwerke zu immer eifrigerem Wetteifer angeſpornt, der ihn dem ſchwer zu erreichenden Ziele der Vollendung immer näher bringt; zugleich vermag er, wenn er die gehörige Combinationsgabe beſitzt, aus den verſchiedenartig gefällten Urtheilen den richtigen Geſichtspunkt auf zu finden, von welchem ſein Kunſtprodukt eigentlich betrachtet werden muß, und der ihm den wahren Werth deſſelben zeigt. Es ſcheint auch, als ob dieſe Unternehmung von dem gebildeten Theil des Publikums gehörig gewürdigt worden iſt, wenigſtens hat ſie ſich eines ziemlich zahlreichen Zuſpruchs zu erfreuen gehabt; daß nicht auch die Mittelſtands-Claſſe der Einwohner Theil an den Beſuchen nehmen konnte, daran war wohl der für dieſelbe etwas zu hohe Preis von einer Mark ſchuld. Schade war es, daß man kein günſtigeres Lokal gewählt, denn die Gemälde waren theils zu ſehr auf einander gehäuft, theils hingen manche in einem ſo ungünſtigen Lichte, daß ſie gar nicht gehörig beurtheilt werden konnten. Uebrigens ſoll unter der ganzen über 200 Stück ſtarken Gemälde-Sammlung, nach dem Ausſpruch von Kennern, wenig Mittelmäßiges, und keine ſechs des Ausſchließens werth gefunden worden ſeyn. Eine Madonna mit dem Kinde, von Emil Grimm zu Caſſel, ganz im Geiſte des herrlichen Correggio gemalt, wird als ein Meiſterwerk gelobt, und ſteht unter Nr. 58 des Catalogs für 160 Louisd'or den Liebhabern feil; ferner eine Bauernſtube, nach der Natur, von Simon Wagner in Dresden; ſo wie eine Morgenlandſchaft, Gegend im Harz, von S. Bendixen in Hamburg; eine norwegiſche Berggegend von Tannenwald umgeben, vom Profeſſor Dahl in Dresden, werden ſehr gelobt. Aber noch viel mehr Schönes und Ausgezeichnetes enthält dieſe ſchätzenswerthe Sammlung, ſowohl hiſtoriſche Stücke, als Landſchaften und Portraits. — Der bekannte, jetzt zum Profeſſor der neuern Literatur zu Weimar ernannte Dr. B. Wolff hat am 20. April im Saale der alten Stadt London, vor einer zahlreichen und glänzenden Verſammlung, eine improviſatoriſche Abend-Unterhaltung gegeben, in welcher er folgende, durch das Loos gezogene Themata vortrug: „Der Fall von Miſſolonghi“, lyriſch; „die Empfindungen des Petrarca bei dem erſten Erblicken der Laura in der Kirche“, elegiſch; und „die Uebergabe der Iphigenia in die Hände des Prieſters, um ſie zum Tempeldienſt zu erziehen“, dramatiſch. Dann ward noch ein komiſches Gedicht, mit aufgegebenem Anfangsworte und Refrainreim, und zum Schluß ein Sonett, „das Lächeln eines Kindes bei'm Erwachen“, welches unſtreitig die gelungenſte Produktion des Hrn Dr. Wolff war, improviſirt. Obgleich nun derſelbe wohl nicht den berühmten Improviſatoren Italiens, und am wenigſten dem jetzt daſelbſt und in Frankreich ſo großes Aufſehen erregenden Sgricci zur Seite geſtellt werden kann, ſo iſt doch auch nicht zu leugnen, daß er in dieſer Hinſicht ein großes Verdienſt beſitzt, und daß ihm keinesweges Phantaſie und eine poetiſche Begeiſterung abgeſprochen werden kann. Auch würde er wahrſcheinlich noch weit mehr leiſten, träte die Unbiegſamkeit unſerer Sprache nicht zu ſehr gegen dieſe Kunſt feindſelig in die Schranken, und verſtände man beſſere Aufgaben zu machen. Es iſt nicht hinreichend, den Titel eines Thema's auf zu ſchreiben, nein, man muß dem Improviſator — von dem doch unmöglich verlangt werden kann, daß er, als eine lebendige Encyclopädie, alles Wiſſen dieſer Erde in ſeinem Gehirn herum trage und Alles gleich finde — auch den Gang der Handlung und den Plan (?), wie dieſelbe durchgeführt werden ſoll, als einen Leitfaden aufzeichnen. So geſchieht es wenigſtens in Italien, wo doch dieſe Kunſt zu Hauſe gehört, und ſo hat man es zu Paris, bei der letzten Improviſation von Sgricci, gemacht, wo ihm gleichfalls „der Fall von Miſſolonghi“ aufgegeben ward und er die nähern Umſtände der Begebenheit nicht genau kannte. H. C.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 7 Juni. 90ſtes Blatt.

Wanderlieder von Hohnhorſt.

4. Laviren.

Geht's nicht auf Erden,
So kannſt du ſie laſſen;
Darfſt ja nach Höherem,
Himmliſchem faſſen.

Will dir das Nahe
Nicht ferner behagen,
Kehre zu früher
Genoſſenen Tagen.

Wollen die Fluren
Nicht Reize gewähren,
Laß Phantaſie
Dich mit Schätzen beſcheren.

5. Sandbank.

O! wär' ich ein Fluß jetzt,
So bohrt' ich mich tiefer,
Tief unter die Fläche
Durch Felſen und Schiefer;

Und lebt' ich als Raupe,
Kein länger Beſinnen!
Ich würd' in den Schleier
Der Puppe mich ſpinnen.

Hier draußen iſt Dürre
Und brennender Sand:
Nicht Blumen, nicht Vögel —
O trauriges Land!

6. Oaſe.

Sechs Stunden ſchon gewandert heut
In dieſer dürren Heide!
Das Abendziel iſt noch ſo weit
Zu meinem großen Leide.

Kein kühler Labequell entſpringt
In dieſem trock'nen Mooſe;
Die duft'ge Erdbeer welkt und ſinkt,
Kaum grünt die wilde Roſe.

Doch ſcheint's nicht durch die Fichten weiß?
Ein Haus! — wer wird es haben?
Herr Wirth! der Tag iſt heut ſo heiß;
„Tritt ein, ich will dich laben!“

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro.

(Fortſetzung.)

Nach dieſen vorausgeſchickten Notizen über die Germania und deren Bemannung komme ich zu unſerer Abreiſe. Es war für mich ein merkwürdiger Tag, der achte Mai! Am Morgen, als die Sonne uns freundlich begrüßte, nahm ich im Stillen von meinem Vaterlande und allen geliebten Freunden Abſchied. Wehmüthige und freudige Gefühle wechſelten mit ernſten Vorſtellungen und Ahnungen der Zukunft. Ich war betrübt, wenn ich daran dachte, vielleicht auf immer mein Vaterland zu verlaſſen, in welchem ich, neben manchen traurigen Stunden, doch auch oft recht froh und glücklich geweſen war; und mit Thränen ſagte ich meinen theuren Jugendfreunden Lebewohl. Auf der andern Seite war ich froh in der Hoffnung, aus einer unglücklichen Lage in eine beſſere zu gelangen. Einen Tod, dachte ich bei mir ſelbſt, kannſt du nur ſterben: es ſey auf dem Meere oder auf dem Lande, hier oder dort: und wer weiß, wenn es Gottes Wille iſt, machſt du Fortüne, kommſt dann einmal als ein

Digitized by Google

gemachter Mann in's Vaterland zurück und beſchließeſt hier deine Tage in Ruhe! — Unter ſolchen und ähnlichen Gefühlen und Gedanken nahte ſich der Mittag, an dem wir abſegeln ſollten. Mein Frennd Ludwig beſnchte mich noch einmal am Bord, und wir nahmen den innigſten Abſchied.

Auf den Wällen war eine unzählige Menge Volks verſammelt, und wir hatten den Tag über, am Ufer entlang, zahlreiche Begleitung. Der Herr Major, der Schiffs-Rheder Richter und der junge Herr Ehrenpfort fuhren den Tag über mit uns; neun Kanonenſchüſſe verkündigten unter Jubel und Freude unſere Abreiſe. Damals war Jeder noch von den ſeligſten Bildern der Zukunft begeiſtert; Keiner ahnte Unglück. Hatte doch der ehrenfeſte Major Schäffer allen Mühſeligen und Beladenen Erquickung verſprochen! Sollte dieſer von dem Kaiſer ſo geachtete Mann nicht Wort halten? Unmöglich! — Doch jetzt zu meinem Tagebuch!

Am 6ten Mai kamen wir nur bis Neumühl. Im Allgemeinen betrug ſich die Schiffsmannſchaft gut; aber es offenbarte ſich ſchon früh, daß elende Subjekte die edle Germania durch ein unwürdiges Betragen entehrten; denn noch an demſelben Tage ſah ſich die Commiſſion genöthigt, den vorläufig avancirten Ober-Jäger Helle, wegen Trunkenheit und eines desfallſigen ſubordinationswidrigen Benehmens, zu degradiren und acht Stunden mit Stricken zu binden, und dem Jäger Müller aus Hamburg, wegen ſchlechten Betragens, einen tüchtigen Verweis zu geben. Ich dachte bei mir ſelbſt, wenn der Anfang ſo traurig iſt, wie wird der Ausgang ſich geſtalten? — Gegen Abend verließ uns der Herr Major mit dem Verſprechen, uns in Glückſtadt noch einmal zu beſuchen. — Am 9ten Mai wurden wir von Neumühl bis nach Blankeneſe vor den Sand getrieben. Dieſes große, ſchöne Dorf, in welchem reiche Fiſcher wohnen, iſt nur zwei Stunden von Hamburg entfernt. Das Schiff mußte immer bugſirt werden, und wegen des vielen Sandes iſt dieſe Art des Fortkommens ſehr beſchwerlich und äußerſt langſam. Am 10ten Mai waren wir genöthigt, zur Stelle zu bleiben. Die Schiffsmannſchaft betrug ſich gut. — Am 11ten Mai blieben wir, widrigen Windes wegen, noch auf derſelben Stelle. Die Commiſſion ſah ſich genöthigt, den Johann Wilhelm Müller, wegen dringenden Verdachts eines Diebſtahls von 3 ſpaniſchen Thalern und überhaupt wegen ſchlechten Betragens gegen ſeine Vorgeſetzten, zu einer körperlichen Züchtigung von 16 Hieben zu verurtheilen; die Execution wurde ſtricte vollzogen. — Am 12ten bugſirte das Schiff über den Sand. In den folgenden Tagen, den 13ten und 14ten, kamen wir langſam nach Wedel. Von hier ſegelten wir (am 15ten) mit gutem Winde, aber gegen die Fluth, nach Glückſtadt hin. Das Schiff legte ſich oft ſo nach dem Backbord zu, daß wir die höchſte Gefahr befürchten mußten. Wir ankerten aber doch glücklich des Abends um 6 Uhr bei Glückſtadt. Hier beſuchte uns der Herr Major Schäffer noch einmal auf dem Schiffe, und nahm von uns Abſchied, nachdem er zuvor der Schiffsmannſchaft nochmals die von ihm entworfenen Disciplinar-Artikel hatte vorleſen laſſen. Mit einem jubelnden Hurrah wurde er empfangen und unter Hurrah ſchied er von uns.

Vor Glückſtadt lagen wir, wegen fortdauernden widrigen Windes, bis zum 24ſten Mai, alſo 9 Tage, auf der Rhede; der Wind blies immer aus Norden, ſo daß wir die Anker zu lichten nicht im Stande waren. Während dieſer Zeit wurde die Frau des Coloniſten Bendiſen von einem Knaben glücklich entbunden. Die Unthätigkeit, in welcher wir lebten, war Allen verdrießlich, und mir insbeſondere verwünſcht. Unter der Mannſchaft fielen einzelne Unordnungen und ſubordinationswidrige Reden vor, weshalb mehrere Individuen beſtraft wurden. Am 20ſten Mai beſuchte das däniſche Offizier-Corps von Glückſtadt unſer Schiff. Am Tage vor unſerer Abreiſe von der Rhede vor Lendſand erlebten wir manche unangenehme Vorfälle. So wurde der Gefreite Klockou, wegen unanſtändigen Betragens, zum Gemeinen begradirt; dann, wegen nachmaliger Ungebührlichkeit, mit vier Peitſchenhieben gezüchtigt. Alsdann mußten wir den Jäger Grimnitz, wegen Mißhandlung ſeiner Kameraden und Inſubordination gegen ſeine Vorgeſetzten, mit zwei Stunden Krummſchließen beſtrafen, und weil bei dieſer Execution der Jäger Beck unanſtändige und aufrühreriſche Reden geführt hatte, wurde auch dieſer mit ſechs Peitſchenhieben beſtraft. Man ſieht aus dieſen vorläufigen Notizen, welche Subjekte ſich auf der Germania befanden, und wie noth eine ſtrenge militairiſche Disciplin that.

Am 24ſten Mai wandte ſich der Wind nach N. N. Oſt, und wir konnten unſere Reiſe nach Cuxhafen fortſetzen. Der Jäger Beck, erſt geſtern beſtraft, zog ſich durch abermalige freche Drohungen eine Strafe von 12 Peitſchenhieben zu, und wurde überdies noch 8 Stunden mit Stricken gebunden. Darauf wurde der Mannſchaft ein nachdrücklicher Appell-Befehl bekannt gemacht, und das commandirende Perſonal kam darin überein, von Stund' an die Waffen nicht mehr ab zu legen. Mehrere moraliſch verdorbene und gefährliche Subjekte wurden in andere Schlafſtellen gelegt und zuverläſſigen Männern zur Aufſicht übergeben. Bei Ottendorf wurde geankert. In den folgenden Tagen, vom 25 zum 26ſten, wurden wir bei ſtarkem Weſtwinde wieder zurück auf den alten Ankerplatz bei Glückſtadt getrieben, und mußten, bei fortdauernd widrigem Winde, bis zum 31ſten Mai unthätig liegen.

Digitized by Google

Ein ſolcher Anfang der weiten Fahrt war traurig genug; dieſe und ähnliche Widerwärtigkeiten würde ich jedoch getroſt und muthig ertragen haben, aber die beſtialiſchen Menſchen, welche unſer Schiff verpeſteten, ließen das größte Unglück befürchten. — Am 30ſten legte ſich endlich der entſetzliche Weſtſturm, der uns zurückgeſchlagen hatte, und am 31ſten, früh um 3 Uhr, ſegelten wir mit günſtigem Oſtwinde von der Rhede bei Glückſtadt ab; Abends um 6½ Uhr befanden wir uns im Angeſicht der Küſte von Helgoland, und von hier aus kamen wir in die offene See.

Am 1ſten Junius erreichten wir bei günſtigem Süd-Oſt die Länge von Amſterdam. Des Nachmittags wurde das Kind des Coloniſten Bendiſen getauft, und es vertraten die Pathenſtelle: die Herren Capitain Boß, Lieutenant von K—r, Doktor H—t, Wachtmeiſter Heinrici und Demoiſelle Fröhlich. Wir waren den Tag über vergnügt, und ein gutes Glas Madeira verſcheuchte wohlthätig alle Grillen und Sorgen. — Am 2ten Junius wurde der Wind ſchwächer, blieb aber S. Süd-Oſt. An dieſem Tage wurden vier Brautpaare, nämlich: die Coloniſten Bendiſen und Goerke und die Soldaten Buckendahl und Stock von dem Prediger E—s getraut. — Am 4ten Juni, Morgens gegen 5½ Uhr, erreichten wir die Straße von Calais bei ſtarkem Oſtwinde. Beide gegenüber liegende Küſten, die engliſche und franzöſiſche, Calais und Dover, ſahen wir deutlich liegen, obgleich es ziemlich trübe Witterung war. Wir ſegelten an der engliſchen Küſte entlang, und hatten das Vergnügen, die ſchönen Kreidenberge der Grafſchaft Kent und den ſtarren Felſen von Beachead zu ſehn. Unſer wackerer Capitain Boß und der brave Steuermann Helmholz waren unermüdet thätig, und bewieſen durch ihr freundliches, heiteres Benehmen, daß wir im guten Laufe waren. — Am 5ten Junius fuhren wir bei gutem Süd-Oſt-Winde an der engliſchen Küſte weiter entlang, und des Abends um 7 Uhr waren wir nicht fern von der ſpaniſchen See. Am folgenden Tage begegneten uns zwei engliſche Schiffe, mit denen wir uns gegenſeitig begrüßten. Von dieſem Tage an war ich bis zum 9ten Junius hin krank. Der Major Schäffer hatte mir bei der Abreiſe geſagt: daß die Hungerkur das beſte Mittel wider die Seekrankheit ſey; ich habe dies bewährt gefunden. Am 7ten war, bei völliger Windſtille, des Morgens Gottesdienſt; der Herr Prediger E—s wußte recht einnehmend zu ſprechen; ſchade, daß der gute Mann nicht ſo fühlt, wie er ſpricht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Heilung durch eine Poſſe.

Als Heinrich IV heran zog, Paris zu belagern, überfiel den Herzog von Angouleme, natürlichen Sohn Carl's IX, der im Gefolge der Armee war, ein Fieber, welches ihn nöthigte, in Meulon zurück zu bleiben. Man zweifelte an ſeiner Geneſung; Sein Arzt hatte die gmindſen Worte geſprochen: „Non vacat periculo" (es iſt Gefahr vorhanden), und da die Kranken ein feines Gehör haben, und der Fürſt Latein verſtand, ſo verlangte er zu beichten, und ſich auf den Tod vor zu bereiten. Nach vollendeter Beichte erklärten die Aerzte ſeinen Leuten: es ſey nur noch ein einziges Rettungsmittel zu verſuchen, nämlich, dem Prinzen das Zwerchfell recht kräftiglich zu erſchüttern. Hierauf verabredeten ſich ſein Sekretair und ſein Intendant, Beide in den Sechzigern, und ſein Garde-Capitain, ein alter ernſter gravitätiſcher Krieger, ſich zu verkleiden. Sie traten alle Drei vor das Bett des Kranken in langen weißen Talaren. Der Capitain war in der Mitte, und ſchlug rechts und links den beiden Andern taktmäßig auf die Backen. Dieſe trugen rothe Mützen mit Hahnenfedern, und verſuchten abwechſelnd, dem Mittelmann einen großen lächerlich aufgeſtutzten Hut ab zu ſchlagen. Dieſer poſſierliche Auftritt brachte den Kranken ſo ſehr zum Lachen, daß er ſtarkes Naſenbluten davon bekam, und ſich in ihm eine ſolche Revolution erzeugte, daß ihm nach zwei Stunden ganz anders zu Muthe war. Das Fieber, welches ihn ſeit 22 Tagen quälte, nahm ſichtbarlich ab, und nach ſechs Tagen war er im Stande, ſich in einer Sänfte herum tragen zu laſſen und friſche Luft zu ſchöpfen.

H. Seltac.

Selbſtgefühl.

Stolz war der Gallier ſtets, jetzt leider wird es der Britte;
Wollet ihr Achtung für euch, zeiget euch ſtolz gegen ſie. — E.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 25. Mai im Königlichen Theater: „Die luſtigen Weiber von Windſor". Der „Geſellſchafter" hat, in Betreff der Ueberſetzung und Bearbeitung dieſes Shakſpearſchen Luſtſpiels, eine umſtändliche Abhandlung ſchon vor der Aufführung mitgetheilt (ſ. „Bemerker" Nr. 9. 1826); es iſt demnach nur über die Aufnahme und Darſtellung zu referiren. Jene war ſehr günſtig und dieſe in den meiſten Theilen lobenswerth. Hr. Devrient, „Falſtaff", gab eine herrliche Maske und ſpielte vortrefflich; gedacht war Alles gut, aber das Gedächtniß mitunter bei'm Souffleur ein zu löſen. Der geniale Künſtler hilft ſich dann freilich recht gewandt, aber das Hülfsmittel erreicht doch nicht die Sache ſelbſt. Hr. Beſchort iſt ein köſtlicher „Dr. Cajus"; Hr. Rüthling ein ſo ſchmachtender „Schmächtig", daß Hunger und Sehnſucht nicht leicht einen ſchmächtigeren hervor brachten. Der „Friedensrichter Schaal" könnte mit mehr Anmaßung auftreten; Hr. Gern d. S. thut da des Guten faſt zu wenig. „Ehrn Mutz", Hr. Weiß, hält ſich charakteriſtiſch, doch war das Idiom, welches er ſich gebildet hat, noch nicht feſt genug. Hr. Rebenſtein nimmt den eiferſüchtigen „Flut" zu tragiſch; ſeine Eiferſucht muß wohl hier mehr Ehren- als Gemüthstrieb ſeyn. — „Hans Hurtig" denken wir uns in der Maske eigentlich dünn und abgemagert; Mad. Eunicke war das

Digitized by Google

Gegentheil, doch im Eſſel lebendig. „Frau Page“, Mad. Dötſch, hatte gute Laune; „Frau Flics“, Mad. Komitſch, könnte die ihrige verſtarken. — Von den Nebenperſonen ſtörte keine, vielmehr beeiferten ſich Alle nach Kräften, um dem Werke ſein Recht widerfahren zu laſſen. — Am 30. Mai trat Hr. Wild, vom Hoftheater zu Caſſel, als „Othello“ auf und erndtete den lebhafteſten und verdienteſten Beifall. Er hat, ſeit wir ihn nicht hörten, ſeinen Werth noch erhöht, beſonders auch als Schauſpieler; wir werden, nach dem Beſuch mehrerer Gaſtrollen dieſes Künſtlers, weiter über ihn ſprechen.

— „Aline oder Wien in einem andern Welttheile“ — füllte im Königsſtädtiſchen Theater ſchon bei wiederholten Vorſtellungen das Haus. Schmelka's Spiel als „Schiffsbardier Bims“ und nächſtdem der Tanz der Demoiſelles Lewin hat dies hauptſächlich bewirkt. Man macht die Bemerkung: daß die Wiener Poſſe bei uns ſchon nicht mehr ſo gefallt, als ſonſt; das iſt aber ganz natürlich. Außer dem Reiz der Neuheit haben dieſe Spaße nur ein höchſt geringes Intereſſe, weil der Geiſt darin ungemein ſchwach iſt, ein Spaß immer an den andern erinnert. Ueberhaupt dürfen wir nicht darauf rechnen, daß uns viel literariſcher Geiſt aus Oeſtreich komme, und um die Reciprocitat wenigſtens leidlich in Balanz zu halten, werden dort ſo viele literariſche Werke gar nicht eingelaſſen; die Einfuhr dürfte gegen die Ausfuhr gar zu übermächtig ſeyn! Jedenfalls müſſen wir dieſe „Volks-Zauber-Oper“ dem Berliner Publikum deshalb empfehlen, weil der Tanz der brittiſchen Demoiſelles, namentlich auch in der Pantomime, Reiz und Charakter hat. Warum aber ſind die Fremden nicht auf dem Theaterzettel angezeigt? Wir können in den preußiſchen Steuer- und Zoll-Liſten nicht finden, daß engliſcher Tanz Contrebande ſey, und wenn wir oft tanzen müſſen, wie die Piffe der Engländer es uns vor muſiziren, ſo darf man gewiß auch einmal einige Engländer ſo tanzen laſſen, daß wir Vergnügen daran haben.

— Demoiſ. Sontag, jetzt Königl. Preuß. Hof- und Kammer-Sängerin, wird zwei Monate fern ſeyn und in Paris gaſtiren; ſie nahm als „Aſchenbrödel“ (in Roſſini's Oper) von den Berlinern Abſchied, und giebt erſt in Potsdam, auf den Wunſch vieler dortigen Einwohner, ein Conzert. Das Conzert-Lokal hat ſich durch Subſcriptionen, ohne irgend (?) eine öffentliche Anzeige, gefüllt. — In „Aſchenbrödel“ war Drang und Sturm; natürliche und poetiſche Blumen flogen auf die Bühne, als die Künſtlerin, nach dem Schluß der Vorſtellung gerufen, ſich der enthuſiasmirten Menge zeigte. Demoiſ. Sontag dankte mit herzlichen Worten und, was die Hauptſache iſt, ſprach es deutlich aus, daß ſie wiederkomme. Die Ausführung dieſer Oper war auch diesmal höchſt gelungen. — Iffland's „Scheinverdienſt“ wurde am 30. Mai zum erſten Mal gegeben und lobenswerth dargeſtellt. Beſonders zeichneten ſich Mad. Sontag („Madam Seefeld“), Mad. Herold („Wittwe Schmidt“) und Hr. Nagel („Rechtler“) aus. Hr. Gende hatte, als „Seefeld“, nur eine etwas würdigere äußere Haltung nöthig, um der Rolle zu genügen. Im guten Enſemble bemerkte man ein tüchtiges Einſtudiren, was von dem nicht zahlreichen Publikum mit Beifall anerkannt wurde. —S—.

Berlin. Die Hand der Kunſt verbindet die Wunden, dem Sohn des Vaterlandes vom Schickſal geſchlagen! — Daß Bühnen-Darſtellungen, Conzerte, muſikaliſche und nicht muſikaliſche Abend-, Morgen- oder Mittags-Unterhaltungen zu wohlthätigen Zwecken gegeben wurden, iſt eine Sache, die in jeder großen Stadt alljährlich vorkommt, und gewiß recht löblich und rühmlich. Aber hierbei wirken Viele zu einem Zweck, und wo viele Mittel ſind, kann auch viel geleiſtet werden. Wenn aber der einzelne Künſtler, das Individuum, ſeine Kräfte hergiebt, ohne Mitwirkung eines Zweiten oder Dritten, um den Nothleidenden bei zu ſpringen, ſo iſt es doppelt ehrenwerth und mit Freuden widmet der Schriftſteller ihm dafür öffentliche Anerkenntniß. Hr. Profeſſor und Hofmaler Krüger, den wir Preußen mit Stolz den unſern nennen, wie die Franzoſen einen Vernet den ihrigen, giebt uns die erfreuliche Gelegenheit zu nachfolgender Bericht-Erſtattung. Wir müſſen aber etwas weit ausholen. — Der blutige Kampf, den Preußen um ſeine Selbſtſtändigkeit focht, hat reiche Segnungen herbei geführt; er hat das preußiſche Volk mit ſeinem geliebten Fürſten inniger, treuer, enger als jemals verbunden. Aber er hat auch die ſchroffe Kluft aufgehoben, die früher Soldat und Bürger feindlich trennte. Preußens Soldaten und Preußens Bürger haben über dem Altar des gemeinſamen Vaterlandes ſich die Hand gereicht, und Beide gelobten, fortan nichts anders zu ſeyn als Preußens Kinder, Kinder eines und deſſelben theuern Vaters. Bürger ergriffen das Schwerdt und ſchlugen als Soldaten den übermüthigen Feind zum Lande hinaus, und die Wunden, die ſie als Soldaten empfingen, heilten ihre Brüder — Bürger. So war es, ſo iſt es, ſo wird es ſeyn, und was die Väter mit Liebe ſäeten, erndten in Liebe die Kinder. — Seit dieſer Zeit betrachten Preußens Bürger das ſtehende Heer als die große würdige Schule des Krieges, in welcher ihre Söhne erzogen werden für das ſchöne heilige Geſchäft der Vaterlands-Vertheidigung. Alle gehen in dieſe Schule, ſo gebietet es das weiſe Geſetz des Fürſten; und eben weil Alle daran Theil nehmen, Keiner ſich davon ausſchließen darf, vertauſchen Alle voll Freudigkeit eine kurze Spanne Zeit hindurch den Oelzweig mit dem Schwerdt, um es führen zu lernen, wie ihre Väter es führten. — Das ſtehende Heer iſt zum ſittlichen Verein geworden. Neben dem Ernſt regiert das Wohlwollen. Des Monarchen Hand und eine liebevolle Sorgfalt der Obern pflanzen Blumen auf den Pfad des jungen Kriegers, den ſonſt nur Dornen bezeichneten. Ein erhöhter Penſions-Etat ſichert dem ergrauten Krieger ein ſorgenfreies Alter, milde Stiftungen, zweckvolle Einrichtungen in den einzelnen Regimentern haben Fonds gegründet, aus denen auch dem hülfsbedürftigen jungen Krieger Unterſtützung wird, wenn Unfälle ihn treffen, und ſein allzu kurzes Dienſtalter ihn noch entfernt hält von dem großen Born, aus dem nur das Alter zu trinken berechtigt ſeyn kann. — Neben vielen andern leuchtet auch hierin das Königliche Garde-Dragoner-Regiment dem Heer als Muſter voran. Außer vielen zweckvollen Einrichtungen hat der menſchenfreundliche Commandeur, Oberſtlieutenant von Barner, auch einen Unterſtützungsfond für das Regiment gegründet, aus dem jedem Sohn des Landes, den während ſeiner dreijährigen Anweſenheit bei der Standarte irgend ein Unglück traf, eine Geldſumme gezahlt wird, die entweder hinreicht, ihn über die erſten Folgen des erlittenen Unfalls zu erheben, oder das Ergreifen des künftigen bürgerlichen Lebensgeſchäfts ihm erleichtert. Nach einer angelegten Berechnung beträgt die kleinſte Unterſtützungs-Summe 10 Thlr., die größte — ſo lange der Fond ſich nicht erweitert hat — 50 Thlr. Der Verunglückte erhält dieſe Summe, wenn er in ſeine Heimath zurück kehrt, entweder baar mit, oder durch die Ortsbehörde ausgezahlt; das Regiment entläßt ihn außerdem gut, anſtändig und tüchtig bekleidet. Dieſe Skizze mag genügen, um die Idee zu bezeichnen, die Hr. von Barner mit väterlicher Liebe erfaßte und mit kräftiger Hand in's Leben rief. — Aber ſein thätiger reger Geiſt, das liebevolle Wohlwollen für ſeine Untergebenen, die ihn als Führer und Freund verehren — dieſer thätige Geiſt will nimmer ruhen, um dem mit Menſchenfreundlichkeit gepflanzten Baum täglich neue Nahrung zuſtrömen zu laſſen, und dieſes edelmüthige Beſtreben iſt es, worin unſer geſchätzter Krüger ihn durch ein Kunſtwerk von ſeiner geſchickten Hand auf das freundlichſte unterſtützt hat, wie wir nunmehr berichten wollen.

(Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XIV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 90ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Berlin. (Schluß.) Zum Beſten des Penſionsfonds des Garde-Dragoner-Regiments hat nämlich Hr. Profeſſor Krüger eine Sammlung lithographirter Zeichnungen begonnen und iſt mit Fortſetzung derſelben beſchäftigt. Die erſte Lieferung liegt bereits vor uns. Hr. von Barner wußte das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, Hr. Krüger drückte beidem den Stempel echter Künſtlerſchaft auf. So entſtanden „Abbildungen Königlich-Preußiſcher Garde-Dragoner", von denen das erſte Heft bereits erſchienen iſt und vier Blätter (13½ Zoll lang, 11 Zoll hoch, innerhalb des Randes), auf ſchönem Schweizerpapier abgedruckt, enthält. — Die Blätter ſtellen kriegeriſche Scenen (nicht Kriegs-Scenen, denn der Beſchauer kann ſich den Kriegs- oder Manöver-Zuſtand nach Gefallen dabei denken) vor, und ſind Bilder aus dem Gebiete des ſogenannten Felddienſtes oder des kleinen Krieges; aber Alles ſo vorgeſtellt, wie es ſeyn ſoll, normalmäßig. Reiter und Pferde ſind nach der Natur gezeichnet, das ſieht man ihnen an, ſelbſt wenn es nicht darunter geſchrieben wäre; die Zeichnungen haben daher vor den bekannten Vernetſchen (die in dieſem Genre Epoche machten) etwas voraus, ohne ihnen in der Schönheit und dem Ausdruck irgend etwas nach zu geben; im Gegentheil, betrachten wir die Sache aus dem militairiſchen Geſichtspunkte, ſo ſind die Krügerſchen Blätter den Vernetſchen um recht ſehr viel voraus, weil ſie auch das kleinſte Detail der Uniform- und Bewaffnungs-Stücke, der Pferde-Ausrüſtung u. ſ. w. mit einer kaum zu beſchreibenden Genauigkeit angeben, während Vernet bei den ſeinigen Manches gar leicht abgefertigt hat. Die Krügerſchen Blätter ſind daher ſowohl in künſtleriſcher als militairiſcher Hinſicht wahre Studien, was ſich von den Vernetſchen nicht immer rühmen läßt. — Es wird den Leſern Freude machen, die Blätter *) einzeln kennen zu lernen, und da nicht Jeder eingeweiht ſeyn kann in die Geheimniſſe der militairiſchen Technik, ſo erlauben wir uns, einige Erläuterungen hinzu zu fügen. — Erſtes Blatt. Vedette. Auf Vedette geſtellte Reiter halten auf geeigneten Punkten (am liebſten auf Anhöhen) zu Pferde, ſpähen unverwandt in die Umgegend hinein und bemühen ſich, Alles zu entdecken, was in ihrem Geſichtskreiſe vorgeht. Die Seele des Bildes heißt daher: Ruhe und ſcharfe aber ſchweigende Beobachtung. Wer möchte ſie in dieſem Blatte, das zwei auf Vedette poſtirte Dragoner vorſtellt, vermiſſen wollen? Die Vedette muß ſchon lange geſtanden haben, denn das Pferd zur Rechten ſteht gerade ſo da, als ob es ſich recht ſehr langweilte: den Kopf nachläſſig, die Ohren baumelnd, auf dem linken Hinterfuß ſich ruhend; die eingeflochtenen Mähnen bezeichnen die Nationalität des Thiers. Aber die Dragoner ſehen nicht ein Bischen gelangweilt aus; das Auge blickt unverwandt nach der vorwärtigen Gegend; nur an dem Sitz ſieht man, daß die guten Leute ſchon lange zu Pferde waren. Alles iſt ſchulgerecht, der Karabiner, mit dem Hahn in Ruhe, auf die rechte Lende geſetzt, der Anzug der Leute, die ſogenannte Dienſtjacke, Alles ſcharf und ſicher aufgefaßt. — Zweites Blatt. Flankeurs. Zwei Dragoner ſchießen ſich mit dem Feinde herum. Der Eine hat bereits abgeſchoſſen und muß wahrſcheinlich ſeinen Feind getroffen haben, denn der halbgeſenkte Blick zeigt, daß er etwas betrachtet, das nicht weit von ihm auf der Erde vorgeht; wahrſcheinlich wälzt ſich ſeines Gegners Pferd im Blute, denn ein guter Dragoner zielt gern nach dem Pferde. Er will ſeinen Karabiner von Neuem laden und beißt eben die Patrone ab; ſein Pferd iſt noch von dem Schuß unruhig, aber er geſtattet ihm mit ſicherer Hand, die den linken Zügel verkürzt, keine Unart, und der linke Schenkel zwingt das Thier in die Volte. Jetzt ſprengt höchſt wahrſcheinlich ein Kamerad des bleſſirten Feindes heran, um den Waffenbruder zu rächen; aber unſer zweiter Flankeur ſchlägt an, faßt den Verwegenen ſcharf auf's Korn und drückt ab. Die Stellung des Schützen iſt ein Meiſterſtück. Das Pferd iſt beſſer an den Schuß gewöhnt; der Schütze iſt ſeiner Sache gewiß, es iſt ein alter verſuchter Soldat, das bezeugt das Bändchen mit der Schnalle (für Dienſt-Auszeichnung) auf ſeiner linken Bruſt; er muß wenigſtens neun Jahr gedient haben, ſonſt trüge er ja das Bändchen nicht. Der Andere iſt jünger und das Ding noch nicht ſo gewohnt. Die Stellung des Pferdes bei dem ſchießenden Reiter iſt ſchwierig zu zeichnen, weil ein Vorderfuß den andern deckt, aber gelungen. In einer Entfernung hält der Trupp, zu dem beide Flankeurs gehören. — Drittes Blatt. Avantgarde. Zwei Dragoner, als ſogenannte Spitze einem größeren Haufen voran geſendet, reiten munter über die Winter-Landſchaft, dem Feinde entgegen. Der Wind pfeift über die Schneefläche und kommt ihnen entgegen, die weitgeöffneten Naſenlöcher der Pferde, die abſtehende Mähne, die gebogenen Aeſte der laubentblößten Bäume zeigen es. Es iſt ein kalter Dezember-Tag; die Reiter tragen Mäntel, aber ſie ſind nicht weichlich und froſtig hinein gewickelt, ſondern haben ſie bloß feldmäßig übergezogen und Säbel und Bandolier darüber umgehangen. Sie blicken ſcharf und dreiſt auf ihren Weg, den Karabiner halten ſie auf der Lende; ſie reiten in brüderlicher Eintracht dicht neben einander, aber ſie ſchreiten keck vor; es iſt Leben und Seele im Bilde. In einer Entfernung folgt der Gefreite oder Unter-Offizier, das zeigt der gezogene Säbel. Ein köſtliches Blatt; das Pferd des zur Rechten reitenden Dragoners ein Prachtſtück der Zeichnung, der Faltenwurf des Mantels meiſterhaft. Es iſt nichts dabei vergeſſen, ſelbſt nicht der Keil, den der Schneider unten einnäht, um dem Mantel mehr Weite zu geben. — Viertes Blatt. Patrouille. Die Krone dieſer Lieferung. Eine Patrouille von vier Mann und einem Gefreiten hat ein Dorf erreicht; ein alter Bauer iſt heraus geklopft worden und bildet mit dem vorderſten Dragoner die Hauptgruppe des Blattes. Beide ſind im Geſpräch. Der Dragoner fragt nach dem Feinde. „Dorthin ſind ſie entlang marſchirt!" ſagt der ehrliche Landmann, und zeigt mit dem dicken Daumen nach der Gegend hin. Die Patrouille iſt offenbar in Feindes Land, wo die Leute Reſpekt vor den Soldaten haben; denn der alte Bauer ſteht mit der Mütze in der Hand und achtet nicht der rauhen Winterluft, die ſein Haar bewegt. Er fürchtet, der Mann werde abſteigen und zum unwillkommenen Gaſt in ſeiner Hütte werden, darum zeigt er auf die Dorfgaſſe. Er hat nichts zu beſorgen, Garde-Dragoner-Patrouillen verſtehen ihren Dienſt. Nur was ſich im Fluge mitnehmen läßt, nehmen ſie mit, das iſt Kriegsmanier. Wozu ſetzt doch der dritte Mann über den Zaun des Bauernhofes? Hat ſich ein Feind dort verſteckt, oder wittert der kecke Springer irgend einen andern Braten? — Der Gefreite bringt Nachricht, er kommt im Galopp geſprengt. — Der Bauer hat ſeinen Hund bei ſich. Lieber Gott, wie das arme Thier friert, und wie furchtſam es nach der fremden martialiſchen

*) Sie ſind im Königl. lithographiſchen Inſtitut zu Berlin gedruckt, und ein ſprechender Zeuge von den großen Fortſchritten, welche das Inſtitut ſeit einigen Jahren gemacht hat. Der als Künſtler und Schriftſteller gleich ausgezeichnete verdienſtvolle General, Herr Rühle von Lilienſtern, leitet das Ganze.

Digitized by Google

Erſcheinung blickt. Glückliche Hütten, die noch wenig Einquartierung hatten! Wundervoll iſt dieſes Blatt! — Möge dieſe ſchmuckloſe Erzählung die Leſer kaufluſtig machen. Der „Geſellſchafter“ nennt ſich: „Blätter für Geiſt und Herz“. Der Geiſt der Kunſt erleuchtete den wackern Künſtler, und das Herz des Leſers wird den ſchönen Sinn empfinden, der die ganze Idee dieſes Künſtlers belebt, und in dem erhabenſten Gefühle: Menſchenfreundlichkeit! entſprang. Möge Hrn Kettger's edles Bemühen reiche Frucht tragen, mögen ſeine Meiſterblätter bald die Zimmer vieler Menſchen- und Kunſtfreunde zieren, und dem Penſionsfond des königlichen Garde-Dragoner-Regiments dadurch ein recht bedeutender Zuſchuß erwachſen. Der Preis der erſten Lieferung iſt drei Thaler preuß. Cour.

Adalbert vom Thale.

Hannover. Eine für unſere Bühne ereignißreiche Zeit brachten die freundlichen Tage des Frühlings herbei. Zu den erſten Neuigkeiten gehört die dramatiſche Aufgabe „Komm her!“ von Elsholz. Eine liebliche Kleinigkeit, deren Problem Mad. Arlone in der Rolle der „Schauſpielerin“, trefflich von Hrn. Katzianer („Schauſpiel-Director“) unterſtützt, wacker gelöſt hat. — „Fidelio“ hat das ſeit einiger Zeit nicht ſehr beſuchte Haus wiederum gefüllt. Dieſe Oper, über deren Werth ſchon das Günſtigſte ausgeſprochen worden iſt, gehet hier wie am Schnürchen. —

Von Ebern Ziegler's „Bräut'gam auf der Probe“,
Das neu und unbekannt,
Berichten wir zum wohlverdienten Lobe:
Das Stück iſt ganz ſcharmant.

Hr. Hauff gab den „General“ und Hr. Kaibel den „Corporal Fleiſcher“ — man kann nicht beſſer. Der „Graf Dentung“ war eine gute Leiſtung des Hrn. Volkmar. Mehr als manche brillante Neuigkeit befriedigte dieſes Luſtſpiel älterer Zeit. — Am 17. April prangte Oehlenſchläger's „Correggio“ zum erſten Mal an unſerm dramatiſchen Horizonte.

O! könnten mit Allegris kühnen reichen Farben
Wir malen, Leſer, Dir den Hochgenuß
(Wo mit dem Dichter auch die Mimen Ruhm erwarben),
Um zu entreißen ihn dem Lethefluß.

Wir dürfen jenen Abend einen Feſt-Abend nennen, denn etwas Gerundeteres, Gerundeteres und Reineres, als dieſe Darſtellung, wiſſen wir uns nicht zu erinnern. Vor Allen müſſen wir Hrn. Volkmar den Preis ertheilen; er war nicht nur als „Antonio Allegri“ die erſte Perſon des Stücks, ſondern auch als Darſteller deſſelben deſſen großartiger Repräſentant. Herrlich ſtand ihm Hr. Katzianer als „Michel Angelo“ zur Seite. Wie ausgebildet war deſſen coloſſale Aufgabe, das weiche Innere mit der ſcheinbar rauhen Außenſeite zu paaren! — wie unvergleichlich das Wiedergutmachen, was ein auffallender Moment zerſtörte! — Hr. Kaibel, dieſer bieder gezeichnete „Romano“, verſtand ebenfalls ſeinen Dichter, und Hr. Weidner reihte ſich verdienſtlich an das Ganze in der Rolle des „Battiſta“; den leidhaften Krächzer, wo es etwas zu fiſchen giebt, und den tückiſchen, herzloſen Geldgierigen bezeichnete er mit vieler Gewandtheit und draſtiſchem Humor. Die weichgeſchaffene „Maria“ konnte nicht beſſer repräſentirt werden, als durch die zartfühlende Mad. Berger. Kurz, Jeder eiferte und einem Jeden gelang es, dieſer geprieſenen Tragödie ein kräftiges Leben ein zu hauchen. Ein Paar Freiſchütz-Dekorationen, als das würdige Haupt Cuno's, die Jagdſtücke u. ſ. w. zierten den Bilderſaal des würdigen „Ottavio“ eben nicht ſehr preislich, zumal da wir das Vergnügen ihrer Bekanntſchaft ſchon lange genießen. —

Seht Euern Referenten,
Wie nach dem Hut er faßt.
Ein Feind von Complimenten,
Die ihm durchaus verhaßt,
Muß er den Hut doch rücken,
Und ſich gar höflich bücken
Vor einem ſelt'nen Gaſt.

Demoiſ. Lindner, vom Frankfurter Stadttheater, iſt dieſer ehrenwerthe Gaſt, dieſe eingeweihte Graßmeiſterin. Den Cyclus ihrer Gaſtdarſtellungen begann ſie mit der Rolle des „Suschen“ im „Bräutigam aus Mexiko“. Wir möchten die garadure Frage uns erlauben: geht hier Natur bei Kunſt, oder Kunſt bei Natur zu Gaſte? Das aus dem Leben Gegriffene dieſer Künſtlerin iſt ein eben ſo würdiger Zögling der vollendeten Kunſt, als dieſe zur Reife gediehene Kunſt ein der reinſten Natur entwundenes Gebilde iſt. Daß bei ſo hohem Standpunkte der Ausbildung das Höchſte erzielt werden kann, bewährte Demoiſ. Lindner. Das unſchuldige, fromme „Suschen“ rührte uns bis zu Thränen und einfach trug Demoiſ. Lindner die Umriſſe in's Leben, unbelaſtet von einer Zugabe ausſchmückender Effektverſuche, die oft das feſteſte Gebäude des dramatiſchen Architekten erdrücken.

Was ſagten wir, als, wie aus einem Munde,
Sie „Suschen“ riefen nach des Luſtſpiels Schluß?
Wir wiederholen es in dieſer Stunde:
„Du, Lindner, biſt Thaliens Genius!“

Die in der Zwiſchenzeit uns vorgeführten Opern, „der Schnee“ und „Camilla“, hätten wir, bei der gänzlichen Noth an Operiſten, da die neuengagirten noch nicht gelandet waren, entbehren müſſen, wenn Hr. Wieſenecker, der ſchon abgegangen war, nicht als Gaſt noch einige Male ausgeholfen hätte. — Den feſtlichen Abend des Geburtstags unſers geliebten Monarchen feierten wir durch einen vom Hrn Ober-Regiſſeur Katzianer geſprochenen Prolog und das zweite Erſcheinen der Demoiſ. Lindner. Als „Margarethe“ in den „Hageſtolzen“ nahm ſie wieder alle Herzen in Anſpruch — Auch als „Madame Schnell“ in der Poſſe „Die Proberollen“, ward ihr ungetheilte Anerkennung für das ſeltene Verdienſt einer Vielſeitigkeit, wie ſie nur ſparſam unter den Kunſtjüngern angetroffen wird. Als „franzöſiſche Gouvernante“ zeigte ſie uns, daß ſie die franzöſiſche Sprache zu gouverniren verſtehe. Wir entſinnen uns nicht, bisher dieſe niederrheiniſche Mundart geläufiger, correkter und mundgerechter auf der deutſchen Bühne gehört zu haben. Im „Kätchen von Heilbronn“ gab Demoiſ. Lindner das „Kätchen“.

Mußt's uns, Holde! ſchon vergeben,
Nichts Vollkommnes giebt's im Leben,
Wie auch Du im klarſten Licht'
Schwebteſt an des Cherubs Hand,
Ganz mit Dir im Einverſtand',
Warſt Du dennoch heute nicht.

Wohlverſtanden, nicht ganz, ſagen wir; daß übrigens des Ausgezeichneten Viel geſpendet wurde, wird bei ſolchem Talente Jeder voraus ſetzen, ſo wie wir nicht bezweifeln, daß nichts zu wünſchen geblieben, wenn das Schwärmeriſche mit dem Naiven weniger verſchmolzen, mehr abgeſondert worden wäre. Wir denken uns das „Kätchen“ in allen Scenen, bis auf die unter dem Hollunderbaume, nicht überirdiſch, nur glühend in der Liebe und einfach vermöge ihrer Erziehung. Das, ihr Schickſal bewachende himmliſche Weſen, kann ſie wohl im Traume, nicht aber im wachenden Zuſtande begeiſtern — Das Kleeblatt der neuengagirten Sänger iſt aus dem öſterreichiſchen Gebiete angelangt. Herr Grill eröffnete den Reigen in der „diebiſchen Elſter“ und ſang den „Gianetto“, wenn auch nicht ohne Befangenheit, mit einer trefflichen Stimme.

Klang und Fülle ſind der Töne
Schöngepaartes Requiſit;
Beides gab ihm die Kamöne
Des Geſanges reichlich mit.

Mit der Beweglichkeit und der mimiſchen Gewandtheit ſteht es noch nicht zum Beſten, gleichviel (?), wir haben den Sänger,

Digitized by Google

der Mimiker wird ſchon kommen. Ein Paar Fechterarten weniger in der Luft und ein Paar Tanzpoſitionen weniger am Boden, was ſchadt's, wenn nur die Stimme Parade macht, und das thut ſie. — Auch die „Ophelia“ in „Hamlet“ gab uns Demoiſ. Lindner, ſo wie die „Roſa“ in Holbein's „Meiſter Martin der Küfner“. Der liebe Gaſt hatte uns gleich zu Anfang verwöhnt, das mag wohl der Grund ſeyn, warum uns Demoiſ. Lindner als „Ophelia“ Einiges zu wünſchen übrig ließ. Was man auch dagegen einwenden mag, wir glauben, daß, ſo wie auf einem und demſelben Boden nicht eine und dieſelbe Frucht zur üppigſten Reife gedeihen kann, ſo iſt dem, durch die Weihe der Kunſt erleſenen Jünger, die Grenzlinie, wenn auch nicht ſcharf, doch ſichtbar angedeutet, vorgezeichnet. Bis hieher und nicht weiter! ruft's ihm zu; und iſt er Land für dieſe Stimme, wagt er ſich über die Linie hinaus, gleich ſteht er da, wie ein Fremdling im unbekannten Lande, und unheimlich iſt ihm und uns zu Sinne. Dieſes ſey im Allgemeinen geſagt, ohne eine zu nahe Beziehung auf unſern Gaſt; denn auch der Cothurn kleidet ihm, paßt aber nicht, wie man zu ſagen pflegt, wie angegoſſen. Der Wahnſinn, dieſe Parade-Scene der „Ophelia“, gelang der Demoiſ. Lindner vollkommen; wir glauben indeß, daß dieſe Aufgabe eben nicht die ſchwierigſte in der Tragödie ſey, zumal für ſolch ein Talent; ſo wie dieſe Rolle wohl nicht die brillanteſte genannt werden kann, obgleich ſie in früheren Zeiten ſich Ruf verſchafft hat; ſpätere Bearbeitungen Shakſpearſcher Trauerſpiele liefern uns viel Beſſeres in dieſer Form; da iſt z. B. der Wahnſinn eines „Lears“ ein ganz anderer Probierſtein. Eben ſo gehört auch die „Roſa“ in „Meiſter Martin“ nicht zu dem Meiſterhafteſten der Demoiſ. Lindner. Wohl zu beachten, wir reden immer im Superlativ, da er uns einmal bei dem werthen Gaſte vorgeſchwebt hat; mit dem Comparativ ſind wir ſelbſt bei dieſen Leiſtungen vollkommen im Reinen. Die Rolle iſt übrigens auch nicht gewichtig genug für einen ſolchen Gaſt, deſſen Aufenthalt von ſo kurzer Dauer war. Wir hörten zwar von „Egmont“ reden, mußten aber dem Genuſſe, Demoiſ. L. als „Clärchen“ auftreten zu ſehen, entſagen, da ſie im „Egmont“ nach Schiller, wie er dieſe Tragödie in fünf Akten für das Weimariſche Theater bearbeitet hatte, einſtudirt war. Hier geben wir den Götheſchen „Egmont“.

Der Monat iſt für den Bericht zu Ende;
Nach Brauch und Sitte ſchließen wir,
Wenn auch im Tagebuch manch' hohe Spende
Des Neu'ſten, aufgezeichnet hier,
Sich drängen will zum heutigen Rapport.
Umſonſt! die Stunde ſchlägt, der Brief muß fort!

Georg Harrys.

Neuſtadt-Eberswalde. Am zweiten Pfingſtfeiertage, Vormittags, ſuchte der Feuer-Arbeiter N., zu Drahthammer bei Neuſtadt-Eberswalde, welcher die Feldzüge in den Jahren 1813 und 1814 als Freiwilliger mitgemacht, ſeine Büchſe hervor, um ſie zu reinigen und des andern Tages bei dem hieſigen Scheibenſchießen Gebrauch davon zu machen. Nachmittags war er mit ſeiner Familie bei einem Kindtauf-Feſte, von welchem er erſt ſpät in der Nacht zurück kehrte. Während ſeiner Abweſenheit nimmt ein anderer, bei ihm in Schlafſtelle liegender Feuer-Arbeiter die Büchſe, ladet ſie, und will ohnweit des Ortes nach einem Ziele ſchießen. Da indeß die Gegend ſehr von Menſchen beſucht iſt, giebt er ſein Vorhaben auf, aus Furcht, Jemand zu beſchädigen, und ſtellt die geladene Büchſe wieder an ihre Stelle. Am nächſten Morgen, nachdem N. kaum aufgeſtanden, kommt eine alte, etwas geiſtesſchwache Weibsperſon, um ſich, wie ſie wöchentlich zu thun pflegte, ein Allmoſen zu erbitten. Zu den hervorſtechendſten Sonderbarkeiten dieſer Perſon gehörte eine ſehr große Furcht vor dem Tode, wodurch ſie ſich oft Neckereien zuzog. Bevor N. ihr ein Allmoſen reicht, ergreift er die Büchſe mit den Worten: „Alte, jetzt mußt Du ſterben!“ ſpannt den Hahn und zielt. Dies hört der, in der Kammer noch im Bette liegende andere Arbeiter, und ruft Jenem, welcher das Gewehr für ungeladen hält, zu: „die Büchſe iſt geladen!“ allein zu ſpät; N. hatte während des Rufes abgedrückt, und die Alte lag entſeelt zu ſeinen Füßen. — Wie viel Unglücksfälle ſind ſchon durch Unvorſichtigkeit mit Schießgewehr herbeigeführt (Schreiber dieſes kennt nun in hieſiger Gegend ſeit vier Jahren drei), und dennoch giebt es ſo viele Beſitzer von Gewehren, welche davon gar keine Notiz nehmen, ſondern nach wie vor ſich der ſchrecklichſten Fahrläſſigkeit ſchuldig machen. —*.

Von einer Petition, welche unlängſt in London zur Abſchaffung der Sklaverei eingeleitet ward, erzählt ein Augenzeuge Folgendes: Am Eingange in eine Reihe Buden befand ſich ein großes Gemälde, einen Neger darſtellend, in flehender Stellung, auf den Knieen liegend, mit gebundenen Händen, die Augen zu Gott gerichtet; darunter die Worte: „Petition zur Abſchaffung der Sklaverei!“ Im Innern der vorerwähnten Buden befanden ſich dann die Tiſche, worauf mehrere Streifen Papier lagen, um die Unterſchriften der Theilnehmer an jener Petition empfangen zu können. Alles ging mit der größten Ruhe ab. (Pandore.)

Der „erſte Tambour Europa's“, Joſeph, iſt unlängſt in Tours angekommen, in Begleitung eines zwölfjährigen Herkules. Dieſer Letztere trägt oft, zur Kurzweil, ſeine Amme auf einem der Boulevards auf ſeinen Armen ſpazieren, um ihr die früher mit ihm gehabte Laſt ein wenig zu vergelten. (Pandore.)

1826. No. XIV.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Schriften für Badereiſende.

Bei herannahender Badezeit erlaube ich mir, auf folgende in meinem Verlage erſchienene, jedem Badereiſenden unentbehrliche Schriften, die in allen Buchhandlungen zu finden ſind, aufmerkſam zu machen:

Kreyſig (Hofrath und königl. ſächſ. Leibarzt, Dr. Friedrich Ludwig). Ueber den Gebrauch der natürlichen und künſtlichen Mineralwäſſer von Karlsbad, Embs, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa. 8. 17½ Bogen auf feinem Schreibpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Moſch (Dr. Karl Friedrich), die Bäder und Heilbrunnen Deutſchlands und der Schweiz. Ein Taſchenbuch für Brunnen- und Badereiſende. Zwei Theile. Mit 50 landſchaftlichen Anſichten und einer Karte der Heilquellen am Taunusgebirge. 8. 50 Bo-

Digitized by Google

gen auf feinem Schreibpapier. Geheftet: 5 Thlr. 8 Gr.

— — Daſſelbe. Ausgabe ohne Kupfer aber mit Karte, Geheftet 3 Thlr.

Leipzig, d. 1ſten Mai 1826.

F. A. Brockhaus.

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben:

Aus dem Leben
eines
Taugenichts
und
das Marmorbild.
Zwei Novellen
nebſt einem Anhange
von
Liedern und Romanzen
von
Joſeph Freiherrn von Eichendorff.

Wir dürfen überzeugt ſeyn, daß die öffentliche Stimme die Empfehlung dieſes neuen Werkes übernimmt, und können deshalb hier alle weitern Worte ſparen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Witting, Wilhelmine, Kunſt die Männer bei guter Laune zu erhalten; ein Angebinde für Neuvermählte und verlobte Jungfrauen. 12. 1826. Preis, geb. 6 Gr.

Wachsmuth, Feodor, der wunderbare Kartenzauberer. Sammlung überraſchender und leicht ausführbarer Kartenkunſtſtücke, zur Unterhaltung für frohe und gemüthliche Wintergeſellſchaften. Zweite mit 29 Kunſtſtücken und einer Kartenlegekunſt vermehrte Auflage. 12. 1826. Preis, geh. 10 Gr.

C. G. Fleckelſen'ſche Buchhandlung
in Helmſtedt.

Schmetterlingskunde.

In Leipzig bei A. Wienbrack iſt verlegt und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen:

K. v. Tiſchers encyclopädiſches Taſchenbuch für Anfänger in der deutſchen Schmetterlingskunde und überhaupt für Freunde dieſer Wiſſenſchaft; 2te ſehr vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. Mit 5 colorirten und ſchwarzen Kupfern. 8. 1 Thlr.

Schon ſeit zwanzig Jahren wurde dieſes ganz praktiſch-inſtruktive Buch, als das Beſte in ſeiner Art, von ſachverſtändigen Beurtheilern empfohlen. Der Herr Verfaſſer hat ihm eine weit vollkommenere Geſtalt gegeben, und ſo wird es als bequemer und zweckmäßiger Begleiter auf den Wanderungen höchſt brauchbar ſeyn. Den Preis von 1 Thlr. für 13 Bogen Text, nebſt einem illuminirten und vier ſchwarzen Kupferſtichen, wird man gewiß billig finden, und dafür iſt es in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben.

Neueſter intereſſanter Roman von dem Verfaſſer der „Memoiren des Satan" und des „Mannes im Monde von H. Clauren."

Bei Gebrüder Franckh in Stuttgart verläßt ſo eben die Preſſe:

Lichtenſtein.
Romantiſche Sage aus der würtembergiſchen Geſchichte
von
Wilhelm Hauff.
3 Theile. gr. 12. Elegant broſchirt: 6 Fl. 30 Kr.
oder 3 Thlr. 18 Gr. ſächſ.

Es möchte für das gebildete Publikum von nicht geringem Intereſſe ſeyn, zu ſehen, wie der Herausgeber der ſo großes Aufſehen erregenden „Memoiren des Satan", der Verfaſſer des witzigen „Mannes im Monde" einen hiſtoriſchen Stoff zu einem Roman benutzte. Wir glauben ſagen zu dürfen, daß dieſer Roman, indem er ſich in der vaterländiſchen Geſchichte auf vaterländiſchem Boden bewegt, indem er geſchichtliche Charaktere auf die anziehendſte Weiſe ſchildert, mit Recht den hiſtoriſchen Romanen der neueſten Lieblingsdichter an die Seite geſetzt werden kann, und ſich die Liebe des Publikums in einem hohen Grade verdienen wird.

Novantiken.

Bilder der Vergangenheit und Gegenwart von K. Graebner, 1ſtes Bdchn. Mit 6 Kupfern von Schwerdgeburth, Ermer und Heß. Taſchenformat in elegantem Umſchlag brochirt. Preis: 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein.

iſt ſo eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig in Commiſſion erſchienen.

Wohlfeilſte Taſchen-Ausgabe
(ordinair Papier à 2 Gr. oder 9 Kr., weiß Druckvelin à 4 Gr. oder 15 Kr. pr. Bändchen)
von
Washington Irvings und Coopers ſämmtlichen Werken.
Ueberſetzt von Mehreren und herausgegeben
von
Chriſtian Auguſt Fiſcher.

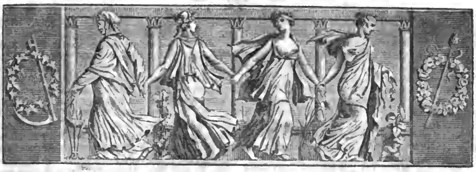
Hiervon ſind bereits 2 Bändchen ausgegeben, und zwar das 1ſte Bändchen von Irvings Skizzenbuch, und das 1ſte Bändchen von Coopers Spion. Binnen Monatsfriſt erſcheinen die beiden folgenden Bändchen. — Der neueſte Roman von Cooper: „der Letzte der Mohicans", wird bereits überſetzt, und ſoll unmittelbar nach dem Begonnenen folgen, damit die zahlreichen Subſcribenten das Neueſte in dieſer Ausgabe ſchnell erhalten. Mit Ende July wird der Preis auf 3 Gr. oder 12 Kr., und 6 Gr. oder 24 Kr. pr Bändchen erhöht.

Frankfurt a. M., den 5. Mai 1826.

J. D. Sauerländer.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 9. Juni. 91ſtes Blatt.

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro.

(Fortſetzung.)

Am 9ten Junius befanden wir uns bei Nord-Weſtwinde unter 44° Breite und 16° Länge, die Witterung war trübe und die See ging ſehr hoch, d. h. ſie ſchlug furchtbare Wellen. Am folgenden Tage legte ſich der Sturm, und am 11ten Junius kamen wir bis zum 43° Breite und 13° Länge. Am 12ten Junius begegnete uns, bei völliger Windſtille, das Hamburgiſche Schiff Harmonie, geführt vom Capitain Arends, und zwar ſo nahe, daß beide Capitains mit einander ſprechen konnten; bei der herrſchenden Windſtille wurden beide Schiffe gepackt, d. h. durch Fixirung der Segel außer Cours geſetzt. Am Morgen des 13ten Junius holte unſere Schaluppe den Capitain Arends von der Harmonie zu uns; er wohnte dem Gottesdienſt bei, frühſtückte mit dem Capitain Voß, welcher ihn dann zum Bord der Harmonie begleitete. Nachmittags kehrte der Capitain Voß mit ſeinem Freunde, dem Capitain Arends, zurück, und ſahen Beide mit Vergnügen unſern luſtigen Leuten zu, die einen Bärentanz burlesk genug veranſtaltet hatten.

Am 14ten Junius ſetzte ſich der Wind treflich nach Norden, und wir ſegelten an dem Tage bis zum 41° Breite 13° Länge, und am 15ten bis zum 38° Breite 16° Länge. Der bisherige Polizei-Meiſter Raſch, einer aus dem Zuchthauſe, ein gewandter aber ſpitzbübiſcher Menſch, den der Major Schäffer unbegreiflicher Weiſe in dieſe Charge eingeſetzt hatte, wurde wegen außerordentlicher Grobheit gegen den Lieutenant v. K—r und den Wachtmeiſter Heinrici caſſirt, und an deſſen Stelle der Ober-Jäger Müter eingeſetzt. Hinſichtlich jenes frechen Menſchen wurde von der Commiſſion beſchloſſen, ihn in Rio Janeiro dem Gouvernement zur Unterſuchung zu übergehen. Nach dem Kriegsrecht hätte er 3 Jahr Feſtungsſtrafe verdient. Eben ſo tumultuariſch, wie der Raſch, betrug ſich der Zuchthäusler Loſacker. Ueberhaupt ſah man deutlich, daß ſich auf dem Schiffe eine Conſpiration ſchlechter Menſchen bildete, welche allen rechtlichen Leuten der Germania den Tod geſchworen hatte.

Am 18ten Junius paſſirten wir die Inſel Porto-Santo; bald darauf erreichten wir Madeira. Ein impoſanter Anblick überraſchte uns; auf weitem Meere zwiſchen Himmel und Erde auf einmal eine blühende Inſel, von Felſen geſchützt, mit grünenden Reben, welche den herrlichſten Wein verſprachen; im Hintergrunde ein dichter Wald, der amphitheatraliſche Proſpekt von der Hauptſtadt Funcale, bei der Morgenſonne zum Entzücken ſchön; kurz der Anblick dieſer ſchönen Inſel erfüllte jeden gefühlvollen Menſchen mit innigſter Freude. Ohngefähr eine halbe Meile ſegelten wir bei Madeira vorbei; die höchſten Berge lagen im Nebel; deshalb ſahen wir auch nur in einem ſchönen clair obscure dieſes herrliche Eiland. — Der nichtswürdige Raſch wurde aus beſonderer Vorſicht wieder in ſeine Stelle eingeſetzt, nachdem er den Lieutenant v. K—r und den Wachtmeiſter Heinrici um Verzeihung gebeten

Digitized by Google

hatte. Zu gleicher Zeit beſchloß aber die Commiſſion, ihn unter ſtrenge Controlle zu ſetzen, und ſcharf auf ſeine Anhänger zu ſehen.

Am 19ten Junius machten wir in vier Stunden ſieben deutſche Meilen bei günſtigem Nordwinde. Das tumultuariſche Weſen auf dem Schiffe nahm immer mehr zu. Der wieder eingeſetzte Polizei-Meiſter Raſch ſchlug ſich in meinem Beiſeyn mit dem Ober-Jäger Stock. Ich machte durch meine Dazwiſchenkunſt dem Streit ein Ende: Stock wurde degradirt; doch ſchien er ſeinen Vorgeſetzten ergeben, und nur die Feindſchaft gegen den ſchlechten Raſch hat ihn zu manchem unnützen Streich verleitet.

Am 22ſten Junius erfreuten wir uns eines guten N. O. Windes. Nachmittags um 2 Uhr kam der Polizei-Meiſter Raſch zu dem Lieutenant mit der Meldung, daß die Leute, welche bisher auf dem Schiffe als Matroſen gearbeitet, zu dieſer Beſchäftigung keine Luſt mehr hätten, weil ihnen der Ober-Steuermann einen Trunk Bier verſagte, den er doch den Matroſen nicht verweigerte. Der Ober-Steuermann vertheidigte ſich in der Art gegen den Capitain, daß er ſagte: die Leute hätten ſich mit Gewalt zum Bier drängen wollen. Hierauf erwiederte Raſch: „Steuermann, das iſt nicht wahr; Sie lügen dem Capitain etwas vor!“ — dann führte er mehrere aufrühreriſche Reden, die offenbar auf beabſichtigten Streit mit dem Capitain Voß und dem Steuermann Helmholz hinzielten. Der Letztere wurde entrüſtet, und ſchimpfte Raſch und deſſen Conſorten Spitzbuben, Strandjungen und dergl. Auf dieſen Lärm kamen die Leute in Aufruhr; laut äußerten ſie, daß ſie dem Kaiſer nicht als Jungen, ſondern als Männer dienen wollten; der Capitain nahm Partei für den Steuermann; Raſch erhielt den Befehl, unter das Verdeck zu gehen, und er gehorchte willig. Der Capitain und Steuermann ſchimpften fort, und Erſterer wollte ſchon die Kanonen mit Spikern laden laſſen. Der Steuermann blieb die Nacht über mit Piſtolen und Hirſchfänger bewaffnet, und drohte, wenn der Raſch über den Mittelmaſt hinaus käme, ihn auf der Stelle nieder zu ſtechen. Zum Glück ging die Nacht ruhig vorüber.

In den folgenden Tagen, vom 23ſten bis zum 25ſten Junius, hatten wir fortdauernd günſtigen Nord-Oſt-Wind, ſo daß wir an dem letzten Tage neun deutſche Meilen in vier Stunden zurücklegten. Der Lieutenant v. K—r wurde ſeekrank, und ich erhielt das Militair-Commando ausſchließlich. In einer Entfernung von ſechs Meilen fuhren wir am 25ſten Junius bei den Cap-Verdſchen-Inſeln vorbei. Die Berge derſelben waren in Nebel gehüllt, und nur ihre Spitzen konnten wir wahrnehmen. Einen ſchönen Anblick gewährten uns auch die in Menge aufſteigenden ſchön-gezeichneten fliegenden Fiſche. Die Mannſchaft betrug ſich in dieſen Tagen ruhig.

Am 26ſten Junius wandte ſich der Wind nach Süd-Süd-Oſt, und des Nachmittags trat völlige Windſtille ein. Die Frau des Coloniſten Hockemüller wurde von einem Knaben glücklich entbunden. Am Mittag entzweite ſich der Doktor H—t mit dem Capitain Voß, wegen Forderung von Pflaumen und Kirſchen für Kranke. Der Capitain äußerte, für leichte Kranke führe er keine Pflaumen oder Kirſchen bei ſich. Der Streit wurde ſehr heftig; ich befand mich indeſſen im vorderen Schiffsraum, und habe davon nichts weiter gehört. Der Doktor H—t hatte indeſſen eine Schrift aufgeſetzt, die nach ſeiner Angabe die Verbal-Injurien enthalten ſollte, die ihm Capitain Voß zugefügt hätte, mit der Bitte an die Mitglieder der Commiſſion, ſie zu unterzeichnen und zu beſtätigen. Es wurde aber dem Doktor H—t geſagt, wenn er geſetzliche und rechtmäßige Beſchwerden gegen den Capitain Voß habe, ſo möge er dieſelben bei der competenten Behörde anbringen; übrigens ſey der Capitain ein Mann, der von jedem Rechtlichen auf dem Schiffe äußerſt geachtet würde. — In der That hatte der Herr Doktor aus unzeitiger Güte an jeden leichten Kranken Madeira oder Port-Wein, Selter-Waſſer, Kirſchen und Pflaumen auf desfallſige genehmigte Requiſition verabreicht; dergleichen theure Species ſind aber dem Capitain nur in kleinen Portionen, und für Nothfälle geliefert worden. Dieſe unüberlegte Freigebigkeit des Herrn Doktor führte ihn übrigens ſo weit, daß unbedeutend Kranke nur deshalb Kirſch-Suppe zu eſſen verlangten, weil ſie zu etwas Anderem keinen Appetit hatten. Auf dieſe Weiſe machte ſich Herr H—t bald beliebt, bald unbeliebt, bei jedem Beſonnenen aber verhaßt. Ueber den ſeekranken Lieutenant v. K—r urtheilte er, daß er ihm nichts mehr gelte, als ein gemeiner Burſche. Ein ſolches Benehmen ſtimmte ganz beſonders mit der geheuchelten Humanität überein, die er den leichten Kranken widerfahren ließ! Der Herr Prediger E—s belobte übrigens die widerſetzliche Mannſchaft, und man ſah und hörte ihm bei dieſer Rede recht deutlich ſein ſcheinheiliges Benehmen an. — Am 27ſten Junius war Gottesdienſt, der Prediger ſagte unter Anderem, heuchleriſch genug: „Wenn die Leute ſich nicht im Zügel zu halten wüßten, werde der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden; aber bald würde es anders werden, und eine beſſere Zukunft warte der Schiffsgeſellſchaft.“ — Am 28ſten Junius Vormittags entſtand Streit zwiſchen dem Ober-Jäger A—s und dem Coloniſten W—n, wegen eines ſcherzhaften Wortes, welches A—s zu W—n geſagt hatte; nämlich A—s möchte Hrn. W—n bei'm Lachen abkonterfeien. Letzterer nannte darauf jenen einen Hanswurſt u. ſ. w.

Digitized by Google

W—n betrug ſich wie ein roher, ungeſchliffener Menſch, war von ſich ſehr eingenommen und grob. Seine Familie hat ſich durch Schmutz, Rohheit und Liederlichkeit der älteſten Tochter ausgezeichnet, und jede bei derſelben ſich befindende Familie wünſchte von dieſen Leuten befreit zu ſeyn.

Am 29ſten Junius war ſtarker Süd-Weſt-Wind; am Mittag ſtilles Wetter. Die Frau des Tiſchler Gaeke wurde von einer Tochter glücklich entbunden. Die unruhigen Gemüther ſchienen ſich etwas abgekühlt zu haben, die alte Vertraulichkeit wurde indeſſen vermißt, und Parteien traten an deren Stelle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der heilige Cinnatus.

In Segur's „Erinnerungen und Anekdoten" kommt Folgendes vor: „Kurz vor der franzöſiſchen Revolution gab es noch manchen Edelmann, der ſo zu ſagen ſtolz auf ſeine Unwiſſenheit war, ſo wie im ſechszehnten Jahrhundert es Adliche gab, die keck genug waren, ſich zu brüſten: daß ſie nicht einmal ihren Namen ſchreiben konnten! — Als ich (Segur) im Jahr 1783 aus dem glorreichen Kriege in Amerika zurück gekommen, wo ich mit Lafayette, Rochambueg gefochten, und dafür zum Ritter des heiligen Lazarus, des heiligen Ludwigs- und des Cincinnatus-Ordens ernannt war, ſagte ein Adlicher (aus einer ausgezeichneten Familie herſtammend) zu mir: „Nun, Freund, biſt Du ja reich genug an Heiligen! Du haſt deren Drei: den heiligen Lazarus, den heiligen Ludwig und den heiligen Cinnatus! Was Letzteren betrifft, ſo will ich des Teufels ſeyn, wenn ich weiß, wo meine amerikaniſchen Freunde den ausgeſcharrt haben!" (Cincinnatus wird im Franzöſiſchen wie Saint Cinnatus geleſen.)

Duſchet.

Wanderlieder von Hohnhorſt.

7. Erquickung.

Das Haus zur kühlen Quelle
Belobt ſich ſelber ſchon;
Matt trat ich auf die Schwelle
Und ging geſtärkt davon.

So biet' ich, kühle Quelle!
Im Liede Dank dir an;
Es ſegnet deine Stelle
Der müde Wandersmann.

„Du kommſt von weiten Wegen?"
So fragt die Wirthin jung;
„Dafür will ich dich pflegen,
Nimm dieſen kühlen Trunk.

Da haſt du Butter, friſche,
Und willſt du Milch und Brod?
Nimm Platz an unſerm Tiſche;
Hier leide Keiner Noth!"

Und als ich es genoſſen,
Da trat ſie wieder ein:
„Dies Röslein iſt geſproſſen
Im Garten; es ſey dein!"

Ihr Guten! lebt beglücket;
Mein Dank für euch iſt reich;
Wie habt ihr doch erquicket
Mir Leib und Herz zugleich!

8. Ausdauer.

Wie wohl ein guter Pilger pflegt
In heißen Sommertagen,
Den Rock hab' ich ſchon abgelegt
Und ſchulterwärts geſchlagen.

Die Binde löſ' ich auch mir ab
Und lüfte mich von Banden;
Hätt' ich nicht dich, mein Wanderſtab!
Ich müßte hier verſanden.

Und will der Muth entſinken mir
In heißer Mittagsſtunde,
So denk' ich, Liebchen, mich bei dir!
Und wandl' auf Raſengrunde.

9. Am Abend.

Fallen die Aeuglein dir zu?
So geh' zur Ruh'
Und laß Gott walten,
In allen Geſtalten.
Er wird dich laden
Mit ſeinen Gaben,
Nach heißen Wegen
Mit Schlummers Segen.
Fremd iſt dir Alles hier und unbekannt;
Schlaf' ruhig, er ſchützt dich mit Vaterhand.

10. Behagen.

Aus langer Weile mach' ich mir
Ein Pfeifchen Taback an:
Heut lieg' ich ſtill und raſte hier,
Weil ich nicht weiter kann.

Fern donnert das Gewitter aus
Und ſenkt ſich nicht in's Thal;
Zieh' mir nicht über's Vaterhaus
Mit deinem Blitzesſtrahl.

Ihr Röslein! würzet immer neu
Die Luft mit eurem Hauch;
In eurem Herzen iſt es Mai,
Wie in dem meinen auch.

Und kaum bemerkt euch Einer hier
In eurer Blüthezeit:
So geht es, armes Mädchen! dir
In deiner Einſamkeit.

Beglückte! der nicht insgeheim
Verſuchung Fallen ſetzt,
Bald kommt ein Jüngling, holt dich heim,
Wie ich die Roſe jetzt.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Herr Graf Brühl hat, als Zeichen des Wohlwollens, kurz vor ſeiner Abreiſe von den Königlichen Prinzen ein koſtbares Porcellan-Service erhalten. Es beſteht aus mehreren Vaſen, auf denen des Grafen Schloß Seifersdorf (unweit Dresden), das Königl. Schauſpielhaus und Opernhaus, ſo wie mehrere Blumenſtücke, unter andern ein Kranz, der den Namen Carl von Brühl in den Anfangsbuchſtaben der Blumen bildet, ſehr ſauber und geſchmackvoll gemalt ſind. Die Teller und Schüſſeln haben Figuren aus dem Feſtzuge „Lalla Rukh", als Verzierung; die Perſonen, welche bei jenem Zuge mitwirkten, ſind ſehr ähnlich. — Unſer berühmter Schauſpieler Hr. Wolff wird das Bad in Wiesbaden beſuchen, und zwar ſchon ſehr früh, um dem Menſchengewirre aus zu weichen; hernach zur Erholung die köſtlichen Rheinlande beſuchen und wahrſcheinlich erſt im Herbſt mit ſeiner Gattin hier wieder eintreffen. — In einem frühern Berichte erwähnte ich, daß Berlin Manches enthalte, was von Vielen nicht gekannt iſt; in Bezug hierauf erinnere ich an zwei ſehr intereſſante Gegenſtände. Der erſte ſind die Modelle der Feſtungen, welche unter Ludwig XIV in Paris angefertigt, von unſern Truppen (1814) dort erbeutet und hieher geſendet wurden. Es ſind an dreiſſig Feſtungen, unter ihnen vorzüglich Straßburg, Lille, Maubeuge, Landrecy, Avesnes, Quency u. ſ. w. zu bemerken. Wohlerhalten und geraumig aufgeſtellt, in einem Hauſe am ſchleſiſchen Thore, hat ein geſchickter Inſpektor die Aufſicht. Dem Kenner und Militair ſind dieſe in's kleinſte Detail gehende Abbildungen ſehr wichtig; den Laien aber überraſcht dieſe treue Miniatur-Copie ſo angenehm, daß er ſich nur ſchwer vom Anſchauen losreißen kann. Der Straßburger Münſter z. B. iſt in allen ſeinen Theilen ſo ausgearbeitet, daß Jeder, der ihn einſt beſtieg, die Treppen, Geländer, Plafonds und Verzierungen ſogleich wieder erkennen wird — Außerdem findet man hier ein Modell von Paris, mehrere Modelle von Brücken, Schlöſſern, Schleuſen u. ſ. w., wie auch das Fort Ehrenbreitſtein bei Coblenz. Wer dieß Rieſenwerk neuerer Militair-Baukunſt in ſeinen Details, vom kleinſten Brunnen an bis zur Einrichtung der Caſematten, kennen lernen will, der ſehe und er wird über dieſe Arbeit, die Geſchmack und Solidität verbindet, erſtaunen. Der Inſpektor iſt Verfertiger dieſes gelungenen Modells. — Ein zweiter ſehenswürdiger Gegenſtand iſt der im Cadetten-Hauſe befindliche „Feldmarſchalls-Saal", der an Größe und Leichtigkeit der Bauart den ſchönſten Sälen im Königl. Schloſſe gleich zu ſtellen, allen in Privathäuſern aber vor zu ziehen iſt. In dieſem Saale befinden ſich die Bruſtbilder der ſämmtlichen preußiſchen Feldmarſchälle, von den früheſten Zeiten an bis auf jetzt; wo noch Lücken ſind, ſcheut man keine Koſten, ſie zu füllen. Hier findet man zugleich die Gemälde ſämmtlicher preußiſchen Könige und vieler Churfürſten und Prinzen; ferner mehrere Büſten der Mitglieder unſers jetzigen Königshauſes; auch den Degen Napoleons, welchen der alte Blücher der Anſtalt ſchenkte. Der Saal iſt, ſeinem Zwecke gemäß, einfach verziert; zwei Kronleuchter, denen im Schauſpielhauſe gleich, ſchmücken die Decke, und zehen hohe gewölbte Fenſter geben dem Ganzen ein imponirendes Anſehn. Noch erwartet man die coloſſalen Gyps-Statuen Bülow's und Scharnhorſt's, welche der geniale Rauch der Anſtalt verſprachen. Die Anordnung der Portraits richtet ſich nach den verſchiedenen Herrſchern, und vorzüglich gewähren die Helden unſerer Zeit, die das lebensgroße Bild des Königs, nach Gerard, umringen, einen erfreulichen Anblick. In dieſem Saale werden die Zöglinge der Anſtalt, welche in die Armee treten, zu Offizieren ernannt, ebenſo die kleinen Avancements in der Anſtalt ſelbſt angekündigt; am Geburtstag des Königs von den jungen Leuten und ihren Vorgeſetzten Reden gehalten u. ſ. w. Den Sylveſter feiert man in dieſem Saale gewöhnlich mit einem Balle; auch dient er oft zu kleinen Conzerten, von dem kunſtliebenden Chef des Inſtituts veranſtaltet, theils von Dilettanten, theils von geachteten Muſikern unterſtützt, und von dem Lehrer- und Offizier-Perſonal, ſo wie von den Cadetten ſelbſt, beſucht. — Dankbar iſt es von dem hieſigen Magiſtrat an zu erkennen, daß er über die breiten Rinnſteine an den Straßen-Ecken Trottoir-Steine hat legen laſſen, was vornehmlich die Damen ſehr erfreut. — Sollte man aber nicht auch den Staub vertreiben? Warum giebt der Magiſtrat nicht die Anordnung, daß jeder Hausbeſitzer, nach Umſtänden ein oder ein Paar Mal täglich, vor ſeinem Hauſe ſprengen laſſe? Es iſt ja leicht, über die Befolgung dieſer Anordnung zu wachen. A. v. S.

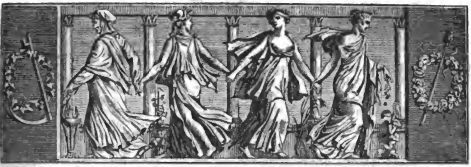
— Am 1. Juni: Conzert, gegeben von Hrn. Haitzinger. — Mad. Neumann war glücklich angekommen, und wurde mit lebhaftem Beifall empfangen. Sie ſprach ein kleines Gedicht: „Nichts und Etwas", und ſang, mit Hrn. Haitzinger, drei einfach-hübſche Lieder. Ueber jenes Gedicht, zart und angemeſſen vorgetragen, wird es an Wortſpielen nicht fehlen, weil ſie gar zu nahe liegen; wir aber wollen ſie eben deshalb hier fern laſſen. Mad. Schatz ſang eine Arie aus Mozart's „Titus"; die grandioſe Compoſition erhielt ihr Recht durch die vollendetſte Kraft und Großartigkeit der Verzierungen. — Hr. Haitzinger zeigte ſich in Arien von Mozart und Mercadante, ferner mit Mad. Seidler in einem (nicht vorzüglichen) Duett zur „Italienerin in Algier", mit Hrn. Wild in einem Duett aus Roſſini's „Richard und Zoraide", zuletzt in einem mit den Damen Seidler und Schatz und Hrn. Wild vorgetragenen Quartett, ebenfalls von Roſſini (aus „Eliſabeth"), abermals als Sänger von tüchtiger Schule und Hr. Wild glänzte durch die Fülle und Weiche ſeines Tons. — Der junge Julius Griebel nahm auch ſein Theil Beifall durch ein Capriccio auf dem Violoncell mit ſich hinweg. — In Berlin ſind wohl niemals ſo viele ausgezeichnete Tenoriſten zu einer Zeit, oder kurz hinter einander, gehört worden. Wild, Bader, Haitzinger und Jäger ſind hier, die Herren Cornet und Hambuch werden erwartet — Mad. Schröder, und ihr junger Mann, Hr. Kunſt, hat man uns auch als erwartete Bühnengäſte genannt. E—w.

Die Baſtille, unter König Johann auf Befehl des Dauphin-Regenten (nachher Karl V) angefangen, unter Karl VI fortgeſetzt, von Heinrich II vergrößert, und urſprünglich zum Bollwerk von Paris gegen die Angriffe der Engländer auf dieſe Stadt beſtimmt, diente Heinrich dem Vierten zum Treſor, ward ſpäter Gefängniß für Dichter, Magiſtrate und Bürger von Paris, und endlich am 14. Juli des Jahres 1789 durch Volkslaune erſtürmt und zerſtört! Gleich darauf wollte man an derſelben Stelle eine Säule zum Ruhm Ludwigs XVI, des „Vaters des Vaterlandes", errichten, ein Vorſchlag, der mit Enthuſiasmus votirt ward, und wie anders war es 1793!! Napoleon endlich befahl, einen Springbrunnen an jene Stelle zu bringen, beſtehend in einem großen bronzenen Elephanten (der das Waſſer durch ſeinen hochgehaltenen Rüſſel ausſpeien ſollte) mit einem Thurm auf dem Rücken. Das ganze Werk ſollte 100 Fuß meſſen, ward aber durch den großen Koſten-Aufwand verzögert, und kam dann nicht zur Ausführung. (Pandore.)

Der Präſident eines Gerichtshofes hatte über einen Verbrecher das Todesurtheil ausgeſprochen; dieſer machte hierauf folgenden Antrag: „Wenn Sie mir Gnade angedeihen laſſen, oder wenigſtens die Strafe mildern, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, von meinen mitgefangenen Kameraden Geſtändniſſe zu erlangen, die ſie Ihren Agenten niemals leiſten werden!" — „Aber", meinte Jener, „wie werden ſie Dir willfahren, zu dem ſie doch minder Vertrauen hegen können, als zu uns?" — „Verzeihen Sie, Herr Präſident, Jene wiſſen, daß ich drei Mal verurtheilt worden, einmal zu ewiger Zwangsarbeit; ſo etwas giebt uns dann Anſehen und Werth!!" (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 10. Juni. 92ſtes Blatt.

Wanderlieder von Hohnhorſt.

11. Erfahrung.

Aus dem Fenſter hinaus —
Da haſt du gut ſchauen;
O! wie flieg' ich ſie aus,
Die weiten Auen.

Aber morgen bei'm Wandern,
Eh wir da drüben ſind —
Ein Fuß vor dem andern —
Geht nicht ſo geſchwind!

12. Orakel.

Hier halt' ich an zur Ruhe
Bei dieſem klaren Quell,
Der aus des Berges Truhe
Hervorquillt ſilberhell.

Heil dieſen hohen Eichen
Mit ihren Aeſten breit!
Sie ſahen manche Zeichen
Aus längſt vergang'ner Zeit.

Und hoch in eure Kronen
Schweb' ich entzückt empor;
In hohen Sphären wohnen,
Entriegelt manches Thor.

Wie flüſtert ihr ſo leiſe
Und ſchauert wieder laut,
Als ſpielt' in euerm Kreiſe
Zephyr und Windesbraut.

Sieh! ehrerbietig neiget
Sich jeder Wipfel meiſt;
Aus ſeinen Burgen ſteiget
Der alte Eichengeiſt.

Nun bleibet mir mit Scherzen,
Leichtfert'ge Lüfte! fort,
Denn ſeinem alten Herzen
Entſchauert ſchon das Wort:

„Wer heil'ge Dinge wahret,
Wird groß auch in der Zeit;
Die Kräfte, die er ſparet,
Sind für die Ewigkeit.

Jünglinge, d'rum ihr Alle!
Behüthet euern Schatz;
In hoher Lebenshalle
Habt ihr dann euern Platz!“

13. Das Blümchen.

Du ſchönes Blümchen,
Am ſtillen Ort,
Dich ſieht kein Auge,
Dich lobt kein Wort.

Du mußt verblühen
So ganz allein;
Wie magſt du alſo
Vergeſſen ſeyn?

„O! laß die Sage,
Ich lebe gut;
Wie käme Klage
Zu frohem Muth?

Kann ja dem Himmel
In's Auge ſchau'n,
Des Herzens Träumen
Ihm anvertrau'n.

Und kämen Menſchen
Noch ohne dich,
Die würden grauſam,
Und brächen mich.

Digitized by Google

So trag' ich Saamen
An dieſem Ort,
Und blüh' und lebe
Zu Andern fort!"

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro.

(Fortſetzung.)

Am 30ſten Junius heftiger Regen und Windſtille. Mittags kam Raſch und verlangte den Lieutenant v. K—r geheim zu ſprechen; darauf eröffnete er ihm, daß er Willens ſey, die Tochter des Coloniſten W—n zu heirathen, weil ſie von ihm ſchwanger wäre. Der Lieutenant erwiederte ihm: daß er gegen die Verbindung nichts ein zu wenden habe; wenn es der Vater zufrieden wäre, ſo wollte er die beabſichtigte Verbindung dem Kaiſer vorſtellen, bis dahin könne aber keine Trauung erfolgen. Der Coloniſt W—n war es zufrieden, und ſpäter ergab ſich, daß dieſes Mädchen nicht ſeine Tochter war. Der Raſch nahm darauf das Mädchen zu ſich, ohne alle Weigerung der Behörden, weil man dieſen Menſchen und ſeine Anhänger nicht reizen wollte. Es wurde überhaupt beſchloſſen, jene verderbten Menſchen mit der möglichſten Schonung zu behandeln, bis ſie erſt an den Ort ihrer Beſtimmung geführt worden. An demſelben Abend kam Raſch zu dem Lieutenant mit den Worten: Nach ſeiner Uhr ſey es acht; ob er ſolle Retraite blaſen laſſen? Der Lieutenant bejahte es, und die Retraite wurde geblaſen; da es aber nach der Schiffsuhr noch nicht acht war, ſo ſangen die Cajüte-Paſſagiere noch ein Liedchen, worüber ſich der Capitain ſelbſt freute. Der impertinente Raſch kam darauf zu dem Lieutenant und ſagte: „Wenn die Herren in der Cajüte ſängen, ſo würden die Leute vorn ebenfalls ſingen. Darauf wurde das Singen eingeſtellt. Nachdem nun aber Alles gethan war, um ſolche Friedensſtörer zur Ordnung zu bringen, ward von der Commiſſion beſchloſſen, bei weiter vorkommenden Inſubordinations-Vergehen ſolche ſchlechte Menſchen auf der Stelle zu erſchießen. Zu gleicher Zeit wurde dem unzuverläſſigen Prediger E—s unterſagt, in den vordern Raum zu gehen. Es waren indeß der Guten genug, welche gelobten, bei einer Revolte des Raſch und Conſorten ihr Leben für die gerechte Sache zu wagen. Dieſe Menſchen glaubten, ſie würden deshalb gefürchtet, weil ſie die Mächtigeren wären; allein ſie irrten ſich ſehr, indem ſie die gute Abſicht der Commandeurs, Ruhe zu erhalten, mit Furcht verwechſelten. Sofort waren wir, der Lieutenant v. K—r, ich, der Capitain und Ober-Steuermann ſtets unter den Waffen.

Am 2ten Julius fiel, bei Süd-Weſt-Winde, beſtändiger Regen. Am Abend machte der Ober-Jäger Biſchoff die Anzeige, daß die Rotte des Raſch ſich gegen das commandirende Perſonal rüſte, und ſie nieder zu machen im Sinne habe. Es war acht Uhr; wir griffen ſogleich zu den Waffen: der Lieutenant v. K—r, der Ober-Steuermann Helmholz und ich trieben das Geſindel zu Paaren. Aus den daraus folgenden Arretirungen und Verhören ergab ſich, daß Raſch und Conſorten den nichtswürdigen Plan entworfen hatten, die Offiziere des Schiffs zu ermorden, und dann mit dem Schiffe rückwärts in einen ſpaniſchen Hafen ein zu laufen. Die Mitglieder der Commiſſion und ſämmtliche bewaffnete Mannſchaft blieb unter den Waffen.

Am 3ten Julius Süd-Weſt unter Regen. Die Rebellen Raſch, Fritz, Loſacker, Theuerkop, Mumme und Rieck wurden mit Peitſchenhieben beſtraft, ſo wie auch ihr Anhänger Lockmann. Erſtere ſechs wurden in einen Beſchlag nach dem Bogſpriete als Arreſtanten geſetzt, und ſollten als ſolche nach Rio Janeiro geführt werden, um hier ihre Strafe zu erhalten. Der Böſewicht Rieck ſtürzte ſich, in Verzweiflung wegen ſeiner Schuld, in das Meer, wurde aber wieder heraus geholt.

Am 4ten Julius erhob ſich in der Nacht gegen 12 Uhr ein heftiger Sturm aus Oſten; das Schiff legte ſich gänzlich auf die Steuerbord-Seite. In dieſer Gefahr machten ſich die Rebellen los, wurden aber ſofort wieder arretirt, und in's Verhör der Commiſſion genommen. Aus dieſem ergab ſich, daß die Rädelsführer der Rebellion waren: 1) der Raſch, als der erſte Meuterer, 2) der Ober-Jäger Fritze, 3) der Matroſe Heinſohn, 4) Jäger Loſacker, 5) Jäger Theuerkop, 6) Jäger Mumme, 7) Jäger Schoppe, und 8) Jäger Rieck. Es wurde von ihnen eingeſtanden, daß ſie ſchon bei Glückſtadt im Willens geweſen wären, das Schiff in Brand zu ſtecken, dann die Golle ab zu ſchneiden, und damit zu entfliehen. Dieſer Plan ſey aber vereitelt worden, und ſie hätten darauf den Entſchluß gefaßt, in der franzöſiſchen Bucht ſich des Schiffes zu bemächtigen, und nach Ermordung ihrer Vorgeſetzten nach Bilbao in Spanien zu ſegeln. Da auch dieſes Vorhaben geſcheitert ſey, ſo wäre ſpäterhin beſchloſſen worden, den 2ten Julius des Abends bei finſterer, regnigter Nacht die Vorgeſetzten des Schiffs zu ermorden! — So weit das offene Geſtändniß jener boshaften Menſchen, das ſie bis zur Frechheit, ohne jede Entſchuldigung ihrer Fehler, ablegten. Die Vorſicht bei den Wachen wurde verdoppelt, und am folgenden Tage, am 5ten Julius, trat die Commiſſion zuſammen, und faßte den Entſchluß, die gefährlichen, des Hochverraths überwieſenen Rebellen zu füſiliren. Zur Rechtfertigung ihres Benehmens beſchloß die Commiſſion, aus den 16 Schiffs-Sektionen, je aus jeder 2 Mitglieder zu einem competenten Ausſchuſſe von 32

Digitized by Google

Perſonen zu ernennen, welcher das Urtheil der Commiſſion gleich einer Jury zur endlichen Entſcheibung vorgelegt werden ſollte. Nach der Wahl dieſes Ausſchuſſes, der aus den rechtlichſten Leuten in den Sektionen beſtand, wurden demſelben die durch eigenes Geſtändniß der Angeklagten erhärteten Anklagepunkte mit dem Uetheil der Commiſſion vorgelegt. Mir allgemeinem: Schuldig! und mit einem lauten Hurrah, genehmigten Alle das Todesurtheil, welches nach Artikel 9 der Inſtruktion des Herrn Major v. Schäffer ebenfalls hinreichend geechtfertigt war. — Um 10 Uhr Vormittags wuede den Rebellen von Seiten der Commiſſion ihr Todesuetheil eröffnet; damals befanden wir uns unter 8° 40′ N. Beeite und 19° 1′ der Länge. Sie empfingen ihr Urtheil gegen Erwarten mit kalter Verachtung des Todes, einer ausgenommen, Feitze, den das Gewiſſen und die Vorſtellung von dem Tode feige gemacht hatte. Das Urtheil wurde um 12 Uhr Mittags, bei aufgezogener Flagge, vollſtreckt, und, in Entfernung von 5—6 Schritt, wueden am Bord erſchoſſen: 1) Feitze, Karl Wilhelm Eduard, ein Zuchthäusler, vom Wachtmeiſter Heinrici. 2) Loſacker, Johann Friedrich, ein Zuchthäusler, durch den Steuermann Wilkens. 3) Schoppe, Johann Chriſtian, ein Bauer, vom Schiffs-Zimmermann Peterſen. 4) Theuerkov, Johann Chriſtian Ludwig, Zuchthäusler, vom Ober-Jäger Stock. 5) Heinſohn, Chriſtian, Mateoſe, vom Zimmermann Peterſen. 6) Rieck, Friedrich Daniel Gerhard, Zuchthäusler, vom Ober-Steuermann Helmholz. 7) Mumme, Herrmann Wilhelm, ein Bäcker, vom Ober-Jäger Biſchoff. 8) Raſch, Johann Karl, Züchtling, als Haupt der Rebellen, vom Wachtmeiſter Heinriei. — Nach dem Tode dee Rebellen wuede ein „Herr Gott, dich loben wir!“ — geſungen, und Gott für die Errettung von dieſer Gefahr im andächtigen Gebet gedankt. Vom 6ten Julius an bis zum 15ten Auguſt, alſo 41 Tage, hatten wir daeauf höchſt ungünſtigen fortdauernden Süd-Weſt-Wind. Das Betragen der Mannſchaft war im Allgemeinen, ſeit jener Execution, lobenswerth. Am 6ten Julius ſchoß ich einen Hayfiſch, der unſer Schiff begleitete, und ohngefähr 90 Pfund ſchwer war. — Auch in den folgenden Tagen war die Schiffsmannſchaft, ſcharf genug belebet, feiedlich und gut geſinnt. Uebrigens konnten wir bei dem widrigen Süd-Weſt-Winde nicht von der Stelle; am 19ten waren wir nicht weiter als bis zum 6° N. B. 19° Länge gekommen.

Am 25ſten Julius war des Vormittags Gottesdienſt, mit Gebet um beſſere Witterung. Des Nachmittags wurde das Kind des Coloniſten Gaerke getauft, und erhielt den Namen Geemania. Der Capitain Voß regalirte uns mit einem Glaſe Wein, das auf die Geſundheit des Kindes und auf baldigen beſſern Wind geleert wurde. — Am 28ſten Juli waren wir, in Zeit von 24 Tagen, nur 9 Meilen ſüdlicher gekommen. Bei dieſer anhaltenden ungünſtigen Witterung konnte es nicht fehlen, daß die Gemüther allgemein verſtimmt waren. Selbſt in der Cajüte herrſchte Mißveegnügen, und es gab manche Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Steuermann Helmholz und dem Capitain Voß, in welchen jener ſonſt brave Mann ſeine ihm angeboene Derbheit nicht verläugnen konnte.

Am 3ten Auguſt befanden wir uns unter 3° 21′ N. Breite und 14° 5′ der Länge. Am folgenden Tage, den 4ten des Nachmittags, ſahen wir in der Nähe unſeres Schiffes viele geoße Fiſche, die man Nordkaper nennt. Auf einen derſelben ſchoß ich eine Büchſenkugel ab; er entfernte ſich, aber die Kugel ſchien dem Ungeheuer nichts Leides zugefügt zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einfälle.

In Spanien iſt dee Zehnte ein Edelmann; die Spanier würden dieſen Zehnten gern abgeben!

„Beehren Sie mich mit Ihrem Beſuch“ heißt oft: „Kommen Sie, wenn ich nicht zu Hauſe ſeyn will.“

Der Apfel fällt nicht weit vom niedrigen Stamme; rollt aber gewöhnlich ſehr weit vom hohen ab; deshalb haben große Väter oft ſehr kleine Kinder.

Wer verliert jedesmal bei einer Beſcherung? — die Schafe.

Fürſten und Vornehme haben einen Leibkoch, Leibarzt, Leibkutſcher, Leib-Vorreiter, Leiblackai, Leibbäcker, ſogar ein Leibpferd; nur was jeder Menſch, auch der Aermſte, hat, haben ſie nicht — einen Leib-Todtengräber.

Wem folgt die Steafe recht eigentlich auf dem Fuße? — dem Podagriſten.

Die bürgerliche Geſellſchaft exiſtirt nur durch eine Art von Waffenſtillſtand, und erhält ſich nur in peoviſoriſcher Freundſchaft und Liebe.

Von einer ſchönen Schauſpielerin, die ſchlecht ſpielt, hat man geſagt: „Sie macht gute Miene zum böſen Spiel.“

Welches ſind die beiden höflichen Nationen, welche die Ausländer, die zu ihnen kommen, mit dem Namen der Hunde belegen? Die Engländer und Türken. Bei jenen heißen ſie Franzoſen-Hunde (french dogs), bei dieſen Chriſten-Hunde. — Noch eine zweite Aehnlichkeit entſteht dadurch; Engländer und Türken machen jeden Ausländer zum Franzoſen, zum „Franken“ und zum „French dog“. Ehletas.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Am 9. April fuhr der Kaiſer nach glücklich überſtandener Krankheit zum erſten Mal wieder aus. Der Jubel

des Volkes war groß. Abends wurde die Stadt mit allen ihren Vorſtädten erleuchtet; eine laue mondhelle Frühlingsnacht erhöhte und krönte dieſe wirklich bezaubernde Feſtlichkeit. Wer um dieſe Zeit zum erſten Mal nach Wien kam, und etwa von der Spinnerin am Kreuze aus plötzlich in dies weite funkelnde Feuermeer blickte, der mußte ſich in eine Feenwelt verſetzt und an die verrauſchten Wunder alter Mährchen und Sagen glauben. Von zwei Punkten vorzüglich nahm ſich die Erleuchtung impoſant und ſchön aus. Auf der Platteform des neuen Burgthors nämlich, wo die kaiſerlichen Stallgebäude in der Fronte, links das Gewmüllerſche Haus und rechts das Auerſpergſche Palais den Eindruck erhöhten, den die freie Umſicht hier ohnehin gewährte; und auf der Baſtei des Rothenthurm-Thors, wo die gegenüber liegende Leopoldſtadt und ihre Kaffeehäuſer, die ſich in der ruhig fluthenden Donau abſpiegelten, einen ganz eigenen Anblick gewährten. Selbſt der alte Stephans-Dom hatte ſeine Freudenlichter angezündet, die hoch über die andern, wie zwei neue Sterne, aus dem gothiſchen Dunkel herab funkelten. An Inſchriften und Emblemen fehlte es auch nicht, welche die erregten Gefühle auf eine mehr oder weniger paſſende Art ausſprachen; lauter und geräuſchvoller geſchah dies noch durch den die ganze Nacht fortwährenden Jubel einer unzähligen Menſchenmaſſe, die ſich durch alle Gaſſen und Straßen ausgebreitet hatte. Nähere Details von dieſem feſtlichen Tage kann man übrigens durch ein Büchelchen erhalten, das der Redakteur der „Theaterzeitung“, Hr. Bauerle, herausgiebt, und welches, nebſt einer vollſtändigen Beſchreibung aller ſtattgefundenen Feierlichkeiten, auch die verſchiedenen Gedichte enthalten ſoll, die bei dieſer Gelegenheit erſchienen. Unter den letztern nimmt den erſten Platz, hinſichtlich der Idee, eine „Viſion“ von Grillparzer ein. Auch Caſtelli hat in einer Reihe von Liedern in öſtreichiſcher Mundart, „der Bauer bei'm Kaiſer ſeiner Krankheit“ betitelt, eine werthvolle und zweckmäßige Gabe geliefert, die um ſo mehr Theilnahme erregte und fand, als der reine Ertrag des Werkchens wohlthätigen Zwecken beſtimmt wurde. — Die Jubiläums-Prozeſſionen haben im April-Monat begonnen und werden bis Anfangs Oktober dauern. Jeden Sonntag zieht eine andere Pfarre im feierlichen Bet-Gang nach den vier Kirchen zu St. Stephan, zu den Auguſtinern, zu den Michaelern und zu den Schottnern. Die friſchen Blumen, die hellen Sonntagsmorgen, der warme Sonnenſchein, die erſten Frühlingslüfte, die wehenden Fahnen, der Glockenklang, die Andacht ſelbſt, die ſich bei den meiſten Bußgängern nicht verkennen läßt — Alles dies giebt dieſen Feſten Intereſſe und Reiz und erweckt das Gefühl, indem es die Phantaſie beſchäftigt. Leider aber ſind der Sonnenſchein und die Frühlingsluft in dieſer Zeit nur ſehr ſeltene Gäſte bei uns geweſen; wiederholte Orkane haben uns den ganzen April verleidet und die erwachende Natur hat mit fortwährenden Reifen und Stürmen zu kämpfen. Nicht der Lenz, mit den erſten Veilchen und Nachtigallen, ſondern der Tod geht in unſerer Mitte umher mit Senſe und Stundenglas und holt ſich ſeine Opfer. Manche fallen ihm ſogar freiwillig in die Arme, und wir hatten hiervon kurz auf einander zwei Beiſpiele, die um ſo größeres Aufſehen erregten, als Wien, im Ganzen genommen, bei weitem nicht ſo viele Selbſtmorde aufweiſet, als die übrigen Hauptſtädte, denen es hinſichtlich der Population gleich ſteht. Ein Barbier erſchoß ſeine Schöne, welche die Frau eines Canzlei-Dieners war, und ſich ſelbſt, weil die Geliebte ihm kein Gehör gab, wie man ſagt. Seine Reſignation ſoll ſo weit gegangen ſeyn (?), daß er ein Licht ergriff und die Piſtole damit anzündete, als ſie ihm bei'm zweiten Schuß verſagte. Bald darauf folgte ein Student ſeinem Beiſpiel; auch er durchſchoß ſein Mädchen und dann ſich ſelbſt, jedoch nur nothgedrungen, wie es ſcheint; denn erſt als die, durch den Lärmen erſchreckte Nachbarſchaft Miene machte, die verriegelte Thür zu ſprengen, ſchritt er zur zweiten That. — Kehren die Zeiten Werther's zurück und tritt die Sentimentalität, die ſich in gewiſſen Dramen und Verſen ſo breit macht, auch in's Leben ein? Zum Glück denkt die Mehrzahl anders und kräftiger; Ueberſchwengliche aber gab es von jeher! — Noch eine andere Mordgeſchichte, die gleichzeitig viele Zungen beſchäftigte, melde ich hier. Holt ſich doch die neueſte Poeſie ihre Stoffe ſo gern aus Criminal-Akten, vielleicht begeiſtert auch dieſer zu irgend einem ſchauerlichen Drama oder einer noch ſchauerlicheren Novelle!! Im vergangenen Winter zeigte ſich an ſchönen Mittagen, wo die elegante Welt oft auf den Baſteien promenirt, dort gewöhnlich ein Burſche mit zwei Affen, deren poſſirliche Sprünge die Vorübergehenden ergötzten und ihrem Herrn von dieſen in der Regel ein kleines Geſchenk eintrugen. Jetzt, im Frühjahr, wanderte der Menſch mit ſeinen Thieren und einer kleinen Erſparniß weiter. Da geſchah es, daß ein Jäger in der großen Au, welche die Tabor-Brücke von der Stadt trennt, auf einem Baum ein ſeltſames Wild bemerkte, das er anfangs für eine Katze hielt, dann aber, als er es näher in's Auge faßte, für einen Affen erkannte. Er wußte das Thier an ſich zu locken und brachte es mit ſich in den Gaſthof des nahen Dorfes. Hier erzählt er lachend den Vorfall, plötzlich aber reißt ſich der Affe los und ſtürzt mit allen Aeußerungen der Wuth auf zwei Männer, die hier zechen. Vergebens ſuchen ſich dieſe mit Zeichen des Entſetzens der rasenden Beſtie zu erwehren, und die Umgebungen, aufmerkſam gemacht durch dieſen Vorfall, halten es für ihre Pflicht, die verdächtig gewordenen Fremdlinge feſt zu nehmen. Es ergiebt ſich nun, daß die Beiden, welſche Salami-Krämer, die hier mit ihrer Waare umher ſtreifen, den Jungen auf dem Wege getroffen und ihn, um ſeiner kleinen Baarſchaft willen, ermordet haben. Uebrigens klingt die ganze Geſchichte zu ſehr nach dem berüchtigten Hund des Aubri, als daß nicht der Verdacht entſtehen ſollte, ihr Urſprung ſey mehr in dem erfinderiſchen Kopfe eines Neuigkeitskrämers als in einer Thatſache zu ſuchen. — Von andern Tagesbegebenheiten bemerke ich noch die Eröffnung des neuen iſraelitiſchen Gotteshauſes. Der Bau, von dem Fürſtl. Lichtenſteinſchen Architekten, Hrn. Kornhäuſel, angeordnet, zeichnet ſich von innen und außen durch einfache, dem Zweck des Ganzen entſprechende Schönheit aus. Ein Meiſterwerk an Erfindung und Ausführung iſt die in Mitten des Tempels aufgeſtellte Bundeslade, die, mit reichen Stoffen behangen, mit ſinnigen Charakteren verziert, dem Beſchauer als ein würdiges Bild des Dienſtes erſcheint, dem ſie geweiht. Die Einweihung begann mit einer kräftigen Rede, hierauf wurden mehrere anpaſſende Pſalmen geſungen, endlich erſchienen die Vorſteher, und das Ganze ſchloß abermals mit einer Rede.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſende und Gelehrte haben mitunter die drolligſten Einfälle. Geoffroy St. Hilaire, ſonſt einer der geſcheidteſten Profeſſoren des Muſeums der Naturgeſchichte, wollte durch ſeine anatomiſchen Verſuche herausgebracht haben, daß eine hübſche Frau einem Kabeljau faſt ganz gleich ſey. — Vor ihm behauptete einmal ein Franzoſe, auch ein Träumer (aber minder gelehrt), daß alle Thiere, ſelbſt der Menſch, früher einmal Fiſch geweſen ſeyen! Offenbar leitete er dies aus dem Tlidamus her, einem Buche, das am Ufer des Nils verfaßt iſt, in Gegenwart jener Egyptier, die faſt wirklich halb im Waſſer leben. Kinder durchſchwimmen dort fortwährend das Waſſer, ſpielen wenigſtens unaufhörlich im Waſſer. Selbſt junge Mädchen ſchwimmen mit Geſchick und Anſtand einher, und Herodot erzählt, daß zu ſeiner Zeit die Jungfrauen die Nachen umſchwammen, und dazu artige Liederchen ſangen. Homer ſchuf hieraus ſeine Tritonen und Nereiden. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. | Montag den 12. Juni. | 93ſtes Blatt.

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro.

(Fortſetzung.)

Am 6ten Auguſt wurde der Ober-Jäger Stock zum zweiten Mal degradirt, weil er durchaus nicht Ruhe halten wollte, und nur nach ſeinem Kopfe handelte. Auf Bitten ſeiner Frau und Schwiegereltern wurde er von Jener getrennt, weil er ſie immer ſchlecht behandelte.

Am 9ten Auguſt beſchloß die Commiſſion, ſo lange der Süd-Weſt-Wind uns zum beſtändigen Kreuzen nöthige, aus wohlüberlegter Vorſicht nur halbe Portionen zu vertheilen. Die Mannſchaft ſah die Zweckmäßigkeit dieſer Maaßregel ein, und betrug ſich ruhig. Deſto beſorgter aber war die Commiſſion; denn auf 48 Tage war nur noch Proviant in halben Portionen vorhanden, und der Wind blieb fortdauernd ungünſtig bei Süd-Weſt. Endlich, am 15ten Auguſt, ſetzte ſich der Wind nach Süden um, und am 17ten wandte er ſich nach Süd-Oſt. Am 18ten Auguſt paſſirten wir die Linie. Unſer guter Capitain Voß gab der ſämmtlichen Mannſchaft ein Faß Brandtwein zum Beſten — gewiß viel in unſrer Lage. — Der alte Herr war ſehr fröhlich, und dieſe Munterkeit gab uns Hoffnung zur baldigen beſſern Zeit. Ein amerikaniſches Schiff war in unſerer Nähe. Am folgenden Tage kam der Capitain vom Schiffe, Commandeur Pauny, zu uns an Bord. Er brachte uns eine Partie amerikaniſcher Zwiebeln, wogegen ihm Capitain Voß ein Fäßchen Brandtwein zum Geſchenk machte. Von da an war unſere Fahrt günſtig. Am 20ſten Auguſt erreichten wir 1° 58′ ſüdliche Breite. Am 22ſten Auguſt ereignete ſich der traurige Vorfall, daß ſich der Goldſchmidt Schelageter in Gemüthskrankheit erſäufte. Am 24ſten Auguſt trieb uns ſtarker Süd-Oſt-Wind bis zum 7° 40′ S. Breite. — Am 25ſten war der Süd-Oſt äußerſt heftig, und das Schiff lag beſtändig auf der Steuerbord-Seite. Wir waren kaum im Stande zu ſtehen, und es gab poſſierliche Auftritte; Stühle und Menſchen wankten neben einander, und gaben ſich gegenſeitig Kopfſtöße; wir waren indeß getroſt, und froh, daß wir Rio Janeiro immer näher kamen. Am 28ſten Auguſt befanden wir uns unter 14° 21′ S. Breite, 29° der Länge bei dem wirkſamſten Süd-Oſt-Winde. Bald gedachten wir Braſiliens Küſte zu ſehen. Die Mannſchaft betrug ſich gut. Morgen, ſo beſchloß der gute Capitain Voß, ſollten die Leute wieder volle Portionen erhalten. Dieſer vortrefliche Mann zeigte ſeine Herzensgüte bei jeder Gelegenheit, und freute ſich immer am meiſten, wenn er Anderen eine Freude machen konnte. Die Mannſchaft war faſt ſämmtlich geſund, bis auf wenige leichte Kranke, deren Zuſtand nichts zu fürchten gab. Der Lieutenant von K—r bezeigte Allen ſeine Zufriedenheit über ihr gutes Betragen, blieb übrigens aber feſt bei den einmal getroffenen nöthigen Sicherheits-Maaßregeln. — Am 29ſten Auguſt, unter 15° 52′ ſüdlicher Breite, erhielten die Leute wieder ganze Portionen, und waren deshalb äußerſt vergnügt.

Gegen Mittag um 11 Uhr erblickten wir einen Wallfiſch in unſerer Nähe, der aus den Naſenlöchern das Waſſer weit in die Höhe blies, und von außerordentlicher Größe war. — Am 30ſten Auguſt befanden wir uns bei gelindem Oſt-Winde unter 17° S. Breite. Nachmittags um 4 Uhr ſtarb der Schuhmacher Sprenge an einem Schlagfluſſe. Er hinterließ leider eine ſchwangere Wittwe und fünf unmündige Kinder, für die indeſſen der Kaiſer Pedro wohl ſorgen wird. In den folgenden Tagen bis zum 2ten September war es ſehr warm; in der Nacht aber immer kühl. — Am 4ten September kamen wir bei ziemlichem Oſt-Winde bis 22° 46′ S. Breite. Die Frau des Coloniſten W—n wurde von einem geſunden Mädchen glücklich entbunden. Wir hatten in den folgenden Tagen ſehr kalte Witterung, ungeachtet wir immer unter den tropiſchen Kreiſen uns befanden. Am 5ten erreichten wir die Höhe von Rio Janeiro; freundliche Kap-Tauben begrüßten und begleiteten uns. Wir waren vielleicht eben ſo froh, als einſt Columbus, als er in der größten Gefahr, von den Schiffsleuten ermordet zu werden, von dieſen friedlichen Tauben begrüßt wurde. Aber ſobald, wie wir gehofft hatten, ſegelten wir doch nicht in den Hafen des Friedens. Am 6ten September erhob ſich ein heftiger Nordwind gen Weſt, und da ſich das Schiff ſtark zur Backbord-Seite neigte, ſahen wir uns genöthigt, bis zum 8ten September zu kreuzen. An dieſem Tage, Nachmittags, wurde der Sturm ſo heftig, daß alle Segel, außer dem großen und Fockſegel, beigelegt werden mußten. Abends brach das Fockſegel; es wurde aber ſogleich durch ein anderes erſetzt; das Senkblei zeigte 20 Faden Tiefe; der Küſte waren wir ſehr nahe; es herrſchte große Kälte. Noch am 8ten wandte ſich der Wind zu Weſt gen Norden, und der Sturm hatte uns einen Grad nördlicher zurück getrieben; die See ging ſehr hoch, und die Kälte wurde äußerſt empfindlich. — Am 9ten September war widriger Süd-Weſt-Wind; es ſchien, als ſollten wir nie nach Rio Janeiro kommen. Des Vormittags ſtarb Julius Krüger, ein Schwede, an den Folgen einer Hirn-Entzündung, und wurde ſofort über Bord geworfen. Es war ſo kalt, daß die Wache bei Tage und Nacht die Mäntel nicht ablegen konnte; und dieſe Witterung, ähnlich dem rauhen April-Wetter im nördlichen Deutſchland, überfiel uns in der heißen Zone (unter dem 22° S. Breite). Wir konnten auf der ganzen Reiſe über Hitze nicht klagen; denn die Sonne kam wenig zum Vorſchein, und ſelbſt unter der Linie haben wir tuchene Ueberröcke, Mäntel und leichte Pelze recht behaglich tragen können.

Am 10ten September waren wir bei Süd-Süd-Weſt-Winde unter 21° 45′ S. Breite. Wir baten den Himmel flehentlich um baldigen günſtigen Oſt-Wind; am folgenden Tage ſahen wir unſer Gebet erhört; ein glücklicher Nord-Oſt führte uns ſchnell zu unſerm Ziele. Schon am 13ten Abends ſahen wir das Cap Frio nur noch zwei Meilen von uns entfernt, am 14ten ſegelten wir an der impoſanten Felſenküſte Braſiliens entlang, und Nachmittags 3 Uhr erreichten wir den Hafen der Hauptſtadt des Kaiſers Don Pedro, des vielgerühmten Rio Janeiro. Aus Aller Munde ertönte ein fröhliches: „Hurrah! Es lebe der Kaiſer! der vielgeliebte Don Pedro! Es lebe die Kaiſerin! der Major von Schäffer, alle unſere Commandeurs!“ — Das waren die einſtimmigen Ausrufungen und Grüße der freudetrunkenen Mannſchaft. O, wie ganz anders habt Ihr nach wenigen Tagen geſprochen, als Euch ein Licht aufging, daß Ihr recht deutlich und hell Euer zukünftiges Elend leſen konntet. Doch, wer Ohren hat, der höre!

Kaum waren wir bei dem zweiten Fort geankert, ſo erſchien eine kaiſerliche Golle mit Beamten; mehrere Fahrzeuge, unter einladender Muſik, und größtentheils mit Mannſchaften beſetzt, welche der Capitain Knaak vor uns nach Braſilien geführt hatte, näherten ſich uns. Während ein Regen von Orangen auf das Verdeck fiel, hörten wir zu gleicher Zeit aus dem Munde mehrerer Individuen die aufrühreriſchen Worte: „Brüder, wenn Ihr mit Euren Vorgeſetzten nicht zufrieden ſeyd, ſo ſchlagt ſie todt und werft ſie über Bord; es geſchieht Euch nichts!“ Wahrlich, ein ſchönes Compliment für uns; es kam indeſſen, wie wir hörten, aus dem Munde von Zuchthäuslern, welche der Capitain Knaak vor uns nach Braſilien geführt hatte, und wir waren nicht gewohnt, auf ſolche Drohungen zu achten. — Nachmittags um 2 Uhr nahten ſich auf einer vergoldeten Golle der Kaiſer und die Kaiſerin. Sie wurden ſchweigend empfangen; die Freudigkeit der Mannſchaft war einem tieferen Nachſinnen über ihr bevorſtehendes Schickſal gewichen, ſeitdem Mehrere mit den Leuten, die Capitain Knaak hierher geführt, geſprochen hatten. Der Kaiſer erſchien ganz einfach, in einem hellbraunen Ueberrock und weißem Filzhut. Seine Phyſiognomie iſt nicht empfehlend; ſein Benehmen aber freundlich, doch nicht ohne Verſtecktheit. Blatter-Narben entſtellen ſein ſchwarzgelbes Geſicht, und ſein Blick iſt äußerſt matt. Die Kaiſerin, Maria Leopoldine, bekanntlich die Tochter des Kaiſers von Oeſtreich, war ebenfalls ſehr einfach in einem blauen Caſimir-Ueberrock gekleidet. Sie iſt ſehr freundlich und liebenswürdig in ihrem Benehmen; übrigens in ihrem Aeußern dem Vater ſehr ähnlich, und von einnehmender Figur; in ihren Zügen ließ ſich indeß nicht eben Freude über ihr Leben in dieſem fremden Lande auffinden. —

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

„Unſer Theater iſt doch ſehr raſch gebaut!“ ſagte ein Mitglied einer neuen Schauſpieler-Truppe. „Es wird noch ſchneller herunter geriſſen werden!“ entgegnete ein malitiöſer Recenſent.

Ein Schuhmacher und ein Bäcker ſtritten ſich um die Vorzüglichkeit ihrer Handthierung. „Herr Gevatter“, bemerkte endlich Letzterer, „mach' Er ſich doch nicht dümmer, wie er iſt! Er und Jeder weiß ja recht gut, daß ein Bäcker höher ſteht, als ein Schuhmacher, weil Brod und Semmel auf den Tiſch, Schuhe und Stiefeln aber unter den Tiſch gehören!“

In einem alten Dichter iſt folgender Reim über die Hoffnung zu finden:

Die Hoffnung iſt ein Seil, könnt' ein Verdammter hoffen,
Gott zög' ihn aus dem Pfuhl, in dem er iſt erſoffen.

Ein anderer alter Dichter ſagt:

Die Hoffnung iſt ein Weib, lenkt dich am Narrenſeil;
Sie bietet Alles dir und nichts wird dir zu Theil.
Der Traum iſt ihr Galan, er lullt das Leben ein,
Und bei'm Erwachen wirſt du Beider Spott nur ſeyn!

Dort iſt die Hoffnung allmächtig, hier wird ſie zum Nichts! — „Dichter und Propheten — auch ſie ſprechen nach Laune!“ Th. Laurin.

Wanderlieder von Hohnhorſt.

14. S e h n ſ u c h t.

Du Aller Ruh'platz!
Hier lieg' ich
Auf deinem breiten Rücken,
Gewalt'ge Erde!
Die Birken wehen
Mir Kühlung nieder
Und oben weitet ſich
Der unendliche Himmel
In tiefer Bläue.
Ach! wie fern ſind
Die ſüßen Gedanken;
Sie weilen irrend
Auf der Fährte
Der Geſchiedenen.

15. S c h l a c h t f e l d.

Was winken die ſtolzen Gipfel ſo hoch,
Aus denen ein Vogel gen Himmel zog?
Ich lenke die wallenden Schritte dahin;
Ich ahne geheimeren, tieferen Sinn.

Nun, Bauer! ſprich, der du die Stiere lenkſt,
Verwundend deinen Stahl durch dieſe Erde drängſt,
Wer hat zum Denken dieſes Mal errichtet?
War Freude laut? verhielt der Schmerz ſich ſtumm?
Sechs Steine liegen eng zum Kreis geſchichtet,
Ein Kranz von Bäumen ſchließt ſich rings herum.

Es ſäuſeln die Wipfel mir heilige Schauer,
Es mahnt mich, wie Miſchung von Jubel und Trauer.
Ich ſehe ſie tanzen im wechſelnden Ringen
Zwei wandelnde Schwerdter, die funkeln und klingen.

„Wie, biſt denn du ſo fremd auf dieſem Grunde?
Denn, meines Wiſſens, giebt es keinen Ort,
Wo Friedrich's Thaten nicht von Mund zu Munde
In der Erzählung lebten fort und fort.
Zorndorf iſt das, und dieſes Hügels Rand
Zeigt, wo der große König Friedrich ſtand,
Als er die Feinde zählte, ſann und ſchwieg,
Und einen Plan ſich baute für den Sieg.“

Es ruhet ſo friedlich die reiche Natur
Und würzige Düfte entſteigen der Flur;
Es ſchweben die Aehren in goldenen Wellen,
Sie ſteigen und ſinken, um wieder zu ſchwellen.
Es wirbeln die Lerchen; die fleißigen Leute
Behacken die Früchte ſo ruhig heute. —

So ſprich! was haſt du denn davon erfahren?
Ich ſehe zwar, du biſt noch jung an Jahren;
Doch großer Thaten rühmliches Gedächtniß
Das wandelt fort, als heiliges Vermächtniß
Von Mund zu Munde, ein lebend'ger Geiſt
Der Kinder ſeines Lichtes uns verheißt.
Nun zeige mir, wie ſich der Kampf bewegte
Und wo zur Ruhe ſich die blut'ge Welle legte.

„Da lag der Schwarm auf jenem breiten Rücken,
Wo jetzt ſich körnerreich die gelben Aehren bücken,
Des Feindes ganzes Heer, mit Volk und Troß und Wagen,
Und dachte nicht an ſolch ein blutig Schlagen.
Da kamen plötzlich, wie vom Blitz geſandt,
Von drüben her die preußiſchen Huſaren,
Und hinter ihnen, wie ein Saatfeld, ſtand
Der Friederich mit ſeinen Männerſchaaren.
Der Ruſſe trommelt, bläſt und kommandirt;
Doch ſtille bringt ſie Friederich geführt.
„Ein Grenadier läßt keinen Ruſſen leben!“
Das hatt' er ihnen zur Parol' gegeben.
Wie ein Gewitter, dunkelblau und ſtill,
Dann aber Donner, Blitz und Sturmgebrüll,
So ſchleudert er die Kugeln hageldicht,
Bis Seidlitz drüben aus dem Buſche bricht.
Das erſte Mal mußt' er zurück mit: Kehrt!
Das aber hat der Fritz ihm nicht gelehrt.
Da bricht er wieder friſch zum Kampfe vor,
Und macht ſich durch die Feinde Bahn und Thor
Der Ruſſe athemlos, und blind vor Schreck,
Stürzt nach dem Rücken aus den Reihen weg
Und findet in den Sümpfen dort ſein Grab;
Jetzt ſind es Wieſen und man mäht ſie ab.
Gar wunderlich iſt wohl des Lebens Lauf;
Einſt floß hier Blut: jetzt ackern wir darauf.“

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Fortſetzung.) Ein hieſiger Uhrmacher zeigt ſeine neuerfundenen Räderſchuhe, und giebt, gegen ein billiges Honorar, Unterricht in der Bewegung mit denſelben. Der Mechanismus iſt ganz einfach, die Ausübung deſſelben nicht ſchwer und mit dem Schlittſchuhlaufen zu vergleichen. Viele loben die Erfindung und prophezeien ihr einen günſtigen Fortgang — in der Ebene mag's allenfalls auch eine angenehme Motion ſeyn, aber bergauf und bergunter dürften denn doch geſunde Beine den Rädern den Rang ablaufen. Vielleicht bekommen wir bald ein Wettrennen neuer Art auf ſolchen Schuhen zu ſehen; aller, einfacherer Art, nämlich auf flüchtigen Roſſen, haben ohnehin in dieſem Frühjahr ſchon mehrere ſtatt gefunden.

Digitized by Google

unſerr jungen Cavaliere veranſtalteten eines im Prater und eines auf der Simmeringer Haide, bei welchen die Herren ſelbſt ritten, keine Jokeys, wie das gewöhnlich. In beiden Wettrennen trug Fürſt Lichtenſtein (der Majoratsherr) den Preis davon. Es iſt eine Freude, den ſchlanken, hochgewachſenen, wahrhaft ritterlichen Prinzen auf ſeinem edlen Roſſe in Sturmeseile dahin fliegen zu ſehen; nur wenige Reiter dürften ihm an Gewandtheit, Kraft und edler Haltung gleich kommen. Ein nettes Bild von dieſem Wettrennen iſt im lithographiſchen Inſtitut erſchienen. Ueberhaupt entgeht dieſer Anſtalt nicht leicht etwas, das nur einigermaßen Anſpruch auf ein allgemeineres Intereſſe hat; es iſt ein getreuer Spiegel der Zeit und des Lebens, deren wechſelnde Erſcheinungen es ſogleich aufnimmt, und in freilich flüchtigen, aber dennoch möglichſt getreuen Umriſſen wiedergiebt. So lieferte es uns z. B. in einer Reihe von Darſtellungen die eigenthümlichſten aus den Wiener Volksklaſſen; Schilderungen, die mit einer Wahrheit und einem Ausdruck durchgeführt ſind, welche ſie dem nahe ſtellen, was in der Art aus Paris und London zu uns kommt. — Aber es iſt Zeit, daß wir auch zu dem Theater kommen, denn dieſes zieht ohnehin meiſt das Kürzere in meinen Berichten. Im Burg-Theater gab man zur Einnahme der Regiſſeurs: „Adelma", Drama in fünf Aufzügen, nach dem Engliſchen des Lewis (?). Das Stück hat Hrn. Vogel, ehemaligen Sekretair des Theaters an der Wien, zum Bearbeiter, den Nämlichen, welcher uns noch vor Kurzem eine dramatiſche Verballhornung der trefflichen Hoffmann'ſchen Erzählung: „Das Majorat", geliefert. Die letztgenannte Erſcheinung hat, wie man zu ſagen pflegt, Furore gemacht; d. h. eine Reihe von Wiederholungen des Stücks war zahlreich beſucht, weil Hr. Anſchütz die Rolle des „Daniel" mit erſchütternden Zügen darſtellt, und ſeiner Kunſt gleichſam ein neues Feld dadurch eröffnet hat. Da es jedoch ſcheint, als ob der Verfaſſer dieſe Urſache nicht recht gelten laſſen und vielmehr ſich ſelbſt das größte Verdienſt dabei zuſchreiben wolle, ſo halt' ich es für meine Pflicht, ihm dieſen Irrthum zu benehmen. Seine „Adelma", von der zum Voraus allerlei abentheuerliche Gerüchte im Publikum herum gingen, als übertreffe ſie Alles, was wir ſeit langer Zeit auf der Bühne geſchaut, wird mir dazu die beſte Gelegenheit geben, und, wider meine Gewohnheit, will ich diesmal um ſo ausführlicher darüber ſprechen, als ſich leicht Veranlaſſung finden dürfte, Manches dabei zu berühren, was in einer Periode, wo nach gerade das Meiſte auf Schein hinaus geht, nicht laut genug gerügt werden kann, um der Mehrzahl, die ſich nur zu leicht davon befangen läßt, ihren Wahn wenigſtens an zu deuten. „Adelma" hat ihrem zweiten Gemahl verheimlicht, daß ſie bereits verheirathet geweſen und Mutter ſey. Ein Böſewicht, der ſie mit ſträflicher Leidenſchaft verfolgt, weiß um ihr Geheimniß, und droht mit deſſen Entdeckung, wenn ſie ſich ihm nicht geneigt beweiſen wolle. Dieſes an ſich verbrauchte und armſelige Verhältniß iſt der Hebel des Ganzen, der nun die verſchiedenen Maſchinen in Bewegung ſetzt, woraus alltägliche Theater-Coups zum Vorſchein kommen, bis endlich der Tod des Intriguants die Aufklärung und Verſöhnung herbei führt, die ſchon in der erſten Scene durch ein aufrichtiges Geſtändniß Adelma's bewirkt werden konnte, wenn der Verfaſſer nicht ein fünfaktiges Stück gebraucht hätte. Die Periode jener aus Frankreich und wohl auch zum Theil aus England zu uns herüber gekommenen Gattung von Schauerſtücken, welche wir durch eine Reihe von Jahren unter dem ziemlich allgemein lautenden Titel: „Dramen" oder auch öfter: „Melodramen" zu ſehen bekamen, und die zu ihrer Zeit auf einem hieſigen Vorſtadt-Theater der erwünſchteſten Wirkung nicht entbehrten, iſt bekanntermaßen als abgeſchloſſen zu betrachten. Das Publikum wurde des ewig wiederkehrenden, einförmig in denſelben Kreiſen ſich abhetzenden Jammers müde, und eine Verwickelung, die, wenn auch unter verſchiedenen Modifikationen, dennoch immer und immer dieſelbe blieb, die nämlichen Leidenſchaften aufregte, die nämlichen Werkzeuge in Bewegung ſetzte und das nämliche Ende herbei führte, mußte endlich alle Theilnahme ſchwächen und abtödten. Die hierdurch erzeugte Langeweile machte auch Jene noch abfallen, die, eines Urtheils gänzlich unfähig, von einem Theaterſtück — welcher Gattung es auch ſey — nichts anders verlangen, als daß es ſie auf leicht verſtändliche Weiſe amüſire. Schlimm war dieſe plötzliche Wendung für Jene, die nichts Bequemeres und Vortheilhafteres kannten, als die Urtheilsloſen durch Ueberſetzungen auf Ueberſetzungen oder durch Bearbeitungen auf Bearbeitungen zu unterhalten. Wo nun Stoff hernehmen? Wie nun wirkſam werden, ohne die eigene, bald erſchöpfte Produktivität in Ausgaben zu ſetzen, die, von der Schwierigkeit und Mühſamkeit an ſich ſelbſt abgeſehen, ſich überdies nicht zu rentiren drohten? — Sollte die ſo liſtig gewonnene Mehrzahl wirklich wieder zu den verlaſſenen Dichtern, zu Schiller, Goethe u. ſ. w. zurück kehren, ſollte ſie wirklich wieder anfangen, wahren Geſchmack an dieſen zu finden, nicht bloß ſcheinbaren, der ſie für ſchön annimmt, weil es einmal herkömmlich, ſie für ſchön zu erklären, und weil er ſich fürchtet, Blößen zu geben, wenn er die eigene Meinung laut werden ließe? — Dann war Alles verloren, dann war das Schlimmſte zu befürchten, daß ſich nämlich das Publikum viel lieber mit dem ſchon vorhandenen Alten und Guten, als mit Neuem und Schlechtem zufrieden ſtellen, daß es viel lieber dann und wann ein echtes Kunſtwerk hinnehmen werde, als mit jedem dritten Tag unechtes Flitterwerk. Siehe, da fand ſich plötzlich in dieſen Nöthen ein ganz neuer Anhaltspunkt, eine erquicklich grünende Oaſe in der Wüſte, die Ausſicht in ein noch unentdecktes Schlaraffenland, wo der Poet nicht den Lorbeer, ſondern der Lorbeer den Poeten ſucht. Man folgerte nämlich ſo: Die köſtlichen Stoffe eines Pixérécourt u. ſ. w., die uns jede Erfindung erſparen, ſind zwar in ihrer urſprünglichen Form für uns verloren, wie aber, wenn wir ihnen eine neue geben? Wenn wir die gewöhnliche Proſa, die vor uns liegt, in ungewöhnliche Verſe verwandeln — haben wir's doch genug! — wenn wir ſo dem Ganzen einen Schein von höherem Streben verleihen, der die Menge blendet, und die undankbar verſtoßenen Kindleins in ſo neue und prächtige Windeln hüllen, daß die Mehrzahl ſie für hoch- und wohlgeboren nimmt? — Ich will hier nicht geradezu behaupten, daß Hr. Vogel der Erſte geweſen, der auf dieſen köſtlichen Gedanken gerathen — manches vielbekannte Stück dürfte ihm ſeinen Urſprung zu danken haben — daß er aber mit ſeinem „Erbvertrag" und noch mehr mit ſeiner „Adelma" ihn ganz erfaßt und wo möglich noch potenzirt habe, läßt ſich nicht leugnen. Man verargt es den beſſern Dichtern, wenn ſie ihre dramatiſchen Werke, ohne ſich viel um deren Aufführung zu kümmern, ſogleich drucken laſſen; aber thun ſie nicht beſſer daran, als mit ſolchen Gegnern in die Schranken zu treten und vielleicht gar durch die unkünſtleriſchen Waffen, die ſie führen, von ihnen beſiegt zu werden? Sollen ſie erfahren, wie ihre, mit dem tüchtigſten Streben begonnene, mit reiner Begeiſterung empfangene, mit Fleiß und Liebe ausgeführte Dichtung von einer Ephemere, die dem Geſchmack des Tages ihr Entſtehen verdankt, übertroffen oder dieſer wenigſtens gleichgeſtellt werde? — Inzwiſchen, zur Steuer der Wahrheit und zur Aufmunterung der Beſſern ſey es geſagt, das Publikum iſt denn doch in ſeinem Geſchmack noch nicht ſo verdorben, als es Hr. Vogel und Conſorten verderben wollen; und wenn es ſich auch durch den „Erbvertrag" blenden und überraſchen ließ, ſo blieb ihm doch Takt genug, um der „Adelma" ihren gehörigen Rang an zu weiſen. Trotz des wirklich großartigen Spiels der Mad. Schröder in der Hauptrolle wurde das Stück höchſt lau und gleichgültig aufgenommen.

(Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 93ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Wien. (Schluß.) Noch eine andere Neuigkeit: „Pauline“, Schauſpiel in fünf Aufzügen von Frau v. Weiſſenthurn, läßt ſich kürzer abfertigen, da ſie ſich nicht für mehr giebt, als ſie wirklich iſt — eine recht nett geſchriebene und dialogiſirte Hofgeſchichte in Iffland's und Kotzebue's Manier. Wir haben uns ſchon ſo Vieles dieſer Art gefallen laſſen, daß auch dies noch mit dem Uebrigen hingehen mag; wenigſtens iſt damit unſern Schauſpielern ein Feld eröffnet, auf dem ſie ſich mit Geſchick und Leben bewegen. — Am 29. April wurde das Opernhaus eröffnet und am 30ſten das Theater an der Wien mit einer Abſchieds-Rede des Hrn. Carl geſchloſſen, in welcher er jedoch verſprach, im Auguſt wieder hier zu ſeyn — wahrſcheinlich, um dann auf die eine oder die andere Art ein bleibendes Quartier auf zu ſchlagen, denn das Iſarthor-Theater in München ſoll geſchloſſen bleiben. — „Die Jugend Peter des Großen“ heißt die Oper, mit welcher Barbaja begann. Sie iſt von Weigl und in einem Styl, der nicht mehr anſprechen will; auch wurde ſie hier ſchon geſehen, und mißfiel das erſte Mal, wo doch eine beſſere Beſetzung ſtatt fand, als jetzt. Wir laſen lauter unbekannte oder unbedeutende Namen auf dem Zettel, die ich gar nicht nennen will, die einzige Demoiſ. Schröder ausgenommen (eine Tochter der berühmten Schauſpielerin), welche früher im Theater an der Wien debutirt hat und ſich nun für den Geſang ausbilden will. Mehr als dieſe ſchwache Darſtellung intereſſirte die Zuſchauer der neu dekorirte, eben ſo prächtig als geſchmackvoll ausgeſtattete Saal. Die Hauptfarbe iſt grün mit Gold, die Logen ſind mit rothem Sammet ausgeſchlagen, und treten dadurch glänzend hervor. Das Ganze gewährt einen ſchönen und der Kunſt, die hier ausgeübt werden ſoll, würdigen Anblick. Natürlich muß man mit den Leiſtungen ſelbſt für's Erſte Nachſicht haben, bis tüchtigere Mitglieder gewonnen ſind. — Im Theater in der Leopoldſtadt findet eine neue Pantomime, „der erſte Mai im Prater“ betitelt, vielen Zuſpruch. Das Wettlaufen, welches an dieſem Tage gewöhnlich ſtatt findet, gab zu dem Titel Veranlaſſung und füllt den ganzen zweiten Akt. Das Anziehende dabei iſt der — eigentlich den Engländern entlehnte — Gedanke, dieſes Laufen auf eine Art dar zu ſtellen, als ob ſämmtliche Zuſchauer mitliefen oder mitführen. Wie in einem Guckkaſten ziehen nämlich alle einzelnen Partieen des Praters, vom Panorama angefangen, bis zum Luſthauſe an uns vorüber. Zu dieſem Behufe wechſeln die Dekorationen im Hintergrunde langſam ab, während die Bäume im Vorgrunde, welche die Allee darſtellen, immer vorrücken. Das Ganze iſt ſo glücklich erfunden und wird ſo richtig ausgeführt, die Anſichten ſelbſt ſind ſo wahr und getreu gemalt, daß der erſte Anblick wirklich überraſcht und täuſcht. Dies war eines der wenigen Schauſpiele, welche hier noch nie geſehen wurden und alſo den Reiz der Neuheit für ſich haben; die Pantomime ſelbſt aber iſt nicht abwechſelnder und nicht intereſſanter, als alle übrigen dieſes Schlages — und hier wäre doch ein ſo reiches Feld, das ganz brach liegt, und von dem es mich immer wundert, daß es nicht von erfinderiſchen Köpfen bearbeitet wird. — Bei dieſer Gelegenheit erwähne ich gleich einer Gallerie von komiſchen Scenen dieſes Theaters, welche Hr. Bäuerle zeichnen und in Kupfer ſtechen läßt. Der Gedanke iſt nicht übel; es finden ſich hier oft Gruppen und Situationen, werth, daß ein Hogarth ſie feſt hielte, beſonders wo die mimiſchen Talente der Herren Schuſter, Raimund und Korntheuer im Spiele ſind; und wenn auch der Hogarth fehlt, ſo hat der Unternehmer doch einen recht wackern Zeichner für ſich gewonnen, der in ſeiner erſten Darſtellung (aus „Staberl und Fiſperl“) bewieſen hat, wie viele komiſche Kraft ſein Griffel beſitzt, und wie gewandt er das Charakteriſtiſche und Volksthümliche in dieſen Tableaus auf zu faſſen wiſſe. — Herr Bäuerle wird auch den Lembertſchen „Theater-Almanach“ für das Jahr 1827 fortſetzen. Uebrigens begreife ich nicht, wie ein ſolcher Kalender, der doch die Haupt-Intereſſen des Tages umfaßt, keine Unterſtützung fand, denn der Lembertſche mußte bekanntlich wegen Mangel an Abſatz aufhören. So viel mir erinnerlich, hat auch Klingemann einen ſolchen Almanach projektirt und iſt ſchon mit dem erſten Jahrgang geſcheitert, ungeachtet ihn Böttiger und andere tüchtige Köpfe unterſtützten. Nun, wir wollen ſehen, wer mehr Glück hat! D—w.

Dresden. In meiner Abgezogenheit habe ich mich mit einem Vorfall beſchäftigt, der mir als eine Spur des öffentlichen Lebens intereſſant war, nämlich demjenigen, welchen die Darſtellung des Calderonſchen Luſtſpiels: „Dame Kobold“ in Dresden veranlaßt hat. Auch ein Theater-Publikum erfreut, wenn es ſeine Rechte kennt und zu vertheidigen verſteht. Ich ſchrieb an die verſchiedenartigſten Bekannten und bemühte mich, von allen Umſtänden genau unterrichtet zu werden, damit ich mir ſelbſt ein Ergebniß feſtſtellen könnte, wie es Einer nur vermag, der das Ereigniß nicht mit erlebte. — Die Damen, deren Briefe ich aus ſchuldiger Galanterie zuerſt geleſen, ſchienen ſehr erzürnt. Hilf Himmel, welche Verdammniß trifft die heitere Spanierin! Unmoraliſch und unanſtändig findet man ſie. Ein alter ſolider, ſehr trockener Geſchäftsmann, der mir nie anders als von Geld und Geldeswerth ſchreibt, kann aus freien Stücken mir nicht verhehlen, daß er ein Aergerniß an ihr genommen hat. Der Geſchmack! — ich unterſuche nicht; wäre es ein ſchlechter, immer beſſer als keiner. Doch ſtill davon! Man könnte meinen Lehrſatz auch umdrehen wollen und eben ſo viel Recht behalten. — Mir fällt ein, was über den „Alkalden von Zalamea“ geurtheilt wurde, nämlich: daß eines Mädchens Selbſtanklage ihrer Entehrung jetzt auf der Scene nicht zu ertragen wäre. Dafür ſpricht, daß Schröder in ſeiner Bearbeitung dieſes Stückes damit eine Aenderung vornahm, und er kannte ſein Publikum gewiß. Aber wie ſteht es mit dem „Lottchen“ in Gemmingens „Hausvater“? mit „Verrina's“ Tochter in „Fiesko“? mit der „Lady Milford“, vielleicht gar mit der „Orſina“? Ich dachte, nach Kotzebue wäre dieſe Prüderie ſehr vom Uebel. Indeſſen gedenke ich noch, daß im „Stern von Sevilla“, im „König der beſte Richter“, beides Stücke von Lope, im erſten der unbedingte Mordbefehl, im zweiten die Entehrung des Mädchens eben ſo unanwendbar für die deutſche Bühne gehalten wurde, als das Austreten der Augen des Gloſter im „Lear“ auf der Scene. Sey's! Darauf läßt ſich nichts erwiedern. Es iſt nicht nothwendig, daß ein ſpaniſches Drama, und wäre es der Meiſterwerke größtes, auf unſerm Theater gefalle. Den Freunden wird der Genuß dadurch nicht verkümmert, und die unſterblichen Dichtungen werden deßhalb nicht ſterblich, weil ſie in einer ſpäteren Zeit in irgend einem ihnen fremden Lande nicht behagen, oder nicht verſtanden ſind. Kann es doch leicht geſchehen, daß irgend eine ſchöne Fremde in unbekannter Tracht, mit bei uns ungewohnter Sitte, in unſerer einheimiſchen Geſellſchaft nicht aufgenommen würde, und dennoch die Schönſte und Edelſte ihres Volkes wäre. Alſo Friede mit allen Tadlern der „Dame Kobold“. Sie mögen Recht behalten. Nur eines ergiebt ſich: Man hätte ſie in Dresden nicht aufführen ſollen. Jede Direktion muß ihr Publikum ken-

nen; ſie ſoll für den Geſchmack deſſelben einen ſichern Takt, eine untrügliche Sonde beſitzen; haarſcharf muß ſie wiſſen, was ihm unerträglich iſt. Wußte ſie es aus Neuheit nicht, muß ſie ſich vom Terrain belehren. Ohne gerechten Tadel zu verdienen, darf ſie ſo nicht irren, ein altes fremdes geſchätztes Dichterwerk dem Auspochen preis zu geben. Mißfallen ſolcher Art paßt nur für neue vaterländiſche Erzeugniſſe, trifft es jene, ſo wird durch das Pochen nicht ſowohl das Stück, als die Wahl getadelt, welche nothwendig nicht paſſend geweſen ſeyn muß. Der Ausſpruch des Publikums iſt nur eine direkte Folge der Irrung. — Indeſſen durch Erfahrung belehrt man ſich. Die Direktion wird das Mißfallen auf ſich beruhen laſſen; Calderon wird Nachſicht mit ihr haben; oder wenn Liebeseifer für den großen Dichter ihr dies nicht geſtattete, will ſie ſich ernſthaft bemühen, dem Publikum die Reize der ſpaniſchen Dichtungen intereſſant zu machen, wird ſie es gewiß mit ſpaniſcher Zierlichkeit verſuchen:! — Sie zürnt einer Kabale, welche ſich gegen das Edle und Treffliche aufgelehnt haben ſoll? — Doch dem Hofe hat das Stück auch nicht gefallen, wäre dieſer mit in der Kabale? Nimmermehr! Hoftheater-Intendanzen treten doch ſonſt nicht in Oppoſition mit dem Geſchmack des Hofes. Selten, vielleicht neu iſt es, doch es iſt! Alle Briefe ſtimmen in dieſem Punkte überein. Aber iſt es denn zu ſchelten, wenn für das Schöne geſtritten wird? In einen würdigen Kampf wagte ſich die Direktion. Eine gegen Alle. Iſt dies Muth, ſo muß man bedauern, daß er nicht für ein vollkommneres Recht angewendet wurde; er hätte viel Gutes bewirken können. Doch wer weiß, ob die ſpaniſche Muſa ſolch blinden Freundeseifer ſehr dankbar erkennen werde? gleichwohl ſind nie mit mehr Beharrlichkeit Lanzen für ſie gebrochen worden. — Alſo gegen Kabale rüſtete man ſich, und mit welchen Waffen? Es wurde mir einmal von einem Trauerſpiel erzählt, was tückiſche Kabale **auslachen** ließ. Es iſt übel, wenn ſolche Kabale die Mehrheit der Zuſchauer, wenn ſie Alle mit fortreißt. Sehr zweckmäßig bemühte ſich die Dresdner Direktion, das Publikum von der Tyrannei dieſer abſcheulichen Kabale zu befreien; leider blieb ihr aber das geſuchte unparteiiſche Publikum unfindbar. — Sie wählte, da der König das Stück zum zweiten Mal nicht ſehen wollte, einen Sonntag, wo er das Theater nicht zu beſuchen pflegt; ſie war an dieſem auch der Abonnenten möglicher Weiſe entledigt, die in der erſten Vorſtellung geweſen. Alles ſehr zweckmäßig! Die Sage geht, ſie habe die Polizei, ſogar höhere Autoritäten, zum Ritterzuge für die ſpaniſche Schöne gegen die ſchwarze Häßliche (Kabale iſt ein Nachtgeſpenſt) zu bewegen ſich bemüht. Aber ſie fand keine Erhörung. Ja wohl ſind die Ritterzeiten vorüber! — Man hat ſogar abgerathen; doch wer mag ſolches Bedenken hören? In Dresden ehrt die väterlich milde Sitte des Königs gern die Stimme des Publikums. Da indeſſen der Eifer der Direktion ſo groß war, ließ man ihr den Willen, und überließ den Zuſchauern ſelbſt, ſich entweder gegen die Kabale oder gegen die Direktion zu erklären. Der wichtige Tag naht heran. Die fatale Dame Kabale nimmt es mit ihrer heitern Schweſter Kobold auch gar zu gefährlich. Doch ich will kurz ſeyn — Es müſſen ſich viel elektriſche Dünſte in der Atmoſphäre häufen, um ſich in einem Gewitter zu entladen. So ſcheint auch hier ein lang genährter, aus mancherlei Urſachen entſtandener, durch kleinliche Zufälligkeiten gereizter Unwille nur durch die Veranlaſſung des Angriffs zum Ausbruch gekommen zu ſeyn. Ich leſe vielerlei, was mir beweiſt, wie falſch ſich die Direktion mit dem Publikum geirrt hat. Wie unbegreiflich ſie ihren Beruf verkannte, die Umſtände überſah, geht daraus hervor, daß Jeder von dem, was geſchehen ſollte, unterrichtet war, daß darüber gleichſam Einſtimmigkeit herrſchte, daß die Perſonen des Hofes, welche zugegen waren, die Equipagen halten ließen und ſich, wie das Nichtſpielen ausgeſprochen war, gleich entfernten, daß endlich in der Freude des Gelingens keiner ſein Geld wieder forderte. Man verließ ſehr zufrieden das Theater, und einige nannten den Kobold ein wahres Kaſſenſtück, denn die Verſammlung ſoll ſehr zahlreich geweſen ſeyn. Erſt am andern Tage hat die Direktion ſich bereit erklärt, auf Verlangen das Geld zurück zu geben. — Entweder war die Direktion, ganz mit der Kabale beſchäftigt, die einzige, welche nicht wußte, was der Vorſtellung drohte; oder ſie achtete das Publikum ſo gering, daß ſie es auf die Gefahr ſeines Unwillens wagte, ein übel aufgenommenes Stück dennoch wieder ſpielen zu laſſen. Sie iſt nicht einmal auf das mögliche Mißlingen vorbereitet und kann gar nicht ſpielen laſſen, als man die „Dame Kobold“ nicht ſehen will. Sie muß einen Schauſpieler vortreten und ihre Schuld ſelbſt bekennen laſſen. So kommt unverhofft ihre Schwäche an den Tag; denn nun erſt fragt man ſich: wie? hat ſie nicht immer ein zweites Stück in Bereitſchaft? wie richtet ſie es ein, wenn im Augenblick des Anfangs Jemand erkrankt? hängt ſie dermaßen vom Zufall ab? — Indeß — jedes Uebel hat auch ſein Gutes. Das Dresdner Publikum, welches für das kälteſte in Deutſchland galt, hat ſich fühlen lernen. Die Direktion, ihres Irrthums inne geworden, wird nunmehr ihrem Beruf mit größerem Eifer nachkommen; beide haben ſich erkannt, und die letztere wird künftig, ohne ihre Liebe für das Höchſte der dramatiſchen Dichtung erkalten zu laſſen, es mit zierlicheren Waffen zu beſchützen wiſſen; ſie wird nicht mehr geharniſcht auftreten, ſondern nur die Zauber der ihr anvertrauten Kunſt ſpielen laſſen. Man muß ſich des Vorfalls wie ſeiner Folgen erfreuen! — Doch, ich leſe ein Poſtſcript. Wie? zum **dritten** Mal verſuchte die Direktion ihr Heil? ſie wollte durchaus das unfindbar unparteiiſche Publikum entdecken. Ein neuer Columbus! aber die Mannſchaft empörte ſich. Nicht der Genius ſiegt, ſondern ein Verbot des weiſen Königs rettet die „Dame Kobold“ aus der kränkenden Lage! Und ſo gewinnt die Direktion Mittel, ihre Bekehrung, ihre Fügſamkeit in den Geſchmack und Willen des Publikums auf das glaubhafteſte zu bekunden. — Zur Nutzanwendung aller Theater-Direktionen verdient dieſe Geſchichte bekannt zu werden. Der Fall wird in Dresden als ganz unerhört geſchildert. Es iſt mithin Niemand ſo gleichgültig, daß er nicht auch einmal böſe werden kann. — Nur gegen alle Conſequenzen, welche die Correſpondenten machen, muß ich mich erklären. Nichts kann durch die Vorſtellung der „Dame Kobold“ beabſichtigt ſeyn, als die Bühne um ein gutes Luſtſpiel zu bereichern. Nichts beweiſet das Auspochen deſſelben in Beziehung auf Calderons ſpaniſche Dichtung oder überhaupt eine poetiſche Richtung; nur folgende Lehren haben ſich durch die neue Erfahrung bewährt: „Man ſoll dem Publikum nie geradezu widerſprechen, nie Stücke, welche ihm mißfallen, unbedingt wiederholen, ſie mögen ſo trefflich ſeyn, als ſie wollen. Es ſoll immer eine Reſerve-Vorſtellung in Bereitſchaft ſeyn. Eine Direktion ſoll ihr Publikum ganz kennen.“ — Doch weiter: „Ein Publikum ſoll nie in Lethargie verſinken, und die Direktion nie vergeſſen laſſen, daß es lebt und regiert, damit es ſich nie zu Macht-Entſcheidungen genöthigt ſehe.“ — Ich habe auch von einer kritiſchen Oppoſition gegen den bei dem Dresdner Theater als berathenden Hofrath angeſtellten Dr. Tieck, den man die weſentliche Urſach dieſes Vorfalls nannte, geleſen. Wäre es mit dieſer Ernſt, hat ſie hier nicht nur einen Einfluß pro rata geübt. — Die jetzige Intendanz hat vielverſprechend begonnen, indem es ihr gelang, Tieck für das äſthetiſche Fach zu gewinnen. Unbedenklich kennt ſie alſo ſelbſt den Werth dieſes großen Beſitzes und vergeudet ihn nicht. Was konnte nun Tieck bei dem Vorfall gewirkt haben, da er nur der Kunſtgegenſtänden gefragt wird? Gewiß hat er das Stück empfohlen, vielleicht für die Darſtellung geändert, und wahrſcheinlich den Schauſpielern vorgeleſen. Hier endet ſein Beruf. Alles Andere fällt der Entſcheidung der Direktion zu, welche wiſſen muß, was ge-

Digitized by Google

geben werden kann oder nicht. Wenn das empfohlene Stück nicht gefiel, wird dies Tieck eben ſo wenig treffen als Calderon. Man ſoll nie vergeſſen, wie edel Tieck's Zeit iſt, und wie Bedeutendes er mit ihr dem Dresdner Theater widmet, Er, der ſo viel der Literatur zu leiſten übernommen, auf das die Nation mit Sehnſucht wartet. — Ein älterer Irrthum, dem auch Schiller huldigte, nämlich daß Belehrung Zweck des Theaters überhaupt ſey, ſcheint durch Tieck's Bemühung im Publikum zu erwachen. Unſere merkantiliſche Zeit nimmt Alles dergleichen viel zu ernſthaft. Vergnügen am Schönen bereitet allerdings, aber doch nur mittelbar. Mit der Erziehung hat das Theater nichts zu ſchaffen; es möge ſich doch von Allem fern halten, was nicht ſeines Gebiets iſt, damit ihm Unwürdiges nie zugemuthet werde, wie z. B. in Frankreich, wo es oft bei der verdrießlichen Dame Politik zu Lehn gehen muß. — Glücklich das Theater, welches eines Mannes, wie Tieck, Rath und durch ihn die Möglichkeit beſitzt, das Beſte, in der Zeit Mögliche, zu leiſten. Geſchieht es nicht, laſtet die Schuld auf der Direktion. Schon mit ſchlechten Geſetzen läßt ſich gut regieren, geſchweige mit zweckmäßigen. Aber weiſe wäre es nicht, ſich mit Gold zu umgeben, ohne ſeinen Gebrauch zu kennen! H.

Königsberg in Pr. Der Winter mit ſeinen vielen Bällen und Geſellſchaften hat dem Frühling mit ſeinen Luſtbarkeiten im Freien Platz machen müſſen, und in den ſchönen Gärten am Schloßteich laden ſich die Familien an der milden Luft. Die Garten-Conzerte haben begonnen; kürzlich executirten Dilettanten in Gondeln, weit von einander entfernt, ein italieniſches Gondolierer-Lied auf dem Schloßteiche, was ſich bei der Stille überall wunderſchön ausnahm und weithin hallte. — Zur Verſchönerung der Umgegend, für welche die Natur ſo viel that, geſchieht leider wenig; und wenn auch hier und da Spaziergänge, Ruhebänke u. ſ. w. angelegt werden, ſo iſt doch von Anpflanzung, Ausſchmückung ſchöner Punkte nichts zu bemerken. — Mit dem Handel ſteht's noch immer ſchlecht und die hieſigen Getraidepreiſe ſind die niedrigſten im ganzen Staate. Die Ausſicht wegen der Einfuhr nach England ſcheint auch nur eine trübe zu ſeyn, und den Gutsbeſitzern wird immer banger, weil ſelbſt die Wolle nicht mehr ſo guten Abſatz hat, als noch vor Kurzem. — Die guten Königsberger ſind übrigens luſtigen Sinnes, lieben die Geſelligkeit, die gute Tafel und beſuchen ſogar noch fleißig das Theater, obwohl das hieſige eben nicht ſehr gerühmt werden kann. Das Parterre ſpricht bedeutend laut mit, und es hat mitunter tumultuariſche Scenen gegeben, wobei dem übrigen Publikum angſt ward. Der Hr. Direktor Schröder giebt Alles durcheinander, am ſeltenſten Trauerſpiele. Als gute Vorſtellungen in der letzten Zeit erwähne ich „Richard Löwenherz", von Gretry, und „Aſchenbrödel", mit Muſik von Nicolo de Malte — warum nicht von Roſſini? — die Muſik iſt übrigens mitunter einſchmeichelnd und melodiös, doch ſelten tief. Hr. Rohlaf gab ſowohl den „Richard" als den „Prinz Ramiro" brav, ein Gleiches gilt von Hrn. Geisler als „Williams" und „Zauberer Alidor". Hr. Wiedemann, früher in Berlin engagirt, iſt hier allgemein beliebt und ſpielte den „Dandini" wie den „Blondel" genügend. Der Liebling des Publikums iſt Mad. Geisler; ihre niedliche Figur, ihr freundliches Geſichtchen, das gewandte Spiel, der anmuthige Geſang — Alles dies bekundete ſie als „Aſchenbrödel" und auch in der unbedeutenden Partie der „Fanny" half ſie zu dem Gelingen des Ganzen. Eine echte Bravour-Sängerin haben wir nicht; Demoiſ. Voigt gab die „Margarethe" im „Richard" mit Anſtrengung, kann aber unmöglich als ſolche genügen. Im Komiſchen (z. B. als „Monteſiascone") zeichnet ſich Hr. Wohlbrück ſehr aus; ſchade, daß er zuweilen ſehr grell zeichnet. Die Dekorationen ſind mitunter recht bunt, ſelten geſchmackvoll; die Anzüge leiden oft an Altersſchwäche, vorzüglich ſollten ſich einige Damen beſſer coſtümiren! —r.

Literatur. „Das Leben der Frau von la Mothe Guyon, von ihr ſelbſt beſchrieben. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Henriette von Montenglaut, geb. von Cronſtain." 3 Theile. (Berlin, bei Sander, 1826.) Wie man auch urtheilen mag über die Denk- und Gefühlsweiſe, welche in dieſem Buche herrſchen, ſoviel kann als ausgemacht gelten, daß daſſelbe zu den merkwürdigſten und eigenthümlichſten Erzeugniſſen der literariſchen Welt gehört. Sehen wir auf den wahren Ertrag eines Buches, auf die Stimmung, welche nach dem Leſen zurückbleibt, auf den geiſtigen und ſittlichen Gewinn, der in jener Stimmung ſich zu erkennen giebt, ſo giebt es kaum eine Gattung, welche in dieſem Betreff mehr leiſten und wirken kann, als wohlgeſchriebene Selbſtbiographieen. Die verſchiedenſten Arten der Behandlung, des Stoffes und des Talents erreichen auf dieſer Bahn daſſelbe Ziel. Jedes echt und wahrhaft aufgezeichnete Menſchenleben iſt ein Spiegel, in welchem jedes andere ſich beſchauen kann; im Innern der Seele, in den geheimſten Eindrücken, Wünſchen und Begierden iſt das Geſchick des Menſchen gleich, das verſchiedene Maaß der Zutheilung, die verſchiedene Aeußerungsweiſe der Bildung, ja die verſchiedenen Verhältniſſe ſelbſt, unter welchen jedes Leben auftritt, erſcheinen nur als ſo viele verſchiedene Beleuchtungen deſſelben Gegenſtandes, des immer anziehenden und hauptſächlich wichtigen, des Menſchendaſeyns überhaupt. Sey es Benvenuto Cellini oder Rouſſeau, Jung-Stilling oder Retif de la Bretonne, Alfieri oder Goethe, der uns ſeine Lebensgeſchichte erzählt, immer wird ſich ein hohes Intereſſe und eine reiche Belehrung damit verknüpfen, freilich verſchieden nach dem Maaße der Welt, die ſich darbietet, und des Geiſtes, der ſie umfaßt. Wenn ſich mit Rouſſeau und Goethe in dieſer Hinſicht ſchwerlich ein dritter Autor gleichſtellen läßt, ſo gebührt doch der Frau von Guyon unter den Andern unbeſtreitbar ein erſter Platz; ſelbſt der treffliche Jung-Stilling muß ihr an geiſtiger Eigenheit und einem ſeltſamen Reize weit nachſtehn, obwohl er mehr äußeres Leben mit darſtellt. Dieſe wunderbare Frau, in deren Daſeyn Alles, was im Menſchen leidt und lebt, ſich vergeiſtigte, deren Sinne, nach innen gewandt, dort Alles wiederfanden, was ſonſt nur die Außenwelt zu geben pflegt, deren Gemüth durch Ueberreizung ſeine zarteſten Anlagen bis zur Heldenſtärke trieb, iſt ein leuchtendes Meteor im Gebiete des frommen Enthuſiasmus. In dieſem Gebiete, wo wir leider ſo oft Schwächlichkeit und Albernheit ihr trübes Unweſen treiben ſehn, erſcheint ſie mit Licht und Kraft, mit philoſophiſchem Scharfſinn und echter Begeiſterung, nicht als verdrehte, unſichre Kopfhängerin, ſondern als kühne, freie Virtuoſin, geliebt und verehrt von dem edlen Erzbiſchof von Cambray, dem herrlichen Fenelon, befehdet und verfolgt von dem gewaltigen Biſchof von Meaux, dem großen Boſſuet; auch Frau von Maintenon und Ludwig XIV ſelbſt nahmen an dieſen Dingen nahen Antheil, es entwickelt ſich ein großer Kampf der innerlichen Geiſtesgewalt mit den äußerlichen Mächten der Kirche und des Staats. Die ſüße Liebesinnigkeit, welche die edle Frau beſeelt, ihre Herzenskraft, welche jene in ſeltſamen Bildern und Worten hervortreibt, werden jetzt leichteres Verſtändniß finden, als damals, wo allgemeine Einſicht und umfaſſende Geiſtesbildung ungewöhnlich waren, und jedes Gebiet gleichſam nur von ſeinem beſonderen Wiſſen und Wollen erfüllt war. Jetzt wird Niemand den reinen und hohen Verhältniſſen mit dem Pater Lacombe eine rohe Mißdeutung geben wollen; im Gegentheil, wir werden die Umgeſtaltung, welche hier die unteren Seelenkräfte in höhere erfahren, mit Bewunderung anerkennen, und dem philoſophiſchen Gehalt nachforſchen, der dieſen ſogenannten Schwärmereien inwohnt und in ihnen fortwirkt. Solche Myſtiker, licht und kraftvoll, dürfen uns willkommen ſeyn, auch wenn wir ihrer Richtung nicht angehören können noch wollen; ſie ſtärken uns allenfalls auch in der unſrigen. Wir empfehlen daher mit gutem Gewiſſen dieſes

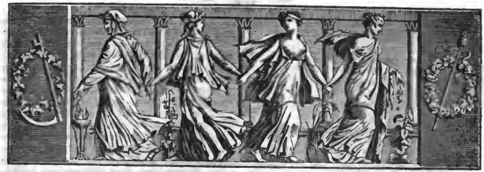
Digitized by Google

Buch allen und jeden Leſern und Leſerinnen, denen die Betrachtung innerer Zuſtände und der Einblick in merkwürdige Entwickelung eines hochbegabten Menſchen nicht ohne Reiz iſt, und welche Unterhaltung und Belehrung und Erbauung ſich gern vereinen. Das franzöſiſche Original iſt äußerſt ſelten, daher die Ueberſetzung, welche ſehr gelungen iſt und Alles leiſtet, was man erwarten kann, daſſelbe nicht bloß in Hinſicht der Sprache vertritt, ſondern auch denjenigen willkommen ſeyn muß, die das Buch ſonſt wohl franzöſiſch zu leſen vorzögen. Die Uebertragung des Werkes der Frau von Guyon, welches ſie „die Ströme“ (les Torrens) genannt hat, von Koſegarten, iſt mit Beifall aufgenommen worden; das eigentliche Hauptwerk unſerer fruchtbaren Verfaſſerin, dieſe Lebensbeſchreibung, darf nicht minderen erwarten. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit ein Paar charakteriſtiſchen Worten, welche uns über Frau von Guyon von guter Frauenhand zugekommen ſind. „Madame Guyon“ — heißt es in einem uns vorliegenden Fragment — „konnte nicht ohne Bild leben, im gleichen Fall mit allen Menſchen, — und wollte doch mit der Welt nichts zu thun haben; hatte ein erregbares Gemüth und philoſophiſchen Geiſt. Sie dachte mit großer Kraft in's Leere hinein, und bildete, weil ihr Herz Nahrung bedurfte, die ganz beſtimmte, erzählte Geſchichte von Chriſtus noch einmal nach. Sie führte gleichſam ſein Leben in ſich auf: lebte es noch ein Mal, wurde zum Chriſtuskinde; weil ſie ſich nicht erlaubte, ein anderes Leben zu führen.“ Noch iſt zu bemerken, daß die Ueberſetzerin auch einige der zahlreichen Gedichte der Frau von Guyon in deutſchen Verſen wiedergegeben hat. Wir hätten gewünſcht, von ihrer geſchickten Hand auch das herrliche Lied Fenelon's: „Adieu vaine prudence, je ne te dois plus rien“, übertragen zu ſehn, welches ganz im Geiſte und Andenken der Guyon gedichtet iſt, und an edler und kindlicher Einfalt bei ſo erhabenen Gedanken im Franzöſiſchen ſchwerlich ſeines Gleichen hat. X.

Woodſtock; Sir W. Scott's neueſter Roman. Der ganze Titel iſt: „Woodſtock oder der Cavalier, Roman vom Jahr 1651.“ Das Jahr bezeichnet die Niederlage und Flucht Carl's II. Den Beinamen Cavaliere führten unter dem Prinzen Robert die Anhänger des Königs. Carl II hat die Schlacht bei Worceſter verloren; alle ſeine Hoffnungen ſind zertrümmert. Cromwell hat einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt, der König muß fliehen. Von wenigen Freunden begleitet kommt er nach einer Meierei auf der Grenze von Staffordſhire, auf deren treue Bewohner er rechnen kann. Die edle Familie Penderell hält ihn eine Zeit lang verborgen und täuſcht die Republikaner, die ihn aufſuchen. Ein längerer Aufenthalt wird gefährlich; ſchon iſt man dem Könige auf der Spur; er vertraut ſich dem Obriſten Windham, der tapfere und biedere Cavalier bringt ihn durch tauſend Gefahren nach Shoreham, wo er ſich einſchifft. — Dieſer Geſchichte iſt Sir W. Scott im Ganzen treu geblieben und weicht nur in einigen Neben-Umſtänden ab. Er nennt den Ort, wo Carl ſich verborgen hält, Woodſtock; er erwähnt des Thurmes von Roſamund, als noch damals beſtehend (ein Anachronismus von 30 Jahren). Anſtatt Windham und ſeiner Gemahlin, führt er einen Obriſten Lee mit Sohn und Tochter ein. Cromwell's Charakter iſt nach dem Leben und mit W. Scott's Pinſel geſchildert. Man findet den Verfaſſer des „Waverley“ und des „Redgauntlet“ überall wieder, im Dialog, in der Beſchreibung, in den Epiſoden, in den herzbewegenden Gefahren, worin er ſeine Perſonen ſchweben läßt. E.

Die Bildſäulen als geſchichtlicher Leitfaden. Eine der beſten Arten, Geſchichte zu ſchreiben, wäre eigentlich, wenn man erzählte, welche Bildſäulen die verſchiedenen Völker, ihren Sitten und ihrem Charakter gemäß, errichtet, und wie ſie dieſelben wieder zerſtört haben; es gäbe dies den klarſten Begriff der Sinnesart und der ausgezeichnetſten Epochen jedes Zeitalters. Als ein Verſuch in ſolcher Hinſicht möge Folgendes dienen: 1. Errichtung der Bildſäule (zu Pferde) Conſtantin's, zu Rom, am Eingange zur Peterskirche. 2. Bildſäule Carl's des Großen neben der von Conſtantin. Jener, indem er nach Byzanz ging, dort zu reſidiren, gab den erſten Stoß zum Verderben Italiens, und doch war er es, welcher der damaligen Hauptſtadt der chriſtlichen Welt (Rom) den größten Glanz verlieh. Carl befeſtigte die Macht der päpſtlichen Krone, indem er durch ſeine Schenkungen den Statthalter zu Rom zu dem Range eines Souverains erhob. 3. In Florenz: Bildſäule Cosmus I, auf dem Großherzogs-Platz, und die Bildſäule Ferdinand's, auf dem Platz Maria-Verkündigung. Dieſe beiden Medicis waren große Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften. 4. In Piacenza: Bildſäulen des Ranucius und des Alexander Farneſe; Letzterer war einer der tapferſten Männer ſeiner Zeit. 5. In Ferrara: Bildſäule des Nicolaus, Marquis von Eſte, der mehrmals Vermittler zwiſchen den Republiken Venedig und Florenz war, und die Bildſäule des Herzogs von Borgo, eines höchſt tugendhaften Fürſten, der die Freiheit ſeines Volks begünſtigte und deſſen Reichthum bedeutend vermehrte. 6. In Venedig und Padua: Bildſäulen von ſechs berühmten Generalen: Prato, Colleoni, Norva, Orſino, Baglioni, Guſtiniana, die ſämmtlich als Kämpfer für ihr Vaterland geſtorben. 7. Niederlande: Bildſäule des Herzogs von Alba (zu Pferde), dieſes gehäſſigen Agenten der Tyrannei, welche auf ſeinen Befehl errichtet und mit einer inſolenten Inſchrift verſehen werden mußte, ward, ſobald er nur todt war, augenblicklich vom Volke wieder zerſtört, bis zur Schelde geſchleppt, mit Füßen getreten, und unter Geſchrei und Beſchimpfung in den Fluß geworfen. 8. Spanien: Bildſäule Philipp's III, welcher die Mauren vertrieb, und Philipp's V, der das Reich über den ganzen Süden Europa's hin ausdehnte. 9. Rußland: Bildſäule Peter's des Großen zu Petersburg; ſein Roß zertritt eine Schlange unter ſeinen Füßen. Es iſt dies offenbar eine Anſpielung auf die Hinderniſſe, welche ihm Bosheit entgegen ſtellte, und die der Fürſt heldenmüthig bekämpfte. 10. Schweden: Bildſäule Guſtav Adolph's zu Pferde, im vollen Lauf, gefolgt vom Siege, der ſich vergebens ihn einzuholen bemüht, um ihm ſeinen Kranz auf den Kopf zu ſetzen. 11. Dänemark: Bildſäule Chriſtierns, deſſen Muth oftmals glückliche Thaten vollbrachte; und Bildſäule Friedrich's, deſſen ſanfter Regierung die Dänen ſich ſtets mit Freude erinnern, und ſie ihr goldenes Zeitalter nennen. 12. Sachſen: Bildſäule Auguſt's, den Carl XII zwar vom polniſchen Thron ſtürzte, der aber ſeinen Troſt darüber in deſto größerer Beglückung ſeiner ſächſiſchen Unterthanen fand. 13. Düſſeldorf: Bildſäule Johann Wilhelm's, Churfürſten von der Pfalz. 14. Preußen: Bildſäule Wilhelm's I *) (?), in Berlin auf der langen Brücke, der aber dieſe Ehre minder verdient, als ſein Sohn Friedrich II (??). 15. Wien: Bildſäule Joſeph's II, jenes philoſophiſchen Monarchen, den ſein Ehrgeiz anfangs verführte, der ſich aber nachher durch die Abſchaffung großer Mißbräuche um das Glück der Menſchheit einen unſterblichen Ruhm erwarb. 16. Dublin: Bildſäule Wilhelm's I, der nur dann über Großbritannien herrſchen durfte, nachdem er geſchworen, die geheiligten Rechte des Landes aufrecht zu erhalten. 17. London: Bildſäulen Georg's I, auf Grosvenor-Square und Leiceſter-Fields (alſo zwei Denkmale), aus Dankbarkeit für dieſes Monarchen weiſe Politik und ſorgſame Staatsverwaltung. 18. Bildſäule von Cumberland, der, wenn auch beſiegt, ſich doch bei Fontenoy mit unſterblichem Ruhm bedeckte. Ferner: Bildſäule Carl's I, die ſein Freund und Diener Graf Arundel auf eigene Koſten errichten ließ. Bei dem Tode Carl's kaufte ein Schmelzer, Namens Rewett, dieſe Bildſäule, und vergrub ſie bis zur Rückkehr Carl's II, wo ſie in Charinger-Croß wieder aufgeſtellt wurde. (Pandore.)

*) Die Geſchichte dieſer beiden Wilhelme kennt der Verfaſſer ganz vortreflich!! — von der einen Bildſäule weiß er nichts, von der andern nicht einmal den rechten Namen! D.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 14. Juni. 94ſtes Blatt.

Wanderlieder von Hohnherſt.

16. Vaterland.

Wer kommt da wohl zu reiten?
Die Feder ſchwankt am Hut;
Es iſt zu ſehn von weiten:
Ein junges Menſchenblut.

Er bietet allem Leben
Von Herzen ſeinen Gruß;
Er iſt als Reiter eben
So freundlich als zu Fuß.

Da hält er nun am Hügel;
Es ſcheint, er ſinnet was;
Er ſchwenkt ſich aus dem Bügel
Auf das bethaute Gras;

Und neigt ſich von dem Pferde,
Küßt den bemooſ'ten Stein,
Als müßt' ihm da unter der Erde
Viel Liebes begraben ſeyn;

Und ſingt mit den Lerchen zu Wette,
Zum blauen Himmel gewandt:
„Ich küßte die heilige Stätte,
Wo Friedrich der Einzige ſtand."

17. Sonntag.

Was hör' ich? Engeltöne:
Ob die vom Himmel ſind?
Nein, nein, du Wunderſchöne,
Du biſt ein Erdenkind.

Schau' vor aus deiner Pforte,
Du Vogel ſelt'ner Art!
Und gieb mir Gruß und Worte,
Dein Singen iſt ſo zart.

„Was ruf'ſt du mich zur Schwelle,
Da ich muß drinnen ſeyn?
Du biſt ein Junggeſelle
Und ich ein Mädchen fein!"

O! weiche nicht von dannen,
Ich thue Keinem was;
Das Singen, ſprich! von wannen,
Von wannen haſt du das?

„Im Walde ſind die Menge,
Den ganzen lieben Tag;
Da hör' ich die Geſänge,
Und mach' es ihnen nach.

Und hat dein Ohr Gefallen
An Stimm' und Liederklang,
So laß ich dir erſchallen
Des Herzens freien Klang."

O Bächlein! ſchlängelt, wendet
Euch ohne Raſt und Ruh',
Und hörtet ihr, ihr ſtändet
Und lauſchtet dieſer zu.

„Doch ſieh! da kommt die Mutter,
Und dort der Abendſtern:
Sie bringt der Ziege Futter
Und ſieht auch Gäſte gern."

18. Magnet.

Das Heute führt zu Morgen,
Und immer neue Sorgen!
Ich blieb', ach! hier ſo gern;
Ich ſteig' in's Thal hernieder,
Doch immer kehr' ich wieder,
Treu, wie der Liebesſtern.

Digitized by Google

Mein Stab, mein Weg-Geſpiele!
Mein Bündel auf der Diele!
Wann zieh'n wir weiter fort?
Das holde, liebe Mädchen
Hält mich am Zauberfädchen
Gefangen hier im Ort.

Heut früh war ſie im Garten,
Das Roſenbeet zu warten,
Da ſchlich ich leiſ' heran;
Die ſchönſte aller Roſen
Mit Kuß und ſüßem Koſen
Hielt ich umfangen dann.

Wenn ich an ſie nur denke,
So iſt's, als wenn ich ſänke
In Lenzes Blüthenzier:
Und ſteh' ich ihr zur Seite,
So bin ich nicht der Zweite,
Nein, nein, nur Eins mit ihr.

19. Sporn.

Wo Nachtigallen ſingen,
Muß ich vorüber zieh'n;
Des Liedes leichte Schwingen
Sind ja mir ſelbſt verlieh'n.

Wenn kühle Wellen blinken
In heißer Tagesgluth,
Ich hüthe mich, zu trinken,
Weil es mir Schaden thut.

Bin ja auf Reiſen gegangen,
Muß Vieles liegen ſeh'n
In ſeinem Blitzen und Prangen,
Und darf nicht ſtille ſteh'n.

Und hier nur ging's nicht weiter,
Weil hier die Liebe lacht?
Fort, fort! die Sonn' iſt heiter
Und trinkt den Thau der Nacht.

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro.

(Fortſetzung.)

Der Kaiſer war mit der Haltung der Mannſchaft zufrieden, und billigte auch, auf desfalſigen Rapport, unſer ſtrenges Benehmen. Er ſprach franzöſiſch und klopfte mir auf die Schulter mit den Worten: „Brave garçon, vous avez fait votre devoir; je ne demande pas a ces vaux-riens!“ (Mein Guter, Du haſt Deine Schuldigkeit gethan; nach jenen Taugenichtſen frage ich nichts). Deſſen ungeachtet ſoll er bald darauf geäußert haben: es wäre ihm doch lieber geweſen, wenn wir die Rebellen, welche erſchoſſen worden ſind, als Arreſtanten nach Rio gebracht hätten. — Wohl mochte der Kaiſer im Stillen unſer Verfahren billigen; aber Beſorgniß, daß eine ſolche Execution in Europa Aufſehn und Furcht vor der Reiſe nach Braſilien erregen, und Viele von ihrem Vorhaben, in dieſem Lande ſich erquicken zu laſſen, abſchrecken würde, mochte ihn zur Mißbilligung unſerer ſtrengen Maaßregeln bewegen. Es wurde ihm jedoch von vielen Seiten begreiflich gemacht, daß die Commiſſion nicht anders handeln konnte, und daß ohne dieſe Conſequenz ſie zu Verräthern an dem Kaiſer hätte werden müſſen. Es ſtelle ſich jeder Unparteiiſche unſere Lage vor: auf dem weiten Ocean iſolirt von jeder Hülfe, auf uns allein beſchränkt, umgeben von einer Rotte Rebellen, denen das Leben nichts galt, in den Grund verpeſtete und verſtockte Menſchen, die nichts als Raub und Mord im Schilde führten, deren früheres Betragen eine fortdauernde Kette von Verbrechen war, — und der vernünftige und rechtliebende Mann wird zugeſtehen müſſen, daß dieſe frechen Friedensſtörer entweder vernichtet werden, oder wir ſelbſt unſer Leben preis geben mußten. Der Kaiſer entfernte ſich, und ließ einen Dollmetſcher zurück, Namens Jepp, einen Würtemberger, der früher ein Doktor der Philoſophie — von welcher, weiß ich nicht — geweſen ſeyn wollte. Wahrſcheinlich gehörte er zu den Sophiſten, die ſo weit in der Philoſophie gekommen ſind, daß ſie aus Unrecht Recht zu machen gedenken: gewiß war er aber, wenn auch nicht Doktor der Philoſophie, ein Verehrer von Gewaltthätigkeit. Dieſer verächtliche und verſchrobene Menſch hatte den Auftrag erhalten, die Leute in ihre Verhältniſſe ein zu ordnen. Auf meine Vorſtellung, daß die Leute ſchon, nach der ihm übergebenen Liſte, vom Herrn Major von Schäffer zu ihrem Berufe angenommen und beſtimmt wären, antwortete der unwürdige Undeutſche mit recht heimtückiſcher Miene: „Freundchen, der Herr Major von Schäffer mag die Leute dort meinetwegen zu Groß-Moguls ernennen; hier hat er nichts zu ſagen. Profeſſioniſten haben wir genug, der Kaiſer braucht Soldaten.“ — Auf ſolche Weiſe wurden von dieſem Sklaven des Eigennutzes Alle, welche als Schiffszimmerleute für das Arſenal, oder zu Matroſen, oder auch zu Handwerkern beſtimmt waren, und zwar ſelbſt bejahrte, alte Menſchen, als Militairs, unvernünftiger Weiſe genug, inſcribirt. Es entſtand darüber ein lautes Murren unter den getäuſchten Leuten, und man ſprach öffentlich von Betrügerei und Seelen-Verkauf. So viel indeſſen in meinen Kräften ſtand, verwies ich die Leute zur Ruhe.

Am 25ſten September erſchien der Miniſter Miranda, ein liebenswürdiger alter Herr, dem man die Herzensgüte an den Augen abſehen konnte; dieſer ließ die zum Militair beſtimmten Leute ausſchiffen, um ſie in Rio an das Land zu ſetzen. Die Coloniſten blieben zurück; denn ſie kamen nicht nach der Stadt, ſondern nach Almaçon, einer Meierei, welche Rio gegenüber liegt, und nur durch den Hafen davon getrennt iſt. Der Lieutenant von K—r und ich wurden von dem Miniſter eingeladen, in ſeiner Golle mit ihm an's Land zu fahren. Wir dankten ihm für dieſe Ehre ſchuldigſt, fuhren mit ihm, und ſtiegen bei dem Arſenal aus. Hier empfingen uns der Kaiſer und die Kaiſerin, viele

Digitized by Google

hohe Offiziere und unter dieſen auch der Oberſt Bellard, Commandeur des Regiments Etrangers. Nachdem die Leute rangirt waren und der Kaiſer ſeine Zufriedenheit über den neuen Zuwachs an Militairs beifällig geäußert hatte, ließ ſich die Kaiſerin mit mir in ein ausführliches Geſpräch ein. Sie fragte nach Major Schäffer's Befinden, nach dem Wohlſeyn ihres kaiſerlichen Vaters, und wie man überhaupt in Deutſchland lebe. — Ich erwiederte, daß, ſo weit meine Nachrichten gingen, der Kaiſer von Oeſterreich ſich wohl befände, eben ſo auch der Major von Schäffer in Hamburg; in Deutſchland herrſche Ruhe und Frieden, aber es fehle mitunter an Erwerb, und es gäbe dort viele Mißvergnügte, ſonſt würden ſo Viele ihr Vaterland nicht verlaſſen, um einem ungewiſſen Schickſal entgegen zu gehen. Darauf äußerte die Kaiſerin, daß ſie den Franzoſen nicht gewogen ſey, und wir, ſtatt des franzöſiſchen, portugieſiſches Commando erhalten würden. Endlich konnte ſie den Wunſch nicht verbergen, lieber in Wien zu ſeyn, als in Rio. Ich antwortete in der tiefſten Devotion, welche ich der Kaiſerin ſchuldig war, dachte aber bei mir ſelbſt: wenn es der Kaiſerin hier nicht gefällt, wie wird es uns erſt ſeyn! Nachdem wir die Revue paſſirt, wurden wir nach dem, auf einem Felſen liegenden Kloſter Sanct Bento befördert; dieſes war zu einer Caſerne eingerichtet. Hier lagen ſchon zwei Bataillons Deutſche, auch die Mannſchaft von dem Capitain Knaak. Aus dem Betragen dieſer Leute ſahen wir bald, daß auch nicht die geringſte Subordination unter dieſem Militair herrſche. „Wo ſind die Hunde", ſchrieen die Zuchthausbrüder, „welche unſere Kameraden erſchoſſen haben, ſie ſollen ſterben!" Der Lieutenant von K—r ſagte darauf zu mir: „Heinrici! wie wird es uns gehen?" Ich entgegnete ihm: „Fürchten Sie nichts: dieſe Brut kann uns nichts ſchaden; das ſind eitle Drohungen!" Ich ahnte nicht, was ſich noch an demſelben Nachmittage ereignen ſollte.

Die Leute wurden in die Kreuzgänge des Kloſters geführt und ihnen hier ihr Quartier angewieſen. Da die Pritſchen noch nicht fertig waren, ſo mußten Alle auf den Steinen liegen, erhielten aber eine leichte, wollene Decke und eine Matte von Schilf, um ſich darauf zu betten. Mir wurde eine Compagnie Grenadiere übergeben; in welcher Charge? eröffnete man mir nicht. Ein Offizier, ein Holländer von Geburt, nahm mich auf ſeine Stube, offerirte mir ein Stück weißes Brod und ein Glas Kaſchas mit den Worten: „Myn Herr, trinken uwe, wy hebbet wyder niets tum beeten." Ich dankte ihm, nahm ſein Anerbieten an, und entfernte mich darauf, um mit dem Lieutenant von K—r zu ſprechen. Ich ging hinter dem Kloſter weg, da, wo der Felſenpfad in die Stadt nach der Hafenſeite führt. Kaum war ich 50 Schritte gegangen, ſo überfielen mich 12 Buben von dem Schiffe des Capitain Knaak mit den Worten: „Dieſes iſt der Wachtmeiſter, ſchlagt ihn todt!" Ich zog ſogleich meinen Hirſchfänger, erhielt aber in demſelben Augenblick einen Steinwurf an den linken Schlaf, daß ich betäubt zu Boden ſank. Man trat mich mit Füßen, warf mich mit Steinen, und raubte mir mein Collet, Stiefeln, Halstuch, 5½ ſpaniſche Thaler, einen goldenen Siegelring, eine Pfeife mit ſilbernem Beſchlag, einen ſchönen Hirſchfänger und Ziegenhainer Stock, zerriß mir meine Kleider, und zuletzt warfen mich dieſe Straßenräuber an 50 Fuß hoch von einem Felſen hinunter. Bewußtlos wurde ich in die Caſerne gebracht: hier, in Gegenwart des Oberſt Bellard und mehrerer Offiziere, die mich ſchützten, kam ich am Abend wieder etwas zu mir ſelbſt. Ich phantaſirte, verfluchte, wie ich ſpäter hörte, die Rotte, und forderte ſie Alle auf: wenn ich geſund ſey, ſich mit mir einzeln zu ſchlagen. Der Obriſt bat mich, ruhig zu ſeyn, und ich wurde in das Hoſpital gebracht.

(Die Fortſetzung folgt.)

A n e k d o t e n.

In einer Geſellſchaft wurde das ſchreckliche Blutbad auf der Inſel Samos geſchildert. „Ach", rief eine Dame im tiefſten Schmerz, „die armen Samajeben!"

Als der Polizei-Miniſter Dubois in Paris den Schauſpieler Brunet, indem er ihm das Improviſiren verbot, fragte: „Was würden Sie denn thun, wenn ich die Bühne ſchließen laſſe?" — antwortete er: „Je ſcierai du bois!"

S.

S e h n ſ u c h t.

Sehnen und Streben, es iſt in der Bruſt des Menſchen begründet;
Ewig ſuchſt du das Ziel, nimmer befriedigter Geiſt. — S

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Mad. Neumann iſt am 4 Juni als „Bertha" in „Strudelköpfchen" aufgetreten und hat an demſelben Abend noch die „Luiſe von Schlingen" in „die Wiener in Berlin" geſpielt. Alte Rollen, die den Zuſchauern neu erſchienen; ein Beweis, daß Mad. N. mehr daraus zu ſchaffen weiß, als Andere. Es gab auch einen Strudel-Beifall, als ſie auftrat, und im Publikum herrſchte eine Lebhaftigkeit, als wenn diesmal wirklich nur Wiener das Berliner Theater beſucht hätten. Ueberhaupt iſt die den hieſigen Reſidenzlern nachgeſagte Kälte ſeit ein Paar Jahren periodenweiſe nicht mehr zu erkennen, zugleich aber ein Sieg der Natur über die Kunſt offenbar: denn beſonders ſind es die hübſchen Frauen, denen man die meiſten Hände bietet zum Applaus; diesmal belohnte man aber damit das Talent zugleich. — Hr. Haizinger hatte „aus Gefälligkeit für Mad. Neumann" die Partie des „Franz" („Wiener in Berlin") übernommen. Dieſe offizielle Aeußerung iſt etwas ungeſchickt. Wollte Mad. N. nicht mit dem hieſigen „Franz" ſpielen? — Hätte Hr. H. es der Direktion nicht auch zu Gefallen gethan? —

dieſe und noch andere Fragen könnten laut werden. Hr. H. wünſchte wahrſcheinlich ein Motiv, weshalb er die für einen Sänger unbedeutende Rolle übernahm; aber man konnte ſich ja mit dem oft aushelfenden „auf Begehren“ verſchanzen und dadurch wenigſtens dem Gerede eine Hälfte des Anlaſſes nehmen! Wenn wir nicht irren, hat Hr. H. den „Franz“ früher in Potsdam auch ohne Mad. N. geſpielt und dies hätte das Begehren der Berliner gerechtfertigt. Hr. H. erwarb übrigens gerechten Beifall. — Am 5. Juni: „Johann von Paris“. Hr. Wild: „Johann“ — Mad. Neumann: „Olivier“. Vorher wurde „Toni“ aufgeführt; Hr. Gern S., der den Anführer der Neger ſpielt, blieb nach dem Fallen der Gardine vor derſelben liegen; der vorher Erſchoſſene ſtand auf, unter Gelächter und Applaus, und ging nach dem Theater. Ein Schauſpieler muß ja wohl wiſſen, wo der Vorhang fällt? — demnach wäre alſo ein ſolcher Spaß nach einem ernſten Drama Zweck geweſen? — Kaum glaublich! Der Neger hätte in ſolchem Falle verdient, Sklave der niedern Komik zu bleiben. — Hr. Wild ſang den „Johann von Paris“ vortrefflich, obwohl mehr im Umfange des Baritons als des Tenors; ſein Spiel konnte im mimiſchen Ausdruck als genügend erſcheinen; in der Rede gab es aber Mancherlei, das vor der Kritik nicht beſteht, als da ſind: Monotonie und unrichtige Accente. — Mad. Neumann bewies als „Page“, daß ſie im Geſange bedeutend an Schule und Vorſicht gewonnen hat; die hübſchen deklamatoriſchen Nuanzen zeichneten ſie ſelbſt in ihrem Verſe des Troubadour-Liedes aus, obwohl wir zugeben, daß noch mehr Sicherheit im Ton gefordert werden darf. — Im Königſtädtiſchen Theater wurden am 4. Juni drei Neuigkeiten gegeben: „Der Plan“ von Arreſto; „die Feuerprobe“ und „die Seelenwanderung oder der Schauſpieler wider Willen auf eine andere Manier“, von Kotzebue. Alle drei kleine Stücke wurden beifällig aufgenommen und Hr. Angely, der ſich in den ſchnellen Verwandlungen der Verkleidungs-Poſſe künſtleriſch auszeichnete, erhielt alle Zeichen der Anerkennung ſeines Talents. — Die Familie Lewin darf künftig auf dem Königſtädtiſchen Theater gehen und ſtehen, aber nicht — tanzen; dergleichen iſt hier nicht conceſſibel, weil das Königl. Theater für den Tanz monopoliſirt ſeyn will. Sollte nun etwa das Drama: „Ein Uhr“ nicht kommen, ſo wiſſen wir doch, was die Glocke geſchlagen hat. E — w.

— Das „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien; von einem Deutſchen, der in Engliſchen Dienſten ſtand“ iſt erſchienen (Berlin, Vereinsbuchhandlung) und wird Jedem, der ſich über das intereſſante Land genau unterrichten will, ein treffliches Hülfsmittel ſeyn. Kein wichtiger Punkt iſt übergangen und Alles mit ſo ſchlichter Rede dargeſtellt, daß die Wahrheit unverkennbar heraus ſpricht. Der Verfaſſer hat die alte und neuere Geſchichte Griechenlands berückſichtigt und ſowohl die Laſter als die Tugenden eines Volkes, das mit Recht die höchſte Theilnahme in Anſpruch nimmt, geſchildert. Wenn der Leſer oft ſchaudern wird über das Elend, das auf den Gefilden herrſcht, die einſt in der höchſten Blüthe der Cultur Männer erzeugten, welche als ewige Muſter aller Zeiten glänzen, ſo kann er doch mit wehmüthiger Freude zugleich wahrnehmen, daß die rechte Hülfe bald wieder den rechten Geiſt, der ſich noch immer in den unglücklichen Bewohnern Griechenlands regt, beleben und wirkſam machen würde. Möge dieſe Hülfe nicht fern ſeyn! — S.

Rathenow. In meinen früheren Berichten von hier habe ich vergeſſen, erſtens: daß Rathenow ſich durch optiſche Schleifereien auszeichnet, und jährlich viele tauſend Brillengläſer nach Berlin verſendet. Hier ſind ſie aber weit wohlfeiler als in der Reſidenz; Kurzſichtige, die gewiß ſegnend auf Rathenow blicken, können an Ort und Stelle ihre Reſerve-Augen für einen Spott-Preis kaufen. Zweitens habe ich zu bemerken, daß unweit Rathenow das größte Korn-Magazin im preußiſchen Staate befindlich und ſchon jetzt mit ungefähr 30,000 Wispel gefüllt iſt; der Raum kann weit mehr faſſen. Das Magazin liegt zwiſchen den Wieſen der Havel und iſt im Frühling und bei hohem Waſſer meiſt als Inſel zu betrachten. Es beſteht aus einem Viereck, das durch ein Mittelgebäude in zwei Höfe getheilt iſt. — Nach der Altmark hin ſoll von Berlin aus eine Chauſſee gebaut werden. Bis Spandau hat man ſie fertig; nun iſt es noch nicht beſtimmt, ob ſie der alten Poſtſtraße folgen oder einen andern Weg nehmen ſoll. Von allen Seiten ſind Bitten, Vorſchläge und demüthige Erinnerungen bei der Regierung eingekommen, einer Seits: ja nicht die Poſtſtraße zu verlaſſen, indem die Gaſtleute ihren Erwerb verlören; anderer Seits: die Chauſſee doch ja über neue Orte zu führen, damit ſie auch einmal etwas verdienten. Wem nun folgen? Die Wirthshäuſer an der alten Poſtſtraße verlieren ſicher ihren Verkehr, nähme die Chauſſee eine andere Richtung; die Leute aber, welche ſonſt von der Landſtraße keinen Vortheil gehabt, blieben unbeſchadet in ihrem alten Verhältniß, wenn man der alten Heerſtraße folgte, welches alſo wohl zweckmäßiger wäre. Sehnlichſt erwartet man hier die Beſtimmung; denn es handelt ſich auch um die Frage: ob die Chauſſee über Rathenow geht, wobei das dortige Poſtamt ſehr intereſſirt iſt, da viele Reiſende unſere Stadt auf dem Wege nach Hannover paſſiren. — In der Neumark wollten es die Grundbeſitzer nicht dulden, daß man die Steine von ihren Feldern zum Chauſſee-Bau ſammelte, ſie verlangten Bezahlung dafür; hier wird man das gern gratis zugeben, wenn nur erſt gebaut wird. — Vor Kurzem präſentirte ſich bei uns ein Wilder, der Zulauf hatte. Vor einigen Jahren wuſch man hier einen Neger weiß, und ein alter Zigeuner, der ſich, als Hottentot, rohe Hühner wohlſchmecken ließ, ward ebenfalls entlarvt; als er den Braten roch, machte er ſich davon; jener Wilde ſchien aber wirklich mehr Natur als Kunſt. Darauf produzirten ſich ein Panorama, Taſchenſpieler, Seiltänzer (die ſich natürlich Equilibriſten nannten), zuletzt Bären, Kameele, Affen und tanzende Hunde, die vorzüglich unſere Straßen-Jugend ungern ſcheiden ſah, da der blecherne Teller die junge Rotte meiſt verſchonte. — Jetzt iſt auch wieder einmal eine Schauſpieler-Truppe eingerückt, beſſer noch organiſirt wie die früheren; und wenn auch der erſte Platz nur 8 Gr. Cour. koſtet (der Abonnements-Preis noch weit niedriger), ſo ſind doch alle Beſuche auf dem Theater und bei den Proben recht vornehm unterſagt; früher haben die Beſuche oft zu ſkandalöſen Auftritten verholfen, die jedem pikanten Zeitſchriftſteller, oder, kürzer geſagt, jedem Pasquillanten, gefundener Stoff geweſen wären. Das Perſonal iſt ſehr ſtark, denn acht Damen, etwa vierzehn Herren, incl. Lampenputzer und Souffleur, machen doch ſchon ein paſſables Häuflein aus. Die Directrice, Caroline Leutner, ſcheint Ordnung zu halten; wenigſtens ging man nicht — wie dies wohl bei früheren Ankömmlingen aus Thaliens Reich geſchah — in der Stadt umher, die Garderobe zuſammen zu betteln. Da giebt's nun Kotzebueden, kleine Opern, vorzüglich aber Angelyaden, die, wie man hier verſichert, in ganz Deutſchland mit Beifall gegeben werden. „Die ſieben Mädchen in Uniform“ intereſſirten vorzugsweiſe; auch ſtellte ſich die ganze Geſchichte ziemlich honett dar. Selbſt „Herr Blaubart oder das geheimnißvolle Cabinet“, ebenfalls von Hrn. Angely, ward nicht vergeſſen; und eine Mad. Arnſtein rief ſogar oft mit vielem Glück: „Komm her!“ — Wir haben hier auch einen Weinberg, der aber wenig Wein gebracht hat und künftig auch nur wenig bringen wird. Am beſten wäre es, einen Garten daraus zu machen, indem daran einiger Mangel iſt. Man affektirt hier auch in dieſer Hinſicht Berlin; man will den einen, recht ſchattigen Garten nicht beſuchen, weil die dortige Verſammlung mit „gemiſcht“ bezeichnet wird. A. v. S.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter

oder

Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 16. Juni. 95ſtes Blatt.

Der Theater-Direktor und der Theaterfreund. *)

Theaterfreund. Sie haben ein vortreflichcs Theater!

Direktor. O ja; ich kann's im Jahr auf achtzig bis hundert Tauſend Franken bringen.

Theaterfreund. Das neueſte Stück, welches Sie uns gaben, hat mir ſehr gefallen. Es macht ſeinem Verfaſſer Ehre und gehört zu den beſten dramatiſchen Arbeiten der Neueren.

Direktor. Sie irren ſehr! In drei Vorſtellungen kaum tauſend Franken!!

Theaterfreund. Das ſagt nichts! Dagegen war die vorherige Neuigkeit ein erbärmliches Machwerk. Wie konnten Sie ſo etwas ſpielen laſſen!

Direktor. Was ſagen Sie? Ein ſolches Meiſterwerk! — Das ſind ſichere drei Tauſend Franken, ſo oft ich es aufführen laſſe.

Theaterfreund. Unglaublich! — Ihren neuen Schauſpieler halten Sie ja recht feſt! Welches Feuer, welche Seele! Das iſt eine unſchätzbare Erwerbung!

Direktor. Keinesweges! Der Sauſewind bringt mir nicht ſeine Gage ein. Er iſt nicht hübſch genug!

Theaterfreund. Sie erſchrecken mich! — beſonders, da ich Ihnen leider nichts Gutes ſagen kann über die junge Schauſpielerin, die Sie kürzlich engagirten.

Direktor. Nun, Sie haben heut ein ſauberes Urtheil! Dieſe junge Dame iſt ſchön, wohlgeſtaltet, hat ein lebhaftes Auge, einen kleinen, zum Kuß einladenden Mund, einen allerliebſten Fuß — ſie allein füllt mir das Haus! Sie iſt mir eine wahre Goldgrube, mein Werther; und wenn ich ihr jährlich zwanzig Tauſend Franken gebe, ich habe ſie doch ſpottwohlfeil!

Theaterfreund. Aber wir verſtehen uns nicht. Ich ſpreche von echten Dichterwerken, ausgezeichneten Schauſpielern, und Sie ſprechen dagegen nur von Geld, von Schauſpielerinnen, die mit nichts anlocken, als mit einem leidlichen Auge, einem hübſchen Munde, einem kleinen Fuß. Ich ſuche bei Ihnen Sinn für Kunſt und finde nur Sinn für das elende Metall, welches die Jünger des Apoll entwürdigt!

Direktor. Ja, das iſt Alles gut, aber — ein ander Mal! Jetzt, mein Herr Theaterfreund, thut uns Geld noth! Was helfen uns alle Künſte, aller Ruhm, wenn wir keinen wohlbeſetzten Tiſch, keine elegante Wohnung, keine Equipage haben! Ich kümmere mich nicht um Eure geprieſenen Dichter, nicht um Eure tragiſchen und komiſchen Meiſterwerke. Schauſpieler, die mir die Weiber, Schauſpielerinnen, die mir die Männer in's Theater ziehen, ſind mir in der Kunſt die wohlgezogenſten, ein Kaſſenſtück iſt mir die preiswertheſte Dichtung. Ich gebe Talma, die Mars und die

*) Aus dieſem Geſpräch (nach dem „Corsaire" vom 15ten April 1826 überſetzt) läßt ſich erſehen, daß in Frankreich der Zuſtand des Theaters nicht beſſer iſt, als in Deutſchland, daß man ihn aber dort wie hier auch hinlänglich durchſchaut. Demnach könnte Robert's „Kaſſius und Phantaſus", worin das leidvolle Thema auf ſehr luſtige Weiſe perſiflirt iſt, in Frankreich ebenfalls Senſation machen!!

Dûchesnois für einen Schauſpieler, der Sprünge machen kann und im Nothfall auf dem Kopf ſteht. „Atholia", „Cinna", „Zaire" — nichts ſind ſie in meinen Augen gegen „Jocko", oder mein jetziges Polichinell-Stück. Das nenn' ich Werke! die bringen einen Direktor auf die Beine, bis er ſich am Ende mit dreißig Tauſend Franken jährlicher Einkünfte zurück zieht.

Theaterfreund. Aber der Ruhm —!

Direktor. Aber die Einnahme —!

Theaterfreund. So hör' ich denn nichts als die Worte Geld und Einnahme! Kunſt und Talent ſind demnach ohne Werth? Ey, da muß das Theater wohl in ſich ſelbſt zerfallen! Häufen werden ſich die Baſtardkinder der unreifen, ſinnloſen Phantaſie und Ungeheuer von Opern das Gehör anfallen, bis die Muſen nirgends mehr freudig bei Euch athmen, ſondern erſchreckt von dannen ziehn. Was mich betrifft, ich werde das Theater in ſeinem Verfall nicht begünſtigen, nie ſeine Erbärmlichkeit fördern helfen; mich ſehen Sie von dieſem Augenblick an nicht wieder!

Direktor. Nach Ihrem Belieben, Herr Theaterfreund!

Theaterfreund. — Und das Publikum, es wird meinem Beiſpiel folgen!

Direktor. Ich glaub' es nicht; und um Ihnen Ihre falſche Anſicht dar zu thun, lade ich Sie ein, heut über acht Tage mein Theater zu beſuchen. Ich gebe ein neues Effekt-Drama, ohne ſogenannten poetiſchen Werth, ja, nach Ihrem Urtheil, gewiß ohne Sinn und Verſtand; aber es wird hundert Vorſtellungen erleben und ich werde doppelte Wachen nöthig haben.

Theaterfreund. Iſt dem ſo, kann ich nur fliehen! Auf Nicht-Wiederſehn, Herr Direktor!

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro.

(Fortſetzung.)

Vier Tage lag ich hier bis zum Tode krank, und wußte von mir ſelbſt nichts. Am 20ſten September befand ich mich etwas beſſer; aber alle Glieder waren mir gelähmt, und ich warf noch Blut aus. Nur meiner außerordentlich feſten Körper-Conſtitution kann ich es zuſchreiben, daß ich dieſe fürchterliche Gefahr überſtanden habe. Nachmittags kam der in Hamburg abgeſetzte Küſter und von dem Major von Schäffer zum Prieſter eingeſetzte E—s zu mir, und begrüßte mich mit den ſcheinheiligen Worten: „Nun, Freundchen, lebten die Todtgeſchoſſenen noch, ſo würden Sie Ihren Tod hier nicht finden. Geſetzt auch, Sie werden wieder geſund, Ihre Freiheit erhalten Sie nicht wieder; denn der Kaiſer iſt über Ihr Benehmen erzürnt. Einen Ausweg nur weiß ich für Sie. Erklären Sie gegen mich ſchriftlich, daß die acht Leute nur aus Uebereilung erſchoſſen worden ſind, und ich werde bei der Kaiſerin Gnade für Sie auswirken. Ueberdies ſind der Lieutenant von K—r und der Steuermann Helmholz entflohen; der Capitain Voß iſt arretirt, und gewärtet ſeines Urtheils; das Schiff liegt an Ketten; 18 Faß Zwieback hat man noch vorgefunden, und Sie werden Ihr Leben auf der Inſel Schwowe beſchließen, wenn ich mich nicht in's Mittel lege, und bei der Kaiſerin für Sie um Gnade flehe. Habe ich in meiner letzten Predigt nicht noch geſagt: was wird aus dem Kindlein werden?" — Ich wies dem Elenden die Thür. Als er ſich entfernte, ſagte ich ihm noch zum Abſchiede: „Ich ſtehe nur unter der Gewalt des Kaiſers; will Don Pedro meine Anhänglichkeit an Subordination und Recht beſtrafen, ſo mag er es thun. Uebrigens erkläre ich Sie für einen ſchlechten Menſchen; ein ſolcher können Sie nur ſeyn, indem Sie Partei mit Zuchthausbrüdern machen. Ich weiß recht gut, daß ich an Ihnen einen Feind habe, der die Vorfälle entſtellen wird — aber endlich ſiegt immer die gerechte Sache." — Der Ex-Küſter entfernte ſich; ich genaß nach ſechs Tagen, und wünſchte meine Freiheit, um in Dienſt zu treten. Ich wurde am folgenden Tage, am 28ſten September, aus dem Hoſpital entlaſſen, und meldete mich bei dem Oberſt Bellard, der mich dem dritten Bataillon Chasseurs Etrangers als Sergento premiero zutheilte. Der Major Ith, Commandeur des Bataillons, ein Schweizer, und der Major Baron Mollet, ein Würtemberger, welcher das erſte Bataillon der Grenadiere befehligte, empfingen mich äußerſt freundlich auf St. Bento; aber Letzterer ſagte mir, ich ſolle vorſichtig ſeyn; denn der Tod wäre mir geſchworen. Er ſelbſt würde dieſen elenden Dienſt bald verlaſſen, nähme aber an meinem Schickſale den größten Antheil. Da ich die Meuterer, welche mich überfallen hatten, nicht kannte, und wenn ich auch Einzelne kannte und anzeigte, dieſe leugneten, ſo blieb die Sache ungerügt. Die Inſubordination bei dem Regimente war übrigens ſo ruchlos — wie ſchon aus dem, was mir geſchah, hervor geht — daß die Offiziere mehr die Gunſt der Mannſchaften, als dieſe die Liebe der Offiziere ſuchen mußten, und die meiſten Offiziere und Unter-Offiziere froh waren, wenn ſie bei der größten Schonung vor Raub und Mord ſich ſichern konnten. Wenn ich ein preußiſches oder überhaupt deutſches Regiment mit jenen Banden vergleiche, wahrlich, dann iſt bei uns Tag und in Braſilien Nacht. Außer dem Regiment Etrangers ſtanden in Rio noch zwei Regimenter; ein Infanterie-Regiment, größtentheils aus Mulatten beſtehend, ſehr furchtſamen, feigen aber dabei meuchelmörderiſchen, boshaften Menſchen; und dann die Garde Imperial zu Pferde. Sie beſtand aus ohngefähr tauſend Mann, lauter Eingebornen oder Portugieſen. Eine elen-

dere Cavallerie habe ich im Leben noch nicht geſehn; die Pferde ſchienen faſt durchgängig auf drei Füßen zu gehen: die Leute konnten nicht reiten, und die geſammte Garde Imperiale glich einer Reihe von Reitern, die ſich kaum mit Don Quichotte und ſeinem treuen Diener Sancho Panſa meſſen konnten. Im Ganzen beſtand die Beſatzung von Rio ohngefähr aus 3500 Mann, und das geſammte Militair aus 10000 Mann, größtentheils Negern und Mulatten. An Feſtungs-Artillerie fehlt es eben ſo wenig in Rio Janeiro, als in allen braſilianiſchen Forts, die wegen ihrer feſten Lage bei gehörigem Proviant unnehmbar ſind. — In der Nacht zum 28ſten September ſchlief ich zum erſten Mal wieder in der Kaſerne, und empfand auf eine furchtbare Weiſe die Uebel des vielen Ungeziefers und der gefährlichen Muskitos, die auch dem Müdeſten den Schlaf vertreiben. Am folgenden Tage lernte ich die Offiziere des Regiments näher kennen, und überzeugte mich davon, daß keine Einigkeit unter ihnen herrſchte: die Staabs-Offiziere ſtanden im ſchlechten Verhältniſſe zu dem Obriſt Bellard, den ſie haßten; ſie erklärten ſich darüber ſelbſt öffentlich. Nach meiner beſchränkten und zugeſtandenen unvollkommenen Anſicht, waren — Ehre den Ausnahmen, die ich etwa vergaß — nur die Majors Baron Mollet und Jth, ſo wie der Lieutenant Schambach und die Adiutanten Majors With und Thiola, als reelle Menſchen zu achten; die übrigen führten ſich auf wie Säufer und Poltrons. Auf den wohlmeinenden Rath des Baron Mollet ging ich nie ohne Dolch und ſcharfen Säbel.

Die Soldaten in der Kaſerne erhielten täglich Fleiſch, Reis, Bohnen und ein Pfund weißes Brod, die fortdauernde Koſt das Jahr hindurch, und zwei Ventinen (Hamburgiſche Schillinge) Geld des Tages, welche bald in dem dortigen Kaſchas, einem ſehr ſtarken Brandtwein, vertrunken werden. An militairiſche Disziplin nicht gewöhnt, lärmten die Beſoffenen ganze Nächte hindurch. Kein Offizier wagt es dann, ſich der Rotte entgegen zu ſtellen. Muß man nicht die einzelnen guten Menſchen, die unter eine ſolche Mehrheit gerathen, bejammern? und iſt es nicht höchſt ſchwach, ein Treiben der Art zu dulden?

Am Morgen des 30ſten Septembers erhielt ich durch den Sergeanten Drey die geheime Warnung, auf meiner Huth zu ſeyn, weil dies mein letzter Tag ſeyn ſollte. Ich fragte ihn: „Woher weißt Du das?" Er ſchwur mir bei Gott zu, daß dem ſo ſey, die Kerle aber, welche meinen Tod beſchloſſen hätten, könne er mir nicht nambaft machen. Abends wollte ich, gut bewaffnet, zu dem genannten Drey. Auf dem Wege dahin überfielen mich drei Buben; ich ſtellte mich ihnen mit bewaffneter Hand gegenüber, und da ſie mich wohlgerüſtet fanden, entfernten ſie ſich und ich ging nach der Gewehrfabrik zu dem Lieutenant Schambach, der eben die Wache dort hatte. Dieſer gab mir den Rath, den Schutz des Majors Jth nach zu ſuchen, der ſich auch meiner annahm. Von allen den Vorfällen erfährt der Kaiſer kein Wort, wiewohl er nur eine Stunde weit von der Kaſerne wohnt. Bei nachdrücklicher Strafe iſt es verboten, mit dem Kaiſer ohne Erlaubniß zu reden, und ſelbſt eine ſchriftliche Eingabe an ihn iſt ſchwer an zu bringen. Bei den Portugieſen darf man keine Hülfe ſuchen; denn dieſe ſehen mit einem nichtsſagenden Stolz auf uns herab, und betrachten uns als unnütze, läſtige Fremdlinge, die aus Faulheit in ihr Land gekommen ſind, um den Segen deſſelben auf zu zehren. Leider rechtfertigte auch das Betragen der meiſten Etrangers dieſe ſchlechte Meinung, und die wenigen Unſchuldigen mußten mit den Schuldigen ein gleiches Schickſal leiden.

(Der Schluß folgt.)

Wanderlieder von Hohnhorſt.

20. Regen.

Wenn es Oel wäre,
Da brennt es:
Doch iſt's Waſſer,
Da löſcht es;

Und ein Vogel,
Fliegen kann er,
Und ein Wand'rer,
Gehen muß er.

Und die Thräne
An den Wimpern
Iſt ein Thaublick
Von den Blättern.

Immer luſtig
Durch das Leben!
Immer fröhlich
Durch die Welten!

Vöglein! ſinget
Von den Zweigen;
Bächlein! murmelt
An den Steigen.

Immer weiter!
Nur nicht ſtill ſteh'n,
Und das Herz muß
Endlich mitgeh'n.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

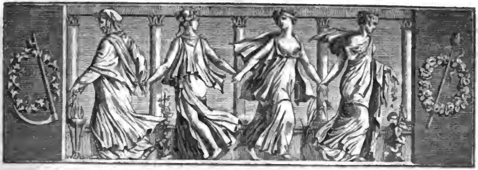
Berlin. Demoiſelle Sontag hat uns am 30. Mai auf zwei Monate verlaſſen, um in Paris zu gaſtiren. Sie iſt nun beinahe ein Jahr bei uns geweſen, und es ſcheint jetzt, wo ihr täglicher Anblick uns nicht mehr beſticht, wohl die beſte Zeit, ihre Laufbahn mit einem prüfenden Blick zu verfolgen, und uns ein allgemeines Bild von dieſer in ſo vieler Hinſicht merkwürdigen Erſcheinung auf zu ſtellen. — Demoiſ. Sontag kam hierher, im Voraus bekannt als Lieblings-Sängerin der Wiener und Schülerin der Fodor. Sie fand und es kam mit ihr ein vortreffliches Enſemble. Dagegen trat ſie auf ein Theater, das den äußerſten Repertoir-Beſchränkungen unterworfen und in

muſikaliſcher Hinſicht faſt allein auf die hier nie geliebte italieniſche komiſche Oper zurück gewieſen war. Sie fand bei der Königl. Bühne drei erſte Sängerinnen, die ſich, jede in ihrer Art, der höchſten Gunſt des Publikums zu rühmen hatten. — Ihr erſtes Auftreten in der „Italienerin in Algier" ward zu einem wahren Triumphe für ſie. Mit jeder neuen Partie ſteigerte ſich der Beifall; und doch durfte ſie ihre beſten Partieen nicht ſingen. Die italieniſche Oper ward zur Lieblings-Oper des Publikums. Aber die Mißgunſt und die Bosheit ſchwiegen nicht. Weil Demoiſ. Sontag in italieniſcher Manier mezza voce ſang, ſprachen ihr die Feinde Fülle, Klang der Stimme und Portament gänzlich ab. Viele glaubten die italieniſche Muſik mit der deutſchen nicht vereinbar. Man vergaß oder wollte vergeſſen, daß C. M. v. Weber ſeine „Euryanthe" für ſie componirt hat. Man erlaubte ſich die beleidigendſten Angriffe und die erbärmlichſten Witzeleien. — Doch die öffentliche Stimme ließ ſich nicht irren. Je mehr Heimtücke und Spottſucht ſie angriffen, deſto höher hob ſie das Publikum, beſonders, als ſie endlich auch in deutſcher Muſik ſich zeigen konnte. Mozart's „Mädchentreue" bereitete ihr dieſelben Triumphe und den ſchönſten Kranz flocht ihr zuletzt „Sargines". — So hat Demoiſ. Sontag ſich ihren Ruhm als Sängerin in Berlin gewiſſermaßen neu erkämpfen müſſen. Aber ſie hat ihn gewonnen für alle Zeit, und der König ſelbſt erhöhte noch durch ihre Ernennung zur Hof- und Kammerſängerin die öffentliche Anerkennung. — Demoiſ. Sontag gehört unbezweifelt zu den ausgezeichnetſten Erſcheinungen auf der Bühne. Weniger ſchön und imponirend, als anmuthig und gewinnend in ihrer ganzen Erſcheinung, verbindet ſie mit einem eigenthümlichen Liebreiz eine gefällige Gewandtheit und feine Nüancirung im Spiel, ſobald der Charakter nicht außerhalb der Grenzen ihrer Perſönlichkeit liegt. Ihre Stimme iſt ein hoher Sopran von bedeutendem Umfang, nicht ſo ſehr durch eminente Stärke und Kraft, als durch Gleichmäßigkeit, Friſche, Reinheit, Klang und Fülle, beſonders aber durch eine faſt unglaubliche Biegſamkeit ausgezeichnet. Sie hat ſich eine vollkommene Inſtrumental-Fertigkeit zu eigen gemacht, und überhaupt das Techniſche des Geſanges bis zur Vollendung gebracht; ihre Coloraturen ſo wie ihr Portamente ſind meiſterhaft, und ihr Vortrag im höchſten Grade geſchmackvoll und delicat. Das Merkwürdigſte aber iſt, daß ſie deutſche und italieniſche Muſik, den einfachen wie den figurirten Geſang, mit gleicher Meiſterſchaft zu ſingen weiß. Man kann keinen ſeelenvolleren Vortrag hören, und namentlich im Recitativ, an richtiger Deklamation und wahrem Ausdruck möchten wenige Sängerinnen ihr gleich gekommen ſeyn. Uebrigens weiſt ihre ganze Perſönlichkeit ſie weniger auf die große Oper, als auf komiſche, naive und ſentimentale Partieen, obgleich es ihrer Stimme keineswegs an Kraft und Ausdauer für die ſchwerſten Partieen fehlt, wie ſie namentlich hier im „Sargines", und früher in Wien in den anſtrengendſten Partieen, die ſie in dem Kärnthnerthor-Theater geſungen, bewieſen hat. Demoiſ. Sontag iſt erſt zwanzig Jahre alt, und ein tadelloſer Ruf, ſo wie die liebenswürdigſte Beſcheidenheit, ſetzen ihrem Verdienſt die Krone auf. — Dies iſt ein treues und mit unbefangener Hand gezeichnetes Bild. Nie vielleicht iſt aber auch eine Sängerin in Berlin in höherem Maaße gefeiert worden, als Demoiſ. Sontag. Ihr letztes Auftreten am 29. Mai und der Enthuſiasmus des Publikums iſt aus den Zeitungen bekannt. Aber höchſt merkwürdig iſt die Fortdauer dieſes Enthuſiasmus auch nach der Vorſtellung, bei den der Gefeierten gebrachten Nachtmuſiken. Bis nach Mitternacht dauerte der Jubel der unter ihren Fenſtern verſammelten Menge, und wiederholte ſich bei ihrer am Abend darauf erfolgenden Abreiſe. Dabei ward nicht die allergeringſte Störung bemerkbar, und wer die ſcharfe, kritiſche Richtung der Berliner, ihre Luſt am Spotten kennt, der wird wiſſen, was das bedeuten will; nur aus der allgemein verbreiteten Liebe und Bewunderung für die liebenswürdige Sängerin läßt es ſich erklären; und wenn vollendete Kunſt, im Verein mit makelloſer Reinheit der Sitten und der anſpruchloſeſten Beſcheidenheit, Enthuſiasmus zu erregen verdienen, ſo iſt er hier gerechtfertigt. — Demoiſ. Sontag iſt jetzt in Paris, wo ſich von jeher die erſten Talente aller Art verſammelt haben. Sie wird und muß auch dort die günſtigſte Aufnahme finden. Uns aber hat ſie bei ihrem Abſchiede die Verſicherung zurück gelaſſen: daß ſie hier ihre geliebte frohe Heimath wieder zu finden wünſche; und wir leben daher des ſchönen Vertrauens, die herrliche Sängerin auch fernerhin die Unſrige nennen zu können. — ſ.

Braunſchweig. Mit großem Beifall gab die Familie Chiarini hier mehrere acrobatiſche Vorſtellungen; d. h. ſie tanzte auf dem Seile. Um an der Kaſſe Seide zu ſpinnen, hatte ſie ihren Lebensfaden über die Bühne gezogen. Ob dieſes Lokal ſolchen Künſten angemeſſen ſey, darüber wollen wir nicht reden; der Streit wurde an andren Orten heftig genug geführt, wir werden ihn nicht erneuern. Auf einer Hanf-Saite führte Demoiſ. Chiarini mit den Füßen ſchön aus, was uns mit den Händen auf Stahl- und ſonſtigen Saiten oft nicht behagt, indem ſie ein — Adagio tanzte. Mit Erlaubniß aller derjenigen, welche ſolcherlei Capriolen im Heiligthum Thaliens nicht dulden wollen, geben wir nur noch recht demüthig, wie es überall unſere Sache iſt, zu bemerken, daß die acrobatiſchen Darſtellungen im Schauſpielhauſe wenigſtens diesmal nicht ganz unpaſſend waren, indem ſie die Pointe der „ſieben Mädchen in Uniform" und der „Schülerſchwänke", nämlich freie weibliche Beine, vollkommen erreichten; die ganze hieſige Männerwelt muß bezeugen, daß wir extraordinair-ſchöne Waden ſahen. — Herr Kopeſent zeigte hieſelbſt Galiziſche Salzbergwerke. Als das Salz die Neugier des hieſigen Publikums nicht mehr recht friſch erhielt, ſetzte er dieſelbe in Spiritus, indem er Geiſter auf ſein Kunſttheater citirte; da dergleichen zu den größten Seltenheiten gehört, indem man ſich oft vergebens nach einem Stückchen Geiſt umſieht, und hier nun ganze Schaaren erſcheinen ſollten, ſo war die Spekulation richtig. Kaleidoskopiſche Verwandlungen, mechaniſche Seiltänzer, Illuſionen und Phantasmagorieen ſollten uns unterhalten; nebenbei konnte man mit ſeinen Augen noch immer in das Salzwerk fahren. — An Muſik hat es uns in dem verwichenen Winter keineswegs gemangelt, wir haben davon ſo viel genoſſen, daß es der Raum nicht erlaubt zu berichten, wie jedes Gericht ſchmeckte; wir wollen die Conzerte in extraordinaire und ordinaire theilen, und nur von den erſteren etwas ſagen. — Der bekannte und berühmte Iwan Müller aus Paris ließ uns in zwei Conzerten ſeine Meiſterſchaft auf der von ihm verbeſſerten Clarinette hören; ſeine großen Talente wurden jedoch nur von einer geringen Verſammlung vollkommen anerkannt. — Demoiſ. Blahetka gab ein Clavier-Conzert. Ich unterſchreibe die günſtigen Urtheile über dieſe junge Virtuoſin. — In einem von dem Cello-Spieler Hrn Theod. Müller ſchön geordnetem Conzerte zeigte uns der Künſtler, daß die kurze Reiſe, welche er gemacht, von Nutzen für ihn geweſen iſt; möchten doch die Umſtände dazu beitragen, daß dieſer fleißige tüchtige Muſiker, der ſchon ſo Bedeutendes leiſtet, die beſten Muſter höre. In der Sentinelle von Hummel bewährte uns Demoiſ. Haſenbalg ihr ausgezeichnetes Talent auf dem Pianoforte. Warum griff ein fremdes unzeitiges Taktſchlagen hemmend in ihr Spiel? — begleitet von ſolch ausgezeichneten Muſikern war es wirklich nicht nöthig. Der Spieler, welcher eben ein Solo vorträgt, ſteht herrſchend über den Andern; dieſe ſollen begleiten, nicht voraus laufen, noch zurück bleiben; die Gefühle des Inneren müſſen durch die Finger in das Inſtrument gehen; ihn ſtürmiſch fortreißen, oder ſanft einherſchreiten laſſen, darin liegt der Vortrag; die taktſchlagende Hand wird zur Todtenhand und fährt erkältend und vernichtend dazwiſchen. (Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 17. Juni. 96ſtes Blatt.

Heinrici's Reiſe von Hamburg nach Rio de Janeiro.

(Schluß.)

Auf Vermittelung des braven Major Jth, der mir ſein Zutrauen ſchenkte, wurde ich am 1ſten Oktober in der Rua Misericordia bei einem Schweizer Gaſtwirth, Namens Otto, einlogirt. Hier habe ich die erſte Nacht zugebracht, in der mir einige Ruhe zu Theil geworden iſt: wenigſtens wurde ich doch nicht ſo entſetzlich von den Flöhen und Moskitos gepeinigt, und ich durfte nicht mit der Unruhe einſchlafen, ermordet zu werden. Auch die Lieutenants G—r und v. K—r, Doktor H—t und der Volontair A—s logirten hier. Der Erſtere will mit einem Engländer nach Isle de France reiſen; denn hier Dienſte zu nehmen, äußerte er gegen mich, wollte ihm durchaus nicht behagen; Doktor H—t ging nicht lange darauf zu einer Colonie ab; der Lieutenant v. K—r wagte ſich noch nicht nach der Kaſerne, weil er eben ſo wie ich für ſein Leben fürchten mußte. Die Charge als Offizier ſchlug er deshalb aus. A—s beſchloß mit einem Franzoſen in das Innere Braſiliens zu reiſen, um hier Schmetterlinge und Käfer zu fangen; Gott mag wiſſen, was aus dieſem abentheuerlichen Menſchen geworden iſt.

Welche Thoren ſind doch diejenigen Deutſchen, die mit ungewiſſen Hoffnungen ihr Vaterland verlaſſen, ohne daß ſie von ihm verlaſſen werden. Hier finden wir nicht unſere gewohnten Lebensmittel; hier giebt's kein Bier, keine Kartoffeln, keine Aepfel, Birnen, Kirſchen, Pflaumen und Wurzelgemüſe; kein Roggenbrod. Der Herr Major v. Schäffer würde darauf freilich antworten: „Dieſe Artikel können Sie allenfalls dort auch haben, und ſtatt deren finden Sie ja Bananen und Orangen im Ueberfluß.“ — „Ganz recht!“ würde ich ihm erwiedern: aber das Pfund Kartoffeln koſtet in Rio einen Poctack oder 16 Schilling Hamburgiſch, und die Flaſche Porter, denn anderes Bier giebt es nicht, koſtet ½ Thaler, ein Pfund Butter beinahe ½ ſpaniſchen Thaler, und vom Obſt habe ich gar nichts geſehen. Die Gemüſe ſind ſo theuer, daß man eine Zwiebel mit einem Ventimen bezahlen muß. Solche Speiſen kann wohl ein reicher Mann ſich kaufen, aber der Soldat darf daran nicht denken. Der häufige Genuß von Orangen und Bananen erregt bald durch widrige Süßigkeit Ekel und Ruhr, und der Kaſchas iſt ein Negergetränk, welcher die Geſundheit gänzlich untergräbt, und gewöhnlich offene Beinſchäden verurſacht, wie ich denn im Hospital geſehen habe, daß die meiſten Kranken an dergleichen Schäden leiden; und nun die furchtbare Plage der Erdflöhe, die ſich oft bei aller Vorſicht in die Füße graben und darin ihre Eier legen. Gar oft müſſen deshalb die Zehen abgenommen werden, wie ich bei vielen armen Negern im Hospital geſehen habe.

Die Gegend von Rio iſt äußerſt pittoresk, und nur für den Maler in dieſem Fache oder für den wohlhabenden Reiſenden intreſſant. Eine ununterbrochene Reihe von den ſchrecklichſten Steinfelſen, himmelhohe Ketten von Gebirgen und abwechſelnden Thälern gewähren in der That einen imposanten Anblick. Die

Vegetation iſt äußerſt üppig, ſelbſt auf den Felſen; aber deutſche Eichen und überhaupt unſer Laubholz findet man dort nicht. Und nun, welche Unmoralität unter den Menſchen! Verbrechen, die wir kaum dem Namen nach kennen, ſind hier ganz gewöhnlich — ſchweigen wir davon!!

Am 2ten Oktober kam abermals ein Schiff mit Unglücksbrüdern aus Hamburg an: es führte den Namen Georg Friedrich. Gegen Mittag machte ich mit dem Major Ith eine Spazierfahrt nach Trio Grande über den Hafen. Mittags ſpeiſten hier die angekommenen Offiziers. — Am folgenden Tage machte ich Bekanntſchaft mit dem ſchwediſchen Schiffs-Capitain Aden, welcher den Delphin führte. Ich unterhandelte mit ihm wegen meiner Rückkehr nach Europa, und gegen eine Fracht von 100 ſpaniſchen Thalern verſprach er, mich mit zu nehmen. Ich hatte in Hamburg bei dem Major v. Schäffer durch meine Arbeiten einige ſpaniſche Thaler verdient, und ſo konnte ich die Reiſekoſten beſtreiten. Nur Wenige wußten um meinen Plan, ſie legten mir kein Hinderniß in den Weg, begünſtigten ihn im Gegentheil und wünſchten mir dazu viel Glück. Ich wartete geduldig meine Zeit ab.

Am 9ten Oktober wurde der Commandeur der Mannſchaft vom Georg Friedrich, Schumacher, caſſirt und nach Santa Cruz geſchickt, weil er ſich gegen die Portugieſen mit den Waffen opponirt hatte. Am folgenden Tage machte ich eine Fahrt nach der Germania, wo ich dem Capitain Voß mein Vorhaben eröffnete. Er, wie der Steuermann Helmholz, Beide ſehr verſchwiegene Menſchen, billigten daſſelbe, und wünſchten mir ebenfalls aufrichtig Glück. Der Capitain Voß bat mich noch, wenn ich nach Hamburg kommen ſollte, dort unſere Widerwärtigkeiten aufrichtig und der Wahrheit gemäß aus einander zu ſetzen. — Am 28ſten Oktober erhielt unſer Bataillon den Befehl, nach Vermitto zu marſchiren, einer kleinen Feſtung am Zuckerhut. Ich marſchirte am folgenden Tage mit demſelben dorthin ab, nahm aber gleich nach der Ankunft Urlaub nach der Stadt. Hier, bei einem meiner Bekannten, ſchnitt ich meinen Schnurbart ab, und machte mich ſo viel als möglich unkenntlich. Dann ging ich nach dem Hafen, beſuchte noch einmal die Germania, und ſagte dem Capitain Voß und Steuermann Helmholz Lebewohl. Darauf eilte ich nach dem Delphin, blieb hier bis zum 30ſten November verborgen, und ſegelte am 1ſten December bei gutem Winde nach Hamburg zurück, meinem Schöpfer dankend, daß er mich aus Todesgefahren und Verrätherei in dem verwünſchten Braſilien gerettet hatte. Unſere Reiſe war auch nicht angenehm, und die Koſt weit ſchlechter als auf der Germania; aber die Liebe zur Heimath und die Ruhe, welche unter den Leuten auf dem Schiffe herrſchte, ſtellten mich zufrieden, und mit Gottes Hülfe erreichten wir am 2ten April 1825 das liebe Hamburg wieder.

Die Académie françoise.

Nachtrag.

Von jeher hat die Académie françoise Männer gehabt, welche ſich durch übertriebenen Geiz ausgezeichnet, und dadurch bei ihren Mitgenoſſen lächerlich gemacht haben. Schon zu Fontenelle's Zeiten, in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, war der Präſident von Nicolai, Mitglied der Akademie, ſeines Geizes wegen berüchtigt, und gab zu einem der beſten Bonmots des 90jährigen Secretairs Anlaß. Fontenelle ſammelte in einer Sitzung eine Collekte für einen verarmten Gelehrten. Der Teller ging herum; Jeder ſpendete eine milde Gabe. Fontenelle's Nachbar, der auf Nikolai ein aufmerkſames Auge hatte, raunte dem Secretair in's Ohr: „Ich habe nicht geſehen, daß Herr Nicolai beigetragen hat, glaube aber doch, daß er es gethan hat!“ Fontenelle ziſchelte ihm zurück: „Ich hab's geſehn, und glaube es doch nicht!“ (Et moi je l'ai vu, et ne le crois point.)

Die beiden Geizigen, welche in der gegenwärtigen Akademie ihre Rollen ſpielen, ſind die Herren Le Montey und Raynouard. Der Erſte wird in dem Werke „Les Quarante“ nicht ſo ſehr mitgenommen, als der Zweite. Man hat ſich begnügt, in einem kleinen Gedicht: „l'Harpagon de l'Institut“, von ihm zu ſagen:

(Il) pousse si loin l'économie
Qu'il passe sous le pont des arts
Pour aller à l'Académie,
(um das Brückengeld zu erſparen)
Notre censeur (er iſt Cenſor der Theater-Stücke) a dans la tête
Mille bons tours de son métier
Pour déjeuner à la fourchette
Sans payer la carte à payer....
(Il a de plus) .. Un calendrier manuscrit,
Sur le fronton duquel on lit:
Un diner gratis par journée.

Als Schlußzug wird angeführt: Er habe einem Mitbruder vorgeworfen, ein Papier nicht unterzeichnet zu haben, und dieſer habe ihn auf folgende Weiſe vom Gegentheil überführt: „Ich habe die Schrift auf dem grünen Rocke, den Sie tragen, unterzeichnet, als das Tuch noch vorigen Winter dem Conferenztiſche der Akademie zum Teppich diente.

Herr Raynouard kommt aus dem Grunde noch ſchlechter weg, weil er mit unverantwortlicher Undankbarkeit von ſeinem Wohlthäter (Bonaparte) abgeſprungen iſt. — „Herr Raynouard“, heißt es von ihm, „zeichnet ſich durch eine in's Unendliche gehende kleinliche Genauigkeit im Gebrauche ſeiner Zeit, ſeiner Kräfte

Digitized by Google

und Geſchäfte, durch eine in ſeiner Lebensart eingeführte Ordnung aus, worin ihm nur ein einziges Mitglied der Akademie, Herr Le Montey, gleichkommt. Man verſichert, beide große Oekonomiſten hätten die Abſicht, gemeinſchaftlich ein Werk unter dem Titel heraus zu geben: „l'Art de gagner beaucoup d'argent et d'en dépenser fort peu" (Ueber die Kunſt, viel Geld zu verdienen und wenig Geld aus zu geben). Bis dahin leuchten ſie mit ihrem Beiſpiel vor; Herr Raynouard, der in ſeinen „Templern" geſtrebt hat, Corneille zu verdunkeln, bemüht ſich, zu beweiſen, daß Moliere ſeine Charaktere mit unvollſtändigen Zügen ausgemalt — und beſonders ſeinen „Harpagon" nur ſkizzirt hat. In dieſer Abſicht ſetzt er ſich ſelbſt weit über Harpagon. Wir wiſſen von ihm, daß er ſich ganz nahe bei der Akademie eingemiethet hat (Rue Mazarine No. 5), um ſeine Sohlen zu ſchonen; daß er alle Abende mit den Hühnern zu Bett geht, um das Licht zu ſparen, welches ſein Zimmer noch nie beſchienen hat; daß er im brennenden Cometen-Jahre nach Paſſy gezogen, und den ganzen Sommer über, mit ſeinen Freunden, die zum Beſuch kamen, ſich an einer Flaſche — Bier gelabt und erfriſcht hat. Wir ſagen, mit ſeinen Freunden, denn ſeine übrigen Bekanntſchaften hatten keinen Antheil an der Austheilung jenes Nektar-Getränks. So durſteten zum Beiſpiel bei ihm die Académiciens in spe, die Neophyten des Parnaſſes, die jungen Literatoren, wenn ſie von Draguignan und Brignolles (Provence) mit Empfehlungs-Schreiben zum beſtändigen Secretair der Akademie kamen. Für alle dieſe Herren wurde der Flaſchenpfropf nicht geöffnet. Für ſie hat Herr Raynouard eine ganz verſchiedene Behandlungsart. Erſtlich empfängt er ſie höflich, aber mit etwas pedantiſcher Steifheit; er fragt ſie nach ihrem literariſchen Lebensplan, verſpricht ihnen ſeine Unterſtützung, ſeine Mäcenaten-Gunſt. Wenn aber die armen Teufel ihm zur Antwort geben: ſie hätten ſich bis jetzt mit der allgemeinen Literatur beſchäftigt, und wünſchten nun ihre Talente zu vernützlichen, *) ſo unterbricht ſie der Herr Akademiker deſpotiſch, ſchreit ihnen zu, utiliser ſey nicht franzöſiſch, es ſey unerhört und empörend, ſich in ſeiner Gegenwart einen ſo unverzeihlichen Wortſtempel zu Schulden kommen zu laſſen. Dann aber legt ſich ſeine Aufwallung; er heißt ſie ſich ſetzen; fragt ſie, ob ſie ein Paar Stunden übrig haben, und ohne die Antwort ab zu warten, ſetzt er hinzu: „Hier, meine Herren, vertreiben Sie ſich die Zeit, ſchreiben Sie mir ein Paar Capitel meiner „Recherches sur la langue romance" in's Reine; hier ſind die Hefte; hier iſt Tinte, Feder und Papier." Damit ſchiebt er ſie an einen Tiſch, auf welchem das dickleibige Manuſcript liegt, und läßt ihnen, in Rückſicht auf ihr Empfehlungsſchreiben, ein Glas friſches Waſſer mit der Verſicherung reichen: das Waſſer von Paſſy ſey köſtlich und löſche den Durſt.

*) Wir bedienen uns abſichtlich dieſes undeutſchen Ausdrucks, um das neologiſche utiliser auszudrücken.

Herr Raynouard iſt kein Mathematiker; allein wir können vorausſetzen, daß ihm der allgemeine Satz aus der Geometrie bekannt ſey: „die gerade Linie iſt der kürzeſte Weg von einem Punkt zum andern." Woher mag es denn alſo kommen, daß ihn noch keine Seele auf dem Wege vom Louvre zur Akademie auf dem Pont des arts begegnet hat? Dies iſt doch unſtreitig die kürzeſte Linie! Warum geht er beſtändig über den Pont-neuf oder über den Pont-royal? Er wird zur Antwort geben: das thue er, um ſeinen Beinen eine geſunde Bewegung zu verſchaffen; und dann pflege er auch bei den Brücken-Buchhändlern ſich ein Geſchäft zu machen. Nein, Herr Raynouard, Sie ſind zu beſcheiden! Geſtehen Sie die Wahrheit; Sie wollen die fünf Centimen (den Sous) erſparen, die Sie zum Uebergang geben müßten, und Sie werden nicht eher aufhören, den Umweg zu machen, bis Sie Ihre freien Entrees über den Pont des arts wie in dem Théâtre français haben werden. — Herr Raynouard iſt nie glücklicher, als wenn die koſtenfreie Sendung von Oel und Kaſtanien aus ſeinem lieben Vaterlande (Provence) glücklich bei ihm eingelaufen iſt.

Chaſtel.

Wanderlieder von Hohnhorſt.

21. Neues Licht.

Schau du den vollen Mond nur an
In ſeiner Silberpracht,
Da kommt ein düſt'rer Wolkenmann
Und zieht ihn in die Nacht.

Doch an des Lichtes reinem Quell
Hat Trübes nicht Gewalt;
Schon leuchtet wieder klar und hell
Die himmliſche Geſtalt.

Und Herzen, die das Wandern eint,
Stehn auch nicht in Gefahr;
Die Wolke flieht, die Sonne ſcheint,
Der Bach iſt wieder klar.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Braunſchweig. (Fortſetzung.) Ein Conzert, aus welchem wohl Niemand unbefriedigt heim ging, gab uns Hr. Haſenbalg. Demoiſ. Haſenbalg ſpielte das ſchöne Conzert von Hummel aus A moll mit vielem Geſchmack; der junge Köchy ließ uns ſein ganz außerordentliches Talent auf der Violine bewundern, und zeigte in einem noch nicht gedruckten Conzert von Spohr, wie groß die Fortſchritte ſind, welche er ſeit einem Jahre gemacht hat. Die Militair-Muſik von Duſſek, für zwei Fortepiano's eingerichtet, wurde von Demoiſ. Haſenbalg und ihrem namenloſen Begleiter auf das gelungenſte executirt; es war zu loben, daß ſie ihr brillantes Spiel nicht an die Worte der Ankündigung banden, welche von zwei Piano's ſprach; man muß aber ſagen, daß das Piano zur Freude Aller mit dem gehörigen Forte wechſelte. — Nicht minder ſind wir den Herren Haſenbalg und Oſthof, für die in den Oſter-Feiertagen aufgeführte Kirchen-Muſik, Dank

Digitized by Google

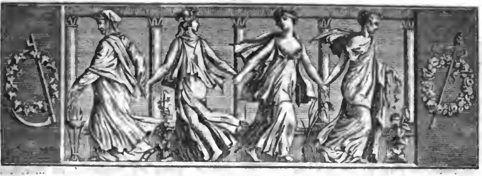
ſchuldig; Jener gab uns eine Paſſion von Roſetti, Dieſer das Stabat mater von Pergoleſi. Die Paſſion wurde in den Inſtrumenten ziemlich wirkſam ausgeführt, dagegen war die Begleitung des Stabat mater ſchwach und ungenügend. Wir verkennen das ſchöne Verdienſt nicht, daß ſich Hr. Oſthof erworben, dieſe Himmelslaute, welche des Menſchen Bruſt im Innerſten erfaſſen, und ſein Lieben und Hoffen auf den Schwingen der Töne zu Gott tragen, an uns vorüber geführt zu haben; doch wäre wohl zu wünſchen, daß die hieſigen Künſtler einem ſolchen Zwecke beſſer zu Hülfe kämen. — Demoiſ. Fevari aus Chriſtiania gab ein Harfen-Conzert; ſie beſitzt Fertigkeit, ein ſchlechtes Inſtrument und nicht genug Geſchmack; die Harmonika-Töne waren zu loben. — Aufſehen erregte der Improviſator Dr. Wolff aus Hamburg. In einer Zeit, wo es von einem braven verliebten Knaben verlangt wird, daß er in Verſen „Gotthelf!" ſage, wenn ſein zartes Mädchen den ungeheuren Nervenreiz des Nieſens überſtanden hat, und das Ungereimteſte ſich reimen muß, in einer ſolchen Zeit durfte der Mann, aus deſſen Munde mehrere Stunden nach einander alle möglichen Füße ſpazierten, Senſation und Neid erregen. Wir laſſen uns hier nicht darauf ein, ob Improviſation eine Kunſt oder ein Kunſtſtück ſey, ob die ſüdliche Pflanze nur unter einem heitern blauen Himmel gedeihen könne, im Glanze einer wärmeren Sonne, welche die Säfte raſch umtreibt; ob überall dieſes ſchnell aufſchießende Gewächs des Augenblicks, welches eben ſo ſchnell verſchwindet, wie es erſchien, auf unſern ſtrengen, langſamen, aber für lange Zeiten ſchaffenden Boden tauge; wir wollen nichts über die Kunſt ſelbſt, ſondern nur über den Mann, welcher ſie übte, ein Paar Worte ſagen. Wer nicht gleich ein Wunder verlangt, muß erſtaunen über das, was dieſer Stegreif-Dichter leiſtete; die Ruhe, mit der er Alles ordnete, und dann in ſelbſtgewählten Schwierigkeiten durchführte, war bewundrungswürdig; daß Einiges mittelmäßig, ja flach ausfiel, worüber alte und junge Dichter, welche es bis zur Perfectibilität eines Neujahrwunſches gebracht haben, die Naſe rümpften, kann uns wohl nicht wundern; es iſt ein Zeugniß, daß Alles ehrlich zuging. Wir wurden an zwei Abenden von ihm öffentlich unterhalten, und am zweiten waren ſowohl Ausführung als Erfindung, vorzüglich in dramatiſcher Form, mehr als am erſten gelungen. Und doch bleibt ein Wunſch übrig, den wir als Lehre nicht unterdrücken möchten; Hr. Wolff muß ſinnlicher auf ſein Publikum zu wirken ſuchen, muß mehr die Contraſte und Effekte, die im Weſen der Improviſation liegen, auffaſſen; vor Allem in ſeiner Schauſpielkunſt Deklamation und Action ausbilden und dem breiten Holſteiniſchen Dialekt zu entgehen ſuchen. Betont er einige Worte mehr als andere, erhebt er nur einmal die Hand, ſo iſt das ein Anfang zur dramatiſchen Darſtellung, und zeigt, daß er ſeine Gedichte ſo vortragen will; Auge und Ohr verlangen dann wenigſtens in etwas auch die mimiſche Fertigkeit. Daß bei den gemachten Aufgaben manches Lächerliche vorkommen würde, ſtand zu erwarten; beſonders komiſch ſchien uns das folgende Thema: „Der Krieg in ſeinen Folgen, beſonders moraliſchen und techniſchen, Alles durch Beiſpiele erläutert." Wäre Hr. Wolff auf die Wünſche des genialen Aufgebers eingegangen, ſo hätten wir etwas recht Erbauliches gehört! — Auch der ſogenannten Abend-Unterhaltungen hatten wir einige, und es fand ſich dazu ein großes Publikum, weil zwei Schauſpieler-Familien, die des Hrn. Meck und die des Hrn. Kiel, welche uns lange durch ihre Talente erfreut hatten, dadurch gleichſam Abſchied von uns nahmen. Die Abend-Unterhaltung des Hrn. Meck war eine artige Auswahl erheiternder Deklamationsſtücke, die des Hrn. Kiel ausgezeichnet durch das treffliche Spiel und den charakteriſtiſchen Geſang des Cornetſchen Ehepaars in dem italieniſchen Intermezzo aus dem „Barbiere di Sevilla" und uns zugleich intereſſant durch den erſten öffentlichen Verſuch der Demoiſ. Amalie Kiel. — Ein Theater-Benefiz für die Armen wurde zu einem Malefiz, indem die armen Armen, bei einer Kälte von 16 Grad, Geld hätten zulegen müſſen, wenn es ihnen nicht gütigſt geſchenkt worden wäre. Sind denn alle Herren Armenpfleger ſo feurigen Temperaments, daß ſie auf die Temperatur gar keine Rückſicht nehmen? — Ein Jongleur führte aus, was tapfere junge Herren oft verſprechen, aber nicht halten: er verſpeiſte Eiſen. Seine Gattin war eine gewandte Fechterin und trieb den armen Mann in die Enge. Dergleichen Künſtlerinnen ſollte man billig nicht dulden — werden wir armen Männer denn nichts für uns behalten? — Unſere Frauen ſind jetzt ſchon faſt im Beſitz aller Männerkünſte; Dresdner Kunſt-Ausſtellungen und Leipziger Meß-Cataloge zeigen es; ſpitzfündige Treue, ſpitze Zungen, ſpitze Töne beängſtigen uns nicht wenig: ſoll nun noch gar der ſpitze Degen dazu kommen? — die Ungerechtigkeit iſt zu groß; was haben wir den Weibern dafür entwandt? — nichts als die Schnürbruſt, darauf brauchten ſie doch nicht ſo neidiſch zu ſeyn!! — Die Meſſe brachte uns ein Paar wunderliche weibliche Erſcheinungen; die Eine war eine wilde indianiſche Venus mit ihrem Sohn, und die Andere eine engliſche feuerfeſte Gift-Eſſerin. Leſen wir den Zettel, ſo iſt dieſe Venus, wie die griechiſche, mit einem wilden ungeſchlachten Geſellen verheirathet, von mittlerer Statur, 35 Jahren, und etwas durch Holz entſtellten Ohren und Lippen, ſo daß ſie nicht wohl hört und hölzerne Küſſe giebt; dabei aber doch angeblich außerordentlich ſchön. Dieſelbe iſt auch gegen Jedermann ſehr freundlich, und anſtändig gekleidet. Während ihres Aufenthalts in London, Hannover, Brüſſel und Amſterdam wurde ſie von einem hohen Adel und ſonſtigen Honoratioren mit Beifall beſehen; ſie führt ein ſeltenes Bett von Aloe-Faſern mit ſich. Der Grund, weshalb ſie ſich für reſp. 6, 4 und 2 Groſchen ſehen läßt, iſt die Ausbreitung der Cultur; wenn ſie nämlich, wie es bei ihrer jetzigen Handthierung nicht fehlen kann, große Fortſchritte darin gemacht hat, geht ſie zurück, um nach der Lancaſterſchen Methode den wechſelſeitigen Unterricht ein zu führen. — Leider war es aber anders im Rath der Vorſehung beſchloſſen; die armen indianiſchen Menſchenfreſſer ſollten aus den ſchönen kupferfarbenen Händen dieſer Liebesgöttin keine Aufklärung erhalten; eine heftige Erkältung zog ihr den Tod zu. Einigen Glanz wird die Verſtorbene, welche nach der Ankündigung an kein Land jenſeits des Grabes glaubte, auf das unſrige werfen; ſie wird hier nämlich ſkelettirt und ausgeſtopft, und ſo haben wir denn, wenn auch keine mediceiſche aus Marmor, doch eine ausgeſtopfte indiſche Venus. Deutlich zeigt die Haut der holden Braunen, daß ſie ihre Jugend treu dem Charakter der paphiſchen Göttin verlebte. Der Deutlichkeit wegen müſſen wir ſagen, daß in ihrem Vaterlande die Schönen, wenn ſie ihr Herz von Einem zum Andern wenden, einen Einſchnitt am Körper erhalten, welcher durch etwas Ätzendes unvertilgbar gemacht wird; auf dieſe Weiſe tragen ſie das Verzeichniß ihrer Eroberungen, wie der Soldat ſeine Orden, immer bei ſich. Wir freuen uns, daß dieſe barbariſche Sitte bei uns nicht Statt hat; würden die europäiſchen Schönen in ſolchen Fällen und auf dieſe Weiſe gezeichnet, ſo müßte man bei Mancher, wie bei Wechſeln, welche viele Indoſſenten haben, ihre Haut auf künſtliche Art verlängern.

(Der Schluß folgt.)

Folgende Berechnung ſchien uns nicht unintereſſant zu ſeyn: Ein menſchlicher Schritt dauert in der Regel $\frac{1}{50}$ Minute, es geben alſo 3000 Schritte auf eine Stunde. Die Hin- und Herbewegung eines gewöhnlichen thätigen Mannes beſtimmt man auf drei Stunden täglich. 9000 Schritt auf zwei Beine gerechnet geben 4500 auf jeden Fuß. Ein Stiefel, der in der Regel 100 Tage hält, muß alſo 450,000 Mal das Steinpflaſter betreten haben, ehe er zerreißt. Ein Paar Stiefeln koſten 9 Franken, mithin zerreißt man alle Tage für 9 Centimen Schuhwerk, und alle 1000 Schritt für 1 Centimen. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 19. Juni. 97ſtes Blatt.

Kurze Geſchichte des Jeſuiten-Ordens.

(Nach de Pradt's „Jésuitisme ancien et moderne".)

Der geſetzliche kirchliche Urſprung des Jeſuiten-Ordens ſchreibt ſich von einer Bulle her, welche Papſt Paul III am 27. September 1540 ausgehen ließ. Der Stifter des Ordens, Ignaz von Loyola (welchen Beinamen er von ſeinem Geburtsort Loyola in Biscaya führte), aus einer adlichen Familie ſtammend, 1491 geboren, war anfangs Page beim Könige Ferdinand dem Katholiſchen, trat in Kriegsdienſte, erhielt bei der Belagerung von Pampelona eine ſchwere Wunde am Beine und mußte die militairiſche Laufbahn verlaſſen. Am 24. März 1523 trat er in den geiſtlichen Stand, doch ohne ſich zu einem beſonderen Orden zu halten. Eine Zeit lang führte er ein geiſtliches, herumirrendes Leben; auf dieſen Gedanken hatte ihn, während der langſamen Heilung ſeines Beines, das Leſen der vielen Ritter-Romane gebracht, womit er ſich die Zeit vertrieb. Im Krankenhauſe zu Manreſa kaſteite er ſich mit Faſten und Geißeln, gab Zeichen von Verſtandes-Verrücktheit, wollte ſich einmal aus dem Fenſter ſtürzen, und verließ das Kloſter im Jahr 1524, um nach Jeruſalem zu wallfahrten, kam ein Jahr darauf nach Spanien zurück, predigte überall als Miſſionair, wurde von den Univerſitäten Salamanca und Alcala de Henares vertrieben, verließ Spanien, kam 1528 in Paris an, ſtudirte in den Collegien von Montargu und Saint-Barbe, wurde wegen ſeines unruhigen Betragens und ſeiner mönchiſchen Proſelytenſucht ausgeſtoßen, und bewog ſechs Studirende, ihm zu folgen, mit denen er ſich am 15. Auguſt 1534, in der Kapelle von Montmartre, vor Paris, durch geiſtliche Gelübde band und verband. Er trat mit ihnen eine zweite Reiſe in's gelobte Land an, empfing auf der Rückkehr in Venedig die Prieſterweihe, traf den 15. April 1538 in Rom ein, wurde 1539 dem Papſte vorgeſtellt, überreichte ihm den Plan ſeiner Geſellſchaft Jeſu, wie er ſie nannte (ſich ſelbſt nannte er den Ritter der heiligen Jungfrau), und ſiegte dadurch über alle Hinderniſſe, daß er den drei Ordensgelübden — der Keuſchheit, des Gehorſams und der Armuth — ein viertes hinzu that, nämlich „das Gelübde einer unbedingten, unbegrenzten Unterwürfigkeit für den Papſt." Jetzt erhielt er von Paul III die Stiftungs-Bulle des Ordens (27. September 1540), wurde am 22. April 1541 zum Ordens-General ernannt, verband ſich mit Philipp II, legte die General-Stelle nieder, ſtarb den 31. Juli 1556 in Rom, und wurde vom Papſt Paul V, im Jahr 1609, heilig geſprochen. Der von ihm geſtiftete Orden zählte 1530, außer ihm ſelbſt, nur ſechs Mitglieder, und beſtand ſchon 1556 aus zwölf Provinzen in verſchiedenen Ländern Europa's, über hundert öffentlichen Collegien, Profeß- und Novizenhäuſern, und Tauſenden von Jeſuiten. Der Orden errichtete ihm ein Denkmal mit der Inſchrift: „Wer du auch ſeyſt, wenn du dir im Geiſt das Bild des großen Pompejus, Cäſars oder Alexanders vorſtellſt, ſo ſchließe deine Augen der Wahrheit auf, blicke auf dieſen Marmor, und du wirſt ſehen, daß Ignatius größer geweſen iſt, als jene Eroberer zuſammen."

Digitized by Google

Die Regierungsform der Jeſuiten iſt die abſolute Monarchie. Dies beweiſt eine Erklärung Gregors XIV im Jahre 1591, worin es heißt: „Ignatius hat gewollt, daß die Regierungsform der von ihm geſtifteten Geſellſchaft monarchiſch ſey, und daß in derſelben Alles von dem einzigen Willen des Generals abhange.“ Durch die Satzungen des Ordens war anfangs beſtimmt: die General-Stelle ſolle alle drei Jahre wechſeln; aber Lainez, *) der zweite General, ſetzte es durch, daß ſie lebenslänglich ſeyn ſollte. Dieſer große Kopf und eigentliche Stifter des Ordens, der ſich der gutmüthigen Schwärmerei des Ignaz zu ſeinen Zwecken bediente, trug den Sieg über den Papſt ſelbſt davon, und zwang ihn, am 24. Auguſt 1558, jene Hauptſatzung der Stiftungs-Bulle um zu ſtoßen. Ferner hatte auch Paul III die Zahl der Jeſuiten auf ſechszig feſtgeſetzt. Sie kehrten ſich nicht daran und vermehrten ſich von Zeit zu Zeit. Auf dem Tridentiniſchen Coneilium erſchienen ſie durch eine Deputation, mit ihrem General an der Spitze, welcher ſich in der Sitzung vom 16. Auguſt 1563 mündlich zu den Grundſätzen des überſpannteſten Ultramontanismus (Papſt-Gottesdienſtes) bekannte. **)

Die Jeſuiten halten ihre Verfaſſung äußerſt geheim. Sie erwähnen nur Einiges davon, wenn ſie eines einzelnen Satzes zur Begründung ihres Rechts oder ihres Verfahrens bedürfen. Als ſie z. B. im Prozeß des Pater La Valette ſich von der Verbindlichkeit losſagen wollten: „daß der Orden für ſeine Mitglieder haften müſſe“, waren ſie unbeſonnen genug, ihre in Prag heimlich gedruckte Conſtitution zu erwähnen, und ſich — zu verrathen.

Die Jeſuiten haben ſich faſt auf einmal, wenigſtens ſchnell hinter einander, im chriſtlichen Europa, Aſien und Amerika ausgebreitet, feſtgeſetzt und eingebürgert. Sie haben berühmte Schulen errichtet, als große Redner die Kanzeln beſtiegen, als eifrige unverdroſſene Miſſionaire die Länder bereiſt; ſie haben alle Zweige der Literatur und Wiſſenſchaften mit Fleiß und Erfolg umfaßt; ſie ſind in alle Stände der Geſellſchaft eingedrungen; haben ſich bei'm gemeinen Volke durch wirkliche Dienſtleiſtungen und durch eine äußere Frömmigkeit beliebt gemacht, die ſich zu ihm herabließ, und ihm die Religion angenehm und leicht machte; ſie haben aber auch vorzüglich geſucht, ſich bei den Großen Eingang zu verſchaffen. Der königliche Beichtſtuhl iſt ihr Werk; durch dieſe einzige furchtbare Erfindung ſind ſie zu der höchſten Gewalt gelangt; und aus den Dienern der Diener Gottes ſind die Herren ihrer Herren geworden. Man hat geſehen, was ein Lainez, ein Annat, ein Daubpertron, ein Peters, ein La Chaiſe, ein Monnet, ein Letellier u. ſ. w. aus dieſer Allgewalt des Beicht-Throns für Vortheile gezogen haben.

In Frankreich jagte Franz I die erſten Jeſuiten aus dem Lande, welche ſich unter Anführung zweier Spanier, Equija und Dominique, als Unterthanen Karls V eingeniſtelt hatten. Allein ſie kamen wieder, und ihre erſte bleibende Stätte war das Hotel Clermont in Paris, welches ihnen der Biſchof von Clermont, Guillaume du Prat, einräumte, und das ſpäterhin den Namen Collège de Louis-le-grand führte. Du Prat vermachte ihnen ſein ganzes Vermögen. Sie hatten es ihm abgeſchlichen, und ihr Verfahren erregte einen langen und ärgerlichen Prozeß. *)

Heinrich II ertheilte den Jeſuiten ein Patent im Jahr 1550, wogegen die Parlamente, die Univerſität und die Geiſtlichkeit förmlich proteſtirten, aber den Kürzeren zogen. Unter Anderem erklärte die theologiſche Fakultät der Univerſität die Geſellſchaft Jeſu für eine gefährliche Geſellſchaft, die den Glauben untergrabe, den Frieden der Kirche ſtöre, die Mönchs-Orden und ihre Regeln umſtoße, und mehr geeignet ſey, zu zerſtören, als auf zu bauen. — Die Jeſuiten fanden ſich durch dieſe Erklärung beleidigt, und übergaben ſie der ſpaniſchen Inquiſition zur Cenſur. Und als ihnen von der Univerſität die Frage vorgelegt wurde, ob ſie zu den Mönchs- oder weltlichen Orden gehörten, weigerten ſie ſich ſtandhaft, eine unumwundene Antwort zu geben.

Unter Franz II Regierung nahm ſich der Cardinal von Lothringen und das Haus Guiſe der Jeſuiten an; daher ihre Anhänglichkeit für die Ligue. Auch Catharina von Medicis begünſtigte ſie, um ihren Anhang zu benutzen; ſo daß ſie von der geiſtlichen Verſammlung in Poiſſy (16. September 1561) definitiv, aber mit vielen Einſchränkungen, auf- und angenommen wurden. So mußten ſie ſich z. B. verbindlich machen, den Landes-Geſetzen ſich zu unterwerfen, wo nicht, das Land zu räumen. — Dennoch erneuerten die Parlamente und die Univerſität zu Paris ihre Angriffe, und verlangten ſchlechterdings die Vertreibung der Jeſuiten; allein Catharina von Medicis und der Cardinal

*) Der Spanier Lainez war einer der ſechs Gefährten des Loyola, und unter Allen der eigentliche Jeſuit, der mit hellem Geiſte und tiefer Klugheit zu Werke ging. Die Uebrigen waren: Lefevre aus Savoyen, Xavier aus Navarra, Bobadilla aus Biscaya, Rodriguez aus Portugall, und ein nicht mehr Bekannter.

**) Lainez erklärte: der Jünger ſey nicht größer als ſein Lehrer, und der Diener als ſein Herr; dem zu Folge ſey das Concilium nicht berechtigt, an der päpſtlichen Reform zu meiſtern. Jeſus habe das Recht gehabt, von allen Geſetzen los zu binden; folglich habe der Papſt, ſein Statthalter, daſſelbe Recht, indem der Richter und ſein Verweſer und Stellvertreter denſelben Richtſtuhl einnähmen.

*) Du Prat ſtiftete für die Jeſuiten drei Collegien: in Paris, in Billon (Auvergne) und Moriac (Auvergne). In der Kirche von Billon war auf dem Altarblatt die Kirche als ein Schiff dargeſtellt. Papſt, Cardinäle, Erzbiſchöfe und Geiſtliche von allen Orden waren Paſſagiere; Jeſuiten ſaßen am Steuerruder.

Digitized by Google

Bourbon, gewöhnlich der König der Ligue genannt, unterſtützten ſie. Sie blieben in Frankreich, hielten aber nicht lange Frieden, und machten ſich durch geiſtliche Fehden die übrigen Orden, beſonders den Dominikaner-Orden, zu Feinden, dem ſie die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria abſtreiten wollten. Sie miſchten ſich auch in die Politik; nahmen Antheil an der Ligue, und ſuchten Heinrich III durch ſeinen Beichtvater, Pater Auger, zu bewegen, ſie zu ſanctionniren. Sobald Heinrich dieſes Vorhaben merkte, jagte er ſeinen Beichtvater fort. Die Jeſuiten hatten Heinrich IV in Verdacht, dem Könige die Augen geöffnet zu haben, und wurden deſſen erklärte Feinde. Jetzt ſuchten ſie Heinrich III auf die Seite zu ſchaffen. Sie billigten öffentlich ſeinen Mord durch Jacques Clement.*) Sie befeſtigten die Pariſer in ihrem Widerſtande gegen Heinrich IV. Barriere, der einen Mordverſuch auf dieſen Fürſten machte, klagte ſie als Urheber an, deren bloßes Werkzeug er geweſen. Auf's Neue kamen das Parlament von Paris, die Univerſität und die Geiſtlichkeit ein, und verlangten ihre Vertreibung. Am 24. Juli 1598 befahl der König ſeinem Parlament, gegen ſie zu verfahren. Daſſelbe Urtheil, welches am 29. Dezember 1595 über Jean Chatel gefällt wurde, verfügte ihre Verjagung; Zwei von ihnen wurden gehangen; die Paters Guinard und Quetet verbannt, und das Urtheil gegen die Jeſuiten in die Spitzſäule eingegraben, die man auf dem Platze errichtete, wo Jean Chatel's Haus geſtanden hatte. Der Papſt legte Fürſprache ein, und hielt um ihre Zurückberufung an; allein Heinrich IV weigerte ſich lange, und ſetzte die Gründe aus einander, ſowohl die allgemeinen als die perſönlichen, welche ſich dem päpſtlichen Geſuch entgegen ſtellten. Aber die Päpſte ſind zähe, und laſſen ſich nicht ſo leicht abweiſen, ſo daß endlich Heinrich IV am 25. September 1603 — wider den Willen ſeines getreuen und einſichtsvollen Sully — nachgab, wofür er ſieben Jahre ſpäter bluten mußte. Die Zurückberufung der Jeſuiten war mit mehreren Bedingungen verknüpft; unter Anderem wurde ihnen vorgeſchrieben, beſtändig eins ihrer Mitglieder bei Hofe zu haben, welches für ihre Handlungen bürgen, und verantwortlich ſeyn ſollte. Was damals als eine Vorſichts-Maaßregel, als eine Strafe angeſehen wurde, verwandelte ſich leider (durch die Alles wendende Liſt der Jeſuiten) in eine Quelle von Macht und Gewalt für ſie; es entſtand daraus das Prinzip ihres Anſehns und Credits bei Hofe; und die verſchmitzten Geißeln ſind zuletzt zu Geißeln anderer Art, zu Feſſeln der Könige geworden. Sie waren Mitarbeiter an der Verſchwörung des ſpaniſchen Cabinets und des Herzogs von Biron gegen Frankreich. Sie wurden in den Mord Heinrich's IV verwickelt; es fehlt aber hier an Beweiſen (ſo fein wußten ſie ſich zu verbergen). Eben ſo wenig hat man ſie überführen können, an der engliſchen Pulver-Verſchwörung Antheil gehabt zu haben. (Der Schluß folgt.)

*) Papſt Sixtus V ſtimmte wie ſie im öffentlichen Conſiſtorium. Der Jeſuit Mariana ſchrieb Clements Apologie.

Ein Brief von Johannes Falk an Friedrich August Wolf.

Weimar, den 13. Februar 1822.

Nur ein Paar Zeilen als Lebenszeichen, mein theurer, unvergeßlicher Wolf! Daß ich, ſeitdem ich Sie zuletzt ſah, wieder ein blühendes Kind, meine 16jährige Angelika verlor: davon kein Wort! Ich ſteh' einmal zwiſchen den großen Todtenkanzeln, Lützen, Leipzig und Jena, ſo ſtumm und doch ſo beredt da, um denen, die taubes Ohres ſind, das ernſte Evangelium zu predigen, von uraliſchen und provencaliſchen Völkerſchaften, die ihre Pferde nicht umſonſt — oder alle Weltgeſchichte iſt Lug — an die Krippe des Sachſenlandes banden. Umher auf den kalten Steinen ſitzen die Kinder von Vätern, die in Rußland erfroren, in Spanien verbrannt und in Tyrol geſteinigt wurden, und hören zu. Dazwiſchen muß ich nun meine eigenen Kinder begraben laſſen, und, aus dieſem ungewiſſen Zwielicht, mit blutigen Streiflichtern der Zukunft untermiſcht, ſteigt der neue Bau, im Vertrauen auf Gott, empor. Feſt und unerſchütterlich, durch keine Lockungen der Zeit verführbar, halt' ich nun neun verhängnißvolle Jahre hindurch feſt die Hand des Fürſten auf ſeinem Thron und eben ſo feſt die Hand des armen Volkes in der letzten Hütte. So geziemt es, theuerſter Wolf, der Würdigkeit des Deutſchen, der das Herz von Europa darſtellt! Mögen die Hände und übrigen Theile des großen Staatskörpers gichteriſch zucken: ſo lange das Herz ſelbſt noch einen freien Schlag behält, iſt die Krankheit doch nur äußerlich. Ich lege Ihnen einige Vaterunſer und Ankündigungen über den weitern Fortgang dieſes Unternehmens bei. Können Sie in Ihrem Kreiſe für die Ausführung dieſer Idee etwas beitragen, ſo darf ich Sie ja wohl nicht erſt dazu auffordern. Es iſt ja mein alter Wolf, an den ich ſchreibe, dem die Ausführung jeder Idee Luſt und Freude macht. Hamlet ſpricht: „Sagt Alles nur mit einem Wort: er war ein Mann!“ Die Zeit iſt da, wo die Bücher aufſtehen, Hände und Füße bekommen und leben müſſen, und zwar auf eine echte, rechte und gottgefällige Weiſe, die Volk, Fürſt und Vaterland mit einem und demſelben unauflöslich heiligen Bande umſchlingt.

Mit herzlich unveränderter Liebe und Hochachtung

Ihr

treuer Verehrer, Schüler, Diener und Freund

Johannes Falk.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Braunſchweig. (Schluß.) Demoiſ. Chabert, eine Engländerin, hatte nicht nöthig, Tod und Teufel zu fürchten, indem ſie Gifte verſpeiſte und mit Feuer beträchtlich an ſich herum experimentirte. Sie hielt ein Licht unter die Füße, fuhr mit rothglühendem Eiſen wie mit Roſen-Pomade über die Lippen, trank Oel, welches 70—80 Grad heißer war als kochendes Waſſer, löſte Kupfer in der flachen Hand auf, verſpeiſte eine brennende Fackel, verzehrte 40 Gran Phosphor, athmete Arſenik-Dämpfe ein und ließ Siegellack auf die Zunge tröpfeln, ſo daß ein Notar ſein Petſchaft darauf drücken konnte, und ſie ſodann die Wahrheit auf der Zunge führte. Die Unverwüſtliche ladet Herren und Damen ein, ſich von ihr belehren zu laſſen, welches, wie ſie ſich ausdrückt, von großem Nutzen ſeyn kann. — Bei den vielen Verzerrungen unſerer Zeit, wo der höchſte Genuß ſo bald Ueberdruß erregt und der menſchliche Schnellſinn auf die wunderlichſten Abſprünge geräth, ſoll es uns nicht wundern, wenn wir bald kurioſe Erſcheinungen in den Reſtaurationen haben; lehrt Demoiſ. Chabert vielen Menſchen ihre Kunſt, ſo können wir's erleben, daß ein Mann höchſt ernſthaft die Karte nimmt und dem Marqueur befiehlt, Haſenbraten mit Phosphor geſpickt, nebſt Salat von brennenden Wachskerzen zu bringen; hat er Alles verſpeiſt, wird er ein Glas Huile brûlé, beſtehend aus kochendem Oel-Phosphor, mit der franzöſiſchen Zeitung und einer Pfeife Arſenik verlangen. — Der alte Feuer-Rieſe ſcheint unſer Herzogthum ganz beſonders zu ſeiner Promenade zu wählen, ſein glühender Athem blies im verwichenen Jahre halbe Städte und Dörfer weg; ein Böſewicht wollte ihm als Dilettant in's Handwerk pfuſchen und legte hier neben der Porzellan-Fabrik Feuer an; glücklicher Weiſe wurde die Schandthat zeitig genug wahrgenommen, und man hat eine Prämie bis zu 200 Thlr. auf die Entdeckung des Schurken geſetzt. — In einer Brandtweinſchenke wurde durch einen dazu auf's Höchſte gereizten und ſich wirklich im Stande der Nothwehr befindenden Soldaten ein Handwerksburſche ſtark bleſſirt, ſo daß er bald darauf, theils an Verblutung, theils an den Folgen eines Sturzes nach der Verwundung, ſtarb. Wir glauben, dieſer Fall müßte zu allerlei Betrachtungen Veranlaſſung geben. Bei dem enorm wohlfeilen Getraide-Preiſe iſt der Brandtwein ſo billig, daß ſich der gemeine Mann für einige Pfennige berauſchen kann; in jeder Straße finden ſich mehrere Brandtweinladen, und es ſind deren jetzt mindeſtens acht Mal ſo viel, als vor 15—20 Jahren; die Menſchen aus der niedern Volksklaſſe haben ſich einmal ſo an dieſes unheilbringende Getränk gewöhnt, daß ſie den Lockungen nicht widerſtehen können; aber welch grenzenloſes Unglück bringt dieſer Genuß über ſie und ihre Familie? — wie iſt er ſo oft der Vater der erſchrecklichſten Laſter, der Noth, Armuth und Verbrechen? — Welchen Nutzen hat der Genuß des Brandtweins? — ſeine Schädlichkeit iſt ganz allgemein anerkannt, und hier der Ort nicht, ſie zu entwickeln. Warum ſchränkt man ſeine Conſumtion nicht ein, und legt, wie es kürzlich im Heſſiſchen geſchah, eine hohe Steuer darauf? — hier wäre gewiß eine anſcheinende Strenge die größte Wohlthat, und der ſeltene Fall möchte eintreten, daß eine hohe Abgabe geſegnet würde!! — Es ſoll ſich hier ein Talenten-Clubb gebildet haben; es muß uns als Patrioten freuen, daß wir en gros beſitzen, was manche Städte nur en detail aufweiſen können. — Die Schnellläufer ſchießen hier wie Pilze aus der Erde, und beeifern ſich, Einer den Andern zu überrennen; ihr Reich ſcheint aber nicht von dieſer Welt zu ſeyn, da ſie eines Theils in's Grab laufen und andern Theils von einem Hamburger Kunſtgenoſſen überboten ſind, indem ſie derſelbe, nach einer dortigen Anzeige, überflügeln wird, und, ein neuer glücklicher Degen, ſich mit ſeinen erfundenen Fittichen nach der Wilhelmsburg ſchwingen will. — Eine wichtige und ſolide Erfindung und Unternehmung zeigen wir noch mit Vergnügen an. Hr. F. W. E. Reichard, von welchem ſchon früher die Rede war, hat die Erfindung gemacht, Noten auf eine bis jetzt unbekannte Weiſe zu liefern; dieſer Stich oder Druck zeichnet ſich vor den bisherigen Noten bedeutend aus; vom Stich durch ſeine ganz außerordentliche Wohlfeilheit, vom Steindruck durch Schärfe und Nettigkeit, vom gewöhnlichen Druck durch das Zuſammenhängen der Linien und eine bei weitem größere Deutlichkeit. Hr. Reichard lieferte, als Probe dieſer neuen Manier, zwei Werke, welche der Kaufmann Hr. Buſſe, ein Liebhaber und Beförderer der Muſik, zum Verſenden übernommen hat; das erſte iſt: „Orpheus, Sammlung auserleſener mehrſtimmiger Geſänge, ohne Begleitung“, 2 Hefte, Preis jedes Heftes 4 Gr.; das zweite: „Arion, Sammlung auserleſener Geſangſtücke mit Begleitung des Fortepianos“, 2 Hefte, Preis wie dort. Von jeder dieſer beiden Sammlungen ſollen jährlich ſechs und vielleicht noch mehr Hefte erſcheinen. Wie wirklich unglaublich wohlfeil die Sachen ſind, mag der Inhalt zeigen; der „Orpheus“ enthält nämlich 14 Quartette und 3 Terzette in ausgeſetzten Stimmen, und der „Arion“ 13 größere und kleinere Lieblingslieder mit Begleitung. Dieſe Werke würden im gewöhnlichen Notenſtich 3½ bis 4 Thlr koſten, und werden nun in der gefälligſten Form, auf ſehr ſchönes Papier, für 16 Gr. gegeben. Wir wünſchen recht herzlich, daß der thätige erfinderiſche junge Mann in ſeinem Streben von dem muſikliebenden Publikum unterſtützt werde. — Auch wir blieben in dieſer Zeit der Handels-Criſis nicht verſchont, und ein ſehr bedeutendes Haus mußte ſeine Zahlungen einſtweilen einſtellen. Man ſollte doch nicht ſo vorſchnell über Unglückliche dieſer Art ein liebloſes Urtheil fällen und mit einem kleinen Sinn ihr voriges Leben bekritteln; ſoll denn der Mann, welcher mehr als eine halbe Million beſitzt, wie ein Schuſter leben? — iſt es ihm nicht erlaubt, ſich ſeine Exiſtenz angenehm zu machen? — iſt der Luxus von ein Paar Pferden und einer Sommer-Wohnung zu groß für ihn? — ſoll er etwa wie der ſchlichte Bürger mit der Ehehälfte, welche in einem mächtigen Strickbeutel das Kaffee-Geſchirr und vielen Zwieback ſchleppt, nebſt den lieben Kleinen an der Hand, ſich Sonntags in freier Natur dieſen Trank kochen? — Wer den Aufwand ſeinem Vermögen anpaßt, lebt im gehörigen Geleiſe; Niemand rechnet auf ganz extraordinaire Unglücksfälle; der Reiche aber ſoll ſein Haus gaſtfreundlich öffnen, und noch andere Künſte begünſtigen und aufnehmen als die Rechen- und Münzkunſt. Die Handlung, welche hier durch den Drang der Zeiten in den Strudel des Verderbens ohne Schuld hinab gezogen wurde, wird Alles anwenden, damit Jedermann ſein Eigenthum erhalte; es ſprechen Facta genug dafür, daß nur Unglück und nicht böſer Wille die Stockung herbei führte.

E. W. G. Mur.

In einem Werke „Abhandlung über die berühmteſten franzöſiſchen Frauen“, ſagt Frau v. Genlis unter Anderem, indem ſie davon ſpricht, daß auch Weiber gute Tragödien geſchrieben haben: „Uebrigens vermöchte eine Million Laſtträger und Tauſende von Nonnen, je nachdem ihr Erziehung danach erhalten, auch dahin zu gelangen, vortreffliche Tragödien zu ſchreiben!“ — Frau v. Genlis muß keine Tragödien-Erziehung bekommen haben; wir wenigſtens wiſſen nicht, daß ſie jemals eine gute Tragödie geſchrieben hätte; dagegen führt ſie uns ſelbſt eine Tragi-Comödie auf; denn wir wagen nicht zu entſcheiden, ob es mehr ernſthaft oder lächerlich iſt, wenn eine Schriftſtellerin das verächtlich zu machen ſucht, was zu leiſten ihr verſagt iſt. (Gaz. d. Fr.)

Unter den redneriſchen Figuren hörten wir neulich die Phraſe: „Das Netz der Revolution muß Maſche für Maſche durch die Legitimität zernagt werden!!“ (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 21. Juni. 98ſtes Blatt.

Die Vermählung des Czars Alexei Michailowitſch mit Natalia Kyrillowna Nariſchkina.

(Nach einem Bericht der Gräfin Maria Andrewna Rumanzof, Enkelin Matweoff.)

Der Czar Alexei Michailowitſch, Vater Peter des Großen, hatte einen Hofkanzler für die auswärtigen Angelegenheiten, dem er ſein volles Vertrauen ſchenkte. Es war der Bojar Artemin Matweof. Der Czar beſuchte ihn oft, beſonders nachdem ſeine erſte Gemahlin, eine Fürſtin Miloslawsky, geſtorben war, blieb auch manchmal zum Abendeſſen. Unerwartet kam der Czar einſt, da der Tiſch gedeckt ſtand, und als er dies gewahrte, ſagte er zu Matweof: „Höre, Dein Tiſch ſieht ſich ſo hübſch und einladend an, daß die Luſt rege wird, mit daran zu ſitzen. Ich werde meinem Appetit folgen und bei Dir eſſen, jedoch mit der Bedingung, daß Niemand von Deinem Tiſch wegbleibt, der hier ſonſt ſeinen Platz hatte.“ — Der Hofkanzler antwortete: „Wie Ew. Majeſtät befehlen; es ſoll meinem Hauſe Ehre und Gnade ſeyn!“

Die Speiſen wurden aufgetragen: der Czar ſetzte ſich an die Tafel und nun trat herein die Frau des Hauſes, mit ihrem einzigen Sohn und einem Fräulein, und Alle mußten ſich, wie es der Czar befahl, an ihre Stellen ſetzen. Während der Mahlzeit ſagte derſelbe, nachdem er das Fräulein oft angeſehen und ſich mit ihr unterhalten hatte: „Sprich, Matweof! Ich habe geglaubt, Du hätteſt nur einen Sohn, keine Tochter; wie kommt es, daß ich dieſe nur erſt heute bei Dir ſehe?“ — „Ew. Majeſtät haben ganz recht geglaubt!“ entgegnete Matweof: „gegenwärtiges Fräulein Natalia Kyrillowna iſt die Tochter eines meiner Verwandten, des auf ſeinem Gute lebenden Edelmanns Kyrillo Nariſchkin, die meine Frau in unſer Haus genommen und ſie erzogen hat, und die wir, ſo Gott will, bei guter Gelegenheit zu verſorgen denken.“ — Der Czar ſagte hierauf weiter nichts, als: „Ihr habt ein gutes Werk gethan, das Gott gefallen muß!“ Nachdem aber die Familie Matweofs ſich hinweg begeben, begann er wieder von Natalia zu ſprechen: „Das Mädchen ſcheint ein gutes Herz zu haben und ſieht ſehr wohl aus; doch iſt ſie zum Heirathen nicht mehr zu jung; trachte danach, daß Du ihr einen guten Bräutigam ſchaffeſt!“ — „Ew. Majeſtät urtheilen ganz richtig!“ ſprach nun Matweof; „Natalia hat ein gutes Herz, iſt verſtändig und beſcheiden. Alle im Hauſe lieben ſie, und ich könnte meine leibliche Tochter nicht lieber haben. Mit dem Bräutigam möcht' es aber ſchwer halten; ſie hat nichts als gute Eigenſchaften, ſonſt aber keine Güter und kein Geld; und wenn ich mir auch vorgenommen habe, ſie aus zu ſtatten, ſo kann doch die Mitgabe nach meinem eigenen geringen Vermögen nicht reich ſeyn.“ — „Sie muß einen Bräutigam haben, der ſo viel hat, daß er nach Geld und Gut nicht fragt, der ihre guten Eigenſchaften für das beſte Gut anſieht!“ ſagte hierauf der Czar und Matweof antwortete: „Das iſt, was ich wünſche. Wo giebt es aber Bewerber, die einen ſolchen Sinn hegen?“ — „Es giebt deren noch!“ ſagte der Czar; „ſuche Du nur; ich will auch daran

Digitized by Google

denken und Dir ſuchen helfen!" Matweof dankte für ſo gnädige Geſinnung und der Czar wünſchte ihm dann eine gute Nacht.

Einige Tage darauf kam der Czar abermals zu ſeinem Kanzler und unterhielt ſich mit ihm wohl über eine Stunde von Staatsſachen; als er ſchon im Begriff war zu gehen, wandte er ſich noch einmal, ſetzte ſich wieder und ſagte: „Nun, Matweof, haſt Du auch nicht vergeſſen, an einen Bräutigam zu denken für Natalia Kyrillowna?" — „Nein, Ew. Majeſtät; ich denke immer daran, habe aber noch nichts Anſtändiges gefunden. Es kommen viele unſerer jungen Edelleute in mein Haus, die meine hübſche Pflegetochter oft ſehen; es meidet ſich aber Keiner, der ſie heirathen möchte und die Schicklichkeit will mir nicht erlauben, ſie Einem an zu bieten." — „Ey", ſagte der Czar, „das wird auch unnöthig ſeyn. Ich habe Dir verſprochen, mich deshalb zu bemühen und bin glücklicher geweſen, als Du. Ich kenne einen Mann, einen ehrlichen und braven Mann, der Verdienſte hat und ſein gutes Auskommen. Er liebt Deine Pflegetochter, will ſie heirathen und glücklich machen. Ich denke auch, ſie werde ihm ihr Jawort nicht verſagen." — Matweof unterbrach die Rede des Czars: „Das käme mir erwünſcht; ich wäre dadurch einer Sorge los, die mir hinſichtlich dieſes guten Mädchens am Herzen liegt. Dürfte ich Ew. Majeſtät bitten, mir den Mann zu nennen; vielleicht kenne ich ihn und weiß von ſeinen Umſtänden?" — Der Czar ſchwieg einen Augenblick, dann antwortete er: „Ich ſagte Dir, daß er ein ehrlicher Mann iſt; er wird ſeine Frau glücklich machen, das darfſt Du mir glauben. Mehr aber kann ich Dir nicht ſagen, bis ich von Natalia Kyrillowna weiß, ob ſie ihn an zu nehmen geneigt ſey." — „Ja, Ew. Majeſtät, ſie wird doch wiſſen wollen, wer dieſer Mann iſt, dem ſie das Jawort geben ſoll, und das ſcheint mir auch ganz billig!" ſo unterbrach Matweof den Czar und dieſer erwiederte: „Ich kann Dir nicht Unrecht geben. So wiſſe denn, ich ſelbſt bin der Mann, der ſich entſchloſſen hat, Natalia Kyrillowna zu heirathen."

Voller Erſtaunen fiel Matweof dem Czar zu Füßen: „Ich flehe Ew. Majeſtät um Chriſti Willen an, von dieſem Vorhaben ab zu ſtehen. Sie wiſſen ſelbſt, mein allergnädigſter Herr, daß ich bereits am Hofe und unter den angeſehenſten Familien viele Feinde habe, die eiferſüchtig ſind auf die Gnade und das Vertrauen, womit Ew. Majeſtät mich beehren. Wie erbittert würden dieſe Feinde ſeyn, wenn ſie ſähen, daß mein allergnädigſter Herr alle die übrigen vornehmeren Häuſer nicht beachtete, und ſich mit einem armen Mädchen aus meiner Familie vermählte! Der Neid und Haß würden gegen mich ſich waffnen, Jeder glauben, ich hätte das Vertrauen meines Herrn mißbraucht, und meine Pflegetochter durch Schlauheit auf den Thron erhoben, um mich über Alle empor zu ſchwingen." — „Das will nichts ſagen!" erwiederte der Czar; „ich werde dafür ſorgen, daß Du ruhig ſeyn kannſt. Mein Entſchluß iſt gefaßt und es muß dabei bleiben!" — Der Czar hob bei dieſen Worten den Matweof vom Boden auf und dieſer ſagte nach einiger Ueberlegung: „Wohl, dann ſegne Gott das Vorhaben meines allergnädigſten Herrn! Wenn es ſo ſeyn ſoll, bitte ich nur für mich und Natalia Kyrillowna um die einzige Gnade, daß Ew. Majeſtät nach Landesgebrauch verfahren, und wenigſtens zum Schein eine Anzahl mannbarer Jungfrauen aus den achtbarſten Familien, und darunter auch meine Pflegetochter, bei Hofe zuſammen kommen laſſen, um eine derſelben öffentlich zu Ihrer Braut zu erwählen. Unterdeß ſoll von mir Niemand, auch nicht Natalia Kyrillowna, von Dero Abſichten etwas erfahren." —

Dies fand der Czar billig. Nach einigen Wochen machte er der vornehmſten Geiſtlichkeit und den Miniſtern kund, daß er ſich wieder vermählen wolle und befahl, daß an einem beſtimmten Cour-Tage die mannbaren Töchter des vornehmſten Adels ſich zur Beſchauung und Brautwahl verſammeln ſollten. Dies geſchah im September 1670 im Kreml zu Moskau: es kamen an ſechszig adliche Fräulein — die erſten Schönheiten des Landes — unter ihnen war auch Matweofs Pflegetochter. Sie wurden ſämmtlich prachtvoll bewirthet und der Czar bezeugte jeder der Jungfrauen ſeine Huld durch ein Geſchenk, zur Braut aber erwählte er Natalia Kyrillowna Nariſchkina — und der nachmalige Czar Peter der Große iſt ihr Sohn.

Kurze Geſchichte des Jeſuiten-Ordens.

(Schluß.)

Maria von Medicis begünſtigte die Jeſuiten; der Cardinal Richelieu hielt ſie in Schranken: ſie wurden wegen einiger ihrer theologiſchen und moraliſchen Irrlehren einige Mal verurtheilt. Der heilige Carl Borromäus verjagte ſie aus Mailand. Pascal durchbohrte ſie mit ſeinen Pfeilen.*) Hundert Jahre brachten ſie damit zu, die Streitigkeiten mit den Janſeniſten und Moliniſten an zu ſchüren. Des frommen Fenelon Feinde, der frömmelnden Heuchlerin Maintenon gehorſame Diener und Speichellecker, beherrſchten ſie den Thron Ludwigs des Großen durch das Anſehen ſeiner Beichtväter La Chaiſe und Letellier. Sie ſtürzten Port-Royal um, ließen das Edikt von Nantes widerrufen, waren Herren der Geiſtlichkeit, mit Hülfe des Feuill-des bénéfices (Vertheilungs-Liſte der geiſtlichen Pfrün-

*) S. Pascal's „Lettres d'un Provincial". Wie kann ein vernünftiger Menſch, der Franzöſiſch verſteht, und dieſe Briefe lieſet, ein Anhänger der Jeſuiten und ihrer Lehre ſeyn?

den) und in Folge ihres Einfluſſes auf den Cardinal Fleury und den Biſchof von Mirepoix (Boyer).

In England trugen ſie politiſch dazu bei, den König Carl II irre zu führen, indem ſie ihn von Clarendon's weiſem Syſtem abzogen, ihn mit Ludwig XIV näher verbanden, und ihn zum heimlichen Religionswechſel vermochten. Sie waren es, welche dem König Jakob II die Ideen und Entſchlüſſe einliſpelten, die ihn ſtürzten; der Jeſuit und Beichtvater Peters iſt für ihn eben ſo verderblich und vielleicht noch verderblicher geweſen, als der König Wilhelm von Oranien. Ohne Jenen würde dieſer nie daran gedacht haben, ſeinen Schwiegervater zu entthronen.

In Frankreich ſetzten die Jeſuiten ihre Fehden und Tratſchereien fort, mit Hülfe des Erzbiſchofs von Paris, Chriſtoph de Beaumont, der ſie auszeichnend begünſtigte, bis ihnen von Seiten Ludwig's XV, 1757, Stillſchweigen auferlegt wurde. Der Prozeß des Paters La Valette mit dem Handelshauſe Lionci in Marſeille (wegen eines betrüglichen Bankerotts) veranlaßte eine Beſcheidung der Jeſuiten vor das Parlament. Sie beriefen ſich auf ihre Verfaſſung, um der Klage zu entgehen. Jetzt unterſuchte man dieſe Verfaſſung, und ſie wurde den 17. April 1761 bei dem Parlament angegeben. Eben ſo wurde ihre Lehre und Moral im folgenden Jahre denuncirt, und ihnen, vom 1. April 1762 an, das Lehramt genommen. Ludwig XV, der ſich vor dem furchtbaren Orden fürchtete, und Anſtand nahm, zu raſch mit demſelben zu verfahren, hatte damit angefangen, eine Verſammlung der Geiſtlichkeit im Jahr 1761 zu berufen. Von 51 Biſchöfen gaben 45 ihre Stimmen für die Jeſuiten. Die Regierung beſchloß, ihnen eine Reform und Abſtellung der Mißbräuche vor zu ſchlagen. Als aber der Papſt Clemens XIII damit nicht ganz einverſtanden ſchien, und der Jeſuiten-General Ricci geradezu erklärte: „Die Jeſuiten müßten bleiben wie ſie ſind, oder aufhören zu ſeyn" — entſchied der König: „Nun, ſo ſollen ſie aufhören." — Hierauf erfolgte der Parlaments-Urtheilsſpruch, welcher am 6. Auguſt 1762 den Orden in Frankreich aufhob. Eilf Jahre nachher, am 21. Juli 1773, ertheilte die Bulle des Papſtes Clemens XIV dem Civilſpruch die geiſtliche Sanction und löſete den Orden in der ganzen Chriſtenheit auf.

Vorſtehendes ſind die Schickſale der Jeſuiten, beſonders in Frankreich; ihre Geſchichte in andern Ländern zu verfolgen, würde uns zu weit führen. Doch muß bemerkt werden, daß der Orden überhaupt, theilweiſe oder im Ganzen, aus verſchiedenen Städten, Staaten und Theilen von Europa ſeit deſſen Entſtehen ſieben und dreißig Mal vertrieben worden iſt, nämlich:

Aus Saragoſſa: 1555; aus Veltelin: 1556; aus Wien: 1568; aus Avignon: 1570; aus Antwerpen, Segovia und Portugall: 1578; aus England: 1579, 1581 und 1586; aus Japan: 1587; aus Ungarn und Siebenbürgen: 1588; aus Bordeaux: 1589; aus Holland: 1596; aus Tournon: 1597; aus Bearn: 1597; aus ganz Frankreich: 1598; aus England: 1601 und 1604; aus Danzig und Thorn: 1606; aus Venedig: 1606 und 1612; aus Japan: 1613; aus Böhmen: 1618; aus Mähren: 1619; aus Neapel und den Niederlanden: 1622; aus China und Oſtindien: 1622; aus Malta: 1634; aus Rußland: 1676 und 1823; aus Savoyen: 1729; aus Portugall: 1759; aus Frankreich: 6. Auguſt 1762; aus Spanien: 2. April 1767; aus Neapel und Sicilien: 3. November 1767; aus Parma: 8. Februar 1768; aus Malta: 22. April 1768; aus Rom und der Chriſtenheit: 1773.

Am 6. Auguſt 1814 erließ Papſt Pius VII eine Bulle, worin er den Orden wieder herſtellt, weil — wie er ſich ausdrückt — die geſammte Chriſtenheit einſtimmig die Wiederherſtellung der Geſellſchaft Jeſu verlangt, und die Perſonen les plus distingues (Paul I van Rußland 1804 und Ferdinand I von Neapel) es von ihm begehrt haben. Leicht möglich, daß ſie ein Clemens XV zum acht und dreißigſten Mal wieder vertreibt und auflöſt. Dieſes iſt die Einheit der katholiſchen Kirche und die Untrüglichkeit der Päpſte!!

Chletas.

Wanderlieder von Hohnhorſt.

22. Waldgeiſt.

Von Seufzen und von Stöhnen
Iſt hier die Luft ſo laut,
Da doch von Menſchenſöhnen
Mein Auge Keinen ſchaut.

Verborg'ner Geiſt! ſo ſchließe
Dein wundes Herz mir auf,
Daß ich dein Leid genieße
Und lege Balſam d'rauf.

„Ach! alle Königreiche
Sind wohl zu arm dafür;
Ich ſtand als ſtolze Eiche
In dieſem Walde hier.

Da kam ein Strahl vom Wetter
Und hatt' es bös im Sinn;
Mit krachendem Geſchmetter
Stürzt' ich zu Boden hin.

Mein Leib iſt nun zerſchlagen,
Zertrümmert meine Pracht;
Aus hohen Lebenstagen
Sink' ich in Todes Nacht."

Anruf.

Reift der Mann mit der Zeit, und prüfend das Wahre und Gute
Mit dem geziemenden Ernſt, lehre er, was ſie bedarf. —S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Das von Begaſſe gemalte lebensgroße Bild des Königs wird in dieſen Tagen nach Paris geſchickt, an den König Carl X, als Gegengeſchenk für das lebensgroße von Gobbelins verfertigte Bildniß des Königs von Frankreich im Krönungs-Anzuge, welches im Königl. Schloſſe, in den Zimmern Friedrich I, befindlich und ein Meiſterſtück der vollkommenſten Gobbelin-Arbeit iſt. Die Farben ſind lebhaft, und Licht und Schatten ſo vollendet, daß man Malerei zu ſehen glaubt. Eben ſo iſt das Edle der Haltung, die Coſtümirung und die große, aber dennoch idealiſirte Aehnlichkeit ſehr zu loben. Wer dieſes Meiſterſtück ſeltener Art noch nicht geſehen hat, dem wird es einen reichen Genuß verſchaffen, was nicht umſtändlich iſt, da die Beſichtigung des Schloſſes leicht geſtattet wird. — Da ich eben dem Publikum empfahl, das Bildniß Carl X zu beſehen, ſo erinnere ich zugleich an die neuen Zimmer des Kronprinzen, indem ſolche, vorzüglich die kleinen Thurm-Vorſprünge und Erker nach der Waſſerſeite, ſo wie die neueingerichtete Bibliothek, viel Schönes darſtellen. Im gothiſchen Geſchmack, das Marienburger Schloß als Vorbild, iſt Alles aufs Freundlichſte ausgeſtattet, und es thut recht wohl, nach den vielen modernen Ziererelen und Geſchmackloſigkeiten (mehr noch Ueberladungen), etwas Freies und Edles zu erblicken. — In der Gegend vor dem ſchleſiſchen Thore (innerhalb der Stadt) wird ein großes Magazin neben dem vorhandenen erbaut. — Jetzt befindet ſich einer der bedeutendſten ruſſiſchen Generale, Arahtſchejew, hier, der unter dem vorigen Kaiſer viel galt, ſich in allen Zweigen der Verwaltung äußerſt thätig zeigte und von Alexander mit großem Vertrauen beehrt wurde. Er war es, der die berühmten Militair-Colonieen einrichtete, wozu der Staat ein Capital von mehr als 25 Millionen Silber-Rubel verwendete. Für den Laien diene folgende kurze Angabe zur Schilderung dieſer Colonieen: Die Regimenter wurden in mehrere Kronsdörfer vertheilt, dort bei den Kronbauern einquartiert, verheirathet und in einer militairiſchen Ordnung zu landwirthſchaftlichen Pflichten angehalten. Wer über dieſen intereſſanten Gegenſtand, der allgemeines Aufſehn gemacht hat, ſich zu unterrichten wünſcht, den verweiſe ich auf die „Oeſtreichiſche Militair-Zeitſchrift“ (ich glaube Jahrgang 1825), ſo wie auf die „politiſchen Annalen“. General Arahtſcherjew ſtieg durch dieſe Einrichtung immer mehr in des Kaiſers Gunſt, und erbat ſich von ſeinem Souverain die Erlaubniß, ſtatt der ihm vielfach verliehenen Orden Sein Bildniß tragen zu dürfen. Der Kaiſer genehmigte dieſe Bitte und überſandte dem General ſein Bildniß mit Brillanten am Andreas-Bande. Nun ließ der General die Brillanten heraus nehmen und überſandte ſie der Kaiſerin Mutter für ihre Anſtalten (Findelhaus u. ſ. w.), welche die erhabene Fürſtin, die vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht arbeitet, trotz ihres hohen Alters noch ſelbſt inſpicirt. — Indeß ward dem General ſeine Geliebte ermordet, und er, davon lebhaft ergriffen, verließ Petersburg plötzlich, indeß der Kaiſer, unwillig über dieſen eigenmächtigen Schritt, ſeine Reiſe nach Taganrog antrat und dem General, der alle ſeine Geſchäfte den verſchiedenen Miniſtern der Departements übergeben hatte, keine Befehle wegen ſeines ferneren Verhaltens ſandte. Nach Alexander's Tode erſchien der General wieder in Petersburg, und erhielt vom Kaiſer Nicolaus einen unbeſtimmten Reiſe-Urlaub und 80,000 Rubel zu den Reiſekoſten, welche der kräftige Greis aber ſogleich der Kaiſerin Mutter zu ihren Anſtalten überſchickte, indem er ein bedeutendes Vermögen beſitzt. — Wie es beſtimmt verlautet, hat der Kaiſer von Rußland dem preußiſchen Regimente des vorigen Kaiſers, „Regiment Alexander“ genannt, 19.000 Thlr. zum Geſchenk gemacht, wie der verewigte Kaiſer ſchon früher einſt demſelben Regiment, bei ſeiner Anweſenheit in Berlin, 3000 Dukaten ſchenkte, wovon der Soldat $1\frac{1}{2}$ Thlr., der Unter-Offizier 3—5 Thlr., jeder Offizier, bis zum Capitain einſchließlich, 50 Thlr., die Adjudanten ein neues Pferd, die Janitſcharen-Muſik mehrere ſilberne Inſtrumente erhielten. — Auch ſoll, zum Andenken der in Potsdam ſtatt gefundenen Trauer-Feierlichkeit wegen Abſterben des Kaiſers Alexander, Jedem, der daran thätig Theil genommen, eine Medaille zugeſtellt werden. A. v. S.

— Hr. Wild hat noch in mehreren Rollen ſich ſeines Ruhmes werth gezeigt. Wir hörten ihn zuletzt als „Joſeph“ in Mehul's Oper und als „Graf Armand“ in Cherubini's „Waſſerträger“. Dieſe beiden Opern wurden an einem Abende (am 11. Juni) gegeben; hätte man nicht die Akte zuſammen gezogen und die Darſtellung überall beeilt, ſo konnte bei der letzteren der franzöſiſche Titel: „les deux journées“ zur Wahrheit werden, indem die Oper am 11ten und 12ten geſpielt hätte. Zwiſchen 10—11 Uhr ging indeß das Spiel zu Ende. Herr Wild und nach ihm Hr. Bader („Michelі“) wurden gerufen. Wild's Stimme hat eine ſeltene ſeelenvolle Kraft und Fülle; im ſentimentalen Geſange wirkt ſie hinreißend; ſein Vortrag iſt muſterhaft; und dürfen wir ihn nicht zu den bedeutendſten Schauſpielern zählen, ſo iſt es doch gewiß, daß er, ſeit ſeinen erſten Gaſtrollen in Berlin, ſein Talent der Darſtellung ſehr ausbildete. — Mad. Neumann hat ihre Gaſtſpiele mit der vollſten Anerkennung fortgeſetzt, neuerdings aber (dieſer kurze Bericht iſt am 14. Juni geſchrieben) nur Rollen gegeben, die wir ſchon früher von ihr ſahen und die alſo auch ſchon oft beſprochen worden ſind. — Im Königsſtädtiſchen Theater wurde zum erſten Mal aufgeführt: „Don Ranudo de Collibrados“, nach Holbein von Kotzebue. Dieſe kräftige Poſſe hat ſehr gefallen und zuweilen die Lacher ſo in Bewegung geſetzt, daß dabei die Schauſpieler für Momente nicht gehört wurden. Es ließe ſich nun erwarten, ſie würde öfter das Haus füllen, wenn nicht die Operateure des Geſchmacks, die Operiſten, das Publikum ſo ſehr an ſich zögen, daß namentlich die vornehme Welt ſeit ein Paar Jahren ſchon ſtets ein und daſſelbe Urtheil wiederholt, nämlich: Das Trauerſpiel, das Luſtſpiel zieht nicht mehr! Bei Darſtellung einer berühmten Tragödie ſind neulich im Königl. Theater nicht voll zwanzig Thaler über die Koſten eingekommen; bei einem Luſtſpiel, das gefallen hat, mußte man bei der dritten Vorſtellung einiges Geld zulegen, um die Koſten zu decken!! Der erſte Rang, der natürlich von den Leuten erſten Ranges beſetzt ſeyn ſollte, iſt bei den Werken der vorzüglichſten Dichter faſt immer der leerſte; ja, wir haben ein Paar Mal buchſtäblich nicht einen Zuſchauer dort bemerkt, während er bei Opern überfüllt iſt!! — Sende uns denn Apoll bald einen Operateur, der dem blinden Geſchmack den Staar ſticht und dem Geiſte ſeine Taubheit nimmt; jetzt ſind Geſicht und Gehör meiſt nur phyſiſch vorhanden; da genügen denn freilich Prunk und einlullende oder ſpektakulöſe Töne!! — Mad. Braun, vom Theater zu Königsberg, hat die „Sophie“ in „Sargines“ auf der Königsſtädtiſchen Bühne nicht ohne Beifall gegeben. E—w.

In Rouen gaben die Jeſuiten im Jahr 1750 einmal ein öffentliches Ballet, betitelt: „Das weiſe und wahre Vergnügen“. Es ward von lauter Genien aufgeführt, welche als Bilder der Religion, des Vergnügens, der Mäßigung, der Wolluſt, des Apollo, des Lykurg, der Comödie, Ludwig's XV als Jäger, der menſchlichen Laſter und Tugenden, der unſchuldigen Beluſtigungen, eines Farrenmachers und zwanzig noch anderer nicht minder bizarren Geſtalten auftraten. Die Moral des Divertiſſements ſollte ſeyn: Das Vergnügen, mit allem ſeinen Reiz und mit den Gefahren, die es an ſich trägt, iſt ein trefflicher Lehrer der Jugend!! (Pandore.)

Beilage: Bemerker Nr. 19.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker. **No. 19. 1826.**

Beilage zum 98ſten Blatte des Geſellſchafters.

Der Beſtien-Prater.
Erſte Gruppe.

Eine romantiſche Gegend mit Bergen, Flüſſen und Gebüſchen aller Art. Heiterer Frühlingshimmel. Nachmittag.

Bär und Rhinoceros (kommen langſam im Geſpräch).

Rhinoceros. Ich hatte wirklich Mühe, Sie gleich bei'm erſten Anblick zu erkennen, lieber Bär. Sind denn in Ihrem Norden die Zeiten ſo ſchlecht, daß ſich die böſe Wirkung derſelben bis auf die Gewaltigen der Wälder erſtreckt?

Bär. Das eben nicht, werthes Naſehorn. Wenn Sie mich für das Barometer unſerer nordiſchen Zeiten nehmen, ſo ſchießt Ihre afrikaniſche Weisheit fehl. Unſereins geht als das lebendige Gegenſtück der Schauſpieldirektoren umher, welche aus den Nebeln des Winters wohlgenährt heraus treten, im Herbſt aber als die abgemagerten Opfer der langen Tage daſtehen. Hätten Sie einen Begriff vom Erſtarren der Polar-Natur, vom Winterſchlaf und von mehreren dergleichen Charakterzügen eines gebildeteren Himmelſtriches, ſo würde Sie meine Frühlings-Magerkeit keinesweges in Erſtaunen geſetzt haben.

Rhinoceros. So ganz unerfahren bin ich in dieſen Stücken nicht. Le Vaillant und Lichtenſtein haben mir über Ihre Hemiſphäre manche Auskunft gegeben.

Bär. Lichtenſtein laſſe ich gelten; das iſt einer von den wenigen Zweifüßlern, welche die Sache ernſt genommen haben, und ſich auf vier Füße verſtehen. Wenn Ihnen aber Le Vaillant ſo viele nordiſche Anekdoten mitgetheilt hat, als er uns aus Ihrem Vaterlande aufbinden wollte, ſo wiſſen Sie freilich mehr, als die Natur ſich träumen läßt; wir haben aber auch Beide unſere Anſichten über viele Dinge zu berichtigen, und müſſen ein wenig behutſam ſeyn, um uns nicht zu beleidigen. (ſtillſtehend.) Aber zum Henker, was ſoll das heißen? Mir iſt da mit einem Mal etwas auf den Rücken gefallen.

Rhinoceros (ſieht in die Höhe, bemerkt auf dem nächſten Baum einen Affen und lacht). Sehen Sie hin! Dort oben ſitzt der Jupiter Pluvius, deſſen Segen Sie ſo eben ein wenig außer Faſſung brachte.

Bär. Da oben auf dem Baum? Der ſieht faſt aus wie ein polniſcher Bauer — wenn er nur kein Schießgewehr bei ſich führt! —

Rhinoceros. Fürchten Sie nichts, werther Freund!

Bär. Ich bewundere Ihre Faſſung. Doch Sie ſcheinen näher mit ihm vertraut zu ſeyn; wahrſcheinlich auch ein Sohn des Südens?

Rhinoceros. Leider hat unſere Halbkugel das traurige Vorrecht, dergleichen Pilze aufſchießen zu laſſen. Es iſt ein Paniskus-Affe, ein recenſirendes Geſchöpf, welchem die Natur gerade ſo viel Verſtand gegeben hat, um die Vorübergehenden necken zu können. Unter allen optiſchen Hohlſpiegeln iſt ſein Geſicht der brauchbarſte; denn er grinſt ganz vortrefflich, und nimmt es im Grimaſſenſchneiden mit dem geübteſten Birmanen auf.*) Der Hauptberuf ſeines Lebens aber beſteht in dem Zeitvertreib, auf Freund und Feind, wie ihm gerade die Finger jucken, ſeine Geſchoſſe zu ſchleudern; eine geniale Flegelei, über welche ſich ſchon der ehrliche Bancroft hat ärgern müſſen.**) Aber wo wollen Sie hin?

Bär. Den Baum mit meinen Tatzen faſſen, und ihn ſchütteln, damit der unflätige Poltergeiſt herunterſtürzt, und die Gewalt meines Ingrimms empfinde! Laſſen Sie mich —

Rhinoceros (hält ihn zurück). Welch' ein vandaliſcher Ungeſtüm beherrſcht Sie! Man möchte glauben, einen Enkel des Alarich vor ſich zu ſehen. Wie kann ein Herr, wie Sie, von ſo geſetztem Weſen und ſo ehrwürdigem Anſehen, ſich durch ſolch' eine Kleinigkeit aus ſeinem philoſophiſchen Gleichmuth hetzen laſſen? Gönnen Sie doch dem armen Schelm das einzige Vergnügen, worüber er auf einen Augenblick ſeine jämmerliche Poſition in der Thierwelt vergißt; die Menſchen wollen ihn nicht für voll anerkennen, weil er zu viel thieriſche Spuren an ſich trägt, und die Thiere mögen ihn nicht unter ſich dulden, weil er ſich bei ſeiner bankerottirten Adamsnatur der Menſchheit nicht enthalten will. Laſſen Sie ihn nur ſchießen! Hat Ihnen doch die Natur einen tüchtigen Pelz und mir eine kugelfeſte Haut gegeben, um dergleichen Granaten, als wären es Seifenblaſen, getroſt verachten zu können!

Paniskus-Affe (auf dem Baum).

> Dein Orakel zu verkünden,
> Warum warfeſt du mich hin
> In die Stadt der ewig Blinden
> Mit dem aufgeſchloſſ'nen Sinn?

Bär. Was ſagt er da?

Rhinoceros. Er klagt über ſein Schickſal, und hat alle Urſache dazu. Er iſt häßlich, wie Sie ſehen; keine Beſtie von Geburt mag mit ihm umgehen. Dabei mager und ſchwächlich; könnte er nicht ſo behende klettern, ließen ihn ſeine Feinde kaum das Alter von fünf Monaten erreichen. Im Grunde iſt er gar nicht böſe; er ſchmiegt ſich, wie man's befiehlt, und bindet man ihm die Vorderpfoten auf den Rücken, ſo ſchreitet er eine ziemliche Strecke aufrecht, als wenn's ſein natürlicher Gang wäre.

Paniskus-Affe. Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

Bär. Iſt er ein Gelehrter?

Rhinoceros. Das gerade nicht. Die lateiniſchen Worte, mit welchen er ſo eben die Stunde abgerufen, ſind aus einem Schriftſteller Ihrer Nation, und die einzigen, über die ſeine Kenntniß der alten Sprachen ſich verbreitet. Er ruft die Lebendigen, denn von ſelbſt kommt keiner zu ihm heran; er jammert über die Todten, weil die Welt verlangt, er ſoll ihre Werke, die er doch nicht verſteht, geleſen haben; wenn er aber ſagt, daß er Blitze bricht, ſo meint er damit, er breche die

*) Major M. Symes „Geſandtſchaftsreiſe nach Ava". 1795.

**) Bancroft „Naturgeſchichte von Guiana".

Gedankenblitze berühmter Schriftſteller in Stücke, und verbrauche die Splitter zu ſeinem eigenen Haushalt.

Bär. Ein wunderlicher Kauz! Aber wer iſt denn die Perſon da, welche ſo langſam und kümmerlich hergeſchlichen kommt?

Rhinoceros. Eine Neuholländerin, wo mir recht iſt, Madame Didelphis, geborne Opoſſum, in der Aſſemblee unter dem Namen Beutelthier bekannt. Eine ſittſame Frau, die, gegen die Gewohnheit ihres Geſchlechtes, mehr denkt, als ſie ſpricht; ſie hat aber einen ſoliden Verſtand, und wer bei'm ſchönen Geſchlechte nicht bloß auf äußeren Reiz ſieht, der wird ſich in ihrer Geſellſchaft angenehm genug unterhalten. Wie geht's Ihnen, Madam?

Beutelthier (ziemlich ſchwer an ſeinen Jungen ſchleppend) Aufzuwarten, mein Werthester, wie es ſo in dieſem Jahrhundert zu gehen pflegt. (Mit der Vorderpfote ärgerlich auf den Beutel ſchlagend) Mon Dieu, que vous êtes indiscrets! Nichts ſchwerer für eine Mutter, als ohne männliche Hülfe ihre Söhne zu erziehen.

Paviskus-Affe. Eine gute Bemerkung! Freilich ohne Witz; aber doch wahr und praktiſch. (Zieht eine Brieftaſche hervor und ſchreibt hinein) Bei einer Recenſion der „Braut von Meſſina“ ſehr gut zu gebrauchen, und köſtlich, wenn man über die Mutter der Makkabäer ſpricht. Denn

Mit Tugendſprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Da denkt ein Jeder für ſich allein,
So einer — ſo ein Mann —

Verdammt! Aus dem Göthiſchen Jahrmarkt von Plundersweilern iſt es, das weiß ich wohl, und doch läßt mich das Gedächtniß im Stich! Aber wo die Zeit hernehmen, um etwas Vernünftiges auswendig zu lernen, bei all den Blättern, die man leſen, und bei all den Stücken, die man ſehen muß?

Beutelthier. Sie erlauben, meine Herren! (läßt ihre beiden Jungen aus dem Beutel auf die Erde) Eh bien, vous voilà en liberté, mes anges! — Es geht über alle Beſchreibung, was die Jugend wild iſt, und wie ungeſtüm ſie ihre Wünſche durch zu ſetzen ſucht.

Bär. Ein Paar allerliebſte Bürſchchen! Nur ein wenig rauh und ungeleckt. Es iſt mir lieb, daß meine Frau nicht zugegen iſt; ſie würde ſich kaum enthalten haben, über Ihre Nachläſſigkeit, Madam, einige ſatyriſche Bemerkungen fallen zu laſſen.

Beutelthier. Leckt Frau von Bär ihre Kinder glatt?

Bär. Allerdings, Madam! Wie ſollen ſie denn ſonſt die nöthige Politur erlangen, ohne welche ſie in der Welt an jedem Dornbuſch, an jedem Diſtelkopf hangen bleiben?

Beutelthier. Ihre Frau Gemahlin nehme es mir nicht übel, Herr Bär; der Geiſt muß geleckt werden; warum aber in der körperlichen Außenſeite die Abſichten der Natur ſtören, und ihre Oberfläche mit Gewalt um alle Originalität bringen? Worin ſollte ſich unſere Kindheit vom Neugebornen einer Ente unterſcheiden, das kahl und glatt aus dem Ei hervor kriecht? Nein, wenn man ſie jeden Sonnabend ein wenig kämmt und wäſcht, ſo iſt es genug für die Welt und zu viel ſchon für das eigene Gewiſſen!

Bär. Fein gegeben, Madam! Ich werde Ihre kluge Anſicht meiner Frau mittheilen, und geſchworen ſey's bei dieſen Tatzen, die auf der Tafel des chineſiſchen Kaiſers nicht fehlen dürfen, *) ſie ſoll künftig den Jungen ihren Pelz laſſen, und auch nur den Geiſt zu lecken ſuchen!

Junges Beutelthier (nähert ſich ſeiner Mutter und deutet auf das Rhinoceros). Wer iſt denn der Dicke da, Mutter, mit dem Horn auf der Naſe?

Beutelthier. Bête que vous êtes! Man frägt: wer iſt der vollkommene Herr da mit der ausgezeichneten Naſe? — Sie verzeihen ihm ſeine einfältige Frage, werther Freund! Er iſt noch weit von den Humanioren entfernt, und hat bisher weiter nichts als einige Seiten in Moritzens Briefſteller geleſen.

Rhinoceros. Laſſen Sie ihn dreiſt fragen; es iſt der einzige Weg, um klug zu werden, und wenn es Augenblicke giebt, wo der Menſch über die Zukunft eine Frage an das Schickſal frei hat, warum ſollte ein junger Didelphis nicht über mich eine Frage an ſeine Mutter richten dürfen?

Beutelthier. Sie ſind ſehr gütig! — Lerne alſo, liebes Didelphchen, in dem fremden Herrn einen Bewohner Afrika's kennen, aus deſſen Horn die wilden Künſtler einen Becher machen, um zu ſehen, ob ein Getränk vergiftet ſey oder nicht. **) Wenn man das Horn aber in der Mitte durchſchneidet, ſo erſcheint auf jeder Seite eine menſchliche Figur. **)

Rhinoceros (für ſich) Wo hat ſie das her! Ich würde mir mein Horn am erſten beſten Felſen wegbrechen, wenn ich ſo ein vermaledeites Götzenbild drin trüge!

Beutelthier. Du ſiehſt es dem Herrn ſchon an, daß er von der Natur mit außerordentlichen Kräften begabt worden. Er macht ſich ein Vergnügen daraus, ſeinen Feinden mit dem Horne den Bauch auf zu reißen, und iſt der vertraute Freund des gelehrten Pater Le Comte geweſen. Ach, ich hätte wohl eine Bitte!

Rhinoceros. In welchem Lande läßt man eine Dame bitten? Befehlen Sie, meine Gnädige!

Beutelthier. Sie können, wenn Sie ergrimmt mit einem Gegner kämpfen, Ihr Horn, welches bloß durch Knorpelbänder befeſtigt, plötzlich anziehen, und pflegen damit die Erde auf zu wühlen, daß der Staub hoch in die Höhe ſteigt. Mein Kleiner hat ſo etwas noch nie geſehen. Hätten Sie wohl die Gewogenheit, ſich auf ein Paar Minuten in Wuth zu ſetzen, und meinem Didelphchen das ſeltene Schauſpiel zu zeigen?

Rhinoceros. Sie ſcherzen, holde Frau. Ihren Wunſch zu erfüllen ſteht nicht in meinem Vermögen; mein Horn ſitzt faſt noch feſter, als der Nagel im Kopfe des eingebildetſten Gecken.

Beutelthier. Sie könnten es nicht, und doch behauptet es Shaw mit deutlichen Worten? ***)

Rhinoceros. Shaw? Ich kenne keinen Shaw. Hätte Linné es geſagt, ſo müßte ich es aus Achtung für die Wiſſenſchaft thun, auch wenn ich's nicht im Stande wäre. Um einen Shaw aber bemüht ſich kein Rhinoceros, ſeine Natur zu ändern.

Paviskus-Affe. Sollte er recht haben, und die Sage wirklich nichts weiter als eine Sage ſeyn? Unmöglich! Ich habe ſie ſchon in elf Aufſätzen als ein Gleichniß benutzt, und die erfreulichſte Wirkung davon geſehen. Mag er dagegen proteſtiren, es klingt zu ſchön, und gerade weil es eine Sage, kann es nie abgeſchmackt werden.

Alles wiederholt ſich ja im Leben,
Ewig jung iſt nur die Phantaſie;
Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Ich bleibe dabei, und kann noch manches Gleichniß daraus ſchneiden; es hat ohnehin ſelten einmal Einer Gelegenheit, ein Naſehorn perſönlich ſprechen zu hören.

*) Bengt Bera „von den Leckereien“ 2. 64.

*) Wenn das Getränk darin ſchäumt und von ſelbſt aufbrauſt, ſo ſchließen die Indier auf ein Gift. Die Römerinnen dagegen benutzten, gleichſam parodiſch, das Horn des gewaltigen Thieres, neben Alabaſter- und Murrhina-Gefäßen, als ein Pomadebüchschen (P. A. Nitſch „Röm. Alterth.“ Th 2).

**) Will. Bingley „Animal Biography“ T. 1.

***) Thom. Shaw „Travels through Africa“ — dann vergleiche damit Bechſtein's „Naturgeſchichte des In- und Auslandes“.

Digitized by Google

Beutelthier. Dann begreif' ich nicht — (das andre junge Beutelthier, welches während deſſen am Ufer des Fluſſes ſpielte, ſchreit entſetzlich). Was war das? (bemerkt eine große, aus dem Waſſer hervorgetauchte Robbe) Mein Kind! Mein Kind! Ich unglückſelige Mutter! (fällt in Ohnmacht.)

Paniskus-Affe. Iſt das nicht eine Scene aus der „Merope"? Sie ſchreit ganz ſo.

Bär (hat das kleine Beutelthier ergriffen und führt es zur Mutter, welche dadurch ziemlich ſchnell ihre Beſinnung wieder erlangt). Hier, Mutter, iſt Dein Sohn!

Beutelthier (den Kleinen mit Heftigkeit an die Bruſt drückend). Wo iſt das See-Ungeheuer, das meinem Perſeus mit dem verſchlingenden Rachen drohte? (Sie ſteckt beide Jungen in den Beutel und entfernt ſich vom Fluſſe mit ihnen)

O meine Mutterliebe iſt nur Eine,
Und meiner Söhne waren ewig zwei!

Robbe (mit der obern Hälfte des Körpers aus dem Waſſer ragend). Wie viel iſt die Uhr, meine Herren?

Bär. Bald Fünf vorbei. Was giebt's Neues bei Euch, Freund Robbe? Kommt doch an's Land, die Sonne ſcheint recht behaglich!

Robbe. Ich darf mich nicht weit von Haus entfernen, lieber Bär; meine Frau geht im letzten Monat und ſieht jeden Augenblick ihrer Niederkunft entgegen. Aber ſagt mir, was weinet die Dirn' und härmt ſich ſchier?

Bär. Die gute Domina glaubte, ihr Kleiner ſtäcke Euch ſchon im Rachen, und da ſchrie ſie vor Angſt und kann ſich noch nicht erholen.

Rhinaceros (ein wenig ſchüchtern). Was iſt denn das für ein Waſſergeſell? Seine Vorderpfoten ſehen ja wie ein Paar Fauſthandſchuhe aus. Ich habe doch auch ſchon Flußpferde geſehen, aber ſo eins iſt mir noch nicht vorgekommen!

Bär. Es iſt ein Grönländer, ein zärtlicher Vater und Gatte, der über den Verluſt eines Kindes wirkliche Thränen vergießt.*) Von Pathos weiß er freilich nicht viel, und da er nur ſelten an die Oberfläche des Waſſers hervor kommt, bleibt er oft halbe Meilen weit hinter dem Zeitgeiſt zurück. Ehe der Norden aber lutheriſch geworden, war er ein geſchätzter Leckerbiſſen in den Faſtenwochen,**) und wenn ihn Einer unter ſeinem Eiſe beſuchen wollte, würde er ſich gewiß mit vieler Gaſtfreundſchaft aufgenommen ſehen.

Rhinoceros. Eis! Was iſt das?

Bär. Herr des Himmels, wie unwiſſend iſt man im Süden!

Paniskus-Affe. Schlagen Sie die neueſten Liederſammlungen auf, gutes Naſehorn, ſo finden Sie, im Fall es nicht etwa eine von den meinigen iſt, Eis in den ſchönſten horizontal-liegenden Zapfen; nur müſſen Sie nicht mit dem Licht der Kritik zu nahe dran kommen, ſonſt ſchmilzt es! — Aber Madam, ich beſchwöre Sie, Madam!

Beutelthier (welches ſich ſo eben mit ſeinen Jungen auf den Weg machen wollte). Was beliebt dem dünnbeinigen Gimpel da oben in der grünen Loge? Seht nicht ſo neugierig aus Eurem Kinderſtübchen heraus, Jungen, ſonſt wirft er Euch was an den Kopf!

Paniskus-Affe. Fürchten Sie nichts, meine Wertheſte, auf Ehre! So lange ſie noch nicht mannbar ſind, und in keinem Meß-Catalog ſtehen, haben ſie nichts von mir zu fürchten. Nur Männer greift ein Mann an, und ich (ſeinen Bart ſtreichend) ich bin einer, wie Sie ſehen. Wollten Sie aber wohl die Gefälligkeit haben, meine liebenswürdige Dame à la bourse, einige Augenblicke ſtill zu ſtehen und ſich in Ihren Geſtikulationen ein wenig zu menagiren?

*) Kraſcheninnikof „Beſchreibung von Kamtſchatka".
**) Olaſſens „Reiſe durch Island".

Beutelthier. Weßwegen, mein werther Abentheurer aus Guiana?

Paniskus-Affe. Ich gehe eben mit dem Gedanken um, für's nächſte Jahr einen Weiber-Almanach heraus zu geben; man kriegt ſonſt die Männer nicht zum Leſen heran. Vor einem ſolchen Werke, das ſagt Ihnen Ihr eigenes neuholländiſches Gemüth, darf das Idealkupfer eines weiblichen Bruſtbildes nicht fehlen. Ich habe hier eben Bleiſtift und Brieftafel; ſechs Minuten, ſo habe ich Sie geriſſen, und laſſe morgen mit dem Stich den Anfang machen. Als Mutter der Gracchen werden Sie ſich mit Ihren Kleinen unvergleichlich ausnehmen.

Beutelthier. Daß ich eine Närrin wäre! Mir ſuchten die Weiber aus Eiferſucht die Augen aus zu kratzen. Einmal ließ ich mich erbitten, und habe dem Geoffroy geſeſſen, einem langweiligen Patron, der mich mit nichts Anderem als meinen eigenen Knochen und Organen zu unterhalten wußte; einmal, aber nimmermehr geſchieht es wieder!*) Indeſſen ſcheint es Ihnen an einem ſchönen Original nicht fehlen zu ſollen; da tritt eben Frau Keuler mit ihrer ganzen Penſions-Anſtalt aus dem Gehölz; ſie wird ſich eher dazu entſchließen können, in Ihrem Almanach auf die Nachwelt zu kommen, und Ihnen zu dem Gemälde allenfalls ſelbſt noch die Pinſelborſten liefern.

Paniskus-Affe. Um des Himmels Willen, Signora! laſſen Sie ſie ruhig vorüber ziehen, und verrathen Sie mich nicht. Sie iſt grimmig gegen mich erboſt, und grunzt entſetzlich, ſo oft ſie meinen Namen ausſprechen hört. Ich habe ihr neueſtes Kochbuch mit etwas zu freimüthiger Genialität im „Converſationsblatt" durchgehechelt, und mich beſonders über ihr Vorurtheil für die Eicheln luſtig gemacht. (Das Beutelthier macht, ehe es ſich wegbegiebt, der herannahenden Sau eine gratiöſe Verbeugung, welche von dieſer mit vornehmer Steifheit erwiedert wird. Funfzehn Ferkel begleiten ſie und ſingen mit jugendlichen Stimmen):

Üb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein ſtilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Vom Weg der Tugend ab.

Sau. Geht mit den Füßen nicht ſo einwärts, und zieht den Kopf nicht ſo zwiſchen die Schultern herein! Ihr müßt nachſitzen heut Abend, wo Ihr nicht manierlich geht, und erhaltet morgen kein Frühſtück. Ich will Euch die bürgerlichen Gemeinheiten ſchon austreiben! — Willkommen im Grünen, Herr Paniskus!

Paniskus-Affe. Hat mich der Drache doch bemerkt! — Unterthänigſter Diener, meine Gnädige! Ich hoffe das Geſtändniß der blühendſten Geſundheit aus Ihrem Munde zu hören.

Sau. Ich kann nicht klagen. Wollen Sie morgen Mittag mein Gaſt ſeyn, Herr Paniskus? Ich habe wunderſchöne Eicheln, nach einer ganz neuen Methode bereitet; Sie ſollen ſich auf's Angenehmſte überraſcht ſehen.

Paniskus-Affe. Ich werde nicht ermangeln, mich ergebenſt ein zu finden. Es wird doch noch um zwei Uhr bei Ihnen geſpeiſt?

Sau. Bitt' um Entſchuldigung! Seit ich ein ſchöneres Quartier bezogen, und nicht mehr in einer Seitenſtraße wohne, um halb Vier. Fare well! (geht mit den Ferkeln ab.)

Paniskus-Affe. Auch gut, und wieder einmal für einen Tag außer Sorgen!

D'rum wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß' uns feſt an dieſem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgeſtalten!

*) Wahrſcheinlich war es dieſe Sitzung, welcher wir die gründliche „Dissertation sur les animaux à bourse. Paris, 1797" verdanken.

Doch immer beſſer, als in Amadab von jämmerlicher Almoſen-koſt zu leben, und nach der Pfeife des Wärters tanzen zu müſſen! *) (ſchreibt in die Brieftaſche) Dienſtag den vierzehnten bei Madam Keuler, ſieben Minuten nach halb vier; bringſt das Geſpräch auf die Wirkungen des Weins, und erzählſt die Anekdote von dem betrunkenen Elephanten — die Eicheln werden zu witzigen Bemerkungen über das Leben der alten Deutſchen benutzt — lebhafte Schilderung der Schlacht von Verona, wo Marius ſie geſchlagen — Beſchreibung der Veroneſer Arena — Darſtellung der wichtigſten römiſchen Alterthümer — Recenſion der neueſten Reiſen durch Italien — Italieniſche Oper — die Catalani — genug! damit laſſen ſich ſchon ein Paar Stunden füllen (ſteckt die Brieftaſche wieder ein).

(Der Schluß im nächſten „Bemerker.“)

*) Amadab, die Hauptſtadt von Guzurate, in Oſtindien, iſt durch drei Hoſpitäler für lahme oder ſonſt kranke Affen merkwürdig. Selbſt ſolche, die nicht krank ſind, und ſich zum Dableiben entſchließen, werden aufgenommen. (S. Bingley's „Biographie der Thiere“, überſetzt von Bergk.) Es fehlte wirklich nichts als ein Beichtvater. Rührend iſt indeſſen die Geſchichte des geheilten Affen daſelbſt, welcher ſeinen plötzlich erkrankten Wärter mit der treueſten Zärtlichkeit pflegte, und nur wenige Stunden vor dem Bette deſſelben ſich dem Schlaf auf einem Seſſel überließ.

R e c e p t
zu einem großen Schauſpieler oder Sänger.

Nichts Leicht'res giebt es jetzt auf Erden,
Als in Thaliens Zauberhain
Ein großes Künſtlerlicht zu werden,
Ein großer Comödiant zu ſeyn.
Hier, Muſenſohn, empfange du
Das ſicherſte Recept dazu:

„Miſch' hundert Centner Arroganz
Mit funfzig Centner Eitelkeit, Kabale,
In einer großen — hohlen — Schaale
Alltäglicher Geſellſchafts-Eleganz.
Hierzu zwei Quentchen negatives Wiſſen,
Geſtoßen in dem Mörſer: Knalleffekt.
Dies wird mit Lampenſchein und Pracht-Couliſſen,
Und dunklen Lumpen ſorgſam zugedeckt;
Dann ſtell' das Ganze an das matte Feuer,
Pomadig-theatral'ſcher Künſtler-Ruh',
Und ſchmier' den Deckel, aber höll'ſch-theuer,
Mit Recenſenten-Kleiſter zu.
Von dieſem Kraft-Dekokt, gut durchgekocht,
Wird nun, ſoll Oeffnung zum Applauſe kommen,
Und gegen Krankheit, die oft fieberiſch pocht —
Tagtäglich beim Souffleur ein Schluck genommen.“

Haſt du dies ein'ge Zeit ſo fortgebraucht,
Dann ford're gleich, in erſter Künſtler-Rage,
Je wen'ger deine Kunſt gelangt,
Je mehr impertinent die höchſte Gage.
Und haſt du die erhalten, lieber Sohn
(Denn glaube mir, ſie kann dir gar nicht fehlen),
So werde vornehm-faul zum Lohn;
Such's Publikum durch Launen ſtets zu quälen;
Tritt ſelten auf, damit dies Götterglück
Den armen Söhnen dieſer Erde
Nicht gar zu oft zu Theile werde;
Und will's vielleicht dein gut Geſchick,
So ſuche ſo die Dinge zu geſtalten,
Daß auf ein hübſches Weilchen du verreiſ'ſt,
Dann biſt du ganz der große Künſtlergeiſt,
Und wirſt noch Zulage erhalten. —
Du kommſt zurück, und glaub', ein ganzer Hain
Von Lorbeern iſt bei'm erſten Spiele dein.
Von allen Seiten, allen Wegen
Schreit man dir, Meiſter und Genie, entgegen,
Und plötzlich — plautz! — da ſteh'ſt du ſchon
Im großen, dicken Lexicon! —
Die heil'ge Künſtlerkur, ſie iſt geſchehen,
Und die Unſterblichkeit kann dir nicht mehr entgehen.

G. A. v. Maltitz.

D a s U r t h e i l.

Wieland läßt (in ſeinen „Briefen Ariſtipp's“) ein Paar Athener mit dem Maler Timanthes zuſammen kommen, und über deſſen Bild: Iphigenia's Opfer, und beſonders über deſſen Abſicht: „warum er Agamemnon's Kopf verhüllt habe“, urtheilen. Timanth hört ihnen lange geduldig zu; endlich ſagt er: „Die Herren ſind ſehr gütig, mir ſo viel von ihrem eigenen Scharfſinn zu leihen; denn ich muß geſtehen, daß ich bei der Verhüllung Agamemnon's, ſo wie bei der Behandlung des ganzen Stücks, keinen andern Gedanken hatte, als die bekannte Scene der Iphigenia des Euripides, gerade ſo, wie der Dichter ſie ſchildert, und wie ich ſie mehrere Male auf der Schaubühne geſehen, dar zu ſtellen.“ — Die Athener ſtutzten einen Augenblick über dieſe authentiſche Erklärung aus dem Munde des Meiſters ſelbſt, der doch wohl am beſten wiſſen mußte, was er hatte machen wollen; doch erholten ſie ſich ſogleich wieder, und verſicherten mit einem großen Strom von Worten ſie ſeyen gewiß, den wahren Sinn der Verhüllung errathen zu haben. „Das Genie“ — ſetzten ſie mit vieler Urbanität hinzu — „wirkt oft als bloßer Naturtrieb, und ſelbſt der größte Künſtler, wenn er etwas unverbeſſerlich Gutes gemacht hat, iſt ſich nicht allemal der Urſache bewußt, warum es ſo, und nicht anders ſeyn mußte.“ — Als Timanth und Ariſtipp wieder allein waren, lachten ſie Beide herzlich über dieſes kleine Abentheuer, und Timanth verſicherte: es ſey ſehr möglich, daß das ſchiefe Urtheil dieſer Menſchen die öffentliche Meinung von ſeiner Iphigenia auf immer beſtimme. (Fiat applicatio auf Shakſpeare's „Macbeth“.)

—L—.

A n B a g g e ſ e n.

Antwort auf das Gedicht im 51ſten Bl. des „Geſellſchafters“.

Fremdling! kenne ſelbſt Dich beſſer!
Deutſchlands Haine ſind viel größer;
Stumm wohl iſt ſo mancher Mund,
Doch giebt's einen Hintergrund.

Sieh', da ſitzen wir und lachen,
Wie ſie Purzelbäume machen,
Und ſo mancher Federheld
Eilend ſich den Kopf zerſchellt.

Unnütz dünkt uns ſolches Treiben,
Deſſen Lohn nur Lumpen bleiben,
Wo der Geiſt im Fluge wankt,
Und kein Herz dem Sänger dankt.

Stets in reinem Glanze wieder
Strahlen dann die alten Lieder,
Und ſie bleiben ewig neu!
Deine „Jungfrau“ iſt dabei!

Frommhold.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 23. Juni. 99ſtes Blatt.

Die beiden Portraits.

Jn Folge der Ereigniſſe von Chateau-Thierry ſahen ſich im Jahre 1814 einzelne Corps der ſchleſiſchen Armee von einander getrennt, und die Ueberbringer von Depeſchen und militairiſchen Befehlen hatten, da man das leicht erregbare Landvolk auf alle Weiſe zum Aufſtand zu verleiten ſuchte, unter dieſen Umſtänden doppelte Gefahr und Schwierigkeiten zu überſtehen. Bogislav von S**, dem ein ſolcher Auftrag zu Theil geworden, war ſeit dem Morgen des vorigen Tages, wo er aufgeſeſſen, ohne die Truppen-Abtheilung, an die ſeine Ordre gerichtet, auffinden zu können, umher geſprengt, und da ihn feindliche Pikets oft genöthigt, vom Wege ab zu lenken, hatte er endlich gar die Richtung verloren, um ſich wenigſtens zu einem Poſten der Verbündeten zurück zu finden. Ein Bote war ſchwer zu haben, die Frage danach ſchon mißlich; und, obgleich ſich Bogislav jedes militairiſchen Abzeichens möglichſt zu entäußern geſucht, und, im Mantel verhüllt, ſchweigſam ſeine Straße zog, ſah er ſich doch mehr als einmal von argwöhniſchen Blicken gemeſſen und verfolgt. Reiter und Pferd waren erſchöpft, und da der Mittag wiederum vorüber, war Bogislav entſchloſſen, auf gut Glück in das nächſte Dorf zu reiten, wo er, wenn nur nicht Kriegsmänner dort ihr Weſen trieben, den Bauern, vermöge ſeiner Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache, als Landsmann zu gelten hoffte. So war er ſeinem Schickſale doppelt dankbar, als ſich bei einer Krümmung des Weges ein einzeln gelegener Meierhof darbot. Zu ſeiner noch größeren Genugthuung ſchienen die männlichen Bewohner des Gehöftes, bis auf ein Paar halberwachſene Knaben, nicht daheim, und nach einigem Hin- und Herreden bewilligte die Hausfrau dem verirrten Reiſenden — als ſolchen hatte ſich Bogislav eingeführt — Obdach und Koſt. Die jungen Burſchen zogen den müden Gaul in den Stall, und der zu den Frauen eingetretene Reiter bemerkte bald, daß die Augen der bejahrten Pächterin eben ſo wohlgefällig auf ihm ruhten, als die ihrer beiden jüngeren Gefährtinnen. So fand auch das Mährchen, welches auf die Fragen „wohin?“ und „woher?“ einen etwas phantaſtiſchen Bericht erſtattete, ein geneigtes Ohr, und theilnehmend rückte man, damit der Gaſt auch ſeinen Theil an dem Feuer des Kamins haben möge, näher um denſelben zuſammen. Weniger günſtigen Erfolg konnten ſeine beiläufigen Erkundigungen über die etwaige Nähe feindlicher oder verbündeter Truppen ihm verſchaffen. Nach dem Bericht der Frauen, die ſich daneben als entſchloſſene Preußenhaſſer kund gaben, war der Kaiſer im ſiegreichen Jagen der unblöſlichen Eindringlinge mindeſtens ſchon bis an den Rhein gekommen, und wenn unſer junger Krieger auch wußte, was er von ſolcher Erzählung zu halten habe, ſo ging doch die betrübte Gewißheit daraus hervor, daß ihn ſein Kreuz- und Querritt geraden Weges in die feindliche Linie gebracht, und er der Gefangenſchaft ſchwerlich entgehen könne. Ueberdies hatte man es bis jetzt bei freundlichen Blicken und dem Platz am Feuer bewenden laſſen, und alle

Digitized by Google

gelegentliche Erwähnung ſeines verlangenden Magens hatten dem jungen Fremdling nur den Troſt verſchafft, daß die Veſper nicht mehr fern ſey, wo ihm dann ſein gutes Theil an der Abendſuppe der Familie nicht entgehen ſolle, während er, dem man nebenbei mit Erzählungen von der Begehrlichkeit deutſcher Magen unterhielt, anfangs die Forderung eines früheren und derberen Imbiſſes nicht wollte laut werden laſſen. Indeſſen ſiegte der Hunger bald über alle Bedenklichkeiten, und durch einige zierliche Worte erreichte er wirklich, daß die geſchmeichelten jungen Frauen ihren Lieblingsſitz am Kamin auf einige Minuten verließen, um Brod, Butter und Käſe für den Gaſt herbei zu holen.

Schon der Anblick der langentbehrten Mahlzeit belebte den geſunkenen Muth des Jünglings; er ſagte den Frauen hundert ſchöne Dinge, ſchmähte mit ihnen um die Wette auf die „ferocité“ und den „bonne appétit“ der Deutſchen, und verpfändete Ehre und Seligkeit, daß einſt ein preußiſcher Offizier gerade ſolche dicke Scheiben vom Brodte geſäbelt, und in ſo ungeheuren Biſſen zum Munde geführt habe, als er — um ihnen die Sache anſchaulich zu machen — in dieſem Augenblick gewaltſam verzehre. Obgleich die Zuhörerinnen einige Mal ungläubig den Kopf ſchüttelten, lachten ſie doch von Herzen über ſeine Schilderung, und was Bogislav von Plumpheit und Stumpfſinn den Landsleuten auch andichten mochte, immer hatten ſie wenigſtens einen Beleg für ſeine Behauptung. So war die Unterhaltung bei vollem Lachen im beſten Gange, als einer der indeß auch in die Stube getretenen Knaben, der ſogleich mit Mißgunſt den Fremden auf dem warmen Platz am Kamin wahrgenommen, einen grimmigen Blick auf dieſen ſchleuderte, und der Pächterin in's Ohr raunte: „Meiner Treu, Großmutter, der iſt ſelbſt ein ſolcher deutſcher Vielfraß; ſeht nur, wie er ſich Käſe auf's Butterbrod legt!“ Mit ſchnell erwachtem Mißtrauen ſtarrte die Pächterin auf den verrätheriſchen Biſſen in Bogislav's Hand, ein zweiter Blick fiel auf den hingeſchwundenen Vorrath, die Vermuthung des Enkels ward der Erboſten zur Gewißheit, und, ſich durch Flüſtern und Winke mit der Matrone verſtändigend, verließ Jener alsbald die Stube. Zum Glück hatte der Bedrohte etwas von des Knaben erſten Worten vernommen; die beſtürzten Blicke, mit welchen die karge Pächterin die ſchier leer gewordenen Teller maß, und die verdächtige Geberdenſprache mit dem Knaben, belehrten ihn über das, was er ſich nun von den Erbitterten zu verſehen habe, vollends; aber jeden Anflug von Bedenklichkeit unterdrückend, fuhr er mit anſcheinender Unbefangenheit in ſeinem luſtigen und ſchäkernden Geſchwätz fort und mit der Verheißung der allerſpaßhafteſten Geſchichte verließ er, unter dem Vorwande, nach ſeinem Pferde zu ſehen, die Geſellſchaft. Dieſes aufzäumen, ſich in den Sattel ſchwingen und zum Gehöfte hinaus ſprengen, war das Geſchäft weniger Minuten; ein Gertenhieb trieb den zweiten Knaben, welchen man dem Zögernden nachgeſchickt, ſchreiend und heulend in's Wohnhaus zurück, und offen ſtand dem irrenden Ritter jeder beliebige Weg. Es war nicht an der Zeit, lange unſchlüſſig zu bleiben; Bogislav ſtellte es ſeinem guten Sterne und dem treuen Klepper anheim, bereute aber bald genug die getroffene Wahl; denn, von jenem mißwollenden Burſchen geführt, ſah er ſchon nach wenigen Minuten mehrere rüſtige Männer daher ſchreiten. Die Landleute waren nur mit Knütteln und Ackergeräth bewaffnet; doch, obſchon der junge Krieger ſein gutes Schwerdt an der Seite und geladene Piſtolen bei ſich führte, ſo wollte er doch nicht, ſelbſt wo es Freiheit und Leben galt, das, wenn auch wider den Willen der Bewirthenden genoſſene Gaſtrecht durch Tod oder Verletzung an den Ihrigen vergelten. So begnügte er ſich, ſeine Piſtolen über die Köpfe der Nachſetzenden hin ab zu feuern, und nun, dem wackern Renner die Sporen in die Seiten ſtoßend, entfloh er mit der letzten Anſtrengung des erſchöpften Thieres dem verhallenden Nachruf ſeiner Verfolger.

Jetzt, wenn auch nur für den Augenblick ſicher, ſpähte der Jüngling umher; die eigene Wahrnehmung beſtätigte die aus den Reden der Frauen geſchöpfte Vermuthung, daß er ſich auf einer wenig betretenen Nebenſtraße befinde, und der nach kurzer Zeit waldeinwärts führende Pfad ſchien dem irrenden Ritter noch größere Sicherheit zu verheißen. Dennoch war ſeine Lage bedenklich genug; die kurze Raſt, benebſt dem wenigen Heu in der kargen Meierei, hatten den abgetriebenen Gaul nicht ſonderlich geſtärkt; eine zweite Einkehr wagte der abgeſeſſene Reiter nicht zu verſuchen, ſelbſt wenn er ein Obdach in der Nähe gewußt hätte. So begnügte er ſich, jenen an einen Baum zu binden, und ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, auf den harten und kalten Schooß der Mutter Erde hin zu ſtrecken. Schon manch liebes Mal hatte der Jüngling unter ähnlichen Umſtänden ganz ſanft geſchlafen, aber die eigene gefährliche Lage, die Gedanken über das Schickſal ſeines Corps und des ganzen Heeres, hielten, trotz aller Ermüdung, ſeine Augen offen, und ein immer näher kommendes Geräuſch, das ſich wie der Hufſchlag mehrerer Pferde vernehmen ließ, trieb ihn bald, ſich von ſeiner friedlichen Stellung am Boden auf zu raffen. Der eben aufgegangene Vollmond warf ſein helles Licht durch die entlaubten Bäume, ſo daß eine ſchützende Verborgenheit nicht zu hoffen war; in raſchem Entſchluſſe ſchwang Bogislav ſich wieder in den Sattel, dem neuen Abentheuer muthig zu begegnen. Seine Zuverſicht wuchs, als er jetzt einen jungen Mann er-

blickte, der im luſtigen Trabe des Weges zog, und mit ſtaunender Ueberraſchung bemerkte der Nähergekommene, daß der vermeintliche Jüngling von dieſem nur die äußere Hülle, Mantel und Kasket geborgt, und nicht mehr und nicht minder als ein liebliches Mägdlein ſey. Die Amazone ſchien bei der Annäherung unſeres Reitermannes nicht im mindeſten zu erſchrecken, und maß mit ruhigen, ja faſt ſtolzen Blicken den Jüngling, der ihr ſeine Begleitung und Schutz in ehrerbietigen Worten antrug. „Ich danke Euch, mein Herr!“ entgegnete ſie mit leichtem Kopfnicken; „aber ich bin weder verirrt, noch ohne Beiſtand und Schutz!“ mit welchen Worten ſie auf einen jetzt eilfertig herbeitrabenden Reiter deutete. „Aber ich befinde mich in dem erſten Fall!“ entgegnete Bogislav ſchnell; „und ſo möchte ich Eure Güte wohl für den letzten in Anſpruch zu nehmen wagen!“ Die Amazone zögerte einige Augenblicke mit der Antwort, während welcher ſie den Jüngling durchdringend anſah; dann erwiederte ſie feſt: „Nun, ſo nehme ich Euch unter meinen Schutz; haltet Euch mit Eurem Pferde nur dicht hinter mir.“ Sie ſprach hierauf einige Worte Patois mit ihrem Begleiter, der, obwohl ſchon ziemlich bei Jahren, noch ſehr rüſtig und von einer gewiſſen gleichmüthigen Zähheit ſchien, weshalb er es auch für gut fand, ſeiner jungen Gebieterin nur mit einem Kopfnicken zu antworten. Dieſe ſchwang eine in ihrer Hand befindliche Reitgerte, und der Zug ſetzte ſich unter ihrer Anführung in Bewegung, während der fremde Geleitsmann, der ſich dicht hinter unſerm Ritter hielt, dieſem das Gefühl erregte, als würde er als Gefangener eskortirt.

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Zu den wenigen Eroberern, die nicht ihre Dynaſtie auf den Thron erheben wollten, gehört Omar I. Als man ihn kurz vor ſeinem Tode fragte: ob er nicht ſeinen Sohn als Nachfolger in der Herrſchaft wolle ausrufen laſſen, entgegnete er: „Nein! es iſt ſchon unbegreiflich, daß ſich in meiner Familie Einer gefunden, der ſich die Bürde der Herrſchaft auferlegt hat; einem Zweiten darf man es nicht zumuthen!“

Lord Bolingbroke, nachdem er lange genug über Zeit, Menſchen, Welt, Seele, Unſterblichkeit gegrübelt hatte, rief endlich eines Tages aus: „Meine Freunde, ich zweifle noch immer; aber jetzt will ich mich aufklären!“ — und ſo — ermordete er ſich ſelbſt.

Als einſt in einer Reſidenz-Stadt — es kann Jeder ſich einen beliebigen Namen derſelben dazu denken — das Brod gegen den wohlfeilen Getraide-Preis unverhältnißmäßig klein war, improviſirte ein Schauſpieler, der den Lehrburſchen im „politiſchen Zinngießer“ ſpielte, Folgendes: Er ſchrie plötzlich laut auf, und als der Meiſter fragte: „Was iſt Dir?“ kam er, mit der Hand vor dem einen Auge, herbei gelaufen und ſagte weinend: „Herr Meiſter, helft mir; das Fenſter ging auf und da iſt mir bei dem Zugwinde ein Groſchen-Brod in's Auge geflogen!“ Th. Laurin.

Wanderlieder von Hohnhorſt.

23. Die Eidexe.

Ich ſtöre Frieden nimmer,
Du kleines gutes Thier!
D'rum ſteh' und ſprich du immer
Von deinem Herzen mir.

„So magſt du denn es ſchauen,
Wie ich nur klagen kann;
Den Frommen ja vertrauen
Sich zage Herzen an.

Verwünſcht bin ich zu leben
In niedrigem Geſtrippe;
Die freien Vögel ſchweben
Hoch über Dorn und Klippe.

Mich überfällt ein Schrecken
Bei'm Rauſchen milder Lüfte,
Dann muß ich mich verſtecken
In meine dunklen Grüfte.

Hier ſitz' ich an der Sonne
Mit meinem Gram allein:
Ach! hätt' ich doch die Wonne,
Ein Menſchenkind zu ſeyn!“

24. Kleinod.

Ein Blümchen gefunden!
Das ſteckt er an:
Was hat er im Sinne,
Der reiſige Mann?

Harrt ſeiner ein Liebchen
Zu Abend heut,
Das auch mit dem Blümchen
Er dann erfreut?

Ihn grüßet kein Liebchen
Zur Abendzeit;
Denn ach! ſeine Heimath
Iſt weit, iſt weit.

Er ſchlürft nur den Athem,
Die Düfte ein,
Und denket: ſo muß es
Bei Liebchen ſeyn.

So wandert er weiter
Den heißen Tag;
Das Herz wird ihm heiter
Bei'm Ungemach.

Das Blümchen, das duftet
Vom Buſentuch;
Es iſt ihm Erquickung
Und Stärkung genug;

Und kommt er zu Abend
In's Schlafgemach,
Bei fremden Leuten
Unter fremdes Dach,

Da iſt er mit Gott und
Dem Blümchen allein,
Es duftet, er betet,
So ſchlummert er ein.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Ein kurzer Zeitraum hat manches traurige Ereigniß in unſerer Stadt und deren Nähe herbei geführt. So gern ich auch mit einem Schleier das Geſchehene verhüllen möchte, ſo darf ich doch als geſellſchaftliches Mitglied des „Geſellſchafters“ es nicht verſchweigen. — Das Feuer hat in der Stadt Einbeck fürchterlich gewüthet. Ganze Straßen hat die Flamme verſchlungen. Ueber 500 Gebäude liegen in Schutt. Die ſchöne Neuſtädter-Kirche, die Rathsſchule, das Spritzenhaus, die Braunſchweigiſche Domaine Mönchhof, das Stadt-Brauhaus ſind noch außerdem in Aſche gelegt; 1500 Einwohner ſind an den Bettelſtab gebracht. Daß großer Noth kräftige Hülfsmittel entgegen geſtellt werden müſſen, gebietet die Pflicht, der auch bereits Viele hier entgegen gekommen ſind. Schon in dieſen Tagen ward auf Veranlaſſung des bei ſolchen Gelegenheiten ſtets eifrigen Helfers, Hrn. Hof-Commiſſionairs Damian Breul, unterſtützt von unſerm Hof-Kapellmeiſter Sutor, Haydn's „Schöpfung“ im Saale des Ballhofes zum Vortheil der Verunglückten Einbecks aufgeführt. Die Erndte war reich, dafür bürgten im Voraus die milden Herzen der Hannaveraner. — Vor längerer Zeit hat ein Rechnungsführer, deſſen Fähigkeiten und Fleiß ihm die Achtung ſeiner Obern gewonnen, ſich im Gefühl des gekränkten Ehrgefühls das Leben genommen. Er gerieth in einem Gaſthauſe in Streit, und konnte den Schimpf nicht überleben, aus jener Geſellſchaft hinaus geſtoßen worden zu ſeyn. Lange ward er vermißt, jedoch vor Kurzem noch in voller Kleidung im Leineſtuß gefunden. — Ein verarmter Gaſtwirth, der noch vor wenigen Jahren im blühendſten Zuſtande im erſten Hotel der Stadt ſeine Gäſte bewirthete, hat ſich aus Mangel und Verzweiflung gräßlich verſtümmelt, und iſt bald darauf geſtorben. — Ein junger Offizier ſtürzte in Hameln aus dem Fenſter; er war augenblicklich todt. — Der ſechszehnjährige Lehrburſche eines Stellmachers ſtand unter einem in die Höhe gewundenen Stoß ſchwerer Blöcke, das Seil reißt neben der Winde, die Laſt ſtürzt auf den Burſchen und zerſchmettert ihm den Kopf. Er iſt trepanirt worden und lebt noch heute, acht Tage nach der Operation. — Ein Handlungs-Diener hat ſeinem Mißmuth in den Fluthen ein Ende gemacht; auf gleiche Weiſe entleibte ſich hier ein Iſraelit aus einem benachbarten Städtchen; ein Mann, deſſen Wohlhabenheit ihn in den Stand ſetzte, ſeinen Wohlthätigkeitsſinn zu befriedigen und an dem die Armen eine kräftige Stütze hatten. Er ſoll von einem Nachbar angeklagt ſeyn, das in ſeinem Hauſe ausgebrochene Feuer angelegt zu haben. In der deßfalls ſtatt gehabten erſten gerichtlichen Unterſuchung konnte nichts von dieſer Beſchuldigung conſtatirt werden, und wie auch die allgemeine Stimme ſeine Unſchuld für unzweifelhaft hielt, ſo war ihm dennoch dieſe Anklage zu kränkend, als daß er ſie überleben konnte. — „Schon genug des Schauerlichen!“ ruft gewiß jetzt der geehrte Leſer, und dennoch kann ich nicht gehorchen, da ich, um treu zu berichten, noch das Allerſchauderhafteſte, wie es ſich am Dienſtag den 6. Juni hier zugetragen hat, an zu reihen habe. Das Innere unſerer Aegidien-Kirche, eines der erſten Gotteshäuſer der Stadt, wird jetzt theils ausgebaut, theils reſtaurirt. Man war eben damit beſchäftigt, die gewölbte Decke (ein Kreuzgewölbe, das auf vier Säulen ſich ſtützt) fort zu ſchaffen; die Arbeiter hatten bereits das Dach abgedeckt und waren nun in voller Thätigkeit, die Kuppel ein zu ſchlagen. Kaum hatten ſie eine Oeffnung darin (etwa 1½ Fuß im Quadrat) angebracht, als ein großer Theil dieſer Decke plötzlich einſtürzte und mehrere der auf derſelben beſchäftigt geweſenen Arbeiter mit hinunter ſchleuderte. Ein Maurer wurde auf der Stelle zermalmt, einem Andern ſind beide Beine und die Kinnlade zerſchmettert, ſo daß er nur durch ein Wunder dem Tode entrinnen kann, und ein Dritter wurde ſchwer verwundet und eines Auges beraubt. In demſelben Moment, als dieſes Unglück geſchah, fuhr ein Lohnkutſcher vorbei, der, als er kaum das Geſchrei im Innern der Kirche gehört hatte, vom Kutſchbock herunter ſprang, um den Verunglückten zu Hülfe zu eilen. Es gelang ihm auch, einen Arbeiter unter dem Schutte hervor zu ziehen, und als er dieſen eben auf die Schulter nehmen wollte, ſtürzt eine zweite Maſſe der Decke auf den Retter in der Noth, und zerſchmettert ſogleich auch dieſen Unglücklichen. Sein Name verdient wohl um ſo mehr genannt zu werden, da er ein redlicher, nicht unbemittelter und allgemein geachteter Bürger unſerer Stadt war und dieſen Tod ſich aus Menſchenliebe zugezogen hat. Hengſt heißt dieſer brave Mann. Er hinterläßt ein vom Schreck dem Tode nahe gebrachtes Weib und fünf unverſorgte Kinder; ihm folgt die Liebe und das Bedauern aller ſeiner Mitbürger. — Von gleichem Eifer beſeelt, drängten ſich mit ihm ein Papp-Arbeiter und ein Schneider in die Kirche; dieſe Beiden wurden vom Schreck dicht neben dem Erſchlagenen zu Boden geworfen, doch ſind ſie mit einigen Contuſionen davon gekommen. Wie nach dem Sprüchlein die Herren ſtets klüger ſind, wenn ſie vom Rathhauſe herkommen, ſo hat man nunmehr, nachdem dieſe Opfer gefallen waren, die Kirche verriegelt und die Eingänge mit Wachen beſetzt. Dieſelbe Nacht darauf iſt auch wirklich der noch ſtehen gebliebene Theil der Decke gänzlich eingeſtürzt. Daß die unverzeihlichſte Sorgloſigkeit dieſes Unglück herbei geführt haben muß, darüber iſt nur eine Stimme, die ſich laut ausſpricht. Die Sache, ſagt man, ſoll ſtreng unterſucht werden; laſſen ſich auch die Entſeelten in's Leben zurück rufen? Freilich, für die hinterbliebenen Angehörigen werden Sammlungen veranſtaltet. Wir müſſen wieder die barmherzigen Brüder ſeyn, obgleich die Einbecker ebenfalls auf uns warten. Die reiche Kirche wird gewiß reichlich ſpenden, da es ihr an Mitteln nicht fehlen ſoll.

(Der Schluß folgt.)

Die Römer Roms und die Römer von Paris. Die Pariſer Schauſpiel-Klatſcher heißen Römer, und ſtammen auch gewiſſermaßen von dieſen her, nur daß dieſe bei der Redner-Bühne angeſtellt waren. Plinius der Jüngere ſchreibt einmal an einen ſeiner Freunde darüber und ſagt: ſie ließen ſich dafür abfüttern, woher ſie denn auf Griechiſch: Leute, die zu rechter Zeit zu ſchreien wiſſen, und auf Lateiniſch: Lobredner für eine Mahlzeit, hießen. Zwei meiner Leute (ſagt Plinius weiter) wurden dieſer Tage für drei Obolen erkauft. So leicht macht man ſich zu Rednern! Daher: je mehr Lob, je ſchlechter der Redner!“ (Pandore.)

Genfer Zeitungen erzählen folgendes — Unglaubliche. Ein Edler von Pultava kam gegen Abend mit ſeiner Gattin in einem Cabriolet nach ſeinem Schloß zurück, hielt unterweges noch etwas an, ſtieg ab und trat in ein Gebüſch. Da ſtürzte plötzlich ein ungeheurer Bär, von mehreren Wölfen verfolgt, herzu, und auf das Cabriolet los, welches der Edelmann nicht geſchwind genug erreichen konnte, um zu verhindern, daß der Bär geradezu hinein ſprang, und ſich neben die Gattin des Edelmanns ſetzte. Die Pferde, durch die Nähe ſo vieler wilden Beſtien ſcheu gemacht, ſprangen davon, den armen Edelmann, der den gewiſſen Tod ſeiner Gattin vorher ſah, zurück laſſend. Er bemerkte nur noch, daß dieſe vor Schreck ohnmächtig niederſank. Der verzweifelnde Ehemann lief in der Angſt, ſo raſch er konnte, hinterher, und man denke ſich ſein Erſtaunen, als er, nach ſeinem Edelſitz zurück gekehrt, die Gattin wohlbehalten wieder findet und den Bär erſchlagen ſieht. Der Wagen war im Fluge in das Gitterthor hinein gekommen; zufällig waren mehrere der Hofdiener verſammelt, die ſogleich das Gitter ſchloſſen, die ohnmächtige Gattin aus dem Wagen riſſen und den Bär erſchlugen. — Der Erzähler meint, es geſchähe auch wohl an andern Orten, daß eine Gattin mit einem freundlichen Gatten ausfahre und mit einem Bär wiederkehre! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 24. Juni. 100:es Blatt.

Cervantes beſingt prophetiſch den Fall von Miſſolunghi.

In der reizendſten Novelle des erſten Novellen-Dichters aller Nationen, in der Geſchichte des ſpaniſchen Gefangenen, welcher die ſchöne Zoraide aus Tunis entführt, ſchildert Cervantes mehrere intereſſante Begebenheiten des großen Krieges der Spanier mit den Türken und Barbaresken, deren Augenzeuge er zum Theil ſelbſt geweſen. Wie die einfach und mit den lebendigſten Farben gezeichnete Geſchichte überhaupt jetzt unſere ganze Theilnahme in Anſpruch nimmt, muß es vor Allem in dieſem Augenblicke die Erzählung von der Einnahme von Goleta und des von Carl V nahe bei Tunis angelegten Forts. Wir glauben drittehalb hundert Jahr ſpäter von der heldenmüthigen Vertheidigung und dem Untergange Miſſolunghis zu leſen. Im Jahr 1574 bot der Großſultan alle Kräfte auf, dieſes Bollwerk der Chriſtenheit in Afrika zu gewinnen. Es waren dazu fünf und ſiebenzig tauſend türkiſche Soldaten geworben; dazu kamen (nach Cervantes) vier Mal hundert tauſend Mohren aus allen afrikaniſchen Gebieten, mit ſo vieler Munition und Kriegsbedürfniſſen und einer ſolchen Anzahl von Schanzgräbern, „daß ſie mit ihren Händen und mit geworfenen Erdhaufen Goleta und das Fort hätten zudecken können.“ Jenes ging zuerſt verloren, doch nicht durch die Schuld ſeiner Vertheidiger, ſondern indem die Belagerer, durch den Boden (Sandebene, unter der ſchon zwei Schuhe tief ſich Waſſer fand) begünſtigt, ſo hoch die Trancheen erhoben, daß ſie die Mauern der Feſtung überſtiegen, und, indem ſie die Mauern mit ihrem Geſchütz beſtrichen, die Vertheidigung unmöglich machten.

Das Fort ging ſpäter verloren; die Türken mußten jeden Fußbreit Landes erobern, denn die Chriſten, die es beſetzt hielten, kämpften mit ſolchem Muth und ſo großer Heftigkeit, daß ſie mehr als fünf und zwanzig tauſend Feinde in zwei und zwanzig Hauptſtürmen tödteten. Von den dreihunderten, die im Fort übrig blieben, war kein einziger unverwundet. Auch mußte ſich ein kleines Fort, oder vielmehr ein Thurm ergeben (Kliſſova!), der mitten im See lag und unter dem Befehl des Don Juan Zanoguera ſtand, eines berühmten Ritters und Soldaten aus Valencia. Don Pedro Puertocarrero, der Commandant von Goleta, ſtarb vor Schmerz und Verdruß auf dem Wege nach Conſtantinopel. Sehr viel angeſehene Männer kamen in beiden Forts um's Leben; unter Andern auch Pagan Doria, ein Johanniter-Ritter, Bruder des berühmten Andrea Doria. Als das Fort ſchon genommen war, vertraute er ſich einigen Arabern an, die ihm verſprachen, ihn in mohriſcher Kleidung nach Tabacka zu ſchaffen, einem kleinen Anlandungsplatze, den die Genueſer an jenen Geſtaden, der Corallenfiſcherei wegen, beſaßen. Dieſe ſchnitten ihm aber den Kopf ab und brachten ihn dem Befehlshaber der türkiſchen Flotte, welcher indeſſen, nach dem alten Worte, daß man wohl den Verrath, aber nicht die Verräther liebt, ſie aufhängen ließ: weil ſie den Ritter nicht lebendig eingeliefert hätten. Der

mitgefangene Ritter und geſchickte Poet Don Pedro de Aguilar, nachher auf der Galeere, vielleicht mit Cervantes auf ein und derſelben angeſchmiedet, ſoll (wenn ſie nicht von Cervantes ſelbſt herrühren) zwei ſchöne Sonette auf den Untergang Goleta's und des Forts gedichtet haben, welche nach Tieck's Ueberſetzung ſo lauten:

Glorreiche Seelen, die dem Leib entrückt,
Frei, unverdöhnt, durch herrliches Vollbringen
Dürft Ihr Euch auf von nied'rer Erde ſchwingen,
Wo Euch des Himmels höchſter Lohn beglückt.

Im Zorn entbrannt, in Andacht doch entzückt,
Ließt Ihr den Leib in allen Kräften ringen,
Das eig'ne Blut und fremdes dar zu bringen,
Das nahes Meer und ſand'ge Flur geſchmückt.

Das Leben wohl, der Muth war nicht entwichen
Den müden Armen, wo Ihr ſankt im Sterben,
Beſiegt ſeyd Ihr die Sieger doch im Streiten.

Ja, Euer Fall, die Ihr ſo ſchön erblichen
Hier zwiſchen Mau'r und Schwerdt, muß Euch erwerben
Den Ruhm der Welt, des Himmels Herrlichkeiten.

* * *

Von dieſem wüſten, unfruchtbaren Sand,
Von dieſen Thürmen, die am Boden liegen,
Dreitauſend heil'ge Kriegerſeelen ſtiegen
Glorreich empor zum beſſern Vaterland.

Es mußte ſich zuvor die tapf're Hand
In manche kriegeriſche Uebung fügen,
Ermattet dann die kleine Schaar erliegen,
Als ſie des Schwerdtes Schneide überwand.

Dies iſt der Boden, der berühmt geweſen
Durch tauſend unglücksvolle ſchwere Leiden
In vor'ger Zeit und auch in unſern Jahren.

Doch wurden ſeinem Schooße zu den Freuden
Des Himmels rein're Seelen nie erleſen,
Nie trug er Leider, die ſo tapfer waren. W. A.

Die beiden Portraits.

(Fortſetzung.)

Dennoch mußte Bogislav ſein Abentheuer hier auf jeden Fall beſtehn, da an eine Flucht auf dem abgetriebenen Gaul nicht zu denken, ſeine Piſtolen abgebrannt, und der Fremde, außer dem Sarras an ſeiner Seite, auch mit einem Karabiner bewaffnet war, der, wegen der Sorgfalt, mit welcher er denſelben hielt, Bogislav ſcharf geladen zu ſeyn ſchien; auch lag etwas in den Augen der Reiterin, dem ſich der Jüngling ſchon auf Gnade und Ungnade ergeben mochte. Wohl bekannt mit der Worte Macht über ein weibliches Gemüth und von ſeiner ſonderbaren Lage angeregt, unterließ Bogislav nicht, ſeine Führerin in ein Geſpräch zu verwickeln, und ihr mit wenigen Veränderungen das Mährchen auf zu tiſchen, welches ohnlängſt in der Pächterwohnung ſo guten Eingang gefunden. Auch der Amazone entſchlüpfte kein Wörtlein des Zweifels, aber mit anſcheinender Treuherzigkeit hatte ſie den Erzähler doch bald genug durch Kreuz- und Querfragen und Folgerungen in manchen Widerſpruch verwickelt, welchen ſie zwar ſelbſt auf die abentheuerlichſte Weiſe aus zu gleichen unternahm, während doch der ſchalkhafte Pathos ihres Tones, wie der von Zeit zu Zeit rückgewandte ſpöttiſche Blick, den Unglauben an die ganze Erzählung kund gab. Dem jungen Kriegsmann ſchien aber mehr Schelmerei als Bosheit und Unwillen dahinter verborgen, und ſo konnte er doch ſein Erſchrecken nicht ganz verbergen, als die Dame trocken ſprach: „Nun, ſo Gott will, könnt Ihr noch heut, ehe die Mairie geſchloſſen iſt, in Nonancourt ſeyn, und dort wird der Maire, welcher mein guter Bekannter iſt, nicht anſtehen, einem Ehrenmanne, der ſich ſo vollſtändig und gründlich ausweiſen kann, den verlornen Paß zu erſetzen.“ Bogislav vermochte kaum zu erwiedern: daß er in der That zu ermüdet ſey, um heut noch ein Geſchäft vor zu nehmen, und eben ſo trocken als vorhin entgegnete die Amazone: „Ey, wenn das iſt, ſo gönnt uns Eure angenehme Begleitung bis zu der waldeinwärts gelegenen Wohnung, und ſetzt morgen von da aus Euren Weg fort!“ Mit erleichtertem Herzen ſäumte der Jüngling nicht, das Erbieten dankbarlichſt an zu nehmen, und nicht lange waren ſie unter muntern Geſprächen auf dem ziemlich holprigen Pfad weiter gezogen, als ihnen ein Licht entgegen ſchimmerte, Hundegebell ertönte, und die ruſſigen Mauern eines, wie es ſchien, ziemlich verfallenen Gehöftes, vom Monde beglänzt, vor ihnen lagen. Der ältliche Begleiter that ein Paar kräftige Schläge gegen ein Seitenpförtchen, welches auf ein „Werda?“ alsbald geöffnet, aber ſogleich wieder mit Sorgfalt verſchloſſen ward. Eine alte Magd kam mit Licht herbei und gerieth mit Bogislav, der, ſchnell abgeſeſſen, ihrer Herrin gleichfalls vom Pferde helfen wollte, aneinander; dieſe aber ſchwang ſich mit raſcher Gewandtheit von der andern Seite vom Sattel, und eilte einen Mann zu umarmen, der indeß auch herbei gekommen war. Dieſer, eine gedrungene kleine Geſtalt, ſchien im kräftigen Mittelalter; ſeine Züge trugen einen gewiſſen Ausdruck von Düſterheit, welcher durch eine breite vernarbte Schmarre noch mehr verſtärkt ward. Er äußerte, daß er über das Ausbleiben der Heimgekehrten in Beſorgniß geweſen ſey; aber Margot, ſo nannte er die Amazone, verſicherte ihm lebhaft: daß ihr der abendliche Ritt großes Vergnügen gemacht und überdies Gelegenheit gegeben, ihren beiderſeitigen Namen Ehre zu machen, worauf ſie dem Fremdling Jenen als den Poſtmeiſter l'Hopital, ihren Vater, vorſtellte. Dieſer warf einen befremdeten und mißbilligenden Blick auf die Tochter, während ſich der zweite ſo durchſchauend auf den ungebetenen Gaſt heftete, daß Bogislav ſo entſchiedenem Argwohn nicht Stirn zu

Digitized by Google

bieten vermochte und die Augen niederſchlug. Bevor er noch ein Wort zu ſeiner Rechtfertigung ſagen konnte, hatte jedoch Margot der Magd das Licht aus der Hand genommen, und, es ihrem Schützling darreichend, ſprach ſie: „Seyd ſo gefällig, in das Haus voran zu gehen; gleich die zweite Thür rechts führt in das Euch beſtimmte Zimmer.“ In dem Tone des Mädchens lag ſo etwas Beeilendes, daß Bogislav, der überdies froh war, dem drohenden Examen zu entgehn, ihrer Anweiſung ungeſäumt Folge leiſtete; aber nicht wenig war er bei dem Oeffnen der bezeichneten Thür erſtaunt, ſich in einer Polterkammer einquartirt zu ſehen. Mit vollem Rechte mochte man dem geräumigen Gemach jenen Namen geben, das mit Stubengeräth aller Art, Matratzen, verſiegelten Säcken und Armaturen ganz angefüllt war. Die Fenſterladen waren dicht geſchloſſen, und das flackernde Licht, das der Jüngling in der Hand trug, beleuchtete mit ungewiſſem und ſeltſamem Scheine das Quodlibet, welches ſich hier an und auf einander geſtapelt fand. „Iſt es doch“, ſprach der verwunderte Fremdling, „als ſey ich in eine Trödelbude getreten, oder in den Schlupfwinkel und das Ablager einer Diebesbande!“ ſetzte er nach abermaligem Umherblicken leiſer hinzu; und alle Schauer der Kindheit, welche je bei der Erzählung von Räubergeſchichten in dem Knaben angeklungen, tauchten in ihm auf. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit trat er der Thür näher, an welcher Margot und ihr Vater jetzt vorüber gingen, und deutlich unterſchied er die Worte der Erſten: „Aber, Papa, auf jeden Fall iſt er mir in der Rumpelkammer doch ſicher!“ Die Entgegnung des Alten verhallte, doch hatte Bogislav ſchon genug gehört, um ſich des Aergſten zu verſehen. Seine ganze Seele fühlte ſich durch die Tücke des Mädchens empört, und zähneknirſchend beſchloß er, ſein Leben wenigſtens theuer zu verkaufen. „Ja, kampfgerüſtet ſollen ſie mich finden, und mindeſtens erfahren, daß ich ihre Argliſt eingeſehen habe!“ ſprach der Jüngling, das Schwerdt ziehend. Er ſtellte ſich, zur Deckung des Rückens, in guter Fechter-Poſition in die eine Ecke des Zimmers, als er ſtarke männliche Fußtritte der Thür näher kommen hörte. Dieſe ward jetzt weit aufgethan, und im Gefolge ihres Stallmeiſters, des Poſtknechts und der alten Magd, welche in den ſchweren Holzſchuhen ſo gewichtig auftrat, nahte ſich Margot. Doch war es für diesmal ein friedlicher Beſuch; der wortkarge Reiſegefährte trug Holzſcheite zum Kaminfeuer, welches an zu zünden er ſich ſogleich bemühte; die Magd aber hatte allerlei Gaben der Gaſtfreundlichkeit, und die junge Gebieterin ſelbſt folgte mit den reinlichen Betttüchern. Ihr erſter Blick fiel auf des Jünglings blankes Schwerdt, und ihn mit ſpöttiſchem Blick betrachtend, ſprach ſie: „Nein, mein Herr, mit dem Degen werdet Ihr es nicht thun, zum Abkehren des Staubes gehört ein Flederwiſch! — Aber ich habe um Entſchuldigung zu bitten, daß ich Euch zu der Rumpelei hier geſtellt habe; doch giebt es in der That im ganzen Hauſe keinen leeren Raum; denn aus Furcht vor den Feinden hat ganz Nonancourt ſeine beſten Habſeligkeiten in dieſe abgelegene Waldeinſamkeit geflüchtet; Ihr aber ſollt deshalb nur deſto weicher gebettet werden; kommt und legt auch ein wenig mit Hand an.“ Unter dieſen Worten winkte ſie den Verlegenen herbei; er mußte mit der Magd von den aufgethürmten Matratzen einige herab langen, welche zu einem Lager für ihn bereitet wurden. Jetzt war es geſchehen; luſtig kniſterte die Flamme im Kamin, und ihr freundlicher Widerſchein röthete die belebten Züge Margot's, die, nachdem ihre Geſchäfte vollbracht und die dienſtbaren Perſonen entfernt waren, ſich davor nieder kauerte und die Gluth ſchürte. (Die Fortſetzung folgt.)

Wanderlieder von Hohnhorſt.

25. Am Ufer.

Hier ſitz' ich ſtill, geſpannt das Ohr,
O Fluß! an deinem Bette;
Manchmal nur ſchlägt ein Fiſch empor
Und ſtört des Friedens Stätte.

Da drüben von der Inſel ſingt
Die ſüße Philomele;
O Wonne, die das Herz umſchlingt,
O reine Luſt der Seele!

So möcht' ich, wie die Nachtigall,
Im Grünen heiter leben,
Die guten Freunde nahe all'
Und noch ein Herz daneben.

26. Abſchied.

Leb' wohl mit deinen Schätzen,
Du glückliche Natur!
Mit allem dem Ergötzen
Auf deiner reichen Flur.

Ich muß nun heim mich wenden,
Und kehre nicht zurück;
Aus deinen vollen Händen
Empfing ich ſüßes Glück.

So werden wir nun Beide
Verwandeln unſ're Tracht;
Dem Stab, dem Reiſekleide
Iſt ſchon ſein Platz bedacht;

Und du auch legſt ſie nieder,
Die bunte Sommerpracht;
Es kommt der Herbſt ja wieder
Und wünſcht dir gute Nacht.

Indeß in Winters Hülle
Du ſchlummerſt lebensmatt,
Sind wir in Geiſtesfülle
In großer Königsſtadt;

Und ſingen andre Lieder,
Wie's unſerm Herzen frommt,
Und freu'n uns doppelt wieder,
Wenn neu der Frühling kommt.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. (Schluß.) Nun fort von dieſer Marterſtätte, und hin zu freundlicheren Bildern! — Ein gar ſtattliches Gebäude außerhalb der Stadt hebt ſich mit unglaublicher Schnelle aus der Tiefe der Erde gigantiſch empor. Es iſt das Reſervoir- und Laboratoriums-Gebäude zu unſerer Gas-Beleuchtung. Die Einwohner wallfahrten in Maſſen dorthin, und ſtaunen die großen gemauerten Baſſins und Dampf-Oefen an; ſie ſehen eine zahlloſe Menge von Gußeiſen geformter fremdartiger Körper, als: Schlangen- und gerade Röhren, Cylinder, Würfel, Schilder, kurz, lauter Figuren, die das Gepräge des großartigſten Mechanismus tragen, ohne ſich vom Ganzen einen deutlichen Begriff machen zu können, da die ſpekulativen Britten mit der Erklärung ziemlich hinter'm Berge halten. Indeß befriedigt und imponirt ſchon der Anblick ſolcher Maſſen von Apparaten, denen man eine geeiſte Combination und einen enormen Koſten-Aufwand, auch ohne Sachkenntniß, anſehen kann. Im Innern der Stadt ſind die Zubereitungen bald vollendet. — Der hieſige Münz-Graveur, Hr. Maaß, hat ganz neuerdings eine Feuerſpritze erfunden, deren Zweckmäßigkeit von Kunſtverſtändigen, ſo wie auch von unſerer Regierung, anerkannt worden iſt. Dieſe zum Wohl der Menſchheit (zumal bei den jetzt überhand nehmenden Feuersbrünſten) treflich ausgeführte Löſchungs-Maſchine iſt nicht allein wegen ihrer Transportabilität empfehlungswerth, indem ſie, troz ihrer ſoliden Conſtruktion, dennoch ſo leicht gebaut iſt, daß ſelbſt auf den ſchlechteſten Wegen ſie von wenigen Menſchen fortgeſchafft werden kann, ſondern auch in Hinſicht der zu ihrer Anſchaffung erforderlichen geringen Koſten, wodurch ſie ein Gemeingut werden kann. Nach der Berechnung des Erfinders kann eine ſolche complete Spritze für höchſtens 100 Thaler hergeſtellt werden, während bisher ein ſolches unentbehrliches Apparat 5, 6 bis 700 Thaler gekoſtet hat. Von der Kraft ihres Druckwerkes hat dieſe Feuerſpritze vor etwa 14 Tagen in dem hier naheliegenden Landſtädtchen Pattenſen ein erfreuliches Reſultat geliefert. Sechszehn Männer unterhielten mit 30 Feuer-Eimern voll Waſſer einen 70 Fuß hohen ununterbrochenen Strahl binnen einer Minute. Wie es heißt, iſt man darüber aus, dieſes hydrauliſche Apparat im ganzen Lande ein zu führen, und ſo verdient es doch auch wohl einige Beachtung im Auslande. Eine nähere Beſchreibung dieſer Feuerſpritze, unter dem Titel: „Maaß, Anweiſung zur Verfertigung wohlfeiler Feuerſpritzen, mit vier Tafeln Stein-Abdrücke", iſt in unſerer Hahnſchen Hof-Buchhandlung erſchienen. Dieſe gemeinnützige Abhandlung wird ſich gewiß einer allgemeinen Theilnahme erfreuen. — Das gegenwärtig ſo ergiebige Feld der Literatur iſt in der jüngſten Zeit auch in meinem Vaterlande nicht unbebaut geblieben. Unſer Doctor Blumenhagen giebt ſeine „Novellen und Erzählungen", ſo auch zwei Bände ſeiner „Gedichte" heraus. Beide Werke erſcheinen in der Hahnſchen Hof-Buchhandlung. Blumenhagen iſt unſtreitig ein vorzüglicher Novelliſt gegenwärtiger Zeit, wie er ſich als ſolcher in den Taſchenbüchern „Minerva", „Penelope" u. ſ. w. vollkommen bewährt hat. Es werden alſo deſſen Erzählungen den Freunden des Schönen gewiß eine willkommene Erſcheinung ſeyn. — Ein Bändchen „Gedichte" des in unſerer Nähe wohnenden Predigers B. H. Meyer hat eben die Preſſe verlaſſen. Manch zartes Blümchen blüht auf dieſem Muſen-Beete, unter denen die Gedichte, betitelt: „Die zwölf Monate" (S. 3) und „An den Freund" (S. 72) am ſchmuckreichſten ſind. Das Ganze iſt eine zu freundliche Gabe, als daß man mit unfreundlichem Makel den wenigen Stiefmütterchen unter vielen Immortellen den Platz im Sträußchen mißgönnen ſollte. Als eine Seltenheit dürfen die, in dem Subſcribenten-Verzeichniß, unter vielen Theilnehmern, ſich befindenden 37 Subſcribenten aus Conſtantinopel wohl erwähnt werden. — Ein etwas ſehr zudringlicher Wolf erregt gegenwärtig hier großes Aufſehen, obgleich er weder zu improviſiren noch didactiſch jeden Gegenſtand zu analyſiren im Stande iſt. Dieſer Wolf extemporirt im Moore und in Wäldern umher und zergliedert die friedlichen Heerden des Landmanns, wodurch er enormen Schaden anrichtet. Man hat ein großes Kreisjagen angeſtellt, und außer den Jagd-Offizianten alle guten Schützen und Jagdliebhaber in und um Hannover eingeladen, den ungebetenen Gaſt erlegen zu helfen. Dieſer Feldzug war vergebens. Bei einer acht Tage ſpäter ſtatt gehabten kleinen Treibjagd kam das Raubthier wirklich hervor. Ein geſegneter Schlaf hatte einen der Schützen, dem der Wolf ſo nahe kam, daß er ihn hätte greifen können, ſanft eingewiegt und ihn, wie er vielleicht geglaubt haben mag, zum Meiſterſchuß nicht aufgeweckt. Heißt es auch: „Selig ſind die, die in dem Herren ſchlafen", ſo ſind es wahrlich doch diejenigen nicht, die auf dem Anſtande das wachſam ſeyn ſollende Auge verſchließen, und ſo entkam dieſer vierfüßige Marodeur, der noch jetzt die ganze Gegend beunruhigt. Hoffentlich wird die auf ſeine Niederlage ausgeſetzte Prämie von 100 Thaler dem Viſir der gezogenen Büchſe die beſte Stimmung geben.

Georg Harrys.

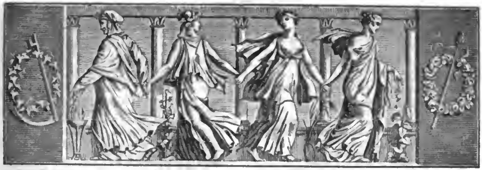
Frau v. Genlis nennt in ihrem „literariſchen Wörterbuch", worin diejenigen Frauen vorkommen, welche durch ihre Schriften und Beſchützung der Wiſſenſchaften merkwürdig geworden ſind, Ninon nicht als Schriftſtellerin. „Dennoch" — ſo ſagt die acnſronemr Alte! — „zog Voltaire bei ihr ſeine erſten Prinzipien ein; bei ihr bildete ſich zuerſt jene Sekte der Epikureer, deren Dogmen ſpäter die Baſis der neueren Philoſophie wurden. So ward durch eine eigene Verkettung eine franzöſiſche Courtiſane der Chef einer ſogenannten Philoſophie, die nur dahin ſtrebt, Sitten, Religion und alle legitime Autorität zu untergraben!" — Plato, der den Weibern Vieles geſtattete, verbot ihnen doch, ſich nach den Geſetzen auch nur zu erkundigen, namentlich nach ſolchen, welche ſtatt göttlicher Verordnungen gelten ſollen. Für Frau v. Genlis wäre es nützlich, wenigſtens in dieſem Punkte platoniſch zu ſeyn. Sie ſtellt eine Menge Sätze auf, ohne ſie zu beweiſen, ja ohne die Fähigkeit, ſie beweiſen oder widerlegen zu können; denn ihr Verſtand mag mannigfaltig und gewandt ſeyn, ſcharf war er nie. Wenn ſie nun troz dem ſich nicht allein mit der Aeſthetik befaßt — die bei Frauen auch nur zur Schminke wird — ſondern ſogar mit Politik und Staatsverwaltung, ſo möchte man ſagen: ſie ſchminkt noch die Schminke. (Gaz. d. Fr.)

In einer Geſchichte der Juden von Carl Malo wird berichtet, daß Carl der Große einſt ein Dekret gegen ſie erließ, wonach ſie ſämmtlich drei Mal des Jahres an der Thür einer Kirche eine Manſchette erhielten: Eine beſondere Gnadenbezeugung war es, daß in einigen Städten nachgelaſſen ward, daß der Syndicus, im Namen ſeiner Gemeinde, gleichſam als Prokurator, dieſe Amts-Ohrfeige auf ſich nahm. — In einem andern Lande durfte man damals, in einem beſtimmten Zeitraum des Jahres, mit Steinen nach ihnen werfen. — Nach der Rechnung des Verfaſſers giebt es jetzt auf dem ganzen Erdraum 3 Millionen Juden, wovon auf das türkiſche Reich eine Million, auf Perſien, China, Indien und die Tartarei 300,000 kommen; der Reſt von 1,700000 wohnt in Europa, Afrika und Amerika. Auf Marokko, Algier und Fez rechnet man allein 80,000. (Pandore.)

Die Volkszahl von Paris iſt der 33ſte Theil der ganzen Bevölkerung Frankreichs; die von London der 20ſte Theil der Bevölkerung Englands und die von Neapel gar der 11te Theil der Bevölkerung des ganzen Landes. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 26. Juni. 101ſtes Blatt.

Amant und Roſa.

Eine moderne Romanze.

Seit Tagen, Wochen, Monden, Jahren
Bewirbt um Roſa ſich Amant:
Doch ſie — die Urſach zu erfahren
Gelang mir nicht — ſie weigert Herz und Hand.

Die Muhmen nun und Baſen müſſen —
Man kennt die ſchlaue Cleriſey —
Damit Amant darf Roſa küſſen,
Zum thé parlant ou babillant herbei.

Da löſt der Plauder-Chor die Rinde
Um Roſa's Herz, und bald darauf
Setzt man dem ſchweigſam frommen Kinde
Bon gré, mal gré — die Myrtenkrone auf.

Geſchloſſen die gezwung'ne Ehe —
Muß nicht ihr Ausgang ſchrecklich ſeyn?
Stellt nicht ſofort ſich häuslich Wehe
Bei unſerm Pärchen furchtbar wirkend ein?

Mit nichten! Roſa ſcheint ſo glücklich,
So überglücklich ſcheint Amant:
Sie geht — er folgt ihr augenblicklich:
Sein Blick verfolgt ſie raſtlos, unverwandt!

Zu Tanz, Conzert — ſo will's die Mode —
Zu Spielpartie'n und Aſſemblee'n,
Und quält's Amanten auch zu Tode:
Hin muß ſein Weibchen; er — muß mit ihr geh'n!

Er muß ſogar ſich — was? — maskiren;
Denn Tantchen will zum Faſtnachtsball —
Hin muß er ſie und Roſa führen,
Bon ton gebeut's — denn es iſt Carneval!

In anſpruchsloſem Hirtenkleide,
Am Nummus kenntlich um den Hals,
Folgt Roſa zu der Freudenweide
Des maskenreichen, glanzumſtrahlten Balls.

Huſaren, Ritter, Bauern, Mohren,
Mulatten, Griechen, Domino's,
Zigeuner, Türken, Dorf-Doctoren,
Herr Rummelpuff, Voltair, zwei Eskimo's —

Bunt durch einander wogen Alle
Dort ſchon in heller Lampen Strahl:
Da tritt auch bei Trompetenſchalle
Mit einem Mönch die Hirtin in den Saal.

Und um die liebliche Erſcheinung,
Um ihre Graziengeſtalt
Wird Griech' und Türke gleicher Meinung,
Und um ſie drängt ſich, huld'gend, Jung und Alt.

„Ey, Mönch! Solch hübſches Kind zur Buße?"
Ruft ein Huſar, ein Naſeweis —
Und wie verdutzt vom rohen Gruße,
Wird unſerm Eremiten ſiedend heiß.

Schon will er Gegenred' erſchwingen,
Jedoch die Pauken donnern d'rein,
Und eh' er's ahnden kann, umſchlingen
In bunten Gruppen ihn der Tänzer Reih'n.

Da macht Amant zum Rückzug Miene;
Doch ach! das Kind von ſeinem Arm
Raubt Ali, Paſcha von Janine,
Und reißt es mit ſich in der Tänzer Schwarm.

Amant wird ſtutzig, packt die Tante —
Veſtalin war ſie — krampfhaft an
Und flüſtert: „Wo bleibt Roſa?" Kannte
Von Maskenfreiheit nichts der gute Mann?

Digitized by Google

„Ey, frommer Bruder, nicht ſo weltlich,
Sonſt löſcht mein Feu'r auf dem Altar!“
Schmählt Tantchen, die zwar etwas ältlich,
Doch munter ſtets in munt'rem Kreiſe war.

Amant entſetzt ſich, rennt von hinnen,
Fort durch des Tanzes Wellen, fort!
Die Hirtin wieder zu gewinnen,
Treibt's, raſtlos jagend, ihn von Ort zu Ort.

Und hoch an Saales and'rem Ende
Wallt Ali Paſcha's Federbuſch:
„Dort muß auch ſie ſeyn! Bei der Blende!“ —
Da ſtockt der Walzer im Poſaunentuſch.

Und durch einander wogt's nun wieder,
Leicht trennt ſich jedes Tänzerpaar:
„Wo nun ſie finden?“ Auf und nieder
Jagt es den Mönch: „Wo ließ ſie der Barbar?“

Da hüpft ein ſchlankes Kind vorüber,
In Mieder und in Schäferhut: —
„Halt, Roſa, halt!“ — „Der Mönch hat's Fieber!“
Ruft es verſchwindend — „zähmt ſo wilde Gluth!“

Amant erſtarrt, die Blicke ſenken
Sich nieder auf den Roſenkranz,
Dann tiefer noch — und iſt's zu denken?
Am Boden glänzt's mit hellem Goldes Glanz.

Der Nummus iſt's, das ſich're Zeichen,
Woran Amant die Gattin kennt:
Wie ſoll er jetzt noch ſie erreichen? —
Und Fiebergluth ihm durch die Adern brennt.

Chaotiſch wälzt ſich das Gedränge,
Denn eig'ner Luſt geht Jeder nach,
Und in dem bunten Spiel der Menge
Verhallt Amantens angſtentpreßtes Ach.

Ihm lodern Flammen durch die Glieder,
Ihm rieſelt's eiſig durch's Gebein;
Er ſtürzet krampfhaft, lautlos nieder
Und: „Doctor Jurgus!“ hört man mächtig ſchrei'n;

„Zu Hülfe hier dem frommen Vater!
Er ſtirbt, weil er ein Goldſtück fand!“ —
„O Himmel! Wo? wo iſt der Pater?“
Ruft Roſa bang' an der Veſtalin Hand.

Und dieſe ſchreit nun: „Schnell den Wagen!“
Die Hirtin drückt den Mönch an's Herz;
Zwei Narren, die nach Schwänken jagen,
Erklären: all das Weſen ſey nur Scherz.

So unter gellendem Gelächter
Fühlt ſich Amant hinaus geführt:
„Bon appetit! Kein Koſtverächter,
Der alte Klausner! Herrlich motivirt!“

So ſchallt's ihm nach. — In ſtiller Zelle
Wird ihm wohl beſſer? Leider, nein!
Denn Zufall dünkt ihm Plan der Hölle,
Und tückiſch abgekartet Spiel zu ſeyn.

Geſpenſter hauſen nur, ſo heißt es,
Am Kirchhof, im Studirgemach;
Jedoch Amanten quält's und reißt es
Iſt überall und jagt ihm raſtlos nach.

Im Arbeitsſaal, bei Tiſch, im Bette,
Im Hauſ', im Hof, auf blum'ger Flur,
An heil'ger, wie profaner Stätte
Zeigt er Symptome ſchrecklicher Natur;

Denn eine inn're, leid'ge Regung —
Vielleicht von Roſa längſt erkannt —
Hat jetzt mit rieſiger Bewegung
Des Gatten Seele völlig übermannt.

Er wittert Ueberfall, Vergiftung,
Verrath, Verführung, Liſt, Betrug,
Und von der Muhmen Eheſtiftung
Trägt Roſa ſchuldlos lebenslang den Fluch.

Denn ach! Nichts heilt Amantens Uebel,
Nicht Wurzel hilft, nicht Kraut noch Frucht,
Nicht Sympathie, nicht Kreuz, nicht Bibel —
Denn incurabel bleibt die Eiferſucht.

Folgt, Mädchen, ſchweigſam Ihr den Tanten:
Denkt an den tragi-kom'ſchen Fall:
Wählt Ihr gezwungen Euch Amanten,
Geht mindſtens nicht mit ihm zum Maskenball.

Bärmann.

Die beiden Portraits.

(Fortſetzung.)

Aus der weiten Hülle des Mantels und dem Reiterkasket hatte ſich Margot zu einem reizenden Landmädchen entpuppt, und in dem kurzen Röckchen und dem knapp anſchließenden Mieder unterſchied ſie nur die größere Sauberkeit von den Frauen aus jener Meierei. Mit immer ſteigendem Wohlgefallen waren die Blicke des Jünglings dem anmuthigen Perſönchen bei ihren Geſchäften im Zimmer gefolgt, wo ſich, bei ihrer raſchen Beweglichkeit, die Zierlichkeit und das Ebenmaaß der Geſtalt doppelt vortheilhaft entwickelte. So hatte er bis jetzt, in ihrem Anſchauen verloren, der Einladung zu den aufgetragenen Erfriſchungen wenig genügt, und, eingedenk des Verraths, welchen ſein geſunder Jünglings-Appetit heut ſchon über ihn gebracht, hielt er dafür, jetzt beſſer auf ſeiner Huth ſeyn zu müſſen. Aber der munteren Wirthin behagte Bogislav's Zögern und Weigern nicht; ſeine Rede unterbrechend, ſprach ſie befehlend: „Jetzt, mein Herr, habt Ihr Euren Mund zum Eſſen, und damit Ihr dieſes Geſchäft in aller Ruhe abwarten könnt, will ich Euch etwas erzählen, was Euch vielleicht zu gleicher Zeit einen ſanften Schlaf für die Nacht bereitet; da von jenen beiden Gemälden, die Ihr mit Kennermiene und forſchenden Blicken immer im Geſicht habt.“ — Die Leichtfertige wies auf ein Paar an der Wand hängende Gemälde, die von dem erröthenden Gaſt, der bisher nur Augen für die freundliche Wirthin gehabt, eben erſt bemerkt wurden. Das eine ſtellte eine vornehme ältliche Dame aus dem Zeitalter Ludwig's XIV in Trauertracht dar; das zweite zeigte einen jungen Mann aus eben jener Zeit, deſſen Bruſt, außer vielen Orden, auch ein Stern ſchmückte. Beide Gemälde trugen eine unverkennbare Aehnlichkeit, und mit unwillkührlichem Intereſſe blickte Bogislav auf die edeln Züge, welche, gewiß längſt im Leben verblichen, aus

ihren reich vergoldeten Rahmen den Beſchauer noch ſo wehmüthig beredt anſahen. Dem Mädchen entging dieſer Eindruck nicht; ſchweigend ließ ſie den Jüngling einige Augenblicke darin verharren; doch nahm ſie, ohne ihm zum Fragen Zeit zu laſſen, alsbald das Wort. „Vermuthlich werdet Ihr wiſſen, daß die Engländer einmal einen König hatten, der Jakob hieß, und ſich wieder zur alleinſeligmachenden Kirche zurück wandte.“ — „Richtig“, ſchaltete Bogislav ein: „der Urenkel der berühmten Maria Stuart, zweiter Sohn des unglücklichen Carl des Erſten, der nach ſeines Bruders, Carl des Zweiten, Tode, als der einzige noch übrige Stuart, als Jakob der Zweite, auf den engliſchen Thron berufen ward, aber durch unüberlegten Eifer für die katholiſche Religion ſich ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen verhaßt, und endlich der Krone verluſtig machte, die man auf ſeine, mit Wilhelm von Oranien vermählte Tochter, Maria, und nachmals auf deren Schweſter Anna übertrug, mit Uebergehung ſeines ſpäter gebornen Sohnes, Jakob, den man, die Rechtmäßigkeit ſeiner königlichen Geburt beſtreitend, für untergeſchoben erklärte, und der unter dem Namen des Prätendenten oder des Ritters Saint Georg in der Geſchichte bekannt iſt.“ — „Alſo kennt Ihr die Geſchichte ſchon?“ fragte die von ihres Gaſtes Zungenfertigkeit in Staunen geſetzte Margot. — „Nicht die, welche Ihr mir erzählen wollt,“ entgegnete lächelnd der Jüngling; „wohl aber weiß ich, daß jener vertriebene König in Frankreich eine Zuflucht fand, daß ihm Saint Germain von Ludwig XIV zur Reſidenz angewieſen, und ſowohl er, als auch anfänglich ſein Sohn, der erwähnte Prätendent, als König von England betrachtet, und daß dieſer, ſelbſt nachdem Ludwig im Utrechter Frieden zur Anerkennung der Königin Anna genöthigt war, von Frankreich insgeheim bei ſeinen Planen zur Wiedereroberung der engliſchen Krone unterſtützt wurde.“ — „Ja, und als nachmals die Königin Anna geſtorben“, fuhr Margot jetzt fort, „und in England ein König regierte“ — „Georg der Erſte“ — ergänzte Bogislav — „und über Frankreich, während Ludwig XV Minderjährigkeit, der Regent Philipp, Herzog von Orleans, da traf es ſich, daß der Erſte einen überaus wilden und blutdürſtigen Menſchen, den Grafen Staër, in Paris als Geſandten hielt. Dieſer war ſo frech und unverſchämt, daß er öffentlich über unſere heilige Religion und die Miniſter ſpottete, und ſogar einmal in Gegenwart des Regenten zu dem Cardinal Dubois, der damals Finanzminiſter war, geſagt haben ſoll: Seine Heiligkeit hätten einen unläugbaren Beweis für die Transſubſtantiation geführt, indem ſie alles Geld in Frankreich in Papier verwandelt. Nun verſtand ſich der böſe Menſch auch noch ganz beſonders auf das Spioniren, und ſo hatte er denn durch ſeine im ganzen Lande vertheilten Kundſchafter und Aufpaſſer, wie geheim es auch immer betrieben war, doch in Erfahrung gebracht, daß man eine abermalige Landung in Schottland verſuchen, und der Prinz ſich ſelbſt an die Spitze der Unternehmung ſtellen wolle. Da nahm der Herr Abgeſandte nun den Mund ſehr voll, ſprach von gebrochenen Verträgen, und verlangte im Namen ſeines Königs, daß man ſich der Perſon des Prätendenten verſichern ſolle. Obgleich der Regent insgeheim dieſem und ſeiner Sache günſtig war, mußte er doch, da deſſen Flucht bereits ruchbar geworden, ſich wegen politiſcher Verhältniſſe dem Grafen willfährig erzeigen. So befehligte er denn in ſeiner Gegenwart den Garde-Obriſten Contades nach Chatrau-Thirrey, um den Ritter Saint Georg, der dieſen Weg eingeſchlagen, dort an zu halten und gefangen zu führen. Jener aber war ein zu guter Hofmann und Franzoſe, um die eigentliche Willensmeinung ſeines Herrn nicht zu verſtehen, und ſo machte er ſich am 3ten November mit ſeinen Leuten auf den Weg, feſten Vorſatzes, ſein edles Wild durchſchlüpfen zu laſſen. Doch der engländiſche Graf war auch nicht umſonſt bei Hofe grau geworden. Der verließ ſich nicht ſonderlich auf den Regenten, ſammt ſeinem Feld-Obriſten, ſondern dachte ſich einen kürzern Weg aus, den König von England auf ewig aller Furcht vor den Stuarts zu entheben.

(Der Schluß folgt.)

Der leichtgläubige Hiſtoriograph.

Julius Obſequenz, der zu Ende des vierten Jahrhunderts lebte, hat aus den Geſchichtſchreibern vor ihm, namentlich aus dem Titus Livius, eine Liſte der ſogenannten Wunder ausgezogen, und erzählt ſie, mit Angabe des Datums und Conſulats, in einer oft höchſt drolligen Leichtgläubigkeit wieder. Bald regnet es Steine, Milch, Blut und Stücke Fleiſch; Bildſäulen ſchwitzen Blut aus, ein Kind, erſt ein halbes Jahr alt, ruft auf einem Ochſenmarkt: „Sieg!“ ein Wolf nahet einer Schildwache, zieht ihr den Säbel aus der Scheide, und läuft damit fort. Dann ruft einmal wieder ein Stier: „Rom, ſey auf deiner Huth!“ Ein indianiſcher Hahn, ein Hund, eine Schlange fangen an zu reden; ein Lamm weiſſagt den Egyptiern das Glück, das ſie unter Bocharis erringen werden; Lanzenſpitzen ſprühen Feuer aus; der Kopf eines gewiſſen Gubinius, dem Rachen eines Wolfs entriſſen, ſpricht noch ein langes Gedicht über das Unglück, das Rom bevorſteht; Jupiters Bildſäule, die man nach Rom bringt, bricht in ein ſo heftiges Gelächter aus, daß die Arbeiter, die ſie aufrichten ſollen, erſchrocken davon laufen; die Bildſäule der Juno, im Tempel zu Veyes, von einem Soldaten befragt, ob ſie nach Rom wolle, nickt freundlich mit dem Kopfe; eine Bildſäule Apol-

los weint drei Tage und drei Nächte, während eine andere Bildſäule deſſelben Gottes in der Luft umher ſpringt und tanzt!! Duſchet.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Im Königsſtädtiſchen Theater am 14. Juni zum erſten Mal: „Oberon, König der Elfen". Text von F. G. Gieſecke, Muſik von Brannitzkn. Der albeiſche Stoff iſt hier zur Hausmannskoſt verbraucht und von einer dichteriſchen Auffaſſung des Elfenvölkchens nicht die Rede. Der Componiſt war auch meiſt ſo beſcheiden, ſeinen Dichter nicht zu überbieten, doch zeigt er offenbar mehr Talent; einzelne Geſänge haben viel Melodiöſes und die des „Scherasmin" mitunter komiſche Kraft. Ob nun dieſes alte Werk auch den alten Zauber üben wird? — In Berlin iſt es zuerſt im Jahr 1792 gegeben worden und hat ſehr gefallen. Aber ſeit der Zeit, welche Revolutionen in der ſogenannten deutſchen Muſik, und nächſtdem welche Uſurpationen von Seiten der ſogenannten italieniſchen!! — Die Darſtellung in der Königsſtadt iſt im Ganzen gelungen; am meiſten glänzt aber Hr. Spitzeder als „Scherasmin". Mad. Spitzeder ſingt die Partie des „Oberon" lodenswerth und mit Anerkennung zu erwähnen ſind noch Mad. Wächter als „Amande", Demoiſ. Eunicke als „Fatime" und Hr. Liſt als „Huon". Die Aufnahme war günſtig. — Die Poſſe „Aline, oder Wien in einem andern Welttheile" iſt auf den Beinen der darin vorkommenden Tänzer wieder im Gange. Demnach wird man auf dem Königsſtädtiſchen Theater von nun an wohl Sprünge machen dürfen (?), und wir werden dann ſehen, ob der Spring-Anker, den man auswirft, zu beſſerer Fahrt hilft, ob man das wahre Springkraut der Schatzgräber gefunden hat oder Geld — ſpringen läßt. Da die Familie Lewin mit ihrer Art des Tanzes und der Pantomime bei uns etwas Neues iſt, ſo ſollte man meinen, die Spekulation, ſie hier auftreten zu laſſen, ſey nicht übel. E—w.

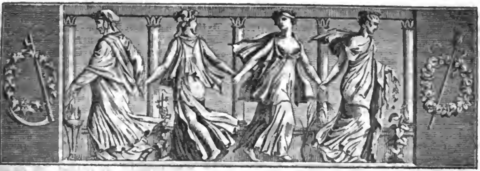
Breslau. Unſere Kunſt-Ausſtellung iſt eröffnet worden, hat aber eben nicht viel Beſonderes dargebracht. Es werden freilich Urtheile laut werden, die Allerlei vorzüglich finden, aber es ſind Worte, nichts als Worte! Lieber beinahe, wie Alles, was dieſe Ausſtellung darbietet, ſind mir die neuen, großartigen Landſchafts-Gemälde des Hrn. Siegert, der ſich ſchon früher in dieſem Fach einen Ruf begründet hat. Jetzt arbeitet er an einem Werke, das, neu und originell in der Idee, ſchön und anziehend in der Ausführung, gewiß anerkennend aufgenommen wird. Er malt nämlich mehrere Landſchaftsſtücke, die, an 10 Fuß hoch und an 20 Fuß lang, die ganze Wand eines Saales füllen könnten. Dieſe Stücke ſollen panoramen-ähnlich aufgeſtellt werden, aber in ihren einzelnen Theilen auch den Anforderungen eines gediegenen Landſchafts-Gemäldes entſprechen. Das jetzt vollendete Gemälde iſt eine Landſchaft von Neapel. Die Bruſt hebt ſich freier, wenn man in dieſe üppigen Fluren ſchaut; die ſchöne Stadt links freundlich ausgebreitet, den prächtigen Meerbuſen rechts mit den fernen Gebirgen, und den majeſtätiſchen, drohenden Veſuv in der Mitte erblickt. Da hat man eine großartige Ueberſicht; man iſt nicht auf den kleinen Raum beſchränkt; das Ganze imponirt, zieht aber auch in den Details wieder lieblich an. Auf ſo weiten Räumen kann der Pinſel des Malers freier walten, der Geiſt ſich freier erheben. Fern und nah betrachtet bleibt das Bild ſchön, obwohl es in einer gewiſſen Entfernung gewinnt, da man das Ganze mehr mit einem Male faßt. Zu dieſem Gemälde ſollen noch zwei Vorſetzſtücke, couliſſenartig, geliefert werden, um das mehr hervortretende Schöne, was ſich in der Landſchaft befindet, auch der Natur gemäß mehr nach dem Vordergrund zu bringen. — Das zweite vollendete Stück iſt ein in der Nähe des Aetna gelegenes altes Theater, das von Taormina genannt. Hier findet man eine edle freie Bauart im claſſiſchen Geſchmack der Griechen, ſchöne Gruppirung der Nebengegenſtände, überhaupt poetiſche Auffaſſung und friſches Colorit. A—r.

London. Noch nie befand ſich England in einer ſo allgemein drückenden Noth als jetzt. Es iſt keine vorübergehende Lage; es iſt die endliche unausbleibliche Folge des über alle Grenzen in die Höhe getriebenen Schein-Reichthums — des Credits, welcher ſich auf Dunſt und Papier gründet, und zuletzt einfallen muß. Die auf dem Londoner Platz im letzten Dezember und Januar eingetretene Criſis nöthigte die Regierung, alle acht Münzpreſſen zugleich in Bewegung zu ſetzen — ein höchſt ſeltener Fall. Jede prägte in einer Minute 40 Souverains, die acht Preſſen alſo 320, und in einer Stunde 19,200. Rechnet man etwas für den Aufenthalt, die Beſchädigungen am Stempel und deren Erſatz ab, ſo kann man annehmen, daß in letzter Zeit täglich 150,000 Souverains (über eine Million Thaler) gemünzt worden ſind. Und doch hat dieſes baare Geld der Noth nicht abgeholfen. Die Bank hat ihren Goldſchatz erſchöpft; das Gold iſt gegen Banknoten vertauſcht, von den Eigenthümern ſorgfältig verwahret, und auf dieſe Weiſe der Bank auf immer entzogen worden, welche — Papier dagegen eingelöſet hat, das nur einen eingebildeten Werth hat, und zugleich mit dem Credit fällt. — Dieſes Fallen des Credits, und die Verſuche, demſelben wieder auf zu helfen, haben unter Anderem auch in 15 Monaten (ſeit dem Anfang des Jahres 1824) nicht weniger als 276 Geſellſchaften zu 24 verſchiedenartigen Unternehmungen gebildet, welche ſämmtlich ſich — wohlverſtanden nur durch Unterſchriften, nicht durch wirkliche Fonds — zu der ungeheuern Summe von 174,114,050 Pfund Sterl. zu Unternehmungen verpflichteten. Dieſe Summe wurde durch Wechſel herbei geſchafft, beruhte folglich auf Credit. Man ſchmeichelte ſich, die zu dieſem Ende ausgeſtellten Papiere würden Cours erhalten, und neue Hülfsquellen werden, den Leuten Goldſtaub in die Augen zu ſtreuen. So traten z. B. 33 Geſellſchaften für Canäle und Werfte zuſammen, 48 zu Anlegung von Eiſenbahnen, 32 zur Verbreitung der Gas-Beleuchtung, 6 die Hauptſtadt mit Milch, 8 ſie mit Waſſer, 2 ſie mit Seebädern zu verſehen. Die Unternehmungen ſollten locken, Geld pumpen, Papier dafür vertheilen; es ſchlug aber fehl und die Geſellſchafts-Spekulationen ſind ſämmtlich in's Stocken gerathen. Eben ſo die Gold- und Silber-Bergwerks-Geſellſchaften in Süd-Amerika. — In England iſt nichts wirklich, als die Noth der Armen, der Brodmangel und das Verhungern einer der nützlichſten Menſchenklaſſen, der Fabrik-Arbeiter. E.

In Amerika im ſchwarzen Fluß, bei dem Ontario-See, fand man unlängſt eine Schlange mit drei Köpfen. Auf einer der Feld-Inſeln wurde vor einigen Jahren eine Natter mit zwei Köpfen gefunden. Sie war 4½ Fuß lang, hatte vier Kinnbacken, vier Augen und zwei ganz gleichgroße und gleichgeformte Köpfe. Schon der franzöſiſche Naturforſcher Redi berichtet von einer ähnlichen Schlange, welche bei Piſa, am Ufer des Arno, gefunden ward. Das Thier lebte, nachdem man es gefangen, noch einen Monat, und als es ſtarb, war der rechte Kopf ſieben Stunden eher erſtarrt, als der linke. Aldrovando bewahrte eine ſolche Schlange in ſeinem Cabinet zu Bologna, und im Muſeum zu Paris ſieht man ebenfalls eine ähnliche. Edwards, in ſeiner Geſchichte der Vögel, erwähnt auch einer engliſchen Schlange mit zwei Köpfen, die man ihm einſt brachte, und einer zweiten, die er in Barbados erhielt. Es ſind alſo wohl die mehrköpfigen Schlangen keine beſondere Abart, wie man ſchon geglaubt, ſondern eine Mißgeburt oder ein Naturſpiel, da man ſie zwar ſelten, aber doch in allen Ländern findet. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 28. Juni. 102tes Blatt.

Die beiden Portraits.

(Schluß.)

Graf Stair hatte einen irländiſchen Obriſten, Namens Douglas, einen wilden und ſchlechten Menſchen, zur Hand, der mußte ſich auf ſein Geheiß mit noch vier andern verwogenen Geſellen zuſammen thun, die ſollten dem Prinzen auflauern und ihn wohl gar meuchlings niederſtoßen. Aber der Himmel wachte über Jakob Stuart. Die Banditenbrut, gierig auf ihren Raub, kam mit ihren überjagten Pferden glücklicher Weiſe noch eher als Jener vor die Poſthalterei von Nonancourt geſprengt, und forſchten bei meiner Urgroßmutter Margot l'Hopital, die in der Abweſenheit ihres Mannes allein Haus hielt, mit ſo verdächtigem Eifer: ob nicht eine Poſtchaiſe, welche ſie nebſt den beiden darin befindlichen Perſonen genau beſchrieben, durchgekommen ſey, daß Jene ſtarken Verdacht gegen ſie ſchöpfte. Da ſie, eine lebhafte Frau, gern mit den einſprechenden Fremden verkehren mochte, ſo war ihr etwas von der beabſichtigten Unternehmung des Prinzen zu Ohren gekommen, der wegen ſeines Unglücks und ſeiner Leutſeligkeit in ganz Frankreich beliebt war, und den ſie in der lebendigen Schilderung ſeines Verfolgers Douglas ſogleich erkannte. Meine Großmutter, eine gewitzigte und muthvolle Frau, beſchloß, ſo viel an ihr läge, dem Stuart durch zu helfen. Ihren ſchwankenden und ungewiſſen Berichten gelang es, den mordgierigen Douglas mit zweien ſeiner Helfershelfer auf der Straße nach Chateau-Thierry weiter fort zu ſchaffen, und den beiden Zurückgebliebenen trank ein treuer Poſtknecht auf ihr Geheiß ſo wacker zu, daß ſie bald in tiefen Schlaf ſanken. Margot ſchloß die Schnarchenden darauf ein, hüllte ſich, wie heutigen Tages ihre Urenkelin, in einen weiten Reitermantel und trabte, in Begleitung des vorerwähnten Getreuen, welchem ich jedoch meinen Geleitsmann, den ehrlichen Etienne, getroſt an die Seite ſetze, dem bezeichneten Fuhrwerk entgegen. Ohngefähr anderthalb Meilen vom Städtchen traf ſie daſſelbe: den hohen Reiſenden begrüßend, unterrichtete ſie ihn von der Gefahr, welche er auf dieſem Wege zu erwarten habe, und führte ihn, der ſich vertrauungsvoll und dankbar ihrer Leitung überließ, zu dieſer abgelegenen Meierei, wo ihre Muhme als Pächterin Haus hielt: und eben dieſe Stube, worin wir ſitzen, hat den edlen Prinzen beherbergt. Als die Poſtmeiſterin ihren Schützling auf dieſe Weiſe in Sicherheit wußte, kehrte ſie unverzüglich nach ihrer Wohnung zurück, und gab die noch feſt ſchlafenden Geſellen als verdächtig bei der Obrigkeit an. Jene wurden, zuſammt ihrem ſaubern Befehlshaber, der voller Verdruß, die geſuchte Beute nicht aufgeſpürt zu haben, eben zur rechten Zeit wieder in der Poſthalterei anlangte, verhaftet und in eine weitläufige Unterſuchung verwickelt, aus der ſie, da die Landſtreicher ſich nicht legitimiren konnten, erſt nach langer Zeit, durch den Einfluß des Grafen Stair, befreit wurden, der aber bei der Sache ſelbſt in ſo üblem Lichte erſchien, daß ihm Frankreich und ſein Geſandtſchafts-Poſten für immer verleidet ward. In aller

Stille beſorgte die Poſtmeiſterin am andern Morgen Pferde, nebſt einen zuverläſſigen Poſtillon, und der Prinz ſetzte, als Abbé verkleidet, ſeine Reiſe fort, die er, wie Ihr wiſſen werdet, auch unangefochten vollendete. Kaum wußte Frau l'Hopital ihn auf dieſe Weiſe geborgen, als ſie ſich auch nach Saint Germain auf den Weg machte, um der Königin Henriette von der Rettung ihres Sohnes Kunde zu bringen, wozu ſie ſich dem Prinzen verpflichtet hatte. Dieſe unglückliche Fürſtin empfing ſie mit der herablaſſendſten Güte, dankte ihr auf die rührendſte Weiſe für die Dienſte, welche ſie ihrem Sohne geleiſtet, und als ſich Margot bei ihr beurlaubte, ſchenkte ihr die Königin dieſes ihr Bildniß zum Andenken, indem ſie ſagte: „Erinnert Euch, wenn Ihr es anſeht, daß Ihr über dieſe, von Gram eingeſunkenen und von Kummer gefurchten Züge, das Lächeln der Freude auf einige Augenblicke verbreitet habt, und daß dieſen faſt erloſchenen Augen endlich wieder einmal Thränen entfloſſen ſind. Rührung und Dankbarkeit haben ſie geweint, aber die Königin von England kann nur ſagen: Gott vergelt' es Euch!" — Natürlich fühlte ſich meine würdige Eltermutter durch dieſe huldreiche Herablaſſung überſchwenglich belohnt; aber auch der eben ſo edelmüthige als unglückliche Prinz vergaß ſeine Retterin nicht, ſondern überſchickte ihr ſpäterhin dieſes Gemälde von ſich, welches uns dort von der Wand ſo wehmüthig ernſt anſieht. „Jakob dem Dritten," ſo ſchrieb er ihr dabei, „bleibt nichts zu verleihen übrig, als ſein unglückliches Bild; doch wird es Euch nicht unangenehm ſeyn, von Zeit zu Zeit das Konterfei desjenigen an zu ſehen, welchen Ihr Euch auf ſo edle Weiſe verpflichtet habt, daß er lebenslänglich als Euer treuer und dankbarer Freund verharren wird." — „Solcher Worte", fuhr die Erzählerin fort, „freuen ſich natürlich noch die ſpäteſten Enkel, und eifrig iſt die gute Urgroßmama bedacht geweſen, dieſelben getreulich auf zu bewahren und wiederklingen zu laſſen. Der Brief des Prinzen vererbt ſich, wie die Gemälde, immer auf den älteſten Sohn; doch hat der Großvater, als er während der Revolution dieſen Meierhof an ſich gekauft, die letztern hierher bringen laſſen, und im Glauben an die ſchützende Obhuth des verklärten Unglücklichen, der einſt hier Schutz gefunden, haben wir, wie Ihr ſeht, die beſten Habſeligkeiten unſerer guten Mitbürger hier aufgeſtapelt. Ja, unſere Pietät geht ſo weit, daß ich feſt überzeugt bin, wenn ſich in dieſem Augenblick ein feindlicher Soldat oder Spion in dieſem Zimmer befände, daß mein Vater, wie guter Patriot er immer ſeyn mag, eher ſeine Pflicht als vereideter Beamter — denn Ihr müßt wiſſen, daß auch die Poſtmeiſterſtelle zu Nonancourt bis jetzt bei der Familie l'Hopital geblieben iſt — umgehen würde, ehe er einen dergleichen Geſellen verrathen oder ausliefern ſollte. Aber meine Erzählung ſcheint ihren Zweck zu verfehlen: denn ſtatt zu eſſen ſchaut Ihr mich mit offenem Munde an, und ſo will ich Euch einer, wie ich wünſche, angenehmen Ruhe überlaſſen!" — Mit dieſen Worten erhob ſich Margot von ihrem Sitz am Kamin, und verließ, indem ſie ihrem Gaſt in der Thür noch einen ſchelmiſchen Gruß zunickte, das Zimmer.

Der Jüngling wagte nicht, die Liebliche um ihre längere Geſellſchaft zu bitten; doch wirkte auf den Einſamen die Anſtrengung und Ermüdung des Tages, und von keiner Furcht weiter angefochten, ſank Bogislav bald in einen erquickenden Schlaf. Neugeſtärkt am Morgen erwachend, ſchaute er mit dankbaren Blicken zu den beiden Gemälden; da er jedoch, als ein guter evangeliſcher Chriſt, eher als an Schutzheilige, an Schutzengel glaubte, ſo wandte er ſich um ſo inniger dem ſeinen, als welcher ihm natürlich die hülfreiche Margot erſchien, zu; doch muß man es der Jungfrau nachſagen, daß ſie, ſicherlich ſolcher Profanirung gram, alles Mögliche that, ſich in der Rolle der Erdenbürgerin, das heißt eines gutmüthigen ſchelmiſchen Mädchens, zu behaupten. Mit angemeſſener Fülle von Entſchuldigungen bat ſie den Jüngling um Verzeihung, daß ihr Vater ſeine Gegenwart ſo ganz ignorirt, und ſich, ohne ſeine angenehme Unterhaltung genießen zu können, nach der Stadt habe zurück begeben müſſen, und ertheilte dem Scheidenden die genaueſte Anweiſung, wie er die Vorpoſten der Preußen, welche ſich bis ziemlich nah vorpouſſirt hätten, vermeiden könne. — Voll Freude und Dankbarkeit erreichte unſer Held, das Gegentheil ihrer Vorſchriften befolgend, wirklich ziemlich bald ein preußiſches Corps, und zufällig gerade dasjenige, zu dem er befehligt war.

Bogislav kam eben zur rechten Zeit, um Gefahren und Lorbeer mit dem ſiegreich vorrückenden Heere zu theilen: aber aller Wechſel eines raſch bewegten Kriegslebens konnte das Bild ſeiner liebenswürdigen Retterin nicht verdunkeln. Von Paris aus ſchrieb er ihr eine herzliche Dankſagung, in der er jedoch auch geſtand, etwas — ihr Bild nämlich — aus der gaſtfreundlichen Wohnung mit hinweg genommen zu haben, recht im ſchroffen Gegenſatz mit dem früher Beſchützten, der das ſeine daſelbſt zurück gelaſſen. Sehnſüchtig harrte der Jüngling einer Entgegnung, aber dieſe blieb aus, und Umſtände und Pflichten verhinderten ihn, die gaſtfreundliche Zuflucht wieder zu ſehen. Endlich, bei dem zweiten ſiegreichen Heimzuge des preußiſchen Heeres aus Frankreich, war es dem jungen Krieger möglich, dieſen Lieblingswunſch zu erfüllen, und mit pochendem Herzen hielt er jetzt vor der Poſthalterei zu Nonancourt. Margot empfing den ſogleich Wiedererkannten mit den lauteſten Ausbrüchen der Freude, zwiſchen welchen hindurch ſie jedoch wiederholentlich nach ih-

Digitized by Google

dem Klepper rief, und, ſich mit kecker Gewandtheit in den Sattel ſchwingend, ihren Gaſt aufforderte, ſie, wie damals, zu der Meierei im Walde zu begleiten, und ſein altes Quartier in Beſitz zu nehmen. Bogislav willigte bereitwillig ein; der Weg, wie die muntere Geſellſchaft ſeiner Gefährtin, verſetzte ihn lebhaft in die frühere Zeit, und Jene unterließ nicht, durch Schilderung ſeiner wie ihrer damaligen Verlegenheit, unbewußt ſeine Dankbarkeit zu ſteigern. — „Denn nicht leichtes Spiel, ſo war ich überzeugt, würde es bei dem ſtreng auf ſeine Pflicht haltenden Vater geben; und in der That hatte ich auch viel Ueberredung und Mühe nöthig, um ihn für meinen Wunſch zu ſtimmen!“ ſo ſchloß ſie jetzt ihre Erzählung. Sie gedachte dann auch des Schreibens von Bogislav; bekannte aber aufrichtig, mit der Feder weder genugſam geübt, noch gewohnt zu ſeyn, einen ſolchen Brief mit Behagen zu beantworten. Dem Jüngling ging das Herz immer mehr auf; eben ſo ſehr von der zierlichen Geſtalt und dem Ausdruck von Margot's fröhlich belebten, blühenden Zügen, als durch ihr ungekünſteltes Gefühl und die Keckheit und Friſche ihres Mutterwitzes bezaubert, war er eben im Begriff, auf das ihr in ſeinem Briefe gemachte Geſtändniß zurück zu kommen, und das liebenswürdige Mädchen zu bitten, ſtatt des Bildes ihres Beſchützten, dieſen ſelbſt, ſein Herz mit ſeiner Hand annehmen zu wollen, als ſie vor der Thür der Meierei hielten, Margot in die Arme eines ihnen entgegen kommenden jungen Mannes vom Pferde herab glitt, den ſie dem beſtürzten Fremdling ſofort als ihren Eheherrn vorſtellte. Die Betroffenheit des jungen Kriegers nicht bemerkend, erzählte ſie ihm, wie reichlich der Himmel den Schutz, den ſie ihm angedeihen laſſen, an dem damaligen Bräutigam vergolten, der bei dem Heere in Deutſchland geſtanden, und, ſchwer verwundet und gefangen, in Feindes Land edelmüthige Pflege und Behandlung gefunden habe. „Jetzt iſt er, Gottlob! Invalide, meines Vaters Adjunkt in der Poſtmeiſterei wie hier auf dem Hofe, und der glückliche Ehemann ſeiner Tochter!“ Sie ſchloß ihren Bericht, während die Blicke der jungen Leute ihre gegenſeitige Liebe verriethen. Bogislav war zu gut und zu klug, um der lieben Frau nicht ihr Glück von Herzen zu gönnen, zumal da er an dem jungen Franzoſen einen gar wackern und geſcheidten Mann fand, der, fern von aller Eiferſucht, nichts dagegen hatte, daß die hübſche muntere Frau auf ihre neckende und ſchelmiſche Art mit dem Gaſte verkehrte. Dieſer, als er endlich aus der freundlichen Waldeinſamkeit ſchied, nahm wenigſtens die Ueberzeugung mit, daß auch das Bild des dankbaren und ſtattlichen Preußen bei der liebenswürdigen Margot und ihrem wackern Hausgenoſſen zuzück bleibe.

E. Karoli.

Einfälle.

Wer beneidet Schauſpieler? Iſt es nicht traurig, daß Diejenigen, welche leben, um zu gefallen, gefallen müſſen, um zu leben?

Die jetzigen Lärm-Opern ſollten dem Taubſtummen-Inſtitute zugeeignet werden.

Der Menſch — ſagt der Koran — hat zweierlei Arten von Feinden, die er liebt: ſeine Kinder und ſein Vermögen.

Ehletas.

Einem Mädchen zu ihrem funfzehnten Geburtstage.

Bei Ueberreichung eines Andachtsbuches mit einem Chriſtuskopf.

In des Lebens buntgemiſchtem Kranze
Ein geheimnißreicher Kelch erblüht;
Er umſchließt ein eng' verſchlung'nes Ganze,
Das nur einzeln Zeit in's Daſeyn zieht,
Scheidend aus der Horen leichtem Tanze
Reicht ihn uns die Kindheit hin, und — flieht!
Ihr, der ſchönſten Fee aus gold'nen Fernen,
Funkeln Thränen in den blauen Sternen.

Heiße Thränen — denn nie kehrt ſie wieder,
Bringt nie mehr mit flügelſchnellem Schritt
Holde Mährchen, leiſe Schlummerlieder,
Süß Vergeſſen böſer Stunden mit.
Aber ſcheidend ſenkt zur Erde nieder
Sie ein Pfand, das nie die Zeit beſtritt:
Kindlichkeit, wem ſie dies Pfand gegeben,
Trägt — ein heit'res Kind — das ſchwere Leben.

Hörſt Du ihre gold'nen Schwingen rauſchen?
Hin ſchwebt ſie zum Thor der Ewigkeit!
Ihren Blüthenſtraus mußt heut du tauſchen
Mit dem Blumenkelch, den ſie dir beut.
Tief in ihm Glück, Ehr' und Freuden lauſchen,
Flitterprunk, und Wahn, und gift'ger Neid;
Und der Liebe zarte Huldigungen,
Nur zu oft von falſchem Sinn bezwungen.

O! wenn dieſe magiſchen Geſtalten
Dir in duft'gen Nebelſchleiern nah'n,
Wenn ſie Luſt und Schmeichelwahn entfalten,
Wer führt Dich des heil'gen Ernſtes Bahn?
Wer wird den getäuſchten Glauben halten?
Wer die Schwache kräftigend umfah'n?
Er, nur er ſchirmt Dich mit heil'gem Schilde,
Nimm ihn freundlich hin im ſchwachen Bilde.

Henriette v. Montenglaut.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 16. Juni, zum Beſten der Griechen, im Opernhauſe: „Nurmahal“. Das Haus war gedrängt voll. Alles ging, unter Spontini's Leitung, gut von ſtatten; Geſang, Orcheſter, Aufzüge, Maſchinerieen griffen gehörig in einander. Nur etwas weniger Tanz, wenn auch die Oper ein Tanzfeſt darſtellt! Mad. Milder, obgleich noch immer an der Fußgicht leidend, trat, von einigen Choriſtinnen geführt und von ihrem goldenen Zauberſtabe geſtützt, als „Namuna“ auf, ward für ihre Bereitwilligkeit, zum Beſten der unglücklichen chriſtlichen Brüder ihre Stimme hören zu laſſen, rauſchend, ja jubelnd empfangen und während ihres Geſanges mehrmals durch lebhaften Beifall unterbrochen. Ihre herrlichen Töne wirkten auch diesmal mach-

tig; ſie haben durch die Krankheit nicht gelitten, denn der Klang war ſo rein, ſo voll und anſprechend wie ſonſt, troz der zuweilen noch vorherrſchenden körperlichen Schwäche. — Die Struveſche Brunnen-Anſtalt in der Huſaren-Straße findet zwar in dieſem Jahre mehr Beſucher wie je — denn wo iſt in Berlin ein ſo ſchöner friſcher Raſen und ein ſo freundlich angelegter Garten zu finden? — aber wirkliche Badegäſte giebt es nur wenige, obgleich die Tüchtigkeit der hier verfertigten Mineralwaſſer anerkannt iſt. Ueberdem gewährt die Anſtalt in pekuniärer Hinſicht Vortheile, obwohl das eigentliche Badeleben, das Herauskommen aus allen vielleicht oft drückenden Verhältniſſen, den Fortſchritt der Kur befördert. In Warſchau iſt am 5ten Juni eine ähnliche Anſtalt eröffnet, die vielen Zulauf findet, aber den ſchleſiſchen Bädern bedeutend ſchaden wird, da ſonſt viele Polen dieſe benutzten. Eben ſo wird in Königsberg in Preußen eine Anſtalt der Art eingerichtet, und gewiß dankbar unterſtützt, weil bei der dort herrſchenden Armuth die weiten Bade-Reiſen ſchwer zu bewerkſtelligen ſind, und doch beinahe alle Bäder erſten Ranges fern liegen. — Wie ich aus einem Briefe von Ems erfahre, werden dort die Gäſte wieder ſo zahlreich kommen, als im vorigen Jahr, wo zuletzt keine Wohnungen zu bekommen waren. Die Anweſenheit unſerer Kronprinzeſſin, die, obwohl ſie wenig größere Geſellſchaft gab, doch ſtets einen kleinen Cirkel um ſich ſah und durch ihre hohe Liebenswürdigkeit Alles entzückte, trägt ſicher viel dazu bei. Das Bad Ems hat faſt gar keine Promenade, da der Raum zwiſchen den Bergen nur geringe Ausbreitung geſtattet; auch die Gebäude ſind eben nicht bequem. Aber die Liebenswürdigkeit der Naſſauerinnen und die Wirkungen des Brunnens rufen Viele zu der dortigen freundlichen Geſelligkeit. Ueberdem ſind die ſchönen Rheinlande nah und eine Ausflucht dorthin leicht zu unternehmen.

— Blücher's Statue iſt vollendet und prangt zwiſchen dem Opernhauſe und dem Palais des Königs, als ein herrliches Denkmal der gerechten königlichen Anerkenntniß und der Kunſthöhe unſers genialen Rauch. So wie der große Churfürſt auf der langen Brücke den Berlinern ein National-Eigenthum geworden, ſo iſt es die Statue des biedern Helden auch, den wir Preußen nie vergeſſen werden. Die ebenfalls von Rauch für Breslau, auf Antrag der ſchleſiſchen Stände, gefertigte koloſſale Statue des Marſchall Vorwärts iſt noch immer nicht aufgeſtellt, da es bisher an Gelde fehlte. Es ſcheint, als hätten die Schleſier mit ihren Denkmalen kein Glück; denn auch auf Blücher's Gute, wo er geſtorben, in Kriblowitz, wollte ihm der edeldenkende General von Ziethen ein Monument errichten, wozu im ganzen preußiſchen Heere Beiträge geſammelt wurden, welche die Ausgaben decken ſollten. Ein zu dem Denkmal beſtimmter Granitblock, im Gebirge gefunden, bot bei dem Fortſchaffen Schwierigkeiten und iſt endlich ſo von ſeinem Transport-Wege fortgerollt, daß an eine Ausführung dieſes Monuments ſchwerlich zu denken iſt. Dagegen wird ein anderer National-Schatz, das Schloß zu Marienburg, wofür ſich der Kronprinz ſehr intereſſirt, beſſer bedacht, indem jetzt im ganzen Heere Beiträge geſammelt und auch reichlich unterzeichnet worden ſind. — Von der erwähnten Breslauer Statue befindet ſich ein Gyps-Modell im hieſigen Zeughauſe, was wohl verdient, betrachtet zu werden. Dieſer Statue gebe ich — dies iſt eine Meinung, der vielleicht nur Wenige beiſtimmen — in Hinſicht des Charakteriſtiſchen der Auffaſſung den Vorzug vor der in Berlin aufgeſtellten, indem der alte Blücher als vorwärts dringend und auf etwas hindeutend dargeſtellt iſt, mithin mehr an ſeinen Volksnamen: Marſchall Vorwärts, erinnert, als bei der Berliner Statue, wo er, den linken Fuß auf ein beſchädigtes Kanonenrohr geſetzt, in der rechten Hand ſein Schwerdt, daſteht, nachdem er ſeine herrlichen Thaten vollendet hat, und gleichſam ein Schlachtfeld zu überſchauen ſcheint. Indeß ſind beide Monumente in der Ausführung wahrhafte Meiſterwerke, und da die nähere Beſchreibung der eben aufgeſtellten Statue jetzt in allen Blättern zu leſen iſt, ſo will ich ſie hier nicht wiederholen, wohl aber beſonders noch auf die Basreliefs hinweiſen, die, reich an Idee und Kunſtwerth, den Namen Rauch's allein ſchon verewigen würden. S.

— Mad. Neumann hat ihre Gaſtſpiele bei uns beendet; d. h. in dieſem Jahr; denn für die Zukunft iſt ſchon geſorgt, indem die Künſtlerin von der Direktion des Königl. Theaters eine Einladung für ihre nächſte Reiſezeit empfing. „Die arme Mollo“ (in dem Vaudeville mit dieſem Titel, nach dem Franzöſiſchen frei bearbeitet vom Hrn. Baron v. Lichtenſtein) und „Precioſa“, das waren die Rollen, welche Mad. N. am Scheide-Abend gab. Die „Mollo“ ſoll eigentlich für Mad. Des-Argus-Lemière eingerichtet ſeyn, und deshalb — ſo ſagt man — mußte ſie halb in franzöſiſcher Sprache, halb in ſchlechtem Deutſch geſchrieben werden. Indeß, wie klein die Rolle iſt, ſie erfordert viel und zum Theil künſtleriſche Nüanzirung und Mad. N. zeichnete ſich darin aus. Beſonders herrlich und höchſt ergreifend trug ſie ein franzöſiſches Liedchen vor, die Kränkungen bezeichnend, welche der Armuth zu Theil werden. Sie erſchütterte mit der Seele des Tons ſogar diejenigen, die von den Worten nichts verſtanden. Die Darſtellung iſt im Ganzen gelungen; die übrigen Rollen ſind aber ſehr unbedeutend, die der „Wespe“ etwa ausgenommen. Hr. Rüthling gab die malitiöſe Perſonage, die zugleich „Schreiblehrer“, „Barbier“ und „Zoll-Viſitator“ ſeyn ſoll, mit treffenden Zügen. Er hat einmal zu ſagen: „Wir leſen keine Zeitſchriften und deshalb behandeln wir uns im ganzen Jahr nicht grob.“ Mag ſich dergleichen annehmen, wen es trifft; aber ſelbſt ein Solcher dürfte dem Hrn. Baron v. Lichtenſtein äußern: Das iſt ein allgemeiner Satz, etwa wie der: Wir bearbeiten ſtets nach dem Franzöſiſchen und deshalb ſind wir auch immer flach! — und nächſtdem könnte er ihn in Verlegenheit ſetzen mit der Frage: Was halten Sie für ſchlimmer, Grobheit oder Indecenz? — Die „Precioſa“ hat Mad. Neumann ſchon öfter auf unſerer Bühne geſpielt, erhielt aber auch diesmal bei mehreren Stellen lebhaften Beifall, wie denn überhaupt dieſer Abend ihn der Künſtlerin reichlich brachte. — Auch Gedichte ſahen wir, nachdem Mad. N. hervor gerufen, von hohem Balkone herab flattern und das Publikum kämpfte um die fliegenden Drachen. Wir wiſſen nicht, was in den herab gekommenen Verſen enthalten war; ein Motiv zu einem Gelegenheitsgedicht fand ſich aber, nämlich ein dreifacher Raub. Mad. Neumann iſt als „Mollo“, als „Precioſa“ geraubt — und endlich als ſie ſelbſt den Berlinern! Hat noch kein Stadt-Dichter dies benutzt, wird es wohl nachträglich geſchehen!

— Im Königsſtädtiſchen Theater erregte ein „Zauber-Melodrama“, benannt: „Ein Uhu oder der Ritter und die Waldgeiſter“ Furore. Das Stück ſelbſt wollen wir nicht ſcharf beleuchten; das hat ſeine Verdammniß ſchon ſo ziemlich durch alle Zeitſchriften Deutſchlands weg; die Anordnung (für die Hrn. Lewin der meiſte Dank gebührt) und die vielen Theater-Effekte machen es zu einem ſogenannten Kaſſenſtück. Auch die Schauſpieler thun, was ſich an ſolchen Produktionen thun läßt und wurden ſämmtlich gerufen. Man könnte über Bühnen-Erſcheinungen der Art viele Sarkasmen in die Leſewelt fördern, aber bei dem jetzigen Zuſtande der Theater iſt davon keine Hülfe zu erwarten, und namentlich darf man es Bühnen, die der pekuniären Hülfe bedürfen, am wenigſten zumuthen, daß ſie als Opfer im Kampfe gegen die neueſten Gelüſte des Geſchmacks fallen ſollen. Ein ſolcher Kampf muß von Bühnen ausgehen, welchen die fürſtlichen Kaſſen ſich als Reſerve aufthun. Jedenfalls müſſen wir noch bemerken, daß dieſes Melodram ſogar nicht ſchlechter iſt, als das beſte, was auf den hieſigen Bühnen gegeben wurde; es bietet in ſeiner Handlung manches Intereſſante, das auch die Spannung bis zu Ende erhält. C—w.

Beilage: Bemerker Nr. 20.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker. No. 20. 1826.

Beilage zum 102ten Blatte des Geſellſchafters.

Guſtav Graf von Schlaberndorf und ſein Verhältniß zu dem Werke: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate“.

Erſt jetzt iſt uns ein Artikel zu Geſicht gekommen, welcher ſowohl von der Haude und Spenerſchen Zeitung zu Berlin und bald darauf auch von der allgemeinen Zeitung, über das Leben des in Paris verſtorbenen Grafen Schlaberndorf, aufgenommen wurde. Dieſer Referent, ſo geiſtreich auch die Abfaſſung der Lebensſkizze war, hätte über dieſen wahrhaft großen Charakter ſchweigen ſollen, da er ſelbſt geſteht: daß der Graf ein ehrwürdiger Räthſelgreis ſey; dieſer bleibt alſo ein Räthſel, und indem ſolches eingeſtanden wird, giebt man zugleich Kunde, wie wenig der Graf Schlaberndorf gekannt worden. Unter dieſen Umſtänden iſt es daher auch zu verzeihen, bei Schlaberndorf's Andenken von „einem ſeltſamen Einſiedler, einem Diogenes in der Tonne, von cyniſcher Gewöhnung, langem Barte und zerriſſener Kleidung“ zu ſprechen, „der Bücher ſchreibt und diplomatiſche Noten für alle Nationen veranlaßt.“ — Den Freunden des Verewigten war die bewunderungswürdige Klarheit ſeines Geiſtes, die Einfachheit und Großartigkeit ſeines Herzens kein Räthſel.

Wir würden dieſe Biographie ſtillſchweigend bei uns haben vorüber gehen laſſen, wenn nicht auch eine hiſtoriſche Unrichtigkeit darin enthalten wäre, die eines andern trefflichen Deutſchen Wirken ſchmälern ſoll. Es iſt nämlich die Behauptung, daß das Werk: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate“, der Feder des Grafen Schlaberndorf entfloſſen ſey. — Bis zum Jahr 1816 hatte Schlaberndorf kein vollſtändiges Werk und keine ausgearbeitete Abhandlungen über einzelne Gegenſtände politiſchen Inhalts aufgeſchrieben. Er haßte alles Schreiben, hielt ſein Zimmer auch nicht ſicher, um das Geſchriebene auf zu bewahren, — weil, wie er ſelbſt ſagte: ſeine ihn beſuchenden deutſchen Landsleute, z. B. Friedrich Schlegel u. ſ. w. durch ihr myſtiſches, verworrenes Reden und Schreiben, ihn in Verdacht gebracht. — Wir zweifeln, ob Schlaberndorf ſpäter politiſche Werke ausgearbeitet habe, und daß überhaupt Handſchriften in ſeinem Nachlaß gefunden worden ſind; rein wiſſenſchaftliche Arbeiten über Sprache u. ſ. w. vielleicht ausgenommen.

Im Jahr 1810 überwand er auf vieles Zureden zweier Spanier und eines Portugieſen dieſe Abneigung und entwarf Skizzen von den vorzüglichſten Männern der franzöſiſchen Revolution. Wo dieſe Blätter hingekommen, wußte Schlaberndorf in ſpäterer Zeit nicht zu ſagen; — ſie waren verſchwunden! Der geiſtreiche, für alles Gute und Schöne empfängliche Kapellmeiſter J. F. Reichardt kam nach Paris und war oft bei Schlaberndorf. Beide fühlten ſich zu einander hingezogen und wurden Freunde. Schlaberndorf liebte und ſchätzte Reichardt bis zum letzten Moment ſeines Lebens und gab ihm thätliche Beweiſe davon, als im Jahr 1811 und 1812 mehrere Freunde ſich von Reichardt zurück zogen, aus Furcht, Theilnahme an denſelben könne vom Kaiſer der Franzoſen und dem gekrönten Bruder in Weſtphalen mißfällig bemerkt werden.

Der Haß, den Reichardt, trotz dem, daß Napoleon ihn in Paris ſehr artig — ja freundlich auszeichnend aufnahm — gegen dieſen empfand, — indem Reichardt die Triebfedern richtig erkannte, die Napoleons Handlungen leiteten — feſſelte Schlaberndorf noch mehr an Reichardt, dem er ſeine Erfahrungen und Anſichten des Ganges, welchen Napoleon genommen, und noch nehmen würde, mittheilte. Dadurch geführt, berichtigte Reichardt ſein Urtheil und verabredete mit Schlaberndorf die Grundzüge des obengedachten Werkes: „Napoleon und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate.“ — In die Heimath zurück gekehrt, floß aus Reichardt's Feder dieſes Buch, und er iſt mit vollem Rechte allein als Verfaſſer deſſelben zu betrachten. Im Jahr 1811 tadelte Schlaberndorf gegen uns Vieles in demſelben, von dem er übrigens ein Exemplar beſaß, kurze Bemerkungen darin eingeſchrieben hatte und es in dem Alkoven, worin ſein Bett ſtand, verborgen hielt. — Es wurde durch uns im Jahr 1812 ein Briefwechſel mit Reichardt wegen einer neuen Auflage eröffnet und Schlaberndorf erbot ſich, ſein Exemplar mit den Bemerkungen her zu geben.

Gleich nach Reichardt's Tode ſagte der Graf zu uns: „Ich freue mich, daß unſer Freund noch den Einzug der Verbündeten in Paris und Bonaparte's Herrſcher-Ende für diesmal erlebt hat, den er als Conſul ſchon ſo richtig auffaßte und ſeinen Landsleuten darſtellte. Reichardt ward oft verkannt, das machte ſeine Zunge, ein dreiſchneidiges Schwerdt, eine Geißel für alles Dumme, Langweilige und Schlechte. Sein Herz war ein Fels von Rechtlichkeit und Edelmuth, keiner Unwahrheit, keiner Falſchheit fähig; er war ein Freund, auf den man immer rechnen konnte.“ Verwundern würde ſich Schlaberndorf's Geiſt, in Berlin's prachtvollem Concertſaal die Büſte eines Mannes nicht zu finden, der in ſeinem neunzehnten Jahre Kapellmeiſter unter dem großen Friedrich wurde und deſſen muſikaliſche Schöpfungen in allen Landen Anerkennung und Bewunderung fanden! —

Dem Werke: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate“ folgten noch zwei Bücher von Reichardt, die mit jenem ein Ganzes bilden, nämlich: „Napoleon, wie er lebt und lebt, und das franzöſiſche Volk unter ihm“ — und „der Junker auf Reiſen.“ Letzteres haben wir nie erhalten können, und ſelbſt Reichardt vermochte nicht mehr, ein Exemplar herbei zu ſchaffen. Schlaberndorf hatte es geleſen und rühmte den ſcharfen, ſtechenden Witz.

Das Geburts-Jahr 1749 ſcheint uns in der mehrgedachten Lebensſkizze richtig und die ſpätere Correktur falſch zu ſeyn, denn ein im Jahr 1812 von Schlaberndorf geſchriebener Aufſatz ſpricht von ſeinem 63ſten Lebensjahre.

Den Grafen Schlaberndorf charakteriſirt hauptſächlich ſein

Digitized by Google

Wirken; ſchöne Redensarten ſagen dabei nichts! Was wir ſeit dem Jahre 1806 von ſeinem Thun in Erfahrung gebracht, — nicht durch ihn ſelbſt, denn ſeine Linke wußte nie, was ſeine rechte Hand Gutes und Wohlthätiges für den Feind ſeiner Perſon, wie für ſeinen Freund gewirkt, — das wollen wir ſeiner Zeit mittheilen; dazu ſollten ſich ſeine Freunde aus allen Landen vereinigen, und wir würden ein klares Bild — und kein Räthſel — von einer der herrlichſten, edelſten Menſchennaturen erhalten! —W—.

Der Beſtien-Prater.

Erſte Gruppe.

(Schluß.)

Rhinoceros. Die Definition iſt ſehr lichtvoll, lieber Bär; ich habe nun vom Eiſe einen ſo anſchaulichen Begriff, als ein Penſionier davon haben kann, und denke meine Landsleute nicht wenig damit in Erſtaunen zu ſetzen. Aber wenn ſich die Kryſtalldecke über Ihnen ſchließt, Herr Robbe; — man braucht doch Luft, wie machen Sie es da, möcht' ich wiſſen?

Robbe. Ich blaſe mit dem warmen Hauch meines Mundes gegen die Eisrinde, bis ſie dünner und dünner wird, und am Ende ſich öffnet.

Bär. So iſt's. Ich habe einen Vetter in weißer Tracht, der ſich Eisbär ſchreibt, und in der Gegend dort ſeinen Verkehr hat, der erzählte mir daſſelbe.*) Aber wie, Freund Robbe, wenn Ihr Euch entfernt habt, und das Loch unterdeß zugefroren iſt, he, wie da?

Robbe. Da heißt's freilich: Hannibal vor den Thoren! Dann pflegen ſogenannte Menſchen, eine weiße Affenſorte, zu kommen; die ſetzen Einem mörderiſch zu, und es hat Einer von großem Glück zu ſagen, wenn er ihren zehn Fingern lebendig entwiſcht.

Rhinoceros. Der Henker auch! In Monomotapa iſt's doch beſſer; ſolch' eine Flegelei haben ſich ſelbſt die Portugieſen, ſo giftig ſie auch gegen jeden Heiden eingenommen ſind, niemals gegen uns erlaubt.

Robbe. Ich werde erſt jetzt gewahr, Freund Bär, daß Eure linke Backe weit dicker iſt, als die rechte. Habt Ihr Zahnſchmerzen?

Bär. Da erinnert Ihr mich an eine ärgerliche Geſchichte. Ich traf vergangenen Sommer zwiſchen Polozk und Witepsk einen herrlichen Immenſtock in einer Eiche; ich konnte nicht widerſtehen, und kletterte hinauf. Es war aber an einem Strick ein Klotz vorgehängt, und je ſtärker ich ihn zur Seite ſchob, deſto heftiger fiel er mir zurück an die Schnauze. Zum Glück kam ein alter Bekannter, ein kluger Bär, der auf unſerer National-Verſammlung am Dnieper ſchon fünf Mal zum Sprecher erwählt worden; der ſagte mir, das verdammte Pendel würde mich zu Tode ſchlagen, wenn ich nicht ſchnell herab ſtiege. Das that ich denn auch, und ſo bin ich mit einer aufgetriebenen Backe davon gekommen. Aber was iſt das, Ihr Herren? Sehen Sie einmal hin! da ſchäumt ja das Waſſer ganz ungewöhnlich auf, und eine ganze Inſel ſcheint herbei zu ſchwimmen.

Robbe (hat hingeſehen, und macht ſich aus dem Waſſer ſchnell an's Ufer). Da könnt' Einer flach gequetſcht werden, wie eine pommerſche Flunder! Was da her kommt, iſt Herr Wallfiſch, der angeſehenſte Partikulier im ganzen Eismeere; ein breiter Herr, der einen ganzen Tuchladen brauchte, wenn es ihm einmal einfallen thät', einen Schlafrock zu tragen. Er ſieht indeſſen furchtbarer aus, als er iſt; er thut Einem ſelten was zu Leide, und iſt er bei Laune, ſo gönnt er uns ſeinen Rücken zum Tanzboden, und ſchwimmt mit einem ganzen Kinderballet aus einem Meer in's andere.

*) Smellie „Philoſophie der Naturgeſchichte".

Bär. Er pflegt ſonſt, hab' ich mir ſagen laſſen, nur in offener See zu praktiziren; um aber bei'm Praterfeſt nicht zu fehlen, hat er ſich heut wahrſcheinlich herabgelaſſen, einmal die Rolle eines Rheinlachſes zu ſpielen, und ſchwimmt wie eine lange Schiffbrücke den Fluß herauf.

Robbe. Wie Sie ihn da ſehen, edler Herr aus Monomotapa, ſteckt er voll vom beſten Thran, und iſt ſeinen Beutel Geld unter Brüdern werth.

Rhinoceros. Aber er macht ja ein entſetzliches Geräuſch, und ſpeützt eine ungeheure Menge Waſſer in die Höhe?

Robbe. Es iſt ſein Privatvergnügen, und da er wenig andern Zeitvertreib hat, warum ſollte man ihm die Uebung ſeines unſchuldigen Sprützenmeiſter-Talents nicht gönnen? Er macht den Mund auf; ſehen Sie aber nicht hinein, Herr Rhinoceros, es könnte Ihnen ſchwindlich werden.

Wallfiſch. Gott mit Euch, Ihr Herren vom Lande! Es hat doch hier herum nicht etwa was von Harpunierern verlautet?

Bär. Nicht das geringſte. Dieſelben können ganz unbekümmert Ihrem Vergnügen nachgehen.

Wallfiſch. Das niederträchtige holländiſche Geſindel iſt dieſes Jahr wieder ganz des Teufels, und man muß ſeinen Schwanz zu jeder Tagesſtunde ſchlagfertig halten, um die thranſüchtigen Gauner ab zu wehren. Daß doch ein Blitzſtrahl das Ei zerſchmettert hätte, aus dem dieſe Brut hervor gekrochen!

Rhinoceros. Wir in Afrika ſind ſie vor mehreren Jahren glücklicher Weiſe los geworden, und in der ganzen Cap-Colonie trifft man jetzt ſelten einmal Einen, der ſich die Finger nach dicker Grütze und Syrup leckt.

Wallfiſch. Beneidenswerthe Leute! Wer das auch von ſich ſagen könnte! Aber wer iſt da der fremde Herr, der auf langen Knorpelbeinen gravitätiſch hergeſchritten kommt?

Rhinoceros (ſieht ſich um). Ey, hatten Sie nie mit Vergnügen die ſchöne Strophe gehört:

> Nach der Wüſte will ich eilen,
> Wo der Rieſenvogel nur
> Seines Laufes lange Zeilen
> Zeichnet auf der Sandesflur —?

Es iſt Herr Strauß, unter den Mitgliedern des afrikaniſchen Storthings eins der geachtetſten; ein bekannter, wohlerzogener Herr, mit deſſen Bekanntſchaft ich mich aller Orten brüſten darf. Wie leben Sie, verehrter Freund?

Strauß. Wie man ſo auf dieſem ſubſolariſchen Runde zu leben pflegt; man macht lange Schritte, brütet ſeine Eier im warmen Sande aus und ſorgt für die Bevölkerung der Wüſte; weiter bringt es Keiner auf Erden, ſtell' er ſich wie er auch will. Doch wer iſt denn dieſer aquatiſche Koloſſus? Und Sie, mein liebes Rhinoceros, auf ſo vertrautem Fuße mit ihm?

Rhinoceros. Sie werden ihn meiner Freundſchaft werth finden. Aber ich will Sie ihm vorſtellen, kommen Sie! (Strauß und Wallfiſch verneigen ſich gegenſeitig und betrachten einander mit ſtaunender Neugier.)

Wallfiſch. Mein guter Stern führt mir auf ein Mal zwei ehrenwerthe Bekanntſchaften zu. Wenn Ihnen beliebt, ſich eine kleine Unterhaltung zu machen, ſo beſteigen Sie meinen Rücken, um auch einmal ein brittiſches Gefühl, das Bewußtſeyn eines Inſulaners, zu haben.

Bär. Laſſen Sie uns der Einladung folgen! (Er begiebt ſich auf die Hinterfüße, und führt mit den Tatzen das Rhinoceros und den Strauß zum Wallfiſch, welcher dicht an's Ufer heran geſchwommen. Alle Drei beſteigen ſeinen Rücken.)

Rhinoceros. Wunderſchön, nur ein wenig ſchlüpfrig!

Strauß. Zurück, ich habe die Seekrankheit!

Bär. Ein erhabenes Gefühl, auf einer lebendigen Inſel über der Tiefe des Abgrunds zu ſchweben! Hätt' ich eine Leyer

Digitized by Google

bei der Hand, jetzt wär' ich geſtimmt, den Reion zu ſpielen. — Aber was ſoll das heißen? Theuerſter Wallfiſch, ich beſchwöre Sie bei allen Heiligen! (Der Wallfiſch hat in raſchem Schwung ſeinen Schwanz gedreht und ſchwimmt mit den Dreien pfeilſchnell davon.)

Rhinoceros. Ich hange mich an meinem Horn, wenn er mich nach Spitzbergen trage!

Strauß. Ach, es war nicht meine Wahl!

Bär. Heilige Urſula, ſtehe mir bei!

Robbe. Der Spaß wird tragiſch. Ich hatte dem Alten nimmermehr ſo viel übermüthigen Humor zugetraut. Hilf Himmel, er ſegelt meiner Seele wie ein algierſches Kaper mit ihnen den Strom hinunter! (Ein Tiger ſpringt haſtig herbei, mit ihm ein Wolf.)

Tiger (zur Robbe). Was ſoll das Geſchrei, Einfaltspinſel! Sey ſtill, der Fürſt naht!

Robbe. Wie Sie befehlen, Herr Hofmarſchall! (zieht ſich ſeitwärts.)

Tiger. Sereniſſimus iſt nicht ganz bei Laune, ſcheint es.

Wolf. Es will mich auch bedünken, und iſt doch ſo heiter aufgeſtanden! Er hat mir aus beſonderer Gnade vom Frühſtück einige köſtliche Biſſen zukommen, und ſich ausdrücklich für das heutige Feſt vom Fuchs die Mähne kräuſeln laſſen. Mittags aber hatte er den unſeligen Einfall, ſich aus des Samuel Reimarus einfältigem Werk von den Trieben der Thiere vorleſen zu laſſen, und da hörte er mit Kränkung, daß die Menſchen uns bis auf dieſe Stunde noch immer unvernünftige Weſen nennen. Seitdem rührt ſich am ganzen Hof nicht ein Mäuschen. (leiſe) Hoffräulein Hyäne ſieht auch gar verdrüßlich aus! Aber ſtill, da ſind ſie!

Löwe (von dem Hoffräulein Hyäne, dem Hof-Cavalier Fuchs, der Katze, Prinzeſſin von Geblüt, und dem Hof-Ceremonienmeiſter Elephant begleitet).

Bedeckt Euch, meine Granden! Sorgt dafür,
Daß ſich kein Hahn verirr' in meine Nähe;
Sein Krähen ging' mir herbe heut an's Herz,
Und augenblicklich thät's das Reich empfinden!

Tiger. Ew. Durchlaucht dürfen unbekümmert im Prater ſich ergehen; ſo weit Dero fürſtliches Ohr reicht, darf kein unverſchämter Frühtrompeter ſich hören laſſen.

Löwe.

Hof-Cavalier, was tragt Ihr in der Hand?

Fuchs. Eine unterthänige Bittſchrift, Durchlaucht, durch welche die Fiſche Dein edles Herz in Demuth zu rühren wagen!

Löwe.

'N Bittſchrift? Seit wie lang' iſt das hier Brauch?
Weswegen ſenden ſie nicht einen Redner,
Der knieend ihr Geſuch mir offenbart?

Fuchs. Es hat es Keiner auf ſich nehmen wollen, weil ſie in der Regel ſtumm zu ſeyn pflegen.

Löwe.

Was wollen ſie?

Fuchs. Sie bitten um die Gnade, nach Art des Pelikans und der Gans Eier legen zu dürfen; denn mit dem Laichen geh' es ſeit mehreren Jahren jämmerlich ſchlecht.

Löwe.

'S hört naſeweis ſich an. Doch ſchlage man
Bei'm nächſten Hof-Conſeil den Staatskalender
Von Funfzehn hundert acht und zwanzig nach. Was dort
Verordnet iſt, ſoll uns zur Richtſchnur dienen.
Nichts weiter?

Fuchs. Nichts als die Klage des Hirſches gegen die Bremſen, die ſeine Naſenlöcher ohne Miethgeld beziehen. Sie iſt aber bereits an die Behörde abgegeben.

Löwe (für ſich).

Unvernünft'ge Thiere! Wär's
Nicht unſchicklich, ich könnte raſend werden!

(Er ſenkt den Kopf zur Erde, und brüllt mit der ganzen bekannten Furchtbarkeit ſeiner Stimme. Alle Anweſenden ſind vom Schrecken ergriffen; die Hyäne bedeckt das Geſicht mit den Vorderfüßen; der Wolf ſenkt die Ohren und zieht den Schwanz ein; der Tiger iſt durch plötzlichen Angſtſchweiß feucht geworden; der Elephant hat ſich auf ſeine Vorderfüße niedergelaſſen und ſtreckt den Rüſſel längs auf die Erde; der Fuchs betet; die Katze wimmert; die Robbe iſt flugs unter Waſſer getaucht; der Paviansaffe aber vor Schrecken vom Baum gefallen.)

Jetzt iſt mir wohl!

(wendet ſich mit freundlicher Löwenmilde zur Hyäne)

Ihr ſeyd zum Feſte feſtlich nicht gelaunt,
Holdſel'ges Fräulein! Darf der düſt're Gram
In Eurer Augen blauem Himmel niſten,
Und unbekannt des Grames Wurm mir bleiben?

Hyäne. Wer könnte der Freude wohl ſein Herz öffnen, wenn den Geiſt des liebenswürdigſten Fürſten die Wolken des Unmuths umſchleiern? (ſieht ihm forſchend in's Geſicht und klopft ihm ſchmeichelnd auf die Wange.)

Löwe.

Ich läugn' es nicht, mein heit'rer Sinn iſt fort.
Die Sage geht, Ihr ſeyd ein Zwitter, Fräulein!
Im Plinius ſelbſt hab' ich mir's zeigen laſſen;
Bedenkt das Hof-Skandal, das d'raus entſtünd'!

Hyäne. Es iſt mein Stolz, edler Fürſt, in meinen Rathſchlägen und meiner Treue als einen Mann mich zu erweiſen; in allem Uebrigen bin ich das weiblichſte Weib. Um aber den Verdacht für immer nieder zu ſchlagen, und nicht etwa, wie der Ritter d'Eon, die Nachwelt in Zweifeln zu hinterlaſſen, will ich mich heut Abend dem Hof-Ceremonienmeiſter (auf den Elephanten deutend) im ganzen Umfang meiner Natürlichkeit zeigen; ein einziger Blick wird ihm die Wahrheit enthüllen, und Dich beruhigen. *)

Löwe.

So ſey's!

(Der Wallfiſch kehrt mit ſeinen Paſſagieren zurück, bleibt aber, da er den Löwen mit ſeinem Gefolge bemerkt, ſtutzend von fern ſtehen, dreht ſchnell um und ſchwimmt wieder hinweg.)

Was ſchwimmt dort hinten auf dem Strom?

Tiger. Verdammt, daß der Luchs oder der Falke nicht hier iſt! Ich kann es nicht unterſcheiden. Aber die Robbe da muß es wiſſen, ich habe ſie hier bereits angetroffen. Erſtatte Bericht, Robbe!

Robbe. Es iſt der Wallfiſch, Ew. Durchlaucht, auf deſſen Rücken Bär, Strauß und Rhinoceros eine Entdeckungs-Reiſe machen.

Löwe.

Rhinoceros und Strauß und Bär zu Waſſer?
Ich glaube gar, die übermüth'ge Rotte
Macht ſich den Spaß, die Sündfluth hier zu ſpielen?
Das fordert Strafe, Tiger! Spielt man ſo
Mit meiner klugvertheilten Lebensordnung?
Du warſt zugegen, Robbe! Rede, Schelm,
Warum haſt Du's gelitten?

*) Die Fabel von der Zwitterſchaft der Hyäne iſt faſt ſo alt als irgend eine ausgemachte Wahrheit. Die Beweiſe des Gegentheils ſind indeſſen nicht ausgeblieben. (S. Mayer's „zoologiſche Entdeckungen" — Seite „Neue Beiträge zur Natur- und Arzneiwiſſenſchaft".)

Robbe. Konnt' ich, ein ſchwaches, harmloſes Thier, ſie zurück halten!

Löwe.

Darüber geb' ich Dir zehn Jahre Zeit
Auf Nova Zembla einſam nachzudenken.
Die Andern ſoll die Strafe nicht verfehlen;
Hof-Ceremonienmeiſter, mahnt mich d'ran!
Ihr aber, Fuchs, ſchreibt augenblicks den Fiſchen,
Daß ihr Geſuch wir dumm und frech gefunden;
Bei'm Laichen bleibt's, wie's ihre Ahnen hielten.

(Im Abgehen)

Um Mitternacht will ich die Flamme ſeh'n,
Die des Reimarus heilloſfreche Schrift
Vertilgen ſoll für alle künft'gen Zeiten!

(Zur Katze)

Couſinchen, folgt uns! (geht mit der Hyäne ab.)

Robbe. Ich Sohn des Unglücks! Verloren, mit Weib und Kindern verloren! Was fang' ich an?

Tiger (auf einen Augenblick zurück kehrend). Hier ſchickt Dir Hoffräulein Hyäne etwas Biscuit; es wird Dein Unglück erleichtern.

Paniskos-Affe. Lies meine Troſtlieder, guter Freund, beſonders Numero Eilf und Funfzehn, und Du wirſt geſtärkt von hinnen gehen.

Dan. Leßmann.

Kritik einer Kritik.

Der Verfaſſer der in der „Leipziger Literatur-Zeitung" Nr. 126 und 127 befindlichen Rezenſion der Streckfußiſchen Ueberſetzung des „Fegefeuers" giebt dem Ueberſetzer den Rath, daß er ſeine Aufgabe mit mehr philologiſcher Scrupuloſität behandeln möge. Dieſer Rath iſt unſtreitig eben ſo wohlgemeint als weiſe, nur ſchade, daß derjenige, der ihn ertheilt, die Kraft deſſelben dadurch ſelbſt ſchwächt, daß er in dem aus dem dritten Geſange ausgehobenen kleinen Bruchſtück einer proſaiſchen Ueberſetzung, die er der poetiſchen entgegen ſtellt, ſich nicht weniger als vier ſehr arge Verſtöße gegen dieſe philologiſche Scrupuloſität zu Schulden kommen läßt.

1) V. 124 und 126 die Worte: Se'l pastor di Cosenza allora avesso in Dio ben letta questa faccia überſetzt er: „Hatte Coſenzo's Hirt damals Gottes gnadenreiches Antlitz erkannt gehabt." Zuvörderſt müſſen wir bemerken, daß wir das Wort gnadenreich im Original nirgends finden, und daß der Kritiker bei dem Tadel, den er wegen ſolcher Zuſätze gegen die poetiſche Ueberſetzung ausſpricht, ſich in der proſaiſchen, die er als Muſter aufſtellt, derſelben um ſo mehr hätte enthalten und wörtlich hätte überſetzen ſollen: „Wenn der Hirt von Coſenza damals in Gott dieſes Antlitz wohl geleſen hätte." Dies giebt nun freilich keinen Sinn, aber das iſt nicht die Schuld Dante's, ſondern des Ueberſetzers, der nicht gewußt hat, daß faccia nicht nur „das Antlitz", ſondern auch „die Seite eines Buches" bedeutet. Die Stelle wäre alſo wörtlich zu überſetzen geweſen: „Wenn Coſenza's Hirt damals in Gott (als dem Urheber der heiligen Schrift, folglich in der heiligen Schrift ſelbſt) dieſe Seite (auf welcher die vorher ausgedrückte Lehre von der Gnade Gottes geſchrieben ſteht) wohl geleſen hätte."

Ueber die Bedeutung des Wortes faccia verweiſen wir den Rezenſenten zunächſt auf ſein Lexicon. Daß es aber hier in dieſer Bedeutung ſtehe, beweiſt der Zuſammenhang und die bewährteſten Ausleger ſtimmen damit überein. Landino ſagt: in Dio, ciò è: nella sacra scritturo. Lombardi und Biagioli ſagen daſſelbe.

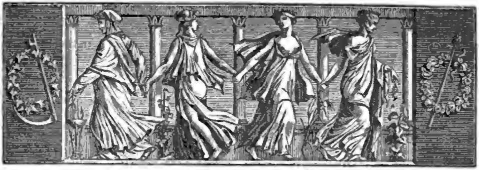
2) Mora im V. 127 überſetzt der Rezenſent mit „Felsſtein." Es heißt aber, mit ſeiner gütigen Erlaubniß: „ein Steinhaufen." Auch dies ſagt das Lexicon. Daß aber das Lexicon ganz Recht habe, beweiſt Villani, welcher erzählt, daß jeder der Soldaten Carl's auf das Grab Manfred's einen Stein geworfen habe, onde si fece una grande mora di sassi. Im vierten Bande der Geſchichte der Hohenſtaufen von Raumer S. 534 iſt darüber mehr nach zu leſen. Der ſchwere Felsſtein des Herrn Rezenſenten iſt dabei nichts als eine ſchwere Sünde gegen die von ihm empfohlene philologiſche Scrupuloſität, und beweiſt zugleich, daß er im Hiſtoriſchen nicht eben ſcrupulös iſt.

3) V. 130 a lume spento, wörtlich „bei erlöſchtem Licht", heißt dem Rezenſenten „bei nächtlicher Weile." Dies iſt allerdings eine Entdeckung, deren Ehre ihm nicht ſtreitig zu machen iſt. Andere Leute wiſſen hiervon nichts. Landino ſagt, daß, wenn jemand excommunicirt wurde, der Prieſter das Licht ſo werfe, daß es verlöſchen mußte, und erläutert die Worte a lume spento mit: senza onoranza di lumi. Raumer a. a. O. bemerkt: Manfred ſey ohne Beobachtung kirchlicher Gebräuche begraben worden.

4) V. 144 und 145. Rivelando a esto divieto; che qui per quei di là molto s'avanza. Dies hat Rezenſent überſetzt: „verkündend dieſes Verbot, deſſen Ende ſich um derer willen, die jenſeits ſind, um Vieles beſchleunigt." Das che hat der Rezenſent auf divieto bezogen. Wäre dies richtig, ſo müßte die Stelle heißen: das Verbot, welches hier durch die, ſo jenſeits ſind, ſehr gewinnt, ſehr gefördert wird. Dies wäre völliger Unſinn, denn das Verbot kann hier nicht gewinnen, nicht gefördert noch beſchleunigt werden, da es ſchon gegeben iſt. Die Beſchleunigung kann eintreten in Hinſicht „der Aufhebung des Verbots". Aber „das Verbot" und „die Aufhebung des Verbots" ſind zwei ſo verſchiedene Dinge, daß Dante ſie wohl ſchwerlich mit demſelben Worte bezeichnet haben möchte. Dies thut aber der überſetzende Kritiker, und um ſich zu helfen, läßt er das qui des Originals, welches freilich in ſeine Ueberſetzung nicht paſſen würde, ganz weg. Mit Vernachläſſigung der von ihm empfohlenen philologiſchen Scrupuloſität hat er aber gänzlich überſehen, daß in allen guten Ausgaben hinter divieto ein : oder ; ſteht, und daß che nicht nur welches, ſondern auch denn bedeutet. Die Stelle heißt alſo wörtlich überſetzt „Verkünde meiner Conſtanze dieſes Verbot" (vor der beſtimmten Zeit zur Läuterung zu kommen); „denn viel gewinnt man hier durch die, ſo jenſeits ſind" (wenn ſie gläubig zu Gott beten).

Von dieſer proſaiſchen Ueberſetzung ſagt der Verfaſſer. „Wir ſtellen hier eine proſaiſche Ueberſetzung gegenüber, feſt überzeugt, daß dieſe, weil ſie nirgends mit müßigen Umſchreibungen weiter als das Original ausholt, darum auch durchgängig ſicherer leiſtet, als die poetiſche."

Dieſe Ueberzeugung iſt allerdings (nach einem Ausdrucke des Rezenſenten) prägnant ausgeſprochen, und wir wollen ihn darin nicht ſtören durch unſere Meinung, daß, wenn eine ſolche Ueberſetzung treffen ſollte, Wunder geſchehen müßten. — Vielleicht wird noch durch ein ſolches Wunder einmal eine Ueberſetzung der göttlichen Comödie hervorgebracht, welche wirklich den verſchiedenartigen ſich gegenſeitig aufhebenden Forderungen entſpricht, die man an ein ſolches Werk macht. Ohne ein ſolches dürfte eine Arbeit, die etwa dem Rezenſenten und einigen ſeiner Freunde genügt, dem ganzen übrigen Volke ſelbſt dann als ungenießbar erſcheinen, wenn der Rezenſent ſeine Anſicht in den verſchiedenartigſten Tageblättern geltend zu machen verſuchte, und das Publikum zu dem Glauben verführete, daß eine einzige, vielleicht ganz unbedeutende Stimme, die Meinung mehrerer competenten Richter ausſpreche. *—.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 30. Juni. 103tes Blatt.

Beſuch auf der Inſel St. Helena und des Grabes von Napoleon.

„Sonntags den 25. Februar 1825“, erzählt der engliſche Marine-Offizier Ennis im „Monthly Magazine“, „Morgens um ſieben Uhr näherten wir uns der Inſel St. Helena. Die Inſel ſcheint unzugänglich, und, vom Meere aus betrachtet, iſt es unmöglich, einen dunklern, düſterern, ſchauderhafteren Anblick zu ſehen. Ich habe Beſchreibungen von ihr geleſen und Abbildungen davon vor mir gehabt, aber ſowohl jene als dieſe erregen nur unvollkommen das Gefühl des Schreckens und der Traurigkeit, das man bei ihrer Betrachtung empfindet. Wild erhebt ſie ſich aus der Tiefe des Oceans und ſteigt ſenkrecht bis zu einer Höhe von vierhundert und funfzig Toiſen empor: weite Schluchten theilen und tiefe Päſſe durchſchneiden ſie, und ihre Felſen, unregelmäßig auf einander gethürmt, bieten auf der Oberfläche keinen Strauch, keinen Baum, keine Spur irgend einer Vegetation dem Auge dar. Wenn man dieſes Gemälde von Verwirrung und Unfruchtbarkeit ſieht, muß man dieſe Inſel als das Erzeugniß einer vulkaniſchen Eruption erkennen; denn nicht etwa nur auf dieſen oder jenen Punkt der Küſte, ſondern auf den ganzen Umkreis paßt die Schilderung, welche ich davon gebe.

Um neun Uhr kamen wir in den Hafen von St. James; nachdem wir Anker geworfen, ließ ich mich an das Land fahren und begab mich nach der Stadt gleiches Namens. Sie liegt in einem von hohen Felſen umgebenen Thale, deren Gipfel ſich jäh über die Wohnungen erheben und dieſe mit baldiger Vernichtung zu bedrohen ſcheinen. Nach James-Town gelangt man über eine hübſche Zugbrücke und durch ein ſtarkes Thor, das man erſt bemerkt, wenn man innerhalb der Mauern iſt, weil ein Felſen über daſſelde noch außen zu vorſpringt und es größtentheils verbirgt. Der erſte Gegenſtand, der den Blicken begegnet, wenn man durch dieſes Thor eingetreten, iſt ein viereckiger Platz, der von der Hauptkirche der Stadt, dem Pallaſt der Regierung, einem öffentlichen Garten und von einigen Gebäuden, welche theils Magazine, theils Privatwohnungen ſind, gebildet wird und einen angenehmen Anblick gewährt. Die Stadt iſt ungefähr eine Meile lang und mag wohl faſt zweihundert Häuſer haben. Dieſe ſind von Steinen, die Dächer aber von Holz. Eine tiefe und enge Schlucht theilt St. James in zwei Theile und trägt dazu bei, ſie rein und geſund zu erhalten, indem ſie die Unreinigkeiten aufnimmt, welche die in derſelben zuſammen fließenden Waſſer hinweg führen. Drei hübſche Brücken, die über dieſe Schlucht führen, unterhalten die Verbindung zwiſchen beiden Theilen der Stadt. Die Hauptſtraße läuft von der nördlichen Seite des Platzes aus und bildete ſich durch Gebäude, die zum Theil zu Wohnungen der Civilbeamten der indiſchen Compagnie beſtimmt ſind: am Ende derſelben liegen die Kaſernen für die Offiziere und Soldaten der Garniſon. Die Straßen und der Platz ſind mit einer doppelten Reihe Schleben-Bäume bepflanzt, die, da ſie nun die gehörige Größe erreicht haben, der

Digitized by Google

Stadt Kühlung und Früchte von einem angenehmen Geſchmack verſchaffen. James-Town beſitzt eine öffentliche Schule und einige Anſtalten für Zweige der Induſtrie, unter die man drei Brauereien zählen muß.

Ich fand in James-Town einen alten Bekannten in Herrn Thomas, einen der achtungswertheſten Handelsleute der Inſel, und glücklicher Weiſe hatte ich ihn bei meinem Beſuche der Umgebungen der Stadt zum Führer. Da ich die kurze Zeit, die ich mich in Helena aufhalten konnte, anwenden wollte, um das Grab Napoleons zu ſehen, ſo theilte ich dieſen Wunſch Herrn Thomas mit, der auch ſogleich Pferde miethen ließ und mit mir nach dem Orte, wo es ſich befindet, den Weg antrat. Derſelbe führte uns anfangs über die Seite eines Hügels auf der Oſtſeite der Stadt und nach einer kurzen Viertelſtunde zu der niedlichen Wohnung von Beiars, dem erſten Aufenthaltsorte Napoleons auf der Inſel. Das Haus iſt klein, aber vor meinen Augen vergrößerte es ſich durch die Erinnerung an den außerordentlichen Mann, der es bewohnt hat, und nicht ohne großes Vergnügen ſetzte ich mich auf ein Kanapee, auf dem er oft geruht haben ſoll. Dieſe Wohnung iſt das Eigenthum des Herrn Balcombe, gegenwärtig Schatzmeiſter der Regierung in Sydney in Neuholland, deſſelben, der in dem „Memorial von St. Helena“ erwähnt wird. Da wir nicht viel Zeit hatten, verließen wir dies Haus bald wieder, und gelangten auf gutem Wege zu dem Gipfel eines Hügels, den man Alarm-Ridge-Hill nennt, und der eine halbe Stunde von James-Town entfernt, und dreihundert und funfzig Toiſen über dem Meere erhaben liegt. Dieſer Punkt beherrſcht die Stadt, die Bai und einen beträchtlichen Theil der Inſel: von da entdeckt man Longwood, Deadwood, Flagſtaff-Hill, Lagrange und das Thal von Arno. Die Inſel gewährt hier einen ganz andern Anblick, als den ſie mir an ihrem Ufer dargeboten hatte. Von jenem Punkte ſieht man zwar auch ſteile Felſen und tiefe Abgründe, aber man erblickt auch einige gut unterhaltene Meiereien und verſchiedene Luſthäuſer, die Kaufleuten der Stadt gehören und auf den Hügeln umher zerſtreut liegen. Alles was für Cultur empfänglich war, ſcheint hier mit Erfolg vereinigt zu ſeyn: Pflanzungen, die man auf verſchiedenen Theilen der Inſel unternommen hat, entwickeln ſich hier und gedeihen; das Innere fängt an, mit Kräutern und Baumgärten ſich zu bedecken, in einigen Gegenden ſind die Felſen beſchattet, und in andern bieten die Hügel und Thäler grüne Maſſen dem Auge dar, auf denen man Rinder- und Schaf-Heerden weiden ſieht.

Nachdem wir eine kurze Weile dieſen angenehmen Anblick genoſſen hatten, ſetzten wir unſern Weg von Alarm-Ridge-Hill nach Huttsgate, wo der General Bertrand gewohnt hat, weiter fort. Daſelbſt theilt ſich der Weg dreifach; einer führt nach dem Dianenberg, der andere nach Plantationhouſe, Wohnung des Exgouverneurs Hudſon Lowe, und der dritte nach Longwood, der letzten Wohnung des berühmten Verbannten, deſſen Grab wir aufſuchten. In Huttsgate ließen wir unſere Pferde zurück, und ſtiegen dann auf einem gewundenen Pfade in ein kleines Thal hinab, in welchem das Grab Napoleons ſich befindet. An und für ſich iſt es durch nichts bemerkenswerth; es beſteht aus einem einfachen Viereck von Marmor, ohne Schmuck und Inſchrift; aber dieſe Einfachheit ſelbſt flößt Ehrfurcht ein und vermehrt die innere Bewegung, mit der man ſich dieſem Grabe nähert. Der Ort, an dem es ſich befindet, iſt glücklich gewählt. Alles athmet dort Ruhe und Einſamkeit. Das Thal iſt auf allen Seiten von Hügeln umſchloſſen, von denen ſich einige faſt ſenkrecht erheben, und die, wie das Thal, mit dichtem Grün bedeckt ſind. Es herrſcht dort eine gleichmäßige Temperatur. Die Vegetation iſt außerordentlich fruchtbar. Beſtändig blühen dort eine Menge Sträucher und Pflanzen: wilder Jasmin, Roſen, Myrte, Geranium und andere. Nicht weit vom Grabmal iſt eine lebendige Quelle, aus der ein Waſſer kommt, das in ein im Felſen eingegrabenes Becken fließt. Zwei Trauerweiden beſchatten das Grab, um das Blumen wachſen, welche einige Bewohner der Inſel unterhalten. Es iſt unmöglich, bei dem Anblick dieſes einfachen Denkmales, das ſo erhabene Erinnerungen zurück ruft, nicht tief bewegt zu ſeyn.

Leider hatte ich kaum Zeit gehabt, es zu betrachten, als ich mich auch ſchon wieder entfernen mußte, und ich that es, nachdem ich mir einige Reiſer von den Trauerweiden und dem Geranium, welche unmittelbar das Grab berühren, abgebrochen hatte, die es mir auch nachher in England zum Wachsthum zu bringen gelang. Ich trennte mich darauf von Napoleons letzter Wohnung, und ging mit meinem Führer den nämlichen Weg aus dem Thale zurück. Da das Schiff Reſolution denſelben Abend wieder unter Segel gehen ſollte, und der Tag ſchon ſehr vorgerückt war, mußte ich den Vorſatz, auch Longwood, dieſen durch die Wohnung des berühmten Gefangenen berühmt gewordenen Ort, zu beſuchen, aufgeben, und ich eilte, mit Herrn Thomas nach James-Town zurück zu kehren. Bei meinem Wirth ſah ich einen großen Cryſtall-Spiegel, der dem Kaiſer gehört hatte; er war aus einem einzigen Stücke, achtzig Zoll hoch und ſechszig breit: der Rahmen, der ihn einfaßt, iſt ſchwarz und ohne irgend einen Schmuck. Auch wurden mir hier mehrere Klingelſchnuren gezeigt, die ebenfalls Napoleon gehört hatten: ſie waren von Seide und vergoldet. Alle Meublen von Longwood ſind jetzt in den vornehmſten Häu-

ſern von James-Town zerſtreut: ihre Eigenthümer haben ſie um die Wette einer von dem andern gekauft, und der Werth, den man darauf legt, kann mit der Zeit nur zunehmen.“

Aus demjenigen, was der obengenannte engliſche Marine-Lieutenant über die Inſel ſelbſt mittheilt, finde hier noch Folgendes eine Stelle: „Das Klima iſt gemäßigt, und ich kann kaum glauben, daß es nicht geſund ſey. Die Gewitter ſind in St. Helena ſelten, und Donner und Blitz faſt gar nicht bekannt. Obgleich die Inſel vulkaniſchen Urſprungs iſt, ſo iſt doch ſeit ihrer Entdeckung kein Ausbruch und kein Erdbeben geweſen. Die größte Unannehmlichkeit, welche die Einwohner leiden müſſen, iſt der Mangel an Regen: die Dürre hat zuweilen drei Jahre hinter einander angehalten und alle Art von Vegetation vernichtet, obgleich ſolche Fälle äußerſt ſelten ſind und die Trockenheit in der Regel nur einige Monate dauert. Der Ackerbau iſt, in Folge des ungleichen und felſigten Bodens, der den Pflug nicht duldet, höchſt unbedeutend; auf der andern Seite ſoll die falſchverſtandene Habſucht der Pächter, welche, anſtatt den Preis des Getraides herab zu ſetzen, es vertrocknen laſſen, daran ſchuld ſeyn. Wegen der Theurung der Lebensmittel laufen, mit Ausnahme derer der indiſchen Compagnie, wenig Schiffe in den Hafen von James-Town ein, um ſich zu verproviantiren, ſo daß der Handel daſelbſt nicht groß iſt. Der Einwohner ſind mehr als fünf Tauſend, unter denen beinahe tauſend Weiße, über achtzehnhundert Schwarze, außerdem noch etwa hundert ſchwarze Sklaven, auch Chineſen ſich befinden, und zu denen gegen zweitauſend Soldaten der Garniſon und deren Familien zu rechnen ſind.

St. Helena iſt durch trefliche und ſorgfältig unterhaltene Werke befeſtigt. Gegen Abend iſt die Stadt durch einen Graben und eine Vormauer, gegen Morgen durch die Höhen von Munden und Ruppert, ſo wie durch die Batterien von Banks vertheidigt. — Der Hafen iſt durch Batterieen geſchützt, und auf der ganzen Inſel iſt nicht eine einzige angreifbare Stelle, die nicht durch Kunſt befeſtigt wäre. Es iſt kein Zweifel, daß, nebſt Gibraltar, dieſer Punkt der ſtärkſte von allen des brittiſchen Reiches ſey, und vielleicht würden ſeine unzugänglichen Felſen und ſeine innern Hülfsquellen die Eroberung Helena's noch ſchwieriger machen.“ K.

M o ſ a i k.

Morgenländiſche Hyperbel. Ein jüdiſcher Autor ſagte einmal vom Profeſſor Jochana: „Selbſt wenn man den Himmel in Papier, alle Bäume der Erde in Federn, und alle Menſchen der Erde in Schreiber verwandeln könnte, ſo würde man nicht im Stande ſeyn, alles Ruhmwürdige nieder zu ſchreiben, was dieſer große Mann gethan hat.“

Früher gab es in Paris drollige Geſetze und Rechte. Es durften z. B. zwei Perſonen ein Haus beſitzen, dergeſtalt, daß dem Einen der obere und dem Andern der untere Theil des Hauſes gehörte. War nun die untere Hälfte ſchadhaft, und der Beſitzer der obern Hälfte wollte ſich nicht zu Mittragung der Koſten verſtehen, ſo fiel oft das Haus ganz ein, ehe es zur Vereinigung kam.

Auf dem Turnplatz bei Berlin gab einſt ein alter, altdeutſch gekleideter Turner einem Knaben, der den Uebungen von außen zuſah, und einen kleinen Turner, mit dem er ſprechen wollte, bei dem gewohnten Namen Louis rief, eine Ohrfeige, mit dem Beiſatz: „Junge, ſprich teutſch: es heißt Ludwig!“ Plötzlich erhielt der alte Turner von einem kräftigen Manne ebenfalls eine Ohrfeige, mit dem Zuſatz: „Altteutſcher, ſprich altteutſch: es heißt Chlodwig, nicht Ludwig!“

Ein geiſtreiches Mädchen, das ſich in dem bedenklichen Alter von 25 zu 30 befindet, ſagte neulich: „Vieles lernt' ich, Vieles will ich noch lernen und Manches hab' ich ſchon begriffen; aber eines bleibt mir ſtets zu hoch!“ — „Und was?“ — „Mein Alter!“

Die Sitte, an junge Prinzen, ſelbſt noch in der Wiege, bei gewiſſen Gelegenheiten Anreden zu halten, wird nirgends ſo ſtreng beobachtet, als in Frankreich. Niemand zog ſich beſſer aus dem Handel, als der Ober-Präſident von Malesherbes. An der Spitze der Deputation des Gerichtshofes hatte er dem Dauphin zu deſſen Namensfeſt Glück zu wünſchen; er that es in folgenden Worten: „Monſeigneur, mögen Ew. Königl. Hoheit, zu Ihrem und Frankreichs Glück, ſich der Stimme und Sprache der Schmeichelei immer eben ſo taub und unempfindlich zeigen, als Sie es in dieſem Augenblick thun, wo ich Ihnen meine Huldigung und meine Verehrung darbringe!“ A. Münde.

S c e n e v o r G e r i c h t.

Doctor.
Sie ſind ein Rabuliſt!
Advokat.
Und Sie ein Medikaſter!
Doctor.
Sie ſchmieren Unſinn nur!
Advokat.
Und Sie nur ſchlechte Pflaſter!
Gerichtsſchreiber.
O ſtill, Ihr Herrn, im Beiſeyn des Gerichts:
Sie nehmen ſich einander nichts!
Friedensrichter.
Herr! ſchlagen Sie ſich nicht in's Mittel:
Sie geben ſich die rechten Titel! E. S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Reiſebilder von H. Heine. Erſter Theil.“ (Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1826.) — Will ich aufrichtig ſeyn, ſo muß ich, bei mancher Mißempfindung, die mir der Verfaſſer bereitet, doch bekennen, daß mir ſein Buch von Anfang bis zu Ende Unterhaltung gewährt, mich in Spannung und Eifer verſetzt, überraſcht, zuweilen beſänftigt und gerührt, und ſehr oft, was vielleicht nicht das Schlimmſte iſt, laut lachen gemacht hat. Der Humor unſeres Autors hat in Wahrheit viel Eignes und Einziges; wenn die Tiefe und das Licht ſeiner Gedankenbilder oft an die Vorzüge Jean Paul's erinnern, manches Dunkel und manche Verwilderung ſeiner Gefühlsart an die glänzenden Fehler Byron's, ſo gehört dagegen anderes Ausgezeichnete nur ihm allein, und läßt ſich nur mit dem, was er ſelbſt früher in ſolcher Art gegeben, in Vergleich ſtellen; dahin rechnen wir die ganz eigenthümliche Miſchung von zarteſtem Gefühl und bitterſtem Hohn, die einzige Verbindung von unbarmherzigem, ſcharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einſchmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem zugleich und mildem Redefluß, der durch nichts gehemmt, durch nichts getrieben ſcheint, und gleichmüthig über Alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt. Auch dürfen wir als eine Eigenheit unſeres Autors nicht überſehen, daß er mit gleicher Natürlichkeit — oder Fertigkeit, wenn man will — ſich in beiden Formen, in Proſa und in Verſen, bewegt, was bisher noch von keinem Geiſteskinde ſeiner Art geſagt werden konnte. Er iſt in der That nicht bloß ein Dichter, wie jeder Humoriſt im Allgemeinen es heißen kann, ſondern auch in dem engeren Wortſinne, in welchem die meiſten Humoriſten es nicht ſind. Dies iſt ein Vorzug, der noch ſehr weit führen kann. Aber wo viel Licht iſt, iſt auch viel Schatten, pflegt man zu ſagen, will man vom Lobe zum Tadel übergehen, und ſo möchten auch wir gern das Sprüchwort uns zur Brücke machen, wenn ſie uns nicht gleich unhaltbar würde! Denn das iſt eben das Eigne, die Kunſt, das Glück, aber auch der Nachtheil jedes Autors dieſer Art, daß die Elemente ſeiner Darſtellungsweiſe nicht neben einander zum Sortiren, Auswählen und Abſondern da liegen, ſonder unter einander verflochten und verwachſen, in einander gemiſcht und gebunden ſind, und ihre Scheidung nicht ohne Zerſtörung des Vorhandenen geſchehen kann. Der Schatten, welchen wir nachweiſen möchten, ſteht hier ganz im Lichte, das Licht, von dem wir geredet, ganz im Schatten, wenn wir ſo reden dürfen! Ohne Frage, die Wagniſſe des Verfaſſers gehen bis zum Frevelhaften, ſeine Freiheiten bis zur Frechheit — die zwar ſelbſt ſchon längſt in unſerer Literatur die göttliche heißt, ſeit Friedrich Schlegel in der „Lucinde“ und im „Athenäum“ ſie ſo getauft und geweiht!! — ſein Muthwille wird Ausgelaſſenheit, ſeine Willkühr verſchmäht auch das Gemeine nicht, wenn ſie unerwartet damit die Erwartung necken, durch einen Satz dorthin die geſpannte Einbildungskraft plötzlich kann abſchnappen laſſen. Allein gerade in dieſe Wendungen und Sprünge windet ſich der Gedanke mit ein, ſpringt der Witz mit, und wir müſſen — gleich dem Indier, der in dem unreinſten Gethier, das vom geweihten Tempelbrodte genaſcht, nun den Behälter des Geweihten verehrt — auch in der unangenehmſten Geſtalt den darin verkörperten Geiſt anerkennen. Dies gilt jedoch einzig nur dann, wenn wirklich die Vereinigung eine wahre iſt; zeigt ſie ſich als eine ſcheinbare, treffen wir die Frevelhaftigkeit und Frechheit, die im Geleit der höheren Macht höchſtens unſer Achſelzucken erfahren dürfen, einmal für ſich allein, ohne jenes Geleit, dann kennen wir auch keine Schonung, ſondern fallen darüber grimmig her, und reißen die Ungebühr in Stücken. Einige der Gebilde unſeres Autors können durchaus kein beſſeres Schickſal erwarten, ſie überſchreiten jedes Maaß, und ohne alle Noth; er wird ſelbſt am beſten wiſſen, was er ſich ſelber zu Ehren und ſeinem Buche zum Frommen aus demſelben hätte weglaſſen ſollen. — Die „Reiſebilder“ beſtehen aus viererlei Mittheilungen. Die „Heimkehr“ in 88 Liedern — die Lieder Heine's, hat man bemerkt, dividiren ſich immer durch die ſchlimme Zahl Elf — macht den Anfang. Hier iſt noch ganz die alte trübſinnig-bittere, ſchmerzlich-höhniſche Stimmung, die wir aus den Tragödien und dem lyriſchen Intermezzo unſeres Dichters kennen, aber weil es mit dieſem Eingebrockten doch endlich zu Ende kommen muß, ſo iſt hier gleichſam die Grundſuppe vorgeſetzt, in der die ſchwerſten und ſchlimmſten Brocken liegen. Da zeigt ſich denn Mancherlei, was man bedenklich anſieht, wobei man den Kopf ſchüttelt, was man auf keine Weiſe rechtfertigen kann; die Beiſpiele überlaſſen wir Andern anzuführen. Dann folgen einige Gedichte, welche einen etwas größeren Schwung nehmen, und mannigfaltigere Welt behandeln. Die Romanze vom Sohne des ſchriftgelehrten Rabbi Iſrael von Saragoſſa, im ſchönſten ſpaniſchen Tone, dürfte auch im Treiben der heutigen Welt für manches Alkalden-Fräulein recht wohl paſſen; den drei ſtark mahometaniſchen Romanzen „Almanſor“ hält die echt chriſtlich-katholiſche „Wallfahrt nach Kevlaar“ die Wage, und der Verfaſſer, der unſeres Wiſſens ſelber Katholik iſt, hätte nicht nöthig gehabt, ſich wegen der Deutung zu rechtfertigen, die aus dem Stoffe dieſer Romanzen irrig auf ſeine Denkweiſe gemacht werden könnte. Die dritte Abtheilung enthält die „Harzreiſe“, welche, wie mehrere der Gedichte, zum Theil ſchon im „Geſellſchafter“ abgedruckt erſchienen iſt; ſie hat aber Zuſätze und Ergänzungen erhalten. Der Verfaſſer geht von Göttingen aus, und beſucht den Harz, hat aber dabei beſtändig auch Berlin vor der Seele. Dieſen Zuſammenhang von reichen, treffenden Naturbildern, feinen Beobachtungen, ſchalkhaften, witzigen, beißenden Scherzen, perſönlichen Feindſeligkeiten, weichen Gefühlen, reizenden Liedern, tollen Fratzen, unglaublichen Verwegenheiten u. ſ. w. können wir hier nicht zergliedern; wir überlaſſen dem Leſer ſelbſt, daran ſich ärgerlich und liebevoll, wie er kann, zu ergötzen; nur bemerken wir, daß das Vernunftgeſpenſt ein wahres Meiſterſtück tiefſinniger Laune, und daß die Ehrenrettung eines im Text irrig verunglimpften Schauſpielers in ihrer Art einzig iſt. — Den Beſchluß des Buches machen Seebilder, „die Nordſee“ überſchrieben. Dieſe Abtheilung dünkt uns die gehaltvollſte, und, nach Ausſcheidung einiges Frevels, die würdigſte. Hier beurkundet ſich auch mehr als in der „Harzreiſe“ das bis zum Genie geſteigerte Talent des Autors. Welche Naturſchilderungen in wenigen, aber markigen, für immer bezeichnenden Worten! Welche tiefgeſchaute Eigenthümlichkeiten, reiche Beziehungen, leichtbewegte Geſtalten! Hier zeigt der Dichter ſeine echte Verbindung mit dem Urſprünglichen, der Natur ſowohl als des Geiſtes; ſein wahres Dichter-Talent zu ſehen, zu bezeichnen! Wir empfehlen beſonders Nr. 1, 3, 4, 5, 9, 10, und würden auch Nr. 12 empfehlen, wenn dieſes nicht durch völlig unſtatthafte, tadelnswerthe, ſchwer zu rügende Beimiſchung entſtellt wäre. Dieſe Dichtungsart, des koloſſalen Epigramms möchten wir ſie nennen, eignet ganz beſonders dem Genius unſeres Autors, und daß er aus dem epigrammatiſchen Liede zu ihr übergegangen, kann uns ein entſcheidendes Zeichen ſeines innern und äußern Fortſchrittes ſeyn. — Ein zweiter Theil des pikanten Buches ſoll nächſtens nachfolgen. Unſere Neugier kann nur mit Verlangen deſſen Erſcheinung entgegen ſehen.

W.

Die kleine Stadt St. Chamond, im Loire-Departement, verfertigt jährlich 27,900,000 Ellen Schnürſenkel. Welche ungeheure Länge, um der Breite (der Damen) einen Grad ab zu gewinnen! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 1. Juli. 104tes Blatt.

Der Eremit des Lago maggiore.

Aus den philoſophiſch-moraliſchen Erzählungen von X. B. Saintine (Paris, 1826) frei überſetzt.

Galeazzo der Dritte, aus dem berühmten Geſchlechte der Visconti, welchen Kaiſer Wenzeslaw wegen geleiſteter wichtiger Dienſte zum ſouverainen Herzog von Mailand erhoben hatte, ſuchte in den Zerſtreuungen eines glänzenden Hofes Erholung von den ausgeſtandenen Krieges-Beſchwerden. Bälle, Carrouſelſpiele, Conzerte, Turniere folgten in buntem Wechſel auf einander. Eines Tages veranſtaltete Galeazzo ein groſes nautiſches Feſt auf dem Lago maggiore. Mehr als hundert reichgeſchmückte Gondeln mit den ſchönſten Damen des Hofes und den angeſehenſten Edelleuten Mailands, eine zahlloſe Menge Barken, die, mit Muſik-Chören angefüllt, die Lüfte von den lieblichſten Accorden und Geſängen ertönen machten, erſchienen auf dem reizenden See. Nachdem Galeazzo verſchiedene anmuthige Bewegungen und Schwenkungen mit den Gondeln hatte ausführen laſſen, befahl er ſeinen Ruderern, nach einer Inſel zu ſteuern, die, damals noch als ein unbebauter Felſen aus dem Waſſerſpiegel hervor ragend, ſpäterhin unter dem Namen Iſola bella den erſten Rang unter den lieblichen borromäiſchen Inſeln eingenommen hat. Als der Herzog nebſt ſeinem Gefolge an dem mit Kalk und Schiefer bedeckten Ufer gelandet war, glaubte er ſich in einer Wüſte zu befinden; die ganze Vegetation der Inſel ſchien aus einigen Moosarten und Flechten zu beſtehen, und nur eine, unterhalb eines Abhanges in einen Granitfelſen gehauene und mit Epheu und Wurzeln bedeckte Grotte ließ vermuthen, daß dies Eiland nicht ganz unbewohnt geweſen, oder vielleicht noch einem menſchlichen Weſen zum Aufenthalt diene. Dichtbelaubte Kaſtanienbäume umgaben die Grotte auf der einen Seite, und auf der andern hatte eifrige und beharrliche Anſtrengung die Brandung des Sees abgeleitet, um ein kleines Reisfeld zu gewinnen, und deſſen Zerſtörung zu verhüthen. „Dies kann nur die Wohnung eines Verbannten, oder eines Einſiedlers ſeyn!“ — ſagte Galeazzo, der, bei mehreren ſchätzbaren Eigenſchaften, rachſüchtig und bigott, mit dem Vorſatz auf die Grotte zuging, den Bewohner derſelben entweder zur Strafe zu ziehen, oder mit ihm andächtig zu beten.

Ein Eremit, Anſelmo Giramo genannt, hauſete hier ſeit mehreren Jahren als der einzige Bewohner dieſer wüſten Inſel. Die plötzliche Erſcheinung des Herzogs und ſeines glänzenden Gefolges überraſchte ihn, ohne ihn beſtürzt zu machen: nur bei dem Anblicke der unter den Hinzutretenden ſich mit befindenden Damen überzog ſein Geſicht eine flüchtige Röthe, und ſeine Blicke ſenkten ſich, wie beſchämt, zu Boden. — Auf einen Wink Galeazzo's zog ſich ſeine Begleitung zurück, und er blieb nun allein bei dem Eremiten, der, bald wieder ſeine vorige beſcheidene würdevolle Haltung gewinnend, in der Unterhaltung mit dem Herzog ſo viel Richtigkeit des Urtheils und einen ſolchen Reichthum an Kenntniſſen offenbarte, daß dieſer, darüber erſtaunt, ausrief: „Aber, ehrwürdiger Vater, wie

Digitized by Google

habt Ihr bei einem ſo erleuchteten Geiſte und ſo vielem Wiſſen die menſchliche Geſellſchaft, der Ihr dadurch noch ſo nützlich ſeyn könntet, ganz verlaſſen mögen?“ — „Ich habe das Glück auf dieſem Felſen gefunden“, erwiederte Anſelmo; „auch iſt mein Daſeyn hier nicht ganz für die Menſchheit verloren; denn die Fiſcher des Lago maggiore nehmen oft in geiſtlichen und weltlichen Nöthen ihre Zuflucht zu meinen Tröſtungen und Rathſchlägen.“ — „Aber wie fangt Ihr es an, um Euch in dieſer Wüſte zu ernähren?“ — „Mein Netz und mein Reisfeld, die Früchte meiner Kaſtanienbäume und, fehlen dieſe, meine Wurzeln, gewähren mir hinreichenden Unterhalt.“ — „Doch befällt Euch nicht zuweilen in dieſer Einöde tödtliche Langeweile?“ — „Wer ein reines Herz hat und das Meer und den Himmel in ſeiner Pracht beſchauen kann, für den giebt es keine Langeweile. Mit Freuden gehe ich an die Arbeit, denn ſie trägt zu meinem Wohlbefinden bei, und aus dem Gebet und der inneren Betrachtung fließen für mich ſtets neue und reine Freuden; mit einem Worte, ich bin glücklich; warum ſollte ich alſo nach der Welt verlangen?“ — Der ehrgeizige Galeazzo verließ den Einſiedler, erſtaunt über die Einfachheit ſeiner Bedürfniſſe und erfüllt von hoher Achtung für ſeine Tugenden. Die Aeußerungen der von ihm über denſelben befragten Gondeliere und Fiſcher trugen, wo möglich, noch zur Erhöhung der von ihm gefaßten vortheilhaften Meinung bei; denn dieſe Leute konnten den heiligen Wandel und die Wohlthätigkeit des armen Eremiten nicht genug preiſen. Nach ihrer Verſicherung war deſſen Verwendung bei ihren Schutzheiligen ſtets von günſtigem Erfolge für ſie, indem ihnen dadurch bald ein reichlicherer Fiſchzug, bald mehr Paſſagiere zu Theil wurden; ja ſein Segensſpruch ſollte ſelbſt Krankheiten und böſe Gedanken zu verſcheuchen im Stande ſeyn.

Der Herzog ſäumte nicht lange, dem Eremiten einen zweiten Beſuch ab zu ſtatten; diesmal jedoch ganz in der Stille und ohne Gefolge. Anſelmo benutzte die zutrauliche Annäherung Galeazzo's, um ihn von den bis in dieſe Einöde gedrungenen lauten Klagen ſeines Volkes zu unterrichten. Mit ſanfter Rede tadelte er ſeine Heerſchſucht, ſeine Verſchwendung gegen unwürdige Günſtlinge, ſein blindes Vertrauen auf trügeriſche Aſtrologen, und ſtellte ihm zuletzt die traurige Lage ſeiner unter drückenden Auflagen ſeufzenden Unterthanen lebhaft vor Augen. Die Wahrheit, wenn ſie ſich mit freundlichen Worten und ohne Zeugen vernehmen läßt, findet bei Hohen und Niedern eine günſtigere Aufnahme, als die im Angeſicht der Menge ausgeſprochene ernſte Rüge. Galeazzo wußte dem Eremiten Dank für ſeine Offenheit. „Ich ſehe ein, ehrwürdiger Vater“, ſagte er, „daß Eure Rathſchläge für mein und meiner Unterthanen Wohl von vielem Nutzen ſeyn können, darum verlaßt Euern Felſen und wohnt fortan bei mir. Bisher war es nur Narren und Poſſenreißern geſtattet, an Fürſtenhöfen die Wahrheit zu reden; möge ſie ſich künftig, wenigſtens an meinem Hofe, eines edleren Organs bedienen!“ — Lange ſträubte ſich Anſelmo; aber Galeazzo bat ſo dringend, daß er endlich — beſeelt von der ſüßen Hoffnung, einen mächtigen Fürſten von ſeinen Verirrungen zur Einſicht des Beſſern zurück zu bringen, und für das Wohl eines ganzen Volkes wirkſam zu ſeyn — nachgab und, nachdem er, mit Thränen im Auge, ſeiner Grotte, ſeinen Kaſtanienbäumen und ſeinem Reisfelde ein herzliches Lebewohl zugerufen, den Herzog nach Mailand begleitete. Dem empfangenen Rathe gemäß entfernte Galeazzo ſofort aus ſeiner Nähe den Paraſiten-Schwarm von Aſtrologen, Tänzern, Hiſtrionen und mißgeſtalteten Zwergen, welche damals bei allen italieniſchen Fürſtenhöfen als ein gewöhnlicher Luxus-Artikel zu finden waren. Jeden Tag beſuchte der Herzog den weiſen Anſelmo in dem einfachen Gemach, welches er ſich zur Wohnung auserwählt hatte, fragte ihn in den wichtigſten Angelegenheiten um Rath, vertraute ihm ſeine geheimſten Wünſche und Entwürfe, und verließ denſelben jedesmal voll innerer Zufriedenheit, obgleich der Eremit ſich gegen keinen ſeiner Fehler nachſichtig zeigte.

(Der Schluß folgt.)

Sève (Soliman Bey).

Die Araber, welche Mehemed, Paſcha von Egypten, zur Unterjochung der Griechen in Morea, aus Alexandrien übergeſchifft hat, werden von deſſen Sohn Ibrahim, Paſcha von Morea, von Kurſchid Paſcha und von Soliman Bey angeführt. Letzterer iſt ein franzöſiſcher Offizier von hoher Statur, dickem Kopfe, ſtarken Augenbrauen, blauen Augen, ungeheuerm Knebelbart, tiefen Blatternarben und furchtbarem Anſehen. Er ſpricht gut franzöſiſch, iſt nicht ohne wiſſenſchaftliche Bildung, hat aber den angebornen Grenadierston nie ganz ablegen können. Er iſt eines Müllers Sohn aus Lyon, nahm im 18ten Jahre Dienſte im zweiten Marine-Artillerie-Regiment, fand, daß es mit der Beförderung zu langſam ging, deſertirte als Fourier nach Italien, wurde Cavalleriſt und erhielt Begnadigung wegen des Austritts. Er avancirte zwar langſam, war jedoch, als Napoleon fiel, zum Schwadron-Chef geſtiegen, und hatte mehrere Orden erhalten. Jetzt wurde er auf halben Sold geſetzt, machte Schulden, ſtellte ſich 1815 auf Bonaparte's Weg, wurde angenommen, nach Toulon geſchickt, um die neue Fahne aufpflanzen zu laſſen, zum Obriſt-Lieutenant ernannt, und dem General Grouchy als Adjudant beigegeben. Er war bei der Schlacht von Waterloo, wurde in den Prozeß des Marſchall Ney verflochten, zog ſich aus der

Digitized by Google

Sache, verließ Frankreich, und ſchiffte ſich in Marſeille nach Alexandrien ein, trat an's Land mit 27 Franken in der Taſche, in einen abgeſchabten ſchwarzen Rock und in roſenfarbene Hoffnung gehüllt. Mehemed Paſcha verſprach, für ihn Sorge zu tragen, und ſein Schickſal zu verbeſſern. Es wurden ihm für's Erſte täglich 24 Piaſter (10 Thaler) angewieſen. Zwei Jahr lang war er in Unthätigkeit geblieben, als Mehemed Paſcha ihn kommen ließ, ihm auf die Schulter klopfte, und einen doppelten Auftrag ertheilte, den offenen, über eine Steinkohlen-Grube in der Nachbarſchaft von Mecca, und den geheimen, über einen dortigen Bey die Aufſicht zu haben. Der Paſcha war nicht ohne Noth auf ſeiner Huth; ihm war ſchon einmal die fatale ſeidene Schnur zugeſchickt, und von ihm verworfen worden. Er wußte ſehr wohl, daß er von geheimen Emiſſarien umgeben war, und daß von Conſtantinopel aus ein wachſames Auge jeden ſeiner Schritte verfolgte. Auch war ihm nicht unbewußt, daß in Egypten die vornehmſten Einwohner mit ihm unzufrieden, und mit dem Divan einverſtanden waren. Nur durch Unerſchrockenheit, Klugheit und Verbindungen mit europäiſchen Mächten konnte er ſich erhalten und ſeinem Oberherrn Trotz bieten, oder die Nothwendigkeit der Verſtellung auferlegen. Sève erfuhr in Mecca, daß der Bey, den er beobachten ſollte, die Abſicht ſeiner Sendung errathen hatte, und ihn heimlich weg zu räumen ſuchte; er ging gerade auf ihn los, jagte ihm Furcht ein, und zwang ihn, Arabien und Egypten zu verlaſſen. Jetzt fiel Mehemed Paſcha auf das beſte Mittel, ſich ſicher zu ſtellen und ſich unabhängig zu machen. Er fand es in der Ausführung ſeines Entſchluſſes, ein Heer auf europäiſche Weiſe zu errichten. Ihm war erinnerlich, daß in Egypten ſelbſt und im Orient ein ſolches Heer Wunder verrichtet hatte. Eigne nothgedrungene Schutzwehr, nicht die griechiſche Revolution, brachte ihn auf den Gedanken, ein ſolches Heer zu bilden. Er berief fremde Offiziere, und ſchenkte vor Allen ſein Vertrauen dem Obriſten Sève. Dieſer machte einen erſten Verſuch mit einem Bataillon Araber. Marſeille lieferte Montirung und Waffen. Auf das erſte Bataillon folgten zwei andere. Aber Sève durfte, als Chriſt, kein eigenes Commando führen. Der Paſcha drang in ihn, zum Schein ſeinem Glauben zu entſagen. „Es iſt nur eine Ceremonie", ſagte er; „Alles ſoll zwiſchen Ihnen und mir abgethan werden." — Dieſem Hauptgrund fügte er noch, auf ſeine Art, einige philoſophiſche Gründe hinzu: „Es geht Ihnen ſchwer an, zum Islamismus über zu gehen; könnte ich Sie davon befreien, ich thäte es gern; aber unſer Geſetz iſt unerbittlich. Unſer Geſetzgeber gründete auf daſſelbe die Dauer unſers Reiches. An Ihrer Stelle beginge ich eine äußerliche Handlung, um ein Commando erhalten zu können. Nehmen wir den Fall umgekehrt. Geſetzt, ich käme nach Frankreich, und man machte es mir zur Bedingung, Chriſt zu werden, um General zu ſeyn — ich würde auf der Stelle ein chriſtlicher General. Machen Sie es eben ſo. Setzen Sie ſich über Menſchen-Vorurtheile hinweg. Giebt es mehr als einen Gott? Iſt Ihr Gott nicht derſelbe und unzertheilbar für Alle? Hat es von uns abgehangen, in dieſer oder jener Religion geboren zu werden, und iſt unſere Geburt eine Verpflichtung für uns, bei dem Glauben unſerer Väter zu beharren? Faſſen Sie ſich ein Herz: erklären Sie morgen dem Oberſt-Iman, daß Sie Muſelmann werden wollen, und laſſen Sie mich für alles Uebrige ſorgen." — Sève ließ ſich überreden. Der Gedanke, ſeine armen Eltern unterſtützen zu können, trug viel dazu bei. Er ſendet ihnen jährlich 2000 Franken. Damit es nicht das Anſehen hätte, als ſey ſein Abfall verabredet, ſo ſchickte ihn Mehemed unter einem Vorwand in Arreſt; nach einigen Tagen ließ er ihn, zum Schein ſehr aufgebracht, vor ſich kommen. Sève zeigte ſich unterthänig, und in demſelben Augenblick warfen des Paſcha's Hofleute ihm einen reichen Türkenmantel auf die Schultern, und er wurde als Soliman Bey proclamirt. Seitdem ſieht man ihn bei allen Feierlichkeiten; er trinkt nur Wein, wenn er mit ſeinen Freunden allein iſt, hält einen Harem in Cairo, und zählt für's Erſte drei Frauen, deren zwei ihn ſchon zum Vater gemacht haben. E.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

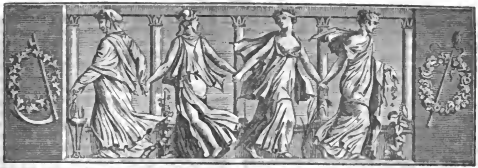
Feßler im Kapuziner-Kloſter zu Wien. (Aus deſſen Selbſtbiographie.) — Unter dem 12. März 1782 ſchrieb Feßler: „In der Nacht vom 23. zum 24. Februar, nach der eilften Stunde, wurde ich von einem Laienbruder geweckt. „Nehmen Sie", ſprach er, „Ihr Crucifix, und folgen Sie mir!" — Erſchrocken fragte ich: „Wohin?" — „Wo ich Sie hinführen werde!" — „Was ſoll ich?" — „Das werde ich Ihnen dort ſagen!" — „Ohne zu wiſſen, wohin und wozu, gehe ich nicht!" — „Der Guardian hat Kraft des heiligen Gehorſams befohlen, daß Sie mir folgen, wohin ich Sie führe!" — Sobald von Kraft des heiligen Gehorſams die Rede iſt, wird jede weitere Weigerung Capital-Verbrechen. Mit Schaudern nahm ich mein Crucifix und folgte dem Laienbruder, der mit einer Blendlaterne voraus ging. Unſer Weg führte in die Küche, aus dieſer durch ein Paar Kammern. Bei Eröffnung der letzten rief mir der Bruder zu: „Sieben Stufen hinunter!" — Wie ward es enge um das Herz; es ſchien mir entſchieden, daß ich kein Tageslicht mehr erblicken ſollte. Wir gingen einen langen ſchmalen Gang, in welchem ich rechts, in der Mitte des Ganges, einen kleinen Altar, links einige mit Hänge-Schlöſſern verſehene Thüren erblickte. Mein Führer ſchloß eine derſelben auf und ſprach: „Da liegt ein Sterbender, Frater Nicomedes, ein Ungar, der deutſchen Sprache nur wenig kundig; dem ſollen Sie die Seele ausſegnen. Ich bleibe hier; iſt er hingeſchieden, ſo rufen Sie mich!" — Vor mir lag ein langgeſtreckter Greis, in abgenutztem Habit, unter wollener Decke auf einem Strohſack; die Kapuze deckte ſein graues Haupt; ſein ſchneeweißer Bart reichte bis an den Gürtel. Neben der Bettſtelle ein alter elender Strohſtuhl, ein

Digitized by Google

alter ſchmutziger Tiſch und darauf eine brennende Lampe. Ich ſprach einige Worte zu dem Sterbenden; er hatte die Sprache bereits verloren, gab mir jedoch Zeichen, daß er mich verſtände. An eine Beichte war nicht zu denken; durch leiſes Zuſprechen half ich ihm Liebe zu Gott, Reue über ſeine Sünden und Hoffnung auf göttliche Barmherzigkeit in ſeinem Innern erwecken; und als er mir durch kräftigeren Händedruck ſeine innerliche Rührung zu erkennen gab, ertheilte ich ihm die General-Abſolution. Gegen drei Uhr, nach viertelſtündigem ſchwerem Todeskampfe, war er dort; ſein Leiden hienieden geendigt. — Bevor ich den Laienbruder herbei rief, beſah ich das Gefängniß genau; denn bei der Hülle des Entſeelten ſchwur ich, dieſen Greuel dem Kaiſer an zu zeigen. Auf meinen Ruf trat der Laienbruder ein, und im kälteſten, gleichgültigſten Tone ſagte ich: „Bruder Nicomedes iſt weg!“ — „Der mag froh ſeyn, es überſtanden zu haben!“ erwiederte mein Führer eben ſo kalt. — „Wie lange war er hier?“ — „Zwei und funfzig Jahre.“ — „Nun, da hat er ſeine Vergehungen hinlänglich gebüßt!“ — „Ja, ja! Indeſſen war er doch nie krank. Erſt geſtern Abend, da ich ihm ſeinen Krug Waſſer und ſeine Collation (Brod) vorſetzte, rührte ihn der Schlag.“ — „Wozu iſt der Altar im Gange?“ — „Dort lieſet ein Pater alle heilige Zeiten die Meſſe für die Löwen, und reicht ihnen die Communion. Sehen Sie, da iſt in jeder Thür eine kleine Oeffnung, welche dann aufgemacht wird; durch dieſe verrichten die Löwen ihre Beichte, hören die Meſſe und empfangen die Communion.“ — „Sind mehr ſolcher Löwen hier?“ — „Ich habe noch vier Stück, zwei Prieſter und zwei Laienbrüder, zu warten.“ — „Wie lange ſind dieſe hier?“ — „Der Eine 50, der Andere 42, der Dritte 15, der Vierte 9 Jahre.“ — „Warum?“ — „Das weiß unſer Einer nicht!“ — „Warum werden ſie Löwen genannt?“ — „Weil ich der Löwenwärter heiße.“ — Ich hielt es nicht für rathſam, noch mehrere Fragen zu thun. Ich ließ mir von ihm in meine Zelle leuchten, und überdachte ruhig, was und wie es nun zu thun ſey. — Am 24. Februar ſchrieb ich eine nachdrückliche Anzeige an den Kaiſer, mit meines Namens Unterzeichnung. Am 25ſten des Morgens gab ich einem alten weltlichen Studenten, Bakorny genannt, nach eidlich angelobtem Schweigen, meine Schrift. Um 8 Uhr war er damit in der Burg in dem Courriergange, wo gewöhnlich eine Anzahl Menſchen mit Bittſchriften harrten. Joſeph nahm das Papier meinem Boten ab, ſah es ſchnell durch, verwahrte es von den übrigen Eingaben geſondert und entließ meinen Mann mit drohender Ermahnung zur ſtrengſten Verſchwiegenheit.“ — Unter dem 16. Oktober meldet hierauf Feßler: „Seit meinem letzten Schreiben iſt viel geſchehen; iſt viel, iſt Alles entſchieden worden. — Ganz unerwartet erſchien eine kaiſerliche Commiſſion in unſerm Kloſter, an ihrer Spitze der Regierungs-Rath Hägelin. Der Guardian ward vorgerufen, und nach Kloſter-Gefängniſſen gefragt. Seine Antwort war: Von Gefängniſſen wiſſe er nichts, nur eine Correktions-Zelle wäre da, in welche widerſpenſtige Geiſtliche auf einige Zeit geſetzt würden. Von ihm nach dieſer Zelle hingeführt, fand Hägelin in der Reihe der übrigen bewohnten Zellen eine, von den andern nur durch ein eiſernes Gitter vor dem Fenſter unterſchieden. Hägelin, damit nicht befriedigt, fragte drei Mal den Guardian auf ſein Gewiſſen und im Namen des Kaiſers: ob keine andern Gefängniſſe im Kloſter wären? und drei Mal antwortete dieſer mit Nein. — „Führen Sie uns in die Küche!“ ſagte Hägelin; und trotz aller Wendungen mußte der Guardian voraus. In der Küche wandte ſich die Commiſſion ſogleich rechts in die Waſchkammer und aus dieſer weiter. Die kleine Thür mußte aufgeſchloſſen werden. Da ſchien den Guardian eine Ohnmacht an zu wandeln (kein Gewiſſen, aber Furcht!). Der Locus delicti war nun entdeckt; eine Beſchreibung deſſelben wurde zu Protokoll genommen, worauf einige Laienbruder die Gefangenen in den Speiſeſaal hinauf führen mußten. Dort blieb die Commiſſion mit den Unglücklichen allein, um ſie zu verhören. Dabei ergab ſich, daß Drei, die Paters Florentinus und Paternus, und der Laienbruder Nemeſian, bereits in völligen Wahnſinn gerathen waren. Der Löwenwärter wurde gerufen, um an ihrer Stelle zu antworten. Aus ſeiner Ausſage ergab ſich, daß Nemeſian, als er 20 Jahr alt war, durch die Lehre ſeines Novizmeiſters: er müſſe in allen Menſchen Gott ehren und lieben, anfänglich in Schwärmerei, dann in die Thorheit verfiel, zu Hauſe und auf den Straßen vor jedem Menſchen auf die Kniee zu fallen und ihn um den Segen zu bitten. Um dieſer Thorheit willen war er eingeſperrt worden; er ſaß, 71 Jahr alt, im funfzigſten Jahre. — Pater Florentinus war, nach der Ausſage des Löwenwärters, eines ungeheuern Verbrechens ſchuldig: er hatte, mehrmaliger Beſchimpfungen wegen, ſeinem Guardian ein Paar Ohrfeigen verſetzt; jetzt 73 Jahr alt, ſaß er im zwei und vierzigſten. — Pater Paternus ging Nachmittags immer ohne Erlaubniß des Guardians aus dem Kloſter, um Beſuche zu machen, kam jedoch immer zu rechter Zeit nach Hauſe. Dieſes willkührliche Auslaufen konnte ihm nicht geſtattet werden, und da er es nicht laſſen wollte, ſo wurde er feſtgeſetzt. Von 56 Jahren ſeines Alters verlebte er funfzehn im Gefängniß. — Da die zwei Uebrigen bei vollkommenem Verſtande waren, ſo wurde der Löwenwärter entlaſſen. Der Laienbruder Barnabas war, ſeiner Ausſage nach, Kaufmanns-Diener in Wien, hatte ſich in ſeines Prinzipals Tochter verliebt, dieſer ihm das Mädchen verweigert; der Verliebte wurde aus Verzweiflung Kapuziner. Während ſeines Probejahres ſtarb der Kaufmann; die Tochter ſchrieb ihrem Geliebten, er möchte austreten, kommen und ſie glücklich machen. Der Novizmeiſter unterſchlug den Brief; Barnabas verpflichtet ſich in ſeiner Unwiſſenheit durch die unauflöslichen Gelübde dem Orden. Bald darauf ſieht ihn das Mädchen bei der Meſſe dem Prieſter dienen, ruft ihn zur Pforte, erzählt, was geſchehen iſt, und überhäuft ihn mit Vorwürfen über ſeine Treuloſigkeit. Er weiß von Allem nichts, läuft in äußerſter Verzweiflung zu dem Guardian, wirft ihm Roſenkranz und Regel zu Füßen, mit der Erklärung: er wolle nimmer beten, beichten, noch von einem Pater dieſes verdammten Ordens das Abendmahl nehmen. Der Guardian ließ ihn ohne Weiteres einſchließen; er ſaß neun Jahr und iſt 38 Jahr alt. — Pater Thucidius hatte mit Luſt die Schriften Wieland's, Gellert's, Rabener's u. ſ. w. geleſen und ſich dieſelben angeſchafft. Der Guardian nahm ſie ihm als ketzeriſche und verbotene Bücher weg. Er fand Mittel, ſie noch einmal zu bekommen; der Guardian nahm ſie ihm zum zweiten Mal. Zum dritten Mal zankte er ſich darum mit dem Guardian: es kam zum Handgemenge; Thucidius wurde nun in einem abgelegenen Kloſtergemach eingeſperrt, ſo oft der Guardian mißlaunig war, in die Bibliothek geführt, auf den großen Tiſch hingelegt, von Laienbrüdern gehalten und vom Guardian mit Ochſenziemern geſchlagen. Auf dieſe Weiſe hatte der arme Menſch gegen 600 Streiche in einem Jahre bekommen, bis der Laienbruder Florentianus Eder ſich drohend vernehmen ließ, des Guardians Grauſamkeiten gehörigen Orts an zu zeigen. Thucidius wurde nach Wien gebracht und in das Gefängniß geſetzt. Er ſaß 5 Monate, 10 Tage, und iſt jetzt 28 Jahr alt. — Der Provinzial und der Guardian wurden ſogleich von der dazu ermächtigten Commiſſion, bis zu weiterer Entſcheidung des Kaiſers, ab officio ſuſpendirt. Durch die kaiſerliche Entſcheidung wurden ſie hart beſtraft, und dem unmenſchlichen Mönchszwang für die Zukunft vorgebeugt. Die Gefängniſſe in den Klöſtern mußten zerſtört werden; Vergehungen gegen Kloſterzucht oder Sittlichkeit durften höchſtens mit Einſchließung des Schuldigen auf einige Zeit in eine ordentliche Kloſterzelle beſtraft, der Vorwand des Wahnſinns oder der Raſerei nie dazu gebraucht, wirklich in Wahnſinn Verfallene ſogleich an die Barmherzigen Brüder oder an andere Krankenhäuſer abgegeben werden.“

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 3. Juli. 105tes Blatt.

Zwei Trinklieder von Wilhelm Müller.

Göttlichkeit des Weines.

Die Segel wollen haben Wind,
Damit das Schifflein fahr' geſchwind;
Des Sängers Seele treibt der Wein
In's alte Paradies hinein.

Der Wein kennt keine Erdenzeit
In ſeiner gold'nen Ewigkeit:
Im Winter iſt er Lenz für mich,
Als Winter giebt im Lenz er ſich.

Der Wein trotzt jeder Erdenmacht
Und achtet keines Kaiſers Acht;
Den Kettenträger macht er frei
Und wirft den Dey in Sklaverei.

Die Liebe ſelbſt, die Alle zwingt,
Mit ihm noch um den Lorbeer ringt;
Er taucht ſie heut' in matte Ruh'
Und gießt ihr morgen Feuer zu.

Ob uns des Himmels Hand auch ſchlug,
Er fürchtet nicht der Sünde Fluch,
Gießt in die Wunden Balſam ein
Und brennt ſie aus mit Reuepein.

Und leeren wir das letzte Glas,
So zeigt er uns im hellen Naß
Der Seele Segel ausgeſpannt
Zum Fluge nach dem neuen Land.

Verſchiedene Weltanſicht.

Und ſteigſt du auf die Berge,
Sperrſt weit die Augen auf,
Was ſchauſt du von der Erde
Und von des Lebens Lauf?

Ein kleines enges Stückchen
In fernem Nebelduft,
Wie ſcharf auch ſey dein Auge,
Wie klar auch ſey die Luft.

Das iſt ja kaum der Reiſe
Zu ſolcher Höhe werth —
Ich bleib' im Keller liegen,
Weil Steigen mich beſchwert.

Und weil ich nicht kann ſchauen,
So träum' ich bei dem Wein,
Bald, wie es iſt auf Erden,
Bald, wie es könnte ſeyn.

Der Eremit des Lago maggiore.

(Schluß.)

In dieſer Zeit war es, wo die Republiken Florenz und Venedig jenes der Unabhängigkeit Mailands große Gefahr drohende Bündniß mit einander ſchloſſen, welches durch die Tapferkeit und Gewandtheit Galeazzo's vernichtet ward. Ehe er zum Kampfe auszog, ließ er ſich den Segen Anſelmo's ertheilen, und befahl, daß ſämmtliche Hofbediente während ſeiner Abweſenheit dem Willen des weiſen Eremiten unbedingt gehorchen ſollten. — In kurzer Zeit war Galeazzo Meiſter der Städte Piſa, Siena und Bologna, welchen Eroberungen ein, ſeiner mächtigen Herrſchaft dauerhaftes Beſtehen ſichernder Friede folgte. Adel und Volk empfingen ihn bei der Rückkehr mit lauten Freudenbezeugungen, und ſelbſt der heilige Anſelmo, welcher ſich der dem Herzoge entgegen geſandten Glückwünſchungs-Deputation angeſchloſſen hatte, bewillkommte ihn öffent-

Digitized by Google

lich mit einer, die ſchmeichelhafteſten Beziehungen für den Sieger enthaltenden Rede. Die Lobpreiſungen Anſelmo's erregten bei dem Herzoge mehr Verwunderung, als Vergnügen; indeß freute es ihn doch, daß ſeine Kriegesthaten die gewöhnliche Strenge des Eremiten zu entwaffnen vermocht hatten.

Am andern Morgen, als Galeazzo eben beſchloſſen hatte, der frühern Gewohnheit gemäß, ſeinem Weiſen einen vertraulichen Beſuch zu machen, erſchien dieſer plötzlich im Audienz-Saale, mit ſtolzer Haltung durch die Reihen der ihm ehrerbietig Platz machenden Höflinge ſchreitend, ſich tief vor dem Herzoge verneigend und mit dem Propheten Jeremias ausrufend: „Ich habe Dich über Völker und Reiche erhoben, auf daß Du zerſtöreſt, vernichteſt und wieder aufbaueſt!“ — „Der Prophet Jeremias iſt ein Schmeichler!“ erwiederte lächelnd der Herzog — „Anſelmo allein iſt es, den ich heute zu hören wünſche.“ Alle Anweſenden entfernten ſich hierauf aus dem Saale.

Verſchiedene gewaltthätige und hinterliſtige Handlungen, welche die Grundſätze des Völkerrechts nicht ganz zu rechtfertigen vermochten, beunruhigten das Gewiſſen des Beſiegers von Florenz und Venedig, der deshalb bei ſeinem gewöhnlichen Gewiſſensrathe Troſt und Beruhigung ſuchen wollte. Der Eremit erklärte Galeazzo's Gewiſſensſcrupel für grundlos, und ſagte, um ſeinen Worten noch mehr Nachdruck zu geben: „Das Haus Juda und das Haus Iſrael —.“ — „Es iſt hier von Florenz und Venedig die Rede!“ unterbrach ihn der Herzog; „laſſen wir daher die Häuſer Iſrael und Juda, nebſt dem Propheten Jeremias und allen Heiligen auf einige Augenblicke bei Seite.“ — Anſelmo verſuchte es nun, den Herzog auf eine weniger ſchriftgelehrte Weiſe von der Geſetzmäßigkeit ſeiner Handlungen und dem fleckenloſen Glanze ſeiner Sieger-Krone zu überzeugen, und beſchloß ſeine Rede mit folgenden Worten: „Jetzt, mein erhabener Fürſt, um ganz Europa zu zeigen, daß Du ein liebevoller Vater Deiner Unterthanen biſt, bleibt Dir nur noch übrig, diejenigen zu belohnen, welche während Deiner Abweſenheit zur Erhaltung der innern Ruhe und Wohlfahrt des Staats beigetragen haben, und meine Freimüthigkeit und Anhänglichkeit an Deine hohe Perſon machen es mir zur Pflicht, Deine großmüthigen Geſinnungen zu erleuchten, und Dich beſonders auf die Verdienſte des Schloß-Hauptmanns, des Groß-Schatzmeiſters und Ober-Mundſchenks aufmerkſam zu machen, deren Eifer und unermüdbare Thätigkeit mir der ehrenvollſten Auszeichnung werth ſcheinen.“ — „Ich werde gelegentlich daran denken!“ erwiederte Galeazzo, der, als ihn Anſelmo verlaſſen hatte, zu ſich ſagte: „Mein Eremit ſcheint auch ſchon an den Einflüſſen der Hofluft zu leiden; er fängt an zu ſchmeicheln und zu protegiren!“ Doch ein anderer nicht unwichtiger Gegenſtand zog bald ſeine Gedanken von weiterer Verfolgung dieſer Betrachtung ab. Der Erzbiſchof von Mailand war kürzlich geſtorben, und die Kathedrale dieſer Stadt, damals der prachtvollſte Tempel der Chriſtenheit, der ſo eben nach Bramante's genialen Angaben vollendet war, harrte der mit dem erzbiſchöflichen Siegel geſchmückten Hand zur Einweihung der neuen Altäre. Galeazzo beſchloß, den Eremiten über die zu treffende Wahl auf der Stelle zu Rathe zu ziehen, und begab ſich nach deſſen Wohnung. Allein wie groß war ſein Erſtaunen, als er die demſelben überwieſenen Zimmer mit der größten Pracht und Eleganz ausgeſchmückt und das Vorzimmer von Paraſiten und Supplikanten wimmelnd erblickte. Das Gemach, in welchem Anſelmo ſich befand, war mit den vornehmſten Beamten des Herzogs und den ausgezeichnetſten Künſtlern Mailands angefüllt, welche dem, in einem koſtbaren Armſtuhl nachläßig hingeſtreckten heiligen Mann mit Ehrfurchtsbezeugungen und Schmeichelreden den Hof machten. Alle Anweſende traten bei der Erſcheinung des Herzogs in den Hintergrund, und dieſer, ſich zu Anſelmo wendend, ſagte: „Ich glaubte Euch allein zu finden, und wollte Eure gutachtliche Meinung über die würdig zu treffende Wahl eines neuen Erzbiſchofs von Mailand vernehmen; da ich aber hier meine gewöhnlichen Räthe verſammelt finde, ſo mögen ſie uns bei dieſem Geſchäft mit ihren Einſichten unterſtützen.“ — Hierauf näherten ſich der Schloß-Hauptmann, der Groß-Schatzmeiſter und der Ober-Mundſchenk und ſagten: „Gnädigſter Herr, ein einziger Mann, bezeichnet durch die allgemeine Verehrung des Volkes, empfohlen von dem heiligen Vater zu Rom und vor Allem groß durch eigene Tugenden, ſcheint uns zu dieſer erhabenen Stelle berufen zu ſeyn.“ Anſelmo verneigte ſich bei dieſen Worten mit demuthsvoller Miene. „Ich verſtehe!“ ſagte Galeazzo, und die Stimme lauter erhebend, fuhr er fort: „Anſelmo Giramo, ich glaubte in Dir einen wahren Freund gefunden zu haben, aber jetzt ſehe ich, daß ich nur um einen Schmeichler reicher geworden bin. Der arme und tugendhafte Anachoret hat ſich in einen hochmüthigen und intriganten Prälaten verwandelt, und nur wenige Monden Aufenthalts an meinem Hofe ſind im Stande geweſen, Dir Deine Tugend und Seelenruhe zu rauben. Kehre zurück nach Deinem Felſen, wohin Dir, da ich doch allein die Urſache Deines Sündenfalls geweſen, meine Wohlthaten folgen ſollen. Uebrigens magſt Du, der Du in der heiligen Schrift ſo bewandert biſt, auch folgende Sprüche derſelben Deinem Gedächtniſſe einprägen: „Wer ſich läßt dünken, er ſtehe, mag wohl zuſehen, daß er nicht falle!“ (1. Cor. 10. 12.) und: „Kann auch ein Blinder einem andern Blinden den

Digitized by Google

Weg weiſen?“ (Luc. 6. 39.) — „Euer Wille, gnädigſter Herr, geſchehe!“ ſagte reuevoll und zerknirſcht Anſelmo; „doch noch einen guten Rath, ehe ich von hier ſcheide, laßt mich Euch geben: wenn Ihr jemals wieder auf den Gedanken kommen ſolltet, einen Eremiten an Euer Hoflager zu berufen, ſo laßt ihn, um ſeiner und Eurer Sicherheit willen, nie länger als einen Monat innerhalb dieſer Mauern verweilen.“

Berlin. Philippi.

Moderne Weisheit.

Ein ſehr gelehrter Mann trat mit feierlicher Miene in einen Buchladen. Seine Einſicht erſtreckte ſich über Alles, nur nicht auf das, was ſich auf ihn ſelbſt bezog. Nachdem er mehrere Bücher durchblättert, ſagte der Buchhändler zu ihm: „Mein Herr, Sie wiſſen, ich habe Sie ſchon mehrmals erſucht, mir den erſten Theil der Predigten, welche ich Ihnen geliehen habe, wieder zu ſchicken.“ — „Ja, ja“, erwiederte der Kundmann; „ich habe auch in meiner Bibliothek nachgeſehen; kann ihn aber nicht finden; er iſt beſtimmt verloren gegangen, oder ich habe ihn verliehen und vergeſſen, an wen? Es iſt ſchon ein Paar Jahre her!“ — „Wenn dem ſo iſt, hier haben Sie den andern Theil, ich will Ihnen denſelben nach Hauſe ſchicken, und Sie ſind dann ſo gütig, mir beide zu bezahlen.“ — „Mein Freund, wie können Sie nur ſo thörigt ſeyn, nicht ein zu ſehen, daß ein einzelner Band in meiner Bibliothek ſo wenig nützt, als in Ihrem Laden?“ — „Das mag ſeyn; genug, Sie haben den erſten Theil verloren, hier iſt der andere, und ich verlange die Bezahlung für beide.“ — „Guter Mann!“ erwiederte der Weiſe, „Sie ſind noch jung; Ihr Buch iſt verloren: lernen Sie bei dieſem kleinen Verluſt größeres Unglück ertragen, das Ihnen noch vorkommen kann!“ — „Mein Herr, ich will ertragen, was ich muß; aber ich habe das Buch nicht verloren, ſondern Sie, und Sie müſſen dafür zahlen.“ — „Lieber, Sie werden warm; ich ſage Ihnen, Ihr Buch iſt verloren gegangen, und ich ſehe voraus, wenn Sie ſich über eine ſolche Kleinigkeit ſo ereifern, werden Sie ſelbſt im glücklichſten Falle noch Unannehmlichkeiten und Verluſte genug erfahren, über die Sie toll werden möchten.“ — „Herr! es iſt ja hier von gar keinem Verluſt die Rede. Sie haben ja das Buch von mir empfangen!“ — „Wenn ich Ihnen aber nun ſage, daß ich es nicht habe; Sie hören ja gar nicht, was man ſpricht; die Leidenſchaft macht Sie taub. Bei Zeiten, wiederhole ich, muß der Menſch ſich an die Unfälle des Lebens gewöhnen lernen. Sowohl das Gute als das Böſe waltet im Leben des Menſchen; Verluſt und Vortheil wäge man gehörig mit einander ab.“ — „Nein, das iſt nicht zum Aushalten!“ — „Nun, ſeyn Sie doch nicht ſo ärgerlich; es iſt meine Pflicht, Ihnen zu bemerken, daß Sie in der Geduld wenig geübt zu ſeyn ſcheinen, und ein ſolcher Charakter iſt ſich ſelbſt zur Qual.“ — „Hat man je ſo was erlebt?“ — „O mein Herr, man erlebt noch ganz andere Dinge; Ihr Schade iſt zu überwinden, aber Ihr Temperament wird Ihnen gefährlich; ſo kommt man nicht durch die Welt und ich rathe Ihnen: üben Sie ſich in der Geduld! Ihr Buch iſt verloren, verlieren Sie ſich nicht ſelbſt!“ — „Und Sie, mein Herr, haben den Verſtand verloren, oder vielleicht nie welchen beſeſſen!“ — Mit dieſen Worten ging der Buchhändler hinaus und ließ den weiſen Mann mit dem Ladengehülfen allein. Der modiſche Philoſoph wollte mit dieſem die Sache weiter verhandeln, aber auch der Gehülfe verließ bald den Laden, und ſchickte einen tauben Markthelfer hinein, der den Weiſen neueſter Sorte endlich bei dem Arm nahm und ihn zum Laden hinaus führte. E. S.

Gloſſen.

Unſere galanten Modeſchönen gleichen den feinen Weinen, ein Jeder koſtet gern davon außer dem Hauſe, aber man kauft ſie nicht für den Keller.

Der herrſchende Geſchmack iſt oft der ſchlechteſte, aber nur in ſofern, als ſich der ſchlechte Geſchmack eingemiſcht hat. Sein Urſprung war meiſtentheils das Erzeugniß eines reinen Geiſtes, wie die ſilberhelle Quelle, dem Gebirge entfloſſen, nur in ihrer Ausbreitung auf lehmigem Grunde die trübe Farbe des Bodens annimmt.

Die wahre Waiſe, ſagt ein alter Schriftſteller, iſt nicht derjenige, der keine Eltern, ſondern der, welcher weder Kenntniſſe noch Erziehung hat. Ach! wie viele Waiſen giebt es dann, deren Eltern noch leben!

Ich weiß nicht, welcher Schriftſteller den Böſewicht eine Pauſe in der Harmonie der Schöpfung genannt hat; ich glaube, daß er demſelben zu viel Ehre damit angethan. Er iſt vielmehr ein Mißton; denn eine Pauſe befördert gewiſſermaßen die Harmonie, und eine Muſik ohne Pauſe wäre ein eben ſo unverſtändliches Galimathias, als eine Rede ohne Perioden.

Der ſicherſte Weg, in der Welt ſein Glück zu machen, iſt, ſowohl einfältig als rechtſchaffen zu ſcheinen, nur muß man beides nicht wirklich ſeyn. Es iſt freilich abſchreckend, aber wahr!

Wenn wir Andern ſchmeicheln, ſo geben wir uns gewöhnlich im Stillen Unrecht. Jene aber, ſo laut ſie uns auch Unrecht geben mögen, geben uns dafür gewöhnlich im Stillen Recht.

Diejenigen, welche am meiſten in der Erinnerung ſchwelgen, genießen am wenigſten der Gegenwart, und haben daher eigentlich am wenigſten Urſach, ſich der Vergangenheit zu erfreuen. S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Briefe eines Engländers aus und über Conſtantinopel. (Aus dem „London Magazine".) I. Pera, den 16. Juli 1825. Ich habe hier in den engliſchen Familien eine ſehr herzliche Aufnahme gefunden; die ſtrifen und gezwungenen Formen, die lächerliche und unbequeme Etikette, die uns in unſerm freien Lande bedrängt, haben die Engländer hier abgelegt. Ich wohne bei Herrn C., den ich nicht genug loben kann: er iſt ein ſehr unterrichteter Mann und kennt die orientaliſchen Sprachen, was unter den Franken in Pera eine große Seltenheit iſt. Ich habe im engliſchen Geſandtſchafts-Pallaſt bei Hrn. Turner, unſerm Chargé d'affaires, geſpeiſt, und werde heute mit einigen engliſchen Reiſenden wiederum daſelbſt ſpeiſen; er beſitzt zwei gleich ſchätzbare Gegenſtände: eine ſehr hübſche Frau und einen recht niedlichen Garten. Doch — ſpreche ich von Conſtantinopel! Lady Montague ſagt, daß dieſe Stadt das Anſehen einer Kunſtdrechslerbude habe, in der die Meubles in Ordnung über einander aufgeſtellt ſeyen; und in der That macht der erſte Anblick dieſer Stadt einen ſolchen Eindruck auf uns, die wir an unſere Städte von Mauerſteinen und Kalk gewöhnt ſind; indeß gewöhnt ſich das Auge bald an den Styl der ſchönen Gebäude, deren Eleganz nichts übertrifft. *) — Geſtern ſah ich den Großherrn, als er ſich zu Waſſer nach der Moſchee begab: es war ein herrliches Schauſpiel. Nichts iſt prächtiger und zugleich mit mehr Leichtigkeit und Geſchmack gebaut, als ſein Schiff; die Edelſteine, die es ſchmücken, ſind wahrhaft blendend. Der Großherr ſelbſt iſt ein Mann von gutem Ausſehen, ungefähr vierzig Jahr alt; ſein Geſicht drückt nicht die Wildheit aus, die im Allgemeinen die Phyſiognomieen der Türken charakteriſiert, und die ihnen ſogar im Schlafe eigenthümlich iſt. Die geringe Zahl derer, deren Geſtalt Milde und Sanftmuth ausdrückt, hat der Schmerz menſchlicher gemacht. Die Griechen ſcheinen in dieſem Lande das Monopol der Heiterkeit zu haben; dieſe iſt unerſchöpflich, und ſogar die grauſame Behandlung und die täglichen Beleidigungen, die ich ſelbſt an ſie habe verſchwenden ſehen und bei deren Anblick nicht ſelten mein Blut kocht, können ſie nicht unterdrücken. Es iſt ſchmerzlich für den Stolz eines Engländers, in den Straßen einer Stadt zu wandeln, deren Bewohner ihn als unter der Menſchheit betrachten, während er ſelbſt ſie nicht mehr achtet als Thiere. An der Meeresküſte, wo nur Griechen und Franken wohnen, kann ich den Beleidigungen und Schmähungen, mit denen mich die Türken im Vorübergehen überhäufen, entgegnen, auf die Gefahr hin, einige Schläge zu erhalten; aber in Conſtantinopel ſelbſt hieße das, mich zu einem unmittelbaren, gewiſſen Tode verurtheilen. — Ich habe die ſo nützliche und vernünftige Gewohnheit angenommen, auf der einen Seite des Mundes den Tabacksrauch ein zu ziehen, während ich mich damit unterhalte, die Bewegungen zu betrachten, die er bildet, indem er auf der andern Seite wieder heraus ſteigt; das heißt: ich habe es vorgezogen, mich dieſem Gebrauche zu unterwerfen, als der Verlegenheit mich aus zu ſetzen, die Pfeifen, welche mir dargeboten worden, ab zu lehnen. **) Mit einer Pfeife gehe ich in die Kaffeehäuſer, um den Mokka zu trinken, den man mir ohne Milch und ohne Zucker vorſetzt. Ueberhaupt iſt der Genuß des Tabacks hier frei von allem demjenigen, was ihn anderwärts unangenehm macht. Der Taback, deſſen man ſich in Conſtantinopel bedient, hat den Wohlgeruch einer Blume und veranlaßt nicht den ekelhaften Speichel-Auswurf, der eine Folge des Tabacks iſt, den man in England raucht; und die türkiſchen Raucher, anſtatt unmäßig, wie die unſern, hitzige Brandtweine zu trinken, nehmen nur Kaffee zu ſich. Es läßt ſich nicht läugnen, daß es höchſt angenehm iſt, unter einer Weinlaube zu ſitzen, mit einer langen Pfeife, an deren Ende eine Bernſteinſpitze befindlich, und, nach dem Ausdruck des Dichters, mit lieblichen Rauchwolken ſich zu umgeben. — Herr C. hat eine Griechin aus Maina geheirathet, jedoch kann ſie ſagen: „Ich bin ſchwarz, aber ich bin ſchön!" Den etwas braunen Teint ausgenommen, iſt ſie ſehr reizend. Ich bin nicht darüber erſtaunt, daß Engländer Griechinnen heirathen; denn in der That würde eine engliſche Schönheit hier als ſehr einfältig erſcheinen. Doch behüthe mich Gott, daß ich den Zorn meiner ſchönen Landsmänninnen errege, indem ich ihre Reize beſtreite, auf die Gefahr, wie Lord Byron, gezwungen zu ſeyn, zu einem beſtändigen Exil mich zu verurtheilen. Aber ich geſtehe es, daß, wenn ich mich in Griechenland verheirathen würde, ich eine ſeiner Jungfrauen wählte, obgleich — ſie keine Schnürleiber tragen, und, wenn ſie ſich niederſetzen, ihre Füße auf das Sopha legen, welches das Zimmer umgiebt. Dieſe Art, ſich zu ſetzen, gefällt mir ſehr und ſagt meiner natürlichen Indolenz zu. — Wenn man ſich Conſtantinopel nähert, und nur noch drei oder vier Meilen davon entfernt iſt, riecht man ſchon den Tabacks-Geruch, der daraus empor ſteigt; das Gras der Wieſen ſtrömt keinen lieblicheren Duft aus. Ein anderer Grund, warum ich die Gewohnheit, zu rauchen, angenommen habe, iſt, weil man hier den Taback als ein Mittel gegen die Peſt anſieht. Ich kam in dem Augenblick hier an, als ſie zu herrſchen anfing, und bereits ſoll ſie ſchon einige Verheerungen gemacht haben; allein weder ich noch die andern Franken ſind deshalb in Sorge. ***) Ich erwarte nur einen günſtigen Wind, um mich nach Odeſſa ein zu ſchiffen.

(Der Schluß in der Beilage.)

*) Ein Grieche, der fünf Jahre in Conſtantinopel geweſen, ſagt mir, daß von Eleganz der Gebäude und der Stadt überhaupt nicht die Rede ſeyn könne, wohl aber wäre der Anblick, den ſie gewähre, höchſt materiſch. D. Ueb.

**) Was bekanntlich als eine große Unhöflichkeit von den Türken angeſehen wird. D. Ueb.

***) Auch Andere, die vor unſerm Engländer in Conſtantinopel waren, haben bemerkt, daß Fremde, welche bereits mehrere Jahre in Conſtantinopel verlebten, die Gefahr bei herrſchender Peſt weniger fürchten. D. Ueb.

Ein Land-Eigenthümer in der Umgegend von Paris hatte einen Sohn, den er in Paris ſtudiren ließ. Der junge Herr lebte jedoch ſo liederlich, daß er bald ganz verſchuldet war und nicht mehr wußte, wie er ſich heraus reißen ſollte. Ein Mal hatte der Vater ihn ſchon frei gemacht, aber das zweite Mal wollte er nichts mehr von ihm wiſſen und erklärte — wenigſtens zur Drohung — daß er ihn ſeinem Schickſal überlaſſe. Da kommt aber eines Tages ein Wagen vorgefahren, von bewaffneten Reitern umgeben, die der betrübte Vater ſehr bald für Handels-Soldaten erkennt, im Begriff, den verſchuldeten Sohn nach dem Schuldthurm zu transportiren, wenn ſich nicht noch einmal der väterliche Geldbeutel aufthut, den Delinquenten davon los zu kaufen. Der Fall war zu drückend, als daß der Vater ſich nicht bequemen ſollte, ſeinem ehrlichen Namen nochmals ein Opfer zu bringen. Wer malt aber ſein Erſtaunen, als er nachher erfährt, daß die vermeinten Wächter — verkappte Cumpane des Herrn Sohnes geweſen, die ſich für das Löſegeld noch denſelben Abend recht wacker mit ihrem Delinquenten bene gethan! (Corsaire.)

Eine Dame ſchrieb einen Brief, und war ſo ungeſchickt, mehrere Dintenflecke zu machen. Sie ſchrieb nun folgendes Poſtſcript: „Entſchuldigen Sie nur die vielen Flecke, das Papier ſäuft wie ein Igel!" (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 105ten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Briefe eines Engländers aus und über Conſtantinopel. II. Pera, den 26. Juli 1825. Noch immer warten wir auf günſtigen Wind, um uns nach dem Bosporus ein zu ſchiffen, und vielleicht müſſen wir noch einen Monat warten; denn die Nordwinde pflegen ſo lange an zu halten. Ich ſelbſt freue mich über dieſe Verzögerung meiner Abreiſe, weil ſie mir Gelegenheit giebt, alles Sehenswerthe hier zu betrachten. Neulich genoß ich eine Ausſicht, die viele Reiſende für die ſchönſte der Welt erklaren, *) und die man von der Höhe eines Berges hat, der Bougoulou heißt und hinter Skutari auf der aſiatiſchen Küſte des Bosporos, Conſtantinopel gegenüber, liegt. Von da ſieht man das Meer von Marmara, den Berg Olympos (natürlich den in Klein-Aſien), die Ebenen Aſiens, Conſtantinopel und den Bosporus, der ſich durch reizende Gärten hindurch ſchlängelt, die mit zahlreichen, in lebhaften und bunten Farben prangenden Kiosk's und Pallaſten geſchmückt ſind. Ehe ich mich nach jenem Berge begab, beſuchte ich einen Kiosk des Großherrn am Ufer des Meeres, einen jener angenehmen Aufenthalts-Oerter, wo Se. Hoheit oft zu rauchen pflegt und in friedlicher Ruhe und Einſamkeit der Schönheit der Umgebungen und des Gefühls ſeiner eigenen Größe genießt. Dieſer Kiosk iſt von allen Seiten von einem mit den ſchönſten Blumen geſchmückten und mit Springbrunnen verſehenen Garten umgeben. — Ich verließ den Hügel zu Pferde, mit Steigbügeln nach türkiſcher Sitte, die meine Kniee faſt bis zu der Höhe des Kinnes erhoben, und ſah auf dieſem Wege den in Anaſtaſius ſo gut beſchriebenen berühmten Gottesacker, der ganz mit Cypreſſen und Leichenſteinen beſetzt iſt. Ich begab mich hierauf nach einem Orte, Senel Batchſt, wo ſich auf einer in den Bosporos vorſpringenden Erdzunge ein Behälter voll ſüßen Waſſers befindet, worin Goldfiſche ſpielen. Unter den ſchönen Bäumen, die ihn umſchatten, ſaßen einige Türken, welche rauchten und Kaffee tranken. Ich ſtieg vom Pferde und ahmte ihr Beiſpiel nach. Einer von ihnen, ſchon bejahrt und von ehrwürdigem Anſehen, bot mir von ſeinem Taback; ich nahm ſein Anerbieten mit einer tiefen Verbeugung an, während er mich lächelnd mit einem herablaſſenden Blick anſah, faſt ſo wie wir einen Jagdhund anlächeln, wenn er einen ihm von uns hingeworfenen Knochen mit Vergnügen zu benagen ſcheint. — Als ich nach Hauſe zurück kam, hörte ich, daß Herr C. auf einen Tag nach den Prinzen-Inſeln gegangen ſey, auf denen er ein Landhaus beſitzt. Dieſe Inſeln liegen im Meer von Marmara, am Einfluß des Bosporos. Byron ſagt irgendwo von ihnen, daß es ein irdiſches Paradies ſey, und ich theile ſeine Anſicht. **) Der Zutritt daſelbſt iſt den Türken unterſagt, ſo daß ſich die Griechen auf denſelben ihrer unverſiegbaren Heiterkeit überlaſſen. Während ich ſie dort im Schatten der Bäume tanzen und ſingen ſah, ward zu meinem Erſtaunen der Wunſch in mir rege, mich zu der Schaar erniedrigter, aber heiterer Sklaven zu geſellen. Jede dieſer Inſeln iſt mit drei türkiſchen Soldaten beſetzt; andere Türken werden, wie ich eben geſagt habe, nicht zugelaſſen, weil ihre Gegenwart früher Gelegenheit zu Zänkereien gab, bei denen, da die Griechen die Mehrzahl bilden, ſich dieſe oft erlaubten, die Gläubigen zu prügeln. — Heute habe ich den Weg um die Mauern von Conſtantinopel, die alten römiſchen Mauern, gemacht. Alles auf dieſem Wege hat mich von der Nichtigkeit des menſchlichen Glückes überzeugt. Zu meiner Linken befanden ſich die alten Mauern, die unter Blumen in Staub fallen; zu meiner Rechten war der Weg mehrere Meilen lang mit türkiſchen, von Cypreſſen beſchatteten Gräbern begrenzt. Der melancholiſche Charakter dieſer Scene ward noch dadurch vermehrt, daß ich auf allen Seiten Skelette erblickte, nicht von Menſchen, ſondern Skelette von Pferden und Hunden, an denen andere Hunde nagten. Auf meinem Spaziergange bemerkte ich auch die Ruinen des Serail von Conſtantin, wie mein Führer es nannte, die indeß eher eine Kaſerne als einen Pallaſt errathen laſſen. — Ich glaube, irgendwo die Beſchreibung „des glücklichen Thales“ geleſen zu haben, und, wenn ich nicht irre, im Raſſelas. Ich beſuchte eines Tages ein ſolches, das ſich einige Meilen von Conſtantinopel befindet. Es liegt mit dem Meeresſpiegel gleich hoch, und wird von ſchönen Bäumen umſchattet und von einem hellen Bache bewäſſert. Von den daſſelbe beherrſchenden Höhen bietet es einen bezaubernden Anblick dar, der mir „das glückliche Thal“ in die Erinnerung zurück rief; auch hat es einen ſehr lieblichen Namen, denn man nennt es „das Thal der ſüßen Waſſer“. *) Ich hielt mich daſelbſt eine kurze Weile auf, rauchte meine Pfeife und nahm Kaffee unter dem Schatten der Bäume zu mir, während ich den Hirten zuſah, welche die Wolle ihrer Schafe in den ſüßen Waſſern wuſchen. — Geſtern Abend war ich bei einem engliſchen Kaufmann, der eine Griechin geheirathet hat; während wir auf dem Sopha gelagert waren und Taback rauchten, reichte uns die Wirthin ſelbſt, ſo wie eine Schweſter von ihr, Waſſer und Kaffee; aber Keiner von uns bediente ſich der langweiligen, in unſeren Salons ſo gewöhnlichen Redensarten: „Erlauben Sie mir, Madam, ich kann Sie nicht ſtehen ſehen!“ u. ſ. w. Ohne Zweifel kommt das Ihnen ſehr barbariſch vor, und doch iſt es das wohl nicht. Doch ich will ſchließen, denn ſonſt möchten Sie mich für einen halben Türken halten.

III. Odeſſa, den 26. Auguſt 1825. Nach unſerer Einſchiffung blieben wir noch drei Wochen im Bosporos, da wir wegen der ungünſtigen Winde denſelben nicht verlaſſen konnten. Während dieſer Zeit machte ich mit dem Capitain M., Eigenthümer eines großen, in unſerer Nähe befindlichen Schiffes, Bekanntſchaft; er iſt dem größten Theil der Capitaine von Kauffahrteiſchiffen weit überlegen und ein ſehr guter Geſellſchafter. Wir wandten dieſe Tage dazu an, Ausflüge in das Land zu unternehmen, im Bosporos zu fiſchen, nach Conſtantinopel in einem ſchönen, achtrudrigen Fahrzeuge zu fahren, und Abends tranken wir Punſch und rauchten unſere tchibouks, d. h. Pfeifen. — Eines Tages gegen neun Uhr kam ein Türke an Bord unſers Schiffes mit einem griechiſchen Sklaven. Wir boten ihm Wein an und er bezeigte auch Luſt, davon zu trinken; doch wagte er nicht, es offen zu thun, und ſagte daher zu

*) Z. B. der berühmte Orientaliſt, v. Hammer, in ſeinem Werk: „Conſtantinopolis und der Bosporos“, 1822. Th. 2. S. 336; der den Berg Bulgurlu als das Ziel türkiſcher und europäiſcher Spazierfahrt in ochſenbeſpannten Wagen beſchreibt und von einer ſolchen Fahrt ſagt, daß ſie an der Spitze der Partieen ſtehe, welche türkiſche und griechiſche Frauen eben ſo gern unternähmen, als Peroterinnen und Europäerinnen.

**) Eine ausführliche Beſchreibung dieſer neun Inſeln giebt v. Hammer in dem angeführten Werke Th. 2. S. 368 u. f.

D. Red.

*) Es liegt auf europäiſcher Seite am Ende des Hafens von Conſtantinopel, und wird auch von andern Reiſenden als reizend gerühmt.

D. Red.

Digitized by Google

dem Griechen, daß er das Getränk koſten möchte. Dieſer, der ihn wohl verſtand, erklärte, daß es Rhum ſey, und da der Prophet den Rhum nicht verboten hat, fand ſich das Gewiſſen des Türken beruhigt, und derſelbe trank wie ein Chriſt. Wir begegneten darauf demſelben Türken in dem Dorfe, in deſſen Nähe wir uns befanden, und er beſchenkte uns mit Kaffee und Waſſer-Melonen. — Während wir im Bosporos waren, trafen wir auch einen alten Türken, der gereiſt und bis Gibraltar gekommen war. Er fragte uns, ob Buonaparte noch lebe, ob England eben ſo groß ſey, als Conſtantinopel, und ob es wahr, daß es zweihundert Schiffe beſitze. Gleichwohl war dieſer Menſch weniger unwiſſend, als der größte Theil ſeiner Landsleute; er verſtand Italieniſch und in dieſer Sprache richtete er ſeine ſcharfſinnigen Fragen an mich. — In Pera bin ich auch auf einem Ball, den einer der europäiſchen Geſandten gab, geweſen; daſelbſt war ein Türke, der, entzückt von der Anmuth der Damen, gefragt haben ſoll: wie viel man ihnen denn dafür gäbe, daß ſie tanzten? — Aber eine merkwürdigere Sache, als ein Ball in Pera, iſt das Innere eines türkiſchen Hauſes. Die Franken haben nur ſelten Gelegenheit, es zu ſehen; aber mir war dies Glück vorbehalten. Unſer Schiff lag nicht weit von einem ſchönen Landhauſe, das einer vornehmen Perſon gehörte, vor Anker. Dieſe lud uns ein, ſie zu beſuchen, wenn wir wollten, und wir thaten es am andern Tage. Nachdem wir durch einen hübſchen Garten gegangen waren, gelangten wir an die Thür des Kiosk oder Sommerhauſes; wir legten unſere Fußbedeckung ab und traten in einen großen Saal von ungefähr vierzig Fuß im Viereck; die Fenſter gingen in den Garten und an den Wänden rings herum befand ſich ein Sopha. Wenige Schritte vom Eingange war ein marmorner Springbrunnen. Das Täfelwerk war weiß gemalt und mit einer Art von Gitterwerk von Eichenholz bekleidet. Auf dem Sopha ſaßen drei Türken, die mit hölzernen Löffeln gekochten Reis aus einer Schüſſel aßen. Sie luden uns ein, ihr Mahl mit ihnen zu theilen, und, da wir es abſchlugen, ließen ſie Pfeifen und Kaffee herbei bringen. Nachdem ſie mit Eſſen fertig waren, wuſchen ſie ihre Hände in ſilbernen Becken, welche Sklaven ihnen darreichten. Der Hausherr lud mich ein, mich neben ihn zu ſetzen, und bot mir ſeine Pfeife an, nachdem er die Spitze mit ſeinem Pelz gereinigt hatte, und ich konnte dieſe Ehre, die größte, welche ein Türke Jemand erweiſen kann, nicht ablehnen. Er bezeugte große Neugierde für alle einzelnen Theile meines Anzuges und beſonders meine Handſchuhe ſchienen ihn ſehr in Erſtaunen zu ſetzen. Nie ſah ich eine ſo reiche Pfeifen-Sammlung: einige waren von Bernſtein, andere emaillirt, mehrere mit Steinen geſchmückt. Ich glaube, während meines Beſuches wenigſtens acht Mal die Pfeifen gewechſelt zu haben. Endlich ſtand ich auf, um fort zu gehen; man bat mich, wieder zu kommen, aber ich konnte es nicht thun, weil wir wenige Stunden darauf unter Segel gingen. — Die Reinlichkeit der Türken iſt bewunderungswerth, und ich glaube, das iſt ihre größte Tugend. Ein kleiner Kaufmann in ſeinem Laden iſt immer ſehr reinlich gekleidet und oft viel beſſer, als ein engliſcher Edelmann. Was die Unwiſſenheit der Türken anlangt, ſo überſteigt ſie alle Vorſtellung, und ſie rühmen ſich ihrer ſogar. Man hat mich verſichert, daß Ibrahim Paſcha, der Sohn des Paſcha von Egypten, derſelbe, der jetzt die egyptiſche Armee im Peloponnes befehligt, ſehr gut das Italieniſche ſpreche, daß er es aber nicht wage, ſich dieſer Sprache in Gegenwart ſeiner Offiziere zu bedienen, welche überzeugt ſind, daß ein Muſelmann, ohne ſich zu erniedrigen, nicht anders als in türkiſcher oder arabiſcher Sprache ſich ausdrücken dürfe. K.

Literatur. „Gedichte zum Beſten der unglücklichen Greiſe, Wittwen und Waiſen in Griechenland, herausgegeben von Amalie von Helwig, geb. Freiin von Imhoff.“ (Berlin, im Mai 1826.) — Die Theilnahme für die Griechen, in jeder edlen Bruſt mächtig aufgeweckt, fand bei uns ihren Dichter zuerſt in Wilhelm Müller, dem herrlichen und noch immer einzig hervorragenden deutſchen Griechenſänger, und mit ihm gleichzeitig ihre Dichterin, ihre trefflichſte und edelſte, in Amalie von Helwig. Ja, dieſe ſo liebliche als kühne Sängerin hat im Grunde ein noch früheres Anrecht an dieſen großen Gegenſtand der Dichtkunſt, denn ſchon in der erſten Jugendblüthe ihres reichen Talents war die Inſel Lesbos — und ſpäter hinwieder Corcyra — der Schauplatz ihrer reizenden Dichtungen, welche an Schiller's Hand in den geweihten Kreis unſrer Literatur ruhmvoll eintraten. Dieſen frühen Antheil an griechiſchem Leben und griechiſchen Gegenden mußten die unerwarteten Ereigniſſe, welche dort vor fünf Jahren ausbrachen, und ſeitdem ſchon zu Weltbegebenheiten geworden ſind, mit aller Kraft ſo unendlich erhöhter Antriebe zu neuer Begeiſterung erheben. Gleich bei den erſten Nachrichten von dem Emporſtreben Griechenlands glühte der heilige Dichterfunken in dieſem edlen Herzen zu neuen Flammen auf; zwei ſchöne Gedichte: „Zuruf an Griechenland“ und „den Zaudernden“ gaben ſchon im Jahre 1821 von den Empfindungen und Geſinnungen Zeugniß, welche in Deutſchland nie ausſterben, und, wenn die Männer ſie verläugnen mußten, ihre letzte Zuflucht noch in Gefühl und That edler Frauen fanden! Dieſe Gedichte, welchen ſich aus den nachfolgenden Jahren Klagelieder über das Unglück von Chios und den frühzeitigen Tod Lord Byron's anreihen, empfingen nach einer düſtern Zwiſchenzeit gleichſam neues Leben durch die unerwartet von Berlin über ganz Deutſchland und andre Gegenden des Nordens und Südens ausgegangene Begeiſterung und Thätigkeit, die unter erlaubter, ausgebreiteter Form, jedem menſchenfreundlichen frommen Antheil, jeder guten Geſinnung und Denkart offne und ſichre Bahn des ſegenvollen Wirkens gegeben hat. Dieſe wärmende Frühlingsſonne für ſo viele bisher trauernde Empfindungen hat unſerer verehrten Dichterin neue herrliche Geſänge gebracht, welche zwar, leider! auch neue Thränen und neuen Schmerzensruf tragen müſſen, aber im Ganzen ein Ruf des Muthes, der Kraft, der Hoffnung ſeyn dürfen; ja, ſchon durch ſich ſelbſt, dem Verfügen der Geberin gemäß, eine ſchöne That ſind. Der Ertrag der kleinen Sammlung iſt für die Griechen beſtimmt; möge der gute Zweck reichlich wuchern, und ein glänzender Erfolg die Verfaſſerin mit doppelter Freude auf ihr Werk ſchauen laſſen! Der Gedichte ſind zwölf. Von ihrem dichteriſchen Werthe zu ſprechen, iſt hier eigentlich überflüſſig, doch können wir uns einige Worte darüber nicht verſagen. Niemals hat die gefeierte Dichterin ihr herrliches Talent ſchöner bewährt. Der ganze Charakter dieſer Lieder iſt Wahrheit, herzinnige, geiſthelle Wahrheit, wie ein tief durchdrungenes Gemüth ſie empfindet, ein klar ſchauender Geiſt ſie einſieht, ein geweihter Mund ſie ausſpricht. Hier iſt keine Spur von jenen untreuen Beimiſchungen, welche ſo leicht auch das Beſte entſtellen, indem ſie daſſelbe durch Mitaufnahme ſonſt ſchon beliebter und gemeingültiger Vorſtellungen klug zu färben ſuchen; nein, Alles iſt ernſt, rein und echt, der gottgegebenen Empfindung würdig. In ſofern ſie vorzugsweiſe den deutſchen Charakter ausſprechen, gereichen dieſe Lieder dem ganzen Vaterlande zur Ehre, und wir dürfen ſie fremden Nationen mit Stolz entgegen halten, als den Ausdruck deſſen, was Deutſchland fühlt und ſagt. Um von der Schönheit der Darſtellung, der Bilder und Wendungen zu ſprechen, müßten wir ganze Seiten einzelner Stellen abſchreiben, die zum Beleg unſeres Urtheils zu dienen hätten, und doch nur als Einzelheiten denjenigen Schönheit entbehrten, die ihnen noch beſonders im Zuſammenhange eigen iſt. Außer den ſchon namentlich angeführten Liedern müſſen wir aber noch die beiden an H..... und an Wilhelm Müller nennen, wegen des unvergleichlich individuellen Ausdrucks in beiden. Ihre Klage, daß die deutſchen Dichter bei dem großen Gegenſtande dumpf ſchwei-

gen, „geſchreckt von ſchnödem Hohn", daß jedoch Schiller nicht geſchwiegen hätte, noch ſelbſt Körner, jetzt aber nur an der Seine Strande ſich Lied und Rede kühn und frei erheben, im „ernſtgewordenen Lande", ſchließt mit den Zeilen, in die wir aus vollem Herzen einſtimmen:

„O daß ſie nicht verklängen,
Die Töne, ſonder Spur! —
Braucht's doch in Felſengängen,
Den harten Stein zu ſprengen,
Oft einen Tropfen nur." —

E.

1826. No. XV.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben:

Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien.

Von einem Deutſchen, der in engliſchen Dienſten ſtand.

Inhalt: Abreiſe aus Sicilien. — Euböa und ſeine Inſeln. — Attika. — Morea. — Maina und die Mainotten. — Böotien. — Phozis. — Doris. — Das Land der epienemidiſchen und opuntiſchen Locrer. — Aetolien. — Die ozoliſchen Locrer. — Das Land der Athamanen. — Delphi. — Der Parnaß. — Die Ruinen von Tithorea. — Thermopylä. — Theſſalien und ſeine Bewohner. — Das Thal und die Schlucht von Tempe. — Die Albaneſen und ihr Land. — Ueber die Neugriechen im Allgemeinen.

Bei den jetzigen wichtigen Ereigniſſen in Griechenland iſt eine genaue Kenntniß des Landes und ſeiner Bewohner nothwendig. Wer ſich dieſe Kenntniß auf unterhaltende Weiſe verſchaffen will, dem empfehlen wir obengenanntes Original-Werk. Der Verfaſſer ſchildert die neuerdings wieder ſo wichtig gewordenen Localitäten ungemein anſchaulich und charakteriſirt die verſchiedenen Bewohner ſo, daß wir ſeiner Auffaßungsgabe zutrauen dürfen, er habe nur Wahrheit berichtet, wie dies auch die Einfachheit des Vortrags unzweifelhaft macht. Im Allgemeinen wird dieſes Werk Jedem, der ſich für die Zeitgeſchichte intereſſirt — und welcher Gebildete thäte dies nicht? — willkommen ſeyn; beſonders aber werden auch der Geſchichts- und Alterthumsforſcher, Geograph und Militair ihren eigenthümlichen Antheil und manchen nutzbaren Aufſchluß bei der Lektüre finden.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Walter Scott.

Die zahlreichen Subſcribenten unſerer wohlfeilen Taſchenausgabe der deutſchen Ueberſetzung von Walter Scott's Romanen benachrichtigen wir, daß die zweite Lieferung oder der 17. bis 33. Theil im Laufe dieſes Monats ausgegeben wird. Dieſe 17 Theile, das Herz Mid Lothians, das Kloſter, den Abt und Waverley enthaltend, koſten 2 Thlr. 20 Ggr. oder 5 Fl. 6 Kr.

Die dritte Lieferung, in 12 Theilen, wird zu Michael d. J. verſandt, und ſämmtliche ſechs Lieferungen, welche (mit Einſchluß des kürzlich herausgekommenen neueſten Romans „Woodſtock") 69 Theile ausmachen, und die bis jetzt erſchienenen Romane W. Scotts ganz vollſtändig enthalten, werden bis Ende des nächſten Jahres beſtimmt abgeliefert.

In allen Buchhandlungen iſt ein Probebändchen unſerer Ausgabe einzuſehen, worauf wir die Beſitzer anderer Taſchenausgaben dieſer Werke, denen es mit dem Erſcheinen derſelben zu langſam gehen möchte, und welche nicht allein Wohlfeilheit, ſondern auch Eleganz und Gediegenheit berückſichtigen, vorzüglich aufmerkſam machen. Ob unſere Ausgabe dieſe Eigenſchaften beſitzt, überlaſſen wir jedem, nach An- und Durchſicht des Probebändchens, ſelbſt zu beurtheilen. —

Die erſten beiden Lieferungen ſind noch bis Ende Juli zu 4 Groſchen oder 18 Kreuzer pr. Bändchen, alſo ſämmtliche 33 Theile für 5 Thlr. 12 Ggr. oder 9 Fl. 54 Kr. zu erhalten. Mit dem 1. Auguſt tritt der um das Doppelte erhöhte Preis ein. Die Lieferungen werden roh ausgegeben, und muß jede derſelben vollſtändig genommen werden.

Einzelne Romane werden bloß von der Ausgabe mit Kupfern, zu 9 Ggr. oder 40½ Kr pr. Bändchen, abgelaſſen.

In Betreff des von uns im März angekündigten

Leben Napoleons von W. Scott

berufen wir uns auf die in Nr. 55 (d. 24. Febr.) der Allgemeinen Zeitung abgedruckte Nachricht, welche wörtlich lautet: „Der erſte Band der Biographie des Kaiſers Napoleon, geſchrieben von dem großen Unbekannten (Walter Scott) iſt bereits in London erſchienen: das ganze Werk, fünf Bände in Oktav, wird im Monat Auguſt vollendet ſeyn." — An der Wahrheit dieſer Nachricht um ſo weniger zweifelnd, weil derſelben eine frühere Ankündigung dieſes Werks von zwei Danziger Buchhandlungen voraus gegangen war, verſprachen wir die erſten Bändchen davon im Juni d. J. zu liefern, und würden unſer Verſprechen pünktlich erfüllt haben, wenn die oben angeführte Nachricht gegründet geweſen wäre. Wir haben aber ſpäter aus zuverläſſiger Quelle erfahren, daß von dieſem Werke noch nichts erſchienen iſt, und auch noch nicht genau beſtimmt werden kann, wann es heraus kommen wird.

Die darauf eingegangenen ſehr anſehnlichen Beſtellungen ſind indeſſen notirt, und werden die von uns

Digitized by Google

angezeigten drei verſchiedenen Ausgaben ziemlich gleichzeitig mit dem engl. Original erſcheinen.

Zwickau, den 1. Juni 1826.

Gebrüder Schumann.

Taſchenausgabe

einer

Sammlung auserleſener Werke

der neuern und ältern franzöſiſchen Litteratur.

Erſte Serie,

aus 80 bis 100 Bändchen in Sedez (jedes von 130 Seiten) beſtehend, und herausgegeben unter der Leitung

des

Herrn Abbee-Mozin,

Verfaſſer zweier Wörterbücher, und vieler geſchätzten, zum Studium der deutſchen und franzöſiſchen Sprache beſtimmten Werke,

und des

Herrn Carl Courtin,

Großherz. Badiſcher, öffentlicher Lehrer der Handlungswiſſenſchaften, Redakteur des, zu Stuttgart in franzöſiſcher Sprache erſcheinenden Journal universel, politique et littéraire, etc.

Subſcriptionspreis: 12 Kreuzer das Bändchen.

In einer Zeit, die man wohl das Jahrhundert der geiſtigen Ausbildung nennen kann, wo nicht allein die Erzeugniſſe unſerer vaterländiſchen Schriftſteller allgemeine Anerkennung finden, ſondern auch die Werke der Autoren des Auslandes der regſten Theilnahme ſich erfreuen, wo man von allen Seiten neue Auflagen der beſten deutſchen, oder aus fremden Sprachen überſetzten Werke ankündigt, und zwar in ſo wohlfeilen Taſchenausgaben, daß ſogar die wenigſt-bemittelten Klaſſen von Leſern ſich ſolche anſchaffen können, — in einer ſolchen Zeit glauben wir, daß es den Freunden der franzöſiſchen Litteratur nicht minder angenehm ſeyn wird, in der Urſprache eine Auswahl intereſſanter Werke zu beſitzen, die nach und nach eine eben ſo mannigfaltige als beiſpiellos wohlfeile Taſchenbibliothek bilden. Dieſe Gründe haben uns bewogen, in demſelben Formate wie unſere, ſo beliebte Taſchenausgabe der, in's Deutſche überſetzten Walter Scott'ſchen Werke, gedachte Sammlung herauszugeben. Die Namen der beiden vorerwähnten Litteratoren verbürgen den H. H. Subſcribenten zur Genüge die Correctheit und Pünktlichkeit der Ausgabe. — Die erſte Serie dieſer Sammlung wird nachſtehende Werke enthalten:

1) Don Alonzo, ou l'Espagne, par Salvandy. 2) Histoire de la grande armée, par le Comte de Ségur. 3) Histoire de la révolution française, par Mignet. 4) Oeuvres de Béranger. 5) Mémoire sur la vie privée de Marie-Antoinette, Reine de France, par Madame Campan. 6) Ourika, roman, par Mde. de D.... 7) Oeuvres complètes de Casimir de Lavigne. 8) Histoire de la République de Venise par le Comte de Daru. 9) Oeuvres d'Alphonse de Lamartine.

Vom 1. Auguſt dieſes Jahres an erſcheinen monatlich drei Bändchen. Der äußerſt geringe Subſcriptionspreis für das brochirte Bändchen iſt 12 Kreuzer (rheiniſch). Man kann ſich daher mit der unbedeutenden, monatlichen Ausgabe von 36 Kreuzern innerhalb 2¾ Jahren die ganze Sammlung anſchaffen, welche auf gewöhnlichem Wege wenigſtens 100 Gulden koſten würde. Die Subſcription bleibt bis Ende Auguſt d. J. offen; alsdann tritt der Ladenpreis von 20 Kreuzern für das Bändchen ein.

Alle Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz und der Niederlande nehmen Subſcriptionen an. — Subſcribentenſammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te unentgeldlich, und belieben ſich deshalb an uns zu wenden. Ausführliche Anzeigen ſind bei ſämmtlichen Buchhandlungen gratis zu haben.

Wir empfehlen dem Publikum bei dieſem Veranlaß das von uns verlegte Journal universel. Dieſes, ſeit dem 1. Januar (in franzöſiſcher Sprache) täglich erſcheinende, politiſch-litterariſche Blatt, zeichnet ſich eben ſo ſehr durch partheiloſe Freimüthigkeit aus, als durch ſchnelle Mittheilung aller erheblichen Neuigkeiten. Man kann ſich bei ſämmtlichen löblichen Poſtämtern darauf abonniren; der halbjährige Preis iſt 6 Fl. oder 13 Franken.

Stuttgart, im März 1826.

Gebrüder Franckh, Buchhändler.

Anzeige.

Der Druck von

W. Gerhard's Gedichten, 2 Bände,

in ſauber cartonirtem Einbande

auf feinem weißem Druckpapier 3 Thlr.

auf geglättetem Schweizerpapier 4 Thlr. 12 Gr.

iſt bis zur Hälfte des zweiten Bandes vorgerückt und dürften die Exemplare an die resp. Subſcribenten bis Mitte Juli abgeliefert werden.

Die Subſcription bleibt bis zum Tage der Verſendung des Ganzen offen und werden die Freunde des Dichters hiemit wiederholend eingeladen, an ihr Theil zu nehmen.

Uebrigens wird dieſe Gedichteſammlung nach ihrem Erſcheinen am beſten für ſich ſelbſt ſprechen, und ich halte deshalb eine Würdigung ihres innern Gehaltes, wie ihrer äußeren Ausſtattung, für überflüſſig.

Johann Ambr. Barth in Leipzig.

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Seltſame Leiden

eines

Theater-Direktors.

Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callot's Manier.

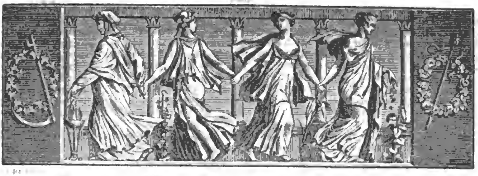
(E. T. A. Hoffmann.)

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Berlin, 1826. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 5. Juli. 106tes Blatt.

Legende von den neun Vögelein.

Mitgetheilt von Ernſt Mohrhardt.

Vor Zeiten lebte eine große Fürſtin, von der Natur mit wunderſamer Schönheit ausgeſtattet, doch war ihr Herz grauſam und blutdürſtig. Oft ſchaute ſie aus dem Fenſter auf den Marktplatz herab; wenn dann ein ſchöner Jüngling vorüber ging, rief ſie ihn herauf, ihm ſagend, wenn er ihr mit treuer Minne dienſtbar ſey, wolle ſie ihn zum Fürſten des Landes und zu ihrem Gemahl erheben. Da ſank der Jüngling, trunken von ihren Reizen und ſo hohem Glück, zu ihren Füßen, und ſchwur, ihr dienſtbar und leibeigen zu ſeyn; wenn ſie aber ſeiner Liebe ſatt war, befahl ſie ihm aus ihrem Gemach über eine Gallerie des Schloſſes zu gehen, die war alſo eingerichtet, daß, wie ſie an einer Schnur zog, das Brett mit ihm einbrach, und er in einen ſchwarzen See von ungeheurer Tiefe fiel, und, darin zu Grunde gehend, noch das Lachen des falſchen Weibes unter den ſchäumenden Wellen vernahm.

Schon waren neun blühende Jünglinge den grauſen Weg aus ihrem Schlafgemache über den Todesſteg gewandelt, und noch war ihr die Zahl zu klein; darum ſuchte ſie auch den zehnten mit falſchen Liebesworten zu berücken, doch dieſer war ein hochgelehrter Student, der durch ein kunſtvolles Augenglas in ihrem ſchwarzen Herzen zu leſen verſtand, und er warb nur um der Fürſtin Gunſt, damit er ihre Tücke zu Schanden mache. Die Fürſtin war von ſeinem jugendlichen Reiz alſo entbrannt, daß ſie ihm mit noch ſüßeren Bitten ihre Liebe und Krone antrug: er aber entgegnete: „Laßt ab von mir, hohe Frau! ich ſehe neun Jünglinge dort in den Lüften ſchweben, die warnen mich vor Deiner Umarmung; unter mir brauſet ein Waſſer, und Dein Ehebett kommt mir vor wie ein gebrechliches Schiff, das will umſchlagen, und mich zu jenen in die Tiefe des See's betten.“ — Die Fürſtin wollte ihn durch ihre zärtlichſten Liebkoſungen beſchwichtigen; aber der Jüngling fuhr mit erhöhter Stimme fort: „Du führſt falſche Segel, o ſchwarze Mörderin! und glaubſt, ich ſoll der zehnte ſeyn, den Du in den Wellen tödteſt.“

Da entbrannte die Fürſtin in wildem Grimm, ließ ihm Hände und Füße binden, und befahl ihren Knechten, ihn in dem tiefen See zu ertränken: er aber blickte gelaſſen und ruhig auf ſie, denn er wußte ſich wohl berathen, und als ſie ihn aufhoben und hinab ſtürzten, hielt er ſich kunſtreich auf dem Waſſer aufrecht, wie ein Federbolzen, trat luſtig die Wellen und lächelte zu der böſen Fürſtin hinauf, welche in ſteigender Wuth dem ihre Hand und das Reich zuſagte, der ihren Feind tödten würde. — Alle Knechte griffen nach ihren Armbrüſten und neun Pfeile ziſchten nach ſeinem Herzen; aber ſiehe! ſie verwandelten ſich auf dem Wege in Vöglein, und flatterten fröhlich um ſein Haupt. — „O, wärſt Du hier“, rief die Fürſtin, mit halb erſtickter Stimme, „ich wollte Deine Kunſt zerſtören!“ — „Frau Fürſtin!“ entgegnete der weiſe Jüngling, „ich bin gekommen, für neun Jünglinge Rache an Euch zu nehmen, und ſiehe! neun Vöglein, aus Pfeilen geboren, umzwitſchern mich — nun ſteht mir der Sinn nach

Digitized by Google

einem Walde, worin ich Euer Vogelſteller bin, und ſo viel ich ihrer fange, will ich ſie von Euch ſingen lehren.“ — Und aus dem Waſſer ſchwang er ſich zum hohen Bergwald, daß Alles ihm verwundert nachſchaute; aber die Fürſtin wurde bleich wie ein Todter.

Der Jüngling ſetzte ſich in die grüne Au, und brauchte keine Liſt, die Vögelein zu fangen, die ihm mit großen Freuden zuflogen; da ſchwang er ſich mit der lauten Vögelſchaar in die blaue Luft, und nachdem er ſich auf eines Thurmes Zinne nieder gelaſſen, band er jedem ſeiner geflügelten Boten ein Brieflein in den Schnabel, darin ſtand geſchrieben: „Neun Jünglingen gab die Fürſtin den Wellentod zum Minneſold!“ Die flogen durch Stadt und Land, und ließen ſich leichtlich fangen, ſo daß dieſes böſen Weibes Schmach ihrem ganzen Volke offenbar wurde; aber ein Vogel war vor allen mit bunter Federpracht geſchmückt, der flatterte um der Fürſtin Haupt herum, bis ſie voller Luſt nach ihm griff; da ſetzte er ſich auf ihr Haupt, ließ die bittere Anklage auf ihren Buſen fallen und flog unaufhaltſam davon. Sie zerriß das Blatt mit ihrem Munde und rang unaufhörlich die Hände, daß ihre Schuld nun an den Tag gekommen war. Der Künſtler trat als ihr Ankläger vor die Richter, und wie er zu der Fürſtin geführt wurde, ſprach er: „Frau Fürſtin! wiſſe, daß ich Albertus heiße, Magnus und von der Kirche auch Sanctus zugenannt, und an mir ſind Deine böſen Künſte all geſcheitert, denn Du konnteſt mich weder durch Deine Liede bethören, noch im See ertränken laſſen.“

„Weh mir!“ ſchrie die Fürſtin, „daß ich geboren bin!“ und verfiel in die heftigſte Verzweiflung; doch Albertus ſprach ihr zu, daß ſie ſich wieder faßte, dann wußte er mit frommen Reden Reu' und Leid in ihrem Gemüth zu erwecken, daß ſie allen köſtlichen Schmuck ablegte, ihr fürſtliches Gewand zerriß, und in einen frommen Orden trat; hierauf lehrte er ſie in der Beichte die Verſöhnung des Himmels für ihre ſchwere Schuld erwerben, und während ſie achtzehn Jahre hindurch in ſtrenger Buße auf ihrer Zelle ſaß, kamen täglich neun Vögelein an ihr Fenſter, gar klägliche Weiſen zu ſingen, denen ſtreute ſie unter bittern Schmerzensthränen ihr Futter, und als die Zeit vorüber war, hatten ſie ſich in helle geflügelte Engel verwandelt, die führten die gereinigte Büßerin in das Himmelreich.

Drei Gloſſen.

I. Bei dem Mangel an guten Luſtſpielen wäre manchem eifrigen Theaterfreunde, der nicht ſo phlegmatiſchen Geiſtes iſt, in der jetzigen Oper- und Prunkſucht den Vortheil, nicht denken zu dürfen, als eine edle Gabe der Zeit zu betrachten, nicht ſo abgelebt, um mit einem der Charaktere des Sophokles zu ſagen: „Fühlloſer Stumpfſinn iſt des Daſeyns Würze!“ der Wahn des Yreas zu wünſchen. Der gute Mann, übrigens mit ehrenwerthen Eigenſchaften begabt, bildete ſich ein, er ſey immerwährend im Schauſpielhauſe und ihm zu Gefallen würden die ſchönſten Luſtſpiele aufgeführt. Er wurde endlich von dieſer fixen Idee befreit, doch wollte er nun, da er um ſein ſchönſtes Vergnügen geprellt war, ſeine Aerzte vor Gericht ziehen. — Wir haben auch ſolche Aerzte, nämlich die Schauſpiel-Direktoren, die das Luſtſpiel unſern Sinnen immer mehr entrücken, weil ſie auf ihren Etats keine Rubrik haben, die daran mahnt, daß es nothwendig ſey, die Dichter nicht zu verſcheuchen, ſie nicht hungern zu laſſen. Wenn aber ſolche Leute ſich trotz dem nicht ſcheuen, davon zu reden, daß es keine Theater-Dichter gäbe, ſo iſt dies wirklich eine Naivetät, bei der man wahrnehmen muß, daß ſie die Würze des Lebens, nämlich den Stumpfſinn, im höchſten Grade benutzen.

II. Der Trieb zum Beſſern oder zum Gemeinen zeigt ſich beſonders in der Wahl deſſen, was der Menſch ſeinem Geiſte dietet, und das ſicherſte Urtheil über ihn ergiebt ſich aus dem, was er lieſet, was ihm im Theater u. ſ. w. am beſten gefällt. Demnach ſollte Jeder ſchon aus dem Grunde, nicht vor Andern in ſeiner Erbärmlichkeit zu erſcheinen, hierin eine ſtrenge Wahl zeigen, oder wenigſtens — um dem Zeitgeiſt, der das verborgene Schlechte lieber hat, als das offenbare Gute, genug zu thun — ſeinen ſchlechten Geſchmack mit kluger Heimlichkeit bedecken. Da würde man z. B. einige neuere Geburten der Zeit, die durch nichts als den pasquillantiſchen Auſtrich locken, nur bei verſchloſſenen Thüren leſen, um es die Andern nicht wiſſen zu laſſen, daß man zum Leſepöbel gehört. Jetzt aber, in dieſer Zeit der Falliſſements, iſt ein moraliſcher Bankerott der geringſte und der ſittliche Werth hat keinen Cours. Nur für die Frechheit blüht auf dem literariſchen Felde ein golddringender Waizen, und nur der Läſterer ſitzt in preishaltiger Wolle, ſo daß man den goldſuchenden Literatoren keinen beſſern Rath geben könnte, als den:

„Halte mit niedrer Gewalt
Schändlich die Muſe gebunden;
Für das Gemeine haſt bald
Du die Gemeine gefunden!“

III. Das Vorleſen unſerer beſten Dichtungen hat in neuerer Zeit ſich ausgebildet und ein Theil des Publikums zeigt Theilnahme dafür. Möge es keinem Vorleſer ſo ergehen, wie jenem, der ein Gedicht des Philoxenus vortrug. Dieſer fand durch den Vorleſer ſein Werk entſtellt, und da derſelbe eine Ziegelbrennerei beſaß, ſo zerſchlug er ihm die vorräthigen Ziegelſteine, indem er ſagte: Ich gehe mit dem Deinigen um, wie Du es mit dem Meinigen thateſt! — Eine eigene Art

Digitized by Google

von Kritik! — aber doch immer noch erträglicher, als die, welche, oft ohne andern Grund, als den der Animoſität, jetzt zuweilen den Schauſpielern, Schauſpielerinnen, oder auch den Schriftſtellern die bitterſten Ehrenkränkungen zufügt. Gewiß würde Mancher lieber an ſeinem irdiſchen Gute eine Verletzung zulaſſen, als die Unwürdigkeiten ertragen, die jetzt oft den lauten Markt ergötzen ſollen. In einer ſüddeutſchen Reſidenz ſoll einmal der Fall vorgekommen ſeyn, daß ein Dichter, als in ſeinem Stücke ein Schauſpieler ſchlecht geſpielt hatte, dieſem die Fenſter ſeines Landhauſes zerſchlug; ſollte dergleichen Kritik Mode werden, müßte freilich die Polizei dafür ſorgen, daß jeder Schauſpieler, jede Schauſpielerin ein reelles Beſitzthum hätte — denn die Kunſt gilt eben nur dann als ſolches, wenn ſie durch Protektoren ſich zu Prätenſionen erheben darf.

Franz Porta.

Aus alten Chroniken.

Im Jahr 1697 tödtete ein Soldat zu Hameln ſeinen Wirth, und ward zum Köpfen verurtheilt. Er kniete nieder, aber der Nachrichter trifft ſo ſchlecht, daß nur ein Stück vom Kopfe, wie zwei Reichsthaler groß, weggehauen ward. Der arme Sünder benutzt das allgemeine Erſtaunen, ſpringt auf, verbirgt ſich unter die Miliz und ruft: „Ich habe mein Recht wohl ausgeſtanden!“ Man brachte ihn wieder in's Stockhaus; er ward geheilt und vom Herzog von Hannover begnadigt. — Eben ſo ward im Jahr 1681 zu Stockholm eine Frau, doppelten Ehebruchs wegen, zum Beil verurtheilt, aber der Schlag ſprang von ihrem Hals, gleich wie von einem Ambos, zurück. Nur ein rother Striemen war zu ſehen, der auch ſpäter aufſchwoll. Das Beil ward geprüft, und für völlig ſcharf befunden, ſie aber begnadigt.

Im Jahr 1682 empörten ſich zu Soetimoer in Holland die Weiber gegen das Regiment ihrer Männer, nahmen ein Fähnlein und eine Trommel, waffneten ſich mit Beſenſtielen, Feuerzangen, Spaden, Harken u. ſ. w. und rückten vor das Haus der Stadt-Aelteſten Da war aber die Miliz ſchon von hinten gekommen, umzingelte den Haufen und nahm Alle gefangen. Die Anführerinnen wurden öffentlich ausgepeitſcht, worüber die Andern ſich ſo geſchämt, daß ſie ſich künftig ruhig verhielten.

Im Jahr 1684 war es, daß ſich auf der Leipziger Michaelis-Meſſe mehrere Kaufleute einfanden, welche etliche Fäſſer gedörrter Türkenköpfe unterſchiedlicher Art und Geſtalt, von abſcheulichen Geſichtern, ſeltſamen Bärten und vielerlei Haaren, kurz oder lang geſchoren, zum Verkauf ausboten. Je nachdem ſie ſchön geſtaltet und ihre Geſichter recht arg zerhauen, verkauften ſie dieſelben, das Stück zu 4, 6, 8 und mehr Thaler, und ſie ſind nach Spanien, England, Holland, Frankreich, Schweden und Dänemark geſendet worden.

Im Jahr 1685 ward zu Rotterdam ein Kind geboren, das gleich am erſten Tage ſtehen konnte und ſo groß wie eins von vier Monaten war. Nach einem Monat konnte es gehen, und die Mutter zeigte es in Leyden für Geld.

Das erſte Mal, wo von einer öffentlichen Unterſuchung und Anerkenntniß der Asbeſt-Leinwand die Rede war, iſt das Jahr 1686, wo ein engliſcher Kaufmann ein Stück von einem chineſiſchen Mandarin zum Geſchenk erhalten hatte. Er zeigte es der gelehrten Geſellſchaft in London; die Leinwand ward in's Feuer gelegt, wo ſie glühend roth ward, aber, obgleich man Oel darauf goß, nicht verbrennen wollte. Bei dem Herausnehmen war ſie weißer und um 2 Quentchen 5 Gran leichter geworden, da ſie vorher 6 Quentchen 12 Gran wog. Das Hinweggebrannte iſt wahrſcheinlich der Staub oder Schmutz geweſen, der ſich in die Leinwand geſetzt hatte.

v. S.

Einfälle.

Die Ehe ſtellt die vier Zeitalter in umgekehrter Ordnung auf. Erſt irden, am Polter-Abend; bald eiſern, ein Joch für Eines oder für Beide; dann ſilbern, nach 25 Jahren; endlich golden, nach 50 Jahren.

A. Da ich arm bin, ſo bitte ich unterthänigſt um Geld, ſtatt eines Ordens. B. Da ich der Allerhöchſt-Aermſte bin, ſo gebe ich Ihnen einen Orden, ſtatt Geldes.

Wer lebt vom Eſſen, und verhungert, wenn er allein ißt? — Der Speiſewirth.

Die ſitzende Lebensart iſt dem Menſchen nirgends ſo wenig zuträglich, als — auf den Feſtungen.

Welcher Acker trägt am wenigſten und wird am meiſten gedüngt? — Der Gottesacker.

Der Plagiarius ſollte den Mond im Wappen führen; beide erborgen ihr Licht.

Ehletas.

Amor's Grabſchrift.

Amor liegt in dieſem Grabe!
Wie, es ſtarb der Götterknabe?
Ja; ein Gott hat ihn vergiftet:
Plutus, der jetzt Ehen ſtiftet.

E. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Mit dem Staube auf der Charlottenburger Chauſſee hat es nun wahrſcheinlich ein Ende, und ein ſinniger Vorſchlag, den ich eben öffentlich kund zu geben gedachte, wird nun nicht mehr nöthig ſeyn. Ich wollte nämlich veranlaſſen, daß ſämmtliche Dichter Berlins ſich vereinen und ein Bändchen Verſe herausgeben ſollten, zum Beſten der Waſſerſtröme, die jetzt nachdrücklich dazu wirken, daß von beſagter Erdſtrecke ſich

nicht ſo viele Vagabonden-Theilchen in die Lüfte erheben, oder den Fahrenden und Gehenden ſämmtliche Farben der Carnation und der Schneider- und Putzmacher-Werke in Grau verwandeln. Mit den Verſen ſelbſt hatten wir freilich den Staub nicht gedämpft; dieſe ſind — beſonders die Gelegenheits-Gedichte — oft auch nur Staub, den man Halbblinden in die Augen ſtreut, und Gleiches geſellt ſich wohl Gleichem, aber eines wird das andere nicht vertreiben. Das Geld, welches etwa für jenes Büchlein einkäme, wollt' ich zu Waſſer machen, eine Verwandlung, die heut zu Tage ziemlich gewöhnlich iſt. Indeß, wie geſagt, es wird nicht mehr nöthig ſeyn, weil die Unterzeichnungen die lobenswerthe Sache ſicherſt in Gang gebracht haben; ſollte ſie jemals wieder ſtocken, dann iſt's immer noch Zeit, daß wir Poeten — ich ſelbſt will natürlich auch meine Reim-Abgabe beiſteuern — das Waſſer in weitere Bewegung bringen. Eigentlich hat mein Vorſchlag zugleich ſeinen Grund im Mitleid für die Griechen; welch eine Menge ſchlechter Gedichte, die auf Koſten dieſes Mitleids in die Welt gefördert werden! Was ich für die Griechen wünſche, weiß ich; Reimſüße thun's aber nicht! — Es mögen auch kräftige Männer als Dichter ihnen nutzen, aber wer Vers-Tand für Verſtand hält, der mag zu Hauſe bleiben; ſchlechte poetiſche Bagage taugt da am allerwenigſten und möchte eher zweckdienlich ſeyn, die Wege beſſer zu machen, wär's auch nur, weil man Verſtern ſo den Weg beſſer weiſen könnte. — Weil ich einmal auf der Charlottenburger Chauſſee bin, ſoll mich die Erinnerung auch in's franzöſiſche Theater nach Charlottenburg, in das ehemalige Lützenburg (ſo hieß der Ort, nach Hübner's Zeitungs-Lexikon, vor einem Jahrhundert, bevor ihm die erſte Königin Preußens die Wiedertaufe gab) führen, damit auch davon im „Geſellſchafter" die Rede ſey. Ich ſah „l'Ecole des Vieillards, par Delavigne". Wenn man das Original betrachtet, verſchwindet die Aehnlichkeit mit Kotzebue's „Stricknadeln" ſehr. Der deutſche Bearbeiter ſcheint ſo Manches hinein geſtickt zu haben, was dieſe Aehnlichkeit befördert, und daran hat er nicht wohl gethan; er iſt zu ſehr in's Abnehmen gerathen. Das Stück hat feine Charakteriſtik, eine etwas langſame aber doch gut gehaltene Intrigue und in der geiſtvollen Benutzung der Sprache iſt ſo mancher Witz offen und verſteckt dargelegt, der freilich ſelbſt einen ungewöhnlichen Ueberſetzer hier und da in Verlegenheit bringen könnte. Breite iſt zwar auch merklich, aber doch eine ſüdliche, mithin eine ſolche, die wenigſtens an das Gebiet der Poeſie grenzt; für franzöſiſche Verſe darf man die von Delavigne muſterhaft nennen. Unter den Schauſpielern that ſich Mr. Durmissel („Danville") hervor — das ſagt aber bei einem franzöſiſchen Schauſpieler etwas anderes, als bei einem deutſchen. Jener thut ſich im Zuſammenſpiel hervor, d. h. er zeigt ſich feſter, ſicherer in dem allgemeinen Streben zum Ziele. Der deutſche Schauſpieler — und wir ſprechen ſelbſt von dem vorzüglichen — hat auf ein tüchtiges Zuſammenſpiel noch gar nicht zu rechnen; er thut ſich demnach hervor, indem er die Andern zu verdrängen ſucht. Ich glaube recht gern, daß die Truppe, die in Charlottenburg ſpielt, an großen Talenten Mangel hat, aber an genügiger Geſchicklichkeit fehlt es ihr nicht. Selbſt da, wo die Natur geſagt hat: bis hieher und nicht weiter! (wir deuten damit beſonders auf Schauſpielerinnen und die Partie, von der ſie nicht gern reden hören: das zudringliche Alter) führt ſie der Takt und ihre Verſtändigkeit noch ein Stück Weges fort; auch den vertrockneten Blüthen ſieht man's an, wenn ſie künſtleriſch getrocknet ſind: das Herbarium vivum ſchmücken ſie noch immer. — Die aus ſehr mittelmäßigem Geiſte hervorgegangene Poſſe: „Werther ou les égaremens d'un coeur sensible, par Duval" zeigte, daß dieſe Comédiennes auch etwas mehr Humor aufbringen, als im Kreiſe der ſogenannten guten Geſellſchaft überhaupt und nach ihrem Vorbilde auch in den Theater-Copieen erlaubt iſt. Mr. Hervet, der den berühmten Goetheſchen Verliebten parodirt, beluſtigte ſehr, und die Scenen, wo das alte ſchmachtvoll-ſchmachtvolle Liebespaar die abgetragenen Gefühle der Lachluſt als Delicateſſen hinwirft, verfehlten ihre Wirkung nicht. — Mlle. Fusil, die jüngſte Actrice der Truppe (17 Jahr alt), intereſſirt durch ein hübſches Aeußere, durch Talent und nächſtdem auch, weil ſie ein Findelkind iſt, das Mad. Fusil adoptirte. — Bis jetzt waren die Vorſtellungen ziemlich beſucht, begreiflich aber die obern Regionen des Schauſpielhauſes meiſt leer; denn obwohl die franzöſiſche Sprache ſich auch in dem Mittelſtande heimiſch machte, bis zum Paradieſe iſt ſie noch nicht gedrungen. Ein Paar Mal ließ auch der König an das Bataillon der Neufchateller Billets vertheilen, die ſich doppelt freuten: an der Güte ihres Monarchen und dem Schauſpiel in der Sprache ihrer Heimath. — Grillparzer hat ſeine Trilogie von Jaſon und Medea in eine Tragödie zuſammen gezogen; dieſe wird nun bei der Königlichen Bühne einſtudirt, da Mad. Schröder die „Medea" als Gaſtrolle ſpielen will. E—w.

— In Lichtenberg, auf dem Beſitzthum eines der hieſigen Profeſſoren, fanden Arbeiter bei dem Umgraben eine Marmor-Statue, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch; der Kopf ſcheint der eines Jupiter, das Coſtüm erinnert aber an die römiſche Kaiſertracht. Mehrere Kenner ſind beſchäftigt geweſen, das Nähere über dieſen Fund zu ergründen, und werden die Reſultate ihrer Unterſuchung hoffentlich bald anzeigen. Der Eigenthümer dieſer Statue ſandte ſie dem Könige zum Geſchenk, der ſie dem Muſeum übermachte. Schon früher ſind mehrere Alterthümer in Lichtenberg gefunden worden. Jene Statue iſt gezeichnet und in Steindruck erſchienen. — Im Königsſtädter Theater erwartet man nächſtens zwei Opern, eine neue: „Die Rolandsknappen", von Dorn; ferner: „Der Wildfang" (?). — Demoiſ. Cath. Ennicke wird das Königsſtädtiſche Theater und Berlin verlaſſen (?), weil man ihr nicht 1500 Thlr., ſondern nur — auch ſchon ein hübſches Sümmchen — 1200 Thlr. Gage geben wollte (?). — Hr. Angely gaſtirt in Hamburg mit vielem Beifall. — Auf der Königlichen Bühne wird (im Auguſt) Hr. Marr, aus Hannover, Gaſtrollen geben. Die dortigen Recenſenten, die übrigens die neueſte Lobpoſaune mit Virtuoſität handhaben, machen viel Worte zu ſeinem Ruhme. Er ſoll Intriguants und Conſorten meiſterhaft und noch in voller Kraft ſpielen. — Zum Schluß wage ich öffentlich aus zu ſprechen, was ſchon in Privat-Kreiſen vielfach berathen worden. Unſer C. M. v. Weber, den der Tod ſo plötzlich hinweg gerafft, und der vornehmlich der Berliner Bühne nicht allein herrliche geiſtige Genüſſe, ſondern auch der Kaſſe Vortheil verſchafft hat, deſſen „Freiſchütz" hier zuerſt aufgeführt und von hieraus über Deutſchland, Frankreich und England verbreitet wurde, dieſem unſerm Landsmann müßte man billig eine Todtenfeier veranſtalten. Wäre Graf Brühl in Berlin, würde er ſie ſicher anordnen; — wenn es nun Spontini thäte — ein berühmter lebender Componiſt dem berühmten todten! A. v. S.

Brod und Fleiſch ſind in New-York eben ſo theuer, als in Paris. Aber ein Pferd koſtet dort 7—800 Franken. Am merkwürdigſten ſind indeß die Preiſe von Grund und Boden; es giebt Morgen Landes, welche 1500, es giebt deren aber auch, welche nur 15 Franken koſten. Dies kommt daher, weil ſie ſo fern von den Städten ſind, daß Niemand ſie mag; denn was man nicht dort erzeugt, iſt wegen der Entfernung gar nicht zu erlangen. — In den Städten wohnt in jedem Hauſe in der Regel eine ganze Familie, von meublirten Zimmern iſt keine Rede. Etwas Auffallendes iſt die Putzſucht der niedern Stände. Ein Geſell geht niemals anders, als im Frack, nimmermehr in einer Jacke. Eine Köchin ſcheuert ihr Gefäß und Geſchirr ſogar nicht anders ab, als mit dem Hut auf dem Kopf. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 7. Juli. 107tes Blatt.

Der Bernſtein-Ring.

Eine Volksſage.

Ein junger Wanderer ging einſt gedankenvoll durch eine einſame Gegend. Es war gegen das Ende eines heißen Sommertages, und der Wanderer ſehnte ſich nach einem Obdach für die Nacht, denn er hatte einen langen, mühevollen Weg zurück gelegt, und befand ſich eben in einem Thale, über welches die Abendſchatten ſich allmählig verbreiteten. Plötzlich vernahm er ein dumpfes Geräuſch, und als er, darauf horchend, ſtille ſtand, hörte er deutlich, daß es von nicht ſehr entfernten Wellenſchlägen herrühre. Sein Herz klopfte freudig; denn nun wußte er, daß er dem Ziel ſeiner Reiſe, dem Strande der Oſtſee, nahe ſey. So müde er war, erklomm er doch einen nahen Hügel, von deſſen Gipfel er hinab ſchaute, und die weite Meeresfläche gewahrte, die ſich leuchtend vor ihm ausdehnte. — Er ſah zum erſten Mal das Meer, und fühlte ſich bei dem majeſtätiſchen Anblick deſſelben von Staunen und Bewunderung ergriffen. Während er ſeine Blicke lange Zeit auf den blauen bewegten Wellen umher ſchweifen ließ, war die Sonne völlig geſunken und feuerfarbene Wolken bezeichneten nur noch die Stelle, wo ſie ſich in die See getaucht zu haben ſchien.

Konrad — ſo hieß der junge Wanderer — ſchaute in die Gegend umher, ob er irgendwo eine Herberge entdecke, wo er ein Nachtlager finden könne; aber ſo weit er ſehen konnte, war Alles einſam und menſchenleer. Schon ſchickte er ſich an, ſeinen Weg fort zu ſetzen, als er hinter einem nahen Gebüſch Menſchentritte vernahm, und gleich darauf einen ältlichen Mann hervor treten ſah, der ihn freundlich grüßte. Beide begannen bald ein Geſpräch, in welchem Konrad den Fremden nach einem Orte fragte, wo er übernachten könne. „Da habt Ihr noch eine gute Meile Weges zu gehen!“ antwortete der Unbekannte, „denn in den nächſten Bauerhäuſern werdet Ihr ſchwerlich eine Aufnahme finden; die Leute ſind hier alle blutarm und wohnen ſehr ſchlecht. Wollt Ihr aber“, fuhr er fort, als er Konrads Unmuth über ſeine Nachricht bemerkte, „es Euch in meiner Wohnung gefallen laſſen, ſo könnt Ihr die Nacht bei mir zubringen; und damit Ihr wißt, mit wem Ihr zu thun habt, ſo will ich Euch ſagen, daß ich die Aufſicht über den Bernſtein habe, den die See in dieſer Gegend an's Land ſpült; man nennt mich den Bernſtein-Wächter; mein Name iſt Valentin, und mein Häuschen liegt dort hinter jener buſchigen Anhöhe.“ — „Ey“, rief Konrad freudig, „da hab' ich ja meinen Mann gefunden. Wenn Ihr Bernſtein-Aufſeher ſeyd, ſo iſt mein Beſuch Euch eigentlich zugedacht.“ — „Nun wohl“, ſagte Valentin, „ſo laßt uns jetzt nach Hauſe gehen; Ihr könnt mir Euer Anliegen unterweges kund thun.“ —

Sie ſtiegen nun langſam den Hügel hinab, und Konrad begann folgende Erzählung: „Meine Heimath iſt vierzig Meilen von hier; dort iſt mein Vater ein wohlhabender Pächter, und ich bin ſein einziger Sohn und Erbe. Seit drei Jahren bewerbe ich mich um ein

Digitized by Google

Mädchen, das wohl wunderſchön, aber eben ſo launig und eigenſinnig iſt. Sie willigte zwar in unſere Verbindung, aber unter allerlei wunderlichen Bedingungen, die ich oft nur mit großer Mühe erfüllen konnte. Dennoch machte mich die Liebe erfinderiſch, ſo daß es mir immer gelang, die ſeltſamen Einfälle meiner Euphroſine zu befriedigen. Wenn ich dann aber ihre Hand als verheißenen Lohn begehrte, ſo rückte ſie das Ziel meiner Wünſche weiter hinaus, und wußte eine andere Bedingung auf zu finden. Von allen Aufgaben, die ich von ihr bekommen, wird ſich die jetzige wohl am ſchwerſten löſen laſſen; ſie hat mir aber auch durch einen Eid verſichert, daß dies die letzte ſeyn ſoll, und daß ſie dann ſogleich die Meinige werden will. Sie verlangt nämlich einen Brautring von Bernſtein, und um dieſen zu finden, habe ich die weite Reiſe bis zur Oſtſee gemacht, wo, wie ich hörte, der Bernſtein gefunden wird.“ — „Mein guter Freund“, ſagte lächelnd der alte Valentin, „das hättet Ihr wohl näher haben können. Ein Stückchen Bernſtein konntet Ihr auch wohl in Eurer Gegend kaufen und bei einem Kunſtarbeiter zu einem Ringe verarbeiten laſſen.“ — „Das wohl“, erwiederte Konrad, „obgleich der Bernſtein bei uns ſehr ſelten iſt. Euphroſine will aber nicht, daß der Ring von irgend einer Menſchenhand gearbeitet ſey; ſie verlangt ein Spiel der Natur, einen Ring, der in der Tiefe des Meeres ſeine Form bekommen habe und gerade für ihren Finger paſſend ſey.“ — „Nehmt mir's nicht übel“, ſagte Valentin lachend, „Eure Euphroſine iſt eine Närrin; und wär' ich an Eurer Stelle, ich ließe ſie gehn, und ſuchte mir ein vernünftiges Mädchen.“ — „Ach, Ihr ſolltet ſie nur kennen!“ antwortete Konrad ſeufzend: „ſie iſt bei allen ihren Eigenheiten ſo unwiderſtehlich reizend!“ — „Nun, ſo will ich Euch einen andern Rath geben“, ſagte der Bernſtein-Wächter; „laßt ihr einen Bernſtein-Ring machen, und ſagt Ihr, die See habe ihn ganz fertig an den Strand geſpült.“ — „Nein, mein guter Freund“, erwiederte Konrad traurig; „ich habe ihr durch einen Schwur geloben müſſen, ſie nicht zu hintergehn; und auch ohne Schwur möchte ich dies nicht thun: lieber will ich ſie verlieren, als ſie täuſchen.“ — „Das iſt brav von Euch gedacht, junger Mann“, ſagte Valentin; „ich möchte Euch herzlich gern helfen, aber ich bin nun ſchon an fünf und zwanzig Jahre in meinem Amte, habe ſo manches Stück Bernſtein gefunden und abgeliefert, einen Ring aber fand ich noch nie darunter. Vielleicht wird mir auch nie ein ſolches Spiel der Natur vorkommen; und nun vollends ein Ring, der gerade an den Finger Eurer Braut paßt!“ — „Ich ſehe ein, daß Ihr Recht habt“, entgegnete Konrad: „es iſt ein thörigtes Begehren; und doch, ſeit ich Euch ſehe, iſt eine ſeltſame Zuverſicht über mich gekommen, als werde, als müſſe durch Euch mein Wunſch in Erfüllung gehn!“

Unter dieſem Geſpräch waren ſie an ein kleines, nahe am Strande gelegenes Häuschen gekommen, deſſen weiß übertünchte Mauern aus einer Umgebung von grünen Geſträuchen und alten Ulmen recht hell hervor ſchimmerten. Die niedern Fenſter waren mit Weinlaub und Geißblatt umrankt. — Ein hübſches blondgelocktes Kind ſaß an der Thürſchwelle und ſpielte mit bunten Steinchen. „Das iſt meine Enkeltochter“, ſagte Valentin; „ihre Mutter, unſer einziges Kind, iſt geſtorben, und wir haben nun das kleine Käthchen zu uns genommen.“ — Sie traten in ein kleines, reinliches Zimmer, wo Frau Marthe, die Hausfrau, ſie herzlich begrüßte. Mit ſorglicher Gaſtfreundſchaft bemühte ſie ſich, den Fremden, den ihr Mann ihrer Sorgfalt empfahl, zu bewirthen. Während der einfachen Abendmahlzeit ſaß das kleine Käthchen neben Konrad; ſie ſah ihn mit den hellen, blauen Augen ſo freundlich an und machte ſich ſo viel mit ihm zu ſchaffen, daß der junge Wanderer darüber ſeine Müdigkeit vergaß, und bis tief in die Nacht hinein mit dem muntern Kinde ſpielte und mit den gutmüthigen Eltern ſchwatzte. — Dann wies ihm Frau Marthe eine Kammer zum Schlafen an, zu welcher er eine kleine dunkle Treppe hinauf ſteigen mußte. Aus dem niedern Fenſter derſelben hatte man die Ausſicht auf die See. Konrad öffnete das Fenſter und ſchaute lange auf die Wellen, die ſich mit dumpfem Getöſe an einem kahlen Felſen brachen, der weit über dem Meere hing, und wie ein Nachtgeiſt in die brandenden Wogen ſchaute. Die Nachtnebel lagen wie eine Decke auf der See, und die Berge hatten ſich in ihren feuchten blauen Mantel eingehüllt. Ein eiſiger Wind wehte vom Meer herüber und zertheilte einige Gewölke, aus denen der Mond hervor trat, der die Meeresfläche und den Strand blaß überleuchtete. — Konrad verſank in mancherlei Träumereien, aus welchen ihn plötzlich ein ſeltſames Klingen erweckte, das über die See zu kommen ſchien. Er horchte, und immer klangen die Töne fort, doch in zu weiter Ferne, um ſie unterſcheiden zu können. — Endlich wurde es ſtill und Konrad, von Müdigkeit überwältigt, warf ſich auf ſein Lager und ſchlief ein. — Am folgenden Morgen baten ihn ſein gutmüthiger Wirth und Frau Marthe, einige Tage bei ihnen zu bleiben, denn ſie hatten ihn lieb gewonnen, beſonders des kleinen Käthchens wegen, die nicht von ſeiner Seite weichen wollte. — Valentin zeigte ihm ſeinen ganzen Bernſtein-Vorrath, den Konrad mit ſchmerzlichem Bedauern, daß das geſuchte Kleinod nicht darunter ſey, betrachtete. Es fielen ihm auch die ſeltſamen Töne ein, die er den Abend zuvor von der See her vernommen hatte; er wollte deshalb Valentin befragen, ſchwieg

Digitized by Google

aber, weil er meinte, der Klang ſey wohl nur eine Täuſchung geweſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Himmliſcher Ehe-Contrakt,

Ein Carmeliter-Barfüßler in Orleans, Bruder Arnoux Johannes des Täufers genannt, ließ ſeine weiblichen Beichtkinder, Frauen und Mädchen, wenn dieſe das mannbare Alter erreicht hatten, einen Ehe-Contrakt ſeltſamer Art mit unſerm Herrn Jeſus Chriſtus ſchließen und unterzeichnen. Ein ſolcher Original-Contrakt, vom Jahr 1650, befand ſich 1669 in den Händen des Pfarrers der St. Donatian-Kirche zu Orleans. Der gelehrte Herr Toinard beſitzt eine Abſchrift davon, und hat ſie dem Publikum mitgetheilt.

Geiſtlicher Ehe-Contrakt zwiſchen u. ſ. w.

Ich, Jeſus, Sohn des lebendigen Gottes, Bräutigam und Gatte der gläubigen Seelen, nehme meine Tochter Magdalena Gaſſelin zu meinem ehelichen Gemahl: ich verſpreche derſelben treu zu ſeyn, ſie nie zu verlaſſen, ihr als Brautſchatz und Morgengabe in dieſem Leben meine Gnade zu verleihen, verheiße ihr in jenem Leben meine Herrlichkeit und einen Antheil an dem Erbe meines Vaters; zu deſſen Beglaubigung ich gegenwärtigen von meinem Schreiber aufgeſetzten, unwiderruflichen Contrakt unterzeichnet. So geſchehen in Gegenwart meines ewigen Vaters, meiner vielgeliebten Braut, meiner ſehr würdigen Mutter Maria, meines Vaters, des heiligen Joſeph, und meines geſammten himmliſchen Hofes. Im Jahr der Gnade 1650, am Namenstage meines Vaters St. Joſeph.

(Unterſchriften.)

Jeſus, der Gatte der gläubigen Seelen.
Maria, die Mutter Gottes.
Joſeph, der Gatte Mariens.
Der Schutzengel.
Magdalena, die geliebte Braut Jeſu.

Dieſer Contrakt iſt von der allerheiligſten Dreieinigkeit ratificirt worden, in demſelben Jahr und an demſelben Namenstag des heiligen Joſeph.

(Unterz.) Bruder Arnoux de Saint Jean Baptiſt, Carmeliter-Barfüßler, unwürdiger Schreiber des Herrn Jeſu.

Ich, Magdalena Gaſſelin, unwürdige Magd Jeſu, nehme meinen liebenswürdigen Bräutigam Jeſu zu meinem Ehegemahl, verſpreche demſelben treu zu ſeyn, nie einen andern Gatten zu nehmen als ihn, und verſchreibe ihm als Unterpfand meiner Treue mein Herz, Alles was ich thun und handeln werde; ich mache mich auf Leben und Tod verbindlich, Alles zu thun, was er von mir verlangen wird, und ihm von ganzem Herzen zu dienen in alle Ewigkeit. Zu deſſen Beglaubigung habe ich gegenwärtigen unwiderruflichen Contrakt, in Gegenwart der allerheiligſten Dreieinigkeit, der heiligen Jungfrau Maria, Mutter Gottes, meines verklärten Vaters St. Joſeph, meines Schutzengels, und des verſammelten himmliſchen Hofes, im Gnadenjahr 1650, am Namenstage meines verklärten Vaters St. Joſeph, unterzeichnet.

Jeſus, die Liebe der Herzen.
Maria, die Mutter Gottes.
Joſeph, Mariens Ehegatte.
Der Schutzengel.
Magdalena, die geliebte Braut Jeſu.
Bruder Arnoux de Saint Jean Baptiſt, Carmeliter-Barfüßler, unwürdiger Schreiber des Herrn Jeſu.

H. Seltae.

Erotiſche Tändeleien von Wilhelm Müller.

Kardinal der Liebe.

Bitt're Pomeranzenſchale ſchneideſt du in meinen Wein,
Aber mit dem andern Händchen wirfſt du Zucker auch hinein.
Spricht zu mir dein ſprödes Mündchen bitt're Worte manches Mal,
Giebt mir ſüßen Troſt dein Auge, und mein Herz trinkt Kardinal.

Der Schenke und die Liebe.

Verſetz' ich mein Kleid um ſüßen Wein, ſo ſchleich ich bei Nacht aus des Schenken Haus.
Mein Herz verſetzt' ich um einen Kuß, und die Liebe wirft mich vor Mittag hinaus.

Der Schatten.

Wahrlich, eine Sonne biſt du, und ich gleiche wohl dem Schatten;
Schatten muß der Sonne folgen, Sonne will ſich ihm nicht gatten.
Und wenn ſie hinunter ſinket, in des Meeres Bett zu gehen,
Bleibt der arme Schatten einſam auf der finſtern Erde ſtehen.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

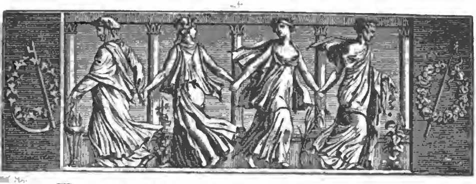
Die Bretagne. (Aus einem Reiſe-Tagebuch.) Ich bin durch Cliſſon nach der Bretagne gekommen. Die Ruinen dieſes Schloſſes ſind eindrucksvoll und romantiſch, an dem Zuſammenfluß der Sevre und eines andern kleinen Fluſſes gelegen; die Ufer allenthalben reizend, am ſchönſten aber bei Cliſſon. Verſchiedene, mit einer glücklichen Wahl, in Rückſicht ihrer Lage, neuerbaute Fabrikgebaude erheben, als Contraſte gegen die grauen, von der Zeit gebräunten Mauern des Schloſſes, dieſes Landſchaft-Gemälde, das ohnehin die Natur von allen Seiten reich ausgeſtattet hat. Der Vendee-Krieg hat dieſem Orte ſehr geſchadet. Ich war neugierig, Oliviers Schloß zu ſehen. Es iſt ſehr groß und beſteht aus mehreren Höfen, die in verſchiedenen Zeiten erbaut ſind. In dem einen derſelben wird ein Baum noch lange grauenvolle Erinnerungen erwecken; er ward in der Oeffnung eines Brunnens gepflanzt, der mit Leichnamen erſchlagener Vendeer angefüllt war; es iſt eine Fichte, es ſollte eine Cypreſſe ſeyn! — Ich hatte ſeit Niort keine Weinberge geſehen, bei Cliſſon fand ich ſie wieder; ſie ſind bis Nantes häufig, liefern aber nur Weine geringerer Art, die viel zu Branntwein verbraucht werden. — Es giebt noch Haiden zwiſchen Cliſſon

und Nantes, aber die Thäler der Loire und der Sevre bieten immer ſchöne Anſichten dar. Der erſte Fluß iſt eine ſehr bezeichnende Linie Frankreichs, der Centralſtrom des Königreichs. Die Römer hatten ihr erſtes und zweites Aquitanien bis an ihr linkes Ufer ausgedehnt, und die Loire hat ſeitdem in verſchiedenen Zeiten dem weiten Reiche, das jenen Namen führte, zur Grenze gedient. Von den Pyrenäen an bis hier findet man den Manufakturfleiß am geringſten, aber dieſe Gegend iſt ergiebig an Weinen, Brandtweinen, Früchten, Wild und Fiſchen. Bei der kleinen Stadt Royan, an der Mündung der Gironde, wurden vormals die beſten Sardellen gefangen, Royans genannt, von denen zum Andenken die Stadt den Namen trägt. Man kommt über die Loire nach Nantes. Dieſe kann mit Recht eine ſchöne Stadt heißen; ihre Quais, ihre Spaziergänge, ihre öffentlichen Plätze, ihr Schauſpielhaus, ihre Börſe, die Inſel Feydeau erwerben ihr dieſen Namen; ihre Gaſſen ſind breit und mit ſchönem Granit gepflaſtert, von welchem die erſten Stockwerke der meiſt hübſchen Häuſer entweder ganz erbauet oder doch damit bekleidet ſind; die obern Stockwerke beſtehen aus einem feinen, weißen Tuffſtein. Ihre Lage bietet viel Vortheile; die breite Loire nimmt unter ihren Mauern die Erdre und die Sevre auf. Die Erdre hat für die Dichter das Gute, daß ſie ihnen den in der franzöſiſchen Sprache einzigen Reim auf das Wort perdre liefert; denen, welche keine pſychiſche Gluth haben, bringt ſie phyſiſche durch die Kohlen, welche auf dieſem Strome ihren Einzug halten. — Nantes iſt die Vaterſtadt berühmter Menſchen: Anna von Bretagne, welche dieſe bedeutende Provinz wieder mit Frankreich vereinigte, ward hier geboren; auch der muthige Caſſard, deſſen Statue, mit denen von Du-Guay-Trouin, Jean Bart und Duquesne, ich an der Façade des Börſengebäudes ſah. Dankbarkeit und Politik haben ſie da aufgeſtellt; ſie erhoben den Waffenruhm und den Handel der Franzoſen. Caſſard und Du-Guay-Trouin waren geborne Bretagner; aus dieſer Provinz ſind zu allen Zeiten berühmte Männer hervor gegangen, aber ihr Name iſt aus den Geographien Frankreichs verſchwunden! Du-Guay-Trouin, der die franzöſiſche Flagge auf allen Meeren ſiegen machte, nannte ſich mit Stolz einen Bretagner. In Frankreich war er dies, außerhalb Frankreich ein Franzoſe! Niemals wird dieſer Name eines Bretagners, an den ſich die Erinnerungen berühmter Männer knüpfen, das Feuer der Nacheiferung wieder in der Bruſt eines jungen Bretagners entzünden! — Nantes hat auch einige ſehr alte und häßliche Gaſſen, deren eine durch ihr gothiſches Anſehen auffällt; ihr Bild könnte in Darſtellungen gothiſcher Monumente aufgenommen werden. Dieſe Stadt gehört zu denen, die den Manufakturfleiß mit Handels-Unternehmungen verbinden. Vormals ſandte ſie viele Schiffe zum Negerhandel aus. Ich erſtaunte, hier ſo viele blondhaarige Menſchen zu finden; iſt das noch eine Folge der ſächſiſchen Coloniſten, die Carl der Große zu der Mündung der Loire ſandte, oder nur Wirkung des Clima's? Man mache hier die auffallende Bemerkung: daß das Bett der Loire, in dem untern Theile ihres Laufes, fortdauernd und ſchnell an Höhe zunimmt. Auf dem rechtſeitigen Ufer dieſes Fluſſes fing, wie Strabo ſagte, das Gebiet der Amoriker an; es erſtreckte ſich bis an die Somme. Der Weinbau zeigt ſich fortdauernd auf dem rechten Ufer der Loire, und faſt bis zu ihrer Mündung hin, aber nicht auf der Ebene, die ich durchreiſte, welches die traurigſte Gegend iſt, die ich ſeit den Haiden von Dax geſehen habe. Ich verweilte einen Augenblick in Temple, einem ſchmutzigen Marktflecken, der ſeinen Namen von den ehemaligen Eigenthümern, den Tempelherren, erhalten hat, aus deren Beſitz er an die Hoſpitaliter überging, denen er noch bei dem Ausbruch der Revolution zugehörte. Die Einwohner wenden vielen Fleiß an die Verbeſſerung der Wieſen, durch künſtliche Hinleitung der Unreinlichkeiten aus ihren Häuſern und Höfen. Ich verließ die Landſtraße, um nach Savenay zu kommen, wo die über die Loire gegangene Armee der Vendéer aufgelöſt ward, und nahm hier Abſchied von dem ritterlichen Heere, deſſen Schlachtfelder ich ſo oft betreten habe. Savenay iſt ein unbedeutender Ort, hat aber eine günſtige Lage; es beherrſcht das ſchöne Thal der Loire. Pont-Chateau, ein häßliches Neſt, liegt in einem engen Thale, welches die Haiden unterbricht. Bis Bretèche iſt das Land von Bäumen entblößt. Da fängt ein Wald von Eichen, Buchen und andern Laubhölzern an, der den Namen des in dem Weſtkriege verbrannten Schloſſes trägt. Ein kleines Gehölz von Fichten, die ich lange nicht geſehen hatte, lockte mich an. Ich glaubte in ihrem Geräuſche die Harfentöne Oſſian's zu vernehmen, aber ich ließ mich nicht lange hinreißen, und kehrte bald zu der Landſtraße nach Roche-Benard zurück. Hinter Bretèche iſt das Land mehr durchſchnitten, abwechſelnder, die Wohnungen ſind weniger einzeln, die Felder beſſer beſtellt; doch ſieht man noch oft Strecken mit Haidekraut. Man muß die Bretagner mit ihren Haiden beklagen, wenn man ſie den kornbedeckten Fluren von Languedoc vergleicht, aber man findet bei genauer Unterſuchung, daß dieſe Einöden bevölkerter ſind, als jene reichen Ebenen. Die Nähe des Meeres trägt freilich dazu bei, obgleich Languedoc auch viel Küſtenland hat; aber ich finde die Hauptquelle der ſtarken Bevölkerung in der ſehr ſtarken Viehzucht. Der Gewinn, den eine kleine Wirthſchaft von einer Kuh hat, iſt gar nicht zu berechnen; ihr Ertrag kann nicht im Voraus verſchwendet werden, die eingeſalzenen Schweine und die geräucherten Gänſe der Languedocer aber können es; der Bretagner könnte eine Kuh verkaufen und das Kaufgeld verſchwenden, aber nicht in dem Beſitz einer Kuh zu ſeyn, iſt in der Bretagne ein Schimpf. — La Roche-Benard empfängt nicht einmal Anmuth durch die Nähe eines Fluſſes; nichts iſt wilder und rauher als die Anſicht der Vilaine, die unter den Mauern der Stadt hinfließt; ſie verdient ihren Namen. Die Stadt paßt zu dem Fluſſe, beide ſind gleich häßlich. Man iſt da gute Soles; überhaupt findet man, nach der Mündung der Loire zu, gute Fiſche und gute Butter. Von Nützlichem führe ich nur an, daß die Endung in ac ſich in der Bretagne mehr als in irgend einer andern Provinz, die in gleicher Breite liegt, erhalten hat. Vannes iſt weder groß noch ſchön, aber es iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, und hat einen Seehafen; der Meerbuſen von Morbihan verbindet es durch einen Canal mit dem Ocean. Die Cathedral-Kirche iſt ziemlich hübſch; von ihrem Thurme hat man einen Anblick gut bebauter Saatfelder, aber die Haiden ſind nahe. Ich war an einem Markttage in Vannes. Die Vaneſer ſind im Allgemeinen wohlgebaut und ſtark; auch giebt es in dem Erzbisthum von Vannes die ſtärkſten Ringer in der Nieder-Bretagne; ob durch Kraft, oder durch Gewandtheit, oder durch beides zugleich, weiß ich nicht. Warum läßt man auf franzöſiſchen Bühnen, auf denen Gefechte und Kampfſpiele aus allen Ländern gezeigt werden, nicht Ringer der Bretagne auftreten, oder geübte Tänzer in Nationaltänzen der verſchiedenen Provinzen? Die Auvergner haben einen geſtikulirenden Tanz, den ich für ein Ueberbleibſel des pyrrhiſchen Tanzes der Alten halte. Mit den Trachten jedes Landes vereinigt, würde das doch eben ſo unterhaltend ſeyn, als die Tänze der Tartaren und Huronen. Daſſelbe gilt von der Tonkunſt; gewiß könnte man durch eine Sammlung der Lieder, die von den Pyrenäen bis an die Ardennen, von dem Ocean bis an den Rhein, von unſern Landleuten nach mündlichen Ueberlieferungen geſungen werden, die Melomanen der Hauptſtadt bezaubern. Die um Vannes wohnenden Landleute haben die cumbriſche Sprache. Vannes war in dem Jahre 1793 die Zeugin bedauernswerther Ereigniſſe; aber ihre Einwohner retteten, wie ſie konnten, die Opfer von Quiberon. Weniger tragiſch, aber anhaltender iſt die Bettelei in Vannes; ſelbſt die Lumpen fehlen dieſen Unglücklichen oft bis zu einer empörenden Unanſtändigkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 8. Juli. 108tes Blatt.

Von der Satyre.

Blicke auf die Geſchichte der Satyre.

Mit vielem Fleiße, wenn auch nicht immer eindringend und umfaſſend genug, haben, von Caſaubon an, Heinſius, Dryden, Vulpius, Niceron, Bianchino und in neueren Zeiten Flögel dieſe Geſchichte bearbeitet. — Dem hier vorliegenden Zwecke werden vergleichendr Bemerkungen und gelegentliche Folgerungen entſprechen.

Claſſiſche Satyriker.

Wenn die ſtärkſte Federkraft dieſes Fachs oft im Localen und Zeitgemäßen verborgen iſt, ſo darf es uns nicht wundern, daß manche an ſich vorzügliche Produkte in veränderten Zeiten und Orten dem Intereſſe fremd wurden, mithin weder überall noch immer ſo anſprechen, wie man es von der Claſſicität verlangt. — Deſto höher ſteht daher Ariſtophanes, durch die friſche unerſchöpfliche Laune, womit er noch heute, auch bei'm wiederholten Leſen, fortreißt und erfreut. Schade nur, daß die wilde Freiheit ſeiner Sprache ihm Vieles wieder von dem entzieht, was ſie auf der andern Seite gab. Lucian dürfte ihm manchen Ruhm ſtreitig machen; da er mit dem Glanz würdigerer Ausbildung Popularität genug vereinigt und eine ausgebreiteterr Leſewelt beſchäftigt.

In der reichen, kecken und leichten Laune hat neben dem Erſtgenannten vielleicht Rabelais den Preis. — Cervantes ſteht übrigens höher als dieſer; hielte er ſich nur nicht mit ſeinen Helden gar zu lange in Schenken und Viehſtällen auf. Sein Ritter iſt treflich gezeichnet: jedoch an reichem, komiſchem Weſen übertrifft ihn der Knappe bei weitem.

Wenn Goethe größere Leiſtungen, in Geiſt und Art ſeines „Jahrmarktsfeſtes" gegeben; wenn Jean Paul mehr Weltſinn und Glätte neben ſeiner Tiefe zu Gebote gehabt hätte; oder lieber, wenn der (zu einſeitig verurtheilte) Kotzebue aus einem beſſern moraliſchen Stoffe aufgegangen wäre: ſo möchte ich dieſen Kreis als geſchloſſen anſehen, für alle bisherigen Mitbewerber — nur Lichtenberg nicht zu vergeſſen!

Allgemeine Satyre.

Die Menſchen ſind der eigentliche komiſche Gegenſtand, und darum kann deren Schilderung, in allen ihren Verzweigungen, nie des ſatyriſchen Intereſſe ermangeln. Dieſe Allgemeinheit haben ſich beſonders Deutſche und Engländer vorgeſetzt; Letztere mit größerem Erfolge. Namentlich:

1. Gottfried Chaucer, geboren 1328. Er reinigte den Geſchmack ſeines Volks, wie Dante und Petrarca in Italien thaten und ſchöpfte auch bei dieſen an der Quelle ſelbſt. Sein Beſtes iſt „Knights Tale," „Johann Upland" und die Erzählung vom Ackermann.

2. Robert Longland, um 1390. Sein Geſicht Peter Plowmanns behandelt zwar alle Stände; doch zielt es vorzüglich auf die Ausartung der Mönche. Er ſtrebt nicht nach Chaucers Wohllaut, ſondern kleidet ſich in Sprache und Formen der Angelſachſen.

3. Thomas Morus, geboren 1480. Sein Utopien

oder Schlaraffenland enthält ein ideales Staatsſyſtem: die Randgloſſen machen den ſatyriſchen Theil aus.

4. Johann Wilmot Graf Rocheſter, geboren 1648. Mehr Pasquillant als Satyriker, aber von glänzendem Talent und großer poetiſcher Kraft. Hieher gehört ein ſehr vorzügliches Gedicht auf das Nichts; eins auf den Menſchen.

5. George Villiers, Herzog von Buckingham, geboren 1627. Ihn und den eben Genannten erklärt Voltaire für die witzigſten Engländer. Seine großen Vorzüge und Fehler ſind anerkannt. Pope hat ihn am grauſamſten mißhandelt. Sein beſtes ſatyriſches Produkt, die Theaterprobe, gehört eigentlich nicht in dieſen Abſchnitt, übertrifft aber den Timon (allgemeineren Objekts).

6. Johann Arbuthnot, nebſt Dorſet, der liebenswürdigſte Satyr, den es je gegeben haben mag. Er war Leibarzt der Königin unter Carl I, und verfaßte zahlreiche kleine Schriften über die verſchiedenartigſten Gegenſtände. Doch hatte er an den Denkwürdigkeiten des Martinus Scriblerus wahrſcheinlich mehr Antheil, als ſein Mitarbeiter Pope.

7. Alexander Pope, geboren 1688. Sein an Arbuthnot gerichteter Prolog von den Satyren gilt für ſein Meiſterwerk. Seine Dunciade (Lob der Dunſe) iſt, ungeachtet aller poetiſchen Ausſtattung, voll Ungerechtigkeiten gegen ſeine literariſchen Widerſacher.

8. Jonathan Swift, geboren zu Dublin 1687. — So bewundert auch ſeine Betrachtungen über einen Beſenſtiel, — Unterricht für Bediente, — das Mährchen von der Tonne und andre Schriften ſind, ſo gehört doch in dieſes Capitel eigentlich nur Gullivers Reiſe. Ein unleidlicher Menſchenhaß, giftige Verläumdung der menſchlichen Natur ſelbſt — ſind die beleidigenden Eigenthümlichkeiten dieſes Werks, das nirgend eine heitere Anerkennung ſeiner komiſchen Kraft geſtattet.

9. Carl Churchill, ſtarb 1764. Ebenfalls heftig, bitter, meiſtens auch boshaft. Der Abſchied (vom thörigten Vaterlande) und die (ſehr ſchwarzen) Zeiten gehören hieher.

10. Eduard Young, geboren 1684. Swift urtheilt von ihm, daß er nur zu ſehr die Mitte zwiſchen Fröhlichkeit und Strenge gehalten habe und ein monotoner Epigrammatiſt ſey. Gediegenheit, Witz und Würde fehlten ihm nicht, aber ſie allein machen es noch nicht aus. Leichte Laune und komiſche Stärke ſucht man bei ihm vergebens. Die Ruhmgier in ſieben Geſängen gehört hieher.

Will man einen Vorzug darin finden, daß in England weit mehr Perſonen aus den höchſten Ständen für dieſes Fach auftraten, als in Deutſchland? Ich unternehme dieſe Entſcheidung nicht; aber das ſcheint mir unwiderſprechlich, daß die engliſche Satyre gehaltvoller als die deutſche iſt, weil die Verfaſſer eine beſſere Erwartung von ihrem leſenden Publikum haben dürfen und haben. Es iſt unverzeihlich, welche loſe Speiſe der deutſche Magen erträgt. Waſſerſuppen à la Sangrado, worin zwei, drei Erbſen oben ſchwimmen, wie Inſelchen auf dem Ocean, werden mit Eifer herum gereicht und mit regſamem Beifall verſpeiſt. — Man leſe nur, wie beredt Küttner (Charakteriſtik der deutſchen Dichter und Proſaiker, S. 94) das Lob Fiſchart's, als eines deutſchen Rabelais, verkündet, wie hoch er ihm die vielen neugebildeten Wörter anrechnet, und vergleiche damit irgend eine Stelle ſeiner Werkchen, deren Erfindung noch dazu großentheils Rabelais angehört, z. B. „wider den rauſchenden Pauß-ſtrauß-kraus-kröſenteufel und ſeine junge Pluderkleider Bätzen, durch L. Hoſenmännlein 1580.“ Oder, was noch zu Anfange des letzten Jahrhunderts Coulin, der Affe Abrahams a Santa Clara in Augsburg erſcheinen ließ: „befrage ich mich weiter quid est mulier? was iſt ein Weib? ſo ergeht die Antwort: ein bös Weib iſt eine immerwährende Beißzang, iſt ein abgelaſſener Kettenhund, iſt des Beelzebub Sackpfeifen, ein tripolitaniſcher Kehrbeſen, iſt ein gewichſter Wettermantel, durch den das Waſſer der Ermahnung nicht eingeht“, und — ſo noch ſechszehn Gleichniſſe in einem Athem, und von dieſer Gattung 150 Predigten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Bernſtein-Ring.

(Fortſetzung.)

Als Konrad Abends in ſeiner Kammer allein war, ſtand er wieder am offenen Fenſter, und blickte nach dem Meere. Der Mond ſtand hell und voll über dem Waſſerſpiegel, und es ſchien, als ſchaue das blaſſe Geſicht recht neugierig zu ſeinem Kammerfenſter herein. Da ließen ſich wieder die bekannten Töne vernehmen, und dieſes Mal kamen ſie nicht aus ſo weiter Ferne; er glaubte ſogar eine leiſe, weibliche Stimme zu vernehmen, welche die ſeltſamen, weichen Klänge begleitete. Er hörte eine Zeit lang zu, blickte dann ſpähend aus dem Fenſter, und konnte nicht länger zweifeln, daß die Sängerin ſich dicht hinter der Felſenklippe befinden müſſe. Endlich verklangen die Töne und Konrad ſchloß das Fenſter. Lange warf er ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager umher, ſo bewegt war ſein Gemüth von der wunderbaren Muſik, die noch immer vor ſeinen Ohren nachtönte, als ſchon rings umher die tiefſte Stille herrſchte.

Am folgenden Morgen erzählte er ſeinem Wirth das nächtliche Abentheuer und fragte, woher dieſe Töne kämen. — Valentin ſchüttelte verwundert den Kopf und ſagte: er habe nie dergleichen gehört. „Zwar“, fügte er hinzu, „geht in dieſer Gegend die Sage, daß

Digitized by Google

ſich van Zeit zu Zeit die Bernſtein-Königin auf der See und am Strande ſehen laſſe; aber ein vernünftiger Menſch glaubt an ſolche Poſſen nicht!“ — „Die Bernſtein-Königin?“ fragte Konrad, „und wer iſt dieſe?“ — „Es ſoll eine Nixe der Oſtſee ſeyn, von deren Erſcheinung eine alte Chronik ſpricht; jetzt aber glaubt man nicht mehr daran, und nur in den Winter-Abenden wird dieſe Sage noch in den Spinnſtuben erzählt.“ — Konrad ſchwieg, aber unwillkührlich richteten ſich ſeine Gedanken immer wieder auf die Nachtmuſik, von der er ſie ab zu lenken ſuchte.

Gegen Abend erging er ſich am Strande, um in den kühlen Lüften, die über die See wehten, Erfriſchung zu ſuchen. Er beſtieg die hohe Klippe, die über dem Meere empor ragte. Dort ſaß er, bis die Dämmerung begann, und man ſchon einzelne Sterne hier und da am Himmel aufglimmen ſah. Weit umher war es ſtill und öde; nur einige See-Möven umflatterten ihn mit heiſerm Geſchrei, und die Wellen ſchlugen ſchäumend gegen die Klippe. — Da erklangen in einiger Entfernung die ihm bekannten nächtlichen Töne. Bald ſchienen ſie hoch über den Wellen zu ſchweben, bald tief unter denſelben herauf zu klingen: aber immer näher und näher kamen ſie ihm, bis er deutlich das leiſe Singen der weiblichen Stimme vernahm, uud zuletzt ſogar folgende Warte verſtand:

Es ſchläft der Wind
Auf ſtiller See:
Wirf, Erdenkind,
Dein kleines Weh
Tief in die See.
Wirf ab! wirf ab
Den Pilgerſtab,
Und komm herab!
Die Fluth ſo kühl
Im leichten Spiel
Trägt Dich hinab!

Kaum waren dieſe Worte verklungen, ſo ſah er im Abend-Nebel eine weibliche Geſtalt, welche die Wellen zu ihm heran trugen. Sie ſaß in einem kleinen Nachen von Bernſtein, und ein Kranz von Waſſerlilien war durch ihre langen, goldenen Locken geſchlungen, die wie ein leichter Schleier ſie umwehten. — Konrad war bei ihrem Anblick von der Klippe geſtiegen, um die wunderbare Erſcheinung näher zu betrachten, und ſtand ſo nahe an der See, daß die Wellen ſeine Füße benetzten. Die Sage von der Bernſtein-Königin fiel ihm ein, und ſein Haar ſträubte ſich empor. Ein mächtiges Grauen trieb ihn, ſich zu entfernen, aber wie von einem Zauber feſtgebunden blieb er unbeweglich ſtehen. — Jetzt war ihm die Geſtalt ganz nahe und begann von Neuem das leiſe Singen. In der linken Hand hielt ſie ein ganz kleines, lautenförmiges Inſtrument, welches ſie aber nicht ſpielte, der Wind allein ſchien ihm die Töne zu entlacken. — Dies Klingen und Singen, die ſeltſam lockenden Worte und die wunderbare Schönheit der ſchwebenden Geſtalt, die ihm mit der rechten Hand bedeutſam winkte, Alles betäubte den Jüngling ſa, daß er ſeiner Sinne nicht mehr mächtig war. Was in dieſem Augenblick mit ihm vorging, konnte er ſich nachher nie deutlich erinnern; genug, er ſah ſich plötzlich in dem kleinen Nachen, und fühlte ſich van den Wellen fortgetragen. Die Nixe ſaß neben ihm. Ihre Fahrt ging abwärts in einen tiefen Schlund; die Wellen ſchlugen über ſie zuſammen, doch ohne ſie zu benetzen.

Der Nachen hielt endlich ſtill, und Konrad, der ſa lange betäubt und mit halbgeſchloſſenen Augen da geſeſſen hatte, blickte endlich auf und ſah mit Erſtaunen, daß er ſich dicht vor einem großen Walde befand, aus mancherlei Bäumen beſtehend, wie ſie auch auf der Erde gefunden werden; ihre Rinde war an vielen Orten mit Bernſtein überzogen, und das Laub der Bäume hing feucht und farblos von den Zweigen nieder, und hier und da ſah man verblichene Gräſer und Waldblumen am Boden liegen, zwiſchen denen kleine und größere Bernſteinmaſſen hervor ſchimmerten.

(Die Fortſetzung folgt.)

A n e k d o t e n.

„Sagen Sie mir, womit bringen Sie Ihre Zeit hin?“ ſagte ein Freund vom Hauſe zu einer Dame, die an einen ſehr einfältigen Mann verheirathet und kinderlos war. — „Je nun, mit allerhand weiblichen Arbeiten!“ erwiederte ſie, „uud ein Paar Stunden des Tages vertreibt mir mein Pinſel.“ (Sie war Dilettantin in der Malerei.) Der Herr wurde feuerroth und ſagte: „An Ihrer Stelle, Madam, würde ich doch nicht ſo von meinem Manne ſprechen!“

Ein junger Herr brachee ein ganz hübſches Mädchen, das er zum erſten Mal in einer Geſellſchaft getraffen hatte, nach Hauſe. Die Reize der Schönen hatten ſein Herz in Flammen geſetzt, und er unterließ nicht, ihr ſeine Gefühle zu erkennen zu geben. Das gute Kind ſagte zu all den ſchönen Sachen kein Wort. Endlich ſchluchzte es ganz vernehmlich. — „Warum weinen Sie, meine Theuerſte!“ rief der verzweifelnde Liebhaber; „ſollte ich ſo unglücklich ſeyn, dieſe Thränen aus zu preſſen?“ — „Ach nein!“ erwiederte ſie; „aber meine jüngere Schweſter, die verheirathet iſt, hat mich immer ausgelacht und geſagt, weil ich ſo einfältig wäre, würde ich wohl eine alte Jungfer werden, und nun weinte ich vor Freuden, daß ich doch endlich auch einen Liebhaber finde! Es iſt ſchon wieder gut, ſprechen Sie nur weiter!“ ſetzte das liebe Kind hinzu, indem es ſich mit einem kleinen Schnupftuche die Thränen abtracknete, und dem jungen Mann, der gar nicht wußte, wie ihm geſchah, freundlich in die Augen ſchaute.

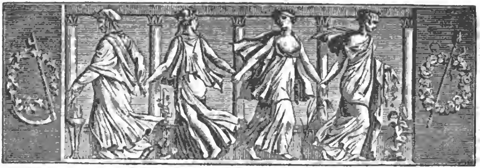
E. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Bretagne. (Fortſetzung.) In einer kleinen Entfernung von Vannes war ich wieder in Haiden, hier und da von Kornfeldern und Holzungen unterbrochen. Bei Auray wird die Cultur ſorgfältiger. Dieſe kleine Stadt liegt an dem Fluſſe gleiches Namens, in welchem Ebbe und Fluth ſehr ſchnell ab- und zunehmen. Das Schloß Auray, deſſen Ruinen kaum ſichtbar ſind, war in den bürgerlichen Kriegen der Bretagne ſehr berühmt; Carl von Blois verlor hier das Leben in der Schlacht gegen Johann von Montfort, der ihm die Oberherrſchaft der Bretagne beſtritt. Die Hauptkirche in Auray iſt ſchön; der Thurm ſcheint ſeit dem Wiederaufblühen der Künſte erneuert zu ſeyn, denn die Säulen ſind im toskaniſchen und joniſchen Styl. Das Land zwiſchen Auray und Carnac iſt ſehr bevölkert, doch hat jede Hütte einen abgeſonderten Bezirk in der Haide. Man ſieht auch kleine Holzungen. Die Wohnungen haben ein trauriges Anſehen, und ſelten Fenſter; das Licht ſcheint durch ein kleines Loch über der Thür, das eine Klappe hat; Glasſcheiben ſind hier noch nicht gebräuchlich. Gewöhnlich haben die Häuſer zwei gegen einander über ſtehende Thüren. Die erwachſenen Nieder-Bretagner ſchlafen auf einer Art Betten, und die Kinder in Kaſten. Carnac iſt ein kleiner, aber reicher Flecken, und der Hauptort einer Gemeinde; die Kirche iſt freundlich, der Thurm ſchön. Man ſieht viele ſchöne Kirchthürme mit hohen Spitzen in dieſer Küſtengegend; vermuthlich ſollen ſie den Schiffern zu Wahrzeichen dienen. Das gute Aeußere der Einwohner in Carnac und in der Umgegend war mir auffallend; ich ſah ihrer viele an einem Sonntage zur Meſſe kommen, ſie erinnerten mich durch ihr Anſehen und durch ihre Trachten an die Holländer. Die Weiber dieſes Theils der Nieder-Bretagne würde Rousseau nicht mit Weſpen verglichen haben; ihr Wuchs iſt von den Schultern bis zu den Hüften völlig cylindermäßig, aber ſie haben gewöhnlich eine friſche Geſichtsfarbe. Ihre Kleidung bleibt ſich bis etwas hinter Lorient gleich, und wechſelt nur in der Farbe von Blau zum Braunen. Nirgendwo in Frankreich, vielleicht in Europa, giebt es ſo viele Denkmale von rohen Steinen, von der Art, die celtiſche Steine genannt werden, als um Carnac. Dicht vor dem Flecken ſah ich eines, das ein Quincunx von ſolchen großen, nun zum Theil umgefallenen Steinen war. Ein anderer Quincunx zwiſchen Carnac und dem Dorfe Menil — das vielleicht von ihm ſeinen Namen hat, denn Men bedeutet in der Sprache der Nieder-Bretagner einen Stein — iſt noch beträchtlicher, und bildet ſich aus ſehr vielen Reihen von Steinen, die faſt parallel liegen, von ungleicher Größe, von 9 und 10 bis 15 und 20 Fuß Höhe. Dieſe Monumente beſtehen nur aus aufrecht geſtellten, nicht aus flach gelegten Steinen, oder in bretagniſcher Mundart aus Men-hir, nicht aus Dolmen; aber ich fand auf dem Wege von Carnac eins, das wie ein breites Tiſchblatt auf andern breiten Steinen lag. Ein Theil der Unterlagen war verſunken, wodurch eine ſchräge Fläche entſtanden, auf deren hohem Ende ein ſteinernes Kreuz ſtand. Wenn dieſe Steine, wie man annimmt, zu Opfertiſchen bei den Galliern, und alſo für Menſchenopfer beſtimmt waren, ſo gewährt das Kreuz, das ihr Ende bezeichnet, einen erfreulichen Anblick. Ich beſtieg einen Hügel bei Carnac, welcher der St. Michaels-Berg genannt wird, eine weite Ausſicht über die Bucht von Quiberon hat, und an deſſen Fuße Cäſar's Lager geſtanden haben ſoll, als er den Angriff ſeiner Schiffe auf die Schiffe der Veneter abwartete. Sein Geſchwader ward von Brutus befehligt. Ich betrachtete einige Zeit dieſe Küſte, an der vielleicht das Schickſal Galliens entſchieden ward, und wanderte dann in der Richtung nach Entel. Es iſt bemerkenswerth, daß an der Küſte viele Kapellen ſtehen, die niedliche Thürme haben. Entel iſt ein wohlgebautes Dorf an der Seeküſte und der Mündung des Fluſſes gleiches Namens. Die Sardellen-Fiſcherei ſoll hier, was dieſe Küſte betrifft, am ſtärkſten ſeyn. Die Entel iſt hier 150 Klafter breit; ich ging hinüber, um nach Port-Louis zu kommen. Ludwig XIII ließ es aus den Trümmern von Blavet erbauen, und es iſt ein kleiner feſter Platz, der den Eingang in das Blavet vertheidigt. Man muß von Port-Louis, wo ich mich einſchiffte, von Süden faſt nach Norden fahren, um nach Lorient zu kommen, doch iſt dieſe Abweichung von der Linie der Küſte nur gering. Lorient iſt eine kleine Stadt mit gut gepflaſterten Gaſſen, und liegt auf dem rechten Ufer des Scroff, der ſich da mit dem Blavet vereinigt. Der Anblick einer großen Anzahl Galeerenſklaven, die in dem Hafen arbeiten, iſt betrübend. Manche unter ihnen ſollen der menſchlichen Geſellſchaft wiedergegeben werden, aber welche Schule ſind die Ruderbänke! Man möchte für die auf beſtimmte Zeit Verurtheilten ein Botany-Bay wünſchen. Die Magazin-Gebäude der ehemaligen indiſchen Compagnie, der Lorient zuerſt im Jahr 1666 gegeben ward, dienen jetzt zu Zollgebäuden und Werkſtätten. An dem Hafen ſteht ein Wachtthurm. In der Mitte der Stadt iſt der Bau zu einer ſehr ſchönen Kirche angefangen, aber durch die Revolution unterbrochen. Lorient iſt nicht ſehr befeſtigt; Port-Louis und kleine einzelne Forts vertheidigen es von der Seeſeite. Die Umgegend iſt angenehm abwechſelnd und gut angebaut. Arme aus der Stadt und den nahen Dörfern, die mir ſehr dürftig und von kleinem Körperbau ſchienen, arbeiteten an einem neuen Wege auf der Seite nach Paris. Größer an Wuchs und im Wohlſtande waren die Landleute, die aus einer entfernteren Gegend Lebensmittel auf den Markt brachten; die cylindriſche Geſtalt der Weiber raubt ihnen die Zierlichkeit der Bearnerinnen und der Basquerinnen, aber ihr Gang iſt ſicher und leicht. Man ſieht ſie oft zwei Töpfe mit Milch auf dem Kopfe tragen, die an den Seiten eines engen Korbes hängen, und das erfordert mehr Geſchicklichkeit, als einen auf der Mitte des Kopfes im Gleichgewicht zu halten. Die Weiber, denen die Natur Corpulenz verſagte, erſetzen dieſen Mangel durch Kunſt. Nicht weit von Lorient ſah ich einen Nieder-Bretagner in der alten Tracht — comatus et braccatus — mit langem Haar und weiten Beinkleidern. — In dem Bisthum Quimper muß jeder Landmann, der ſein weites Beinkleid — Brag-Hondras — als Diener oder Soldat nicht getragen hat, es wieder anziehen, wenn er in ſein Dorf zurück kehrt. Die alten Bretagner ſcherzen nicht über den Punkt der weiten Beinkleider, und die Weiſen unter ihnen ſeufzen über die engen. Die Bretagner haben, wenn ſie nicht beladen ſind, einen ſchwankenden Gang, welches vermuthlich aus der Breite ihrer Hüften entſteht; aber wahrſcheinlich ſind ſie deshalb auch ſo geſchickte Ringer. Ich ſah einen Bauer mit Haaren, gelber als Gold, das manche Frauen in Paris zu einem Feſte gern für einen Louisd'or auf eine Stunde gemiethet hätten. Er erinnerte mich an den Sohn Clodions, deſſen Haar in Rom ſo ſehr bewundert ward, als ſein Vater ihn hingeſandt hatte, die Gunſt des Kaiſers Valentinians zu erwerben. Nach einigen Jahrhunderten hatte die Länge des Haares den Werth verloren; Carl Martell ſchickte ſeinen Sohn Pipin zu Luitprand, dem Könige der Lombarden, um ſich nach dem Gebrauch der Chriſten das Haar abſchneiden zu laſſen. — Alles Vieh iſt auf der Küſte von kleiner Art, da es auf den Haiden weidet und Wieſen ſelten ſind. Man hat in neuern Zeiten viel über die Urbarmachung der Bretagner Haiden geſprochen. Der Boden der Bretagne hat faſt überall eine Unterlage von Granit, der ſich nur langſam auflöſt und die zur Vegetation erforderlichen Subſtanzen ſchwer hergiebt. Der Boden muß durch die Kunſt bereichert werden. Im Allgemeinen würden Holz-Anpflanzungen hier vortheilhafter ſeyn. In Poitou, in der Franche-Comté und einigen andern Gegenden Frankreichs ſingen die Bauern, um die Ochſen während der Arbeit zu ergötzen; hier pfeifen ſie.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 10. Juli. 109tes Blatt.

G l o ſ ſ e.

Thema: Nun Ade dem falſchen Prunke,
Dilettire wer da will,
Echter Kunſt geweihter Funke
Wächſt im Buſen tief und ſtill. H. Stieglitz.

Deutſches Wort ſo tief und ſinnig,
Deutſches Herz ſo voll, ſo weit,
Deutſches Lied ſo zart und innig,
Braucht es denn ein fremdes Kleid?
Muß es ſeyn der Andern Diener? —
Lange hörte man die Schmach
Galliſcher Alexandriner,
Bis die Muſe endlich ſprach,
Als entglüht der licht're Funke:
„Nun Ade dem falſchen Prunke!“

Jetzt iſt deutſcher Sang von Zonen
Welſchlands nur der Wiederhall;
Man hört ſchmachtende Canzonen,
Nebſt Sonett und Madrigal.
Edle Sänger ſelbſt entbrannten,
Pflanzten hier den fremden Keim;
D'rauf ein Heer von Dilettanten
Mühlos fügte Wort und Reim;
Wähnt ſich Meiſter, denket ſtill:
„Dilettire wer da will!“ —

Deutſcher Sang mußt' auch ſich zwängen
Willig in antikes Maaß,
Selbſt bei alten Meiſterſängen
Man den eig'nen Ton vergaß.
Was von Reinecke erzählet,
Was ein Deutſcher deutſch erſann,
Ward in griech'ſche Form gequälet;
Denn es tönt, ſo wähnte man,
Nur in reichſtem Sylbenprunke
„Echter Kunſt geweihter Funke.“ —

Sänger, laßt die fremden Poſſen! —
Triolet und Rundgedicht,
Auch das matte Spiel der Gloſſen
Mag die deutſche Muſe nicht.
Süßer Wohllaut wird gefunden
In den Weiſen unſ'rer Art:
Leicht und ſchön und ungebunden
Weſen hier und Form ſich paart,
Wenn nur, was man ſingen will,
„Wächſt im Buſen tief und ſtill.“

Dr. Carl Seidel.

Der Bernſtein-Ring.

(Fortſetzung.)

Konrad folgte den Winken der Nixe bis zur Mitte des Waldes, wo ſich ein großer, freier Platz vor ihnen ausdehnte, auf dem ſich ein aus Bernſtein erbauter Pallaſt erhob. Vor demſelben tanzte eine Schaar fröhlicher Nixen nach dem Ton ſolcher klingenden Inſtrumente, wie Konrad's Führerin eines in der Hand trug. Letztere wurde kaum von den Tanzenden bemerkt, als dieſe mit allen Zeichen der Ehrfurcht und Unterwerfung ihr entgegen eilten, dann den fremden Erdenſohn neugierig betrachteten, bald muthwillig und neckend einen Kreis um ihn ſchlaſſen, und von Neuem ihre Tänze begannen. Konrad's völlige Beſinnung kehrte allmählig zurück, und nun wurde ihm bange. Er ſah ſich ängſtlich um, als ſeine Führerin, die lächelnd dem Tanze zugeſehn hatte, den Nixen einen Wink gab, worauf ſich dieſe entfernten. „Fürchte Dich nicht“, ſagte ſie dann freundlich zu ihm: „es ſoll Dir Niemand etwas zu leide thun; ich habe die Macht, Dich

zu ſchützen, denn ich bin die Königin des Bernſtein-Reiches. Folge mir in meinen Pallaſt!“ Er folgte, und ſie traten in ein weites Gemach, deſſen glänzende Wände ebenfalls von Bernſtein waren. Am Ende des Gemaches war ein Thron aus demſelben Geſtein, auf dem der König des Waſſerreiches ſaß. Auf ſeinem Haupte glänzte eine hohe Bernſtein-Krone. Die Königin führte Konrad zu ihrem Gemahl, der ihn neugierig von oben bis unten betrachtete, und dann, als die Königin ihm etwas geſagt hatte, in ein lautes Gelächter ausbrach. — Was das hohe Ehepaar ſprach, konnte Konrad nicht verſtehen, denn ihre Sprache war ihm fremd. — Die Königin führte ihn durch den ganzen Pallaſt. Die Bernſteinwände waren alle reich mit Korallen und Perlen verziert, und mit Ruhebänken verſehn, aus leuchtenden Fiſchſchuppen künſtlich gearbeitet. — Als ſie ſich wieder im Freien auf dem großen Platze befanden, gaukelten die Nixen vor ihnen her. Einige derſelben brachen den Bernſtein von den Bäumen, und warfen ihn hoch hinauf in die Wellen, die über ihnen hinrollten. „Sieh!“ ſagte die Königin, „für Euch Menſchenkinder ſammeln meine Dienerinnen den Bernſtein, und werfen ihn in die Fluthen, die ihn der Erde zutragen. — „Ach, ſchöne Königin!“ ſeufzte Konrad, der ſich endlich ein Herz faßte, mit ihr zu ſprechen; „Ihr ſeyd ſo gut und freundlich; wie glücklich könntet Ihr mich machen, wenn Ihr mir einen Wunſch gewährtet!“ — „Ich weiß, was Du wünſcheſt“, ſagte die Königin, „habe es auch ſchon meinem Gemahl vertraut. Fürchte nicht, daß ich Dich hier behalte, denn ich weiß, daß Ihr Erdenkinder nicht lange in unſerm Elemente leben könnt. Es ſoll Dir werden, was Du weiter begehreſt; aber erſt höre mich an! Vor langer Zeit — Ihr Menſchen nennt es vielleicht Jahrtauſende — war meine Urgroßmutter Königin dieſes Waſſerreiches. Einſtmals war ſie aufwärts der Erde zugeſchwommen — denn Du mußt wiſſen, daß es nach den Geſetzen meines Gebietes nur dem Könige oder der Königin erlaubt iſt, die Erdbewohner zu beſuchen, und auch das nur ſehr ſelten; — meine Urgroßmutter alſo ſtieg hinauf zu den Menſchen, und beluſtigte ſich, die Schiffer in ihren Schiffen zu necken, ſo wie Alle, welche ſich dem Strande näherten. Dort ſah ſie einſt einen jungen, ſchönen Jäger, der einen Bären verfolgte, und faßte eine ſolche Liebe zu ihm, daß ihr das Waſſerreich von nun an unerträglich wurde. — So oft es ihr möglich war, ſtahl ſie ſich heimlich hinauf, und ſuchte den Jäger, den ſie oft nahe am Strande erblickte, zu ſich zu locken. Aber die Menſchen fürchten ſich vor den Waſſerbewohnern, und der ſchöne Jäger floh vor den Lockungen der Nixe. Der König, ihr Gemahl, von Eiferſucht getrieben, folgte ihr einſt heimlich und fand ſie am Strande, wo ſie verzweiflungsvoll klagte, daß der undankbare Geliebte ſich ihr ſtets entziehe. — Den König ergriff die entſetzlichſte Wuth. Er ſchleuderte ſein Weib tief hinab in den Meeresgrund, und trachtete danach, ſich an ſeinem Nebenbuhler zu rächen. — Mit ſeinen breiten Armen faßte er das Land, ſo weit er es umſpannen konnte, und mit allen Wäldern und Hügeln und Thälern riß er es in die Tiefe des Meeres hinab. Viele der Erdbewohner mußten in dem fremden Elemente umkommen, aber des Königs Rache war nicht befriedigt, denn ſein Nebenbuhler fand ſich nicht unter den todten Menſchen; er war ſeiner Rache entgangen. — Siehe! daher kommt es, daß Du hier Bäume und Gras und Blumen ſiehſt, wie man ſie oben bei Euch findet, nur ihre Farbe haben ſie verloren. Dafür aber hat ſich das flüſſige Harz, welches aus ihrer Rinde quoll, zu dem ſchönen Steine verhärtet, den Ihr Bernſtein nennt. Seit dieſer Zeit aber hatte mein Urgroßvater mehrere Male Anfälle von Raſerei, in welchen er zur Erde hinauf ſchwamm und mit in den Grund riß, was er erreichen konnte. Selbſt eine große, ſchöne Stadt zog er einſt herunter, während ihre Bewohner im nächtlichen Schlafe lagen. Du kannſt ſie ſehen, wenn Du mir folgen willſt.“ — Nachdem ſie eine Strecke Weges durch Wälder und Gründe gegangen waren, erblickte Konrad dicht vor ſich die verſunkene Stadt. Noch ſtanden einzelne Häuſer ziemlich unverſehrt da, und einige Thürme ragten noch hinauf in die Fluthen: die meiſten aber lagen zertrümmert durcheinander und begruben die Reſte derer, die unter der blauen Waſſerdecke ruhig ſchliefen. Konrad wurde bei dieſem Anblick ſehr wehmüthig; ein Grauen faßte ihn bei dem Gedanken, daß er jetzt in der Gewalt dieſer frembartigen Weſen ſey, die den Menſchen oft ſo viel Böſes zufügen. — Er bat die Nixe, ihn wieder zur Erde zurück zu führen, und ſogleich nahte ſich ihnen der kleine Bernſtein-Nachen. Ehe ſie einſtiegen, reichte die Nixe dem Jüngling einen zierlich geformten Bernſtein-Ring. — „Hier nimm, was Dein Herz begehrt!“ ſagte ſie: „dieſer Ring wird aber nur auf den Finger eines Erdenmädchens paſſen, und vor Allen wird nur dieſe Eine Dich glücklich machen. Wohl Dir, wenn Du ſie findeſt und wählſt!“ Konrad nahm dankend den Ring; und nachdem ſie in den Nachen geſtiegen waren, glitt dieſer ſo ſchnell dahin, daß Konrad abermals von einer Betäubung ergriffen wurde, die ihn nichts bemerken ließ, als daß ihre Fahrt aufwärts ging.

(Der Schluß folgt.)

Von der Satyre.

(Fortſetzung.)

In lateiniſcher Sprache hat jedoch Deutſchland vieles Genießbarere geliefert, wie Dedekind's Grobianus,

Digitized by Google

die epistolae virorum obscurorum, und Menke de charlataneria eruditorum beweiſen. — Hier eben, in der Schwungloſigkeit des Publikums, nicht in dem Mangel an einzelnen Talenten, ſuche ich den Grund dieſes Zurückbleibens.

Uebrigens haben Deutſche ſich ſchon früh in der allgemeinen Satyre gezeigt: das Generaliſiren iſt ihrem Ernſte und ihrer Rechtlichkeit ſo angemeſſen, daß nur die lange herrſchende Verſtimmung gegen die Kirche dieſe Richtung geſtört und ſie zum Individuellen hingezogen haben mag. Schon im funfzehnten Jahrhundert erſchien:

1. Sebaſtian Brants (eines Straßburgers) Narrenſchiff zu allgemeinem Aufſehn und bald in fünf Sprachen überſetzt. Ein Original-Titel lautet alſo: „Das nuv (neue) Schiff von Narragonia mit besonderm Fliss, ernst und arbeit von nüwen mit viel schöner sprüch, exempeln unn zugesetzten Historien unn materien erlengert, unn schinbarlicher erklärt (zu Baſel) durch Sebastianum Brant, Lerer beider rechte" (1494). Das Schiff voll Narren mit Schellenkappen ſteht im Holzſchnitt auf dem Titel. Hundert und zehn Arten von Narren und Närrinnen bekommen ihren Antheil. Folgende Worte des Verfaſſers mögen ihn und ſein Werk näher charakteriſiren. „Wenn man mich ſchelten und ſprechen wollte: Arzt, heile Dich ſelber, denn Du biſt auch in unſrer Rotte, — ſo weiß ich das und bekenne es Gott, nämlich, daß ich viel Thorheiten gethan habe und noch jetzt im Narrenorden gehe, wie faſt ich an der Kappen ſchüttle, will ſie mich doch nicht ganz laſſen. Alle Straßen und Gaſſen ſind voll Narren. Aus dieſer Urſache habe ich gedacht, Schiffe für ſie auszurüſten, Galeeren, Fuſten, Kraglen, Nauen, Barken, Kiele, Weidlinge, Hornachen, Reimſchiffe, daneben Schlitten, Karren, Roßbären, Rollwagen: denn ein Schiff möchte nicht alle die tragen, die jetzt in der Zahl der Narren ſind. Wer ſich vor einen Narren achtet, der iſt bald zum Weiſen gemacht; hingegen, der geſcheut ſeyn will, der iſt mein Gevatter Fatuus."

2. Johann Geiler (geboren 1445 in Schaffhauſen) ſchließt ſich gleich hier an. Dieſer beliebteſte Kanzelredner ſeiner Zeit gab in Straßburg 1498 die für unſere Tage faſt unglaubliche Erſcheinung, daß er 110 Predigten nach Ordnung der Titel in Brant's Narrenſchiff — freilich ohne dieſen Namen zu nennen — öffentlich in deutſcher Sprache hielt. Folgende Probe kann ihn und ſeine Zeit bezeichnen helfen: bei'm Geſchwerm der Gelehrten oder Büchernarren hat er ſieben Schellen: 1) wenn einer viel köſtliche Bücher zuſammenſtellt, um ſeinen Ruhm darin zu ſuchen, wie in anderm Hausgeräthe; 2) wenn er glaubt, er könne nur aus der Menge der Bücher klug werden; 3) wenn er aus Allen etwas lernt und vom Ganzen nichts (!!), gleichwie man die Grindigen obenhin lauſet!! 4) ſeiner Wolluſt an den Gemählden in Büchern, goldenen und ſilbernen Buchſtaben zu pflegen; 5) an dem prächtigen ſamtnen oder ſeidenen Einband; 6) wenn man Bücher ſchreibt oder drucken läßt ohne Verſtand; 7) wenn man die Bücher oder die darin enthaltene wahre Weisheit verachtet. — — Wer die angeführten Worte der dritten Schelle unzart gewählt finden möchte, den verſichere ich, daß der Studien-narr (Student), der Wolluſt- Tanz- und Grobheits-narr ganz andre Dinge beſagt, deren Wiederholung ſich hier gar nicht würde entſchuldigen laſſen.

3. Weniger erheblich und noch ſtreitigen Urſprungs ſind: a) von den losen Füchsen dieser Welt und b) vom Hofleben der Frau Untreu.

4. Aelter, aber noch immer nicht ganz aufgehellt iſt Reynecke de Voss, unſer beſtes Original-Werk der frühern Zeit. Jedoch iſt es durch Goethe's und Andrer verdienſtvolle Behandlung in ſo viele Hände gebracht, daß ich mich billig einer ausführlichern Erwähnung enthalte.

5. Im ſechszehnten Jahrhundert verſchlang die kirchliche Gährung das univerſelle Intereſſe: es giebt keine Ausbeute für die allgemeine deutſche Satyre. Der einzige Ulrich von Hutten nahm ſich Muße, um außer der römiſchen Kirche auch das Hofleben, den Kaufmanns- und den Advokatenſtand durch zu nehmen.

6. Johann Andreae, ein Schwabe, ſtarb 1654 als braunſchweigiſcher Abt und Kirchenrath. Scharfſinn, edle Freimüthigkeit, beſonders gegen herrſchende Fehler der kirchlichen und literariſchen Welt gerichtet, empfehlen ihn neben einer gewiſſen milden Würde. — Der Ketzermacher Arndt ſchuldigt ihm die Stiftung der Roſenkreuzer an: Andreae's Wappen und einige muthige Scherze gaben den erſten Schein. Doch ſagt er ausdrücklich: fabula peracta est, fama astruxit, fama destruxit. Gehalt und Anmuth zeichnen ſeine ſeltenen (dem Umfange nach auch nur kleinen) Schriften aus. Vorzüglich gehören hieher a) Turbo, gegen Pedanterei und Prahlſucht in den verſchiedenſten Ständen. b) Menippus, gegen Verderbtheit in Kirche, Staat und Wiſſenſchaft, z. B. den Pomp proteſtantiſcher Leichenredner, — den Antichriſt, der ſich zuweilen auch hinter proteſtantiſche Hochwürden und Hochwohlehrwürden verſtecke. — — Zierlichkeit und Salz laſſen bei ihm keine Bitterkeit aufkommen.

7. Friedrich von Logau. Seine dreitauſend Epigramme, von denen jedoch Leſſing und Ramler nur 1234 ſtehen ließen, zielen nach allen Seiten hin. Er hatte eine andere Anſicht als Jean Paul; er ſagt in einer Randgloſſe: epigramma est brevis satyra; satyra est longum epigramma.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Bretagne. (Fortſetzung.) Die Rhede von Breſt gewährt einen herrlichen Anblick. Hier könnten alle Geſchwader Europa's in vollkommener Ordnung liegen; die Breite der Rhede, von Lanveau nach Breſt, beträgt zwei Lieues, ihre Länge erſtreckt ſich von Oſten nach Weſten. Ich durchwanderte den Hafen und die weitläuſtigen und prächtigen Werkſtätten dieſer, nicht entſchlafenen, aber ſchlummernden Seemacht. Eine Säge, welche das Holz nicht der Länge nach, wie gewöhnlich, ſondern queer durchſchnitt, erregte meine Aufmerkſamkeit: die gekrümmte Axe eines Waſſerrades bringt die Säge in hin und zurück gehende Schwingung. Ein Block Holz ward in weniger als einer halben Minute durchſchnitten. Es wurden damals zwei Baſſins, die man Formes nennt, um Schiffe aus zu beſſern, und ſelbſt zu bauen, angelegt. Ich fand an einigen Schiffen die Namen: „Duc de Berry", „Marechal de Tourville", halte aber die Weglaſſung der Artikel vor den Namen für einen Barbarismus. Die Stunde des Hafenſchluſſes trieb mich weg, und ich benutzte die noch übrige Tageszeit, um die Stadt zu beſehen. Obwohl einige ihrer Theile ſehr ſchmutzig ſind, obwohl ſie ermüdende und häßliche Gaſſen hat, ſo iſt ſie doch im Ganzen eine hübſche Stadt. Der Hafen dient ihr zu einer herrlichen Zierde; ſie hat die ſchönſten Spaziergänge mit Ausſichten des Meeres und der Felder; auch einige grade und breite Gaſſen, einen großen Platz, große Kaſernen und ein ausgezeichnetes Hoſpital. Die Kirche des heiligen Ludwigs iſt ſchön und in neuem Styl; das Obſervatorium des Seeweſens vortrefflich; auch das Schloß iſt ſehenswerth, es hat von der Seeſeite ein mehr als gothiſches, ein römiſches Anſehen. Man bemerkt noch einen Thurm, der Cäſars-Thurm genannt wird. Frankreich verdankt der Stadt Breſt viele berühmte Seemänner. Die vortrefflichen Matroſen von den benachbarten Küſten, ihr ſchöner Hafen, ihre herrliche Rhede machen ſie zu einer der intereſſanteſten Städte des Königreichs, durch die vorzüglich Frankreichs Flagge dereinſt ihren alten Ruhm wieder erlangen wird. In den Zeiten der Römer ward Breſt Caesaro-Brivates — Cäſars Brücke — genannt; Briva bedeutet Brücke. Den Hafen hat der Cardinal Richelieu angelegt, der im Jahr 1630 das erſte Schiff daſelbſt bauen ließ. Bis dahin war es nur ein Marktflecken, der ein altes Schloß umgab; die Anlegung des Hafens und eines See-Arſenals ſchufen es ſchnell zu einer Stadt um. Die Umgegend von Breſt iſt fruchtbar, obgleich die Natur dieſen Boden nur zur Hervorbringung von Pfriemenkraut beſtimmt hat; die tragbare Erde iſt hier tiefer als in andern Theilen der Bretagne, und der Kleebau, zum Vortheil der Viehzucht, ausgebreiteter als ſonſt auf der mittäglichen Küſte. — Maleriſche Anſichten hatte ich in der Bretagne wenig gefunden, bis ich nach dem Dorfe la Roche kam: die Ruinen eines alten Schloſſes liegen auf einem kegelförmigen Hügel; ich fand da auch wieder Feigenbäume. Das Dorf hat eine ſchöne Kirche, mit einem beſonders zierlichen Thurm; die Malerei der Kirchenfenſter würde einer Stadt Ehre machen; die Erfindung will ich gerade nicht loben: der Teufel ergreift auf einer Schädelſtätte die Seele eines Diebes, als ſie eben in der Geſtalt eines kleinen Diebchens aus ſeinem Munde ſchlüpft. Neben der Kirche ſteht, wie es auf den Küſten der Bretagne ſehr gebräuchlich iſt, eine Kapelle. Die Kirche hat Verzierungen aus Steinen von Kerſanton, die Roſtflecke an zu nehmen ſchienen, weshalb ich ſie für baſalt- oder lava-artig hielt. Die Bauern in der Gegend haben ein wildes Anſehen; ſie tragen weite Beinkleider und die untern Theile des Beines bloß, ſchwarze Kappen, die über die Ohren reichen, hinter welche ſie die Haare zurück ſtreichen. Das Dorf liegt zwar niedriger als das Schloß, aber 100 Fuß höher als die Landſtraße. Ein Pfad, den Waſſerflüſſe in den Felſen gehöhlt hatten, führte mich dahin; ich bewunderte die romantiſche Anſicht eines Felſens, der auf der ſchmäleren Seite aufrecht ſtand. Vormals waren Schloß und Dorf ein Eigenthum der Familie Rohan. Der Boden iſt in dieſen Cantons beſſer als gegen die mittägliche Küſte hin, wenigſtens in der Entfernung von vier bis fünf Lieues von dem Meere; ich glaube, weil er mehr ſchiefer- als granit-artig iſt. Auch gedeihen alle Thiere beſſer. Die Pferde ſind zahlreicher, und ſchienen mir von edlerer Art. Aber ich muß den Menſchen, die jene Seite bewohnen, den Vorzug geben. Wenn man von Breſt kommt, ſcheint Morlaix eine holländiſche Stadt zu ſeyn: zwei ſeeländiſche, mit niedlichen Häuſern eingefaßte Quais ſchließen einen Canal ein. Der Hafen gewährt einen ſchönen Anblick, aber übrigens iſt die Stadt häßlich und ſchmutzig. Sie liegt in einem angenehmen Thale, in welchem zwei kleine Flüſſe zuſammen treffen, die in einem gewölbten Canal unter der Stadt durchgehen, und in einem offenen Canal, der den Hafen bildet, wieder erſcheinen. Dieſe Stadt iſt der Mittelpunkt des anſehnlichen Handels mit Leinwand, die in der Umgegend verfertigt wird. Er war vormals bedeutender; gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts holten die Engländer jährlich für den Werth von vier Millionen. Der Handel nahm noch aus einem andern Grunde als durch die politiſchen Erſchütterungen ab: nachdem man die Fabrik-Ordnungen aufgehoben hatte, wurden die Waaren ſchlechter und von Auswärtigen nicht mehr verlangt. Es giebt in Morlaix und in der Umgegend auch Lohgerbereien, Papiermühlen und Lichtziehereien, auch einen ſtarken Pferdehandel. In Vannes wird am beſten Franzöſiſch geſprochen, und Leon, das zu ſehr außer meinem Wege lag, iſt das Athen der Bretagne für die cambriſche Sprache; es wird da ein ſo hohes Niederbretagniſch geſprochen, daß die Eingebornen des Kirchſprengels von Vannes es kaum verſtehen. Ich, der ich weder die böotiſche Mundart von Vannes, noch die joniſche von Leon verſtehe, halte die Sprache an der ſüdlichen Küſte für wohlklingender. Im Kirchſprengel von Leon ſollen viele Haut-Krankheiten herrſchen. Der Nieder-Bretagner iſt kein Fataliſt, aber er macht es mit dieſer Krankheit, wie die Türken mit der Peſt. Vielleicht könnte die Verbreitung abnehmen, wenn von den Patienten eine Steuer gefordert würde. — Die Bretagnerinnen aus dieſer Gegend haben eine ſehr weiße Haut, aber eine kleine zierliche Geſtalt, und die einzelnen Theile ihres Geſichts ſind mehr gehöhlt als hervorragend, ohne doch mißgeſtaltet zu ſeyn. Es giebt einzelne große Männer, aber im Allgemeinen iſt der Schlag der Bewohner der ſüdlichen Küſte ſtärker. Sie tragen das Haar lang herunterhängend, aber keine weiten Faltenhoſen. Je weiter man gegen Oſten kommt, deſto gewöhnlicher wird der Gebrauch der Pferde. Die Wege in der Bretagne ſind ſeit einem Jahrhundert die beſten im Königreich, weil die Stände die Aufſicht haben. — Die Sprache der Nieder-Bretagner gehört zu denen, die der natürlichen und gewöhnlichen Gedankenfolge angemeſſen ſind, ſo daß das Subjekt ſeinen Attributen vorgeht. Kenner der hebräiſchen Sprache behaupten, daß ſie unter den lebenden Sprachen die meiſte Aehnlichkeit mit dieſer habe, daher Einige ſie für einen Dialekt der alten phöniziſchen halten, die, wie die ſyriſche und arabiſche, der hebräiſchen gleicht. Würde ſie aber dann Spuren der galliſchen Sprache haben können, wie es ältere Sprachforſcher und auch unſere neumodiſchen Celten behaupten?

(Der Schluß in der Beilage.)

Kein Zeitung-Herausgeber hat wohl eine ſo glänzende Einnahme gehabt, als der verſtorbene Perry, Herausgeber der „Morning-Chronicle", der ſeiner Zeit zuerſt die Parlaments-Reden nachdruckte. Er hatte jährlich 22,000 Pfund Sterling. (Gaz. d. Fr.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 21.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 109ten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Die Bretagne. (Schluß.) Es giebt in Frankreich ſchwerlich eine kleine Stadt von zwei bis dreitauſend Einwohnern, die nicht ſehr häßlich wäre, und Lamballe macht darin keine Ausnahme; beſonders iſt eine Vorſtadt ein Bild des tiefſten Elendes und des größten Schmutzes; die Häuſer ſind, wie Hütten der Wilden, ohne Fenſter; wenn man hinaus ſehen will, öffnet man die Thüre; wenn einige Fenſter da ſind, ſo haben ſie kleine faſt undurchſichtige Glasſcheiben. Ich kann es nicht verhehlen, daß die Bretagne zu den Provinzen Frankreichs gehört, in deren Städten die geringe Volksklaſſe ein ſehr übles Anſehn hat, und wo die Bettler vom Handwerke am zahlreichſten und von dem empörendſten Aeußern gefunden werden. In Lamballe ſind aber unter dieſem elenden Zuſtande Menſchen von beſſerer Art und regelmäßigeren Geſichtszügen verborgen, als ich ſonſt im Allgemeinen gefunden habe. — Das äußere Anſehen von Lamballe entſchädigt das Auge, und iſt von mehreren Seiten maleriſch; die auf einer Anhöhe liegende ſehr alte Kirche gleicht faſt einem befeſtigten Schloſſe, und die ganze Umgegend iſt ſchöner als ſonſt in der Bretagne. Die Feldabtheilungen ſind ausgedehnter und von größeren Bäumen umgeben; Baumgruppen und kleine Hügel wechſeln mit einander ab. Die Feldbeſtellung geſchieht ausſchließlich mit Pferden. Cäſar redet in ſeinen Commentarien von den Ambillaten, die er gezüchtigt hatte; dieſe waren die damaligen Bewohner von Lamballe und ſeiner Umgegend. Der tapfere la Noue, genannt Eiſenarm, ward im Jahre 1591 bei der Belagerung von Lamballe getödtet. Es war der Hauptort des Herzogthums Penthièvre. Sein Handel mit Vieh, Leinewand und Porchent iſt ziemlich beträchtlich. — Ich ſah auf meinem Wege zwei Mühlen von ſehr verſchiedener Bauart: die eine war ſehr alt und vermuthlich eine Lehnsmühle, ganz von behauenen Granitſteinen, das Untertheil ſehr dick, der zweite Abſchnitt eng eingezogen, und der obere wieder erweitert; die andere war cylinderförmig und ganz von Thon, mit Pfriemenkraut durchknetet. Sie wird ihre alte Nachbarin ſchwerlich überleben. — Ich ſah in der Nähe von Broons mich überall nach dem alten Schloſſe um, das der tapfere Ritter Bertrand du Guesclin bewohnt hatte. Es iſt in einen Moraſt verſunken, und ich war ſchon über die Ruinen des alten Schloſſes la Mothe des Broons hinweggegangen; viele Häuſer des Fleckens waren aus ſeinen Trümmern erbaut. Ich beſah ſie, fand aber keinen einzigen bezeichnenden Stein; kein Ueberbleibſel des Adlers mit ausgebreiteten Flügeln, keinen Namenszug, kein Geſims. Doch war ein Theil der Kirche des Fleckens ſehr alt. Ich erkannte den Platz, auf welchem der fromme Ritter knieend zum Himmel flehte, ſeinen Arm gegen die Feinde ſeines Königs zu ſtärken. In meinem Wirthshauſe hörte ich noch wundervolle Sagen aus der Vorzeit: du Guesclin's Schloß ward durch Zauberei beſchützt; wenn es von den Engländern beſchoſſen ward, erſchienen reizende Damen in den geöffneten Fenſtern, und fingen die engliſchen Kanonenkugeln mit ihren Schnupftüchern ſo leicht auf, als ob es Kapaunenfedern geweſen wären. — Sobald ich nach Dinan, einer kleinen ſchmutzigen Stadt, kam, eilte ich nach der Kirche des heiligen Erlöſers, um das Monument zu ſehen, das du Guesclin's Herz umſchließt. Das Grabmal iſt von ſchwärzlichem Granit, und die vormals vergoldeten Buchſtaben der Inſchrift ſagen: Hier ruht das Herz des Herrn Bertrand du Guesclin, Connetable von Frankreich, deſſen Körper in der Gruft der Könige zu St. Denys in Frankreich verwahrt iſt. — Die Wälle von Dinan haben ſchöne Ausſichten; in den Ringmauern wird noch ein großer Thurm gezeigt, den die Herzogin Anna bewohnte. Die Waſſer-Reiſe von Dinan nach St. Malo iſt eine der angenehmſten in Frankreich; das Bett der Rance iſt anfangs von ſchroffen Ufern eingeſchloſſen, die aber immer durch Bäume geſchmückt ſind; zwiſchen ihnen erheben ſich einzelne große Felſen, Terraſſen, welche Wohnungen tragen, Kirchen, ſogar Schlöſſer; bald nahen ſich die Ufer, bald ziehen ſie ſich wieder zurück; man durchſchifft ſchöne Seen, deren Ufer Cultur und Wohlſtand verkünden. Dieſe anmuthige Fahrt brachte mich nach Saint-Servan, einer kleinen Stadt, die zwei Häfen hat. Von da geht man auf flachem, etwa ſechshundert Schritte langem Sandufer nach St. Malo. Dieſe iſt eine der Stellen, an denen die Fluth am ſtärkſten; bei Springfluthen ſteigt ſie zu einer Höhe von funfzig Fuß. Aber man kann nach St. Malo kommen, ohne die Ebbe gänzlich ab zu warten und findet kleine bedeckte Fuhrwerke, ſobald das Waſſer nicht mehr höher iſt als ihre Axen ſind. Das Innere von St. Malo iſt häßlich und ſchmutzig, eine Schachtel von Tannenholz in einer goldenen Kapſel. Vielleicht zählt keine andere franzöſiſche Stadt ſo viel Millionäre in ihrer Ringmauer. Der Felſen, der St. Malo trägt, ward vormals die Inſel Arons genannt. — Als die Einwohner der ehmaligen kleinen Stadt Aleth, die da ſtand, wo jetzt Servan iſt, von Seeräubern bewogen wurden, befeſtigten ſie den Felſen Arons, der leicht vertheidigt werden konnte, und zogen dahin. Sie wurden Corſaren, und kamen auf dieſer Laufbahn allen Seeſtädten in Frankreich zuvor. Aber ſie beſchränkten ſich nicht auf den Gewinn, ſondern zeigten auch mehrmals in der Vertheidigung Frankreichs ihren Muth und ihre Kenntniſſe des Meeres. Wenn ihnen auch nur der berühmte Du-Guay-Trouin verdankt wird, ſo wäre dies Pflicht genug zu ewiger Dankbarkeit; aber St. Malo war auch Cartiers Vaterſtadt, der Canada entdeckte, und Maupertuis ward da geboren. Im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts war St. Malo in großem Wohlſtande, und im Jahre 1709 ſchickten ſeine Handelsleute für dreißig Millionen Piaſter in die Münze, und ließen die Stadtwälle wieder aufführen. Der Friede iſt für dieſes unternehmende Volk niemals günſtig geweſen, obwohl es auch dann Schiffe nach den Colonien ausſchickt. Der Handel mit Leinewand der Bretagne iſt ſtark, und die Nähe von Jerſey und Guernſey befördert das Contrebandiren. Ich halte die Umgegend für fruchtbar, und das Landvolk iſt ſtarker Art; die Weiber haben eine gute Haltung, einen feſten Gang und ein geſundes Anſehen; ihre Kopfbedeckung iſt auffallend, eine Art Helm von weißer Leinewand. Die Güte des Bodens hat die Regierung zur Einführung des Tabacksbaues bewogen; auch wird in der Bretagne von den Männern am ſtärkſten Taback geraucht und von den Weibern geſchnupft. — Man hält das Rauchen für Seeleute unentbehrlich; aber Hanno's Flotte umſchiffte Afrika, ohne Taback zu kennen; in der Schlacht bei Actium ward keine einzige Pfeife geraucht, und in noch ſpäterer Zeit haben die Normannen, welche Europa verwüſteten und die Normandie, England und Sicilien eroberten, weder Taback geraucht noch gekauet. — Die Bretagne hat ein regnigtes Clima; ſie enthält noch viele Haiden; ihre Wohnungen ſind ſchlecht und die geringe Claſſe des Volks iſt in ſehr üblem Zuſtande: die Bauern kleiden ſich, die Sonntage ausgenommen, ſchlechter als in vielen andern Provinzen. Man faßt alſo auf einer ſchnellen Durchreiſe keine gute Meinung von ihr; aber eine genaue Unterſuchung verändert jene. Man findet, mit Ausnahme von Flandern, der Pi-

cardie und der Normandie, keinen zuſammenhängenden Landſtrich in Frankreich ſo ſtark bevölkert als die Bretagne. Da hier die Felder in einigen Landſtrichen auch mit Ochſen beſtellt werden, ſo wird zwar nicht die größte Anzahl Pferde gehalten, aber dieſe Provinz führt die meiſten Füllen aus, und man ſchätzt deren Anzahl auf achtzig Tauſend, die Zahl der Pferde auf zweimal Hunderttauſend. Nach den Angaben zählt man fünfmal Hunderttauſend alte, hundert und dreißig Tauſend junge Kühe, und fünfmal Hunderttauſend Ochſen. Die Nahrung der Pferde iſt abwechſelnder als anderswo; ſie ſind auch auswärts ſchwierig im guten Stande zu erhalten, aber, wenn ſie gewöhnt ſind, vortrefliche Thiere. Die Schafe ſind von ſehr ſchlechter Art. Der Ackerbau wird nicht wiſſenſchaftlich betrieben, aber thätig, und die Bretagner üben die Kunſt, animaliſche, vegetabiliſche und mineraliſche Düngmittel an zu wenden. — Gallien, das durch die Ueberſtrömungen der Barbaren entvölkert war, bedeckte ſich mit Waldungen; als die Zeiten ruhiger wurden, rotteten die Mönche ſie aus, und führten den Ackerbau zurück; jetzt, nach den Verwüſtungen der Revolution und der Zerſtückelung der Grundſtücke, können nur (?) geiſtliche Stiftungen wieder Wälder ſchaffen. Aber Manche werden ſagen: wenn die Mönche nur Eicheln ausſäen wollten, ſo möchten ſie da ſeyn, aber ſie werden auch Worte ausſäen, und deshalb wollen wir ſie nicht. Der Weinbau iſt vormals ausgebreiteter geweſen als jetzt. Da dieſe Pflanze in mehreren Provinzen Frankreichs weniger gebaut wird als vormals, hält man dafür, das Clima ſey kälter geworden. Ich glaube, daß die durch erleichterte Handelsverbindungen geſunkenen Preiſe ausländiſcher Weine die Anbauer in den öſtlichen Provinzen davon abgeſchreckt haben; in andern hat die Nachfrage zugenommen, und der Weinbau fängt, von Saintonges bis zu den Pyrenäen, an, die Holzungen zu vertreiben. Die Bretagner führen immer mehr und mehr den Kartoffelbau ein, und dies freut mich, da man (wenigſtens in Irland) die Kartoffeln für ein Schutzmittel gegen die Hautkrankheit hält. Die Bretagne führt viele Lebensmittel aus, auch Butter; aber ich habe nirgends Käſe machen ſehen, da doch ſonſt in allen Provinzen die mannigfachſten Arten Käſe bereitet werden. Der Verfertigung der Butter wird ſogar die Zucht der Kälber zum Opfer gebracht. — Die ſtarke Produktion der Leinewand hat ihre Quelle in dem Anbau des Flachſes. Friſchen Saamen läßt man nicht mehr aus nordiſchen Gegenden kommen, weil man entdeckt hat, daß die Ausländer den in der Bretagne angekauften Saamen als liefländiſchen zurück ſchickten. Betrügerei iſt eine Sache, die ſich im Handel ſelbſt ſtraft; ich fürchte, daß dieſe dem Bretagner Flachsbau ſehr ſchadet. Es ſcheint, daß der von wirklich liefländiſchem Saamen gewonnene Flachs ausgeartet iſt, und nicht wieder ausgeſäet werden kann. Nach dem Ackerbau iſt die Fiſcherei der erſte Erwerbzweig; keine andere Provinz von Frankreich kann ſo das Meer benutzen. Die Fiſcherei ſcheint an den Küſten vormals ergiebiger geweſen zu ſeyn. Glücklicherweiſe haben die Sardellen die Bretagne nicht verlaſſen; dieſe und die Auſtern ſind der ſtärkſte Tribut des Meeres. — Auch die Gebirge haben den Bretagnern ihren Schooß geöffnet. Die Minen von Poullaouen wurden nur im Anfange des letzten Jahrhunderts mit Erfolg bearbeitet. Sie ſollten ſchon verlaſſen werden, als Brollmann, ein geſchickter deutſcher Mineraloge, ſie wieder zu einem guten Ertrage brachte. Auch die Minen von Huelgoet ſtellte ein Deutſcher, Namens König, wieder her. Dieſe benutzten Kenntniſſe deutſcher Mineralogen erinnern mich an den Wechſel irdiſcher Dinge: Cäſar redet mehrmals von der Geſchicklichkeit der Gallier, die Erde mit Belagerungswerkzeugen zu durchgraben; eine Geſchicklichkeit, die ſie, ſo ſagt er, ihrer Kenntniß im Bergweſen verdanken. Dagegen ſagt Tacitus, daß ſie dieſe Arbeit für erniedrigend gehalten, und eine kleine galliſche Colonie, die Gothiner, wegen der Nachſuchung von Eiſengängen verachtet hätten. Jetzt ſind die Nachkommen der Germanen Meiſter darin. Die Bergwerke von Pontpean werden ſeit 1730 bearbeitet. Uebrigens hat die Erde ihre Schätze den Bretagnern nicht geſchenkt, ſondern zu einem hohen Preiſe verkauft: viele Flüſſe und Bäche, denen aus den Minen ihre Gewäſſer zufließen, haben ihre Ergiebigkeit an Fiſchen verloren; die Bäume auf ihren Ufern ſind verdorrt, und die Geſundheit der Umwohner ſoll gelitten haben. Dies entſteht daher, weil es Bleiminen ſind. Die Wälder, welche vormals die Minen umgaben, ſind jetzt kaum zu ihrer Bearbeitung hinreichend; ſie ſind nieder gehauen, ohne daß die Plätze wieder beſäet wurden. Wären doch mit den deutſchen Bergleuten zugleich deutſche Forſtmänner gekommen! Die Bretagne hat auch Steinkohlengänge, in der Gegend von Quimper und an den Ufern der Erdre; auch einige Eiſenminen. Eben ſo beſitzt ſie Salzquellen in der Bucht von Bourneuf, auf den Ufern des Croiſic und bei Carnac; nebſt einigen großen Keſſeln, in denen das Waſſer, worin Meerſand ausgelaugt iſt, ſich verdichtet und cryſtalliſirt. — Die Bretagne iſt in den letzten Kriegen immer dem königlichen Banner gefolgt, und viele Anführer haben ſich Verdienſte um ihren Königsſtamm erworben, aber die Vielfachheit der nach dem Syſteme der Chouannerie geſammelten Banden haben ihr keine ſo großen Erfolge verſtattet, als den Aufſtänden auf dem linken Ufer der Loire. In den Wiſſenſchaften haben die Bretagner der Vorzeit ſich nicht ſehr ausgezeichnet. H.

Die Silos. Die Entdeckung dieſer unterirdiſchen Kornſpeicher ſtammt aus Egypten her. Als Bonaparte dort war, floh Alles vor ihm, und die Fliehenden zerſtörten hinter ſich ringsum das Land, ſo daß der franzöſiſchen Armee der Hungertod drohte. Zufällig traf man einen Europäer, der ſich in Egypten angeſiedelt hatte, und mit ſeinen Töchtern in Frieden und Wohlſtand lebte. Auf der Flucht aber hatte man ihn ausgeplündert und auch ſeine Töchter entführt. Er ſann auf Rache, und nahm ſich, bei Annäherung der Franzoſen, vor, ihr Führer gegen jene Barbaren zu werden. Man vertraute ſich ihm gern an, forderte aber vor allen Dingen, daß er ſie in eine Gegend bringe, wo Nahrung zu finden ſey. „Das ſoll auch geſchehen!“ ſagte er. Dabei blieb es aber lange Zeit; das Heer marſchirte ſtets durch Wüſten, ſo daß ſich heftiges Mißtrauen gegen den freiwilligen Führer entſpann. Dieſer blieb indeß unverzagt, und man bemerkte nur, daß er öfters mit dem Fuß auf die Erde ſtampfte und dann unwillig den Kopf ſchüttelte. Einſtmals aber rief er freudig: „Hier iſt ein Silo!“ — Man fing auf ſein Geheiß an zu ſchaufeln und wirklich fand ſich bald ein Vorrath von Korn, das im Sande wohlverwahrt lag. Nun ſuchte Alles danach, und bald entdeckte man mehrere ſolcher Speicher. — Die Erfindung gefiel übrigens ſo wohl, daß man ſie ſpäter in Frankreich nachgeahmt hat. (Corsaire.)

Im Odeon-Theater ſtand unlängſt eine junge Dame, kurz vor Anfang des Stücks, in der Loge, mit dem Rücken nach der Bühne zugekehrt, als plötzlich der Ruf erſchall: „Front nach dem Parterre!“ Die Dame gehorchte zwar, aber vielleicht nicht raſch genug, und ſogleich fügte man jenem Ruf die Worte hinzu: „Hinaus! Hinaus!“ — Mehrere Herren eilten nach der Loge, ſich der Dame an zu nehmen, aber deſto ärger ſchrie man: „Hinaus!“ — Endlich erſchien ein Polizei-Commiſſarius auf der Gallerie und rief: „Meine Herren, das Parterre beträgt ſich unanſtändig!“ — Der Lärm wollte ſich jetzt noch vergrößern, als ein junger Mann raſch verbeſſerte: „Nur ein Theil des Parterres!“ — Das wirkte; Alles ward ſtill, denn Niemand wollte zu dieſer unanſtändigen Hälfte gehören. (Corsaire.)

Digitized by Google

Bemerker. No. 21. 1826.

Das Taſchentuch.

Mecum, dixit, eas; sicco nam flumine curro.

Die Novelle meines Freundes Dan. Leßmann, „das Taſchentuch“ betitelt, hat bei den Leſern des „Geſellſchafters“ einen entſchiedenen Beifall angetroffen; ganz vorzüglich aber ſpannte und ergötzte ſie die ſchöne Hälfte dieſes Zirkels, die holden Leſerinnen — denn wenn auch der Mord ihnen auf einen Augenblick Stimme und Athem verſetzte, wenn auch bei den ſchauderhaften Artikeln der Geſchichte die dreſſirteſten Locken ſich von ſelbſt entwickelten und zu Berge ſtanden, ſo zog ſie doch das Geheimnißvolle unwiderſtehlich an, die drängenden Bilder und Begebenheiten riſſen ſie mit fort, und die Meiſten geſtanden mir, ſie hätten ſich ganz enorm unterhalten; ja ſelbſt die Schönen, welche ſie nicht geleſen, waren entzückt davon, um gegen die Begeiſterung ihrer Schweſtern nicht allzu ſehr abzuſtechen. So iſt's denn weniger zum Verwundern, wenn die Novelle ſelbſt bei Göttinnen eine unerhörte Gnade gefunden; die Seltſamkeit aber ſteckt darin, daß weder die Parzen, die bekanntlich an einem Morde, als einer eklatanten Durchſchneidung des Lebensfadens, von Amtes wegen ihre Freude haben, ſich in das „Taſchentuch“ verliebten, noch Hekate, welche mit dem Schauderhaften von jeher eine zärtliche Liebhaberei getrieben, es in die Taſche ſteckte, ſondern unter allen olympiſchen Frauen gerade die ſanfteſte, die fröhlichſte, ſich mit Mutterliebe deſſelben annahm. Die Göttin der Blumen, die duftende Flora iſt es, die ſich für das „Taſchentuch“ handgreiflich intereſſirt und es als einen erwünſchten Shawl in aller Geſchwindigkeit umgeworfen hat. Da indeſſen, die Wahrheit zu geſtehen, hier nicht die olympiſche, mit Ambroſia genährte Perſon gemeint iſt, in deren Adern das unverſiegliche Ichor fließt, ſondern die papierne, mit Druckerſchwärze tätowirte, die in München zum Vorſchein kommt und wöchentlich einige Blätter ihrer duftigen Herrlichkeit umher fliegen läßt, ſo kann ich, ein Menſch, der alles Mögliche auf Erden, nur nicht Schweigen, gelernt hat, keinesweges bei dieſer Gelegenheit das Papier weiß laſſen, ſondern erſuche Sie inſtändigſt, Herr Herausgeber des „Geſellſchafters“, mich in Ihrem Namen einige vernünftige Worte ſprechen zu laſſen.

Das Mittwochsblatt der Münchener „Flora“ vom 17. Mai beginnt mit dem „Taſchentuch“ von Dan Leßmann. Am Titel iſt ein Stern angebracht, und dieſer hat unter dem Text eine Anmerkung zur Folge, durch welche die Welt Nachſtehendes erfährt: „Dieſe Novelle, welche vor einiger Zeit in einer norddeutſchen Zeitſchrift enthalten war, hat dort vielfaches Aufſehen erregt, weil man darin mannigfaltige Beziehungen finden wollte; indeſſen hat der Verfaſſer ſpäter erklärt, dieſe Erzählung rühre ganz von ihm her u. ſ. w.“ — Ich habe keine Zeit, mich auf das Grammatiſche dieſer Erklärung einzulaſſen, wiewohl ich nicht beſtimmen kann, ob mit dem dort die norddeutſche Zeitſchrift gemeint worden, oder das Land, in welchem die Zeitſchrift erſcheint; denn daß das Intereſſe der Novelle ſich nicht bloß auf Norddeutſchland beſchränkt hat, zeigt die ſüddeutſche „Flora“ ſelbſt am lehrreichſten; was man aber darunter zu verſtehen habe, wenn eine Novelle ganz vom Verfaſſer ſelbſt herrührt, muß ich mir von meinem Freunde, als einem Novelliſten, aus einander ſetzen laſſen. Dagegen ſehe ich mich genöthigt, auf eine Stelle in Tertullian's Schrift über die Seele aufmerkſam zu machen, die von den Zeitſchriften und ihren Herausgebern ernſtlich beherzigt werden ſollte. Sobald ein Journal, ſagt der ehrwürdige Kirchenvater, es ſey nun aus Nu- oder Uebermuth, Luſt hat, Aufſätze oder Erzählungen eines andern Journals nachzudrucken, ſo läßt ſich ſolch ein Beginnen zwar nicht loben, aber doch auch kein Verbrechen darin erkennen, und auch nicht (?) mit gültigem Rechte verbieten; nur muß die Quelle deutlich und gewiſſenhaft angegeben ſeyn, nicht aber ſtatt des beſtimmten „Geſellſchafters“ die allgemeine Bezeichnung „norddeutſche Zeitſchrift“ geſetzt werden. So weit Tertullian. Die Münchener „Flora“ kennt alſo entweder ſeine Schrift über die Seele nicht, indem ſie ihre Lektüre, was einer Dame nicht zu verargen, auf Taſchenbücher und Zeitſchriften beſchränkt, oder ſie hat ſie als verſchollen betrachtet, und daher nicht eben für nöthig befunden, Rückſicht darauf zu nehmen.

Etwas Seltſames aber liegt immer in dieſem Nachdruck. Süddeutſchland rühmt ſich ſeines beſſern Obſtes; es erhält die italieniſchen Frühlingslüfte unverfälſcht aus der erſten Hand, und ſieht in ſeinen Gärten ſchönere ſaftigere Blumen empor keimen, als wie Sand- und Flachländer jemals zu riechen bekommen. Und dennoch ſchmückt ſich eine ſüddeutſche Blumenkönigin mit einem Churbrandenburgiſchen Strauße!? Wie, und ſchmückt ſich gerade im Mai damit, wo doch ihr Garten ſchicklichermaßen in der üppigſten Fülle prangen ſollte? Florchen, Florchen, wenn du im Blumenmonat dich mit fremder Zierde ausputzeſt, was willſt du im November anfangen, wenn du bei regnigtem Himmel und nackter Haide des Abends dich in glänzendem Thee-Zirkel präſentiren ſollſt? Wie willſt du's im Februar machen, wenn der Schnee alle deine Kinderchen überflockt hat, und du daſitzen ſollſt in einem prachtvollen Schlitten, um mitten im Winter dem Publikum einen poetiſchen Frühling vorzuſpiegeln?

Erlauben Sie mir daher gefälligſt, Herr Redakteur, daß ich mir in Ihrem Namen ein etwas grimmiges Anſehen gebe, und in dieſer phyſiognomiſchen Rüſtung es den Herausgebern der Zeitſchriften, ſüddeutſchen wie norddeutſchen, auf die Seele binde, für's Künftige den „Geſellſchafter“ mit ſolchen nachdrücklichen Ehrenbezeugungen zu verſchonen, wobei ſich die Verſicherung nicht übel ausnimmt, daß jedem übermüthigen Hintanſetzer dieſer Erinnerung eine ſtrenge Rüge auf den Fuß folgen ſoll. Sonſt habe ich mich über wenige Dinge in dieſer Welt zu ärgern, und lebe recht vergnügt, und wünſchte, ſo lumpig dieſe Welt auch iſt, doch ein halbes Jahrtauſend in ihr zuzubringen.

Charlottenburg, 12. Juni 1826.

Ein bekannter Geograph

B u n t e s.

Ein Gedicht, in der Wiener „Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode“, „An meinen Sohn“ überſchrieben, beweiſt nicht nur, was ohnehin ſchon ſo ziemlich bewieſen iſt, daß nämlich die Anſichten der Dinge in dieſer Welt etwas verſchieden ſind, ſondern ſelbiges erklärt auch beſtimmt, daß manche Anſichten der unter dem Monde Wandelnden in jener Welt, wo man auf den Mond niederblicken wird, als unrichtig anerkannt werden dürften. Dieſer Meinung des Dichters, deſſen Name (Schleifer) bereits jetzt im Gebiete des Wohllautes einen ehrenvollen Platz verdient, und gewiß auch einſt im Reiche der Poeſie einen ausgezeichneten Platz einnehmen wird, treten wir gern und völlig bei, wenn wir auch die in folgender Stanze ausgeſprochenen Anſichten — fürerſt wenigſtens, bis wir dereinſt, mit dem Dichter, „aus fremder Haft in's Vaterhaus, wo Clio erſt frei die Blätter aufrollt“, zurück gekehrt ſeyn werden — nicht unbedingt als die unſrigen erklären können. Der Dichter ſagt:

„Hier ſchimmern Kronen, dem Verdienſt geflochten,
Die treuen Clans, die bei Culloden fochten,
Schmückt hier ein Lorbeerkranz, der nie verdorrt.
Hier gilt mit wahrem Namen That und Thäter,
Ein Held heißt Hofer, Cromwell ein Verräther,
Tell's Schuß vielleicht nur ein gemeiner Mord.“

Der Dichter iſt vielleicht ein Oeſterreicher, daher iſt es lobenswerth, daß er dem Schuſſe Tell's doch ein „Vielleicht“ beigegeben hat; die andern Punkte betreffend — je nun, wir wollen ſehen!

Die Hamburger „Originalien“ enthalten einen Bericht aus Berlin, aus welchem wir, da dieſe Zeitſchrift nicht allgemein verbreitet iſt, einige Stellen aus zu heben, und unſern Leſern mit zu theilen, nicht unterlaſſen können. Die Rede iſt vom Königsſtädtiſchen Theater:

„Sargines, Oper von Paer, ach! mir klopft das Herz, mir beben die Pulſe, denn wir ſind ja hier jetzt lauter „Zöglinge der Liebe“. Alles hat getrampelt und gezittert vor Entzücken, nur ich, ich, „ich bin nichts als ein gereiſ'tes Weib!“ aber es ging gut, das muß man geſtehen, ſie haben das Ende weggehackt, das thut nichts, aber kein Haar blieb trocken auf allen Glatzköpfen und alle Räthe wurden röther aus Schweiß und Arbeit des Klatſchens, und als ſie erſchien, die Sontag, als Amazone, behangt mit allen Intereſſen aller Aktien, die man nach „geflüchtet aus den Händen der Kroaten“, und als ſie im orientaliſchen Prunk dahertrat, da blieb kein Jude ohne chriſtliche Nächſtenliebe, und alle Hühneraugen weinten Freudenthränen und einige Iſraelitinnen, die bloß franzöſiſch ſprechen, riefen: brave dimanche! brave dimanche! und ich und Hoffmanns deponirtes Reiſeweib, das bei ſolchen Fällen mich ſtets begleitet, wir kniffen uns in die Seiten und ſchrieen auch: ach! ach! ach!“

Irgend eine Bemerkung bei zu fügen, wäre überflüſſig; nur mit einem kurzen Gebete wollen wir ſchließen.

Spricht ſo der Witz, o Herr des Himmels und der Erde!
So wolle deine Huld, daß ich nie witzig werde. K l.

T o d t e n w e i h e.

In Nr. 48 des „Mitternachtblattes“ erzählt Hr. Schwelgenberger, daß bei der Todtenweihe der deutſchen Krieger unter mehreren Ceremonien es auch üblich war, Erdſchollen drei Mal hinterrücks über den Kopf zu werfen. Dieſer Gebrauch findet noch heut zu Tage bei den iſraelitiſchen Glaubensgenoſſen ſtatt. Wenn ſie vom Friedhofe abgehen, reißen ſie im Fortſchreiten drei Mal Erdſchollen aus dem Boden und werfen ſie hinter ſich, den Spruch aus dem 103ten Pſalm, V. 4, dabei ſagend, der in der Urſprache alſo lautet: „Sochor ki ofor anachnu“, Luther's Ueberſetzung: „Er gedenkt daran, daß wir Staub ſind“, und Mendelsſon's Ueberſetzung: „Er iſt eingedenk, daß wir nur Staub ſind“. Wahrſcheinlich hatte dieſe Ceremonie bei jenen Todtenweihen dieſelbe Tendenz.

Hannover. Georg Harrys.

Dichters Reiſegepäck.

Von Karl Baldamus.

Was zur Reiſe man braucht? Gar Mancherlei, führt man mit Frauen:
Koffer, Schachteln, Geduld, ſtärkende Tropfen, auch Salz;
Küſſe für Sehnen und Schmerz, für Seufzer ſeidene Polſter,
Pelze für Hoffnung und Wunſch, Mantel für Liebe und Treu'.
Eine Poſtille von Clauren, Gebete in Taſchenformaten,
Fleiſchbrühtafeln und Andacht in Zucker geſetzt.
Schirme und Fächer, Spiegel und Seife, Pomade und Schminke —
Muſe, bleibe zurück, wahrlich ich reiſe allein!
Packe den Mantelſack Humor mir ſchnell, wir geh'n mit der Eilpoſt
Durch den märkiſchen Sand, gleich nach dem deutſchen Florenz.
Was ich bedürfte? Wenig nur iſt's, das Wenige ſelber
Kann ich entbehren! Wenn's geht, Humor, ſo kauf' was folgt
Eine claſſiſche Wurſt, zwei Flaſchen achtziger Weines,
Einen kritiſchen Kamm, kräftig von Zinken und lang,
Einen Sack voll Licenzen, geſtempelten Witz und Gedanken,
Welchen die geiſtige Mauth freundlich ihr Viſa ertheilt.
Laune, gebrauet im März, wo Mumme und Biere gedeihen,
Und als Schönheits-Eſſenz dient der verſpätete Schnee.
Rhytmus, gegoſſen in Stahl, ein Bündel geräucherte Gleichniß',
Träume von Doppel-Centralt, die man im Wagen nicht drückt.
Schwarze Kreide zum Zeichnen, man findet in Deutſchland Geſichter,
In die Hogarth ſich wahrlich zum Sterben verliebt.
Marinirte Moral und eine bewegliche Meinung;
Iſt ſie ſtehend, ſo macht Spuk ſie in Kaſten und Buch.
Trauerflore von Krepp, zum Leichengefolge der Lieder,
Die aſthmatiſch und lahm oft ſchon die Bäder verſucht.
Escarpins mit Sohlen von Kork, zum leiſchen Hoffeſt:
Ariſtarchen, Ihr ſeht, daß ich auch Eurer gedacht.
Noch ein Büchschen brittiſchen Spleen mit Scotiſchem Nebel,
Dazu didactiſche Limpf, wie ſie ſonſt Jenner verſandt.
Eſſig à quatre voleurs, das deutſche Luſtſpiel zu reiben,
Das im Ernſte erſtarrt, Scherzen und Lachen verlernt.
Feilen und Stricke zur Vorſicht, wenn etwa ein grämlicher Cenſor
Den verwegenen Reim ſtreng zur Baſtille verdammt
Eine Diebslaterne zum Stelldichein, winkt mir die Neigung,
Einen Schlaftrunk dazu gegen die wachſame Pflicht.
Aber es ſchüttelte Humor den Kopf und ſagte halb lachend
Dichter-Nothdurft geht über der Frauen Bedarf.
Ein Don Juan iſt ja der Reim, und wer ihn bedienet,
Leporello, der nennt Bruder dich luſtigen Schalk.
Reiſ'te incognito nur noch das Lied, ſo könnte man ſparen,
Aber das Sangergeſchlecht liebt ja den Lärm und den Schein.
Nein, ich ſag' ihm Valet, ich tret' in die Dienſte der Proſa,
Zahlt ſie doch beſſer, auch giebt's weniger Arbeit bei ihr.
Geht ſie auf Reiſen einmal, ſo ordnet ſie ſelber den Koffer,
Packt in Matten und Stroh ſorgſam den Hausverſtand ein.
Bilder und Gleichniß führet ſie nicht, zerbrechliche Waare,
Die ein kritiſcher Stoß oft ſchon zu Scherben gemacht
Was an Borden ſie hat, des Witzes ehrliches Landtuch
Zu verbrämen, das ſchnallt unter dem Kutſchbock man feſt.
Werden ſie ſtaubig, was thut's, kleinmeiſtert doch ſelten die Proſa,
Putzen und Bürſten ſey immer dem Liede gegönnt.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 12. Juli. 110tes Blatt.

Der Bernſtein-Ring.

(Schluß.)

Plötzlich ſah ſich Konrad an demſelben Orte bei der Felſenklippe, wo ihn die Meerkönigin gefunden hatte, wieder an den Strand geſetzt, und Nachen und Nixe waren verſchwunden. Ungeachtet ſeiner Waſſer-Reiſe fand er ſeine Kleidung völlig trocken. Er erblickte das Häuschen des Bernſtein-Aufſehers und eilte darauf zu. Vor der Thür ſaß eine ſchöne Jungfrau, die emſig ſpann. Konrad grüßte ſie; das hübſche freundliche Geſicht kam ihm bekannt vor, und war ihm doch auch fremd. Das Mädchen betrachtete ihn aufmerkſam und nicht ohne Verwunderung, wie es ſchien, und als Konrad eben in das Häuschen treten wollte, hörte er von innen rufen: „Käthchen, komm in die Küche, es giebt etwas für Dich zu thun!“ Sogleich ſprang das Mädchen auf, lief hinein und rief: „Großmutter! kommt doch einmal her! Seht, iſt das nicht der Fremde, der vor langer Zeit einmal bei uns wohnte?“ — Jetzt trat die Hausfrau heraus. Es kam Konrad vor, als habe ſie in den wenigen Stunden, die er im Meeresgrund zugebracht hatte, ein älteres Anſehn bekommen. Als ſie ihn ſah, ſchlug ſie die Hände zuſammen. „Ey! ſo lebt Ihr doch noch?“ rief ſie, „und warum ſeyd Ihr denn damals ſo plötzlich fort und habt in ſo langer Zeit nichts von Euch hören laſſen?“ — Konrad glaubte zu träumen; ihm war ſo wunderlich zu Muthe, daß er nicht wußte, was er antworten ſollte. Da kam auch der alte Valentin herbei, und begrüßte Konrad recht herzlich, aber ſo, als habe er ihn in langer Zeit nicht geſehn. „Ihr guten Leute“, rief dieſer endlich, „hab' ich mich denn ſo verändert in den wenigen Stunden, die ich von Euch entfernt war, daß Ihr mich nicht mehr kennt? Ihr haltet mich gewiß für einen Andern.“ — „Mein Gott, nein!“ ſagte Valentin; „wir kennen Euch recht gut; Ihr ſeyd der junge Wanderer, der vor neun Jahren in dieſe Gegend kam, um einen Bernſtein-Ring zu ſuchen. Wir nahmen Euch gern in unſer Haus auf, aber Ihr verließet uns, ohne Abſchied zu nehmen. Nun, wir haben keinen Groll deshalb gegen Euch“, fügte er, ihm die Hand reichend, hinzu; „es iſt doch brav, daß Ihr Euch unſerer noch erinnert. Seht nur! das iſt unſer Käthchen, die Ihr ſo klein geſehn habt; iſt ſie nicht recht groß und hübſch geworden?“ Konrad wußte noch immer nicht, was mit ihm vorging oder vorgegangen war. Indeß erzählte er ſein Abentheuer zum Erſtaunen ſeiner Zuhörer. Nach und nach wurde ihnen Alles klar, was ſich zugetragen hatte. Sie konnten nicht länger am Daſeyn der Bernſtein-Königin zweifeln, noch daran, daß Konrad wirklich neun Jahre in ihrem Reiche zugebracht hatte, die ihm wie wenige Stunden vergangen waren. Vielleicht hätte ſich Konrad ſchwerer davon überzeugt, ſah er nicht das niedliche Käthchen vor ſich, das während der Zeit aus einem Kinde eine reizende Jungfrau geworden.

Bald darauf nahm er Abſchied von Valentin und ſeiner Familie, und kehrte in ſeine Heimath zurück, wo ſeine Eltern und Freunde, die ihn längſt als todt betrauert hatten, ihn mit großer Freude empfingen.

Digitized by Google

Dort erfuhr er aber auch, daß ſeine Euphroſine ſchon lange verheirathet ſey. Ihre Untreue kränkte ihn zwar tief; doch entſchuldigte er ſie, denn er hörte, daß auch ſie ihn für todt gehalten habe. Er wollte ihr wenigſtens ſein gegebenes Wort halten und den verſprochenen Ring bringen. Sie ſchien bei ſeinem Anblicke erfreut, aber er bemerkte bald, daß ſie mit ihrem Mann keine glückliche Ehe führe. Als er ihr den Ring überreichte, ſah ſie ihn an und ſagte: „Konrad, Ihr waret immer brav und gut, und habt mich treu und redlich geliebt; aber jetzt ſeh' ich ein, daß ich Eurer Liebe nicht werth war!“ Konrad verſuchte ihr den Ring an den Finger zu ſtecken, aber er paßte auf keinen derſelben. Er erinnerte ſich der Worte der Nixe, und tröſtete ſich über den Verluſt ſeiner Geliebten durch den Gedanken, daß er doch nie mit ihr glücklich geworden wäre, welches ihre eigene Aeußerung zu beſtätigen ſchien. Den Ring aber behielt er. Ungefähr ein Jahr war ihm in ſeiner Heimath verfloſſen. Den Ring hatte er noch einigen Mädchen ſeiner Nachbarſchaft an den Finger zu paſſen verſucht, aber dadurch nur die Ueberzeugung gewonnen: daß keine von Allen die ihm beſtimmte Braut ſey. Mißmüthig über ſeine getäuſchten Hoffnungen, beſchloß er endlich, noch ein Mal den Strand der Oſtſee zu beſuchen, um dort ſeine Freunde und vielleicht wohl auch die Nixe wieder zu ſehn, und von dieſer, wo möglich, zu erfahren, wo das Mädchen an zu treffen ſey, welches den Ring tragen könne. Er machte ſich auf den Weg und legte ihn auch bald zurück. Schon ſtand er am Fuß des Hügels, von dem er einſt die Oſtſee zuerſt erblickt hatte, und auf welchem ihn Valentin fand. Da rauſchte es neben ihm in den Gebüſchen, er ſah ſich um, und vor ihm ſtand — Käthchen. Sie trug einen Topf voll Erdbeeren in der Hand, und rief, ſobald ſie Konrad erblickte, freudig überraſcht: „Ey! ſeyd uns ſchön willkommen! Das iſt brav, daß Ihr uns einmal wieder beſucht!“ Sie bot ihm ſogleich von ihren geſammelten Erdbeeren an. „Ich habe ſie zwar“, fuhr ſie fort, „für den Großvater geſucht, der ſich daran erquicken ſoll, denn er iſt krank; aber nehmt nur immer davon, es ſind doch genug!“ — Noch nie hatte Konrad das gutmüthige freundliche Geſicht des Mädchens ſo hübſch gefunden, als in dieſem Augenblick. Er dachte an ſeinen Ring, nahm denſelben aus einer kleinen Kapſel, in welcher er ihn bei ſich trug, und Käthchens Hand faſſend, ſteckte er ihn ihr an den Finger, auf welchen er ſo gut paßte, als wäre er für ihre Hand gemacht. Nun erkannte er, daß Käthchen das ihm vom Schickſal beſtimmte Mädchen ſey. Er eilte an ihrer Seite dem Häuschen ihrer Großeltern zu, die ihn freudig und herzlich empfingen. Noch am ſelbigen Abend bat er um Käthchens Hand, und dieſe wurde ihm von den Großeltern, ſo wie von dem Mädchen, zugeſagt. Sobald Valentin von ſeiner Krankheit geneſen war, wurde ihre Verbindung gefeiert. — Käthchen folgte Konrad nach ſeiner Heimath, wo ſie glücklich und zufrieden lebten. Doch beſuchten ſie jedes Jahr die Großeltern, ſo lange dieſe lebten, und Konrad ſtand noch oft am Strande der See und ſchaute auf die Wellen; er wünſchte die Bernſtein-Königin heraus, um ihr für ein Geſchenk zu danken, das ſein Glück geſichert hatte; aber die Nixe ließ ſich nie wieder ſehen.

Auguſte Kühn.

Von der Satyre.

(Fortſetzung.)

8. Johann Wilhelm Lauremberg, Profeſſor zu Roſtock und Sora, ſchrieb eine berühmte und noch jetzt geſchätzte plattdeutſche Satyre gegen Mißbräuche aller Art.

9. Hans Michael Kalbskopf, der aber dieſen Namen halb griechiſch, halb hebräiſch Moſcheroſch umtaufte, lieferte unter dem (abgekürzten) Titel Sittewald's Geſchichte eine Umarbeitung der Träume des Spaniers Queveda. Auch ihm gilt die nicht ganz ausreichende Entſchuldigung, daß es im ſiebzehnten Jahrhundert noch keinen guten deutſchen Styl gab. Unechten Witz und gelehrten Flitterſtaat ſollte ein Mann von Genie ſich in keinem Zeitalter verzeihen, außer etwa, wenn er — um's Brod ſchreibt.

10. Johann Rachel, ſtarb 1669 als Rektor zu Schleswig. Er ſchrieb zehn ſehr geſchätzte Satyren, hauptſächlich über den Hausſtand und das weibliche Geſchlecht.

11. Gottlieb Wilhelm Rabener, ein Lieblings-Schriftſteller der Deutſchen, die er durch Gemüthlichkeit feſſelt, durch Munterkeit und Erfindung unterhält, durch Salz und anſtandsvolle Popularität befriedigt. Den Vornehmen der Erde ſteuert er behutſam aus dem Wege.

Nach ihm trat die Zeit der Befehdung aller Vorurtheile ein. Aus ihr ging eine pädagogiſche, dann eine theologiſche, darauf eine philoſophiſche, zuletzt eine politiſche Gährung hervor. Jedes Jahr brachte Satyren, wie Wucherpflanzen: der Schwung der Zeiten verdunkelte jedes Neue durch ein Neueres. — Es ſcheint noch nicht die rechte Stunde da zu ſeyn, um über dieſe ganze Region feſte und genügende Anſichten zu beſtimmen.

Die ſüdlicheren Nationen, die man gewöhnlich leidenſchaftlicher denkt, haben, vergleichungsweiſe mit den beiden eben erwähnten, weit mehr beſondre und weniger allgemeine Satyre. In einigem Grade kann man jedoch zu der letzten rechnen:

Bei den Italienern:

1. Leo Baptiſta Alberti, Momus (1520) gegen Hof und Fürſten.

2. Antonio Vinciguerra, einige ernſte und allgemeine Satyren, terze rime. Die Sprache iſt unrein.

3. Marcellus Palingenius Stellatus, der noch nicht ganz enträthſelte Verfaſſer eines Zodiacus vitae (1531). Es enthält einzelne achtenswerthe Theile und die Richtung iſt meiſt allgemein, doch vorzüglich gegen römiſche Mißbräuche.

4. Giovanni Baptiſta Gelli; 1) Capricci del Bottejo und 2) Circe. Jenes enthält vorgebliche Geſpräche des Böttichers Giuſto mit ſeiner Seele: ſie umfaſſen in der That das ganze Leben von vielen ernſten Seiten betrachtet, und haben für ihr Zeitalter viel Verdienſt (1540).

5. Antonio Francesco Doni (1550) ſchrieb die Welten; nämlich die kleine, große, gemiſchte, lächerliche, eingebildete Welt u. ſ. w. voll Bizarrerien, aber auch luſtiger Wendungen und reizender Schreibart.

6. Tomaſi Garzoni (1556), Narrenſpital, ein ſehr entferntes Gegenſtück zu Brant's Narrenſchiff.

7. Anton Maria Spelta, lieferte zu letzterem eine bedeutendere Fortſetzung „das Kluge und Anmuthige der Narrheit." Er ſtimmt nicht ſelten mit Rouſſeau's animaliſch-bequemen Anſichten.

8. Benedetto Menzini. Dieſer beſte Satyriker Italiens (wenigſtens neben Arioſto und Berni) verbreiter ſich, wenn man ſeine zwölf Satyren als ein Ganzes betrachtet, ebenfalls ſehr allgemein. — Dies thut

9. Graf Carlo Gozzo noch mehr, nur mit der Eigenheit, durchgehends das Alte auf Koſten des Neuen zu loben und ſeinen Gegner Goldoni nie aus den Augen zu laſſen (1719).

Bei den Spaniern:

1. Luis de Gongora y Argote (1634). Dunkelheit und Pedanterei in Anſpielungen und Wortzwang entſtellen ihn. Uebrigens zieht er offen und ſtreng gegen Laſter jeder Art zu Felde.

2. Lorenzo (Baltaſar) Gracian. Sein Criticon (1702) iſt bitter und witzig; in Form eines Romans alle menſchlichen Unvollkommenheiten erfaſſend.

Bei den Franzoſen:

1. Bonaventura des Perriers, ſchrieb (1529) Cymbalum mundi (Schelle oder Schellenklingel der Welt), ein ſehr verfolgtes und verkanntes Buch, das jedoch für ſeine Zeit anmuthig und fein ſatyriſch zu heißen verdient.

2. Franz Rabelais, geboren 1483. Wer kennt nicht ſeinen Gargantua und Pantagruel? — Zwar eine monſtröſe Miſchung von Feinem und Gemeinem, aber höchſt naiv und hell. Hieher gehören ſie jedoch nur als ſeine Zeitgeſchichte umfaſſend.

3. Nicolas Boileau Despreaux (geboren 1636), eine der würdigſten Erſcheinungen auf dieſem Felde. Was im Vergleich mit andern Satyrikern ihm an komiſcher Kraft und Popularität ab zu gehen ſcheint, möchte meiſtens weiſe Entſagung ſeyn, um einem höhern Leſekreiſe und einem ausdauerndern, edlern Geſchmacke zu genügen. Wie auch die franzöſiſche Dichterwelt ſich zu der der andern Nationen verhalte, immer wird man ſagen können, daß es bis heute nur einen Boileau gegeben habe. Die achte Satyre vom Menſchen gehört vorzugsweiſe hieher.

Neben dieſer wahren Erhebung der Nation möge als Contraſt die Gruppe von zwanzig und mehr Autoren ſtehen, die ſich vereinten, um mit der Feder Rache an einem Zungenhelden zu nehmen. Ich meine die Gegner des Peter Montmaur (1620), des gelehrten Paraſiten, der das Sprüchwort übte: „Habt Eſſen und Wein; ich liefere das Salz." — Er verdunkelte die andern Gelehrten an den Tafeln der Großen, ſie griffen ihn dafür im Publikum an — ſogar ein Balzac. — Jener ſchrieb nicht dagegen, und der Krieg hörte von ſelbſt auf.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Priſe.

Ein Bettler bat einſt einen Modemann,
Der eben Taback ſchnupft', um eine milde Gabe;
Er ſprach: „Ich ſchwöre, daß ich Euch nichts geben kann,
Weil ich nicht einen Heller bei mir habe.
Doch, Alter, wollt Ihr eine Priſe?"
Der Arme ſprach: „Ach nein! Zu meinem Leid
Giebt man, ſtatt Geld, mir täglich den Beſcheid:
Gott helf dir! — ohne daß ich nieſe!" E. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Jetzt ſind die franzöſiſchen Schauſpieler für eine Weile der Stoff geſellſchaftlichen Geſpräche, und da alles Neue ein Stückchen guter Stimmung voraus hat, ſo läßt ſich denken, daß man in der Lob-Kritik mehr wagt als wägt. Hauptſächlich iſt es das Enſemble (ich glaube, dies Wort ließe ſich im Deutſchen entbehren, da Zuſammenſpiel hier wohl daſſelbe ſagt), das die Lobredner ſich zum unabreißbaren Thema gewählt haben; wir müſſen jedoch geſtehen, es läßt auch Manches zu wünſchen übrig, und ſelbſt die ſo ſehr gerühmte Darſtellung von „l'Ecole des viellards" kann dazu die Belege liefern. Dagegen dürfen wir freilich auch annehmen, daß dieſe franzöſiſche Schauſpieler-Geſellſchaft ſich in aller Geſchwindigkeit nur ſo weit vervollſtändigte, um mit Beſetzung der Hauptrollen zu befriedigen. Wir wiſſen bis jetzt nur drei Perſonen zu nennen, die ein ſolches Ziel erreichen, nämlich: Mad. Philis, Hr. Düeniſſel und Hr. Hervet. Demoiſ. Füſil wird bald die Vierte ſeyn dürfen. Sie hat als „Valerie" ausgezeichnete Beweiſe von Talent gegeben; und wäre es vorläufig auch noch befangen in Nachahmung, die übrigens den Franzoſen bei weitem mehr unangefochten bleibt, als den Deutſchen, ſo thut ſie für ihre Jugend (man ſpricht von vierzehn oder funfzehn Jahr) doch auch ſchon genug, wenn dieſe Nachahmung den Zuſchauern, die das Vorbild nicht kennen, verborgen bleibt. Der Liebhaber, Hr. Delcour, hat ſehr an ſeiner Haltung zu meiſtern, ſie nimmt gegen ihn ein; aber auch er gab in „l'Ecole des viellards", bei der Scene, wo er der „Madam Danville" ſeine Liebe geſteht, Zeugniß von innerem Feuer und einer Geſchicklichkeit, die Tonleiter

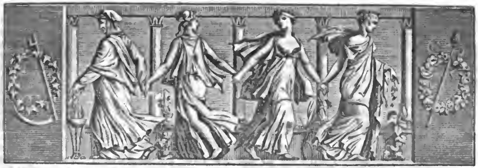
des Gefühls in der Rede zu treffen. Bei jenen Dreien, die wir als die vorzüglichſten Mitglieder nannten, ließe ſich im Einzelnen auch noch Allerlei ſagen; ſo z. B. könnten Hr. Dürniſſel und Mad. Phillis zur feineren Haltung ihrer Rollen manches Outriren, manche zu ſtarke Rede-Contraſte ſparen; indeß wir ſind zur höchſten Unpartheilichkeit geneigt und wollen demnach glauben, daß dergleichen mitunter nur dazu dienen ſoll, um einem deutſchen Publikum raſcher verſtändlich zu werden. Hr. Hervet, der die derb-komiſchen Rollen hat, darf ſich ſchon mehr erlauben, und wir wüßten auch nur wenige Momente zu nennen, in denen er zu weit geht. Er ſcheint uns noch jung und darf ſich gewiß dereinſt zu den beſten Schauſpielern ſeines Faches zählen. L.

— Auf der Königlichen Bühne iſt am 28. Juni zum erſten Mal gegeben worden: „Liebe hilft zum Rechte", Luſtſpiel in vier Akten von Vogel. Die Hitze — drei und zwanzig Grad im Schatten! — machte mich ſo kalt gegen meine Pflicht, daß ich Ihnen, Herr Herausgeber, nur zu melden habe: ich gehörte auch zu den Vielen, die noch hätten Platz finden können im Theater. Uebrigens mag es auch wohl an der Hitze gelegen haben, daß die Applausgeber ſich ſehr phlegmatiſch benahmen, wie ich mir ſagen ließ. Das ſoll mich aber nicht hindern, eine der etwaigen nachfolgenden Vorſtellungen zu beſuchen; denn die Applausgeber ſind in ihrer Thätigkeit und Ruhe ein gleich unzuverläſſiger Maaßſtab. — Da man aber die Pflichtwidrigkeit auch bei der ſtärkſten Hitze ſich nicht zur Pflicht machen darf, ſo befand ich mich am 3. Juli im Opernhauſe, und ſah „das Majorat" aufführen. Hier hatte ich ſelbſt Gelegenheit zu bemerken, daß man jetzt die Recenſenten bald allein laſſen wird im Theater; das Haus war ſehr mäßig beſetzt, obwohl dem Stücke nachgeſagt wird, es ſey ſchon an manchen Orten zum Kaſſenſtück geworden und obwohl die Kritik ſchon weit und breit ihr Verdammungs-Urtheil in den Zeitſchriften einſchwärzte. Dieſes Letztere könnte zwar Manchen abgeſchreckt haben; da man aber oft behaupten hört, daß die Kritik ohne Einfluß ſey, ja eben nur durch Tadel reize, ſo wäre es unbeſcheiden von mir, wenn ich dem widerſprechen wollte, ja es wäre von mir und meinen Collegen ſehr unrecht, wenn wir nicht bei dem ſchlechten Kaſſen-Zuſtande der meiſten Bühnen denſelben durch Anwendung dieſes Reizmittels, da wo es ſich thun läßt, etwas zu Gefallen thäten. Hinſichtlich des „Majorats" ſind mir aber ſchon Viele mit ſolcher Gefälligkeit zuvor gekommen und ich kann mich deshalb kurz halten. Das Stück hat zwei Abtheilungen: „Das Verbrechen", in einem Akt, und: „Das Gewiſſen", in vier Akten, und iſt, nach einer Erzählung von Hoffmann, bearbeitet von demſelben Hrn. Vogel, der uns am 28. Juni darthun wollte, daß Liebe zum Rechte hilft. Hätte ein junger Dichter in ſeiner erſten Arbeit für das Theater ſich den grauſenhaften Marter-Stoff gewählt und ihn mit dichteriſcher Genialität, meinethalben auch barock, ausgeführt, ſo würde ſich das Stück zur Kritik eignen, indem ſie nur zu thun hätte, daß ein Berufener hier auf einem Irrwege ſey und ausbiegen müſſe. Wenn nun aber ein ſolcher Stoff von einem alten Theater-Praktikanten nur dazu gebraucht iſt, um möglichſt viele ſogenannte Effekte zu machen, dann fühle ich mich zu wenig abgehärtet, um heraus zu ſagen, was eigentlich geſagt werden dürfte. Genug — ſollt' ich ernſt bleiben, ſo iſt dies bei den Extremen, mit denen hier das Schauerliche und Gräßliche unwillkührlich in's Burleske hinüber ſpielt, und die ſtets kritiſch befehdeten franzöſiſchen Melodramen hinter ſich läßt, eine unzuläſſige Forderung; und zum Spaß finde ich mich nicht geneigt, weil es hölliſch tragiſch iſt, nach den Werken Schiller's und Goethe's dergleichen auf der deutſchen Bühne zu ſehen, gleichſam als eine Anfrage: Ob der Geſchmack nicht wieder zur Kindheit rückkehren wolle? — Die Darſtellung verdient indeß in zwei Rollen das ausgezeichnetſte Lob. Hr. Devrient als „Kaſtellan Daniel" und Hr. Rebenſtein als „Benno von Falkenhorſt" können das Stück halten. Jener giebt auf geniale Weiſe ein ſo pſychologiſches Ganze, wie es die kraſſen Intentionen nur irgend zulaſſen; und dieſer zeigt hier wieder, daß er von der anmuthigen Routine immer mehr zu künſtleriſcher Beſonnenheit kommt. Auch Hr. Wauer, „Förſter Franz", ſteht ſicher in ſeiner Aufgabe, weil ſie ſeinem Weſen zuſagt. Von den übrigen Rollen ſind einige ſehr unbedeutend — ſo die der „Ludmilla" (Mad. Schröck) und des „Siegbert" (Hr. Krüger) — andere werden entweder nur mittelmäßig oder noch viel ärger gegeben. Der Beifall war anfangs ſehr laut (auch iſt die erſte Abtheilung das Beſte am Stück), zuletzt ermattete er aber ſo, daß Hr. Devrient und Hr. Rebenſtein am Schluſſe nur von wenigen Stimmen gerufen wurden. Dies war — wenn das Hervorrufen als Auszeichnung gelten ſoll — nicht recht; denn Beide hatten den Dank reichlich verdient. — Hr. Wild hat mit dem „Oreſt" in Gluck's „Iphigenia in Tauris" ſeine Gaſtrollen für diesmal beendet. Es iſt eine ſeiner bedeutendſten Partieen in Geſang und Spiel, letzteres indeß bedingt von den Hinderniſſen, die des Künſtlers Perſönlichkeit dem Bilde eines griechiſchen Heros entgegen ſtellt. Ich denke hier nicht etwa nur an die Größe, ſondern im Allgemeinen an das Widerſtreben, welches dem Gefühl nicht verargt werden kann, wenn die Formen zu ſehr contraſtiren gegen diejenigen, die dem Bilde eines Helden aus der antiken Zeit in unſerer Phantaſie eigenthümlich geworden ſind. Hr. Wild ſtand indeß als Schauſpieler auch hier höher, als die meiſten Sänger in ſolchen Rollen, und ſein herrlicher, in Kraft und Milde gleich ausgezeichneter Vortrag erhob ihn über alle. Wir haben in anderen Partieen auch bemerkt, daß ihm die hohen Töne nicht fehlen, obwohl ſie nicht in gleicher Kraft ſich geltend machen, als ſeine tiefen und Mittel-Töne. Der Umfang ſeiner Stimme würde oft überraſchend ſeyn, wenn der Künſtler nicht mit kluger Beſchränkung ſich meiſt nur im Raume der Töne hielte, mit denen er über jede andere Stimme ſiegt. — Mad. Milder iſt eine „Iphigenia", die ſo nicht zum zweiten Mal gefunden wird, und Hrn. Stümer zeigte die Partie des „Pylades" ſehr vortheilhaft.

— Der glänzende Erfolg, den Demoiſ. Sontag mit ihren Gaſtrollen in Paris gewinnt, macht hier Senſation, und die Widerſacher der jungen Künſtlerin geben ſich im Stillen die Urſachen an, weshalb ſie nun ſchweigen müſſen. Demoiſ. S. hat übrigens nicht darüber zu klagen, daß die Berliner ihren Werth verkannt hätten; denn die Wenigen, welche ſich zu vervielfachen ſuchten, um ihren Antagonismus laut werden zu laſſen, zählen nicht; ja, ohne dieſen Antagonismus hätte ſich wahrſcheinlich der Beifall nicht ſo geſteigert, daß man von Uebertreibung reden müßte, wenn nicht eben dem Willen, die Unbill Anderer vergeſſen zu machen, etwas zu Gute kommen dürfte. Wir glauben übrigens, daß dieſer Antagonismus auch in Paris nicht fehlen wird, obwohl er dort, ſelbſt wenn er von den Italienern ausginge, die freilich den Ruhm einer Deutſchen nicht ganz ohne Anfechtung laſſen möchten, ſich immer noch ſchicklicher äußern würde, als es zuweilen von Berlin aus geſchehen. Die auswärtigen deutſchen Zeitſchriften, die ſich zum Organ eines ungerechten Urtheils hergaben, werden nun auch einlenken; das „Morgenblatt" (Nr. 149) hat damit ſchon ehrenvoll begonnen, indem es über Demoiſ. Sontag aus Paris einen Bericht giebt, der Manches widerlegt, was früher in derſelben Zeitſchrift aus Berlin berichtet war. Ein Paar Redaktoren haben mitunter ihren Berichterſtattern zu viel geglaubt; hätten ſie ſich einmal mit einer Frage über Demoiſ. S. an Sachverſtändige gewendet — wir nennen z. B. den nun dahin geſchiedenen Carl Maria v. Weber, Meyerbeer und Hummel — ſo würden ſie erfahren haben, daß man ſie über den Werth dieſer Künſtlerin täuſchte und ſie zur Inconſequenz führte. Beſſer iſt aber immer noch dieſe, als ein Beharren in ungerechtem Urtheil. —S—.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 14. Juli. 111tes Blatt.

Prophezeiung und Deutung.

Nach vierjähriger Abweſenheit ſtand ich wieder auf dem Boden des Gutes, das ich vor vier Jahren, durch einen traurigen Irrthum vertrieben, verließ. „Nun“, ſagte die Schweſter, „hatte ich nicht Recht, daß Ferdinand einen Tag früher kommen und uns überraſchen würde? — Es iſt ſchön, daß meine Prophezeiung eingetroffen iſt, denn wir feiern heut, wie jedes Jahr, den Sylveſter, und da wirſt Du“ — wandte ſie ſich zu mir — „alle Freunde hier verſammelt ſehen!“

Der Kreis der Bekannten hatte ſich zuſammen gefunden und die Theemaſchine uns in das Gartenzimmer gelockt, wo ich tauſend Fragen beantworten mußte. Aber bald entſtand eine Pauſe; der muntere Scherz, welcher wie ein bunter Sommervogel umher flattert und uns durch ſeine glänzenden Farben erfreut, wollte ſich nicht ſogleich in dem Zirkel nieder laſſen. Fremd war ich der Geſellſchaft nicht geworden, Alle empfingen mich mit gleicher Liebe; doch jedes Wiederſehen iſt ja auch von einer ſüßen Beklommenheit begleitet. Mir fehlten in der Fülle des Glückes noch die Worte; der Tag ſelbſt aber machte mich wie immer ernſt und wehmüthig. — Nur rohe Gemüther können den Sylveſter wie ein Bachanal begehen; mich dünkt, dieſer Tag hat etwas ſehr Feierliches; jedes Scheiden iſt ſchmerzlich, aber das Scheiden der Zeit das Schmerzlichſte. Es giebt keinen Abſchied, welcher uns nicht beſänftigend die Hoffnung zurück ließe; ſelbſt am Grabe der Geliebten ſtellen wir ſie auf. Nur die Zeit ſinkt hoffnungslos in das bodenloſe Meer der Ewigkeit. Bei dem einfachen, immer wiederkehrenden Geräuſch des Pendels kann ich nicht denken, nicht arbeiten; jeder Schalg deſſelben ruft mir zu: „Ich bin verſchwunden, um nie wieder zu kehren!“ — jede Sekunde iſt ein Tod.

Meine ſanfte, kleine gelehrte Nichte Ida unterbrach das Schweigen, und ſagte erröthend: „Der gute Onkel iſt ſchon mit ſo vielen Fragen gequält worden, daß er einiger Ruhe bedarf. Wenn es nicht zu keck iſt, ſo wage ich einen Vorſchlag zur Unterhaltung, der, wie ich glaube, den Empfindungen, welche uns wohl Alle am heutigen Tage erfüllen, nicht zuwider iſt.“ Alle forderten ſie auf, Wort zu halten; ſie fuhr mit leiſer Stimme fort: „Es müßte ſehr unterhaltend und belehrend ſeyn, wenn uns jeder der Herren etwas aus ſeinem Leben erzählte; es wäre aber noch die Bedingung nöthig, daß die Geſchichte dem Redner ſelbſt angehört: ſey ſie nun aus der Wirklichkeit genommen, oder das Kind der Phantaſie. Das wäre mein Antrag.“ Er wurde mit Beifall empfangen und bewilligt; ich ſtimmte fröhlich ein, und war ſehr zufrieden, daß ich des ewigen Redens von mir ſelbſt überhoben war. Es fand ſich manches Intereſſante und Luſtige unter den Mittheilungen, und ſie verbreiteten eine lebhafte Stimmung. Mehrere der Herren hatten die Erzählungen beendet, als uns der Diener zu Tiſch rief: nach dem gehaltenen munteren Mahle traten wir in den anſtoßenden Saal.

Der helle ſtille Mond leuchtete durch die hohen Fenſter und ſchien im Kampfe mit dem praſſelnden

Digitized by Google

Kaminfeuer: wer Herr des Lichts ſeyn ſollte; der Beſcheidene mußte dem Glanze der Wachskerzen weichen; eine Wolke duftenden Rauchwerks ſtieg von der Kohlenpfanne auf, welche jetzt der Diener mit einer dampfenden Punſchbowle bedeckte; wir ließen uns behaglich um den großen runden Mahagonitiſch nieder. Fröhlich ſprang die muntere wirthſchaftliche Alwine mit einer Gießkelle, in welcher ſie Blei hatte, in's Zimmer und rief: „Ja, meine Herrſchaften, der heutige Tag mit ſeiner Nacht will auch ſein Recht haben; kommt, ich werde Euch die herrlichſten Dinge aus meinem Bleiguß verkünden!" Sie ſtellte die Kelle in's Feuer, eine Schaale voll Waſſer daneben, und ließ ſich am Kamin nieder. Das ſchöne Mädchen wurde von der Flamme magiſch beleuchtet; ſie war die lieblichſte Wahrſagerin, welche ich jemals geſehen habe.

Das Blei war zerfloſſen, ſie goß es mit komiſcher Geberde in die Schaale, und reichte dann das phantaſtiſche Gebilde meiner Nachbarin, der jungen Baronin von B., mit den Worten: „Das iſt für Dich!" Meine Schweſter beſah lächelnd die Figuren und flüſterte mit der Baronin; aber der liebenswürdige Droſt von P. unterbrach ſie und ſagte: „Gnädige Frau, theilen Sie nur gütigſt laut mit, was Sie erblicken; die ganze Geſellſchaft iſt darauf ſehr geſpannt; Jeder glaubt, es befinde ſich eine Wiege unter den Geſtalten." Die ſeit drei Monaten verheirathete junge Frau ſuchte das ſchöne erröthende Geſicht zu verbergen, ward aber nach einiger Zeit genöthigt, den Guß ſelbſt zu betrachten. Plötzlich, ſie hatte kaum einen Blick darauf geworfen, wird ſie blaß und ſagt zitternd zu meiner Schweſter: „O Gott, liebe Caroline, haſt Du Alles genau beſehen? Sieh hier, neben der Wiege, ein Sarg; das bedeutet meinen Tod!" Bei den Worten ergriff mich eine widerwärtige Erinnerung; krampfhaft pack' ich das Orakel und ſchleudre es in's Feuer. Alle ſahen mich verwundert an; Alwine fragte gutmüthig: „Lieber Onkel, gefällt Dir der Spaß nicht?" Ich erwiederte: „Mein gutes Mädchen, einſt ſah ich aus ähnlichem Spaße fürchterlichen Ernſt werden!" Die Geſellſchaft bat um eine Erklärung, und da ich keine Geſchichte erzählt hatte, und mich wegen meines heftigen Betragens rechtfertigen zu müſſen glaubte, ſo wollt' ich meinen Bericht beginnen, ſtarrte aber unwillkührlich vor mich hin, in die Vergangenheit verloren; es erfolgte eine ſtörende Pauſe und die gütige Schweſter unterbrach ſie glücklich mit den Worten: „Entſchuldigen Sie den Bruder, eine der wichtigſten Begebenheiten, auf die ihn die Erſcheinungen dieſes Abends zurück geführt haben, verſenkt ihn in dieſes ſonderbare und heftige Weſen, die Geſchichte iſt mir aus ſeinen Briefen ganz gegenwärtig und ich will ſie mittheilen." Sie begann:

„Vor etwa vier Jahren verließ Ferdinand mit zerriſſenem Herzen unſern Kreis; vierzehn Jahr hatte er in ihm gelebt, ſein Herz war mit ihm verwachſen, ſeine Wünſche gingen nicht über ihn hinaus; da jagte ihn das Wörtchen Ehre fort, faſt unvorbereitet ſetzte er ſich zu dem guten Bruder in den Wagen, und eilte ſeiner Vaterſtadt zu. Es war dort Alles recht hübſch, ja prächtig geworden; aber ihm war es fremd, nichts als eine Ruine, welche die Bewohner verlaſſen hatten, und worin ſich nun Fremde, Unbekannte angeſiedelt, ohne Liebe zu dem, was einſt dem Knaben theuer und heilig geweſen. Der ältere Bruder iſt Familienvater, und konnte ſich um ihn wenig kümmern, die Sorge ſeiner ernſten Beſchäftigung ließ ihm dazu nicht Zeit. Ferdinand ſchlich in den volkreichen Gaſſen umher; alle Freunde waren todt oder entfernt, der Einzige, den er wieder fand, ſchrie ihm, als er mit der Freude des Wiederſehens in ſein Zimmer trat, wahnſinnig entgegen und hielt ihn für ſeinen Mörder. Wollte mein Bruder nicht im Schmerz zu Grunde gehen, ſo mußte er fort; glücklicherweiſe fand ſich dazu bald Gelegenheit. Preußens frommer Heldenkönig forderte die Deutſchen auf, das Joch der Fremden ab zu ſchütteln, er wollte ihnen voran ziehn, um im ehrlichen Kampfe zu fallen, oder als Vater eines freien Volkes zurück zu kehren; Deutſchlands begeiſterte Sänger riefen auf zum Streit für die Ehre des Vaterlandes; auch Ferdinand folgte dem Rufe.

In einer nicht unbeträchtlichen Stadt, wo ſich das Regiment, dem er angehörte, formirte, lernte er einen liebenswürdigen jungen Mann kennen; der gleiche Stand brachte ſie bald zuſammen, ſo daß ſie die innigſten Freunde wurden. Herrmann war einige Jahre jünger als mein Bruder; in ſeinem Charakter lag ein wunderlicher Leichtſinn, durch welchen aber der Ernſt und eine gewiſſe Schwärmerei, die Folge ſeiner Erziehung und ſpäterer Ereigniſſe, oft hervor blickten. — Einſt lagen die beiden Freunde im traulichen Geſpräch am Wachtfeuer des Lagers. Es war eine ſchöne Herbſtnacht; um ſie her leuchteten tauſend Feuer, über ihnen vom blauen Himmel unzählige Sterne; Beide blickten fromm zu ihnen auf, und Ferdinands Freund ſagte: „Herr der Schlachten! werden wir im Kampfe für das geliebte Vaterland untergehen, oder als Sieger heimkehren?" — Eine Marketenderin, die zugleich für eine Wahrſagerin galt, trat zu ihnen und bot ihre Waare an. Sie kauften Einiges und wünſchten ihr unter Lachen gute Geſchäfte. Die Frau hatte ſich ſchon etwas entfernt, als Herrmann ſie zurück rief, und ihr mit den Worten: „Alte, ſage uns gut Glück!" einen Gulden zuwarf. Ferdinand mußte ihr ſeine Hand reichen und ſie ſprach im prophetiſchen Tone: „Wenn der Vetter eines berühmten Feldherrn die Urſache iſt, daß

der Sommer dem Winter im Kreiſe nicht folgt, werden Sie eine groſe Unannehmlichkeit haben.“ — „Das ſind Poſſen, Mutter! ſag' mir nur, ob ich lebendig aus dem Kampfe kommen und lange leben werde, das Andere wird ſich ſchon finden!“ rief Herrmann. Die Frau betrachtete ſeine Hand, und ſagte in gleichem Tane, wie vorhin: „Sie werden ſo lange leben, bis Sie die Gaſſen im ſtählernen Kleide durchſchreiten, und von einem prächtigen fürſtlichen Hauſe von Marmar mit dem Degen verfalgt werden.“ — „Nun“, ſagte der junge Mann, „da wird es mit Deiner Unannehmlichkeit und meinem Tode noch Zeit haben!“ — „Wer weiß!“ brummte die Frau und entfernte ſich.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Von der Satyre.

(Fortſetzung.)

Bei den nördlicheren Völkern.

Niederländer:

1. Deſiderius Erasmus (Gerhard), geboren 1467 zu Rotterdam, Encomium Moriae, Lob der Narrheit, hallten alle Sprachen nach.

2. Minder merkwürdig ſind Lambertus Hortenſius, 1552, acht Bücher Satyre in aevi sui vitia et mores, und Peter Scholier (1623) sermones familiares in corruptos seculi mores.

3. Bernhard Mandeville (geſtorben 1733). Seine immer noch beachtenswerthe Fabel von den Bienen machte Aufſehen.

Dänen:

Ludwig Freiherr van Holberg, geboren 1684. Ein friſcher vielſeitiger Theater-Dichter und Gelehrter. Seine „Klimms unterirdiſche Reiſen“ übertreffen die meiſten neueren ähnlichen Erſcheinungen um Vieles an Intereſſe, Einkleidung, Popularität und fröhlicher Kraft.

Vergleichungen.

Nicht ohne Abſicht habe ich bei der allgemeinen Satyre länger verweilt, weil dieſelbe mehr Unbefangenheit und Gemüthlichkeit dar zu bieten ſcheint. Die beſondere Satyre, und noch mehr die perſönliche, zeigt meiſtens der erfreulichen Seiten nicht viele. — Nicht nur der Secten- und Parteigeiſt wird die Waffen, die er von ihr leiht, mehr verderben als nutzen: ſchon die gereizte ſchriftſtelleriſche Eitelkeit erniedrigt die Satyre nicht ſelten zum elendeſten Gezänk. Scioppius, Scaliger, Burmann, — welchen Schaden haben Solche für den gelehrten Stand gebracht! — Wenn indeſſen Flögel nur des „groben, ungeſitteten und freien Genius des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts“ gedenkt und uns Deutſchen zum Troſte bemerken will, „daß Freiheit und Grobheit immer beiſammen waren“ — ſo eile ich, dieſem gegenüber, der Scaligerana aus dem ſiebzehnten Jahrhundert abermals zu erwähnen, bei denen derſelbe Verfaſſer dem gelehrten Franzoſen nachruft, daß er ſchimpfe wie ein Gaſſenbube, und daß, wie das Alter nicht vor Thorheit, ſo auch die Gelehrſamkeit nicht vor Grobheit ſchütze.

Bis in's ſiebzehnte Jahrhundert und ſpäter waltet eine ausgezeichnete Unzier, Selbſterhebung und Geſchmackloſigkeit in den deutſchen Titeln und Ueberſchriften. Erſt ſeit 1780 verfiel man (wie verabredet) auf berechnete und anlockende Titel, und wer weiß nicht, daß ſeitdem die Aufſchrift oft das Beſte an der ganzen Waare wurde? — Hier mindeſtens können die Deutſchen nicht abläugnen, daß ſie erſt durch Fremde klüger wurden und hintennach (wie gewöhnlich) des Guten zu viel thaten.

Früher als Alle ſtatteten die Italiener ihre Satyre mit ſchöner Schreibart aus; man ſieht aber gerade da, daß ſchöne Schreibart noch nicht ſchöne Darſtellung iſt: denn ſie verlieren ſich meiſtens aus dem Laſciven ſo ſehr in's Unfläthige und Ekelhafte, daß man den Leſer nicht erſt davor zu warnen braucht. Ein Werk, wie Boccaz Labyrinth, macht ſich ſelbſt ungefährlich: unwillig ſchiebt man es in den Winkel und nicht einmal das geheime Wohlgefallen am Verbotenen wagt es, danach zu lüſtern.

Die Spanier und Portugieſen thun überhaupt in ihrer Literatur kund, wie wenig die Mehrheit der Nation gemeinſame Geiſtesbedürfniſſe mit den gebildeten Theilen hat. Ihre Satyre zeigt daher auch am wenigſten Popularität.

Unter den Slaviſchen und Finniſchen Völkerſchaften ſcheinen die Polen den übrigen ſehr voraus geeilt zu ſeyn.

Die Norwegen ſind vielleicht noch zu patriarchaliſch für ein groſſes ſatyriſches Bedürfniß: die Reinheit der Sitten und Geſinnungen iſt vielleicht ſo allgemein, daß der edlere ſatyriſche Unwille nicht Nahrung genug findet. Doch war der treffliche Holberg eigentlich ein Norwege.

Die Schweden fürchten zu ſehr, den Scherz in bittern Ernſt übergehen zu ſehen.

Die Dänen laſſen viel für die Satyre hoffen, ſobald das öffentliche Glück freudiger wieder aufblühen wird.

Der heutige Oeſterreicher iſt, bei vieler Behaglichkeit und Luſt am Lachen, vielleicht doch zu empfindlich gegen den ſatyriſchen Muth. Das übrige Deutſchland weiß ſich in die Zeit zu ſchicken, und die Zeit iſt allerdings den Satyrikern nicht immer gleich günſtig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Göttliche Gabe.

Männliche Tugend zeigt ſich im Ernſte, in Scham die der Jungfrau,
Beide drückte im Kuß Gott auf die menſchliche Stirn. — S

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Der erſte Mai, Pfingſten, der Frohnleichnamstag, alle dieſe Feſte und Feiertage des Frühlings ſind heuer ſo traurig an uns vorüber gegangen, daß wir kaum um ihr Daſeyn gewußt hätten, wenn uns nicht der Kalender davon Kunde gegeben. Vorzüglich der erſte Mai! Wo ſonſt halb Wien im Augarten und Prater dem Lenz ſeine Huldigung zu bringen pflegte, da ſchneete und ſtürmte es, daß man kaum ſeinen Geſchäften noch zu gehen vermochte; ja, nicht allzu weit von der Reſidenz, bei dem Flecken Ernſtbrunn, erfror an dieſem Tage ein Bauernweib, das auf dem Wege einſchlief, wie mitten im Winter, und ſtatt die erſten Nachtigallen ſingen zu hören, erſchoß man im kaiſerlichen Thiergarten einen Wolf, den wahrſcheinlich die Kälte aus den Steyeriſchen Gebirgen bis hieher vertrieben. Und wenn man nun in öffentlichen Blättern lieſt, daß am 3. Mai zu Petersburg die Wärme 18 Grad im Schatten hatte! — Doch da gerath' ich ja wider Willen in ein Wettergeſpräch und käm' am Ende gar noch auf Wetterprophezeiungen — alſo geſchwind von etwas Anderm: — Wir wollen uns die Frohnleichnams-Prozeſſion betrachten; denn obgleich es mit Regen drohte, ſo ging dieſe doch aus. Die Feſtlichkeiten beginnen ſchon in der Nacht; nach altem Brauche ziehen Muſikbanden umher, die dem Bürgermeiſter, den Magiſtrats-Räthen u. ſ. w. Ständchen bringen. Schon mit dem grauenden Morgen beginnt Leben und Bewegen; da ſtrömt es von allen Seiten, aus allen Vorſtädten zuſammen: die Zünfte kommen mit ihren Fahnen, die verſchiedenen Pfarren mit den Bildern ihrer Schutzheiligen, die geiſtlichen Orden, die Schulen, das Militair — beinahe die ganze Garniſon — die Bürger in Uniform, endlich eine unüberſehbare Maſſe von Zuſchauern, die alle Gaſſen und Straßen füllt. Gegen acht Uhr, wenn der Hof und die ihn begleitenden Chargen verſammelt, ſetzt ſich der ungeheure Zug von St. Stephan aus in Bewegung. Auf dem neuen Markte, auf dem Lobkowitz-Platz, auf dem Michaeler-Platz und auf dem Graben ſind die vier Altäre errichtet, die beſucht werden. Jeder derſelben iſt auf das zierlichſte mit ſeidenen Stoffen, Blumen, Lichtern u. ſ. w. ausgeſchmückt. Durch die Gaſſen, welche dahin führen, zieht die Bürger-Miliz und das Militair Spalier. Nun klingen alle Glocken, nun ſchmettern Trompeten und wirbeln Pauken, nun donnern Kanonen — Kreuz auf Kreuz und Fahne auf Fahne taucht empor, bis endlich unter dem prachtvollen Baldachin, umgeben von ſeiner vornehmſten Geiſtlichkeit, der Erzbiſchof mit dem Allerheiligſten naht, das wie eine Sonne aus Weihrauch-Düften, Roſenſchimmer und Lichterglanz hervor blitzt. Dicht hinter ihm folgt der Hof, diesmal unter Leitung des Kronprinzen, da unſer Kaiſer ſich noch zu ſchwach fühlte, dieſer ſchönen Pflicht zu genügen; ſämmtliche Erzherzoge, alle Miniſter, die Ritter der verſchiedenen Orden in ihrem vollen Ornate, kurz was von Rang und Bedeutung im Staate iſt, ſchließt ſich hier an. So bewegt ſich der Zug langſam und feierlich vorwärts, macht bei jedem Altar Halt, wo ein Evangelium geleſen wird, und kehrt dann nach St. Stephan zurück. Bis dahin iſt es ziemlich Mittag geworden und nun beginnt erſt ein neues militairiſches Schauſpiel. Auf dem Hof nämlich — der größte Platz in Wien, wo ſich das hofkriegsräthliche Gebäude und das bürgerliche Zeughaus befinden — hat ſich einſtweilen vor der Hauptwache die ganze Generalität mit der glänzendſten Suite verſammelt und ſämmtliche Truppen, die organiſirten ſowohl als die Bürger-Miliz, defiliren mit klingendem Spiel an ihr vorüber. Die Erſtern ziehen ſogleich nach ihren Kaſernen, die Letztern bilden nach hergebrachter Sitte noch Front, bis, mit Schlag Zwölf, die Trommeln zum Gebete gerührt werden, wo ſie dann ihre Fahnen ablegen und ſich zerſtreuen. Jetzt iſt es erſt luſtig zu ſehen, wie unſere Krieger von Weibern und Kindern, die bereits auf ſie lauern, mit offenen Armen empfangen werden. Der Tag, wo der Vater ſeine Uniform heraus ſucht, iſt ein feſtlicher für das ganze Haus. Das älteſte Kind läßt ſich ſein Vorrecht nicht nehmen, ihm das Gewehr zu tragen, den jüngern Kindern wird wohl auch ihr Theil, etwa die Patrontaſche oder der Säbel, und ſo zieht nun der entwaffnete Mars, ſein Weib am Arm, die Kleinen an der Seite — wohin? — wo anders als nach dem Prater! Heute, in dem geweihten Rock, ſoll ihn nichts an ſein Werkeltagsleben, an ſein Gewerbe erinnern; frei will er ſeyn, und darum den ganzen Tag hindurch im Freien campiren. So wird im Prater zuerſt bei einem der vielen Gaſthäuſer Mittagstafel gehalten; dann geht's bis zum ſinkenden Abend — ſchade, daß ihn diesmal kein Feuerwerk krönen konnte — von einer Luſt zur andern. Dort laden die Ringelſpiele und ihre rauſchende Muſik zum fröhlichen Ritt ein, und dieſer Krieger „von einem Tage" verſchmäht es nicht; ſich in Ermangelung eines lebendigen Pferdes auf einem hölzernen Roſſe herum zu tummeln; dann winkt die Schaukel, und auch dieſen Genuß kann er ſich nicht verſagen. Noch ſchwindelt ihn von der ungewöhnlichen Bewegung, und doch locken ſchon wieder neue Freuden. Soll er zuerſt die unſterbliche Tragikomödie Policinells (hier Wurſtel genannt, daher auch Wurſtelprater, der Theil dieſes ausgebreiteten Unterhaltungs-Ortes, wo ſolche Puppenſpiele gegeben werden) bewundern, die er ſchon auswendig kann, und doch immer mit neuem Vergnügen ſieht? Oder ſoll er in die Tiefen des Schattenreiches ſteigen, die Harlekin mit der Pritſche dort zu eröffnen willig iſt, und die ihn bereits aus wunderlichen Hohlſpiegeln, mit Skeletten u. ſ. w. angähnen? — Nein, das lebendige Leben iſt ihm lieber, und nachdem er im „Panorama von Paris" die Stadt bewundert hat, die er wenigſtens im Traume mit erobern half; nachdem er die Künſte des Hundes Fidel angeſtaunt, der Karten ſpielt, Taback raucht, Piſtolen abſchießt, ja ſogar buchſtabirt und rechnet, wenigſtens pantomimiſch; nachdem er ſich von den Canarienvögeln wahrſagen ließ, thut ſich ihm erſt der Circus gymnasticus — eine Benennung, mit deren Ausſprache er nie recht zu Stande kommt — mit allen Zaubereien des Tauſendkünſtlers de Bach auf, der nun nach Jahren wieder mit ſeiner Reitergeſellſchaft zurückgekehrt iſt. Auch dieſes Schauſpiel findet ſein Ende, und unſer Freund hält es nun für angemeſſen, die Haupt-Allee an den Kaffeehäuſern ein Paar Mal auf und ab zu ſtreifen und ſich der ſchönen Welt, die hier verſammelt iſt, zu zeigen. Bald aber langweilt er ſich, die Kinder zupfen ihn verlegen und unruhig, ſein Weib zieht ihn zur Seite — Muſik und Gejauchz tönt ſo luſtig herüber — aus der Ferne erblickt er ein Paar Kameraden, und bald ſitzt er wieder in dem verlaſſenen Paradies, wo ihn der ſinkende Abend noch im geſelligen Kreiſe bei'm vollen Becher überraſcht. Etwas langſamer, etwas ſtiller, aber darum nicht weniger fröhlich, kehrt er nun nach Hauſe zurück, oft in eine ganz entgegen geſetzte Vorſtadt, um dort von dem ſchönſten Tag des Jahres fort zu träumen, den er ſo eben durchlebt und auf deſſen Rückkunft er ſich im Voraus ſchon wieder freut. (Die Fortſetzung folgt.)

(*) Ein franzöſiſcher Gelehrter, der eine Reiſe nach Conſtantinopel machte, war von einem franzöſiſchen Conſul zweien Tartaren überwieſen, die ihn ſchützen ſollten. Dieſelben mußten eben einige Säcke voll Köpfe und Ohren an den Großherren bringen. Unglücklicher Weiſe ging einer der Köpfe verloren, was ſie mit Schrecken bemerkten; in der Verlegenheit berathſchlagten ſie ſchon im Stillen, daß wohl nichts kürzer ſey, als ihres Begleiters Kopf an der Stelle mit zu nehmen! Man denke die Todesangſt des guten Mannes, als zum Glück ein armer Schäfer am Wege ſichtbar und ohne Weiteres in jene Welt expedirt ward, damit ſein Kopf als blutige Siegestrophäe vor dem Eingange des Serails prangen könne! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 15. Juli. 112tes Blatt.

Von der Satyre.

(Fortſetzung.)

Was den Satyrikern ihr Treiben eingebracht hat?

Wollte man den einzelnen Fällen Gewicht verleihen, ſo müßte man hier der Huldigungen denken, die Ariſtophanes von ſeinen Mitbürgern erfuhr — der Anerkennung eben deſſelben bei'm großen Perſerkönige — der witzigen Errettung Tarentiniſcher Spötter vor dem Pyrrhus, — der unverhofften Amtsbeförderung des berühmten Morhof in Roſtock, ſo wie Laurence Sterne's in London — und endlich des ſchamloſen Pietro Aretino, der ſich ſelbſt il divino nannte, von mehreren (Italieniſchen) Fürſten Penſionen bezog, damit (wie er ſagte) er ihrer ſchone, und dies ſogar auf einer Gedächtnißmünze darſtellen ließ, auf welcher er thront und von den Geſandten der Fürſten Tribut empfängt.

Allein was wäre nicht gegenüber in die zweite Waagſchale zu legen! Nur zehn Märtyrer mögen hier erſcheinen:

1. Der Züricher Felix Haemmerlein, der Grundgelehrte, den ſeine Gönner unter Fürſten und Großen nicht genugſam ſchützen konnten gegen geiſtliche Feinde (1377), mußte über 20 Jahr im Kerker ſchmachten

2. Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, ein Cölner, geboren 1486; Secretär des Kaiſers, dann Kriegsmann, Ritter, endlich Doctor der Rechte und Medicin, Profeſſor der Theologie zu Dole in Burgund. Von Mönchen beneidet und verfolgt, ward er Syndicus zu Metz, wo er der Inquiſition die ſchuldloſe Tochter einer verurtheilten Hexe abdisputirte. Von hier eben ſo vertrieben, praktiſirte er als Arzt in Cöln, Genf, Freiburg. Darauf ward er Leibarzt der Mutter Franz I, der er bald mißfiel, weil ihm die Aſtrologie nicht genug gefiel. Er ward nun kaiſerlicher Geſchichtſchreiber. Doch, abermals von Mönchen verſchwärzt und verdrängt, ſchrieb er im Unmuth das berühmte Buch von der Eitelkeit der Wiſſenſchaften, das ihm neuen Haß zuzog. — Dieſer für ſeine Zeit ſo umfaſſende Geiſt, dem die Kenntniß von acht Sprachen zu Hülfe kam, zwei Mal verheirathet und Vater, mußte unter beſtändiger Dürftigkeit und Mönchsverfolgung Cöln zum dritten Mal verlaſſen, — zwei Jahr darauf, fälſchlich verklagt, zu Lyon in's Gefängniß wandern, und endlich zwei Jahr ſpäter (48 Jahr alt) in Grenoble als Katholik ſterben, nachdem er ſein beſtes Leben an die Bekämpfung katholiſcher Widerſacher gewandt hatte. In jedem Roman möchte man dieſe Anhäufung von Schickſalen übertrieben finden, die der eigenſinnige Weltlauf wirklich machte — hauptſächlich darum, weil die Alltäglichkeit ſich unverſöhnlich an den eminenten Naturen rächt und ihnen die angeborne Virtuoſität nie verzeiht. Zwar wollen Spätere vermuthen, Agrippa habe dadurch gegen ſich gereizt, daß er ſeine Ueberlegenheit zu ſehr ankündigte. Wenn aber ein Mann, der ſich ſelbſt ſo ungemein viel verdankte, zu verſtehen giebt: ich bedarf der Schreier nicht, — ich laſſe mich nicht ſo wohlfeil täuſchen, — wenn er den feiſten Ignoran-

ten den Rücken kehrt, — ſollte das die Beſten aller Zeiten ſo ſehr befremden?

3. Bernardino Ochino, geboren 1487 in Siena, verließ den Franziskaner-Orden, um Medicin zu ſtudiren. Er kehrte aber zurück und ſtieg durch Wohlverhalten bis zum General-Definitor. 1538 war er General-Vicar der Capuziner. Strenge Lebensweiſe und eifriges Predigen erwarben ihm großes Anſehen. Sein Streben war aufrichtig: ſein Wahrheitsgefühl zog ihn in Venedig zum Lutherthum hin. — Bald erregten ſeine Predigten Verdacht und man lud ihn nach Rom. Da ſchien es ihm ſicherer, nach Genf, England, Straßburg zu wandern. Als evangeliſch-italieniſcher Prediger in Zürich ward er auch da bald verketzert. Familienvater, wurde er ſelbſt in Baſel mit ſeinen Kindern nicht geduldet, ging alt und arm nach Polen, von wo ihn wiederum der päpſtliche Nuntius vertrieb. Er machte ſich auf nach Mähren, erkrankte unterwegs mit drei Kindern an der Peſt und ſtarb. Seine Apologen gegen Papſt und Römerthum, ſein Dialog über das Fegfeuer, eine Tragödie, neun Dialogen gleicher Tendenz, gehören hieher.

4. Stephan Dolet, geboren 1509 in Orleans, hielt ſchon als Student zwei Reden, die Aufſehen, Gefängniß und Verbannung bewirkten. Nach wenigen unruhigen Jahren war er Buchdrucker und Selbſtverleger in Lyon. Im 37ſten Jahre wurde er in Paris erdroſſelt und verbrannt, wahrſcheinlich aus Verdacht des Lutherthums, nachdem er wenigſtens ſechs Mal eingekerkert worden. Bei der großen Theilnahme, die ſeine Hinrichtung erregte, ſoll er geſagt haben: non dolet ipse Dolet, sed pia turba dolet. Er hatte wider die Mönche geſchrieben und die neue Ausgabe des Rabelais beſorgt.

5. Giordano Bruno, Neapolitaner, entfloh ſeinem Vaterlande und Orden (der Dominikaner) wegen zu laut geäußerter kirchlicher Meinungen, kam nach Genf, mißfiel dem Calvin und ging zwei Jahr darauf nach Paris, ſchonte hier des Ariſtateles zu wenig und mußte nach England. Von da nach Wittenberg gelangt, las er zwei Jahr mit Beifall Theologie. In Braunſchweig genoß er 1589 viel Gutes und erwarb ſich Liebe. Darauf zog er nach Frankfurt, wo er manches Satyriſche drucken ließ. Sein Verhängniß trieb ihn 1591 nach Italien und er hielt ſich anfangs in Padua ſicher. Doch bald ſetzte ihn die Inquiſition auf zwei Jahr gefangen, übergab ihn, da er nicht widerrufen wollte, dem weltlichen Gerichte, und ließ ihn — von Rechtswegen — öffentlich verbrennen. Zu dem Letztern ſagte er: vielleicht kündigt Ihr mir das Todesurtheil mit mehr Zaghaftigkeit an, als ich es anhöre. Ein Buch, „Vertreibung der triumphirenden Beſtie", hat ihm ſehr geſchadet; und doch zweifelt man noch heut mit Grunde, daß es von ihm herrühre.

6. Nicolo Franco, auch ein Neapolitaner, war lebhaft, gelehrt, ſcharfſinnig, beredt. Doch mit dem Alter nahm ſeine ſatyriſche Laune zu. Papſt Pius IV ſchenkte ihm Nachſicht. Doch deſſen Nachfolger, der heftige Pius V, ließ den hochbetagten Mann in der Nacht bei Fackelſchein an den Galgen hängen (1570) für eine unerhebliche Spottſchrift, zu der er ſich nicht bekannte und über deren Urheber man noch lange nach ihm im Zweifel blieb. Uebrigens war im Streite ſein Ton höchſt ungeſchliffen. (Die Fortſetzung folgt.)

Prophezeiung und Deutung.

(Fortſetzung.)

So weit war meine gute Schweſter in ihrer Erzählung gekommen, als ich ſie mit den Worten unterbrach: „Bis jetzt biſt Du in Deiner Mittheilung vollkommen treu geweſen, laß' mich nun fortfahren; Deine Liebe zu mir möchte meine raſende Thorheit entſchuldigen wollen, und meine Unbeſonnenheit nicht in ihrer ganzen Blöße zeigen."

„Der Krieg war ſiegreich beendet; Herrmann mußte das Corps verlaſſen, um den ſterbenden Vater in C. noch einmal zu ſehen, und ich ging mit dem Regiment nach D., wo wir höchſt feierlich und herzlich empfangen wurden. Bei meiner frühern Anweſenheit an dieſem Orte fiel hier ein Duell vor, das mich aufs Höchſte empörte. Ein Herr von Winter, Spieler von Metier, reizte einen gutmüthigen jungen Mann ſo lange und empfindlich, daß ein Zweikampf die Folge war; der Herr von M., Winters Gegner, ſchoß abſichtlich fehl; er hingegen, ſeines Schuſſes völlig Meiſter, zielte lange, ſetzte das Piſtol ab, und wiſchte ſorgfältig die Brille rein; dieſes ſchändliche Manövre wiederholte er, und ſchoß dann den jungen Mann auf's Herz; das Portrait ſeiner Braut rettete ihm das Leben. Kalt und fühllos trat nun Winter zu dem Niedergetaumelten und ſagte: „Alſo doch nicht todt? Sie haben ein unerhörtes Glück!" — wobei er ärgerlich den Rücken wandte. Als der Vorfall erzählt wurde, erklärte ich vorlaut und mit Abſcheu: wäre dies mir widerfahren, ſo würde ich ruhig den zweiten Schuß gethan und des Gegners ſchlechtes Herz nicht verfehlt haben.

Ein glänzendes Abendeſſen, wozu die Vornehmen der Stadt gebeten waren, ſollte das Feſt unſers Empfanges beſchließen. Der Erſte, welcher mir in dem Saal entgegen trat, war Winter; ſein Anblick packte mich wie die Hand eines Räubers. Es war mir, als ſey ich im Fall der Nothwehr, als würde ich zu einem Morde gezwungen; ich hatte keinen Gedanken als ihn; die Muſik, jeder Laut, jedes Wort klang mir, wie der verhaßte Name des Feindes. „Winter! Winter!" rief es fortwährend aus meiner Bruſt hervor und drängte ſich auf meine Lippen; die Umſtehenden blickten mich ver-

Digitized by Google

wundert an, wie einen Tollen. Endlich behielt meine Vernunft die Oberhand; ich beſchloß dem Gegner aus zu weichen, und trat unter die Menge; doch bald ſchien mich eine unwiderſtehliche Macht auf's Neue zu ihm hin zu ziehen; unwillkührlich folgten ihm meine Augen, aus dem dichteſten Gedränge ſuchten ſie ſeine Geſtalt heraus Jetzt war er verſchwunden. Unter Vorwürfen, die ich mir machte, ging ich in ein Zimmer, wo geſpielt wurde. Winter kam auf mich zu, und fragte freundlich, ob ich eine Partie machen wolle, barſch erwiederte ich: „Ich ſpiele nur mit einem Freunde!“ Er drehte ſich ruhig um und ging in das anſtoßende Trinkzimmer. Nun ärgerte mich ſeine Kälte, ich glaubte in ſeiner ſchnellen Entfernung eine Verachtung zu entdecken, worüber ich Rechenſchaft fordern müſſe, und ein tückiſcher Geiſt in mir ſagte: „Du biſt übler Laune, der Wein wird ſie verſcheuchen, Dich erheitern, geh' in das Trinkzimmer.“ So ſtand ich bald wieder neben Winter am Schenktiſche. Er redete mich zuvorkommend an: „Laſſen Sie uns auf die glückliche Heimkunft trinken!“ aber ich antwortete im vorigen Tone: „Ich trinke keinen Wein!“ Ruhig leerte er ſein Glas und verſchwand. Im Saale auf und abgehend, folgte ich dem Verhaßten überall; nach Tiſche trat er zu der liebenswürdigen Tochter meines Wi:ths, einem Fräulein von Sommer, die ich zur Geſellſchaft begleitet hatte, und bot ihr den Arm, um ſie nach Hauſe zurück zu führen. Dankend erwiedert ſie: ich ſey mit ihr gekommen und ſie bedaure, ſein Anerbieten ablehnen zu müſſen. Empfindlich höre ich ihn ſagen: „Der Herr ſcheint mir ja heut Abend überall in den Weg treten zu wollen.“ Jetzt erhält erſt der Name Sommer in meiner Phantaſie eine Bedeutung, und ein unbezwingliches Gelüſt treibt mich meinem Feinde entgegen. In herausfordernder Wildheit rede ich ihn an mit den Worten: „Mein Herr, die Dame ſteht unter meinem Schutz; jede Beleidigung, welche ihr widerfährt, betrachte ich als mir geſchehen, und fordere dafür Genugthuung.“ Hier ſah mich Winter zum erſten Mal mit zornfunkelnden Augen an, indem er ſagte: „Bei Gott, Herr Hauptmann, Ihr Stand ſoll Ihnen nicht das Recht geben, mich zu kränken; ich habe gerechte Urſache, Sie zu haſſen, bin Ihnen aber immer ausgewichen; Sie hingegen ſcheinen mich überall zu verfolgen. Wo ich Sie nicht vermeiden konnte, wurden Sie freundlich von mir empfangen, aber Sie wollen Händel, und ſollen an mir Ihren Mann finden; Sie ſind auf Piſtolen gefordert!“ Nach einer Pauſe, in welcher er mich mit den Augen maß, ſagte er höhniſch: „Jetzt wollen wir ſehen, ob der Herr mir ſo ruhig gegenüber ſtehen wird, wie er einſt verſicherte; ich werde mir, trotz ſeiner Aeußerung, die Erlaubniß nehmen, meine Brille drei Mal rein zu wiſchen, ehe ich ihn meinen ſichern Schuß fühlen laſſe!“

Nach dieſem Vorfall war ich wie umgewandelt: meine Thorheit ward mir klar, und mit dem Gefühl des Unrechts und der Schaam trat ich in meine Wohnung. Ich beſchloß Alles an zu wenden, um den Gegner zu verſöhnen, aber jeder Verſuch war vergeblich; öffentlich wollte ich erklären, daß ich mein Betragen bereue, jeden Weg wollte ich einſchlagen, der mit der Ehre beſtehen konnte, um mein Unrecht gut zu machen: doch beſtimmt und kalt erklärte Winter: nur ein leichtſinniger Knabe laſſe ſich von jeder Leidenſchaft bewegen, und verſöhne ſich eben ſo leicht als er Streit ſuche; er hingegen wiſſe immer, was er thue, ja ſey diesmal jedem feindlichen Zuſammentreffen wider ſeine Gewohnheit ausgewichen. — Die ganze Stadt, jeder meiner Kameraden nahm den lebhafteſten Theil an der Sache, und wünſchte meinen Gegner, welcher wirklich ein Schurke war, von mir beſiegt zu ſehen.

Verſunken in Zweifeln, wie ich bei dem Duell verfahren ſolle, war ich auf den Kampfplatz gekommen; ich hatte früher mit der Mordwaffe viel geſpielt und eine große Fertigkeit in ihrem Gebrauch erhalten; des Feindes Leben lag in meiner Hand. Noch nicht mit mir einig, nahm ich meine Stellung; Winter betrachtete mich mit Verachtung und ſagte: „Wenn Sie fehlen, gebe ich Ihnen einige Grüße mit an den lieben Herrgott, ihr Ableben werde ich den verehrten Angehörigen anzeigen!“ — Ein gewiſſer Grad des Haſſes giebt dem Blute eine Wallung und ſetzt uns in einen Zuſtand, worin wir unſerer Handlungen nicht ganz mächtig ſind; der höchſte Grad aber pflegt unſern Geiſt zu einer fürchterlichen Ruhe zu erheben; dieſe beſaß ich jetzt. Ich erkannte die unbegränzte Rachſucht des Mannes, wie ſie ſelbſt über mein Grab hinaus griff, und einen teufliſchen Scherz mit den Schmerzen geliebter Perſonen trieb; das Blut erſtarrte in meinen Adern. Redlich war von mir Alles angewandt worden, um die geſchehene Beleidigung aus zu löſchen; jetzt galt es Leben um Leben — ich fühlte, daß ich mehr werth ſey, als mein Gegner, drückte ab — und der Feind wälzte ſich mit der Kugel im Herzen am Boden.

Doch hinweg von dieſem Bilde; ein Schurke wurde durch einen Unbeſonnenen, welchen die Vorſehung als Werkzeug gebrauchte, beſtraft; das war Alles. Ein Menſchenleben ward dabei abgekürzt, aber dieſes Leben hatte keinen Werth, war ſchon verfallen. Die Geſchichte würde unerzählt geblieben ſeyn, wenn die meines unglücklichen Freundes nicht damit zuſammen hinge, wenn ſie nicht ſein Schickſal entſchieden hätte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue Manier.

Schauſpiel-Recenſionen, die werden in Menge geſchrieben.
Doch recenſirt man darin weder das Stuck noch das Spiel.

— S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Fortſetzung.) Dies iſt übrigens die einzige Claſſe von Menſchen, für welche der Prater noch ſeinen alten Werth hat; die Uebrigen, die ſich in den Alleen zu verſammeln pflegen, kommen nur im Vorfrühling und im Spätherbſt dahin — während der Blüthen- und Sommerzeit ſieht es da ſo traurig und leer aus, daß man Stunden lang ſpazieren geht, ohne auf Jemand zu treffen. Die alten Bäume, die unter ihrem gaſtlichen Schattendache einſt ſo viele fröhliche Leute bewirtheten, wundern ſich ordentlich über die einförmige Ruhe, die jetzt herrſcht. Ein gleicher Fall iſt es mit dem Augarten und der Brigitten-Au; der erſtere wird nur Anfangs Mai, die letztere nur am Brigitten-Kirchtage beſucht, und doch ſind es gerade dieſe Luſtörter, welche ſich durch ihren weitverbreiteten Umfang, durch üppige Vegetation und durch mannigfaltig wechſelnde Partieen vor allen ähnlichen unterſcheiden. Die Wiener ſcheuen ſonſt eben nicht die Entfernung in ihren Spaziergängen; Landpartieen ſind ihnen beinahe zur Sucht geworden und man trifft ſie oft in der entlegenſten Umgebung — aber das, was ſie in der Nähe haben, vernachläſſigen ſie ganz, und ein origineller Eigenſinn drängt ſie an Orten zuſammen, die durch dieſes Gedränge allein ſchon allen Reiz verlieren. So iſt auf dem Glacis ein Fleck von kaum 200 Schritten, wo des Morgens mineraliſche Waſſer und des Abends Kaffee getrunken wird; da ſitzen nun die guten Leute an ſchwülen Sommer-Abenden oft in drei- und vierfachen Reihen, durch welche, noch dichter geſchaart, Andere, nicht weiter, als eben die Sitzenden reichen, auf und nieder wallen, und dieſe traurige ewiggleiche Bewegung Luſtwandeln nennen. Oder man kommt im Volksgarten bei Corti zuſammen, wo ebenfalls nur ein Rondo abgeſteckt iſt, über deſſen Grenzen hinaus Niemand ſich wagt, ſo daß man faſt ſchwindlich wird von der ewigen kreisförmigen Bewegung. Alle dieſe Orte waren übrigens heuer bei der fortdauernd ſchlechten Witterung, die uns den ganzen Mai hindurch nur einige hübſche Tage gönnte, verwaiſt und öde, und die Theater blieben unter ſolchen Umſtänden noch immer die einzige Reſſource, ungeachtet ſie, wie gewöhnlich, nicht viel Neues brachten. — Im Theater an der Wien ſpielt ſchon wieder eine andere Geſellſchaft; die wenigen Mitglieder des Penſionsfonds von der alten Palffyſchen haben ſich nämlich mit der Henslerſchen aus der Joſephſtadt vereinigt, und geben nun, ſo lang' es gehen wird, auf eigene Rechnung eine Reihe von Darſtellungen, die ſich meiſtens auf alte Opern und Pantomimen beſchränken. Mehr aus Mitleid, als aus ſonſt einem Grunde, beſucht das Publikum dieſe mittelmäßigen Produktionen, die ſich unmöglich für die Dauer erhalten können. Die öffentliche Verſteigerung dieſes Theaters iſt übrigens bereits offiziell angekündigt worden. — Im Opernhauſe ſang Mad. Borgondio wiederholt den „Tankred", aber ohne ſonderlichen Erfolg. So ſehr ſie ſelbſt zugenommen, ſo ſehr hat ihre Stimme abgenommen. Für die hohen Chorden iſt ſie gar nicht mehr und es finden ſich nur Spuren von dem, was einſt geweſen. Mit mehr Theilnahme hörte man Demoiſ. Schechner, aus München, die als „Emmeline" in der „Schweizerfamilie", aber bisher auch nur als „Emmeline", aufgetreten iſt. Eine friſche jugendliche Stimme, der es nicht an Ausbildung, Methode und Vortrag fehlt, und der Umſtand, daß wir gegenwärtig an guten Sängerinnen gänzlich verarmt ſind — denn unſere Prima-Donna war bisher eine Anfängerin aus Prag — mußten natürlich durch ein glückliches Zuſammentreffen zu Gunſten der Demoiſ. Schechner einwirken; wie ſich's jedoch in der Folge, und wenn ſie engagirt werden ſollte, damit geſtaltet, ſteht zu erwarten. Im Ballet ſahen wir Hrn. Ferdinand, erſten Tänzer aus Paris. Setzt dem Mann einen andern Kopf auf und das ſchönſte Mädchen ſoll ihn küſſen für ſeine ſeltene Kunſt — aber ſo! — Warum haben wir ſo wenig ſchöne und ſo viele häßliche Tänzer und Tänzerinnen, wo es doch gerade die äußere Form iſt, welche hier wirkſam eintritt, und die anmuthigſte Stellung durch unſchöne, oft greulich verzerrte Mimik allen Eindruck verliert! — Im Burg-Theater iſt die Familie Piſtor aus Prag engagirt worden. Die ältere Tochter ſcheint ein talentvolles Mädchen, das mit Erfolg als „Eliſe von Valberg" und „Recha" im „Nathan" debütirte. Bei Zeiten aber mag ſie ſorgen, einen gewiſſen ſingenden und oft weinerlichen Ton im Vortrage ab zu legen, der ſonſt in Manier ausarten dürfte. Die jüngere Tochter gefällt in Kinder-Rollen. Hr. Piſtor ſelbſt iſt ein routinirter Schauſpieler, dem es jedoch an Begeiſterung fehlt. — Auch Hr. Löwe, von Caſſel, den wir im vorigen Jahr hier mit vielem Erfolg ſpielen ſahen, wurde engagirt. An ihm haben wir einen recht braven Künſtler gewonnen, der uns Hrn. Koch in manchen Rollen, wo die phyſiſche Kraft des Letztern nicht mehr zureicht, erſetzen kann und wird. — Gäſte waren: Hr. Lebrun aus Hamburg und Hr. Stein aus Leipzig. Erſterem iſt es gelungen, durch ſeine höchſt lebendige Darſtellung und durch den reichhaltigen innern Fond ſeiner Komik unſer, gegen Fremde anfangs, beſonders wenn ſie mit einheimiſchen Talenten wetteifern, immer etwas laues Publikum ganz für ſich zu gewinnen. Wirklich aber hab' ich auch ſeit langer Zeit keinen ſo trefflichen Künſtler im feinern Luſtſpiel ſowohl als in der Poſſe geſehen. Daß er der Wahrheit ſtets treu bleibt und den Effekt erreicht, ohne zu übertreiben, macht mir ihn beſonders werth. Sein „Perin", ſein „Plumper", ſein „Johann" in „Maske für Maske" können in dieſer Hinſicht als Muſter gelten und wurden mit wahrhaftem Enthuſiasmus aufgenommen, vorzüglich die letztere Rolle, die er noch einmal wiederholen mußte. An dieſem Abend, dem letzten ſeines Hierſeyns, wurde er nicht weniger als vier Mal gerufen. Man erwartet allgemein, daß es der Direktion gelingen werde, dieſen, nicht allein als darſtellenden Künſtler ausgezeichneten, ſondern auch als Luſtſpiel-Dichter durch gefällige und nette Ausführung beliebten und dabei doch ganz anſpruchloſen Mann für uns zu gewinnen. — Was Hrn. Stein anbelangt, ſo ſah ich ihn nur als „Hamlet" und „Jaromir", wo er mich und die Mehrzahl der Zuſchauer, trotz des Rufes, der ihm voraus gegangen, gänzlich kalt ließ. Die erkünſtelte Ruhe auf der einen und das ſtürmiſche Losbrechen auf der andern Seite ſcheinen mir in keinem Einklang zu ſtehen und zerſtücken mehr, als daß ſie ein Ganzes her zu ſtellen vermöchten. Manche Stellen, wie z. B. der erſte Monolog in „Hamlet" und der Anfang des fünften Aktes in der „Ahnfrau", wurden beinahe im Converſationston geſprochen, andere Stellen dagegen mit ſolcher Heftigkeit und Anſtrengung ausgeſtoßen, daß man den Redner, trotz ſeines ſonſt deutlichen Vortrages, nur mit Mühe verſtehen konnte. An gelungenen Einzelnheiten fehlte es freilich nicht — ich nenne davon nur die Erzählung im zweiten Akt der „Ahnfrau", die ſich durch eine lebhaft ſchildernde und zweckmäßig geſteigerte Deklamation ſehr vortheilhaft von der Marktſchreierei unterſchied, welche hier gewöhnlich gleich mit der Thür in's Haus fällt — aber dieſe Einzelnheiten ließen nur um ſo ſchmerzlicher den rechten innern Zuſammenhang vermiſſen, der allein das Kunſtwerk begründet. Sollte ich übrigens ſpäterhin noch Zeit und Luſt haben, Hrn. Stein im Converſations-Stück zu ſehen, wo er ebenfalls auf zu treten gedenkt, ſo werd' ich den Leſern auch hierüber meine Meinung nicht vorenthalten.

(Der Schluß in der Beilage.)

Bekanntlich hat ein italieniſcher Phyſiker vor Kurzem die Entdeckung gemacht, daß die grüne Farbe das Prinzip des Magnets in ſich trage. Ein Franzoſe räth daher allen Roués, nichts anders als Grün zu tragen, dann würden unfehlbar alle Schönen magnetiſch zu ihnen hingezogen. (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten, Bemerker Nr. 22 u. Blatt der Ankündigungen Nr. XVI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 112ten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Wien. (Schluß.) Unter den literariſchen Novitäten verdient das bei Tendler und v. Manſtein erſchienene Minneſpiel in vier Aufzügen: „Elmburga von Maſovien", vom Baron Schlechta, Beachtung. Dieſe Dichtung kam im vorigen Jahre auf der hieſigen Hof-Bühne zur Darſtellung, vermochte aber trotz ihres Werthes, verſchiedener äußerer Hinderniſſe wegen, nicht durch zu greifen. Schon damals vereinigten ſich mehrere Stimmen zu Gunſten des Dichters, den ein würdiges und edles Beſtreben nach dem Höhern in der Kunſt auszeichnet und in die Reihe derjenigen ſtellt, welche die Poeſie als Poeſie und nicht als milchgebende Kuh betrachten. Nun, da das Werk gedruckt vorliegt, wird ſich mit dieſen einzelnen Stimmen ohne Zweifel auch das Geſammt-Urtheil der Gebildeten dahin vereinigen, daß dieſe Dichtung, wenn auch im Ganzen genommen der Kraft ermangelnd, dennoch durch eine, dem Dichter eigene Anmuth und Liebenswürdigkeit, durch ſtille Heiterkeit und milde Wärme erfreut. Eben daß er ſeiner Eigenthümlichkeit treu geblieben, und ſich nicht, wie ſo Viele, mit Gewalt und auf Koſten derſelben in eine fremde Sphäre drängte, adelt, denk' ich, ſein Beſtreben. Eine freundliche Phantaſie hat das Abentheuer Ernſt des Eiſernen, der als Minneſänger um die kühne Elmburga warb und erſt, da er ſich ihr Herz erworben, als Fürſt auftrat, zu einem Bilde voll heiter blühender Farben geſtaltet, das durch reiche Friſche und Feinheit der Behandlung anzieht, und in einem Blumenrahmen Scenen eines freudigen Minnelebens darſtellt. So wurden die Charaktere natürlich zu Idealen, wie ſie der Zweck des Dichters verlangte und ſo durfte er ſeine Elmburga freilich nicht, was Manche mit Bedauern vermißten, die Hufeiſen zerbrechen laſſen, die ihr die Geſchichte in die Hand giebt. Allerdings ließe ſich dem Ganzen eine andere, vielleicht tiefere Anſicht abgewinnen, die wohl auch der Wirklichkeit näher käme und dem Werke eine beſtimmtere Richtung gäbe, wenn nämlich das Ringen der höchſten Manneskraft — Ernſt — und der höchſten Frauenkraft — Elmburga — im wechſelſeitigen Siegen und Beſiegtwerden bis zu dem ſchönen Momente ausgeführt würde, wo die letztere der erſteren erliegt und ganz Liebe wird. Doch das war nun einmal die Abſicht des Dichters nicht und konnte es auch nicht ſeyn, da es außer ſeinem Vermögen liegt, das ſich ein anderes, zarteres und innigeres Verhältniß erdacht, welches auch ſeinen Reiz hat. Was übrigens dieſer, ſo wie allen übrigen Dichtungen von Schlechta einen eigenen Werth giebt, iſt die Reinheit und Gefälligkeit der Form — eine gewählte Sprache, ohne überladen zu ſeyn, fließende Verſe und wohlklingende Reime. Dieſer Umſtand verdient um ſo mehr Beachtung, als man in den Produkten der meiſten neuern Dichter gerade auf das Gegentheil trifft. Sie ſcheinen ſich beinahe zu gefallen in den rauhen holprigen Tönen, die weit eher an den Dudelſack, als an die Lyra erinnern und die deswegen noch keine Genialität bezeugen — wie die Herren zu glauben ſcheinen — weil die Ueberſetzer des genialen Shakſpeare ſich nach dieſem Rhytmus bewegen, der nur zu oft von den zarteſten Blumen ſeiner Poeſie allen Blüthenſtaub abſtreift. Verſtänden ſie das Original, ſo würden ſie einſehen, daß der größte aller Dichter auch der eleganteſte ſeyn konnte und daß er die Nachtigallentöne der Liebe nicht mit einem Nachtwächterhorn begleitete und verſcheuchte. — Helmina von Chezy hat den dritten Band ihrer „Stundenblumen" (in demſelben Verlage) herausgegeben. Er enthält meiſtens bekannte und ſchon mehrfach abgedruckte Erzählungen, z. B. „die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann" — „der Zauberſpiegel" — „Käthenkünſte". Es läßt ſich nicht leugnen, die Verfaſſerin beſitzt eine angenehme Darſtellungsgabe, beſonders in der Schilderung von Aeußerlichkeiten, bei denen ſich unſere Schriftſtellerinnen in der Regel ſo gern verweilen, da auf dieſe Art bequem und lang fortgeſponnen wird. Charakteriſtik jedoch und Lebens-Anſicht, die das Ganze umfaßt und nicht bloß bei einzelnen immer wiederkehrenden Lieblings-Verhältniſſen verweilt, ſuchen wir umſonſt. Ihre Dichtungen ſind nur Variationen eines Thema's, das nicht einmal ſo reichhaltig iſt, um in jeder Form an zu ſprechen. Dabei mißfällt mir ein gewiſſer graziöſer Ton, in dem Alles gegeben wird, und der mit den Aeußerungen, welche Frau von Chezy hier und da bei andern Gelegenheiten, wenn ſie ſich angegriffen oder verletzt glaubte, laut werden ließ, zuſammen geſtellt, nothwendig zu dem Gedanken führen muß, als ob die verehrte Dame doch etwas zu viel Werth auf ihre eigenen Schöpfungen lege. — Wallishauſſer, der ſich bereits durch mehrere tüchtige Unternehmungen ausgezeichnet hat, iſt nun endlich über die Herausgabe von Werner's Nachlaß mit ſeinen Erben überein gekommen. Er hat die Manuſcripte für 6000 Gulden C. M. gekauft. Der als Dichter vortheilhaft bekannte Baron Zedlitz wird ſie ordnen und entziffern, was bei der unleſerlichen Handſchrift des Verewigten und bei ſeinen vielen Abbreviaturen keine geringe Aufgabe iſt. Gedichte, vermiſchte Aufſätze, Predigten, und der ſo oft beſprochene zweite Theil des „Kreuzes an der Oſtſee" werden den Inhalt bilden. — Bei eben dieſem Verleger iſt ein nur wenige Bogen ſtarkes Büchelchen, „Schiller's Manen!" betitelt, von J. G. Seidl, erſchienen, deſſen Ertrag für das, dem unſterblichen Dichter zu erbauende Monument beſtimmt wurde. Es enthält, nebſt einem Eingang und Schluß, vier oder fünf ſogenannte „Bilder aus dem Dichterleben", die uns den Dichter in den beliebten Stufenjahren, als Kind, Knabe, Jüngling, Mann und Greis vorführen. Ich nenne den Verfaſſer weder „bekannt", wie der „Sammler", noch „berühmt", wie die „Theaterzeitung", noch „originell", wie die Peſther „Iris", noch „talentvoll", wie das Linzer „Bürgerblatt", denn ich weiß es wohl und mit mir Jedermann, wie verſchwenderiſch unſere Wiener- und Provinzial-Blätter mit ſolchen Epithetis vorzüglich gegen ihre eifrigen Mitarbeiter ſind; aber ich glaube, daß hier der Zweck die Mittel ehre, und daß Seidl etwas Werthvolles geliefert habe, wenn er uns gleich mehr den Menſchen im Allgemeinen, als den Dichter insbeſondere ſchildert. Aufgefallen ſind mir die Worte an Schiller

„Und ſo empfange denn auch, was, ſchüchterner Seele, der Jüngling
Froh aus dem kleinlichen Schatz ſeiner Empfindungen beut" —

welche gegen die nachfolgende, ziemlich verslöſe Apoſtrophe an den Jüngling:

„Du, Dichterjüngling, kecker Adler,
So ſtolz, und doch ſo deutungsvoll,
Du, der verſchmäht den trägen Tadler,
Und ringet um des Herzens Zoll,
Dich darf ich nicht im Bilde ſchildern,
Denn ich bin Du und Du biſt ich,
Gewiß nur malend nach den Bildern
Des eig'nen Innern treff' ich Dich" —

um ſo ſeltſamer klingen. Schade, daß Seidl, der durch ſeine Erſtlinge zu Hoffnungen berechtigte, ſich nun auch der Buchmacherei ergeben hat. Er beſchreibt in matter, compilirter Proſa die Umgebungen Wiens, überſetzt franzöſiſche Melodramen und

Digitized by Google

Romane — was ſoll da heraus kommen?! — So eben erfahren wir, daß der Graf Moritz von Dietrichſtein, bisheriger Hofmuſikgraf und Hoftheater-Direktor, zum Direktor der kaiſerlichen Bibliothek ernannt und, nach ſeinem Wunſche, der erſten beiden Stellen entledigt worden ſey. Noch iſt ſein Nachfolger nicht beſtimmt. — N —.

Auf dem Theater von Philadelphia ereignete ſich unlängſt folgende Scene: Man gab das Stück „Columbus“, und als der Schauſpieler Wemyß (ein Engländer von Geburt) als „Harry Herbert“ die Worte ſprach: „Sterben als ein braver Engländer!“ erſchollen plötzlich mehrere Pfeifen aus dem Parterre, indeß der andere Theil des Publikums klatſchte. Wemyß benutzte dieſe Gunſt, trat hervor und ſagte: „Bei der erſten Probe beſtand der Schauſpiel-Direktor Wood darauf, ich ſollte jene Worte weglaſſen. Ich weigerte mich deſſen, weil ſie einmal in meiner Rolle ſtehen, und erhielt hierauf die Drohung: der Teufel ſolle mich holen, wenn ich ſie wirklich ausſpräche. Glücklicher Weiſe iſt dies nicht geſchehen, was ich den edlen Geſinnungen meiner Zuſchauer zu danken habe, und ich erlaube mir nun noch die Frage: ob Sie es wohl billigen würden, wenn ein Amerikaner auf einer engländiſchen Bühne nicht den Muth hätte, zu ſagen: Sterben wie ein braver Amerikaner!“ — Ein allgemeines „Bravo!“ war die Erwiederung auf dieſe Anrede. (Pandore.)

Zu viel des Guten iſt überall ein Fehler — ſo können bei einer Feuersbrunſt zu viel Spritzen ſchaden! — Wenn in New-York Feuer entſteht, ſind in Kurzem an dreißig Spritzen bei der Hand, welche das brennende Haus in Grund und Boden ſpritzen! Statt daß man anderswo vor dem Feuer flieht, flieht man dort vor dem vielen Waſſer. Man giebt auch ſein brennendes Eigenthum auf der Stelle unbedingt verloren. Zum Glück ſind die Häuſer meiſt von Holz und werden daher nicht ſehr beachtet. (Pandore.)

Die Polizei in Lyon erließ vor Kurzem folgende Bekanntmachung: „Man wird von jetzt an ex officio alle herrenloſe Hunde todtſchlagen, um alle übeln Folgen zu verhüthen, welche die Nachläſſigkeit derer, denen ſie gehören, bis jetzt herbei geführt!“ (Pandore.)

Bemerker.

No. 22. 1826.

Ein Wort zu ſeiner Zeit über Journaliſtik.

Jedwedes Urthel dem Tüchtigen gilt,
Wenn's ganz aus tüchtigem Geiſte quillt;
Aber ſobald die Halben ſprechen,
Geht's an ein Stückeln und Radebrechen.

Nicht, wie es bei dem erſten Anblick leicht erſcheinen könnte, um neue Polemik an zu zetteln, iſt dies Wort geſchrieben, ſondern um gegen eine Art der Kritik ſich zu erklären, welche in unſern Tagen nur zu ſehr in den öffentlichen Blättern überhand nimmt; ich meine die perſönliche. Wem es recht ernſtlich um die Sache zu thun iſt, der kann auch den Widerſpruch ertragen; nicht ſeine Perſon, den Gegenſtand ſucht er gegen Andersdenkende zu vertheidigen; ſein Widerlegen muß nothwendig über das Beſtrittene ein helleres Licht verbreiten, und nur dann wird er ſeine Anſicht als die ſiegende betrachten, wenn er den Gegner durch das Aufheben der ſeinigen in ihr ſelbſt von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt, ihn zwingend, dieſe Anſicht in ſeine Geſammt-Anſchauung auf zu nehmen, die, wenn er die Wahrheit hat, ſein Eigenthum ſeyn muß. Darum erſcheinen uns die Platoniſchen Dialoge ſo vortreflich, weil ſie jeder Anſicht ihr Recht widerfahren laſſen, nur in dem Aufheben der einen durch die höhere Berechtigung der andern die Aufgabe des Ganzen gelöſt ſehen; darum iſt die geſchichtliche Darſtellung der philoſophiſchen Wiſſenſchaft bei dem großen Lehrer unſerer Tage ſo einzig, wenn er das Widerlegen eines vorhergehenden Syſtems durch ein nachfolgendes dem organiſchen Entwickeln der Pflanze vergleicht, wo die Wurzel den Keim, die Blüthe das Blatt widerlegt. Auch wird dieſe großartige Anſicht und mit ihr der hohe Meiſter ſelbſt immer mehr Anerkennen bei denen finden, welche der Wahrheit zu Liebe kleinlichen Perſönlichkeiten zu entſagen vermögen; und eine partheiloſe Kritik werden wir nur dann unſer Eigenthum nennen können, wenn Wahrheit das Einzige iſt, für das wir Partei nehmen; ſie aber iſt nur möglich durch allſeitige Würdigung der Anſichten, von wem ſie auch ausgehen mögen; ohne ſie muß nothwendig die Halbheit und das Unzulängliche eintreten, das aus dem Einmiſchen kleinlicher Perſönlichkeit hervor zu gehen pflegt.

Zu dieſem Ausſpruch hat ein Streit veranlaßt, welcher in den letzten Nummern einiger Zeitſchriften angeſponnen iſt. Die Berliner „muſikaliſche Zeitung“, von Künſtlern und Kunſtfreunden geſchätzt durch ihre Tüchtigkeit und Unpartheilichkeit, hatte nach einer der letzten durch Zuſammenwirken ausgezeichneter Künſtler höchſt vortreflichen Aufführung des „Cortez“ eine Anſicht gegen dieſe Oper ausgeſprochen, welche früheren Ausſprüchen über dieſelbe nicht entſprach. Ich geſtehe, ſelbſt nicht mit dem Berichterſtatter jenes Aufſatzes überein zu ſtimmen; allein das gehört hier nicht zur Sache. Anſtatt nun jene Anſicht in ſich ſelbſt zu widerlegen, wurde ſie ſogleich in mehreren Gegenſchriften als bösartig verſchrieen, als der Anfang eines Gewebes gegen den großen Tonmeiſter, den man ſtürzen wolle. Wie kleinlich eine ſolche Anſicht und wie unwürdig ſie wahrer Freunde der Kunſt iſt, liegt in ihr ſelbſt. Von dem Redakteur der „muſikaliſchen Zeitung“, den ich in ſeinem ganzen Streben ſchätze, bin ich überzeugt, daß er ſolch einer niedrigen Perſönlichkeit unfähig iſt; ja, ich weiß, daß er den Schöpfer des „Cortez“ höher ehrt, als deſſen eifernde Vertheidiger. Auch iſt's nicht meine Abſicht, ihn hier zu vertreten, noch weniger den Verfaſſer des beſprochenen Aufſatzes. Möge dieſer, wenn er es für nöthig achtet, ſeine Gründe wegen des Ausgeſprochenen ſelbſt dar zu legen ſuchen, und wenn ſie unhaltbar ſind, dies lieber ſelbſt eingeſtehen, als aus eitlem Trotz ſie vertheidigen. Nur dagegen wollt' ich mich äußern, denn das iſt die Sache eines Jeden, der es redlich mit der Kunſt meint, daß ein jedes

Digitized by Google

Kunſtdenken gleich mit der niedrigſten Perſönlichkeit vermiſcht, und ſo das Urtheil von der eigentlichen Bahn in Nebenwege gezogen wird — Klopffechterei ſtatt ehrlichen Kampfes. Gegen dieſe Perſönlichkeit der Kritik überhaupt ein Wort zu ſprechen, hielt ich den Vorfall geeignet. Die Kunſt iſt viel zu herrlich und zu groß, um in ihrem Gebiete nicht widerſprechende Anſichten ertragen zu können; nur das entweiht ſie, wenn auf unwürdige Art darin gehauſet wird; wo aber das geſchieht, da iſt es Sache jedes ihrer Verehrer, zu ſprechen, was ihm recht bedünkt; und wer es redlich meint, der unterdrückt nicht gern ein Wort zu ſeiner Zeit. H. Stieglitz.

Eine Apoſtrophe aus der neueſten Zeit.

„Hier“ — rief der Independent, indem er mit der Fauſt auf einen vor ihm liegenden Folianten ſchlug — „hier iſt der König und Hohepriester aller Laſter und Thorheiten! Hier iſt der, den die Söhne der Narrheit, unheilig genug, ein Naturwunder nennen! Hier iſt der, den Fürſten zu ihrem Cabinetsfreunde wählen und Ehrendamen zu ihrem Bettgenoſſen nehmen! Hier iſt der erſte Lehrmeiſter hohler Worte und leeren Prunkes und eitler Thorheit! — Wahrlich, ich ſage Euch, ſeit der Teufel aus dem Himmel fiel, hat es ihm auf Erden nie an Agenten gefehlt; doch nirgend hat er einen Zauberer angetroffen, der eine ſo unbegrenzte Macht über der Menſchen Seele gehabt hätte, als dieſer peſtilenziſche Geſell. Sucht ein Weib ein verderblich Exempel des Ehebruchs: hier wird ſie's finden; möchte ein Menſch lernen, wie er ſeinen Mitbruder zum Morde zu verführen hat: hier wird ihm Anleitung dazu gegeben; möchte eine Dame einen heidniſchen Neger heirathen: hier wird ſie ein faktiſches Beiſpiel aufgeſtellt ſehen; möchte Jemand ſeines Schöpfers ſpotten: hier werden ihm die Läſterworte dazu geliefert; möchte er ſeinen Mitbruder heraus fordern: hier wird ihm das Sendſchreiben dazu diktirt; möchtet Ihr betrunken ſeyn: hier wird Euch der berauſchende Becher gereicht; möchtet Ihr Euch in ſinnliche Lüſte verſenken: hier wird man Euch zur Ueppigkeit verlocken, wie mit den wollüſtigen Klängen einer Laute. Dies Buch iſt, ſage ich, der Brunnquell und Urſprung aller Uebel, die je das Land gleich einem Waldſtrom überfluthet haben, indem es Menſchen zu Spöttern, Zweiflern, Lügnern, Mördern, Aufwieglern und Liebhabern des Weinkruges macht, die an unſaubern Orten verkehren und bis in die Nacht hinein bei dem Becher ſitzen. — Hinweg mit ihm, hinweg! Zum Abgrund mit dieſem ruchloſen Buche! Zum Thal Himmen hin mit des Autors verfluchten Gebeinen!“

Und wie hieß der Foliant, auf den der Independent alſo paukte und deſſen Verfaſſer er ſo verfluchte? — Antwort: Die Werke William Shakſpeare's, Edito Princeps de Ao. 1623.

Und wo ſteht dieſe merkwürdige Apoſtrophe? — Antwort: In Walter Scott's jüngſtem Roman: „Woodstock, or the Cavalier“, Vol. 1. p. 92 etc.

Und wie nutzt dieſe Apoſtrophe, und wo? — Antwort: Sie nutzt zwiefach; denn ſie beweiſet, wie Barbarei der Unwiſſenheit ſich am Heiligen verſündigt, und iſt zugleich die herrlichſte, treffendſte Lobrede auf den unſterblichen Dichter, weshalb ſie denn auch an zweien Orten nützt, nämlich erſtens: Als hellleuchtendes Motto vor Ludwig Tieck's geiſtvollen Abhandlungen über Shakſpeare's Werke, in denen der deutſche Commentator uns immer tiefere Kenntniß des menſchlichen Herzens im Genie des Autors offenbart. Zweitens aber iſt ſie die kräftigſte Schutzrede vor den Allerlei-Editionen jener verwäſſerten Bühnen-Produkte Deutſchlands, die ſich als ſogenannte „Melodramen“, „Schwänke“, „Poſſen“, „dramatiſche Kleinigkeiten“ und „Vaudevilles“ wichtig machen möchten, indem ſie — den Muſen ſey's geklagt! — Schauſpieler und Zuſchauer ſo tief in die Pfütze des Ungeſchmacks hinunter treiben, daß die Heroen der Bühne aller gebildeten Nationen hinaus geſtoßen werden aus dem Bereiche des deutſchen Schaugerüſtes, wie etwa wandernde Sänger, die erſt in den Strudel gedungener und betrunkener Gelegenheits-Schriftler hinein gelockt und hinterher von den Klopffechtern der geiſt- und geſchmackloſen Bande mit Knitteln davon gejagt werden. Bärmann.

Romanze.

Don Ramiro, Don Ramiro!
Welchen Sieg haſt du erfochten!
Daß die Gegner und das Wahlfeld
Wohl vor Scham erröthen mochten.

Don Ramiro, Don Ramiro!
Wie beſchämt dein Glanz die Sonne:
Wenn die nächſte Nacht ſie auslöſcht,
Strahlt noch deines Schimmers Wonne.

Don Ramiro, Don Ramiro!
Langes Leben ſchenkt dir Clotho,
Rühmen werden dich die Weiſen,
Und dich leſen wird Herr — —.

—s—.

Ein neues Qui pro quo.

Vergebens iſt, ihr Weiſen, eu'r Bemüh'n,
Der Meinung Wechſelſtrom zu wehren!
Die Stadt, der jüngſt Voltair' ein Affe ſchien,
Hält jetzt den Affen für Voltairen.

Ernſt Woldemar.

1826. No. XVI.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Neue ſchöngeiſtige Schriften,

welche kürzlich in der Reinſchen Buchhandlung in Leipzig erſchienen ſind:

Fanny Tarnow, die Prophetin von Caſchimir, oder Glaubenskraft und Liebesgluth. Nach dem Engliſchen der Lady Morgan. 2 Theile. 2 Thlr.

Satori, J., Geſchichte der Gräfin Moorfeld. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Vier Erzählungen. 20 Gr.

— — Feldblumen, ein Taſchenbuch für das Jahr 1826, mit Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr.

Ewald, Konrad Lezkau, Bürgermeiſter von Danzig. Erzählung aus dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts. 1 Thlr.

Floraldin, die Flucht von der Pleißenburg. Erzählung aus der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts. 20 Gr.

Nächſtens erſcheint:

Fanny Tarnow, Heloiſe, Roman in 3 Theilen.

Wohlfeilſte Taſchen-Ausgabe

(auf ordinairem Druckpapier à 2 Gr. oder 9 Kr., weiß Druckvelin à 4 Gr. oder 15 Kr. pr. Bändchen)

von

Washington Irvings und Coopers ſämmtlichen Werken.

Ueberſetzt von Mehreren und herausgegeben von

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Das zweite Bändchen von Irvings Skizzenbuch und das zweite Bändchen von Coopers Spion ſind erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt, die noch bis Ende Juli um obigen Preis Beſtellungen auf das Ganze annehmen. Von beiden Ausgaben ſind nur noch wenig Exemplare von den bereits erſchienenen 4 Bändchen vorräthig.

Frankfurt a. M., im Juni 1826.

J. D. Sauerländer.

Bei Carl Heymann in Glogau iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Sappho oder die Regeln der deutſchen Dichtkunſt in Briefen an eine Dame, von Kaſtor. Auf Velinpapier gedruckt. 16. broſch. 12 Gr. (15 Sgr.)

Der ſchwarze Chriſtoph. Romantiſche Erzählung aus Schleſiens Vorzeit von C. W. Peſchel. 8. broſch. 15 Gr. (19 Sgr.)

Beide Schriften dürfen mit Recht empfohlen werden. Erſtere wird jedem Gebildeten willkommen ſeyn, da wir noch kein Buch beſitzen, das in ſo gefälliger Manier die Schönheiten unſerer Dichterwerke uns erkennen lehrt: und Letztere darf in keiner guten Leſebibliothek fehlen.

Allgemeine Gebührentaxe für die Juſtiz-Kommiſſarien und Notarien in den Preußiſchen Staaten nebſt allen bis jetzt darüber erlaſſenen Deklarationen und Reſcripten. 4. geh. 5. Sgr.

Wir empfehlen hiermit die in unſerm Verlage erſchienene:

Neue vervollſtändigte

Blumenſprache.

Der

Liebe und Freundſchaft

gewidmet.

Geheftet. Preis: 10 Sgr.

welche in allen Buchhandlungen zu haben iſt.

Baſſeſche Buchhandlung in Quedlinburg.

Im Verlage der Hahn'ſchen Hof-Buchhandlung in Hannover ſind ſo eben erſchienen:

Novellen und Erzählungen vom Dr. Wilh. Blumenhagen. 1ſter Band, enthält:
Luthers Ring,
die Schlacht bei Sievershauſen, und
das Bild.
8. Velin-Druckpapier, Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Blumenhagen, Dr. W., Gedichte. 2 Theile. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Des Vetters Feldzug in die Seebäder von Doberan, von G. C. Spongel, Verfaſſer der „Leiden in Pyrmont." Mit einem Titelkupfer. 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr.

Bei Johann Friedrich Flick in Rathenow iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Billan, Otto v., Rache und Verhängniß. Novelle. 1826. 1 Thlr.

Fröhlich, E. F., Hiſtoriſche Bilder aus dem Morgenlande. 1ſter Band; enthält: 1) Die Johanniterritter, oder die Eroberung der Inſel Rhodus durch die Türken; 2) Sittah, Erzählung aus den letzten Jahren des eilften Jahrhunderts. 1826. 1 Thlr.

Im vorigen Jahre iſt erſchienen:

Hildebrandt, Th., Schickſalsmacht, oder das menſchliche Ungeheuer; und: die Hütte am See. Zwei Novellen. 1825. 1 Thlr.

Gartenfreund, der kleine, oder Anweiſung, um die den Gärten ſchädlichen Raupen und andere Inſekten zu vertilgen und ſeinen Garten davon zu befreien, nebſt einigen andern, Gartenbeſitzern nützlichen Sachen. In ſauberem Umſchlag. 1825. 5 Sgr. oder 4 Gr. Cour.

Augen- und Zeichenſprache, die, in ihren Bedeutungen nach ſpaniſcher Art. Ein Seitenſtück zur Blumenſprache. Mit einem Titelkupfer, in ſauberem Umſchlag. 1825. 10 Sgr. oder 8 Gr. Cour.

(Die bei mir früher herausgekommene und bei Herrn Enslin in Berlin in Commiſſion erſchienene Blumenſprache hat ſich einer ſo günſtigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, daß ſchon zehn Auflagen nothwendig geworden ſind. Da nun dieſe Augen- und Zeichenſprache noch mehr Stoff zu geſellſchaftlichen Unterhaltungen geben kann, ſo wird ſie gewiß einen nicht geringern Beifall erhalten.)

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Die Kronenwächter.

Ein Roman

von

Ludwig Achim von Arnim

Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, 1826. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 17. Juli. 113tes Blatt.

Leichter Sinn.

Meinen Leichtſinn ſollt ihr laſſen,
Seht, er iſt mein ſchönſtes Gut;
Keine Sorge kann ihn faſſen,
Denn das ewig raſche Blut
Wiegt den ſonſt ſo wachen Kummer
Lächelnd ein in Todesſchlummer.

Wenn der Schmerzen ſchwarzes Siegel
Trübt des Lebens helles Glas,
Reinigt Leichtſinn ſchnell den Spiegel,
Wiſcht hinweg der Thränen Naß,
Und das Weh, nun ſanfter, milder,
Geht und ſucht ſich lichte Bilder.

Wenn an frech gebroch'nen Schwüren
Seufzend ſtill die Schwermuth ſtirbt,
Weiß mein Freund den Scherz zu ſchüren,
Der um neue Kränze wirbt;
Was die Eine ihm verſagte,
Dreiſt er bei der Andern wagte.

Irrenhäuſer haben nimmer
Dieſen leichten Gaſt geſeh'n,
Denn des ſtolzen Wahnes Schimmer
Stumm an ihm vorüber geh'n;
Nur bei'm bunten Freudenfeuer
Iſt das Leben ihm geheuer.

Kommt es endlich auch an's Sterben,
Iſt er leicht mit Gott verſöhnt,
Kann des Ew'gen Himmel erben,
Hier ſchon an die Luſt gewöhnt;
Schnell wird er die Rechnung ſchließen,
Heit're Thränen um ihn fließen.

Zu dem Grabe ihn geleiten
Frohe Wünſche, in dem Zug'
Sieht man munt're Scherze reiten,
Denn ihm folgt kein düſt'rer Fluch,
Und es ſteht am Friedhofs Thore
Stumm die Laune mit dem Flore.

Blumen ſchmücken ſeinen Hügel,
Für den Marmor ſorgt der Witz,
Schreibt mit halb geſenktem Flügel
Auf des treuen Freundes Sitz:
Luſt und Liebe in der Taſche,
Ward er ſpielend auch zu Aſche.

Karl Baldamus.

Prophezeiung und Deutung.
(Fortſetzung.)

Ich meldete den Vorfall ſogleich ſelbſt; die Richter befragten ihr moraliſches Gefühl, nicht die todten Buchſtaben des Geſetzes, und ich kam mit einer leichten Feſtungsſtrafe davon. Als ich aber Hermann die Begebenheit mittheilte, antwortete er: „Die Prophezeiung iſt alſo bei Dir nicht zur Lügnerin geworden, — was wird aus der meinigen werden? — Denke an Makbeth's Zauberſchweſtern und ihre Sprüche!“ — Ohne ſeine Worte viel zu beachten ſtand ich meine Strafe aus, und ging, nachdem ich den erbetenen Abſchied erhalten hatte, auf Reiſen. Ich durchſtreifte viele Länder, bis ich endlich dem Verlangen nach der Heimath meiner glücklichen Jahre nicht mehr widerſtehen konnte. Ich kam aus Frankreich nach C., wo Herrmann lebte. Die Erkundigungen, welche ich über ihn einzog, ſetzten mich in Erſtaunen und Trauer; man berichtete mir: er lebe eingezogen, leſe nur Schriften

Digitized by Google

religiöſen, myſtiſchen Inhalts, und bereite ſich auf ſeinen Tod, welchen er ganz beſtimmt in kurzer Zeit erwarte. Ich eilte zu meinem Freunde; aber faſt erſtarrt blieb ich bei dem Eintritt in ſein Zimmer ſtehen. Ich ſah in ein düſteres Gemach, deſſen Wände mit Heiligenbildern und Märtyrern geziert waren; vor einem ſchwarz behangenen Tiſche mit einem Todtenſchädel und Cruzifix ſaß Herrmann, oder vielmehr deſſen Schatten, und ſchien Papiere zu ordnen. Einen blühenden Jüngling hatte ich verlaſſen, einen Greis, der mich aus zwei tiefliegenden Augen wehmüthig anlächelte, fand ich wieder. Mit einem matten ſchmerzlichen Gruß trat er auf mich zu und ſagte: „Sieh, Ferdinand, es iſt doch ſchön, daß Du kommſt, ich habe Dir vor meinem Tode noch Manches zu ſagen.“ Jetzt entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen uns; ich zeigte ihm das Thörigte ſeiner Todesfurcht; er hörte mir gelaſſen, ohne Unterbrechung, zu und erwiederte: „Der Sommer folgte dem Winter nicht im Kreiſe, und Du erfuhrſt eine große Widerwärtigkeit; ich ging im ſtöhlernen Kleide durch die Gaſſen und ein prächtiges fürſtliches Haus folgte mir. Ich muß ſterben. Nun erzählte er mir die Begebenheiten, die ihm in der Zeit unſerer Trennung begegnet waren, und worauf er den feſten Glauben an ſeinen baldigen Tod begründete. Ich werde ſie mittheilen; damit aber Alles klar wird, hebe ich von meines Freundes erſter Erziehung an.

Herrmann von E. ſtammte aus einer ſehr bedeutenden O—ſchen Familie. Da der Knabe ſchon in früheſter Jugend einen ſanften Sinn und faſt ſchwärmeriſchen Charakter zeigte, auch der zweite Sohn war, ſo wurde er zur Erziehung in ein Kloſter gegeben, und dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Die frommen Väter fanden bald, daß Herrmann einen ausgezeichneten Geiſt und eine große Lernbegierde beſaß, weshalb ſie ſich ſeiner beſonders annahmen; der ehrwürdige Vater Cöleſtin widmete ſich dem Knaben und beſchäftigte ſich endlich mit ihm ausſchließlich. Der trefliche alte Mann führte ein wahrhaft heiliges Leben, das ſich in Liebe und Wohlthun jeder Art bethätigte; ihm war der Vater in jenen lichten Höhen wirklich ein zärtlicher Vater, und kein ſtrafender ſtrenger Richter, und wie er ſich in dieſem Glauben glücklich fühlte, ſo wünſchte er den geliebten Knaben zu demſelben Heil zu führen. Aber dem jungen Herrmann war eine heftige Eitelkeit eigen, und dieſe ſuchte der würdige Greis, ſtatt ſie aus zu rotten, zu frommen Zwecken zu gebrauchen; er las mit ihm die Legenden und Heiligen-Geſchichten, und zeigte im Leben der Märtyrer wieder ein Ziel der menſchlichen Eitelkeit und Ruhmbegierde. Oft verwies der verſtändige Abt dem frommen Mönche dieſe ſeltſame und gefährliche Art der Erziehung, und meinte: er würde aus ſeinem Zögling einen Schwärmer bilden; der Alte pflegte dann zu antworten: „Iſt es nicht ſchön, für Gott und Glauben zu ſchwärmen?“ — „Ja“, bemerkte der Abt; „aber der Ehegeiz ſcheint mir ein betrüglicher Boden; er treibt ſtatt der frommen Saat oft wüſtes Unkraut und jene üppigen verruchten Wucherpflanzen der menſchlichen Seele.“ Cöleſtin lächelte und blieb bei ſeiner Weiſe.

Den würdigen Greis überraſchte es nicht minder, wie ſeinen Zögling, als deſſen Vater in einem Schreiben den Tod des ältern Sohnes meldete, und zugleich erklärte, der zweite könne nun nicht ferner für den Clerus erzogen werden, ſondern müſſe einſt die Familien-Güter übernehmen, und, um ſich für dieſen neuen Wirkungskreis zu bilden, bald eine Univerſität beziehen. Sehr ungern entſagte Herrmann der frühern Beſtimmung; ſein guter Lehrer zeigte ihm jedoch, daß er auch ſehr wohl in der Welt ein frommes Gott gefälliges, und noch dazu höchſt nützliches Leben führen könne, und des Zöglings Neigung wich ſeiner Vorſtellung und der Nothwendigkeit. Ein munterer Führer begleitete ihn auf eine proteſtantiſche Univerſität, wo er ſich leider bald von ſehr ausgelaſſenen jungen Leuten umgeben fand. Herrmann kannte bisher nur das enge ſtille Kloſterleben, und den kleinen Kreis ſeiner leicht zu erfüllenden Pflichten; nun trat er in die fröhliche Welt, wurde von lebensluſtigen Menſchen umgeben, welche dieſes Daſeyn wie einen flüchtigen Traum anſahen, in welchem man jede Luſt ergreifen müſſe, und die den für den Glücklichſten hielten, der am beſten geträumt hatte. Herrmann lernte nun neue ungeahnte Reize des Lebens kennen, und in ſeiner feurigen Seele, in ſeinem blühenden Körper fingen alle Begierden plötzlich an zu wachſen; gern miſchte er ſich unter ſeine muntern Freunde, und eilte mit ihnen den Vergnügungen nach. Aber mit ſeiner Schwärmerei, ſeinem kindlichen Gefühl für Gott und Tugend in dieſe Geſellſchaft zu treten, war nicht möglich; das fühlte er bald. Mit empfindlichem Spott wurden von ihr ſeine Glaubensmeinungen aufgenommen. Der Gedanke, ſich ſo oft lächerlich zu machen, war ſeiner Eitelkeit unerträglich; mit ſeinem eindringenden Geiſt ſuchte er ſelbſt Zweifel in ſich zu erregen, ſich ſelbſt die Ehrfurcht vor ſeinen Heiligen-Geſchichten und Tugendlehren zu nehmen, und verwandelte ſich ſo in den ärgſten Spötter und Freigeiſt.

Um dieſe Zeit war der Aufruf zu Deutſchlands Befreiung erſchollen; Herrmann folgte ihm, und es begegneten ſich nun zwei Menſchen, die bald die innigſten Freunde wurden; wir liebten uns brüderlich. Mit ängſtlichem Gefühl beobachtete ich ihn bei der erzählten Prophezeiung, er ſchien nur mit dem Munde zu lachen, und einen tiefen Eindruck in ſeinem Gemüth zu empfinden. — Nach beendetem Kriege, wie

der Schmerz über den Verluſt ſeines Vaters milder geworden, lebte er eine Zeitlang, dem Anſchein nach, innerlich heiter und zufrieden; nur machte er ſich zuweilen leiſe Vorwürfe über ſeine freigeiſteriſchen Grundſätze, zu denen ihn eine nichtige Eitelkeit hingeriſſen hatte.

Der Fürſt des Landes, in welchem Herrmann ſich aufhielt, ſtarb; ein alter Gebrauch, daß bei der Beerdigung des Fürſten ein Edelmann von altem Adel in völliger Rüſtung vor der Leiche herſchritt, ſollte bei dieſem Todesfall erneuert werden. Mein Freund war ein ſchöner Mann, es wurde ihm daher dies Ehrenamt übertragen, und er erfüllte gern die fromme Pflicht.

(Der Schluß folgt.)

Von der Satyre.

(Fortſetzung.)

7. Trajano Boccalini, ein Römer, lebte im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, hatte den Vorbenannten gewarnt, gegen Fürſten zu ſchreiben und konnte es doch ſelbſt nicht laſſen. Er wagte ſich an den König von Spanien und wurde dafür in Venedig von ſechs ſpaniſchen Soldaten mit kleinen ſandgefüllten Säcken geſchlagen, bis er ſtarb. Das corpus delicti hieß „politiſcher Probierſtein.“ Mehr ſatyriſchen Ruhm erwarb ihm übrigens ein Buch: „Berichte vom Parnaß.“

8. Guillaume de Reboul (ſtarb 1611), ſchrieb Satyren gegen die Reformirten und zuletzt (wegen verfehlter Hoffnungen) gegen den Papſt und Jakob I. Jener ließ ihn in Rom enthaupten. Seine Schriften haben eine verdiente Vergeſſenheit bald gefunden.

9. Ferrando Pallavicino, geboren 1615. Urban's VIII Nepoten, die Cardinäle Barberini, wurden von ihm, dem warmen Anhänger ſeines Landesherrn, Herzogs von Parma (mit dem ſie Krieg führten), bitter angegriffen in dem „geplünderten Poſtrenter“ und dem „Beckenklang“, womit die Bienen (das Barberiniſche Wappen hatte drei goldene Bienen im blauen Felde) zur Ruhe gebracht werden ſollen; „Bienen“, ſagt er, „die 22 Jahr lang ſich am Blut der Kirche dick und groß geſogen haben.“ Sie konnten ihm in Venedig nur ſechs Monat Gefangenſchaft bewirken. Allein eine tief angelegte Verrätherei lockte ihn durch einen vermeinten Freund, den mit 3000 Louisd'or erkauften Franzoſen Charles de Breſche, nach Avignon, wo er vergeblich ſuchte, ſein Gefängniß in Brand zu ſetzen und nach vierzehn Monaten (1644) enthauptet wurde. Cardinal Mazarin half dazu, daß der Verräther in Paris mit gleicher Münze bezahlt wurde.

10. Philipp Andreas Oldenburger, ſtarb 1678; Profeſſor der Rechte in Genf. Er ſchrieb ein dickes, munteres Buch gegen die deutſchen Fürſten, beſonders den ſächſiſchen Hof. Außerdem, daß er zwei Blätter ſeines Buches ſelbſt eſſen mußte — ließ man ihn jedoch in heiler Haut leben.

Doch, was ſagen dieſe wenigen Einzelheiten gegen die zahlloſen Verfeindungen, Sorgen, Mißkennungen, das Verdächtigmachen, welches Alles den Satyriker auf jedem Schritte erwartet!? Es ſcheint wohl gewiß, daß nach dem erſten kurzen Triumphe Reue die gewöhnliche Frucht dieſer dornigten Pflanzungen ſey. Das zweideutige Glück, von ſich reden zu machen, kann den Edelgeſinnten nicht reizen. — Wenn nun aber dennoch beſſere Naturen ſich dazu hergeben, wie gebieteriſch muß ihr Trieb, wie uneigennützig ihr Wahrheitsgefühl und wie feurig geweſen ſeyn! Und dieſes, nebſt den erſten glänzenden Erfolgen, möge ihnen dann genügen.

Die lange Betrachtung dieſes Gegenſtandes iſt nicht ſowohl ermüdend als verwundend. Die Eigenliebe hat ſo viel erhaltende und belebende Kraft als die Lebensliebe ſelbſt. Doch viel feindlicher geſtaltet ſie ſich einer fremden Eigenliebe gegenüber. Rache führte ſchon ſo manche ſatyriſche Feder: Rache antwortete ihr und beides entweihte den reinen Zweck der Satyre. Alle falſchen Götzen vom Altare ſtürzen, iſt die Aufgabe der Wahrheitsliebe: allein, ſie in den Koth treten, ziemt ihr nicht. — Daß jedoch Ideale des Beſſern zuweilen in die Wirklichkeit gelangt ſind, mögen nachfolgende Beiſpiele bezeugen.

(Der Schluß folgt.)

Geſellſchaft und Einſamkeit.

Geſellſchaft hat doch einen Werth,
Sie hat mich wenigſtens gelehrt,
Daß Einſamkeit ſie übertrifft
Sey's auch nur als ein Gegengift!

Der naive Patient.

Arzt.

Nun, war die Medizin zu Dank?
Wie? — oder iſt es noch bei'm Alten?

Patient.

Ach, ſey'n Sie nur nicht ungehalten,
Herr Doctor, ich bin — nicht mehr krank!

E. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Man ſollte glauben, in dieſem Sommer würden ſich alle Bäder füllen — es giebt aber doch Ausnahmen. In unſerer Nähe, in Neuſtadt-Eberswalde, will namentlich kein rechtes Leben entſtehen; ein Brief von daher ſagt uns: „Es zeigen ſich wenige Gäſte; wir müſſen uns demnach mit der Hoffnung tröſten. Man ſcheint es nicht zu lieben, die Bequemlichkeit eines Mineralbades ſo nahe zu haben; die jetzt Badenden, etwa 60 an der Zahl, ſind indeß meiſt Gutsbeſitzer aus der Umgegend, die aber nicht im Badehauſe wohnen, ſondern

Digitized by Google

immer wieder nach Hauſe fahren. Das Brunnenhaus ſteht leer, und man glaubt nicht, daß die Einrichtung ſich erhalten kann. Eine Theater-Geſellſchaft iſt auch angelangt und wird ihr beſtes Geſchäft darin finden, wenn ſie ſo ſchnell als möglich wieder von hier weg zu kommen ſucht.“ — Aus Teplitz lautet der Bericht beſſer: „Die Gegenwart hoher Perſonen hat eine Menge Gäſte gelockt, vorzüglich viele Berliner. Der Fürſt Clary giebt ſeine glänzenden Abendgeſellſchaften wieder; Theater erwartet man auch. Das Königsſchießen, bei dem vor zwei Jahren ein preußiſcher Offizier den Preis gewann, ſoll ſehr feierlich angeordnet werden.“ — Aus Swinemünde meldet man: „Unſer Seebad gewinnt durch die angeordnete Dampfſchiffahrt nach Stettin ungemein. In Curhaven waren ſonſt weit mehr Gäſte; aber freilich, Dobberan und Norderney thun es uns, wegen der ſchönen Lage, zuvor. Letzteres, das ich vor drei Wochen beſuchte, liegt auf einer kleinen Inſel in der Nordſee an der hannöverſchen Küſte; die Anlagen ſind vortreflich, die Häuſer geſchmackvoll und bequem, die Promenaden am Ufer und im Gehölz höchſt einladend. Außerdem hat es den Vorzug, daß die Nachrichten aus England dort am früheſten eintreffen; mithin ſind die politiſirenden Hannoveraner am liebſten hier, wenn auch die Nachrichten ſelbſt eben nicht dazu beitragen, das Wohlbehagen zu vermehren. Die Künſtlichkeit der engliſchen Staatsverfaſſung hat jetzt ihre hitzige Periode, doch dürften dadurch die allgemeinen natürlichen Verhältniſſe theilweiſe zur Wiederherſtellung gelangen, was namentlich auch für Deutſchland wünſchenswerth iſt.“ — Von einem Pyrmonter Correſpondenten erfahren wir: „Unſer Bad iſt und bleibt das eleganteſte; wer aber nicht das Geld im Ueberfluß hat, der komme nicht! Die Toilette der ſchönen Hannoveranerinnen hat eine koſtſpielige Berühmtheit. Die engliſchen Stutzer werden übrigens noch immer beſpöttelt, und nächſtdem — viele Hazardſpiele getrieben. Dieſer Fluch einiger Bade-Orte bringt hier den Bankiers noch Segen! Die Geſelligkeit, und Alles, was dazu gehört, fehlt nicht; aber auch nicht die Trennung zwiſchen uns Hannoveranern und den Fremden. Bei uns gilt folgende adliche Logik: Wir bilden einen Zirkel und gefallen uns darin; wozu Fremde aufnehmen, die uns den Genuß mindern könnten?! — Es verlautet, daß die Herzogin von Cumberland mit ihrem kleinen Prinzen George und der Prinzeſſin Solms hieher kommen wird, und nächſtdem fabelt man uns vor: Demoiſ. Sontag würde Paris früher verlaſſen und auf ihrer Rückreiſe nach Berlin in aller Eile bei uns Furore machen.“ — So weit unſere Notizen über Bäder, die Leſer können nun wählen; am beſten aber wäre es, ſie erklärten ſich für die ſchleſiſchen, wo ſie in der ſchönſten Natur leider noch ſehr viele leere Wohnungen finden. — —

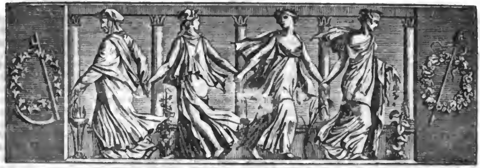
Im Königlichen Schloſſe befindet ſich jetzt ein Relief-Bild der Schweiz, von einem auswärtigen Künſtler hieher geſendet, damit der König es kaufe. Es iſt unſtreitig das Vollendetſte, was in dieſer Art bisher gefertigt worden; die Feſtungs-Modelle im Magazin-Gebäude am ſchleſiſchen Thore können in Hinſicht der Arbeit ſchwerlich einen Vergleich aushalten. In dem Raum eines Zimmers hat man von der Schweiz einen ſo herrlichen Ueberblick, wie man ihn durch Reiſen vom Terrain nie erlangen kann. Das Charakteriſtiſche der niedern Berge: Sand-, Kalk-, Lehm-, Quarz-, Granit-Gebirge, der Schluchten, Thäler, Ebenen, rauhen Felsecken, ſchroffen Abhänge, der Gebirgsrücken, Strömungen, Seen, Wälder, Wieſen, Felder, Straßen — Alles iſt höchſt klar und nach dem richtigſten Verhältniß ohne politiſche Grenze dargeſtellt. A. v. S.

— Am 8. Juli im Königsſtädtiſchen Theater: „Ritter Roſtſtand“, von G. A. v. Maltitz. Ein hübſcher Schwank, der das Verdienſt der Eigenthümlichkeit für ſich hat und mit dem lebendigſten Beifall aufgenommen wurde. Der Stoff iſt folgender: Roland, der Sohn Roſtſtands, ſeit dreizehn Jahren vom väterlichen Hauſe entfernt, hat ſich ohne Wiſſen ſeines Vaters vermählt. Dieſer, auf närriſche Weiſe für das alte Ritterthum eingenommen, hatte ſchon lange die Idee, ſeinen Sohn mit einer „Frau von Trampelſtein“ zu verheirathen, nur aus dem Grunde, weil dieſe Frau eine Rieſin iſt und er aus dieſer Ehe kernhafte Ritter erwartet. „Roland“ kommt jetzt mit ſeiner „Amalie“ und einem Kinde von fünf Jahren nach dem Landgute ſeines Vaters zurück und erkundigt ſich bei „Bayard“, dem Diener deſſelben, wie er wohl die Nachricht von ſeiner Verheirathung aufnehmen würde. Dieſer erzählt ihm: „Roſtſtand“ habe ſich verlauten laſſen, daß, wenn ſein Sohn die „Frau von Trampelſtein“ nicht nähme, er ihn verſtoßen und vorbedachte Dame zur Univerſalerbin einſetzen wolle. Man ſinnt nun auf eine Liſt, den Alten um zu ſtimmen. „Amalie“ kleidet ſich als Mann und giebt ſich bei „Roſtſtand“ für deſſen Sohn aus. Dieſer iſt anfangs außer ſich über ſeine getäuſchte Hoffnung, da er eine Art von Goliath in ihm gehofft; beruhigt ſich indeſſen etwas und befiehlt dem Sohn, mit ihm auf die Geſundheit der Zwerge zu trinken. Da er aber nicht einmal das Glas leeren kann, wird der ritterliche Steckenpferds-Ritter auf's Neue wüthend, holt zwei Rappiere und befiehlt dem Sohn, ſich zu vertheidigen. In dieſem Augenblick ſtürzt „Roland“, als „Frau von Trampelſtein“ verkleidet, in's Zimmer, entreißt ſeiner Frau die Klinge und treibt den Alten in die Enge, bis dieſer um Schonung fleht. „Roſtſtand“ iſt ſehr erfreut, daß dieſe baumgroße Frau ſeinen Knirps von Sohn heirathen will. Beide laſſen ihn jetzt allein und eilen, ſich in ihre wahre Tracht zu werfen. Unterdeß erhält der Ritter einen Brief, und nachdem er dieſen von einer Unmaſſe von Converts befreit hat und lieſt: daß um Verzeihung wegen eines mit ihm verübten Scherzes gebeten würde, liegt ſein Sohn und deſſen Frau zu ſeinen Füßen. Zugleich kommt deren Kind, ein ſtämmiges Bürſchchen, „Hector“ genannt, als Ritter gekleidet, in's Zimmer und befiehlt dem Großpapa mit entblößtem Schwerdte, dieſe Heirath zu beſtätigen, wenn er nicht durch ihn fricaſſirt ſeyn wolle. Dies verſöhnt endlich den „Ritter Roſtſtand“, da er auch durch dieſes Paar ein ſtarkes Menſchengeſchlecht hofft entſtehen zu ſehen. — Die Aufführung iſt zu loben. Hr. Schmelka gab den „Ritter Roſtſtand“ mit Humor und wurde bei ſeinem Auftreten lebhaft empfangen. Hr. Meyer, als „Roland“, ſpielte ſeine Rolle mit Glück und Beifall; als „Frau von Trampelſtein“, mit Geſchicklichkeit in der Figur vergrößert, war er beſonders ergötzlich. Auch die Darſtellungen der Demoiſ. Holzbecher als „Amalie“ und des Hrn. Röſicke als „Bayard“ waren ganz den Rollen angemeſſen, ſo daß man ſchwerlich auf dieſem Theater ſeit langer Zeit ein intereſſanteres Stück ſo gut geben ſah. Der Verfaſſer des Stücks, ſo wie Hr. Schmelka, Demoiſ. Holzbecher und Hr. Meyer wurden gerufen. A.

— Kotzebue's Luſtſpiel: „Der Rehbock oder die ſchuldloſen Schuldbewußten“ iſt auf dem Königsſtädtiſchen Theater am 10. Juli zum erſten Mal gegeben worden und hat ungemein gefallen. Die theatraliſchen Sittenprediger werden nicht unterlaſſen, ihr Wehe aus zu rufen. Die Darſtellung iſt übrigens in ſich ſo gerundet, daß ſelbſt die Nebenperſonen ihren Antheil vom Lobe empfangen müſſen. — Weniger gefiel: „Der Stammbaum“, von Anton Wall (Ch. L. Heyne). Dieſe Speiſe iſt zu einfach für die jetzigen Koſtgänger der dramatiſchen Muſen! Obwohl das kleine Luſtſpiel erſt drei Jahrzehende alt geworden, ſo ſcheint es Vielen doch ſchon an Altersſchwäche zu leiden; vielleicht wird ihm einmal neue Jugend zu Theil, wenn der Ueberreiz der Melodramen, Knall-Tragödien und unzüchtigen Poſſen uns mit Sehnſucht nach der alten Einfachheit erfüllt. — Hr. v. Schmidtlow (vom Theater zu Königsberg) und Hr. Wallbach (vom Hoftheater in Wien) gaben Gaſtrollen und gefielen. E — w.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 19. Juli. 114tes Blatt.

Prophezeiung und Deutung.

(Schluß.)

Am Morgen nach der Beſtattung des Fürſten ſitzt Herrmann in tiefen Gedanken auf ſeinem Zimmer; die Thür wird geöffnet und ein munterer Freund tritt ſcherzend ein mit der Frage: „Nun, iſt Dir geſtern Dein ſtählerner Frack nicht beſchwerlich geweſen?“ Die unbefangene Anrede jagt das Blut aus ſeinen Wangen; ſtarr ſaß er da und ſprach endlich mit leiſer ahnungsvoller Stimme: „Dein ſtählernes Kleid, ſo kannteſt Du ja wohl auch ſagen?“ — „Nun freilich!“ antwortet der erſtaunte Freund, „aber was iſt Dir?“ — „Und war der Sarg nicht ein prächtiges fürſtliches Haus?“ fragt Herrmann. — „Eins der prächtigſten, das ich jemals geſehen habe!“ entgegnet Jener. „Aber ſage, was das Alles bedeutet!“ — Mit verhülltem Geſicht antwortete Herrmann dumpf: „Meinen Tod, nichts weiter!“

Von jetzt an war ſein ganzes Weſen verwandelt; die erſten Eindrücke der Jugend und ſein eigentlicher Charakter drängten ſich wieder gewaltſam hervor und Melancholie überſchattete ſeine Tage. Er ſah ſeinen nahen Tod als gewiß an, und erwartete ihn als eine gerechte Strafe begangener Sünden: die Märtyrer blickten zürnend auf ihn herab, und machten ihm Vorwürfe über ſeine Schwäche, daß er einen nichtigen Spott gegen Gott und Glauben nicht überwunden habe.

In dieſem Zuſtande fand ich ihn. Wie er mir die Begebenheit mitgetheilt hatte, ſagte ich: „Aber bedenke doch, daß hier ein Zufall, welcher noch dazu nur den Schatten einer Wahrheit hat, zum Grunde liegt: die Prophezeiung traf ja keinesweges ein, wie ich Dir leicht beweiſen werde.“ — Ungläubig den Kopf ſchüttelnd, erwiederte er: „Verſuch' es, mich zu überzeugen, ich höre Dir ſchon zu: mir aber iſt nicht mehr zu helfen!“ Lebhaft ſprach ich nun, um ihm das Weſenloſe ſeiner Furcht zu zeigen: „Willſt Du nicht auf ein Paar zufällige Namen allein Gewicht legen, ſo wirſt Du finden, daß die Vorherſagung, welche mich anging, durch den Vorfall in D. nicht zur Erfüllung kam, ſie lautete: „Wenn der Vetter eines berühmten Feldherrn die Urſach iſt, daß der Sommer dem Winter im Kreiſe nicht folgt, ſo werden Sie eine große Wiederwärtigkeit erfahren.“ Bei jenem Feſte war ja aber durchaus kein Verwandter eines berühmten Feldherrn anweſend und ich die alleinige Urſache, daß Amalie von Winter nicht begleitet wurde. Wo findeſt Du hier den Kreis, welchen die Prophezeiung ausdrücklich nannte?“ — Schaudernd ſollte ich nun eine räthſelhafte Tiefe des menſchlichen Geiſtes kennen lernen; Herrmann lächelte über meine Bemerkung, wie über die Einfalt eines Kindes, und ſagte: „Ich zeige Dir leicht, daß der Spruch in allen ſeinen Theilen erfüllt wurde. Des Feldherrn Vetter biſt Du ſelbſt, Dein Name iſt Ferdinand — erinnerſt Du Dich keines Helden dieſes Namens? — iſt es nur Dir unbekannt, daß Menſchen, welche in der Taufe dieſelben Namen bekommen haben, Namensvettern genannt werden? — von einer eigentlichen Verwandtſchaft ſprach die Alte nicht. Das Gebäude, in welchem das Feſt gehalten wurde, heißt Circus; wollte

Wintee Amalie begleiten, ſo mußte ſie ihm im Circus odee Kreiſr folgen; daß es nicht geſchah, wurde von Die, vom Namensvetter eines Feldherrn, wie Du ſelbſt ſagſt, vrrhindert, und ſo trifft denn Alles zu.“ — „Gut: rs mag allenfalls dieſe unendlich weit hergeholte Auslegung hier gelten!“ erwiederte ich, erſchreckt über dieſen zerſtörenden verkehrten Scharfſinn; „die Prophezeiung aber, welche Dich betrifft, und wovon Du glaubſt, ſie ſey durch das Begräbniß des Fürſten erfüllt, hat nicht einmal den Schatten einee Wahrheit. Dein Tod ſollte erfolgen, wenn Du die Gaſſen im ſtählernen Kleide durchſchritteſt, und Dich ein prächtiges fürſtliches Haus von Marmor mit dem Degen verfolgte. Der Fürſt ſtarb auf ſeinem Landhauſe, und wurde von dort durch den Garten. in das Mauſoleum getragen; Ihr gingt alſo durch keinr Gaſſe.“ — „Richtig“, bemeekte er; „das Militair war jedoch zu beiden Seiten aufgeſtellt, und eine ſolche doppelte Reihe nennt man doch wohl eine Gaſſe.“ — „Aber“, fiel ich ein, „wo bleibt denn das prächtige fürſtliche Haus, daß Dich mit dem Degen verfolgen ſollte? der Saeg war ja von Holz!“ — Auch auf dieſen Einwurf ſchon gefaßt, ſagte er ruhig: „Bei dee Beerdigung lag dee Degen des Fürſten auf deſſen jetziger vrächtiger Behauſuug, und verfolgte mich; dieſe aber ſtand früher auf Marmor, ſie ſelbſt brauchte nicht von Marmor zu ſeyn; die Alte drückte ſich nue nicht richtig aus, und daß ein Weib dieſes Standes die Regeln der Sprachr beachte, wirſt Du gewiß nicht foedern. Sie ſagte: rin Haus von Marmor ſolle mich verfolgen, das heißt: von Marmor aus. Nun biſt Du endlich jetzt befriedigt?“ Ich ſchwieg mit Thränen in den Augen.

Mancherlei Gründr gegen die Prophezeiung wurden von mir noch ſpätee einmal vorgebracht, abee ich muß geſtehen, ſie ſchienen auch mir zu ſchwach — ich gedachte, wir es mich ſelbſt einſt unwiderſtehlich zur Erfüllung des Orakels hingezogen hatte und überzeugte mich, daß er durch dieſe ſinnreiche Selbſtqual die Prophezeiung wahe machen werde. Bei Herrmann galt es abee etwas Größeres, als bei mie, das Leben. Ich wollte keinen Verſuch zur Rettung aufgeben und bemühtr mich, ihn zu zerſtreuen, ihn in den Taumel des Vergnügens hinein zu ſtoßrn und dir dunkle zerſtörende Macht ſeines Innern zu betäuben; es gelang mir wider Vermuthen. Doch es war nur eine wilde vorüber fliehende Freude ſeinrs aufgeregten Blutes, ſeine Einbildungen wueden deſto ſchwärzer, wenn es wieder ruhig in den Adern floß. Oft ergriff ihn ſeine traurige Todesfurcht ſogar in der Freude ſelbſt und fuhr ihm erkältend wie einr Geſpenſterhand über das lachende Geſicht hin. — So hatte uns ein Edelmann in der Nachbarſchaft zum Winzerfeſtr geladen; dee heiterſte Himmel, die klarſte Luft umgab uns, Alles jubelte und freute ſich des ſchönen Lebens; ich mußte, entzückt über die herrliche Ausſicht, in die nachhallende Natue hinaus jauchzen. „Gott!“ rief ich, „deine Erde iſt doch ſchön, wer möchte ſterben?“ — Herrmann, faſt wieder der Fröhliche von ſonſt, der ſcherzend in einer einzelnen Gruppe dee Geſellſchaft ſtand, verſtummte bei meinen Worten plötzlich und blickte langr ernſt vor ſich niedee; dann trat ee zu mir und indem er meine Hand mit Herzlichkeit faßte und drückte, ſagte er: „Höre, lieber Ferdinand, verſprich mir etwas. Leide es nicht, daß ſie mich ſo tief in den dumpfen, dunkeln Boden hinab tragen; der Gedanke iſt doch zu entſetzlich, ſo viel kalte naſſr Erde, mit drm häßlichen ringelnden Gewürm, drückend auf der Bruſt zu haben. Ein Sarg von verzinntem Blech, hörſt Du?“ — Solche und ähnliche Ausbrüche ſeines traurigen Glaubens kamen oft, jede Bemühung, ihn zu retten, wae vergeblich; nach ſechs Wochen ſtand ich an ſeiner Bahre.“

Ich hatte dir Erzählung ſchon beendigt, doch dir Geſellſchaft ſaß noch lange in einem ſtummen, nachdenklichen Antheil verſunken. Bald verkündete aber die Schloßuhr Mitteenacht und erweckte ſie mit ihren feſtlichen Klängen; wir begrüßten ahnungsvoll, doch heiter, das neue Jahr, und ſchieden untee herzlichen Glückwünſchen.

M a x.

Von der Satyre.

(Schluß.)

1. Carl Buckhurſt Graf von Dorſet, geboren 1637. Lord Rocheſter ſagt von ihm: ich weiß nicht, wie es zugeht, aber Lord Buckhurſt mag thun was er will, er hat niemals Unrecht. Dryden ſchreibt an ihn: in Ihren Verſen iſt mehr Salz, als ich noch irgendwo gefunden. Aber Sir ſind ſparſam mit der Galle geweſen, wodurch Sie es dahin gebracht haben, allen Leſern zu gefallen und keinen zu beleidigen. Ihre Schriften ſind überall ſo voll Redlichkeit, daß Sie, wie Horaz, die Thorhriten der Menſchen darſtellen dürfen, ohne die Laſter drrſelben vor Gericht zu ziehen. Und darin übeetreffen Sie ihn, daß Sie das Beißende des Ausdrucks hinzu fügen, welches unſerm großen Römer ſichtlich fehlt. — Und Prioe ſagt von eben demſelben: ſeine Satyre iſt in der That ſo ſcharf, daß er ſich in ihe zeigt, wie ſein großer Freund Lord Rocheſter ſagt: als der beſtgeſinnte Mann mit der ſchlimmſtgearteten Muſe. Und der redliche, feine Mann ſtach immee vor dem Satyriker ſo ſehr hervor, daß die gezüchtigten Perſonen nicht wußten, wir ſie ihre Rache nehmen ſollten, und genöthigt waren, eher beſchämt als zornig zu ſcheinen.

2. Ebenfalls heißt es vom Dr. Arbuthnot: er war ein ſehr gelehrter Mann und hatte das beſtr Herz. Seine größten Spöttereien ſind die ſatyriſchen Züge

Digitized by Google

eines guten Naturells. Sie gleichen den Streichen, die man im Scherz giebt, und die wohl eine Röthe zurück laſſen, aber keine Narbe. Er lacht ſo jovial wie ein Diener des Bacchus; aber er bleibt ſo nüchtern und ſo geſetzt, wie ein Schüler des Sokrates. Er iſt ſelten ernſthaft, ausgenommen wenn er das Laſter angreift: und dann erhebt ſich ſein Geiſt mit einer männlichen Stärke und einem edlen Unwillen.

3. Mit gleichem Rechte darf Deutſchland ſich ſeines Joh. Val. Andreae rühmen, deſſen aber in dieſem Aufſatze ſchon früher gedacht wurde.

Regelnd, warnend, ſtrafend, ſpielend — von welcher Seite man auch die Satyre betrachte, ſo nimmt ſie alle Zeiten und Länder in Anſpruch. Einige wollen, daß ſie am gefahrloſeſten die Mode, das andere Geſchlecht, den gelehrten Dünkel und den Wuchergeiſt angreife; ſollte das wahr ſeyn, ſo richtet ſie auch vielleicht am wenigſten gegen dieſelben aus. Perſonifizirt iſt ſie ein Syndicus, der die Freiheit des Urtheils, das koſtbarſte Kleinod der denkenden Welt, zu vertreten und zu bewahren hat.

Anhang.

Es war mein Vorſatz, alle verſchiedenen äſthetiſchen Begriffe, die mit dieſem Gegenſtand in Beziehung ſind, neben einander zu beleuchten und von Neuem zu beſtimmen. Da jedoch ein neueres Lexicon hiefür ſchon ſo viel leiſtet, ſo beſchränke ich mich auf folgenden Nachtrag:

Ironie heißt überhaupt Verſtellung. Die äſthetiſche Ironie will durch verſtelltes Loben oder Tadeln die Vorſtellung des Entgegengeſetzten verſtärken.

Perſifflage iſt eine Art von Myſtification. Man geht mit Schein der Treuherzigkeit ganz in die Anſicht des zu Verſpottenden ein, um ihn *dem Dritten* deſto mehr preis zu geben, gleichſam ihn recht zum Auspfeifen (siffler) hin zu ſtellen. So iſt denn die Perſifflage immer auch Ironie, nicht aber umgekehrt. Denn die Einkleidung der Verſtelltheit kann auch loben, auch ernſt und edel ſeyn, welches von der Perſifflage minder gültig iſt.

Humor. Um nicht Jean Paul aus zu ſchreiben, verweiſe ich auf die ſehr ſchätzbare Behandlung dieſes Artikels im „Converſations-Lexicon"; muß mir aber zweierlei zu wünſchen vorbehalten. Einmal, daß die trefliche Deduction geltend gemacht wäre, auch ohne die Lieblingsmeinung Jean Paul's, nämlich von Entgegenſetzung des Komiſchen und Satyriſchen. Zum Andern, daß noch mehr hätte ausgeſprochen werden können der weſentliche Antheil, den am Humor ein alles durchdringender Charakter hat, voll Freiheit, Humanität, Reinheit, Originalität und Feſtigkeit. — Charakter iſt übrigens urſprünglich nur das *Bezeichnende*: daher die beſtimmte, ausdrucksvolle Bildung des Willens und der Neigung.

Carricatur iſt überhaupt Uebertreibung in's Unſchöne. Die äſthetiſche Carricatur verletzt abſichtlich die Richtigkeit der Zeichnung, um durch ſinnliche Kraft zu reizen. Das Unrichtige darf aber nur die *Proportion* der Theile oder Merkmale betreffen, ohne jedoch die ganze Aehnlichkeit zu zerſtören.

Grottesk, iſt von Letzterer eine Nebenart und beſteht in dem Seltſamen, das die Phantaſie zuſammenſetzt auf Koſten des Verſtandes oder der Wirklichkeit. Andre ziehen vor, zu ſagen: es ſey das Umgekehrt-Ideale (!).

Berneſchi-ſche Manier, einerlei mit Burleske, iſt der gehaltene Scherz, der Alles ohne Ausnahme auf die luſtige Seite wendet. Wirkt das Burleske beſonders in's Kleine, ſo heißt es *poſſirlich*. — *Poſſe* aber bedeutet auch ein Luſtſpiel von minderem Umfange, ſcherzend in's Kleine und mehr fröhlich als ſatyriſch-ſcheinend.

Einzelne Poſſen aus dem Stegreif heißen Lazzi. — Sind die Lazzi mit beſonderen, zum Theil herkömmlichen und vorzüglich mimiſchen Späßen begleitet, ſo heißen ſie Buffonaden oder Harlekinaden. Beide letzteren Arten ſind in England ſo fremd (?), als ſie in Italien einheimiſch ſind.

Menippiſche Satyre iſt muntere Ironie, die einer fremden Perſon das Wort zu führen leiht, z. B. regrets funèbres sur trepas de son âne à sa commère, und de la vertu du catholicon d'Espagne; eine satyre menippée die Heinrich dem Vierten faſt ſo viel als der Sieg von Ivry gegen die Ligue genutzt haben ſoll.

Drei Grabſchriften.

1.

Hier unter dieſem Leichenſtein
Liegt meine Frau nun ganz allein;
Ach! könnt' ich doch ſchon bei ihr — nein!
Ich hab' mein Grab in Cöln am Rhein. —

2.

Hier liegt in dunkler Grabesnacht,
Ein Mann, der früh mit aller Pracht
Das Seinige ſchon durchgebracht.
Der Tod hat ihn durch ſeine Macht
Nun rein und ſchuldenfrei gemacht,
Obgleich er ſeiner nie gedacht.

3.

O, nehmt Euch ein Exempel
Von ſelt'nen Tugendgaben!
Hier liegt ein Steuerſtempel-
Kreis-Controlleur begraben.
Um ſelbſt nach ſeinem End'
Dem Staat' nichts zu entrücken,
Ließ er laut Teſtament
In Stein den Stempel drücken.

Georg Harrys.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Maurer's Benefiz-Conzert hat ſehr angeſprochen. Sein Freund und Kunſtgefährte, Hr. Conzertmeiſter Müller, kam eigens von Braunſchweig hieher, um mit ihm

eine Concertante zu ſpielen, die der Concertgeber neu komponirt und mit ſeinem würdigen Collegen unvergleichlich ſchön vorgetragen hat. Das ſchöne Duett aus „Jeſſonda“ von Spohr, geſungen von Mad. Nicola und Hrn. Wieſeneder, wurde nach rauſchendem Dacapo-Ruf wiederholt. Ein junger Dilettant, Hr. Seemann, ſang die Tenor-Arie mit Recitativ aus „Joſeph in Egypten“, mit einer Stimme, die im Zimmer anſprechen muß, für ſolch einen großen Raum aber, wie unſer Ballhofs-Saal iſt, zu unvernehmlich tönt. — Neuverjüngt lebte der „Freiſchütz“ durch die beiden bei uns engagirten Sänger, Hr. Rauſcher und Hr. Uetz, wieder auf. Erſterer ſang den „Max“ vortreflich; Stimme und Methode gehören zu dem Ausgezeichneten; und Letzterer hat als „Caspar“ ſich auf das Vortheilhafteſte gezeigt. Sein Bariton iſt in ſeiner Fülle eben ſo klangreich als biegſam. Nicht den „Caspar“, wie wir ihn bisher ſahen, den tobenden ſtürmiſchen Waldteufel, roh und verwildert (in dieſer Geſtalt zwar ganz charaktergerecht), ſondern einen in ſich verſchloſſenen, hämiſch einherſchleichenden Intrigant führte uns Hr. Uetz zur Schau. Auch in dieſer Form ſpricht der mit dem Teufel im Bunde ſtehende Jäger uns an. Die beiden Herren wurden für ihre Leiſtungen nach Würden belohnt und eine allgemeine Freude ob der guten Acquiſition drückte ſich in der Miene der Zuhörer ſprechend aus. Hr. Rauſcher wurde gerufen. Im 66ſten Blatte des „Geſellſchafters“ erwähnt der Berichterſtatter aus Berlin, daß Jäger, Wild und Haizinger einen und denſelben Geburtsort haben ſollen; auch unſer Hr. Rauſcher iſt aus dieſem Orte gebürtig. Der Referent äußerte dort ferner: „Da könnten wir ja den Ort erfahren, wo Deutſchland ſeine Sänger ſuchen muß.“ Zu dienen! Weikersdorf heißt er, ein Flecken, vier Poſten von Wien. Wahrlich ein Flecken, der vor mancher Königsſtadt ſich ſolcher ehrenwerthen Incolaten ſtolz rühmen darf. — In „die Talentprobe“, von Gubitz, erſchien uns noch einmal, und zwar zuletzt, die liebliche Demoiſ. Lindner. Nomen et omen! denn die würdigſten Proben ihres Talents hat uns Demoiſ. L. als „Minna“ in dieſer „Talentprobe“ unbedingt abgelegt. Unter den mancherlei Geſtalten ragte die der „Schauſpielerin Pretios“, wo die Grenzlinien ſo ſinnig gezeichnet waren, daß auch nicht ein Tüttelchen zu viel noch zu wenig aufgetragen wurde, am impoſanteſten hervor. Die „Zeitungsträgerin“ war das ergötzlichſte Conterfey eines leibhaftigen Hökerweibes an der Spree; und der „Studioſus Mumbas“? — wie es der Künſtlerin möglich war, des burſchikoſen Akademiker Geberden, Mienen und deſſen ſogenannten Comment ſo zu belauſchen und wiederum in's Leben zu tragen, das war die allgemeine Frage; obgleich ein Spaßvogel der Meinung war: daß der Demoiſ. L., die ſo hoch ſtudirt habe, die Rolle eines Studioſus eben nicht ſchwer fallen müſſe. Am Schluſſe, wo ſie dem Vater zu ſagen hat: „Wenn es mir gelungen iſt, Sie zu überführen, daß ich Beruf zur Kunſt habe u. ſ. w.“ — brach ein tobender Applaus von allen Seiten hervor. Eben ſo ſtürmiſch ward die nun von uns Scheidende am Schluſſe gerufen. — Vorher gab Demoiſ. Lindner noch die „Eliſe“ im „Räthſel“ von Conteſſa. Dieſes war ein ſchönes Acceſſit, ganz im Geiſte der Gefeierten geſpendet. Das von Hrn. Pott auf der Geige vorgetragene Rondo brillant und die Tenor-Arie: „Dies Bildniß u. ſ. w.“, geſungen von Hrn. Greiſt, füllten den bei uns leider oft zu ſehr gedehnten Zeitraum in den Zwiſchen-Akten ſehr unterhaltend aus. — Unſer dramatiſcher Himmel hatte bei dem Abgange der Demoiſ. Lindner ſich für den Augenblick wahrſcheinlich ein wenig verdunkelt; dies wollte Thalia abwenden, denn ſchon am Scheide-Tage ihres Schooßkindes ſandte ſie uns einen andern Schützling, Mad. Neumann, von Carlsruhe. Diesmal war ihr Aufenthalt bei uns von kurzer Dauer, da ſie, auf der Reiſe nach Leipzig, uns nur im Fluge einen kleinen Rollen-Cyclus geben konnte. Als „Madame Danville“ in „die Schule der Alten“, „Luiſe von Schlingen“ in „die Wiener in Berlin“ (zwei Mal), „Baronin Waldhüll“ im „letzten Mittel“ und als „Donna Diana“ erſchien ſie uns mit dem ihren Bildern friſcherhaltenen Leben, und füllte, trotz der hier ungünſtig geweſenen Theater-Saiſon, jeden Abend das Haus. Wie unſere Sterngucker Flecken an der Sonne ausgekundſchaftet zu haben vermeinen, ſo glaubten einige unſerer Theatergucker ebenfalls an dieſer Sonne des dramatiſchen Himmels dunkle Stellen entdeckt zu haben. Rauſchender Empfang, Applaus und Abſchiedsgruß wurden der Mad. Neumann zu Theil; nichts deſtoweniger haben wir hier und dort Urtheile vernommen und Kunſt-Athleten, die während der jüngſten Anweſenheit der Mad. N. in Hannover ſich den Schwindel vor lauter Exaltation zugezogen hatten, in den entſcheidenſten Kritiken abſprechen hören. Sollte dieſer Wankelmuth nicht an die Worte Jean Paul's: „Es giebt nur bewegliche Feſte der Freude!“ uns erinnern? Wir bekennen zwar, daß die ſo reich von den neun Schweſtern ausgeſtattete liebliche Frau, die eine „Waldhüll“ und „Donna Diana“ ſo zu repräſentiren verſteht, daß ihr ſelbſt der Neid den Preis nicht entwinden kann, manche mimiſche Zugabe, namentlich in „die Wiener in Berlin“, in die Scene trug, bei der wir uns ſelbſt zuflüſtern mußten: Ne quid nimis! Doch kann und darf ein augenblickliches Künſteln, zumal bei einem Schwank, der dauernden ſich ſo hochbewährten Kunſt keinen Abbruch thun; und wie viele ſchöne Stunden verdanken wir dieſer Künſtlerin! Du, unſterblicher Friedrich Richter, mußt uns ſchon wieder einen Kernſpruch leihen; wohl haſt Du Recht, wenn Du ſagſt: „Die lyriſchen Stunden des Herzens ſind Gelegenheits-Gedichte!“ — In „Joſeph in Egypten“ trat unſer neues Sängerpaar, Hr. Uetz als „Jakob“ und Hr. Rauſcher als „Joſeph“, mit glänzendem Erfolg auf. Hr. R. hatte zwar vor dem Anfang der Oper, wegen Heiſerkeit, die Nachſicht des Publikums in Anſpruch nehmen laſſen; wir hörten demungeachtet nur klare und volle Töne. Seine Romanze trug er wacker vor; ſchade, daß er dieſe mit einem uns unbekannten Text, der für die einzelnen, einfachen Töne zu wortreich iſt, geſungen hatte, wodurch der Melodie geſchadet ward. Hrn. Uetz hätten wir bei ſeinem geregelten Spiel etwas mehr Tiefe der Stimme gewünſcht, da die Partie dieſes Patriarchen dies bedingt. Bei der Tafel war die orientaliſche Pracht auf's höchſte geſteigert. — Ein Hr. Börner, der ſchon bei mehreren Bühnen in untergeordneten Partieen beſchäftigt geweſen, ließ uns von der Bühne herab ſeine jugendlich-friſche Baßſtimme in einer Arie aus der „diebiſchen Elſter“, als Probe ſeiner Fähigkeiten, hören. Der junge Mann hat weit mehr für ſich behalten, als er uns geſpendet hat; obgleich ſein Geſang laut beklatſcht wurde, fühlten wir doch mit ihm, daß er, von zu großer Schüchternheit ergriffen, nur mit halber Stimme ſich vernehmen ließ. Er hat das gewünſchte Engagement bei uns erzielt und wird mit der Zeit (er iſt kaum 20 Jahre alt) ſchon ſeinen Platz befriedigend ausfüllen. — Recht erfreulich war die Erſcheinung des Hrn. Uetz als „Don Juan“; Mad. Hillebrand als „Donna Anna“ verdient unſern ganzen Beifall.

(Der Schluß folgt.)

Der Connetable Montmorency verfehlte keine Gelegenheit, ſeine Frömmigkeit aus zu ſprechen, wenn es auch nicht eben Zeit dazu war. Es mochte in der Stadt, auf dem Lande, im Frieden oder im Kriege ſeyn, immer ſpielte er fortwährend den Demuthsvollen und betete ſeine Paternoſter. Dabei verwehrte er es ſich aber keineswegs, Dieſen oder Jenen feſtnehmen, Einen an einen Baum aufknüpfen, ſpießen, erſchießen oder in Stücke hauen zu laſſen, oder ein Dorf, zuweilen auch eine ganze Gegend ringsum dem Feuer preis zu geben. So etwas brachte ihm ſeinen Roſenkranz nicht aus der Hand; das waren für ihn gleichfalls unabwendbare Verpflichtungen. Daher entſtand das Sprüchwort: „Hüte dich vor dem Paternoſter des Connetable Montmorency!“ (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 21. Juli. 115tes Blatt.

Die Juden-Drillinge.
Ein Mährchen von Deinhardſtein.

1.

Nathan Ben Sadi hatte drei Söhne. Sie wurden alle unter derſelben Conſtellation geboren und er nannte den erſten Izaf, den zweiten Izif, den dritten Izouf. Alle drei Kinder waren auf eine ſeltne Weiſe einander ähnlich, und er liebte ſie auch alle drei mit gleicher Liebe, ſo daß ſein Herz ihm ſeit dem Augenblicke der Geburt der Kleinen gleichſam in drei gleiche Theile getheilt erſchien. — Sein Weib Dizara verlor bald nach der Geburt der Drillinge ihr Leben. Ben Sadi trauerte eine Zeit lang, denn da ſie ihm ein anſehnliches Heirathsgut zugebracht hatte, war er ihr immer ſehr ergeben geweſen; aber genau beſehen, beſaß er nun, ſtatt einer Frau, drei Kinder, er hatte alſo Drei für Eins genommen, und ſo überwog bald die Freude über den Beſitz den Schmerz, welchen er über den Verluſt empfand.

Ben Sadi hatte ſich ſein ganzes Leben hindurch dem Studium der aſtrologiſchen Wiſſenſchaften hingegeben, und war in der That zur Kenntniß mancher bedeutenden Geheimniſſe gelangt. Er eilte, ſobald ſeine Söhne heran wuchſen, welche nunmehr auch eine völlige Gleichheit der Geſinnungen, der Anlagen und der Leidenſchaften kund gaben, ihnen Alles zu lehren, was er ſeinem Eifer und ſeiner Erfahrung verdankte, und mit großer Aufmerkſamkeit horchten die Drillinge auf die Mittheilungen ihres Vaters.

Plötzlich wurde Ben Sadi trauriger als er je geweſen. Er ſchien wenig Antheil an Allem zu nehmen, was ihn umgab, nicht ein Mal den Thurm, auf dem er zuvor den größten Theil der Nacht zugebracht hatte, um in den Sternen zu leſen, beſtieg er mehr; ja ſelbſt von der Umgebung ſeiner geliebten Drillinge hielt er ſich fern. Tage lang blieb er in ſeinen Zimmern verſchloſſen, und wenn er ſie verließ, war er düſter und wortkarg. Manchmal rann ihm auch, wenn er, im Anſchauen ſeiner Kinder vertieft, ihnen gegenüber ſaß, eine Thräne in den Bart.

Eines Tages berief er die Drillinge an ſein Bett. „Kinder!“ ſprach er zu ihnen, „ich fühl' es, die Natur eilt mit mir in's Grab. Kraft und Luſt zum Leben nehmen täglich ab, und wenn die Sterne mich nicht täuſchen, iſt mir nur noch eine geringe Zeit vergönnt, unter Euch zu ſeyn. Vielleicht iſt die gegenwärtige Stunde meine letzte. Setzt Euch um mich her, denn ich will Euch ein Geheimniß offenbaren, welches auf das Schickſal Eurer künftigen Tage den entſchiedenſten Einfluß hat.“ — Die Drillinge nahmen weinend Platz, und Ben Sadi begann: „Ihr wißt, lieben Kinder, daß Euch die Natur eine ſeltne Gleichheit der Geſtalt und der Geſinnung verlieh. Morgen iſt Euer zwanzigſter Geburtstag. Von dieſem Tage an wird ſich jene Gleichheit auch auf Euer Schickſal erſtrecken. Alles nämlich, was vom Glück dem Izaf, welcher zuerſt das Licht der Welt erblickte, begegnen wird, werden auch ſeine Brüder erfahren; jedes Unglück, welches ihn trifft, wird auch dem Izif und dem

Izouf zu Theil werden. Alſo hab' ich in den Sternen geleſen." — „Vater!" fiel ihm Izif bedenklich in die Rede; „wenn nun mein Bruder Izaf verbannt oder — wovor Gott ſey! — erſchlagen oder gehängt würde, müßte auch ich daſſelbe Schickſal mit ihm theilen?" — „Ich zweifle keinen Augenblick, mein Sohn", erwiederte Ben Sadi; „aber Du haſt dies ſo wenig zu beſorgen als Deine Brüder, wenn Ihr genau Euch nach dem richten werdet, was Ihr nun erfahren ſollt. — Euer Schickſal hängt nämlich auf eine ſondeebare Weiſe mit dem der drei Töchter meines Vetters Siro zuſammen, der in Conſtantinopel lebt. Jene Mädchen beſitzen drei Talismane, die für ſie von der größten Bedeutung ſind. So lange ſie nämlich dieſelben bei ſich tragen, wird ihnen das Glück nie untreu werden: Schönheit, Anſehen, Reichthum, Alles werden ſie in Fülle ihr eigen nennen; das Glück flieht ſie aber ſogleich und geht auf Euch über, wenn Ihr die Talismane in Eure Gewalt bekommt. Die Mädchen kennen den Werth dieſer Kleinode nicht, welche ſie in der Form von Ringen an den Fingern tragen. Begebt Euch demnach zu ihnen und ſucht durch irgend eine Liſt die Ringe an Euch zu bringen. Es iſt dies leichter zu bewirken, als Ihr denkt, denn ſie ſind dem Anſchein nach von geringem Werthe; Ihr dürft daher ihnen nur Etwas dafür bieten, was Reiz für ſie hat. Aber nehmt Euch vor zwei Dingen in Acht. Erſtens: Euch nicht damit zufrieden zu ſtellen, wenn Ihr einen oder auch zwei jener Ringe beſitzet, da ſie nur vereint ihre Kraft äußern. Zweitens: nicht Euer Herz an die Mädchen zu verlieren, welche von ausgezeichneter Schönheit ſind. Bedenkt, daß alle Reize des Leibes eitel und vergänglich zu nennen, jene Güter aber, welche duech die Talismane Euch zu Theil werden, beſonders, was den Reichthum betrifft, dauernd beſtehen." — „Aber weshalb" — erwiedeete Izaf — „haben wir dieſe Vorſicht nöthig? Wenn die Mädchen uns gefallen, und es, wie zu vermuthen iſt, geſchieht, daß ſie auch uns gern ſehen, ſo wäre ja durch eine gegenſeitige Vereinigung die Sache am beſten und am kürzeſten abgemacht." — „Bei meinem Barte!" ſchrie Ben Sadi mit krampfhafter Anſtrengung auf; „denket nicht daran. Euer Stamm kann ſo wenig mit dem des Siro vereinigt werden, als das Waſſer mit dem Feuer, oder das Glück mit der Armuth. Wißt! die Talismane der Schweſtern waren früher von Eurem Großvater, dem weiſen Schules, Euch beſtimmt; nur durch trügeriſche Verlockungen der Mutter jener Mädchen kamen ſie in ihre Hände. Doch der Himmel hat ſie dafür beſtraft. Bevor ſie ihren Kindern die Kraft jener Talismane entdecken konnte, ereilte ſie der Tod. Macht demnach jenes Unglück, welches Euern Stamm traf, wieder gut, und begebt Euch ohne Verzug zu den Mädchen. Ihr findet ſie unter dem Namen der ſchönen Schweſtern. Die Eine heißt Aurora, die zweite Argentine und die dritte Zelide. Laßt mich, wenn ich geſtorben bin, auf eine einfache Weiſe beſtatten, und verwendet das wenige Geld, welches Ihr in meinem Kopfkiſſen eingenäht finden werdet, zu Eurer Reiſe. Aber verſprecht mir, daß Ihr genau meine Lehren befolgen und Euer Herz von den Verlockungen jener trügeriſchen Schlangen, die Euch für ewig in's Verderben führen könnten, frei halten wollt." — Die Drillinge gelobten dem Vater mit den heiligſten Schwüren Alles, was er von ihnen verlangt hatte, er reichte ihnen die Hand, ſank in die Kiſſen ſeines Bettes zurück und verſchied.

Nachdem die nöthige Anzahl von Thränen um den Verluſt des geliebten Vaters den kindlichen Augen entfallen waren, machten ſich die Brüdee ungeſäumt über das Kopfkiſſen her, welches nach der Aeußerung Ben Sadi's die Mittel zur Erfüllung ihrer Hoffnungen, das nöthige Reiſegeld, und wenn eine gewiſſe Ahnung, die ſich in dem Heezen aller Drei zugleich regte, ſie nicht täuſchte, noch einen erklecklichen Ueberſchuß umſchloß. — Sie hatten ſich nicht betrogen. Tauſend Zechinen fanden ſich vor, die brüderlich getheilt wurden. — In einer Stunde darauf ließen ſie den Vater beſtatten und traten dann unverzüglich die Reiſe nach Conſtantinopel an.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Reliquien.

Ein neues franzöſiſches Werk über den thieriſchen Magnetismus (von Bertrand) enthält auch folgenden Bericht: Graf Leede war unlängſt nach Loudun gereiſt, um einmal zu prüfen, welche Bewandtniß es wohl mit der Behauptung der Nonnen zu Loudun habe, welche verkündeten, mit Auflegung von Reliquien Jemand den Teufel austreiben zu können. Er gab zu dem Ende vor, er habe von einem ſeiner Vorfahren ſehr intereſſante Reliquien ererbt, und wolle auch einmal die Kraft derſelben mit der des Teufels meſſen. Die Beſchwörer, hoch erfreut über das Zutrauen des Grafen, verſicherten, er könne ſie auf keine beſſere Probe ſtellen. Das Reliquien-Käſtchen aus des Grafen eigener Hand empfangend, legten ſie es ſogleich der Priorin auf die Bruſt. Nicht lange, ſo fing die gute Frau an zu ſchreien, und das Geſicht zu verzerren, als ſey ſie von einer unſichtbaren Gluth ergriffen. Unbeſchreiblich war ihre Angſt und Qual. Mitten im ärgſten Anfall nahm man das Käſtchen wieder weg, und ſiehe — im Augenblick war ſie ſo ruhig, als ſey nichts geſchehen. — Die Beſchwörer wandten ſich jetzt zum Grafen mit den Worten: „Nun, Herr Graf, jetzt werden Sie gewiß die Kraft Ihrer Reliquien nicht mehr

Digitized by Google

bezweifeln!" — „Nicht minder, als die Wahrheit des Beſeſſenſeyns!" erwiederte der Graf, indem er das Käſtchen öffnete, und den erſtaunten Beſchwörern bewies, daß in dem angeblichen Reliquien-Käſtchen nichts als Federn und Heu waren. „Aber, mein Herr, wie können Sie unſerer ſo ſpotten?" ſagten die beſchämten Prieſter. „Und wen verſpotten Sie?" fragte der Graf; „Gott und die ganze Welt!!" Duſchet.

Bemerkungen.

Der Marſchall Victor, Herzog von Belluno, hat nicht von der Pike, ſondern von der Trommel auf gedient. Als Gemeiner führte er, neben dem Taufnamen Victor und dem Familiennamen Perin, den Beinamen Beausoleil. Dies iſt an ſich nicht bemerkenswerth, wird es aber einigermaßen dadurch, daß der Name Beau soleil (ſchöne Sonne) ſich zufällig in den Namen Belluno (Belle-Lune, ſchöner Mond) verwandelt hat.

Als im Jahre 1816 der General Lavalette zum Tode verurtheilt worden war, wandte er ſich ſchriftlich an ſeinen ehemaligen vertrauten Freund und Waffenbruder, den General Clarke, um durch deſſen Vermittelung eine Abänderung des Spruchs in ſofern aus zu wirken, daß er (Lavalette) erſchoſſen würde. Der General Clarke, ſein ehemaliger vertrauter Freund und Waffenbruder, gab ihm die harte ſchaudervolle Antwort: „Ihr Kopf iſt dem Henker heimgefallen; ich kenne Sie nicht mehr." — Wohl verdiente der Mann, in deſſen Bruſt ein Kieſel die Stelle des Herzens vertrat, folgende Inſchrift, welche man auf ſeinem Grabmal gefunden:

Cy gît le traitre Clarke, d'odieuse mémoire,
Ministre sans talent et maréchal sans gloire.

Wer eine, auch nur oberflächliche Vergleichung zwiſchen Chateaubriand's „Atala" und Bernardin de St. Pierre's „Paul et Virginie" anſtellt, wird, beſſer als durch Kritik und Regeln, durch Ueberlegung und Diſtinctionen den Unterſchied der erkünſtelten und natürlichen, der falſchen und wahren Empfindung erkennen — und fühlen.

Der ehemalige Miniſter des Innern in Frankreich, Graf Corbiere, gab einſt einem Gelehrten, der ſich in einer wirklichen Verlegenheit an ihn gewendet, und um eine kleine Unterſtützung von Seiten der Regierung angehalten hatte, zur Antwort: „Mein Herr, ein Dachſtübchen und 50 Franken monatlich ſind Alles, was ein Menſch verlangen kann, der ſich mit Schriftſtellerei abgiebt."

Nach der Auflöſung des Jeſuiten-Ordens (1773) wurde in Paris ein Spiel Mode, welches zu erkennen geben ſollte, daß ſich der Orden nur verſtecke, und unverſehens wieder auftreten würde. Das Spiel beſtand in kleinen Wachsfiguren, Jeſuiten vorſtellend. Sie ſtanden auf Schneckenhäuſern. Vermittelſt einer kleinen Schnur zog man ſie in das Haus hinein und wieder heraus. So wurde zugleich die Krümmung und Windung des Ordens angedeutet. H. Seltae.

Lied aus einer noch ungedruckten Erzählung, „Liebe und Pflicht" betitelt.

Von Karl Baldamus.

Der Dichter an das Mädchen.

Holdes Mädchen, laß dich warnen,
Sey verſtändig auf der Huth,
Daß dich Netze nicht umgarnen,
Gleich der Vögel jungen Brut.
Glänzende Schwüre,
Bunte Geſchnüre,
Fröhliche Blicke,
Farbige Tücke
Eingefaßt in ſanfte Mienen,
Sind gewärtig dir zu dienen.

Tauben bringen ſüße Zeilen,
Eine zarte Liebespoſt,
Woll'n auf deinem Schooße weilen,
Picken von der gold'nen Koſt.
Schmeichelnde Freier,
Werden bald Geier,
Was ſie geſchworen,
Geht dann verloren,
Und im eiſenfeſten Schranke
Stirbt der Neigung weiche Ranke.

Sollten Dichter um dich werben,
Sieh dich ſelbſt mit Dichtern vor;
Manche Liebe ſah ich ſterben,
Der das Lied den Himmel ſchwor.
Reime ſind heiter,
Fliegen oft weiter,
Koſen und naſchen,
Seufzen und haſchen
Oefters auch nach andern Schönen,
Woll'n ſich nicht an's Haus gewöhnen.

Singt ein Dichter dir zum Lobe
Bei des Mondes blaſſem Schein,
Stell' ihn klüglich auf die Probe,
Laß ihn nicht in's Haus herein.
Reime bethören,
Ruhe ſie ſtören,
Bringen dem Herzen
Sehnen und Schmerzen,
Rüſten ſich zum neuen Strauße,
Liebe weint in ſtiller Klauſe.

Doch wenn rühmlich treu der Dichter
In der Probe auch beſtand,
Ey ſo zünde an die Lichter,
Reich' dem Sänger froh die Hand.
Wohllaut und Ehren
Wird er beſcheren,
Süßes Gewähren
Glorreich verklären,
Denn der Liebe heil'gen Namen
Trägt des Liedes gold'ner Rahmen.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien. Von einem Deutſchen, der in engliſchen Dienſten ſtand." (Berlin, 1826, in der Vereinsbuchhandlung.) — Griechenland iſt, der kleinlichen Rolle ungeachtet, welche es während einer Reihe von Jahrhunderten in der Staatengeſchichte ſpielte, in dieſem Augenblick doch das merkwürdigſte aller europäiſchen Länder. Die politiſche Criſis, in welcher es ſich gegenwärtig befindet, ende wie ſie wolle, ihr Ausgang intereſſirt ohne Widerrede die geſammte Menſchheit; und bei allem Philoſophiren, Harangiren, Disputiren, Calculiren und — Radotiren der Einzelnen, behält ſie den Hauptpunkt, worauf es ihr bei dieſer blutigſten aller Tragi-Comödien ankommt, doch unverrückt im Auge. Die innere Stimme des Rechtgeſinnten weiß und empfindet ſo gewiß, was eigentlich dabei herauskommen ſollte, als ſie iſt; und es wäre vergebens, folglich Thorheit, ſich dies ableugnen zu wollen. Es bedarf auch keines Dollmetſchers, um das eigene Herz zu verſtehen. — Bei einem ſo allgemeinen und ungetheilten Intereſſe kann eine Schrift, wie die vorliegende, gewiß kein kleines Publikum haben. Unterzeichneter würde ſich freuen, wenn er an ſeinem Theile etwas dazu beitragen könnte, die Aufmerkſamkeit, die ſie ihm durchgängig zu verdienen ſcheint — ohne eigentliche Lobrednerei — mit zu wecken. — Der Verfaſſer hat ſich darin nicht bloß als Mann von gründlichen Kenntniſſen, ſondern eben ſo ſehr als einen trefflichen Beobachter und nicht gewöhnlichen Denker und praktiſchen Philoſophen gezeigt. Um das Erſtere zu finden, darf man nur darauf achten, wie ſehr er in dem alten Griechenlande zu Hauſe iſt, um uns das neue kennen zu lehren. Die gründlichen hiſtoriſchen Kenntniſſe, die er allenthalben dabei verräth, gereichen ihm gewiß um ſo mehr zur Ehre, da er ſich urſprünglich nur dem thätigen Geſchäftsleben gewidmet zu haben ſcheint. — Was aber zweitens ſeinen trefflichen Beobachtungsgeiſt betrifft, ſo bitten wir unſere Leſer, vor Allem die zwar kleine, aber äußerſt gelungene Schilderung nicht zu überſehen, die er S. 70 u. f. von den Familien der Mainotten macht. Dergleichen werden ſie nicht ſelten in dieſer Schrift finden, und wenn ihre Idee von den Neugriechen hier und da allzu ſehr herab geſtimmt ſeyn ſollte, ſolche, der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäß, zu berichtigen im Stande ſeyn. — Man findet übrigens in dem Werke nicht die geringſte Spur von einſeitiger Parteilichkeit oder überſpanntem Enthuſiasmus; als ein echter Deutſcher huldigt der Verfaſſer überall nur ſeiner Lieblingsgöttin, der beſonnenen Wahrheit. Daß er keine andere auf den Thron ſeiner praktiſchen Philoſophie erhoben hat, beweiſt unter Anderem ſchon der ganz ungeſuchte und natürliche Styl, deſſen er ſich ſtets bedient, und wobei er jeden Schmuck und jede Verzierung verſchmäht, die ſich ihm nicht ſo zu ſagen von ſelbſt darbieten. Oft wird man bei ſeinen Bemerkungen geſtehen müſſen: Wir Alle empfinden tief in der Seele, wie er! — und nur die Parteiſucht könnte davon eine Ausnahme machen.

Ernſt Woldemar.

Hannover. (Schluß.) „Ottokar", dieſe hiſtoriſche Tragödie von Grillparzer, ging nicht ohne Anerkennung ihres Werthes an uns vorüber; ſie hat indeß nicht den Beifall hier errungen, deſſen ſie ſich an andern Orten mehr oder minder zu erfreuen hatte. Wie nicht ſelten das Geſchichtliche, in dramatiſches Gewand gekleidet, hier zu reich und dort zu arm ausgeſtattet wird, ſo hätte hier Manches, und namentlich die Unterredung zwiſchen Ottokar und dem Habsburger, am Schluſſe des letzten Akts, gedrängter abgefaßt werden können. Zu wenig motivirt iſt die Möglichkeit, wie der kühne Böhmen-König, deſſen intenſive Kraft ihn nach ſeinem Falle noch einen Feldzug gegen den Habsburger wagen laſſen kann, an der Schwelle ſeines Pallaſtes, gleich dem niedrigſten Bettler, jammern könne, und wie ein Greis, der noch ſtark genug iſt, des Kaiſers gebieteriſches Sendſchreiben im Angeſicht deſſen Herolds zu vernichten, die Schmähungen und tiefſten Kränkungen ſeiner ihn verſpottenden Gemahlin mit an zu hören über ſich vermöge, ohne ſein Heldenhaupt zu ſchütteln. Die Herren Maer und Kaplaner („Ottokar" und „Rudolph von Habsburg") waren ein würdiges Fürſtenpaar. In der Glanzſcene, wo im Lager der Kaiſer dem Könige mildere Geſinnungen bei zu bringen ſich beeifert, war Hr. K. in ſeiner Glorie. Hr. Vollmar als „Zawiſch" hätte wohl weniger mit Blicken als mit Worten ſeine Argliſt bezeichnen können, obgleich das Ganze gut überdacht und Manches darin gelungen war. Hr. Hillebrand war als „Milota" kräftig. Die „Kunegunde" konnte in den Händen der Mad. Retour nicht verfehlt werden. Demoiſ. Gollmann als „Margaretha" hatte ſich vom Schmerz ſo ſehr hinreißen laſſen, daß ihre Rede undeutlich wurde und wir wenig vom Dialog verſtehen konnten. Die übrigen Mitwirkenden in dieſer Tragödie waren ſämmtlich von dem beſten Eifer beſeelt. Auch dieſem neuen Produkt ließ es unſer Direktor, Hr. v. Holbein, an Theaterglanz und Schmuck nicht fehlen; wir trauen ihm jedoch, bei zu häufigen Wiederholungen, keine anziehenden Kräfte zu. — Ein Triumph des Hrn. Uetz war der „Figaro" in Roſſini's „Barbier von Sevilla"; doch auch Hr. Rauſcher ſtand ihm meiſterlich zur Seite als „Graf Almaviva". Das Duett zwiſchen Beiden, im erſten Akt, entſinnen wir uns nicht, im Vortrage ſchöner gehört zu haben, ſelbſt nicht bei der Anweſenheit des Hrn. Forti. Die große Arie des „Bartholo" (Hr. Sedlmayer) wurde tobend applaudirt und Hr. Uetz am Schluſſe hervor gerufen. — „Aller Welt Freund", Luſtſpiel in einem Akt nach Piccard von Lebrün, iſt die jüngſte hieſige Theater-Neuigkeit. Iffland ſchon hat dieſe Kleinigkeit bearbeitet, doch als Aller-Welt-Freund (wie wiſſen nicht genau, welchen Namen er dieſem gab), eine Rolle, in der er allenthalben als Gaſt aufgetreten war, nirgends Glück gemacht. Der Charakter des „Süßlings" iſt zu ſehr Skizze und unausgebildet. Wir entſinnen uns ferner eines ähnlichen Stückchens von St. Schütz, „der Allgefällige" betitelt (wenn wir nicht irren, befindet ſich daſſelbe in einem der früheren Kotzebueſchen Theater-Almanache); das iſt ſchon viel beſſer und auch die Intriguen reicher an Situationen. Doch hatte dieſe neueſte Bearbeitung ſich über unfreundliche Aufnahme nicht zu beklagen und eben ſo wenig über die Darſteller. — Der uns von früher her verdienſtlich bekannte Hr. Aloys Schmitt gab im Hanſteinſchen Lokale ein trefflich geordnetes Concert. Seine Virtuoſität auf dem Fortepiano iſt noch immer die großartigſte, ſo wie ſeine Compoſitionen gehaltvoll und gefällig. Wie wir mit Gewißheit vernehmen, wird Hr. A. Schmitt ſich häuslich bei uns niederlaſſen und eine ſeinen Talenten angemeſſene Stelle hier erhalten.

Georg Harrys.

(Wahrſcheinlich ein Pröbchen der neueſten Ironie.) Der engliſche Doctor Hotham hat kürzlich eine Merkwürdigkeit erlebt, die bis dahin unerhört war. Als er auf ſeiner Reiſe den St. Gotthardsberg vorbeiging, bemerkt er in einer Vertiefung einen Leichnam, der anſcheinend erſt kürzlich im Schnee begraben worden. Er fördert ihn heraus, läßt ihn nach dem nächſten Ort bringen, ihn dort erſt in kaltes Waſſer tauchen, ſo daß er mit einer Eisrinde überzogen wird, dann in laues und bald nachher in heißeres Waſſer legen, und zuletzt in ein gewärmtes Bett. Nun werden alle Anſtalten zur Wiederbelebung gemacht, und ſiehe! der Erſtickte erwacht wirklich wieder! — Aber wer iſt es nun? Keinesweges ein vor einer halben Stunde Vergrabener, wie man geglaubt, ſondern der Sohn des berühmten engliſchen Alterthumsforſchers Dortsworth. Dieſer (damals) junge Mann reiſete im Jahr 1660 durch die Schweiz, und ward bei'm St. Gotthard von einer Lawine verſchüttet; er hat alſo 166 Jahr darunter geruht! (Corſaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 22. Juli. 116tes Blatt.

Die Juden-Drillinge.

2.

Als die Drillinge an dem Orte ihrer Beſtimmung angelangt waren, erkundigten ſie ſich um die nähern Verhältniſſe des Siro und ſeiner Töchter. — Sie erfuhren, daß der Vater ein Mann von ausnehmendem Muthe und von einer entſchiedenen Tapferkeit ſey, und derzeit als ein Anführer gegen die Feinde des Sultans im Felde ſtehe; ſeine Töchter aber, wegen ihrer beſonderen Schönheit, der Gegenſtand der Bewunderung von ganz Conſtantinopel wären. Die Juden kauften einige Waaren, welche ſich mehr durch Zierlichkeit der Arbeit, als durch innern Werth auszeichneten, und ließen ſich als Kaufleute aus der Levante bei den Schweſtern einführen.

Sie fanden dieſe an einem runden Tiſche ſitzend, mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt. Die Mädchen ſchienen anfangs ſich wenig um die Eintretenden zu bekümmern, welche ſich ihnen mit vieler Schüchternheit näherten und ihre Waaren aus zu breiten begannen. Aber plötzlich fuhren alle drei Brüder mit einem lauten Schrei des Entſetzens zurück; die Mädchen hatten empor geblickt, und der Eindruck nie geſehener Reize wirkte wie ein Blitzſtrahl auf die Gemüther der Juden. — Die älteſte Schweſter Aurora war groß und herrlich gebaut. Ein brennendes Auge ſchien den zitternden Jzik zu durchdringen und das Herz im innerſten Buſen ihm zu ſchmelzen. Das ſchwarze Haar war in üppigen Ringen aufgerollt, die oben ein goldener Pfeil zuſammen hielt. Sie trug ein hochrothes Kleid, welches in reichen Falten zur Erde nieder ſank und der Geſtalt des Mädchens etwas Ueberirdiſches gab. — Die Mittlere an Jahren, Argentine, war weiß gekleidet und trug ein Band von Diamanten um die blendende Stirn. So lieblich, ſo zart, ſo ätheriſch gebaut war dem armen Jzouf noch kein weibliches Weſen erſchienen. Sie ſtreckte die ſchneeweiße Hand nach dem Schächtelchen aus, welches er ihr entgegen hielt, und die Kniee verſagten dem Juden den Dienſt. Nur durch die angeſtrengteſte Mühe vermochte er, ſich aufrecht zu halten. Der Ermahnungen ſeines Vaters eingedenk, drückte er die Augen feſt zu, im Vertrauen, daß es ſeine Brüder wohl bemerken würden, wenn die ſchöne Argentine, vielleicht aus Scherz, Etwas von den Waaren beiſeite bringen wollte. — Die dritte Schweſter, Zelide, im himmelblauen Gewande, ſprang neugierig empor, wie ſie die vielen ſchönen Sachen des Jzaf erblickte. Dieſer hielt ſich, da er gleichfalls dem Umſinken nahe war, mit dem Rücken an der Wand feſt. Da lachte Zelide; Jzaf erblickte dabei Zeliden's Zähne, und ein Grübchen im Kinn, wie er nie eins geſehen, und in demſelben Augenblick ſank er vor dem Mädchen dergeſtalt zur Erde nieder, daß ſeine Waaren weit im Zimmer umher fielen. — Zelide war weder ſo erhaben wie Aurora, noch ſo ſchön wie Argentine; ſie ſchien gleichſam Beider Vollkommenheiten, wovon jede nur in einem etwas geringeren Grade da war, mit einander verſchmolzen zu haben. Sie galt für die anmuthigſte Türkin.

Die Mädchen machten ſich darüber her, die Waaren des Izaf vom Boden auf zu leſen. Dies gab ihm die Beſinnung wieder. Ermuthigt ſprang er empor, um Alles wieder an ſeinen Ort zu bringen, und die Brüder ſtanden, nachdem ſie zuvor ſorgfältig den Deckel auf ihre Schachteln gelegt hatten, ihm liebevoll bei. Darauf näherten ſie ſich gefaßter als zuvor den Damen.

„Du, ſchöner als die Ceder des Libanons“, redete Izif Auroren an; „ſüßer als der Hauch der Blumen des Paradieſes, lieblicher als die Stimme des Propheten, wirf einen Deiner ſtrahlenden Blicke auf dieſe Waaren, welche wir vor Dir ausbreiten. Sie ſind von den koſtbarſten, die ſich auffinden laſſen und zugleich von einer Niedlichkeit der Arbeit, die jeden Glauben übertrifft.“ — Ungefähr dieſelben Worte richteten Izouf an Argentine und Izaf an Zelide.

Die Mädchen betrachteten die Waaren von allen Seiten, prüften, verglichen, ſonderten, bekleideten ſich gegenſeitig damit, traten vor den Spiegel, um ſich im Glanze der Herrlichkeiten zu beſehen, und nachdem eine Jede eine Anzahl davon zur Seite gelegt hatte, befragten ſie die Brüder nach den Preiſen. — „Was ſollen wir“, erwiederte Izif: „mit Euch, welche man die Zierden des Orients nennt, auf eine kleinliche Weiſe handeln und mäkeln? Es iſt uns nicht um den Verkauf der Waaren, ſondern nur darum zu thun, daß Ihr etwas von uns annehmen, Euch vielleicht in huldvoller Erinnerung an uns damit ſchmücken und, da Ihr uns wohl nicht würdig halten werdet, Euch Geſchenke reichen zu dürfen, uns eine Kleinigkeit dafür geben wollt, allenfalls die kleinen Ringelchen, welche Ihr an der linken Hand traget.“ — „Wollt Ihr“, ſetzte Izouf hinzu; „auch einiges von Geld beifügen, ſo werden wir es, aus Achtung für Euch, nicht zurück weiſen; aber, wie mein Bruder geſagt hat, es ſteht ganz in Eurem Belieben.“ — Im Nu zogen Aurora und Argentine die Talismane, welche die Juden begehrten, von den Fingern, und gaben ſie hin, Aurara an den Izif, Argentine an den Izouf. Nur Zelide zögerte mit ihrem Ringe, welchen ſie beſonders liebgewonnen hatte. — „Machen wir“, ſagte ſie zu dem überraſchten Izaf, „die Sache lieber mit Geld ab. Eure Waaren gefallen mir ſehr, aber, daß ich es Euch nur geſtehe, um den Preis, welchen Ihr dafür verlangt, können wir den Handel nicht ſchließen. Ich habe dieſen Ring von meiner ſeligen Mutter, und er iſt mir werth auf eine eigene Weiſe. So oft ich das Blau des Steines betrachte, den er umſchließt, iſt mir's, als ſähe ich den blauen Himmel vor mir, und es wird mir dabei wunderbar wohl um's Herz. — Gerade heraus: ich kann mich von dem Ringe nicht trennen; aber jeden andern Preis bin ich erbötig, Euch zu geben. Begehrt nur.“

Gleich einem Donnerſchlage berührten dieſe Worte das Herz der Juden. Nach der Aeußerung des Vaters mußten ſie alle drei Talismane beſitzen; von einander getrennt äußerten ſie keine Kraft. — Izaf verſchwendete alle nur denkbare Beredſamkeit an Zelide. Er legte Waaren den Waaren zu, und erbot ſich zuletzt, dem Mädchen Alles von ihm Mitgebrachte, und auch die noch übrigen Kleinodien ſeiner Brüder, zu überlaſſen. Jede Müde war vergebens. Je mehr er in Zelide drang, um deſto feſter beſtand ſie darauf, den Ring nicht heraus zu geben; ja, ſie wurde durch das lange und ängſtliche Andringen Izaf's aufmerkſam gemacht, daß es damit wohl gar eine eigene Bewandtniß haben müſſe.

In dieſer beſchwerlichen Lage beſchloß Izaf, das Aeußerſte zu wagen. Er war noch van ſeinem Vater her im Beſitz eines Fläſchchens, welches ein Elixir ſeltener Art enthielt. Es hatte nämlich die Kraft, daß der, welcher davon trank, Alles vollführen mußte, was Jener begehrte, welcher es ihm zu trinken gab. Gelang es dem Izaf, Zeliden zu vermögen, auch nur einen Tropfen des Elixir's zu koſten, ſo mußte ſie ſich ſeinem Wunſche fügen und den Ring in ſeine Hand legen. — Er hielt ihr das Fläſchchen, welches überaus niedlich von Cryſtall gearbeitet und mit einem goldenen Stöpſelchen verſehen war, hin und ſprach: „Ihr wollt, ſchöne Zelide, mir durchaus dasjenige verweigern, was Eure Schweſtern ohne den geringſten Anſtand meinen Brüdern überreichten. Was könnte mir koſtbarer und wünſchenswerther ſeyn, als jenes Ringelchen, welches Ihr an Eurer Hand getragen, und deſſen Werth Ihr durch eine beſondere Vorliebe noch erhöht habe: aber Ihr wollt nicht, und ſo ſey es denn! Ihr werdet von mir auch nicht einen Ton mehr hören, welcher danach ſtreben ſollte, Euch etwas zu entziehen, was Ihr Eurer Aufmerkſamkeit würdigt; im Gegentheil, damit Ihr ſeht, daß ich meinen Wunſch dem Eurigen ganz und gar unterzuordnen bereit bin, mögt Ihr das Theuerſte hinnehmen, was ich mein nenne. Dieſes Fläſchchen enthält ein Elixir der wunderbarſten Eigenſchaft: ein Tropfen davon durchbringt Euch mit den ſeligſten Empfindungen und verleiht Euch die Befriedigung Eures liebſten Wunſches — ewige Jugend. Nehmt hin, verſucht und theile das Uebrige mit Euren Schweſtern.“ — Damit reichte er Zeliden das Fläſchchen hin.

Kaum hatten Aurora und Argentine die Wunderkraft des Elixir's vernommen, ſo ſtürzten ſie zugleich auf die Schweſter los, welche bereits den Stöpſel des Gefäßes geöffnet hatte. Jede wollte zuerſt davon trinken. Zelide weigerte ſich, es heraus zu geben; Argentine ſuchte es ihr zu entwinden, Aurora ſtand der Letztern bei; ſo glitt das Fläſchchen aus Zelidens Händen und fiel zur Erde, wo es zerſprang.

Mit dem erſten Tropfen des Saftes, welcher den Boden berührte, verbreitete ſich ein grauer Nebel rings umher, der immer dichter und dichter wurde: ein Schäumen und Ziſchen erfüllte zu gleicher Zeit die Mädchen mit nie gefühltem Entſetzen. Sie hielten einander feſt umſchlungen und ſtarrten leichenähnlich nach den Juden hin, welche mit widerlich verzerrten Geſichtern zu ihnen herüber grinſten. Plötzlich erwachte in Izaf's Herzen der Muth und in demſelben Augenblick auch in den Herzen ſeiner Brüder. Alles war jetzt verloren, Alles mußte auf's Spiel geſetzt werden. Raſch trat Izaf auf Zelide los. Ihre Furcht ſchien ihm die günſtigſte Gelegenheit zu ſeinem Unternehmen zu bieten. Er faßte ſie am Arme und wollte mit Hülfe ſeiner Brüder ihr den Ring vom Finger ziehen. — Die Mädchen ſchrieen überlaut. Da öffnete die Sklavin die Thür und meldete, vor Freude kaum der Rede mächtig, daß ſo eben der Vater wohlbehalten heimgekehrt ſey und in wenigen Minuten vor ihnen ſtehen würde. — „Der Vater!" — dieſe Worte wirkten mit vernichtender Gewalt auf die Drillinge. Es kamen ihnen alle die Großthaten zu Sinne, welche man ſich von dem Manne erzählte, die in's Ungeheure gingen. Sein Muth, ſeine Tapferkeit ſtiegen wie drohende Rieſen vor ihren Augen auf. Was konnte ihr Loos ſeyn, wenn der Held ſich nahte und ſeine Töchter von ihnen bedroht fand? Von einem Manne ſeiner Art ſtand zu befürchten, daß er, wie ein Baſilisk, mit dem bloßen Hauche zu tödten im Stande war. Es galt kein Säumen. Izaf, der noch am mindeſten Beherzte, ergriff die Flucht, und damit entſank auch den Brüdern der letzte Reſt ihrer übel beſtellten Herzhaftigkeit. Wie vom Sturm gejagt liefen ſie hinterdrein.

Siro erſchien. Nach der erſten Umarmung konnte er ſich kaum vom Erſtaunen erholen, ſeine Töchter in dem Zuſtande zu finden, in welchem ſie waren. Sie erzählten ihm den ganzen Hergang der Geſchichte. Der Vater, dem die eigentliche Natur und Kraft der Talismane ſeiner Töchter unbekannt war, glaubte, daß die Männer, welche ſich für Kaufleute ausgaben, ſich, wahrſcheinlich durch die Schönheit der Schweſtern angelockt, einer Verkleidung, und zwar in der Abſicht bedient hätten, den Mädchen ihre Liebe an zu tragen, ja, nach dem, was mit Zeliden vorgegangen, wohl gar ſich ihrer zu bemächtigen. Das Begehren der Ringe ſchien ihm ein Vorwand geweſen zu ſeyn, um an die Mädchen zu kommen. Er ließ ſich die Geſtalt der Männer, ihre Kleidung, und was ſonſt dazu nöthig war, genau beſchreiben und beſchloß, ihnen nachſetzen zu laſſen, um ſie zur verdienten Strafe zu ziehen. — Auch die Tropfen des Elixirs, welche in dem unteren Theile des Fläſchchens geblieben waren, ließ er unterſuchen, und man hielt es für einen Liebestrank, wie man dergleichen zu jenen Zeiten häufig zu bereiten und heimlich zu verhandeln pflegte. Dies beſtärkte ihn noch mehr in der Meinung, welche jene Männer für verkleidete Liebhaber hielt.

Unterdeſſen ergab ſich mit Auroren und Argentinen eine bedeutende Veränderung. Ihre muntere Laune, welche bisher ſie und Alles, was ſie umgab, belebt und erheitert hatte, verſchwand immer mehr und mehr, die Roſen ihrer Wangen erbleichten, und eine Traurigkeit bemächtigte ſich ihres Gemüths, welche durch kein Mittel zu bannen war. Fruchtlos verſuchte der Vater alle Arten der Zerſtreuungen, fruchtlos zerquälten ſich die berühmteſten Aerzte, dem Uebel auf die Spur zu kommen; gleich langſam verwelkenden Blumen, ſelbſt im Scheiden noch voll Anmuth und Lieblichkeit, ſchwanden Auroren's und ihrer Schweſter Reize von Tage zu Tage.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einfälle.

Welche Todesart beſchäftigt alle fünf Sinne zugleich? — Das Erſchießen mit dem Piſtol im Munde.

Judith iſt die große Patronin Derer, welche lehren: der Zweck heilige die Mittel. Sie buhlte, trank, lebte liederlich und mordete, Alles zur Ehre des Rechts und der Tugend!

Von wem haben Adam und Eva die Erbſünde geerbt? Denn daß dieſe Sünde — wenn der Satz von derſelben gelten ſoll — in ihnen war, beweiſet ihr Fall.

Einer berühmten, aber zu leicht gekleideten Schauſpielerin wurden Kränze zugeworfen. Ein neuerer Cato warf ihr einen aus Feigenblättern zu.

Kein Fallen betrübt eine Schöne ſo ſehr, als das Ausfallen der Zähne. Es kommt kein Lachen mehr über ihre Lippen, weil ſie den Mund nur halb öffnen darf.

Chletas.

Triolett.

Wie dort die Uhr geht, in ſo gleichem Schlage:
Zieh' ſie nur ſorglich auf zur rechten Zeit!
So ſicherſtellig ordne deine Tage,
Wie dort die Uhr geht, in ſo gleichem Schlage;
Und haſt du Kinder, o, dann leucht' und trage
Dein Beiſpiel ihnen vor in Ewigkeit;
Wie dort die Uhr geht, in ſo gleichem Schlage:
Zieh' ſie nur ſorglich auf zur rechten Zeit!

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

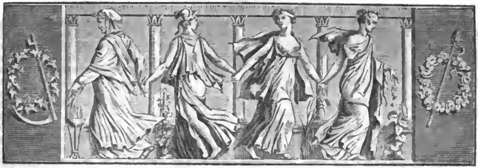
Bemerkungen für Reiſende in den Rhein-Gegenden. Auf einer neulichen Ausflucht in die maleriſchen Umgebungen des Lacher-See's — die ſogenannte Pellenz, welche durch die vielen und mannigfaltigen Ueberreſte vulkaniſcher Eruptionen dem Geognoſten ein reiches Feld zu wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen darbietet — weilte ich mit beſonderem Vergnügen in dem Dörfchen Saffig, deſſen romantiſche Lage, an einem ſanften ſchön bepflanzten Abhange, in einer

umkränzung von waldigen Höhen und einer herrlichen Ausſicht auf das rechte Rhein-Ufer, durch die Thal-Oeffnung zwiſchen Andernach und Weißenthurm, jedem Naturfreunde als höchſt anziehender Punkt erſcheinen wird. — Das Dorf Saffig liegt eine Stunde vom Rhein entfernt und man gelangt dahin, wenn man über den Nettehof ſeinen Weg einſchlägt, ein Beſitzthum des Herrn Bianchi, der mit großer Freundlichkeit ſeine ſchönen und ſehenswerthen Garten-Ausſichten, ſo wie auch die Orte zeigt, wo er, in Gemeinſchaft mit dem verſtorbenen Alterthumsforſcher Hauptmann Hoffmann, intereſſante Nachgrabungen gehalten hat. Herr Schreiber fällt in ſeiner Rheinreiſe viel ſchiefe Urtheile — auch über den Beſitzer des Nettehofes ſpricht er mit eben ſo klarem Sinn, als ſeine Augen klar waren, da er ein ſchäumendes Mühlenrad — als toſenden Waſſerfall der Nette bezeichnet. Ob nicht das Antenacum der Römer hier geſtanden und nicht da, wo jetzt Andernach liegt, ſchien dem Hauptmann Hoffmann zweifelhaft und er hat uns manche ſcharfſinnige Bemerkungen darüber hinterlaſſen. Die ganze Gegend iſt mit Trümmer römiſcher Gebäude bedeckt; man hat auch intereſſante Gegenſtände daſelbſt gefunden, vorzüglich Ziegel mit dem Stempel der verſchiedenen am Rhein ſtationirten Legionen. Der verewigte Staatskanzler, Fürſt von Hardenberg, ordnete am Nettehofe Nachgrabungen an, welche, fortgeführt, zu wichtigen Reſultaten hätten führen können. Herr Bianchi bietet zu ſolchen Forſchungen gern die Hand. — Unter den vielen Lokal-Vorzügen, welche dem reinlich und freundlich gebauten Dorfe Saffig eigen ſind — wohin ich den Beſitz einer ungemein ſtarken Quelle des trefflichſten ſüßen Waſſers zähle; einer geſunden, beſonders dem Schwindſüchtigen heilſamen und wohlthuenden Luft (die Erfahrung hat es beſtätigt), wozu vielleicht die Schichtungen des Bimſteines, welche die ganze Oberfläche mehr oder weniger bedecken, weſentlich beitragen mögen — überraſchte mich vorzüglich der ehemalige Gräflich Leyiſche Schloßgarten, jetzt Eigenthum des Steuer-Einnehmer Herrn Bueret. Obwohl der an fünf Morgen haltende Garten — welcher die Länge des Dorfes umfaßt — durch die von einer niedrigen Gewinnſucht verübten Zerſtörung des Schloſſes und einer herrlichen Waſſerleitung ſchmerzliche Verluſte erlitten hat, ſo findet ſich doch ſelten eine Lokalität, welche jetzt noch ſo viel Schönes und Anziehendes in ſich vereinigt. Zwar ſind es nur Trümmer eines frühern Glanzes, welche der Garten in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande auf zu weiſen hat, da Alles, was die Kunſt hier geſchaffen, durch Mißhandlung als verloren angeſehen werden muß; doch blieb die reiche Ausſtattung deſſelben von der Natur im Weſentlichen unverletzt, und dem Kenner-Auge entfaltet ſich ein Terrain, ganz geeignet, etwas Vollendetes in der bildenden Gartenkunſt zu liefern, wenn dieſe die hier vorkommenden und jetzt ſo ſehr vernachläſſigten Leiſtungen der Natur einen würdigen Zuſammenhang verleihen würde. — Eingefaßte Quellen aus vulkaniſchem Geſtein ſpendend, ſich aufthürmende Felsſtücke, uralte Eichen und Lindengänge, Pavillons, Bosquets, Höhen und Tiefen mit Ausſichten in eine reiche und blühende Landſchaft, durch die ſich der Rhein wie ein Silberſtreif ſchlängelt, wechſeln mannigfaltig ab, ſcheinen aber leider in dem jetzigen Eigenthümer nicht den für jeden Naturfreund wünſchenswerthen Verehrer zu finden, obſchon der Ruf demſelben ein anſehnliches Vermögen zuſchreibt, welches geeignet wäre, dieſem Punkt eine paradieſiſche Umwandlung zu geben. Mögen dieſe Zeilen Hrn. Bueret aufmerkſam machen und bewegen, dieſem beneidenswerthen Eigenthum die Einrichtung zu geben, welche demſelben würdig iſt! — D.

Aus den Memoiren der Fürſtin von Lamballe. Die Königin hatte für Auguſt Veſtris, den Gott des Tanzes, wie man ihn nannte, eben ſo viel Bewunderung als Gnade. Sie nahm ihn in ihren beſondern Schutz. Er fiel nie aus ihrer Gunſt, ſo oft er ſich auch gegen das Publikum verging, und die Anmaßung ſo weit trieb, nur wenn es ihm gefiel tanzen zu wollen. Eines Abends, als die Königin in der Oper war, ſchob er eine ungültige Entſchuldigung vor und weigerte ſich, zu erſcheinen. Er wurde auf der Stelle arretirt. Höchſt beſorgt über die Folgen der Unbeſonnenheit ſeines Sohnes, kam ſogleich der alte Vater zu mir in die Loge und erſuchte mich in den dringendſten Ausdrücken, mein Möglichſtes zu thun, um von Ihrer Majeſtät Verzeihung für ſeinen Sohn zu erhalten. „Mein Sohn“, rief er, „wußte nicht, daß die Königin die Oper mit Ihrer Gegenwart beehrte; wie würde er ſich ſonſt geweigert haben, vor ſeiner gnädigſten Wohlthäterin zu tanzen? Ich bin mehr, als Sie es glauben können, über dieſes Mißverſtändniß zwiſchen den beiden Häuſern Veſtris und Bourbon in Verzweiflung. Die Veſtris und die Bourbons haben, ſeitdem wir von Florenz nach Paris gekommen ſind, jederzeit im beſten Vernehmen geſtanden. Mein Sohn will verzweifeln, und wird wie ein Engel tanzen, ſobald Ihre Majeſtät zu befehlen geruhen, ihn frei zu laſſen.“ — Dies Alles geſchah während der Oper. Ich theilte der Königin die Worte des alten Veſtris mit. Sie fand großes Wohlgefallen an der Florentiniſchen Arroganz der beiden Häuſer, und ſchickte ſogleich einen Pagen hinter den Vorhang, mit dem Befehl, den jungen Veſtris des Arreſtes zu entlaſſen. Er erſchien, und entfaltete die ganze Vollkommenheit ſeines Talents. Die Königin klatſchte ihm Beifall über Beifall zu. Nach beendigter Oper ſtellte ihr der Vater ſeinen Sohn vor, der ihr ſeinen Dank abſtatten wollte. Die Königin wendete ſich mit den Worten zum Vater: „Herr Veſtris, Sie haben in Ihrem Leben nie ſo ſchön getanzt, als Ihr Sohn dieſen Abend!“ — Der Alte erwiederte: „Ganz natürlich! denn, mit Ew. Majeſtät Erlaubniß, ich habe keinen Veſtris zum Lehrer gehabt!“ — „Auf dieſe Weiſe, Herr Veſtris, iſt Ihr Verdienſt das größere. Ich werde es nie vergeſſen, mit welcher Grazie Sie die Menuet de la Cour mit Mademoiſelle Guimard getanzt haben!“ — Bei dieſen Worten wuchs Vater Veſtris um ein Paar Zoll, hob das Haupt mit einem Tänzer-Anſtand ohne Gleichen und bog den Rücken mit — edlem Stolz; denn ſein lächerlicher Stolz hatte nichts Unedles. Er ſtammte aus Toskana; ſein Vater war ein geſchickter Maler in Florenz geweſen. E.

Folgendes iſt ein Pröbchen der „Schottiſchen Volksgeſänge, geſammelt und commentirt von Walter Scott“: Ein Skandinaviſcher Prinz hat das Unglück oder begeht die Thorheit, die Liebe einer Zauberin zu verſchmähen. Dieſe, aus Rache, verwandelt denſelben in einen Bär. Obgleich nun nichts weniger als verführeriſch unter dieſer Geſtalt, folgt er dennoch der Tochter eines Fürſten, welche ihm im Gehölz begegnet, und brüllt und ſchmunzelt ſo liebenswürdig, daß ſie, ganz erweicht, ihm bis in ſeine Höhle begleitet, dort ſogar ſeine Liebe erwiedert, und — nach Verlauf eines Monats die Folgen ſpürt. Der Bär-Prinz zeigt jetzt ſeiner Schönen an, daß hiemit ſein Geſchick erfüllt ſey, flieht, wirft ſich auf eine Heerde, und fällt dort unter den Streichen ſeines eigenen Vaters Hrings, König von Upland. Die Prinzeſſin, welche dem Geliebten gefolgt iſt, wird gefangen, nach dem fürſtlichen Schloß gebracht und dort zum königlichen Mahle geladen, bei welchem ihr Gatte als Braten erſcheint. Auf Eingebung der Zauberin wird die Prinzeß ſogar genöthigt, ihres Widerſtrebens ungeachtet, von der Niere des Prinz-Bären zu eſſen, wenigſtens davon zu koſten. Hierauf erfolgt die Geburt von drei Söhnen: der Aelteſte gleicht vom Leibe bis zum Fuß einem Elendthier, iſt wild und blutdürſtig und wird ein Räuber; der Zweite hat den Fuß eines Hundes und wird ein großer Jäger; der Dritte iſt ganz Menſch, wird ein tüchtiger Krieger und rächt den Tod ſeines Vaters. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 24. Juli. 117tes Blatt.

Sehnſucht.

Las ich, ein Kind, vom Berge, waldumkränzt,
Vom blum'gen-Thal, wo Thau wie Perlen glänzt,
Von grünen Au'n an heiterblauem Fluß,
Von Spiegelſee'n aus reinem Silberguß:
Wie ſehnt' ich dann
Die Zeit, das ſelbſt erſt an zu ſchau'n, heran!

Sah ich das Meer, ſo wunderlich beſtrahlt
Von gelbem Licht, aus dunklem Grün gemalt,
Am ſchwarzen Fels der Brandung ſchäumend Weiß:
Wie glüht' in mir die Sehnſucht dann ſo heiß!
Denn rings verlor
Mein Auge ſich in Haide, Sand und Moor.

Ein Jüngling ſtand ich auf der Alpenhöh',
Und ſah hinab auf Matten, Strom und See,
Sah rings umher bis an des Azurs Rand
Nur Paradies im neuen Lenzgewand:
Da flog mein Blick
Zu dir nur ſtets, mein Vaterland, zurück!

Im Leuchtthurm ſtand ich, wolkenhoch und hehr,
Und ſah hinaus in's weite, ſtille Meer,
Sah, wie das Licht, der ſpiegelhellen Fluth
Vermählt, zerfloß in roſ'ger Wellen Gluth:
Doch nichts mehr fand
Ich ſchön, als dich, du liebes Vaterland!

Gelebt hab' ich, ein Mann, im Schloß am Sund,
Im ſtillen Dorf, verſteckt in Thales Grund,
Am gelben Strom, zum Rand des Deichs geſchwellt,
Am lauten Markt der bunten Handelswelt:
Es flog der Blick
Der Sehnſucht ſtets in's Vaterland zurück.

Ihr Fichten an der grünen Hügel Rand,
Wo ich den Kranz aus duft'ger Haide wand,
Wo ich, entfernt vom falſchen, ſchwarzen Moor,
Den ſichern Sand zum Spielplatz mir erkohr —
Die Zeit, o wann
Kehrt ſie zurück, daß ich euch grüßen kann?

E. Langrehr.

Die Juden-Drillinge.

3.

Während der Zeit war in Conſtantinopel eine gewiſſe Sumi angekommen, welche in Izouf's Vaterſtadt mit ihm in einem Liebesverhältniſſe ſtand. Um von ihr los zu kommen, hatte ſie der geſchwätzige Jude in die Kenntniß eines Theils ſeiner Verhältniſſe geſetzt, da ſie ihn ſonſt unter keiner Bedingniß hätte reiſen laſſen; ſie aber, auf eine ungewöhnliche Weiſe der Eiferſucht ergeben, war damit nicht zufrieden, folgte, um ſich von der Wahrheit ſeiner Angaben gehörig zu überzeugen, dem Geliebten nach, und kam einen Tag nach ſeiner Ankunft in Conſtantinopel an. — Was den Izouf betraf, ſo durchglühte ſein Inneres kein gleiches Gefühl für das Mädchen, welches bereits einige Sommer über die Gebühr zählte und auch von der Natur nicht ſonderlich mit jenen Vorzügen bedacht worden war, wegen welcher man das Geſchlecht, dem ſie angehörte, das ſchöne zu nennen pflegt. Es hatten ihn die nicht ungünſtigen Vermögensumſtände des alternden Mädchens und die Erfahrung angezogen, daß nicht leicht ein zweites weibliches Weſen den eigenſinnigen Geſchmack, an ihm Gefallen zu finden, mit Sumi theilte. Er war herzlich froh, der Verbindung mit ihr entgangen zu

Digitized by Google

ſeyn, und erſchrack nicht wenig, als ſie ihm, gerade wie er das Haus verließ, entgegen trat.

Sumi hoffte viel von dieſer Ueberraſchung. Voll der glühendſten Zärtlichkeit eilte ſie dem Geliebten entgegen, ihr grünliches Augenpaar verweilte lange und mit ſehnſüchtigem Wohlgefallen auf ſeiner Geſtalt, und hundert Fragen drängten ſich ſchier zu gleicher Zeit über die eingeſunkenen Lippen. — Izouf's Herz war von andern Dingen erfüllt. Der Anblick der ſchönen Aegentine hatte ſich dergeſtalt ſeiner bemächtigt, daß ſie, auch fern von ihm, vor ſeinen Augen ſchwebte, und nun forderte Sumi's Anblick, der ihm zu jeder Zeit unangenehm erſchien, ihn vollends zu einem Vergleich auf. Dazu kam noch das Gefühl der vereitelten Hoffnung wegen der Talismane, und die Furcht vor Argentinen's Vater, welcher ihm jeden Augenblick ſeines Verweilens in Conſtantinopel peinlich machte und ihn nur darauf ſinnen ließ, dieſe Stadt, unerkannt, ſo bald als möglich zu verlaſſen. Er würdigte Sumi kaum eines Blickes, erklärte ihr geradezu, daß ſie ſich umſonſt herbemüht habe, da ſie für immer geſchiedene Leute wären, und eilte fort.

Lautlos ſtaunte Sumi dem Treuloſen nach. — Es blieb kein Zweifel mehr, daß ſie verſchmäht, verſtoßen, und zwar um einer glücklicheren Geliebten willen verſtoßen worden ſey. Eiferſucht, Wuth, Neid und Haß wogten in ihrem jungfräulichen Buſen durcheinander. Sie beſchloß, ſich von der Wahrheit ihrer Vermuthungen zu überzeugen und ſich auf eine beiſpielloſe Weiſe an dem Undankbaren zu rächen, welcher in früherer Zeit nur darum ihr Herz mit ſo ſüßen Empfindungen erfüllt zu haben ſchien, um ihr den Zuſtand, in dem ſie nun ſich befand, deſto empfindlicher zu machen. — Izouf hatte ihr in der Heimath wohl den Namen der Schweſtern verſchwiegen, aber ſie wußte doch durch ihn ſo viel von ihren Verhältniſſen, daß es ihr leicht war, die Mädchen auf zu finden. Unverzüglich begab ſie ſich zu ihnen und fand Aurora ſowohl als Argentine krank, Zelide mit der Pflege ihrer Schweſtern beſchäftigt. — Nach dem Beſuche der Drillinge forſchend, ließ ſie den Schweſtern merken, daß ſie ihnen viel zu entdecken im Stande ſey, was auf ihren Zuſtand Einfluß haben dürfte, und ſetzte ſich dadurch bald in die volle Kenntniß von dem Hergange der Dinge. Die Ueberzeugung, daß ſie um einer Nebenbuhlerin willen auf immer unglücklich ſey, ſtand nun klar vor ihr, und ſie wollte dafür wenigſtens dem Undankbaren den Beſitz ſeiner Schönen, welcher ſie bei genauer Betrachtung doch ein Annähern an ihre eigenen Reize zugeſtehen mußte, unmöglich machen. Haarklein erzählte ſie den Schweſtern Alles, was ſie wußte, und that viel aus eigener Vermuthung dazu. Sie entdeckte ihnen, wie der Vater der Drillinge ſich von jeher mit geheimen Wiſſenſchaften abgegeben und dadurch erfahren habe, daß die türkiſchen Schönen im Beſitze koſtbarer Talismane wären, welche auf das Leben und das Glück derer, die ſie trügen, einen bedeutenden Einfluß äußerten, und daß jene Talismane eben die bewußten Ringe geweſen ſeyen.

Begierig ſchlürften die Mädchen jedes Wort von dem Munde der Erzählerin: Sie konnten nicht zweifeln, daß mit dem Beſitz der Talismane auch das Glück und die Luſt ihres Lebens entwichen ſey, da jene, welche die Ringe weggaben, ſich in einem bedauernswerthen Zuſtande befanden, Zelide aber ſchöner und freudiger aufblühte als zuvor. — Noch in dieſer Stunde wollten ſie die Juden aufſuchen und durch Liſt oder Gewalt wieder zum Beſitz ihrer Talismane gelangen.

Sumi billigte mit einer, an Wahnſinn grenzenden Freude dieſen Plan, und verſprach ſelbſt hülfreiche Hand zu ſeiner Ausführung zu leiſten. Die Schweſtern waren damit zufrieden; ſie wollten ihre Wohlthäterin mit reichen Geſchenken entlaſſen, aber wie wenig auch Sumi einem ſolchen Anerbieten ſonſt abhold war, zog ſie diesmal das edle Bewußtſeyn, ihrem undankbaren Geliebten geſchadet zu haben, jenen Lockungen vor, und entfernte ſich, ohne etwas Anderes an zu nehmen als den Dank. — Als ſie fort war, wollten die Mädchen gleich an die Ausführung ihres Vorhabens gehen. Es wurden viele Plane gemacht und verworfen, bis ſie endlich darin überein kamen, keinen Plan feſt zu ſetzen. Vor der Hand wollten ſie den Aufenthalt der Brüder, als die eigentliche Hauptſache, auskundſchaften; das Andere, meinten ſie, würde ſich dann von ſelbſt geben.

Die Brüder aber befanden ſich zwei Meilen von Conſtantinopel in einem Gaſthauſe. Sie gingen dort mit einander darüber zu Rathe, was eigentlich an zu fangen ſey, um Zeliden's Ring zu bekommen. — Sie wollten ſich durch eine zweckmäßige Verkleidung unkenntlich machen, ſich darauf wieder nach Conſtantinopel begeben und dort heimlich Zeliden auflauern, wenn ſie, wie ſie oft es pflegte, des Morgens allein in ihrem Garten luſtwandelte, dann ſie überraſchen und ſich des gewünſchten Kleinodes mit Gewalt bemächtigen.

Unter dieſen Berathſchlagungen war die Mitternacht herein gebrochen, ohne daß die Drillinge es gewahr wurden. Auf ein Mal öffnete ſich die Thür des Zimmers und ein Häſcher, den zwei Soldaten begleiteten, trat ein, näherte ſich den bebenden Brüdern und befragte ſie nach ihrem Stande, ihrer Beſchäftigung und warum ſie zu dieſer Stunde ſich hier befänden? — Die Juden, welche ſich verrathen glaubten, geriethen in die größte Verwirrung, ſtammelten einige unverſtändliche Worte und wollten ſich entfernen. Sie waren der Meinung, daß die Wache auf Veranlaſſung des Siro erſcheine. — Bei dem erſten Schritt, den ſie

Digitized by Google

gegen die Thür machten, faßte der Häſcher den Izif an der Bruſt und die Soldaten vertraten den Andern den Weg. — „Liederliches Geſindel!" hob der Häſcher an; „was unterſteht Ihr Euch, entlaufen zu wollen, wenn der Arm der Gerechtigkeit Euch ereilt hat? Wißt Ihr nicht, daß es vom Großherrn verboten iſt, nach Mitternacht ſich in den Schenken herum zu treiben, und daß das Geſetz die Uebertreter ſtrenge beſtraft? Eure Verwirrung aber, Eure unzuſammenhängenden Reden über Eure Herkunft und Eure Beſchäftigung, laſſen mit Grund vermuthen, daß der Zufall uns heute beſonders günſtig geweſen iſt und uns ein beſſeres Wild, als wir vermutheten, in die Hände geführt hat. Folgt mir ungeſäumt und laßt es Euch dieſe Nacht in einem unſerer Gefängniſſe gefallen, deren Vortrefflichkeit Ihr wahrſcheinlich ſchon aus der Erfahrung kennen werdet. Der morgende Tag ſoll Euch, wie ich vermuthe, zum Antworten beſſer aufgelegt finden als der heutige." — Damit warf er den ſich ſträubenden Izif dem einen der Soldaten in die Arme, der zweite hatte ſich bereits des Izouf bemächtigt. Izaf aber, welcher in einiger Entfernung ſtehen geblieben war, erſah, als der Häſcher ſich ihm nähern wollte, ſeinen Vortheil, lief dem offen ſtehenden Fenſter zu, und war mit einem kühnen Sprunge im Freien. — Als die Soldaten ſich von der Unmöglichkeit überzeugt hatten, den Flüchtigen, welcher, im Laufen geübt, bereits einen ergiebigen Vorſprung gewonnen, ein zu holen, begaben ſie ſich, mit dem Zweidrittel zufrieden, nach den Gefängniſſen und beſchloſſen, ſich für den Verluſt, den ſie erlitten, an den zwei Männern, die ſich in ihrer Gewalt befanden, ſchadlos zu halten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Diplomatiſche Höflichkeit in Religionsſachen.

Im Hohen Rath von Caſtilien iſt eine Abtheilung, welche den Namen Sala de Govierno führt, und deren Hauptbeſtimmung iſt, über die Fuerças (Appellationen wegen widerrechtlicher Handlungen, Nullitäten und Mißbräuche) zu urtheilen. So oft eine päpſtliche Bulle nach Spanien kommt, wird ſie dieſer Abtheilung des Raths zur Unterſuchung vorgelegt. Findet es ſich, daß ſie den Patronatsrechten der katholiſchen Majeſtät und den Rechten der Krone und des Staats entgegen iſt, oder mit den Grundſätzen und Ausſprüchen des Tridentiniſchen Conciliums ſtreitet, deſſen Protektor der König von Spanien iſt, ſo erläßt der Hohe Rath ein Decret folgenden Inhalts: „Se recoja la Bula, y se retenga en el Consejo, hasta que Su Santidad sea mejor informado para proverlo que conviene" (Es wird beſchloſſen, daß die Bulle zuſammen gefaltet, und bei Seite gelegt und im Archiv des Hohen Raths aufbewahrt werde, ſo lange, bis Seine Heiligkeit beſſer unterrichtet ſeyn wird, worauf denn beſchloſſen werden ſoll, was recht iſt). — Dies iſt nichts als eine Höflichkeits- und Achtungs-Formel für den Papſt, denn es iſt nie die Rede davon, ſich mit ihm in Erörterungen ein zu laſſen. Mag er eine zweite, eine dritte Bulle deſſelben Inhalts ſchicken, ſie werden alle deponirt, aber nicht eingetragen; der Sala de Govierno wiederholt jedesmal obigen vorläufigen Beſchluß, bis die Sache von ſelbſt einſchläft und vergeſſen wird. — Dieſe Art, ſich gegen den Papſt zu benehmen, ſchien einem engliſchen Geſandten am Madrider Hofe ſo ſonderbar, daß er ſich äußerte: Wenn man in London Kenntniß von derſelben gehabt und gewußt hätte, wie man ſich dem Anſehen des Papſtes entziehen könne, ohne öffentliche Beſchwerden zu führen, ſo würden die Engländer noch heutiges Tages eben ſo gute Katholiken ſeyn, als die Spanier.

E.

B u n t e s.

Warum iſt keinem Beurtheiler von Byron's „Cain", und namentlich Müllner'n in ſeinem „Mitternachtblatt", bei der darin enthaltenen gründlichen und vortrefflichen Recenſion, eingefallen, daß Klopſtock in ſeinem „Tod Adam's" den Cain charakteriſtiſch eingeführt hat. Auch Goethe, in „Kunſt und Alterthum", übergeht jene Tragödie mit Stillſchweigen. Und doch iſt es als Anekdote merkwürdig, daß Bonaparte, während der Belagerung von Jaffa, ſie ſich in der franzöſiſchen Ueberſetzung hat vorleſen laſſen, und bei der Stelle, wo Cain dem ſterbenden Vater flucht, ausgerufen hat: „Horrible, mais sublime!"

In jedem Lande haben die Bettler ihre eigene Weiſe. In Deutſchland ſingen und ſpielen ſie; in Frankreich bitten ſie höflich um Allmoſen; in den Niederlanden machen ſie tiefe Verneigungen; in Portugall weinen ſie; in Italien halten ſie lange Anreden und erzählen ihre Unfälle; in England ſind ſie grob; in Spanien ſind ſie ſtolz und ungeſtüm; die Zigeuner wahrſagen und die Juden ſind kriechend.

In Paris lebt Jemand, der nach einer heftigen Augen-Entzündung das Geſicht wieder bekam, aber nun alle Gegenſtände in coloſſalem Maaßſtabe erblickt. Eine franzöſiſche Zeitung bemerkt: er werde viele Beſuche erhalten von den jetzigen lauten Politikern, Literatoren, Schauſpielern u. ſ. w., weil jener Neuſehende der Einzige ſeyn dürfte, dem ſie groß erſcheinen.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Halle. Die hieſige Schauſpieler-Geſellſchaft, im Ganzen brav und viel beſſer, als ſie neulich ein ſchmähſüchtiger Anonymus dargeſtellt hat, ſteht unter der Direktion eines Hrn Gerlach. Von den einzelnen Mitgliedern nenne ich zuvörderſt Mad. Tanhof, von der ich jedoch in meinem diesmaligen Bericht nur

wenig zu ſagen habe, da ſie ſich unwohl befindet, wie ſie alſo in größeren Rollen nicht ſahen; allein die kleinen, von ihr gegebenen, z. B. „Roſine“ in „Nummer 777“, und die Richterstochter in dem „Gut Sternberg“, wurden durch ihr eben ſo natürliches, als der Rolle angemeſſenes Spiel ungemein gehoben. Nächſt ihr muß ich Hrn. Müller nennen, deſſen angebornes Talent für Komik unverkennbar iſt. Er beſitzt die Kunſt, jeden Abend ein Anderer zu ſeyn, faßt die Charaktere meiſt richtig auf, hat viel Bühnengewandtheit, iſt aber freilich, wie gewöhnlich die Komiker, nicht frei von der Sucht, zu übertreiben. Seine beſten Darſtellungen im Monat Juni waren: „Caspar Larifari“ in beiden Theilen des „Donauweibchens“, „Lux“ im „Dorfbarbier“, „Gärtner Michel“ im „verbannten Amor“ und vorzüglich „Notar Vortheil“ in „Nummer 777“. Noch verdienen erwähnt zu werden: Hr. und Mad. Krickeberg, die Stützen unſerer Oper. Beide ſind erſt ſeit Kurzem engagirt. Hr. Krickeberg gaſtirte als „Max“ im „Freiſchütz“, debutirte als „Johann von Paris“ und gefiel in beiden Partieen. Manche fanden ſeine Stimme etwas zu ſchwach, Niemand aber verkannte an ihm die Sicherheit und Gewandtheit, die er aus der in Berlin erhaltenen Schule mitgebracht, und die er beſonders auch als „Titus“ und „Cavatini“ bewährte. Mad. Krickeberg iſt eine Sängerin, deren Fertigkeit und Feſtigkeit ſich beſonders als „Prinzeſſin von Navarra“, als „Vitellia“ in „Titus“ und als „Cöleſtine“ in „Sänger und Schneider“ hervor thaten. Sie hat eine volle ſchöne Stimme, die jedoch etwas milder ſeyn könnte; ſie ſingt vollkommen rein und ohne Manieren. Schade, daß ſie noch ſo wenig Schauſpielerin iſt! Sobald ſie ſprechen ſoll, ſcheint ſie ängſtlich und befangen; nur im Geſange fühlt ſie ſich ſicher. Ihr Aeußeres iſt anziehend, ſie ſelbſt noch ſehr jung, und es ſteht daher zu hoffen, daß ſie ſich mehr und mehr ausbilden und manche unangenehme Gewohnheit, z. B. das Wiegen des Körpers von einem Fuß auf den andern, im Takte der Muſik, unterlaſſen werde. Als „Cöleſtine“ war jedoch auch ihr Spiel freier, als in den größern Partieen. — Ferner darf Mad. Gerlach als tüchtige Sängerin nicht vergeſſen werden. Sie ſingt rein, mit vieler Fertigkeit und Präciſion, hat eine gute Stimme, und würde, da ſie zugleich brav ſpielt, ganz ungemein gefallen, wollte ſie es vermeiden, das r wie ö, das ei wie eu aus zu ſprechen. Auch Demoiſ. Starke, ihre Schweſter, kann durch ihre angenehme Perſönlichkeit gefallen. — Hr. Riedel, unſer erſter Baſſiſt, iſt ein junger Mann mit guten Anlagen, dem wir wünſchen, daß er ſein Talent ſtets mit Fleiß und Eifer ausbilde; dann wird der Erfolg nicht fehlen. Ausgezeichnet gut ſang er den „Seneſchall“ in „Johann von Paris“, beſonders im erſten Akt; auch als „Caspar“ im „Freiſchütz“ gefiel er ſehr. Hr. Gerlach, der Direktor, ſingt ebenfalls erträglich, freilich nur im Fache der Buffo's; dagegen ſind ſeine komiſchen Alten im Schauſpiel ausgezeichnet gut. Hr. Aue, der Muſik-Direktor, wird in manchen Rollen, beſonders als Intrigant, mit vollem Recht ſehr gern geſehen. Hr. Stötzel, ein angehender Schauſpieler, dem man viel Fleiß, ein ſehr vortheilhaftes Aeußere und ein richtiges Auffaſſen der Rollen nicht abſprechen kann, möchte ſich ein unangenehmes Dehnen des erſten Conſonanten, z. B. n — nein oder ſ — ſagen, was faſt ſchon Manier geworden, abgewöhnen, weil es noch Zeit iſt. Von Hrn. Limbach, unſerm erſten Helden und Liebhaber, iſt wenig zu ſagen; er war meiſt abweſend, und trat im Juni nur einige Mal, namentlich als „Baron Gluthen“ im „letzten Mittel“, ohne beſondere Gluth, und als „Lord Leiceſter“ in „Maria Stuart“ auf. Er hat viel äußere Schwierigkeiten zu beſiegen, Figur und Organ ſind ihm hinderlich, doch zeigt er guten Willen und Fleiß. Eine ſeiner beſſern Rollen iſt „Don Manuel“ in der bereits im Mai gegebenen „Braut von Meſſina“. — Von Damen nenne ich noch: Mad. Rader, die mir als „Iſabella“ in der „Braut von Meſſina“ gefiel, obgleich ihr Organ nicht angenehm iſt, und Demoiſ. Wagner, die erſt neu engagirt iſt, keine Rolle verdirbt, einzelne aber, beſonders im Fache der Soubretten, ſehr brav giebt. Die übrigen zahlreichen Mitglieder übergehe ich, obgleich ich nicht leugnen kann, daß noch Manche Beachtenswerthes leiſten. So ſind die Herren Herrmann und Reichard in vielen Rollen recht brauchbar. — Unſer Orcheſter iſt äußerſt ſchlecht, und wenn wir nicht begründete Hoffnung zu einer Reform hätten, man möchte an der Oper verzweifeln! — Das Theater iſt groß, hat viel Tiefe, einzelne gute Dekorationen und eine ganz erträgliche Garderobe. Die Maſchienerie aber wird zuweilen ſchlecht genug gehandhabt. — Die zahlreiche Reihe von Gaſtvorſtellungen eröffnete Hr. Fehringer aus Frankfart am Mayn, deſſen vier Vorſtellungen aber, ſo wie die erſte Darſtellung von Mad. Neumann, da ſie dem Monat Mai angehörten, außer der Grenze meines heutigen Berichts liegen. — Hr. Baudius, aus Coburg, folgte, und gefiel als „Don Cäſar“ in der „Braut von Meſſina“ wenig, mehr ſchon als „Reitknecht Stiefel“ in den „Pagenſtreichen“, beſonders aber als „Peregrin“ im „Vielwiſſer“, den er als Turner gekleidet gab, mit einer Brille; die gut memorirte Rolle führte er mit Sicherheit und Leichtigkeit durch. Tadelnswerth erſchien das zu grelle Hervorheben des Eigendünkels, durch ein gewaltiges Ziehen der Mundwinkel. Noch gaſtirte derſelbe als „Holzheim“ in dem „Gut Sternberg“, „Don Alonzo“ im „Bräutigam aus Meriko“ und als „Flatterling“ in dem „ſchelmiſchen Freier“, wo er, abgerechnet die Uebertreibung, als „Magiſter Schmant“ treflich war. — Mad. Baudius gab die „Agathe“ im „Freiſchütz“, „Thisbe“ im „Aſchenbrödel“, und den „Sextus“ im „Titus“. Ihr Spiel iſt zu loben, ihr Geſang nicht; ſie detonirt oft und iſt unſicher. — Hr. v. Maſſow, der leider die Bühne zu verlaſſen entſchloſſen iſt, trat zuerſt auf als „Hugo, Graf von Oerindur“, demnächſt als „Lieutenant Heldenſinn“ in den „Pagenſtreichen“, welche Rolle ihm ganz beſonders gelang. Als „Graf Prahlenſtein“ („Bräutigam aus Meriko“) zeigte Hr. v. Maſſow den Mann, der den Ton der Zirkel am Hofe kennt. Den „Magiſter Lämmermeier“ in „Künſtlers Erdenwallen“ vergriff er aber, indem er uns nur den rohen, durch Liederlichkeit ſchon ganz erſchöpften und geſunkenen Menſchen zeigte, und ganz vergaß, daß die Funken von hohem Genie und einer gewiſſen Gutmüthigkeit durchblitzen müſſen, wenn es denkbar bleiben ſoll, daß ein anſtändiges Mädchen die Hoffnung nicht aufgiebt, ihn noch in einem beſſern Lichte kennen zu lernen. In „Aballino“ war ſein Spiel als Bandit ergreifend ſchön, als „Flodoardo“ würdevoll und edel. Als „Graf Sonnſtett“ im „letzten Mittel“ griff er thätig ein in das Spiel zweier Künſtlerinnen, wie die Damen Neumann und Brede, und gab die Rolle mit eben ſo viel Feinheit, als wohl durchdacht. — Frau v. Maſſow konnte als „Pretioſa“ gar nicht genügen, gefiel aber um deſto mehr als „Hulda“ in den beiden erſten Theilen des „Donauweibchens“, wo ſie, ſtets nett coſtümirt, mit angeborner Heiterkeit, mit Luſt und Liebe ihre Rolle durchführte. Auch in den „Pagenſtreichen“ gab ſie uns einen liebenswürdigen „Pagen“. Als „Suschen“ im „Bräutigam aus Meriko“ gefiel ſie; allein Viele ſtimmen mit mir darin überein, daß ihr manche Stelle, namentlich aber alles Rührende, ganz mißlang. Die Kleider, welche ſie von „Don Alonzo“ erhält, freuen ſie gerade ſo, als der Bräutigam ſelbſt, und im ganzen Weſen fehlte der Ausdruck inniger Empfindung. Frau v. Maſſow hat eine gewiſſe Art für ernſte, eine andere für heitere, eine dritte für rührende Stellen, aber keine Abſtufungen des Gefühls; es iſt immer daſſelbe. Ihre vorletzte Gaſtrolle war die gut durchgeführte „Roſamunde“ in „Aballino“; die letzte „Ida von Düntheim“ im „letzten Mittel“. Hr. und Frau v. Maſſow ſind öfters gerufen worden. (Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 23.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 117ten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Halle. (Schluß.) Demoiſ. Feldt, erſte Solo-Tänzerin aus Caſſel, hat vier Mal, und darunter einmal recht brav, hier getanzt; auf keinen Fall konnte ſie als erſte Solo-Tänzerin genügen. Es fehlt ihr Grazie, port de bras und Sicherheit. Ihre Pirouetten ſind gut. Vielleicht trägt auch das ſchlechte Podium, und die nicht beſondere Muſik einige Schuld. An einem Orte wie Halle, wo ein Ballet ſehr ſelten iſt, konnte ihr jedoch der Beifall nicht entgehen. — Hr. Koch, aus Leipzig, deſſen Name bereits bekannt iſt, trat hier auf als „reiſender Student", wo er den hieſigen Muſenſöhnen ſehr gefiel; ferner als „Pfeffer" in „Nummer 777"; ein Stück, was hier ausnehmend raſch und gut geſpielt wird, weil alle Spielenden das Ihrige thaten, um es, da der Verfaſſer, Hr. Lebrün, gerade bei uns anweſend war, recht zu heben. „Pfeffer" zeigte uns in Ton und Miene meiſterhaft ſeine Schadenfreude, ließ ſich jedoch wohl etwas Uebertreibung zu Schulden kommen. Als „Fähnrich Rummelpuff" in der „falſchen Catalani" wird Hr. Koch überall gefallen; ſeine beiden beſten Darſtellungen aber waren „Jakob" in „unſer Verkehr" (wo die angenommene Figur, das Geſicht, das halbzugedrückte Auge, der Ton der Stimme, die Haltung, kurz Alles zum Ganzen paßte, um den Judenjungen dar zu ſtellen, den der Verfaſſer zeichnen wollte), und „Meiſter Stracks" im „Sänger und Schneider". Auch dieſe kleine Operette gehört zu den auf unſrer Bühne vorzüglich gelungenen Darſtellungen. Hr. und Mad. Krickeberg ſangen und ſpielten vortreflich, Hr. Reichned gab den „Zachtni" mit Laune, und Hr. Koch war als „Schneider" unübertreflich. — Hr. Lebrün, aus Hamburg, reiſte hier durch, und gab den vereinten Bitten der Theaterfreunde nach, indem er als „Johann" in „Maske für Maske" auftrat. Ein jubelnder Applaus der dichtgedrängten Zuſchauer empfing den gefeierten Künſtler, als er raſch und mit einem, ſeiner Rolle herrlich entſprechenden air de suffisance auftrat. Ohne alle Uebertreibung, wahrhaft meiſterlich, führte der treffliche Komiker ſein Spiel durch. „Johann" zeigte ſo deutlich den Glauben, ſeinem Herrn Pli und Haltung abgeſehn zu haben, die Ueberzeugung, wie gut er ſich zum Herrn paſſe, die Freude, es einmal vorſtellen zu dürfen — kurz Alles ſprach den Charakter der Rolle aus. Lauter Jubel unterbrach zuweilen ſeine Rede. In ſeinem ganzen Weſen hielt er ungemein geſchickt die Grenzlinie zwiſchen Komik und Carrikatur; er gab uns einen wahren Kunſtgenuß — Mad. Neumann und Mad. Brede kamen am 23. Juni hier an, und erfreuten uns Tags darauf durch ihr Spiel im „verbannten Amor". Den „Profeſſor Erlenbach" gab Hr. Limbach mit vielem Eifer; „Bertha", deſſen Frau, Mad. Brede, aus Stuttgart, als Gaſt. Sie iſt eine geiſtvolle, denkende Künſtlerin, hat aber manche äußere Schwierigkeit zu überwinden, und es läßt ſich nicht leugnen, daß bei ihrem erſten Auftreten, beſonders in einer jugendlich muntern Rolle, die Figur etwas zu ſtark erſcheint, das Organ nicht ganz rein, die Sprache ſogar nicht ganz frei von einigen kleinen Provinzialiſmen; allein von Moment zu Moment, von Akt zu Akt, feſſelte ſie mehr und mehr ihr Publikum. Schon im erſten Akte blitzten herrliche Funken geiſtigen Feuers hindurch, traten ſpäter immer heller hervor, und begeiſterten ſo, daß Mad. Brede bald keine Scene mehr ohne lauten Beifall endete. Sie beſitzt die ſeltene Kunſt, die Empfindungen des Zuſchauers zu ſteigern. — „Adolphine", die Frau des „Arztes Erlenbach", gab Mad. Neumann. Bei ihrem erſten Auftritt empfing ſie rauſchender Jubel, der ſie bis an das Ende des Stücks begleitete. Die Qualen der Eiferſucht, die Abſicht, dieſe zu verbergen, die Unruhe der Seele, der Widerwille und der hervorbrechende Zorn gegen Guſtchen, die unſchuldige Urſach ihres Argwohns, waren vortreflich. Man vergaß, daß man im Schauſpiel war; die Kunſt ward zur Natur, und feierte ihren Triumph in der letzten Scene, wo alle Leidenſchaften in Reue und Liebe ſich auflöſten. Wer, wie es wohl einige Wenige giebt, Mad. Neumann ein Uebertreiben im Spiel, ein Haſchen nach Effekt vorwirft, der — ſo glaube ich — kennt nicht die Wirkungen, welche ſtürmiſche Empfindungen in einem glühenden weiblichen Herzen hervor rufen können. Die Damen Neumann und Brede wurden gerufen, und erſchienen vereint, konnten aber lange nicht ſprechen, weil das Klatſchen und Bravorufen fortwährte, bis endlich Mad. Neumann zu Worte kam. Was ſie ſagte, ſo paſſend es war, referier ich nicht, denn eine Künſtlerin, die auf einer Kunſtreiſe in 68 Vorſtellungen 74 Mal gerufen wird, mithin an manchem Abend zwei Mal, mag ſich doch genöthigt ſehen, zuweilen ſchon Geſagtes zu wiederholen. — Sonntag, am 25. Juni, war Theater in Lauchſtädt, wo Mad. Neumann als „Käthchen von Heilbronn" auftrat. Am 26ſten: „Das letzte Mittel" und „das Strudelköpfchen". Eine ſolche Menſchenmaſſe iſt vielleicht, ſeitdem Schauſpiel hier iſt, noch nicht vereint geweſen; dennoch — zur Ehre unſers Publikums, das meiſt aus Studirenden beſteht, ſey es geſagt — herrſchte lautloſe Stille. Ueberhaupt muß ich den Sinn für das Schöne, die Liebe zur Kunſt, bei unſrer akademiſchen Jugend rühmlichſt anerkennen. — Als an dieſem Tage die Künſtlerin auftrat, flogen ihr Kränze und Roſen aus den zunächſt liegenden Logen und Sperrſitzen entgegen, von denen ſie einige aufhob, und herzlich dankte. Es paßte Alles ſo gut auch zu dem Stück, daß es ein Schauſpiel im Schauſpiel gewährte. Mad. Neumann führte ihre Rolle als „Baronin Waldhüll" mit einem Leben, einer Wahrheit durch, die man an ihr gewohnt iſt. Ihr würdig zur Seite ſtand Mad. Brede als „Frau von Silben". Keine Scene der beiden fremden Damen endete ohne lauten Beifall, und daß ſie Beide gerufen wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Nach dem „letzten Mittel" folgte „das Strudelköpfchen". Dies kleine Stück iſt ungleich zarter als die beiden andern ähnlichen Inhalts, die ihren Urſprung aus dem Lande der Extreme nicht ableugnen können, ich meine: „Liebe kann Alles", und „Stille Waſſer ſind tief". So ein unendlich liebliches Strudelköpfchen, als Mad. Neumann, mag es aber auch gar nicht mehr geben. Sie und Herr von Maſſow („Major Goldner") wurden gerufen. Am 27ſten: „Maria Stuart". dieſe von Mad. Neumann; „Eliſabeth", Mad. Brede. Wer auch nur dieſe eine Rolle von ihr geſehen, kann die Künſtlerin nicht mehr verkennen. Unnachahmlich war die Haltung, in der ſchon der Charakter der Königin ſich ausſprach, und zwar ohne kleinliche Kunſtgriffe. Die Scene in Fotheringhay — dieſe Eiſeskälte, dieſe furchtbare ſtolze Ruhe, und der durchbohrende Blick der Verachtung und des Haſſes — war unübertreflich. Auch die Momente vor dem Unterſchreiben des Todesurtheils enthielten ſolcher Meiſterzüge viele. Die „Maria" habe ich ſonſt anders, ganz anders geſehen: Maria, als Schwärmerin, deren frühere Leidenſchaftlichkeit ſchon faſt verlöſcht iſt, und nur in einzelnen Momenten wieder hervor bricht, die, wie ſie ſelbſt ſagt, nur noch der Schatten der Maria iſt. Mad. Neumann blieb die unterdrückte, die zum Theil bereuende, aber doch immer noch die glühende, leidenſchaftliche Königin, und wahrlich mit Recht. Mit einer Art von Entzückung ſprach ſie die Scene in Fotheringhay vor Ankunft der Eliſabeth; unvergleichlich war das

Digitized by Google

Geſpräch der Königinnen. Das glühende Verlangen nach Freiheit, die ſogar leidenſchaftliche Herzlichkeit bei der dargebotnen Verſöhnung; dann der furchtbare Schmerz bei Verletzung des warmen Herzens durch die Eiseskälte, bei Verletzung des weiblichen Stolzes, und endlich der ausbrechende, lange bekämpfte Zorn, ergriffen mächtig die Zuſchauer. Auch die Abſchieds-Scene war erſchütternd, und ich mag es nicht tadeln, daß, nachdem ſie mit Würde und Seelengröße von ihren Dienern Abſchied genommen, ſie noch einmal ſich umwendet und in die Arme der treuen „Kennedy“ ſtürzt, um ſich aus zu weinen, obwohl es nicht ganz im Sinne des Dichters liegt. — Am 28. Juni trat Mad. Neumann als „Käthchen von Heilbronn“ auf, und entzückte auf's Neue. Die Traum-Scene war hinreißend, das Ueberbringen des verwechſelten Briefes und das erſchöpfte Hinſinken an der Thür ganz herrlich. Daß ſie gerufen ward, verſteht ſich; auch Hr. v. Maſſow, als „Wetter von Strahl“, mußte erſcheinen. — Am 29ſten trat die Künſtlerin als „Margarethe“ in den letzten zwei Akten von den „Hageſtolzen“ und als „Luiſe von Schlingen“ auf. Im erſten Stück zeigte ſie uns eine hohe Natur, von der ſie ſich faſt zu ſehr hinreißen ließ. Ungemein rührend ſang ſie das Lied: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut u. ſ. w.“, mit ängſtlich zitternder Stimme, und doch ſo rein, ſo melodiſch, ſo kindlich fromm, daß nicht allein die Augen des „Hofraths“, ſondern die des größten Theils der Zuſchauer naß wurden. Hinſichtlich der „Wiener in Berlin“ berufe ich mich auf das, was darüber im „Geſellſchafter“ vom 14 Juni geſagt iſt; kann mich aber nicht enthalten, Hrn. Müller, einen Schauſpieler, der unbedingt zu den Beſſeren gehört, zu fragen: wie es möglich iſt, daß er die Rolle des „Eugen“, ſtatt ihn als Berliner Stutzer, als Kammergerichts-Referendarius zu nehmen, wie es der Verfaſſer vorſchreibt, ganz herabwürdigt, und einen erbärmlichen, gemeinen Pflaſtertreter daraus machen kann, der nach Wiſotzky verlangt, übertreibend die Berliner Fiſcherſprache ſpricht und zu „Kathy“ ſagt: „Armes Thier, du daureſt mir!“ oder wohl gar: „Jetzt bin ich der Ihrige, ſind Sie nun auch die Mirige!“ u. ſ. w. — Der letzte Juni ſchloß die Gaſtrollen von Mad. Neumann. Sie trat auf als „Preçioſa“, und gefiel wie immer. Mir waren „Maria Stuart“ und das „Strudelköpfchen“ die liebſten ihrer Vorſtellungen; „Preçioſa“, die mich am mindeſten anſprechende. Hr. v. Maſſow legte ſich als „Pedro“ ein ſelbſt gefertigtes kleines Gedicht an „Preçioſa“ ein, das allgemeinen Beifall erhielt. Als die Erkennungs-Scene vorüber, mithin das Stück eigentlich geſchloſſen war, trat Emilie Haanſtein als Zigeuner-Mädchen vor, und überreichte der „Preçioſa“ ein auf Atlasband gedrucktes, von dem Grafen Pfeil gefertigtes Gedicht. Das Mädchen ſprach die erſten Verſe recht niedlich, dann fiel eine von dem Geh. Juſtiz-Rath und Profeſſor Mühlenbruch ſehr ergreifend geſetzte Muſik ein, zu welcher ein vierſtimmiger Männer-Chor, von Studirenden, die letzten Verſe jenes Gedichts hinter den Couliſſen ſang. Wirklich überraſcht und gerührt preßte Mad. Neumann das Kind an ihre Bruſt. Gleich nach beendetem Geſang ward auf der Bühne ein recht hübſches Feuerwerk abgebrannt, in welchem die Buchſtaben A und N in blauem Feuer glänzten. Dabei flogen Kränze und Sträußer von Roſen, mit Namenszügen und Gedichten, auf das Proſcenium. Mad. N. dankte mit herzlichen Worten. Abends ward der gefeierten Künſtlerin noch ein Ständchen von den hier Studirenden gebracht. Am 1. Juli verließ ſie Halle, und unſer Schauſpieler-Geſellſchaft begab ſich nach Landſtadt, wo ſie zwei Monate bleiben und Vorſtellungen geben wird. Q.

Berlin. Die coloſſalen und gigantiſchen Unternehmungen, worüber der menſchliche Verſtand erſtaunt, haben faſt immer Männer zu Urhebern, denen ein Genie angeboren iſt, die zwar zur Ausführung ihrer Werke berufen waren, ſie aber nie kunſtmäßig und deutlich haben denken und Andern erklären können. Beſonders iſt dieſes der Fall mit mechaniſchen Genies. Der Canal von Mancheſter (oder Bridgewater) wurde von einem Manne zu Stande gebracht, deſſen Erziehung ſo verwahrloſet worden, daß er weder leſen noch ſchreiben gelernt hatte, der aber die ſchwierigſten und verwickeltſten Pläne und Berechnungen ohne Feder und Papier, nur im Kopfe, zuſammenſetzte. Er hieß Brindley, und war ein Mühlenbauer. — Eben ſo wurden in Rußland, unter Peter I, die Schleuſen, welche, auf dem höchſten Plateau des Reichs, bei Wiſchney-Wolotſchock angebracht, vermittelſt der Canäle und der Flüſſe Twerza und Miſta, Archangel und St. Petersburg, die Wolga mit der Newa und das Caspiſche Meer mit der Nordſee in Verbindung ſetzen — von einem Bauer, Namens Surtiloff, ausgedacht und ausgeführet, welcher nie gereiſet war, nie etwas gelernt hatte, nicht einmal leſen und ſchreiben, und der von Canälen und Schleuſen keinen anſchaulichen Begriff hatte. — Auch in Berlin hatten wir in der Perſon des verſtorbenen Benjamin George ein Bau-Genie, ohne Mathematik, ohne alle Vorkenntniſſe, deſſen richtiger Blick aber die aus zu führenden Gebäude vor ſich ſah, der ſie in ſich trug, und nur durch mündliche Vorſchriften, mit Hülfe gewöhnlicher Arbeiter, zu Tage förderte. Er lachte über den Spott, den Bauverſtändige ſich nur zu oft über ihn erlaubten, und ſtatt einer Antwort auf die höhniſche Bemerkung eines ſich klug dünkenden Witzlings: „Sie wollen wohl gar die Rinnſteine bergauf führen?“ — brachte er wirklich, daß dem Hofe des franzöſiſchen Hospitals, welcher vier Fuß niedriger als die Straße liegt — ohne Pumpe und Dampfmaſchine — mit gehörigem Fall, das Waſſer in die großen Rinnſteine der Friedrichs-Straße, und ſein ſich klug dünkender Spötter mußte verſtummen. Der überkluge Mann konnte nicht begreifen, daß ein Theil des Hofes erhöht, und Alles ſo eingerichtet werden konnte, daß der Abfluß des Hauswaſſers nach dieſem Theil hingeleitet wurde. ••.

Der Biſchof von Bellen hielt unlängſt einen Umzug durch ſeine Diözäſe, und ward auf dieſem auch im Oertchen Nantua erwartet. Die Einwohner waren ihm voll Ehrfurcht entgegen geeilt, ihn zu bewillkommnen. Plötzlich zeigt ſich eine Staubwolke, ein Wagen wird ſichtbar, es iſt Se. Eminenz! Alles drängt ſich vor ihn hin, ſtürzt nieder, und zeigt ſeine tiefe Devotion. Eine Stimme ruft: „Mein hoher Herr! Ihren Segen!“ — „Ihren Segen! Ihren Segen!“ wiederholt die ganze ehrfurchtsvolle Menge. — Aber — es zeigt ſich kein hoher Herr, es ſtreckt keine ſegnende Hand ſich aus; nur ein ſanftes Kichern wird vernehmbar. — Jetzt fallen Einigen die Schuppen von den Augen, man wagt es, in den Wagen hinein zu blicken, zu fragen, und ſiehe: die Schauſpielerin Mad. Dufrenoy hält auch eine Umzugsreiſe, und paſſirte hent, Allen unbewußt, das Oertchen Nantua, zufällig dem Hrn. Biſchof zuvor fahrend, der erſt eine Viertelſtunde ſpäter kam. Ehe man ſich nun wieder aus ſeiner Betroffenheit und den gewaltigen Vorwürfen zur Devotion zurück fand, fuhr der hohe erwartete Gaſt ein, und fand ein leeres Feld, eine leere Straße. Sein Staunen über die Gleichgültigkeit ſeines Empfanges wollte ſo eben in lauten Unwillen ausbrechen, als man ihm den Grund davon bedeutete, worauf er ſich ſelber des Lächelns nicht erwehren konnte, und künftig mehr Vorſicht empfahl. (Corsaire.)

Ein Privatmann war unlängſt auf die Jagd gegangen und ſchoß aus Verſehen einem jungen Menſchen ein Auge aus. Dieſer verklagt ihn, und trägt auf eine lebenslängliche Penſion von 1(XX) Franken an. Die Sache ſchien aber dem Gericht, wegen der Jugend des Betheiligten, doch zu langwierig, und es ward eine Abſchlags-Entſchädigung von (4(X) Franken ein für allemal feſtgeſetzt. (Pandore.)

Als es bekannt ward, daß ein Bürger von Rouen, Namens Valar, 1,000,000 Franken für die Griechen beigeſteuert habe, bemerkte Jemand: „Das iſt einmal ein Boiar, der kein Ruſſe iſt!“ (Corsaire.)

Digitized by Google

Bemerker. No. 23. 1826.

Die Alterthums-Phantaſten und ihre Bücher in Weſtphalen und am Niederrhein.

Es iſt wohl nöthig, daß der „Geſellſchafter" wenigſtens anzeige, er habe Kunde genommen von den unzähligen Broſchüren, Büchleins und Zeitſchriften in Weſtphalen und am Niederrhein, die gleich einer Sündfluth Deutſchland überſchwemmen, und zur Aufhellung des deutſchen Alterthums beſtimmt ſeyn ſollen; nicht in Beurtheilung des Einzelnen wollen wir eingehen, ſondern im Allgemeinen dieſes Streben beurtheilen, und ſo dieſe Sache, ein für allemal abmachen. Denn nicht Widerlegung, ſondern nur Rüge und Spott verdient der alterthümliche Unſinn, welcher in Weſtphalen und jetzt auch am Niederrhein herum ſpukt, woſelbſt ſich Vereine von ſogenannten Alterthumsforſchern *) gebildet haben, die den ohnehin unklaren Tag in unſerem deutſchen Alterthum zu ſtockfinſterer Nacht machen; freilich glaubend, daß von ihren Namen-Deutungen, Herleitungen aus Griechenland und Indien, Golconda und Mexico, ein großes Licht ausgehe. Es giebt aber beinah keine thörigte Behauptung, welche nicht ſchon dieſe Corporation in die Welt geſchickt hat: Bei ihren Forſchungen und Entdeckungen ſcheinen ſie ſich das Wort gegeben zu haben, durchaus von allem Wahren und Gründlichen, was über deutſche Alterthümer erſchienen iſt und noch erſcheint, nichts zu leſen und kennen zu lernen; ſelbſt die alten Claſſiker ſind ihnen unnütz, denn ſie behaupten, „bei ihren antiquariſchen Unterſuchungen ſey das Studium der alten Scribenten nur von Nebennutzen." Sie würden ſich dadurch freilich in ihren Deutungen und Erklärungen geſtört und unterbrochen fühlen, und ihre Dampfſchifffahrt in's Uralterthum hätte keinen ſo geebneten und gebahnten Weg, ſtieße vielleicht auch auf Klippen, welche den treibenden Dampfkeſſel zum Zerſpringen brächte!! — Daher geht es raſch fort auf dem glatten Wege der größten Unkunde und des eigenen Unverſtandes.

Ein luſtiger Fiedler am Rhein ſpielt dem Agrippineſiſchen Brauer ſolcher Forſchungen fröhlich auf, damit für die geiſtesverwandten Brüder in Weſtphalen ein Getränk aus Oldenbrück, Tiſchemacher u. d. g. zuſammen gebraut werde — wogegen dieſe wieder — mit Urmenſchen, Urvieh, Varus-Zug und Herrmanns-Schlacht, griechiſche Colonien und ſidoniſche Schiffer nach und in Weſtphalen — reichlich vergelten, beweiſend, daß ihre ganze Hammelheerde aus Griechenland ſtamme, weil ſie ß und a ſchreit, und alſo griechiſcher Abkunft ſeyn muß.

In Weimar liegt darüber das Urlexicon „alphabetiſch geordnet und in's Reine ſauber geſchrieben." Nichts iſt dieſen Leuten alt genug; ihre Unkunde läßt Münzen von Auguſtus abbilden und um die Taufe in Julius Cäſar wahrſcheinlich zu machen, ſo ſetzt man in der Abbildung um den Kopf — die Umſchrift des Revers!

*) Hier iſt nicht von den Vereinen die Rede, an deren Spitze die trefflichen gründlichen Geſchichtsforſcher Wigand in Höxter und Kloſtermeier in Detmold ſtehen.

Das 1ſte Stück des „Hannöverſchen Magazins" 1826, von Spangenberg, ein ſonſt ſchätzenswerthes, fleißiges und ruhig fortſchreitendes Journal, iſt erſte und letzte Veranlaſſung, daß wir von dieſem Treiben ſprechen, denn auch hier fängt dieſer Unfug an; es hat nämlich ein Herr Mieſegaes den Jahrgang 1826 mit Beſchreibung und Abbildung eines bei Bremen ausgegrabenen Gefäßes eröffnet, welches er mit eben ſo großer Wahrſcheinlichkeit als griechiſch oder phöniziſch angeſehen wiſſen will, wie wir im Stande ſeyn könnten, den Namen des Beſchreibers als ſanſcrit oder koptiſch zu demonſtriren.

Bei Bremen hat ſich nämlich, bei'm Bauen einer Straße, ein Gefäß aus Thon von rother Farbe, und mit Bildwerk geziert, vorgefunden, angefüllt mit Knochen, wie deren Hunderte längs dem rechten und linken Rheinufer ausgegraben ſind, und täglich noch ausgegraben werden, und in verſchiedenen Werken beſchrieben und abgebildet worden ſind. Hätte Herr Mieſegaes dieſe nun gekannt, oder darin nachſehen wollen, ſo würde er namentlich in den Beſchreibungen Naſſauiſcher, Mainzer, Alzeier Alterthümer *) völlig ähnliche Gefäße, ſelbſt die Formen dazu, gefunden haben und lernen können, daß Römer dieſen Thon in Deutſchland — vorzüglich in Baiern — fanden und Gefäße der Art wahrſcheinlich alſo auch in Deutſchland verfertigt haben mögen. Neuwied beſitzt allein mehrere zwanzig ſolcher Gefäße, woraus Herr Mieſegaes ſich wieder überzeugen kann, daß deren Seltenheit keineswegs ſo groß iſt. — Durch Folgerungen, Deductionen und Fragen, in denen gleiche Logik und gleicher Verſtand herrſcht, wie in den zum Theil auch ſchon vorgekommenen Behauptungen: ein Stockfiſch koſtet zwölf Kreuzer, daher koſtet ein mexicaniſches Götzenbild zwanzig Groſchen; oder da dieſes bei Bremen gefundene rothe Gefäß nicht die Form deutſcher Todtenurnen hat, auch mit Bacchanten-Figuren geziert iſt, ſo hat ein Phokäer Kaufmann, der Maſſilia 600 Jahre vor Chriſti Geburt mitgebaut, in Bremen daraus Suppe gegeſſen, ſey geſtorben, und daſelbſt verbrannt und begraben worden; endlich noch: weil in Weſtphalen die Heeringe gut geſalzen und ſehr wohlfeil ſind, ſo habe vor der Sünd-Fluth ein ſtürmiſches und ſalziges Meer die Ebenen dieſes Landes durchtobt.

Mit ähnlichen ſcharfſinnigen Schlüſſen beweiſt uns nun Herr Mieſegaes aus Polybius, Pomponius Mela und Plinius, daß gedachtes rothe Gefäß von feiner Ziegelerde aus Lemnos gefertigt und griechiſchen Urſprungs ſey (vielleicht aus Homer's Zeiten, der ſchon daraus gefrühſtückt haben mag), und daß in Ermangelung einer Todten-Urne, welche damals von Odin dem Erſten noch nicht erfunden, in dieſem Schiffs-Suppennapf ein handeltreibender Grieche, viele hundert Jahre vor Chriſti Geburt, in Bremen zur Erde beſtattet worden ſey. Dieſes un-

*) Wir wollen dieſen Herren nicht einmal zumuthen, daß ſie die gründlichen und gehaltvollen Forſchungen im ſüdlichen Deutſchland und in Elſaß kennen ſollen, wo ſie Aehnliches finden würden.

Digitized by Google

nachtende Treiben nimmt im nördlichen Deutſchland täglich zu; das Allerbekannteſte, Feſtſtehendſte in den Alterthums-Wiſſenſchaften iſt nicht vorhanden für dieſe Nebelhelden, oder, wie unſer Fiſchart ſie nennen würde: nebelverkappte Nebulones, — welche mit ihren Syſtemen und Geſchrei jedes ruhige Forſchen, das nicht gleich in die 60,000 Jahre vor der Sündfluth zurück geht, zu be- und überſchreien ſich alle Mühe geben.

Die Jünger ſolcher Corporationen werden ausgeſchickt in alle Welt, wo ſie denn oft — wie alle Thorheit — freundliche Aufnahme finden. Damit nun aber dieſe Männer nicht, zum ſelbſteigenen Verderben, zu ſtolz auf ihrer Apoſtel Lob werden, ſo mag die alte Gellertſche Lehre, als letztes Wort, tief in ihr Herz auffriſchend erneuert werden:

„Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So iſt es ſchon ein ſchlimmes Zeichen,
Doch wenn ſie gar der Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, ſie aus zu ſtreichen.“

— W —.

Die perſönliche Kritik.

Auch nicht, um neue Polemik an zu zetteln, ſondern „weil das Widerlegen über das Beſtrittene ein helleres Licht verbreiten muß“, mögen hier einige Bemerkungen dem Aufſatz: „Ein Wort zu ſeiner Zeit über Journaliſtik“ (ſ. „Bemerker“ Nr. 22) folgen:

Der Begriff: „perſönliche Kritik“, ſteht durchaus nicht feſt. Meiſtens wird darunter eine Kritik verſtanden, die ſich, über das Werk hinaus, mit dem Tadel auf die Perſon des Künſtlers erſtreckt. Dies iſt indeß nur eine Art der perſönlichen Kritik, und allerdings die verwerflichſte. Iſt ſie aber bemüht, etwas ſchickliches hervor zu kehren, hat ſie allerlei Mittel, um die Perſönlichkeit Manchem zu verhehlen. Wenn z. B. Hr. Marx, der Redakteur der „Berliner allgemeinen muſikaliſchen Zeitung“, und Andere, Hrn. General-Direktor Spontini eine Zeit lang über alle Gebühr rühmten, ſo darf auch dieſe Kritik perſönlich genannt werden, indem man hier nicht mehr das Werk allein betrachtete, ſondern die Gunſt für die Perſon ſprechen ließ und den Tadel unterdrückte, der, ſtand das Werk eines Andern in Rede, nicht unterdrückt worden wäre. Gewöhnlich, da man obenein die Vergleichungen gar ſehr liebt, verliert die Kunſt-Perſönlichkeit Anderer an Werth, was der Kunſt-Perſönlichkeit des Einen unverdient zu Gute kommt, und ſolche Beurtheiler ſind in der Regel die Veranlaſſung zu den Uebertreibungen in der Oppoſition. Der Deutſche ſoll ſtrenge ſeyn im Urtheil, gemeſſen im Ausdruck deſſelben; er ſoll nicht den Einflüſterungen nachgeben, welche namentlich diejenigen Künſtler, die an Frankreichs und Italiens launiſche Kritiker gewöhnt ſind, ſich leicht geſtatten; und merkt er dergleichen, darf er vielmehr, um die deutſche Rechtlichkeit auch einem Schwerverſtehenden begreiflich zu machen, ſeine Pflicht etwas auffallend üben. Er läßt demnach z. B. dem ausgezeichneten Talent des Hrn. Spontini, da, wo es ſich kund giebt, die höchſte Gerechtigkeit widerfahren, hüthet ſich aber wohl, an dem Meiſter auch die Schwächen und Verkehrtheiten ſtereotyp zu loben. Wer auf dieſer Bahn geht, darf ſich erlauben, die Freiheit des Urtheils in ihrem vollen Rechte geltend zu machen; wer aber die Schwächen und Verkehrtheiten eine Weile mit in Schutz nimmt und dann plötzlich einmal losbricht, und mit einem ſtrengen, ja theilweiſe ungerechten Urtheil zu Markte kommt, der macht ſich verdächtig und giebt der böſen Welt Anlaß zu Mißdeutungen. Dies iſt offenbar der Fall des Hrn. Redakteurs der „Berliner allgem. muſikal. Zeitung“, obwohl wir keineswegs in Schutz nehmen wollen, was Andere gegen ihn thaten.

Der Aufſatz, welcher zu den Befehdungen führte, iſt der über „Fernand Cortez“ in Nr. 24 der genannten Zeitſchrift. Unläugbar iſt einiges Wahre in den Angaben, die ſich dort finden, doch ſind ſie auffallend zum Extrem getrieben. Aber auch dies hatte nichts zu ſagen; eine einzige zurechtweiſende Entgegnung in den Punkten, wo die Ungerechtigkeit herrſcht, brachte Alles wieder in's ehrenwerthe Geleiſe; und wenn nicht, ſo durfte doch rechtmäßig nicht der Redakteur angegriffen werden für ein freies Urtheil — hätte man dieſes freie Urtheil in Hinſicht des hier angegriffenen Componiſten gleich anfangs geltend gemacht, nicht erſt eine Weile den Unterthänigen geſpielt. Bei ſolcher Bewandtniß kann ſich Hr. Marx, treffen ihn gemeine und tadelnswerthe Ausfälle, nicht ganz damit tröſten, daß er ohne Schuld ſey; aber ſeine Schuld iſt nicht, daß er dieſen Bericht aufnahm, ſondern, daß er nicht früher ſchon ſein Urtheil überall frei zu halten wußte. Es kann Niemand, der dem öffentlichen kritiſchen Gericht preis gegeben iſt, den Bosheiten niederer Klopffechter entgehen; aber es kann Jeder, der ſich feſt und ſicher weiß in dem, was er that, ſie ruhig ertragen, indem er ſie der Einſicht der Beſſergeſinnten überläßt.

Wenn wir nun recht gern zugeben, daß der Verfaſſer des Aufſatzes im „Bemerker“ Nr. 22 einen recht guten Willen gehabt, ſo durften wir doch auch nicht leugnen, daß er in der perſönlichen Kritik für ſeinen Vertheidigten zu weit gegangen iſt. Nächſtdem hat er Einiges eingemiſcht, was da nicht hingehört; ſo namentlich ein unhaltbares Gleichniß von dem „großen Lehrer unſerer Tage“. Da indeß die Widerlegung des in dem Aufſatz Ueberflüſſigen uns hier zu weit führen würde, ſo wollen wir darauf nicht eingehen, überzeugt, daß es den Einſichtsvollen von ſelbſt klar wird, wo beſagtes Gleichniß hinkt.

F. P.

Diſtichen.

Bücher, die mich zerſtreu'n, ich haſſe ſie, mag ſie nicht leſen,
Das Buch lieb' ich, das mich ſammelt, bin ich zerſtreut.

Ach, ſchon Seneca ſagte: „unmenſchlicher komm' ich nach Hauſe,
Weil unter Menſchen ich war!“ — und ich ſag' es mit ihm.

Groß genug iſt die Welt, doch Schurken und Narr'n zu entgehen,
Iſt ſie leider zu klein, wär' ſie noch zehn Mal ſo groß.

Feierlich nicht iſt die Feier des Feierabends; die Sünde
Macht ſich gewöhnlich recht breit, wenn nun die Thätigkeit ſchweigt.

In dem Roman, auf der Bühne, da finden das Laſter wir häßlich,
In der wirklichen Welt ſöhnen wir uns mit ihm aus.

Sind die Guten auch klug, dann ſteh'n ſie den Böſen im Wege,
Sind ſie gutmüthig nur, dienen ſie Böſen zur Maſt.

Philoſophie kann Jeder ſich ſelber nur geben; gelernte
Gleicht dem phosphoriſchen Licht, welches nur leuchtet, nicht wärmt.

Kenne dich ſelbſt! iſt die Inſchrift des delphiſchen Tempels, doch merke:
Geh'ſt du aus dir nicht heraus, geh'ſt du in dich nicht hinein.

Tugend iſt geiſtige Kraft, mit Neigung zum Guten verbunden,
Nicht den Namen verdient Eines von Beiden allein.

Richte nicht vor der Zeit, auch nimmer, wenn ſie verſchwunden,
Sondern richte zur Zeit, biſt du zum Richter beſtellt.

Daß man die Wahrheit verkennt und doch die Lüge ſo lieb hat?!
Weil zum Leben, wie's iſt, Lüge den Schlüſſel nur giebt.

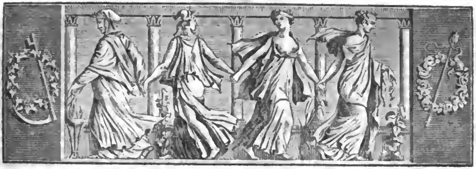
Wenn du zu heucheln verſteh'ſt, ſo haſt du jetzt Alles begriffen;
Das iſt die herrliche Kunſt, die zu dem Glücke dir hilft.

Willſt du Andere tadeln, erwirb dir zuerſt ihr Vertrauen;
Und, verlier'ſt du es dann, ſind ſie des Tadels nicht werth.

Wer iſt der Erſte auf Erden? Such' ihn nur unter den Letzten;
In der Umgebung des Glücks findeſt du ſicher ihn nicht.

E. S.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 26. Juli. 118tes Blatt.

Die Einheiten.

Von jedem Dinge lieb' ich Eins,
Und mehr iſt Ueberfluß;
Wer nicht ſo denkt, liebt ſicher keins
Und lebt ſich zum Verdruß.

Nur einen Gott verehr' ich ganz,
Der unſichtbar die Welt,
Mit Mann und Maus und Sternenkranz,
Am Schickſalsfaden hält.

Ein König nur, der mir gebeut,
Ein Vaterland iſt mein,
Und winkt er morgen, ruft es heut,
Stets will ich fertig ſeyn.

Ein Mädchen nur verehrt mein Herz,
Sie gilt für Alle mir,
Und was ſie bringe, Freude, Schmerz,
So leb' und ſterb' ich ihr.

Ein Freund nur iſt's, dem ich bekannt,
Der ganz mein Inn'res weiß,
Mit dieſem bin ich blutsverwandt
Und bin's um jeden Preis.

Nur eine Tugend iſt mein Ziel,
Auch bei der derbſten Zeit;
Und in ihr ſelbſt gilt nichts ſo viel,
Als die: Beſtändigkeit.

Und hätt' ich eine Freude nur,
Sie hieß Geſang und Wein;
Es könnte Beides von Natur
Nicht ohn' einander ſeyn.

Nur einen Feind haſſ' ich von Grund
Der Seele, das iſt der,
Deß Herz auf dieſem Erdenrund
Von aller Freude leer. Leribald.

Die Juden-Drillinge.

4.

Izaf, welcher ſich bei dem Sprunge vom Fenſter das Bein etwas verrenkt hatte, ging oder hinkte vielmehr einem nahe gelegenen Gehölze zu, wo er ſich ſo lange verborgen hielt, bis die Sonne die Spitzen der Bäume zu vergolden anfing. — Dieſer liebliche Schimmer lockte ihn aus ſeiner Verborgenheit hervor. Er hoffte, daß die Späher es nun bereits aufgegeben hätten, ihn zu verfolgen. — Er war frei, aber wenn er ſeinen Zuſtand genau betrachtete, mußte er ihn mehr peinlich als angenehm finden. Seine geliebten Brüder, welche ſich noch dazu im Beſitz der Talismane befanden, ſchmachteten im Kerker und ſtanden in Gefahr, dies ſchwer errungene Gut durch die Hände eines grauſamen Richters zu verlieren. — Dieſe und hundert ähnliche Gedanken und Gefühle zogen in Izaf's Bruſt durch einander und lösten zuletzt ſich alle in dem Wunſche auf, ſeinen armen Brüdern wieder zur verlornen Freiheit zu verhelfen. Izlf und Izouf konnten nichts unternehmen, ſondern mußten in ihrem wohlverſchloſſenen Kerker als Gefangene leiden, daß man, was eben beliebig war, mit ihnen unternehme; Freunde hatten ſie hier nicht, der Einzige, der für ſie handeln konnte, blieb, Izaf mochte die Sache überlegen wie er wollte, er ſelbſt, und er wollte auch handeln, nur war ihm das wie nicht recht einleuchtend. — Er rannte alle Wege auf und nieder, ſtieg Berg auf, Berg ab, immer kam ihm nichts zu Sinne, was er als ein vor-

deutliches, zum Zweck führendes Mittel hätte anſehen können.

Schon war es wieder Abend geworden. Die Füße verſagten ihm nach und nach den Dienſt, denn er war in Einem fort gegangen, aber immer gleichſam im Kreiſe, um ſich nicht zu weit von ſeinen geliebten Brüdern zu entfernen, denen er als helfender Genius in der Nähe bleiben mußte. Da ging mit der untergehenden Sonne ein Licht in ihm auf, welches immer hellere Strahlen in ſeinem Innern aus zu ſtreuen anfing und einen Entſchluß zur Reiſe brachte, den er ſogleich in's Werk zu ſetzen begann.

Nicht fern von dem Orte, wo er ſich befand, wohnte ein Laſtträger, der während Izaf's Aufenthalt in Conſtantinopel mehrere kleine Geſchäfte für ihn verrichtete. Der Mann war arm und dabei von äußerſt reizbarer Gemüthsart. Zu dieſem begab ſich Izaf. — Er wußte, daß um jene Stunde der Mann nicht zu Hauſe ſey, wohl aber ſein Weib, ein munteres, regſames Ding, nahe an den Dreißigern. — Unter dem Vorwande, ihren Gatten zu erwarten, nahm der Jude neben dem Weibe Platz und knüpfte ein Geſpräch an, welches dahin abzielte, daß ihn ſein guter Stern gerade während der Abweſenheit des Mannes in dies Haus geführt habe. Schon lange ſey er der Bewohnerin deſſelben im Stillen zugethan, fügte er hinzu, und daß er dem Manne die Beſorgung mehrerer Geſchäfte anvertraute, ſey nur um ihretwillen geſchehen. — Die gute Frau hörte anfangs die Liebeswerbung mit offenem Munde und faſt eben ſo weit geöffneten Augen ruhig an; als aber Izaf immer zudringlicher wurde und zuletzt ſeinen Arm um den Nacken der Frau ſchlingen wollte, ſprang ſie erſchrocken auf und lief der Thür zu. Izaf eilte ihr nach, vertrat die Thür und äußerte dabei, daß keine Gewalt der Erde vermögen ſollte, ihn von dieſem Platze zu bringen, bis das Weib ſich nicht mindeſtens zu einem Kuß als Löſegeld verſtehen würde. Das Weib, welches dieſen Preis ihrer Befreiung für zu hoch hielt, widerſetzte ſich ſtandhaft, drohte, Lärm zu machen, ja, wenn der Jude nur einen Schritt noch näher treten würde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. — Izaf, welcher darauf nicht zu achten ſchien, näherte ſich: das Weib verſuchte, ihn von der Thür weg zu drängen, es gelang ihr nach einem kurzen Widerſtande, ſie öffnete die Thür, huſchte hinaus und ſchloß ſchnell hinter ſich zu. Izaf war im Zimmer eingeſperrt, und dies war es, was er wollte; das Weib aber erwartete in froher Sicherheit, einem Feldherrn nicht unähnlich, der ſeinem Feinde den Rückzug abgeſchnitten, vor der Thür die Rückkehr ihres Mannes.

Nach einigen Minuten kam der Erwartete. — Das Weib ſtürzte auf ihn zu, erzählte ihm haarklein den ganzen Vorgang und vergaß nicht, dabei ihre eheliche Treue in's gehörige Licht zu ſetzen. — Der Laſtträger, dem Izaf ſchon lange ein Dorn im Auge war, ſuchte unter den in der Küche befindlichen Prügeln den tauglichſten aus und trat, nachdem er vorſichtig die Thür geöffnet hatte, mit ſeiner Waffe in's Zimmer; hinter ihm her ging das Weib. — Als ſie eintraten, fanden ſie Izaf auf den Knieen liegend: dabei flehte er mit vorgeſtreckten Händen den Laſtträger um Vergebung an — Dem Ganzen, rief er, liege ein Mißverſtändniß zum Grunde, welches ſich bald aufklären werde, das er aber vor der Hand zu erhellen nicht im Stande ſey. — Der Laſtträger ſchien ſich wenig um dieſe Ausrede zu bekümmern, ſondern machte Anſtalt, auf den Juden los zu hauen. Da ſprang Izaf vom Boden auf, lief in eine Ecke des Zimmers und hielt dem Mann eine Börſe vor. — „Wähle nun“, ſchrie er überlaut, „zwiſchen der Luſt, meinen Rücken durch zu bläuen und der, zehn gewichtige Dukaten von mir zu empfangen. Es iſt, wie Du wiſſen wirſt, nichts geſchehen, was Deine Ehre im mindeſten beleidigen könnte. Prügelſt Du mich, ſo hab' ich zwar den Schmerz, Du aber haſt kein Geld; prügelſt Du mich nicht, ſo iſt der Fall umgekehrt und wir gewinnen Beide. Wenn ich mich nicht täuſche, ſo verbürgt mir Dein Lächeln die getroffene Wahl und Deine Klugheit.“ — „Ihr habt Euch nicht getäuſcht“, erwiederte der Laſtträger, indem er den Prügel zur Seite ſtellte; „damit Ihr ſehet, daß ein kluges Wort bei mir Gehör findet, geb' ich Euern Antrag ein.“ Der Jude eilte der Thür zu. — „Halt“, erwiederte der Mann, indem er den Izaf am Arme faßte; „nicht ſo raſch, guter Freund! Laßt mich ausreden. Ich gebe Euern Antrag zwar ein, aber nur zum Theil; doch ſeyd Ihr dafür auch nur zum Theil zur Zahlung verbunden.“ — „Ich verſtehe Euch nicht:“ erwiederte Izaf. — „Die Lage“, ſagte der Mann, „in der wir uns befinden, hebt alle Complimente auf. Frei heraus geſagt: ich hab' Euch von jeher nicht leiden können. Euer hochfahrendes Weſen hat mich immer angewidert. Dann iſt mir auch Euer Geſicht fatal.“ — „Ich dächte doch“, ſchmunzelte der Jude, „mein Geſicht wäre ſo übel nicht.“ — „Mir wenigſtens“, fuhr der Laſtträger fort, „kommt es, beſonders was die Naſe anbelangt, unausſtehlich vor. Ueber Alles dies habt Ihr mich empfindlich beleidigt. Unſereines hat doch auch ſeine Ehre, und ich würde meinem Weibe ein gefährliches Beiſpiel geben, wenn ich Euch ganz ohne Strafe entließe. Wir wollen daher einen Mittelweg einſchlagen: Ihr gebt mir ſtatt zehn Dukaten, fünf, und ich, ſtatt der ungeheuern Prügel, die Euch zugedacht ſind, werfe Euch auf eine einfache Weiſe zur Thür hinaus. Seyd Ihr damit zufrieden?“ — Izaf zuckte bedenklich die Achſeln; der Laſtträger ſchielte

nach dem Prügel. — „In's Himmels Namen!“ ſprach Izaf nach einer kleinen Pauſe: „Ihr mögt Euern Willen haben; nur dürft Ihr mir dabei kein Leid zufügen.“ — Er nahm mit dieſen Worten fünf Dukaten aus der Börſe heraus, ſteckte ſie zu ſich und legte den Reſt auf den Tiſch.

Der Laſtträger öffnete den Beutel, und nachdem er ſich von dem Vorhandenſeyn der verſprochenen Summe überzeugt hatte, packte er den Juden an der Bruſt und warf ihn zur Thür hinaus. — „Allah vergelt' es Euch, was Ihr an mir gethan habt!“ rief Izaf nach einigen Minuten zum Fenſter herein; „Ihr habt dreien Menſchen die Freiheit gegeben!“ — Der Laſtträger ſah ſein Weib, und dieſe wieder ihn verwundert an. — „Ich muß doch immer Recht haben!“ ſprach er; „gleich, wie Du mir von den Liebesanträgen des Juden erzählt haſt, hielt ich ihn für verrückt, und nun zeigt ſich's klar und erwieſen.“ — Das Weib konnte wohl nicht anderer Meinung ſeyn, aber heimlich verdroß es ſie doch gewaltig, daß der Jude vielleicht nur darum eine ſo heftige Neigung zu ihr äußerte, weil er verrückt war.

Es läßt ſich indeß leicht errathen, daß es mit dieſem Verrücktſeyn nicht ſo ganz richtig war. Man erinnere ſich des Umſtandes, daß Izif und Izonf, mit ihrem Bruder unter derſelben Conſtellation geboren, alle bedeutenden Schickſale Izaf's theilen mußten, ſie mochten gut oder ſchlimm ſeyn; gelang es nun dieſem, ſich in den Zuſtand zu bringen, daß er auf irgend eine Weiſe aus einem Orte, wo man ihn verſperrt hielt, befreit wurde, ſo konnte er ſicher darauf zählen, daß ſeine Brüder ein gleiches Loos mit ihm theilen würden. — So geſchah es auch. In demſelben Augenblick, als Izaf aus der Thür des Laſtträgers flog, warf ein trunkener Häſcher, mit welchem ſich Izif und Izonf wegen eines unbedeutenden Streites entzweit hatten, das Brüderpaar aus der Thür des Gefängniſſes, und die Erlöſten liefen, als ſie ſich im Freien erblickten, mit vereinten Kräften demſelben Gehölz zu, in welchem dem erfinderiſchen Izaf der Rettungsplan ſeines Blutes in den Kopf gekommen war.

Eine halbe Stunde vor dem Gehölze trafen die Brüder zuſammen. Nach vielen Umarmungen ſetzten ſie einander von ihren Schickſalen in Kenntniß. Izif und Izonf dankten ihrem Bruder unter Vergießung zahlreicher Thränen für ſeine großherzige That; dieſer, um doch einige Vergütigung für die ausgeſtandene Angſt zu haben, ſchlug den gehabten Schaden, ſtatt auf fünf, auf zehn Dukaten an, und die Brüder beſchloſſen dagegen, ihm jene dergeſtalt zu erſetzen, daß Jeder Drei und ein Drittel Dukaten zahlen ſollte. Einen Theil der Auslagen fanden ſie der Billigkeit gemäß, dem Izaf zu überlaſſen, indem auch er von der Befreiung der Uebrigen Vortheil zog. — Da ſie immer noch der Meinung waren, daß Siro an ihrer Verhaftung ſchuld ſey, beſchloſſen ſie, in zweckmäßiger Verkleidung ſo ſchnell als möglich ihren Plan wegen des dritten Talisman's in's Werk zu ſetzen, und darauf Conſtantinopel für immer zu verlaſſen.

(Der Schluß folgt.)

A n e k d o t e.

Ein Student, der die Abſätze an ſeinen Stiefeln abgelaufen, kam zu einem Schuhflicker, und redete ihn folgendermaßen an: „O Du fleißiger Wiederherſteller baufälliger lederner Fuß- und Beinſcheiden, hefte mir doch zwei Halbcirkel auf die meinigen!“ Der Schuhflicker ſah ihn verblüfft an und ſagte: „Ich verſtehe den Herrn nicht, ſoll das Deutſch ſeyn?“ Wollte der Student ſeinen Zweck erreichen, ſo mußte er nun reden wie andere Leute. — Möchten doch diejenigen Schriftſteller, welche ſich in unverſtändlichem Galimathias zu gefallen ſcheinen, ſich hieraus eine Lehre nehmen, und lieber A n d e r n zu gefallen ſuchen! S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

B e r l i n. Hr. Marr, vom Theater zu Hannover, hat auf der hieſigen Bühne gaſtirt. Er trat auf als „König Philipp“ („Don Carlos“), „Pfeffer“ („Nummer 777“), „Kammerjunker“ („Pommerſche Intriguen“), „Franz Moor“ und „Rudolph“ („Hedwig“). Es fehlt ihm nicht an Talent, wohl aber an tieferer Ausbildung. Bis jetzt ſcheint er noch im Nachahmen befangen, ſo daß wir eine recht freie Darlegung ſeiner Fähigkeiten nicht kennen lernten. Beſonders hat er auch auf die äußere Haltung ſein Streben zu richten; ſie zeigt noch Spuren gewaltſamer Umſchaffung und wenn dieſe nöthig iſt, muß ſie ſich doch mäßigen, um den Weg der Natur und Schönheit nicht zu überſpringen. Er gefiel am meiſten als „Franz Moor“ und „König Philipp“; die komiſchen Partieen, die er ſpielte, waren zu unbedeutend, um in dieſen Fächern zu einem Urtheil über ihn zu berechtigen.

— Im Königsſtädtiſchen Theater am 15. Juli zum erſten Mal: „Rolands Knappen. Komiſche Oper in zwei Aufzügen; Text und Muſik von Heinrich Dorn.“ — Es kann des Referenten Abſicht nicht ſeyn, ſich nach einmaliger Anhörung der Oper in eine genaue kritiſche Würdigung derſelben ein zu laſſen, die hier um ſo tiefer eingehen müßte, als dem jungen Componiſten daran gelegen ſeyn wird, ſein erſtes Werk einer gründlichen Kritik unterworfen zu ſehen. Hier genüge vorläufig die Darſtellung des allgemeinen Eindrucks der erſten Aufführung. — Der Titel iſt nicht umfaſſend genug, da neben dem komiſchen das heroiſche Element unverkennbar hervor tritt. Dem Texte wäre im Ganzen mehr Sorgfalt in der Ausarbeitung zu wünſchen geweſen, und wenn wir auch die Anſicht derer nicht theilen, die es durchaus dem Componiſten verbieten, ſeinen Text ſelbſt zu dichten, ſo würden wir Hrn. Dorn doch wohlmeinend rathen, bei einer neuen Oper einen bewährten Dichter zu Hülfe zu nehmen. Obſchon der Plan im Ganzen Einheit hat und auch einzelnen Scenen echt-komiſche Wirkung nicht ab zu ſprechen iſt, ſo ſind die heroiſchen dagegen, in der Sprache mitunter auffallend vernachläſſigt. Wenn wir aber Hrn. Dorn als Dichter nicht loben können, ſo iſt es uns um deſto erfreulicher, ihn

Digitized by Google

als einen talentvollen Componiſten anzuerkennen. Mit wenigen Ausnahmen, die wir, gewiß mit Recht, dem Mangel an Kenntniß des Effekts zuſchreiben, waren ſowohl die ernſten, als die komiſchen Partieen der Oper theils gut, theils ausgezeichnet. — Die Ausführung betreffend, konnte das Publikum mit den Sängern, ſo wie auch mit dem braven Orcheſter (einen verfehlten Clarinetten-Einſatz abgerechnet), und der tüchtigen Leitung des Hrn. Stegmaier zufrieden ſeyn, nur daß die Tempi oft, beſonders in den Adagio's, zu langſam genommen wurden. Um nur eines Beiſpiels zu erwähnen, war es ſchwer, die Anfangs-Melodie im zweiten Finale auf zu faſſen, weil man ſchon bei dem erſten Abſchnitt den Anfang wieder vergeſſen hatte. — Die Ouverture enthält mehrere wirkungsreiche Stellen, indeſſen ſcheint die Inſtrumentirung etwas zerſtückt zu ſeyn, was vielleicht mehr Präciſion in der Ausführung weniger fühlbar machen könnte. Die Introduktion würde bei etwas ſtärker beſetztem Chor mehr gefallen. Das Prahleriſche in dem erſten Auftritt des „Otfried" müßte durch verſtärkte Begleitung unſtreitig gewinnen, beſonders da Hr. Wächter Mittel genug beſitzt, auch über ein ſtarkes Orcheſter weg deutlich gehört zu werden. Die folgende Arie des Hrn. Jäger wurde in der Einleitung zu langſam genommen, das Publikum gab indeſſen ſeine Zufriedenheit mit ihr und dem folgenden, in Spohr's Manier gearbeiteten Duett durch lebhaften Beifall zu erkennen. Die Arie der Mad. Spitzeder: „Wenn meine Thränen dich bewegen", deren Motivirung mangelhaft genannt werden muß, wurde von dieſer geſchätzten Sängerin etwas befangen vorgetragen. Sie enthält, außer dem lieblich rührenden Thema mit obligater Violine, die von Hrn. Mühlenbruch mit anerkannter Gediegenheit geſpielt wurde, bei den Worten: „Nie wirſt du mein Herz erwerben, denn viel lieber will ich ſterben!" einige hier paſſend gebrauchte ſtarke Diſſonanzen, die wohl Niemand überhört haben wird. Das folgende Troſtlied des „Otfried": „Ein Korb aus ſchöner Frauenhand" iſt im verflachten Styl des „Vogelfängers" gearbeitet, und dankt ſeine günſtige Aufnahme wohl mehr der lebhaften Aktion des Hrn. Wächter, als dem innern Werthe des Muſikſtückes, da obenein die Worte des zweiten Verſes in dem ſchnellen $\frac{3}{8}$ Tempo, wegen ungünſtiger Folge von ſchweren Sylben, ganz undeutlich wurden. Das Finale nähert ſich im Styl den beſſern Roſſiniſchen Finale's; ein dreiſtimmiger Canon ging noch nicht ganz ſicher, beſſer die Aufforderungen „Alfonſo's" und „Otfried's". Der Schluß mit dem kräftigen Einſatz der Blech-Inſtrumente in as (die Tonart iſt, wenn wir nicht irren, c-dur) macht eine impoſante Wirkung. Dagegen iſt der vorhergehende Chor in Text und Muſik vernachläſſigt, da letztere das ſcheinbar humoriſtiſche: „Es lebe Kind und Schwiegerſohn!" gänzlich ignorirt und ganz ernſthaft klingt. Die Arie der „Johanna" (im zweiten Akt): „Die hohe Burg der Väter ſeh' ich fallen!" ſchien dem Refer. faſt zu reichlich mit hohen Tönen ausgeſtattet zu ſeyn. Die Verzweiflung konnte Hr. Dorn auch wohl ohne ſtereotypes a b c ausdrücken, wenigſtens haben wir dies Zutrauen zu ſeinem Talent. Im folgenden Duett iſt „Alfonſo" mit der Zither doch zu ſehr deus ex machina. Compoſition und Vortrag erhielten auch verdienten Beifall. In der Arie des „Otfried" ſchleppte das Andante offenbar und dadurch wurde die Theilnahme geſchwächt. Das Duett deſſelben mit der „Iſabella" (Demoiſ. Eunicke), welches Dacapo verlangt wurde, iſt ganz der Situation angemeſſen, leicht und höchſt anziehend, nur — das unglückliche la la la am Schluß ſtand ſehr am unrechten Ort und machte deshalb keinen angenehmen Eindruck; geſungen wurde von Beiden ausgezeichnet. Hierauf folgte das Knappen-Duett: „Schüchtern nur" und das Terzett zwiſchen ihnen und dem Verräther „Otfried", welche beiden Stücke wir zu dem Beſten in der Oper rechnen, obgleich nur das Terzett im Publikum Anerkennung fand. In beiden Piecen iſt ſo viel Leben und komiſche Kraft, daß wir ſie dem Vorzüglichern in dieſer Gattung an die Seite ſtellen dürfen. — Bei der Arie der „Iſabella": „Ja ich will" iſt das Ritornell mit der Trompete und Pauke etwas bedenklich, und wäre hier das Amazonenhaft-kühne dieſer Dame auch ohne Blech klar geworden, da die Arie ſonſt paſſend in Muſik geſetzt iſt. — Jetzt klärt ſich der dramatiſche Himmel auf, und nachdem Hr. Jäger erſt eine recht ſehnſuchtsvolle Arie, ſeiner leichten Heiſerkeit unbeſchadet, mit großer Kunſt vorgetragen hat, feiern die Liebenden in einem ſchön gearbeiteten Duett: „Es blinkt ein milder Hoffnungsſtern", ihre Wiedervereinigung. Der fürſtliche Vater (Hr. Spitzeder) ſegnet den Bund, vereinigt „Otfried" und „Iſabella", wünſcht endlich ein ſehr kurzes: „Lebt wohl!" nach einer gewaltigen muſikaliſchen Einleitung und Alles endet erfreulich in einem recht braven Finale. — Der Componiſt wurde gerufen und erſchien unter lebhaften Beifallsbezeugungen mit Mad. Spitzeder und den Hrn. Jäger und Wächter. Auch Demoiſ. Eunicke hätte, nach unſerer Anſicht, dieſe Ehre verdient. Nach ihnen verlangte das Publikum einſtimmig Hrn. Spitzeder, der zwar, analog dem „Baſſa Selim", nichts geſungen, ſondern nur geſprochen hatte, aber dennoch zur guten Aufnahme des Stücks durch ſein ausgezeichnetes Spiel ſehr viel beitrug. — Nun nehme Hr. Dorn noch einen wohlgemeinten Rath von uns an. Er entſage der öftern Annäherung an Roſſini, wenn er bei uns Norddeutſchen bleiben und dauernd gefallen will. Zwar findet ſich auch hier ein nicht unbedeutendes Publikum für die neuitalieniſche Manier, aber wir trauen Hrn. Dorn nicht zu, daß er ganz in dieſe verfallen wolle, und etwas Halbes wird ſtets von beiden Parteien gleich ſehr getadelt werden. Er hat uns in den meiſten Nummern der neuen Oper bewieſen, er könne dramatiſch und doch wohlklingend componiren; nun, er wolle, und gewiß wird ſeine nächſte Oper nur ihrem innern Werthe allein den Beifall zu verdanken haben, den das Publikum diesmal zum Theil einem aufblühenden Talente als Aufmunterung ſo reichlich ſpendete.

St.....

— Einen merkwürdigen Fall, der ſich hier begeben, mag der „Geſellſchafter" ſeinen Leſern mittheilen. Ein Pionnier, in der Kaſerne nahe der Schwimm-Anſtalt wohnend, ſetzt ſich gegen Abend auf einen Stuhl am Fenſter, und ſchläft ein. Da träumt ihm, er ſey im Schwimm-Unterricht, ſolle in's Waſſer ſpringen, der Lehrer commandirt: Eins, Zwei, Drei! Er ſpringt in der That, aber nicht in's Waſſer, ſondern aus dem Fenſter. Eine Weide, die dicht unter dem Fenſter ſteht, machte den Fall minder gefährlich, indem er auf dieſe und von da erſt auf die Erde ſtürzte. Dennoch ſind dem Unglücklichen Arme und Beine bedeutend beſchädigt, jedoch hofft man, daß er den Gebrauch ſeiner Glieder wieder erhalten werde. — Drei Privat-Leute haben ſich vereint, um vor dem Oranienburger Thore eine Eiſengießerei an zu legen. Schon ſchreitet der Bau ſtark vorwärts, und ſpäteſtens am erſten Oktober wird der erſte Guß gethan. Der Maſchinen-Meiſter, der Dritte in der Unternehmung, iſt auf Koſten des Staats nach England gereiſt, hat auch eine Dampfmaſchine verfertigt, die von Sachkundigen ſehr gelobt wurde. Das Capital zur Eiſengießerei beträgt über 60,000 Thaler, was jedoch nur die zwei andern Unternehmer garantiren. Gegoſſen wird Alles, was auf irgend einer Eiſengießerei zu erhalten iſt, von den größeſten Brückenbogen bis zu dem mit ſeinem Poſtament nur drei Zoll hohen Napoleon. Ringe, Ketten, Kreuze u. dergl. Kleinigkeiten, wobei wenig Gewinn, bleiben anfangs ausgeſchloſſen, und ſpäter hängt die Verfertigung von großer oder geringer Nachfrage ab. Ein hier in Arbeit kommender Artikel, der Vielen angenehm ſeyn wird, ſind die Schuhzwecken, der der Centner zu 6 bis 7 Thlr. verkauft werden ſollen, während er bisher 9 bis 10 Thlr. koſtete.

A. v. S.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 28. Juli. 119tes Blatt.

Die Juden-Drillinge.

5.

Aurora und Argentine hatten einſtweilen, von der Sumi unterſtützt, alle Mittel angewendet, den Aufenthalt der Drillinge zu erforſchen. — Sie konnten der Begierde nicht widerſtehen, ſich ſelbſt an ihnen zu rächen, und fanden auch die Sache zu wichtig, um ſie fremden Händen an zu vertrauen. Deshalb verließen ſie das väterliche Haus und durchzogen die Stadt und alle umliegenden Gegenden. Die Sumi ſchickten ſie, um Kundſchaft ein zu ziehen, voraus. So verging Tag um Tag, und Sumi kehrte immer mit der Nachricht zurück, daß es ihr nicht gelungen ſey, irgend etwas von den Brüdern zu erfahren. — Daß dieſe entweder in Conſtantinopel ſelbſt, oder doch in der Umgegend ſich aufhielten, war gewiß, weil voraus zu ſehen, daß ſie nach dem Beſitz des dritten Talisman's ſtreben würden, indem ſonſt der ganze Zweck ihrer Reiſe vereitelt war.

Am ſechsten Tage ihres Forſchens ſtürzte Sumi ſchier athemlos in das Zimmer. — „Wir haben ſie!“ rief ſie, noch in der Thür ſtehend, den Schweſtern entgegen; „wir haben ſie, und Euer Leid hat ein Ende!“ — „Wo ſind ſie?“ riefen die Mädchen aus einem Athem; „führt uns zu ihnen!“ — „Gemach! gemach!“ erwiederte Sumi; „laßt uns den Lohn unſerer Mühe nicht durch eine zu voreilige Haſt verlieren. Ich habe ihren Aufenthalt entdeckt, und nach allen Forſchungen, die ich eingeholt, iſt nicht zu befürchten, daß ſie ihn ſo bald verlaſſen. Geſchieht es aber, ſo iſt bereits dafür geſorgt, den Weg zu erfahren, welchen ſie einſchlagen. Sie gehen jeden Abend zuſammen in's Gaſthaus an der großen Straße, dorthin will ich mich gleichfalls begeben und die nöthigen Vorkehrungen treffen. Ihr habt einſtweilen nichts weiter zu thun, als Euch verborgen zu halten.“

Als der Abend gekommen war, ging Sumi in Mannskleidern, die ihr paſſender als die, welche ſie ſonſt getragen, zu Geſichte ſtanden, nach dem Gaſthofe, wo ſie die Drillinge, an einem Tiſche ſitzend, im Geſpräch vertieft fand. — Sie verhielt ſich ſchweigend, betrachtete aber dabei unablässig jede Bewegung und jede Geberde der Brüder, und bemerkte endlich, daß die heißgeſuchten Talismane an Iziſ's und Izouf's Händen ſteckten, und zwar am vierten Finger der linken Hand. Mit dieſer Entdeckung zufrieden, verließ ſie den Gaſthof und eilte mit raſchen Schritten zu den Schweſtern, um ihnen ihren Plan mit zu theilen. Die Mädchen fanden ihn vortreflich und konnten die ganze Nacht vor banger Erwartung faſt kein Auge zuthun. Wenn ſich wirklich zuweilen ein wohlthätiger Schlummer auf ſie niederſenken wollte, fuhren ihnen die Strahlen der Steine ihrer geraubten Ringe, Blitzen gleich, durch die Nebel des Traumes, daß ſie aufgeſchreckt empor fuhren.

Endlich war der Tag gekommen, welcher ihnen Erſatz für ihre Leiden geben, ihren ſchmerzlichen Verluſt wieder vergüten ſollte. Bei dem erſten Morgenſtrahl ſprangen ſie aus dem Bette und eilten zur Sumi.

Digitized by Google

— Sie war fort! — Dieſer Umſtand ſtürzte Aurora und Argentine mit einem Mal aus den Himmeln ihres Glückes. Auf Sumi allein war all' ihr Hoffen geſtellt; wo war ſie hingekommen um dieſe Stunde? noch im Morgendunkel? gerade an dieſem Tage? Es blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ſie ihr Vertrauen einer Unwürdigen ſchenkten und erſt durch ſie grenzenlos elend geworden ſeyen. — Da öffnete ſich die Thür des Zimmers und Sumi trat ein. Die Mädchen wollten auf ſie losſtürzen, Sumi aber drängte ſie eilig zurück. „Begebt Euch ungeſäumt in's Nebenzimmer“, rief ſie; „Izaf folgt mir auf dem Fuße und wird gleich hier ſeyn.“ — Die Neugierde der Mädchen begehrte wenigſtens einen kurzen Beſcheid darüber, was vorgegangen ſey; Sumi ſchien jedoch dazu nicht aufgelegt und erklärte feſt, daß ſie ſich unverzüglich zurück ziehen und die Schweſtern ihrem Schickſal überlaſſen würde, wenn ſie ſich nicht augenblicklich entfernten. — Als Aurora und Argentine den Ernſt der Sumi erkannten, begaben ſie ſich in's Nebenzimmer.

Kaum waren ſie fort, da trat Izaf herein. Sumi hatte ihm bei'm Ausgehen aufgelauert und ihm einen koſtbaren Ring gezeigt, den ſie ihm unter dem Vorwande, daß ſie dringend Geld benöthige, zum Kaufe um einen Preis anbot, welcher weit unter dem Werthe des Ringes war. Izaf, der Sumi nicht kannte, ſich auf Schmuckſachen gut verſtand und das Geld nur auf den Fall her zu geben beſchloß, wenn er die Waare bekäme, ging in die Falle. Sie wurden um hundert Dukaten Handels eins und Sumi ſteckte ihm den Ring an den vierten Finger der linken Hand. Doch, fügte ſie bei, behalte ſie ſich vor, ihn Morgen um die dreifache Summe zurück kaufen zu dürfen; Izaf möchte bis zu jener Zeit hier bleiben. Sie erwarte Geld von ihren Verwandten; wenn ſie es erhielte, ſo möchte ſie den Ring um jeden Preis wieder haben, und es käme ihr dabei auf ein Paar hundert Dukaten nicht an; nur auf den Fall, daß ſie es nicht bekäme, wäre ſie genöthigt, ſich ihres beſten Gutes auf jede Art zu entäußern. Izaf war damit zufrieden. Es wurde die achte Stunde des Morgens vom künftigen Tage als der letzte Termin des Rückkaufes feſtgeſetzt und beſtimmt, daß, würde zu jener Zeit die bedungene Summe nicht erlegt, der Käufer mit dem Ringe wie mit ſeinem Eigenthum verfügen könne. — Damit entfernte ſich Izaf. Es war ihm faſt unmöglich, ſeine Freude über einen ſo glücklichen Handel verbergen zu können. Mit Inbrunſt drückte er den Ring an ſeine Lippen und ſtieß dabei einen ſo lauten Freudenruf aus, daß er ſelbſt darüber erſchrack.

Die Brüder ſchoben um des Handels willen ihre Reiſe nach Conſtantinopel auf. Sie baten den Izaf, ja den Gang zum Rückkaufe des Ringes nicht zu verſäumen, da dieſer wohl das Doppelte, aber keineswegs das Dreifache werth ſey. — Der entſcheidende Tag erſchien. Sumi hatte die Nacht über den Schweſtern die Rollen zugetheilt, welche ſie am Morgen zu ſpielen hatten, und fand an den Mädchen gelehrige Schülerinnen. Sie ſelbſt konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem ſie an dem undankbaren Izouf ihre Rache kühlen und ihn für ſeinen Verrath gehörig beſtrafen könnte.

Um die beſtimmte Zeit, und zwar Punkt acht Uhr, pochte Izaf an das Zimmer der Sumi, welche ihn mit vieler Artigkeit empfing. — „Ihr ſeyd mir“, ſprach ſie, „wahrhaft zur guten Stunde gekommen, und ich erkenne mit Vergnügen, daß ich mich in Euch nicht getäuſcht habe. Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann!“ — Eine leichte Röthe überflog Izaf's Geſicht bei dieſen Worten. — „Meine Wünſche“, fuhr Sumi fort, „ſind erfüllt. Das Geld iſt angekommen und ich bin in den Stand geſetzt, mein theuerſtes Kleinod wieder an mich zu kaufen. Hier ſeht Ihr die Summe, wohlgezählt, auf dem Tiſche liegen. Nehmt und gebt mir meinen Ring.“ — Izaf überzählte mit geübtem Auge die Summe, die in leuchtendem Glanz vor ihm ausgebreitet lag, ſtrich ſie mit Wohlbehagen in ein ledernes Beutelchen, zog den Ring vom Finger, überreichte ihn der Sumi und entfernte ſich. — Kaum konnte er es erwarten, die geliebten Brüder von dem glücklichen Ausgange des Handels in Kenntniß zu ſetzen. Das gewonnene Geld ſollte zur Reiſe nach Conſtantinopel gute Dienſte leiſten. Nun ſtand ihr nichts mehr im Wege. In raſchen Schritten eilte er dem Wohnhauſe zu.

So leiſe als möglich öffnete er die Thür des Zimmers, aber welch' ein herzzerreißender Anblick bot ſich ſeinen Blicken dar! Izif und Izouf lagen am Boden auf den Geſichtern, mit weit ausgebreiteten Armen, dicht an der Schwelle der Thür. — Dem erſten Anſcheine nach hielt Izaf ſie für todt und ſtieß erbärmliche Jammertöne aus; doch als er ſich von der Beſchaffenheit ihres Zuſtandes näher überzeugte, fand er, daß ſie nur von einer betäubenden Ohnmacht befallen waren. — Durch thätig angewandte Hülfe gelang es ihm, die Brüder wieder in's Leben zu rufen. Sie ſchlugen die Augen auf, als ſie aber den Izaf erkannten, ſchrieen ſie mit ihm um die Wette. Zitternd befragte ſie Izaf um die Urſache deſſen, was er ſah, was ihm unbegreiflich ſchien; da erzählten ihm die Brüder, daß ſie während ſeiner Abweſenheit um das Koſtbarſte ihres Lebens, um den Preis aller ihrer bisherigen Bemühungen, um ihre Talismane gekommen wären. Es hätten ſich um acht Uhr Morgens zwei junge Türken bei ihnen eingefunden, welche Ringe zu kaufen begehrten, und ihnen für jeden Talisman dreihundert Dukaten boten. Anfangs wären ſie kräftig widerſtanden, auf

einmal aber von einer ſo namenloſen Luſt zu dem Gelde, welches die Türken auf dem Tiſche ausbreiteten, und von einer ſo unwiderſtehlichen Begierde, die Talismane zu verkaufen, erfüllt und durchdrungen worden, daß ſie, gleichſam willenlos, die Ringe von den Fingern gezogen und um den verlangten Preis den Türken überlaſſen hätten. — „Aber kaum, daß ſie fort waren“, ſetzte Izouf erſchöpft hinzu, „ſtand das Ungeheure unſers Verluſtes klar vor unſern Augen. Wir wollten den Türken nacheilen, doch die Sinne vergingen uns, und was weiter mit uns geſchehen iſt, wiſſen wir nicht. Der Wahrſcheinlichkeit nach ſind wir ohnmächtig zur Erde gefallen, bis es Dir, geliebter Bruder, gelang, uns wieder in's Leben zu rufen.“ — Da fiel es dem Izaf wie Schuppen vom Auge, ſein Herz ſchlug krampfhaft empor, und ſeine Kniee fingen dermaßen zu zittern an, daß bald auch er einer Ohnmacht nahe war.

„Was iſt das für ein Brief?“ ſchrie er auf; „er iſt an Dich gerichtet, Izouf!“ Damit hob er ein verſiegeltes Schreiben vom Boden auf, welches die Käufer der Talismane bei'm Fortgehen hatten fallen laſſen. Izouf erbrach es ſchnell; aber wer mißt ſein Erſtaunen, ſeinen Schmerz, ſeine Wuth, als er es las. Es war folgenden Inhalts:

„Mein vielgetreuer Geliebter!

Damen meiner Art täuſcht man nicht ungeſtraft. Du haſt mich auf eine ſchändliche Weiſe von Dir geſtoßen und mir eine Andere vorgezogen. Dafür hat Dich eben das Mädchen, um welches ich unglücklich werden mußte, um Dein Glück gebracht. Ich habe Aurora und Argentine von dem Werth ihrer Ringe in Kenntniß geſetzt. Mit dem Geheimniſſe Eures Schickſals vertraut, lockte ich Izaf, Euern Aelteſten, zu mir, und dadurch, daß ich ihn bewog, mir den Ring, welchen er am vierten Finger ſeiner linken Hand trug, zu verkaufen, iſt es mir gelungen, auch Dich und Deinen Bruder Izif, vermöge der Sympathie, die Euch Beide ein gleiches Schickſal mit Izaf finden läßt, dahin zu bringen, daß Ihr Eure Ringe, welche Ihr ebenfalls an dem vierten Finger truget, um einen gleichen Preis mit dem, welcher dem Izaf geboten wurde, verkaufet. Gebt Euch keine Mühe, die Ringe jemals wieder in Eure Gewalt zu bekommen, ſie ſind bereits in den Händen Aurora's und Argentine's; durch die Veränderung, welche ſich nach dem Verluſte der Talismane mit ihnen ergab, ſind ſie Euch unkenntlich geworden, haben ſich in Mannskleidern ſelbſt zu Euch verfügt und die Ringe Euch abgehandelt. Seyd Alle ein andermal vorſichtiger; Du aber denke zuweilen an Deine

gewesene Freundin Sumi.“

Lange ſtarrten die Brüder einander ſprachlos an; dann nahm Izaf das Wort: „Brüder!“ ſprach er mit bebender Stimme, die ſich nach und nach immer mehr verſtärkte — „Brüder! die Ringe ſind fort. Laßt uns nicht um das trauern, was nicht mehr zu haben iſt. Uns bleibt noch einiger, obſchon ein kleiner Erſatz: eine artige Summe von Dukaten. Laßt uns dieſe Summe mit Vorſicht und mit Weisheit verwenden, ſo können wenigſtens unſere Kinder in einen Zuſtand verſetzt werden, welcher im Grunde alles übrige Glück der Erde aufwiegt.“ Deinhardſtein.

Gegenſtück zur Republik der Amazonen.

Die Zavorogiſchen Koſacken längs dem Dnieper, in der ruſſiſchen Ukraine, bewohnten, im Stande der Unabhängigkeit und Rohheit, die Ufer und die Inſeln des Stroms, und wurden oft durch Ueberfall und Raub den angrenzenden ruſſiſchen Provinzen gefährlich. Sie bildeten eine Männer-Republik, aus welcher die Weiber ausgeſchloſſen waren. Unter ihnen war die Ehe verboten. Sie raubten auf ihren Zügen, was ſich von mannbaren Frauenzimmern vorfand, wieſen ihnen außerhalb ihrer eigenen Bezirke einen unzugänglichen Wohnungsort an, ohne ihnen zu erlauben, ihn je zu verlaſſen, vermiſchten ſich dort mit ihnen, nahmen die Knaben zu ſich, und verſtießen nach einiger Zeit die Mütter und Töchter in die weite Welt. Eine ſolche Republik konnte weder erobert noch unterworfen, ſie mußte vertilgt werden. Catharina II zerſtreute und vereinzelte 60,000 Koſacken längs dem ſchwarzen Meere, wo ſie zu guten Seeleuten gebildet worden ſind. C.

Meiner Heimath.

So viel Wolken droben wiegen,
So viel Vögel als da fliegen,
So viel Grüße,
So viel Küſſe
Send' ich in mein Vaterland.

So viel Wellen heimwärts ſchwimmen,
So viel Stern' am Himmel glimmen,
So viel Sehnen,
So viel Thränen
Send' ich in mein Vaterland.

So viel Blumen als da blühen,
So viel Lüfte als da ziehen,
So viel Schmerzen
Sind im Herzen
Um das liebe Vaterland.

So viel Tropfen in dem Bogen,
So viel Grüße heimwärts flogen,
So viel Lieben
Sind geblieben
In dem ſchönen Vaterland.

Julius Curtius.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

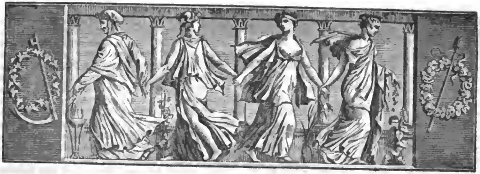
Hamburg. Während im ſogenannten alten und neuen Tivoli — zwei von Franzoſen oder Italienern etablirten Wirths-

Digitized by Google

häuſern vor dem Oſt- und Weſtthor der Stadt — ein großer Theil der promenirenden Einwohner ſich dem an ſich etwas ſonderbaren Vergnügen des Rutſchens (in Wagen nämlich, die auf eigends dazu erbauten Gerüſten von wellenförmig geſchweiftem Abhange durch einen ihnen gegebenen Stoß herab rollen und ſich im Sande auf der Ebene anhalten) hingiebt, einem Vergnügen, dem beſonders, wie es heißt, die Dame — es iſt Ton nämlich, daß ein Herr und eine Dame jedesmal den Rutſch machen — ſehr zugethan iſt, wiewohl, nach Verſicherung des einen oder andern Arztes, die durch ſolchen Rutſch beförderte Nervenvibration gerade dem weiblichen Körper am ſchädlichſten ſeyn ſoll; während die niedere Volksklaſſe ſich alltäglich gegen eine beliebige Schillings-Beiſteuer dem noch ſonderbareren Vergnügen überläßt, die Schnellläuferei zu begaffen, indem in mehr als einem Wirthshaus-Garten ein ſolcher Iltnkfuß den Garten an hundert Mal in wenigen Minuten umkreiſet, zuweilen auch mit einer gleichſam auf Gaſtläuferei reiſenden Schnellläuferin, wie etwa einer Demoiſ. Braun aus Berlin, in die Wette läuft, was dann dem Jan Hagel zu allerlei poſſierlichen Anmerkungen und eben nicht immer ſubtilen Calembourgs Anlaß geben mag; während die geſittetere, vornehme und gebildete Welt die prunkenden, zum Theil recht romantiſch liegenden Villen in näherer oder weiterer Entfernung um die Stadt herum, gegenwärtig vom ſchönſten Wetter begünſtigt, frequentirt; während alſo Jeder, gleichſam ſich abſondernd, der Natur oder ſich ſelbſt lebt: da dürfte der Feder eines Kunſtberichts, den die meinige Ihnen auch einmal geben möchte, wenig Stoff geboten werden. Aber auch das, daß es nämlich ſo iſt, hat ſein Intereſſe. Es ergiebt ſich daraus, wie gern in Maſſe die Bewohner mancher großen Stadt die Kunſt — in kleineren Orten weiß die Geſammtzahl oft gar nicht, was ſie mit dem Worte Kunſt für einen Begriff verbinden ſoll — nur als „aimable compagne" neben ſich her laufen läßt, und ſich das Prärogativ vorbehält, von dem Wege derſelben ab zu lenken und einen Nebenweg ein zu ſchlagen, ſobald auf demſelben eine Annehmlichkeit, oder Bequemlichkeit, oder ſonſt ein Sinnenkitzel anlockt. Die gute Dame Kunſt mag dann ſo lange allein ſchlendern, bis wieder die Zeit eintritt, wo entweder Bequemlichkeitshang, oder Neugier, oder wohl gar Langeweile, oder Alles dieß mit einander, die Geſammtmaſſe wieder anlockt, um zu ſchauen, wo die liebe Dame unterdeſſen geblieben iſt, und was ſie Pikantes auf zu tiſchen vermag. Bei andern Völkern von alten Zeiten war das anders — die Heilige war da die Beſchützerin der Hausgötter; ſich von der Kunſt und all den mit ihr im Einklang waltenden Wiſſenſchaften trennen, hatte ſich dort und damals mit dem Begriff von wirklichem geiſtigem Seyn des Menſchen ſchwerlich, ja zuverläſſig nicht vereinbart — doch was gehen der Maſſe die alten Zeiten auf claſſiſchem Boden weiter an, als daß etwa der Profeſſor philologiae unſern ſtudirenden Söhnen dieſelben aus dem Homer oder Vitruv zu commentiren hat? Wir leben in der neuen und neueſten Zeit auf modernem Boden. Die Kunſt muß uns amüſiren und unſerer Bequemlichkeit und dem faſt allgemein gewordenen Hange zum Schnell-Leben huldigen. In der Regel jagt jetzt ein Lebensgenuß den andern, wobei nicht ſelten jeder durch den mit ihm in Verbindung gebrachten Calcul, wie und woher der folgende Genuß zu holen ſey, eigentlich ſchon in ſeinem Entſtehen verkümmert wird. Selbſt viele, ja die meiſten Produktionen der Kunſt in unſern Tagen zeugen von dem, was ich Schnell-Leben benannte. Prüfen wir nur die Werke der Baukunſt. Oeffentliche neu errichtete Gebäude machen freilich zum Theil eine rühmliche Ausnahme von dem, was ich ſage: Privat-Gebäude ſelten oder nie. Es iſt wahr — ſchlank und blank erhebt ſich ein Pallaſt nach dem andern, dem es auch innen gewöhnlich an nichts fehlt, was die heut zu Tage geltende Bequemlichkeit fordern mag; allein ſie erheben ſich ſchnell — leicht — unhaltbar, und wenn man will, in Hinſicht auf Fleiß, Mühwaltung, eigentlichen Kunſtpreis, ſpottwohlfeil; ſo daß unſere Enkel aus ſolchen Gebäuden wohl erfahren werden, daß wir bauten, aber daß wir nicht für ſie bauten; denn wenn ſie geboren werden, ſtürzen jene Palläſte zuſammen, oder bedürfen doch fortwährender, oft ſehr koſtſpieliger Reparaturen. Iſt das recht? Ich will hier nicht die alten in halbgothiſchem Ungeſchmack aufgeführten finſtern, winklichen Gebäude unſerer Vorfahren als Muſter aufſtellen; keinesweges! und es iſt löblich, daß man ſeit einem Paar Jahrzehenden Alles anwendet, dieſelben hier nach und nach verſchwinden zu laſſen — aber es gab eine Zeit, wo man, wenigſtens in Hamburg, nämlich während und gleich nach dem dreißigjährigen Kriege, vortrefflich, zwar in gemiſchtem, doch keinesweges unedlem Styl, feſt, gleichſam für Jahrhunderte baute. Unſer Stadthaus und ein Theil der Häuſer in den im Catharinen-Kirchſpiel dem Bett der Elbe abgewonnenen Gaſſen geben Zeugniß davon. An den meiſten derſelben hat ſeit Jahrhunderten die Hand des Maurers nie nachbeſſernd rühren müſſen, welches bei neueren, ja bei den neueſten Gebäuden nicht ſelten nach einem Jahrzehend und früher ſchon höchſt nothwendig iſt. Doch wollen Einige und Mehrere unſere Fortſchritte in der Baukunſt gerühmt wiſſen. Ich widerſpreche ihnen nicht, aber ich gebe meine Anſichten und möchte doch der Meinung ſeyn, daß ſchnell, glänzend, leicht, auch wohl wohlfeil bauen, allerdings bauen heiße, daß aber der Architektur dadurch keinesweges im Sinne der Kunſt gehuldigt werde. — Manie, zu deutſch: Sucht, Verlangen, iſt nur potenzirter, wenn man will veredelter Trieb, reicht jedoch nicht zu dem hinan, was Kunſtſinn, Kunſtgefühl genannt werden muß. Eine Bemerkung, die ich zu dem voraus ſchicke, was ich im Allgemeinen über Muſik unter uns freimüthig ſagen möchte. Es iſt unläugbar, daß ſeit Jahrzehenden, und in den letzteren Jahren immer in ſteigendem Verhältniß, viel, ſehr viel, beſonders für Geſang, unter uns geſchehen iſt. Hamburg zählt Dilettanten, die ſich den erſten und beſten öffentlichen Sängern rühmlich zur Seite ſtellen dürften, ja die manches Männlein und Weiblein, die qua cantores die Conzert-Säle und Opern-Schaubühnen trillernd und gurgelnd durchwandeln, und ſich ihre Fertigkeit, nicht ihr Talent, oft ſehr theuer bezahlt zu machen wiſſen, hinter ſich laſſen. Mehrſtimmiger Geſang fängt ſeit einiger Zeit immer mehr an, ausgebildet zu werden — allein es iſt dies Alles immer nur das Streben einzelner und mehrerer vortrefflich Geſinnter, wahrhaft Gebildeter — es iſt nicht allgemeine Theilnahme da; ich meine nicht Theilnahme an der Ausführung, ſondern Theilnahme an dem Vorhandenſeyn dieſer Kunſtbildung; ich ſage, es iſt nicht allgemeine Freude, allgemeine Anerkennung ſolches Fortſchreitens Einzelner und Mehrerer unter uns vor zu finden. Die Muſik iſt bei weitem hier nicht Volksſache, nicht einmal Sache derer Aller, die mehr als irgend Andere auf höhere Bildung Anſpruch machen; denn man nimmt zu viele Dilettanten wahr, die auf halbem Wege, ja ſchon früher ſtehen bleiben, und ſich doch nicht ſelten für bedeutende Jünger der Kunſt betrachtet, wohl gar bewundert wiſſen wollen. — Daß viele Köche überhaupt den ganzen Brei verderben, iſt nicht bloß eine Wahrheit, die ſich auf die muſikaliſche Kunſtpflege, ſondern ungleich mehr noch auf die Schauſpielkunſt heutiges Tages anwendet. Jene Unzahl von Darſtellern, jene Menge von Federn, die Behufs der Sprachwerks- und Gliederthätigkeit ſolcher Darſteller ſchriftein, haben längſt den claſſiſchen Boden unſerer dramatiſchen Kunſt — wenn wir anders in der völligen Bedeutung des Wortes einen durchaus claſſiſchen Boden hatten — dermaßen durchſtampft, aufgekritzelt und aufgewühlt, daß ſich dadurch ein Abgrund öffnete, in welchen über kurz oder lang das Ungethüm hinein ſtürzen muß, welches heutiges Tages Schauſpielkunſt heißt. (Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 29. Juli. 120ſtes Blatt.

Donna Diana.

Der Spanier Auguſtin Moreto iſt bekanntlich der Verfaſſer der Comedia famosa, welche unter dem Titel „El desden col el desden" in Madrid aufgeführt wurde, und 1654 im Druck erſchien. Eben ſo bekannt iſt es, daß Moliere in ſeiner „Princesse d'Elide" den Stoff, doch nur ſehr im Allgemeinen und oberflächlich, benutzt hat; daß Gozzi ihn mit aller italieniſchen Feinheit und Zartheit unter dem Titel: „Principessa filosofa o il contraveneno" (das Gegengift) bearbeitet, und daß Weſt (Schreivogel), ihn und Moreto zugleich benutzend und zuſammenſchmelzend, ſein Meiſterwerk „Donna Diana" zu Stande gebracht hat. Weniger bekannt möchte aber wohl ſeyn, daß Le Sage — dem wir, außer dem Gil-Blas, noch ſo viel urſprünglich Spaniſches zu verdanken haben, was er in ſeine Romane und Luſtſpiele niedergelegt, aufbewahrt und gerettet hat — auch den Inhalt der „Donna Diana" faſt wörtlich als Novelle, im „Bachelier de Salamanque", im 12ten und 13ten Capitel des 4ten Buches, benutzt und übertragen hat. Die wenigen angebrachten Veränderungen ſind unbedeutend; nur eine einzige dürfte als weſentlich an zu ſehen ſeyn. Anſtatt des Perin wird der Cynthia (Diana) Mädchen, Laura, als das Werkzeug eingeführt, deſſen ſich Alvarada (Don Ceſar) bedient, Cinthia allmählig zu gewinnen. Selbſt das Feſt mit den farbigen Schleifen wird genau und umſtändlich beſchrieben. Zur Vergleichung wollen wir die kurze Erzählung mittheilen Le Sage läßt dieſelbe von dem Bachelier de Salamanque, Don Cherubin de la Ronda, vortragen, ſo auch wir.

Don Andreas de Alvarado und Donna Cinthia de la Carrera.

Ich machte in Mexico Bekanntſchaft mit Don Andreas de Alvarado, dem Urenkel des berühmten Alvarado, deſſen die Geſchichte der Eroberung von Mexico ſo ehrenvoll erwähnt. Wir wurden die vertrauteſten Freunde.

Als ich ihn eines Tages beſuchte, fand ich ihn auf ſeinem Sopha von Chinaſeide ſo in Gedanken liegen, daß er meinen Eintritt nicht bemerkte. Ich blieb eine Zeit lang vor ihm ſtehen; er war ganz in ſeinen Betrachtungen vertieft, ſah mich mit großen offenen Augen an, ohne zu wiſſen, daß ich im Zimmer war, glaubte ſich allein und ſprach mit ſich ſelbſt die Worte: „Sie wird mich noch raſend machen!" Nach dieſem Ausruf ſchien er ſich zu beſinnen, bemerkte mich, ſchlug ein lautes Gelächter auf und ſagte: „Freund! ſind Sie es? wie überraſchen Sie mich! Haben Sie auch gehört, was ich eben ſprach? Ich glaube, ja; und weil Sie doch etwas wiſſen, ſo ſollen Sie Alles erfahren. Hören Sie mich an: ich liebe, liebe bis zur Raſerei ein Frauenzimmer, das mich zur Verzweiflung bringt."

„Wer iſt denn", nahm ich das Wort, „die Grauſame, die Undankbare, über die Sie ſich beſchweren?" — „Es iſt", erwiederte er, „Donna Cinthia de la Carrera, die Tochter des Canzlei-Raths Don Joachim de la Carrera. Sie haben ſie noch nie geſehen, und ich habe zu meinem größten Unglück ihre Bekanntſchaft machen müſſen. Sie iſt über alle Vorſtellung reizend; aber es bleibt mir nicht die geringſte Hoffnung, ihr je zu gefallen. Don Bernard de Croſeo und Don Julian de Martara bewerben ſich um ihre Hand; zwei junge Herren von ausgezeichneten Verdienſten und Gaben." — „Ich verſtehe Sie, Freund!" unterbrach ich ihn; „dieſe Nebenbuhler ſind Ihnen im Wege; ihre Bewerbungen erſchweren die Ihrige. Sie haben Ihnen den Rang abgelaufen." — „Das nicht", entgegnete

Digitized by Google

Alvarado. „Sie ſind es nicht ſo ſehr, die ich fürchte, als Cinthia ſelbſt, als ihren ſeltſamen Charakter, ihre ſonderbaren Grillen. Sie iſt ſo ſtolz, ſo ſehr von ſich eingenommen, daß ſie der feſten Meinung iſt, auf der ganzen Welt finde ſich kein Mann, der ihrer Aufmerkſamkeit werth ſey; viel weniger, der ihr Herz gewinnen könne. Spricht man von Liebe vor ihr, ſo wird die Grazie zur Furie. Ihr Vater, Don Joachim, würde es ſehr gern ſehen, wenn ſie ſich vermählte; er will ſie aber nicht zwingen, und findet ſie ſo ganz entſchloſſen, ledig zu bleiben, daß er es nicht wagt, ihren Starrſinn zu bekämpfen, und ein Wort vom Eheſtand fallen zu laſſen. Sollten Sie glauben, daß man es ſchon ihrem Zimmer anſieht, wie widerwärtig ihr die Liebe iſt! Alle Gemälde ſtellen Frauen vor, die dem Amor Hohn geſprochen haben; eine Daphne, die vor Apollo flieht; eine Arethuſe, welche ſich lieber in einen Fluß verwandelt ſieht, als der Liebe des Alpheus Gehör zu geben. Mit einem Worte: Alles was ſie umgiebt, ſpricht ihren Haß gegen die Liebe aus.“ — „In der That“, ſagte ich, „ſchildern Sie mir etwas ganz Ungewöhnliches, und ich habe Mühe, mich zu überreden, daß Sie von Mexico ſprechen, wo dergleichen Geſinnungen weniger als ſonſt irgendwo zu Hauſe ſind. Nun, ich kann mir denken, wie übel Sie mit dem Geſtändniſſe Ihrer Liebe bei ihr werden angekommen ſeyn.“ — „Ich habe ſie ihr noch nicht entdeckt“, erwiederte Don Andreas; „und offenherzig geſagt, ich weiß noch nicht einmal, wie ich mich dabei benehmen werde. Spreche ich, ſo iſt mein Schickſal entſchieden, und ihr Stolz wird mir augenblickliches Schweigen auferlegen; ſchweige ich, ſo iſt die Ungewißheit meines Schickſals eine noch größere Pein für mich. Sie ſehen“, fuhr er fort, „in welcher Verlegenheit ich mich befinde; ſagen Sie mir, beſter Freund, was würden Sie an meiner Stelle thun? — welche Partei würden Sie ergreifen?“ — „Ich? die äußerſte. Statt dem Götzen Weihrauch zu ſtreuen, ihrem Stolze zu ſchmeicheln und zu huldigen, würde ich mich gleichgültig ſtellen, würde Hohn mit Hohn erwiedern, noch mehr als ſie mich gegen die Liebe erklären, und ſie mit ihren eigenen Waffen ſchlagen, ſie in ihren eigenen Schlingen fangen. Was ſagen Sie zu dieſer Taktik? Sie finden ſie vielleicht ungereimt —?“ — „Nichts weniger“, rief Don Andreas; „ſie hat meinen ganzen Beifall, und zum Beweiſe entſchließe ich mich, von Stund' an dieſe Rolle bei Cinthia zu ſpielen. Es kommt mir vor, als werde ich mich gut darin zu finden wiſſen, obſchon ich mir Zwang auferlegen muß. Wir wollen ſehen, wie die Liſt anſchlägt. Ich beſuche ſie noch heut, und morgen lege ich Ihnen Rechenſchaft von dem Erfolg ab.“

Wir verließen uns nun, und am andern Tage trat Alvarado in mein Zimmer. Ich war eben ſo ungeduldig zu hören, was vorgegangen, als er, es mir zu erzählen. „Don Cherubin“, ſagte er mit heiterer Miene, „es ſoll mich Alles täuſchen, wenn unſer Anſchlag nicht gelingt. Als ich geſtern zu Cinthia ging, begegnete mir im Vorzimmer ihre Kammerfrau Laura, die ich bereits durch Geſchenke und Verſprechungen in meinen Vortheil gezogen hatte. Ich theilte ihr den Operationsplan mit, und ſetzte ihr die Art und Weiſe meines künftigen Benehmens bei ihrer Dame aus einander. Sie fand Alles ganz vortreflich. Laura (fuhr er fort) begnügte ſich nicht damit, meiner Kriegsliſt ihren Beifall zu geben; ſie verſprach mir ihre Mitwirkung und ihren Beiſtand; und ich baue ſehr auf dieſen Bundesgenoſſen, denn Laura iſt ein Mädchen von vielem Verſtande, und ganz für Intrigue geſchaffen.“ — „Aber“, fragte ich, „ſahen Sie geſtern, ſprachen Sie Cinthia nicht?“ — „Freilich“, erwiederte er; „ich war in ihrem Zimmer, wo ſie ſich mit einigen Damen unterhielt. Auch Don Bernard de Croſco war zugegen. Es war eben vom Eheſtand die Rede. Ich miſchte mich in's Geſpräch. Don Bernard hielt dieſem Stande die glänzendſte Lobrede, pries ihn über Alles hoch, ſetzte das Glück aus einander, das er gewähre, und nannte es das höchſte Lebensglück. „Was geht“, rief er aus, „über die Wonne zweier zärtlichen Gatten!“ — Die Tochter Don Joachim's war, wie man denken kann, entgegengeſetzter Meinung; ſie behauptete, es gäbe keine unglücklichere Lage als die zweier Galeeren-Sklaven, die zuſammen an das Ruder der Eheſtands-Galeere geſchmiedet ſind; ſie ſchaudere ſchon, wenn ſie daran denke. — „Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, Donna!“ ſagte ich, ihr in's Wort fallend. „Ich kann mir kein elenderes, traurigeres Loos denken, als das zweier Eheleute, die an demſelben Joche ziehen; ſo lange ich zu denken und zu überlegen vermag, betrachte ich den Eheſtand, wie die Liebe, mit wahrem Abſcheu; ja wie die Liebe, denn ſie iſt es gewöhnlich, die uns in Hymens Feſſeln legt.“

Die ganze Geſellſchaft brach in ein lautes Gelächter über meine Rede aus. „Wie, Don Andreas“, redete mich eine Dame an; „alſo ſind Sie ein abgeſagter Feind unſers Geſchlechts?“ — „Nichts weniger, Donna; machen Sie mich nicht ſtrafbarer, als ich es bin. Gott verhüthe, daß ich die Schönen, daß ich das ſchöne Geſchlecht haſſe! ich achte und verehre es über Alles; mehr aber darf es ſich von mir nicht verſprechen, mehr hat es von mir nicht zu erwarten. Ich will keine Schöne lieben und von keiner Schönen geliebt ſeyn.“ — „Was?“ — nahm Donna Cinthia hier das Wort — „wenn ein ſchönes Frauenzimmer es ſich einfallen ließe, ein Auge auf Sie zu werfen, ſollte es Gefahr laufen, in Ihnen einen Gleichgültigen, einen Undankbaren zu finden?“ — „Ja, Donna; zweifeln

Digitized by Google

Sie nicht daran; die ſchöne Dame würde ſich dem Verdruſſe ausſetzen, allein zu lieben — ſollte ſie auch ſo liebenswürdig ſeyn, als Sie!"

Bei dieſen Worten, die ich mit kaltem Ernſt ausſprach, und bei deren Anhörung Cinthia nicht ganz gleichgültig zu bleiben ſchien, erhob die Geſellſchaft ein neues Gelächter. — „Meine Damen", ſagte Cinthia, „Sie ſehen, daß Alvarado offen zu Werke geht, und uns nicht hintergehen will; er ſpricht deutlich und wir wiſſen, woran wir mit ihm ſind." — „Don Andreas" — redete mich hier eine der Damen an, welche bis jetzt noch nicht geſprochen hatte — „ſuchen Sie mit ſich ſelbſt zurecht zu kommen, und ſich aus Widerſprüchen heraus zu ziehen: haben Sie nicht oft und gern den Damen glänzende Feſte gegeben? folgt daraus nicht, daß ſie gegen ihre Reize nicht ſo unempfindlich ſind, wie Sie es uns glauben machen wollen?" — „Das beweiſt nicht", gab ich zur Antwort, „daß ich ſie liebe; es läßt ſich daraus nur ſchließen, daß ich artig und galant gegen ſie bin, und die Pflicht eines wohlerzogenen Cavaliers kenne und ausübe. So weit geht meine Lebensart, ich geſtehe es gern; aber ich bin weit entfernt, mich von ihnen hinreißen zu laſſen oder ihnen gefallen zu wollen."

„Da haben Sie, Freund", fuhr Alvarado fort, „was ſich geſtern bei Donna Cinthia zugetragen hat, und um Ihnen zu ſagen, was ich denke, ſo kam es mir vor, als bemerkte ich in Cinthia's Blicken einen geheimen Verdruß über meine Aeußerungen, die ſie für die Ausforderung eines Mannes hielt, der ſich die Macht anmaßte, der übrigen zu widerſtehen. Doch will ich nicht behaupten, daß ich mich hierin nicht auch geirrt haben könnte. Ich bin weit entfernt, meiner Sache gewiß zu ſeyn; im Gegentheil beſorge ich recht ſehr, mich zu irren; und vielleicht wird die Gleichgültigkeit, die ich heuchle, nur dazu dienen, mich in den Augen der Stolzen noch tiefer herab zu ſetzen." — „Nein", ſagte ich, „nein, mein Freund, ich bin anderer Meinung, und ſo gut als überzeugt, daß Cinthia, um für ihre verletzte Eitelkeit ein Opfer zu finden, Alles verſuchen wird, Sie an ſich zu feſſeln."

(Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

La Fontaine, den Alles amüſirte, oder beſſer zu ſagen, der aus Allem Amuſement zu ziehen verſtand, wie ein Kind, ſagte von Plato:

„C'est le plus grand amuseur du monde."

Was ſagen Platon's Ueberſetzer und Commentatoren zu dieſem Lobe?

Voltaire ſagt von der Geſchichte Joſephs im erſten Buch Moſe: „Dieſer Abſchnitt der Bibel hat von jeher für eine der ſchönſten Darſtellungen des Alterthums gegolten; im ganzen Homer finden wir nicht ſo etwas Rührendes — ſelbſt Hectors Abſchied von der Andromache ſteht nach. Es iſt die älteſte und vollkommenſte Wiedererkennungs-Scene in allen Sprachen der Welt."

Friedrich der Große antwortete einſt einem engliſchen Geſandten an ſeinem Hofe, der von der großen Menge Rechtsgelehrten in England ſprach: „Ich wünſchte ſie ſämmtlich in meinen Staaten zu haben." — „Weswegen, Sire?" — „Um der bürgerlichen Geſellſchaft den wichtigſten Dienſt zu leiſten, der in meiner Gewalt ſtände." — „Wie ſo?" — „Ich würde die eine Hälfte aufknüpfen laſſen, um der andern zur Lehre zu dienen."

Th. Laurin.

Fragment eines ländlichen Hochzeit-Gedichts.

Es iſt doch eine gute Zeit,
Wenn endlich man ſein Liebchen freit!
Da ſieht, nach langem Harren, Hoffen,
Das junge Paar den Himmel offen,
Aus welchem Amor, ſchönbekränzt,
Im Roſenlicht mit Hymen glänzt.

Es iſt doch eine gute Zeit,
Wenn man einander hat gefreit!
Denn da beginnt ein neues Streben;
Den Mann treibt's fort in's thät'ge Leben,
Daheim die fleiß'ge Hausfrau ſpinnt,
Zu mehren, was der Mann gewinnt.

Doch dauert dieſe ſchöne Zeit
Auch immer, wenn man hat gefreit?
Scheint alle Tage wohl die Sonne?
Lebt man wohl ſtets in Eh'ſtandswonne?
Und ſtört nie eine Kleinigkeit
Den Frieden und die Heiterkeit?

Wie fängt man's an, wenn man gefreit,
Daß immer herrſcht Zufriedenheit?
Ich dächte ſo: Es muß vor Allen
Dem jungen Paar ein Spruch gefallen;
Er heißt: „Auf Gottes Beiſtand trau',
Arbeite brav, und leb' genau!"

Zum Andern: wenn man hat gefreit,
Gilt dieſe Regel jederzeit:
„Was Einer will, daß ihm geſchehe,
Thu' er dem Andern!" — Nach der Höhe
Soll ſtreben weder Mann noch Weib;
Die Bibel ſagt: „Sie ſind ein Leib!"

Zum Dritten: wenn man hat gefreit,
Erhält nichts mehr die Einigkeit,
Als treu die zehn Gebote ehren.
Das ſechste giebt gar gut' Lehren;
Das zehnte viel Moral enthält,
Brauchbar und nützlich in der Welt. — —

Wie manches ſtädtiſche Hochzeit-Gedicht ſagt, bei vielem Wortgeklingel, nicht halb ſo viel, und ſagt es nicht halb ſo gut! S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburg (Fortſetzung.) Der wahrhaft äſthetiſch Gebildeten giebt es — und wohl faſt aller Orten in Deutſchland — zu wenig, als daß durch ſie ein geläuterter Geſchmack ſofort hergeſtellt werden könnte, und wenn ſie es vermöchten, ſo iſt das ein ärgerliches Kampf mit dem Rohen und Gemeinen; ein langwieriger, hartnäckiger Kampf, der keineswegs einen baldigen, glorreichen Sieg verſprechen dürfte. Hauptſächlich wohl aus dieſem Grunde feiern unſere beſten Köpfe für die Abfaſſung dramatiſcher Kunſtwerke, und die wenigen nach Schröder's, Fleck's und Iffland's Tode uns noch gebliebenen recitirenden Schauſpieler ſtehen, ungeachtet ihres Talents, ihres Berufs, ihres angewendeten Fleißes, ihrer zum Theil bewundernswürdigen Leiſtungen, an der ſchwarzen Klippe gänzlichen Vergeſſenſeyns, lebend und doch eigentlich nicht lebend, inmitten ihrer Zeitgenoſſen; vielleicht das Entſetzlichſte, was dem Mimen im Leben begegnen mag. Früher gab es zwei, höchſtens drei Bühnen in Deutſchland, an denen etliche wahrhafte Künſtler und Künſtlerinnen als glänzende Muſterbilder die mimiſche Kunſt heiligten, und nur dann und wann, zwei, drei Mal in ihrem Leben, eine andere Bühne, mehr der Kunſt als ihrer ſelbſt wegen, als Gaſt beſuchten, ſich dazu mit Ernſt, Umſicht, Eifer, Beſcheidenheit anſchickten — jetzt ziehen von Strelitz und dem Pommerlande bis zu den böhmiſchen Wäldern, von einem halben Schock Gerüſten, die man mit dem Namen Theater belegt, eine Schaar gaſtirender Künſtler durch ganz Deutſchland, von Weſten nach Oſten und von Süden nach Norden, um oft in den kraſſeſten Ausgeburten, die den Namen Melodram, Luſtſpiel, Tragödie, und wohl gar Vaudeville führen, ihre vollendete Meiſterſchaft den Augen derer, die noch das Schauſpielhaus beſuchen — in Hamburg gab's in den letztverwichenen Monaten der Beſucher blutwenig — und der geweihten Feder der Theater-Correſpondenzler vor zu legen; welche Letztere dann nichts Eifrigeres auf der weiten Erde zu thun wiſſen, als dem göttergleichen Spiele der Madam X aus Y, oder der elenden Couliſſenreißerei des Hrn. Z aus Tz in gewiſſen Tageblättern vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo daß die heilige Kunſt, ſo der Reiſenden wie der Kritiſirenden willen, ſchamerröthend nicht weiß, wohin ſie die züchtigen Blicke wenden ſoll, ob des Hohnes, der ihr vor allem Volke, das es doch nicht beſſer haben zu wollen ſcheint, in's Angeſicht gelacht wird. Für den ernſten, fleißigen, *beſcheidenen* Prieſter, für die beſonnene, kunſtempfindende, den Zweck veredelnde Außendinge haſſende und verſchmähende, für die *keuſche* Prieſterin Thaliens und Melpomenens iſt ſolche Zeit eine höchſt betrübende, niederſchlagende, vernichtende! Ein *Halbtalent* mag in ſolcher Zeit, immer und überall nur dem Gebrechlichen verwandt, ſeine Rechnung finden — das *wahre Talent* muß ſeufzen, klagen, weinen, vielleicht verzweifeln. Es iſt bekannt, daß es eine Periode gab, wo der Bühnenſpieler in Deutſchland von der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen war; wo er mit ſeines Gleichen keinen Stand, ſondern gleichſam nur eine verworfene Caſte bildete. Dieſe Grauſamkeit hat aufgehört, aber hat wahre verfeinerte Cultur oder bloße Abgeſchliffenheit im geſelligen Leben dieſe Veränderung bewirkt? Es ſey dies dahin geſtellt; doch nicht zu leugnen iſt, daß eine andere Grauſamkeit an die Stelle derſelben getreten iſt, die freilich wohl auf die ſtaatsbürgerliche Geſellſchaft keinen ſo tadelnden Vorwurf bringt, wie jene, die aber deshalb für den wahrhaften Künſtler nicht minder peinigend, ja vielleicht noch weit peinigender iſt, als jene: ich meine nämlich, daß im Allgemeinen der *wahre Künſtler* in der *Kunſtwelt* ſich nicht auf *dem* Standpunkte von der Geſellſchaft als gültig anerkannt ſieht, auf welchen er durch ſein Talent, ſeinen Eifer, ſeinen Fleiß geſtellt zu ſeyn berechtigt iſt, indem man es duldet oder doch gleichgültig zugiebt, daß der Mittelmäßige, der Poſſenreißer, der frivole Theaterſpieler — ſolch Einem gebricht es heut zu Tage eben nicht an dazu nöthiger Keckheit, die der Frechheit ſo ähnlich ſieht, wie ein Waſſertropfen dem andern — ſich denen Wenigen gleich geſtellt wiſſen will, die nach wahrer Meiſterſchaft in der Kunſt ſtreben. Das iſt hart! ſehr hart für dieſe Letzteren! Es iſt denkbar, daß ein wahrhafter Künſtler über Hintanſetzung als *Individuum* im *bürgerlichen Leben* ſich, ſtill leidend, durch die Begeiſterung, die ihm die heilige Muſe einflößt, tröſten kann; Hintanſetzung als *Künſtler* in der *Kunſtwelt* muß ihm eine künſtleriſche Agonie — Tod bei lebendigem Leibe zuziehen. Verloren geht er für die Kunſtwelt nicht ſelten dann, wo er in der beſten Kraft iſt, das Herrlichſte für dieſe Welt zu leiſten; ein moraliſcher Todſchlag wird an ihm begangen — die Muſe verhüllt weinend das Angeſicht und der Moraliſt hat dann eine Theſis mehr, um zu beweiſen, daß Irdiſches vergänglich iſt. Oder wäre dem *nicht* ſo? Wären alle diejenigen, die als mimiſche und recitirende Künſtler und Künſtlerinnen ſich produziren, mit einander gleichermaßen vollendeter Meiſterſchaft in den Augen und vor den Ohren des geſammten Volkes gewiß, ſo daß dieſe Geſammtheit das alleinige unter ſolchen Umſtänden beinahe ekelhafte Zeichen ihrer gebührenden Anerkennung, das Herausrufen und Bravo-Geklatſch in geziemend gleiche Portionen theilt, und jedem Producenten ſeinen Part verabfolgen, oder wie das hie und da auch wohl der Fall ſeyn mag, ſie Alle ſammt und ſonders vor leeren Bänken ſpielen läßt, und ſich den Kuckuk um dramatiſche Kunſt kümmert, da es ja doch einmal von geſcheidteren und den geſcheidteſten Leuten unverhohlen verlautet, *daß es dermalen mit der dramatiſchen Kunſt* — *Nichts* ſey? — Allein in dem einen, wie im andern Falle — und *einer* dieſer beiden Fälle wird doch hier unbedingt gelten müſſen — wird der dramatiſchen Kunſt unter uns wenig Segen bereitet, auch dann nicht, wenn man ihr aus ſcheinbarer Nothwendigkeit, oder aus ökonomiſchen oder andern Bequemlich- und Annehmlichkeits-Rückſichten — einen neuen Tempel errichtet, an deſſen äußerer und innerer Vortrefflichkeit als Gebäude zwar durchaus nicht vorlaut oder vorahnend zu zweifeln ſeyn darf; der aber, bei ſolchen dem ſinnigen Beobachter ſich gewaltſam vor das geiſtige Auge drängenden Anſichten über jetzige dramatiſche Kunſt und Kunſtleben, wenn er nun da ſteht, mit denen, die ihn im eigentlichen Sinne zu bewohnen und ſeines Altar-Feuers wahr zu nehmen haben, ausrufen dürfte: „Wir wiſſen wohl, was wir ſind, aber nicht, was wir werden ſollen!" — Der Ausſpruch: „Wenn die Kunſt irgendwo fiel, ſo fiel ſie immer nur durch die Künſtler!" iſt eine ausgeſprochene Wahrheit, die zwar nicht unbedingt ab zu leugnen iſt, die aber meines Erachtens etwas Schreiendes hat. Buchſtäblich kann ſie ohnehin nicht genommen werden!

(Der Schluß folgt.)

Die Markgräfin von Ansbach läßt in ihren Memoiren den bekannten Humoriſten de Bièvre in Teltdorf ſterben, da er angeblich in Spa geſtorben ſeyn ſoll. Es wäre ſchade, wenn die Markgräfin Recht hätte! — es würde dann um ſein letztes Bonmot geſchehen ſeyn. Er ſoll kurz vor ſeinem Ende geſagt haben: „Adieu, mes amis, je m'en vais de ce pas (de Spa)!" (Pandore.)

Die Afrikaner ſind auch in New-York verachtet. Man nennt ſie dort nicht anders als Smoke-Beefs (geräucherte Ochſen). (Pandore.)

Beilage: Vignetten-Abdrücke aus dem dritten Heft der „Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe zu haben bei F. W. Gubitz."

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 31. Juli. 121ſtes Blatt.

Klagelied.

Wie wird jetzt von weinenden Bübchen
Gezittert ſo viel und gezagt,
Und übee die falſchen Liebchen
So viel geſeufzt und geklagt!
Denn wo jetzt Lieder erklingen,
So erd- als himmelwärts,
Da hör' ich auch immer nur ſingen
Von raſendem Liebesſchmerz.

Die vielen betrübten Geſchichten,
Ich wette, ſind Lug nue und Teug;
D'rum kann ich wohl auch 'mal bedichten
Die Wunden, die Liebe mir ſchlug.
Vielleicht noch dieſelbe geblieben
Iſt ſie, vielleicht mir noch treu:
Doch kann ich ſie, ach! nicht mehr lieben,
Sie blieb mie leidee nicht neu.

Das iſt's, was gleich ſpitzigen Meſſern
Duech's Heez nun ſchneidet und ſticht;
Doch kann ich's leider nicht beſſern,
Erzwingen läßt Liebe ſich nicht.
Ach, wie beneid' ich die Bübchen,
Verzweifelnd, gebeugt und betrübt,
Und Jene, die ſich am Liebchen,
Dem falſchen, zu Tode geliebt!

So ſeufz' ich gegen die Sterne,
Ein echt dramatiſcher Held:
Und winkte nicht Hoffnung von ferne.
Gäb's Mädchen nicht mehe auf der Welt,
Und öffnete nicht ſich der Liebe
Vielleicht noch wiedee mein Heez:
Ich wüßte nicht, wo ich bliebe
Vor grimmigem, raſendem Schmerz!

E. Langrehr.

Donna Diana.

(Schluß.)

Und ſo geſchah es. Denn als gleich nachher Alvarado an dem Ort ſich einfand, wohin ihn Lauea zu einer Zuſammenkunft beſtellt hatte, erfuhr er von ihr, daß ihe Feäulein in die Schiinge gegangen war. „Ja, Don Andreas", rief ſie ihm entgegen, „Sie haben gut manövrirt; Cinthia's ganzee Stolz iſt rege geworden. Sie hat ihe Herz gegen mich erleichtert. Sie kann Ihnen Ihee Unempfindlichkeit um keinen Preis verzeihen, und ſieht ſie als eine harte Beleidigung an. Verlaſſen Sie ſich auf mich; glauben Sie, was ich Ihnen ſage: Cinthia iſt entſchloſſen, nichts unverſucht zu laſſen, um über Sie zu ſiegen. Sie hat die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht: ich habe ſie vor Wuth ſeufzen und ſtöhnen gehört; ſie iſt tief gekeänkt, daß Sie es haben wagen dürfen, der Gewalt ihrer Augen Teotz zu dieten. — Ader Donna — ſo habe ich zu ihr geſpeochen — weichen Grund haben Sie, ſich über Don Andeeas zu beklagen? können Sie es ihm veraegen, daß er ſo als Mann denkt, wie Sie als Feau? Er iſt ja nicht mehr zu tadeln, gieichgültig gegen weibliche Reize zu ſeyn, als Sie es ſind, den vollkommenſten Männern ſchnöde zu begegnen! — Nimm ſeine Partei nicht, erwiederte Cinthia; ſuche nicht ihn zu entſchuidigen, liebe Lauea: ich verabſcheue ihn, und weede nicht eher ruhen, bis ich den wilden, kieſelherzigen Mann zu meinen Füßen und vor Liebe ſterben ſehe. Ich gäbe alle Schätze der Welt, wenn ich ſie beſäße,

Digitized by Google

um dieſe Wonne zu haben. — Sie erſehen wohl aus dem, was ich geſagt habe", fuhr Laura fort, „daß Cinthia alles Mögliche in's Werk ſetzen wird, was Ihre Liebe entflammen kann. Richten Sie ſich danach, und ſeyn Sie verſichert, daß Sie Alles hoffen können, wenn Sie auf dem Wege fortfahren, den Sie eingeſchlagen haben, und ſich bis an's Ende gut verſtellen. Ich verlaſſe Sie, Don Andreas, und eile zu meinem Fräulein. Kommen Sie Abends um ſechs Uhr wieder in dieſes Haus. Vielleicht habe ich Ihnen eine angenehme Botſchaft zu bringen, oder wenigſtens etwas Neues zu melden."

Als nun Alvarado ſich pünktlich eingeſtellt hatte, fand er ſchon Laura, und erhielt von ihr die Weiſung, auf ſeiner Huth zu ſeyn. „Meine Gebieterin", ſagte ſie, „ſchickt ſich an, auf Ihr Herz einen entſcheidenden Angriff zu thun; ſie wird ihre ſtärkſten Waffen gegen Sie richten. Wir ſind, wie Sie wiſſen, im Faſching. Auf Morgen Abend hat ſie einen Sarao *) eingerichtet, den ſie bei ſich geben wird. Alles iſt beſtellt und abgekartet, daß Sie Beide Schleifen von derſelben Farbe erhalten. Sie hat ſich's vorgeſetzt, Sie durch die Macht ihrer Blicke zu bezaubern. Sie will Alles in Anregung bringen, und hält ſich ſelbſt für unwiderſtehlich. Laſſen Sie ſich von der Syrene nicht berücken, die keinen andern Zweck hat, als Sie in ihr Netz zu verleiten, und dann mit Hohn, Spott und Verachtung zu ſtrafen, ſo bald Sie ſchwach genug ſind, ſich beſiegen zu laſſen. Seyn Sie auf Ihrer Huth gegen ſie, aber auch gegen ſich ſelbſt. Ich fürchte, ich fürchte, Sie laſſen ſich in einem ſchwachen Augenblicke von Freude und Liebe hinreißen, und verrathen ſich in Ihrem Spiel." — „Fürchte nichts, liebe Laura", erwiederte Don Andreas; „ich will mich ſchon zuſammen nehmen; Du haſt mich gewarnt, das iſt hinreichend, und ich werde ihre Abſicht vereiteln. Laß mich nur machen; ich hoffe, die ſtolze Cinthia ſoll ſich in der Falle fangen, die ſie für mich aufgeſtellt hat."

Nachdem Alvarado ſich mit Laura beſprochen, kam er zu mir und ſtattete ſeinen Bericht ab. Wir freuten uns Beide über die günſtigen Ausſichten. Donna Cinthia ihrerſeits brütete über ihren Plan. Sie dachte mit Gewalt das Herz eines Mannes zu erobern, der es gewagt hatte, ihr zu widerſtehen, und von dem ſie durchaus geliebt ſeyn wollte. Der Sturm wurde auf den folgenden Abend feſtgeſetzt; die Breſche ſollte bei'm Sarao geſchoſſen werden. Sie ſchickte den Damen, die am Feſte Theil nehmen ſollten, Einladungs-Karten. Unter den jungen Herren, welche eingeladen wurden, befanden ſich Don Bernardo und Don Julian, worüber Keiner froher war, als Don Joachim, welcher ſich nun mit der Hoffnung ſchmeichelte, ſeine Tochter werde ſich für einen von Beiden erklären. Don Andreas bekam, wie man leicht denken kann, auch eine Karte, und als die Stunde ſchlug, wo der Sarao ſeinen Anfang nahm, fand er ſich in einer galanten Verkleidung ein, geſtimmt und vorbereitet, ſeine Rolle gut zu ſpielen.

Sobald er in den Saal getreten war, überreichte ihm das Frauenzimmer, welches die Schleifen unter die Männer austheilte, eine von grüner Farbe. Er ſteckte ſie an die Bruſt, und ſuchte nach der Dame, welche eine ähnliche trug, wohl wiſſend, daß es Cinthia ſeyn würde. Er ſtellte ſich fremd und überraſcht, als er auf ſie zutrat, und ſprach mit Anſtand und Höflichkeit: „Donna, ich rechne dieſen Tag für den ſchönſten meines Lebens, weil er mir das Glück gewährt, der Begleiter der reizenden Cinthia zu ſeyn." — „Freuen Sie ſich nicht zu ſehr über das Loos, das Sie getroffen", erwiederte ſie; „ſehen Sie vielmehr auf die Gefahr, die Ihnen droht, und zittern Sie. Ein feindſeliges Geſchick hat Ihnen diejenige zugewandt, die Ihnen kein Gehör geben wird; mit jeder Andern würden Sie beſſer gefahren ſeyn, und mehr Erwiederung gefunden haben, als bei mir; Sie würden gefallen, Sie würden geſiegt haben; bei mir finden Sie keine Lorbeeren ein zu erndten. Ja, ich will noch weiter gehen, und ganz offenherzig ſprechen. Sollte es Ihnen zu Ihrem Unglück einfallen, ſich in mich zu verlieben, ſo wiſſen Sie hiermit, daß ich Sie mit der äußerſten Strenge behandeln werde. Rechnen Sie auf meine ganze Grauſamkeit und Härte!"

„Sie glauben", erwiederte Don Andreas, „mir Furcht ein zu jagen: aber haben Sie denn ſelbſt nichts zu fürchten? wird Ihr Stolz dem meinigen nicht weichen; werden Sie" — fuhr er mit zunehmender Zärtlichkeit und Empfindung fort — „von meinen Leiden nicht gerührt ſeyn, wenn ich, mich der Freiheit bedienend, die der Sarao giebt, Sie von Liebe zu unterhalten, Ihnen den traurigen Zuſtand ſchildern werde, worin mich Ihre Härte verſetzt? Ja, ſchöne Cinthia, hören Sie mein Bekenntniß. Mein Herz wird von tauſend Flammen verzehrt. Ich brenne vor Liebe, ich brenne für Sie!" — Mit dieſen Worten küßte er ihre Hand mit Entzücken. „Alvarado", ſagte die Dame,

*) Sarao iſt eine der Faſtnachts-Luſtbarkeiten. Die Geſellſchaft beſteht aus jungen Leuten beiderlei Geſchlechts, verkleidet, aber unmaskirt. Ein bejahrtes Frauenzimmer ſitzt am Eingang des Saales vor einem Tiſche, hat einen Korb mit ſeidenen Schleifen von verſchiedenen Farben vor ſich ſtehen, und reicht jeder Dame bei'm Eintritt eine derſelben auf's Ohngefähr hin. Ein zweites Frauenzimmer, gegenüber, macht es mit den eintretenden jungen Herren eben ſo. Jetzt ſucht Jeder im Saal die Dame auf, deren Farbe mit der ſeinigen überein kommt, erklärt ſich zu ihrem Ritter und verläßt ſie keinen Augenblick, bis der Sarao zu Ende iſt. Es iſt ihm geſtattet, ihr ſein Liebesgeſtändniß aus zu ſprechen, ohne daß ſie es hindern oder übel nehmen darf. Der Sarao ſchließt mit Tanz, und giebt oft zu wirklichen Liebesverbindungen Anlaß.

indem ſie ihre Hand ſanft zurückzog, und ihn von ſich entfernte; „Sie widerſprechen ſich ſelbſt, Sie zeigen ſich mir in einer Geſtalt, und drücken ſich auf eine Art aus, die mich glauben machen muß, daß Sie mich lieben, obſchon Sie mich bis jetzt glauben machen wollten, Sie liebten mich nicht. Alvarado, erinnern Sie ſich an meine Worte, an mein Verſprechen, Ihre Seufzer mit Hohn und Verachtung zu erwiedern!“ — „Nicht alſo, ſchöne Donna; haben Sie ſelbſt die Güte, ſich zu erinnern, daß wir heute Sarao halten und daß ich mich einer erlaubten Freiheit bediene, Sie zu betrügen. Ich habe mich nur ſo geſtellt. Es iſt Alles —“ — „Doch nicht Verſtellung?“ rief die Dame. „Wie? Sie fühlen nicht, was Sie mir ſo lebendig, ſo feurig ausgedrückt haben?“ — „Ich? fühlen? Dafür ſoll mich der Himmel bewahren!“ entgegnete der Don mit veränderter Stimme. „Wie? ich? ich ſollte die Anzahl Ihrer Sklaven vermehren? Nein, Donna; auch ſelbſt, wenn ich mich gezwungen fühlte, Sie zu lieben, würde die Scham, es Ihnen zu geſtehen, mir auf ewig den Mund verſchließen.“ — „Nun, ſo muß ich bekennen, daß Sie ein Meiſter in der Verſtellungskunſt ſind!“ ſagte die Dame mit verbiſſenem Verdruß. — „Das bin ich“, erwiederte Alvarado. „Ich borge, ſo oft es mir gefällt, die Stimme, den Ton, den Blick des Ausdrucks der zärtlichſten Liebe. Wollte ich z. B. Ihnen eine Liebeserklärung machen, ſo würde ich ſprechen: Anbetungswürdige Cinthia, nicht aus Galanterie, nicht weil ich die Pflichten des Sarao erfülle, ſage ich Ihnen hier, daß Ihr erſter Anblick mein Herz gewonnen hat; ich ſage es, ich entdecke Ihnen meine geheimſten Gefühle, weil ich dieſe Gelegenheit benutzen darf, dieſe Sprache zu führen, ohne daß Sie meine Kühnheit beſtrafen werden.“ — „Und dies ſollte Verſtellung ſeyn?“ unterbrach ihn ſchnell Cinthia. „Kein Wort weiter, Alvarado; ich durchſchaue Ihre Feinheit, Ihre Liſt; Sie geben ſich den Anſchein, gleichgültig gegen die weiblichen Reize zu ſeyn, weil Sie ſich ſchmeicheln, auf dieſe Weiſe ſich mein Herz zugänglicher zu machen! Ich habe Sie durchſchaut; hab' ich nicht? Geſtehen Sie es nur mit guter Manier; heraus damit! und es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn; trauen Sie meinem Verſprechen!“

Don Andreas ſtand einen Augenblick an, was er antworten ſollte; aber endlich entſchloß er ſich, Alles für Alles zu wagen, und die Wahrheit zu geſtehen. Als er dies gethan, ſprach er: „Donna, ich erwarte nun von Ihnen mein Urtheil, mein Schickſal; ſprechen Sie, entſcheiden Sie über Leben und Tod!“ — „Ich könnte“, entgegnete Cinthia, „über den Betrug, den Sie mir geſpielt haben, zürnen, und, um Sie zu ſtrafen, Sie wie meine übrigen Verehrer behandeln; aber ich verzeihe Ihnen den Streich, der Seltenheit wegen, und gebe Ihnen den Vorzug vor Allen.“

Man denke ſich Alvarado's Entzücken und das Wonnemeer, in welchem er ſchwamm, bis der Sarao zu Ende war. Er verließ ſeine Schöne nur, um zu mir zu eilen, und mir ſein Glück zu hinterbringen. Zugleich dankte er mir widerholt wegen des Raths, den ich ihm gegeben hatte, und nannte mich den Urheber ſeiner Glückſeligkeit. Nach vierzehn Tagen ſchloß er mit Cinthia den ewigen Bund der Liebe und Ehe.

Chaſtel.

M o ſ a i k.

Wer ahnet in Deutſchland, bei Mozart's und Roſſini's Muſik, daß Beaumarchais in ſeinem „Barbier von Sevilla“ und ſeiner „Hochzeit Figaro's“ lauter Portraits von Verſailler Höflingen, von fürſtlichen Perſonen, ſelbſt vom höchſten Range, dargeſtellt und lächerlich gemacht habe? Zu ſeinem „Barbier“ lieferte ein wirkliches Ereigniß den Stoff. Der Prinz von Conti hatte ein junges Frauenzimmer entführt, auf ſein Schloß gebracht, bewachte es mit Argus-Augen, mußte es aber doch geſchehen laſſen, daß ihm Roſinchen von einem Nebenbuhler, durch Liſt und Ränke ſeines Vertrauten, wieder entriſſen wurde. Den Prinzen malte der Dichter als „Doctor Bartholo“ ad vivum: Figur, Stimme, ſelbſt ſein beſtändiges „bah! bah!“ wurde nachgeahmt; und der Hof lachte heute über ihn, und morgen über einen Andern. „Graf Almaviva“ bezeichnete einen Größern, noch Lebenden — ebenfalls ad vivum. In „Figaro's Hochzeit“ traf ihn die Reihe, lächerlich gemacht zu werden. Die Tanten Ludwig's XVI hatten ihre Hand im Spiele.

Der bekannte Abbé Vermond, anfangs Sprachlehrer, dann Erzieher, Sekretair, auch Beichtiger der Königin Marie Antoinette von Frankreich, hatte einen Bruder, den Geburtshelfer Vermond, den er, wenn er von ihm ſprach, nie anders nannte, als Monsieur mon frère Vermond, accoucheur de Sa Majesté. Dieſes „Sa Majesté“ klingt im Franzöſiſchen um ſo komiſcher, da es, bei dem Doppelgebrauch des Son und Sa als männliches und weibliches Pronomen, ſowohl Seine als Ihre Majeſtät bedeuten kann.

Die Prinzeſſin von Lamballe verſichert mehr als einmal in ihren Memoiren, Ludwig's XV Abſicht ſey geweſen, die (unvollendete) Ehe des damaligen Dauphins (Ludwig's XVI) mit Marie Antoinette auf zu löſen, und ſie zu ſeiner Gemahlin und zur Königin von Frankreich zu machen.

A. Münde.

H e r r N i h i l.

A. Nil admirari! ſagt Horaz,
Und ich befolge dieſen Satz
Gewiſſenhaft, das glaube mir!
B. Gern, Du bewunderſt Nichts — in Dir! E. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

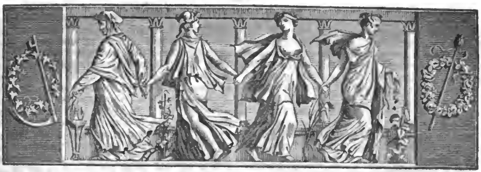
Hamburg. (Schluß.) Unter dem Worte Künſtler ſind gewiß hier Alle diejenigen verſtanden, die ſich mit der Kunſt zu ſchaffen machen — allein ſind alle ſolche Individuen das, was jenes Wort im eigentlichen, engſten Sinne bedeutet? Der wahre Künſtler kann die Kunſt nur heiligen, nimmermehr ſie ſinken laſſen, und wo er irrt, wo er fehlgreift, abſchweift — denn er iſt Menſch, wie wir Alle — da ſoll der Geſchmack des Volkes augenblicklich den feinen Takt in Anwendung bringen, der das einzige wirkſame Mittel iſt, Jenen wieder auf die rechte Bahn zurück zu weiſen, oder ihn, wenn ſolche Weiſung nicht fruchtet, der anſcheinende Künſtler alſo doch kein wahrer Künſtler iſt, oder es nicht werden kann, oder nicht ſeyn will, gänzlich aus der Kunſtwelt aus zu ſchließen. Iſt nun ſolch feiner Takt, den nur hohe Bildung, hohe Geſammtbildung erreichen kann, wirklich unter uns vorhanden? Schwerlich! die Aeſthetiker würden ſonſt nicht über den Verfall der Schauſpielkunſt klagen! Fände ſolcher Takt, wenn er vorhanden wäre, in ſeiner ganzen, erforderlichen Kraft Urſache, ſich zu äußern? Unleugbar! Denn es drängen ſich der Hiſtrionen — wie oben geſagt — genug und mehr als zu viel herbei, um die wenigen echten Künſtler zu verdrängen! Und daraus folgt alſo, daß es Viele giebt, die ſich mit der Kunſt zu ſchaffen machen, ohne den rechten, eigentlichen Beruf dazu zu haben, und die alſo augenblicklich, wenn jene Geſammtbildung vorhanden wäre, fortgejagt und, unbeſchadet ihrer anderweitig zu wählenden ehrenvollen Stellung im bürgerlichen Leben, gänzlich aus der Kunſtwelt ausgeſchloſſen werden würden. — Machen ſich ferner nicht Viele mit der Kunſt zu ſchaffen, und wirken auf dieſelbe und oft unſäglich verderblich ein, ohne daß man ſie unter die Cathegorie der Künſtler begreift? Betreffs der Schauſpielkunſt zählt man kaum den dramatiſchen Dichter, ein wenig nur den Opernſänger, eigentlich und ausſchließlich nur den recitirenden Schauſpieler zu den Künſtlern. Heil der Kunſt, wenn ſich ſonſt Niemand damit zu ſchaffen machte! denn da wär's ſo mühſelig nicht, die Spreu vom Weizen zu ſichten, und das Geſammt-Publikum würde ſchon, ſelbſt bei nur mäßiger Bildung, mit der Sache, ſo wie mit ſich über die Sache auf's Reine kommen. — Aber „ſind das all die Henker des menſchlichen Lebens?" exklamirt „Moor". „Sind das all" — könnte man hier parodirend ausrufen — „ſind das all die Klippen im Strome des guten Geſchmacks, von denen etliche an ihrem Fuße Untiefen erzeugten, daß die klare Fluth aus dem Abgrunde herauf getrübt, undurchſichtig, wohl gar ſumpfig — moraſtig wird?" Mit nichten! Solche Tiefen wären ſchnell und leicht ausgefüllt; man ſtürzte die verderbliche Klique, die allemal gerade groß genug dazu ſeyn würde, ſelbſt in das Loch hinein, das ſie aufwühlte, und es brauchte nicht weiter davon geredet zu werden. Allein will ſich jetzt nicht faſt jedes individuelle Geſchmacks-Urtheil geltend machen? Freilich ſteht jedem Einzelnen in der allzeit achtungswerthen Vereinigung, die man Publikum nennt, ein individuelles Urtheil zu — Wahnwitz nur könnte ihm ſolches Recht beſtreiten wollen — aber kein individuelles Urtheil hat eher allgemeine Vollgültigkeit, als bis das Geſammt-Publikum, das dann den höheren Ehrennamen Volk oder Nation ſich beilegt, ſolchem Einzelnen als Beurtheiler das Prädikat der Vollgültigkeit beilegt. So iſt der Kunſtrichter alſo — wie dornig auch dann und überhaupt ſein Beruf ſeyn mag — gewiſſermaßen ein Volksmann, in Hinſicht auf Kunſt iſt er's unbedingt — alſo kein Namenloſer, kein nirgendwo Gekannter, kein Obſcurus; — darf es nicht ſeyn, wenn das innerſte Weſen der Kunſtbildung nicht erſchüttert werden ſoll! Wie ſteht es nun in dieſem Betracht um unſere dramatiſche Kunſt? Ich habe hier nicht von etlichen anerkannten Männern, die zur Ehre der deutſchen Nation in kritiſchen Unterſuchungen über Kunſt, Kunſtwerke und Künſtler competente Urtheile fällten und fällen, zu reden, das heißt ihre Beſtrebungen und Förderungen zu belobpreiſen, wiewohl dieſelben nicht aller Orten nach Verdienſt gewürdigt werden dürften: wem die Nation Dank ſchuldig iſt, auch wohl darbringt, dem iſt Nennung im Munde des Einzelnen etwa das, was das Schellen-Geklapper des fürſtlichen Narren unter dem Schwerdtgeklirr iſt, das ſchützend den Thron des Herrſchers umgiebt — ich deute auf Jene, die, ohne nach den oben aufgeſtellten Prämiſſen Kunſtrichter zu ſeyn, doch in den Zeitblättern als ſolche die Kunſtwelt mit Geſchrei bewältigen, daß man alles Gehör verlieren möchte. Ich glaube recht wohl, daß die guten, unbekannten und ungenannten Leute es herzlich gut, mindeſtens gar nicht böſe meinen; denn — ohne hier eben ein Fragment meines moraliſchen Glaubensbekenntniſſes ab zu legen — ich glaube, daß überhaupt das meiſte Unheil in der Welt nicht geradezu aus boshaften Abſichten geſchieht; aber Unwiſſenheit, Unbeſonnenheit, Leichtſinn, Leidenſchaftlichkeit, Dünkel und vor Allem Rechthaberei, ſind die ungünſtigen Quellen, aus denen der Schlamm der Verkehrtheit und Verderbtheit ſich abſetzt, um den heitern Strom des Lebens, in den der Silberarm des Kunſtfluſſes ſich ergießt, zu trüben. — Warum ſolcher Schlamm-Oeffnungen nicht verſtopfen? Warum wohl gar ihnen den Abfluß erleichtern? — So ſinkt alſo die Kunſt, wo ſie ſinkt, und fällt, wo ſie fällt, durch Künſtler und Geſammt-Publikum, durch Autor und Recenſent — eins durch's andre, daß es wahrlich nicht aus zu klauben iſt, wer — wenn nun Alles bunt über Eck geht — mehr oder minder die Verantwortlichkeit auf ſich lud. Wohl weiß ich's, daß ich das Alexander-Schwerdt nicht führen kann, auch nimmer führen möchte, dieſen Knoten zu durchhauen; aber ein Paar fromme Wünſche, die eigentlich nur einen Wunſch, den der Erhebung dramatiſcher Kunſt von ihrem „tiefen Falle" unter uns, in ſich faſſen, aus zu ſprechen, wird mir ja wohl erlaubt ſeyn. So wünſche ich denn: Gute Autoren, die Ihr die Bühne verließet — wirket ernſtlich, heilig für ſie! — Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die wahrer Beruf zu Eurer ſo ſchweren Kunſt beſeelt: ſeyd beharrlich und — „laßt Euch nicht irren des Pöbels Geſchrei!" — Mäcene, königliche, fürſtliche Beförderer der Kunſt, ſchaffet nach Kräften, daß die Kunſt eben ſo wenig Monopol der Geldgier werde, wie kümmerlich nach Brodte gehen müſſe! — Publikum, höre nicht, achte nicht auf obſcure Lobredner und im Finſtern ſchleichende Tadler, jage das Sinnenkitzelnde, das Unſeelwesentliche, mit einem Worte, das Verderbliche von Deiner Schaubühne, denn ſie iſt Dein, wenn Du würdig vor ihr ſtehſt, und vor Allem wolle nie vor derſelben ſtehen, um Dich bloß — zu amuſiren!! — Künftig mehr!

Dr. Bäemann.

So groß die Zahl der Maitreſſen franzöſiſcher Könige iſt, ſo hat es denn doch auch Franzöſinnen gegeben, die Seelengröße genug beſaßen, eine ſo hohe und verführeriſche Gunſt zu verweigern. Zu dieſen gehört die Marquiſin von Guercheville. Als der König ihr zuletzt vorſchlug, ſie zu ehelichen, da ſie alle übrigen Anträge ablehnte, erinnerte ſie ihn an die Antwort einer ſeiner Couſinen, der Herzogin von Zweibrück, welche ihm einſt (ebenfalls in ſolchem Fall) geantwortet: „Zu Ihrer Gattin bin ich zu arm, zu Ihrer Maitreſſe ſtehe ich zu hoch!" — Als der Königliche Bewerber die Marquiſin endlich aufgeben mußte, ſagte er, ſie möge ſich dennoch eine Gnade von ihm erbitten. „Gut", erwiederte ſie, „ich will nichts, als wirkliche Dame d'honneur ſeyn, und bitte daher um die Gnade, daß, ſobald Sie ſich vermählen, Sie mich zur Ehren-Dame der neuen Königin ernennen!" Ihr Wunſch ward erfüllt, als Marie von Medicis Königin ward. Sie blieb es indeß nicht lange, da ſie ſich mit dem ihrer ganz werthen Grafen von Beaumont vermählte. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 2. Auguſt. 122ſtes Blatt.

Das Thal Queyras in Dauphiné.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Es war einmal ein junger franzöſiſcher Edelmann von feinem Geiſt und feiner Geſtalt, welchen ſeine Eltern, mit der Zugabe eines Erziehers und Führers, auf Reiſen ſchickten. Er hatte Italien beſucht, und kehrte über Piemont nach Frankreich zurück, als ihn in dem Thale Queyras, im Departement der Ober-Alpen (Dauphiné) eine ſolche Schneemaſſe überfiel, daß er Mühe hatte, eine geräumige Wohnung (in der Landesſprache Estrablas, Stall, genannt) zu erreichen. Hier lebte mit Weib, Kindern, Geſinde und Heerde, Claude Pinſſon, der reichſte Hirt und folglich das Orakel der Gegend. — Der junge Mann, der große Luſt hatte, die Reiſe fort zu ſetzen, brachte ſeinem Wirthe, der ihn gaſtfreundlich aufgenommen, dieſen Wunſch vor, und dieſer trieb, um Bahn zu machen, den Tag über ſeine Heerde den Weg entlang, der aus dem Thale führt. Aber in der Nacht fiel von Neuem ſechs Fuß hoher Schnee, ſo daß der Weg verſchwunden war, und die Hütte ein zu ſinken drohte. Der junge Mann wollte verzweifeln. Er verglich ſein Schickſal mit dem eines Nordpolfahrers, deſſen Schiff mitten im Eiſe ſteckt, oder mit dem eines Natur- und Pflanzenforſchers, der, von der Jahreszeit überraſcht, ſechs Monate unter Lappländern und Lappländerinnen zubringen muß. Er war untröſtlich. Sein Erzieher, ein grundgelehrter Mann, aber ein zweiter Square, unternahm es, ihn mit Gründen zur Geduld zu bringen. „Wir ſind“, ſagte er, „von der Natur ſo conſtituirt, daß wir phyſiſche Hitze und Kälte, wie moraliſches Glück und Unglück, ertragen können. Aber die Gewohnheit des einförmigen Lebens hat uns verweichlicht und des Gebrauchs unſerer Kräfte uns beraubt. Ja wir würden ſie nicht einmal kennen, wenn nicht zuweilen die eiſerne Nothwendigkeit uns zwänge, ſie in uns auf zu ſuchen und zu entwickeln, ſo wie auch im moraliſchen Sinne wahre Tugenden und Geiſteskräfte aus dem Uebermaaß unſers Elendes entſpringen. Folglich darf der Menſch nie murren, nie verzweifeln. Werde er auch ſechs Jahr lang auf einem Schiffsponton in beſtändiger Todesangſt erhalten, ehe ihn der Tod oder der Friede befreit; werde er unter einem brennenden Himmelsſtrich auf einem Felſen im Meere hingebannt, wo eine barbariſche Politik berechnet hat, welcher Einſchränkung es bedarf, daß eine große Seele nicht vor oder nach einer gewiſſen Zeit ihren Körper verlaſſe; genug, der Weiſe hat nicht Thränen, nicht Klagen. Und können wir vollends unſer Schickſal mit dem jener Gefangenen vergleichen! Weit entfernt, uns im Unglück zu befinden, leben wir hier in bequemer Muße, erwarten von der gütigen Natur unſere Befreiung, und können die Beſchäftigungen wählen, die uns am meiſten zuſagen. Wie glücklich iſt der Menſch, der Beobachtungsgeiſt beſitzt, und Unterricht ſucht! Er weiß nichts von Langeweile: er kennt dieſe Tyrannen der Geſellſchaft nicht, und kann mit Büchern und einigen Grashalmen ſein ganzes Leben nützlich und fröhlich zubringen!“

Digitized by Google

Claude Pinſſon, Herr und Eigenthümer dieſer Hütte, hatte ſie jung verlaſſen, als ſie noch nicht ſein Erbtheil war, um in Spanien Kriegsdienſte zu ſuchen. Anſtatt ſein dort und in den Colonien Erworbenes in Paris zu verſchwenden, begab er ſich, wie die meiſten Bergbewohner, in ſeine Heimath zurück, die er im Auslande nie aus den Augen verloren und immer im Herzen getragen hatte. Er zog der feinen Welt die gröbern Sitten ſeines Thales, und dem Zauber der künſtlichſten Muſik das einfache Hirtenlied vor, an deſſen Tönen ſich ſein jugendliches Ohr ergötzt hatte. — Dabei war er auf ſeine Weiſe wohlhabend und ſogar reich, denn er durfte nichts kaufen. Seinen Bedarf erhielt er durch Eintauſch. Im Sommer führten ſeine Maulthiere Kohlen, Wolle, Tücher und Käſe aus, und brachten Getreide, Gemüſe und Wein zurück. Er war der einzige Hirt, bei welchem es im Winter alle Sonntage friſches Brod zu eſſen gab und zuweilen noch im Frühjahr Rüben zum eingeſalzenen Fleiſche. Er hatte ein ernſtes nachdenkendes Ausſehen, wie Alle, welche die Welt kennen gelernt und ſich aus derſelben zurückgezogen haben. Gutherzigkeit und Nachſicht waren die Hauptzüge ſeines Characters. Er glich hierin den Greiſen, die ihre Kraft fühlen und Erfahrungen gemacht haben. Vor Allem war ihm Hartherzigkeit und Doppelzüngigkeit ein Gräuel. „Unſer himmliſcher Schöpfer“, pflegte er zu ſagen, „hat dem menſchlichen Antlitz Wahrheit und Güte eingegraben; wenn ſie ſich aber von dieſen angebornen Eigenſchaften entfernen, löſcht die rächende Vorſehung jene Spuren aus, und drückt der Stirn den Stempel der Lüge auf. Betrachte man ſolche Menſchen in der Nähe, ſo wird man das ſchönmenſchliche Antlitz nicht mehr, und an der Stelle etwas von dieſem oder jenem Vieh antreffen.“

Claude Pinſſon ſammelte im Winter über ſechszig Perſonen um ſich, welche theils zu ſeiner Familie, theils zum Haus-, theils zum Heerden-Dienſte gehörten, und von denen er in verſchiedenen Graden verehrt wurde. Er hielt das Ganze in der beſten Ordnung. In der Hütte und in den Ställen herrſchte Friede und Einigkeit. Dazu bedurfte es nicht der franzöſiſchen Fuchtel, des engliſchen Riemens, der ruſſiſchen Knute, der deutſchen Latte, des neapolitaniſchen Stocks; die ſchwerſte Strafe, die er auferlegte, beſtand darin, daß der Schuldige eine Zeit lang nicht an der großen Tafel eſſen durfte, oder daß er um Meſſer und Gabel einen ſchwarzen Flor wickeln mußte. — Sein Hausregiment gründete ſich auf Religion; nur litt er nicht, daß ſie in Kleinliche und vollends in unduldſame Geſinnung und Handlung überging: — auf gute Sitten, nur durften ſie nicht rauh, polternd und inquiſitoriſch ſeyn; — auf Arbeit, nur mußten Alle dazu beitragen und Niemand zu ſehr darunter leiden. „Der Menſch“, ſagte er, „muß beſchäftigt werden; im Müßiggange verfällt er auf tauſend gefährliche Grillen. Um der Welt etwas zu thun zu geben, hat man die Gebräuche der Höflichkeit und das Ceremonien-Weſen eingeführt; ſo wie man die Affen abrichtet, zu grüßen, zu tanzen, zu ſpringen, um zu verhüthen, daß ſie die Häuſer nicht anzünden. Zwiſchen einer Familien- und einer Staatsverwaltung iſt kein ſo großer Unterſchied, als man gemeiniglich glaubt. In Beiden liegt, wenn es nicht dabei hergeht, wie es ſollte, die Schuld an dem Leitenden. Jede Unordnung hat ihren Grund in dem, der berufen iſt, ſie zu hintertreiben. Bald hat er ſich nicht das gehörige Anſehen zu geben gewußt; bald iſt er nicht feſt, und ſpringt von einer Seite auf die andere über; iſt honigſüß gegen die Einen, gallenbitter gegen die Andern; beleidigt die Eigenliebe, ruft die Empfindlichkeit auf, widerſpricht der Meinung, handelt gegen das Intereſſe. Iſt dann einmal Alles unzufrieden geworden, und man will zu gewaltſamen Mitteln, zu Stock und Stahl greifen, ſo iſt es zu ſpät; die Unordnung gewinnt die Oberhand, und in Ställen und Staaten geht Alles bunt über Eck.“

So dachte und ſprach, ruhig an ſeinem Kamin ſitzend, der gute Claude Pinſſon, in ſeiner beſchneeten Wohnung. Und wie ging es in dieſer Wohnung zu? — Man ſtand auf, ſobald es tagte; man verrichtete gemeinſchaftlich das Gebet, dann eilte Jeder an ſeine Arbeit. Um 10 Uhr ging's zu Tiſche; da wurde eine Stunde geruht, gegeſſen und geleſen. Um 6 Uhr ſpeiſte man zu Abend. Nach Tiſch ſonderte man ſich in fünf, ſechs Gruppen, wie Jeder wollte; die Einen laſen, die Andern ſangen, oder erzählten ſich etwas, oder ſpielten kleine Spiele, oder nahmen auch wohl nützliche Arbeiten vor. Um 11 Uhr wurde gebetet, und nach dem Gebet zu Bett gegangen. In der Schlafkammer der Mädchen ſtand mit großen Buchſtaben angeſchrieben: „Gott blickt auf Euch!“ — In der Jungenkammer las man: „Gott hat den Thieren den Inſtinkt, dem Menſchen die Vernunft gegeben.“ —

Der Sonntag war für den Hausvater der ſchwerſte Tag, weil nicht gearbeitet wurde. Dennoch fand er allerlei Mittel, die Stunden aus zu füllen. Nach dem Morgengebet machte er es zur Pflicht und zum Vergnügen, die Thiere zu ſchmücken. Man legte ihnen kleine ſilberne Schellen an, die ſie den ganzen Tag tragen mußten. Ihr Ton klang wie der einer Harmonika. Bei jedem Kopfſchütteln ſchien das Thier zu ſagen: „Heute iſt Sonntag!“ Dies erregte im Menſchen den Gedanken: „Heute iſt Sonntag!“ — Alles, Weib, Kinder, Geſinde, putzte ſich heraus; Einer ging zum Andern. Frühmorgens wurde das friſche Brod ausgetheilt. Zum Frühſtück aß man Kabeljau von Marſeille, und Zwiebeln aus der Provence; es wurden

Digitized by Google

Eierkuchen und Kräpfel gebacken. Zu Mittag ſetzte ſich Alles froh und heiter zu Tiſche; verſteht ſich in Gallakleidern, wobei man ſich nicht wenig ſtolz fühlte. Nach Tiſch ging's an's Muſiciren; da wurden Leiern, Dudelſäcke, Handtrommeln und Pfeifen herbei geholt; in einem Winkel wurde getanzt, im andern geſungen, und überall ſich luſtig gemacht. Ich darf nicht vergeſſen zu bemerken, daß, obſchon kein Prieſter den Gottesdienſt hielt, die Gebete geſprochen, die Litaneien abgeſungen wurden. Es war eine chriſtliche gottgefällige Feier des Sabbaths.

In der Woche wurde das Vieh, geſundes und krankes, mit dem Nöthigen verſorgt, gepflegt, gereinigt, gefüttert, die Schafe, Kühe und Ziegen gemolken, Butter und Käſe gemacht, Wolle gekratzt und geſponnen, Zeug gewebt; es waren vier Weberſtühle, zwei Strumpfwirkſtühle im Gange; außerdem eine Spinnerei, eine Korbmacher-Werkſtatt, ein Diſtillir-Kolben zum Abziehen wohlriechender Kräuter und eine Horndrechſelbank.

Da es nun Jedem frei ſtand, ſich eine Lieblingsbeſchäftigung zu wählen, ſo blieben unſere beiden Reiſenden nicht unthätig; der Erzieher bereitete Arzneimittel; der junge Mann flocht Körbe. — Die Wohnung ſelbſt glich, bei 15 Grad Reaumur Wärme, einem Bienenkorbe, wo Alles arbeitete. Der Winter verging, ehe man es dachte. Nun konnte man dazu gelangen, den Schnee weg zu räumen, und das Aeußere ſichtbar werden zu laſſen. Längs dem Hauſe lief eine Gallerie hin, an welcher ein Dutzend grob aus Fichtenholz gehauene Bruſtbilder, die mit Menſchenköpfen einige Aehnlichkeit hatten, an's Licht traten. Es wurde den Reiſenden verſichert, dieſe Büſten wären die Ahnen-Portraits des Herrn Claude Pinſſon. Ferner führte Herr Claude Pinſſon ſeine Gäſte in eine Art von Keller, und zeigte ihnen mehrere Wolfs- und Bärenhäute mit Inſchriften, welche beſagten, wann und von wem die Thiere erlegt worden. „Es iſt das Pantheon Eurer Monarchie!" rief der Erzieher aus, und bei'm Anblick eines einzeln ſtehenden Felſens ſetzte er hinzu: „Und das iſt die Säule der Place Vendome!" Sechs Monate waren ihnen wie eben ſo viel Tage vergangen. In Paris ſcheinen oft ſechs Tage die Länge von ſechs Monaten zu haben. T. Chales.

E i n f ä l l e.

In die Claſſe der redenden Künſtler gehören 1) die Bauchredner; 2) die hungrigen Magen.

Wenn ich die Börſenliſten vor mir liegen ſehe, ſo bin ich ſeit einiger Zeit unſchlüſſig, ob ich darunter Börſen-Verzeichniſſe oder Börſen-Liſten und Kniffe verſtehen ſoll.

Ich beneide die Lage deſſen nicht, der nicht beneidet wird. Chletas.

Ein Paar Worte in den Wind.

Gefunden unter den Papieren meiner Urgroßmutter.

Ihr ſchönen Kinder dieſer Zeit!
Folgt doch der Mütter Sparſamkeit;
Dann werden ganze Freier-Haufen,
Euch zu gewinnen Wette laufen.

Wie tief ſinkt jetzt des Freiers Muth,
Kommt wöchentlich ein neuer Hut,
Zwei Hauben mit gemaltem Band,
Barege, Muſſ und Tirletant,
Ein Schuh, der keinen Fuß beſchützt,
Der nur allein dem Schuſter nützt,
Acht Kleider, eh' ein Jahr noch aus,
Und eine Log' im Schauſpielhaus.

Die Mütter ſah'n auf Haltbarkeit;
Und kauften ſie ein neues Kleid,
So ward es nur an Hochzeittagen,
Bei Taufen und ſonſt nie getragen;
In feſten Koffern gut bewahrt,
Und für der Tochter Kind geſpart;
Das mußt' es denn zum Angedenken
Der ält'ſten Tochter wieder ſchenken.
Da gab's nicht neun Etagen Falten,
Man ließ es ſtets genau bei'm Alten;
Man wohnte nicht in Pracht-Etagen,
Man fuhr nicht ſtolz in Equipagen,
Man blieb zu Fuß, war's noch ſo weit;
Ihr Männer, da war's gold'ne Zeit!

Euch Schönen ſagt man's rühmlich nach,
Daß nichts Euch widerſtehen mag;
Ihr pflegt, um Eure Macht zu zeigen,
Dem Strom entgegen nur zu ſteigen:
Wohlan! ſo zeigt Euch kühn und groß
Und macht Euch von dem Flitter los;
Gewiß, dann werden Eure Namen
Wohl unter Glas im gold'nen Rahmen
In jedem Clubb der Männer hangen —
Doch ſtill, wer will Unmögliches verlangen!

Georg Harrys.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Schiller's Trauerſpiel: „Die Verſchwörung des Fiesko zu Genua" iſt, neu einſtudiert, am 13. Juli auf der Königlichen Bühne gegeben worden. Dieſe zweite dramatiſche Arbeit Schiller's hat, trotz einer in vielen Theilen ſehr mittelmäßigen Aufführung, auch jetzt noch gefallen, doch iſt begreiflich Vieles heraus geſtrichen, was kaum einem Shakſpeare verziehen worden wäre, vielweniger einem Dichter, der noch nicht die Ehre hat, zwei Jahrhunderte todt zu ſeyn. Der Trieb zur republikaniſchen Freiheit, der ſich in dem Stücke auf excentriſche Weiſe kund giebt, mag in dem Dichter die mitunter bizarre Höhe dadurch erlangt haben, daß er den Plan und die erſten Scenen im — Arreſt zu Stuttgart entwarf, wo er den Zwang des Lebens freilich ſtark genug empfinden mußte. Auf eine Zergliederung wollen wir uns übrigens nicht einlaſſen, wir müßten nur oft Geſagtes wiederholen; doch, indem wir die Fehler dieſer Dichtung nicht verkennen, wünſchen wir, daß es vielen jüngern Dichtern möglich ſeyn möchte, Fehler zu machen, die uns, neben den unverkennbaren Schönheiten, gewaltſame Zeugniſſe des Be-

Digitized by Google

ruf zum Dichter geben. Ein ſolches Werk bedarf indeſſen auch Schauſpieler von Geburt, nicht aufgepappelte Routiniers, oder Leute, welche das ſchönſte Ziel der Schauſpielkunſt in den monatlichen Gage-Quittungen finden. Von unſeren Mitgliedern ergriff Mad. Stich als „Julia, Gräfin Imperiali“ die concentrirte Gluth einer noch im jugendlichen poetiſchen Schöpfung am ſicherſten; ſie nimmt dem Dichter weniger, als ſie ihm giebt, indem ſie die verbrecheriſche fürſtliche Kokette doch immer noch zu einem Weibe macht, das eben nur durch die Schwäche des Geſchlechts ſündigte und für eine Liebe ſündigte, deren Gegenſtand ſie als ſich geraubt betrachtet und der nun im Schwanken ſie gleichſam ſelbſt auffordert, ein gehaßtes Band mit den unzweifelhafteſten Mitteln zu zerreißen. — Humor iſt die Loſung unſerer Zeit! ſo urtheilte wahrſcheinlich Hr. Devrient, als er den Berlinern ſeinen „Mohr Haſſan“ präſentirte; er war Hofnarr und nebenher ein ganz klein wenig Bandit; er treibt den Spaß con amore und den Mord als Brodſtudium; die Begeiſterung, mit der er ſeine Kunſt gern in's Große föderte, erlahmt indeß dabei, ſo daß die letzten Thaten des Mohren einen ſchädlichen Anſtrich von Inconſequenz bekommen. — Rechtmäßig zeigen ſich auf ihren Stellen noch Hr. Krüger als „Gianettino Doria“ und Hr. Weiß als „Lomellino“. Hr. Maitanſch, als „Verrina“, erſetzt durch das günſtige Aeußere zum Theil die Lücken des Gedächtniſſes, ſo wie auch der „Andreas Doria“ durch den eigenen ehrlichen Ton des Hrn. Gern von ſelbſt entſteht. — Die Schattenſeite der Darſtellung iſt aber lang und breit! Demoiſ. Bauer verweichlicht die „Lenore“; Demoiſ. Lanz verabſcheut die „Bertha“; Hr. Crüſemann verjammert den „Bourgognino“; Hr. Hartmann erkaltet den „Kalkagno“; Hr. Michaelis verblubbert den „Sacco“; Hr. Sieder verbiedert den „Zenturione“; Hr. Winterberger verhaspelt den „Zibo“; Hr. Aug. Unzelmann verſchwenzelt den „Aſſerato“ und Hr. Freund verſchüchtert den „Romano“. Sind auch einige dieſer Rollen unbedeutend, ſo muß man ſie doch nicht ſo ſpielen, daß der Zuhörer wünſcht, ſie exiſtirten gar nicht. — Hr. Maurer, vom Theater zu Stuttgart, gab den „Fiesko“ als Gaſtrolle. Seine Kraft reicht vollkommen aus, aber, obwohl ſein Studium gegen ſonſt Fortſchritte gemacht hat, dieſen „Fiesko“, der in der Welt des Hofes, der Phantaſie und des Gemüths zugleich heimiſch ſeyn ſoll, erreicht er nicht. Zu einem derben Helden, der kühn und gewaltig vorwärts geht und drein ſchlägt, iſt er vorzugsweiſe geeignet, und wie ſehr wir die gewonnene künſtleriſche Bezügelung ehren, wie gern wir erkennen, daß ſie in andern Gaſtrollen von ihm, ſo namentlich bei dem „Fauſt“ (von Klingemann), „Karl Moor“, und beinahe auch im „Wetter von Strahl“ („Käthchen von Heilbronn“) — wo nur die Momente der Innigkeit zurück blieben — zulänglich iſt, „Fiesko“ verlangt eine großartige künſtleriſche Geſchmeidigkeit, zu der ſelbſt ſein Aeußeres ſich zu ſpröde zeigt. Dies unſere Anſicht; dagegen referiren wir mit gleicher Ruhe, daß es auch in dieſer Rolle Hrn. Maurer nicht an Beifall gefehlt hat, wie er ihn in allen ſeinen hieſigen Gaſtſpielen erworben hat. — Hr. und Mad. Wolff ſind zurück gekehrt und wieder aufgetreten in „Herrmann und Dorothea“, als „Eltern“ und ſeine Frau. Wir theilen den Enthuſiasmus, mit dem das Künſtlerpaar von dem Publikum begrüßt worden iſt, und dürfen freudig ſagen, daß wir durch die lange Abweſenheit deſſelben jetzt zu gewinnen hoffen, indem die Reiſe wohlthätig auf den Geſundheitszuſtand Beider wirkte. Daß ihre Lebenskraft noch lange der Fülle ihres Geiſtes gleichen möge, iſt der herzliche Wunſch, den wir mit allen Verehrern ausgezeichneten Talents theilen. E—w

— Im Königsſtädter Theater gefiel mit Recht das zweiaktige Luſtſpiel: „Die ſeltſame Audienz“, nach dem Franzöſiſchen von Lippert. Das Stück iſt nicht von den neueſten franzöſiſchen Modewaaren und deshalb nicht ſo verflacht, wie diejenigen Piecen, von denen Hr. Scribe zwei oder drei wöchentlich ſchreibt. Man witzelte längſt, daß für theatraliſche Arbeiten auch eine Dampfmaſchine erfunden werden ſollte; wozu aber? — Hr. Scribe iſt eine geborne. — „Die ſeltſame Audienz“ giebt zwar auch Artikel zu bekritteln, man muß es indeß ſchon in der Idee an ſich finden und will man dies nicht, weil das Anſprechende derſelben unläugbar iſt, bleiben der gerechten Kritik nur Geringfügigkeiten, die ſie überſehen darf. Das Spiel war gut geübt und ein Gaſt, Hr. Wallbach, von Wien, zeichnete ſich aus in der Hauptrolle, „Herr von Carlo“. Demoiſ. Wagner verkünſtelt die „Wilhelmine“ ein wenig, und Hr. Wegener, der ſich immer mehr als ein beachtungswerther Schauſpieler zeigt, iſt als ein Fürſt ſolcher Art, wie ihn die Intrigue dieſes Luſtſpiels fordert, etwas zu ſteif. Hr. Schmelka ſtellt uns als „Graf Federheim“ ein vortreffliches Bild eines verſchollenen Höflings, der mit gut einexercirter Anmaßung den Geiſt erſetzen und ohne Geiſt dennoch überall der Erſte ſeyn will. Hr. Nagel könnte, als „Hoeſt“, der unterthänige Diener aller Schein-Hoheit, die Gelegenheit mehr benutzen, um ein Anderer zu ſeyn, als er ſelbſt. — Hr. Weeder („Kammerjunker“) und Mad. Sontag („Frau von Warren“) füllten ihre kleinen Rollen löblich aus. — Hr. Gollmick, vom Theater zu Amſterdam, ſpielte als Gaſt ein Paar Baſſiſten-Rollen und gefiel beſonders als „Sabord“ im „kleinen Matroſen“. — Mad. Maurer, vom Theater zu Stuttgart, gab auf dieſem Theater die „Franziska“ in „Liebe kann Alles“ mit Talent und iſt ſehr beifällig aufgenommen worden. Da wir noch einige Gaſtrollen von ihr zu erwarten haben, ſo bringen wir das nähere Urtheil ſpäter. — Die Direktion des Königsſtädter Theaters hat mit einigen Dichtern Verträge abgeſchloſſen, um für ihr Repertoir neue Stücke zu erhalten; dies iſt eine Maaßregel, die zum Zwecke führen und überhaupt von Einfluß ſeyn kann.

— Eine im Hauſe des Buchhändlers Hrn. Reimer veranſtaltete Gemälde-Ausſtellung, deren Ertrag zum Beſten der Wittwen und Waiſen der Griechen beſtimmt iſt, verdient die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde. Unter den 156 Gemälden ſind einige von ausgezeichnetem Werthe und namentlich iſt die Sammlung reich an Bildern aus der altdeutſchen und niederländiſchen Schule. — Von den „Memoiren des Grafen Alexander von T—; aus der franzöſiſchen Handſchrift überſetzt“, iſt ſo eben (bei Duncker und Humblot) der zweite Band erſchienen. Obgleich die Perſönlichkeit des Verfaſſers, ein Roué im ärgſten und ausgedehnteſten Sinne des Worts, in ſeinen Memoiren begreiflich eine große Rolle ſpielt, über welche in vielen Fällen ein Urtheil der Verdammniß für ihn laut werden muß; obgleich man ihn, trotz moraliſcher Proteſtationen, nicht davon frei ſprechen kann, daß er gern üppige Schilderungen einflicht, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß er eine Menge intereſſanter Einzelheiten aus dem Hof- und Staatsleben, ſo wie aus dem allgemeinen Intriguen-Verkehr Frankreichs (vor der Revolution) mitunter ſehr geiſtreich mittheilt. Wir halten in ſolcher Hinſicht den zweiten Band dieſer Memoiren für ergiebiger, als den erſten, bemerken aber auch, daß der Ueberſetzer aus ſehr triftigen Gründen, die wir nicht des Breiteren beſprechen wollen, einen großen Theil dieſer Selbſtgeſtändniſſe hätte unterdrücken können; die Geſchichte und die Literatur hätten dabei nichts verloren, wenn ſein Gefühl für Sittlichkeit noch ſtrenger war.

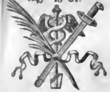
— In Betreff des früher im „Geſellſchafter“ erwähnten Anbaues des Köpnicker Feldes bemerke ich nachträglich: Der Magiſtrat, um den Anbau zu fördern, wird aus eigenen Fonds, gleich nach der Erndte, an dem abgeſteckten Marktplatz zwei Häuſer bauen laſſen, damit einmal der Anfang gemacht und von hieraus das Unternehmen fortgeſetzt werde. Dies iſt auch bei dem Anbau vor dem Hamburger Thor geſchehen und hat dem Zweck entſprochen. A. v. S.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

1145. 16 Gr.



1144. 4 Thlr.

1146. 16 Gr.

1147. 12 Gr.

1148. 8 Gr.

1149. 8 Gr.

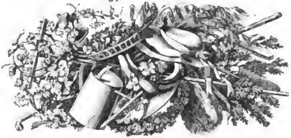
1150. 8 Gr.

1151. 8 Gr.

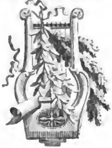
1152. 1 Thlr. Mit Namenszug 1 Thlr. 16 Gr.

1153. 12 Gr.

1154. 2 Thlr.



1155. 1 Thlr. 12 Gr.



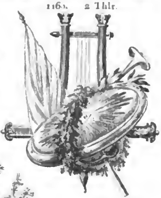
1156. 2 Thlr.

1157. 2 Thlr.

1158. 1 Thlr.

1159. 1 Thlr.

1160. 2 Thlr.



1161. 4 Gr.

1162. 4 Gr.

1163. 4 Thlr.

12 Gr.

1165. 8 Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 122ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Königsberg in Preußen. Ohne auch nur einen Blick auf die vorüber gegangenen, mannigfachen Veränderungen unſerer Schaubühne zu werfen, iſt es uns ausſchließlich darum zu thun, die friſche Gegenwart feſt zu halten, die den unmittelbaren Blick in die Zukunft eröffnet. Verfloſſenes betrachtet man als Zurückgelegtes gleichgültiger; es kann nur für den noch Intereſſe haben, der es durchlebte, und nun in Rückerinnerungen, die vielfach geſchlungenen Kreiſe überſchauend, den Weg zurück macht. Schon ſind mehrere Vorſtellungen vorüber, ſeit der Ankunft der Schauſpieler-Geſellſchaft aus Danzig, und ich würde eher eine der Darſtellungen feſtgehalten haben, wenn nicht bisher der ſchauluſtige Theil des Publikums durch wenig Sinnvolles, vornehmlich durch „das roſenfarbene Geſpenſt", bezaubert worden wäre. Roſſini's „Barbier von Sevilla" wurde gut durchgeführt; minder Vortheilhaftes läßt ſich über Shakſpeare-Schröder's „Hamlet" ſagen; ſchon ſehr zu tadeln iſt die Wahl dieſer veralteten ſchlechten Bearbeitung. Ich werde Sie aber in die Vorſtellung des „Richard coeur de lion" führen, die, da ich von Tage zu Tage etwas Würdiges erwartete, meinen Anforderungen am entſprechendſten ſchien; doch erlauben Sie, zuvor einige flüchtige Blicke auf die Architektur und das Innere des Schauſpielhauſes zu werfen, in welchem das mannigfache Leben ſich regt und bewegt. Jetzt im Mondenſchein einer ſcharfen und doch zauberhaften Begrenzung traten die Formen, inſofern ſolche da ſind, recht ſcharf heraus. Was von dieſem Zauber überfloſſen nicht Stand hält, konnte man ſagen, wäre vor den Augen eines echten Geſchmacks unrettbar. — Ich ſchritt raſch am alten Schauſpielhauſe vorbei, mich um die Ecke wendend, den Weg nach dem Paradeplatz ein zu ſchlagen. Beſſer kann man es doch nicht darauf anlegen, einem Tempel Thaliens das Anſehen eines Kornſpeichers zu geben, als es bei dem Bau dieſes alten Hauſes geſchehen! — Doch iſt dieſe Täuſchung noch lange nicht ſo widrig, als das verfehlte Beſtreben, Kunſtformen hervor zu bringen, bei denen Alles in heterogenen, zum Theil unförmlichen Maſſen aus einander fällt. Die Vielſeitigkeit oder vielmehr Vierſeitigkeit an unſerm neuen Schauſpielhauſe iſt indeſſen zu bewundern, indem jede der vier Seiten einen andern Charakter darbietet; die Fronte den eines großen Backſteinbaues, die Eingangsſeite den der Einfahrt in eine Dorfſchenke, die Garderobenſeite etwa den eines Waſſerleſens, und die hintere Seite, wie derſelben zukommt, einen ganz ordinairen. Man könnte das Gebäude mit ſeinen acht Säulen, die an den zwei, in den Ecken der Vorderſeite in Niſchen angebrachten Eingangsthüren, ſeiner mißfälligen Vorhalle, ſeiner, ohne Vorſprünge — ohngeachtet einiger Masken und eines Frieſes mit Widderköpfen — fortlaufenden Fronte u. ſ. w., eine Compilation aus allerlei Bauwerken nennen, ſollte nicht ſo Manches daran Verſuch der Bildung eines neuen Styls ſeyn. Wenn gleich bei dem Berliner Schauſpielhauſe, in der durch Fenſter-Oeffnungen gar zu ſehr durchbrochenen Mauer, ſich der Gedanke eines Kunſtgewächshauſes aufdrängt; auch die Kreuzesform unangenehm iſt und die Zerſetzung in mehrere Stocks, Halbgeſchoſſe und hervorſpringende Giebel, ſo wie die Einfahrt unter der Treppe, durchaus unſchicklich bleibt, ſo iſt doch dieſe Treppe wahrhaft impoſant, und es kann Hinſichts des Uebrigen noch immer von architektoniſchen, wenn gleich nicht überall zu lobenden Formen geredet werden. Auch giebt die ſcheinbare Einlaſſung des Sonnenſtrahls ein freundlicheres Anſehen, als die gefliſſentliche Ausſchließung deſſelben durch eine ununterbrochene Backſteinmauer, wie in dem Schauſpielhauſe zu Königsberg. Die zum Grunde liegende Idee iſt wohl richtig, daß nämlich von unſern Tempeln Thaliens das wirkliche Licht verbannt ſeyn müſſe; die hieſige Ausführung dieſes Gedankens iſt aber als gänzlich mißlungen zu betrachten. Das Lob der Façade unſers Theaters, wie dieſelbe ein jüngst, Griechenland während der Inſurrection bereiſender preußiſcher Offizier — deſſen Werkchen übrigens recht artig und intereſſant iſt — genommen wiſſen will, bleibe unentſchieden; doch dürfte ſeine unbedingte Anpreiſung wohl nur Ironie ſeyn. — Nun noch einen Blick auf die Maſchinerie der Schaubühne und auf das Innere des Schauſpielhauſes! — Das eigentliche Theater hat ein gefälliges Anſehen, und verdient, verglichen mit dem Innern des alten Schauſpielhauſes, unwiderſprechlich den Vorzug. Verſchloſſene Kaſten oder ſtallartige Logen, unter denen ein zum Schauen und Hören ganz unbrauchbarer dunkler gangartiger Raum ſich bildet, können mit ſchön geſchweift und frei hinlaufenden erhöhten Sitzreihen, die Eſtraden und Logen bilden, nicht verglichen werden. Sehr nachtheilig hat man aber im neuen Schauſpielhauſe große Spiegel in den Niſchen zunächſt dem Proſcenium angebracht. Wollte man verhindern, daß der Schall in dieſe Niſchen hinein ginge, ſo war es beſſer gethan, ſelbige mit Wand zu überkleiden; jetzt wird das Auge nur unangenehm geblendet und der Hinblick auf die Bühne geſchwächt. Auch wird man bei den gegenüber ſtehenden Eingangsthüren in das Parterre allzu ſehr dem Luftzuge ausgeſetzt. Viel zweckmäßiger iſt in dieſer Hinſicht das Berliner Schauſpielhaus eingerichtet, wo der Aufgang zum Parterre der Bühne gegenüber iſt. — Tadelnswerth iſt die Bühnen-Einrichtung Hinſichts der Scenerie. Hr. Profeſſor Breiſig in Danzig verſuchte eine, nur bisher auf kleinen franzöſiſchen Bühnen — wo bekanntlich nie oder doch nur in den Zwiſchen-Akten verwandelt wird — angewandte Vorrichtung. Seiner Anſicht zu Folge war die Malerei Alles, und das Uebrige ſollte, ſo gut es konnte, ſich ihr fügen. Er vergaß, daß es bei theatraliſcher Darſtellung auf Zuſammenwirkung ankomme, und die Malerei ſelbſt dem Spiel und dem Effekt der Darſtellung untergeordnet ſeyn müſſe. Hr. Breiſig wollte ſein Gemälde auf eine Wand bringen und allerdings war das Vermeiden vieler zerſchnittener Seitenſtücke wünſchenswerth, doch nur dann, wenn es nicht, wie hier, durch zu bedeutende Aufopferungen erkauft werden muß. Ein Couliſſen-Theater iſt, nach meiner Ueberzeugung, die einzig anwendbare Art für die neuere Schaubühne. Der von Diſtanz zu Diſtanz ſich vermehrende Proſpekt kommt der optiſchen Täuſchung zu Hülfe, giebt freiern Spielraum für Hinterſcenliches und erleichtert, durch beſſere Beweglichkeit der Seitenſtücke, bei Verwandlungen, den Umlauf der großen Schwungwalzen. Die Hinterwände, da die Couliſſen-Reihen, nach dem Hintergrunde zu perſpektiviſch laufend, einander näher treten, bedürfen nicht einer ſolchen Breite, um die hinter ihnen befindlichen Proſpekte, jetzt von einer Breite von 35—40 Fuß, zu decken, ſind mithin leicht auf zu ziehen. An jeder Couliſſe laſſen ſich Setzſtücke befeſtigen, die hingegen bei Schirm-Theatern frei hingeſtellt werden müſſen, und zu ihrer Befeſtigung einen bedeutenden Zeit-Aufwand und viele Hände erfordern. Ueberdem kann die Bühne weder, nach Erforderniß der Darſtellung, nach der Deckung der Vorhänge hinter einem unverdeckten Proſpekt, noch Hinſichts der Niederlaſſung einer weiter vorhängenden Gardine vor die mehr in den Mittelgrund gebrachte Scene verlängert oder verkürzt werden. Welche Nachtheile mit Aufgebung dieſes Vortheils ſelbſt für Gruppirung, Täuſchung und maleriſche Anord-

nung verbunden ſind, leuchtet in die Augen. Verkürzt kann die Bühne wegen der zu weit aus dem Proſcenium in die Scene hineinlaufenden Schirme nicht werden, vertieft nicht, mit Benutzung des ganzen Bühnen-Raums, wegen der durch die Schirme nach hinten zu frei gelaſſenen und dadurch zu weit werdenden Zwiſchenräume, die ohnehin bei einer etwas vertieften Bühne durch eine oft ſehr überflüſſige und aufhaltende Zuſammenſtellung von Verſſtücken und Einſchiebſeln ausgefüllt werden müſſen. Gleichmäßig zu beleuchten iſt eine ſolche Bühne nie, die Ausgänge nach der Bühne hin ſind überall verſperrt, den hinter der Scene das Stichwort abhorchenden Schauſpielern und Statiſten alle Gehör- und Geſichts-Wahrnehmungen deſſen, was außerhalb vorgeht, entzogen, und dem Regiſſeur die unentbehrliche Ueberſicht der Scene verſagt. Ein Haupt-Erforderniß einer zweckmäßig eingerichteten Bühne iſt, daß nicht allein dieſe, ſondern auch das ſeitwärts liegende Hinterſcenenfache, von der entgegenſtehenden Seite aus, über die Bühne hinweg überſchaut werde, damit ſelbſt Blick und Wink und leiſes Geflüſter dem Aufſichthabenden nicht entgehen können. Wie ſtörend jedes zwiſchen die Mittheilung auf und hinter der Scene tretende Hinderniß, beſonders bei auf Aeußerliches berechneten Darſtellungen, ſey, weiß jeder Regiſſeur und Spielende. Daß durch Schirm-Verkleidungen die akuſtiſche Verſtärkung des Schalls nichts gewinne, beweiſt die Erfahrung, da auf unſerer Bühne nur auf wenigen Punkten die Reden deutlich gehört werden, die Schauſpieler mit großer Anſtrengung ſprechen müſſen, und alle nothwendige Nüancirung aufgegeben werden muß. Aber auch ein ununterbrochenes Gemälde wird von dieſem uneigentlich ſogenannten Panorama-Theater nicht gegeben. Bei Zimmer-Dekorationen läßt ſich die Bühne zwar ohne Zwang ſchließen, gewonnen wird aber dadurch nichts, das nicht auch bei der Couliſſen-Einrichtung erreichbar wäre. Bei Wald-Dekorationen hingegen und bei allen offenen Gegenden tritt eine Maſſe von Inconvenienzen ein, da hier Thüren nicht angebracht werden können. Daß Hr. Prof. Breiſig kein Dekorations-Maler ſey, beweiſt ſich ſchon aus dem für die hieſige Bühne zu Mozart's „Clemenza di Tito“ gemalten Capitol — welches bei dem Brande des Schauſpielhauſes wirklich in Rauch aufging — wo mit großem Fleiß eine Menge minutissima ausgepinſelt waren, die alle, ſelbſt von dem Parket aus, verloren gingen. Dadurch wird alle Wirkung durch impoſante Maſſen geſchwächt und das Ganze ſteif und kleinlich. Anders verſtand es Verona in Berlin, der einmal an einem Fleck, der ſich nicht recht abſetzen wollte, einen ganzen Topf mit ſchwarzer Farbe hinwarf. Auch unſer ehemaliger Theater-Maler Czermak verſtand ſich beſſer auf Effekt, und ſelbſt das Unbequeme unſerer Bühnen-Einrichtung überwand er glücklich durch ſchräg genommene Proſpekte. Vorzüglich ſchön und brillant waren ſeine jetzt verbrauchten Dekorationen zur „Zauberflöte“, zum Theil aus Denon entlehnt. Dem Blick eines im Mittelpunkt ſtehenden Zuſchauers ſind die ſchräg gerichteten Flügel des Panorama-Theaters ſehr unvortheilhaft; dem ſeitwärts Stehenden hingegen der eine Flügel gänzlich entzogen, und der ſcharfe Winkel, den die Flügel mit dem hintern Vorhange bilden, ſtets mißfällig. Die hinter einander vortretenden Schirme ſind mit ihrer ganzen Breite, nur allmählig ſich abſchrägend, gegen den Zuſchauer gerichtet und bilden in mehr ſtumpfen Winkeln gegen die Hinter-Gardine und mit derſelben für das Auge ein Ganzes, auf welchem ſich ohne Schwierigkeit jede Idee ausführen läßt. — Jetzt zur Vorſtellung des „Richard Löwenherz“. Das vorhergehende einaktige Luſtſpiel: „Der Unſchuld Sieg“, von Coſtenoble, verſchaffte Gelegenheit, Demoiſ. Devrient als „Florine“ in einem leichten ſcherzhaften Charakter kennen zu lernen. Das Stück iſt zu unbedeutend, als daß ſich aus dieſer Vorſtellung etwas Entſchiedenes über die junge Künſtlerin ſagen ließe, die, bei einem wohltönenden Organ und Talent, Gutes für die Zukunft verſpricht; — wenn man die unvortheilhafte Coeffüre,*) die etwas ſteife Haltung, die vorgebogene Stellung, die Monotonie nicht etwa rügen, oder den gelungenen Ausdruck mädchenhafter Naivetät in einzelnen Stellen, und, gegen das andere Perſonal, den auffallend geſchmackvollen Anzug, nicht lobend herausheben wollte. Ich möchte weder auf Lob- noch Tadelnswerthes hier eben einen bedeutenden Accent legen. Das „Käthchen von Heilbronn“, „Precioſa“, „Helene“ in „Fauſt“ ſind Rollen, in denen ein Talent ſchon entſchiedener ſich ausſprechen muß. Doch ließe ſich mit ziemlicher Beſtimmtheit ſagen: daß die Umſtände für eine hier ſich bildende Künſtlerin ſehr ungünſtig ſind, berückſichtigt man das Publikum, die Direktion, oder die ſehr bedingten Leiſtungen der Mitſpielenden. Sehr zu wünſchen wäre, daß ihr Vater, der von ganz Deutſchland hochgeachtete Künſtler, für ſeine Tochter ein Engagement auf einer Bühne einleitete, wo ſie nicht allen Mitſpielenden Vorbild wäre, ſondern ein Vorbild fände. — Hr. Buchholz, als „Baron Wenden“, machte aus ſeiner unbedeutenden Hauptrolle Alles, was aus ihr zu machen war; ich lernte ihn ſchon früher als brauchbar kennen. Mad. Weiſe, als „Frau von Grottau“, Demoiſ. Bachmann, als „Luiſe“, Hr. v. Schmidtkow, als „Adolph“, Hr. Wiedemann, als „Luchs“, Hr. Böhm, als „Philipp“, waren unbedeutend. Im Allgemeinen wird bemerkt, daß die Verſe zu hart ſkandirt wurden; nur der Rhythmus des Verſes darf gehört werden. Aber welche Verſe waren das auch! Welche Alexandriner voll Härten und gewaltſamer Inverſionen! — Kaum ließ ſich hier und da ein erträglicher Witz vernehmen. Und die Intrigue, wie erfindungslos, das Ganze, wie ſchaal, leer ausgehend! Was doch Goethe's „Mitſchuldige“ — für Mitſchuldige veranlaßt haben! — „Richard Löwenherz“ wird noch immer mit Vergnügen gehört. Man thut unrecht, wenn man die gefühlvolle Einfachheit Gretry's der genialen Fülle Mozart's ſo gegenüber ſtellt, daß man zum Nachtheil der erſtern entſcheidet! Spohr's Urtheil über ihn in ſeinen „Briefen über Paris“, in der „Leipziger muſikaliſchen Zeitung“, muß ſehr mit Beſchränkungen verſtanden werden, wie auch Mozart's Urtheil über Martini, wenn es nicht einſeitig ſeyn ſoll! — Möchte doch beherzigt werden, daß nicht Extenſion, ſondern Intenſion in der Kunſt das Entſcheidende ſey!! Selbſt Armeen ſchlagen ja nicht ſtets durch ihre Mehrzahl: Wer mehr Mittel anwendet, als er zur Erreichung ſeines Zweckes bedarf, verfehlt dieſen. Ich möchte das Genre der franzöſiſchen Oper (die komiſche mit einbegriffen) ein muſikaliſches Drama nennen, wo die Proſa ſich mehr der Recitation, der Geſang der Deklamation nähert, in dem Sinne der Neuern nämlich, und wo die Handlung als bedeutender heraus tritt. In dieſer Gattung iſt daher Spiel von den Geſangleiſtungen durchaus nicht zu trennen. — Hr. Rodloff (Tenoriſt) war als „Richard“ brav. Schade, daß ſeine Figur dem Charakter nicht entſprechender iſt; denn coloſſale Heldenfigur iſt von einem „Löwenherz“ unzertrennlich. Nicht beſſer entſprach Hr. Wiedemann als „Blondel“, hinſichts des Aeußern, den Aufforderungen der Einbildungskraft. Wer möchte ſich einen „Blondel“ nicht als blühenden Jüngling — Mann denken, der plötzlich der Kutte des blinden Spielmanns, wie der Schmetterling dem Kokon, entſchlüpft — und Rache flammend das Schwerdt blitzen läßt? — ein ganz anderes Intereſſe muß ſo dieſer Charakter gewinnen, doch befriedigt Hr. Wiedemann — der vorzüglich Grotesk-Komiker iſt und in der „falſchen Catalani“ ausgezeichnet ſingt — durch gemüth-

*) Nichts iſt, ſelbſt dem ſchönſten Geſicht, unvortheilhafter, als eine die Stirn verengender, oberhalb ſpitz zulaufender Lockenbau. In den Statuen der Alten iſt ſtets die ganze Breite der Stirn frei gelaſſen, dagegen die Höhe derſelben durch das Lockenhaar verkürzt; dies iſt unterſcheidendes Merkmal aller Antiken. Man ſehe hierüber Winkelmann's „Geſchichte der Kunſt“ nach.

Digitized by Google

volles Spiel und angenehmen Geſang. Er iſt Regiſſeur der Oper. — Minder vortheilhaft erſchien Demoiſ. Voigt als „Margarethe von Flandern". Ihr Aeußeres entſchädigt weder für innere Vorzüge des Schauſpiel- und Geſang-Talents, noch entſchädigt dieſes für jenes. Ein grober Irrthum iſt es, bei Schauſpielern die körperliche Bildung unberückſichtigt laſſen zu wollen; dies kann bei keiner öffentlich auftretenden Perſon geſchehen; wir ſind gewiß noch bei weitem nicht feinfühlend genug über dieſen Punkt und Barbaren gegen die Alten. — Hr. Geißler (Baſſiſt) als „Williams" detto. Auch Mad. Geißler, als „Fanny", ſpielte und ſang recht artig. Marie Lanz, als „Peter", hatte hier keine Stelle, wenn nicht die von ihr angenommene altpreußiſche Ausſprache ſtreng gerügt werden müßte. Vieles darin iſt unbezeichenbar, fällt aber auf der Bühne beſonders unangenehm auf. Wer übrigens in Huf, Glas, Gras, Jagd, Stab, Grab, Bad, das a kurz, und in Garten, warten u. ſ. w. lang ausſpricht, ſpricht ſehr fehlerhaft. Schade, daß das Haus bei dieſem Benefiz des verdienſtvollen Hrn. Muſik-Direktors Benun leer war! — W —.

Bei Martinique ward unlängſt ein ungewöhnlich großartiger Wettlauf angeſtellt, nämlich zwiſchen zwei Fregatten, der franzöſiſchen „Surveillante" und der engliſchen „Iſis". Das Reſultat war, daß Letztere drei Mal überwunden ward. Das erſte Mal war die Franzöſin um 1½ Lieues voraus; zuletzt ſuchte die Engländerin ſich durch Winkelläufe zu retten, ward aber auch darin von ihrer Nebenbuhlerin überholt. (Pandore.)

1826. No. XVII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

So eben iſt bei Heinrich Burchhardt in Berlin erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Etui-Wegweiſer für Einheimiſche und Fremde in Berlin.

Enthaltend:

a) Einen Zeit-, Schritt- und Wegweiſer, um ſich nach jeder Haus-Nummer in Berlin auf dem kürzeſten Wege leicht zu finden und die Länge deſſelben nach Zeit und Schritten beſtimmen zu können.
b) Berlins Lage, Entſtehung, Eintheilung, Cultivirung und deſſen Merk- und Sehenswürdigkeiten.
c) Nahe bei Berlin gelegene Luſt-Oerter.
d) Die nächſten Städte in Berlins Umgebung.
e) Verzeichniß der vorzüglichſten Gaſthöfe und ihrer Beſitzer.

Entworfen von F. A. W. Netto.

Mit einem von Wolf gezeichneten und geſtochenen Grundriſſe der Stadt Berlin.

Als Taſchenbuch ſauber geheftet. Preis 1 Thlr 10 Sgr.

Dieſer Wegweiſer nebſt beigefügtem neu gezeichnetem Grundriſſe kann mit Recht als ein vorzügliches Hülfsmittel für Fremde, die ſich in Berlin ſchnell zu orientiren wünſchen, ſo wie wegen ſeines bequemen Formats, als dem eigentlichen Führer derſelben an alle Orte, und endlich als ein angenehmes Toiletten-Geſchenk für fremde Damen empfohlen werden. Einheimiſchen wird der Nutzen deſſelben aus dem Inhalte einleuchten.

Bei mir iſt vor Kurzem wieder fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Roſaliens Nachlaß, nebſt einem Anhange. Herausgegeben von Friedr. Jakobs, vierte verbeſſerte Auflage. 2 Thle. cartonn. 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Juli 1826.

Carl Cnobloch.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grimm, A. L., Mährchenbibliothek für Kinder; aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. 7ter Band. Auch unter dem Titel: Mährchen der alten Griechen und Römer. 2ter Band.

Mit 1 Kupfer. 8. Velinpapier. geh. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

— — daſſelbe auf Druckpapier, ohne Kupfer. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Bei Unterzeichnetem iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Verſuch einer ſyſtematiſchen Zuſammenſtellung ſämmtlicher

Lehren der Architektur,

nebſt zwei Ueberſichten der wichtigſten Bauſchriften und Denkmähler der Baukunſt. Zur Ueberſicht für angehende Architekten und Freunde der Wiſſenſchaften bearbeitet

von einem Architekten.

kl. 8. Preis 8 Gr.

E. S. Mittler,
in Berlin Stechbahn Nr. 3. Poſen am Markt Nr. 90. Bromberg, Brückenſtr. Nr. 152.

In der Maurerſchen Buchhandlung in Berlin iſt ſo eben erſchienen:

Digitized by Google

Allgemeiner deutſcher Briefſteller,

welcher eine kleine deutſche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls, und eine vollſtändige Beiſpielſammlung aller Gattungen von Briefen und Geſchäftsaufſätzen enthält, von K. P. Moritz. Neunte Auflage, von Dr. Theodor Heinſius, Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium. Preis 22½ Sllbgr.

Der allgemein anerkannte innere Werth dieſes Werkes, vereinigt mit dem ſo wohlfeilen Preiſe, hat es ſchon längſt in die Hände vieler Tauſende gebracht. Es iſt mit der Zeit durch die Bemühungen des Herrn Herausgebers, des durch ſeine Verdienſte für die deutſche Sprache hochgeachteten Dr. und Profeſſor Theodor Heinſius, fortgeſchritten, und noch kann die deutſche Litteratur kein Aehnliches aufweiſen, welches mit gleicher Umſicht und Kenntniß alle erdenklichen Fälle des menſchlichen Lebens erſchöpft, in welchen wir uns durch uns ſelbſt, oder durch äußere Verpflichtungen angetrieben fühlen, uns durch die Feder Andern mitzutheilen.

Für Frauen

iſt bei mir ſo eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jörgs, Dr. J. Chr. G., diätetiſche Belehrungen für Schwangere, Gebärende und Wöchnerinnen, welche ſich als ſolche wohl befinden wollen; nebſt einer Anleitung zur erſten phyſiſchen Erziehung der Kinder. Dritte, vermehrte und verbeſſerte Auflage, mit 1 Kupfer, 8. ſauber gebunden. 1 Thlr.

Der Name des Verfaſſers und die in kurzer Zeit erfolgten neuen Auflagen ſind hinreichende Empfehlung für dieſes Buch. Ich bemerke daher nur, daß der Herr Verfaſſer dieſer 3ten ſehr vermehrten Auflage Alles beigefügt hat, was die Zeitumſtände in dieſer Hinſicht zur Sprache gebracht haben: daher finden die Leſerinnen ſowohl über das Stillen, das Entwöhnen und über das Aufziehen der Kinder ohne Bruſt, als auch über die Wahl einer Amme und über die nöthige Aufſicht über dieſelbe, die erforderlichen Nachweiſungen. Auch der Ziegen, welche neulich wieder, als Stellvertreter der Ammen, vorgeſchlagen worden ſind, hat der Verfaſſer Erwähnung gethan. Das Buch empfiehlt zugleich durch ſein Aeußeres.

Leipzig, im Juli 1826.

Carl Cnobloch.

An alle Buchhandlungen iſt verſandt:

London wie es iſt

oder Gemälde der Sitten, Gebräuche und Charakterzüge der Engländer: Anekdoten und Bemerkungen, dieſe Nation und ihre Regierung betreffend.

Eine Fortſetzung der Sittengemälde „Rom und Paris wie es iſt.“

Von Santo Domingo.

Frei überſetzt von M—r. broch. 1 Thlr.

Madrid wie es iſt

oder Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Spanier im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Aus dem Franzöſiſchen frei überſetzt von G. Sellen. broch. 1 Thlr. 8 Gr.

In allen Buchhandlungen ſind zu haben:

Wildberg, Dr. C. J. L., über den Genuss der Sinnenreize als Mittel zur Erhaltung des Wohlseyns. Eine gemeinnützige Belehrung für gebildete Menschen. 8. geh. 9 Gr.

Diese kleine Schrift sollte von einem Jeden, dem seine Gesundheit lieb ist, mit Aufmerksamkeit gelesen werden, indem sie eine kurze, aber deutliche Belehrung über den richtigen Genuss der Sinnenreize enthält.

Wildberg, Dr. C. J. L., einige Worte über das Scharlachfieber und Gebrauch der Belladonna, als Schutzmittel gegen daſſelbe. 8. geh. 4 Gr.

Der Herr Verfaſſer hat dieſe kleine Schrift nicht bloß für den Arzt, ſondern auch für den Layen beſtimmt, da das darinnen Geſagte auch von dieſem Beherzigung verdient.

Leipzig, im Juli 1826.

Carl Cnobloch.

Bei uns ſind folgende Werke erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Heilandes. Treu geſchildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit ſechs Holzſchnitten (Maria mit dem Kinde; das Vaterunſer; der verlorene Sohn; das Abendmahl; Chriſtus am Kreuz; die Auferſtehung) und einem Umſchlag (zwölf Momente aus der heiligen Geſchichte in ſich faſſend) von Gubitz. 1 Thlr. 4 Gr.; cartonnirt 1 Thlr. 8 Gr.

Euryanthe. Von Helmine von Chezy. Mit Umſchlag und Vignette von Gubitz. 18 Gr.

Perlen der heiligen Vorzeit. Von Joh. Ladiſlav Pyrker (Dichter der „Tuniſias“ und des Epos: „Rudolph von Habsburg“). (Gedruckt auf Koſten des Ofner wohlthätigen Frauen-Vereins. Pracht-Ausgabe 1 Thlr. 8 Gr.; ordinaire Ausgabe 20 Gr.

Die Sprachgeſellſchaften des ſiebzehnten Jahrhunderts. Von Otto Schulz, Profeſſor am grauen Kloſter zu Berlin. Broſchirt 9 Gr.

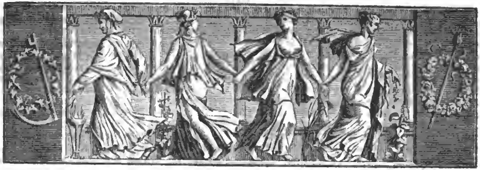
Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe zu haben: von F. W. Gubitz. Erſtes Heft. Nr. 1—474. 1 Thlr. 12 Gr. — Zweites Heft. Nr. 475—866. 1 Thlr. 6 Gr.

Lucas Cranachs Stammbuch. 12 Thlr.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 4. Auguſt. 123ſtes Blatt.

Der Hauswirth von Paris.

Erzählung von v. Sartorius.

Der 31. März des Jahres 1814 war angebrochen. Die von der Schlacht am vorigen Tage geſchmolzenen Bataillone wurden geſammelt, einzelne Verwundete fanden ſich noch zu den Fahnen, und ſo ſtand das Regiment, in welchem ich damals diente, um acht Uhr Morgens, kaum halb ſo ſtark als am vorigen Tage, an der Barriere von Pantin, wo am Tage zuvor die letzten Schüſſe fielen, als die Convention zu Stande kam, nach welcher die Stadt heute den Siegern übergeben wurde. Nach der Parade vor den verbündeten Monarchen auf dem Platze Ludwig's XV rückten die Truppen in die ihnen angewieſenen Bivouacks. Der unſrige war auf dem Champ de Mars, nur die Offiziere wurden einquartirt. — So ſtand ich denn bald allein, mein Quartierbillet in der Hand haltend, und die unermeßliche Häuſermaſſe mit neugierigen und etwas verlegenen Blicken muſternd. Doch ein freundlicher Knabe zog mich bald aus der Verlegenheit, indem er ſich zum Führer erbot nach dem Hauſe, auf welches mein Billet lautete. Es war in der Straße du Regard in der Fauxbourg St. Germain; eine öde, menſchenleere mit Gras bewachſene Gegend, in welcher man eher glauben möchte, ſich in einem Provinzialſtädtchen zu befinden, wenn nicht das ſtattliche und vornehme Anſehen der Gebäude dagegen ſtritte. — Ich und mein Burſche hielten vor Nr. 7. Eine ziemlich hohe Mauer, nur durch ein eiſernes Gitterthor getheilt, verſteckte die Façade des Hauſes, das, im vornehmen Styl erbaut, aus einem Corps de Logis und zwei Flügeln beſtand, die einen geräumigen Hof umzogen, durch deſſen grasbewachſene Fläche ſich nur ein Fußſteig nach einer Thür in einem der Seitenflügel zog. — „Voila Monsieur votre Logis!" ſagte der Knabe, und ein freundliches Merçi auf mein Trinkgeld erwiedernd, ſprang er mit Behendigkeit davon. Das Thor war verſchloſſen; nach mehrmaligem Klingeln erſchien eine alte Frau, in halb bäuriſcher Tracht, die jedoch bei dem Anblick fremder Soldaten erſchrocken zurück fuhr und wieder verſchwand. Unſer ungeſtümes Klingeln und Raſſeln an dem Gitterthor lockte ſie abermals hervor und mochte ſie zuletzt bewegen, die Thür zu öffnen. Aber es ſchien unmöglich, ihr begreiflich zu machen, um was es ſich hier handle, und als dies gelungen, und ſie auf tauſenderlei Weiſe uns ab zu fertigen verſucht hatte, lief ſie endlich mit verſtörter Miene in's Haus zurück, gleichſam um Verhaltungsbefehle ein zu holen. Schon fing der Abend an zu dämmern, und wir ſtanden noch auf dem Grasplatze, hungrig, durſtig, müde zum Umſinken. — Mein Diener fluchte in preußiſch-litthauiſchem Dialekt, und auch meiner bemeiſterte ſich allmählig die Ungeduld, als wir endlich den Hausflur ſich erhellen ſahen und die Alte mit mehr Gefälligkeit als zuvor in der Hausthür erſchien, und uns nöthigte ein zu treten. Auf Herrn von Brancailles lautete das Billet, und ich erhielt auf meine Frage nach dem Hausherrn zur Antwort, daß er ſich unpäßlich befinde und nicht zu ſprechen

Digitized by Google

ſey. Wir ſtiegen eine Treppe hinauf; die Alte führte, vorleuchtend, uns über einen Corridor, und öffnete nicht ohne Schwierigkeit eine hohe Flügelthür, die in eine Reihe prächtig, aber in veraltetem Geſchmack decorirter Zimmer führte. „Hier, mein Herr", ſagte ſie, das Licht auf den Tiſch ſtellend, und eine Seitenthür öffnend, „dies iſt zu Ihrer Diſpoſition!" — und mit den Worten war ſie auch wieder verſchwunden. Wir ſahen einander verwundert an; während jedoch mein Diener ſein Gepäck ablegte, ſein Gewehr mit oſtpreußiſcher Ernſthaftigkeit einer Statue des Apollo in den Arm gab, und ſein Chakot einer Venus, die das Zimmer zierten, auf den Kopf ſetzte, fing ich an, die Localität genauer zu unterſuchen. Das einzelne Licht erhellte ſpärlich die weiten und hohen Räume, und die matte Beleuchtung vermehrte noch den Eindruck von Verödung und Unwohnbarkeit, welcher aus dem Ganzen ſprach, obgleich die Zimmer meublirt, und, wie es ſchien, vollſtändig zum Gebrauch eingerichtet waren. Mein Burſche durchſchnitt die einzige Kerze, und das eine Stück auf einem Pfeilertiſch des erſten Zimmers feſtklebend, beſuchte ich mit der andern Hälfte die übrigen. Am Ende einiger prächtig und großartig eingerichteten Gemächer fand ſich ein zierliches Schlaf-Cabinet, vollſtändig mit dem Nöthigen verſehen. Alles trug Spuren von langer Verlaſſenheit und faſt abſichtlicher Vernachläſſigung. Spinneweben bedeckten die Basreliefs und Vergoldungen der im unmodiſchen Geſchmack verzierten Wände; die koſtbaren, bis an die Decke reichenden Trümeaux waren faſt alle ſchadhaft, und die ſchwerſeidenen Bezüge der Ottomanne und Seſſel zeigten hie und da Löcher, welche weit eher durch Gewalt als durch die Wirkung der Zeit entſtanden zu ſeyn ſchienen. Wer weiß, dachte ich bei dieſem Anblick, wie in dieſen Mauern die Stürme der Revolution mögen gewüthet haben, und ſchon war meine Phantaſie geſchäftig, mir Scenen vor zu malen, wovon in jenen Tagen dieſe Mauern konnten Zeugen geweſen ſeyn, als unſre alte Wirthin, einen Teller mit Flaſchen und Gläſern in den Händen, herein trat, eine Art Diener hinter ſich, welcher einige kalte Speiſen trug. Meines ehrlichen Judaris Züge erheiterten ſich bei dem Anblick, und von dem Lager aufſpringend, welches er von den Polſtern eines Sopha, unter verbiſſenen Flüchen auf das „fränſche Tüch", ſich im Winkel des Zimmers bereitet hatte, half er jetzt mit etwas unbeholfener Eile den Tiſch ſerviren, worauf die Alte, nachdem ſie die mangelhafte Bewirthung, im Namen des Hausherrn, mit der Ueberraſchung entſchuldigt, uns gute Nacht wünſchte. Unſre Mahlzeit war leidlich genug, beſſer noch mundete uns der Wein, und bald gab es für müde Soldaten nichts Wünſchenswertheres als den Schlaf, welcher mich denn auch auf den zierlichen Polſtern des reichvergoldeten Schlafgemachs ſchnell in ſeine Arme nahm.

Am folgenden Tage ließ ich dem Herrn vom Hauſe meinen Beſuch anmelden, welcher auch, der franzöſiſchen Artigkeit gemäß, nicht zurück gewieſen ward, obgleich Herr von Brancailles, nach der Verſicherung der Alten, ſonſt ungern mit fremden Perſonen verkehre. Er war ein bejahrter Mann, groß und hager. Die ſtark gezeichneten Züge mochten Zeit und Unglück noch ſchärfer ausgeprägt haben, und die gebeugte Haltung des Kopfes, den wenige graue Locken umſchatteten, half den düſtern Eindruck vollenden, den die ganze Erſcheinung des Mannes und ſeine Umgebung machen mußte. Gleichwohl war ſein Empfang freundlicher, als ſein Anſehen hätte erwarten laſſen. Ich fand ihn wohl unterrichtet von der politiſchen Lage ſeines Vaterlandes, und ziemlich frei von den Vorurtheilen ſeiner Nation. Am meiſten war mir der wenig verhehlte Ingrimm auffallend, womit er gegen Napoleon eiferte, und der zuletzt in ſchmerzlich trüben, vielleicht durch bittere Erinnerungen geweckten Ernſt überging, ſo daß ich am paſſendſten fand, meinen Beſuch ab zu brechen.

Aber der Mann hatte mein Intereſſe erregt. Sein Alter und die Zeiten, welche er durchlebt, ließen mich vermuthen, daß er nicht gewöhnliche Schickſale gehabt, und er zog mich an mit derjenigen Theilnahme, die wir, Perſonen gegenüber, die viel erfahren haben, immer empfinden. Indeß, ob es mir gleich in der Folge gelang, ſein Zutrauen in gewiſſem Grade zu gewinnen, ſo blieb doch ſeine Vergangenheit mir unzugänglich, ja es ſchien als ob bei Allem, was nur darauf hindeutete, ſein Inneres ſich wie von ſchmerzlicher Berührung zuſammen ziehe und augenblicklich verſchließe. Als ich ihn einſt fragte, ob er dieſes Haus ſchon vor der Revolution bewohnt habe, war die Antwort, daß dies erſt ſeit einigen Jahren der Fall ſey, wo er es von einem Bruder geerbt, welcher erſt nach den Stürmen der Revolution, durch Ankauf, in den Beſitz deſſelben gekommen. Es fiel mir auf, daß er mit faſt ängſtlicher Scheu es zu vermeiden ſchien, das Hauptgebäude zu betreten und als ich ihn einſt fragte, wie es komme, daß er das weitläuftige Haus ſo allein mit ſeiner Wirthſchafterin bewohne, antwortete er nach einigem Nachdenken: „Dieſe kleine Wohnung zu ebener Erde, welche mir Sonnenſchein und friſche Luft gewährt, iſt meinem Alter und Bedürfniß angemeſſen. Miether würden mir Unruhe und Ungelegenheit verurſachen, welche meiner Stimmung eben ſo wenig zuſagen könnten, und ſo zog ich denn vor, meine Einſiedelei hier auf zu ſchlagen, und da oben Alles zu laſſen, wie ich es eben fand." — „Das erklärt es freilich", nahm ich von Neuem das Wort, „wie ſo Vieles, was da oben wahrſcheinlich die Spuren von den Thaten der Sans-

culotten-Horden trägt, in ſeiner Zerſtörung geblieben iſt.“ — „Sie ſagen mir da etwas Neues!“ fuhr Brancailles lebhafter als gewöhnlich heraus. „Ja, ich glaub' es wohl, ſie mögen auch da wenig verſchont haben. Die Luft jenes Hauſes iſt aber ſo ungeſund für mich, daß ich mich nie näher mit ſeinem Innern bekannt machen mochte.“ — „Wie?“ rief ich in höchſter Verwunderung, „Sie waren niemals da oben?“ — „Nein!“ rief er mit barſcher Stimme — „außer einmal in meinem Leben! — aber früher, lange vorher — doch das kann für Sie, mein Herr, kein Intereſſe haben!“ — Hiemit aufſtehend, ging er — wir saßen in dem ſchönen Garten, der das Haus von der Hinterſeite umgab — mit ſtarken Schritten die Kaſtanien-Allee hinunter, und ich hatte, als er zurück kam, nicht den Muth, ein Geſpräch wieder an zu knüpfen, welches ihn ſo heftig auf zu regen ſchien. — Die Lebensweiſe des Mannes war in jeder Beziehung ſo einfach, als nur möglich. Er ging nicht anders aus, als um bei ſchönen Abenden ein Stündchen im Garten des Luxemburg zu promeniren. Auch zu ihm kamen nur Wenige und Leute ganz eigener Art. Jedem, der längere Zeit in Paris war, wird dort ein Schlag von Leuten aufgefallen ſeyn, welche wie lebendige Trümmer voriger Zeiten unter dem jetzigen Geſchlecht umher wandeln, weder der Gegenwart noch der Zukunft, ſondern einzig der Vergangenheit angehörend. Es ſind die Veteranen der Revolution, Menſchen, die ſchon ein reifes Alter erreicht hatten, als jene Stürme über ſie kamen, und die darin viel, großentheils ihr ganzes Lebensglück verloren: gramgebeugte Geſtalten, die ſehr oft noch die Spuren edlen Anſtandes und zierlicher Gewöhnung tragen; tiefgefurchte Züge, und Blicke, die faſt immer nur auf den Boden, der Alles, was ihnen lieb war, verſchlungen, oder zuweilen mit eigenem Ausdruck gen Himmel gerichtet ſind, wo längſt alle ihre Wünſche wohnen. Man ſieht ſie meiſtens nur in den entlegenen Stadtvierteln, in der Wittwen-Allee, oder in andern einſamen Spaziergängen des Gartens von Luxemburg, oder in den Kirchen. Nichts von dem, was um ſie her vorgeht, ſcheint ihre Theilnahme an ſich zu ziehen, höchſtens ſind es Kinder, auf denen zuweilen ihr Blick mit einer wehmüthigen Freundlichkeit ruht. — Solcher Perſonen ſah ich zuweilen Einige bei Herrn von Brancailles.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerlei.

Unter den Geliebten der franzöſiſchen Könige iſt wohl mit am merkwürdigſten die „ſchöne Todtengräberin“, Francoiſe von Montmorenci, die König Heinrich, ihren Gebieter, in eine Verlegenheit brachte, wie ſie wohl ſo leicht kein Ehemann noch erlebt haben möchte: ſie kam nämlich in Gegenwart der Gattin Heinrichs, und durch Mithülfe derſelben in Wochen. Margarethe von Valois ſchreibt darüber ſelber Folgendes: „Francoiſe bekam ſo plötzlich Wehen, daß ſie zu meinem Arzt ſchickte und ihn bat, dem Könige davon Kunde zu geben. Mein Gemahl gerieth in die größte Verlegenheit, und entſchloß ſich endlich, mir Alles zu geſtehen, und mich dringend zu bitten, ihm zu verzeihen, und der armen Francoiſe in ihren Nöthen bei zu ſtehen; ich ſähe nun einmal, wie ſehr er die Francoiſe liebe (Bekenntniß einer ſchönen Seele) und würde ihn zu dem höchſten Dank verbinden!“

Die Welt begnadigt die Todten, um die Lebenden deſto härter zu verurtheilen. Sie **lobt** mit der höchſten Bedächtigkeit, **billigt** mit den gemeſſenſten Einſchränkungen, tadelt aber raſch und verdammt mit der Schnelligkeit des Gedankens.

Ein älterer Kunſtrichter bemerkt: „Der größte Lobſpruch, den man einer Oper, die eine eigene Welt hat, geben kann, iſt: daß ſie in Vergleichung mit unſerer Welt völlig unnatürlich ſey.“

Zu den Klopffechtern in der Literatur wird jeder Ehrliebende mit Ariſtipp ſagen: „Ich meide Dich, denn nimmſt Du Dir die Freiheit, Schmähungen gegen mich zu äußern, ſo habe ich die Freiheit, ſie nicht an zu hören.“

Noch heute möchte man auf viele Erziehungs-Inſtitute die Worte Falk's anwenden:

„Ruhm, Ehre, Preis der Kunſt der Pädagogen,
Gern räum' ich jeglichem Verdienſt den Lorbeer ein;
Sind die Erzieher nur erſt ſelbſt erzogen,
Gleich wird's mit der Erziehung beſſer ſeyn!“

Auf ein Heft, welches ein nachgeſchriebenes Collegium eines neueren Philoſophen enthielt, ſchrieb ein berühmter Staatsmann den Ausſpruch Goethe's: „Ich verwünſche die, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machen und doch unabläſſig fordern, daß der Menſch nützlich ſeyn müſſe.“

Der wahrhaft gute Witz wird treffen, aber nicht verwunden, der ſchlechte und gemeine Witz verwundet nur den, der ihn macht. Ed. Rolle.

Erotiſche Tändeleien von Wilhelm Müller.

Einer aus Vielen.

O küſſe mich nicht mit hundert Küſſen,
Ich bitte dich!
Mach' **einen** Kuß aus hundert Küſſen,
So küſſe mich:

Der gern verbeſſerte Irrthum.

Einen Irrthum giebt's auf Erden, welcher gern verbeſſert wird:
Wenn der Kuß, die Lippen ſuchend, in die Schleifen ſich verirrt.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild. Zwei Novellen nebſt Liedern und Romanzen von

Digitized by Google

Joſ. Freiherrn v. Eichendorff." (Berlin, 1826. In der Vereinsbuchhandlung.) — Ich bin in meinem Leben mit unterſchiedlichen Taugenichtſen zuſammen getroffen, habe aber bisher noch keinen gefunden, der in der That bei einer ſo echten Taugenichtſerei doch ſo viel taugte; von dem Einen bin ich mit forteilendem Verdruß geſchieden, dem Andern drückte ich freudig die Hand in der Hofnung, ihm nie wieder auf Erden zu begegnen — Alle hatten mir durch ihre Bösartigkeit oder durch ihr langweiliges Einerlei eine genußloſe Lücke in's Leben geriſſen — von dieſem Einen ſchied ich mit gerührter Seele, und wo er mir wieder begegnet, will ich mich gern ihm zugeſellen, und ohne Bedenken ihn mitführen in hohe und geringe Häuſer. Jeder Menſch, der in Leihbibliotheken nur einigermaßen engagirt iſt, weiß ſehr wohl, wie viele Novellen heutiges Tages auf dem Parnaß umher flattern, und wie jedes glanzloſe Geſchwärm die Sonnenſcheibe dort oben auf Augenblicke verfinſtert. Um ſo mehr muß ihn eine überraſchende Ausnahme erfreuen. Unſer Taugenichts iſt eine lange, in gewiſſer Rückſicht ſogar breite Novelle, und doch leidet der lichte poetiſche Sonntag nicht im mindeſten, doch lächelt ihm der ganze Parnaß, wie einer erwarteten Erſcheinung, freundlich entgegen, und die Nachtigallen alle ſchlagen ihm grüßend zu, und ſagen, du ſtörſt uns nicht, du überlärmſt uns nicht, du ſtreuſt keine künſtlichen Papierblumen umher, daß die echten Florakinder darunter vergehen und erſticken, ſey alſo willkommen, du Taugenichts, und ſchütze uns vor all den unglücklichen langweiligen Gäſten! — Mit Wohlgefallen begleitet der Leſer einen rohen, aber hübſchen Müllerjungen, der, ſeiner poetiſchen Gemüths-Anlagen ſich unbewußt, zu einem einnehmenden Charakter heranwächſt, von ſeiner klappernden Geburtsſtätte fort in die weite Welt hinaus. Der Junge hat keinen üblen Verſtand, und was im Bereich ſeiner Kenntniſſe liegt, beurtheilt er wie irgend ein Anderer mit fünf vollſtändigen Sinnen; wahrhaft liebenswürdig aber iſt er, wo er von Dingen ſpricht, die er nicht verſteht — da ſpiegeln ſich die größten und höchſten Erſcheinungen gar ſeltſam in der ungehobelten Müllerſeele, immer aber drollig und gemüthlich; beides wie die Natur es uns entgegen trägt — daher weder das Drollige als geſucht und hervorgepreßt uns bald zu langweilen anfängt, noch das Gemüthliche als eine überſüße und nachgekünſtelte Blume jenen Ekel erweckt, der in der neueſten Literatur ſo wohlfeil zu erkaufen. — Zwei Dinge ſind's, die mir am Verfaſſer des Taugenichtſes gar beſonders zu gefallen belieben. Sein Humor iſt dem Gegenſtande angemeſſen, freilich kein tiefgreifender, der mitten unter dem luſtigen Sonnenhimmel uns mit ſchweren ſchwülen Armen umſchlingt, und eine ſchwarze Wetterwolke empor ſteigen läßt, die er allein nur wieder verſcheuchen kann; ſolch ein Humor aber wäre hier an der unrechten Stelle geweſen. Dagegen ergötzt uns ein Humor, wie ihn ſolch ein roher Burſche haben kann, wie ihn ein kindliches, ſorgloſes, neugieriges und unverzerrtes Gemüth haben ſoll; wir bewundern nicht den Humor des Verfaſſers — was geht uns der an, und was liegt dem Leſer daran, ob er welchen hat oder nicht? — am Humor ſeines Geſchöpfes erfreuen wir uns; eine einzige, naive, müllerſöhnliche Bemerkung des Taugenichtſes hat einen zehnmal größeren Werth, als alle Anſichten und Betrachtungen, die uns an ihrer Stelle der Verfaſſer aus ſeiner gelehrten Seele gegeben hätte — in dieſer objektiven Humoriſtik aber iſt der Erzähler ein untadliger Meiſter. — Nächſtdem hat der Verfaſſer gelernt, die Natur in ihren wechſelnden Erſcheinungen und flüchtigen Bildern, nach Zeit und Ort, lebhaft auf zu faſſen, und ſie mit jener geiſtvollen Genialität dar zu ſtellen, die ſich wohl in Acht nimmt, ihre hingeworfenen Pinſelſtriche in breite rhetoriſche Gürtel zu dehnen. Da aber dieſe Naturmalerei wahrhaft aus der Seele des Taugenichtſes und ſeiner jedesmaligen Stimmung fließt, ſo regt ſich im Leſer manche ſchimmernde Empfindung mit, wehmüthig ſüße Gefühle überſchleichen ſein Herz, glückliche Morgen, die er mit befreundeten Geſellſchaftern unter Gottes blauem Himmel begrüßt, längſt entſchwundene Abende, die er im Angeſicht der untergehenden Sonne genoſſen, kehren ihm ungeahnt wieder und flöten mit ihren verhallten Tönen ihm zu und gaukeln um ihn mit ihren jugendlichen Bildern. Und leider iſt mir das ſelbſt begegnet — ich ſchäme mich, es zu ſagen — denn ein Recenſent, der als eine richterliche Perſon im Rieſen-Uhrwerk des Fatums ſeine ehrwürdige Rolle ſpielt, und in dem großen Rade ſich als eine merkwürdige Speiche um die Axe der Kritik dreht, der ſollte auch unrührbar und unbeweglich, wie das Fatum, über ſeiner Sache daſitzen, und ſich den Hauch menſchlicher Gefühle nichts anhaben laſſen. Aber wie geſagt: der Taugenichts mit ſeinen naiven Knabengefühlen griff mir mehrmals gar ſeltſam in das Herz, daß ich das Buch auf ein Paar Sekunden weglegte, und darüber hinaus, wehmüthig und ſelig, in die Wolken blickte, die ſich über die Wetterfahne des nächſten Thurmes fortſchlichen. Wenn aber ein Müllerjunge wie ein Müllerjunge ſpricht, und dennoch in der beſonnenen Seele eines Kritikers ſolchen Unfug an zu ſtiften vermag, da muß etwas Wahres an der Sache ſeyn. Ich bin daher auch der Meinung, daß die Novelle ſich beſſer und lohnreicher in der Einſamkeit lieſt als in einem Theezirkel, wo die Begeiſterung zu viele Intereſſenten findet und oben angedeutete Gefühle ſich geniren. — Ueber die Fabel des Ganzen kann ich mich hier nicht ſo ausſprechen, wie ich wünſche. Eine unſtäte Dame wird ſie zu ausgedehnt finden, ein Geſchäftsmann ſie zu ſeltſam und wunderlich nennen, ein Phantaſt könnte ſie gemein und eine gemeine Seele phantaſtiſch ſchimpfen, bis die Soliden kommen und ſie für locker erklären. Sie haben Alle in ihrer Art recht, ich aber auch in der meinigen, wenn ich ſie glücklich erfunden und artig nenne. Es wäre überflüſſig, auf die einzelnen Schönheiten der Dichtung aufmerkſam zu machen, und doch kann ich mich nicht enthalten, den Aufenthalt des Taugenichtſes in Tyrol beſonders hervor zu heben. Wie ſie voll Leben und Bewegung, wird die Novelle fortleben, und ſollte es Manchen unwillkommen überraſchen, daß er die ſchöne ſchlanke Gräfin zuletzt als eine bürgerliche Portiers-Nichte mit ſich nehmen muß, ſo wird umgekehrt die flüchtige Erzählung dennoch als ein ſchätzbares Produkt unſerer Zeit neben anderem Schätzbaren fortleben und die künftigen Jahre immer noch friſch und jugendlich erbauen. — Das „Marmorbild" hätte ich vor dem „Taugenichts" leſen ſollen, ſo würde es mir unſtreitig beſſer gefallen haben. Genie und Originalität begegnen ſich hier ſeltner, die Erzählung verſchlingt ſich geheimnißvoll und bizarr, um ſich launenhaft und unbefriedigend zu löſen; ſeltſame Geſtalten, wie Donati, bleiben unerklärt, und das Wunderbare ſetzt ſich hier nicht wie leiſe Thautropfen auf die Spitzen der Blüthen und Blumen, wie ein gewaltſamer Regen fällt es nieder, und unter ſeiner Schwere knickt das Schönſte und Zarteſte, was der Garten ſonſt bieten würde, unbarmherzig ein. Bei dem Allen aber giebt es auch hier Manches zu bewundern, Vieles zu loben, treffende Züge, reizende Schilderungen, impoſante Bilder, liebliche Geſtalten und meiſterlich ausgeführte Scenen voll italieniſchen Lebens. — Endlich die „Lieder und Romanzen" — ich wollte aber, ich brauchte gar nicht von ihnen zu ſprechen. Es gewährt ſchon an ſich eine unſtatthafte Perſpektive, hinter einem Vordergrunde von Novellen den fernen Horizont mit Liedern verpalliſadirt zu ſehen. Um ſo weher thut's mir hier, da ich unpoetiſch genug bin, viele dieſer Gedichte für wenige Capitel des Taugenichtſes hin zu geben. „Es ſchreibt die Feder Manches nieder, dem's oft gar ſehr an Werth gebricht; man findet's gut und nennt es Lieder, und doch verdient's den Namen nicht." Aber heraus damit — im Taugenichts iſt der Verfaſſer ein liebenswürdiger Dichter, in den Gedichten iſt er oft keiner. Zum Glück fallen Ausnahmen der Kritik von ſelbſt in's Schwerdt.

Daniel Leßmann.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 5. Auguſt. 124ſtes Blatt.

Perſiſche Liebesklage.

Deine Hand (die mir fünf Sproſſen
Einer Himmelsleiter zeigt),
Die mein junges Blut vergoſſen,
So, daß mir das Leben bleicht,
Trifft mit dem gezückten Blitze
Dieſes Dolches, den ſie führet,
Sanft, wie deine Fingerſpitze
Einer Roſe Blatt berühret.

Als der Vollmond ſich dem Schleier
Deines Angeſichts enthob,
Und ich von dem Strahlenfeuer
Seines Lichts in Funken ſtob,
Ward ich durch der Liebe Wunder
Gläubig an Unſterblichkeit,
Weil mein Herz aus Aſch' und Zunder,
Wie der Phönix, ſich erneut.

Daß mich die Vergeltung tröſte,
Feßle deines Haares Flug,
Weil es ſich der Haft entlöſte,
Als es mich in Bande ſchlug.
Ferne ſehnend, an Cypreſſen
Prüf' ich deine Huldgeſtalt,
Während, deinen Wuchs zu meſſen,
Es in Flechten niederwallt.

Du, die mich in ew'ge Qualen
Zürnender Verſagung taucht,
Straf' den Spiegel, der die Strahlen
Deiner vollen Schönheit ſaugt:
Fluch' dem Oſtwind, den die Süße
Deiner tauſend Düfte letzt,
Schilt den Teppich deiner Füße
Und das Waſſer, das dich netzt;
Scheuch' die Blüthe, die vom Baume
Sich in deine Locken warf,
Ja, den Staub, der mit dem Saume
Deines Kleides koſen darf.
Sprich, warum derſelbe Wille,
Der mich grauſam von dir trennt,
Dieſen deiner Himmelsfülle
Reizende Berührung gönnt?
Nur Empfindungsloſem günſtig,
Biſt du karg mit deinem Werth,
Fühllos für ein Herz, das brünſtig
Seine Kraft für dich verzehrt.
Willſt von mir ein Gleichniß hören?
Eine Sonne, glorievoll!
Die der Ghebre zwar verehren,
Aber nicht beſitzen ſoll.
Ihre warmen Strahlen locken
Tauſend Blüthen aus dem Nichts,
Doch der Blüthen Säfte ſtocken
Von der Gluth des Schöpferlichts.
Dennoch fühlt, von ihr durchglommen,
Jedes Herz ſich ihr geneigt,
Und die Welt begrüßt ihr Kommen,
Wenn ſie auf am Himmel ſteigt:
Gleichwie rings die Fluren ſchallen,
Wenn dein Mund bezaubernd lacht,
Der ſogar die Nachtigallen
Ihren Roſen treulos macht. Meſſow.

Der Hauswirth von Paris.

(Fortſetzung.)

Das ſchöne Anſehen der deutſchen Truppen, ihre kriegeriſche Haltung, ihre treffliche Diſciplin war ihm aufgefallen. Er ſprach mit Lobe davon. „Ich habe", ſetzte er hinzu, „Ihre Nation immer geſchätzt, und ich glaube ſie nicht höher ehren zu können, als wenn ich ſie vorzugsweiſe eine reine Nation nenne, rein von

den Laſtern des Haſſes und der Rachſucht, welche die Geſchichte ſo mancher andern Völker mit den blutigſten Thaten befleckten, Leidenſchaften, wozu die Deutſchen mir vor allen Bewohnern des europäiſchen Welttheils am wenigſten ſich hin zu neigen ſcheinen.“ — „Ich habe“, erwiederte ich lachend, „noch niemals darüber nachgedacht — dürfte es aber erlaubt ſeyn, von dem Einzelnen auf das Ganze zu ſchließen, ſo glaub' ich freilich in mir ſelbſt wenig Anlage zu Regungen ſolcher Art zu empfinden!“ — „O wünſchen Sie ſich Glück dazu, mein junger Freund!“ fiel mir der Alte mit der größten Lebhaftigkeit in die Rede: „danken Sie Gott für dieſe glückliche Naturanlage! Und was Ihnen auch auf Ihrem Lebenswege beſtimmt ſeyn möge, hüthen Sie ſich, den Empfindungen des Haſſes und der Rachſucht je Raum zu geben! Es ſind fürchterliche Leidenſchaften, um ſo fürchterlicher, als der menſchliche Egoismus ſie ſtets mit den triftigſten Motiven zu unterſtützen weiß. Glauben Sie mir“, fuhr er tief aufſeufzend fort, „die innigſte bitterſte Reue vermag nicht, die Thaten des blinden Haſſes zu vergüten, noch ihre Erinnerung in dem eigenen Herzen aus zu tilgen, ja dieſe Leidenſchaft, nachdem ſie das Leben vergiftet, endet zuletzt damit, ihren Stachel gegen das Herz ſelbſt zu kehren, welches ſie groß gezogen.“

Trotz dieſer Melancholie, dieſer trüben Selbſtfeindſchaft, die ſich in dem Weſen des Greiſes unverkennbar ausſprach, gab es doch Momente, worin eine ſeltſame Begeiſterung ihn wie unwillkührlich zu ergreifen ſchien. Einſt hatte ſich das Gerücht verbreitet, Napoleon werde ſich nach den amerikaniſchen Freiſtaaten begeben; ich erzählte ihm das bei der Mittagstafel. „Nimmermehr!“ rief er mit Heftigkeit, „ſie würden ihn nicht aufnehmen, oder, wenn ſie es thäten, er würde zuletzt lieber in einer Wüſte leben wollen! — Da gäb' es ja für ihn keine Kriege zu führen und keine Kaiſertitel! — Der Himmel mög' es verhüthen“, ſetzte er nach einigem Nachdenken hinzu, „damit doch noch ein Land auf der Erde bleibt, wo die heilige Freiheit ihre Tempel baut. Europa, das unglückliche Europa war nicht würdig, dieſen himmliſchen Gaſt zu empfangen!“ — Er ſagte dieſe Worte mit unbeſchreiblichem Ausdruck und ein geiſtiges Feuer belebte dabei alle ſeine Züge. „Wundern Sie ſich nicht, mein junger Freund“, hob er dann wieder an, „daß mein vertrocknetes Auge bei dem Gedanken an längſt aufgegebene Ideale ſich mit Thränen der Sehnſucht füllte. Ach, wenn Sie wiſſen ſollten, wie viel ich unter den Irrthümern gelitten, worin blinde Willkühr und der Mißbrauch der Macht mein unglückliches Vaterland geſtürzt, und wozu mich dieſe gebracht, Sie würden Träume entſchuldigen, die wohl unter dem Monde keine Wirklichkeit haben, und zu denen das Urbild ſich in Amerika vielleicht ſo wenig als ſonſt irgendwo in der Welt finden mag. Aber mögen es immerhin nur Traumbilder ſeyn, ſie dienen wenigſtens, ein freudenloſes Alter auf Momente zu erheitern und eine Einbildungskraft zu beſchäftigen, die für alles Andre in der Welt nur Trauerfarben hat.“

Dieſe und ähnliche Aeußerungen, welche in meinem täglichen Umgang mit Braneailles ſich auf unzählige Art wiederholten, hatten mein Intereſſe an dem Mann immer mehr erhöht, und freilich auch eben ſo ſehr mein Verlangen verſtärkt, etwas Näheres von ſeiner Geſchichte zu erfahren. Er mochte dies längſt wahrgenommen haben, denn als ich einſt zur gewohnten Stunde kam, ihn zu einem Spaziergang im Garten von Luxemburg ab zu holen, und ihn unpäßlich fand, ſagte er: „Ich fühle mich heute nicht ſtark genug, um zu gehen, und hatte ſchon die Abſicht, Sie ein zu laden, den heutigen Abend bei mir in meinem Garten zuzubringen.“ — Ich zeigte mich auch hiezu bereit; er drückte mir mit Rührung die Hand und ſagte: „Es iſt ſehr gütig von Ihnen, daß Sie auf Ihren gewöhnlichen Spaziergang, mir altem Mann zu Liebe, verzichten wollen, und es iſt um ſo mehr Pflicht für mich, Ihnen dies Opfer zu vergüten, indem ich auf andre Weiſe zu Ihrer Unterhaltung beitrage. Längſt“, fuhr er lächelnd fort, „glaub' ich den Wunſch, etwas von meinem Leben zu erfahren, Ihnen in den Augen geleſen zu haben. Ich wartete auf eine willkommene Stunde zu ſolcher Mittheilung. Wohlan denn, Marton, trage einige Flaſchen Wein auf unſern gewöhnlichen Platz unter den Kaſtanien hinunter, und Sie, mein werther Freund, begleiten Sie mich dahin.“

„Ich verdanke“, ſo begann Braneailles ſeine Erzählung, „einer alten aber armen Familie in der Nieder-Bretagne meine Abſtammung. Mein Vater war der ärmſte Edelmann ſeiner Provinz, und das will wahrlich viel ſagen! Aber nicht minder als alle ſeine Nachbarn von dem Vorurtheil beherrſcht, welches in jener Zeit dem armen Adel jede Art von Betriebſamkeit unterſagte, begnügte er ſich, das kleine und unfruchtbare Beſitzthum an zu bauen, das ſeine Vorfahren auf ihn vererbt hatten, und in die Seele ſeiner Söhne, wovon ich der Jüngſte war, den müßigen und übel angebrachten Stolz auf eine alte Abkunft zu pflanzen, die bei einer Armuth, wie die unſrige, zwiefach thöricht genannt zu werden verdiente. In dem baufälligen Neſt, welches wir mit ihm bewohnten, und dem wir die Ehre erwieſen, es mit dem hochtönenden Namen unſers Stammſchloſſes zu belegen, hatten wir nicht ſelten mit allen Entbehrungen, allen Bedrängniſſen der äußerſten Dürftigkeit zu kämpfen. Eben ſo oft aber ließen unſre Jugend und Unerfahrenheit

uns dieſelben vergeſſen, wenn an langen Winter-Abenden, nach der ſpärlichen Mahlzeit, die oft kaum hinreichte, den Hunger zu ſtillen, wir um den guten Vater am Kamin verſammelt ſaßen, und er, in den Erinnerungen ſeiner Vergangenheit ſich vertiefend, uns mit weitſchweifiger Beredſamkeit erzählte, welch' eine ſtattliche Figur er auf ſeiner einzigen Zuchtſtute bei'm Heerbann gemacht, oder auf der einzigen Reiſe ſeines Lebens, zu dem Landtage ſeiner Provinz, welche ihm die Hälfte ſeines väterlichen Erbtheils gekoſtet. Der Reihe nach genoſſen wir, ich und meine Brüder, des Vorrechts, Sonntags, mit des Vaters alterthümlichem Wehrgehäng umgürtet, den verroſteten Degen an der Seite, unter ſeiner Aufſicht in der Kirche unſeres Dorfs zu erſcheinen: und dieſe Auszeichnung war der belohnende und mühſam errungene Preis unſerer Fortſchritte bei einem Dorfſchulmeiſter, dem einzigen, welcher ſich in einem Umkreis von fünf Stunden von unſerm Landſitze fand. — Mit vierzehn Jahren trat ich, ſo vorbereitet, als es unter ſolchen Umſtänden möglich war, in ein Infanterie-Regiment. Mit achtzehn Jahren jedoch noch auf derſelben Stelle, als bei meinem Eintritt, ging ich, — Gott weiß ob zu meinem Glück! — auf den Rath meines Oheims, welcher in dieſem Schritte die Ausſicht auf ein ſchnelleres Avancement für mich zu ſehen glaubte, in ein leichtes Truppen-Corps, wobei ich auch wirklich, nach ſechs unter dem geſchäftigen Einerlei des kleinen Dienſtes verlebten Jahren, mich im Beſitz einer Lieutenantsſtelle befand. — Ich empfing durch einen unglücklichen Zufall, bei den jährlichen Uebungen unſers Corps, eine gefährliche Wunde, die, allem Anſchein nach, mich unfähig machte, länger zu dienen. — Ich glaubte auf eine Verſorgung antragen zu können, und da ich mehrere meiner Kameraden ihren Abſchied hatte benutzen ſehen, um am Hofe damit Anſtellungs-Geſuche zu unterſtützen, ſo beſchloß auch ich, auf gut Glück den meinigen zu ſuchen, um damit ein Gleiches zu thun.

Ich begab mich nach Verſailles. Nach manchen vergeblichen Schritten und viel verlorner Zeit fand ich mich einſt — zum zwanzigſten Male vielleicht — im Vorgemache des Miniſters ein. Die Audienz war glänzend und zahlreich. Die Erſcheinung des Erſten erwartend, ſchritten die meiſten der Anweſenden langſam in dem großen Zimmer auf und nieder, oder ſtanden, in dichten Gruppen zuſammen gedrängt, in leiſem aber eifrigem Geſpräch. — Mir erlaubte die Dürftigkeit meines Anzuges, ſo wie meine gänzliche Unbekanntſchaft, weder das Eine noch das Andere. In einem Winkel des Gemaches erwartete ich, in einen Seſſel gedrückt, froh, daß Niemand ſich um mich bekümmerte, und hinter dem Rücken von fünf oder ſechs eifrig plaudernden vornehmen Herren, ſtill ſeufzend die Erſcheinung von Monſeigneur.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Frauen ſollen öffentliche Aemter haben.

Miſtriß Godwin hat neulich ein Werk herausgegeben: „Von den Rechten der Frauen und der Ungerechtigkeit der Männer". Unter Anderem iſt darin auch folgende Stelle zu leſen: „Warum ſoll es mehr auffallen, die ehrenden richterlichen Inſignien von einer Frau getragen zu ſehen, als wenn man ſo manchen Mann ſein Amt entehren ſieht? Würde eine Frau ſich in der Bekleidung irgend eines Amtes ſchlechter ausnehmen, als z. B. ein Mann, der vor ſeiner Maitreſſe in Zärtlichkeit dahin ſchmachtet, oder ein Mylord, der ſeiner Frau ein Kleid ſtickt?" (Wahrſcheinlich eine Anſpielung, die uns verloren geht, wenn wir nicht dem Mylord eine höhere Würde ertheilen.) — „Auch ſelbſt zu Philoſophen würden die Weiber ſehr gut paſſen, denn es iſt ja allgemein anerkannt, daß in den dickſten Körpern der ſchwächſte Geiſt wohnt, und daß die zarten, ſchmächtigen Menſchen auch die geiſtreichſten ſind. Da nun die Weiber ſchon an und für ſich zartere Organe haben, würden ſie nicht noch geiſtreicher ſeyn, ſobald ſie ſich nur von früh an auf's Philoſophiren legten? — Wozu aber die Weiber am beſten taugen würden, das iſt zu Advokaten, denn worin beſteht wohl die ganze Kunſt dieſer Leute, als in der Ueberredung? und wer verſteht das Ueberreden beſſer, als die Weiber?!" — Die gute Miſtriß Godwin ſcheint nicht wiſſen zu wollen, daß die Frauen, ohne öffentliche Aemter, doch ſchon die meiſten derſelben verwalten. Sie richten alle Welt, und oft ſo ungerecht, wie es nur irgend ein männlicher Richter vermöchte; ſie philoſophiren, denn ſie myſtifiziren mit ihren Reizen und ihren Worten mehr junge Leute, als ſelbſt der beliebteſte Profeſſor der Philoſophie es kann; und macht die Kunſt der Ueberredung zum Advokaten, ſo ſind ſie mehr noch Doktoren des Unrechts, als jene Doktoren des Rechts. Miſtriß Godwin will den Männern aber auch im Schein nichts voraus laſſen! — ſie verlangt, daß die Frauen, außer ihren vielen Moden, noch die mitmachen, öffentlich die Rollen der Männer zu ſpielen. Hübſch und jung iſt die Miſtriß wahrſcheinlich nicht, ſonſt wäre ſie mit ihrer Art von Herrſchaft ſicherlich zufrieden! F. P.

S p r ü c h e.

Suchest du ſelber dich nur, biſt du nicht tüchtig zum Guten;
Wer für das Ganze nur wirkt, ſorget am beſten für ſich.

Edle Geſchäftigkeit! durch dich entflieht man ſich ſelber.
Das iſt das Beſte an dir — denn wie ertrüge man ſich!

Ewig bleibet die Wahrheit; ſelbſt an der Wirklichkeit ſcheiternd
Zeigt ſie die göttliche Kraft, die nur im Geiſte beſteht. C. S.

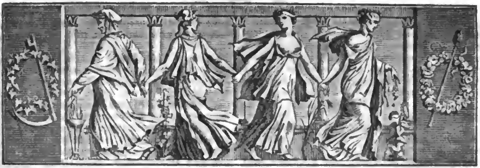
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Leipzig. Je länger ich geſchwiegen und den „Geſellſchafter" ſcheinbar vergeſſen habe, einen deſto ausführlicheren Bericht ſoll er heute von mir erhalten; wenigſtens wird er einen bedeutenden Zeitraum umfaſſen. — Von der letzten Jubilate-Meſſe ſchweige ich wie billig, da ſich wenig oder nichts darüber ſagen läßt; die Menge der Käufer erreichte die der Verkäufer nicht zur Hälfte, und das Schauſpielhaus war, trotz der vorzüglichen Stücke (wenn auch meiſt Wiederholungen), die man gab, faſt immer leer. Mit dem Ende der Meſſe verließen uns Hr. und Mad. Schmidt und Demoiſ. Hanff (an deren Beider Stelle ſeitdem Demoiſ. Lauber von Augsburg engagirt worden iſt), und Demoiſ. Canzi, nachdem ihr Benefiz-Conzert wenig beſucht worden war. Einige Zeit darauf erneuerte eine neue Sonne den Kunſt- und Schönheitsſinn des hieſigen Publikums. Ich meine Mad. Neumann, von Carlsruhe, die in feineren Anſtands-Rollen, wie „Baronin Waldhüll" im „letzten Mittel", „Baronin Holmbach" in „Stille Waſſer ſind tief", auch theilweiſe als „Maria Stuart" und in den „Proberollen" — einem von Ludwig Robert für ſie eigends gedichteten Paradeſtücke — den unbefangenen Theil des Publikums mehr als befriedigte. Dagegen kann ich in das unmäßige Lob derer, die ſie in Rollen wie „Margarethe", „Suschen", „Suſette", „Kätchen", über die Sterne erheben, und andere Künſtlerinnen in denſelben Darſtellungen, dazu wohl gar ungeſehen, unter ſie ſtellen, nicht einſtimmen, da mir die von ihr dargeſtellte Natürlichkeit nicht wie Natur, ſondern wie Kunſt und Künſtelei vorgekommen iſt, und ich dabei die Wahrheit des Ausſpruchs von Goethe „Man merkt die Abſicht, und man iſt verſtimmt!" empfunden habe. Die Rolle der „Frau von Schlingen" in den „Wienern in Berlin" nahm Mad. Neumann zu kokett, ſo daß mir die Schalkheit unſerer Devrient weit mehr gefällt — aber freilich, hübſch, reizend, verführeriſch ſah der Gaſt aus — Grund genug, daß Mad. Neumann drei Mal ihre Wiener Lieder als „Frau von Schlingen" uns vorſang. In den erſten Darſtellungen war das Haus wenig beſucht, ſpäter war der Zulauf größer — und bei der letzten Darſtellung fielen Gedichte, zwei Blumen-Bouquets und ein Kranz, ein Beweis, daß man auch in Leipzig dergleichen zu Stande bringen kann. Uebrigens ſcheint es mir, daß gerade der Umſtand, den ſchon Klingemann (in „Kunſt und Natur" Th. 1. S. 145) bemerkte, wie nämlich ſchon im Jahr 1817 Mad. Neumann ihr Talent nach den verſchiedenſten Richtungen ausübe, nachtheilig auf den innern Gehalt ihrer Darſtellungen eingewirkt habe; wenigſtens glaube ich nicht, daß Vielſeitigkeit allein den Künſtler macht. — Zu derſelben Zeit gaſtirte auch ein Hr. Fehringer, von Frankfurt am Main, der jedoch wenig Talent und Künſtlerweihe bewies, auch kein beſonderes Glück auf der Bühne machte, denn daß er ein hübſches Aeußeres beſitzt, kann unmöglich einen Maaßſtab bei Beurtheilung ſeiner Leiſtungen abgeben, obſchon manche Kritiker in unſerer Zeit davon aus zu gehen pflegen. Sein „Poſa" war eine ganz verfehlte Gabe, denn nicht der erfahrene, von Freundſchaft und Unverletzlichkeit der Menſchen- und Völkerrechte tief ergriffene Mann ſprach ſich in ihm aus, ſondern nur Schiller's Worte hörten wir oft bedeutungslos und entſtellt herſagen. Dagegen konnte man ſeinen „Baron Wiburg" in „Stille Waſſer ſind tief", auch ſeinen „Sonnſtett" im „letzten Mittel" nicht tadeln. — Mit dem Ende des Mai wurde das Haus, wegen einiger nothwendigen Veränderungen im Innern, geſchloſſen, ſo daß die meiſten Mitglieder der Geſellſchaft Kunſt- und Bade-Reiſen antraten. Die dadurch entſtandene Pauſe in den Vorſtellungen wurde von den wahren Kunſtfreunden um ſo ſchmerzlicher gefühlt, als es ſo unmöglich ward, daß Eßlair und Lebrun, die zu derſelben Zeit hier durchkamen, bei uns auftreten konnten. — Die theaterluſtige Welt fand bei dieſem Stillſtande einige Erholung in Zwenkau, zwei Stunden von hier, wo eine Geſellſchaft des Friedr. Michaelis ihren Thespiskarren angehalten und einen Muſentempel errichtet hatte, ſo wie gegen Ende des Monat Juni bei den Darſtellungen der Kunſtreiter-Geſellſchaft des Hrn. Blondin. Erſtere war aber zu mittelmäßig, als daß ſie hätte zum Lachen reizen, und ſo durch ihre Vorſtellungen (worunter ſogar das „Kätchen von Heilbronn") angenehm unterhalten können, und Letztere fand ſich erſt gegen Ende des Monats ein, ſo daß der größere Theil deſſelben den ſchauluſtigen Bewohnern Leipzigs ziemlich ohne Zerſtreuung und Augenluſt dahin ſchlich. — Nach und nach fanden ſich unſere Schauſpielerinnen und Schauſpieler, mit Lorbeern gekrönt und durch die Reiſen geſtärkt, wieder ein, und begierig ſahen alle Theile — der Künſtler-Verein, ob die Zuſchauer ihnen freudig entgegen kommen und ihren in der Ferne anerkannten Werth auch beachten würden; das Publikum, wie das Haus ſich geſtaltet, und ob die Entferntgeweſenen mit den neuen Kränzen des Beifalls auch den alten Eifer mitgebracht haben möchten — der Eröffnung der Bühne entgegen. Sie erfolgte, den Vermuthungen der Zweifler, daß Alles in ſo kurzer Zeit nicht vollendet worden ſeyn könne, entgegen, am 1. Juli, und wenn auch der Kreis der Zuſchauer nur gering war, ſo erkannte er doch den Eifer des Unternehmers, auch das Innere des Hauſes freundlich aus zu ſchmücken (davon zeugen die neue Malerei der Gallerieen, Logen und der Decke, ein neuer Vorhang, ein größerer Kronleuchter, einige Aenderungen im Parquet und den Gallerieen), und ſo zur Befriedigung des Publikums bei zu tragen, dankend an. Vorher ging ein Prolog von Wilhelm Gerhard, geſprochen von Mad. Genaſt; dann folgte die Jubel-Ouverture von C. M. v. Weber, die durch den erfolgten Tod des Componiſten doppeltes Intereſſe erregte, und hierauf war „Taſſo" von Goethe. Aber ſonderbar, daß, trotz des Stillſtandes der theatraliſchen Vorſtellungen, mich die Darſtellung wenig anſprach, ja oft kalt ließ. Und wiſſen Sie auch, daß der „Geſellſchafter" allein (?) die Urſache dieſes geringern Vergnügens iſt? Hätten Sie nicht das Gedicht des Hrn. v. Maltitz „Recept zu einem großen Schauſpieler oder Sänger" in Ihrem Blatte aufgenommen („Bemerker" Nr. 19), das ich damals gerade leſen mußte, ſo würde ich gewiß mit einem minder unangenehmen Gefühl der Vorſtellung beigewohnt haben. Denn wenn deſſen Inhalt auch den hieſigen Künſtler-Verein nicht im mindeſten treffen und berühren kann, ſo hat doch der Dichter im Allgemeinen den Nagel auf den Kopf getroffen, und in jedem wahren Freunde der Kunſt ein Mißtrauen gegen den Künſtlerſtand erweckt. Doch ich will ja nicht meine Empfindungen ſchildern, ſondern meine Anſicht über die Darſtellung des „Torquato Taſſo" ausſprechen. Am beſten gefiel mir Hr. Genaſt als „Antonio", obſchon er im Eingange der Rolle den Charakter zu ſchroff darſtellte, da er ſie überhaupt jugendlich nahm; im Verfolg mäßigte ſich dieſe Kälte, und der berechnete Verſtand näherte ſich mehr der jugendlichen Empfindung. Hr. Devrient war nicht minder vorzüglich als „Fürſt", da die Würde des Letzteren nicht die Freundſchaft gegen den Dichter verdrängte. Auch die Damen Genaſt und Miedke hatten als „Prinzeſſin" und „Leonore" ſehr gelungene Momente, doch ſcheint Letztere zu dieſer Rolle nicht jugendlich genug zu ſeyn oder ſich nicht jung genug ſtimmen zu können. Hr. Stein als „Taſſo" ſprach die Rolle im Ganzen vortrefflich: ein Lob, das ſeinem Gefühl und ſeinem Organ gebührt; nur zuweilen ließ er der Leidenſchaft den Zügel, und vergaß, daß er nicht das lebendige Wiener Publikum, ſondern ein kaltes beſonnenes vor ſich habe. Auch hat er gerade keinen edleren Anſtand, keine beſſere Haltung des Körpers aus der öſtreichiſchen Kaiſerſtadt mitgebracht. Uebrigens nahm das Publikum die Vorſtellung ſehr kalt auf — vielleicht weil es draußen ſehr heiß war.

(Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. | Montag den 7. Auguſt. | 125ſtes Blatt.

Geſang.

Sie.
Wer ſingt des Abends im Garten
So ſchön bei'm Sternenſchein?

Er.
Das ſind in der Geisblattlaube
Die kleinen Vögellein:
Dort hat ein Männchen und Weibchen
Ein warmes Haus gebaut,
D'rin ſchnäbeln ſie ſich und koſen,
Und ſingen ſo ſchön und laut.

Sie.
Wer ſingt des Abends im Garten?
Es ſind nicht Vögellein.

Er.
So wird's das Säuſeln des Windes
In den hohen Pappeln ſeyn:
Die wogen und wiegen ſich leiſe,
Und lispeln des Abends ſo ſüß,
Wie Harfenkläng' und Glocken:
Es ſind die Pappeln gewiß.

Sie.
Wer ſingt des Abends im Garten?
Die Pappeln ſind es nicht.

Er.
So iſt es des Bächleins Murmeln,
Das ſich an den Kieſeln bricht:
Das rauſcht ſo ſanft, ſo lieblich,
Und klingt das Geländer entlang:
Das Bächlein iſt es, das Bächlein,
Mit ſeinem Rieſelgeſang.

Sie.
Wer ſingt des Abends im Garten?
Es iſt kein murmelnder Bach.

Er.
So müſſen Geiſter d'rin wohnen,
Die werden des Abends wach,
Und zieh'n mit ſüßen Klängen
Durch Blätter und Blumenduft;
Und ſingen leiſ' und ſchaukeln
Sich in der laulichen Luft.

Sie.
Wer ſingt wohl Abends im Garten?
Auch Geiſter ſind es nicht:
Es iſt eine freundliche Laute,
Zu der die Liebe ſpricht.

Er.
Nun kann es denn nichts And'res
In Deinem Garten ſeyn:
So bin ich's, armer Knabe,
Und Lied und Lieb' iſt mein.

Julius Curtius.

Der Hauswirth von Paris.

(Fortſetzung.)

Ein Mann von edlem Wuchs und einnehmenden Zügen, wohlgekleidet, obwohl mit mehr Einfachheit, als die Mehrzahl der kleinen großen Herren, von denen das Vorgemach wimmelte, das rothe Band im Knopfloche, drängte ſich zu mir. Er grüßte mich mit feinem Anſtande, welchem ein Zug von Wohlwollen beigemiſcht war, und ſagte mit einem angenehmen Tone: „Sie kommen oft hieher, mein Herr, ohne Zweifel wünſchen Sie etwas von der Gnade des Herrn Grafen ****?“ — „Ach, mein Herr!“ antwortete ich — froh überraſcht, einmal Jemand nach meinem Anliegen fragen zu hören — „ich wünſche eigentlich nur eine ſehr

unbedeutende Gunſt, welche gleichwohl ſonderbarer Weiſe mir nur als eine Gerechtigkeit erſcheint. Ich bin im Dienſt verwundet, und für den Militairſtand unbrauchbar geworden. Man bewillige mir irgend eine Entſchädigung, und ich reiſe morgen ab. In Wahrheit, das Geſchäft eines Sollicitanten iſt ein niederſchlagendes und undankbares Amt für einen armen Offizier. Mein trauriges Ausſehen hat noch Niemand beachtet, und Sie ſehen mich in dieſem Augenblick, nach einem langen und fruchtloſen Aufenthalt, eben ſo erſchöpft an Geduld, als an Mitteln, ihn länger fort zu ſetzen.“ — „Das iſt hart“, nahm mein neuer Gönner abermals das Wort, „Sie haben alſo keine Freunde?“ — „Wann hat der Arme ſolche?“ entgegnete ich nicht ohne Bitterkeit. — „Sie ſind aus der Provinz?“ — „Aus der Nieder-Bretagne!“ —, „Edelmann?“ — „Einer der älteſten und ärmſten meines von Edelleuten und Armen ſo zahlreich bevölkerten Bezirks“ — „Wahrlich“, ſagte der Fremde gerührt, „da blutet Einem das Herz! — Kein rechtlicher Mann kann ohne ſchmerzliche Betrübniß den wackern und alten Adel des Königreichs in ſo traurige Verhältniſſe verſetzt ſehen! Ich nehme lebhaften Antheil an Ihrem Geſchick, den die Aufrichtigkeit Ihrer Mittheilung nur noch höher geſteigert hat. Mein Name iſt dû Creſſant, und ich glaube eine Ausſicht zu ſehen, Ihrem Unglück ein Ziel zu ſetzen.“ — „Mein Herr“, erwiederte ich — vor Erſtaunen und Ueberraſchung faſt verſtummend, — „wie komm' ich — womit verdien' ich, wollt ich ſagen, ſo viel Güte?“ — „Ich höre Geräuſch“ — fiel mir der Fremde in's Wort — „im Cabinet des Miniſters, die Audienz wird beginnen, und es iſt hier länger nicht der Ort noch die Zeit zu Erörterungen. Sind Sie nach Paris zurück gekommen, ſo begeben Sie ſich Morgen in das Hotel des Herzogs von ****. Fragen Sie bei dem Schweizer nach mir, nennen Sie Ihren Namen, und ich hoffe Sie ſchadlos halten zu können für das lange troſtloſe Warten an dieſem Orte, worüber Sie ſich leider mit ſo vielem Rechte beklagen.“ — Er grüßte mich bei dieſen Worten, und war, ehe ich noch recht wußte, ob, was ich gehört, Traum oder Wirklichkeit geweſen, unter der Menge verſchwunden.

Noch einmal vernahm ich ein: „Ich werde ſehen, ich werde mir Ihre Angelegenheit vorlegen laſſen!“ — aus dem Munde des kälteſten, theilnahmloſeſten aller Machthaber; aber diesmal mit weniger Empfindlichkeit, als ſonſt, wenn nach mehrſtündigem Harren mir nichts als dieſe trockene Antwort zu Theil wurde. Ich eilte nach Hauſe, mit nichts Anderem als dem morgenden Beſuch beſchäftigt, und ich dankte dem Himmel in meinem Herzen für die wunderbare Fügung des Zuſammentreffens mit dem edelmüthigen dû Creſſant, deſſen Folgen, obgleich ich ſie mir auf keine Weiſe deutlich zu machen wußte, einen freundlichen Hoffnungsſchimmer über meine trübe Zukunft aufgehen ließen.

Daß ich pünktlich mich an dem benannten Orte einfand, iſt leicht zu erachten. Ich ward eingeführt. Herr dû Creſſant empfing mich mit gleicher Zuvorkommenheit, wie er mir geſtern bezeigt. — „Nun“, war ſeine Anrede, nachdem er mich zum Sitzen genöthigt, „was haben Sie bei dem Miniſter ausgerichtet?“ — Achſelzuckend und kleinlaut wiederholte ich den Refrain der einzigen Antwort, die ich ſeit Wochen und Monaten erhalten. — „Beruhigen Sie ſich!“ antwortete mein Gönner, meine Empfindlichkeit wahrnehmend; „der Miniſter ſcheint nichts für Sie thun zu wollen, das iſt klar. Deſto lebhafter aber hab' ich mich mit Ihrem Glück beſchäftigt, und es fragt ſich“, ſetzte er mit geheimnißvollem Lächeln hinzu, „wer von uns Beiden im Stande iſt, das Meiſte dafür zu thun! Ich zog Erkundigungen über Sie ein, und Alles, was ich über Ihre Abkunft und Perſon erfahren, dient nur, die Theilnahme zu erhöhen, welche Sie mir eingeflößt haben, und den Entſchluß, welchen Ihre erſte Bekanntſchaft in mir angeregt, Ihnen die weſentlichſten Dienſte zu leiſten, zur Reiſe zu bringen. — Empfangen Sie hier zuerſt eine kleine Entſchädigung für die Koſten Ihres langen vergeblichen Wartens in der Hauptſtadt. Sie verdanken ſie dem Herzog von ****, deſſen Geſchäftsträger ich bin, und deſſen Theilnahme für Sie zu erregen mir gelungen iſt.“ — Er reichte mir bei dieſen Worten ein Papier, welches eine Anweiſung von hundert Louisd'or auf eins der erſten Handlungshäuſer der Hauptſtadt enthielt. — Dieſe erſte Wohlthat erfüllte mich mit wortloſem Erſtaunen. Aber Herr dû Creſſant ſchien die Ausbrüche meines Gefühls nicht abwarten zu wollen. „Es iſt dies nicht Alles“, fiel er mir ein, als ich im Begriff war, zu reden; „es iſt dies nicht Alles, was ich Willens bin, für Sie zu thun; Sie ſind einer der letzten Sprößlinge eines ehemals berühmten und edlen Hauſes. Auf meine Vorſtellungen iſt der Herzog entſchloſſen, demſelben wieder zu einem Theil ſeines Glanzes zu verhelfen, wenn Sie nur meiner Leitung ſich überlaſſen, und einen Vorſchlag annehmen wollen, den ich Ihnen zu machen habe. Vom heutigen Tage an iſt in dieſem Falle Ihnen eine Rente von zwölf tauſend Livres jährlich zugeſichert, wovon Sie ganz nach Ihrer Neigung Gebrauch machen können.“

Das waren Räthſelworte für mich, und zu verwundern iſt es wohl nicht, wenn ſo überraſchende Verheißungen mir alle Beſonnenheit, alle Geiſtesgegenwart raubten, deren ich bedurft hätte, ſie vernünftig zu beantworten. „Es kommt nämlich“, fuhr Herr dû Creſſant nach einer kurzen Pauſe fort, „darauf an, ob

Digitized by Google

Sie ſich entſchließen können, auf's baldigſte eine junge ſchöne Dame zu heirathen, die man für Sie beſtimmt." — „Zu heirathen?" fiel ich lebhaft ein, „eine junge ſchöne Dame? Sehr gern, wenn —." — „Ich dachte es wohl", antwortete mein Gönner raſch und mit feinem Lächeln, „daß Sie der Mann ſeyn würden, deſſen ich bedarf."

Ich war weit entfernt, den Sinn dieſer Rede zu faſſen. Meine erwachte Hoffnung hinderte mich, den Anflug von Ironie, wovon ſie begleitet war, näher zu beachten. — „Verzeihen Sie, mein Herr", war meine Gegenrede, „die Ueberraſchung, worin Sie mich ſehen; aber ich wünſchte zu wiſſen, ob, was Sie mir da ſagen, Scherz iſt oder ernſtlich gemeint?" — „Sehr ernſtlich!" erwiederte er mit Würde. „Die Perſon, welche man Ihnen beſtimmt, iſt im Kloſter. Sie ſind, wie ich glaube, Ihr eigener Herr. Willigen Sie in meinen Vorſchlag, ſo wird ſie es morgen verlaſſen. Die Formalitäten werden auf Verwendung des Herrn Herzogs abgekürzt, und nach der Vollziehung des Contrakts, welchen Sie noch heute unterzeichnen können, wenn Sie wollen, ſind vier tauſend Thaler Renten Ihr Eigenthum." — Bedurfte es ſo viel, um einen armen Schlucker zu verblenden, deſſen ſtehende Revenue ſich kaum auf fünf und zwanzig Louisd'or belief? — „Ich würde ein Thor ſeyn, mich zu beſinnen!" rief ich aus. — „Gut, ſo folgen Sie mir!" — Er ſchellte: wir ſtiegen in einen Wagen und fuhren zu einem Notar, wo ich in der nächſten Viertelſtunde einen Contrakt unterzeichnete, deſſen Inhalt mir in Wahrheit eine Rente von zwölftauſend Livres aus dem Beſitzthum meiner Zukünftigen zuſicherte. Es ward im Uebrigen darin eine Trennung der Güter vorläufig feſtgeſetzt, welche jedoch, die Wahrheit zu geſtehen, mir wenig Kummer machte.

Am folgenden Tage nach einer entlegenen Pfarrkirche einer Vorſtadt beſchieden, fand ich hier meinen Gönner in der Geſellſchaft einer jungen liebenswürdigen Dame, deren ſeltne Anmuth mir, kaum daß ich ſie erblickte, die heftigſte Leidenſchaft einflößte. Sie war ſo blühend, ſo unendlich reizend; Unſchuld, Sanftmuth, Frömmigkeit ſchienen ſie gebildet, die Grazien ſelbſt ſie geſchmückt zu haben, und das für mich, für mich Glücklichen, Beneidenswerthen! Meine ſchüchternen und doch glühend auf ſie gehefteten Blicke ſprachen die Leidenſchaft aus, die mich bei ihrem Anblick erfüllte, und der ich mich um ſo widerſtandloſer hingab, je rechtmäßiger ſie mir erſchien, und je mehr ſie bis auf dieſen Augenblick mir fremd geblieben war; mit Entzücken wähnte ich, in ihren verſchämt und ängſtlich zu Boden gehefteten Augen eine günſtige Antwort auf die Sprache meines Herzens zu leſen. Mein Glück, meine Wonne ſtieg mit jedem Augenblick, und es drängte mich, ihm wenigſtens gegen dū Creſſant Worte zu geben, den ich im Ausbruch meines Dankgefühls tauſend Mal meinen Schutzgeiſt, den Schöpfer meines Glückes nannte. Er unterbrach mich mit der Erinnerung, daß Alles bereit ſey, und wir eilen möchten, die Ceremonien zu beginnen. (Die Fortſetzung folgt.)

Ein Geſpräch.

Der Direktor einer Verſicherungs-Anſtalt und ein Abgebrannter hielten neulich in Paris folgendes Geſpräch:

Der Abgebrannte. Mein Herr, ich habe Ihnen an zu zeigen, daß ich dieſe Nacht ganz abgebrannt bin.

Der Direktor. Ohne Scherz?

Der Abgebrannte. Nun, das verſteht ſich! in meinem Laden entſtand das Feuer und Alles iſt eingeäſchert!

Der Direktor. Alſo Sie können mich verſichern —?

Der Abgebrannte. Nein, mein Herr, ich denke, Sie werden mich verſichern, darum komme ich her!

Der Direktor. Nun wohl, ſo verſichere ich Sie denn, daß ich kein Geld habe, und Sie daher nichts bekommen können!! Dt.

Erotiſche Tändeleien von Wilhelm Müller.

Vorgeſchmack

Schönes Kindlein, laß dich küſſen! Biſt zum Kuſſe nicht zu klein;
Schmeckt der Kenner doch im Moſte, wie ihm ſchmecken wird der Wein.

Die Champagner-Flaſche.

Als um die Champagner-Flaſche ihre Händchen ſie geſchlungen,
Iſt der Geiſt, der feſtgebannte, ziſchend in die Luft geſprungen.
Sag', mein Herz, wohin du ſprängeſt in dem Rauſchen deiner Luſt,
Wenn ſie ſo die Arme ſchlänge um den Kerker deiner Bruſt?

Wetter-Veränderung.

Als heute du trateſt in dieſes Haus,
Da warf ich hinweg mein Winterkleid,
Und als du gingeſt wieder hinaus,
Da flohen die Wolken weit und breit
So macheſt du Frühling draußen und drinnen,
Und wirſt mir doch deiner Wunder nicht innen

Der Spiegel.

In der kleinſten Waſſerperle, die das Blatt der Roſe trägt,
Spiegelt ſich der weite Himmel mit dem Kelche, der ſie hegt.
Alſo ſtrahlt aus deines Auges thränenhellem Perlenſee
Deines Herzens Roſentiefe und des blauen Himmels Höh'.

Bitte.

Kinder und Thoren erfreut, was ſie ſehen, ſie denken nicht weiter;
Seyd, ihr Eltern, doch thörigten Kindern nicht gleich! —E

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Mad. Maurer, vom Hoftheater in Stuttgart, hat auf der Königsſtädtiſchen Bühne, außer der ſchon erwähnten „Franziska“ in „Liebe kann Alles“, noch die „Baronin“ in Kotzebue's „Beichte“ und die „Elsbeth“ in Holbein's „Turnier zu Kronſtein“ geſpielt. Sie war ſonſt bei der hieſigen Königlichen Bühne engagirt und zeigte als Demoiſ. Schaffner Anlagen, die bei rechter Ausbildung zu dem Vorzüglichſten führen konnten. Dieſe Anlagen haben ſich auch zum Theil entwickelt, doch ſind ſie meiſt nur zu größerer Routine gekommen; das Studium, welches aus eigenem Geiſte ſchafft, iſt nicht gleichmäßig mit fortgeſchritten, obwohl unverkennbar auch dazu die Fähigkeit nicht fehlt. Die „Franziska“ war, nach unſerer Anſicht, die beſte Darſtellung; obwohl mit ſtarken Farben gemalt, gab ſich hier doch ein Bild, das ganz erfaßt und in ſeiner Art folgerichtig durchgeführt ward. — Die „Baronin Ammer“ in der „Beichte“ hielt Mad. M. nicht leicht genug; der in dieſem Charakter vorwaltende Humor wurde nicht immer nur von wahrem Gefühl oder einer geſpielten Sentimentalität unterſtützt, er wich mitunter vor der wirklichen Weinerlichkeit. — Bei der „Elsbeth“ fiel uns derſelbe Fehler auf, doch waren einzelne Scenen von guter Wirkung und beſonders erfreute uns hier eine bedeutende Kraft im Organ, das an ſich ſehr wohlklingend iſt. — Hr. Maurer hat auf dieſer Bühne auch noch ein Paar Rollen geſpielt, die ſich indeß nicht dazu eigneten, um die früher über ihn ausgeſprochene Anſicht zu widerlegen oder ſein Talent im Luſtſpiel mit Sicherheit würdigen zu können. — Hr. Gené geht zum Dresdner Hoftheater; er zeigte ſich bei uns ſo vielſeitig brauchbar, daß die Königsſtädtiſche Bühne ſeinen Verluſt zu bedauern hat und wir es für Pflicht halten, ſein Scheiden von Berlin mit der Achtung an zu zeigen, die wir gern jedem ſchätzenswerthen Talent und fleißigen Bemühen widmen. Als Verdienſt rechnen wir es ihm auch an, daß er nie danach ſtrebte, das öffentliche Urtheil über ſeine Darſtellungen zu beſtimmen oder zu ſtimmen. In einer Zeit, wo Viele die ſchwachen Seiten der Kritiker auf alle Weiſe benutzen, um ſich ein verdientes oder unverdientes Lob zu ſichern, iſt dieſe Unbefangenheit etwas werth. E — w.

Leipzig. (Schluß.) Von den bisherigen Vorſtellungen, die zum größten Theil in Wiederholungen beſtanden, nenne ich als neu einſtudirt: „Titus“, eine Oper, die jedoch meines Bedünkens über die Kräfte der Geſellſchaft geht. Demoiſ. Schulz that zwar das Mögliche als „Vitellia“, doch mindert der Zwang, den ſie im Singen beweiſt, die Annehmlichkeit, die man ſonſt bei den Tönen dieſes Meiſters empfindet; die Partie des „Sextus“ iſt für Demoiſ. Erhardt zu hoch, und Hrn. Höfler's Stimme für den „Titus“ nicht friſch genug. Das Finale im erſten Akt ward viel zu langſam genommen, und da die Oper ohne die Recitative gegeben wurde, ſo war wohl der Wunſch derer, die früher um dieſe Vorſtellung gebeten hatten, nicht ganz erfüllt worden. — Demoiſ. Lauber, ſonſt in Augsburg, hat ihre drei Debüts, als „Suschen“ im „Bräutigam aus Mexiko“, als „Luiſe“ in „Kabale und Liebe“ und als „Preciosa“, vollendet, ſo daß ſich wohl ein Geſammt-Urtheil über ſie fällen läßt. Sie beweiſt viel Gefühl, hat eine deutliche Ausſprache und ein reines Organ, doch zeigt ihr Spiel noch viel Befangenheit, was freilich vor einem ungewohnten Publikum leicht erklärlich iſt, ſo wie ſie einige Eigenheiten, die ich Schauſpieler-Provinzialismen nennen möchte, wohl nach und nach ablegen wird. Von einer Anfängerin läßt ſich als „Preciosa“ unmöglich die künſtleriſche Begeiſterung in der Improviſation erwarten; auch war der Geſang in dieſer Rolle, wie unbedeutend er ſeyn mag, nicht ſehr vorzüglich, ſo daß, wenn nach dieſer Probe ein Urtheil gefaßt werden darf, Demoiſ. Hanff nicht erſetzt iſt. Als „Luiſe“ wurde das neu angeſtellte Mitglied gerufen. — Am 11. Juli gab Mad. Schulz, vom Hoftheater zu Berlin, die „Donna Anna“ in „Don Juan“ als erſte Gaſtrolle. Die kräftige und ſonore Stimme dieſer Sängerin iſt bekannt genug, als daß ich ſie erſt rühmend anzuerkennen hätte, aber das hieſige Publikum mußte der ſeltene Ohrengenuß zu lautem Beifall veranlaſſen. Schade, daß die Künſtlerin, namentlich in der großen Arie des zweiten Akts, Coloraturen und Triller anbrachte, die nicht in Mozartiſche Muſik gehören; eine ſolche Sängerin muß es verſchmähen, durch dergleichen Mittel die Hände der Hörer in Bewegung zu ſetzen. Die „Elvira“ hatte in den Enſemble's ſehr zu kämpfen, und iſt dem Muſik-Direktor, der ſie im Takte erhielt, nicht wenig Dank ſchuldig; ſonſt leiſtete ſie nach ihren Kräften das Mögliche. Tadeln müſſen wir, daß „Don Juan“, im Finale des erſten Akts, ſo viel Gewalt über ſich, den Verzweifelnden, hatte, mit dem auf ihn losſtürmenden Bauern-Völkchen zu lächeln, und „Zerline“, während des Sextetts im zweiten Akt, ſichtbar einer guten Freundin unter den Zuſchauerinnen freundlich zunickte. Mad. Schulz ward ſtürmiſch gerufen. — C. M. von Weber's Tod hat auch hier viel Theilnahme erregt, und wenn auch ſeine zahlreichen hieſigen Freunde ſeinen Tod als nicht mehr fern vermutheten, ſo bedauern doch die Freunde der Muſik, daß nun der tönereiche Mund auf immer geſchloſſen iſt. Wir können von einem hieſigen Gelehrten, der ſeinen Beruf dazu bereits früher beurkundet hat, eine Lebensbeſchreibung Weber's, nebſt Beurtheilung ſeiner Werke, erwarten. Auf den Clavier-Auszug des „Oberon“ iſt man um ſo mehr geſpannt, da er in London ſo ſehr gefallen hat, und auch hier die Oper bald zur Darſtellung kommen dürfte. — Weniger Theilnahme, als irgendwo, zeigt ſich hier für die Sache der Griechen — wenn ich den Zuſammentritt einiger achtbaren Männer zu Begründung eines Unterſtützungsfonds für junge in Leipzig ſtudirende Griechen ausnehme — was um ſo unerklärlicher erſcheint, da die Bereitwilligkeit der Leipziger, fremde Leiden, ſelbſt entfernt ſtehender Perſonen, zu mildern, bekannt iſt. — Daß unſer Tzſchirner, als Anerkennung ſeines muthigen Kampfes gegen Obſcurantismus, den Danebrog-Orden erhalten, wird Ihnen gewiß nichts Neues ſeyn; Sie werden ſich aber ſicherlich mit allen Freunden des Lichts und der Aufklärung darüber gefreut haben. — Im Buchhandel findet ſich nichts vorzüglich Intereſſantes, das ich Ihnen zu melden hätte. Des Philologen Hermann's Streit gegen Böckh in der Inſchriften-Sache; die neuen Schilderungen des Katholizismus und Proteſtantismus, nebſt den dazu gehörigen Flugſchriften; Dr. Münch's „Leben Pirkheimer's“ (dem bald eine neue Ausgabe der „Epistolae obscuror. vir.“ folgen wird); Dr. Neigebaur's „Handbuch für Reiſende in Italien“, und der „Parnasso italiano“ (bei Ernſt Fleiſcher) in der erſten Abtheilung den „Orlando furioso“ enthaltend, ſind das Einzige, was ich Ihnen als der Beachtung werth nennen kann. ***.

Ein Dieb, welcher mehrere ſilberne Converts aus einer Garküche geſtohlen, ward ertappt und flüchtete ſich von Treppe zu Treppe bis auf den Boden eines benachbarten Hauſes. Hier konnte er aber nicht herab, und ein Domeſtik, der zufällig auf dem Boden zu thun hatte, fand ihn dort. Der Dieb gab auf Befragung vor: er ſtelle hier aſtronomiſche Beobachtungen an. Der Domeſtik vermißte aber die Perſpektive und verſicherte ihm daher: daß er ohne dieſe ſeine Sternkunde auch in der Wachtſtube betreiben könne! (Pandore.)

In Delft (Holland) wird jetzt ein ungeheurer Mörſer gegoſſen, der dazu beſtimmt iſt, den Schiffbrüchigen vermittelſt Bomben Taue hin zu werfen, woran ſie ſich an's Land ziehen können. Zum erſten Mal (?) würde auf dieſe Art das Feuergewehr zur Erhaltung des Lebens angewendet! (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 24. und Blatt der Ankündigungen Nr. XVIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker. No. 24. 1826.

Beilage zum 125ſten Blatte des Geſellſchafters.

Die Jeſuiten.

Ein ſo eben erſchienenes, höchſt intereſſantes Buch iſt folgendes: „Demagogie der Jeſuiten, durch die Urtheile ausgezeichneter Perſonen und die eigenen Schriften und Handlungen der Ordensglieder bewieſen, von O. v. Deppen. Altenburg, 1826, im Verlage der Hofbuchdruckerei.“ — Der Zweck deſſelben iſt durch den Titel deutlich genug ausgeſprochen und eben ſo giebt er auch die Mittel an, die der Verfaſſer mit vieler Umſicht und Beleſenheit benutzt hat, um ſeinen Zweck zu erreichen. Und gründlich hat er die „Demagogie der Jeſuiten“ bewieſen und dargeſtellt! Um ſo mehr muß jene Schrift gerade im gegenwärtigen Augenblicke das Intereſſe auch unter uns anregen, als das ganz geſetzwidrige Eindringen der Jeſuiten in Frankreich — das der Miniſter des Cultus und Curator der Univerſität von Paris, der Abt Frayſſinous, in der Deputirtenkammer zugegeben hat — neuerlich zur Sprache gekommen iſt und viele Pairs, und ſelbſt dem Throne naheſtehende Katholiken ſich kräftig dagegen und für Aufhebung jener verderblichen Congregation erklärt haben. Auch in Deutſchland giebt es Jeſuiten und Jeſuitiſch-Denkende: auf jeden Fall aber fehlt es in Deutſchland nicht an betrübenden Folgen der Wirkſamkeit der Jeſuiten und ihrer abſcheulichen Grundſätze. Hat doch gegen mich ſelbſt ein ſonſt nicht ungebildeter, und zum Theil aufgeklärt denkender Katholik die Jeſuiten in Schutz genommen, ihre Abſichten als löblich geprieſen und beſonders ihre Verdienſte um die Volkserziehung ſehr hoch angeſchlagen. — Das Buch hat der Verfaſſer „allen Fürſten und Völkern, ganz vorzüglich dem Deutſchen Bunde“ gewidmet: mögen die Lehren der Geſchichte nicht unbeachtet bleiben!! K.

Geiſtliche Umtriebe.

Einen neuen Beitrag zur Geſchichte der Umtriebe und Umgriffe mancher Mitglieder der katholiſchen Geiſtlichkeit giebt der, die Zeichen ſeiner Zeit aufmerkſam beachtende Profeſſor Krug in Leipzig durch einen in dem diesjährigen Juli-Heft der „Minerva“ (Jena, bei Bran) und daraus auch beſonders abgedruckten Aufſatz über „die geiſtlichen Umtriebe und Umgriffe im Königreich Sachſen und in deſſen Nachbarſchaft.“ — Referent macht auf denſelben hierdurch aufmerkſam, damit man durch die dort gegebenen Beiſpiele von Neuem es ſehe, wie die katholiſche Geiſtlichkeit in Sachſen kein Mittel, auch das unerlaubteſte, unredlichſte nicht, unverſucht und unbenutzt läßt, der proteſtantiſchen Kirche offen, und mehr noch im Geheimen, zu ſchaden. Glaubt denn der römiſche Hof, die Zeiten eines Gregorius und Innocentius zurückführen zu können? — Krug hätte indeß, da er einmal von dem Umſichgreifen der Katholiken in Sachſen ſprach, von den Freiſchulen beſonders noch ſprechen ſollen, die ſie ſchon an mehreren Orten errichtet haben, und die, weil ſie Proſelyten machen, ſchädlicher ſind, als es der bekannte Hirtenbrief iſt, der gewiß keinen einzigen Proſelyten gemacht hat. — Aber nicht bloß die katholiſche Geiſtlichkeit, auch Layen ſind ſchuld an dergleichen Umtrieben, und es iſt mir von dem Verſuche eines ſolchen, in der bürgerlichen Geſellſchaft, in der er lebt, durch ſein Amt nicht unangeſehenen Mannes erzählt worden, der durch einen andern Katholiken zwei Proteſtanten zu Proſelyten werden wollte. K.

Die Rieſen-Knochen.

Im Jahre 1645 fanden die Schweden, als ſie Crems in Oeſtreich beſetzt hielten, in dem Feſtungsgraben, vier Klafter tief, menſchliche Glieder, die aber durch das Eindringen mit Hacken und eiſernen Schaufeln getrennt und zerbröckelt waren. Man ſetzte jedoch Alles möglichſt wieder zuſammen, und fand den Kopf allein im Durchmeſſer ſo breit, wie eine runde Tafel von drei Fuß; mehrere Hinterzähne an 5¼ Pfund ſchwer; im Schulterblatt das ſogenannte Grüblein oder die Pfanne ſo groß, daß es eine Cartaunen-Kugel faſſen konnte. Der Arm war dicker wie der Leib eines ſtarken Mannes. Von allen Orten verlangte man nach dieſen Rieſen-Gliedern, und die Beſitzer von Sammlungen boten bis zu 100 Thaler für ein Glied. Dem Kaiſer verehrte man einen Zahn, den Kirchen zu Paſſau, München und Steyer desgleichen; mehrere Glieder wurden in Crems ſelbſt, in der Jeſuiten-Kirche, für Geld gezeigt, die Hauptſtücke aber nach Schweden und Polen verſendet, wo ſie in Naturalien-Sammlungen aufbewahrt wurden. In der alten Chronik, der wir dieſe Notiz entnehmen, wird noch bemerkt, daß man neben dieſem Rieſenkörper zween andere, etwa um ein Achtheil kleiner, entdeckt, ſie aber nicht ausgegraben habe, indem die Höhlung den Feſtungswerken geſchadet haben würde. Sehr merkwürdig bleibt dieſer Fund, und ich frage deshalb, ob irgendwo noch Einiges davon vorhanden? — Die Forſcher erhielten dadurch einen guten Gegenſtand; auch könnte man wohl jetzt noch an der Stelle, die ſich in der Cremſer Stadt-Chronik vielleicht bezeichnet finden würde, nachgraben, indem die Feſtungswerke längſt nicht mehr vorhanden und alſo keine Beſchädigungen derſelben zu fürchten ſind. A. v. S.

Sprach-Bemerkung.

Das „ſehr“ wird in deutſchen Adjectiven mehrentheils figürlich (ich möchte faſt ſagen gaſconiſch) ausgedrückt. Wir ſagen: blutarm, blutjung, blutſauer, federleicht, zentnerſchwer, ſteinreich, ſteinalt, baumſtark, felſenhart, ſpiegelglatt (vom Meere), wunderſchön, höllenheiß, eiskalt (vom Kaffee, von der Sonne), kerzengrad (von Augen), rieſengroß, haarklein, ellenlang (von der Zunge, von Ohren), todtenblaß, himmelhoch (bitten), rabenſchwarz, kohlſchwarz, ſchneeweiß, blutroth, roſenroth, himmelblau, meergrün, quittengelb, goldgelb, kirſchbraun, meilenweit, himmelweiter (Unterſchied), ſtockdumm, ſtockblind, ſtockfinſter, pfützennaß, honigſüß, engelrein, pfeilſchnell, grund[illegible], mäuschenſtill u. ſ. w. Meines Wiſſens ſchweigen die deutſchen Sprachlehren von dieſer Art figürlicher Zuſammenſetzungen. Ich wünſchte ſehr, eines Beſſern belehrt zu werden. [illegible]

Digitized by Google

Quadrupel-Allianzen.

1
Ruhig, ruhig, Mocaſſiten!
Wetzt die Klingen euch nicht ſchartig;
Iſt die Zeit auch nicht die beſte,
Iſt der Zeitgeiſt doch ſehr artig.

2.
Ob des Menſchen Seel' unſterblich,
Kümm're, Liebchen, dich nicht weiter;
Siehſt du nach des Fernades Hemden,
Thuſt du beſſer und geſcheidter.

3
Lehrreich nenn' ich eure Zirkel,
Wo die Lüge nichts erdichtet;
Einer meldet treu dem Andern,
Was die Zeitung hat berichtet.

4
Siegreich ſpricht er und voll Salbung,
Und die Herzen werden wärmer;
'S iſt der erſte Feuerwerker,
Macht die allerbeſten Schwärmer.

5.
Alte Köpfe, neue Hüte,
Weiſſe Federn, ſchwarze Seelen;
Soll das Leben mir gefallen,
Darf's nicht an Contraſten fehlen.

6.
Welch ein Halstuch, welch ein Knoten!
Weiſe Hände, die ihn ſchlugen!
Sprechend, wie das eig'ne Bildniß,
Das Oſiris Prieſter trugen

7
Beifuß in gebrat'nen Gänſen
Macht den Braten beſſer ſchmecken;
Als pikante Gänſe-Ente
Bleibt er euch im Hals nicht ſtecken.

8
Saurer Fleiß und ſaure Mühe
Giebt das Daſeyn ſeinen Werken;
An der Stumpfheit ſeiner Feder
Kann's der Leſer deutlich merken.

9.
Singen laßt die jungen Dichter,
Duldet ihre Härichen immer;
Gratulirt euch, daß ſie ſingen,
Wenn ſie ſprächen, klang's noch ſchlimmer.

10.
Jeder will Genie beſitzen,
Zeitlich klingt es faſt vermeſſen,
Und ſo iſt es denn kein Wunder,
Daß jetzt das Genie beſeſſen.

11.
Sieh, wie in den hohen Lüften
Schwebend ſich die Drachen zeigen;
Sag', wie wär's, mein trautes Weibchen,
Möchteſt du nicht auch 'mal ſteigen?

12.
Heut noch ſtürzt' ich in den Degen,
Würfe von mir, was mich quälet,
Wüßt' ich, daß kein ſchlechter Dichter
Zur Tragödie mich erwählet

13.
'S iſt ein gutes liebes Deutſchland,
Unbedenklich ſchreib' ich's nieder,
Und die Störche, die's verlaſſen,
Kehren pünktlich immer wieder.

14.
Sag' mir, Kind, was du empfindeſt,
Und die Augen geh'n mir über;
Aber was im Buch zu leſen,
Leſ' ich ſelbſt im Buche lieber.

15.
Ein beſcheid'ner Jüngling iſt es,
Sagen ſelber, die ihn haſſen;
Lobt ihn nach ſo übermäßig,
Fromm erträgt er's und gelaſſen.

16.
Ach, auch meine Blüthe ſchwindet,
Und mein Weibchen läßt mich ſitzen! —
Alter ſchützet nicht vor Thorheit,
Thorheit ſoll vor Alter ſchützen?

17.
So gefällſt du mir, mein Liebchen,
Wohl mir, daß ich dich gefunden!
Die der Strümpfe Wunden heilet,
Heilt auch ſanft des Mannes Wunden.

18
Keiner präſentirt ſich dümmer,
Und kein Makkopi faſelt ſchaler;
Ledern iſt er, ſcharf und eckig,
Aber rauh ſind ſeine Thaler.

19.
Bis zum kleinſten Zug getroffen!
'S iſt das ſchönſte Bild im Zimmer;
Schweigend ſteh' ich und beſtaun' es,
Solchen Pinſel ſah ich nimmer.

20.
Aufgeblaſen ſteht der Kleine,
Schwingt beherzt ſein kritiſch Länzchen;
Nehmt in Acht euch, Deutſchlands Dichter,
Was kein Hans wagt, das wagt Hänschen.

1826. No. XVIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

An Schul und Erziehungs-Anſtalten, den Unterricht in der Erdbeſchreibung betreffend, dürfen

Gutsmuths, J. C. F., Hand- und Lehrbuch der neueſten Erdbeſchreibung. 2 Bände in 4 Abtheilungen. Zweite durchaus

Digitized by Google

vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

— Abriß der Erdbeſchreibung; Auszug aus dem Vorigen. 2te verbeſſerte Aufl. 16 Gr.

mit Recht empfahlen werden, da jeder Kenner dieſes Zweigs der Literatur nicht anſtehen wird, ein günſtiges Urtheil über dieſe zweiten Auflagen zu fällen, indem ſie der erſtern wegen Verbeſſerungen aller Art und einem vollſtändigen Regiſter vorzuziehen ſind. Die letztere Abtheilung des gröſſeren Hand- und Lehrbuchs, Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien umfaſſend (Preis apart 3 Thlr.), wird dem Handelsſtand bei den gegenwärtigen überſeeiſchen Unternehmungen vorzüglich van groſſem Nutzen ſeyn, da die neueſten Reiſeberichte dabei mit allem Fleiß benutzt worden ſind.

Leipzig, im Juli 1826.

Joh. Fr. Gleditſch.

Subſcription ohne Vorausbezahlung.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben von der ſeit Monaten angekündigten

Taſchenbibliothek der neueſten, unterhaltendſten Reiſebeſchreibungen. Nach ausländiſchen Originalen bearbeitet, von Chriſt. Aug. Fiſcher.

1ſter Jahrgang in 4 Bändchen. 8. geheftet. Subſcriptianspreis 3 Thlr ſächſ. oder 5 Fl. 24 Kr. rhein.

das erſte Bändchen erſchienen, und an alle Buchhandlungen verſandt worden, was ſowohl den resp. Subſcribenten, als denienigen, welche etwa noch der Subſcription beyzutreten geſonnen ſind, hiermit bekannt gemacht wird.

Dieſes erſte Bändchen — der Jahrgang wird nicht getrennt — enthält: 1) Reiſe von Calcutta nach London. Erſte Abtheilung. 2) Briefe aus Spanien. 3) Blick auf La Havanah. — Zur Empfehlung dieſer intereſſanten Gemälde und Schilderungen bedarf es keiner weitern Lobpreiſung.

Frankfurt a. M., im Juli 1826.

Heinr. Wilmans.

Bei Unterzeichnetem iſt erſchienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Ver-Vert, frei nach Greſſet. Nebſt angehängtem Verſuch in metriſchen Erzählungen und andern kleinen Poeſien, v. J. M. Schmidt.

260 Seiten, geheftet. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Die Freunde der franzöſiſchen Literatur müſſen es dem Herrn Herausgeber Dank wiſſen, daß er ein ſeiner Zeit ſehr berühmtes Gedicht, wovan noch nie eine gute Ueberſetzung erſchien, durch eine gediegene Uebertragung der Vergeſſenheit entriß. — Der Anhang, der bei weitem den größten Theil des Buches ausmacht, enthält der freundlichen Blümchen manches, ſo daß das Buch, ſauber gedruckt, wie es iſt, in Vereinigung mit dem wohlfeilen Preiſe, ſich ſehr paſſend zu einem angenehmen Geſchenk eignet.

Danzig. Fr. Sam. Gerhard.

Washington Irvings und Coopers ſämmtliche Werke.

Ueberſetzt von Mehreren und herausgegeben von

Chriſtian Auguſt Fiſcher.

Hiervan iſt ſa eben das 3te Bändchen vam Skizzenbuch und das 3te Bändchen vom Spion erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden. — Da die erſte Auflage von den erſten vier Bändchen vergriffen iſt, ſo dauert der Subſcriptionspreis noch bis zum Erſcheinen der neuen Auflage fort.

Frankfurt a. M., den 18. Juli 1826.

J. D. Sauerländer.

Im Verlage der Meierſchen Hofbuchhandlung in Lemgo ſind vor Kurzem folgende Werke erſchienen:

Cornelius Nepos, zum Gebrauch der erſten Anfänger, mit kurzen grammat. und hiſtor. Anmerkungen, wie auch mit einem Wörterbuche von A. C. Meineke. 4te Auflage. 8. 16 Gr.

Falkmann, W., der Küchengarten, oder kurze Ueberſicht aller bekannten Gartengewächſe, ihre Cultur ꝛc. nach dem Alphabet geordnet. gr. 8. 8 Gr.

Harles, Dr. H., commentatio de historia Graecorum et Romanorum litteraria in scholis docenda. 4 maj. 2 Gr.

Helwing, Dr. E., de Pii II (Aeneae Sylvii) rebus gestis et moribus. 4 maj. 9 Gr.

Livius, T., römiſche Geſchichte, aus dem Lat. in's Deutſche überſetzt von J. Fr. Wagner. 2ter Theil. 2te Auflage. gr. 8. 22 Gr.

Meineke, A. Ch., Wörterbuch über den Cornelius Nepos. 4te Auflage. gr. 8. 8 Gr.

Deſſen Wörterbuch zu Ovid's Metamorphoſen. 2te Auflage. gr. 8. 8. Gr.

Meuſel, J. G., das gelehrte Deutſchland, oder Lexicon der jetzt lebenden deutſchen Schriftſteller. 21ſter Band. Bearbeitet von J. W. S. Lindner und herausgegeben v. J. S. Erſch. 5te Auflage: oder das gelehrte Deutſchland im 19ten Jahrh. nebſt Supplementen zur 5ten Ausgabe. 9ter Band. gr. 8.

Deſſen 18ter Nachtrag zu der 4ten Ausgabe des gelehrten Deutſchlands, welcher das 19te Jahrh. und die Supplemente des 18ten zur 5ten Auflage enthält. gr. 8.

(Wird in einigen Wochen fertig.)

Ovidii, P. Nas. metamorphoseon libri XV, mit Anmerkungen zum Nutzen der Jugend herausgegeben von A. C. Meineke. 2 Theile, mit einem Wörterbuche. 2te Auflage. gr. 8. 2 Thlr.

Schmithals, J. J., die Glasmalerei der Alten, eine Anleitung für Künſtler und Liebhaber, zum Nutzen und Vergnügen; mit einer Vorrede von Dr. R. Brandes. gr. 8. broch. 8 Gr.

Hensmans, Dr., Denkſchrift über die geiſtigen Flüſſigkeiten; aus dem Franz. überſetzt und mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben von Dr. R. Brandes. gr. 8. broch. 12 Gr.

Digitized by Google

Weihe, Dr. Aug., deutſche Gräſer, für Botaniker und Oekonomen getrocknet und herausgegeben. 13te Sammlung von 25 Arten. Fol. (In Commiſſion) 1 Thlr.

Inſtruction des Geſundheitsconſeils zu Paris über die Anfertigung öffentlicher Abtritte, und über die Geſunderhaltung der Abtritte und deren Gruben. Aus dem Franz. vom Hofrath Dr. Gellhaus. Mit 5 Steintafeln. 4. broch. 12 Gr.

Archiv des Apotheker-Vereins im nördl. Deutſchland, herausgegeben von Dr. R. Brandes. Jahrg. 1826. 16ter Band. 17ten Bandes 1ſtes und 2tes Heft. Der Jahrgang koſtet 5 Thlr. 16 Gr.

Vom 1ſten Jan. 1827 an wird in demſelben Verlage eine Zeitſchrift erſcheinen, unter dem Titel:

Pharmaceutiſche Nachrichten des Apotheker-Vereins im nördl. Deutſchland, herausgegeben von Dr. R. Brandes. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

Auf obige Werke nehmen alle ſolide Buchhandlungen, in Berlin die Herren Enslin, Nicolai, Dümmler, Vereinsbuchhandlung ꝛc., auf letztere Zeitſchrift auch ſämmtliche Poſtämter Beſtellungen an.

Lemgo, im Juli 1826.

Meyerſche Hofbuchhandlung.

Bei **Mörſchner und Jasper**, Buchhändler in **Wien**, iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meisl, C., Arſena, die Männerfeindin. Zaubermährchen mit Geſang und Tanz, in zwei Acten. gr. 8. br. 6 Gr.

— Arſenius, der Weiberfeind. Zaubermährchen mit Geſang und Tanz, in zwei Acten. gr. 8. br. 6 Gr.

— Die Dichter, Luſtſpiel in drei Aufzügen, und: die Recenſionen. Nachſpiel. gr. 8. br. 6 Gr.

— Er iſt mein Mann. Luſtſpiel in einem Aufzuge. gr. 8. br. 4 Gr.

— Die Fee und der Ritter. Feenmährchen mit Geſang in zwei Acten. gr. 8. br. 6 Gr.

— Das Geſpenſt in Krähwinkel. Poſſe mit Geſang in zwei Aufzügen. gr. 8. br. 6 Gr.

— Das Geſpenſt im Prater, als Fortſetzung des Geſpenſtes auf der Baſtey, in zwei Acten, gr. 8. br. 6 Gr.

— Sechzig Minuten nach zwölf Uhr. Parodie der Melodramen; in zwei Acten. gr. 8. br. 6 Gr.

— Die Wittwe aus Ungarn. Luſtſpiel in zwei Aufzügen. gr. 8. br. 6 Gr.

— 1723, 1823, 1923. Phantaſtiſches Zeitgemälde in drei Acten. gr. 8. br. 6 Gr.

Dieſe Theaterſtücke von Meisl erſcheinen hier zum erſten Mal einzeln.

Bei **Wilhelm Kaiſer** in Bremen ſind eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gefert, Ferd., das evangeliſche Pfarramt, in Dr. Martin Luthers Anſichten und mit deſſen eigenen Worten dargeſtellt. Mit einer Vorrede von Dr. F. A. Krummacher. gr. 8. 2 Thlr.

Kohli, L., Handbuch einer hiſtor. geograp. ſtatiſtiſchen Beſchreibung des Herzogthums Oldenburg. 2ter Theil, 2te Abtheilung (die Beſchreibung der Fürſtenthümer Lübek und Birkenfeld enthaltend). gr. 8. 18 Gr.

Menken, Gottfr., das Glaubensbekenntniß der chriſtlichen Kirche nebſt der nöthigen Einleitung. 3te Auflage. gr. 8. 9 Gr.

Bei uns ſind folgende Werke erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Ueberſicht der geſammten direkten und indirekten Beſteuerung in den preußiſchen Staaten, als Grundlage und im Vergleich zu den Steuer-Syſtemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze Preußens mit Preußen in Berührung kommen, als Rußland, Oeſtreich, Sachſen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. ſ. w. Mit Anmerkungen und Vorſchlägen, den ausübenden Steuerdienſt betreffend, von Carl Wilh. Schmidt, Königl. Preuß. Steuer-Rendant u. ſ. w. Zwei Bände in gr. 8. mit vielen Tabellen. Druckpapier: 3½ Thlr. Schreibpapier: 4 Thlr.

Einige Beiträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen: ſo wie gewölbter, feuerfeſter und waſſerdichter Decken in Gebäuden; nebſt einer Anweiſung zur Bereitung des Forſterſchen Kalk-Mörtels. Mit Berechnungen und Zeichnungen im Holzſchnitt und Steindruck. Von Carl Friedrich Holzer. ¾ Thlr.

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert. Nach dem Engliſchen des A. Vieuſſeux von G. Loh. Zwei Bände. 1⅔ Thlr.

Othar von Bretagne und Bergmannsthal. Erzählungen von M. C. Hanſen und J. M. Thiele; aus dem Däniſchen überſetzt von Fr. Lenburg 1 Thlr. 12 Gr.

Erzählungen, die Manchem ſchon gefielen. 1 Thlr. 6 Gr. Inhalt: Des Menſchen Wege ſind nicht Gottes Wege. Von Karoline Behrends. — Bellaroſa. Von A. v. Tromlitz. — Die Sage von der Teufelsbrücke. Von Bertram. — Ein Mährchen zu ſeiner Zeit. Erzählt von einem Layen in der Schriftſtellerei. — Der goldene Schwan und die weiße Taube. Von dem Verfaſſer von „Wahl und Führung". — Das Schloß ohne Treppe. Von E. Karoli. — Paul Marron. Eine Criminalgeſchichte von Sterwil. — Die Gründung von Herrenhuth. Von E. Karoli.

Merkwürdige Perſonen in der Geſchichte unſerer Zeit. Folio. 4 Thlr. 12 Gr. Es ſind folgende 28 Bildniſſe: Friedrich Wilhelm III., König von Preußen; Alexander I., Kaiſer v. Rußland; Franz I., Kaiſer v. Oeſterreich; Wilhelm I., König v. Würtemberg; Karl Johann, König v. Schweden: Großfürſt Konſtantin; Blücher; Wellington: Schwarzenberg: Metternich; Wrede; Kutuſoff; Gneiſenau: Bülow: Kleiſt; Benningſen: Bubna: Wittgenſtein: Tauenzien: York; Borſtel; Miloradowitſch: Wallmoden: Thielemann: Roſtopſchin: Hirſchfeld; Tſchaplitz: Moreau: — gute Abdrücke von denſelben Platten, deren Abdrücke bisher das Stück 16 Gr. koſteten.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 9. Auguſt. 126ſtes Blatt.

Der Hauswirth von Paris.

(Fortſetzung.)

Ach, nie hat der Himmel unſinnigere und falſchere Gelübde vernommen, als die, welche nun am Fuße des Altars von uns abgelegt wurden. Es war geſchehen. Wir traten aus der Kirche; ein Wagen ſtand da, in welchen meine junge Vermählte ſtieg. Ich folgte mit dû Creſſant in einem zweiten Wagen. Wir fuhren eine Weile, und hielten dann, zu meiner Verwunderung, vor der Thür meiner Wohnung. In meinem Zimmer angelangt, legte dû Creſſant ein Röllchen auf den Tiſch, indem er ſagte: „Sie empfangen hier im Voraus den vierteljährlichen Betrag der Ihnen ausgeſetzten Rente, die Ihnen künftig nicht minder pünktlich ausgezahlt werden ſoll. Jetzt übrigens, mein Lieber, können Sie nach Ihrer Provinz zurück kehren, ſobald es Ihnen gefällig ſeyn wird; ja, die Wahrheit zu geſtehen, ich glaube, daß Sie wohl thun werden, nicht allzu lange damit zu zögern!“ — Ich hatte während dem, am Fenſter ſtehend, und von Zeit zu Zeit auf die Straße blickend, mich mit Ungeduld nach der Ankunft des zweiten Wagens umgeſehen. — „Wie denn“ — antwortete ich, etwas verdutzt — „und meine Frau?“ — „Die müſſen Sie vergeſſen!“ war die Antwort. — „Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte ich und eine böſe Ahnung ſtieg in mir auf. „Nun“ — antwortete er mit erzwungenem Lachen — „daß Sie verheirathet und zu gleicher Zeit auch Ihrer Pflichten los ſind! — Mein guter Freund, Sie werden der glücklichſte Ehemann in der Reſidenz ſeyn! Ach, wie Viele giebt es, welche Ihr Loos beneidenswerth finden würden!“ — Da fiel es mit einem Mal wie Schuppen von meinen Augen, und mit halberſtickter Stimme, jedoch ſehr ernſthaft, ſagte ich: „Ich glaube endlich, dies Alles zu durchſchauen, und — ich muß Sie bitten, mir offen zu ſagen, was der alberne Streich bedeuten ſoll, den man die Dreiſtigkeit gehabt hat, mir zu ſpielen?“ — Er ſah mich unbeſchreiblich kalt und höhniſch einige Sekunden lang an, und ſagte dann mit gemeſſenem Tone: „Meine Weiſungen gehen nicht dahin, Ihnen auf dergleichen Fragen Rede zu ſtehen. Leben Sie wohl, mein Schatz!“ — und damit mir den Rücken kehrend, war er wie ein Blitz zur Thür hinaus, während die ohnmächtige Wuth, in der ich zurück blieb, mir die Kraft lähmte, ihn zurück zu halten, und ich, keines Wortes mächtig, und auf einen Seſſel geſunken, ohne Bewegung liegen blieb.

Als ich mich etwas erholt, begab ich mich auf den Weg, dû Creſſant auf zu ſuchen. Es war vergebens, und wie oft ich auch in dem Hotel des Herzogs nach ihm fragte, man ſchien dort weder ihn noch mich zu kennen, und wies mich endlich ſchnöde ab. Vergebens erſchöpfte ich mich in Nachforſchungen, die Wohnung oder das Kloſter derjenigen zu entdecken, welche durch ein feierliches Gelübde die Meinige geworden war. Ich wußte nicht einmal den Namen des Notars, der meine Unterſchrift empfangen hatte. Wen ſollte ich angreifen? wen anklagen? womit meine Beſchwerden bei irgend einem Gerichtshofe begründen? Vier Tage

Digitized by Google

verſtrichen mir ſo in vergeblicher Anſtrengung und einer Seelenqual, wobei Wuth, Racheburſt und das Gefühl der erlittenen Beſchimpfung vielleicht noch nicht die ärgſten meiner Martern waren, denn ach — um Alles zu geſtehen, weit mehr noch, als von jenen Empfindungen, fühlte ich mich von der heftigſten Leidenſchaft für meine unbekannte Gemahlin gequält. Unabläſſig ſchwebte ihr reizendes Bild vor meiner aufgeregten Phantaſie; ſtrahlte ihr ſüßes Lächeln mich, wie ich wähnte, glück- und liebeverheißend an. Ja, ich ging in meiner Raſerei ſo weit, mir, freilich nur auf Augenblicke, ein zu bilden, daß, wenn es mir gelänge, ihren Aufenthalt zu entdecken, ſie freiwillig mir in die verfallene väterliche Hütte folgen würde, um mein treues und angebetetes Weib zu ſeyn. Ich durchrannte jetzt die Straßen von Paris, lief jedem Fuhrwerk nach, in welchem Frauen ſaßen, ſtürzte wie ein Wahnſinniger aus einem Laden der Juweliere und Modehändler in den andern, nirgends — nirgends eine Spur von meiner Unbekannten, noch von dem fürchterlichen du Creſſant! — Ich mußte mich endlich überzeugen, daß dies Treiben, ſo thörigt als vergeblich, mich nie zu einem gewünſchten Reſultate führen könne. — Da beſchloß ich, mich am nächſten Tage einem Rechtsgelehrten an zu vertrauen, und in etwas beruhigt durch dieſen Entſchluß, war ich eben beſchäftigt, Alles, was ich von meiner eigenen Geſchichte wußte, zu Papier zu bringen, als ein ſtarkes Klopfen an meiner Thür mich bei dieſer Arbeit ſtörte. — Es war ein Diener der obern Polizei-Behörde, welcher mir den Befehl überbrachte, Paris binnen vier und zwanzig Stunden zu verlaſſen, und ohne ſpeciellen Befehl mich demſelben nie weiter, als bis auf eine Entfernung von funfzig Lieues, zu nähern. — Dieſer unerwartete Schlag brachte mich zur Beſinnung; ich weinte Thränen ohnmächtiger Wuth und heißen Racheburſtes; aber ich begriff endlich, daß mir nichts übrig blieb, als mein unerklärliches Abentheuer unter dem tiefſten und unverbrüchlichſten Stillſchweigen zu begraben, und ſchickte mich unverzüglich an, dem erhaltenen Befehl Folge zu leiſten. Mit der Frühe des folgenden Morgens verließ ich Paris, aber obgleich ich Keinem anvertraut, wohin ich mich begeben würde, ſo erhielt ich doch mit Ablauf jedes Vierteljahres meine Rente richtig zugeſendet, während der Jahre, welche ich in einer kleinen Küſtenſtadt der Nieder-Normandie zubrachte.

Die Langweiligkeit und Leere dieſes Aufenthalts vertrieb mich endlich von da, und ich wählte, zu meinem Unglück, Valogne, um daſelbſt mich an zu ſiedeln. Dieſer Ort war damals, beſonders während der Winter-Monate, das Rendezvous und der Sammelplatz des Adels der Nieder-Normandie. Man gab dort Geſellſchaften, Bälle und wußte von Woche zu Woche alle Neuigkeiten, welche die erſten Zirkel von Paris beſchäftigten. Diejenigen aus dem Valogner Geſellſchaftskreiſe, welche gereiſt waren, oder ſich einige Zeit in der Hauptſtadt aufgehalten hatten, mochten ſich gern mit dem, was ſie gehört und geſehen, wichtig machen, und, wie die Kleinſtädter, überall von den ausgezeichneten Verbindungen ſchwatzen, worin ſie gelebt. Einſt befand ich mich in einer der zahlreichſten und glänzendſten Zirkel des Orts. Ein angeſehener Mann in Uniform trat mich an, und ſagte, mich ſcharf fixirend: „Mein Herr, Sie nennen ſich de Brancailles? ſollten Sie vielleicht ein Anverwandter der Frau Marquiſe de Brancailles zu Paris ſeyn? Tauſend — das iſt eine Dame von unerhörtem Einfluß, die eine bedeutende Rolle ſpielt, und falls ich mit meiner Vorausſetzung nicht irre, ſo habe ich die Ehre, mich Ihrer Protektion im Voraus zu empfehlen!“ — Das Blut ſtockte in meinen Adern bei dieſer Rede; jedoch gelang es mir, meine Bewegung zu verbergen, und mit gleichgültigem Tone zu antworten: „Ich kann vielleicht, ohne es zu wiſſen, die Ehre haben, mit dieſer Dame verwandt zu ſeyn; ihre Wichtigkeit indeß und ihr Einfluß ſind Neuigkeiten für mich, ſo wie ich auch über die Art und den Grad der Verwandtſchaft zwiſchen ihr und meiner Familie keine Auskunft zu geben vermag, welche letztere in der Bretagne zu Hauſe iſt.“ — „Ganz recht!“ erwiederte der Fremde lebhaft; „der Gemahl der Marquiſe iſt auch aus dieſer Provinz. Es ſoll ein Sonderling ſeyn; ein ſeltſamer Menſch. Geſtehen Sie ſelbſt, daß, nachdem man ſich dazu verſtanden, der Maitreſſe eines großen Herrn ſeinen Namen zu leihen, es wenigſtens unklug iſt, davon nicht den möglichſten Vortheil zu ziehen. So etwas wird nur durch die Früchte verzeihlich, welche man davon einerndtet. Man ſagt, der gute Mann vegetire auf trübſelige Weiſe in irgend einem Winkel der Provinz, wohin er ſich mit der ſehr mäßigen Rente, die man ihm ausgeworfen, zurück gezogen hat, während er, wenn er klug wäre, ganz andere Summen von ſeiner theuren Hälfte ziehen könnte.“ — Ich war vor innerer Wuth faſt dem Erſticken nahe. Zum Glück achtete der Andere nicht darauf, und fuhr mit geläufiger Zunge noch eine Weile in ähnlichen Mittheilungen fort, während ich mühſam die Faſſung zu behaupten ſuchte, welche der Augenblick erheiſchte. — „Mein Herr“, fiel ich ein, als er endlich Athem ſchöpfte; „Sie drücken ſich da ziemlich leicht über Dinge aus, die durch den Namen, welchen ich führe, mir nicht ganz gleichgültig ſeyn können.“ — „Ich ſpreche auch“, erwiederte er höflich, „ohne alle Beziehung auf Sie davon; ſolche Sachen ſind übrigens in unſern Tagen ſo ungewöhnlich nicht, und ich war in Allem, was ich Ihnen da mitgetheilt, nichts als das Echo der feinen Zirkel von Paris.“ — „Laſſen Sie uns

davon abbrechen!“ erwiederte ich trocken. „Es werden in jenen feinen Zirkeln viel Albernheiten gelogen.“ — „Das geb' ich zu!“ war ſeine Antwort; „jedoch noch lange nicht ſo viel, als wirklich begangen werden!“

Ich hatte mich bezwungen, das Gefühl der Beſchimpfung und des Schmerzes, welches mir das Herz zerriß, auf keine Weiſe laut werden zu laſſen, und ſobald es anging, entfernte ich mich aus der Geſellſchaft, wo der Zufall mir ſo unverhoffter Weiſe zum Aufſchluß über mein Abentheuer verholfen hatte. Im erſten Augenblick des Alleinſeyns brach die verhaltene Wuth in ein Hohngelächter über meine eigene Einfalt aus, die mich bis auf dieſen Augenblick den wahren Zuſammenhang nicht hatte errathen laſſen. Dann aber ging dieſelbe in eine ſcharfe Bitterkeit über, in welcher das Gefühl der ſchmachvollen Rolle, wozu ich mich verurtheilt ſah, mich in eine wahre Raſerei verſetzte. Ich beſchloß in dieſem Zuſtande, allen Gefahren Trotz zu bieten, geradezu nach Paris zu gehen, und durch meine Gegenwart der Beſchimpfung, die mir angethan wurde, ein Ende zu machen; ein Schritt, den ich für leicht und ausführbar hielt, weil er rechtmäßig und mit der Ehre in Uebereinſtimmung war. Wie wenig kannte ich Paris und den Lauf der Welt!

Kaum dort angelangt, ließ meine Heftigkeit mich ohne Verzug die Spur derjenigen aufſuchen, welche meinen Namen mit dem Schmutz eines öffentlichen Laſters beſudelte. Er war ſo bekannt, ſie lebte in einem ſo berüchtigten Glanze, daß es mir leicht ward, die nöthigen Erkundigungen ein zu ziehen. Meine ganze Vorſicht hatte ſich darauf beſchränkt, in dem Hotel, wo ich abgetreten, einen andern Namen an zu geben. Ich glaubte die Wachſamkeit der Polizei, inſofern nur kein Ereigniß ihre Aufmerkſamkeit auf mich lenkte, leicht damit täuſchen zu können, und bereitete mich in der Stille zu dem entſcheidenden Schlage vor, den mein beleidigtes Ehrgefühl als einzige Genugthuung verlangte. Die heftige Leidenſchaft, welche mir einſt die Elende eingeflößt, die mich ſo ſchändlich betrieb, hatte ſich nun in den glühendſten Haß verwandelt, und wenn aus der Erinnerung an mein Unglück ihr Bild, von alle dem Zauber umgeben, der damals meine Sinne umſtrickte, hervor trat, ſo war es nur, um meinen Durſt nach Rache ſtärker zu entflammen. Ich wünſchte in meiner Raſerei, daß ſie tauſend Mal ſchöner ſeyn möchte, um mich mit tauſend Mal größerer Luſt an ihrem Untergang zu weiden.

(Die Fortſetzung folgt.)

N o t i z e n.

Als Mahomed II Conſtantinopel erobert hatte und ſich nach Griechenland wandte, um es zu unterjochen, ſtritten um die Herrſchaft über Athen die Erben zweier wenig bekannten Häuptlinge, die nach einander über dieſe Stadt regiert hatten; Mahomed ſetzte beide Theile außer Beſitz. Noch jetzt lebt in Attika eine griechiſche Bauernfamilie, die von Nerias, einem jener Häuptlinge, abſtammen ſoll, und auch ſeinen Namen trägt. — Trauriger Wechſel des Schickſals!

Vom italieniſchen Dichter Alfieri wird erzählt, daß er in ſeiner Jugend für geiſtesarm gegolten und es geſchienen habe, als tauge er zu keinem Geſchäft. Da jedoch ſeine Eltern vermögend geweſen wären, ſo hätten ſie beſchloſſen, ihn reiſen zu laſſen, und dies Mittel, das ſich ſchon ſo oft als erſprießlich bewährt habe, ſey auch hier nicht ohne günſtigen Einfluß geblieben. Doch habe ſich noch eine andere Hülfsmacht dargeboten, nämlich die Liebe, der weit mehr, ja vielleicht ausſchließlich die Ehre der Alfieri'ſchen Verwandlung zukomme. Er lernte nämlich in Paris eine Dame (Gräfin Albani) kennen, deren Reize ihn zuerſt geiſtig entzündeten: er ward durch Gegenliebe beglückt — und das Wunder war geſchehen; der blöde Ritter kehrte als Sänger in ſein Vaterland zurück, und ward einer der erſten Dichter Italiens. So berichtet, nach Hörenſagen, Pannaſch in ſeinen „Erinnerungen an Italien“ (Wien 1826, bei Heubner). Darauf möchte man nur antworten: poeta nascitur, non fit; ein Alfieri trug die Keime des künftigen Dichters, des Cato's unter den Tragikern, wie man ihn genannt hat, in ſich, und er wäre gewiß geworden, was er ward, auch ohne jene Reiſe und jene Liebe. Zufällig mögen dieſe Umſtände auf ſein Talent und ſeine Phantaſie gewirkt haben, aber auch nicht mehr als zufällig. K.

A n d e r e r N a m e.

Trinkgeld fordert der Schwager mit ſtammelnder Zunge, ich gab's ihm
Und den Rath noch dazu: „Nenn' es nur Schlafgeld, mein Freund!“ E. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

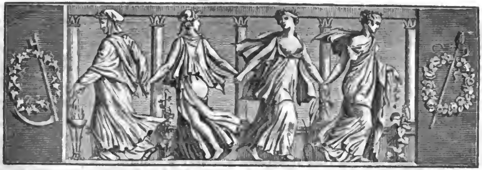
Wien. Die Ausſtellung von Kunſtwerken im Gebäude der k. k. Akademie der bildenden Künſte bei St. Anna wurde, wie gewöhnlich, für dieſes Jahr Anfangs Juni eröffnet. Sie füllt neun Zimmer, und ich werde hier eine kurze Ueberſicht des Bedeutendſten geben. Den Anfang machen Zeichnungen, Kupferſtiche, Miniatur- und Waſſerfarben-Gemälde, Blumenſtücke, lithographiſche und geſtickte Gegenſtände. Die Zeichnungen und Kupferſtiche ſind meiſtens Copieen. Unter ihnen verdient vor Allen die feierliche Enthüllung und Einweihung des Kreuzbildes aus Gußeiſen auf dem Erzberge in Steyermark, nach Loder von Blaſius Höfel geſtochen, mit vollem Lob erwähnt zu werden. Schon ſeit längerer Zeit war dieſes treffliche, vorzüglich durch ſchöne Perſpektive und Gruppirung ausgezeichnete Werk der Gegenſtand der Bewunderung vieler Kunſtkenner. Auch der Stich iſt ſehr rein und nett, wie man dies von Hrn. Höfel bereits gewohnt iſt. Noch nenne ich eine Zeichnung nach Annibal Caracci, von J. Berkowetz: der Leichnam Chriſti, von einem Engel angebetet, die ſich durch Fleiß und Richtigkeit der Ausführung bemerkbar macht. In Waſſerfarben hat Hr v. Haber-

Digitized by Google

mann einige brave Bataillen-Stücke geliefert, unter welchen mich, was Ausdruck und Anordnung betrifft, am meiſten eine Scene aus dem Gefecht bei Ceſenatico im Jahr 1815 anſprach. Von den Miniatur-Gemälden verdient ein ſchlafender Amor von Karl Agricola den erſten Preis. Der Gott der Liebe, ein rüſtiger vollkräftiger Knabe, liegt im weichen Graſe unter Blumen. Ueber ihm ein heiterer tiefblauer Himmel. Schalkhaftigkeit lächelt aus dem halbgeöffneten Munde, Muthwille aus den Wangengrübchen. Das Ganze iſt ſo anmuthig gedacht und ſo lebendig ausgeführt, daß es den entſchiedenſten Eindruck nicht verfehlen kann. Sehr fleißig und brav fand ich auch einen Hühnerhund in einer Landſchaft, von F. Ebeich. Fr. Johanna Koller, längſt bekannt durch ihre treffliche Leiſtungen in der Blumen-Malerei, hat auch diesmal wieder das Bedeutendſte in dieſem Fache geliefert. Sie zeigt ſich als Meiſterin in ſinniger Auswahl und Zuſammenſtellung; dies gerade aber iſt, meiner Anſicht nach, hierin die Hauptſache, und indem uns aus der ſinnigen Anordnung eine Idee erregend anſpricht, wird erſt das vollſtändige Kunſtwerk hergeſtellt. Nur ſo erſcheint der Blumen-Maler, der Gärtner als Künſtler; häuft er aber ohne Gefühl, Verſtand und Phantaſie zuſammen, was ſich ihm eben darbietet, ſo iſt's höchſtens eine trockene, unerquickliche Fabrik-Arbeit. Als der geiſtreichſte und zugleich ſchönſte Beweis für dieſe meine Behauptung galt mir immer ein Stillleben im Belvedere, das ich niemals ſehen konnte, ohne auf das innigſte davon ergriffen zu werden. Man denke ſich das Allerheiligſte, in der wundervollſten Beleuchtung, und drüber hin und rings herum die üppigſten Früchte, die ausgewählteſten Blumen, die ſaftigſten Blätter, gleichſam von der Natur ihrem Schöpfer als das wohlgefälligſte Opfer dargebracht. Wahrhaftig, der Mann, der dies gemalt, war nicht nur ein Maler, ſondern auch ein Dichter — kurz, ein Künſtler im vollgültigſten Sinne dieſes Wortes! — Wehmüthig ſprach mich unter den Stickereien das Portrait C. M. v. Weber's an, deſſen unerſetzlichen Verluſt ich gerade erfahren hatte, und deſſen milde Züge hier die kunſtreiche Hand einer Dame (Gräfin Roſa von Kaunitz) nach Vogel und Schwerdtgeburth ſprechend nachgebildet. Die geachtete Künſtlerin hat ſchon Mehreres dieſer Gattung geliefert, unter Anderem vorlängſt erſt Goethe's Bildniß, welches dem Altmeiſter zugeſendet worden, und wofür er ſeinen Dank in erfreulichen und anerkennenden Worten ausgeſprochen. Die Behandlung iſt von eigener und täuſchender Art, wie in punktirter Manier, und die kunſtliebende Dame hat außer dem noch drei andere, ſehr ähnliche Portraits angefertigt, nämlich von dem Kaiſer, dem Fürſten Metternich und von Mozart. — Ich komme nun zu den Oelgemälden. In ſieben Zimmern befindet ſich hier ſehr viel Werthvolles aufgeſtellt und die meiſten unſerer bedeutendſten Künſtler haben mit concurrirt. Vorzüglich reich iſt das Landſchaftsfach bedacht, reicher als ich es jemals geſehen zu haben mich erinnere. So hat Hr. Direktor Joſeph Rebell eine Reihe von Anſichten geliefert, die an Kraft, Kühnheit und Genialität nicht ſo leicht ihres Gleichen finden dürften. Ganz beſonders beſchäftigt von dieſen die Küſte bei Sorento, bei Mondbeleuchtung, die Aufmerkſamkeit der Kenner und — auch der Nichtkenner. Es iſt ein herrliches Werk; Luft, Meer, Land, Alles im vollendetſten Colorit, echt italieniſcher Nachthimmel, der Vollmond ſpiegelt ſich in den ruhigen Fluthen, die nur leiſe zittern, vom kühlenden Nachtwind bewegt; Licht und Schatten in der wunderbaren Beleuchtung ungemein zweckmäßig vertheilt, die Perſpektive wahr und dabei von ſeltenem Effekt. — Zwei Anſichten von der Inſel Capri, Sturm bei Sonnen-Aufgang, und nächtlicher Sturm bilden den erhabenen Gegenſatz zu dieſem Bilde ſchöner ſüdlicher Ruhe. Das wüſte ſegenloſe Capri, auf deſſen ſtarren ewig umnebelten Klippen kein Baum blüht, kein armſeliges Gräschen gedeiht, an deſſen Felſenbruſt die Brandung zürnend ſchlägt und der wüthende Sturm Raſt hält, um ſich aus zu toben, dieſes Nachtſtück der Natur, in deſſen innerſtem Heiligthum aber doch, wie der Diamant in dunkler Schacht, ein goldener Morgen tagt, mußte dem Künſtler allerdings einen großartigen Stoff liefern, und ſeine Kraft iſt dieſem Stoffe auch gewachſen. Das Schauerliche und Groteske in den abgeriſſenen Ufer-Partieen, das Erhabene des wildbewegten Meeres konnte kaum ergreifender dargeſtellt werden; auch hier iſt die Beleuchtung wieder von ſeltener Schönheit und Wirkſamkeit. — Friede. Philipp Reinhold hat drei Landſchafts-Ideale geliefert, die ſich den oben genannten Darſtellungen würdig anreihen. Die Erfindung verräth Phantaſie und einen geiſtreichen Beſchauer der Natur. — Hr. Hayne, der acht Landſchaften geliefert, zeichnet ſich durch Mannigfaltigkeit aus, jedoch ſcheint mir die Auswahl nicht immer am gelungenſten und der ſichtbare Fleiß kann eine gewiſſe Leerheit nicht erſetzen. Auch Johann Fiſchbach hat Vieles in dieſem Fache geleiſtet; zu dem Gelungenſten zähl' ich den Vierwaldſtätter-See mit einem Theil des Ortes Brunnen in der Schweiz; dann eine Landſchaft mit einer Jagd. — Von Herrmann Neefe, dem braven Dekorations-Maler des Theaters an der Wien, der neuerlich erſt auch für die Münchener Hofbühne viel Treffliches gearbeitet, finden ſich mehrere geiſtreich gedachte und äußerſt lebendig ausgeführte Compoſitionen, unter Anderem ein geſchloſſener Laubwald, wo das Einfallen des Lichts höchſt überraſchend dargeſtellt wird, und die Partieen im Vordergrunde Kühnheit und Energie verrathen. — Der wackere Gauermann Vater hat die Sammlung abermals mit mehreren tüchtig ausgearbeiteten Berggegenden bereichert — er iſt hierin bereits als Meiſter anerkannt und ſeine wildprächtige Anſicht des G'ſäus unter Admont in Steyermark, dann die beiden ſo anmuthig und zart erfundenen Idyllen: eine Landſchaft mit einer Frohnleichnams-Prozeſſion, im Hintergrunde der Traun-See, und die Einſegnung einer Leiche auf dem Lande, bewähren dieſe Meiſterſchaft von Neuem. In den letzten beiden Stücken iſt auch die Staffage höchſt gelungen, mit einem Ausdruck und einer Wahrheit des Coſtüms, die man ſelten bei ähnlichen Werken vereint finden dürfte. Ein eben ſo herrliches Talent verſpricht ſich in ſeinem noch ſehr jugendlichen Sohne zu entwickeln, der ſchon diesmal einige große Landſchaften gebracht hat, die zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen, und der Schule, welcher er ſich vorzugsweiſe an zu ſchließen ſcheint, würdig ſind. — An Portraits findet ſich, wie gewöhnlich, und da jede Kunſt nach Brod geht, ein Ueberfluß. Man muß aber geſtehen, wenn man dieſe niedlichen Bilder betrachtet, und ſie mit denen einer noch nicht lange verſchwundenen Periode vergleicht, daß auch für dieſes, eigentlich immer untergeordnete Fach ſehr Vieles geſchehen. Welche lächerliche Carrikaturen hat uns das achtzehnte Jahrhundert gebracht! In dieſer, ſo wie in mancher andern Rückſicht thun wir unſerer Zeit und Mode unrecht, wenn wir das Verdienſtliche an ihr überſehen; — die wohlthätige Herrſchaft, welche ſie, wenn auch einſeitig, auf den Geſchmack ausübte, darf nicht überſehen werden. So fällt ſchon unſer jetziges Coſtüm, ſobald es nur ein wenig idealiſirt wird, gefällig in die Anſchauung — fügt nun der Maler noch bezeichnendes und charakteriſtiſches Nebenwerk hinzu, weiß er aus den verſchiedenen Fächern ſeiner Kunſt dasjenige herüber zu nehmen, was ihm geeignet ſcheint, dem Ganzen nicht bloß den individuellen Werth der Aehnlichkeit, ſondern auch einen höhern von allgemeinerem Intereſſe zu geben — warum ſollte es dann nicht möglich werden, ein Werk her zu ſtellen, das auch den ſtrengeren Kunſtrichter befriedigt? In dieſer Beziehung verdienen die Portraits von Leybold, Agricola, Ender und Rieder — eine Schifferin aus Ober-Oeſtreich, im Coſtüm, iſt dem Letzteren beſonders gelungen — alle Anerkennung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 11. Auguſt. 127ſtes Blatt.

Des Sünders Gebet.

Mächtiger Gott der Schlachten! warum ruhet
Deine blitzende Streitaxt ſammt dem Panzer,
Sammt dem Eiſenhut und dem Schilde, thatlos
Roſtend im Winkel?

Schauderſt du, jene Jammerbilder, blüh'nder
Dörfer rauchende Trümmer an zu ſchauen,
Blut'ger Krieger Seufzern zu horchen unter
Sterbenden Roſſen?

Siehe, da ruht der heil'gen Friedensſonne
Gold auf lachender Dächer ſanftem Purpur;
Aber drinnen waltet des bleichen Hungers
Dunkle Verzweiflung!

Schwinge der Schlachten blutig-rothe Fahne,
Daß ſie, ziſchend, der Kriegsdrommete Gellen,
Und des wilden, nächt'gen Orkanes Heulen
Hell übertöne!

Wenn die Kanonen rings die Erd' erſchüttern,
Daß beſtürzt des Allmächt'gen Donner ſchweigen,
Und des Kriegers Stahl in des Bruders warmem
Blute ſich badet;

Wenn dann am eig'nen Heerd der ſtille Bürger
Nicht mehr Kinder und Weib vermag zu ſchirmen,
Und die Willkühr herrſcht, und Gewalt, und freche
Laune des Starken:

Wenn ſich die Leichen auf zertret'nen Saaten
Von der flammenden Dörfer Scheine röthen,
Und des hülferufenden Sturmgeläutes
Stimmen erſticken:

Dann erſt erhebt ſich mein geſenktes Auge,
Röthet wieder ſich meine bleiche Wange,
Dann erſt ſchweigt im Buſen des finſtern Richters
Gräßliches Wehe!

E. Langrehr.

Der Hauswirth von Paris.

(Fortſetzung.)

Nach acht Tagen, die ich im finſtern Brüten über meine Plane zubrachte, begab ich mich eines Morgens nach dem prächtigen Hotel, [illegible] meinen Namen trug. Ich ſchauderte; die Haare [illegible]bten ſich mir auf dem Haupte, als ich dieſen Name[illegible]ldenen Buchſtaben auf dem Marmorſchilde prangen ſah, welches den von Säulen getragenen Portikus zierte. „Sieh“, ſprach ich zu mir ſelbſt, „das iſt das Aushängeſchild deiner Schande, hier den Blicken aller Welt und dem Spott und dem Gelächter preis gegeben!“ — Beſtärkt in meinen Vorſätzen durch ſolche Gedanken wendete ich mich ſehr höflich an einen großen ſchnurrbärtigen Kerl, den ſein Bandelier mich für den Thürſteher erkennen ließ. Ich verlangte dringend, der Frau Marquiſe meine Aufwartung machen zu dürfen — denn, indem ſie mir meinen Namen ſtahl, hatte ſie demſelben noch einen Titel hinzu gefügt. So etwas war damals leicht! — Ich ſchützte eine dringende und wichtige Angelegenheit vor, in welcher ich ſie zu ſprechen hätte, indem ich einen fremden Namen, einen andern, als den ich in meinem Hotel führte — angab. — Der Menſch verwies mich kurz und mürriſch in's Vorzimmer. Ich ſtieg kaum athmend hinauf. Dort erneuerte ich mein Geſuch bei einem gallonirten Skelett, welches die Dienſte eines Lakayen verſah. Er antwortete wegwerfend und geringſchätzig darauf. Jetzt fiel mir ein, wie ich gehört hatte, daß an dieſem Orte man nichts um-

Digitized by Google

ſonſt zu thun ſich zum Geſetz gemacht, und ein Louis-d'or, in die Hand des Mannes gedrückt, verwandelte dieſen plötzlich in ein Muſter von Ehrerbietung und Gefälligkeit. Ich durfte nur eine halbe Stunde warten, welche freilich die Furcht, erkannt zu werden, mir zu doppelter Länge ausdehnte; dann aber öffneten ſich mir die Thüren. Ich warf kaum einen Blick auf den Glanz und die Ueppigkeit, die aus der Einrichtung dieſes reich verzierten Gemaches und allen darin befindlichen Geräthſchaften mich anſprachen. Ich wartete mit Ungeduld, daß die Gebieterin ſelbſt erſcheine. Sie trat endlich aus einem anſtoßenden Zimmer. Sie ſchritt langſam mit jener Miene von Protektion und Würde vor, welche ein eitles Weib ſo leicht an zu nehmen weiß, wenn ſie täglich Männer um ihren Schutz und ihre Fürſprache zu ihren Füßen ſich bewerben ſieht: aber kaum war ſie mir näher gekommen, als plötzlich eine Erinnerung an die Züge deſſen, den ſie ſo unwürdig im Angeſicht des Altars ſelbſt verrathen, in ihr auf zu dämmern begann. — „Welche Ueberraſchung! Wer hätte jemals geglaubt Sie hier zu ſehen, mein Herr!“ rief ſie mit ungewiſſem Tone, und einer Miene, in welcher Unruhe, Verlegenheit und erzwungene Freundlichkeit um den Ausdruck kämpften. — „Die Ehre“, antwortete ich feſt und ruhig, „führt mich her; aber ich müßte mich ſehr irren, oder ſie iſt ein unbekannter Gaſt in dieſen Wänden! Man hat hier fürchterlich mit meiner Unerfahrenheit geſpielt, und meinen Namen geſchändet!“ — Betreten über eine ſo unerwartete Anrede blieb [illegible] mit ungewiſſen Blicken umher ſchauend, mir die Antwort ſchuldig, während ich ſie ernſt betrachtete. Ihre Schönheit erſchien mir noch viel vollendeter als in jener Stunde, wovon ich eine ſo quälende Erinnerung bewahrt hatte. Sie prangte in einer wahrhaft bezaubernden Blüthe, und die Bewegung, worin ſie war, gab ihr einen Ausdruck von Schüchternheit, der ihren Reiz noch erhöhte. Aber auch mein Zorn flammte, durch ihren Anblick angefacht, nur um ſo heftiger auf und mit erhöhter Stimme hob ich von Neuem an: „Glaubſt Du, unwürdiges Weib, daß ich mich dazu verſtehen werde, in ſolchen Schimpf zu willigen? Nimmermehr! Ich verlange den Namen zurück, den man mir abgeliſtet, um ihn zu entehren; oder Du entſchließeſt Dich, Deine Schande auf immer in einem Kloſter zu verbergen. — Noch giebt es Geſetze! Sie müſſen mir Eins oder das Andere bewilligen! Ich trotze dem Zorn und der Macht des Satrapen, deſſen Lüſten Du Elende dienſt, und wenn er der Strenge der Geſetze zu entgehen vermag, ſo giebt es noch andere Mittel —!“ — Der verächtliche Gegenſtand meiner Wuth hatte Zeit gehabt, ſich zu ſammeln, um mir den Beweis zu geben, bis zu welcher Tiefe der Verworfenheit das Weib zu ſinken vermag, wenn es einmal den Tugenden ſeines Geſchlechts, den Gefühlen der Ehre und der Schamhaftigkeit entſagt hat. Sie richtete ſich ſtolz auf, und einen verderblichen Blick auf mich ſchleudernd, rief ſie laut: „Was will dieſer Unſinnige von mir? Ich bin erſtaunt über Eure Kühnheit — wer ſeyd Ihr, ich kenne Euch nicht!“ Sie ſchritt bei dieſen Worten zu einem Tiſche, wo eine große Silberklingel ſtand. Ich hielt mich länger nicht; ſie mit kräftigem Arm umfaſſend, ſetzte ich ihr den Degen, womit die Mode mich bewaffnet, auf die Bruſt, indem ich mit halberſtickter Stimme ſchrie: „Elende, Du biſt des Todes, wenn Du Dich unterſtehſt, Lärm zu machen!“ — Der Schreck, den meine Wildheit ihr verurſachte, lähmte ihre Nerven; ich fühlte ſie in meinem Arm zuſammen ſinken, ſie ward ohnmächtig. — Ich hätte ſie in dieſem Augenblick niederſtoßen und entfliehen ſollen. Auch zuckte der Gedanke davon mir durch die Seele, aber in eben dem Augenblick lähmte der Anblick ihrer hülfloſen, und ach ſo verführeriſchen Schönheit meine Kraft, und ein ſeltſames Gefühl von Haß und Großmuth zugleich überwältigte mich: es ſchien mir eben ſo unmännlich, als der Größe meiner empfangenen Beleidigung unangemeſſen, ſie an der wehr- und bewußtloſen Feindin zu rächen. Ich ließ ſie ſacht zu Boden ſinken, und benutzte dieſen Augenblick, ſchnell und unbemerkt zu entfliehen.

Nach einem ſo unnützen als verzweifelten Beginnen hätte die Klugheit mir eingeben ſollen, eilend auf meine Entfernung bedacht zu ſeyn, wenn ich im Stande geweſen wäre, mir von der Thätigkeit jener Söldlinge einen Begriff zu machen, welche die Despoten ſo gut gegen diejenigen zu gebrauchen wiſſen, die es wagen, ſich wider ihre Schritte auf zu lehnen. Aber, o thörigte Blindheit! Ich war unklug genug, zu glauben, die Tugend habe heilige unantaſtbare Rechte, und es könne unter dem Schutz der Geſetze ihr nicht ſchwer fallen, dem Laſter und der Intrigne Trotz zu bieten. Ich lief umher zu den Rechtsgelehrten, welche am meiſten in Ruf ſtanden. Ich wollte die Rednergaben gewinnen, welche dem Dienſt der Unſchuld und Wahrheit gewidmet ſeyn ſollten. Ich legte ihnen meine Beſchimpfung und meine Anklage vor, aber, wie lebhaft auch und unverhohlen Erſtaunen und Unwillen ſich darüber äußerten, bei der Erwähnung eines geheimen Polizei-Befehls, der mich von Paris entfernt hielt, und den ich, um Gerechtigkeit zu finden, übertreten, ſah ich dieſe ſchüchternen Vertheidiger der Menſchenrechte erblaſſen, und mit Achſelzucken mir ihr Bedauern zu erkennen geben, daß ſie mir nicht helfen könnten. Zehn wieſen mich ab, bevor ich Einen fand, welcher den Muth beſaß, mir ſein Organ leihen zu wollen. Dieſer Stütze verſichert, ging ich in meine

Wohnung zurück, um einiger Ruhe zu genieſſen. Im Vertrauen auf den erborgten Namen, ſchlief ich, erſchöpft an Körper wie an Geiſt, in verderblicher Sicherheit. Da klopfte es um Mitternacht mit Ungeſtüm an meine Thür. Man drang herein, riß mich aus dem tiefen Schlaf der Erſchöpfung, man erklärte mir, daß ich ein Gefangener ſey, und mich der Leitung eines bewaffneten Trupps übergeben müſſe, welcher mich weg zu führen gekommen wäre. Die Ordre war kurz und gemeſſen; der Widerſtand würde vergeblich geweſen ſeyn. Ich ward in einen feſt verſchloſſenen Wagen geworfen. Drei meiner Wächter ſetzten ſich zu mir, dann ging's in raſchem Trabe fort, durch endloſe Straſſen, ſo ſchien es, bis der Wagen unter dem Thore eines finſtern drohenden Gebäudes hielt, das bei der nächtlichen Dunkelheit und dem innern Aufruhr aller meiner Sinne mir um ſo furchtbarer erſchien. Ohne Zweifel war es ein Kerker, zum Aufenthalt der allerſchwärzeſten Verbrecher beſtimmt; die Schrecken, welche dort herrſchten, laſſen es nicht anders glauben. Nach einer dreitägigen Gefangenſchaft in einem der unflätigſten Kerker ward ich abermals bei Nacht aufgeriſſen von dem Lager von ſtinkendem Stroh, welches mir zur Ruheſtätte diente, und von Neuem fortgeſchleppt in einen Aufenthalt, den man mir zugedacht zu haben ſchien, um mich für immer jenen unglücklichen Weſen zuzugeſellen, die der Verluſt ihrer Vernunft von dem Verkehr mit der menſchlichen Geſellſchaft ſcheidet. Nackend wie ſie, mit Ketten belaſtet, um, wie ich hören mußte, damit den Ausbrüchen meiner mörderiſchen Wuth vor zu beugen, fand ich auch meine Klagen, die Aeußerungen eines ſo tiefen und gerechten Schmerzes, auf gleiche Weiſe behandelt, und je lauter ich mich beklagte, je heftiger meine Verwünſchungen gegen die Urheber meines Elends ſich ergoſſen, je mehr ich mich bemühte, den Gang des hölliſchen Betruges, deſſen Opfer ich geworden, gegen meine Wächter zu enthüllen — je enger ſchnürte man meine Banden, um deſto ſchonungsloſer ſah ich mich als einen Elenden behandelt, in deſſen krankem Hirn die thörigtſten Erſcheinungen ſpuken. „O Erde", rief ich dann im Uebermaaß meiner Verzweiflung, indem ich, am Boden liegend, mit krampfhaftem Ringen mich ein zu krallen ſtrebte — „wirſt du nicht endlich deinen Buſen öffnen, mich, mitleidiger als die Ungeheuer, die mich umgeben, zu verſchlingen? Donner des Himmels, befreie mich, lenke deine zerſtörenden Schläge auf dies unglücksvolle Haupt, mich aus der Gemeinſchaft dieſer entmenſchten Scheuſale zu erlöſen!" — Die Tyger! Sie zeigten mir, ohne ſich zu regen, ihre verwilderten Geſichter, und die Strafwerkzeuge, womit ſie gewohnt waren, die vernunftberaubten Unglücklichen, die dieſen Ort bewohnten, zu mißhandeln; ſie lachten mit Wildheit zu den ohnmächtigen Ausbrüchen, die ihre boshafte Dummheit für Anfälle des Wahnſinns hielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

N o t i z e n.

Ein Grund, warum einzelne Theile Griechenlands ſo ſehr entvölkert ſind, muß, neben andern, darin geſucht werden, daß die Pforte bald nach Eroberung Conſtantinopels einen Tribut feſtſetzte, der in dem fünften Theile der männlichen griechiſchen Kinder beſtand, aus denen die Janitſcharen ergänzt wurden, ſo daß jene Kinder zugleich zum Islamismus übergeben mußten. Seit 1656 hörte die Pforte auf, dieſen Tribut zu erheben, und von der Zeit an nahm ſie nur noch aſiatiſche Türken in jenes Corps auf.

Es iſt eine wahre Bemerkung, daß die Gartenkunſt in Italien nicht ſehr zu ſuchen ſey, und die Urſache der Vernachläſſigung dieſer Kunſt mag wohl mit Grund darin geſucht werden, daß die Natur in jenem Lande ohnehin Alles zum Garten macht. Aber, wie man in Italien es faſt durchgängig verſchmäht, der Natur, welche dort, wie alte Dichter von der Glückſeligkeit des goldenen Zeitalters ſingen, Alles ohne beſondere Cultur und Pflege erzeugt, durch Kunſt zweckmäßig nach zu helfen, ſo hat man — und vielleicht iſt jenes eine Folge davon — überhaupt in Italien wenig Sinn für die Natur, weil ſie faſt das ganze Jahr hindurch in einem ſehr reizenden Gewande ſich darſtellt. Wie käme es denn auch, daß ſich unter den italieniſchen Malern faſt gar keine Landſchafts-Maler finden!

K.

S p r ü ch e.

Mäßige ja die Begierde, den Menſchen gefällig zu werden;
Mehr noch mäß'ge die Furcht, mißfällig ihnen zu ſeyn.

Liebſt du das Leben zu ſehr, ſo biſt du der Ewigkeit unwerth,
Wenn du es haſſeſt, ſo gilt grade daſſelbe von dir.

Stark im Leiden ſind Viele, ſie beugen geduldig die Nacken;
Wenigen gab das Geſchick, ſtark auch in Thaten zu ſeyn.

Gläubiger giebt es genug und Schuldner, doch Gläubige wenig;
Denn der Glaube an Geld raubet den Glauben an Gott.

Kindiſch werden wir wieder als Greiſe, weil wir als Männer
Legten das Kindliche ab, das vor dem Kindiſchen wahrt.

Uebel nenn'ſt du den Tod und auch das Leben ein Uebel;
Eins von Beiden iſt falſch, eines von Beiden ein Gut.

Lieber Schmerzen empfunden, als widernatürliche Freude;
Wenn die Hölle dir lacht, wende mit Thränen dich ab.

Wer am meiſten gekämpft, der hat am meiſten empfunden,
Und Empfindung nur iſt Maaßſtab des ſittlichen Werths.

Heuchler ſind ſo verrucht, daß ſelbſt ein Laſter ſie heucheln,
Welches ihnen gebricht, wenn es zum Glanze nur führt.

Humanität iſt ein Wort und Menſchen ſprechen's wie Raben,
Denen die Zunge gelöſ't, ohne es je zu verſteh'n. E. S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Fortſetzung.) Streng hiſtoriſche Gemälde finden ſich nur wenige vor — ein Mangel, über den allgemein geklagt wird, deſſen Grund aber ſo nahe liegt, daß ihn Jeder ſich ſelbſt erklären kann, der da weiß, welche bedeutenden Vorarbeiten und welchen Zeitaufwand ſolche Werke verlangen. Der Hiſtorien-Maler muß, wie der dramatiſche Dichter, alle Zweige des Lebens und der Kunſt umfaſſen; er muß das Innere der Menſchenbruſt durchforſchen, muß in unzähligen Einzelnheiten ein wohlbegründetes Ganzes liefern; muß oft Jahre an ein einziges Werk ſetzen — und welcher Lohn wird ihm zu Theil für ſo viele Mühen, für ſo manche Aufopferungen? Eben ſo, wie der Dichter, von fremder Willkühr und fremden Launen abhängend, jedem Urtheil und jeder Kränkung preis gegeben, erhält er öfters nicht einmal die verdiente Anerkennung. — Profeſſor Petter hat vier hiſtoriſche Stücke geliefert: Petrus und Saphira; die Erweckung der Tabitha; Siegmunds Zuſammentreffen mit Genoveva, nach deren Verurtheilung; und endlich Kunz von der Roſens Verſuch, den Kaiſer Maximilian aus der Gefangenſchaft in Gent zu befreien. Sämmtliche Darſtellungen ſind werthvoll und zeigen von der Liebe und dem Fleiß des Künſtlers. Ausdruck und Charakteriſtik iſt überall vorhanden, doch hätt' ich in der Gruppirung mehr Leben und Feuer gewünſcht, überhaupt mehr *Erfindung*. — Joſeph Danhauſer wählte drei Momente aus Pyrker's Heldengedicht: „Rudolph von Habsburg“, von denen mich das Zuſammentreffen des Habsburgers mit Ottokar am meiſten anſprach. Es verdient immer alle Anerkennung, wenn der Maler der Idee des Dichters nachkommt und ſie gleichſam zu verſinnlichen ſtrebt, geſchieht dies vollends bei einem vaterländiſchen Stoffe, an welchen ſich ſo viele große Erinnerungen knüpfen, ſo laſſen ſich darüber um ſo leichter einige Mängel in der Ausführung vergeſſen, indem man ſich des ſchönen Wechſelwirkens erfreut. — Kugelwieſer, der noch nicht lange aus Italien zurück gekehrt, hat ein köſtliches Bild geliefert, dem ich vor allen andern den Preis zugeſtehe. Es ſtellt die heiligen drei Könige auf ihrem Zuge nach Bethlehem dar. Eine wunderbare Phantaſie durchweht das kleine Gemälde — es dürfte nicht viel über 12 Zoll in der Länge und 6 Zoll in der Breite haben — dabei iſt es ſo eigenthümlich aufgefaßt und durchgeführt, daß ſich an dem ſchönen Berufe des Künſtlers unmöglich zweifeln läßt. Hoch zu Roß, mit erhabenen Häuptern, aus deren edelſchönen Zügen die Begeiſterung ſpricht, die ſie aus der geliebten Heimath fort und fort in die Weite getrieben, demüthig und doch ſtolz ziehen ſie einher durch die nächtlich ſtille Gegend, über die ein eigener Reiz der geheimnißvollen Ruhe vor irgend einer großen Begebenheit ausgegoſſen liegt. Hell und klar funkeln die Sterne vom Himmelsbogen, am hellſten und klarſten ihr leuchtender Führer, gerade über dem Ziel der romantiſchen Fahrt, das man, wie ein verſchleiertes Heiligthum, im dämmernden Hintergrunde erblickt. Unmöglich läßt ſich der Eindruck mit Worten beſchreiben, den das Ganze in ſeiner erhabenen Einfachheit, welche durchaus an keine Schule erinnert, auf das empfängliche Gemüth macht — man muß es ſelbſt ſehen, ſelbſt fühlen! So viel iſt gewiß, Kugelwieſer hat die Ausbildung ſeines herrlichen Talents, das er ſchon in manchen frühern gelungenen Arbeiten dargelegt, mit dieſer ſeiner neueſten auf das entſchiedenſte bewieſen. — Noch bemerke ich einen Ödip, den Antigone führt, von M. Eichhober; einen Bachus, der, von einem Faun geleitet, die verlaſſene Ariadne findet, von J. Ender; Philippine Welſer mit ihrem herzoglichen Gemahl, von V. Ferdt; endlich einen heiligen Georg, von R. v. Hempel, die alle mehr oder weniger Aufmerkſamkeit verdienen, ohne daß mir jedoch der ohnehin bereits mehr als gewöhnlich in Anſpruch genommene Raum eine nähere Erwähnung geſtattet. Rührend iſt auch der Eindruck, den die heilige Cäcilia, von Balaſſa, macht, wenn man weiß, daß der Maler, der ſehr viele Empfänglichkeit und ein inniges Gemüth verräth, taubſtumm iſt. — Unter den Bildhauer-Arbeiten fand ich, außer einigen Basreliefs, durchaus nichts von Bedeutung. — Wie ſehr ſich übrigens dieſe ſchöne Anſtalt unter der Leitung ihres humanen Beſchützers, des Fürſten von Metternich, von Jahr zu Jahr hebt, dies beweiſen nicht allein dieſe ihre ſtets reicher werdenden Ausſtellungen, ſondern auch ſo manche ausgezeichnete Talente, die aus ihr bereits hervor gingen, und ſo begrüß' ich denn mit freudigem Herzen den Morgen einer neuen Kunſtperiode, welcher über das geſegnete Oeſtreich in allen Zweigen tagt. — Ein ſeltſames Ereigniß beſchäftigte in dieſen Tagen die Aufmerkſamkeit der ganzen Stadt. An vielen Hausthüren fanden ſich nämlich, mit Kreide oder Kohlen, verſchiedene Zeichen angeſchrieben, unter welchen immer der Buchſtabe B, zuweilen auch das Wort Budweis mit einer Null oder einem Kreuzzeichen, erkennbar wurde. Das Erſcheinen dieſer Charaktere, in welchen ſich etwas Abſichtliches nicht verkennen ließ, und die beinahe überall geſehen wurden, fing nachgerade an, alle müßigen Köpfe auf zu regen. Man trug ſich mit einer Menge Mährchen herum, die darauf hinaus gingen, daß es Diebeszeichen ſeyen und daß ſich eine ganze Bande von Stegreifrittern innerhalb den Mauern Wiens befinde, die nichts Geringeres beabſichtigten, als die Stadt zu plündern. Inzwiſchen trat die Polizei in's Mittel; einige der Hieroglyphenſchreiber wurden während ihrer calligraphiſchen Beluſtigungen ergriffen, und das Reſultat dürfte wahrſcheinlich ſeyn, daß es Bettler geweſen, die ſich jene Orte bezeichneten, wo ſie ein mehr oder weniger reichliches Almoſen erwarten durften. Zum mindeſten iſt die Sache ſchon vergeſſen und die Neugierde längſt wieder mit andern Gegenſtänden beſchäftigt. Unter dieſen behauptet van Aken's Löwin nicht den letzten Platz, die eben ſo plötzlich als glücklich mit vier Jungen niedergekommen iſt. Wir laſen dieſes an ſich nicht unintereſſante Ereigniß noch an demſelben Tage an allen Ecken mit großen Buchſtaben und einem marktſchreieriſchen Wortaufwande angekündigt. In ſolcher Art Annoncen dürfte überhaupt Wien mit Paris wetteifern — da iſt Alles „unerhört“, „niegeſehen“, „außerordentlich“, und wär' es auch nur Stiefelwichſe, ihre Wirkung muß wenigſtens maleriſch beſchrieben werden. So ging ich unlängſt am Müllerſchen Gebäude vorüber, wo gewöhnlich derlei Raritäten ausgeſtellt werden — eine ungeheure Fahne, welche über die halbe Gaſſe reicht, erregt meine Aufmerkſamkeit und dieſe wird nicht wenig durch den darunter ſtehenden transparenten und lakoniſchen Aufruf: „Noch! Noch! iſt es Zeit!“ erhöht. Ich leſe die Affiche, es iſt ein engliſches Kriegsſchiff, das man hier bewundern kann, und das „Noch! Noch! iſt es Zeit!“ ſoll die Vorübergehenden aufmerkſam machen, daß ihnen dieſer Genuß nur noch auf kurze Zeit gegönnt ſey! —

(Der Schluß folgt.)

Unlängſt hatte ein Taubſtummer in Paris geſtohlen und war deshalb feſtgeſetzt worden. Er war bereits in erſter Inſtanz zur Strafe verurtheilt, als ihm ein ſehr verſtändiger Advokat beigeſellt ward, der mit vielem Scharfſinn ſeine Losſprechung bewirkte. Er ging nämlich von dem Grundſatz aus: „Man dürfe einen Taubſtummen nicht verdammen, denn es könne ihm das Geſetz nicht mitgetheilt worden ſeyn.“ — „Es ſteht einmal feſt“ — ſagte der General-Prokurator — „daß Niemand als mit dem Geſetz unbekannt angeſehen wird!“ — „Ganz richtig!“ erwiederte der Advokat, „es heißt auch: Gottes Sonne ſcheint für *Jedermann* — dennoch nicht für die Blinden!“ So führte er ſeinen Satz weiter und gewann wirklich ſeinem Clienten Freiheit. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. | Sonnabend den 12. Auguſt. | 128ſtes Blatt.

Volksſagen der Schweden.

Das Volk in Schweden, und vor Allem der ſchwediſche Landmann, hängt ſeinem Aberglauben nach, und bevölkert Erde, Luft und Waſſer mit Geiſtern und Genien. In Seen und Flüſſen hauſet der Neck und der Strom-mann; der Erſte iſt ein böſer, ſchadenfroher Geiſt (ein Necker), der Andere hingegen wohlthätig und menſchenfreundlich, und ein großer Liebhaber von Muſik; er ſitzt ſtill und ruhig am Boden durchſichtiger Gewäſſer, ſpielt ſelbſt die Harfe, oder ſteigt hervor und ſieht vom Ufer den Tänzen der Alfen (Elfen) auf der Wieſe zu, wo ſie ſich bei'm Mondſchein zu verſammeln pflegen. Geiſterſeher können ſie dann leicht über der Erde tanzen und ſchweben ſehen; den Uebrigen iſt nur vergönnt, am folgenden Morgen die leichten Spuren und Striche im thauigten Graſe auf zu finden. Dieſe Alfen (watyr und ligtegubber, leichte Hüpfer), ſind Gnomen, die nur den Verwegenen ſtrafen, der es wagt, ihre Wohnungen zu entweihen und ſie in ihren Spielen zu ſtören; ſie belegen ihn mit Krankheiten. Eine andere Gattung von Genien ſind die Skogs-ra (Wald-Herren). Man ſieht ſie nicht, hört aber ihre Stimmen im Walde; doch zuweilen erſcheinen ſie, unter angenommenen Geſtalten, dem Jäger, gewöhnlich als hübſche kleine Nymphen; oder ſie rauſchen, wie Vögel, mit Sturm über ihr Haupt weg; oder ſie finden Vergnügen, ihn zu quälen, übergießen ihn mit einem Regenſchauer bei hellem blauem Himmel; oder ſie bezaubern ihm die Flinte, ſo daß er ganze Tage ausgeht, ohne auch nur einen Vogel zu treffen; gelingt es ihm aber nur, ein Stück Eiſen oder Stahl dem Geiſte über den Weg zu werfen, ſo iſt der Zauber zerſtört. Das Waſſer hat einen ähnlichen Geiſt; man nennt ihn Sjö-ra (den See-Herrn). Mehr als ein ungläubiger Fiſcher hat ihn geſehen, wie er ſich kopfüber in's Waſſer ſtürzte: die Folge war ein ſchlechter Fiſchfang. — Ueberdies hat man Geſpenſter, welche S[illegible]lvorangare heißen, die Seelen von Abgeſtorbenen, welche während ihres Lebens falſche Zeugniſſe und Eide abgelegt, Grenzſteine verrückt haben u. ſ. w. und nach ihrem Tode zur Strafe umgehen und die Wälder mit Geheul erfüllen. Nichts iſt aber ſo allgemein eingeführt und Gegenſtand des Glaubens und einer Art von Verehrung, als die Tomtegubber. Es ſind wohlthätige Genien, eine Art von Laren und Hausgötter, welche den Ort, wo man ſie verehrt, in Schutz nehmen, und ihn ſogar gegen diejenigen vertheidigen, die ſich demſelben in feindſeliger Abſicht nähern. Man hat für ihren Aufenthalt die größte Ehrerbietung, pflanzt ihnen Bäume und kleine Haine, an die keine Axt kommen darf. Der ſchwediſche Bauer iſt überzeugt, daß jede, auch die kleinſte Verletzung, das Abbrechen eines kleinen Aſtes oder Zweiges, dem Thäter Verderben bringen würde.

Beſonders herrſcht in Smaland viel Aberglauben. Am Donnerſtag Abend darf keine geräuſchvolle Arbeit vollbracht werden. Stirbt eine Mannsperſon, ſo werden drei Hammel-Cotelets und ein Frauenshemde ihm in den Sarg gelegt; eben ſo viel und ein Mannshemd, wenn die Verſtorbene ein Frauenzimmer war; ſie ſehen

dieſes als ein bewährtes Mittel an, die Todten am Umgehen und Wiederkommen zu hindern. Der Sarg wird nicht zugenagelt, ſondern der Deckel nur mit hölzernen Pflöcken befeſtigt: daher, will man wiſſen, das bekannte Sprüchwort, auf ein gottloſes Kind anwendbar: „Es iſt ein Nagel zu meinem Sarge!“ — Bei Kindtaufen iſt es Sitte, erſt den letzten Schall der Glocke ab zu warten, ehe man den Täufling in die Kirche hinein bringt: denn, ſagt man, geſchähe dies während dem Läuten, ſo würde ein Schwätzer, eine Plaudertaſche daraus. — Ihre Hochzeitgebräuche ſind ebenfalls zum Theil zeichenhaft, inſonderheit bei den ſogenannten großen Hochzeiten. Wenn das Paar vor dem Prieſter knieet, ſo geben die Zuſchauer und Zeugen beſonders Acht auf denjenigen, der das Haupt mehr gegen den Andern neigt — denn derſelbe ſtirbt zuerſt. Sind beide Häupter gleich ſehr gegen einander geneigt, ſo giebt es eine friedliche Ehe. Bei dem Kirchengang wird der Braut das älteſte und ſchlechteſte Pferd zum Hinreiten gegeben, denn, ſagen ſie, ein ſolcher Ritt iſt dem Pferde nachtheilig: es ſtirbt bald darauf. Sobald die Braut getraut und aus der Kirche wieder zu Hauſe angelangt iſt, muß ſie in die Küche gehen und von allen Speiſen koſten; das bringt Glück und Ueberfluß mit ſich. — Wenn ſie einen Hammel ſchlachten wollen, ſo ſchneiden ſie ihm vorher einen Büſchel Wolle von der Stirn ab und laſſen ihm denſelben verſchlucken. — Sie ſprechen ungern den Namen ſchädlicher Thiere aus und bezeichnen ſie nur durch Kennzeichen und Beſchreibungen; z. B. den Fuchs nennen ſie den Hühnerwürger, den Wolf den Lämmerdieb, den Bären den Honigfreſſer u. ſ. w. Selbſt gewiſſe Vögel, die Eule, den Kuckuk — und unter den Hausthieren die Katze — nennen ſie nie ohne Scheu und Umſchweiſe. Bei dem Schlachten eines Thieres darf kein Fremder zugegen ſeyn, das Thier würde ſich länger quälen, und die Perſon krank werden. — Wenn Jemand durch einen Wald gegangen iſt und wieder in's Haus kommt, muß er das Feuer im Backofen, in der Brauerei, der Brennerei anſchüren, damit kein böſer Geiſt, den er etwa unwiſſend mit ſich bringt, dem Brod, Bier u. ſ. w. etwas anthue. T. Chales.

Der Hauswirth von Paris.
(Fortſetzung.)

Ohne Zweifel hatten meine Verfolger darauf gerechnet, daß meine Vernunft einer ſo furchtbaren Probe nicht lange Widerſtand leiſten, und ihre wirkliche Zerrüttung in Kurzem dieſe verbrecheriſche Maaßregel rechtfertigen würde. Sie hatten dennoch geirrt. — Neunzehn Jahre mit Weſen zugebracht, die der Verluſt der Vernunft weit unter die Thierheit hinab gewürdigt, und unter Wächtern, deren grauſame Fühlloſigkeit das menſchliche Daſeyn ſchändet, haben mich ihres göttlichen Lichtes nicht zu berauben vermocht! — Die Gewalt der Leidenſchaften, die mich erfüllten, arbeitete nur zerſtörend gegen meine phyſiſche Natur, obwohl die kräftige Organiſation derſelben ſie ſogar ſolchen zerſtörenden Einflüſſen nicht ganz unterliegen ließ. Ich ſank während der letztern Jahre in eine tiefe ununterbrochene Niedergeſchlagenheit, welche allmählig die Wachſamkeit meiner Wächter ein zu ſchläfern begann. Sie ließen mir, von meinem anſcheinenden Dumpfſinn, der mir das Anſehen eines unheilbar Schwermüthigen geben mochte, getäuſcht, allmählig etwas mehr Freiheit, welche — da dieſe Wärter in der Folge die Plätze verließen, und andere an ihre Stelle kamen, die ſpätern aber vielleicht weniger als ihre Vorgänger dazu angewieſen ſeyn mochten, mich ſcharf zu bewachen — zuletzt ſo weit ging, mir, als einem unſchädlichen Irren, meine Ketten ab zu nehmen. Allmählig verſchafften die Allmoſen derer, die eine traurige Neugier an dieſen Ort führte, mir ſo viel, daß ich im Stande war, meine Blöße zu bedecken. In der letzten Zeit endlich, die ich dort zubrachte, ward mir eine ungewöhnliche Bewegung bemerklich, die im Innern dieſes Aufenthalts vor zu gehen ſchien. Es waren die Vorzeichen jenes gewaltigen Sturmes, der ganz Frankreich zu erſchüttern begann, deſſen äußerſte Bebungen ſelbſt bis in dieſe, von jedem menſchlichen Verkehr ſonſt vergeſſene Mauern drangen. Ich ſah die Wärter oft heimlich und lebhaft zuſammen ſchwatzen, wovon wohl einzelne mir fremd und unverſtändlich klingende Worte mir in's Ohr fielen; ja dies Geſchwätz feſſelte ſie oft ſo, daß ſie ihr Aufſeher-Amt darüber verabſäumten. An einem Tage, wo ich im innern Hofe eine ſolche ungewöhnliche Bewegung wahrnahm, ſchienen die Mienen der Wärter ganz beſondere auffallende Ereigniſſe an zu deuten. Sie ſtanden zuſammen im flüſternden Geſpräch, und Niemand mochte den ſchwermüthigen Irren beachten, der ſtumm und trübe, wie gewöhnlich, auf dem Hofe umher ging. Der Abend war ſchon eingebrochen, und die Stunde vorüber, wo ich gewöhnlich ohne weitere Erinnerung in die Bucht zu ſchleichen pflegte, die mir in der Nacht zum Aufenthalt diente. Man achtete nicht darauf. Da ſtürzte einer von den Dienern des Hauſes eilig und verſtört in den Hof. Die Wärter traten zu ihm, ſie ſchienen einander Wichtiges mit zu theilen, während ich den Augenblick wahrnahm, die Thür zu gewinnen. Ich fand dieſe, wie die andern Ausgänge, unbeſetzt, das äußere Thor unbewacht, und gelangte ohne Hinderniß, mit hochklopfendem Herzen und bebend vor innerer Spannung, hinaus in das Freie.

Es war faſt dunkel. In der Nähe des entlegenen Gebäudes, dem ich entronnen, herrſchte tiefe Stille.

Digitized by Google

Aber ich glaubte einen dumpfen Lärm zu vernehmen, wie das Geräuſch entfernter Trommeln, und von Zeit zu Zeit ein Schreien unzähliger Menſchenſtimmen. Ich eilte ſo ſehr ich nur konnte aus dieſer Gegend, wo ich faſt der einzige Menſch auf der Straße war, und jeden Augenblick fürchtete, ergriffen und zurück geſchleppt zu werden. Die Angſt beflügelte meinen Lauf, und trieb mich, halb unwillkührlich, der Gegend zu, von wo der Schall der Trommeln her zu kommen ſchien. Da tönte doch über mir die Sturmglocke. Laut und immer lauter, aus allen Richtungen über das weite Paris, wogten die ſchauerlichen Töne, daß zuletzt die Luft davon zu beben ſchien, und doch ſah ich nirgends den Schein einer Flamme. Ich begriff nicht, was vorging: faſt alle Häuſer waren zu, die ſonſt ſo glänzenden Laden verſchloſſen: kaum hier und da ein Licht hinter den Fenſtern bemerkbar. So war ich endlich zu der Gegend der Tuilerien gekommen. Da ward es lebhafter um mich, Alles ſchien ſich dorthin zu drängen, von dorther kamen nur Wenige. Ich folgte mechaniſch dem Strome, den Trommelwirbeln, die immer näher von daher erſchollen. Zwiſchen ihnen erklang jenes ſeltſame Geſchrei, zuweilen in eine ſtets wiederkehrende Geſangweiſe übergehend. Jetzt kam aus einer Seitengaſſe ein Trupp herbei gezogen, ſchreiend, ſingend, Knüppel, Piken, Aexte und ähnliche Inſtrumente als Waffen in der Luft ſchwingend. Ich drückte mich beſtürzt an die Mauer, indem der Haufen an mir vorüber zog. Aber ein wilder Kerl von dem Nachtrabe entdeckte mich bei dem Schein der Fackeln, und mich mit dem Ausruf: „Wer biſt Du? Du mußt mit!“ bei'm Kragen faſſend, fühlte ich mich alsbald in den Haufen geſtoßen, eine rothe Mütze mir auf den Kopf, eine Pike in meine Hand gedrückt, und von der Menge fort gedrängt. „Freiheit und Gleichheit!“ ſcholl es rechts und links in meine Ohren. „Nieder mit den Tyrannen! Verderben den Unterdrückern!“ O Himmel, war ich, dem Tollhauſe entſpringend, von Neuem unter die Tollhäusler gerathen? oder gaukelten die Wahngebilde, die mich ſo lange umgaben, nun erſt vor meinen durch Furcht und Anſtrengung überreizten Sinnen nach, und war ich, mir ſchauderte vor mir ſelbſt, — nun wirklich verrückt geworden! — Erſt ſpäter kam mir der Aufſchluß, daß dieſer Tag, welcher ſo manchen Kerker öffnete, derſelbe war, der Frankreichs Monarchie, ſammt allen Einrichtungen dieſes Reichs, bis in ihre Grundfeſten umſtürzte: der 10te Auguſt 1792. Die Tuilerien waren erſtürmt, geplündert, verheert worden, und immer neue Schaaren drängten ſich aus den entlegenern Stadtvierteln herbei, ſich auf dem eroberten Kampfplatze ſelbſt des Sieges der neu proklamirten Freiheit zu freuen. Auch unſere Schaar zog jetzt in das Thor des Schloſſes jubelnd und triumphirend ein, und die Zerſtörung, welche mir hier bei jedem Schritt begegnete, die verſtreuten Waffen, zerbrochenen Geräthe, und vor Allem die noch blutenden Leichname der treuen Schweizer, die eben ein Opfer der Volkswuth geworden, hatten mich allmählig über die Vorgänge des Tages belehrt, und ſchüchtern erſt, dann immer lauter und lauter, miſchte ſich meine Stimme in das Freiheit-Geſchrei dieſes zügelloſen, durch Leidenſchaft und Trunkenheit in die äußerſte Wuth verſetzten Pöbels, indem ich dunkel zwar, aber doch richtig fühlte, daß kein ſicherer Zufluchtsort für mich zu finden ſeyn würde, als unter dem Panier dieſer eben verkündigten Freiheit.

Indeſſen wirkte der Anblick der Gräuelſcenen, in welche ich mich ſo plötzlich hinein geriſſen ſah, faſt ſinnverwirrend auf meinen Geiſt, und die wuthentflammten Geſichter der Pöbelhorden, die nach der Weiſe ihres ça ira hier über Leichen tanzten, vom Scheine der Fackeln auf ſchauerliche Weiſe beleuchtet: — die Weiber, aus dem Abſchaum ihres Geſchlechts, welche ich die Todten zu plündern beſchäftigt ſah, jagten mir ein Schrecken ein, das ich nicht zu bemeiſtern vermochte. Es war zu viel des Grauſens und Entſetzens, das auf mich eindrang, für meinen geſchwächten Körper, deſſen Kräfte ſchon die Anſtrengung bei meiner Flucht völlig erſchöpft hatte. Da fiel der Haufe, zu dem ich gehörte, gleich ſeinen Vorgängern, über die Weinvorräthe her, die aus den Kellern des Schloſſes waren herbei geſchleppt worden, und wüthend, wenn es nicht ſchnell genug gelingen wollte, ihrer Begierde ein Genüge zu thun, zerſchlugen ſie Flaſchen und Gefäße, daß der edle Wein, auf dem Boden entſtrömend, die Todten benetzte, und mit ihrem Blut ſich miſchte. Ich lehnte während dem bleich und bebend an einer Mauer. Da trat aus einer naheſtehenden Gruppe Einer auf mich zu. „Was fehlt Dir, Kamerad!“ rief er, mir eine volle Flaſche reichend; „Du ſcheinſt kein Blut ſehen zu können, da trink Dir Muth! Es lebe die Freiheit!“ — Der Ruf erweckte meine geſunkenen Lebensgeiſter wieder. „Ja, es lebe die Freiheit!“ rief ich mit meiner letzten Kraft, ergriff die Flaſche und genaß faſt mit einem Zuge das dargebotene Labſal. Bald empfand ich die Wirkung. Die Schauer ſchwanden; ein ungewohntes Feuer begann meine Adern zu durchſtrömen, mit ihm eine wilde Luſt an den Auftritten, wovon ich Zeuge war. Die ſchmerzliche Reſignation ſo vieler Jahre wich dem neu aufgeregten Haſſe gegen meine Unterdrücker und einem Durſt nach Rache, zu deſſen Befriedigung der Engel der Freiheit ſelbſt mir im günſtigſten Augenblick die Pforten meines Kerkers ſchien geöffnet zu haben. Ich jubelte laut auf, mich an dieſem nie gehofften Ziel zu finden, und miſchte mich, in ihr Geſchrei einſtimmend, auf's Neue unter die Menge. Man bot mir von allen

Seiten Wein und geiſtige Getränke dar. Ich griff inſtinktmäßig danach, aber nicht lange, ſo ging der Taumel, worin ich mich anfangs verſetzt fühlte, in völlige Betäubung über, mein Körper vermochte nicht, ſich länger aufrecht zu halten, ich verlor alles Bewußtſeyn, und ſank erſchöpft in einem Winkel nieder, den ich, dem Gefühl einer unwiderſtehlichen Müdigkeit nachgebend, aufgeſucht hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Schluß.) Aehnliches findet man auch bei den meiſten Gewölben und ihren Aushängeſchildern, die man beſſer Gemälde als Schilder nennen dürfte. Erſt unlängſt wurde ein Putzgewölbe „zur Gabriele“ eröffnet und man erſtaunt nicht wenig, wenn man hier in einem goldenen Rahmen die Schlußſcene aus dem bekannten Stücke gleiches Namens dargeſtellt findet. — Da wären wir denn wieder bei'm Theater, und meine Leſer erinnern mich, dieſen Uebergang zu benutzen. Mit ſo wenig verſprechenden Aſpekten die Regie des Kärnthnerthor-Theaters begonnen, ſo überbietet ſie doch in ihren Leiſtungen bereits alle andern Bühnen; das Burg-Theater natürlich ausgenommen. Zwei neue Ballets: „Zemire und Azor“ und „der Carneval zu Venedig“ wurden mit ſteigendem Beifall geſehen, beſonders iſt das erſtere, trotz ſeines verbrauchten Stoffes, reich an artigen Enſembles und in Dekorationen und Coſtümes wirklich verſchwenderiſch ausgeſtattet. Auch die Muſik, von Gyrowetz, hat viel Anmuthiges, und entſpricht dem Zweck des Ganzen. „Der Carneval von Venedig“, der, wie ich höre, in Paris mit ſo außerordentlichem Erfolg gegeben wurde, wollte mir nicht recht behagen. Zwar läßt ſich in der Anordnung eine gewiſſe Lebendigkeit und das Streben, dem reichen Vorbilde nach zu kommen, nicht verkennen, allein der Raum war denn doch etwas zu beſchränkt und die Staffage zu kleinlich, um ein ſo großes Gemälde nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit zur Anſchauung zu bringen. Ja, die einzelnen, ſparſamen Charakter-Masken, die auf dem Markusplatz herum hnoſien, und der Anblick des mattererleuchteten Ponte Rialto gemahnten mich eher wie Parodie als Wirklichkeit. Dazu iſt die Muſik unter aller Kritik, und es kann nichts Lächerlicheres geben, als einen verliebten Cavalier mit ſeiner Dame nach der Melodie des bekannten Tyrolerliedes: „Wenn ich in der Früh' aufſteh“ die zierlichſten Tänze aufführen zu ſehen. Hätten die Franzoſen nur eine Ahnung von dieſem komiſchen Contraſt gehabt, er wäre ihnen gewiß nicht entgangen und ein unauslöſchliches Gelächter hätte ihrer Bewunderung Einhalt gethan. — Um ſo mehr ſprach mich dagegen Boyeldieu's neueſte Oper: „Die weiße Frau“ an, welche, von Caſtelli überſetzt, dieſer Tage zum erſten Mal erſchien. Lange nicht hat mich ein neueres Werk ſo ganz und ungetheilt angeſprochen, als dieſes. Es verbindet mit der ſtrengſten Einfachheit alter Schule ſo viel Kraft und Feuer, daß man nicht ſelten, wie z. B. im Finale des zweiten Akts, an Mozart erinnert wird. Die Recitative ſind voll Leben und Charakter, die einzelnen Singſtücke durchdacht und gefühlt, unter ihnen ein Lied, das ſich gleichſam als Thema durch die ganze Oper ſchlingt, von höchſt rührender Anmuth; die Chöre bezeichnend, männlich und durchgreifend; — Alles dies aber wird durch die ganz eigenthümliche und echt künſtleriſche Inſtrumentirung übertroffen, welche dieſes Werk, meines Erachtens, weit über den „Schnee“ und alles Aehnliche, was aus neuerer Zeit von Frankreich geboten wurde, erhebt, und ihm einen ungleich höheren Standpunkt anweiſet. Auch der Text unterſcheidet ſich durch wahrhaft dramatiſchen Effekt und durch echt muſikaliſche Motive ſehr vortheilhaft unter ähnlichen Opernbüchern; dabei iſt Hr. Caſtelli ganz der Mann, der ſo etwas im Deutſchen mit Geſchick wieder zu geben verſteht, ohne dem Ganzen von ſeinem Werthe etwas zu nehmen. Uebrigens muß man es der Direktion laſſen, ſie hat alle Mittel aufgeboten, um die urſprünglichen Schönheiten dieſer Oper auch durch eine zweckmäßige Darſtellung in das rechte Licht zu ſtellen. In dem allgemeinen Zuſammengreifen konnte man die wohlthätige Wirkung der ſtrengen Proben nicht verkennen; das Orcheſter, noch immer in ſeiner alten längſt anerkannten Trefflichkeit, leiſtete Wunder; die Beſetzung nahm die beſten Kräfte in Anſpruch, jene der Demoiſ. Schechner, die bereits der Liebling unſers empfänglichen Publikums geworden, der Hrn. Forti, Eichberger (ein recht braver Tenoriſt, nur etwas befangen), Pieringer, Cramolini u. ſ. w. Die Aufnahme war glänzend, wie ſich nach dem Geſagten wohl von ſelbſt verſteht; ſchade nur, daß jetzt, in den heißeſten Sommertagen, der Theaterbeſuch nicht zahlreich iſt — um deſto ſicherer aber bleibt der Erfolg für den Herbſt. — Von Mitte Juli an werden auf dieſer Bühne franzöſiſche Opern und Vaudevilles, wozu die Mitglieder bereits angelangt ſind, mit deutſcher Muſik und Ballets abwechſeln. — Im Theater an der Wien ſpielt noch immer die Henslerſche Geſellſchaft, doch wird auch ihr Reich ein baldiges Ende nehmen. Neulich kam ich zufällig hinaus, ohne den Zettel geleſen zu haben, und wunderte mich nicht wenig, als ich das Schauſpielhaus auf das glänzendſte erleuchtet fand; wie ich dies wohl in frühern Zeiten bei feſtlicher Gelegenheit öfters geſehen. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß man die fünf und zwanzigjährige Jubelfeier dieſes Theaters begehe. Zu dieſem Ende wurde die Ouvertüre aus der Oper „Alexander“, mit der man es bekanntlich im Jahr 1801 eröffnete, ziemlich mittelmäßig gegeben. Dann folgte eine Art von Prolog, worin Theſpis nach langen Irrfahrten wieder in ſeine Heimath zurück kehrt — Theſpis war alſo ein geborner Wiener? ſieh! ſieh! — und goldene Berge für die Kunſt verſpricht. Endlich, wahrſcheinlich um dieſes letztere Verſprechen ſogleich zu erfüllen, gab man ein militairiſches Luſtſpiel: „Die große Revue“, eine Art von „Tagsbefehl“, worin der berühmte Fürſt und eine Anzahl von Anekdoten, die man noch immer von ihm herum trägt, nicht fehlen durften. Das Wunderbarſte hiebei war ohnſtreitig, daß die Muſikbande der Truppen, die alle im zeitgemäßen Coſtum des ſiebenjährigen Krieges erſchienen, jene Märſche vorſpielte, welche eben auf unſern Wachtparaden an der Tages-Ordnung ſind!! — Uebrigens iſt der erſte Lizitations-Termin dieſes Theaters bereits verſtrichen, ohne daß ſich ein Käufer vorfand — wahrſcheinlich läßt man es bis zum dritten kommen, wo es unter dem Schätzungspreis losgeſchlagen wird, und dann erſteht es ohne Zweifel Hr. Carl. —n—.

Die Marſeiller Zeitung erzählt Folgendes: Ein wohlhabender Marſeiller war nach ſeinem Landgute gezogen, ſich ganz der Erziehung ſeines einzigen Knaben zu widmen, der eine glückliche Ausbildung verſprach, viel Fähigkeiten, Verſtand und Lernbegierde beſaß, und überhaupt nichts zu wünſchen übrig ließ, als daß er den einzigen Fehler einer faſt unbezwinglichen Tücke ablegen möchte. Eines Tages zeigte er ſich vorzugsweiſe trotzig, ſo daß man den Vater rufen mußte. Aber diesmal halfen auch dieſen Ermahnungen und Drohungen nichts, ſo daß Letzterer ſich genöthigt ſah, Gewalt an zu wenden und ein Paar ſeiner Diener zu rufen, die den Knaben auspeitſchen mußten. Zuerſt ſchrie und geberdete er ſich dabei auf's unbändigſte, plötzlich aber ward er ſtill, ſeine Spannkraft wich, keine Thräne floß, er ward faſt unbeweglich. Man glaubte ihn jetzt folgſam, fragte ihn, aber keine Antwort erfolgte. Sein verzerrtes Geſicht zeigt nur Stumpfſinn und Stupidität. Man läßt ihn ſich erholen, ſucht ihm zu, ſucht ihn zu zerſtreuen, Alles umſonſt. Durch eine der unglücklichſten innern Umwälzungen hatte er wirklich den Verſtand verloren, und iſt bis jetzt, aller ärztlichen Mühe ungeachtet, ungeheilt geblieben. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 14. Auguſt. 129ſtes Blatt.

Der Trinker an die ſpröde Geliebte.

Ich trinke, ja: doch lieb' ich dich,
Und darum muß ich trinken;
Erhören, merk' ich, wirſt du mich,
Nur nicht gar eilend winken:

Darüber, ſieh', vergeh' ich faſt
Und will doch nicht vergehen;
Ich möchte deiner Kälte Laſt
Noch glühend überſtehen.

Und bin ich thätig nun bereit
Zur Treue bis zum Grabe,
So wünſch' ich auch, daß lange Zeit
Für ſolche Treu' ich habe.

D'rum ſchenk'ſt du mir wohl ſelber ein,
Will mich der Gram durchſchauern,
Denn ſo nur, Liebchen, geht's allein,
Daß Lieb' und Treu' auch dauern.

Franz Porta.

Der Hauswirth von Paris.

(Fortſetzung.)

Wie lange ich hier gelegen, weiß ich nicht. Als ich erwachte, erhellte ein ſchwacher Strahl der anbrechenden Morgendämmerung den Ort, wo ich mich befand. Tiefe Stille herrſchte jetzt hier, welche den Anblick von Zerſtörung, der mich umgab, nur um ſo widriger erſcheinen ließ. — Ich hatte Mühe, mich zu beſinnen, was mit mir vorgegangen; nachdem aber Bewußtſeyn und Erinnerung wieder in mir erwachten, ward mir auch die Nothwendigkeit klar, für meine Zukunft auf irgend eine Weiſe ſorgen zu müſſen. Wohl durfte ich glauben, daß meine Feinde jetzt andre Sorgen haben möchten, als die, meiner wieder habhaft zu werden; dennoch fühlte ich keinen dringendern Wunſch, als den, meinem Aeußern jede Mahnung an den Ort, aus welchem ich entſprungen, zu nehmen. Noch lagen überall auf dem weiten Hofe die Ueberbleibſel der Plünderung umher, welche zum Theil die Plünderer ſelbſt, betrunken und bewußtlos, zuletzt im Stiche gelaſſen. Ich benutzte die Stille und Dämmerung, mir einige Kleidungsſtücke hervor zu ſuchen; doch den Gedanken des Raubes verabſcheuend, nahm ich nur, was ich höchſt nöthig bedurfte, und eilte wieder nach meinem Winkel zurück, mich meiner Lumpen zu entledigen. So in einem zwar geringen, doch ziemlich reinlichen Anzuge, die rothe Mütze mit der dreifarbigen Kokarde auf dem Kopfe, entfernte ich mich von dieſem Orte. Die Nationalgarde am Thor, voll Nachſicht gegen diejenigen ihrer Gefährten, welche in einem ähnlichen Zuſtande, als ich, hier zurück geblieben ſeyn mochten, ließ mich ungehindert paſſiren. Aber noch war es zu früh, um mein dringendſtes Bedürfniß, mich meines Bartes zu entledigen, befriedigen zu können. Es gelang mir indeß, mich bis dahin an entlegenen Orten und einſamen Spaziergängen ſo lange jedem Anblick zu entziehen, bis die Tageszeit es erlaubte, mich auch in dieſem Punkt vor jeder Wiedererkennung ſicher zu ſtellen. Wie wenig hatte ich dies überhaupt zu fürchten! — Paris war mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als daß an die Habhaftwerdung eines entſprungenen Tollhäuslers gedacht werden konnte,

deren Hunderte, ſammt andern Gefangenen, in jenen Tagen ihren Kerkern entſchlüpften. Ich hatte eine Börſe mit etwas Geld in der Taſche meines Rocks gefunden; es war nicht viel, aber hinreichend, meine geringen Bedürfniſſe auf mehrere Tage zu befriedigen, und darüber hinaus ging meine Sorge nicht. So trat ich denn, in meinem Aeußern einigermaßen wieder vermenſchlicht, in ein Kaffeehaus, mit der Abſicht, durch die Lektüre der Tagesblätter mich erſt von dem wahren Stande der Dinge, deren eigentlicher Zuſammenhang mir noch immer ein Räthſel war, und worüber ich meine Unwiſſenheit doch nicht verrathen wollte, zu unterrichten; allerdings keine leichte Aufgabe; ich war, als ich ganze Stöße von Flugblättern durchlaufen, nicht eben viel klüger als zuvor. Doch hatte dieſe Lektüre meine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt, und ich legte ſie nur aus der Hand, um einen Gang durch die Straßen zu machen, und mein Verlangen, von jener Elenden etwas zu erfahren, welche die Urheberin meines Unglücks war, zu befriedigen. Leicht fand ich den mir nur zu wohl bekannten Pallaſt wieder. Noch glänzte mein Name in Goldlettern über der Thür, noch ſchien nichts während ſo mancher Jahre den Glanz und das Wohlleben dieſer Nichtswürdigen geſtört zu haben, während ich, aus der Reihe der vernünftigen Weſen hinaus geſtoßen, im tiefſten Elende ſchmachtete! Ich fühlte alle Wuth, allen Haß, den ich dieſem Weibe geſchworen, auf's Neue in meiner Bruſt auflodern, und mit einem heiligen Eide ſchwur ich mir, falls in dieſer Zeit, wo die Hand der Nemeſis ſo manchen geheimen Verbrecher ereilte, dieſe Strafbare verſchont bleiben ſollte, ſelbſt der Rächer meines Unglücks zu werden. Ich trat in eine nah gelegene Reſtauration, wo es mir leicht ward, durch einige geſchickt geſtellte Fragen zu erfahren, daß die Marquiſe noch immer in den alten Verhältniſſen lebe, daß ſie der Früchte ihrer Schande ſich ungeſtört erfreue, ja daß der Hang zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben ſie bewogen, ihren Geliebten von dem Vorſatz, mit ihr zu emigriren, ab zu bringen, und trotzend jeder Gefahr, welche die Sicherheit des dreiſtgewordenen Laſters ſie für gering achten ließ, in Paris zu bleiben.

Ich hatte einige Tage ſo verlebt, mich immer zu der nämlichen Stunde in demſelben Kaffeehauſe, wo ich die Tagesblätter las, und eben ſo regelmäßig bei den Sitzungen des National-Convents einfindend. Da ich ſtets ein ſtummer Zuhörer der an beiden Orten vorfallenden Reden und Geſpräche war, ſo fing ich allmählig an, mit den Angelegenheiten bekannt zu werden; da trat einſt ein Menſch zu mir, den ich ſchon öfter in dem Kaffeehauſe und auf den belebteſten Spaziergängen bemerkt hatte. — „Sie ſcheinen ein Fremder zu ſeyn, mein Herr!“ redete er mich an, und, auf die Blätter deutend, die ich ſo eben in der Hand hielt, „ein Freund der Freiheit.“ — „So iſt es, mein Herr!“ war meine Antwort; „ich bin ſeit Kurzem in Paris. Eine traurige Gemüthskrankheit hielt mich durch einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren an einen ſehr einſamen Aufenthalt gefeſſelt, ich bin endlich geneſen, und reiſe nach Paris, um alte Freunde wieder zu ſehen. Ich finde ſie theils todt, theils entfernt, und ſtehe nun allein in einer mir fremden Welt. Es iſt natürlich, daß ich Zeit brauche, die neue Ordnung der Dinge zu begreifen, um ſo mehr, da ich dieſelbe mit dem Intereſſe eines Mannes verfolge, der unter dem Druck des Despotismus manche herbe Erfahrungen gemacht.“ — „Das iſt recht gut“, war die Antwort, „allein es reicht nicht hin, wie Sie einſehen werden, Ihnen bei der jetzigen Lage der Sachen eine ſichere Stellung zu gewähren. Sie müſſen ſich der ſiegenden Partei thätig anſchließen, wenn Sie nicht Gefahr laufen wollen, für einen heimlichen Ariſtokraten zu gelten. Ich bin“, ſetzte er leiſer hinzu, „ein Agent des Maire Petion, und habe den Auftrag, Leute zu werben, welche die Beſchlüſſe des Convents durch ihre Stimmen bekräftigen helfen, und erforderlichen Falls die Hand bieten, ſie aus zu führen. Die gute Sache bedarf, ſoll ihr Sieg dauernd bleiben, mancherlei Werkzeuge, und wer es gut meint mit dem Vaterlande, der wird bereitwillig ſeyn, ihm jeden Augenblick zu dienen, ſey es auch unter welcher Form es wolle.“ — Es war dies ein Vorſchlag, den ich nicht beſſer verlangte; denn mit der Sprache dieſer ſogenannten Vaterlandsfreunde nun ſchon bekannt genug, um auf paſſende Weiſe mit einſtimmen zu können, ergriff ich freudig eine Gelegenheit, welche am ſicherſten zur Ausführung meiner Racheplane diente. Ich ward daher ſehr bald mit dem Agenten über die Bedingungen einig, unter welchen ich mich dazu verſtand, in ſeine Dienſte zu treten, und er führte mich alsbald in das Bureau Petion's, des zu jener Zeit allgewaltigen Mannes.

Die Revolution ging ihren Rieſenſchritt weiter, ohne daß es meines ſchwachen Hauches bedurft hätte, die gewaltige Flamme noch ſtärker an zu blaſen. Täglich gab es Hausſuchungen in den Wohnungen der Adlichen und Reichen, nach den verborgenen Proſcribirten, und die Verhaftungen mehrten ſich von Stunde zu Stunde. Bald hatte ich auch die Freude, meine verhaßte Feindin, ſammt ihrem Buhlen, auf der Liſte derer zu ſehen, die aufgehoben und in's Gefängniß gebracht wor[illegible]en. Ihre Wohnung ſah ich erbrochen und theilweiſe geplündert. Sie war dem Tode geweiht von dem Augenblick an, wo ſie der furchtbaren Gewalt des Revolutions-Tribunals in die Hände gefallen; ich wußte das und bereitete mich im Stillen, als ihr Ankläger auf zu treten. Die Vorſehung hatte es anders

Digitized by Google

beſchloſſen, und mir ſollte der Vorwurf, mein eigener Rächer geweſen zu ſeyn, erſpart werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus den Memoiren der Prinzeſſin v. Lamballe.

Die alte gute Lady Spencer, Mutter der Herzogin von Devonſhire und der Lady Duncannon, nachherigen Lady Besborough, wurde, als ſie 1783, nach dem amerikaniſchen Kriege, nach Paris kam, der Königin Marie Antoinette vorgeſtellt, und gefiel ihr ſo ſehr, daß derſelben der Eintritt zu ihr unangemeldet verſtattet war. Einſt fiel die Unterhaltung zwiſchen der Königin, der Lady Spencer und der Prinzeſſin von Lamballe auf die Schwierigkeiten der engliſchen Ausſprache. Lady Spencer war der Meinung, mit einiger Aufmerkſamkeit ließe ſie ſich bald lernen. — „Aber“, ſagte die Königin, „damit iſt noch nichts gethan; Sie haben in Ihrer Sprache eine Menge Wörter, die zwar im Lexicon ſtehen, die Sie aber im Gebrauch verwerfen.“ — „Zum Beiſpiel?“ fragte die Lady. — „Ich will Ihnen nur Eins nennen. Wie nennen Sie auf Engliſch des culottes?“ — „Small clothes!“ (wörtlich: kleine ſchmale Kleider), entgegnete die Lady. — „Wie können Sie die culottes klein nennen, wenn ſie von großen Männern getragen werden? Ich ſchlage mein Wörterbuch nach, und finde: des culottes - breeches.“ — „Verzeihen Ew. Majeſtät; wir ſprechen dieſes Wort in England nie aus.“ *) — „Folglich habe ich Recht!“ entſchied die Königin. Lady Spencer meinte: es gäbe Wörter, die ſich nicht für den Sprachgebrauch ſchickten, und bediente ſich des Ausdrucks inexpressibles. Die Königin verſtand, oder wollte verſtehen, daß die Lady dadurch die Beinkleider bezeichne, und fuhr fort: „Ey! der Ausdruck gefällt mir — die Unausſprechlichen! Das iſt viel beſſer als Ihr Small clothes. Darin liegt Sinn und Verſtand. Recht hübſch! recht gut!“ — Während dieſes ſeltſamen Geſprächs kamen der Herzog von Dorſet, Lord Eduard Dillon, der Graf Ferſen und mehrere Engländer dazu, welche den König auf die Jagd begleiten ſollten, und in ſchönen neuen hirſchledernen Reithoſen erſchienen. — Die Königin empfing ſie mit den Worten: „Ich bin keine Freundin dieſer gelben irrésistibles (Unwiderſtehlichen).“ — Sie verſprach ſich, wie man merkt. Aber Lady Spencer war einer Ohnmacht nahe; ſie hielt ſich beide Hände vor die Augen. — „Nun“, fragte die Königin, „wofür entſetzen Sie ſich?“ — Lady S. „Ich erſchrecke vor dem Mißgriff Ew. Majeſtät.“ — Die K. „Wie ſo? ſagten Sie nicht ſo eben, die engliſchen Damen nennten die Beinkleider des irrésistibles?“ — Lady S. „Großer Gott! nie in meinem ganzen Leben habe ich es mir einfallen laſſen, jenen Theil der männlichen Bekleidung ſo zu nennen, wie Ew. Majeſtät. Ich habe geſagt, und bitte Ew. Majeſtät unterthänigſt, es zu glauben, — ich habe geſagt: inexpressibles. — Jetzt fingen die Herren ein engliſches Wiehern-Gelächter an. — Nach endlich eingetretener Pauſe fuhr die Königin fort: „Beruhigen Sie ſich, liebſte Lady; ich verſpreche Ihnen, die Beinkleider nie wieder unwiderſtehlich, ich will von nun an die culottes beſtändig kleine Kleider nennen, ſollte ſie auch ein Rieſe tragen.“ — Kaum hatte die Königin das häßliche Wort culottes ausgeſprochen, als die brittiſche Delikateſſe der armen Lady Spencer nicht länger Stich halten konnte. Sie vergaß wo ſie war, vergaß in welcher Geſellſchaft ſie ſich befand, und eilte aus dem Saal, ihren Krückſtock in die Höhe haltend, und bereit, jeden damit zu treffen, der ihr in den Weg treten würde; ſie ſprang in den Wagen und eilte davon, als werde ſie von der Peſt verfolgt. Schallendes Gelächter der Herren wurde ihr nachgeſchickt, und Lord Dorſet beſchloß den Auftritt mit der Verſicherung: in gewiſſen Cantonen von England würden die culottes wirklich irrésistibles genannt. In Schottland hießen ſie les invisibles.

T. L. Secha.

*) Weil breech im Singular eben die Bedeutung hat, wie die erſte Sylbe von culottes, weswegen man auch in Frankreich, ſtatt deſſen, Haut-de-chausse zu gebrauchen pflegt. Nur ſeinen Chandos läßt Voltaire ſagen: „Je rattrai ma culotte“. Uebrigens nennt man ſie auch houseaux, braies, grègues, étuis des Pays-bas etc.

Der Matroſe aus dem nördlichen Irland.

Ein Matroſe fiel plötzlich von einer Segelſtange auf das Verdeck, gerade zu den Füßen des Capitains. Erſchrocken ſprang dieſer einige Schritte zurück und rief: „Where tha devil de you coma from?“ (Wo Teufel kommſt du her?) — Der Matroſe raffte ſich auf, griff mit beiden Händen nach ſeinem Kopfe und ſprach mit ſtotternder Stimme: „From the North of Ireland, Sir!“ (Aus dem nördlichen Irland, Herr!) Er glaubte nämlich, der Capitain habe ſich durch das: „Wo kommſt du her?“ nach ſeinem Vaterlande erkundigt. Al.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Das Geburtsfeſt unſers biederherzigen Königs, der dritte Auguſt, wurde auch diesmal wieder würdig und froh gefeiert. Die höheren Lehr-Inſtitute hielten öffentliche Verſammlungen und die milden Stiftungen gaben und empfingen Beweiſe der Wohlthätigkeit. Im Königlichen Theater wurde eine Rede von Hrn. May, im Königsſtädtiſchen eine Rede von Hrn. v. Holtei geſprochen. Dort folgte nach der ſchon oft gehörten Spontiniſchen Muſik, die man „Volksgeſang“ benannte, die Spontiniſche „Veſtalin“; hier, nach der Feſt-Ouvertüre von Hrn. Stegmayer, eine neue Oper: „Der Wildfang“, der Kotzebue's Luſtſpiel zum Stoff dienen mußte. Der Text iſt unter dem Mittelmäßigen, die Muſik hat einige gute Stücke, ohne

ſich übrigens aus zu zeichnen. Die Darſtellenden bemühten ſich eifrig, die Neuigkeit geltend zu machen, ſie wird aber auf dem Repertoir keinen Cours haben. — Zur Vorfeier jenes Freudentages gab die Königsſtädtiſche Bühne ein Feſtſpiel, das ſehr anſprach, und noch mehr Wirkung gemacht hätte, wenn die Introduktion raſcher vorwärts ſchritte; es ließe ſich da viel entbehren. Der Gedanke, Abgeſandte ein zu führen von den drei Staaten (Rußland, Holland, Meklenburg), wohin die königlichen Töchter als fürſtliche Gemahlinnen zogen, und die ſinnig ausgeführte Bekränzung der königlichen Büſte würden, ohne die übrigen Krümmungen des Inhalts, ein einfacheres, noch gemüthlicheres Feſtſpiel gegeben haben. Dies unſere Anſicht; dagegen erkennen wir mit gebührendem Lobe das Beſtreben, den höchſten Anlaß zum Gelegenheits-Gedicht zur weiteren Ausbildung dieſer Gattung von Poeſie zu benutzen; und wünſchen, daß die Königsſtädtiſche Bühne ferner dieſen Zweck nicht fallen laſſe, der in benanntem Feſtſpiel keinesweges erreicht iſt. — Boyeldieu's „Dame blanche" iſt auf der königlichen Bühne unter dem Titel: „Die Dame auf Avenel" am 1. Auguſt aufgeführt worden und hat gefallen, doch nicht in dem Grade, wie man es erwartete. E—w.

— Den Freunden der Kunſt und der Reiſe-Beſchreibungen gebe ich folgende Anzeige: In London iſt (im Bureau lythographique) erſchienen: „Cooper's Reiſen in Egypten, nebſt lithographirten Zeichnungen von Roſſi. Erſtes Heft." Preis: 1 Guinee. Andere Hefte ſollen raſch folgen, und man darf glauben, daß die deutſchen Buch- und Kunſthändler ſich um dieſes Werk bemühen werden, indem es eines der trefflichſten in ſeiner Art iſt. Wir erwähnen indeß dieſes Unternehmen beſonders deshalb, weil es auf eine intereſſante Weiſe entſtand. Hr. Cooper, der Sohn eines der reichſten Mitglieder des Unterhauſes (nicht mit dem Amerikaner Cooper zu verwechſeln), reiſte vor einigen Jahren nach Rom. Dort wohnte er in demſelben Hauſe mit einem kranken Maler, der nicht Geld hat, ſeine Kur zu bezahlen. Der Engländer eilt zu dem Kranken, bezahlt ſeine Schulden, die Koſten ſeiner Heilung und fordert den jungen Mann auf, mit ihm zu reiſen. Roſſi willigt ein; neues Leben durchſtrömt ihn, er braucht nicht mehr mit dem Mangel zu kämpfen und freier hebt ſich ſein Geiſt. Sein Wohlthäter bezahlt ihn freigebig, aber der leidenſchaftliche Italiener verwickelt ſich überall in Liebeshändel, wo er oft übel ankommt, von Cooper aber immer gerettet wird. Wenn ſein glühender Freund an der Liebeskrankheit darnieder lag, ſcheute er keine Zeit noch Sorge, pflegte ihn ſelbſt, wachte bei ihm, denn er erkannte das ſeltene Talent und wollte es erhalten. So, unter mancherlei Mühſeligkeiten, kamen Beide in Egypten an; hier zeichnet Roſſi die alten Pyramiden, Gegenden, Ruinen, Hyroglyphen, ſchönen Ausſichten, wozu Cooper die Beſchreibungen liefert. Dann beſuchen die beiden Freunde alle Länder Europens, alle Hauptſtädte, und überall zeichnet Roſſi mit feurigem Geiſt das Schöne, nur oft zu flüchtig, indem ſeine Lebendigkeit das lange Verweilen haßt. So ſind eine Menge herrlicher Zeichnungen, theils ſkizzirt, theils ausgeführt, entſtanden, die nun in London herausgegeben werden und wovon das Heft über Egypten den Anfang macht. Schade, daß einem ſolchen Talent die Ausdauer fehlt; ich hatte Gelegenheit, die klare Auffaſſung, die impoſante Wirkung der oft mit wenigen Strichen angegebenen Zeichnungen an einem Hefte zu bewundern, was aus London hergeſandt ward.

— Es ſind (bei Wilhelm Diterici) „Schwimmlieder" von Friſchmuth Wellentreter (Profeſſor Zeune) erſchienen und dem deutſchen Schwimm-Meiſter Herrn General von Pfuel zugeeignet. Das Motto von Goethe lautet alſo:

„Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?"

General von Pfuel war der Erſte, der die Schwimmkunſt durch ſeine in Berlin und am Rhein angelegten Anſtalten allgemein machte. Er erfand eine neue, leichtere Methode des Schwimmens, als die der noch hier und da mangelhaft lehrenden Halloren; er beſtimmte das Fortſchreiten in der Fertigkeit. Zuerſt wird der Lernende an einem Gurt um den Leib und dieſer an einer Leine und Stange befeſtigt; hier muß er nun erſt mit den Händen, dann mit Händen und Füßen zugleich arbeiten, in der Schwimmſprache: die Stöße machen. Kann er dieſe und hält er ſich etwas auf dem Waſſer, ſo wird er an der Leine ohne Stange geübt. Nun muß er ſich zu erhalten ſuchen, muß einige Mal in dem Baſſin umher und zur Probe über einen Fluß hin und zurück mit ſeinem Lehrer ſchwimmen. Kann er das, ſo übt er ſich ferner in der Anſtalt, im großen Baſſin, bis er eine halbe Stunde aushält, und avancirt zum Fahrten-Schwimmer; das iſt der letzte Grad. Von den Regimentern in Berlin, Potsdam, Bonn u. ſ. w. werden Unter-Offiziere, die gut ſchwimmen, als Lehrer commandirt, und erhalten eine kleine Zulage. Ein Offizier hat die Anſtalt unter ſich. Der Soldat lernt unentgeldlich; das Abonnement für Offiziere und jeden Andern iſt mäßig und ſteigt nicht über 5 Thaler, je nachdem man früher ſchon geſchwommen hat oder nicht. In Berlin giebt es mehrere Schulen, in denen man umſonſt ſchwimmen lehrt, beſonders auch ſolchen Knaben, die das Armuths-Atteſt bringen. — Doch zurück zu unſeren „Schwimmliedern"! — Wenn nun nach Goethe's Motto bei dem Berliner Waſſer nicht recht anwendbar, indem es grau und unrein iſt, ſo gilt es doch für die klaren Seen und Gebirgsflüſſe. In der Schweiz ſieht man den Taucher auf dem Grunde, wenn er in dem cryſtallhellen See badet. Da ſieht man auch ſein Angeſicht im Thau, und das Waſſer lockt mit ſeinem Plätſchern. — Die Vorrede zu den Liedern iſt recht gemüthlich; der Verfaſſer ſagt: „Wir haben über Alles Lieder, nur keine Schwimmlieder; Goethe's Fiſcher- und Schiffer-Lieder ſind doch nur Anklänge. Woher das kommt? weil nicht alle Welt ſchwimmt. Der Trinklieder giebt es ſo viele, weil alle Welt trinken kann." — Der Verfaſſer hat nun die Bahn gebrochen und wünſcht, daß ein ſchwimmkundiger Händelſohn (Felix Mendelſon?) dieſelben ſangbar mache. Nr. 1: „Der Waſſertanz" iſt recht einladend. Das Gedicht beſchreibt das herrliche Schwimm-Vergnügen ohne viele Worte bündig und behaglich. — Nr. 2: „Die Schwimm-Anſtalt" muß zum Componiren ſehr geeignet ſeyn. Es wird darin geſagt: In Rom wurden die Schelme von der Tarpejiſchen Felſenwand geſtürzt (wohl nicht ſelten auch Helden und hehre Römer); in Griechenland warfen ſich vom Leukadiſchen Felſen die Liebenden in's Meer; in Deutſchland gebe es manchen Bretterhang, wo ſich Schwimmer hinunter ſtürzten: das ſey die Pfuel'ſche Schwimm-Anſtalt. — Nr. 3: „Das Waſſer hat keine Balken", iſt unbedeutend. Der Verfaſſer hätte hier, als eigener Cenſor, durch ein Kreuz mit der Feder ſein Werk in Vergeſſenheit begraben ſollen. — Nr. 4: „Der Strom-Uebergang", hat eigentlich dieſelbe Idee wie Nr. 2. — Nr. 5: „Die Schwimmfahrt", recht lebendig. Das Lied beſchreibt die Fahrten, welche die grünen Schwimmer hier von der Stralauer Wieſe durch die Oberbaum-Brücke nach der Anſtalt am Schleſiſchen Thore machen. Ob aber folgender Vers:

Hört nur an das ſummende Geſchnurre (?),
Wie ſie jetzt mit einem lauten Hurre (?) u. ſ. w.

viele Verehrer findet? — Der Anfang iſt gemacht; möge der Verfaſſer uns bald mit neuen Liedern beſchenken, und würdige Nachfolger finden! A. v. S.

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 25.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 129ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Swinemünde, den 15. Juli 1826. Wenn ich, mein theurer Freund, ſchon heute Ihnen von meiner Ankunft hieſelbſt Nachricht gebe, ſo verdanken Sie dies der frohen Stimmung, in welcher ich mich darüber befinde, daß ich zum Gebrauch des mir verordneten Seebades Swinemünde gewählt habe, denn in der Mittheilung genieße ich meine Freude doppelt. — Sie wiſſen, daß ich lange mit mir nicht einig werden konnte, wo ich mir neue Lebenskraft holen wollte, und daß ich das hier entſtandene neue Seebad beſonders deshalb wählte, weil der Strand nahe bei der Stadt iſt und man bequem zur Badeſtelle zu Fuß kommen kann; viel mehr verſprach ich mir hier auch nicht, und dachte mir Swinemünde als ein kleines unbedeutendes Städtchen, denen gleich, in welchen wir Beide unſere Tage nicht verleben zu mögen immer einig geweſen ſind. Mit nicht geringen Erwartungen beſtieg ich das Dampfſchiff zu Stettin, über deſſen Einrichtung ich mir ſpäterhin eine nähere Beſchreibung vorbehalte. Nach einer, durch ſich ſelbſt und die ſchönen Umgebungen und Abwechſelungen der verſchiedenen Gewäſſer und Ufer-Anſichten ſehr angenehmen Fahrt von ſieben Stunden zeigte ſich mir Swinemünde, und ich traute kaum meinen Augen, als ich eine im Halbzirkel hart am Swine-Strom gebaute Stadt vor mir ſah, die den freundlichſten Anblick gewährte und beſonders für mich, wegen der vielen auf dem Strom liegenden großen und kleinen Schiffe, unausſprechlichen Reiz hatte. Die Geſellſchaft auf dem Dampfſchiffe erzählte mir auf der Reiſe ſchon Manches von den neuen Einrichtungen; da mir aber auch zugleich geſagt wurde, daß im vorigen Jahre noch gar nichts eingerichtet geweſen ſey, ſo konnte ich auch nur wenig erwarten. Das Dampfſchiff legte einem von allen Seiten frei liegenden großen und freundlichen Hauſe gegenüber an, zu dem von dem Bollwerk ab ein breiter chauſſirter Weg führt, und ich war überraſcht, als ich erfuhr, daß dies das neu erbaute Geſellſchafts-Haus ſey. Der Wirth des mir von der hieſigen Bade-Direktion gemietheten Quartiers empfing mich am Bollwerk, und ſeine Freundlichkeit, ſo wie die zuvorkommende Gefälligkeit einiger Mitglieder der Bade-Direktion ließen mich noch am Abend meiner Ankunft die innere Einrichtung des Geſellſchafts-Hauſes, des Hauſes zu warmen Bädern, der Badekutſchen und der Badezelte in Augenſchein nehmen. Daß dies Alles in einem Zeitraum von etwa elf Monaten geleiſtet und erbaut werden konnte, dafür verdienen die obern Behörden den größten Dank, und der wirkliche Geheime-Rath ꝛc. Herr Sack hat es auf's Neue bethätigt, wie glücklich Pommern unter ſeiner Verwaltung iſt; denn man kann mit Rückſicht auf die kurze Zeit wahrlich ſagen, daß Swinemünde ſich einer vollkommenen Seebade-Anſtalt erfreut, deren kleinen etwa ſich findenden Mängeln durch den lobenswerthen Eifer der Bade-Direktion gewiß bald abgeholfen wird. Sie ſehen, lieber Freund, daß ich meine Mittheilung nur ſehr allgemein mache; mein nächſter Brief ſoll Ihnen mehr über die wirklich großen Annehmlichkeiten des hieſigen Aufenthalts ſagen. Leben Sie wohl!

Swinemünde, den 20. Juli 1826. Ich eile, mein Verſprechen zu erfüllen, und Ihnen zu ſagen, was ich hier gefunden habe. Nach einer 8ſtündigen Fahrt mit dem Dampfſchiffe kam ich von Stettin an, auf dem einige 80 Paſſagiere waren. Der wirkliche Geheime-Rath ꝛc. Herr Sack befand ſich auch auf demſelben, indem geſtern das Geſellſchafts-Haus eingeweiht wurde, und derſelbe von der Bade-Direktion erſucht war, dem Einweihungsfeſte perſönlich bei zu wohnen. Das freundliche Swinemünde, der Hafen, die ſchönen Gegenden, das Alles iſt Ihnen bekannt und ich benachrichtige Sie daher nur, daß es mir noch glückte, einen Platz an der Tafel im Geſellſchafts-Hauſe geſtern bei dem Einweihungsfeſte zu bekommen, bei dem es froh und heiter herging, und zu welchem der zu demſelben führende breite Weg durch Flaggen aller Art geſchmückt war, die denn auch geſtern bei der Ankunft des hohen Gaſtes in zahlloſer und bunter Menge auf den vielen Schiffen prangten. Ich ſchweige von den Empfangs-Feierlichkeiten und benachrichtige Sie nur, daß alle über die hieſige Seebade-Anſtalt verbreiteten Gerüchte durchaus falſch ſind. — Der Badegaſt hat hier freien Willen, ob er ſich der Kutſchen und Zelte der Anſtalt bedienen, oder in den wohlfeilern Privathütten baden will; die ganze Abgabe beträgt für eine Familie noch nicht 4 Thlr. und für einen einzelnen Gaſt noch nicht 3 Thlr.; dafür hat man freien Eintritt in das Geſellſchafts-Haus, in demſelben Lektüre aller Art, täglich zwei Stunden muſikaliſche Unterhaltung, und kann dies Alles bei einem Glaſe Waſſer haben und ohne das Mindeſte zu verzehren. Speiſen und Getränke ſind gut und billig, die Bade-Anſtalten ſo vollkommen und zweckmäßig, wie ſie in einem Jahre nur irgend haben eingerichtet werden können; die Quartiere ſind bequem und nicht theuer, wenn man nicht ganze Wohnungen verlangt und die Menſchen ſind freundlich und zuvorkommend: kurz ich bin in jeder Hinſicht zufrieden geſtellt und rathe Ihnen, den lächerlichen Gerüchten über die angeblich hohen Abgaben zur hieſigen Badekaſſe keinen Glauben zu geben, ſondern recht bald ſich zu mir auf den Weg zu machen, und ſich ſelbſt zu überzeugen, daß ich wahr geſprochen.

Stettin, den 2ten Auguſt 1826. Hier glücklich auf dem Dampfſchiffe angekommen, erfülle ich nunmehr mein Ihnen unter'm 15. d. M. gegebenes Verſprechen, indem ich Ihnen im Folgenden eine nähere Beſchreibung des Dampfſchiffes mittheile. — Das von dem Commerzienrath Rahm und Kaufmann Lemonius zu Stettin erbaute, und ſeit dem 8. Mai d. J. in der Fahrt gehaltene Dampfſchiff Eliſabeth, Kronprinzeſſin von Preußen, welchen Namen mit der Büſte der hohen Beſchützerin und dem verbundenen Wappen der Preuß. und Baierſchen Krone daſſelbe mit höchſter Erlaubniß führt, hat nunmehr über 70 Reiſen zwiſchen Stettin und Swinemünde gemacht, und jede Reiſe nach einem Durchſchnitt in 7 Stunden, auf eine Entfernung von 11¾ Poſtmeilen, glücklich zurück gelegt. — Das Dampfſchiff enthält zwei Kajüten erſten Ranges und eine dritte des zweiten Platzes, hat Raum zur Aufnahme von etwa 150 Perſonen, und iſt mit allen Bequemlichkeiten zur Gemächlichkeit und Beköſtigung der Reiſenden verſehen. — Der Dampf-Apparat beſteht aus zwei Maſchinen gleicher Kraft, eine jede zu 23 Pferden, einem Keſſel aus geſchmiedeten Eiſenplatten und allen bisher erfundenen Sicherheits-Einrichtungen. Das Räderwerk iſt gleichfalls ganz von Eiſen, zum Höher- und Niedrigſtellen eingerichtet, und mit ſolchen Schaufeln verſehen, daß deren Umſchwung wenig Bewegung im Waſſer und keinen Bewegungs-Einfluß auf das Schiff ſelbſt veranlaßt. — Der Abgang des Schiffs erfolgt in der Regel von Stettin Dienſtags, Donnerſtags und Sonnabends Morgens 6 Uhr und von Swinemünde Montags, Mittwochs und Freitags Morgens 6 Uhr; daſſelbe iſt aber auch, außer der Fahrt zwiſchen Stettin und Swinemünde, zu Reiſen zur See und vorzüglich nach und von Rügen geeignet und beſtimmt, weshalb man ſich nur an den Führer, Schiffer Ramin, zu wenden hat. Die Nutzbarkeit der Anlagen hat ſich,

Digitized by Google

außer der ſchnellen Beförderung und Bequemlichkeit vieler Paſſagiere zwiſchen beiden Plätzen (öfters haben 50 bis 85 Paſſagiere dieſe Reiſe gemacht) bewährt, überdem aber auch durch das bewirkte Bugſiren von 15 großen Schiffen. — Die Reiſenden, unter welchen ſich mehrere Sachverſtändige befunden haben, beſtätigen einſtimmig: daß in Hinſicht der Sicherheit und Bequemlichkeit nichts zu verlangen übrig und nur zu wünſchen ſey, daß zur Beförderung der beſſern Verbindung zwiſchen Stettin und Swinemünde, zum Beſten des geſammten, beſonders des handelnden Publikums und zur größern Beförderung des durch des Königs Gnade und durch den Beitritt von Actionairen ſo vollkommen eingerichteten Seebades zu Swinemünde, dieſes Dampfſchiff zwiſchen beiden Orten ſtets in Fahrt bleiben, und die Unternehmer durch die lebhafteſte Theilnahme des Publikums ſich belohnt und zur Beibehaltung veranlaßt finden mögen. Dieſen Wunſch theile ich mit dem geſammten Publikum.

Ihr E

Königsberg in Preußen. Wer unſere Stadt in früherer Zeit kannte, erſtaunt über die jetzige Armuth und Stille. Nicht mehr die reichen, glänzenden Equipagen, die vornehme Tafel bei den Kaufleuten, die eleganten Feſte; das Einzige, was uns bleibt, iſt die Liebe zu unſerm Fürſtenhauſe, die Hoffnung auf beſſere Zeiten und die Geſelligkeit. Denn noch immer giebt es ſechs Bälle, welche die ältere, ſechs, welche die jüngere Kaufmannſchaft, ſechs, welche die Dinzlanten, und ſechs, welche die Studenten einrichten, und wozu jeder gebildete Einwohner der Stadt eingeladen wird. Auch in Privat-Zirkeln wird viel getanzt; wer das liebt, findet gutes Lokale und ſchöne Tänzerinnen. Im Sommer arrangiren die Studenten Conzerte in dem Garten am Schloßteich, wo früher das Theater-Orcheſter, jetzt das Muſik-Corps des hieſigen Militairs ſpielt. — Gebaut wird wenig; wem nicht das Haus über den Kopf zuſammen zu ſtürzen droht, der fürchtet jede Ausgabe. — Die Chauſſee geht nun bis nach Dirſchau, über zwanzig Meilen von hier; von da führt ein Sandweg nach Berlin, der jedoch meiſt gut unterhalten iſt. Trotz der geringen Mittel wird der Straßenbau zwiſchen den größeren Städten ſehr gefördert, und von Königsberg aus gehen nach allen Seiten die Anfänge künftiger Chauſſeen. — Schloß Marienburg iſt nun faſt gänzlich fertig; das Aeußere ehrwürdig und doch geſchmackvoll, das Innere frei gewölbt, friſch gemalt, die Fenſter von herrlicher Wirkung und die beiden Remter impoſant. Ritterliches Ameublement iſt gar nicht da, jedoch wird man wahrſcheinlich mit der Zeit auch dies hinzu fügen. Auf Würdigeres konnte der geläuterte Geſchmack des Kronprinzen nicht fallen. Herrlich, wenn man ein National-Denkmal und die ſchönen Thaten früherer Zeiten ehrt! — Von unſerm Theater, das jetzt in der Regeneration begriffen, erzähle ich Folgendes. Der Direktor, Hr. Schröder, hat den Plan gefaßt, zwei Theater, eins hier und eins in Danzig, zu errichten. Die Elbinger, unter ihnen viele reiche Kaufleute, auch Engländer, die ſich dort eingebürgert, oder des Handels wegen dort leben, werden ſich wohl für's Erſte mit einer herumziehenden Truppe begnügen müſſen, wenn nicht ein Spekulant ſich dort für immer hinwendet; ſeine Rechnung findet er gewiß, denn Elbing iſt die wohlhabendſte Stadt in Preußen, treibt jetzt faſt mehr Handel als Danzig, und hat eine ſehr angenehme Lage. Ein Beweis, daß Wohlſtand herrſcht und die Stadt ſich gut ſteht, iſt die ſeit einigen Jahren ſo ſehr zunehmende Bevölkerung. — Hr. Schröder iſt auf Reiſen gegangen, befindet ſich jetzt in Berlin und wird bis nach Hamburg vordringen, um theatraliſche Rekruten zu werben. Nun, in der Mark ſoll es ja ſo viele umherziehende Truppen geben, daß ihm wohl Manches anhängen wird, um ſo mehr, da der Mann gut bezahlt und reell iſt. Indeß ſind nun eine Menge Königsberger ausgeflogen, auch nach Berlin hin; z. B. Mad. Brann, die hier nicht mehr recht gefallen wollte, weil — ſie es nicht verhindern konnte, älter zu werden. Möge ſie nach der günſtigen Aufnahme in Berlin (Königsſtädter Theater) an einem andern Orte ein gerechteres Publikum und gutes Engagement finden, das ihr wohl nicht fehlen kann, da auch ihr Mann, der zwar nicht Schauſpieler iſt, hier in Königsberg ſtets ſchien und jeder Stadt ſehr willkommen ſeyn wird. Wollte ich das Wort Genie ſo gebrauchen, wie man es jetzt zu oft gebraucht, ſo würde ich ſagen: er iſt ein muſikaliſches Genie; denn er ſpielt ſieben Inſtrumente ſehr fertig, das Fortepiano und Cello aber hinreißend ſchön. Früher war er als Muſik-Direktor angeſtellt, allein ſeine Forderungen mochten dem Direktor zu hoch ſeyn, und Königsberg verlor ein gebildetes Künſtlerpaar. Der jetzige Muſik-Direktor, Hr. Keller, leitet das Orcheſter recht fleißig und iſt ſehr bemüht, ſich eine gediegene gründliche Kenntniß an zu eignen. Sein wohlthätiger Einfluß iſt bei jeder Probe, jeder Vorſtellung bemerkbar. Von den Inſtrumenten zeichnen ſich beſonders die erſte Violine und die Flöte aus. — Hr. v. Schmidtkow hat uns auch verlaſſen und in Berlin (ebenfalls im Königsſtädter Theater) mit Glück gaſtirt. Wir verlieren an ihm einen routinirten und fleißigen Schauſpieler. So bleibt uns denn in der Oper: Mad. Geisler, im Genre der Mad. Seidler in Berlin; eine niedliche Geſtalt, freundliches und belebtes Geſicht, anſprechendes, wohlklingendes Stimmchen und eine artige Manier; zum leidenſchaftlichen Geſang nicht tauglich. Sie iſt der Liebling des Publikums. Hr. Geisler, Baſſiſt, iſt höchſt gewandt, und hat, wenn auch keine ausgezeichnete Stimme, doch eine gute Manier, und weiß ſich überall zu fügen. Demoiſ. Vogt verſpricht eine gute Sängerin zu werden. Vor Kurzem gab Demoiſ. Pohlmann aus Hamburg hier Gaſtrollen und gefiel ſehr, obwohl wir die Unſern darüber nicht vergaßen oder gar kränkten!! — Hr. Wiedemann, früher in Berlin bei dem Königlichen Theater angeſtellt, iſt in manchen Rollen, im „Neuſonntagskind“, „falſche Prima Donna“, ſehr brav; natürlich muß bei einem kleinen Theater ein Akteur oft Rollen übernehmen, die ihm nicht zuſagen; da trifft ihn kein Tadel, ſondern nur Dank für die Bereitwilligkeit. — Unſer Tenor, Hr. Rohlof, war einſt recht brav, und auf dem Theater wirkt ſeine Geſtalt, ſein ziemlicher Anſtand noch immer recht gut; die Stimme hat ſehr gelitten. Er ſoll nun mehrere Partieen an den zweiten Tenor abgeben, von welchem ich aber —; nun, Hr. Schröder wird wohl etwas Beſſeres mitbringen! — Mad. Rohlof beſitzt mehr Fleiß als Talent, mehr Kenntniß als Gefühl. Sie weiß zu wirken, macht eine paſſende Toilette und rivaliſirt nicht, wird alſo mehr als gern geduldet. — Demoiſ. Devrient ſoll hier das Fach der naiven, ganz jugendlichen Liebhaberinnen u. ſ. w. füllen. Die Geſichtsbildung iſt intereſſant, die geiſtige Bildung hoffentlich nicht vernachläſſigt, aber etwas verſchroben. Ziererei und Zwang gilt für Natur; mit der Zeit wird ſie ſich aber wohl umſchaffen und ihrem natürlichen Talent mehr Freiheit laſſen. — Der erſte Liebhaber, Hr. Clauſius, früher in Breslau, iſt als ein guter Schauſpieler bekannt; ihn unterſtützt als zweiter Liebhaber Hr. v. Staff, der nur aus Liebe zur Kunſt die Bühne betrat. Talent iſt da, Feuer auch, nur lerne er nicht poltern, ſchreien, ſondern ſprechen, denken, fein auftreten, die Mimik ſchätzen. Wer ſo, wie er, ſein Alles der Kunſt weiht, muß nicht weichen, bis er ein ſchönes Ziel erreicht. — Der Intriguant, Hr. Joſt, intriguirt wie meiſt auf den kleinen Bühnen. Bloß Grimaſſen ſind es aber doch auch nicht, ſondern oft Charaktere, die ſich ſo ziemlich an den Dichter halten; mehr verlange man hier ja nicht. Seine Frau, die auch in Berlin (im Königsſtädter Theater als „Claudia“ im „Doktor und Apotheker“) gaſtirte, hat eine klangvolle Altſtimme und weiß auch ſo ziemlich zu ſpielen. — Aber das Licht, das Alles in Allem bei unſerer Bühne, iſt erſt ſeit

Digitized by Google

Kurzem engagirt. Hr. Jerrmann, früher im ſüdlichen Deutſchland, zeigte eine herrliche Kraft im Organ, viel Gefühl, und Luſt und Liebe zur Kunſt. Er gaſtirte bei uns im Luſt-, Trauer- und Schauſpiel und im Melodram, gefiel ungemein, und ſoll auch die Kritik zur Freundin und Leiterin haben, wenn er künftig den „Carl“ und „Franz Moor“ nicht mehr an einem Abend ſpielen will; das ſind Kunſtſtücke, dieſer Kunſtſtück-Verſuche; die Kunſt und Hrn. Jerrmann's Lungen leiden unbedenklich dabei. Der „Franz“ war übrigens das Beſte. Das Publikum war lebhaft ergriffen und jubelte dem Gaſt am Schluſſe zu. Ich freue mich über die Acquiſition, da Hr. J. ſo Schönes in ſich vereint; nur hüthe er ſich vor dem Zuviel und der Manier. Eßlair litt auch daran, und jetzt — ſo ſagen die Zeitſchriften — ſey die Glanz-Epoche vorüber. Hr. J. brachte auch das „Majorat“ von Vogel, nach der anziehenden Hoffmannſchen Erzählung, auf die Bühne, hielt jedoch das Geflickſel von Graus, Mord, Schickſal und Jammer nur durch ſeinen „Caſtellan“ zuſammen. — In den „Räubern“ mühte ſich Demoiſ. Devrient als „Amalia“ ohne Erfolg, das Leidenſchaftliche zu geben; ſie liebte nur ſehr mäßig! — Auch das vielbeſprochene Raupachſche Drama: „Iſidor und Olga“ iſt hier gegeben; die Theilnahme war nicht ſo, wie das Werk ſie verdient. Hr. Joſt als „Oſſip“ — Hr. Joſt! — Mad. Rohlof als „Olga“ recht effektvoll; „Wlodimir“ und „Iſidor“, die beiden feindlichen Brüder, thaten ihr Möglichſtes — das Publikum liebt aber Angeinaden; es floriren „die ſieben Mädchen“, „die Schülerſchwänke“; — das iſt ein Leben für uns! Als Zuthat mag ich die niedlichen Kleinigkeiten auch recht gern, aber verdrängen müſſen ſie mir das Gute nicht. Kein Wunder übrigens, daß ſo etwas mehr gefällt, als eine zerſtückelte Leiſtung im Drama, welches ohne melodramatiſchen Knalleffekt, woran das Publikum gewöhnt, weniger ergreifend wirkt. Jedes Publikum im Allgemeinen iſt für das Gute jeglicher Art empfänglich, wenn man es nicht verbildet. Die größte Schuld liegt nicht in den Machwerken der Melodramen-Schneider u. ſ. w. — Was das hieſige Recenſenten-Weſen angehe, ſo ſage ich nur, was man ja auch bei großen Theatern ſpüren will: Witzige, kluge Köpfe ſehen ein, wie ſchlecht Der und Die ſpielt, ſagen es auch zu ihren Freunden; es drucken zu laſſen, wäre zu kühn. Iſt doch der Mann mit Dem und Der verwandt; Jener iſt ein guter Mann, reich und bei dem Theater angeſtellt!! Bei uns ſchadet es nun nicht ſo ſehr, wenn ein Schauſpieler überlobt, ein Gaſt auspoſaunt wird, danach richtet ſich Niemand; aber wenn das in großen Städten bei den erſten Theatern geſchieht — was müſſen die Vernünftigen von dem Geſchmack des Publikums denken, wenn der Mittelmäßige gelobt wird, weil er brav ſchreit, groß iſt und Connexionen hat!! O weh, ſchlechter Probierſtein der Kunſt! — und dreifach o Weh! dem arrogant gemachten Schauſpieler. Wo er zu Hauſe iſt, wird er Allen zur Plage! — Von unſern Dekorationen und Anzügen ſage ich: ſie haben Manches erlebt und werden bald ihr Ende anführen, wenn man nicht Haltbares anſchafft. Die Maſchinerie iſt ſeufzend, — wie mitunter auch in Berlin; bleibt gar hangen, wie ich das in Berlin in manchem Trauerſpiel auch geſehen. In der Oper ſelten, das muß ich geſtehen, um gerecht zu ſeyn. — Das Abonnement iſt mäßig, 6 Gr. im Parterre. Abonnement suspendu giebt es genug, denn jeder leidliche Schauſpieler hat ſein Benefiz, d. h. die halbe Einnahme. Andere erhalten es vergütigt, wenn das Publikum nicht kommen will. — In Wien mußten früher die Benefizianten umher fahren und die Abonnenten erſuchen, ihre Logen zu behalten. Das war unbequem für die Bittenden und Gebetenen. Ich erinnere mich, daß das Ehepaar Spitzeder es verſuchen wollte, ohne dergleichen Herabwürdigungen ſein Benefiz zu füllen — was geſchah? Die Einnahme war ſchlecht, ſehr ſchlecht, und man nannte das Zartgefühl Spitzeder's: Einbildung, Arroganz! Er mußte nachgeben!

— n.

Muſter zum Eingang einer Rede, gehalten von H. Villemain über „Kürze des Styls.“ — „Es iſt in der Beredſamkeit ein weſentlicher Fehler, das Einrühren — (man verzeihe mir dieſe Trivialität, welche bei dem erſten Anhören dieſem Worte an zu kleben ſcheint, das im gewöhnlichen Leben nur eine durchaus phyſiſche Handlung, eine rein materielle Beſchäftigung darſtellen ſoll, das aber — was freilich Schuld der Armuth der franzöſiſchen Sprache iſt, eine Armuth, die indeß meine Sorgfalt und die Sorgfalt einer unendlichen Zahl in der Literatur und namentlich in der ſo höchſt nützlichen, ſchätzenswerthen und ſchwierigen Kunſt der Lexiographie bewanderter Männer wahrſcheinlich bald ſchwinden machen wird — das, ſage ich, hier ſich ganz an ſeiner Stelle befindet, um die Lächerlichkeit einiger weitſchweifigen Schriftſteller zu bezeichnen, die, um einen Gedanken zu geben, der zuweilen einen ganz einfachen und um deswillen einen recht klaren verſtändlichen und von allem falſchen Glanz unnützer Beiwörter freien Ausdruck erfordert, ſich nicht ſcheuen, ſich in lange periodiſche Phraſen ein zu laſſen, deren Glieder, von einer endloſen Länge, zuletzt die Aufmerkſamkeit des Leſers ganz ermüden, der ſich nie zu deren Billigung verſtehen kann, und der, gerechterweiſe über eine Lektüre geunwilligt (dépité), die auf dieſe Art zur förmlichen Arbeit wird, das Buch wegwirft, worin ſonſt vielleicht große literariſche Schätze verborgen liegen mögen, aber deſſen gräßlich dunkle Blätter nichts als einen Miſchmaſch von unterbrochenem Sinn und ermüdenden Parentheſen darbieten, die das Vergnügen ganz verſchwinden laſſen, das man ſonſt wohl bei Durchleſung eines guten wiſſenſchaftlichen Werks empfindet, und ſtatt deſſen nur Langeweile und Unluſt zum Fortleſen erregen, wo der Autor gerade Intereſſe und Bewunderung zu erregen ſtrebte) — alſo das Einrühren eines Gedankens — (Corsaire.)

Die Türken ſind wirklich ungemein ſparſam mit ihren Worten und ſuchen durch Zeichen ihre Meinung aus zu ſprechen, um alle harten Reden möglichſt zu vermeiden. Wenn die Janitſcharen z. B. unwillig ſind, ſo werfen ſie ihre Fleiſchtöpfe entzwei, was ſo viel heißt, als: die Küche der Miniſter iſt jetzt nichts werth, wir wollen eine andere haben! — Iſt der Sultan mit den Janitſcharen einerlei Meinung, ſo legt er dem Vezier und einigen Paſcha's ohne viel Redens den Kopf vor die Füße. Das heißt dann auf gut Türkiſch: das Petitionsrecht und die Verantwortlichkeit der Miniſter zugleich in Ehren halten. Iſt der Sultan aber anderer Meinung als die Janitſcharen, und beſtehen dieſe auf der ihrigen, ſo ſtellt, auch ohne viel Worte, eine väterliche Maſſacre, oder das erhabene Feſt einer Strangulation die Ordnung der Dinge wieder her, inſofern letztere etwa geſtört worden iſt. Das Volk bleibt dabei ganz ruhig, und wie auch das Reſultat ſeyn möge, es dankt dem Propheten!! — Unter Selim II ereignete ſich auch ſolch ein denkwürdiges Zerſchlagen der Fleiſchtöpfe; der Staat verblieb dabei in aller Ruhe; nur bei Sr. Hoheit trat eine kleine Störung des Athemholens ein, durch eine momentane Bedrängung der Luftröhre. Zwei ſeiner Vorfahren, Osman und Ibrahim, erfuhren ein Gleiches. — Die Mameluken ſind die Janitſcharen Egyptens. Mehemed hatte einſt einen kleinen Zwiſt mit ihnen, verſammelte ſie alle in dem Hofe ſeines Pallaſtes und ließ ſie ſämmtlich erſchießen, ſich in Perſon an dem Schauſpiel weidend. (Pandore.)

Van der Velde's Romane werden jetzt von einem jungen franzöſiſchen Literaten ſämmtlich in's Franzöſiſche überſetzt. — Die Franzoſen nennen van der Velde bei dieſer Gelegenheit den deutſchen Walter Scott. (Corsaire.)

Digitized by Google

Bemerker. No. 25. 1826.

Nützliche Mittheilung.

Gewiſſe Kritiker ſind, wie ich bemerkt habe, zwar nie um Worte und kräftige Ausdrücke verlegen, wenn ſie irgend einen Schauſpieler die ganze Schwere ihrer Ungnade fühlen laſſen wollen, doch geſchieht es oft, daß ſie ſelbſt bekennen, in Verlegenheit zu ſeyn, wenn ſie einen, der gnädigen Protektion ſich erfreuenden Künſtler zu loben, zu preiſen, bis an die Sterne zu heben beſchloſſen haben. „Was Herrn ** oder Madam *** betrifft, ſo bin ich wirklich in Verlegenheit, wie ich ſelbe gebührend loben ſoll“, iſt eine Phraſe, zu welcher ſolche Herren nicht ſelten ihre Zuflucht nehmen. Um nun dergleichen Kritiker für immer aus ſolchen peinlichen Verlegenheiten zu ziehen, will ich hier eine Stelle aus dem 106ten Blatte des ſechzehnten Jahrganges der in Wien erſcheinenden „allgemeinen Theaterzeitung“ mittheilen, welche jedem Lobeluſtigen höchſt willkommen ſeyn, und die beliebte Phraſe: „Ich bin wirklich in Verlegenheit“ u. ſ. w. ganz entbehrlich machen wird. Sollte auch irgend ein Künſtler, oder eine Künſtlerin, ſo viel Weihrauch vertragen können, als ein Rittersmann des dreizehnten Jahrhunderts Nierenſteiner, und nach Weihrauch eben ſo ſehr dürſten, als ein Domherr des neunzehnten Jahrhunderts nach Hochheimer oder Johannisberger, ſo ſollen ſie nicht nur vollkommen befriedigt, ſondern auch genöthigt werden, dieſe Doſis als kräftig genug zu erklären. Der K. K. Hofſchauſpieler Anſchütz, welcher vor fünf Jahren auch in Berlin einige Gaſtrollen gab, ſpielte in Grätz den „Lear“ als Gaſt, und der Grätzer Correſpondent des erwähnten Blattes äußerte ſich über den Künſtler folgendermaßen: „Was Herr Anſchütz als König Lear leiſtet, darüber giebt es nur eine Stimme, die der Bewunderung, die nicht oft genug wiederhallen kann. Wenn ihm durch einen Zufall die Idee fix würde, er ſey König Lear, und in die Welt hinaus träte, ſo gäb' es Streit und Verlegenheit unter den Geſchichtsforſchern, Philoſophen und Diplomatikern über Seyn und Nichtſeyn. Wenn Herr Anſchütz den Lear ſpielt, ſo muß er von ſeiner Individualität einen ſo ernſten und langen Abſchied nehmen, daß er ſich kaum zu erkennen vermag, wenn er zu ſich heim kehrt. Den Ort ausfindig zu machen, an welchem indeſſen das eigene Ich verweilte, wäre eine Nuß, an welcher die Pſychologen mit Ruhm ihre Zähne verſuchen könnten.“ — Da dieſe Tirade nur einiger unbedeutenden Veränderungen bedarf, um auf jede Rolle und auf jeden zu preiſenden Künſtler, männlichen oder weiblichen Geſchlechtes, zu paſſen, ſo darf ich mir wohl ſchmeicheln, eine erfreuliche und nützliche Mittheilung gemacht zu haben.
A l.

Berichtigungen.

In Nr. 14 (Jahrg. 1826) der bei Sauerländer in Aarau verlegten, intereſſanten „Unterhaltungs-Blätter für Welt- und Menſchenkunde“ ſteht S. 230 unter dem Titel: „Unverweslichkeit“ eine, vermuthlich aus einem engliſchen Journal genommene Erzählung von einem verſchütteten Bergmann, deſſen Leichnam nach funfzig Jahren gefunden worden. Sie fängt ſo an: „In den Minen von Cornwallis hat man letzthin den Leichnam eines Mineurs gefunden, der vollkommen wohlerhalten, ganz weich und vom Vitriolwaſſer durchdrungen war u. ſ. w. Niemand vermochte den Körper zu erkennen; aber man erinnerte ſich, daß vor ſehr langer Zeit ein Arbeiter in den Minen verſchüttet und niemals wiedergefunden ſey. Ein altes Mütterchen wurde ebenfalls über dieſen Gegenſtand befragt und zu dem Leichnam geführt. Sie erkannte ſogleich, daß es der eines jungen Menſchen ſey, mit dem ſie in ihrer Jugend, vor länger als 50 Jahren verſprochen geweſen u. ſ. w.“

In dem „Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes“ von J. P. Hebel (dem Dichter in allemanniſcher Sprache), Tübingen, bei Cotta, 1811, S. 292 u. f., ſteht eine Erzählung: „Unverhofftes Wiederſehen“ betitelt, die der vorſtehenden ähnelt, ſo ſehr, als der Stoff es verſtattet, den freilich Hebel ganz anders bearbeitet hat. Er verlegt die Scene nach Falun in Schweden und erzählt nun — aber man muß es ganz leſen, um zu wiſſen, wie gemüthlich und originell er erzählt. — So gut als ich konnte aber doch der Herausgeber der Aarauiſchen „Unterhaltungsblätter“ das Hebelſche „Schatzkäſtlein“ auch geleſen und ſich an dieſer Erzählung erbaut und erfreut haben; wohnt doch der wackere Hebel in Carlsruhe, das näher bei Aarau liegt, als Berlin. Er hat's auch wohl einmal geleſen, aber, als er obige Stelle excerpirte, ſich nicht auf dieſe Erzählung beſonnen; er würde ſich ſonſt gehütet haben, das Wörtlein: letzthin, in die erſte Zeile zu ſchreiben, da, was ſchon 1811 gedruckt worden, nicht füglich zu dieſem Wörtlein paßt; er würde auch die Scene nicht nach Cornwallis verlegt, ſondern ſie in Falun gelaſſen haben, wo ſie wirklich ſtatt gefunden hat. *)

Nächſtens werde ich auch aus der Leipziger „allgemeinen Modenzeitung“ (1826. Nr. 28) beweiſen, daß unſer lieber Direktor der Akademie der Künſte, Gottfried Schadow, Profeſſor iſt, und Aufſeher der Düſſeldorfer Gallerie geworden und Blücher's Standbild in Berlin verfertigt hat!! — Wie mag ſich Jemand ſolch Geſchreibſel erlauben?! Aus dem von G. Schadow 1825 herausgegebenen „Wittenbergs Denkmälern“ hatte ja der Berichterſtatter ſich leicht über Schadow's Leben, Wirken und ſeine Söhne eines Beſſern belehren können!! — l.

*) Auch Langbein hat den Stoff — wenn ich nicht irre ſchon vor Hebel — benutzt in der trefflichen Romanze: „Der Bergknappe“, die in ſeinen Gedichten zu finden iſt. D. H.

Taſchen-Literatur.

Macht zu Taſchen die Köpfe, ſie füllend mit Brocken vom Mahle,
Leeret die Taſchen der Armen und füllt die Taſchen der Reichen.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 16. Auguſt. 130ſtes Blatt.

Der Hauswirth von Paris.

(Fortſetzung.)

Die Tage des 1ſten und 2ten Septembers brachen an, die, mit wenigen Ausnahmen, allen in den Gefängniſſen verhafteten Adlichen und Prieſtern den Tod brachten. Das Verfahren, welches Robespierre und ſeine Verbündeten angeordnet hatten, um die Gefängniſſe ſchnell zu entvölkern, war kurz und energiſch, und ihren geheimen Abſichten völlig entſprechend. Es ward für jedes Gefängniß ein ſouveraines Volkstribunal angeordnet, beſtimmt, die Verhafteten zu verurtheilen. Es zeigte ſich nun, zu welchem Zweck die Verbündeten eine Menge von Menſchen geworben, und bisher in den Bureaux auf unbedeutende Weiſe beſchäftigt, aber reichlich bezahlt hatten; ſie ſollten nämlich bei den damals ſchon beſchloſſenen großen Maaßregeln, wie ſie dieſes beabſichtigte Morden nannten, ſichere Werkzeuge ſeyn, um die Meinung des Volks bei jenen Verurtheilungen zu leiten, auch wohl, wenn es an Henkern fehlen ſollte, ſelbſt Hand an zu legen. Ich mag nicht wiederholen, von welchen Gräueln ich damals Zeuge geweſen bin. Sie hatten, ſtatt mich zur Theilnahme zu ſtimmen, eine tiefe Geringſchätzung gegen das ganze menſchliche Geſchlecht in mir begründet, die um ſo bitterer war, je weniger in meinem früheren Leben ſich mir Veranlaſſungen dargeboten, eine beſſere Meinung von ihm zu faſſen. Die ganze Welt dünkte mich ein Wohnſitz der Tollheit und des Laſters, wo es nur darauf ankomme, zu unterdrücken oder unterdrückt zu werden, und es ſchien mir, der ich vom Letztern hinlängliche Erfahrungen gemacht, ſo rathſam als rühmlich, mich den Unterdrückern zuzugeſellen. Immer hoffte ich, bei der großen Anzahl von Verurtheilungen, denen ich beiwohnen mußte, den Namen der Marquiſe zu hören. Sie war verhaftet, das wußte ich aus den Verzeichniſſen, die in meine Hände kamen; aber es blieb um ſo ſchwerer zu ermitteln, in welchem Gefängniß ſie war, als man die Verhafteten oft aus einem Kerker in den andern gebracht, und die rohen Vorſitzer jener Volkstribunale die Namen nicht ſelten verwechſelt oder unrichtig angegeben hatten. Leicht konnte, durch eine ſolche Verwechſelung, der Zufall in ſeiner Laune es fügen, daß die Strafbare der Vergeltung entſchlüpfte, und ein minder ſchuldbelaſtetes Leben an ihrer Stelle bluten mußte. Von dieſer Vorſtellung gereizt, und durch die Scenen des Blutvergießens, des herzzerreißenden Schmerzes und der Verzweiflung, wovon ich während dieſer zwei Tage faſt unausgeſetzt Zeuge geweſen war, in einen Zuſtand fieberhafter Spannung verſetzt, begab ich mich in den ſpätern Nachmittagſtunden aus dem Gefängniſſe von St. Pelagie nach der Wohnung des Maire, um neue Verhaltungsbefehle ein zu holen. Da trat der Secretair deſſelben mit einem Blatte in der Hand mir ſchon entgegen. „Eilen Sie, Bürger“, rief er mir zu, „nach dem Gefängniß von la Force! Der Maire hat ſo eben erfahren, daß mehrere der wichtigſten Verſchwornen (ſo nannte man nämlich die zum Tode beſtimmten Opfer) durch Irrthum ſich noch dort befinden, indem

Digitized by Google

er ſchon glaubte, die Rache des Volks, welche ihren Tod fordert, ſey bereits an ihnen vollzogen. Eilen Sie, die Urtheile der Nation an dieſen Verhafteten vollſtrecken zu laſſen.“ — Ich begab mich ſogleich nach dem bezeichneten Ort, unterweges die Liſte durchlaufend. Es waren mir unbekannte Namen. In dem Hofe des Gefängniſſes thronte ſchon der Mord, ſeine Beute erwartend. Syſtematiſcher als in den andern Kerkern, wo man die Gefangenen auf alle Weiſe niedermachte, hatte hier ein Henker eine Art von Schaffot errichtet; Weiber aus der Hefe der Menſchheit, von den Despoten dazu gedungen, und denen, die jene Tage erlebt haben, unter der Benennung der Schaffot-Furien bekannt — umtanzten es, unter wildem Geſchrei ihrer hölliſchen Freiheitslieder. Ich trat in das Zimmer, wo das Volkstribunal ſeine Sitzungen hielt, dem Präſidenten meine Liſte ſammt den geheimen Befehlen überreichend. Dort ſtanden ſchon viele Verhaftete, mit bleichen, ſchreckenvollen Mienen den Urtheilsſpruch erwartend. — In grauſamer Ironie blieb das Wort Tod aus dieſen Sitzungen verbannt. Man verurtheilte nur zur Abführung in ein anderes Gefängniß, und indem ſolche Veränderung des Aufenthalts die Gefangenen mit einer kurzen Hoffnung erfüllte, führte man ſie durch eine Hinterthür des Gemaches unmittelbar in jenen Hof, wo der erſte Schritt über die Schwelle der Schritt aus dem Leben war.

So ſah ich nach einander mehrere Gefangene kommen und verſchwinden, als ein neuer Trupp in die Thür trat, an deſſen Spitze eine Frau vor die Schranken ſchritt, in welcher ich auf den erſten Blick die Marquiſe erkannte. Weder die Zeit, noch die Schrecken der letzten Tage ſchienen viel über die Reize ihrer Geſtalt und die Anmuth ihrer Züge vermocht zu haben; ja ihr Auge ſtrahlte muthbeſeelt in höherm Feuer, indem ſie mit unerſchrockener Haltung ſich der ſchwarzen Tafel näherte, wo über Tod oder Leben entſchieden wurde. Während eines Augenblicks ſchien auch die Allgewalt ihrer Schönheit ihre Wirkung ſelbſt auf die entmenſchten Gemüther, die dieſen Tiſch umſaßen, nicht zu verfehlen; ſie verſtummten, während der Präſident, mit etwas unſicherer Stimme, einen fremden Namen nannte. — „So heiße ich nicht!“ erwiederte ſie; „es hat ein Irrthum hier gewaltet, und man hat mich ſtatt einer andern mir ganz unbekannten Perſon verhaftet.“ — Sie ſprach dieſe Worte mit feſtem Ton, und, von dem Stolz eines eitlen Weibes, dem der Eindruck, den ſeine Schönheit macht, niemals entgeht, ſelbſt in dieſem Augenblick nicht verlaſſen, wagte ſie, nicht ohne einen Ausdruck von triumphirender Sicherheit, im Kreiſe der Anweſenden umher zu ſehen. Da begegnete ihr Blick dem meinigen, der ich, ſie unverwandt anſtarrend, hinter dem Stuhle des Präſidenten ſtand. Eine Erinnerung ſchien in ihr auf zu zucken, ſich zum Bewußtſeyn zu geſtalten, vor welchem in jähem Schreck ihr feſter Muth zuſammen brach. Sie erbleichte, die ſtolze Haltung ſchwand. — „Und wer ſeyd Ihr denn eigentlich?“ fragte jetzt der Präſident. — „Ich bin die Marquiſe de Brancailles!“ antwortete ſie, kaum hörbar. „Ey“, rief der Präſident mit boshaftem Lachen, „die eben ſuchen wir ja ſchon lange!“ — Ich aber, glühend vor Haß und Zorn, rief: „Elende! zu lange ſchon haſt Du dieſen Namen geſchändet!“ — Sie ſtützte ſich bebend und ſchreckenbleich mit den Spitzen ihrer Hand auf die Tafel, an welcher ſie ſtand. Da wandte der Präſident ſich nach mir um, und mich bedeutungsvoll anblickend, ſagte er: „Was Sie auch, Bürger, gegen dieſe Frau mögen vor zu bringen haben, wir würden zu viel Zeit damit verlieren, und es genüge Ihnen, zu erfahren, daß mir der beſtimmte Befehl ward, ſie nach dem Gefängniß der Abtei bringen zu laſſen!“ — „Nach der Abtei!“ ſcholl es von den Vollſtreckern dieſes Bluttribunals, während die Freude, einen unverhofften Schutz gefunden zu haben, ſich über die Züge der Marquiſe zu verbreiten begann, in welcher ſie mit einer Art von Trotz nach mir auf zu blicken wagte. Ich wußte nur allzu gut, daß jener Ausſpruch den Tod bedeute, und ſchwelgte innerlich in dem Gefühl meiner Rache. Da hatten ſchon die Henker ſie von den Schranken hinweg zu jener Hinterthür geriſſen, wohin ſie, in der Meinung naher Befreiung, ohne Sträuben folgte. Jetzt aber trieb der Aufruhr meines Innern, mich mir ſelber faſt unbewußt, von meiner Stelle fort, hinaus in den Hof, um den Gegenſtand meines Haſſes noch einmal zu ſehen, und die Gluth deſſelben, welche, ihr gegenüber, mein ganzes Weſen zu verzehren drohte, an ihrem Blut zu kühlen! — Eben zerrten die Mörder ſie die letzten Stufen hinab, und der Anblick der furchtbaren Anſtalten, ſie ſchnell über ihr Schickſal belehrend, hatte das Entſetzen des Todes über ihre Züge ausgegoſſen. — Da ward ſie hingeſchleppt zu dem blutigen Gerüſt, an deſſen Stufen ich unbeweglich, ein Bild jener unerbittlichen Vergeltung, die nun ihr Opfer ereilt hatte, ſtand. Sie ſah mich, und der verzweiflungsvolle Aufſchrei, den mein Anblick ihr entlockte, war der lezte Laut ihres Lebens; denn im folgenden Augenblick ſtrömte ſchon ihr Blut unter dem mörderiſchen Eiſen, rollte der ſchöne Kopf, meduſenartig ſtarrend, zu meinen Füßen, ſchrieen die Furien in wildem Jubel auf über das ſchöne und glänzende Opfer, das wieder die Zahl ihrer Triumphe vermehrt hatte.

Auch ich ſchrie laut auf, denn ich wähnte mich in die Hölle ſelbſt verſetzt, und mir war, als müſſe mein beſſeres Selbſt, das ſo viele Jahre der tiefſten Entäußerung nicht zu beugen vermocht, nun endlich doch in

Digitized by Google

ſinnverwirrender Betäubung untergehen. Das ewige Strafgericht, ſo ſchien es mir, ſey nun über die ſündenvolle Welt herein gebrochen, und ich durch eine unbegreifliche Fügung erkohren, Zeuge und helfendes Werkzeug von der Strafe und dem Untergang eines ſchuldbelaſteten Geſchlechts zu ſeyn. — Ergriffen von dem furchtbaren Walten der vergeltenden Gottheit, glaubte ich ihr geheimes Schreiten zu vernehmen, wie es rings um mich her das triumphirende Verbrechen ereilte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Jüngling von ſanftem Charakter.

Einem jungen Manne vom Lande wurde in der Reſidenz von dem Aufwärter des Gaſthofes der Tageszettel vorgelegt. Vor- und Zunamen, Alter, Wohnort wurden gewiſſenhaft angegeben, in der Rubrik „Charakter“ aber folgende Erklärung eingetragen: Ohne Ruhm zu melden, ſanft und gut, mit Jedermann verträglich, hat nur einmal in ſeinem Leben, und zwar mit den boshaften Gerichtsſchreibern, eine Zwiſtigkeit gehabt. Al.

Deutſche Aſſonanzen.

Neunte Intonation.

— ei —

Mein Amor.

Seht ihn mit den krauſen Löckchen,
Mit dem Blick voll Schelmerei;
Aufgedonnert wie ein Döckchen
In vergüld'ter Liverei!

Von der Schulter wallt ihm nieder
Sein aus Duft gewob'nes Kleid,
Und des Flügelpaars Gefieder
Iſt zum Aufſchwung ſtets bereit.

Vorgeſchoben ſeinen Köcher,
Ihm entnommen einen Pfeil —
Wie ſo hurtig, ſo behende;
Traun! Es ſcheint als hab' er Eil!

Her zu mir den Blick gewendet —
Loſer Schalk! was ſoll das ſeyn? —
Bückt er ſeitwärts ſich und wetzet
Seinen Pfeil auf glattem Stein.

Und ſein liſtig Auge ſagt mir:
„Nadelſpitzig iſt er gleich,
Und dann Weh dir, Hageſtolzen.
Sklave bald in meinem Reich!“

Wie er wetzt, ohn' Ende wetzet!
Mich durchſchauert ſüße Pein!
Greift er nun erſt nach dem Bogen,
Wird's um mich geſchehen ſeyn.

Alle Gluth der Liebe brennt dann
In den Buſen mir ſich ein —
Weh mir, weh dann, wenn ich flehe,
Und Amanda ſpricht dann: „Nein!“

Loſer Gott, entfleuch, entweiche;
Laß mich mit mir ſelbſt allein!
Schärfe nicht mehr deine Waffe;
Ich will frei und glücklich ſeyn!

— Doch was ſeh' ich? Arger Spötter!
Unbeweglich ruht dein Pfeil;
Schärft ſich nicht, und Trug und Täuſchung
Iſt dein Weſen — mir zum Heil!

Laß dich näher doch betrachten!
Biſt bewegungslos wie Stein?
Läßt dich obendrein berühren
An den zarten Flügelein?

Iſt das Götterweiſe? Rede!
Wie? auch ſtumm? Was ſeh' ich? Ei!
Biſt nicht Amor — nur ſein künſtlich
Abbild aus — bronzirtem Blei?

Arge Poſſen! und wer ſpielte
Mir den faſt verweg'nen Streich?
Lauſcht nicht dort Amanda? Richtig!
So erklärt das Spiel ſich gleich.

Horch! Sie ſingt ein Lied am Flügel:
„Wahrheit iſt nicht Schelmerei;
Stets war Hageſtolzens Amor
Nur ein Götzenbild von — Blei!“

Bärmann.

Innerer Werth.

Wenige fühlen den Werth, den ihnen der Schöpfer gegeben,
Deshalb, Freunde, auch giebt's Schmeichler und Heuchler ſo viel! — S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Sonntag den 6. Auguſt in Charlottenburg: „Die ſchöne Müllerin“, aufgeführt von den Eleven der Königlichen Theater-Geſangs-Schule. Hrn. Benelli's Verdienſte um die Geſanglehre ſind bekannt, auch hier hat er wieder mehrere tüchtige Schüler gebildet. — Die Aufführung war im Ganzen zu loben; das Spiel griff in einander — natürlich waren die jungen Leutchen gehörig einexercirt — die Enſemble-Stücke hielten guten Takt, wurden ſicher geſungen und nur ſelten etwas detonirt. — Die Rolle der „Baronin“ (Demoiſ. Aug. Schulz) iſt unbedeutend im Geſange; das Spiel war gut, der Anſtand nicht gezwungen, die Sprache ziemlich deutlich und unbefangen. — „Baron Felſenherz“ (Hr. Garçin) iſt eine ſehr undankbare Partie. Eine wenig effektvolle Arie iſt das Einzige, das einigen Beifall bringen konnte. Der Darſteller war ſehr ängſtlich und überdem nicht recht bei Stimme. Es mußte ſich deshalb das Publikum nicht mißbilligend äußern, denn die Schule des jungen Mannes iſt gut, obwohl ſeine Stimme nur geringen Klang hat und auch an Umfang noch gewinnen ſoll. — „Lieschen“ (Demoiſ. Ditmar, Choriſtin) ſpielte recht unbefangen und ſchnippiſch, ſo daß das ziemlich zahlreiche Publikum mehrmals in lauten Applaus ausbrach. Etwas Talent ſcheint da; möge die junge Anfängerin es nicht an der Mühe zur Ausbildung fehlen laſſen. — „Röschen“ (Demoiſ. Flache) iſt den Berlinern ſchon in einigen kleinen Rollen bekannt geworden. Eine angenehme Geſtalt, ausdrucksvolles heiteres Auge, feine Züge, kurz — ein hübſches Geſicht; ferner ziemliche Fähigkeit im Geſange, ein wohlklingendes, umfangreiches — aber ſchwaches — Stimmchen, dies ſind die guten Eigenſchaften der heutigen Müllerin. Ihr Spiel iſt zu einförmig, vorzüglich ſind die Arm-Bewegungen immer dieſelben. Die Sprache war übrigens recht zierlich, nur

Digitized by Google

etwas zu leiſe. Demoiſ. Fiache wurde lebhaft applaudirt und ſang die Variationen von „Mich fliehen alle Freuden“ wirklich vortrefflich. — „Piſtofolus“ (Hr. Aug. Rieſe) hat ſich Hrn. Blume zum Vorbild genommen, und zeigte viel Behendigkeit und Gewandtheit im Spiel; ſeine Stimme iſt mehr Baß als Bariton und wohltönend. — „Knoll“ (Hr. Becker) hat ſich im Spiel am tüchtigſten bewährt, um ſo mehr, da er, wenn auch kein vollkommenes, doch ſelbſtſtändiges Bild gab. Mitunter ſprach der Berliner aus der Perrücke des Amtsverwalters hervor. Das Publikum gab durch wieherndes Lachen und lauten, anhaltenden Beifall ſeine Zufriedenheit zu erkennen, forderte ſogar die Arie: „O raſende Leute, o komiſche Welt!“ da capo. Die Stimme des Hrn. B. läßt ſich nach dieſer parlanten Partie nicht recht beurtheilen; es ſcheint ein guter Baß zu ſeyn. — „Ferdinand“ (Hr. Petrik) iſt im Stücke ganz überflüſſig, weshalb auch der Darſteller keine Gelegenheit fand, ſich zu zeigen. Künftig ſpreche er deutlicher und vermeide den Naſenton. — Am Schluß riefen einige bald verhallende Stimmen Demoiſ. Fiache, die klüglich nicht erſchien. Man muß den Beifall nicht übertreiben, ſonſt verdirbt man eher als man aufmuntert.

A. v. S.

Magdeburg. Das Theater iſt jetzt ſelten voll und darum hört man hier und da reden: Es ginge nicht mehr recht fort, die Einnahmen deckten nicht die Ausgaben, indem viele Abonnenten nicht von Neuem abonnirt hätten. Die Gagen ſeyen zu hoch, die Aktionnairs hätten ihre Aktien ſchon meiſt aufgegeben, an Zinſen ſey gar nicht zu denken, und bis über's Jahr hielte ſich die Bühne nicht, oder etwas Außerordentliches müßte einen Impuls geben. — Schade wäre es; Magdeburg verlöre am meiſten und würde eben nicht von großem Kunſtſinn reden können, wenn es eine Bühne, die ſich ſeit ihrem Entſtehen ſo vervollkommnet, untergehen ließe. — Mad. Lange, die vor einigen Monaten mit vielem Beifall hier gaſtirte, iſt jetzt engagirt und füllt das Fach der Heldinnen und erſten Liebhaberinnen. Sie hat Anſtand, ein imponirendes Aeußere, Routine, viel Kenntniß, jedoch wenig oder nur erzwungenes Gefühl; deshalb gelingt ihr „Donna Diana“ in den Momenten vor der Liebe ſehr; die Garten-Scene hielt ſie, ohne den Anſtand zu verletzen. Sie bleibt die ſpaniſche Fürſtin, wenn auch die liebeglühende und mit dem mächtigſten Stolz kämpfende fehlt. Als „Phädra“ zeigt ſich die hehre griechiſche Erſcheinung, das ſchöne Weib voll Gluth zur ſchönen Jugend des Hyppolit. In den Momenten, wo ſie ſich ihm entdeckt, muß es nur noch mehr hervortreten, daß ſie zaudert, es zu geſtehen, aber der Liebe heiße Gluth ſie dazu drängt. Im „letzten Mittel“ ſuchte ſie den feinen übergalanten Ton einer Weltdame zu mildern; leicht ward geſpielt, aber nicht graziös genug; die verführeriſche Frau muß anziehen, hinreißen. Als „Elvira“ in der „Schuld“ gefiel ſie am wenigſten, was die Folge ihrer Eigenthümlichkeit iſt. Ihr Schmerz, ihr Ahnen, ihre ſinnliche Gluth, Alles wird in einem Ton gehalten; die Donna intereſſirte ſo, wie Mad. Lange ſie giebt, gar nicht! — Hr. Bauer, der ihr als erſter Liebhaber zur Seite ſteht, giebt den „Hugo“ voll tiefen Gefühls; der junge Mann hat daran einen ſchönen Schatz; im Luſtſpiel dagegen iſt er zu ſüß, zu weichlich. Wenn er ſich namentlich kleinliche Geſtikulationen abgewöhnt, ſo wird er gewiß einſt im Drama ſehr brauchbar. Wahres Gefühl iſt von hohem Werth; es mangelt jetzt den meiſten Schauſpielern, weil es ſelbſt in der Wirklichkeit meiſt nur comödienhaft benutzt wird. — Hr. Kriete, der auch in der Oper (z. B. „Johann von Paris“), wo Spiel nöthig, figurirt, iſt ein erträglicher zweiter Liebhaber. — Endlich iſt auch „der Freiſchütz“ erſchienen. Natürlich rauſchender Beifall! Mit dem Orcheſter kann man zufrieden ſeyn, die Ouvertüre wirkte belebend; nur in dem ſchwierigen Chor mit Solo im erſten Akt wollten die Uebergänge nicht recht gelingen, daher wohl der verſchiedene Takt und das Schwanken. Die Beſetzung war folgende: „Max“, Hr. Schmuckert. Die Solo's ſang er hinreißend ſchön; ich kenne wenig klangvollere Tenore. An Biegſamkeit und Anmuth gewinnt ſein Geſang immer mehr, an Kraft und Umfang nicht, daher drang er auch in den ſchönen Enſemble's gar nicht durch. Sein Spiel iſt ſteif, war aber früher noch ſteifer; alſo doch Fortſchreiten und viel guter Wille. — „Oberförſter“, Hr. Reichel. Er ſang, ſpielte und ſprach die kleine Partie recht brav. — Hr. Fritze wirkt als „Caspar“, trotz ſeiner ſchönen Geſtalt, ſeines angenehmen Baritons nur wenig, denn er ſpielt ihn ſehr gleichgültig. Man hoffte viel von ihm, allein ſeine Stimme verlor, weil er ſie ſelten übte; ſein Spiel, ſeine Geſtikulation ſind ſich überall gleich. Es iſt ihm ſchon oft geſagt, doch bis jetzt nicht mehr Fleiß zu ſpüren; ſchade um die guten Mittel! Er ſang den „Caspar“ richtig, aber ohne den nöthigen Ausdruck, ward aber doch applaudirt. — „Aennchen“, Demoiſ. Volke. Allerliebſt in Spiel und Geſang. Sie gefiel ſehr und iſt überhaupt für unſere Bühne ein kleiner Schatz; fleißig, gewandt, gefällig, übernimmt ſie oft Rollen, die ihr eigentlich gar nicht zuſagen, die man aber nicht zu beſetzen weiß. Als „Kammermädchen“ in „Fanchon“, überhaupt in allen Soubretten- oder naiven Partieen iſt ſie höchſt anziehend. Im Luſtſpiel giebt ſie die „Sophie“ im „Amerikaner“ voll Laune und Gefühl. Ihr Fleiß und ihre guten Mittel werden ſie in ihrem Fach gewiß einſt bedeutend machen. — In der Rolle der „Agathe“ wechſeln unſere beiden erſten Sängerinnen, Demoiſ. Weitner und Demoiſ. Schopf. Es giebt hier Schopfianer und Weitneriſten, wie in Berlin Sontagianer und Seidleriſten. Demoiſ. Schopf paßt, wegen ihrer zarten Figur und ihrem hohen Sopran, ganz zur „Agathe“. Sie ſang mit Ausdruck, hütete ſich vor dem Zuviel, detonirte nicht (wie ſonſt oft!), kam mit ihrer ſpitzen Höhe aus, kurz, ſie gefiel in dieſer Rolle am meiſten! Ihr Spiel war, iſt und wird (?) ſchlecht bleiben. Ihr Anzug war ſauber und paſſend; ſie macht hier von allen Damen die eleganteſte und geſchmackvollſte Toilette. Demoiſ. Weitner paßt nicht zur „Agathe“, denn ihre große Geſtalt, ihre kräftige Stimme eignen ſie nicht zum Zarten, Lieblichen; ſie ſpielte aber recht gut. In andern Partieen, als „Emmeline“ in der „Schweizerfamilie“, ſtolze Schweſter in der „heimlichen Ehe“ u. ſ. w., iſt ſie vortrefflich, und als Künſtlerin und Naturaliſtin ſteht ſie weit über Demoiſ. Schopf, nur muß ſie nicht in das Graziöſe, Niedliche übergehen wollen. — Nach der erſten Darſtellung der Schopfiſchen „Agathe“ ſtand zu ihrem Lobe ein ſehr ſchlechtes Sonett an die Sängerin in der hieſigen Zeitung. Das konnten die Weitnerianer nicht ſo hingehn laſſen, und bald erſchien ein noch ſchlechteres Sonett an Demoiſ. Weitner als „Agathe“ in derſelben Zeitung. Edler Wettſtreit im Schlechten! — Die Dekorationen ſind ſchlecht und meiſt alt; die Erleuchtung ohne Effekt, ſo daß man die Erſcheinungen gar nicht ſehen konnte. Weislich hatte die Direktion in der Wolfsſchlucht viel Qualm verbreitet, um die erbärmliche Teufelshöhle zu verbergen. Spektakel genug gab's, aber kein rechter auf dem Theater, Alles hinter den Couliſſen!! — Auch „Minna von Barnhelm“ iſt aufgeführt worden. Demoiſ. Volke („Franziska“) war ſehr ergötzlich und lebendig; ſie traf den neckiſchen Humor. Nächſt ihr gebührt dem „Wirth“, Hrn. Wohlbrück, der Preis. „Juſt“, Hr. Hansmann, als treuherzige trocken-launige Bedienten-Natur, war ſehr brav. — „Riccaut“ muß Franzöſiſch lernen! Das Raſchſprechen macht's nicht, der elegante Spieler-Accent! — „Tellheim“ und „Minna“ wollten mir, trotz der Mühe, die ſie ſich gaben, nicht gefallen. Grazie, die den braven, tieffühlenden Krieger ausſöhnt, iſt keine leichte Aufgabe; dazu wird noch viel Geiſt, Lebensluſt, Gefühl gefordert. Hr. Kriete und Mad. Lange hatten unſtreitig die ſchwierigſten Aufgaben.

S.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 18. Auguſt. 131ſtes Blatt.

Die geheilte Wunde.

Ein Sonettenkranz nach den Geſetzen der Akademie degl' Intronati in Siena.

Von K. Simrock.

I.

Er.

Kennſt du den Schützen, der aus ſchönen Augen
Als Pfeil verſendet das beſchwingte Gift,
Nicht lange zielt und dennoch ſicher trifft,
Dann ſchlimm verhöhnt mit ſcharfen Spottes Laugen?

Der Wüthrich ſinnt, der Völker Blut zu ſaugen:
Der Schäfer muß auf bunter Lämmertrift,
Der Segler, der auf Meerespfaden ſchifft,
Zu ſeinem grimmen Spiel der Feldherr taugen.

Du kennſt ihn nicht! Der Siegerſtolz im Blicke
Nennt dich noch frei von bittern Liebeswunden:
Du haſt noch nie ſein ſüßes Gift geſogen.

Ich aber fühle ſeufzend ſeine Tücke:
Ich kann vor ihm und dir nicht mehr geſunden:
Mich traf ein Pfeil von deiner Augen Bogen.

II.

Sie.

Dich traf ein Pfeil von meiner Augen Bogen? —
So wie der Aar, den nie ein Strahl verſehrt,
Der Sonne Glanz, der Sonne Gluth begehrt,
Bis ihn ein Blitz vertilgt, den er erflogen;

Wie in der Schlacht des Kriegers Arm verwogen
Des Feindes Buſen ſucht mit heißem Schwerdt,
Indeß der Stahl die eig'ne Bruſt durchfährt
Und niederſtrömen ſeines Herzbluts Wogen;

Wie Bienen oft den Blumenhonig trinken,
Bis ſie betäubt dem reichen Kelch entſinken,
Bis ſie im Gras bewimmern ihre Pein;

So warſt du ſelbſt der Schöpfer deiner Plagen,
Nicht über mich, noch ihn haſt du zu klagen,
Dein Herz war unverwahrt, die Schuld iſt dein.

III.

Er.

Mein Herz war unverwahrt, die Schuld iſt mein!
Ich durft' es ja mit Wächtern nur umſtellen,
Mit Neid und Selbſtſucht, dem die meiſten ſchwellen,
So ließ den Gott der Götze nimmer ein;

Denn ſollte wohl vor deiner Augen Schein,
Die alle Welt mit Liebesgluth erhellen,
Wie Sturm empören jedes Blutes Wellen,
Ein and'rer Schild ein Herz zu ſchützen ſeyn?

Und könnten denn die Blumen und die Blüthen,
Die ſich ſo gern dem ſüßen Tode weih'n,
Den tiefſten Kelch vor Sonnenſtrahlen hüthen?

Es kann die Woge ja mit trübem Fließen
Den kühlen Grund dem Lichte nicht verſchließen,
Es ſaugt der Sonne Gluth wohl auch der Stein.

IV.

Sie.

Es ſaugt der Sonne Gluth wohl auch der Stein;
Allein ſie wohnt in ihm nur Augenblicke,
Dann ſinkt er in ſein froſtig Nichts zurücke;
Die Wärme kann im Kalten nicht gedeih'n.

Digitized by Google

Die Blumen küſſen nach der Sonne Schein,
Und leicht berührt von ihrem Strahlenblicke
Schon neigen ſie ihr liebliches Genicke,
Doch morgen ſchau'n ſie thaugeſtärkt hinein.

Die Roſe zwar iſt vor dem Strahl vergangen,
Doch eh' noch Hahn und Lerche dreimal ſangen,
Wird ſie am Stock in neuer Blüthe prangen.

In Liebesgluth erröthen auch die Wogen,
Wenn ſie am Tag der Sonne Strahl geſogen,
Doch ſie verglüh'n, wenn jene weggezogen.

V.

Er.

Sie glühen noch, wenn jene weggezogen,
Und wiſſen ſich vor Sehnſucht nicht zu laſſen:
Sie ſchwellen an, ihr theures Bild zu faſſen,
Das nun als Mond erglimmt am Himmelsbogen.

So ſind die Blumen nach dem Strahl gebogen,
Bis ſie davor verwelken und erblaſſen:
Nicht eine mag die holde Sonne haſſen,
Ob ſie der andern Leben auch geſogen.

Vor ihrem heißen Angeſicht verwittern
Und bis hinab in's tiefſte Herz zerſplittern
Sah man wohl Felſen ſelbſt im Schooß der Wogen.

Doch zweifelſt du an meiner Flammen Treue,
Daß täglich ſich die Gluth in mir erneue,
Zieh' nicht hinweg, ſo bleibt ſie unverflogen.

VI.

Sie.

Und zög'ſt du weg, wie wär' ſie bald verflogen,
Die Gluth, die jetzt die Bruſt vielleicht bedrängt;
Sie gleicht dem Morgenthau, der kaum ſich ſenkt,
So hat ihn ſchon die Sonne weggeſogen.

Sie gleicht des Mondes Gluth am Himmelsbogen,
Woran der Blick unreifer Liebe hängt;
Verkürzt erſcheint ſie nun und jetzt verlängt,
Und immer nur erbettelt und erlogen.

Nur leicht hat dich des Schützen Pfeil getroffen,
Die Ferne wird die kleine Wunde heilen,
Dich von den Schmerzen, die du klagſt, befrei'n.

Doch wie? Du magſt nur in der Nähe weilen,
Worin die Wunde weint, von Neuem offen?
Du wünſcheſt nun die erſt beklagte Pein?

VII.

Er.

Ich wünſche nun die erſt beklagte Pein,
Sie iſt in Eins verſchmolzen meinem Leben,
Ich fühle ſie in jeder Fiber beben,
Mein ganzes Weſen ſenkt' ich ſchon hinein.

Sein Leiden klagen, Wieſen, Thal und Hain,
Dem Widerhall den trauten Namen geben,
Mit ſeinem Schmerz die todte Flur beleben,
Welch eine Wonne könnte größer ſeyn?

Nur einer dürfte ſie ſich nicht vergleichen,
Was gliche wohl dem Glück erhörter Liebe?
Davor muß alle Erdenwonne weichen!

Der Wünſche Gluth, der Drang entbrannter Triebe,
Der Zweifel Toſen, dieſe grimme Pein,
Ich wünſche ſie, willſt du ein Arzt ihr ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Hauswirth von Paris.

(Fortſetzung.)

Nur von dieſen Vorſtellungen und Empfindungen hat mein Gedächtniß die Erinnerung aufbewahrt; was zunächſt auf jenen Vorgang folgte, iſt daraus verwiſcht. Ohne Zweifel waren es Scenen ähnlicher Art, welche fortdauerten, bis, mit Ausnahme der wenigen Glücklichen, die wie durch Wunder dieſem grauſenhaften Blutbade entkamen, die Gefängniſſe geleert und die Opfer, welche man für nöthig erachtete, gefallen waren. Am folgenden Tage ward ich zu Danton gerufen, welcher damals Juſtizminiſter war. Er gab mir einen unbedeutenden Auftrag, dann, mich ſcharf fixirend, fragte er: „Sie haben die Marquiſe von Brancailles gekannt?" Ich fand jetzt keine Veranlaſſung mehr, mit meiner Geſchichte zurückhaltend zu ſeyn, und erzählte offen die Begebenheiten meines Lebens. — „Gut", entgegnete der Miniſter, als ich geendet, „an einem Manne, welcher ſo furchtbar unter dem Drucke des Despotismus gelitten, muß die Sache der Freiheit eine unerſchütterliche Stütze gewonnen haben, und ſo werden Sie, hoffe ich, ihr ungetheilt angehören." — Ich konnte das aus voller Seele bejahen. „Es iſt indeß auch billig", fuhr er fort, „daß die Revolution ihre Diener belohne. Die Güter der Marquiſe ſind eingezogen, Sie haben alle Anſprüche, ſich an ihrem Nachlaß ſchadlos zu halten, inſofern nämlich Geld ſolche Unbill, als Sie erlitten, zu vergüten vermag. Die Habe der Hingerichteten iſt beſtimmt, die Koſten zu decken, welche ſo viele neue Einrichtungen nothwendig herbei führen; die Beſoldung zuverläſſiger Beamten gehört mit darunter. Reichen Sie mir daher morgen eine Forderung ein von dem, was Sie als Schadloshaltung für Ihr Unglück, für die Jahre, die Sie verloren, und die Beſchimpfung, welche Ihnen angethan worden, verlangen, es ſoll Ihnen ohne Zeitverluſt werden." — Ich nannte ſogleich eine mäßige Summe, und erwiederte auf ſeine Einwendung, daß dies zu wenig ſey: „Es war nie meine Abſicht, mich mit dem zu bereichern, was auf Koſten meiner Ehre erworben worden, und ein Beſitz, welcher das Nothwendigſte überſtiege, würde mich auf das ſchmerzlichſte an die Leiden erinnern, durch welche ich dazu gelangte." Er drang mir gleichwohl mehr als das Doppelte der Summe, die ich verlangt hatte, auf, und ſchloß damit, ſich weitläuftig mit mir über die Lage der öffentlichen Angelegenheiten und die Mittel, die Revolution zu befeſtigen, zu unterhalten. — Ich war von da an oft um Danton; dieſe Oberhäupter der Parteien bedurften noch anderer Einverſtandenen für ihre Plane, als die aus der Maſſe des Volks, welche täglich beſoldet wurden, um in den Sitzungen des Jakobinerklubbs

durch ihr Geſchrei das Gewicht von Vorträgen zu verſtärken, welche man durchgeführt wiſſen wollte. Sie bedurften Leute, die, bei ſchlechtem Anſehen und Weſen, ſich zwiſchen das Volk zu drängen den Auftrag hatten, um an deſſen Meinung gleichſam herum zu taſten, ſie unvermerkt zu leiten, wohin man wünſchte.

Duech Danton waed ich auch mit Rabespierre näher bekannt in dem Zeitpunkt, wo das Intereſſe der Revolution dieſe beiden, in den Grundzügen ihres Weſens ſo verſchiedenen Männer einander nahe gebracht hatte. Die glühende Seele Rabespierre's, ſeine überwältigende Begeiſterung, die kühnen Ideen von Freiheit und Republikanismus, welche ihn erfüllten, bei äußerer Verſchloſſenheit und Kälte, zogen mich, der ich von der feinen Abgeſchliffenheit Danton's und Anderer mich nur bedrückt fühlen konnte, mächtig zu ihm hin, und ich trat, als die Wege leider ſich bald darauf wieder trennten, entſchieden auf Robespierre's Seite, in welchem allein ich den wahren Apoſtel der Freiheit zu ſehen wähnte. Es mußte leicht ſeyn, ein Gemüth wie das meinige, das für nichts anders mehr empfänglich, und ohne alle andere Berührungen mit der Welt und menſchlichen Geſellſchaft war, für freiſinnige Ideen auf das Aeußerſte zu begeiſtern. Bald geſchah dies auch in dem Umgang und der täglichen Geſellſchaft Robespierre's. Ich fühlte mich von einem wahren Taumel ergriffen, worin ich die Drangſale ſegnete, die ich erlitten, indem ſie mich zu einem Werkzeug der Freiheit gebildet, den Verfechtern heiliger Menſchenrechte mich beigeſellt hatten, deren Erkenntniß, wie ich meinte, um keinen Preis zu theuer eckauft werden könnte. Ich ward zum kühnſten Freiheits-Prediger, zum wüthendſten Haſſer der königlichen Gewalt, gegen welche ich oft mit aller Bitterkeit, die meine traurigen Erfahrungen mir einflößten, im National-Convent ſprach. Stets lehnte ich jedach das Anerbieten, eine beſtimmte öffentliche Stelle an zu nehmen, ſtandhaft ab. Ich wollte nichts ſeyn, als der Freund und Gehülfe Robespierre's, und, wenn die Republik in meinem Vaterlande würde befeſtigt ſeyn, mich in die Einſamkeit zurück ziehen. Er lohnte mir dieſen Eifer mit einem, wie es ſchien, uneingeſchränkten Vertrauen, und ich glaubte oft im innerſten Grunde ſeiner Seele zu leſen, die gleichſam ein Heerd ſtets fortglühender Ideen von Freiheit und Republikanismus war. Auch mochte es ihm damals wohl ein Ernſt ſeyn mit allen dieſen Dingen, zu deren Begründung und Feſtſtellung ein untergeordnetes Genie ihn aber keine andern Hülfsmittel erfinden ließ, als ein Syſtem unumſchränkter Vernichtung alles deſſen, was hindernd im Wege ſtand.

So ſchritten die Ereigniſſe vor bis zu der Verurtheilung Ludwig XVI. Sein Tad war in der innern Berathung derer, welche die Volksmeinung leiteten, längſt und unwiderruflich beſchloſſen. Ich wußte das, ich ſtimmte vollkommen in die Anſichten ein, die dieſes Verbrechen als nothwendig darſtellten, und wenn wahrſcheinlich auch ohne mein Zuthun das Schickſal dieſes unglücklichen Monarchen ihn auf das Blutgerüſt geführt haben würde, ſo kann ich doch, um wahr zu ſeyn, mich von dem Vorwurf nicht frei ſprechen, hiezu nach Kräften mitgewirkt zu haben, eine Schuld, deren Stachel lange Jahre der tiefſten und ſchmerzlichſten Reue nicht ab zu ſtumpfen vermacht, wenn gleich der Umſtand, daß kein Gedanke an eigenen Vortheil oder Erhebung dabei in meiner Seele war, ihr Gewicht vielleicht in etwas mindert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Stelle aus einem Briefe.

Sie verlangen, werther Freund, ein Pröbchen von dem Mode-Witze, der immer vielverſprechend anfängt und nichtsſagend endet, von dem Witze eines heutigen Schöngeiſtes, der ſo viel Papier verbraucht, daß mir kaum ſo viel übrig bleibt, als dazu gehört, um ihm zu ſagen, daß er ſelbſt übrig iſt. Für jetzt will ich nur den vorzüglichſten Zug eines ſolchen Zugvogels nachahmen; den Zugbaum ſchildern, womit er ſeine Zunge aufzieht, um ſie als Brücke ſeiner mit langem Ziehſeil herbei gezogenen Worte und im Spiele mit denſelben zu gebrauchen und, ohne zu merken, daß Andre merken, wie bei ihm der Witz in den letzten Zügen liegt, alle Deutungen und Bedeutungen der Worte durch zu hetzen. Er möchte gern damit andeuten, daß er etwas bedeute; aber ſeine Freunde, wenn er deren bedeutende hat, ſollten ihn bedeuten, mit dergleichen unbedeutendem Witze, welcher — er mag es mir nicht übel deuten — keinen Deut werth iſt, inne zu halten. Da aber das Innehalten ſeine Sache nicht iſt, wenn er nicht wider Willen inne behalten wird, ſo geht wahrſcheinlich der Inhalt meines Rathes für ihn verloren, ſein Witz wird auch künftig in dem kummervollen Beſtreben, ſich um Alles bekümmern zu wollen, ein kümmerliches Leben führen und er nach wie vor glauben, daß Sprach-Witz auch Witzſprache ſey. Dh.

Einfälle.

Die Verehrer und Verächter des Thee's ſollten ſich Theiſten und Atheiſten nennen.

Was bedeuten die 101 Kanonenſchüſſe bei hohen Geburten? Geburt = 1. Tod = 1. Leben = 0.

Von einem Menſchen, der durch Liebes-Abentheuer ſeinen Angehörigen ſteten Verdruß machte, wurde geſagt: Er iſt der Verliebteſte und zugleich der Gehaßteſte in der Familie.

Die unvergänglichſte Mode iſt die, über alle neuen Moden zu klagen. Chletas.

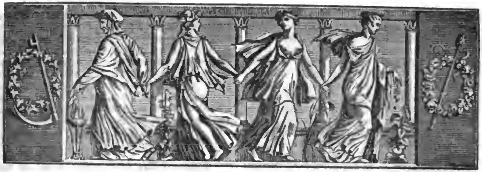
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Weimar. Sie haben in ſo langer Zeit von unſerm Weimar keine Nachrichten im „Geſellſchafter“, daß wir uns berufen fühlen, dieſe Lücke einigermaßen aus zu füllen. Für den Neubeginn aber mögen mir die geneigten Leſer erlauben, ihnen eine Charakteriſtik unſers Theaterweſens und Theaterperſonals vor zu legen, damit ſie nach ſo langer Unterbrechung zunächſt wieder in die Mitte unſerer dramatiſchen Beſtrebungen geſetzt werden, und danach unſere ſpäteren einzelnen Mittheilungen beurtheilen können. Ich fange mit der oberſten Leitung des Theaters an; dieſe iſt ſeit Goethe's Rücktritt, und dem Ausſcheiden der beiden Intendanten, Hr. Ober-Marſchall Graf v. Edling und Hr. Kammerherrn v. Vitzthum, den Gliedern des Theaters ſelbſt überlaſſen; an ihrer Spitze ſteht als Ober-Direktor Hr. Stromeyer, charakteriſirter Rath, der als ſolcher dem Fürſten nahe genug ſteht, um immer leicht mit ihm Rückſprache nehmen zu können. Nach unten hin dagegen ſcheint er weniger thätig, da iſt das Ganze der unter Hrn. Stromeyer's Leitung ſtehenden Regie bisher Hrn. Dürand, künftig Hrn. Dr. Wagener, überlaſſen, weshalb auch dieſe Stelle gerade bei uns einen beſonders tüchtigen Mann erfordert, wenn er ſich halten will. Seit drei Jahren hatte ſie ihn an Hrn. Dürand, deſſen ſtets unermüdeter Sorgfalt das Publikum beſonders viel zu danken hat; indeß hat er ſie jetzt niedergelegt, wahrſcheinlich um wieder ganz der Kunſt in praxi zu leben, und man wollte behaupten, die Direktion wäre darüber in großer Verlegenheit geweſen, bis ſie ihre Hoffnungen auf Hrn. Wagener zu ſtützen die Gelegenheit gefunden. Dem Publikum ſind indeß noch nicht alle Zweifel gehoben. — Eine trefliche Stütze des hieſigen Theaters beſitzen wir ferner in Hrn. Holdermann, der als Decorateur, und wegen ſeines unermüdeten Fleißes, beſonders ſeit dem Brand des Theaters im vorigen Frühjahr, mehr Anerkennung verdiente, als man ihm zu erweiſen ſcheint; trefliche Decorationen hat uns auch bei ſeinem ſechsmonatlichen Aufenthalt in Weimar Hr. Beuter (aus Caſſel) geliefert, die nicht ohne immer neuen Beifall geſehen werden. Garderobe-Inſpektor iſt Hr. Lortzing, deſſen Thätigkeit als ſolcher in dieſem letzten Jahre beſonders in Anſpruch genommen wurde, weil der Bedürfniſſe, wie ſelbſt ein flüchtiger Blick lehrt, ſo ausgezeichnet viele ſind, und er bei dem Beginn der Vorſtellungen gar nichts vorfand. — Wir gehen nun zu den dramatiſchen Leiſtungen ſelbſt über, und nennen zuerſt die Oper; nicht weil wir hier immer das Gediegenſte und Neueſte geſehen hätten, ſondern weil man ihr hier unbedingt den erſten Platz ein zu räumen ſcheint. Hier aber müſſen wir wohl vor Allen unſers würdigen Kapellmeiſters, des Hrn. Hummel, gedenken, der mit einer gediegenen muſikaliſchen Gelehrſamkeit den gebildetſten Geſchmack verbindet, und deſſen unerſchöpfliche Phantaſie die Compoſitionen alter und neuer Meiſter mit einem ſo lebendigen und wahren Geiſt auf zu faſſen verſteht, als ſeyen es ſeine eigenen Produktionen; daher kommt es auch, daß kein Reiſender unſere Kapelle hören kann, ohne ihr ſeine Bewunderung ſelbſt dann zu zollen, wenn auch Hr. Hummel nicht ſelbſt dirigirt. Dem Sänger-Perſonal ſteht voran: Hr. Stromeyer, in welchem Deutſchland bekanntlich einen ſeiner berühmteſten Baſſiſten verehrt. Und gewiß hatte die frühere Zeit Recht, wenn ſie ihn als einen Stern erſter Größe am dramatiſchen Himmel bewunderte, denn mit ſeiner ſchönen Figur verbindet er noch jetzt ein ſtets genügendes und zuweilen ausgezeichnetes Spiel bei oft jugendlichem Feuer. Zu ſeinen beſten Rollen dürften wohl „Saraſtro“, „Lyſiart“ und „Alberto“ zu rechnen ſeyn, in welcher letzteren Rolle die leicht erregbaren Muſen von Jena ihm kürzlich noch ihr Bravo zuriefen. — Hr. Moltke, unſer erſter Tenoriſt, iſt an äußerer Celebrität und innerer Gediegenheit Hrn. Stromeyer unbezweifelt an die Seite zu ſetzen; ſeine Sänger-Talente ſind anerkannt, und wenn er dabei durch ſein allerdings etwas unbeholfenes Spiel ſich nicht gehörig unterſtützt, ſo hat ihn das Publikum vielleicht ſelbſt verwöhnt, weil es von ihm ſowohl, als von Hrn. Stromeyer, Alles begeiſtert auf zu nehmen pflegt, was junge Talente zwar anregt, ältere aber einſchläfert. Um ſo mehr aber iſt dabei der ſtets rege Eifer des Hrn. Moltke an zu erkennen, mit welchem er ſeine Partieen, ſo weit ſie geſungen werden wollen, durchſtudirt; zu ſeinen beſten Rollen zählt man „Tamino“, „Titus“, „Cortez“. — Hrn. Klein, einem noch jüngeren Manne mit angenehmer Theater-Figur, möchten wir Einiges von dem Beifall gönnen, den man mitunter verſchwendet; denn ſicher würde er ſich dadurch zu Bedeutenderem ermuntert und ermuthigt fühlen; unglücklicher Weiſe aber hat man früher in ſeinen Rollen immer unſere Meiſter geſehen, und betrachtet deshalb Hrn. Klein faſt immer nur als Lückenbüßer, und darum ſchon ſpricht er weniger an. — Hr. Laroche qualificirt ſich mit ſeiner eben genügenden Stimme nur für komiſche Opern und bethätigt in ihnen eine freilich mehr dramaturgiſch als muſikaliſch lebendige Auffaſſung ſeiner Charaktere; da ihm aber das Publikum ſtets ſehr dankbar, und er auch in der Oper immer noch die neueſte Erſcheinung iſt, ſo haſcht man begierig nach Hrn. Laroche's Knalleffekten, die er immer geſchickt und wirkungsreich an zu legen pflegt. — Hrn. Stromeyer jun. dürfen wir inſofern auch zu unſerm Opern-Perſonal rechnen, als er ſchon ſeit anderthalb Jahren hier lebt, um ſich — zu einem glänzenderen Auftritte vor zu bereiten, nachdem er in Dresden die Schule gemacht hat. Schon haben wir, obgleich nicht unter ſeinem Namen, einige ſeiner Compoſitionen mit Freuden gehört. — Mad. Jagemann war einſt ſicher die erſte Sängerin Deutſchlands, giebt aber jetzt nur noch ihren Jahren anpaſſende Rollen, dieſe aber ſtets mit gediegener Kunſt; wir finden indeß kein Blatt des Lorbeers, das nicht ſchon in ihren Kranz gewebt wäre, und erinnern nur an „Camilla“, „Sextus“, „Suſanne“ und „Armanide“, um die alten und neuen Freunde ihrer Muſe durch Erinnerung zu ergötzen. — Mad. Eberwein iſt uns eine ſtets liebe Erſcheinung; denn mit ihrem treflichen Talente, das ſie uns bewahrt als „Fidelio“, „Iſabelle“ („Wegelagerer“), „Emmus“, „Vitellia“, „Eglantine“ u. ſ. w., verbindet ſie die liebenswürdigſte Anſpruchloſigkeit, ſtete Bereitwilligkeit auch zu kleineren Partieen, z. B. „Julie“ in den „ſieben Mädchen in Uniform“, und den beharrlichſten Fleiß. Darum ſind ihre Darſtellungen nicht nur muſikaliſch, ſondern auch dramatiſch, gut durchdacht und in Hinſicht auf das größere Publikum ſtets wirkungsreich. — Mad. Durand zählen wir mit Freuden auch jetzt noch zu unſern Sängerinnen, obgleich ſie ſeit Jahren ſchon ſelbſt ſich zurück zieht. Sie wird in ihren älteren Partieen, z. B. „Claudia“ („Doktor und Apotheker“), „Gertrude“ („Schweizerfamilie“), nicht nur gern geſehen, ſondern hat auch in neueſter Zeit als „Madam Ehrhard“ im „Maurer“ durch ihren präciſen muſikaliſchen Vortrag ſowohl, als durch ihr charakteriſtiſches Spiel, ſich neuen Beifall zu dem längſt begründeten erworben. — Demoiſ. Schmidt iſt uns immer eine angenehme Erſcheinung, und bethätigt in jeder ihrer Rollen ein wackeres Aufſtreben; dies beweiſen ihre „Euryanthe“, „Amazily“ u. ſ. w. Nach dem bisher bewieſenen Berufe zur dramatiſchen Kunſt dürfen wir noch größere und tiefer aufgefaßte Darſtellungen für die Zukunft erwarten. (Die Fortſetzung folgt.)

Ein junger Menſch hat in Paris die Anzeige gemacht, daß er nächſtens eine Vorſtellung geben werde, worin er allein ein Stück von zwei Akten ſpielen wird, betitelt: „Nikels Schelmſtücke“ (aus dem Engliſchen). Der Held des Stücks iſt ein gewandter Diener, eine Art Frontin oder Figaro. Der Schaugeber heißt Alexander. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 19. Auguſt. 132ſtes Blatt.

Der Hauswirth von Paris.

(Fortſetzung.)

Das Loos des Königs war entſchieden. Der Tag erſchien, welcher, ſo lange es Franzoſen auf der Erde giebt, nie aufhören wird, ein Tag der Buße und der tiefſten Trauer zu ſeyn, der unglücksvolle 21ſte Januar 1793. Ich befand mich in der National-Uniform, mit geheimen Befehlen des Vollziehungsrathes, auf dem Platz Ludwig des XV, ganz in der Nähe des Blutgerüſts. Als der beklagenswerthe Fürſt aus dem Wagen ſchritt, um es zu beſteigen, ſah ich ihn zum erſten Mal in meinem Leben ſo nah — denn ſo oft er im Verhör war, hatte der beſondere Auftrag Robespierre's, die Bewegungen des Volks auf den Straßen zu beobachten und zu hüthen, mich ans den Sitzungen entfernt gehalten — und tief im Innerſten der Seele fühlte ich mich von ſeinem Andlick erſchüttert. Ich war von ſo vielen Hinrichtungen Zeuge geweſen, aber nie hatte ich ſo viel Standhaftigkeit bei ſolcher Hingebung, ſo viel Würde in ſo tiefer Entäußerung, eine ſolche wahrhaft himmliſche Ruhe bis zum letzten Augendlick geſehen. Ich hatte mir den König ganz anders gedacht, ein ganz andres Benehmen von ihm erwartet. Eine ſonderbare Verwirrung demächtigte ſich meiner, in welcher ich mir meiner ſelbſt kaum bewußt war. Es wird Ihnen vielleicht bekannt ſeyn, daß Ludwig, als er das Blutgerüſt beſtiegen, feſten Schrittes bis gegen den Rand deſſelben vorging, mit einem einzigen Wink den Trommelſchlägern, die man ihm gegenüber aufgeſtellt, Ruhe gebot, und mit ſtarker, weithin tönender Stimme ſprach: „Ich ſterbe unſchuldig aller der Verbrechen, deren man mich anklagt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes, und bitte Gott, daß mein Blut nicht auf Frankreich zurück falle!“ — Er würde mehr geſagt haben, wenn nicht ein reitender National-Gardiſt, auf Santerre's Wink, den Trommelſchlägern mit dem hochgeſchwungenen Degen das Signal gegeben hätte, auf's Neue zu wirbeln. Ich war dieſer Elende, mit dem geheimen Befehl dazu an dieſen Platz geſtellt, und obgleich ich, indem ich es that, nur den Wunſch hegte, eine ſo traurige Scene nicht noch mehr ſich verlängern zu laſſen, ſo kann die Reue darüber doch nur mit meinem Leben enden. — Schon ertönte auch von andern Seiten her der Zuruf an die Henker, ihr Geſchäft zu vollziehen! — Es geſchah, und die tiefe Stille, welche darauf eintrat, bewies zur Genüge, daß die Franzoſen es fühlten, welch eine furchtbare Schuld dieſer Augenblick über ſie brachte. Nur der Ruf: „Es lebe die Republik!“ den ich mit den andern Helfershelfern anſtimmte, brachte wieder Leben in die ſchreckenſtarre Volksmaſſe.

Der Eindruck, den dieſer Vorgang auf mich machte, war tief und erſchütternd geweſen; dennoch gelang es Robespierre's Sophismen, im Bunde mit der Macht der Ereigniſſe, die ſo gewaltſam auf mich eindrängten, ihn in kurzer Zeit zu verwiſchen, oder wenigſtens in den Hintergrund zu ſtellen. Eine lange Zeit verging, ehe meine republikaniſchen Träume angefochten wurden. Ich hatte das Unerhörteſte erlebt, wie ſollte ich

Digitized by Google

mich wundern, wenn noch viel Unerhörtes folgte, wenn ich unzählige von Opfern an den Altären jener Freiheits-Göttin ſchlachten ſah, die für ihre eifrigſten Apoſtel keinen andern Lohn zu haben ſchien, als das Blutgerüſt. Selbſt Danton, Hebert und viele Andre ſah ich fallen, weil ſie der Lockung zu Macht und Herrſchergewalt nicht hatten widerſtehen können; der Erfinder des Schreckens-Syſtems ſchickte ſie mit beiſpielloſer Fühlloſigkeit in den Tod, um deſto ſicherer allein zu gebieten. Es währte lange, ehe ſich mir hierüber die Augen öffneten. Als es endlich geſchah, als ich mir länger nicht verbergen konnte, daß auch Robespierre zum Verräther an der Sache der Republik zu werden im Begriff ſtehe, da floh ich, tiefen Abſcheu gegen Welt und Menſchen in der Bruſt, das unheilvolle Paris, alle Vortheile aufgebend, die für den Augenblick aus der mir angetragenen feſtern Verbindung mit Robespierre und St. Juſt mir hätten erwachſen können, und mit dem Vorſatz, mich für den Reſt meiner Tage in eine Einöde zu begraben, wo von dem Treiben der Menſchen nichts mehr mein Ohr erreichte. Eine ſchmerzliche Sehnſucht zog mich nach dem Schauplatz meiner Kindheit. Ich begab mich nach der Bretagne. Es war kurz vor dem Sturze Robespierre's, ſonſt würde ſeine Macht und ſeine Rache mich auch hier wohl zu finden gewußt haben. So blieb ich bei dem milderen Verfahren, welches nun eintrat, unangefochten.

Die Meinen waren alle todt. Ein älterer Bruder war vor langen Jahren zur See gegangen; man hatte nie wieder von ihm gehört. Die väterliche Hütte fand ich verfallen, bis auf eine ärmliche kleine Wohnung, die ein alter Diener im Beſitz hatte. Das kleine Gut war, da mein Vater längſt geſtorben, bei'm Ausbruch der Revolution als ein National-Eigenthum verkauft worden. Bertrand, jener alte Diener, erſtand das baufällige Haus ſammt einem Theil der Ländereien, den er, mit Hülfe ſeiner Tochter, die Wittwe war und bei ihm lebte, anbaute. Ich kannte Beide von Kindheit auf, und ward auch auf der Stelle von ihnen wieder erkannt. Die ungeheuchelte Freude, womit ſie mich empfingen, ihre offene Bereitwilligkeit, mir mein Eigenthum zurück zu geben, rührte mich ſchmerzlich. Ich war es nicht gewohnt, den Geſinnungen der Treue und Rechtſchaffenheit im Leben zu begegnen. Hier zuerſt, unter armen Landleuten, ſollte ich dieſe Tugenden kennen lernen; und ich hätte faſt gewünſcht, dieſe eben ſo ſchlecht zu finden, als den Reſt der Welt, um ſie gleich derſelben verabſcheuen zu können. Ich erklärte, nichts von ihrem Beſitzthum annehmen zu wollen, wenn ſie mir nur geſtatten möchten, gegen ein geringes Koſtgeld ihre einfache Lebensweiſe zu theilen. Es währte lange, ehe ich ſie bewegen konnte, etwas an zu nehmen. Ich eilte zu dem Maire des Orts, um eine Erklärung nieder zu legen, daß ich mich aller Anſprüche an die jetzigen Beſitzer der väterlichen Aecker, welche an mehrere von den Einwohnern verkauft waren, begäbe. Dieſer Schritt beugte allem Mißtrauen vor, womit man außerdem mich vielleicht betrachtet hätte. Ich lebte unangefochten unter dieſen harmloſen Menſchen; bald gewöhnten ſie ſich daran, mich ſcheu und einſam umher wandeln zu ſehen, und Niemand ſtörte meine tiefe Zurückgezogenheit.

(Der Schluß folgt.)

Anekdote.

Boileau ſchließt ſeine (vierte) Epiſtel an Ludwig XIV, nach dem Feldzuge von 1672, mit folgenden, in ſeinem Munde doppelt unwürdigen Schmeichelverſen, welche noch obenein vielleicht, als Verſe betrachtet, die ſchlechteſten, harmonieloſeſten ſind, die der ſtrenge Satyriker, der ſtrenge Verſificator, der ſtrenge Wahrheitsfreund gemacht hat:

Non, nous ne faisons *plus* des *plaintes* inutiles;
Puisqu'ainsi *dans deux* mois tu *prends quarante* villes,
Assuré de *bons* vers *dont ton* bras me *répond*,
Je *t'attends dans deux ans* aux bords de l'Hellespont. *)

Buſſy, Graf von Rabutin, Verfaſſer der bekannten Briefe, welche lange für Muſter galten, und naher Verwandter der Frau von Sévigné, deren Briefe noch immer dafür angeſehen werden — Buſſy, ein feiner Hofmann, eine Art von Günſtling und Merkur Ludwig's XIV, konnte dennoch, als er zum erſten Mal die hier angeführte Tirade leſen hörte, ſich nicht enthalten, auf das Wort Hellespont den Spottrefrain ſo vieler Chanſons an zu wenden, und Tarare-pon-pon (ein Berliner könnte dies mit: „Ja Kuchen!“ überſetzen) zwiſchen den Zähnen zu brummen. Dies einzige Wort, dieſer einzige Laut, brachte den Höfling um des Königs Gunſt, und ſchickte ihn in lebenslängliche Verbannung — aber nicht nach Conſtantinopel, wohin weder er noch Ludwig, noch Bonaparte gekommen ſind. C.

*) Wir haben die Härten dieſer vier Verſe mit Curſivſchrift bezeichnet.

Der Abt Fraiſſinous,

Biſchof in partibus von Hermopolis.

Es giebt drei Städte dieſes Namens in Egypten: 1) Hermopolis in einer der Inſeln des Delta, zwiſchen den beiden Nil-Armen, welche den Namen Thermuthys und Sebennythes führen. 2) Hermopolis die kleine, außerhalb des Delta, im Bezirk von Alexandrien: hier war der Sitz eines Biſchofs. Der Biſchof Eſaias iſt Beiſitzer in der zweiten Synode von Epheſus geweſen (449). 3) Hermopolis die große, eine der Hauptſtädte der Thebais, von Plinius Mercurii oppidum genannt,

Digitized by Google

und ebenfalls der Sitz eines Biſchofs. Die Tradition erzählt, Joſeph und Maria, auf ihrer Flucht nach Egypten mit dem Chriſtuskinde, hätten ſich in Hermopolis bis zum Tode des Herodes aufgehalten, beſtimmt aber nicht, in welcher der drei Städte. Die Sage ſetzt hinzu, ſobald die heilige Familie eingezogen, ſeyen die Götzenbilder ſammt ihren Tempeln um- und eingeſtürzt. Der Pater Dr. Calmet zweifelt an dieſem Wunder. Es wäre zu wünſchen, daß dieſer Umſtand von dem Herrn Abt Fraiſſinous näher beleuchtet würde, da er es ſich ſo ſehr angelegen ſeyn läßt, den umgeſtürzten Jeſuiten-Orden wieder auf zu richten. **Chaſtel.**

Die geheilte Wunde.

VIII.

Sie.

Du wünſchteſt ſie, ich ſoll der Arzt ihr ſeyn,
Der Gluth, die du vermeſſen ſelbſt erregt,
Nun über'm Haupt ſie dir zuſammen ſchlägt,
Den Himmel röthend mit der Flamme Schein.

Dieſelbe Hand, die, nun die Fluth herein
Auf ſchneller Woge das Verderben trägt,
Sich im Gebet zum Himmelsdom bewegt,
Dieſelbe riß die Dämme frevelnd ein.

Und dennoch ſieht der Himmel gnädig nieder,
Er lenkt zurück das Ungeſtüm der Wogen,
Schon fließen ſie im alten Bette wieder.

So wär' auch ich als Arzt dir gern gewogen,
Dich heilen ſollten Sprüch' und Zauberlieder,
Ich fürchte nur, die Krankheit iſt erlogen.

IX.

Er.

Du fürchteſt noch, die Krankheit ſey erlogen,
Erdoegt die Gluth, die aus dem Auge bricht?
Ach, leider nein, erlogen iſt ſie nicht,
So oft mich auch ihr Gaukelſpiel betrogen!

Iſt dein das Bild, das mich zur Höh' gezogen?
Nun glänzt es mir im Thal, ein holdes Licht:
Iſt dein die Stimme, die im Laube ſpricht?
Ich eil' ihr nach, nun tönt ſie aus — den Wogen!

Vergebens forſch' ich in des Wahnſinns Grauen,
Ob mich der Berg, ob mich das Thal verhöhne,
Ob mein der Wald, ob mein die Welle lacht.

Und ſolchen Zeichen willſt du nicht vertrauen?
Bezweifelſt du die Wirkung deiner Schöne?
Du zweifelſt an dee Sonne Wundermacht.

X.

Sie.

Nicht zweifl' ich an der Sonne Wundermacht,
Die göttergleich am Himmelszelt erhoben,
Im Jubel-Chor die Weſen alle loben
Für den Beſitz verlieh'ner Farbenpracht.

Ein jedes Leben hat er angefacht,
Der gold'ne Strahl, aus reinem Licht gewoben,
Nur an dem Marmor iſt er ſtets zerſtoben.
Der blieb ſo kalt wie in der Tiefe Schacht.

Und dennoch gleiſ't er, wie von Gluth und Wärme —
Wie ganz dem Herzen gleich, das im Sonette
Vor Liebe glüht, indeß die Pulſe ſtocken.

Wie deine ſüße Liebesrede ſchwärme,
Der Schmeichelton, er ſoll mich nicht verlocken,
Ich glaube an des Marmors kühle Glätte.

XI.

Er.

Ich glaube an des Marmors kühle Glätte,
Ich glaub' an deines Herzens Marmor-Eis;
In deiner Bruſt, wie Schnee ſo kalt und weiß,
Fand nie ein holdes Liebeswörtchen Stätte.

Zwei Zungen hab' ich? Daß ich tauſend hätte!
Die tauſend ſängen deiner Schönheit Preis,
Wie kalt dein Herz, und wie das meine heiß,
Wie hart du ſeyſt und lieblich, um die Wette.

So kann ich nur mit ſchwacher Zunge klagen,
Wie deine Worte mir die Seele beugen,
Wie Hoffnung ſüß, wie bitter ſey der Trug.

Und glaubſt du nicht an meiner Krankheit Plagen,
Des Leidens Anblick wird dich überzeugen,
Du biſt als Arzt mir ſchuldig den Beſuch.

XII.

Sie.

Ich bin als Arzt dir ſchuldig den Beſuch,
Und will den Weg zum Heil dir nicht verſchließen,
Erneuter Kräfte ſollſt du bald genießen,
An Wundermitteln bin ich reich genug.

Der Wunde pfleg' ich, die die Liebe ſchlug,
Ich will hinein des ſüßen Balſams gießen,
Daß raſcher bald des Lebens Ströme fließen
Im freudigen, gedrängten Wogenzug.

Doch wehe, war die Krankheit nur erlogen!
Entging ich dann wohl ſelber Herzenswunden?
Nun, bleibt mir doch kein Mittel, das mich rette!

Ergreift die Gluth auch meines Blutes Wogen,
So können wir ja Beide nicht geſunden!
Bezeichne mir des Kranken Ruheſtätte.

XIII.

Er.

Nun zeichn' ich dir des Kranken Ruheſtätte,
Den Feenſitz der Hoffnungen und Träume;
Nun wird mir bald erfüllt, ihr lieben Räume,
Was Holdes hier mir je geträumet hätte.

Ein Wäldchen ſchließt an des Gebirges Kette,
Da ſtrahlen durch entblühte Lindenbäume,
Im trauten Kreis, des Abends gold'ne Säume
Den Schimmer auf ein weiches Raſenbette.

Dem holden Plätzchen klagt' ich oft mein Sehnen,
Ihm löſten ſich mein Schmerz und meine Thränen,
Es werde nun auch Zeuge meines Glückes.

Hier harr' ich dein und ſüßen Augenblickes:
Doch hab' ich ſie umſonſt heran gewacht,
Im kühlen Hain verſeufz' ich dieſe Nacht.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Weimar. (Fortſetzung.) Wir kommen nach dieſer Entwickelung der muſikaliſchen Talente unſerer Bühne zu dem Trauerſpiel, und führen in ihm mit Freuden Hrn. Oels als erſten tragiſchen Helden auf. Unverkennbar hat ihm die Natur Alles gegeben, was zu ſeinem Fach erforderlich iſt, denn ſein ſonores Organ und ſein kräftiger Bau würden ihn ſelbſt bei wenigerm Studium einen Erfolg finden laſſen. Ihm aber wurde das Glück, eine lange Reihe von Jahren unter Goethe's Leitung ſich bilden zu können, wodurch es ihm leicht wurde, Alles das nachholen zu können, was vielleicht ſeine früheſte Beſtimmung, die der dramatiſchen Laufbahn nicht zugewendet war, übergangen hatte. Zu ſeinen mannigfach ausgezeichneten Darſtellungen gehören „Hugo“, „Oreſt“, „Tell“, „Theſeus“, „Egmont“. Nur können wir uns nicht verhehlen, daß er ſich, vielleicht wegen ſeiner ſchon vorgerückten Jahre, in minder bedeutenden Rollen Läſſigkeiten zu Schulden kommen läßt, weshalb der Souffleur oft allzu laut werden muß. — Hr. Durand iſt zwar als erſter, und ich möchte ſagen, als hier einziger Liebhaber zu ſehr mit den Rollen des Converſationsſtücks behelligt, als daß man ihm Muße genug ließe, für größere Leiſtungen ſich zu ſammeln; dazu war er beſonders in dem letzten Jahre mit der Regie allein ſchon gehörig beſchäftigt geweſen, bei der völligen Neugeſtaltung unſers Theaters, das der ſorgfältigſten Vorſorge und ſteter Nachhülfe bedurfte. Um ſo mehr verdient es aber die dankbarſte Anerkennung, daß er auch im Trauerſpiel dem erſten Helden wenigſtens zur Seite ſteht; dafür bürgt uns ſein „Don Carlos“, der bei ſeiner Darſtellung dem größeren Publikum immer mehr gefallen hat, als „Poſa“, obgleich Schiller dieſen unverkennbar höher ſtellte; dafür bürgt „Enrico“, in welchem er Tiefe des pſychologiſchen Studiums beurkundet. Daher kömmt es denn auch, daß Hr. Durand nie ohne den glücklichſten Erfolg auftritt, und er verdiente den lauteſten Beifall auch dann, wenn ihm dieſen nicht ſchon ſeine angenehme Geſtalt und ſeine metallreiche Stimme ſicherten. — Zu ihm geſellt ſich als würdiger Kunſtgenoſſe Hr. Graff, der in den älteren tragiſchen Rollen den Kunſtjüngern Goethe's Ehre macht, und in allen das ihnen eigenthümliche Gepräge aus zu drücken weiß; der bei nie ermüdendem Eifer auch jetzt noch ein wahrhaft jugendliches Feuer ſeinen Charakteren einhaucht und ſtets nur ein Urtheil, das befriedigendſte und anerkennendſte, über ſich erfährt, ſo daß wir nur den Wunſch hegen können, es möge ihm noch lange ſein friſcher Geiſt bleiben, damit wir neue Gelegenheit bekommen, ihn als „Wallenſtein“, „Philipp“, „Götz von Berlichingen“, „Lear“ oder „Abbé de l'Epée“ zu bewundern. — Hr. Haide ſchließt ſich dieſen unſern dramatiſchen Helden nicht nur darum mit Recht an, weil er früher uns die mannigfachſten Kunſtleiſtungen darſtellte, ſondern weil er auch jetzt noch bei größeren Stücken die minder hervortretenden Charakterrollen mit großer Sorgfalt giebt; und es iſt dies um ſo mehr einer ehrenden Anerkennung werth, weil gewiß erſt durch glückliches Ausfüllen dieſer Nebengruppen das ganze dramatiſche Bild ſeine Lebensfriſche erhält. Dies nun erkennt unſer Publikum dankbar an, und nimmt dann ſeine Leiſtungen als „Burleigh“, „Kuruth“, „Gordon“ u. ſ. w. gewöhnlich ſelbſt mit lautem Beifall auf. — Wenden wir uns zu den Darſtellerinnen im tragiſchen Fach, ſo behauptet auch hier den erſten Platz: Mad. Jagemann, nicht nur weil man ihr die bedeutendſten Rollen überläßt, ſondern weit mehr noch, weil ſie dieſe bedeutendſten Rollen unbezweifelt auch mit dem tiefſten Studium giebt. Ich mache eine ziemlich hohe Anforderung an eine Darſtellerin im tragiſchen Fach, aber meines Bedünkens hat Mad. Jagemann mich nie unbefriedigt gelaſſen; denn mit ſtets regem Kunſtſinn faßt ſie die kleinſten Schattirungen der Charaktere auf, die ſelbſt ein ungewöhnliches Talent unbeachtet läßt, und ſo kömmt es, daß bei ihrer Deklamation kein Jota, ſelbſt des geiſtreichſten Dichters, verloren geht, und ſie ſtets die unumſchränkte Bewunderung der denkenden Zuſchauer ſich verdient. Auch für lauten Beifall iſt immer geſorgt, ſobald ſie auftritt, und wenn ſie ſich als „Sappho“, „Medea“, „Maria Stuart“ oder auch als „Thekla“ und „Lady Macbeth“ zeigt, ſind alle Hände in Bewegung. — Zu ihr geſellt ſich mit dem glücklichſten Erfolge Mad. Seidel, deren kräftige Figur ſchon ihre Darſtellungen als „Johanna d'Arc“, „Eliſabeth“ und „Eboli“ ſehr unterſtützt, da ſie einen ungewöhnlichen dramatiſchen Takt geiſtreicher Auffaſſung der Charaktere und unermüdlichen Eifer damit zu verbinden pflegt. Zugleich aber iſt auch Mad. Seidel im Luſtſpiel ſehr viel beſchäftigt, und wir haben auch da mit Theilnahme ihren Leiſtungen unſere beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt, wie ſie ihr von Seiten des ganzen Publikums nie fehlt. — Es bleibt uns nun noch unſer Bericht über das Schau- und Luſtſpiel übrig, und hier begegnen wir zuerſt wieder Hrn. Durand; wir berühren hier nur noch eine Seite ſeines, faſt möchten wir ſagen allſeitigen Talents, die feinere Komik, denn er zeigt ſich um ſo mehr als echter Kunſtjünger, da ſtets er auch hier ſeine Charaktere hebt, während unſere übrigen Komiker nie anſtehen, immer nur auf Effekt hin zu wirken, und den Charakter ganz anders zu ſtellen, als ihn der Dichter ſich dachte. Zum Ueberfluß erinnern wir nur an den „Regierungsrath Uhlen“, „Profeſſor“ („verbannten Amor“) und „Maler Klaus“ („Bethlehemitiſche Kindermord“), um deſto mehr Raum zu gewinnen für Hrn. Lortzing, der bei der mannigfachſten Brauchbarkeit, auch als Maler, mit beſonderer Lebenstreue komiſche Alte und biedere Diener uns darſtellt. Wir begegnen bei ihm einem überdachten Spiele, ſtets mit der nöthigen Haltung, auch in den Scenen, wo er nicht ſpricht, was um ſo mehr Anerkennung verdient, da Andere nur allzu oft daſtehen, wie der Bauer in der Scheuer. Und wenn nun unſer Hr. Lortzing karrikirte Charaktere darſtellt, ſo iſt darin nichts unnöthig, nichts unpaſſend oder gar unſchicklich. Sa ſein „Herb“ („Amerikaner“), „Michel“ („verbannter Amor“), aber auch der „Nachbar“ („häusliche Zwiſt“), der „Oheim“ im „Räthſel“, „Graf Balken“ in der „Schachmaſchine“, alle athmen eine Lebenskenntniß, die ſtets erfreut, und ſehr oft überraſcht.

(Der Schluß in der Beilage.)

Am Ausdruck des Scheidens erkennt man, was ein Volk am meiſten liebt. Die alten Griechen ſagten: „Kaire!“ Freue dich! Sie liebten alſo die Freude wohl vor Allem. — Die Römer ſagten: „Vale!“ Werde ſtark! Sie liebten alſo gewiß hauptſächlich die Körperkraft, weil ſie in ſtetem Kriege lebten. — Die Spanier ſagen: „Va con dios!“ die Italiener: „Addio!“ die Franzoſen: „Adieu!“ Alles dies ſind höchſt religiöſe Wünſche, die noch aus der Zeit der Kreuzzüge herrühren. (In dem Wunſche der Deutſchen: „Leb' wohl!“ würde alſo das Sehnen nach Wohlleben liegen!) (Corsaire.)

Ein aufmerkſamer Beobachter in Paris hat einen Gewiſſens-Meſſer ausgemittelt; es iſt der Magen!! Der Vielesser mißt Alles mit vollem Gewiſſen; wer aber wenig ißt und trinkt, faßt auch in ſein Gewiſſen wenig ein! (Corsaire.)

(?) In Amerika ſollen unlängſt zwei Individuen durch den Genuß von Faſanen geſtorben ſeyn, und Dr. Schamaker aus Philadelphia behauptet, daß die Nahrung jener Thiere, welche gern Lorbeern eſſen, die einen Giftſtoff enthalten, dieſe Vergiftung hervor gebracht habe. (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XIX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 132ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Weimar. (Schluß.) In Hrn. La Roche verehren wir auch für das Schau- und Luſtſpiel ein mannigfaches Talent, nur würden wir ihn noch weit mehr loben können, wenn er ſich nicht zu Allem brauchen ließe, nicht überall ſich geltend machen wollte; denn ſchon ſehen wir von ihm bei wirklich ausgezeichneten und bewundernswürdigen Rollen andere ganz verfehlte; dahin rechnen wir z. B., troz des Applaudirens, den „Rührig" („Wunderſchrank"), den er als Mann ohne Charakter auch ohne Charakter darſtellte, und Scenen in's Lächerliche zog, die uns ihn liebenswürdig machen ſollen; da wir doch meinen, daß ſein Charakter der ſey, daß er keinen der gewöhnlichen Theater-Charaktere hat. (?) Doch möge dieſer Tadel zunächſt eine Anzeige für die Regie ſeyn, unſern Freund nicht zu Allem gebrauchen zu wollen, und ihn nicht täglich auf den Brettern erſcheinen zu laſſen, wie es im letzten Winter faſt buchſtäblich geſchah; dann wird er auch tiefer ſeine Rollen durchdenken, ſie lebendiger auffaſſen, und dadurch ein Ganzes dar zu ſtellen vermögen, was die Feder des Kritikers nicht heraus fordert. — Hr. Seidel macht ſich am liebſten in der niedern Komik geltend, wozu ihn ſeine bewegliche Figur und ſein launig karrikirtes Spiel beſonders berufen zu haben ſcheint. Seine Hauptrollen ſind die Staberliaden, wo freilich von Kunſt und Kunſtjüngerſchaft nicht die Rede ſeyn darf, und wir können nur berichten, daß Hr. Seidel ſtets ſein Ziel erreicht, indem er das Zwerchfell erſchüttert. — Hr. Hunius wird ſchon ſeit längerer Zeit nur zur Ausſchmückung der einzelnen Partieen, nicht aber eines ganzen Bildes verwendet, (?) daher wir denn nur ſeine alte Virtuoſität in Erinnerung bringen können, wo er als Buffo der Oper und des Luſtſpiels den Leiſtungen unſerer jüngern Komiker durchaus nichts nachgab. — Hr. Engſt iſt erſt ſeit Weihnachten bei uns, und hat ſich uns vielleicht noch nicht nach allen Seiten zu zeigen Gelegenheit gefunden; wir können indeß ſo viel von ihm verſichern, daß er alle die minder bedeutenden Partieen, die ſonſt ein Hr. Thieme ſpielte, wenigſtens mit gleicher Sorgfalt vorträgt, und dabei mehr Studium und Eifer hat. Daher ſind Viele mit dem Tauſch um ſo mehr auch darum zufrieden, weil er als Tänzer ſchon einige Mal ergötzte, und am Schluſſe der Vorſtellung noch ein Ballet („der ländliche Morgen") gab, das Referent indeß nicht ſehen mochte, weil die Direktion nicht ſo artig war, unſere, dieſen Winter ſelbſt noch theurer bezahlten Billets gelten zu laſſen. — Mad. Durand gereicht inſofern unſerm Theater zum beſondern Schmuck, weil ſie die ſo undankbaren Vertrauten-Rollen, mit ſeltener Tiefe ſie ergreifend, in der edelſten Haltung darſtellt, wo es der Charakter erfordert, z. B. als „Herzogin von Friedland", „Hanna Kennedy" u. ſ. w. und dabei doch auf der andern Seite die komiſchen Mütter im höhern und niedern Styl mit einer ſolchen, auch körperlichen Gewandheit giebt, daß nicht nur nichts zu wünſchen übrig bleibt, ſondern daß auch ihr ſtets ein weſentliches Verdienſt an dem Gelingen der komiſchen Darſtellungen des Hrn. Seidel bei zu legen iſt. Noch erwirbt ſie ſich unſern Dank auch von einer dritten Seite, in den zärtlichen Müttern, wo ſie z. B. ihre „Frau Feldern" mit einer ſo wahrhaft poetiſchen und dabei doch ſo lebenstreuen Auffaſſung hinſtellt, daß wir uns nichts Gediegeneres denken können. — Mad. Hartknoch, unſere erſte Liebhaberin, verbindet mit einem allerliebſten Aeußern eine ſtets ſorgfältige Darſtellung und oft geiſtreiche Auffaſſung. Ihre Rollen ſind indeß zu mannigfach, als daß wir ſie nach Syſtem ſcheiden und kritiſch muſtern könnten; doch verdient eine Seite beſondere Anerkennung, wir meinen die jugendlichen Herren-Rollen, wo ſie als „Victorin" („Waiſe und Mörder") und „Julius" („Taubſtumme") mit Recht allgemeinen Beifall und der Denkenden Bewunderung ſich erwirbt, weil ſie hier eine Tiefe in der Erkennung des geiſtigen Weſens darlegt, wie man ſie bei Damen wohl ſelten finden wird. Sonſtige größere Leiſtungen von ihr ſind, unbeſchadet anderer, „Emilie Galotti", „Königin" („Don Carlos"), „Eliſe" („Räthſel"), „Lehnchen" („Van Dyk") u. ſ. w. — Mad. Müller giebt die naiven Liebhaberinnen und Soubretten mit ſtets gleichem Erfolg, wozu ſie auch ihre ſinnige Auffaſſung der Charaktere eben ſowohl als ihre einnehmende Figur berechtigt. Aus dem großen Cyclus ihrer Rollen nennen wir nur das „Suschen" („Bräutigam aus Mexiko"), „Hannchen" („Wollmarkt") und „Gretchen" („Verwandtſchaften"), und könnten leicht die Zahl noch bedeutend vermehren, wenn nicht eine kahle Aufzählung ermüdete. — Demoiſ. Lortzing hat im letzten Winter als Anfängerin zuerſt uns einige allerliebſte Partieen gegeben, und am Schluß der Vorſtellungen in der „Iphigenie" (überſetzt von Peucer) Gelegenheit gefunden, uns zu überzeugen, daß ſie Talent und dadurch Beruf hat für die dramatiſche Laufbahn. Möge bald in ihr das Selbſtvertrauen einkehren, daß ſie etwas Ausgezeichnetes leiſten kann, ſo wird ihre ſchuldloſe Kindlichkeit und ihr glücklicher Humor gewiß noch reichere Erndten des Beifalls zu ſammeln haben. — Noch darf ich aber am Schluſſe von unſern Theater-Neuigkeiten nicht ſchweigen, die in den letzten Zeiten die Kritik aller Theaterfreunde in Bewegung geſetzt haben. Dahin gehört zunächſt das Erſcheinen des Hrn. Dr. Wagener auf hieſiger Bühne. Man hatte von ihm eine große Erwartung, die nach den Berichten aus Bremen im „Geſellſchafter" erregt, aber auch wieder gemäßigt waren. Er zeigte ſich uns zunächſt als „Tell" mit nur wenigen wirkungsreichen Scenen, dann als „Leiceſter", wo er zwar Effekte hervor brachte, wobei aber doch die Rolle öfter ihn, als er die Rolle beherrſchte, und als „Carl Moor", den er vergleichungsweiſe am beſten aufgefaßt zu haben ſchien, obgleich er auch hier zuweilen die Rolle fallen ließ. Dennoch aber ſcheint uns ſein Talent für dramatiſche Darſtellungen entſchieden. Von der Natur mit einem kräftigen Aeußern beſchenkt, hat er uns Kunſtſinn genug gezeigt, um Treffliches erwarten zu laſſen. Möge es ihm nur auch gelingen, als Regiſſeur mit gleichem Erfolge zu arbeiten, wie bisher Hr. Durand, dann iſt er uns ſchon darum lieb und werth. — Eine andere neue Erſcheinung war uns Hr. Moltke jun., der ſeinen erſten Auftritt in der ſchwierigen Rolle als „Melchthal" wagte, und durch den glücklichſten Erfolg ſein Unternehmen rechtfertigte. Seine jugendliche Friſche, das tiefe Gefühl, das er durchgehends zu erkennen gab, und die für einen Anfänger wirklich ausgezeichnete Aktion und Deklamation, machten ihn des rauſchenden Beifalls würdig, mit dem er gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen aufgenommen wurde, und den man durch die ganze Vorſtellung hindurch bethätigte. In ſeiner zweiten Rolle, als „Mortimer", wollte er indeß weniger anſprechen, und es möchte der Grund dazu theils darin zu finden ſeyn, daß die Leiſtungen der „Maria Stuart" und der „Eliſabeth" die geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, theils aber auch darin, daß er das Ganze mehr mit geregelter dramatiſcher Haltung zu geben ſuchte, die ihm natürlich noch nicht eigen ſeyn kann, da ſie erſt das Reſultat dauernden Studiums zu ſeyn pflegt. Gewiß aber iſt uns Hr. Moltke eine werthe Erſcheinung. — Hiemit hätten wir die geiſtigen Kräfte, die durch unſere Bühne bewegt werden, und

Digitized by Google

dadurch wieder bewegen, gewürdigt, und ſomit ſcheiden wir freundlich vom Leſer. Guido.

Potsdam. Die Hauptſtraßen werden hier mit Holzbohlen belegt, auf denen es ſich ſehr bequem gehen läßt. Ob die Inſtandhaltung aber nicht übertriebene Koſten verurſachen wird; ob dieſe Bohlen auch im Winter, bei Glätte und Froſt, vortheilhaft ſeyn mögen? — das muß die Zeit lehren! Das Pflaſter iſt hier, einige Straßen ausgenommen, freilich nicht ſonderlich. — Der Luſtgarten entſpricht ſeinem Namen und die vor einiger Zeit dort aufgeſtellten Büſten des Kaiſer Alexander, des Fürſten Blücher, der Generale Bulow, Tauenzien, Kleiſt u. ſ. w., auf einfachen, aber geſchmackvollen Piedeſtalen, ſchmücken den Ort noch mehr. Die Büſten ſind ſehr ähnlich, ich glaube, ſämmtlich von Rauch und Tiek. — Das Baſſin wird nach und nach zugeſchüttet, da das Waſſer des Beckens keinen ordentlichen Abfluß hat und dadurch nicht im beſten Geruch ſteht. — Auf dem alten Markte, wo das — nach dem Muſter des Amſterdammer gebaute — Rathhaus ſteht, ſoll eine neue Kirche gebaut werden. — Vor dem Jäger-Thore läßt der König ein ſehr geräumiges Gebäude für die Infanterie-Schule errichten; auch ſoll die Anzahl der Zöglinge vermehrt werden. Dieſe Anſtalt bildet junge Leute zu Unter-Offizieren, und iſt als eine niedere Abtheilung von Cadetten-Anſtalt zu betrachten. In Potsdam iſt bekanntlich eine der drei Cadetten-Anſtalten unſeres Staats (Culm, Potsdam und Berlin), aber in Hinſicht der äußern und innern Einrichtung die erſte. Vor der Stadt nämlich, nach der Schloßſeite zu, iſt das frühere Lazareth des Waiſenhauſes durch ein Haupt- und mehrere Nebengebäude vermehrt worden. In denſelben befinden ſich ein ſchöner Bet-Saal, ein wirklich imposanter Speiſe-Saal und die geräumigſten Wohn-, Schlaf- und Lehr-Zimmer der Cadetten. Der Commandeur der Anſtalt, die Offiziere, der Prediger, das Lehrer- und Oekonomie-Perſonale haben Wohnungen in dem Haupt- oder den Neben-Gebäuden. Hinter dem Hauſe iſt ein geräumiger Garten, worin jeder Zögling ſein eigen Theil hat. — Will man von dieſer Anſtalt nach der Stadt gehen, ſo muß man die jetzt beendete wirklich großartige lange Brücke paſſiren. Dieſe iſt von Stein, die Bogen ſind kühn gewölbt; zwei Wachthäuſer bilden den Eingang und das Ganze iſt ſehr maſſiv und dauerhaft gebaut. — Das Intereſſanteſte jedoch, was an neuen Bauten unſere Gegend darbietet, iſt die Aufführung eines ſogenannten ruſſiſchen Dorfes vor dem Jäger-Thore. Die Unternehmung ſchreitet ſchnell vorwärts und eine Abtheilung der Pionniers aus Berlin iſt bei der Arbeit beſchäftigt. Alles wird ganz auf ruſſiſche Art angelegt; die Häuſer von Holzbalken, die Thüren mit allerlei Schnitzwerk, das Dach mit Holzſchindeln und Balken; die Stuben mit ruſſiſchen Oefen u. ſ. w. Bei jedem Hauſe iſt ein Garten nebſt Zaun aus zuſammengeflochtenen Baumzweigen, und die Blockhäuſer nehmen ſich ſehr freundlich und nett aus. Das Haus des Küſters wird hübſcher noch wie die andern; oben wird ſogar ein geräumiger Saal angelegt, von wo aus man einer entzückenden Ausſicht genießt. Später ſoll gar eine griechiſche Kirche erbaut werden; alſo eine förmliche ruſſiſche Colonie. Sa.

Leipzig. Demoiſ. Lindner, vom Theater zu Frankfurt am Mayn, erwarb ſich hier in einer Reihe von Gaſtdarſtellungen den Beifall des Publikums, der gewiß um ſo mehr Werth hat, da ſie nicht ſehr durch ihr Aeußeres unterſtützt iſt; denn nur zu oft wird das Entzücken über eine hübſche Geſtalt, ein freundliches Geſichtchen, eine wohltönende Stimme, auch auf die dramatiſchen Leiſtungen übertragen. — Als „Dorothea“ in Töpfer's „Herrmann und Dorothea“ war ſie zart und gefühlvoll, ohne Uebertreibung, ganz liebevolle Hingebung ohne Koketterie; ſie hatte alle Herzen gerührt: gewiß ein größerer Triumph, als das rauſchendſte Beifallklatſchen. An demſelben Abende wurden die „Proberollen“ von Breitenſtein zum erſten Mal gegeben. In den „neuen Proberollen“ von Ludwig Robert (worin manches Treffende von dem Verfaſſer geſagt iſt), ſahen wir vor nicht gar langer Zeit Mad. Neumann, und bei der großen Aehnlichkeit beider Stücke iſt wohl nichts natürlicher, als daß ſich ein Vergleich zwiſchen den beiden Gäſten aufdrängte. Bei allen Unpartheiiſchen kann dieſer nur zum Nachtheil der früheren ausgefallen ſeyn, denn bei Mad. Neumann ward in jeder Rolle die Abſicht ſowohl, als die Ueberzeugung, zu gefallen, ſichtbar, und unter dem angenommenen Charakter blickte ſtets die eigenthümliche Individualität der Darſtellerin zu ſehr hervor; hier aber war jeder angenommene Charakter ſo ſcharf und beſtimmt gezeichnet, ſo gut durchgeführt, daß er andere Natur geworden zu ſeyn ſchien. Wären der Theaterzettel und die Figur der Demoiſ. Lindner nicht zu Verräthern geworden, ſo hätte man glauben können, aber ſogar müſſen, man ſähe eben ſo viel verſchiedene Perſonen, als die Demoiſ. Lindner nach und nach darſtellte. Hätte Demoiſ. Lindner etwas deutlicher geſprochen, ſo wäre nichts zu wünſchen übrig geblieben. — Als „Kätchen von Heilbronn“ gefiel Demoiſ. Lindner nicht, doch iſt dies gewiß weniger ihrem Spiele, als ihrer Perſönlichkeit zuzuſchreiben, welche ihr gerade hier zu ſehr im Wege ſteht. Dahingegen befriedigte ſie wieder vollkommen als „Suſette“ in den „Roſen des Herrn von Malesherbes.“ Dieſe fröhliche Unſchuld, dieſe freie und doch ſo unſchuldige Koketterie des Landmädchens, die zutrauungsvolle Offenheit und Heiterkeit, werden gewiß Wenige gleich ihr ſo in den feinſten Nuancen darzuſtellen vermögen. Nur ſchwach unterſtützt ward ſie übrigens durch „Peter“, ihren Geliebten (Hr. Streit). Man ſah ihm das Beſtreben an, die Schüchternheit zu unterdrücken, die jungen Schauſpielern oft eigen iſt, was der Darſtellung ſchadete; auch muß Hr. Streit noch bedeutenden Fleiß auf das richtige Sprechen der Verſe verwenden. — Später ſahen wir zum erſten Mal: „Die Talentprobe“, Luſtſpiel in einem Aufzuge von F. W. Gubitz, in welchem Demoiſ. Lindner die „Minna“ gab. Das Stück hat viel Aehnlichkeit mit den alten und neuen „Proberollen“, doch unterſcheidet es ſich dadurch von beiden, daß die beſtändigen Monologe vermieden ſind. Wollte ich die einzelnen Rollen, welche Demoiſ. Lindner in dieſem Stücke hat, auch einzeln durchgehen, ſo würde ich mich im Lobe beſtändig wiederholen müſſen. Uebertroffen kann ſie in ſolchen Aufgaben gewiß nicht werden, daher ſpare ich mir alles Lob, mit dem ich ohnehin nicht ſo ſchnell fertig werden würde, und gehe zum Tadel über, welchen ich mit geringer Mühe zu beſeitigen vermag. In der Rolle der „Zettelträgerin“ welche, wenn ich nicht ganz irre, in dem Stücke urſprünglich nicht enthalten war, ſondern erſt ſpäter zu Ehren einer Schauſpielerin (Mad. Neumann?) *) eingeſchoben wurde, verfehlte Demoiſ. Lindner zuweilen den Berliner Dialekt, der für eine Fremde nicht leicht nachzuahmen iſt. Sie ſprach nämlich, und zwar faſt immer, das T und P zu weich aus, wodurch etwas in die Berliner Sprache kam, das ſonſt nicht darin liegt. — Außer den genannten Stücken trat Demoiſ. Lindner noch auf als „Suschen“ im „Bräutigam aus Mexiko“, als „Ophelia“, als „Margaretha“ in den beiden letzten Akten der „Hageſtolzen“, und gefiel; am wenigſten jedoch als „Ophelia“. — Ehe ich meinen heutigen Bericht ſchließe, will ich noch einer kleinen literariſchen Neuigkeit Erwähnung thun, welche ſo eben (im Magazin für Induſtrie und Literatur) erſchienen iſt, nämlich: eine Ueberſetzung des Garçon Sanssouci von Pigault-Lebrun, unter dem Titel: „der kleine Ohneſorge oder Valentins Irrfahrten als Schüler, Arzt, Soldat, Einſied-

*) Ich habe dieſe Scene für Demoiſ. Lindner und auf deren Wunſch geſchrieben, wie denn überhaupt das Ganze durch einen ſolchen Wunſch entſtanden iſt. Kann irgend Jemand Freude haben an einem ſolchen Stück, der Verfaſſer iſt's gewiß nicht. Gy.

Digitized by Google

ler, Comödiant und Charletan". Eine jener leichten franzöſiſchen Speiſen voller Schlüpfrigkeiten und üppiger Anſpielungen, die den Gaumen reizen, ohne einen wahren Genuß zu gewähren. Die Ueberſetzung (von einem Ungenannten) iſt leicht und fließend, und der Verleger wird gewiß bei dieſem Werke ſeine Rechnung finden; denn mangelt auch aller wahre innere Werth, ſo ſind es doch gerade dergleichen Sachen, die in unſeren verderbten Zeiten Jedermann leſen will, und die daher jede Leihbibliothek von nur mittelmäßigem Umfange brühwarm, wie ſie aus der Preſſe kommen, haben muß, während dieſe deutſchen Leihbibliotheken ſehr zögern, das Beſſere anzuſchaffen, was die deutſche Literatur bietet. Guſtav Sellen.

1826. No. XIX.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geiſt aus Moritz Auguſt von Thümmel's Schriften.

12. Geheftet, 1826, ſechs Groſchen Courant.

Geiſt aus Chriſtoph Martin Wieland's Schriften.

Erſtes Bändchen. 12. Geheftet, ſechs Groſchen Cour.

Aus dieſer beiden Unſterblichen Schriften die Glanzpunkte zu ſammeln, ſchien dem Herausgeber nicht unverdienſtlich. Eine ſolche Perlenſchnur geiſtreicher Gedanken enthält einen reichen Stoff lehrreichen Scherzes und anmuthiger Weisheit. Auch iſt der ſittliche Zweck dem äſthetiſchen bei der Auswahl nie untergeordnet worden, ſo daß die aufblühende Jungfrau jene Sammlung eben ſo ruhig in die Hand nehmen darf, als der reife Mann.

Neue Verlagswerke von Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg, zur Leipziger Oſter-Meſſe 1826.

Buchner, Prof. J. A., vollſtändiger Inbegriff der Pharmacie in ihren Grundlehren und praktiſchen Theilen. Ein Handbuch für Aerzte und Apotheker. 8.
Vierte Lieferung 2 Thlr. 12 Gr. oder 3 Fl. 45 Kr.
Fünfte Lieferung 3 Thlr. oder 4 Fl. 30 Kr.

— Deſſen Grundriß der Chemie.
Erſter Band mit 1 Kupfert. 2 Thlr. 12 Gr. oder 3 Fl. 45 Kr.

Döring, G., Albrecht der Weiſe, Herzog von Baiern. Volksſchauſpiel in 5 Aufzügen. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Florae Germaniae Compendium Sect I. Plantae phanerogamicae seu vasculosae. Scripserunt M. J. Bluff et C. A Fingerhuth. Tom. II.
auf feinem Schreibp. 3 Thlr. oder 4 Fl. 30 Kr.
auf Druckp. 2 Thlr. oder 3 Fl.
Die beiden Bände in 12 Format
auf Schreibp. 6 Thlr. oder 9 Fl.
auf Druckp. 4 Thlr. oder 6 Fl.

Fuchs (Akademiker in München). Ueber ein neues nutzbares Product aus Kieſelerde und Kali. (Bei dem neuen K. Hoftheater zu München, als Schutzmittel gegen das Feuer, in Anwendung gebracht) gr. 8. 9 Gr. oder 36 Kr.

Goldfuß, Prof. G. A., Grundriß der Zoologie, zu Vorleſungen beſtimmt. 8. 3 Thlr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Hollunder, C. F., Verſuch einer Anleitung zur mineralurgiſchen Probir-Kunſt auf trockenem Wege. Ein Handbuch für angehende Probirer, rationelle Hüttenleute, Analytiker, Apotheker, Fabrikanten, Metallarbeiter, Technologen und für Freunde der angewandten Naturwiſſenſchaft überhaupt. Nach eigenen Erfahrungen, und mit Benutzung der neueſten Entdeckungen. 2 Theile. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl.

Die Lehre vom Geſchlecht und von der Beugung hochdeutſcher Subſtantive. Mit Rückſicht theils auf die Vervollſtändigung, theils auf die wiſſenſchaftliche Begründung dargeſtellt. gr. 8. 12 Gr. oder 45 Kr.

Oeſterreicher, Dr. J. H., Verſuch einer Darſtellung der Lehre vom Kreislaufe des Blutes. 4. In Umſchlag geheftet. 1 Thlr. 9 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Sechs Blätter zu de la Motte Fouque's Undine, nach Zeichnungen von C. Kolbe in Berlin, geſtochen von C. Barth, A. W. Böhme, M. Eßlinger und Fr. Geißler. In den erſten Abdrücken gr. Med. 8. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 45 Kr.

Zeitſchriften.

Archiv für die geſammte Naturlehre, in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben vom Prof. K. W. G. Kaſtner. Dritter Jahrgang 1826, in 12 monatlichen Heften, oder VII. VIII. u. IX. Band. gr. 8. 8 Thlr. oder 14 Fl. 24 Kr.

Repertorium für die Pharmacie, unter Mitwirkung des Apotheker-Vereins in Bayern. Herausgegeben vom Prof. J. A. Buchner. XXIIter Band, in 3 Heften. 12. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 45 Kr.

In der Michaelis-Meſſe 1825.

Buchner, Prof. J. A., Grundriß der Phyſik, als Vorbereitung zur Chemie, Naturgeſchichte und Phyſiologie. Mit 10 Kupfertafeln und 14 Tabellen. 8. 2 Thlr. 12 Gr. oder 3 Fl. 45 Kr.

Gruithuiſen, Prof. Fr. P., Gedanken und Anſich-

Digitized by Google

ten über die Urſachen der Erdbeben nach der Aggregations-Theorie der Erde. gr. 8. 9 Gr. oder 42 Kr.

Roth, C. L. (Rektor am Gymnaſium zu Nürnberg), Verſuch über Bildung durch Schulen chriſtlicher Staaten, im Sinne der proteſtantiſchen Kirche. gr. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Praktiſches Handbuch der höheren Kochkunſt.

Von Joſ. Fahrmbacher,

Mundkoch Sr. Majeſtät des Königs von Baiern,

in 8. 476 Seiten. Nürnberg. Preis: broſchirt 2 Thlr.

Ueber 1000 Gerichte enthaltend, insbeſondere:

48 Arten Suppen und Kraftbrühen.
35 — Saucen.
16 verſchiedene Garnituren.
57 Arten Gemüſer.
40 — Eyerſpeiſen, Omeletten.
67 Gerichte von Fiſchen.
39 Arten Auflauf.
21 — Puddings.
28 — Creme.
21 — Compoten.
97 — Mehlſpeiſen, Bäckereien und Torten.
85 — Faſtenſpeiſen.
25 — Fareen.
58 Gerichte von Wildpretarten.
29 — von Hühnern.
6 Arten Poularden.
7 Gerichte von Kapaunen.
23 — welſche Hahnen.
18 — Tauben.
15 — Enten.
5 — Gänſe.
34 — Fleiſchſpeiſen.
35 — von Hammelfleiſch.
9 — Lammsfleiſch.
11 — Schweinefleiſch.
51 — Kalbsfleiſch.
8 Arten Klöße.
17 — Würſte.
15 — Warmes Getränk.
41 — Kühlender Getränke.
23 — Gefrornes.
9 — Marmeladen.
12 — eingekochte Früchte.

Die Kochkunſt iſt die Fertigkeit, die zur Sättigung des Menſchen nöthigen Lebensmittel ſo zuzubereiten, daß ſie nicht allein das Bedürfniß des Hungers ſtillen, ſondern auch dem Gaumen, den die Natur mit einer beſondern Reizbarkeit begabt, wohlſchmeckend werden. Dieſe Kunſt iſt jeder Hausfrau unentbehrlich, ſie wird in der Tochter mit als ein Zeichen guter häuslicher Erziehung erkannt. — In der geſchmackvollen Art, wie eine Hauswirthin ihre Gäſte bedient, weiß ſie ſich mehr aus zu zeichnen, als durch koſtbares Silberzeug, überladene Tafelaufſätze, oder durch eine Menge koſtſpieliger Speiſen. —

Die Anſprüche, die man aber an Kochbücher zu machen pflegt, ſind meiſt übertrieben. Ohne eine gewiſſe Fertigkeit in Zubereitung der gewöhnlichſten Gerichte, bleibt jede Anweiſung in Büchern ungenügend, und ein Kochbuch, welches verſpricht — die meiſten thun dies — ohne alle Vorübung die Zubereitung großer Gaſtmähler, auserleſener Speiſen ꝛc. zu lehren, erinnert an jene Anweiſungen, eine fremde Sprache in 2mal 24 Stunden zu lernen.

Was der Verfaſſer in dieſem Handbuche dem Publikum übergiebt, iſt ganz aus ſeiner vieljährigen Erfahrung geſchöpft; es iſt das Vorzüglichſte der deutſchen und franzöſiſchen Küche. Fern von dem Wahne, daß ſein Werk alle andern bei weitem übertrifft, begnügt er ſich, wenn man in vielen Fällen ſeine Anweiſungen faßlicher, die Auswahl der Speiſen zweckmäßiger, beſonders auch kleinen Hausweſen anpaſſender, und hie und da etwas Neues finden wird.

Außer 1015 Speiſe-Recepten enthält dies Buch noch ein belehrendes Verzeichniß der Viktualien, ihres beſten Zuſtandes in der verſchiedenen Jahreszeit, mehrere Speiſezettel von 6 bis zu 60 Couverts, und zum Schluſſe die Anweiſung, verſchiedene Erfriſchungs- und andere Getränke, Gefrornes, und was zur Bedienung eines Abendzirkels, oder zur Ausſtattung des Theetiſches erforderlich iſt, zuzubereiten.

Walter Scott.

So eben verläßt die Preſſe bei Gebrüder Franckh in Stuttgard:

Woodſtock

oder

der Ritter.

Eine Erzählung aus dem Jahre 1651

von

Walter Scott.

5 Theile. gr. 12. brochirt, jedes Bändchen:

Zwei Groſchen.

Durch unſere Verbindungen mit England ſind wir in den Stand geſetzt, dieſen neueſten Roman des großen Britten, welcher vor einigen Wochen erſt in England erſchien, den Abnehmern unſerer

beiſpiellos wohlfeilen Taſchenausgabe

jetzt ſchon zu liefern: wir glauben dadurch den beſten Beweis zu geben, wie ſehr wir uns bemühen, die ſo große Anzahl unſerer Abnehmer zu befriedigen, indem ſolche jetzt den neueſten Roman, welcher in der Leipziger Ausgabe 3 Thlr. 16 Gr. gekoſtet, um den beiſpiellos wohlfeilen Preis von 10 Gr. ſchön gedruckt und in einer vortrefflichen Ueberſetzung, zuerſt vor jeder andern Taſchenausgabe, erhalten. —

Nur Subſcribenten auf die ganze Sammlung kann jedoch dieſer Roman abgegeben werden.

Wir verbinden hiermit die Anzeige, daß von

Scott's Leben Napoleon's

gleichzeitig mit dem Original in England eine ſolche wohlfeile Ausgabe à zwei Groſchen das Bändchen erſcheint, welche ebenfalls nur an die Subſcribenten auf die ganze Sammlung abgegeben wird, auf deren 2te Auflage man noch in jeder ſoliden Buchhandlung ſubſcribiren kann. Bis jetzt ſind 10 Bändchen erſchienen, bis Ende dieſes Jahres werden aber beſtimmt 30 Bändchen geliefert.

Stuttgard, den 20. Juni 1826.

In der Maurerſchen Buchhandlung in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, ſind fortwährend vollſtändige Exemplare zu haben.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 31. Auguſt. 133ſtes Blatt.

Die Schlacht bei Warna.

Aus Saad-uddin-effendi Annalen des ottomaniſchen Reichs entlehnt, und hier aus dem Franzöſiſchen (Journal asiatique No. 47) überſetzt.

Nachdem der Sultan Murad ſeine argliſtigen Feinde ſiegreich überwunden, und Ruhe und Frieden in den ottomaniſchen Ländern wieder hergeſtellt hatte, faßte er in ſeinem, durch göttliche Eingebung erleuchteten Geiſte den Vorſatz, dem irdiſchen Treiben zu entſagen, um nur dem Dienſte des Schöpfers zu leben, die Sorgen und Mühen des Thrones gegen die Annehmlichkeiten des Privatlebens zu vertauſchen, und fortan nur zu ſtreben, ſich der ewigen Glückſeligkeit werth zu machen. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, theilte er ſich ſeinem Miniſter Chalil-Paſcha ſo mit: „Geraume Zeit hindurch habe ich, den Fuß unaufhörlich im Bügel, das Schwerdt fortwährend aus der Scheide, nicht nachgelaſſen, für das Wohl der Religion zu wirken; es iſt Zeit, daß ich die Herrſchaft meide, und in der Zurückgezogenheit mich dem Allmächtigen weihe. Ja, ich bin entſchloſſen, die Augenblicke, die mir noch übrig ſind, der Buße zu weihen, und meine Füße auf das Polſter der Ruhe zu legen. Was ſoll ich mit der Krone, mit dem Throne, mit meinen Heeren? ich will nur darauf bedacht ſeyn, meine Fehler in den Thränen der Zerknirſchung zu baden, ich will mein Leben im Schooße der Ruhe beſchließen: da will ich raſtlos den Koran leſen; da will ich raſtlos den Ewigen preiſen. — Ich will meine Hand zurück ziehen von dieſem vergänglichen Reiche, und auf dem Felde meines Herzens den Saamen der Liebe zu Gott ſäen. Ich will fleißig ſeyn an dem erhabenen Hofe der unabänderlichen Wahrheit, ich will meine Leidenſchaften bekämpfen und das Zelt meiner Begierden zuſammen legen. *) — Mein erhabener Erbe Mahomet nehme meinen Platz ein: ſeine Regierung ſey ruhmvoll und beglückt; während ihrer Dauer gebe es keinen Unglücklichen, man höre keinen Seufzer."

Chalil-Paſcha und die höchſten Beamten des Staates widerſetzten ſich vergebens Murad's Entſchluß: er beharrte in ſeinem Vorhaben, trat ſeinem Sohne das Reich ab, und zog ſich nach Magneſia zurück. Dies geſchah im Jahre 847 (1443).

Die benachbarten Fürſten vermeinten, als ſie Murad's Entſagung erfuhren, in ihrem boshaften, von tief eingewurzeltem Haſſe befleckten Geiſte, in ihrem heuchleriſchen, vom Stachel des Neides verwundeten Herzen, des Sultans Schritt ſey die Folge einer Geiſteszerrüttung, und faßten den Vorſatz, vereint das ottomaniſche Reich an zu greifen. Der Anführer dieſer treuloſen Schaar, Caraman-Oglu, ſchrieb an den Ungläubigen von Ungarn (Ladislav, König von Ungarn) folgendermaßen: „Murad hat den Verſtand verloren, und verſchwelgt ſein Leben in Freude mit ſeinen Genoſſen. Ein Kind beherrſcht ſtatt ſeiner das Reich, eine ſchwache Pflanze, die ſehr leicht zu entwurzeln iſt.

*) Anſpielung auf die Sitte der Nomaden-Araber, welche ihre Zelte abbrechen, wenn ſie einen Ort verlaſſen, um andere Weide zu ſuchen.

Noch hat es den Tag des Kampfes nicht geſchaut, noch nicht ſeinen Renner auf das Schlachtfeld geführt. Jetzt gleich müſſen wir uns vereinigen und dieſen unerfahrenen Herrſcher angreifen; denn, warten wir, bis der Lichtſchein ſeines Glücks weithin glänzende Strahlen verbreitet hat, ſo werden wir vergebens eine ähnliche Gelegenheit ſuchen.“

Nachdem dieſe lächerlichen Nachrichten unter den unglücklichen Chriſten herum gekommen, ſchickten dieſe Briefe hin und her, machten gemeinſchaftliche Sache, und brachten in kurzer Zeit ein bedeutendes Heer zuſammen. Es beſtand aus Ungarn, Deutſchen, Bosniern, Albaneſern, Moldauern, Walachen, Franken und andern Chriſten. — Der Despot Laß-Ogli, König von Servien, führte den Vortrab. Achtzig Tauſend Ungläubige, in eiſernen Harniſchen, folgten ihm; ihre kühnen Schaaren, ähnlich dem ſchwarzen Meere, ſchritten gegen das Land der Muſelmänner heran; ſie gingen über Belgrad nach Nicopolis, verwüſteten das ganze Land, und zogen ſich zurück. Der Statthalter von Nicopolis, Mohammed-Bey, Sohn des Firuß-Bey, benutzte einen günſtigen Augenblick, warf ſich mit einer tapfern Schaar auf den Nachtrab, ſchlug ihn in die Flucht und nahm Mehrere gefangen, die er gefeſſelt an des Sultans Hof ſandte. *)

(Der Schluß folgt.)

*) Um dieſe Zeit war an Sklaven ein ſolcher Ueberfluß, daß man, wie Saad-uddin verſichert, eine recht ſchöne Jungfrau für ein Paar Stiefeln kaufen konnte.

Der Hauswirth von Paris.

(Schluß.)

Die Angelegenheiten meines Vaterlandes waren es allein, was mir noch einiges Intereſſe ein zu flößen vermochte. Ein benachbarter Grundbeſitzer theilte mir von Zeit zu Zeit öffentliche Blätter mit, welche mich immer von dem Gange der Ereigniſſe unterrichteten. Die Jahre ſchwanden; meine Leidenſchaften waren allmählig verſtummt. Die ſchmerzlichen Erinnerungen meines Lebens hatten in der Stille, die mich umgab, nach und nach ihren Stachel verloren. Mein Blick ward freier, kein Egoismus, keine ehrgeizige Selbſtverblendung hielt ihn mehr gefangen, und wie in klarer Ueberſicht der Zuſammenhang meines Lebens vor meinem innern Auge ſich entwickelte, ward mir auch die ſchmerzliche, aber heilſame Erkenntniß meiner eigenen Fehler und Irrthümer, welche zu bereuen von da an das Geſchäft meiner Tage war. Da kam, es ſind nunmehr fünf Jahre, aus der Hauptſtadt der Provinz eine Nachricht an den Maire unſers Dorfs, daß ein Herr von Brancailles in Paris verſtorben, der ſeit einigen Jahren dort anſäſſig geweſen. Er hatte auf Seereiſen und durch vortheilhafte Handelsſpekulationen einiges Vermögen erworben, welches er ſammt einem Hauſe, das er in Paris beſaß, den Abkömmlingen ſeiner Familie, falls noch dergleichen am Leben, im Verneinungsfalle aber milden Stiftungen vermacht hatte. Es galt nun, Gewißheit darüber ein zu ziehen, ob ſich noch Jemand von ſeinen Angehörigen am Leben befinde oder nicht. — Meine erſte Regung war, die wohlthätigen Stiftungen im Beſitz der Erbſchaft zu laſſen, welche der Wille des Verſtorbenen — der Niemand anders als mein älterer Bruder war — ihnen zugedacht. Doch einiges Nachdenken reichte hin, um dieſen Entſchluß zu verändern, indem es mir bald ſchien, als würde ich mehr Beruhigung darin finden, wenn ich von dem Ertrag dieſes unverhofften Beſitzes noch das Unglück ſo mancher Opfer der Revolution, deren Elend gewiſſermaßen, wenn ſchon nur unmittelbarer Weiſe, mein Werk war, in etwas zu mildern ſuchte; wobei dann immer noch, nach meinem Tode, die Abſicht meines Bruders, in Hinſicht auf die Wohlthätigkeits-Anſtalten, in Erfüllung gehen konnte. So beſchloß ich, wieder nach Paris zu gehen, und leicht beredete ich Bertrands Tochter — er ſelbſt war unlängſt geſtorben — meine alte Haushälterin Marton, mich hieher zu begleiten. Und — bewundern Sie mit mir die Wege des Schickſals! — eine ſonderbare Vergeltung mußte ich darin erkennen, daß dieſes Haus das nämliche war, welches die Marquiſe ehemals bewohnte. Der Name, den es trug, und deſſen Spuren Sie noch über dem Eingang wahrnehmen können, — denn ich ließ ihn vertilgen, als ich zum Beſitz des Gebäudes kam — hatte meinen Bruder veranlaßt, es zu kaufen, als es nach der Revolution, gleich ſo manchem herrenloſen Beſitzthum, feilgeboten wurde. Feſt entſchloſſen, nie von ſeinen Räumen und Bequemlichkeiten Gebrauch zu machen, ließ ich nur ein Paar Zimmer im Seitenflügel für mich einrichten, und kaufte den Garten an, welcher früher nicht dazu gehörte. So lebe ich denn, mitten in der gewühlvollen Hauptſtadt, nun ſeit Jahren als ein menſchenſcheuer Einſiedler, zufrieden, hie und da eine Thräne fremden Schmerzes trocknen zu können, und in dieſem Bewußtſeyn einige Linderung für mein eigenes unheilbares Leid zu finden!“

Hier endigte Brancailles ſeine Mittheilungen. Er war bei den letzten Worten ſehr bewegt aufgeſtanden, und ging mit der Geberde tiefen Schmerzes die Allee hinab. Als er zurück kam, glaubte ich in ſeiner Miene den Wunſch zu leſen, allein zu ſeyn; auch ſchien mir nach einer ſolchen Unterhaltung ein gleichgültiges Geſpräch weder paſſend noch möglich. Ich begnügte mich daher, ihm ſchweigend, mit dem Ausdruck herzlicher Theilnahme, die Hand zu drücken, und begab mich ſofort auf mein Zimmer.

Als ich ihn wieder ſah, war er zwar heiterer, doch

kam es mir vor, als ob er mit Sorgfalt der Erinnerung an jene Mittheilungen ausweiche; ja es ſchien mir, als ob er mit Abſicht Alles vermeide, was im Geſpräch wieder darauf hätte hinleiten können; ſo zögerte denn auch ich nicht, den Beweis zu geben, daß ich ſein Unglück zu ſchonen wiſſe, und nicht willens ſey, eine ſo ſchmerzliche Saite gegen ſeine Abſicht wieder zu berühren.

Nach einiger Zeit wurde ich ausquartirt, indem ein Offizier der ruſſiſchen Garde die Wohnung erhielt. Doch war hiemit mein Umgang mit meinem alten Freund nicht abgeſchnitten: ich beſuchte ihn mehrmals, ihn zu den gewohnten Abend-Spaziergängen abholend, und immer fand ich bei ihm dieſelbe rege Theilnahme an Allem, was ſich auf die Ereigniſſe der Zeit, dieſelbe wehmüthige Reſignation bei dem, was ſich auf die Vergangenheit bezog.

Eines Tages, als ich in der erwähnten Abſicht zu ihm kam, fand ich, wider die Gewohnheit, das Haus offen, die Thür ſeines Zimmers aber zu meinem Befremden verſchloſſen und — verſiegelt! Im Begriff die alte Marton auf zu ſuchen, trat dieſe mir aus dem Gange des Erdgeſchoſſes weinend entgegen und reichte ſtumm, aber mit der Geberde herzzerreißenden Schmerzes, mir ein verſiegeltes Billet. Es war von Brancaille's Hand an mich überſchrieben, ſein Inhalt folgender:

„Als in der Sitzung des National-Convents vom 16ten Januar 1793, Nachts um 12 Uhr, nach mehrſtündiger Verhandlung über Ludwig XVI Schickſal, der Augenblick endlich gekommen war, ihn zu verurtheilen, lähmte, ſo gut auch Alles vorbereitet war, in dieſem entſcheidenden Moment die Scheu vor der ungeheuern That, vielleicht auch ein dunkles Vorgefühl einſt möglicher Ahndung, jede Zunge, und Niemand wollte der Erſte ſeyn, ſein Votum aus zu ſprechen. Da erhob ich mich von meinem Sitze, und meine Stimme: „la mort sans phrase", war die erſte, welche den unglücklichen Fürſten zum Tode verurtheilte. Jetzt hat die längſtverdiente Vergeltung mich ereilt, und ich komme ihr zuvor, indem ich freiwillig ein Leben ende, das längſt ſchon der Strafe anheim gefallen war.

de Brancailles."

Der Unglückliche gehörte zu den Wenigen, welche von der Amneſtie der neuen Regierung ausgeſchloſſen waren. Er hatte Tags zuvor durch einen Piſtolenſchuß ſein Leben geendet. v. Sartorius.

Anrede eines Caraibiſchen Tribu-Chefs an ſeine Kampfgenoſſen.

Meine Mitbrüder! der erhabene Geiſt hat meinen Empfindungen Macht gegeben und ſie entflammt. Das Blut meines Freundes iſt noch nicht getrocknet, ſein Leichnam noch unbedeckt; er harrt und ruft mich, daß ich ihm die Pflicht erfülle! Wenn ich in dieſem Unternehmen falle, oder einer meiner Gefährten ſein Leben dabei läßt, ſo werden wir in der Unvergänglichkeit ruhen! Meine Mitbrüder! ich weiß, daß ich noch nicht genug gereift bin zum Manne, aber Ihr wißt auch, daß ich dem Feinde ſchon nah genug geweſen. Wir ſind überwältigt worden; die Gebeine unſerer Mitbrüder ſind noch in der Sonne; ſie fordern uns auf, daß wir ihnen Genugthuung geben und den Schatten der Ruhe! Wie, hättet Ihr ſie vergeſſen und könntet ſorglos auf Eurem Lager ſchlafen? Erwacht! der Geiſt, der Theil nimmt an meinem Ruhm, mahnt mich, ſie zu rächen! Jugend! faſſe Muth! Ihr Jünglinge, ſprengt Euer Haar ein, bemalt Euer Geſicht, füllt Eure Köcher, laßt unſere Gehölze von unſern Kriegsliedern erſchallen! laßt unſere Todten aufhören, ſich zu langweilen, laßt ſie davon erzählen, daß ſie gerächt worden!! Dt.

Schritt zur Seligkeit.

Wäre doch Strafe darauf, kein Wörtchen vergebens zu reden,
Wahrlich, das wäre ein Schritt uns zu der Seligkeit ſchon. S.

Die geheilte Wunde.

XIV.

Sie.

Im kühlen Hain verſeufzt' ich dieſe Nacht,
Im Bette wußt' ich Ruhe nicht zu finden:
„Vielleicht, daß in des Gartens kühlen Gründen
Ein Augenblick gelinden Schlummers lacht."

Wie freute mich der Sterne milde Pracht;
Doch konnten ſie die Flamme nur entzünden,
Nur ihre Gluth der meinigen verbünden:
Dein liebes Bild war in der Bruſt erwacht!

Am Morgen erſt hat mich der Schlaf bezwungen,
Da ſah ich mich auf jenem Raſenpfühle,
Das du beſchreibſt, von deinem Arm umſchlungen.

Wenn ſo ein Wunder heiligt die Gefühle,
Wer glaubte wohl noch an Gefahr und Trug?
So gelt' es denn, ich wage den Verſuch.

XV.

Meiſter-Sonett.

Er. Mich traf ein Pfeil von deiner Augen Bogen.
Sie. Dein Herz war unverwahrt, die Schuld iſt dein.
Er. Es ſaugt der Sonne Gluth wohl auch der Stein.
Sie. Doch ſie verfliegt, wenn jene weggezogen.

Er. Zieh' nicht hinweg, ſo bleibt ſie unverflogen.
Sie. Du wünſcheſt nun die erſt beklagte Pein?
Er. Ich wünſche ſie, willſt du ein Arzt ihr ſeyn!
Sie. Ich fürchte nur, die Krankheit iſt erlogen!

Er. Du zweifelſt an der Sonne Wundermacht?
Sie. Ich glaube an des Marmors kühle Glätte!
Er. Du biſt als Arzt mir ſchuldig den Beſuch.

Sie. Bezeichne mir des Kranken Ruheſtätte.
Er. Im kühlen Hain verſeufz' ich dieſe Nacht.
Sie. So gelt' es denn, ich wage den Verſuch!

Digitized by Google

Nachſchrift.

Die Italiener haben eine eigene Art, den Sonettenkranz zu flechten, die man die gloſſirende nennen könnte, weil das funfzehnte Sonett, welches zugleich das erſtgeborene iſt, und den Namen „Meiſter-Sonett" führt, in den vierzehn andern dergeſtalt gloſſirt oder variirt wird, daß das erſte derſelben mit dem erſten Verſe des Meiſter-Sonetts ſchließt, das zweite damit anhebt und mit dem zweiten ſchließt, das dritte mit dem zweiten beginnt und mit dem dritten ſchließe u. ſ. w., wie aus dem vorſtehenden Kranze zu erſehen iſt. Wir Deutſche, die wir uns ſeit drei Jahrzehenden wieder ſo ſehr in allen ſüdlichen Formen zu gefallen und in Octaven, Terzinen, Seſtinen, Decimen, Duodecimen, Trioletten und beſonders Sonetten erſchöpfen zu wollen ſchienen, haben, vielleicht nicht zum Unglück für unſere Poeſie, uns zu dieſem Aeußerſten von Beſchränkung durch die Form bisher noch nicht verſtiegen. Indeß hat es an nichtgloſſirenden Sonettenkränzen nicht gefehlt: einer davon iſt ſogar gekrönt, alſo ein bekränzter Kranz; ein anderer, wir meinen die funfzehn Sonette, womit der zweite Theil von Goethe's Gedichten beginnt, der ſchönſten Krone würdig. Wendet man mir ein, dieſe funfzehn Sonette könnten nicht als ein Sonettenkranz betrachtet werden, weil der gemeinſchaftliche Gedanke fehle, wodurch die Einzelnen zu einem Ganzen würden, ſo erſchrecke ich zwar anfangs ein wenig vor dem Gewicht dieſes Einwandes, ermuthige mich dann aber wieder und ſage: Der gemeinſchaftliche Inhalt dieſer Sonette ſey der Preis des Sonettes ſelbſt, welches einſt Goethe, in dem faſt zu bekannten Spott-Sonette:

„Sich im erneuten Kunſtgebrauch zu üben" u. ſ. w.

etwas zu hart angelaſſen, und nun in die wohlverdienten Ehren wieder habe einſetzen wollen. Das erſte: „Mächtiges Ueberraſchen", über deſſen Sinn ſchon viel geſtritten worden, iſt, genau betrachtet, ein ſchönes Bild für das Sonett ſelbſt.

„Ein Strom entrauſcht umwölktem Felſenſaale,
Dem Ocean ſich eilig zu verbinden;
Was auch ſich ſpiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltſam fort zu Thale.

Dämoniſch aber ſtürzt mit einem Male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle ſprüht, und ſtaunt zurück und weichet,
Und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken;
Gehemmt iſt nun zum Vater hin das Streben.

Sie ſchwankt und ruht, zum See zurück gedeichet;
Geſtirne, ſpiegelnd ſich, beſchaun das Blinken
Des Wellenſchlags am Fels, ein neues Leben."

Ohngefähr heißt dies in Proſa: „Ein Gedicht, das durch beſchränkende Formen und ein vorher beſtimmtes Endziel nicht in ſeiner freien Bewegung gehemmt wird, iſt einem majeſtätiſchen Strom zu vergleichen, der von ſeinem Urſprung bis zur Mündung unaufhaltſam daher brauſt; das Sonett aber gleicht einem See, der, vergebens ſeinen Damm zu zerbrechen beſtrebt, alle Geſtirne auf ſeiner ruhigen Fläche ſich beſpiegeln läßt; der zweite Anblick iſt nicht minder ſchön." Schon das erſte Sonett, das dieſen Grundgedanken in einem trefflichen Bilde ausſpricht, verräth alſo deutlich genug die Abſicht des Dichters, das Sonett in Sonetten zu verherrlichen, und wenn auch die darauf folgenden von II bis X keine weitere Erwähnung dieſer Gedichtform bringen, ſo können ſie doch gewiſſermaßen als Beweisſtücke für die in dem erſten ausgeſprochene Anſicht gelten, denn alle gewähren das Gefühl von ſtrebender Ruhe, in Schranken gehaltener Kraft, wie es etwa der Anblick eines der berühmten Schweizer-Seen erregen mag. Im XIten Sonett kommt dagegen der Dichter näher auf ſein Thema zurück; indem er in dieſem Sonett auf die vorhergegangenen, ja auf eine entlegene Vergangenheit zurück blickt, in der er, als die Sonetten-Seuche zu wüthen angefangen, vor allen böſen Influenzen ſich gehütet (aus jener Zeit ſtammt vermuthlich das erwähnte Spott-Sonett gegen das Sonett), während er jetzt zur Strafe für die frühere Verachtung mit doppelter Gewalt von der Krankheit ergriffen, vor

„Sonettenwuth und Raſerei der Liebe"

alle Beſinnung verliert. Die ſchönſte Lobrede hält aber der Dichter dem Sonett in dem XIVten und XVten, in welchem erſteren die beiden letzten Zeilen:

„Das Allerſtarrſte freudig aufzuſchmelzen
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen!"

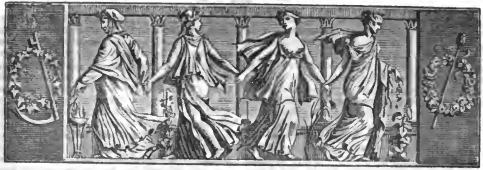
wenn man den letzten Vers etwas verallgemeinert:

„Muß Dichterfeuer allgewaltig glühen!"

die beſte Widerlegung jenes Anti-Sonetts enthält.

Wir haben uns dieſe Abſchweifung erlaubt, theils weil unter allen Gedichten Goethe's der beſprochene Kranz am wenigſten gekannt und anerkannt iſt, theils weil wir hier lernen können, wie man über allen Formalismus in der Poeſie zu denken habe, theils endlich, weil wir, wenn einmal von Sonettenkränzen die Rede ſeyn ſoll, lieber von einem ſo vortrefflichen etwas mehr, als zuviel von einem mittelmäßigen reden. Dieſer, der oben mitgetheilte, entſtand im Januar des vorigen Jahres in einem Anflug von poetiſcher Waghalſerei, die ſich darin gefällt, das Unerhörte zu unternehmen und ſich die größten Schwierigkeiten ſelbſt in den Weg zu legen, um das Vergnügen zu haben, ſie zu beſiegen. Da mir nun damals ſo wenig als jetzt ein Beiſpiel eines ſolchen gloſſirenden Sonettenkranzes bekannt war, und es ſchwierig genug ſcheinen konnte, eines auf zu ſtellen, ſo mußte mir dies in jener Laune eine willkommene Aufgabe ſeyn. Sehr bald aber ſah ich ein, daß man mir für meine Kühnheit wenig Dank wiſſen werde; denn, da die Mehrzahl der Leſer, in einem übertriebenen Haſſe gegen alle Künſtlichkeit, einen Verruf wider Sonette und Gloſſen ausgeſprochen zu haben ſchien, welcher Aufnahme durfte wohl der Sohn von beiden, der gloſſirende Sonettenkranz, zu gewärtigen haben? Dazu kam noch ein dunkles Gerücht von einem bereits in Breslau oder ſonſt irgendwo aufgetauchten Sonettenkranz nach den Regeln der Akademie degl' Intronati in Siena, das, wenn es ſich beſtätigte, meinem Kranz wenigſtens den Kranz der Neuheit geraubt haben würde. Noch jetzt würde ich jedem Beſſerunterrichteten verbunden ſeyn, wenn er mich, etwa im „Bemerker", belehren wollte, ob und wo der fragliche Kranz erſchienen ſey? Was aber die erſte Rückſicht betrifft, um derentwillen ich dem meinigen ein ſo langes Incognito auferlegte, ſo bin ich durch den Streit über die in dem Muſik-Verlag meines Vaters erſchienenen „Griechenlieder von Stieglitz, in Muſik geſetzt von Vogt", auf andere Gedanken gekommen; denn da Stieglitz, um ſich von dem Vorwurf des Dilettantismus zu reinigen, ſeinem Gegner und der halben übrigen Welt ein Thema zum Gloſſiren vorgeſchlagen, und hieraus ein Wettſtreit entſtanden iſt, damit ſich im offenen Kampf bewähre, wer der größere Dichter und der kleinere Dilettant ſey, ſo mußte ich daraus den Schluß ziehen, ein Theil des Publikums, das bisher immer geneigt geweſen, Gloſſiſten und Sonettiſten als Dilettanten an zu ſehen, habe wenigſtens über die Erſteren plötzlich andere Anſichten gefaßt, und betrachte jetzt die Gloſſe als die Höhe der Kunſt; ja ich glaubte ſogar die Hoffnung zu haben, weil ich Sonette geſchrieben, freilich getadelt, weil ich aber auch gloſſirt habe, gelobt, wo nicht gar ein wenig geprieſen zu werden. Im Mai 1826. L. S.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 23. Auguſt. 134ſtes Blatt.

Die Dichtkunſt.

Die Dichtkunſt iſt ein Garten,
Der Dichter der Gärtner d'rin,
Der kann die Blumen warten,
Nach ſeinem Eigenſinn.

Und wenn eine ſchöne Blume
In ſeinem Garten blüht,
So iſt's zu ſeinem Ruhme,
Daß er ſie pflanzt und zieht.

Und wollen die Blumen dringen,
Und duften zum Himmel hinein,
So mag der Gärtner ſingen,
Und jubeln: die Blumen ſind mein!

Julius Curtius.

Die Schlacht bei Warna.

(Schluß.)

Es war des unglücklichen Königs von Ungarn Wunſch, ſich über Warna nach Conſtantinopel zu begeben, um dort die Tochter des griechiſchen Kaiſers zu heirathen, und dann nach Adrianopel zu gehen. In dieſer Abſicht nahm er ſeinen Weg auf Warna zu. Als die Statthalter an den Grenzen das Herannahen jenes zahlloſen Heeres erfuhren, machten ſie dem ottomaniſchen Hofe ſogleich davon Anzeige. Die weiſen Miniſter berichteten, nach allgemeiner Berathung, dem jungen Herrſcher, daß die ſchändlichen Ungläubigen ſich ſämmtlich gegen das ottomaniſche Reich empört hätten, und bewieſen ihm, daß unter dieſen Umſtänden die Gegenwart des ſiegreichen Murad nothwendig ſey. Mit Genehmigung des jungen Monarchen ſchrieben ſie an Murad einen Brief, in welchem ſie ihm den Einbruch der Ungläubigen anzeigten und ihn beſchworen, das Heer mit ſeiner hohen Gegenwart zu beglücken. Murad antwortete, daß, da er dem weltlichen Treiben entſagt habe, er nicht in das willigen könne, was man von ihm verlange. Die Weſſire ließen ſich damit nicht abweiſen; ſie ſchrieben abermals in aller Eil an dieſen großen Fürſten, daß, wenn das Wohl des Reichs ihm am Herzen läge, ſein Gewiſſen ihn verpflichte, zur Abwehrung des Feindes ſich an ihre Spitze zu ſtellen: daß er übrigens die hohe Vorſchrift des muſelmänniſchen Geſetzes kenne (die Ungläubigen zu bekämpfen); daß er deshalb durchaus ſeinen Ruheſitz verlaſſen müſſe, wenn er nicht wolle, daß der Islam einen harten Stoß erlitte. Als dieſer Brief dem gottesfürchtigen Fürſten zugekommen war, glaubte Murad ihm gehorchen zu müſſen; von ſeiner Leibwache und einem Reiter-Corps gefolgt, kam er in aller Eil an das Ufer des Meeres; da er aber die Meerenge von Gallipoli von fünf und ſechszig fränkiſchen Galeeren beſetzt fand, wandte er ſich, von göttlicher Eingebung erleuchtet, gen Aſche-Hiſſar. Chalil-Paſcha indeß, welchem Gott das Vorhaben, das er dem Murad zur Beſtätigung des prophetiſchen Ausſpruchs: „Die Könige werden von ihm begeiſtert", eingegeben, offenbart hatte, begab ſich, von einer Schaar tapferer Muſelmänner begleitet, an das Ufer, welches Aſche-Hiſſar gegenüber liegt, um den glückſeligen Monarchen zu empfangen. Zugleich ließ er zum Schutze ſeines Marſches Kanonen aufſtellen, und ſandte Schiffe, um ihn und die mit ihm waren zu

holen. Da die mit groſſer Umſicht und Klugheit getroffenen Maaßregeln von dem unabwendbaren Verhängniß unterſtützt wurden, ſo ſetzte Murad ohne Gefahr und Mühe über die Meerenge, und machte ſich auf, Gottes Wort zu verbreiten und die vom Wege des Heils abgeleiteten Ungläubigen aus zu rotten. — Bald vereinigten Murad und Mahomet ihre, zweien Meeren ähnlichen Heere auf der Ebene von Adrianopel, und vom Zephyr des Sieges bewegt, flatterte die Fahne des Glaubens.

Indeß gelangten die Krieger der Ungläubigen, welche Mahomet-Bey gefangen genommen, bei Murad an. Höchſt zufrieden betrachtete dieſer glorreiche Fürſt dieſen glücklichen Erfolg als eine gute Vorbedeutung, und richtete dafür inbrünſtige Dankgebete an den Ewigen. Darauf ließ er ſeinen Sohn, den Sultan Mahomet, in Adrianopel zurück, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Truppen, und von dem Beiſtand des Weſens, welches uns all' das Gute, was wir vollbringen, einflößt, unterſtützt, eilte er, die Ungläubigen zurück zu treiben.

Während deſſen waren die, dem Staube an Nichtsnutzigkeit ähnlichen Chriſten durch die Walachei nach Warna gekommen; dort trafen die Ottomanen auf ſie und beide Heere ſtellten ſich einander gegenüber. — „Am Morgen ertönte des Krieges Trommel in lautem Wirbel, und erfüllte die Atmosphäre von Oſten bis Weſten.“ — Bald war das Schlachtfeld bedeckt mit hauptloſen Leibern, mit Köpfen, vom Rumpfe getrennt; und eine Menge tapferer Krieger, von Strömen rauchenden Blutes fortgeriſſen, ſtürzten in das Thal des Todes. — Vor den zahlloſen Truppen der Ungläubigen wich das ottomaniſche Heer, und als Caratſch-Bey, Begler-Bey von Anatolien, gefallen war, ergriff Muthloſigkeit die Muſelmänner, und ſie wandten das Geſicht zur Flucht. Eine groſſe Zahl Feiger, von der Furcht vor dem Tode ergriffen, eilten mit ſolcher Schnelligkeit vom Schlachtfelde, daß ſie, nach Mewlana-Edris Zeugniß, an dieſem Tage von der Ebene von Dobritſcheh, wo die Schlacht geliefert ward, bis an den Fluß Comtſchi, drei Tagereiſen von dort aus, gelangten.

Murad blieb allein, von den Beamten ſeines Hofes und den durch das Alter gereiften Bey's umgeben, an dem Ort des Kampfes zurück. Der ehrwürdige Monarch ſah unter ſeinen Anführern diejenigen fliehen, auf deren Tapferkeit er am meiſten gerechnet hatte: deſſenungeachtet aber blieb er feſt und unerſchütterlich, wie ein Berg, mitten in der Unordnung und Verwirrung ſeines Heeres, und ſeine inbrünſtigen Gebete zu dem hinauf ſendend, der allein unſre Noth ſtillen kann, rief er: „O Gott, laß zum Beſten Deiner Diener, die raſtlos für den Ruhm der Religion wirken, Deiner Krieger, die um des Glaubens willen ſich dem Tode weihen; zum Beſten des Oberſten der Propheten (Mahomet), des herrlichſten der Geſchöpfe: laß, ſage ich, nicht zu, daß die Legionen des Glaubens von dem Heere des Irrwahns mit Füßen getreten werden; vereinige Deine Diener wieder, und bewähre heut den Spruch, den man in Deinem Worte lieſt: „Ich mache es mir zur Pflicht, den Gläubigen den Sieg zu ſchenken.“ *) — Ach, laß den gottloſen König von Ungarn nicht triumphiren, überliefere ihn vielmehr dem Dolche der Rache als Opfer, und gieb, daß die Muſelmänner das Haupt ihm vom Rumpfe trennen! Halte das flüchtige Glück der Ungläubigen auf: laß die Fahne des Unglaubens in den Staub ſinken, und gieb nicht zu, daß die Muſelmänner durch ſchimpfliche Niederlage gebeugt werden. Du biſt meine einzige Zuflucht und meine ganze Hoffnung!“

Murad hatte unter bittern Thränen dies Gebet nicht ſobald an den Hof des Schöpfers hinauf geſendet, um ſeinen Beiſtand und ſeine Gnade zu erflehen, als der Allerhöchſte ſeinen Bitten gnädigſt willfahrte. — In dieſem Augenblick ſtürzte der König von Ungarn, angetrieben von dem Winde des Stolzes und eitlen Ruhms, und auf den Rath des Sarmaten Fanko, dem Orte zu, wo Murad kämpfte, in der Hoffnung, die wenigen noch ſtreitenden Muſelmänner gänzlich auf zu reiben. Von rein menſchlicher Tapferkeit geleitet, verließ er, ein blankes Schwerdt in ſeiner ſchwachen Hand, den dichten Haufen des Heeres, und ſprengte auf den glorreichen Monarchen zu. Geduldig ertrug der milde Fürſt den Hohn dieſes Verruchten, und dem wahren Herrſcher der Menſchen vertrauend, zog er, wie der Mond ſich mit dem Hofe umringt, ſeine Leute um ſich zuſammen, und ſprach zu ſeinen, mit dem Kleide des Siegers angethanen Kriegern: „Wenn dieſer Uebermüthige, wie ein vom tödtenden Pfeile getroffener Eber, mitten unter uns ſtürzt, öffnet ihm einen Weg, umzingelt ihn in Euren Reihen, und haut ihn ohne Erbarmen nieder.“ Indeſſen lenkte der unglückliche König von Ungarn, in ſeinem thörigten Eifer, ſeinen Renner auf die kaiſerliche Standarte zu. In dieſem Augenblick ward Murad's Befehl vollführt. Seine braven Soldaten öffnen dieſem wahnwitzigen Hunde ihre Reihen und umzingeln ihn und ſeine verächtliche Schaar. Sogleich ſtürzt ein tapferer Janitſchar, Namens Koja Chiſir, auf dieſen Wüthrich, haut ihm den Kopf ab und bringt ihn dem erhabenen Monarchen. Ueberaus zufrieden lobt Murad den muthigen Krieger und überhäuft ihn mit ſeiner Gnade. Was die Unglücklichen betrifft, die ihrem ſinnloſen Herrn gefolgt waren, dieſe fielen Alle, gleich dem Rothwild in einem von Jägern beſtürmten Walde, von Pfeilen durchbohrt.

*) Koran Sure 30. Vers 46. Hinckelmannſche Ausgabe.

Bald ſchlug der Sieg, gleich wie eine junge Braut, den läſtigen Schleier zurück, und zeigte ſich in hellem Glanze ſtrahlend den begierigen Blicken des triumphirenden Monarchen. „Lob und Preis dem Ewigen“, rief er aus, „durch den wir ſeine Feinde beſiegt haben!“ Darauf befahl er, des Königs von Ungarn Haupt auf eine Lanze zu ſtecken und es den Blicken der verblendeten Ungläubigen zu zeigen.

Indeß lenkten die Muſelmänner auf den Schall der Siegestrommel, voran die Standarte des Triumphs, ihre Renner auf die Chriſten zu. Furcht und Entſetzen ergriff dieſe Elenden, als ſie hoch auf einer Lanze des unglücklichen Ladislaus Kopf erblickten, und wie Spren ſtoben ſie aus einander. Umſonſt verſuchte der verruchte Fanko ihren Muth von Neuem durch den Zuruf zu beleben: „Nicht des Königs von Ungarn wegen ſind wir hierher gekommen, unſre alleinige Abſicht war, die chriſtliche Religion zu vertheidigen!“ — Verwirrt und beſtürzt gemacht durch das Andringen der Krieger des Glaubens ſahen die Götzendiener nichts, als den Weg zur Flucht. Auf der andern Seite kehrten die Muſelmänner, die ſich dem Kampfe entzogen hatten, als ſie von fern die vergoldeten Knöpfe der ſiegreichen Fahne des Islams glänzen ſahen, wieder zurück, und vereinigten ſich auf's Neue mit der kaiſerlichen Schaar. Sie ſtürzten Alle auf die Chriſten los, deren Kraft bei ihrem gewaltigen Angriff dahin ſchwand, wie dunkelleuchtende Fackeln, die des Windes Wehen verlöſcht.

Nachdem die Armee der Ungläubigen gänzlich geſchlagen war, verfolgte ſie der Begler-Bey Davud-Paſcha auf kaiſerlichen Befehl, an der Spitze der tapfern Soldaten, von Romelien bis an die Donau, und zwei Tage und zwei Nächte hindurch machte er Alle, die er finden konnte, zu Sklaven, oder tränkte ſie aus dem Kelche des Todes. Zwei hundert und funfzig Wagen mit Silber und Koſtbarkeiten wurden der Sieger Beute, die ſie unter ſich theilten.

Nach dem Siege nahm der tapfere Murad das Schlachtfeld in Augenſchein, um die Zahl der Gefallenen zu erfahren, und als er unter den Ungläubigen nicht einen einzigen mit weißem Barte ſah, ſo bezeigte er darüber ſein Erſtaunen gegen Azeb-Bey, einen der Beamten ſeines Hofes (der unter andern milden Stiftungen in Bruſa den nach ihm benannten Tempel, Azeb-Paſcha-Moſchee, hat erbauen laſſen). „Hätte Einer von dieſen“, entgegnete ihm Azeb-Bey, „einen weißen Bart gehabt, ſo würde er ſchwerlich an einem ſo tollkühnen Streiche Theil genommen und ſich in jugendlichem Ungeſtüm dem Tode ausgeſetzt haben.“

Nachdem Murad durch die Gnade desjenigen, der nach ſeinem Willen die Reiche der Welt austheilt, einen vollſtändigen Sieg davon getragen hatte, ließ er die Offiziere, welche ſchamlos geflohen waren, vor ſich erſcheinen, und befahl, einige mit dem Tode zu beſtrafen, andere in Frauenkleidern ſchimpflich durch das ganze Lager zu führen. Die klugen Miniſter warfen ſich am Fuße des Thrones, der Zierde der Welt, auf ihr Antlitz, und beſchworen den Sultan, die Freude eines ſo ſchönen Tages nicht durch ſo grauſame Züchtigungen zu ſtören. Der milde Monarch, der nur Gelegenheit ſuchte, vergeben zu können, willfahrte leicht den Bitten ſeiner Veſſire. Er begnügte ſich damit, daß er die Schuldigſten ihrer Aemter und Würden entſetzte.

Indeſſen ward das Haupt des unglücklichen Königs, der beſſern Erhaltung wegen, in Honig gelegt und nach Bruſa geſchickt. Dort nahm man es aus dem Gefäß, worin es lag, reinigte es, ſteckte es hoch auf eine Lanze, und trug es unter großen Freudebezeigungen in der Stadt umher. — Der ottomaniſche Hof ließ die Nachricht dieſes Sieges an die verſchiedenen muſelmänniſchen Fürſten ergehen, und ſandte zugleich, um ihnen von ſeiner Macht einen Begriff zu machen, Chriſtenſklaven in Panzern, an Händen und Füßen gefeſſelt, mit. Azeb-Bey führte unter andern fünf und zwanzig dem Sultan von Cairo zu. Als die ſchwächlichen Egyptier die athletiſchen Geſtalten dieſer Ungläubigen ſahen, bekamen ſie eine hohe Meinung von der Tapferkeit der Ottomanen und überall vernahm man die Worte: „Gott ſelbſt ſteht dieſem Volke bei.“

Nachdem der erhabene Murad dem Allerhöchſten den Tribut ſeiner Dankbarkeit dargebracht, kehrte er ruhmvoll nach ſeiner Hauptſtadt Adrianopel zurück. — Dieſer Sieg, der die Herzen der Gläubigen mit Freude erfüllte, ward erfochten am 9ten des Monats Rejeb im Jahre 848 (22 Oktober 1444).

H. Lange-Pollau.

Ein- und Ausfälle.

Die Menſchen klagen über das ſtete Einerlei und wiſſen ſich meiſtens bei dem geringſten Ungewöhnlichen gar nicht zu helfen.

Die Morgenländer haben folgenden guten Spruch: Von den Höchſten auf Erden laß' dich rufen, den Beſten ſuche dich zu nahen, den Boshaften und Schwachen gehe aus dem Wege.

Als der taube Bernoulli in die Akademie der Wiſſenſchaften zu B— trat, ſagte ein Mitglied derſelben (Voltaire): „C'est pour ne point nous entendre!“

Ein neuerer franzöſiſcher Schriftſteller (Montloſier) ſagt: Die Furcht vor Schurken kann in der Welt gar oft gegründet ſeyn, die Ehrfurcht aber hat meiſt ihren Grund im Mangel an Menſchenkenntniß.

Zwei Mönche ſind die Hebel der größten Kämpfe geworden: Berthold Schwarz verſtärkte das phyſiſche, Luther das geiſtige Geſchoß. F. P

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Im Königlichen Theater hat Kind's bekanntes Schauſpiel: „Das Nachtlager von Granada“, gefallen, ohne jedoch ein zahlreiches Publikum für die zweite und dritte Vorſtellung herbei zu ziehen. Die Aufführung war gut eingeübt — Die Darſtellungen der franzöſiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft werden noch immer ſehr beſucht, worüber ein Theil der Kritiker jauchzt und der andere ſcheel ſieht. Jene wollen die franzöſiſch-Warſchauiſchen Schauſpieler als Muſter für die unſrigen hingeſtellt wiſſen; dieſe behaupten, man beginge mit dieſer Anſicht ein ſchreiendes Unrecht gegen unſre Theater. Was mich betrifft, ſo denk' ich: für das moderne Converſationsſtück bewähren die Franzoſen auch bei dieſer Truppe ihr Talent und ihre Routine iſt bis zu geiſtiger Feinheit geſteigert; das wäre nachahmungswerth und würde auch von deutſchen Schauſpielern zu erreichen ſeyn, wenn ſie ſich auf einen Genre beſchränken wollten, was aber bei dem Zuſtande unſerer Bühnen weder ratſam noch möglich iſt. Dagegen möchten wir wohl erfahren, wie ſich z. B. die franzöſiſchen Schauſpieler in einem Luſtſpiele, wie „Donna Diana“, ausnehmen würden! Jedem das Seine!

— Bretzner's Luſtſpiel: „Das Räuſchchen“, hat im Königsſtädter Theater, wo es am 10. Auguſt zum erſten Mal gegeben wurde, das Publikum ergötzt; es war ungewöhnlich angeregt zu guter Laune. Die Darſtellung iſt lobenswerth, beſonders auch im Enſemble. Aber dennoch, obwohl dieſes alte Stück eine lebhafte Theilnahme erregte, wird es der Kaſſe kein Heil bringen. Der heutige Geſchmack verlangt das Ungewöhnliche, ob dann ſchlecht oder gut, darauf kommt es wenig an. Ein Machwerk voll Knall-Effekte iſt der Mode-Artikel, man wirft ihn weg, wenn er ſeine Station in der vierten oder fünften Darſtellung erreicht hat. — Hr. Wagner, vom Theater zu Breslau, trat als Gaſt im Königsſtädter Theater auf. Er ſang eine Arie von Pär und ſpielte dann den „Eduard“ in der „Ochſen-Menuet“. Er ſcheint mir noch ſehr Anfänger, der ſich über ſeinen Beruf ſtreng mit Andern zu berathen, jedenfalls aber der Schule nöthig hat. E—w.

— Die goldene Zeit der Königsſtädtiſchen Bühne iſt da — wenigſtens für eine Weile! — „Jocko“ wurde am 15. Auguſt zum erſten Mal aufgeführt — Jocko, der für die Theaterkaſſe Gold herbei holen wird, wie er im Stück für den „Gouverneur“ Diamanten herbei holt. Die Kritik braucht übrigens von dieſem Jocko nicht choquirt zu ſeyn, die tragiſchen Hebel, Furcht und Mitleid, ſetzt er eben ſo gut und mehr noch in Bewegung, als mancher neue mit der Tragik behaftete Bühnenheld, und Affe und Kind (das von Jocko gerettet wird) können ſich theilen in die Thränen, die mitunter ſchönen Augen entfloſſen, ſo hier wie in Paris. Hr. Lewin hat dies „Melodrama“ vortrefflich in Scene geſetzt und namentlich machte im zweiten Akt der Untergang eines Schiffes und das Vordringen des Waſſers bis an den Souffleur-Kaſten einen ſolchen Effekt, daß die Zuſchauer in einen anfruhreriſchen Beifall geriethen und einen l a n g e n Zwiſchen-Akt nöthig hatten, um die Spuren nordiſcher Ruhe wieder erkennen zu laſſen; ein Beweis, daß ein Vordringen des Waſſers im Wunſche unſeres Zeitgeiſtes liegt! — Hr. Lewin hat ſelbſt den „Jocko“ übernommen und zeigt eine Virtuoſität im Klettern und Springen, daß dem ſchwachnervigen Theil des Publikums ein Grauſen angehen muß. Er wurde zwei Mal gerufen, nach dem zweiten Akt und am Schluß, wo er das Kind (Ludwig Scholz) mitbrachte, das allerdings eine bewundernswerthe Geſchicklichkeit zur Schau trägt. — Die übrigen Menſchen haben in dieſem Stücke begreiflich nur Nebenrollen, doch waren ſie großmüthig bereit, den avancirten Affen beſtens zu unterſtützen und ſo die Tugend der Herablaſſung zu üben. Wenn wir nun die Schauſpieler mit Recht loben, weil ſie ihre Pflicht thaten, auch ohne Anlaß, zu glänzen, haben wir nur zu bemerken, daß Demoiſ. Holzbecher („Cara“) wenigſtens Gelegenheit hat, uns Geſchicklichkeit und Anmuth im Tanze zu zeigen, ſo daß ſie neben den tanzenden drei Demoiſellen Lewin dreiſt ſich zeigen konnte. B.

— Hr. Prof. Hegel wird, in Verbindung mit Andern, eine Berliniſche (oder Berliner) Literatur-Zeitung herausgeben. Die Cottaiſche Buchhandlung in Stuttgart hat, wie man ſagt, den Verlag derſelben übernommen. — In der „neuen Breslauer Zeitung“ findet ſich ein intereſſanter Artikel für die Berliner. Schall, der Redakteur, berichtet nämlich in einem Aufſatze, betitelt: „Ergebniſſe aus Berliner Erlebniſſen“, über ſeinen zehnwöchentlichen Aufenthalt in der Spree-Stadt. Die Haupt-Thema's der geſellſchaftlichen und öffentlichen Unterhaltung werden von dem wackern Humoriſtiker ſo zur Sprache gebracht, daß die Leſer ſich an ſeinen Amüſements amüſiren werden. Beſagter Schall iſt ja bekanntlich einer der liebenswürdigſten, will ſagen inconſequenteſten Hageſtolze; wenn dies nicht bekannt wäre, würde es ſich aus den Erlebniſſen ergeben, laut denen er, zufolge eigenen Bekenntniſſes, meiſt den Damen als Trabant gefolgt iſt, und es wäre ihm eben recht, wenn man von ihm ſagte: Durch die S o n t a g hat ſein Herz einen Stich bekommen und die S t i c h iſt ſeines Herzens Sonntag. Da ihm übrigens Apoll ſeinen pindariſchen, Bachus ſeinen phyſiſchen Umfang erhält, ſo wird Amor den Bedächtigen weder zum Schmächtigen noch Schmachtigen machen, wenn er ihn auch oft auf dem Anſtande der erotiſchen Jagd mit allem Anſtande — ſtehen läßt, unſer Humoriſt dient dem dritten Gotte nur wegen der poetiſchen Dreieinigkeit.

— Der Premier-Lieutenant a. D., Hr. v. Rotemburg, hat, zur Selbſtübung im militairiſchen Plan-Zeichnen, mehrere Blätter in der neuen Müfflingſchen Manier herausgegeben, die noch nicht bei in Kupfer geſtochenen Planen benutzt wurde. Ihr Vortheil vor der Lehmannſchen Manier iſt anerkannt; die Uebertragung der letzteren in die erſtere aber ſehr ſchwer, indem die Schätzung der Bergſtriche oft ungewiß bleibt. Hr. v Rotemburg verdient mithin Dank für ſeine gelungene Arbeit — Bis jetzt ſind zehn Blätter auf Subſcription erſchienen und durch Simon Schropp in Berlin zu haben; jedoch werden, da ſie gut aufgenommen worden, hoffentlich bald mehrere nachfolgen. Der Subſcriptions-Preis für zehn Blätter iſt $1\frac{2}{3}$ Thlr., der Ladenpreis ſteigt bis $3\frac{1}{3}$ Thlr. Der König nahm allein 200, Prinz Auguſt über 40 Exemplare; die andern hohen Perſonen im Verhältniß; bei ſolcher Unterſtützung darf man eine noch gelungenere Fortſetzung erwarten. Die Sauberkeit, Sicherheit und Gewandtheit läßt nichts zu wünſchen übrig; bemerken muß ich aber, daß alle Blätter in zu kleinem Maaßſtab gezeichnet und geſtochen ſind. Wer nicht ſehr gute Augen hat, kann unmöglich lange danach zeichnen. Der Maaßſtab iſt $\frac{1}{5000}$ (dieſer noch der brauchbarſte), $\frac{1}{7500}$ (ſchon ſchwieriger), $\frac{1}{10000}$ (für den nicht Geübten viel zu klein), $\frac{1}{15000}$ und $\frac{1}{20000}$ (hier verſchwimmen die Striche in einander, wenn man ſie lange betrachtet). Ich tadle dies nur in der Abſicht, damit der geſchickte Herausgeber der Sache abhelfe, wenn er neue Blätter herausgiebt; denn ſo ſind ſie zur Uebung weniger tauglich. — Der Plan, das Felsgebirge um Orwin (wo liegt der Ort?), aufgenommen von Hrn. Ulrich, gezeichnet und geſtochen vom Herausgeber, gehört zu dem Vorzüglichſten, was in dieſem Fache geleiſtet wurde. Das Terrain iſt höchſt ſchwierig; man findet alle möglichen Berg- und Fels-Abſtufungen, Gradationen, Schluchten, Abhänge, Rücken, Kuppen, und doch tritt Alles klar und deutlich hervor, ſo daß jeder Grad geleſen und die kleinſte Verſchiedenheit bemerkt werden kann. Der Stich iſt ſehr ſauber, das Papier gut. Wir wünſchen dem Unternehmen allgemeine Verbreitung in der Armee, wozu dieſe Anzeige hoffentlich beitragen wird. A. v. S.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 25. Auguſt. 135ſtes Blatt.

Die Liebe am Fenſter.

Ein Schwank, erzählt von Guſtav Sellen.

1.

Mein Quartier war ſonſt das ruhigſte, das ſich denken läßt, aber ſeit einigen Wochen konnte ich darin zu keinem vernünftigen Gedanken kommen, ſo tobte und lärmte Alles um und neben mir. Der Student, mir gerade gegenüber, dreſſirte ſeinen Pudel in der Stube, und das arme, wahrſcheinlich nicht ſehr talentvolle Thier, ſchrie und heulte bei ſeinen unfreiwilligen Lernſtunden oft auf ſo gräßliche Art, daß es mir, der ich ein ſehr weiches Gemüth habe, oft durch das Innerſte der Seele ſchnitt. Hatte der ſtudirende Lehrmeiſter ſein Amt für einen Tag beendigt, ſo ſchöpfte ich wieder freieren Athem, ſchnitt von Neuem die Feder, und ſuchte meine Arbeit herbei, aber kaum waren einige Zeilen zu Papier gebracht, ſo fingen die beiden Papagoyen der kleinen koketten Wittwe, welche unter obbemeldetem Studioſus wohnt, und die ſie vor etwa vierzehn Tagen von einem ungenannten, aber dennoch nicht ungekannten Anbeter zum Geſchenk erhalten hatte, eine kreiſchende Unterhaltung an, über welche ihre ſchöne Beſitzerin ſich vor Vergnügen bald krank lachen wollte, und zu der ſie die Herrn Amerikaner deshalb noch beſtändig ermunterte. Racker! — Racker! — Micke, gieb Zucker! — Schlingel, 'n Hut ab! wechſelte unaufhörlich.

An Arbeit war nun nicht mehr zu denken, und wollte ich mein liebes, mir ſo werthes Zimmerchen nicht ganz verlaſſen, ſo blieb mir nichts übrig, als an das Fenſter zu treten, und mit der Nachbarin vis-à-vis zu liebäugeln. Sie ſchien mir eine große Freundin dieſer kleinen Liebesſcharmützel, doch wagte ich nie einen direkteren Angriff, zu dem mich mancher freundliche Blick wohl hätte ermuthigen können; denn mir war zu Ohren gekommen, daß das ſcharmante Weibchen die Thaler ihrer Anbeter mehr noch liebe, als die Anbeter ſelbſt, und ich fühlte kein Behagen, ihr meine kleinen Erſparniſſe zufließen zu laſſen. Deshalb litt ich es ruhig, daß ſie über meine Blödigkeit aburtheile, und begnügte mich mit dem unterhaltenden kleinen Kriege, den wir ſtets recht lebhaft gegen einander fortführten. — Doch Frauen der Art, wie meine Nachbarin, ſind im Kleinen, wie im Großen, immer unbeſtändig. Die ſchöne Wittwe war daher auch des Geſchwätzes ihrer Papagoyen ſehr bald überdrüſſig, und trat vom Fenſter zurück. Alsbald that ich ein Gleiches, und eilte wieder zum verlaſſenen Schreibtiſche, aber noch ehe ich mich einigermaßen ſammeln, und meine Gedanken in Ordnung bringen konnte, fing die Opernſängerin Tintorella, welche eine Treppe tiefer wohnt, als meine Wenigkeit, ihre Geſangsübungen an. Bekanntlich iſt ſie erſte Sängerin der hieſigen großen Oper, und als ſolche im Beſitz aller ſchwierigen Partieen. Wollte ihr nun irgend eine ſchwere Stelle, irgend ein künſtlicher Lauf oder Triller, nicht recht gelingen, ſo war ſie im Stande, ihn zwanzig Mal zu wiederholen. Daß man dabei nicht zu ſchriftſtellern vermag, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Aergerlich warf ich alſo die Feder aber-

mals fort, fuhr in meinen beſten Rock, und trabte durch die Straßen der Stadt, bis ich hoffen durfte, daß die Signora Tintorella ihre Lunge erſchöpft habe.

Vier Wochen war es ſchon ſo fort gegangen, und ich vermochte keine Arbeit mehr zu fördern. Was ich ſonſt ſpielend vollbrachte, gelang mir jetzt kaum mit der größten Anſtrengung. Schon kämpfte ich mit mir, ob ich nicht ausziehen, und ein ruhigeres Plätzchen ſuchen ſollte, aber zwölf Jahre wohnte ich in meinem Stübchen, und es war mir dadurch ungemein werth geworden. Jede Fliege, jede Spinne ſchien mir eine alte Bekannte, und ſchon der Gedanke wurde mir unendlich ſchwer, mich von meinem Quartiere zu trennen — da beſtimmte ein neues Schreckniß, obgleich, einem drohenden Gewitter ähnlich, erſt in der Annäherung begriffen, meinen Entſchluß.

Eines Tages, als der Geſang der Signora, der ſo manchen Kunſtkenner in das Theater lockt, mich aus ihrer Nähe geſcheucht hatte, und ich nach einer unfreiwilligen Promenade von anderthalb Stunden müd' und matt nach Hauſe kam, vernahm ich über meinem Haupte ein Poltern und Hämmern, daß ich nicht anders glaubte, als der böſe Feind ſelbſt ſey in meine Nachbarſchaft gezogen. Neugierde iſt ſonſt eigentlich nicht mein Fehler, wie ich ganz aufrichtig verſichern kann, aber hier vermochte ich eine Frage nach der Urſache des wahrhaft hölliſchen Lärmens dennoch nicht zu unterdrücken. — O weh! da vernahm ich eine arge Botſchaft. Drei Zimmer des obern Stockwerks wurden zu einem Saale umgeſchaffen, in welchem der berühmte Tanzmeiſter Schleicher, ſchon von Michaelis an, ſeine Tanzſtunden geben wollte. Ich hatte die herrliche Praxis dieſes Mannes oft rühmen hören, wenn ich zur Stärkung meiner Geſundheit mein Gläschen Magenbier trank, und mir graute vor ſeiner Nachbarſchaft. War es gegründet, was ich von ihm gehört, ſo durfte ich nach Michaelis auf keine einzige ungeſtörte, ruhige Stunde mehr rechnen. Von meiner Ruhe aber hing mein Glück ab, daher lief ich ſogleich, als brenne mir der Kopf, zu meinem Wirthe, kündigte, faſt unter Thränen, die Wohnung auf, und zog, wegen beſonderer Vergünſtigung, ſchon acht Tage ſpäter in die neugemiethete; aber da kam ich erſt recht, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe. Zwar hatte ich die Gegend wohlweislich ſo gewählt, daß ich weder von Hunde-Erziehern, noch von amerikaniſchen Gliedſchen, weder von Opernſängerinnen, noch von Tanzmeiſtern beläſtigt zu werden fürchten durfte, und in der That war es auch von des Morgens früh bis des Abends ſpät rings um mich her ſo ſtill, daß ich, wie der Herr von Münchhauſen, hätte Gras wachſen hören können, aber aus der Arbeit ward dennoch nichts. Man höre nur, wie das zuging. (Die Fortſetzung folgt.)

Aus De Lamartine „méditations poetiques".

Ueberſetzt von A. L. Crelle.

I. Entſagung.

Oft unter der greiſen Eiche Schatten ſitz' ich auf Berges Höh', traurend bei'm Scheiden der Sonne. Meine Blicke ſchweifen irrend über die Ebene; ihr wechſelnd Bild entrollt ſich meinem Auge.

Hier brauſet der Strom mit ſchäumenden Wogen, windet ſich hin und verliert ſich in dunkler Ferne; dort dehnt ſeinen ſchlummernden Spiegel der unbewegliche See, da wo der Abendſtern empor ſteigt in den Azur.

Noch wirft die Dämmerung auf der Berge waldbekrönte, dunkle Höhen ihren letzten Strahl; aber der dampfende Wagen der Königin der Schatten ſteigt empor und verſilbert den Rand des Geſichtskreiſes.

Da tönt aus dem gothiſchen Thurme herüber der Andacht Klang und füllt die Lüfte: der Wanderer ſteht ſtill, und die ländliche Glocke miſcht in des Tages letztes Geräuſch ihre frommen Töne.

Aber ungerührt von den freundlichen Bildern, fühlt vor ihnen mein entſagendes Herz keinen Reiz, kein Entzücken; ich blick' auf die Erde wie ein irrender Schatten: die Sonne der Lebendigen erwärmt nicht mehr die Todten.

Von Hügel zu Hügel ſchweift mein Auge; vom Süden zum Norden, vom Aufgange zum Niedergange durchlaufe ich den unendlichen Raum, ach, und ſpreche: meiner wartet nirgend das Glück!

Was ſind mir dieſe Thäler, dieſe Palläſte und Hütten? Eiteles Alles: ihr Reiz iſt mir entſchwunden! Ihr Ströme, ihr Felſen und Haine, du ſüße Einſamkeit: ein Weſen fehlt euch — und ihr ſeyd öde!

Die Sonne ſteige empor, ſie ſinke nieder: gleichgültig folgt mein Aug' ihrem Laufe. Ihr Aufgang, ihr Niedergang ſey trübe, ſey heiter. Was gilt mir die Sonne? ich erwarte nichts vom Tage.

Und könnte ich ihrer weiten Bahn folgen: mein Auge würde überall nur leere Wüſten erblicken. Ich begehre nichts von Allem, was ſie beleuchtet, ich verlange nichts vom unendlichen Weltall.

Doch vielleicht dort, jenſeit der Grenzen ihres Gebiets, dort, wo die Sonne andere Himmel erleuchtet, würde vor meinem Auge, könnte ich der Erde ihren Raub laſſen, erſcheinen, wovon ſo oft ich geträumt.

Dort würde ich an der erſehnten Quelle mich berauſchen, dort würde ich ſie wieder finden, die Hoffnung und die Liebe, und jenes Unbild, die Sehnſucht jedes Herzens, welches hienieden kein Name nennt!

Warum, o dunkles Ziel meiner Wünſche, kann ich nicht hin zu dir mich ſchwingen auf dem Flügel der Morgenröthe? warum bin ich noch in der irdiſchen Verbannung? die Erde und ich haben nichts gemein.

Digitized by Google

Wenn das Blatt des Baumes nieder fällt auf die Wieſe, erhebt ſich der Abendwind und entführt es dem Thale: mich, der ich dem welkenden Blatte gleiche, mich nimm hinweg, tobender Nordſturm!

II. Der Abend.

Der Abend bringt die Ruh' zurück. Sitzend auf öder Klippe, folg' ich, in der Lüfte Wellen, dem Wagen der Nacht, welcher heran naht.

Der Abendſtern ſteigt empor; das Geſtirn der Liebe, geheimnißvoll flimmernd, verſilbert den Raſenteppich zu meinen Füßen.

Aus der Buche dunklem Laube hör' ich die Zweige rauſchen: man möchte ſagen, um Gräber höre man das Hüpfen eines Schattens.

Da plötzlich berührt ein Strahl des nächtlichen Geſtirns, vom Himmel geſendet, gleitend über meine trübe Stirn, ſanft mir das Auge.

Du holder Widerſchein einer flammenden Welt, reizender Strahl, was willſt du? Bringſt du Licht meiner Seele, meinem gepreßten Herzen?

Kommſt du hernieder, zu offenbaren die ewigen Geheimniſſe der Welten, Geheimniſſe, welche die Sphäre birgt, zu der dich der Tag ruft?

Sendet dich dem Dulder ein verborgener Geiſt? Kommſt du, in der Nacht zu leuchten über ihm, ein Strahl der Hoffnung?

Willſt du die Zukunft enthüllen dem müden Herzen, das nach ihr ſchmachtet? Göttlicher Strahl, biſt du die Morgenröthe des Tages, der nicht mehr untergeht?

Mein Herz erglüht bei deinem Glanze, mich faßt unbekanntes Entzücken. Ich denke an die, die nicht mehr ſind: Süßes Licht, biſt ihre Seele du?

Schweben ſo vielleicht die ſeligen Geiſter über die Gebüſche? Umgeben von ihrem Bilde fühl' ich mich ihnen genähert.

O, ſeyd ihr es, geliebte Schatten, dann, fern vom Gewimmel und vom Geräuſch, kehrt ſo allmählig zurück, und miſcht euch in meine Träume.

Führt ſie heim, den Frieden und die Liebe, in mein erliegendes Herz, wie nächtlicher Thau, der ſich nieder ſenkt, nach den Flammen des Tages

O kommt! — doch Gräberdünſte ſteigen vom Rande des Horizonts auf! Sie umhüllen den ſüßen Strahl, und Alles ſinkt zurück in die Nacht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der heilige Antonius, Königl. Portugieſiſcher Hauptmann und Major.

In Arthur William Coſtigan's Briefen über Portugall wird verſichert, jedes Regiment des Landes ſtehe unter dem Schutze eines Heiligen. Als Beweis führt der Verfaſſer den Bericht des Commandeurs einer dieſer Regimenter an: „Das Regiment, worin ich diene, und welches ich zu befehligen die Ehre habe, beſteht ſeit ohngefähr hundert Jahren. Es hat den heiligen Antonius von Padua zum Patron und Schutzherrn. Der Heilige nahm Dienſte, und ſtieg von Stufe zu Stufe bis zum Hauptmann. Er bezieht ſeinen Sold in dieſer Eigenſchaft regelmäßig, und dieſer Sold, ſo wie zwei Maravedi's, welche täglich jedem Gemeinen abgezogen werden, dienen dazu, Meſſe zu leſen, die Capellane des Regiments zu bezahlen, die Capelle aus zu ſchmücken, und ſonſt einige außerordentliche Ausgaben zu beſtreiten. Zum Schatzmeiſter dieſer Caſſe iſt ein Offizier des Regiments angeſtellt. Der Major, welcher nebenbei die Hauptmanns-Dienſte des heiligen Antonius verſieht, hat ſeit einiger Zeit ein Memorial bei Hofe eingereicht, und es mit Zeugniſſen des Wohlverhaltens ſeines Capitains begleitet, welchem er gern den Rang und die Beſoldung eines Seconde-Majors verſchaffen möchte. Dieſe Zeugniſſe enthalten ein langes Verzeichniß der militairiſchen Wunder des Heiligen, ſeiner Heldenthaten und Verdienſte. Der Eingang lautet folgendermaßen: Ich D. Hercules-Anton-Carl-Ludwig-Joſeph-Maria Araujo de Magalhaens, Herr von u. ſ. w. bezeuge und beſcheinige, daß Signor San-Antonio, ſonſt auch der heilige Antonius genannt, ſeit dem 24ſten Januar 1668 in dem Regimente N. N. Dienſte genommen hat, und in die Liſte deſſelben eingetragen worden iſt; daß er als Gemeiner eingetreten, daß er die Engelskönigin zur Caution geſtellt hat; daß Ew. Majeſtät ihn ſeines Wohlverhaltens wegen zum Capitain zu erheben allergnädigſt geruht haben; daß in allen Verzeichniſſen des Regiments keine Klage gegen ſeine Tapferkeit und ſein gutes Betragen niedergelegt, ihm keine Strafe zuerkannt, derſelbe nie ausgepeitſcht worden iſt; daß er ſtets ſeine Schuldigkeit gethan; daß er oft von ſeinen Mitkameraden geſehen worden, wie ſie bereit ſind, ſolches zu beſcheinigen, und daß ich ihn, in Folge ſeines Wohlverhaltens und der erhaltenen guten Zeugniſſe für würdig halte, den Seconde-Majors-Rang zu bekleiden u. ſ. w. Die Königin geruhte, ihn, bei der letzten Revue, zum Major zu avanciren.“ E.

Ein- und Ausfälle.

Die neueſte Politur hat den Zweck, den Quell der Wahrheit mit möglichſt elegantem Schmutz zu trüben.

Die erfolgloſeſte Verſchwendung hat der ſparſame Diogenes gemacht; er verbrannte Oel, um Menſchen zu ſuchen.

Bei denen, die den beſten Unterhalt haben, iſt gewöhnlich die ſchlechteſte Unterhaltung zu finden; man ſoll nicht auf ihren Kopf, nur auf ihren Magen wirken.

F. P.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

La Villèliada. Die „Villeliade", ein neulich in Paris erſchienenes komiſches Heldengedicht, in fünf Geſängen, von Mery und Barthelemy, mit erläuternden Noten, beſingt die Schlacht der Royaliſten und der Miniſteriellen in Paris, den Sieg der Erſteren und die Eroberung des Chateau-Rivoli (der Miniſterial-Wohnung). Dieſes ſcherzhafte Gedicht eignet ſich nur dazu, einige ſatyriſche Züge und Beſchreibungen aus zu heben. — Der Miniſter Villele giebt im erſten Geſang ſeiner Partei ein großes Diner. Die Gäſte erſcheinen nach einander, und werden einzeln beſchrieben:

Corbière, Peyronnet, Frayssinous en étole,
La main sur la poitrine ont salué l'idole.
On distingue entre tous, Ravez à l'oeil de feu,
Eternel président, bardé d'un ruban bleu;
Puymaurin, Martignac, à la douce faconde,
Tous les a c s qu'à Paris envoya la Gironde;
Civrac, Castelbajac, Camarsac, Solilhac,
Saintenac, Muyrinhac, Clarac, Cressac, Flanjac.

Der Miniſter redet ſie an:

Nobles mortels,
Que j'ai conduits ici du fond de vos castels,
Comtes, marquis, barons, soutiens du ministère,
Qui n'avez de souci que celui de vous taire.

Fürchtet euch vor unſerm gemeinſchaftlichen Feinde, vereinigt euch mit mir gegen ihn:

Ce fier Labourdonnaie, injuste par système,
Veut à mon noble front ravir le diadème.

Er rühmt die Werke, Thaten und Früchte ſeiner Miniſter-Regierung:

La Chambre a, par mes soins, accordé sans scandale
Un large milliard à la faim féodale.
Rothschild a fait jaillir de mon cerveau pensant,
Sur les débris des cinq, l'illustre trois pour cent....
J'ai peuplé mes bureaux d'illustres Cadédis....
....A Loyola rendant ses confréries
J'ai glissé ses suppôts jusques aux Tuileries.
...Tarin
Est chargé d'élever le futur Souverain......

Die Rede und der Champagner begeiſtert die Gäſte.

Ils se levèrent tous; en voyant leur figure,
On eût dit qu'ils alloient demander la clôture.

Martignac läßt ſich eine Laute geben, ein Glas Zuckerwaſſer, und ſingt eine Ode auf Villele. Hier eine Stanze:

O vous, banquiers Israëlites,
Qui sous vos pieds foulez la croix,
Qui de tant d'augustes faillites
Avez souvent sauvé les rois;
Dans votre caisse fraternelle,
Enfournez le noble Villèle,
C'est votre frère en Israël;
Sauvez cette tête gasconne
Et des ordonnances du thrône
Et de caprices de l'autel!

Im zweiten Geſang ſtellt ſich das miniſterielle Heer in Schlachtordnung auf. Die Helden

S'avancent lentement, les yeux clos à-demi,
Dans chaque marronnier voyant un ennemi.
....Le garde-des-Sceaux
Le fleuret à la main, *) la toge retroussée,
Nivelle ses soldats, les serre en bataillon;
Frayssinous les bénit avec son goupillon....

*) Der Graf Peyronnet war früher Fechtmeiſter in Bordeaux.

Villèle....
Leur promet cent dîners ou leur prix en monnoie,
S'ils peuvent, vif ou mort, happer Labourdonnaie....
Ravez ouvre la marche; en guise de trompette
L'éternel président fait sonner sa sonnette. *)

Villele ſendet zwei Parlementaire an den Feind. Das Heer der Royaliſten wird beſchrieben. Unter Anderem wird ein Hr. Berthier vom Dichter angeredet:

Vertueux député, si jamais tu composes
Des vers assaisonnés d'encens, d'ail et de roses,
Tu seras Marcellus! **)

Die Parlementaire erhalten vom Anführer Labourdonnaie die kurze Antwort:

Je coucherai demain à l'hôtel Rivoli.

Dritter Geſang. Die Journaliſten und Leſer der „Etoile", ***) die funfzig Abonnenten des „Journal de Paris", der Setzer und einziger Leſer der „Gazette de France" ſchließen ſich dem Heere des Miniſters an. Im Vorbeiziehen rufen dem Grafen die verhungernden und verhungerten Rentiers zu:

Adieu Villèle adieu, j'ai pris des trois pour cent.

Eines dieſer Geſpenſter, Palmue, der ſich aus Verzweiflung in's Waſſer geſtürzt hat, verlangt von ihm:

Il faut pour apaiser mon fantôme irrité
Que toi-même aujourd'hui, de Rothschild assisté,
Tu viennes à mon ombre errante et désolée
Elever sur la Grève un humble Mausolée.

Aber, ſagt Villele, Rothſchild

Dans Londre avec Canning il dîne en ce moment.

Thut nichts, erwiedert der Schatten; ſchaffe ihn her! — Villele weiß ſich zu helfen. Er beſchreibt einen magiſchen Kreis, und bannt den Geiſt Terray's herbei:

Abbé Terray parais! †) dit-il d'une voix haute....
A peine a-t-il parlé que le spectre en calotte
Se montre: Que veux-tu, père du trois pour cinq?
—Apporte-moi Rothschild; il dîne avec Canning.
—J'obéis.— Le héros, l'âme encore interdite
Se retourne; o prodige! il voit l'Israëlite
La serviette à la main, en frac de colonel,
Tel qu'on le vit à Rheims dans un jour solennel.

Rothſchild macht einen Scheiterhaufen aus den Bons des Cortès dans ses poches vieillis, zündet ihn an und bringt durch die Aſche den Geiſt des neuern Palmue zur Ruhe.

(Der Schluß folgt.)

*) Bezieht ſich auf den Vers in Lafontaine's Fabel: „Die beiden Mauleſel". Il faisoit sonner sa sonnette.

**) Dieſes erfordert eine Note. Früher war der Graf Marcellus einer der Deputirten; er war auch Dichter und beſang unter Anderem in einer Ode, die ihn lächerlich machte, den Knoblauch, den er in die Claſſe der Lilien verſetzte. Dabei war er ein frommer Schwärmer. Berthier iſt beides; daher die Anwendung des bekannten Virgilianiſchen Verſes auf ihn: Tu Marcellus eris!

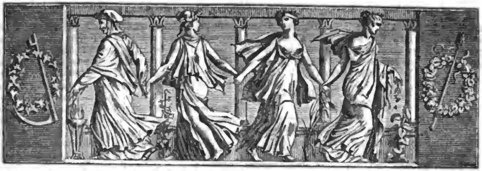
***) Der Redakteur der „Etoile" hieß anfänglich Genou; er adelte ſich von hinten, und nannte ſich Genoude; dann von hinten und vorne, und heißt jetzt de Genoude.

†) Die Bannformel: „Abbé Terray, parais!" erinnert an das Mene tekel phares in Belſazar's Gaſtmahl.

Ein Trödler der Vorſtadt bot neulich einem Pariſer Theater-Direktor eine Maſſe alter Coſtüme von ſeinen Großeltern zum Verkauf an, worunter allein 39 Perücken. „Schade, wär' es noch eine mehr" — ſo meinte der Theater-Direktor — „dann könnten wir unſerer ganzen Akademie wieder zu gutem Haar verhelfen!" (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 26. Auguſt. 136ſtes Blatt.

Aus De Lamartine „méditations poetiques".

III. Die Begeiſterung.

Wie, als des Donnerers Adler den Ganymed in den Himmel trug, der Knabe, noch feſt ſich klammernd an die Erde, kämpfte gegen den Boten der Götter, der mit ſchneller Klaue ihn packte, vom väterlichen Boden ihn los riß, und, taub der flehenden Stimme, zitternd hinwarf zu den Füßen der Unſterblichen:

So, Begeiſterung, wenn du dich, ſiegender Adler, auf meinen Geiſt ſtürzeſt: bebend vor heiligem Schauern unter dem Rauſchen deiner flammenden Flügel, ringe ich mich deiner Gewalt, fliehe vor ihr, fürchtend, daß deine Gegenwart vernichte ein ſterbliches Herz, wie Feuer, das der Blitzſtrahl entzündet, und das unlöſchbar verzehrt den Holzſtoß, den Tempel und Altar.

Aber dem Schwunge des Gedankens erwehrt ſich umſonſt der Sinne Gewohnheit: das gepreßte Herz ringt unter dem Gotte; es pocht, es hebt ſich gewaltſam und ſchlägt den Buſen. Der Blitzſtrahl läuft durch die Adern. Erſchreckt vor dem Feuer, das mich verzehrt, ſchüre ich es, löſchend, und die Lava meines Geiſtes ſtrömt über in Stürmen der Harmonie, und verzehrt mich, entweichend.

Da ſieh, Muſe, dein Opfer! Das iſt nicht mehr die begeiſterte Stirn, nicht mehr das ſtolze Auge, welches heilige Funken ſprühte. Kaum blieb vor deinem verzehrenden Feuer noch eine Spur meiner Jugend, kaum noch ein Reſt des Daſeyns: die bleiche Stirn trägt nur noch die Zeichen des Blitzſtrahls, der ſie traf.

Glücklicher der unfühlende Dichter! Seine Laute netzt keine Thräne; der friedliche Schwärmer kennt nicht die tragiſche Wuth. Aus ſeinem feuchtbaren und reinen Buſen ſtrömt von Milch und Honig ein Bach, und dieſer kleinmüthige Icarus ſtürzt nicht, von Pindaros Flügel verrathen, zurück von dem Himmel.

Wir aber, die Gemüther zu entzünden, müſſen glühen und vom neidiſchen Olymp rauben das dreifache Feuer. Alles aus zu ſtrömen, muß Alles man fühlen. Unſer Herz, des Lichtes glühender Heerd, muß der Brennpunkt ſeyn von der weiten Natur. Da klagt man unſer Leben an! Aber die Fackel, die man uns neidet, entzündet ſich am Feuer der Leidenſchaft.

Nie gab ein friedliches Herz göttlichen Aufſchwung, noch jenes Irrſal der Sympathie, das eine Welt beugt vor unſern Geſängen. Nein! als Homeros Apollon, um ſein Geſchoß auf die Erde zu ſchleudern, dem Gipfel des Eryx entſtieg und zu den hölliſchen Ufern flog, tauchte er ſeine tödtliche Waffe in die lodernden Fluthen des Styx!

Herab ihr, von der erhabenen Höhe; ihrer unwürdig iſt matter Flug. Nur aus hochherziger Leier tönen göttliche Klänge. Das Herz der Kinder des Geſanges gleicht dem ſeufzenden Marmor auf dem Grabe des Memnon. Soll er tönen und Seele fühlen, ſo muß mit einem Strahle keuſcher Flamme ihn berühren das Auge des Tages.

Und du willſt, daß meines Lebens Reſt, noch ſchürend das Feuer, das unter der Aſche glimmt, in Tönen ſich aushauche, die in die Lüfte verhallen! Eines

Digitized by Google

Schattens Traum iſt die Ehre! Zu viel ſchon ſchnitt ſie der Tage ab, die ſie ſchmücken ſollte. Willſt du, daß ich noch den letzten Hauch ihr opfere meines Lebens? Nein, den bewahre ich — der Liebe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Liebe am Fenſter.

(Fortſetzung.)

Die Straße, in der meine neue Wohnung liegt, iſt etwas eng. Sonſt habe ich gegen dieſe Gäßchen immer ſehr geeifert, habe ſogar drucken laſſen, daß ſie der Geſundheit ſehr nachtheilig wären; aber ſchon am erſten Tage, nachdem ich meine neue Reſidenz bezogen, war mir die ungemeine ſchmale Straße ſehr willkommen. Wie wäre es mir bei meinem ſchwachen Geſicht ſonſt möglich geweſen, die Züge des ganz allerliebſten Mädchens zu erkennen, welches in dem Hauſe gerade gegenüber, eine Treppe tiefer, den ganzen Tag mit ihrer Nähterei oder ſonſtigen weiblichen Arbeit beſchäftigt, am Fenſter ſitzt? — Schade nur, dachte ich, nachdem ich ſie wohl länger als eine Viertelſtundt durch meine Lorgnette recht aufmerkſam betrachtet hatte, ſchade nur, daß ſie ſo überaus ſittſam vor ſich nieder in den Schooß ſieht. Denn ich war ſchon ſterblich in ſie verliebt, und hätte nichts ſehnlicher gewünſcht, als ein zärtliches, wo möglich heimliches Liebesverſtändniß mit ihr an zu knüpfen. — In Büchern, wie im Leben, liebe ich bei dergleichen kleinen Händeln das Verſtohlene, Heimliche gar ſehr. Sind Eltern oder Vormünder zu betrügen, ein eiferſüchtiger Ehemann zu hintergehen, oder eine argwöhniſche Aufſeherin blind zu machen, ſo iſt ein ſolches Verhältniß gleich noch einmal ſo intereſſant, und verſpricht auch nebenher größere Dauer. Das iſt ein Schriftſteller-Prinzip. — Doch genug der Abſchweifung!

Ich wurde nicht müde, das liebliche Geſichtchen meiner neuen Nachbarin mit meinen vier Augen zu betrachten. Endlich, dachte ich, wird ſie doch einmal aufſehen, und dir einen Blick in ihr unſtreitig ſchönes Auge vergönnen. Mein Hoffen war nicht vergebens! Am zweiten oder dritten Tage ließ das hübſche Mädchen, das Amalie hieß, wie ich bereits ausgekundſchaftet hatte, die Arbeit ſinken, und blickte auf, gerade zu mir herüber, und ſo freundlich, ſo freundlich — wahrhaftig, ich konnte nicht anders, ich faßte mir ein Herz, und nickte ihr, mit der lieblichſten Miene, die ich meinem Geſichte zu geben vermochte, zu. — Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, und dennoch war es wirklich ſo: ſie erwiederte meinen Gruß, ja, was noch mehr iſt, ſie legte zwei Finger des kleinen weißen Händchens auf den kußrechten Mund, ließ ſie einen Moment darauf ruhen, und dann herabſinken — Das war doch wohl das förmlichſte Kußfingerchen, das man ſich denken kann? Ich war außer mir vor Freude und Entzücken, und hätte das liebe Kind gleich ſo recht innig an mein Herz drücken mögen: leider aber konnte ich ſie nicht erreichen, und das Fenſterkiſſen mußte daher einſtweilen ihre Stelle vertreten, und ward von mir recht zärtlich geherzt und geküßt. Aber plötzlich ſtörte mich meine Wirthin recht garſtig in meiner Wonne. Sie trat in das Zimmer, und ich wußte nicht, wie ich ſchnell genug wieder zu der Ruhe gelangen ſollte, die mir ziemte. Sie mußte doch wohl ſo etwas gemerkt haben, denn ſie lächelte, ohne übrigens ein Wort zu ſagen, recht verſchmitzt, ſonſt aber war ſie ruhig, und ich wußte ihr dies Dank. Aus Erkenntlichkeit beſchloß ich feſt, ihr die Miethe immer recht pünktlich zu entrichten.

Kaum war ich wieder allein, ſo eilte ich auch ſchon zum Fenſter. Amalie war wie ſonſt beſchäftigt. Ihr erſtes freundliches Nicken hatte mich aber dreiſt gemacht: ich durfte nun ſchon etwas mehr wagen. Sobald ſich an einem der nächſten Tage die Gelegenheit zeigen wollte, hielt ich ihr ein kleines Briefchen hin, indem ich ihr zugleich durch Zeichen zu verſtehen gab, daß ich wünſche, ihr es ſenden zu dürfen. Sie bejahte meine Frage zwar nicht geradezu, aber ſie lächelte recht freundlich, und das war mir vollkommen genug. Schnell ward nun die Feder zur Hand genommen, und einer der glühendſten Liebesbriefe, die je geſchrieben worden, ſtand auf dem Papiere. Der mußte ſeine Wirkung thun, daran war nicht zu zweifeln; aber wie ihn in ihre Hände befördern? Sie ſollte von ihren Eltern etwas ſtreng gehalten werden, das hatte ich ſchon in Erfahrung gebracht. Unannehmlichkeiten wollte und durfte ich mich auch nicht ausſetzen, und die Frage ließ ſich daher nicht leicht beantworten. Doch wenn die Noth am größten, iſt auch die Hülfe am nächſten. Hier zeigte ſich das wieder recht deutlich: denn als ich noch ſinnend, und doch nichts erſinnend, am Fenſter ſtand, bemerkte ich eine Blumen-Verkäuferin, welche ſo eben aus dem Hauſe Amaliens kam. Die Frau würde mir gar nicht aufgefallen ſeyn, allein Amalie ſetzte in dieſem Augenblick einen Roſenſtock an ihr Fenſter, und ich durfte daher mit Recht ſchließen, daß ſie denſelben von der Händlerin erſtanden habe. Ein lauter Ruf, und die runzlige Flora, der wahren Göttin der Blumen ſo ganz unähnlich, befand ſich auf dem Wege zu meinem Zimmer. — Einige Groſchen, welche ich ihr über den verlangten Preis der Blumen gab, die ich ehrenhalber erſtand, machten ſie ſogleich zu dem Liebesdienſte bereitwillig, den ich von ihr heiſchte: nur ſagte ſie, daß ſie meinen Brief wahrſcheinlich erſt in einigen Tagen abgeben könne, weil ſie es ſorgfältig vermeiden müſſe, das Mißtrauen von Amaliens Eltern zu erwecken. Wohl oder übel, ich mußte mir dies ge-

Digitized by Google

fallen laſſen. Blieb mir doch immer noch die Hoffnung, daß es der Alten zufällig eher gelingen könne, ſich ihres Auftrages zu entledigen.

Ich kam nun faſt nicht mehr vom Fenſter. Mochte die Arbeit doch liegen bleiben, mich kümmerte es jetzt nicht; denn ich war ſo glücklich im Anſchauen der ſchönen Amalie, ſo glücklich, daß ich es kaum beſchreiben kann. Auch hatte ich alle Urſache, mit dem Erfolge meiner Bewerbungen zufrieden zu ſeyn. Die freundlichſten Blicke wurden mir zu Theil, die zärtlichſten Kußhände flogen zu mir herüber, nur konnte ich öfters nicht begreifen, wie Amalie es möglich mache, mich mit faſt gänzlich niedergeſchlagenen Augenliedern zu ſehen und zu bemerken. Doch zerbrach ich mir darüber den Kopf nicht weiter. Ich ſchob dieſe Sonderbarkeit auf Rechnung ihrer Sittſamkeit, und lebte übrigens der Hoffnung auf kommende glückliche Zeiten.

Emſig ſchaute ich von meinem Beobachtungs-Poſten am Fenſter nach der Hausthür Amaliens, um es ſogleich zu wiſſen, wenn mein runzliger Liebesbote ihre Schwelle betrete. Dennoch mußte ich die Blumen-Verkäuferin überſehen haben, denn ganz deutlich bemerkte ich geſtern Nachmittag, daß Amalie ihrem Mädchen ein kleines Blättchen einhändigte, und dabei nach meinem Fenſter herüber zeigte. Nichts war klarer, als daß ich jetzt einen Brief empfangen ſollte. In Bogenſätzen flog ich meine drei Treppen hinab, dem Zöfchen entgegen. Ich traf ſie auf dem Hausflur, wo ſie, durch meinen Anblick überraſcht, das liebe Briefchen unter der Schürze zu verbergen ſtrebte, aber noch ehe ihr dies Bemühen gelang, hatte ich ihre Hand ergriffen, und ſagte feurig: „Geben Sie nur her, ſchönes Kind, was doch für mich beſtimmt iſt!“ — Zweifelnd ſah ſie mich an, und ſagte dann, als ſey ſie ihrer Sache noch immer nicht gewiß: „Sind Sie denn —?“ — „Ey freilich, freilich!“ fiel ich ihr in die Rede. „Nur her mit dem Briefchen. Es iſt gewiß für mich!“ — Sie ſchien noch immer nicht überzeugt, aber ein harter Thaler, den ich ihr in die Hand drückte, ſcheuchte ſchnell jeden Zweifel hinweg. Ich empfing das Briefchen, und flog nun, trunken vor Freude, meinem Zimmer zu. Nur wenige Zeilen ſchrieb die Liebliche. Der Brief enthielt nichts, als die Worte:

„Ich bin ſo geſtört, daß ich nicht zum Schreiben kommen kann. Heute Abend um 11 Uhr am Fenſter.

Ihre Amalie.“

Ihre Amalie! — Wohl hundert Mal küßte ich dieſe Glück verheißende Unterſchrift, und wünſchte der Sonne Flügel, damit nur die eilfte Stunde recht bald herbei komme. — Aber wie ſollte ich denn das verſtehen: „am Fenſter“? Amalie wohnt zwei Treppen hoch, alſo konnte ſie unmöglich wollen, daß ich mich von der Straße aus mit ihr unterhalte, und faſt eben ſo wenig geht dies von meinem zu ihrem Fenſter hinunter, denn ich wohne eine bedeutende Treppe höher als ſie. Wollten wir daher auch noch ſo leiſe ſprechen, ſo konnte doch leicht irgend ein lauſchender Nachbar mehr vernehmen, als uns lieb geweſen wäre. Aber da fiel mir etwas ein; ja, ſo mußte es ſeyn! Das Flurfenſter des untern Geſchoſſes war dem Fenſter von Amaliens Zimmer faſt gerade gegenüber, und ſicher meinte ſie, daß ich von dort aus mich mit ihr unterreden ſolle. Wenigſtens deutete ich mir ihren Wink ſo, und als es Eilf vom nahen Kirchthurm brummte, da ſtand ich auf meinem Poſten. Aber wie es kam, weiß ich nicht, kurz, mir war ganz unbeſchreiblich angſt. Jeden Schlag meines eigenen Herzens konnte ich deutlich hören, und das Blut hämmerte mir durch alle Adern, als wolle es dieſelben zerſprengen. Endlich öffnete ſich das Fenſter Amaliens: ſehen konnte ich nichts, denn es war eine Finſterniß, gegen welche die egyptiſche wahrſcheinlich und wenigſtens einer Straßen-Erleuchtung glich, die übrigens in unſerm Städtchen gar nicht exiſtirt. Ein leiſes Räuſpern verrieth mir aber die Gegenwart der Geliebten. (Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Arabiſche Sprüchwörter: Von derſelben Seite, woher das Licht zu uns kommt, kommt auch der Schatten. — Hoffeſt du Vergebung von dem, der über dir ſteht, ſo verzeihe auch dem, der unter dir iſt. — Böſes und Gutes kommt ſelten, wenn es uns gelegen iſt. — Armuth iſt noch ſchlimmer, als begraben ſeyn.

Ein ſehr tröſtendes Wort gab Goethe neulich in folgenden Zeilen:

„Du haſt Unſterblichkeit im Sinn;
Kannſt du uns deine Gründe nennen?“
Gar wohl! der Hauptgrund liegt darin:
Daß wir ſie nicht entbehren können.

Madam Godwin, die Vertheidigerin ihres Geſchlechts, hat neulich auch wieder folgenden Satz aufgeſtellt: „Wer die Meinung predigt, das Weib ſey nur ein halber Menſch, muß als Mörder angeklagt werden; denn er ſchlägt von zwei Weibern eines todt.“

Ehelich ſeyn heißt nach der neueſten praktiſchen Philoſophie: Ich ſchade Keinem, wenn es mir nicht nutzt; nutzt es mir aber, kann ich Jedem ſchaden, ſo viel ich will: denn wenn ich mir nutze, handle ich ehrlich gegen mich, und Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte.

Ein Franzoſe, der in Deutſchland reiſete und gern die deutſche Sprache lernen wollte, befand ſich in einem Gaſthauſe. Er rief mehrmals, nach franzöſiſcher Sitte: „Garçon, Garçon!“ Als aber Niemand erſchien, nahm er ſein Wörterbuch aus der Taſche, ſuchte und ſchrie hierauf: „Hageſtolz, Hageſtolz!“ zu großer Luſt der übrigen Gäſte. Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

La Villèliade. (Schluß.) Vierter Geſang. Schlacht. Auf den Fahnen des Royaliſten-Heeres lieſet man die Worte:

Vive le roi, quand même! — écrits en traits de feu.

Mit der Miniſterial-Armee ſteht es anfangs nicht zum Beſten. Einige Häupter weichen. Chabrol, der See-Miniſter:

Chabrol, sur son radeau que la vague balance
Atteint du mal de mer, *) regagne l'ambulance.

Aber Villèle ſtellt die Schlacht wieder her, ſetzt den Telegraphen in Bewegung, beſpricht die Hülfe ſeiner Freunde, der Jeſuiten:

Des Jésuites en frac, en soutane, en baillons.
Montrouge **) a déchaîné tous ses noirs bataillons.
Bonald est à leur tête, entouré de nuages, ***)
Comme le vieux Moïse, ou comme ses ouvrages.

De Bonald ruft:

„De Maistre †) m'a laissé son glaive catholique....
Frappons!“ Ainsi parloit le jésuite écrivain....
D'autres chefs s'agitoient en tête de leur bande
Et sur leur étendard brilloient en lettres d'or
Ces mots sacrés: „Jesus hominum salvator!“ ††)
Les fils de Loyola, béats auxiliaires,
Suivant leurs anciens us, tombent sur les derrières.

Labourdonnaie'n entgeht ihre Taktik nicht; er ſieht ſich umgangen, in den Rücken gefallen; er merkt

...que des siens le courage s'abbat.

Ein großer Streich muß ausgeführt werden. Villèle muß fallen, muß von ſeiner Hand fallen. Er ruft:

Villèle m'appartient; laissez-moi cette gloire.

Er ergreift die ſchwarze Kugel (der Deputiertenkammer), zielt und verfehlt den Miniſter. Dieſer:

Saisit des écus d'or dans un coffre entassés,
Et sur son ennemi les lance à coups pressés....
L'air en est obscurci, les Ultras à genoux
De la manne gasconne implorent tous les coups.
Plus de défense; envain le fier la Bourdonnais
Leur a crié....
„Amis! craignez les Turcs jusques dans leurs présens!“ †††)
Inutiles efforts....
Tout fuit; et sans s'armer d'un courage inutile,
Vers le couvent d'Issy ††††) chacun cherche un asile.

Villèle verfolgt den Feind:

Il court, il vole, il veut prendre Labourdonnaie
Mais prêt à le saisir, il hésite, il s'effraie....
Sa main ouvre en tremblant son large portefeuille,
Il s'y loge à la hâte, et s'y tapit sans bruit.

Labourdonnaie, kaum in Iſſy angelangt, bedient ſich einer Kriegsliſt. „Ich muß die Jeſuiten“, ſagt er, „abtrünnig machen und für mich gewinnen“:

*) Das mal de mer hat hier eine ſatyriſche Bedeutung.

**) Ein Jeſuiter-Collegium unweit Paris.

***) Anſpielung auf den dunkeln Styl dieſes Schriftſtellers.

†) Der Graf De Maistre, und der Abt La Mennais, große Verfechter und Vorfechter der Jeſuiten.

††) Bekanntlich die Deviſe der Jeſuiten. Ihr vielbedeutendes Monogramm und Symbolum erſcheint ſchon wieder in den Kirchen, auf den Andachts- und andern Büchern, auf Wänden und Mauern, ſelbſt an Kaufladen und Schildern.

†††) Timeo Danaos et dona ferentes. Virg.

††††) Ein Jeſuiter-Collegium.

Je veux dès aujourd'hui, par des moyens pressans
Mettre dans mon parti ces alliés puissans.
La Mennais l'a prédit, croyons-en ce grand homme,
Jamais on ne vaincra Villèle que dans Rome. *)

Er verſpricht den Seinigen auf den morgenden Tag einen vollkommenen Sieg, mit Hülfe der neuen Verbündeten, beſtellt ſie auf morgen drei Uhr

auprès de Saint Sulpice.
J'y serai; vous verrez briller au premier rang
Mon ardente chimère et mon panache blanc.
Il dit, et tout entier à sa grande entreprise,
Il vole vers Paris dans son char de remise.

Fünfter Geſang. Villèle giebt den Seinen ein Siegesfeſt. Es erſtreckt ſich bis tief in die Nacht. Lorbeerblätter auf einem Mainzer Schinken werden ihm, als Lorbeerkrone, auf's Haupt geſetzt. Vom Balcon des Hotels ſieht man plötzlich, ſchlecht begleitet, den ungeheuern feindlichen Schatzkaſten auf einem Laſtwagen vorbei fahren. Er ruft:

Que ce riche caisson entre par notre porte.

Gewarnt von einem neuen Laocoon, verblendet und überredet von einem zweiten Sinon, ſieht man die Gäſte

les vainqueurs....s'attellant au char
Devant l'arche du fisc on voit danser César. **)

Kaum iſt der Schatz in Sicherheit, als Labourdonnaie zum Sturme anrückt. Der Sturm wird beſchrieben, abgeſchlagen. Ein komiſcher Zweikampf zwiſchen dem Secretair des Generals ***) Forcès und Trébuquete, secretaire des Frayſſinous. Letzterer wehrt ſich mit ſeiner Cliſtierſpritze.

Il vise le géant, et d'un bras arrondi
Fait jaillir du cylindre un liquide tiédi.

Nichts iſt entſchieden, als Labourdonnaie auf den Balcon †) ſich ſchwingt, ſich anklammert, und, von den Jeſuiten unterſtützt, welche, wie die Griechen im Trojaniſchen Pferd, im Schatzkaſten verborgen, plötzlich hervorbrechen, den Sieg erringt, und:

Plante sur le donjon qui domine la plaine
Le drapeau de la Fronde, et la croix de Lorraine.
....Villèle, au sein de la mêlée
Serrant son portefeuille, ainsi qu'un bouclier,
Il résiste à leurs coups, et cède le dernier....
L'aumônier Frayssinous s'élance à la chapelle,
Finit un Tedeum, commencé pour Villèle,
Et les fils de Montrouge ont crié, chapeau bas:
„La congrégation se rend, et ne meurt pas!“ ††)

Villèle weicht mit den Worten:

„Pour moi, loin de la Bourse et des cris du Sénat
Je vais m'ensevelir dans le Conseil d'Etat.“

Das ſcherzhafte Gedicht hat übrigens (S. 81) einen ſehr ernſten Schluß. E.

*) Parodie des bekannten Verſes aus „Mithridate“ von Racine:

Annibal l'a prédit; croyons-en ce grand homme,
Jamais on ne vaincra les Romains que dans Rome.

Im Original iſt die ganze Stelle komiſch parodirt.

**) Ceſar Lapanouze, Villèle's Banquier.

***) Jeſuiten-General in Rom.

†) Die Rednerbühne.

††) Anſpielung auf die Schlacht von Belle-Alliance.

Ein Schweizer-Töchterchen, Namens Catharine Bäkner, iſt vor Kurzem in Calais ausgeſchifft, wird nach Paris kommen und es daſelbſt — ſo wie in London — mit dem ſtärkſten Mann im Boxen aufnehmen! — Sie hat nur ſechs Fuß Höhe, und iſt ganz dazu gemacht, der ſchriftſtellernden Madam Godwin „Frauenrechte“ zu vertreten. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. | Montag den 28. Auguſt. | 137ſtes Blatt.

Die Liebe am Fenſter.

(Fortſetzung.)

„Amalie!“ flüſterte ich, ſo leiſe, daß ich es ſelbſt kaum hören konnte. Sie mußte mich dennoch vernommen haben, denn ſie flötete: „Sind Sie's?“ — und als ich dies bejaht, ſagte ſie, wieder ſo leiſe, daß ich es nur mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit hören konnte: „Ich habe nicht lange Zeit, aber die wenigen Minuten, die mir vergönnt ſind, will ich benutzen, Ihnen zu ſagen, daß wir in unſer Sommer-Logis ziehen und den Weg zu beſchreiben, den Sie zu nehmen haben, wenn Sie zu mir wollen. Er iſt etwas beſchwerlich, aber Ihre Liebe zu mir, die ich nicht bezweifeln mag, wird Ihren Muth und Ihre Kräfte ſtählen. Morgen Abend, wenn es Eilf geſchlagen, gehen Sie durch das Seitenpförtchen aus der Stadt. Links, an den Gärten entlang, führt ein ſchmaler Fußſteig; dieſen verfolgen Sie bis zur dritten Gartenmauer. Haben Sie das Ende derſelben erreicht, überſteigen Sie dieſelbe, und gehen den gewölbten Laubengang gerade aus. Hier werden Sie an ein Gartenhaus gelangen; es iſt offen, und Sie können es ohne Scheu betreten. Sie ſteigen nun zum zweiten Fenſter rechter Hand hinab; die Aeſte eines nahe ſtehenden Apfelbaums müſſen Ihnen hiebei behülflich ſeyn, denn der Garten auf dieſer Seite liegt tiefer, als der auf jener, und ein Sprung wäre deshalb zu gefährlich. In der Allee, in der Sie ſich dann befinden, zählen Sie zwölf Bäume, und biegen dann rechts um. Sie ſind jetzt in einem Gange, der Sie nach etwa zwanzig Schritten an eine Brücke geleitet. Sobald Sie dieſelbe überſchritten haben, wenden Sie ſich links, und gehen an dem Bache entlang, bis Sie an ein kleines Häuschen kommen. Sollten Sie dort Licht bemerken, ſo laſſen Sie ſich dies nicht irren. Es iſt nur eine Nachtlampe, und Sie haben nichts zu fürchten, ſobald Sie den Kreis des Scheines zu vermeiden wiſſen. Neben dem Hauſe ſteht ein Wallnußbaum; dieſen erklettern Sie, und überſpringen dann die Mauer, an welcher Sie rechts fortſchreiten, bis Sie zu einer Leiter kommen; dieſe ſteigen Sie hinan. Sie führt zu einem Boden, an deſſen äußerſten Ende, nach der linken Seite, ein kleines Fenſterchen iſt. Sind nicht ganz beſondere Hinderniſſe eingetreten, ſo finden Sie daſſelbe offen. Steigen Sie hindurch, und Sie werden bald am Ziele ſeyn. Rechts, am Ende des Flures, auf dem Sie ſich nun befinden, iſt mein Kammerfenſter. Es iſt zu hoch, um ohne Hülfe erſtiegen zu werden, aber einige ſtarke eiſerne Nägel, welche in der Wand eingeſchlagen ſind, und die Sie, umher taſtend, gewiß leicht finden, werden Ihnen dieſe Hülfe leiſten. Schwingen Sie ſich muthig auf, und Sie ſind im Arme Ihrer Amalie.“

Kaum hatte das liebe Mädchen dieſe, etwas lange Beſchreibung geendigt, da wünſchte ſie mir mit wahrer Nachtigallenſtimme eine gute Nacht, und — war verſchwunden. In der größten Angſt, daß ich irgend eine Wendung des langen Weges, und dadurch auch das ſchöne Ziel ſelbſt verfehlen möchte, eilte ich auf mein Zimmer, und kam meinem ungetreuen Gedächt-

niſſe dadurch zu Hülfe, daß ich Alles, was Amalie mir zu thun befohlen, pünktlich niederſchrieb. Richtig, ſo war es! — Die dritte Gartenmauer, der Laubengang, das Gartenhaus, das zweite Fenſter, der zwölfte Baum, die Brücke, der Bach, der Wallnußbaum, die Leiter, der Boden, das Fenſterchen, und endlich — ach Gott, ich vermochte ſchon jetzt kaum, mich zu faſſen, ſo freute ich mich auf den kommenden Abend. An die Furcht vor Geiſtern, die mich ſonſt zuweilen plagt, und zu der die Geiſtergeſchichten meiner Kinderwärterinnen den unaustilgbaren Keim gelegt haben, dachte ich dabei gar nicht, ſondern nur an das allerletzte Ziel, die ſchönen, runden, weißen Arme meiner Amalie.

Die ganze Nacht kam kein Schlaf in meine Augen. Schon vor Sonnen-Aufgang verließ ich mein Lager, und befand mich bald darauf außerhalb des kleinen Pförtchens in der Stadtmauer. Die dritte ſteinerne Gartenumhegung war das Ziel meines Suchens; die fand ich bald, und betrachtete ſie mir recht genau, um ſie in der Dunkelheit gewiß nicht zu verfehlen; allein weiter konnte ich meine Forſchungen nicht treiben. Ich mußte wieder zurück in die Stadt, denn ſchon hatte ich die Neugierde einiger Feldarbeiter erregt. Den ganzen Tag peinigte mich die grenzenloſeſte Ungeduld. Nichts vermochte mir den Gang der Zeit auch nur etwas zu beſchleunigen, da fiel ich auf den Gedanken: Wie, wenn du niederſchriebeſt, wie Alles kam, daß du Amaliens Bekanntſchaft machteſt, wie es Schickung des Himmels ſelbſt zu ſeyn ſcheint, der dir die unruhigſten Nachbarn gab, damit du der ihrige würdeſt. Gedacht, gethan. Mir ſelbſt faſt unbemerkt verging mir nun bei der Arbeit die Zeit. So eben ſchlägt es drei Viertel auf Eilf. Ich eile zu der Geliebten! Einige Minuten früher wird ſie gewiß eher verzeihen, als auch nur eine ſpäter. Bald bin ich der glücklichſte der Sterblichen!

(Der Schluß folgt.)

Aus De Lamartine „méditations poetiques".

IV. Die Verzweiflung.

Als in verhängnißvoller Stunde des Schöpfers ſchaffendes Wort aus des Chaos Keimen die Welt geboren, wendete ſein Antlitz Er von dem unreifen Werk. Mit Verachtung ſchleuderte Sein Fuß es hinaus in die Räume. Er kehrte zu Seiner Ruhe.

Geh' hin, ſprach Er; Ich übergebe dich deinem eigenen Elende! Unwerth vor Meinen Augen, der Liebe wie des Zornes, biſt du vor Mir ein Nichts. Rolle hin nach Zufall in der Leere Wüſte. Ewig fern von Mir, ſey das Schickſal dein Führer, das Unglück dein König!

Er ſprach's; und wie wenn ein Geier auf ſeinen Raub ſtürzt, ächzte tief, aufjauchzend, das Unglück bei dem Worte. Es umfaßte mit grauſer Klaue die Schöpfung, mit ſeiner ewigen Wuth die ewige Nahrung umkrallend.

Fortan nun herrſchte das Böſe in ſeinem unendlichen Reich. Was denkt, was athmet, begann ſein Leiden. Die Erde, der Himmel und der Geiſt und der Staub wimmert, die Stimme der ganzen Natur war nur *ein* Seufzer.

So hebt doch empor den Blick nach dem himmliſchen Gefilde: ſucht doch die Gottheit in ihrem Werke; fleht doch an den großen Tröſter in eurem Leiden, Elende! Seine Güte iſt fremd ſeinem Werke: Ihr ſucht Eure Stütze? Das ganze All zeigt euch nur einen Verfolger.

Wie nenn' ich dich, furchtbare Macht? Schickſal, Natur, Vorſehung, unbegreiflich Geſetz — daß ich unter Deiner Hand zittre, daß ich ihr fluche, ihr mich unterwerfe, mich empöre, Dich fürchte, Dich liebe — Ha, Du biſt immer nur Du!

O! wie Ihr flehete ich die Hoffnung an: mein verrathenes Herz trank willig ihren vergifteten Liebestrank. *Sie* iſt es, die, die Schritte in den Abgrund treibend, mit Kränzen und Blumen die Opfer ſchmückt, die ſie dem Elende ausliefert

Würden doch nur nach Zufall geſchätzt die Sterblichen! Fiele doch nur ſeine Hand nach gleicher Regel auf uns, die wir gleichen Geſetzen gehorchen! Aber nein, die Jahrhunderte ſahen's: die großen Seelen, die Schönheit, der Geiſt, die erhabenen Tugenden waren die Opfer Seiner Wahl,

wie der blutigen Götter, die in grauſen Tempeln unſchuldiger Heerden Erſtlinge begehrten: von hundert gewählten Rindern ward die Hekatombe bereitet; das unbefleckte Lamm, die weiße Taube trieften auf ihren Altären.

Ha, und Du, Schöpfer, Allmächtiger, Urquell des Lebens, Du, für den das Mögliche war, ehe es ward! König der Unendlichkeit, Du *konnteſt* ja doch nach Gefallen aus Deiner Ewigkeit heraus ſchöpfen das Glück und das Leben für Deine Kinder!

Du, ohne Dich aus zu ſchöpfen, Du konnteſt doch auf die ganze Natur, in langen Strömen ohne Maaß, ausgießen die Seligkeit. Raum, Macht, Zeit koſten Dir nichts. Meine Vernunft zittert — gewiß, Du *konnteſt* es, und Du *wollteſt* es nicht!

Was verbrachen wir, daß wir wurden? Verlangte denn das fühlloſe Nichts von Dir ſein Daſeyn, oder willigte es Dir ein? Sind wir, o Zufall, das Werk Deiner Launen? oder, grauſamer Gott, bedarf unſrer Qual Deine Seligkeit?

Nun, ſo ſteige denn auf zum Himmel, Weihrauch, den er liebt! Seufzer, Geächz, Thränen, Jammern, Läſterung, Jubel, himmliſcher Einklang! Schreien des

Bluts, Stimme der Todten, unauslöſchliche Klage, ſteiget auf, und ſchlaget gegen das fühlloſe Gewölke der Wohnung des Schickſals!

Erhebe die Stimme, Erde, antwortet Himmel, vereint Euch zu einem Gekrächz. Ihr Abgründe, ſchwarze Behauſungen, wo der Tod ſeine Opfer aufhäuft! Ewiges Wimmern, klage die Natur an! Möge der Schmerz aller Kreatur Stimme geben — zu ſeufzen!

Was ſahſt Du ſeit dem Tage, da die Natur, dem Nichts entriſſen, Deiner Hand unreif entglitt? den Staub, unterthan der Verwirrung des Wehes; Alles Fleiſch jammernd: Ha! Alles Leben neiden das Nichtſeyn.

Friedlicher Elemente innern Kampf: die Alles welkende Zeit, ſitzend auf den Trümmern, die ihre Hände häuften, wartend an ihrer Schwelle Deiner hinfälligen Werke, und den Tod, ſchon im Schooße der Mütter erſticken die Keime der Gebornen! —

Die Tugend, erliegend ſtrafloſer Frechheit, den Trug geehrt, die Wahrheit verbannt, die irrende Freiheit den lebenden Erden-Göttern hingeworfen zum Opfer, und die Gewalt, hier wie dort, gründend das grenzenloſe Reich des Unrechts! —

Die Stärke, ohne Götter, entſcheiden die Schlachten! Einen Cato, auf Platon's Wort, frei noch, ausreißend ſeine Eingeweide! Einen Brutus für die Tugend, die er liebt, ſterben, aber, zweifelnd an ihr ſelbſt, im Scheiden ſprechend: ſie iſt nur ein leerer Schall! —

Das Glück nur den großen Verbrechen zur Seite. Gekrönte Frevel geſetzlich. Ehre um Blut. Kinder, Erben der Sünden der Väter, und das ſterbende Jahrhundert erzählend ſein Elend ſeinem Nachfolger. —

Ha, wie! Von ſo vielen Qualen, von ſo vielen Verbrechen und Leiden, rauchten denn noch der Opfer nicht genug auf Deinen grauſen Altären? Wird die Sonne, dieſer alte Zeuge des Elends der Erde, auch nicht einen Tag bringen, der den Kummer mildert der Sterblichen?

Nein, ihr Erben des Schmerzes, ihr Opfer des Lebens, nein, nein, hoffet nicht, daß ſeine geſättigte Wuth das Unglück einſchläfre, bis nicht der Tod, ſeine unermeßlichen Flügel ausbreitend, in das ewige Schweigen verſenkt den ewigen Schmerz!

V. Die Vorſehung an den Menſchen.

Wie, Sohn des Staubes, du fluchſt deinem Daſeyn, du klagſt Mich Meiner eigenen Wohlthaten an! du ſchließeſt dein Auge der Herrlichkeit des Geſchenks, das Ich dir gab!

Du warſt noch nicht, thörigtes Weſen, als ſchon dein Glück Ich wog, als ſchon der ewige Gedanke dich, eine Frucht, trug in ſeinem Schooße.

Ja, dein künftiges Daſeyn ſchon lebte in Meinem Gedächtniß. Ich bereitete vor nach Meinem Willen die Zeit. Der Tag kam, und Ich ſprach: Werde! Mir zur Ehre, dir zur Seligkeit.

Du wurdeſt! Meine unſichtbare, allgegenwärtige Liebe gab nicht dem Zufall ihr Werk. Ich erwärmte mit der Gluth Meines Auges den ſchmachtenden Lebensquell deiner Sinne.

Mit geheimnißvoller Milch füllt' Ich dir die Brüſte; du berauſchteſt dich ſorgenlos an dieſen Quellen der Liebe. Ich kräftigte dir die Sehnen, Ich ründete dir das Aug', in welchem der Tag ſich ſpiegelt.

Dein Geiſt, noch unter der Sinne Macht, öffnete der Vernunft ſich, wie dem Tage dein Auge. Der Gedanke ward, das Wort vollendete ihn, Ich grub darin Meinen Namen.

Wie ſtand in leuchtenden Zügen vor deinen Augen dieſer große Name! Du ſahſt Meine Güte auf der Erde, du laſeſt Meine Größe am Himmel. Die Ordnung war Mein Gedanke, die Natur Meine Vorſehung, der Raum Meine Unendlichkeit! Von Meinem Weſen, verwandelter Schatten, deutet' die Zeit dir die Dauer, das Schickſal Meinen Willen.

Du beteteſt Mich an in Meiner Macht, du ſegneteſt Mich in deiner Seligkeit und wandelteſt vor Mir in deines Herzens Einfalt. Doch nun, als das Unglück mit drückender Nacht bedeckt hat die helle Klarheit des Erwachens, frägt deine Stimme Mich, und läſtert Mich. Der Nebel umhüllt deinen Geiſt, du glaubſt nicht mehr dem Lichte.

„Du biſt nur“ — ſo ſprichſt du — „der Vernunft ein Räthſel des Schickſals. Wäre die Welt dein Sinnbild, ſie wäre gerecht und gut!“ — Halt' ein, ſtolzer Gedanke! Dem Geſetz, das Ich dir gab, willſt du vergleichen Mein Geſetz? Erkenne die unendliche Kluft: Dir ward nur ein Tag, gerecht zu ſeyn; vor Mir liegt die Ewigkeit!

Fällt einſt die Hülle Meiner Weisheit vor deinem Auge, werden die Uebel, welche deine Schwäche beſeufzt, in Wohlthat ſich wandeln. Aus dem ſchwindenden Dunkel wird vor die ſiegend hervorgehen Meine Gerechtigkeit und deine Freiheit. Es iſt die Flamme, den göttlichen Tiegel reinigend, in welchem das Leben ſich wandelt in Unſterblichkeit.

Doch dein verhärtetes Herz murrt und zweifelt noch! Dieſes Licht genügt nicht deinem Auge. In der Sinne Macht möchteſt du aus der ewigen Morgenröthe hervorleuchten ſehen die himmliſche Klarheit!

Erwarte! Dieſe Dämmerung, mit dunkelem Schatten gemiſcht, genügen, im Staube dich zu leiten. Erkenne Mich, und gehe deine Bahn ohne Murren, wie die Natur, auf das Wort ihres Gottes.

Die Erde kennt ja nicht das Geſetz, das ſie befruchtet. Der Ocean, zurück getrieben von Meines Armes Macht, weiß er, wie vor dem nächtlichen Ge-

Digitized by Google

ſtiern das Meer aus tiefem Kerker ſeine Woge ſpeit, und von dem beſpülten Geſtade brüllend zurück fährt?

Dieſe glänzende Sonne, Schatten Meines Lichts, weiß ſie, wohin der Wink Meiner Hand ſie führt? Zeigt ſie ſelbſt ſich ihre ſtolze Bahn? Verheißt ſie, wenn Ich bei'm Niedergange ihr Licht löſche, der Erde die Sonne des kommenden Tages?

Dennoch beſteht das All und wandelt in Zuverſicht! Meine Stimme erweckt es jeden Morgen. Ich rufe die Sonne aus ihrer Wüſte. Sie durchfliegt die Räume, ſteigt auf vor Mir, gehorchend, und ſchwingt ſich auf den Thron der Lüfte!

Und du, deſſen Leben Mein Athem iſt, du, auf dem Mein Auge ruht, fürchteſt du, daß Ich deiner vergeſſe, dich, du König des Weltalls? Glaubſt du, daß Meine Macht ſchlummere? Nein, mein unendlicher Blick wacht über den Weiten allen. Das Meer, vor Meinen Worten fliehend, der Staub, ſich hebend, folgen Meinem Geſetze, und kennen es.

Wandele mit der Fackel der Hoffnung, bis zu den Schatten der Gruft; vertraue, daß Meine Vorſicht keine Schlingen legt deinen Schritten. Jede Morgenröthe verkündet ſie, das ganze All vertraut ihr, und der Menſch allein ſollte zweifeln? Meine väterliche Vergeltung wird den ungläubigen Zweifel beſchämen in der Tiefe Meiner unendlichen Güte.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Den Hülfsverein, der ſich auch hier zur Unterſtützung der Griechen gebildet, hat bereits ein glücklicher Erfolg gekrönt. Auch unſere Nachbarſtädte, z. B. Celle u. a., folgen dieſem edelmüthigen Beiſpiel. Waren wir auch nicht die Erſten, welche unſeren unglücklichen Glaubensbrüdern zu Hülfe eilten, ſo werden wir doch auch ſicher nicht die Letzten an gutem Willen und reger Theilnahme ſeyn. — In dieſen Tagen verloren wir einen unſerer älteſten und ehrwürdigſten Staats-Beamten, den Staats- und Cabinets-Miniſter von der Decken. Dieſer würdige Miniſter ſtarb im 8?ſten Jahre, beweint von einer zahlreichen Familie und innigſt betrauert von unzähligen Hannoveranern, denen er ein Vater, Rathgeber und Retter in der Noth geweſen. — Der auf unſerer Landes-Univerſität Göttingen ſtudirende Sohn des bekannten Mitgliedes der Deputirten-Kammer, Hrn. Ternaux zu Paris, erhielt neulich für ſeine Beantwortung einer der Preisfragen, welche die Georgia Augusta für dieſes Jahr aufgeworfen hatte, den von unſerm Könige ausgeſetzten erſten Preis. Seine gekrönte Preisſchrift wird nächſtens gedruckt erſcheinen. — Im Amte Lüchow hatte ein verworfenes Weib ein von ihrer leiblichen Tochter gebornes Kind mit vorgefaßter Abſicht lebendig begraben, und empfing für ihre verruchte That die ihr durch richterlichen Spruch zuerkannte wohlverdiente Strafe vor Kurzem durch Henkers Hand. — Ein Duell, welches in letzter Zeit zwiſchen einem Garde-Offizier und einem Offizier von der Linie ſtatt fand, erregte allgemeines Aufſehen; aber eben ſo allgemein beklagte man den unglücklichen Ausgang dieſes Zweikampfs, in Folge deſſen der Infanterie-Offizier an der im Oberſchenkel erhaltenen Schußwunde, nach hinzu getretenem Starr- und Kinnbackenkrampf, bald darauf ſtarb, und beklagte dieſes um ſo mehr, da es klar erwieſen iſt, daß der allgemein geſchätzte, brave Garde-Offizier, der dieſe tragiſche Cataſtrophe durch Uebermaaß von Herzensgüte herbei gezogen hatte, dennoch den Streit auf das Ehrenvollſte bei zu legen bemüht geweſen war, jedoch bei ſeinem Gegner kein Gehör fand. — Unſer Badeplatz hat in dieſem Jahre nur einen Wagehals, einen Arbeitsmann, verſchlungen; denn ſeitdem unſer herkuliſcher Schwimm-Meiſter Schrader und ſein College Schmidt — ein Paar tapfere Schwimmer, welche die Verunglückten zwanzig Fuß tief herauf holen — polizeilich angeſtellt ſind, können ſolche Unglücksfälle, die früherhin ſo oft ſtatt fanden, nur höchſt ſelten vorkommen. Der Schwimm-Meiſter Schrader rettete in dieſen Sommer-Monaten allein ſechszehn Individuen, die theils ſchon verſunken, theils im Verſinken begriffen geweſen waren. Wie hoch möchten wohl die Belohnungen ſolcher kühnen Menſchenretter an zu ſchlagen ſeyn? — Ein zwölfjähriger Knabe aus der Garten-Gemeinde fand vor einigen Tagen auf dem Felde ein Taſchenmeſſer; voller Freude will er damit nach Hauſe eilen, als er unterweges über einen Maulwurfshügel ſtolpert und ſich das aufgeſchlagene Meſſer ſo tief in's Herz ſtößt, daß er entſeelt auf der Stelle liegen bleibt. — Unſer Theater-Direktor, Hr. v. Holbein, befindet ſich jetzt in Wien, wo er, dem Vernehmen nach, einige Sängerinnen für unſer Hoftheater engagiren wird. — Eine bedeutendere Excurſion macht jetzt unſer Concertmeiſter Hr. Maurer. Er iſt auf dem Wege nach Moskau, wo er bis zur Zeit der Kaiſerkrönung ein zu treffen gedenkt. Ihn begleitet auf dieſer Reiſe ein wohlhabender, unverheirutheter Bürger unſerer Stadt, der, durch ſein Gewerbe eben nicht allzu eng an's Haus gefeſſelt, ſeit einigen Jahren von ſeiner Wohlhabenheit den zweckmäßigen Gebrauch macht, jeden Sommer eine bedeutende Reiſe zu unternehmen. So hat er bereits ſeit drei Jahren Frankreich, England, Oeſtreich und Preußen durchreiſet, während viele ſeiner Mitbürger, minder häuslich als er, alljährig in wenigen Tagen, ja oft Stunden, ein weit größeres Capital in die benachbarten Badeplätze zur Kur-Zeit tragen, und dafür auf dieſen Reiſen nichts genießen, als den Anblick der Pharo- und Roulet-Tiſche, an die ſie mit Reue und nagendem Kummer lange zurück denken. — An literariſchen Produkten ſind hier gegenwärtig unter der Preſſe und werden im September d. J. erſcheinen: „Erzählungen von Dr. Fr. Bauer.“ Der Verfaſſer hat ſchon früher manches anziehende Hiſtorchen uns recht fließend erzählt. Dieſe neue Spende, auf Koſten des Verfaſſers gedruckt, wird die Hahnſche Hofbuchhandlung in Verlag nehmen. Von den neueſten Verlags-Artikeln dieſer Handlung nennen wir nur eine der intereſſanteſten: „Beſchreibung der Inſel Helgoland, mit Kupfern und Charten“, von dem Hrn. General-Feldzeugmeiſter von der Decken, der durch ſein gediegenes Werk: „Ueber den National-Reichthum Englands“, welches in mehreren Auflagen erſchienen und in verſchiedene fremde Sprachen überſetzt worden, längſt als ein claſſiſcher Schriftſteller rühmlichſt bekannt iſt. — Der dritte Jahrgang des „dramatiſchen Taſchenbuchs“, dem unterzeichneten Referenten, wird im Verlage der hieſigen Helwingſchen Hofbuchhandlung in der Mitte nächſten Septembers erſcheinen. Außer einem Beitrag von Th. Hell: „Wer nimmt ein Loos?“ Luſtſpiel in einem Akt, enthält dieſer Jahrgang ein allegoriſches Feſtſpiel für den Neujahrstag, „Die Audienz“, und ein Luſtſpiel in einem Akt, „der blinde Paſſagier“ betitelt, beide von dem Herausgeber. Als eine den Bühnenfreunden vielleicht willkommene Zugabe iſt dem Ganzen ein Nachtrag, enthaltend den Beſtand, das jährliche Repertoir und ſonſtige Mittheilungen vom Königl. Hannoverſchen Hoftheater, am Schluſſe angereiht worden. — Nach einer Verfügung des Königl. Cabinets-Miniſteriums ſollen künftig ſämmtliche Vorleſungen auf der Univerſität Göttingen innerhalb einer und derſelben Woche — und zwar das nächſte Mal in der letzten vollen Woche des Oktober-Monats — ihren Anfang nehmen.

Georg Harrys.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 30. Auguſt. 138ſtes Blatt.

Aus De Lamartine „méditations poetiques".

VI. Das Gebet.

Des Tages ſtrahlender König, ſich nieder ſenkend in ſeiner Glorie, entſteigt langſam ſeinem Siegeswagen. Die leuchtende Wolke, die ihn dem Auge birgt, malt am Himmel in goldenen Furchen ſeine Spur, und übergießt mit purpurnem Abglanze die Lüfte. Wie eine goldene Leuchte, im Azur ſchwebend, wiegt ſich der Mond am Saume des Gewölbes; ſeine milden Strahlen entſchlummern auf dem Raſen und der Schleier der Nacht entfaltet ſich über dem Gebirge. Das iſt die Stunde, wo die Natur, einen Augenblick ſich ſammelnd nach dem fliehenden Tage, vor der kommenden Nacht ſich aufſchwingt zu dem Schöpfer der Nacht und des Tages, und mit glühenden Worten dem Vater dar zu bieten ſcheint der Schöpfung erhabene Huldigung. Unermeßliches, nnendliches Opfer! Das Weltall iſt der Tempel, die Erde der Altar, die Himmel ſind des Domes Gewölbe, die Sterne ohne Zahl, dieſe halb verſchleierten Flammen, dleich: Zierden des Schattens, geordnet hingeſtreut über die azurne Wölbung, ſind die geweiheten Fackeln, angezündet im Tempel; und das leichte Gewölk, welches der ſcheidende Tag röthet, und das ſanfte Winde, vom Niedergange zum Aufgange in den Lüften auflockernd, wie purpurne Flocken über den Rand des Horizonts hinſtreuen, ſind die Weihrauchwellen, die ſich empor heben, und aufſteigen zu dem Thron der Gottheit, vor welchem die Natur anbetet!

Aber ohne Stimme iſt dieſer Tempel! Wo ſind die Lieder der Andacht? Wo wird die Hymne ſich erheben dem Könige des Weltalls? Alles ſchweigt — nur mein Herz redet in dem Schweigen. Meine Seele iſt die Stimme des Alls. Auf den Strahlen des Abends, auf der Lüfte Flügeln erhebt ſie zum Vater ſich, wie ein lebendiger Hauch. Sie giebt Rede der Kreatur; der Natur leiht ſie ſich, an zu beten! Hier, einſam, ſeinen väterlichen Blick anrufend, fülle ich die Räume mit dem Namen des Ewigen, und Er, der aus dem Schooße ſeiner unendlichen Herrlichkeit die Harmonie dee Welten hört, die er ordnet, hört auch meines Gedankens ſchwache Stimme, welche, ſeine Ehre anſtaunend, ſeinen Namen ſtammelt.

Heil Dir, Du Anfang und Ende Deiner Selbſt und des Weltalls! Du, der mit reinem Blick der Unendlichkeit Leben giebt. Geiſt des Alls, Gott, Vater, Schöpfer: unter all' dieſen Namen bekenne ich Dich, Herr! Nicht erſt Deine Stimme darf ich hören. An der Himmel Stirn leſe ich die hohe Offenbarung. Die Unendlichkeit enthüllt meinem Auge Deine Größe, die Erde Deine Güte, das Sternenheer Deine Herrlichkeit. Du ſchufſt Dich ſelbſt in Deinem leuchtenden Werke; das ganze Weltall ſtrahlt wieder Dein Bildniß, und meine Seele das Weltall. Der Gedanke, umfliegend Dein Weſen, ſieht überall um ſich her Dich, und betet Dich an; er verſenkt ſich in ſeine eigene Tiefe und entdeckt Dich wieder. So ſtrahlt des Tages Geſtirn vom Himmel, bricht ſich in der Welle und malt ſich in meinem Auge!

Digitized by Google

Wenig noch iſt's, Dich glauben, Du höchſtes Gute, höchſtes Schöne. Ich ſehe überall Dich; nach Dir ſehne ich mich, Dich liebe ich. Meine Seele iſt ein Strahl des Lichts und der Liebe, der, ausgefloſſen für einen Tag aus dem göttlichen Heerde, fern von Dir, von wilder Begierde verzehrt, ſich zurück ſehnt nach ſeiner glühenden Quelle. In Dir athme ich, in Dir fühle, denk' und liebe ich. Dieſe Welt, die Dich verbirgt, durchdringt mein Auge. Dich erſchau' ich in der Natur tiefem Grunde, Dich ſegne ich in jedem Geſchöpf. Dir zu nahen, entfloh ich in dieſe Einſamkeit. Hier, wenn die Dämmerung ihren Schleier in den Lüften regt und, den Horizont öffnend, den der werdende Tag röthet, der Morgenröthe Perlen auf die Berge ſtreut, iſt's mir Dein Blick, der aus der göttlichen Halle ſich über die Welt aufthut, und den Tag ausgießt. Hier, wenn des Mittags Geſtirn, ſeinen Lauf hemmend, Gluth, Leben und Licht auf mich ſchüttet, erkenne ich in dem mächtigen Strahle, der meine Sinne durchglüht, Herr, Deine Macht, und fühle Deinen Athem. Und wenn die Nacht, vorführend der Geſtirne Heerſchaaren, ihren dunkelen Schleier breitet über die entſchlummerte Welt, dann, allein, im Schooße der Stille und des Dunkels, verſenkt im Gedanken der ruhigen Größe der Nacht, umgeben vom Frieden, dem Dunkel und der Stille, betet mein Geiſt, Dir näher, Deine Gegenwart an. Ein innerer Tag geht mir auf, und ich höre eine Stimme, die mir gebietet — zu hoffen.

Ja, Herr, auf Deiner Herrlichkeit ruht meine Hoffnung. Du, der Du mit voller Hand Leben ausſchütteſt, Du wirſt nicht die Zahl meiner Tage beſchränkt haben auf die kurzen und trüben Stunden hienieden. Ueberall ſehe ich ſchaffen Dich und erhalten. Wer zu ſchaffen vermag, verſchmäht zu zerſtören. Zeuge Deiner Macht, gewiß Deiner Güte, warte ich des Tages der Unſterblichkeit, der nicht endet. Umſonſt umringt der Tod mich mit ſeiner Gräber Schatten; mein Geiſt erblickt den Tag jenſeit der Finſterniß; er iſt die letzte Staffel zu Dir, er iſt der Vorhang, der fällt, zwiſchen mir und Deinem Angeſicht. Beſchleunige, Herr, dieſen Augenblick, den erſehnten, oder iſt er noch fern, nach Deinem verborgenen Rathſchluß, ſo erhöre von der Höhe Deines Wohnſitzes mein Flehen. Der Staub und das Weltall ſind Deiner Sorge gegeben. Gieb meiner Armuth Deiner Güte Geſchenke; gieb mir das tägliche Brod, und meiner Seele die Hoffnung. Erhelle mit einem Strahle Deines allmächtigen Auges meinen Geiſt, der verdunkelt iſt von der Nacht der Sinne. Und, wie die Sonne einſaugt den Thau, ſo verſenke in Deinen Buſen auf ewig meine Gedanken.

Die Liebe am Fenſter.

2.

Nie, ſo lange die Welt ſteht, iſt ein Menſch ſo grauſam in ſeinen Hoffnungen getäuſcht worden. Ich glaubte einen Weg in den Himmel an zu treten, und es war ein Gang zur Hölle. Doch folgerecht, und ſo ruhig als möglich, will ich meinen Kummer dem Papier anvertrauen. — Nicht ganz ohne Herzklopfen verließ ich, nachdem ich Obiges geſchrieben, mein Zimmer; die friſche, reine Nachtluft ſtärkte, ſobald ich in das Freie gelangte, meinen Muth, und ich ſchritt munter vorwärts. Die gewiſſe dritte Mauer war leicht gefunden, aber keinesweges auch eben ſo leicht überſtiegen. Seit meinen Knabenjahren übte ich das Klettern nicht, und es fiel mir daher jetzt ganz gewaltig ſchwer; dennoch ließ ich mich nicht abſchrecken, und — trotz mancher vergeblichen Anſtrengung, trotz manches ärgerlichen Abrutſchens, befand ich mich endlich glücklich in dem bezeichneten Laubengange. Jedes Geräuſch vermeidend, ſchlich ich auf den Zehen weiter, und deſſen ungeachtet wurde ich gehört. — „Obſtdiebe, Obſtdiebe!" ſchrie plötzlich eine tiefe kräftige Baßſtimme, nicht gar weit von mir, und gleich hinterher folgte der noch weit ſchlimmere Ruf: „He! Sultan — Huſſa! Hetz! Hetz!" — Schon hörte ich den wüthenden Sultan heran ſchnauben; die Angſt machte mich zu einem trefflichen Schnellläufer, und noch ehe die Beſtie mich erreicht hatte, war ich in dem Gartenhäuschen, deſſen Thür ich ſorgfältig hinter mir anzog; nach einem Schlüſſel oder Riegel aber ſuchte ich vergebens. Auch hier war ich noch nicht ſicher, denn wie leicht konnte mich der Obſtwächter finden, und als Dieb behandeln, da er mich unglücklicher Weiſe für einen ſolchen Langfinger hielt. Schnell riß ich daher das bezeichnete Fenſter rechts auf, ſchwang mich hinaus, und an dem Apfelbaum hinab; aber in der Eile vergaß ich die nöthige Vorſicht, glitt von dem Aſte und im Falle ward mir die ganze rechte Backe an dem Stamme des Baumes geſchunden. Die Wunde brannte wie hölliſches Feuer, aber ich achtete den Schmerz nicht, ſondern trachtete nur, meinen Verfolgern zu entgehen. Daß ſie mich auf fremdem Gebiete nicht aufſuchen würden, bedachte ich nicht, und gönnte mir nicht eher Ruhe, als bis ich die gewiſſe Brücke hinter mir hatte. Vorſichtig ſchritt ich nun an dem Bache entlang, doch ſchärfte ich mein Gehör, und gab genau auf Alles Acht, was um mich her vorging. Plötzlich bellte der verdammte Sultan wieder ganz laut; ich glaubte ihn ſchon auf meinen Ferſen und verlängerte meine Schritte. Noch nicht weit war ich ſo mehr gelaufen als gegangen, da fehlte der Grund unter meinem linken Fuße; ich glitt, und nahm gleich darauf ein unfreiwilliges kaltes Bad in dem Bache. Gefahr war nicht vorhanden, denn das Waſſer reichte mir, wenn ich ſtand, kaum bis zum Knie; ich hatte mich aber hinein gelegt, und an meinem ganzen Körper deshalb nicht einen trockenen Faden behalten. Das Wetter war ſchön, die Luft lau, aber doch immer Nachtluft,

Digitized by Google

und ich fror daher recht heftig, als ich mich wieder am ſicheren Ufer befand. Unentſchloſſen ſchwankte ich hin und her, ob es nicht gerathener ſey, um zu kehren, und mich durch die Wärme meines Bettes vor gefährlicher Erkältung zu ſchützen: allein Sultan und ſein wachſamer Herr hinter mir, Amalie mit ihrer glühenden Liebe vor mir, beſtimmten raſch meinen Entſchluß. Ich ging vorwärts. Schon leuchtete mir die Nachtlampe aus dem kleinen Häuschen entgegen, und ſagte mir, daß ich den bezeichneten Weg nicht verfehlt habe, da hemmte ein neues Hinderniß meinen Schritt. Unweit der Thür jenes kleinen Häuschens ſtand eine große weiße Figur, die mir ſehnſüchtig zu winken ſchien. Anfangs ſtutzte ich, und glaubte, ich hätte mich getäuſcht, als ich aber ſchärfer hinſah, mein Auge feſt auf den Gegenſtand des Schreckens heftete, da gewahrte ich deutlich, wie die Geſtalt zuweilen die Arme hob, als wolle ſie mich erfaſſen, und ſie endlich doch wieder ſinken ließ, wenn ſie ſah, daß ich mich ihr nicht nahete. Die Uhr ſchlug bald; es mußte bald zwölf ſeyn, die Mitte der Geiſterſtunde. Nichts ſpürte ich mehr von der früheren Kälte, und ſchon war ich im Begriff um zu kehren, und in ſchneller Flucht mein Heil zu ſuchen, da fiel es mir ein, wie ich mich dann bei Amalien über mein Außenbleiben rechtfertigen ſolle; ich ſagte mir ſelbſt, daß es nicht männlich ſey, ſich ſo zu fürchten, daß es keine Geſpenſter gebe, und ging gerade auf den Geiſt los. Bald ſtand ich vor ihm, und erkannte — ein Hemde, welches zum Trocknen dort aufgehangen ſeyn mußte, und deſſen Aermel durch den Wind bewegt worden waren. Ich ſchämte mich in aller Geſchwindigkeit meiner Furcht, ging dann weiter, erſtieg den Wallnußbaum, die Leiter, und ſtand bald an dem kleinen Bodenfenſterchen, das mir ſagen ſollte, ob ich das Ziel erreichen könne, oder ob ich unverrichteter Sache wieder umkehren müſſe. Es war offen, und ich alſo dem unbeſchreiblichſten Glücke nahe. Behutſam ſchob ich den Obertheil meines Körpers in die enge Oeffnung, aber faſt verzweifelte ich an einem günſtigen Erfolge; das Fenſter war eng, und mich ſegnete der Himmel mit einer ziemlichen Fülle, doch ward der Segen hier zu einer Strafe. Aber mir winkte ein reizendes Ziel, und ich zwängte daher ſo lange, bis ein glückliches Gelingen mir gewiß war. Noch ein herzhafter Ruck, und ich konnte mich hinein ſchwingen in den Flur, aber da fühlte ich mich plötzlich mit kräftiger Hand bei den Beinen ergriffen, und rückwärts gezogen. „Verwünſchter Kerl, wo willſt Du hin?" ſchrie dabei eine Stimme, die von vieler Kraft und Entſchloſſenheit zu zeugen ſchien. Ich ſtämmte mich mit aller Gewolt, und wollte nicht nachgeben, aber mein Gegner war kräftiger als ich, und Zoll für Zoll fühlte ich mich rückwärts gezogen. Jetzt vergaß ich alle Rückſicht und ſchrie laut, daß man mich loslaſſen ſolle, denn der Schmerz um meine gepreßten Hüften ward unleidlich. Der Lärm, den wir machten, beſonders aber mein Geſchrei, hatte die ſchlafenden Bewohner des Hauſes erweckt. Eine mächtige Kerze in der Hand, den geblümten Schlafrock mit ſichtlicher Eile übergeworfen, erſchien Amalien's Vater. Er bemerkte die unfreiwilligen Bewegungen meines Körpers zur Retirade, glaubte, ich werde ihm entſchlüpfen, ſetzte ſein Licht auf die Erde, ergriff mich bei beiden Händen, und rief: „Nicht von der Stelle, Patron, bis Er eingeſtanden, wie Er hieher gelangte, und was Er hier gewollt hat!"

Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte, ſo feſſelten Schreck, Ueberraſchung und Schmerz meine Zunge, da vernahm ich eine liebliche weibliche Stimme, die nur der ſchönen Amalie angehören konnte. „Vater! lieber Vater!" rief ſie ſchon aus der Ferne, „ich will ja Alles eingeſtehen, aber ſchonen Sie nur ſeiner. Es iſt Wilhelm, mein Geliebter, der —!" Jetzt ſtand ſie neben mir und ſah mir in das Geſicht, über welches Todtenbläſſe ſich verbreitet hatte. „Nein!" rief ſie, „der iſt es nicht, und ich weiß nicht, wie dieſer hieher kommt; ich kenne ihn nicht — ich ſah ihn nie!" — „Amalie", ſtammelte ich, vor Ueberraſchung faſt zu einer Bildſäule verwandelt; „Amalie, können Sie mich ſo grauſam verläugnen? Haben Sie nicht freundlich zu mir herüber geblickt, mir zugenickt, geſchrieben, und geſtern den ganzen Schlangenweg bezeichnet, den ich zu nehmen hätte, um in dieſes verdammte Fenſter zu kommen?" — „Die Beſchreibung galt mir!" rief das Weſen, das ſich bisher meiner Füße bemächtigt hatte, dieſe aber nun los ließ. — „Ja, Vater, das iſt ſeine Stimme, meines Wilhelms Stimme!" ſagte Amalie; „wie aber dieſer fremde Mann zu der Kunde des Geheimniſſes gelangte, iſt mir unbegreiflich!" — „Sie ſelbſt," rief ich ärgerlich, „beſtellten mich ja ſchriftlich zu geſtern Abend eilf Uhr an das Fenſter." — „Das Billet", ſagte Amalien's Mädchen, welches unterdeſſen auch herbei gekommen war, „ſollte der Herr erhalten, der unter Ihnen wohnt, allein Sie beſtürmten mich ſo, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als indem ich es Ihnen überließ. Sie werden übrigens auch gefunden haben, daß der Brief keine Aufſchrift hatte!"

Jetzt war mir alſo das ganze Räthſel gelöſt. Nicht mir, ſondern dem tiefer wohnenden Wilhelm galten Amaliens Blicke. Daher konnte ſie auch die Augen ſo niederſchlagen. — Ich hätte vergehen mögen vor Scham und Wuth; Alle aber, die um mich herum ſtanden, ſelbſt Amaliens aufgebrachter Vater, wueden durch meine poſſierlichen Anſtrengungen, aus der verwünſchten Klemme zu kommen, ſo zum Lachen gereizt, daß ſie endlich in ein lautes Chor ausbrachen. Wollte ich wohl oder übel, ich mußte zuletzt mitlachen. — Amalie benutzte die

Digitized by Google

günſtige Stimmung ihres Vaters, den ſchon oft zurück geſchlagenen Sturm auf ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Wilhelm zu erneuern, und nicht vergebens. Noch immer lachend gab er ihr ſeinen Segen, und auch ich ging nicht leer aus, denn mir wurde die Ehre des Brautführer-Amtes, und ein herzlicher Kuß zum Lohne dafür verſprochen.

Nachdem Alles genau verabredet und in Richtigkeit gebracht worden war, ging ich frank und frei und öffentlich von vorn zu dem Hauſe hinaus, in das ich mich heimlich und verſtohlen und auf tauſend Umwegen von hinten eingeſchlichen hatte. Es war ſchon gegen Morgen, als ich auf mein Zimmer gelangte, aber ſchlafen konnte ich nicht, trotz der durchwachten Nacht, daher nahm ich die Feder zur Hand, und zeichnete das traurige Ende des fröhlichen Anfanges auf, und jetzt, nun dies geſchehen, faſſe ich den feſten Entſchluß, mich den Mädchen nur auf geraden Wegen zu nahen, ſollte ich auch wirklich auf einem krummen ſchneller vorwärts kommen können.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Auf der Königlichen Bühne ſehen wir jetzt Mad. Schröder (-Kunſt) in einer Reihe von Gaſtrollen. Mit der „Sappho“ hat die berühmte Künſtlerin begonnen und gleich bei dem erſten Erſcheinen war ihr der ſtürmiſche Applaus erkenntlich für die Freude, ſie einmal wieder bei uns zu haben. Das herrlichſte umfangreichſte Organ, das in ſeiner ungeſchwächten Kraft und in den leiſeſten Schwingungen echtkünſtleriſch beherrſcht wird, und in den reichſten Modulationen ſich entfaltet, dazu eine ſeltene Innigkeit und die hinreißendſte Begeiſterung — wer möchte es da nicht begreiflich finden, daß ſelbſt ein hinfälliges Drama mitunter wieder einer vollen kräftigen Blüthe gleich? Was ſich irgend thun ließ, um eine Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts um dritthalb tauſend Jahre älter erſcheinen zu laſſen, geſchah, aber dem Eindringen unſerer Zeit war doch nicht zu wehren. Das Stück würde offenbar gewinnen, wenn man ſtatt „Sappho“ den Namen einer neueren Schriftſtellerin wählte; doch will ich keine derſelben nennen, um mich nicht dem Grimm irgend einer bejahrten Schönen aus zu ſetzen. — Gerechter Weiſe darf man übrigens nicht vergeſſen, daß auch in Grillparzer's „Sappho“ ein poetiſches Talent unverkennbar iſt; da es ihm aber an der tieferen, unterſcheidenden Ausbildung bis jetzt noch mangelte, ſo glaube ich, das Bereich der Romantik ſey ihm heimiſcher. Es drängte ſich dieſelbe Bemerkung auf bei der „Medea“, die am 19. Auguſt zum erſten Mal aufgeführt wurde. Dieſe Tragödie hat, namentlich in den beiden erſten Akten, eine gelungenere Näherung zum Antiken, aber doch auch nur in Einzelheiten, und in den folgenden Akten gehen Stoff und Plan ſo ſehr in Breite und Wiederholungen verloren, daß die Theilnahme ermatten muß. Bis nach dem Schluſſe des zweiten Akts ſtieg das Intereſſe; von da an verringerte es ſich jedoch immer mehr, ſo daß Referent aus wohlwollendem Grunde froh war in dem Gedanken: Nun, die Schröder ſpielt ja die „Medea“! Selbſt die Sprache, oft vortrefflich, ſinkt in den letzten Akten zuweilen ſo in's Triviale, daß der Dichter verſchwindet. Mad. Schröder ſtand namentlich im zweiten Akt auf einer Höhe der Tragik, die gewiß nur Wenige erreichen; ſpäter kann aber ſelbſt eine ſolche Künſtlerin, trotz allem Aufgebot ihrer Kräfte, nur noch im Einzelnen wirken, weil alle vorhandene Idee und manche bildliche Situation in der Rednerei ſich verlieren. — Als „Phädra“ war Mad. Schröder nicht minder ausgezeichnet, und daß, gegen ſonſt, eine verringerte Abſichtlichkeit in den künſtleriſchen Motiven zu bemerken iſt, gereicht ihrem unabläſſigen Studium zur Ehre. Die edle Einfachheit erſcheint als ihr Ziel, dem die Künſtlerin, es immer höher ſtellend, nachſtrebt. — Hr. Kunſt hat als „Jaromir“ und „Theſeus“ ſeine herrliche Mittel dargethan und damit Beifall gewonnen. Unter den jüngeren Schauſpielern Deutſchlands, die dem Referenten bekannt geworden, iſt Keiner, der im Aeußerlichen mehr für die Bühne mitbringe; möge die intenſive Ausbildung in gleichem Grade vorwalten! In den genannten Rollen iſt mir ein Hang zur falſchen, weinerlichen Sentimentalität als der vorläufig am meiſten zu beachtende Mangel aufgefallen; ſeine berühmte Gattin kann Hrn. Kunſt zum Muſter dienen: wie man auch in der bewegteſten Stimmung dem Tone die unangenehmen Schwächen nimmt. — Einſtudirt wird eine **Poſſe** von Raupach: „Die beiden Nachtwächter“. Es iſt, ſo viel ich weiß, der erſte Verſuch in dieſer Gattung von dem reichbegabten Dramatiker, und ich zweifle nicht, daß er günſtig ausfallen werde. —*.

— Mad. Marſchner, geb. Wohlbrück, vom Dresdener Hoftheater, hat uns als Gaſtin bis jetzt folgende Opern-Partieen gegeben: „Desdemona“ in Roſſini's „Othello“, „Donna Anna“ in „Don Juan“ und die „Prinzeſſin von Navarra“ in „Johann von Paris“. Sie weiß den Geiſt der Componiſten zu unterſcheiden und in ihren Vorträgen dieſe Einſicht an zu wenden; auch die eigene Lebendigkeit, die dem Eingelernten eine ſeelenvolle Annehmlichkeit verleiht, fehlt der jungen Künſtlerin nicht, und wir glauben, daß bei fortgeſetztem Studium und der dadurch von ſelbſt entſtehenden erhöhten, ruhigeren Sicherheit ſie zu den vorzüglichſten Sängerinnen Deutſchlands zu zählen ſeyn wird; Talent und Beruf ſpricht ſich auch in ihren **Darſtellungen** aus, obwohl die Sängerin bei weitem ausgebildeter iſt, als die Schauſpielerin. — Mad. Schoberlechner, geb. Dal' Occa (aus Petersburg), hat in zwei Arien von Roſſini, die ſie am 21. Auguſt auf der Königl. Bühne vortrug, durch kräftige Stimme und gute Schule die lebhafteſte Anerkennung ihres Talents erworben. Dürfen wir nach dieſen einzelnen Piecen urtheilen, ſo möchten wir uns wundern, daß der Ruf ſich ihrer noch nicht beſſer angenommen hat. Bemerken müſſen wir bei dieſer Gelegenheit, daß es wohl anſtändig wäre, wenn einer der Herren Regiſſeure oder irgend ein Vorſtellfähiger eine fremde Künſtlerin, die ſich vor dem Publikum in einzelnen Geſängen will hören laſſen, auf die Bühne führte. Eine ſolche Schicklichkeit ehrt den Schauſpielerſtand, zeigt Achtung des Publikums und ermuthigt zugleich die Fremde. E—w.

Umgehung der Geſetze. In New-York iſt gegen alles Boxen ein ſtrenges Verbot erlaſſen, es wird aber auf folgende Weiſe oft umgangen: Entſpinnt ſich ein Zank, und die beiden Streiter ſehen ein, daß nur ein Paar zerſchlagene Gliedmaßen das Gleichgewicht der Ehre wieder herſtellen können, ſo begeben ſich Beide in einen abgelegenen Theil der Stadt; Einer derſelben legt ein Stück Geld oder ein Tuch auf die Erde, und nun geht's keck an's Abprügeln. Kommt Polizei dazu, ſo heißt es: „Die Leute ſchlagen ſich nicht, ſie **wetten** nur, wer das Stück Geld (oder das Tuch) zuerſt wird von der Erde aufnehmen können!“ Ob ſie nun dabei in ihrem Blute ſchwimmen, und ihr Leben in Gefahr iſt, das thut nichts; die Polizei läßt ſie ruhig fortringen, denn ſie ſchlagen ſich nicht, ſie **beluſtigen** ſich, und es darf Niemand zwei amerikaniſche Bürger in ihrem Vergnügen ſtören. (Pandore.)

Der thieriſche Magnetismus ſoll wirklich eine ſolche mittheilende Kraft haben, daß, wenn der Magnetiſeur eine Priſe nimmt, alle Magnetiſirten anfangen zu nieſen! (Gaz. d. Fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 26. und Blatt der Ankündigungen Nr. XX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker. No. 26. 1826.

Beilage zum 138ſten Blatte des Geſellſchafters.

Reiſe von Oſterode nach Clausthal.

(Seitenſtück zu H. Heine's „Harzreiſe“.)

Im Herbſt 1824 kehrte ich von einer Geſchäfts-Reiſe von Oſterode nach Clausthal zurück. Durch eine Flaſche Serona de Salvanette, die ich bei meinem alten Freunde St. getrunken, waren meine Lebensgeiſter dergeſtalt exaltirt, daß man mich hätte für ausgelaſſen halten können. Etwa auf der Hälfte des Weges traf ich mit einem jungen Manne zuſammen, den ich genau beſchreibe, damit er ſich überzeugt, daß ich ihn wirklich damals geſehen. Er war etwa 5 Fuß 6 Zoll groß, konnte 25—27 Jahr alt ſeyn, hatte blonde Haare, blaue Augen, eine einnehmende Geſichtsbildung, war ſchlank von Geſtalt, trug einen braunen Ueberrock, gelbe Pantalons, geſtreifte Weſte, ſchwarzes Halstuch und hatte eine grüne Kappe auf dem Kopfe und einen Torniſter von grüner Wachsleinwand auf dem Rücken. Der Serona de Salvanette war lediglich ſchuld daran, daß ich den Reiſenden ſogleich nach der erſten Begrüßung anredete, und nach Namen, Stand und Woher und Wohin fragte. Der Fremde ſah mich mit einem ſardoniſchen Lächeln von der Seite an, nannte ſich Peregrinus und ſagte, er ſey ein Cosmopolit, der auf Koſten des türkiſchen Kaiſers reiſe, um Rekruten an zu werben. „Haben Sie Luſt?“ fragte er mich. — „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ erwiederte ich, und dankte ſehr. Um indeſſen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, gab ich mich für einen Schneidergeſellen aus und erzählte dem türkiſchen Geſchäftsträger: daß ich von B. kamme, woſelbſt ſich ein Gerücht verbreitet, daß der junge Landesherr auf einer Reiſe nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen ſey, und ein ungeheures Löſegeld bezahlen ſolle. Herr Peregrinus verſprach, ſich dieſerhalb bei dem Sultan zu verwenden, und erzählte mir von dem großen Einfluſſe, den er bei Sr. Hoheit habe.

Unter dergleichen Geſprächen ſetzten wir unſere Reiſe fort, und um meine angefangene Rolle durch zu führen, ſang ich allerlei Volkslieder, und ließ es an Corruptionen des Textes nicht fehlen, bewegte mich auch überhaupt ganz im Geiſte eines reiſenden Handwerksburſchen. Ich vertraute dem Gefährten, daß ich ein hübſches Sümmchen bei mir trage, Mutterpfennige, es mir daher um ſo angenehmer ſey, einen mannhaften Geſellſchafter gefunden zu haben, auf den ich mich, falls wir von Räubern ſollten angefallen werden, verlaſſen könnte. Der Ungläubige verſicherte mich unbedenklich ſeines Schutzes. „Hier will es mit den Räubern nicht viel ſagen“, fuhr er fort; „aber Sie ſollten nach der Türkei kommen, da kann man faſt keinen Fuß vor den andern ſetzen, ohne auf große bewaffnete Räuberſchaaren zu ſtoßen; jeder Reiſende führt daher, in jenen Gegenden, zu ſeinem Schutze Kanonen von ſchwerem Caliber mit ſich, und kommt deſſenungeachtet oft kaum mit dem Leben davon.“ — Ich bezeigte dem Geſchäftsträger Sr. Hoheit mein Erſtaunen und lobte beiläufig die deutſche Polizei, deren Thätigkeit es gelungen, daß ein armer Reiſender ganze Stunden Weges zurück zu legen im Stande ſey, ohne gerade von Räubern ausgeplündert zu werden. „Was wollten wir machen“ — fuhr ich fort — „wenn hinter jedem Buſche und aus jedem Graben mehrere gefährliche Kerle hervor ſprangen und ſich von dem erſchrockenen Wanderer Alles ausbäten, wie der Bettler in Gellert's Fabel?“ — „Haben Sie Gellert geleſen?“ fragte mich mein Begleiter. — „Ja!“ erwiederte ich; „ich habe in meiner Jugend Leſen und Schreiben gelernt, meine Lehrjahre bei dem Schneidermeiſter Sander zu Halberſtadt im ſichten Graben ausgeſtanden und ſeitdem bei mehreren Meiſtern in Caſſel und Braunſchweig gearbeitet, um den eigentlichen Charakter der männlichen Kleidung weg zu kriegen, welcher oft ſchwerer zu ſtudiren iſt, als des Mannes Charakter, der den Rock trägt“ — Hier ſah mich Herr Peregrinus wieder von der Seite an, wurde nach und nach einſylbiger und verſtummte endlich gar — Er hatte überhaupt eine hofmänniſche Kälte an ſich, die mich immer in einiger Entfernung von ihm hielt, und um den Scherz zu enden, klagte ich über Müdigkeit, ließ mich auf einen Baumſtamm nieder und lud meinen Begleiter ein, ein Gleiches zu thun. Der aber antwortete, wie ich vermuthet hatte: es bliebe ihm für heute keine Zeit zur Ruhe übrig, lüftete ſeine Kappe und ging ſeines Weges, mich zum baldigen Nachkommen einladend. —

Ich hätte dieſes kleine Reiſe-Abentheuer für immer der Vergeſſenheit übergeben, der „Geſellſchafter“ Bl. 11 von dieſem Jahre mag's verantworten, daß ich's erzähle. In dem bezeichneten Blatte las ich nämlich zu meiner größten Ueberraſchung die „Harzreiſe von H. Heine im Herbſt 1824“, und fand mich darin als den reiſenden Schneidergeſellen mit vielem Humor abconterfeyt. Zu meiner Beruhigung habe ich aus der beſagten „Harzreiſe“ erſehen, daß mein damaliger Begleiter nicht Peregrinus, ſondern H. Heine heißt, daß er kein Geſchäftsträger Sr. Hoheit, ſondern ein Juriſt iſt, der von Göttingen kommt und, wie er ſelbſt ſagt, zu viel Jurisprudenz und ſchlechte Verſe (wahrſcheinlich von Andern) im Kopfe hat. — Meine Wenigkeit beſchreibt Hr. Heine in ſeiner „Harzreiſe“ folgendermaßen

„Auf dem Wege von Oſterode nach Clausthal traf ich mit einem reiſenden Schneidergeſellen zuſammen. Es war ein niedlicher kleiner junger Menſch, ſo dünn, daß die Sterne durchſchimmern konnten, wie durch Oſſians Nebelgeiſter, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Miſchung von Laune und Wehmuth.“

Das Wahre an der Sache iſt, daß ich mir ſelbſt etwas mehr Corpulenz wünſchte. Die Wehmuth ſtreich' ich aber, mit Hrn. Heine's Erlaubniß, und berufe mich dieſerhalb auf das ganze Clausthal.

Was nun die doppelte Poeſie anbetrifft, die ich einem Kameraden zu Caſſel beimaß, und von welcher Hr. Heine glaubt, daß ich darunter doppelt gereimte Verſe oder Stanzen verſtanden, ſo muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich daran nicht dachte, vielmehr nur ſagen wollte: der Kamerad iſt von Natur ein Dichter und wenn er getrunken hat, ſieht er Alles doppelt und dichtet alſo mit der doppelten Poeſie. — Die

Redenſarten, welche mir Hr. Heine in den Mund legt, ſind wörtlich richtig und gehörten mit zu meiner Rolle. Hr. Heine und ich haben uns hiernach auf eine ſpaßhafte Weiſe getäuſcht.

„Nun Scherz bei Seite!“ Ich verſichere Hrn. Heine, daß, ob ich gleich zu ſeiner „Harzreiſe“ einige Haare hergeben müſſen, ich ihn deſſenungeachtet nicht im geringſten anfeinde, vielmehr ſeine humoriſtiſche Beſchreibung mit wahrem Vergnügen geleſen habe.

Ich ſchließe mit der Bemerkung, daß ich den jungen Kaufmann mit ſeinen 25 bunten Weſten und eben ſo vielen goldenen Petſchaften, Ringen, Bruſtnadeln u. ſ. w., welcher ſich Hrn. Heine in der Krone zu Clausthal aufgedrungen, ſehr gut kenne, und verſichern kann, daß derſelbe ſeine Perſonsbeſchreibung ſehr ungnädig vermerken würde. Er lieſt aber keine Journale, eben weil er ſo viele Weſten, Ringe und Bruſtnadeln trägt, und ſeines ſo erſchrecklich zuſammengeſetzten Anzuges wegen keine Zeit zum Leſen übrig hat; nur zum Fragen nimmt er ſich welche. Ich verrathe dem Handlungs-Befliſſenen nichts, ſondern wünſche nur, daß ich mit dem Hrn. Heine noch einmal zuſammen treffen möge, um demſelben meinen verbindlichen Dank für den Genuß ab zu ſtatten, welchen ich durch Leſung ſeiner humoriſtiſchen „Harzreiſe“ gehabt, und um den Verfaſſer zu überzeugen, daß ich mit der löblichen Schneiderzunft in gar keiner Verbindung ſtehe.

D.. . Carl D. . r.

M u ſ i k a l i ſ ch e s.

Wir leben jetzt in einer Zeit, wo enthuſiaſtiſche Verehrer der Kunſt ihre Gefeierten dergeſtalt emporgehoben und gleichſam ſchon bei Lebzeiten apotheoſirt haben wollen, daß ſie auch nicht die leiſeſte Rüge gegen dieſelben zu ertragen vermögen, ohne ſogleich alle objective Haltung zu verlieren, die doch jedes öffentliche Wort bedarf. Ob die Künſtler bei dieſer Art des blinden Enthuſiasmus gewinnen oder verlieren, iſt eine Frage, die hier nicht näher erörtert werden kann.

Der Gegenſtand, welcher zu dieſem Ausſpruch Veranlaſſung gegeben, iſt derſelbe, der das „Wort zu ſeiner Zeit über Journaliſtik“ („Bemerker“ Nr. 22) angeregt. Die damalige Lage der Dinge forderte noch keine weitere Auseinanderſetzung der Umſtände, anders liegen jetzt die Verhältniſſe. Wiederholte Angriffe machen die nähere Erörterung eines Gegenſtandes nothwendig, der zu viel Theilnahme gefunden, um nicht eine möglichſt allſeitige Beleuchtung wünſchen zu laſſen. Damit indeſſen aller Schein von Perſönlichkeit wegfalle, ſoll der P o l e m i k jener Angriffe auf rein h i ſ t o r i ſ ch e m W e g e entgegnet werden.

Ein Herr R. hat, veranlaßt durch einen in Nr. 24 der diesjährigen „Berliner muſikaliſchen Zeitung“ enthaltenen Bericht über eine der letzten Aufführungen des „Cortez“, *) dem Redakteur, Hrn. Marx, in wiederholten öffentlichen Angriffen die niedrigſten Perſönlichkeiten gegen den Schöpfer dieſer Oper untergeſchoben; beſonders ſpricht derſelbe aus: Man beabſichtige aus ſelbſtiſchen Zwecken Spontini's Sturz. Als Beleg für dieſe Behauptung — die Jedem, der M's öffentliches Treiben näher kennt, undenkbar erſcheinen muß — wird angeführt, daß die „muſikaliſche Zeitung“ bei ihrem Entſtehen übergeſtrömt von dem Lobe Spontini's, daß darauf nach und nach gewitterſchwüle Stille über die Werke des Gefeierten eingetreten, bis hinlänglich vorbereitet endlich ein Hauptſchlag mit dem beſagten Aufſatze erfolgt ſey. Hierzu fügt Hr. R. rhapſodiſche Aeußerungen aus Privatgeſprächen mit Marx, die er alle eidlich erhärten zu können betheuert.

Nach der Lage der Dinge kann Hr. R. nur aus einer der folgenden drei Abſichten ſeinen Angriff unternommen haben. E n t w e d e r 1) er iſt, wenn auch kein kenntnißvoller, doch wenigſtens enthuſiaſtiſcher Verehrer der Spontiniſchen Muſe, und kann daher den leiſeſten Zweifel über ihre Vortrefflichkeit nicht ertragen; o d e r 2) Hr. R. will aus irgend einer perſönlichen Abſicht das kritiſche Urtheil des Marx, deſſen umfaſſende Kenntniſſe er übrigens ſelbſt anerkennt, in ein zweideutiges Licht ſetzen; o d e r 3) er iſt begierig nach Wahrheit und Klarheit über Spontini's Genie, und will eben deshalb durch dieſen ſubjectiven Angriff das Objective angeregt haben. — Aus dieſem dritten Standpunkte Hrn. R. betrachtend, will ich verſuchen, ihm und dem Publikum dar zu legen, wie der Redakteur der „Berliner muſik. Zeitung“ von ihrem Urſprung an bis auf dieſen Tag in dem Urtheil über Spontini — ſowohl als einzelne Erſcheinung für ſich, wie auch in Bezug auf ſeine Stellung in der geſchichtlichen Entwickelung der Tonkunſt überhaupt — ſich vollkommen gleich geblieben. Nothwendig muß indeß hierin verflochten werden, wie das Privat-Urtheil von Marx ſich zu ſeinen öffentlichen Ausſprüchen verhalt, und nach welchen Principien ſein Urtheil über Kunſt und deren Prieſter ausgeht und beſtimmt wird.

Zwei Aufſätze im erſten Jahrgange der „muſikaliſchen Zeitung“ führen uns lebendig in die darzulegende Anſicht ein. Der eine betrifft „Gluck und ſeine Alceſte“, in welchem dieſer Meiſter dargeſtellt wird als ein ſolcher, der herrſchend durch Idee und Klarheit mit echt antikem Geiſte dem Weſen der Tonkunſt einen großartig plaſtiſchen Charakter verliehen hat. In einer bedeutungsloſen Gegenwart ſeine Schöpfungen ausſtrömend, faßte er das Rein-Menſchliche im griechiſchen Mythos charakteriſtiſch auf, ſo daß die Form aus der Idee wie identiſch hervor tritt, ohne überflüſſiges Beiwerk, ohne allen Prunk. Der zweite Aufſatz: „Ueber Spontini und ſeine Olympia“, bezeichnet dieſen Meiſter, hervorgegangen aus einer vielbewegten Zeit, als den vollendeten Darſteller gewaltiger Leidenſchaft, der jedoch nicht ſowohl durch Klarheit und Einfachheit nach individueller Charakteriſtik ſtrebt, ſondern vielmehr wirken will durch Aufgebot aller Kräfte zu einem großen dramatiſchen Total-Effekt. — Conſequent dieſen Aeußerungen beweiſt ſich Marx über Spontini in ſpätern Kritiken, *) beſonders aber noch in ſeiner neu erſchienenen Geſanglehre, **) worin es, nach vorangegangener geſchichtlicher Darſtellung des Ganges der Tonkunſt, heißt: „Spontini, von Geburt und ganzer Seele Italiener, fand Frankreich unter Napoleon in Waffen, die große Oper in der Bildung, die Gluck ihr gegeben, und widmete ſich als Italiener den franzöſiſchen Tendenzen.“ In dieſem Sinne nennt Marx Spontini's Muſik gewiſſermaßen militairiſch, ja ſogar napoleoniſch: und wer den Standpunkt der franzöſiſchen Muſik überhaupt klar erfaßt hat, und wer da erkennt und wer da weiß, wie auch der objectivſte Künſtler doch den Eindrücken ſeiner Zeit hingegeben iſt, der wird das Treffende dieſes Ausſpruchs in ſeinem vollen Gewicht zu würdigen wiſſen.

Alſo hat ſich Marx öffentlich über Spontini ausgeſprochen, und ähnlich, vielleicht noch beſtimmter, in mündlichen Unterredungen, wo Kurzſichtigkeit leicht veranlaßt werden kann, eine

*) Daß dieſer Bericht nicht von dem Redakteur der „Muſik. Zeitung“, ſondern von einem Mitarbeiter, Hrn. Francke, herrührt, hat deſſen Verfaſſer gleich anfangs erklärt. Es bedarf wohl keiner Auseinanderſetzung, daß Hr. Marx nach dem bekannten Audiatur et altera pars jene Kritik aufnehmen mußte, wenn gleich ſie in mehrerer Hinſicht ſeiner eigenen Anſicht widerſprach.

*) Z. B. in Nr. 22 u. f.: „Ueber Alcidor und das Weſen der Zauber-Oper“, und Nr. 33 d. J. 1825, und in den Nummern 11 und 17 von 1826.

**) „Die Kunſt des Geſanges, theoretiſch-praktiſch von A. B. Marx. Berlin, bei Schleſinger, 1826.“ Der angeführte Stelle findet ſich unter § 792.

Digitized by Google

Einzelnheit als vom ſubjectiven Intereſſe ausgehend zu deuten, welche jedoch nur hervor gegangen ſeyn mag aus rein objectiver Erkenntniß. Hr. N. hat von ſolchen mündlichen, augenſcheinlich ſchief aufgefaßten Mittheilungen, unbedingten öffentlichen Gebrauch gemacht zu Marx Nachtheil; daher erlaub' ich mir daſſelbe zu thun, um den Angegriffenen als konſequent in ſeinem öffentlichen und Privaturtheil dar zu ſtellen. Seine Anſicht, die er Jedem aus ſeinem nähern Umgange darlegt, gründet ſich kurzweg auf eine Scheidung der Nationalitäten. Er bemerkt bei den großen deutſchen Künſtlern, z. B. Sebaſtian Bach, Händel, Beethoven, auch Gluck und Mozart, daß ſie ſich in die Idee ihres Gegenſtandes frei vertiefen, und aus dieſer Anſchauung ihr Werk rein objectiv hervor treten laſſen. An den franzöſiſchen Künſtlern aller Zweige nimmt er dagegen, wie in dem Charakter der Nation, als Grundlage eine Abſtraktion, ein Haftenbleiben an einſeitigen, das Weſen der darzuſtellenden Gegenſtände nicht erſchöpfenden Typen wahr. So weiſet er die Züge der Spontiniſchen Helden, der Geliebten, des Prieſters, in den franzöſiſchen Tragödien wie in den Werken ihrer bildenden Künſtler nach, in dieſen Typen aber die ihnen eingegoſſene ſubjective Wärme und Leidenſchaft des Italiäners, die Maſſenhaftigkeit des napoleontiſchen Componiſten. In dieſer wärmern und reichern Subjectivität erkennt er den Vorzug Spontini's vor allen franzöſiſchen Tonkünſtlern, in jenem Halten am franzöſiſchen Standpunkte ſieht er die Abweichung von der freien und durchdringenden deutſchen Tendenz, aus der er auch für die Tonkunſt eine höhere Entwickelung hofft, als von den Franzoſen zu erwarten iſt. Ob Marx in ſeinen Anſichten ſich irrt oder nicht, darüber mag bei dieſer Gelegenheit nicht entſchieden werden. Die ſpätere Geſchichte wird ein Urtheil widerlegen oder beſtätigen, das, frei von aller Perſönlichkeit, ſich nur zu begründen ſtrebt in rein hiſtoriſcher Auffaſſung der Kunſt. — Mir aber mög' es erlaubt ſeyn, dem geſchichtlichen Standpunkte, von dem ich ausgegangen, ein Wort hinzu zu fügen, das vielleicht nicht unpaſſend erſcheint zur Aufklärung der Mißverſtändniſſe, welche bei ſchiefer Auffaſſung faſt nothwendig aus jener unumwunden ausgeſprochenen Anſicht hervor gehen mußten. So ſtehen Männer wie Bach, Händel, Gluck, Mozart, wohl eben darum ſo hoch, weil ſie das wahre innere Weſen der Muſik gefördert haben, weil bei ihnen die Form, aus der Idee hervor gehend, zu unmittelbarſter Einheit mit derſelben ſich geſtaltete. Spontini dagegen bezeichnet in der Kunſtgeſchichte doch wohl nur den Standpunkt, wo das Weſen unter der Form gleichſam erliegt, wo die Innerlichkeit immer mehr verdunkelt wird durch die Gewalt gigantiſch maſſenhafter Aeußerlichkeit. In dieſer Hinſicht wird er, trotz ſeiner Bedeutung in der Zeit, trotz einzelner Nachahmer, ſchwerlich eine Schule bilden, und greift, ungeachtet ſeiner unbeſtrittenen Genialität, nicht fördernd ein in die Entwickelung der Kunſt, ſondern bezeichnet vielmehr nur einen Moment, der, zurück fallend, den Wendepunkt zur alten Einfachheit und Klarheit bilden wird. Es iſt hier nicht der Ort, durch Darſtellung des allgemeinen Princips in aller Kunſtentwickelung dieſes Urtheil näher zu begründen; ich bemerke nur, daß die claſſiſche Sculptur der Vorwelt im Sinken war, als man einen Koloß zu Rhodos ſchuf, und aus dem Berge Athos eine ſitzende Alexander-Statue projektirte.

H. Stieglitz.

Ueber einige neuere Flugſchriften.

Sollen wir unſerer Zeit Glück wünſchen, oder ſollen wir ſie bemitleiden, um einiger ſeltſamen Kinder willen, die ſie uns geboren hat? Ich verſtehe unter dieſen die Flugſchriften, die ſeit Kurzem aus einigen induſtriöſen Preſſen hervor gegangen ſind, und ſich über Berliner und Berliniſches mit rückſichtsloſer Geſchwätzigkeit auslaſſen — Wir wollen davon ſchweigen, durch wen und wie dieſe gehäſſige Schriftſtellerei begonnen wurde — Der zweideutige Ruf, der mit der Autorſchaft eines ſolchen Werkes verbunden iſt, warnt aber einen ſchreibluſtigen jungen Mann, der eine Welt von Witz in ſich herum zu tragen wähnt, keinesweges vor ähnlichen Verſuchen. Iſt doch, ſo denkt er, der laute Beifall meiner genialen Freunde eine hinlängliche Entſchädigung für den Unwillen oder gar die Verachtung einiger philiſtröſen Moraliſten! Daß ſich alſo immer neue Autoren und auch Verleger ſolcher Werke finden, iſt daher weniger auffallend, als: woher gerade jetzt und mit einem Male ſo viel Stoff zu ſolchen Flugſchriften? Hat unſer Berlin etwa plötzlich an Größe und damit verbundener Ueppigkeit ſo zu, und an guten Sitten ſo abgenommen, daß ſich zum Spotte tauſend früher nie dageweſene Veranlaſſungen finden? Unſere transrhenaniſchen Nachbarn haben uns Deutſchen ſonſt immer nachgeſagt, daß unſer Witz plump ſey und daß uns überhaupt diejenige Aeußerung des Geiſtes abgehe, welche die Franzoſen esprit nennen. So ſehr das Lockere dieſer Behauptung in die Augen ſpringt und auch unſern Nachbarn jenſeit des Rheins, wenn ſie erſt reif genug ſeyn werden, unſere erſten deutſchen Humoriſten zu verſtehen, noch mehr in die Augen ſpringen wird; ſo gern wollen wir ihnen doch ihren ſogenannten esprit ganz allein überlaſſen, wenn dieſer nur, wie es leider allzu oft der Fall iſt, in der Mediſance (ein Wort, für das wir die erſchöpfende Ueberſetzung willig entbehren) das eigentliche Feld für ſeine Siege findet. Der Witz an ſich iſt ſchon eine gefährliche Waffe, und wird es noch mehr, wenn er im Beſitze überlegungsloſer Menſchen iſt; ſteht er aber gar einem böſen Menſchen zu Gebote, dann Wehe allen ſeinen Umgebungen und was im Bereiche dieſes Witzes liegt. Kein guter Name ſteht ihm hoch, und kein häuslicher Frieden iſt ihm heilig genug. Laßt Euch von der Maske nicht irre machen, die ſich eine Zuchtruthe zeitlicher Thorheiten und Gebrechen nennt; ſie ſelber iſt das größte Gebrechen und die verworfenſte Geburt einer ausgearteten Zeit, und der Beifall, den Ihr zollt, iſt eine Sünde an dem Göttlichen, das im Menſchen wohnt.

Ich hätte dieſe Wahrheiten, die jedem Unverdorbenen in's Herz geſchrieben ſind, hier nicht wiederholt, wär es nicht an der Zeit, vor jenen gedruckten Klatſchereien, die in Zeitſchriften und Broſchüren immer mehr einreißen, mit Nachdruck zu warnen, und wo möglich fernere Nachahmer von ähnlichen Verſuchen zurück zu halten.

Sollte man doch überhaupt keinen Unfug ganz ungerügt laſſen! Und wird auch, dem Anſcheine nach, manches gute Wort vergebens geſprochen, ſo ſoll doch ſelbſt das fruchtloſe unſere Zeit, in einer künftigen Sittengeſchichte, von dem Vorwurfe reinigen helfen, daß ſich gegen die Gebrechen derſelben gar keine Stimmen erhoben haben.

Philodem.

B r u n o.

In dem ſchätzenswerthen Aufſatze „von der Satyre", welcher in mehreren Blättern des „Geſellſchafters" zu leſen iſt, finde ich S. 562 mehrere den Bruno betreffende Irrthümer 1) Bruno, heißt es, mißfiel dem Calvin; aber Calvin lebte längſt nicht mehr, als Bruno (etwa 1582) nach Genf kam; 2) Bruno hat in Wittenberg nicht Theologie gelehrt, ſondern Philoſophie; 3) Bruno, heißt es, habe in Frankfurt manches Satyriſche drucken laſſen; hiezu wünſchte ich wohl die Belege zu empfangen; 4) man zweifle, ſagt der Verfaſſer, mit Grund daran, daß Bruno Verfaſſer des Buchs „Vertreibung der triumphirenden Beſtie" ſey (spaccio della bestia trionfante). Allein es iſt nicht der geringſte Zweifel vorhanden; Inhalt und Form — ſogar derſelbe Druck, welchen die übrigen Werke des Bruno haben — beweiſen, daß dieſe allegoriſche Darſtellung (fälſchlich hat man ſie für eine Satyre gehalten, weil ſie mehrere feine Aeußerun-

Digitized by Google

gen und ſatyriſche Anſpielungen enthält) dem Bruno angehört. Leipzig. W.

Anfrage, betreffend den im „Bemerker“ Nr. 23 enthaltenen Aufſatz: „Die Alterthums-Phantaſten und ihre Bücher in Weſtphalen und am Niederrhein. Von — W —.“

Ohne den Werth oder Nichtwerth des obigen Aufſatzes in Betracht ziehen zu wollen, befremdet es den Einſender dieſes nur, wie Hr. — W —. durch einen Aufſatz im „Hannoverſchen Magazin“ von Spangenberg (?) bewogen worden ſeyn kann, jene Rüge öffentlich erſcheinen zu laſſen, da doch dieſes Magazin weder vom Ober-Appellations-Rath Spangenberg herausgegeben wird, noch der gerügte Aufſatz des Hrn. Mieſegaes in Bremen darin abgedruckt iſt. Dieſer Aufſatz, über den jedoch die Meinungen ſehr verſchieden ſind (man ſehe nur das „Liter. Converſationsblatt“ vom März oder April, und die „Zeitung f. d. eleg. Welt“ nach), ſteht im „Neuen vaterländiſchen Archive oder Beiträge zur allſeitigen Kenntniß des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunſchweig“, welches von Spangenberg herausgegeben wird, und iſt in deſſen erſtem Hefte von dieſem Jahre abgedruckt. — Wir kamen Sie denn, mein Herr — W —., zu dieſer unglücklichen Verwechſelung zweier ſehr verſchiedenartigen Zeitſchriften, deren eine ſchon ſeit 1763 bis 1790 unter dem Titel: „Hannoverſches Magazin“, und von 1791 bis jetzt als „Neues Hannoverſches Magazin“, und die andere erſt ſeit dem Tode des Stadt-Sekretair Spiel in Celle, von 1822 an, und unter dem bereits oben genannten Titel, vom Ober-Appellations-Rathe Dr. Spangenberg herausgegeben, erſcheint?

Ein Hannoveraner.

Das neueſte Triumvirat.

Der haſcht nach Witz und — fängt ihn nicht,
Der giebt uns Unſinn für — Gedanken,
Der canonirt, wa's — Herz nie ſpricht;
Doch's Beſte kommt zuletzt an's Licht:
Daß — Narren ſich um Narren zanken!

Ernſt Woldemar.

1826. No. XX.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

W. G. Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen herausgegeben von Friedrich Kind auf das Jahr 1827.

Viele verehrte Dichter haben den neuen Jahrgang dieſes beliebten Taſchenbuches mit Beiträgen ausgeſtattet; die ältern hochgefeierten Sänger: Baggeſen, Langbein, v. Matthiſon, Tiedge haben Beiträge geliefert, die man zu den ſchönſten Gaben zählen kann; und die Reliquie des verewigten Carl Maria v. Weber: die Fortſetzung von Tonkünſtlers Leben, muß für die vielen Verehrer des großen Componiſten von außerordentlichem Werth ſeyn.

Der ganze Inhalt beſteht nach dem Verzeichniſſe aus 4 Erzählungen: 1) von dem Herausgeber: das Liederbüchlein, oder das ſchöne Elschen von Augsburg: 2) der Graf Lauzun von Fr. Lohmann; 3) die Gräfin von Salisbury von Fr. Laun; 4) Rösleins Leben von Junia. Darauf folgen andere proſaiſche Aufſätze, und dann Gedichte, Dichter-Reliquien, Charaden ꝛc. von Apel, Baggeſen, L. Brachmann, Burp, Helmina v. Chezy, Clotilde, Conteſſa, Carl Förſter, v. Fouqué, v. Goethe, Gramberg, Haug, Jean Paul, Junia, Kind, v. Knebel, Fr. Kuhn, Langbein, Fr. Laun, v. Löben, Fr. Lohmann, v. d. Malsburg, Fr. v. Matthiſon und ſeiner Gattin Louiſe, Krug v. Nidda, Arthur v. Nordſtern, Wilh. Kall, von Salis, Semler, St. Schütz, Theophania, Tiedge, C. Maria v. Weber, Dor. Wehrs, Weyrauch, Hektor Zollikofer.

Die Kupfer ſind:
1) ein Portrait der Louiſe, verewigte Gattin des Dichters v. Matthiſon, geſt. v. Fleiſchmann, begleitet von einem Aufſatz über ſie von Fr. Kind. 2) Acht hiſtoriſche Kupfer von Cheeſemann in London, Fleiſchmann, Heinrich Schmidt, Langer u. ſ. w. nach Ramberg. 3) Vier Landſchaften von Frenzel.

Die Tänze mit dazu gehöriger Muſik ſind von Hrn. Riebe, Königl. Preuß. Solotänzer in Berlin.

Da das Mannigfaltige, was das Taſchenbuch dieſes Jahr bringt, zugleich ſchön iſt, ſo darf ich hoffen, daß es auch jetzt die günſtige Aufnahme finden wird, die ihm bisher immer zu Theil geworden iſt.

Leipzig, im Auguſt 1826.

G. J. Göſchen.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Waſſerdämpfe bei dem Waſchen und Bleichen, oder: Wie Frau Gertrude ihre Wäſch⸗ mittelſt der Waſſerdämpfe reinigt und dabei über die Hälfte an Zeit, Mühe, Holz und Seife erſpart.

Zum Beſten aller klugen Hausfrauen herausgegeben von G. W. Geradeheraus.

Mit einer Abbildung in Steindruck. Preis 6 Gr.

Leipzig, im Auguſt 1826.

Weygand'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 1. September. 139ſtes Blatt.

Die lyriſche Poeſie der Deutſchen.

Ja! ich höre ſie von weiten,
Ja! ſie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie ſie ſingen, wie ſie dichten,
Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte!

Deutſcher Parnaß von Goethe.

Es iſt jetzt Mode, die meiſten Beurtheilungen über äſthetiſche Erſcheinungen mit einem Weh- und Klagelied über den ſchlimmen Stand deutſcher Kunſt, über den Verfall unſerer Literatur u. ſ. w an zu ſtimmen. Dieſe kritiſche Koketterie (einen paſſendern Ausdruck find' ich nicht dafür) wird um ſo lächerlicher, je gewiſſer man darauf rechnen kann, daß nach der platten Eingangsformel in der Regel eine „ehrenvolle Ausnahme“ folge, welche die zu recenſirende Nachtigall unter dem übrigen Gevögel mache. Nimmt man aber alle dieſe „ehrenvollen Ausnahmen“ zuſammen, ſo haben wir eben nur lauter Nachtigallen, und der Ariſtarch hat ſich ſelbſt genaſenſtübert. — Ich, für mein Theil, mag, wie man bereits ſieht, dieſes Klagelied nicht begleiten, das meiſtentheils aus Hypochondriſten-Seufzern beſteht, und von einem verdorbenen Magen herkommt, welcher ſich mit literariſchem Converſations-Thee überſchwemmt; — im Gegentheil bin ich der Meinung — und getraue ſie mir auch allenfalls durch zu fechten — daß wir eher reicher, als ärmer geworden ſind, und daß der kräftige Baum deutſcher Kunſt, vorzüglich auf einzelnen Zweigen, ſo geſunde herrliche Blüthen treibt, wie ſie nur immer gewünſcht werden können, um die köſtlichſten Früchte zu verſprechen. Oder ſollten die Säulen unſerer Poeſie, Schiller und Goethe, noch immer, wie uns ſo Manche verſichern wollen, einſam und verlaſſen, zwei verirrten Wanderern ähnlich, in trauriger heimathloſer Höhe daſtehen? Sollte ihr Lied kein bekanntes Herz getroffen, keinen verwandten Ton angeregt haben? Sollte all' unſer Streben und Ringen zwecklos, unſer Fleiß nutzlos, unſere Gründlichkeit fruchtlos geblieben ſeyn? — Das Erz klingt von den Strahlen der Sonne berührt: die Saiten tönen im Hauche des Abendwindes, und der deutſche Sinn ſollte nicht aufgeregt worden ſeyn zur herrlichſten Kunſtbegeiſterung im Wechſel der vergangenen Zeiten — in all' dem Großen und Ungeheuern, was er mitgebracht? — Jahre ſind einſtweilen dahin geſtürmt, ſo thatenſchwer, daß ſie eben ſo viele Jahrhunderte ſeyn könnten, und ihre Thaten hätten nicht Wurzel geſchlagen in dieſem oder jenem empfänglichen Gemüth? Sie wären klanglos vorüber geſchwebt, und nur die Geſchichte ſollte ſie bewahren, kein Lied, das in die ferne Nachwelt vom Vater zum Sohne hinüber tönt?

Ein unendlich bitterer Schmerz bemächtigt ſich immer meiner Seele, wenn ich dieſe muthwillige Selbſtverhöhnung gewahr werde, dies frevelhafte Beſchmutzen der eigenen Altäre und dies mitleidige Lächeln und Achſelzucken über jede vaterländiſche Beſtrebung. Bei

Digitized by Google

allen andern Natianen hat der Dichter — wenn ſonſt nichts — doch ſein Wirken für ſich und die Anerkennung deſſeiben. Wir aber tragen uns aus der Ferne mühſelig nnd ohne erſprießlichen Erfalg zuſammen, was wir zu Hauſe weit bequemer und in mancher Hinſicht noch weit beſſer haben könnten; wir ſtreuen fremden Götzen Weihrauch, für den ſie uns nicht einmal danken, unſere eigenen Tempel aber entheiligen wir und ſchreien dann Zeter, wenn ſie, eben nur durch dieſe Entheiligung, zu Fabriken und Magazinen werden! — O du gutes deutſches Vateriand: wie weit haſt du es mit deinem, mehr als ängſtlichen Nachdenken, mit deiner tiefſinnigen Kritik, mit deinem gelehrten und ungelehrten, langen und kurzen, freundlichen und unfreundlichen, converſirenden und gemüthlichen, ſatyriſchen und ernſthaften Recenſionen gebracht? — Der Schuſter hat ſeinen Leiſten, der Schneider ſein Maaß, der Krämer ſeine Elle, deine Recenſenten und Referenten aber haben nichts und meſſen und wägen doch fart und fort, ohne Ruh und Raſt, jeder nach ſeinem eigenen Syſtem, das er ſich in der Geſchwindigkeit zuſammen gebaut, und das wie ein Kartenhaus zuſammen ſtürzt, wenn ein Zweiter oder Dritter auch darauf banen will. Der iſt für die Franzaſen, Jener für die Engländer, Dieſer für die Spanier und ein Vierter für die Italiener. Ein Fünfter ſchleppt mit verrenkten Armen den Orient herbei, während uns ein Sechster die Slaven als Muſter anpreiſt: nur an die Deutſchen denkt Keiner! Sie geben uns in unse Ueberſichten aller Literaturen, nur von den Deutſchen haben ſie weder eine Ueberſicht nach Anſicht!

Daß aber bei allen dieſen tallen und verwirrten Umtrieben, bei dieſem ſinnlaſen und aberwitzigen Herumſchweifen auf der einen Seite, dach auf der andern ſich die deutſche Kunſt feſt und ruhig, klar und beſonnen, im folgerechten Gang allmähliger Entwickelung und mit der ganzen Eigenthümlichkeit, die man ihr vergebens zu nehmen verſucht, heraus gebildet hat — dies mag uns eben ein Beweis für ihre ungewöhnliche Kraft und Selbſtſtändigkeit ſeyn. — Lange hat ſie zwar zu dieſer Herausbildung gebraucht, ſehr lange; daß es ihr jedoch damit gelungen, ſollte Niemand bezweifeln, der nicht mit dem Beweis von der Nichtigkeit aller menſchlichen Beſtrebungen auch jenen von der Nichtigkeit ſeiner eigenen führen will. Übrigt iſt es, wenn ſich hier und da bittere Klagen über dieſe Länge der Entwickelung erheben, und doch keine ſolche zugeſtanden, ſandern Alles wieder mit blindem Ungeſtüm verwarfen wird. Nach dem Ausſpruche dieſer Herren hätten wir einen Cirkel beſchrieben und ſtänden wieder da, wo wir angefangen. — Wenn nun ſchon der Stand der Sachen ähnlichen Behauptungen widerſpricht, ſo giebt es noch anders naheliegende Beweiſe, wodurch derlei Waſſerſtreiche entkräftigt werden dürften. Man wird mir vergönnen, mich hierüber näher aus zu ſprechen; kammt doch in unſerer Zeit ſo Vieles zur Sprache, warum ſallten wir alſo in einer Angelegenheit, die uns gewiß Allen mehr oder weniger am Herzen liegt, ein Schweigen beabachten, das leicht das Anſehen gewinnen könnte, als wär' es eine Beſtätigung. Das leere Hinſtarren auf einen Punkt aber wird hier nichts frommen, ſondern es thut ein freier umfaſſender Ueberblick und eine feſte Betrachtung Alles deſſen noth, was, ſo betrachtet, den Zweck des Ganzen fördern mag.

Wenn es wahr iſt, daß im Allgemeinen die Kunſtwerke jeder Nation, in ihrem Keime ſowahl, als in ihrer vollſten üppigſten Frucht, durch die mannigfaltigen Eindrücke der Zeit und des Lebens erzeugt, dieſe Zeit und dieſes Leben in ſich wieder abſpiegeln; wenn ferner van eben dieſen Eindrücken ihr größerer oder geringerer Werth, ihre ganze Richtung und Haltung abhängt, ſo gilt dieſes, unter übrigens gleichen Umſtänden, doch varzugsweiſe van den Deutſchen. Wir haben die Geſchichte des Mittelalters, der neuern und der neueſten Zeit in unſern Dichtern klar var uns liegen, und giebt es auch dazwiſchen klangloſe Pauſen, ſa geht doch, im Ganzen genammen, die Kunſt immer Hand in Hand mit der That, wenn auch langſam, doch ſicher vorwärts, während bei Andern, z. B. bei den Franzoſen, Italienern und Spaniern, die uns freilich ſchan im Beginnen überragt, ein unerträglicher Stillſtand eingetreten iſt, der ſich erſt ſeit einigen Jahren bei den Erſteren wieder in eine erfreuliche Thätigkeit um zu wandeln beginnt, bei den Letzteren aber noch immer fartwährt.

Der Spruch des Dichters: „Wer ſeiner Zeit genügt, der hat genug gethan für alle Zeiten!“ dient hier zu keiner Entſchuldigung, ſondern er wird vielmehr zur Anklage, und man liebt es wahl, in die Vergangenheit zurück zu blicken, dach dieſer Rückblick erſetzt die Gegenwart nicht, die immer die dringendſten Anfarderungen hat. Darum ſind die Stimmen nur leer und nüchtern, die hier und da mit der Verſicherung laut werden: „es ſey ſchan genug geſchehen“, aber die gar behaupten: „es könne nichts mehr geſchehen.“ Meiſtens kommt das van unpraduktiven, aber doch in ihrer Produktivität ſich ſelbſt und Andern zur Laſt fallenden Schwächlingen her, die keine Kraft für's Leben mehr haben, eingefleiſchte, auf eine ſargfältig genährte Meinung verſeſſene Pedanten, die man mit ihrem todten Vorurtheil begraben ſollte, da ſie den geſunden tüchtigen Mann durch ihr zaghaftes Geſchrei nur in ſeiner Wirkſamkeit hindern, und die dürren Leichenarme hemmend in das Getriebe ſeines reichen Schaffens werfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Die neueſten literariſchen Streitigkeiten ſollten zum Motto die Worte Leſſing's haben: „Es muß der Knorr den Knuppen hübſch vertragen.“

Carl IX war ein leidenſchaftlicher Ballſpieler. Während einer intereſſanten Partie trat, im entſcheidenden Augenblick, ſein alter Miniſter Villeroi zu ihm, und überreichte ihm Papiere zur Unterzeichnung. Von weitem rief ihm der junge König entgegen: „Nicht weiter, Vater Villeroi! Bleiben Sie dort ſtehen!“ — „Aber Sire, die Unterſchriften ſind dringend; es hat Eile; der Courier wartet!“ — „Nun, lieber Vater Villeroi, ſo unterzeichnen Sie an meiner ſtatt!“ — Seitdem wurde Pour le roi unterſchrieben.

Wir fangen wieder an, den Büchern in Deutſchland auffallende und zum Theil lächerliche und aberwitzige Titel zu geben, um die Leſer zu locken. So arg aber, wie es im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert in Frankreich war, iſt es unter uns noch nicht gediehen. Der Dichter George Gascoigne ſetzte der Sammlung ſeiner Gedichte folgenden Titel vor: Bouquet de cent fleurs réunies en une seule gerbe de poésies libres, recueillies en partie par la traduction, dans les beaux jardins d'Euripide, d'Ovide, de Pétrarque et de l'Arioste, et en partie par l'invention, dans nos jardins féconds, exhalant différentes odeurs suaves, émanées de discours tragiques et moraux, plaisans et utiles et agréables, à l'odorat de nos savans lecteurs (Strauß von hundert Blumenarten, geſammelt in einem Büſchel freier Gedichte, theils Ueberſetzungen aus den ſchönen Gärten des Euripides, Ovid, Petrarch und Arioſt, theils eigene Erfindung, und gezogen auf unſerm fruchtbaren Boden, reich an Wohlgerüchen, tragiſche, moraliſche, komiſche, angenehme und nützliche Düfte verbreitend, und für die Naſen unſerer gelehrten Leſer eingerichtet). — Niemand hat aber die unſinnige Buch-Titelſucht weiter getrieben, als die Verfaſſer aſcetiſcher Schriften. Wir haben: Mèches allumées au feu divin (am himmliſchen Feuer angezündete Dochte), Le canon de la pénitence (die Kanone der Buße), Les douze sous d'esprit divin (die zwölf Dreier des Geiſtes Gottes), L'Apothicairie spirituelle (die Seelen-Apotheke). Ein gewiſſer Maſſieu hatte eine moraliſche Erläuterung der Adventslieder, welche mit O anfangen, geſchrieben. Er gab ihr deshalb den Titel: La douce moëlle et la sauce friande des Os savoureux de l'Avent. (Das ſüße Mark und die ſchmackhafte Brühe zu den ſaftigen Knochen des Advents. — Ein Wortſpiel mit dem Buchſtaben O im Plural, und mit dem Worte Os, Knochen).

„Der Zweikampf“, ſagen die Portugieſen, „iſt ein verabſcheuungswürdiges Mittel, ſeine Ehre wieder her zu ſtellen, ein vorbedachter und verabredeter Mord, eine Sitte, welche nur in England, Deutſchland und unter den nordiſchen Wilden eingeführt iſt.“ — In Portugall iſt dagegen der Gebrauch eingeführt, wenn man ſich Genugthuung verſchaffen will, ſeinem Feinde auf zu lauern, und ihn im Vorbeigehen zu erſchießen oder zu erdolchen. „Er mag auf ſeiner Huth ſeyn“, ſagen die Portugieſen; „ihn tödten, heißt nicht, ihn morden; es heißt, ſich rächen.“ So vertheidigt jedes Volk ſeine Sitten, und beſonders ſucht es für das Schlechteſte Sophismen.

Das Wort Miniſter (Staatsminiſter) iſt ſpaniſchen Urſprungs. Die ſpaniſchen Unterhändler, welche im Jahre 1549 den Frieden zu Cateau Cambreſis abſchloſſen, nahmen dieſen Titel und das Prädicat Excellenz an. Der franzöſiſche Staats-Secretair de Laubespine folgte ihrem Beiſpiel, und ſeitdem iſt die Benennung allgemein eingeführt worden.

Frau von Sévigné verglich La Fontaine's Fabeln mit einem Teller voll Kirſchen; man ſucht ſich die ſchönſten aus, hört aber nicht eher auf, bis ſie alle genoſſen ſind.

Ed. Rolle.

Styl.

„Jeglicher Styl iſt mir leicht, ſo Schiller's, Gothe's und Klopſtock's!“

Aber ich glaube deshalb fehlt dir der eigene auch. —E

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Zeitſchrift für die Criminal-Rechtspflege in den Preußiſchen Staaten. Mit Genehmigung und Unterſtützung des Königl. Juſtizminiſterii aus amtlichen Quellen herausgegeben von Julius Eduard Hitzig, Königl. Preuß. Criminalrath ꝛc. I—IIIter Band. Berlin, bei Dümmler, 1825. 1826.“ — Wenn wir genau danach forſchen, wodurch denn die beliebteſten Romanenſchreiber, wodurch ein Walter Scott, wodurch ſelbſt ein Clauren, den großen Schweif von begierigen Leſern hinter ſich herziehen, ſo finden wir immer, daß es weniger das Schöne iſt, als das Intereſſante. Und fragen wir weiter, was dem Menſchen vorzüglich intereſſant iſt, ſo wird uns zur Antwort werden: der Menſch. — Es giebt kein anziehenderes Schauſpiel, als das Leben des Menſchen, wie es aus der Wechſelwirkung ſeiner innern Kräfte, mit den äußern, die auf ihn eindringen, ſich geſtaltet. Aber auch belehrend und beſſernd iſt dieſes Schauſpiel, wenn wir es genau betrachten und vollſtändig erkennen. Glücklich, wer auf dieſem Pfade fortſchreitet. Schlechte Romane aber führen uns geradezu von ihm ab, und ſelbſt die beſſern bringen uns wenig vorwärts. Leider ſuchen wir des Menſchen Bild nicht auf, wo es uns ſo nahe ſteht, wo es am klarſten und vollſtändigſten zu finden iſt, in dem wirklichen uns umgebenden Leben.

„Greift nur hinein in's volle Menſchenleben,
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen iſt's bekannt,
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant!“

ſingt Goethe, der aus dieſem Quell den Trank geſchöpft hat, mit dem er uns erquickt. — Dieß goldene Wort des Dichters, welches der Herausgeber dem ſechſten Hefte ſeiner Zeitſchrift vorgeſetzt hat, iſt eigentlich das Schild, unter welchem ſein ganzes Unternehmen vorſchreitet. Es bezeichnet vollſtändig und richtig den Sinn, in welchem es begonnen, und mit ſteigender Kraft weiter geführt iſt, und mag auch uns zum Schilde die-

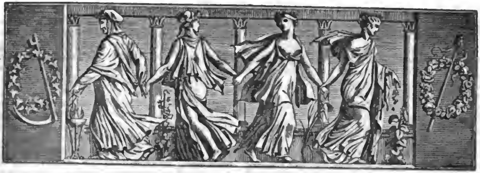
nen gegen den Irrthum derer, die da glauben möchten, daß es ungehörig ſey, das größere Publikum, den Leſer, der nur unterhalten und höchſtens beiläufig ohne Anſtrengung von ſeiner Seite belehrt ſeyn will, zum Genuß einer Schrift ein zu laden, die eine poſitive Wiſſenſchaft, und von dieſer einen abgeſonderten Theil behandelt. An der Hand eines Schleiermacher, eines Jacobi betritt auch der Laie gern das Gebiet der Philoſophie und Theologie. Jurisprudenz und Medizin erwarten noch ihren Wegweiſer in dieſem Sinne. Der Herausgeber aber zeigt uns, wie die Rechtswiſſenſchaft einer ähnlichen Behandlung wohl fähig, und durch ſie nicht weniger erſprießlich ſeyn würde. Schon Pitaval hat gezeigt, wie groß das Publikum iſt, das man durch die Darſtellung von Rechtsfällen gewinnen kann, aber ſeine Behandlungsweiſe nähert ſich mehr der Poeſie, während das hier Dargebotene ſich treuer der Wirklichkeit und der Wiſſenſchaft anſchließt. Und ſo mußte es ſeyn; denn freilich arbeitet der Herausgeber zunächſt für die Genoſſen ſeiner Bahn, für die Gelehrten in ſeiner Wiſſenſchaft und diejenigen, die zu ſolchen ſich bilden wollen. Dann aber iſt es auch ſein Wunſch und ſein Beſtreben, ihr einen Eingang zu ſchaffen in die große Welt der Bildung Suchenden und Bildungsfähigen. Wahrlich, wenn Jeder, der Kraft und Geſchicklichkeit dazu hat, ſeine Wiſſenſchaft in dieſem Sinne aus zu bilden und zu verbreiten ſuchte, ſo würde es bald beſſer ſtehen um echte Bildung und Humanität. Zum Gelingen dieſes Beſtrebens möchten auch wir an unſerm Theil gern Einiges beitragen, und da wir dem Leſer den Beweis für unſere Behauptungen ſchuldig ſind, ſo wollen wir ihm allgemein intereſſante Gegenſtände aus dieſer Zeitſchrift, im Umriß, zur Lockung darbieten. Da es zu dieſem Zweck auf die Reihenfolge nicht ankommt, ſo fangen wir gleich mit dem vor uns liegenden, eben erſchienenen ſechsten Hefte (dem zweiten des dritten Bandes) an. — Der erſte Rechtsfall, der ſich hier darbietet, iſt im höchſten Grade intereſſant, da nicht nur einige zum Theil noch lebende in der Geſchichte der nächſtverfloſſenen Zeit merkwürdige Perſonen darin auftreten, ſondern auch dem Wißbegierigen ein Licht darin aufgeht über die Art, wie zu unſerer, und vielleicht zu jeder Zeit, die Geſchichte geſchrieben wird.

In einem Buche, welches 1824 zu Paris in der zweiten Auflage unter dem Titel: „Leben Ludwigs des Achtzehnten, Königs von Frankreich und Navarra, von Alphons von Beauchamp, Ritter des königl. Ordens der Ehrenlegion“, erſchienen iſt und dort großes Aufſehen erregt hat, erzählt der Verfaſſer über den Aufenthalt des Königs in Warſchau (1804) Folgendes: „Der König war eben mit den Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe (nach Grodno, wohin er ging, um ſich unter den Schutz des Kaiſers Alexander zu begeben) beſchäftigt, als die Entdeckung eines abſcheulichen Mordverſuchs es außer Zweifel ſetzte, daß man beabſichtigt hatte, ſich durch Gift gleichzeitig des Königs, der Königin, des Herzogs von Angouleme und ſeiner Gemahlin, des einzigen und theuerſten Ueberreſtes von dem Blute Ludwigs des Sechszehnten, zu entledigen. — Zwei Abgeſandte, mit geheimen Vollmachten verſehen, hatten zuvörderſt in Warſchau nach einem Menſchen geſucht, dem man Bereitwilligkeit zutrauen konnte, ſich für Geld einem großen Verbrechen zu unterziehen, und deſſen Lage ihm Gelegenheit gab, ein ſolches zu begehen, und ihren Mann wirklich in einem Franzoſen gefunden, Namens Coulon, der eine Art von Caffeehaus mit einem Billard unterhielt, und Zutritt zu der Dienerſchaft des Königs hatte. Früher, während der Auswanderung, war dieſer Menſch Soldat in Spanien geweſen, in einer Compagnie, welche der Herzog von Pienne befehligte; ſpäter war er Bedienter des Baron von Milleville, Stallmeiſter der Königin. Die Abgeordneten hofften um ſo mehr, ihn zu verführen, da ſie wußten, daß ſeine Wirthſchaft verſchuldet war und er nur wenige Mittel beſaß, ſeine Gläubiger zu befriedigen. — Am 20. Juli (1804) fangen ſie an, ihn zu bearbeiten, indem ſie ihm mehrere Fragen, theils ihn ſelbſt, theils den König betreffend, vorlegen. Am folgenden Tage machen ſie einen wiederholten Angriff, fragen ihn: ob der König oft ausgehe; ob allein, oder in Begleitung; ob ſein Gefolge mit Waffen verſehen ſey? Coulon, der an nichts Arges bei dieſen Fragen denkt, beantwortet ſie auf eine ganz unſchuldige Weiſe, ohne aus zu weichen. Die Abgeordneten erkundigten ſich hierauf, wem das Billard gehöre? — „Mir“, antwortete er, „aber ich bin den Kaufpreis noch ſchuldig.“ — „Niemals“, entgegneten ſie, „werden Sie im Stande ſeyn, zu zahlen.“ — „Man hat mir eine Summe Geldes geborgt, die ich nach und nach von meinem Gewinn zurück erſtatten werde.“ — „Wir wiſſen wohl“, ſprechen Jene, „einen ſichern Weg, auf einmal viel Geld zu erwerben. Sie ſind bekannt mit den Leuten Ludwigs des Achtzehnten; man wird daher kein Mißtrauen in Ihre Perſon ſetzen; der Koch kennt Sie, Sie haben freien Zutritt zu der Küche; wollen Sie thun, was wir Ihnen vorſchlagen werden, ſo iſt Ihr Glück gemacht.“ — Coulon ſtellt ſich, als ob er geneigt ſey, indem er ſich mit ſeiner Verwirrung hinter die Dünſte des Punſches und des gebrannten Waſſers flüchtet, welches die Buben ihm im Uebermaaß einſchenken, um ihn beſſer zu fangen. Man verabredet eine Zuſammenkunft auf den andern Morgen. Coulon's Gewiſſen aber lehnt ſich auf gegen die verabſcheuungswürdigen Eröffnungen, die er vernommen. Er ſtürzt zu ſeinem alten Herrn, dem Baron von Milleville, um ihm Alles zu entdecken, und dieſer ſeinerſeits ſucht den Herzog von Pienne, erſten Edelmann der Königlichen Kammer, auf, dem er Bericht über Coulon's Mittheilungen erſtattet. Der Herzog ſäumt nicht, den Grafen d'Avaray, Miniſter Ludwigs des Achtzehnten, davon in Kenntniß zu ſetzen, und dieſer läßt Coulon auffordern, die Sache zu verfolgen. Zitternd gehorcht er dieſem Befehl. Am folgenden Tage fragen ihn die Abgeordneten: ob er den Streich ausführen wolle? „Warum nicht?“ antwortet er. Darauf gießen die Böſewichte ihm Champagner ein, und machen ihm ganz unverhohlen den Antrag, ſich in die königliche Küche ein zu ſchleichen, und mit Geſchick ein Päckchen, welches ſie ihm einhändigen würden, in den Kochtopf zu werfen. „Sehr gut!“ antwortet Coulon, — „aber Geld?“ — Einer der Verführer verſpricht ihm vierhundert Louisd'or. Der Andere, durch den Dunſt des genoſſenen Weins mehr erhitzt, läßt ſich unvorſichtiger Weiſe die Aeußerung entſchlüpfen, er ſey nicht ſicher, ob Boyer, Agent von Buonaparte, eine ſo große Summe werde daran wenden wollen. — „Ach!“ erwiedert mit Lebhaftigkeit ſein Gefährte; „was redeſt Du doch? Boyer iſt jetzt nicht in Warſchau; er iſt auf dem Lande, und kommt erſt in zwei Tagen zurück.“ — Coulon beſteht auf der geforderten Summe; man beſtellt ihn auf den nächſtfolgenden Tag außerhalb des Weichbildes der Stadt, nach einem Orte, Novawies genannt. Er macht ſich dahin auf den Weg. Kaum aber iſt er außerhalb der zweiten Barriere der Allee, die nach Lazienki führt, als ein Mann, der ihm von ferne gefolgt, und der ſich nachher mit einem Andern, welcher im Getraide verborgen geweſen, vereinigt, ihn antritt, und ihm das verheißene Packet, nebſt einer Korbflaſche mit ſtärkendem Liqueur, behändigt, welcher letztere, wie man ihm dabei ſagt, im Momente der Entſcheidung ihm die Kraft geben werde, ſeinen Vorſatz aus zu führen. Man empfiehlt ihm zugleich, das Packet nicht zu rütteln, in welchem ſich drei ausgehöhlte Mohrrüben, mit einem gewiſſen Pulver angefüllt, befanden. Eben ſo zahlt man ihm einige Thaler, um ihn an zu ködern, und verſpricht ihm, im Fall des Gelingens, die vierhundert Louisd'or und ein Privilegium in Frankreich, droht ihm aber zugleich mit dem Verluſt des Lebens, wenn er die Verſchwiegenheit breche.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 2. September. 140ſtes Blatt.

T r o ſt.

A n d i e G e l i e b t e.

Wenn ich Dich ſeh', an Deiner Mutter Bette,
In Deiner Sorglichkeit, in Deiner Treue,
Wie Hand und Lippen eifern um die Wette,
Daß ſich der Schmerz der Leidenden zerſtreue;
Dann denk' ich oft: o ſo viel Huld und Liebe,
So viele Thränen auf den bleichen Wangen,
So viel durchwachte Nächte, lang' und trübe,
So viel Gebete, ſo viel ängſtlich Bangen,
Und dennoch kein Geneſen, kein Geſunden,
Kein treu Vergelten ſolcher beeden Leiden,
Nur immer tief're, immer bitt're Wunden,
Den Dulderinnen, den geliebten Beiden?

Das ſah' und dacht' ich auch, und ging von hinnen,
Und warf mich weinend auf die Schlummerſtätte;
Da führt' ein Traum mich wieder mitten innen
In Deine Kammer, an der Mutter Bette.
Mit Blumen ſah' ich einen Engel kommen,
Der ſanft hinab ſich zu der Kranken neigte;
Mit leiſer Hand ſchloß er das Aug' der Frommen,
Als er zum Kuß den Roſenmund ihr reichte.
Und Lilien nahm' er, grüne Immortellen,
Und wand ſie lächelnd um die bleichen Schläfe,
Und Palmen legt' er auf die wunden Stellen,
Daß ſie der Schmerz der Erde nicht mehr träfe.

Da rangſt Du tief verzweiflungsvoll die Hände,
Und Thränen floſſen von den bleichen Wangen:
„Iſt das der treuen Pflege Lohn und Ende?"
Riefſt Du mit mir, und kamſt herzu gegangen.
Doch Deine Hand erfaßte ſchnell der Engel,
Und legt' ſie wehmuthlächelnd in die meine:
Zwei Roſen reicht' er Dir an einem Stengel,
Daß Deine Wangen blühten von dem Scheine.

Und weiter nahm er junge Myrtenſproſſen,
Dein aufgelöſtes Lockenhaar zu kränzen; —
Noch weinteſt Du — doch Deine Thränen floſſen,
Als Blüthen in dem Myrtenkranz zu glänzen.

Du hauchteſt innig: „Meines Lebens Sonne!"
Und drängteſt näher Dich zu meinem Herzen,
Aus Deinen Augen ſtrahlte Liebeswonne,
In Deiner Bruſt verklärten ſich die Schmerzen.
Er aber ſprach, der uns ſo feſt verbunden,
Auf's Haupt uns legend ſeine Segenshände:
„Das iſt die Frucht aus Euren Leidensſtunden,
Das iſt der treuen Pflege ſchönſtes Ende!"

S c h r e g e l.

Die lyriſche Poeſie der Deutſchen.

(Fortſetzung.)

Vergleichen wir das ſtufenweiſe Fortſchreiten ſeit den Minne- und Meiſterſängern bis auf unſere Zeiten, ſo können wir uns deſſen, was geleiſtet worden, nur erfreuen, und die Art und Sicherheit, wie wir auf die Stufe gekommen ſind, auf der wir jetzt ſtehen, nicht genug bewundern. Jene alten Dichter legten mit der Schlichtheit ihrer Geſinnung, mit der Einfachheit des Ausdruckes, die ſich ſo eigenthümlich von denen aus der Provence herüber tönenden, nicht wenig ſchwülſtigen Liedern der Troubadours unterſcheidet — vor Allem aber mit der Feſtigkeit und Reinheit ihrer Vaterlandsliebe und ihres Glaubens ohne Zweifel den erſten Grund zu einer n a t i o n e l l e n Kunſt, die ſich einer Seits durch Innigkeit des Gefühls, anderer Seits durch lebendige Schilderung des Lebens von dem Bombaſt der franzöſiſchen Romane und von der

Digitized by Google

ſubjektiveren Poeſie der Italiener abſondert. — Wie ſich aber ſchon damals die deutſche Dichtkunſt beinahe ausſchließend zum Lyriſchen und gewiſſermaßen auch zum Epiſchen hinneigte, — was in andern Zweigen, namentlich im Dramatiſchen, durch die Faſtnachtſpiele, geſchah, blieb meiſtentheils nur ein löbliches Streben nach Vielſeitigkeit — ſo ward dieſe Neigung bei den Nachfolgern zu einer entſchiedenen Richtung, indem dieſe gerade auf die Ausbildung jener Theile alle Kräfte und allen Fleiß verwendeten. Dies gilt vorzüglich von dem kernigen, wahrhaft deutſchen Opitz, deſſen Objektivität und markhafte Friſche manchen Spätern zum Muſter diente; von dem glühenden bilderreichen Flemming, der aber bereits einen fremdartigen Anſtrich nicht verleugnen kann, und ganz beſonders von dem wahrhaft kindlichen und einfach rührenden Simon Dach, deſſen fromme Lieder ſänftigend und durch das ſtete Hinausweiſen nach oben beſchwichtigend durch die Stürme ſeiner Zeit dahin klingen. Und welch' eine Zeit war dies! — Der dreißigjährige Krieg hatte das weite ſchöne Deutſchland in ſeinen edelſten Theilen angegriffen, und jene Selbſtſtändigkeit, die es niemals ganz behaupten konnte, in der aber alle nationelle Kunſt begründet liegt, ging ſo ganz und gar verloren, daß es zu fremden Kräften ſeine Zuflucht nehmen mußte, um Glauben und Recht gegen den eigenen Kaiſer zu verfechten. Aber wie ſich in dieſer allgemeinen Verwirrung, in dem drohenden Umſturz deſſen, was dem Menſchen nur immer hoch und heilig iſt, in der Auflöſung aller geiſtlichen und geſelligen, ja aller verwandſchaftlichen Banden, in dem verderblichen Eindringen und Einwirken fremder Mächte dennoch der deutſche Charakter in ſeiner Feſtigkeit und Treue erhielt, ſo auch die deutſche Poeſie. Statt in dem raſch und ununterbrochen einſtürmenden Jammer zu erliegen, tauchte ſie vielmehr geläuterter und reiner aus ihnen hervor. Opitz und Simon Dach geben den ſprechendſten Beweis zu dieſer Behauptung; während der Erſtere ſich in dem Anblick der toſenden Kriegsfurie, in dem Wechſel großer Schickſale und Begebenheiten wie in einem Eiſenbade erkräftigt, und dieſe in den meiſten, ſeiner mächtig dahin tönenden Lieder abſpiegelt, zieht ſich der Andere in ſich ſelbſt zurück, weil er den Schrecken der Außenwelt nicht gewachſen iſt; er rettet ſich hinüber in das Reich der Religion, und flügelt ſich aus der irdiſchen Troſtloſigkeit ſehnſüchtig und gläubig zum Himmel empor. Hier aber haben wir, in ihrem Entſtehen, die beiden Elemente unſerer Poeſie, die, mochten ſie auch in der Folgezeit durch andere Eindrücke gehemmt und durch neue Verſuche unterdrückt werden, dennoch immer und immer wieder zurück kehren; in denen ſich, bis zu unſern Tagen, die meiſten Dichter bewegten, und die ſelbſt in ſo fern als eigenthümlich gelten müſſen. — Freilich folgte auf Opitz ein Hoffmannswaldau, und Simon Dach mußte einem Lohenſtein Platz machen; aber jene hatten den Boden zu wacker bearbeitet, als daß er die krankhaften, wenn auch bei'm erſten Anblick durch ungewöhnliche Farbenpracht blendenden Pflanzen, welche dieſe aufzogen, in die Länge hätte dulden können. Es konnte nicht fehlen, der Schwulſt und Bombaſt dieſer neuen Schule, die ſich nicht allein auf das Lyriſche beſchränkten, ſondern auch auf andere Zweige der Kunſt, aber mit noch weniger Glück ausbreitete, mußte einer wohlthätigen Kriſis unterliegen. Kein Zweifel bleibt übrigens, daß die Weichlichkeit und entnervte Sinnlichkeit der in Rede ſtehenden Periode eben auch nur in der Zeit begründet war, welche ſie hervor gebracht, und die vorher gegangenen Anſtrengungen natürlich in einen, freilich nicht dauernden, Zuſtand von Erſchlaffung und Abſpannung verfallen mußte. So ſehen wir überall die Kunſt in der Gegenwart begründet; die Fäden aber, die ſich durch dieſe mannigfaltigen Gewebe ſchlingen, laſſen ſich bei genauerer Aufmerkſamkeit wohl kaum verkennen, und müſſen, ſo verworren ſie auch erſcheinen, am Ende doch zu einem Ganzen führen. Um aber bis dorthin zu gelangen, iſt es nothwendig, den einmal eingeſchlagenen Weg der Betrachtung des Einzelnen zu verfolgen.

Eine Kriſis war, wie geſagt, unter obigen Umſtänden nöthig, und um ſo nöthiger, je mehr in den Nachfolgern und Nachahmern Hoffmannswaldau's und Lohenſtein's der letzte, ohnehin nur äußerſt ſpärliche Funke von Eigenthümlichkeit zu verlöſchen drohte. Auch hier ſollte das Leben, wenn auch diesmal nicht als das glücklichſte Mittel einer Umwandlung erſcheinen. Die Deutſchen, bisher in ihrer Kunſtbildung noch immer ſehr zurück, mußten mit eiferſüchtigen Augen die gewaltigen Fortſchritte Frankreichs in dieſer Hinſicht betrachten. Das bisher Vernachläſſigte ſollte nun mit Sturmeseile nachgeholt werden, und wo waren die Quellen anders auf zu ſuchen und ab zu leiten, als eben von jenem beneideten Nachbarlande? — Man kennt die Folgen dieſes Strebens; ein Extrem hat das andere erzeugt, und die Sucht, ſich mit Vernachläſſigung des Einheimiſchen von allen Seiten das Fremde herbei zu holen, oder es nach zu ahmen, hat, im ewigen Kampf mit dem Rechten, bis auf unſere Zeit fortgewirkt. Das führt uns zu den Bemühungen Gottſched's.

Es kann keinesweges meine Abſicht ſeyn, wie Manche vielleicht aus dieſem Theil gegenwärtiger Bemerkungen ſchließen werden, hier eine Art von Compendium der Geſchichte deutſcher Poeſie zu liefern, und Anſichten zu wiederholen, denen ſich kaum mehr eine neue

Digitized by Google

Seite abgewinnen läßt: ſondern die Vergangenheit ſoll nur in ſo fern erwähnt werden, als ſie Bezug auf die Gegenwart nimmt. Eine kurze Ueberſicht deſſen, was bisher gethan, und der Art, wie es gethan wurde, ſoll dazu dienen, uns die Verhältniſſe und den Zuſammenhang des Fernliegenden mit dem Nahen und Nächſten zu beſtimmen, um ſodann den Werth dieſes Nächſten deſto inniger ſchätzen zu lernen. Ueberhaupt wird es nöthig ſeyn, zu erinnern, daß hier nur von der Lyrik der Deutſchen die Rede ſeyn ſoll, und daß die übrigen Beſtrebungen nur in ſo weit erwähnt werden dürfen, als ſie mit dieſer in mittelbarer oder unmittelbarer Berührung ſtehen. Daher möge jenes Abſchnittes, in welchem durch das einſeitige Wirken eines durch und durch dem franzöſiſchen Geſchmack huldigenden Kritikers unſelige Trockenheit und Dürre in allen Zweigen der Dichtkunſt eintrat, nur darum gedacht werden, weil ſeine Folgen zu wichtig ſind, um ſie übergehen zu können. Es entwickelte ſich nämlich eine Schule, deren rüſtige, aber durchaus verkehrte Thätigkeit all' die ſchönen Erwartungen von Grund aus zu vernichten drohte, zu welchen das bisher Geſchehene, im Ganzen genommen, allerdings berechtigte. Phantaſie und Gefühl wurden gänzlich verbannt, Regel und Norm galten Alles, ein gezierter, mit fremden Ausdrücken reichlich durchſpickter Styl ſollte die einfache Sprache des Herzens, der Begriff die Idee, die ſtudirte Anſicht die lebendige Anſchauung, und eine wäſſerige Moral die glühende Begeiſterung erſetzen. In jener traurigen Periode ging auch der kleinſte Reſt von Nationalität verloren, ja, man ſchämte ſich ſogar der heimiſchen Sprache, und während der Gelehrte nicht ſelten populäre Abhandlungen in lateiniſchen Floskeln breit ſchlug, überſchwemmte eine mattherzige Poetenſchaar das deutſche Vaterland mit franzöſiſchen Verſen. Kaum Einer oder der Andere hielt es der Mühe werth, in die Vergangenheit zurück zu blicken, und ward dann und wann auch ein ſolcher Verſuch gemacht, ſo geſchah es nur, um mit triumphirender Miene an die ehrwürdigen Reſte den verkrüppelten Maaßſtab der Gegenwart zu halten. Wie ſchlecht aber dabei die feurigen und zarten Lieder der Liebe einer glücklichern Periode gegen die ſteifen und koketten Galanterien der Pariſer — die zwangloſen Ergüſſe kräftiger Volksthümlichkeit gegen die gefrornen Oden à mon patrie — und der einfache Geſang herzlicher Luſt und tiefer Wehmuth gegen die ekelhaften Witzeleien und Hirtenlieder aus dem siècle de Louis XIV wegkam, läßt ſich denken! Der Sänger zog nicht mehr an der Hand des Ritters im fröhlichen Wechſelwirken weithin durch das ſchöne Vaterland, das ſich in ſeinen Liedern abſpiegelte, wie Berg und Wald im ruhigen Thal-See; mit der Freiheit verlor ſich die Mannigfaltigkeit, und mit der Convenienz trat im Reifrock und Schnürleib die aufgedunſene Leerheit in's Leben.

Aber das eben hat unſere Poeſie ſo entkräftigt, daß ſie im ewigen Wechſel ſich bewegte. Sie gleicht dem Bergſtrom, der ſchnell ſein ruhiges Quellenbett und den matten Lauf durch Feld und Wieſe verläßt, ſich jauchzend in den grünen Wald ſtürzt, kühn und muthwillig von den höchſten Felſen herab ſpringt, jetzt die eigene Bahn verliert und eine fremde ſucht, jetzt träg' und müßig liegen bleibt, und ein Sumpf zu werden droht. Da aber rauſcht's und brauſt's herab von den Bergen und Gletſchern, und ſtrömt zu mit allmächtigen Kräften und wühlt empor aus dem Boden, was verſunken und halb vertrocknet, und ſtürmt mit friſchem Muth von Neuem fort in die unendliche Ferne. Nun wird die Wäldernacht lichter, ebner das Bett, flacher die Gegend, aber auch ruhiger und breiter der Lauf, geregelter der Zufluß. Schon ſpiegelt ſich der Himmel mit ſeiner leuchtenden Sonne ganz und ungeſtört in den hellen friedlichen Wogen, die er erwärmt. Immer breiter und gewaltiger wird die Bahn; jetzt vermag ſie nichts mehr zu hemmen oder zu ſtören, und der Sturm, der über die ernſte Fluth dahin fährt, kann nur auf Augenblicke die reiche Welt verwirren, die ſich in ihrem Buſen abſpiegelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Buchſtäbliche Abſchrift eines Inſerrats.

„Karlſtadt am 10ten Juli 1823. Zum Vortheil des Herrn Ignatz Viol und ſeiner achtzehnjährigen Tochter Ludmilla:

„Menſchenhaß und Reue,

ein hier noch nie geſehenes Trauerſpiel von dem gefallenen Kotzebue, unglücklicherweiſe; daſſelbe iſt in fünf Akten, nebſt einem Prolog, welchen Herr Viol zu Ende ſeparat halten wird."

„Nachſchrift: Viele dringende Schulden ſetzen uns in die zwar angenehme Verlegenheit unſerer Gläubiger, daß wir nicht weiter reiſen können. Ich ſpiele den Greis; meine Ludmilla die Eulalia; laſſen Sie uns deshalb nicht untergehn; Menſchenhaß kennen die Bewohner dieſer Stadt nicht; noch weniger wir eine Reue, daß wir hierher uns verirrten. Wir bitten daher um Zuſpruch, denn es bleibt uns doch nichts."

Hannover. Georg Harrys.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. (Fortſetzung.) Caulon hat kaum die beiden Böſewichte aus den Augen verloren, als er Alles dem Baron von Milleville entdeckt. Augenblicklich eilt dieſer nach Lazienki, dem Sommer-Aufenthalt des Königs, eine Viertelſtunde von Warſchau, und legt dort, was ihm übergeben worden, in die Hände des Grafen d'Avaray und des Erzbiſchofs von Rheims nieder. Beide drücken ihr Siegel darauf, indem die preußiſche

Polizei-Behörde es verweigert hatte, dem in aller Form angebrachten Geſuch, Coulon und die beiden Abgeordneten gleichzeitig zu verhaften und darüber eine Verhandlung auf zu nehmen, ſtatt zu geben. Der Graf d'Avaray theilt die ganze Sache dem Könige am Abend vor ſeiner Abreiſe mit. Nie hatte er, in gleicher Lage, es verabſäumt, ihn von den Planen gegen ſein Leben in Kenntniß zu ſetzen, deren Wirklichkeit der Mordverſuch von Dillingen deutlich genug bewies. Der König zeigte bei dieſer Eröffnung die lebhafteſte Sorge für ſeine Angehörigen, einen unerſchütterlichen Gleichmuth aber für ſeine eigene Perſon. Er ergriff ſogleich die Feder, und ſchrieb dem preußiſchen Kammer-Präſidenten von Hoym zu Warſchau folgenden Brief:

Den 21. Juli 1804.

Man hat mich mit einem gegen mein Leben gerichteten Anſchlage bekannt gemacht. Handelte es ſich dabei bloß von meiner Perſon, von einem gegen mich gerichteten Dolchſtoß, ſo würde ich — Sie wiſſen, wie ſehr ich an ſolche Eröffnungen gewöhnt bin, — darauf wenig Gewicht legen; allein das Gift bedroht auch meine Gattin, meinen Neffen, meine Nichte, meine treuen Diener; ich würde an meinen heiligſten Pflichten zum Verräther werden, wenn ich dieſer Gefahr trotzen wollte. Vielleicht habe ich es mit wirklichen Böſewichten zu thun, vielleicht auch nur eine Niederträchtigkeit zu enthüllen. In beiden Fällen iſt es nöthig, mich mit Ihnen zu beſprechen. Ich bitte Sie, ſich noch heute Abend zu mir zu verfügen, u. ſ. w.

Der Präſident antwortete anfangs gar nicht. Der 25ſte Juli war da, der beſtimmte Tag der Abreiſe des Königs, welcher mit einer außerordentlichen Bangigkeit ſich zum Aufſchub derſelben genöthigt ſah, indem er eine Angelegenheit nicht im Dunkeln laſſen wollte, welche die Königin und die Herzogin von Angouleme ſo nahe anging. Der König ſetzte ihren Gemahl davon in Kenntniß, jedoch mit der Anweiſung, der Herzogin nichts davon zu ſagen. Er faßt darauf den Entſchluß, den Grafen de la Chapelle in Warſchau zurück zu laſſen, mit der Spezial-Vollmacht, die Sache weiter zu verfolgen. — Die Antwort des Präſidenten von Hoym geht endlich ein; ſie iſt dilatoriſchen Inhalts, indem er die Unterſuchung des Gegenſtandes ablehnt, weil ſie zum Reſſort der Polizei-Behörde gehöre. Der König, hiernach die Hoffnung aufgebend, zu einer mündlichen Unterredung mit dem zuvor gedachten Beamten zu gelangen, hielt es nunmehr für zweckmäßig, förmlich darauf an zu tragen: 1) daß man ſich der Perſonen des Coulon und ſeiner Frau verſichere; 2) daß das Gouvernement Kunſtverſtändige ernenne, um mit ſeinem, des Königs, Leibarzt gemeinſchaftlich die Analyſe der angeblich vergifteten Gegenſtände vor zu nehmen. Es war augenſcheinlich, daß die preußiſchen Beamten, ganz gegen die ſchöne Maxime: Fiat justitia, ruat coelum, es nur zu vermeiden ſuchten, den Rechtsweg ein zu ſchlagen, aus Furcht, Buonaparte als den Urheber des Complotts zu entdecken, indem ſie weder ſich ſelbſt, hinſichts ihrer Aemter, noch ihren Souverain, bloßſtellen wollten. — Da die preußiſche Juſtiz alſo gar keine Hoffnung mehr gab, verfügte ſich der Graf d'Avaray, in Begleitung des Doktors Lefevre, Leibarzt des Königs, und des Herzogs von Pienne, zu dem Doktor Gagatkiewicz, einem der berühmteſten Warſchauer Aerzte. Hier, in Gegenwart des Doktors Bergonzoni und des Apothekers Guidal, ſchreitet man zur Eröffnung der Siegel, und es ermittelt ſich nun, daß die drei hohlen vollkommen friſchen Mohrrüben, welche in dem Packete liegen, im Innern mit einer teigigen Materie, einer Zuſammenmiſchung von drei Giften, nämlich weißem, gelbem und rothem Arſenik, angefüllt ſind. — Mit dem Fundſchein der Sachverſtändigen über die Natur des Gifts verſehen, beauftragt der König den Grafen d'Avaray, dem Polizei-Präſidenten der Stadt, von Tilly, ein neues Geſuch ein zu reichen, worin, mit Bezug auf die von Seiten des Präſidenten von Hoym behauptete Incompetenz ſeiner ſelbſt, Namens des Königs, das Protokoll mit dem corpus delicti in die Hände des Polizei-Chefs niedergelegt wurde. Dieſer antwortet, daß er ſich jeder Unterſuchung des Gegenſtandes enthalten müſſe, da er rein zum Reſſort der Juſtiz gehöre. — Dem Miniſter Ludwigs des Achtzehnten blieb nichts übrig, als in eigener Perſon den Angeber Coulon aus zu fragen; er findet ihn unabänderlich bei ſeiner Erzählung beharrend, feſt in ſeinen Behauptungen, unerſchütterlich in Hinſicht der Nebenumſtände. Man nimmt ein zweites Verhör mit ihm vor, in Gegenwart des Erzbiſchofs von Rheims, des Herzogs von Pienne, des Marquis de Bonnay, des Herzogs d'Aoré de Croy, des Grafen de la Chapelle, des Grafen Stephan von Damas und des Abbé von Frimont — Alle zeigten ſich betroffen von der Kraft der Gewißheit und erlangten die volle Ueberzeugung von der Wahrheit der Geſtändniſſe des Coulon und ſeiner Erklärungen überhaupt. — Der König, der nun nur noch Gerechtigkeit von oben erwarten durfte, ſetzte ſeine Vorbereitungen zur Abreiſe fort. In der Zwiſchenzeit ſprach ſich die öffentliche Meinung, die auf dem Continent zurück gedrängt wurde, frei in England aus. Der Eindruck, den die Nachricht dieſes Mordanſchlages auf das Leben Ludwigs des Achtzehnten in London machte, war ungeheuer. Wenige nur zweifelten, daß der Uſurpator nicht deſſen wahre Triebfeder wäre; ſie gedachten dabei an ſeine früheren, erwieſenen Verbrechen; die Vergiftungen zu Jaffa, die damals noch in friſchem Andenken ſtehenden Ermordungen des Grafen von Frotté, von Pichegru, des Capitains Wright, des Herzogs von Enghien, Touſſaint Louverture's, an die Erfolgloſigkeit ſeiner Aufforderung an Ludwig den Achtzehnten wegen Abtretung ſeiner Rechte auf den franzöſiſchen Thron, ſo wie an ſeine bekannte Charakter-Feſtigkeit. Es gab faſt keine engliſche Zeitung, worin nicht Buonaparte beſchuldigt worden wäre, das Verbrechen anbefohlen zu haben, deſſen Wirkung der Himmel gnädig abgewendet."

So weit Herr Alphons von Beauchamp. Jedem Unbefangenen muß die Ungründlichkeit der — echtfranzöſiſchen — Darſtellungsweiſe ſogleich einleuchten, aber Erſtaunen und Unwillen muß es erregen, wenn der Mitwelt die Erzählung einer Begebenheit als Geſchichte hingegeben wird, die nach der ſtattgefundenen ſorgfältigen und gründlichen gerichtlichen Unterſuchung gegen den Coulon nichts als ein lügenhaftes Mährchen iſt. Es konnte dem Geſchichtſchreiber nicht ſchwer werden, ſich über die Reſultate der geführten Unterſuchung zur beſſern Begründung der von ihm erzählten Thatſache die nöthigen Mittheilungen zu verſchaffen. Aber, ſey es Leichtſinn oder Partheilichkeit, er hat dies gänzlich unterlaſſen, und erzählt ſeine Fabel, wie er ſie aus dem Munde dieſes oder jenes Anekdotenkrämers empfangen hat, unbekümmert, ob er den Charakter hiſtoriſcher Perſonen, ob er die Geſinnung einer mächtigen Staats-Verwaltung, die den Ruhm der höchſten Gerechtigkeit behauptet, frevelhaft dadurch beſchimpft. — Wohl wäre es zu wünſchen, daß einem ſolchen hiſtoriſchen Gift zur Gegenwirkung die Wahrheit über dieſe erdichtete Begebenheit auch in Frankreich verbreitet, und die Franzoſen belehrt würden, was ſie von den Geſchichten dieſes Ritters Alphons zu halten haben. — Das Urtheil gegen den Coulon iſt von dem Königlichen Kammergericht abgefaßt, und derſelbe wegen fälſchlicher Anzeige einer gegen den Grafen von l'Isle unternommenen Vergiftung mit vierjähriger Feſtungs-Arbeitsſtrafe belegt worden. Daſſelbe wird in dem vor uns liegenden Hefte vollſtändig mitgetheilt, und enthält den ganzen Beſtand der Unterſuchung und der Coulonſchen Bekenntniſſe. Wir theilen die daraus hervorgehenden Reſultate hier im Auszuge mit. (Die Fortſetzung folgt.)

In Paris verfertigt man jetzt Blumen aus dem Bart des Wallfiſches, die von vorzüglicher Güte ſind wegen ihres Glanzes und ihrer Dauerhaftigkeit. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 4. September. 141ſtes Blatt.

Das Himmelslicht.

Zufrieden dank' ich, Herr der Welten, dir
Ein Glück, das mir dein Vaterherz gegeben;
Viel Gutes und viel Schönes wurde mir
In dieſem Erdenleben.

Viel Freuden ſind ja mein, viel Freuden, die
Wohl tauſend Brüder neben mir nicht kennen;
Und wer da glücklicher als Viele: nie
Darf er ſich elend nennen!

Und ſchmücke mich nicht des Reichthums gold'ne Pracht,
Will Glanz den ſtillen Pfad mir nicht umziehen:
Ein geiſtig Licht für jede trübe Nacht
Iſt meinem Weg verliehen.

Dir, Reicher, ward ein andrer Himmelsſchein:
Des Goldes Glanz kann dir ein Licht bereiten;
Doch muß es rein vom Erdenſtaube ſeyn,
Soll es dich ſicher leiten.

Hinweg, o Thor, den dunklen Erdenſtaub!
Dich rief ein Gott zu tieferem Durchſchauen;
Was irdiſch war, das wird des Todes Raub:
Er gab dir ſein Vertrauen!

O fühle, Reicher, deine Seligkeit!
Du, du allein darfſt rufen voll Entzücken:
Kommt her zu mir, die ihr beladen ſeyd,
Ich will euch gern erquicken!

Emil Dörfler.

Die lyriſche Poeſie der Deutſchen.

(Fortſetzung.)

Leſſing und Klopſtock war es aufbehalten, dem Ganzen jene Wendung zu geben, die der deutſchen Dichtkunſt wieder Selbſtſtändigkeit verſprach. Zertrümmerte jener mit der Gewalt ſeines Verſtandes und mit der Schärfe ſeines Witzes die franzöſiſchen Götzenbilder, ſo führte dieſer mit den mächtigen Tönen ſeiner Leyer die Verirrten in die Heimath zurück, indem er ihnen mit löblichem Eifer und rauſchender Begeiſterung Vorfahren und Vorzeit in das Gedächtniß zurück brachte. Faſt möcht' ich die von nun an beginnende Periode die reinere und geläuterte Wiedergeburt der frühern nennen, und wie wir in der Geſchichte, trotz allem Wechſel, doch ein Wiederkehren der Begebenheiten, eine Erneuerung deſſen, was ſchon da geweſen, nicht verkennen: wie es uns ſelbſt im beſchränkten Raume unſers Lebens zu begegnen pflegt, daß wir Erfahrungen machen, die uns anfänglich neu und ungewöhnlich erſcheinen, von denen uns aber ſpäterhin eine geheime Ahnung das Gegentheil verſichert, ſo findet wohl etwas Gleiches ſtatt in der Kunſt. Für mich hatte dieſer Gedanke immer etwas ungemein Rührendes und Tröſtendes; Auferſtehung und Unſterblichkeit knüpfen ſich an ihn, und ich konnte mich daher ſeiner ſänftigenden Macht oft bis zur Täuſchung hingeben. Wem fällt bei Klopſtock nicht die alte herrliche Sage von den ſieben Barden ein, die da ſchlummern im deutſchen Land', traurig auf ihre Harfen gelehnt, weil die goldene Zeit der Lieder vorüber. Doch ſollen ſie wieder erwachen mit dem Morgenroth eines neuen Lebens, hinziehen ſollen ſie dann durch ihre herrliche Heimath, aufwecken ſollen ſie, was da ſchläft, empor rütteln geſunkene Kräfte und neu begründen das Reich

Digitized by Google

des Sanges und der Kunſt. So geſchah es auch; denn mit dem Sänger, der:

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ſchweben und anbeten —

der aber auch den Himmel und alles Heilige und Große, für das die Zeit zu verflachen drohte, mit der ganzen Gluth ſeiner Feuerſeele in ſich aufnahm, erwachte wieder deutſcher Sang und Sinn.

Noch aber blieb die Gegenwart ſelbſt unverſorgt; denn der Dichter hatte ſich, wie geſagt, in die Vergangenheit zurück gerettet und beſchwor im heiligen Dunkel ihrer Eichen die Schatten ihrer Herrlichkeit, oder er flüchtete ſich mit allen ſeinen Kräften nach oben und ſang die Himmel und das große Werk der Erlöſung, weil die Erde nicht Macht genug beſaß, ihn feſt zu halten. — Jetzt aber folgte *Bürger* mit ſeiner volltönenden Lebensluſt und hinreißenden Begeiſterung, die, was noch ſchlummerte, allmächtig empor rüttelte; *Hölty*, in deſſen treuem Herzen das Herz ſeines Vaterlandes ſchlug, und der es wieder zum rechten *Fühlen* zurück führte; *Herder*, der den Dreiklang von Kunſt, Philoſophie und Religion zuerſt ausſendete, und ſo viele Andere, die wir hier nicht zu nennen brauchen, da ſie im Gedächtniſſe ihres Volkes fortleben. Mitten unter ihnen erhoben ſich *Goethe* und *Schiller*, ſo eigenthümlich, ſo abgeſchloſſen, und dabei ſo gewaltig und reich ausgeſtattet, daß ſie bald alle Andern überflügeln und das in ſich vereinigen ſollten, was Jeder bisher einzeln gewirkt. Sie ſind ſo durch und durch nationell, daß ſich ihnen die Nation auch ganz hingeben, ſie ganz in ſich aufnehmen mußte. Die beiden Hälften aller Kunſt, Idee und Leben, reichen ſich aus ihren Werken die Hände, und bringt der Eine die Idee in's Leben, ſo führt der Andere das Leben der Idee entgegen. Sie erſcheinen als die Gründer zweier Schulen, deren jede in ihrer urſprünglichen Reinheit eine Seite des deutſchen Charakters umfaßt: Schiller die ſubjektive, Goethe die objektive; Erſterer die *lyriſche*, und Letzterer die *epiſche* Poeſie.

So wären wir auf den entſcheidenden Moment gekommen, wo alle bisherigen Beſtrebungen, in einen Guß zuſammenfließend, den großen Prozeß der Läuterung überſtanden, und, ſich dann ruhig abſondernd, in zwei Armen weiter ſtrömten. Lyrik und Epik — es läßt ſich jetzt beſtimmt behaupten, was bisher nur leiſe angedeutet wurde, denn die Reſultate liegen offen vor uns — ſind diejenigen Theile der Dichtkunſt, die, in ſo fern ſie in unſerm ganzen Weſen begründet erſcheinen, die Grenzen ziehen, innerhalb welcher eine *deutſche Nationalpoeſie* ſich heraus bilden mag und heraus gebildet hat. Das Vorzüglichſte, was bisher geleiſtet wurde — wir können es uns nicht verhehlen — bewegt ſich in dieſen Kreiſen; ja der Anfang unſerer Poeſie ſelbſt geht einer Seits mit lyriſchen Ergüſſen, anderer Seits mit jenem großen epiſchen Gedichte aus, das bis auf unſere Zeit herab gelangt, und als der Quell aller nachfolgenden Verſuche betrachtet werden muß.

Daß dieſe Behauptung übrigens ihre Gegner finden werde, liegt am Tage, vorzüglich in einer Periode, wo ſich die Aufmerkſamkeit faſt ausſchließend auf das Theater gewendet hat, wo man von Nationalbühnen und Nationalſchauſpielen träumt, und uns mit Gewalt eine dramatiſche Vollkommenheit einpfropfen will. Ich ſage *einpfropfen*; denn die glühendſten Eiferer ſehen es ein, daß dies auf natürlichem Wege nicht der Fall ſeyn könne, und daß dieſe Frucht am Baume deutſcher Poeſie ohne künſtliche Behandlung nicht gedeihen könne. Was aber läßt ſich bei ſolchem Prozeß anders erwarten, als höchſtens ein Zwitter ohne Saft und Kraft! Betrachten wir die Bemühungen in dieſem Fache, von den Aelteſten bis auf die Neueſten herab, ſo finden wir nur überall Anfänge, Verſuche oder Nachahmung, nirgend aber ein durchaus vollendetes und ſelbſtſtändiges Werk, das uns, wie den Griechen und Engländern die ihren, als Stern auf dieſer Bahn vorleuchten könnte. Selbſt *Goethe* und *Schiller* haben hierin — geſtehen wir es uns immerhin — nicht dasjenige geleiſtet, was geleiſtet werden mußte, um uns auf ſolche Leiſtungen, als auf unſere Kunſtſphäre, hin zu weiſen. Beide neigen ſich entweder zur Reflexion, oder zum Epiſchen, oder zum Lyriſchen, aber eine echt dramatiſche Geſtaltung, die alle Vermögen in ſich vereinigt, und keines, zum Schaden der übrigen, vorwalten läßt, wie ſie *Aeſchylos* und *Shakeſpeare* gaben, finden wir nirgends. So ſehen wir im *Tell* Alles zu einem großartigen Epos vorbereitet, ſo ſteht der *Fauſt* als geniales Volksmährchen in ſeiner höchſten Vollendung vor uns — doch als Schauſpiele ſind es gewiß nur Bruchſtücke, bei welchen uns der reine Genuß eines Ganzen verſagt bleibt. Oder, wäre wirklich erreicht, was zu erreichen war, ſo wird es uns auch erlaubt ſeyn, nach den *Reſultaten* dieſes Erreichens zu fragen. Aber wie traurig iſt dann die Antwort! — Wir erblicken eine Maſſe von Theatern in Deutſchland, deren jedes, vom kleinſten bis zum größten, ſeinen Gönnern die höchſten Kunſtgenüſſe verſpricht, und dieſe Kunſtgenüſſe beſtehen in Ueberſetzungen, Kotzebueaden, Ifflandiaden, wenn's hoch kommt in Houwaldiaden, die in Verſen der Proſa der erſtern Beiden den Rang ablaufen wollen, und wenn's am Höchſten kommt, ein Paar Mal des Jahres in der Aufführung eines ekelhaft verſtümmelten *Schiller's* oder *Goethe's*. Wir erblicken ferner eine noch größere Maſſe von ſogenannten dramatiſchen Dichtern, d. h.

von Leuten, die ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen, die nicht Kraft und Talent genug beſitzen, um in den Kreiſen, wo etwas Erfreuliches zu leiſten wäre, ſich wirkſam zu bewegen, und die daher den leichtern und bequemern Weg einſchlagen, irgend eine Begebenheit in eine gewiſſe Anzahl von Abtheilungen zu zerſtückeln, welche Abtheilungen wieder in Abtheilungen zerfallen, wo zwei oder drei Perſonen ſich über das Geſchehene oder zu Geſchehende in wohlgeſetzten Reden beſprechen. Allerdings würde es ungerecht ſeyn, hier keine Ausnahmen gelten zu laſſen; aber ſelbſt bei dieſen Ausnahmen blieb der Erfolg unentſchieden und ſchwankend. Entweder ſind es Schüler der beiden großen Meiſter, — aber wie könnte den Schülern gelingen, was den Meiſten mißlang? — oder ſie machten ſich mit unendlicher Mühe eigene Bahn, ohne jedoch auf derſelben zum erſehnten Ziele gelangen zu können. Bei Beiden wird man dabei das ſichtbare Hinneigen, entweder zum Epiſchen oder zum Lyriſchen, nicht verkennen.

Zur Vollſtändigkeit dieſes Gemäldes gehört noch das Theaterpublikum und die Theaterkritik. Die Griechen durften an ein Nationalſchauſpiel denken, denn bei ihnen war die Aufführung auch eine Nationalſache, an der Jeder den lebendigſten und regſten Antheil nahm; es gehörte zum Ganzen und ihr Schauſpiel war ein heiliges Gemeingut, wie ihre Tempel und ihre Rednerbühnen. Darum wurde auch nur das verhandelt, was für das Heiligſte und Höchſte galt, und für das Jeder den empfänglichſten Sinn mit ſich brachte, weil dieſer Sinn ſchon in der zarteſten Jugend heraus gebildet ward; hier durfte ſich der Dichter nicht erſt ſein Publikum erziehen, ſondern das Publikum erzog vielmehr den Dichter — Nun betrachten wir dagegen die deutſchen Theaterbeſucher:

Beſeht die Gönner in der Nähe,
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh —
Wenn dieſen lange Weile treibt,
Kommt jener ſatt vom übertiſchten Mahle,
Und Mancher — was das Schlimmſte bleibt —
Kommt gar vom Leſen ärmlicher Journale;
Man eilt zerſtreut zu uns, wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt ihren Schritt,
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum Beſten,
Und ſpielen ohne Gage mit!

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. (Fortſetzung.) Der Graf d'Avaray eröffnete am 23. Juli 1804 dem Kammer-Präſidenten von Hoym, daß einige Franzoſen, in Verbindung mit 12 bis 15 Polen, das Leben ſeines Herrn, des Grafen de l'Isle, bedrohten, daß er ihrem Anſchlage näher treten und dem Präſidenten das Weitere eröffnen werde. Der ꝛc. von Hoym äußerte ſeinen Zweifel gegen die Wahrheit dieſer Nachricht; indeſſen meldete ſich der Graf d'Avaray Abends um acht Uhr wieder bei ihm, mit der Eröffnung, daß er ihm Sachen von der größten Wichtigkeit zu entdecken habe; der Präſident forderte ihn auf, ſich hierüber ſogleich zu erklären; der Graf verweigerte dies jedoch, und es ward eine Zuſammenkunft um zehn Uhr Abends verabredet. Hier entdeckte dieſer nun dem Präſidenten, daß der Billard-Wirth Coulon von den erwähnten Fremden nach dem benachbarten Dorfe Novowies beſtellt worden ſey, um dort noch am nämlichen Abend Gift zu empfangen, mit welchem der Graf de l'Isle getödtet werden ſolle. Die Zeit war zu kurz, um ſich von der Wahrheit dieſer Anzeige durch Perſonen, wenn man ſie auch auf der Stelle an jenen Ort geſchickt hätte, zu überzeugen, weil Novowies eine halbe Stunde von Warſchau entfernt iſt, und die angebliche Gift-Uebergabe gerade um die Zeit der ſo eben zwiſchen dem Grafen und dem Präſidenten ſtatt findenden Zuſammenkunft geſchehen ſollte. Der Präſident wollte indeß Erkundigung einziehen, ob Coulon wirklich nach Novowies gegangen oder vielleicht noch in ſeiner Wohnung wäre; da der Graf d'Avaray aber dieſe nicht an zu geben vermochte, ſo ward eine weitere Verabredung auf den folgenden Tag feſtgeſetzt. Als ſich nun demgemäß der Graf von Hoym zu dem Grafen d'Avaray begeben, las ihm der Letztere ein Memoire theils im Entwurf, theils in Reinſchrift vor, welches von dem Gegenſtande der gehegten Beſorgniß handelte, und zeigte ihm ein Papier, worin ſich zehn bis zwölf junge Mohrrüben befanden, welche Coulon am vorigen Abend von den Fremden, zur Ausführung der beabſichtigten Vergiftung, bekommen haben ſollte, mit dem Erſuchen, ſolches mit ſeinem Pettſchaft zu verſiegeln, und einen über dieſe Verſiegelung ſchon aufgenommenen Vermerk zu unterzeichnen. Der Graf von Hoym verweigerte dies zwar, bat aber, ihm die Fremden näher zu bezeichnen, um Vorkehrungen zu ihrer Verhaftung treffen zu können, weil er ſich in dieſe Angelegenheit noch nicht offiziell miſchen dürfe, und überhaupt die Anzeige verdächtig ſcheine, indem es an Beweiſen fehle, man auch noch gar nicht wiſſe, von wem Coulon die Rüben erhalten habe. Indeſſen ward die Polizei angewieſen, nach zu ſuchen, ob ſich etwa in oder um Warſchau fremde Franzoſen im Verborgenen aufhielten. Man ſandte verpflichtete Beamte nach allen umliegenden Gegenden aus; ihre Bemühungen waren aber vergeblich. Nach einer Stunde meldete ſich bei dem ꝛc. von Hoym der Marquis de Bonnay aus dem Gefolge des Grafen de l'Isle, mit der Anzeige, daß man den Letzteren mit dem Complott bekannt gemacht, daß er von ſelbigem beauftragt ſey, ihm ein Memoire über dieſen Gegenſtand zu überreichen, und ihn zu bitten, einer Unterſuchung bei zu wohnen, welche Sachverſtändige zur Ausmittelung des Gehalts der Rüben anſtellen würden. Der Präſident nahm das Memoire an; lehnte aber die erbetene Zuſammenkunft ab. Eine gleiche ausweichende Antwort ertheilte er dem Grafen de l'Isle auf deſſen ſchriftliches Erſuchen gleichen Inhalts. Der Polizei-Präſident von Tilly erhielt unterdeſſen von den Grafen de l'Isle und d'Avaray eine Verhandlung vom 26. Juli 1804, Inhalts deren vier Sachverſtändige in Gegenwart des Herzogs von Pienne und des Grafen d'Avaray drei Mohrrüben und eine Flaſche voll Liqueur chemiſch unterſucht, und die Mohrrüben mit Arſenik vergiftet gefunden hatten. — Am 30. Juli verließ der Graf de l'Isle Warſchau; Tags darauf verbreitete ſich das Gerücht, daß die Frau des Coulon von einem Gewürzkrämer habe Gift kaufen wollen, dergleichen aber nicht erhalten. Die Grafen von la Chapelle und Damas, aus dem zurückgebliebenen Gefolge des Grafen de l'Isle, zeigten dies dem Commandanten, General-Lieutenant von Ruits, an, und dieſer veranlaßte durch das Polizei-Direktorium die Verhaftung der verehlichten Coulon. Anfangs leugnete ſie die Wahrheit des Gerüchts, geſtand ſolche jedoch bald mit dem Beifügen, daß ſie das Gift ohne Wiſſen ihres Mannes zur Tödtung der Ratten und Mäuſe habe kaufen wollen. Der gleichfalls eingezogene Coulon beſtätigte dies mit der Einſchränkung, welche auch ſie

Digitized by Google

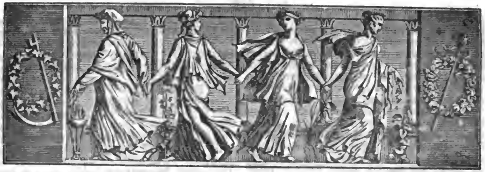
demnächſt einräumte, daß er ihr den Ankauf des Giftes befohlen habe. — In dem Memoire erzählt nun der Espion den Vorfall mit geringen Abweichungen, ſo wie Hr. Alphons von Beauchamp ihn in ſeine Geſchichte aufgenommen hat. Er erwähnt jedoch nichts von geheimen Vollmachten, mit denen die beiden Abgeſandten verſehen geweſen ſeyn ſollten,*) und bemerkt hinſichtlich ſeiner zweiten angeblichen Zuſammenkunft mit ihnen, daß ihn ein dritter Unbekannter zu derſelben abgeholt, ihn Nachts durch die Alt- und Neuſtadt herum und zuletzt in einer ihm unbekannten Gegend in ein Haus geführt habe, wo er einen jener erſterwähnten Abgeſandten wieder getroffen, und nun jener zweite Angriff ſtatt gefunden habe. Dieſen letzteren erzählt er ungefähr wie Beauchamp, nur ſeine Unterredung mit den beiden Männern auf dem Wege nach Novawies berichtet er etwas weitläuftiger, indem er bemerkt, dieſe Leute hätten ihn angewieſen, nach vollbrachter That nach Sochaczew (die erſte Poſtſtation nach Berlin hin) zu kommen, und dort die verſprochenen vierhundert Louisd'or zu empfangen und mit ihnen nach Frankreich zu reiſen. — Nachdem die obgedachten Umſtände nach Hofe berichtet worden, erhielt die Regierung zu Warſchau den Auftrag zur Unterſuchung der Sache, die nun gegen den Espion gerichtet wurde, und folgendes Reſultat ergab. Derſelbe iſt eines Kaufmanns Sohn aus Lyon, entlief ſeinem Vater im neunten Jahr, verband ſich mit einer Schauſpieler-Geſellſchaft, verließ ſie heimlich, trat bei einem Perückenmacher in Dienſt, ging dann nach Spanien, trat nach drei Jahren in eine Emigranten-Legion, ward wegen gehabter Händel an ein ſpaniſches Regiment abgegeben, nach Genua eingeſchifft, deſertirte, nahm franzöſiſche Kriegsdienſte, deſertirte in der Schlacht bei Novi abermals mit Waffen und Pferd, gieng zur Armee des Cardinal Ruffo nach Neapel, ging nach Spanien zurück, nahm wieder Dienſte, ward nach Indien eingeſchifft, von den Engländern gefangen, nach zwei Jahren ausgewechſelt, nach Curhaven geſchickt, und begab ſich von da aus in den Dienſt des Freiherrn von Milleville, der ihn nach Warſchau brachte. Hier miethete er ein Billard und trieb Caffee-Wirthſchaft. Er iſt zwei und dreißig Jahr alt, ſpricht franzöſiſch, ſpaniſch und italieniſch, kann aber weder leſen noch ſchreiben. Anfangs ſtimmten ſeine Ausſagen mit dem Inhalt des vorerwähnten Memoire ziemlich überein, nur fügte er hinzu, daß einer der Unbekannten ihn am Morgen nach der erſten Unterredung auf der Straße erſucht habe, ihm Mauſegift zu kaufen, wozu er ihm Geld in einem Papier gewickelt übergeben. Er habe das Gift gekauft, erſt Nachmittags das Papier eröffnet und darin zehn Dukaten gefunden. Als die Fremden Abends zu ihm gekommen, habe er ihnen das Giftpulver gegeben, und nun erſt haben ſie ihm den Vorſchlag zur Vergiftung des Grafen de l'Isle gemacht. Er habe dem Baron von Milleville Alles entdeckt, der ihm gerathen, auf den Vorſchlag der Fremden ſcheinbar ein zu gehen, um ſie zu fangen. Die Erzählung von demjenigen, was ſich bei der nächtlichen Unterredung mit den Fremden in jenem ihm unbekannten Hauſe zugetragen haben ſollte, zeigte ſich ſo unwahrſcheinlich, daß man ihm eröffnete, wie er durch ſeine bisherigen Angaben mehrere Perſonen, und namentlich den franzöſiſchen Agenten Baron Boyer, compromittire, und wenn er ſolche aus einer eigennützigen oder irgend einer andern Abſicht erſonnen hätte, beſſer thun würde, darüber ſogleich ein aufrichtiges Bekenntniß ab zu legen. Hierauf gerieth er in ſichtbare Gemüthsbewegung, erkundigte ſich, wie die Sache in einem oder dem andern Falle für ihn ausſchlagen könne, erinnerte, daß, wenn er ein Opfer werden ſollte, er ſein Leben doch lieber durch Unwahrheit erhalten, als durch die Wahrheit gefährden wolle; äußerte auch mehrmals, wenn er denn jedenfalls nur einen ſchlimmen Ausgang erwarten dürfe, ſo wolle er ſich über die Sache lieber gar nicht weiter auslaſſen. Man ſtellte ihm vor, daß wenn ſeine Denunciation der Wahrheit gemäß ſey, er durchaus nichts zu fürchten habe; wäre ſie aber unrichtig, ſo würden die Folgen nach dem Maaße ſeiner mehr oder weniger böſen Abſicht verſchieden, und namentlich dann weniger hart ſeyn, wenn er ohne die Abſicht, Jemanden zu ſchaden, durch ſeine Anzeige bloß ſeinen dürftigen Umſtänden auf zu helfen geſucht habe. Hierauf fiel er gleich ein: „Ja, ſo iſt es, ich habe mir bei Gelegenheit der Abreiſe des Grafen de l'Isle eine Belohnung verſchaffen wollen, um meine Schulden zu bezahlen; ich hoffte für meine Anzeige hundert Dukaten zu erhalten." — Bei dieſer Ausſage blieb er in mehreren Terminen, erzählte, wie er die erdichtete Begebenheit von den Fremden dem Baron von Milleville hinterbracht, der ſie geglaubt und ihn überredet habe, den betretenen Weg zu verfolgen, um jene Fremden zu verlocken und wo möglich feſt zu nehmen. Er ſelbſt habe die getauſte Giftmaſſe in drei Mohrrüben gethan, welche er mit einem Caffeelöffel und einem Stocke ausgehöhlt, dieſe nebſt einer Flaſche Liqueur und ſechs Thalern, die er von den Fremden erhalten haben wollte, dem Baron von Milleville am andern Morgen übergeben, auch ſich auf dem Poſtamt den Namen Sochaczew auf einen Zettel ſchreiben laſſen und dieſen dem ꝛc. von Milleville mit dem Vorgeben, ihn von den Fremden erhalten zu haben, überbracht. Am folgenden Tage habe er einen von dieſem geſchriebenen Aufſatz, der obige Erzählung enthalten, unterzeichnet, und ſey mit demſelben zu einem Notar gegangen, um ihn beglaubigen zu laſſen, welches dieſer jedoch diesmal und noch zwei Mal nachher verweigert. Hierauf ſey er nebſt ſeiner Frau in die Dienſte der Herzogin von Angouleme aufgenommen worden, wo er, außer freier Wohnung, Holz und Licht, ſechs Dukaten monatlich erhalten habe. — Schon waren mehrere Zeugen zur Ausmittelung der Wahrheit vernommen, als der Espion ſeine beiden frühern Ausſagen abermals zurück nahm, und nun behauptete, er habe aus Furcht die Wahrheit nicht überall bekannt, indem er vermuthet habe, daß eine Intrigue des Barons von Milleville, des Grafen d'Avaray und des Herzogs von Pienne zum Grunde liege, und daß er der franzöſiſchen Regierung ausgeliefert werden würde, wenn er das wahre Sachverhältniß angebe. Er verſicherte nun, die in dem Memoire enthaltenen Angaben ſeyen richtig, mit geringen Ausnahmen, die er näher bezeichnete. Er äußerte unter Anderem: Er habe dem Baron von Milleville von dem Ereigniß Nachricht gegeben und ihm gerathen, die Fremden arretiren zu laſſen. Dieſer habe ſolches jedoch nicht rathſam gefunden, ihn vielmehr veranlaßt, nach Novawies zu gehen. Dies habe er gethan, da er jedoch Furcht gehabt, die Fremden möchten ſeinen Verrath erfahren haben, und ihn nach Frankreich transportiren laſſen, ſo habe er Gift gekauft, um ſich in dieſem Falle ſelbſt das Leben zu nehmen. Die Vorfälle auf dem Wege nach Novawies ſeyen richtig angegeben, und als er dem ꝛc. von Milleville ſeine Beſorgniſſe mitgetheilt, habe dieſer ihn beruhigt und geäußert, der franzöſiſche Kaiſer könne den fehlgeſchlagenen Plan erſt nach vier Wochen erfahren, bis wohin er in Sicherheit gebracht ſeyn würde. Derſelbe habe ihm gerathen, ſich vorläufig in Warſchau verborgen zu halten, und ihm ſechs Dukaten zu ſeinem Unterhalt gereicht, auch nachdem ſeine Erzählung niedergeſchrieben worden, ſie allgemein bekannt zu machen geſucht, und geäußert: man müſſe ſie der ganzen Welt vor Augen legen, da die Lage Frankreichs dadurch vielleicht ganz würde geändert werden. Als der Notar die Beglaubigung verweigert, habe er ihm befohlen, den in der Abreiſe begriffenen Erzbiſchof von Rheims auf zu ſuchen und ihm wörtlich zu ſagen: „Der Streich ſey mißlungen."

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Wer hat dieſe Vollmachten wohl geſehen, und woher hat Herr von Beauchamp ſeine Kunde von denſelben?

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter

Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 6. September. 142ſtes Blatt.

Die lyriſche Poeſie der Deutſchen.

(Schluß.)

Wahrlich, läge in der deutſchen Nation nur ein Funke von dem, was man mit Gewalt in ihr finden will, dieſer Funke müßte längſt zur hellleuchtenden Flamme empor gelodert ſeyn; längſt hätten wir andere Direktionen, andere Schauſpieler, andere Stücke, ein anderes Publikum und — eine andere Kritik; längſt wären dieſe trockenen kalten Geſichter, denen die Langeweile aus jeder Stirnfalte blickt; dieſe Kunſtfreunde ex officio, die ſich mit Teufelsgewalt begeiſtern; dieſe Gewohnheitsmenſchen, die aus derſelben Urſache in's Parkett ſteigen, aus der ſie an andern Abenden mit Karten ſpielen, oder das Kränzchen beſuchen: längſt wäre das Heer der Nachahmer, der Enthuſiaſten und der Gleichgültigen, das hier den Ton angiebt, verſchwunden, um jener innigen Theilnahme, jener echten Luſt, jener wahren Freude an dem Schönen Platz zu machen, die wir, leider, nirgend finden! — Gäb' es dann auch noch Luſtſpiele nach und aus dem Franzöſiſchen? Würde das Publikum Sineceuren dulden, wie ſie jetzt von der größten bis zur kleinſten Bühne eingeführt ſind, und vermöge welcher die Zuſchauer nur die Werke des A. B. und C. bewundern dürfen, weil es dem Kleeblatt nach langen Anſtrengungen gelungen iſt, dem Herrn Sekretair oder Direktor einen Blick der Huld ab zu lauſchen? — O ihr armen Deutſchen, die ihr euch den Geſchmack mit Fäuſten einbläuen laßt, wollt ihr denn niemals die Augen öffnen? werdt ihr euch denn immerfort abmühen, warm zu werden, wo euch die Zähne vor Kälte klappern? — Betrachtet euch doch dieſes jämmerliche Treiben in der Nähe, ſeht euch die Pfuſcher an, welche die Maſchinen in Bewegung ſetzen, welche euch zum Himmel erheben wollen — denn mehr als erbärmliches Maſchinenweſen iſt es doch nicht, was hier die Flügel der Begeiſterung erſetzen muß — und träumt dann fort von einem National-Schauſpiel, von der Großartigkeit dramatiſcher Kunſt, von all' den ſchönen Worten, die man euch für Sachen giebt, und die euch einſchläfern ſollen, damit ihr nicht ſeht, was ihr doch am Ende ſehen müßt! — Uhland, um ſogleich auf die Zeit zu kommen, die uns die nächſte iſt, Uhland hat ſeinen Ernſt von Schwaben geſungen, eine Dichtung, die ſich, ihrer Ruhe und Größe wegen, würdig an die griechiſche Tragödie anſchließt; welche Wirkung brachte er damit zu Tage? Welche Bühnen haben das Werk gegeben, und wo gelangte es zu einem Bürgerrecht, wie Scribe und Conſorten zwiſchen unſern Couliſſen behaupten? Ein Gleiches gilt von den Bemühungen mehrerer ſeiner Vorgänger und Nachfolger: es ſind Männer darunter, denen es weder an Kraft noch Eigenthümlichkeit fehlte, um durchgreifen zu müſſen, wenn anders ein Durchgreifen überhaupt unter dieſen Umſtänden möglich wäre. — Ich erinnere hier an Heinrich von Kleiſt. Er hat uns eine Reihe von dramatiſchen Dichtungen gegeben, die in ihrer Art einzig ſind, und die allerdings meine früher ausgeſprochene Behauptung ſchwankend machen könnten, weil das Wirken

eines ſelbſtſtändigen Geiſtes, der ſich frei und lebendig in einer, ihm von der Natur ſelbſt angewieſenen Sphäre bewegt, nicht zu verkennen iſt. Aber fragen wir nach dem Eefolg, ſo haben wir dieſe unſere Behauptnug auch wieder gerechtfertigt, und um ſo entſchiedener, je greller der Gegenſatz zwiſchen dem Werth dieſer Dichtungen und zwiſchen der Wirkung iſt, die ſie, von der Bühne herab, auf das Publikum machten. Der Peinz von Homburg hat nur theilweiſe befriedigt; auf mehreren und bedeutenden Theateen iſt das Werk ſpurlos vorüber gegangen; der zerbrochene Krng iſt von den Repertoirs beinahe verſchwunden; Kätchen und die Schroffenſteiner mußten erſt gehörig zerſtückt und appretirt werden, und ihren innern Werth verlieren, um einen äußern zwiſchen den Couliſſen zu erhalten. Dadurch aber haben ſie ihren eigentlichſten Zweck nicht erreicht; denn nimmermehr kann ich mit Jenen übereinſtimmen, die da meinen, ein echt dramatiſches Werk müſſe im Leſen den Eindruck hervor bringen, den es auf den Brettern hervor bringen ſollte. Dies widerſpricht der Natur der Sache, und derlei Vorleſnngen, ſelbſt die gelungenſten, ermüden mehr als ſie erregen, ja, ſie fallen oft genug ſogar lächerlich aus, wie ernſthaft es auch die Zuhörer nehmen mögen.

Uebrigens würde man ſehr Unrecht daran thun, wenn man, wie bereits geſchehen iſt, die Schuld dieſes Mißlingens eben auf das ganze Publikum und auf ſeine Unempfänglichkeit für Kunſt überhaupt ſchieben wollte. Die Anmaßung, mit welcher dieſe Meinung oft ausgeſprochen wurde, iſt unbegreiflich und ſtammt meiſtens von dem Egoismus einzelnee Parteigänger her, die nichts Geringeres wollen, als ihr Urtheil zum Urtheil Aller machen: daher auch der dünkelhafte und gravitätiſche Ton, womit dieſe Heeren ihr vergängliches Richteramt ausüben, als ob das Heil der Welt davon abhinge, wenn ſie Dieſes oder Jenes für gut oder ſchlecht erklären; gelingt es ihnen aber nicht damit, und iſt die Mehrzahl anderer Meinung als der Einzelne, ſo ziehen ſie in fieberndem Zorn gegen die Erſtere los, ohne zu bedenken, wie das Uebel dadurch nur ärger werde. — Von woher ſollte man auch ein richtiges Urtheil erwarten, wenn das einer Geſammtheit nicht mehr gelten darf, die immer etwas Ehrwürdiges mit dem Begriff von Vollkommenheit in ſich trägt, und für wen wirkt der Dichter, für ſeine Kritiker oder für ſeine Nation? —

Finden wir nun auf dieſem Felde, wie ſorgſam wir auch umher blicken mögen, nichts als traurige Spuren eines verfehlten oder mißglückten Strebens, ſo ſehen wir dagegen auf dem angrenzenden der Lyrik und Epik nur die eefreulichſten Zeichen eines regen Lebens und rüſtig wirkendee Kräfte. Den Meiſtern folgten die Schüler, und die rechten aus ihnen ſind wieder Meiſter geworden. Oder wer ſpräche einem Körner, einem Fouque, einem Wetzel, einem Uhland, einem Schmied von Lübeck, einem Rückert, einem Wilhelm Müller in ihren beſten Gaben das Meiſterrecht ab, das ſie ſich duech Kraft und Herzlichkeit, durch Eigenthümlichkeit und Wohllaut ihres Geſanges errungen? — Ihre Liederſtröme vereinigen ſich zu einem großen und ruhigen See, in welchem wir, wie in einem weiten und klaren Spiegel, all' das Heilige und Eehabene, das Schöne und Tüchtige unſerer Zeit erblicken. Von dem lauten ſchmerzlichen Schrei des unterdrückten Vaterlandes bis zum jubelnden Te Deum eines ganzen freigewordenen Volkes, von dem erſten Seufzer nach Rettung, bis zu dem vollkräftigſten Wirken und Thun, von dem nachfolgenden und nachklingenden langen Freudenrauſch, von dem behaglichen Genuß eines heißerkämpften Lebens bis zu den neuen Stürmen im Oſten und Süden ſpricht ſich Alles, Alles in ihnen aus. Im Schlachtenſturm und Wettertoſen, bei'm Becherklang und Hochzeitmahl, im kleinen Kreiſe weniger Erwählten und im weiten eines Volksfeſtes erklingen ihre deutſchen Liedee durch das deutſche Land, und von Opitz bis auf ſeinen jüngſten Nachfolger herab wurde das, was aus geſundee und freier Künſtlerbruſt erklang, ein Eigenthum dee Nation, von Mund zu Mnnd, von Herz zu Heezen tönend!

Darum vorwärts, muthig vorwärts, ihr deutſchen Sänger! Laßt euch nicht abſchrecken von dem Unken-Ruf, der aus dem Schlamme herauf jammert, während ihr euch friſch und geſund auf grünen Zweigen ſchaukelt, und euer helles Lied der Morgenſonne uud der Abendröthe entgegen ſingt! Vorwärts ihr, die ihr ſtehen geblieben; vorwärts ihr, die ihe beginnt, vorwärts Alle, die bei'm Anblick ihres deutſchen Vaterlandes ſüße Schauer der Begeiſterung fühlen — es iſt das Zittern der Frühlingsluft in den Saiten der Aeols-Harfe, und wer ſie veenimmt, vergißt die wunderbaren Töne nimmermehe, welche dieſem Zittern entbeben! — Seht, noch lebt deutſche Treue und deutſche Kraft im deutſchen Herzen — ſeht, noch ragen die alten Berge feſt und unvergänglich zum Himmel empor, noch breiten euch die alten blühenden Thälee ihee reichen Arme entgegen, noch wälzen die alten Ströme ihre ernſten Wogen befruchtend dahin, noch rauſchen euch die alten heiligen Eichenwälder ihre wunderbaren Weiſen zu; aus dem einſamen Dörfchen tönt die Abendglocke deutſche Frömmigkeit, aus der majeſtätiſchen Stadt donnern die Kanonen deutſche Macht, aus den blauen Augen der Geliebten ſtrahlt euch deutſche Weiblichkeit, aus der ſtummen That des Freundes ruft deutſche Würde — „Cohorten deutſcher Geſtalten tauchen empor; Millionen edler Schatten entrauſchen den

grünen Saatfeldern“ — und dies Alles, Alles iſt euer; nehmt es auf in eurem Innern und ſingt es heraus aus der hochentflammten Bruſt, daß es als tauſendfaches Echo wiedeehalle in jedem thränenden Auge, in jedem fühlenden Herzen, in jedem klangreichen Munde. Dann nennt die ferne Nachwelt noch — wie einer unſerer edelſten Dichter *) vorher ſagt — das Land unvergänglicher Lieder, deren Naturtöne der ſchönern Menſchheit aller Zeiten rein und verſtändlich klingen werden, ſo wie der treue Ton der Nachtigall uns noch immer die gewohnten ſüßen Klagen girrt, die einſt den Sänger Homer freundlich rührten! Fidelis.

*) Ernſt Wagner.

Voltaire über Shakſpeare's „Richard III.“

Stellen Sie ſich vor, das Trauerſpiel „Richard III“, welches man mit Corneille's „Cinna“ vergleichen will, verletzt die Regel der drei Einheiten nur um eine Kleinigkeit. Einheit der Zeit: das Stück nimmt einen Zeitraum von neun Jahren ein. Einheit des Orts: ein Dutzend Schauplätze und Schlachten. Einheit der Handlung: ſieben und dreißig Hauptbegebenheiten. — Im erſten Akt ſagt Richard von ſich: er ſey verwachſen und ſtinkend (?).

Entſtellt, verwahrloſt, vor der Zeit geſandt
In dieſe Welt des Athmens, halb kaum fertig
Gemacht, und zwar ſo lahm und ungeziemend,
Daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei.

(Alſo nicht ſtinkend, ſondern hinkend und lahm.) Um ſich an der Natur zu rächen, entſchließt er ſich, ein Böſewicht und Heuchler zu ſeyn. (Den Heuchler ſetzt Voltaire hinzu.)

Von der Natur um Bildung falſch betrogen,
Bin ich gewillt, ein Böſewicht zu ſeyn.

Nach dieſem ſchönen Eingangs-Monolog ſieht Richard einen Leichenzug vorüber kommen (die Leiche Heinrich's IV); er hält den Sarg an und die Leidtragende (Anna). Die Wittwe füllt die Luft mit ihren Klagen, nennt Richard den Mörder ihres Gatten:

Heb' dich hinweg, du grauſer Höllendote!
Du hatteſt Macht nur über ſeinen Leib,
Die Seel' eelangſt du nicht, d'rum mach' dich fort.

Richaed entſchuldigt ſich: er habe den Moed begangen, um deſto leichter ihr Gemahl werden zu können.

Eu'r Reiz allein war Urſach dieſes Mords;
Ich würde ja die ganze Welt ermorden
Für eine Stund' an eurem ſüßen Buſen!

Die Königin, ſtatt der Antwort, ſpeit ihm in's Geſicht. Richard bedankt ſich, und lobt den Speichel aus ihrem Munde. Anna nennt ihn eine Kröte und wünſcht, dieſer Speichel möge Gift für ihn ſeyn:

— Warum ſpei'ſt du mich an?
— Wär' es doch tödtlich Gift, um deinethalb!
— Niemals kam Gift aus ſolchem ſüßen Ort.
— Niemals hing Gift an einem ſchnödern Molch.

Richard reicht ihr ſein Schwerdt, und bittet um den Tod von ihrer Hand. Sie nimmt das Schwerdt, hat nicht den Muth, ihn zu tödten, fällt ihm in den Arm, wie er ſich ſtellt, als wolle er es ſelbſt thun, läßt ſich von ihm Süßigkeiten ſagen und erwiedert ſie bis zum Schluſſe des Auftritts.

— Deine Schönheit reizte mich dazu,
Dein himmliſch Antlitz trieb mich an!
— Steh', Schmeichler, auf.... Kennt ich doch nur dein Herz....
.... Nun wohl, ſteck' ein dein Schwerdt.
— Gewährſt du Frieden mir?
— Das ſollt ihr künftig ſehen.
— Darf ich in Hoffnung leben?
— Ich hoffe; jeder thut's.
— Tragt dieſen Ring von mir —
— Annehmen iſt nicht Geben....
(Sie nimmt ihn.)
— Gewährt mir dies (euch zu beſuchen)!
— Von ganzem Herzen....
— Sagt mir Lebewohl!
— 'S iſt mehr als ihr verdient!
Doch weil ihr, euch zu ſchmeicheln, mich gelehrt,
So denkt, ich ſagte ſchon euch Lebewohl!
(Sie geht ab.) *) C.

*) Hat Voltaire hier ganz Unrecht? C.

S p r ü ch e.

Für Heuchler darf es keine Toleranz geben; der Erlöſer ſelbſt ſprach Verdammniß über ſie aus.

Alles Seltene iſt köſtlich, darum auch ein wahrhaft fröhlicher Menſch.

Wer nur nach Zeitvertreib jagt, vertreibt auch ſeinen Verſtand und ſein Glück.

Viele Menſchen haben nur eine Vergangenheit und eine Zukunft, niemals eine Gegenwart, weil dazu eine Herrſchaft über ſich ſelbſt und über die Verhältniſſe gehört.

Es giebt keinen Menſchen, der die öffentliche Meinung verachtet oder verachten darf, und dennoch geht ſie ſo oft fehl.

Laß dir's gefallen, wenn die Welt dich einen Sonderling nennt, ſie ſelbſt iſt faſt niemals ſonderlich.

A. Münde.

V e r e i n und A l l e i n.

Lieben, trinken, ſingen,
Sind von ird'ſchen Dingen
Allerliebſte drei;
Ruft ihr da nur leiſe,
Bin in rüſt'ger Weiſe
Immer ich dabei;
Schlürf' im Luſt-Vereine
Alle guten Weine,
Sing' auch allerlei;
Doch, wenn Lieb' ich hege,
Weiſ' ich euch die Wege,
Denn ich kann's für Drei.

Franz Porta.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. (Fortſetzung.) Coulon äußerte ferner, der Baron von Milleville müſſe ein Mitſchuldiger der Unbekannten ſeyn, denn da er, Coulon, gezweifelt, daß dieſe ſo viel, als ſie verſprochen, zahlen würden, habe Jener ausdrücklich geſagt: „Es wären tauſend Louisd'or für dieſen Streich ausgeſetzt.“ Derſelbe habe ihn aufgefodert, ſeiner Ausſage vor Gericht ſtandhaft treu zu bleiben; dann ſolle er Penſion erhalten. Auch habe er ihn veranlaßt, das Signalement der Fremden ſo an zu geben, wie es in dem Memoire enthalten, obgleich dies ganz unrichtig ſey, und habe ihm dafür eine Anweiſung auf eine monatliche Penſion von ſechs Dukaten auf Lebenszeit ertheilt; endlich noch ihn vermocht, ſich eidlich zu verbinden, die ihm vorgeſchriebenen Signalements vor Gericht zu beſtätigen.

Das Verbrechen des Coulon und die Anwendung der ihm zuerkannten Strafe iſt nun in den, dem Urtheil beigefügten Entſcheidungsgründen folgendermaßen deducirt. — In ſeiner bei dem Baron von Milleville aufgenommenen Denunciation hat Coulon unſchuldige Perſonen eines Anſchlages auf das Leben des Grafen de l'Isle angeklagt. Wer dieſe Perſonen eigentlich geweſen ſind, hat er weder angeben noch durch nähere Anzeigen auf Entdeckung derſelben hinführen können. Er deutet aber durch gewiſſe, gleichſam beiläufig mit anſcheinender Gleichgültigkeit hingeworfene Winke auf den franzöſiſchen Handels-Agenten Baron Boyer als den Vermittler des Anſchlages, indem nach ſeiner Angabe einer der Unbekannten in der Trunkenheit Zweifel geäußert haben ſollte, ob Boyer auch ſo viel, als ſein Gehülfe verſprochen, für die Ausführung der That werde geben wollen, worauf der nüchterne Fremde dagegen, gleichſam um dieſe Unbeſonnenheit wieder gut zu machen, erwiedert haben ſollte: „Was ſagſt du doch? Boyer iſt ja nicht mehr hier!“ — Ferner erzählt er, daß die Unbekannten einen nächtlichen Einbruch bei ihm verſucht, und als dieſer mißglückt, einer von ihnen geſagt hatte: „Der Streich iſt nicht gelungen, wir müſſen Boyer davon benachrichtigen!“ — Es iſt alſo klar, daß der Verdacht auf Boyer gelenkt werden ſollte. — Dieſe ſeine Anklage trägt aber ganz das Gepräge der Erdichtung.

Jene unbekannten Perſonen ſollten ſich mit einem ſo gefährlichen Unternehmen an ihn gewandt haben, den ſie nicht kannten, von dem ſie nur wußten, daß er im Dienſt von Perſonen aus dem Gefolge deſſen ſtand, den ſie ermorden wollten; an ihn, von dem ſie alſo eher Anhänglichkeit an den Grafen de l'Isle, als eine Einwilligung in ihren Plan zu erwarten hatten. Sie ſollten ihm unvorſichtig ſofort die Unternehmung zugemuthet haben. Sie ſollten ihn Nachts in ein unbekanntes Haus geführt haben, in Erwartung, daß er es nicht würde wieder finden können, und wirklich behauptet er, dies nicht zu können, da doch in jener Nacht Mondlicht war.“ Er fordert Geld von ihnen, und ſie geben ihm nur drei, oder wie er ein ander Mal angiebt, zehn Dukaten, verweigern ihm aber mehr, ihm, der ſie ſofort verrathen konnte. Sie wollen den Grafen de l'Isle vergiften, haben ſich aber kein Gift dazu beſorgt, ſondern verſchaffen ſich ſolches erſt durch ihn mit beträchtlichem Zeitverluſt, wo Eile ſo wichtig war. Später widerruft er dies und will das Gift zum Selbſtmord gekauft haben. Seine Angabe wird durch dieſen Widerſpruch nur verdächtiger. Er konnte ſich ſichern, wenn er ſich den Händen der Polizei anvertraute. Sie wollten ihm die Belohnung gleich nach vollbrachter That geben, und ſollen ihm doch geſagt haben, das Gift wirke nicht gleich, ſo daß ſie Gefahr liefen, ihm, der ſie bringen konnte, den Preis umſonſt zu zahlen.

Einer von ihnen berauſcht ſich bei der Berathung über eine ſolche That. Iſt dies denkbar? Eine der ihm übergebenen Mohrrüben war geborſten, und, um ſie zuſammen zu halten, mit Zwirn umwickelt. Hätte dies dem Koch nicht auffallen müſſen? Und doch ſchildert er dieſe Menſchen als behutſam. Sie erſcheinen zu jeder Tageszeit an ſeinem Billard, zeigen ſich fortwährend öffentlich auf der Straße, und fürchten nicht, als verdächtig angehalten zu werden. Sie wollen das Verbrechen an einem beſtimmten Tage durch ihn ausführen, erkundigen ſich aber nicht, ob auch an dieſem Tage die Umſtände günſtig ſind. In einer großen Küche ſollte dies geſchehen, wo immer viele Perſonen beſchäftigt ſind. Sie ſollen ſich mehrere Tage in Warſchau aufgehalten haben, und doch kann die Polizei keine Spur von ihnen entdecken. Nach der Anzeige des Grafen d'Anzay ſollten 12 bis 15 Polen an der Nachſtellung Theil genommen haben; Coulon erwähnt von dieſen kein Wort.*) Jener übergiebt dem Grafen von Hoym 10 bis 12 junge Mohrrüben mit einer fetten Salbe umgeben; Coulon will in dem Packet nur drei Mohrrüben erhalten haben. Er ſagt in ſeiner erſten Ausſage nichts von dem Verlangen der Fremden, ihnen Gift zu verſchaffen, will vielmehr vor dem Empfang des Packets von deſſen Inhalt nichts gewußt haben. Erſt dann, als man ihm vorhält, daß ſeine Frau Gift gekauft, behauptet er, die Fremden hätten dies verlangt. Rechnet man hierzu ſeinen früheren Lebenswandel, ſeine Deſertionen, die jedesmal eine Eidbrüchigkeit einſchließen, ſeine wiederholten Lügen bei der Unterſuchung, ſo reift die innere Unwahrſcheinlichkeit ſeiner Erzählung faſt bis zur Gewißheit der Lüge. Und nun die Beweiſe, die er beibringt. Nichts als ein Blatt, beſchrieben mit dem Namen der erſten Station, über die er entfliehen, und ein anderes, worauf das Gift bezeichnet iſt, das er kaufen ſollte. Durch die Unterſuchung iſt dargethan, daß er ſich jenen Zettel von einem Poſt-Offizianten ſchreiben ließ, und dieſen von einem ihm fremden Mann. Was die Mohrrüben betrifft, ſo räumte er ein, daß er ſolche ſelbſt angekauft, mit einem Theelöffel und einem zum Kleider-Ausklopfen beſtimmten Stöckchen ausgehöhlt, auch mit dem ſelbſt angekauften Gifte gefüllt und übertüncht; daß er eine derſelben, die zerbrochen, an beiden Enden mit einem Pflock von Mohrrüben zugeſtopft, und mit Zwirn umwickelt habe. In Gegenwart der Inquirenten hat er andere Mohrrüben auf ähnliche Art zubereitet, und ſie wurden jenen vollkommen gleich. Der an einem Ende zugeſpitzte Stock, mit einem gelben Pflanzenſaft an der Spitze gefärbt, ward in ſeiner Wohnung gefunden. Sein ſpäterer Widerruf kann wenig beachtet werden. Was könnte ihn denn zu der Selbſtanklage verleitet haben, daß ſeine erſte Erzählung ſeine eigene Erfindung ſey, wenn er von ihrer Wahrheit innerlich überzeugt geweſen wäre? Er gab genau an, weshalb er dieſen oder jenen Umſtand erdichtet hatte; z. B. daß er ſich eine ſchriftliche Bezeichnung von Gift verſchafft, um ſeine Angabe wahrſcheinlicher zu machen; daß er Furcht vor der Zuſammenkunft in Nowowies geäußert, in der Erwartung, ſein Herr werde ihm anheim ſtellen, hin zu gehen oder nicht; dann konnte er nach Hauſe gehen, von den Fremden nichts Neues anbringen, und die Sache war zu Ende. Es iſt unwahrſcheinlich, daß er das von den Fremden erhaltene Geld erſt ſo lange nach dem Empfang geöffnet haben ſollte. Das Gift war viel früher gekauft, als er ſich, nach ſeiner ſpätern Angabe, zum Selbſtmord entſchloß. Der Apotheker-Gehülfe erkannte das in den Mohrrüben befindliche Gift für das an den Coulon verkaufte, und die chemiſche Unterſuchung hat dies beſtätigt.

Durch die in den Akten enthaltenen Thatſachen entſteht übrigens der Verdacht, daß Jemand aus dem Gefolge des Grafen de l'Isle um den Betrug gewußt und ihn geleitet habe.

(Die Fortſetzung in der Beilage.)

*) Wem fallen hierbei nicht Falſtaf's Männer in Steifleinen ein?

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 142ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Berlin. Die hieſige literariſche (Mittwochs-) Geſellſchaft feierte am 28. Auguſt Goethe's Geburtstag. Schon früher war, um dem Dichterfürſten die innigſte Theilnahme zu bewähren, die Thätigkeit der Mitglieder in Anſpruch genommen, indem für das beſte, zu dieſem Feſt gedichtete Lied ein Preis ausgeſetzt ward, beſtehend aus einem goldenen Siegelring, mit Goethe's Kopf, von Hrn. Reinhard nach Rauch's Büſte in Ring-Größe und zum Siegeln gefertigt. Zum Richter ward einmüthig Hr. Prof. Zelter erwählt, der vieljährige Freund Goethe's; weil erſtens die Geſellſchaft Bedenken trug, die Richter aus ihrer Mitte zu nehmen, zweitens, weil das Lied, als zur Compoſition beſtimmt, auch in dieſer Hinſicht hauptſächlich beurtheilt werden mußte. Es waren von zwölf Bewerbern Gedichte eingegangen, und Ernſt v. Houwald erhielt den Preis. Das Nähere ſoll ſpäter im „Geſellſchafter" mitgetheilt werden. *) —•

Literatur. (Fortſetzung.) Der Baron von Milleville geſtand, dem Coulon ſchon vor der Anzeige des Vergiftungs-Anſchlages ſechs Dukaten monatliche Penſion verheißen zu haben. Dies konnte leicht ein Mittel ſeyn, ihn zu der Angabe zu gewinnen. Eine andere Veranlaſſung zu einer ſolchen Freigebigkeit fehlt gänzlich. Nach der Niederſchreibung des Memoire, oder von ihnen ſogenannten procès verbal, händigte er dem Coulon für ſeine Anzeige fünf und zwanzig Dukaten ein, und verſchwieg ihm dabei, daß dieſes Geſchenk von dem Herzog von Vienne herrührte. Warum? Vielleicht weil dieſer die Angelegenheit befördern, aber ſeine Mitwiſſenſchaft verhehlen wollte. Die eifrige Beſorgung der Niederſchreibung des procès verbal durch den von Milleville, ſein Eifer ihn beglaubigen zu laſſen, ſeine Aeußerung, daß ſolcher der ganzen Welt vor Augen gelegt werden müſſe, und Alles in den Angelegenheiten Frankreichs ändern könne, ſeine Botſchaft an den Erzbiſchof von Rheims: „der Streich ſey mißglückt", als die Beglaubigung verweigert ward, ſeine Verſicherung, es ſeyen 1000 Louisd'or für dieſe That ausgeſetzt, das Verſprechen eines Gnadengehalts, wenn Coulon ſtandhaft vor Gericht bei ſeiner Erzählung beharre, die Vorſchrift, wie dieſer das Signalement der Fremden angeben ſolle, und die Abnahme eines Eides hierüber, die Einſchiebung des Coulon und ſeiner Frau in den Dienſt der Herzogin von Angoulême, ſprechen ſehr für dieſe Vermuthung. Durch die verehlichte Coulon erfährt man noch, daß der Baron von Milleville zur Zeit der Denunciation zweimal in Coulons Wohnung war, um ihn auf zu ſuchen, daß er ihn mitnahm, und ein andermal nach Lazienki ſandte; ferner daß Coulon das Gift in der Richterſchen Apotheke gerade zu einer Zeit kaufte, wo er von dem Baron von Milleville von der Aufwartung kam, und nicht nur in deſſen Begleitung, ſondern auch allein die Beglaubigung des procès verbal bei dem Notar zu wiederholten Malen dringend nachſuchte. Zweimal ward Coulon vor den Hofleuten des Grafen de l'Isle über ſeine Anzeige vernommen, wiewohl der erſte procès verbal hinreichte, um die Sache zur Kenntniß der Behörden zu bringen. Sie betheuerten ohne alle Veranlaſſung die Wahrheit des Vorganges, gaben dem Landſtreicher Coulon, gleichſam um Vertrauen zu ihm zu erwecken, unaufgefordert die vortheilhafteſten Zeugniſſe, ja der Baron von Milleville verſicherte ſowohl in der Stadt, als auch dem Polizei-Präſidenten, daß Coulon vollkommen unſchuldig ſey, und empfahl ihn zu guter Behandlung. Der Graf d'Avaray eröffnete dem Grafen von Hoym die Lebensgefahr ſeines Herrn mündlich mit der unbeſorgteſten Gleichgültigkeit, zeigte aber in ſpätern Briefen großen Enthuſiasmus für deſſen Wohl. Er wollte demſelben um 8 Uhr Abends, dringender Aufforderung ungeachtet, nichts Näheres eröffnen, that dies aber um 10 Uhr, als es zu ſpät war, Anſtalten zur Verhaftung der Fremden zu treffen. Dem Anerbieten, im Coulonſchen Hauſe nachſuchen zu laſſen, wich er mit dem Vorgeben aus, ſeine Wohnung nicht zu wiſſen, die doch ſeinem Bedienten wenigſtens gewiß bekannt war. Man ſchien alſo die Anſtellung von Nachforſchungen gar nicht zu wünſchen, fragte auch vom 24ſten bis 28ſten Juli nicht einmal nach, ob Hoffnung vorhanden ſey, die Aſſiſter aus zu mitteln. Was konnten vorſichtige, ihrem Herrn treu ergebene Diener thun, um jene Giftmiſcher zu erlauern!? Konnten ſie nicht durch ihre Dienerſchaft, ja ſogar perſönlich dieſen Zweck erreichen, wenn ihnen daran lag? Nimmt man aber an, daß ſie den Vergiftungsplan nur wahrſcheinlich machen wollten, ſo erklärt ſich Alles ganz leicht. Als Coulon vor Gericht bekannte, daß dieſer Vergiftungsplan ſeine eigene Erdichtung ſey, behauptete er, daß, nachdem der Vorgang ſchon nieder geſchrieben geweſen, er den Baron von Milleville gefragt habe, wer denn eigentlich der Boyer ſey, von welchem er bisher auch nicht das Mindeſte gewußt habe; worauf ihm jener geantwortet: daß derſelbe von Frankreich aus nach Warſchau geſendet worden. Demohngeachtet aber war derſelbe Boyer ſo deutlich in dem procès verbal als Aſſiſter des Plans bezeichnet und dies durch die ableitende Aeußerung des nüchtern gebliebenen Unbekannten: „Boyer iſt ja nicht mehr hier", ſo abſichtlich auffallend hervor gehoben, daß ihm die Perſonen, die ſich der Niederſchreibung der Anklage unterzogen, dieſen Namen nothwendig ſuppeditirt haben müſſen. Denn wenn Coulon den Plan allein erfand, wie kam er darauf, den Namen Boyer darin auf zu nehmen, von dem er ja nach ſeiner angeblichen Frage vorher gar nichts gewußt hatte? Hierzu kommt nun noch, daß, nach dem Zugeſtändniß des Grafen de la Chapelle, die Einrückung der Aktenſtücke in den „Courier de Londres" durch die Ausgewanderten, denen freilich nichts angelegener war, bewirkt, und in den Londoner Zeitungen der franzöſiſche Agent Boyer ohne Hehl als Vermittler des Mord-Anſchlages angegeben wird. — Wer darf es bezweifeln, daß dem Coulon ſeine Fabel von Andern, von denen untergelegt war, die bei ihrer Verbreitung ein ſo lebhaftes Intereſſe hatten? Und wie ſteht nun Herr Alphons von Beauchamp als Geſchichtſchreiber da? Coulon, der Bediente des Baron von Milleville, ein Landſtreicher und Deſerteur, iſt der alleinige Gewährsmann der von ihm erzählten hiſtoriſchen Begebenheit. Dies iſt die Quelle, aus welcher der Biograph Ludwigs des Achtzehnten ſeinen Stoff entlehnte.

Wes Geiſtes Kind dieſer Coulon war, wird dem Leſer noch aus folgendem, von dem Herausgeber, der bei dieſer Unterſuchung ſelbſt gegen ihn inquirirte, mitgetheilten intereſſanten Zuge einleuchten, den wir mit ſeinen eigenen Worten hier wiedergeben. — „Beſonders iſt dem Unterzeichneten noch ein Moment in der Unterſuchung gegenwärtig, wo er den ſchlauen und gewandten Coulon durch Vorhaltung ſeiner Widerſprüche ſo in die Enge getrieben hatte, daß ein Geſtändniß des ganzen

*) Da, außer den zwölf Gedichten, auch die das Feſt einleitende Abhandlung von Willibald Alexis und der urtheilende Aufſatz Zelter's mit ab zu drucken ſind, das Ganze demnach bedeutenden Raum fordert, ſo iſt es unmöglich, ſogleich den umſtändlichen Bericht über das Goethe-Feſt zu geben; doch bin ich bemüht, ihn möglichſt bald folgen zu laſſen. D. Red.

Digitized by Google

Zuſammenhanges der Intrigue auf ſeinen Lippen ſchwebte, und ſich in der heftigen Bewegung ſeiner Geſichtsmuskeln ankündigte. Urplötzlich aber faßte er ſich, ſtürzte vor dem Inquirenten auf die Kniee nieder, mit dem Ausruf: „ja, er habe noch etwas zu geſtehen, was ſein Leben in die Hand des Richters legte, und wovon bis jetzt noch gar nicht die Rede geweſen wäre.“ Ruhig wurde ihm erwiedert, ob es zu dieſer Sache gehöre; ſonſt möge er es für ſich behalten, aufſtehen, und nur erſt auf die ihm vorgelegten Fragen antworten; worauf er mit der geläufigſten Zunge die Worte hervor ſprudelte (immer noch auf den Knieen liegend): „es ſey allgemein der Glaube verbreitet, daß der tapfere General Deſaix (Napoleons Freund) in der Schlacht bei Marengo von einer feindlichen Kugel getödtet worden; dem ſey aber nicht alſo: er, Conton, unter ihm fechtend, habe den General erſchoſſen, der ihn als Hauptmann, da er Soldat in ſeiner Compagnie geweſen, ſchwer beleidigt. Man könne nun, nach dieſem Geſtändniſſe, mit ihm machen, was man wolle; liefere man ihn aber in die Hände Buonapartes, ſo ſey es nicht ſchwer ein zu ſehen, daß ſein Kopf fallen würde.“ — Der Inquirent ſagte ihm lachend: „Laſſen wir den General Deſaix jetzt ruhen, ſtehen Sie auf, und beantworten meine Fragen!“ aber über die Comödie war der günſtige Moment vergangen, Conton hatte ſich in ſeine alte Faſſung wieder hinein geredet, und log wie zuvor.“

Die zweite in dieſem Heft der Zeitſchrift enthaltene criminaliſtiſche Darſtellung giebt uns ein pſychologiſches Gemälde, das Jedem, dem die Beobachtung des Sittlichen und ſeiner vielfachen Geſtaltungen und Entwickelungen im Menſchen am Herzen liegt, höchſt merkwürdig erſcheinen wird. Es iſt dieſes die Geſchichte eines am 30ſten September 1817 zu Aarwangen im Canton Bern hingerichteten Diebes und Mörders, des Doktors der Rechte F. D****, die er als Bekenntniß für ſeine Richter im Gefängniß ſelbſt entworfen hat, und deren Inhalt wir hier nur im Auszuge mittheilen. Die Abſicht ſeiner Schrift iſt nicht Entſchuldigung ſeiner Verbrechen, er will ſich ſelbſt mit Wahrheit darſtellen, zur Warnung für Andere, und zum Beweiſe der in ſeiner Belehrung ſich offenbarenden Gnade Gottes. Den Urſprung aller ſeiner Laſter ſchreibt er der Einbildungskraft zu, die ſchon von ſeiner früheſten Kindheit an in hohem Grade in ſeinem Gemüth vorwaltete, und ſpäterhin, durch nichts gezügelt, ihn zu allen Laſtern hinriß. Die erſte Erziehung erhielt er in Einfalt und Sittenſtrenge von ſeiner Mutter, ward dann im achten Jahre einem Pfarrer, nachher aber einer Erziehungsanſtalt in Zofingen zur weitern Bildung übergeben, deren Einrichtung und Verwaltung er rühmt. Späterhin beſuchte er die öffentlichen Schulen zu Aarau, und bemerkt, daß der nachtheilige Einfluß der franzöſiſchen Revolution auch auf die Schüler gewirkt habe. Daſſelbe fand in Zofingen ſtatt, wohin er nachher zur Erlernung der lateiniſchen Sprache wieder gebracht wurde, und wo zu häufige Ferien und die Kriegsunruhen den Schülern zu viel Freiheit verſchafften, ſo daß ſie viel Zeit mit militairiſchen Uebungen verſchwendeten. Hierdurch ward ſeine Einbildungskraft gereizt, und ſpiegelte ihm in verworrenen Bildern die Ausſicht mannigfacher Genüſſe vor. Er ſtellte ſich an die Spitze dieſer militairiſchen Soteie, und unterlag, da die Koſten ſeine Kräfte überſtiegen, der Verſuchung, den Vorſteher der Anſtalt zu beſtehlen, ward nach öfterer Wiederholung ertappt und ſchimpflich nach Hauſe geſandt. Seine Reue war wenig aufrichtig, ſie entſtand größtentheils aus dem Mißgefühl der ihn treffenden Verachtung und ſtrengeren Aufſicht. Eben ſo leicht unterlag er den erſten Regungen des Geſchlechtstriebes, der ihn zu heimlichen Laſtern verführte. Seine Reue war um ſo größer, als er damals den Religionsunterricht empfing. Das heilige Abendmahl machte einen tiefen Eindruck auf ihn, aber der Einfluß ſeiner Einbildungskraft ſteigerte ſeine Andacht faſt zur Schwärmerei, die darum nicht minder bald wieder verſchwand. Bei einem geſchickten Lehrer zu Lützelflühe erlangte er innerhalb zwei Jahren viele Kenntniſſe, aber zu gleicher Zeit führte ihn ſeine Einbildungskraft bald zu übertriebenen Andachtsübungen, bald zu Bildern der Wolluſt; durch den Hang zur letzteren lebte denn auch der Trieb zur Dieberei wieder auf; er beſtahl ſeinen Lehrer mehrmals, und kam noch verdorbener in das väterliche Haus zurück, wo er auch ſeinen Vater öfter beſtahl. In Lauſanne, wo er hiernächſt in Penſion kam, vermehrte der dort herrſchende Luxus die in ihm wohnenden Leidenſchaften. Zur Befriedigung derſelben beſtahl er einen Mitſchüler, ward entdeckt, und entfloh aus Furcht und Scham. Nach einigem Herumtreiben in verſchiedenen Orten ward er von Bern aus ſeinen Eltern wieder zugeführt, deren Schmerz ihn zwar rührte, jedoch nicht hinderte, daß er nach kurzer Zeit in die nämlichen Vergehungen verfiel. In Iferten, wohin ſein Vater ihn zur Erlernung der franzöſiſchen Sprache geſandt, nährte die Einſamkeit, der er ſich hingab, ſeine Einbildungskraft. Er überließ ſich einer romanhaften Ueberſpannung und zugleich allen Ausſchweifungen der Sinnlichkeit, zu deren Befriedigung er abermals mehrere Diebſtähle verübte, ja ſogar mit unbeſtimmten Mordplanen umging. Sein Körper fiel in Erſchöpfung. Aber mit ſeinen Kräften kehrten auch alle Laſter wieder zurück. In ſeinen Briefen täuſchte er ſeinen Vater auf tauſendfache Weiſe, immer um ihm Geld zu entlocken. Mit geſchwächtem Körper und unheilbar verdorbenem Herzen kehrte er in das väterliche Haus zurück. Hier lebte er im Müßiggange, und vermehrte den verderblichen Einfluß deſſelben noch durch das Leſen vieler Romane, die er eine Peſt der Jugend nennt, und unter ihnen, ſonderbar genug, die Räuber von Schiller anführt. Nunmehr bezog er die Univerſität Tübingen. Die Neuheit der Gegenſtände, der Umgang mit genialen, wiſſenſchaftlichen Männern, und die Verbindung mit jungen Leuten, die gebildeter waren, als er ſelbſt, führte ihn anfangs dem regelmäßigen, dem wirklichen Leben wieder näher. Die Träume ſeiner Einbildung nahmen eine andere Richtung; ſie zeigten ihm, durch Eitelkeit erregt, den Weg zur Ehre und zum Ruhm, und ſechs Monate hindurch ſtudirte er mit außerordentlichem Eifer. Nun aber ergab er ſich einem neuen Laſter, dem Trunke, und zwar aus falſcher Scham, weil ſeine Kameraden ſeine Mäßigkeit verhöhnten. Sein Blut ward hierdurch noch mehr erhitzt, ſein Temperament entflammt, ſeine Einbildungskraft im höchſten Grade überſpannt; er beging jede Art von toller Ausſchweifung. Der Reſt des religiöſen Gefühls verſchwand gänzlich, er verließ Gott und ſeinen Dienſt; er öffnete nicht mehr ſeinen Mund, ohne Läſterungen, Flüche und Schwüre aus zu ſtoßen. Einſt verliebte er ſich in ein junges, ihm gerühmtes Mädchen, ohne ſie ſelbſt aber auch nur ihr Bild jemals geſehen zu haben. Dann ſchloß er ſich einer andern jungen liebenswürdigen Perſon mit Leidenſchaft an, die auch eine erwachende Neigung zu ihm nicht verhehlte, die er aber nicht durch ein ſittliches, ſondern durch ausſchweifendes Betragen und Renommiſterei zu gewinnen ſuchte. Von einer ſchweren Krankheit, die ihn befiel, langſam hergeſtellt, fing er ſein unordentliches Leben von Neuem an, und kehrte nach Erlangung der Doktorwürde zu ſeinen Eltern zurück, wo er im Zuſtande der Trunkenheit ankam, in welchen er ſich aus Verzweiflung über den bei ſeiner Geliebten verfehlten Zweck verſetzt hatte. Bald aber verließ er, unfähig, die Einſamkeit und die Vorwürfe ſeiner Eltern zu ertragen, nachdem er ſeines Vaters Geldkaſten erbrochen, und eine bedeutende Summe geraubt hatte, bei Nachtzeit das väterliche Haus, reiſte mit Extrapoſt Tag und Nacht und kam in einer glänzenden Equipage wieder in Tübingen an. Nachdem er bei ſeiner Geliebten einen wiederholten vergeblichen Verſuch gemacht, und auf ihre und anderer achtungswerthen Perſonen Vorſtellung Beſſerung angelobt hatte, nahm er abermals den Weg nach der Heimath, bereute dies aber ſchon auf der

erſten Station, beſchloß zur franzöſiſchen Armee zu gehen, ward aber von einem Abgeordneten ſeines Vaters erreicht und nach Hauſe geführt. Nach einigen Monaten anſcheinender Beſſerung fing er mit einer Dienſtmagd einen romanhaften Liebeshandel an, in deſſen Folge ihn ſein Vater zu einem Onkel nach B. ſchickte. Hier ſchrieb er empfindſame Briefe, ſpielte den Romanenheld und den Verkannten, erreichte durch unmäßigen Trunk den höchſten Grad der Ueberſpannung, und faßte nun den Plan zu einem Morde, der das Signal zu ſeiner Beſſerung ſeyn ſollte, und nach deſſen Vollziehung er den Reſt ſeines Lebens der Buße zu widmen gedachte. Er wollte nämlich ſeinen Onkel all' ſeines Geldes berauben und ihn im Fall des Widerſtandes mit einem Beil ermorden, zu welcher That er ſich durch genoſſenen Brandtwein ermuthigte. Als er nun bei Nachtzeit in des Onkels Zimmer drang, erwachte der Greis, rief, und ward von ihm tückiſch verwundet. Hierauf entfloh der Räuber in einen Speicher, ward entdeckt, und in ſeinem Zimmer in Haft gehalten; von ſeinem Onkel aber mit der größten Nachſicht und Güte behandelt. Nun ward er in ein Schweizer-Regiment eingeſtellt, beging aber auch hier Ausſchweifungen, Diebſtähle, und deſertirte zwei Mal. — Inmitten des niedrigſten Geſindels arretirt, mehrere Monate hindurch von Feſtung zu Feſtung geſchleppt, verfiel er zu Egmont in eine ſchwere Krankheit, ward von den dortigen Nonnen im Hoſpital auf das liebreichſte gepflegt, und bei ſeinem Abgange mit einem Meſſer, dem nachherigen Werkzeug ſeiner Mordthat, beſchenkt. Endlich durch Verwendung ſeiner Familie befreit, kehrte er, mit Schimpf und Schande bedeckt, zu ſeinen Eltern zurück, die ihm verziehen, und in alle ſeine Rechte ihn wieder einſetzten. Wiewohl er ſich ſelbſt Beſſerung gelobt, auch im Lauf eines Jahres regelmäßig gelebt hatte, wodurch ſeine Eltern Hoffnung ſchöpften, verfiel er doch allmählig wieder in romanhafte Einbildungen und verkehrte Neigungen, und beging vielfache Schlechtigkeiten.

(Die Fortſetzung im 143ſten Blatt.)

Weimar. Goethe hat ſich noch einmal entſchloſſen, einem Maler zu ſitzen, theils weil er, nach ſeinem eigenen Urtheil, noch nie völlig getroffen war, und theils auf beſondere Veranlaſſung. Es hatte nämlich der junge Herzog von Braunſchweig den talentvollen Maler Sebbers hierher geſchickt, um Goethe, wo möglich, zu beſtimmen, daß er ſich für das dortige Muſeum malen ließe; und es iſt dieſem Wunſche der Gefeierte mit größter Bereitwilligkeit entgegen gekommen. Herr Sebbers aber hat dieſen Auftrag ſo vollführt, daß er dadurch die Aufmerkſamkeit des Künſtlers, wie des Verehrers von Goethe in gleichem Grade auf ſich zieht. Neu iſt zunächſt die Manier des Malers, indem der junge Künſtler ſogleich das Portrait nach der Natur auf Porzellan malt (was bisher noch Keiner (?) aus zu führen vermochte) und dabei den Ton der Farben, die vor dem Brande bekanntlich ganz anders ausſehen, ſo geſchickt zu wählen und zu ordnen weiß, daß ſein Bild nach dem Brande das berechnete Colorit neben der phyſiognomiſchen Aehnlichkeit vollkommen darſtellen muß. Dieſes Neue der Ausführung nun hat die Verehrer Goethe's hier um ſo mehr zur lebhafteſten Theilnahme beſtimmt, weil das Portrait jetzt, da es fertig iſt, als das gelungenſte von Goethe ſelbſt und von den hieſigen Kunſtkennern anerkannt worden iſt, und da das Bild, nach der Verſicherung eines derſelben, nicht nur in Hinſicht auf die Form die vollendetſte Aehnlichkeit hat, ſondern auch der Geiſt, der in den Geſichtszügen Goethe's ſich ſo deutlich ausſpricht, wahrhaft lebendig aufgefaßt und ſo wiedergegeben worden iſt, wie es früher ſelbſt den berühmteſten Künſtlern nicht hat gelingen wollen. Dadurch wird denn das Bild Goethe's nicht nur am treueſten, ſondern auch am ſicherſten aufbewahrt bleiben, weil, auf Porzellan gemalt, nicht einmal Feuer es vernichten kann. Aber nicht nur deshalb iſt dem fürſtlichen Muſeum zu Braunſchweig zum Beſitz dieſes Werkes Glück zu wünſchen, weil es ſo beſonders gelungen iſt, ſondern auch, weil ſich Goethe nun nie wieder zu dem beſchwerlichen Geſchäft des Sitzens entſchließen will. Weimar aber muß es beklagen, daß man ihn anderswo treuer und ſicherer abgebildet beſitzt, als wir, die wir ihn 50 Jahre und darüber in unſerer Mitte ſahen; denn ſelbſt die bisher gelungenſte Büſte von Rauch, und die neueſte Zeichnung von Vogel, welche Bendixen in Hamburg lithographirte, will man für weniger treu erachten. — Das von Hrn. Sebbers verfertigte Bruſtbild Goethe's zeigt ihn in ſeiner Häuslichkeit, und iſt auf dem obern Theile des Porzellan-Gefäßes dargeſtellt; auf der rechten Seite des Bildes iſt, als Basrelief, der Ruhm in Jünglingsgeſtalt perſonifizirt, und eine Arabeske trägt in ihrer Mitte eine antike Bibliothek, worin die Rollen mit den Namen von mehreren ſeiner bekannteſten Werke bezeichnet ſind; links vom Bilde iſt, auch in Jünglingsgeſtalt, die Geſchichte perſonifizirt, die ſeinen Namen als unſterblich aufzeichnet, und die daneben befindliche Arabeske trägt zu näherer Beziehung eine Lyra in ihrer Mitte. In der Mitte der untern Taſſe iſt die Handſchrift Goethe's durch die eigenhändige Inſchrift: „Gruſs und Heil. Goethe. Wei: 28 Aug. 1826" zugleich mit aufbewahrt, und der übrige Raum, in vier Felder getheilt, hat wiederum rechts und links zwei Arabesken, deren eine die komiſche, die andere aber die tragiſche Maske in ihrer Mitte trägt; die beiden übrigen Felder faſſen Genien in ſich, welche ſymboliſche Beziehungen auf Schriftſtellerei enthalten, und zur ſymmetriſchen Einheit mit dem obern Gefäß als Basreliefs dargeſtellt ſind. *—.

Leipzig. Eine Beurtheilung der Geſangkunſt der Mad. Schulz, von Berlin, würde in einem in Berlin erſcheinenden und ſomit auch für Berlin beſtimmten Blatte am unrechten Orte ſeyn; der Künſtlerwerth der genannten Sängerin iſt auch bekannt genug, als daß nicht eine kurze Aufzählung ihrer Darſtellungen genügen ſollte. Nur ſo viel ſey hier zu bemerken erlaubt, daß eigentliche Bravour-Partieen und leidenſchaftliche Charaktere die vorzüglichſte Sphäre dieſer Sängerin ſind, obgleich nicht damit geſagt ſeyn ſoll, als würden dem entgegengeſetzte Charaktere und mehr recitirende Partieen nicht auch ganz vorzüglich von ihr dargeſtellt und geſungen. Indeſſen ſcheinen ihrer kräftigen Stimme, ihrem, faſt möcht' ich ſagen, heroiſchen Spiele, kurz ihrer ganzen Perſönlichkeit jene mehr zuſagend; daher hat auch ihre „Vitellia" im „Titus" und ihre „Eglantine" in der „Euryanthe" ganz vorzüglich gefallen, wo beſonders das Reine, Kräftigdurchdringende ihrer Stimme durch alle Inſtrumente, die Sicherheit im Geſange und das durchdachte Spiel, wie es kaum Schauſpielerinnen im recitirenden Drama zeigen, Bewunderung der Kenner und lauten Beifall der Menge fanden. Faſt etwas zu leidenſchaftlich ſpielte Mad. Schulz als „Jeſſonda" in der Wiedererkennungs-Scene mit „Triſtan"; denn wenn ſie auch ihren Geſang dem zartgehaltenen Charakter im Ganzen an zu eignen wußte, ſo ſtand doch ihr allzu heftiges Heraustreten in dieſer Scene in einem etwas zu ſtarken Contraſte mit ihrem übrigen Spiele. Dagegen regte ihr trefflicher Geſang als „Vitellia" ſelbſt ihre Umgebungen zu ungewohnten Anſtrengungen an, was für das Ganze, wie für die Einzelnheiten, nicht ohne Vortheil war. Die Partie der „Donna Anna" im „Don Juan" ward von vielen Muſikkennern den übrigen Rollen noch vorgezogen; vielleicht aber, weil es die erſte war, in der Mad. Schulz hier auftrat, und einige der Beurtheilenden ſie früher nie gehört hatten. Wenigſtens geſtehe ich, daß ich — weit entfernt, die Durchführung der Rolle verfehlt nennen zu wollen — mir die „Anna" noch zarter und weicher, kurz mehr im Gegenſatz der leidenſchaftlichen heftigen „Elvira" gedacht habe, als ſie von unſerm Gaſt gehalten wurde. Dabei war es etwas ſtörend, daß die große, einfache Arie der „Anna" durch einen langgehaltenen, allerdings ſehr künſtlichen Triller — der auch durch lauten Beifall anerkannt ward —

Digitized by Google

und einige Cadenzen und Rouladen einen Zuſatz erhielt, der mir eher zu Roſſiniaden als in des Meiſters grandioſe Muſik zu gehören ſchien. Irre ich nicht, ſo hat Mad. Schulz auch in den übrigen Rollen ähnliche Verzierungen eingewebt, die ich jedoch, ohne Auswahl angebracht, nicht loben und billigen kann, zumal ſie ſonſt ſchon unleugbare Proben ihres ſichern Geſanges, ihrer kräftigen Stimme abgeben kann. Mad. Schulz erhielt mehrfachen Beifall und ward am Schluſſe jeder Vorſtellung gerufen. — Neu einſtudirt iſt: „Das Feſt der Winzer“, von Kunzen (nicht Kunze, wie der Anſchlagzettel beſagte), eine Oper, deren Beſuch wohl Manchen an die Zeit ſeiner Kindheit und Jugend erinnert haben wird. Hr. Fiſcher, als „Bonifaz Barthel“, war ſehr ergötzlich, nur hätte er die Schminke im Geſicht etwas ſparen können; auch Hr Koch war ein recht natürlich dummer „Niclas“; Schade, daß er mit ſeinem Drachen nicht noch einmal am Schluſſe vorkommt. Die Gutmüthigkeit und Heftigkeit des „Obriſten“ gab Hr. Köckert recht gut; die einfache Partie des „Fräulein“ ſagt unſerer Schulz weit mehr zu, als Rollen, wie die „Aline“ im „Berggeiſt“ und die „Euryanthe“; doch auch hier gilt, was der Grieche ſagt:

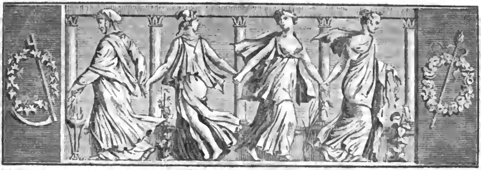
Thyrſusſchwinger ſind viele, doch iſt ein einziger Bachus!

Die Partieen der „Louiſe“ und des „Görge“ waren durch Mad. Devrient und Hrn. Hoſter gut beſetzt. Von den einzelnen Geſangſtücken ſprach wohl „Görge's“ Arie mit Chor im Anfange und der Canon am Schluſſe des zweiten Akts am meiſten an; wie denn überhaupt die ganze Oper nicht ohne Beifall aufgenommen wurde. — Die baldige Ankunft des Hrn Stawinsky von Breslau und vor Allem die Ausſicht, den trefflichen Devrient von Berlin wenigſtens in einigen Rollen zu ſehen, wird ſicher neues Leben in den zuweilen verlaſſenen Tempel der Kunſt bringen. Ueberhaupt aber iſt zu wünſchen, daß von Seiten der vermögenden und kunſtſinnigen Bewohner Leipzigs dem Theater-Inſtitute eine noch thätigere Unterſtützung und Theilnahme geſchenkt werde, damit der Unternehmer, Hr. Hofrath Dr. Küſtner, der Leipzig zuerſt ein ſtehendes Theater gegeben und gebildet hat, wie man es als Privat-Unternehmen ſelten finden wird, einigen Erſatz für ſeine Bemühungen und — Aufopferungen finde, und dadurch vielleicht veranlaßt werde, die undankbaren Geſchäfte eines Theater-Direktors ferner zu handhaben; da im entgegengeſetzten Falle Leipzig, ein ſo bedeutender Handelsplatz, Hauptort des deutſchen Buchhandels und der Sitz einer Univerſität, wohl ein nur mittelmäßiges, vielleicht kein Theater haben würde! — Ueber das öffentliche Leben läßt ſich wenig mittheilen; denn das Rad, welches daſſelbe treibt und bewegt, der Handel, ſteht ſtill, oder dreht ſich nur langſam um ſeine Axe, das Geld. — Wie die Angelegenheiten des Hauſes Reichenbach und Comp. ſich noch geſtalten, ob die wenigen nicht beigetretenen Gläubiger endlich den angebotenen außergerichtlichen Vergleich annehmen werden, läßt ſich nicht beſtimmen, wohl aber erwarten, da doch immer ein Sperling in der Hand beſſer iſt, als zehn auf dem Dache. Das neuerrichtete Haus von Chriſtian Reichenbachs Erben und Comp. ſoll bereits nicht unbedeutende Verbindungen angeknüpft haben und ſich daher genöthigt ſehen, Lokal und Perſonal zu vergrößern, ein Umſtand, zu dem man bei dem jetzigen Standpunkt des Handels nur Glück wünſchen kann. — An neuen Bauten und Reparaturen fehlt es nicht, betreffe es nun öffentliches oder Privat-Eigenthum; doch ſieht man manche öde Plätze, die einer Verſchönerung bedürfen, z. B. die Stelle am Schauſpielhauſe, wo ſonſt das Ranſtädter Thor ſtand. — Der Verſuch, ſtatt hölzerner Röhren, bei unſerer Waſſerleitung thönerne zu benutzen, iſt zum Theil gemacht worden, und hat ſich, wie man hört, hinſichtlich der beſſern Erhaltung des Waſſers als vortheilhaft bewahrt. — Daß wir in unſerer Stadt Dampfmaſchinen beſitzen, werden die Leſer wohl glauben; ſo haben mehrere hieſige Buchdrucker Preſſen, die durch Dampf getrieben werden, und ſo, ſtatt früher zwölf und mehr Perſonen, jetzt etwa zwei beſchäftigen. Dagegen beſitzen wir noch kein ſo erweitertes Muſeum, wie das bei Arnold in Dresden, was uns eben nicht zum Lobe gereicht. Denn daß das jetzt beſtehende, von den Beſitzern nicht ohne Aufopferung in etwas bereichert, nicht noch mehr Zeitſchriften, Journale, Tagesblätter und politiſche Zeitungen hält, liegt nicht an dem guten Willen und dem Eifer der Eigenthümer, ſondern lediglich an dem Mangel thätiger Theilnahme an einem ſolchen Inſtitute von Seiten der Bewohner. Vielleicht daß ſpäter auch dieſer wohlgemeinte Wunſch erfüllt wird. — Von den in unſerer Stadt beſtehenden Geſellſchaften erwähne ich für diesmal die Bibelgeſellſchaft und den ſächſiſchen Verein für Erforſchung und Bewahrung vaterländiſcher Alterthümer, von welchen beiden die zweiten Berichte erſchienen ſind. Der erſtere giebt im Eingange die Geſchichte des Fortgangs der Bibelgeſellſchaft ſeit 1822, und bemerkt, was für ſie und von ihr ſeitdem gethan worden; dann folgt ein kurzer Bericht über die Wirkungen der Bibelgeſellſchaften im Allgemeinen, woraus man unter Anderem ſieht, daß, trotz der kriegeriſchen Zeitumſtände und des Verbots des Sultans, dennoch eine Ueberſetzung des Neuen Teſtaments in's Neugriechiſche zu Conſtantinopel gedruckt werden ſoll, und endlich wird eine Berechnung der Einnahme und Ausgabe gegeben, die z. B. das Reſultat darlegt, daß in den Jahren 1822 bis mit 1825 über 2500 Bibeln und über 200 Exemplare des Neuen Teſtaments von der hieſigen Bibelgeſellſchaft ausgegeben worden ſind. Der zweite erwähnte Bericht giebt zuerſt über den ſeit dem 6. Auguſt 1824 hier beſtehenden Verein Nachricht, enthält Mittheilungen über aufgefundene und erhaltene Alterthümer, z. B. über die Ruinen des Kloſters Altenzelle, über ein ſorbenwendiſches Grab zu Kloſter Marienſtern, über die bei Connewitz in der Nähe Leipzigs gefundenen Grab-Urnen, ferner Andeutungen über zu erwartende dahin einſchlagende Aufſätze und Beiträge, auch Bemerkungen über empfangene Alterthümer an Urnen, Gefäßen, Münzen, Inſtrumenten, Geräthen und andern Kunſtſachen (darunter z. B. fünf Blätter einer alten italieniſchen Spielkarte), an Urkunden, Büchern, und ſchließt mit der Chronik des Vereins, woraus man mit Vergnügen ſieht, daß er an Theilnehmern und Mitgliedern Zuwachs erhalten hat, und ein zweiter Band der Beiträge zur vaterländiſchen Alterthumskunde (der Inhalt iſt im Voraus kurz angegeben) bald zu erwarten ſteht. Endlich ſind dem Berichte einige Abbildungen der aufgefundenen Urnen und einiger andern Denkmäler der ſächſiſchen Alterthumskunde beigefügt. —b—.

Magdeburg. Unſer Theater wird ſich jetzt — leider — regeneriren; ob beſſer wie früher, daran zweifle ich, aber ſo viel iſt gewiß: Hr. v. Biedenfeld giebt die Direktion ab und geht mit ſeiner Gattin wieder nach Berlin zurück. Vom 1. September an übernimmt ſie dagegen ein Hr. Metz, ein im komiſchen Genre wohlbekannter ehemaliger Schauſpieler in Süddeutſchland. Außerdem wird das Ganze neu organiſirt. Viele Mitglieder verlaſſen uns: Hr. Reichel mit ſeiner Braut, Demoiſ. Weitner, gehen nach Carlsruhe; Demoiſ. Schopf, unſere erſte Sängerin, hat durch ein unglückliches Ereigniß ihre Stimme gänzlich verloren, und wird wohl ſchwerlich bei dem Theater bleiben. Ob unſere erſte Schauſpielerin, Mad. Lange, auch unter der neuen Direktion hier verweilen wird, iſt noch unbeſtimmt; dagegen hat dieſe, wie ich höre, den Gemahl der Mad. Schröder, Hrn. Kunſt, als Helden engagirt (?). S.

Die reitenden Briefträger in Paris führen den Namen Poſt-Huſaren. Da ſie den Courier-Dienſt innerhalb der Mauern haben, konnte man das Corps eben ſo gut die National-Garde der Couriere nennen. Uebrigens iſt die Einrichtung lobenswerth und wird als ſehr erfolgreich angeſehen. Ein Witzling meinte unlängſt: Es iſt nicht zu leugnen, das Pariſer Poſtweſen hält nicht nur vollkommen Schritt mit dem Zeitgeiſt, es galoppirt ſogar mit ihm! (Pandore.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 8. September. 143ſtes Blatt.

Ueber den Harz und den Thüringer Wald.

Reiſe-Bemerkungen von Adalbert vom Thale.

1. Die Roßtrappe.

Wer ſollte es nicht wiſſen, daß die Roßtrappe, dieſe erhabene Naturſchönheit, eine der intereſſanteſten Partieen des Harzgebirges ausmacht! — Wir hatten beſchloſſen, Sonnabend den 13ten Juli von S.... aus einen Abſtecher dahin zu machen; das Gewitter am Freitage gab aber wenig Hoffnung dazu, denn nur bei ſehr günſtigem Wetter darf man es wagen, in das Harzgebirge ein zu gehen, wenn man nicht den ſchönſten Theil des Genuſſes einbüßen will; doch gegen alle Regel waren wir diesmal die Begünſtigten, und bei heiterem Himmel und mäßiger Hitze verließen wir S.... um ſieben Uhr Morgens.

In der Meinung, unſere Damen — die den Weg ſchon mehr als einmal gemacht — würden ihn wiſſen, hatte ich mich weiter nicht darum bekümmert. Ey, ey, ich hätte fein bedenken ſollen, daß reiſende Damen immer Damen bleiben! Ein intereſſantes Geſpräch über eine neue Haube à la X oder Y und unbekümmert ſtreichen Berge und Landſchaften an ihnen vorüber, vergeſſen iſt Weg und Alles! — Wir umfuhren die Schluchten des Gebirges, ließen das Dörfchen Benzingerode, das aus einer der finſterſten Tiefen wie aus einer Weihnachtsbude freundlich mit ſeinen hellrothen Ziegeldächern heraus ſchaut, rechts liegen, kamen hart am Fuß des Heimburger Berges vorbei, auf deſſen Spitze eine alte Warte wie eine verlaſſene Geliebte ſtarr und lautlos in die weite Ebene ſchaut, und langten bei'm Pfeiffenkruge, am Fuß des Gebirges ſelbſt, an. Hier galt es die Frage: Ueber Blankenburg, oder am Fuß des Regenſteins entlang? Wir entſchieden für das Letztere. Der Weg — auffallend genug, ſo ſandig, daß er den Umgebungen Berlins Ehre machen würde — geht hart unter einer abgeſonderten Fels- und Klippenmaſſe hinweg, auf deren weſtlichen Spitze, etwa 300 Fuß über dem Landhorizont, die Trümmer der alten Feſtung Regenſtein ſtehen. Der nördliche Abhang iſt völlig jähe, man muß den Kopf wie ein Vöglein drehen, will man den Gipfel erſchauen, und zwiſchen Geſtrüpp ragen einzelne rieſige Felsſpitzen empor. Wir ſahen über uns die Zinne ſchweben, von welcher ſich das Mädchen glücklich herab gelaſſen hatte, das, von Liebe verblendet, die Feſtung einſt den Feinden verrathen hatte und lange Jahre dort eingekerkert war. — Sobald man um den öſtlichen Fuß des Regenſteins herum iſt, erblickt man in wahrhaft pittoresker Schöne das viereckige ſchneeweiße Schloß Blankenburg und ein reizendes Mühlenthal. Doch nicht lange ergötzt ſich das Auge an dieſem ſanftern Anblick; die Teufelsmauer erinnert, daß wir uns im Lande der wilden ſataniſchen Hexenpoeſie befinden. Einzelne Klippen, in wunderlichen ſchreckenden Geſtalten, bald kerzengerade himmelanſtrebend, bald überhängend und einzelne Zakken in die Höhe reckend, erheben ſich mit wildem Gebüſch untermiſcht aſchgrau aus dem ſchmalen Felsrücken, der ohne allen Zuſammenhang wie durch Zaubermacht gegen die Ebene vorgeworfen iſt. Eine nur

etwas entzügelte Phantaſie erblickt hier verſteinerte Könige mit der Krone auf dem Haupt, Prieſter, Ritter und Rieſen, gekrönte Fürſtinnen und ungeſtaltete Zwerge. Soll man der Sage trauen, ſo hat der Gott ſey bei uns mit ſeinen Lieblingen hier Kurzweil getrieben, und die Steinchen, die zerſtreut auf dem nahen Felde umher liegen, mitunter von der Größe eines Henſchobers, haben neckende Rieſen-Jungfrauen den ſataniſchen Stutzern nachgeworfen, die ihre Toilette belauſchen wollten. Es giebt noch mehrere Teufelsmauern in dieſer Gegend, namentlich eine bei Weddersleben an der Bode, unfern von Quedlinburg, doch kleiner als jene bei Blankenburg. Ueberhaupt, der Teufel ſpielt im Harz eine große Rolle, und unweit Heimberg liegt ein Berg, der das Teufelsbad heißt.

In der Nähe der Teufelsmauer war der Weg ſehr beſchwerlich, und einzelne Broſamen — vielleicht bei'm Höllenſouper mit dem Tiſchtuch ausgeſchüttet — reichen hin, den Reiſenden Achſen und Räder am Wagen zu zerſplittern. — Wir ließen das Dorf Timmenrode rechts, und ſtanden plötzlich auf einer Höhe, welche eine wirklich bezaubernde Ausſicht gewährt. Es iſt ein undankbares Geſchäft, ſchöne Ausſichten zu beſchreiben, denn auch die gelungenſten Schilderungen hinken der Wirklichkeit nach. Nur ſo viel ſey geſagt: In der Front des Weges liegt das Dorf Thale im Felſenthal der Bode, das ſich hier aber ſchon erweitert und mit grünen Auen, üppigen Wieſen, rothgedeckten Mühlen u. ſ. w. mit der Ebene vermählt iſt. Dicht hinter Thale gähnt dagegen der Ausmündungsſchlund der kalten Bode den Beſchauer an, und bei nur etwas günſtiger Beleuchtung bildet ſich hier der ſcharfe Contraſt zwiſchen dem Schauerlich-Romantiſchen und dem ſchäferlichen Stillleben, wie zwiſchen Epos und Idylle. Auch dem, der gar keinen Sinn für Naturſchönheiten hat, müßte dieſer Anblick ein Lächeln abgewinnen. — Die Bode paſſirten wir mittelſt einer Fuhrt. Aermlich, ſtill und beſcheiden floß der ſonſt ſo wichtige Gebirgsſtrom, der in aufgeregter Wuth Felsſtücke losreißt, rieſige Tannen wie ſchwache Binſen knickt, mit ſauſendem Gebrüll aus der Höhe des Gebirges ſich herab ſtürzt, ſein Bett — das die Natur ihm hier eng und ſchmal vorzeichnete — ſpottend überſchreitet, und mit ſchäumender Fluth die Ebene überdeckt. Des Sommers Dürre hatte dem nautiſchen Löwen die Zähne ausgebrochen; ein ſpiegelheller Forellenbach trat er aus der ſchmalſten Höhlung ſeines Rinnſaals hervor, und nur kugelrund gewaſchene Felsſtücke, von der linden Strömung ſpielend umleckt, deuteten den Mächtigen, den Gewaltigen an. Von ſeiner Tücke keine Spur! — Der Weg führt im Thale nach der nahe gelegenen Blechhütte zu einem ländlichen Wirthshauſe.

Zwei Reiſewagen ließen ſo eben zwei Herren und vier Damen aus ihrem beſchachtelten Innern hervor gehen; der beſte Führer der Gegend, der alte wohlbekannte Fabe, war ſchon bereit, und ohne die ſchöne Zeit mit frühſtücken zu verderben, ſchloſſen wir uns der Geſellſchaft an. Fabe belud ſeinen Rücken mit einem Tragekorbe, der die Mäntel, Umſchlagetücher und ſonſtigen Schirm- und Schutzmittel der Damen gegen mögliche Erkältung enthielt. — Auf einem 80 Fuß langen Tannenbaum, mit Geländer verſehen, überſchreitet man abermals die Bode, und ſteigt im dichten grünenden Eichwald den Berg hinan. — Reiſende fürſtliche Perſonen äußern immer einen wohlthätigen Einfluß auf Weg und Steg, denn die Behörden beeifern ſich, ihnen beides zu ebnen. So auch hier; dem frühern Beſuche mehrerer Prinzen und der unermüdlichen Thätigkeit des Ober-Forſtmeiſters von Bülow verdankt man es, den ſteilen Berg bis zu ſeiner tauſend Fuß über dem Spiegel der Bode hohen Kuppe bequem erſteigen zu können. Bequem heißt aber hier ein ausgeſtufter ſich ſchlängelnder Fußſteig, deſſen Stufen in der That bequemer ſind, als in manchem Schauſpielhauſe. Die Zahl der Stufen, bis dahin, wo der Fußſteig in einen gewöhnlichen Erdpfad übergeht, beträgt 356. Doch die Länge trägt die Laſt, wie man zu ſagen pflegt, und mehrere Ruhepunkte waren nothwendig, den Damen einige Procente Athem wieder zu ſchaffen. Es war eben nicht heiß, aber der Gang doch anſtrengend; des Führers beredter Zuſpruch, und die Hoffnung auf den Genuß, der uns oben bevor ſtand, wurde des Erſchöpften Stab, und nach halbſtündigem Wallen ſahen wir uns auf einem kleinen Platze im Walde, der die Ebene heißt, und eine Bretterhütte — abermals eine Anlage Bülow's — umgiebt. Ein altes halbverwittertes Ehepaar hielt hier eine Art von Reſtauration. — Die Damen verkühlten das Glühroth ihrer Wangen durch Kirſchen und Birkwaſſer. Ein kleiner Regenſchauer hielt uns eine Zeit lang feſt, und das Stammbuch der Roßtrappe ward von der Wirthin uns vorgelegt. Als Vorwort ſteht die Ermahnung, die Schreibenden möchten ſich aller ſchlechten Witze enthalten, was indeſſen der Stimme in der Wüſte gleicht; die Menſchen können das einmal nicht laſſen! —

Der Regen war vorüber; ein kurzer Pfad über Felsſtufen führte uns zu dem Ballon, einer iſolirten Felsſpitze, 800 Fuß über der Bode, mit einem Bankengeländer eingefaßt und ebenfalls von Bülow angelegt. Von hier aus überſieht man die ganze Ebene gen Oſten, wie ein Panorama vor dem Auge ausgebreitet. Das Dorf Thale liegt tief unten. Wie ein blauſeidenes Band iſt die Bode durch die Landſchaft geworfen; viele Thurmſpitzen ragen ringsum hervor; in Quedlinburg (1½ Meilen) kann man die Häuſer

zählen, und mit Hülfe meines guten engliſchen Fernrohrs unterſchied ich deutlich den ehrwürdigen Dom und die übrigrn Thürme von Magdeburg (9 Meilen). Dem Balkon gegenüber liegt der rechte Thalrand der Bode queer vor und den linken überhöhend, was alle Ausſicht hemmt. Der Blick vom Balkon herunter fällt ſenkrecht in den Fluß, ja der Felſen, auf dem der Balkon mit eiſernen Klammern befeſtigt iſt, hängt eigentlich noch über, und der Hinabblick in die Tiefe macht ſchwindeln. — Vom Balkon zu der eigentlichen Roßtrappe führt ein Felſenſteig, und bis auf die äußerſte vorragende Spitze kann der kecke Wanderer gelangen.

Die Roßtrappe, ein hufähnlicher Eindruck auf nacktem Felſen, liegt noch 200 Fuß höher als der Balkon. Man befindet ſich mitten in der erhabenſten Werkſtatt der Natur, und der Menſch kommt ſich klein vor. Das Thal iſt bei tauſend Fuß Tiefe nur einige hundert breit, was die Tiefen-Perſpektive bis in's Grauſende ſteigert. Zur Seite der Roßtrappe bilden die Felſen einen förmlichen Keſſel, der deshalb auch der Bodekeſſel heißt: der tückiſche Waldſtrom hat hier ſeine Natur verleugnet, und einen tiefen tintenfarbenen Sumpf gebildet, deſſen Fiſchlein einzig ſchön ſeyn ſollen, aber noch von keiner Angel erfaßt wurden. Der weſtliche Eingang in den Keſſel erzeugt einen Waſſerfall und Strudel. Vor einigen Jahren, bei'm Flößen der Tannenbäume, kam ein Arbeitsmann dem Strudel zu nahe: der reißende Strom erfaßt ihn, ſtürzt ihn hinab in die furchtbare Tiefe, aber der Strudel führt ihn wieder mit ſich empor, und ſchleudert ihn hoch über die Oberfläche hinaus auf den felſigen Rand, ſo daß er wunderbar das Leben davon trug. Doch der Schrecken hatte ihm die Beſinnung geraubt, und nimmer vermochte er Kunde zu geben von dem Innern des Strudels.

Der Roßtrappe gegenüber, alſo auf dem rechten Rande des Bodethals, nur etwa noch 200 Fuß höher, befindet ſich eine kleine freie Felſen-Ebene, der Tanzplatz genannt, der ſtumme Zeuge jenes Rieſenſprunges, deſſen das Mährchen erwähnt. Das bekannte Mährchen von der Roßtrappe wird ſehr verſchieden erzählt. Auf der Blechhütte wird es als Gedicht zum Beſten armer Waiſenkinder verkauft, und hat den berühmten Schlüter zum Verfaſſer. Dennoch will es nicht anſprechen, und ungleich echtere romantiſche Spur trägt die Volksſage, wie ſie hier von Mund zu Mund geht, und oft ſchon auch von Schriftſtellern benutzt worden iſt.

Ein ſo ſchauerlicher Ort wie die Roßtrappe, früher ohne Gefahr nicht zu beſteigen, muß zweifelsohne tragiſche Ereigniſſe auf zu weiſen haben. Mancher zu verwegene Kletterer fand hier ſchon ſein Grab. Der kundige Fabe wußte uns Namen und Jahreszahl genau an zu geben, und unter Andern noch vor Kurzem einen jungen Studenten, den einzigen Sohn guter Eltern, der ſeine Dreiſtigkeit mit dem Leben büßte und nun in Thale begraben liegt. Aber noch vor wenigen Jahren empfing auch der Bodekeſſel ein Opfer unglücklicher Liebe, das hier freiwillig ſich mit der Bürde in die Tiefe begrub, die es zu tragen ſich zu ſchwach fühlte. Es war ein junges achtzehnjähriges Mädchen — nach Fabe's Zeugniß wacker und hübſch — das am zweiten Oſtertage 1819 die Roßtrappe beſtieg, und ſich von der höchſten Spitze in das Felſenthal hinab ſtürzte. Oben hatte ſie ihr Umſchlagetuch, ihren Kamm und ein Geſangbuch zurück gelaſſen; das Lied: „Jeſus meine Zuverſicht", lag aufgeſchlagen, und einen Stein hatte ſie zwiſchen die Blätter gelegt, damit der Wind ſie nicht verſchlüge. Man behauptet, die Grauſamkeit des Geliebten, der zu Gunſten ihrer eigenen Mutter ihr untreu wurde, ſey die Urſache von ihrem Tode geweſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Es giebt Trommeln, auf welchen nicht getrommelt, und Pfeifen, auf welchen nicht gepfiffen wird. (Kaffeetrommeln, Tabackspfeifen).

Welches Wort vereinigt beide Gewalten im Staate? Der Kirchhof (Kirche und Hof, Altar und Thron).

Ein militairiſcher Schwätzer führt Kriegs- und Mundvorrath mit ſich.

Von einem Prahler ſagte man: Seine Thaten wird einſt die Göttin der Geſchichte mit doppelter Kreide in den Schornſtein ſchreiben.

Von der Kälte läßt ſich etwas erſparen (in den Eiskellern), von der Wärme nichts. Dafür ſorgt aber die Natur, daß wir zu jeder Zeit und Jahreszeit Feuer haben können.

Der Morgenländer ſpricht das Wort Tod nicht aus; er ſagt dafür: das Gewiſſe.

In den Hundstagen werden die Eltern der Schulkinder von den Ferien verfolgt, wie Oreſt von den Furien.

Th. Laurin.

G e ſ p r ä ch.

Damöt, es dunkelt: ich muß dich verlaſſen!
„O bleib, Chloe, laß' traulich dich umfaſſen!"
Die Mutter ſchilt, ich komme ſchon zu ſpät!
„Nun, laß' die Mutter ſchelten!" — Nein, Damöt!
„Willſt du denn wirklich fort?" — Ja wohl, ich muß!
„So gieb zum Abſchied mir den erſten Kuß!
Nicht wahr, den wirſt du mir gewißlich zollen?"
Thät' ich's, Damöt, würd' ich noch gehen wollen?

C.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. (Fortſetzung.) Im Jahr 1810 trat ein junger Mann aus N..., von ehrlichen Eltern, Namens Hemmeler,

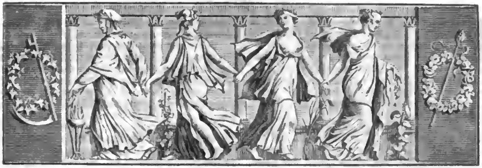
Digitized by Google

in das Haus des Vaters von F. D..., um von demſelben innerhalb fünf Jahren in den Geſetzen unterrichtet zu werden. Hemmeler zeichnete ſich aus durch Unſchuld, Offenheit und Beſcheidenheit; ſeine Gelehrigkeit und die Anhänglichkeit, die er gegen F. D... bezeigte, machten ihn dieſem werth. „Es war eine genußreiche Zeit", ſagt F. D..., „wo wir nach Beendigung unſerer Geſchäfte die Abende mit einander zubrachten, wo ich Gefallen daran fand, ihm Unterricht zu geben. Ich hatte Großes mit ihm im Sinn, aber, wie immer, ohne einen überlegten Plan, und ohne auf meiner Huth zu ſeyn vor jenen greulichen Neigungen, jenem Triebe zur Verworfenheit, deſſen giftiger Einfluß, früh oder ſpät, Alles ergriff, was mich umgab." So verging beinahe ein Jahr. Seine Freundſchaft zu dem jungen Mann wuchs mit jedem Tage; der Gedanke einer Trennung von demſelben war ihm unerträglich, aber ſtatt ſein Führer zu ſeyn, ward er ſein Verführer, ſpricht ihn jedoch von jeder Mitſchuld an ſeinen Uebertretungen feierlich los. „Hätte ich", ſagt er, „meine Verworfenheit mit kaltem Blute betrachten können, ſo würde ich vor mir ſelbſt zurückgeſchaudert ſeyn; aber mein Gewiſſen konnte jetzt nicht mehr durchdringen durch den dichten Schleier, mit dem meine verirrte Einbildungskraft und meine eingewurzelte Verderbniß es bedeckten." Eine neue Quelle des Verderbens trat hinzu. Von Gläubigern gemahnt, fing er an, große Summen in die Lotterie zu ſetzen, deren Verluſt ſeine Umſtände noch verſchlimmerte. Eine Zeit lang zwar verharrte er wieder, einem gefaßten Entſchluß zufolge, in Mäßigkeit und Sparſamkeit; da er aber einſt vor Gericht einen bedeutenden Prozeß gewann, konnte er ſich nicht enthalten, dieſem Triumph zur Feier, ſich in Gemeinſchaft mehrerer Genoſſen zu berauſchen. Am folgenden Tage fühlte er ſich ſchwach, betrank ſich von Neuem, und fuhr dann ſo fort. „Davor hüthe man ſich wohl", warnt hier F. D...; „derjenige, der, um die Weindünſte von geſtern zu zerſtreuen, heute wieder trinkt, iſt nahe daran, ein echter Säufer zu werden." Dieſe Rückkehr zur Liederlichkeit, nach neunmonatlicher Enthaltſamkeit, war ſein Verderben. Er überließ ſich jeder Art der Völlerei; fügte die tollſte Geldverſplitterung hinzu; machte Reiſen ohne Noth und ohne Zweck, mißhandelte ſeinen Freund Hemmeler u. ſ. w. — Bei allen dieſen Ausſchweifungen fand er um ſo weniger ein Hinderniß, als ſein Vater, von völliger Blindheit bedroht, wegen ſeiner Heilung ſich ſeit vier bis fünf Monaten in Bern aufhielt. Statt in dieſer Zeit den Geſchäften ſeines Vaters mit Ordnung vor zu ſtehen, vernachläſſigte er dieſe nicht nur, ſondern betrog und beſtahl denſelben auf die unwürdigſte Weiſe. Er verführte eine Magd des Hauſes, und ſuchte Hemmeler, wiewohl vergebens, hierzu ebenfalls zu verleiten. Als dieſe ihm ihre Schwangerſchaft ankündigte, beſchwichtigte er ſie durch Drohungen, und hielt ſie durch das Verſprechen einer bedeutenden Geldſumme von der Entdeckung ihrer Schwangerſchaft ab. Nachdem er dieſe Summe gezahlt, erfuhr er, daß ſie ihn betrogen hatte. Alles dies verwirrte und verwilderte ihn immer mehr. Er verſchwendete bedeutende Summen, und wenn Hemmeler ihm über ſeine Aufführung Vorwürfe machte, ſo vergalt er ihm dies mit muthwilligen Verhöhnungen und Ausbrüchen der Heftigkeit. Länger als ein Jahr ſetzte er dieſe Lebensart fort. „Lügen", ſagt er, „verläumden, fluchen, betrügen, heucheln, dies waren meine gewöhnlichen Laſter; die Jugend verführen, Schriften verfälſchen, die ungerechteſten, anſtößigſten Prozeſſe ſuchen, war mir nur Spiel. Mit einem Worte, es giebt kein göttliches und menſchliches Geſetz, das ich nicht tauſend und aber tauſend Mal mit der größten Kaltblütigkeit verletzt hätte. Und hier muß ich noch eine Greuelthat ganz neuer Art bekennen, die ich an zwei armen Mädchen und an dem unglücklichen Hemmeler verübte. Ich hatte mir ſchädliche Arzneimittel verſchafft, und ohne ihre gefährlichen Wirkungen hinlänglich zu kennen, miſchte ich ſie unter ihre Speiſen, um zu meinen niederträchtigen Zwecken zu gelangen; aber ich erndtete nicht die Früchte davon, denn da die Gabe wahrſcheinlich zu ſtark geweſen, ſo geriethen ſie in augenſcheinliche Gefahr. Ein entſetzliches Schrecken ergriff mich, und ich war genöthigt, ihnen ſchleunig Hülfe zu verſchaffen. In der Folge brachte ich Hemmeler öfters von dieſen Mitteln etwas bei, theils in der nämlichen Abſicht, theils auch, um ſeine Geſundheit zu zerſtören, die, kaum ſollte man es glauben, für mich ein Gegenſtand des Neides und der Eiferſucht war." — Als F. D...'s Vater ſtarb, erheuchelte er Betrübniß und vergoß Thränen; aber ſo groß war ſeine ſcheußliche Gefühlloſigkeit, daß er ſich ſofort betrank, und bei der Beerdigung in dieſem ſchimpflichen Zuſtande erſchien, auch an dem nämlichen Abend ſich den tiefſten Ausſchweifungen, der abſcheulichſten Liederlichkeit überließ. Den Nachlaß ſeines Vaters ordnete er mit ſeiner gewöhnlichen Untreue, und betrog ſeine Mutter um mehrere Summen, die er verhehlte. Zwiſchen allen dieſen Abſcheulichkeiten machte er zuweilen einige, wiewohl ſchwache Verſuche, ſich zu beſſern und zu Gott zurück zu kehren, verrichtete aber ſein Gebet nur bedingungsweiſe und faßte es in die frevelhaften Worte: „Wenn du mich morgen das große Loos in der Lotterie gewinnen läßt, damit ich meine Schulden bezahlen, und mich aus meiner Noth befreien kann, dann will ich das Werk meiner Beſſerung beginnen." Als das Loos durchgefallen war, fiel er in Verzweiflung, beging tauſend Tollheiten und mißhandelte Hemmeler jämmerlich. Dieſer machte ihm die bitterſten Vorwürfe, vergoß Ströme von Thränen, und hatte doch nicht die Kraft, ihn zu verlaſſen und für immer auf zu geben. Als F. D... wieder zur Beſinnung kam, ſuchte er Hemmeler durch die zärtlichſten Entſchuldigungen zu beſänftigen, verſprach Beſſerung — ohne ſein Verſprechen zu halten. Bald nachher bemächtigte er ſich einer ihm von einer armen Wittwe anvertrauten Geldſumme, nahm die Flucht, ſtreifte im Lande umher, kehrte aber, durch die Neigung zu Hemmeler angezogen, in ſein Haus zurück. Dieſer empfing ihn zwar kalt; als er aber bemerkte, daß dies einen Eindruck auf F. D... machte, bezeugte er ihm die lebhafteſte Theilnahme und hatte für ihn die beſten Rathſchläge. Dieſer aber gab ihm abermals ohne ſein Wiſſen eine Menge ſchädlicher Mittel ein, theils um ſeine Geſundheit zu untergraben und ſolche der ſeinigen ähnlich zu machen, theils um ihm nachher unter dem Vorwande der Anwendung von Heilmitteln allerhand Tränke bei zu bringen, die nach ſeiner Meinung Hemmeler eine unwiderſtehliche und unveränderliche Neigung zu ihm einflößen und nebenher noch andere höchſt ſchändliche Wirkungen hervorbringen ſollten; dann begünſtigte er, um auch ſeine Seele zu verderben, ſo wie er ſeinen Körper ſchwächte, ſeine Verbindungen mit Leuten von der ſchlechteſten Aufführung, damit er, durch ihr Beiſpiel verführt, eben ſo laſterhaft werden möchte, als er ſelbſt. Um endlich ſeinen ſchamloſen Zweck auf die Perſon des Hemmeler zu erreichen, ſuchte er Streit mit demſelben, in der Abſicht, dann eine Verſöhnung herbei zu führen und dieſe zur Ausführung ſeines abſcheulichen Vorhabens zu benutzen; dies mißlang jedoch, weil Hemmeler keinen Schritt zur Verſöhnung thun wollte. Als nun F. D... zu eben dieſer Zeit noch einen dringend mahnenden und drohenden Brief von einem ungeſtümen Gläubiger erhielt, ſo gerieth er in Verzweiflung und beſchloß, durch Hemmeler's Ermordung das Maaß ſeiner Verbrechen zu erfüllen. In dieſem Entſchluſſe beſtärkte er ſich durch übermäßigen Genuß geiſtiger Getränke, und blieb bis zu deſſen Ausführung, welche theils wegen dazwiſchen getretener Hinderniſſe, theils durch ſeine Unentſchloſſenheit im Moment der Vollziehung, mehrmals mißlang, in einer faſt ununterbrochenen Geiſtesverwirrung.

(Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 9. September. 144ſtes Blatt.

Das Goethe-Feſt in Berlin.

I. Rede

zur Einleitung der Goetheſchen Geburtstagsfeier in der Berliner literariſchen Mittwoch-Geſellſchaft, gehalten von einem Sekretair am 28. Auguſt 1826.

Gleich wie, meine Herren, jede Meſſe eingeläutet wird, verlangt man auch, daß Feſtivitäten, vielleicht verwandt mit jenen von wegen des Auskramens vielen Flitterwerks, eingeleitet werden. Für das Ausläuten braucht man bei Meſſen und Feſtlichkeiten nicht zu ſorgen; es zieht ein Jeder davon, wenn er ſein Theil hat; aber das Einleiten hat allemal ſeine Schwierigkeit, beſonders wenn, wie es hier der Fall iſt, der mit der Einleitung Beauftragte, weder im Allgemeinen noch Beſondern, etwas Beſonderes zu verallgemeinern vorfindet.

Im Allgemeinen hätte ich nur zu ſagen, daß dieſe unſere Mittwoch-Geſellſchaft, nachdem ſie ſeit faſt jähriger Friſt ſtandhaft bei'm Montage verharrt, ſich heut am 28. Auguſt auf dem glücklichen Standpunkte befindet, unſers Dichterfürſten ſieben und ſiebzigjährigen Geburtstag, ohne ihren Standpunkt zu verrücken, an einem Montage feſtlich zu begehen. Wer ſtimmt nicht in den doppelten Wunſch für den Greis und unſere junge Geſellſchaft ein, daß wir am nächſten Montag, auf den wieder Goethe's Geburtstag fällt, das iſt, wenn meine Rechnung mich nicht trügt,

Montag am 28. Auguſt 1832

auf des drei und achtzigjährigen Greiſes Geſundheit, noch ſelbſt als eine geſunde und friſche Geſellſchaft, anſtoßen können. Iſt es vergönnt, noch kühnere Wünſche zu hegen, — und warum nicht — ſo mögen wir bei'm Becher der, dem heutigen ſieben und ſiebzigjährigen Feſttage correſpondirenden Geburtstagsfeier des acht und achtzigjährigen Goethe, die wiederum durch Vermittelung eines Schaltjahres auf einen Montag fällt, nämlich

Montag des 28. Auguſts 1837

gedenken. Das Spiel zu Gunſten unſers Montags geht noch weiter. Auch der vier und neunzigjährige Goethe feiert ſein Wiegenfeſt Anno 1843 an einem Montag. Hätte Jemand ſo viel Connexionen bei unſern Aſtronomen, es zu vermitteln, daß ſie das Schaltjahr 1848, in welchem Goethe am Montag den 28. Auguſt neun und neunzig Jahre zurück gelegt hat, um zwei Jahre hinaus ſchöben, ſo würden wir an unſerm gewöhnlichen Sitzungstage

Montag den 28. Auguſt 1849

die ungemeine Freude haben, den hundertjährigen Goethe bei'm Gläſerklange leben zu laſſen. Alle Urſache, am heutigen Tage dem Montage überhaupt, inſonderheit den Montagen der Zukunft, Treue zu geloben.

Daß Goethe's Geburtstag von einer Geſellſchaft von Dichtern und Dichterfreunden, die überhaupt das Andenken großer Lebenden und Geſtorbenen feiern, begangen werden müſſe, verſtand ſich von ſelbſt, wie denn ſeit unſerer zweijährigen Exiſtenz auch der 28ſte Auguſt des vorigen Jahres nicht unbeachtet hingegangen iſt.

Digitized by Google

Nur das wie? war ſtreitig. Ob zwar die Zahl 77 in ihren Ziffern die Geſammtzahl der freien Künſte doppelt enthält, ward es doch nur für ſchicklich, d. h. für thunlich erachtet, mit Beiſeiteſetzung der andern Künſte, verſteht ſich, die ſehr frugale Kochkunſt unſers Herrn Wirths ausgeſchloſſen, nur durch die Poeſie dem Tage ein Feierkleid an zu legen. Für Alle, welche unſerer Berathung nicht beigewohnt, diene hier zur Nachricht, daß die vom Herrn Criminal-Rath Hitzig in Vorſchlag gebrachte Ausſetzung eines Preiſes, beſtehend in einem Ringe mit dem Bildniß des Gefeierten, für das beſte Gedicht auf ihn, unter der Modification einſtimmig angenommen wurde, daß nur Mitglieder und Ehrenmitglieder der Geſellſchaft bei dieſer ganz den Privat-Charakter tragenden Concurrenz zugelaſſen werden ſollten. Streitiger war es, ob dem Gedichte eine beſtimmte Form und welche zu beſtimmen ſey? Nachdem durch geringe Mehrheit zum Beſten der Schiedsrichter für eine Form, und zwar das deutſche durch Goethe wieder zu Ehren gebrachte Lied gegen Sonett und Ottavercime entſchieden worden, entſchied ſich die Geſellſchaft auch dafür, daß das Amt des Schiedsrichters nur Individuen zu übertragen, welche von der Concurrenz ausgeſchloſſen wären. Nachdem ausgezeichnete Namen genannt waren, wurde Profeſſor Zelter durch einſtimmige Acclamation als der Würdigſte, um im Felde des Liedes zu entſcheiden, ſo wie als der Geeignetſte für dieſes Goethe-Feſt wegen einer langjährigen Freundſchaft mit dem Dichter-Greis, deſignirt. Der würdige Veteran und Stammhalter im Gebiet einer Kunſt, die durch ihn zumeiſt Anerkennung ihrer Exiſtenz im Staate und in ihm ihren erſten Vertreter in demſelben gefunden, hat unſere Bitte eben ſo gütig als beſcheiden angenommen, und wir erwarten mit Dankbarkeit ſeinen Ausſpruch. Eingegangen ſind Lieder von zwölf Mitgliedern, welche nachher den geehrten Anweſenden vorgetragen werden ſollen.

Etwas Beſonderes bei Gelegenheit dieſer Feier ſprechen, heißt doch nur: noch auf eine beſondere Art den Gefeierten loben; wo aber ſoll das Beſondere herkommen, wenn ſich Kunſt und Kritik ſeit Decennien bemüht haben, ihm Weihrauch zu ſtreuen; wenn die beſonnene Mäßigung und der Aberwitz wetteiferten, wenn Knaben lallten und Altersſchwache ſtotterten zu ſeinem Preiſe, wenn die Geiſtreichen ſich erſchöpften und die Dürftigen ſich lächerlich machten. Noch einmal den Schild erheben gegen die Angreifer, hieße ihn herabſetzen. Von den Zeiten der erſten Angriffe auf Götz und Werther bis zu den Puſtkuchen hat jeder Angriff ihn nur verherrlicht; ohne daß es der Vertheidigung bedurfte, prallten die, meiſtens vom Neide geſchickten Pfeile ab, und gerade der lange Zeitraum, wo ein jüngeres glänzendes Geſtirn ihn zu verdunkeln ſchien, diente nur dazu, ihn leuchtender wieder vor dem deutſchen Vaterlande auftreten zu laſſen.

Wären wir etwas Ordentliches, das heißt, etwa eine Akademie, ſo könnten wir dieſes Dichter-Feſt durch eine Abhandlung, vielleicht über die Naſenbildung der Kamtſchadalen oder einige Probleme in der Differencial-Rechnung oder einer Berechnung der vermuthlichen Ausbeute der Attiſchen Bergwerke zur Zeit des Perikles, gewiß eben ſo angemeſſen als nützlich feiern; da aber die Poeſie noch immer ein wildes Inſtitut iſt, das allein von allen Künſten, die ihre Schweſtern und Töchter ſind, noch keine Anerkennung ſeiner Exiſtenz in den Staaten gefunden hat, entbehren wir ſchon deren Privilegien, und man verlangt daher von uns, daß wir bei ſolchen Feſten von zur Sache Gehörigem reden. Um uns einer nützlichen Thätigkeit etwas an zu ſchließen, könnten wir von Goethe's Metrik ſprechen, auch zählen, ob er mehr Conſonanten oder Vocale, und wie oft er das Wörtchen und gebraucht hat. Aber es wären Alles nur Tropfen in's Meer. Und doch müſſen wir ſolche Tröpflein aufſuchen, da es uns nicht in den Sinn kommen darf, das ganze Meer ſeiner Größe zu beſchiffen, wie ruhig und anmuthig im Strahl der Abendſonne dieſes Meer auch vor uns liegt, wie wenig auch der Schiffer Gefahr läuft, auf Untiefen zu ſtranden, in Strudel zu gerathen oder an nackten Klippen zu ſcheitern. (Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Harz und den Thüringer Wald.

(Fortſetzung.)

Der alte Hütten-Wirth hatte eine Piſtole mitgenommen und feuerte ſie in den Bodekeſſel hinab. Der Schall gab das Echo donnerähnlich in ſchauerlichen Schwingungen zurück. — Auf der höchſten, gefährlichſten Spitze, rechts neben der Roßtrappe, ſtanden drei Bergleute, bemüht, einen anſehnlich großen Stein mit Spitzhacken los zu bröckeln. Auf meine Frage: Wozu? war die Antwort: „Zum Plaiſir" — und unter wildem Gelächter ſtürzten ſie den Stein in den Keſſel, wo er mit praſſelndem Gepolter ſich ſeinen Geſellen im Thale anſchloß. Der eine dieſer drei Wagehälſe ſtellte ſich hierauf an den äußerſten überhängenden Felſenrand, ſo daß ſeine Schuhſpitzen einen Zoll noch überragten, lehnte ſich auf die Spitzhacke und klopfte gemüthlich ſeine Pfeife aus. Solch ein Gewohnheitsthier iſt der Menſch! — von Todesfurcht und Lebensgier erfüllt, macht Gewohnheit ihn vertraut mit Gefahren, die dem Fremdlinge auf dieſer Klippenbahn das Haar zu Berge treiben. Ich hatte kurz vorher einige Ebereſchen-Blätter, wirklich nicht ohne Lebensgefahr, von einer überhängenden Klippe gepflückt, und wenn es auch keine „Heſperiden" waren, die ich „an des Orkus ſchauervollem Rande pflückte", ſondern nur ein Andenken an

den Schauer-Ort für meine entfernten Freunde, ſo ſchämte ich mich doch heimlich meiner lächerlichen Keckheit, als ich jenen Bergmann ſeine Pfeiſe ausklopfen ſah. — Von der eigentlichen Roßtrappe nahmen wir grünes Kraut mit. — An einer Einbiegung des Keſſels ſpringt eine Klippe vor, welche die Kanzel heißt. Auf ihr ſtand zufällig ein Wanderer, und wie man in Weihnachts-Ausſtellungen Püppchen auf Bergen angeklebt ſieht, ſo ſah der Menſch aus, wiewohl nicht 200 Schritt von uns entfernt, aber der Maaßſtab iſt hier ſo groß, daher das Gewöhnliche ſo klein. — Neben der Roßtrappe — die beiläufig geſagt beſtändig mit Bergwaſſer gefüllt iſt — ſteht ein bedecktes Luſthäuschen, deſſen Wände, Geländer, Pfeiler und Stufen mit unzähligen Namen bedeckt ſind. Gute und ſchlechte Witze liegen hier bunt durcheinander, die Fabe dellamirend ablas, und die zu notiren ich leider unterlaſſen habe.

Den Rückweg kann man durch das Bode-Thal antreten, vorausgeſetzt, daß man das Hinabklettern nicht ſcheut. Fabe verſicherte, erſt kürzlich Reiſende geführt zu haben, die kein Zureden bewegen konnte, dieſen Pfad zu wählen. Unſere Begleiter ſchienen davon keine Notiz zu nehmen; ſie gehörten zu derjenigen Claſſe von Menſchen, die da reiſet und ſieht, um zu ſagen: ſie habe gereiſet und geſehen; wenigſtens konnte man das aus ihrer kalten Gleichgültigkeit abnehmen, mit der ſie an Allem vorüber gingen, was wir ſahen. Wer in der Ebene geboren und erzogen iſt, und ſich plötzlich zwiſchen dieſe Schlünde verſetzt ſieht, deren eigenthümlicher Anblick alle Beſchreibungen ſelbſt geübterer Federn ſo weit hinter ſich läßt, und dennoch theilnahmlos umher wandelt, als machte er einen Sonntags-Spaziergang unter den Linden oder im Thiergarten Berlins, der hat entweder keinen Sinn für das Erhabene der Natur, oder will keinen dafür haben, um nicht aus dem Geleiſe zu kommen; zu der letztern Sorte ſchienen unſere Begleiter zu gehören. In der Regel ſchließt man ſich gern und ſchnell an einander, wenn der Zufall Menſchen auf ſolchen Wanderungen zuſammen führt; doch wir blieben einander fern, als tränken wir gemeinſchaftlich Kaffee im türkiſchen Zelte von Charlottenburg. Genug von ihnen. — Alſo die Wanderung in das Bode-Thal ward angetreten. Es würde ſchwer ſeyn, die eigenthümlichen Gefahren dieſes Felſenſteiges zu beſchreiben, und aufrichtig geſagt, ich glaube, ſie waren noch größer, als ſie ſchienen. So lange Geſtrüpp den Pfad einſchloß, woran man ſich im Nothfall halten konnte, war die Gefahr unbedeutend, und der Weg nur beſchwerlich. Als aber der Pfad an der ſchroffen Seite einer eingeſtürzten Felſenwand entlang glitt, der Fuß über loſe Granitbröckel oder Schieferſtücke ſchreiten mußte, die unter dem Tritt nachgaben, und den Kletterer mit ſich in die gähnende Tiefe zu rollen drohten, als der Pfad mit ſcharfen Wendungen eine Steilheit annahm, die kein Aufrechtgehn mehr erlaubte, ſondern ein Kriechen faſt auf allen Vieren nothwendig machte, wobei das Auge feſt auf den Steig geheftet bleiben mußte, weil der Blick in die Tiefe zur Seite, oder in die Höhe, die Wand hinauf, nur ſchwindeln machte, da konnte ſich Niemand verhehlen, daß wirklich Gefahr vorhanden war. Doch leicht iſt Reſignation, wo kein Rückweg möglich, keine Wahl da iſt. Wie ſteil und beſchwerlich der Pfad ſeyn muß, geht daraus hervor, daß mein Hund das Weitergehen verſagte und, heulend und ängſtlich winſelnd, auf halbem Wege ſtehen blieb. Kein lockender Zuruf konnte ihn zum Weiterſteigen bewegen, und da ein Zurückklettern an die Unmöglichkeit grenzte, ſo mußte ich es dem Zufall anheim ſtellen, ob die Treue über die Furcht ſiegen, oder der Hund vielleicht hinab ſtürzen und ſeinen Tod finden würde. — Mit faſt ganz ermüdeten Sehnen, beſonders in den Kniegelenken, gelangten wir in das Bode-Thal. Ueberraſchend war uns ein ſteinernes Denkmal, das an eiſerner Tafel mit goldenen Buchſtaben einige wohlgeſetzte herzliche Worte des Dankes an den thätigen Menſchenfreund von Bülow enthält, der „dem Reiſenden den Pfad gebahnt hat zu dieſem Tempel der Natur“. Jener Schlüter hat das Denkmal errichtet, das dem, der es erwarb, Rührungsthränen entlockte, als er unerwartet es zum erſten Mal hier fand. — Wir überſchritten die Bode auf einem Tannenbaum, dem an der Blechhütte ähnlich, und ſtanden am Fuß des Tanzplatzes. Ein Blitzſtrahl hat vor einigen Jahren einen Splitter vom Felſen abgelöſt, der ſich mit einem der Angabe nach 5000 Zentner ſchweren Granitblock in das Thal ſtürzte, und den Lauf der Bode ſperrte. Mit Hülfe des Schießpulvers iſt er in mehrere kleine Blöcke zerſprengt worden, die in coloſſaler Geſtalt am Ufer zerſtreut umher lagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Spielwerk.

Innig entzückt betrachtet der Knab' ein glänzendes Spielwerk,
Wie's zum heiligen Chriſt gütig die Mutter beſcheert,
Lebet und webt nur im neuen Genuß, und freut ſich die Woche;
Aber dann widert's ihn an, aber dann hat er es ſatt.
Wie dem Knaben das Spiel, ſo lachte mir lange die Hoffnung,
Goß mir Leben und Luſt in das beruhigte Herz.
Aber das Hoffen allein, das ewig vergebliche Hoffen
Wird nach Jahren des Trugs endlich zuwider mir doch!

E. Langrehr.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. (Schluß.) Endlich am 28. Juli 1817 trank F. D…, um ſich zu ermuthigen, eine ganze Flaſche Liqueur aus. „Nach einigen Augenblicken“, ſagt er, „fühlte ich ein Feuer durch alle meine Adern rinnen. Die Furien der Hölle bemächtigten ſich meiner. Hemmeler's blühende Geſundheit, verglichen mit meiner Hinfälligkeit; das Wohlwollen, das ihm bezeigt ward, und die Schande, mit der ich bedeckt war; der Gedanke an ſeine Unabhängigkeit und die daraus folgende Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit ſeiner Trennung von mir; und mehr als Alles, eine unerklärliche Begierde, ein unwiderſtehlicher Grimm, der mich wider meinen Willen hinriß, den Gegenſtand meiner innigſten Zuneigung zu vernichten; dies waren die tobenden, einander bekämpfenden Leidenſchaften, die mein Gemüth umwühlten. Sogleich ergriff ich ein Meſſer, daſſelbe, was die Nonnen zu Chaumont mir bei meiner Abreiſe geſchenkt und mit Wünſchen des Wohlergehens und ihrem Segen begleitet hatten, und begab mich zu dem Unglücklichen, der im friedlichen Schlafe lag, taſtete vorſichtig nach dem Sitz des Herzens und ſtieß ihm das mörderiſche Eiſen in die Seite. Der Unglückliche ſtieß einen Schrei aus; ich bedeckte ſeinen Mund mit einem Tuche, womit ich mich verſehen hatte; er warf einen ſchmerzlichen Blick auf mich, deſſen Erinnerung nie von mir weicht, und gab den Geiſt auf. Ich ward von ſeinem Blute überſtrömt, und dieſer Anblick ſetzte mich in ſo grenzenloſe Wuth, daß ich das Meſſer wegwarf, meine bluttriefenden Hände abwuſch und nun noch den Leichnam beſchimpfte und mit beiſpielloſer Rohheit mißhandelte. — Allmählig kam ich zu mir ſelbſt und nun ergriff mich der Schmerz. Ich ſchloß ihm die Augen, faßte ſeine ſchon erkaltete Hand, und richtete einige Worte an ihn, deren ich mich nicht mehr erinnere. Aber, wer vermag es zu glauben, daß ich ſo niederträchtig war, mich ſeiner Uhr, die an der Wand hing, zu bemächtigen!“ — Er entfloh, ward aber auf der Flucht ſogleich verhaftet und nach Aarwangen gebracht. — Seine Antworten bei der erſten Vernehmung waren nichts als Lügen und erbärmliche Ausflüchte, und, in's Gefängniß zurück geführt, verfiel er in die entſetzlichſte Verzweiflung, und würde ſich gegen ſein Leben vergangen haben, wenn ihm ein Inſtrument zu Gebote geſtanden hätte. — In der darauf folgenden Nacht hörte er, nach ſeiner Behauptung in völlig wachendem Zuſtande, die Töne einer ſanften lieblichen Muſik, von Glockentönen begleitet, und verfiel dann in einen Schlaf, in welchem ihm die wunderlichſten Geſtalten aller Art erſchienen. Am folgenden Tage ward er ruhiger und fühlte nun die erſten Anwandlungen der Reue. Jetzt wandte er ſich zu Gott mit dem Geſtändniß der Miſſethat, mit dem Gebet um Vergebung, um Beiſtand im Tode. Der Gedanke an den Selbſtmord verſchwand, und er begehrte den Zuſpruch eines Geiſtlichen. An dieſem Tage erſchien derſelbe noch nicht, dennoch gelang es dem Unglücklichen, ſich zu beruhigen. Er legte ſich nieder, konnte jedoch nicht ſchlafen. Nun hörte er, wie er erzählt, leiſe Stimmen um ſich her flüſtern, eine, die ihn auf's äußerſte ſchmähte, eine andere, die ihn tröſtete und ihm Mitleid bezeugte; dann wieder Muſik, die vom leiſeſten Piano bis zum lärmendſten Geräuſch anſchwoll. Nun zeigten ſich Schreckgeſtalten, die, wie ſie ſagten, ihn peinigen und verſuchen wollten; endlich der blutende Leichnam des ermordeten Hemmeler, ſein eigener Vater, und ein anderer von ihm als höchſt gottesfürchtig geſchilderter verſtorbener Mann. Bei allen dieſen Erſcheinungen hatte F. D. offene Augen und war vollkommen wach. Bald ſah er ſich von Geſpenſtern umringt, hölliſchen Geiſtern gleich, von jeder Geſtalt, Größe und Farbe, die ihm die namenloſeſten Qualen zufügten. Dieſe Erſcheinungen dauerten fort, und blieben ſelbſt dann, als der Geiſtliche ihn beſuchte, im Hintergrunde ſtehen. Nach deſſen Entfernung fing die Verfolgung wieder an. Die Erſcheinungen, die Höllenqualen, die Todesangſt währten fort, wobei der Leidende das vollkommenſte Bewußtſeyn behielt, ſo daß er ſogar die Zeit, in welcher jedes Einzelne vorging, beobachtete, und ſie in ſeiner weitläufigen Erzählung dieſer Viſionen genau anführt. Acht furchtbare Tage hindurch, während welcher F. D… nach Bern abgeführt ward, ergingen dieſe Schreckniſſe über ihn, und gaben ihm einen vollkommenen Vorgeſchmack der Hölle, bis er endlich die unumgängliche Nothwendigkeit des Gebets erkannte, und eine ganze Nacht betend zubrachte. Da hörte er die Stimme jenes bekannten frommen Mannes, den er in ſeinem Leben oft gemißhandelt und verhöhnt hatte, ihm zurufen: „Triumph, Triumph, du haſt geſiegt, Gott hat dein Gebet erhört u. ſ. w.!“ und von dieſem Augenblick an hatten alle Viſionen und Leiden ein Ende. Sein Herz überließ ſich nun der Hoffnung, und er betrachtete den Tod, der ihn erwartete, als eine Wohlthat. — F. D… widerſpricht feierlich jeder falſchen Deutung, die man ſeiner Erzählung jener Schreckens-Scenen geben könnte. Er nimmt Gott zum Zeugen, daß ihm Alles wirklich ſo begegnet ſey, daß er Alles erfahren, empfunden und geſehen habe, daß es die Vorſehung Gottes ſey, die auf dieſe Weiſe ſeine Bekehrung bewirkt habe. — Wenn gleich wir nur zugeben, daß dieſe Begebenheiten bloß in ſeinem Innern vorgegangen ſind, alſo nur ſubjektive Wahrheit haben, ſo erſcheint doch darum nicht minder in ihnen die leitende Hand der Vorſehung, die ſeine Bekehrung durch dieſelbe Kraft herbei führte, welche ſeinen Fall und alle ſeine Vergehungen bewirkte, nämlich die übermächtige, nie durch einen kräftigen Willen gezügelte Phantaſie. Daß die aufrichtigſte vollkommenſte Bekehrung in ihm bewirkt wurde, davon giebt Alles, was er von dieſem Augenblick an geäußert hat, ſein offenes peinlich genaues Bekenntniß, ſeine zahlreichen Briefe und Aufſätze, vor Allem aber ſein ſtandhafter, muthvoller, echt chriſtlicher Tod, die ſprechendſten Beweiſe. Er ward am 30. September 1817 zu Aarwangen, nach vorheriger Erdroſſelung, gerädert. Bis zu ſeinem letzten Augenblick behielt er Muth und völlige Beſonnenheit, und hielt vom Richtplatz eine kräftige und rührende Rede an die zahlreich verſammelten Zuſchauer.

Wir behalten uns vor, im „Geſellſchafter“ aus den künftig erſcheinenden Heften dieſer intereſſanten Zeitſchrift dasjenige in Auszügen mit zu theilen, was durch anziehenden und bedeutenden Inhalt die Aufmerkſamkeit des Leſers verdient. An Stoff hierzu läßt es der Herausgeber nicht fehlen. —n.

Das Londoner Gefängniß Newgate führt die Inſchrift: „Moſes gab das Geſetz! Vergebung und Wahrheit kommen von Jeſus Chriſtus!“ Die Londoner Gefängniſſe ſtehen ſämmtlich unter Aufſicht des Londoner Magiſtrats, deſſen Mitglieder ſie oft beſuchen. Aber leider wird nur den leichteſten Mißbräuchen abgeholfen, weil in den Helfern keine ernſte Einigkeit zu ſeyn ſcheint. So z. B. iſt in Newgate Alles müßig, Niemand arbeitet. Savoy-Jail iſt höchſt ungeſund, Coldbathfield ſo voll, daß man mehrere Gefangene in beſondern Barracken unterbringen muß. In Kings-Bank kann man, gegen Zahlung, alle mögliche Erleichterung erhalten; dieſe Erleichterung wird aber in der That mit Gold aufgewogen, ſo daß die Gefangenen dort in der Regel bettelarm entlaſſen werden. (Journ. d. Par.)

Roſſini iſt ein ſo großer Freund vom Angeln, daß er an nichts, als an Fiſchfang denkt. Unlängſt ſchrieb Jemand an ihn, und bat, er möge ihm une deux lignes (zwei Zeilen) als Antwort ſchicken. Da ligne aber auch Angel heißt, ſo antwortete er: „Zuvörderſt muß ich wiſſen, mein lieber Freund, ob die deux lignes für Karpfen, Hechte oder Gründlinge ſeyn ſollen!“ (Corsaire.)

Beilage: Blatt der Ankündigungen Nr. XXI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

1826. No. XXI.

Blatt der Ankündigungen.

Den Königlichen Offizianten, ſo wie dem handel- und gewerbtreibenden Publikum empfehlen wir folgendes Werk:

Ueberſicht
der geſammten direkten und indirekten Beſteuerung in den preußiſchen Staaten;

als Grundlage und im Vergleich zu den Steuer-Syſtemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze Preußens mit Preußen in Berührung kommen, als Rußland, Oeſtreich, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark, Hamburg u. ſ. w. Mit Anmerkungen und Vorſchlägen, den ausübenden Steuerdienſt betreffend,

von

Carl Wilhelm Schmidt,

Königl. Preuß. Steuer-Rendant u. ſ. w.

Zwei Bände mit vielen Tabellen.

Druckpapier 3½ Thlr. Schreibpapier 4 Thlr.

Inhalt.

Einleitung. Einiges über die Zölle und Abgaben vom zwölften Jahrhundert bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Erſte Abtheilung. Erläuterung und Ueberſicht der direkten und indirekten Steuern und deren Verwaltung in den Preußiſchen Staaten. Zweite Abtheilung. Verzeichniß der in der Preußiſchen Monarchie befindlichen Hauptzoll- und Hauptſteuer-Aemter, ſo wie der Nebenzollämter Nr. I. — Oeſt- und weſtliche Provinzen. Lage derſelben. Verzeichniß der Nebenzollämter I. in der Monarchie. Dritte Abtheilung. Zolltarif für Preußen. Ein- und Ausgangsabgaben. Vierte Abtheilung. Erhebungs-Rolle der Abgaben von Gegenſtänden, die im Innern des Landes erzeugt und verbraucht werden. Grundſätze. Verzeichniß der Städte, in welchen die Mehl- und Schlachtſteuer erhoben wird. Art. I. Branntwein. Art. II. Bier und Eſſig. Art. III. Wein nach verſchiedener Qualität. Art. IV. Taback, getrocknete Blätter. Art. V. Mahlamt und Mühlenfabrikate. Art. VI. Fleiſch und Fleiſchwaaren. Art. VII. Gegenſtände aus den Enklaven. Beſtimmungen. Fünfte Abtheilung. Erhebungs-Rolle der Abgaben, welche von Gegenſtänden, die auf der Elbe verſandt werden, zu entrichten ſind. Allgemeine Beſtimmungen. Rekognitionsgebühr. Gewichtstabelle. A. Flüſſige Waaren. B. Früchte. Anmerk. Inhalt der Berliner Maaße — Weinmaaß. Biermaaß. C. Holzarten und Brennmaterialien. D. Steinarten, Sand, Thon u. ſ. w. E. Leere Gefäße. Sechſte Abtheilung. Nachträge und Abänderungen bei der Braubeſteuerung nach der Kabinetsordre vom 10. Januar 1824. Siebente Abtheilung. Nachträge und Abänderungen bei der Branntweinbeſteuerung, nach der Kabinetsordre vom 10. Januar 1824. Achte Abtheilung. Münzvaluationstabelle für die Elbzölle. Neunte Abtheilung. Erhebungs-Rolle der Abgaben, welche von Gegenſtänden, die aus den vom Zollverbande ausgeſchloſſenen Erfurter Landestheilen eingehen, entrichtet werden ſollen. Beſtimmungen. Gegenſtände. Zehnte Abtheilung. Vertrag zwiſchen Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen und Sr. Durchlaucht dem älteſt-regierenden Herzog zu Anhalt-Bernburg über die Anſchließung des obern Herzogthums Anhalt-Bernburg an das Preußiſche indirekte Steuerſyſtem vom 1. Oktober und ratifizirt den 2. November 1823. Eilfte Abtheilung. Gegenſtände, welche gar keiner Abgabe unterworfen ſind. Zwölfte Abtheilung. Rechnungs-Tabelle zur Auffindung der Thara aller Objekte, die entweder aus dem Auslande zum Gebrauch eingeführt, oder die durchgeführt werden; desgleichen beim Ausgange aus dem Lande. Von 1 Pfund bis zu 1 Centner in der Einheit ſteigend. Dreizehnte Abtheilung. Rechnungs-Tabellen zur Auffindung der Thara aller Gegenſtände, die entweder aus dem Auslande zum Verbrauch eingeführt oder durchgeführt werden, desgl. der Gegenſtände beim Ausgange aus dem Lande in Abſtufungen von 1—1000 Ctr. Vierzehnte Abtheilung. Rechnungs-Tabelle zur ſchnellen und leichten Berechnung ſämmtlicher Abgaben-Sätze beim Ein- und Ausgang der Waaren von 1—110 Pfund, zu 5 ſteigend. Funfzehnte Abtheilung. Rechnungs-Tabellen zur ſchnellen und leichten Berechnung ſämmtlicher Abgaben-Sätze beim Ein- und Ausgang der Waaren, von 1—1000 Ctr., Schiffslaſt, Klafter, Tonnen und Stück, von 50 zu 50 ſteigend. Sechszehnte Abtheilung. Rechnungs-Tabellen zur ſchnellen und leichten Berechnung ſämmtlicher Abgaben-Sätze beim Ein- und Ausgang der Waaren von 1—24000 Scheffel ſteigend. Siebenzehnte Abtheilung. Zolltarif für Rußland. Achtzehnte Abtheilung. Zolltarif für Oeſtreich. Neunzehnte Abtheilung. Revidirter Waaren-Tarif für die Leipziger Handels-Abgaben vom Jahre 1824. Zwanzigſte Abtheilung. Königl. Baierſche Verordnung wegen der erhöhten Eingangs-Zölle. Ein und zwanzigſte Abtheilung. Großherzoglich Badenſches Zollgeſetz. Zwei und zwanzigſte Abtheilung. Königl. Franzöſiſche Zollverfaſſung. Drei und zwanzigſte Abtheilung. Zolltarif für England. Vier und zwanzigſte Abtheilung. Hamburger Zolltarif. Fünf und zwanzigſte Abtheilung. Neuer Däniſcher Zolltarif. Sechs und zwanzigſte Abtheilung. Praktiſcher Steuerdienſt. Branntweinbrennerei. Ueber das Schwierige einer Reviſion beim Branntweinbrennen. Verhältniſſe des Einmeiſchens hinſichts der Dicke der Meiſche ſelbſt, mit beſonderem Anmerken, den Steuerdienſt betreffend. Die Abſchätzung einer Brennerei für Steuer, praktiſch beleuchtet. Sieben und zwanzigſte Abtheilung. Praktiſcher Steuerdienſt. Bierbrauerei. Ueber das Nachmeiſchen. — Nachtheilige Folgen. Aufgeſtellte Grundregeln der erforderlichen Kenntniſſe eines Steuerbeamten. Wie iſt bei Reviſion und Beurtheilung einer Brauerei zu verfahren — nöthige Grundregeln. Acht und zwanzigſte Abtheilung. Die Aufhebung der Kommunal- und Privatbinnenzölle, insgl. die Kommunal- oder Privat-Handels- und Konſumtionsabgaben. Ausnahmen hievon. Transporte für den Staat und Landesherrn, Verhalten dabei. Neun und zwanzigſte Abtheilung. Erhebungs-Rolle für die Provinzen Preußen, Weſtpreußen, Brandenburg, Pommern, Schleſien, Poſen und Sachſen. Vom 10. April 1823. Kabinetsordre vom 10. April, Abänderungen, die am 25. Oktober 1821 vollzogene Erhebungsrolle betreffend. Beſtimmungen für die genannten ſieben Provinzen. Auf der Linie an der Oſtſee bis Memel zur Gränze gegen den Freiſtaat Krakau. Ausnahmen im Betreff der Durchfahrtsabgaben. Dreißigſte Abtheilung. Von der Verwaltung der indirekten Steuern überhaupt. Publikation der Geſetze. Verhältniſſe hinſichts der Geſetze und Verordnungen, in welchen einzelne Regierungs-Departements und einzelne Kreiſe ſtehen. Verbindende Kraft der Geſetzſammlung und der Amtsblätter. Beſtimmungen, wann die Geſetzſammlungen und Amtsblätter in den verſchiedenen Departements eintreffen ſollen. Prädikate der Beamten eines Hauptzollamts. Das Abfertigen fremder Reiſenden an Sonn- und Feſttagen betreffend. Beſtimmungen, das Einziehen der Steuerreſte betreffend. Bezeichnung der Quittungen hinſichts des Gewichtsinhalts. Verbot, das Umherziehen mit Materialwaaren, Wein, Branntwein u. ſ. w. betreffend. Ausnahme. Ein und dreißigſte Abtheilung. Abänderungen, welche hinſichts der etablirten Zoll- und Steuerämter vorgegangen ſind. Eintheilung der Preußiſchen Monarchie. Verzeichniß der Aemter. Veränderungen, die Hauptſteuerämter betreffend. Zwei und dreißigſte Abtheilung. Von den allgemeinen Beſtimmungen in Betreff des Verkehrs mit dem Auslande. Bezeichnung der verſchiedenen Zolltafeln. Anmeldung der Kleidungsſtücke und gebrauchten Sachen bei der Grenze. Behandlung und Aufnahme beim Eingang der Oele, Glas u. ſ. w. Verpackung des Re-

Digitized by Google

ſenitſ. Reviſion und Aufnahme bei Reiſenden. Reviſion bei Waaren gemiſchten Urſtoffs, Wolle, Leinen, Seide u. ſ. w. Eingang der Waaren bei Steuerämtern ohne Niederlage. Bürgſchaft kann geſtellt werden. Begleitſcheine ins Land. Nöthige Angabe des Nettogewichts. Ausnahme. Auch revidirte Waaren ſind der Reviſion unterworfen. Freier Eingang des Düngeſalzes. Angenommenes Normalgewicht des Düngeſalzes, an Ausländer überlaſſen. Talg, Seife, Lichte und andere Gegenſtände. Gebiete, welche zu den enklavirten fremdherrlichen Ländern gehören. Defraudation in Rudolſtädtiſchen Beſtimmungen. Nähere Beſtimmungen der Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Länder. Verhältniſſe zwiſchen Preußen und Weimar, den freien Durchgang betreffend. Eingang der geſtempelten Strohhüte. Was iſt unter Getraide zu verſtehen? Ueber Ertheilung der Freizettel bei Verſendung der Waaren. Bei Verſendung von Drechslern. Ausfuhrdeklaration über Weine. Außerordentliche Fälle. Eingang des alten Kupfers und Meſſings. Reparaturen ſchadhafter Werkzeuge im Auslande, freier Eingang. Unterſchied der neuen und alten Schmiedeamboſſe. Verhältniſſe der Poſtreiſenden. Reviſion der Poſtſtücke. Verfügung des General-Poſtamts. Drei und dreißigſte Abtheilung. Steuern, inländiſche Gegenſtände betreffend. Fleiſchverſteuerung. Nebenbottiche bei der Meiſchverſteuerung. Vier und dreißigſte Abtheilung. Von den Konſumtionsſteuern in den ausgeſchloſſenen Preußiſchen Landestheilen. Landestheile, woraus das Erfurter Departement beſteht. Geſchirrzoll- und Tranſito-Abgabe. Der Schleuſinger Kreis, Ausländiſche Verfaſſung. Der Ziegenrückner Kreis desgl. Fünf und dreißigſte Abtheilung. Von den Kommunikations-Anſtalten. Benutzung künſtlicher Verbindungsanſtalten, hinſichts der Beamten. Chauſſeegeldtarif. Ausnahmen. Sechs und dreißigſte Abtheilung. Anhang zum Chauſſeegeldtarif, Strafbeſtimmungen, Beſtimmungen. Sieben und dreißigſte Abtheilung. Zolltarif für die Weichſel-Schiffbrücke bei Kurzebrack. Beſtimmungen. Ausnahmen. Für den Durchlaß der Schiffe, Kähne u. ſ. w. Acht und dreißigſte Abtheilung. Tarif, nach welchem das Fährgeld für das Ueberſetzen über den Gilgeſtrom bei Neukirch erhoben werden ſoll. Vom 29. Mai 1822. Beſtimmungen. Ausnahmen. Neun und dreißigſte Abtheilung. Tarif zur Erhebung der Kanalgefälle bei der Bielawer, Gromadner, der Bromberger Stadt- und der Bromberger Kanal-Schleuſe, vom 16. September 1822. Beſtimmungen. Vierzigſte Abtheilung. Regulativ und Tarif zur Erleichterung der Schiffahrtsplatz- und Niederlage-Gelder am Klodnitzkanal, für die Kanalſtrecke von Koſel bis Gleiwitz, vom 21. December 1819. Beſtimmungen. Ein und vierzigſte Abtheilung. Tarif, wonach die Lippe-Schiffahrtsabgaben zu entrichten ſind, vom 19. Mai 1823. Beſtimmungen. Regulativ wegen Erhebung der Schiffahrtsabgaben auf dem Lippeſtrom, vom 19. Mai 1823. Zwei und vierzigſte Abtheilung. Allerhöchſte Deklaration vom 19. Auguſt 1823 wegen Anwendung der Zollordnung vom 26. Mai 1818, bei der von Gewerbetreibenden in den Bezirken nicht nachgewieſenen Verſteuerung. Beſtimmungen. Tarif, nach welchem das Fährgeld für das Ueberſetzen über die Weichſel von Zaſſenhaus nach Starolecka erhoben werden ſoll, vom 18. Sept. 1823. Tarif, nach welchem das Fährgeld für das Ueberſetzen über den Scheitelſtrom erhoben werden ſoll, vom 18. Sept. 1823. Drei und vierzigſte Abtheilung. Vertrag zwiſchen dem Könige von Preußen und dem Großherzog zu Sachſen-Weimar und Eiſenach wegen der Verbrauchsſteuern, welche an der äußern Grenze des Preußiſchen Gebiets von dem Verkehr der darin eingeſchloſſenen ſouverainen großherzoglichen Aemter Allſtedt und Oldisleben erhoben werden, vom 27. Juni und ratificirt am 10. Auguſt 1823. Beſtimmungen in 9 Artikeln. Vier und vierzigſte Abtheilung. Vertrag zwiſchen dem Könige von Preußen und dem Fürſt-regierenden Herzoge zu Anhalt-Bernburg, wegen der Verbrauchsſteuern, welche an der äußern Grenze des Preußiſchen Gebiets von dem Verkehr des darin eingeſchloſſenen ſouverainen Herzogl. Amts Mühlingen erhoben werden, vom 10. Oktober und ratificirt am 2. November 1823. Beſtimmungen in 8 Artikeln. Fünf und vierzigſte Abtheilung. Tarif zur Erhebung der Fährgelder für die Fahranſtalt zu Poterzin, vom 9. December 1823. Bei kleinem Waſſer. Sechs und vierzigſte Abtheilung. Wege- und Brückengeldtarif für die Stadt Hamm, vom 20. November 1823. Beſtimmungen. Sieben und vierzigſte Abtheilung. Kabinetsordre vom 23. Dezember 1823; wie künftig die Tiefgelder zu Stralſund, Greifswald und Wolgaſt erhoben werden ſollen. Beſtimmungen. Acht und vierzigſte Abtheilung. Tarif, nach welchem das Brück-, Durchlaß- und Ueberfahrtsgeld bei der Rheinbrücke zu Koblenz zu erheben iſt, vom 6. Mai 1824. Beſtimmungen. Neun und vierzigſte Abtheilung. Von den Abgaben der Weſerſchiffahrt (Weſerſchiffahrtsakte, ratificirt am 22. November 1823). Von den Abgaben. Herabſetzung des Weſerzolls: Auf die Hälfte, auf ein Viertheil, auf ein Achtheil, auf ein Vierundzwanzigtheil. Fünfzigſte Abtheilung. Von der Kontrolle. Beſtimmungen. Ein und fünfzigſte Abtheilung. Von den Nebenkaſſen. Beſtimmungen. Zwei und fünfzigſte Abtheilung. Ueber die ausübende Reviſion der Weſerſchiffahrtsakte. Beſtimmungen. Drei und fünfzigſte Abtheilung. Ergänzung zur neun und vierzigſten Abtheilung. Beſtimmungen. Vier und fünfzigſte Abtheilung. Münz-Valvationstabelle für den Weſerzollempfang. Beſtimmungen. A. Silbermünzen. B. Goldmünzen. Fünf und fünfzigſte Abtheilung. Verzeichniß der durch die Weſerſchiffahrtsakte beibehaltenen Zollſtätten an der Weſer, mit ſpezifizirter Angabe der daſelbſt zu erhebenden Zollgefälle. Bemerkungen. Sechs und fünfzigſte Abtheilung. Normalgewichtstabelle zur Berechnung des Weſerzolls. a. Flüſſige Waaren. b. Früchte. c. Holzarten und Brennmaterialien. d. Steinarten, Thon, Sand u. ſ. w. e. Leere Gefäße. Sieben und fünfzigſte Abtheilung. Zollamt Minden. Preuß. Manifeſt. Acht und fünfzigſte Abtheilung. Das Ausſtellungsamt Bremen. Manifeſt. Neun und fünfzigſte Abtheilung. Ueber die Verpflichtung der Offizianten beim Antritt des Amts. Verordnung vom 26. Oktober 1799. Vorbereitung bei dem Dienſteid. Muſter zu einem Dienſteid. Sechzigſte Abtheilung. Ueber die Kautionsbeſtellung im Allgemeinen. Formular zum Kautionsdokumente der Kaſſenoffizianten. Wie die Kaution zu beſtellen iſt. Kautionslegung durch Verpfändung, Bürgſchaften, Pfandbriefe. Ueber die erforderlichen Stempel. Das Kautionsinſtrument wird der Königl. Regierung eingeſandt. Empfangnahme eines Rekognitionsſcheins. Ueber die zu gebenden Zinſen. Fälle, wann der Beamte von einer Kautionsbeſtellung entbunden werden kann. Wann eine Amtskaution zu beſtellen iſt. Beſtimmungen über die Höhe der Kautionsſtellung. — Grundſätze. Regulativ der Dienſtkaution bei den Hauptämtern. Schema. Ein und ſechzigſte Abtheilung. Dienſtliche und perſönliche Verhältniſſe der Beamten. Verhältniſſe der Beamten bei dem Hauptamte. Zwei und ſechzigſte Abtheilung. Die Inſtallation der Beamten. — Beſtimmungen der Obern und Subalternen. Geſetzliche Vorſchriften, die Inſtallation der Beamten betreffend. Beſtimmung beim Urlaub eines Beamten. Beſtimmungen bei den zu übernehmenden Vormundſchaften eines Beamten. Vorladung vor Gericht, Ablegung eines Zeugniſſes. Bei Verehelichungen eines Beamten. Ueber den Titel, Rang und die Vorrechte eines Beamten, welche derſelbe erlangt. Drei und ſechzigſte Abtheilung. Beſtimmungen der Wartegelder, Penſionen, Reiſediäten u. dgl. der Beamten. Abrundungen. Eximirter Gerichtsſtand der Beamten. Ueber die Vergütigungen bei etwanigen Dienſtveränderungen. Bei Uebertragung einer Stelle bei Todesfällen. Beſtimmung derer Beamten, welche auf Wartegeld ſtehen, hinſichts etwaniger Beſchäftigung. Penſionen, Beſtimmungen hierüber. Beſtimmungen bei Diätenzahlungen, bei Reiſekoſten. Ueber die Beförderung der Beamten. Anſprüche. Ueber die Arbeiten, welche im Dienſte zum Zweck deſſelben gefertigt ſind. Verbot hinſichts der Verbindungen der Beamten mit ſteuerpflichtigen Perſonen. Ueber die Nichtbefreiung der Beamten von den Kommunallaſten. Vier und ſechzigſte Abtheilung. Ueber die Eigenſchaften der Aufſichtsbeamten, in dienſtlicher und moraliſcher Hinſicht. Grundſätze eines rechtlichen Beamten. Fünf und ſechzigſte Abtheilung. Aufſichtsführung. Aufſichtsbeamten — deren Verbindlichkeit im aktiven Dienſt — Gebrauch der Waffen. Die obere Aufſicht des Finanzminiſters. Nöthige Sicherheit in der Aufſichtsführung für den Staat. Aufſicht im Allgemeinen, die untere, die obere. Kontrollirung für den äußeren Verkehr. Obliegenheiten der Gränzaufſeher. Die Führung der Waffen betreffend. Sechs und ſechzigſte Abtheilung. Aufſichtsführung. Aufſichtsbeamte, deren Verbindlichkeiten. — Innere Kontrolle. Die Befugniß der Steueraufſeher im innern Dienſt. Sieben und ſechzigſte Abtheilung. Vorſchriften und Geſetze zur Kontrollirung der Brenn- und Brauereien u. ſ. w. Erweiterter aktiver Dienſt der Steueraufſeher. Verpflichtungen der Aufſichtsbeamten. Acht und ſechzigſte Abtheilung. Obere Aufſicht. Befugniſſe und Pflichten der obern Aufſichts-Beamten in Bezug auf Grenzverwaltung. Des Oberinſpektors und Oberkontrolleurs nöthige Anſichten des Bezirks. Neun und ſechzigſte Abtheilung. Obere Aufſicht. Befugniſſe und Pflichten der obern Aufſichts-Beamten, in Bezug auf innere Steuerverwaltung. Siebenzigſte Abtheilung. Aufſicht über die Kaſſenverwaltung. Reviſion der Kaſſen. Verantwortlichkeit der Kuratoren. Ein und ſiebenzigſte Abtheilung. Von dem Kaſſen- und Rechnungsweſen. — Anleitung zur Anlegung und Führung der Regiſter und Bücher. Nöthige Anſichten eines Kaſſenbeamten bei Uebernahme einer Steuerkaſſe. Verzeichniß der ſämmtlichen Regiſter bei der indirekten Steuerverwaltung. 1. Bei einem Hauptzollamte. Deklarationen. Waageregiſter. Begleitſcheinempfangsregiſter. Packhofeingangskonto. Zuſammenſtellungen von Nachrichten über den Waarenverkehr. — Enddiviſionsregiſter. Heberegiſter. Begleitſcheinausfertigungsregiſter. Niederlageregiſter. Notizbuch über die vom Inlande durch das Ausland nach dem Innern gehenden Waaren. Legitimationsſchein- (Freizettel-) Regiſter. Notizbuch über alle andere Abfertigungen, welche nicht in beſondere Regiſter zu tragen

Digitized by Google

ſind. Heberegiſter (vertritt die Stelle des Deklarationsregiſters). Inventarium über die, der Steueraufſicht unterworfenen Fabrikationsſtellen und Anlagen. Hauptdeklarationsregiſter für die Branntweinfabrikation, für das Brauen. Weinſteuerdeklarationsregiſter. Hebe- (Deklarations-) Regiſter über den Taback. Einnahme-Journal über die Steuern aus dem Geſetz vom 8. Februar 1819. Journal über die Enklaven. Waageregiſter (Mahl- und Schlachtſteuer). Erhebungs-Journal. Notizbücher — Mehl-, Back- und Fleiſchwaaren. Kaſſenbuch — Zuſammenſtellen verſchiedener Regiſter. Kollekturregiſter. Depoſitenregiſter. Vorſchußregiſter. Inventarium über bewegliche und unbewegliche Stücke. Materialienregiſter. Prozeßregiſter. Regiſter über Poſtporto in Unterſuchungsſachen. II. Regiſter bei einem Hauptſteueramte. III. Regiſter bei den Neben- und Unterämtern. IV. Regiſter bei andern Behörden und Perſonen. Zwei und ſiebenzigſte Abtheilung. Anleitung der Anlegung der Strafstabelle bei der indirekten Steuerverwaltung. Strafe. Drei und ſiebenzigſte Abtheilung. Erläuterungen über den Gang der Prozeſſe bei der indirekten Steuerverwaltung. Beſtimmungen. Vier und ſiebenzigſte Abtheilung. Von dem jährlichen Rechnungslegen. — Jahresrechnung über alle Gegenſtände der Steuerverwaltung, Beſtimmungen, Rubriken u. ſ. w. Fünf und ſiebenzigſte Abtheilung. Reviſion der Jahresrechnungen. — Reviſionsprotokolle. — Defekte. — Decharge. — Beſtimmungen über die Verhandlungen bei Reviſionen. Beſtimmung der Defekte. Verantwortlichkeit des Rendanten, Oberkontrolleurs und Oberinſpektors bei eingetretenem Defekte. Ertheilung der Decharge. Sechs und ſiebenzigſte Abtheilung. Von den Geldeinnahmen und Ausgaben und den übrigen Zweigen der Kaſſenverwaltung. Beſtimmungen, wie es bei Zahlungen gehalten wird. Ueber die auszuſtellenden Quittungen. Form derſelben. Erforderliche Sicherheit der Kaſſe. Beſtimmungen hierüber. Beſtimmungen der Kaſſenbeſtände. Ablieferung derſelben. Das Liquidationsweſen. Beſtimmungen über Reſtitutions- und Bonifikations-Liquidationen. Zahlung des Hauptamts an die Regierungs-Hauptkaſſe. Sieben und ſiebenzigſte Abtheilung. Von der Subdiviſion der Waaren. Erläuterungen über die Anlage und Führung der Subdiviſionsregiſter. Vorſchriften, wie es mit Gelderhebungen, hinſichts der Münzſorten, zu halten iſt. Prüfung der Eichungsgeräthſchaften durch den Oberinſpektor. Auszahlung der Reſtitutionsgelder von den Hauptämtern. Verkauf der alten Tiere. Berechnungen und Auszahlungen der Gränz-Gensd'armerie. Nachweiſungs-Regiſter. Rationen, welche den Gensd'armen verabreicht werden. Zulage bei außerordentlichen Fällen. Acht und ſiebenzigſte Abtheilung. Form und Beſtimmung des Etats. Beſtimmungen. Neun und ſiebenzigſte Abtheilung. Von den Depoſiten und Vorſchüſſen. Wie es mit den Depoſiten-Geldern gehalten werden ſoll. Zurücknahme der Depoſita. Schluß der Regiſter. Achtzigſte Abtheilung. Das Inventarium. Was iſt unter Inventarium zu verſtehen und wie ſoll es damit gehalten werden? Ein und achtzigſte Abtheilung. Von den Extrakten und Druckſachen. Beſtimmung der Extrakte. Rechnungsführung über erhaltene Druckſachen. Zwei und achtzigſte Abtheilung. Von dem Geſchäftsſtyl der amtlichen Correſpondenz. Was befaßt die Correſpondenz in ſich? Form der Berichte und Communikate. Das Correſpondenz-Journal. Die Reinſchriften. Erforderliche Durchſicht. Arbeiten des Rendanten und des Kontrolleurs. Drei und achtzigſte Abtheilung. Die Regiſtratur. Termintabelle. Feſtſtellung über die Einrichtung und Führung der Regiſtratur-Termintabelle über die verſchiedenen an die Behörden abzuſendenden Berichte u. ſ. w. Vier und achtzigſte Abtheilung. Auszug aus der Maaß- und Gewichtsordnung vom 16. Mai 1816 für die geſammten Preußiſchen Staaten. Längenmaaße. Flächenmaaße. Körpermaaße. Der Berliner Scheffel. Salz- und Kohlenmaaß, Kalk 2c. Weinmaaß, Biermaaß 2c. Gewichte. Fünf und achtzigſte Abtheilung. Ueber die erforderlichen ökonomiſch-techniſchen Kenntniſſe, welche einem mit dem äußern Steuerdienſt beauftragten Aufſichts-Beamten eigen geworden ſeyn ſollen, mit Hinſicht auf die Anſtellung deſſelben. Anſtellung der Beamten. Ueber die nöthigen Vorkenntniſſe eines Steuerbeamten. Anſichten über den äußern Steuerdienſt. Hinweiſung auf zweckmäßige Belehrung der Aufſichtsbeamten. Sechs und achtzigſte Abtheilung. Praktiſcher Steuerdienſt. Belehrungsplan für die Aufſichtsbeamten (Steueraufſeher), um in einem Zeitraum von ſechs Wochen, mit kräftiger Anwendung ihrer geiſtigen und phyſiſchen Kräfte, ohne große Vorkenntniſſe, eine richtige Beurtheilung über die drei Hauptperioden der Branntwein-, Bier- und Eſſigfabrikation, mit Bezug auf die Steuergeſetze, theoretiſch und praktiſch zu erlangen. (Als Vorſchläge zur Beförderung des aktiven äußern Steuerdienſtes.) A. Branntweinbrennerei. Ueber die Idee einer Belehrung — Hauptperioden. Eintheilungen. Nähere Anſichten. Hinweiſung auf Reviſion der Brennereien. — Nachtheile, welche die Steuerpflichtigen erleiden können. Grundlage zu Belehrungen. Die älteren Brennereien mit ihrem Betriebe. — Grund der Verbeſſerungen durch die Staatsbehörden. I. Theorie. Grundlage zu einer richtigen Theorie, mit Hinſicht auf Steuer. Kenntniß der Brennerei im Innern, der Oefen 2c. Beachtung der Feuerungsmaterialien bei Reviſionen. Die nöthige Kenntniß der Getraide-Arten, nach ihrem innern Werth. II. Theorie und Praxis. Praktiſche Anſicht des innern Werthes verſchiedener Getraidearten, mit Berückſichtigung der Steuer. Die genaue Kenntniß des Meiſchens mit Hinſicht auf den Steuerdienſt. Das Gährbrauen u. ſ. w. mit Berückſichtigung des Steuerdienſtes. Das Deſtilliren der abgegohrnen Maſſe mit Hinſicht auf den Steuerdienſt. Ausfüllung der Zwiſchenräume. Recapitulation der Arbeiten, Feſtſtellung derſelben nach den verſchiedenen Perioden, mit Hinſicht auf den Steuerdienſt. B. Brauerei. Hinweiſung auf Belehrung. Lehre des Malzens mit Anwendung auf Brauerei. — Lehrbuch 2c. Sieben und achtzigſte Abtheilung. Auszug aus der Erhebungsrolle der Abgaben, welche von Gegenſtänden zu entrichten ſind, die entweder aus dem Auslande eingeführt oder durchgeführt oder aus dem Lande ausgeführt werden, enthaltend diejenigen Gegenſtände, von denen die Eingangs-Abgaben mehr als 4 Procent betragen. Acht und achtzigſte Abtheilung. Erläuterungen der Kabinetsordre (vom 18. Januar 1824) wegen Beſtimmung der Bierbrauereien, vom 27. April 1824.

Dieſes Inhalts-Verzeichniß macht es gewiß Jedem deutlich, daß dies Werk allen andern über denſelben Gegenſtand vorzuziehen iſt; auch haben die öffentlichen Urtheile (namentlich in beiden Berliner Zeitungen, in der Königsberger, Breslauer, Stettiner und Münchner Zeitung u. ſ. w.) dies vielfach ſchon beſtätigt, und zugleich bemerkt, daß es ſelbſt in hiſtoriſcher Hinſicht und in den praktiſchen Anweiſungen einen **dauernden Werth** hat für Königl. Officianten und alle Perſonen des handeltreibenden Publikums.

Berlin. Friedrichsſtraße Nr. 176. **Vereinsbuchhandlung.**

Noch ſind bei uns folgende Werke erſchienen und für die beigeſetzten Preiſe zu haben:

Das Leben des Heilandes. Treu geſchildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit ſechs Holzſchnitten (Maria mit dem Kinde; das Vaterunſer; der verlorne Sohn; das Abendmahl; Chriſtus am Kreuz; die Auferſtehung;) und in einem Umſchlag (zwölf Momente aus der heiligen Geſchichte in ſich faſſend) von **Gubitz.** $1\frac{1}{3}$ Thlr.; cartonnirt $1\frac{1}{2}$ Thlr.; **ohne Holzſchnitte** $\frac{2}{3}$ Thlr. (Auf 22 eng aber auch mit angenehm lesbarer Schrift gedruckten Bogen iſt hier Alles geſammelt, was ſich über das Leben des Heilandes auffinden ließ und in der Erzählung der einfache bibliſche Ton beibehalten. Dies ſo eben erſchienene Werk wird ſich Jedem empfehlen und es gewiß bewähren, daß es keinem andern Buche der Art nachſteht, und in vielen Einzelnheiten Vorzüge hat.)

Die Sprachgeſellſchaften des ſiebzehnten Jahrhunderts. Von **Otto Schulz,** Profeſſor am grauen Kloſter zu Berlin. Brochirt $\frac{3}{4}$ Thlr. (Der Abdruck iſt von vielen Seiten gewünſcht worden, weil der Verfaſſer die beſte, umſtändlichſte Abhandlung über dieſen höchſt anziehenden Gegenſtand lieferte.)

Einige Beiträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen; ſo wie gewölbter, feuerfeſter und waſſerdichter Decken in Gebäuden: nebſt einer Anweiſung zur Bereitung des Forſterſchen Kalk-Mörtels. Mit Berechnungen und Zeichnungen im Holzſchnitt und Steindruck. Von **Carl Friedrich Hulser.** $\frac{3}{4}$ Thlr. — Der Ertrag dieſer Schrift iſt wohlthätigen Zwecken, namentlich denen Bewohnern der Rheingegenden beſtimmt, welche durch die letzten Ueberſchwemmungen verarmt ſind.

Digitized by Google

Italien und die Italiener im Neunzehnten Jahrhundert. Nach dem Engliſchen des A. Vieuſſeux von G. Lotz. Zwei Bände. $1\frac{1}{3}$ Thlr. — Die Urtheile der engliſchen wie der deutſchen Zeitſchriften ſind darüber einig, daß von allen in neuerer Zeit über Italien erſchienenen Werken dieſes am glücklichſten Belehrung mit Unterhaltung verbindet.

Euryanthe. Von **Helmine von Chezy.** Mit Umſchlag und Vignette von **Gubitz.** $\frac{3}{4}$ Thlr. (Das **Original** zu dem Text der Oper von **Carl Maria von Weber**; es iſt dieſer kleine Roman in allen öffentlichen Beurtheilungen für ſehr vorzüglich anerkannt worden, als hiſtoriſche Merkwürdigkeit und intereſſante Lektüre.)

„**Othar von Bretagne**“ und „**Bergmannsthal.**“ Erzählungen von **M. C. Hanſen** und **J. M. Thiele**; aus dem Däniſchen überſetzt von **Fr. Lenburg.** Mit Umſchlag und Vignette von **Gubitz.** $1\frac{1}{3}$ Thlr. (Dieſe beiden Erzählungen, welche mit der geiſtreichſten Unterhaltung zugleich einen Austauſch der Anſichten über die höchſten Zwecke der Menſchheit verbinden, haben in dem Vaterlande der Verfaſſer großes Aufſehen erregt und die beſten deutſchen Zeitſchriften; namentlich das „Literariſche Converſationsblatt,“ „der Geſellſchafter,“ „die Abendzeitung,“ „die Zeitung für die elegante Welt“ u. ſ. w. ſtimmen darin überein, daß ſie auch in Deutſchland allgemein geleſen zu werden verdienen.)

Erzählungen, die Manchem ſchon gefielen. Mit Umſchlag und Vignette von **Gubitz.** $1\frac{1}{2}$ Thlr. Inhalt: Des Menſchen Wege ſind nicht Gottes Wege. Von **Karoline Behrens.** — Bellaroſa. Von **A. v. Tromlitz.** — Die Sage von der Teufelsbrücke. Von **Bertram.** — Ein Mährchen zu ſeiner Zeit. Erzählt von einem Layen in der Schriftſtellerei. — Der goldne Schwan und die weiße Taube. Von dem Verfaſſer von „**Wahl und Führung.**“ — Das Schloß ohne Treppe. Von **E. Karoli.** Paul Marron. Eine Criminalgeſchichte von **Sterwli.** — Die Gründung von Herrnhuth. Von **E. Karoli.** (Die Bemerkung, daß nur noch eine geringe Zahl der Exemplare vorräthig iſt, wird es einleuchtend machen, daß dieſe Erzählungen mit lebhaftem Intereſſe aufgenommen worden ſind.)

Papiere aus meiner bunten Mappe, von Dr. **Bärmann.** $1\frac{1}{3}$ Thlr. Der geſchätzte Verfaſſer hat hier ſeine beſten Erzählungen und Gedichte geſammelt und nächſtdem auch eine intereſſante dramatiſche Gabe: „Die Höhle auf Lampeduſa“ hinzugefügt, ein Trauerſpiel, das auf mehreren Bühnen einſtudirt wird.

Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild. Zwei Novellen nebſt einem Anhange von Liedern und Romanzen von **Joſeph Freiherrn von Eichendorff.** $1\frac{1}{3}$ Thlr. (Beſonders die erſte Novelle iſt nach allen Urtheilen ein Meiſterſtück der deutſchen Literatur.)

Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien. Von einem Deutſchen, der in engliſchen Dienſten ſtand. $1\frac{1}{3}$ Thlr. (Das alte und neue Griechenland, in geſchichtlicher und militairiſcher Hinſicht, Sitten und Karakter der jetzigen Bewohner, ſo wie die Urſachen der neueſten Ereigniſſe, Alles iſt hier genau geſchildert, ſo daß dieſes **Original-Werk** für Jeden ein Leitfaden iſt in der Zeitgeſchichte.)

Die Aufrührer Erzählung aus den Zeiten des Bauernkrieges, von **Fr. Rother.** $1\frac{1}{3}$ Thlr. Sehr unterhaltend!

Blumen auf das Grab der Schauſpielerin Luiſe von Holtei, geborne **Rogée.** Mit ihrem Bildniß. 1 Thlr. — Unter denen, welche zu dieſer Gedicht-Sammlung zum Andenken einer geachteten Frau und Künſtlerin beigetragen haben, ſind beinahe alle namhaften Dichter Deutſchlands; ſo daß man hier ein wahrhaftes Buch der Andacht und Erhebung findet.

Muſen-Almanach für das Jahr 1826. Herausgegeben von **Julius Curtius.** 1 Thlr. — Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern und in der mannigfachſten Form und mehr als 500 **Xenien** bilden den Inhalt. Die letzteren haben die politiſchen, religiöſen, literariſchen und theatraliſchen Verkehrtheiten und Beziehungen zu ihrem hauptſächlichſten Ziel erwählt, laſſen faſt keinen bekannten Namen, kein Inſtitut und keine Richtung unſerer Zeit ungeneckt, und eignen dieſes Taſchenbuch zu einer höchſt pikanten Unterhaltung.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Herausgegeben von **Carl von Holtei.** Vierter Jahrgang, für 1825. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Inhalt: Die Fledermäuſe, oder „Klug ſoll leben!“ Schwank von **C. Lebrün.** — Er wird zur Hochzeit gebeten oder die Nichtigen. Luſtſpiel von **Ludwig Robert.** — Die Sonntagsperücke. Poſſe von **Seſſa** (Verf. von „Unſer Verkehr“ u. ſ. w.). — Der Oberrock. Drama von **Bärmann.** — Die Wiener in Berlin. Liederpoſſe von **Carl v. Holtei.** — Das Kinderſpiel oder die vernünftigen Leute. Luſtſpiel von **Karl Schall.**

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Herausgegeben von **Carl von Holtei.** Fünfter Jahrgang, für 1826. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Inhalt: Eigne Wahl. Luſtſpiel in zwei Akten von **Karl Schall.** — Vielliebchen. Luſtſpiel von **C. Lebrün.** — Die Berliner in Wien. Liederpoſſe von **Carl v. Holtei.** — Die Ueberbildeten. Luſtſpiel von **Ludwig Robert.** — Mondſchein-Bekanntſchaften. Luſtſpiel von **Wilhelm Martel.** — Schon der Jahrgang für 1825 wurde im Allgemeinen von der Kritik als das beſte dramatiſche Taſchenbuch bezeichnet. Der neueſte hat den ſeltenen Vorzug, daß **alle** aufgenommenen Stücke ſchon mit Glück auf den verſchiedenſten Bühnen dargeſtellt worden ſind; ein Beweis, daß der nächſte Zweck: gute darſtellbare theatraliſche Neuigkeiten zu liefern, hier erfüllt wird. Zugleich ſind mehrere davon ſo geiſtreich, daß ſie auch bei dem Leſen und Vorleſen eine höchſt angenehme Unterhaltung gewähren.

Robert, Ludw., Kaſſius und Phantaſus oder der Paradiesvogel. Eine erzromantiſche Komödie mit Muſik, Tanz, Schickſal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen, nebſt einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubry. $\frac{5}{6}$ Thlr. (Perſiflage des jetzigen Zuſtandes der Bühnen iſt der Stoff, in geiſtreicher und origineller Weiſe ausgeführt, und dieſe Komödie gefiel auf den Theatern zu Wien, Carlsruhe u. ſ. w. auch in der Darſtellung.)

Mathematiſch-conſtructionelle Entdeckungen, von **Bernhard Wanſchaff.** Mit 12 Kupf. $2\frac{1}{3}$ Thlr. (Männer vom Fach erklärten: dieſe Entdeckungen ſeyen das Werk eines denkenden Kopfes und tüchtigen Praktikers.)

Die Kunſt, ernſte und ſcherzhafte Gedichte mit dem Würfel zu verfertigen. Ein Spiel von Dr. **Bärmann.** $\frac{1}{3}$ Thlr. (Geiſtreich erdacht, erfüllt dieſes Spiel ſeinen Zweck auf überraſchende Weiſe.)

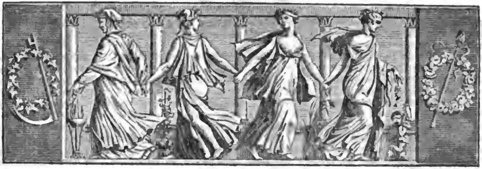
Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdruckerpreſſe zu haben, von F. W. Gubitz. Erſtes Heft, Nr. 1—474. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Zweites Heft, Nr. 475—866. $1\frac{1}{3}$ Thlr. (Dieſe Verzierungen ſind ſo geſchätzt, daß Jeder, dem es um typographiſchen Schmuck oder um eine Menge trefflicher Embleme und Allegorien zu thun iſt, ſich dieſelben anſchafft.)

Merkwürdige Perſonen in der Geſchichte unſerer Zeit. Folio. $4\frac{1}{3}$ Thlr. Es ſind folgende 28 Bildniſſe: Friedrich Wilhelm III., König von Preußen; Alexander I. Kaiſer von Rußland; Franz I., Kaiſer von Oeſtreich; Wilhelm I., König von Würtemberg; Karl Johann, König von Schweden; Großfürſt Konſtantin; Blücher; Wellington; Schwarzenberg; Metternich; Wrede; Kutuſoff; Gneiſenau; Bülow; Kleiſt; Benningſen; Bubna; Wittgenſtein; Tauenzien; York; Borſtel; Miloradowitſch; Wallmoden; Thielemann; Roſtopſchin; Hirſchfeld; Tſchaplitz; Moreau; — gute Abdrücke von **denſelben** Platten, deren Abdrücke bisher das Stück $\frac{1}{3}$ Thlr. koſteten.

Lucas Cranachs Stammbuch. 12 Thlr.

Zwölf Holzſchnitte von Gubitz; bibliſche Gegenſtände. 1 Thlr. (Moſes, der die Geſetztafeln empfängt; Maria mit dem Kinde; Chriſtus, der die Welt ſegnet; das Abendmahl; Chriſtus am Oelberge; der Kuß des Judas; Chriſtus vor Pilatus gebracht; Aufſetzung der Dornenkrone; Kreuz-Errichtung; Kreuzigung; Abnahme vom Kreuz; Grablegung.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 11. September. 145ſtes Blatt.

Ueber den Harz und den Thüringer Wald.

(Fortſetzung.)

Der Anblick der ſchwindelnden Höhe von unten hinauf iſt von andrer ganz eigener Natur, als der von oben hinunter. An die Empfindung der Bewunderung dieſer Naturgebilde, gegen die des Menſchen ſogenannten Rieſenweeke zum gebrechlichen Kinderſpiel weeden, ſchließt ſich das bange Gefühl der Furcht, daß ein einziges kleines Stückchen dieſer ungeheuern Maſſe ſich abidſen und den Wanderer im Thale für immer begraben werde. Einige dieſer Felſenſpitzen, die himmelhach empor ragen, oder drohend überhängen, tragen das Gepräge wunderlicher Geſtaltungen. So gleicht die eine täuſchend genug einem Prieſter im Meßgewande, mit der Biſchofshaube auf dem Haupte, und wird auch deswegen der Biſchof genannt. Andre haben ein fratzenhaftes Anſehen und mögen — vom bleichen Strahle des Mondes beleuchtet — wohl Schauder erregen können, wie Fabe ganz treuherzig verſicherte. — Bei einem zweiten Stege über die Bode, unweit des grünen Kronenſumpfes, befindet ſich eine tiefe Höhle, die Schallhöhle genannt, deren Juneres den hineingerufenen Ton hundertfach verſtäckt zurück giebt. Zum Vergnügen eines hohen Reiſenden iſt hier — nach Fade's Beſtätigung — eine kleine Kanone abgefeuert worden, wobei ihm, dem Fabe nämlich, faſt bange geworden, daß die Erſchütterung Riſſe in den Felſen erzeugen würde. — Die linke Thalwand der Bode bietet noch mehrere Höhlen, auch verfallene Schachte dar, in welchen ſich in der ſogenannten Franzoſenzeit ausgetretene Soldaten eine Zeit lang verborgen hielten. — Zu bemerken habe ich vergeſſen, daß uns Fabe oben bei der Roßtrappe den Fleck zeigte, wo ein vornehmer Engländer ein Mittagsmahl eingenommen. Wie hat man doch Raum, mitten in der Poeſie der Natur an die Proſa eines engliſchen Leckermahles zu denken!

Des Thales Ausgang wird breiter und iſt außerordentlich ſchön. Das dichte Laubholz trägt hier ein Grün, deſſen Farbe an Schönheit dem italieniſchen gewiß nicht nachſteht. Aber mitten in dieſem reizenden Thale gemahnte uns das Gewürm, von dem man auf der Höhe keine Spur antrifft, daß wir wieder der Ebene uns näherten. Dieſes Geſchmeiß von ſummendem Ungeziefer kann, wie alle Ausgeburt des Niedern, auf der Höhe in der reinern Bergluft nicht dauern, und erinnert recht deutlich, daß die Freiheit auf den Bergen wohnt, während Sklaven nur Thal und Sumpf angehören.

Wir hätten uns noch Stunden lang unter dieſen Schauer-Schönheiten verweilen können, doch die gemeine Menſchennatur verlangte ihre Rechte, und wenn wir unter dieſen gigantiſchen Granitmaſſen nur daran denken konnten, daß wir vom Staube ſtammen, ſo erinnerte uns der eigenſinnigſte Tyrann unſers Daſeyns, der Magen, daß wir aus Fleiſch und Bein zuſammen geſetzt ſind. — Noch kauften wir das Mährchen van der Roßtrappe, und begingen dann ein ſehr frugales Mahl in der Blechhütte. Nach einer halben Stunde

hatte ich die Freude, meinen Hund wieder zu ſehen, der die Furcht vor dem Hinabgleiten zu Gunſten der Anhänglichkeit an ſeinen Herrn beſiegt hatte, und nun zu meinen Füßen ſich die ſeinigen wundgelaufenen leckte. — Gegen 4 Uhr Nachmittags traten wir die Rückfahrt an: unſre Begleiter hatten ebenfalls ihre ambulanten Gehäuſe beſtiegen und fuhren nach Halberſtadt.

Um nicht denſelben Weg zu nehmen, verſuchte ich, in das Thal von Wienrode zu fahren; allein der Weg lief in eine Wieſe aus, und wir mußten noch dem Glück danken, einen Seitenweg zu finden, der uns den ſchroffen Thalrand hinauf in den befahrenen Weg brachte. Dann aber ſchlugen wir den Weg nach Timmenrode ein, und hätte uns hier nicht eine Frau, vielleicht gutmeinend, den nächſten Weg nach Blankenburg gezeigt, wir würden eine vortrefliche Rückfahrt gemacht haben. So aber führte dieſer Unglücksweg am ſüdlichen Rande der Teufelsmauer entlang durch ein Gebirgswäldchen, in das kein Sonnenſtrahl zu dringen vermag; über Felsſtücke und durch tiefe kothige Löcher mußten die Pferde den Wagen heben; in ihm ſitzen zu bleiben war nicht möglich, und nur der Kräftigkeit der Pferde und der vorſichtigſten Geſchicklichkeit meines Kutſchers habe ich es zu danken, daß überhaupt ein Stück davon ganz blieb. Hätte ich Geld übrig, ich würde an dem Hohlwege, wo dieſer famöſe Weg in die große Straße wieder einführt, eine Tafel ſetzen laſſen mit den Worten: „Hüthe ſich Jeder vor dieſem teufliſchen Richtwege!“

Wir kamen dicht am Fuße des Blankenburger Schloßberges vorbei, erfreuten uns an der ſchönen Lage dieſes Städtchens, umfuhren es aber dennoch mittelſt eines guten Landweges, wohl wiſſend, daß ſolche Gebirgsſtädtchen, vermöge ihres Anti-Lütticher Steinpflaſters, bei näherer Bekanntſchaft nur verlieren, und langten wieder bei'm Pfeiffenkruge an, wo wir den brennenden Durſt in einer der ſchlechteſten Sorten von Bier löſchten, die jemals über eines Chriſten Zunge gefloſſen iſt. — Auf jeder kleinen Höhe hatten wir uns noch umgeſehen, um den Anblick der überaus reizenden Gegend mit gierigen Zügen ein zu ſchlürfen. — Wir ließen jetzt den Regenſtein rechts liegen, deſſen ſüdlicher Abhang bei weitem nicht ſo ſteil iſt, als der nördliche, vermieden dadurch das Sandmeer, auch mit großer Vorſicht die von den Damen empfohlenen Richtwege, und langten wohlbehalten, und von unſerm Ausfluge recht innig erfreut, wieder in S.... an. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten unſre Einfahrt, der grämliche Brocken aber hatte ein Häubchen aufgeſetzt und braute — wie die Bewohner hier in der Gegend es nennen — zum Wahrzeichen des üblen Wetters am nächſten Tage, was ſich denn auch beſtätigte. (Die Fortſetzung folgt.)

Das Goethe-Feſt in Berlin.

(Fortſetzung.)

Es ſind zwei Momente, die uns weniger berückſichtigt ſcheinen, wo auch ihn, damit ſein irdiſches Glück nicht ſo durchaus vollkommen ſey, das Loos getroffen, verkannt zu werden, einmal von ſeinen Leſern, einmal von ihm ſelbſt. Goethe wird als Kritiker verkannt und ſcheint ſeine große Kraft als Dramatiker ſelbſt verkannt zu haben. Wir erlauben uns, nur mit wenigen Worten hier über Goethe's Kritiken zu ſprechen; was Goethe dem deutſchen Theater und durch das Theater für Deutſchland hätte werden können, ein reichhaltiges Thema, bleibe einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Sonſt, d. h. in jenen ganz alten Zeiten der alten Schule, ſprach man viel über die egoiſtiſche feindliche Kritik des Weimarſchen Dichters; neuerdings rügt man wohl hier und da ſeine zu milden Urtheile über unbedeutende Leiſtungen. Beides geht uns nichts an: in jener Zeit war es der jugendliche Heros, der im vollen Gefühl ſeiner Kraft und im vollen Bewußtſeyn, daß eine wichtigere Epoche für deutſche Poeſie herein breche, hier und da der übermüthigen Luſt Luft machen mußte; ſeine Angriffe gegen Einzelne, meiſt nur gegen Namen, waren nur momentan; hat er doch ſpäterhin, wo er in dieſen Ausbrüchen des Uebermuthes glaubte zu weit gegangen zu ſeyn, nicht ſelten durch beſonnene Würdigung die frühere Rüge widerrufen. Wo er neuerdings lobt, ſollte man doch die Complimente und Aufmunterungen des freundlichen Greiſes gegen Rügen von der ernſten Aburtelung in letzter Inſtanz wohl unterſcheiden.

Uns erſcheint Goethe in ſeiner ganzen dichteriſchen Thätigkeit als ein großer Kritiker deutſcher Nation, der auf ſeiner Bahn keinen Nachfolger gefunden hat. Sind nicht Goethe's geſammte Werke eine große fortlaufende Kritik der bedeutungsvollen Lebens-Epochen des deutſchen Volkes und ſeiner Poeſie? Nicht mit der Verſtandesſchärfe und dem tief in die Weſenheit eindringenden Witze eines Leſſing und Auguſt Wilhelm Schlegel hat er die Erſcheinungen während ſeines langen Lebens ſecirt und das Verkehrte rügend zur Schau geſtellt: er hat vielmehr Alles, was ſich ihm zeigte, geprüft, ſelbſt darin verſucht und das Gute heraus zu finden gewußt. Wer hat, wie er, auf bis dahin unfruchtbar erachtetem Boden geſchürft und Adern entdeckt: welcher deutſche Dichter hat ſo viele neue von einer Unzahl Nachahmern verfolgte Richtungen angegeben, und wer bei ſolcher Productivität ein ſo objectiv empfängliches Gemüth gezeigt, das ihn befähigte, ſich jeder in's Leben tretenden Erſcheinung an zu ſchließen und ſie in ſich zu reproduciren? Im Werther lieh er

Worte einem allgemeiner werdenden Bedürfniß der Mittheilung von Gefühlen, die in den hergebrachten Regeln der ſchönen Wiſſenſchaften keinen Ausdruck fanden. Im *Götz* ließ er die noch lebenden Erinnerungen aus der Vorzeit, ehe ſie ganz untergingen, ſprechen. Er prüfte das Weſen der empfindſamen Periode in ſeiner *Stella*. Seine kleinen Scherzdichtungen der früheſten Zeit ſind durchaus Kritiken des Erlebten. *Fauſt* wuchs zu einer Recenſion der allertiefſten Richtungen ſeiner Zeit; das große Gebiet der Philoſophie wurde darin aufgenommen. Deutlicher ſpricht die beobachtende und urtheilende Thätigkeit ſich im *Wilhelm Meiſter* aus, und prüfte er nicht in den *Wahlverwandtſchaften*, ganz wie er es als Anfänger gethan, durch eigene Verſuche eine neue Wunderzeit, von der er ſich bald genug losſagte? Wir beſitzen zwei Dokumente dieſer fortlaufenden kritiſchen Thätigkeit, ſeine Gedicht-Sammlung und ſein Leben. Welche Recenſionen werden ſolcher dauernden Friſche ſich erfreuen, als jene poetiſchen Stoßgebete aus ſeinem frühern Leben; ſchade, daß wir aus einer langen Mittelzeit weniger dergleichen poetiſche Ergüſſe des Moments beſitzen; das Gedicht von den neupoetiſchen Katholiken zeigt ihn jüngſt als hell umblickenden Kritiker. In ſeinem Leben ſpricht er das mit klaren Worten aus, was wir aus den Gedichten uns entziffern konnten. Welche Humanität athmet durch alle Urtheile: mit welcher Beſonnenheit weiß er den richtigen Standpunkt in jeder Periode auf zu faſſen; wie weiß er von jedem Treiben den guten Keim auf zu finden? Dictatoren des guten Geſchmacks haben in Deutſchland eben ſo wenig als die Inquiſition aufkommen mögen. Wie man den Conrad von Marburg fleiſchlich, ſo ſchlug man Gottſched bald geiſtig todt. Wäre aber Jemand dazu berufen geweſen, dieſen dürren Scepter zu ergreifen, wer hatte gegründetere Anſprüche, als der anerkannt erſte Dichter der Nation? Er verſchmähte eine ſolche Autorität, er begnügte ſich, wo er nicht durch ſeine Dichtungen ſelbſt kritiſirte, mit Wünſchen und Andeutungen. Auf Anfeindungen hat er nie geantwortet, Gegner faſt immer mild beurtheilt, und ihre Angriffe ſind vergeſſen.

Welche Ballen mit Bombaſt der allerverſchiedenſten Schulen hat dagegen der Buchhandel ausbieten laſſen, um den zu erklären, deſſen Werke überall ohne Interpreten zum Herzen ſprechen! Von wie vielen Syſtematikern ward ſeine freie Thätigkeit in die nur nach ihm zugeſchnittenen Stiefletten eingeknöpft? Er, der ſich wohlbehaglich unter dem grünen Baum des Lebens ſchattete, hatte das ſeltſame Schickſal, den Theoretikern als Modell ſitzen zu müſſen; er fügte ſich darin, weil es eine Mode war, die er kennen lernen wollte, ohne ſich gefangen zu geben. Zu äſthetiſchen Dictatoren warfen ſich von je am liebſten Leute ohne Geſchmack auf, diejenigen, welche dem Born der Poeſie am entfernteſten ſtanden; es geht auch nicht gut anders, denn, wem eine echte Verſtändniß der Poeſie geworden, wer einmal den Organismus einer poetiſchen Schöpfung belauſcht hat, erkennt mit heiliger Ehrfurcht den höher waltenden Geiſt, der von keiner Regel eines Perfectibilitäts-Syſtems gefeſſelt werden kann. Wenn Goethe daher auch von denen als Muſter geprieſen wird, welchen alle Erſcheinungen der Geſchichte, die Heroen der Vorwelt nur als Marionetten-Puppen für ihr Syſtem von der Entwickelung des Weltgeiſtes gelten und von Werth ſind, ſo iſt dies ein ſeltſames Spiel des Zufalls, und deutet nur darauf, welche Macht das Wahre, ſelbſt über den Egoismus, ausübt. Goethe's Beiſpiel entfernt jede Beſorgniß vor dem Auftreten eines neuen Gottſched. In einem Lande, wo ein ſolcher Geiſt nur ſo ſich entwickeln mochte, kann die ſpeculative Willkühr keine Schule bilden, die den Geſchmack reguliren, und an die Poeſie ihr eigenes Maaß vom Abſoluten legen will. Die Anmuth, welche Goethe's Dichtungen der allerverſchiedenſten Gattungen durchhaucht, war ſein ſicherſtes Palladium gegen jeden Schulzwang, vor dem des Dichters beſcheidener Geiſt im Gegenſatz zu dem Philoſophen ſich leider ſo häufig beugt.

Wir bedauern, nur den *einen* Kritiker in Deutſchland zu beſitzen, der ſo mit dem Lichte Wärme verbreitet. Es mag unſer Stolz ſeyn, tief fühlende Geiſter, wie Leſſing und Schlegel, die Unſern zu nennen: Männer, denen der Dienſt für das Wahre weit über die patriotiſche Vorliebe für das Einheimiſche geht; betrachten wir indeſſen den Troß ihrer letzten Nachzügler, die *giftigen Kleinen*, welche, meiſt verunglückte Producenten, in tauſend Variationen ſeit einigen Decennien neidiſch umher ſpuken, nicht die Mängel des Organismus in den Dichtungen aufdeckend, ſondern mit Vergrößerungsgläſern jeden Regenfleck aufſuchend — wie herrlich erſcheint da ein Goethe, der, ſelbſt der reichſte und größte, Anmuth und Leben überall zu entdecken wußte? Goethe, ein Mann, der wie Keiner in die Tiefen der Poeſie und des menſchlichen Geiſtes eingedrungen, dennoch auch den Gewöhnlichſten nicht abhold, ſelbſt das et prodesse volunt — — poetae gelten läßt. (Die Fortſetzung folgt.)

Sprüche.

Sagt doch nicht, daß Gelehrte ſich ſchimpfen; die Eingebildeten, Dummen nur thun es und ſagen ſich meiſtens, was ihnen gehört.

Der Zeitgeiſt kann nur in der Form ſich verändern, weil die Menſchen immer dieſelben Leidenſchaften haben.

Die geläutertſte Tugend des Lebens iſt das Wohlwollen.

A. Münde.

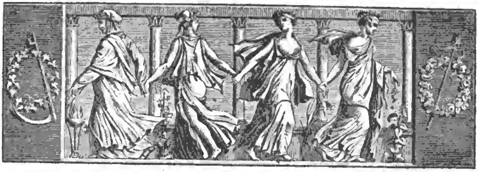
Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Leipzig. Von Devrient's Gaſt-Darſtellungen verſprach ich zu berichten. Am 11. Auguſt wurden „die Räuber" gegeben; Hr. Devrient: „Franz Moor". Wollte ich mich in ein einzelnes Zergliedern einlaſſen, ſo würde ich des Lobes kein Ende finden, obgleich ich wahrlich nicht zu den Lobhudlern gehöre. Devrient, der anſcheinend geſunde Devrient ſpielte, das iſt eigentlich ſchon genug geſagt, und ich muß mich darauf beſchränken, einzelne, ganz beſonders gelungene Momente heraus zu heben. Unſtreitig gehören wohl hieher: die erſte Scene des zweiten Aktes, wo Franz ſagt: „Was? ſind das all' die Henker des Menſchen? — Iſt das Arſenal des Todes ſo bald erſchöpft?" — und endlich noch den Schreck als Mörder ſeines kranken Vaters zu werden beſchließt. Noch mehr Eindruck auf die Zuſchauer machte die Erzählung des Traumes, im fünften Akt; den herrlichſten Beweis ſeiner Meiſterſchaft aber gab Hr. D. durch das Gebet, und die darauf folgende Scene, in welcher Todesfurcht und Feigheit den fürchterlichſten Kampf in ihm kämpfen, bis „Schweizer" ihn erfaßt, als er eben im Begriff iſt, ſich aus dem Fenſter zu ſtürzen. Das Stück wird nämlich hier, wie auf vielen Bühnen, namentlich auch auf der Berliner, nicht mit dem Schluſſe Schiller's gegeben, ſondern „Franz" wird lebendig gefangen und in den Thurm geworfen. — Nun noch einige Worte über die andern Mitſpielenden. „Karl Moor", Hr. Stein, ſchien nicht die gewöhnliche Kraft zu haben, was hier um ſo mehr auffiel, da die gewiß geringere phyſiſche Kraft des Hrn. D. durch die moraliſche ſo geſteigert ward, daß ſie die Jugendkraft des Hrn. Stein überbot; dies allein abgerechnet, muß man übrigens Hrn. St. die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er recht brav ſpielte. „Amalie", Demoiſ. Lauber, war keine Geliebte eines „Karl Moor"; obgleich man das Beſtreben, etwas Gutes zu leiſten, ſah, trug es doch zu ſehr das Gepräge des Erlernten; auch war ſie im Ganzen etwas zu weich. Demoiſ. Lauber iſt aber auch nur noch Anfängerin, und ſehr jung, daher darf man nicht zu ſtrenge urtheilen, und kann von dem, was ſie jetzt ſchon leiſtet, auf künftiges Vortreſſliches ſchließen, wenn der Fleiß nicht ermüdet. „Schweizer", Hr. Genaſt, war ganz vortreflich, und das Einzige, was zu wünſchen blieb, wäre allenfalls geweſen, daß dieſer „Schweizer" kein Räuber ſeyn möchte. „Herrmann", Hr. Kagus, gefiel um ſo mehr, da man bisher gewohnt war, ihn nur in ziemlich untergeordneten Rollen zu ſehen. Recht gelungen war die Scene im vierten Akt, zwiſchen „Herrmann" und „Franz Moor"; Sprache und Benehmen waren würdevoll, und zeigten deutlich, wie ſehr „Herrmann" ſich ſchäme, dem ſchändlichen „Franz" als Werkzeug der Bosheit gedient zu haben, wie ſehr ihm danach verlange, die unwürdigen Feſſeln ab zu ſtreifen, die ihn drücken. Hr. K. hat überhaupt in der letztern Zeit deutlich gezeigt, daß die Direktion nichts wagen würde, wollte ſie ihm auch bedeutendere Partieen anvertrauen. Den „Koſinsky" gab ein Hr. Richter, als erſten theatraliſchen Verſuch, wie der Zettel ſagte. Nun ja, als erſter Verſuch mag es allenfalls hingehen; nur wäre Hrn. R. zu rathen, daß er ſeine Verſuche auf kleinern Bühnen anſtellte. Wenigſtens darf er dort nicht ſo leicht fürchten, ausgelacht zu werden, ein fatales Ereigniß, daß gewiß jedem Schauſpieler noch unangenehmer iſt, als wenn er ausgepocht wird. „Daniel", Hr. Hofmann. Er iſt ganz trefflich, wenn er zu ſagen hat: „der Wagen iſt vorgefahren!" oder: „es wünſcht Jemand den gnädigen Herrn zu ſprechen!" — aber den „Daniel" zu geben, ohne ausgelacht zu werden, iſt er gewiß nur hier im Stande, wo dieſe Rolle ſo beſchnitten iſt, daß kaum zwanzig Worte übrig bleiben. Ueberhaupt iſt ſehr viel geſtrichen. — Am 13. Auguſt gab Hr Devrient den „Oſſip" in „Iſidor und Olga", doch war es mir leider nicht möglich, dieſe Vorſtellung zu beſuchen. — Am 15. Auguſt: „König Lear"; d. h. er hätte gegeben werden können, wir ſahen indeſſen nur den erſten Akt, und die erſte Hälfte des zweiten, denn, als dem „Grafen von Kent" eben der Fußblock angelegt war, trat Hr. Genaſt vor, und meldete, daß Hr. Devrient plötzlich unwohl geworden, und für den Augenblick nicht im Stande ſey, weiter zu ſpielen, das Publikum möge ſich daher nur einen Augenblick gedulden. Der Vorhang ward herunter gelaſſen, und das Gedulden ging an, dauerte aber mehrere Augenblicke. Da ward endlich der Vorhang in die Höhe gezogen, Hr. Genaſt erſchien abermals, und verkündete, daß Hr. Devrient noch immer nicht wieder hergeſtellt ſey, daß man aber, um die Geduld des Publikums nicht zu ermüden, in Hoffnung eines günſtigen Ausganges, einſtweilen das kleine Stück: „der Vorſatz" einſchieben wolle. Geſagt, geſchehn! Mad. Devrient, d. h. die unſrige, die im Schauſpielhauſe geweſen war, zeigte ſich in dieſem kleinen Stücke als „Gretchen" in dem vortheilhafteſten Lichte. Schon öfters ſah ich ſie, und ſie gefiel mir recht gut; aber ſo ausgezeichnet, wie hier, noch nie. Ihr ward der lebhafteſte Beifall, was wohl um ſo mehr ſagen will, da das äußerſt zahlreich verſammelte Publikum durch die getäuſchte Erwartung gewiß nicht in die günſtigſte Stimmung verſetzt war. Ihr Schmerz bei der Nachricht von dem Tode ihres Hans, ihr allmähliges Hinneigen zu dem Ueberbringer der Todesbotſchaft, die ländlich-unſchuldige Koketterie, welche hierin lag, die endliche Freude, als ſie in dem fremden Soldaten ihren wahren, todtgeglaubten Hans erkennt, und die ſie anfangs gar nicht zu Worte kommen läßt, dies Alles war eben ſo richtig aufgefaßt als dargeſtellt, und ſein nüancirt. Auch Hr. Devrient jun., der hieſige, war als „Hans" recht brav, doch wurde er von ſeiner Frau weit übertroffen. Daß er ſich mehrmals verſprach, iſt bei der unerwarteten Aufführung dieſes Stückes leicht zu verzeihen, nicht eben ſo aber, daß er über dieſes Verſprechen ein Gelächter nur mit Mühe unterdrückte. Das iſt, ohne allzu ſtrenge zu ſeyn, gegen die Achtung, welche das Publikum zu fordern ein Recht hat. Nachdem dieſer ſchlecht gehaltene, aber gut gegebene „Vorſatz" beendigt war, erwachte die Spannung des Publikums auf's Neue; doch nicht lange, ſo trat Hr. von Zieten hervor, ſagte, daß es Hrn. Devrient unmöglich ſey, heute noch weiter zu ſpielen, und bat im Namen der Direktion das geehrte Publikum um Entſchuldigung, wenn man mit dem kleinen Stücke „Männertreue" den Beſchluß mache. Ohne das geringſte Murren oder Geräuſch ward dieſe Rede aufgenommen, und die „Männertreue" zeigte ſich nun im ſchönſten Lichte!! Mad. Miedke als „Doktorin Müller", ſchien mir etwas zu kalt, zu abgemeſſen für eine junge Frau, die in ihren Mann noch faſt eben ſo verliebt iſt, als am Hochzeitstage. Hr. Stein, als „Doktor Müller", dehnte die letzte Scene, wo er als überführter Ungetreuer vor ſeiner Frau ſteht, zu lang. Ein Mann, der ſich im Ernſte ſo benähme, müßte ſicher die Achtung ſeiner Frau verlieren. Hr. Stein ſtand Minuten lang da, wie ein Schüler, dem der Lehrer ein Papier mit einer gewiſſen Zeichnung zu halten giebt. Beſchämt, reuig muß er ſeyn, aber nicht ſo — ſo — ausſehen. Daß ich nicht zu viel ſagte, glaube ich dadurch beweiſen zu können, daß die Stellung und das Weſen des Hrn. Stein ein lautes, anhaltendes Gelächter in den obern Regionen bewirkte. — Am 16. Auguſt hatte ſich Hr. Devrient wieder ſo weit erholt, um den „Lorenz Kindlein" im „armen Poeten", und den „Elias Krumm" im „geraden Weg, der beſte" geben zu können. Hier zeigte Hr. D. recht klar und deutlich, was aus einer kleinen, an ſich unbedeutenden Rolle in den Händen eines ſolchen Künſtlers werden kann. Eine große Freude machte Hr. Devrient gewiß dem größten Theile der wieder in ſehr großer Zahl verſammelten Zuſchauer, als er verkündete, daß er den „Lear" am 20. Auguſt doch noch geben werde, woran man ſchon mächtig zu zweifeln begann. (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 13. September. 146ſtes Blatt.

Das Goethe-Feſt in Berlin.

(Fortſetzung.)

Goethe darf das Feuer auf Fortunens Altae nie erſterben laſſen, denn die Wandelbare hat ihm, wie wenigen Dichtern, auf der langen ruhmumkränzten Bahn gelächelt. Ihr verdanken wir auch den Kritiker. Goethe hat nie mit Sorgen gekämpft. Wo er die Blicke hinwandte, kam man dem Beglückten willig entgegen. So blieb ſein Standpunkt im Leben wolkenlos; aus der heitern Höhe mußte er heitern Sinns die Gegenſtände um ihn betrachten, während der ewige Kampf minder beglücktee Geiſtee mit Mißgunſt, Verkennung, oder auch nur die Colliſion mit gleich Berechtigten, da wo nur ein Brett füe Einen im ſtürmiſchen Meere wogt, Bitterkeit erzeugen muß.

Doch nicht das Glück, ſelbſt nicht der Genius war es allein, der ihm die ungetrübte Heiterkeit erhielt; auch die Kraft des eigenen Willens wirkte mit. Die Selbſtbeſchränkung, die er in ſeinen Liedern uns anpreiſt, die in jeder ſeiner Dichtungen zu uns ſpricht, hat wohlthätig auch auf den Kritiker eingewirkt. Wer wie er das Kreisleben des Univerſnms in jeder Eeſcheinung wieder fand, dem flößte ſich die Achtung füe das Geringeee von ſelbſt ein. Wee ſchien wie er berufen zum Fluge nach dem Höchſten und Fernſten, und wer erſcheint größer als er in der Pflege des Nächſten und Niedrigſten? Darum möge, wenn wir heut Goethe leben laſſen, auch das Glück, das ihn auf ſeinen Standpunkt ſtellte, nicht vergeſſen bleiben, vor Allem aber Goethe's Selbſtbeſchränknng, deeen Nichtdaſeyn viele reiche Geiſtee untergehen ließ, mit Ehrfurcht anerkannt werden.

II. Gedichte zur Preisbewerbung.

1.

Motto. Müßt vom Halben euch entwöhnen,
Um dem Ganzen, Guten, Schönen
Reſolut zu leben.

Tafellied zum 28. Auguſt.

Iſt die Zeit auch leicht und flüchtig,
Mag ſie kommen, mag ſie geh'n,
Wird doch das, was echt und tüchtig,
In der flüchtigen beſteh'n.
Sey's ein Werk in Erz gegründet,
Sey's ein Hauch, ein leichter Schall;
Immer blitzt es, trifft und zündet,
Wirkt in langem Wiederhall.

So dem Tüchtigſten von Allen
Soll heut tüchtig, frei und kühn,
Unſer frohes Lied erſchallen,
Unſee frohes Herz erglüh'n.
Freie Stimmen, reine Kehlen,
Tön' aus tiefer, heit'rer Bruſt,
Munt're Geiſter, wack're Seelen,
Zeigt euch in des Feſtes Luſt.

Du, Veredler edler Wonnen,
Geiſt, vom Weltengeiſt erzeugt,
Von dee tüchtigſten dee Sonnen
Du geboren und geſäugt;
Leih' uns deine gold'nen Wellen,
Wein vom tücht'gen deutſchen Rhein,
Höher unſre Bruſt zu ſchwellen,
Schöner unſer Feſt zu weih'n.

Digitized by Google

Ström' in's Haupt uns lichte Klarheit,
Ström' in's Herz uns lichte Gluth;
Bring' uns Dichtung in die Wahrheit,
Mach' uns mild bei kühnem Muth.
Dann wird uns **der** Geiſt entſchleiert,
Deſſen Macht uns hier geſchaart;
Dann wird unſer Feſt gefeiert,
Tüchtig, echt nach **Seiner** Art.

Sey die Zeit auch leicht und flüchtig,
Wird doch das, was wir begeh'n,
Iſt die Feier echt und tüchtig,
In der flüchtigen beſteh'n,
Giebt von ſich noch lange Kunde,
Kund' in Sinn und That und Wort,
Denn die echte gute Stunde
Wirkt in ew'gem Wohllaut fort.

2.

Feſtlied am 28. Auguſt 1826.

Motto. Und wenn zu dem Einen der Zweite wär',
So wär' ein einzig Erkohrener mehr.

Den ſchönſten Kranz vom Zweige bricht
Die edle Sängerſchaar,
Daß ſie des Meiſters Stirn umflicht,
Den dieſer Tag gebar:
„O hoher Meiſter auserkannt,
Kein Zweiter lebt im deutſchen Land
Wie Du, wie Du, wie Du.

„Kein Zweiter hat wie Du belauſcht
Die Wunder der Natur,
Kein Zweiter ging ſo luſtberauſcht
Auf ſeines Gottes Spur.
Das Wort, das durch die Wellen klang,
Kein Zweiter, der es wieder ſang
Wie Du, wie Du, wie Du.

„Wer hat mit heitern Liedes Ton
Uns ſo geſtimmt die Bruſt,
Daß ſie des Lebens Dank und Hohn
Erträgt mit gleicher Luſt?
Wer ſang ſo tief und doch ſo klar,
Wer ſang ſo deutſch, ſo treu und wahr
Wie Du, wie Du, wie Du?

„D'rum ſchmücken wir die Stirne Dir
Mit junger Myrte Kranz,
Auf Deiner Stirn erneut ſich ihr
Von Tag zu Tag der Glanz;
So ſey ihr Laub, ſo ſey ihr Duft,
So jugendfriſch bis an die Gruft
Wie Du, wie Du, wie Du.

„Wir muntern Jünger folgen Dir
Auf Deiner Spur geſellt,
In Deinem Sinn erfaſſen wir
Das Leben und die Welt.
Es ſey kein Jünger weit und breit,
Der ſich ſo treu dem Meiſter weiht
Als wir, als wir, als wir.“

3.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da Alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an:
Gewiß, du haſt geweint.

Und wenn ich auch geweinet hab',
So iſt's um Freud' und Leid.
Ihr lärmt und rauſcht und ahnet's nicht —
Ich weiß nicht, wie ihr ſeyd.

Ich las im Goethe eben nun,
Und las im Fauſte juſt —
Ich fand in Gretchens Kerker mich,
Da weint' ich unbewußt.

Dem Frühling bringt, dem herrlichen,
Nur eure Blumen dar;
Die beſten eurer Lieder ſingt
Dem Goethe immerdar.

Des Thaues Perlen ſenken ſtill
Auf Blumen ſich herab:
Ich weih' ihm freudig, aber ſtumm
Das Beſte, was ich hab'.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Harz und den Thüringer Wald.

(Fortſetzung.)

2. Die ſteinerne Jungfrau von Lohra.

Eine halbe Stunde von Lohra, auf dem ſchroffen Abhange des Helbe-Thals, ſteht eine verwitterte ſteinerne Figur, die den obigen Namen trägt. Jetzt iſt freilich eine Jungfrau ſchwer darin zu erkennen, ſelbſt wenn man ſeinen Unglauben an die ſteinerne des Zeitalters gefangen nähme; doch ſieht man noch deutlich eine Art Kopf, eine ſchmucke Taille, der unſre Damen mit Hülfe Pariſer Schnürleiber jetzt wieder näher zu kommen ſtreben, und einen Theil der Oberarme. Wer den Zuſammenhang nicht kennt, glaubt ein übel geſtaltetes, mit Moos bedecktes ſteinernes Kreuz zu ſehen.

Der artige Verwalter von Lohra begleitete mich bis zu dieſer Stelle, und theilte mir die Geſchichte der ſteinernen Jungfrau mit, wie ſie der Nachwelt theils durch Urkunden, theils durch Traditionen überliefert wurde. Ich ſchreibe ſie nieder, weil das Gedächtniß ſie noch feſt hält.

Der letzte Graf von Lohra hatte keine männlichen Leibeserben und nur eine einzige, der Sage nach bildſchöne Tochter. Er gerieth in Streitigkeiten mit den Mühlhauſenern, und entbot ihnen Fehde. Doch abhold war ihm das Glück der Waffen, und nach heftiger Gegenwehr ward er mit ſeinen Mannen in das Helbe-Thal geworfen. Mit dem Rücken an das ſteile Lohra-Gebirge gelehnt, ſammelt er ſeine Getreuen zum letzten Kampf auf dem Herwege zu ſeiner Stammburg; erneuert wird das Gefecht, und bald füllen Leichen das Thal. Immer kleiner wird das Häuflein des Grafen, immer zahlreicher die Macht der Feinde. Da ſtemmt der Graf den erzbeſchlagenen Fuß auf die Stelle, wo jetzt das Bild ſteht, entſchloſſen zu ſiegen, oder rühmlich zu fallen. Das Geſchick verlieh ihm die letztere Gunſt, und ſein Heldenblut floß den Felſen hinab, die Fluthen der Helbe röthend.

Digitized by Google

Seine ſchöne Tochter beſchloß, ſich dem Jungfrauenſtande zu widmen, und nie ihr Lager mit einem Manne zu theilen. Sie ließ ihrem gefallenen Vater an der Stelle, wo er ſank, jenes Denkmal errichten, und gab ihm — wahrſcheinlich ihren Vorſatz dadurch zugleich mit an zu deuten — jene Geſtalt, in Form eines neun Fuß hohen Steinbildes.

Der Graf von Hohenſtein, einer der reichſten und mächtigſten Nachbarn von Lohra, bewarb ſich um die Hand der ſchönen Waiſe, und als ſich dieſe ihm verſagte, drohte er Lohra mit Krieg zu überziehen, und mit Feuer und Schwerdt heim zu ſuchen. Das geängſtete Fräulein mußte der Gewalt des Mächtigen nachgeben; ihrem Herzen blieb der rohe Geſell ewig fremd, aber ihre Hand reichte ſie ihm am Altare, zum Sühnopfer für ihre bedrohten Unterthanen. So kam die Herrſchaft Lohra an die Gräflich Hohenſteinſche Linie: doch niemals räumte die ſchöne Frau ihrem Herrn das Recht eines Gatten ein. Des Grafen ungekühlte Liebesgluth verwandelte ſich dadurch in den bitterſten Haß, und alle Qualen einer unglücklichen Ehe ließ er die Bekümmerte empfinden. Drei Jahre lang mußte ſie leiden und dulden. Immer roher ward das Gemüth des Grafen, immer zügelloſer ſein Leben, das er in Zechgelagen, Jagd und Schwelgerei mit feilen Dirnen theilte, bis endlich ein Sturz mit dem Pferde, bei der unſinnigen Verfolgung eines Hochwildes, ihm den Hals und das Leben koſtete. Frei war die Dulderin der ſchweren Kette, frei, reich, ſchön und kaum zwanzig Sommer alt. — Konnte es unter dieſen Verhältniſſen ihr an Freiern fehlen? — Doch das Bild ihrer Leiden ſtand mit viel zu grellen Farben vor ihren Augen, ſie wieß alle Bewerbungen hartnäckig von ſich, und ſtiftete einen eigenthümlichen Orden. Dieſer Orden beſtand aus zwölf Mönchen, die auf Koſten der Gräfin das Land durchzogen, in die Geheimniſſe der Familien eindringen, und nach unglücklichen Ehen umher ſpähen mußten. Wo ſie eine ſolche fanden, war es ihre heiligſte Pflicht, zur Sühne zu ſprechen, die erbitterten Gemüther zu bekehren und zurück zu führen zu dem verödeten Hausaltare. Nicht ohne Erfolg blieb ihr Bemühen, und manches Paar ſegnete im wieder errungenen Frieden die fromme Gräfin von Lohra, die, auf ihren Vorſatz beharrend, ihr Herz gegen alle Eindrücke der Liebe zu verwahren fortfuhr.

Allein die Verweſer des Landes beſtanden zum Heil und Frommen deſſelben auf einer zweiten Heirath, und die jungfräuliche Wittwe mußte endlich ihren Forderungen nachgeben. Doch wohlfeilen Kaufs war ſie nicht geſonnen, ihre Freiheit weg zu geben, und ſo that ſie das Gelübde, nur demjenigen ihre Hand zu reichen, der es wagen und glücklich vollbringen würde, die Ringmauer der Burg Lohra auf der äußerſten ſchmalen Fläche zu umreiten, voraus geſetzt, daß er überdies ein ihr ebenbürtiger Ritter ſey. — Es iſt chronologiſch nicht aus zu mitteln, ob die Gräfin von Lohra dieſen Fechterſtreich der Gräfin von Kynaſt (Schafgotſch) nachahmte, oder dieſe ihr; doch ſcheint mir das Letztere wahrſcheinlicher, da nach allen vorhandenen Urkunden dieſe Geſchichte zur Zeit des Kaiſers Lothar vorfiel. — Die Ringmauer ſteht zum Theil noch heute, ich habe ſie geſehen und ihre Breite faſt überall nicht unter drei Fuß gefunden. Das Kunſtſtück wäre alſo für einen beherzten Reiter, der ein gutes, nicht ſcheues oder ſchwindlichtes Pferd hat, ſo groß eben nicht; aber die Hauptſchwierigkeit beſteht in den Zinnen; dieſe ſpringen nämlich mit kleinen viereckigen Thürmen vor, von kaum einer Pferdelänge Weite; hier das Pferd ſo geſchickt zu wenden, daß kein Hinterfuß fehltritt, iſt die Kunſt, und ſelbſt ein Pluvinel würde bedenklich den Kopf ſchütteln, wenn er dieſe Zinnen ſähe. Doch was thut nicht die Liebe zu einer ſchönen und reichen gräflichen Jungfrau! Ja in unſern Zeiten, wo die jungen Herren ſo gern nach Geld heirathen, und ſogar zur einzigen höchſten Bedingung der Ehe machen, wäre es ſo übel nicht, wenn die reichen freiſamen, oder richtiger geſagt freiſüchtigen Jungfrauen eine ähnliche Bedingung wie die Gräfin von Lohra aufſtellten; ich ſage ähnliche Bedingung, dem weichlichen Zeitalter angemeſſen. — Genug, es fanden ſich der Eichsfeldſchen und Thüringſchen Ritter ſo manche, die den halsbrechenden Ritt wagten und auch richtig den Hals dabei brachen. — Endlich meldet ſich ein Ritter in ſchlichter Eiſenrüſtung mit geſchloſſenem Viſir, ſich zum gewagten Ritt erbietend, aber zugleich ſich vorbehaltend, im Gelingungsfalle das Viſir erſt nach dem Ritt zu öffnen; im Mißlingungsfalle könne es der Gräfin einerlei ſeyn, wer die Zahl der Verunglückten vermehrt habe. Die Gräfin geht die Bedingung ein, der Ritter reitet, und — bringt glücklich den gefährlichen Ritt zu Ende. — Erſtaunen, Bewunderung, Scham und Verzweiflung bemächtigen ſich der Gräfin; der Ritter öffnet das Viſir — es iſt der regierende Landgraf von Thüringen! — „Ich bin vermählt“, ſagt der Landgraf, „und habe mir durch den verwegenen Ritt bloß das Recht erwerben wollen, dieſem Unweſen ein Ende zu machen. Empfanget hiermit aus meiner Hand den jungen Grafen von Hohenſtein (aus einer Nebenlinie ſtammend) zum Gatten; das Gelübde iſt gelöſt, Eure Thorheit gebüßt. Laſſet Seelenmeſſen leſen für die Unglücklichen, die durch Euern albernen Trotz den zu frühen Tod fanden, und noch lange die Zierde der Ritterſchaft hätten ſeyn können!“ — Sprach's und verließ die Burg Lohra. Die Gräfin aber wurde die glückliche Stamm-Mutter eines würdigen Geſchlechts, und nur das Andenken an jene Opfer ihres thörigten

Digitized by Google

Schwures ſoll — der Sage nach — zuweilen den Schlaf von ihrem Lager geſcheucht haben. — Der Geſchichte des Eichsfelds zufolge beſaßen urſprünglich die Grafen von Lare oder Lara das Schloß Lohra (wovon auch wohl der Name ſtammen mag); ſpäter fiel es an die Grafen von Reichlingen und 1289 brachte es Landgraf Albrecht von Thüringen durch Kauf an ſich. Dann erſt kam Lohra an die Grafen von Hohenſtein. — Den chaotiſchen Knoten, mit dem die Geſchichte von Lohra umſchlungen iſt, zu entwirren, auch aus zu mitteln, ob jener ſeinen Hals daran ſetzende Landgraf gerade Landgraf Albrecht oder ein anderer war, das Alles will ich geübteren Hiſtoriographen gern überlaſſen, denen Nachgrübeln mehr Spaß macht, als mir. Ich kann mich irren, aber ich glaube die Geſchichte der Gräfin von Lohra irgendwo einmal erzählt, oder als Novelle benutzt geleſen zu haben. Intereſſant bleibt es mir immer, die Quelle meiner kleinen Erzählung auf der alten Burg Lohra ſelbſt gefunden zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Leipzig. (Schluß.) Am 19. Auguſt gab Mad. Anna Milder ein Concert im Saale des Gewandhauſes. Leerer kann es faſt nicht ſeyn, und doch haben Viele es ſpäterhin gewiß bedauert, nicht dort geweſen zu ſeyn. Eine ähnliche Stimme bekömmt man gewiß nicht leicht wieder zu hören, obgleich Mad. Milder ſie gerade an dieſem Abend nicht ſo glockenhell hatte, als ſonſt gewöhnlich, beſonders in den mittleren Tönen. Die wenigen Anweſenden verſuchten übrigens durch verdoppelte Beifallsbezeugungen der Concertgeberin die Leere des Saals vergeſſen zu machen; doch dürfte dies ſchwerlich gelungen und die Künſtlerin wohl nicht geneigt ſeyn, ſich jemals wieder ſo kaltſinnig von den lieben Leipzigern behandeln zu laſſen. Als ſie im vergangenen Winter das bereits angezeigte Concert nicht gab, ſcheint ihr ſo etwas geahnt zu haben, aber im Vertrauen auf ihren Künſtler-Ruf hat ſie wahrſcheinlich die Stimme jener Ahnung betäubt. Extra-Concerte, wie hier die Concerte, welche Künſtler für ſich allein geben, genannt werden, im Gegenſatz zu den Abonnements-Concerten, deren jeden Winter 24 zu hören ſind, machen hier übrigens ſehr ſelten Glück. Der gute Ton erfordert es beinahe, auf jene 24 Concerte zu abonniren, und die befriedigen dann wohl die Muſikliebhaberei der Meiſten zur Genüge. — Am 23ſten gab Hr. Devrient den „Lear" wirklich, und mit einer bis an das Ende ausdauernden Kraft, die wahrhaft Bewunderung erregte. Ich zweifle, daß man eine vollendetere Darſtellung ſehen kann, d. h. was die Rolle des „Lear" betrifft, denn bei den Uebrigen wüßte ich nur zu tadeln und wieder zu tadeln. Neben dieſem Giganten der Kunſt erſcheinen ſelbſt Schauſpieler, die ſonſt ſehr wohl gefallen und unſtreitig recht brav ſind, wie Pygmäen. Wer noch jetzt an altväteriſchen Vorurtheilen klebt, und meint, wer zu Allem verdorben ſey, dürfe nur auf den Brettern Zuflucht ſuchen, der ſehe dieſe Rolle, von dieſem Manne dargeſtellt, und er wird hohe Achtung vor dem wahren dramatiſchen Künſtler, dem ächten Schauſpieler bekommen. Am Ende der Vorſtellung ward Hr. D. einſtimmig gerufen, und erſchien augenblicklich, aber Minuten währten die Beifallsbezeugungen, und er konnte nicht zu Worte kommen; endlich ward es ruhig, aber nur ſcheinbar, denn dieſe Ruhe ward von Einigen dazu benutzt, Hrn. D. ein dreimaliges Lebehoch zu bringen, in welches der größere Theil des Publikums laut einſtimmte und dem ſich auch das Orcheſter durch einen dreimaligen Tuſch beigeſellte. Dann folgte wieder lautes Klatſchen und Bravo-Rufen, und nun erſt vermochte Hr. D. mit ſchwankender, faſt gebrochener Stimme zu ſagen: „Ich zähle dieſen Tag zu den glücklichſten meines Lebens!" — Gewiß ſelten ward ein Schauſpieler ſo gefeiert, aber auch gewiß ſelten ward Aehnliches geleiſtet. — Nachdem die „Italienerin in Algier" ſchon an manchen Orten gegeben worden, nachdem ſich manche Stimme, des Tadels ſowohl als des Lobes, über ſie erhoben hatte, betrat ſie endlich, am 25. Auguſt, auch unſere Bühne, wurde aber keineswegs beifällig aufgenommen, und wenn dies, wie einige Zeitſchriften ſagen, in Berlin der Fall war, ſo müſſen dort wohl ganz beſondere Umſtände obwalten. Für eine ernſte Oper iſt ſie zu komiſch, für eine komiſche zu ernſthaft, beſonders im Anfange; für beides aber zu langweilig, und ſcheint dabei ein förmliches Quodlibet aus früheren Compoſitionen Roſſini's zu ſeyn. Die Partieen des „Muſtapha" (Hr. Köckert), „Lindoro" (Hr. Vetter) und „Taddäus" (Hr. Genaſt), waren in guten Händen, beſonders ergötzte der Letztere durch ſein lebhaftes Spiel und machte das Ganze allenfalls erträglich; ob man aber mit dem weiblichen Perſonale: „Elvire" (Mad. Streit; kein neues Mitglied, ſondern nur ein neuer Name für ein früheres, indem Demoiſ. Schulz an Hrn. Streit's Hand in den heiligen Stand der Ehe trat) und „Iſabelle" (Demoiſ. Erhart) eben ſo zufrieden ſeyn kann, iſt eine Frage, die ich nicht beſtimmt zu beantworten wage. — Hier iſt wieder eine neue Zeitſchrift erſchienen, nämlich eine (katholiſche) unpartheiiſche Litteratur-Zeitung. Als Redakteur wird ein Hr. Goldmann genannt; doch hat dieſe Zeitung, gleich nach Erſcheinen der erſten Blätter, bereits wieder aufgehört, wenigſtens für den Augenblick. Ob ſie nochmals an das Licht des Tages treten werde, ſteht dahin, doch dürfte ſie dann einen ſchweren Kampf zu beſtehen haben. — Bei A. Wienbrack iſt die zweite Lieferung der „Gallerie neuer Original-Romane von Deutſchlands vorzüglichſten Schriftſtellern" erſchienen, und ſteht der erſten wenigſtens gewiß nicht nach. Das erſte Bändchen enthält: „Kurt, der Jägerburſche", von Moritz Richter, das zweite: „Die Fünfhundert vom Blanik, eine böhmiſche Sage aus den Zeiten der Huſſitenkriege", und: „Die Sylveſternacht", von K. Herloßſohn, das dritte: „Das Familienvermächtniß"; „Der Mutter Sünde, der Kinder Fluch", und: „Der wunderbare Brautwerber", von Guſtav Sellen. Wem die erſte Lieferung vielleicht nicht ganz zuſagte, der wird an dieſer gewiß Gefallen finden, beſonders iſt das zweite Bändchen, in welchem der wilde, fürchterliche Ziska mit treffenden Zügen geſchildert wird, ſehr intereſſant, und auch „Kurt, der Jägerburſche", wird die Theilnahme des Leſers gewinnen. Ueber das dritte Bändchen zu urtheilen, muß ich einem Andern überlaſſen. G. S.

Roſſini (der große Fiſchliebhaber) ward unlängſt befragt, da er Alles, ſelbſt die Menſchen, in Fiſchgattungen eintheile: wozu er wohl die Jeſuiten zähle? — „Dazu weiß ich keine rechte Gattung", ſagte er; „allenfalls zu den Polypen!" (Corsaire.)

Im Feydeau-Theater, in dem Stücke: „Die weiße Frau", ſtand neulich ein Mann aus der Provinz gerade hinter einem mächtigen Damenhut à la Sontag, der ihm die Ausſicht ſo benahm, daß alle ſeine Verſuche, ſich herum zu biegen, vergebens blieben. Jetzt ertönten auf der Bühne die Worte: „Nimm Dich in Acht, die weiße Frau blickt auf Dich!" — Der Mann aus der Provinz tippt die Dame leiſe auf den Arm: „Hören Sie?" ſagt er. — „Was denn?" — „Die weiße Frau blickt her!" — „Auf mich nicht, auf Sie!" — „Bitte ſehr, mich kann Sie nicht ſehen, ich bin durch Ihren Hut vollkommen geſchützt!" — Jetzt verſtand die Dame die Weiſung, lachte, und nahm den Hut ab. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 27. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker. **No. 27. 1826.**

Beilage zum 146ſten Blatte des Geſellſchafters.

Was war Goethe ehe Hegel war?

In der Nacht vom 27ſten zum 28ſten Auguſt hat eine ehrenwerthe Geſellſchaft dem Altvater Goethe die Ehre angethan, ſeines Geburtstags bei der Feier des Geburtstages ihres Lehrers und Freundes Hegel mit Erwähnung zu thun; gewiß um ſo erfreulicher allen Verehrern des großen Dichters, als man doch nun den Maaßſtab erfährt, wie ihn künftig zu ſchätzen? In der Beſchreibung des Feſtes heißt es nämlich: Hegel und Goethe, und wenn man lieſt, daß der Erſtere bis 12 Uhr allein, nach 12 Uhr aber bei'm Nachtiſch Goethe mit ihm als die Helden des Feſtes angeſehen worden, ſo können Goethe's Freunde hoffen, daß der Dichterfürſt nächſt Hegel den erſten Platz eingenommen habe, wiewohl mehrmals als wie von coordinirten Potenzen geſprochen wird. So kühne Hoffnungen benimmt aber das mitgetheilte ſonſt ſchöne Feſtlied: „Zwei mächt'gen Erdenſöhnen, Heroen unſrer Zeit u. ſ. w.“, wo es ſo lautet:

> Wie einſt der Künſtler ſinnig
> Die Säule zu Corinth
> Mit leichten Blättern ſchmückte,
> Mit zartem Laubgewind,
> So wird durch Euch die Freude
> Dem Ernſte zugeſellt,
> Die Poeſie des Lebens
> Der Wiſſenſchaft der Welt.

Hegel iſt die Säule und Goethe der architektoniſche Epheu, der ſeine Exiſtenz und Bedeutung gefunden, als er ſich um dieſe Säule herumſchmiegte, oder wie es weiter heißt:

> An dauernden Gedanken
> Hat ſich nun feſt gerankt.

Glücklicher Goethe, der Du nun dreiſt in die Zukunft blicken darfſt, weil Du die Gedanken gefunden, an die Du Dich rankend der Ewigkeit entgegen gehſt! Was war nun Goethe, ehe denn Hegel war? Exiſtirte ſchon dieſer Epheu, der ſeine Säule noch nicht gefunden, oder wo kroch er ohne Halt nur unbemerkt an der Erde? Wer hätte das gedacht, daß Goethe das iſt, was wir an ihm bewundern, durch die Säule, die er gefunden hat, um ſich daran zu ſtützen! Wir — nun wir ſind nur der blinde Pöbel — aber, großer Goethe, an deſſen Wiegenfeſte die ganze Nation eine Thräne heiliger Erinnerung weinte, hätteſt Du ſelbſt jemals etwas davon gewußt, oder auch nur geahnet, daß Du nur Du wärſt durch den, den Du erſt vor einigen Jahren kennen gelernt? Wenn Dein Tempel erbaut wird zu den Füßen der Rebenhügel des Mains und ſie durch den Meißel das Bild ausführen laſſen, das ſie hier mit ſchönen Worten entworfen; wenn Du daſtehſt, gelehnt auf den Mann, von dem es heißt:

> So iſt in ſtillen Stunden
> Des Denkers Geiſt erwacht,
> Und hat das Licht gefunden
> In tiefer Mitternacht —

oder wenn Du ringsum an den corinthiſchen Säulen als „leichtes Blätterwerk“ Dich rankſt um die Repräſentanten des Denkens und der Wiſſenſchaft der Welt, vergieb mir, wenn ich aus Deinem Tempel, ſo ſchön er gebaut iſt, hinaus trete und, nach den Rebenhügeln hinblickend, das alte Lied von Stolberg ſinge:

> Süße, heilige Natur,
> Laß mich gehn auf deiner Spur!

Ich gehöre ſonſt gar nicht zu dieſen Natur-Verehrern, die auf gut patriarchaliſch das Hirtenleben der Vorzeit für beſſer und göttlicher erachten, als unſer buntbewegtes und reiches in den Städten, und immer nach der Natur ſeufzen, ohne doch des Geiſtes zu gedenken, der überall ſeine Natur wiederfindet. Aber Dich, vergieb, kann ich mir nun durchaus nicht denken in der fatalen Stellung, zumal an dieſem Ort, wo mich Alles an Dich erinnert, wie Du als Knabe und Jüngling frei umherſchweifteſt, wo Du allerdings auch noch jener Natur dienteſt, die ſich nur in das Grün des Frühlings zu kleiden weiß, aber die große, reiche Natur Deines Geiſtes die kräftige Nahrung zur ſpätern Entwickelung fand. Dann denke ich, ſo prächtig auch jene Säule an zu ſchauen iſt, ob ſie nicht auch einmal umſinken kann, wie ſo viele Säulen, die nicht minder von den begeiſterten Schülern des berühmten Architekten als die Schlußſteine der Schöpfung ausgegeben und auch eine geraume Zeit dafür erachtet wurden. Ich bin kein Bauverſtändiger und will nicht prophezeien. Wer aber das Schickſal aller der herrlichen Säulen betrachtet, die altersmorſch zuſammen fielen, oder von Barbaren zerſplittert, oder von den modernen Erben mit andern umgetauſcht wurden, kann nicht wünſchen, daß Deine Exiſtenz unauflöslich mit jener Säule verbunden ſey. Wenn ſie umgeſtürzt daliegt, oder vergeſſen von der Menge — ich ſage von der Menge, denn Alles, was einmal ſchön und groß war, kann nie ganz vergeſſen werden, es lebt ungenannt in ſeinen Wirkungen und Enkeln und genannt in der Geſchichte fort — dann hoffen wir nicht, daß auch Du, der Du in Deiner Jugend und dem ſchönen Mannesalter Friſche für die Ewigkeit eingeſogen, erſt vom Archivar in der Regiſtratur der Weltgeſchichte uns als Anhängſel gezeigt, abgeſtäubt und erklärt zu werden brauchſt. Bleibe für uns darum lieber der reiche ſchöne Baum, der ſeine Wurzeln tief in die Erde, ſeine Aeſte weit in den Himmel ſtreckt, Nahrung ziehend aus den Lüften und der mütterlichen Erde, grünen Schatten den müden Arbeitern auf dieſer ſchenkend. —*.

So waren ſie, ſo ſind ſie.

Wie difficil wir doch heut zu Tage, ſo wie in allen unſern Anforderungen, auch mit den Bühnen-Direktoren verfahren! Nicht leicht möchte auch nur ein einziger Theater-Prinzipal Deutſchlands ſich der Zufriedenheit ſeines geſammten Publikums rühmen dürfen. Beſonders das Repertoir — wann wird das einmal wieder ungehechelt und unbemäkelt dem nimmerſatten

Digitized by Google

Novitäts-Durſtigen genügen! — „Don Juan“ iſt nichts Neues mehr; „Euryanthe“ zu gelehrt. „Don Carlos“ oft dageweſen; „Ottokar“ zu gedehnt; „die Jäger“ zu ſehr Familien-Scenen; „das Majorat“ zu ſchauerlich; „der Sekretair und Koch“ zu fremdartig; „der politiſche Zinngießer“ zu trivial; „Cortez“ zu vornehm; „Menſchenhaß und Reue“, „der arme Poet“ zu weinerlich; „die Ueberbildeten“ und „die Benefiz-Vorſtellung“ zu lächerlich; „Van Dyks Landleben“ und „Correggio“ zu künſtlich; „die Schweizerfamilie“ zu idylliſch; „Tancred“ zu heroiſch — kurz, nichts mundet, nichts behagt mehr; und, wenn auch einzelne, ſinnige Zeitgenoſſen ſich dem Sprüchlein fügen: „Il faut prendre la pluie et le bon temps“, und nicht ſtets das Vollkommenſte erwarten, als hätten ſie darauf pränumerirt, ſo giebt es doch der Schreier noch in ſolcher Menge, daß man vor lauter Zetermordio taub und blind werden möchte.

Wie viel genügſamer waren unſere ehrlichen Alten! — Das ſiebzehnte Jahrhundert brachte zuerſt die Oper auf Deutſchlands Bühne. In Hamburg gab man im Jahr 1663 die erſte deutſche Oper unter dem gemüthlichen Titel: „Der erſchaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Menſch.“ Als die erſt geordnete deutſche Oper nennt man das im Jahr 1627 zu Dresden aufgeführte Singſpiel: „Daphne“, deſſen Verfaſſer Martin Opitz war. Einen ganz ausgezeichneten Beifall erndtete in Hamburg die im Jahr 1694 dort aufgeführte Oper: „Der geſtürzte und wieder erhöhte Nebucadnezar“. Nil novi sub sole, und ſo gab es in jenen Zeiten ſchon dramatiſche Künſtler, denen, wie jetzt bei uns, ihr menſchliches Talent nicht genügte; ſie ließen ſich zum Thieriſchen herab. Was würden unſere prätentiöſen Theater-Radicalen ſagen, wenn, wie damals der Heros des Stücks, der geſtrenge Herr Nebucadnezar, im dritten Akt in ein wildes Thier metamorphoſirt, mit Adlerfedern und Klauen bewachſen, auf den geweihten Brettern herumbrüllte und krächzte. So weit trieben wir es doch ſelbſt nicht im „Bär und Baſſa“. Wie würden die Ultra's losbrechen, hörten ſie die zierlichen Redensarten jener Vorzeit, wo in einem Melodrama eine verunglückte Prinzeſſin an einer Inſel ſtrandet und in Thränen gebadet die Worte ſpricht:

„Ich weiß nicht, ob Ihnen von ſicherer Hand
Schon meine fatale Geſchichte bekannt;
Mobiliar und Bräutigam, damit Sie es wiſſen,
Sind mir durch die Wellen vom Herzen geriſſen.“

Worauf ein Inſulaner antwortet:

„Dame, die artigen Reden von Ihnen
Müſſen zu meiner Bezauberung dienen;
Sie können ſich tröſten, daß Sie nicht getroffen
Die Wellen, ſonſt wären Sie auch doch erſoffen.“

Und das war damals ganz ſcharmant. Ich weiß, Ihr mißvergnügten Zeloten, Männchen und Weibchen (die Letztern ſpielen gegenwärtig keine unbedeutenden Rollen dieſſeits der Gardine), ich weiß, was Ihr mir entgegen ſtellen könnt; ich höre ſchon das mit Achſelzucken begleitete: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis!“ aber zu ſeiner Zeit war doch wenigſtens jenes, wie ſchon geſagt, ganz ſcharmant, und bei uns iſt gar nichts mehr ſcharmant.

Es iſt doch recht traurig, ſo nimmerſatt, oder richtiger, ſo überſatt zu ſeyn. Ja, überſatt, da liegt das Uebel, und dem könnte nur ein Faſten-Decennium abhelfen. So ein ganzes Jahrzehend müßte man dieſen Ueberſatten den Zutritt in das Theater verweigern können und — ich will nicht ſchwören, doch aber ein Bedeutendes als Wette ausbieten, daß bei Eurem erſten Wiederkehren in Thaliens Schaugebäude, nach zehn Jahren, Euch die „Schweſtern von Prag“ Zuckerbrod und „Rochus Pumpernickel“ Marzipan ſeyn würden.

Hannover. Georg Harrys.

Uebertreibung ſchadet.

Im „Kunſtblatt“ Nr. 62 (Beilage zum „Morgenblatt“) äußert Amalie v. Hellwig, geb. Freiin v. Imhoff, in einem Aufſatz über die in Berlin neuerlich auf der Königlichen Bühne aufgeſtellten ſogenannten lebenden Bilder, unter Anderem Folgendes:

„Wenn diejenigen, welche den Grafen Brühl näher kennen, ſchon längſt gewohnt ſind, alles Gute und wahrhaft Schöne, was wir durch das Medium der Bühne nur immer hier empfangen mögen, als ein Geſchenk von ihm zu betrachten, ſo gebührt unſer Dank ihm hier wohl beſonders für die Gabe, da es ſowohl ſeiner Kenntniß des Publikums, als nicht weniger des ihm eigenen ruhmwürdigen Muthes bedurfte, dieſem Publikum auf jeden Fall etwas zu lehren, ein Unternehmen, wovon ſich nur aus den beſten Zeiten der Weimarſchen Bühne ähnliche Beiſpiele nachweiſen laſſen u. ſ. w.“

Die Verfaſſerin wird ſich eine andere Gelegenheit ſuchen müſſen, um den ruhmwürdigen Muth zu preiſen, mit dem der achtungswerthe Hr. Graf Brühl dem Publikum ein Geſchenk machte und ihm etwas lehrte; denn bekanntlich erſchienen ſchon vor zehn Jahren dergleichen Bilder auf der Königlichen Bühne, erfunden und geſtellt von G. Schadow, Weitſch und Schumann, und vom Publikum beifällig aufgenommen. Niemand kann Alles wiſſen, am wenigſten wird man von einer Dame begehren, daß ſie immer genau unterrichtet ſey; bevor man indeß ſo gewaltige Poſaunen-Worte in die Leſewelt ſchickt, hat ja auch wohl eine Dame die Verpflichtung, ſich gehörig zu erkundigen. H—.

Berichtigung zum 127ſten Blatte des „Geſellſchafters“, S. 639.

Es iſt eine unwahre Bemerkung, daß die Gartenkunſt in Italien nicht ſehr zu ſuchen ſey. In jenem Lande macht die Natur nicht alles Land zum Garten, und wo die Bewäſſerung fehlt, muß der Gartenbau unterbleiben. In Toscana und Piemont ſind eigene Geſellſchaften, die ſich Akademieen nennen, deren Schriften beweiſen, daß ihre Beobachtungen auf vielfache praktiſche Verſuche gegründet, und ihre Forſchungen aus Liebe zum Acker- und Gartenbau getrieben werden. Im Römiſchen ſind die Küchen-Gärten Muſter von Ordnung, und es wird jede Pflanze gehäufelt; das Bewäſſern, das Jäten des Unkrauts giebt gar viele Arbeit, und, wie ein großer italieniſcher Landwirth hier in Deutſchland ganz richtig bemerkt: der einzige Vortheil der Italiener iſt, daß ſie während des ganzen Jahres auf dem Felde thätig ſeyn können. — Die Beſtellung des Ackers und die Erndte ſind ſaure Arbeiten, und es gehören dazu kräftige und zähe Naturen. Nach einigen vornehmen Familien in den großen Städten könnte man wenig Sinn für Natur in Italien vermuthen, aber es giebt auch da unverdorbene Gemüther, die für das Landleben Sinn haben, wie man aus alten und neuen italieniſchen Dichtungen genugſam erſehen kann. S.

An den Herausgeber des „Geſellſchafters“.

Im 130ſten Blatte des „Geſellſchafters“ finden ſich über die Aufführung der „Minna von Barnhelm“ auf der Magdeburger Bühne folgende Unrichtigkeiten: Der „Wirth“ ward nicht von Hrn. Wohlbrück, ſondern von Hrn. Lamy geſpielt, alſo gebührt Letzterem das Lob. — „Minna“ ward nicht von Mad. Lange, ſondern von Mad. Henne gegeben; „Tellheim“ nicht von Hrn. Kriete, ſondern von Hrn. Bauer dargeſtellt.

In guter Meinung für Ihre Zeitſchrift meldet Ihnen dies ein mit Hochachtung ergebener Unbekannter.

Magdeburg. —•

Digitized by Google

1826. No. XXII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Taſchenbuch
zum
geſelligen Vergnügen,
die Jahrgänge 1791 bis 1826,

Leipzig, bei Joh. Fr. Gleditſch,

ſind von jetzt an, zu einem auf das aller äuſſerſte herabgeſetzten Preiſe, bei dem ſeitherigen Verleger, ſo wie durch alle Buchhandlungen zu haben.

Ganz vollſtändige Exempl., 36 Jahrgänge, deren nur wenige vorhanden ſind, mit ungefähr 370 Kupfern, ganz neu und in einem übereinſtimmenden Einband gebunden, koſten ungetrennt 24 Thlr.

Einzeln gen. 1791 — 1800 jed. Jahrg. 6 Gr.
1801 — 1820 „ „ 8 „
Neue Folge 1821 — 1826 „ „ 12 „

Die Namen der Herren Herausgeber dieſer kleinen inhaltreichen Bibliothek (W. G. Becker, F. Kind, A. Wendt u. F. Philippi), ſo wie die große Anzahl der Erzählungen, Novellen, Aufſätze, Gedichte, Räthſel, Charaden, von den vorzüglichſten ältern und neuern deutſchen Dichtern und Proſaiſten (z. B. Claudius, Gotter, Heinſe, Hölty, Jünger, Peſtalozzi, Schiller, Schmidt, Voß, Pfeffel, A. W. Schlegel, Weiße, Mahlmann, Tiedge, Starke, Salis, Ramler, Thümmel, Klopſtock, Rochlitz, Gleim, Eliſe von der Recke, Arthur vom Nordſtern, Louiſe Brachmann, Kreug von Nidda, Theod. Hell, Schmidt von Lübeck, Charlotte von Ahlefeld, Streckfuß, Prätzel, Fouqué, Laun, von Houwald, Tiek, Conteſſa, H. Clauren, Sophie Mai u. a. mehr); die vielen hiſtoriſchen und landſchaftlichen Kupfer, nach den ſeltenſten Originalen und den Zeichnungen der erſten Künſtler von den vorzüglichſten Kupferſtechern, gewähren eine Unterhaltung, wie wenig ähnliche Bücher in einem kleinen Raum und für ſo billigen Preis zu gewähren vermögen. Von einigen ältern Jahrgängen iſt der Vorrath geringe und dürfte daher leicht erſchöpft werden.

Nachfolgende belletriſtiſche Schriften, welche mit der Erſcheinung dieſes Taſchenbuchs ſtets in Verbindung ſtanden, ſind ebenfalls für folgende äußerſt erniedrigte Preiſe zu haben:

Erholungen, von W. G. Becker herausgeg., vom Jahre 1796 — 1811. 60 Bdch. ſonſt 1 Thlr., jetzt (ſo weit der Vorrath reicht, indem viele Bändchen vergriffen ſind, das einzelne Bändchen) à 6 Gr.

Guirlanden, herausgeg. v. W. G. Becker. 4 Theile m. Kupf. ſonſt 6 Thlr. jetzt 2 Thlr.

Abendſtunden, der geſelligen Unterhaltung gewidmet. 3 Theile, mit vielen Kupf. und Vignetten. geb. ſonſt 4 Thlr. 16 Gr. jetzt 2 Thlr. 6 Gr.

Daſſelbe ohne Kupf., ſonſt 2 Thlr. 6 Gr. jetzt 1 Thlr.

Anzeige
für Autoren, Ueberſetzer, Buch-, Muſikalien- und Kunſthändler, Bibliothekare, und alle Literatur- und Bücherfreunde.

Allgemeine
Bibliographiſche Zeitung;
oder
wöchentliches, vollſtändiges Verzeichniß
aller in
Deutſchland, der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien
herauskommenden
neuen Bücher, Muſikalien, Charten und Kunſtſachen.

Von dieſem Verzeichniß erſcheinen vom 1. Januar 1827 an wöchentlich ein bis zwei Bogen in Imperial-Oktav, elegant und deutlich gedruckt. Jedem Jahrgang folgen 3 Regiſter, das eine nach den Wiſſenſchaften, das andere nach den Verlagshandlungen, das dritte nach den Autoren geordnet. Das Abonnement iſt halbjährig 3 Thaler ſächſiſch. Beſtellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen, Poſtämter und Zeitungsexpeditionen in ganz Deutſchland, Frankreich, Italien, England, der Schweiz, den Niederlanden, Dännemark, Schweden und Rußland an.

Für Frankreich erſcheint die allgemeine bibliographiſche Zeitung unter dem beſondern Titel:

JOURNAL UNIVERSEL DE LA BIBLIOGRAPHIE.

Für England:

UNIVERSAL BIBLIOGRAPHICAL JOURNAL.

Bibliographiſches Inſtitut in Gotha.

** Die Redaction hält obiges, eben so erfreuliche als nützliche Unternehmen ihres und des Beifalls aller Literaturfreunde um so würdiger, da das bibliographische Institut, bei angemessener Unterstützung den Plan hat, obiger Zeitschrift auch die Bibliographie des sämmtlichen übrigen Europas, aller amerikanischen Staaten und des Orients einzuverleiben, wodurch sie sich allmählig zu einem vollständigen Repertorium der neuesten Gesammt-Literatur unsers Erdballs gestalten würde.

Bei Wilhelm Starke in Chemnitz iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hoiſt, A. F. Scenen aus dem Leben Abrahams; ein Beitrag zur Bildung des Geiſtes und Herzens. 8. 2 Thlr.

Texter, A., Herrmann von der Ettersburg; eine Rittergeſchichte aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert: auf wahre Geſchichte gegründet. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Digitized by Google

Wohlfeile Ausgabe
von
W. A. Mozart's
ſämmtlichen Opern
in vollſtändigem
Clavierauszuge mit deutſchem und italieniſchem Texte
und zugleich
für das Pianoforte allein.

Die lebhafte Theilnahme, womit die ſeit einigen Jahren veranſtalteten wohlfeilen Ausgaben mehrerer claſſiſchen Werke im Fache der deutſchen Literatur aufgenommen und unterſtützt wurden, veranlaßte bei den Muſikfreunden den vielſeitig ausgeſprochenen Wunſch, auch eine billige Ausgabe der Mozart'ſchen Opern zu erhalten.

Um dieſen Wünſchen zu entſprechen, und die unübertrefflichen Werke des großen Meiſters W. A. Mozart durch eine beſonders billige Ausgabe ſo allgemein als möglich zu verbreiten, erſcheinen bei dem Unterzeichneten auf Subſcription:

Mozart's ſämmtliche Opern,

in vollſtändigem Clavierauszuge mit deutſchem und italieniſchem Texte, und durch Unterlegung von kleinen Noten ſo eingerichtet, daß bei Hinweglaſſung der Singſtimme jedes einzelne Werk zugleich einen vollſtändigen Auszug für das Pianoforte allein bildet, auf welche Weiſe ein Exemplar dieſer neuen vereinfachten Ausgabe zwei verſchiedene Exemplare der früheren erſetzt.

Vom erſten Januar 1827 an erſcheint jedes Vierteljahr eine Oper, in gewöhnlichem Querformat, ſchön litographirt, auf weißem Papier und in Umſchlag elegant geheftet, ſo daß in zwei Jahren die ganze Sammlung beendigt iſt.

Die Opern erſcheinen in folgender Ordnung,

1. Il Don Giovanni. Don Juan in 2 Akten, (italieniſch und deutſch) 4 Fl. oder 2 Thlr. 6 Gr.
2. Così fan tutte. Weibertreue in 2 Akten, (deutſch und italieniſch) 4 Fl. oder 2 Thlr. 6 Gr.
3. Der Schauſpieldirektor, in einem Akt, (deutſch) 1 Fl. oder 14 Gr.
4. La Clemenza di Tito, Titus in 2 Akten, (deutſch und italieniſch) 3 Fl. oder 1 Thlr. 16 Gr.
5. L'enlévement du serail, die Entführung aus dem Serail, in 3 Akten, (deutſch und italieniſch) 4 Fl. oder 2 Thlr. 6 Gr.
6. Il Flauto magico, die Zauberflöte in 2 Akten, (deutſch und italieniſch) 3 Fl. oder 1 Thlr. 16 Gr.
7. Die Gärtnerin aus Liebe, (deutſch) 36 Kr. oder 8 Gr.
8. Idomeneo, in 3 Akten, (deutſch und italieniſch) 4 Fl. oder 2 Thlr. 6 Gr.
9. Le Nozze di Figaro, Figaro's Hochzeit, in 2 Akten, (deutſch und italieniſch) 4 Fl. oder 2 Thlr. 6 Gr.

Die Zahlung geſchieht jedesmal nach Ablieferung einer Oper. Da die Koſten für dieſe ſo äußerſt billige Ausgabe nur durch eine bedeutende Anzahl von Subſcribenten gedeckt werden können, ſo lade ich die geehrten Kunſtfreunde, beſonders die Hrn. Vorſteher von Muſikvereinen, Muſiklehrer, wie alle löblichen Buch-Kunſt- und Muſikalien-Handlungen ein, dieſes Unternehmen durch unverweilte Zuſage ihres Beitritts zu fördern.

Subſcribentenſammler erhalten bei neun Exemplaren das zehnte frei. Wer daher Willens iſt, ſich dafür zu verwenden, dem ſtehen Anzeigen auf frankirte Briefe zu Dienſten.

Mannheim, im Auguſt 1826.

K. F. Heckel,
Muſikalien-Handlung.

Bei A. Wienbrack in Leipzig iſt ſo eben fertig geworden und an alle Buchhandlungen verſandt:

Brambletye-Houſe und der ſchwarze Geiſt,
Romantiſche Darſtellung aus den Zeiten Cromwell's, von Horaz Smith.

Nach der zweiten Ausgabe aus dem Engliſchen überſetzt von C. A. Michaelis. 4 Theile in 8. Preis: 4 Thlr.

Walter Scott erkennt, beſage der Vorrede zu ſeinem Woodſtock, in dem Verfaſſer dieſes Werkes einen würdigen Nebenbuhler, dem er nach ſeiner Beſcheidenheit einen Platz noch über ſich einräumt. Der reichhaltigen Geſchichte des loyalen Sir John und ſeines Sohnes Jocelyn dient die Periode Cromwell's und Karl's II. zur Grundlage, um ein lebenvolles, höchſt anziehendes, auf geſchichtlichen Quellen beruhendes Gemälde zu liefern, in welchem ſich feine Menſchenkenntniß, glücklicher Humor und inniges Gefühl zu den intereſſanteſten Charakterſchilderungen und frappanteſten Situationen verbindet.

Herabgeſetzte Bücherpreiſe

Bei W. Starke in Chemnitz ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach der Revolutionsopfer, enthaltend: 1) Guſtav III, König von Schweden; 2) Ludwig XVI, König von Frankreich, mit 15 Kupfern. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr., jetzt für 8 Gr.; daſſelbe in Maroquin geb. Ladenpreis 1 Thlr. 16 Gr., für 12 Gr.

Almanach der Revolutionscharaktere, herausg. von Girtanner, enthaltend: a) römiſche Charaktere v. Prof. Heeren; b) holländiſche; c) franzöſiſche Charaktere; d) Beiträge zur Geſchichte der franz. Revolution, mit 14 Kpfrn. Ladenpr. 1 Thlr. 8 Gr., jetzt für 20 Gr.

Durch die günſtige Aufnahme, welche der in meinem Verlage erſcheinenden Ueberſetzung von

Irving's und Cooper's ſämmtlichen Werken

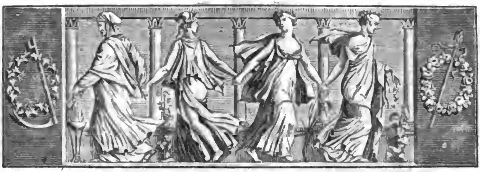
zu Theil ward, hat ſich bereits die erſte Auflage der Ausgabe auf Druckpapier vergriffen, und iſt eine neue davon unter der Preſſe, welches wohl geeignet ſeyn mag, die vorlauten Bemerkungen über dieſe Ausgaben am bündigſten zu widerlegen. Ich werde dafür beſorgt ſeyn, daß die neue Auflage der erſten Bändchen baldigſt erſcheine, ohne daß hierdurch die folgenden eine Unterbrechung erleiden. Bis zur Vollendung der neuen Auflage bleibt der Subſcriptionspreis von 2 Gr. oder 9 Kr. auf Druckpapier, und 4 Gr. oder 15 Kr. auf Velinpapier pr. Bändchen noch offen. — Die Ausgabe auf Velinpapier iſt noch zu haben.

Das vierte Bändchen von Irving's Skizzenbuch und das vierte Bändchen von Cooper's Spion ſind an ſämmtliche Handlungen verſandt.

Frankfurt a. M., im Auguſt 1826.

J. D. Sauerländer.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 15. September. 147ſtes Blatt.

Das Goethe-Feſt in Berlin.
(Fortſetzung.)

Gedichte zur Preisbewerbung.
4.

Motto. Ich ſinge wie der Vogel ſingt,
Der in den Lüften wohnet,
Nicht mag den Finger ich beringt,
Mein Lied mir reichlich lohnet.

Das Jahr vom 28. Auguſt 1825 — 26.

Von Neuem ruft der Fürſt der Lieder
Zuſammen ſeine alte Schaar,
Da finden wir uns Alle wieder,
Schau'n dir in's Antlitz, herbes Jahr;
Wie haſt du Deutſchlands Ehrenkrone
Mit hämiſch arger Tück' entlaubt,
Gerüttelt an Apollons Throne,
Gefället manch viel-theures Haupt!

Dein Herbſt rief ihn, der Frauen Dichter,
Des Vaterlandes reichſtes Herz,
Wem brennt nicht noch um Friedrich Richter
In tiefer Wunde heißer Schmerz!
Dann ſucht der Winter, wen er faſſe,
Mit fernhin treffendem Geſchoß
Zielt er und ſtreckt in blindem Haſſe
Den Mann der Männer nieder — Voß.

Und der mit ſeinen Zaubertönen
Des deutſchen Wortes Laut beſchwingt,
Nicht kann den Frühling er verſöhnen,
Ach! Weber ihm als Opfer ſinkt! —
Nur Sommer hat ſich treu erwieſen,
Er ließ uns ihn, den Einz'gen, noch;
D'rum — Jahr! — in Thränen ſey geprieſen,
Wir weinen und wir jauchzen doch!

Achill und Goethe.

Da den Peliden
Hatte geboren
Thetis, des Nereus
Herrliche Tochter,
Tauchte den Knaben
Tief in den Styx ſie,
Und unverwundbar
Zog ſie an's Licht ihn.

Sage mir, Goethe:
Hat die Erzeug'rin,
Aehnlich der Thetis,
So dich geſtählet?
Denn die Geſchoſſe
Feindlichen Alters,
Tückiſcher Krankheit,
Gleiten dir ab vom
Felsharten Buſen.

Alſo der Dichter:
„Nicht in den Fluthen
Stygiſchen Waſſers
Ward ich gehärtet;
Aber im Borne
Göttlicher Dichtkunſt,
Ewiger Jugend,
Stärkt ich die Glieder.“

„Zeige der Welt nun
Wunder: — ein Heros
Reift nur zum Manne,
Greis wird er nimmer,
Nimmer auch ſtirbt er;
Eigener Aſche
Neu ſich entwindend,
Steigt er, ein Phönix,
Lebend zum Himmel!“

Digitized by Google

Schluß-Chor.

Das neue Lied, das neue Lied
Von Goethe, der hieher uns zieht,
Und wer das Lied nicht weiter kann,
Der fang' es immer von vorne an;
Das alte Lied, das alte Lied
Von ihm, der ewig jung uns blüht!

5.

Unſrem alten Meiſter zu ſeinem Geburtstage am 28. Auguſt 1826.

Motto. Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen,
Hab's aber nicht aus den Fingern geſogen.
(Goethe's Sprüchwörter.)

Mit frohem Harfenklange
Sey heute der begrüßt,
Der uns mit ſeinem Sange
So manchen Tag verſüßt,
Der Weiſe, der Prophete,
Bekannt auf jeder Flur,
Der göttliche Poete,
Der Liebling der Natur.

Man hört den Frühling rauſchen,
Wo er ein Liedchen ſingt,
Die zarten Mädchen lauſchen,
Wenn ſeine Stimme klingt:
Der Schüler horcht bedächtig,
Als wär's im Heiligthum,
Und wer des Liedes mächtig,
Der ſingt zu ſeinem Ruhm.

Den Vögellein im Walde
Lauſcht' er die Lieder ab,
Und finſter wie ein Skalde
Beſang er Schwerdt und Grab:
Was auf dem Erdenrunde,
Was nur ein Sinn erdacht,
Hat er mit Sängermunde
Uns ſchön und lieb gemacht.

Und heute, wo am Feſte
Uns eint ein frohes Mahl,
Und wo im Kreis der Gäſte
Luſtwandelt der Pokal,
Schall' in der Gläſer Läuten
Von ihm ein munteres Lied,
Den Hörer zu bedeuten,
Daß es für ihn geſchieht.

Mit frohem Harfenklange
Sey heute der begrüßt,
Der uns mit ſeinem Sange
So manchen Tag verſüßt,
Der Weiſe, der Prophete,
Bekannt auf jeder Flur,
Der göttliche Poete,
Der Liebling der Natur.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Harz und den Thüringer Wald.

(Fortſetzung.)

3. Die Wartburg.

Dieſes ewig denkwürdige Gebäude iſt wohl keinem Deutſchen ganz fremd geblieben, und wer auch von ihrem Erbauer, Ludwig dem Springer, keine Notiz nehmen möchte, dem kann ein Ort nicht gleichgültig ſeyn, wo Luther Schutz fand vor den Verfolgungen der Glaubensfeinde, wo er die Ueberſetzung der Bibel förderte. — Wer die Wartburg zum erſten Mal beſteigt, thut es gewiß mit Gefühlen ganz eigener, mannigfacher Art. Es drängt ſich hier zu viel auf einmal dem Gemüth auf, und das Intereſſantere jagt das Intereſſante. Schon den Geognoſten muß der Berg intereſſiren, auf dem die Burg ſteht. Er iſt der letzte weſtliche Knoten des Thüringer Waldes, der hohe empor ragende Markſtein gegen die Ebene. Seine Höhe iſt nicht gemeſſen, aber ſie dürfte wohl nahe an 500 Fuß ſeyn. Aeußerſt romantiſch iſt die Gruppirung des Gebirges, und einen der ſchönſten Blicke genießt man von der Höhe der Burg. Zwiſchen Wartburg und Eiſenach liegt noch ein Berg, der Mädelſtein genannt, der mit dem Burgberge einen Gebirgsſattel bildet. Ein thörigtes Menſchenkind hat auf dem Mädelſtein eine künſtliche Ruine erbaut, die Niemand beſucht, die gegen die Ruinen aus der wirklichen Vorzeit daſteht, wie der Hanswurſt neben dem Heros. Schade um das ſchöne Geld, das ſie koſtet, ſchade um die gute Vernunft, die dadurch gegeißelt ward. Der Erbauer hat ſonſt viel Verdienſte um Alle, welche die Wartburg erſteigen. Er ſchuf den angrenzenden Wald in einen Park um, ebnete die Grenze, und bequem und angenehm ſteigt man jetzt zur Burg empor: um ſo mehr thut einem die Schellenkappe vom Mädelſtein wehe; wie konnte auch der Menſch eine ſo abgeſchmackte Idee haben!

Der Fahrweg zur Burg hinauf iſt meiſtens durch den Felſen gehauen. Wenn man bedenkt, daß des Schießpulvers Kraft damals nicht bekannt war, ſo muß man die Rieſenarbeit anſtaunen, die hier durch das härteſte bekannte Geſtein: Granit mit Porphyr und Quarz gemiſcht, einen Weg bahnte.

Das hiſtoriſche Intereſſe der Burg als Ritterveſte leidet durch den Anblick der mehr modernen als alterthümlichen Gebäude. Selbſt die Ringmauer hat neu erbaut werden müſſen, weil ſie den Einſturz drohte und an einer Stelle wirklich eingeſtürzt war. Die Oeffnung wurde 1813 von ruſſiſchen Nachzüglern benutzt, die den Berg — an einer beinahe ſenkrechten Stelle — erkletterten, um zu plündern. Das Burgthor iſt erhalten; man ſieht noch die Vorrichtungen zum Fallgitter, zu der Zugbrücke u. ſ. w.

Die Wartburg iſt ein Lieblings-Spazierort der Eiſenacher. Der Caſtellan hält hier eine Gaſtwirthſchaft, man kann Alles bei ihm haben, aber gerade das erſchien mir widrig. Das Gebäude iſt viel zu ehrwürdig dazu, ſo angenehm es auch ſeyn mag, nach beſchwerlichem Wandern eines Labetrunks ſich zu erfreuen.

Die Ausſicht iſt ſehr ſchön. Das Auge hat Alles was es wünſcht, nur Waſſer iſt das einzig Mangelnde. Eiſenach überſieht man faſt ganz, auch die vorliegende Ebene und tief in das Land hinein, ja ſelbſt bei heiterm Wetter den Brocken. Mehr rechts thürmen ſich die Gebirge des Thüringer Waldes, eine faſt unüberſehbare Waldfläche, durch welche die wenigen Wege und Heerſtraßen wie rothe Schlangenlinien ſich hindurch winden, denn der Boden in den Thälern iſt rothe Mergelerde. Mitten in dieſen Baumgruppen, die alle Schattirungen des Grüns enthalten, blinkt ein weißer Dachgiebel durch; er gehört dem Wirthshauſe zur hohen Sonne, eine Meile von hier. Sonſt ſieht das Auge nur Wald und nichts als Wald.

Die freundliche Caſtellanin gab mir den Schließer als Führer mit; ich war der einzige Beſchauer. Zuerſt ging der Weg nach Luthers Zelle. Ueber der Thür ſteht ein ſinniger Denkſpruch von einem Domrath aus Eiſenach verfaßt. Bei'm Eintritt nahm mein Führer voll Ehrfurcht die Mütze ab, und gern folgte ich ſeinem Beiſpiel, als ich die geweihte Schwelle betrat. Es iſt ein kleines aber freundliches Zimmer, ſtill und heimlich, ſo recht für den tiefen Denker gemacht, und ſeltſame Schauer ergreifen die Bruſt, wenn man bedenkt, wo man ſich befindet und wer hier für die Menſchheit arbeitete! — Der Tiſch, an welchem Luther mit ſeiner Familie ſpeiſte, iſt noch unverſehrt, ſein Arbeitstiſch aber beſteht nur noch in Form eines Kreuzfußgeſtelles, und wird bald ganz zerſtört ſeyn, da faſt jeder Reiſende einen Splitter davon zum Angedenken losſchneidet.

Luthers Bild, ein kleines Oelgemälde, hängt an der Wand; der Zahn der Zeit hat daran genagt, der Name des Meiſters iſt unbekannt. Luthers Büſte ſteht hier ſeit dem Reformationsfeſte, in Gyps, ein Geſchenk des Herzogs von Weimar. — Der berühmte Tintenfleck an der Wand iſt, als ſolcher, nicht wohl zu erkennen, ſondern eine Art ſchmutzige Vertiefung. Das Zimmer iſt neuerdings überweißt und grau angeſtrichen worden, doch hat man den Fleck abſichtlich verſchont.

Die beiden Rüſtkammern ſind von hohem hiſtoriſchen Intereſſe. In beiden ſind die Rüſtungen der Edlen von Thüringen, in der erſten zu Fuß, in der zweiten zu Pferde aufgeſtellt. Welch' eine vortreffliche und künſtliche Eiſenarbeit! Die ſchönſte der Rüſtungen gehört einem Könige von Frankreich, der im Turnier zu Nordhauſen durch einen Unfall um's Leben kam. Sie iſt durchgängig mit Gold ausgelegt. — Auffallend iſt es, daß dieſe coloſſalen Menſchen ſo gar dünne Beine gehabt haben. Auch zwei weibliche Rüſtungen ſtehen hier aufgeſtellt; ſie gehörten den Landgräfinnen Kunigunde und Agnes. Bei ihnen kann man jene Bemerkung gerade nicht machen, und das ganze Piedeſtal ſtreift an das Gigantiſche; und doch iſt es wiederum auffallend, daß die Bruſtharniſche ſich durch ihre Form durchaus nicht von denen der Männer unterſcheiden, wiewohl der ganze Bau deutlich das Frauenzimmer zeigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Seit ohngefähr 50 Jahren beſteht in China eine Verbindung, unter dem Namen Thian-Thée-Ohé, welche mit der Freimaurerei viel Aehnlichkeit hat. Der Name bedeutet wörtlich: Himmel- und Erdenbund. Es ſoll dadurch angezeigt werden, daß, ſo wie Himmel und Erde Eins und gleichen Naturgeſetzen unterworfen ſind, eben ſo auch die Menſchen von einem Geiſte belebt ſeyen, und ſich einander dienen und helfen ſollen. Die Grundſätze, worauf der Bund beruht, ſind: Gleichheit aller Menſchen; Verbindlichkeit für die Reichen, ihren Ueberfluß mit den Armen zu theilen. Die Verbündeten wollen in dieſer Hinſicht kein Oberhaupt; ſie haben Zeichen, woran ſie ſich erkennen: Einweihungsgebräuche, u. ſ. w. Der Eingeweihte muß ſich unter zwei kreuzweiſe über ihn gehaltene Schwerdter ſtellen, und ſchwören, eher zu ſterben, als die Geſetze des Ordens zu verrathen. Man zieht ihm einige Blutstropfen ab, ſo wie dem, der ihn einführt. Das Blut wird in eine Taſſe geſammelt; Beide trinken davon. Die Bundesfreunde erkennen ſich an der Art, wie man ſich Thee anbietet und ihn annimmt, wie man Taback raucht, u. ſ. w. Der Bund ſoll von einem Einwohner von Canton, der ſich Thian-Thee (rother Bambus) nannte, in dieſer Stadt geſtiftet, und urſprünglich aus Europa dahin gebracht worden ſeyn. Alle Verſuche, ihn auf zu löſen, ſind ohne Erfolg geblieben.

Chamfort fragt irgendwo in ſeinen Werken: „Wie viel Dummköpfe gehören zu einem Publikum?“

Die Sitte und der Ruf: „Burſchen 'raus!“ auf deutſchen Univerſitäten hat ihren Urſprung in England. Wenn es unter der Regierung der Königin Eliſabeth und des Königs Jakob I. zwiſchen einem Lehrburſchen und einem Einwohner auf der Straße Streit gab, und der Lehrling ſich nicht ſtark genug fühlte, ihn allein aus zu machen, rief er ſeine Kameraden mit dem Ausruf: „Knüppel 'raus!“ zu Hülfe. Sogleich ſtürzten alle Handwerksjungen mit ihren sticks, cudgels, clogs, aus den Werkſtätten hervor, und nahmen ſich ihres unbekannten Freundes an. Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Mad. Schröder hat ihre Gaſtrollen beendet und auch diesmal wieder ihren erſten Rang unter den deutſchen Schauſpielerinnen behauptet. Die Kritiker zwar ſind nicht einig darüber, vielmehr nennt der Eine ſie groß und erhaben; der Andere ſpricht: ſie ſey eine ſehr routinirte Schauſpielerin, die ihre Rollen mit Kraft und Conſequenz durchführe, aber von dichteriſcher Auffaſſung wenig oder keine Idee habe. Beſonders muß die „Lady Macbeth“ als Beleg zu dem Vorwurfe dienen: denn ſeit Tieck geſagt hat, die Liebe ſey das hauptſächliche

Digitized by Google

Motiv zu den Verbrechen dieſer Lady, wird von einer kritiſchen Partei nur gefragt: Kam es recht deutlich heraus, daß ſie verliebt iſt? — und muß die Antwort lauten: Nein! ſo iſt dieß Urſach genug, die Darſtellung als völlig verfehlt zu bezeichnen; ob man auch die Frage: wird dieſe Liebe im Shakſpeare recht deutlich — nicht entſchieden bejahen darf. Neuerdings iſt nun noch eine andere Erklärung aufgeſtellt worden, welche den Ehrgeiz hier wieder über die Liebe ſiegen läßt; es wird nämlich behauptet, daß zwei alte Geſchichtſchreiber, Holingshed und William Harriſon, nicht undeutlich zu verſtehen geben, Lady Macbeth habe die Erſcheinung der geſpenſtiſchen Weiber, eine Erſcheinung, die ſelbſt von der Geſchichte aufgenommen worden, ſelbſt veranlaßt, um einen Theil der Herrſchſucht, die ſie in ſich trug, ihrem unentſchloſſenen Gemahl bei zu bringen. Dieſe Meinung hat Shakſpeare doch wahrſcheinlich auch gekannt!? — Der Berichterſtatter erſchrickt übrigens vor dem Gedanken, den Streit darüber: ob Lady Macbeth mehr aus Liebe oder aus Ehrgeiz handelte, noch zu verlängern; doch kann er nicht bergen, daß dieſer Ehrgeiz, nach ſeiner Anſicht, die Haupttriebfeder iſt, und daß die Lady Macbeth eben deshalb unterliegt, weil ſie bei einem verrauchten männlichen Willen doch nur die Kräfte eines Weibes hat. — Ohne dieſe eine Rolle, die „Lady Macbeth" der Mad. Schröder, hauptſächlich zum Maaßſtabe zu nehmen, bemerke ich im Allgemeinen, daß dieſe Künſtlerin zu ſprechen weiß, wie Keine, und ſo gut zu ſpielen, wie Manche. Dabei hat ſie ſich bis jetzt auf ein Fach der darzuſtellenden Charaktere beſchränkt, ohne übrigens unfähig zu ſeyn, andere Rollen dar zu ſtellen. Sie bewies namentlich in „Fluch und Segen", von Houwald, daß ſie auch mit Glück vom Kothurn herab zu ſteigen verſteht. — In der Deklamation zeigte uns Mad. Schröder die rhetoriſche Virtuoſin, als ſie Schiller's „Lied von der Glocke" vortrug; das Publikum, raſch aus einer Stimmung in die andere verſetzt, und von der Künſtlerin beherrſcht wie ein Werkzeug ihres Ruhms, gerieth dabei in den höchſten Enthuſiasmus. Damit ihm dieſer nicht durch lange Dauer ſchade, wurden an demſelben Abend Worte von F. Moſengeil geſprochen, zu der Muſik, die Bethoven zu Goethe's „Egmont" componirte. Mir fiel dabei beſonders die Stelle auf:

„Und was umſonſt die Worte möchten ſagen,
Das dürfen Töne auszudrucken wagen!" —

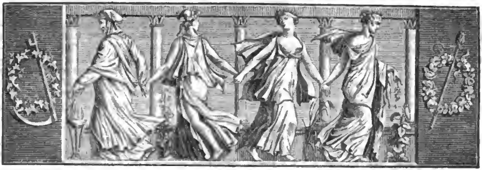
Hätte Hr. M. ſeinen eigenen Ausſpruch beherzigt, ſo konnt' es ihm nicht einfallen, dieſe Muſik auf ſolche Weiſe zu benutzen und dadurch unſere Theater-Direktion zu verleiten, daß ſie ſtatt des „Egmont" dem Publikum den gereimten Inhalt von dieſem Drama biete. E—w.

Literatur. „Geſchichte der Revolution in Spanien und Portugall und beſonders des daraus entſtandenen Krieges. Vom Königl. Preuß. Oberſten von Schepeler. Erſter Band. Von 1807 bis 1808." (Berlin, bei Mittler. 1826.) — Je mehr man, wohl nicht mit Unrecht, den Deutſchen vorgeworfen hat, daß ſie, namentlich in Vergleichung mit ihren Nachbarn, den Franzoſen, *) nur wenige Beiträge zur ſpeziellen Geſchichte der neueſten Zeit geliefert haben, um deſto erfreulicher iſt das Erſcheinen des obigen, höchſt intereſſanten Werkes. Der Verfaſſer ging als Major im Corps des Herzogs von Braunſchweig-Oels im Jahre 1810 von England nach Spanien, in deſſen Dienſte er trat, und wo er bis zum Jahre 1813 als Militair und Diplomatiker gelebt hat. Die Erwartungen, welche man hiernach von ſeinem Werke fordern konnte, finden ſich gerechtfertigt. Genauigkeit in der Darſtellung der Ereigniſſe iſt mit der Enthüllung der Motive der Ereigniſſe ſelbſt verbunden; die handelnden Perſonen, welche der Verf. großen Theils (ſ. Vorrede) perſönlich kannte, ſind treu geſchildert, und indem der Verf. davon ausging, daß die Entſtehung wie der Erfolg jener Revolution ſich nicht auf den Impuls eines einſeitigen Religions-Fanatismus ſtützte, und mit aller Lebhaftigkeit dieſe gewöhnlich gehegte, und oft aus den neueſten Zeitereigniſſen, aber mit Unrecht, abſtrahirte Anſicht bekämpft, von der andern Seite aber die Anweſenheit und Mitwirkung des Fanatismus nicht läugnet, mußte es ihm gelingen, für dieſen ausdauernden Kampf des Volkes für ſeinen legitimen Herrſcher, und ſeine verletzte Selbſtſtändigkeit, ein höheres und ungetrübteres Intereſſe zu erregen. Daß übrigens dieſer Geſichtspunkt ſich rechtfertigt, beweiſen die geſchichtlichen Data ſelbſt, deren Darſtellung das Gepräge der Wahrheit gegeben iſt, welches bei der Beurtheilung in der Zeit ſo naher Ereigniſſe nicht leicht täuſchen kann. — Wir müſſen uns hier begnügen, nur im Allgemeinen den Gang des Verf. an zu deuten, welcher uns bei der Art der Entwickelung der Revolution ſehr zweckmäßig geſchienen hat. Die Schwierigkeiten waren hierbei größer, als bei den gewaltſamen Kämpfen, welche, wie der franzöſiſche in Paris, ſich in einem Centralpunkt hauptſächlich vereinigen, und von dort aus ihre Strahlen nach den verſchiedenen Gegenden des Reichs ſchicken. Die ſpaniſche Revolution nahm einen andern Gang. Madrid gab zwar am 2. Mai 1808 zuerſt das Zeichen des Aufſtandes, aber glückliche Erfolge führten erſt die Aufſtände in den einzelnen Provinzen des Reichs mit ſich; das Feuer entbrannte nicht auf einem Punkte, ſondern allmählig an verſchiedenen Orten, ſo daß die Revolution der Provinzen Spaniens jede für ſich einen beinahe unabhängigen Gang nahm und eine beſondere Darſtellung erfoderte. — Der Verf. ſchildert im Eingange im Allgemeinen den Charakter des Volkes, und geht in der Einleitung auf die frühere Geſchichte Spaniens über. Die folgenden Capitel enthalten die nächſte Entſtehung der Revolution, Abdankung des Königs, den Aufſtand in Madrid und die Verhandlungen in Bayonne. Mit dem ſechsten Capitel beginnt die Erzählung der Aufſtände in den einzelnen Provinzen, an die ſich der Aufſtand der Portugieſen, die Landung der Engländer und die Capitulation des Marſchall Junot anſchließen. Den Aufſtänden in Aſturien, Gallizien, Alt-Caſtilien und Leon folgt Joſephs Einzug in Madrid, am 20. Juli 1808, die Räumung der Hauptſtadt am 31. Juli, die Occupation derſelben durch die Armeen der ſüdſpaniſchen Provinzen und das Zuſammentreten der Central-Junta, womit die Erzählung der Ereigniſſe auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſchließt. Das dreißigſte und letzte Capitel erzählt die Geſchichte des Entkommens des Romanaſchen Corps aus Dänemark nach Spanien. — Die Sprache des Verfaſſers hält einen glücklichen Mittelweg zwiſchen dem nackten Geſchichtsſtyl und der blumenreichen, dem Geſchichtſchreiber unwürdigen Schreibart. Es bleibt überhaupt nur zu wünſchen übrig, daß der Verf. bald den zweiten Band ſeines Werkes dem Publikum übergeben möchte. Ob dieſes auch die Geſchichte der neueſten ſpaniſchen Revolution zu hoffen hat, bleibt zweifelhaft, denn der Verf. hat ſich, wenigſtens direkt, über den Umfang ſeines Werkes nicht ausgeſprochen. Mindeſtens würde es, wenn auch das vorliegende Werk nur die Geſchichte der Revolution bis zur Reſtauration der Bourboniſchen Herrſcher-Familie umfaſſen ſollte, ſehr wünſchenswerth ſeyn, von dem Verf. ein Urtheil: ob und welcher Cauſal-Zuſammenhang zwiſchen dieſen und den ſpätern Ereigniſſen ſey, und ob dieſe alſo durch jene, oder durch ein dazwiſchen tretendes Drittes bedingt worden, zu vernehmen. f.

*) Wir können hierbei nicht umhin, auf die im Jahre 1824 zu Paris erſchienene:
„Histoire de la Révolution française par Bodin et Thiers"
aufmerkſam zu machen, als das unbedenklich intereſſanteſte und befriedigendſte Werk über die franzöſiſche Revolution, und durch die Behandlung des Gegenſtandes ein Muſter für die geſchichtliche Behandlung der neueſten Zeit. So viel wir wiſſen, ſind davon erſt vier Bände erſchienen, welche bis zum Sturze der Girondiſten, alſo bis zum Beginn der Schreckens-Periode gehen; wenigſtens haben wir hier bis jetzt nicht mehr erhalten können.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 16. September. **148ſtes Blatt.**

Ueber den Harz und den Thüringer Wald.

(Fortſetzung.)

Ein wahrhaft ungeſchlachter Kerl muß jener Kunz von Kaufungen geweſen ſeyn, der in der Mitte zwiſchen beiden geraubten Sachſen-Prinzen ſteht. Seine Sporen ſind ungelogen zehn Zoll lang; er blieb übrigens auch mit ihnen nach dem Raube im Dorngebüſch hängen, und ward darüber gefangen. Die Rüſtungen der beiden jungen Prinzen ſind niedlich, und würden ſo eben unſern heutigen Cotillon-Tänzern paſſen. — Einer der ſchönſten Männer muß Ludwig der Springer geweſen ſeyn; ſeine Rüſtung zeigt den edelſten Bau. — Aber laut jauchzte ich auf, als ich die Rüſtung des Feige von Bomſen, des eiſenfeſten Waffenbruders von Hasper a Spada antraf. Ein rieſenhafter Kerl! Nicht ohne Mühe hebt man ſeinen Schild. Die ganze Figur hat etwas ungemein Trotziges, und mißt wenigſtens 6½ Fuß. — Mit wahrem Vergnügen verweilt man eine Stunde lang unter dieſen wirklichen Eiſenreitern, gegen die unſere zierlichen heutigen gewaltig dürftig erſcheinen. — Wenn man die Rüſtungen der Pferde anſieht, ſo erſcheint es fabelhaft, wie die Thiere mit dieſer Laſt galoppiren konnten. Der Sattel allein mag ſo ſchwer wiegen wie ein heutiger Küraſſier mit Sack und Pack. Die Kandaren ſind echte Kunſtwerke, aber wer hätte den Muth, ſie unſern jetzigen Pferdlein an zu legen. Die Zügel ſind mit drei fingerbreiten Eiſenſchienen beſchlagen; von einer Trenſe ſcheinen unſere guten Altvordern nichts gewußt zu haben. — Am wenigſten zierlich ſind die Helme gearbeitet, ſelbſt der Apparat zu dem Helmbuſch will nicht recht einleuchten; aber ſtark und feſt ſind ſie, auch Viſir und Halsband künſtlich an einander gefügt. — Um ſolch' einen Ritter zu wappnen, iſt gewiß mehr Zeit erforderlich geweſen, als die ganze Toilette eines modernen Kriegers im Sonntags-Anzuge koſtet. Und wie nur die Frauen ſolche Rieſenlaſt auf ihren zarten Körper laden konnten! Spreche mir nun noch Einer gegen die Schnürbrüſte! — Außer den Rüſtungen hängen auch Waffen aller Art an den Wänden. Die Streithämmer ſtellt man ſich anders vor. Sie ſind etwa zwei Fuß lang, haben unten einen Griff und oben einen ſpitzen Hammer; in mehreren Helmen geringerer thüringſcher Ritter ſieht man die Löcher, welche die Kämpfer mit dieſen Hämmern ſich ſchlugen. Auch die Flamberge ſehen poſſierlich aus; lange Degen, aber flammig die Klinge, ungefähr wie man das Schwerdt des Engels im Paradieſe ab zu bilden pflegt. — Auch die Rüſtung eines Papſtes iſt hier, und zwar zu Pferde. Auf dem eiſernen Bruſtzeuge des Pferdes iſt, drollig genug, der Sündenfall der erſten Menſchen, d. h. der Apfelſchmaus, in Stahl gearbeitet. Engelsköpfchen und andere Heiligenſchnörkel befinden ſich natürlich an allen Ecken und Enden, wie ſich das von ſelbſt verſteht. — Endlich hängen eine Menge eroberter Fahnen an den Wänden umher.

Wir kamen in den Ritterſaal. Sehr zierlich iſt er eben nicht. An der einen Seite läuft ein Corridor entlang mit Niſchen-Fenſtern, durch welche die Die-

Digitized by Google

nerſchaft den Herren Rittern den Wein verabreichte. Ein Zechtiſch iſt noch vorhanden, die Platte von Schiefer. — An den Wänden hängen fürſtliche Bruſtbilder, auch eine Scene aus dem berühmten Bauernkriege, den heilloſen Thomas Münzer vorſtellend. In dieſem Saale wurde 1817 das Reformationsfeſt gehalten.

Von hier gingen wir in die Schloßkirche, und ich ſah die Kanzel, von der Luther gepredigt hat. Die Kirche iſt ſehr wohl erhalten. Unter mehreren Bildern befindet ſich ein recht braves hier, die bekannte Geſchichte der Landgräfin Eliſabeth vorſtellend, die einem Kranken Labung bringt, und auf die rauhe Frage ihres Gemahls: was ſie da im Körbchen trage? voll Vertrauen auf ihren frommen Willen die Antwort: Blumen! giebt. Der Landgraf aber, ihr mißtrauend, reißt haſtig das Körbchen auf, und ſiehe da! ſtatt der Speiſen finden ſich duftende Roſen. Dieſen Moment hat der Maler — ich glaube Lucas Cranach — gewählt. Die fromme Fürſtin aber iſt nach ihrem Tode heilig geſprochen worden.

Endlich beſtiegen wir den Wartthurm, deſſen Inneres ehemals das Burgverließ enthielt und jetzt zum Aufbewahren des Pulvers gebraucht wird. Er iſt viereckig, von einer rothen Art Geſtein erbaut, oben mit einer Gallerie verſehen. — Ueber den Thälern ſchwebten mehrere Gewitter, leider verjagte ſie der Wind, und dieſe Erfahrung, von da oben ein Gewitter mit an zu ſehen, die ſehr erhaben ſeyn ſoll, wurde mir nicht zu Theil. — Unterdeß hatte ſich Geſellſchaft bei dem Caſtellan eingefunden, rauchende Herren und ſtrickende Damen aus Eiſenach; ſie waren mir zuwider, ich bezahlte die genoſſene Kalteſchaale und eilte von dannen. Vorher blätterte ich noch in dem Stammbuch der Wartburg. Wie in allen dieſen Büchern, ſo ſtanden auch hier tauſende von Namen, mit und ohne Titel und Würden, von allen Geſchlechtern: auch manche gereimte und ungereimte Rede von Dichtern und Dichterinnen, die der Beſuch der Wartburg zur Begeiſterung hingeriſſen hatte. Ich liebe dergleichen muſagetiſche Eruptionen nicht. Ehre macht es übrigens meinen lieben Landsleuten, daß ſie ſich in dieſem Stammbuche wenigſtens der ſchlechten Witze enthalten haben, zum mindeſten iſt mir keiner aufgefallen. Ein Lieutenant von der thüringſchen Vermeſſung hat vier nicht üble Reihen in Verſen hinein geſchrieben, deren Sinn ungefähr war: Unſre Väter wohnten gern auf Bergen, wir auf Flächen; ſie liebten zu handeln, wir zu ſprechen; ſie ſchliffen Waffen, wir ſchleifen — Witz. Der Verfaſſer machte alſo keine Ausnahme von der Regel.

Da es noch hell war, durchwandelte ich die wirklich ſchönen Umgebungen der Stadt. Zwei Dinge muß ich von der Wartburg noch nachholen. Erſtens ſtehen oben auf dem Burgplatze vier eiſerne ſogenannte Feuerkanonen, die jedesmal abgefeuert werden, ſobald in einem der umliegenden Dörfer ein Feuer aufgeht. — Zweitens befinden ſich außer den Waffen der alten Ritter oben auch noch Feuerwaffen aus dem 30jährigen Kriege, z. B. Hakenbüchſen mit Radſchlöſſern u. ſ. w.; endlich auch vier Stück kleine Kanonen, ſogenannte Schlangen zu 6 bis 8 Loth Blei. Dieſe Schlangen hatte ich mir ganz anders gedacht; ein neuer Beweis, wie wenig man ſich auf Beſchreibungen verlaſſen kann, wenn ſie nicht von Augenzeugen ſtammen. — Dieſe Waffen der neueren Zeit ſchicken ſich nicht für die Wartburg. (Die Fortſetzung folgt.)

Das Goethe-Feſt in Berlin.

(Fortſetzung.)

Gedichte zur Preisbewerbung.

6.

Zu Goethe's Geburtstag. 1826.

Motto. Salve!

An Goethe.

O brich ein Blatt aus Deinem heil'gen Kranz
Und laß mein Haupt von ſeiner Kraft durchbeben;
Senk' einen Strahl von Deiner Stirne Glanz,
Der ſegne flammend meine Bruſt mit Leben!

Dich will ich ſingen, Sänger, deſſen Hand
Aus ew'gen Saiten eine Welt geſchlagen,
Der an ſein Wort des Geiſtes Wunder band
Und in der Menſchen Seelen Licht getragen!

O daß der Strom, der Deinem Mund entquoll,
Ein reines Gold im Vaterland zu wogen,
Der fluthend ſeine Grenzen überſchwoll
Und alle Meere königlich durchzogen,

Zuſammendrängte ſeiner Arme Macht,
Daß aufgethürmt ſein Lauf den Himmel ſchürzte,
Und wie in Nebelgluth der Sonne Pracht
In die Erwartung meines Buſens ſtürzte!

Ich ſinke nicht vor göttlicher Gewalt:
Schon trägſt du, Strom, den Geiſt auf klaren Wellen
Und tauchſt den Blick in Tiefen, wo Geſtalt
Und Leben ſich entwirkt aus tauſend Quellen!

Ein Jüngling zeigt ſich mir voll Lied' und Leiden,
Er kann des Herzens Fäden nicht entwirr'n,
Vom nahen Glück, vom Leben muß er ſcheiden
Und drückt den Tod ſich in die heiße Stirn.

Rings um ihn her auf welchen Blumenbeeten
Webt Jugend raſch der Liebe zart Geſpinn,
Und Frühlingsgötter ſchlingen leichte Ketten
Um junger Luſt erblühenden Gewinn.

Bald ſchwinden dieſe luſtigen Gebilde,
Mit frohen Zinnen ſteigt die Burg, das Schloß;
Doch Liſt und Trug ſtemmt gegen tapfre Schilde,
Und Brand und Mord ſchickt ſeiner Teufel Troß.

Durch Rauch und Feuer hoch aus Schlachtgetümmel
Hebt eiſern eine freie Hand das Recht —
Weh, blut'ge Zeichen ſtehn am dunkeln Himmel
Zum Untergang dem lebenden Geſchlecht!

Digitized by Google

O Freiheit, grauſer noch wirſt du geſchändet!
Nach einem gold'nen Vließ lockt ſchlaue Wuth
Und reicht dem Glauben, der ſich ihr verpfändet,
Auf des Gewiſſens Richtſtatt Beil und Blut:

Der Edle fällt, und aus der Opferleiche
Entſtiegt der freie Geiſt in alle Welt,
Unſichtbar wird er dem Tyrannenreiche;
Doch ſchlägt die Stunde einſt, da er ſich ſtellt!

Aus Grau'n der Nacht, eh' früh der Morgen dämmert,
Schreckt wüſt Geheul den Wald am Berge wach,
Wie's unter ihm in Erz und Steinen hämmert,
Steigt Licht auf Licht, und Schatten ſteigen nach.

Druiden feiern oben mit Geſängen,
Wild unter ihnen fliegt die Brut der Nacht,
Es huſcht und flackert in durchglühten Engen,
Es toſ't im Felſen, und der Böſe lacht.

Umgarnt hat er den Geiſt, der nie ſich beugte,
Geblendet eines Engels reinen Blick,
Und reißt durch Greuel, die er brütend zeugte,
Die Seelen in ſein hölliſches Geſchick.

Wie anders taucht ein göttliches Erbarmen
Aus ſanften Wolken liebend ſich herab,
Und hebt die Sünderin mit heil'gen Armen
Zum Himmel lauter aus dem Flammengrab!

So ward es auch in unglückſel'gen Tagen
Dem ſchönen Jüngling und der Grabesbraut,
Die nicht den Druck des Sarges konnte tragen:
Frei hat der Tod in Flammen ſie getraut.

Wohl waret ihr Bedrängten immer nahe,
Ihr guten Götter, in der lichten Zeit,
Als Artemis auf ihren Altar ſahe
Und die geweihte Jungfrau ſich befreit,

Die fern als Prieſterin den Bruder fände,
Und rette ihn vom unwirthbaren Strand,
Daß ſich der Zorn der Eumeniden wende,
Zum lang erſehnten heimathlichen Land!

Ach, immer ſucht der Dichter deine Spuren
Noch unter Trümmern, hehre Götterwelt:
Doch deine Tempel ſchwanden von den Fluren,
Und aus den Gräbern ringſt du dich entſtellt.

Dein Odem aber glüht noch in den Lüften
Und wecket den Geſang in jeder Bruſt,
Du labeſt noch mit deiner Haine Düften
Und tränkſt die Liebe noch mit deiner Luſt.

Dem Dichter nährſt du unter bittern Schmerzen
Des Buſens ewig jugendliche Kraft:
Verſchmäht, verſtoßen, noch mit wundem Herzen
Trägt er die Seele ſingend aus der Haft.

Sonſt konnte er, den Gunſt der höchſten Frauen
Beneidenswerth und elend einſt gemacht,
Jeruſalems befreites Grab nicht ſchauen,
Den Sieg im Auge durch des Kerkers Nacht.

Doch tröſtend auch, wenn Sturm und Unheil drängen,
Tritt in die Gegenwart der Dichter ein,
Vereint ein glücklich Paar leicht in Geſängen,
Und geht zurück und läßt die Welt allein; —

Dahin zurück, wo hoch die Säulen ragen,
Wenn ſanft Dianens Auge Stille heiſcht,
Nach ihrem Prieſter ſtumm die Götter fragen,
Und Amor kühn der Zeiten Wandel täuſcht.

So täuſchet mich der Wellen Licht und Klang,
Die meine Bruſt in Deine Welt erhoben:
Ich ſuche Dich, o Sänger, den ich ſang,
Und immer eilt mein Lied, Dich hoch zu loben;

Doch Du entweichſt mir, wie das alte Reich
Der Götter ewig, daß ich ewig ringe,
Es bleibt ſich Deines Himmels Höhe gleich,
Und meine Sehnſucht iſt es, die ich ſinge.

(Die Fortſetzung folgt.)

M o ſ a i k.

Wenn J. J. Rouſſeau componirte, ſetzte er gewöhnlich mehrere Melodieen zu einem Liede. Dieſe Compoſitionen gab er dann gern Andern — nur die Melodie, welche ihm am beſten gefiel, behielt er ausſchließlich für ſich.

Sir Walter Scott ſpottet, und nicht mit Unrecht, in der Vorrede zu ſeinem letzten Roman „Woodstock“ über die Gewohnheit ſo mancher Akademien, zweck- und nutzloſe Preisfragen auf zu werfen, bei deren Behandlung und Beantwortung ſich zwar viel Gelehrſamkeit anwenden läßt, deren Auflöſung aber die Wiſſenſchaft, Kunſt und geſellſchaftliche Bildung nicht um ein Haarbreit weiter fördert. Sir Walter erzählt nämlich, ſein Doktor Rockcliffe, den die ganze Welt kennt, mit Ausnahme derer, die ihn nicht kennen, habe die beſte Abhandlung über die Preisfrage der Königl. Geſellſchaft in London, zu Carl's II. Zeiten, eingeſandt: „Woher kommt es, daß, wenn in einem bis an den Rand mit Waſſer angefüllten Gefäß ein großer lebendiger Fiſch hinein gethan wird, das Waſſer nicht überläuft?“ eine Abhandlung, welche über die vier zugleich eingelaufenen ohnſtreitig den Sieg davon getragen haben würde, wenn ein roher, ungeſchliffener, beſchränkter, ununterrichteter Landjunker nicht darauf beſtanden hätte, daß, ehe man die Preisſchrift kröne, erſt ein Verſuch angeſtellt werde, ob auch wirklich das Waſſer nicht überlaufe. Der Verſuch bewies leider — zum großen Nachtheil des gelehrten Verfaſſers und ſeiner gelehrten Schrift, und trotz ſeiner unumſtößlichen Theorie, daß — bei aller möglichen Vorſicht der eingelaſſene Fiſch dergeſtalt herum plätſcherte, daß der gelehrten Geſellſchaft das Waſſer an die Naſen ſpritzte, und ihren ſoliden Argumenten ein naſſes entgegen ſtellte.

Das beſte Zeichen, daß ein Diener gut iſt, liegt darin, wenn er die erkannten Fehler ſeines Herrn zu verbergen oder zu entſchuldigen ſucht: denn dies iſt das Werk der Freundſchaft. A. Münde.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

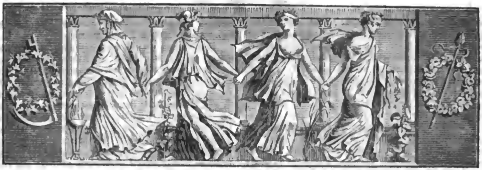
Kings-bench in London. Wenn Schuldner nur noch drei Guineen haben, ſo laſſen ſie ſich in dies Gefängniß führen, denn ungefähr ſo viel betragen die Koſten der Aufnahme in Kings-bench, welches eine wahre Republik bildet und in ſeiner Art ſo einzig iſt, daß es eine genauere Beſchreibung verdient,

Digitized by Google

als Reiſende bisher davon geliefert. — Die Bevölkerung von Kings-bench iſt ſtärker als die meheerer ſpaniſchen Klöſter, auch nicht ein Sammelplatz alles Uebels, wie Gefängniſſe wohl ſonſt zu ſeyn pflegen. In der reinlichſten Gegend gelegen, umſchließt eine große Mauer einen bedeutenden Raum, worin man eine Menge Häuſer (zu 20—24 Perſonen) und einige Straßen findet. Garten, Kegelbahnen, ein Kaffeehaus, Laden jeder Art fehlen nicht. — Nirgends ſieht man Gitter, Schlöſſer, Kerkermeiſter, Schließer, Ketten, Eiſen oder die großen Doggen, welche die engliſchen Schließer gewöhnlich bei ſich haben; nur der Eingang von Kings-bench iſt bewacht, und bietet nach außen die Anſicht eines Gefängniſſes, indem jeder Ein- und Ausgehende befragt wird. — Die Gefangenen, deren Handwerk nicht viel Raum erfordert, können ſolches in ihren Zimmern treiben, auch ein Schild aushängen. Sie arbeiten nicht allein für die reicheren Gefangenen, ſondern auch für ihre Kunden in der Stadt, um ſo bald als möglich ihrer Schuld ledig zu ſeyn und Kings-bench zu verlaſſen. Dieſe Art Handwerker laſſen gewöhnlich ihre Frau und Kinder zu ſich kommen und leben mit ihnen ruhig und fleißig, ſo daß oft die Zahl der Freien die der Gefangenen übertrifft. Im Ganzen zählt man gewöhnlich 3000 Perſonen, wozu ſich noch ſolche einfinden, die befürchten, wegen ihrer Schulden verhaftet zu werden und deshalb bei ihren ſchon gefangenen Freunden Obdach ſuchen. Sie verlaſſen dann auch dieſen Zufluchtsort nicht eher, bis ſie mit ihren Gläubigern eine Uebereinkunft geſchloſſen haben. — In dieſes Aſyl dürfen ſelbſt Gerichtsdiener nicht dringen; der große Eingangs-Saal iſt die Grenze ihrer Thätigkeit. Einſt wagte es jedoch ein ſolcher, verkleidet unter die Gefangenen zu gelangen, indem ihm eine große Belohnung verſprochen war, wenn er eine junge Wittwe, die ihrem Gläubiger weder Geld noch Gunſt hatte geben wollen, feſthalten könne. Der Gerichtsmann ſuchte nun verkleidet die Wittwe vergebens nach dem großen Eingangs-Saal zu locken, als dem einzigen Ort, wo ein Verhafts-Befehl ausgeſprochen werden darf. Bald ward indeß der Spähee den Gefangenen verdächtig, ſie umringen ihn lärmend, befragen ihn, er leugnet, doch der in ſeiner Rocktaſche gefundene Writt (Verhafts-Befehl) überzeugt ſie von ſeinem Amt. Knieend muß er um Gnade bitten und ſie wird ihm unter der Bedingung bewilligt, wenn er den Pergament-Writt auf der Stelle verzehrt, wozu ſich der Geängſtigte auch verſtehen muß. Die Gefangenen ſtopften ihm ein Stück nach dem andern unter allgemeinem Jubel in den Mund. — Oft findet man Perſonen vom höchſten Range in Kings-bench, die unvorhergeſehene Umſtände, große Verluſte, launige Schuldner oder Glückswechſel hierher geführt. Dieſe bewohnen die prächtigſten Gemächer, haben alle möglichen Bequemlichkeiten, und da Jedermann die Freiheit hat, innerhalb K. zu gehen, wohin er will, ſo giebt man ſich gegenſeitig Geſellſchaften, Feſte, Gelage, wo es wohl mitunter etwas überluſtig und lüſtern hergeht, denn der Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern findet ohne allen Rückhalt ſtatt, um ſo mehr, da man meiſt nur Wittwen und Mädchen in K. findet, indem eine verheirathete Frau nie Schulden halber feſtgeſetzt werden kann; der Gatte muß dafür ſtehen. — Die Mehrzahl der Damen in K. gehört, wie man ſich leicht denken kann, zu der öffentlichen oder wenigſtens leichten Art; da aber die Aufnahme ſchon drei Guineen koſtet, ſo ſind es nie ſolche aus der niedrigſten Claſſe, und ſie finden, weil ſie meiſtens Schönheit und Anmuth beſitzen, bei ihrem Eintritt alsbald einen Liebhaber, der Alles mit ihnen theilt. Iſt man ſich gegenſeitig überdrüßig, ſo eilt die ſchöne Lais in die Arme eines neuen Anbeters, und wer von ihnen Glück hat, führt oft aus K. einen Gatten mit ſich fort; denn es hat Beiſpiele genug gegeben, daß ſich ſolche Verhältniſſe während der Gefangenſchaft gebildet haben, die, wenn beide Theile frei waren, zur Ehe führten. Das wollüſtige Leben, welches dieſe Damen den Gefangenen in K. verſchaffen, wird noch dadurch vermehrt, daß ſie oft Beſuch von ihren Freundinnen aus der Stadt erhalten, die dort auch eine gute Beute machen. Natürlich findet dann Eiferſucht zwiſchen den Einheimiſchen und Auswärtigen ſtatt, aber ein günſtiger Fang bewirkt oft, daß eine Freundin die andere befreit. — Der Marſchall in Kings-bench hat nur für das Dableiben der Gefangenen zu ſorgen, er ſteht für Jeden; im Uebrigen hat er ihnen nichts zu befehlen, denn die polizeiliche Aufſicht führen die Gefangenen unter ſich ſelbſt mit einer ſolchen Genauigkeit, wie ſie ſelten bei beſoldeten Gerichtsperſonen zu finden iſt. Zu dieſem Zwecke wählen die Gefangenen einen Präſidenten und eine Anzahl Perſonen, die ſich wöchentlich einmal verſammeln, um, wie ein Tribunal, Klagen, Streitigkeiten u. ſ. w. an zu hören, zu ſchlichten oder zu beſtrafen. Bei dieſen Sitzungen darf jeder Gefangene erſcheinen, jeder, ohne unterbrochen zu werden, ſprechen; mag er ſchlecht, dumm, langſam oder viel ſprechen, immer wird ſein Vorſchlag beachtet. Keines Monarchen Befehle werden pünktlicher und mit mehr Gehorſam ausgeführt, als die des Präſidenten und ſeiner Adjunkte. Vorzüglich achtet dieſer Gerichtshof auf Schulden, welche die Gefangenen in K. ſelbſt gemacht haben; der Gläubiger trägt ſeine Bitte vor und der Schuldner wird, wenn er ſich nicht freiwillig ſtellt, mit Gewalt vor den Präſidenten geführt. Zwölf Geſchworne unterſuchen und beſtätigen die Gültigkeit der Schuld, befehlen die Abzahlung, gönnen jedoch dem Schuldner Zeit, wenn er ſie verlangt; iſt aber der Termin verfloſſen und hat er nicht bezahlt, ſo werden ſeine Meubeln, ſein Bett, ſeine Kleider u. ſ. w. verkauft, bis damit der Gläubiger befriedigt iſt. Daſſelbe Tribunal vereinigt ſich zu einer Jury, wenn Diebſtähle oder Ungebührlichkeiten vorgefallen ſind, und entſcheidet ohne Appellation, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit, nach dem Codex, welcher für K. entworfen iſt. Der Angeklagte und Ueberführte wird zur Strafe in allen Häuſern von K. herum geführt, eine Tafel vor der Bruſt, worauf ſein Vergehen geſchrieben. Ihm voran geht ein Ausrufer, der allen Gefangenen verkündet: ſich vor dieſem Manne in Acht zu nehmen, ihn von jetzt an wie einen Miſſethäter zu betrachten, dem nur Verachtung gebühre. Der auf dieſe Art Umhergeführte wird nun von Jedem gemieden; mit ihm zu ſprechen gilt für Entehrung. — Die Gläubiger, welche ihre Schuldner durch ihre Anklage zum Gefängniß gebracht, ſind verpflichtet, ihnen nach dem Geſetz, wenn dieſelben drei Monate verhaftet geweſen, vier Pence täglich zum Unterhalt zu zahlen. Dieſe Auszahlung findet alle Woche am Sonnabend ſtatt, und ſind die zwei Schilling vier Pence (ſo viel macht es für die Woche) nicht um 10 Uhr Morgens da, ſo wird der Gefangene in Gegenwart mehrerer Zeugen entlaſſen und für frei erklärt. Es iſt den Gläubigern auch nicht erlaubt, dieſe Schuldner-Penſion Monate lang voraus zu bezahlen; hat ein Wucherer alſo mehrere ſolche Schuldner und vergißt die vier Pence für einen Tag, ſo entwiſcht er ihm und er muß ſeine Klage gegen ihn von Neuem beginnen. Den Schuldnern, welche die Umſtände zahlungsunfähig gemacht haben, bleibt noch die Hoffnung, ihrem Gefängniß zu entgehen durch einen Akt der Gnade (the act of grace), der alle ſieben Jahre ſtatt findet und durch den alle Schuldner, die unter 500 Pf. Sterl. (3500 Thlr.) ſchuldig ſind, befreit, und wegen derſelben Schuldforderung nie wieder feſtgeſetzt werden können. Die Namen derjenigen, welche auf dieſe Gnade Anſpruch machen, werden in den öffentlichen Blättern gedruckt, nachdem ſie eidlich verſichert haben, daß ſie außer Stand ſind, ihre Gläubiger zu befriedigen. — Die Engländer, welche die Gefängnißſtrafe für nicht entehrend erachten, halten dieſe Erklärung dafür und ſagen von Einem, der auf dieſe Art frei wurde: he is cleared by the act, er hat ſeine Rechnung durch den Gnaden-Akt abgeſchloſſen, was nicht viel ehrenvoller klingt, als wenn die Franzoſen ſagen: Er war auf den Galeeren (il a été aux galères)! S.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 18. September. 149ſtes Blatt.

Das Goethe-Feſt in Berlin.

(Fortſetzung.)

Gedichte zur Preisbewerbung.

7.

An Goethe's Geburtstag den 28. Auguſt 1826.

Motto. „Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tauſendmal!“

Lied.

Wir Alle ſind die frohen Kinder
Der großen Schöpferin — Natur,
Wir Alle tragen mehr und minder
Von dem, was ihr gelang, die Spur.

Doch Keiner ſoll dem Andern gleichen,
Sie miſcht den Stoff viel tauſendmal,
Sie will das Höchſte gern erreichen,
An Form und Geiſt — das Ideal!

Sie ſtellt ſich früh an unſre Wiege,
Und lauſcht und prüfet ungeſäumt:
Ob endlich hier im Keime liege,
Was ſie ſo groß und ſchön geträumt.

Sie weckt das Kind mit zarten Worten,
Sie führt ihm ſeinen Tag herauf,
Und ſchließt ihm liebend alle Pforten
Zu den geheimſten Wundern auf.

Und wenn die Blüthen ſich enthüllen,
Dann glaubt ſie in Begeiſt'rung oft:
„Hier wird es endlich ſich erfüllen,
Hier wird es wahr, was ich gehofft!“

So hat ſie Tauſend ſchon erzogen
Mit treuer mütterlicher Hand,
Und tauſendmal ſich ſchon betrogen
Zu ſtiller Trauer abgewandt.

Doch wo ihr endlich das gelungen,
Was ihre Phantaſie gemeint,
Da hält ſie's innig auch umſchlungen,
Wie die Geliebt' umſchlingt den Freund.

Da trägt ſie ihn auf ſtarken Händen
Bis zu des Lebens ſpätem Tag,
Und kann ſich nimmer von ihm wenden,
Weil ſie ihn nie entbehren mag.

Und wie ihm auch die Jahre ſchwinden, —
Und wie ihm auch das Haupt ergraut, —
Sie will den Jüngling immer finden,
Die ewig jugendliche Braut!

Wohlan! hier braucht es nicht der Frage!
Wir heben unſre Becher nur:
Der erſt' an deinem Weihe-Tage
Gilt dir, du heilige Natur.

Wir Alle ſind auch deine Kinder,
Und ſteh'n zufrieden um dich her:
Empfing der Eine auch das minder,
Er ehrt bewundernd doch das mehr.

Das hat uns heut vereint im Kreiſe,
Füllt uns begeiſtert den Pokal,
Das ruft aus uns dem hohen Greiſe
Ein Lebehoch! viel tauſendmal!

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Harz und den Thüringer Wald.

(Fortſetzung.)

4. Altenſtein.

Ich ritt nun getroſt in den Thüringer Wald hinein. Für mich hat dieſer Wald von jeher ein eigen-

Digitized by Google

thümliches romantiſches Intereſſe gehabt, und die Geſchichte Thüringens war bis zum ſechszehnten Jahre meine Lieblingslektüre; ja mein nächſter Roman müßte im Thüringer Walde ſpielen. — An dieſem Walde haben Zeit und Menſchen vielfach gemodelt, dennoch bleibt der Charakter ſeiner romantiſchen Größe unverkennbar. Es iſt ganz etwas Anderes als im Harze; worin aber der Unterſchied liegt, das läßt ſich nicht beſchreiben, nur fühlen. Da der Weg eine wunderſchöne Chauſſee iſt, ſo braucht man nicht darauf zu achten, und kann willig dem Pferde den Zügel, ſich aber ſtillen oder lauten, bunten oder trüben Träumereien überlaſſen. — Bis zur „hohen Sonne“ iſt dichte Schlucht. Der Weg iſt oft durch den Felſen geſprengt, und eine wahrhaft kühne Wendung führt die Chauſſee eine Viertelſtunde vor Wilhelmsthal hart an einem Abgrund vorbei; an dem glatt weggeſprengten Felſen aber lieſt man auf graumarmorner Tafel in goldener Schrift die Worte: „Des wohlthätigen Herrſchers kräftiges Wort gab hier dem Wanderer ſichere Straße aus wüſten Gebirgen.“ — Warum gerade aus und nicht lieber durch? ich z. B. ritt ja hinein; dergleichen Inſchriften überraſchen und erheben, aber ſie müſſen ſich fern von aller Einſeitigkeit halten.

Wilhelmsthal iſt ein Luſtſchloß des Herzogs von Weimar und ſeine Lage ſehr anziehend. Zwiſchen blanken Wäſſerchen ſcheint es inſulirt, der Park ſoll ſehr ſchön ſeyn. Aber ich liebe Anlagen nicht, wo man der Natur den Hermelin-Mantel umgehangen hat, und wandte mein Pferd abwärts nach Waldfiſch.

Bei dem Dorfe Waldfiſch hat der Thüringer Wald ein Ende, d. h. man befindet ſich in ſeinem Rücken, da gerade von Eiſenach her ſeine geringſte Breite liegt. Vor dem Blick breiten ſich jetzt die Vorberge der Rhöne aus. Heiliger Gott, welch ein Abſtand, welch eine Gegend! Wahrlich man kann ſagen, wenn die Füchſe ſich irgendwo gute Nacht bieten, ſo geſchieht's zwiſchen dem Thüringer Wald und der Rhöne. Und die Menſchen, welche heilloſe Sprache! Aus dem e machen ſie ein a, aus dem o ein ud. Ich glaube, wenn Wenden, Kaſſuben und Juden ihre Sprache zu einem Brei rühren, ſo kommt der Sächſiſch-Meiningſche Dialekt heraus. Dua fuärua sata stuck, dua gaita Wung hern-ümma, ſoll heißen: da vorne ſteht ein Stock (Wegweiſer), da geht der Weg herum; dies war die Antwort eines Waldfiſcher Bauern auf meine Frage nach dem Wege. Und nun die viereckigen Geſichter, das Schlitzmaul und die zottigen Haare!

Immer am ſüdlichen Saume des Thüringer Waldes zieht ſich der Weg über Berg und Thal hin, und immer hat man die kahle Rhöne vor Augen. Endlich ſteht man am Fuße des Altenſteins. — Dieſer Altenſtein iſt berühmt, ja die Gegend wird eine der intereſſanteſten von ganz Deutſchland genannt; ich nahm mir vor, ihr einen ganzen Tag zu widmen.

Altenſtein iſt ein Luſtſchloß, dem Herzoge von Meiningen gehörig, unmittelbar am Abhange des Thüringer Waldes und wirklich ſehr romantiſch gelegen. Es verſchließt wundervolle Natur-Anlagen, durch Hülfe der Kunſt erweitert und genießbar gemacht. Ich habe ſie alle durchwandert, keine ausgenommen. — Am Fuße des Altenſteins traf ich einen Mann, der hier eine Geſellſchaft erwartete, um ihr als Führer zu dienen. Welch' glücklicher Zufall! Ich ſandte meine Pferde nach Schweina — einem Dorfe am Fuß des Altenſteins — und ſuchte die Geſellſchaft auf. Es war eine Familie aus Gotha, die wahrſcheinlich zum erſten Mal ihre Stadt-Naſen in das Freie ſteckte. War mir die Geſellſchaft auf der Roßtrappe zu einſylbig geweſen, ſo fielen mir hier die ewigen O's und Ah's, noch dazu im Gohdeſchen (Gotha'ſchen) Dialekt, doch ein wenig zur Laſt, und um ihnen einigermaßen den Dämpfer auf zu ſetzen, erzählte ich ihnen, ich käme gerade aus dem Harz, und dieſe Felſen, die ſie hier ſo anſtaunten, kämen mir gegen den furchtbaren Bodekeſſel vor, wie ein Räucherkerzchen gegen eine egyptiſche Pyramide. Das half!

Die allgemeine Revolution, wodurch der Thüringer Wald entſtand, hat ſich wahrſcheinlich von Nordoſt nach Südweſt gewälzt. Das leichtere Geſtein wurde von den Waſſerfluthen mit hinweg geriſſen und überbrückte gleichſam das Urgeſtein. Daher die vielen unterirdiſchen Höhlen, die man hier antrifft, und die ſich oft viele hundert Schritte unter der Ueberlage von Kalkfels hinweg ziehen. Ich bin nicht Geognoſt, aber dieſe Formation iſt auch dem Laien auffallend. Urgeſtein (Granit mit Porphyr gemiſcht), Flötz oder Ganggebirge, Kalk und Rothtodtliegend Geſtein (der Witterung unterworfenes) wechſeln hier ſo ſchnell mit einander ab, daß man auf dem kurzen Raum von hundert Schritten oft alle Sorten drei Mal antrifft. Dieſe Felſen, Spitzen, Pyramiden, Blöcke und Höhlen ſind nun zu allerhand Anlagen benutzt worden, und man muß eingeſtehen, mit Wahl, Geſchmack und Kunſtſinn: dennoch haben ſie mich nicht angeſprochen, und gern gebe ich alle dieſe Herrlichkeiten für den Rieſenſchlund des Kronenſumpfes an der Roßtrappe. Die Schuld iſt mein, ich weiß es; waren doch meine Begleiter im ſiebenten Himmel. Nun, bei der Roßtrappe wären ſie vielleicht im vierzehnten geweſen.

Wir gingen zuerſt in die Drachenhöhle, ein Höhlchen von etwa 20 Fuß in's Gevierte, mit einem Seitenkämmerchen. Sie war früher ein Fuchsbau, und zum Andenken hat man vielleicht hier ein Füchslein und ein Hündlein aus dem Felſen en haut relief gezimmert. Wie ärmlich! Den Namen trägt ſie von

Digitized by Google

einem Drachen aus Gott weiß welcher Maſſe — vielleicht papier maché — geformt, den der Herzog zum Geſchenk bekam und hier aufſtellen ließ. Später aber hat ihn die liebe Jugend zerſtört, und nur der Block, auf dem er ſtand, und der Name ſind geblieben.

Von der Drachenhöhle ſteigt man zum chineſiſchen Häuschen, das auf einem etwa 50 bis 70 Fuß hohen Felſen ſteht. Es iſt ein fürſtliches Luſthäuschen — Punktum. Die Ausſicht iſt im Ganzen nur auf die kalte Rhöne beſchränkt. Aber unter dem Häuschen erwartet den Wanderer ein Genuß, dem ich nichts als eine beſſere Feder wünſche, ihn würdig zu beſchreiben. Der Felſen, auf dem das Häuschen ſteht, hat nämlich eine lange Spalte, etwa acht Zoll breit, die inwendig in eine kleine Grotte ausgeht. In dieſe Spalte ſind zwei Aeolsharfen eingeſetzt und mit Klappthüren verſchloſſen. So wie der Führer die Thüren öffnete, ſtrich ein ſcharfer Nordweſtwind durch die Saiten und zauberte Töne hervor, die dieſer Erde nicht mehr an zu gehören ſchienen. Welche Muſik, welche Harmonie! — bald linde und leiſe, wie lauer Zephyr, dann ſchwellend hinauf zum höchſten Accorde, faſt ſchneidend forte, daß einem die Seele erbebte, und dann wieder ſanft und klagend herunter und in zitternden Schwingungen melodiſch verhallend. Vergeſſen hatte ich Alles um mich her — ich war in der tiefſten Seele ergriffen. Und von Neuem ſchwoll der Ton, und Melodieen gingen auf und gingen nieder, ein Choral wie keines Menſchen Stimme und kein Inſtrument, das ſein blitzender Verſtand heraus klügelte, jemals hervor zaubern kann. — O mein Gott, warum mußte ich hier allein ſeyn, ohne mitfühlende Seelen, meine Empfindung gewaltſam zurück ſtoßend in die bewegte Bruſt! Denn was gingen mich dieſe Menſchen an!! Zuletzt ſtürzte ich hinaus aus der Grotte und der Schweiß rann mir von der Stirn. Ahnten meine Begleiter, was in mir vorging? Ach nein. Madam bemerkte, es wäre ſehr kühl in der Grotte, und man müſſe machen, daß man weiter ginge, wenn man herum kommen wollte. Stundenlang hätte ich hier noch verweilen mögen, aber ich ſchämte mich vor den Leuten, und rief der Himmelsmuſik noch im Stillen den Scheidegruß nach. Nimmer hatte ich geglaubt, daß Muſik ſolch einen Eindruck auf den Menſchen machen könnte, aber hier trat unwiderſtehliche Gewalt in ihr heiligſtes Recht.

Wir langten vor der eigentlichen Haupthöhle an, ſchlechtweg die Höhle genannt. Eine wunderliche Dreh-Thüre, die immer nur Einem den Eintritt verſtattet, zierlich im egyptiſchen Styl übermauert, birgt den Eingang. Der Führer und ſeine Frau zündeten acht bis zehn Kerzen an, leider Talglichte, deren Qualm unausſtehlich war. Die Höhle ſtreift in mehreren Gängen etwa 500 Schritt unter der Erde fort, und bildet außer dem Hauptgange noch Grotten, Kammern und Klauſen. Das Geſtein iſt Kalk, die Wände ſind immer feucht, an manchen Stellen ſickert das Waſſer in Tropfen herab. Die Kunſt hat bedeutend nachgeholfen, ſie kann's nicht laſſen, dieſe liebe gute langweilige Kunſt. „Ja, wäre hier nicht ein Pfeiler erbaut worden", meinte der Führer, „ſo wäre die Höhle eingeſtürzt." Nun gut! Man laſſe ſie ſtürzen, ſo bilden ſich neue Gruppen. Und will ſie ſtürzen, wird Euer armſeliger Pfeiler den Arm der Natur halten, wenn er drohend ſich erhob? Aber die Menſchen wollen ihre Feſte auch unter die Erde verpflanzen, ſie ſind mit dem Affenthum da oben noch nicht zufrieden. Da wird irgend ein Geburtstag in dieſer Höhle gefeiert; dann erhellen Alabaſterlampen die grauſigen Gänge, ein verſtecktes Muſik-Chor, in einer der Nebengrotten hinter einem eiſernen Geländer aufgeſtellt, ſpielt vielleicht irgend eine Opern-Arie, und in einer andern Grotte ſteht ein Tempel und ein transparenter Buchſtabe und allerhand ſolche Witze. Vor einigen Tagen trat ein ſolches Feſt ein. An die 300 Menſchen fanden kein Unterkommen und mußten ohne Speiſe und Trank wieder abziehen, und in allen umliegenden Dörfern bivouakirten ſie. Nein! ich halte es mit dem Spruche: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und laſſet mir die ehrwürdige Mutter Natur ungeſchoren. Wozu dieſe Treppen und künſtlichen Stufen und Geländer und Pfeiler und Nachhülfen? Wer nur ſeidene Schuh trägt, der bleibe auf gebahntem Parkett und ſteige nicht in die geheime Werkſtatt der Natur hinab. Wer ſie aber belauſchen will in ihren finſtern Eingeweiden, der achte weder die Gefahr noch den Schmutzfleck am Sonntagsrock. Und gerade die Gefahr würzt — dünkt mich — den Genuß. — Wir haben auch einmal unſerm würdigen General ein Feſt in einer unterirdiſchen Höhle bei Han sur Lesse in der Eifel bereitet, aber da war Alles Natur. Mit Lebensgefahr ſchwammen wir auf einem Nachen hinein und errichteten ihm eine Tafel mit einer Inſchrift, und ließen die Trompeter einen Tuſch blaſen und gaben eine Salve in dem finſtern Bauche, daß das Echo es donnernd und zürnend tauſendfältig wieder gab. Mit Recht flammte da unten der Spruch: „Auch unter der Erde verehren wir unſern Führer auf der Oberwelt zu Ehre und Tod!" Das war eine echte Soldatenfeier, ſo daß die halbfranzöſiſchen Flamänder Mund und Naſe aufſperrten. Wenn ich aber einen Baumeiſter vernehme, und laſſe mir eine ſolche Höhle ausmauern und ausputzen und ebnen und glätten, ſo kommt mir das vor, als wollte ich der göttlichen Aurora ein Schönpfläſterchen auf die himmliſche Roſenwange heften.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Mailand, am 1. Auguſt. Da bin ich endlich, nachdem ich die Alpen-Thäler der Schweiz durchwanderte, in dem blühenden Italien, über die Borromäiſchen Inſeln in Mailand angekommen, und eile nun, Ihnen für den „Geſellſchafter“ einige Bemerkungen über das geiſtige und phyſiſche Leben dieſer Leutchen mit zu theilen. Man muß erſteres näher kennen lernen, um beſonders den allgemeinen Mangel des Schöſchen zu fühlen, und an das zweite ſich gewöhnen, um demſelben Geſchmack abgewinnen zu können. — Schon am Lago maggiore, wo ich mit einem Vetturino,*) in Geſellſchaft einiger Italiener der vornehmeren Claſſe, die ſchon auf Bildung Anſpruch machten, reiſete, hatte ich Gelegenheit, über deren geringe geſchichtlichen und geographiſchen Kenntniſſe zu ſtaunen. Unter Anderem glaubte man, ich könne als Deutſcher durchaus nur ein Oeſtreicher ſeyn; auf mein Entgegnen: daß ich ein Preuße ſey, fragte man anfänglich: ob nicht Alexander mein Kaiſer geweſen? — bald aber beſann man ſich, daß Blücher ein General der Preußen war, und dieſe ja mit zur heiligen Allianz gehörten. So erging auch an mich die Bitte, mit meinem Reiſegefährten einmal Preußiſch zu ſprechen, um zu hören, ob dieſe Sprache noch unangenehmer klänge, als die deutſche. Aehnliche Scenen haben hier in Mailand mich ſchon mehrmals ergötzt und mich überzeugt, daß man die meiſten hieſigen intelligenten Herren des erſten Ranges bei uns füglich auf die Quintaner-Bank ſetzen könnte. Wie gering hier überhaupt das literariſche Leben iſt, geht auch daraus hervor, daß man in den unzählig vielen Kaffeehäuſern weiter keine Journale und Zeitungen findet, als nur hier und da die höchſt einfache „Gazetta di Milano“, mit beſchränkten auswärtigen Correſpondenzen und unſinnigen Schmähungen auf den Freiheitskampf der Griechen. Höchſt ſelten ſpricht hier irgend Jemand von den Eingebornen eine fremde Sprache; die Ragotzo's (Markörs) in den Gaſthöfen ſind die größten Philologen im Volk, mit denen man ſich deutſch, zuweilen engliſch, aber, was mich beſonders wunderte, am ſeltenſten in franzöſiſcher Sprache verſtändigen kann. — Niemand hat Neigung zu reiſen, man wünſcht nichts weniger, als fremde Länder und Völker zu ſehen. „Wir wohnen im Garten von Europa“, ſpricht Einer wie der Andere; „was ſollen wir Beſſeres ſehen, als unſer Vaterland!“ — Solche Aeußerungen klangen mir, der ich gern bis zum Nordpol reiſete, höchſt wunderlich. — Für Malerei und Bildhauerkunſt finde ich im Allgemeinen bei weitem nicht den Sinn, den ich vermuthete. Nur wenige Künſtler leben hier; Alles eilt nach Rom, um dort dem Pinſel und dem Meißel zu huldigen, und Privatleute zeigen hier mehr um der Mode willen, als aus Liebe zur Kunſt, werthvolle Gallerieen von Bildern italieniſcher Meiſter und Antiquitäten-Cabinette. Geſellige Zuſammenkünfte, als Bälle, Soirees und dergl., findet man hier faſt gar nicht. Herren und Damen bilden, von einander getrennt, nur geſchloſſene oder öffentliche Kreiſe. Das Theater iſt der einzige Vergnügungsort für Alle, wo, außer den Familien-Zirkeln, die Herren Gelegenheit haben, ſich den Damen zu nahen. Die Heirathen, ſelbſt ſchon in den niedern Claſſen, ſind faſt alle Verbindungen der Convenienz, bei welchen ſich Bräutigam und Braut oft erſt am Verlobungstage, ja zuweilen erſt am Hochzeitstage, zum erſten Mal ſehen. Im Eheſtande herrſcht zwar noch große Toleranz, doch verſchwindet immer mehr das in Unter-Italien herrſchende öffentliche Cicisbeat; demohngeachtet hörte ich, wie eine Frau von zwei Freundinnen ſcherzhaft geneckt wurde, weil ſie keinen öffentlichen Verehrer hatte. — Um an der Art und Weiſe des hieſigen Lebens, von der phyſiſchen Seite, bald Geſchmack zu gewinnen, ſey jedem Deutſchen der deutſche Gaſthof bei Hrn. Reichmann empfohlen, der ſeine Landsleute gut aufnimmt und freundlich bewirthet. Man wohnt in der Strada della Porta romana, dem ſchönſten und lebhafteſten Theile der Stadt, und iſt, ohne erſt mit dem Wirth über Verpflegung und Wohnung zu handeln, gegen die allgemeine unbarmherzige Prellerei geſichert.*) Man zahlt als feſtſtehenden Preis für Frühſtück, ſechzehn Schüſſeln an Table d'hôte und Wohnung 5 Franken. Bei unſerm Hof-Traiteur Jagor in Berlin darf man für 1 Thlr. 8 Gr. nicht durch's Entree-Zimmer gehen.**)

(Der Schluß in der Beilage.)

*) Bei dem in Italien ſo ganz vernachläſſigten Poſtweſen haben ſich Verbindungen von Privat-Fuhrleuten gebildet. Man ſchließt bei größern Reiſen mit einem Vetturino einen ſchriftlichen Contrakt für Fortſchaffung und Verpflegung in den Gaſthöfen. Von dieſem erſten Vetturino wird man, in der nächſten Stadt, einem zweiten übergeben, und ſo fort, bis man, am Orte der Beſtimmung, dem letzten die bedungene Summe zahlt.

*) Es iſt überall in Italien gebräuchlich, daß der Reiſende mit dem Gaſtwirth, vor dem Einkehren, erſt über Alles accordirt. Die Wirthe richten ihre Forderungen ſo ein, daß ihnen gewöhnlich nur die Hälfte zugeſtanden wird. Jeder Fremde wird als Milord angeredet, aber wehe dem Eiteln, der dieſe Würde, verdient oder unverdient, nicht von ſich entfernt; nächſt den engliſchen Wein-Sorten mit doppelten Preiſen, die man nur für reiſende Britten hält, regalirt man ihn mit Muſterblättern der koſtbarſten Rechnungen. Unvergeßlich bleiben mir die Tage von Domo dossola; die Rechnung aus der Albergo d'oro prangt als die koſtbarſte Erinnerung unter den Blättern meines Tagebuchs. Dem Fremden, der bei den theuern Rechnungen ſich als Liebhaber von Interjektionen und der Landesgebräuche kundig zeigt, wird der gewöhnliche Tiſchwein nicht mit in's Conto geſtellt. Auch große Stücken Eis werden ihm umſonſt präſentirt, womit er die Getränke kühl erhalten kann. Die Leute kennen überall nur den Dank, der aus der Taſche, nicht den, der aus dem Herzen kommt, und man hört nur den Wunſch zur glücklichen Reiſe, wenn man ſich mit klingendem Handedruck empfohlen hat. — Da in allen Geſellſchaften, wo die Damen die Schleier ablegen, den Herren erlaubt iſt, die Röcke aus zu ziehen, ſo findet man an der Table d'hôte Alles in Hemdsermeln.

F. v. T.

**) Das ſcheint mir ein unbegründeter Ausfall. Ich gehöre nicht zu denen, die oft in unſern ſogenannten Reſtaurationen zu finden ſind; aber ich hörte wenigſtens von Vielen, daß man z. B. bei Hrn. Jagor ſich wohlfeil und theuer, wie man eben ſein Begehren einrichtet, kann bedienen laſſen. Uebrigens iſt es ſelbſt in der Kochkunſt ſchwer, Jedem zu genügen, denn in unſerer luxuriöſen Zeit kommt die boſeſte Kritik mit aus dem Magen.

D. R.

Ein Ungenannter hat eine Abhandlung „über die Möglichkeit, die ſpaniſchen Finanzen zu verbeſſern“, herausgegeben, und ertheilt darin den Rath: vor allen Dingen bei den Spaniern den vorherrſchenden Geſchmack am Chokoladetrinken aus zu rotten, weil er berechnet hat, daß in dieſem Lande jährlich 2 Milliarden und 190 Millionen Taſſen Chokolade ausgetrunken werden, was eine Importations-Ausgabe von 80 Millionen Franken für Cakao erfordert! (Gaz. d. Fr.)

Man erzählt von dem berüchtigten italieniſchen Räuberhauptmann Caſſebarone (welcher vor einiger Zeit durch die thätigſte Mithülfe eines Dorf-Vicarius gefangen genommen worden war), daß er im Verhöre bekannt hat, jener ehrliche Dorf-Vicarius ſey — ſein ehemaliger Helfershelfer geweſen, der nur aus Rache über angeblich ihm geſchehenes Unrecht ſo thätig zur Verhaftung ſeines Hauptmanns mitgewirkt habe. (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 149ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Mailand. (Schluß.) Jetzt, in den heißen Tagen, wird es mit dem frühen Morgen ſchon lebhaft auf den Straßen. Um 10 Uhr veröden ſie ſich ganz; denn Alles huldigt der Sieſta bis 4, oder, nach der ſonſt hier üblichen, im mittlern Italien noch herrſchenden Zeitrechnung, um 16 Uhr; dann ſpeiſt man zu Mittag und verbringt bis 7 oder 19 Uhr die Zeit in den Kaffeehäuſern. Ungeſäumt verfügt ſich dann Alles auf den Corſo und nach dem Giardino Publico, wo man unter den Fußgängern, Reitern und beſonders unter den Fahrenden den größten Luxus wahrnimmt. Bei den oft ſehr glänzenden Equipagen gehört es zum guten Ton, auf dem hintern Kutſchbock einen Mohren in orientaliſcher Tracht zu haben. Oft muß es aber an echten Afrikanern mangeln; denn bei einer ſtolz vorüber rollenden Careſſe ſah ich einen Neger, ſchwarz wie er nur am Ufer des Niger wohnen kann, den ſchwarzen Handſchuh ausziehen und mit weißer Hand den Turban auf das friſirte Haupt drücken. — Mir erſcheint es ungemein lächerlich, hier die eleganten Herren mit großen Fächern, ſich Kühlung zuwehend, umher wandeln zu ſehen; noch mehr wunderte es mich, daß die Italiener mehr wie ich, als Norddeutſcher, von der Hitze beläſtigt werden. Es waren beinahe 30 Grad in dieſen Tagen, freilich ſchon eine ziemlich glühende Temperatur für unſer Berlin; aber ich, der ich hier, im halben Siedepunkt, bei 40 Grad die Leute in ihrer liebſten Atmoſphäre glaubte, hörte aller Orten von Halbverſchmachteten ein: „Che caldo, che caldo!" rufen. — Die geſchmückten, ſehr leicht gekleideten Damen gehen mit einer Art ſtolzen Haltung, als hätten ſie die ſpaniſche Grandezza mit der franzöſiſchen Légèreté vereint, am Arme ihres Chapeau d'honneur einher. Sie ſchlagen die koſtbaren Schleier nur zurück, um den grüßenden Bekannten das feine bleiche Geſichtchen, mit dem oft bewundernswürdigen weißen Teint, zu zeigen. Nicht wie in unſerm guten Berlin giebt ſich hier der Ton noble durch affektirte Blindheit und damit verbundene Grobheit gegen Alles, was unter ihrer Sphäre liegt, zu erkennen; keinen Patrizier ſieht man mit Brillen und Niemand von der ganzen Nobleſſe lorgnettirt das ſchöne Geſchlecht. Anſtatt in halb zugekniffne Vergißmeinnichts-Aeuglein zu ſchauen, wird man hier aller Orten mit ſchwarzen Karfunkelblicken durchbohrt. — Nach einer einſtündigen Kreis-Wallfahrt verſchwindet Alles mit dem Glockenſchlage vom Corſo, eilt in die Wohnungen zur Toilette, um dann im Hauskleide, einem leichten Negligee, von 9 bis 12 Uhr dem Schauſpiel bei zu wohnen. Bekanntlich hat Mailand mit dem Teatro Marionetto, welches beſonders von dem öſtreichiſchen Militair ſtark beſucht wird, ſieben Theater, die ſich, bei den 155,000 Einwohnern, welche die Stadt, außer der Beſatzung, jetzt zählt, ſehr wohl erhalten. Auf allen Theatern herrſcht in den Dekorationen, und beſonders in den Coſtümen, ein aſiatiſcher Luxus, eine größere Pracht und mehr Reichthum, wie ich in Berlin und Paris geſehen habe. Alle kleineren Theater, größtentheils unter Privat-Direktoren, ſuchen dem kaiſerlichen Teatro della Scala *) hierin gleich zu kommen. Das Publikum, welches im Schauſpiel die Kopfbedeckung aufbehält, iſt fortwährend ſo laut, daß die Schauſpieler oft die größte Anſtrengung nöthig haben, um gehört und verſtanden zu werden. Fremde und Nicht-Abonnenten können nur Platz im Parquet haben; die Logen ſind größtentheils alle auf Monate und Jahre vermiethet. Jede derſelben iſt durch Bretterwände abgeſchloſſen, und oft ſind dieſe Logen wie ein kleines Zimmer mit Tiſchen, Stühlen u. ſ. w. meublirt; hinter ihren Vorhängen ſitzen zuweilen ganze Geſellſchaften beim Abendeſſen, oft ſcherzende Paare, oft Einzelne, mit Lektüre beſchäftigt. Nur bei intereſſanten Scenen würdigt man die Bühne der Aufmerkſamkeit und giebt dann durch Pochen ſeinen Beifall zu erkennen. Die große Oper iſt, wie gewöhnlich, für den Sommer geſchloſſen, und auf den übrigen Theatern ſieht man nur Operetten wie „Il Rosa rossa e il rosa bianca", von Meier, einem Deutſchen (aber nicht Meyerbeer), „Juilletta e Romeo", von Vaccai. *) Um die Zwiſchen-Akte in den Opern und Schauſpielen aus zu füllen, werden gewöhnlich Ballets gegeben, oft hatte ich Gelegenheit, nebſt dem meiſterhaften Mienenſpiel, den trefflichen Bewegungen und Attituden der Tänzer und Tänzerinnen, die Schnelligkeit zu bewundern, mit der man die Dekorationen bei den verſchiedenen Scenen veränderte. Mehrere alte Ritterſtücke ſah ich hier auch, doch nicht mit ſo treuer Charakteriſtik, wie in Berlin, darſtellen. Ueberhaupt ſcheinen mir die Italiener ſchwach in Helden-Rollen, und den Deutſchen bei weitem noch zu ſtehen; dagegen ſind ſie unübertreflich im Fache der Intrigue, wie die Franzoſen mehr die Gabe für die leichten Charaktere der Luſtſpiele haben. Wenn dem Franzoſen ſchon die Mäßigung ſchwer wird, und er gern in der Darſtellung von Leidenſchaften zu den Extremen übergeht, ſo ſieht man dagegen den Italiener ſelbſt die vom Autor ſcharf gezeichneten Charaktere auf die gröbſte Weiſe karrikiren. — Die Geißel der Kritik wird hier nicht geſchwungen und die darſtellenden Künſtler dürfen nicht die dramaturgiſchen Nihiliſten, als da ſind: enthuſiaſtiſche Lobhudler und unwiſſende Witzbolde, denen der Hippogryph eine milchende Kuh iſt, durch Diner's und Soupeé's von ihrem Künſtlerwerth überzeugen, oder durch Wein-Sendungen, will ſagen durch Spiritnoſa, inſpiriren. Es wäre ſo übel nicht, wenn man überall die Theater-Kritik wenigſtens beſchränkte. Manche Künſtler würden dann nicht ſo unverdient herabgewürdigt und die Literatur nicht mit ſo unendlich vielen nichtsſagenden Zeitſchriften verunglimpft, die dem deutſchen Charakter eine Verflachung geben, welche ihm ſehr übel ſteht. Die geſunde Kritik der möglichſt unpartheiiſchen Kunſtverſtändigen ſoll allerdings bleiben, denn ſie fördert das Beſte der Kunſt; aber verhindert werden müßten die Donquixotiaden zankſüchtiger Federkielshelden, die, bei Ermangelung aller Würde und Berechtigung, ohne die perſönlichen Verhältniſſe der darſtellenden Künſtler zu verſchonen, nur mit zweckloſen Witzeleien die Schauſpieler und die Kunſt herabwürdigen und Thaliens ohnehin jetzt ſinkenden Tempel gänzlich untergraben. Doch — ich mag nicht die, welche ſich getroffen fühlen, in die papiernen Schranken laden, ich kenne ihre beſudelten Federlanzen und ihren Mißton bei literariſchen Streitigkeiten zur Genüge! — alſo weiter! — Die hieſige öſtreichiſche Garniſon beſteht aus drei Regimentern Linien-Infanterie, 1 Bataillon ungariſcher Grenadiere, 1 Bataillon Tyroler Jäger, 1 Regiment Uhlanen, 1 Re-

*) Das Teatro della Scala iſt das größeſte der Welt. Es hat ſechs Reihen Logen über einander, und eine Bühne, auf der bequem mit Wagen und Pferden gefahren werden kann. Das dritte Theater nach dem Range hat die Größe des Berliner Opernhauſes und das Teatro di Re noch einen bedeutendern Umfang, als das Königsſtädtiſche in Berlin.

*) Die Oper iſt im Sinne des Shakſpeareſchen Trauerſpiels bearbeitet. Auch hat man hier einen Roman von der tragiſchen Geſchichte, die in Verona im vierzehnten Jahrhundert ſich ereignete.

Digitized by Google

giment Artillerie, 1 Compagnie Pionire und 2 Compagnien von der Löſch-Anſtalt. *) Trotz dieſer ſtarken Beſatzung hat das Militaire dennoch einen ermüdenden Wachtdienſt. Die Infanterie zieht feldmäßig auf, die Cavallerie zu Pferde und die Artillerie mit Geſchützen. Zur Nachtzeit ſteht in jeder Straße eine Schildwache und dennoch ſind die Dolche der Banditen ſo fleißig, daß Beraubungen und Ermordungen in der Stadt ſehr gewöhnlich ſind. Die Räubereien in der Umgegend mehren ſich mit jedem Jahre, ſeitdem die franzöſiſche Energie hier aufhörte, und man erzählt ſich neue Rinaldiniaden eines gewiſſen Buglio. Einige vornehmere Leute hat man als deſſen Mitſchuldige ergriffen, doch aus Mangel an Beweiſen wieder frei gelaſſen. Feſter hält man die als Carbonari Verdächtigen. Große Klagen führen die aus Unter-Italien kommenden Reiſenden; dort iſt „das freie Leben, das Leben voller Wonne" ſchon zu einer ſolchen Vollkommenheit gediehen, daß die kühnen Söhne Merkurs, trotz der öſtreichiſchen Vedetten, die von tauſend zu tauſend Schritten auf den Landſtraßen paſtirt ſtehen, angeſehene Perſonen mit in ihre Schlupfwinkel entführen, und dieſe dann von hier, nach deren Vermögen, verhältnißmäßige Summen verſchreiben laſſen. Ihre Liſt weiß bei ſolcher Gelegenheit ſie vor jeder Gefahr der Entdeckung zu ſchützen. — Am weltberühmten Dom wird mit geringer Thätigkeit fortgearbeitet, ſo weit der urſprüngliche Fond und die Zinſen der Gelder, welche Napoleon zu dieſem Behuf deponirte, die Koſten decken. Man iſt jetzt beſchäftigt, am obern Theile, hinter dem Hauptthurme, die kleineren Thürme zu erbauen. **) Die ſchöne Arena auf dem Campo d'arma aber bleibt unberückſichtigt und geht in ihrer halben Vollendung ſchon wieder dem Untergang entgegen. Nicht einmal durch geringe Schutzmittel ſucht man ſie, wenigſtens ſo wie ſie jetzt iſt, gegen Verwitterung und muthwillige Zerſtörungen zu ſichern. *) Um den weiten Umweg von einer italieniſchen Miglie, den man, von Cesto calenda kommend, machen muß, zu erſparen, baut man jetzt den halbvollendeten Triumphbogen Napoleons zu einem Thore auf, und aus ökonomiſchen Rückſichten benutzt man die ſchon zur Zeit Napoleons herbei geſchafften Materialien, und verziert es mit den Marmor-Quadern, auf denen in Basreliefs die Siege Napoleons gegraben ſind. **) — Unter den vielen ſchönen Gebäuden Mailands ſieht man faſt gar keine der neueren Zeit. Für die Erhaltung des guten Pflaſters in den ziemlich breiten und geraden Straßen wird von den Stadtbehörden ſelbſt noch ſo ziemlich geſorgt, und die Quader-Geleiſe, welche das Geraſſel der Wagen verhindern, werden auch in den kleineren Straßen angelegt. Nirgends ſieht man Rinnſteine, alle ſind bedeckt, wodurch die Reinlichkeit und die Freundlichkeit Mailands ſehr gehoben wird. — Unter großen buntfarbigen Zelten ſitzen überall Geſellſchaften und arbeitende Handwerker vor den Thüren; große Schwärme Gaffer ſchlendern durch alle Straßen und eine noch größere Anzahl von Faullenzern lagert an allen Orten ſich im Schatten. — Selbſt jetzt, in den heißen Tagen, iſt die Paſſage von und nach Unter-Italien ſehr lebhaft, und die Commiſſionaire der Vetturino's, die jedem anſcheinend Fremden ihre Dienſte anbieten, ſind in den Gaſthöfen immer in Thätigkeit. — Da der Sommer für Reiſende hier, in mancher Beziehung, eine ungünſtige Jahreszeit iſt, ſo bin ich noch unſchlüſſig, ob ich meine Reiſe nach Rom und Neapel jetzt ſchon antrete. Vielleicht erhalten Sie bald Nachricht aus Sicilien von Ihrem wandernden Referenten

Falk vom Trautenſtein.

*) Die Compagnien von der Löſch-Anſtalt kommen hauptſächlich in belagerten Feſtungen zur Thätigkeit.

**) Dieſes majeſtätiſche Kunſtwerk der vereinten alterthümlichen und modernen Architektur wurde im Jahr 1386 von Jeano Galeas, Visconti, Duco di Milano, gegründet. Es hat die Grundform eines lateiniſchen Kreuzes und iſt in gothiſchem Styl, durchaus von weißem karraeiſchen Marmor — vom Fundament bis auf die hohe Thurmſpitze — ausgeführt. Das Dach, auf dem man luſtwandeln kann, Geländer, Treppenſtufen und Fußboden, Alles iſt Marmor. Der Dom hat bis jetzt 124 Thürme, wovon der Hauptthurm 335 Fuß, die kleinen 100 Fuß über das Dach erhaben ſind. Oben hat man erſt Gelegenheit, den außerordentlichen Kunſtfleiß zu bewundern, mit welchem die geringſten Kleinigkeiten behandelt ſind, beſonders an den vielen tauſend kleinen Statuen von Marmor, die in den Niſchen um die Thürme ſtehen. Die Jungfrau (in Bronce) ſteht auf der oberſten Spitze. 52 Säulen, deren jede 7½ Fuß im Durchmeſſer hat, tragen das Innere des architektoniſchen Coloſſes.

*) Die Arena oder das Amphitheater wurde von Napoleon mit großem Koſten-Aufwand ganz im römiſchen Styl und zugleich mit Bädern angelegt; auf der Seite nach dem Campo d'arma ſchließt es, von hohen Platanen beſchattet, ein zierliches Luſtſchloß ein.

**) Den Triumphbogen hatte Napoleon nach den ſiegreichen Feldzügen von 1796 und 1797, welche die Wiege ſeines Ruhms waren, gegründet. Er ſteht in der Ringmauer am Campo d'arma, dem großen Caſtello gegenüber, und ſtößt auf die kühne Simplonſtraße. Ihm war die nämliche Form des Triumphbogens, der in Paris vor den Tuilerien ſteht, beſtimmt. Die Basreliefs bezeichnen die Schlacht von Rivoli, den Uebergang über die Brücke von Lodi und Arcole und die ſpäteren Siege der Franzoſen in Italien.

Ein franzöſiſcher Marſchall ſagte einmal: Er habe in ſeinem Leben nur drei wahrhaft glückliche Tage gehabt: den erſten, als er auf der Schule das erſte öffentliche Preis-Geſchenk erhalten, den zweiten, als er ſeine erſte Liebe gefunden, und den dritten, als er die erſte Schlacht gewonnen. Das Letztere kann der Mann von Gefühl unmöglich zu den reinen Glücksgütern zählen. (Corsaire.)

1826. No. XXIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Wohlfeile Taſchenausgabe.

Es ſind nun vollſtändig erſchienen, und noch im wohlfeilen Subſcriptionspreis in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben:

H. Zſchokke's ausgewählte Schriften, 28 Theile in Taſchenformat, auf ſchönem weißen Druckpapier. à 20 Fl. oder 13 Thlr. 8 Gr. ſächſ. oder 15 Thlr. 28 Sgr. preuß.

Die Ausgabe auf halbweißem Druckpapier iſt bereits gänzlich vergriffen. Eine ausführliche Anzeige

nebſt den äuſſerſt günſtigen Recenſionen über dieſe intereſſante Sammlung iſt in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Es iſt nun ferner auch ein beſonderer Abdruck von dem neueſten Werk des beliebten Schriftſtellers erſchienen:

Addrich im Moos, von H. Zſchokke. 2 Theile, geheftet à 2 Fl. 15 Kr. oder 1 Thlr. 12 Gr. ſächſ. oder 1 Thlr. 21 Sgr. preuß.

Auch führt es den Sammlungs-Titel: Bilder aus der Schweiz, 4r u. 5r Theil. — Wir überlaſſen dem gebildeten Leſer die Entſcheidung des Urtheils, das ein Recenſent ausſprach: „daß die Hand, welche dieſe Bilder ſchuf, ſo glücklich geweſen, wie Walter Scott im Beſten, was er ſchrieb.“

Auch iſt in demſelben Verlag des Endesunterzeichneten erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichtliche Darſtellung und Prüfung der über die denuncirte Ermordung Herrn Schultheiß Keller ſel. verführten Criminalproceduur, von H. Eſcher. gr. 8. à 2 Fl. oder 1 Thlr. 8 Gr. ſächſ. oder 1 Thlr. 16 Sgr. preuß.

Ferner ſind in einer beſondern Schrift, welche gewiſſermaßen als zweite Abtheilung der obigen zu betrachten iſt, die merkwürdigſten Verhöre enthalten, betitelt:

Urkundliche Belege zu der geſchichtlichen Darſtellung und Prüfung dieſer verführten Criminalproceduur, geſammelt von H. Eſcher. gr. 8. à 1 Fl. 15 Kr. oder 20 Gr. ſächſ. oder 25 Sgr. preuß.

Bei der allgemeinen Aufmerkſamkeit, welche nicht nur in der Eidgenoſſenſchaft, ſondern auch im Auslande dieſe wichtige Unterſuchungsſache auf ſich gezogen hat, wird man beide Schriften, durch welche nun die Ergebniſſe an's helle Tageslicht treten, mit beſonderm Intereſſe leſen, und ſie werden hauptſächlich für jeden Rechtskundigen eine nicht unwichtige Erſcheinung ſeyn.

Zugleich verbinde ich hiermit die vorläufige Anzeige, daß die zwölfte Auflage in ganz großer Druckſchrift, ſelbſt für die ſchwächſten Augen lesbar, und wie noch keine Ausgabe erſchienen iſt, ſich von folgendem allgemein geſchätzten Werke unter der Preſſe befindet:

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung, acht Bände in durchgehenden und nicht geſpaltenen Zeilen. gr. 8. Zwölfte vollſtändige Original-Ausgabe.

Auf ordinairem Papier à 8 Fl. 15 Kr. — 5 Thlr. 12 Gr. ſächſ. oder 6 Thlr. 15 Sgr. preuß. Auf weißem Papier à 11 Fl. — 7 Thlr. 8 Gr. ſächſ. oder 8 Thlr. 22 Sgr. preuß. Auf Schreibpapier à 16 Fl. 30 Kr. — 11 Thlr. ſächſ. oder 13 Thlr. 6 Sgr. preuß.

Die zwei erſten Bände erſcheinen bis Ende Oktober, und es können vorläufig in allen Buchhandlungen darauf Beſtellungen gemacht werden, wo auch die verſchiedenen Probe-Abdrücke ein zu ſehen ſind.

Auch in Betreff der über dieſes Werk von einigen katholiſchen Prieſtern erſchienenen Verunglimpfungen iſt folgende von einem ausgezeichneten Gottesgelehrten verfaßte Schrift als kräftige Widerlegung erſchienen:

Die Anklagen der Stunden der Andacht, geprüft und gewürdigt von einem Freunde ihres Verfaſſers. gr. 8. à 15 Kr. — 4 Gr. ſächſ. — 5 Sgr. preuß.

welche ebenfalls in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben iſt, ſo wie bei dem Verleger obiger Werke

H. R. Sauerländer in Aarau.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Rheiniſches Taſchenbuch
auf das Jahr 1827.

Mit einer Vignette, dem Bildniſſe Roſa's, und 8 Kupfern, Scenen aus Walter Scott's Werken darſtellend.

In ordinairem Einband 1 Thlr. 16 Sgr.
In Pariſerband 2 Thlr. 12 Sgr.
In Maroquin-Etuis mit ausgemalten Decken 4 Thlr.

Inhalt. Gallerie aus Walter Scott's Werken. Vierte Lieferung: Das Kloſter. Der Abt. Der Seeräuber. Die Braut von Lammermoor. Marmion. — Die erſte Liebe. Erzählung von Johanna Schopenhauer. — Die ſtille Magd. Erzählung von Friedrich von Gerſtenbergk. — Der Profeſſor. Eine Erzählung. — Skizzen von Adrian: 1. Die Weſtmünſter-Abtei. 2. Der Alterthümler. 3. Der erſte Mai.

Die Kupfer ſind von den Herren Fleiſchmann, Rosmäsler und David Weiß meiſterhaft geſtochen.

W. C. A. von Schliebens
Atlas von Europa
nebſt den Kolonien

für Geſchäftsmänner, Zeitungsleſer und Beſitzer des Converſations-Lexicons, in einer Folge von Charten und einem alphabetiſch eingerichteten Texte.

Leipzig, bei G. J. Göſchen.

Dieſe Sammlung von Spezial-Charten kann zwar dem Schüler Vergnügen und Nutzen gewähren, aber ſie iſt eigentlich nicht für den Unterricht in Schulen beſtimmt; weil die Charten zu viele Orte enthalten, und weil der Text zwar außerordentlich vollſtändig, aber kurz und tabellariſch zuſammen gedrängt iſt. Das Unternehmen iſt ferner nicht für den eigentlichen Geographen, welcher die Wiſſenſchaft bereichern und berichtigen will. Beſtimmt iſt es 1) für Perſonen, die Geſchäfte und Gewerbe oft zur Geographie führen, z. B. für den Handelsſtand und für diejenigen, denen die genaue Kenntniß der Lage eines Ortes unentbehrlich iſt; 2) für Alle, die Theil an den merkwürdigen Begebenheiten unſers Welttheils nehmen, für Leſer der Zeitungen, Reiſebeſchreibungen und Geſchichtsbücher. Deshalb ſind die Charten ſo ſpeciell, und dennoch in Rückſicht ihrer Zahl ſo wohlfeil. Aber ihre Wohlfeilheit kann dann nur recht gewürdiget werden, wenn man bedenkt, daß ſie alle nach den beſten, neueſten und

Digitized by Google

theuerſten Charten jedes Landes verfertigt ſind. Eine groſse Summe würden dieſe Charten demjenigen koſten, der ſie ſich im Original anſchaffen wollte; denn die engliſche koſtet 42 Thlr. und die franzöſiſche 27 Thlr.

Um ein richtiges Bild von dem ganzen Lande und von der Verbindung ſeiner Provinzen, der Größe und Grenze zu geben, iſt zu den zahlreichen einzelnen Spezialcharten, zu jedem Reiche auch eine Generalcharte gegeben.

Bei'm Gebrauch des Werks ſchlägt man im Alphabet des Textes den Ort auf, deſſen Lage man kennen lernen will, und wird dort auf die Charte und Stelle gewieſen, wo man ihn finden wird.

Mehrere kritiſche Blätter haben den Charten in Verbindung mit dem Text das Lob gegeben: es ſey ein gemeinnütziges Unternehmen, welches die wichtigſten geographiſchen, ſtatiſtiſchen Gegenſtände bequem nachweiſe, und eine leichte Ueberſicht gewähre.

Erſchienen ſind bis jetzt:

das erſte Heft, welches einen Theil des Königreichs Frankreich in 20 Spezialcharten und 1 Generalcharte enthält. Ferner:

das zweite Heft, welches den übrigen Theil von Frankreich und ſeine Colonieen in 13 Specialcharten, nebſt der Türkei in 5 Specialcharten und 1 Generalcharte enthält: Dann:

das dritte Heft, welches die Schweiz oder die Helvetiſche Eidgenoſſenſchaft in 9 Spezialcharten und einer Generalcharte, das Königreich Portugal nebſt ſeinen Colonien in 6 Spezialcharten und 1 Generalcharte von Spanien und Portugal, auch 4 Charten von Spanien enthält.

Das vierte Heft, welches in 18 Charten das Königreich Spanien nebſt ſeinen Colonieen liefert.

Das fünfte Heft wird zur Michaelismeſſe erſcheinen, nnd Dänemark, Schweden, Norwegen und das Königreich der Niederlande enthalten.

Mit dem ſechſten Hefte beginnt dann Deutſchland, und wird dies im December erſcheinen.

Die Pränumeration beträgt für jedes Heft von ungefähr 20 Charten, ſchwarz 18 Gr., illuminirt 1 Thlr. 4 Gr.

Wenn ein Heft erſchienen iſt, wird der Preis deſſelben erhöht. Die erſten 4 Hefte koſten jetzt ſchwarz 3 Thlr. 15 Gr., illuminirt 5 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Auguſt 1826.

Bei Wilhelm Starke in Chemnitz iſt vor Kurzem erſchienen nnd in allen Buchhandlungen zu haben:

Herrmann von der Ettersburg.

Eine Rittergeſchichte

aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, auf wahre Geſchichte gegründet.

Von

A. Textor.

2 Bände (424 Seiten) 1 Thlr 18 Gr.

Der Verfaſſer erzählt in einer einfachen aber angenehmen Manier die Geſchichte eines Ritters der damaligen Zeit, welcher von des Schickſals Tücken als ein Ball umher geworfen wird. Er weiß wahre Geſchichte und Dichtung intereſſant mit einander zu verbinden, und die Leſer fühlen ſich vom Anfang bis zum Ende auf das angenehmſte unterhalten, ſo daß Niemand dieſes Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Shakespear's dramatiſche Werke,

überſetzt und erläutert

von

Johann Wilhelm Otto Benda.

19 Bände.

Das ganze Werk iſt nun fertig, und wird den Pränumeranten abgeliefert. Von nun an iſt der Preis der 19 Bände auf Druckpapier in Taſchenformat 5 ſächſ. Thaler, auf Schreibpapier in Oktav 10 Thlr. 12 Gr. ſächſ.

Dieſe Ueberſetzung iſt für das größere Publikum beſtimmt. Sie iſt demnach außerordentlich treu, zugleich fließend und ohne Zwang. Treu giebt ſie die Bilder des Originals, den Ausdruck des Gedankens und der Empfindungen, ſelbſt die Worte Shakespear's wieder, wenn die deutſche Sprache es erlaubt. Ihrer Beſtimmung gemäß iſt ſie allgemein verſtändlich, eben ſo verſtändlich als das Original, obgleich ſie nur wenige Verſe mehr als das Original hat, faſt immer mit einer langen Sylbe den fünffüßigen Jamben ſchließt, und reimt, wo Shakespeare gereimt hat.

Weit entfernt, den Werth anderer Ueberſetzungen zu verkennen, weit entfernt, zu behaupten, daß dieſe Ueberſetzung gar keine Mängel habe, darf ich doch verſichern, nach ſorgfältigſter Vergleichung mit dem Original, daß jede andere Ueberſetzung, die beſte nicht ausgenommen, auch Mängel habe, welches nach zu weiſen ich bereit bin, wenn eine partheiiſche oder unbillige Kritik das Benda'ſche Unternehmen anfeinden ſollte.

Leipzig, im Auguſt 1826.

Georg Joachim Göſchen.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Holſt, A., Scenen aus dem Leben Abrahams,

ein Beitrag zur Bildnng des Geiſtes und Herzens. 514 S. 8. Chemnitz. Starke. 2 Thlr.

Die aus dem menſchlichen Leben tief geſchöpften und aus der reichen Gemüthswelt des durch treffliche Schriften rühmlichſt bekannten Verfaſſers hier niedergelegten Lebensanſichten, geknüpft an die Scenen aus dem Leben Abrahams, ſind ein inhaltsreicher Beitrag zur Bildung des Geiſtes und Herzens: ein reicher Quell, der hohen Gewinn und Genuß gewährt. Möge darum dieſes Buch, als eine der bedeutendſten aſcetiſchen Schriften unſerer Zeit, in Aller Hände kommen nnd des Verfaſſers edle Abſicht: „den Leſer zu ſtiller Selbſtanſchauung zu ſtimmen, und ihm den vorliegenden Stoff auf eine Art zu bieten, daß er gern bei ihm verweilt und gern ſich entſchließt, ihn in ſich zu verarbeiten, um dadurch Nützliches für Geiſt und Gemüth zu gewinnen“ — aller Orten verwirklicht werden. — Der Verleger hat durch gutes weißes Papier und ſchönen correkten Druck das Buch beſtmöglichſt ausgeſtattet. F—s.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Poſtſtraße Nr. 29, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 20. September. 150ſtes Blatt.

Ueber den Harz und den Thüringer Wald.

(Schluß.)

In dem Innern der Höhle rauſcht ein Bergſtrom. Hat man ihn abgefangen, oder künſtlich da oder dort hin geleitet? Ich weiß es nicht. Genug man fährt auf einem kleinen Kahne etwa hundert Schritt darauf umher, bis zu dem papiernen Tempel. Man hat auch Steine hingelegt, der gute Strom ſoll einen Waſſerfall machen, hundert Fuß unter der Erde; will aber nicht, iſt ſtätiſch. Ja, mit den rohen Kindern des Pluto müßt Ihr nicht anbinden wollen! — Etwa tauſend Schritt außerhalb der Höhle tritt der Strom zu Tage und treibt ſogleich flott eine Mühle. Ich möchte ihn küſſen, den Strom, daß er den Leuten nicht den Gefallen thut, ihnen den Nürnberger Waſſerfall zu machen.

„Was iſt hier noch Natur, was ſchon Kunſt?“ fragte ich einmal über's andere den Führer; meine Begleiter ſchienen von meiner Frage verwundert. — Man zeigte uns eine Nebenhöhle mit dem Namen: die Knochen-Verſammlung. Hier hat man Knochen von Thieren gefunden, die nie ein Büffon nannte, die nie wieder auf der Erde angetroffen wurden, deren Geſchlecht mit dem Chaos unterging. Zähne von rieſiger Form und Gebeine und Gelenke, die kein Anatomiker zuſammen zu paſſen wußte. Wo ſind die Knochen? — ſtatt ſie zu laſſen, wo man ſie fand, ein redendes Denkmal ungeheurer Umwälzungen der Natur, welche Geſchlechter begräbt und Generationen von Geſchöpfen verſchüttet, ſchleppt man ſie in das Muſeum zu X oder Y und zeigt ſie für drei Kreuzer. Was nutzen ſie mir dort? Ich ſehe ſie an und höre den Guardian monoton leiern: „Dieſe Knochen fand man einſt in der berühmten Höhle von Altenſtein.“ — In der Höhle will ich ſie ſehen, da falte ich meine Hände und bewundere die unergründliche Gebärerin und Verſchlingerin: aber nicht in der Marionettenbude, vielleicht dicht neben dem Machwerk eines Narren, der in ſeinem Müßiggange eine Haspel und ein Spinnrad in ein Arzeneiglas hinein fiſtulirte! — —

Wir kehrten nach Altenſtein zurück, meine Pferde hatte ich bereits aus Schweina herauf in das Wirthshaus führen laſſen. Ich nahm ſogleich einen friſchen Führer und beſah die übrigen Anlagen. — Er brachte mich zuerſt nach der Teufelsbrücke. Wie können die Menſchen doch ſo armſelig ſeyn! Ich hatte an jene Teufelsbrücke aus „Herrmann Lange's Tagebuch“ gedacht, und was fand ich? Eine kleine Felſenbucht, die unſere Berliner Mänaden mit einem einzigen Kunſtſatze überſpringen würden, war mit einem Dutzend Bretter, über Ketten gelegt, überbrückt; man hätte mit halben Zügen hinüber reiten können! Und dieſes Brücklein ſchwebte höchſtens 40 Fuß über dem Erdboden. Madam geſtand ſpäter ſelbſt, es wäre an der Brücke nicht viel daran.

Nun zum Waſſerfall. Ein Gießbach, aus einer Bergſchlucht des Thüringer Waldes kommend, ſtürzt ſich von einem etwa 50 Fuß hohen Granitfelſen in mehreren Brechungen herunter. Der Anblick iſt ſchön.

Digitized by Google

und die Menſchenhand hat nicht daran gepfuſcht. Gegenüber ſteht eine Gartenbank, von dunkeln Buchen beſchattet; ein ſtilles, heimliches, freundliches Plätzchen, zu anmuthigen Betrachtungen, beſonders im Mondenſchein, duodramatiſch eingerichtet. — Neben dem Waſſerfall, etwa hundert Schritt davon ab, ſteht eine Sennhütte, genau nach Schweizer-Art, und nach der Verſicherung des Führers von einem echten Schweizer Baumeiſter, den der Herzog von dort her mitgebracht, erbaut. Sie iſt die Wohnung des Küchen-Garten-Aufſehers, der zufällig mein Führer war. Die Hütte intereſſirte mich. Ich beſah ſie von allen Seiten und ging endlich hinein. Eine unerträgliche Hitze ſchlug mir entgegen; ein junges Frauenzimmer ſtand am Tiſch und — plättete. Ich ſah der Arbeit eine Minute lang zu und dachte mein Beſtes dabei. — Wir kamen zur Ritter-Kapelle. Dieſes Häuschen ſteht auf einer unbedeutenden Felſenerhöhung, ſtellt eine Kapelle vor, iſt inwendig mit Waffen- und Ahnen-Schmuck geziert, aber im Ganzen recht ärmlich ausſtaffirt. Harniſche, Lanzen, Schwerdter, Schilde u. ſ. w zum Beiſpiel, en relief, von Gyps und nach der Natur angepinſelt. Die bunte Glasmalerei der Fenſter war deſto ſchöner, wenigſtens übertraf ſie an Feinheit und Friſche der Farben Alles, was ich bisher von dieſer Art Malerei geſehen habe. Mitten in der Kapelle ſtand ein gedeckter Tiſch, an welchem ein dicker Mann mit einem Ordensbande im Knopfloch ſein Mittagbrod verzehrte. Eine drollige Idee! Der Mann war, wie ich nachher erfuhr, aus Eiſenach, alſo ebenfalls ein ſimpler Beſucher, und hatte ſich ſeine Mahlzeit aus dem Wirthshauſe hier hinauf tragen laſſen.

Wir beſtiegen jetzt den heiligen Bonifacius, ein Felſenkindlein, zu dem eine faſt zu bequeme Treppe hinauf führt. Daß der Felſen nicht gar hoch ſeyn kann, erhellt ſchon daraus, daß der heilige Bonifacius einſt von ihm herab gepredigt haben ſoll. Nun gebe ich gern zu, daß die Zuhörer gewaltig große und lange Ohren gehabt haben mögen, auch der heilige Mann mit einer tüchtigen Stentor-Stimme verſehen geweſen ſeyn mag: dennoch bliebe die Sache problematiſch, wenn nicht Herrn Julius von Voß ſarkaſtiſches Epigramm auf den Garten von Lichtenberg auch auf den heiligen Bonifaz gepaßt hätte. Unwillkührlich wurde ich an dieſes allerliebſte Epigramm erinnert. Oben auf dem Felſen ſteht ein Kreuz von Eiſen, und darunter ſind aus Eiſenblech, ohne alles kalligraphiſche Ebenmaaß, die Worte: Gott, Vaterland, Freiheit, Friede, 1814, angenagelt. Vergebens bemühte ich mich, den Sinn dieſer vier Worte zu entziffern, die mit dem nämlichen Rechte jeder Bauer an ſeine Scheunenthür ſchreiben kann: auch iſt mir nicht erinnerlich, daß die Herren der Umgegend ſo gar viel dazu beigetragen hätten, die ſogenannte Freiheit ihres Vaterlandes zu erringen. Wie ſo ganz anders geſtaltet ſich das hohe Glaubenskreuz auf dem Ilſenſtein! — dieſes hier verhält ſich zu jenem, wie eine Vignette in einem Almanach für Damen zu einem Altarblatt von Correggio. — Endlich gelangten wir zum Blumenkorb. Auf einem 64 Fuß hohen Felſen ſteht ein in Stein gehauener Blumenkorb mit Erde gefüllt und mit Blumen bepflanzt. Dieſe Idee wäre für eine flache Gegend nicht übel, paßt aber nicht in den Thüringer Wald. Ich konnte mich nicht entſchließen, einige Blumen ab zu pflücken, um ſie meinen Lieben zu ſenden, damit ſie dieſelben jenen beigeſellen möchten, die ich ihnen von der Roßtrappe ſandte. — Der Führer ſagte: „Wir ſind fertig!" — ich aber war hungrig, durſtig und müde.

Bei dem ſehr frugalen Mahle im Altenſteiner Wirthshauſe, das ein mürriſcher verdroſſener Wirth noch trockener machte, fragten mich die Gohder Leutchen, ob ich nicht Liebenſtein noch beſehen würde? Ich antwortete: Nein! — Liebenſtein iſt ein Bad, etwa eine halbe Stunde von Altenſtein, das die Frau Herzogin durch ihre Gegenwart verherrlicht. Es ſoll recht angenehm liegen, auch eine Ruine ſich dabei befinden; beides konnte ich mir *denken*. Auch ſoll es hübſche Anlagen haben. Alle Bade-Anlagen dieſer Art laufen auf eins, d. h. auf Promenaden hinaus, wo die Leute einander an- und begaffen, zu Beidem war ich nicht aufgelegt. Es iſt wohl nichts unangenehmer, als wenn man aus der ſchönen freien Natur kommt und in der nächſten Stunde Kratz- und Scharrfüße machen ſoll. In dieſer Beziehung hat die Gegend von Berlin ungemeine Vorzüge; ſie ſtreift dem Wanderer ganz unmerklich den Sinn, oder vielmehr die Erinnerung an die ſchöne Natur ab, und führt ihn ſanft und freundlich in das Reſidenzielle ein, ſo daß er mitten drin iſt, ehe er ſich's verſieht, und den rechten Ton gewiß nicht verfehlen kann. — Noch tönten die namenloſen Melodieen der Aeolsharfe in meinen Ohren, und ich hätte ſie mir durch jene Bade-Fiedler ſollen verunreinigen laſſen? Nimmermehr. Ich ließ alſo ſatteln, und zog meines Weges.

Adalbert vom Thale.

Das Goethe-Feſt in Berlin.

(Fortſetzung.)

Gedichte zur Preisbewerbung.

8.

Motto. Stehe auf! Nordwind, und komm! Südwind, und wehe durch meinen Garten, daß ſeine Würze triefen.

Geſang für Geweihte.

Herein, ihr Gäſte, ſchließt euch an
Der tiefgefühlten Feier,
Es ſtimme Jeder, wie er kann,
Zu vollem Ton' die Leier;

Digitized by Google

Dem Geiſt, der frei ſich ſelbſt gemacht,
Sey freie Huldigung gebracht,
Sey unſer Sang,
Kühn wie ſein Gang!

Die Spree, zu ſtammeln kaum belehrt
Von ihres Cäſar's Thaten,
Schon ſchwieg ſie wieder, [1]) d'rauf verkehrt
Dem Genius wollt' ſie rathen.
Ihr Fürſt ein Gott ſich offenbart,
Sie deutet's keck nach Kinder Art;
Himmliſchen Lauf,
Klärt ſie auf. [2])

Der Magus nur im Norden wacht
Für ſeines Stammes Ehre,
Sein zürnend Wort, jetzt noch verlacht,
Reicht Enkeln ſtarke Wehre.
Das Weltkind, [3]) ob es frech ſich nennt, [4])
Ahnt fromm, dort ew'ges Feuer brennt.
„Eins in der Welt,
Alles erhellt?"

D'rum, was nicht Schüler-Witz befleckt,
Dem Weltkind wollt behagen,
Was Gott nicht ſelber hat bedeckt,
Wollt' nackt zu ſchau'n es wagen.
Natur ihm ihren Buſen gönnt',
Ein Mann verſucht er, was er könnt',
Luſt ſaugt aus Schmerz
Sein ſtarkes Herz.

Was er erbeutet, hat er auch
Uns freundlich mitgetheilet.
So jauchzt, daß wider alten Brauch
Das Glück ihm, lächelnd, weilet.
Luiſ', Amalia, Karl Auguſt,
O Sternbild heilig deutſcher Bruſt!
Hafen der Kunſt
Beut Deine Gunſt.

Zu raſten nicht, zu höh'rer That
Der Kranz den Sänger treibet,
Fürſtinnen Blick reizt edle Saat,
Ihr Dank in's Herz ſich ſchreibet;
Aus herber Kraft erſchließt ſich mild
Allſchönſter Sitte reines Bild,
Höchſtes erringt,
Wer ſich bezwingt.

Aus dunkeln Räthſeln tauchen leicht
Nun geiſtgebor'ne Sonnen,
Die Strenge nord'ſcher Kunſt erweicht
Heſperiens Zauberbronnen:
Hell wird des eig'nen Herzens Schacht,
Vernunft und Wiſſenſchaft wird Macht,
Wie's ihn durchdringt,
Meiſtergruß klingt.

Und in Europa's Völkerſtreit
Sieht er ſich fortgetragen,
Zum zweiten Mal ſeht ihn bereit,
Nach Deutſchland ſich zu ſchlagen;
Er ſtreitet deutſch für höchſtes Recht,
Vermerkt es auch die Menge ſchlecht;
Fahret dahin:
Habt deß' Gewinn!

Die wunde Bruſt verſchließt er nun,
Unſterbliches muß heilen.
Im Bruch der Zeit ein ſittlich Thun
Heißt ſeinen Blick verweilen;
Was ihm die Menſchen angethan,
Er freut ſich nur der Menſchen Bahn,
Forſcht ihrer That
Ewigen Rath.

Doch Keiner wirkt aus eig'ner Kraft,
Der Weltgeiſt muß ihn leiten,
Und, was der Einzelne auch ſchafft,
Dem Ganzen zubereiten.
Geſühnt ward ſchuldgeborne Schmach,
An Leib und Geiſt die Feſſel brach:
Wege des Herrn,
Deutſchem nicht fern!

Und wie der Völker ernſt Geſchick
Des Dichters Herz geſtreifet,
Zur Jugend-Ahnung kehrt der Blick,
Zum Orient, jung gereifet.
All' ſelbſtiſch Thun die Gluth verzehrt,
Sich ſelbſt doch hält er frei, verklärt —
Göttlicher Macht
Irdiſche Pracht.

Die Bahn, wie ſel'ge Dichtung ſtrahlt
Nun allem Volke Wahrheit,
Der Deutſchen Tiefe Kampf ſie malt,
Verſöhnung winkt zur Klarheit.
Allmächt'ger denkt, ſein Denken mild,
Der Menſch iſt's, Gottes Ebenbild,
Sey's euch bewußt
Ewig zur Luſt.

Und wieder ſchweigſt du, Brennen-Fluß?
Hegſt du noch Durſt nach Thaten?
Willſt nur im freieſten Genuß
Den Großſinn du verrathen?
Stumm häufſt du Schätze geiſt'ger Welt,
Ehrſt jede Blüth' in allem Feld,
Wer aber ſang,
Was dir gelang?

Als Völkerſchul' der Dichter ſah
Tief ahnend Deutſchlands Gauen,
Und Ehrfurcht vor ſich ſelbſt war da
Als Hochziel anzuſchauen,
In jener Schule lernten aus
Wir, wandern nun in's Meiſterhaus;
Magus, Dein Wort,
Leitender Hort! [5])

Und Du, der ſingend bei uns ſtand,
Wo wir gefallen wären,
Jetzt offen liegt das heil'ge Band,
Das zieht uns, Dich zu ehren.
Der Freund, der uns ſo friſch gezeigt,
Wie würd'ger Sinn ſich Großem neigt,
Zeuge dir laut,
Wie er uns ſchaut.

Beſſerem Verſtändniß:

1) Sprache (?) gab mir einſt Ramler und Stoff mein Cäſar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

2) Kein Maulwurfshügel, ſondern ein Thurm Libanons gafft nach Damaſcus.

3) Und weiter, wie nach Emaus, gings
Mit Sturm und Feuerſchritten,
Propheten rechts, Propheten links,
Das Weltkind in der Mitten.

4) Schwach wohl bin ich geworden, es iſt kein Wunder, doch wißt ihr,
Götter! und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

5) Laßt uns die Hauptſumme der neueſten Aeſthetik, welches die älteſte iſt, hören: „Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts iſt kommen, und betet an Den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Waſſerbrunnen!

(Die Fortſetzung folgt.)

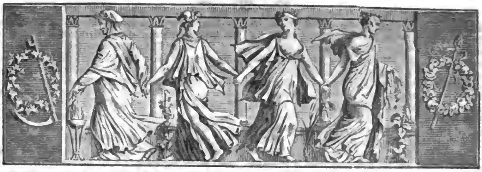
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Im Königsſtädtiſchen Theater bemerkt man noch immer eine Unermüdlichkeit im Aufführen neuer Stücke und läßt ſich demnach der Fleiß der Schauſpieler nicht wegſtreiten, ſo werden ſie den Kritikern, wenn ſie über die Neuigkeiten herfallen, antworten: Gebt uns Beſſeres für unſern Fleiß, denn wir verwenden ihn nicht gern unnütz, aber ihr ſeht, wir halten ihn bereit! — Indeß ſind die Stücke, welche wir von jenem Theater neulich empfingen, ſo übel nicht, ob ſich auch bei zweien, nämlich: „Die Frankfurter Meſſe", Luſtſpiel in zwei Akten von Julius v. Voß, und: „Das Doppel-Duell", Luſtſpiel in fünf Akten von Clauren, eine Oppoſition erhob. Die „Frankfurter Meſſe" iſt ganz für dieſe Bühne geeignet und die Gegenparthei hatte entweder keine oder falſche Gründe, als es ihr beliebte, Zeichen des Mißfallens zu geben. Es iſt hier allerdings nicht von einem in ſich gerundeten Stück die Rede — dazu läßt ſich Julius v. Voß leider ſelten die nöthige Bedächtigkeit — aber die einzelnen Schilderungen, die uns vorgeführt werden, haben Leben und Wahrheit, und dies wird in den folgenden Vorſtellungen gewiß einſtimmiger anerkannt; denn die Partei, der es bei jeder Gelegenheit darum zu thun iſt, ein Bischen Scandal zu machen, giebt dafür in der Regel nur einmal ihr Geld aus. Die Darſtellung war zu loben und die Herren Schmelka und Roſicke („Haſe und Spatz aus Schilda"), ſo wie Hr. Angely („David") erhielten verdienten Beifall. — Das Clauren'ſche Luſtſpiel hat, neben ungebührlicher Breite, zu abſichtsvollen Rühr-Verſuchen und übertrieben-ſüßen Redensarten, wie dergleichen auch in den Erzählungen des Verfaſſers zu finden, manches Komiſche und einzelne gute Charaktere, z. B. den „Schulmeiſter" und den „Adjunkt"; ſo daß es wohl auf dieſelbe Duldung Anſpruch machen darf, die den früheren theatraliſchen Arbeiten Clauren's zu Theil wurde. In der zweiten Vorſtellung iſt auch der Beifall ohne Mißtone geweſen, obwohl die Schauſpieler hier mehr hatten thun können; man merkte es deutlich, daß ſie, nach den böſen Zeichen bei der erſten Aufführung, den Glauben an den Erfolg verloren hatten; hoffentlich iſt er bei der nächſten Wiederholung zurück gekehrt. Hr. Spitzeder („Schulmeiſter") und Hr. Angely („Adjunkt") ließen ihn indeß nicht vermiſſen, ſie zeichneten ſich vortheilhaft aus. — Von den übrigen Neuigkeiten nächſtens. S—w.

— Demoiſ. Sontag iſt, nachdem ſie in Paris, Mainz, Frankfurt a. M. und Weimar ihren Ruf als ausgezeichnete Sängerin verbreitete, wieder aufgetreten in Roſſini's „Italienerin in Algier". Mit dem ungeſtümſten Beifall empfangen, und nach dem erſten Akt ſchon gerufen, ſagte ſie: „Möchten Sie mich doch nach jeder Wiederkehr ſo huldvoll empfangen!" — Die große Arie im zweiten Akt erhielt ein Dacapo und wurde beide Male mit bewunderswerther Virtuoſität vorgetragen. Eine Anſpielung auf die Wiederkehr der Sängerin, von Hrn. Spitzeder im Geſange angebracht, erneuerte den ſtürmiſchen Applaus, das Dacapo; und am Schluſſe der Vorſtellung mußte die Gefeierte mit den Hrn. Spitzeder, Jäger und Wächter nochmals erſcheinen. — Im Anfange der Vorſtellung machten ſich jedoch auch Stimmen der Widerſacher bemerklich, ohne diesmal durchdringen zu können. Gern möchte Referent ſagen, was dieſe Stimmen eigentlich ſagen wollten; das Gerede darüber ſcheint ihm aber zu unhaltbar, um nicht den Mißvergnügten den Verdruß zu erſparen, ſo ſchwache Gründe ungedruckt als die ihrigen annehmen zu müſſen. — Im Allgemeinen möge jedoch Folgendes Raum finden. Man ſagt, Demoiſ. Sontag ſey in Paris engagirt und werde nach Ablauf ihres hieſigen Contrakts (bei dem ſie pflichtmäßig die Zeit erſetzt, welche ſie von ihrem künftigen Urlaub voraus verbrauchte) dieſem Engagement Folge leiſten. Es ſoll zwar damit noch nicht ganz gewiß ſeyn! — geſetzt aber, es wäre, wer kann etwas dagegen haben, daß Demoiſ. S. andere Verpflichtungen eingeht von da an, wo ihre Verbindlichkeit bei dem Königsſtädtiſchen Theater aufhört? Demoiſ Sontag kam von Wien nach Berlin; hat deshalb Jemand in Wien ſich Ungebührlichkeiten erlaubt? — oder ſind dergleichen geeignet, um Künſtlern und Künſtlerinnen einen Ort angenehm zu machen? Der Urtheilsfähige verwirft das Uebertreiben im Lobe, aber eben ſo auch die Anmaßung der Einen oder der Andern, die in ihrer Bewunderung und in ihrem Haſſe wechſeln, ſich immer für das Publikum ausgeben und immer nichts anderes ſind als Parteien, die ſich blindlings im Guten oder Böſen nach ihrem Belieben geltend machen wollen. — Oft hat der „Geſellſchafter" den Beweis gegeben, daß hier jede Anſicht das Wort führen darf; ſo haben ſich denn auch lobende und tadelnde Stimmen über den Geſang der Demoiſ. S. hören laſſen, und dennoch war und blieb es unverkennbar, daß ihren wahrhaft ausgezeichneten Talenten die gerechte Anerkennung nicht entzogen werden durfte. Mag ſie nun in Berlin, mag ſie in Paris ſeyn, dies kann auf das Urtheil ſelbſt gar keine Wirkung haben; ja, wir können redlicher Weiſe nicht verbergen, daß zwiſchen einem beſchränkten und einem freien Repertoir — namentlich für eine Sängerin, die vermöge ihrer Jugendlichkeit noch im Weiterſtreben iſt — die Wahl eigentlich nicht zweifelhaft ſeyn kann; denn ein Engagement hier, an dem Theater, wo das Repertoir nicht beſchränkt iſt, hat für ſie auch etwas ſehr Abſchreckendes, auf das wir nur im Nothfall hinweiſen möchten. Dieſe Angaben ſind wir der jungen Künſtlerin zur richtigen Beurtheilung ihres Standpunkts in der Oeffentlichkeit ſchuldig, und ſagen wir nun noch: uns iſt es unter allen Umſtänden lieber, wenn ſie hier bleibt, ſo ſind wir vor jeder Mißdeutung geſichert auch bei dem folgenden ernſten Wort, das aber ebenfalls ſich völlig trennt von dem Urtheil über Demoiſ. Sontag. — Referent nämlich, als guter Deutſcher, hat nicht ohne Kränkung wahrgenommen, mit welcher demüthigenden Selbſtſchmeichelei und wichtigthuenden Breite verſchiedene deutſche Zeitſchriften die Urtheile von der Seine haben abdrucken laſſen, in einem Tone, als wenn nun erſt die Künſtlerin in ihrer Trefflichkeit, nun erſt das anerkennende Urtheil rechtwollender Deutſchen beſtätigt worden wäre. Das iſt — mit Erlaubniß — eine Erniedrigung, die ſich die Deutſchen einmal wieder von Einzelnen mußten aufbürden laſſen. Wir haben ſeit einem Jahr, trotz der einſeitigen unwürdigen Ausfälle, die von allen Theilen leicht zu vergeſſen ſind, recht wohl gewußt und ausgeſprochen, was Demoiſ. Sontag als Künſtlerin iſt und wie hoch ſie ſteht; wenn die Franzoſen eben ſo urtheilten, ſo thaten ſie, was wir ſchon gethan hatten. Will man es uns aber als Ehre anrechnen, daß die Franzoſen unſer Urtheil beſtätigten, ſo haben wir Gründe genug, uns für eben ſo competent zu halten und müſſen uns dergleichen verbitten, als eine offenbare Beleidigung unſers Nationalgefühls, hervorgegangen aus der Ungeſchicklichkeit einiger öffentlichen Stimmführer. Ich hoffe demnach, daß die echten Deutſchen einſtimmen, wenn ich ſage: Achtung jedem Talente, ob es uns gehöre oder Andern, aber auch im Kleinſten ſogar Unverletzlichkeit unſres nationellen Selbſtgefühls und Beides — von Rechtswegen! —t.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 22. September. **151ſtes Blatt.**

Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel.

Nach einer wahren Geſchichte.

„Sind Sie in Memel genauer bekannt?“ fragte mich mein junger Reiſegefährte, indem er mir auf meine bejahende Antwort mehrere Empfehlungsſchreiben hinreichte. — „Man hat Sie an gute Häuſer adreſſirt“, entgegnete ich, die Briefe zurück gebend; „in verſchiedene derſelben bin ich ſelbſt eingeführt, und die andern ſind mir durch vortheilhaften Ruf bekannt. Beſonders werden Sie“, fuhr ich fort, „in der Familie B—n einen Kreis trefflicher Menſchen finden; die Mutter iſt eine Frau, die, ſchon dem Matronenalter nah, an perſönlicher Anmuth und Friſchheit des Geiſtes mit ihren liebenswürdigen Töchtern wetteifern kann.“ Mein Begleiter ſah mich fragend an, und durch ſein etwas ungläubiges Lächeln heraus gefordert, ward ich im Lobe immer redſeliger. Ich erzählte, wie dieſe Frau, in noch ziemlich jungen Jahren verwittwet, die Leitung von ihres Mannes bedeutendem Fabrik- und Handelsgeſchäft nicht nur übernommen, ſondern auch mit dem beſten Erfolg durchgeführt habe, und, alle Anträge zu einer zweiten Verbindung ablehnend, nur für das Wohl ihrer Kinder bedacht, ſowohl den Söhnen als den Töchtern eine ſo glückliche Ausbildung gegeben, daß ſie ſich nunmehr des Segens ihrer ſchönen Wirkſamkeit in dem liebenswürdigſten Familienkreiſe erfreuen könne, deſſen belebender Mittelpunkt ſie ſelbſt ſey. Meine Erzählung mußte den jungen Gefährten nicht ganz ohne Theilnahme laſſen; er bat mich, bei unſerer Ankunft in Memel ſeine nähere Bekanntſchaft mit der würdigen Familie zu vermitteln.

Wirklich war unſer erſter gemeinſchaftlicher Ausgang nach jenem Hauſe gerichtet, und die erſte Frage, nachdem die alten Bekannten unter den Comptoiriſten begrüßt, und der Fremde zur Aushändigung ſeines Empfehlungsſchreibens vorgeſtellt war, galt dem Befinden der verehrten Prinzipalin. „Munter und wohlauf, wie man nur wünſchen kann, bis auf die unglückſelige Nachricht!“ entgegnete der alte Buchhalter mit theilnehmend betrübter Miene, während ſich in der Haltung des übrigen Comptoir-Perſonales gleichfalls ein ſtilles Beileid ausſprach. — „Irgend ein unglückliches Familien-Ereigniß, oder ein neues bedeutendes Falliſſement?“ fragte ich beſtürzt. — „Mein Gott, wiſſen Sie denn nicht, daß Kaiſer Alexander todt iſt?“ ſprach Jener verwundert; „ein geſtern eingegangener Brief ſetzt leider die Nachricht außer allen Zweifel.“ — „Freilich wohl, aber —“. — In dieſem Augenblick ward ich von dem älteſten Sohn des Hauſes unterbrochen, dem man indeſſen den Empfehlungsbrief meines Gefährten gebracht und unſere Gegenwart gemeldet hatte. Auch er begrüßte uns mit etwas umwölktem Blick, entſchuldigte, daß ſeine Mutter in dieſem Augenblick noch außer Stande ſey, unſern Beſuch an zu nehmen, lud uns jedoch zu einer traulichen Abendgeſellſchaft ein, und äußerte die Hoffnung, daß alsdann die Gegenwart eines ſo werthgehaltenen Freundes gewiß dazu dienen werde, die gute Mutter auf zu heitern. Immer noch mit der eigentlichen Veranlaſſung unbekannt,

Digitized by Google

welche einen ſo gefaßten und ergebenen Sinn, wie ich ihn oft an der würdigen Frau bewundert hatte, ſo tief betrüben könnte, wagte ich um ſo weniger danach zu fragen, da ich mich als einen völlig Eingeweihten betrachtet ſah, und mein junger Reiſegeſellſchafter ſowohl jenem Hauſe, als auch mir ſelbſt fremd war. Der troſtloſe Ton, mit dem der alte Buchhalter die ſchon ſeit einigen Tagen verbreitete Todesnachricht des ruſſiſchen Kaiſers verkündet und in Beziehung mit ſeiner Prinzipalin geſetzt hatte, war mir wunderbar auffallend. Die Erinnerung, daß ſowohl meine Freundin, als auch ihr verſtorbener Mann, unter dem ruſſiſchen Scepter geboren, konnte mir zur Erklärung eines ſo ſchmerzlichen Antheils bei dem Hintritt des großen Monarchen nicht ganz genügen; der Grund ihrer Betrübniß mußte tiefer noch liegen.

Am Abend hatte ſich die durch manche Prüfung bewährte Frau zwar zu ihrem gewohnten Gleichmuthe zurück gefunden, aber tiefer bewegt, als ich ſie je geſehn, forderte ſie uns auf, in die allgemeine Klage um den großen Verſtorbenen ein zu ſtimmen. Welcher Mund würde nicht gern beredt, wenn von Alexander's I. Thaten und Verdienſten die Rede iſt? So rühmte Jeder von uns nach ſeiner Weiſe, was ihm an dem Kaiſer beſonders verehrungswürdig erſchienen, während die Wirthin, ohne ſich, wie ſie ſonſt pflegte, in die Unterhaltung zu miſchen, mit leuchtenden Blicken zuhörte, als wolle ſie jeder Anerkennung des Gefeierten mehr Nachdruck und Wärme, und jedem Lobe deſſelben eine höhere Steigerung geben. Unfähig, meine Neugier länger zu unterdrücken, fragte ich endlich nach der Urſach dieſer außerordentlichen Theilnahme. „Wie, Sie wiſſen nicht?“ riefen Alle mit Blicken des Erſtaunens, und ſich gegenſeitig über mein Nichtwiſſen verwundernd, machten ſie mich immer geſpannter. Da glitt das Lächeln ihrer gewohnten Munterkeit heut zum erſten Mal über die Züge meiner würdigen Freundin, und ſcherzend ſchmälte ſie mit drohend erhobenem Finger auf die leichtfertigen Kinder, welche das alternde Mütterlein mit ihrer ewigen Erzählung der beliebten alten Geſchichte ſo oft aufgezogen, daß, eingeſchüchtert durch den unzeitigen Spott, ſie dieſelbe mir, dem werthgehaltenen Freunde, noch gar nicht einmal mitgetheilt habe. „Heute wäre, dächte ich, die beſte Zeit dazu“, ſprach der älteſte Sohn, der Mutter ſchmeichelnd die Hand küſſend. — „O ja, Mamachen! bitte, bitte, die Geſchichte von dem Großfürſten Alexander!“ ſtimmten dringend die andern Kinder bei, indem ſie mit gutmüthiger Schalkheit einander zulächelten und mir zuflüſterten, daß die geforderte Erzählung den beſten Erfolg auf die Stimmung der lieben Betrübten haben werde. „Wie“, ſprach ich verwundert, „haben Sie rc in irgend einer nähern oder gar perſönlichen Beziehung zu dem Kaiſer Alexander geſtanden?“ — „Und mit der Kaiſerin Catharina, glorwürdigen Andenkens, dazu!“ rief die jüngſte Tochter etwas vorlaut dazwiſchen. — „Ja, ja“, fuhr ſie in ihrer gewöhnlichen frohen Laune fort, „die Beherrſcherin aller Reuſſen hat ſich niche für zu hoch gehalten, am Siechbette unſers Mamachens zu ſitzen, nachdem ſie vor der ſtarkmüthigen Jungfrau, die ihr, zuſammt ihrem glänzenden Hofgeſinde, gar heldenkühn in den Weg getreten, ſo zu ſagen Reſpekt bekommen!“ — „Dein munterer Ton, liebe Cathinka“, entgegnete die Mutter, „paßt ſchlecht zu meiner heutigen Stimmung, und im Grunde auch wohl zu der Erzählung, auf die Ihr unſere lieben Gäſte gern begierig machen möchtet. Da ich aber fühle, daß ſie heut wirklich an der Zeit iſt, und nebenher dazu dienen wird, mein heutiges untheilnehmendes Weſen bei unſern Freunden zu entſchuldigen, will ich Euch und mir gern willfahren.“

„Ich bin“, ſo wandte ſie ſich an mich, „wie Sie vielleicht ſchon wiſſen, eine geborne Ruſſin. Mein Vater war Militair, hatte es aber während ſeiner drei und vierzigjährigen Dienſtzeit in faſt allen Theilen des Reichs, trotz ſeiner vielen Feldzüge und Wunden, ſo wie mancher ihm zu Theil gewordenen perſönlichen Auszeichnung, nicht weiter als bis zum Staabs-Hauptmann bringen können. Der karge Sold reichte eben hin, die zahlreiche Familie nothdürftig zu ernähren: aber mein Vater war vergnügt, wenn er uns nur um ſich ſah, und keine Entbehrung oder Zurückſetzung im Dienſte konnte ſeine Liebe und Verehrung für das kaiſerliche Haus und ſeinen fröhlichen Muth ſchwächen. Bei der Belagerung von Oczakow hatee er das Unglück, von einer geſprungenen Seückkugel am Halſe getroffen zu werden, und in Folge dieſer Verletzung den lauten Gebrauch der Stimme zu verlieren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Goethe-Feſt in Berlin.

(Fortſetzung.)

Gedichee zur Preisbewerbung

9.

Lied für die Mittwochs-Geſellſchaft.

Motto. Erlaubt, daß ich mich zu Euch ſetze,
Ich ſeh', es giebt hier viele Plätze

Einer.

Wie wir in unſrer Laube ſitzen,
Fällt zarter Schimmer ſanft herein;
Aus weiter Ferne ſcheint's zu blitzen,
Muß ein Geſtirn des Himmels ſeyn.

Chor.

Geſell, ſtreng' deine Augen an,
Und ſag' uns treulich, was ſie ſah'n.

Digitized by Google

Einer.

Ein Stern glänzt über'm blauen Mayne,
Und eine Wiege ſeh' ich dort
Grad' unter dieſem heil'gen Scheine,
Und Frankfurt, denk' ich, heißt der Ort.

Chor.

Geſell, ſtreng' deine Augen an,
Und ſage, was ſie weiter ſah'n.

Einer.

O weh! Verſchwunden Stern und Wiege,
Von Nebeln iſt der Plan verhüllt.
Glück auf! Als wie ein Held zum Siege
Tritt d'raus hervor ein Jüngling wild.

Chor.

Geſell, ſtreng' deine Augen an,
Sag', was ſie von dem Jüngling ſah'n!

Einer.

Das Haupt bekränzt mit jungen Roſen,
Zieht er kühn ſiegend auf und ab;
Doch weiß er auch ſo ſüß zu koſen,
Und feiert treu an Werther's Grab.

Chor.

Geſell, ſtreng' deine Augen an,
Und ſage, was ſie weiter ſah'n.

Einer.

Er war mir aus dem Blick verſchwunden,
Thüringens Berge deckten ihn:
Nun hab' ich wieder ihn gefunden,
Ich ſeh' in Weimar ihn verzieh'n.

Chor.

Geſell, Geſell, o ſtrenge an
Die Augen, ſag', was thut der Mann?

Einer.

Ja, Mann mögt Ihr mit Fug ihn nennen!
Zum Manne ward der junge Held;
Er ſchneidet bei des Sommers Brennen,
Was er geſä't, ſein Aehrenfeld.

Chor.

Geſell, Geſell, ſtreng' an, ſtreng' an
Das Aug', iſt's damit abgethan?

Einer.

Ich künde Euch ein groß Behagen,
Ein reines Glück theil' ich Euch mit:
Ich darf nach aller Wahrheit ſagen,
Er lenket jetzt zu uns den Schritt.

Chor.

Geſell, Geſell, Geſell, ſag' an —
Du ſchwärmeſt! Streng' die Augen an.

Einer.

Das Lied rief ihn zu unſrer Laube,
Leibhaftig kommt zu Euch der Greis!
Er bringt Euch eine reife Traube,
Bringt Roſen mit und Aehrenreis!

Chor.

Er kommt! Er kommt! Stoßt Alle an,
Die Liebe rief, da mußt' er nah'n!

Allgemeiner Chor.

So biſt Du, Vater, denn erſchienen
In Deiner Treuen ſtillem Rund!
Biſt unter uns! Mit Jugend-Mienen,
Mit Mannes-Ernſt, mit Greiſen-Mund —
Mit aller Zeiten Gunſt beſchwert!
Wir lieben Dich! Sind Deiner werth!

10.

Lied für die literariſche Geſellſchaft.
Zum 28. Auguſt 1826.

Motto. Der Preis iſt's nicht — — —
Es iſt der Mann, dem's gilt.

Zu rechter Zeit, am rechten Ort
Verſchließen wir das rechte Wort
In voller Bruſt nicht länger!
Dir, Goethe, tönt der Freude Laut,
Was wäre hier uns mehr vertraut,
Als Deutſchlands erſter Sänger.

Der Erſte bleibt Er, wie ihr wägt,
Und wer Ihn nicht im Herzen trägt,
Iſt uns noch jetzt barbariſch:
Denn daß man Großes groß auch nennt,
Mit inn'rer Luſt es tief erkennt,
Das heißt uns literariſch.

Was er erwarb mit ew'ger That,
Wird künſt'gem Geiſt zu ew'ger Saat,
Sey's lehrend, ſey's poetiſch;
Und wer nach Gründen heut noch fragt,
Dem werde kecken Muths geſagt:
Aechtgoethiſch iſt aeſthetiſch!

Ihm hat Natur das All gezeigt,
Er hört ſie, wo ſie Allen ſchweigt,
Er herrſchet frei im Vollen;
Und darum iſt das deutſche Land
In Einigkeit Ihm zugewandt,
Wenn's gilt, Ihm Ruhm zu zollen.

Doch nicht bedarf Er neuen Glanz,
Denn Er empfing gleich Seinen Kranz
Von jeglichem Gebilde;
Ob nah' ſie ſtehen, oder weit,
Er gab den Weſen aller Zeit
Unſterblichkeit zum Schilde.

Der Held des Tag's — im klarſten Sinn —
Vererbt noch jeden Tag Gewinn
In jugendrüſt'gem Streben;
D'rum feiern mit des Liedes Kraft
Und bei der Trauben Wonneſaft
Wir dankerfüllt Sein Leben!

(Die Fortſetzung folgt.)

S p r ü c h e.

Willſt du ein ganzes Volk in wahrhaftem Entzücken ſehen, ſo beobachte eins, dem ein Tyrann ſtirbt.

Schmeichelei bezeugt immer einen Mangel an wahrer Achtung oder wahrer Liebe.

Dem Urtheil der Welt mußt du entweder ſchmeicheln oder ihm trotzen, willſt du ihr durchaus etwas gelten; ein ruhiges Wägen hilft da nicht. A. Münde.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Seit mehreren Jahren war der Brigittenkirchtag nicht ſo zahlreich beſucht, als heuer. Die Urſache lag wohl in dem Umſtand, daß der erſte Tag dieſes Volksfeſtes, ein Sonntag, trüb und regnigt war, daher denn der zweite, klar und golden, wie ihn der ſchönſte Sommer nur zu bringen vermag, Alles hinaus lockte. Sie haben wohl auch ſchon hie und da Beſchreibungen dieſer Wiener Luſtbarkeit geleſen, allein wer das Treiben nicht ſelbſt geſehen, kann ſich unmöglich einen Begriff davon machen. Die Luſtigkeit und der Frohſinn des Oeſterreichers ſind bekannt; wie er ſich ihnen aber bei ſolchen Gelegenheiten ganz und gar hingiebt, wie vollſtändig er zu genießen verſteht — dies weiß nur, wer, ſelbſt Theil nehmend, ihn hierbei beobachten konnte. Denken Sie ſich eine friſchgrüne Aue, von dem Umfange, daß ſich 40,000 Menſchen — ſo viele wurden diesmal angenommen — bequem darauf ausbreiten können; mitten durch zieht ſich, nach der ganzen Länge, ein Damm; rechts und links Wald und Wieſen, von dem Donau-Arme begrenzt; nördlich, an der äußerſten Spitze, die Donau ſelbſt in ihrer ganzen Breite; jenſeits mehrere freundliche Dörfer voll Landhäuſer: Döbling, Nußdorf u. ſ. w., über dieſen die Gebirgskette des Kahlenbergs — und nun dieſe Landſchaft belebt von dem bunteſten lebendigſten Menſchengewühl, das wir von dem Damm aus in ſeiner ganzen Regſamkeit überſehen können. Da ſtrömt es zu Wagen und zu Roſſe, zu Schiff und zu Fuß in langen Reihen heran und breitet ſich aus, ſchließt ſich an, findet ſich zuſammen und bildet ein Ganzes, das, von einem Geiſte belebt, unwiderſtehlich hinreißt. Mit jedem Schritte neue Muſik, mit jedem Tritte neues Getanz; — überall volle Gläſer und lachende Geſichter und tanzende Paare auf dem grünen Raſen. Dort ein volles Orcheſter vor einem ſtattlichen Gaſthauſe und geputzte Leute an den zierlich gedeckten Tiſchen rings umher und ein artig dekorirter Tanzboden; hier ein alter Leyermann oder ein blinder Harfner vor einem linnenen Zelte, in dem nur das Faß des Wirthes Platz hat, und fröhliche Zecher auf der Erde und rüſtige Tänzer um die Zecher; dort einzelne Gruppen im Geſträuch gelagert, die ſich ſelbſt bewirthen und ihre eigenen Gäſte ſind; hier um das räumige Jägerhaus und die daran ſtoßende Brigitten-Kapelle ein weiter Kreis von Schmauſenden — ſo gleicht das Ganze einer kleinen Welt, in der ſich die Gegenſätze finden, wie in der großen, nur daß hier Alles zuſammenſtimmt in lauter Luſt und Freudigkeit. Kommt nun der Abend, und glüht die rothe Sonnenſcheibe von den Bergen mit ihren Streiflichtern durch die grünen Bäume, blitzt nach und nach Stern auf Stern von oben herab und Licht auf Licht von unten empor, tönen die Glocken aus den nahen Dörfern in den ſteigenden Jubel; ſchleichen verliebte Paare in die abgelegene Waldes-Einſamkeit, wo ſich der Lärmen zum fernen Geſurre verwandelt; ſpielen die Muſikanten raſcher auf; fliegen die Tänzer ſchneller dahin; färben ſich röther die Trinker; ſchallen kecker die fröhlichen Liedeln mit dem langgezogenen Dudler — dann wird erſt das luſtige Lebensbild vollkommen. Nun iſt's ſchon ſo weit, daß irgend ein jovialer Zecher auf dem leeren Fäßchen reitet, das er mit den Seinen ſchnell genug abgezapft, und die gleichfalls leeren Gläſer gen Himmel wirft; daß der Fremde dem Fremden Brüderſchaft zutrinkt; daß der Feind dem Feinde verſöhnt und ſentimentaliſch um den Hals fällt; daß Hüte als Raketen empor fliegen; daß der Burſche ſein Mädel höher ſchwingt und herzhafter küßt; daß dort und da Einer, dem die Füße ſchon zu ſchwer werden, in's weiche Gras fällt, und in der Meinung, er ſterbe jetzt den ſeligſten Tod, von ſeiner lachenden Umgebung rührenden Abſchied nimmt — kurz: des Lebens ewiggrüner Baum trägt ſeine reichſten Blüthen. Bis in die ſpäteſte Nacht, eigentlich bis zum früheſten Tag, dauert dieſes Treiben fort, und erſt die Morgenſonne führt die letzten rüſtigen Kämpfer unter Sang und Klang vom Schlachtfeld hinweg, über welchem ſie nun allein als einſamer Sieger ſteht, und ſich freut, daß ihr diesmal andere Opfer gefallen, als Blut und Leichen! — Dieſer Sommer zeigt ſich überhaupt zu derlei Unterhaltungen günſtiger, als irgend einer ſeit mehreren Jahren. Durch zwei Monate ſahen wir beinahe kein Wölkchen — fortwährend tiefblauer italieniſcher Himmel, heißer Sonnenſchein und helle erquickliche Sternennächte. Bei den vielen ſchönen und dabei nahen Umgebungen Wien's läßt ſich das Landleben mit dem Stadtleben auf das anmuthigſte verbinden — eine Gelegenheit, die auch von den Wienern reichlich genoſſen wird. Ganz beſonders benutzen ſie die Sonntage zu ſolchen Partieen; die meiſten Fiakres ſind dann ſchon im Voraus in Beſchlag genommen und rollen mit ihren fröhlichen Kunden den Bergen Mödlings, Badens, Greifenſteins u. ſ. w. zu. Aber auch an rüſtigen Fußgängern fehlt's nicht — der grauende Morgen begrüßt ſchon die munteren Wanderer fern von der Stadt; der Mittag ſieht ſie in kühlen Thälern und unter ſchattigen Bäumen liegen, und der Abend begleitet ſie wieder mit der Bruſt voll friſcher freier Luft nach Hauſe, neu geſtärkt für das kümmerliche Werkeltagsleben der neuen Woche. In der Stadt ſelbſt ſieht's um dieſe Zeit ſo leer und nüchtern aus, daß man ſich zwiſchen dieſen ſchweigenden einſamen Mauerbergen, die noch eben von dem vielfältigſten Gelärm wiederhallten und tauſend rege Menſchen umſchloſſen, ordentlich fremd und unheimlich vorkommt. Hier und da ein alter Mann oder ein greiſes Mütterchen an einem Fenſter; unter dieſem und jenem Thore wohl auch ein hübſches trauriges Mädchen, welches das Haus hüthen muß und uns, ihres eigenen Kummers vergeſſend, mitleidig und verwundert nachblickt, weil wir den ſchönen Gottestag in der dumpfen Stadt zubringen — dies iſt faſt die einzige Spur von Leben, die wir jetzt da treffen, wo ſonſt eben das Leben ſeine unruhigſten Wogen ſchlägt.

(Der Schluß folgt.)

Da jetzt mehr als früher von dem Großherrn geſprochen und geſchrieben wird, ſo fängt man an, auch einzelne merkwürdige Züge von ihm zu erzählen. Darunter giebt es denn auch ſogar Beweiſe von Huld! Als etwas Beſonderes dieſer Art wird berichtet, daß Se. Hoheit, als er dieſer Tage mit einem der Chefs des Marineweſens ſprach, die Huld ſo weit trieb, daß er in aller Güte ſeine Hand auf des Generals Schulter legte!! Alle Umſtehenden geriethen in Erſtaunen über dieſen hohen Beweis von Gnade und es ward ſogleich beſchloſſen, daß der Groß-Medailleur dieſen herrlichen Moment durch eine Denkmünze verewigen ſolle!! (Pandore.)

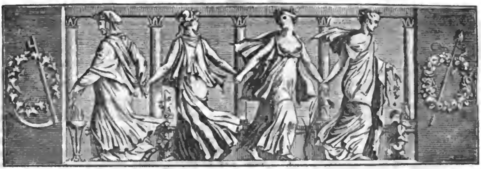
Als die — nachher widerlegte (?) — Nachricht von dem Selbſtmorde des Miniſters von H** zuerſt bekannt geworden, ſetzte ein franzöſiſches Blatt hinzu: „Man erinnere ſich wohl, daß Lord Caſtlereagh der erſte Miniſter geweſen, der die Mode aufgebracht hat, auf dieſe Weiſe ſeinen Abſchied zu fordern!“ (Pandore.)

Ein engliſcher Libelliſt mußte unlängſt eine Geldſtrafe von 10,000 Franken Werth bezahlen, weil er, ohne es beweiſen zu können, geſagt, daß zwei Bewohner der Grafſchaft Sommerſet ihren einfältig gewordenen Bruder grauſam mißhandelten. Und ein Handwerker in London hat ſeinem 12jährigen Lehrburſchen eine namhafte Summe Geldes als Schadloshaltung zahlen müſſen, weil er ihn geohrfeigt hatte!! Eine eben ſo delikate als koſtbare Juſtiz! (Pandore.)

Unlängſt fuhr einer der Redakteurs des „Journal de Paris“ (dieſer Zeitung für die alltäglichen Tagesbegebenheiten) in einem Fiaker, und nicht lange, ſo warf das Fuhrwerk um. „Aber, Kerl, was machſt Du?“ rief der erzürnte Umgeworfene. „Einen Artikel für Ihre Zeitung!“ fiel der Kutſcher ſchnell ein. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 23. September. 152ſtes Blatt.

Das Goethe-Feſt in Berlin.

(Fortſetzung.)

Gedichte zur Preisbewerbung.

11.

Motto. Mein altes Evangelium
Bring' ich dir hier ſchon wieder,
Doch iſt mir's wohl um mich herum,
Darum ſchreib' ich dir's nieder

Lieder zum Goethe-Feſte.

Am 28. Auguſt 1826.

I. Der Menſch.

Dich hab' ich nie geſehen,
Und du weißt nichts von mir:
Doch biſt, laß mich's geſtehen,
Du Troſt mir, Luſt und Zier.

In voller Schönheit Fülle
Stellſt du die Wahrheit dar,
Wie du ſie ohne Hülle
Geſehen, licht und klar.

Denn nimmer mag verkleidet
Die Göttin wohl dir nah'n,
Du ſchauteſt, hoch beneidet,
Voll Lieb' und Treu ſie an.

Und ſie gab dir die Leier
Und macht dich fern und nah'
So vielen zum Befreier,
Die nie dein Auge ſah.

Wie biſt du ſtark und milde,
Voll Lieblichkeit und Kraft;
Zum lebenden Gebilde
Wird, was dein Geiſt erſchafft..

Bedrängt vom Weltgewühle,
Matt von des Alltags Laſt,
Halt' ich in ſtiller Kühle
Bei deinen Liedern Raſt.

Will Bosheit mich empören,
Macht mich die Thorheit wild,
Geh' ich dein Lied zu hören,
Und werde fromm und mild,

Und fühle mich erhoben,
Und fühle mich verklärt:
Der Dank wird dir von oben,
So wie dein Lied, gewährt.

Des will ich heut gedenken,
So wie ich ſtets gethan.
Laßt voll die Gläſer ſchenken;
Ihr Freunde, ſtoßet an!

II. Der Schüler.

Ich bat die Muſe lang' genug
Um das, was ich erſehne,
Um einen langen vollen Zug
Aus reiner Hippokrene.

Da wies ſie zu dem Meiſter mich,
An ihn ſollt' ich mich wenden,
An ihm mich halten folgſamlich,
Bis er mich würde ſenden.

Der hat mit Liedern mich erquickt
Aus ſeiner vollen Schaale;
Und oft ſchon ſaß ich hoch entzückt
Bei ſeinem geiſt'gen Mahle.

Und da nun heut ſein Feſt erblüht,
Will Jeder ihn gaſtiren,
Und wer an froher Tafel glüht,
Will ſie mit Liedern zieren.

Digitized by Google

Da komm' ich nun nach gutem Brauch
Mit Liedern auch zum Feſte,
Doch wenn mir eins gelang nun auch,
Gab er dazu das Beſte.

Hat dort im Morgenlande fern
Ein Fürſt bei'm Mahle Gäſte,
Sieht er ſie auch im Prachtkleid gern,
Schenkt Jedem Rock und Weſte.

O Goethe, du thuſt noch weit mehr,
Du ſchmückeſt deine Wirthe.
Ich, glaubt' ich, ſänge dir zur Ehr,
Und du biſt's. — Wie ich irrte!

III. Der Trinker.

(Mel. Am Rhein, am Rhein u. ſ. w.)

Auf Goethe's Wohl erhebt den vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer:
Denn Goethe's Freund iſt ſteis ein froher Zecher,
Und Goethe ſelbſt noch mehr!

Zum Lorbeer auf will ſich die Rebe ranken:
Dies ſey uns ein Symbol:
Der Wein erhebt zu köſtlichen Gedanken,
D'rum liebt ihn Goethe wohl.

Nie wäreſt, Werther, du in's Grab geſunken,
So lieb dir Lotte war:
Hätt'ſt du den Wein als Arzenei getrunken,
Sah'ſt du noch manches Jahr.

Clavigo pflegte nur am Rand zu nippen,
Trank aus dem vollen nicht,
D'rum ſank er auch zuletzt mit bleichen Lippen
Am Sarg, der arme Wicht!

Ach Iphigenia, du hohe Seele,
Wir fühlen deine Pein;
Und klagſt du uns, daß dir die Heimath fehle,
Meinſt du wohl auch den Wein.

Der Egmont war ein kühner junger Zecher,
Stets frei von Sorg' und Noth,
Der Alba war ein nüchterner Verbrecher,
D'rum ſchlug er jenen todt.

Jaxthauſens Burg, ſie hatte volle Keller,
D'rum hielt ſie ſich ſo lang'.
Der Götz, fürwahr, er galte keinen Heller,
Stärkt' ihn nicht geiſt'ger Trank.

Im Fauſt ſpringt gar der Wein aus Tiſch und Bänken,
Wenn froh der Burſche ſchmauſt:
Wer's ſo verſteht, den wähl' ich mir zum Schenken,
D'rum lebe hoch der Fauſt!

Giebt's in Europa irgendwo Barbaren,
Die Goethe's Dichtung ſchmäh'n,
So ſoll der Wein vor ihrem Gift uns wahren;
Sie ſollen dürſtig ſteh'n!

Nur Thorheit meint, er könne je veralten,
Nein, Goethe wird nicht alt!
Und wird er alt, ſo bleiben wir bei'm Alten;
Solch Alter hat Gehalt.

Der Geiſt, er lebt in jedem ſeiner Lieder,
Er quillt aus jedem Wort;
D'rum ſingt ſie heut bei'm Mahl, und morgen wieder,
Und jeden Tag ſo fort!

Am Mayn, am Mayn, da wachſen edle Reben,
Da wuchs der Dichter auch:
So laßt ihn hoch bei'm vollen Glaſe leben,
Und leert's nach altem Brauch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel.

(Fortſetzung.)

„Unfähig erklärt zum Dienſt, ward er mit der gewöhnlichen, ſehr geringen Hauptmanns-Penſion entlaſſen; aber die lange Dienſtzeit wie ſeine ſonſtige Befähigung berechtigten ihn zu einer Civil-Stelle, welche er bei dem Häufchen unverſorgter Kinder, zu denen ſich noch zwei gleichfalls im Kriegsdienſt verkrüppelte Söhne geſellten, ſo dringend bedurfte. Im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ſeiner hoch verehrten Monarchin und auf die eigenen wohlbegründeten Anſprüche, die er in manchen Ehrenzeichen auch äußerlich zur Schau tragen durfte, machte ſich der gute Vater wohlgemuth nach Petersburg auf den Weg. — Der damalige Kriegs-Präſident Graf von W**, bei dem er ſein Geſuch zuerſt anbrachte, nahm den würdigen Veteran mit Freundlichkeit auf und gab ihm, nachdem er ſich über ſein Dienſtverhalten hatte Bericht abſtatten laſſen, die beſten Hoffnungen. Plötzlich aber verlor der wackere Mann ſeinen Poſten, und der junge Graf O**, der an ſeine Stelle kam, ſchien wenig gewilligt, die Verheißungen zu erfüllen, welche ſein Vorgänger meinem Vater gemacht hatte. Eine etwas zu dreiſte Berufung auf dieſelben, wie auf die vermeintliche Gerechtigkeit ſeiner Forderung, brachten den jungen Präſidenten, der überdies eben ſowohl ein Günſtling der Kaiſerin, als auch des Fürſten P*** war, vollends gegen den Bittſteller auf. Alle Hoffnungen des unglücklichen Greiſes wurden mit einem Male auf die kränkendſte Weiſe niedergeſchlagen, und ihm noch überdies, unter Androhung der härteſten Maaßregeln, befohlen, Petersburg binnen vier und zwanzig Stunden zu verlaſſen. In einem wirklich troſtloſen Zuſtande kehrte er zu uns zurück. Die Kränkung, welche er an ſeiner Ehre erlitten zu haben glaubte, nagte mehr noch an ſeinem Leben, als der drückende Mangel, dem er ſich und eine geliebte Familie preis gegeben ſah. Aber nichts war im Stande, ſeine Liebe und Verehrung für die große Catharina wankend zu machen, und nie litt er, daß meine Mutter, in Beziehung auf unſer trauriges Schickſal, den Schatten des leiſeſten Tadels auf die Kaiſerin fallen laſſen durfte. Mir aber entſtand bei der immer drückender werdenden Lage meiner Eltern zuerſt der Gedanke, dieſe unmittelbar vor das Ohr der Monarchin zu bringen, welche mein Vater ſo oft als ein Muſter der Güte und Gerechtigkeit pries. Da wir den Vater auf allen ſeinen Feldzügen im Nachtrabe des

Digitized by Google

Heeres gefolgt waren, und ihn in die entfernteſten Garniſonen zu den aſiatiſchen Nomaden-Horden begleitet hatten, ſo erſchreckte mich die Weite des Weges, den ich von Pſkow bis Petersburg zu durchmeſſen hatte, eben ſo wenig, als die übrigen Gefahren und Schwierigkeiten der Reiſe, die ich freilich, ohne Wiſſen der Eltern, ganz allein und zu Fuß unternehmen mußte. Dagegen hatte der Gedanke, vor die erhabene Frau ſelbſt zu treten, von jeher für mich etwas ſo Ungeheueres, daß dadurch mein Entſchluß immer von Neuem ſchwankte. Plötzlich aber ward ich auf wunderbare Weiſe geſtärkt, als ich einſt in der Kirche das 21ſte Kapitel des Evangeliſten Lucas vorleſen hörte, und der Geiſtliche ſich über den jüngſten Tag, und die alsdann erfolgende Wiederkunft Chriſti, in aller Herrlichkeit eines himmliſchen Königs, weitläufig ausließ. Meine Seele fühlte ſich bei dem Hinblick auf die Ewigkeit mächtig erweitert; wie hätte ich, berufen, einſt den Herrn der Welten in ſeiner Glorie zu ſehn, vor dem Anblick meiner als ſo gütig geprieſenen Monarchin zurück beben ſollen, wo es galt, dem theuren Vater Gerechtigkeit zu verſchaffen? Ueberdies hatte mein Herz, durch einen jahrelang im Stillen gehegten Kummer, deſſen ich ſpäterhin ausführlicher gedenken werde, bei dem ſteten frommen Hinwenden zu Gott, eine gewiſſe Erhebung und Feſtigkeit erlangt, die mir die Ausführung meines Entſchluſſes ſehr erleichterten. So machte ich mich denn, wenige Tage nach jener kirchlichen Stärkung, heimlich auf den Weg, und legte, trotz mancher Beſchwerden und Anfechtungen, meine Pilgrimſchaft glücklich zurück. Die beſiegten Hinderniſſe erhoben meinen Muth, und die Schwierigkeiten, welche es für ein in der großen Hauptſtadt ganz unbekanntes unerfahrenes Mädchen haben mußte, vor die Kaiſerin zu gelangen, befeſtigten nur meinen erſten Vorſatz, mich der großen Monarchin auf einem ihrer Ausritte geradezu in den Weg zu werfen. Bekanntlich liebte Catharina dieſes männliche Vergnügen ungemein, und das zahlreiche und glänzende Gefolge ihrer Höflinge, mit welchem ſie daher zu jagen pflegte, paßte vollkommen zu dem Bilde, welches ich mir, nach den Eindrücken jener Predigt, auch von dem Erſcheinen irdiſcher Gewalthaber entworfen hatte. Beſtändig bemüht, den Gedanken des jüngſten Tages, im Verein mit all den Aeußerlichkeiten, die ich mir nun einmal unmittelbar daran geknüpft dachte, feſt zu halten, ſuchte ich mich durch ihn zu der Ausführung meines Vorhabens zu ſtärken, und in der beſten Zuverſicht des Gelingens erwartete ich die Kaiſerin eines Tages zwiſchen Zarskoje-Selo und Petersburg. Wirklich erſchreckte mich der große glänzende Zug, der, wie gewöhnlich, mit verhängtem Zügel daher geſtürmt kam, ſo wenig, daß ich mich ihm vielmehr mitten in den Weg warf. „Gerechtigkeit und Erbarmen, Mutter!“ flehte ich zu der großen Catharina, die, wie ich immer gehört hatte, ſich von ihren Unterthanen am liebſten mit dieſem zärtlichen Namen nennen hörte. — „Zurück, unſinniges Geſchöpf!“ rief einer der vorderſten Höflinge, indem er mich aus dem Wege zu ſchleudern verſuchte. Die Kaiſerin aber hatte, mit jener ſo oft bewunderten Stärke und Gewandtheit, ihren muthigen Renner mitten in ſeinem wildeſten Laufe augenblicklich zum Stehen gebracht, und mit gebieteriſchem Ernſte ihrem hochfahrenden Diener wehrend, forderte ſie mich mit gütigem Tone auf, mein Anliegen vor zu bringen. Erſchrocken und verwirrt vermochte ich nur, den Kriegs-Präſidenten zu nennen; kaum aber hatte ich den unglücklichen Namen hervor geſtammelt, als ſich die hohe Frau im höchſten Erglühen des Zorns zu einem dicht an ihrer Seite haltenden jungen Mann kehrte. Von ihren Worten hatte ich nichts, als den Namen Graf O** verſtanden, aber dieſer verhaßte Name war mehr als hinreichend, mich vollends aus der Faſſung zu bringen. Als der Gefürchtete nun gar einen vernichtenden Blick auf mich warf, und mit nur ſchlecht verhehlter Wuth der Monarchin verſicherte, daß er „die ſchändliche Dirne“ nie geſehn habe, und nicht wiſſe, was ſie von ihm wolle, als ſich das noch im Zorn flammende Auge der Kaiſerin mit dem Ausdruck der Strenge von ihm wieder auf mich wandte, da wurde es dunkel vor meinen Sinnen, und eine hülfreiche Ohnmacht enthob mich aller Verantwortung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aeußerer Anſtand.

Stellſt du dem Reichen dich hin und ſchlotterſt mit ſchwankenden Knieen,
Weint ein himmliſcher Gott über ſein eigen Gebild. — E.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Schluß) Eine Ausnahme dieſer Wanderluſt findet jedoch in den Tagen ſtatt, wo man von allen Ecken herab mit großen Buchſtaben lieſt: „Heute iſt Feuerwerk im Prater“. Dann eilt der größere Theil dieſer Luſtbarkeit zu, für welche die Menge eine eigene Empfänglichkeit äußert. Seine vier Feuerwerke während des Sommers darf der Wiener nicht entbehren, wenn er nicht eine alte, ihm lieb gewordene Gewohnheit vermiſſen ſoll. Heuer wurde er bereits um eines verkürzt; denn der Umſtand, daß der bisherige Künſtler dieſes Faches, Profeſſor Müller — eben ſo bekannt durch ſeine gelungenen Leiſtungen, als durch den komiſchen Gallimathias ſeiner Ankündigungen — abgetreten iſt, und der junge Stuwer, ein Enkel des berühmten Feuerwerkers dieſes Namens, ſeine, wenn ich nicht irre, durch Privilegium erbliche Stelle übernommen hatte, führte dieſe Verzögerung herbei. Erſt den ſchönen Nannerln zu Ehren, deren Namenstag immer mit einem ähnlichen Feſt gefeiert wird, brannten alſo diesmal die erſten Raketen im Prater auf. Hatten ſich

Digitized by Google

auch die Letztern für eine ſolche Galanterie nicht dankbar erweiſen wollen, oder hätte ſie nicht vielmehr ihre — keineswegs den Männern allein angeborne — Neugierde dazu getrieben, ſo mußte ſchon der erſte Verſuch eines Nachkömmlings des bei den Wienern noch immer in der Erinnerung lebenden Stuwer's viele Zuſchauer herbei locken. Und wirklich fiel dieſer Verſuch auch für beide Theile, für den Künſtler ſowohl als für das Publikum, gleich erwünſcht aus, der Erſtere ſah ſich durch die Menge des Zuſpruchs und durch ungetheilten Beifall, das Letztere durch die vollkommen gelungene Erfindung, Zuſammenſtellung und Ausführung des Ganzen zufrieden geſtellt. Vorzüglich lobte man die architektoniſche Zeichnung und das glänzende Farbenſpiel einiger Fronten. Für mich hat es immer einen ganz eigenen Reiz, den Menſchen ſo im Genuſſe und in der Beherrſchung aller Elemente ſich freuen zu ſehen. Da liegt er auf der grünen Erde, die Waſſer rauſchen zu ihm herüber, die Abendluft kühlt ſeine heiße Stirn und ruhig ſpiegeln ſeine Augen die Flammen, die hoch hinauf zu ihren Brüdern am geſtirnten Nachthimmel ſteigen! — Doch, ich merke nachgerade, daß ich zu reflektiren anfange — wer aber iſt entſchiedener gegen alle Reflexion als die Zeit, die Thaten verlangt, und wer ſoll mehr mit der Zeit gehen als ein Correſpondent? Dies klingt zwar wieder wie eine Reflexion, doch Geduld, ich komme ſchon heraus. — Neuigkeiten! Neuigkeiten! — Wenn ich darum verlegen bin, ſo tret' ich an die Straßen-Ecke, denn die Weisheit auf der Gaſſe iſt am Ende doch die weiſeſte, wenigſtens die populärſte, und da ſchimmert mir ein ganzes Eldorado von noch unentdeckten Schätzen entgegen. Zuerſt die ungeheuern Zettel von allen Farben, Lockſpeiſe für Lottoſpieler, deren Augen von der Größe des Gewinnſtes geblendet werden; dann die kleinern Affichen, mit den Holzſchnitten, immer werth, in einer Pracht-Ausgabe des Eulenſpiegels zu glänzen. Da iſt der Luftballon der Demoiſ. Garnerin zu ſehen, die ſich gegenwärtig in unſern Mauern befindet und nächſtens ſich in unſern Lüften befinden wird. Für jetzt müſſen wir uns mit dem Anblick der Maſchine begnügen. Weiter oben erblicken wir den kühnen de Bach in einem salto mortale begriffen und werden eingeladen, das non plus ultra ſeiner Reitkunſt doch ja nicht zu verabſäumen. Rechts erſchrecken wir vor einem Popanz, einem dicken zweijährigen Kinde, das, ich weiß nicht wie viele Centner wiegt und als eine Rarität zur Schau ausgeſtellt wird; links bedroht uns Franz Beſetzny mit ſeinem Dampfgeſchütz, das er, ohne die Conſtruktion der Perkinſchen Maſchine zu kennen, im verjüngten Maaßſtab erfunden hat, und das in einer Minute 250 Kugeln nach dem geſteckten Ziel abſchießen ſoll. Nun erſt die andern unzähligen, großen und kleinen Ankündigungen, Ballnachrichten, Conzert-Anzeigen, Buchhändler-Cataloge, Aufforderungen, Einladungen! — Doch da fallen mir die Theaterzettel in die Augen, und ſie erinnern mich zeitig genug, daß auch ſie ihr Recht verlangen. — Die Hofſchauſpieler hatten im Juli Ferien und waren meiſtens auf Gaſtreiſen. Eine ihrer letzten Vorſtellungen im Juni muß ich nachträglich erwähnen; es war: „Sophie van der Dalen, oder Weiber von ehemals und Mädchen von heute", ein altes Charakter-Luſtſpiel der Miſtriß Inchbald, das aber neu in die Scene geſetzt, will ſagen: zweckmäßig abgekürzt, beſonders durch das treffliche Spiel der Demoiſ. Müller in der Hauptrolle allgemein anſprach und ſich wieder lange auf dem Repertoir erhalten dürfte. — Auch die Debüts des Hrn. Ludwig Löwe, an welchem wir einen ſehr einſichtsvollen und brauchbaren Schauſpieler gewonnen haben, mögen hier erwähnt werden. Sein „Correggio" gehört zu den beſten Leiſtungen, die ich in dieſer Gattung geſehen habe; es läßt ſich nicht verkennen, der Mann iſt ſelbſt Künſtler, ſonſt würde er kein ſo geſundes freies Bild des Künſtlerlebens herſtellen können. — Calderon's „Tochter der Luft", nach Raupach's Bearbeitung, iſt einſtudirt; auch bringt uns Mad. Stich den „Darius und Alexander". — Im Opernhauſe haben die Vorſtellungen der franzöſiſchen Vaudeville's Mißfallen erregt, und das mit Recht, denn ſie ſind weniger als mittelmäßig. Wunderbar iſt es übrigens, während dieſe Originale, von Dei[illegible] dargeſtellt, gänzlich durchfielen, fand dagegen die Ueberſetzung der „weißen Frau" in den Händen deutſcher Sänger volle Anerkennung und findet ſie noch immer. Uebrigens hat ſie an dem „Maurer", von Auber, neuerlich einen Nebenbuhler erhalten, einen recht artigen geſchmeidigen Nebenbuhler, der den Geſchmack ſeiner Zeit kennt und dem daher ihre Gunſt nicht entgehen kann. Der Compoſiteur des muſikaliſchen „Schnee's" läßt ſich in dieſem ſeinem neueſten Werke nicht verkennen; wie dort, unterhält uns auch hier das leichte Spiel der lockern Flocken, doch bleibt es immer nur ein Spiel, das aller Würde und alles Ernſtes entbehrt. Mit der Schlüpfrigkeit eines Aals gleitet der Verfaſſer, immer auf der Oberfläche weilend, über alle Tiefe hinweg, und wo es die Schilderung erregter Leidenſchaften, wo es Kraft, Feuer und Charakteriſtik gilt, da weiß er ſich nur durch einen gewagten ſeiltänzeriſchen Sprung zu retten. Im „Maurer" fällt dieſe Armuth an wahrer Begeiſterung um ſo mehr auf, als hier, trotz mancher Frivolitäten, doch viele tragiſche Motive einfließen. Der Text behandelt nämlich jene bekannte, wo ich nicht irre, in Paris vorgefallene Anekdote, daß ein reicher Türke ſeine Favorite mit ihrem Geliebten einmauern ließ, und zu dieſem Behuf ſich gewaltſam eines Maurers bemächtigt, der bei Nacht und mit verbundenen Augen zu dem gräulichen Geſchäft geſchleppt wurde. Dieſes Einmauern bildet das Finale des zweiten Aufzugs und für einen genialen Componiſten war hier Gelegenheit, ein ergreifendes und ſchauerliches Nachtſtück ſeiner Kunſt zu liefern — man denke nur an Mozart und ſeinen „Don Juan"! — Wie aber half ſich unſer Franzoſe? —, der Maurer ſingt ſich „friſch und fröhlich" ein Liedchen während ſeiner furchtbaren Arbeit, das ſchon früher vorkommt und das ſeinem Wohlthäter, den er hier einmauert, ein Zeichen geben ſoll, er werde ihn retten! Das Ding kommt wie eine Ohrfeige, die der Künſtler ſeiner Kunſt giebt und die man ihm gern wieder zurück geben möchte. Mich ergriff dabei ein rechter Zorn über die Leichtfertigkeit, mit der man in unſern Tagen das Tiefſte und Heiligſte abfertigt, und der Baß, der mitunter dazwiſchen ſchnarrte, wahrſcheinlich um das tragiſche Prinzip zu verſinnlichen, kam mir vor wie das Lachen des Teufels. Um aber gerecht zu ſeyn, muß man auch die Melodie und Lieblichkeit einiger Nummern anerkennen, die Frohſinn und Lebensluſt athmen, und uns durch ihre eigenthümliche Anmuth mit Hrn. Auber verſöhnen könnten, wenn nur jenes Finale nicht wäre! — Das Theater an der Wien iſt, wie ich es voraus ſagte, wieder verſchloſſen und bleibt verſchloſſen. — Dem Volkstheater gab der kunſtfertige Hund: Fido savant, den ſeit einiger Zeit ein Italiener hier ſehen läßt, wieder Gelegenheit zu einer Parodie. Dieſer Hund ſcheint wirklich ein Nachkomme des gelehrten Berganza oder ſeines Hoffmanniſchen Doppeltgängers. Man erzählt ſich eine Menge Anekdoten von ſeinem Scharfſinn; Worte, die man ihm nennt, ſetzt er mit Buchſtaben zuſammen, addirt, ſubtrahirt und multiplizirt alle Zahlen bis auf zweitauſend — ja er ſpricht ſogar das Wort: „Mama" ſehr deutlich und nicht ohne rührende Accentuirung aus, was ihn beſonders bei dem weiblichen Geſchlecht ſehr in Credit ſetzen ſoll. Dies Alles nun hat der Parodiſt nach ſeiner Art aufgefaßt und in's Lächerliche gezogen. Sein Hund iſt natürlich noch viel erudirter, als der wirkliche Fido savant, auch ungeheuer beleſen, denn er kennt alle Stücke von Calderon und Shakſpeare, jedoch bleibt ihm, wie ſehr ernſthaft verſichert wird, ein Stück vom Schlegel immer das liebſte. Das Komiſche hierbei iſt übrigens nur für Jene ganz verſtändlich, die den Vorſtellungen des Italieners, der in der Parodie böhmiſch ſpricht, beiwohnt." —a.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 25. September. 153ſtes Blatt.

Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel.

(Fortſetzung.)

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einem ſo weichen und reinlichen Lager, wie es in vielen Wochen nicht der Fall geweſen war. Verwundert richtete ich mich auf, und in demſelben Augenblick ſchlug eine einfach bürgerlich gekleidete freundliche Frau die Vorhänge meines Bettes zurück. Liebreich erkundigte ſie ſich nach meinem Befinden, hieß mich, in Beziehung auf meine andere Angelegenheit, getroſt und jetzt nur für meine vollſtändige körperliche Erholung bedacht zu ſeyn. Sie nöthigte mich, von einigen Erfriſchungen zu genießen, und ging mir bei dem Aufſtehen hülfreich zur Hand. — Wie konnte ich bei dem matten Dämmerlicht, welches das Gemach erfüllte, in der Hülfreichen die große Catharina erkennen oder vermuthen? Dennoch war ſie es wirklich, und ohne ſich über ihre Perſon und Verhältniſſe deutlich zu äußern, wußte ſie mir als eine Kammerfrau der Kaiſerin zu gelten, der, als einer Vielvermögenden, mein Anliegen vertrauen zu können ich mich überglücklich fühlte. Durch ihre Verſicherung, daß die Monarchin mir keinesweges ungnädig ſey, ſo vielmehr befohlen habe, mir jede nur mögliche Sorgfalt angedeihen zu laſſen, mächtig geſtärkt, begann ich, in der guten Zuverſicht meiner gerechten Sache, die geforderte Erzählung. Schon nach den erſten einleitenden Sätzen unterbrach mich meine aufmerkſame Zuhörerin. „Unmöglich“, rief ſie aus, „kann ſo ein alter Offizier, der ſich keines Vergehens ſchuldig gemacht, ſo viele Schlachten gefochten und ſogar, wie Du ſagſt, drei Ehrenzeichen auf zu weiſen hat, nur noch Staabs-Capitain ſeyn!“ — „Liebe gütige Dame“, erwiederte ich treuherzig, „die Kaiſerin und der Fürſt Potemkin werden gar zu oft zu Gevatter gebeten. In ſolchen Fällen ſind ein Junker- oder Cornet-Patent das gewöhnliche Pathengeſchenk an den adlichen Täufling, welcher dann, von der Wiege an im Regimente mit avancirend, gemeinhin als Hauptmann oder Major eintritt.“ Die gute Frau ſchüttelte mit einem leiſen Seufzer den Kopf, und ließ mich meine Erzählung ohne weitere Unterbrechung vollenden. „Ein anderes Unrecht hat alſo der Kriegs-Präſident ſich nicht gegen Dich zu Schulden kommen laſſen, gutes Kind?“ fragte ſie jetzt mit etwas ſtockender Stimme. Ich machte große Augen: ſie aber küßte mich lächelnd auf die Stirn, und erwiederte ſich ſelbſt: „Nun, es iſt groß genug, und verlaß Dich darauf, Mädchen, Catharina wird ihm wahrhaftig kein freundliches Geſicht dafür, gewiß aber ſeine Schuld gut machen.“ — „Wenn nur das Letzte iſt!“ ſprach ich erfreut, und unterließ nicht, der vermeintlichen Zofe meine Sache noch einmal beſtens an's Herz zu legen. Sie ſchien mein zutrauliches Geſchwätz nicht ohne Theilnahme zu hören: denn ich gab, einmal in den Zug gekommen, die ganze Geſchichte meiner Unternehmung, von dem erſten Entſtehen des Entſchluſſes an, zum Beſten. Als ſie hörte, wie ich die Bilder vom Tage des Weltgerichts fortwährend auf die Kaiſerin und ihr Gefolge an zu wenden bemüht geweſen, mußte ſie herzlich lachen,

Digitized by Google

doch lobte ſie mich als ein beherztes und frommes Mädchen, und einmal zutraulich geworden, verſicherte ich ihr mit Thränen in den Augen, daß ich für mich ſelbſt nicht noch einmal ein ſolches Unternehmen beſtehen möchte. Dies gab Veranlaſſung, auf meine eigenen Angelegenheiten zu kommen, und in welchem Grade die hohe Frau Vertrauen ein zu flößen vermochte, mag daraus erhellen, daß ich ihr, der mir Fremden, den vor Eltern und Geſchwiſtern ſorgfältig verborgen gehaltenen Kummer meines Herzens entdeckte. Ein junger Liefländer von guter Familie, der auf den Betrieb eines beleidigten mißwollenden Großen unter die Soldaten geſteckt, und an das Regiment meines Vaters abgegeben war, hatte durch ſein Mißgeſchick mein Herz gewonnen. Unſere Neigung war gegenſeitig innig und treu, doch beſtimmten uns die Grundſätze meines Vaters, dieſelbe ſo lange geheim zu halten, bis Heinrich, durch die Vermittelung ſeiner Familie aus dem Soldatenſtande erlöſt, fähig ſeyn würde, mir als ein freier Mann ſeine Hand zu bieten. Eine unglückſelige Uebereilung, welche ſich mein Geliebter gegen einen ſeiner Vorgeſetzten zu Schulden kommen ließ, vereitelte alle unſere Hoffnungen, und Heinrich, der mich vergebens zur Flucht mit ihm zu bewegen ſtrebte, mußte ſich glücklich ſchätzen, der über ihn verhängten grauſamen und entehrenden Regimentsſtrafe durch Entweichung entgehen zu können. Ob er dieſelbe glücklich bewerkſtelligt, wohin er ſich gewendet, darüber war ich in völliger Ungewißheit, aber nicht über ſeine Treue; und auch ich hegte den feſten Entſchluß, ihm die meinige, gleichviel ob er lebend oder todt ſey, unter allen Umſtänden zu bewahren. Dies war es ungefähr, was ich, doch gewiß mit ungleich mehr Worten, der neu erworbenen Gönnerin vertraute; denn ich mochte wohl gegen zwei Stunden mit ihr geplaudert haben. Als ſie ſich jetzt von ihrem Sitze erhob, küßte ſie mich nochmals auf die Stirn, und ſagte lächelnd: „Deinen entlaufenen Liebhaber, gutes Kind, kann Dir die Kaiſerin freilich nicht wieder ſchaffen, und wenn Du Dein Köpfchen ſo feſt auf ihn geſetzt haſt, Dir auch nicht einmal zu einem neuen verhelfen; aber mit Deines Vaters Sache, verlaß Dich darauf, will ich ihr ſo unabläſſig in den Ohren liegen, bis ſie dem wackern Manne geholfen hat.“ Dieſe letzten Worte ſchienen mir doch aus einem andern als dem bisherigen Tone geſprochen, und bei'm Abſchiedsgruß konnte Catharina die gewohnte Hoheit nicht ganz verleugnen. Zudem fiel gerade in dieſem Augenblick ein heller Strahl der untergehenden Sonne durch die halb verſchloſſenen Fenſterladen, und mit Beſtürzung glaubte ich in der ſich eben Entfernenden die Kaiſerin zu erkennen. Meine Verwirrung war unbeſchreiblich: von meiner Entdeckung noch ganz betäubt, überſchüttete ich die nun eintretende Kammerfrau mit allen den Beweiſen der Ehrfurcht, welcher ich gegen die Monarchin ſelbſt ermangelt hatte. Dieſe ſuchte mich zu beruhigen, verſicherte, daß die Kaiſerin keinesweges über meine Freiheiten ungehalten, ſondern mir vielmehr in Gnaden gewogen ſey. Wirklich erhielt ich die gütigſten Beweiſe ihrer Huld, da ich auf Befehl der Monarchin in dem Luſtſchloſſe zu Zarskoie-Selo, wohin man mich geſchafft hatte, auf's Beſte bewirthet, dann nach Petersburg und zu allem Sehenswürdigen daſelbſt geführt, und endlich auf kaiſerliche Koſten wieder zu meiner Familie zurück gebracht werden ſollte, wohin mir, ſo lautete das Verſprechen der gütigen Landesmutter, der Beweis ihres guten Gedächtniſſes unmittelbar folgen werde. Wer war froher als ich! Auf alle Freuden und Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt gern verzichtend, eilte ich, um nur wieder zu meinen Eltern zu kommen, und ſie, bei denen ich eine geheimnißvolle Wallfahrt als Grund meiner Entfernung angegeben hatte, mit der frohen Botſchaft auf zu richten. — Wirklich überſtieg die Freude in unſerm Hauſe alle Grenzen, als ich den glänzenden Erfolg meines Unternehmens erzählte, und während Mutter und Geſchwiſter ſich an der erwirkten Anerkennung des Vaters, und den frohen Hoffnungen einer beſſern Zukunft ergötzten, vergoß der alte Krieger heiße Freudenthränen, daß ſein Kind die Ehre gehabt, von der Monarchin geküßt zu werden. Ich ſelbſt war überglücklich, und in der freudigſten Erwartung der Dinge, die ſich, wie ich hoffte, in Folge jenes huldvollen Verſprechens der Kaiſerin nun recht bald zu Gunſten des guten Vaters zutragen ſollten.

So verging uns, von Dank und Hoffnung erfüllten Menſchen, die erſte Woche nach meiner Rückkehr. Wer aber ſchildert unſeren Schreck, als wir, um die Mitternacht des neunten Tages durch ſtürmiſches Klopfen am Hauſe plötzlich aufgeſchreckt, von den Einlaß begehrenden fremden Polizei-Beamten verhaftet, und ich, nebſt beiden Eltern, kaum nothdürftig bekleidet, auf einem vor dem Hauſe haltenden offenen Karren geworfen wurden, der, ohne auf das Jammern der zurück bleibenden Geſchwiſter zu achten, ſogleich mit uns davon jagte. Mit der äußerſten Strenge bewacht, wurden wir Tag und Nacht in größter Haſt weiter geſchafft, und uns nicht geſtattet, mit irgend einem Andern, als unſerm wortkargen Begleiter, zu ſprechen, der die militairiſche Bedeckung befehligte, welche in jeder Stadt, die wir berührten, gewechſelt ward. Im Bewußtſeyn der Schuldloſigkeit war es noch unſer einziger Troſt, daß wir fortgeſetzt in weſtlicher Richtung reiſten, uns alſo wenigſtens nicht auf dem Wege nach Sibirien befinden konnten. Da zu einer Verbannung nach dort ein von der Kaiſerin eigenhändig unterſchriebener Befehl nothwendig war, hatten unſere grauſa-

Digitized by Google

nen Feinde, die wahrſcheinlich den von der gerechten Monarchin erfahrenen Tadel an uns Armen rächen wollten, dieſe ſchrecklichſte aller Strafen nicht über uns verhängen können. Aber auch das uns zugedachte Loos war fürchterlich. Als die preußiſche Grenze erreicht war, wurden wir als hülfloſe Bettler aus dem Lande geſtoßen, ja meinem Vater ſogar noch die an ſeinem Oberrock befindlichen Ordensbänder abgeriſſen, und dem unglücklichen Greiſe, unter Androhung der qualvollſten Todesſtrafen, befohlen, ſich nie wieder auf ruſſiſchem Gebiete betreten zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Goethe-Feſt in Berlin.

(Fortſetzung.)

Gedichte zur Preisbewerbung.

12.

Dem 28. Auguſt 1826.

Motto — „ſo kann ich auch nur ſagen: nimm es hin.“ —

Wie heißt der Strom, der vollſten Dranges
Sich durch Europens Fluren gießt,
Die Nachtigall des reinſten Klanges,
Die Blume, die vollduftend ſprießt,
Der Gott auf Flügeln des Geſanges,
Der ſchaffend eine Welt umſchließt,
Zu deſſen flammenden Altaren
Sich jauchzend nah'n der Völker Schaaren?

Der Völker Schaar, die Er durchſchritten,
Der Herrſcherkrone Sich bewußt,
Für deren Bildung Er geſtritten,
Die Er erzog an Seiner Bruſt,
In deren Thaten, deren Sitten
Er drang voll heil'ger Liebesluſt,
Als Er verſcheucht die Dämmerungen,
Der Dichtung Wahrheit kühn errungen.

Ward Er im Morgenland geboren,
Am Euphrat oder Gangesſtrand?
Hat Ihn Heſperien erkohren?
Iſt Hellas Flur Sein Vaterland?
Thront Er in Herkuls Felſenthoren?
Herrſcht Er an Rhenus Rebenwand?
Iſt das Jahrhundert Seine Amme?
Nährt Ihn der Vorwelt heil'ge Flamme? —

Natur! nur dir gehört Er eigen,
Du botest Ihm den Weihekuß;
Sich innig, ganz zu dir zu neigen,
Iſt Seines Lebens Vollgenuß.
Der Stein, der Wurm, die Pflanzen zeugen
Von Seiner Forſchung Lichterguß;
Er hat den großen Bund begründet,
Der Stoff und Geiſt ſo eng verbündet.

D'rum jauchzt voran des Volkes Menge,
Das Ihn in ſeiner Mitte ſieht,
D'rum folgt Ihm jubelndes Gedränge,
Wenn Er durch ferne Auen zieht:
Der Markt, die Gaſſe wird zu enge,
Ihn grüßet aller Zungen Lied,
Und ſtaunend geht's von Mund zu Munde:
Erneute ſich die alte Kunde?

Die Kunde von dem heitern Gotte,
Der Jugend nur und Leben bringt,
Der frechem Hohn und Lug zum Spotte
Von Land zu Land begeiſternd dringt,
Auf den des Dünkels finſt're Rotte
Vergebens ihre Geißel ſchwingt;
Sie ſelber ſchmückt im Unterliegen
Des Hohen Haupt mit neuen Siegen.

Es jauchzen Ihm des Indus Mythen,
Die Er ſo jugendlich verklärt,
Ihm jauchzt das rohe Volk der Scythen,
Dem Iphigenien Er beſcheert;
Ihn preiſen laut Heſperiens Blüthen,
Prometheus Ihn am Schöpferheerd,
Des Weltalls volle Jubelklänge, —
Die Braut in ihres Hüttchens Enge.

Dort naht ein Zug erhab'ner Frauen,
Toscana's Fürſtin zieht voran;
Fernher aus düſtern Nebel-Auen
Schwebt Fauſt und Gretchen himmelan;
Dort wollen Ihn Titanen ſchauen,
Hier weilet Götz, der deutſche Mann,
Und über dem entzückten Chore
Schwebt Epimetheus und Pandore.

Und ihre beſten Gaben bringen
Des Meißels und der Farbe Sohn,
Und ihre ſchönſten Lieder ſingen
Ihm Hafis und Anakreon,
Und ihre reichſten Kränze ſchlingen
Homer und Voß um Seinen Thron;
Es nahet ſelbſt mit Fürſtenſchritten
Der große Genius der Britten.

Der hehre William ſtieg vom Throne,
Der Seher, der aus mächt'ger Bruſt
Hervor rief in dem Erdenſohne
Das tiefſte Weh, die höchſte Luſt;
Er reicht Ihm dar die Lorbeerkrone,
Ihm, der ſich heller ſtets bewußt,
Den Weltgeiſt ſelber klar geſtaltet,
Nicht Menſchenherzen nur entfaltet. —

Wer iſt's, der all den Huldigungen
Der Edelſten vorüberſchwebt?
Wer hat ſo mächtig hier geſungen,
Daß es im Chor des Weltalls bebt?
Wer hat das Herrlichſte errungen,
Was hier und dort gleich ewig lebt? —
In Flammentodes Morgenröthe
Dringt hell zum reinſten Lichtſtrahl Goethe.

(Der Schluß folgt.)

Gelehrte Familie.

In der Stadt Poitiers haben ſechs und vierzig Schriftſteller eines Namens und einer Familie gelebt: Gelehrte in allen Gattungen, aus allen Fächern: Theologen, Juriſten, Mediziner, Geſchichtſchreiber, Redner, Archäologen, Literatoren, Philologen und beſonders Dichter und ſchöne Geiſter. Ihr Name iſt Sainte-Marthe. Ich zweifle, ob das gelehrte England und das gelehrte Deutſchland eben ſo viele Gelehrte des Namens Smith und Schmidt aufzählen würden; an eine Familie iſt gar nicht zu denken. C.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Venedig, am 10. Auguſt. Das prächtige Venedig möcht' ich ſehen, ſprach ich oft, wenn ich von glänzenden Städten, von großartigen Thalen hörte. Venedig, das Rom des Mittelalters, mit ſeinen Schätzen von Meiſterwerken bildender Künſte, mit ſeinen Reichthümern von Antiken, das in goldenen Träumen als ein Bild der Sehnſucht immer mich umſtand, zog mich mit Rieſen-Armen von meinem nordiſchen Vaterlande zum blühenden Italien hinüber. Da bin ich nun endlich, nachdem ich die ſchöne lombardiſche Ebene mit ihren Reisfeldern, die paradieſiſchen Gärten der Brenta mit ihren Orangen-Wäldern durchwanderte, hier in dem weltberühmten Aſyl meiner Wißbegierde angekommen! — Mir iſt ohngefähr zu Muthe, wie dem getäuſchten Knaben, den hoher Trompetenklang zum Guckkaſten rief, das Bild von einem Feenlande, einer Wunderſtadt zu ſehen, und dem dann ein halbverwiſchtes Gemälde, welchem die ſäuiſche Hand des jetzigen Beſitzers den letzten Glanz nahm, vorgezeigt wird. — Nur noch die Trümmer der alten Größe, des alten Glanzes der einſt länder- und meerbeherrſchenden Stadt ſieht man. Das ſtolze Venedig, das einſt die kühnen Pläne der deutſchen Kaiſer mit deren Flotten im Meer, das ſeinen Fuß beſpühlt, ertränkte, in deſſen feſten Mauern der große Barbaroſſa ſeinen ſtolzen Nacken bis zum Fuße des Papſtes beugen mußte; Venedig, das einſt das Mittelmeer beherrſchte, die wilden Osmanen zügelte und in ihrer Hauptſtadt ihnen den Frieden gab — dies ſtolze Venedig iſt in Unwürde und Schmach herab geſunken, und wird vielleicht dem nächſten Jahrhundert wieder — in ſein urſprüngliches Nichts zurück geſunken — als ein armer Fiſcher-Ort übergeben. *) Könnten die alten Herren, die unter ihren Dogen ſo glänzende Siege erfochten, jetzt ſehen, wie ihre Enkel, als erſchlaffte Weichlinge, das Andenken ihrer Väter entwürdigen, und mit ganz Italien, wie früher die Bewunderung, jetzt ein Spott ihrer Nachbarn wurden, ſie müßten in ihren prunkenden Grabmälern mit ihren Gebeinen Zeichen des Unwillens geben. — Seitdem es aufhörte, eine Ehre zu ſeyn, ſich venetianiſcher Bürger zu nennen, die neueſten Verhältniſſe ſo ungünſtig auf Venedig einwirkten, indem das gegenüber liegende Trieſt mehr das Intereſſe der Regierung feſſelte, und die merkantiliſchen Vorzüge der ſinkenden Stadt entzogen wurden, ſeitdem ſieht man ſie, trotz der ungeheuern Reichthümer, die man noch in Monumenten einſtiger Größe findet, **) mit jedem Jahre mehr zur Armuth herab ſinken, ſich entvölkern und in Ruinen zerfallen. — Ein großer Theil der Palläſte der alten Nobili's, obgleich noch gut und feſt auf ihren, in der Tiefe des Meeres gegründeten Marmor-Fundamenten, ſteht verödet und verlaſſen, mit zertrümmerten Fenſtern und Thüren da. Eulen und Fledermäuſe bewohnen jetzt die Pennälmacher, wo einſt die alten ritterlichen Nobili's hausten. Dichte Spinngewebe überziehen die Fresco-Gemälde berühmter Meiſter und die koſtbarſten Moſaik-Arbeiten eines Fucati *) bröckeln von den Wänden herunter. Viele Bewohner fliehen jetzt ihre Vaterſtadt, die, ihrer Vorzüge beraubt, um ſo härter nun ihre Unannehmlichkeiten fühlen läßt. Der größte Theil geht in die ſchöne Brenta-Gegend zwiſchen Fuſina und Padua, um dort ſich an zu bauen. **) Manche wohlerhaltenen Palläſte, in denen man noch den Fremdlingen die von den Venetianern jetzt unbeachteten Meiſterwerke bildender Künſte zeigt, ſehen ihre Gebieter, die in größern europäiſchen Städten wohnen, nie. Hier oder dort an den Thüren tritt den kommenden Kunſtfreunden oft ein kleines Männchen mit Silberhaaren freundlich entgegen, nennt ſich als den berühmten Toretto (?) und bittet um eine Gabe. ***) Nur an dem Haupt-Canal, der die Stadt in verſchiedenen Richtungen durchzieht, und beſonders am prächtigen Marcusplatze, ſieht man die Meiſterwerke der Architektur noch wohl erhalten. Die meiſte Sorgfalt hat man auf den Dogen-Pallaſt, der zu einem Rathhauſe umgeſtaltet iſt, verwendet. ****) An den kleineren Canälen und in den Straßen, die oft ſo enge ſind, daß zwei Begegnende ſich nur mit Mühe aus zu weichen vermögen, doch alle, wie ganz Venedig, ein Pflaſter von Marmor-Quadern haben, befinden ſich die Gebäude in ſchlechtem Zuſtande und gewähren einen unfreundlichen Anblick.

(Der Schluß in der Beilage.)

*) Aus Aquileja, im Norden des adriatiſchen Meeres, der Mutterſtadt Venedigs, flohen im fünften Jahrhundert die Einwohner vor Attila's wilden Schwärmen in die weſtlichen Lagunen, ließen auf der größten der 72 Inſeln, die jetzt Venedig tragen, ſich nieder und lebten hier, während die Hunnen die Küſten verheerten, von Allem abgeſchieden, vom Fiſchfang, bis endlich aus dieſen Fiſcherhütten glänzende Palläſte wurden.

**) Zur Zeit ſeines höchſten Glanzes beſaß Venedig mehr Reichthümer, als irgend ein Reich des Continents, und noch jetzt iſt es, mit Inbegriff des Werthes der Kunſtſchätze, die reichſte Stadt.

*) Francesco Valerius Fucati war der berühmteſte Moſaik-Künſtler, von welchem die unvergleichlichen Arbeiten in der bekannten Marcuskirche ſind. Er war ein Venetianer und wurde in der Stadt gefangen gehalten, damit nie ein anderer Ort ſich der Kunſtwerke ſeiner Hand ſollte rühmen können.

**) Das Brenta-Land iſt die reizendſte Gegend der lombardiſchen Ebene. Von Padua an bis nach dem Fähr-Orte Fuſina führt der Weg fortwährend durch die ſchönſten Gärten, woher auch der Name Giardino della Brenta. Die freundlichen Villen blicken durch düſtere hohe Lorbeerbäume und Pinien; aus hellem dichten Grün lachen goldene Orangen; Lauben von hohen Roſenbäumen und andern ſchönen Blumen des ſüdlichen Himmels hauchen aromatiſche Düfte durch die milde Luft, welche durch die Nähe des adriatiſchen Meeres immer eine liebliche Friſche hat. Der Wein rankt ſich mit Ueppigkeit bis in die Wipfel der Feigenbäume, ſchwingt ſeine Ranken von hier auf die umſtehenden und bildet große Laubendächer, in deren Schatten der Reiſende fortwandert; Ruhebänke an friſchen Fontainen laden ihn überall zur Erquickung ein.

***) Juanni Frescati Toretto, der berühmte Bildhauer der neuern Zeit, war der Lehrer des verſtorbenen großen Canova. Seine Hand iſt zu ſchwach geworden, um noch den kunſtreichen Meißel zu führen, und er iſt in Armuth geſunken. Von welcher Seite lerne man hier die Venetianer kennen; noch zeigen ſie Toretto's Kunſtwerke für Geld und laſſen den Künſtler im Elend darben!! (?)

****) Dies prächtige am Marcusplatze ſtehende Gebäude enthält noch die größten Reichthümer. So hat — gleich manchem andern Gemach — der ehemalige Thronſaal (jetzt ein Gerichts-Zimmer) Wände und Plafonds von Original-Gemälden der erſten italieniſchen Meiſter; die ſtarken Rahme, die ſie umfaſſen, ſind mit gediegenem Dukaten-Golde überzogen. Der gegoſſene Fußboden nimmt mit ſeinen eingemiſchten und abgeſchliffenen Edelſteinen die Aufmerkſamkeit des Mineralogen in Anſpruch.

F. v. T.

Der Abbé G**, der ſo gern die Werke der franzöſiſchen Philoſophen Voltaire, Rouſſeau u. ſ. w., verbrennt, wird jetzt der „literariſche Brander“ genannt. (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXIV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 153ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Venedig. (Schluß) Der große Napoleons-Garten, *) mit ſeinen ſchönen Anlagen, verwildert wie das Waizenfeld des trägen Landmannes; die Blumen ſind vom Unkraut erſtickt, Dornen ſtrecken ihre zackigen Arme über die mit Gras verwachſenen Fußſteige und künſtlich aufgeſchüttete Berge ſinken in Schutt zuſammen. — Der zur Zeit des Congreſſes von Verona für die hohen Häupter aufgeführte Triumphbogen iſt ein wahres Meiſterwerk moderner Architektur. Was würde der berühmte Palladio **) ſagen, wenn er dies Kunſtwerk, nach ſeiner dreijährigen eitlen Pracht, mit recht kräftigen Stützen verſehen und dem Zuſammenſturz näher ſähe, als die Baracken der Banditen des dramatiſch idealiſirten Abellino es ſind. — Die Canäle in den Lagunen ſind ebenfalls ſo vernachläſſigt, daß nur noch auf wenigen Stellen bedeutendere Schiffe ſich zu nähern vermögen. Auch verbreiten ſchon mehrere Canäle der Stadt die ungeſundeſten Dünſte, ohne daß Anſtalten zur Abhülfe getroffen werden. In dieſem Augenblick ſind ſogar noch alle Ciſternen in Unordnung, obgleich deren Zerſtörung oder Füllung mit Salzwaſſer durch die Fluth, bei einem heftigen Sirocco veranlaßt, ſchon vor mehreren Wochen geſchah, und man das Trinkwaſſer ein Paar Stunden weit vom Lande herbei ſchaffen muß. ***) — In den Morgen- und Abendſtunden iſt, trotz der ſichtlichen Verödung Venedigs, doch ein reges Leben auf allen Straßen, beſonders auf dem Marcusplatze. Unter den Zelten vor den Kaffeehäuſern, deren Zahl auf genanntem Platze bis nahe an hundert kommt, ſitzen zahlreiche Geſellſchaften beiderlei Geſchlechts. Gewöhnlich haben mehrere Landsmannſchaften hier beſtimmte Zuſammenkünfte; ſo iſt dort ein deutſches, ein franzöſiſches, ein griechiſches und ein türkiſches Kaffeehaus. Die beiden letztern ſind nicht weit von einander entfernt, und es gewährte mir ein beſonderes Vergnügen, Türken und Griechen ſich begegnen zu ſehen. Erſtere gingen ſtolz vorüber und ſchienen Letztere, die giftige Blicke ſchoſſen, nicht zu bemerken. Von den Geſellſchaften ſuchen allerlei Genies auf verſchiedene Weiſe einige Soldi zu ihrem Unterhalt zu gewinnen; bald erſcheint ein Taſchenſpieler, dem ſchon ein Schwarm neugieriger Tagediebe folgt; bald kommt mit Bocksſprüngen ein equilibriſtiſcher Künſtler unter lautem Gelächter der Menge daher; dann erſcheint ein Redner, der auf öffentlichem Markte Anekdoten von Napoleon, von Friedrich dem Großen u. ſ. w. erzählt; ihm folgen die indolenten Venetianer, einen Seſſel unter dem Arme, einen Fächer in der Hand und den Zigaro im Munde, ſetzen ſich im Kreiſe um den Erzähler, mit welchem dann am Schluſſe die Neugierigſten weiter ziehen. Es erſcheinen junge Venetianerinnen und tanzen zu türkiſchen Trommeln und Caſtagnetten ihre National-Tänze; dann ſieht man wieder Guitarren-Spielerinnen, und durch ihre lieblichen Lieder tönt plötzlich, wie ein Grundbaß durch Flötentöne, das „Aqua! Aqua!" der Waſſerträger, die mit Anies-Eſſenzen dem Waſſer in ihren bunten Bechern einen beſſern Geſchmack geben. — Unter den vielen Waaren, Früchten und allerlei Speiſen fielen mir am meiſten die Schnecken-Verkäuferinnen auf; ſie tragen einen Korb mit mehreren Fächern, worin ſie die verſchiedenartigen gekochten Schnecken ſortiren und, bei dem Verkaufe mit Citronenſaft übergoſſen, ſie in hölzernen Näpfchen dem Fremden ſerviren. Auf verſchiedenen kleinen Plätzen der Stadt werden oft Feſte gefeiert, und unter freiem Himmel Buden und Kuchen bereitet und mit entſetzlichem Geſchrei bis in die ſpäte Nacht zum Verkauf ausgerufen. — Die hier vorhandenen ſieben Theater ſind für den Sommer geſchloſſen, manche bleiben es bei dem ſchwachen Beſuch auch im Winter. Nur an verſchiedenen unbeſtimmten Tagen werden noch Luſt- und kleine Singſpiele gegeben. — Man iſt hier durch falſche Darſtellungen allgemein gegen die Sache der Griechen eingenommen, oder muß es wenigſtens ſcheinen, wenn dieſe Sache auch dem ſchlaffen Venetianer ſogar nicht ganz gleichgültig wäre. An Vereine zu Unterſtützungen der gemißhandelten Nation iſt hier nicht zu denken; ja es wird auf alle mögliche Weiſe gehindert, daß die in Venedig wohnenden Griechen ihre leidenden Brüder unterſtützen können; doch war man ſo menſchenfreundlich, daß man ihnen geſtattete, in ihren Kirchen für das Schickſal der Griechen beten zu dürfen. Man ſucht die Türken überall zu begünſtigen. Seit beinahe zwei Jahren wurde hier dem Bardetta Paſcha, der mit einer Brigg von 20 Kanonen und einer Goelette von 18 Kanonen vom Capudan Paſcha verſprengt war, ein ſicherer Zufluchts-Ort gewährt. Man hat ſeine Schiffe repariren laſſen, ihm Geld und neue Bemannung aus Conſtantinopel verſchafft und nun endlich auch noch ſicheres Geleit zum Archipelagus verſprochen. Schon mehrere Male hatte Bardetta dorthin gewollt, war aber immer bei Korfu auf die vier griechiſchen Miſtiks geſtoßen, welche auf ihn warteten, und iſt ſo immer wieder umgekehrt. Der Capitain dieſer Miſtiks wußte, daß auf einigen Schiffen Türken ſollten verborgen nach Venedig gebracht werden, um Bardetta's Schiffe zu bemannen, und viſitirte daher alle Schiffe mit der betheiligten Flagge. Man nahm dieſe Gelegenheit wahr, ihn für einen Seeräuber zu erklären, und ſchon vor einiger Zeit wurde eine Escadre nach Korfu geſendet, um die Griechen zu vertreiben; dies iſt nun auch geſchehen und in dieſen Tagen geht Bardetta ab. Noch heute ertheilte er mir die Erlaubniß, ſeine Schiffe beſehen zu dürfen. — Das Arſenal zu ſehen, wurde mir aber verweigert, wobei ich die Bemerkung hörte: daß die Herren Berliner halt immer a biſſel neugierig wären. — Der vielen Beſchwerden halber, die der Reiſende findet, werde ich wahrſcheinlich meinen Plan, nach Triest zu gehen, aufgeben. Bis auf weitere Nachrichten aus Wien oder München empfiehlt ſich Ihnen, mein Herr Redakteur, Ihr wandernder Referent

Fritz vom Trautenſtein.

Nachſchrift. So eben komme ich aus dem türkiſchen Kaffeehauſe, wo ich Gelegenheit hatte, den Bardetta Paſcha näher kennen zu lernen. Ich habe ſein Anerbieten angenommen, mit ihm in's adriatiſche Meer zu gehen. Aus Zara erhalten Sie vielleicht ſchon Nachrichten von mir. F. v. T.

*) Es iſt der einzige Ort, wo die Venetianer einen grünen Baum und ein Hälmchen Gras ſehen. Napoleon ließ hier Sümpfe austrocknen, angeſchwemmte Sandberge ebenen und legte den ſchönen Garten an. Ein eben ſo großes Verdienſt erwarb er ſich um Venedig, indem er breite Canäle in der Stadt überwölben und ſchöne mit Marmor gepflaſterte Promenaden anlegen ließ.

**) Palladio war der berühmte Baumeiſter, der die größte der 450 Brücken, die Ponte rialto, aufführte. Sie ſteigt mit einem Marmorbogen über den breiten Canal, iſt, wie alle übrigen, da hier Pferde und Wagen nicht zu brauchen ſind, treppenförmig gebaut, und trägt zwiſchen den drei Paſſagen vier und zwanzig Kaufladen.

***) Es giebt in ganz Venedig keinen Brunnen. Das Regenwaſſer wird in Baſſins aufgefangen, durch Sand deſtillirt und durch Röhren in die verſchloſſenen Ciſternen geleitet, die nur zu gewiſſen Tageszeiten geöffnet werden. Bei trockener Witterung ſteigt daher das Waſſer im Preiſe.

Ein Verwandter des verſtorbenen Cenſors Lemontay giebt folgende intereſſante Details über des Seligen merkwürdige Individualität: Lemontay war aus Laon gebürtig. Als er den Ruf nach Paris erhielt, ſagte ihm einer ſeiner daſigen Freunde: „Sie können bei mir abſteigen; ich habe gerade jetzt ein Bett, ſo wird Ihnen für's Erſte geholfen ſeyn!“ — Lemontay nahm den Antrag an, aber nicht etwa als Abſteige-Quartier, er blieb gleich dort wohnen, und das ohne alle Schadloshaltung, bis der gütige Wirth ſtarb. — Als er ſich nun ſelber eine Wohnung miethen mußte, war dieſe wenigſtens ſo einfach und eng als möglich, namentlich kaufte er faſt gar keine Möbel. Eine Waſſer-Karaffe lieh er von ſeiner Magd, bei der er einmal eine ſolche geſehen, und als ſie ihn eines Tages fragte: ob ſie ihm eine andere kaufen ſolle? antwortete er: „Wozu das? Das wäre ja unnütz; die Deinige iſt ſehr gut!“ — So ließ er dieſe ſich täglich des Morgens mit friſchem Waſſer bringen und zu einem Trunk Waſſer aß er eine Semmel; das war ſein Frühſtück. — Mittags aß er höchſt ſelten auf eigene Koſten. Da er ein guter Geſellſchafter war, zog er daraus den eigennützigen Vortheil, daß er ſich gar nicht lange ſuchen, ſondern ſich bald hier, bald dort zu Gaſte bitten ließ, wo er dann ſeine drolligen Gedanken, Bemerkungen und Anekdoten zum Beſten gab. Selbſt auf Luſtpartieen nahm man ihn mit und ſein Freihalten dabei war etwas ſo ausgemachtes, daß man ihn ungefragt übertrug, wie eine Dame. — Seine Kleidung war ſtets ſo ärmlich, daß man in Verſuchung gerathen konnte, ihm ein Almoſen an zu bieten. — Er hatte einen Neffen, der ihm alle Jahr einen neuen Hut liefern mußte, wofür er 20 Franken zahlte. Ein Paar Mal wollte der Neffe den Hut ſchon vor Ablauf der zwölf Monate ſenden, um den Oheim etwas in der Mode zu erhalten; aber Lemontay ſchickte ihn jedesmal zurück und nahm ihn erſt am Ende des Jahres. — Dennoch hatte der Selige auch ſeine guten Seiten. Er iſt z. B. Gründer einer akademiſchen Preisgabe. Bei Herausgabe der Handſchriften Dangeau's, wo er hundert Louisd'or verdiente, gab er die Hälfte davon ab. (Pandore.)

Ein franzöſiſcher Reiſender ſtellt folgenden Vergleich des Londoner Penitentiary mit den franzöſiſchen Gefangenhäuſern derſelben Art zu Melun, Poiſſy, Clairvaux u. ſ. w. auf: Die Gefangenen des Penitentiary ſind nach Alter, Geſchlecht und nach dem Maaß ihrer Verbrechen abgetheilt, und müſſen Alle arbeiten. Die Weiber werden durch Weiber bedient; es darf ſich Niemand von einem andern Orte Eſſen bringen laſſen. Niemand darf Verwandte noch Freunde ſehen, als auf beſondere Erlaubniß dazu, und dieſe wird nur durch vorzugsweiſe gutes Betragen errungen. Ferner geſchieht dieſe Unterhaltung in Gegenwart eines Aufſehers. — Bis hieher iſt nichts gegen die Einrichtung der Anſtalt ein zu wenden. Aber daß ihr Lohn zu geringe und ihr Koſtenpreis zu hoch feſtgeſetzt iſt, verdient mit Recht Tadel. In Frankreich theilt man den Tagelohn der Gefangenen folgendermaßen ein: gewöhnlich iſt das Ganze 60 Centimen; davon gehören 20 Centimen dem Verleiher der gebrauchten Handwerksſtücke, 20 Centimen bekommt der Gefangene zum Zehrgeld, und 20 Centimen werden ihm als Sparſchatz aufgehoben. Kann Jemand nichts, ſo muß er etwas erlernen. In der Regel ſammelt der Gefangene in Zeit von fünf Jahren 400 Franken! — Im Penitentiary dagegen iſt das Reſultat ſeiner Sammlung höchſtens 3 — 7 Pfund Sterling oder 75 — 100 Franken! — Und dabei giebt es in England nur ein ſolches Haus (das beiläufig geſagt, 900 Gefangene enthält) und in Frankreich achtzehn! Man ſollte alſo auf das eine wohl deſto mehr verwenden können. — Noch ſchlimmer ſind aber die ſogenannten Sponging-Houſe (Schwamm-Häuſer). Hieher laſſen Schuldner ſich bringen, wenn ſie ſich noch nicht ganz verloren glauben. Dieſe Häuſer ſtehen nicht unter dem Magiſtrat, ſondern die darin ſitzenden Individuen ſind lediglich der Willkühr eines Sergeanten oder andern Aufſehers unterworfen. Die Zimmer darin ſind ſo eng, daß der Gefangene ſich kaum mit Bequemlichkeit an- und ausziehen kann. Ein Frühſtück koſtet dem Gefangenen 18 Schillinge, ein Mittagbrod 10 Schillinge, alſo 28 Schillinge täglich. Will der Gefangene ausgehen, koſtet's wieder 18 Schillinge und noch 4 Schillinge an den Begleiter. So kommen in 14 Tagen 40 Pfund Sterling heraus, vielleicht ſo viel, als die Summe, um welche der Gefangene feſtſitzt. Wenn nun einmal ein Gefangener des Morgens nicht gleich ſein Frühſtück bezahlt, ſobald es ihm gebracht wird, ſo ſetzt der Sergeant voraus, daß die Börſe leer ſey, und ſchleppt ihn nun dennoch nach dem Staatsgefängniß (Kingsbench), wo er um 40 Pfund von Staatswegen feſtſitzt, die er alſo bezahlen konnte, wenn er nicht 14 Tage im Sponging-Hauſe geſeſſen hätte! Da er nun jetzt gar nicht zahlen kann, ſo muß er die Inſolvent-Acte nachſuchen, und alſo ſeine Ehre hingeben, um ſeine Freiheit wieder zu gewinnen! — Nachträglich iſt noch zu beſchreiben, welchen Erholungsort die Gefangenen im Sponging-Hauſe haben. Es iſt dies ein Platz im Hofe von 20 Fuß Länge und 10 Fuß Breite mit eiſernen Gittern eingefaßt, von 7 Fuß Höhe! In dieſem Käfig alſo gehen die Schuld-Gefangenen gleich wilden Beſtien ſpazieren! (Journ. d. Par.)

Die Unmöglichkeit, einen Rekruten zur Akademie von Paris zu finden (für das verſtorbene vierzigſte Mitglied), wird ſo zum Spott, daß die franzöſiſchen Blätter faſt täglich darüber witzeln. Eins derſelben verſicherte dieſer Tage, die Bonnen und Mütter hätten ſchon bei ihren Kindern die Drohung eingeführt: „Junge! wenn Du nicht artig biſt, bringe ich Dich nach der Akademie!!“ (Corsaire.)

Während unlängſt der Kaufmann Blavot mit einem Webermeiſter zu St. Valery in deſſen Hauſe ſprach, ging ein Menſch hinter ihm vorbei, und ſchnitt ihm mit einer Scheere unerwartet ſeinen Zopf ab. Der Entzopfte ward darüber klagbar und forderte — 4000 Franken Entſchädigung! Obgleich er ſonſt ein ganz wiedriger, allgemein geachteter Mann iſt, fand doch das Gericht die Forderung etwas zu weit getrieben, und verurtheilte den Thäter nur zu 10 Franken Geldſtrafe und 3 Tage Gefängniß für die Injurie, und zu 60 Franken Schadloshaltung! (Corsaire.)

Der Biſchof von Alby machte, bei Gelegenheit des eingetretenen Jubiläums, Folgendes bekannt: „In welcher andern Zeit war die Gnade des Jubiläums wohl nothwendiger als jetzt? Der ſchwarze Dunſtkreis, welcher Frankreichs Horizont während des Laufes einer grauſamen und ehrloſen Revolution bedeckte, iſt immer noch nicht ganz zerſtreut! Die Väter haben grünen Wein gegeſſen, und den Kindern ſind die Zähne davon erſtumpft!“ (Pandore.)

Ein junges Liebes-Paar hatte in der erſten Aufwallung ſeiner Leidenſchaft ſo ſehr an die Ewigkeit ſeines Liebeſchwindels geglaubt, daß es einen förmlichen gegenſeitigen Perſonal-Wechſel ausgeſtellt hatte. Es hieß darin z. B.: „Die Claudine Honorine gehört lediglich und leiblich, auf ewige Zeiten, dem Charles Benedict an, und kann derſelbe nur freiwillig ſeine Anſprüche auf ihren Beſitz aufgeben!“ — Mit dieſem Dokument ging jeder Theil von dannen. Indeß erkaltete das Verhältniß, und die Eltern des Mädchens beſchloſſen eine andere Verbindung mit ihrer Tochter. Aber ſiehe: da erſcheint ihr Liebhaber, zeigt ſeinen Sola-Wechſel, und — ſie darf nicht verheirathet werden! (Pandore.)

In Paris iſt ein Buch erſchienen, betitelt: „Die Vogeljagd“, aus dem man nicht nur lernt, wie man die befiederten Thierchen fängt, ſondern auch, wie man die, welche uns als Hausthiere dienen, von Krankheiten befreit. Man findet in dieſem Werke Rezepte für „gichtiſche Nachtigallen“ und für „ſchwindſüchtige Canarienvögel“! (Pandore.)

Digitized by Google

1826. No. XXIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

To be published in weekly numbers royal 8vo.

THE

BRITISH CHRONICLE;

CONTAINING:

I. Reviews and Analysis of all new, interesting and important productions of British Literature. Partly original, but mostly compiled from the Quarterly Review — Edinburgh Review — Monthly Magazine — New Monthly Magazine — London literary Gazette — Universal Review — Westminster Review — News of Literature — Blackwood's Magazine — Farmers Magazine — London's Gardeners Magazine — Oriental Herald — Gentleman's Magazine — European Magazine — Monthly Censor — New Edinburgh Magazine — Colonial Journal — London Magazine — British Critic — Sommersethouse Gazette etc. etc. etc.

II. Interesting Extracts from the London and Country Newspapers and Pamphlets on all important Questions of the Day.

III. State of the British Markets. — Annual Parliamentary Accounts of the Trade and Navigation of Great-Britain, Ireland and the Colonies.

IV. Original Communications on British Interests, Commerce, Industry, History, Biography, Topography etc., on Men and Manners; on Inventions and Improvements in the technical Department etc.

Jetzt, wo die Bekanntſchaft mit der engliſchen Sprache in Deutſchland nicht mehr zu den Seltenheiten gehört, ſondern bei jedem Gebildeten geſucht wird, iſt es an der Zeit, ihren Freunden und denen der engliſchen Literatur ein wohlfeiles und zugleich genügendes Mittel in die Hand zu geben, die neueſten Fortſchritte der Letztern zu verfolgen und ſich mit allen ihren intereſſanteren Erſcheinungen vertraut zu machen. — The British Chronicle ſoll das Leſen aller andern engliſchen kritiſchen Zeitſchriften entbehrlich machen und für eine ganz unbedeutende Ausgabe, unverſtümmelt und in der Urſprache, den Kern alles deſſen wiedergeben, das ſich zu verſchaffen man bisher, bei der Theurung engl. Journale, jährlich eine mehr als hundertfache Summe bedurfte. Auch wird man da, wo die engl. Zeitſchriften auf dem langſamen Wege des Buchhandels bezogen werden, ihre wichtigſten Artikel im „British Chronicle" immer weit eher zu leſen bekommen, als die Originale ſelbſt, weil wir dieſe, ſogleich nach ihrem Erſcheinen, durch die Briefpoſt zugeſendet erhalten.

THE BRITISH CHRONICLE erſcheint in wöchentlichen Heften, im größten Oktav, ſchön und deutlich auf engliſches Velin gedruckt. Den Preis ſtellen wir für die erſten 400 Abbonnenten halbjährig auf nur zwei Thaler ſächſiſch; für ſpätere Theilnehmer erhöht er ſich aber auf das Doppelte. — Die Erſcheinung beginnt, ſobald ſich die erſten 400 Theilnehmer bei uns angemeldet haben. Alle, welche die baldige Förderung dieſes Unternehmens wünſchen, bitten wir deshalb, mit ihren Beſtellungen — entweder direkt bei uns — oder bei irgend einer Poſtbehörde, Buchhandlung oder Zeitungsexpedition nicht zu zögern.

Gotha, Ende Auguſt 1826.

Bibliographiſches Inſtitut.

In der Hinrichsſchen Buchhandlung iſt eben erſchienen:

Die Getäuſchten.

Ein Roman von K. G. Prätzel. 2 Theile.
8. 1826. geglättet Velinp. 2 Thlr.

Die Getäuſchten werden in der That die Leſer dieſer ausgeführteſten humoriſtiſchen Dichtung eines der beliebteſten und geſchätzteſten deutſchen Erzählers nicht ſeyn. Sie gewähret, nach dem Urtheile ſpruchfähiger Kritiker, jedem Gebildeten eine für Phantaſie und Herz gleich willkommene Unterhaltung. Von ſeinen frühern Schriften ſind auch bei uns zu haben: Gedichte 1 Bd. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr. oder 1 Thlr. 15 Sgr.; Feldroſen 2 Bdch. mit Kpfr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. oder 2 Thlr. 15 Sgr.; Launen der Liebe. 2 Thle. mit Kpfr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. oder 2 Thlr. 10 Sgr.; kleine Romane und Erzählungen 4 Bdchen. mit 1 Kpfr. 4 Thlr. 16 Gr. oder 4 Thlr. 20 Sgr.

Florian's Numa Pompilius,

zweiter König von Rom. Neu überſetzt von Fr. Gleich.

8. 24 Bogen. franzöſ. Druckp. 1 Thlr. 8 Gr. oder 1 Thlr. 10 Sgr, ord. Druck. 1 Thlr.

Dieſes, mit gewandter Sprachkenntniß neu überſetzte klaſſiſche Werk, worin die reinſte Moral und die edelſten Geſinnungen in einer ſo angenehmen als unterhaltenden Geſchichte eingekleidet vorgetragen werden, gehört gewiß zu den beſten Büchern, die man heranwachſenden Jünglingen in die Hände zu geben vermag, und der billige Preis macht es beſonders jetzt zu einem Lehrbuch in Schulen geeignet, da es nunmehr in einer Uebertragung erſchien, die gegen die frühern ſich ſehr vortheilhaft auszeichnet.

Friedr. Laun's 20 Erzählungen.

Wohlfeilſte Ausgabe in 6 Bändchen mit 5 Titelkupfern.
8. (91 Bogen) broch. 2 Thlr. 12 Gr. oder
2 Thlr. 15 Sgr.

Eine Sammlung der beliebteſten Erzählungen dieſes Autors. Die einzelnen, unter den beſondern Titeln früher erſchienenen Bändchen ſind fortwährend nur zu den bisherigen Preiſen zu haben.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jugendbibliothek des Auslandes

in das Deutſche überſetzt von einem Vereine praktiſcher Erzieher und herausgegeben von Dr. Gerh. Friedrich. Erſtes Bändchen: Der kleine Reiſende nach Griechenland, oder Briefe des jungen Euariſt und ſeiner Familie. Aus dem Franzöſiſchen der Frau Julie Delafaye Brehier. Ueberſetzt von Dr. H. G. Zehner. 1ſter Theil. Taſchenformat, mit einem illuminirten Titelkupfer. eleg. broch. Subſcriptionspreis (mit der Verbindlichkeit auf 18 Bändchen) 4 Gr. ſächſ. oder 18 Kr. rhein.

Von dieſer Jugendbibliothek erſcheint monatlich ein Bändchen; damit der allgemeinen Verbreitung derſelben nichts entgegenſteht, ſo iſt der Preis ſo wohlfeil geſtellt, daß bis jetzt kein Beiſpiel gleicher Wohlfeilheit in der Literatur für die Jugend vorhanden iſt. Die Subſcribenten erhalten nämlich jedes der 18 Bändchen zur erſten Lieferung, mit gleicher Eleganz ausgeſtattet, als das vorliegende, zu dem geringen Preiſe von 4 Gr. ſächſ. oder 18 Kr. rhein.

Allen Eltern, welche den Trieb geiſtiger Ausbildung bei ihren Kindern zu befördern wünſchen, kann das Erſcheinen dieſer Sammlung nur höchſt willkommen ſeyn, und ſie werden die wenigen Groſchen monatlich gern ausgeben, um ihren Kleinen das Vergnügen zu verſchaffen, ſich im Beſitz einer kleinen Bibliothek zu ſehen, welche, nützliche Belehrung und Unterhaltung gewährend, nicht ohne Nutzen bleiben wird.

Beſonders aber werden alle Lehrer und Erzieher der Jugend freundlichſt erſucht und eingeladen, dieſem gemeinnützigen Unternehmen ihre Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu ſchenken, und durch ihre Mitwirkung zur beſſern Verbreitung deſſelben bei zu tragen.

Inhalt: Der kleine Reiſende nach Griechenland. 3 Bändchen. — Anekdoten und moraliſche Erzählungen. Aus dem Italieniſchen des Franzesko Soave. 3 Bändchen. — Auswahl aus den neuen moraliſchen Erzählungen und hiſtoriſchen Novellen der Frau von Genlis. 4 Bändchen. — Auswahl der ſchönſten arabiſchen Mährchen aus Tauſend und eine Nacht. 4 Bändchen. — Jugend-Schauſpiele von M. Berquin. 4 Bändchen.

Eine ausführliche Ankündigung iſt in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

Hanau, im Auguſt 1826.

C. J. Edlerſche Buchhandlung.

Pränumerations-Anzeige.

Die in der morgenländiſch-franzöſiſchen Literatur, als Seitenſtück der Tauſend und Einen Nacht rühmlichſt bekannte Sammlung

Tauſend und Ein Tag,

Erzählungen und Mährchen aus dem Perſiſchen, zum Theil nach indiſchen Schauſpielen, bearbeitet von Petis-de-la-Croix,

iſt jetzt eben in Paris in einer neuen ſchönen Ausgabe erſchienen, durch Collin de Plancy, vermehrt mit anderen ähnlichen von Galland und Cardonne aus dem Arabiſchen und Türkiſchen übertragenen Werken, ſo wie mit der freien und geiſtreichen, als Ergänzung der Tauſend und Einen Nacht bekannten Bearbeitung Arabiſcher Dichtungen von Chawis und Cazotte.

Von dieſer ſo reichhaltigen als anziehenden Sammlung Tauſend und ein Tag wird kürzlich eine Ueberſetzung vom Herrn Profeſſor Fr. H. von der Hagen in Berlin in unſerm Verlage erſcheinen, ganz in derſelben Art wie die Tauſend und eine Nacht von demſelben Ueberſetzer, in 10 Bändchen in gr. 16., von welcher die beiden erſten zu Weihnachten d. J. ausgegeben, die folgenden aber von zwei zu zwei Monaten beſtimmt nachfolgen werden, ſo daß alſo das Ganze bis zum Auguſt k. J. vollendet ſeyn wird. Wir eröffnen darauf von heute an bis zur Erſcheinung der beiden erſten Bändchen eine Pränumeration und laden dazu alle Literaturfreunde, beſonders aber die reſp. Beſitzer der Breslauer Ausgabe von Tauſend und eine Nacht — woran ſich dieſe Ueberſetzung von Tauſend und Ein Tag genau anſchließt — ergebenſt ein. Der Pränumerationspreis beträgt bei wirklicher Vorausbezahlung für alle zehn Bändchen, ganz in derſelben Art, und auf eben ſo weißes Velin-Druck-Papier aus der Patent-Papier-Fabrik zu Berlin wie 1001 Nacht gedruckt, nicht mehr als 5 Thlr.

Prenzlau, den 1ſten Auguſt 1826.

Ragoczyſche Buchhandlung.

Bei Herold in Hamburg iſt ſo eben erſchienen:

Allgemeiner Hamburger Briefſteller

für alle im gewöhnlichen Leben nur irgend vorkommende Fälle. Nebſt einer Anweiſung zu ſchriftlichen Aufſätzen feiner Gedanken und Regeln der Rechtſchreibung. Ein ſehr nützliches Handbuch. Vierte ſehr verbeſſerte und vermehrte Aufl. 8. 8 Gr.

Dieſes zu empfehlende Buch iſt durch alle gute Buchhandlungen zu haben.

Um zwei Nachdrücken, womit man uns bedroht, entgegen zu treten, werden wir eine neue Ausgabe von

Tiedge's poetiſchen Werken
in 7 Bändchen

wie die wohlfeilen Taſchenformat-Ausgaben von Wielands, Klopſtocks und Schillers Werken im Aeußern ausgeſtattet, zu dem Preiſe von 2 Thalern preuß. Cour oder 3 Gulden 36 Kr. rhein. erſcheinen laſſen. Nähere Anzeigen ſind durch alle ſolide Buchhandlungen zu haben.

Halle, im Julius 1826.

Rengerſche Verlagsbuchhandlung.

An Theater-Direktionen.

Die in Frankreich und Belgien mit dem größten Beifall aufgenommene Oper: La dame blanche, Text von Scribe, Muſik von Boieldieu, können Theater-Direktionen, in einer von mir angefertigten Bearbeitung für die deutſche Bühne, gegen ein angemeſſenes Honorar beziehen.

Aachen. J. B. Rouſſeau.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 27. September. 154ſtes Blatt.

Das Goethe-Feſt in Berlin.

(Schluß.)

III. Zelter's Ausſpruch und Preisertheilung.

Berlin, am 28. Auguſt 1826.

Sie haben, meine Herren, mir eine Ehre zugeſprochen, die ich nur Ihrer Gunſt und Freundlichkeit kann zu danken haben. In dieſem Sinne habe ich, Ihre Wahl verehrend, ſie auf- und angenommen, da es zugleich einem Gegenſtande gilt, der mein tiefſtes Innerſtes bewegt.

Indem ich die mir zugeſandten Gedichte nach der vorgefundenen Ordnung durchleſen, und ihren erſten Eindruck niederſchreiben wollen, iſt mir erſt ganz klar aufgegangen, zu welch einem Amte mich ein ſo hohes Vertrauen müßte berufen haben, wenn Männer, wie die würdigen Verfaſſer dieſer zwölf Feier-Gedichte, das Urtheil eines Naturaliſten nicht Ihrer eigenen höhern An- und Einſicht vergleichend unterſtellen wollten.

Solcher Hoffnung mich getröſtend, und daß unter vielem Guten wohl ein Mehr und Minder, doch kein gänzliches Irren zu befürchten ſey, hat ſich meine Wahl für die beiden Nummern 7 und 12 entſchieden, die, gegen einander gehalten, bei ganz gleichem Sinne, ſich nur noch in der Form unterſcheiden.

Nach nochmaliger heut morgendlicher Erwägung iſt mir endlich die Nummer Zwölf, mit dem Motto:

„So kann ich auch nur ſagen: nimm es hin!“

wegen größerer Form, in Hinſicht auf den Gegenſtand, und ihrer ſehr gewandten melodiſchen Textur als vorzüglich vorgekommen; wenn das Gedicht gleichwohl dem Muſiker nur in ſeiner glücklichſten Stunde ganz gelingen würde.

Die Nummer 7, mit dem Motto:

„Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tauſendmal!“

erſchien mir von ganz gleichem Werthe und könnte ſogar leichter in Muſik zu ſetzen ſeyn, wiewohl der Componiſt ſich auch hier zu bewahren hätte, durch zu gefälliges Notenſpiel dem Gedichte keinen Eintrag zu thun. Denn, wie ein Gedicht (im rechten Sinne des Worts) ein inwohnendes Bild offenbart, ſo ſoll der Componiſt, der hier nicht mehr ganz ſein eigen iſt, dieſes Bild aufzufaſſen, ja ſelbſt die Melodie zu finden wiſſen, welche dem Dichter ſelber vorgeſchwebt. Um endlich eine tiefere Baſis zu Begründung des obigen Ausſpruchs anzugeben, ſo habe ich diejenigen Gedichte vorgezogen, in welchen der hohe Gefeierte als

Ein Sohn der Natur

erſcheint. Und indem Er ſelber ſich zu ſolcher Benennung von Jugend an fortwährend bekannt hat, ſo dürfte ſie ihm auch heute noch die angenehmſte ſeyn

Sangbar und begeiſtert ſind endlich alle dieſe Gedichte und wenn es erlaubt würde, möchte ich gern verſuchen, ob mir eins oder das andere davon gelänge.

Zelter.

In Folge dieſes Vortrags würde die Nr. 7 als das Gedicht bezeichnet, welches, nach Zelter's Entſcheidung, neben gleichem poetiſchen Werth mit Nr. 12, die Hauptbedingung, daß es ſich zur Compoſition eigne, mehr noch

Digitized by Google

erfülle, und dem mithin der Preis gebühre. Nach Eröffnung des mit dem gleichen Motto bezeichneten Couverts ward Ernſt von Houwald als Verfaſſer des Preis-Gedichts bekannt. — Bei dem Gedicht Nr. 12 war übrigens ein Verſehen vorgefallen, indem es ſich ergab, daß der Verfaſſer nicht Mitglied der Geſellſchaft ſey, und nur der Concurrenz ſich angeſchloſſen hatte, weil er die Bedingungen nicht genau erfahren. Da man jedoch den Dichter zu kennen wünſchte, ſo war es der Geſellſchaft angenehm, daß ſich einige Tage ſpäter Heinrich Stieglitz als ſolcher nannte.

IV. Schluß der Feier.

Nach den Vorleſungen verſammelten ſich die Mitglieder und Gäſte zu einem Mahle, wo Goethe's Beſtrebungen auf mannigfache Weiſe lebhaft anerkannt wurden; Trinkſprüche, geſprochen und geſungen, wechſelten und der Geh. Rath Varnhagen von Enſe, um den Gefeierten durch deſſen eigene Worte dem Kreiſe gleichſam perſönlich zu vergegenwärtigen, las einige neue oder doch noch größtentheils unbekannte Aeußerungen Goethe's vor, die ſich zur Mittheilung gerade günſtig dargeboten hatten; zuerſt einige Worte aus der zu München erſcheinenden Zeitſchrift „Eos", Goethe's Meinung enthaltend über die Art und Weiſe, wie dergleichen literariſche Inſtitute geleitet werden ſollten; dann folgten ein Paar Stellen, gleichfalls auf deutſches literariſches Treiben bezüglich, aus älteren Briefen Goethe's, worin beſonders ein geiſtreiches Urtheil über das Werk der Frau von Stael „de l'Allemagne" die Hörer lebhaft anſprach; dieſen wurden die neueſten Mittheilungen angefügt, welche Prof. Zelter durch einen erſt eben, in demſelben Monate geſchriebenen Brief des gefeierten Freundes empfangen hatte; den Beſchluß machten acht kräftig-heitre Reimzeilen, von Goethe eigenhändig einem an Geh. Rath Streckfuß überſandten italieniſchen Buche eingeſchrieben, eine Stelle des Dante anmuthig ausführend zu Nutz und Ehren der echten Naturphiloſophie, deren herrliche Genealogie, als „Gottes Enkelin" (S. Dante's Hölle XI. 98), durch lauten Beifall anerkannt wurde.

Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel.

(Fortſetzung.)

„Von allen äußern Hülfsmitteln gänzlich entblößt, und wie ausgeſtoßene Verbrecher behandelt, gingen wir in dumpfer Verzweiflung auf dem Wege, wo man uns hingewieſen hatte, weiter. Er führte nach dem nahe gelegenen Memel, und einer der Erſten, der uns begegnete, war mein als todt beweinter geliebter Heinrich. Unſer gegenſeitiges Entzücken war grenzenlos, und auch meinen unglücklichen Eltern erſchien der junge Landsmann in dieſem Augenblick als ein hülfreicher Engel. Wirklich hatten wir es Heinrich's Vermittelung zu danken, daß man uns, die ohne Paß oder irgend eine andere Ausweiſung waren, in der fremden Stadt duldete. Er ſelbſt, der auf ſeiner damaligen Flucht unſägliche Mühſeligkeiten und Gefahren beſtanden, war von der Erinnerung an die wochenlang erlittene Todesangſt ſelbſt jetzt noch ſo eingeſchüchtert, daß er aus Furcht, ſeinen Aufenthalt entdeckt und ſich nach Rußland ausgeliefert zu ſehen, keine Nachricht dorthin zu richten wagte. Da er, als der Sohn eines anſehnlichen Leder-Fabrik-Herrn, von der damals außer Rußland noch wenig bekannten Juchten-Bereitung gute Kenntniſſe beſaß, war es ihm gelungen, in der auf königliche Koſten errichteten Fabrik eine Anſtellung zu finden, und redlich theilte er mit uns, was er hatte. Auch mehrere wohlhabende Einwohner dieſer guten Stadt zeigten ihre Theilnahme an unſerm bekannt gewordenen Geſchick auf die thätigſte und liebreichſte Weiſe; dennoch ward meine Mutter bald ein Opfer der erduldeten Leiden und des Grams um ihre in Rußland zurück gebliebenen Kinder. Dieſe waren, wie ſich nachmals ergab, in verſchiedenen Waiſenhäuſern untergebracht, meinen beiden verſtümmelten Brüdern in der Kaſerne Quartier angewieſen, und ihnen, bei Strafe der Deportation nach Sibirien, anbefohlen, ihres Vaters und der übrigen Familie weder mündlich noch ſchriftlich gegen irgend Jemand zu erwähnen.

Als wir die gute Mutter zur Ruhe beſtattet hatten, erklärte mein Vater, daß ihm als ehrloſer Bettler zu leben verhaßter ſey, als der grauſamſte Tod, den man über ihn verhängen könne, daß er auf jede Gefahr nach Rußland zurück gehen, und ſeine Sache ſelbſt vor die Kaiſerin bringen wolle. Heinrich's und meine Bitten und Vorſtellungen waren vergeblich; mit an Wahnwitz ſtreifender Heftigkeit verharrte der unglückliche Greis bei ſeinem einmal gefaßten Vorſatze. Ihn, wie man mir allgemein rieth, gewaltſam zurück zu halten, fehlte mir eben ſo ſehr der Muth, als es mir unmöglich war, ſeinen wankenden Fuß ungeleitet zu laſſen. So ſtand auch mein Entſchluß feſt, und in ärmlicher Tracht verhüllt traten wir unſere beſchwerliche und gefahrvolle Pilgrimſchaft an. Das von Gram gebeugte ehrwürdige Anſehen meines Vaters galt uns überall als Geleitsbrief, und trotz allen Schwierigkeiten, die wir, als ohne Paß Reiſende, beſonders in Rußland zu beſtehen hatten, gelangten wir doch, durch tauſend Beweiſe der Menſchenliebe erhoben und weiter gefördert, glücklich nach Petersburg. Auf welchem Wege aber ſollten wir uns nun der Monarchin nahen? Der unglückliche Ausgang meines früheren Unternehmens nahm mir gänzlich den Muth zu einem ähnlichen, bei dem ich die Sicherheit und das Leben des geliebten Vaters auf die äußerſte Weiſe gefährdet glaubte. Dieſen ſeine Sache ſelbſt führen zu laſſen, war noch weniger rathſam, da,

Digitized by Google

abgeſehn von der Schwierigkeit, vor die Monarchin zu kommen, der alte Mann, eben durch jene unglückliche Verwundung, nur mit leiſer und ſtammelnder Zunge ſprechen, und ein ſchriftliches Geſuch vollends nicht an die Monarchin gelangen konnte, ohne unſern Feinden, die wir mit Recht in dem Kriegs-Präſidenten und dem allgewaltigen Fürſten P** vermutheten, in die Hände zu fallen. So hatten wir mit einer ſteigenden Angſt, von der Polizei aufgeſpürt zu werden, beinahe acht Tage in Petersburg zugebracht: ſchon war faſt all unſer Geld ausgegeben, und nur mit Mühe konnte ich meinen Vater zurück halten, ſeine Sache auf jede Gefahr durch eine Supplik bei dem Staatsrath anhängig zu machen. Da erfüllte Gott in dem Augenblick höchſter Rathloſigkeit mein Gemüth mit einem wunderbaren Hoffnungsſtrahl. In einem an mir vorüber rollenden Wagen erkannte ich den als Naturforſcher berühmten Peter Simon Pallas, der auf ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſe ſich lange in jenen Gegenden Tauriens aufgehalten, in welchen meines Vaters Regiment damals ſtationirt war. Auf einer botaniſchen Streiferei war er zufällig mit dieſem bekannt geworden, und hatte, in unſere Familie eingeführt, mir, als einem muntern und drolligen Mädchen, ſeine beſondere Gunſt geſchenkt, die ich durch das Herbeiholen aller möglichen Wieſen- und Waldblumen zu erhalten auch eifrig bemüht geweſen. Ungeachtet ich in den vielen dazwiſchen liegenden Jahren nie an ihn gedacht hatte, erkannte ich den ehemaligen Gönner doch augenblicklich, und ſogleich ſtand, wie durch unmittelbare Eingebung, auch der Entſchluß feſt, ihm meine Noth zu vertrauen. Da ſich der Name des frühern Freundes meinem Gedächtniß beſſer eingeprägt hatte, als ſein jetzt ſo plötzlich wieder aufgefriſchtes Bild, war es mir nach einigen Tagen geglückt, den angeſehenen Staatsdiener aus zu mitteln. Er bewohnte durch eine kaiſerliche Vergünſtigung damals, während der Sommermonate, ein Paar Zimmer in dem Luſtſchloſſe Petershof, und durch einige Kopeken gelang es mir, in den Garten zu kommen, wo ich, von ſeinem Diener abgewieſen, ihn dennoch zuverläſſig zu ſehen hoffte. Ich hatte mich nicht verrechnet; nach nicht allzu langem Warten ſah ich ihn, in der Begleitung eines ſchönen, etwa 12 bis 14 Jahr alten Knaben, den Hauptgang vom Schloſſe hergewandelt kommen. Mein Muth fühlte ſich durch den Anblick einer Blume, die in Taurien wild wächſt, und damals oft von mir als Morgengruß auf Pallas Zimmer gebracht worden war, mächtig geſtärkt; ohne Umſtände pflückte ich eine davon ab, und trat mit dem dort zu Lande üblichen Gruß den beiden Spaziergängern entgegen. Pallas kannte mich natürlich nicht ſogleich, und als er ſich meiner erinnerte, war, bei aller Herzlichkeit des erſten verwunderten Ausrufs, doch ſogleich eine gewiſſe Verlegenheit ſichtbar, mit welcher er mein unberufenes Andringen bei ſeinem jungen Begleiter zu entſchuldigen bemüht war. Dieſer, welcher mich in lebhafter kindlicher Theilnahme betrachtete, ſagte mit vieler Freundlichkeit zu Pallas, daß er ſich nicht ſolle hindern laſſen, eine ſo weitgereiſte Bekannte nach Herzensluſt zu bewillkommnen, indem er ihm zugleich einen bittenden und bedeutenden Blick zuwarf. Viel zu ſehr mit meinem eigenen Anliegen beſchäftigt, achtete ich darauf wenig; auch die ehrerbietige Aufmerkſamkeit, welche ich von jenem dem jungen Manne erweiſen ſah, machte mich nicht befangen. Vielmehr trat mir das Herz nun erſt recht auf die Lippen, und indem Pallas meine Eröffnung immer auf eine gelegene Zeit zu verweiſen, der junge freundliche Knabe aber mich immer mehr zu ermuntern bemüht war, vollendete ich die ganze betrübte Leidensgeſchichte, indem ich mich endlich ganz und gar an meinen jungen Beſchützer wandte, der meine Befugniß zur Rede ſo tapfer gegen den ablehnenden Pallas verfochten. (Die Fortſetzung folgt.)

A n e k d o t e n.

Als der Profeſſor Vater, in Halle, einen Sohn taufen ließ und ihm den Namen Herrmann gegeben hatte, ſagte eine geiſtreiche Frau von dieſem Knaben: „Er iſt ſchon in der Wiege Christ, Sohn, Herr, Mann und Vater!“

Ein Dieb ging im Dunkeln einem Hauſe vorüber, an welchem eine Schildwache auf ihrem Poſten ſtand. Dieſe rief: „Wer da?“ — Jener antwortete nicht. — „Wer da, Spitzbube?“ rief der Soldat zum zweiten Male. — „Gut Freund!“ antwortete nun der Dieb.

Ein Rathsherr ſtand vor ſeiner Hausthür, als der Arzt des Städtchens eben vorüber ging und folgendes Geſpräch veranlaßte: „Wiſſen Sie ſchon, der Kaufmann L** iſt ſehr ſchlecht!“ — „Das iſt was Altes, der Kerl hat nie was getaugt!“ — „Sie verſtehen mich nicht; ich meine, er iſt ſehr krank, ich muß ihn heut noch ein Paar Mal beſuchen!“ — „Nun, ſo vergebe ihm Gott ſeine ſchweren Sünden; von den Todten ſoll man nichts Uebles reden!“ — „Aber, lieber Freund, noch iſt er ja nicht todt!“ — „Ach, Herr Doktor, wenn Sie ſchon ſo oft zu ihm gehen, gebe ich für ſein Leben keine taube Nuß!“ E. S.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Die Sängerinnen des Königlichen Theaters, die Damen Milder, Seidler und Schulze, ſind zurück gekehrt und bei ihrem Erſcheinen auf der Bühne vom Publikum theilnehmend begrüßt worden. — Im Königsſtädtiſchen Theater wurde die kleine Oper: „Der Gaſthof zum goldenen Löwen“, Muſik von J. v. Seyfried, günſtig aufgenommen; ſie hat anſprechende Einzelheiten und war gerundet in der Ausführung. — Eine andere Neuigkeit dieſer Bühne iſt: „Morgen gewiß!“ romantiſches

Digitized by Google

Idyll. Das Stück entwickelt ſich aus einer ſehr einfachen Handlung und ſpielt hinüber in das Reich der Ahnungen, das man zu Hülfe nehmen muß, um den romantiſchen Schluß ſich glaublicher zu machen. Dazu dienen auch die wohllautenden Verſe und der gut gehaltene Ausdruck in dem Ganzen, das durchweg den Charakter der Schwärmerei, die ſich in Gleichniſſen und poetiſchen Bildern gefällt, feſthält, ſo daß es beſonders auch den Leſern ſich empfehlen wird. Für die Bühne könnten einige Abkürzungen nicht ſchaden. Mad. Sontag und Hr. Wegener haben die Hauptrollen („Anna“ und „Toms“), die hinſichtlich der Deklamation ein bedeutendes Talent fordern, und Beide löſeten ihre Aufgaben geſchickt und mit Wirkung. Auch Demoiſ. Mar. Herold zeigte in den wenigen Reden des „Fiſcherknaben“, daß ſie vorwärts ſchreitet in der Kunſt des Vortrags. Das Stück fand beifällige Aufnahme und giebt den genannten Mitgliedern erwünſchte Gelegenheit, zu zeigen, daß ſie auch ohne Knall-Effekte ſich geltend machen können. —r.

— In Potsdam iſt vor einigen Tagen der Grundſtein zu der für die dortige ruſſiſche Colonie beſtimmten griechiſchen Kirche gelegt worden. Graf Alopäus und ſämmtliche Mitglieder der ruſſiſchen Geſandtſchaft waren bei der feierlichen Handlung zugegen. In jener Colonie ſind jetzt meiſt alle Häuſer fertig; die Ruſſen haben ſich, bis auf Einen, der, aller Anſtrengungen ungeachtet, keine Lebensgefährtin finden konnte, verheirathet; ſie erhalten ihren Hausrath, ſelbſt Vieh. Ob die Leutchen ſehr arbeitſam ſind, werden wir nun erfahren. S.

— Den Verehrern und Freunden des berühmten Componiſten Carl Maria von Weber wird ein vortreffliches, eben erſchienenes Bildniß deſſelben eine werthvolle Gabe ſeyn. Der ſeit lange ſchon in Paris lebende Maler Ph. Fronck — wenn wir nicht irren, ein Berliner — hat ihn gemalt und nach ſeinem Bilde wurde dort ein kräftiger Steindruck angefertigt. Die Aehnlichkeit iſt, um uns des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, ſprechend und zugleich in höchſt angenehmer Belebung, ſo daß der Beſchauer, der Weber perſönlich genauer kannte und es empfindet, was die Kunſt und ſeine Freunde an ihm verloren, bei dem erſten Anblick des Bildes ſich erſchüttert fühlt. Am Rande deſſelben iſt das Fac Simile ſeines Namens. — Gewiß werden Viele mit dieſem Kunſtwerk — unbeſtritten das treueſte Bild Weber's — ſich die Züge des ſo früh Dahingeſchiedenen unvergänglich im Gedächtniß erhalten. *) —*.

Literatur. „Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menſchenleben. Von Dr. Ludwig von Voß.“ (Berlin, 1826, bei C. F. Plahn.) — „Wer ihn — den Herrlichen, perſönlich näher gekannt, wer, wenn er aus der vollen tiefbewegten Seele ſprach, mit ihm gefühlt und ihn lieben gelernt, wird um ſo eher wiſſen, daß er zu den ſeltenen Menſchen gehörte, erzogen am Leben und wahrhaft hervorgegangen aus dem Leben — der wird leicht entſchuldigen, wenn Blücher in ſeiner Seele glorreicher daſteht, als mein Wort ihn dar zu ſtellen vermocht hat“ — So ſchildert L. v. Voß den Mann des Volkes, den Repräſentanten ſeiner Zeit; und wenn man dieſe ſeine eigenen Worte theilweis auf ihn ſelber anwendet, ſo dürfte das vielleicht der beſte einleitende Commentar des vorliegenden Buches ſeyn. Es ſind dieſe „Ahnungen und Lichtblicke“ die Reſultate eines reichen vielbewegten Lebens, durch das ein lichter Geiſt mit klarem Auge und tiefem innigen Gemüth gezogen iſt. That und Erfahrung gehen Hand in Hand mit hellem ſinnigen Beſchauen, und der rothe Faden, der ſich durch das Ganze hindurch zieht, iſt der Geiſt der Liebe. Dieſer und das ahnende Bewußtſeyn des Lebens als eines Einigen iſt es auch, was die einzelnen größeren und kleineren Aufſätze zu einem Ganzen verbindet, ſo daß bei näherer aufmerkſamer Beſchauung nirgend ein einzeln hingeſtellter Gedanke als losgeriſſen erſcheint, ſondern alle im Zuſammenhange erſt die Welt-Anſchauung des Verfaſſers bilden. Liebe thut überall ſich kund, ſelbſt in der Ironie, mit der L. v. Voß alles Niedrige und Gemeine ohne Schonung geißelt, ſtets durchdrungen von der Anſchauung des Höheren und Edleren; ſie zeigt ſich am innigſten und wärmſten da, wo die Rede iſt von dem Verhältniſſe der Welt zu ihrem Schöpfer, und von deſſen Abglanz, der Liebe unter den Geſchaffenen. Mit reicher pſychologiſcher und phyſiologiſcher Kenntniß ausgerüſtet, im ſicheren Beſitz der Kunde von den verſchiedenſten Nationen und ihren Religionen, beſeelt von Ahnungen und Gefühlen, die er ſich immer mehr zu hellerem Bewußtſeyn gebracht hat, weiſt er überall im Geiſtesleben das Durchdrungenſeyn und die lebendige Gegenſeitigkeit mit den Erſcheinungen der Natur nach, und dringt auf das Bewußtwerden dieſer Gegenſeitigkeit, wie auf das Erhellen unſerer Ahnungen. Der Geiſt der Harmonie iſt es, der ſeine Liebe zur Muſik begründet, derſelbe Geiſt, der, das bloße Abſtractum eines Jenſeits vernichtend, das Hier und Dort zu einem ſchönen Ganzen zu verbinden ſtrebt, welches im Auflöſen des Stoffes nur ſeine Verklärung feiert. In all dieſen Bezügen iſt er ſelber kindlich-fromm, ſo daß auf ihn ſein eigenes Wort wieder Anwendung findet: „Man muß jung bleiben mit den Kindern; ſo nur widerſtrebt man der Gewalt der Zeit.“ — Wenn bei dieſen entſchiedenen Vorzügen den Geber einer ſo willkommenen Gabe dennoch mit Recht ein Vorwurf treffen ſoll, ſo iſt es der des nicht immer völligen Durchdrungenſeyns von Idee und Form. Die Fülle des Gemüths führt ihn nicht ſelten ab von der Idee, von welcher er ausgegangen, oder gar über das Prinzip hinaus, das er zum Grunde legt. Die ſcharfe kräftige Zeichnung ſeines Charakteriſirens wird zuweilen hart, und aus dem Aeußeren der Darſtellung blickt manchmal etwas Anderes hervor, als die urſprüngliche Innerlichkeit erheiſcht. Daher trotz ſeiner Klarheit, ſeinem Maaß in Geiſt und Seele, ſeinem Durchdrungenſeyn von Harmonie als Weltprinzip, zuweilen ein Hinüberſtreifen in das Gebiet des ſogenannten Ueberſchwenglichen, mit welchem ihn jedoch Niemand zuſammenſtellen wird, der tiefer in das Innere ſeiner Anſichten geſchaut. Auch darf man damit manches Andere nicht verwechſeln, was bei ſeinem Aufblick zum Unendlichen der übervollen Bruſt entſtrömt. Nur in einer ſolchen Seele iſt das ächte Myſtik; er hat es klar geſchaut, was er voll Ueberzeugung ausſpricht, und es lebt wieder aus ihm heraus in verwandte Gemüther hinein; ſeine Worte ſind die unſichtbare Geiſtesmuſik, die er im innigſten Zuſammenſeyn mit der Natur vernommen. Und ſo wird Mancher, der den Sinnigen begleitet durch das Reich der Töne, in das Echo der Gebirge, durch das ganze Gebiet der Seelenthätigkeit mit ihren geheimſten Bezügen auf die Körperwelt, der mit ihm den Schutzgeiſt der Muſik belauſcht und dem Genius der Liebe in reinem Anerkennen gehuldigt, ſich gemahnt fühlen an das Wort unſeres Dichters.

„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt;
Auf, bade, Schüler, unverdroſſen,
Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!“ H. Stieglitz.

Ein Beamter in Paris kam zu einem Buchhändler, beauftragt, mehrere verbotene Bücher weg zu nehmen. Während der Beſchlagnahme fühlte ſein Herz ſich plötzlich zu der wunderſchönen Comptoir-Demoiſelle hingezogen, mit der er eines der anziehendſten Geſpräche begann, nicht wiſſend, daß ſie Braut ſey. „Mein Herr!“ — ſo unterbrach ihn plötzlich der Buchhändler — „was Sie da ſo eben aus zu forſchen beginnen, gehört auch zu den verbotenen Artikeln; aber darüber ſteht Ihnen gar kein Recht zu; ich bitte alſo, dieſen Artikel unangetaſtet zu laſſen!“ (Pandore.)

*) Die Vereinsbuchhandlung (Berlin, Friedrichsſtraße Nr. 176) hat Exemplare dieſes Bildniſſes zum Verkauf erhalten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 29. September. 155ſtes Blatt.

Hab' ich Dich lieb, was geht's Dich an!

An —— 181*.

Hab' ich Dich lieb, was geht's Dich an!
Wohl mir, daß ich es fühlen kann,
Daß, wie Du gegen mich auch biſt,
So viel an Dir zu lieben iſt.

Wer auch Dein Herz Dir abgewann,
Hab' ich Dich lieb, was geht's Dich an!
Wen Du auch liebſt, es liebt ja Dich
Doch Keiner inniger als ich.

In's Herz gewachſen biſt Du mir,
Geliebt zu bleiben für und für:
Hab' ich Dich lieb, was geht's Dich an!
Thut auch Dein Herz mich in den Bann.

Nicht wahre Lieb' ihr Lieben läßt,
Bleibt, was ihr auch verſagt iſt, feſt;
Sey noch ſo hart, ich trag's als Mann:
Hab' ich Dich lieb, was geht's Dich an!

Karl Schall.

Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel.

(Fortſetzung.)

„Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit vernahm der Jüngling meine Worte; gegen das Ende meiner Erzählung verfinſterten ſich ſeine von dem edelſten Ausdruck belebten Züge, und mit heftig ausbrechendem Unwillen rief er, als ich der ſchmachvollen Behandlung meines Vaters gedachte: „Nein, das iſt nicht wahr! ſo ſehr kann die Kaiſerin nicht hintergangen werden!“ — Von ſeiner Keckheit beleidigt, nahm ich keinen Anſtand, meinem bisherigen edelmüthigen Beſchützer mit ziemlich gereizten Worten die Wahrhaftigkeit meiner ganzen Erzählung zu bekräftigen. Jetzt aber legte ſich Pallas ernſtlich in's Mittel, und dem vor Zorn Erglühenden beipflichtend, gebot er mir mit ſtrengen Worten, mich zu entfernen. Aber der junge Mann hatte ſich ſchnell geſammelt, und mit etwas gebieteriſchem Tone ſprach er: „Das gute Mädchen ſoll hier bleiben, oder noch beſſer, ſie ſoll ihren Vater herholen, damit ich die ſchreckliche Geſchichte aus dem Munde eines Mannes und eines Soldaten höre. Ich erinnere mich recht gut“, fuhr er fort, „dazumal, als Sie meiner Großmutter den Fußfall gethan, von der Geſchichte gehört zu haben, und“ — er unterdrückte ſeine weitere Rede, doch, meine Beſtürzung wahrnehmend, fuhr er liebreich fort: „Ja, gutes Mädchen, ich bin der Großfürſt Alexander, und wollte Dir gern Recht verſchaffen; aber höre, haſt Du Deinen Vater hier?“ Ich ſtotterte mühſam hervor, daß er in Petersburg geblieben, und wegen der Verwundung, welche ihn zum Kriegsdienſt unfähig gemacht, nicht wohl ſprechen könne. — „O, ich will den alten Mann doch wohl verſtehen“, erwiederte der Großfürſt, „und Du ſollſt mich morgen mit ihm in Petersburg beſuchen. Hören Sie, Pallas!“ ſo wandte er ſich nun zu dieſem, „Sie müſſen mir morgen die beiden wackern Leute bringen, je früher je beſſer, ich will ſie von ſechs Uhr an erwarten. Aber mit unſerer heutigen Stunde wird es vorbei ſeyn“, rief er, die Uhr ziehend: „nun, leben Sie wohl, ich verlaſſe mich darauf, Sie morgen ſo bald als möglich in der Geſellſchaft dieſes guten

Digitized by Google

Mädchens und ihres Vaters zu ſehen!“ Er nickte mir freundlich zu, und indem er Pallas mit der Hand winkte, bei mir zu bleiben, rannte er, wie Jemand, der etwas zu veeſäumen meint, dem Schloſſe zu. Ganz verwirrt blickte ich ihm nach, und Pallas mußte es mir ausdrücklich wiederholen, daß ich wirklich mit dem jungen Großfürſten geſprochen habe. Von jenem berühmten Naturforſcher in der Botanik unterrichtet, pflegte Alexander gern die Lehrſtunde in den Garten verlegt zu ſehen, weshalb er eben für ſeinen Lehrer den Aufenthalt in Petershof ausgewirkt hatte, wo man faſt alle Pflanzen der verſchiedenen Himmelsſtriche des weiten ruſſiſchen Reiches heimiſch zu machen verſuchte. So hätte ich Zeit und Ort nicht paſſender wählen können, und obgleich Pallas mir nicht verhehlte, daß der Einfluß und die Fürſprache des Großfürſten von keinem Erfolg ſeyn, ja dem edelmüthigen Jüngling wohl gar noch Ungelegenheiten bringen könne, ſo war ich doch durch deſſen Huld zu ſehr beglückt, um nicht alles Gute an ſeine Verſprechungen zu knüpfen. Der wackere Pallas verſöhnte ſich, als er unſere traurige Geſchichte noch einmal von Anfang bis zu Ende mit Ruhe vernommen, mit meiner Andringlichkeit bald, und verſprach Alles, was in ſeinen Kräften ſtehe, für den alten bedauernswerthen Freund zu thun.

Ob der welterfahrne Mann gleich dabei blieb, daß die Einmiſchung des Großfürſten kein glücklicher Weg zur Ausgleichung unſers böſen Handels ſey, bei dem auf jeden Fall ein ſehr mächtiger Feind die Hand im Spiele habe, ſo war doch die erſte jetzt nicht mehr zu hintertreiben, und ſo wurden wir mit ziemlich niedergeſchlagenen Hoffnungen am andern Morgen bei dem kaiſerlichen Jüngling eingeführt. Sein edelmüthiges und menſchenfreundliches Benehmen aber belebte uns augenblicklich, oder vielmehr die perſönliche Anmuth und Huld, welche dem erhabenen Monarchen von Jugend auf eigen waren, ließen uns für den Augenblick unſere Beſchwerden gänzlich vergeſſen. Er ſelbſt aber erinnerte ſich von ſelbſt jedes geſtern erfahrenen Umſtandes, und wie er zuerſt meinen Vater mit einer Ehrerbietung empfangen hatte, woran der unglückliche Greis den edlen gefühlvollen Jüngling erkannte, ſo zeigte er jetzt bei deſſen Erzählung eine weit über ſeine Jahre gehende Umſicht und Geſetztheit. Als der gute alte Mann in ſeiner unbeholfenen und ſchwerfälligen Sprache geendet, ſtanden Thränen in Alexander's Augen; ſchweigend reichte er mir und meinem Vater die Hand, und raſch an ein entferntes Fenſter tretend, brauchte er einige Minuten, um ſich zu ſammeln. Dann aber wandte er ſich im fröhlichen Jünglingsmuth, mit dem von Güte und Zuverſicht ſrahlenden Geſicht, wieder zu uns. „Lieber unglücklicher Greis“, ſprach er, meinem Vater auf's Neue die Hand ſchüttelnd, „man hat Ihnen ſchweres Unrecht gethan, und den Namen und das Vertrauen meiner guten Großmutter gemißbraucht, gewiß, ſie würde ſich ſehr darüber betrüben, wenn ihr die Geſchichte genau bekannt würde: wir wollen alſo darüber kein weiteres Aufſehen erregen. Glücklicher Weiſe habe ich ſchon meinen eigenen Hofſtaat, und eine Schloßverwalterſtelle iſt ſo eben erledigt: unter der Bedingung, die gehäſſige Geſchichte zu verſchweigen, trage ich Ihnen dieſe Stelle an. Zwar ſind nur tauſend Rubel Gehalt damit verbunden; aber wir wollen Ihre andern Kinder aufſuchen laſſen, und ſie werden fortan im Schloſſe bei Ihnen wohnen. Sie ſelbſt ſollen berechtigt ſeyn, die Uniform ihres Regiments mit allen Ihren Ehrenzeichen nach wie vor zu tragen.“ Gerührt warf ſich mein Vater dem edelmüthigen Prinzen zu Füßen, und zugleich lachend und weinend vor Freude, fragte ich, ob es denn auch wirklich und gewiß ſey, und ob kein Gerichtsſcherge kommen werde, uns über Nacht aus unſerer Wohnung zu reißen. Eine glühende Röthe flammte in dem Geſichte des kaiſerlichen Jünglings auf, und mit ſchmerzlicher Betretenheit fühlte ich, daß ihn meine Aeußerung beleidigt habe. Doch, ſich ſchnell bemeiſternd, ſprach er gütig: „Ich werde Euch Beiden ſogleich hier im Schloſſe Quartier anweiſen laſſen, und hoffe, mein gutes Mädchen, Dich noch heut über die Sicherheit Deines Vaters vollſtändig beruhigen zu können.“ Er klingelte und befahl einem herbei eilenden Kammerdiener, für unſern Aufenthalt und unſere Bewirthung Sorge zu tragen, und ſo waren wir mit einem freundlichen Abſchiedsgruß entlaſſen.

(Der Schluß folgt.)

Aus Voltaire's Briefen.

Geſammelte Fragmente.

(An die Marquiſe du Deffant.) Leſen Sie keine engliſchen Romane; leſen Sie das alte Teſtament. Geht etwas über Josephs Geſchichte? Iſt Daniels Gewandtheit nichts in Ihren Augen, wenn er Suſanna richtet, und die beiden Richter in die Falle lockt? Tobias iſt nicht ſo intereſſant, ſteht aber doch weit über Tom Jones, worin nichts leidlich iſt, als der Barbier (Partridge)??

Wohl dem, der Italieniſch verſteht: er kann ſich einen ganzen Monat lang am Arioſt laben. Das nenn' ich Poeſie, Eleganz, Leichtigkeit, eine von Natur fruchtbare und von der Kunſt kunſtlos geſchmückte Phantaſie, wie ſie keinem Erdenſohn zu Theil geworden iſt. Jeder Roman wird neben ſeinem Roland geſchmacklos, platt und ungenießbar. Nur muß man ihn in keiner Ueberſetzung leſen.

Swift's Mährchen von der Tonne iſt ein Schatz, eine Fundgrube von Witz; er hat in dieſer Gat-

Digitized by Google

tung kein Vorbild gehabt, und wird keinen Nachahmer haben.

Der Herzog von Choiſeul hatte über die Welthändel ſeine eigenen Anſichten. Er war der Meinung, man müſſe über das Hauptthor von Europa die Worte ſchreiben, welche Herr von Menſe über den Eingang ſeines Hauſes geſetzt hatte: „A force d'aller mal, tout va bien.“

Ich erlaube mir zu ſagen, ohne dabei Dieſen oder Jenen bezeichnen zu wollen, daß es ein wenig dreiſt iſt, wenn man ſich das Recht anmaßt, über alle Schriften ſein Urtheil zu fällen: es würde viel beſſer ſeyn, ſtatt deſſen, ſelbſt gute Werke zu liefern.

Voltaire nennt die Jeſuiten la compagnie de Jesus et de Judas.

(An die Marquiſe du Deffant.) Sie haben es befohlen; ich habe Clariſſa geleſen. Ich hatte das Fieber, und hoffte, das Buch ſollte mich abkühlen. Im Gegentheil; es hat nur das Blut entflammt. Stellen Sie ſich vor, ein lebhafter Geiſt wie ich, wird gezwungen, neun Bände zu leſen, worin er nichts findet, als daß Miß Clariſſa einen liederlichen Maſter Lovelace liebt. Ich dachte, während ich las: Wenn alle dieſe Leute deine Bekannten und Verwandten wären, kein Einziger von ihnen würde dich intereſſiren. Richardſon iſt ein kluger Kopf, ein Menſchenkenner; er weiß, daß die Neugierde ein Haupttrieb bei'm Leſen iſt; er verſpricht immer, ſie zu befriedigen, und hält die Leſer von einem Bande zum andern hin, indeß er ſich ſein Buch bezahlen läßt. Endlich, im 10ten Theil, finde ich Clariſſa in einem Freudenhauſe, und das hat mich bis zu Thränen gerührt. ??

Mit Rabelais ſöhne ich mich aus; es thut mir leid, ihn verſchrieen zu haben. Einzelne Capitel leſe ich mit immer neuem Vergnügen wieder. Wenn Rabelais im Zuge iſt, erſcheint er als der Erſte der Spaßmacher; es darf keine zwei Schriftſteller, wie er, in Frankreich geben, aber einer muß ſeyn.

Engländer, Ruſſen, Deutſche ſpotten in meiner Gegenwart über die Franzoſen. Das verdrießt mich. Sie haben Recht, aber ich bin ein Franzoſe und will es nicht leiden. Ich bin wie Jener, der ſeine Frau eine H— ſchilt, aber nicht zugeben wollte, daß ſie von Andern ſo genannt wurde.

Die Engländer ſind die Erſten, welche den Muth gehabt haben, die Mönche und die Vorurtheile über das Meer zu jagen, und ſich von dieſen an der Vernunft nagenden Inſekten zu befreien.

Als Voltaire 1760 die neue Kirche in Fernay mit der bekannten Inſchrift: Deo erexit Voltaire, baute, erſchöpfte man ſich in Muthmaßungen, in Urtheilen, in Spott. Der unheilige V. baut ein heiliges Haus!! — Einer ſeiner Briefe macht uns mit der wahren Urſache bekannt. Er baute die neue Kirche, um die alte abreißen zu laſſen, welche ihm eine ſchöne Ausſicht verſteckte, und ihm die Anpflanzung einer ſchönen Avenue (Vor-Allee) unmöglich machte.

Voltaire ſagt (Jahr 1760, Br. 114): Il est si aisé d'être catholique!

Die Muhamedaner ſind des Glaubens, es ſteige von Zeit zu Zeit ein Engel vom Himmel herab — ein der Wundarzenei kundiger Engel, — und ſuche unter den Gottloſen Einen aus, damit er ihn heile. Während des Schlafes ritze er ihm mit einer Lanzette die Seite auf, nehme das Herz, drücke das Gift daraus und gieße Balſam der Güte an die Stelle. Solche Engel-Wundärzte könnten alle Völker gebrauchen!

Ein Glück, daß die Menſchen leichtſinnig ſind, und von Natur Spiel und Zeitvertreib ſuchen; ein Glück für die Romanenſchreiber, für die Schauſpieler, für die Kartenmacher; ein Glück für die Menſchen, die ſich ſonſt alle Tage hängen würden.

Wann wird man „die ſchöne Büßende“ (la belle pénitente, the Fair penitent, ein engliſches Trauerſpiel), aufführen? Wird Demoiſelle Clairon die Hauptrolle geben? Niemand als ſie kann das abſcheuliche Stück über Waſſer halten. Ich ſchmeichle mir, der Verfaſſer der ſeine Muſter bei den Barbaren ſucht, wird es nicht ſclaviſch treu bearbeitet haben. Wird unſere Bühne eine engliſche, ſo ſinken wir ſo tief, als man nur ſinken kann. Sind wir doch ſchon die Ueberſetzer ihrer Romane geworden. Müſſen wir denn zu Copiſten herab ſteigen? O meine arme Nation! Das Herz blutet mir! —

Chaſtel.

Buntes.

Den Kritikern, die immer mit ihrer Unpartheilichkeit prahlen, weihen wir folgenden Vers eines älteren Dichters:

„Verhüth' es, daß zuviel dein Urtheil uns verſpricht,
Aufrichtig kannſt du ſeyn, doch unparteiiſch nicht!“

Heinrich II von Frankreich, jener ritterliche König, der nur für Turniere lebte, empfing einſt bei einem Durchzuge durch ſein Land, in dem Städtchen St. Jean de Morienne, die ſonderbare Ehre, daß man ihm eine Leibwache von hundert als Bären ausgekleideten Männern gab. Dieſe holten ihn, zu vier und vier marſchirend, aus ſeiner Wohnung ab, führten ihn nach der Kirche, wo er betete, und dann wieder mit ihnen zurück ging. Hierauf empfahlen ſie ſich nach mehreren drolligen Kratzfüßen. Die Verkleidung war übrigens ſehr wohl gerathen.

Man ſtürmt und wüthet ſo ſehr gegen die deutſchen wohlfeilen Taſchen-Ausgaben der vorzüglichſten Dichter und Schriftſteller. Was waren und ſind denn die franzöſiſchen Stereotypen anders, als dergleichen Ausgaben? Und nun vollends Rouſſeau's, Voltaire's und Anderer Werke in einen Band gedrängt, und für 6—8 Franken feil?!

Th. Laurin.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. Unſere Gas-Erleuchtung, wovon ſchon am Geburtstage des Königs eine General-Probe ſtatt gehabt, welche die ganze Stadt in Bewegung ſetzte, iſt ſeit dem 1. September im vollen Gange. Das Licht iſt unbedingt kräftig, und die Flämmchen werfen ihre Strahlen weit und breit um ſich, ſo daß man in einer Entfernung von zwanzig Schritten ein beſchriebenes Blatt mit Bequemlichkeit leſen kann; es iſt aber dennoch nicht Alles ſo, wie wir es uns gedacht haben. Hier und da ſind die Diſtanzen von einer Laterne zur andern noch zu weit entfernt; allmählig wird dem aber ſchon jetzt abgeholfen. Ein noch ſehr großer Uebelſtand iſt der mephitiſche Geruch des Gaſes, der ſich in mehreren Straßen verbreitet; auch dieſem ab zu helfen iſt man thätig beſchäftigt; er dringt aus nicht luftdichten Haupt- und Leitungs-Röhren, und dieſe werden reparirt. Rom iſt nicht in einem Tage gebaut worden, und ſo kann ein ſo weit umfaſſendes Unternehmen auch nicht augenblicklich in ſeiner ganzen Vollendung daſtehen. Iſt erſt Alles in Ordnung, werden wir uns eines ſchönen Lichtes, dem das der früheren Erleuchtung bei weitem nachſtehen muß, zu erfreuen haben. Privat-Perſonen ließen bereits im Innern ihrer Häuſer dieſe Erleuchtung anlegen, dagegen ſieht man mehrere königliche Gebäude, die noch ihre früheren Talg- und Oel-Lampions beibehalten haben. — Eine traurigere Erleuchtung hat unſere Provinzialſtadt Oſterode ſeit kurzer Zeit bereits vier Mal erlebt; dort brannten die Häuſer ſelbſt. Wie allgemein die Vermuthung iſt, daß dieſe ſo ſchnell hintereinander folgenden Feuersbrünſte das Werk boshafter und gewinnſüchtiger Menſchen ſeyn müſſe, geht ſchon daraus hervor, daß von Seiten unſerer königlichen Landdroſtey eine Prämie von 300 Thlrn. demjenigen verſprochen iſt, der den oder die muthmaßlichen Brandſtifter entdecken und anzeigen werde. Sehr treffend ſagte Jemand neuerdings in Beziehung dieſer ſo Schlag auf Schlag hintereinander folgenden Unglücksfälle: „Was doch die gedruckten Liſten der milden Beiträge, die freilich von den edelſten Herzen zeugen, leider aber zu großen Verführungen Anlaß geben, und die treffliche Einrichtung fremder Verſicherungs-Anſtalten für gute Folgen haben?! Seitdem Dieſer oder Jener die Bereitwilligkeit der Geber in allen Blättern gedruckt lieſet und ſpekulirt, wie reichlich (?) er ſeine verlorene Habe erſetzt bekommt, macht ſich wohl Dieſer oder Jener ein kleines Feuerwerk zum Spaß, und bekümmert ſich um den Ernſt ſehr wenig; und ſeitdem auswärtige Verſicherungs-Anſtalten ſogar den Zahnſtocher in der Taſche dem Eigenthümer garantiren, dabei aber ſich und ihren Agenten zuvor die gehörige Garantie leiſten, wechſeln die Leute mit Haus und Mobilien, wie mit der Leibwäſche, und verſchaffen ſich auf dieſe Art alle Quartal, je nachdem es die Mode verlangt, ein neues Häuschen und ein elegantes Ameublement. Unſere ehrlichen Väter hatten mitunter mehr Damaſt, Geld und Geldeswerth in einem Winkel liegen, als jetzt Mancher — Mouſſeline, golddeblechte Bronze und ſonſtigen Flunker in ſeinem ganzen Hauſe hat; und dieſe guten Alten hatten nur ihr Häuschen in einer vaterländiſchen Brandkaſſe aſſekuriren laſſen; darum iſt es auch nicht in Flammen aufgegangen, ſondern nur durch den Zahn der Zeit nach Jahrhunderten niedergegangen.“ Es iſt hier nicht der Ort, dieſen Gegenſtand zu erſchöpfen, darum weiter im Texte. — Zwei Kinder, denen man ein altes verroſtetes Pulverhorn zu ſpielen gab, ſchöpften Waſſer darin und tranken davon; nach wenigen Stunden lagen Beide in Krämpfen und Koliken danieder; das eine Kind ward gerettet, das andere ſtarb ſchon nach ſechs Stunden. Bei der Section fand man des Kindes Magen ganz zerfreſſen. — Einen ſehr herben Verluſt erlitten wir durch den Tod des hier und auch außerhalb ſehr geſchätzten Conrektors unſers Lyceums Hrn. Ernſt Friedrich Wilhelm Boedecker. Am nachſtfolgenden Tage ſeines ſieben und vierzigſten Geburtstages traf, bei'm Beſchneiden eines Stachelbeerbuſches in ſeinem Garten, ein Dorn das Auge. Nachdem alle Hoffnung zur Wiedererlangung ſeiner Sehkraft verſchwunden war, geſellte ſich zu dieſem Uebel noch das Nervenfieber, welches ihn in der Nacht vom 26ſten bis zum 27ſten Auguſt in die Wohnungen des ewigen Friedens führte. Wie ſegensreich er früher als Lehrer in der Staabs-Schule junger Offiziere wirkte, wie bedeutend ſeine Wirkſamkeit bei dem Lyceum war, und in welchem hohen Grade er die Achtung ſeiner Vorgeſetzten und die Liebe ſeiner Schüler genoß, wiſſen Alle, die ihn kannten. Als Schriftſteller und Dichter war er eben ſo ausgezeichnet; ſeine poetiſchen Produkte, namentlich ſeine Maurer-Reden und Geſänge, gehören zu den beſſeren. Eine ſeiner letzten Arbeiten: „Ueber den Glauben und Unſterblichkeit“ betitelt, iſt ein Meiſterwerk. Faſt ſollte man glauben, der Entſchlafene habe ſein nahes Ende prophetiſch darin beſungen. Nachſtehende Strophe hebe ich als eine Probe der ſchönen Dichtung aus:

„Sey denn das Grab auch ſtille,
Und ſchaudervoll ſein Rand.
Einſt hebt die dunkle Hülle
Des großen Meiſters Hand.

D'rum feſt und ohne Wanken
Dem Ziele zugewallt!
Es fallen nur die Schranken
Der irdiſchen Geſtalt.

Doch von den Trümmern ſchwinget
Sich frei der Geiſt empor,
Und Himmelsmorgen dringet
Aus Grabesnacht hervor.

Nur Weisheit ſey im Leben
Uns leitend zugeſellt,
Die unſer Seyn und Streben
Auf rechter Bahn erhält.

Dann wird im Tode Stärke
Der Herr uns auch verleih'n,
Bewußtſeyn guter Werke
Uns Friedensengel ſeyn.

Er lehrt uns Schönheit ſchauen
Dort einſt im ew'gen Licht;
D'rum, Brüder, habt Vertrauen!
Wißt, Geiſter ſterben nicht!“

Wenn der Leichenpomp als letztes Denkmal unſerer Hochachtung und Dankbarkeit den Entſchlafenen frommen kann, ſo ſind den Manen dieſes Unvergeßlichen alle Ehrenbezeugungen der Art geworden. Die geſammte Geiſtlichkeit, mehrere der Magiſtrats-Behörden, 300 bis 400 Schüler des Lyceums, faſt alle Freimaurer, Sänger und Muſiker ſchloſſen ſich dem Leichenzuge an; und eine treffliche Rede ward dem nun verſtummten, ſonſt ſelbſt ſo ausgezeichneten Redner von dem Hrn. Paſtor Sauerwein am Grabe gehalten. Sit tibi terra levis! —

(Der Schluß folgt.)

Die Damen, welche auf dem Lande wohnen, ändern des Morgens drei Mal ihre Toilette. Ganz früh werfen ſie ſich en grand negligé: dies beſteht aus einem Nonnenhäubchen, einem Pudermantel und Maroquin-Pantoffeln. So gehen ſie in's Bad, und von da nach der Pächterei, Meierei, auch ein wenig nach dem Park. Dann folgt die demi-toilette. Sie beſteht in halbgekräuſeltem Haar, einer Blonden- oder Tüllhaube, einer Blouſe von gedrucktem Jaconnet und einem mouſſelinenen Tuch über den Hals. So wird das déjeuner eingenommen. Dann erſt folgt die große Toilette, welche dem Diner voran geht. (Pandore.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 30. September. 156ſtes Blatt.

Kaiſer Alexander's Todtenfeier in Memel.

(Schluß.)

„Die Befehle des Großfürſten wurden mit pünktlichem Eifer vollzogen, und der wackere Pallas wünſchte uns zu dieſer frohen Veränderung Glück, obgleich man es ihm anſah, daß er noch manche Bedenklichkeit hegte, die auch unſer Gemüth wieder ergriff; doch ſollte dieſe letzte Angſt wenigſtens nicht lange währen. Gegen drei Uhr Nachmittags hörten wir Jemand im leichten Sprunge die Treppe herauf kommen, eilfertig öffnete ſich die Thür unſers Gemachs, und der junge Großfürſt ſtand, im vollſtändigſten Galla-Anzuge, wie er eben von der Cour gekommen, vor uns. Von ſeiner Stirn leuchtete die Freude über das Gelingen einer guten That, vermiſcht mit dem kindlichen Ausdruck der Genugthuung über die eigene geſcheidte Vollführung. Mit allem Feuer eines lebhaften Knaben faßte er mich bei der Hand und fragte: „Nun, hab' ich diesmal meine Sache gut und klug gemacht? Auf der Cour nämlich“, begann er jetzt zutraulich zu erzählen, „wurde ich des Herrn Kriegs-Präſidenten nicht ſobald anſichtig, als ich auch zu ihm und den Fürſten P** heran trat. Höflich bat ich die Herren um eine Gunſt, worauf wir uns eine Weile mit verbindlichen Redensarten aufhielten. Sie behaupteten, daß ich frei über ſie befehlen könne, ich aber blieb dabei, daß ich, als ein unmündiger Großfürſt, von den Freunden meiner erhabenen Großmutter durchaus nur zu bitten habe. Nun hätten ſie gern mein Begehren gewußt, ich aber hielt weislich damit zurück, bis die verlegenen Herren mir endlich ihr Ehrenwort gegeben hatten, meinem Geſuche zu willfahren. Nun ſo bitte ich Sie denn, ſagte ich, ihnen feſt in's Auge ſehend, für die Sicherheit des unglücklichen Hauptmann Sutew, der ſich von heute an in meinen Dienſten befindet, zu ſorgen. Wäre ich, Ihr guten Leute, nicht ſchon vorher von der Wahrhaftigkeit Eurer Ausſage verſichert geweſen, ſo würden die von Schreck und Beſchämung gefärbten Geſichter der beiden Männer als Zeugen für Euch geſprochen haben. Ich ging von ihnen, ohne ihre Entgegnung ab zu warten: aber beim Aufbruch erinnerte ich ſie ernſthaft nochmals an ihr gegebenes Ehrenwort, indem ich hinzu fügte: übrigens, meine Herren, ſeyn Sie ruhig. Sie wiſſen ja, ich bin noch unmündig“ — Wir hatten bei dieſer Erzählung kaum zu athmen gewagt, und konnten, nachdem der edle Prinz uns verlaſſen, uns nur mit Zittern freuen. Diesmal aber lähmte Furcht oder Scham wirklich die Rache unſerer Verfolger, und dem menſchenfreundlichen Herzen Alexander's war nicht eher Genüge geſchehen, bis er das meinem Vater gegebene Verſprechen völlig erfüllt ſah. Meine beiden invaliden Brüder wurden nach Petersburg entboten, die übrigen Geſchwiſter gleichfalls in verſchiedenen Waiſenhäuſern aufgefunden und durften insgeſammt bei dem Vater wohnen.

Da ich die Meinigen ſo gut aufgehoben und verſorgt ſah, konnte ich den dringenden Bitten meines geliebten Heinrichs, endlich die Seine zu werden, nicht länger widerſtehen. Von den beſten Segenswünſchen

meines Vaters begleitet, machte ich mich diesmal mit leichtem Herzen auf den Weg nach Memel, und auch unſer huldvoller Gebieter, der junge Großfürſt, gab mir einen freundlichen Glückwunſch in die neue Heimath mit. Ja, nicht zufrieden, meinen Vater durch ſeine Großmuth gerettet zu haben, raſtete er, als ihm bei dieſer Gelegenheit meine Geſchichte kund ward, nicht eher, als bis für Heinrich der Regiments-Abſchied ausgewirkt war. Mein Vater mußte ihn mir zu der Taufe meines älteſten Sohnes als ein Pathengeſchenk des Großfürſten überſchicken, und mich und meinen nunmehrigen Gatten auch in deſſen Namen einladen, jetzt in das Vaterland zurück zu kehren, oder ihn wenigſtens in Petersburg zu beſuchen. Aber auf Heinrichs Gemüth hatte das erlittene Unrecht einen zu tiefen Eindruck gemacht, als daß er zu bewegen geweſen wäre, Rußland je wieder, wenn auch nur als Gaſt, zu betreten. Selbſt als Alexander den Thron beſtiegen, und man meinem Mann bei der Erhebung der väterlichen Erbſchaft viel Schwierigkeiten machte, die ſeine perſönliche Gegenwart gewiß leicht zu beſeitigen im Stande geweſen, konnte er ſich nicht dazu entſchließen. Indeſſen war auch mein guter Vater zur Ruhe gegangen, meine Geſchwiſter waren, größtentheils durch die Gnade unſers großmüthigen Beſchützers, verſorgt, aber doch weit aus dem täglichen Geſichtskreiſe des Kaiſers gerückt; wie hätte ich mir einbilden können, daß der erhabene Monarch ſich meiner und meiner kleinlichen Verhältniſſe erinnern ſolle? Dennoch war er auf ſeiner erſten Durchreiſe kaum in Memel eingetroffen, als er ſich bei den ihm aufwartenden Behörden der Stadt ſogleich nach meinem Manne und mir erkundigte. Noch ehe wir, davon unterrichtet, uns zu ſeinen Füßen werfen konnten, war er uns ſchon zuvor gekommen. „Da meine liebe Freundin mich denn durchaus nicht beſuchen will, hab' ich mich ſchon ſelbſt zu ihr auf den Weg machen müſſen!“ ſprach er mit jener, alle Herzen aufſchließenden Milde. Er erzählte mir darauf von meinem verſtorbenen Vater und von meinen Geſchwiſtern, und fragte mit der gütigſten Umſtändlichkeit nach unſerer häuslichen Lage und dem Geſchäft meines Mannes. Wir wagten es, über die Schwierigkeiten zu klagen, welche uns die ruſſiſche Regierung bei der Verabfolgung jener, Heinrich zugefallenen Erbſchaftsgelder mache. Lächelnd erwiederte der Kaiſer: „Freilich ſollte ich Euch ſelbſt ſchicken, Euer Geld aus dem Lande zu holen, aber ich bin ſchon gewohnt, die Briefe meiner guten Freunde zu tragen, und will ſehen, was ich auch diesmal thun kann.“ In wenigen Monaten wurden uns wirklich die einbehaltenen Summen koſtenfrei übermacht, und bei ſeiner Rückkehr fragte mich der Kaiſer: ob es auch geſchehen ſey. Ja, ſo oft der große Monarch in der Folge durch Memel kam, hab' ich jedesmal die Gnade gehabt, ihn zu ſprechen; er hat meine Kinder geküßt und bei der Erzählung von dem Tode meines lieben ſeligen Mannes Thränen vergoſſen.“

Die würdige Frau ſtrebte nicht länger, ihre eigenen Thränen zurück zu halten, und wir Alle ehrten ſchweigend ihren gerechten Schmerz. Da wandte ſich mein junger Reiſegefährte zu jener vorerwähnten muntern Tochter des Hauſes, und ſprach mit ſcherzendem Uebergang: „Nun gewiß, ich glaube, in dem weiten Umfang des ruſſiſchen Reichs wird dem hochſeligen Kaiſer nirgends eine andächtigere Todtenfeier gehalten, als hier in der preußiſchen Grenzſtadt!“ — Doch mit leuchtenden Augen verſicherte die Mutter, daß ihre Liebe und Verehrung, ſo wie ihre Trauer, gewiß von Allen getheilt werde, die ſe das Glück gehabt, in die perſönliche Nähe des erhabenen Monarchen zu kommen, und indem ſie uns mehrere Züge aus ſeinem früheren häuslichen Leben mittheilte, unterhielt ſie uns auf die angenehmſte Weiſe und erleichterte zugleich ihren Kummer. E. Karoli.

Engliſches See-Recht.

Holberg erzählt in ſeinen moraliſchen Gedanken und Abhandlungen ein Ereigniß, welches ſich in einem Seekriege zwiſchen Dänemark und Schweden zugetragen hat. Eine jütländiſche Barke begegnet einem ſchwediſchen Schiffe, welches dem Sinken nahe iſt. Das Schiff giebt Nothſignale: die Barke kommt in der Abſicht heran, die Mannſchaft zu retten, findet ſie aber doppelt ſo ſtark, als die eigene Equipage, faltet die Hände und ruft den Schweden zu: „Gehet unter, in Gottes Namen!“ Die Handlung iſt unmoraliſch, aber politiſch. Was war zu fürchten? Daß die gerettete Mannſchaft ſich der ſchwächern Equipage bemächtigt, und ſie nebſt der Barke nach Schweden übergeführt haben könnte? — Iſt aber eine ſolche Vermuthung möglich? Hört der Feind in der Noth nicht auf, Feind zu ſeyn? Sind in einem Fall dieſer Art Jütländer und Schweden noch ſonſt etwas, als Menſchen? Leider ja, und hier die Beſtätigung. — Im amerikaniſchen Kriege iſt die engliſche Fregatte Aurora im Begriff zu ſinken. Sie thut Nothſchüſſe. Ein mit franzöſiſchen Waaren beladenes Kauffahrteiſchiff aus Bordeaux ſegelt heran. Die Engländer flehen um Hülfe. Ohne Bedenken nimmt man ſie auf, und da der Schiffsraum nur klein iſt, wird die Hälfte der Ladung über Bord geworfen. Das Schiff landet in dem nächſten engliſchen Hafen, obſchon es für Hamburg befrachtet iſt: es wird angehalten, die Weine werden als feindliches Gut confiszirt: von der Mannſchaft wird, was früher die Waffen getragen, zu Kriegsgefangenen gemacht; die verſäumte Zeit wurde berechnet, taxirt, dem Schiffer erſetzt, aber ſein Schiff für eine gute Priſe

erklärt. So lautete die Entſcheidung der engliſchen Admiralität. Sie überließ es ihren geretteten Landsleuten, ob ſie etwas zur Schadloshaltung beitragen wollten, oder nicht. Die Verhandlung ſteht in zwei engliſchen Bänden, welche eine Sammlung der Beſchlüſſe und Entſcheidungen des Admiralitäts-Gerichts von London enthalten. Es hieß: Die Regierung handle nach den allgemeinen Regeln des See-Codex; dieſen Regeln zufolge ſey das franzöſiſche Schiff eine gute Priſe, weil der Capitain die Möglichkeit der Folgen ſeiner moraliſch guten Handlung nicht vorausgeſehen und ſich freiwillig in Gefahr begeben habe. Chaſtel.

Allerlei.

In einer Abhandlung über die ſpaniſchen Theater, welche in der Akademie zu Madrid von einem ihrer Mitglieder, Dom Blas, Anton Naſſarre y Ferriz (geſt. 1751) geleſen worden iſt, heißt es: „Die Spanier haben mehr vollkommene und regelmäßige Schauſpiele als die Franzoſen, Italiener und Engländer.“ — Unter Andern haben ſie ein Trauerſpiel in neun und zwanzig Handlungen (Akten), unter dem Titel: „Tragédie de Politien, dans laquelle on traite des amours malheureux de Politien et de Philumene, causés par l'industrie de Claudine, vieille diabolique, mère de Parmenon et gouvernante de Célestine.“ Die Tragödie iſt vom Jahr 1547.

Der heilige Xaverius, als Miſſionair und Wunderthäter gleich berühmt, kam 1542 nach Japan, und predigte das Chriſtenthum mit ſeinen ſieben Gehülfen. Er beſtätigte ſeine Lehre mit Wundern an Menſchen und Thieren (unter Andern an einem Krebſe), und widerlegte die Zweifler und Feinde des Glaubens mit der That. Einem japaniſchen Götzenprieſter ſtopfte er den Mund mit zwei Worten, und einem argumentum ad hominem. „Mein Freund“, ſprach er zu ihm, „Gott erhalte Dir den Mund!“ denn ſchon war ihm, durch ein Wunder des Heiligen, die Zunge mit Krebsſchaden belegt, ſprachlos und unbrauchbar geworden.

Der engliſche Dichter John Harrington (der zu Ende des ſechszehnten und im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte) befand ſich in einem Gaſthauſe zu Bath und bemerkte, daß ein hübſches Mädchen bei Tiſche ihn aufmerkſamer bediente, als die Andern, die ihm in Rang und Reichthum voran ſtanden. Er fragte endlich um die Urſache und das Mädchen antwortete: „Ich weiß, daß Ihr ein geiſtvoller Mann ſeyd und eine ſpitze Feder führt; nun möchte ich mich ferner an Eurem Witz erfreuen, deshalb bemühe ich mich um Euch, damit Ihr nicht Gelegenheit findet, an mir dieſen Witz zu üben.“ — Die Antwort gefiel unſerm Harrington; er bekümmerte ſich weiter um die Dirne, fand, daß ſie ungemein viel natürlichen Verſtand hatte und — heirathete ſie. Ed. Rolle.

Der Widerſpruch.

Sie.

Hörſt du, wie im jungen Jahre
Sich der Kuckuk ſelber preiſt?
Daß es alle Welt erfahre,
Wie er, Kuckuk, Kuckuk heißt.

Er.

Nun, man weiß es wohl zu deuten!
In ſich ſelbſt iſt er verliebt,
Wie es auch wohl unter Leuten
Alle Tage ſich begiebt.

Sie.

Jeder hält ſich für den Beſten!
Das iſt ſchon ein altes Wort:
Aber nicht? Bei unſern Feſten
Bleibt die Eigenliebe fort?

Er.

Möglich iſt, daß du gewinneſt;
Doch ich glaube nicht daran:
Wenn ich weiß, daß du mich minneſt,
Bet' ich erſt mich ſelber an.

Sie.

Und ich möchte mich vergöttern,
Wenn du ſchwörſt, daß du mich liebſt;
Selbſt geſell' ich mich den Spöttern,
Wenn du, Falſcher, mich betrübſt.

Er.

Siehſt du nun, daß Eigenliebe
Durch die Liebe nur gewinnt?
Weil ich mich je höher liebe,
Als dein Herz mich höher minnt.

Sie.

Und doch, Theuerſter, mein Leben,
Ohne dich, was frommt es mir?
Tauſendmal dahin gegeben
Hätt' ich's um ein Wort von dir.

Er.

Und ich müßte mich verachten,
Wenn du nicht die Meine wärſt:
Möge mich der Tod umnachten,
Wenn du je dich von mir kehrſt.

Sie.

Und doch ſagſt du, mehr als billig
Trügen wir der Selbſtſucht Joch:
Eigenliebig, eigenwillig,
Mehr als jener Vogel noch?

Er.

Wie wir hin und her uns wenden:
Widerſpruch iſt's ſicherlich;
Denn ich trüge mich auf Händen
Und doch nur durch dich, durch dich.

Sie.

Und ſo mag auf alle Zeiten
Dieſer Widerſpruch beſteh'n:
Wollt ihn frevelnd wer beſeiten,
Wär' es nicht um uns geſcheh'n?

Er.

Daß er nimmer von uns weiche!
Wandeln laßt uns ſeine Spur!
Widerſpruch der Widerſprüche:
Eins im Andern liebt ſich nur.

K. Simrock.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hannover. (Schluß.) Ein Kunſtprodukt, welches in dieſen Tagen hier angelangt und allgemeines Intereſſe erregt, iſt ein von den Gebrüdern Riepenhauſen angefertigtes ſehr ſchönes Oelgemälde. Dieſe Künſtler, aus Göttingen gebürtig, befinden ſich jetzt auf Koſten unſerer Regierung in Rom und haben von dorther das ſchöngelungene Werk uns überſchickt. Daſſelbe, 23½ Fuß breit und 14 Fuß hoch, ſtellt die Vertreibung der rebelliſchen Römer durch Heinrich den Löwen, der dem Kaiſer Friedrich Barbaroſſa und dem Papſte Hadrian IV vor der Peterskirche zu Hülfe geeilt war, vor. Die Künſtler haben den Moment gewählt, wie eben Herzog Heinrich ſiegreich die Macht der Rebellen gebrochen, ſeine Krieger den fliehenden Feind verfolgen und nur noch einige wenige Anführer den Kampf der Verzweiflung fort zu ſetzen ſich beſtreben, deren Ohnmacht aber ſchon ſichtbar wird. Dicht vor der Peterskirche (dieſe genau ſo dargeſtellt, wie ſie damals mit ihrem Porticus und ihren Maſſiv-Arbeiten in der Façade in ihrem alten Glanze prangte) ſitzt der Kaiſer, eben mit dem Papſte im größten Pomp von der Krönungs-Ceremonie gekommen, zu Pferde, im kaiſerlichen Ornate und mit der Kaiſerkrone auf dem Haupte, und ſcheint ungeduldig, nicht ſelbſt den Kampf beſtehen zu können, zu welchem zwei Knappen Helm und Schwerdt ihm zu reichen ſich bemühen. Ueber ihm ragt der kaiſerliche Adler hervor, und das Banner des Herzogthums Schwaben vereinigt ſeine treuen Schwaben, die den ungleichen Kampf bisher ſo tapfer beſtanden hatten, und von denen man einige edle Krieger erſchlagen hingeſtreckt auf dem Schlachtfelde erblickt. — Otto von Wittelsbach, der treue Freund Kaiſer Friedrichs, ſtets ſein Kampfgenoſſe, iſt ihm zur Linken; er ſcheint die Gefallenen zu bedauern und die noch Fechtenden ermuthigen zu wollen. Rechts vom Kaiſer ſieht der ehrwürdige Papſt, zu Pferde, mit der Tiara geſchmückt, von Cardinälen und ſeinem Crucifero begleitet, dem Kampf mit Würde und Bedauern zu. Dieſe Gruppe iſt beſonders gut componirt. Etwas vorwärts rechts ſteht der ſiegreiche Herzog Heinrich allein, hoch erhaben, zu Fuß, nachdem er die Feinde überwunden, wie ein Kriegsgott, und erwartet mit funkelnden Augen in der ſiegendſten Stellung das ohnmächtige Beſtreben eines herannahenden Römers, der noch einmal einen Streich zu beſtehen ſich unterwindet. Gefallene Römer, ſo wie weggeworfene Schilder und Waffen der fliehenden Römer, die das Schlachtfeld bedecken, bezeichnen das verlorne Gefecht. Das Banner der Sachſen flattert hinter Heinrich dem Löwen und deutet auf die von ihm herbei geführte Hülfe; mehrere ſeiner Mannen unter dem Banner von Holſtein und der Obotriten, die ihm als ihrem Herzog gehorchten, beginnen die Verfolgung, zu denen ſich der tapfere Dalberg geſellt hat, der an ſeinem Schilde, mit dem Dalbergſchen Kreuze bezeichnet, kenntlich iſt. — Im Hintergrunde ſieht man den Obelisk der Peterskirche, damals noch auf der Spina des Circus des Nero — da, wo jetzt die Sacriſtei der Peterskirche ſteht — aufgerichtet; dann das Pantheon, das Lateiner-Gebirge, den Lauf des Tiber, die Engelsburg mit der Engelsbrücke in dem Stande, wie beide ſich damals befanden, und die Stadt Rom, wie alte Abbildungen ſie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte darſtellten. — Eine hiſtoriſche Erläuterung dieſes Gemäldes, von F. v. Reden abgefaßt, iſt in der Hahnſchen Hofbuchhandlung erſchienen. Georg Harrys.

Als der vorige Papſt im Jahr 1804 das Pariſer Muſeum beſah, ſuchte Hr. Denon (der Direktor deſſelben) ihn durch allerlei Umſchweife vom Eintritt in denjenigen Saal ab zu halten, welcher die aus Rom geraubten Kunſtſchätze enthielt. — „Ich verſtehe Sie ſehr wohl!“ — ſagte der heilige Vater — „wozu aber das? Der Sieg führte einſt jene Kunſtſchätze nach Rom, der Sieg hat ſie jetzt nach Paris geführt! Wer kennt den Willen des Verhängniſſes, um zu wiſſen, wo ſie nach einigen Jahren ſich befinden werden?“ — Und er hatte wahr geredet; denn das Verhängniß war ſo fest, zehn Jahre ſpäter den Sieg, in der Perſon des Feldmarſchalls Blücher, an der Spitze von 500000 Mann, nach Paris zu führen, und alle Kunſtſchätze kehrten wieder in ihre Heimath zurück! (Corsaire.)

Londoner Charlatanerieen. Ein Reiſender, der im Juli dieſes Jahres London beſuchte, erzählt, daß damals eine Anzeige von drei Fuß hohen Buchſtaben die Worte enthielt: „Letzte Lotterie, gezogen den 18. Juli!“ Ein grobgezeichneter Mannskopf daneben weint, indem er jene Worte ausſpricht, und fügt folgende Anpreiſungen hinzu: „Dieſe Lotterie enthält ſechs Gewinne von 30,000 Pfund Sterling!! Jeder Leſer wird ermahnt, ja dieſe Gelegenheit nicht vorbei zu laſſen, wenn nicht Frau, Kinder und Nachkommen ihm ewige Vorwürfe über ihr verabſäumtes Glück nachſenden ſollen!!“ — Eine zweite Charlatanerie war folgende: Drei engliſche Soldaten ſtehen am Ufer des Ganges. Der Eine öffnet ſo eben zwei große Börſen voll Rupien und Fanons; ein Zweiter betrachtet ein treffliches Perlen-Halsband und der Dritte rollt ein Packet der koſtbarſten Stoffe wohlgefällig auseinander. „Alles“ — ſo verheißt die Unterſchrift —, „iſt ein Theil von der im Kriege gegen die Birmanen gemachten Beute!“ — Dieſen Schmeichel-Lockungen läßt die indiſche Compagnie dann eine dringende Aufforderung zu Erſtellung einer Anzahl Artilleriſten folgen, welche Alle ähnliche Beute erwartet! (Journ. d. Par.)

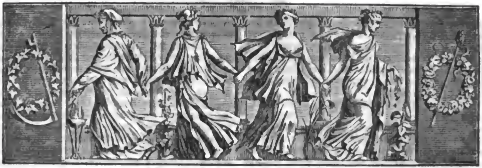
Die ältliche Gräfin ** zu Paris, die noch gern jung ſeyn möchte, auch ſehr ſtolz auf ihren Stand iſt, hatte, um ihr Anſehen recht offenbar glänzen zu laſſen, ihr Wappen auf die Schürzentaſchen ihrer hübſchen und wohlerzogenen Soubrette malen laſſen, und damit nun Jeder es ſchaue und bewundere, ließ ſie die Soubrette, ſo oft Jemand kam, eintreten und ſich irgend einen Dienſt von ihr erweiſen. Die Reihe traf ſehr bald auch ihren Anbeter — wenigſtens den Anbeter ihres Reichthums — der nun vor allem Andern den Umfang ihrer Ahnenſchaft kennen lernen mußte. „Sehen Sie“ — ſagte ſie, die Soubrette herbei ziehend — „dieſes Feld hier rührt z. B. vom Fürſten —“ — in dem Augenblick ſtockte ihr der Name im Munde, denn ſie griff plötzlich nach einem Papier, das zufällig aus der Taſche der Soubrette fiel — es waren die Schriftzüge des Chevaliers, der bei dem Anblick ſeines Verräthers nicht wußte, wohin er den Blick wenden ſollte. „Die Verehrung Ihrer Gebieterin, mein ſchönes Kind!“ — ſo ſchrieb der treuloſe Anbeter — „langweilt mich zum Sterben. Um in beſcheidener Stille mit einander glücklich zu ſeyn, habe ich auch ohne den gräflichen Reichthum genug. Kommen Sie, laſſen Sie uns auf mein Gütchen gehen, und dort das Band feſter knüpfen, das zu zerreißen die albernen Ziereleien Ihrer Gräfin ein wenig zu ohnmächtig ſind.“ — Man kann denken, wie raſch dagegen das alte Liebesband zwiſchen Chevalier und Gräfin zerriß! (Corsaire.)

Frau von Genlis rühmt ſich irgendwo in ihren Schriften, auch ſehr muſikaliſch zu ſeyn. Als Jemand dies in einer Geſellſchaft erwähnen hörte, bemerkte er: „Ich erinnere mich, daß Frau von Genlis auch einmal erzählt: „ſie habe in London mit dem Vortrage ihrer franzöſiſchen Verſe manches engliſchen Zirkels Bewunderung eingeerndtet.“ Ich wünſche daher, daß ſie zu ihrer Muſik ſtets eben ſo taube Ohren finden möge!“ (Corsaire.)

Als vor einiger Zeit die beiden Verbrecher Mills und Gardiner in Glocester (England) für begangenen Mord hingerichtet wurden, waren des Einen beide Eltern bei der Strangulation zugegen, und geſtanden ohne Rückhalt: „ſie fänden die Strafe ganz gerecht und ſchämten ſich derſelben gar nicht!“ (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 2. Oktober. 157ſtes Blatt.

Die Einnahme von Conſtantinopel durch Mahomet II.

Aus des Saad-uddin-effendi Annalen. *)

„Die Jahreszeit der Schneegeſtöber, des Froſtes und der Reife war vorüber; der liebliche Frühling war ihr gefolgt und hatte bereits die Felder herrlich geſchmückt. Die Roſe, ähnlich der lachenden Schönheit, ließ ihre Reize bald und bald ſchon erkennen; die verliebte Nachtigall begann ihre Klagen hören zu laſſen. Die Erde, mit einem grünen Teppich überzogen, ſchien die Legionen des rechtsliebenden Mahomet zu erwarten. Bald erhoben ſich mitten auf grünenden Wieſen die muſelmänniſchen Zelte; die Hügel und Thäler wurden mit der Gegenwart der Truppen des Glaubens beehrt.“ Der Sultan hielt Rath, und traf weiſe Maaßregeln, um in ſeiner neuen Unternehmung den Weg des Gelingens zu finden. — Nachdem die nöthigen Vorkehrungen getroffen, machte er ſich auf den Weg, Gottes Beiſtand erflehend. Kanonen, von denen jede eine Feſtung hätte vernichten, und Wälle dem Erdboden gleich machen können, wurden auf ihre Laffeten gelegt, und folgten dem ſiegreichen Heere. — Der Monarch der Welt hielt Heerſchau über ſeine zahlreichen Legionen, wo man die Beamten des Reichs, die Zierden der Stände, die Weſſire, eben ſo weiſe wie Aſſaf, **) und deren Wuchs der Cypreſſe an Majeſtät gleich kam, bemerkte. Er war entzückt über ihre gute Haltung, und über den Glanz der vergoldeten Knöpfe ſeiner Fahnen und ſeiner Standarten, und dankte dem Schöpfer dafür inbrünſtig. Darauf wendete er ſich zu dieſen furchtbaren Löwen, die ſich vom Blute nähren, zu jenen wüthenden Tigern, die nur Rache athmen, und ſagte ihnen: „daß das in den Worten des Koran: kämpfet für die Bahn Gottes *) enthaltene Gebot ein Befehl ſey, dem ſie gehorchen müßten.“ Er ſetzte ihnen die ganze Wichtigkeit der göttlichen Verheißungen aus einander, die man in den Verſen dieſes heiligen Buches, welche von dem Kriege gegen die Ungläubigen handeln, lieſt; darauf machte er ihnen klar, daß die Vereinigung der Stadt Conſtantinopel mit den Beſitzungen der Unitarier allein den Frieden herbei führen und die Religion befeſtigen könne. Er fügte hinzu, der Prophet habe, wie gewiſſe Sagen berichteten, verheißen, daß ſein Volk ſich dieſer geräumigen Stadt, dieſes wohlbefeſtigten Platzes bemächtigen, und daß ſie der Aufenthalt der Muſelmänner und die Reſidenz der Unitarier werden würde; **) und nachdem er ſeinen Kriegern den Geſchmack des Honigs des Märtyrthums eingeflößt hatte, lenkte er die Zügel des Renners ſeines Glücks gen Conſtantinopel.

Den alten Gebräuchen gemäß folgten die Ulemas, die Scheiks und die Abkömmlinge des Propheten einige

*) S. „Journal asiatique“ No. 48.

**) Nach den Orientalen war Aſſaf Salomo's erſter Miniſter. Er iſt bei ihnen ſeiner Weisheit wegen berühmt.

*) Sure 5. V. 39.

**) Solack-ſadeh giebt den Text dieſer Sage: „Wahrlich, Conſtantinopel wird von einem erhabenen Heere, unter den Befehlen eines erhabenen Feldherrn erobert werden.“

Digitized by Google

Zeit dem ſiegreichen Choſroes, für den glücklichen Erfolg ſeiner Waffen betend. Eine Menge reiner Geiſter begleiteten dieſe kriegsluſtigen Truppen, Legionen der Geiſterwelt dienten ihnen zur Avantgarde, und die Beſchauer Al-ſchems-eddin und Al-bik-bade gingen neben den Cohorten des Sieges, um den Beiſtand des allgütigen Weſens zu erflehen.

Eines Morgens, als das Strahlenheer der Sonne hervor brach, um ſich der Veſte der Finſterniß zu bemächtigen, langte die ſiegreiche Avantgarde des großen Schach vor den Mauern Conſtantinopels an. Gleich wie ein uferloſes Meer, und wie ein reißender Strom, drang das kaiſerliche Heer bald immer weiter vor, und belagerte die Stadt von der Landſeite. — Bei der Nachricht von Mahomets ausdrücklicher Abſicht hatte der unglückliche griechiſche Kaiſer alle zur Aushaltung der Belagerung nothwendigen Vorkehrungen getroffen, und ſeine ganze Sorgfalt darauf verwendet, die Wälle ausbeſſern und befeſtigen zu laſſen; allein wohl einſehend, daß dieſem Fürſten, der eben ſo glücklich wie Feridun, dieſem Helden, der den hochfliegenden Falken des Glücks gezähmt hatte, ſich widerſetzen zu wollen, dem ſchwachen Sperlinge nachahmen hieße, der einem mächtigen Raubvogel zu widerſtreben verſuchte; überdies wohl wiſſend, daß der Wunſch, den er hegte, unabhängig zu ſeyn, die Urſach ſeines Zwieſpalts mit dem muſelmänniſchen Kaiſer war, ſchickte er an den Hof des Glücks und des Ruhms einen Geſandten, mit der Erklärung ſeiner Unterwerfung, indem er Mahomet die Plätze rund um Conſtantinopel mit allen ihren Beſitzungen darböte, nur ſolle der Monarch geruhen, ihm die Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerreiches zu laſſen; er wolle das Schickſal der übrigen ungläubigen Fürſten theilen, welche tributspflichtig ſeyen, und verhieße jährlich den Tribut, der ihm auferlegt würde, zu ſchicken. — Der billige Sultan verachtete die Rede des Abgeſandten, und mit den Worten: Islam oder Kampf, beauftragte er ihn, ſeinen Gebieter zur Uebergabe der Stadt auf zu fordern. — Verzweiflungsvoll ſammelte nun der griechiſche Kaiſer alle ſeine Streitkräfte, in der Hoffnung, mit Musketenſchüſſen und Bomben die Reihen der Krieger des Glaubens zu vernichten, und ſie mit Granaten voll Naphta zu verbrennen.

Die Belagerer und die Belagerten ſetzten ihre Arbeiten fort; ſie waren von der Morgenröthe an, bis die Sonne, dieſer goldgeflügelte Vogel, ſich nicht mehr auf der Terraſſe des Horizonts zeigte, unter den Waffen. Endlich ſtellten die Muſelmänner ihre Kanonen ſchicklich auf, und erbauten ihre Verſchanzungen. Den Azebs und den Janitſcharen vertraute der Sultan dies Amt an. — Bald waren Conſtantinopels Thore und Wälle, gleichwie das Herz eines unglücklichen Liebhabers, an tauſend Stellen durchlöchert. Die Flammen, die aus der Mündung jener Werkzeuge des Kampfes mit ehernem Leibe und feurigem Schlunde kamen, verbreiteten Schmerz und Verwirrung unter den Ungläubigen. Der Rauch, der in die Luft ſtieg und ſich hoch bis zu den Geſtirnen erhob, machte den hellen Tag der dunkeln Nacht ähnlich; und bald ward das Antlitz der Welt eben ſo finſter, als das ſchwarze Schickſal der unglücklichen Ungläubigen. Von dem Bogen fliegend, ließen die Pfeile, wie Geſandte, die Ohren der, ſchützender Engel beraubten Feinde den Spruch des Koran vernehmen: „Ueberall, wo ihr auch ſeyd, ſoll der Tod euch treffen.“ *) — Als die Baliſten unaufhörlich Steine auf die Tollkühnen ſchleuderten, welche die Thürme und Wälle vertheidigten, empfanden dieſe in demſelben Augenblick die Wirkung der Drohungen des heiligen Buches: „Du ſollſt ſie mit Steinen werfen, die das Todes-Urtheil derjenigen enthalten, welche ſie treffen“, **) und fuhren hinab zur Hölle, das Urtheil des Richters vom Tribunal des unabwendbaren Verhängniſſes zu unterzeichnen. Doch auch die Steinkugeln der Wurfgeſchütze, die Kugeln der Donnerbüchſen und Flinten, welche die Ungläubigen abſchoſſen, ſtürzten den Wall des Daſeyns einer gewiſſen Anzahl von Muſelmännern, und die Rennbahn des Kampfes ward angefüllt mit Märtyrern.

Indeß kamen zwei große Schiffe, deren hohe Maſte bis in die Wolken ragten, von Seiten der argliſtigen und des hölliſchen Feuers würdigen Franken, den Griechen zu Hülfe. Die Ungläubigen, welche ſich auf dieſen Fahrzeugen befanden, warfen ſich in die Stadt, und begannen darauf die Riſſe und Löcher in den Feſtungswerken aus zu füllen und die Krieger des Glaubens zurück zu drängen. Stolz auf dieſen flüchtigen Erfolg, fingen die Ungläubigen, ähnlich der Schildkröte, die unter ihrem Schilde hervor guckt, den Kopf außerhalb der Wälle zeigend, an, Schimpfreden gegen die Muſelmänner aus zu ſtoßen. Dies veranlaßte, daß diejenigen von den Oberſten des Reichs, die mit Chalil-Paſcha einverſtanden waren, den ſiegreichen Monarchen von der Unmöglichkeit, Conſtantinopel zu nehmen und von der Nothwendigkeit, Frieden zu ſchließen und um zu kehren, zu überreden ſuchten. Dieſer Held aber, der von Natur zaghafte und nicht reiflich überdachte Rathſchläge verabſcheute, verwarf die treuloſen Reden dieſer Leute, welche Schlechtes riethen.

Indeß fuhren die Muſelmänner, feſten Fußes auf dem Kampfplatze ausdauernd, auf den Rath der Ulemas und der mit richtiger Einſicht begabten Scheiks, fort, die der Gottheit untreu gewordenen Vertheidiger der Feſtung in großer Anzahl in die Gruft des Todes zu ſtürzen. Der gelehrte Achmed Kurami, der Scheik

*) Sure 4. V. 80.
**) Sure 105. V. 4.

Digitized by Google

Ak-Schems-Eddin, und der Veſſir Sagtns-Paſcha, die des Sultans Meinuug theilten, widerſetzten ſich dem Frirden und den Maaßregeln zur Ausgleichung, indem ſie ſagten, daß die Hand zurück ziehen vom Rockſchooße des Sieges, dem edlen Entſchluß, den man gefaßt, nicht entſprechen hieße; und indem ſie den Truppen die in die Worte: „Griechenland wird eure Eroberung ſeyn", gefaßte Verheißung des Propheten offenbarten, bewieſen ſie ihnen, wie nothwendig es ſey, daß ſie alle ihre Kräfte aufböten, um jenen andern Spruch Mahomets zu bewähren: „der größte Kampf iſt der, welcher bei der Einnahme von Conſtantinopel ſtatt finden wird:" auch erleuchteten die Muſelmänner, entſchloſſen, ihr Leben auf der Bahn der Religion zu laſſem, Tag und Nacht das Schlachtfeld mit den Flammen ihrer Schwerdter.

Da indeß die bezaubernde Schönheit des Sieges ihr Strahlen-Antlitz nicht ſehen ließ, ſo verſammelte der kluge Herrſcher die verſtändigen Führer des Heeres und ſprach ſo zu ihnen: „Dieſe Seite der Feſtung iſt durch einen tiefen Graben geſchützt und durch alle möglichen Vertheidigungsmittel geſichert. Ohne große Mühe könnten wir nicht durch den Graben kommen, und ſchwerlich möchte der Läufer der Gedanken durch dieſe feſten Wälle einen Weg finden. Die Mauern umgeben die Stadt von drei Seiten; greifen wir ſie nur auf einem Punkte an, ſo wird es uns viel Mühe koſten, Sieger zu werden; überdies würde dieſer Sieg den Untergang eines beträchtlichen Theils unſerer Leute verurſachen: wir müſſen daher Mittel finden, ſie zur See an zu greifen." (Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

Der heilige Philipp von Nery trug ein ſo liebevolles Herz in der Bruſt, daß es für die doppelte Liebe zu Gott und zu den Menſchen nicht Raum hatte. Es dehnte ſich von Tage zu Tage, und zuletzt ſo weit aus, daß es zwei Rippen ſprengte. Jetzt bekam es wieder hinlängliche Luft.

Zu Ludwig's XIV Zeit führten die Domherren von Chartres einen Prozeß gegen ihren Biſchof. Sie verloren ihn, weil die Marquiſe von Maintenon den Biſchof unterſtützte. Einer von ihnen tröſtete ſich mit dem Bonmot: „Wie konnten wir das Spiel gewinnen? Wir hatten ja den König, die Dame und den Buben (valet) gegen uns!"

Von einem Arzt, welcher lauter einfache, gemeine, unbedeutende Mittel verordnet, ſagt man: C'est un médecin d'eau douce (er iſt ein Waſſerdoktor). Madam la Valliere, die erſte Geliebte Ludwig's XIV, welche ihn verließ und ſich in ein Carmeliter-Kloſter zurück zog, gab als einen der Gründe an: die Beichtväter bei Hofe wären die Confesseurs d'eau douce.

In Sir Walter Scott's letztem Roman „Woodſtock" iſt das Verhältniß Carls II zu Alice Lee, die Leidenſchaft des Königs, ſeine Verſuche, die Lady zu gewinnen, ein nur zu treuer Abriß einer ähnlichen wahren Geſchichte, die ſich zu unſerer Zeit in England zugetragen hat. Dieſe — ſehr moraliſche — Tendenz des Romans giebt ihm einen Anſtrich von Behutſamkeit, der ihm, in den Augen der Menge, welche nur lieſt, um zu leſen, und in einem Roman nichts findet und finden will, als einen Roman — weniger lebhaft und unterhaltend macht, als Fictionen mit älterer Geſchichte verbunden, als ältere Geſchichte mit Fictionen ausgeſchmückt. Th. Laurin.

Prolog zu muſikaliſch-deklamatoriſchen Abend-Unterhaltungen im Freimaurer-Kränzchen.

Vor Olims Zeiten, in Griechenland,
Lebt' einſt, wie Vielen von Euch bekannt,
Ein Mann, Amphion hieß er und heißt er,
Der war eigentlich ein Mauermeiſter,
Ein freier nämlich, wie wir allhie,
Und ein ſehr apartes Logen-Genie:
Der thät, Ihr dürft der Hiſtorie trauen,
Auf beſondere Art Stadt Theben erbauen.
Denn, denkt Euch nur, gleich mir war Er
In ſeiner Loge ein frère chanteur;
Doch verſtand er als großer Geſangproſeſſer,
So gut ich auch ſinge, das Singen noch beſſer;
Denn, wenn er zu ſeiner Guitarre ſang,
Hebel Kalk, Mörtel und Ziegel ſprang,
Und ſo fügten ſie ſich, ohne Richtmaaß und Hammer,
Zu Kirch' und Thurm, zu Stub' und Kammer.
So leicht und ſo wohlfeil aber wie Der
Bau'n wir Brüder Maurer heute nicht mehr,
Sonſt brauchte wohl keine Logen-Gemeine
Erſt Hypotheken und Actienſcheine;
Doch Amphioniſches Singen und Saitenſpiel,
Das gilt noch immer bei uns ſehr viel;
Und machten damals die Ziegeln ein Tänzchen,
So bilden jetzunder die Schweſtern ein Kränzchen:
Doch heut', wie Figura ſogleich wird lehren,
Giebt's nicht Töne zum Tanzen, ſondern bloß zum Hören.
So wend' ich, zum Ton-Maestro erkohren,
Mich devoteſt an Eure Herzen und Ohren,
Und bitte, daß wer hier ſpielt und ſingt,
Sein Talent gehörig zum Angehör bringt;
Wer nur irgend etwas vermag zu leiſten,
Der ſoll's zu leiſten ſich erdreiſten:
Etwas Deklamation iſt auch nicht übel
Und zum Muſik-Ragout die Zwiebel.
Ein verehrtes Auditorium
Nehme Schwächen und Schnitzer nicht allzu krumm:
Wir ſind ja lauter Brüder und Schweſtern
Und dürfen einander nicht verläſtern.
Verbannt ſey aus unſerm Logenſaal
Ein jeder profane Krittelſkandal.
Es klinge, ſo ſey's und anders nicht,
Was man hier ſpielt und ſingt und ſpricht,
Melodiſch wie Töne des Bruder Amphion,
Harmoniſch wie die Pſalter zu Zion,
Ich meine wie die berühmten Davi-
Dischen et animam salvavi. Karl Schall.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

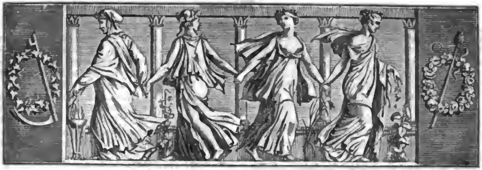
Wien. Seit meinem Abgange von Berlin habe ich nun endlich gründlich kennen gelernt, warum man die zwiſchen Wittenberg und der Königsſtadt Berlin liegenden Marken die Streuſandbüchſe des weiland heiligen römiſchen Reichs zu nennen pflegt. Der Weg hat mich doch ein wenig gelangweilt. Ich betrachtete das alte berühmte Wittenberg wie ein altes Bild von Lucas Cranach, von dem aber in der That auch einige Originale noch da ſind. Die Feſtungswerke ſperren dieſe alte Reliquie ein, wie ein eiſernes Gitter. Die dunkelblaue Elbe mit ihrem Muſchelgrunde und gefährlichem Triebſande iſt der erſte heitere Spiegel, mit dem der Schöpfer da die Landſchaft weit und breit möblirt hat. Ein herrlicher Anblick nach ſo langem Fahren im Sande, der mit Fichtenwäldern, Flachs, Hanf und Haide bebaut iſt. Von der berühmten Univerſität iſt nichts übrig geblieben, als die Kunſt, gut Bier zu brauen — Kuckuk genannt. Die Erſcheinung iſt auffallend, daß das rechte Ufer der Elbe lauter Sand und Fichtenwälder darbietet, indeß das linke von lauter grünen Wieſen und Eichenwäldern bekränzt wird. Ich komme zur Dübner Haide. O weh! Ein dunkler, langer, breiter Wald mit ſchlechten Wegen, in welchem man durch die ominöſen Zeichen an den Bäumen ſo verblüfft wird, wie durch Recenſionen in unſerer Literatur. Wer die Zeichen alle kennt, der verirrt ſich nicht im Walde, ſondern kommt von einem armſeligen Dorfe auf das andere, und findet oft ſo magere Koſt, als in unſern neueſten Schriftſtellern; aber viele naive Mädchen, nur etwas derber als in Clauren. — Mitten in der Dübner-Haide begegneten mir viele Landkutſchen, die von der Leipziger Oſter-Meſſe kamen, und in deren jeder vier Krebſe ſaßen, d. h. Buchhändler, welche ihre Verlags-Artikel wieder retour bekamen. Der Buchhandel iſt ſehr flau, weil die Wolle nichts gilt und Walter Scott ſpottwohlfeil wird. Da die Meſſe ſchon vorbei war, ſo änderte ich meine Tour, und beſchloß, bald links und dann ſchnurgerade nach Dresden zu gehen. — Ich erreichte dieſen Tempel der Muſen, der Humanität und der Freundlichkeit, dieſen Wohnſitz der Tonkunſt und Malerei, Abends, und ſah die berühmte Brücke, welche die Elbe wie ein Gürtel überſpannt, mit Laternen beleuchtet. Sie glich ganz einer Milchſtraße. Als ich ausſtieg, hörte ich zweier Menſchen Geſpräch; Einer erzählte dem Andern: „Sie haben ihm in der katholiſchen Kirche Mozart's Requiem mit 600 Tonkünſtlern aufgeführt, und von dem eingekommenen Entree-Gelde wird ein Monument geſtiftet.“ Aha! dacht' ich, das iſt Weber! Die guten Dresdener waren Alle recht traurig, den berühmten Mann aus ihrer Mitte verloren zu haben — werden gewiß auch gebührend und ehrenvoll für die Nachgelaſſenen ſorgen! — Der Dresdener Liederkranz hatte ſeine friſche Farbe verloren, und die Heiterkeit der Unterhaltung fehlte. Ich ſah Tieck in Geſellſchaft, wie er über ſeine Reiſe ſprach, und es ihm gar nicht recht war, daß man ſeine dramaturgiſchen Orakelſprüche ſo ſcharf beleuchtet hat. Die anſcheinend wirklich ganz offenbaren Widerſprüche ſind mit einer ernſten Ruhe aufgedeckt, und der ganze Styl ſchmeckt nach dem „Weſt“. Manchmal packt er indeß mit der Schärfe eines Nordwinds die Behauptungen Tieck's. — Die herrlichen erhabenen Muſiken in der katholiſchen Kirche ſind eine eminente Erſcheinung. Wer zugegen war an hohen Feſten, wird ſich überzeugt haben. Die Gallerie iſt immer der Sammelplatz alles Geiſtreichen und Schönen, und man wird mit echt urbaner Sitte behandelt, unterrichtet und zurecht gewieſen. Die Brühlſche Terraſſe iſt eine Zierde der Stadt; ein reizendes Belvedere. Wer Tharant, den Schooner Grund — den ich für meine Perſon lieber das grüne Gewölbe nenne, als die Goldſchränke des Königs — die Kirche und die Brücke geſehen hat, der muß noch das Linkeſche Bad beſchauen, um alles Schöne in Dresden genoſſen zu haben. Das Theater bietet zuweilen ein echtes Vergnügen im recitirenden Schauſpiel. Die Oper iſt brav, doch die erſten Rollen ſind nicht eminent beſetzt. Das Opern-Orcheſter ſpielt meiſterlich. — Am letzten Morgen that ich noch einen begeiſterten Blick auf das ſächſiſche Eden, den hochragenden Königſtein mit ſeinen blitzenden Fenſtern, den trotzenden Lilienſtein, den romantiſchen Jungfern-Sprung, die lachenden Weingebirge, das anmuthige Meißnerthal und — o Vergnügen über Alles! — ich ſah gerade mehrere ſegelnde Schiffe den Strom herauf rauſchen! Ein ſegelndes Schiff bietet dem Auge einen entzückenden Anblick; denn es gleicht dem unaufhaltſamen Streben des Geiſtes, der im Andrange der Hinderniſſe ſo wächſt, wie die Kraft der Segel gegen den Strom. Ein Schiff, von Pferden gezogen, iſt ein ſchwerfälliger Anblick. — Ich reiſte geraden Weges nach Wien. Nun, aufrichtig geſagt, in mancher Hinſicht bin ich überraſcht, in mancher entzaubert worden — sunt bona mixta malis. Ein wimmelnder Ameiſenhaufen, ein Leben ohne Stillſtand, die Nacht ausgenommen, was aber ſonſt auch nicht war. Die herrliche Donau ſieht man vor lauter Armen nicht — d. h. Donau-Armen. Die Vorſtädte ſind ungeheuer, und man baut immer noch ſo viel, daß man wahrnimmt, Wien iſt das Herz der Monarchie, wo alles Leben ſich hindrängt. Palläſte, Thürme, Kirchen, Klöſter, Gaſthäuſer, Kaffeehäuſer, Hütten — Alles in bunter Miſchung. Merkwürdig iſt der Anblick dieſer Stadt für einen Baukundigen, denn die meiſten Häuſer ſind renovirt, und zwar mit ſo weißem Kalk, als wenige andere Länder darbieten. In Sachſen und Preußen iſt der Anwurf grau, weil das Geſtein nicht ſo gut iſt, aus welchem der Kalk gebrannt wird. Die maſſive Solidität der Häuſer iſt ein abſtechender Anblick für einen Amſterdamer, ja ſelbſt für den Einwohner Londons. Hier machen die Häuſer Fronte, dort bieten ſo viele die Flanke dar. Fenſterſtöcke und Thüren ſind durchaus von Stein. O du weiſer Erbauer des erſten Hauſes, du wußteſt, daß man Steinbrüche in der Nähe haben muß. Für mich, der ich aus dem kalten Norden komme, iſt's auffallend, daß ich in Wien überall Doppelfenſter finde, indeß in nördlichen Ländern nur wohlhabende Leute damit verſehen ſind. Ja, hier in Wien iſt aber der Hausherr eo ipso wohlhabend, denn die Häuſer ſind ſeit lange theuer und tragen reiche Zinſen. — Ich habe mehrere Prozeſſionen geſehen, welche des Jubiläums wegen hier gehalten werden, und dabei einen impoſanten Ueberblick von der großen Wohlhabenheit bekommen; — natürlich, Jeder hatte ſeinen beſten Rock an. Mehr Perlen kann man niegends auf einmal ſehen als in Wien; das nämliche gilt von Brillanten. Wahrlich, die Wiener Ehemänner haben ſich bei mir in großen Credit geſetzt. Ich geſtehe aufrichtig, daß die charakteriſtiſche Phyſiognomie des Menſchenſchlags in Wien ſehr gegen andere Städte abſticht. Die Frauen haben mehr Embonpoint und ſind auch in der Regel von etwas größerer Statur. Schade, jammerſchade, daß ich die ſchönen Wienerinnen nicht mehr in ihrer herrlichen Landestracht, in den Goldhauben ſehe. Einige Exemplare, die feſt am Alten halten, laufen noch herum und ſehen ganz allerliebſt aus; leider aber ſind dieſe Allerliebſten — alte Weiber, denn die jungen Schönen tragen alle, alle falſche Locken. Großer Sterne, wenn doch dein celebrer Friſeur hier wäre! Er würde ſagen: „Das iſt eine Locke, ſo feſt, daß man ſie in den Ocean tauchen kann.“ Ich bin übrigens kein Reformator und laſſe lieber Fünf gerade ſeyn. — Die herrlichſten Spaziergänge findet man in Wien. O reizender Prater, wo iſt deines Gleichen? Dieſe herrlichen Waldpartieen, untermengt mit Hütten, Caſino's, Ringelſpielen, Gaſthäuſern — nota bene, wenn's nicht eben geregnet hat.

(Der Schluß folgt.)

In Spanien verbrennt man die Ketzer, in Frankreich die Philoſophen. Jene verbrennt man nur gebunden, dieſe auch ungebunden. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 4. Oktober. 158ſtes Blatt.

G l o ſ ſ e.

Thema. Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah;
Lerne nur das Glück ergreifen;
Denn das Glück iſt immer da. Goethe.

Sehnſucht, die du mich regiereſt,
Der ich ſollte dich regieren,
Nie die Ruhe zu verlieren,
Der du mich ſo oft entführeſt,
Die du dich ſo mächtig rühreſt, —
Willſt du Schmerz auf Schmerz nur häufen,
Nur nach Wolkenbildern greifen,
Die dem Nahenden zerfließen:
Soll ich nie der Ruh' genießen,
Willſt du immer weiter ſchweifen?

Nur nach Gütern ſtets dich wenden,
Unerreichbar deinem Trachten?
Sträflich war's, gering zu achten
Solche dankenswerthe Spenden,
Wie von des Geſchickes Händen
Ich mir oft gegönnet ſah,
Und gegönnet wird mir ja
Jetzt ſo reine Freudenblüthe!
Herz, erkenne Engelsgüte,
Sieh, das Gute liegt ſo nah!

Immer war die Gunſt der Frauen,
Was am liebſten du erſehnteſt;
Aber ach, wie thörigt wähnteſt
Du, mit irrigem Vertrauen,
Manchen Glückspallaſt zu bauen:
Sah'ſt ihn von der Wahrheit ſchleifen,
Blüthen nicht zu Früchten reifen;
Doch ein Glück, dir oft entſchwunden,
Wieder hat ſich's eingefunden,
Lerne nur das Glück ergreifen!

Ja, von Ihr zum Freund erkohren
In dem reinſten, treuſten Sinne,
Fühl' im reichlichen Gewinne,
Krankes Herz, dich neugeboren;
Nimmer geh' dir das verloren,
Was dir bald durch Sie geſchah;
Auch die Ferne bleibt dir nah,
Und ſolch liebliches Erinnern,
Glücklich macht's im tiefſten Innern,
Denn das Glück iſt immer da.

Karl Schall.

Die Einnahme von Conſtantinopel durch Mahomet II.

(Schluß.)

Es war aber eine Kette queer über den Canal gezogen, welcher Conſtantinopel von der Vorſtadt Galata trennt, was die Fahrt der Schiffe durch dieſen Ort unmöglich machte. Vergebens ließen, um ein Mittel ausfindig zu machen, die Großen des Reichs den Renner ihrer Gedanken die Wüſte der Ueberlegung durchlaufen. Endlich faßte der Schach, der Eroberer der Welt, den Vorſatz, die muſelmänniſchen Schiffe bei dem Fort, welches er hatte errichten laſſen, an's Land ziehen, und ſie ſo, hinter Galata herum, bis in den Hafen bringen zu laſſen. — Wiewohl die Ausführung dieſes Entwurfs in die Reihe der Dinge geſetzt werden konnte, auf die man verzichten muß, ſo gelang ſie doch, mit Gottes Beiſtand, ſehr leicht. Durch erſtaunenswerthe, von geſchickten Mechanikern getroffene Einrichtungen, zogen die Muſelmänner ihre

Digitized by Google

bergbohen Schiffe aus dem Meere an's Land, und nachdem ſie dieſelben mit Fett eingeſchmiert und mit Schanzkleidern behängt hatten, ließen ſie dieſe über den Erdboden bergauf und bergab hingleiten, und rollten ſie in die Fluthen, welche die Wälle der Stadt beſpülten. Gleich darauf ſchlugen ſie eine Brücke über dieſe Fahrzeuge, und legten daſelbſt Verſchanzungen an.

Unaufhörlich feuerten die Mönche den Muth der Belagerten an, indem ſie dieſe zugleich tröſteten. „Die Einnahme von Conſtantinopel iſt unmöglich“, ſprachen ſie, „weil die aſtrologiſchen Prophezeiungen unſerer Bücher verkündigen, daß unſere Stadt nur erobert werden kann, wenn ein Herrſcher die Schiffe mit ausgeſpannten Segeln über die Erde gleiten laſſen wird.“ Als ſie aber mit eigenen Augen dies Wunder geſchaut hatten, da ward es ihnen klar, daß ihr Untergang heran nahe; das Wort erſtarb in ihrem Munde und in ihrem Herzen loderte das Feuer der Verzweiflung auf.

Als der unreine Kaiſer erfuhr, daß auch die Feſtungswerke auf der Seeſeite durchbrochen waren, glaubte er den Verſtand darüber zu verlieren, dennoch verſtärkte er die Abtheilung, welche jene Stelle vertheidigte und ließ ſchleunig die Mauern bald auf dieſer, bald auf jener Seite ausbeſſern; da aber die griechiſchen Soldaten dazu nicht aus zu reichen vermochten, ſo beauftragte er das Heer der Franken, den Theil der Wälle, der vom Adrianopler Thore aus gegen Mittag gelegen war, wieder in Stand zu ſetzen. Das kränkte die Vornehmſten unter den Griechen, daß man ihnen nicht die Bewachung eines Ortes anvertraut, den ſie beſſer als irgend Jemand vertheidigt haben würden, und daß man dieſe nun Fremdlingen überlaſſen hatte; ſo entſpann ſich Zwietracht unter den Belagerten, welche alsdann Unordnung in der Vollziehung der dem Heere des Irrwahns gegebenen Befehle veranlaßte. Bald bemerkten dies die Ottomanen und ſchritten, ihr Leben einer werthloſen Waare gleich achtend, durch die Breſchen auf der Südſeite des Adrianopler Thores, unerſchrocken zum Sturme heran. Sie waren im Begriff, über die Wälle zu ſetzen, als die Avantgarde der Finſterniß hoch am weſtlichen Horizont erſchien, und bald waren die Geſtirne der Nacht Zeuge der Uebermacht der tapferen Muſelmänner. Da gab der gerechte und tapfere Monarch der ſiegreichen Armee den Befehl, Laternen oder brennende Fackeln auf Piken und Lanzen zu ſtecken, und bis das Geſtirn des vierten Himmels ſeine Strahlen auf die Erde ſenden würde, den Kampf fort zu ſetzen, um den ſchändlichen Ungläubigen keine Ruhe zu gönnen, noch ihnen Zeit zu laſſen, die Breſchen wieder aus zu füllen. Dem kaiſerlichen Befehle gemäß erhellte der Schein der Fackeln und Lampen die Vorderſeite der Feſtung und die Umgebungen, welche einem mit Roſen und Tulpen bedeckten Felde ähnlich wurden. In dieſer Nacht vereinigten die Muſelmänner das doppelte Verdienſt, zu kämpfen und zu beten; mit dem Blute des Märtyrthums reinigten ſie vom Sündenwuſt den Schoß ihrer Gewänder. Als nun die Sonne hervor getreten war aus der Finſterniß des Weſten, und mit den Pfeilen und Wurfſpießen ihrer Strahlen die Legionen der Geſtirne zum Fliehen gezwungen hatte, ſtieg der Anführer der ränkeſüchtigen Franken auf die Wälle, um die Schaaren des Glaubens zurück zu treiben. In demſelben Augenblick ſchwang ein junger Muſelmann, ſich haltend an dem Seile der feſten Entſchloſſenheit, wie eine Spinne ſich auf die Mauern der Stadt, und nachdem er ſein, der Mondſichel ähnliches Schwerdt von unten nach oben weit vorgeſtreckt, ließ er mit einem Hiebe die Seelen-Eule dieſes Ungläubigen aus dem Neſte ſeines gottloſen Leibes auf und davon fliegen. Bei dieſem Anblick ergriffen die Franken den Weg zur Flucht, und einem unaufhaltſamen Strome ähnlich ſtürzten ſie nach dem Meere hin, ihre Schiffe wieder zu erreichen. Zu gleicher Zeit umgürteten ſich die Muſelmänner mit dem Gürtel des Eifers, und gleichwie der, auf Verfolgung ſeiner Beute begriffene Löwe, eilten ſie, ohne des unaufhörlichen Regens von Pfeilen, Steinen, Kanonen- und Flintenkugeln zu achten, nach den Breſchen, in der Ueberzeugung, daß dieſe die Pforten des Sieges ſeyen. „Der Staub des Gefechts erhob ſich bis zum Himmel, und verhüllte wie ein Schleier das azurne Gewölbe.“ — Die Schwerdter ruhten nicht einen Augenblick; ohne Aufhören durchbohrten die Spieße und Pfeile die Herzen dieſer aufrühreriſchen Schaar. Bald pflanzten die Ottomanen auf Conſtantinopels Mauern die Siegesſtandarte auf, und verkündeten mit der freien Zunge ihres Schwerdtes die Suren des Triumphs und der Thürme.*) Die Vertheidigung des Platzes ward immer ſchwächer, und die in den Worten des Koran gegebene frohe Verkündigung: „Wahrlich, unſer Heer wird den Sieg erringen“,**) ergoß freudige Zuverſicht über die Muſelmänner, und erfüllte ſie mit heiligem Enthuſiasmus.

Indeß befand ſich der griechiſche Kaiſer, von den Tapferſten ſeiner Soldaten umgeben, in ſeinem auf der Nordſeite des Adrianopler Thores gelegenen Pallaſte: er ſuchte die Zugänge gegen die muſelmänniſchen Krieger zu vertheidigen, als er plötzlich erfuhr, daß diejenigen, welche die Standarte des Wortes Gottes aufpflanzen, in das Innere des Pallaſtes gedrungen wären. Da merkte er, daß die Fahne ſeines Glücks geſunken ſey; ſein Verſtand gerätb in Verwirrung; er eilt, aus ſeinem Wohnſitz zu fliehen. Während dieſer

*) Es ſind dies die Suren: 48 und 85.

**) Sure 37 und 173.

Digitized by Google

Menſch, deſſen Aufenthalt die Hölle ſeyn ſollte, mit ſich ſelbſt über ſein Mißgeſchick hadernd, ſich fragte: Wo werde ich mich wohl hinwenden können?*) ſtieß er auf ein Häuflein Gläubiger, welche, ſich vollkommen ſicher glaubend, der Beute nachgingen. Als er dies ſah, entzündet das Feuer des Haſſes ſein finſteres Herz, und zugleich mäht die Sichel ſeines Schwerdtes die Lebenserndte dieſer friedlichen Muſelmänner ab. Ein armer Soldat dieſer Schaar war nur verwundet worden; in dem aus ſeinen Wunden ſtrömenden Blute ſchwimmend, und von den heftigſten Schmerzen gemartert, erwartete er den Tod. Der griechiſche Kaiſer ſchwang, als er dieſen Unglücklichen bemerkte, ſein Schwerdt, um ihm den letzten Lebenshauch zu rauben. In dieſem verzweiflungsvollen Augenblick ſtürzt der Schuldloſe, durch Gottes Beiſtand unterſtützt, den Feind der Religion aus ſeinem goldgezierten Sattel, wirft ihn auf die ſchwarze Erde, und läßt auf ſein Haupt die Ameiſen ſeines kriegeriſchen Säbels herabregnen. Dieſe That, welche den Leiden des braven Muſelmannes Linderung verſchaffte, erfüllte das Gefolge des Kaiſers mit Furcht und Entſetzen. Nur den Tod vor Augen habend, flohen ſie weiter als der Blick trägt; Keiner von ihnen blieb auf dem Kampfplatz zurück und wagte, die Hand an das Schwerdt zu legen. Während deſſen öffneten die Muſelmänner die Thore der Stadt, und die Truppen außerhalb derſelben begannen, dem mächtigen König entgegen zu marſchiren. Mit des Sultans Erlaubniß plünderte das beglückte Heer die Stadt drei Tage und drei Nächte hindurch, und die Gläubigen weideten das Auge ihrer Hoffnung an dem Anblick der griechiſchen Schönheiten mit zuckerſüßem Lächeln. Jenes Metall, welches ſowohl für den Unverſtändigen des Unglücks Quelle iſt, als es auch den der Welt unbekannten Menſchen Ruf und Vorzug verleiht, ward denjenigen zu Theil, welche die Waare des körperlichen Daſeyns gegen das Capital des ewigen Lebens austauſchen.

Am dritten Tage verkündeten die Herolde des höchſten Hofes den, wie das Schickſal ſelbſt unumſchränkten Willen Mahomets: die Soldaten ſollten zu plündern aufhören, Keinem Uebles zufügen und ſich ruhig verhalten. Nachdem dieſer erhabene Befehl vollzogen, kehrten die Schwerdter in die Scheide und die Bogen in den Winkel der Ruhe zurück.

Durch die Sorgfalt des glückſeligen Herrſchers ward des Kampfes Stand gedämpft, des Krieges Schwerdt bei Seite gelegt; man warf die Pfeile weg und zerbrach die Bogen. Vermöge ſeiner edlen Bemühungen hörte man, ſtatt des verabſcheuungswürdigen Geläutes der Glocken, das Bekenntniß des muſelmänniſchen Glaubens, und den fünf Mal am Tage wiederholten Ruf der Religion des Propheten.*) Die Kirchen Conſtantinopels wurden der ſchändlichen Götzenbilder, die ſie beſudelten, beraubt; ſie wurden geſäubert von den abſcheulichen Unreinigkeiten der chriſtlichen Ceremonieen. Die alten Gebräuche änderten ſich gänzlich; mehrere Tempel und Kapellen der Nazarener wetteiferten, durch die Errichtung des Mihrab und der Kanzel der Gläubigen, mit dem hohen Paradies. Die leuchtenden Strahlen des Islam verſcheuchten die dichte Finſterniß der Bosheit.

Nachdem dieſer reizende Ort, der die Eiferſucht der grünen Citadelle des Himmels erregt, ſo viele Jahre mit Inſecten und Gewürm angefüllt geweſen, ward er durch des Schöpfers Gnade der Wohnſitz der Unitarier, und der Schlüſſel dieſes neu eroberten Landes öffnete das Schloß zu vielen ſchwierigen Dingen.

Nach Aſchik-Paſcha**) fand die berühmte Eroberung von Conſtantinopel an einem Sonntage, und am ein und funfzigſten Tage ſeit dem Anfang der Belagerung ſtatt. Doch heißt es in der Chronik des Neſchri,***) daß die Belagerung um die Mitte des Rebiul-ewel (Ausgang März) begonnen, und die Eroberung erſt am 20. des Dſchumazi-ul-Akir 857 (27. Juni 1453) ſtatt hatte.

H. Lange-Pollau.

*) Sure 75. V. 10.

*) Der Verfaſſer meint hier den Aufruf zum Gebet, der von den Minarets herab fünf Mal des Tages geſchieht. Weiter unten vergleicht er dieſe Minarets mit „dichtbelaubten Platanen, auf deren Zweige ſich die Nachtigallen aus dem Garten der Heiligkeit ſetzen und die Einheit Gottes beſingen.“

**) Achmed-ben-Jahia-ben-Soliman-ben-Aſchik-Paſcha iſt Verfaſſer einer Geſchichte der Ottomanen, betitelt: Tarich-i-al-i-Othman, die ſchon lange nicht mehr exiſtirt. Sie iſt eine der älteſten türkiſchen Chroniken, und gehört zu denen, welche Saadeddin zur Abfaſſung der ſeinigen benutzt hat.

***) Mewla Mohammed en-Neſcheiel-Modarres, Verfaſſer eines Tarich-i-al-i-Othman oder Geſchichte der Ottomanen.

Einfälle.

Die Brunnen-Kur für Todte iſt — der Fluß Lethe.

Lieber einen Kantskopf als einen Kantſchuh.

Wer hat den ſchlechteſten Geſchmack? — Wer das Meiſte von ſich ſelber und das Wenigſte von Andern hält.

Die deutſche Sprache hat eine ſinnvolle Unterſcheidung in den Wörtern Edelleute und Edelmänner. Es iſt ſchon ſehr bezeichnend, daß jene nur im Plural vorkommen können, der Edelmann aber ſchon in der Einheit gilt.

Das weibliche Herz wird oft einer Feſtung verglichen; wollen wir dieſes Gleichniß gelten laſſen, ſo ſetzen wir hinzu, daß ein weibliches Herz um ſo leichter eingenommen wird, je mehr es vorher von ſich ſelbſt eingenommen war.

Ernſt.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Schluß.) Ich war Zeuge von einem Donnerwetter mit Platzregen, der die Wiener in der Brigitten-Au überfiel, gerade am Sonntage des Kirchweih-Feſtes. Ein wahres Volksfeſt! Alles war in Haufen gelagert im Graſe, ohne Rangordnung, ohne Unterſchied, ein wahres pêle mêle. Mädchen und Frauen, Männer und Knaben, Greiſe, Alles war in voller Arbeit — des Eſſens und Trinkens. Die Wiener pflegen ihre Küche und Keller bei ſolchen Gelegenheiten mit ſich zu führen. Wahrlich, in einem Weinlande, in einem ſolchen paradieſiſchen Fruchtgarten hat auch die Freude eine friſchere Farbe. Man ſoll mir's nicht abſtreiten, die Wiener Schönen haben eben deswegen mehr Embonpoint, weil ſie auch Wein trinken, d. h. nach Römer Sitte mit Waſſer gemiſcht. Man ſieht kräftigere Züge, größere Formen, friſcheren Teint, freiere, ungezwungene Bewegungen in Wien, und der Kenner nimmt mit Freude wahr, daß der Menſchenſchlag einen herrlichen Grundzug edler Gutmüthigkeit beſitzt, der aber zugleich durch die Menſchenkenntniß ſchon motivirt iſt, welche das Leben in einer großen Stadt mit ſich bringt. — Wahr iſt's, daß in andern Ländern keine ſolche offene Annäherung ſtatt findet, ſondern mehr geſchraubte äußere Form vorherrſcht, und doch imponirt der geſunde Mutterwitz des Wieners dem Beobachter ungemein; das macht das großartige Treiben, Regen und Tummeln auf dem Kampfplatze des Lebensunterhalts! Ferner das Zuſammenſtrömen ſo vieler Nationen, von denen jede ihre eigene Pfiffigkeit für die beſte hält, und öfter am geraden geſunden Wiener Verſtande abprellt, wie eine Kugel an der Mauer. Der gemeine Wiener hat eine prädominirende Bonmot-Ader, die oft höchſt charakteriſtiſch iſt, und einem Superfeinen Staunen abnöthigt. — Ich komme zurück. Das luſtige Volk tummelte ſich bei Geigen und Flöten im Graſe umher. Die Weiber von niederer Claſſe waren mitunter höchſt bachantiſch, aber doch merkwürdig durch eine gewiſſe Haltung; denn in Wien giebt's auch eine große volkreiche Claſſe, die man Dames de Halle nennen könnte. Junge Stutzer — der Wiener nennt ſie G'ſchwuſen — gingen lorgnirend durch die Reihen und ſchätzten die Zahl ab, wie Cenſoren die Römer. — Unter den Mädchen findet man große Friſche und Jugend-Schönheit, und ſelbſt zierliche Anmuth, in weit größerem Maaße, als in andern großen Städten. Hier vereinigt ſich deutſches Blut mit italieniſchem Feuer, tyroliſcher Kraft, ungariſcher Feſtigkeit, oberöſtreichiſcher Anmuth und ſteyriſcher Natürlichkeit ſtets mit einander, und die ſo geſchloſſenen Verbindungen beider Geſchlechter müſſen eine ſo ſchöne Total-Phyſiognomie des Menſchengeſchlechts hervor bringen. — Ich konnte mich kaum ſatt ſehen an dem Getümmel und ließ mich von einem geſchäftigen Menſchen, der ſich mir anſchloß, herum führen und unterrichten. Ich ſagte ihm ſo viel von mir, als er wiſſen wollte und ſollte, und ſo ging er mit mir als mein Guide-Voyageur. Wir kamen endlich durch die Menge von Buden und Zelten — lauter Eß-Anſtalten — an die kleine Kapelle, der zu Ehren das Feſt iſt. Hier fand ich die Kerntruppen der ſchönen Welt gelagert. Milch, Obſt, Bier, Wein, Hühner, Gänſe, d. h. gebratene, Alles lag hier durch einander auf den Tiſchen, und der gute Schiller mag einmal von einem Schwanen-Wagen durch die Luft hierher getragen worden ſeyn, gerade an einem ſolchen Kirchtage, und mag da den Stoff zu ſeiner berüchtigten Xenie eingeſogen haben. Ruhe ſeiner Aſche! Die Wiener trinken deswegen doch immer noch luſtig, denn der Wein wächſt unter ihren Händen. Mitten in dieſe Freude des Volksjubels fielen plötzlich große Regentropfen! „Herrſchaft-Tannebaum!" fluchte ein Vorſtädler G'ſchwuſ, und nun fing Alles an zu flüchten. Die Schönen zogen Schuh und Strümpfe aus, hoben das feine Oberkleid auf und liefen über Hals und Kopf, daß ſie unter's Dach kamen. Aber leider, für dieſe Menge war kein Raum; nun ging's an ein Laufen! — Man ſtelle ſich ohngefähr 10,000 Menſchen vor, die dem Regen entfliehen wollen, und male ſich die Scenen, welche das ſchöne Geſchlecht veranlaßt, indem es Hüte, Bänder, Schuhe und alles Koſtbare ſchützen will. Man bedauert die lieben Kinder, aber man muß herzlich lachen. — Der Schwarm trieb uns durch den herrlichen Augarten, in welchem ich die ungeheuern Schattengewölbe anſtaunen mußte, die von rieſenhaften Baumgruppen gebildet werden. Wir wurden von der eilenden Menge fortgetrieben, ſo wie die Häringe, wenn ſie ihre jährliche See-Reiſe an den Nordpol machen, und kamen auf dieſe Art plötzlich in ein Durchhaus. Ich ſtand ſtill, um die ſchönen Mädchen zu muſtern; da ſchallte mir Muſik entgegen aus einem ſchattigen mit Salons verſehenen Garten. Ich trat näher und ſah ein Orcheſter, bei welchem ſich alle Streich-Inſtrumente mit Harmonie vereinigt fanden, beſetzt von größtentheils tüchtigen Muſikern. Was dieſe Muſik nicht ganz vermochte, das vollendete endlich der harmoniſche Klang der Teller. — Wir ſind ja in Wien — warum ſoll man nicht eſſen und trinken? Eſſen doch die Leute in andern Städten auch, und ſetzen ſogar die Speiſen in die Zeitung. Ich fand mich ganz à mon aise, umflattert von gaukelnden — Schmetterlingen? — nein, von Kellnern, welche mit liebenswürdiger Ungeduld mein Anſchaffen, iſt eat Beſtellen, nicht erwarten konnten; kurz, ich war bedient wie ein aſiatiſcher Fürſt. Auch geſtehe ich, daß ich die Zubereitung der Speiſen geſchmackvoll und eine ſinnreiche Auswahl fand, welche die Jahreszeit anzeigte wie eine richtige Uhr. Der Wein war gut. — Es iſt nicht zu leugnen, daß die Art, wie manche Gaſtwirthe Wiens ihren Gäſten eine goldene Brücke bauen, und allen Wünſchen der Bequemlichkeit und des Haut goût entgegen kommen, eine feine Politik verräth. In dem bezeichneten Garten finden ſich halboffene Salons mit Säulen rings um den ganzen Garten her. In dieſen Salons wird zu allen Stunden des Nachmittags bis um Mitternacht geſpeiſt. Die angenehme Unterhaltung, welche die wohlbeſetzte und gut ausgeführte Muſik dem Beſuchenden macht, läßt die Stunden raſch verſchwinden. Ein zweiter Garten daneben iſt nur den Promenirenden gewidmet, mit Blumen und Bosquets geziert und mit Schaukeln verſehen. Das ganze Etabliſſement iſt eine Art von Vaux-hall, denn im Winter werden in den großen, brillant dekorirten Sälen Bälle gegeben, welche das Wiener Publikum vorzugsweiſe beſucht. Der Beſitzer ſcheint nicht auf den Kopf gefallen zu ſeyn, und ſeine Politik aus dem National-Charakter ſtudirt zu haben; er ſucht ſeinen Gäſten — nach Rang und Würde — jeden Wunſch ab zu lauſchen. Die öffentlichen Bälle hier ſind ſehr verſchieden von den Privat-Bällen, denn auf letzteren trifft man die feinſte, geſuchteſte Geſellſchaft. Mein Guide-Voyageur ſagte mir, daß er ſchon viele Fremde hierher geführt und Jeder ſich ſehr zufrieden gezeigt habe. Der Sperl-Garten — ſo heißt das Etabliſſement — gehört zu den Merkwürdigkeiten Wiens. — Mein Führer, den ich mit kurzen Worten gegen Honorar ſchon engagirt hatte, ſchlug mir vor, das Theater in der Leopoldſtadt zu beſuchen. „Bravo, mein Figaro!" antwortete ich ihm; „wir wollen ſehen, was das hübſche Vaudeville-Theater zur Welt bringt!" — und davon ein ander Mal! —E—.

Ein Zeitungsblatt verglich unlängſt das Miniſterium mit dem Monde! Daraus würde denn folgen, daß die ſämmtlichen Mitglieder deſſelben ſich am nächſten 14. November verfinſtern werden. (Pandore.)

Ein Pariſer Meſſerſchmidt hat ein neues Meſſer erfunden mit 25 Klingen. Dieſes fünf und zwanzigſchneidige Werkzeug iſt von dem Verfertiger „der Jeſuit" genannt worden. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 28. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Bemerker. No. 28. 1826.

Beilage zum 158ſten Blatte des Geſellſchafters.

Erwiederung.

In einer Nachricht aus „Königsberg in Preußen“ — in der Beilage zum 122ſten Blatte des „Geſellſchafters“ 1826 — nennt mich der Nachricht-Erſtatter „—W—“ mehrere Male als Verſucher der dortigen Bühnen-Einrichtung, indem er derſelben tadelnd gedenkt. Ich finde keinen Anlaß, mich bei dieſer Gelegenheit in einen Kunſtſtreit einzulaſſen, da die genannte Sache mich ſelbſt gar nicht angeht. Ich bin keinesweges der Erfinder, Angeber und Ausführer der Bühnen-Einrichtung, welche in dem (abgebrannten) Schauſpielhauſe ſtatt hatte; und was das gegenwärtige Schauſpielhaus betrifft, ſo kenne ich es nicht einmal durch Nachricht. Der Irrthum des Verf. dieſer Theater-Nachricht war möglich, indem er mich als einen Architekten von Profeſſion betrachtete, welcher ſeine Bauſtudien in früherer Zeit beſonders dem Theater gewidmet.

Wenn der Hr. Verf. bis in die Mitte der dritten Columne dieſes Aufſatzes nicht in Irrthum geſchrieben hätte, dürfte er wohl ferner mit mehr Gemüthsruhe den Tadel über einen der von mir gemalten Hinter-Proſpekte gemäßigter ausgedrückt haben. Er ſpricht hier von nur einem Theile ſo ſehr vieler von mir gelieferten Gemälde, die alle, vor 18—19 Jahren, nur in wenigen Wochen zu ſehen waren. Schon längſt hatte ich dieſe Nebenſache vergeſſen, und hätte mich ihrer vielleicht nie mehr erinnert, wenn nicht noch die Beſchreibung der Gemälde in der von mir (bei Göbbels und Unzer in Königsberg 1808) herausgegebenen Scenographie vorhanden wäre. Man findet darin S. 72 über den Hinter-Proſpekt, welcher dem Hrn. Verf. ſo anſtößig ſchien, Folgendes: „Ein großer Hinter-Proſpekt ſtellt einen Marktplatz vor mit einem Stadthauſe, einem Pallaſte und einem langen mit vielen Statuen gezierten Bogengang, hinter welchem Palmen, Cypreſſen und Pinien, herausragend, einen fürſtlichen Garten vermuthen laſſen, ſo daß dieſe Scene beſonders das Campidoglio zu Rom und die Gegend deſſelben charakteriſirt, und auch ſonſt in vielen Stücken als Straße einer vornehmen antiken und modernen Stadt dienen kann.“ — Dieſes ſagt doch deutlich genug, daß dieſer Gemäldetheil zu Vielerlei dienen ſollte — und wie ſoll der vielverſchiedene Gebrauch davon gemacht werden können, wenn in ihm die einzelnen Gegenſtände alle ganz individuell ausgedrückt worden wären? Der Hr. Verf. ſcheint hierbei in eben demjenigen Irrthum mit dem Kunſt-Ausdrucke: nachläſſig — nachläſſige Behandlung — zu ſeyn, wie faſt alle Nichtkünſtler und ſelbſt auch ein großer Theil der Künſtler, die da meinen, dieſer Ausdruck ſage geradezu, daß man Nebenſachen nachläſſig zu behandeln habe, da der ganze Sinn des Worts nicht hierauf, ſondern nur auf die Wirkung, d. i. darauf zielt, daß der Nebengegenſtand gleichſam nachlaſſe — d. h. mit andern Worten: beſcheiden zurück weiche, entgegengeſetzt dem Wichtigen und Weſentlichen. Hier dürften die Schluß-Anmerkungen der berührten Scenographie S. 74 als Mittel dienen, um den Verirrten zurecht zu weiſen. — Wer die Oekonomie des heutigen Theater-Bau-Maſchinerie- und Malkunſt-Weſens nicht ganz kennt, läuft ſtets Gefahr, falſch darüber zu urtheilen. Es dürfte doch einem Manne, welcher ſich als Kunſtkritiker anſieht, die Art und Weiſe, wie dergleichen Scenerien zu erſinnen und auszuführen ſind, bekannt ſeyn. — Man ſieht nicht ein, welchen Nutzen es haben ſoll, eine Sache anzufechten, die ſo kurze Zeit exiſtirt hat und ſo ſehr lange nicht mehr exiſtirt; es iſt alſo gar zu klar, daß nur Leidenſchaftlichkeit die Triebfeder war, in der irrigen Meinung, daß die Bühnen-Einrichtung von mir herrühre. — Der Hr. Verf. weiß ſeine Leſer zu unterhalten, wenn er ihnen vorſagt, daß Verona es anders verſtanden, und einmal an einen Fleck einen ganzen Topf ſchwarzer Farbe hingeworfen. Doch kann es wirklich geſchehen ſeyn, daß dieſer Maler, aber unverſehens, den Topf hat fallen laſſen, ohne den dadurch verurſachten Flecken nachgehends zu verbeſſern; — iſt es doch bei demſelben vorgekommen, als grundirt werden ſollte — wie mir von einem der glaubwürdigſten Männer einſt erzählt worden — daß er die Grundfarbe auf die Leinwand gießen und dann verſtreichen ließ.

Der Hr. Verf. ſpricht von einem „Panorama-Theater“ — ich kenne kein dergleichen Theater; auch von einem „Schirm-Theater“, einer Art Theater, von der ich bisher nichts gewahr geworden. Das frühere Königsberger habe ich indeſſen einmal ein Panoramiſches nennen hören, auffallend genug für mich, weil es nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit einer Allausſicht-Anſtalt hatte. Der Hr. Verf. hat leicht reden, er kann nichts dabei verlieren; er braucht es nicht genau zu nehmen mit der Härte und dem ſonſt Nachtheiligen der Ausdrücke, weil er mit ſeiner Anonymität geſchützt iſt; denn die Unterzeichnung „—W—“ iſt eben ſo gut als gar keine. — Der Kenner entnimmt indeſſen aus dem Ganzen, daß der Verf. kein Techniker iſt; alſo mag dieſe Unterhaltung nur den Kunſtliebhabern gelten. Der Hr. W. denkt indeß wohl, daß ein Scenograph ſo keck malen müſſe, wie ein Namenloſer ſich zuweilen zu ſchreiben erlaubt?

Uebrigens jenen Irrthum betreffend, in welchem der Hr. Verf. mir die unverdienten Vorwürfe macht, ſo darf derſelbe nur in meinen verſchiedenen kleinen Kunſtſchriftchen: „Reliefs-Perſpektive“ (Magdeburg, 1798), „Skizzen“ (Magdeb. 1800), „Neue Skizzen“ (Danzig, bei Goldmann, 1805), „Symbolik“ (Berlin, bei Weiß, 1809) u. ſ. w. nachſchlagen, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß er mit meinen — von ihm ſo ſehr verkannten — Grundſätzen über Kunſt zufrieden ſeyn wird. Es iſt zu umſtändlich, einzelne Stellen nachzuweiſen. *) Dem Künſtler, welcher ſeine Grundſätze nicht bloß in ſeinen Bildern gelegentlich und unbeſtimmt blicken läßt, ſondern ſie wörtlich im Voraus klar ausſpricht und bekannt macht, kann nie falſcher Ruhm werden. Ich wünſchte, daß der Hr. Verf. ſchon mit meinen Grundſätzen bekannt geweſen wäre, ſo hätte es, wie ſehr er dieſelben auch möchte angefochten haben, nicht meiner, übrigens nicht übel gemeinten Rüge bedurft.

Das iſt denn meine Meinung nach den Eindrücken, welche

Digitized by Google

dieſer Aufſatz, ſo weit er meine Perſon betrifft, auf mich gemacht hat. Ich war ſchon entſchloſſen, nichts darauf zu erwiedern; es iſt indeſſen geſchehen, aber nur auf Anrathung, welcher ich in dem Gedanken nachgab, daß ein Anderer eine ſolche Sache unpartheiiſcher zu beurtheilen im Stande ſey, als der Mann ſelbſt, den es unmittelbar angeht.

Danzig. J. Ad. Brenſig,
Direktor und Profeſſor.

*) Z. B. „Skizzen“, Magdeb., S. 21: „Man bedenkt nicht dabei, daß, wenn anders ein gutes Ganze durch Theater, Schauſpieler, Scenen und Kleidungen herauskommen ſoll, oft die erſten und andern Nebendinge mehr die Kunſt zu verſtecken erfordern, als die Hauptſache. Sobald dem Maler bei der Malerei erlaubt iſt, Licht und Schatten, Formen und Farben zu wählen, ohne dabei auf Haltung mit den ſpielenden Perſonen Rückſicht zu nehmen, ſo kann unmöglich das Schauſpiel ein lebendiges Ganze werden. Wenn das Auge mehr an dem Hintergrunde ſich weidet, als an dem Schauſpieler, ſo muß natürlich aller Zuſammenhang verloren gehen, und es iſt alsdann unmöglich, den Kleidern noch mehr Pracht zu geben, damit den Perſonen die Hintergründe nachſtehen ſollen.“ — S. 53: „Schauſpiel-Gemälde ſtellen nichts anderes vor, als den Schauplatz, wo eine Handlung vorgeht. Die Handlung iſt hier in den meiſten Fällen die Hauptſache, daher muß die Scene von der Handlung abhangen, und danach eingerichtet werden.“

Magdeburg, im September 1826.

In der Beilage zum 142ſten Stücke des „Geſellſchafters“ befindet ſich ein Aufſatz über das Magdeburger Theater, den ich zu beantworten mich von Amtswegen für verpflichtet halte; um ſo mehr, da die darin enthaltenen falſchen Angaben für die Anſtalt ſelbſt, ſo wie auch für ein geſchätztes Mitglied derſelben, von unangenehmen Folgen ſeyn könnten. Es heißt darin, daß ſich das Magdeburger Theater regenerire — das thue es freilich; aber ob damit die Rückkehr des Hrn. v. Biedenfeld nach Berlin zuſammenhänge, möchte ſich doch wohl nicht apodiktiſch behaupten laſſen! Daß Hr. Reichel und Fräulein Weitner abgehen und daß dieſe unſer Theater mit verziert haben, hat ganz ſeine Richtigkeit; indeß wäre es doch traurig, wenn darum nun die Magdeburger Bühne unterginge!! — Wen der Hr. S. unter dem Herrn Mstr. meine, iſt ſchwer zu begreifen; meint er Hrn. Meck, welcher mit ſeiner Gattin (Beide bisherige Mitglieder des Herzogl. Braunſchweigiſchen Theaters) jetzt an unſerer Bühne angeſtellt iſt, ſo hätte er nicht unterlaſſen ſollen, auf den hohen Rang, den Beide in der Künſtlerwelt einnehmen, und der ſo eben in München auf das Eklatanſte von allen Seiten anerkannt iſt, hin zu weiſen. Was man aber aus ſeiner Aeußerung über unſere erſte Sängerin, Fräulein Schopf, machen ſoll, weiß man nicht. Er ſagt: Fr. Schopf habe durch ein „unglückliches Ereigniß“ ihre Stimme gänzlich verloren und werde ſchwerlich bei'm Theater bleiben. War der Hr. S. taub? oder iſt es das Publikum, das alle Tage mehr und mehr Gefallen an den Leiſtungen dieſer verehrten Künſtlerin findet? Hier in Magdeburg erſcheinen eine Menge Lobgedichte auf ſie, und er kann es wagen, in einem fremden Blatte derſelben Talent und Stimme ab zu ſprechen!! Faſt macht mich der Hr. S. glauben, daß nur böſer Wille bei ihm die Triebfeder geweſen iſt; denn hätte er mit vorurtheilsfreiem Sinne und wohl-organiſirtem Ohre Fräulein Schopf im „Barbier von Sevilla“, im „Freiſchütz“, in „Figaro's Hochzeit“, und endlich ſelbſt in „Don Juan“, neben Mad. Milder gehört, ſo würde er geſtehen müſſen: daß ſie nach ihrer überſtandenen ſchweren Krankheit mit erneuten Kräften daſteht und es uns wünſchenswerth macht, ſie noch länger zu den Unſern zählen zu können. Aber wahrſcheinlich hat der Hr. S. durch ein unglückliches Ereigniß gänzlich ſein Gehör verloren, denn auch, was er von Mad. Lange und Hrn. Kunſt gehört haben will, iſt ziemlich unzuverläſſig und macht ihn nur lächerlich!! —

Wilhelm Tetle,
Muſik-Direktor des Magdeburger Theaters.

N a c h d r ü c k l i c h e s.

Von norddeutſchen Schriftſtellern und in norddeutſchen Zeitſchriften ſind die Nachdrucker und der Nachdruck oft genug ſchon mit den entehrendſten Beinamen belegt worden — ohne daß jedoch die Herren mit der eiſernen Stirn ſich ſonderlich darum bekümmert hätten. — Süddeutſche (oder eigentlich öſtreichiſche) Zeitſchriften haben ſich zwar mit dergleichen Strafworten ſeltener, oder vielmehr niemals, befaßt; doch hat wenigſtens ein gewiſſes Schicklichkeits-Gefühl ſie früher davon abgehalten, die Nachdrucker und ihre ſaubern Werke öffentlich an zu preiſen. Was aber ſollen wir jetzt dazu ſagen, wenn Zeitſchriften, die mit Kunſt und Literatur auf ihren Aushänge-Schildern prunken, den Nachdruck nicht nur überſchwenglich loben, ſondern ihn auch noch dem Original-Verleger als ein gewieſenes Muſter vorhalten?! — Dies aber und nichts weniger thut die „Wiener Theater-Zeitung“, von Bäuerle, in ihrem diesjährigen 94ſten Blatte. Hier wird die bei Franz Ludwig in Wien erſchienene neueſte Ausgabe von Schiller's Werken dem Publikum nicht nur als eine Meiſter-Edition empfohlen, ſondern es wird auch noch, gleichſam zur Verhöhnung des Herrn von Cotta, hinzugefügt: „daß Hr. Ludwig in zwanzig Monaten (das) weit ſchöner und vollſtändiger (?) geliefert, wozu Andere 3 und 4 Jahre gebraucht haben.“ — Aehnliche Lobeserhebungen ſpendet die „Iris“, eine in Peſth erſcheinende deutſche Zeitſchrift. Hier berichtet (in Nr. 90) ein Hr. Seraphin aus Wien, daß der Verlag des berühmten Hrn. Mausberger (nomen et omen habet), der bereits die Werke von Hoffmann, Van der Velde, Guſt. Schilling, Clauren, Laun u. ſ. w. umfaſſe, ſich immer mehr ausbreite, und nun, nach den Schriftſtellern in Proſa, auch die Versmachenden an die Reihe kommen ſollen. „Es gereicht mir zum Vergnügen“, fügt der unwürdige Hr. Seraphin hinzu, „verſichern zu können, daß Hr. Mausberger ſich durch ſeine Thätigkeit die vollkommenſte Hochachtung des hieſigen Publikums erworben habe!!“ — Ihr armen Wiener, in welchen böſen Ruf bringt man euch und doch hoffentlich unverſchuldet; denn ihr könnt unmöglich Betrug mit Hochachtung erwiedern! — Die Zeitſchriften, die aus Oeſtreich kommen — wo bekanntlich beinahe alle fremden Zeitſchriften verboten ſind — ſollten aber wenigſtens diejenigen Länder, die nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, mit unverſchämten Anpreiſungen ſchelmiſcher Unternehmungen verſchonen! — ſolcher ſchelmiſchen Unternehmungen, die offenbar den literariſchen Verkehr der andern Länder gefährden!!

Philodem.

Bitte an Mad. Seidler und Hrn. Blume.

Die zweite Arie der „Zerline“ und die „Champagner-Arie“ des „Don Juan“ ſind Tyorn für das Dacapo-Rufen des Publikums geworden. Mad. Seidler würde den Genuß erhöhen, wenn ſie gütigſt dieſe zweite Arie italieniſch vortragen wollte. Ernſtlicher aber iſt mit Hrn. Blume zu rechten, daß er bei der Wiederholung der gedachten Arie nun ſeit Jahren den höchſt unpaſſenden Text zu Mozart's Lyde unterlegt. Unpaſſend iſt dieſer Text durch ſeine Unſchmiegſamkeit an die Melodie und weil er durch die Fremdartigkeit des Inhaltes die Illuſion des Stückes ſtört; endlich auch beſonders deshalb, weil weder Melodie noch der eigentliche Text der Arie dazu paßt, den Meiſter der Töne würdig zu preiſen. Was würde das Publikum ſagen, wenn „Caspar“ der bekannten „Trink-Arie“ im „Freiſchütz“ an

Lob Weber's unterlegte? Ein Mal und zwei Mal läßt man ſich ſo etwas gefallen, man betrachtet es als Impromptü, deſſen Werth aber dann natürlich verlieren muß, wenn es immer wiederkehrt. Wir bitten daher Hrn. Blume recht ſehr, zu ſeiner frühern Gewohnheit zurück zu kehren und die Arie mit italieniſchem Text zu wiederholen, wenigſtens aber es doch zuweilen zu thun, da wir von ihm nicht glauben wollen, daß er den Unterſtützungsgründen dieſer Bitte nicht einiges Gehör leihen ſollte.

Mehrere Muſikfreunde.

1826. No. XXV.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Kunſt und Literatur.

Bei uns iſt eben fertig geworden:

Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe

zu haben bei

F. W. Gubitz,

Profeſſor der Holzſchneidekunſt an der Königl. Preuß. Academie der Künſte.

Drittes Heft. No. 867—1272.

Preis: 1½ Thlr.

In den nun erſchienenen drei Heften ſind die ſämmtlichen vorräthigen Vignetten enthalten. — Alle drei Hefte zuſammen koſten 4½ Thlr. — Ferner:

Geſtändniſſe eines Rappen mit Anmerkungen ſeines Kutſchers.

Preis: ¾ Thlr.

Dieſes Werkchen iſt Ironie und Parodie mancher geſellſchaftlichen und literariſchen Sitte.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Neues Kinderbuch.

Bei A. Wienbrack in Leipzig iſt ſo eben fertig geworden, und an alle Buchhandlungen verſandt:

Adele Clermont, die Verlorene und Wiedergefundene.

Eine Geſchichte aus dem neunzehnten Jahrhundert. Weihnachtsgeſchenk für die Jugend. Mit 3 Kupfern. 8. Preis geb. 1 Thlr.

Durch die Herausgabe dieſes ſehr unterhaltenden und lehrreichen Leſebuches, befriedigen wir den wiederholt gegen uns geäußerten Wunſch nach einer Fortſetzung der Folge von Weihnachtsgeſchenken, welche der verewigte C. F. Weiße in 12 Bändchen lieferte, und die von der gegenwärtigen Jugend noch eben ſo gern als von der damaligen geleſen werden. Als Beweis führen wir die ſo eben herausgekommene neue Auflage des blinden Kindes, nett gedruckt und mit 4 Lithographien geſchmückt; Preis geb. 14 Gr., an. So wie die bisherigen Weihnachtsgeſchenke iſt das jetzige engliſchen Urſprungs und für Knaben und Mädchen ſowohl als für Erwachſene eine ergötzende, dem dermaligen reinern Geſchmacke beſonders zuſagende Lektüre. Doch nicht bloß Unterhaltung iſt die Tendenz des Verfaſſers, auch Belehrung über wichtige und intereſſante Gegenſtände der Moral, Geſchichte der neueſten Länder und Menſchenkunde, ſo wie auch lehrreiche Anekdoten ꝛc. werden die Leſer hier finden. Das Aeußere empfiehlt ſich durch anſtändigen Druck und mehrere gelungene Kupferſtiche, welche das Portrait der Heldin dieſer Geſchichte, eine hiſtoriſche Scene, eine Landſchaft, und eine geographiſche Charte darſtellen.

Die Prophetin von Caſchimir, oder Glaubenskraft und Liebesgluth.

Nach Lady Morgan von Fanny Tarnow.

2 Bde. 2 Thlr. Leipzig. Rein'ſche Buchhandlung.

Glaubenskraft und Liebesgluth hat hier die Dichterin mit glühendem Pinſel geſchildert. Liebe, die mächtigſte der Empfindungen, die das Herz beherrſchen, kämpft hier mit Religion einen gewaltigen, langen, beiderſeits verblutenden Kampf. Mit immer ſteigendem, hinreißendem Intereſſe iſt das Fortſchreiten der allgewaltigen Leidenſchaften in den beiden originellen Charakteren (Athanaſius und Tamazandri), äußerſt ideal and poetiſch dies wechſelſeitige Verhältniß gezeichnet, und der Leſer erfreut ſich bis zum Moment der tragiſchen, tiefergreifenden Entwickelung einer wirklich hinreißenden Lektüre. Wir machen die Leſer um ſo mehr auf dieſe höchſt intereſſante Lektüre aufmerkſam, als ſie ſich wie ein fremdes Meteor an unſerm gegenwärtigen deutſchen Sternſchnuppen-Himmel auszeichnet. Die Ueberſetzung iſt ſehr fließend; Papier und Druck ſind ſchön zu nennen.

Bei R. Landgraf in Nordhauſen iſt erſchienen:

Kleine Schriften geologiſch-, hiſtoriſch-, topographiſch-, antiquariſch-, etymologiſchen Inhalts, von J. G. J. Ballenſtedt.

2 Theile. 8. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr., 1 Thlr. 18 Gr., 3 Fl. 6 Kr.

Den Leſern der Ballenſtedtſchen Schriften — und wer hätte wohl nicht Urwelt, Vorwelt und neue Welt geleſen? — iſt es hinlänglich bekannt, wie man-

Digitized by Google

nigfache und jeden denkenden Geiſt anziehende Gegenſtände der Verfaſſer für ſeine Unterſuchungen wählt, wie glücklich er auch das Dunkelſte auf zu hellen weiß und wie freimüthig und Jedem verſtändlich er ſich überall ausſpricht! Eine große Mannigfaltigkeit intereſſanter Gegenſtände aus dem Gebiete der Welt und Menſchenkunde, der vaterländiſchen Geſchichte und Alterthümer, der urweltlichen Geſchichte und Geologie, der Sprachforſchungen und Etymologie; einen Reichthum neuer Aufklärungen in lichtvoller Sprache, werden die Leſer der größern Werke des Verfaſſers gleichfalls in dieſer ihnen jetzt dargebotenen Sammlung ſeiner kleinern Schriften entgegen nehmen, und ſich auch hier eben ſo lehrreich, als angenehm unterhalten finden.

Bei Friedrich Ruff in Halle iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen für 21 Gr. (26¼ Sgr.) zu haben:

Die Himmelsroſe
oder
Ludwig der Springer.
Romantiſches Gedicht in vier Geſängen.
Von
H. Helmuth.
Mit einer Vorrede vom Herrn Prof. D. J. G. Gruber.

Ein ſchönwiſſenſchaftliches Werk, welches ſich der öffentlichen Empfehlung des berühmten Herrn Prof. D. J. G. Gruber zu erfreuen hat, kann füglich der Anpreiſungen von Seiten des Verlegers entbehren; und iſt es eben deshalb auch wohl nicht zu bezweifeln, daß das genannte Gedicht die Theilnahme finden werde, welche ihm vor vielen andern gebührt.

Bei Herold in Hamburg iſt ſo eben erſchienen:

Stammbuchs-Aufſätze,

beſtehend in 600 der gelungenſten Stellen aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller der Welt. Nebſt einer Deutung der gebräuchlichſten Tauf-Namen. Sechſte ſehr verbeſſerte und vermehrte Aufl. Mit einer Einleitung von Profeſſor L. Kruſe. 12. 6 Gr.

Wer dieſe gehaltvolle Sammlung ſieht, wird ſie auch kaufen; ſie iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

So eben iſt erſchienen:

Der zweite Theil
von
Chr. Niemeyers Buch der Tugenden.

24 Bogen in gr. 8. mit 20 Bildniſſen. geh. 1 Thlr. 12 Gr. — Daſſelbe mit ſchön colorirten Kupfern 2 Thlr. — Velinpapier 3 Thlr.

Eine reichhaltige Gallerie von biograph. Gemälden, Charakterzügen, Erzählungen u. ſ. w. aus dem Leben der merkwürdigſten Perſonen beiderlei Geſchlechts; wahre Muſterbilder! an denen ſich Jünglinge und Jungfrauen, deren Geſchmack nicht verdorben iſt, aufrichten und ſo das jugendliche Gemüth für alles Große und Schöne zu edler Nacheiferung ausbilden können. — Außerdem aber dürften auch Leſer aus allen Klaſſen und Ständen nicht ohne großen Nutzen für Kopf und Herz dieſen Saal edler Menſchennaturen durchwandern; — ſie werden auf faſt jeder Seite liebe Bekannte oder näher Verwandte finden, welchem durch Aufſtellung in dieſem Saale ein ehrendes Denkmal errichtet iſt! —

Bonafont, C. Ph., Thaliens Spenden für Bühnen und Privat-Theater. 2 Bände. 8. Leipzig. Kaiſer 2 Thlr. 12 Gr.

(Inhalt: Wiedervergeltung, oder der König von Ohngefähr. Luſtſpiel. — Der Liebe Walten, oder die Rutſchpartie nach H. Clauren. Luſtſpiel. — Liſt um Liſt. Luſtſpiel. — Heinrich IV zu Alençon. Luſtſpiel. — Weiberrache. Schauſpiel. — Die beiden Joſeph, oder des Kaiſers Wechſel. Luſtſpiel.)

In Leipzig bei A. Wienbrack, wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt zu haben:

Beiträge zur deutſchen Länder-, Völker-, Sitten-, und Staatenkunde,
von J. C. von Koch-Sternfeld.

gr. 8. 1ſter Bd. 1 Thlr. 18 Gr., 2ter Bd. 1 Thlr. 22 Gr. (Der 3te und letzte Bd. wird Oſtermeſſe 1827 fertig.)

Dies vortrefliche Werk bedarf der weitern Anpreiſung nicht, wir verweiſen nur auf die Recenſionen in mehreren kritiſchen Blättern, wo es überall als ein klaſſiſches Buch anerkannt wird.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Ernſt, Fr., Ulrich von Wildenfels. Ein Gemälde aus den Ritterzeiten. — Der Raubritter. Eine Erzählung aus dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts. 8. 1825. Magdeburg bei F. Rubach. Preis 16 Gr. Courant oder 20 Sgr.

Bei Joh. Fried. Gleditſch in Leipzig iſt in Commiſſion erſchienen:

Aufſchlaeger, J. F., Das Elſaß. Neue hiſtoriſche topographiſche Beſchreibung der beiden Rhein-Departemente mit Kupfern und litographiſchen Planen und Charten. 1ſte Lieferung. Preis 1 Thlr 8 Gr.

Bleſſig, Dr. Joh Lor., nachgelaſſene Predigten. 2 Theile. 2 Thlr. 8 Gr.

Le catholicisme et le protestantisme, considerés sous le point de vue politique. 18 Gr.

Edel, die neue Kirche zu Strasburg. Ein Beitrag zur Geſchichte dieſer Stadt. In 7 lithographiſchen Abbildungen. 20 Gr.

Jeremie, traduit sur le text original; accompagné de notes par J. G. Dahler, doct. et prof. à la faculté de theologie protestante à Strasbourg. 1 Thlr. 8 Gr.

Lichtenberger, Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt; nebſt Guttenberg's Bruſtbild und 6 Abdrücken der Original-Holztafeln. 20 Gr.

Schweighaeuſer, Dr. J. F., Das Gebären und die Geburtshülfe, mit 3 Abbildungen. 1 Thlr. 4 Gr.

Timotheus. Eine Zeitſchrift zur Beförderung der Religion und Humanität. 3 Hefte. 5 Thlr. 12 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 6. Oktober. 159ſtes Blatt.

Der theure Kuß.

Von Caroline Leſſing.

Sechs brühwarme Paſtetchen hatte Fleuridon bereits verſchluckt; im Begriff, nach dem ſiebenten zu langen, ſah er Mieckchen, ein allerliebſtes Laufmädchen, das erſt vor wenigen Tagen vom Lande in die Stadt zog, an der Glasthür des Conditorladens, in welchem der Lieutenant eben mit Seinesgleichen frühſtückte, vorüber eilen, um, mit blanker Schüſſel und ſchneeweißer Serviette verſehen, eine Torte aus der Backſtube des Conditors ab zu holen. — Sogleich ſchob Fleuridon zur Ladenthür hinaus, um hinter dem flinken Kinde wieder zur Hausthür hinein zu ſchieben. Sein „Pſt! pſt, liebes Mädchen!" hörte aber Mieckchen nicht mehr, denn ſchon war ſie, flüchtig wie ein geſcheuchtes Reh, in der Backſtube angelangt, als Fleuridon kaum die Mitte des Hausraums erreichte. Hier aber beſchloß der Verfolger ihrer Rückkehr zu harren, denn der Qualm, der jenem Behältniß, in welchem ſie verſchwand, entſtrömte, drohte alle Parfüms, die er heute, ein beſonderes Wohlbehagen um ſich her zu verbreiten, verdoppelt an ſich wandte, unwirkſam zu machen, wenn nicht gar in widrige Dünſte zu verwandeln.

Für die glückliche Heimbringung der gelungenſten Torte, deren leckeren Kern eine noch leckerere Schale deckte, ängſtlich beſorgt, trat jetzt Mieckchen bedächtigen Schrittes — das unſchuldsvolle blaue Auge feſt auf die gefüllte Schüſſel geheftet, welche ſicher genug, an ihren vollen Buſen geſtützt, auf ihren beiden elaſtiſchen Armen ruhte — über die Schwelle der Bäckerei in den Hausraum herab, um mit dem Gebäck aus demſelben vorſichtig über die Straße hin, zu der ſie geſpannt erwartenden Gebieterin zu kommen. — „Hol' mich der Henker!" rief jetzt Fleuridon, und ſprang dem netten Kinde entgegen, „wenn ich Dich ungeküßt aus dem Hauſe laſſe! Du biſt ja ein reizendes Kätzchen! Komm her, wir machen Bekanntſchaft! Zuerſt aber giebſt Du mir ein Mäulchen!" — mit dieſen Worten umrankte er ungeſtüm das beſtürzte Mädchen. — „Ach, ach, meine Torte!" — rief Mieckchen erbleichend und weinerlich, indem ſie das blond behaarte Köpſchen bald über die eine, bald über die andere ihrer runden Schultern, den Kuß ſtreng verſagend, von ihm abwendete. „So laſſen Sie mich doch gehen! Sie zerbrechen mir ja meine Torte! Ach, was fange ich denn an!" ſtammelte Mieckchen, noch tief beängſtet, krampfhaft hervor; da hatte aber Fleuridon ſich längſt mit dem ganzen Oberleibe über die, ihn von ihr ſcheidende Schüſſel nach dem zitternden Munde des Mägdleins hingebogen, und ſie enger und enger mit dem linken Arme umſchlingend, lag endlich in ſeiner rechten kräftigen Fauſt das niedliche Hinterköpſchen Mieckchens, das er nun auch bald ſo geſchickt mit dieſer zu lenken und feſt zu halten wußte, daß ſeine Lippen ſich auf ihre, in wahrer Todespein verſtummten, wie ſie es irgend wollten, heften konnten.

In dieſem Augenblick aber hörte Fleuridon unter ſchallendem Gelächter einen ſeiner unternehmendſten Kameraden im nahen Laden ſchon ausrufen: „Wo hat

Digitized by Google

denn der Satan den Fleuridon hingeführt? Gewiß iſt der wieder einem Wild auf der Spur! Lief er nicht in's Haus? Kommt, laßt ihn uns ſuchen!“ Da ließ Fleuridon das Mädchen los, um nicht auch noch Andere auf eine ſo anlockende Spur zu bringen, und indem er nur noch haſtig und angelegentlich fragte: „Bei wem dienſt Du denn, meine Puppe, und wo wohnt denn Deine Herrſchaft, mein Goldkätzchen?“ — worauf er aber der Antwort vergebens entgegen horchen mußte, rannte er wieder zur Hausthür hinaus und zur Ladenthür hinein.

Der aus der Backſtube tretende Conditor-Geſelle hatte mit Unwillen im letzten Moment noch das kecke Treiben des Lieutenants mit angeſehn, und gewahrte nun mit reger Theilnahme ganze Ströme von Thränen über Mieckchens, in zorniger Bewegung wieder ausglühende Wangen herab rollen. Das arme Kind ſah und dachte jetzt nichts als ihre Torte. An allen Gliedern bebend, ließ ſie nun die Schüſſel leiſe auf den einen der beiden Sitzſteine an der Hausthür nieder und wollte die darüber gebreitete Serviette davon abdecken, um den jetzigen Zuſtand derſelben zu unterſuchen; doch troſtlos rang Mieckchen bald die Hände, als das Tuch an die klebrigen, obenauf liegenden Conſitüren, durch Fleuridons hie und da beſtäubte Heldenbruſt mächtig angedrückt, der Torte ſo anhänglich ſich bezeigte, daß bei dem leiſeſten Verſuch, dieſes von ihr trennen zu wollen, ein Stück des mürben Gebäcks nach dem andern daran haften blieb. — Ein neuer Thränenſtrom und die kläglichſt ausgeſprochenen Jammerworte: „Ach Gott, ach Gott, was ſoll ich nun anfangen!“ führten Lüci ſchnell ihr näher. „Nun, laſſen Sie es gut ſeyn, liebe Jungfer! wir wollen ſehen, wie wir ſie noch einmal zuſammen flicken: kommen Sie nur wieder mit herein!“ ſprach der ehrliche Schweizerbub, indem er die Schüſſel auf ſeine Hand hob und vor ihr her in die Backſtube zurück ſchritt. — Doch wie hülfreich und kunſtfertig ſich auch Lüci bewies und der Meiſter ſelbſt Hand anlegte, ſeinem Machwerk auf's Neue Zuſammenhang und friſchen Glanz zu verleihen, dabei gegen Mieckchen keifend, daß das dumme Ding ſich nicht lieber zehn Mal geduldig küſſen, als ſich einmal die Torte zerbrechen ließ, behielt doch dieſelbe ein ganz windſchiefes und verſtörtes Anſehn und Mieckchen mußte nun, nach bedeutendem Zeitverluſte, von äußerſter Zaghaftigkeit erfüllt, ihren Weg mit dieſer zu der ihrer harrenden Herrin antreten.

Madam Bolten, eine wohlhabende und junge Kaufmanns-Wittwe, hatte jene Torte zum Geburtstags-Angebinde für eine angeſehene Bekannte beſtimmt, und es lag ihr aus beſondern Gründen viel daran, daß gerade dieſes kleine Geſchenk ein recht ſtattliches Aeußeres haben ſollte. Ungeduldig lief ſie Mieckchen, die ſie am Fenſter hatte kommen ſehen, entgegen, und indem ſie ihr ein über Gebühr langes Ausbleiben vorwarf, zog ſie, begierig nach dem Anblick der Torte, ſogleich das Tuch davon herab. Aber wie erſchrack Madam Bolten, faſt zitterte ſie ſo ſehr und ward beinah ſo bleich wie Mieckchen. „Was iſt das? Was bringſt Du mir für eine Torte? Iſt Sanetti bei Sinnen? Nun, das hätte mir geſehlt, ſo eine Mißgeburt gerade zu Wellner's zu ſchicken! Und die konnteſt Du nehmen?“ — ſo rief Madam Bolten und ſetzte jetzt mißtrauiſch hinzu: „Doch Du biſt ja ſo ſtill? Du haſt geweint! Geſchwind, was iſt mit der Torte? Sicher haſt Du etwas damit angerichtet! und iſt es ſo, dann ſorge aber auch nicht um das Trinkgeld!“

Von dem ungerechten Verdacht, als ſey ihr unmittelbar die Schuld des ganzen Unglücks bei zu meſſen, ein wenig aufgebracht, vermochte es Mieckchen jetzt über ihre Schüchternheit, ſich mit Erzählung des ganzen Vorgangs, ſo gut es irgend gehen wollte, zu rechtfertigen. Auch ſchien der Zorn von Madam Bolten gegen das Mädchen ſich während ihres Berichts ſehr zu ſänftigen, denn nur ein wachſendes Staunen zeigten ihre Züge, und als Mieckchen endete, wollte ſie, ſtatt aller Vorwürfe, die das arme Kind noch erwartete, nur von ihr hören, wie jener Offizier ausgeſehen und wie er geheißen habe? Aber Beides wußte Mieckchen nicht, nur das Eine verſicherte ſie wiederholt: entſetzlich ſtark ſey er, das habe ſie gefühlt am Kopfhalten und auch gewahrt, weil er doch die ganze Torte mit dem Oberleibe kurz und klein gebrochen, und einen fürchterlich großen Bart habe er auch, denn mit dieſem hätte er ihr faſt das ganze Geſicht bei'm Küſſen zugedeckt.

Die letztere Bemerkung Mieckchens beſonders ſchien eine beunruhigende Muthmaßung in Madam Bolten auf zu regen, doch äußerte ſie ſich nur noch in folgenden Worten: „Nun, ſey der Näſcher wer er will, den Kuß ſoll er wenigſtens theuer bezahlen! Du gehſt ſogleich wieder mit der Torte zu Sanetti und ſagſt ihm, er müſſe mir binnen zwei Stunden eine andere ſchaffen; dieſe ſolle er nur an den verkaufen, der ſie alſo verunſtaltete. Auch vergiß ja nicht, Dir den Namen des Offiziers ſagen zu laſſen, welcher mich durch ſeine Unverſchämtheit in die Verlegenheit bringt, am Mittag erſt eine Torte zu Wellner's ſchicken zu müſſen, die ihnen am Morgen beſtimmt war.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus einer Brief-Sammlung.

Herzens-Brüderchen!

Glück vollauf! Die Weiber waren mir immer hold und Fortuna macht keine Ausnahme! Tauſend Thaler liegen vor mir, die ich in der Lotterie gewonnen habe.

Digitized by Google

und da bin ich nun unſres Vertrags eingedenk, Alles, Freud' und Leid, Gewinn und Verluſt, mit einander zu theilen. Du erhältſt Deine Hälfte des Gewinnes in beikommenden 500 Thalern; ſchlage ſie todt auf luſtige Weiſe. In vierzehn Tagen beſuch' ich Dich in Berlin, da ſoll's wieder einen Juz geben, wenn wir nach der alten Melodie gröhlen:

In den Zelten, Brüder, gelten
Wir als Herr'n bei'm Hopfentrank;
Von Vernunft uns zu erlöſen,
Jagen wir die Philiſtröſen
Auf die Arme-Sünder-Bank!

Vivant fröhliche Muſen und gefällige Mädchen; pereant Mumien von Philoſophen und alte Weiber! — Dein fideler Bruder Julius W**.

Poſtſcript. Verdammt! — Man muß ietzt ſo viel im Hirn eintorniſtern, daß unmöglich Alles Quartier findet! Da habe ich vor Jahr und Tag einen Ball veranſtaltet, um einmal die rechten Burſchen und die echten Burſchen-Mädchen beiſammen zu ſehen, und bin zufällig mit der Bezahlung hängen geblieben. Die Geſchichte verconſummirt übrigens nur 180 Thaler, und der Commerſch, den wir hatten, war ſeine 200 Thaler unter Brüdern werth. Der Wirth vom Café loyal, der uns beherbergte und die Halsſachen bei der Geſchichte beſorgte, hat aber eine feine Naſe gehabt; ich mußte ihm vor einiger Zeit einen Wechſel geben und der iſt juſt vier und zwanzig Stunden nach meinem Lotterie-Gewinnſt fällig, ohne daß ich nur von ferne daran gedacht hatte. Indeß, wollt' ich mich nicht einſtecken laſſen, mußt' ich ausbeuteln! — Notabene. Ich will doch nicht noch einen ſolchen Gedächtnißfehler machen! Eben fällt mir das gerichtliche Erkenntniß in die Hände wegen des Götterſpuks, wie wir dem Juden S***, der den Studioſen nicht mehr pumpen wollte, alle Fenſter einwarfen auf mein Commando und nachher den Pedell à la Sancho Panſa prellten. Ich ſoll Execution haben wegen der lumpigen 130 Thaler; die muß ich noch blechen. Es kommen alſo in der Theilung auf Dich 345 Thaler; immer noch ein reelles Sümmchen, denk' ich!

Poſtſcript. Liebe geht vor Freundſchaft! Eben wollt' ich Brief und Geld an Dich ſpediren, da ſchreibt mir mein Mädchen — eine göttliche Berlinerin, eine wahre Juno! — dieſen Brief, den ich Dir beilege: „Lieber Junge! Du haſt mich doch verſprochen, Du wollteſt mir auf meinen Geburtstag neu kleiden und derowegen habe ich mich ein Tüllkleid, einen Italienſchen, einen Schall und ein Paar Ohrringe ausgenommen, ich habe dieſes gethan, weil mein Herz Ehre und Reputation von Dich haben will, und Alles liegt bei dem Putzhändler. Der hat's mich aufgehoben, bis Du dieſes eine und die alte Schuld, was den Sammt-Mantel betrifft, welches zuſammen 300 Thaler macht. Ich ſchicke Dich gleich den Ladendiener, damit Du dieſe ecklige Geſchichte los wirſt, denn der Putzhändler iſt eine ſpinöſe Figur und gar kein Vertrauen mehr unter die Menſchheit. Um ſechs Uhr erwartet Dir in ihren Armen — Aurelie Kreuzholz. Poſſeribt. Alles dieſes iſt ſehr dillig und mein Geburtstag fällt auch erſt in vierzehn Tagen, aber darauf wird es Dich nicht ankommen, das ich Dich vierzehn Tage noch vor die Zeit beſſer gefalle, weil dieſes Alles gerade ſehr dillig iſt.“ — Dem war nicht zu widerſtehen; ich hätte mich blamirt, wenn ich nicht heraus rückte. Es gilt nun Halbpart von 390 Thalern; Du erhältſt Deine 195 richtig gezählt: verbrauche ſie zu meinem Andenken!

Poſtſcript. Der Menſch addirt und der Teufel ſubtrahirt! Der Wirth vom Café loyal hat geplaudert und ſtört mir die ſtaubigſten Schuldforderungen auf! Die Hölle bombardirt mich mit Schneidern und Schuſtern; ich mußte Alles hergeben und nun murrt noch der Pferde-Philiſter, dem ich vor fünf Monaten ein Pferd zu Tode geritten habe. Es iſt Pech! — Herzensbrüderchen, Du bekommſt diesmal nichts! aber ſehr dringend bitte ich Dich, mir mit erſter Poſt 200 Thaler zu ſchicken; mein Ehrenwort, bei dem nächſten Glücksfall zahle ich Dir die Lumperei zu Heller und Pfennig. Ich bin's von Deiner Brüderlichkeit überzeugt, daß Du mir aus der Patſche helfen wirſt, denn der Pferde-Philiſter iſt ein Vieh und will ſich nicht abtrumpfen laſſen. In Erwartung Deiner geſpickten Antwort ſalutirt

Julius W**.

Geſangeszauber.

(181*)

Wie iſt mir's wunderbar, wenn zu der Saiten Spiele
Die Liebſte liebe Lieder ſingt,
Ihr Ton bald ſtark, bald zart, im Wechſel der Gefühle,
In's Inn're meiner Seele dringt.

Mir Schmerz und Scherz, mir Leid und Freude ſchildert,
Der Leidenſchaften Sturm erregt,
Dann ſeine Heftigkeit durch mild're Weiſen mildert,
Zur Sehnſucht, wie zur Luſt bewegt.

Und mächt'ger wirkt ihr Zauber des Geſanges,
Geſellt zum Hören ſich das Seh'n,
Iſt dann des Blickes Macht vereint mit der des Klanges,
Dem Doppelreiz, wer kann ihm widerſteh'n?

Ich kann es nicht und ach! die ſcharf geſchliff'nen Pfeile,
Entſandt den Augen wie dem Mund,
Mein Herzblut heiſchen ſie! Sie, die verwundet, heile;
Wenn Sie es will, werd' ich geſund.

Die Waffen ſelbſt, die mir die Wunden ſchlagen,
Sind ihre beſte Panacee,
„Ich liebe Dich!“ ſoll mir das Auge ſagen,
Küßt mich ihr Mund, vergeht das Weh.

Karl Schall.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

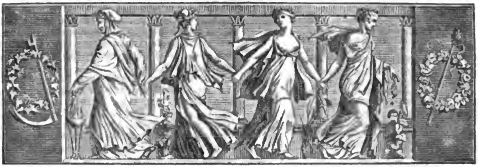
Zara, den 19. Auguſt. Durch das Poſtſcript meines Berichts aus Venedig habe ich Sie mit meinem Entſchluß, mich noch einmal den Wogen des adriatiſchen Meeres auf einem türkiſchen Kriegsſchiffe an zu vertrauen, bekannt gemacht; und es dürften einige Mittheilungen aus den Tagen, die ich unter den Leuten einer Nation, auf welche die Augen Europa's gerichtet ſind, verlebte, nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn. — Am 14. Auguſt ſagte ich dem alterthümlichen Venetia Lebewohl und ging mit meinem Reiſegefährten vom Giardino Napoleon an Bord der genannten türkiſchen Brigg. Der Schiffskoch, welcher ſo ziemlich italieniſch ſprach, empfing uns an der herunter geworfenen Strickleiter und führte uns zur Kajüte des Bardetta Paſcha, der uns ſehr freundlich (d. h. nach türkiſcher Weiſe) bewillkommnete. Er blieb mit untergeſchlagenen Füßen auf ſeinem Polſter ſitzen, wendete langſam den Kopf nach uns, winkte mit der Hand, und bat, in gebrochenem Italieniſch, auf einer Ottomane Platz zu nehmen. Gleich nach uns erſchienen einige Türken vom Bord der Goelette, denen Bardetta, ohne ſich zu erheben, in kurzen rauhen Worten ſeine Befehle ertheilte; bald wendete er ſeine Blicke ſtolz von den ſtummen Befehligten und ein kurzer verächtlicher Wink mit der Rechten entfernte dieſe, mit einer Verbeugung in orientaliſcher Sitte. Ueberhaupt ſprach Bardetta wenig; auf ſeinen regelmäßigen Geſichtszügen ruhte ein ſtrenger Ernſt, der durch den ſtarken ſchwarzen Bart und die dichten Brauen noch gehoben wurde, ohne gerade etwas Finſteres oder Abſchreckendes zu haben; er ſchien in den Vierzigern zu ſeyn, iſt über die mittlere Größe, von ſtarkem, kräftigem Bau, und ſchritt aufrecht mit langſamen ſtolzen Schritten einher. Das ganze Schiffsvolk beſtand aus alten Leuten, von denen, außer dem Koch, dem Zahlmeiſter und einem vornehmen Türken Redſchid Emir, aus Algier, welche in den Zwanzigern waren, Niemand unter vierzig Jahre zählte. Manche der alten Graubärte, mit dem tiefen ruhigen Ernſte in ihren Mienen und einer gewiſſen Strenge in ihren Blicken, hatten etwas Ehrfurchtgebietendes; oft ſaßen ſie Stunden lang ſchweigend, ja bewegungslos an einer Stelle, ſtill beobachtend, was um ſie her geſchah und was ſie nichts anging, und ich habe nie irgend Jemand ſcherzen oder mit lächelnder Miene geſehen. Faſt Alle waren von gleicher Größe und etwas unter dem, was wir die mittlere Höhe nennen, aber kräftige Figuren von nervöſem Körperbau. Matroſen und Soldaten unterſchieden ſich nicht durch ihre Kleidung, Jeder ſchien nach ſeinem Geſchmack gewählt zu haben; ich ſah rothe und blaue Wämſer mit verſchiedenem Beſatz und allerlei Stickereien. Die weiten Leinwand-Beinkleider gingen nicht, wie man ſonſt die Tracht der Türken beſchreibt, bis auf den Plattfuß, ſondern endigten ſchon am Knie. Die Gemeinen gingen mit bloßen Füßen in zerriſſenen Schuhen und waren überhaupt ſehr unſauber. Einige, welche ich als Vorgeſetzte annahm, trugen weiße Strümpfe; ein Paar reinlich Gekleidete, mit langen Pantalons und Federn am Turban, ſchienen Offiziere zu ſeyn. Auf dem ganzen Schiffe herrſchte die größte Ordnung und Reinlichkeit. In der Kajüte des Paſcha waren die Polſter der Ottomanen mit rothem Sammet überzogen; die Wände und der Fußboden gebohnt. Die Fenſter hatten Vorhänge von ſeidenen Stoffen, in deren Mitte prangte von Gold (vielleicht auch nur vergoldet) das türkiſche Wappen mit der Mondſichel, und unter demſelben hing das Portrait des Sultans. Auf der einen Seite der Wand, über des Paſcha's Ottomane, waren deſſen blitzende Waffen aufgehängt, aus einem krummen Säbel, zwei ſehr langen Piſtolen und drei Dolchen (wovon einer mit einem Diamant-Griffe und aufſpringender Schneide zur Vergrößerung der Wunde) beſtehend. Auf der andern Seite hingen nautiſche Charten, die mir Beweiſe waren, daß die Bildung oder wenigſtens die Kenntniß in ihrem Fache bei den Türken nicht ſo gering iſt, wie man größtentheils in Europa glaubt. Noch mehr wurde ich in dieſer beſſern Meinung überzeugt, als ich auf einer Platte, einer Art von Tiſch, Riſſe und Zeichnungen verſchiedener Kriegsſchiffe, beſonders vom innern Bau derſelben, erblickte, und ich ſtaunte nicht wenig, als ich hörte, daß dies Arbeiten einiger Matroſen waren, um ſo mehr, da ich Alles mit einer außerordentlichen Sauberkeit und Präciſion ausgeführt fand. Bardetta ſelbſt hatte Sinn für die bildenden Künſte, und machte mir, da er wußte, daß ich als Maler reiſete, den Antrag, auf ſeinem Schiffe zu bleiben, um ihm eine Seeſchlacht, wovon er mir die Einzelheiten angeben wollte, zu malen, und endlich mit meinem Kameraden Kriegsdienſte zu nehmen; zagend vor einem Machtſpruche des Paſcha's lehnte ich, ſo höflich ich nur konnte, Beides ab. — Das obere Schiffsverdeck war mit einer fünf Fuß hohen Bretterwand, in welcher ſich Klapp-Luken für die Geſchütze befanden, umgeben; ſie war ſo ſchwach, daß ſie kaum eine Gewehrkugel abhalten konnte, und ſchien nur den Zweck zu haben, die auf dem Verdeck arbeitenden Leute dem Blicke des Feindes zu verbergen. Die Schiffskanonen hatten auf der Mitte vollkommene Gewehrſchlöſſer mit Hahn und Pfanne, nur das Zündloch führte durch die Mitte der Letzteren zur Seele des Geſchützes, in der Art, wie man es bei den Terzerolen findet. Am aufrechtſtehenden Abzuge befand ſich eine Schnur, vermittelſt welcher ein Mann mehrere Kanonen zugleich abfeuern konnte. Die Bettungen waren ſo eingerichtet, daß die Geſchütze ſo viel Rücklauf hatten, um bequem wieder geladen werden zu können, und verbanden hiermit gleich den Zweck, die Nachtheile für die Erſchütterung des Schiffes zu vermindern. Eine Art Schraube ohne Ende brachte durch die Kraft eines Mannes die Kanone eben ſo ſchnell wieder bis in die Luke zum Abfeuern vor. Größtentheils glichen die übrigen Einrichtungen, mit einigen Abweichungen, denen, die man auf den Schiffen der verſchiedenen Marinen der europäiſchen Mächte findet. — Gegen Mittag wurden die Anker gelichtet; die ſonſt ſo trägen Türken bewegten ſich mit außerordentlicher Thätigkeit. Wir gingen erſt nördlich, um aus den verſchlammten Canälen der Lagunen zu kommen, und ſtachen dann, bei günſtigem Weſt, ſüdöſtlich in's adriatiſche Meer. Starke Wogen wanderten ruhig über die hohe See dahin und die Brigg tanzte mit mäßiger Bewegung von den Waſſerbergen durch die Fluthenthäler, und theilte mit ſtarkem Kiel die ſchäumenden weißen Kämme. Die Küſte des ſchönen Italiens trat mehr und mehr vor unſern Blicken in die Entfernung zurück, und Venedigs hoher Marcusthurm, die fünf hohen Kuppeln der Marcuskirche und die Zinnen der hohen Palläſte hüllten ſich in bläulichen Nebel. (Die Fortſetzung folgt.)

Ein Gelehrter tadelte dieſer Tage das Wort Philhellenen ſehr bitter. „Mit dieſem Philo" — ſagte er — „werden die Leute noch ihre ganze Sache verderben, denn das Wort trägt etwas Revolutionaires an ſich (?), ſo Philoſoph, Philantrop, Theophilantrop!" — „Aber" — entgegnete Jemand — „Philhellene beſteht doch aus zwei echtgriechiſchen Wörtern und heißt Griechen-Freund!" — „Gerade! mit ſolchen aus dem Griechiſchen gezogenen Wörtern entſtand auch die Revolution (?); warum ſpricht nicht Jeder, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt?!" (Pandore.)

Der Maire einer kleinen Gemeinde ward vor einiger Zeit in einer Streitſache von Jemand ein Imbecille genannt. — „Kennt Sie denn der Menſch?" frugte der Streitſchlichter. — „O, ganz gewiß!" erwiederte der Maire. (Pandore.)

Im Franzöſiſchen heißt Marier auch das Zuſammenſchließen der Strafgefangenen, wenn ſie zu den Galeeren abgehen ſollen. Eine Mariage, bei der gewiß jeder Betheiligte nur auf Scheidung hofft. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 7. Oktober. 160ſtes Blatt.

Benjamin's Geſtändniſſe.

1.

Ich kehr' mich an keine Spötter,
Die Guſtchen iſt mein Glück;
Ich hab's ihr oft verſichert,
Und nehm's nicht wieder zurück.

Ich war ein lumpiger Stümper
In abgeriſſ'ner Tracht:
Sie hat zum honnetten Menſchen,
Zu was Rechtem mich gemacht.

Und die den Benjamin kennen,
Die thun's ihm Alle kund,
Wenn die Dirn' ihn nicht gerettet,
So kam er auf den Hund.

2.

Da kommen ſie hergezogen
Zur breitgeſpreizten Thür!
Und ſchleichen hinter zum Garten
Und trinken ihr Glas Bier.

Und ſprechen groſe Dinge
Zum kleinen Glaſe Bier,
Und ſtechen der Jungfer Europa
Ihr unglückſelig Geſchwür.

Sie laſſen Truppen marſchiren,
Und ſtellen ſie auf am Rhein;
Sie ſchlagen die ſchönſten Schlachten,
Und nicken endlich ein.

Wie können die Leute leben
Von der Zeitung und vom Bier,
Wenn ſie kein Guſtchen am Abend
Erwartet vor der Thür?

3.

Der Meiſter that mich loben,
Es hat mich ſchier gerührt:
„So führt kein Zweiter die Hobel,
Wie der Benjamin ſie führt!“

Ja, ſeit ich mein Glück gefunden,
Geht's beſſer von der Hand:
Mit der Liebe, ſagt mein Guſtchen,
Bekommt der Menſch Verſtand.

Wir führen ein ſchönes Leben,
Die Engel wünſchen es ſich:
Ich hoble Tiſch' und Schränke,
Und Guſtchen hobelt mich.

4.

„Nicht ſchwatzen mag die Liebe,
Das Schweigen behagt ihr mehr,
Und ſteigen die Engel nieder,
So iſt der Himmel leer.“

Das hat mir mein ſüßes Guſtchen
In's Stammbuch poeſirt,
Und wem ich's noch gewieſen,
Den hat's zu Thränen gerührt.

Und Mancher hat's genommen,
Und ſchrieb's geſchwind ſich auf:
Man kriegt dergleichen bekanntlich
Nicht alle Tage zu Kauf.

Es iſt mir ein heilig Blättchen,
Der Erinnerung geweiht,
Und thät' es nicht zerreißen
In größter Verlegenheit.

Digitized by Google

5.

Das nenn' ich ſtattliche Roſſe,
Vor prächt'gen Wagen geſpannt!
So fährt ſich's mit Vergnügen
Durch's ganze preußiſche Land.

Die Frau, ſo drinnen ſitzet,
Iſt mit Juwelen beſchwert,
Und wenn der Mann ſie verkaufte,
Viel tauſend Thaler werth.

Doch hätt' ich Geld, ich ließ' mich
Nicht auf den Handel ein:
Wie kann ein Menſch ſo häßlich
In ſo ſchönem Fuhrwerk ſeyn?

6.

Mir lacht das hellſte Sternlein,
Das rings am Himmel hängt;
Die ſchönſte Kammerjungfer
Hat mir ihr Herze geſchenkt.

Der Dame, der ſie dienet,
Beneid' ich nicht ihr Glück;
Ihr dienen nur Guſtchens Füße,
Ihr lächelt nicht Guſtchens Blick.

Mir aber that in Liebe
Die Kammerjungfer ſich weih'n,
Und erlaubt mir oft die Freude,
Ihr Kammerherr zu ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der theure Kuß.

(Fortſetzung.)

Als nun Mieckchen mit ſchwerem Herzen Herrn Sanetti die Anmuthung von Madam Bolten ausgerichtet hatte, rief er zuerſt: „Lüci, rühre den Tortenteig von Nr. 9 ſogleich noch einmal ein!“ Dann aber ſah er ungewöhnlich griesgramig dem bangen Mädchen in's Geſicht und polterte heraus: „Träfe es nicht gerade meine alte Kundin, Madam Bolten, Ihre Herrſchaft müßte die Torte behalten, wie ſie iſt; aus meinen Händen kam ſie unverſehrt, was kann ich dafür, daß ſie einen Kleckindiewelt zur Paradezeit nach der Torte in mein Haus ſchickt? — und der ſaubere Sous-Lieutenant, der Schuldenmacher Fleuridon, kann noch immer nichts von den alten Reſten abtragen, wie viel weniger wird er im Stande ſeyn, mir die Torte zu bezahlen? höchſtens ſoll ich ſie wieder auf ſeine Rechnung, das heißt, in den Schornſtein ſchreiben.“ — Doch Lüci, der als ein anſtelliger Geſell, und beſonders als ein Landsmann Sanetti's, auch faſt überall ſein Wörtchen mit drein geben durfte, pflichtete dieſer, Fleuridon's wahrem Nutzen allzu günſtigen Vorausſetzung keineswegs bei, indem er behauptete, während eines reichen Einkaufs deſſelben, von koſtbaren Blumen und theuern Früchten, heute in der Frühe am Markte, wo auch er ſich befunden, noch einiges Geld in des Lieutenants Börſe geſehen zu haben, zu welchem — als zur Zahlung für die Torte — zu gelangen er den Meiſter ſo lange weidlich an zu feuern wußte, bis dieſer, nachdem er Mieckchen gebeten hatte, ihn zu erwarten, das Corpus delicti ergriff und wirklich damit zu dem Herrchen hinein ging.

Ob nun gleich Sanetti, nach Angabe des Lüci, der Jenen bei'm Kuſſe überraſchte, dem muntern Fleuridon auf den Kopf zuſagte: daß er es ſey, der für einen Kuß eine Torte zu bezahlen habe, und alle anweſenden Lieutenants, welche ſich in der Regel eine Stunde vor Aufziehung der Wachparade bei Sanetti verſammelten, unter ſchallendem Gelächter den vorhin vermißten Fleuridon, ohne diesmal genau unterrichtet zu ſeyn, einer ſolchen That zumeiſt fähig und folglich der Zahlung für die aus aller herkömmlichen Form gebrachten Torte ſchuldig erklärten, leugnete dieſer doch ſtörrig, ein Mädchen mit einer ſolchen geſehen und noch viel mehr, es geküßt zu haben. — Jetzt holte Sanetti den Augenzeugen Lüci herbei, aber auch ihm ſuchte Fleuridon, obwohl vergebens, ein zu reden, daß er einen Andern für ihn gehalten haben müſſe. „Nun denn!“ riefen ſeine Kameraden, „ſo muß man das Mädchen ſelbſt ihm gegenüber ſtellen; ſie wird doch wohl am Beſten den unter uns heraus finden, der ſie am hellen Tage mit ſolcher Vehemenz umarmte, daß er inmitten ſeines und ihres Herzens bei einem einzigen Kuſſe eine ganze Torte in winzige Brocken zermürbte; und erkennt ſie dann wirklich in Fleuridon den wilden Beſtürmer, ſo zahlt er ohne Weiteres den Preis der Torte, und das baar und ohne Verzug!“

Schon bei den erſten Worten dieſer Rede rannte Lüci hinaus nach Mieckchen, die er nun triumphirend herein führte, und zwiſchen die glänzenden Helden mit der treuherzigen Ermahnung hinſtellte: „Nun ſehen Sie ſich ganz dreiſt um, liebe Jungfer, und ſagen Sie ohne Scheu, welcher von den Herren derjenige iſt, der Ihnen die Torte zerbrochen hat.“ — „Ach der da, der da mit dem größten Barte!“ rief Mieckchen mit Sicherheit und ganz unbefangen, indem, gegen Fleuridon ſich wendend, ihr Geſichtchen den Ausdruck eines tiefen Verdruſſes annahm.

Noch einmal verſuchte Fleuridon, ohngeachtet des ſchadenfrohen Jubels ſeiner Kameraden, ſelbſt gegen Mieckchen ſeine Schuld leugnen, und ſie als noch nie geſehen behandeln zu wollen; aber da rief Mieckchen, die Hände faltend: „Ach Gott, ich werde gewiß nicht lügen! denn hätte ich Schuld an dem Unglück, ich würde es Madam Bolten ehrlich geſagt haben!“ — „Wie, Bolten? Bei Madam Bolten biſt Du im Dienſt? Nun, geh' nur, geh! ich werde Alles in der Sache mit Sanetti beilegen!“ äußerte jetzt ganz umgewandelt und nicht ohne Verlegenheit der Lieutenant; auch ſuchte er bald auf eine ſanfte Weiſe Mieckchen, der Lüci folgte,

Digitized by Google

durch die neckende Schaar ſeiner militairiſchen Genoſſen hinaus zu ſpediren. Hiernach aber ſprach er zu Sanetti: „Die Torte iſt mein!“ und flüſterte nebenher ihm zu: „doch habe ich mit Ihnen ein Wörtchen unter vier Augen zu ſprechen!“ und mit Sanetti in ein Seiten-Cabinet getreten, machte er ſich zur baldigen baaren Bezahlung der Torte nur unter der Bedingung anheiſchig, daß Mieckchen mindeſtens ſeinen Namen nicht erfahre. — Sanetti, herzlich froh, von Fleuridon einmal Geld ſehen zu ſollen, nahm ſich nicht Zeit zu der Erinnerung: daß er in der Backſtube den Namen bereits ſchon gegen Mieckchen ausſprach; er ſagte nicht allein für ſich, ſondern auch für Lüel, hinſichtlich der Bedingung, gut, und nun zog Fleuridon wirklich ſeine Börſe: doch koſtete es ihm, unter einigen, nicht ganz verſtohlenen Seufzern, alle Mühe, aus vielen kleinen und wenigen größeren Silbermünzen die runde Summe von drei Thalern zuſammen zu ſetzen, womit der Rückſicht nehmende Sanetti ſich diesmal vollkommen befriedigt halten wollte, da beſonders nach dieſer unvorhergeſehenen Ausleerung nur ein, dem guten Fleuridon immer noch ſo höchſt nöthiger Heckepfennig in dem goldfädigen Käfig, dem ringsum Roſen und Vergißmeinnicht anmuthig entſproßten, zurück blieb.

Als Fleuridon zurück kehrte, um ſeine bis zum Heller ehrlich bezahlte Torte durch die Ladenjungfer auf Weiteres in Sicherheit bringen zu laſſen, fand er ſeine Freunde im excentriſchen Lobe derſelben, indem Jeder von ihnen ſich beeilt hatte, da das dritte Viertel der eilften Morgenſtunde bereits abgelaufen war, den Inhalt der viel belachten, beſprochenen und wie Fleuridon am Beſten wußte, auch beſeufzten Torte ohne Zeitverluſt zu prüfen, um ihm zu einem Kaufe Glück wünſchen zu können, deſſen unregelmäßige Außenſeite der Untadelhaftigkeit des wahren Gehalts durch Ueberraſchung doppelten Reiz verlieh. — Freund Marſen, der Vorſchneider, verſicherte ſogar, ein zweites anſehnliches Stück von dem nicht allzu bedeutenden Reſt noch lostrennend, und dieſes in ein, von der Ladenjungfer verlangtes Zeitungsblatt hüllend: wie ſeine Frau dieſen ihren Lieblingskuchen ſicher in Wien nicht beſſer gegeſſen haben ſolle! — und Solming, der Rechnungsführer der Leib-Compagnie, machte eben Anſtalt, um den Schweſtern daheim die Wahrheit ſeines luſtigen Torten-Schwankes bethätigen zu können, den letzten Reſt derſelben in ſeinen Rockſchößen zu verwahren, als Fleuridon ſchnell nach der Schüſſel griff, und die Ladenjungfer dafür verantwortlich machte, ihm, wenn er es verlangen werde, das handgroße, mit drei baaren Thalern bezahlte Reſtchen des Gebäcks aus zu liefern.

Bald hernach prangte das ſämmtliche und anſehnliche Offizier-Corps der Garniſon des Städtchens, das eine Feſtung bildete, in Reihe und Glied geſtellt, während des im klingenden Spiel ertönenden Marſches, der Conditorei und dem Hauſe der Kriegsräthin Wellner, was dicht an jene ſtieß, gerade gegenüber. Aber vor Allen that ſich an Leibesſchöne Fleuridon in der Reihe ſeiner Kameraden hervor. Ein holdſüßes Lächein umſchwebte jetzt wieder ſeinen mächtig umbuſchten Mund und ſeine Augen blitzten gleich zwo Sternen die innere Freudigkeit verſtändlich nach Philippine Wellner hinüber, die, am geſchloſſenen Fenſter ſtehend, ihm herab lächelte. — Sie war es, der er ſeine Früchte und Blumen zum Geburtstags-Angebinde am frühen Morgen überreichen ließ, der er eine Stunde ſpäter auf goldberändertem Atlas-Papier eine beſtellte Ode, perſönlich huldigend, überbrachte und die zur Belohnung die Mutter vermocht hatte, ihn auf heute zum freundſchaftlichen Mittagbrod einladen zu laſſen.

Die verwittwete Kriegsräthin Wellner galt für die reichſte Frau und ihre Tochter Philippine für das anſpruchloſeſte und beſte Mädchen in der Stadt. Als ein zartes Weſen früher ein wenig kränkelnd, war ſie, bei einer für ihr wahres Wohl ängſtlich beſorgten Mutter, heute bereits volle zwanzig Jahr alt geworden, ohne einen der vielen Bewerber um ihre Hand geliebt, folglich gewählt zu haben. Die meiſten Rechte auf ihr Herz hatte ſich ihr lieber Vetter Reinhold, ein junger Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft des Städtchens, erworben. Von Kindesbeinen an hielt er ſie wie ſeinen Augapfel hoch; dieſe Zuneigung wuchs mit den Jahren, bis ſie in ihm den ernſthaften Charakter der heißen Jugendliebe annahm, und zugleich in Philippinen das zärtlichſte ſchweſterliche Gefühl für ihn erweckte. Wie hätte es aber auch bei des Mühmchens dankbarem Gemüth anders kommen ſollen? Vetter Reinhold lebte nur in ihr; kein Opfer war ihm jemals zu ſchwer geworden, um ſelbſt im Kleinſten ihre Zufriedenheit mehr zu begründen. Und hatte er ſie nicht Jahre lang in ihrem krankhaften Zuſtande mit der ſeltenſten Ausdauer gepflegt? ja, war er nicht ſogar in der Zeit, wo ſie die natürlichen Pocken ſo gefährlich bekam, daß ihr ſonſt angenehmes Geſicht heute noch die Spuren davon zeigte, wie an ihr Lager feſtgebannt, Tag und Nacht ihr beſter Wärter, und, nächſt der Mutter, faſt einziger Tröſter und Unterhalter geweſen? — Doch zu lange hatte der beſcheidene Reinhold gezögert, ſeine heißen Wünſche dem theuern Mühmchen und ihrer Mutter näher zu bezeichnen. Schmerzlich fühlte er, daß die Neigung Philippinen's ganz anderer Art ſey, als die ſeiner Liebe für ſie, und immer noch ließ er ihr Zeit, ſein Beſtreben, nur ihr allein gefallen zu wollen, mehr und mehr zu erkennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Zara. (Fortſetzung.) Nachdem Alles auf dem Schiffe in Ordnung und das Meer ſicher war, nöthigte Barbetta mich mit meinem Reiſegefährten zu ſich in die Kajüte. Ein Türke in eigener Tracht, mit ſpitzigem Turban (wahrſcheinlich ein Diener in Livrei), brachte ſchwarzen Kaffee in großen Taſſen von klarem Alabaſter, auf welchen religiöſe Bilder des Muhamedismus, in Basreliefs, ſehr kunſtreich eingegraben waren. Barbetta nahm zuerſt und ließ dann uns präſentiren. Haidan (ſo war entweder der Name oder der Titel des Türken) entfernte ſich und brachte uns, nachdem Barbetta uns einige mitgenommene Zigarren hatte abnehmen laſſen, lange Pfeifen mit großen ſtumpfen Spitzen, aus gewöhnlichen Pferdeknochen gearbeitet, mit langen buntbeſchlagenen Röhren und kurzen breiten Köpfen, mit türkiſchem Taback gefüllt. Barbetta ließ den Schiffskoch kommen und befahl ihm, ſich mit uns zu unterhalten; er ſelbſt hörte zu, und wenn er, da er der italieniſchen Sprache weniger kundig war, etwas aus unſerm Geſpräch nicht verſtanden hatte, ſo wendete er nur den Blick auf den Koch, der es ihm dann auf türkiſch verdollmetſchte. Nur zuweilen miſchte er ſich ſelbſt mit verſchiedenen Fragen in's Geſpräch und beantwortete uns das, was der Koch nicht wußte. Am aufmerkſamſten hörte er auf meinen Bericht von den übrigen verſchiedenen europäiſchen Militair-Verfaſſungen und auf die Beſchreibung der preußiſchen Truppen, deren Exerzitium und Manövrir-Fähigkeit. Später ließ er den Capitain von der Goelette, die uns in geringer Entfernung folgte, rufen, und ich mußte Alles noch einmal wiederholen; Beide gaben oft ihre Bewunderung zu erkennen und begriffen beſonders nicht, wie bei ſo großer Milde, da nur der König über Leben und Tod nach den Kriegsgeſetzen richte, doch dieſe Ordnung und ſtrenge Pünktlichkeit herrſchen könne. Barbetta ſelbſt hatte mehr ſtatiſtiſche Kenntniſſe, als ich erwartete, und zu meiner Verwunderung war ihm Vieles aus dem Kriege von 1813—1815 bekannt, bei welcher Gelegenheit er ſehr für die Franzoſen und von Napoleon eingenommen ſchien. Ueberhaupt fand ich in manchen Wiſſenſchaften, beſonders in denen, die ſeinen Stand betrafen, nicht geringe Kenntniſſe, auf jeden Fall mehr wiſſenſchaftliche Bildung, als bei den edeln Venetianern; da er von jenen eben nichts gelernt haben konnte, ſo war es mir ein Beweis, daß die bei uns herrſchende Idee von der Rohheit der Türken in dieſem Punkte weit übertrieben iſt. Von den Griechen und beſonders in Bezug auf den heutigen Kampf ſchien er ungern zu ſprechen und meinte nur: es würde nicht lange mehr dauern, dann wären die Empörer gefreſſen. Auch von den Unruhen in Conſtantinopel wußte er nichts oder wollte vielmehr nichts davon wiſſen, und als ich der Begebenheiten mit den Janitſcharen gedachte, brach er kurz ab. — Die Miſtiks der griechiſchen Seeräuber, welche Barbetta ſo lange in Venedig feſtgehalten hatten, ſollten, nach ſeiner Ausſage, vom Marquis Paulucci alle vier in die Luft geſprengt ſeyn; wie ich aber hier, in Zara, von einigen Griechen hörte, ſo ſind ſelbige allerdings ohne Weiteres von den Oeſtreichern angegriffen und eins der Schiffe auch wirklich in die Luft geſprengt worden; allein die übrigen drei haben dem Marquis ſo arg mitgeſpielt, daß er ſich eilig in einen Hafen nach Korfu begeben hat, um Verſtärkung aus Trieſt an ſich zu ziehen. Er ſoll ſpäter aber, da die Miſtiks verſchwunden waren, ſeinen Weg weiter auf Tino, die letzte Inſel der europäiſchen Cycladen, fortgeſetzt haben. Man weiß hier nichts Genaues über das Treffen, da die errungenen Vortheile der Griechen nie öffentlich erwähnt werden dürfen und nur durch Privatnachrichten bekannt werden. — Nachdem wir mit Barbetta allein waren, ladete dieſer uns zu einer Partie Katatur oder Chabulur, eine Art Spiel wie Tarock (?), ein. Es iſt ein Damenbrett-Feld mit verſchiedenen Steinen, wobei gewürfelt wird. Wir, mein Begleiter und ich, verſtanden das verworrene türkiſche Spiel nicht, und Barbetta ließ den jungen Emir rufen, mit ihm einige Partieen zu machen. Es wurde ein Tuch auf den Boden gebreitet, das Spielbrett darauf geſtellt, beide Türken ſetzten, wie gewöhnlich, ſich mit untergeſchlagenen Füßen gegenüber und würfelten auf dem Fußboden. — Gegen Abend trat eine förmliche Windſtille, der Vorbote eines Sturmes, ein. Alle Segel wurden geſpannt, um noch Wind zu fangen, allein das Schiff bewegte ſich nur langſam vorwärts. Der Mond ging auf; Barbetta verfügte ſich in ein Nebengemach der Kajüte, wahrſcheinlich um als guter Muſelmann ſeinen Gottesdienſt zu halten. Ich ging hinaus auf das Verdeck. Eben kam ein alter Matroſe oder Soldat (wie früher erwähnt, unterſcheiden ſie ſich nicht durch ihre Kleidung) aus dem Schiffsraum hervor; er hatte einen langen ſilbergrauen Bart und ſchien mir der Aelteſte auf dem Schiffe, ein hoher Sechziger, zu ſeyn. Seine linke Wange und das halbe Ohr war in dem letzten Gefecht, welches die Brigg beſtanden hatte, durch einen Holzſplitter, den eine griechiſche Paßkugel losgeſchmettert, fortgeriſſen. Er entfaltete eine mit mehreren Figuren gewirkte Decke auf dem Boden und begann die Ceremonie ſeines Gottesdienſtes, indem er mehrere Male auf die Kniee und auf das Geſicht niederfiel, ſich ſchweigend erhob, einige Schritte zurück trat, wieder vorging und niederfiel. Nachdem er dies noch einige Male wiederholt und eine Zeit lang auf dem Geſichte gelegen hatte, trug er ſeine Decke fort, und nach ihm folgten eben ſo noch Einige aus dem Schiffsvolke. — Mit der einbrechenden Dunkelheit erhob ſich ein ſtarker Sirokko. Die Wachen zogen auf und wurden an der Ankerwinde am Hinter-Caſtell, am Bogſpriet des Vortheils und in dem Maſtenkorbe poſtirt. Barbetta erſchien ſelbſt auf dem Verdeck und gab Acht, ob der Wind nicht etwa, wie es oft anfangs der Fall iſt, umginge; allein er hielt, wurde munterer aus Süden und zwang die Brigg zum Laviren; die Goelette folgte eben ſo in einiger Entfernung. Einige der Matroſen, die bei dem Takelwerk angeſtellt waren, lagerten ſich auf dem Verdeck und das übrige Schiffsvolk ging in die Hangematten und Verſchläge des Schiffsraumes. Barbetta nahm uns mit in die Kajüte, wies uns eine Ottomane zum Schlafen an und ließ uns einige Decken von weichem Leder reichen. Von dem ſtärkeren Wogen des Schiffes ſtellte ſich bei meinem Reiſegefährten ein kleiner Anfall von Seekrankheit ein, auch ich befürchtete ſolche, und um dieſer vorzubeugen oder ſie wenigſtens zu vermindern, gingen wir hinaus auf das Verdeck, in die Mitte des Schiffes, wo, durch die geringere Bewegung deſſelben, das Blut im Körper weniger in ſeinem Umlaufe geſtört wird und nicht die heftigen Uebelkeiten, womit die Seekrankheit beginnt, hervor dringt. Nach einer ganz geringen Criſis fühlte ich mich hergeſtellt, ging zum Vordertheil des Schiffes und ſetzte mich dort auf die Lafette eines Geſchützes, um die ſchöne Nacht noch länger zu genießen.

(Der Schluß in der Beilage.)

Die Pariſer Schwimmer und Taucher zeichnen ſich aus, wie denn überhaupt (?) die Kunſtfertigkeit der Franzoſen vor der aller übrigen Völker ſich hervor thut. Einer derſelben wettete z. B. dieſer Tage, daß er jedes hineingeworfene Geldſtück aus der Tiefe des Stromes heraufholen wolle, und wenn er es fehle, zahle er es doppelt zurück. Er fehlte es aber niemals. — Ein Zweiter tauchte mit voller Uniform, einen Säbel in der einen und eine Flinte in der andern Hand, unter und wieder auf, und als er das vollendet hatte, tauchte er in Mannskleidern auf den Grund und kam in Frauenskleidern wieder auf die Oberfläche. (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXVI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 160ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Zara. (Schluß.) Der Sirokko ſtrich fort und löſete durch ſeine Wärme ſo viel Feuchtigkeit vom Meere, daß ich bald ganz durchnäßt war. Alles war ſtill, nichts unterbrach die ſchweigende Nacht, und die Brigg durchwühlte murmelnd die dunkle Fluth und durchbrach dann und wann brauſend die ſchäumenden Kämme der eilenden Wogen. Des Mondes Sichel bildete in den Meeresdünſten verſchiedenfarbige Scheine um ſich her und die Sterne blinkten hell. Nichts gleicht einer ſchönen Sommernacht auf den ſüdlichen Meeren. Nach einiger Zeit kam auch mein Reiſegefährte mit dem Schiffskoch, den er ſchlafend auf einem Segeltuch gefunden und munter gerüttelt hatte; wir ſchenkten demſelben einige Soldi und ließen uns von den beſtandenen Kämpfen mit den Griechen erzählen. Er haßte dieſe Nation und meinte, die Griechen ſeyen die falſcheſten der Chriſten und die Türken würden ſich das größte Verdienſt erwerben, wenn ſie dieſe ganze Brut von der Welt vertilgten; er gerieth dabei ſo in Eifer (was man ſonſt ſelten bei den Türken findet), daß wir nicht wagten, und beſonders rückſichtlich unſers Verhältniſſes auf dem Schiffe, unſere freie Meinung dagegen aus zu ſprechen. Vor dem Paſcha hegte er eine knechtiſche Furcht, und nannte ihn, von dem Alle nur finſter und deſpotiſch behandelt wurden, einen beſonders milden und leutſeligen Mann. Wie mögen da erſt die wilden Eiſenfreſſer ſeyn, dachte ich, und der Türke, den ich darnach befragte, ſprach von Hängen und Spießen wie von einer Lieblingsbeſchäftigung ihrer Großen in den Stunden übler Laune; er erzählte uns mehrere Anekdoten voll ſolcher Grauſamkeiten, unterhielt uns von den Sitten und Gebräuchen ſeines Vaterlandes, nahm ſeinen Turban ab, um uns ſein glattgeſchornes Haupt zu zeigen, und gab uns im Mondſchein Unterricht in der türkiſchen Fechtart. — Bald hatten wir das erhabene Schauſpiel des anbrechenden Morgens auf der See. Um den ganzen Oſten hing Phöbus ſeinen Purpurmantel, ſtickte mit Gold die Ränder eines Heers von Wölkchen, die am äußerſten Horizonte zogen und färbte zu Roſen-Guirlanden die Gipfel der wandernden Waſſerberge. Nachdem wir lange noch in den ſchönen friſchen Morgen geblickt, und dieſer ſich mit ſeinen verſchwimmenden dunkeln Farbenbildern in einen heitern klaren Tag aufgelöſet, gingen wir in die Kajüte und entſchliefen auf der Ottomane. Als wir erwachten, war Barbetta ſchon munter und ladete uns mit wohlwollenden Mienen zum Frühſtück ein. Den Vormittag brachten wir theils im Geſpräch mit demſelben, theils auf dem Verdeck unter den Türken zu. Wir glaubten ſchon nahe den mittleren illyriſchen Inſeln zu ſeyn, allein der ſtarke Sirokko hatte uns ſo ſehr aufgehalten, daß wir erſt Mittags die Höhe von St. Nekrodi erreichten. Barbetta ließ uns, obgleich er ſah, daß wir Proviant mitgenommen hatten, ein türkiſches Mahl vorſetzen. Es beſtand aus in Oel geſottenem Reis, geröſtetem Fleiſch, ſtark gewürztem Kuchen, Compot von Früchten, grünen Feigen mit Zucker und Zimmet, und einer Art Schiffszwieback, härter noch als das Venetianiſche Brod. In einiger Verlegenheit wartete ich ſchon auf einen Becher mit Opium-Trank, und berieth mich mit meinem Gefährten, ob wir ihn ausſchlagen oder, um Barbetta nicht etwa zu beleidigen, annehmen ſollten. Wir hatten uns aber geirrt; man brachte uns auf Venetianiſche Weiſe ſehr ſchmackhaft bereitetes Aqua limona (Limonade). — Abends, nachdem noch nicht lange die Wachen aufgezogen waren und ich noch auf dem Verdeck ſtand, in die ſchöne Nacht hinaus blickend, wurde Alles wieder ſtill und ruhig und die Brigg zog mit ihren weißen Segeln, wie ein Geiſt der Nacht in weißem Schleier, über das dunkle Meer dahin. Da durchbrach plötzlich ein lautes Rufen, vom Wächter im Maſtkorbe, die tiefe Stille; der Ruf wurde mehrere Male unten am Steuerrade wiederholt; Barbetta erſchien. Alles wurde munter und thätig auf der Brigg; ſchon glaubte ich, es ſey Gefahr vorhanden und träumte von Scheitern an Felsriffen und vom Springen in die Luft durch griechiſche Brander; allein wir waren nur unter Land gekommen. Es war die kleinere Inſel Meleda bei Seſtro. Ohne alle Gefahr ſchien gleichwohl unſere Lage nicht; wegen des unſichern Fahrwaſſers dieſer Gegend ließ Barbetta, um nicht in der Nacht auf Untiefen zu gerathen, ſogleich Anker werfen. Die Brigg wiegte ſich hier die Nacht hindurch ruhig auf ihren Pfühlen und erſt am hellen Morgen dehnte ſie ihre weißen Flügel im Winde und flog mit uns, da das Waſſer zwiſchen Meleda und Groſſa das Schiff nicht trug, längs den Geſtaden von Groſſa hinauf. Die Inſel-Orte Seſtro, Luca und Sale flogen uns vorüber und aus der bläulichen Ferne dämmerte die Inſel Zuri am Rande der azurnen Himmelskuppel, und die Spitze von Rogoriza tauchte aus den Fluthen empor. Wir bogen um die ſüdliche Spitze von Groſſa und ſegelten zwiſchen ihr und dem freundlichen Coronata, und gingen in der Richtung auf die blühenden Ufer von Eſo, dann zwiſchen den lieblichen Geſtaden von Ultre und Eberlac, von denen ſüße Düfte der Blumen des ſüdlichen Himmels über das Meer zu uns herüber ſtrömten. Endlich gingen wir unter dem Feſtlande zwei Stunden von Zara vor Anker. Das große Boot wurde ausgeſetzt, und der Capitain der Goelette ſtieg mit einigen Matroſen hinein, um nach Zara zu fahren. Mein Reiſegefährte und ich empfahlen uns dem Barbetta Paſcha, wichen, mit einiger Furcht vor einem etwaigen Machtſpruch, ſeiner Einladung, bei ihm zu bleiben, aus, dankten verbindlichſt für gehabte und noch zugedachte Güte, und folgten dem Capitain in's Boot. So träge ſonſt auch die Türken ſind, ſo vermögen ſie mehr wie jede andere Nation den Forderungen harter Anſtrengung zu entſprechen. Kräftige Ruderſchläge theilten in plätſcherndem Takt die Fluth und wie ein Pfeil ſchoß der Nachen über die Waſſerfläche dahin. Ich ſetzte mich neben den graubärtigen Steuermann, blickte in das klare alaunfarbige Waſſer, in welchem eine Menge purpurrother Fiſche uns folgten, und auf dem die ſprudelnden Blaſen, auf den Wogen tanzend, dem Borde des Nachens vorüber flogen. Weit hinter uns trat die wimpelnde türkiſche Brigg zurück und der Hafen von Zara öffnete ſich freundlich, uns auf zu nehmen. Am Ufer verſammelte unſere Ankunft mehrere Griechen, welche ſowohl die Türken, als auch uns, die wir in türkiſcher Geſellſchaft waren, mit ſcheelen Blicken muſterten, ſich die Köpfe zuſammen ſteckten und dann wieder ſo giftige Blicke auf uns ſchoſſen, als ſollte unſer Stündlein ſchlagen. Die Türken, welche mit dem Capitain an's Land geſtiegen waren, blickten dagegen ſtolz über ſie hinweg, als bemerkten ſie kaum die ſchadloſen Leute mit ihren drohenden Geberden. Der Capitain ging in die Stadt, wahrſcheinlich um nach der erwarteten öſtreichiſchen Brigg bei dem Hafen-Commandanten ſich zu erkundigen. Wir verabſchiedeten uns nun auch von dem Capitain und ſuchten in einer, nahe am Waſſer gelegenen Taverne eine Wohnung.

Zara iſt bekanntlich eine alte griechiſche Colonie, wie der größte Theil der benachbarten Küſten und Inſelſtädte. Die Bauart iſt beinahe wie die Venedig's, doch nicht mit ſo vielen Canälen durchſchnitten. An mehreren antiken und neuern Gebäuden bemerkt man hier eine hohe Ausbildung architektoniſcher

Digitized by Google

Kunſt. Der größte Theil der Einwohner beſteht aus Griechen, die in ihren Nationaltrachten gehen. Auch von verſchiedenen andern Nationen ſieht man hier Anſiedler, die heimiſch geworden ſind, ohne ihre Nationalkleidung zu ändern; ſo gewahrt man unter den Huſaren-Jacken der Ungarn viele Spitzmützen von Kroaten, Polen mit geſchlitzten Kurtka-Ermeln, und Pelzmützen aus dem öſtreichiſchen Norden neben luſtig gekleideten Italienern. Hier und da ſchlendert auch einmal ein gutmüthiger Fiaker der Donau (Schiller nennt die Wiener ſo) durch die Straßen. Die ſchönſten Geſtalten ſieht man aber nur in den griechiſchen Trachten, beſonders iſt das ſchöne Geſchlecht in den Beinkleidern, den geſtickten Ueberwürfen und griechiſchen Perlenmützen ungemein reizend. Man findet zarte feine Geſichtsbildungen im ſchönſten Ebenmaaße, in deren Zügen ſich ganz der alte Charakter der Nation ausſpricht; nur zuweilen ſieht man den geheimen Unwillen über ihre Unterjochung hervor brechen; hier und dort haben Gewaltſamkeiten, Unrecht und unverdiente Schmach, von welcher ſie in den Staub gedruckt wurden, einen finſtern Zug von Mißtrauen in die bleichen Geſichter gelegt. Trotz dem Joche, das ſie niederbeugt, gehen ſie aufrecht und ſtolz mit lebendigen Schritten ſo einher, daß ich oft die alten Athenienſer vor mir zu ſehen wähne. — Vom Thurm der Hauptkirche hat man ein ſchönes Panorama der Stadt; weſtlich ſchweifen die Blicke des Schaulustigen über das weite Meer mit den blühenden Inſeln und im Oſten ragen von den fruchtreichen Höhen, die zum griechiſchen Hämus hinauf ſteigen, die Thurmſpitzen von Bercovacz, Nadin und Islam. — Die Nachrichten, welche man hier aus Morea hat, lauten etwas günſtiger für die Befreier ihres Vaterlandes, wie vor einiger Zeit, wo Ibrahim gerade auf den Sitz der Regierung losging. Colocotroni, heißt es, wird zur Offenſive übergehen; nur Fabier iſt durch die Eiferſucht griechiſcher Feldherren noch in ſeinem kräftigen Mitwirken gehemmt. So viel ſcheint gewiß, daß Morea für dieſen Feldzug noch gerettet iſt. Mit mehr Hoffnung bauen die Griechen auf den kühnen Miaulis im Archipelagus, der, obgleich er jetzt vor der ſtarken Flotte des Capudan ſeine kleinen Escadres in Winkeln geborgen hält, doch, nach der Meinung hieſiger Griechen, bald hervor und mit Verwüſtung in Capudan's Maſtenwald brechen wird. Man iſt ungeduldig über das Säumen des Lord Cochrane, der zwar angekommen iſt, ſich aber noch immer paſſiv verhält, um erſt den Reſt ſeiner Dampfſchiff-Escadre ab zu warten; ſeine Pläne und ſeine Worte ſollen entſetzlich hoch ſeyn; er will gerade in's Herz des Osmanen-Reiches greifen und auf Conſtantinopel gehen. Wo er in dieſem Augenblick weilt, weiß man nicht genau. Ueberhaupt hat man hier im Felde der Politik ſo viele ſich widerſprechende Nachrichten, bald vom Tode des Sultans, bald von der Gefangennahme Ibrahims und dergleichen, daß man ſogar der Wahrheit wenig Glauben beimißt. Einige junge Griechen, die ich hier kennen lernte, verſichern, daß Colocotroni ſich ſeit einiger Zeit ungemein verſtärkte und auch ſie bald mit noch mehreren Freunden ſich nach Napoli di Romania durchſchleichen wollten, um für die heilige Sache zu kämpfen. Unter dieſen jungen Griechen iſt ein gewiſſer Demetrius Michole, der ſich einen Verwandten des gemordeten Odiſſeus nennt, der ſchönſte Mann, den ich je geſehen, ſo daß ich bei ſeinem Anblick meinem Reiſegefährten zurief: Ich glaube, den Alcibiades der neuern Zeit vor mir zu haben! — Auch hatten wir Gelegenheit, hier eine Circaſſierin von blendender Schönheit und edler Geſtalt, wie das ganze ſchöne Geſchlecht dieſer Nation ja ſeyn ſoll, zu ſehen; ſie war in Geſellſchaft eines albaneſiſchen Kaufmanns, der ſie in Aſien gekauft hatte, und nun mit der ſchönſten der Sklavinnen nach der Gegend bei Udine zieht, dem paradieſiſchen Landſtrich zwiſchen dem nördlichen Ende des adriatiſchen Meeres und den Tyroler Alpen. — Geſtern, am zweiten Tage meiner Ankunft, ſah ich noch die türkiſche Flagge auf dem Ankerplatze wehen, heute ſind die türkiſchen Schiffe verſchwunden, und da bis jetzt die erwartete öſtreichiſche Brigg noch nicht eingetroffen iſt, weiß ich nicht, ob Bardetta nach Korfu oder wieder, wie ſchon einige Male geſchehen, nach Venedig zurück iſt. Pauluzzi hat übrigens nicht lange auf den Bardetta gewartet; denn ſobald die griechiſchen angeblichen Seeräuber ſich entfernt hatten, machte er ſich auf den Weg nach Tina. Ob nun Bardetta mit einer Brigg und einer Goelette bis zum Capudan allein durchkommen wird, iſt die Frage. — Morgen bin ich am Bord eines nach Korfu gehörenden Packetbootes. Wenn der Wind günſtig bleibt, erhalten Sie bald Nachrichten aus Bukari von Ihrem wandernden Referenten

Falk vom Trautenſtein.

Dresden. Am 7. September wurde hier zum erſten Mal, unter der Direktion des Componiſten, „Maja und Alpino, oder die bezauberte Roſe“ aufgeführt und am 12ten und 13ten mit ſteigendem Beifall wiederholt. Der Text iſt, nach Schulze's Gedicht, von Eduard Gehe bearbeitet und die Muſik von Joſeph Wolfram, Bürgermeiſter in Teplitz. Dieſer Componiſt iſt einer der wenigen in unſerer Zeit, aus deren Compoſitionen der Geiſt athmet, der Mozart beſeelte. Alles bewegt ſich bei ihm im Gebiet des Schönen — ein Reichthum der reinſten Harmonie zeichnet ihn aus, ſo wie die Wahrheit und Richtigkeit der Deklamation und bei aller ihrer Einfachheit iſt die Muſik zu dieſer Oper voll von dramatiſchem Effekt; nichts Gelehrtes, Grelles und Verkünſteltes und doch überall genaue Kenntniß des Contrapunktes. — Der Text der Oper kam freilich dem Tonſetzer ſehr zu Statten, da es ein höchſt dankbarer Stoff iſt, den der Dichter mit Kenntniß der Bühne und der Bühnen-Effekte dramatiſirt und mit eben ſo viel Lieblichkeit als leichter Reizbarkeit ausgeſtattet hat. Die Ouvertüre iſt voll Geiſt und Leben und der Anfang aus mehreren der bedeutendſten Arien der Oper und der Krieger- und Jäger-Chöre vorzüglich anziehend. Die Introduktion zum erſten Akt iſt zart-idylliſch; das erſte Duett, in welchem Maja und Alpino ihre Liebe ausſprechen, ſüß wie Roſenduft und doch durch den Schluß im Allegro vivace dramatiſch effektvoll; darauf folgt eine große Arie der Fee Jantho voll tiefen und doch lautern, kräftigen und milden Ausdruckes. Es iſt die Klage einer Geiſter-Fürſtin und der Schmerz einer Mutter, die ſich darin ausſprechen. Das darauf folgende Terzett für Tenor und zwei Sopranſtimmen iſt voll lieblicher Melodie und am Schluß grandios. Vorzüglich gelungen iſt dem Tonſetzer die Charakteriſtik der Perſonen, der dadurch ſeinen Beruf zum dramatiſchen Componiſten bewährt. Maja ganz Anmuth und ſüße Holdſeligkeit; Jantha groß und milde; Alpino gefühlvoll und muthig; der Kriegerfürſt grimmig, der Jägerfürſt wild, die Chöre des Volkes bewegt, lieblich glänzend; die der Jäger und der Krieger voll Feuer und Kühnheit. Das Finale voll Leben. — Im zweiten Akt zeichnet ſich Alpino's Arie durch Lieblichkeit der Melodie und durch graziöſe Inſtrumentirung aus, ſo wie das Duett der beiden Fürſten, mit Chor, durch die große Kraft des Ausdruckes und den muſikaliſchen Gegenſatz der Wildheit und der Kühnheit. Vorzüglich ſchön iſt aber das Duett zwiſchen Maja und Jantha in dieſem Akt, voll Sanftmuth, Innigkeit und Adel des Ausdruckes. Die Stimmen der Sängerinnen ſchweben wie Nachtigallentöne über die zart begleitende Orcheſter-Muſik. Unendlich ſchön und ſeelenvoll tönt die Stelle:

> Mitgefühl die heil'gen Bande
> Still um Kind und Mutter webt
> Und die Seele, hoffend, ſehnend
> Ueber Todesnächten ſchwebt.

Auch der Mädchen-Chor iſt ſchön und das Leben heiliger Liebe in Maja's Bruſt ſo innig in ihrer Arie ausgeſprochen, daß jedes Herz ſich davon ergriffen fühlen muß. Im Finale dieſes Aktes iſt auch die Ballet-Muſik aus zu zeichnen, und der

Digitized by Google

Schlußſatz, nach Umwandlung der Roſe, kurz, wie er es in dieſem Moment ſeyn muß. — Im dritten Akt iſt die Arie der Fee vorzüglich und in der Begleitung des Cello ſchön behandelt; am Schluß ein Gedanke, den wir ſchon in der Ouvertüre gehört haben und der, gleich einer Blumen-Guirlande ſich durchſchlingend, auch im Finale des dritten Aktes wiederkehrt. Der Chor des Volkes iſt grandios, das Finale effektvoll, die Schilderung, wie Maja belebt wird, lebendig. Ein brillanter Schlußſatz endet das Ganze. — Die Aufführung war von Seiten der Sängerinnen — der Damen Devrient und Veltheim — gelungen zu nennen; die Chöre gingen bei der erſten Vorſtellung ſchlecht, bei den folgenden erträglich. „Alpino“ ſang mit ſehr ſchwacher Stimme gut; der Krieger- und der Jäger-Fürſt — nun, Gott beſſer's und beſcheer' uns für unſere deutſche Oper auch einmal, nach langem Entbehren, einen guten Baſſiſten, woran es uns ſeit Jahren gänzlich fehlt. An Hrn. Gende, vom Königsſtädter Theater in Berlin, haben wir keine Eroberung gemacht, die dieſem Mangel ab zu helfen vermöchte. Dagegen waren die Coſtümes geſchmackvoll und die Dekorationen und die Verwandlungen das Schönſte, was wir je auf hieſiger Bühne geſehen haben.

K.

Als Lord Canning neulich den Deputirten-Saal zu Paris beſuchte, äußerte er: das engliſche Gemeinen-Haus ſey doch mieux eclairée! (Pandore.)

1826. No. XXVI.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Das neueſte Werk über Griechenland.

Bei uns iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 20 Sgr. ſogleich zu haben:

Tagebuch einer Reiſe
durch
Griechenland und Albanien.
Von einem Offizier, der in engliſchen Dienſten ſtand.

Der Leſer erhält hier, mit Hinweiſung auf das alte Griechenland, eine genaue, kenntnißreiche Beſchreibung des jetzigen Griechenlands, die beſonders auch alle in militairiſcher Hinſicht wichtigen Punkte berückſichtigt. Nächſtdem iſt, neben der älteren Geſchichte, die neuere, an Ort und Stelle aus den beſten Quellen geſchöpft, beigebracht und namentlich Alles geſchildert, was die jetzigen ſo wichtigen Ereigniſſe herbei führte. Demnach wird Jeder ſich gewiß lieber dieſes Original-Werk anſchaffen, als eine der vielen Zuſammentragungen, deren Verfaſſer nie in Griechenland waren.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Lernenden zur Sprachbereicherung zu empfehlen:

Williams modern English and German Dialogues and elementary Phrases for the use of the two nations. The German revised and corrected by C. Crüger, Director of the commercial academy in Hamburg. The second Edition. 8. 1826. gebunden.

Lettres de commerce de G. E. Lüdger. Traduites de l'anglais en français, par G. H. Stehr. Maitre de langues à Hambourg. 8. 1826. geb. 20 Gr.

Zu haben in allen guten Buchhandlungen.

Bei R. Landgraf in Nordhauſen iſt erſchienen:

Novellen von Arno

Erſter Band. 8. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Die Brautwerbung von R. von Helmhorſt.
3 Bände. 8. Preis 2 Thlr. 15 Sgr., 2 Thlr. 12 Gr., 4 Fl. 30 Kr.

Bei W. Boicke in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Das Aufnehmen zu Pferde
oder
die Kunſt, nach Lehmanns Methode mit dem Meßtiſche vom Pferde aus, Gegenden militairiſch oder Forſten ökonomiſch und zwar völlig genau auf zu nehmen,
nebſt Beſchreibung
des hierzu erforderlichen neu erfundenen Apparats,
von
F. W. Netto.
Mit 4 Kupfern. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Ueber die dem Krieger ſo wichtige Kunſt, Gegenſtände topographiſch vom Pferde herab auf zu nehmen, gab es bisher kein Lehrbuch; nur Perſonen, welche zu Fuß das Aufnehmen mit dem Meßtiſche genau erlernt und ausgeübt hatten, war es möglich, vom Pferde aus mit dem Bleiſtift flüchtige Skizzen von Gegenden zu Kriegszwecken zu entwerfen, aber nur mit geringer Genauigkeit und nach dem Augenmaaß allein. Dem Herrn Verfaſſer iſt es gelungen, einen Apparat zu erfinden, mittelſt deſſen ohne Stativ die genaueſte Vermeſſung geſchehen kann, und alles das wirklich erreicht wird, was der Titel beſagt. Die damit angeſtellten Verſuche haben es vollſtändig bewährt, und ſomit wäre einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abgeholfen.

Bei G. A. Kummer in Zerbſt iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Allergnädigſte Zuſchrift der Durchlauchtigſten Herzogin von Anhalt-Cöthen an den Verfaſſer der „Noten zum Text ꝛc.“ Nebſt Vorwort und Nachſchrift vom Hofrath von Schütz. Preis 6 Gr.

Auch die Schrift: Noten zum Text ꝛc. iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Digitized by Google

R o m a n e,

die bei A. Wiendrack in Leipzig ſeit voriger Oſtermeſſe herausgekommen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen ſind:

Wahnſinn und Liebe. Roman von Dr. K. Balbamus. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Fürſtenhaus. Ein geſchichtliches Gemälde aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Von L. J. Bernhardi. 2 Theile. 8. 2 Thlr.

Kurt der Jägerburſche. Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege von Moritz Richtee. 8. 20 Gr.

Die Fünfhundert vom Blanick, und die Sylveſternacht. Zwei Erzählungen von Dr. Herloßſohn. 8. 1 Thlr.

Das Familien-Vermächtniß — Der Mutter Sünde, dee Kinder Fluch — Der wunderbare Beautweeber. Drei Erzählungen von Guſtav Sellen. 8. 1 Thlr.

Brambletye-Houſe und der ſchwarze Geiſt. Romantiſche Darſtellung aus den Zeiten Ceomwell's. Nach der zweiten Ausgabe aus dem Engl. überſetzt von C. A. Michaelis. 8. 4 Theile. 4 Thlr.

Emilie, oder ſo liebt ein deutſches Herz. — Der gefundene Schleier. Zwei Erzählungen von W. Lorenz. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Erbring, oder Beſtimmung bleibt Beſtimmung. Nach einer wahren Begebenheit. Von Dr. Barries. 8.

Bei W. Boicke in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

J. F. J. Borſums Reiſe nach Conſtantinopel, Paläſtina und Egypten, oder: lebendiger Beweis, wie gnädig Gott dem durchhilft, der ſeine Hoffnung auf ihn ſetzt. Ueberarbeitet von dem Erziehungs-Inſpektor D. T. Kopf. Zweite Auflage. Ladenpreis 1 Thlr.

Die erſte, ziemlich ſtarke Auflage dieſer höchſt intereſſanten Reiſebeſchreibung wurde innerhalb einer Jahresfriſt vergriffen, und die zahlreichen Nachfragen machten eine zweite Auflage nothwendig. Indem dieſe hiermit erſcheint, ſey es erlaubt, dem reſp. Publikum an zu zeigen, daß der religiöſe Faden, der das ganze Week durchzieht, keinesweges von dem furchtbaren Gewebe einer heuchleriſchen Frömmelei, ſondeen von dem Geiſte des feeudigen und lebendigen Chriſtenthums ausgeht, weshalb auch daſſelbe Eltern, Ezziehern und Lehrern mit der größten Feeudigkeit empfohlen werden kann.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen Deutſchlands verſandt:

Abel, Jak. Friedr. (Prälaten und General-Superintendenten von Reuttlingen), ausführliche Darſtellung des Grundes unſers Glaubens an Unſterblichkeit. gr. 8. geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Charakter-Gemälde berühmter deutſcher Frauen der früheren und ſpäteren Zeit. Allen edlen Frauen und deren erwachſenen Töchtern als Muſter aufgeſtellt. 1ſtes Bändchen. 8. geh. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Folgende kürzlich in unſerm Verlage erſchienene Unterhaltungsſchriften erlauben wir uns einer gefälligen Aufmeekſamkeit zu empfehlen:

Blumenhagen, Dr. Wilh., Novellen und Erzählungen.

1r Band enthält: Luthers Ring — die Schlacht bei Sievershauſen — das Bild. 1 Thlr. 16 Gr.

2r Band enthält: Uebermuth und Menſchlichkeit — der Ausgeſtoßene — der Roßtrapp — Schloß Kaltenbach. 1 Thlr. 16 Gr.

Pauer, Dr. F., Erzählungen.

2te Sammlung. 1 Thlr. 8 Gr.

Sponagel, G. C., des Vetters Feldzug

in die Seebäder von Dobberan. Mit 1 Titelkupfer. 1 Thlr. 20 Gr.

Suur, H., die Häuptlinge Oſtfrieslands.

Hiſtoriſch-romantiſches Gedicht in 2 Geſängen. 12 Gr.

Hahn'ſche Hofbuchhandlung in Hannover.

In der Loeffler'ſchen Buchhandlung in Stralſund ſind nachſtehende Weeke ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen (in Berlin in der Maureeſchen) zu haben:

Schwediſcher Plutarch von J. F. von Lundblad. Ueberſetzt von F. von Schubert. 1ſter Theil enth.: Guſtav Horn — Johann Banner — und Lennart Torſtenſon. geh. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Theodosius von Tripolis 3 Bücher Kugelschnitte. Aus dem Griechischen mit Erläuterungen und Zusätzen, herausgegeben von E. Nizze. Nebst 4 Tafeln in Steindruck. 1 Thlr.

Frithiof. Eine Sage noediſcher Vorzeit von Eſaias Tegner. Aus dem Schwed. überſetzt von Ludolph Schley. 2 Abtheilungen. geh. 1 Thlr.

Bei R. Landgraf in Nordhauſen iſt erſchienen:

Neueſte Blumenſprache.

Eine Gabe der Liebe und Freundſchaft geweihet von Richart von Helmhorſt. Dritte vermehrte Auflage. 12. Elegant broch. Preis 7½ Sgr., 6 Gr., 27 Kr.

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

S e l t ſ a m e L e i d e n
e i n e s
T h e a t e r - D i r e k t o r s.

Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callot's Manier.

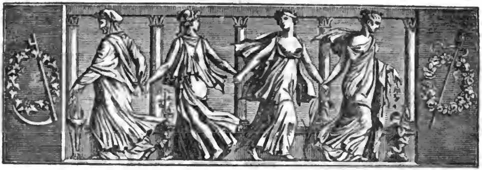
(E. T. A. Hoffmann.)

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Berlin, 1826. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 9. Oktober. 161ſtes Blatt.

Der theure Kuß.

(Fortſetzung.)

Aber ach! ein einziges Erſcheinen Philippinens in einem öffentlichen geſelligen Kreiſe, vor wenigen Wochen, ſchien das ſüße Hoffen Reinhold's für immer vernichten zu wollen. Fleuridon, der Liebling der Damen, hatte längſt gewünſcht, ſich Philippinen, der reichſten Erbin im Ort, gefällig machen zu können, doch bei der Eingezogenheit, in welcher Frau Wellner und ihre Tochter lebten, und ſogar meiſt alle Beſuche von jungen Männern ab zu lehnen ſuchten, lag ſeine Annäherung an die Jungfrau bis dahin für ihn nicht im Reiche der Möglichkeit; er ergriff nun um ſo begieriger die ſich ihm darbietende Gelegenheit, beſonders da Madam Bolten, deren Gunſt er früher ſchon in hohem Maaße erſtrebte, ſich in der Geſellſchaft nicht gegenwärtig befand. — Das noch freie, unerfahrne Herz des ſanften Mädchens, wie das Wohlwollen der, durch hundert kleine Aufmerkſamkeiten geſchmeichelten Mutter ſich mindeſtens zur Hälfte zu gewinnen, gelang dem ſchönen ſchmiegſamen Manne ſchon an dieſem erſten Abend ſeiner Bekanntſchaft mit ihnen vollkommen. Einem dreiſt gewagten Beſuche Fleuridons am andern Morgen fühlte man ſich nicht ſtark genug, wie ſonſt doch geſchah, aus zu weichen, und da der heitere Beſucher den Damen eine volle Stunde höchſt angenehm verplauderte, ſo vermochte es die Kriegsräthin nicht über ſich, dem jungen Kriegshelden die Zuſage der Bitte, öfter perſönlich nach ihrem Befinden fragen zu dürfen, zu weigern. — Zu ſpät nur ſah die, aus Schwäche und Eitelkeit hier zum erſten Mal fahrläſſige Mutter ein, wie die oft wiederholten Beſuche Fleuridons für die Ruhe Philippinens nicht ohne nachtheilige Folgen geweſen waren. Daß Fleuridon die ernſthafteſten Abſichten auf die Hand der Tochter habe, lag bald klar am Tage und die aufrichtige Philippine zögerte nicht, ſobald ſie ſelbſt hiervon überzeugt war, der theuern Mutter ihre zärtliche Liebe für den ſchönen Mann zu bekennen.

Jetzt hätte die Kriegsräthin wohl gewünſcht, vom Anfange ihrer Bekanntſchaft mit ihm vorſichtiger zu Werke gegangen zu ſeyn, da alle ihre Gegenvorſtellungen nicht vermochten, Philippinens Neigung zu ſchwächen und ihren Vorſatz, die Seine werden zu wollen, auf zu heben. Die Mutter konnte nur noch die Einwilligung zu einer Verlobung zwiſchen ihnen darum zurück zu halten ſuchen, weil ſie von der Aufführung und den Umſtänden des Lieutenants Nachrichten ein zu ziehen verſprach. Die Kunde lautete aber in jeder Hinſicht wenig vortheilhaft. Leichtſinn und Hang zu Ausſchweifungen aller Art wurden ihm faſt überall zur Laſt gelegt, wie auch beſonders ſein Jagen nach Liebesabentheuern mit hübſchen Weibern, ſelbſt aus der niederen Klaſſe, ihr nicht verſchwiegen blieb. Daß Fleuridon, durch die hier berührten Fehler, ſich endlich tief in Schulden geſteckt habe, ſchien die Kriegsräthin bei ihrem Reichthum und ihrer Freigebigkeit weit weniger zu beachten, als jene Charakter-Mängel ſelbſt, und über dieſe vorzüglich ſprach ſie nun gegen Philippine

manch ernſtlich abrathendes Wort. Allein wo gab es noch ein liebendes weibliches Herz, das ſich anders als durch den Augenſchein von ſolchen Fehlern des Geliebten hätte überzeugen laſſen? Auch Philippine beharrte hartnäckig auf ihrem Glauben, daß Fleuridon von dem Allen frei ſey, und meiſt der Neid und die Bösartigkeit der Frauen und Mädchen, welche ſich früher auf die Zuneigung, oder wohl gar den Beſitz des von Allen Bewunderten, Rechnung gemacht, zuerſt derlei Unbill ihm angeſonnen und dann klüglich bis zu ihnen zu verbreiten bedacht geweſen wären, um ihre Heirath mit ihm zu vereiteln, die auch noch beſonders von den meiſten Männern, ihres leidigen Mammons halber, ihm mißgönnt würde. Am Schluſſe ſolcher Unterredungen mit ihrer Mutter erklärte gewöhnlich Philippine: daß, wenn ſie perſönlich ſich auch nur ein einziges Mal, vor ihrer Verlobung mit Fleuridon, von deſſen kleinſter Treuloſigkeit überzeugen könne, ſie ihm ſogleich und für immer der Hoffnung auf ihren Beſitz berauben wolle.

Der gute Vetter, nicht ahnend, was unterdeß im Hauſe der Tante und im Herzen des geliebten Mühmchens vorging, war diesmal von dringenden Wirthſchaftsbeſorgungen ihnen lange fern gehalten worden und hatte ſich damit begnügen müſſen, anſtatt daß er ſonſt faſt täglich ſelbſt in die nahe Stadt und zu Wellners kam, nur faſt eben ſo oft einen Geſandten mit Liebesgruß und Botſchaft dahin ab zu ſenden, um die, ſeinen Wünſchen entſprechende Kunde von dem Wohl der Theuern auf dieſe Weiſe ein zu ziehen. Nun aber kam Philippinens Geburtstag heran; Wochen lang vor dieſem hatte er ſich damit beſchäftigt, kleine Liedchen für ſie zu dichten und dieſe für die Guitarre oder das Clavier zu ihrem Gebrauch in Muſik zu ſetzen; ein Paar hübſche Landſchaften hatte er gezeichnet, nebenbei Stickmuſter erfunden und von ihr gewünſchte Bücher ihr gekauft; dies Alles mußte er der Geliebten ſelbſt überbringen, um durch einen dankbaren Blick aus ihren Augen für die viele, ihn aber nur freudenvoll bedünkende Mühe, ſich überreichlich belohnt zu ſehen. — So früh, als es ihm möglich wurde, folglich ſchon um zehn Uhr Morgens, kam Reinhold mit ſeinem Angebinde bei Philippinen an; aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſah, daß bereits ein Anderer mit jener prahlenden Ode ihm zuvorgekommen ſey und Pinchen ihm offen und traulich verſicherte, daß der nickende Roſenſtrauß vor ihrer Bruſt, und alle die Kränze und Früchte, welche er ſonſt noch im Zimmer finde, von dem Spender der Ode ihr geopfert worden wären. Ein lähmender Schrecken bezwang faſt alle Bewegungen des Erbleichenden, er konnte nicht reden, und ließ ſich ſtumm von der Kriegsräthin in ein Nebenzimmer ziehen, wo ſie ihm geſprächig auseinander ſetzte, wie Alles, und wie weit es mit Philippinen und dem Lieutenant gekommen wäre. — Als nun aber hierbei die Farbe auf des Vetters Geſicht allzu auffallend wechſelte und ein Paar große Thränen aus ſeinen Augen hernieder tropften, ſprach die Tante bedauernd: „Da hätte ich mich doch nicht geirrt, wenn ich immer glaubte, Du wünſchteſt Pinchen einſt die Deine zu nennen! Doch, armer Reinhold! da kommſt Du nun zu ſpät; hätteſt Du doch nur früher geredet! Weiß Gott, ich hätte mit mehr Freudigkeit Pinchens Hand in die Deine, als in die des Lieutenants gelegt; denn aufrichtig geſtanden, ſo recht felſenfeſt ſteht mein Vertrauen noch immer nicht auf ihn. Man ſagt doch allgemein, er ſoll die ſchönen und reizenden Mädchen beſonders lieben, und Pinchen iſt weder ſchön noch reizend; ſie iſt doch blaß und hager, wenn ſie auch nicht zu den Häßlichen gehört. Allein wie geſagt, das Alles iſt nun zu ſpät; Pinchen liebt ihn und will ihn zum Manne nehmen; ich mußte ihr ſogar heute, wo ich ihr doch nichts abſchlagen konnte, verſprechen, den Lieutenant mit meiner Einwilligung zu Beider Verbindung zu überraſchen. Du weißt, wie zart Philippinens Geſundheit iſt; wäre ich ihren Wünſchen entgegen, ſie würde meinem Willen ohne Murren folgen, das gute Mädchen, aber ſie würde ſicher erkranken; daher vergiß das, lieber Reinhold! faſſe Dich, und verlebe mit uns und dem Lieutenant, den Du bald kennen lernen ſollſt, einen frohen Tag. Eine liebe, hübſche Frau bekommt mein guter Neffe Reinhold noch immer.“

Lautlos und feuchten Auges, wie ihr klagender Genius, lehnte ſpäter Reinhold neben dem Mädchen am Fenſter, und ob er gleich Alles in dieſer Welt mit der Hoffnung auf Philippinens Beſitz verloren zu haben meinte, liebte er ſie doch viel zu edel und uneigennützig, um nicht ihr Glück dem eigenen vorziehen zu wollen. Pinchens leuchtenden Blicken mit ſeinen Augen folgend, fand er bald den Magnet aus der Menge heraus, der ſie an-, und ach, von ihm abgezogen hatte. Freilich ward es ihm nun klar, daß ein ſolcher Beſtürmer, wenn er nahen dürfe, ein fühlendes Mädchenherz ohne lange Capitulation erobern müſſe, und er ſelbſt konnte daher Philippinen nicht zürnen, die auch heute, wie immer, ihm noch mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit begegnete; doch ſtahlen ſich leiſe Seufzer aus ſeiner Bruſt, er blieb wortarm, verſtört und die Bläſſe, die ihn bald nach ſeinem Eintreten befiel, mochte von ſeinem Angeſicht nicht mehr weichen. Das Alles bemerkte Philippine heimlich mit warmer Theilnahme, indem zuerſt das Ahnen von Reinhold's wahren Wünſchen in Betreff auf ſie, ihre Bruſt — wenn auch im Gefühl des Bedauerns, doch faſt mit angenehmer Empfindung — durchflog.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Einfälle.

Man hat viele böſe Sieben, aber die ſieben freien Künſte gehören zu den böſeſten; ihre Inhaber ſterben oft Hungers.

Unſere Sprache hat für gute aber bedürftige Menſchen den Ausdruck: armer Teufel; ſie weiß nichts von reichen Teufeln, weil die böſeſten Reichen es bei der habſüchtigen Menſchheit durchſetzen, daß man ſie zu den Engeln zählt.

Das Lob nehmen die Menſchen als baare Münze ohne Umſtände an; bei dem Tadel aber verlangt man Ausgleichung bis auf den letzten Heller; und doch iſt bei jenem in der Regel mehr Betrug, als bei dieſem.

Manche Menſchen ſind lebenslang den Kärrnern zu vergleichen; ſie führen ſehr viel aus, ohne es für ſich zu benutzen.
Ernſt.

Benjamin's Geſtändniſſe.

7.

Mir träumt', ich wär' ein König
Im fernen Morgenland,
Und trüg' um beide Schläfen
Ein funkelnd Juwelenband.

Und die ſchönſten Leute warfen
Zur Erd' ſich vor mir hin,
Und baten mich ergebenſt
Um eine Königin.

Da ſandt' ich meine Boten
Nach allen Seiten aus,
Und hieß ſie, mein ſüßes Guſtchen
Mir führen in's Königshaus.

Mein Guſtchen kam gezogen,
Wie Engel im Himmel ſchön,
Und die Paſcha's alle ſchwuren,
Das hätten ſie nie geſeh'n.

Die Hochzeitfackeln flammten,
Zur Trauung ſollt' es geh'n,
Und wenn mich der Hahn nicht weckte,
So wär' es auch geſcheh'n.

8.

Ich wollt', ich wär' was Großes
Und reicher Leute Kind,
So thät' ich ein Roß mir kaufen,
Schnellfüßig wie der Wind.

Und ritt zu meinem Guſtchen,
Und packte ſie hinten auf:
Da ging' viel hundert Meilen
Die Reiſ' in eiligem Lauf.

Uns ſollt' der Weg nicht reuen,
Wie weit es auch immer ging':
Das Rößlein brächt' uns in Länder,
Wo Geld ein unnütz Ding.

9.

Ey laßt mich, Herr, in Frieden,
Und ſteckt den Degen ein:
Ihr ſeyd ein mächtiger Schläger,
Ich aber bin ſchwach und klein.

Doch hängt ein großes Schickſal
Nicht ſelten am kleinſten Mann,
Wie euch die Welthiſtorie,
Herr Lieutenant, ſagen kann.

Denn müßt' ich unterliegen,
Und fiel' von eurer Hand,
So thäten blind ſich weinen
Die ſchönſten Augen im Land.

10.

Wenn andre Mädchen ſchon ſchlafen,
Sitzt Guſtchen noch ſtill und lieſt,
Und denkt erſt an ihr Bette,
Wenn's Buch zu Ende iſt.

D'rum weiß ſie ſo hold zu reden,
Und ſchreibt 'nen ſchönen Brief,
Die Worte ſauber gewählet,
Und keine Zeile ſchief.

Und wie der Wind durch's Kornfeld,
Läuft durch die Zeilen ihr Blick;
Wer mit ihr zu leſen wagte,
Der blieb' gar bald zurück.

Was aber ſie je geleſen,
Erzählt ſie behend vom Fleck;
Ich leſ' blutwenig, und kenn' doch
Die ganze Bibliothek.

Und neulich weinte ſie Thränen,
Da ſie im Arm mir lag:
„Rinaldo küßte ſein Mädchen,
Und ſtarb am andern Tag!“

11.

Wenn Zwei ſich küſſen und herzen
In ſüßer Liebespein,
So kommt das Volk gelaufen,
Und ſchauet gaffend d'rein.

Und treibt ein laut Gelächter,
Und macht ein dummes Geſchrei,
Und ruft zum Feſt der Liebe
Die Polizei herbei.

Wohl klüger wär's, ſie gingen
Und ließen uns in Ruh';
Ich wollt', ein Jeder thät' lieben,
Und Keiner ſähe zu!

12.

Bei meines Guſtchens Dame
War geſtern Abend ein Thee:
Die Herren in ſchwarzen Kleidern,
Die Frauen weiß wie Schnee.

Und Guſtchen in kurzen Aermeln
Hat all' die Herren bedient,
Und hat ſich unter den Damen
Die ſchönſte zu ſeyn erkühnt.

Da haben die Herr'n von Stande
Verſtohlen nach ihr gelauſcht,
Und Mancher hätt' gar gerne
Mit Benjamin getauſcht.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Nach der gewöhnlichen Zwiſchenzeit von zwei Jahren hat die Akademie der Künſte wieder eine Ausſtellung veranſtaltet, die über Erwarten reich und glänzend iſt. Namentlich zeigt ſich unter den jüngeren Künſtlern eine rühmliche Nacheiferung, die den Kunſtfreunden große Freude macht. Da übrigens noch eine bedeutende Zahl der verheißenen Werke fehlt, ſo wartet der Referent mit ſeinem Berichte über die vorzüglicheren Einzelheiten, bis es möglich iſt, das Ganze wenigſtens ſo weit zu überſchauen, daß nicht der Nachtrag länger werden muß, als das eigentliche Referat. Auch mag es nicht ſchaden, eine ruhige Anſchauung den Plänkeleien folgen zu laſſen, die gewöhnlich von dem Vortrabe der Kritik — ihrem Frei-Corps, das ſie dem kecken aber haltloſen Anfall der Mediſance opfert — begonnen werden und wenigſtens dazu dienen, die Schwächen der Parteilichkeiten Schwarz auf Weiß zu haben. — Die Königliche Bühne gab uns nun das Poſſenſpiel: „Die beiden Nachtwächter", von E. Raupach. Es hat einen Prolog und fünf Akte. Der Prolog enthält pikante Worte gegen den Geſchmack des Publikums und die Unart deſſelben, ein Stück, wobei es im Theater herzlich gelacht, nachher in Herzloſigkeit gegen den Verfaſſer zu verurtheilen; ein ſolches Verfahren, wird nebenher bemerkt, ſtehe nur den heutigen Recenſenten zu. Auch diejenigen, welche zu ſpät in's Theater kommen, um mit dem Knarren der Thüren und Sperrſitze ihr Erſcheinen zu verkünden, gehen nicht leer aus, obwohl auch die Rüge vom Theater herab nicht helfen wird. Da giebt es nur ein Mittel: wer zu ſpät kommt, wartet auf dem Gange, bis Akt-Schluß iſt und er nun weder den Dichter und Schauſpieler, noch dem Publikum den Eindruck eines etwaigen Kunſtwerks ſtört. Man ſpricht ſo viel von den Rechten des Publikums, ſobald nämlich Einzelne Luſt haben, irgend einen Unfug für ein Recht aus zu geben; wenn aber die Geſammtheit durch eine Unſitte von Einzelnen wirklich geſtört iſt, ſoll das Publikum dies in aller Demuth ertragen!! — Doch wieder zu der beſprochenen Theater-Neuigkeit! Der Prolog wurde mit rauſchendem Beifall aufgenommen und die ſehr zahlreichen Zuhörer waren in der beſten Stimmung auch zu Anfang des Stücks, als deſſen Stoff, in ſeinem Keim, das Anekdötchen eines Streits zweier Nachtwächter, über bewahrt und verwahrt benutzt iſt. Es läßt ſich nicht leugnen, daß Raupach auch hier ſeine verſtändige Witzquelle ſprudeln läßt und in vielen einzelnen Zügen ſehr glücklich; obwohl dagegen auch manche Einfälle zu Tode gehetzt werden; z. B. die Rede: „ich und noch eilf Schneider", die einſt als Freiwillige zu einem Gefecht ſich geſtellt haben; ferner der lächerliche Kummer eines Todtengräbers, der es nicht leiden will, daß die Menſchen ſich unſterblich machen. Indeß würden derlei zu breit benutzte Nebendinge dem Effekt im Ganzen nicht viel ſchaden. Sogar ließe ſich das in einer Poſſe freilich auffallende Geſchenk des Todtengräbers an den „Doktor Till" vergeſſen; nämlich ein Sack voll Schädel, wobei der eine wirklich zur Anſicht kommt und nun unwillkührlich eine Stimme in uns ruft: zu ernſt für eine Poſſe; dies aber nicht deshalb, weil nicht ein Contraſt hier erlaubt wäre, ſondern weil das bedenkliche Symbol auch nur unpaſſend benutzt iſt. Dies Alles, mein' ich, würde dem Total-Eindruck nicht viel ſchaden, wenn der Stoff ſelbſt nachhaltiger Art wäre, und die Charaktere wenigſtens zum Theil Zeugniß gäben von Gefühl; ſie ſind aber ſämmtlich entweder durch und durch vom Gifte der Eigen- und Habſucht erfüllt oder wenigſtens eben dabei, den Genuß des Böſen vortrefflich zu finden. — Goethe hat neulich geäußert: Man ſollte das Wort Gemüth für die nächſten dreißig Jahre verpönen, um ſtatt des äußeren Scheins wieder zu wirklich gemüthvollen Menſchen zu kommen; dieſe Bemerkung paßt auf unſer Poſſenſpiel inſofern, als damit die darin gegebene Charakteriſtik unſerer Zeit, nämlich der Verluſt aller Gemüthlichkeit, gerechtfertigt wäre. Indeß iſt es doch ſo arg nicht; Ref. iſt überzeugt, daß noch Mancher von ſeinem Gemüth gepeinigt wird, wenn er ſich auch ſchämt, es zu geſtehen; auf der Bühne aber kann der vollkommene Mangel alles deſſen, was man die menſchliche Seite nennt, nur dann intereſſiren, wenn er als Gegenſatz erſcheint. Hier aber ſind durchaus nur invalide Charaktere, deren Aufgabe es iſt, ihre eigene Vernichtung zur Schau zu ſtellen und dieſes Nichtigkeits-Prinzip, zum Theil der Erfolg unſerer neueſten philoſophiſchen Witterung, vernichtet auch die beſſere Wirkung des Stücks. Der Erfolg wurde immer ſchwächer, bis zuletzt, trotz dem, daß der Prolog voraus ſtrafte, die Stimmung ſich zu der Freiheit erhob, welche das Urtheil der eben Verſammelten als nicht-beifällig erkennen ließ. Da nun aber, wie ſchon erwähnt, auch diesmal der Verfaſſer Geiſt und Talent dargethan hat, und der Luchſtoff ſeines Werkes nicht gering iſt, ſo dürfte eine abkürzende Umarbeitung dem Ganzen nutzen. Iſt auch dem Hauptmangel ſchwer bei zu kommen, das Hinwegthun der Auswüchſe, welche dem Stücke, als Witz-Berechnung, nur Nullitäten einſchieben, wird das Gültige zuſammen drängen und feſter ſtellen. Die Darſtellung war gelungen; beſonders iſt Hr. Rüthling („Doktor Till") wegen der verſtändigen Mäßigung, mit der er die Rolle giebt, ſehr zu loben. —r.

— Das Königsſtädtiſche Theater gab uns wieder mehrere Neuigkeiten. „Die Vetterwand oder viel Mühe um nichts", Luſtſpiel in einem Akt, iſt eine unterhaltende Kleinigkeit, worin der Vormund einmal ſchlauer erſcheint, als die Mündel und der ſelbſtgewählte Geliebte, der jedoch, wie dies in vielen franzöſiſchen Luſtſpielen vorkommt, kein Anderer iſt, als der beſtimmte Bräutigam. Geſpielt wurde der Scherz gut, doch konnte Hr. Nagel, der Vormund, ſicherer ſeyn in den Worten. — „Der Wechsler", Luſtſpiel in drei Akten, hat in der Haupt-Perſon, die Hr. Schmelka mit ungemeiner Wahrheit ſpielt, viele ergötzliche, wenn auch mitunter grelle Züge; der Verfaſſer offenbart ein Talent für Charakteriſtik, das auch an „Knorr", dem Gehülfen des geizigen Wechslers, zu erkennen iſt; dagegen ſind einige andere Perſonen gar zu ſkizzenhaft gehalten. Bei einem reichhaltigeren Stoffe wird der Verfaſſer gewiß ſeinen Beruf zur Bühnen-Schriftſtellerei mehr noch darthun, obwohl auch dieſes Stück mit Recht günſtig aufgenommen wurde. Von den Darſtellern ſind noch Hr. Angely („Knorr") und Hr. Bartſch („Berg") rühmlich zu erwähnen. — „Die Ueberbildeten", von Ludwig Robert (gedruckt in Holtei's „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1826"), haben als Dichtung gefallen und nächſtdem gab Hr. Röſicke durch eine kecke Maske, die wir nicht näher bezeichnen mögen, der reizbarſten Lachluſt ein Feſt. Das Stück ſelbſt erregt übrigens an ſich mit ſeinem ſchlagenden Witz Aufmerkſamkeit; doch iſt der Dialog zu reich an Epigrammen, als daß Alles von der Bühne herab gleich verſtändlich werden konnte. Demoiſ. Wagner („Philippine") zeichnete ſich am meiſten aus und Hr. Angely (Pſeudo-„Graf Süßwald") karikirte die Rohheiten der ſogenannten Bildung mit Geſchicklichkeit. Demoiſ. Mar. Herold hat ein wohlklingendes deutliches Organ, doch iſt ſie im Gebrauch deſſelben noch nicht geübt genug, und ſo ging manche geiſtreiche Spitze verloren. Auch nahm ſie die Rolle zu ſentimental; Ernſt iſt nothwendig, aber der Ausdruck des wahren Gefühls hier ſchädlich; die Nuancen müſſen durch den innern Hochmuth und das Verwerfen alles deſſen, was damit nicht im Einklang iſt, entſtehen. —*

Im Park von St. Cloud ſieht man jetzt eine Frau mit einem ungeheuer ſchweren Stein, der an einem Strick um den Hals bis auf den Bauch hernieder hängt. An der Bruſt trägt ſie einen Zettel, auf dem die Worte zu leſen ſind: „Erſte ſtarke Frau von Frankreich." (Corsaire.) Die erſte ſtarke Frau trägt ſchwer an ihrer Schwäche, nämlich an ihrer Eitelkeit.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 11. Oktober. 162ſtes Blatt.

Benjamin's Geſtändniſſe.

13.

Jn England war ein Miniſter,
Der hieß der große Pitt,
Und wenn der Mann geſprochen,
Sprach's ganze England mit.

Und Schiffe ließ er bauen,
Und ſchickte ſie in die See;
Da wurden alle Franzoſen
Vor Schrecken bleich wie Schnee.

Jch wär' ein ſchlechter Miniſter,
Doch vielleicht ein guter Pitt:
Jch baut' mir ein ſchönes Schifflein,
Und nähm' mein Guſtchen mit.

Und auf 'ne Jnſel im Meere
Zög' ſich das Paar zurück,
Und wie das Waſſer die Jnſel
Umſchlöſſ' uns der Liebe Glück.

14.

Nein, weine nicht, mein Guſtchen,
Verſalz' dir die Jugend nicht;
Kein Leben ohne Schmerzen,
Und ohne Rauch kein Licht.

Sie ſchelte dich noch ſo grimmig,
Und keife noch ſo erboſ't;
Du biſt und bleibſt mein Guſtchen,
Das iſt ein ſolider Troſt.

Sie hat wohl ſagen hören,
Daß Aerger häßlich macht,
Und hätt' dich gern durch's Kränken
Um deine Schönheit gebracht.

15.

Jch war im Theater geſtern,
Und geh' nicht wieder hinein;
Das ſind gar falſche Leute,
Und treiben's nur zum Schein.

Da war ein hübſches Mädchen,
Die führt' ein großes Geſchrei,
Und ſchwur mit heißen Thränen
Dem Liebſten ewige Treu.

Und hab' ſie heut ſchon getroffen
Vor'm Thor im bunten Schwarm;
Da ging ſie luſtig ſpazieren
Mit einem Andern am Arm!

16.

Der Frühling iſt gekommen,
Und luſtig macht ſich der May,
Und die alte kalte Erde
Jſt wieder warm und neu.

Die Vöglein flattern munter,
Und bauen zwitſchernd ihr Neſt,
Geniren ſich nicht im geringſten,
Und feiern der Liebe Feſt.

Jch wollt', wir wären Vöglein,
Und trieben's auch ſo froh;
Wir armen Unglückskinder,
Uns fehlt zum Neſt das Stroh!

17.

Jn Spanien ſieht's gar übel,
Und die Türken ſind deſp'rat:
Jm Kriege fehlt's an Kriegern,
An Räthen fehlt's im Rath.

Digitized by Google

In Oſten und in Weſten
Ergiebt ſich große Noth,
Und die grünen Wieſen werden
Von Menſchenblute roth.

In Deutſchland aber iſt's ruhig,
Da wogt keine Kriegesſchaar,
Und dennoch können zwei Leute
Nicht hin zum Trau-Altar!

18.

Die können freilich lachen,
Und tanzen mit luſt'gem Schritt;
Der Vater hat's erworben,
Und die Tochter kriegt es mit.

Wenn ſie ſich heut verlieben,
So ſind ſie morgen ein Paar,
Und ſteh'n in wenig Wochen
Verbunden vor'm Trau-Altar.

Man muß ſich d'rein ergeben,
Mit uns iſt's anders beſtellt:
Mein Guſtchen verſteht zu tragen,
Und Benjamin iſt ein Held.

Doch kommen wird der Morgen,
Ich freu' mich entſetzlich d'rauf;
Da geht die Saat der Hoffnung
In den ſchönſten Halmen auf.

In meinen beſten Kleidern
Erblick' ich des Tages Licht,
Und der Meiſter vor Erſtaunen
Erkennt den Benjamin nicht.

Da nehm' ich hervor die Zeitung,
Und reich' ihm ſtolz ſie hin:
„Es empfehlen ſich als Verlobte
Auguſtchen und Benjamin.“

Dan. Leßmann.

Der theure Kuß.

(Fortſetzung.)

Faſt war der Mittag heran gekommen, da klopfte es ſchüchtern an die Thür und bei dem Rufe: „Herein!“ von den Lippen der Kriegsräthin, trat das ſchöne Mieckchen mit der zweiten, neuerſchaffenen Torte in das Zimmer. Mutter und Tochter bezeigten ſich verwundert darüber, daß Madam Bolten ſo viel Aufmerkſamkeit für ſie habe, nachdem Mieckchen, die Worte der Gratulation von derſelben überbringend, deren Namen genannt hatte; aber noch mehr erſtaunten ſie, als Mieckchen — auf Geheiß ihrer Herrin — zur Entſchuldigung, daß die Glückwünſchungs-Botſchaft ſo ungewöhnlich ſpät zu ihnen gelange, ihre ganze komiſch-tragiſche Begebenheit mit Lieutenant Fleuridon, deſſen Namen ſie mehrmals nannte, ſo haarklein erzählte, daß die Damen bei jenen Scenen ſich als vollkommen gegenwärtig betrachten konnten.

Madam Wellner machte große Augen und blickte unruhig auf Philippinen, die, hocherröthend, ſehr nachdenkend geworden, die ihrigen zu Boden geſenkt hatte; der Vetter aber ſah beſorgt in ſeines Mühmchens Geſicht, wobei er jedoch nicht hindern konnte, daß ſeine Bruſt ein wenig freier aufathmete. Eben wollte Philippine zum erſten Mal die Lippen öffnen, um das Mädchen mit Herzklopfen zu befragen: ob hier kein Irrthum vorwalte, und der Lieutenant Fleuridon auch wirklich der kußſüchtige Schadenanſtifter geweſen ſey, als ſich abermals die Thür aufthat, um den glänzenden Helden ſelbſt ein zu laſſen. Da Madam Wellner und ihre Tochter bis in die Mitte des Zimmers Mieckchen entgegen getreten waren, um ihren Bericht ganz genau vernehmen zu können, befanden ſie ſich dem größeſten ihrer Spiegel gegenüber; jetzt trat der Lieutenant, ohne Mieckchen noch zu gewahren, hinzu, indem er den Damen ſein graziöſeſtes Compliment zu machen geſonnen war. Mieckchen aber, welche die Torte noch immer auf ihren Händen hielt, rief, feuerroth im ganzen Geſichtchen, Fleuridon ſchnell zu: „Diesmal, Herr Lieutenant, ſollen Sie mir die Torte gewiß nicht zerbrechen! Die Damen werden Sie ſchon halten, wenn Sie mich wieder mit Gewalt küſſen wollen!“ — Fleuridon zeigte ſich nicht wenig beſtürzt und noch bevor er ſich in ſo weit ſammeln konnte, um dem Mädchen auf eine Weiſe begegnen zu können, die den Glauben der Damen an ihre Worte wankend machen ſollte, hatte Philippine, die neben Mieckchen und Fleuridon ſtand, einen langen Blick in jenen Spiegel werfen können, welcher ihrer Seele das ganze Bild ihrer Zukunft, als die Gattin Fleuridons, klar und deutlich herauf ſteigen ließ. Ihr reizloſes Aeußere neben der üppig blühenden Schöne Mieckchens, welche Fleuridons lüſternen Blick, wie ſie gleichfalls im Spiegel gewahrte, trotz ſeinem heftigen Erſchrecken, für einen Moment wenigſtens ſchon wieder auf ſich gezogen hatte, und des Mannes eben ſo frivoles als materielles Ausſehen ſelbſt machte ſie jetzt gedankenvoll zuſammen ſchauern; ſie mußte auf kurze Zeit mit ſich allein ſeyn, und entfernte ſich in ein Nebenzimmer.

Madam Wellner reichte Mieckchen ein Geſchenk, entließ ſie mit einigen dankſagenden Worten an ihre Gebieterin und ſprach nun von gleichgültigen Dingen mit dem Lieutenant, dem hierdurch alle Gelegenheit abgeſchnitten wurde, Mieckchen oder ihr ſelbſt ſeine Einwendungen gegen die Beſchuldigung zu machen. Eine kleine Viertelſtunde währte es, daß Philippine ausblieb und Madam Wellner die Unterhaltung mit Fleuridon allein führen mußte, der beunruhigt und zerſtreut ſchien; denn der Vetter ſprach kein Wort und hatte ſinnend ſeine Augen ſehnſüchtig auf die Thür geheftet, durch welche Philippine vorhin verſchwand. — Jetzt öffnete ſich dieſe und mit weicher Stimme rief Philippine: „Kommen Sie einmal zu mir, lieber Vetter!“ — Reinhold eilte, der Einladung Folge

Digitized by Google

zu leiſten, die Thür ſchloß ſich wieder, und noch eine Viertelſtunde verging, in welcher Madam Wellner, von einer angenehmen Ahnung heiter geſtimmt, dem immer ungeduldiger neben ihr auf dem Sopha hin und her rückenden Fleuridon allein ſich gegenüber ſehen mußte.

Die Suppe ward endlich aufgetragen und die Kriegsräthin meinte genöthigt zu ſeyn, um dieſe nicht kalt werden zu laſſen, in Perſon Reinhold mit Philippinen herbei holen zu müſſen. Aber auch ſie blieb, wie es Fleuridon bedünken wollte, länger aus, als gerade hierzu erforderlich geweſen wäre. Nun aber öffnete ſich jene Thür wieder und Philippine trat, auf Reinhold zärtlich hinüber lächelnd und mit von Liebe erglühten Wangen, hinter der Mutter zu ihm herein, welche dem Lieutenant mit ernſter Würde die eben ſtatt gefundene Verſchenkung von Philippinens Hand und Herzen an Herrn Reinhold in wenigen Worten bekannt machte.

Erblaſſend, ſtarr, wie eine Salzſäule, vernahm Fleuridon die ihn ſchreckhaft erſchütternde Kunde, da er, nach früheren leiſen Anſpielungen und Neckereien Philippinens, die ſichere Hoffnung genährt hatte, heute dem guten Vetter als ihr Verlobter vorgeſtellt zu werden, und auch bereits in dieſem feſten Glauben alle Manichäer damit auf nahe Zahlung vertröſtet, alle Kameraden, wenn auch nur um ihren Neid auf zu regen, davon unterrichtet hatte, jedoch mit der Bitte: ja noch ein Geheimniß daraus zu machen. Lange währte es, bevor er die ihm unfolgſam gewordenen Glieder zu der nöthigen Verbeugung und die übrigen Sprachwerkzeuge bis zu einigen, einer Gratulation ähnlich klingenden Worten wieder geſchmeidigt hatte. — Kein Biſſen wollte dem bitter Getäuſchten munden und gut war es, daß Fleuridon bei Sanetti dem Knurren des Magens, wie gewöhnlich, tüchtig vorgearbeitet hatte. Wenig hörte er von der faſt ſcherzhaften Unterhaltung der Kriegsräthin, die von der unerwarteten Umgeſtaltung der Dinge höchſt befriedigt ſchien. Noch minder nahm er die innige Zufriedenheit mit ihrem raſchen und weiſen Entſchluß in dem Weſen Philippinens wahr und ihre wachſende Zärtlichkeit für Reinhold, deſſen Mienen den Ausdruck angenommen hatten, als ob er eben im Lande der Seligen luſtwandelte. Er ſah und bemerkte, wie geſagt, von dem Allen nichts, denn er dachte nur daran, wie er ſchnell ſeinen Hoffnungsanker, nachdem ſeine Erwartungen hier gänzlich Schiffbruch litten, wenn auch nur in dem Grunde eines minder ergiebigen Goldſees, wieder feſthake.

Nach der Kriegsräthin Wellner war Madam Bolten die wohlhabendſte Frau in der Stadt. Bis dahin, wo Sanetti gegen Mieckchen und Mieckchen gegen ihre Herrin den Verrath ſeines Namens in der Tortengeſchichte geübt haben konnte, alſo bis vor ohngefähr vier kurzen Stunden, war Madam Bolten, wenn auch zuweilen ſchmollend oder in leichte Zweifel verſtrickt, doch ſeine Gönnerin geblieben, und hätte Fleuridon nicht zufällig bei einem öffentlichen Feſte, wie ſchon erwähnt, der reichen Philippine Wellner näher treten können, ſo theilte wahrſcheinlich Madam Bolten, als ſeine Gattin, bereits Geld, Haus und Hof mit ihm. Doch von jener Stunde an dachte Fleuridon: beſſer iſt beſſer, und ohne Madam Bolten gerade vor den Kopf zu ſtoßen, ſuchte er doch Zutritt in dem Hauſe der Kriegsräthin, was nun freilich, als Madam Bolten es, obwohl ziemlich ſpät erſt erfuhr, eine bedeutende Spannung zwiſchen ihm und ihr veranlaßte. Indeß wußte Fleuridon die ältere Freundin klüglich in dem Glauben zu erhalten, als ob Philippine jenem Vetter, mit dem überdies die ganze Stadt ſie längſt Braut ſagte, wirklich ihre Hand reichen würde, und auch ſeine Beſuche dort auf nichts ſonſt, als zerſtreuende und zeitkürzende Unterhaltung abzweckten. Doch blieb Madam Bolten, die überhaupt eine heftige Neigung zur Eiferſuche in ſich verſpürte und auch nicht ohne Dünkel war, immer ſehr verdrießlich hierüber, denn erſtens zweifelte ſie oft an ſeiner Aufrichtigkeit in Bezug auf Philippinen, und dann war ihrem Stolze der Gedanke faſt unerträglich, daß Jemand, dem ſie ihre Gunſt geſchenkt habe, noch Anderen neben ihr den Hof mache. Aber eben ſo ſträubte ſich auch dieſer Stolz dagegen, daß Wellners errathen könnten, ſie fühle ſich irgend hievon gekränkt, und aus dieſem Grunde, wie auch, um durch Berührungen mit dieſer Familie etwas Näheres von dem Treiben des Lieutenants in jenem Hauſe erfahren zu können, war ſie zuvorkommender als jemals gegen Wellners, und kam endlich ſogar auf den Einfall, Philippinen durch ein Geburtstagsgeſchenk ihr Wohlwollen und eine gänzliche Verdachtloſigkeit zu bezeigen. Ueberdies wußte ſie, daß Fleuridon heute dorthin zum Mittageſſen geladen war, und es lag ihr daran, auch in ſeinen Augen, da er ſicher erfahren würde, wer die prächtige Torte ſpendete, eben ſo freigebig als unbeſorgt zu erſcheinen; beſonders aber ihm nebenher, was wohl der Haupthebel zu dieſem Einfalle war, ein Erinnerungszeichen an ſie, neben Philippinen, in dieſem Geſchenk heute dicht vor die Augen zu ſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

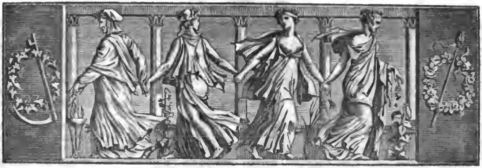
Berlin. Unter dem Titel: „Lebensgeſchichte des Hofraths und Profeſſors Chriſtian Hinrich Wolke. Verfaßt von J. P. Haſſelbach“ iſt eine kleine Schrift erſchienen (Aachen, in der Expedition der rheiniſch-weſtphaliſchen Monatſchrift), die im Allgemeinen, beſonders aber für die zahlreichen Freunde des verewigten Sprachforſchers, von großem Intereſſe ſeyn möchte. Da Wolke von 1814 bis zu ſeinem Tode (1825) in Berlin lebte, ſo iſt ſein Andenken auch wohl den Bewohnern dieſer Stadt am unvergänglichſten und demnach möge hier, aus genannter Schrift, Folgendes über ſeinen hieſigen Aufenthalt Raum finden: „Durch ſeine Veranlaſſung bildete ſich 1814 die jetzige Berliner Geſellſchaft für teutſche Sprache, welcher der

Frankfurtiſche Gelehrtenverein für denſelben Gegenſtand 1817 nachfolgte. — Bedenken wir das Gute, was dieſe Vereine bereits für unſere Sprache unmittelbar und mittelbar wirkten und ſicher noch wirken können: ſo werden wir, und alle Sprachfreunde mit uns, gewiſs den Veranlaſſer derſelben auch deſswegen hochſchätzen. Hohe Verehrung, innige und reine Liebe genaß er ſtäts von allen Mitgliedern der Berliner Sprachgeſellſchaft; ihm, dem Vater Wolke, Freude zu machen, war die Wonne Aller, und ſein jährliches Wiegenfeſt war eine allgemeine Feyer. — In den zehn Jahren ſeines daſigen Aufenthaltes arbeitete Wolke noch immer mit der frühern, raſtloſen Thätigkeit, mit Selbſtaufopferung zur Belehrung und Erziehung der aufblühenden Mitwelt, und für die weitere Entwickelung und Verbreitung ſeiner Sprachanſichten, unermüdet fort. Noch als Greis die Kinderwelt in ſeinem Herzen tragend, ließ er mit großen Koſten eine aus ſieben Bändchen beſtehende Kinder-Bibliothek drucken, die er vielfach hin und wieder verſchenkte. Ja, völlig wahr ſind ſeine Worte in Bezug auf ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, wenn er ſagt: „Ich habe nie für Geld geſchriftet und weit mehr Ausgaben als Einnahmen gehabt.“ — — Sehen wir unpartheyiſch auf das jetzige ſprachliche Schriftenthum, auf die jetzige Sprachſtufe, verglichen mit dem, was im vorigen Jahrhundert, was vor 1812 erſchien: ſo können wir den Einfluſs der Wolke'iſchen Bemühungen, beſonders ſeines Anleites, keinesweges läugnen. Wem iſt es namentlich fremd geblieben, daſs der unvergleichliche J. Paul Richter die Lehre der Doppelwörter nach Wolke angenommen und in zwölf Briefen und zwölf Nachſchriften ſiegreich bekämpfte, dann ſeine neuern Werke und die neuen Auflagen der früher erſchienenen danach verbeſſerte? Wie vieles Gezliſch der im Teutſchen überhäuften Sauſelaute (s, ſ, ß) und wie viele Ungswörter findet man jetzo ſchon verbannt, um das Ohr durch ſolches Misgetön nicht zu beleidigen? Vor allem aber iſt freudig zu gewahren, daſs man ſeitdem angeregt wurde, über die vernunftmäßige Sprachbildung mehr nachzudenken. Hätte Wolke durch ſein thatſames Leben auch nichts anderes erreicht, als daſs er Viele zu einem vernunftmäßigen Denken brachte, ſie dazu aufforderte und anreizte, o, ſo wäre er ſchon deſshalb gewiſs ein ſehr großer Wohlthäter der Menſchen; denn der Menſch nähert ſich nur in dem Grade ſeiner Menſchenwürde, in welchem er vernunftmäßiger denkt und handelt, ſein ganzes Leben den Foderungen der Vernunft unterordnet.“ — Wir haben dieſen Auszug genau wiedergegeben und überlaſſen es Jedem, zu beſtimmen, ob er hier die wahre „Rechtſchriftnerei“ findet; beſtätigen kann Referent aber Alles, was der nach Wolke's „Anleit“ gebildete Verfaſſer über ſeines Meiſters menſchenfreundlichen Charakter und über deſſen raſtloſe Thätigkeit ſagte. —w.

— Die franzöſiſchen Schönſpieler (aus Warſchau) haben ihre Darſtellungen für jetzt beendet und ein Theil des Publikums gab ſeine Theilnahme dafür ausdauernd zu erkennen. Wir finden dies recht und löblich, denn bei der Univerſalität, die von jeher einen Grundzug des deutſchen Charakters bildete, ſoll auch das Fremde, wenn es gut iſt, in Deutſchland ſeine Anerkennung finden. Einzelne Stimmführer, nicht ohne individuelle Bezüglichkeit die franzöſiſche Manier überſchätzend, erlaubten ſich indeß, ihre Anſicht etwas ſchroff geltend machen zu wollen, ja ſogar gegen diejenigen ihre Wort-Pfeile zu richten, die nicht in gleichem Grade das Lob der Fremdlinge verkündeten. Fern davon, in denſelben Ton zu verfallen, ſind wir aber auch nicht geſonnen, von irgend einer Abſicht die Wahrheit beſiegen zu laſſen, und demnach verharren wir bei dem, was ſchon früher darüber im „Geſellſchafter“ geäußert worden und ſetzen noch Einiges hinzu. Die franzöſiſchen Schauſpieler, welche ſich in Berlin befanden, ſind Copieen der franzöſiſchen Muſter, die gleichſam, wie im Reiche der Mode durch Abbildungen, hier durch gleichgebildete Perſönlichkeiten überall hin verbreitet werden können. Keinesweges ſind aber dieſe Muſter auch in allen Rollen Meiſter; vielmehr verdrängt der gleiche Zuſchnitt nicht ſelten das eigentliche poetiſche Leben, um dem Styl ſein ſtereotypes Recht zu laſſen. Die franzöſiſchen Schauſpieler haben gar oft ihre Charaktere gänzlich vergriffen und nur durch die Gleichmäßigkeit, mit der ſie ihre Auffaſſungen durchführten, Vielen den Wahn beigebracht, daß ſie das Vortrefflichſte geleiſtet hätten. Ihr Ernſt war nicht ohne falſche Sentimentalität, vielmehr fand ſich dieſe ſelbſt bei Hrn. Dieuiſſel oft in Momenten, wo ſie am wenigſten hingehörte; ihre heiteren Stimmungen waren der Art, wie man ſie von den ſogenannten Männern und Damen von Welt in der Geſellſchaftlichkeit bemerkt, glatt aber nicht tief; in ihren Burlesken herrſchte Uebertreibung, aber ſie vermieden dabei die ſelbſtſüchtige Abſichtlichkeit, ohne übrigens mit andern Effekten, als äußerlichen, zu ſpielen. Ueberhaupt trug die ganze Charakteriſtik einen flachen Stempel, aufgeputzt durch ein theatraliſches Spiel ſchneller Contraſte, unbekümmert, ob hier Wahrheit ſey, ob nicht. Es war und blieb ein Wiedergeben einer gefälligen, aber in ſich beengten Manier; Jeder (d. h. von den Wenigen, die unter dieſer Truppe gut zu nennen waren) traf für das hier bezweckte Enſemble den rechten Ton, hatte jedoch auch nur den einen. Dieſes ſo viel gerühmte Enſemble war indeß nicht ohne Mangel, aber theils wollte man dafür keine Augen und Ohren haben, theils glaubte man, es ließe ſich am beſten der Schein, daß man die fremde Sprache und ihre Feinheiten vollkommen verſtehe, dadurch retten, wenn man Alles vortrefflich fände. Es würde gar nicht ſchwierig ſeyn, ein eben ſo gutes und beſſeres Enſemble z. B. bei unſerer Königlichen Bühne her zu ſtellen, wenn da irgend Jemand wäre, der mit den nöthigen Kenntniſſen ſtreng darauf hielte. Unter denen Perſonen, welche eigentlich jetzt für ein ſolches Zuſammenwirken verantwortlich wären, findet ſich aber, wie es ſcheint, Niemand, dem man gerechter Weiſe eine ſolche geiſtige Fähigkeit, mit der Routine vereint, zuſprechen und demnach die Pflicht auferlegen könnte, die einzelnen Schönſpieler, die mit zu vielem Dünkel ſich hervor drängen, in die gehörigen Schranken zu weiſen. Der ausgezeichnete Schönſpieler weiß, daß nur Alle vereint etwas Tüchtiges in der Darſtellung leiſten, und deshalb gehen Stücke, die, bei geringem Perſonal, nur von bedeutenden Talenten aufgeführt werden, wie von ſelbſt in gutem Enſemble; wenn aber die mittelmäßigen Leute hochfahrenden Sinnes auch darauf Anſpruch machen, ſelbſtſtändig in ihren Rollen zu wirken, wenn Niemand da iſt, der ſolchen Irrenden ſagt: Ihr ſeyd vorläufig nichts als Mittel, die ſich fügen müſſen, ſo ſtehen zuletzt ſelbſt die beſten Künſtler ohne Zuſammenhang im Ganzen; ja ſie erleiden theils an ihrer eigenen Fähigkeit durch fehlerhafte Mitwirkung Nachtheile, theils machen ſie das Mangelhafte neben ſich durch ihr freieres Talent noch auffallender. Faſt in keiner Kunſt iſt die Mittelmäßigkeit ſo wenig, als in der Schauſpielkunſt, und deshalb muß man Darſtellern mit ſchwachem Beruf nie geſtatten, etwas Anders zu ſeyn, als ſie an dieſer oder jener Stelle ſeyn ſollen; die Proben ſind das Hauptgeſchäft derer, die keine Eigenthümlichkeit haben, ſondern die der Andern annehmen müſſen, wobei wir übrigens eine ſolche Gleichmäßigkeit, wie die Franzoſen ſie haben, noch immer vermeiden könnten, weil das Denken des Deutſchen allerdings vielſeitiger iſt vermöge ſeines hergebrachten Studiums und Anerkennens des Vortrefflichen unter allen Völkern. Selbſt der Glaube, daß die Franzoſen im Converſationsſtück unerreichbar ſind, müßte ſchwinden, wenn eine tüchtige deutſche Schauſpieler-Geſellſchaft mit Einigkeit und geiſtvollem Willen dahin ſtrebte, dieſen Glauben wankend zu machen. — Wir zweifeln übrigens nicht, daß dieſe Aeußerungen manchen Dünkel verletzen werden, laſſen aber deshalb weder die Wahrheit noch den Werth deutſcher Kunſt ſinken. —r.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 13. Oktober. 163ſtes Blatt.

Gebet am Palm-Sonntage. *)

Vater, der du biſt die Liebe,
Gott der Liebe, gieb mir Gold,
Aber nicht das Gold der Berge,
Dem die Welt Verehrung zollt;
Schenke mir das Gold der Treue,
Welches glänzt in Sonnenpracht
Aus dem Spiegel des Gemüthes,
Aus des Herzens tiefem Schacht.

Gott des Lichtes, gieb mir Silber,
Nicht das Silber, das man gräbt,
Nein, den Silberton der Seele,
Der ſich leiſe hebt und bebt;
Säub're ſie von allen Schlacken
In dem Tiegel Erdenſchmerz,
Bis ſie, abgekühlt und leuchtend,
Frei ſich ſchwinget himmelwärts.

Gott des Mitleids, gieb mir Perlen,
Nicht wie ſie das Meer erzeugt,
Laß in meinem eig'nen Auge
Sie ſich reihen hell und leicht;
Laß ſie ſchimmern, wenn des Lebens
Trüber Gram mich überhäuft,
Laß ſie fließen, wenn der Sehnſucht
Herber Schauer mich ergreift.

Gott der Kinder, gieb mir Blumen,
Aber keine, welche glüh'n
Sinnbetäubend auf den Beeten,
Laß ſie mir im Innern blüh'n;
Schütze ſie vor jeden Stürmen,
Zwei vor allen hege treu,
Meiner Kinderliebe Blumen,
Meiner Lieder Blumenmai.

Gott der Demuth, gieb mir Kronen,
Aber keine, die das Haupt,
Das ſie decken, reich verzieren:
Meine Krone, dornumlaubt,
Drücke ſich in meine Schläfe,
Bis ſich dort kein Puls mehr regt,
Bis man auf das Dornenlager
In der Erde Schooß mich legt.

Vater, der du biſt die Liebe,
Schenke mir der Liebe Troſt,
Nicht die Lieb' von dieſer Erde,
Die allein im Blute toſ't:
Hebe ſie in deine Arme,
Mach' ſie heilig, mach' ſie rein,
Laß dein Kind mit der Geliebten
Unter Engeln Engel ſeyn!

Aachen. J. B. Rouſſeau.

*) Aus den nächſtens erſcheinenden „Spielen der lyriſchen und dramatiſchen Muſe" von J. B. Rouſſeau. — Vorſtehendes Gebet iſt vom Prof. Zöllner als vierſtimmiger Männergeſang componirt, und wird bereits in mehreren Kirchen am Niederrhein geſungen.

Der theure Kuß.

(Fortſetzung.)

Natürlich ging nun auch des Lieutenants Sehnen einzig dahin, ſich Madam Bolten unverzüglich und völlig wieder verſöhnen zu können, und mit ſichtlicher Ungeduld harrte er des Augenblicks, wo die Kriegsräthin, den Stuhl rückend, das Zeichen zum Aufbruch vom Tiſche gab, um unter dem Vorwand eines unleidlichen Kopfwehes, und mit kurzem, ſehr kühlem Abſchiedswort den Zimmern von Madam Wellner, und

folglich Philippinen, für immer den Rücken zu kehren. — Allein Mieckchen hatte den Namen des Lieutenants, welcher ſie zu küſſen eine ſo unbezwingliche Luſt empfand, von Sanetti, wie bekannt, noch vor dem Verſprechen, was er Fleuridon gab, zufällig gehört und auch Madam Bolten ihn von dieſer ſogleich erfahren. Höchſt übellaunig hatte dieſe daher den ganzen Morgen und Mittag bereits zugebracht. Sie war empört über das Betragen des Lieutenants, einer ihrer Mägde mit ſolchem Ungeſtüm einen Kuß ab zu ringen, als ob es ihm die Eroberung eines Welttheils gelte. Auch ſie ſprach wenig während des Mittageſſens, was ſie mit ihrem Buchhalter, Herrn Liepold, theilte, der für ſie das Handelsgeſchäft ihres verſtorbenen Mannes fortführte. Herr Liepold, der ebenfalls durch Franz, den Diener des Hauſes, von dem Abentheuer Mieckchens in Kenntniß geſetzt worden, hatte ſeine herzliche Freude darüber, und lauerte aufmerkſam der Gelegenheit, Oel in's Feuer gießen zu können, weil er jede Heirath ſeiner Prinzipalin ſeinem Intereſſe für nachtheilig hielt, und ſich dem windigen, anmaßenden Lieutenant beſonders abgeneigt fühlte. — Als nun endlich Madam Bolten das Leberſtückchen, als das Beſte am gebratenen Huhn, ihm noch gütig mit der Frage auf den Teller legte: „Wiſſen Sie nicht, guter Liepold, wen Alles die Kriegsräthin Wellner heute zur Geburtstagsfeier ihrer Tochter geladen hat?" antwortete er, der ſonſt ziemlich Jegliches wußte, was ſich im Städtchen zutrug, hauptſächlich aber, was auch nur den entfernteſten Bezug auf die Gebieterin haben konnte, geſchäftig: „So viel ich weiß, meine beſte Madam Bolten, ſonſt wohl Keinen, als den Lieutenant Fleuridon und Herrn Reinhold, was mich eben darum ſehr Wunder nimmt, weil der Erſtere erwartet, daß bei dieſer Gelegenheit Madam Wellner ſeinen Brautſtand mit Philippinen bekannt machen ſoll." — „Wie? das ſollte er erwarten? Sehen Sie, wie grundlos doch meiſt das Geſchwätz der Menſchen iſt! Von ihm ſelbſt weiß ich es, daß Philippine keinen Andern als ihren Vetter heirathet!" ſprach Madam Bolten hierauf eben ſo ungläubig als entrüſtet. Aber Liepold blieb ganz ruhig und verſicherte, vielfach gehört zu haben, daß der Lieutenant ſich dieſer Hoffnung bereits gegen alle ſeine näheren Bekannten gerühmt, ja ſogar ſeine Gläubiger mit der Verſicherung wieder einmal völlig zur Ruhe gebracht hätte, noch heute mit Philippine Wellner verlobt und in wenigen Wochen ſchon mit ihr verheirathet zu ſeyn.

„Wäre das wahr, ſo wär' es entſetzlich!" rief nun Madam Bolten, die Tafel aufhebend, mit Heftigkeit und fügte hinzu: „Aber ich kann es nicht glauben, bis Sie mir die Gewißheit bringen, daß dies Verlöbniß wirklich ſtatt gefunden hat, und das müßte man doch leicht erfahren können." — „Ich hoffe Sie mit dem, was ſich dieſerhalb wirklich zugetragen, ſpäteſtens Morgen Vormittag bekannt zu machen, indem ich bei Sanetti frühſtücken werde, wo man alle Neuigkeiten ſo brühwarm erhält, wie ſeine Paſteten, beſonders aber die, welche ſich im Militairſtande ereigneten." — Madam Bolten reichte Herrn Liepold noch ein Glas Ungarwein und meinte: „Vielleicht ließe ſich gar ſchon heute —" — und Herr Liepold verſprach deshalb aus zu gehen.

Nach Gewohnheit trat er jetzt, vom Mittagstiſch herab in's Comptoir ſchlendernd, in die Hausthür, um ſich zuvörderſt einmal nach allen Seiten um zu ſchauen und ſieh da, das Erſte, was ihm in die Augen fiel, war der Lieutenant Fleuridon ſelbſt, der, haſtig und finſter ſchauend, wie er ihn noch niemals geſehen, von Wellners kommend, ſeiner Wohnung wieder zuſchritt; und doch war es kaum drei Uhr, folglich dort noch nicht einmal der Kaffee eingenommen. Sogleich ging Liepold wieder hinauf, um ſeiner Prinzipalin die Sonderbarkeit zu berichten und ſich mit ihr in Muthmaßungen zu erſchöpfen, wie das wohl zugehen möge. — Wichtiges müſſe vorgefallen ſeyn, meinte Madam Bolten, und auch er war deſſelben Glaubens. Kaum bedurfte es bei ſeiner eigenen Neugier noch des Antriebs; er nahm ſogleich Hut und Stock, und ging, um Näheres zu erkunden.

Weit durfte Liepold nicht gehen, denn auf den Punkt gekommen, von welchem er das Haus der Kriegsräthin überſchauen konnte, ſah er auch ſogleich, an einem der Fenſter deſſelben, Philippinen ſtehen, von Reinhold umfangen. Schon jetzt, meinte er, hätte er umkehren können, überzeugt, daß die ſonſt ſo ſittige Jungfrau Reinhold's Braut geworden war; allein er wollte auch wiſſen, **wie** ſie dies, und wie ſie des Lieutenants Verlobte **nicht** ward. Daher nahte er auf einem kleinen Umwege, der ihn unter den Fenſtern hin in das Haus führte, und hielt endlich in demſelben ein ziemlich langes Geſpräch mit ſeinem alten Bekannten, dem Diener der Kriegsräthin, der hier im untern Raum, auf einer Bank, nach beendetem Geſchäft des Servirens, ſeinen Ruheſitz genommen hatte. — Hier erfuhr nun Liepold Alles, was er zu wiſſen wünſchte. Unter lautem Jubel erzählte ihm Friedrich, wie der Lieutenant, der feſt auf die Hand von Fräulein Philippinchen gerechnet habe, und auch wirklich heute, wenn Mieckchen mit ihrer Erzählung von der zerbrochenen Torte nicht dazwiſchen gekommen wäre, die Einwilligung, Philippine zu heirathen, von der Frau Kriegsräthin erhalten hätte, leer abſegeln und den braven Herrn Reinhold, den ſie Alle ſo ſehr liebten, luſtig in den Haſen ſteuern ſehen mußte, worauf es aber der Lieutenant auch nicht lange mehr bei ihnen ausgehalten, ſondern auf- und davon gelaufen ſey.

Digitized by Google

Fleuridon war in der ängſtlichſten Beſorgniß, ſowohl wegen ſeiner Kameraden, als wegen ſeiner Gläubiger. Das ihn eben betroffene Mißgeſchick, wurde es bekannt, mußte die Erſteren zum Lachen, die Letzteren zum friſchen Mahnen gewaltig antreiben; er gönnte ſich deshalb kaum zehn Minuten Friſt vor ſeinem Spiegel, um ſeine Schönheit, wo möglich, noch ſiegender zu machen, und ſchob dann heimlich unter der Colonade an der Marktſeite hin, um in das Haus der Madam Bolten und zu ihr hinauf zu kommen. — In dem feſten Vorſatze, Madam Bolten heute nicht früher verlaſſen zu wollen, bis er die Zuſage ihrer Hand ihr abgerungen, war er ſo angelegentlich damit beſchäftigt, ihr Unwahres über alle heutigen ihn betreffenden Vorgänge zu erzählen und ſie von ſeiner, ihr unwandelbar treu gebliebenen Zuneigung zu überzeugen, daß er ganz und gar nicht ihr meiſt finſteres, zuweilen aber auch hohnlächelndes Antlitz bemerkte. Madam Bolten verhielt ſich hiebei ſehr ſtill und ließ Fleuridon in dieſen Beſtrebungen ruhig gewähren, indem ſie oft nach der Thür blickte, als ob ſie Jemand erwarte.

Zuvörderſt begann Fleuridon ſeinen Bericht mit dem Kuſſe, den er Mieckchen gegeben. Da er nun wohl einſah, daß ein Ableugnen ſeiner Perſon in der Sache, bei Mieckchens Ausdruck der Wahrhaftigkeit, und weil ihr alle Politeſſe mangelte, ihm zu nichts helfen würde, ſo ſuchte er ſeinen Raub durch eine, mit ſeinen Kameraden eingegangene Wette zu entſchuldigen. Danach hatte er ſich, gegen den Gewinn von einer Flaſche Champagner, anheiſchig gemacht, denjenigen Menſchen, weß Geſchlechts oder Alters er auch immer ſey, der zuerſt in das Haus des Conditors einpaſſiren würde, zu küſſen, ohne irgend ein Hinderniß zu berückſichtigen. Der Zufall habe nun Mieckchen getroffen, und da ihm noch nicht bekannt geweſen, daß ſie dieſe in ihren Dienſt genommen und die Torte für ſie beſtimmt ſey, hätte der Umſtand, dieſe zerbrechen zu müſſen, ihn nicht abhalten können, ſeine Wette zu gewinnen. — Madam Bolten konnte hiebei nicht umhin, mit bitterſchlauem Lächeln den armen Lieutenant zu bedauern, daß er, bei ſeiner gewaltigen Verachtung aller niedrig gebornen Reize, eben nur eine Magd, und vollends eine ſo junge und ſo hübſche, als Mieckchen ſey, habe umarmen müſſen. Ein Schooßkind des Glücks aber nannte ſie ihn, weil ſich doch kein unbezwinglicheres Hinderniß, als eben ihre Torte, der Erfüllung ſeines Verſprechens entgegen geſtemmt habe.

Ein wenig betroffen zwar fühlte ſich Fleuridon von dieſer ſpitzigen Zwiſchenrede, aber mit einem leichten Scherz und der Bewegung, Madam Bolten's Hand zärtlich küſſen zu wollen, welche ihm aber für diesmal lächelnd geweigert wurde, knüpfte er ſogleich das Weitere ſeiner Erörterungen der Vorrede an, indem er Madam Bolten unterrichtete, wie die von ihm längſt voraus verkündete Heirath zwiſchen Philippine und Reinhold wirklich zu Stande komme, und ihm ſogar heute ſchon das Paar als ein verlobtes vorgeſtellt worden ſey. Doch, fügte er hinzu, gönne er dem Bräutigam das unſchöne Gänschen von Herzen, da er es nicht hätte freien mögen, wäre es auch noch zehnfach reicher geweſen, als die Fama es mache. Drollig wußte er das linkiſche Benehmen des zärtlichen Pärchens zu ſchildern, und behauptete, daß allein der Beiden albernes Treiben, was ihn bis zum Tode gelangweilt, ihn beſtimmt habe, unmittelbar nach Tiſche von dort zu entweichen. Noch verſicherte er, nie wieder die Thorheit begehen und ſeinen Fuß zu einer ſo wenig anziehenden Familie ſetzen zu wollen, in welche man ihn früher wahrſcheinlich nur deshalb zu locken geſucht, um Philippine zu ehelichen, der er, wie er wohl bemerkt, immer beſſer als Reinhold gefallen hätte, und wo man nun, da er gar keine Anſtalten hierzu getroffen, an ihrem zwanzigſten Geburtstage den guten Vetter Reinhold endlich zu Gnaden angenommen habe.

(Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

Wenn ein Amt als Verſorgung betrachtet wird, nimmt man es mit der Beſorgung nicht genau. In dieſem Sinne gaben einſt die Bürger einer Stadt, die über einen neuangeſtellten Beamten Klage führten, ihrem Memorial das Motto:

„Der ** kann uns nicht gefallen,
Ihm that'ſt Du wohl und weh uns Allen!“

Das Wort Oiseau (Vogel) iſt vielleicht das einzige, worin alle Vokale und nur ein Conſonant zu finden.

Auf die Frage des Pontius Pilatus Quid est veritas? iſt die anagrammatiſche Antwort gemacht worden: Est vir qui adest!

Ludwig XIV hatte den Cardinal Fleury zum Lehrer und den Marſchall Villeroy zum Gouverneur. Eines Tages wollte Villeroy dem Cardinal etwas mittheilen, und ſchrieb deshalb ein Paar Zeilen an ihn, die aber ſo unleſerlich gerathen waren, daß Fleury ſie zurück ſandte und um nähere Auskunft (obwohl ſehr höflich und entſchuldigend) bat. Villeroy ſah ein, daß Fleury nicht Unrecht habe, und ſchrieb ein zweites Billet, beſſer und deutlicher, ſo daß der Cardinal ganz zufrieden geſtellt war. Der artige Empfänger ſchloß ſeine Antwort, um jeden etwaigen Keim zum Groll möglichſt ab zu wenden, mit der ſcherzhaften Bemerkung: „Ich bitte Sie inſtändigſt, den Vorfall mit dem erſten Billet möglichſt geheim zu halten, damit die Welt nicht etwa witzele: der Dauphin habe einen Gouverneur, der nicht ſchreiben und einen Lehrer, der nicht leſen könne!“

Th. Laurin.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Aachen, im September. Die Bade-Saiſon iſt jetzt eigentlich vorüber und die Fremden haben ſich meiſt nach ihren Wohnorten zurück begeben, ſo daß die Gaſthöfe ziemlich leer zu werden anfangen. Man darf die diesjährige Saiſon im Ganzen eine glänzende nennen; alle Gaſt- und namentlich alle Badehäuſer waren gefüllt, und ſo konnte es nicht fehlen, daß der Sommer ſehr lebhaft war. — Die Schauſpieler-Geſellſchaft des Hrn. Ringelhardt, aus Cöln, welche uns ſchon ſeit einigen Jahren den Sommer über mit ihren Vorſtellungen erfreut, brachte auch jetzt wieder mehrere Monate in unſerer Mitte zu. Wir glauben nicht zuviel zu ſagen, wenn wir dieſelbe eine der vorzüglichſten Privat-Geſellſchaften nennen, und die geſchätzten Leſer mögen ſich in dieſer Hinſicht nicht durch eine Correſpondenz aus Aachen im „Dresdener Merkur" irre machen laſſen. Sowohl für Oper als Schauſpiel hat Hr. Ringelhardt brave Mitglieder gewonnen, und ich nenne als vorzüglich die Damen: Mad. Lortzing d. J., Mad. Ubrich, Demoiſ. Peche, Demoiſ. Gerſtel, Demoiſ. Köck, die Herren Paulmann, Meixner, Ubrich, Lortzing d. J. Durch das vereinte Wirken dieſer und der übrigen Glieder der Geſellſchaft wurde die Sommer-Theaterzeit zu einer der angenehmſten, und beſonders ward im Fache der Oper wahrhaft Erfreuliches geleiſtet. Wir ſahen nacheinander: „Barbier von Sevilla", „Hochzeit des Figaro", „Don Juan", „Freiſchütz", „Zauberflöte", „Opferfeſt", „Schweizerfamilie", „die Veſtalin", „die diebiſche Elſter" (neu), „Johann von Paris", „der Schnee", „Ferdinand Cortez" (neu), „Blaubart" u. ſ. w. Namentlich kann man die Pracht und Accurateſſe, womit die beiden überaus ſchwierigen Spontiniſchen Opern, „Veſtalin" und „Cortez", gegeben wurden, nicht genug rühmen. Die letztere dieſer Opern, zuerſt am 3. Auguſt, zur Feier des Geburtsfeſtes des Königs gegeben, wurde vier Mal nacheinander bei jedesmal überfülltem Hauſe aufgeführt, und gehörte auch in Hinſicht der Darſtellung zu dem Beſten, was je hier geſehen worden. Das Schauſpiel wurde weniger beſucht als die Oper; der Grund davon liegt in der Anweſenheit ſo vieler Fremden, welche die deutſche Sprache nicht verſtehen, und deshalb nur die Oper beſuchen. Von neuen Stücken ſahen wir: „Ahasver", von Klingemann; „der Liebe Zauberkreis", von E. Raupach; „Röschens Ausſteuer", von Fr. Elmenreich; „der Kuß nach Sicht", von Th. Hell; „Pflicht um Pflicht", von P. A. Wolff; „der Hagelſchlag", von Adalbert vom Thale; „Mondſcheinbekanntſchaften", von W. Martell; „die Königslinde", von K. v. Holtei; „Schülerſchwänke", von Angely; „die Benefizvorſtellung", von Th. Hell. Nur ein Paar von dieſen Stücken haben eigentlich gefallen, dagegen finden manche ältere Stücke noch immer ihr Publikum. Traurig iſt es, daß einige brave Mitglieder unſerer Bühne jetzt von uns ſcheiden, namentlich Hr. Paulmann (iſt ſchon vor dem Abgange der Geſellſchaft abgereiſt), die Familie Lortzing (bei der Pichlerſchen Geſellſchaft zu Münſter und Detmold engagirt), die Familie Schmidt, und, wie es heißt, auch Demoiſ. Peche. Der Abgang der Letzteren wäre ein empfindlicher Verluſt für das Schau- und Trauerſpiel; in den Rollen „Käthchen von Heilbronn", „Viktorin", „Preziosa", „Schutzgeiſt" kann ſie auf den erſten Bühnen ohne Zagen auftreten; wie wir hören, iſt ſie zu einer der bedeutendſten Bühnen Norddeutſchlands berufen; wir wünſchen ihr von Herzen Glück dazu. Hr. Ringelhardt wird ſowohl bei ihr als bei den Herren Paulmann und Lortzing Mühe haben, einen ihnen gleichen Erſatz zu finden. Von Gäſten ſahen wir in dieſem Jahr: Hrn. und Mad. Hildebrand und Hrn. Karl Blumenfeld (die bekannte falſche Primadonna vom Theater an der Wien). — Auch hat uns der Sommer mehrere Concerte gebracht, welche beſonders von den Fremden ſtark beſucht wurden. — Was nun den Literatur-Betrieb betrifft, ſo zeigt ſchon die Zahl der hier erſcheinenden Tagesblätter, daß wir genug zu leſen haben. Es ſind deren neun: drei politiſche, zwei literariſche, ein Regierungs-Amtsblatt, ein Intelligenzblatt und zwei Fremdenliſten. Wir wollen hier nur ein Paar Worte über die literariſchen Blätter ſagen. Das erſte derſelben iſt die „Rheiniſche Flora", redigirt von J. B. Rouſſeau. Man kann dieſes ſeit 1825 beſtehende Blatt, nachdem die von dem Frhrn. v. Erlach redigirte „Charis" eingegangen iſt, die beſte Zeitſchrift in den Rhein-Provinzen nennen. Ueber anderthalbhundert Mitarbeiter hat der Herausgeber zu vereinigen gewußt, ſo daß alle namhaften Schriftſteller Rheinlands und Weſtphalens (beinahe ohne Ausnahme) und ſehr viele hochgeachtete Männer in Süd- und Norddeutſchland Beiträge liefern. Von demſelben Herausgeber iſt die „Moden-Zeitung für deutſche Frauen", welche recht gutgearbeitete Modebilder (aus der La Rueltſchen Lithographie) liefert, und manches Nützliche und Angenehme für das ſchöne Geſchlecht darbietet. Ueberhaupt hat in der Literatur ſeit einiger Zeit ein ungleich regeres Leben begonnen, als dies früher der Fall war; die vielen erſchienenen und erſcheinenden Schriften bezeugen es. — Ein Umſtand, den ich erwähnen muß, iſt die Entdeckung eines kohlenſauren Mineralwaſſers zu Heilſtein, im Kreiſe Gemünd, acht Stunden von Aachen entfernt. So eben iſt ein Schriftchen über dieſen Gegenſtand erſchienen unter dem Titel: „Vorläufige Mittheilungen über die Mineralquelle zu Heilſtein unweit Aachen, von F. Th. H. Hans" (Aachen, Mayer), welches die Geſchichte der Entdeckung der Quelle, und die Reſultate der chemiſchen Unterſuchung enthält. Beigefügt ſind ſechs niedliche Lithographieen, die den Brunnen, die Umgegend und einige daſelbſt aufgefundene Denkmale aus den Römerzeiten darſtellen. — Aachen hat ſich ſeit einiger Zeit bedeutend verſchönert. Nicht allein, daß eine Menge ſehr ſchöner und ganz neuer Privathäuſer die Straßen zieren, es wird auch für die Pracht der öffentlichen Gebäude alles Mögliche gethan. Der neue Muſentempel iſt ſchon ſeit ungefähr anderthalb Jahren ein Denkmal des Kunſtfleißes der Aachener; der ſchöne Eliſenbrunnen, nur wenige Schritte von jenem entfernt liegend, nahet ſeiner Vollendung, und nimmt ſich mit ſeiner Rotunde, den beiden Säulengängen und Nebengebäuden, herrlich aus; ein großes Regierungsgebäude ſoll, wie man ſagt, bald begonnen werden, und die von dem Theater aus nach dem benachbarten Burtſcheid führende, achtzig Fuß breite neue Straße verſpricht eine der ſchönſten Zierden der Stadt zu werden. D l.

Heinrich IV hatte den Jeſuiten das Haus La Fleche eingeräumt; die Stadt Dole gab ihnen das College d'Arc. Jemand dichtete hierauf folgendes Witzſpiel, das allenthalben zirkulirte:

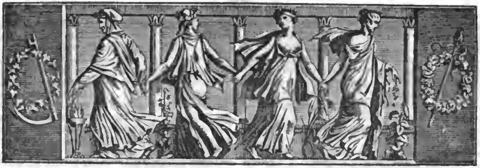
Arcem Dola dedit patribus, dedit alma sagittam
Gallia; quis funem, quem meruere, dabit?

(Dole gab den Bogen, Frankreich gab den Pfeil dem Orden;
Wer giebt nun den Strang noch, der von ihm verdienet
worden?) (Pandore.)

Der Deutſche ſagt, wenn er eine rauhe Stimme hat, im gemeinen Scherz: Ich habe einen Kater (?) auf der Bruſt! Der Franzoſe hat ein Sprüchwort von ähnlicher Bedeutung: Avoir un chat dans la gorge! (eine Katze in der Kehle haben.) Es iſt bei Sängern gebräuchlich, die unrein ſingen, und ſtammt von einer Mad. Cornel, die unter Ludwig XIV lebte und ſehr oft unrein ſang. Einſt that ſie dies auch vor dem Könige; ſie bemerkte es ſelber, und ſagte mehrmals zu den Umſtehenden entſchuldigend: „Ueber meinen fatalen Huſten!" — Wegen der Falſchheit dieſer Behauptung flüſterte man ſich zu: „Elle a un chat dans la gorge!" (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 14. Oktober. 164ſtes Blatt.

Der theure Kuß.

(Schluß.)

Madam Bolten huſtete jetzt einige Mal, ſtatt aller Zwiſchenrede, kurz auf und ſah dabei, wie ungeduldig werdend, feſt nach der Thür. Aber der Lieutenant ließ ſich dadurch gar nicht ſtören, ihr auf das Lebhafteſte, im dritten Theil deſſen, was er vor zu tragen hatte, ſeine glühende Leidenſchaft für ſie, ſeine heiße Sehnſucht nach der Zuſicherung ihrer vollen Gegenliebe anſchaulich zu machen, und ſie ſtürmiſch um ein gänzliches Vergeſſen und Vergeben aller ſeiner etwaigen kleinen Verſtöße an zu flehen, die er gegen ihre, nur allzu gerechten Anforderungen einer ſtets ungetheilten Aufmerkſamkeit, aus bloßer Faſelei, begangen haben könnte. Selbſt die Hauptſache, die Bitte um ihre Hand, glaubte er jetzt kühnlich ihr an das Herz legen zu dürfen, da er alle ihre komiſch prüfenden Blicke, die ihn trafen, für freundliche Zeichen von zurückkehrender Zärtlichkeit gehalten hatte. Demnach ſank er vor ihr nieder auf ſeine Kniee und ſtrebte die ihrigen, mit Bitte um Erhörung, zu umfaſſen. — In dieſem Augenblick öffnete Herr Liepold die Thür und Madam Bolten erhob ſich eilig vom Sopha, um mit dem, bei dem Anblick dieſer Gruppe ſchelmiſch-lächelnden Kundſchafter in ein Nebenzimmer zu treten.

Verwundert hierüber und von ſchlimmen Ahnungen durchbebt, gab Fleuridon ſogleich ſeine unbequeme Stellung auf, um in peinlicher Unruhe die Zurückkunft der wortlos Entflohenen ab zu warten. Viel ſprechen und mitunter laut auflachen hörte der Bange die Beiden, was ihm gar nicht recht gefallen wollte; nach einer Weile ward es auf einige Minuten in jenem Nebenzimmer gradesſtill; endlich fuhr ein Wagen vor das Haus und da er an's Fenſter trat, ſah er Madam Bolten hinein ſteigen, und nach dem Abfahren deſſelben trat Herr Liepold wieder ein. „Madam Bolten ſind für den Reſt des heutigen Tages eingeladen und bitten daher um Vergebung, daß ſie dem Herrn Lieutenant nicht länger Geſellſchaft leiſten können; das Uebrige ſoll dies Billet beſagen!“ So ſprach Herr Liepold mit ruhigem Ernſt, indem er befliſſen war, den neuerdings von dem heftigſten Schrecken ergriffenen Fleuridon hinaus zu geleiten.

Kaum hatte Fleuridon die Schwelle ſeines Zimmers überſchritten, da ſchlug er den ſicher Unheil bringenden Brief aus einander, und las: „Zu alt geworden, um Ihre luſtigen Mährchen mit Vergnügen anhören zu können; zu wenig tolerant, um einen Mann als meinen Anbeter länger um mich dulden zu wollen, den jedes meiner Mädchen in Verſuchung führen dürfte, und zu ſtolz, um demjenigen meine Hand zu reichen, den Philippine Wellner verſchmähte, verbietet Ihnen ihr Haus für alle Zeit Amalie Bolten.“

Eine ſo gänzliche und ernſt gemeinte Abweiſung hatte der eitle Fleuridon noch immer nicht erwartet, daher fühlte er ſich wie vernichtet, als er nun auch ſeinen zweiten und für den Augenblick wirklich letzten Hoffnungsſtern verſchwunden ſah. Dem Spott ſeiner ſchadenfrohen Kameraden aus zu weichen — die, wie

ihn ſein Diener verſicherte, ſchon mehrere Male, verdächtig lachend, und wunderliche Reden führend, nach ihm gefragt und ihn auf zu ſuchen Luſt bezeigt hatten — war er faſt geneigt, ſich ein zu ſchließen. Zum Glück für ihn hatten ſie indeß bald genug erfahren, daß er van Wellners ſeinen Weg zur Balten genommen, und die frühere Neigung der ſehr wahlhabenden Wittwe für ihn kennend, hielten ſie ihre Spürhaftigkeit, wie den Drang ihrer Spattſucht, auf's Neue im Zaum; auch lockte heute eine viel verſprechende, bei der umher ziehenden Truppe, die eben ihre Vorſtellungen im Orte gab, angekommene erſte Liebhaberin die von Fleuridon zu fürchtenden Spötter faſt ſämmtlich in Thaliens Tempel.

Aber die Manichäer, die Manichäer! Was half es dem Bedrängten, ihnen auf Stunden aus zu weichen? Auf lange, wa möglich auf immer, das ſah er ein, mußte er ihnen jetzt den Rücken wenden; denn Morgen ſchan hieß ihn ſein Wirth das Haus räumen, reichte ihm Sanetti's Hebe kein Glas Eis und Punſch mehr, keine Taſſe Chokolade und den hierbei unentbehrlichen Ambroſia! Die Bedürfniſſe des Magens mindeſtens zu befriedigen, hatte der Koch Mengſel in der Krone, dem letzten der ihm affenen Speiſehäuſer — da er nach und nach die Langmuth und Humanität der Wirthe aller übrigen erſchöpfte, — gewiß ſchan am nächſten Mittage weder flüſſige nach conſiſtente Ernährungsmittel mehr für ihn. Wo aber blieben die Wein-Rechnungen und die der Handwerker im Orte? — Bei ſalchen und ähnlichen Erwägungen ward ihm endlich ganz weich um das Herz und flirrend var den Augen; große Schweißtropfen traten aus ſeiner, einem Auswege nachſinnenden Stirn; aber faſt mit dieſen zugleich kam ihm auch ein guter, gewiß der beſte Einfall, den er bei ſa bewandten Umſtänden hätte haben können.

Er hatte das Mittel gefunden, ſchnallte ſeinen Sarras um und eilte zum General. Die angeblich eben erhaltene Nachricht van einer ſa bedenklichen Krankheit ſeines Vaters, daß ihn der Arzt bereits dem Tade verfallen erklärte, und der doch nicht ſterben zu können meinte, bevar er den Sahn an's Herz gedrückt, mußte ihm einen unbeſtimmten Urlaub in die Heimath auswirken. Zeit gewonnen, Alles gewonnen! dachte Fleuridon, und beſchlaß im Abenddunkel davan zu ziehen, um nach vielen, bei dem geſunden Vater verlebten Wochen, eine Verſetzung nach zu ſuchen, welche ihm, bei allen obwaltenden Umſtänden, leichtlich bewilligt werden durfte.

Bei der zunehmenden Dämmerung in ſeinem Zimmer auf und ab wandelnd, und die Vorgänge des Tages nachmals in Gedanken aufnehmend, ſtand Mieckchen, das reizende Kind, in aller ihn anlackenden Schöne bald am feſteſten var den Augen ſeines Geiſtes, und es verdroß ihn nun ſchmählich, da einmal Alles ſo und nicht anders gekammen war, daß er ſie noch ſa leichten Kaufes, und zwar nur mit einem einzigen Kuſſe, entſchlüpfen ließ. Es bedünkte ihn, was er verabſäumte, jetzt vielleicht nach nachhalen zu können. Dunkel war es ſchan geworden; er wallte nicht eher durch die Stadt reiten, bis es ganz finſter wurde; Madam Bolten war nicht zu Hauſe, Liepald ſicher in der Reſſaurce; er konnte Mieckchen geradezu, da er überhaupt gleich nachher fart wollte, im Hauſe ihrer Herrſchaft aufſuchen, und machte ſich ſchleunig bereit, um zur Zeitverkürzung, wo möglich, nach ein kleines Abentheuer mit dem allerliebſten Mieckchen zu beſtehn.

„Pſt! pſt! Mieckchen!" rief er demnach wiederholt, zuerſt im untern Raum des Boltenſchen Hauſes; dann, ſich tolldreiſt ſchon weiter durch dieſen hin und nach der Treppe bewegend, hörte er hinter ſich flüſtern und kichern; wie er nun ſtehen blieb und ſcharf aufhorchte, ſchienen ihm die Töne hinter der Thür des Hauſes hervar zu kommen. Das Flüſtern und Kichern ward bald noch lauter; der Lieutenant glaubte Mieckchens Stimme dabei genau unterſcheiden zu können und freudig ſtürmte er nun gegen den Verſteck mit den Warten: „Mieckchen, das biſt Du! warte Du kleine Hexe! ich komme nun, um Dich mit Küſſen zu ſtrafen für Alles, was Du mir angerichtet haſt!" — Indem er nun ſelbſt hinter die Thür wollte, weil Niemand hervar kam, lief er Lüci, dem Schweizer, gerade in die Arme, der ihn nun auch ſo feſt an ſein Herz drückte, daß er hätte aufſchreien mögen. Als Lüci ihn lachend wieder losließ, ſprach er zu ihm, ſich breit vor das, hinter ihm immer wieder aufkichernde Mieckchen hinſtellend: „Da Sie ſich aus Torten ſo gar nichts machen, mein Herr Lieutenant, und bei eines ſo armen Teufels Hachzeit, als die meine, auch dergleichen nicht gereicht werden können, ſa wage ich es ſchan, Sie auf heut über vier Wochen zu derſelben zu bitten, da ich eben von Mieckchen das Jawort empfangen habe. Freilich werden Sie dabei mit einem ſchelmiſchen Geſicht van Mieckchen und einem gar luſtigen von Lüci varlieb nehmen müſſen."

Das Ende von Lüci's Einladung wartete Fleuridan gar nicht einmal ab; mit dem Ausruf: „Hol' Euch der Papanz!" ſtürmte er wieder nach Hauſe, wa er nun ſeinen Gaul, nach Befehl, ſchan geſattelt und zur Reiſe gerüſtet fand. Er riß den Mantel vom Nagel, that ihn um die Schultern, ſchwang ſich auf das Roß und wollte eben aus der Stadt galoppiren, als ihn ein ungeſtümer innerer Dränger, dem er eigentlich nur am Margen etwas zukammen ließ, und auch da nur ſehr lockere Speiſe, daran erinnerte, daß er ja bei Sanetti nach ein Stück Torte deponirte, das, weil es bezahlt ſey, er mit Recht zu fordern habe. — Er warf ſein Pferd herum, dem der Stallſpitz, es verfalgend, in die Beine fuhr, und der nun auch, trotz der ernſtlichſten

Digitized by Google

Abmahnungen von ſolchem Beginnen, die er durch des Lieutenants engliſches Reitpeitſchchen erhielt, ihn richtig bis vor den Laden Sanetti's, der aber des Theaters wegen jetzt ganz leer war, begleitete. — Daſſelbe Peitſchchen ſchmitzte ſo lange an die Glasſcheiben der Ladenthür, bis ſich die Jungfer von ihrem Scottſchen Roman entfernte, um nach zu ſehen, wer ſich auf ſolche Weiſe bemerkbar machen wolle. „Ach, ſind Sie es, Herr Lieutenant?“ rief die Freundliche verwundert aus; „und ſo ſpät zu Pferde?“ ſetzte ſie bekannter Urſachen wegen ſehr beunruhigt hinzu. — „Ich komme zurück, war in der Nachbarſchaft: geben Sie mir ſchnell den Reſt meiner Torte, damit ich das müde Pferd endlich in den Stall bringe!“ ſprach Fleuridon und die Jungfer brachte das Geforderte herbei; doch, als ſie es in der Dunkelheit dem Lieutenant auf einem Teller hinreichen wollte, ſprang jener anhängliche Spitz ſo unerwartet an ihr hinauf, daß ſie im Schrecken hierüber den Teller aus der Hand gleiten ließ, der nun in hundert Scherben zerſchellt den Boden berührte, wonach das eben nicht überfütterte Hündlein den zur Erde hernieder gefallenen Reſt der Torte zähnefletſchend verzehrte.

Ohne von der Ladenjungfer ſich zu verabſchieden und mit einem gewaltigen Schmitz auf den Rücken des, im vorhergehenden Augenblick faſt beneidenswerth glücklichen Spitzes, jagte nun Fleuridon, daß es Funken ſtob, zum nahen Thore hinaus.

Caroline Leſſing.

Reliquien-Betrug.

Im Kloſter Saint-Marcel in Paris wurde kürzlich ein heiliger Betrug entdeckt. Der Cardinal Ginetti hatte, von Rom aus, das Kloſter mit einer Kiſte Reliquien beſchenkt. Der Biſchof von Soiſſons wurde vom päpſtlichen Protonator des Kloſters eingeladen, die Reliquien zu unterſuchen, und ein Verzeichniß davon auf zu nehmen. Die erſte und vornehmſte darunter war ein (vorgeblicher) Kopf des heiligen Märtyrers Fortunatus. Der mitgebrachte Arzt entdeckte bei dem erſten Anblick ein Mißverhältniß zwiſchen der Größe der Zähne und des Mundes. Er löſete das Felſenbein ab und fand — daß es von Pappe war Er tauchte die Reliquie in ſiedendes Waſſer, und nun ergab ſich's, daß die Geſtalt des Kopfes verſchwand, und ſich zu einem ſchwammigten Wiſchlappen aufweichte. — Man ließ die übrigen Reliquien — ununterſucht. C.

Tafel-Lied am Martins-Feſt. *)

(Mel. Bekränzt mit Laub u. ſ. w.)

Es darf von uns der eilfte des Novembris
Nicht unbeſungen flieh'n:
Stimmt ein in's Lob, gebracht von Singemambris
Dem heil'gen Sanct Martin.

Das war ein Mann! — der Menſchlichkeit befliſſen,
Gab Er, der Heiden Spott,
Ein halbes Kleid, er hatt' es ſelbſt zerriſſen,
An einen Sansculotte.

Er war zuerſt in ſeiner jungen Jugend
Ein tapferer Soldat;
Doch die Montur vertauſchte ſeine Tugend
Mit geiſtlichem Ornat.

Da wirkt' er viel, und ſonder eitles Prahlen,
Durch ſeiner Rede Fluß;
D'rum bracht' er's auch bis zu episcopalen
Pontificalibus.

Auch iſt ſein Feſt vor vielen andern Feſten
Ein rechter Freudenborn;
Dieweil es bringt vergnügten Tafelgäſten
So Gänſ' als Märtenhorn.

Zwar weiß ich nicht, warum ſo leck're Biſſen
Der heut'ge Tag bezweckt:
Doch gern entbehrt das Hirn gelahrtes Wiſſen,
Wenn's nur dem Gaumen ſchmeckt.

Der wackern Gans gebührt in ſtarken Doſen
Dichtlob und Haferlohn:
Denn ohne ſie beherrſchten Rom Franzoſen
Lang' vor Napoleon.

Auch nützet uns zum Schlafen und zum Schreiben
Dies liebe Federvieh:
Es wird gerupft, daß wir bequemer treiben
Die Ruh' und Poeſie;

Daß Viele ſich dem Schreibethum ergeben,
Wodurch Cultur gewinnt;
D'rum ſollen auch die guten Gänſe leben,
So lang' ſie — mager ſind.

Laßt uns zuletzt der Hörner auch gedenken,
Die heute kommen d'ran;
Mit ſolchen kann die treu'ſte Frau beſchenken
Den eiferſücht'gen Mann.

Karl Schall.

*) An dieſem Feſt werden in Schleſien zu ſeiner Ehre gebratene Gänſe und ein Gebäck, Martinshörner genannt, verſpeiſt.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 6. Oktober hat Hr. Karl v. Holtei wieder dramatiſche Vorleſungen eröffnet, in dem alten Lokale (im engliſchen Hauſe, Mohrenſtraße), wo ſich die Freunde und Freundinnen dieſer geiſtigen Unterhaltung in heiterem Erwarten abermals zahlreich einfanden, hie und da mit einem Neuling vermiſcht, der indeß auch gleich den Normal-Ausdruck einer günſtigen Stimmung in ſeinen Zügen mitbrachte. Weiß doch Jeder, daß hier nicht von dem Theaterputz der Dichtungen, ſondern von dieſen allein die Rede iſt, und er demnach nur mit unverwöhntem Geiſte ſich in ſolcher Verſammlung wohl befinden wird. Von dem alten Kreiſe können wir alſo nicht ausſchließlich reden, aber es würde dieſes Beiwort auch ſchon deshalb nicht paſſen, weil erſtens gar viele junge Schönheiten zu erſchauen ſind und zweitens die Aelteren jeden Geſchlechts ſich eben hier auf Schiller's „Quelle der Verjüngung“ („ſie rinnet in der dichtenden Kunſt“) berufen könnten. Der Vorleſer mußte auch ſeine Gründe haben, ſich behaglich zu fühlen, wenigſtens ſah er ganz ſo aus, als thät' er es, und in ſeiner Anrede, die nicht Improviſation ſeyn ſollte, aber den Charakter derſelben glücklich erfaßte, ſagte er Folgendes:

Digitized by Google

„Und ſo finden wir uns wieder
In des Lebens bunten Reih'n!“
Und wir wollen frohe Glieder
Neuvereinter Kette ſeyn.

Einer Kette, die verbindet,
Was der Sommer hat getrennt,
Einer Kette, die umwindet,
Was ſich gern zu uns bekennt.

Nicht verſchworen — doch im Bunde
Für die heil'ge Poeſie —
Lauſchen wir der hohen Kunde,
Die der Meiſter Wort uns lieh.

Und ich tret', ein ſchwacher Jünger,
Bebend tret' ich vor Euch hin,
Hoff' auch heute nicht geringer,
Als daß ich willkommen bin.

Und Ihr gönnt mir Ohr und Herzen,
Gönnt mir freudiges Gefühl,
Helft mir weinen, helft mir ſcherzen,
So erreichen wir das Ziel.

Jenes Ziel, das froh errungen,
Uns enthebt der Erden-Müh'!
Ja, mit reinen Huldigungen
Opfern wir — der Phantaſie.

Sie erſchafft mit mächt'gem Walten,
Was kein Irdiſcher erſchafft,
Bannt die ewigen Geſtalten
Um uns her mit Zauberkraft.

Sie entrückt uns dem Gemeinen,
Führt in eine andre Welt,
Wo dem Schwarzen und dem Reinen
Ernſt und Scherz den Spiegel hält.

Aus des Dichters tiefer Schaale
Quillt der hehre Göttertrunk —
Wir entſiegeln dieſem Saale —
Uns umgiebt ein andrer Prunk.

Was die Dichtung auch umfaſſe,
Welche Zeit und welchen Raum,
Weit von unſrer Mohrenſtraße
Zaubert uns der kühne Traum.

Und hier ſitzet hinter Lichtern
Nicht der ſchüchterne Artiſt,
Der aus ewig großen Dichtern
Oft mit kleinen Kräften lieſt.

Sitzet nicht auf einem Seſſel,
Blättert nicht mit ſchwacher Hand,
Und ihn bindet keine Feſſel! —
Uns gehört ein andre Land!

Nur hinauf, mit rechtem Streben!
Und daß heute Jedermann
Fühle ein geweihtes Leben,
Führt den Reigen Shakſpear an!

Geleſen wurde an dieſem Abend: „Viel Lärmen um nichts“, wobei die Zuhörer ſich an dem lebendigen Vortrage ſelbſt und zugleich im Sinne durch Vergleichung des Originals mit dem jetzigen Bühnen-Stück („die Quälgeiſter“, bearbeitet von Beck) ergötzten; im Allgemeinen ließ ſich aus den vertraulichen Aeußerungen während der Pauſen das Urtheil merken: „Was dorten keck und genialiſch, das gab Herr Beck uns theatraliſch!“ — Uebrigens freuten ſich auch Mehrere noch darüber, daß Hr. v. Holtei mit ſeinem diesmaligen Anfange gleich die bedacht hatte, welche täglich ihr Quantum Witz als Zwangs-Arbeit liefern müſſen. Der Titel: „Viel Lärmen um nichts!“ — die „Mohrenſtraße“ u. ſ. w. — welche Gelegenheit für Gegner, einige abfällige Wortſpiele zu erhaſchen, um Vorleſer und Zuhörer davon zu überzeugen, daß der Zufall ein bereitwilliger Mitarbeiter iſt. Der Referent will ihm ſeine Beiträge nicht abnehmen, er mag ſie anderweitig benutzen; doch kann mit ſolcher alltäglichen Bosheit Niemand verhindern, daß die Abende der nächſten ſieben Freitage (Hr. v. Holtei wird nur acht Vorleſungen halten, weil er im Dezember eine weite Reiſe unternimmt) Vielen angenehm ſeyn werden. — r.

Magdeburg. Die völlige Umgeſtaltung unſers Theaters iſt nun, durch den Abgang des bisherigen Direktors Baron Biedenfeld, erfolgt. Wie und durch wen das Theater von jetzt an dirigirt werden ſoll, iſt noch nicht zur öffentlichen Kunde gelangt; wahrſcheinlich aber werden die Herren Regiſſeure Meck und Wohlbrück das Regiment übernehmen. Wohl uns, wenn dieſelben regieren dürfen; denn Beide ſind wackere Künſtler und gebildete Männer, und das ſchwierigſte — die organiſche Bildung und Richtung der Anſtalt — iſt nach mancher Criſis glücklich überſtanden. Nachher dirigirt ſich eine ſolche Bühne beinahe von ſelbſt; ſobald nur Oper und Schauſpiel im gehörigen Gleichgewicht erhalten werden, und Liebe für die Sache den Willen überall rein erhält. — Da die ſchwerſten Aufgaben überſtanden ſind, das Publikum an eine lebendige Theilnahme gewöhnt iſt, ohne verwöhnt zu ſeyn; da das Perſonal durch die Anſtellung tüchtiger Künſtler nunmehr geeignet iſt, auch im recitirenden Drama mit der Oper gleichen Schritt zu halten; die Comitee des Aktien-Vereins den beſten und reinſten Willen zeigt und der treffliche Ober-Bürgermeiſter Franke an der Spitze deſſelben mit kräftiger Hand die urſprüngliche Tendenz feſthält — ſo kann und wird dieſe Anſtalt zum Vergnügen und zur Ehre der Stadt ferner beſtehen. — Das Schauſpiel-Perſonal zählt unter ſeine vorzüglichſten Mitglieder die Damen Meck und Lange, die Herren Meck, Bauer, Wohlbrück, Kriete u. ſ. w. Es hat viel Gutes geleiſtet („Räuber“, „Lear“, „Schuld“, „Ahnfrau“, „Iſidor und Olga“, „Braut von Meſſina“, „Clavigo“, „Herrmann und Dorothea“, „Jäger“, „Menſchenhaß und Reue“, „Amerikaner“, „die beiden Klingsberge“, „die Vertrauten“, „die Neugierigen“, „das Räthſel“, „Blind und lahm“ u. ſ. w.), es wird noch mehr und Beſſeres leiſten, da nunmehr alle Gebiete des Drama ihm offen ſtehen. — Das Opernperſonal beſteht aus den Tenoren Schmuckert, Wieſer, Nitſchke, Monhaupt; den Bäſſen Reichel, Fritze, Fontane; den Sopranen Schanf, Weltner, Blumauer, Voicke, Frau von Biedenfeld; größtentheils ein junges kräftiges Völkchen, mit friſchen Stimmen und lebensvollem Eifer. Damit war es möglich, außer ſieben Vaudevilles und acht Singſpielen, im Lauf von dreizehn Monaten folgende größere muſikaliſche Werke in die Scene zu bringen: „Don Juan“, „Figaro's Hochzeit“, „Belmonte und Conſtanze“, „Freiſchütz“, „Precioſa“, „Barbier von Sevilla“, „Tancred“, „Schweizerfamilie“, „heimliche Ehe“, „Johann von Paris“, „Doktor und Apotheker“, „Dorfſängerinnen“, „reiſende Operiſten“, „Fanchon“, „Je toller je beſſer“, „Schweſtern von Prag“, „Cordelia“, „Fidelio“, und darunter manche ſo vortreffliche Vorſtellung, daß ſie auch in großen Städten mit Beifall belohnt worden wäre. — Nichts iſt unerſetzlich bei einem Theater, deſſen Repertoir von außen nicht beſchränkt iſt. Darum werden auch die Abgehenden, Hr. Reichel, Dmoiſ. Weltner (nunmehr Mad. Reichel) und Frau von Biedenfeld — erſetzt werden. Das Theater wird beſtehen und noch ſchöner aufblühen, wenn Einigkeit und Syſtem erhalten werden, und wenn das Publikum in ſeiner Liebe dafür nicht erkaltet. — Alle Sophismen und Witze gewöhnlicher Correſpondenzler und exaltirt einſeitiger Köpfe vermögen nichts gegen eine Anſtalt, welche durch Anlage, Führung und Leiſtungen als tüchtig und geregelt ſich bewährt, alle dortigen Vorurtheile gegen das Theater aus dem Feld geſchlagen, alle zahlreichen Hinderniſſe überwältigt hat. E. .

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 16. Oktober. 165ſtes Blatt.

Rübezahl.

Eben als Referent im Begriff war, das Werk eines treuherzigen ſchleſiſchen Chroniſten nach ſeiner gewöhnlichen Ruheſtätte, dem Tanzplatze der Mäuſe und Spinnen, zu begleiten, erblickt er einige Stellen, welche er mit gutem Gewiſſen den Leſern dieſes Blattes um ſo weniger vorenthalten kann, als ſich unter ihnen einige muntre Sudeten-Reiſende befinden könnten, welche die Fährlichkeiten, die ihnen bei ihrem Unternehmen bevorſtehen, theils nicht hinlänglich zu würdigen, theils das Letztere nicht gehörig zu benutzen wiſſen. Gewöhnlich glauben dieſelben Alles gethan zu haben, wenn ſie, gerüſtet mit einem Knotenſtock, einigen Winter- und einigen Sommer-Kleidern, etlichen Mitteln gegen Erkältung und etlichen gegen Erhitzung, verſehen mit Butterbrod, Cervelatwurſt und einem Herzen, dem Schönen verwandt, unter Begleitung eines guten Führers, zu Stuhle oder zu Fuße (Eſel werden dort nicht geritten) die Reiſe antreten; aber dies iſt bei weitem nicht hinlänglich. Eines Theils, da bei einer Gebirgsreiſe, wie bei weiter Seefahrt, großes Gepäck vom Uebel, läßt ſich ein bedeutender Theil jener Mittel, ſehr konzentrirt und ſchicklich, durch zwei Flaſchen Wein erſetzen, wovon die eine, um ſich ab zu kühlen, auf der Hälfte des Weges, die andere aber, um ſich zu erwärmen, bei Erreichung des Zieles ausgetrunken wird; andern Theils bleibt aber gutes Wetter immer die Hauptſache, ohne welches Niemand fünftauſend Fuß über der Meeresfläche viel Vergnügen findet. Dieſes unfehlbar zu haben, glaubt der alte Gewährsmann, bedarf es eines anſtändigen Benehmens gegen den Fürſten des Gebirges, oder Hüther des Schatzes, den ehrlichen Dämon, welchen man gewöhnlich läppiſcher Weiſe Rübezahl nennt. Nachdem ſolcher ſehr ſcharfſinnig Sudeten durch Sudöden, ſüdliche Wildniß (ein wahrer Fund für unſere Sprach-Puriſten) erklärt, auch gemeint, es ſey nichts mit der Erklärung des in Gott ruhenden Striegauſchen Arztes Montanus, welcher behauptet, der Name Rübezahl komme von einem franzöſiſchen von Adel des Geſchlechts von Ronceval, der wegen ſeines unerſättlichen Geizes in das ſchleſiſche Gebirge relegirt worden — welche Etymologie, im Vorbeigehen geſagt, ſo wenig als die, vom gedachten Montanus bei Striegau aufgefundene Terra sigillata heute noch Jemand behagen will — verbreitet ſich derſelbe über die Macht des Geiſtes, und läßt ſich in folgender Weiſe vernehmen: „Es erſcheint aber dieſer Hüther des Schatzes auf mancherlei Art und Geſtalt, einmal als ein Münch in einer Kutten, bald als ein altfreſſendes Bergmännlein mit einer Bergkappen angethan, bißweilen als ein ſchönes Roß, zu Zeiten als ein ſehr großer Froſch oder Kröte, oder aber wie ein Uhu, Hahn oder Rabe, und füget einem weder Leid noch Schaden an, es ſey dann, daß man ſeiner ſpotte, lache, oder ihn zu ſehn begehret; da präſentiret er ſich in angenommener Geſtalt, erreget bei hellem Himmel und ſtillem Wetter, mit ſchrecklichem Donner und Blitzen, Hagel, Regen, Schnee, Froſt, und büßet manchem ſeine Luſt und Fürwitz, daß kein trockener Faden an ihm bleibet.“

Digitized by Google

Wie nun aber das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden werden könne, lehrt unſer alter Gewährsmann mit folgenden Worten: „Für Jahren ſind etliche Bergleute auf die Ober-Abendburg am Flinsberge im Rieſengrunde aufgezogen, gewiſſer Hoffnung und Vertröſtung, daſelbſt große Schätze zu erheben: als ſie nun an den Ort kommen, und ihre Cirkel machen, und gleich am Werke ſind, erzeiget ſich gedachter Hüther des Schatzes mit einem ſchrecklichen Ungewitter, welches mehrere Tage gewähret, und erſchreckliche Kälte und großer Schnee erfolget, daß ſie dadurch zerſtreuet und ſchwerlich mit dem Leben heraus gekommen, auch Etliche die Füße übel erfröret, welches ihre Ausbeute geweſen. Dagegen iſt es einem Italiener von Venedig wohl gerathen, welcher Anno 1456 ſich ſelb dritte gewaget und durch beſondere Schliche und Gänge auf dem böhmiſchen Gebirge bei einem zweiſpitzigen Stein, da der eine gegen Mitternacht hohl auf einer Wieſen eingeſchlagen, und daſelbſt in einem Revierlein Gold als Erbſen und welſche Nüſſe groß geleſen. Und damit er deſto beſſer auf dieſem Gebirge ausdauern könne, hat er ſich auf 8 Tage mit Proviant wohl verſehen, bei hellem und klarem Wetter auf den Rieſenberg ſich gemacht, und in den Aupengrund kommen, da er viel Gerippe von todten Menſchen, die ſich verirret und nicht genugſam verproviantiret, deshalb aus Hungersnoth umgekommen waren, angetroffen, bei denen er koſtbare und herrliche Edelſteine gefunden. Er hat auch bei einem Steine am Zackenfluß, bei einer grünen Auen, eingegraben, und unter dem Maß ſchon gediegen Gold geſammelt, auch nicht fern bei einem Stein, ſo im Zacken gelegen, Ametiſten, Topazier, Schmaragden, Chalzedonier und andre edle Steine mehr gefunden, hat ſich auch die Geſpenſter an dieſem Orte nicht irren laſſen." — Durch beſondere handſchriftliche Anmerkungen des alten Autoris ſowohl, als durch das gute Vernehmen, welches bei der Nähe der beiderſeitigen Wohnorte Schreiber dieſes mit dem „Hüther des Schatzes" ſtets zu unterhalten befliſſen geweſen, kennt Erſterer nun gedachtes „Revierlein" wie ſeine Taſche. Zwar will derſelbe nicht in Abrede ſtellen, daß er die Stücke Goldes, ſo über Nuß-Größe, bereits aufgeleſen habe, doch ſind alle, ſo unter derſelben, ſtets liegen geblieben, auch hat er, wenn ihn ſeine Geſchäfte in die Nähe des Steins im Zacken geführt, ſich immer nur etliche Taſchen voll Smaragden mitgenommen, die Amethyſte, Topaſe und Chalzedone aber liegen laſſen. Um nun ſein oben gegebenes Verſprechen, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden zu lehren, zu löſen, als auch, um einen Buchhändler-Ausdruck zu gebrauchen, einem „allgemein gefühlten Bedürfniſſe ab zu helfen" iſt derſelbe geſonnen, gegen Vorausbezahlung in 1764ger Courant, und wie ſich von ſelbſt verſteht, zu einem wohlthätigen Zweck, eine genaue und ſauber lithographirte Charte des gedachten Goldrevierleins heraus zu geben, in deren Ecke ſich die Profile des zweiſpitzigen und des Steins im Zacken befinden ſollen.

C. von Wachsmann.

Ueber die Klephten der Neugriechen.

„Ich weiß nicht" — ſo ſchreibt mir ein Grieche auf meine Anfrage — „ob ich werde mehr über die Klephten ſagen können, als Ihnen bereits bekannt iſt. Sie führten ein ſehr einfaches Leben, nachdem ſie zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß nur bei einem ſolchen ſie ihre Kraft ſich bewahren und ihre Exiſtenz behaupten könnten. Ihre Nahrung iſt die der homeriſchen Helden; Käſe, Milch und Fleiſch, am Spieße gebraten, ſo wie Kräuter, ſind ihre Speiſe. Die verſchiedenen Suppen, die gewürzreichen und mannigfachen Saucen, ſo wie die verſchiedenen Arten Kuchen der kultivirten Nationen, ſind ihnen völlig unbekannt. Wenn ſie, auf die Erde hingeſtreckt, zuſammen eſſen und trinken, wünſchen ſie ſich gegenſeitig „einen ſchönen Tod im Gefechte." — Die körperlichen Uebungen ihrer Vorfahren, Fauſtkampf, Laufen und Diskuswerfen, ſind auch die der Klephten; dabei üben ſie ſich, mit der Flinte nach dem Ziele zu ſchießen, in ſolchem Eifer, daß ich überzeugt bin, ſie übertreffen hierin alle Völker Europa's. Der Kapetanos wird von den Seinigen wie ein Vater geliebt und dieſe ſelbſt nannten ſich unter einander Brüder und Kinder des Kapetanos, wie auch das griechiſche Volk die Gefährten deſſelben mit dieſem letzten Namen bezeichnete. Der Fluch: „Was Du iſſeſt und trinkeſt, bekomme Dir ſchlecht!" den der Kapetanos bei manchen Gelegenheiten, beſonders in Gefahren, ausſprach, machte auf die Klephten einen ſolchen Eindruck, daß ſie ſich ſelbſt aufopferten, um nicht den Folgen des furchtbaren Fluches zu unterliegen. Wie in ihrer Nahrung, ſo ſind ſie auch in ihrer Kleidung höchſt einfach; Gerber und Schuſter giebt es genug unter ihnen, und ein Jeder verſteht es, den Stoff zu bearbeiten und die Sandalen zu flechten; von Leder machen ſie die Streifen, aus denen ſie die leichte Fußbedeckung fertigen. In ihrer Kleidung unterſcheiden ſie ſich zwar ſehr von den übrigen Bewohnern Griechenlands, aber ſie gleicht nicht wenig dem Coſtüm der alten Griechen und erſcheint Jedem, der auch nur geringen Sinn für das Schöne hat, als höchſt anmuthig und ſchön. Von ihrer Muſik und Poeſie halte ich für überflüſſig, etwas zu ſagen; Jeder, der einige ihrer Lieder geleſen hat, weiß, daß ihre Gefechte mit den Feinden, ihre wilden Aufenthaltsörter, Höhlen, Berge, Mond und Sterne, Bäume, Vögel, beſonders der Adler und die Rebhühner, und Alles, was ſie umgiebt, Gegenſtände ihrer Lieder ſind, die ſie ſelbſt dichten und

ſingen. Ihr gewöhnliches Inſtrument dabei iſt das mit einem barbariſchen Ausdrucke „Tambouras“ genannte, das zwar mit der Kithera Aehnlichkeit hat, ſich aber von ihr dadurch unterſcheidet, daß die Saiten nicht mit den Fingern, ſondern mit einem ſcharfen, glatten und elaſtiſchen Inſtrumente geſchlagen werden. Ihre Tänze ſind gleichfalls ſehr einfach und erfordern eine große Kraft und Gewandtheit des Körpers. Falſch iſt es, daß herumziehende Bettler ſolche Klephten-Lieder dichteten und ſängen, um ſich damit ihren Unterhalt zu erbetteln: denn wenn es auch wahr iſt, daß viele Tauſende ſolcher Bettler Griechenland und die Türkei durchziehen und viele unter ihnen Dichter und Sänger ſind, ſo haben doch ihre Lieder nur geiſtliche Geſchichten, wie die Geburt, Kreuzigung und Wieder-Auferſtehung Chriſti, oder Erdbeben, Feuersbrünſte, Peſt, Empörung und dergleichen zu Gegenſtänden. K.

Bemerkungen.

Weniger in Kenntniſſen und im Erkennen des Aeußerlichen, ſondern in der Selbſterkenntniß und Selbſterziehung liegt die wahrhafte Bildung: in unſerer Zeit wird aber meiſt nur die falſche geſucht und deshalb hat man ſo oft den Eindruck äußerlicher Abgeſchliffenheit und innerer Gemeinheit.

Als Wieland einmal wieder die Erfahrung machte, daß man eine unſchuldige Aeußerung ihm zur Unſittlichkeit verdrehen wollte, ſagte er: „Wenn der Leſer einer ſolchen Rüge wahre ethiſche Scheu hat, ſo muß er dem zürnen, der ihn durch Wiederholung deſſen, was er unſittlich nennt, beleidigt. Auch zeugt dergleichen nur von der eigenen unreinen Phantaſie; denn es giebt beinahe keine Rede, die ein in Niedrigkeit verſunkener Geiſt nicht auf ſchändliche Weiſe zu ſeinem Sinnenkitzel benutzen könnte.

Das Verdrehen der Worte iſt der beliebteſte Kniff unſerer literariſchen Klopffechter; ſie rechnen natürlich mehr auf Bosheit und Albernheit als auf Gutmüthigkeit und Klugheit ihrer Leſer, was hinſichtlich der Liebhaber literariſcher Gemeinheiten auch wohl ziemlich logiſch geſchloſſen iſt. „Ein vertraulich Wort iſt ein Dolch in der Hand eines Unwürdigen“, ſagt ein indiſcher Philoſoph: ein brittiſcher Raduliſt äußerte einmal: „Gieb mir bezeugte Worte, gleichviel welche, von deinem Gegner, und ich bin im Vortheil“; und ein berühmter franzöſiſcher Staatsmann behauptete: „Jede geſchriebene Zeile, was ſie auch enthalte, kann bei böſem Willen ſeiner Feinde dem Schreiber den Kopf koſten.“ — Bei ſolchen Vorausſetzungen und Ausſprüchen iſt es den Beſſeren wohl nicht zu verargen, wenn ſie überzeugt ſind, daß die eigene Vernunft doch die höchſte Inſtanz iſt, kommt es darauf an, die Wahrheit vom Truge zu unterſcheiden und nicht unbedingt der Meinung des Heraklits zu huldigen: daß alle Dinge eben das in ſich begreifen, was man hineinlegen will.

Es giebt einen Standpunkt für den moraliſchen Menſchen, von deſſen Höhe man die Leiden und Freuden der Welt alle klein und niedrig anſieht, und dieſes iſt der religiöſe. Möchte er in jedem Menſchen im Geiſte begründet und dadurch weniger momentan ſeyn. So erſcheint dem einſamen Wanderer auf dem Gipfel eines hohen Berges die unter ihm liegende Landſchaft wie eine Landcharte. Fühlt er ſich allein, iſt Gott nicht bei ihm, weht ihm ſein Hauch nicht liebend entgegen, ſo wandelt ihn ein kalter Schauer an, und er ſteigt gern wieder in das Thal hinab, und miſcht ſich unter der Menſchen verworrenes Treiben.

Franz Porta.

Das Gebet.

Romanze.

Das Dörfchen lag in Schnee und Eis,
Mild glänzte Sonnenſchein;
Der Junker rief am Fenſter leis:
„Süß Liebchen, laß mich ein!“
Der Junker ſtand vom Sturm umtobt,
Der Junker rief auf's Neu:
„Haſt mir ein warmes Bett gelobt
Und ſtete Liebestreu!“

Doch wie er rief und wie er ſprach,
Kein Lüftchen regte ſich:
Der Junker durch die Hecke brach,
Leiſ' in die Kammer ſchlich.
„Was haſt du, Lieb, nicht aufgemacht?
Da draußen weht es kalt:
Nun koſen wir die lange Nacht,
Bis früh der Hahnruf ſchallt!“

Der Junker mahnt, der Junker ſchilt,
Süß Liebchen hört ihn nicht:
Sie kniet vor ihrem Chriſtusbild,
Das glänzt in mildem Licht.
Sie hält es herzend in der Hand,
Küßt es vieltauſendmal,
Vor ſeinem hohen Glänzen ſchwand
Der Erde Luſt und Qual.

Sie hat ihr Herz zu Dem gelenkt,
Der hilft aus Schmerz und Noth,
Daß ſie der Stunde nicht gedenkt,
Die ſie dem Junker bot.
Und leiſ', wie er gekommen war,
Flieht er mit ſcheuem Fuß,
Das Mägdlein ward ihn nicht gewahr,
Vernahm nicht ſeinen Gruß.

Ein Weilchen und er iſt zurück,
Den Prieſter an der Hand:
„Nun ſegne unſrer Liebe Glück
Durch frommer Ehe Band!“
Süß Liebchen fühlt, da ſie erwacht,
Wie Beten hat Gewalt:
„Nun koſen wir die lange Nacht,
Bis früh der Hahnruf ſchallt!“

K. Simrock.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Vom 24 September bis zum 8. Oktober war hier, im Lokale des Gewerbe-Inſtituts, eine Ausſtellung von den Arbeiten der Zöglinge veranſtaltet. Die Freunde der vaterländiſchen Induſtrie haben gewiß, bei Betrachtung der mannigfachen Gegenſtände, die Trefflichkeit einer Anſtalt erkannt, die auf das werkthätigſte Leben im Staate von bedeutendem Einfluß iſt. Jeder, der das Sonſt mit dem Jetzt vergleicht, muß mit freudiger Genugthuung wahrnehmen, wie ſehr alle Wiſſenſchaftlichkeit dahin ſtrebt, der allgemeinen Induſtrie nützlich zu werden, und mit Ehrfurcht wird er unſerm Könige danken, der kein Opfer ſcheut, um in beſſerer Leitung des Gewerbfleißes das Wohl ſeiner Unterthanen auch auf künftige Zeiten hinaus zu fördern und der hier die tüchtigſten Männer zu dem ſchönen Vorhaben anfand. In erwähnter Ausſtellung waren zuerſt die Zeichnungen ausgehängt, welche auf verſchiedene Preis-Aufgaben eingingen; ſprechende Zeugniſſe, daß unter den Handwerkern in der Hinſicht die achtungswertheſten Fortſchritte notoriſch ſind. Gleiches ließ ſich aus den Arbeiten der Zöglinge im Zeichnen und Modelliren, in der Bildnerei, ſowohl in Holz als in Bronze (dieſe zum Theil gegoſſen, zum Theil aus dem Vollen gebauen), in der Stahlſchneiderei und in den Gebieten aus der Maſchinen-Werkſtatt wahrnehmen, wobei namentlich die oft in kurzer Lehrzeit gewonnene Geſchicklichkeit, in Metall zu arbeiten, Bewunderung erregte. Bei ſolchen Anſtalten, die raſch der Geſchicklichkeit durch alle Erfindungen, und zweckmäßige Anleitung in deren Gebrauch, zu Hülfe kommen, kann der glücklichſte Erfolg nicht fehlen, und wir ſehen ſchon jetzt, wie ſehr die Fabrikate Preußens ſich immer mehr geltend machen. —*.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Bromberg.) — Die neue Chauſſee über Schneidemühl und Nakel wird mit Eifer (!) betrieben, die Chauſſeehäuſer ſind meiſtens alle ſchon fertig. Eigentlich ſollten Reiſende noch Geld obenein bekommen, wenn ſie eine neue Chauſſee auf Koſten ihres Wagens und der Hufe ihrer Pferde einfahren müſſen; ich ſage müſſen, denn wenn ja ſich ſeitwärts noch eine Art Nebenweg findet, der den Reiſenden auf Augenblicke des grauſamen Impoſts des Einfahrens überheben könnte, ſo iſt er gewiß mit einem Strohwiſch geſperrt, ungefähr wie Gensdarmen an den verbotenen Eingängen der Theater ſtehen. Die Deutſchen machen auf Alles einen Witz, und verſchonen damit ſelbſt die wohlthätigſten Einrichtungen nicht; ſo auch hier. Man erzählt nämlich, ein Jude habe auf Spekulation eine Anzahl Hammel gekauft, um ſie von dem Graſe auf dieſer neuen Chauſſee zu mäſten. Relata refero. — In Bromberg befindet ſich unter mehreren andern Kirchen auch eine Bernhardiner-Kirche. Hier liegt der berühmte (vielleicht auch berüchtigte) Szekuli begraben, der bekanntlich im polniſchen Theilungskriege das Leben einbüßte. Die Inſurgenten hatten ihm einen Denkſtein geſetzt, deſſen gehäſſig abgefaßte Inſchrift die Preußen veranlaßte, ihn weg zu nehmen und bei dem Canalbau mit ein zu mauern, wenn wir nicht irren an der vierten Schleuſe (der Canal hat deren zehen). Dieſe vierte Schleuſe ſpielt eine Rolle im geſelligen Verkehr Brombergs; hier kommen Sonntags Leute heraus, denen es Vergnügen macht, längs des Canals in einer ſchattigen Allee zu luſtwandeln, und dann eine Taſſe Kaffee ein zu nehmen. Die Anpflanzungen zu beiden Seiten des Canals ſind allerliebſt und geben wirklich recht hübſche Spaziergänge, wenn man erſt mit ſich einig iſt, das Spazierengehen auf einer ſchnurgeraden Linie hübſch zu finden. Für Lektüre iſt ebenfalls geſorgt; man darf nur die zahlreichen Warnungs-Tafeln leſen, die bei jeder Schleuſe und auch manchmal noch öfter an zu treffen ſind. Wann ehe werden doch dergleichen Warnungen einer vernünftigen Redaktion unterworfen und von Leuten verfaßt werden, die deutſch ſchreiben können? So lieſt man an der fünften Schleuſe: „Es wird Jedermann gewarnt, die Canal-Anpflanzungen zu beſchädigen“, und an der dritten: „Es wird Jedermann gewarnt, dieſe Anpflanzungen nicht zu beſchädigen.“ Wer hat nun Recht? Und näher an der Stadt wird ſogar gewarnt, „ſich mit ſteuerbaren Waaren auf dem geraden Wege zum Zollhauſe zu melden.“ Was muß ein Ausländer, der unſere Mutterſprache nach der Grammatik erlernt hat, von ſolchen Inſchriften, oder vielmehr von ihren Autoren denken? — Wir kommen auf die Bernhardiner-Kirche zurück. Unter mehreren Gemälden — sans gêne geſprochen, würde man ſie Sudeleien nennen — befindet ſich auch eins, das als Pendant des berühmten Danziger Gemäldes dienen kann, und mit Reſpekt zu ſagen die Hölle vorſtellt. Auch hier ſind die Verdammten, wie auf dem Danziger Bilde, ausgezeichnet mager abgebildet, aber der Verdammungs-Prozeß iſt noch viel ſyſtematiſcher und raffinirter betrieben. Die Qualen, denen der Maler ſie mitunter ausſetzt und unterwirft, ſind theils ſehr abgeſchmackt, theils höchſt lächerlich. Auf dem Danziger Bilde iſt z. B. ein Rudel obſtinater Seelen vorgeſtellt, die in den Schwefelpfuhl nicht hinein wollen, und durch Hülfe von Teufeln mit Mistgabeln gewaltſam hinein getrieben werden; hier haben die Teufel es ſchlauer angefangen, nämlich das beſagte Rudel (etwa 200 nackte abgemagerte Seelen) mit einem Strick umzogen, beide Enden zuſammengeknüpft, und auf dieſe Art bugſiren ſie die Seelen-Koppel in den Flammenpfuhl. Das drgſte Stück handelt aber von Jemand, der uns näher angeht, von Doktor Martin Luther. Luther und Calvin, Beide Hand in Hand, das Buch der Bücher gemeinſchaftlich vor ſich habend, ſitzen auf dieſem Bilde höchſt gemüthlich in einem Pech- und Schwefel-Keſſel, dem Anſchein nach ganz vergnügt, trotz dem, daß dicke rothe Flammen ſie umgeben, ihnen über dem Kopf und zwiſchen die Arme hindurch zuſammenſchlagen. Damit iſt aber der eifrige chriſtliche Maler noch nicht zufrieden geweſen. Er hat ſeitwärts eine Kanone aufgepflanzt — man denke ſich, eine **Kanone**, und ſtreite nun noch, daß Petrus der erſte Kanonier geweſen iſt — die von einem Teufelchen mit Fledermaus-Flügeln als Laffete getragen wird; ein anderer Teufel, in Conſtabler-Tracht und den Zündſtock in der Hand, feuert ſo eben ab, und Luther und Calvin erhalten die volle Ladung. Gelt, das iſt ein Exorzismus comme il faut! Und ſolch ein Bild wird in einer chriſtlichen Kirche geduldet? Und dann will man unſerm Zeitalter Toleranz abſprechen? Ich dächte, der Gegenbeweis wäre handgreiflich geführt — Dicht neben dieſem famöſen Bilde hängt ein zweites, das ſich durch einen derben plaſtiſchen Anachronismus auszeichnet. Es ſtellt die Geburt Chriſti und den Beſuch der drei Könige aus Mohrenland vor. Einer dieſer drei Monarchen hat ſeinen Leibjäger bei ſich, der eine mit Perlmutter ausgelegte Jagdflinte und ein zierlich gearbeitetes Pulverhorn trägt, und dadurch den guten Barthold Schwarz 1318 Jahre anticipirt. Das heiße doch wohl den Zweifeln über die Erfindungs-Periode des Schießpulvers recht tüchtig Oberwaſſer geben. Das Bild trägt die Jahrszahl 1680, den 28. Juni. — Bromberg hat auch ein Theater, d. h. ein Gebäude dazu, mit der Inſchrift: „Der Kunſt und dem Wohlthun“. Will ſagen, wenn die Kunſt nicht mehr nach Brod gehen wird, ſoll von den Intereſſen den Armen (das Gebäude iſt auf Spekulation der Armen-Behörde gebaut) wohlgethan werden. Bis jetzt kann es ſich bloß darauf beziehen, daß die Schauſpieler manchmal der Kunſt wohlthun, wenn ſie nicht ſpielen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine der erſten Modeſachen in Paris heißt jetzt: Erſäufte Odaliske. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 18. Oktober. 166ſtes Blatt.

Die Prophezeiung.

(Dem Franzöſiſchen des J. Batout nacherzählt.)

Es war im Jahr 1822, als ich die Gefängniſſe Roms durchwanderte. Unter den Unglücklichen, die Elend oder Verbrechen dorthin gebracht hatte, bemerkte ich im Winkel eines Kerkers eine junge Frau, die, auf einem Häufchen Stroh ſitzend, ein Kind ſäugte. Ihre Geſichtsfarbe war bräunlich, aus ihren großen ſchwarzen Augen blitzte die Gluth der Sonne Italiens; was ihr an Kleidungsſtücken noch geblieben war, kündigte an, daß ſie vor ihrer Gefangenſchaft das Gewand einer römiſchen Bäuerin getragen hatte; ihr ausdrucksvolles Geſicht, ihr kühner Blick, ſchienen die Neugier rege machen zu wollen. Ich näherte mich ihr, und bat ſie, mir zu erzählen, durch welchen Unfall ſie ſich hier befände, an dieſem Orte des Schmerzes. „Heiliger Franziskus!“ rief ſie; „welches Intereſſe kann die Erzählung meines ſeltſamen Mißgeſchickes für glückliche, freie Menſchen haben? Ich heiße Maria Grazia. Meine Geburt koſtete meiner Mutter das Leben. Mein Vater, mehr mit ſeinem Vergnügen, als mit der Sorge für meine Erziehung beſchäftigt, brachte mich als zartes Kind in ein Kloſter. Je mehr ich heran wuchs, deſto läſtiger ward mir dort das Leben; denn meine Neigungen, meine Gemüthsart, die Lebhaftigkeit meines Charakters, Alles das ſchien mich einer Zukunft voll Unruhe entgegen zu treiben. Ein mir unerklärbarer Vorfall hatte großen Einfluß auf mein Geſchick. Es war ein Feſttag; uns zu beluſtigen, hatte man einer Zigeunerin den Eintritt in's Kloſter verſtattet. Allen Schweſtern war es erlaubt, das Ohr an die blecherne Sprachröhre der alten Sybille zu halten, die überdies Jeder von uns eine geheimnißvolle Schriftrolle reichte, auf welcher das verzeichnet ſtand, was die Zauberſchweſter des Himmels Fügung nannte. Drei Mal näherte ich mich, um gleicher Gunſt zu genießen, und drei Mal ſchwieg mir das Orakel der Sybille. Dieſe Weigerung der Alten machte theils meine Unluſt, theils meine Neugier rege. Ich bitte, ich flehe, ich weine — endlich wird die Zigeunerin durch meine Thränen gerührt: „Du willſt es, unglückliches Kind“, ſpricht ſie; „wohlan! ſo erfahre, daß Du das Weib eines Räubers wirſt, der Deinen Vater ermordet, und daß Dein Haar im Kerker bleichen muß.“ Im funfzehnten Lebensjahre erſchrecken dergleichen wunderliche Drohungen wenig. Ich lachte darüber mit meinen Geſpielinnen und ſpottete die alte Hexe aus. Doch Nachts, als ich allein war, drängen ſich wider meinen Willen Beſorgniſſe in meine Gedanken. Ich brachte die Stunden unruhig und nachdenkend hin; die Weiſſagung der Sybille kam nie mehr aus meinen wachen Träumen. Mein Vater nahm mich nur aus dem Kloſter, um mich auf ſein Landhaus, das etwa fünf Miglien von Rom liegt, mit einer alten Haushälterin auf's Neue ein zu ſchließen. Eines Nachts ſtürmte es heftig. Ich konnte nicht ſchlafen. Ich glaubte verwirrtes Getöſe von Stimmen unter meinem Fenſter zu vernehmen, das in den Garten ſah. Ich weckte meine Aja, die nie ohne ihre Waffe ſchlief, nämlich ihr großes Küchenmeſſer. Bald

darauf hören wir den äußeren Fenſterladen ausheben. Wir verbergen uns hinter den Vorhang, in meiner Hand befand ſich das Meſſer. Eine Scheibe des Fenſters wird durchſchnitten, eine Hand fährt durch die Oeffnung, um die Wirbel des Fenſters auf zu haken; ich nehme den Augenblick wahr und die abgehauene Hand liegt zu meinen Füßen. Ein Schmerzensſeufzer und mehrere Tritte laſſen ſich hören — dann wird Alles ſtill. Mit Tages-Anbruch reiſte ich nach Rom, wo ich meinem Vater mein Abentheuer erzählte; er bewunderte meinen Heldenmuth und erlaubte mir, das einſame Landhaus zu verlaſſen. Uebrigens ſann mein Vater darauf, mich zu vermählen, und hoffte ſogar, daß mein kundgewordenes Abentheuer ihm zu ſeinem Zweck verhelfen würde. Unter meinen Freiern befand ſich ein junger Cavalier, deſſen hübſches Geſicht durch eine ſanfte Bläſſe noch verſchönert wurde. Er gab ſich für einen Florentiner aus, trug den Arm in der Binde und es hieß, er habe in Folge eines galanten Abentheuers eine leichte Wunde am Arm erhalten. Sein artiges, zuvorkommendes, liebevolles Weſen machte bald einen lebhaften Eindruck auf mich. Er forderte meine Hand; mein Vater, nach ſeinem gewohnten leichten Sinne, gab ſeine Einwilligung und wir wurden eingeſegnet. — Am Tage nach unſerer Vermählung war mein Gatte nicht mehr jener zärtlich Liebende; ſein Blick war wild, ſeine Stimme rauh, ſein Lächeln bitter. Betrübt über dieſe traurige Veränderung forſche ich weinend nach der Urſache derſelben. „Weißt Du, wer ich bin?“ herrſcht er mich an. „Erinnerſt Du Dich jener Nacht, in welcher Du einem Unbekannten, der in Deine Kammer dringen wollte, die Hand abſchlugſt? wohlan! jene Hand war — die meinige. Sieh her!“ Sein verſtümmelter Arm beſtätigte nur zu ſehr ſeine Ausſage. „Ich hatte Dich erblickt“, fuhr er fort, „Deine Schönheit hatte mich hingeriſſen. Ich beſchloß, Dich zu entführen. Mit zweien meiner Genoſſen wagte ich es, Dein Kammerfenſter zu erklettern. Der Hieb, den Du mir verſetzteſt, ließ uns folgern, daß Männer Dich bewachten. Ich zog mich zurück; erfuhr jedoch am andern Tage, daß Du allein mich verſtümmelt hatteſt. Scham und Unwillen, der Gehohnneckte eines ſechszehnjährigen Mädchens geweſen zu ſeyn, erweckten Gedanken der Rache in mir. Ich kam unter erborgtem Namen nach Rom; meine Freunde, meine Liſt, mein Gold thaten das Uebrige; Du biſt in meiner Gewalt, und die Gattin eines — Räubers!“ — Bei dieſem Worte ergriff ein Gefühl des Schreckens meine Seele; indeſſen, war es Nachgiebigkeit meines Charakters, oder die Prophezeiung, die jene Hexe mir machte, oder jene geheime Anhänglichkeit an romantiſche Begebenheiten, der ein weiblich Herz ſich oft nur allzu willig überläßt — oder endlich die Hoffnung, durch die Gewalt der Liebe eine verirrte, in einem noch jugendlichen Körper wohnende Seele zur Tugend zurück zu führen — genug, ich warf mich zu den Füßen meines Gatten, und beſchwor ihn mit Thränen, mich nicht zu verſtoßen, denn ich würde ihn ewig lieben. Gerührt von meinen Thränen und meiner Hingebung drückte er mich an ſeine Bruſt und — drei Jahr lang fühlte, oder wähnte ich mich glücklich. Allein eines Abends kehrte er bleich und verſtört zu mir zurück, Blutstropfen auf ſeinem zerriſſenen Kleide. Er erzählte mir mit abgebrochenen Worten, daß er ſein Leben gegen Meuchelmörder vertheidigt habe, und empfiehlt mir das tiefſte Schweigen über dieſe geheimnißvolle Begebenheit. Doch wider meinen Willen zittre ich nicht für ihn; ganz andere bange Ahnungen bewegen meine Seele. Ein furchtbarer Traum ängſtet mich in meinem Schlafe — ich erwache. Mein Gatte fährt ebenfalls im Schlafe empor, der Name meines Vaters wird mehrere Male von ſeinen verzerrten Lippen gelallt — das Andenken an jene finſtere Prophezeiung hüllt meine Sinne in Nacht. O mein unglücklicher Vater! O mein noch unglücklicherer Gatte! Jener hatte ihn wirklich angefallen, wahrſcheinlich weil er über die Verhältniſſe belehrt, ſich und mich von der ſchimpflichen Gemeinſchaft befreien wollte. Bald ſpäht die Juſtiz uns aus — mit genauer Noth entkommen wir aus Rom, um uns in die Gebirge zu flüchten.

Mein Gatte erinnert ſich hier ſeiner ehemaligen Kameraden. Er ſucht ſie auf; er findet ſie und meine Wohnung war nun — eine Räuberhöhle. Die Genoſſen nehmen ihn freudig auf; allein er hat eines ihrer Geſetze vergeſſen, nämlich dasjenige, daß Keiner unter ihnen ſich verehelichen darf, und daß, wenn ein Weib unter die Bande geräth, dieſes ausſchließlich dem Hauptmann angehöre. Dieſer erblickt mich kaum, als er frech auf ſein Recht beſtehen will. Schon betaſtet mich ſeine verwegene Hand — da ſtürzt eine Kugel aus dem Piſtol meines Gatten den Verhaßten zu Boden. Unbeliebt, wie er bei der Bande war, iſt ſein Sturz das Signal zu einem Jubelruf der Genoſſen, die einſtimmig meinen Gatten zu ihrem Anführer wählen.

So groß war der wilde Trieb, den die Hexe am Sprachgitter im Kloſter aus meinen Blicken erlauert haben mußte, daß ich ſtolz auf dieſe Ernennung meines Gatten war. Ich hülle mich nun in das grobe Gewand einer Bäuerin, von welchem dieſe Lumpen mich noch bedecken, und ziehe mit eben ſo vielem Muthe wie wilder Luſt den Zügen meines Gatten nach. Städte und Dörfer ſind von ſeinen Thaten erſchollen, endlich ſtürzte ihn das Verhängniß. Er fiel in einem Gefechte mit den gegen uns ausgeſandten Reitern, die unſern Schlupfwinkel erſpäht hatten. In dem Augenblick, wo ich meinen Gatten fallend erblicke, will ich in einer

Grotte für meinen Säugling Zuflucht ſuchen; da ergreift man mich und ſchleppt mich in dieſen Kerker, wo ich der Erfüllung des letzten Theils jener fürchterlichen Prophezeiung mit Schauder entgegen ſehe.“

Hier endete Maria Grazia, die Banditen-Fürſtin. — Ich bot ihr mitleidig einige Goldſtücke; ſie aber ſchlug ſie aus, indem ſie dem Kinde liebloſete, das an ihrem Buſen entſchlummert war. Bärmann.

Ein Luſtſpiel von Jeſuiten.

(Nach der „Pandore“.)

In der glücklichen Zeit der Jeſuiten — wo ſie noch Rivale hatten — ließen ſie ihrer Eiferſucht mitunter gegen ihre Neben-Orden auf allerlei Weiſe freien Lauf. So exiſtirt z. B. ein Luſtſpiel, das ſie zu jener Zeit auf die Carmeliter und Franziskaner gedichtet und ſogar in Muſik geſetzt haben, und in ihrem Erholungshauſe zu St. Louis von den Novizen ihrer Geſellſchaft aufführen ließen. Es heißt: „Die Mönche“, und iſt folgenden Inhalts: Erſter Akt: Die Mönche wollen ſo eben zu Tiſche gehen, und freuen ſich im Voraus auf den Genuß der Mahlzeit, was ſie durch einen lebendigen Tiſchgeſang an den Tag legen. Aber plötzlich erſcheint einer ihrer Genoſſen, ein ſehr bigottes Männchen, und ſtört durch ſeinen Ernſt und Tadel die ganze Tiſchfreude, indem er alle luſtigen Brüder der Verdammniß weiht. Der Prior ſelber grollt ihm darüber, jagt ihn hinaus und läßt ihn ſogar disciplinіren. Jetzt ſetzt man ſich zu Tiſche, und mit dem Wein kehrt die verjagte Heiterkeit wieder. Es verſteht ſich, daß man des Weins nicht ſchont! Die Luſtigkeit ſteigert ſich, da man die Sammler eintreten ſieht, die aus der Stadt kommen, und, der Vermuthung nach, mit vollen Büchſen. Aber wie verändert ſich die Scene, da man die Becken leer findet! Die ſammelnden Brüder haben Alles allein aufgezehrt. Jetzt verwandelt die vorige Luſtigkeit ſich plötzlich in Wuth, man wirft die Tiſche um, verfolgt die Schuldigen, und disciplinirt auch ſie. Zweiter Akt: Der Bigotte und die Sammler ſind auf der Scene und ſtoßen bittere Wehklagen aus, tröſten ſich aber endlich gegenſeitig, und beſchließen gemeinſchaftliche Rache. Man ermuthigt ſich dazu durch einen Geſang en chamade de tambour, wo jeder Bruder ſein Couplet anbringt. Nach Beendigung dieſes Geſanges ſtürzt Alles tumultuariſch nach dem Keller, mit der Drohung, die ſämmtlichen Wein-Fäſſer zu zerſchlagen. Dritter Akt: Der Prior hält ſein Mittagsſchläfchen und wird durch die Ausführung der vorſtehenden Drohung aufgeweckt; die Sammler, von dem Bigotten noch mehr aufgeregt, machen einen gräßlichen Lärm im Keller. Anfangs bricht der aus dem Schlaf Geſtörte in die rührendſten Jammertöne aus, endlich aber kommt ſein Muth wieder und er beſchließt ernſthafte Gegenwehr. Er verſammelt die andern Brüder, die noch mehr Muth, als er, zeigen, und ſo tritt das ganze Kloſter in zwei ſtreitenden Parteien gegen einander auf, bereit, mit einander handgemein zu werden. Der Prior verſucht indeß noch einmal, den Hader zu ſtillen, indem er erſt eine pathetiſche Ermahnungsrede hält, und zuletzt eine Flaſche des beſten Weins auftiſcht. Man beginnt, ſich wirklich zu nähern, aber der aufrühreriſche Bigotte entreißt plötzlich dem Koch das Beil, und zerſchlägt damit des Priors Flaſche; der Zorn will von Neuem gegen einander ausbrechen, aber es kommt nicht dazu; der Prior vereinigt dennoch gütlich beide Parteien und der Friedensvertrag wird durch eine allgemein geſungene Freuden-Cantate gefeiert. Dt.

Zwei Sonette an Herz und Humor.

181*.

Sey ſtark, o Herz, und raffe dich zuſammen,
Daß würdig du bewahrſt ſo ſchön Gegbuntes;
Wie's zu bewahren ſey, der Geiſt erkennt es,
Und wie er's fordert, zähme du die Flammen.

Mußt ſünd'ges Sehnen du nicht ſelbſt verdammen?
D'rum ſondre du's auf immer, als Getrenntes,
Durch Himmelsgluth des reinen Elementes
Von reinen Trieben, die vom Himmel ſtammen.

So heilige in inniger Ergebung
Des unvergänglichſten Gefühls Belebung,
Du, Herz, vergehſt, doch nie was ſo ſich gründet.

Und was Sie auch, für wen Sie auch empfindet,
Du halte feſt — dich kräft'gend — an dem Glauben,
Was Sie dir gab, Sie ſelbſt kann dir's nicht rauben.

Sey ſtark, Humor, und ſetze dich zur Wehre,
Sonſt kriegt die Liebesſehnſucht dich noch unter;
Mach' du das Herz, das wehmuthſieche, munter,
Zu leichtem Balle wand'le läſt'ge Schwere.

Was das verzagte, trotz'ge Ding begehre,
Wie es auch tobt in ihm, drüber und drunter,
Sprich um ſo beſſer ſey's, je kunterbunter,
Daß Ernſt in Scherz und Scherz in Ernſt ſich kehre.

Du prüf'ſt und reinigeſt, biſt du der echte,
Und weißt auf Schmerz, mag noch ſo tief er keimen,
Nicht Spaß — der reimt nicht — aber Scherz zu
reimen.

Vertilge du ſentimentales Schlechte;
Gefährlicher iſt nichts, als wenn ſich Sünden
Durch nicht'ge Thränenfluth gereinigt finden.

Karl Schall.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fiecken Brzeſe.) — Schon bei Sluzewo, zwei Meilen hinter Thorn, erreicht man die Grenze, ſollte aber kaum glauben, daß einige Meilen Wegelänge einen ſo auffallenden Contraſt bieten können, wie hier Preußen und Polen. Der Charakter beider Länder iſt zu bekannt, um noch ein Wort darüber zu verlieren; wir werden daher nur Gelegenheit nehmen, einige neu hinzu gekommene Eigenthümlichkeiten des letzteren

Digitized by Google

Landes auf zu zeichnen. — Bei Stuzewo findet man einen höflichen Grenz-Offizianten, der den Schlagbaum aufſchließt, und auf die Frage: ob man etwas zu bezahlen hat, mit Nein antwortet, und einen flüchtigen Blick in den Paß thut. Aber in Stuzewo ſelbſt, wo die Grenz-Kammer ſich befindet, wird man unter das Scheermeſſer genommen. Das Viſitiren geſchieht zuerſt gründlich, d. h. bis auf den Grund und Boden der Koffer, Kiſten, Wagentaſchen u. ſ. w.; beſonders ſpürt man ſcharf nach Taback. Der eine Viſitator wog unſern Tabacksbeutel mit prüfender Hand und ſchüttelte auf unſere vorbittende Bemerkung, daß derſelbe nur höchſtens eine halbe Tages-Portion enthalte, zweifelnd den Kopf, doch ließ er ihn paſſiren, konnte ſich jedoch das Vergnügen nicht verſagen, ihn zu öffnen und den Geruch des braven Richter et Nathusius ein zu ſaugen; er hat alſo au pied de la lettre ſeine Naſe hinein geſteckt. Auf der polizeilichen Kammer ging es ſchärfer her. Es reichen keine zehn Mal, daß unſer Paß von dem und jenem beſehen, überleſen, nachmals beſehen und nochmals überleſen, oder richtiger geſagt, überbuchſtabirt wurde. Dabei nahm das Fragen kein Ende. Im Anfange waren wir gutmüthig genug, radebrechend zu antworten, ſo gut es ging, ſpäter zogen wir es vor, gar nicht zu antworten, oder höchſtens, mit dem Finger auf den Paß deutend, zu ſagen: „Paß ſpricht!“ oder: „Das ſagt Paß!“ oder: „Das muß im Paß ſtehen!“ Endlich erfolgte die freiheitverkündende Unterſchrift. Doch plötzlich eine neue Frage: „Mit Poſt oder eigenem Fuhrwerk?“ Bei uns hätte man vielleicht, wie es in den Gaſtbüchern geſchrieben ſteht, gefragt: „Mit Poſt oder ſonſt?“ und man wäre mit dem Wort „Sonſt“ abgekommen; hier aber traf man den Nagel auf den Kopf und wir mußten antworten: „Mit eigenem Fuhrwerk.“ Nun ging es an die Biographie unſerer Pferde; Alter, Geſchlecht, Farbe, Abzeichen, Alles wurde aufgeſchrieben, es fehlte nur, daß man noch nach ihrem Taufnamen fragte. Darauf bekamen wir einen kleinen gedruckten Zettel mit dem ganzen Signalement der Pferde, und eine Abſchrift davon blieb bei den Akten. Der Zettel machte uns zu einem Obywatel i Furman (Bürger und Fuhrmann). Zu was ein Privatgelehrter doch im Auslande gemacht werden kann! Der Zettel wurde auf den Paß geklebt und feſtgepetſchaftet. Wir konnten uns nicht enthalten zu fragen, ob wir ein Pferd, falls wir es nothwendig finden ſollten, verkaufen dürften? „Ja, wenn Sie Luſt haben, alle!“ — „Dürfen wir auch eins kaufen?“ — „Nein, iſt verboten!“ — „Wenn uns nun eins fällt?“ — „Dann nehmen Sie Poſt!“ — „Das iſt uns aber zu theuer!“ — „Dann laſſen Sie Burgemeiſter geben ein Atteſt, daß Ihnen gefallen ein Pferd, und kaufen neues.“ — „Alſo darf man doch kaufen?“ — „Ja, aber 70 Zlotie (Gulden) Steuer für einen Wallach, und 100 für eine Stute zahlen!“ — „So! Nun, ſo weiß man's doch. Haben wir für Ihre viele Mühe etwas zu bezahlen?“ — „Nein; aber Sie melden ſich bei dem Koſacken-Offizier da drüben in dem kleinen gelben Häuschen!“ — Die Frage: wozu? wurde uns ſpäter beantwortet. Der Koſacken-Offizier drückte uns ein klein Papierblättchen in die Hand, deſſen Nutzen uns bald klar ward. Wir waren vor dem Gaſthof vorgefahren, deſſen Stall verſchloſſen war. Man ſuchte lange nach dem Schlüſſel, ſo glaubten wir nämlich, allein wir hatten uns geirrt. Man holte vielmehr den Schlüſſel vom dritten Ort, wir glauben faſt vom Steuer-Offizianten, ließ unſern Wagen ein und ſchloß hinter ihm wieder zu, worin wir nichts Arges fanden, vielmehr uns freuten, daß das Eigenthum der Gäſte hier ſo ſicher untergebracht wird. Als wir aber zum andern Thorweg wieder hinaus wollten, wurde uns erſt der Witz klar. Der Schlüſſel wurde von Neuem geholt, es dauerte lange, ehe er ankam; endlich öffnete ſich der Thorweg, aber zu unſerm nicht geringen Schrecken ſtreckte uns ein Koſack den blanken Säbel entgegen. Flugs griffen wir nach jenem Papierblättchen, das den Sohn des Don oder Kaukaſus augenblicklich beruhigte, und nachdem wir volle anderthalb Stunden durch alle dieſe Kreuz- und Querſäle verloren hatten, ſahen wir uns endlich wieder auf der Landſtraße. Das heißt recht, ehrlichen Leuten das Reiſen ſauer machen; denn ob alle dieſe Maaßregeln gegen nicht ehrliche Reiſende ausreichen werden, muß bezweifelt werden, da man den Grenzort rechts und links nach Gefallen umfahren kann, und wenn man erſt im Lande iſt, Niemand mehr nach dem Paß oder dem Pferde-Lexicon fragt. — Im Kirchdorf Lowiczek gedachten wir Mittag zu machen. Mittag? der Menſch denkt und Gott lenkt. Der Mittag machte uns, nicht wir den Mittag. Gerechter Himmel, welch ein Wirthshaus! Die Frau lag ſeit drei Wochen krank auf der Erde, auf einigen ärmlichen Betten. Das Brod haben wir nur in einigen Gegenden von Schweden, wo es aus Baumrinde verfertigt wird, ſchlechter gegeſſen, die Butter war nicht zu genießen, der letzte unbedeutende Milchvorrath ſauer. Sechs hart gekochte Eier machten das frugale Mahl aus, das wir mit unſerm Kutſcher theilten. Und bei alle dem Elend war der Wirth doch fröhlich und guter Dinge! — Hier in Brzeſe iſt es etwas beſſer als in Lowiczek, aber nicht viel. Was dort ekelhafter Schmutz genannt werden mußte, macht hier nur auf den Namen Unreinlichkeit Anſpruch. Tauſendmal gedachten wir Caspars Spruch im „Freiſchütz“: „Ein geſcheidter Kerl ſieht ſo etwas nicht!“ — Vortrefflicher Kaffee entſchädigte uns für den Mittag; er wird durchgängig in Polen ſehr gut und ſchmackhaft zubereitet, woran die lieben Landsleute in Charlottenburg, den Zelten, Hofjäger und Conſorten ein Beiſpiel nehmen könnten, ſo wie auch daran, daß die Portion nur drei Silbergroſchen koſtet. Silbergroſchen? O ja, in Polen gilt Alles, was rund und dem Gelde ähnlich iſt, dafür ſorgen die Juden, und preußiſches Geld gilt obenein 5 Prozent Agio. — Man hat die Landſtraßen geebnet, breit gemacht, eigentlich zu breit, und in gerade Linien gebracht, zwar nicht wie bei uns nach Art einer Kirchthurm-Jagd, es mag paſſen oder nicht, ſondern vernunftgemäß, d. h. die Straßen ſind nicht durch Dick und Dünn auf die Kirchthürme los, ſondern mit Benutzung der Oertlichkeit möglichſt gerade geführt; aber die guten lieben Deutſchen können es ohne Extreme einmal nicht thun, das ſehen wir ja an unſern Theatern: Entweder man muß ſich um ein Billet raufen und erſtickt faſt vor Hitze, oder man kann in leerem Hauſe Haſen hetzen. (Die Fortſetzung folgt.)

Doktor Bayle hat, nachdem er die Urſachen von mehr als tauſend Geiſteskrankheiten auf's ſorgſamſte unterſucht, gefunden, daß die damit behafteten Perſonen faſt ſämmtlich an einer Entzündung der Hülle des Gehirns gelitten hatten. In einem beſonders darüber erſchienenen Werke ſetzt der Verfaſſer dies Reſultat überzeugend auseinander. (Gaz. d. Fr.)

Verſchiedener Geſchmack. In der italieniſchen Oper zu Paris plaudert man während des Dialogs ganz ungenirt, iſt aber zur Muſik ganz Ohr. In den Boulevards-Bühnen der Vorſtadt iſt man dagegen bei dem Dialog ganz Ohr; während der Muſik aber, und mag Piccini ſeine Töne noch ſo bezaubernd ſtellen, da plaudert man, ißt Bratäpfel, und lacht aus vollem Halſe. (Corsaire.)

Ein Herr A. O** in Paris hat eben ein Buch herausgegeben, betitelt: „Die weißen Sklaven“. Er ſchildert darin die Mehrzahl der gewöhnlichen Menſchen als Sklaven, und es giebt nach ſeiner Anſicht jetzt ſieben Claſſen derſelben, nämlich folgende: Miniſter-Sklaven, ſubordinirte Sklaven, literariſche Sklaven, privilegirte Sklaven, Sklaven durch Geiſtesmangel, Polizei-Sklaven und religiöſe Sklaven. (Corsaire.)

Beilage: Bemerker Nr. 29. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker.

No. 29. 1826.

Beilage zum 166ſten Blatte des Geſellſchafters.

Bemerkung.

Im „Anzeiger der Deutſchen“ (Nr. 253) iſt ein Gedicht abgedruckt, das Goethe angeblich der Berliner literariſchen Geſellſchaft, nachdem dieſe des Dichters Geburtstag zu einer feſtlichen Verſammlung benutzte, geſandt haben ſoll. Wie iſt der Wunſch ausgeſprochen worden, öffentlich an zu zeigen, daß dem unter der Benennung „Berliner Mittwochs-Geſellſchaft“ bekannten Verein von Literaten und Freunden der Literatur ein ſolches Gedicht nie überſchickt worden iſt, und daß es ſämmtlichen Mitgliedern völlig unbekannt war, bis zu der Zeit, da ſie es im „Anzeiger der Deutſchen“ fanden. Dies mag vorläufig genügen, um die unwahre Notiz in das gehörige Licht zu ſtellen, wozu übrigens der ehrenwerthe Redakteur des „Anzeigers der Deutſchen“ (wie ſchon aus Nr. 264 zu erſehen) das Weitere thun wird.

Gz.

Einige Anmerkungen über die Deklamations-Stücke zu den Beethoven'ſchen Zwiſchen-Akten des „Egmont“, nebſt einem Urtheil von „Egmont's“ Dichter ſelbſt.

Ein Hr. E—w. hat in Nr. 147 des „Geſellſchafters“ jenes, in der Ueberſchrift genannten poetiſchen Verſuches mit abſprechender Mißbilligung erwähnt, wobei denn ſein Tadel, wie ſich von ſelbſt verſteht, mehr den Dichter der Deklamations-Stücke, als den Deklamator trifft, welcher damit vor dem Berliner Publikum auftrat.

„Mir fiel beſonders die Stelle auf“ (heißt es unter Anderem):

„Und was umſonſt die Worte möchten ſagen,
Das dürfen Töne aus zu ſprechen wagen.“

(Beiläufig: Hr. E—w. hat unbewußt die Stelle ſich ein wenig bequem gemacht; denn wörtlich lautet ſie ſo:

„Und was umſonſt die Rede ſtrebt zu ſagen“ u. ſ. w.)

„Hätte“, fährt er fort, „Hr. M. ſeinen eigenen Ausſpruch beherzigt, ſo konnt' es ihm nicht einfallen, dieſe Muſik auf ſolche Weiſe zu benutzen, und dadurch unſere Theater-Direktion zu verleiten (!), daß ſie ſtatt des „Egmont“ dem Publikum den gereimten Inhalt von dieſem Drama biete.“

Auf den, über Dichter und Dichtung ausgeſprochenen Tadel kommt hier wenig an; mehr aber auf die unrichtig aufgefaßte Idee des Ganzen. Dieſelbe richtiger dar zu ſtellen, iſt eigentlich die Abſicht dieſer Bemerkungen sine ira et studio.

Als ich vor fünf Jahren jenen Verſuch, auf Anrathen eines würdigen Freundes, des Hrn. Hofr. A. Wendt zu Leipzig, dem Publikum vorlegte, gab ich ihm ein nöthiges Vorwort mit, das ich hier auszugsweiſe voran ſtellen muß:

„Nur allzu ſelten geht „Egmont“ über die vaterländiſchen Bühnen, und ungern büßen die vielen Freunde dieſes dramatiſchen Meiſterwerkes zugleich mit demſelben auch den Genuß eines muſikaliſchen ein. Wir meinen die unvergleichlichen Zwiſchen-Akte, welche Beethoven für jenes Drama componirte.*) Wollte man ſie als Concert-Muſik vortragen, ſo würde ihre Wirkung offenbar großentheils verloren gehn, ſo lange nicht die mangelnde Darſtellung des Stückes ſelbſt einigermaßen erſetzt und durch irgend ein Kunſtmittel poetiſche Einheit des Ganzen hergeſtellt werden könnte. Hierzu ſind die nachſtehenden Deklamationsſtücke beſtimmt, welche Zuhörer vorausſetzen durften, die das große dramatiſche Gemälde bereits aus äußerer oder innerer Anſchauung kennen, und denen daher eine bloße Skizze zur lebendigen Hervorrufung der Hauptmomente genügt. — Vielleicht dürfte Beethoven's Muſik mit dieſer Begleitung beſſer gehört und gewürdigt werden, als bei der theatraliſchen Aufführung des „Egmont“. Denn ſelten wird ein Theater-Publikum gefunden, das muſikaliſche Zwiſchen-Akte — zumal ſolchen Gehaltes — mit der nöthigen Ruhe und Aufmerkſamkeit an zu hören geneigt iſt. Je mehr das Stück ſelbſt die Aufmerkſamkeit feſſelt, ſo lange der Vorhang gehoben iſt, deſto mehr pflegt ſie zu erſchlaffen, wenn er ſinkt. Leider iſt man nun einmal daran gewöhnt, bei jeder dramatiſchen Darſtellung, die ſich nicht ausdrücklich als Oper oder Melodram ankündigt, die Muſik faſt nur als Dareingabe und Lückenbüßerei zu betrachten. Auf ſolche Erfahrungen gründete der Verf. dieſes Verſuches die Hoffnung: manchen Freunden und Verehrern Beethoven's möge mit der Bekanntmachung der deklamatoriſchen Zwiſchen-Reden zu ſeinen Zwiſchen-Akten gedient ſeyn. Ein Deklamator findet ſich in unſern Tagen überall leicht, und mit ſeiner Beihülfe könnte jene herrliche Tondichtung des großen Meiſters denn auch in ſolchen muſikliebenden Zirkeln aufgeführt werden, wo man ſie außerdem niemals zu hören bekäme.“

„Eine andre liebe Hoffnung will der Verf. nur flüchtig berühren; überzeugt, daß auch die umſtändlichere Darlegung ihrer Gründe bei Andern doch nicht anſprechen würde, falls er vielleicht ſelbſt über ihren Gehalt im Irrthum ſeyn ſollte; — welches beſſere Kunſtkenner entſcheiden mögen. — Es ſcheinet nämlich, als wäre mit dieſem Verſuche die Ausſicht auf einen neuen Vereinigungspunkt verſchwiſterter Künſte eröffnet: der Dichtkunſt, durch welche die Sprache zur Muſik, — und der Tonkunſt, durch welche die Muſik zur Sprache wird. Ein unbegrenzter Raum zur mannigfaltigſten Anwendung! — Selbſt manche Meiſterwerke eines, unſerer Sprache fremden Genius (wie z. B. die der griechiſchen Tragiker), welche auch in der beſten Ueberſetzung ſich unſerer Bühne niemals recht aneignen werden, müßten, ſo aufgefaßt und behandelt, ihren ewigen Werth gefallend und bildend bewähren. — Die Einförmigkeit, die in

*) Wohl zu merken: Dieſe wurden damals ſelbſt bei der Aufführung des „Egmont“ faſt von keiner Bühne zugelaſſen, ohne jämmerlich geſtrichen und verſtümmelt zu ſeyn; denn, hieß es, — das Stück ſpielt zu lange.

Digitized by Google

der Anordnung unſerer, ſich immer mehrenden, oft allzu lang geſpannenen Symphonieen allmählig abfälle, könnte vielleicht auf dem neu eingeſchlagenen Wege durch angenehmen Wechſel vermieden, und ſo für eine der edelſten Künſte Ohr und Herz immer mehr gewonnen werden. —.. Kurz, es ſcheinet mit dieſem erſten Verſuche ein weites, des Anbauens wohl lohnendes Feld eröffnet für den Dichter und den Componiſten, wie für den Deklamator; welcher Letzte hier aus ſeinem bisherigen engen Kreiſe heraus tritt, und ſich zum glänzenderen Rang der alten griechiſchen Choragen erhebt u. ſ. w."

Daß ich nun in dieſer meiner früheren Anſicht mich nicht durchaus geirrt, bezeuget mir theils die oftmalige Aufführung jenes Werkes in den meiſten größeren Städten des nördlichen Deutſchlands, theils ein vielgeltendes Urtheil, welches „Egmonts" großer Dichter in einer gütigen Zuſchrift ermunternd äußerte; — ein Urtheil, welches hier zum erſten Male öffentlich mit zu theilen ich um ſo weniger Bedenken trage, da es ſcheint: „von Goethe's Autorität müſſe die kräftigere Aufnahme und beſonnene Fortbildung eines, freilich noch mangelhaften Anfanges ganz hauptſächlich abhängen." Die hierher gehörigen Worte der erwähnten geehrten Zuſchrift ſind folgende:

— — „Ich bin mit Ihnen völlig überzeugt, daß auf dieſem Wege ein höchſt erfreulicher Genuß bereitet wird. Wenn unſere Theater mit Dekorationen und Coſtümen nach und nach die Stücke belaſten und ſie faſt erdrücken, ſo wird hier die Einbildungskraft des Hörers aufgeregt und der eigentliche Inhalt zur Empfindung gebracht. Dieſe Art zu epitomiſiren könnte uns zu einem Analogen der älteſten griechiſchen Tragödie zurück führen, wo der erzählende Chor die Hauptſache war, die Sprechenden und Handelnden aber faſt nur zufällig eintraten. So könnte man auch hier einige Scenen ausgeführt geben, von andern im Allgemeinen nur den Inhalt. Auch Geſang müßte eintreten, und es ließe ſich auf ſolche Weiſe gar manches Angenehme und Ueberraſchende bewirken... — Auch Herr von Knebel freute ſich der Mittheilung u. ſ. w."

So viel zur Feſtſtellung des richtigen Geſichtspunktes, aus welchem jener — allerdings anfänglich leicht zu verkennende — Verſuch betrachtet werden will. Friedrich Roſengeil.

Gottfried Weber's Anſicht über eine Berliner Streitſache.

Veranlaßt durch eine ungünſtige von Hrn. Frank geſchriebene Beurtheilung des „Fernand Cortez" in der „Berliner allgemeinen muſikaliſchen Zeitung", hat ein Hr. R. gegen den Redakteur derſelben, Hrn. A, B. Marx, aus zu führen verſucht:

1) Daß Hr. M. damit umgehe, den General-Muſik-Direktor Spontini durch Zeitungs-Artikel von ſeinem Poſten zu ſtürzen und ſich an denſelben zu bringen;
2) daß Hr. M. ſich die Autorſchaft eines von dem Hrn. R. herrührenden Aufſatzes: „Das Muſikfeſt zu Ephyra", in der „muſikaliſchen Zeitung" widerrechtlich gegen Gottfried Weber angemaßt habe

Beſonders der letztere Punkt veranlaßte mich, Hrn. G. Weber ſelbſt um öffentliche Aufklärung und überhaupt um Aeußerung ſeiner Meinung in dieſer Sache zu bitten. — Mit ſeiner Erlaubniß theile ich nun ſeinen Brief wörtlich mit und enthalte mich jedes Zuſatzes. S. W. Dehn.

Darmſtadt, den 4. September 1826.

Sr. Wohlgeboren
Herrn Siegfr. Wilhelm Dehn in Berlin.

In Erwiederung Ew. Wohlgeboren geehrten Zuſchrift vom 15. Juli, worin Sie mich unbekannter Weiſe auffodern, den Anfeindungen, welche ſeit einiger Zeit gegen Hrn. A. B. Marx und ſeine muſicaliſche Zeitung, wegen und gelegentlich eines darin enthaltenen Artikels über Spontini, ſeit einiger Zeit öffentlich verbreitet worden, als einem literariſchen Unweſen, meine Autorität, wie Sie Sich auszudrücken belieben, entgegenzuſtellen, und überhaupt über des Herrn Marx muſicaliſche Zeitung, ſo wie über ſeine eigenen Leiſtungen, mein Urtheil in einer dortigen Zeitung auszuſprechen, habe ich die Ehre, in Beziehung auf meine vorläufige Antwort, nunmehr Folgendes ergebenſt zu bemerken:

Was zuerſt die mich zunächſt berührende Angabe betrifft, daß Herr A. B. Marx, gelegenheitlich jenes Streites, beſchuldigt worden, er habe gegen mich die Autorſchaft des in der „Berliner muſikal. Zeitung" erſchienenen ſcherzhaften Aufſatzes: „Das Muſikfeſt zu Ephyra", behauptet, ſo verhält ſich die Sache folgendermaßen: Herr Marx hat ſich über den erwähnten Aufſatz nur Einmal gegen mich geäußert, und zwar dahin, daß er nicht der Autor deſſelben ſey, ſondern nur die Idee zu jenem Scherze von ihm gegeben geweſen. Dieſe briefliche Aeußerung des Herren Marx an mich iſt auch ſchon im Januar 1825 in der „Caecilia" (2. Bd. Heft 6. S. 156) abgedruckt, und lautet buchſtäblich wie folgt: „Die Geſchichte mit Murhard war ein übler Scherz; niemand kann unzufriedener damit ſeyn als ich. Die Idee war von mir gegeben, die Ausführung pedantiſch zu weit und dahin getrieben, wo es aufhörte, Scherz zu ſeyn. — Unvorſichtig hatte ich mich ſo gebunden, daß ich den Aufſatz dennoch aufnehmen mußte" u. ſ. w. Die vorſtehend geſperrten Stellen ſind im angeführten „Caecilien"-Hefte abgedruckt, ſtatt der nicht geſperrten aber bloße Striche oder Punkte geſetzt worden, um Niemand und namentlich den Herrn Marx nicht gegen ſeinen Mitarbeiter zu compromittiren. — Das iſt es, was Herr Marx über die Autorſchaft des Aufſatzes gegen mich geäußert hat, alſo gerade das Gegentheil der Behauptung, daß er ſelbſt der Verfaſſer deſſelben ſey, und es iſt mir daher unglaublich, daß Jemand in ſolchen Aeußerungen eine Behauptung der Autorſchaft ſollte finden, und dieſen Fund öffentlich niederlegen können.

Da ich das erwähnte Blatt, worin dies ſtehen ſoll, auch jetzt noch nicht zu Geſichte bekommen und auch Sie mir nicht die ipsissima verba deſſelben gemeldet haben, ſo darf ich noch zweifeln, ob wirklich eine ſolche Beſchuldigung gegen Herrn Marx ausdrücklich darin enthalten iſt, und ob nicht vielleicht nur durch Mißverſtändniß eine ſolche darin gefunden worden. Sollte aber jenes wirklich der Fall ſeyn, — nun dann wäre es ſelbſt nur ein offenbares Mißverſtändniß der doch gar nicht mißverſtehbaren Worte des Hrn. Marx.

Ich halte es in der That für ganz unnöthig, das Obige öffentlich dem Publikum zu ſagen, indem die Sache für ſich ſelbſt ſpricht, und keiner Autorität bedarf: wollen jedoch Sie oder ſonſt Jemand den gegenwärtigen Brief, obgleich er nicht zu dieſem Zwecke geſchrieben iſt, öffentlich bekannt machen, ſo habe ich keinen Grund, dieſes abzulehnen.

Was Ihren Wunſch betrifft, daß ich, zur Steuer des Unweſens, mich berufen finden möge, über die „Berl. muſik. Zeitung" ſelbſt und die Leiſtungen des Redacteurs mein Urtheil öffentlich auszuſprechen, ſo ſtellen Ew. Wohlgeb. mich durch dieſe Aufforderung in der That viel zu hoch, ſowohl abſolut als auch in Vergleichung gegen Herrn Marx, deſſen treffliche, ein edles Streben nach dem Schönen und Rechten beurkundende Leiſtungen ſicherlich bereits ſein eigenes Anſehen bei dem beſſeren Publikum viel zu feſt begründet haben muß, als daß er der Interpoſition meiner geringen Autorität bedürfen ſollte; — und eben ſo wüßte ich auch nicht, wie es meiner öffentlichen Erklärung darüber bedürfen ſollte, daß auch ich ein Beſtreben des Herren Marx, den Herrn General-Muſik-Direktor Spontini durch öffentlichen poſitiven und negativen Tadel anzufeinden, zu ſtürzen, oder gar ſich durch ſolche Wege an

Digitized by Google

deſſen Stelle zu befördern!! weder in den bisherigen Leiſtungen des Herrn Marx, in ſeiner Zeitung zu entdecken vermag, noch überhaupt demſelben zutraue. Es würde die öffentliche Ausſtellung eines ſolchen testimonii von mir nicht nur meinerſeits unziemliche Anmaßung, ſondern auch um ſo überflüſſiger ſeyn, da Anſchuldigungen, wie jene, ſich theils durch ſich ſelbſt, theils auch unter Anderem auf Nr. 20, 22, 27, 33 des vorigen und Nr. 11, 17 des jetzigen Jahrganges der „Berliner allgemeinen muſikal. Zeitung“, ſo wie aus Herrn Marxens „Geſanglehre“ § 792 klar genug widerlegen.

Genehmigen Sie die Verſicherung meiner vollkommenſten Hochachtung. Gottfr. Weber.

Die Gas-Beleuchtung.

Berlin. Bei der neulichen Eröffnung der Gaſſen-Beleuchtung, wie ſie vom großen Haufen genannt wird, äußerten Viele ihre Verwunderung darüber, daß die Lampen gar nicht geputzt würden; Andere begriffen nicht, wie in dieſe Lampen das Oel gegoſſen werde, und ein Dritter netzte ſogar den Zeigefinger, faßte ſich ein Herz, näherte ſich dem Rohre, auf dem die Laterne ſtand, und tippte mit dem naſſen Finger darauf, und er und alle Umſtehenden ſtaunten, als es nicht ziſchte. — Dieſe und hundert andere ähnliche, bei dieſer Gelegenheit laut gewordenen Aeußerungen von Leuten, an denen Schneider und Putzhändler nichts geſpart haben, beweiſen zur Genüge, daß der Begriff vom Gaſe, einem alten deutſchen Worte, urſprünglich von Gieſch (Gieſch des Champagners) abſtammend, und namentlich vom Waſſer-Stoff-Gaſe und deſſen Erzeugung, hier im Volke noch nicht ganz klar ſind, und es wäre daher zur Vermeidung von Irr- und Wirr-Begriffen, die ſich von hier aus in die ganze Umgegend verbreiten würden, gewiß recht gemeinnützig, wenn ein Unterrichteter, auf eine höchſt möglichſt populäre Weiſe, die nöthige Belehrung darüber mittheilte. Bei dieſer Gelegenheit könnte auch dem Publikum der faſt allgemein verbreitete, und durch den ſchätzbaren Aufſatz in Nr. 219 der Spenerſchen Zeitung nicht ausdrücklich widerlegte Wahnglaube, daß die zu dieſer großen herrlichen Beleuchtungs-Anſtalt erforderlich geweſenen eiſernen Röhren größtentheils engliſches Fabrikat ſeyen, benommen, und zuletzt auseinander geſetzt werden, in welchem Verhältniſſe die Koſten der neuen Beleuchtung zu denen der alten ſtehen. —n.

1826. No. XXVII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Bei Ernſt Fleiſcher in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Orphea
Taſchenbuch
für 1827.

Vierter Jahrgang.

Mit acht Kupfern nach Ramberg zu

Figaro's Hochzeit.

Taſchenformat. Gebunden mit Goldſchnitt, in Futteral.

Preis: 2 Thlr. Conv. od. 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Inhalt: I. Lebens-Räthſel. Erzählung von Wilh. Blumenhagen. — II. Alanghu. Schauſpiel in drei Akten, von Dr. Ernſt Raupach. — III. Der blinde Meiſter. Erzählung von Friedrich Kind. — IV. Die Scipionengruft. Eine Novelle von Friedrich de la Motte Fouqué. — V. Die Glöcknerin. Erzählung von K. G. Prätzel. — VI. Der Barde und ſein Kind. Von L. M. Holm.

Kupfer: Gallerie von acht Scenen aus Figaro's Hochzeit, nach Heinr. Ramberg geſtochen von Axmann, Büſcher, Jury, F. W. Meyer, H. Schmidt, und Schwerdgeburth.

Die früheren Jahrgänge dieſes beliebten Taſchenbuchs, welche Kupfer-Gallerieen aus dem Freiſchütz, Don Juan und der Zauberflöte lieferten, ſind ebenfalls noch, jeder für 2 Thlr., durch alle Buchhandlungen zu erlangen.

So eben iſt erſchienen und in Berlin in der Maurerſchen, ſo wie in allen andern Buchhandlungen daſelbſt zu haben:

Der alte Jeſuit und ſein Schüler,
oder
Katechismus der echten Jeſuitenlehre.

Aus dem Franzöſiſchen von *r. Sauber broſchirt.
Preis: 18 Groſchen.

Motto:

Die Jeſuiten ſind ehrliche Leute, aber es hat keine Schurkerei gegeben, wo ſie nicht dabei geweſen wären.

Wer „Rom, wie es iſt, von Santo Domingo“ geleſen hat, kennt den jetzigen General der Jeſuiten recht gut. Aber die Offiziere und Gemeine dieſer hochwürdigen Schaaren ſind auch beachtungswerth, zumal da ſie bereits hier und da ſchon unter verſchiedenen Namen in die Standquartiere unter uns eingerückt ſind, oder ein zu rücken Anſtalt machen. Um ſie nun gehörig zu bewillkommnen, iſt deshalb dies kleine Seitenſtück zu Rom, wie es iſt, erſchienen und wir empfehlen es Allen, die dieſes lieb gewonnen haben.

Leipzig, im Oktober 1825.

Weygand'ſche Buchhandlung.

Bei R. Landgraf in Nordhauſen iſt erſchienen:

Der Seidenbau

oder die Kunſt, auf die leichteſte und wohlfeilſte Art, ſowohl im Großen als im Kleinen, Seide zu gewinnen, von Georg Lilla. 12. Broch. Preis 7½ Sgr., 6 Gr., 27 Kr.

Digitized by Google

W. Gerhards Gedichte

2 Bände.

Ausgabe auf feinem Druckvellnpapier 3 Thlr.
Auf geglättetem Schweizervelinpapier 4 Thlr 12 Gr.
geſchmackvoll cartonnirt,

früher auf Subſcription angekündigt, haben die Preſſe verlaſſen und ſind in allen Buchhandlungen zu bekommen. Wem des Dichters lyriſche Spenden zerſtreut in Muſenalmanachen und periodiſchen Werken einzeln Vergnügen gewährten, dem wird nun die ganze durch vieles Neue vermehrte Sammlung ſeiner Lieder, Romanzen, Balladen, Sonette, Maskenzüge, Feſtreime und Epigramme doppelt willkommen ſeyn. Eben ſo glücklich in Erfindung und Ausdruck, als geſchickt in Handhabung der poetiſchen Feile, gab der Verfaſſer auch dem kleinſten ſeiner Gedichte die möglichſte Vollendung der Form, ſo daß man dieſe Geiſt und Empfindung athmenden Produkte ſeiner Muſe eben ſo gern leſen als ſingen mag. Componiſten finden in dieſer Sammlung reichen Stoff für ihre Kunſt, und gerade in unſerer Zeit, wo ein gefühlvoller Geſang, ein zartes Lied, eine geiſtreiche Ballade, opernhaften Schwulſt verdrängend, ihre Rechte auf feinere Unterhaltungszirkel geltend machen, läßt ſich mit Sicherheit hoffen, daß das Einfache, Naive, Heitere, Zarte und Volksthümliche eines Gerhardſchen Liedes, wie das kräftig Erhabene ſeiner Balladen und Heldengeſänge überall bei der Nation Eingang finde, wie denn auch das Ganze ſeines Inhalts würdig in der typographiſchen Ausſtattung als Zierde jeder ſchönwiſſenſchaftlichen Bibliothek gelten mag.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Betrachtungen über den Proteſtantismus.

(Heidelberg bei Winter. 1826. geheftet.)

Ein Werk, nicht nur für Geiſtliche und Gelehrte, ſondern für jeden Gebildeten von dem höchſten Intereſſe. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt, und doch erregte es, kaum erſchienen, großes Aufſehen. Unſere erſten proteſtantiſchen Schriftſteller haben ſich mit ungetheiltem Lobe darüber ausgeſprochen. Ein ſicheres Zeichen, daß es ſeine Aufnahme nur ſeiner inneren Gediegenheit zu verdanken hat.

Lebens- und Todeskunden über Johann Heinrich Voss.

Am Begräbnisstage gesammelt für Freunde von Dr. H. E. G. Paulus.

(Heidelberg bei Winter. gr. 8. geheftet.)

Der ſo plötzlich aus einer ununterbrochenen, Jugendkraft und Altersreife vereinigenden Thätigkeit Entrückte, vergegenwärtigt ſich darin durch Selbſtſchilderung und durch tiefe Empfindungen dreier, dem Fach nach ſehr verſchiedener in der hohen Achtung des Erprobten kräftig vereinigter Zeugen (Paulus, Schloſſer, und Tiedemann), deren Namen ſchon ihre Stimmwürdigkeit beurkunden.

Heidelberg, den 30ſten Auguſt 1826.

F. Winter,
Univerſitäts-Buchhändler.

Anzeige

für Autoren, Ueberſetzer, Buch-, Muſikalien- und Kunſthändler, Bibliothekare, und alle Literatur- und Bücherfreunde.

Allgemeine Bibliographiſche Zeitung;

oder

wöchentliches, vollſtändiges Verzeichniß

aller in

Deutſchland, der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien

herauskommenden

neuen Bücher, Muſikalien, Charten und Kunſtſachen.

Von dieſem Verzeichniß erſcheinen vom 1. Januar 1827 an wöchentlich ein bis zwei Bogen in Imperial-Oktav, elegant und deutlich gedruckt. Jedem Jahrgang folgen 3 Regiſter, das eine nach den Wiſſenſchaften, das andere nach den Verlagshandlungen, das dritte nach den Autoren geordnet. Das Abonnement iſt halbjährig 3 Thaler ſächſiſch. Beſtellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen, Poſtämter und Zeitungsexpeditionen in ganz Deutſchland, Frankreich, Italien, England, der Schweiz, den Niederlanden, Dännemark, Schweden und Rußland an.

Für Frankreich erſcheint die allgemeine bibliographiſche Zeitung unter dem beſondern Titel:

JOURNAL UNIVERSEL DE LA BIBLIOGRAPHIE.

Für England:

UNIVERSAL BIBLIOGRAPHICAL JOURNAL.

Bibliographiſches Inſtitut in Gotha.

** Die Redaction hält obiges, eben so erfreuliche als nützliche Unternehmen ihres und des Beifalls aller Literaturfreunde um so würdiger, da das bibliographische Institut, bei angemessener Unterstützung den Plan hat, obiger Zeitschrift auch die Bibliographie des sämmtlichen übrigen Europas, aller amerikanischen Staaten und des Orients einzuverleiben, wodurch sie sich allmählig zu einem vollständigen Repertorium der neuesten Gesammt-Literatur unsers Erdballs gestalten würde.

Bei Herold in Hamburg iſt ſo eben erſchienen:

Kruſe, Profeſſor, L., das Araberroß. Roman. 8. Velindruck. 1 Thlr.

Lotz, G., der Unbekannte. 8. Velindruck. 1 Thlr.

Hold, K., Schuld um Schuld, und die Rache des Schickſals, mit einer Titelvignette. 8. 1 Thlr.

Von Karl Hold, bisher nur als Almanachs-Schriftſteller bekannt, erſcheint in einigen Tagen ein neuer Roman:

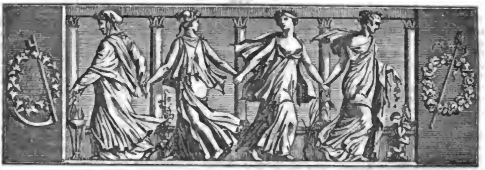
Anton Halm und ſein Zögling. Eine intereſſante Begebenheit aus dem 30jährigen Kriege. Mit einem Titelkupfer. Velinpapier. 1 Thlr. 4 Gr.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Bei R. Landgraf in Nordhauſen iſt erſchienen:

Die griechiſche Revolution,

ihr Urſprung und Fortſchritt. Von Edward Blacquiere. Aus dem Engliſchen von W. von Zimmermann. 16 Bogen. gr. 8. Preis 26¼ Sgr, 21 Gr.



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 20. Oktober. 167ſtes Blatt.

Ueber De Béranger.

(Nebſt Proben ſeiner Lieder in deutſcher Nachbildung.)

Béranger's Lieder haben ſich in Frankreich und bei allen Freunden der franzöſiſchen Literatur einen ſo großen und wohlverdienten Ruhm erworben, daß es nicht unzeitig erſcheint, den in mancher Hinſicht eigenthümlichen Mann und ſeine Dichtungen auch der Aufmerkſamkeit des größeren deutſchen Publikums durch Bericht und Proben etwas näher zu rücken. Auch würde es uns lieb ſeyn, wenn wir hierdurch zugleich ein Weniges dazu beitragen könnten, dieſe Gattung der Dichtkunſt bei uns mehr in Aufnahme zu bringen. Es iſt voraus zu ſehen, daß ein großer Theil unſerer Leſer dieſe Aeußerung theils mit Verdruß und theils mit Schrecken aufnehmen wird. Haben wir nicht viele herrliche, ſeelenvolle, gemüthliche Lieder, und ſoll das Geſchlecht der unbedeutenden, eintönigen oder mißtönenden, leeren und überſchwenglichen, unſingbaren Sangverſe, das in Sammlungen, Taſchenbüchern und Tageblättern uns beläſtigend umſchwärmt, denn noch vermehrt werden durch ausländiſchen Zuwachs, und gar durch Anregung von dort her? Wir antworten: ja, wir haben auch ſehr viele gute Lieder, jene Versplage aber ſollte nicht vermehrt, ſondern vielmehr ausgetrieben werden ſobald als möglich. — Aber die herrlichen Lieder, von denen ihr ſprecht, und die wir lieben, werden nirgend gehört, als etwa im Gallakleide einer vornehmen modiſchen Compoſition bei einem muſikaliſchen Thee; keine einfache, ſangbare, anſchmiegende und eigenthümliche Melodie trägt ſie hinüber in das Reich der Töne, dieſes Element des Gefühls und ihr Element. So tönen ſie denn nicht aus unſerm Munde, nicht aus Freundesmund in unſer Ohr. Ausnahmen geſtehen wir ohne Widerrede zu. Aber uns bleibt mit jenen lieben Liedern wenig zu thun übrig, als ſie im einſamen Kämmerlein ſchwarz auf weiß in unſer Herz auf zu nehmen. Anders verhält es ſich bei unſern überrheiniſchen Nachbarn. Denn wiewohl ihre Lieder die Tiefe des guten deutſchen Liedes keinesweges erreichen, ſo haben doch jene eine große Menge lebensluſtiger, lieblicher, ſcherz- und geiſtreicher, ſchalkhafter und ſpöttiſcher, freud- und leidvoller Lieder, die alle geſungen werden, und es fehlt auch nicht an ſolchen, die ein höheres auf Ruhm, Vaterland und Heldenſinn gegründetes Gefühl feurig und lebendig ausdrücken, und in welche, wenn ſie angeſtimmt werden, jeder Mund mit einſtimmt. Mit einem Wort, die Franzoſen haben ein nationales Lied, das uns bei allem Versgeklingel noch immer fehlt. Und dies kommt wohl vorzüglich daher, daß ein Dichter, der dort ſein Lied aufzeichnet, zuvörderſt daran denkt, daß es geſungen werden ſoll, und es daher entweder einer ſchon bekannten gangbaren Melodie anpaßt, oder von einem tonliebenden Freunde mit einer paſſenden Weiſe begleitet, bei Feſt und Mahl den ſangesluſtigen Genoſſen übergiebt. Ein Lied ohne beſtimmte Melodie erſcheint in einem Lande, wo nichts zur vollen Geltung gelangen kann, als was in praktiſcher Ausführung in's Leben tritt, als etwas Unvollſtändiges, das ſein Erwachen zur vollen Exiſtenz

noch erſt erwarten muß. Ueber jedem in der Sammlung abgedruckten Liede iſt, wie es in Frankreich allgemein gebräuchlich, entweder die ältere ſchon bekannte Melodie eines andern Liedes, nach welcher es geſungen werden kann, oder die eigene dazu geſetzte Weiſe angezeigt. Dieſes Verhältniß iſt es denn auch, wodurch bei den Franzoſen der Reichthum an guten Liedern vermehrt wird. Der Franzoſe, ſchon an ſich mittheilender geſelliger Natur, liebt es, ſein Gefühl auf alle, und möglichſt in geſchmückter Weiſe kund zu geben, und wie kann dies leichter verſchönend geſchehen, als durch das tönende Lied? Aber er nimmt auch lebhaften feurigen Antheil an den großen Intereſſen ſeines Vaterlandes, ſeines Ruhmes, ſeiner Helden, und wenn ein durch ſie erwecktes Gefühl, ein aus ihnen entſtandener Gedanke, eine ihnen zugewandte Geſinnung, ſey es ernſt, ſey es des Mißbrauchs heiter oder bitter ſpottend, aus einem Liede hervor quillt, ſo wird dies ſogleich freudig begeiſtert aufgenommen, und tönt von allen Lippen wieder. Hierzu gehört aber weſentlich die ſchon vorhandene Melodie. Mögen nun Eitelkeit, Leichtſinn, ſittliche Lockerheit und Parteiſucht, die wir unſern Nachbarn vor zu werfen ſo geneigt ſind, immerhin ihren Antheil hieran haben, dennoch ſind dies Aeußerungen eines, im Allgemeinen wie im Einzelnen, kräftigen Lebens, die bei uns in allzu hohem Grade mangeln.

So ſcheint es denn nicht unangemeſſen, zu ähnlichen Beſtrebungen, zu einer beſſeren Richtung unſerer poetiſchen Kräfte auch auf dieſem Felde auf zu fordern, und gewiß wird Niemand leugnen, daß es ein höchſt erfreuliches Zeichen ſittlich erregten Lebens ſeyn würde, wenn daſſelbe, ſtatt in der bisher allein üblichen telegraphiſchen lautloſen Zeichenſprache der Feder, auch in dem hellen Ton des nationalen Liedes ſein Daſeyn offenbarte.

Die Franzoſen haben in dieſer Hinſicht einen Vorzug nicht allein vor uns, ſondern ſogar vor den Italienern; denn wenn bei dieſen auch geſungen, und viel vom Volk geſungen wird, ſo hat des Italieners Lied doch meiſt Geſang ohne Worte, das deutſche Lied hat Worte ohne Geſang; der Franzoſe hingegen hat ein Lied, worin Wort und Geſang vereint ſein Gefühl verkünden. So iſt denn in Frankreich auch dem Liederdichter eine ebene Bahn zum Ruhm eröffnet, während unſere Dichter auf der nur allzu häufig betretenen, aber ſchlecht geebneten Straße ohne merklichen Fortſchritt mühſam, doch unermüdet weiter keuchen. Ein Beweis hiervon iſt, daß die vor uns liegende Bérangerſche Liederſammlung in einem Zeitraum von wenigen Jahren fünf ſtarke Auflagen erlebte, von welchen die letzte, nachdem bereits eilftauſend Exemplare davon verkauft waren, confiszirt, und dadurch der Abſatz der folgenden noch bedeutend vermehrt wurde. Mit um ſo gerechterem Mitleid müſſen wir das Elend unſerer ſelbſt beſſeren Liederdichter betrachten, die ihren, wenn auch nicht auf eigene Koſten, doch oft ohne allen Ehrenſold herausgegebenen Liederſammlungen nur durch verſchenkte Exemplare einige wenige, wiewohl höchſt unſichere Leſer zu verſchaffen im Stande ſind.

Die folgenden Nachrichten über die Lebensumſtände dieſes ſo glücklich begabten und von einer geiſtreichen Nation mit allgemeinem Beifall belohnten Dichters entnehmen wir, ſo wie das ſich ihnen anſchließende in Frankreich für vollgültig angenommene Urtheil über ſeine Dichtungen, aus dem Berichte, welcher der zu Brüſſel im Jahre 1822 erſchienenen Sammlung ſeiner Lieder vorgedruckt iſt.

Peter Johann de Béranger iſt im Jahre 1780 zu Paris von armen Eltern geboren. Das Vorwörtchen de bei ſeinem Namen iſt keine Adelsbezeichnung. Schon in früher Jugend ward er als Lehrling in eine Buchdruckerei gegeben, wo er die Rechtſchreibung und die Regeln der Verskunſt erlernte, worauf ſein ganzer Unterricht beſchränkt blieb. Der Unterricht giebt keine Fähigkeiten, aber er entwickelt ſie. Kaum hatte Béranger die Fertigkeit erlangt, ſeine Gedanken aus zu drücken, als er ſich ſeiner unwiderſtehlichen Neigung zur Dichtkunſt überließ. Verſuche dieſer Art erwarben ihm im Jahre 1804 die Gönnerſchaft Lucian Buonapartes, der, nach dem glücklich gewählten Ausdruck des de Fontanes, in dieſer Familie die Stelle einnahm, die Lorenz, der allgemein mit dem Namen eines Vaters der Wiſſenſchaften begrüßt ward, in dem Hauſe Medici ausfüllte. Zur Zeit der freiwilligen Verbannung ſeines Beſchützers wollte de Béranger, deſſen frohe Laune nicht aus einem Mangel an Gefühl entſpringt, ihm eine Sammlung ſeiner ländlichen Gedichte widmen, ward jedoch hieran durch die Unterdrückung der Zueignung und mehrerer anderen Stücke verhindert, welche durch den Ausdruck dankbarer Anerkennung der kaiſerlichen Cenſur Bedenken einflößten. Bei der Errichtung der Univerſität übernahm er in dem Sekretariat dieſer Anſtalt eine der beſcheidenſten Stellen. Während der hundert Tage trug man ihm die Dienſtverrichtungen eines Cenſors an, eine Ehre, mit welcher die damalige Regierung bedeutende Einkünfte verbinden zu müſſen glaubte. Er ſchlug ſie aus. De Béranger, der damals noch nichts durch den Druck bekannt gemacht hatte, beſaß dennoch ſchon einen bedeutenden Ruf. Einige ſeiner Lieder hatten ihm einen Platz in der Reihe der erſten Liederdichter nicht nur unſerer, ſondern aller Zeiten angewieſen. Das Lied vom Senator war überall und ſelbſt von den Senatoren geſungen worden. Das Lied vom Könige von Yvetot erwarb noch größeren Erfolg. Das konnte nicht fehlen. Nie

Digitized by Google

hatte die Satyre bei ſoviel Unſchuld ſich kühner, naiver und heiterer gezeigt. Der Fürſt ſelbſt, dem die Lehre beſtimmt war, belachte ſie, ohne ſie zu nützen. Achtzehn Monate nachher ward Frankreichs Schickſal durch fremde Heere in Paris entſchieden. Sehr abweichend von dem großen Haufen der Dichter erlaubte ſich de Béranger keine Schmähung gegen einen Mann, der nicht mehr furchtbar war: aber auch darin war er von jenen verſchieden, daß er ihm nicht geſchmeichelt hatte, als dies noch ein Mittel war, ſich zu bereichern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aphorismen.

Wenn man die vielen Prediger in der Wüſte kennt und betrachtet, möchte man die ganze Welt für eine Wüſte halten.

Das Weſen muß dem Scheine dienen von Kindesbeinen an; daher unſere Unnatur. Ich ſah neulich einen etwa dreijährigen Knaben in einer großen Geſellſchaft fallen, er ſtieß heftig mit dem Kopf an einen Tiſch, blutete und fing bitterlich an zu weinen. Was war natürlicher? Aber ſeine kluge Mutter ging zu ihm und ſagte ihm leiſe in's Ohr: „Schweig ſtill, noch hat es Niemand geſehen, daß Du gefallen biſt; wenn ſie es erfahren, lachen ſie Dich Alle aus!“ Und das Kind unterdrückte ſeinen Schmerz und ſchwieg, aus Furcht, verlacht zu werden. Welche Begriffe muß der Knabe von dem Wohlwollen und der Theilnahme der Menſchen bekommen und wie ſehr muß die natürliche Empfindung dem Scheine und dem Abſcheu, ſich lächerlich zu machen, in dem kindlichen Herzen Raum geben! — Dennoch wurde dieſe Methode, das Kind zum Schweigen zu bringen, ſehr geprieſen; ſie paßt auch wirklich für unſere jetzigen theilnahmloſen Geſchöpfe ganz außerordentlich.

Viele Menſchen kennen weder wahre Leiden noch Freuden, weil ihnen dazu die Natur der Empfindung fehlt.

Man findet jetzt eine große Anzahl Krankheiten, welche die Vorwelt nicht kannte. Ohne Zweifel hat dazu die vermehrte Ausbreitung der nur Genuß ſuchenden Stände und das Hindrängen zum Luxus viel beigetragen.

So verhaßt der Despotismus iſt, ſo liebt ihn doch faſt Jeder, wenn er ihn ſelbſt ausüben kann.

Es giebt Verhältniſſe im Leben, in welchen man eben ſo ſehr an Eigenthum und andern Vortheilen verliert, als man an Rechten auf dieſelben gewinnt. Dies wird namentlich Jeder, der ein Opfer der Liſt und der Macht ward, beſtätigen. Schon Tacitus behauptet: daß es im Menſchen liege, denjenigen zu haſſen, welcher ihm Unrecht gethan, und ein Franzoſe, deſſen Name mir nicht beifällt: daß derjenige, welcher ſich über ein Unrecht beſchwert, faſt immer zu einem neuen Unrecht auffordert. Zeigt dies ſonderbare Phänomen das Verderben der menſchlichen Natur oder ihre Würde? Mich dünkt: Beides zugleich. „Die Bosheit liegt nicht in der Natur des Menſchen“, ſagt der Verfaſſer von „Otto von Wittelsbach“, „ſie würde ſich ſonſt nicht ſo empören bei'm Vorwurf einer böſen That.“ Das Bewußtſeyn unſerer Schuld drückt uns und wir ſuchen unbilliger Weiſe dieſe Schuld auf den zu wälzen, der uns Gelegenheit gab, eine ungerechte Handlung gegen ihn zu begehen. Wären wir ganz für alles Gute erſtorben, ſo würden wir uns vielmehr über die Macht, Andern Schaden zufügen zu können, freuen.

Ein Miſanthrop, der als Schriftſteller auftritt und das Verderben der Menſchheit in ſeinen Werken ſchildert, erreicht am wenigſten den Zweck, welchen er ſich vorſetzt, ſeine Miſanthropie auf Andere über zu tragen. Rouſſeau bewies durch ſeine paradoxe Schrift über die Nachtheile der Wiſſenſchaften gerade das Gegentheil, ihren wohlthätigen Einfluß. Er flößte Liebe zu den Wiſſenſchaften ein, um vermittelſt ihrer ſo denken, ſo fühlen, ſo ſchreiben zu können, wie er. Swift will uns in ſeinen Reiſen zu den Yahoos die Menſchen verächtlich machen, indem er die Thiere erhebt und jene mit dieſen vergleicht. Er mißt uns die Laſter derſelben bei, um uns zu erniedrigen, und wieder ſchmückt er die Thierwelt mit menſchlichen Eigenſchaften. Hierdurch arbeitet er gerade auf den, ſeinem Ziele entgegen geſetzten Zweck hin. Er ſchildert uns die Vorzüge der Menſchennatur vor der Thierwelt. Nein, wer uns die menſchliche Geſellſchaft mit allen ihren Laſtern, wenn ſie es nicht ſchon ſelbſt thut, auf künſtliche Weiſe zum Abſcheu machen will, der muß ein Romanenſchreiber ſeyn und in ſeinen Werken lauter Engel auftreten laſſen, nur keine „Eliſen“, wie ſie ſeyn ſollten!

Ernſt.

Galloteutoniſches Sonett à ma souveraine, die liebreizende óbwohl höchſt gallomane ****.

(182*.)

C'est des Allemanda que l'Europe apprit à négliger la langue allemande. Rivarol.

Toi, du français tellement enchantée,
Daß ich, Dein deutſcher Freund, darob mich gräme,
Quoiqu' enchanté de toi mon ame t'aime
Thut mir doch das Gefränzel gar zu wehe.

L'écrire à toi me semble une corvée,
Zu der ich nur höchſt ungern mich bequeme,
Il me paroit, je ne suis plus le même,
Wenn ich entfremdet mich nur halb verſtehe.

Sois, si tu veux, française et sois legére,
Doch, daß ich deutſch mich faſſe, mir gewähre,
Pour exprimer mes sentiments fidéles.

Für treuen Sinn ich treue Worte wähle,
Tu resteraa toujours ma souveraine,
Entpreßt mir auch Dein Franzthum manche Thräne.

Karl Schall.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

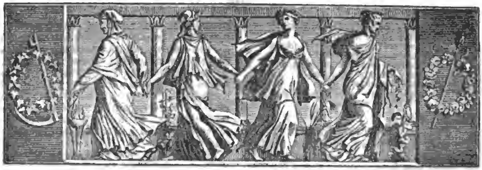
Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Goſtynin.) — Goſtynin iſt eine ſogenannte Stadt (miasto) und in unſerer Mundart ein abſcheuliches Neſt zu nennen, das von Juden wimmelt. Wer dieſe Menſchen-Claſſe in ihrer Erniedrigung kennen lernen will, in Geſtalten, die von dem göttlichen Ebenbilde nur die allerentfernteſte Außenſeite geborgt haben, der reiſe durch Polen auf einer Nebenſtraße. Es iſt wohlthuend, die Gaſthöfe — ihr zierlichen deutſchen goldenen Adler, Städte Rom, Hotels St. Petersburg oder Brandenburg, verzeiht, wenn wir dieſe elenden polniſchen Schenken mit dem ehrenwerthen Namen „Gaſthof“ belegen — alſo, es iſt wohlthuend, die Gaſthöfe von Menſchen bevölkert zu ſehen, die ſich als ziemlich reine Chriſten bekennen, und doppelt wohlthuend, wenn dieſe obenein ein wenig deutſch verſtehen. So auch hier. Die Frau Wirthin gab ſich als Uckermärkerin aus Prenzlow zu erkennen; ihr Mann machte zwar die Landsmannſchaft mit einer unverſchämt theuern Rechnung geltend, allein wie gern bezahlt man ſie in Goſtynin, mitten unter polniſchen Juden! — Es iſt auch hier eine evangeliſche Kirche. Sie ward vor einigen Jahren neu aufgebaut, und man darf wohl ſagen, edel und geſchmackvoll, im gothiſchen Styl. Sie liegt auf einem alten Burgwall, etwa 40 Fuß über dem ſumpfigen Thale der Skrwa (lieber Leſer, brich Dir nicht die Zunge, wenn Du den Namen ausſprichſt), gleichſam romantiſch. Der Prediger ſoll ein braver herzlicher Mann ſeyn, der ſich allemal freut, wenn ein durchreiſender Deutſcher ihn beſucht. Auch wir hatten ihm dieſe Freude zugedacht, fanden ihn aber leider nicht zu Hauſe. Dieſe Kirche und das Rathhaus mit ſeinem viereckigen Thürmchen, das weit über die Schindeldächer der Juden-Kabanne hervorragt, giebt dem Städtchen ein eigenthümliches Anſehn, wir möchten es halb deutſch, halb ruſſiſch nennen. Wäre die Gegend nicht gar zu flach und öde, man könnte die Lage von Goſtynin an den grundbeſchilften Ufern der faul und langſam ſtrömenden Skrwa faſt mit dem Beinamen „romantiſch“ bezeichnen, doch nein! wir ſparen uns dieſen reizenden Namen für etwas Beſſeres auf.

(Sochaczew) Bei Sochaczew erreicht man die große Haupt-Chauſſee, welche ganz Polen von Oſten nach Weſten durchſtreicht, und unwillkührlich ahnt man, wieder unter ſeines Gleichen, d. h. unter Menſchen zu ſeyn; freilich muß man das Judenſtädtchen im Rücken haben, und im Gaſthofe jenſeits der Bzura eingekehrt ſeyn. Ein allerliebſtes braungelocktes Mädchen ſteht in der Thür; es iſt elegant gekleidet und ſcheint zum Hauſe zu gehören; hat auch feine Erziehung, denn es kokettirt mit dem ſeidenen Halstuch, als wir auf ſchlecht polniſch die Frage anbringen: ob wir hier nächtigen können? Das Mädchen zieht uns an, es iſt ſeit drei Tagen das erſte erträgliche Menſchengeſicht, das wir ſchauen. Die zierliche Jungfrau iſt des Wirths Tochter und heißt Scholaſtika mit Vornamen, geſtand aber ſelbſt ein, vielleicht nicht drei Namensſchweſtern im ganzen Polenlande zu haben. Sie ſpielt auch Billard, es iſt aber ſchon Dämmerung und das Billard in hieſiger Stadt nicht auf Abend-Erleuchtung eingerichtet; wir konnten alſo das Talent und die Kunſt der reizenden Scholaſtika nicht praktiſch erproben. Ihr Vater beſitzt auch ein Talent, nämlich mit doppelter Kreide zu ſchreiben. Drollige Einrichtungen giebt's in Polen. Stube und Bett werden jedes beſonders berechnet, und zwar das letztere (aus einer Matratze und Decke beſtehend) faſt ſo hoch wie die erſtere; ſtatt der Kaffeetaſſe bekommt man ein Bierglas; wenn der Reiſende das Pferdefutter mit ſich führt, wird ihm der Brunnen auf dem Hofe vor der Naſe zugeſchloſſen u. ſ. w. Ländlich, ſittlich! wenn man's nur erſt weiß!

(Warſchau.) Es iſt doch wohl billig, zu erzählen, wie wir nach Warſchau gekommen ſind. Nach einer ſtrengen Paß-Viſitation am Thore (die Thore ſind eigentlich Schlagbäume, und heißen deshalb auch Rogatki) ſetzte ſich ein Veteran-Soldat von der Thorwache mit freundlichem Kalmucken-Geſicht zu unſerm Kutſcher, und bedeutete uns, er würde uns zum Commandanten geleiten. „Warum zum Commandanten und nicht lieber erſt nach dem Hotel?“ — „Iſt ſo befohlen!“ — „Wenn nun aber der Herr Commandant zufällig an dem einen Ende der Stadt wohnt, und wir in einem Hotel an dem andern Ende abſteigen wollen — die Stadt iſt lang?“ — „Würde ſchlimm ſeyn, aber nicht zu ändern.“ — Alſo in Gottesnamen zum Commandanten! Nach halbſtündigem Warten vor dem Commandantur-Gebäude, in der brennendſten Sonnenhitze, kam der Platz-Adjutant, und beſchied uns höflich auf den andern Morgen um 6 Uhr zu Seiner Excellenz. „Wie? um 6 Uhr? iſt das nicht zu früh?“ — „Nein!“ — Später erfuhren wir, daß alle öffentlichen Militairgeſchäfte hier in den Morgenſtunden zwiſchen 4 und 7 Uhr abgethan werden; die Truppen exerziren gewöhnlich um 4 Uhr, rücken ſogar oft bei Sternenlicht aus. Nun, im Sommer mag das gehen. — Es giebt nur drei anſtändige Wirthshäuſer in W., die Hotels d'Europe, de Vilna und d'Allemagne. Wir wählten das mittlere. Sonderbare Einrichtung! Im Hotel bekommt man die Zimmer und in der dicht daneben befindlichen Reſtauration die Lebensbedürfniſſe, alſo ähnlich den Chambres garni in Paris. Man wohnt ſehr wohlfeil, halb ſo wohlfeil als in Berlin, man ißt eben ſo gut wie in Berlin und um ein Drittheil wohlfeiler. Man bekommt zum Kaffee ein ganz excellentes feines Milchbrod, deſſen Weiße unſere Aufmerkſamkeit reizt; wir fragen deshalb den Markör, und hören, daß dieſes Milchbrod den Namen Szied-liczky-Brod führt, nach ſeinem Verfertiger alſo benannt, und aus Müllerſchem Mehl gebacken wird. Müllerſches Mehl? vielleicht Müller-Mehl? Nein, Müllerſches, aus der berühmten Dampfmühle des Hofraths Müller auf der Solitz (einer Vorſtadt an der Weichſel), die das ſonſt ſo berühmte Mariamonter-Mehl ganz außer Cours geſetzt hat. Dieſe Mühle mahlt nicht mit Steinen, ſondern mit Stahlwalzen, und die Nummer 1 des Mariamonter-Mehls iſt hier Nummer 7 geworden. Das Mehl wird nach allen Welt- und Himmelsgegenden verſendet, und der Berliner Scheffel vom beſten koſtet 16 preußiſche Thaler. — Um große Promenaden zu machen, iſt es heut zu ſpät, auch ſind wir zu müde; wir gehen daher nur nach der Ulica miodówa (Meth-Straße) und ſuchen die deutſche Buchhandlung von Glücksberg auf, um einen Guide du Voyageur zu kaufen. Wir finden in der Vorrede einen derben Ausfall auf alle früheren Schriften dieſer Art, erwarten demnach für unſere vier Thaler, die wir für das 111 Seiten ſtarke Büchelchen bezahlen müſſen, etwas ungemein Vollſtändiges, ſehen uns aber in unſerer Erwartung ſehr getäuſcht, denn außer einem (noch dazu nicht ganz neuen) Plan von Warſchau, zehn ganz gewöhnlichen Anſichten von Gebäuden und freien Plätzen in Aquatinta, und einer höchſt dürftigen Poſtkarte des Königreichs im Geſchmack von Homan's ſel. Erben, finden wir nur kurze, oberflächliche, trockene ſtatiſtiſche Notizen, etwas weniges vollſtändiger als in Cannabichs Geographie; indeſſen ſchon um des (ſauber lithographirten) Plans willen muß man das Büchelchen kaufen. — Wir leſen darin, daß Warſchau, nach der Zählung von 1819, neun und neunzig Tauſend Einwohner enthält, ohne die Garniſon, die auf zwanzig Tauſend Mann angeſchlagen wird. Das Buch will uns weiß machen, die Vorſtädte wären der ſchönſte Theil der Hauptſtadt; das hat ſich ſehr geändert, ſeitdem in der Altſtadt ſo viel gebaut wird. Man meint, in Berlin wäre die Bauwuth epidemiſch; nein, Warſchau giebt Berlin darin nichts nach, allein durch ein Syſtem, die Bauluſtigen zu unterſtützen, eilte es ihm voran, und es iſt wohl der Mühe werth, dieſes Syſtem näher kennen zu lernen. (Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 21. Oktober. **168ſtes Blatt.**

An meine Lieder.

Epilog einer binnen Kurzem erſcheinenden Gedichte-Sammlung.

Zu ihnen, die mich kennen, ſchwebt
Ihr Lieder jetzt hinaus,
Und ſammelt euch, von Glanz umwebt,
Zum trauten Blumenſtraus,
Und duftet Allen Lenz und Scherz
Und Jugendluſt und Sehnſucht
In's vielgetreue Herz.

Umſpielt ſie wie ein ſüßer Traum
Des Kinds am Murmelſee,
Und ſchüttelt von der Dichtung Baum
Den ſchönſten Blüthenſchnee,
Und wandelt, was mein Herz verlor,
Die Blume meines Grames,
Zum hellen Roſenflor.

Wenn euch der Feind entgegen ſchleicht,
So wandelt frei und ſtolz:
Wo junges Grün im Walde ſteigt,
Zerſchlägt man dürres Holz.
Laßt der Gemeinheit ihren Witz,
Der Fuchs muß hinterliſten,
Und klaffen muß der Spitz.

Lehrt Liebe, die in euerm Bau
Als Seele wallt, die Welt,
Und wachſet von dem Thränenthau,
Der euch als Opfer fällt.
Wie einer Jungfrau Buſen bebt,
So heilig ſey die Wallung,
Wenn ihr die Bruſt erhebt.

Man glaubet von der Nachtigall,
Es breche ihr das Herz,
Wenn ſie des Nachts mit hellem Schall
Den Sternen weint den Schmerz.
Wir lauſchen ihr und ſind bewegt,
Es iſt ja Gram der Liebe,
Der ſie zum Himmel trägt.

J. B. Rouſſeau.

An J. B. Rouſſeau.

Bei Leſung ſeines Gedichts: „An meine Lieder".

Willkommen ſeyd, Ihr Lieder, mir,
Auch ſo im Nachhallklang,
Bevor Eu'r Chor im Waldrevier
Noch ſelbſt in's Ohr mir drang!
Wo Schatten wallt, da iſt auch Leib,
Wo Klang ertönt im Echo,
Wohnt Liedeszeitvertreib!

Froh blick' ich durch den grünen Wald
Nach Euch, Ihr Lieder, aus!
Ich weiß ſchon, wie Eu'r Sänger ſchallt,
Bald weich, bald kühn, bald kraus.
Ein Jüngling muß das Alles ſeyn,
Ja, all und jeder Harfner,
Würd' er auch Greis im Hain.

Greis wird im Hain man, doch nicht alt,
Ein Dichterherz bleibt jung:
Das zeigt ein Adler uns im Wald
Mit phönixgleichem Schwung.
Doch würd' ich auch als Siebz'ger ſtumm,
Sind meine Neun und Vierzig
Noch kein halb Säkulum.

Ich Neunundvierz'ger wund're mich,
Daß mir die Locke bleicht,
Denn friſch noch wallt und jugendlich
Mein Blut, manchmal auch leicht.
Das ſchafft die Muſ' in Liedsgewalt!
Doch auch manch Jünglingshauchen,
Mich grüßend froh im Wald.

Digitized by Google

Du grüßeſt auch mich, junger Freund,
Erquicklich oft im Klang,
Du, dem der Jugend Licht noch ſcheint!
Glück auf zum neuen Sang!
Durch's Leben wand're nicht ſo ſchwer,
Rouſſeau, als Jakob Rouſſeau,
Doch ahnungsſiech, wie er!

Fr. Baron de la Motte-Fouqué.

Ueber De Béranger.

(Fortſetzung.)

Während des Zeitraums, in welchem Frankreich von den verbündeten Truppen beſetzt war, erhob ſich ſein Talent noch mehr, und das Gebiet der Lieder ward durch ihn erweitert. Frankreichs geſunkene Macht und ſeine Unfälle begeiſterten ihn zu neuen Geſängen. Oft tragen dieſe den Charakter der von ſolchen Gegenſtänden unzertrennlichen Wehmuth, aber dieſe Wehmuth erſcheint in einer edlen Geſtalt; ſie zeigt ſich trauernd, doch nicht muthlos, und man erkennt in dem Sänger einen Mann, der als ein echter Sohn ſeines Vaterlandes an deſſen Ruhme nie verzweifelt. Den Beweis hiervon giebt manches ſeiner Lieder, bei denen der Leſer mit Benjamin Conſtant unwillkührlich ausrufen möchte: Béranger dichtet die erhabenſten Oden, indem er nur einfache Lieder zu machen glaubt. In dieſen Liedern, in welchen die großmüthigſte Menſchenliebe, mit der reinſten Vaterlandsliebe vereint, ſich in erhabenen Bildern, in einem edlen Styl offenbart, erſcheint uns ein Mann, der nicht nur verſteht und fühlt, was er dichtet, ſondern auch ſo dichtet, daß ſeine Dichtung gefühlt und verſtanden werden muß. Und dies Verdienſt iſt nicht nur in allen Zeiten, ſondern auch vorzüglich in den unſrigen ſchätzbar, wo ſo viele Bänkelſänger, die Politik zu ihrem Standpunkt hinab ziehend, in der Sprache des Marktes Spottlieder über Dinge abſingen, von denen ſie nichts verſtehen, und Männer verläumden, zu deren Würdigung ſie unfähig ſind. Dieſe Leute würden ſich in der gebildeten Sprache nicht richtig ausdrücken können. Der Gebrauch des gemeinen Volksdialekts, der oft etwas eigenthümlich Ausdrucksvolles hat, darf freilich dem Liederdichter nicht ganz verſagt werden, wenn er durch den Gegenſtand des Liedes gerechtfertigt erſcheint. Wer das Schwerere vermag, dem wird das Leichtere um ſo gewiſſer gelingen. Béranger hat ſich mit Erfolg dieſer Volksſprache da bedient, wo er in einer Anwandlung geiſtreicher Laune es nicht unter ſeiner Würde fand, mit jenen Sängern des Pont-Neuf in ihrer Sprache den Wettkampf in ſcherzhaften Liedern an zu nehmen.

Außer denjenigen Eigenſchaften, die dieſem Dichter ausſchließlich eigen ſind, findet man in ſeinen Dichtungen Blots Wahrheit und boshafte Laune, Collé's eigenthümliche frohe Lebendigkeit, und Panards einfache Eleganz. Mit ihnen hat er gewetteifert und ſie faſt immer übertroffen. Béranger dichtet ſeine Lieder, wie „der Gutmüthige" (La Fontaine) ſeine Fabeln.

Mit der Wegnahme der im Oktober 1821 heraus gekommenen Auflage von Béranger's Liedern war für ihn zugleich der Verluſt des kleinen Amtes verbunden, welches er in der Verwaltung des öffentlichen Unterrichts bekleidete. Er ward zu einer Geldbuße von fünfhundert Franken und dreimonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt.

Ein geiſtreicher Mann (noch aus der Zeit vor der Revolution) hat einmal geſagt, die franzöſiſche Verfaſſung ſey eine durch das Volkslied gemäßigte Monarchie.*) — Sollte man ſie, ſetzt der franzöſiſche Berichterſtatter hinzu, ſollte man dem Volke ſie jetzt wieder rauben, dieſe Freiheit des Gedankens, vor der nur Thoren erſchrecken können? — Kein Verſuch dieſer Art wird in Frankreich den Geiſt unterdrücken, Keiner wird es hindern, daß Alles, was dem Schlußreim eine Blöße giebt, nicht vom Liede getroffen werde.**)

Dies iſt das Urtheil ſeiner Landsleute über dieſen Dichter, der auch uns vorzüglich erſcheint, da er mit dem Feuer des Gefühls den glücklichſten Ausdruck verbindet, und alle Gegenſtände der Zeit und des Lebens mit Wahrheit und Kraft in kecken und einfachen Zügen, oft ergreifend, oft anmuthig, immer leichtverſtändlich vor uns hin ſtellt. Die wenigen ihm nachgebildeten Proben ſeiner Lieder, die wir dieſem Aufſatze folgen laſſen, mögen den Leſer nicht beſtimmen, unſerm Urtheil hierin zu widerſprechen, da, der Unfertigkeit des Nachbildens nicht zu gedenken, auch ohnehin bei ſolchen Arbeiten, und gingen ſie aus der geſchickteſten Hand hervor, doch ſo viele eigenthümliche Gedanken, Züge, Bilder und Wendungen der urſprünglichen Dichtungen verloren gehen müſſen, daß jede Nachbildung ſich zu ihnen immer nur wie ein Kupferſtich zum Gemälde verhalten kann. Erfreulich wird es uns ſeyn, wenn wir zur Bekanntmachung der nun auch bald in Deutſchland in der Urſprache in einer wohlfeilen Ausgabe erſcheinenden Sammlung von Béranger's Liedern hierdurch Einiges beitragen, die dem Leſer, wenn ſie correkt und vollſtändig erſcheint, einen großen Genuß gewähren wird. Viele dieſer Lieder ſind übrigens unſerer Ueberzeugung nach einer deutſchen Nachbildung durchaus nicht fähig, da die Sitte in jedem Lande eine andere iſt, und Manches, was in Frankreich nur muthwillig und leichtfertig erſcheint, in deutſcher Zunge ſich als frech und unſittlich darſtellen würde.

*) Le gouvernement de la France est une monarchie tempérée par la chanson.

**) Que tout ce qui prête au refrain ne soit chansonné.

Digitized by Google

Schließlich geben wir hier noch Béranger's Vorrede, die für den Leſer nicht ohne Intereſſe ſeyn wird, da des Dichters Denkweiſe und Geſinnung ſich klar darin ausſpricht, und er hier auch als Proſaiſt gewandt und angenehm auftritt. Das darin eingewebte Geſpräch zwiſchen Cenſor und Dichter lehrt das Verhältniß zwiſchen Beiden nicht nur wie es jetzt, ſondern auch, wie es immerdar ſich geſtaltet, kennen, und iſt bei den dermalen über dieſen Gegenſtand in Deutſchland herrſchenden verſtändigen und billigen Anſichten beider Theile völlig unverfänglich.

Vorrede.

Warum hören doch die Buchhändler noch immer nicht auf, Vorreden zu verlangen, da die Leſer doch ſchon längſt aufgehört haben, ſie zu leſen. In den ernſthafteſten Geſellſchaften werden täglich eine Menge Fragen abgehandelt, die bei weitem nicht ſo wichtig ſind, als dieſe, und ich gedenke zur Beantwortung derſelben ein Werk in drei Oktavbänden heraus zu geben, welches, wenn es die Cenſur paſſirt, höchſt gefährlichen Mißbräuchen Abhülfe ſchaffen kann. Da mir indeſſen bis dahin nichts übrig bleibt, als mich dem allgemeinen Gebrauch zu fügen, ſo habe ich mir nun ſchon ſeit einem Monat den Kopf zerbrochen, auf welche Weiſe ich es dem Publikum, dem gar nichts daran gelegen iſt, beibringen ſoll, daß, da ich Lieder gemacht habe, ich ſie nun auch drucken laſſen will. Der vornehm gewordene Bürger, dem ſeine Anrede an die ſchöne Gräfin in Verwirrung geräth, kann nicht verlegener ſeyn, als ich es bei dieſer Veranlaſſung war. Ich rief meine Freunde zu Hülfe, und einer von ihnen, ein grundgelehrter Mann, machte mir vor einigen Tagen das Anerbieten, meiner Liederſammlung eine von ihm verfaßte Abhandlung vordrucken zu laſſen, die ſeiner Meinung nach vortreflich iſt, und worin er beweiſt, daß jene alten Schlußreime, als: Trallirum larum; Sadon Sadon; Solalla laralla und dergl., die unſern Vätern ſo wohl gefielen, eigentlich aus dem Griechiſchen und Hebräiſchen herſtammen. Obgleich ich ſo unwiſſend, wie ein Liederdichter bin, ſo habe ich doch meine herzliche Freude an aller Gelehrſamkeit. Höchlich erfreut über die Abhandlung, war ich ſchon im Begriff, ſie zu meinem, oder vielmehr zu meines Verlegers Nutzen zu verwenden, als ein anderer meiner Freunde, denn ich habe deren viele (was ich hier ausdrücklich zu bemerken nöthig finde, da die Journale das Gegentheil ausſprengen möchten), als, ſage ich, ein anderer Freund, ein Mann von Verſtand und Lebensluſt, mir ſehr dienſteifrig ein Blatt Papier brachte, das er in einem alten Schreibepult aufgefunden hatte. „Das iſt Collé's Handſchrift", rief er mir ſchon aus weiter Ferne entgegen. „Ich habe dies Fragment mit dem Manuſcript der Memoiren unſers erſten Liederdichters verglichen, und ſtehe Ihnen für die Echtheit. Wenn Sie es leſen, ſo werden Sie einſehen, weshalb es aus ſeinen Memoiren weggeblieben iſt, die nicht durchgängig ſo vernünftige Dinge enthalten."

Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen, und las den Aufſatz aufmerkſam durch, deſſen Inhalt mich dermaßen anzog, daß ich anfangs gar nicht bemerkte, wie der Styl doch einigen Zweifel zuließ, ob er wirklich von Collé ſey.

Trotz allen Gegenvorſtellungen meines Freundes, des Gelehrten, der darauf beſtand, daß ich ſeine Abhandlung aufnehmen ſollte, beſchloß ich auf der Stelle, mich dieſes mir durch den Zufall zugeführten Legats aus der Hinterlaſſenſchaft eines Mannes, der nur Seitenverwandte hinterlaſſen hat, als Vorrede zu bedienen.

Diejenigen, die dieſes kleine Geſpräch der Feder eines Collé unwürdig finden möchten, mögen ſich deshalb an den Freund halten, der es mir mittheilte, und der mir die Verſicherung gegeben hat, er werde das Manuſcript bei einem Notar niederlegen, damit die Ungläubigen Gelegenheit haben, es ſelbſt zu vergleichen. — Nach Beobachtung dieſer Vorſichtsmaaßregeln ſchreibe ich es denn hier in aller Gewiſſensruhe nieder.

(Die Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Der Präſident von Nesmond war höchſt langweilig. Frau von Sevigné wandte (durch ein Wortſpiel) den Vers auf ihn an: „N'aimons jamais ou n'aimons guères." Sie wollte damit ausdrücken: „Nesmond jamais ou Nesmond guères." (Ich mag ihn nie oder ſo ſelten als möglich.)

In einer alten Schrift über die Wappenkunſt wird unter Anderem vom Mond im Wappen geſagt: „Der Neumond bezeichnet einen Geadelten, der Halbmond einen Adeligen, der Vollmond einen Altadeligen; der abnehmende Mond einen Adeligen, der ſeiner Familie Schande macht, und des Adels verluſtig erklärt werden ſollte; der zunehmende Mond bezeichnet einen Adeligen, der ſeinem Namen Ehre macht und ſeinem Stamm wieder aufhilft."

Zu Cromwell's Zeit hatten drei ſeiner Schreiber oder Sekretaire vom Volke drei ſonderbare Bei- und Spottnamen erhalten. Der Eine hieß Fibber (Betrüger), der Andere Bibber (Säufer), der Dritte Gibbet (Galgenſtrick).

„Kommen Sie zu mir um halb Zwölf!" ſagte eine Kokette zu einem Irländer. Er kam um ſechs Uhr.

Die Irreredenden hält man für wahnſinnig, und die Irrehandelnden gelten oft für klug.

Die Orientalen nennen Europa einen großen Kerker, weil alle Menſchen in ihren Kleidern eingeſperrt ſind.

Th. Laurin.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſetzung.) Im Jahre 1817 und jedem folgenden erhielt Warſchau die Summe von 300,000 polniſchen Gulden (50,000 Thalern) vom Gouvernement, oder, wie es hier heißt, vom Schatz vorgeſtreckt, und zwar für die erſten drei Jahre ohne Zinſen, für jedes folgende zu 6 Prozent, von denen 5 Prozent zur Abzahlung des Capitals und 1 Prozent nicht etwa zu einem Tilgungs-, ſondern zu einem eiſernen Stadt-Bau-Fond verwendet werden. Mit dem Jahre 1839 iſt demnach das Capital an den Schatz zurück gezahlt, und der Stadt-Bau-Fond hat (Zins auf Zins) 927,299 Gulden baares Geld. Das Inſtitut tritt mit dieſem Jahre in ſeine zweite Epoche, die bis 1861 berechnet iſt. Am Schluß derſelben hat die Stadt ein reines Bau-Capital von 4,238,931 Gulden oder 706,500 Thalern, und außerdem für 6,900,000 Gulden oder 1,150,000 Thaler Häuſer, ganz abgeſehen von den Häuſern, die zwiſchen 1840 und 1861 von den Zinſen des eiſernen Fonds erbaut werden können. Dieſes Calcul macht ſeinem Erfinder alle Ehre; die Sache iſt jetzt neun Jahre lang im vollen Gange, und die Leute reißen ſich um Baugelder, weil ſie die erſten drei Jahre keine Zinſen zu bezahlen brauchen. Der wohlthätige Einfluß dieſer weiſen Einrichtung iſt ſehr ſichtbar, und wird es mit jedem Tage mehr, denn täglich verſchwinden niedere Hütten mit ihren ärmlichen Schindeldächern und ſchöne drei und vier Stockwerk hohe elegante Häuſer entſtehen aus den Trümmern. Das iſt doch noch ein Projekt zu nennen, das Hand und Fuß hat, denn die Zeit läßt ſich überſehen; von 1817 bis 1861 iſt eben keine Ewigkeit, und das Gouvernement kann niemals in's Gedränge kommen, ſelbſt wenn ein Bauherr bankerott macht, weil in letzter Inſtanz Grund und Boden und Haus und Hof bleiben. Kurz, das Ganze iſt eine viel beſſere Spekulation, als wenn man etwa chineſiſche Schauſpieler engagiren wollte, während die einheimiſchen feiern und ihr Brod mit Sünden eſſen. — Wer Warſchau ſeit zehn bis funfzehn Jahren nicht geſehen hat, muß und wird es natürlich ſehr verändert finden, was ſchon aus dem bereits erwähnten Bau-Projekt klar iſt. Nur das überaus ſchlechte Steinpflaſter mahnt noch an ehemals; indeſſen man fängt an, auch damit bedeutende Reformen vor zu nehmen. Man hat die Abſicht, mehrere Straßen zu mac-adamiſiren, und bereits hin und wieder Verſuche damit gemacht. Die erſte Straße, welche nach Mac Adam's Methode erbaut wurde, iſt ein Theil der Ulica dlugu (langen Straße) vor dem Arſenal; man ſcheint aber die echte Methode noch nicht richtig aufgefaßt zu haben. Nach Mac Adam's Prinzip wird das Pflaſter aufgeriſſen, die Straße planirt, ſodann mit kleingeklopften ſcharfeckigen Kieſelſteinen, von denen keiner mehr als drei Loth wiegen darf, beſchüttet, mit Waſſer übergoſſen, und durch ſchwere eiſerne Walzen überwalzt; hier aber hatte man kleine runde Kieſelſteine aufgeſchüttet, die Straße dadurch eigentlich nur chauſſirt, und es nun den Stadtwagen überlaſſen, ſie feſt und glatt zu fahren. Auf ähnliche Weiſe ſind mehrere Straßen, z. B. die ſchöne neuangelegte, von der Jeruſalemer Barriere ſchnurgerade bis an die Weichſel, 1700 Klaftern oder 4200 Schritt lang, chauſſirt worden, eine Straße, der an Schönheit nur die Linden-Promenade in Berlin allenfalls gleichgeſtellt werden kann. Sie iſt ſehr breit und mit einer vierfachen Baumreihe bepflanzt. Eben ſo ſind alle Avenüen in der Nähe des Luſtſchloſſes Lazienka, die ſogenannten „Alleen von Ujasdow", und die Straße vom Belvedere (wo im Sommer der Großfürſt reſidirt) bis nach dem ſächſiſchen Platz, wo ſich der Paradeplatz befindet, und dieſer Platz ſelbſt, chauſſirt. Von der Bequemlichkeit des Fahrens auf dieſen ſchönen Straßen hat man keinen Begriff; ſie halten ſich vortrefflich, und beläſtigen weder im Sommer durch übermäßigen Staub, noch im Winter durch auffallend großen Schmutz den Fußgänger. Als wir Warſchau verließen, wurde eben das Pflaſter in der Ulica Wierzbowa aufgeriſſen, um auch dieſe Straße — eine zweite Avenue des ſächſiſchen Platzes — zu chauſſiren. Wäre die Sache nicht praktiſch, es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß man in W. nicht ſo eifrig damit vorſchritte, denn in W. iſt Alles praktiſch. Nun, man wird es gewiß auch bei uns probiren, denn was probirte man in Deutſchland nicht! und iſt's nicht 1826, ſo doch vielleicht 1836. — Wir ſind einmal auf der Straße, und wollen auch die Straßen-Angelegenheiten gleich abthun. Auf den Straßen intereſſiren uns bei Tage die Menſchen, des Abends die Laternen. Betrachten wir die Menſchen, ſo glauben wir, W. ſey ein großes Feldlager, denn wir begegnen beinahe nur Soldaten oder Militair-Employé's, der Ueberreſt ſind wenige Bürger und viele Juden. Aber die Menſchen gehen ſtumm und verdrießlich einher, blicken ſich, wenn ſie ja ein Paar Worte miteinander reden, auch wohl ſcheu und ängſtlich um, ob nicht irgend ein Agent ſie belauſcht. Da ſieht man des Sonntags keinen Zug fröhlicher Völker, die nach öffentlichen Vergnügungs-Orten ſpazieren, nicht jenes freie luſtige Treiben, das die großen Städte auszeichnet; auf den Straßen ſpielen keine Kinder, Jeder ſchleicht ſtill und in ſich gekehrt ſeinem Geſchäft nach, oder des Sonntags zur Kirche und von da in das Bierhaus. Fröhliche Menſchen und fröhliche Geſichter ſind in W. Raritäten. Der Pöbel tobt wohl nach dem Schall der Dreh-Orgel in den Branntweinhäuſern bis am hellen Morgen, aber es iſt Rauſch, nicht Fröhlichkeit. Jenes Einherziehen ehrſamer Bürger im Sonntagsrocke, am Arm ihrer Frauen und im beſten Staate, umſprungen von ihren Kindern, die mit einem Fräckchen oder im Huſaren-Jäckchen vor ihnen her tanzen, nach öffentlichen Orten, wo ſie bei einem Glaſe Bier oder einer Taſſe Kaffee Erholung für die werkthätig verlebte Woche ſuchen — eine Erſcheinung, die vielleicht in Berlin zu häufig iſt — kommt in W. gar nicht vor; Hunderte von Droſchken raſſeln durch die Straßen, es ſitzen Offiziere oder Beamte darin; ſchmutzige Juden bevölkern die Gaſſen, nur in den elegantern Straßen begegnet man dann und wann einem ſauber gekleideten Bürger, einer nett geſchmückten Dame. Von der Schönheit des polniſchen Frauenzimmers ward ſonſt viel Rühmens gemacht; nun, wir können eben nicht viel davon erzählen. Eine ſolche Maſſe von alten Weibern, mit fabelhaften verſchrumpften Geſichtern, als wenn ſie aus irgend einem Kirchhofe ausgegraben wären, iſt uns nirgendwo anders vorgekommen. Weiß auch Gott, wo hier all die alten Weiber herkommen! Auf hundert alte Weiber höchſtens ein junges Mädchen, und auf hundert Mädchen ein erträglich hübſches Geſicht, und wenn man endlich auf eins ſtößt, ſo gehört es einer deutſchen Landsmännin. — In Berlin, London und Paris iſt das Umherſpazieren in den Straßen ein Vergnügen, in Warſchau eine Laſt, von der ſich Jeder nach Kräften zu befreien ſucht. Aber noch etwas macht die Wanderung durch die Stadt ſehr unangenehm. Alle Geländer, Laternenpfähle u. ſ. w. ſind nämlich roth und weiß angeſtrichen, dadurch erſcheint ganz W. wie eine große Kaſerne, oder wie eine Militair-Colonie, und die Oeffentlichkeit erhält ein ſtarres widriges Gepräge; man fühlt ſich gepreßt, unheimlich, befangen, und keine freundliche Erſcheinung löſt dieſen drückenden Zauber. — Die Straßen-Erleuchtung geſchieht durch Laternen, die mittelſt eines krummen eiſernen Arms von einem 16 Fuß hohen roth und weiß angeſtrichenen Pfahle herab hängen. Im Ganzen iſt die Erleuchtung gut, wenigſtens in den belebten Straßen, in den unbelebten könnte man dagegen in der Dunkelheit todt geſchlagen werden, es würde weder Hahn noch Huhn deshalb krähen.

(Die Fortſetzung in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Bemerker Nr. 30.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 168ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſetzung.) Aber es hilft Alles nichts, wollen wir Warſchau kennen lernen, ſo müſſen wir uns ſchon entſchließen, auf die Straße zu gehen. Doch das Gehen gehört hier nicht zum guten Ton, und wir laſſen uns eine Droſchke holen. Dieſe Droſchken ſtehen zwiſchen gewiſſen einſpännigen Affenkaſten und den eleganten Sparwäldſchen (Berliner Fuhrwerke) mitten inne. Sie fahren durchgängig mit zwei höchſt elenden Pferden, beſtehen aber aus eleganten Halbwagen, die einen grellen Contraſt mit dem Geſpann und dem Kutſcher bilden, der in ſeiner zerlumpten Tracht ausſieht, als ob er recte vom Galgen käme. Wir rutſchen in der Droſchke hin und her, woher kommt das? Erſtens von dem miſerablen Steinpflaſter, zweitens von der ſchlechten Conſtruktion der Wagenfedern, und drittens davon, daß die Kiſſen mit lakirtem Leder überzogen ſind, meiſtens von hochrother Farbe; auf ſolchen glatten Kiſſen, die allerdings den Vorzug einer großen Dauerhaftigkeit haben, ſitzt es ſich ganz abſcheulich, nämlich hart und unſicher. Indeſſen wir halten uns an den Einſteige-Griffen feſt, kehren uns nicht an das Drollige dieſer Attitude, und dirigiren den Kutſcher nach Lazienki, vorher aber erkundigen wir uns nach dem Preiſe der Fuhre. Ein ſogenannter Cours koſtet freilich nur einen Gulden (fünf Silbergroſchen), allein ſo wie der Cours etwas lang iſt, läßt ſich kein Droſchkier damit abweiſen, und verlangt anderthalb, auch wohl zwei Gulden; fährt man ſtundenweiſe, ſo koſtet die erſte Stunde zwei, jede der folgenden anderthalb Gulden. Man fährt raſch, und wenn ja der Takt ſich etwas herunter zieht, wie eine deutſche Vaudeville-Arie, ſo friſcht ihn ein herzhaftes Ruszey! (rühr' Dich) leicht auf. — Alle Droſchkiers ſtehen (wie in Paris die Cabriolet-Fuhrer) im Dienſte einer gewiſſen Agentſchaft, wir wollen alſo Niemand rathen, ſich dieſes Fuhrwerks auf verbotenen oder heimlichen Wegen zu bedienen. Aber mein Gott, zu was ſieht ſich denn unſer Fuhrmann alle Augenblicke um und lacht dazu? Wir ſehen uns auch um, und gewahren eine Droſchke, die uns auf Schritt und Tritt verfolgt; wir fragen unſern Fuhrmann, allein der grinzt freundlich und will mit der Sprache nicht heraus. Endlich deutet er uns durch die Blume an, daß in der Droſchke hinter uns ein Aufmerker ſitzt, der lebhaftes Intereſſe an unſerem Thun und Treiben nimmt. Wir ſind neugierig, einen ſolchen Agenten von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, und ſteigen aus. Flugs ſpringt auch der Herr Ulan aus ſeinem Fuhrwerk und in ein Haus. Wir ſteigen wieder ein, und nach zwei Minuten iſt der Begleiter richtig wieder hinter uns. Nun fangen wir es klüger an, das heißt, wir laſſen um eine Ecke fahren, ſtill halten, ſteigen aus, und poſtiren uns als Vedette hinter das Eckhaus. Dieſe Liſt gelingt, und wir ſehen plötzlich dem Herrn in's Auge. Du lieber Gott, welche miſerable Lumpengeſtalt! Ein Kerl in einem ſchäbigen Rock und abgetragenen Hut ſitzt in der Droſchke, erſchrickt gewaltig, als er uns gewahrt, und thut dann ſo gleichgültig, als ob wir ihn nicht im mindeſten intereſſirten; allein zehn Schritt davon ſteigt auch er aus, wir nehmen wieder Beſitz von unſerer Droſchke, und — in zwei Minuten haben wir ihn wieder hinter uns. Nein, für ſo dumm hätten wir ihn nicht gehalten, und bedauern nichts als das Geld, das auf ihn und ſeine Collegen gewendet wird. Jetzt bittet uns unſer Fuhrmann, von der Jagd ab zu laſſen, weil er ſonſt in Ungelegenheiten käme, und ſo ſteigen wir aus und verabſchieden den armen Teufel. Wir gehen in ein Haus, das einen Durchgang hat, nehmen in der anderen Straße von Neuem eine Droſchke und wollen unſern Weg fortſetzen. Allein nach zehn Minuten iſt abermals ein ſolcher Urian hinter uns, den wir durch ähnliche Manöver wie das vorige auf den Zahn fühlen, und richtig wieder für einen Beobachter erkennen, was auch unſer Fuhrmann mit geheimnißvollen Mienen beſtätigt. Das wird uns doch zu arg, und wir laſſen uns ohne Weiteres nach unſerm Hotel zurück fahren. Aber darüber iſt der Vormittag verloren gegangen, und wir haben kaum Zeit gehabt, einige Gebäude in Augenſchein zu nehmen. — Ein ſehr ſchönes Gebäude in der Ulica Bielanska fällt uns auf; es iſt die Münze, das beſagt die Inſchrift mit großen goldenen Lettern. Das Gebäude iſt in einem edlen Styl gebaut, einfach aber ſchön, die Façade mit Säulen geziert; es ſteht in einem Hofraum von der Straße etwas zurückgezogen und hat vorne ein eiſernes Geländer mit reich vergoldeten Spitzen. Jedes öffentliche Gebäude iſt mit ſolchen Geländern oder Gittern verſehen, die eine überaus hübſche Zierde der Stadt abgeben. Die Eiſenſtangen ſind 8 bis 10 Fuß hoch, ſtehen auf einem erhöhten Fundament von Quaderſteinen, und die goldenen Spitzen in Pfeilform haben wenigſtens 1 Fuß Länge; ſie leuchten im Sonnenſchein ſchon von weitem und dieſe Gitter geben den Gebäuden ein großartiges palaſtähnliches Anſehen; die meiſten ſind auch wirkliche Palläſte, und in der jüngſten Zeit neu abgeputzt worden, wodurch die Stadt ungemein an Schönheit gewonnen hat. Einer der ſchönſten Palläſte iſt der Brühlſche am ſächſiſchen Platz, die Winter-Reſidenz des Großfürſten, und ehemals das Gouvernementshaus. Es iſt ſchade, daß dieſes ungeheure Gebäude tief in einen Hofraum zurücktritt und obenein ſchief gegen die Platzlinie ſteht; es verſchließt ein überaus großes Gelaß in ſeinem weitläuftigen Innern, von dem ein Theil zur Zeit den Aufenthalt für vornehme Staatsgefangene abgiebt, die ſich in Unterſuchung befinden. Dicht daneben ſteht das ſächſiſche Palais, das einzige, das noch der Reſtauration harrt und durch ſein verräuchertes Anſehen den ſchönen Platz verunſtaltet, dem es den Namen giebt. Dieſer Platz, über 300 Schritt in's Gevierte groß und chauſſirt, iſt der Paradeplatz und einer der ſchönſten öffentlichen Plätze der Stadt. Er iſt durch kleine hölzerne Böcke, in der Kriegskunſtſprache ſpaniſche Reiter genannt, geſperrt. Sie wehren dem Bürger das Fahren quer über den Platz, und werden nur für Militair-Fuhrwerk geöffnet, zu welchem Ende ſie auf Rollen liegen und mit Veteran-Soldaten als Schildwachen, jedoch ohne Gewehr, beſetzt ſind. Auf dem ſächſiſchen Platz befindet ſich eine Hauptwache.

(Die Fortſetzung folgt gelegentlich.)

Literatur. „Landhausleben. Erzählungen von Ludwig Achim von Arnim. Erſter Theil." (Leipzig, 1826.) — Wir haben die Anzeige dieſes Buches mit dem Bekenntniß eines Irrthums zu beginnen. Schon immer haben wir Hrn. von Arnim's Dichterwerken mit lebhafter Begier entgegen geſehn, ſie mit gereiztem Antheil wiederholt genoſſen, und ihrem Weſen mit ernſter Ueberlegung nachgedacht; wir fühlten uns angezogen und fortgeriſſen, wir konnten die Urſprünglichkeit eines freien und reichen Geiſtes nicht verkennen, und wenn wir die edelſten und beſten unſrer Dichter zählten, war uns der Name Arnim ſtets in deren erſte Reihe geſtellt. Aber indem wir ſo den Dichter liebten und bewunderten, fanden wir auch viel an ihm aus zu ſetzen, und waren mißvergnügt im Vergnügen ſelbſt, und wollten zwar, was er gab, recht gern, aber doch lieber auf andre Weiſe. Was wir an ihm zu tadeln hat

Digitized by Google

ten, konnte er in ungekränkter Dichterwürde gewiß geben, mit freiem Willen, ſo dünkte uns, ablegen; die Stimmung der größeren Leſewelt war mit uns einverſtanden, ſie ſchien gleichſam nur darauf zu warten, daß ihr, durch weggeräumte Störungen, der freiere Zugang und die vollere Theilnahme eröffnet würde, zu welchen ſie ſchon genugſame Aufregung fühlte. Allein der Dichter blieb in ſeiner Weiſe, und jede neuere ſeiner Schriften zeigte ſie nur ausgebildeter. Wir dachten dann oftmals, der Verfaſſer, der nicht auf dem rechten Wege, müſſe einhalten, ja umkehren, und mit neuer Muſterung und Einrichtung ſeiner Hülfsmittel eine Bahn einſchlagen, die ihn leichter und ſicherer, als die jetzige, ſeinem Ziele zuführte. Dieſe Meinung, mit welcher wir bisher den Dichter lange begleitet haben, werfen wir jetzt, nach Erſcheinung dieſes neueſten Buches, als einen Irrthum ab. Uns wird nunmehr klar, daß Hr. von Heyden den eigenen Weg nicht zu verlaſſen hat, in ſeiner Weiſe fortſchreitend zu demſelben Ziele vorgedrungen, und demſelben vielleicht ſchon näher gekommen iſt, als die anfängliche Richtung vermuthen ließ. Wie die Seelen der Auserwählten durch mancherlei irdiſchen Stoff hindurch ringen, und auf den verſchiedenſten Wegen ſich für den Himmel läutern, um in der einen Seligkeit hernach alle gleich zu ſeyn, ſo auch die Weiſen und die Dichter aller Zeiten ſtreben zuſammt der einen Höhe zu, auf welcher ſie in der That alle in einer Aehnlichkeit erſcheinen; die Hauptſache bleibt das Ankommen, der Weg ſey welcher er wolle; ja der Umweg ſelbſt, — das Ankommen vorausgeſetzt, — hat ſeinen Vortheil, einem unverdroſſenen redlichen Streben ſteht ſein Lohn nicht bloß am Ziele feſt, ſondern geht ſchon in jedem ſeiner Schritte mit, und mehrt ſich mit dieſen; im letztern Ergebniß aber iſt der rechte und nächſte Weg nur der, welchen die Bedingniſſe geſtatten oder ſogar vorzeichnen. — Wir wünſchten unſerm Dichter in ſeinem Reichthume mehr Maß und Geſtalt, wir glaubten, er müſſe hiezu eines Theils von jenem ſich entledigen; aber mit nichten! Er mag und kann davon nichts aufgeben; indem er ihn verſchwendet, mehrt er ihn nur, denn in den ausgeſtreuten Körnern wächſt ihm neue Saat empor. Indeß, wie er ſein Schaffen und Treiben mehr und mehr in's Weite führt, entſteht ihm nach und nach darin auch ein richtigeres Verhältniß, die Beſtandtheile und Glieder ordnen ſich, und endlich ſetzt im größten Maße ſich doch wieder ſchon in's Gleichgewicht, was in dem wechſelsweiſen Steigern bahin allerdings unverhältnißmäßig dünkte. So wenigſtens erſcheint jetzt uns die Aufgabe unſers Dichters; er muß im Leben, Dichten und Wirken getroſt weiter gehn, und ſeine Fehler ſelbſt, — mögen dieſelben als Zuwenig oder als Zuviel erſcheinen, — durcharbeiten zur Schönheit, wohin ſie zielen, deren Keim ſie in ſich tragen! — Das vorliegende Buch, reich an mannigfacher Unterhaltung, aus Ernſt und Spiel, aus Witz, Anmuth und Laune hervor gehend, enthält fünf Erzählungen von ſehr verſchiedenem Stoff und Vortrag. Sie ſind zuſammen gereiht durch eine beſondere Beziehung, welche ſich durch den Titel der Sammlung und noch näher durch die Ueberſchriften der einzelnen Erzählungen andeutet, aber auch in dem Schlußberichte, welcher dieſen folgt, und mancherlei erwünſchte Auskunft giebt, noch nicht völlig klar wird, daher wir uns des Weiteren im folgenden Theile getröſten müſſen. Wie früher ein „Wintergarten", ſo veranlaßt hier das „Landhausleben", welches neugebildete Wort hier anmuthig als die echte Ueberſetzung von Villeggiatura gerechtfertigt wird, erzählende Mittheilungen. „Die Metamorphoſen der Geſellſchaft", als Sonntagserzählung des Landpredigers bezeichnet, haben eine tiefere Bedeutung, als der heitere Verlauf der Begebenheit und die leichte Behaglichkeit des Vortrags ankündigen. Das Zuſammentreffen in mancher Beziehung mit Tieck's berühmter Novelle von der Frömmelei iſt nur zufällig; auch haben die Geſtalten und Bewegungen ſelbſt in beiden keine Aehnlichkeit mit einander. Die Montagserzählung des Liebhabers „Holländiſche Liebhabereien" war uns die anſprechendſte, und ſcheint uns am glücklichſten ausgeführt. Wie in der erſtern die höhere Staatswelt in Cultus-Miniſter und Polizei-Director, ſo ſpricht in dieſer die Gelehrtenwelt in Philologen und Dichtern uns an. „Rembrandt's Verſteigerung" iſt billig einem Kunſtfreunde als Dienſtagserzählung beigelegt; eine wahre Anekdote von dem berühmten Maler iſt hier in leichten Reimen anmuthig ausgeführt. „Wunder über Wunder" heißt die Mittwochserzählung des Directors der Theaterſchule. Wer dabei den Kopf ſchütteln will, der mag es thun; die Sache iſt wirklich bedenklich; wir werden in die pädagogiſche Provinz der Wanderjahre Meiſters eingeführt, finden dieſen, Natalien, den Abbé, Jarno'n und andre Bekannte wieder, aber auch einige neue Perſonen und ganz neue Verhältniſſe. Wie ſehr der Verfaſſer auch ſeine Verehrung für Goethe'n in der Einleitung darlegt und betheuert, immer hat er zugleich eine Nahrung für die Schadenfreude derjenigen gebracht, welche nie begreifen können, daß der Scherz den Ernſt oft nur angreift, um zu zeigen, daß er ihm nicht ſchade. Unſtreitig aber iſt dieſe Erzählung die wildeſte der ganzen Sammlung. Der Theaterdichter giebt hierauf als Donnerstagserzählung „Marino Caboga", ein Drama in drei Handlungen, nach einem wahren Vorgange aus der Geſchichte der Republik Raguſa, für welchen Johannes Müller als Gewährsmann angeführt wird; mehr Entwurf als Ausführung, aber von großartiger Anlage und reich an tragiſchem Fortſchritte. — In dieſer Erzählung iſt die Miſchung von zauberhaft Phantaſtiſchem und gemein Wirklichem, von fernem Wunderbaren und nächſtem Gewöhnlichen, welche der Weiſe des Verfaſſers angehört, wie in ſeinen früheren Arbeiten zu finden. Wer aber die gegenwärtige mit jenen vergleicht, der wird ein ſchon ſeit Jahren bemerkbares Zunehmen des Gehalts auffinden, der ſich innerhalb jener Miſchung bewegt. Die Geſinnung, als tiefſte Unterlage aller dichteriſchen Hervorbringung, wird freier, und erhebt ſich wirkſamer in Anſchauung und Würdigung deſſen, was wahr iſt, zu der dichteriſchen Gerechtigkeit, welche zuletzt auch die der wirklichen Welt ſeyn muß. In der That, die Poeſie kann in unſern Tagen ſchon gar nicht mehr als geſonderte Kunſt beſtehn, ſie muß alles Leben in ſich aufnehmen, oder ihm ſich hingeben, und ſie muß im höherem Sinne wieder moraliſch werden, was ſie in dem gewöhnlichen niedern nicht ſeyn kann. Auch in dieſem Betracht haben wir unſerm Dichter große Vorzüge an zu erkennen; er iſt der geiſtigen und ſittlichen Bedürfniſſe ſeines Zeitalters kundig, und legt deshalb ſeine Gebilde dieſem ſo nah als möglich, mehr ſchonend als hart. Deshalb iſt er auch im höchſten Sinne vaterländiſch, in allen Abſtufungen, vom Brandenburgiſchen bis zum Norddeutſchen und von dieſem bis zum Europäiſchen aufſteigend, wobei das allgemein Menſchliche die nothwendige Begleitung macht. In glücklicher Auffaſſung und unſchuldiger Verarbeitung des Nächſten, in ſorgſamer Aufmerkſamkeit für alles Dargebotene der Mitwelt thut es nicht leicht Jemand unſerm Verfaſſer gleich. Dieſe Richtung hat von jeher ſeine Werke vortheilhaft ausgezeichnet, und iſt mit deren Anzahl nur immer ſtärker geworden; die Zukunft wird hierin einmal nach beſondern Werth anerkennen, den wir jetzt, wie bei allem wiederholten und allzu nahen Schönſten und Beſten, nicht gehörig ſchätzen. — Von dieſem „Landhausleben" haben wir noch einen zweiten, vielleicht auch einen dritten Theil zu hoffen. Daß uns der Verfaſſer bald mit dieſer Fortſetzung beſchenken wolle, wünſchen wir eifrigſt. Möge er dabei auch, den angefangenen größeren Roman: „Die Frauenwächter", dieſes wunderbare Werk einer zaubermächtigen Einbildungskraft, deſſen erſter Theil ſchon ſeit Jahren im Publikum iſt, zu vollenden, der Muße und Aufforderung nicht entbehren!

X.

Der zweite Sohn des perſiſchen Schachs, der Führer des jetzigen perſiſchen Heers, iſt ein durch Körper und Geiſt aus-

Digitized by Google

gezeichneter Mann. Seine Abhärtung, Gewandtheit und Kraft machen ihn bei ſeinem Muthe zum gebornen Soldaten. Er iſt jetzt etwa 32 Jahr, alſo gerade im kräftigſten Mannes-Alter. Als in den Jahren 1805 und 1806 der franzöſiſche Gelehrte Amadeus Jaubert in Perſien ſich befand, zeigte Abbas Mirza eine ausgezeichnete Wißbegierde nach Allem, was Napoleon anging. Er fragte: wie alt er ſey, wie geſtaltet, wie ſein Geſicht, wie die Farbe ſeines Haars ausſehe, wie viele Weiber er habe und ob er einen ſtarken Bart trage? — Das letztere iſt in Perſien eine Auszeichnung. Der jetzige Schach hat einen ſo ſtarken wolligen Bart, daß er ſchon deshalb vom Volke förmlich verehet wird. — Das perſiſche Heer ſoll (nach einer Berechnung von 1810) folgende Abtheilungen haben: Reiterei (gholam chah): 4000 Mann; Nomaden: 80,000; ungeregelte Milizen: 150,000; europäiſch exerzirte Truppen: 20,000. Hiervon ſind 9000 Djanbâz unmittelbar an die Perſon des Souverains gefeſſelt; die Andern befehligt Abbas Mirza. Sie beſtehen aus 10 bis 12 Bataillonen Infanterie (ser-bâz), einer Escadron Reiterei und Artilleriſten zu 20 Kanonen. — Alle Jahr hält der Schach ein Mal Spezial-Revüe. Jeder einzelne Mann wird dabei namentlich aufgerufen, und muß eilend bei dem Schach vorüber gehen, der dabei auf einem Portativ-Thron ſitzt. Trotz der Eile, mit der dies geſchieht, werden doch täglich kaum 500 Mann auf dieſe Weiſe gemuſtert. (Pandore.)

Die Pächter zu Taunton (England) halten Tauſende von Gänſen; nicht aber, um ſie zu maſten: man würdigt nur ihre Außenſeite, wie dies auch vielen Menſchen geſchieht. Die Gänſe werden jährlich einige Male, oft bis fünf Mal, gerupft — den Menſchen thut man's wohl noch öfter, doch möchten wir die vielen Bezeichnungen, die eigentlich immer nur Rupien heißen, nicht nennen — und dann läßt man ſie wieder laufen. Vor einiger Zeit trug aber ein ſolches Rupien ſchlechte Zinſen. Unmittelbar, nachdem es vollbracht war, trat ein kalter anhaltender Regen ein, und die nackten Thiere erkälteten ſich im Hofe ſo, daß in einem Dorfe allein 1600 bis 2000 ſtarben. (Pandore.)

In einer modern-romantiſchen Novelle, die kürzlich erſchienen, findet ſich folgende Schilderung: „Ihr Mund gleicht einer geſpaltenen Kirſche und ſein Lächeln läßt Dich ein Armband von Perlen erblicken!“ (Pandore.)

Bemerker. No. 30. 1826.

Asmus.

(An den Herausgeber des „Geſellſchafters“.)

An der Moſel unſers lieben Deutſchlands iſt es noch Sitte, die Namen der Verfaſſer von älteren Gedichten oder Erzählungen zu nennen. So habe ich in den Berliniſchen Zeitungen vom 13. Oktober 1826, unter der Rubrik: „Von der Moſel, den 2. Oktober“, zu meiner großen Erbauung von Materialiſten und Krämern geleſen, die Getränk verkaufen, „das, wie Asmus ſagt, ausſieht wie Wein, aber nicht iſt.“ — Am Main ſcheint man den Asmus nicht mehr zu kennen, wenigſtens nennt man ihn nicht, obgleich man ihn benutzt. Z. B. im „Unterhaltungsblatt für gebildete Stände“, Nr. 81 vom 6. Juli 1826“ (verlegt in Frankfurt am Main, gedruckt in Offenbach am Main), ſtehen S. 324, unter den „Mannigfaltigkeiten“, zwei kleine Geſchichten, und was aus ihnen zu lernen, welche vor bald 44 Jahren in den „ſämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten“, IVter Theil, S. 135 und 137, wie ich für gewiß glaube zum erſten Mal, abgedruckt worden. Nun habe ich gegen den Wieder-Abdruck im beſagten Unterhaltungsblatt zwar nichts ein zu wenden; im Gegentheil: man kann — und ſollte — aus den beiden Geſchichtchen jetzt noch lernen, was bei ihrer erſten Erzählung zu lernen war; aber des erſten Erzählers, meines lieben Asmus, oder Matthias Claudius, hätte man doch erwähnen ſollen, nicht wahr? Nun, ich thue es jetzt, und friſche, vielleicht nicht ohne gute Folgen, dieſen Ehrennamen und ſeine trefflichen Werke bei manchem Leſer Ihres „Geſellſchafters“ wieder auf. — An der Spree iſt wenigſtens auch Einer, der Th. I und II des Wandsbecker Boten zu kennen ſcheint, aber den ehrlichen Asmus auch nicht nennt, obwohl er ganz gewiß ihm den Hauptgedanken zu ſeiner „Grabſchrift auf den Windmüller“ geliehen hat. Man leſe die vier Zeilen im Wandsbecker Boten Th. I und II. S. 120, und vergleiche damit die Grabſchrift in einer Berliner Zeitſchrift. Es thut mir leid, daß deren Verfaſſer ſich genannt hat; ich hätte ihn lieber behandelt, wie er meinen Asmus. Ganz zufällig — oder ſollte es doch wohl etwas mehr, als bloßer Zufall ſeyn? — kommt in demſelben Blatte dieſer Zeitſchrift eine Rüge gegen den „vertrackten Schiller“ vor, der einige Zeilen ſeines herrlichen Liedes einem Wiener Dichter de anno 1826 entnommen hat. Soll man jetzt auch ſagen: der vertrackte Asmus, der am Main und an der Spree herum im Jahre 1826 dem Erzähler der Geſchichtchen und dem Grabſchrift-Dichter den Hauptgedanken abgeborgt hat? —ns—.

Noch ein Paar Worte über das frühe Beerdigen der Iſraeliten.

Zufolge meines Inſerats in Nr. 91 der „Zeitung für die elegante Welt“, Spalte 734, ſoll der Grund: „Warum werden die Leichen der Juden ſo ſchnell begraben?“ von dem Dresdener Rabbiner Hrn. Lippmann Levi aus dem 5ten Buche Moſes, Cap. 21: „Wenn jemand an ein Holz gehenkt wird, ſo ſoll ſein Leichnam nicht über Nacht am Holze bleiben, ſondern du mußt ihn deſſelben Tages begraben“, hergeleitet ſeyn — Ein ſehr gelehrter und aufgeklärter iſraelitiſcher Pädagog hat ſchon vor zwanzig Jahren dieſen wichtigen Gegenſtand näher beleuchtet. Freilich leitet er, ſo wie der Dresdener Hr. Rabbiner, den Gebrauch der ſchnellen Beerdigungen von jenem moſaiſchen Geſetz ab, doch ſträubt er ſich gegen dieſen Mißbrauch, indem er ſagt: „Zwar hat dieſes Gebot nur auf einen durch das Gericht gehängten Miſſethäter Bezug; die ſpätern Lehrer aber haben es in Bezug auf jeden Verſtorbenen genommen. Doch findet eine Ausnahme ſtatt, wenn man den Todten nämlich aus dem Grunde länger unbegraben läßt, um ihm ein prächtigeres Leichen-

Digitized by Google

begängniß oder ſonſt was zu ſeiner Ehre zu veranſtalten beabſichtigt. Wenn nun die Ehre eines Todten eine Ausnahme im Geſetz macht, ſo kann das Begraben mit um ſo mehrerem Rechte verzögert werden, wenn auch nur die entfernteſte Muthmaßung vom Wieder-Aufleben eintritt; beſonders, da man bei der Rettung eines Menſchenlebens von Beobachtung aller Ceremonial-Geſetze befreit iſt. Daß aber Menſchen nach mehrtägigem Scheintode erwacht ſind, davon giebt uns der Talmud mehrere Beiſpiele. Man ſehe Tract. Semachot u. ſ. w. Ein Mehreres ſehe man in dem Buche: „Kelch des Heils“, von Peter Beer. Prag, 1802.“

Eine noch ſehr weſentliche Motive dieſer ſchnellen Beerdigung iſt die etwas zartere Anſicht der Iſraeliten, daß des Menſchen Hülle, obgleich die Seele abgeſchieden iſt, als das Meiſterwerk der Schöpfung, noch immer ehrwürdig bleibt, uns aber anekelt, ſobald ſie in Fäulniß übergeht. — Kein ſophiſtiſcher Commentar kann einen ſo ſchauderhaften Gebrauch rechtfertigen, um ſo mehr, da kein gültiges Geſetz da iſt, worauf er ſich ſtützen könnte. — Schon der bekannte ausgezeichnete iſraelitiſche Arzt, Profeſſor Marcus Herz in Berlin, eiferte mit Macht gegen dieſen Mißbrauch. In einem Schreiben an den Herausgeber der Zeitſchrift: „Der Sammler“ (Siehe daſelbſt Jahrgang 1787, S. 11) ſagt er unter Mehrerem: „Es iſt doch ſchlimm, daß auf ſo viele Beiſpiele von Scheintodten keine Rückſicht genommen wird, und immerdar aus Liebe zu einem verjährten Vorurtheil auf mißverſtandene Stellen im Talmud und deren erdrechſelte Erklärungen einiger ſpitzfindigen Rabbiner ſich berufen wird; das heißt offenbar, den geſunden Menſchenverſtand verleugnen, und uns mit Gewalt in dem Spott aller unſerer denkenden und aufgeklärten Nebenvölker erhalten. Ich ſage: Mißverſtandene Stellen, denn unmöglich kann man, ohne der verdienten Achtung der weiſen Talmudiſten zu nahe zu treten, ihnen die Meinung aufbürden, daß man jeden für todt Gehaltenen ſogleich begraben ſoll, nachdem ſie ſelbſt mehrere wahre Geſchichten der nach einigen Tagen wieder aufgelebten Perſonen ſo ausführlich beſchrieben.“

So ſind ſelbſt die wichtigſten Männer der Iſraeliten gegen das allzu raſche Begraben der Leichen zu Felde gezogen! Was hat es indeß gefruchtet? Der Aberglaube iſt ein ſchweres Gewölk, das nur von geiſtiger Aufklärung zertheilt wird. Doch giebt es da, wo dieſe fehlt, ein noch kräftiges Mittel, deſſen Kraft ſich in unſrem Königreiche ſich bewährt hat. Was vollbeſchriebene Folianten zur Ausrottung dieſes mißbräuchlichen Gebrauchs nicht bezwecken konnten, hat ein einziger Federſtrich unſers Miniſteriums bewerkſtelligt. Hier dürfen, in Gemäßheit einer miniſteriellen Verordnung, die verſtorbenen Iſraeliten vor dem dritten Tage nach ihrer Hinſcheidung nicht zu Grabe getragen werden. Kindern, die ihr eigenes Heil nicht kennen, dringt man ihre Wohlfahrt auf; Männer ſollten keinen Vormund nöthig haben.

Hannover. Georg Hurrys.

Recenſenten-Unfug.

Von dem die Mehrzahl unſerer Tagesblätter treffenden Vorwurf, daß darin die mancherlei Ergießungen der Unwiſſenheit, Plattheit und Unverſchämtheit, als Theater-Beurtheilungen, einen Platz finden, hat ſich der Dresdener „literariſche Merkur“ bisher ſo ziemlich rein zu erhalten gewußt. Um ſo auffallender iſt es aber, daß dieſes Blatt in den Nummern 81 und 82 dem ſeichteſten und ungeſalzenſten Bericht über Aachen eine Stelle vergönnte. — Es kann weder meine Abſicht ſeyn, die Reinigung der im fraglichen Correſpondenz-Artikel verunglimpften Perſonen übernehmen, noch mit dem Verfaſſer deſſelben hier rechten zu wollen, da ich dergleichen Kritikaſter in die Cathegorie jener ungezogenen, übermüthigen Straßen-Jugend ſtelle, deren Anfällen der Vernünftige lieber ausweicht, als entgegen tritt; lediglich zum Nutz und Frommen der Redaktoren, die ihre Blätter nicht durch derlei Correſpondenten herabwürdigen wollen, ſoll das Orakel hier ein wenig näher beleuchtet werden, deſſen Stimme der Dresdener Götterbote ſeine Flügel geliehen hat.

Der in Rede ſtehende Kunſt- und Sittenrichter, deſſen Urtheil ſich ſo abgemeſſen innerhalb der Grenzen der Beſcheidenheit, Höflichkeit und Intelligenz bewegt, und der mit ſo lobenswerthem Eifer gegen die literariſchen Umtriebe der heutigen Gymnaſiaſten und Studenten zu Felde zieht, iſt nicht etwa ein betagtes Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, ſondern, nach der Angabe eines hieſigen Tageblatts, ein vom Gymnaſium aus Tertia verjagtes und von mehreren Univerſitäten verwieſenes, zwanzigjähriges Genie, das ſeit Kurzem als bel esprit ſein theatraliſch-kritiſches Debut im Cölniſchen „Unterhaltungsblatt“ begonnen und, wie wir ſehen, im Dresdener „Merkur“ fortgeſetzt hat. Daß es, obwohl hier wie dort ſcham- und namenlos, daſſelbe kritiſche Genie iſt, welches jüngſt in einem Theater-Bericht zwei Schauſpieler begeiferte, die Beide in dem beurtheilten Stücke gar nicht mitgewirkt hatten, kann um ſo weniger bezweifelt werden, als man dieſelben trivialen Späße, die ſtümperhaft zuſammengeſtoppelten Conſtruktionen und die ſich in den ſeichteſten Allgemeinheiten kümmerlich fortbewegende Geiſtes-Armuth, die im Cölniſchen „Unterhaltungsblatte“ anwidern, nur mit einigen Rohheiten vermehrt, im „Merkur“ wiederfindet. — Wäre es übrigens auch zu entſchuldigen, daß ein Tageblatt wie der „Merkur“, in dem ſich ſonſt wohl ein beſſeres Streben ausſpricht, einen ſolchen im leeren Hirnkaſten bei ärmlichem Feuer ausgebrüteten Correſpondenz-Artikel aufgenommen — ein Redakteur kann allerdings in der Ferne Wahrheit vom Truge nicht immer unterſcheiden — daß er in der Hülle gemeiner Ausdrücke, undeutſcher Conſtruktionen und grammatiſcher Unrichtigkeiten mitgetheilt worden, iſt nicht zu entſchuldigen.

Aachen, im Juli 1826. Arndt,
Dr. der Philoſophie.

Oppoſitionen im Vorübergehen.

In Nr. 5 der „Blätter für literariſche Unterhaltung“ (vom 6. Juli) wird Mosely-Hall von „35“ recenſirt. Aber „35“ hat ſich eines Schreib- oder ſein Setzer eines Druckfehlers ſchuldig gemacht. Anſtatt: il a égorgé Cicéron, muß es heißen: il a écorché Cicéron (er hat den Cicero geſchunden).

In einem Aufſatz des „Morgenblatts“ (Nr. 146 vom 20. Juni) betitelt: „Neue Erfindungen, die alt ſind“, wird geſagt: „Der Mesmerismus, Magnetismus, das Hellſehen u. ſ. w. war lange vor Mesmer in Portugall bekannt.“ Zum Beweiſe wird eine junge Dame angeführt, deren Geſicht durch die Erde dringt, wo ſich Quellen finden, welche ſie in einer Tiefe von 30—40 Klafter entdeckt. — Nichts iſt aber in Portugall gewöhnlicher und bekannter, als das Mittel, deren ſich die Landleute bedienen, Quellen zu entdecken. Sie ſtarren oft zu Viertelſtunden die Mittagsſonne mit offenen unbewegten Augen an, ohne zu blinzen, und blicken dann im Kreiſe um ſich, an Stellen, wo ſie die in Portugall ſo ſeltenen und unſchätzbaren Quellen zu finden vermuthen können. Iſt eine dergleichen verborgen, ſo giebt ſie ſich durch einen Dunſt zu erkennen, der wie eine leichte Wolke über der Erde ſchwebt, und nur ſolchen geblendeten Augen ſichtbar wird. — Daher kommt es aber auch leider, daß ſo viel Portugieſen erblinden.

Shakſpeare läßt ſeinen „Gloſter“ im „König Lear“, als dieſer den Felſen zwiſchen Dover und Falkeſtone beſchreibt, ſagen:

Halb hinab
Hängt wer, und lieſ't Meerfenchel, grauſig Werk!
Mich dünkt, er ſcheint nicht größer, als ſein Kopf. C.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 23. Oktober. 169ſtes Blatt.

Beiſpiel von Gerechtigkeit eines türkiſchen Sultans.

Sultan Selim der Erſte *) wollte die griechiſche Nation vernichten und wußte deshalb von dem Mufti auf liſtige Weiſe einen Fetfa zu erlangen, den er künſtlich ſo auslegte, daß er dem Großvezier befahl, alle chriſtlichen Kirchen in Moſcheen zu verwandeln, den Griechen die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienſtes zu unterſagen und ſie durch Drohungen, Strafen und ſelbſt durch den Tod zum Glauben Muhameds zu bekehren. Der Vezier, über einen ſo unklugen Befehl erſtaunt, eilte zu dem Mufti, den Unwillen ergriff, da er ſah, daß er eine Art von Autoriſation zu Ermordungen gegeben habe. Sie beriethen ſich zuſammen über die Mittel, dieſen Schlag ab zu wenden, und beſchloſſen, den Patriarchen davon zu unterrichten. Sie ſchrieben ihm das Benehmen vor, das er beobachten, und die Antworten, welche er geben ſollte. Darauf theilte der Vezier den kaiſerlichen Befehl dem Kaimakan (Gouverneur der Stadt) mit. Dieſer forderte ſogleich den Patriarchen auf, im Pallaſte zu erſcheinen. Er kommt und zufolge der ihm gegebenen Inſtruktionen ſagt er: „daß er deshalb an den Kaiſer appellire und wünſche, der Mufti und die andern geſetzkundigen Männer möchten ſeine Vertheidigung anhören; daß er ſich auf den im Koran enthaltenen Ausſpruch Gottes berufen würde, wonach, wenn man ihm dieſe Gerechtigkeit verſagte, es in der andern Welt ein anderes Gericht gebe, vor welchem er die Seelen ſeines geſammten Volkes zurück fordern würde, für deſſen Vergehen er, wie für die ſeinigen, gut ſage." Der Kaimakan berichtete dieſe Antwort dem Vezier und dieſer dem Kaiſer, dem man es bemerklich zu machen wußte, daß er es nicht verweigern könne, die Gründe der Griechen an zu hören. Der Patriarch ward in den Divan berufen und ſagte: „Der Befehl des Kaiſers ſey nicht nur für die Regierung beleidigend, er verletze auch den feierlichen, von den Vorfahren des Kaiſers beſchworenen Vertrag." Der Teftedar-effendi, Advokat des Sultans, fragte, welcher Vertrag das ſey, auf den er ſich beziehe, und der Patriarch antwortete: „Es ſey uns erlaubt, Sr. Hoheit an die Uebergabe Conſtantinopels zu erinnern. Unſere Väter lieferten dem Mahomet die Hälfte dieſer Stadt aus, *) unter den Bedingungen, daß die chriſtlichen Kirchen nicht in Moſcheen verwandelt würden, die Hochzeiten, Begräbniſſe und andere Ceremonieen des chriſtlichen Gottesdienſtes, nach wie vor, ohne irgend ein Hinderniß begangen werden könnten, auch das Opferfeſt mit vollkommener Freiheit gefeiert werden ſollte und daß man, für die Bequemlichkeit der Bewohner der Vorſtädte, die an den Andachtsübungen und dem nächtlichen Gottes-

*) Er regirte, nach Joh. v. Müller, von 1512 bis 1520; derſelbe ſagt von ihm, daß er, nach Mahomed II, unter allen Beherrſchern der türkiſchen Macht der größte geweſen ſey. — E. Münch, in ſeinen Heerzügen wider die Osmanen, nennt ihn grauſam.

*) Mahomed hatte den einen Theil Conſtantinopels mit Sturm genommen; der andere Theil capitulirte.

Digitized by Google

dienſte in der Patriarchal-Kirche Theil nehmen wollten, während der drei Nächte des Feſtes das Thor Phanor *) offen laſſen würde. Unter dieſen Bedingungen empfingen wir den Großvater Ew. Hoheit in dieſer Stadt, deren Schlüſſel wir ihm auf einem goldenen Becken überreichten. Er gab uns ſein feierliches Wort, daß wir im Beſitz unſerer Kirchen bleiben ſollten, gegen jeden Eingriff und Gewalt, und wir ſind auch unter den Vorgängern Ew. Hoheit nicht beunruhigt worden. Der Befehl, der heute erſcheint, läßt uns nur den Weg der Beſchwerde übrig, denn es kommt uns nicht zu, auf andere Weiſe gegen die Schmach, die uns angethan worden, uns zu erheben. Der andere Punkt, dem zufolge wir den chriſtlichen Glauben aufgeben und dem Geſetz Mahomets folgen ſollen, iſt nicht nur dem Inhalte des Vertrages, ſondern auch den Vorſchriften des Korans zuwider, **) der erklärt, daß Niemand gezwungen ſeyn ſolle, die Religion Mahomets zu bekennen, von dem Augenblicke an, da er das männliche Alter erreicht habe, bis zu dem Alter von ſiebzig Jahren, wenn er nur einen jährlichen Tribut von dreizehn Drachmen in reinem Silber zahle.“ Der Mufti erwiederte hierauf, daß dieſe Angaben richtig ſeyen, und auch der Advokat des Sultans widerſprach nicht, forderte aber den Patriarchen auf, das Original des Vertrages bei zu bringen. Dieſer erwiederte, daß es bei einem Brande untergegangen ſey, erbot ſich jedoch, drei Augenzeugen (drei Janitſcharen) zu ſtellen, deren Wiſſenſchaft und Aufrichtigkeit nicht verdächtig ſeyn könnten. Man ließ dieſe kommen; ſie waren faſt hundert Jahre alt und ſagten zu Gunſten der Griechen aus. — Selim hatte bis jetzt geſchwiegen, nun aber ſprach er: „Ungeachtet der Bewilligung jener Bedingungen, die mein Großvater den Chriſten zugeſtanden hat, finde ich weder in dem Geſetze noch in der Gerechtigkeit irgend eine Verbindlichkeit, zu leiden, daß ſo ſchöne zum Gottesdienſte beſtimmte Gebäude ſo lange Zeit als Bilderhäuſer dienen. Alſo weit entfernt, dieſe Verwilligungen zu beſtätigen, widerrufe ich ſie vielmehr, geſtehe aber, dem Koran gemäß, den Chriſten die Erlaubniß zu, ihre Religion öffentlich zu bekennen. Die ſteinernen Kirchen, die ſie beſitzen, ſollen in Moſcheen verwandelt werden, dagegen ſollen ſie, ſtatt dieſer, hölzerne zu erbauen und die von der Zeit in Verfall gerathenen wieder her zu ſtellen das Recht haben.“ Und ſo wurden alle Kirchen den Griechen genommen, mit Ausnahme einer einzigen, welche ihnen Selim aus Gunſt für einen griechiſchen Baumeiſter ließ, der ihm eine prächtige Moſchee in Adrianopel erbaut hatte.

So erzählt der gleichzeitige türkiſche Geſchichtſchreiber, Ali Effendi, Sekretair des Ferhad-Paſcha Tefterdar, in dem Geſchichtswerke des Fürſten Demetrios Kantemir. K.

Ueber De Béranger.

(Fortſetzung.)

Geſpräch zwiſchen meinem Cenſor und mir. Am 15ten Januar 1768.

(Ich habe mir erlaubt, da wo in dem Aufſatze „ich“ ſteht, überall den Namen Colle hin zu ſetzen.)

Der Cenſor. Hier, Herr Colle, haben Sie meine Genehmigung zum Druck Ihres Geſellſchafts-Theaters. Es ſind ganz allerliebſte Stücke darin.

Colle. Und meine Lieder, Herr ...., meine Lieder? Wie iſt es denen ergangen?

Der Cenſor. Sie werden mich ſtreng finden. Ich kann Ihnen aber nicht verhehlen, daß mir die Auswahl nicht vorſichtig getroffen ſcheint.

Colle. Sollte Ihnen irgend ein gutes Lied bekannt ſeyn, was ich ausgelaſſen hätte?

Der Cenſor. Im Gegentheil, ich habe mehreren derſelben den Druck nicht geſtatten dürfen.

Colle (ſein Manuſcript durchblätternd). Wie? Sie wollen, daß ich .... und .... wegſtreiche? — (Die Titel der in der Cenſur geſtrichenen Gedichte laſſen ſich, da Colle's Manuſcript hier beſchädigt iſt, nur errathen.)

Der Cenſor. Sie durften nicht erwarten, daß dergleichen die Cenſur paſſiren würde.

Colle. An anderen Orten ſind ſie doch durchgegangen.

Der Cenſor. Alſo ein Grund mehr.

Colle. Verzeihen Sie, die Gründe eines Cenſors waren mir noch unbekannt.

Der Cenſor. Betrachten wir doch mit kaltem Blute die beiden Gattungen von Liedern, die ich nothwendig ſtreng behandeln mußte. Erſtens, warum bringen Sie in Ihre Volkslieder immer irgend einen ſatyriſchen Zug hinein, der auf die Verhältniſſe des Tages Bezug hat?

Colle. Sie ſollten lieber fragen, warum ich Volkslieder mache. Das Volkslied gehört weſentlich der Oppoſition an. Und überdies, wenn ich einige Mißbräuche angreife, die darum nicht weniger unvertilgbar bleiben; wenn ich einige Perſonen lächerlich mache, denen wohl zu wünſchen wäre, daß ſie nichts weiter als lächerlich ſeyn möchten, habe ich darum jemals dasjenige verhöhnt, was ein Recht auf allgemeine Achtung hat?

*) Der Fanal; bekanntlich heißt ſo der Theil von Conſtantinopel, wo die angeſehenen Griechen nachher wohnten, und in demſelben befindet ſich auch die Patriarchal-Kirche.

**) Was das Verhältniß des Muhamedanismus zum Chriſtenthum, inſofern Muhamed etwas darüber verordnet, anlangt, ſo iſt Jeſus in dem Koran als Prophet (wie auch Moſes) aufgenommen, aber Muhamed iſt der höchſte und letzte Prophet, das Siegel der Propheten. Wer ihn und ſeine Lehre nicht erkennt und annimmt, der iſt verdammt und muß verfolgt werden von den Bekennern des Islam.

Digitized by Google

Oder ſcheint mir etwa die Ehrfucht vor dem Monarchen ſchwer an zu kommen?

Der Cenſor. Aber die Miniſter, Herr Colle, die Miniſter! In Neapel geht ſo manches gegen den lieben Gott durch, aber wehe denen, die nicht gut vom heiligen Januarius ſprechen.

Colle. Das iſt begreiflich: denn in Neapel gilt der heilige Januar für einen Wunderthäter.

Der Cenſor. Sie würden dort eben ſo ungläubig ſeyn, wie in Paris.

Colle. Sagen Sie, eben ſo hellſehend.

Der Cenſor. Deſto ſchlimmer für Sie. Und am Ende, was haben die Volksdichter mit ſolchen Dingen zu thun? Sie, Herr Colle, können leichter als jeder Andere zugeben, daß die Volksdichter in der Literatur nicht mehr ſind, als die Bierfiedler in der Muſik.

Colle. Das habe ich eher geſagt, als Sie! Aber geſtehen Sie Ihrerſeits auch zu, daß es einige darunter giebt, die nicht für Jeden aufſpielen. Mehrere von Ihnen verdienten wohl bei der Muſik mit zu ſpielen, bei welcher der große Condé die Laufgräben eröffnete, *) und alle werden nützlich zu einer Zeit, wo es darauf ankommt, daß auch das Volk die Triumphe mitfeiere, bei denen es ohne ihre Lieder nichts fühlen würde, als die Laſt.

Der Cenſor. Ich habe das hübſche Lied von „Port-Mahon" nicht vergeſſen. Ihnen, Herr Colle, wird man keine Anglomanie vorwerfen. Das iſt aber noch nicht hinreichend. Warum treten Sie zum Beiſpiel als Apoſtel gewiſſer kühner Ideen, gewiſſer Grundſätze von Unabhängigkeit auf, die man lieber bekämpfen ſollte?

Colle. Ich verſtehe, welche Ideen Sie meinen. Dieſe Ideen ſollte man bekämpfen! Dabei würde man ſich weniger Verdienſt erwerben, als wenn man in England Epigramme gegen die Kapuziner machte. Finden Sie denn nicht ſelbſt, daß diejenigen, die dieſe Ideen bekämpfen, welchen Sie am Ende ſelbſt nicht ungeneigt ſind, nichts Beſſeres thun, als der Blinde, der alle Laternen zerſchlagen wollte?

Der Cenſor. Ich bin mit Ihnen einverſtanden, wenn Sie damit ſagen wollen, daß ſie neben dem Ziele wegſchießen. Aber, um auf Ihre Lieder zurück zu kommen: alle Welt läßt Ihrem loyalen Charakter, Ihren reinen Sitten Gerechtigkeit widerfahren, und ich hoffe, es wird leicht ſeyn, Sie zu überzeugen, wie ſehr gewiſſe Schlüpfrigkeiten Ihnen ſchaden würden, die ich Ihnen aus Ihrer Sammlung zu entfernen rathe.

Colle. Eben deswegen, weil ich eine Prüfung meiner Sittlichkeit nicht fürchte, habe ich mir erlaubt, die Sitten der Zeit mit einer Genauigkeit zu malen, die freilich dadurch auch etwas von ihrer Ausgelaſſenheit in ſich ſchließen muß.

Der Cenſor. Ihre Bilder werden ſtrenggeſinnten Leuten anſtößig ſeyn.

Colle. Die Keuſchheit hat verbundene Augen.

Der Cenſor. Sie iſt aber nicht taub, und der freie Ton mehrerer Ihrer Lieder kann die Unſittlichkeit noch vermehren, gegen die Sie Ihre Satyre richten.

Colle. Wie? ſagt nicht auch der gute La Fontaine:
„Wie? Mütter fielen mir, Ehmänner mir in's Haar,
Weil luſt'ger Mährchen ich ein Paar
Gedichtet? Weg mit ſolchen Dingen!
Was ich nicht that, das ſoll mein Buch vollbringen?"

Der Cenſor. Die Autorität eines großen Mannes iſt hier nicht wohl angebracht Hier iſt nur von Kleinigkeiten die Rede, deren Aufopferung Ihnen nicht leid thun wird.

Colle. Thut es Ihnen leid, ſie zu kennen?

Der Cenſor. Das ſage ich nicht.

Colle. Und doch ſind Sie Cenſor, im ſtrengſten Sinne Cenſor.

Der Cenſor. Urtheilen Sie ſelbſt.

Colle. Nun wohl! Die Prüden werden nichts an chriſtlicher Liebe gewonnen haben, und die Frömmler werden nicht duldſamer geworden ſeyn, wenn ſie meine ſchlüpfrigſten Strophen heimlich geleſen oder geſungen haben. Mögen dieſe Leute meine Schriften immerhin auf die Liſte der verbotenen Bücher ſetzen. Wenn man ſie des Vergnügens beraubte, dann und wann zu ſchelten, ſo würde die Welt zuletzt glauben, ihre Tugenden ſeyen wirklich etwas Reelles. Meine Lieder können Gelegenheit geben, zu erkennen, was man von ſolchen Männern und Frauen zu halten hat, und den wahrhaft ſittlichen Leuten dadurch nützlich ſeyn, die, immer nachſichtsvoll, dem Frohſinn einigen Muthwillen verzeihen, und der Unſchuld ein Lächeln geſtatten.

Der Cenſor. Außerhalb meines Amtszimmers könnte ich ſolche Gründe gut heißen; hier aber kann ich ſie nur ſcheinbar finden. Ich wiederhole Ihnen alſo, daß ich unmöglich für dieſe Lieder, die Sie ſo gut vertheidigen, die Erlaubniß zum Druck ertheilen kann.

Colle. Ich werde mir zu helfen wiſſen. Ich laſſe ſie in Holland drucken, unter dem Titel: Lieder, die mein Cenſor nicht durchlaſſen durfte.

Der Cenſor. Ich bitte, meine Beſtellung auf ein Exemplar an zu nehmen.

Colle Sie verdienen, daß ich ſie Ihnen dedicirte.

Der Cenſor. Sie können ſie einem beſſern Schutz empfehlen, Herr Colle! — Sie, der Schützling eines Prinzen des erhabenen Hauſes, deſſen Helden Sie ſo treflich ſprechen ließen.

Colle. Warum ſchützt er mich nicht gegen die Cenſoren?

Der Cenſor. Und gegen die Zeitſchriften.

*) Condé eröffnete die Laufgräben vor Lerida bei'm Klange der Violinen und Hautboen.

Colle. Das iſt die zweite wunde Stelle unſerer Literatur.

Der Cenſor. Und welche iſt denn die erſte, wenn ich fragen darf?

Colle. Das überlaſſe ich Ihnen zu errathen, und eile zum Drucker, der mich erwartet.

Der Cenſor. Nur noch einen Augenblick. Ich weiß, daß Sie Tag für Tag aufſchreiben, was Sie geſagt und gethan haben. Laſſen Sie ſich nicht einfallen, unſer Geſpräch etwa auch nieder zu ſchreiben.

Colle. Sie ſollen dabei nicht bloßgeſtellt werden.

Der Cenſor. Das iſt recht gut; aber irgend ein Schüler könnte ſich einmal auf Ihre Gründe ſtützen, und die Autorität Ihres Namens zur Rechtfertigung —.

Hier wird die Schrift ganz unleſerlich, ſo daß ich den Reſt dieſes Geſprächs verloren habe, der vielleicht auch nur für diejenigen intereſſant iſt, die mit Colle in gleicher Lage ſind. Obgleich er dies Geſpräch ſorgfältig aus ſeinen Denkwürdigkeiten weggelaſſen hatte, ſo iſt doch eingetroffen, was der Cenſor fürchtete, und der Schüler nimmt keinen Anſtand, ſich des Namens ſeines Meiſters zu bedienen, ſollte er ſich auch der Gefahr der ſchwerſten Vorwürfe ausſetzen.

Mein Freund, der Gelehrte, hat mir Unglück daraus verkündigt, und mir, um ſeiner Weiſſagung Gewicht zu geben, ſeine Abhandlung über die „Sabons" wieder abgefordert. Das Publikum kann dabei nichts verlieren: denn er wird ſie bedeutend vermehren und in Form einer Denkſchrift der dritten Claſſe des Inſtituts vorlegen. Vielleicht wird ſie mehr Beifall finden, als ich für meine Liederſammlung hoffen darf.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Der 15te Oktober, der Geburtstag unſers verehrten Kronprinzen, war uns ein allgemeines Feſt. In den Königlichen Schauſpielhäuſern wurde eine Rede von Herklots — im Opernhauſe von Demoiſ. Bauer, im Schauſpielhauſe von Hrn. Krüger — geſprochen; dann dort „Palmira" von Salieri und hier Goethe's „Iphigenia" aufgeführt. Ihr Referent hatte ſich zu dieſem Meiſterwerk eingefunden und freute ſich mit der, wenn auch nicht allzu zahlreichen, doch ſehr belebten Verſammlung über eine ſehr gelungene Vorſtellung. Der Geiſt des Dichters fand in den Künſtlern und dieſen Zuhörern den rechten Anklang. Beſonders waren Hr. und Mad. Wolff („Oreſt" und „Iphigenia") mit der erhabenen Dichtung in der vertrauteſten Einſtimmung, ſo daß Beide, nachdem ſie das Publikum in wahre Kunſt-Andacht verſetzten, am Schluſſe des dritten Akts gerufen wurden. — „Palmira" muß Ihr Referent erſt hören. — Aber warum gar keine der neuen Opern, von denen uns die Zeitſchriften ſtets erzählen; ſoll für uns das Neueſte immer erſt ein Luſtrum nur als Sage vorhanden ſeyn? — „Oberon" und „Fauſt" und „Roſe", reim' ich für Gedächtnißloſe! — Vielleicht fruchtet ein Reimlein mehr als ein proſaiſcher Ausfall! — Beck's Luſtſpiel: „Das Kamäleon", hat in den zwei bisherigen erſtlichen Vorſtellungen einiges Glück gemacht, troß dem, daß ein Paar öffentliche Stimmen ſagten: das Stück ſey veraltet und für die heutige Welt unverſtändlich. Indeß, ſo tief liegt der Witz hier nicht, daß man nicht bald die Beziehungen auffände; auch iſt nicht darin, ſondern in der Charakteriſtik der Werth des Stücks zu ſuchen. Freilich, Charakteriſtik iſt das, was die meiſten jetzigen Theater-Stücke nicht haben und wahrſcheinlich deßhalb ſoll ſie auch nichts mehr gelten. — „Herr von Ich", Luſtſpiel aus dem Franzöſiſchen, hat auch gefallen, doch entdeckten Viele manche ſtarke Unſittlichkeit darin; die Entdecker mögen nicht unrecht haben. Hr. Wolff giebt die Hauptperſon des Stücks mit hübſcher Ausmalung. — Ein zweites Stück aus dem Franzöſiſchen: „Die Mantel, oder: der Schneider in Liſſabon", verbraucht eine Anekdote, um die es ſchade iſt. Ein tüchtiger Humoriſt hätte daraus etwas Bleibendes ſchaffen können; im franzöſiſchen Zuſchnitt iſt der Spaß zu dünn geworden, obwohl er noch immer der Lachluſt willkommen ſeyn muß. Hr. Rüthling, der „Schneider", erinnert, vielleicht unwillkührlich, an Schmelka, verdient aber doch den Beifall, der ihm zu Theil wird, durch ſeine Sicherheit in launiger Stimmung. Demoiſ. Bauer („Brigitte") hatte mehr Natürlichkeit als ſonſt. — Die Pantomime: „Der goldene Schlüſſel", iſt eine Harlekinade voll derber Späße und halsbrechender Sprünge. Mir kömmt es ſo vor, als wären die Harlekinaden, welche früher auf unſerer Bühne gegeben wurden und Glück machten, unterhaltender und nicht ſo maſſiv geweſen. Gewiß aber hab' ich unrecht und muß mich billig beſcheiden, daß mir darüber kein Urtheil zuſteht; denn Hr. Lewin ſpringt viel beſſer als ich. Auch hab' ich nur den Zweck, zu loben; namentlich, wie ſchon geſchehen, Hrn. Lewin als Springer; er überſchlägt ſich ungemein vortreflich in der Luft und kann es darin ſelbſt mit der Gardine aufnehmen, die in dem Luſtſpiel: „Das Kamäleon", daſſelbe thut, nur noch mit mehr Ausdauer. Auch als Vollbringer herkuliſcher Späße ergötzt Hr. L. gar Viele; ſeine „Colombine" tanzt gut; nächſtdem gehen die Maſchinerien und Verwandlungen recht geſchickt und überhaupt iſt die ganze ſceniſche Einrichtung als preiswürdig zu erkennen. Wenn nun, bei ſolchen Reizmitteln, die Mehrheit entſchieden recht hat, ſich daran nicht ſatt ſehen zu können, ſo bin nur ich beklagenswerth wegen meines ſchlechten Geſchmacks, deſſen Einwirkung ganz allein ſchuld iſt, daß ich von ſolcher Koſt nicht viel vertragen kann. Indem ich dieſes offen und pflichtſchuldigſt anzeige, verbitte ich alle Condolenzen, die meinen Schmerz nur erneuern würden. — r.

— Im Königsſtädtiſchen Theater ſprach, zur hohen Geburtsfeier, Demoiſ. Wagner eine Rede; dann folgte: „Sargines". — Hätten draußen auch etwas Neues geben können! — aber die Aufführung ſelbſt war eine ſo vorzügliche, daß die Zuhörer wieder im Beifalls-Taumel blieben. — Caſtelli's Drama: „Raphael" und Kotzebue's Luſtſpiel: „Das Poſtdans in Treuenbriezen", wurden günſtig aufgenommen. — Hr. v. Holtei hat einen Schwank geſchrieben: „Die deutſche Sängerin in Paris" — etwas polemiſcher Natur, wie ich höre. Und das Stück wird aufgeführt? — Ich glaube, nein! — obwohl es heißt, daß man es bereitwillig einſtudirte. Ich denke, die deutſche Sängerin wird ſich — in allem Guten — dagegen auflehnen; will man ihr aber nicht nachgeben — ja freilich, dann hat ſie das Ihrige gethan, und muß denen die Gewalt laſſen, die da thun können, was ihnen recht dünkt. E — w.

Auf den Deputirten-Saal zu Paris machte Jemand folgendes Quatrain:

„An der Thür wird hier fortan
L'Hopital, dort Sully ſtehen,
Möcht' auch lieber Jedermann
Beide Männer drinnen ſehen." (Pandore.)

Der türkiſche Sultan, welcher ſein Volk ganz franzöſirt, ſoll auch ſogar den Befehl ertheilt haben, eine Akademie an zu legen, und erbittet von den Franzoſen dringend einen Kern der Unſterblichen, um ſeine Akademie damit aufpflanzen zu können. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 25. Oktober. 170ſtes Blatt.

Ueber De Béranger.
(Fortſetzung.)

Chansons de Béranger.

Le Roi d'Yvetot.
(Mai 1813.)

Air: Quand un tendron vient en ces lieux.

Il était un roi d'Yvetot,
Peu connu dans l'histoire,
Se levant tard, se couchant tôt,
Dormant fort bien sans gloire,
Et couronné par Jeanneton
D'un simple bonnet de coton,
Dit-on.
Oh! oh! oh! oh! ah! ah! ah! ah!
Quel bon petit roi c'était là!
La, la.

Il faisait ses quatres repas
Dans son palais de chaume,
Et sur un âne pas à pas
Parcouroit son royaume.
Joyeux, simple et croyant le bien,
Pour toute garde il n'avait rien
Qu'un chien.
Oh, oh, etc.

Il n'avait de goût onéreux,
Qu'une soif un peu vive;
Mais en rendant son peuple heureux,
Il faut bien, qu'un roi vive.
Lui-même à table, et sans suppôt,
Sur chaque muid levait un pot
D'impôt.
Oh, oh, etc.

Lieder nach dem Franzöſiſchen des De Béranger.

Der König von Scheppenſtädt.

Ein König war in Scheppenſtädt,
Glänzt nicht in der Hiſtorie,
Ging früh zu Bett, erhob ſich ſpät,
Liebt Ruhe mehr als Glorie.
Gekrönt hat Lieschen ihn allein,
Doch durft's nur mit der Nachtmütz' ſeyn.
Wie fein!
Hoho, hoho, haha, haha!
Ein guter kleiner König ja!
Ha ha.

Ging vier Mal täglich nur zu Tiſch
Im ſtrohgedeckten Pallaſt,
Und durch ſein Reich ein Eſel friſch
Trug ihn und ſeinen Ballaſt.
Glaubt' Gutes nur, war froh, geſund,
Statt Leibwacht macht' bei ihm die Rund'
Ein Hund.
Hoho, hoho, haha, haha!
Ein guter kleiner König ja!
Ha ha.

Kein läſt'ger Trieb ward ihm zu Theil,
Nur pflegt' ihn' oft zu dürſten:
Sich pflegen zu der Völker Heil,
Das ziemt jedwedem Fürſten.
Die Steuer hob bei Tiſch allein,
Ein Quart von jedem Faſſe Wein,
Er ein.
Hoho, hoho u. ſ. w.

Digitized by Google

Aux filles de bonnes maisons
Comme il avait sû plaire,
Ses sujets avaient cent raisons
De le nommer leur père;
D'ailleurs il ne levait de ban
Que pour tirer quatre fois l'an
Au blanc.
Oh, oh, etc.

Il n'agrandit point ses états,
Fut un voisin commode,
Et modèle des potentats,
Prit le plaisir pour code.
Ce n'est que lorsqu'il expira,
Que le peuple qui l'enterra
Pleura.
Oh, oh, etc.

On conserve encore le portrait
De ce digne et bon prince,
C'est l'enseigne d'un cabaret,
Fameux dans la province.
Les jours de fête bien souvent,
La foule s'écrie en buvant
Devant:
Oh, oh, etc.

Roger Bontemps.

Air: Ronde du camp de Grandpré.

Aux gens atrabilaires
Pour exemple donné,
En un temps de misèrrs
Roger Bontemps est né.
Vivre obscur à sa guise,
Narguer les mécontens;
Eh gai! c'est la devise
Du gros Roger Bontemps.

Du chapeau de son père
Coiffé dans les grands jours,
De roses ou de lierre
Le rajeunir toujours:
Mettre un manteau de bure,
Vieil ami de vingt ans;
Eh gai! c'est la parure
Du gros Roger Bontemps.

Posséder dans sa hutte
Une table, un vieux lit,
Des cartes, une flûte,
Un broc, que Dieu remplit,
Un portrait de maîtresse,
Un coffre et rien dedans;
Eh gai! c'est la richesse
Du gros Roger Bontemps.

Aux enfans de la ville
Montrer des petits jeux;
Être un faiseur habile
De contes graveleux;
Ne parler que de danse
Et d'almanachs chantans.
Eh gai! c'est la science
Du gros Roger Bontemps.

Faute de vins d'élite,
Sabler ceux du canton;
Préférer Marguerite
Aux dames du grand ton;

Den Töchtern, achtbar an Geſchlecht,
Verſtand er zu gefallen;
Ward Vater d'rum genannt mit Recht
Vom Volk und von Vaſallen.
Vier Mal im Jahr des Landes Wehr
Zum Scheibenſchuß auf's Ungefähr
Rief er.
Hoho, hoho u. ſ. w.

Vergrößert hat ſein Reich er nicht,
Zum Glück der Nachbarſtaaten.
Die Luſt macht ſein Geſetz zur Pflicht;
O Stern der Potentaten!
D'rum weint' ſein Volk auch nie vor Gram
Durch ihn, als da der Tod nun kam,
Ihn nahm.
Hoho, hoho u. ſ. w.

Ja, dieſen würd'gen Landesherrn
Verehrt man noch im Bilde,
Und einem Gaſthof, nah und fern
Berühmt, dient es zum Schilde.
Da ſitzt Sonntags, auch in der Woch'
Das Volk, trinkt, ſchreit: er lebe hoch,
Jetzt noch!
Hoho, hoho u. ſ. w.

Hans Hellmuth.

Den melanchol'ſchen Leuten
Zur Mahnung aufgeſtellt,
Kam in gar trüben Zeiten
Hans Hellmuth auf die Welt.
Nach eig'nem Sinn im Stillen
Lebt er vergnüglich fort:
Der Frohſinn ſcheucht die Grillen,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Den Hut, wie ihn getragen
Sein Vater, trägt ſein Haupt,
Mit Roſ' an Freudentagen
Und Epheu friſch belaubt.
Trägt ſchon ſeit zwanzig Jahren
Den Mantel fort und fort.
Laß alten Freund nicht fahren,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Raum iſt in ſeinem Neſte
Für ſein Geräth genug,
Tiſch, Bett, und was das Beſte,
Den Gott ihm füllt, der Krug.
Bei der Geliebten Bilde
Hängt auch die Flöte dort;
Der Reichthum macht nicht milde,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Den Kindern zeigt er Spiele;
Doch ſind die Frauen fern,
Weiß er der Schwänke viele
Auch für die alten Herr'n.
Geht aus der Sänger Kreiſe
Und von dem Tanz nicht fort:
Der Trübſinn macht nicht weiſe,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Hat er nicht alte Weine,
Trinkt er die jungen auch:
Mißt gern, iſt Gretchen ſeine,
Der feinen Damen Brauch.

Digitized by Google

De joie et de tendresse
Remplir tous ses instans,
Eh gai! c'est la sagesse
Du gros Roger Bontemps.

Dire au ciel: je me fie,
Mon père à ta bonté;
De ma philosophie
Pardonne la gaité;
Que ma saison dernière
Soit encore un printemps.
Eh gai! c'est la prière
Du gros Roger Bontemps.

Vous pauvres pleins d'envie,
Vous riches désireux:
Vous, dont le char dévie
Après un cours heureux;
Vous, qui perdez peut-être
Des titres éclatants,
Eh gai! prenez pour maitre
Le gros Roger Bontemps.

Bleibt in der Freuden Gleiſe
Allzeit an jedem Ort:
Der Frohe nur iſt weiſe,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Mit Lieb' und mit Vertrauen
Spricht er zu ſeinem Gott:
Herr, Du wirſt mich durchſchauen,
Mein Frohſinn iſt nicht Spott,
Wenn ich in Winter trete,
Nimm nicht den Frühling fort;
Sey froh auch im Gebete.
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Ihr, die der Neid verzehret,
Ihr, die nach Ehren ſtrebt,
Ihr, die die Zwietracht lehret,
Ihr, die für's Gold nur lebt,
Ihr, die, in's Amt gekrochen,
Drin Luſt und Muth verlort,
Zu Euch ward es geſprochen,
Hört auf Hans Hellmuths Wort.

(Die Fortſetzung folgt)

Ueber ein Paar Sprüchwörter.

Einer unſerer Schriftſteller macht die Bemerkung: „Der Ausdruck: er beleidigt kein Kind, rührt gewiß aus den Zeiten der Barbarei her, wo man es für weniger unrecht hielt, ein Kind zu beleidigen, als einen erwachſenen Menſchen.“ Ich glaube indeß, daß der Ausdruck ſich nur auf die ſubjektive Empfindung des Kindes bezieht. Ein zartes Kind wird leicht verletzt, es empfindet den geringſten Druck: ein hartes Wort bringt es zum Weinen. Es iſt daher nicht ſo leicht, einen erwachſenen Menſchen zu kränken, als ein Kind, und dies, ſo ſcheint es mir, will jener Ausdruck ſagen. — Eben ſo falſch wird oft das Sprüchwort verſtanden: Mit den Wölfen muß man heulen. Viele brauchen es zur Entſchuldigung ihres Weltſinns und ihrer betrügeriſchen Abſichten. So hört man es oft von Kaufleuten, die im Handel und Wandel nicht eben die aufrichtigſten ſind, oder von Menſchen, die ihre irdiſchen Zwecke durch Kriecherei und Verſtellung zu erreichen hoffen. Das Sprüchwort will aber, meines Bedünkens, nur einen Erfahrungsſatz aufſtellen und weiter nichts bezeichnen, als das phyſiſche Müſſen, nicht das moraliſche Sollen. Sonſt würde es heiſſen: mit den Wölfen ſoll man heulen. Böſe Beiſpiele verderben gute Sitten; dieſer Spruch iſt meines Erachtens ſynonim mit jenem; er warnt vor der Gefahr, unter die Wölfe zu kommen, und nur Menſchen, welche die ganze menſchliche Geſellſchaft für Wölfe halten, können darin eine Entſchuldigung ihrer eigenen Geſinnungen erblicken. Ernſt.

Allerlei.

Der Cardinal Pallavicini ſtellte in ſeiner „Geſchichte der Tridentiniſchen Kirchen-Verſammlung“ als Grundſatz auf: „Die einzige Regel, welche die Kirche zu befolgen hat, iſt, ihr zeitliches und ewiges Glück auf das allmächtige Anſehen ihres Oberhauptes, des einzigen Monarchen und Herrn der Welt (Signor del mondo), zu gründen, deſſen Zinspflichtige und Unterthanen alle Könige und Chriſten, und deſſen Erbe und Eigenthum die Reichthümer aller Völker und Länder ſind.“

Auf manche Opern-Sängerin ließe ſich folgendes Geſpräch zwiſchen dem Prediger Vernezobre in Straßburg bei Prenzlau und ſeinem alten Diener Jaques (vor 100 Jahren gehalten) anwenden. Nach geendigter Predigt fragte der Erſtere: Jaques, ai-je bien pretchei (prêché). — Jaques. Je ne savie (sais) Monsieur, mais vous avec bien criei (vous avez bien crié). — Vernezobre. Oh, j'avie donc bien pretchei!

Fontenelle ſetzte La Motte über alle ſchönen Geiſter ſeiner Zeit, und pflegte zu ſagen: „Der ſchönſte Zug, das Lobenswürdigſte in meinem Leben iſt, daß ich niemals neidiſch auf Herrn De la Motte geweſen bin.“

Sollte man die anonymen Journaliſten und Recenſenten nicht füglich „Geheime Räthe der Literatur“ betiteln können?

Weiſe iſt man für ſich, tugendhaft für Andere.

Man iſt weniger auf das Vergnügen einer Unterhaltung mit einem Mann von Geiſt bedacht, als auf den Eindruck, welchen man in ihm zurück laſſen wird.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. Mad. Stich war wieder hier und hat uns mit fünfzehn Gaſt-Darſtellungen erfreut. Ihre ſchöne geiſtreiche Landsmännin genoß dieſelben Zeichen von Achtung und Anerkennung, welche ſie bereits vor ſechs Jahren erhalten, und die ihrem ausgezeichneten Talent gebühren. Die Künſtlerin trat zum erſten Mal als „Phädra“ auf, eine Rolle, die bekanntlich

Digitized by Google

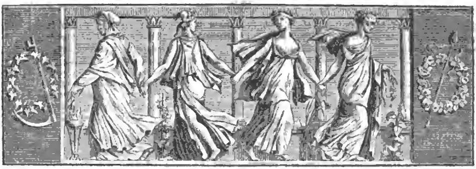
zu den größten Leiſtungen unſerer Schröder gehört. In der Regel lieb' ich Vergleichungen nicht, der eine oder der andere Theil verliert immer dabei. Hier aber, zwiſchen den zwei bedeutendſten dramatiſchen Künſtlerinnen, die Deutſchland beſitzt, ward ich durch das Intereſſe, das nothwendig daraus entſpringt, ſelbſt dazu verleitet. Beide gehen ohne Zweifel von einer Anſicht aus, nur ſind die Mittel, deren ſie ſich zur Ausführung bedienen, verſchieden und zeugen für die Eigenthümlichkeit einer Jeden. Soll ich geradezu unterſcheiden, ſo möcht' ich ſagen, bei der Einen, Mad. Stich, findet ſich mehr Beſonnenheit — bei der Andern, Mad. Schröder, mehr Freiheit; die Erſtere entwickelt mehr Kunſt, die Letztere mehr Natur in ihrem Spiele; die Erſtere wird im Ganzen ſowohl, als in ihren einzelnen Stellungen und Bewegungen, nie die Grenzen des Schönen überſchreiten, die Letztere läßt ſich von ihrem Feuer zuweilen über dieſe Grenzlinie hinaus reißen, aber ſie reißt auch ihre Zuſchauer mit. Die Scene mit „Hypolit" giebt hierzu das deutlichſte Beiſpiel; ich habe den Moment, wo „Phädra" dem entſetzten Jüngling das Schwerdt von der Seite reißt, nie ſchöner, als von Mad. Stich, und nie ergreifender, als von unſerer Schröder geſehen. Ein merkwürdiges Zuſammentreffen iſt es übrigens, daß beide Künſtlerinnen eine gleiche Gewalt in ihren ſchönen Augen beſitzen. Wenn, nach Verſicherung eines Enthuſiaſten, die Augen der Erſtern Engel's Ideen über Mimik zur Aſche brennen, ſo mag ſich Tieck hüthen, daß die der Letztern ſeinen dramaturgiſchen Blättern nicht ein ähnliches Schickſal bereiten, beſonders in gewiſſen Theilen, wo ſie leicht entzündbar ſind. — Mad. Stich wurde bei dieſem ihrem erſten Erſcheinen mit Beifall überſchüttet und drei Mal gerufen. Die Direktion hatte, wahrſcheinlich der Künſtlerin zu Ehren, alle Rollen mit den ausgezeichnetſten Mitgliedern ihrer Bühne beſetzt; Hr. Anſchütz war „Theſeus"; Hr. Korn „Hypolit"; Demoiſ. Müller „Aricia" und Hr. Heurteur „Theramen"; ſo wurde uns denn im eigentlichſten Sinne des Worts ein vollſtändiger Genuß zu Theil, dem ſich das Publikum auch mit der ihm eigenen Empfänglichkeit hingab. — Schnell nach einander erſchien nun Mad. Stich als „Julie", „Donna Diana" und „Jungfrau von Orleans", drei Rollen, in welchen ich ſie bereits bei ihrer frühern Anweſenheit ſah, und über die ich den Berlinern wohl ſchwerlich etwas Neues mehr ſagen kann, außer daß ſie eben ſo viele Triumphe für die Kunſt waren, was aber gleichfalls alt iſt. Merkwürdiger dürfte ihnen eine andere Leiſtung ſeyn, mit der Mad. Stich hier zum erſten Mal auftrat, nämlich „Semiramis" in Raupach's Bearbeitung von Calderon's „Tochter der Luft". Das Stück kam kurz vor der Ankunft unſers geſchätzten Gaſtes auf das Repertoir; es iſt, außer den „Fürſten Chawanskoy", das einzige, was wir von Raupach, trotz der ſeltenen Fruchtbarkeit dieſes Dichters, zu ſehen bekamen, leider aber nicht von der Art, um den Ruf des Verfaſſers von „Iſidor und Olga" auch hier ſo zu begründen, wie er in Berlin ſchon begründet zu ſeyn ſcheint. Calderon theilte ſeine „Tochter der Luft" bekanntlich in zwei Trauerſpiele ab. Das erſte ſchließt mit Semiramis Krönung und mit des geblendeten Menons Fluch; dieſes iſt es auch, was Raupach in ſeiner Bearbeitung hauptſächlich benutzte, und was der erſte und zweite Akt derſelben umfaßt. Im dritten erlaubte er ſich ſchon weſentlichere Veränderungen. So z. B. führt er uns die Ermordung des Ninus vor Augen, welche Calderon nur berührt; er läßt den Menon mit Irenen, die in eine faſt Houwaldiſch-gemüthliche „Alitor" verwandelt wurde, fortleben und als Rächer aus der Verbannung hervortreten; er übergeht die Thron-Entſagung und Verwechſelung der Semiramis mit Ninias, alſo den weſentlichſten Theil von Calderon's Erfindung, und bringt dagegen neue Verhältniſſe und Charaktere, die uns keinesweges entſchädigen; er dehnt endlich die Handlung und den Schauplatz ſo in die Ferne, daß die Tochter der Luft an den Ufern des Ganges den Tod finden muß. Dies Alles ließe ſich noch entſchuldigen, obſchon der theatraliſche Effekt dadurch eher vermindert als vermehrt wird, welches Letztere zu erzielen doch die Abſicht des Ganzen ſeyn mußte, ſonſt hätten wir uns mit der trefflichen Gries'ſchen Ueberſetzung begnügen können — es ließe ſich entſchuldigen, ſag' ich, weil der Dichter mit der Bezeichnung „nach Calderon's Idee" bearbeitet, ſelbſt angedeutet hat, daß er ſeine Freiheit durch nichts beſchränkt wiſſen wollte. Aber, fragen wir nun, iſt denn Calderon's Idee ſo wenig zuſammenhängend mit ſeiner Erfindung, daß ſich die letztere, unbeſchadet der erſtern, verändern läßt? Und dies führt uns zu der Bemerkung, daß bei Raupach der Untergang der Tochter der Luft mehr als ein Akt der Gerechtigkeit, als ein beunruhigendes Strafgericht erſcheine; nicht aber als das Ende eines erhabenen Geiſtes, der, ein Fremdling auf Erden, umherirrt, und nur in ſeiner Heimath das Ziel ſeines Strebens findet, wie es uns Calderon ſchildert. — Inzwiſchen fehlt es der Dichtung keinesweges an ſchönen Einzelnheiten, die eine reiche kräftige Phantaſie, ein empfängliches Gemüth, einen kernhaften Geiſt, und ſomit den Beruf des Dichters verrathen, der nach etwas Höherem ſtrebt, als ein volles oder leeres Theaterhaus auf ein Paar Stunden zu amüſiren. Vorzüglich reich ſind die erſten drei Akte an ſolchen Einzelnheiten — z. B. iſt der Gedanke, dem eben geblendeten Menon den Ausruf: „Was ſeh' ich!" in den Mund zu legen, eines Shakſpeare's würdig — ſo wie denn überhaupt dieſe ganze Scene, die Schlußſcene des zweiten Akts, mit einer poetiſchen Kraft und Fülle ausgeſtattet iſt, die hinter Calderon nicht zurück bleibt, obgleich hier Alles, bis auf die Situation, und ſelbſt in dieſer das Erſcheinen „Alitors", das von ungemeiner Wirkſamkeit iſt, Raupach angehört. Dieſe drei Akte nahm auch das Publikum, obſchon nicht mit dem, ihnen von kunſtwegen gebührenden, doch mit ziemlich lebhaftem Beifall auf. Dagegen wurden die beiden letzten Akte, vorzüglich wegen des ſtörenden Hinausrückens in fremde Fernen, vielleicht auch wegen eines allzu großen und gedrängten Wechſels der Begebenheiten, welcher ſich etwas ſchwer auffaſſen läßt, kalt und theilnahmlos empfangen, was natürlich auch den Eindruck des Ganzen ſchwächte. — Die Rolle der „Semiramis" kann für eine begabte Schauſpielerin nicht anders als lohnend ſeyn, ſo viele Momente bietet ſie dar, in welchen ſich die ganze Kraft der Darſtellungskunſt entwickeln läßt. Dies zeigte uns bereits früher Demoiſ. Müller, und dies war auch mit Mad. Stich der Fall. Ohne mich in neue Vergleichungen ein zu laſſen, bin ich der Meinung, daß beide Künſtlerinnen, Jede nach ihrer Individualität — denn dieſe muß immer berückſichtigt werden — die Aufgabe mit ſeltener Vollkommenheit gelöſet haben. Riß uns in den erſten Akten Demoiſ. Müller mit jugendlichem Feuer und ſchöner Begeiſterung hin, ſo erfüllte uns dagegen in den letzten Mad. Stich durch das Impoſante und Großartige ihres Spiels mit jenem Erſtaunen und jener Bewunderung, die ſich nur wahrhaft königlicher Anſtand und die entſchiedenſte Würde zu erwerben vermag. Beide vermochten ſelbſt ſo ausgezeichnete Talente nicht, das Publikum günſtiger für ein Werk zu ſtimmen, dem es einmal keinen Gefallen abgewinnen kann, ungeachtet es ſonſt nicht eben ſo ſtreng in ſeinem Urtheil zu ſeyn pflegt; daher mag es auch kommen, daß der Beſuch ſo ſparſam war, als Mad. Stich dieſe Rolle zum zweiten Mal wiederholte — in allen ihren andern Vorſtellungen war kaum ein erträglicher Platz zu finden, ſo drängte man ſich hinzu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Miſſionär Wolf predigte unlängſt in Dublin öffentlich, daß der berüchtigte Fürſt von Hohenlohe zwei Dämonen im Leibe habe, ſeine Hoſtien alſo nichts werth ſeyn könnten! (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 27. Oktober. 171ſtes Blatt.

Der Marokkaniſche Harem.

Der Reiſende, aus deſſen Werk ich hier ein intereſſantes Bruchſtück überſetze, war engliſcher Arzt und hatte ſich bewegen laſſen, Marokko zu beſuchen, um den dortigen Kron-Erben von einem Augenübel zu heilen. Seine Hoffnungen, dort belohnt und geehrt zu werden, ſchlugen fehl, und er hatte mit mannigfachen Schwierigkeiten und dem Geiz des regierenden Kaiſers zu kämpfen. Nur durch Liſt gelang es ihm endlich, Marokko zu verlaſſen und in ſein Vaterland zurück zu kehren.

Eines Tages — ſo erzählt unſer Reiſender — erhielt ich den Befehl, mich nach des Kaiſers Pallaſt zu begeben, wo ein Sklave den Auftrag hatte, mich in den Harem zu führen. — Die erſte Pforte war mit zehn Neger-Soldaten beſetzt; durch dieſe kam ich in die Wachtſtube, wo ungefähr funfzehn Eunuchen verſammelt waren. Dieſen iſt faſt ausſchließlich die Bewachung der Weiber anvertraut. Etwas Widrigeres läßt ſich kaum denken, als dieſe verſtümmelten Weſen; ſie ſind meiſt ſchlecht gebaut, klein, dick und aufgeſchwemmt. Die Stimme iſt wie die eines Knaben; dabei aber hat die Gewalt, welche ſie über die Weiber tyranniſch ausüben können, ſie im höchſten Grade grob und ſtolz gemacht. — Von einem dieſer Entmenſchten ward ich ergriffen und durch eine zweite Thür in einen Hof geführt, wohin ohne Befehl des Kaiſers Niemand gelangen kann, ohne ſein Leben in Gefahr zu ſetzen. — Rings an der Seite des Hofes ſaßen die Mädchen des Kaiſers und deren Sklavinnen auf Raſenbänken, mit Handarbeiten und Kochen beſchäftigt. Doch kaum hatten ſie mich erblickt, ſo flüchteten ſie erſchrocken Alle nach dem entgegengeſetzten Ende des Hofes. Als ihnen aber mein Führer geſagt, wer ich ſey, umringten ſie mich lachend, reichten mir die Hand, um ihren Puls zu fühlen, fragten Allerlei und zeigten dabei nicht die geringſte Schamhaftigkeit. Meine Kleider vor Allem fielen ihnen auf; ſie zupſten unaufhörlich daran und umdrängten mich ſo, daß ich keinen Schritt gehen konnte. Sogleich brauchte nun der gefürchtete Eunuch ſeine Gewalt, ſtieß die armen Geſchöpfe hart fort, drohte mit der Peitſche und ſagte: ich müſſe zu Alla Zara, der Gemahlin des Kaiſers, gehen, um ſie zu heilen.

Nachdem ich noch zwei Höfe durchwandert, fand ich das Zimmer der Kranken. Sie lag auf einem Ruhebette mit prächtigen Decken; zwölf Neger-Sklavinnen und andere Frauen ſaßen auf niedrigen Kiſſen in der Stube umher, ihre Gebieterin zu bedienen. Man legte mir ſogleich ein Kiſſen neben der Sultanin hin, worauf ſie mich mit der Hand zu ſich winkte. Aber wie erſtaunte ich, als ich ſie unverſchleiert fand, da man doch ſonſt die größte Vorſicht gebraucht, das Geſicht zu verbergen. Sie mußte einſt ſehr ſchön geweſen ſeyn: früher war ſie die Favorit-Sultanin, bis ein ſchändliches Complott ſie ſtürzte. Mehrere der Sklavinnen des Kaiſers beredeten ſich nämlich, Alla Zara, die ſie ſo ſehr geliebt ſahen, zu verderben. ſie ließen insgeheim Arſenik kaufen, und miſchten dies in der kleinſten Doſis täglich in die Speiſen der Sultanin.

Digitized by Google

Schon war die Wirkung des Giftes groß, als ich ſie heilen ſollte, und eine minder ſtarke Natur hätte den Schmerzen, Brechmitteln und Krämpfen unterliegen. Mehrere Stunden hatte ſie mit dem Tode gekämpft, doch plötzlich verminderte ſich die Pein, und es blieb nur ein fortwährender Magenſchmerz, den keiner der türkiſchen Aerzte zu heilen vermochte. — Ihre Schönheit aber war dahin, und die grauſamen Sklavinnen genoſſen die Rache, ſie aus der Gunſt des Kaiſers gedrängt zu haben.

Als ich die arme Dulderin zum erſten Mal ſah, glich ſie einem Skelett; ohne Unterſtützung konnte ſie nicht gehen; ihre weiße Haut hatte ſich gelb gefärbt, ihre Zähne waren verdorben. Ungeachtet dieſes Zuſtandes hatte ſie dennoch zwei Kinder gezeugt, welche in Geſundheit prangten, und der armen Mutter Leiden milderten. Ihr Anblick erſchreckte mich ſo, daß ich mein lebhaftes Mitleid nicht verbergen konnte, aber an Heilung ſchwerlich dachte; dennoch verſchrieb ich ihr mehrere Mittel, welche ſie willig und ſehr pünktlich einnahm.

Indeß hatte ſich meine Ankunft im ganzen Harem verbreitet, und Alla Ratoom, die erſte Sultanin, ließ mich zu ſich befehlen. Anfangs zögerte mein Eunuch, aber meine Neugierde ſiegte über die Furcht vor dem Zorn des Kaiſers, der mich nur Alla Zara zu beſuchen geheißen. Statt eines dreißigjährigen Skeletts, wie jene, ſah ich eine üppige Schönheit von fünf und zwanzig Jahren. Die Marokkaner hielten dieſe nach ihrem Geſchmack für die erſte Schönheit der Welt. Kleine lebhafte ſchwarze Augen, blendend weiße Zähne, dunkles Haar, eine glänzend weiße Haut, ſtarkes Roth und eine bedeutende Corpulenz geben ein Bild dieſer Landesſchönen. — Sie ſaß auf einem goldbrokatnen Divan; an ſechszig Mädchen hatten ſich bei ihr verſammelt, um mich zu ſehen, und bald bemerkte ich, daß nur Neugierde, nicht Krankheit, mich gerufen hatte. Die Schönen befragten mich nun Alle durcheinander über England, die dortigen Sitten, die Weiber, meine Kleidung, tadelten Alles, befühlten mich von oben bis unten, und zeigten ſämmtlich eine grenzenloſe Dummheit. Von den bekannteſten Dingen hatten ſie auch nicht den entfernteſten Begriff, denn nur Koketterie iſt das Ziel ihrer Bildung; Muſik treiben ſie im Harem, um dem Herrſcher zu ſchmeicheln; den Anzug ordnen ſie ſo verführeriſch als möglich, und ſelbſt alle Farben gebrauchen ſie, um ſich Adern, Augenbraunen, Bruſt, Wangen und Wimpern zu färben.

Die Sultanin konnte nicht aufhören, mich aus zu forſchen; ſie ließ mir Thee herbei bringen, was als große Ehre gilt, und fragte mich unter Anderem: Wie viele Weiber ich hätte und ob ich ſie mitgebracht. Als ich betheuerte: ich lebe ohne Weib, lachte ſie laut auf, alle ihre Damen mit, und Jede glaubte, ich erzähle ihnen ein Mährchen. — Darauf brachten zwei Sklavinnen einen kleinen Tiſch mit drei kurzen, aber dicken Füßen, und auf demſelben dampfte in einer Goldkanne der köſtlichſte Thee. (Die Fortſetzung folgt.)

Ueber De Béranger.

(Fortſetzung.)

La mère aveugle.

Air: Une fille est un oiseau.

Tout en filant votre lin,
Ecoutez-moi bien, ma fille.
Déjà votre coeur sautille
Au nom du jeune Colin.
Craignez ce qu'il vous conseille,
Quoique aveugle je surveille;
A tout je prête l'oreille,
Et vous soupirez tout bas.
Votre Colin n'est qu'un traitre....
Mais vous ouvrez la fenêtre?
Lise, vous ne filez pas. (ter)

Il fait trop chaud, dites-vous?
Mais par la fenêtre ouverte,
A Colin, toujours alerte,
Ne faites pas les yeux doux.
Vous vous plaignez, que je gronde:
Hélas, je fus jeune et blonde:
Je sais, combien dans ce monde
On peut faire de faux pas.
L'amour trop souvent l'emporte....
Mais quelqu'un est à la porte;
Lise, vous ne filez pas. (ter)

Die blinde Mutter.

Höre, Mädchen, gieb mir Acht,
Hör', doch ſpinne weiter fleißig!
Daß dein Herz ſchon hüpft, das weiß ich,
Wenn ich Ludwig's nur gedacht.
Flieh ſein Bitten, flieh ſein Schwören;
Blind zwar, merk' ich doch durch's Hören
Alles, laſſ' mich nicht bethören.
Leiſe ſeufzeſt du, doch ſchwer;
Und dein Seufzer ſagt: wie glänzt er!
Aber wie? Du gehſt an's Fenſter?
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (drei Mal.)

Ja, ſagſt du, es iſt ſo heiß.
Aber aus dem Fenſter munter
Schauſt zu Ludwig du hinunter,
Süße Blicke ſind ſein Preis.
Daß ich ſchelte, macht dich klagen;
Auch ich war in jungen Tagen
Schön und blond, und kann dir ſagen,
Wie die Lieb' oft allzu ſehr
Junge Mädchen irre führe.
Doch wer regt ſich an der Thüre?
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (drei Mal.)

Digitized by Google

C'est le vent, me dites-vous,
Qui fait crier la serrure;
Et mon vieux chien, qui murmure,
Gagne à cela de bons coups.
Oui, fiez-vous à mon âge:
Colin deviendra volage;
Craignez, si vous n'êtes sage,
De pleurer sur vos appas....
Grand Dieu! que viens je d'entendre?
C'est le bruit d'un baiser tendre;
Lise, vous ne filez pas. (ter)

C'est votre oiseau, dites-vous,
C'est votre oiseau, qui vous baise.
Dites-lui donc qu'il se taise,
Et redoute mon courroux.
Ah, d'une folle conduite
Le déshonneur est la suite;
L'amant qui vous a séduite
En rit même entre vos bras.
Que la prudence vous sauve....
Mais vous allez vers l'alcove;
Lise, vous ne filez pas. (ter)

C'est pour dormir, dites-vous?
Quoi! me jouer de la sorte!
Colin est ici: qu'il sorte,
Ou devienne votre époux.
En attendant qu'à l'église
Le séducteur vous conduise,
Filez, filez, filez, Lise,
Près de moi, sans faire un pas.
Envain vôtre lin s'embrouille,
Avec une autre quenouille,
Non, vous ne filerez pas. (ter)

La mort subite.

Couplets pour un diner.
Air: Du ballet des Pierrots.

Mes amis, j'accours au plus vite,
Car vous ne pardonneriez pas,
A moins, dit-on, de mort subite,
De manquer à ce gai repas.
Envain l'amour qui me lutine,
Pour m'arrêter tente un effort.
Avec vous il faut que je dîne,
Mes amis, je ne suis pas mort.

Mais bien souvent, quoiqu'heureux d'être,
On meurt sans s'en apercevoir.
Ah! mon Dieu! je suis mort peut-être,
C'est ce qu'il est urgent de voir.
Je me tâte comme Sosie;
Je ris, je mange et je bois fort.
Ah, je me connais à la vie:
Mes amis, je ne suis pas mort.

Si j'allais couronné de lierre,
Ici fermer les yeux soudain;
En chantant remplissez mon verre,
Et de vos mains pressez ma main.
Si Bacchus, dont je suis l'apôtre,
Ne m'inspire un joyeux transport,
Si ma main ne serre la vôtre,
Adieu, mes amis, je suis mort!

Ey, der arge Wind, der macht,
Daß ſich Klink' und Schloß bewegen:
Und der Hund wird dann mit Schlägen,
Wenn er murrt, zur Ruh gebracht.
Ludwig iſt, trau meinen Jahren,
Flatterhaft, du wirſt's erfahren.
Laß den Schmerz dir doch erſparen,
Daß dein Reiz dein Unglück wär'.
Doch was hör' ich? Gott behüthe!
Einen Kuß? Du meine Güte!
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (drei Mal.)

Vögelchen gab dir den Kuß,
Sagſt du. Gut! doch, meiner Treue!
Küßt der Vogel dich auf's Neue,
Giebt es ſchrecklichen Verdruß!
Iſt ein Mädchen unbeſonnen,
Iſt bald Ruf und Glück zerronnen,
Und der Mann, der ſie gewonnen,
Lacht der Einfalt hinterher.
Ach, vergiß die Vorſicht nimmer.
Doch, du gehſt in's Nebenzimmer?
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (drei Mal.)

Schlafen willſt du! Neckſt du mich,
Mädchen, gar mit ſolchen Streichen?
Hier iſt Ludwig! heiß' ihn weichen,
Oder frei'n im Ernſt um dich.
Bis er dich in Ehren minne,
Bis er dich zum Weib gewinne,
Lieschen, ſpinne, ſpinne, ſpinne
Dicht bei mir, und weich' nicht mehr.
Haſt den Gatten du gewonnen,
Haſt das Brauthemd du geſponnen,
Lieschen, dann ſpinnſt du nicht mehr. (drei Mal.)

Plötzlicher Tod.

Geſchwind eil' ich herbei, ihr Lieben,
Denn ihr vergäbt es nimmermehr,
Wenn von dem Feſt ich weggeblieben,
Und nicht etwa geſtorben wär'.
Ob Amor auch, der allerweiſe,
Mich quält, manch Hinderniß entbot,
Doch komm' ich, daß ich mit euch ſpeiſe;
Nein, Freunde, noch bin ich nicht todt.

Doch, fröhlich bei dem Saft der Reben,
Starb Mancher ſchon, eh' er's gedacht.
Ach Gott! Bin ich auch noch am Leben?
Geſchwind, die Probe gleich gemacht!
Ich trink' und lache ſonder Raſten,
Und eſſ' auch gut! — Nun, keine Noth!
Wär' ich ein Todter, könnt' ich faſten:
Nein, Freunde, noch bin ich nicht todt.

Doch ſinkt bekränzt vom Laub der Reben
Mein Haupt einſt auf der Tafel Rand,
Sollt ihr ein volles Glas mir geben,
Und drücken freundlich mir die Hand.
Wenn Bachus dann, den ich verkünde,
Mich nicht durchglüht mit neuem Roth;
Wenn ich zum Gegendruck nicht finde
Die Kraft, dann, Freunde, bin ich todt.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Fortſetzung.) Traf übrigens dieſes Mißfallen einen bereits anerkannten Dichter wie Raupach, ſo mag er ſich leichter darüber tröſten, als ein zweiter weniger bekannter, dem ein ähnliches, vielleicht noch entſchiedener ausgeſprochenes Schickſal zu Theil ward, ungeachtet auch ſein Werk von einem ſo hochgeſchätzten Gaſt, wie Mad. Stich, eingeführt wurde. Ich meine den „Darius und Alexander“, von Fr. v. Uechtritz. Die meiſten Zuſchauer wußten bereits von dem Aufſehen, welches dieſe Dichtung in den Journalen erregt und von den Streitigkeiten, die ſich darüber erhoben, Viele hatten auch Tieck's Urtheil darüber in ſeinen „dramaturgiſchen Blättern“ geleſen — Keiner aber kannte den Band Trauerſpiele, welchen der Dichter bereits vor mehreren Jahren herausgegeben. Wäre das letztere der Fall geweſen, hätte man die Eigenthümlichkeit, welche ſich dort ſo entſchieden, beſonders im „Spartakus“, ausſpricht, erfaßt, dann konnten auch die Erwartungen hiernach geregelt werden, und der Erfolg würde ſich günſtiger erwieſen haben. Was mich anbelangt, der ich, wie geſagt, Hrn. v. Uechtritz aus ſeinen bisherigen Leiſtungen bereits näher zu kennen glaube, ſo hab' ich mich an dieſer ſeiner neueſten Schöpfung mannigfach erfreut, und ohne in die übertriebenen Lobeserhebungen ein zu ſtimmen, welche von andern Seiten darüber laut geworden, glaub' ich, daß ſich in dem Ganzen jenes tüchtige Beſtreben und jene wahre Liebe für die Kunſt darthun, die in unſerer hierin — wie in ſo vielem Anderen — lauwordenen Zeit um ſo entſchiedener Anerkennung verdient, als ihnen ein Heer von Gleichgültigen, Nüchternen und Alltäglichen überall hemmend entgegen ſtehen. Die Idee iſt groß, die Charaktere — beſonders „Alexander“, „Darius“ und „Statira“ — ſind mit kräftigen und bezeichnenden Zügen hingeſtellt; die Sprache zeigt ſich im Allgemeinen reich an poetiſchen Bildern und edlen Gedanken, dabei erſcheint ſie dort, wo es noth thut, kurz und gedrängt, niemals aber in jener ſüßlichen Breite, in welcher ſich die neuern Dramatiker ſo ſehr gefallen. Voreilig und unverdient muß man deswegen das Urtheil der Mehrzahl nennen, welche die Tragödie verwarf und ſich nicht ſcheute, laut und offen das Ganze für den Verſuch eines Anfängers zu erklären, der eine Reihe von Scenen ohne innern, durch eine höhere Nothwendigkeit bedungenen Zuſammenhang aneinander gereiht habe. Allerdings erſcheint der Faden, der die Handlung verbindet, etwas locker und es mag leicht die ſchwächſte Seite des Werkes ſeyn: daß es ſich nicht zu **einem** Gemälde vereinigt, ſondern, wie ſchon Tieck bemerkt hat, in mehrere Bilder zerfällt; allein, wenn man die Größe der Aufgabe bedenkt, die ſich der Dichter mit einem ſo vielumfaſſenden Stoff gegeben, ſo muß man das Geſchick und die Gewandtheit noch immer bewundern, mit welcher er ſie demungeachtet löſte. — Mad. Stich hat die „Statira“ mit dem vollen Reichthum ihres Gefühls und ihrer Phantaſie ausgeſtattet. Ihre Leiſtung war ſo ganz und abgeſchloſſen, daß ich mich beinahe ſcheue, jener Scene als eines ſchönen Bruchſtücks zu erwähnen, in welcher ſie den ſiegreichen „Darius“ zurück erwartet und ſtatt deſſen dem triumphirenden „Alexander“ entgegen ſtürzt. Der ganze Moment, vor Allem die poetiſche Viſion, iſt ſo lyriſch, daß er mit der höchſten Begeiſterung aufgefaßt und durchgeführt ſeyn will, wenn die Darſtellung nicht hinter der Dichtung zurück bleiben ſoll, die ſich hier in wahrhaft orientaliſchem Reichthum entfaltet. Daß aber Mad. Stich einer ſolchen Begeiſterung fähig ſey, wußt' ich ſchon aus der „Jungfrau von Orleans“, und dennoch überraſchte mich die Größe des Ausdrucks und das Glänzende des Vortrages. Da der Dichter dieſen Charakter mit beſonderer Vorliebe herausgebildet zu haben ſcheint, ſo mag er ſich Glück wünſchen, eine ſolche Künſtlerin dafür gefunden zu haben. — „Alexander“ ward von Hrn. Löwe, „Darius“ von Hrn. Anſchütz dargeſtellt; beide Künſtler überſahen die Schwierigkeiten ihrer Aufgaben und ſtrebten darnach, derſelben Meiſter zu werden. — Eine dritte Neuigkeit, welche uns Mad. Stich gebracht, und in der ſie ſelbſt erſchien, war die dramatiſche Aufgabe: „Komm her!“ Wer einmal von dem Ideen-Reichthum und der Einſicht dieſer Künſtlerin ſich überzeugt hat, womit ſie einen ganzen Charakter in allen ſeinen Theilen zu entwickeln und her zu ſtellen weiß, dem mag es wohl auch Freude gewähren, zu ſehen, wie leicht und gewandt ſie in dieſer, durch eine artige Pointe überraſchenden Bagatelle ſich in einem andern weniger wichtigen Elemente ihrer Kunſt zu bewegen verſteht. Unter dieſer Bedingung laſſ' ich mir das harmloſe Spiel gefallen, aber im Allgemeinen bin ich des Glaubens: daß ſich derlei Proben eher für eine Anfängerin ſchicken, die ſich damit dem Publikum empfehlen kann. Ich komme nun auf jene Rollen unſeres Gaſtes, die zwar den Berlinern bekannt ſind, uns Wienern aber neu waren. Der „Phädra“, welche hierzu gehört, hab' ich bereits erwähnt. Die zweite derſelben war „Madam Danville“ in der „Schule der Alten“, und ſo enthuſiaſtiſch wurde dieſe Leiſtung aufgenommen, daß Mad. Stich ſich genöthigt ſah, ſelbe zu wiederholen. Es ſey mir geſtattet, hierüber einen hieſigen Kritiker ſprechen zu laſſen, der ſonſt nicht gerade zu den zahmſten gehört. „Es iſt unmöglich“ — ſagt er unter Anderem — „dem Leſer, der dieſe Leiſtung nicht ſelbſt geſehen, einen deutlichen Begriff von der Feinheit, Gewandtheit, Wahrheit und Charakteriſtik zu geben, mit welcher Mad. Stich eine Aufgabe löſet, welche zu den ſchwierigſten ihrer Art gehört. Da iſt durchaus nichts Gezwungenes, nichts Angelerntes, keine Bühnen- und Couliſſen-Koketterie, die ſich ſo gern als Converſationston ein zu ſchleichen pflegt, wohl aber dieſer Converſationston ſelbſt, den Kreiſen und dem Leben, in welchem er herrſcht, abgelauſcht, und in allen ſeinen mannigfaltigen, oft nur dem Auge des ſorgfältigſten Beobachters ſichtbaren Nüanzen wiedergegeben. Nicht allein die junge, lebensluſtige, in den höhern Sphären herausgebildete Dame, die ſich dort mit dem Leichtſinn ihres Alters bewegt, und endlich ſiegreich aus den ihr gelegten Schlingen hervor tritt — nicht allein dieſe ſtellt uns die geiſtreiche Künſtlerin dar, auch die Franzöſin, die Pariſerin in aller ihrer Unruhe, ihrem Flatterſinn und Muthwillen. Wir ſahen nie etwas Anmuthigeres, als die Scene, wo ſie „Danville“ zurechtweiſt wegen des Balles, man zürnt ordentlich mit ihm, daß er nicht ſogleich bei den erſten Worten, bei dem bittenden Blicke, bei der erſten vertraulichen Stellung nachgiebt, wo ſie, die Hand auf ſeine Schultern gelegt, ſich ſchmeichelnd an ihn ſchmiegt, und mit Nichts hat man unter dieſen Umſtänden mehr Nachſicht, als mit ſeiner Schwäche. Mit gleicher Vortrefflichkeit wurden aber auch die leidenſchaftlichen Partieen dargeſtellt; von den kleinen häuslichen Streitigkeiten an, die mit Schmollen beginnen und mit Verſöhnung enden, bis zu jenem ergreifenderen Momente, wo mit des Grafen Erklärung zum erſten Mal das Gefühl des Unrechts in der jungen Frau erwacht und wo ſich mit dem hierauf folgenden Erſcheinen Danvilles, mit ſeiner bittern Zurückweiſung des Dekrets, dieſes Gefühl bis zur ſchmerzlichen Erkenntniß ſteigert. Ohne die feinſte Gränzlinie des Anſtandes in irgend etwas zu verletzen, wußte Mad. Stich doch alle dieſe wechſelnden Affekte mit der höchſten Wahrheit und ergreifendem Lebendigkeit durch zu führen. Wir müßten ein ganzes Buch ſchreiben, wollten wir alle die kleineren Details, die glücklichen Schattirungen und Mitteltinten auseinander ſetzen, mit denen die Künſtlerin das ganze Gemälde ausfüllte“ — Damals aber hatten Recenſent und Publikum Mad. Stich noch nicht als „Lady Millford“ geſehen, eine Darſtellung, die erſt ſpäter erfolgte, und die, nach meiner Meinung, allen übrigen, ſo viele ausgezeichnete auch darunter waren, vorgezogen werden muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 28. Oktober. 172ſtes Blatt.

Ueber De Béranger.

(Schluß.)

Le vieux drapeau. (1820.)

Air: Elle aime à rire, elle aime à boire.

De mes vieux compagnons de gloire
Je viens de me voir entouré.
Mes souvenirs m'ont enivré;
Le vin m'a rendu la mémoire.
Fier de mes exploits et des leurs,
J'ai mon drapeau dans ma chaumière:
Quand secoûrai-je le poussière
Qui ternit ses nobles couleurs?

Il est caché sous l'humble paille,
Où je dors pauvre et mutilé;
Lui qui, sûr de vaincre, a volé
Vingt ans de bataille en bataille!
Chargé de lauriers et de fleurs,
Il brilla sur l'Europe entière:
Quand secoûrai-je la poussière,
Qui ternit ses nobles couleurs?

Ce drapeau payait à la France
Tout le sang qu'il nous a coûté.
Sur le sein de la liberté,
Nos fils jouaient avec sa lance.
Qu'il prouve encore aux oppresseurs
Combien la gloire est roturière.
Quand secoûrai-je la poussière
Qui ternit ses nobles couleurs?

Son aigle est resté dans la poudre,
Fatigué de lointains exploits.
Rendons-lui le coq des Gaulois:
Il sut aussi lancer la foudre.

Die alte Fahne.

Mit meinen alten Ruhmsgenoſſen
War ich im fröhlichen Verein;
Da hat ihr Wort, da hat der Wein
Mir das Gedächtniß aufgeſchloſſen.
Stolz auf den Kriegsruhm wie zuvor,
Behielt die Fahn' ich mir vor allen.
Ihr edler Glanz, in Staub gefallen,
Wann heb' ich ſie daraus empor?

Da liegt ſie unter'm Stroh verborgen,
Auf dem ich wund nun ruh' und arm:
Einſt zog ſie durch der Völker Schwarm,
Des Siegs gewiß von Weſt nach Morgen;
Lorbeerumkränzt durch jedes Thor
Europens ſah ich einſt ſie wallen.
Ihr edler Glanz, in Staub gefallen,
Wann heb' ich ſie daraus empor?

Wir ſahen reichlich ſie erſtatten
Das Blut, das uns für ſie entfloß!
Denn unſern Söhnen ein Geſchoß
Ward ſie bei'm Spiel im Freiheitsſchatten.
Von ihr lern' einſt der ſtolze Thor,
Daß Ruhm auch wohnt in Bürgerhallen.
Ihr edler Glanz, in Staub gefallen,
Wann heb' ich ſie daraus empor?

Ihr Adler ſank zur Erde nieder,
Matt von dem Kampf im fernen Land.
Gebt, der zu donnern auch verſtand,
Den Hahn der Gallier nun ihr wieder.

Digitized by Google

La France oubliant ses douleurs,
Le rebénira libre et fière:
Quand secoûrai-je la poussière,
Qui ternit ses nobles couleurs?

Las d'errer avec la victoire,
Des lois il deviendra l'appui.
Chaque soldat fut, grâce à lui,
Citoyen aux bords de la Loire.
Seul il peut voiler nos malheurs,
Deployons le aur la frontière:
Quand secoûrai-je la poussière,
Qui ternit ses nobles couleurs?

Mais il est là, près de mes armes;
Un instant, osons l'entrevoir.
Viens, mon drapeau! viens, mon espoir!
C'est à toi d'essuyer mes larmes.
D'un guerrier qui verse des pleurs,
Le ciel entendra la prière:
Oui, je secoûrai la poussière,
Qui ternit tes nobles couleurs.

Kein Klageruf tönt mehr in's Ohr,
Wo echter Freiheit Jubel ſchallen.
Ihr edler Glanz, in Staub gefallen,
Wann heb' ich ſie daraus empor?

Ermüdet auf dem Siegespfade,
Sey dem Geſetz ſie Stütze nun;
Als Bürger kann der Krieger ruh'n,
Dank ihr, am heimiſchen Geſtade.
Sie mag dem, was das Land verlor,
Ein Schleier, von der Grenze wallen.
Ihr edler Glanz, in Staub gefallen,
Wann heb' ich ſie daraus empor?

Da liegſt du neben dem Gewehre:
O komm, und letze meinen Blick!
Du Fahne, Hoffnung mir und Glück,
Dir ziemt's zu trocknen dieſe Zähre.
Mein Beten dringt zu Gottes Ohr,
Er ſah des Kriegers Thränen fallen.
Ja, edler Glanz, in Staub gefallen,
Einſt heb' ich dich daraus empor!

Der Marokkaniſche Harem.

(Fortſetzung.)

Die Taſſen waren nicht größer als Nußſchalen und wohl 50 derſelben leerte ich, denn nie fand ich den Thee ſo angenehm und aromatiſch. Milch wird nicht dazu gebraucht. — Nachdem ich mich für die gütige Aufnahme durch meinen Dollmetſcher bedankt, wollte ich den Harem verlaſſen, als mich die Favorit-Sultanin Alla Douyow zu ſich befahl. Wirklich verdiente ſie die Begünſtigſte zu ſeyn; denn in allen Ländern Europa's hätte man ſie bildſchön genannt. — Ich war ſo entzückt von ihrem Anblick, daß ich anfangs erſtaunt ſtehen blieb, hernach aber die große Unvorſichtigkeit beging, ihr einige Schmeicheleien über ihre Reize ſagen zu laſſen. Dies ſchien ſie indeß nicht übel zu nehmen, ſondern erzählte mir: ſie ſey in Genua geboren, habe ſich in ihrem achten Jahre mit ihrer Mutter nach Sicilien eingeſchifft, wo ſie ein Sturm an die afrikaniſche Küſte geworfen habe. — Dem Kaiſer entgingen nicht die heran blühenden Reize: er ließ die Kleine von der Mutter trennen und in den Harem ſperren. Obwohl noch ſo jung, hatte ſie ſich dennoch vorgenommen, ihren Glauben nicht zu ändern, und widerſtand allen Drohungen und Verſprechungen, worauf aber der Kaiſer ſchwor, ihr alle Haare ausreißen zu laſſen, wenn ſie nicht willfahre. Dies beſtimmte die Glaubensänderung; die kleine Genueſerin ſtieg immer höher in der Gunſt und ward endlich die erſte Favorite. Schon ſeit drei Jahren war ſie es, und ihre unbeſchreibliche Anmuth und Klugheit wußten ihr dieſen Platz zu behaupten. — Ihren Zügen nach zu urtheilen, war ſie etwa ein und zwanzig Jahr alt, ganz die feurige Italienerin, höflich und beweglich, auch ſchrieb und las ſie das Arabiſche fertig, was keine von den andern Sultaninnen konnte. — Als ich ihr meinen Schmerz über ihr Unglück und ihren Glaubenswechſel andeutete, ſagte ſie: „Was kümmert uns der Glaube? Sind wir nicht Alle Brüder und Schweſtern? — Ich würde ſehr traurig ſeyn, wenn Ihr um dieſes Wechſels willen mich verachten wolltet!“ — Darauf erzählte ſie mir, wie ſie an einem Zahngeſchwür leide und mir gern Vertrauen einflößen wolle, damit ich ſie theilnehmend heile, bat aber, ja nicht von dieſer Zuſammenkunft zu reden, indem, wenn der Kaiſer davon Kenntniß erhielte, er fürchterlich wüthen werde. Wirklich gewann ſie alle ihre Sklavinnen und auch meinen Führer, den Eunuchen, ſo daß ich ſie faſt täglich ſah, und, trotz aller Möglichkeit, entdeckt zu werden, ihre ſchönen Augen bewunderte, ohne an die Rache des Kaiſers zu denken. Zwei Sklavinnen hielten Wache während unſerer Zuſammenkünfte, in denen ich ihr oft mehrere Stunden von Europa und den dortigen Sitten erzählte. — Indeß blieb Alles ein Geheimniß, und der Kaiſer bezeugte mir in einer Audienz ſeine Zufriedenheit über meine Behandlung Alla Zaca's: doch war die ganze Belohnung meiner Kur ein mageres Pferd und 10 Rixdalen.

Der Harem bildet einen Theil des Pallaſtes zu Marokko, der ſelbſt eine Art von eigener Stadt ausmacht. Von dem Serail in den Harem führt eine Pforte, wozu nur der Kaiſer den Schlüſſel hat. Es giebt eilf Höfe im Harem, welche die Gemächer der Sultaninnen und Concubinen umfaſſen. Bekanntlich entbehren die mauriſchen Palläſte und Häuſer der Fenſter, weshalb das Licht nur durch die in gebrochener Arbeit verfertigten Thüren eindringt. Der Haupthof, wo die Sultaninnen wohnen, iſt mit blauen und weißen Ziegeln gepflaſtert; in der Mitte ſpringt eine herrliche Fontaine, die wegen der von Muhamet befohle-

Digitized by Google

nen Reinigungen nothwendig iſt, aber auch zu den Wirthſchafts-Geſchäften gebraucht wird. Dieſe Höfe ſind der einzige Ort, wo die armen Weiber Luft ſchöpfen können, denn an Spazierfahrten iſt nicht zu denken. — Das Innere der Gemächer iſt prachtvoll. Damaſtene Teppiche dienen als Tapeten, den Fußboden bedecken türkiſche Teppiche in den bunteſten Farben, oft von ſchwerer Seide oder feiner Baumwolle. Kleine ſeidene Kiſſen und Matratzen dienen, ſo wie vier Ottomanen von Akazienholz, ſauber verziert, zum Sitzen und Ausruhen. — Die Decke des Gemaches iſt vergoldet und mit meiſt grober Bildhauer-Arbeit verziert; das Schönſte aber von allem Geräth ſind die wandfüllenden Spiegel, oft aus zwei, drei Stücken, und koſtbare Uhren in vergoldeten Glasrahmen. Mitunter ſind auch in den Wänden einige Niſchen angebracht, worin grünſeidene Kiſſen zum Ausruhen liegen, welche mit ſchwarzſammetnen goldgeſtickten Vorhängen bedeckt ſind.

Die Ober-Aufſicht über alle Frauen hatte die erſte Sultanin: ſie und die Favorite haben auch das Recht, ſich die beſten Gemächer zu wählen, und nur ihnen iſt ein Vorzimmer bewilligt; die übrigen Frauen haben jede nur ein Gemach, ſo auch die kranke Alla Zara. (Alla bedeutet ſo viel als Dame und wird nur den Sultaninnen beigelegt.) Je nachdem der Kaiſer ſeine Gunſt ſchenkt, iſt er freigebig oder geizig. Meiſt waren ſeine Geſchenke eben nicht prächtig, und die Penſion, welche viele der Frauen erhalten, reicht kaum hin, ſie zu ernähren. Die Favorit-Sultanin ſelbſt hatte nicht mehr als einen Thaler täglich; die andern Mädchen waren weit geringer beſoldet. Oft aber ſchenkt der Kaiſer Edelſteine, Perlen, ſelbſt kleine Geldſummen, wenn er eben Einer oder der Andern ſeine Gunſt bezeugen will. — Das Alles iſt jedoch nur Nebengewinn, denn die Hauptſache bleiben die Geſchenke der Europäer und Mauren, damit ſich die Weiber ihrer bei beſondern Vorfällen annehmen. Dies weiß auch der Kaiſer, läßt aber dieſe Beſtechungen gelten, um nicht ſeine Beutel weiter öffnen zu müſſen. Alle Geſandte, Conſuls, Kaufleute und Reiſende richten ſich nach dieſem Gebrauch und füllen den Harem mit ihren Geſchenken.

Die Sklaven, welche die Weiber bedienen, müſſen ſie bezahlen, ſonſt bekümmert ſich Niemand um ihre Ausgaben und Einnahmen, wie ſie denn wirklich in ihren vier Mauern einer ziemlichen Freiheit genießen. Außer wenn der Kaiſer reiſt, wo ihm die liebſten Weiber folgen, ſind ſie fortwährend im Harem. Der Tag, an dem eine ſolche Reiſe beginnt, iſt höchſt beſchwerlich für die Einwohner des Landes. Niemand darf ſich auf der Heerſtraße zeigen; mehrere Abtheilungen Soldaten verjagen die Kühnen, welche es wagen, ſich zu nähern. Theils reiſen die Weiber in Kutſchen, theils auf Mauleſeln, je nachdem ſie es verlangen: auch Sänften ſind erlaubt. Ein doppelter, dichter Schleier verbirgt ſie, eben ſo auch, wenn ſie die Begünſtigung haben, außer dem Harem noch in den Ringmauern des Pallaſtes, wo einige Gärten ſind, ſpazieren zu gehen. Dies geſchieht übrigens ſehr ſelten und die ſchwarzen Eunuchen, die alsdann als Wache folgen, quälen die armen Weiber durch ihre ſtrenge Aufſicht fürchterlich.

(Der Schluß folgt.)

Jeſuitinnen.

Der Jeſuiten-Orden hat immer für den einzigen gegolten, der nur Mönche zu Mitgliedern gehabt; es wird indeß jetzt laut, daß es zu Zeiten auch Jeſuitinnen gegeben habe. Anfangs wollte der Ordensſtifter gar nichts davon wiſſen. Bald aber kam ihm die Neigung, auch das ſchöne Geſchlecht für ſeine Zwecke zu gewinnen und er gründete nun eine beſondere Stiftung unter dem Namen „Gnade der heiligen Jungfrau.“ Er ließ ſich auch die Disciplinirung der Mitglieder derſelben höchlichſt angelegen ſeyn; die böſe Welt verbreitete darüber wunderliches Gerede, und hielt den nachmaligen heiligen Ignaz für ein ganz gewöhnliches Menſchenkind. Unter andern Thaten des Heils hat er einſt einem Römer ſeine Geliebte entführt, der, darüber aufgebracht, mit Steinen die Scheiben des Hauſes zerſchmetterte, in welches die neue Magdalena mit ihrem Herrn und Meiſter ſich eingeſchloſſen hatte. Zuletzt fand Ignaz ſich veranlaßt, das Kloſter jener Sünderinnen wieder auf zu heben, und Papſt Paul III entſchied, daß es nun nie wieder Jeſuitinnen geben ſollte. Dennoch behielt Ignaz ſich die Wäſche einiger einzelnen weiblichen Gewiſſen vor; zu den ausgezeichneten Erkohrnen zählt man die Gattin eines Geſandten Carl's V, Leonora Oſoria, und eine edle Spanierin, Iſabella Roſella, die nur deshalb nach Rom kam, um keine andere Sünden zu begehen, als ſolche, welche der neue Orden ihr geſtattete. F. P.

Sonett.

Zwei böſe Geiſter ſind aus finſt'rer Schlucht,
Wo der Dämonen gift'ge Schaaren liegen,
Zu Leid und ew'ger Qual herauf geſtiegen,
Wir nennen Zweifel ſie und Eiferſucht.
Des eig'nen Vorwurfs unheilvolle Frucht,
Sind ſie beſtimmt auf ewig — zu betrügen,
Und wo ſie nah'n, da ſieht man ſchnell entfliegen
Mit Lieb' und Luſt die Ruh' in banger Flucht.
Sind dieſe Geiſter auch zu dir gekommen,
Haſt du ſogar ſie bei dir aufgenommen,
Und hältſt im reinen Buſen ſie bewahrt?
Verſcheuche ſie, die raſenden Dämonen,
Sie dürfen nicht in deiner Seele wohnen,
Weil Reines ſich und Böſes nimmer paart.

E. Langrehr.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Fortſetzung.) Dieſer wunderbare Charakter („Lady Milford") umfaßt die ganze Menſchennatur, ihre Würde und ihre Geſunkenheit, ihre Kraft und ihre Schwäche, ihre Milde und ihre Härte, ihre Schönheit und ihre Häßlichkeit — er trägt beinahe alle Leidenſchaften in ſich und verlangt die erſchütterndſten Uebergänge von der einen zur andern; der feinſte Ton der Geſelligkeit grenzt hier an den höchſten Affekt, das zarteſte Gefühl an die bitterſte Ironie. Jede Routine wird deßwegen an dieſer Rolle ſcheitern und nur einer bedeutenden Künſtlerin kann es gelingen, ſie in ihrem ganzen Umfange zu löſen; als eine ſolche aber hätte ſich Mad. Stich dießmal bewährt, ſelbſt wenn ſie nicht ſchon längſt dafür anerkannt wäre. Die beiden Scenen mit „Ferdinand" und „Luiſe" werden mir unvergeßlich bleiben, ſie gehören zu dem Größten und Schönſten, was ich je von der Schauſpielkunſt geſehen, und ich habe viel Großes und Schönes von ihr geſehen, denn ſeit meiner Kindheit an war ſie es, die mich im Verein mit der Poeſie am meiſten ergriff und feſſelte. Die Jahre ſchwanden, mit ihnen das vom eigenen Jugendglanz erhellte Feenreich, der Wahn verblich, die Täuſchung zerriß; ich ſah Halbheit und Mittelmäßigkeit, Nüchternheit und Geiſtes-Armuth, Ueberſchwenglichkeit und Manier ihr tolles ſelbſtgefälliges Unweſen treiben; ich ſah, wie die Kunſt, und mit ihr auch das Gefühl und die Liebe für Kunſt, ſich flüchteten vor der allgemeinen Krankheit der Zeit; wie jedes echte tüchtige Beſtreben, dem Hohn und der Gleichgültigkeit überlaſſen, in ſich ſelbſt zerfiel; wie die hohle Form und Norm Geſtalt und Gehalt verdrängten und wie Alles am Ende auf ein leeres nichtiges Spiel hinausging, das ſich ſelbſt eben ſo ſehr, als die Wenigen, welche ſich noch von ihm täuſchen ließen, zum Beſten hielt. Aber in all dieſer Bedrängniß hatt' ich mir noch immer den Sinn für das Schöne und die Hoffnung erhalten, daß es doch einmal ſiegreich durchgreifen müſſe. Wie ſehr ward dieſe Hoffnung durch Erſcheinungen wie die eines Iffland, eines Brockmann, eines Koch, eines Krüger, eines Eßlair, eines Anſchütz, einer Schröder, einer Stich, eines Devrient — gern möcht' ich auch ſagen können, eines Wolff, allein ich hatte nie die Freude, den berühmten Künſtler zu ſehen — wie ſehr, ſag' ich, ward dieſe Hoffnung durch ähnliche Erſcheinungen von Zeit zu Zeit wieder genährt und geſtärkt. Mögt ſie endlich auch in Erfüllung gehen, mögen ſich ſolche Kräfte nicht mehr länger einzeln zerſplittern, ſondern zu einem Ganzen vereinigen, das mit einem Male die Lücken ausfüllt, den Mängeln abhilft und die Idee einer National-Bühne verwirklicht! Doch dies bleibt, wie ſo vieles Andere, wohl nur ein frommer Wunſch, deſſen Realiſirung der Zukunft vielleicht vorbehalten iſt — vielleicht aber auch nicht! — Indeß mögen dieſe Gedanken, welche ſich mir bei dem letzten Erſcheinen der Mad. Stich als „Julia", und bei dem lebhaften Abſchied, den das Publikum von der geehrten Künſtlerin nahm, wieder recht ſchmerzlich aufdrangen, mein Scheidegruß für ſie ſeyn. — Jetzt zu den übrigen Neuigkeiten, die für die Leſer einiges Intereſſe haben können, und zwar wieder zu den theatraliſchen, weil ich einmal im Zuge bin. Das Kärnthnerthor-Theater hat uns nun auch den berühmten „Jocko", den Affen, wie er ſeyn ſoll, gebracht. Was ſind doch die franzöſiſchen Dichter populair geworden! Kaum iſt Charles Pougens mit ſeiner Erzählung erſchienen, ſo bringt uns auch ſchon die „Abendzeitung" eine zierliche Ueberſetzung davon, der „Sammler" druckt ſie nach — wer weiß, ob nicht auch die Münchener „Flora" und die Frankfurter „Unterhaltungsblätter", von deren Bereitwilligkeit, ſich fremdes Gut an zu eignen, ſogar meine Wenigkeit Erfahrung gemacht hat. — Einſtweilen ſind in Paris fünf bis ſechs Melodramen fix und fertig geworden, in denen unſer Affe die Hauptrolle ſpielt, und fünf bis ſechs Verdeutſchungen werden nicht viel ſpäter „um Colliſionen zu vermeiden" angekündigt — zu dieſen Ueberſetzungen findet ſich wieder ein Parodiſt, hier Herr Meiſl, wenn ich nicht irre, von dem etwas Aehnliches in der Joſephſtadt aufgeführt wurde — und ehe man ſich's verſieht, paradirt Freund Jocko als ſeiner uomo im Ballet! — Simia est bestia turpissima, ſagt ein alter Lateiner — wie geſchwind hätte er ſeine Worte zurück genommen, wenn er die zierlichen Sprünge dieſes liebenswürdigſten ſeines ganzen Geſchlechts geſehen! Ich laſſ' es mir nicht nehmen, Hr. Pougens hat uns in dem Helden ſeines Mährchens nur auf eine feine Art den erſten Pariſer Etourdi ſchildern wollen — ſo galant und charmant beträgt er ſich. Welches Gemüth, wie weich und innig! welcher Geiſt, wie reich und ſinnig! welcher Humor, wie tief und lebendig! Ja, verdient es Jemand, ſo verdient es dieſer Affe aller Affen, daß man die Backenbärte, die jetzt gerade in der Mode ſind, nach ſeinem großen Namen nenne — ein Backenbart à la Jocko, ich bin überzeugt, der Gedanke muß durchgreifen, und ich hoff' ihn nächſtens in der Leipziger Modenzeitung anempfohlen zu leſen! Sprechen Sie ſelbſt, lieber Leſer, kennen Sie etwas Erhabeneres, als die poetiſche Gerechtigkeit perſonifizirt in einem Orangutang? Mich wenigſtens hat die Idee elektriſirt und in unaufhaltſames Entzücken der Begeiſterung brach ich aus, als der Balletmeiſter den intriguanten häßlichen Mohren in dem Augenblick erſchießen ließ, da er das ſüße Geheimniß ſtiller Liebe zu verrathen droht! — Wie aber ſoll ich erſt die Vortrefflichkeit des großen Künſtlers genugſam anrühmen, dem die große Aufgabe geworden, dieſen wichtigen Charakter in allen ſeinen Theilen befriedigend zu löſen — womit ſoll ich beginnen, womit enden? Rühme ich auch die unbeſchreibliche Anmuth, mit der er Nüſſe knackt, erſchöpf' ich mich auch im Lobe der ſeltenen Grazie, mit welcher er die gewagteſten Sprünge z. B. von einem Baume zum andern vollbringt, erklär' ich auch den Ausdruck von Furcht und Entſetzen im Augenblick, wo ihn die Schlange verfolgt, für unnachahmlich, ſo hab' ich doch noch nichts von den feineren Zügen geſagt, mit welchen er ſeine Charakterzeichnung ausſtattet, z. B. von dem höchſt durchdachten und effektvollen Kratzen, das er in entſcheidenden Momenten mit ſo vielem Glück anwendet u. ſ. w. Genug, dieſes Ballet hat, wie ſich aus dem Geſagten leicht denken läßt, Furore gemacht, und wird bereits über einen Monat beinahe einen Tag um den andern gegeben. Glück zu! — Eine zweite Oper Boyeldieu's: „Die beiden Kutſcher", konnte nicht ſo viel Antheil gewinnen, als die „weiße Frau". Die meiſten komiſchen Motive in der Partitur ſind ſchon verbraucht und überhaupt ſcheint das Ganze ſehr flüchtig gearbeitet. Am meiſten gefiel noch eine große Arie, welche Demoiſ. Schechner mit einer bewunderswürdigen Geläufigkeit bald im Alt und bald im Sopran abwechſelnd vortrug. Uebrigens fand ich im Text die Idee ergötzlich, daß ein alter lebensluſtiger Landedelmann, der immerfort Neuigkeiten aus der Reſidenz zu hören wünſcht, dieſe auf keine bequemere Art zu erlangen weiß, als indem er die Straße, welche durch ſein Gut führt, in einem ſo ſchlechten Zuſtande erhält, daß nothwendig alle Kutſchen umwerfen müſſen. Iſt das Unglück geſchehen, ſo eilt er herbei, empfängt die armen Paſſagiere auf das gaſtfreundlichſte und bleibt ſo im beſtändigen Verkehr mit der Welt, in der er nun einmal lebt. Hr. Forti ſtellt dieſen Buffo mit vieler Charakteriſtik und Laune dar. Schade, daß wir den ſeltenen Künſtler, der als Schauſpieler eben ſo ausgezeichnet iſt, wie als Sänger, verlieren werden; er hat einen Ruf nach Neapel bekommen. Auch Demoiſ. Schechner gedenkt Wien wieder zu verlaſſen, indem ihr die Anträge, welche man ihr gemacht, obſchon ſelbe ſehr bedeutend ſind, nicht anſtehen. Etwas Aehnliches ſoll die junge Künſtlerin auch aus Stuttgart vertrieben haben. (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 30. Oktober. 173ſtes Blatt.

Der Marokkaniſche Harem.

(Schluß.)

Der Harem des Kaiſers Sidi Mahomet beſteht aus 160 Weibern, ohne die Sklavinnen der vier Sultaninnen zu rechnen. — Der Kaiſer hat auch das Recht, die Sultaninnen, wenn er iheer überdrüſſig iſt und ſie ihm keine Kinder gebären, zu verſtoßen und andere zu erwählen, ein Recht, wovon er auch nicht ſelten Gebrauch macht. Ueberdem ſterben ſie auch zum Theil frühzeitig: es iſt alſo ſchwer an zu geben, wie oft der Kaiſer ſich während ſeiner Regierung vermählt hat. Dreißig Mal iſt das wenigſte.

Im Allgemeinen ſind die Weiber Negerinnen oder europäiſche Sklavinnen, doch giebt es auch einige aus edeln mauriſchen Familien, deren Verwandte ſo niedrig waren, ſie den Lüſten des Herrſchers auf zu opfern. — Die mauriſchen Weiber ſind ohne Anmuth, ohne Anſtand, linkiſch, ſelten groß, aber auffallend ſtark. Ihre Haut iſt hellbeaun, das Geſicht rund, die Augen ſchwarz, die Naſe unb der Mund klein, dagegen Hände und Füße unangenehm groß.

Die Weiber trauten anfangs meinen Mitteln ſehr wenig, vorzüglich, wenn die Arzenei bitter oder betäubend war: meiſt mußte ich auch erſt ſelbſt davon einnehmen, um zu zeigen, daß ſie nicht ſchädlich ſey. Sie waren auch ſtets unzufrieden, wenn nicht Alles raſch von ſtatten ging.

Einer ſonderbaren Prozeſſion des Harems will ich erwähnen. Wenn nämlich eine lange Dürre im Lande geweſen, reihen ſich die Weiber paarweiſe, die kleinen Mädchen zuerſt und ſodann bis zu den älteſten. Auf den Köpfen tragen ſie kleine Beetter, auf denen geſchrieben ſteht: „Wir bitten Gott und Muhamed, Regen zu ſchenken, da er im Lande fehlt."

Selten beſucht der Kaiſer den Harem, er läßt ſich meiſt die Auserwählte in ſeine Zimmer holen, die ſich dann auf's Beſte aufputzt. Als Mittel zum Starkwerden brauchen die Weiber einen Brei, Cuscaſſao genannt, worin ſie einige nährende Pulver zuſammen miſchen.

Die Kleidung der mauriſchen Weiber beſteht in einem Hemde mit weiten Aermeln; die Bruſt bleibt davon unbedeckt. Ein ſeidenes Mieder umſchließt die Taille, und ein Kaftan, ähnlich unſern Schlafröcken, ohne Aermel, wird darüber gezogen, fällt bis auf die Erde und iſt von Seide oder Baumwolle. Ein Gurt von feiner Leinewand oder Mouſſelin umſpannt den Körper, bildet an der Seite einen Knoten, wovon die Enden hernieder fallen. Hinten am Kaftan ſind zwei breite ſeidene Bänder befeſtigt, welche, über der Bruſt gekreuzt, an den Schultern befeſtigt werden Seidene oder leinene weite Hoſen vertreten die Stelle der europäiſchen Unterröcke. Die Haare ſind in Flechten unter einem koſtbaren Tuche mit allerlei Falten, als Mütze dienend, verborgen. An den Ohren, welche an zwei Stellen, oben und unten, durchlöchert ſind, hängen Goldringe mit einigen Edelſteinen; der untere Reif iſt größer und mit beſſeren Steinen geziert. Strümpfe werden nicht getragen, ſondern kleine, rothe, goldge-

Digitized by Google

ſtickte Pantoffeln, die ſie im Zimmer ausziehen. Am Spann des Fußes tragen ſie einen Goldring, an ihren Händen die ſchönſten Brillant-Ringe, auch Armbänder und Perlen oder Diamanten um den Hals, ſo wie meiſt eine goldene Kette mit einem Medaillon vor der Bruſt. — Sonderbar iſt es, wie ſie ſich malen; die Backen mit grellrother Schminke, die Augenbrauen ſchwarz, auf der Stirn einen gleichen Fleck, wie auf der Naſenſpitze, in der Mitte des Kinns einen rothen Fleck, von wo aus ein ſchwarzer Strich bis zum Buſen gezogen iſt. Die Nägel, ſo wie das Innere der Hand, werden ganz dunkelroth gefärbt, auf den Händen und Füßen ſieht man allerlei Figuren, die ſich nie wieder verwiſchen laſſen, meiſt bunt und in Schnörkeln und Sternen beſtehend.

Die Weiber beten im Harem, nicht in der Moſchee, weil der Muſelmann durch ihre Anweſenheit zerſtreut würde, auch das Weib nach den Religions-Begriffen nur zu ſeiner Luſt geboren iſt, und mithin an ſo heilige Orte nicht hingehört. — Es giebt deshalb im Harem ſogenannte Prieſterinnen, die den Kindern das Beten, die Religion und die Landesgeſetze erklären.

Alle Kinder männlichen Geſchlechts, welche die Sultaninnen gebären, heißen Prinzen und haben gleiches Kronrecht, erhalten auch, als Gouverneurs, Provinzen; die Mädchen aber werden nach einer Stadt, Talifet, geſandt und dort an die Erſten des Staats verheirathet. Dieſe Stadt beſteht nur aus Sprößlingen des kaiſerlichen Stammes; der Großvater des jetzigen Kaiſers ſandte während ſeiner Regierung 300 ſeiner Kinder dorthin und ihre Nachkommenſchaft beläuft ſich jetzt ſchon über 9000.

Der Umgang mit Alla Douvow, ihre Unvorſichtigkeit und Gunſt, ſchienen mir immer gefährlicher, weshalb ich Marokko zu verlaſſen verſprach. Alla Zara's Heilung ging gut von ſtatten, und ich ſagte ihr, ich wolle mehrere Medikamente aus Gibraltar holen, die ich nur dort verfertigen könne. Glücklicher Weiſe traute ſelbſt der Kaiſer meiner Lüge, und um Alle darin zu beſtärken, verſprach ich ſogar, den Weibern Sachen aus Gibraltar mit zu bringen. Um einen Begriff von ihren Wünſchen zu geben, verrathe ich hiermit ihre Aufträge. Alla Natoom beſtellte ein Theetaſſen-Servis, ſo klein als möglich. Alla Douvow wünſchte einen Theetiſch mit ganz kurzen Füßen und einem Glasrand, nebſt mehrerem Porzellan und wohlriechende Waſſer. Alla Zara ſollte ich mehrere Ellen gelben Damaſt, Carmoiſin, Thee, Kaffee, Muskat und Taſſen kaufen. Die andern Weiber verlangten Taffent, Perlen, Spiegel, eine Toilette, ein Schränkchen und eau de Lavande. Selbſt die Eunuchen und Ammen beſtellten etwas: Uhren und Halsbänder. — Hieraus ergiebt ſich die Kleinlichkeit dieſer Weiber, welche nicht einmal einſahen, daß der Transport ſo vieler Waaren ungeheure Summen gekoſtet hätte.

Glücklich entkam ich nach Tanger, wo ich als Lohn meiner Dienſte zwei Ochſen, zehn Ziegen, mehrere hundert Stück Geflügel, Früchte und Gemüſe erhielt; meine zwei magern Klepper hatte ich, da ich ſie nicht reiten konnte, für ein Spottgeld verkaufen müſſen. Der Prinz von Marokko war ſehend und ich hatte nur Kränkungen, Sorgen, Leiden und Koſten, zum Lohn aber nicht mehr als 60 Mitzdals und freien Aufenthalt davon gehabt. Die Trinkgelder, die Jeder verlangte, überſtiegen weit die erbärmliche Einnahme. Das Einzige, was mir Angenehmes bleibt, iſt, daß ich ein Land kennen lernte, welches bis jetzt mangelhaft und nur theilweiſe in ſeinen Gegenden, Sitten und Einrichtungen beſchrieben worden iſt.

v. S.

Aus einer alten Predigt.

Eine gedruckte lateiniſche Predigt, aus dem ſechszehnten Jahrhundert, von einem Pater Peldart von Temeswar, welcher unter dem Papſte Alexander VI in Rom und Italien in großem Ruf ſtand, verdient Aufmerkſamkeit. Sie ward am Tage der Empfängniß Mariä gehalten und bewies unter Anderem, daß die heilige Jungfrau in allen Künſten und Wiſſenſchaften bewandert geweſen ſey. Maria, ſagte er, hat nie im Reden geſündigt und gefehlt, folglich hatte ſie die Grammatik vollkommen inne. Der heilige Auguſtin verſicherte, in der heiligen Schrift wären alle Floskeln der Rhetorik enthalten; wer wird aber läugnen, daß Maria der ganzen heiligen Schrift kundig geweſen ſey; folglich verſtand ſie Rhetorik. Die Logik iſt nothwendig, um die Ketzer und Ketzereien zu beſtreiten: es heißt, Maria habe ſie überall zerſtört; folglich mußte ſie ſich auf Logik verſtehen. Auch in der Metaphyſik war ſie bewandert, denn dieſe Wiſſenſchaft iſt für Theologie erforderlich, und Maria war in der Theologie zu Hauſe. Auch die Phyſik konnte ihr nicht fremd ſeyn, denn ohne Phyſik kann man gewiſſe Geheimniſſe der Religion nicht erklären, welche ihr nicht unbekannt waren. Sie beſaß die Arzeneikunde, weil ſie mit einem einzigen Worte Kranke geſund machen konnte. Sie hatte Muſik gelernt, denn ihre Stimme war gewiß die harmoniereichſte auf Erden, da ſie für das feinſte Ohr, für das Ohr des Kindlein Jeſu beſtimmt war, welches ſie in den Schlaf ſang. Sie war in der Rechenkunſt und in der Chronologie erfahren, denn ſie kannte ihren Stammbaum von Abraham bis zum Meſſias; — in der Geometrie, denn ſie wußte ſich aus den Schwierigkeiten zu ziehen, die im Propheten Heſekiel, bei der Beſchreibung des Tempels und der Stiftshütte, vorkommen; — in der Aſtronomie, denn ſie kannte alle Sterne und Himmelskörper, die

in der heiligen Schrift erwähnt werden; endlich in dem Civil- und canoniſchen Rechte, und hier iſt mein Beweis (ſchloß der Redner): Ein Sachwalter iſt geſchickt, wenn er vor einem aufgeklärten gerechten Richter einen verwickelten Prozeß gegen einen ſchlauen argliſtigen Gegner gewinnt. Das Heil des Menſchengeſchlechts ſchien verloren; der Prozeß war verwickelt, verzweifelt; die heilige Jungfrau hat ihn vor Gott, dem gerechten Richter, geführt; ſie hat ihn gegen den Teufel, den ſchlaueſten, argliſtigſten Gegner, gewonnen.

Chaſtel.

Sorgen ohne Noth.

(Ein wahres Geſchichtchen.)

Madam H., eine junge, liebenswürdige, erſt ſeit Kurzem verheirathete Schauſpielerin, gaſtirte jüngſt in A****n als „Donna Anna" in „Don Juan". Sie war kurz vor dem Beginnen dieſer Oper mit der Vollendung ihrer Toilette in der Garderobe beſchäftigt, als ſich ihr ein Dienſtbote mit der Frage naht: „Sind Sie Madam H.?" und auf die Bejahung mit den Worten: „Ich habe einen Brief an Sie ab zu geben!" ihr ein Billet überreicht. Madam H., nicht zu der Gattung ſolcher Colleginnen gehörend, denen ein Briefchen, in der Garderobe oder hinter den Couliſſen zugeſtellt, nichts Ungewöhnliches iſt, zögert einige Augenblicke mit der Eröffnung des Briefes, aus Beſorgniß, der Gegenſtand einer Indiscretion zu ſeyn; doch verzeihliche Wißbegierde, eine erprobte Beſiegerin weiblicher Furcht, beſchwichtigte auch die Bedenklichkeiten der „Donna Anna", und ſie überſliegt mit ängſtlicher Haſt folgende Zeilen:

„Die Ehre iſt kein Standes-, kein Erbrecht, kein Monopol — ſie iſt ein Gemeingut aller Menſchen ohne Ausnahme. — Wer ſie haben will, hat ſie, und nur wer ſie nicht haben will, hat ſie nicht. Ich will ſie haben, habe ſie, und erwarte daher die allerentſcheidendſte Genugthuung für die ſchändliche, überraſchende Beleidigung, die Sie mir, unwürdig eines Edeln, zugefügt haben. Machen Sie keine Umſtände! ſtellen Sie ſich bald, denn in jedem Falle zwinge ich Sie, ſich zu ſchlagen, ſo wahr mir Gott helfen möge. Auguſt Weiß."

Zerſtreute auch der ehrenfeſte Eingang dieſes Billets die vorgefaßten perſönlichen Beſorgniſſe der lieblichen Leſerin, ſo legte dagegen der Schluß deſſelben eine Zentnerlaſt auf das Herz der liebenden Gattin, die, in der Zuverſicht, die Herausforderung gelte dem Gatten, das Leben deſſelben für offenbar bedroht hielt. Den Gatten in der Nähe wiſſend, eilt ſie zu ihm, giebt ihm das blutlechzende Billet und beſchwört ihn, ſein ihr ſo theures Leben nicht eines unvernünftigen Vorurtheils wegen auf das Spiel zu ſetzen. Dieſer, ſich keines Anlaſſes zu irgend einer Herausforderung bewußt, unterſucht die Aufſchrift des Billets, und es ergiebt ſich, daß es weder an ihn, noch an ſeine Frau, ſondern an einen Grafen von Falkenau, Obriſten und Commandeur der Garde, gerichtet war.

„Wer iſt aber jener Auguſt Weiß? wer dieſer Graf von Falkenau? und wie kam die an dieſen gerichtete Ausforderung in die Hände der „Donna Anna"?" — Darüber, geliebter, aber mit unſerer neueren Theater-Literatur nicht allzu vertrauter Leſer ertheile ich Dir zur Stelle folgende Auskunft: Der Graf von Falkenau iſt ein, von unſerm geſchätzten Ludwig Robert wohlbeſtallter Obriſt, den dieſer Dichter in der „Macht der Verhältniſſe" von „Auguſt Weiß" herausfordern läßt. „Donna Anna" ſoll bei ihrem letzten Auftritte einen Brief in der Hand halten; der ſehr beſchäftigte Theater-Requiſiteur ſucht nach einem in Briefform zuſammen gelegten Stück Papier, ergreift zufällig das mitgetheilte Billet und giebt es dem erſten beſten geiſtloſen Theaterdiener mit der Weiſung, es an Madam H. ab zu geben. Dieſer hält wahrſcheinlich die offizielle Depeſche für eine perſonelle und entledigt ſich erzähltermaßen ſeines Auftrages.

A — dt.

Ein Wonnegang im Mondſchein.

(181*.)

Ich ging mit meiner Liebſten, ſie hing an meinem Arm,
Lau war die Luft des Abends, das Herz war voll und warm;
Doch wie der Mond am Himmel von Wolken war bedeckt,
So war ihr liebes Antlitz vom tiefen Hut verſteckt.

Wohl manche ſüße Rede ward mir da zugewandt,
Wohl fühlt' ich mich beſeeligt durch manchen Druck der Hand,
Doch ach! die holden Züge, der Augen Zauberblick,
Mich nur bei ſelt'ner Wendung erfreu'n mit kurzem Glück.

Da bringet durch die Wolken des Mondes helle Pracht
Und glänzt am heit'ren Himmel. Ein zweiter Himmel lacht
Ihr Antlitz mir entgegen, klar, licht und anmuthsvoll,
So daß ein Strom von Wonne in meinem Herzen quoll.

Denn in den lichten Zügen, im Blick, der's Inn're trifft,
Leſ' ich von Gegenliebe in deutlich-heller Schrift;
Wohl ſteht in keinem Buche, in keiner Schrift der Welt,
Was mir ſo aus der Maaßen, ſo einzig wohl gefällt.

Karl Schall.

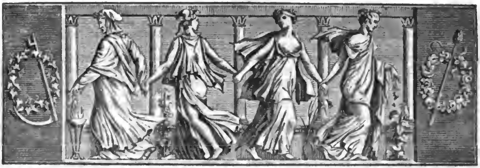
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Schluß.) Noch ein anderes Ballet: „Die Nachtwandlerin", ward ebenfalls als neu gegeben; es fand ſich jedoch, daß es nur ein alter Tanz im neuen Gewande ſey, den wir bereits vor undenklichen Zeiten — wenn ich nicht irre, noch unter Vigano — zu ſehen bekamen. Uebrigens dauern die franzöſiſchen Opern noch immer fort, ja es iſt ſogar ein neues Abonnement dafür angekündigt worden, ungeachtet ſie ſehr ſparſam beſucht werden. — Das Joſephſtädter Theater, welches ich in der Regel nur ſelten beſuche, weil man dort Alles, aber Alles höchſt mittelmäßig giebt, gewährte mir dieſer Tage doch ein recht intereſſantes Schauſpiel. Seit einiger Zeit giebt näm-

ſich ein Fechter der K. Akademie zu Paris, Hr. Lebesnier, auf dieſer Bühne Darſtellungen, in welchen er ſeine ungeheure Körperkraft entwickelt. Nun habe ich ähnliche Stückchen wohl ſchon geſehen, obwohl nicht in dem Grad von Stärke, wie ſie Hr. Lebesnier offenbar beſitzt. Was mir aber ſein Erſcheinen vorzüglich werth gemacht hat, dies iſt die echt franzöſiſche Anmuth, Gewandtheit, Lebendigkeit und Heiterkeit, womit er alle dieſe Dinge vollbringt, und ſo durchaus nichts von Charlatanerie an ſich trägt. „Ich konnte mich vor dem Manne fürchten" — ſagte eine Dame zu mir — „wenn er nicht ſo liebenswürdig wäre!" — und ich glaube, ſie hat damit ziemlich deutlich ausgeſprochen, was dieſen Leiſtungen ſo viel Anziehendes verleiht; wir freuen uns nämlich der menſchlichen Kraft, indem wir ſie von dem geregelt ſehen, was ſie von der bloß thieriſchen unterſcheidet. Hr. Lebesnier iſt ſehr proportionirt gebaut, mittlerer Statur, mit breiter Bruſt und Rücken, weniger fleiſchig als muskulös und ſennig, dabei auch von einnehmender freundlicher Geſichtsbildung. Ich kann mir kein zweckmäßigeres Modell für bildende Künſtler denken, als ſeine wahrhaft ſchöne Geſtalt. Dies beſtätigen auch die verſchiedenen Stellungen, mit welchen er gewöhnlich ſeine Darſtellungen beſchließt. Sie ſind meiſtens nach berühmten Kunſtwerken und Hr. Lebesnier beweiſt in ihrer Wahl ſowohl, als in der Anordnung und Ausführung, einen ſehr lebendigen Sinn für das Schöne. Zum Beſchluß noch ein Pröbchen von ſeinem Witz. Er kann mit der deutſchen Sprache nicht recht fort, und findet für manche Begriffe durchaus nicht das paſſende Wort; da geſchieht es nun oft, daß die Menge, die ſich über ſo etwas immer luſtig zu machen pflegt, ſeine Verlegenheit laut belacht. In einem ſolchen Augenblick trat er vor und bemerkte: „Er ſey zwar ziemlich ſtark, wie das verehrte Publikum ſehe, aber — die deutſche Sprache ſey noch ſtärker!" — Ich weiß nicht, ob Scribe und Conſorten jemals auf dieſen Einfall gekommen wären, mir ſcheint er wenigſtens viel zu tief für die Oberflächlichkeit dieſer Herren! — Das Volks-Theater brachte uns eine neue Zauber-Poſſe von Bäuerle: „Glück in Wien", die, wie die meiſten dieſer Gattung Stücke, durch einige luſtige Einfälle, lokale Beziehungen und durch einzelne artige Muſikſtücke die Menge unterhielt. Das Publikum ſpielt bei ſolchen Aufführungen eben ſo gut ſeine Rolle mit, als die Schauſpieler die ihren, ja ich möchte behaupten, eine noch größere, denn es greift ſichtbar mitwirkend und belebend in die ganze Handlung ein. Der einzige Fehler, den man dieſer Bühne vorwerfen könnte, iſt der Mangel an Mannigfaltigkeit; eine Piece, die gefällt, erzeugt gewöhnlich eine Menge von Nachahmungen, die — nicht gefallen. Zwar iſt es richtig, daß der Charakter des Ganzen eine gewiſſe immer wiederkehrende Aehnlichkeit verlangt; allein dieſe Aehnlichkeit ſollte meines Erachtens dieſelbe ſeyn, wie in den italieniſchen Poſſenſpielen, welche, trotz der nämlichen nationellen Masken, doch in Erfindung und Handlung einen reichen Wechſel darbieten. — Doch nun genug vom Theater, das mich ohnehin diesmal mehr als gewöhnlich beſchäftigt, und zum Schluſſe etwas Ernſteres. Auch wir haben Weber's Todtenfeier begangen, und gewiß mit nicht geringerer Rührung und Liebe, als die Dresdner. In der Kirche zum heil. Joſeph auf der Leimgrube ward zu dieſem Behuf die Aufführung des Mozartſchen Requiem veranlaßt, wobei viele Mitglieder unſerer Oper, unter Andern auch Demoiſ. Schechner, der ganze Chor und ein Theil des vortrefflichen Orcheſters mitwirkten. Das ziemlich geräumige Lokale vermochte kaum die Zahl der Freunde und Verehrer des geliebten Meiſters zu faſſen; tiefer Schmerz und wahrhaft gefühlte Theilnahme ſprach ſich in den Zügen Aller aus. Vor dem Hochaltare ſtand der Katafalk mit Weber's Wappen geziert, in den erſten Bänken knieten mehrere ſeiner Kunſtverwandten als erſte Leidtragende. Viele dieſer Leidtragenden ſah ich vor drei Jahren auch zu einer Feier verſammelt, die demſelben galt, deſſen irdiſche Reſte nun fern vom Vaterland in fremder Erde ruhen; doch wie verſchieden war jenes Feſt von dieſem! Damals ſaß er ſelbſt noch mitlebend und mitgenießend unter uns; dieſelben Stimmen, die jetzt das wehmüthige und zerreißende Requiescat ſangen, vereinigten ſich damals zu einem kräftigen und jubelnden Vivat; dieſelben Hände, die ſich jetzt zum ſtillen Gebete für den Frühgeſchiedenen ſchloſſen, drückten damals die ſeinen mit lautem Glückwünſchen! — Nun, wie Gott will! war ja ſein Wahlſpruch, und dies ſey jetzt unſer Troſt — mir wenigſtens klang er aus den Tönen ſeines eben ſo früh geſchiedenen Bruders in der Kunſt mild und beſänftigend in's Herz! D—w.

Militairiſche Umſchaffung. Der erſte Verſuch, die türkiſchen Truppen zu europaiſiren, geſchah ſchon unter Selim, wo ſie Nizam-gedittes (neue Ordonanz-Soldaten) hießen. Ihr Kern beſtand aus den Ueberbleibſeln der Garniſon von St. Jean d'Acre, welchen Platz ſie ſo ruhmvoll vertheidigt hatten. Sie wurden vermehrt und bald nach der Bulgarei und nach Rumelien geſandt, wo vor ihnen vergebens alle andern Truppen-Gattungen, ſelbſt die Janitſcharen, ihr Heil gegen die dortigen Räuberbanden verſucht. Die Nizam-gedittes entſprachen des Sultans Erwartung vollkommen, und ſchlugen in zwei Monaten Alles aus dem Felde, was ſelbſt kein Paſcha von drei Roßſchweifen im Stande geweſen war. Der Kaiſer erkannte ihr Verdienſt reichlich, belohnte ſie nach Würden und beſchloß, ſie auf alle Weiſe zu vermehren. Aber eben ihr Verdienſt erwarb ihnen unter den andern Truppen deſto mehr Feinde; die Befehle des Sultans wurden unterdrückt, und nachdem der Groll ſo weit geſtiegen, daß der Sultan unter ſeinen Augen die Miniſter, welche die Sache am lebhafteſten begünſtigt, mußte umbringen ſehen, fand er ſich veranlaßt, ſie im Jahr 1807 ganz auf zu heben. Man erzählt aus dieſer Zeit ein Beiſpiel ſeltener Hingebung. Die Janitſcharen hatten das Volk ſo aufgewiegelt, daß die Meuterer, voll von ihrem Triumphe, zuletzt die Köpfe derjenigen forderten, die von ihnen gehaßt waren. Unter dieſen ſtand der Boſtandgy-baſchy obenan, der aber ein Liebling des Sultans und von ihm in ausdrücklichen Schutz genommen war. Das Gedränge ward indeß eines Tages ſo arg, daß man den Pallaſt förmlich beſtürmte und mit lautem Ruf den Kopf des Boſtandgy-baſchy forderte. Alle Hofleute baten furchtſam, dem Willen des blutdürſtigen Volks nach zu geben; aber Selim liebte ſeinen Günſtling zu ſehr und verweigerte ihn ſtandhaft, ſich der Schwäche ſolcher Nachgiebigkeit ſchämend. Da trat der Unglückliche ſelbſt hervor, warf ſich ſeinem Souverain zu Füßen, und bat flehend, ſein Leben hin zu geben, denn er ſehe, daß dies allein die geheiligte Perſon des Sultans retten könne, und wolle ſich willig opfern, wenn er das Leben ſeines Fürſten damit ſichern könne. Selim war tief erſchüttert; beide Hände vor das Geſicht haltend, rief er: „Wenn Du denn ſelbſt in ſolch ſchmerzliches Opfer willigſt, mein Sohn, ſo ſtirb! — der Segen des Himmels geleite Dich!" — Kaum hatte er dies geſprochen, da trat auch ſchon ein Henker herbei, ſchlug dem Boſtandgy-baſchy den Kopf ab und warf ihn aus dem Fenſter unter die blutdürſtige Menge. — Der Triumph ſchien aber damit noch nicht vollendet, auch Selim mußte ſpäter ihren Forderungen geopfert werden. Muſtapha ward vorläufig Kaiſer und der berüchtigte Bairactar Groß-Vezier. Dieſer unternahm von Neuem, europäiſch-disziplinirte Truppen ein zu führen. Anfangs gelang es auch, aber ſtatt die Seymens (ſo hießen ſie) aus zu zeichnen, vernachläſſigte ſie ihr Stifter ſelber bald ſo, daß ſie von ihren Feinden mißhandelt wurden, und mit dem baldigen Falle Bairactar's erreichten auch die Seymens ihre völlige Endſchaft. Seitdem ließ man den Verſuch, europäiſche Truppen zu formiren, ganz ruhen, aber jetzt ſcheint er wieder kräftig begonnen. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 1. November. 174ſtes Blatt.

Der Bauern-Prediger in Schleſien.

Wenn der Blick auf den Ausbrüchen des religiöſen Fanatismus in unſerm Vaterlande, z. B. auf der Wildenſpucher Gräuelgeſchichte, den Pöſchlianern und andern Fanatikern dieſes Schlages, mit Schmerz verweilt, ſo fällt es auf, daß Scenen dieſer Art, wo der Bruder den Bruder, im Wahne, Gott zu gefallen, erſchlug, zerfleiſchte, kreuzigte oder verbrannte, ſtets im ſüdlichen, und faſt nie im nördlichen Theile Deutſchlands vorfielen, und man weiß nicht, ob man dies einem beſſern Jugendunterricht des norddeutſchen Landmanns, oder einer innern Trägheit zuſchreiben ſoll, die ihn dann freilich dem Erfrieren näher bringt, als dem Verbrennen. Man wird indeß geneigt, das Erſtere an zu nehmen, wenn man findet, daß in früheren Jahrhunderten fanatiſche Sektirer dieſer Art in Norddeutſchland nicht ſo ſelten waren, als jetzt: ſelbſt bei unſern ruhigen Schleſiern findet ſich ein auffallendes Beiſpiel dieſer Art aus dem Jahre 1590. Mag der alte naive Kauz, der das Andenken daran bewahrte, es mit ſeinen eigenen treuherzigen Worten erzählen:

„Darnach hat ſich ein ander Bauerprediger zu Harpartsdorf im Goldbergiſchen zu predigen und zu lehren unterfangen, deme die Leutlein im Dorfe nachgefolget und faſt in allen Häuſern, Junge und Alte, Weiber und Kinder aufgetreten und geprebigt. Sie preiſen ſich und diejenigen, die ihrer Lehre zugethan, für ſelig, dagegen verdammen ſie alle anderen Lehren. Item, ſie geben für, es ſtehe ein Baum in der Höllen, der ſenke ſich täglich, daran hange allerlei Hoffarth, große Kragen, ſeidene Hauben, tamaſkene Schauben, Mäntel und ſammetne Halskoller, und wäre noch ein klein Aeſtlein am Baum, ſo noch unbehangen; wenn das geſchehen, werde der Baum verſinken und der jüngſte Tag kommen, und das würde noch vor der Ernte geſchehn. Gott hätte ſchon lange wollen die Poſaune zum Gericht blaſen laſſen, aber ein Engel wäre für Gott niedergefallen und habe gebeten, ſo lange an zu halten, bis mehr Leute zu dem neuen Glauben bekehret worden. Item, ſie ſagen, es ſey kein Engel mehr im Himmel, denn Gott habe ſie alle ausgeſandt in alle Lande, die Menſchen zur Buße zu berufen. Sie geben auch für und betheuerten es hoch, daß ſie in den Himmel und in die Hölle ſehen könnten, und die eigentlich kenneten, die da verdammt oder ſelig ſeyen; ſagen, Dieſer oder Jener ihres Glaubens ſey ſchon im Himmel und habe eine halbe Krone auf dem Kopfe; am jüngſten Tage werde die Krone ganz vollkommen werden. Die Menſchen, ſo nicht ihres Glaubens, ſtünden in der Hölle, Einer auf dem Kopfe, der Andre bis an die Kniee, Jener bis an den Hals, mancher bis über den Kopf, wie ſie denn Etliche von Adel und Andre darin ſehen. Item, ſie ſagen, die Pfaffen, Herrſchaften, Schreiber, Spielleute, lägen in der Hölle zuſammengekoppelt wie des Teufels Leithunde; etlichen ſey noch Rath, andern nicht. Die Hölle wäre mit lauter Pfaffen gedielet und ausgepflaſtert, ein Jeglicher habe einen ſchwarzen Hund neben ſich liegen. Sie ſollen auch ſolche ſeltſame und unerhörte Gebehrden treiben.

daß nicht zu ſagen; greinen, ſchlagen mit den Fäuſten auf die Tiſche, winden die Hände, rufen Jeſus, ſchreien Zeter über alle Kirchen und Pfaffen, als von denen ſie ſo jämmerlich verführet worden, warnen einander, die Kirche als den Teufel zu fliehen und zu vermeiden. Sie bekennen, daß ſie oft den Teufel ſehen unter ſich kommen, welchen ſie mit Füßen treten und ſchreien: Schlag zu! ſchreien Jeſus; wenn ſie ein Hünlein ſehen, oder einen Hahn krähen hören, ſo halten ſie dafür, es ſey der Teufel, wie man denſelben auch hat ſichtiglich geſehen, daß er aus dem Hauſe geritten, da ſie zuſammenkommen, und iſt in der Gaſſen verſchwunden. Wenn es Abend wird, weiſen ſie einen Stern und ſagen: durch dieſen müſſen wir eingehen in's ewige Leben. Item, ſie ſagen, des Nachts leuchteten in ihrer Verſammlung zwei Lichter unter der Bank, und entſpränge ein Brunnen, daraus labeten ſie ſich. So ſey auch unſer Herr Gott zwei Nächte zu ihnen gekommen und habe ihnen geleuchtet. Sie ſagen von einem Berge in einem Ländlein, daraus wären zwo Perſonen ausgegangen, die hätten ſchon 5000 Menſchen zu ihrem Glauben bekehret. Sie zerſchneiden allen Schmuck, Sammet, Seide, Kragen, grüne Schürztücher und dergleichen, bekennen einander ihre Sünden, fallen auf die Kniee und Angeſichter, ſchlagen mit den Köpfen auf den Erdboden, eſſen, trinken und ſchlafen wenig. Etliche wollen gar nicht eſſen, ſeufzen Tag und Nacht, gehen mit niedergeſchlagenen Köpfen als wären ſie bethöret, beſeſſen oder unſinnig, wie auch viel unter ihnen darnieder fallen, liegen und zittern, als hätten ſie der ſchweren Gebrechen. Dadurch machten ſie ihnen einen Anhang, und iſt ein großer Zulauf von Jung und Alt, Knechten und Mägden, auch Kindern von 7 bis 8 Jahren, die lehreten ſie dergleichen Gebehrden führen und ſprechen die Alten: Gott laſſe durch die Unmündigen diejenigen, ſo die Ihrigen gefangen hielten, zur Buße berufen, und dergleichen viel ſeltſamer Sachen mehr, die allhier zu erzählen zu lang würden."

C. v. Wachsmann.

Urtheile eines franzöſiſchen Journaliſten über Deutſchlands Dichter im Jahre 1755.

„Man erwartet ein vollſtändiges epiſches Gedicht, den Meſſias (von Herrn Klopſtock). Von dieſem Gedicht ſind bisher nur, vor 6 — 7 Jahren, die erſten 6 Geſänge erſchienen und haben den glänzendſten Beifall erhalten. Der Dichter iſt noch jung und lebt in Copenhagen, unter dem Schutze und von den Wohlthaten des Königs von Dänemark. Sein Gedicht iſt eine Nachahmung und Folge von Milton's Paradies.

Herr Gellert lebt in Leipzig, iſt ebenfalls noch jung und hat den Ruhm der deutſchen Muſen aufs höchſte gebracht. Man hat von ihm Fabeln, Erzählungen, moraliſche Gedichte über die Ehre, den Reichthum, den Stolz, die Menſchenliebe u. ſ. w., einen Roman, ein Schäfergedicht und Luſtſpiele.

Herr Gottſched hat zwei trefliche Abhandlungen über die deutſche Beredſamkeit und die deutſche Dichtkunſt geſchrieben. Seine Gemahlin iſt eine zweite Madam Dacier. Beide haben einige unſerer beſten Trauerſpiele überſetzt und in Leipzig aufführen laſſen; auch eigene gedichtet.

Demoiſ. Ziegler gilt für die deutſche Deshoulières.

Herr Hagedorn iſt unter den Deutſchen derjenige Dichter, der ſich unſerm leichten angenehmen Geſchmack und unſerer Manier am meiſten anſchmiegt, und ſich durch das Leſen und Studiren unſerer beſten Dichter gebildet hat. Man nennt ihn den deutſchen Anakreon.

Sehr viel hält man in der Schweiz und in Deutſchland von Herrn Haller; allein man wirft ihm, und nicht mit Unrecht vor, in einer gelehrten Abhandlung Herrn Diderot ſcharf angegriffen und ihm die ſchuldige Achtung nicht bewieſen zu haben. Er ſpricht mit edlem Freimuth über die Hofleute und Frömmlinge; ſeine Gedichte ſind ſeit 1754 in's Franzöſiſche überſetzt und verdienen dieſe Auszeichnung.

Herrn Rabener, deſſen Satyren (1754) in's Franzöſiſche überſetzt worden, wird ſeine Stelle zwiſchen Rabelais und Swift angewieſen. Er hat die Sitten ſeiner Nation treu und mit lebhaften Farben gemalt; da aber dieſe Sitten local und für Frankreich nicht intereſſant ſind, ſo ſcheint die Ueberſetzung bisher kein Glück gemacht zu haben."

Der Artikel ſchließt mit der Bemerkung, daß Deutſchlands Gelehrte (und ſogar Dichter) mehrentheils Profeſſoren auf Univerſitäten ſind. C.

A p h o r i s m e n.

Die Beſcheidenheit iſt wohl die ſeltenſte Tugend von allen, und dennoch iſt ihr Ruf nicht ſchwer zu erlangen. Oft zieht ſie ihre Nahrung von der Trägheit und die urſprünglich anmaßendſten Menſchen erſcheinen endlich ſehr beſcheiden, wenn ſie ſo oft übel angelaufen ſind, als ſie ſich in Sachen miſchten, welche ſie nicht verſtanden.

Der Styl iſt freilich nur die Schale zum Kern eines Buches. Man achtet wenig auf ihn, wenn er gut iſt, und hält ſich an den Gedanken. Iſt er aber trocken oder incorrekt, ſo verwirft man leicht das ganze Buch mit allem Guten, was es enthalten mag. Der Styl gleicht den Complimenten, welche man ſich in Geſellſchaft macht. Man hört ſie kaum, weil Jeder ſie fordert und erwiedert. Begeht man aber die geringſte Nachläſſigkeit in Ausübung derſelben, ſo erſcheinen wir bei allen Talenten, bei allen übrigens vortreflichen Eigenſchaften faſt Jedem unausſtehlich.

Digitized by Google

Es gehört eine mehr als gewöhnliche Klugheit dazu, ſich dumm zu ſtellen, und doch iſt es für diejenigen, welche nun einmal das Unglück haben, klug zu ſeyn, der einzige Weg, um mit der Welt fort zu kommen. Wollen Kluge ihr dieſen Gefallen nicht thun, ſo mögen ſie raſch den höchſten Grad der Klugheit gewinnen, den: ſich ſelbſt genug zu ſeyn.

Jeder Menſch, auch der geringſte, kann ein Weltüberwinder ſeyn, wenn er ſich ſelbſt zu beherrſchen verſteht: denn Jeder trägt eine Welt in ſich, in welcher ſich Gott abſpiegelt, wie die Sonne in einem Tropfen Thau. Aber hell und klar muß der Tropfen ſeyn; im Mehlthau ſpiegelt ſich keine Sonne und die Seele eines Böſewichts faßt nicht den allerhöchſten Gedanken.

Wie wenige Männer, welche uns die Geſchichte als merkwürdig, ja groß bezeichnet, ſind das aus eigner Kraft geworden, was ſie ſpäter waren. Oft mußte ihre eigene Schwäche dazu dienen, ſie zu erheben, und ihre Conflikte mit der Außenwelt, gerade durch dieſe Schwäche erzeugt, vermochten erſt dieſelbe in Kraft zu verwandeln. Wer hätte in dem furchtſamen, beinah menſchenſcheuen Klostermönch Luther, der kaum die Kanzel zu betreten wagte, und in frommer Andacht auf den Knieen die Treppen des Laterans zu Rom hinauf rutſchte, den künftigen Reformator geſucht? — und gewiß er ſelbſt am wenigſten. Tell, der ſtille, friedliche Familienvater Tell wurde ein Mörder und zugleich der eigentliche Schöpfer der Freiheit ſeines Vaterlandes. Rouſſeau, dieſer krankhaft ängſtliche, kindliche Schwärmer, erſchütterte ganz Europa durch die Gewalt ſeiner Ideen, er half eine Revolution in der geiſtigen Welt bewirken, die auch in ihrer Ausartung nicht ohne Gewinn für die Menſchheit blieb. Er fühlte ſelbſt die Macht dieſer Ideen und zitterte ſein ganzes Leben hindurch vor ſeinem eigenen Werk und deſſen Folgen, ein Wahnſinn, der gegen das Ende ſeines Lebens immer mehr zunahm, und wahrſcheinlich auch ſeinen myſteriöſen Tod veranlaßte. So ſtand der Künſtler, deſſen ſchöpferiſcher Meißel den donnernden Jupiter geſtaltete, ſcheu und bebend vor der neu vollendeten Statue und wagte kaum den Blick zu ihr zu erheben.

Die Redensart: „Was ſoll ich anfangen?“ ſtatt: „Was ſoll ich thun?“ — wie beſcheiden iſt ſie und zugleich wie wahr! Nur der Anfang einer Handlung iſt dem Willen des Menſchen übergeben, ihr Erfolg liegt in den gebietenden Umſtänden, die man Verhängniſſe nennt.

Ein Schriftſteller, ich glaube Lichtenberg, macht die Bemerkung: „Wenn Jemand etwas ſchlecht macht, das man gut erwartete, ſo ſagt man: Nun ja, ſo kann ich es auch. Es giebt wenig Redensarten, die ſo viel Beſcheidenheit verrathen.“ Als Seitenſtück zu derſelben nenne ich den Ausdruck: „Das ſagen Sie keinem Andern!“ Man bedient ſich deſſen oft, wenn uns etwas Beleidigendes geſagt wird. Ein Anderer möchte dies alſo nicht ertragen. In einer Welt, wo es zur Ehre gereicht, nach einer erhaltenen Ohrfeige auch den andern Backen hin zu halten, würden dieſe Worte freilich keine Beſcheidenheit verrathen; da aber die unſrige im Gegentheil eine Ehre darin ſetzt, empfangene Beleidigungen zu rächen, ſo kann nicht leicht eine Redensart beſcheidener gefunden werden, wenn ſie nämlich aus Selbſtüberwindung, nicht aus Feigheit hervor geht.

Ernſt.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 16. Oktober hielt die hieſige „literariſche Mittwochs-Geſellſchaft“ eine auch von Gäſten beſuchte Verſammlung, um ihrem Mitgliede, dem Profeſſor Wilhelm Schadow, einen Scheidegruß aus zu ſprechen. Nach einer Vorleſung in feſtgeſetzter Weiſe (d. h. ohne einen andern als geiſtigen Genuß zu bezwecken) ging es diesmal zu Tiſch; damit aber die Anweſenden das frugale Mahl hübſch langſam genießen möchten, wurde es mit einer Rede, geſprochen von Hrn. Häring (Willibald Alexis), und einem nach bekannter Melodie von Hrn. Carl v. Holtei gedichteten Geſange, wobei die zwei letzten Strophen jedes Verſes als Chor erklangen, unterbrochen. Der „Geſellſchafter“ mag Beides, ohne weitere Verlängerung, mittheilen:

An Wilhelm Schadow.

Um der, mir von einem ehrenwerthen Secretariate übertragenen Verpflichtung nach zu kommen: dem von uns ſcheidenden Mitgliede Wilhelm Schadow einen Abſchiedsgruß zu ſprechen, iſt es zur Vermeidung aller, heut zu Tage ſo leicht einſchleichenden Irrthümer *) vor Allem nöthig, uns über die Identität des Abiturienten zu vergewiſſern. Es iſt dieſer Wilhelm Schadow nämlich nicht zu verwechſeln mit dem berühmten deutſchen, am 20. Mai 1764 zu Berlin gebornen Bildhauer Johann Gottfried Schadow, Profeſſor und Direktor der Königl. Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu Berlin, auch Königl. Hof-Bildhauer und Mitgliede der Akademie der Künſte zu Stockholm und Copenhagen (der heut uns als Gaſt mit ſeiner Gegenwart beehrt) — eben ſo wenig mit dem Magiſter und Prorektor Elias Schadow zu Wittenberg, der 1654 die Dissertatio über den Einfluß der Cometenſchweife auf Dichter und Zigeuner herausgab; noch weniger mit dem Zacharias Balthaſar Schadow, Mitglied der Pegnitzer Schäfer-Geſellſchaft, der unter dem Namen der Süßleiernde 1711 in einem mathematiſchen Gedichte den Kubiſchen Waſſer-Inhalt der Pegnitz berechnete, wie er denn auch mit dem Maſter Schadow oder Schatte in Falſtaff's Werbe-Corps, noch viel weniger mit irgend einem des Namens Schaden, ſey es von Schaden, aus Schaden oder bei Schaden verwandt iſt. Auch habe ich keine Verbindung zwiſchen ihm und dem Peter Emanuel Schadow aufgefunden, der in den neunziger Jahren bei der Chauſſee angeſtellt war in Pommern. Unſer Abſchiedsgruß gilt vielmehr dem Friedrich Wilhelm Schadow, welcher, geboren am 6. September 1789, 5 Fuß 4 Zoll groß, bis dato Profeſſor der Königl. Akademie, nunmehr berufen als Direktor der Maler-Akademie nach Düſſeldorf geht, dort der Kunſt und dem Alterthum am Rheine zu präſidiren, von dem es im „Converſations-Lexicon“ prophetiſch heißt, daß er „die beſten Hoffnungen erweckt“, prophetiſch, indem, nach Realiſirung der Hoffnungen durch eigene Schöpfungen, er durch ſeine lehrende Thätigkeit neue und große Hoffnungen im Kreiſe ſeiner Schüler

*) Man denke an die burleske Verwechslung in der Leipziger „Modezeitung“ und eine noch burleskere Zurechtweiſung.

Digitized by Google

wieder erweckt hat. Unſer W. S., der mit allen genannten Schadow's ganz und gar nicht verwandt iſt, außer mit Letzterem, nämlich indem er ſein Sohn iſt, wurde juridiſch ein echtes Mitglied unſerer Geſellſchaft vermöge ſeiner mit Stimmenmehrheit erfolgten Aufnahme, geiſtig vermöge ſeiner regen, nie erkalteten Theilnahme, wie er denn niemals bei uns nur als Schatte auftrat. Schlagen wir die Annalen der Geſellſchaft nach und befragen die älteſten Männer, finden wir zuvörderſt, daß Profeſſor W. S. ſich durch den Antrag zur Feier eines außerordentlichen Shakſpeare-Feſtes auf den beſondern Dank der Geſellſchaft ein bleibendes Recht erworben, indem, wenn auch der Plan ſich durch manche Umſtände zerſchlagen, er ſich damit tröſten konnte, daß noch andere Vorſchläge, und darunter auch gute, unbeachtet liegen geblieben, denn eben Shakſpeare ſagt ja ſelbſt:

Der Wille bleibt doch gut, wenn wir'n auch nicht erfüllen!

Sollte er aber je zur Ausführung kommen, wird der Name des erſten Vorſchlägers auch bei den Nachfechtern der gebührenden Ehre genießen. — Es hieße ſich zu herkuliſcher Arbeit bei'm Augias verdingen, aus unſern Akten und Regiſtraturen alle Thaten des Scheidenden zuſammen zu ſtellen, ſo wie es noch weiter auf der Grenze der Unmöglichkeit liegt, ſeine geſammte Thätigkeit zur Förderung der Geſellſchaft in's Licht zu ſtellen, was überdies gegen die Geſetze wäre, da ſelbſt ein Secretair nicht wiſſen darf, ob der Ballottirende weiß oder ſchwarz wirft. Indeſſen iſt doch an zu nehmen, daß viele unſerer ehrenwerthen Mitglieder vermittelſt W. Schadow's weißer Kugel in unſerer Mitte ſitzen. — Was weiter eingehn in Verdienſte, die zu klar vor Aller Augen leuchten und die auf zu zählen meine Freundſchaft mit dem Scheidenden faſt erröthen macht. Er ſcheidet. Noch länger mit ihm vereint zu bleiben, gab es nur zwei Wege. Einmal: ihn feſthalten. Spätere Nachkommen werden ſich wundern, finden ſie in unſern Verhandlungen auch nicht die leiſeſten deshalb gethanen Schritte. Verhüllen wir wenigſtens für den Augenblick dieſen Punkt mit einem tiefen Schleier. Zweitens, wenn es denn aber nach dem Rhein gezogen ſeyn muß, könnten wir ihm folgen, wie dies ſeine Schüler bereits thun. Von zweien Hinderniſſen, die ſich hier in den Weg zu ſtellen ſcheinen, wäre das erſte leicht zu beſeitigen. Auch am Rheine nämlich kann man den Mittwoch am Montag feiern, und eben ſo gut, wie wir den Mittwoch zum Montag machen, Düſſeldorf Berlin nennen, um die Berliniſche Mittwochs-Geſellſchaft rein zu erhalten. Aber ein nicht zu beſeitigendes Hinderniß bleibt die Schnellpoſt, welche nicht einmal eine Geſellſchaft von 12, geſchweige von 50 Perſonen aufnimmt (und ſo hoch ſind wir unter ſeiner Beihülfe bereits angewachſen), und wenn es denn doch einmal trennen heißt, ſo ſcheide lieber der Eine aus, als daß 50 ſich zerſplittern. — Eine ehrenwerthe Geſellſchaft (inſofern ihr dies Prädicat von einer mitgliederlichen Beſcheidenheit ertheilt werden darf) muß ſich ſchon mit einer Nothbrücke behelfen, um den Namen eines W. S. auf der Liſte ihrer Mitglieder zu Schmuck und Zier zu behalten. Die Ehrenmitgliedſchaft ſoll den lieben Scheidenden noch mit geiſtigen Banden an die Geſellſchaft feſſeln, und es iſt keiner Frage unterworfen, daß W. S., inſofern er nicht dagegen proteſtirt, von ſelbſt Ehrenglied des Mittwochs iſt, ſobald er ſein Domicil von Berlin verrückt. Eine große Schwierigkeit bieten aber die Statuten über dieſes Honorar-Verhältniß dar. Sie verordnen nämlich, daß jedes Ehrenmitglied der Geſellſchaft, ſtatt des jährlichen Beitrags, ein Exemplar ſeiner Werke, ſo oft eines publicirt wird, einſende, als Zeichen des fortwährenden Andenkens und der dauernden Liebe. Auch von Dir, Wilhelm Schadow, hatten wir das Recht, ein Gleiches zu fordern und durften verlangen, daß Du eine Selbſtcopie mit Originalwerth von allen den heiligen Bildern, von allen den ernſten Männern und ſchönen Frauen, die Dein Pinſel noch hinzaubern wird, uns zuſendeteſt, die dann unſere Wände zierten und Dein Andenken jeden Moment lebendig erhielten. Aber nein, auch die Geſellſchaft hat ein Herz und menſchliches Gefühl für Billigkeit; ſie übertritt Deinetwegen ihre Statuten, ausnahmsweiſe Dir wird dieſe Abgabe erlaſſen, und ſie nennt Dich ihr Ehrenmitglied ohne andere Verpflichtung, als ihrer auch in der Ferne mit Liebe zu gedenken. Laſſet nun die Gläſer klingen mit dem Spruch: Wilhelm Schadow, uns derſelbe in der Nähe und Ferne, daß er uns nie vergeſſe!

Unſerm Schadow.

Denkſt Du daran, wie wir uns hier verbunden,
Verſammelt haben, froh und gleichgeſinnt?
Was in dem Kreiſe hier für ſchöne Stunden
An unſerm Haupt vorbeigezogen ſind?!
Wie wuchs ſo ſchnell der Stifter kleine Menge
Zu einer großen Bundeszahl heran,
Und trieb uns aus der erſten ſtillen Enge
In dieſe Säle — ſprich, denkſt Du daran?

Denkſt Du daran, daß für der Seele Nahrung
Uns jede Woche faſt vereinigt fand?
Daß Geiſt mit Geiſt die geiſt'ge Offenbarung,
Daß Herz mit Herz der Umgang ſchön verband?
Denkſt Du daran? Und fühlſt Du im Gemüthe,
Was Wiederklang dem Spruche geben kann,
So brich die Frucht von jener Tage Blüthe,
Und ſage ſcheidend: Ja, ich denke d'ran!

Du ſcheideſt zwar, doch bleibſt Du ſtets am Orte,
In dieſer Stadt, in dieſem Freundesbund;
Deß ſey gewiß! Und ſagten's keine Worte —
Wo Augen reden, ſchweigt nur der Mund.
Ob Deine ganze Schule Dich begleite! —
Was Du geſchaffen, reichbegabter Mann,
Vertritt Dich hier und ſtets klingt in die Weite
Der Ruf Dir nach: wir denken gern daran!

So geh' mit Gott und finde wohl geborgen
Der neuen Heimath lächelnd Paradies;
Auch dort umfängt Dich kunſtgeweihter Morgen,
Der ſeinen Strahl Dir immer treu verhieß.
Und vor Dir her geebnet ſind die Bahnen,
Der Farbenbogen lenket das Geſpann,
Und über Dir zieh'n gotterfüllte Ahnen,
Und ſäuſeln nieder Dir: denkſt Du daran?

Denkſt Du daran? ruft Raphael hernieder,
Denkſt Du an uns? fragt Michel Angelo,
Und Titian ſtimmt ein in ihre Lieder,
Sanft flötend fragt es auch Correggio!
Sie fragen Dich: denkſt Du an unſre Werke?
An unſern Geiſt, der ew'gen Ruhm gewann?
Du aber blickſt empor mit edler Stärke,
Und rufſt voll Gluth: Ja, ja! ich denke d'ran!

In dieſem Sinne wirkſt Du muthig weiter —
Wir ſeh'n Dir nach mit thränerfülltem Blick;
Empfing' Dich nicht des Ruhmes gold'ne Leiter,
Wir Alle hielten Dich ſo gern zurück.
O bleib' uns gut — und wenn am ſchönen Rheine
Dir einſt begegnen wird ein Ehrenmann,
Reich' ihm die Hand und frag' nach dem Vereine
Nur mit den Worten: denkſt Du noch daran?

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXVIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 174ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Prag. Sie werden es ſehr ſonderbar finden, werther Herr Geſellſchafter, daß der redſelige Scorpion aus Prag ſo lange Waſſer, Feder, Tinte und Maul halten und Ihnen ſeine gründlichen Anſichten entziehen konnte. Aber wenn Sie erſt die grauſamen Schickſale werden erfahren haben, die Ihren vortreflichen Kritikus bedrängten, ſo wird Ihnen die Sache gewiß nicht mehr wunderbar vorkommen. Kaum waren meine beiden gehaltreichen Aufſätze Ihrem Geiſt und Herzen einverleibt und meine Adreſſe und Chiffre ſtadtkundig worden, als meine ſchmale Bodenkammer die Gäſte gar nicht faſſen konnte, die wallend kamen, wie zum großen Feſte, nämlich um ſich bei mir zu bedanken und mich um meine fortgeſetzte Huld zu erſuchen. Um meine alte Säulen wand ſich der Kranz, und einige der Belobten waren ſogar gleich erbötig, ſich etwas von meinen unſterblichen Werken vorleſen zu laſſen. Doch erklärt, Herr Verinbue, dieſen Zwieſpalt der Natur, wie es wohl kommen mochte, daß Andere ganz anders urtheilten und all meine herrlichen Tiraden für Scherz, meine Lobe für Perſiflage und meinen Tadel für Lob nahmen. Und ſo geſchah es, daß man mir ſehr intenſiv und extenſiv zuſetzte; ich kam von meinem erhabenen Standpunkt in eine unangenehme Lage, und wurde endlich von meinen härteſten Gläubigern, denen ich nämlich das meiſte Lob ſchuldete, nicht zu Waſſer und Brod, ſondern zum Leſen „dramatiſcher Dichtungen“ und Genießen Mayerhoferiſcher Beſtien verdammt. — Während ich ſo dem Unglück im Rachen lag, kam einigen andern Herren die Luſt, mich zu imitiren oder vielmehr zu perſifliren, und ſo kam die maltherzig ſentimentale Dame aus Prag in die „Originalien“ und der grobe 364 in die Peſther „Iris“. Das hat mich ſo ſehr zur Verzweiflung gebracht, daß es mir faſt eingefallen wäre, mich auch auf die Nachahmung zu legen, und, weil der Correſpondent der „Zeit“ aus Berlin der „Blitzblaue“ heißt, mich den „Blitzdummen“ zu nennen. Das iſt der Fluch der böſen That! — Doch jetzt zu etwas Anderem. Sie wünſchen, Herr Geſellſchafter, etwas aus Prag, und beſonders über das Leben in Prag, zu erfahren. Wenn ich mit Heine reden ſoll, ſo hat unſere Stadt an 3500 Bauſtellen, ſo und ſo viel Einwohner, und darunter auch eine Anzahl Seelen, wie dies Alles aus Gerle's „Prag“ zu erfahren iſt, wenn man noch ein Paar Unrichtigkeiten mit in den Kauf nehmen will. Morgens ſteht man auf, um zu frühſtücken, Mittags ſetzt man ſich nieder, um zu ſpeiſen, und Abends ſieht man der neuen Aufſchwüſelung entgegen, — dies ſind beiläufig die hervorſtechendſten Züge, welche Prag von andern berühmten und unberühmten Städten unterſcheiden. Sie meinen wohl, ich ſcherze, verehrteſter Herr Geſellſchafter — o, fragen Sie nur den erſten beſten Prager, der wird Ihnen nach ſeiner Meinung unumſtößlich beweiſen, wie man z. B. in Dresden zu Tiſche geht, um zu hungern, ſich zum Souper ſetzt, um ungeſättigt auf zu ſtehen, und derlei Sachen mehr, die ich als Privatgefühle des Magens übergehen will. An ein geſelliges Leben in Prag iſt eigentlich nicht zu denken, denn die Prager haben ſehr viele Geſchäfte, die ſie an einer wechſelſeitigen Theilnahme verhindern. Ein Theil z. B. muß im Sommer auf der fingerlangen Färber-Inſel, ſchön aufgeputzt, herumhüpfen; der andere Theil iſt dazu berufen und auserwählt, im Theater den Ton an zu geben und Lärm zu machen; ein dritter muß Journale, Taſchenbücher und andere literariſche Neuigkeiten durchblättern, um über Alles gehörig ſchimpfen zu können; und ſo iſt Prag an Herz, Seele und Verſtand getheilt und nur der Magen ſcheint noch Alles zuſammen zu halten. Daher ſind alle Neuerungen und Erfindungen à la Menenius Agrippa ſtreng unterſagt. Im Vorübergehen bemerke ich nur noch, daß Prag viele Buchhändler und Kaffeekrämer, viele geiſtreiche Zirkel in Wein- und Brandtweinhäuſern, viele Fenſter und doch wenig Licht, viele Köpfe und noch mehr Sinne, viele Roués und Juden, eine Camera obscura und eine Univerſität, ein Leih-Amt und eine Rettungs-Anſtalt für Scheintodte, viele Aimables und eine Menge Fiacres, kein Journal aber genug Strazzen, eine Unzahl hübſcher Mädchen und jährlich ein plus in der Bevölkerung auf zu weiſen hat — was ich Alles nur berühre, um dem allgemeinen Redakteur-Wunſche, der dahin geht, etwas über das *Leben* der Städte mittheilen zu können, zu entſprechen. Ich glaube, Sie werden zufrieden und zugleich entzückt ſeyn über das intereſſante, allerliebſte Treiben in unſerer Böhmen-Hauptſtadt. Und Neuigkeiten haben wir Ihnen hier, gewiß die zuverläſſigſten und intereſſanteſten, denn wir leſen ja die „Allgemeine“ und den „öſterreichiſchen Beobachter“, der als ein tüchtiger Philhellene zu Berlin, Dresden, Aachen und Gott weiß, wo noch überall, bekannt iſt. Die übrigen Journale ſollen alle, auch das grüne Holz *dieſes* Stammes nicht ausgenommen, von der Peſt inficirt ſeyn und werden daher von der Quarantaine an der Grenze erſt ſo lange durch Geſundheits-Eſſig gezogen, bis ſich die ſehr überflüſſige Druckerſchwärze verliert, und das reine, unſchädliche Papier wird dann gegen unſchädliche 60 Prozent herein gefördert. Vivat, Herr van Catta! der iſt klüger und weiß jede Sache gut an zu fangen. — Doch jetzt von etwas Anderem. In Prag befindet ſich auch, wie Ihnen aus meinen frühern claſſiſchen Berichten erinnerlich ſeyn wird, ein Theater. Eigentlich giebt es der Schauſpielhäuſer hier ſehr viele und eine faſt gleiche Anzahl von Schauſpielplätzen. Kennten Sie, beſter Herr Geſellſchafter, nur erſt unſere Färber-Inſel, wo das Luſtſpiel florirt, die Bilder-Ausſtellung, die heuer ein ziemlich langweiliges Schauſpiel war, die v. Wimmerſchen Anlagen, wo das Pferde-Spektakel in Aufnahme kommt, die Unterhaltungen auf dem Eiſe, wo es ſo ſchlüpfrig hergeht, wie in einer modernen franzöſiſchen Comödie oder in einer Bandelloſchen Novelle: Sie vergäßen gewiß den Muſentempel, den man ſo per excellentiam Schauſpielhaus zu nennen pflegt und der ſeinen Oertern in ſo Manchem gleicht, und beſonders jetzt in *dem* Punkte, daß es gewöhnlich mehr handelnde als zuſehende Perſonen giebt. Es iſt wirklich jammerſchade, daß ich nicht mehr in Angelegenheiten des Theaters der Esquimaux reiſe und für ſie taugliche Mitglieder anwerben darf; man hat mich meines Poſtens entſetzt, und, irre ich nicht, ſo iſt Hr. Franz v. Holbein, der berühmte Meiſter-Dramaturg, jetzt mit dieſem Geſchäft beauftragt; denn er iſt, wie wir ſchon lange wiſſen, ein Mann von Geſchmack und hat auch wirklich prächtige Leute aufgetrieben, die ſeinem Publikum ſehr angenehm und theuer, ihm ſelbſt aber ſpottwohlfeil ſind. Indeſſen hätte ich ihm noch ſo manches einheimiſche und fremde Individuum anempfehlen können, z. B. die Demoiſ. Glay, vom Dresdener Hoftheater, die eigentlich eine Sängerin iſt, aber bei uns nur in Schau- und Trauerſpielen auftrat; ja freilich in Trauerſpielen, denn Alles, was die gute Demoiſelle vortrug, wurde uns zum Trauerſpiel. — Der Eßlair hat auch bei uns geſpielt, dreizehn Mal, glaub' ich; aber — wer wird denn jetzt noch etwas auf *den* halten? Seit der berühmte Hofrath und Reichs-Hiſtoriograph Joſeph von Hormayr in ſeinem, und noch Jemand in einem andern Wiener Blatte, ausdrücklich bewieſen hat, daß Eßlair kein Künſtler iſt, durchaus nichts verſteht, alle Rollen vergreift und manierirt, kann er

Digitized by Google

Leuten von Kopf — und ich habe einen großen Kopf — gar nicht mehr in den Sinn kommen, einen Schauſpieler wie Eßlair an zu ſehen: da lad' ich mir die Protegé's des Hrn. Hofraths! Dann hat Eßlair den unverzeihlichen Fehler begangen und hat Niemand von meinen literariſchen Bekannten heimgeſucht, war nicht einmal bei mir — und ich ſollte ihn loben? Nur über die Leute hab' ich mich geärgert, die tagtäglich in's Theater ſtrömten, ihn zu drei, vier bis fünf Malen heraus riefen, applaudirten und ganz entzückt von ihm waren. Und nun, mein beſter Herr Geſellſchafter, denken Sie ſich erſt den höchſten Ausbruch meines Zorns, als es Einem beifiel, etwas über den Mann zu ſagen und dieſes Etwas unter dem Titel: „Eßlair in Prag" drucken zu laſſen. Aber ich habe ſie getödtet, dieſe Pygmäen, zertreten durch meine Verachtung, die Brochüre gar nicht geleſen, und einen kleinen literariſchen Denker aufgefordert, etwas Geſalbtes dagegen in einem Modeblatte abdrucken zu laſſen, wie es denn auch wirklich geſchehen iſt. — Da lobe ich mir die Demoiſ. Fleckenſtein, dieſe an- und abgehende Anfängerin, welche die „Jungfrau von Orleans" herab ſoubrettirte, als wäre ſie eine Leipziger Jungemagd. Die Demoiſelle iſt eine denkende Schauſpielerin, d. h. ſie thut nichts als denken, denn ſo oft ich mich bei ihrem Gaſtſpiele im Theater einfand und mein Hörrohr mißbrauchte, vernahm ich doch kein Wort von ihrem Munde. — Es wäre mir mit Hrn. Stein, von Leipzig, auch bald ſo gegangen, der uns den „Hamlet" mit ſeinem klangreichen Organ vorlispelte: aber Hr. Stein iſt ein berühmter Künſtler; d. h. er lobt ſich ſelbſt; — Hr. Stein iſt ein vaterländiſcher Künſtler, d. h. er verſichert, benevolentiam captans, an jedem Orte, wo man ihn heraus ruft, daß ihn dieſer Beifall um ſo mehr freue, als er ein Landsmann des Publikums zu ſeyn die Ehre habe; — Hr. Stein iſt ein hochſtrebender Künſtler, d. h. er arbeitet viel auf die Gallerie los, denn der Segen kömmt ihm bekanntlich auch von oben; — und ich kann ihm daher auch meinen vollſten Beifall nicht entziehen, zumal er ein recht feinfühlender Mann iſt, dem es wohl nicht darauf ankäme, für gebührendes Lob dem ökonomiſchen Mangel eines armen Kritikus auf eine zarte Weiſe ab zu helfen. Uebrigens gereicht der Aufſatz, den die „Zeitung für die elegante Welt" „von einem andern Correſpondenten" aus Wien mittheilt, und der Hrn. St's Gaſtſpiele zu Brünn, Preßburg, Prag und Wien beſpricht, dem Schriftſteller-Talent des Künſtlers wirklich zur Ehre. — Die Maurer's, aus Stuttgart, waren auch in Prag und haben hier geſpielt: abſcheuliche Leute das! Die Frau iſt viel zu hübſch, und ſpielt auch zu natürlich und gut, als daß ſie vor einem Kritiker Furcht hätte — da gab es alſo für mich keine Avancen; der Herr M., an dem möchte ich mich ſchon gern rächen, eben weil er der Gemahl der hübſchen Frau iſt: — aber da führt der Zufall die beiden Leutchen von hier gerade nach Berlin, wo die Kritiker, laut Schwarz auf Weiß, zufrieden waren, und ich muß mich daher — um mir keinen Blam an zu hängen — wohl auch zum Lobe bequemen. Aber gerächt bin ich doch, denn im Theater waren oft keine Leute; mein Freund und Gönner, der Sommer, wußte, von mir angetrieben, Allen weiß zu machen, daß die Natur hübſcher als die Kunſt ſey, worin er gewiß Recht hat; und ſo füllten ſich die Kaſſen der Gartenwirthe, indeß die Kaſſe der Kunſtwirthſchaft im Hotel unſers ſtändiſchen Theaters leer blieb. — Die Demoiſ. Wagner, von Dresden, hat mir auch nicht gefallen, eben weil ſie allen Leuten gefiel: jetzt iſt ſie hier engagirt, aber gewiß nicht durch meine Protektion. — Was ſoll ich aber von dem Spektakel ſagen, den die Demoiſ. Müller vom Wiener Hoftheater hier angerichtet hat? Jung und Alt rannte ja wie beſeſſen in's Theater, daß ich kaum Raum fand, ich, die Seele und der Grundſtein aller Kritik! Ich habe ſie geſehen: Nun ja, ſie ſpielt nicht übel — aber Glay und Fleckenſtein, Ihr Sonnen meines dramaturgiſchen Syſtems, Ihr lebt noch allzu ſehr in meinem Andenken! — Sie werden wohl ſchon lebendig geträumt haben, mein beſter Herr Geſellſchafter, aber ein ſolches „Leben ein Traum" haben Sie gewiß noch nie gehabt, wie ich armer Scorpion! Mir träumte, ein in Wien ſehr beliebter Künſtler komme in ſeinen alten Tagen nach Prag gaſtiren und ſpiele den „Roderich" und noch ſo Manches, und ich ſäße im Parterre und die Renomiſten um mich her, und überall um mich klingt es „bäeter" und der Künſtler tritt auf in vollem Lauf und pruſtet und puſtet, und wenn er auch ſpricht, ſo glaub' ich immer nur, er habe gehuſtet. Aber ich bin entzückt, denn er hat mich mit einer Viſite beglückt; aber weh, ich hör' mit Beben, wie ſo eben Einer neben mir ſpricht: „Allen Sündern wird vergeben, dieſem Roderich nur nicht!" Zum Glück bin ich bald erwacht und das Ganze ging darüber wie ein Traum. — Sie fragen mich wohl auch um Novitäten unſerer Bühne? Ach, alle Novitäten werden zu Antiquitäten, bis ſie zu uns gelangen; und manches Stückchen, das auf andern Bühnen — wenn auch juſt nicht auf der Berliner — als primo amoroso Glück machte, wird bei uns als padre lacrymoso zu Grabe getragen. „Iſidor und Olga", „die Benefizvorſtellung", „Ehrgeiz in der Küche", „die beiden Britten", „die Grafen Montalto", „Beliſar", „Cenerentola", „die bezauberte Roſe", „die weiße Frau", „das Conzert am Hofe", „der Watsbrunnen", „der Leopard und der Hund", „ſtille Größe" und eine Anzahl anderer Stücke, die mir nicht mehr beifällt — ſind das nicht Neuigkeiten genug für ein Repertoir? — Dann machte Hr. Lebrunier, Kämpfer der Akademie zu Paris, ſeine Kunſtſtücke mit ſtarkem Aufheben, denn er hob gegen 20 Centner. Hr. Kimeccati ſpielte die Mandoline; Demoiſ. Kaudelka gewann die Herzen der Elaqueurs und endlich — quis talia fando, temperet a lacrymis? — der beſtialiſch-göttliche Mayerhofer mit ſeinem hochherzigen Hunde; — wie herrlich war er als Leopard, als Wolf! Man hat ihn applaudirt, man hat ihn heraus gerufen con furore und auch ſeinen Hund — und ſiehe da, Herr und Hund wälzten ſich dankbar auf den Thespisbrettern herum, und brachten dem gnädigen Publikum ihren Dank ungemein rührend. Ja, mein ſchätzbarſter Herr Geſellſchafter, wir ſind tolerant in Prag, Hunde ſogar dulden wir, dulden ſie auf dem Theater, und fürchten uns ſogar vor reißenden Leoparden und Wölfen nicht, weil wir ſo klug ſind, zu wiſſen, daß das Vieh immer dumm bleibt. — Uebrigens bitt' ich Sie, Herr Geſellſchafter, leſen Sie dieſe geheime Mittheilung ganz allein für ſich, die Leute verſtehen keinen Spaß; denken Sie ſich nur das Unglück, wenn Hr. Mayerhofer auf mich böſe würde; ewig untröſtlich wäre

Prag, am 7. Oktober 1826. Scorpion,
berühmter Kritikus.

Ein Brief aus Paris, im „Morning Herald" eingerückt, ſpricht von einer etwas ſehr alten Forderung an den Staat. Graf Crocow hatte nämlich im Jahr 1569 König Heinrich IV und deſſen Mutter, Johanna von Albret, ein Regiment Reiterei geſtellt, für einen feſtgeſetzten Preis. Die Summe iſt aber nie gezahlt worden und die Forderungen der Familie des Grafen ſind bis jetzt ungehört geblieben. König Carl X hat indeß der Familie jetzt Rede verſprochen. Das Regiment koſtete damals 1.200.000 Franken; mit den Zinſen kann dieſe Summe vielleicht unbezahlbar ſeyn, doch überlaſſen wir die Berechnung einem Andern. (Corsaire.)

Man ſagt, daß der Secretair der Akademie zu Paris, Arago, um endlich ſeine Lücken zu füllen, ſich entſchloſſen habe, dem engliſchen Matroſen-Rekrutirungs-Syſtem zu folgen, und eine Akademiker-Preſſe an zu ſtellen! (Corsaire.)

Ein Demoiſelle des Theaters Gaîté ſagte dieſer Tage: „Ich werde mich gewiß niemals verheirathen, denn das würde das Vermögen meiner Kinder ſchmälern!" (Corsaire.)

Napoleon wird jetzt in Paris als Kobold (Stehauf-Männchen) verkauft! (Corsaire.)

Digitized by Google

1826. No. XXVIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und ſogleich zu haben:

Die deutſche Sängerin in Paris.

Schwank in einem Aufzuge von Carl von Holtei.
(Das Stück ſpielt in Berlin, im Juni des Jahres 1826.)
Preis: 10 Sgr.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Die frühern Jahrgänge
des

Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen,

herausgegeben von W. G. Becker, Fr. Kind,
A. Wendt und Fr. Philippi,
Leipzig, bei Joh. Fr. Gleditſch,

ſind auf folgende ſehr erniedrigte Preiſe herab geſetzt worden:

1791 bis 1793, 1795 bis 1799	à 6 Gr.
1800 bis 1807, 1809 bis 1812, 1814 bis 1820	à 8 Gr.
1821 bis 1826,	à 12 Gr.

Ganz vollſtändige, neu und elegant eingebundene Exemplare mit Goldſchnitt, deren nur noch wenig vorhanden, koſten ungetrennt 24 Thlr.

Rohlwes Vieharzneibuch.

Es giebt eine Art Bücher, die als unentbehrliche Beſtandtheile eines Haushaltes angeſehen werden, als erfahrne Rathgeber, die man in vorkommenden Fällen, wo mündlicher Rath und Hülfe nicht bei der Hand iſt, befragt, und nach deren Vorſchrift man handelt. Sie erhalten ein ſolches Anſehen durch die übereinſtimmenden günſtigen Urtheile derjenigen, die ſie benutzt haben, deren Empfehlung ihren Ruf mehr und mehr verbreitet. Ein ſolches Hülfsbuch iſt für Landwirthe

J. N. Rohlwes
allgemeines Vieharzneibuch,

oder Unterricht, wie der Landmann ſeine Pferde, ſein Rindvieh, ſeine Schaafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehn, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen ſoll.

Eine von der Märkiſchen ökonomiſchen Geſellſchaft gekrönte Preisſchrift. Mit 1 Kupfer. 11te Auflage.
Preis: 25 Sgr. geb. 1 Thlr.

geworden. Durch 10 Auflagen in 50,000 Exemplaren durch alle Gegenden Deutſchlands verbreitet, nimmt die Nachfrage nach demſelben fortwährend zu. Die 11te Auflage iſt ſo eben wieder fertig, und an alle Buchhandlungen verſendet worden.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.
Burgſtraße Nr. 6.

Die
Hohenſtaufen
cykliſches Drama in ſieben Abtheilungen
von
Wilhelm Nienſtädt.

Auch unter den beſondern Titeln:

(Erſte Abtheilung.) Hohenſtaufens Aufgang. Waiblinger und Welfen. Hiſtoriſches Drama. gr. 8. 1 Thlr.

(Zweite Abtheilung.) Hohenſtaufens Glanz. Friedrich der Erſte. Romantiſches Drama. gr. 8. 1 Thlr.

(Dritte Abtheil.) Hohenſtaufens Verfinſterung. Heinrich der Sechſte. Romantiſches Schauſpiel. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

(Vierte Abtheilung.) Hohenſtaufens Wiederkehr. Die Befreiung. Schauſpiel. gr. 8. 20 Gr.

(Fünfte Abtheilung.) Hohenſtaufens Niedergang. Friedrich der Zweite. Tragödie. gr. 8. 20 Gr.

(Sechſte Abtheilung.) Hohenſtaufens Abendröthe. Conrad der Vierte. Romantiſches Trauerſpiel. gr. 8. 1 Thlr.

(Siebente Abtheilung.) Hohenſtaufens Erlöſchen. Conradin. Trauerſpiel. gr. 8. 1 Thlr.

Für die, welche alle ſieben Abtheilungen zuſammen nehmen, iſt der Preis (ſtatt 6 Thlr. 20 Gr.) auf 6 Thlr. feſtgeſetzt.

Zu haben in allen Buchhandlungen und in Hamburg bei Hoffmann und Campe.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig,
Verleger.

So eben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Langenbeck, C. J. M., Icones anatomicae.

Neurologiae fasc. Imus. Tabulae aeneae XXXIV. Imperialfolio, 15 Thlr.

Neurologiae fasc. IIdus. Tabulae aeneae IX. Imperialfolio, 6 Thlr.

Dirsen werden rasch nachfolgen das 3te Hrft drr Nrurologie und die Hefte der Aegiologie; späterhin abrr dir Myologie in Verbindung mit der Osteologie, so wie die Splanchnologie, wrlche beiden Abtheilungen bereits bearbritet werden. Das ganze Werk wird 108 Thlr. kosten, demnach jede der 4 Hauptabtheilungen 27 Thlr.; die Preise der rinzelnen Hefte sind verschieden. Jedes Heft einer Abtheilung wird einzeln abgelassen, ohne dass sich drr Käufer zur Abnahme des ganzen Werkes verbindlich machen darf.

Nach Vollendung dirser Kupfertafeln wird von demsrlben Verfasrr ein anatomischrs Handbuch erscheinen, in

Digitized by Google

welchem auf sie verwiesen werden, und welches corollaria practica enthalten wird.

Göttingen, Septbr. 1826.

Dieterich'sche Buchhandlung.

Bei Joh. Fr. Gleditſch in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. T. Edlen von Puttlitz

Syſtem der Staatswirthſchaft.

8. broch. 1 Thlr.

Dramaturgiſche Brandraketen

des Dresdener Merkur.

Ein Feuerwerk für Bühnenfreunde

von Dr. Ferd. Philippi.

gr. 8. br. 21 Gr.

Bei M. Landgraf in Nordhauſen iſt erſchienen:

Stammbuchs-Aufſätze

aus den vorzüglichſten Dichtern geſammelt. Vier Sammlungen. 12. Broch. Preis jeder Sammlung: 7½ Sgr., 6 Gr., 27 Kr., alle vier Sammlungen 1 Thlr., 1 Fl. 48 Kr. — Erſte Sammlung 2te Auflage enthält: 250 deutſche, 100 franzöſiſche und 50 italieniſche Aufſätze in Poeſie und Proſa. — Zweite Sammlung 2te Auflage enthält: 300 deutſche, 50 franzöſiſche und 50 lateiniſche Aufſätze in Poeſie und Proſa. — Dritte Sammlung enthält: 250 deutſche, 50 engliſche, 50 franzöſiſche und 50 lateiniſche Aufſätze in Poeſie und Proſa. — Vierte Sammlung enthält: 200 deutſche, 90 lateiniſche, 50 franzöſiſche, 30 engliſche und 30 griechiſche Aufſätze in Poeſie und Proſa. — Dieſe Aufſätze, eine Ausleſe des Beſten, was die berühmteſten Dichter und Proſaiſten uns gaben, bieten in ihrem reichhaltigen Inhalte Alles dar, was an Ernſt und Scherz für den Gebrauch zu Stammbuchs-Aufſätzen je Schönes zuſammen geſtellt wurde.

Die beiden erſten Bändchen der neuen Auflage von

Cooper und Irving's

ſämmtlichen Werken

ſind bereits verſandt und das zweite Bändchen der neuen Auflage wird noch dieſen Monat die Preſſe verlaſſen, wo alsdann wieder vollſtändige Exemplare der bereits erſchienenen zwölf Bändchen zu haben ſind. — Da nun außer dieſer Auflage keine mehr um den wohlfeilen Preis veranſtaltet wird, und hierauf bereits wieder bedeutende Beſtellungen eingegangen ſind, ſo erſuche ich diejenigen Literaturfreunde, welche im Beſitz dieſer, in jeder Hinſicht empfehlenswerthen Ausgabe zu ſeyn wünſchen, baldigſt ihre Beſtellung auf dieſelbe abzugeben. Die bis jetzt erſchienenen Werke dieſer beiden neueſten und geiſtvollſten Schriftſteller des Auslandes, geben 48 Bändchen in dieſer Ausgabe, zu deren Abnahme ſich die reſp. Subſcribenten verbindlich machen. Hiervon ſind bereits 12 Bändchen fertig, und jeden Monat erſcheinen 2 Bändchen. Das Bändchen auf ordinairem Druckpapier koſtet 2 Gr. oder 9 Kr. und auf weißem Druckvelin 4 Gr. oder 15 Kr.

J. D. Sauerländer.

Bei uns ſind folgende Werke erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Ueberſicht der geſammten direkten und indirekten Beſteuerung in den preußiſchen Staaten, als Grundlage und im Vergleich zu den Steuer-Syſtemen, welche an der lang ausgedehnten Grenze Preußens mit Preußen in Berührung kommen, als Rußland, Oeſtreich, Sachſen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. ſ. w. Mit Anmerkungen und Vorſchlägen, den ausübenden Steuerdienſt betreffend, von Carl Wilh. Schmidt, Königl. Preuß. Steuer-Rendant u. ſ. w. Zwei Bände in gr. 8. mit vielen Tabellen. Druckpapier: 3½ Thlr. Schreibpapier: 4 Thlr.

Einige Beiträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen; ſo wie gewölbter, feuerfeſter und waſſerdichter Decken in Gebäuden; nebſt einer Anweiſung zur Bereitung des Forſterſchen Kalk-Mörtels. Mit Berechnungen und Zeichnungen im Holzſchnitt und Steindruck. Von Carl Friedrich Holzer. ¾ Thlr.

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert. Nach dem Engliſchen des A. Vieuſſeux von G. Lotz. Zwei Bände. 1⅓ Thlr.

Muſen-Almanach für das Jahr 1826. Herausgegeben von Julius Curtius. — Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern und in der mannigfachſten Form und mehr als 500 Xenien bilden den Inhalt. Die letzteren haben die politiſchen, religiöſen, literariſchen und theatraliſchen Verkehrtheiten und Beziehungen zu ihrem hauptſächlichſten Ziel erwählt, laſſen faſt keinen bekannten Namen, kein Inſtitut und keine Richtung unſerer Zeit ungeneckt, und eignen dieſes Taſchenbuch zu einer höchſt pikanten Unterhaltung. 1 Thlr.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Herausgegeben von Carl von Holtei. Fünfter Jahrgang. für 1826. 1½ Thlr. Inhalt: Eigne Wahl. Luſtſpiel in zwei Akten von Karl Schall. — Vielliebchen. Luſtſpiel von C. Lebrün. — Die Berliner in Wien. Liederpoſſe von Karl v. Holtei. — Die Ueberbildeten. Luſtſpiel von Ludwig Robert. — Mondſchein-Bekanntſchaften. Luſtſpiel von Wilhelm Martel. — Schon der Jahrgang für 1825 wurde im Allgemeinen von der Kritik als das beſte dramatiſche Taſchenbuch bezeichnet. Der neueſte hat den ſeltenen Vorzug, daß alle aufgenommenen Stücke ſchon mit Glück auf den verſchiedenſten Bühnen dargeſtellt worden ſind: ein Beweis, daß der nächſte Zweck: gute, darſtellbare theatraliſche Neuigkeiten zu liefern, hier erfüllt wird. Zugleich ſind mehrere davon ſo geiſtreich, daß ſie auch bei dem Leſen und Vorleſen eine höchſt angenehme Unterhaltung gewähren.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Friedrichsſtraße Nr. 176.

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Die Gleichen,

Schauſpiel

von

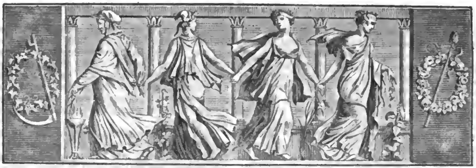
Ludwig Achim von Arnim.

Preis: 1 Thlr.

Berlin, 1826. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 3. November. 175ſtes Blatt.

Wieland's Privatleben.

Vorwort.

Der Verfaſſer der folgenden Mittheilungen wurde, nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien, von Wieland, welchem er perſönlich bekannt geworden war, nach Weimar berufen, und lebte dort, faſt zehn Jahre lang, an dem einen und andern literariſchen Geſchäft Wielands Theil nehmend, und als einer ſeiner jüngeren Hausfreunde, übrigens einer freien Muße genießend, die ihn bei einer ſeinem Geiſte und Herzen zuſagenden Thätigkeit nicht wenig beglückte. Alles, was er mittheilt, iſt aus dem Kreiſe ſeiner eigenen Erfahrung und Beobachtung, und enthält auch aus dieſem nur Etwas, ſo viel ihm mittheilenswerth und mittheilbar zu ſeyn ſchien. Freunde Wieland's und ſeiner ſo intereſſanten Lebenszeit von 1793 bis Ende 1802 mögen ſagen, ob der Verfaſſer nicht mit Unrecht glaubte, dieſe Mittheilungen ſeinen Zeitgenoſſen gewiſſermaßen ſchuldig zu ſeyn.

Wohnung.

1.

Wieland wohnte, als ich nach Weimar kam, in einem eigenen Hauſe, welches aus einem durch Seitengänge verbundenen Vorder- und Hintergebäude beſtand, und zwiſchen zwei Gaſthöfen, dem Erbprinzen und Elephanten, lag. Das Hauptgebäude, ein dreiſtöckiges Wohnhaus, lag hinten, und ſah mit ſeinen Stubenfenſtern auf einen Theil von dem Hofraum des Erbprinzen hinab. Da Wieland's Wohnung nach meinem Gefühle wie ein Tempel der Muſen ſeyn ſollte, ſo war es für mich Anfangs nicht nur auffallend, ſondern wirklich gräulich, wenn in ſein geiſtreiches Geſpräch, oder in die heilige Stille ſeines Denkens, nicht ſelten Menſchenſtimmen aus dem gröbſten profanen Leben von unten herauf ſchollen, oder wenn, ſtatt Düfte von Myrten und Roſen, Miſtgerüche zu ſeinem Muſeum empor ſtiegen. Ich konnte nicht umhin, als ſich einmal ein abſcheuliches Gefluch von Stallknechten vernehmen ließ, meinen lebhaften Unwillen darüber zu äußern, daß ſo etwas in ſeiner Nähe geſchehe. Wieland lächelte und ſprach: „Sie hätten auch wohl Luſt, es wie Gleim zu machen. Dieſen empörte bei ſeinem letzten Beſuch, indem wir mit einander ſprachen, ein ähnliches ſauberes Gebrüll. Er riß, von Zorn entbrannt, ein Fenſter auf, und goß einen Strom von Scheltworten hinab. Er machte es faſt nicht beſſer, als die Herren da unten. Meine Nähe iſt ſolchen Ehrenmännern unbekannt, oder vielmehr, ich kann ihnen nirgendwo nahe ſeyn. Man gewöhnt ſich an Alles. Die Gewohnheit hat meine Ohren gegen ſolche Syrenengeſänge verſtopft.“

2.

Wieland's Muſeum war im zweiten Geſchoß, und beſtand aus einer mittleren Stube und einem größern und kleinern Seitenzimmer. In letzterem war ſeine Bibliothek aufgeſtellt, in erſterer arbeitete er, empfing darin auch Beſuche. Dieſes Arbeits- und Beſuchzimmer war mit Kupfern, Tivoli (Horazens Tibur) mit ſeinen Umgebungen darſtellend, und mit andern Landſchafts- und Seeſtücken behängt. Ueber Wieland's Schreibpult hing das Bildniß der verwittweten Herzogin Amalie, ſeiner erhabenen Gönnerin und Freundin, und auf einem Spiegeltiſche ſaß Voltaire in einem Armſtuhl aus Buchsbaumholz geſchnitzt, mit ſprechendem Geſicht und Weſen. Ein kleines Vorzimmer war mit dem Bildniſſe des Grafen von Stadion geſchmückt.

Digitized by Google

der, wie bekannt, auf ſeinem Schloſſe Warthauſen viel Einfluß auf Wieland's frühere Geiſtesbildung hatte.

Als ich eines Tages einen Seeſturm auf einem der Kupferſtiche betrachtete, trat Wieland herbei und ſprach: „Wer den Seeſturm da mit allem Zubehör nicht bloß mit dem Auge, ſondern auch mit gehörig reger Einbildungskraft betrachtet, den könnte beinahe ein Schwindel anwandeln. Die vielfache furchtbare Bewegung iſt von der Kunſt ſo glücklich fixirt worden, daß ſie vor der Phantaſie lauter Bewegung ſcheint.“ — „Haben Sie ſchon das Meer geſehen, wenigſtens die Oſtſee?“ fuhr Wieland fort. — „Leider nicht!“ antwortete ich im Tone des Bedauerns. — „Ey nun!“ erwiederte Wieland, „ich habe in meinem ganzen Leben das Meer auch nicht geſehen, und glaube, daß meiner Anſchauung dadurch nicht viel abgeht. Denken Sie ſich einen Teller voll Waſſer, und dehnen daſſelbe ringsum mehr und mehr aus, bis Sie zuletzt nichts als Himmel über ſich und Waſſer unter ſich ſehen. Da ſind ſie mitten auf dem Ocean. Wollen Sie nun auch einen Seeſturm haben, ſo laſſen Sie daher, und dorther, oder gar ringsher Sturmgewölk aufſteigen. Das Meer kräuſelt ſich, wogt mehr und mehr auf, es blitzt und donnert gewaltig, das Schiff tanzt zwiſchen Himmel und Hölle, kracht in allen Fugen — kurz, machen Sie die Sache ſo arg Sie wollen, das Alles iſt leicht. Uebrigens habe ich nie beſondere Neigung in mir geſpürt, das treuloſe Meer zu befahren, und große Naturſchauſpiele darauf zu erleben.“ — „Sie haben aber doch Seefahrten in der Schweiz gemacht?“ — „Ja, auf den dortigen Miniatur-Meeren, beſonders auf dem Zürcher-See. Wir wählten zu unſern Luſtfahrten darauf wohlweislich Tages- und Abendſtunden, die nicht nur anmuthig waren, ſondern auch vollkommene Sicherheit verſprachen. Einmal jedoch wäre ich mit Bodmer, Geßner und zwei oder drei andern Gefährten faſt ertrunken. Eine Windwolke übereilte uns ſo ſchnell, und ſetzte den See in ſo große Bewegung, daß wir kaum durch die Kunſt und Kraft eines tüchtigen Piloten das Ufer erreichen konnten. Ich ſelbſt habe nie das Steuerruder führen gelernt.“ Ich konnte bei dieſen Worten mich nicht des Lächelns erwehren. — „Was wollen Sie ſagen?“ fuhr W. fort, „Dichter können auch wohl tüchtige Piloten ſeyn, z. B. Freund Baggeſen; dieſer weiß dem ärgſten Sturm ſein Schifflein ab zu gewinnen, vollends wenn dabei das Leben einer Göttin oder Grazie zu retten wäre.“

S p a z i e r g ä n g e.

1.

Wieland luſtwandelte, ehe er ſein Landgut bei Oßmanſtädt bezog, an ſchönen Sommertagen mit ſeiner Familie zuweilen nach Belvedere und Tiefurt. An einem für ihn ſchönen Sommertage mußten die Winde ruhen, oder nur „Zephyretten wie mit Schmetterlingsſchwingen flattern.“ Lebhafterer Wind war ſeinem Gefühl und Befinden im Freien zuwider. Ferner mußte die Wärme mild, und der Himmel heiter, oder nur mit leichtem Gewölk beſtreut ſeyn. An einem ſo ſchönen Sommertage war es, als ich, bald nach meiner Ankunft in Weimar, eingeladen wurde, an einem Spaziergange nach dem Herzoglichen Luſtſchloſſe Belvedere Theil zu nehmen.

Wir brachen Nachmittags nach zwei Uhr auf. Die Geſellſchaft war nicht klein; denn ſämmtliche Kinder Wieland's gingen mit, und dieſe beſtanden damals aus ſechs Töchtern von ungefähr 4 bis 23 Jahren, und aus vier Söhnen, deren älteſter etwa 15 Jahr alt war. Die beiden jetzt älteſten Töchter waren junge Wittwen. Die Felſenpromenade des Parks wurde durchwandelt, wobei Wieland mich prüfte, ob ich auch die ſchönſten Stellen bemerkt hätte. Kurz vor Ende derſelben ruhte Wieland mit ſeiner Gattin ein Weilchen auf einer Gartenbank. Ein liebliches Landſtückchen bot ſich hier zum Beſchauen dar. Durch einen üppig grünenden Wieſengrund ſchlängelte ſich die Ilm. Vornhin erhob ſich eine Feldhöhe mit Korn, und rechts, ganz nahe, ſah das Dorf Oberweimar durch Linden und Obſtbäume hervor. Der weitere Gang nach Belvedere erhebt ſich zwiſchen Kaſtanienreihen gemach bis zu einem Vorgehölz, über welches das Luſtſchloß mit grünen Kuppeln hervor ragt. Ich verſetze mich ſogleich in den dahinter befindlichen Park oder Waldgarten; denn dieſer war das Ziel der Wanderung. Einige ſchattenreiche Gänge wurden an dem Abhange eines Berges langſam durchwandelt. Der Luſtwald empfing uns mit erquickender Kühle und einſamer Stille. Bald wurde ein freier Raſenplatz im mittleren Grunde zur Lagerſtätte gewählt. An den Seiten erboten ſich auch Raſenſitze. Ein noch jugendlicher Fichtenhain ſtieg an einer heiteren Höhe hinauf. Wieland hatte mit ſeiner Gattin auf einem Raſenſitze Platz genommen, und die jüngſte Tochter, ein liebliches Kind, ſchmiegte ſich an die Mutter. Die übrige Familie belebte die ſchöne Einſamkeit auf mannigfache Art. Die Töchter ergingen ſich bald in den Schatten, bald im Freien, und die Söhne tummelten ſich jauchzend umher, und erſchienen bald auf den Ruinen eines kleinen Tempels, bald am Fichtenhange, bald in Geſellſchaft einer zahmen Hindin, welche gegen die Necker kampfluſtig aufſprang. — Jetzt erſchien Wieland's Diener mit einem Korbe. Die Familie verſammelte ſich auf dem Raſenplatz, und es wurde Champagner getrunken und Kuchen gegeſſen. — Ich verlor mich mit unbeſchreiblichem Wohlgefühl in Gedanken. „Warum ſo ſtill und in ſich gekehrt?“ ſprach Wieland, meine Träumerei bemerkend — „ich dächte, es wäre hier draußen nicht übel!“ — „O!“ er-

Digitized by Google

wiederte ich, „ich möchte faſt zweifeln, daß ich hier in der Wirklichkeit lebte!“ — „Ey! und warum?“ — „Weil es in keinem Gedicht oder in keiner Zauberwelt für mich ſchöner ſeyn könnte, als hier!“

Wieland ſah ſinnend und mit feinem Lächeln ein Veilchen vor ſich hin, und ich erlaubte meinem Herzen einen Erguß, der ſich von mir nicht wollte zurückhalten laſſen. „Wer mir“, ſprach ich, „vor einem Jahre geſagt hätte, daß ich heute hier, und in dieſer Geſellſchaft, und im Genuſſe des gegenwärtigen Glücks ſeyn würde, dem hätte ich gewiß geantwortet: So würde mein Leben einem ſchönen Gedichte gleich. In einem eben ſo unbekannten als ſandigen Winkel der Altmark geboren, wurde ich in eine der berühmteſten und ſchönſten Gegenden Deutſchlands verſetzt. Einen Muſageten und Weiſen, wie den Dichter des „Oberon“ und „Agathon“, glaubte ich noch vor einem Jahre nur im Elyſium ſehen und ſprechen zu können. Und nun“ — ſetzte ich mit zunehmender Ueberſpannung hinzu — „o! es giebt kein Elyſium, welches mich mehr beglücken könnte, als dieſe Stätte hier, und Sie, und Ihre Huld.“ — Wieland wurde durch dieſen Erguß meines Herzens auf eine ihm eigene Art ergriffen. Er nahm meine Empfindung zwar mit Liebe auf; aber jede Ueberſpannung erweckte ihm eine Unbehaglichkeit, die er bald durch Ablenkung der Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände, bald durch feinen Scherz zu erleichtern pflegte. Er ſtand lebhaft auf, reichte mir die Hand, und ſprach: „Ich dächte, wir gingen noch ein wenig!“ Wir betraten einen ſchattigen Gang. Wieland fragte nach dem einen und andern Umſtand meines Lebens, und erzählte dann, öfters ein Veilchen ſtillſtehend, wie er von Tübingen, wo er hätte Jura ſtudiren ſollen, aber ſtatt die Hörſäle zu beſuchen, faſt immer einſam in ſeinem Stübchen verweilt und Verſe gemacht hätte, von dem Dichter-Patriarchen Bodmer nach Zürich eingeladen, am Zürcher-See ſich oft nicht bloß glückſelig, ſondern überſelig gefühlt habe. Auf einmal brach er ſeine Erzählung ab, und fragte, ob ich im „Agathon“ nicht ein Capitel bemerkt hätte, welches von den Gefahren einer verſchönernden Einbildungskraft handle. — Es wäre alſo, antwortete ich, von mir wohl nicht gehörig bemerkt worden? — „Ey!“ entgegnete Wieland lebhaft, „wenn es Ihnen mit mir nun auf ähnliche Art erginge, wie dem Agathon mit der ſchönen Danae, glauben Sie, daß ich am Ende dabei gewinnen würde?“ — Wir waren hier einem Carouſſel genaht, auf welchem Wieland's Kinder ſich mit lebhaftem und lautem Vergnügen herum trieben. — „Ich dächte“ — fuhr Wieland lächelnd fort — „für ein wirkliches Elyſium wär's hier auch ein wenig zu laut!“ — Ganz beſonnen und mit großer Fröhlichkeit nahm ich Theil an dem Spiele.

Ich ſetze nur noch hinzu, daß der Abend in einem mit vielen Orangerieen prangenden Platze neben dem Schloſſe uns mit den lieblichſten Wohlgerüchen des Südens ergötzte, und daß ich an keine Gefahr der verſchönernden Einbildungskraft dachte, als bei dem Austritt aus dem Vorgehölz Oberweimar, der Park, Weimar, der langgeſtreckte Ettersberg mit Dorf, Weiler und Wald, und ſüdöſtlich eine weite Ausſicht bis auf die Gebirge des Voigtlandes, und noch andere Höhen, Haine und Oerter, ein großes, reiches Landſchaftsgemälde in wunderſchöner Erleuchtung der Abendſonne vor meinen entzückten Blicken ausbreiteten. „Freilich“, ſagte Wieland, „wenn der Himmel ſelbſt ſo die Erde verſchönert, ſo muß unſre Seele mehr fühlen, als ſich mit Worten ausdrücken läßt!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitungs-Anzeigen.

Da noch immer viele Damen zu mir kommen, welchen die Eröffnung meiner Putz- und Modewaaren-Handlung unbekannt iſt, ſo habe ich nicht verfehlen wollen, dieſes hiermit in Erinnerung zu bringen, u. ſ. w. (Voſſiſche Zeitung v. 7. Sept.)

In der Kronenſtraße Nr. — werden Glaskronen prächtig und billig gereinigt. Auch habe ich einige Kronen in Commiſſion billig zu verkaufen. (Voſſiſche Zeit. 7. Sept.)

Es werden zwei Reiſegeſellſchafter in einem höchſt bequemen Wagen geſucht. (Voſſ. Zeit. 9. Sept.)

Univerſitäts-Straße Nr. — ſteht ein großer complett gerittener Engländer zum Verkauf. (Voſſ. Zeit. 9. Sept.)

C.

Troſt im Wechſel.

Verglimmt der Tag im Abendſtrahl,
Der dir die letzte Hoffnung ſtahl,
Laß fahren dahin, laß fahren!
Dee Morgen bringt dee wunden Bruſt
Wohl neues Heil und friſche Luſt.

Wenn dich ein falſcher Freund betrog,
Ein unſtät Liebchen dir entflog,
Laß fahren dahin, laß fahren!
Du biſt wohl beſſ'rer Liebe werth,
Die nicht der Treue Bund verſehrt.

Wenn Furchen dir die Stirn umzieh'n,
Der Jugend Roſen dir verblüh'n,
Laß fahren dahin, laß fahren!
Wie kannſt du altern, der du weißt:
Ein ew'ger Jüngling iſt der Geiſt?

Und harret dein des Grabes Raum,
Zerrinnt des Lebens Wonnetraum,
Laß fahren dahin, laß fabeen!
Das Leben ſprießt aus Grab und Tod,
Wie aus der Nacht das Morgenroth!

K. Simrock.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

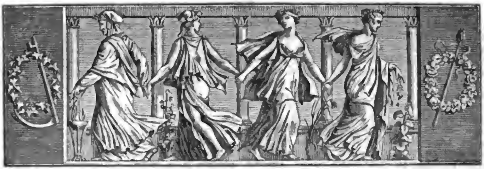
Hamburg. „Alles wiederhalt ſich nur im Leben, ewig jung iſt nur die Phantaſie!“ — Wollte man dies ſo wahre wie gewichtige Wort unſers philoſophiereichſten Dichters überall in Anwendung bringen, ſo würden wenige oder gar keine Berichte und Mittheilungen etwas eigentlich Neues enthalten, und unzählige Correſpondenz-Nachrichten erhielten dadurch das Brandmal gänzlicher Nichtbeachtung und völliger Unbedeutendheit auf die Stirn gedruckt. Allein Mittheilungen, Berichte u. ſ. w., ſagt man, müſſen doch ſtatt finden! Man will doch wiſſen, was hier und dort Bemerkenswerthes vorfällt! Ganz recht; allein wenn ſolche Mittheilungen, ſolche Berichte neben der materiellen Wirklichkeit, von der ſie handeln, nicht auch dieſe oder jene identiſche unumſtößliche, mit jener Wirklichkeit in Verbindung gebrachte Wahrheit enthalten, ſo wäre es beſſer, ihr Schreiber ſtumpfte ſeinen Kiel zu einem Blaſeröhrchen ab, und ſchöſſe durch daſſelbe in Geſellſchaft kleiner Spielkinder mit Tragantkügelchen nach aufgeſtellten Bleiſoldaten: Materie über Materie! — Was ich mit dieſer Tirade will? fragen Sie. — Begreiflich machen, daß ich nicht im Stande bin, regelmäßig Mittheilungen von hieraus ein zu ſenden. Beſchwatzen läßt ſich Vieles, begeifern Alles, jedoch nicht Alles, worüber Dieſer oder Jener zu berichten pflegt, läßt ſich mit Gedanken und Anſichten in Verbindung bringen, die des Niederſchreibens, wie viel mehr noch des Druckes werth ſind. Freilich wird heut zu Tage friſch weg, immerfort, ungeheuer Vieles gedruckt; aber räumen Sie mir's nur ein, wenn all das Gedruckte wirklich Gedanken, beachtens- und beherzigungswerthe Gedanken enthielte — woher die Zeit nehmen, es zu durchdenken, da es ſogar an Zeit gebricht, es — zu leſen! Zürnen Sie mir alſo nicht, wenn ich nur dann und wann unter Ihren geehrten Correſpondenten anſchammere. — Nach dieſer nothgedrungenen Einleitung kehre ich zu meinem Motto am Eingange zurück, und wende daſſelbe zunächſt auf die Vergrößerung unſers mit Recht beliebten Spazier-Ortes mitten in der Stadt, des „Jungfernſtieges“, *) an. Wohl gab es ſchon in Hamburg ſelbſt eine Zeit, wo ſo dem Bette der Elbe wie der Alſter feſter Boden abgewonnen wurde, um theils dem ſich erweiternden Erwerbs-Verkehr, theils dem Vergnügen mehr Raum zu verſchaffen. Faſt das ganze Kirchſpiel St. Catharinen in Hamburg giebt Zeugniß davon, und wem's der Mühe werth ſcheint, die nähern Urſachen davon genau angegeben zu wiſſen, der belehre ſich darüber aus Zimmermann's oder Barmann's „Chronik der Stadt Hamburg“. So enthält die ihrer Vollendung nahende Verlängerung unſeres Jungfernſtieges freilich wenig Neues, aber nichts deſto weniger etwas Nützliches und außerordentlich viel Angenehmes. Ohne dem faſt cirkelrunden Spiegel des innern Alſter-Baſſins den mindeſten Abbruch gethan zu haben, iſt jetzt mehr als die Hälfte des Ufers dieſes Baſſins zum Spazier-Orte eingerichtet, und überdies kein unbedeutender Raum zu neuen Grundſtücken und aus zu führenden Bauten, die für die Eigner gewiß höchſt einträglich ſeyn werden, gewonnen worden. Der allgemeine Spazier-Ort in einer, wenn nicht ſehr großen, doch ſehr volkreichen Stadt kann ſchwerlich allzu groß ſeyn; und hat derſelbe, wie unſer Jungfernſtieg, überdies eine angenehme, ja romantiſche Lage, ſo gereicht er unbedingt zu deſſen größeren Zierde der Stadt. Es will ſchon viel ſagen, mitten in einem Steinhaufen, was am Ende doch jede Stadt, auch die ſchönſte iſt, ſich augenblicklich, gleichſam wie durch Zauberſchlag, mittelſt eines romantiſchen Anblicks in eine poetiſche Stimmung verſetzt fühlen zu können. Und daß dieſes zumal an einem milden Herbſtabend, wo die Minderzahl der Spaziergänger nicht ſtörend wirken kann, in unſerm Jungfernſtiege möglich ſey, bedarf kaum des Beweiſes. Sehen Sie nur an ſolchem Abend den Mond über dem zitternden Spiegel der Alſter am Horizont herauf ſchweben, das dunkle Gewölk in Lichtſtreifen ſich zertheilen, den linden Herbſtwind die Wolken über den Petersthurm jagen, daß dieſe wunderſchöne, verwegen himmelanſtrebende ſchlanke Pyramide in magiſchem Helldunkel daſteht — und Sie werden kein weiteres Zeugniß meiner eben ausgeſprochenen Behauptung verlangen. — Daß zur Verſchönerung unſerer Stadt ſeit einem Jahrzehend ſehr viel geſchieht, iſt im Auslande ſchon durch die zahlloſe Menge Fremde, die wir fortwährend bei uns ſehen, längſt bekannt: Unſer neues Krankenhaus, unſere Wall-Anlagen, unſere Stadt-Eingänge, unſere Baum-Pflanzungen vor den Thoren, das Verſchwinden vieler, faſt aller alten Häuſer in der Stadt, das Abrunden mehrerer Gaſſen-Ecken u. dergl. m. geben erheiterndes Zeugniß davon. Der Thurm der Kirche St. Jacobi, der lange Zeit der Krone auf ſeinem Gemäuer entbehren mußte, wächſt täglich und ſcheint bald das Ziel erreicht zu haben, mit ſeinen Nachbarthürmen wieder wetteifern zu wollen; ein Plan zum Anbau einer neuen Börſe iſt entworfen und Aktien zu drei Prozent Bankogeld werden zu Ausführung dieſes Baues in Anſpruch genommen. Und wie ſchön, löblich und erfreulich dies Alles auch iſt, ſchöner und herrlicher und erfreulicher iſt und bleibt dennoch die bürgerliche Gemeinwirkung und Eintracht, womit, ſtets im Sinne unſerer biedern Altvordern, dieſe neueren und neueſten Zeugen unſerer Gewerbsthätigkeit und wahren Bürgerſinnes durch rege Betriebſamkeit und wohlwollende Anſtrengungen und Aufopferungen ſich erheben. Es wäre zu wünſchen, daß „Neue Skizzen von Hamburg“ jetzt geſchrieben würden. Reicher, und was mehr ſagen will, intereſſanter Stoff iſt und wird dazu gegeben — aber es gehört dazu die Feder eines ſachkundigen, geſchmackreichen und vom Streben für das Gemeinwohl ergriffenen Autors, wie Dr. F. J. L. Meyer ſie vor etwa zwanzig Jahren in ſeinen trefflichen „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg“ (1804, bei Neſtler) führte. — Aus der Litteratur hieſigen Ortes kann ich Ihnen wenig melden. Der ſo umſichtige wie fleißige P. D. W. Tennies fährt rühmlich fort, ſich durch ſeine Schriften um das See-, Aſſecuranz- und Havarie-Weſen verdient zu machen. Sein Name wird einſt zu den geachtetſten in den Annalen der Stadt Hamburg unbedingt gezählt und der Vergeſſenheit entriſſen werden müſſen. — Eine kleine, gediegene, für keinen geringen Theil unſerer Einwohner höchſt bemerkenswerthe und ſchätzbare Schrift iſt die hier gedruckte „Abſchiedsrede“, gehalten vom Herrn Paſtor Böckel, Theol. Dr., in der Kirche St. Jacobi zu Greifswald, nachdem dieſer würdige Seelenhirt als Haupt-Paſtor zur hieſigen St. Jacobi-Kirche berufen worden war. Ich habe lange keine Rede in ſo echt lutheriſchem Geiſte abgefaßt geleſen: ſo kann nur ein Vater zu ſeinen Kindern, ſo nur ein treuer Hirt zu einer frommen Heerde reden! Was ſo wahr und warm vom Herzen kommt, muß unmittelbar zum Herzen dringen. Mit Recht verſpricht ſich die hieſige jacobitiſche Gemeinde auch von dieſem würdigen Hirten hochheilige Stunden wahrer Erbauung, da unwiderſprechlich das „Qui me sequitur etc.“ des erhabenen Vorbildes aller Chriſten einer der tiefdurchdrungenſten und treuherzigſten Lehr- und Wahlſprüche dieſes neuerwählten geiſtlichen Vorſtandes iſt. Die erwähnte „Abſchiedsrede“ erſchien ſofort in zweiter Auflage. — Von Paſtor Hübbe's Kupferwerk: „Anſichten der Stadt Hamburg“, ſollte der zweite Theil ſchon vor Jahr und Tag erſcheinen, doch wird derſelbe noch immer und von vielen Freunden des Vaterländiſchen mit Sehnſucht erwartet. (Die Fortſetzung folgt.)

Ein Spaßvogel meinte dieſer Tage: „Herr Ouvrard wird, wenn er in's Gefängniß kommt, ſein Gefängnißhaus kaufen, und dann läßt er ſein Eigenthum niederreißen und ſteht frei da!“ (Corsaire.)

*) Nach der Orthographie plattdeutſcher Mundart eigentlich Jumfernſtyg, hochdeutſch Jungfernſteig.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 4. November. 176ſtes Blatt.

Ermuthigung.

Sonett.

(Nach den aufgegebenen Reimen acken, ecken, icken, ocken, ucken.)

Sticht Sorge dich in's Herz mit ſcharfen Zacken,
Suchſt du umſonſt den Kummer zu verſtecken,
Bläſt ſcharf ein Unglücksſturm aus allen Ecken,
Will dich die Kralle der Verzweiflung packen;

So beuge nicht, nein, heb' empor den Nacken,
Streb' in der Bruſt entſchlaf'nen Muth zu wecken;
Nicht ſoll dein Geiſt die Waffen furchtſam ſtrecken,
Iſt auch dem Leib ſein letztes Brod gebacken.

Laß einen Strahl von Jenſeits dich erquicken,
Sieh' ihn, wenn tödtlich deine Pulſe ſtocken,
Mit hellem Blitz die Grabesnacht durchzucken.

Die Flammenſchrift läßt dich zwei Worte blicken,
Gott und Unſterblichkeit! Hinüber locken
Sie dich, befreit von allen Erdendrucken.

Karl Schall.

Wieland's Privatleben.

2.

Wenig Tage nachher wurde Tieffurt, der Sommer-Aufenthalt der verwittweten Herzogin Amalie, von Wieland und ſeiner Familie beſucht. Es geſchah an einem Sonntag-Nachmittage, wo die Herzogin am Hofe des regierenden Herzogs zu verweilen pflegte. Ein eben ſo anmuthiger als kurzer Weg führt zu einem Luſtgarten, der auf beiden Seiten der Ilm, hier mit einem Berghain und mit Terraſſen, dort mit gemiſchten Anlagen in einem Grunde, ſich hinkrümmt. Wir folgten einem Fußpfade am rechten Ufer der Ilm, und betraten einen Platz, der von einer großen Buche und von umſtehendem Gebüſch beſchattet und mit einem Tiſche nebſt Bänken von Stein beſetzt war. Dämmerung, nur hier und da von einem Sonnenſtrahle durchblitzt, umfing uns, wie in einem Heiligthume der Einſamkeit. Wieland ruhte etwas abwärts am Rande des Hains auf einer Gartenbank, von jungem überhangendem Gebüſch beſchirmt, im Anblick einer ſonnenhellen, mit einem Obſthaine beflanzten Höhe, und dicht an ſeiner Seite floß die Ilm mit ſanftem Geplätſcher. Oft ſah ich ihn nachher in ſchöner Vor- und Nachmittagsſtunde an dieſem lieblichen Ruheplatz ſinnend oder leſend verweilen. Seine Söhne fingen an, ſich lebhaft zu bewegen; ſie rannten einen Pfad am Berghain hinauf und herab, und hüpften unter der Buche über Tiſch und Bänke. Wieland ſteuerte ihnen, gewiß aus einem eigenen Gefühl für dieſen Ort. Obgleich der Luſtgarten ſich in freier Einſamkeit darbot, ſo war doch die erhabene Beſitzerin deſſelben ſeinem Gefühle nicht fern. Es war ihm ihr ländliches Heiligthum; und welche Stunden, welche Geiſtes- und Herzensgenüſſe waren ihm hier eine Reihe von Sommern hindurch zu Theil worden! — Bald gingen wir auf ſchattigem Pfade am Fluß bis zu einem andern Ruheplatz, der ſich an einer Brücke über die Ilm eröffnete, und eine freie Ausſicht über einen Theil der untern Gartenanlagen und über das ländliche Fürſtenhaus bis zur fernen Höhe des Ettersberges darbot. Hier blieb Wieland zurück, während die Söhne ſich auf dem weiteren Pfade am Fluß und in dem Berghain verloren, und Gattin und Töchter

Digitized by Google

vor uns unter Blumenbeeten wandelten, und in einem kleinen runden Gartenſaal einkehrten, der von hochgezogenen Roſenbüſchen umblüht war. Ich ſtand auf der Brücke, den unteren Garten überſchauend. „Nun?“ begann Wieland, nach einer Weile herbei tretend, „ſcheinen Sie ſich vielleicht auch hier in eine Zauberwelt verſetzt zu ſeyn?“ — „Nicht eben in eine Zauberwelt“, erwiederte ich, „wie ſchön auch Alles umher iſt; aber mir kommt doch Alles verſtändlich vor.“ — „Verſtändlich? Wie meinen Sie das eigentlich?“ — „Es iſt hier kein Wald, der die umliegende Erdenwelt dem Auge entzöge, und in ſeiner Verſchloſſenheit geheime Ahnungen der Seele weckte —“ — „Wie bei Belvedere?“ — „Jeder Wald von einiger Größe und von ziemlichem Alter, der mich von der übrigen Welt abſondert und mich ganz mit eigenthümlicher Einſamkeit umfängt, ſpricht mich wie mit geheimem Weſen an.“ — „Das laß' ich gelten. Unſere alten heidniſchen Vorfahren waren alſo, bei aller ihrer übrigen Rohheit, keine ſchlechten Aeſthetiker, indem ſie in den Wäldern die Gegenwart und das Walten ihrer Gottheiten empfanden und verehrten. Aber Sie ſagten, es käme Ihnen hier Alles verſtändlich vor.“ — „So ziemlich wenigſtens. Natur und Kunſt bildeten, unter Leitung der Anmuth, den Hain für die Einſamkeit, den Gang am Fluſſe für geiſt- und gefühlvolle Muſen, einſam oder geſellig genoſſen, und die Blumen- und Wieſenſtücke mit dem Lindenplatz und Roſenſaal für die heitere Geſellſchaft.“ — „Im Ganzen nicht übel verſtanden!“ entgegnete Wieland. „Aber ich könnte Ihnen doch einen Zauber nennen, der hier wirklich ſtatt findet, ob er gleich auf die natürlichſte Art von der Welt entſteht. Dieſer Luſtgarten iſt eigentlich ein kleines Landſtück, und die Mannigfaltigkeit der Anlagen, und die abwechſelnden Genüſſe, welche er wie aus einem Füllhorn umher gießt, zaubern ihm eine Größe an, die nicht wirklich, ſondern nur ſcheinbar iſt. Und noch ein Zauber, und zwar ein ſo holder, daß ich ihn gegen das allerbrillanteſte Stück der Feenwelt nicht vertauſchen möchte! Fühlen Sie denn nicht, wie über dieſer ſchönen Stätte die Menſchenfreundlichkeit als Genius loci waltet? Auf allen Seiten offene Steige, die jeden Freund der ſchönen Natur in dieſes Heiligthum einer edlen Fürſtin einladen, zu freiem Mitgenuſſe, zu vertraulicher Annäherung. Kein Wunder! Hier ſchlägt ein hochfürſtliches Herz, welches eben dadurch wahrhaft hochfürſtlich iſt, daß es der ganzen Menſchheit angehört, und in möglicher Beglückung Andrer ſein vornehmſtes und eigenſtes Glück findet.“

Hier erſchien eine Bäuerin, und fragte, wo es den Herrſchaften gefällig wäre, Milch zu eſſen. Es war alſo ein echtländliches Sommermahl beſtellt worden. Wieland's Familie erſchien, und es wurde beliebt, die Milch in dem eigenen Garten der Bäuerin zu genießen. Ein Paar Bauergärten ſchloſſen an den fürſtlichen Garten ſich traulich an, und ein durchgeführter Fußpfad verband ſie damit. Wir traten in einen ganz gewöhnlichen Bauergarten, der nichts als ein Gras-, Kraut- und Obſtgarten war. In einer Ecke fand ſich jedoch eine Laube, und unter Pflaumbäumen bildete ein Brett mit zwei Klötzen eine Bank. Die Laube hatte einen mit Bänken umgebenen Tiſch. Die Bäuerin trug mit freundlichem Grüßen ein Paar Schüſſeln voll Sanemilch auf, in welche die jungen Damen Semmel brockten. Wieland's Söhnen behagte nicht der beſchränkte Raum in der Laube; ſie nahmen daher eine der Schüſſeln, und lagerten ſich um dieſelbe unter den Pflaumbäumen. Die Milch wurde unter fröhlichem Geſpräch verzehrt. Wieland war im Luſtgarten zurück geblieben, und kam jetzt nach. Seine jüngſte Tochter flog ihm entgegen. Er ſetzte ſich mit ihr auf die Bank unter den Pflaumbäumen, und herzte ſie mit inniger Liebe und holdem Getändel, während ſeine Gattin ſich mit der Bäuerin voll freundlicher Vertraulichkeit unterhielt. Wieland und die Seinigen ſo in einem ſolchen Bauergarten zu ſehen, war mir ein pikanteres und rührenderes Schauſpiel, als wenn ich ſie in dem ſchönſten Park der Welt in fürſtlicher Geſellſchaft geſehen hätte.

Unter dem Getön von Schalmeien, die nah und fern in dem Ilmthal mit reinem und ſchönem Klange erſchollen, wandelten wir langſam nach Weimar zurück. Vielleicht iſt es ein beſonderes Gefühl, wenn ſolcher Schalmeienklang mich zugleich erfreut und rührt. Ein ruhiger, ländlicher Sommerabend ſpricht ſich dadurch, wie mich dünkt, mit ſeinem eigenſten Weſen aus.

3.

Ich erlaubte mir einmal, Wieland bei einem ſeiner einſamen Spaziergänge im Weimarſchen Park zu beobachten. Es war an einem Maitage Vormittags zwiſchen 10 und 11 Uhr. Der Gedanke, ſo viel als möglich zu bemerken, wie ſein Genius ihn in der Einſamkeit leite, war mir ſo anziehend, daß ich ihm nicht ohne Unbeſcheidenheit nachgab.

Wieland trat vorn in die Felſenpromenade, während ich auf der andern Seite der Ilm auf einem Pfade des Sterns (eines ſchattenreichen, von Gängen umfaßten und durchkreuzten Gehölzes) verweilte. Er ging, wie gewöhnlich, langſam, in der Rechten ein Stöckchen von Bambusrohr, welches er öfters ein wenig auf und nieder bewegte. Es war eine Badine, womit ſeine Gedanken und Empfindungen ſpielten. Eine Nachtigall begann in der Nähe lebhaft zu flöten, verſtummte aber gleich wieder, durch Laune oder Zufall geſtört. Wieland ſtand ſtill, und horchte ein Weilchen. Als kein weiterer Geſang erfolgte, ſchwenkte er

ſein Stöckchen ein wenig, und pfiff leiſe dabei. Nachdem er weiterhin eine Treppe zu einer mit Baumrinde bekleideten Einſiedelei hinauf geſtiegen war, verlor ich ihn aus dem Geſicht. Ich eilte aus dem Stern, über eine Ilmbrücke, ſtieg an der Einſiedelei aufwärts zu einem oberen Gange, und ſah Wieland wieder. Er ſaß auf einer Knüppelbank, bei welcher der Felſengang ein Streckchen hervor in's Freie läuft, und dem Schauenden hier der Anblick eines Theils des oberen Packs, und dort eine anmuthige Ausſicht über Wieſenthal und Fluß zu einem Theile des Sternwaldes ſich darbeut. Vornhin hüllt der Felſengang ſich in liebliche Dämmerung. Jetzt ſchlugen ein Paar Nachtigallen, die eine nahe, die andere fern, und feierten nach meinem Gefühle die Gegenwart des Dichters. Wieland lauſchte ihrem Wechſelgeſange mit ſichtbarem Vergnügen. Sinnige Heiterkeit verklärte ſein Geſicht mit eigenem Weſen. Indem er bei'm Achten auf's Aeußere zugleich in ſich gekehrt war, war ſeine Heiterkeit wie ein aufgehendes Licht, in welches ſanfte Schatten fielen. Anders wüßte ich's nicht zu beſchreiben. — Wieland wandelte die Felſenpromenade hinab bis unten an das ſogenannte römiſche Haus, wo ein Steig auf das Wieſenthal der Ilm hinaus führt. Ich war voraus geeilt, und ſaß ſchon auf einer Fähre der Ilm, als Wieland aus dem Gebüſch hervor auf die Wieſe trat. Hier hatte ich ihn erwartet. Dem Felſengange und der Ilm ganz nahe, ſteht hier ein einſamer aſtreicher Birnbaum, mit einer Rundbank umgeben. Er war mit Blüthen bedeckt und von Bienen umſchwärmt. Wieland beſchaute den vollblühenden Baum einige Augenblicke, ſetzte ſich dann unter ihm, und genoß, an den Stamm gelehnt, der ſchönen Umſicht und der ſchönen Frühlingszeit. Auch ohne ein Schirmdach von duftenden Blüthen iſt dieſer Platz ſehr einladend. Das ganze Ilmthal zwiſchen der baum- und buſchreichen Anhöhe des Felſenganges und einer Feldhöhe beut ſich hier zur Beſchauung dar. Der Fluß ſchlängelt ſich mit Uferſteigen und Jugfähren hin bis an den Sternwald, und mittagwärts erſcheint das Dorf Oberweimar im Thale und das Luſtſchloß Belvedere auf einem waldigen Berge. Das junge Grün der Wieſen, der Bäume und Büſche, mit mancherlei Blüthen untermiſcht, hatte jetzt die Lieblichkeit des Wonnemond's. Die Nachtigallen des Parks waren zwar eben ſtumm, aber über der Feldhöhe ertönte vielfacher Lerchengeſang, und Schwalben durchkreiſten zwitſchernd die Luft. In ſo ſchöner Natur mit reinem Herzen und mit dichteriſcher Empfänglichkeit des Frühlings genießen, iſt ein Genuß, den auch Wieland's Seele gern in ungeſtörter Einſamkeit mit vollen Zügen einſog. Nach einer Weile zog er ein kleines Buch aus der Taſche, und las, jedoch nur koſtend, das Buch bald gegen die Augen erhoben, bald auf das Knie niedergehalten. Jetzt kam eine kleine Störung. Ein Herr trat mit einer Dame aus dem Gange raſch auf die Wieſe hervor, und W. ſchaute bei ihren rauſchenden Fußtritten ſich um. Sie ſtanden plötzlich ſtill, ſprachen leiſe mit einander und gingen zurück; ſie erkannten vermuthlich Wieland und wollten ſeine Einſamkeit an der ſchönen Stelle nicht ſtören. Dieſe, ihm nach meinem Glauben erwieſene Ehrfurcht war meinem Herzen ſehr erfreulich. Sehr bald ſtand nun W. auf und kehrte in den Felſengang zurück. Ich ſetzte mich zwei Mal über die Ilm und trat wieder in den Stern, Wieland's Rückkunft erwartend. Er kam wirklich wieder von der Einſiedelei herunter, wich auf die Ilmbrücke ab, und durchging die Mitte des Sterns; ich begleitete ihn unbemerkt auf Seitengängen. Auf dem offenen Rundplatze des Sternwaldes begegneten ihm zwei Männer, die ihn keck anſtierten und ohne andere Begrüßung dicht an ihm vorbei ſchritten; auf ſeinem Geſicht drückte ſich Mißbehagen aus und ſein Stöckchen bewegte ſich lebhaft. Vielleicht waren es Fremde, die Wieland nicht kannten und denen ſein Anſehn auffiel. Solche Begegnung mußte freilich zuweilen vorfallen, und Wieland's jeweilige Gemüthsfaſſung beſtimmte ihren Eindruck. Einmal ſah ich ihn vor einem Kerlsgeſicht, welches ihn mit erzdummen Lächeln angrinzte, erſchrocken ein Paar Schritte zurückfahren.

Eine andere Begegnung erwartete ihn, als er der Schloßbrücke nahte; Goethe trat ihm entgegen. Beide begrüßten ſich brüderlich mit der Hand und Wieland ging mit Goethe in den Stern zurück. Es war mir ein ſehr anziehendes Schauſpiel, beide Dichter mit einander wandeln zu ſehen. Wie ihr Geiſt, ſo war auch ihr äußerliches Weſen verſchieden. Wieland hatte bei zartem Körperbau einen etwas ſchwebenden Gang; Goethe ſchritt in ſtammhafter, kraftvoller Mannsgeſtalt mit feſten, gewichtigen Tritten einher. Auf Wieland's Geſicht ſchwebte ſinnige Freundlichkeit und feiner Spott in ſehr beweglichen Zügen; Goethe's Blick und Miene war feſt und voll gebietenden Ernſtes. Nicht bedeutungslos ſchien mir's auch, daß Goethe einen großen dreieckigen Hut queer aufgeſetzt trug; Wieland's Haupt war mit einem weichen runden Hute bedeckt.

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Neulich wurde in einem Journal dem Herrn D. A. zu H. der Titel eines zweiten Ober-Dompredigers gegeben.

Von manchem neuen Witzling kann man ſagen: Du haſt Witz, es iſt jedoch ein aber dabei — du biſt aberwitzig.

Wo ſucht man wohl den Mittelſtand in einer Zeit, wo die Mittel ſchien? Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Hamburg. (Fortſetzung.) Der vormalige Kotzebueſche „Almanach dramatiſcher Spiele“, ſpäterhin vom Buchhändler Kummer in Leipzig redigirt, wird jetzt von Hrn. C. Lebrün, allgemein beliebtem Mitgliede unſerer Bühne, herausgegeben, und erſchien auf 1827 in der Buchhandlung Hoffmann und Campe hieſelbſt. Außer zweien ſchon bekannten Luſtſpielen: „Der König von geſtern“, (nach dem Franzöſiſchen) von Caſtelli, und dem niedlichen Spiele: „Warum?“ von Dr. Jurgenſen, finden ſich darin: ein hier noch nicht gegebenes „Faſtnachtsſpiel“ von Raupach, ferner: „Ein Tag Carls des Fünften“ (von Frankreich), Luſtſpiel in zwei Akten, nach dem Franzöſiſchen, und: „Staatspapiere“, Luſtſpiel von Dr. Bärmann. Beide letzteren Stücke wurden vor Kurzem an einem und demſelben Abend hier aufgeführt, und fanden, obwohl ziemlich ohne allen Tadel geſpielt, dennoch ein ſcharf getheiltes Publikum. Da mein hier unterzeichneter Name einmal mein eigener Name iſt, ſo muß und will ich die Beurtheilung dieſer Novitäten, namentlich aber der „Staatspapiere“, einem Recenſenten von Namen geduldig überlaſſen. — Frau Wilhelmine Loſtmann, Schweſter des als Novelliſten rühmlich bekannten Dr. Blumenhagen, in Hamburg domicilirt, hat vor Kurzem einen Roman (bei Taubert in Leipzig) herausgegeben, betitelt: „Die Gräfinnen Caboga“, in drei Bänden. Eine hie und da wohl etwas in's Breite gehende, doch im Ganzen wohl verknüpfte und ziemlich befriedigend gelöſte, alſo nicht unintereſſante Geſchichte aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution. Die fleißige, anſpruchsloſe Verfaſſerin hält ſich eben ſo fern von Sentimentalität wie aphoriſtiſcher Anmaßung, iſt beſonders glücklich in Einflechtung höchſt anziehender Epiſoden und ſchreibt, wenn auch noch keinen muſterhaften, doch einen gefälligen Styl, huldigt dabei durchaus keinem Modeton; ſpricht ſich überall keuſch und geſittet aus, ohne durch verbrauchte Moral zu langweilen, ſo daß die ſtets nach Neuem hungernde Romanen-Leſerwelt ſich fürwahr zu dieſer neu auftretenden Schriftſtellerin Glück wünſchen darf; indem billige Kritik dieſelbe im Kreiſe der Schön-Literatoren herzlich willkommen heißen muß. Strenge Beurtheilung würde vielleicht, und nicht mit Unrecht, Dies und Jenes an dieſen von Großmutter auf Enkelin nacheinander folgenden „Gräfinnen Caboga“, beſonders aber an dem im zweiten Bande auftretenden, höchſt intereſſant ſich einführenden Doctor Eppink, den die Verfaſſerin nachher ſo gänzlich unbefriedigend verſchwinden läßt, aus zu ſetzen haben. — Frau Amalia Schoppe, geb. Weiſe, neuerdings durch den ſpaniſchen Roman „Gran Tacaño“ vielbekannt geworden, hat neue Schriften für die Jugend als Weihnachtsgabe angekündigt. Die Titel derſelben ſind durch die Zeitungen längſt bekannt gemacht worden. Ohne mir ein Urtheil über dieſe ſo fruchtbare wie bekannte Schriftſtellerin anmaßen zu dürfen und zu wollen, glaube ich, daß dieſelbe auf dem Felde der Literatur für die Kinderwelt eine erfreuliche Erndte zu bereiten ganz eigentlich Beruf habe. Ihr Styl iſt in Schriften dieſer Art lebhaft, verſtändlich, anſpruchslos; der Stoff, den ſie darin verarbeitet, einfach, edel, erhebend. Hat man die Verfaſſerin in anderer Hinſicht bitter, vielleicht zuweilen lieblos oder doch ſchonungslos getadelt, in dieſer Hinſicht ſollte man ihr um ſo mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Noch einmal, mich dünkt, ſie ſey eine ausgezeichnete Jugend-Schriftſtellerin; mindeſtens nach dem zu urtheilen, was ich darüber von ihr geleſen habe. — Nachdem ich alſo den romanſchreibenden Damen in dieſem gedrängten Bericht den Vortritt ließ, erwähne ich noch des neuen Romans des Hrn. Dr. C. Baerle's, betitelt: „Der Erbprinz oder Beſtimmung bleibt Beſtimmung“ (Leipzig, bei Wienbrack, 1826). Der Hr. Verf. iſt als Erzähler ſchon aus Zeitſchriften rühmlich bekannt. Auch dieſer ſein Roman wird die nach Unterhaltung begehrenden Leſer gewiß unterhalten. Belletriſtiſche Produkte, in denen dem Fatalismus, ſey dieſer noch ſo ſubtil, gehuldigt wird, haben einmal das Prärogativ, von ihren Leſern unbedingten Glauben an die Thatſachen zu fordern, von denen in ihnen gehandelt wird. Die Kritik fragt alſo nicht nach, worin die quaſi-Zauberkraft des Erbringes denn eigentlich beſtand? woher dem Erbringe denn ſolche Kraft geworden? — Der Verfaſſer ſchreibt einen fließenden, zuweilen blühenden Styl. Noch iſt zu bemerken, daß dieſer „Erbring“ in die bei Wienbrack in Leipzig erſcheinende „Gallerie deutſcher Original-Romane“ gehört. — Eine andere bis jetzt noch nicht erſchienene, doch im Verlage von Hoffmann und Campe angekündigte literariſche Neuigkeit iſt eine Sammlung der plattdeutſchen Lieder, Gedichte und Theaterſtücke des Dr. Bärmann, die unter dem Titel: „Dat grote Höög- un Häwel-Book, dat ſind: Rimels, Dichtels un Burenſpillen“ u. ſ. w., circa 20 Druckbogen, im Laufe des Monats November auf Subſcription erſcheinen werden. Daß ich ſo genau von dieſem Umſtand unterrichtet bin, erklärt ſich Ihnen, mein verehrter Freund, durch meine Namensunterſchrift; aber ich muß Ihnen noch mehr darüber ſagen, nämlich: daß nichts dahinter iſt — ich meine, hinter der Subſcription. Vor funfzig Jahren etwa hätte vielleicht ein Autor durch ein Werk wie das erwähnte, welches ſeiner Natur und Beſchaffenheit nach mit keinem einzigen concurrirt, ſein zeitliches Wohl gründen können und mögen; heut zu Tage iſt's damit nichts. An Lobe und Beifall fehlt's hie und da und dort wieder nicht, wohl gemerkt: Geld darf's nicht koſten. Es mag ſein Gutes haben! Denn wie übermüthig könnte ein Autor werden, wenn er durch ein einziges Werk ein Capital zu erſchwingen im Stande wäre, das ihn und die Seinigen vor Sorgen im Alter ſchützte? Und wo bliebe dann die demüthige Unterwürfigkeit, mit der die Kunſt nach Brodte zu gehen für immer verdammt iſt? Ich kann Ihnen im Vertrauen verſichern, daß der Verf. des „Höög- un Häwel-Books“, ohne den uneigennützigen Unternehmungsgeiſt ſeines braven Verlegers, mit dieſer Sammlung ſeiner plattdeutſchen Gedichte hinſichtlich der pecuniären Aufmunterung arg in die Pilze gerathen wäre, und daß er ſich neulich eines bittern Lächelns nicht erwehren konnte, als in einem Bremer Unterhaltungsblatte ein ihm unbekannter, doch gewiß wohlwollender Correſpondent aus Oldenburg, ſeine in Hamburgiſcher plattdeutſcher Mundart bekannt gewordenen Schriften mit den allemanniſchen Gedichten vergleichend, ihn den nordiſchen Hebel nannte. Liebſter! von Redensarten, wie gut gemeint dieſelben ſeyn mögen, kann kein Brod gebacken werden, und die unzähligen, von Natur, Sitte, Mode und Dichterlaunen unerbittlich abhangenden Bedürfniſſe verlangen andere Schatzmeiſter, als Poſaunenruf und Schmeichelworte. Der Ruhm eines Autors kann einzig und allein durch die Zeit, durch die Nachwelt beglaubigt werden, und eine Mitwelt, die ihre Sänger, Dichter und Künſtler darben läßt, bildet, bei allen Lobeserhebungen, die ſie ihnen etwa macht oder geduldig machen läßt — keine Akademie der bildenden Künſte! So wahr dieſer Satz mich dünkt, ſo ſehr hat der Verf. des „Höög- un Häwel-Books“ der kleinen Anzahl von Gönnern und Freunden in und außerhalb Hamburg für die ihm von derſelben bewieſenen Theilnahme zu danken, und ich glaube, daß ich denſelben hinlänglich kenne, um laut und öffentlich von ihm ſagen zu dürfen, daß ihm das Laſter des Undanks vor allen andern Laſtern ein Greuel iſt.

(Der Schluß in der Beilage.)

Ein Banquier von Hayti hatte eine Tratte (une traite) auf ein großes Pariſer Handelshaus geſtellt, und wollte ſie dieſer Tage einziehen laſſen. „Ich gebe nichts ein!“ — ſagte der franzöſiſche Banquier — denn die traite des noirs gehört in Frankreich zu den verbotenen Dingen!“ (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXIX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 176ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Hamburg. (Schluß) Sie fragen mich, warum ich unter den ſeither erwähnten neu entſtandenen oder entſtehenden öffentlichen Gebäuden hieſelbſt nicht des neuen Stadttheaters erwähne? Ich könnte Sie mit der Ausrede hinhalten, daſſelbe ſey noch nicht vollendet, und alſo noch nicht davon zu reden. Aber dann hätte ich nur in architektoniſcher Hinſicht aufrichtig gegen Sie gehandelt. In artiſtiſcher Hinſicht hatte ich einen ganz guten Grund, davon zu ſchweigen, den Grund: Ich halte dies neue Haus — für ziemlich, wo nicht für gänzlich überflüſſig, und ſtütze mich dabei auf Paniſe's Wort in ſeinem „Eremiten" (2tes Heft): „Wozu einer verfallenen oder doch verfallenden Kunſt neue Tempel bauen?" Sie finden dies Wort zu ſtreng? Ich nicht! Wo iſt jetzt der dramatiſche Dichter, der ſich einer Total-Einwirkung auf das deutſche ſchauende Publikum rühmen dürfte? Welches verſtorbenen Dramatikers Werk darf ſich heut zu Tage ſolcher Einwirkung erfreuen? Und ſo lange ſolche Einwirkung nicht in ihrer ganzen Kraft ſtatt findet, ſo lange iſt unſre dramatiſche Kunſt im Verſinken; darum — wozu ihr neue Tempel bauen? Es kann hundert andere Dieſem und Jenem, darum und deshalb wichtige Gründe geben, ſolchen Bau aus zu führen — um der dramatiſchen Kunſt willen find' ich es an keinem Orte Deutſchlands weder nothwendig noch zuträglich; denn ſo wie es jetzt um dieſe Kunſt ſteht, könnten mit eben demſelben Erfolge alle deutſchen Theater ganz geſchloſſen werden; es würde dies nichts ſchaden, da ihr Beſtehen vor der Hand der wahren Kunſt keinen Beſtand unter uns zu ſichern vermag. Der Hauptnerv dramatiſcher Kunſt iſt und bleibt zuvörderſt, das iſt ausgemacht und vielfältig erwieſene Sache: die Oper, und zwar beſonders ſeit der Zeit, wo man dieſer Gattung von Bühnenſpielen den Vorrang vor allen andern einräumte. Muſik, inſofern ſie eine dramatiſche, ich meine eine wahrhaft dramatiſche Handlung begleitet, iſt allerdings der Bühne geſtattet. Wird aber bei einer Oper der Werth und die Bedeutung nur nach der Muſik, nur nach der Gurgelei und überdies nicht ſelten nach der Hübſchheit der Prima-Donna beurtheilt und beſtimmt, ſo iſt das ein Fluch für die dramatiſche Kunſt. Nimmt man dazu, daß die Oper an und für ſich in das Gebiet der Romantik ſich verwieſen ſieht, folglich mehr wohl als jedes andere Bühnengedicht die Sinne des Zuſchauers beſchäftigt, ſo iſt es deutlich, daß bei'm Hervorheben der Oper das Publikum immer mehr und mehr Gleichgültigkeit, ja Kaltſinn gegen dramatiſche Charakter-Gebilde annehmen muß. Will der Dramatiker nun, der keine Opern ſchreibt, nur einigermaßen Gnade finden vor den Augen der, wenn nicht der Kunſt entwöhnten, doch für die Kunſt verwöhnten Menge, ſo muß er Conflikte auf das Theater bringen, durch welche die Sinnlichkeit des ſchauenden Volkes in Anſpruch genommen wird. Amalgamirt er ſolches Produkt mit Geſang, mit Anklängen an dieſe oder jene aus einer Lieblings-Oper beliebt gewordene Singeweiſe, mit einem Wort: verfaßt er ein ſogenanntes Vaudeville — wie ſegne ich meine wackere Mutterſprache, daß ſie kein genügend Wort für dies dramatiſche Non-Ens hat! — ſo hat er, wie leider! jetzt die Sache ſteht, gewonnen Spiel; d. h. ſo lange wie's währt, ſo lange wie er im Stande iſt, die unausbleibliche Erſchlaffung, die jedem Sinnenkitzel folgt, wieder auf zu friſchen. Aus dieſem Umſtand erklärt ſich der Beifall, den z. B. die „Sieben Mädchen in Uniform" erhielten. — „Und iſt denn das nichts Gutes, was ſo allgemeinen Beifall erhält?" Nicht unbedingt! Zuvörderſt iſt dieſer Beifall nicht durchaus allgemein. Als vorübergehender Scherz läßt auch der ſtrengſte Kritiker, der treuſte Anhänger wahrer dramatiſcher Kunſt, ſolche Erzeugniſſe hingehen; aber nimmer wird ein echter Kunſtfreund dergleichen verderbliche Spielereien mit dem Spiele der Kunſt als Modelle anſehen, nach denen zu Förderung dramatiſchen Lebens auf der Bühne gearbeitet und geſtrebt werden muß! Ferner freſſen im eigentlichen Sinne des Worts ſolche unſerer Volksbühne aufgezwungenen Theater-Machwerke einander ſelbſt auf — und das iſt das einzige Gute, was an ihnen iſt. Ich nehme hier die Arbeiten des Hrn. Verfaſſers der „Sieben Mädchen" zu Zeugen und zu Beweiſen. Hat derſelbe durch „Stickermamſells" und „Schneiderſchwänke" dieſelbe Reizung bei den Zuſchauern verſucht: iſt ihm aber die beabſichtigte Spannung geglückt? Mit nichten! Dergleichen Zugpflaſter ſind entweder nur ein Mal vorhanden, oder aber nur das erſte derſelben wirkt, und alle andern, die nach demſelben aufgelegt werden, machen den, der ſie verſchreibt, zu den verlebten Aerzten. Erfahrung ſpricht für meine Behauptung. — Ein echt dramatiſches Werk hingegen wird, ungeachtet aller etwa darin befindlichen Reminiſcenzen, dennoch — eben weil es auf den Geiſt des ſinnigen Zuſchauers wirkt — jederzeit in ſeiner Bedeutendheit ſich erhalten. Wie manche dramatiſchen Perſonen in den Luſtſpielen eines Iffland, Jünger, Schröder, F. L. Schmidt u. v. A. ſehen ſich einander ähnlich; dennoch ſind ſie, der dramatiſchen Wahrheit wegen, die denſelben inwohnt, jedesmal dem wahren Kunſtfreunde eine ſelbſtſtändige, und eben deshalb angenehme Erſcheinung. Freilich trägt die verſchiedenartige Situation, in welcher ſolche Perſonen ſich jedesmal zeigen, zu Erhöhung des Wohlgefallens bei, individualiſirt auch die Autoren derjenigen Stücke, in denen ſolche Charakter-Gebilde aufgeſtellt werden; allein dieſer Umſtand ſchwächt meinen Satz nicht — bewahrheitet ihn im Gegentheil, indem er uns Fingerzeig iſt, zu dem Einfachen, als dem Allein-Wahren in der Kunſt, zurück zu kehren, wenn es uns anders um dramatiſche Kunſt noch ernſtlich zu thun iſt. Allein wie weit entfernt ſind wir von dieſer Rückkehr! Der Begriff Effekt, den der dramatiſche Autor allerdings jederzeit im Auge haben muß, und den der gute Autor auch jederzeit im Auge hatte, wird jetzt demjenigen beigelegt, was man im ſchlichten Deutſch Sinnenkitzel nennt. Darum muß ſich ein Shakſpeare gleichſam über unſere Bühne ſtehlen, darum gähnt man bei Goethe's und Schiller's Meiſterwerken; darum findet man Leſſing zwar „recht fleißig" aber doch „langweilig"; darum giebt man ſich nicht die Mühe, Calderon's vorzüglichere Bühnenwerke kennen zu lernen; darum ſchiebt man Schröder's und Iffland's Charakter-Gemälde hinter die Couliſſen; darum bekrittelt und beſpöttelt man Raupach's und anderer neueren Autoren ernſte und wohlgemeinte und mitunter wacker gelungene Verſuche zu Aufhelfung unſerer dramatiſchen Kunſt; darum giert und hungert man nach Opern, Vaudeville's und Dutzendſtücken aus dem Franzöſiſchen, damit Gemüth und Geiſt bei dem Beſuch des Comödienhauſes nicht in Anſpruch genommen, wohl aber die Sinnlichkeit in immer neue Thätigkeit geſetzt werde; und darum ſteht vor dem Volke der Poſſenreißer und Plattitüdenſprecher in beliebten Kitzelſtücken auf einer und derſelben Stufe der ſogenannten Kunſtvollendung mit dem wahrhaft mimiſchen Künſtler! — Ich weiß, eine Anzahl von Comödien-Beſchauern wird dies eine Diatribe nennen. Immerhin! Wer nach Ueberzeugung ſpricht, hat ſo lange eine gültige Stimme, bis man ihn gründlich widerlegt. Deß muß auch ich mich getröſten. Wäre es mir minder Ernſt um dra-

Digitized by Google

matiſche Kunſt, ſo könnte und würde ich dies Alles für mich behalten. So aber, da keine Kunſt von außen her unbelohnender als die des Menſchendarſtellers auf der Bühne ſeyn kann, will ich mindeſtens, inſofern und ſo lange ich es vermag, für die Wackern reden, die von der irre geleiteten Menge vor etlichen und mehreren Hiſtrionen hintangeſetzt werden, und, ihr traurig Loos mit vollem Recht beklagend, anſehen müſſen, wie Dünkel, Wahn und Unkunde unter uns an der Grube graben, in welche, wenn kein Retter erſcheint, die deutſche dramatiſche Kunſt unfehlbar ſtürzen muß. Wollte die heilige Muſa — wehmüthig denk' ich Dein, o Correggio-Oehlenſchläger! — daß ich in dem Geſagten Unrecht hätte; daß man mir gründlich und unumſtößlich bewieſe, unſere heutigen Effektſtücke wären das wahre Bedürfniß unſerer Volksbühnen! Gewiß! Mit Freuden wollte ich meine wenigen, kaum nennenswerthen dramatiſchen Verſuche verbrennen, mit Freuden mich von meinem zwanzigjährigen Studium der Dramaturgie, wie von einer mißlungenen Ehe, losſagen, mir ein halb Dutzend Federn ſchneiden, Vaudevilles und Opern und Luſtſpiele aus und nach dem Franzöſiſchen ſchreiben, oder — was nicht ſchwer wird halten können — von etlichen Schülern, die ich im Franzöſiſchen unterrichte, ſchreiben laſſen; und mir ſo viel Ruhm und zeitliche Güter erſchriſteln, daß nach meinem Hinſcheiden Eins mit dem Andern an den Meiſtbietenden verhandelt werden könnte. — Halten Sie dieſe Anſichten nicht für bloß hypochondriſche Grillen. Sie ſind es fürwahr nicht! Jeder unbefangene Beobachter wird in Bauſch und Bogen ein gleiches Urtheil über den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Volksbühnen fällen müſſen.*) Ich weiß zwar nicht, wie es bei Ihnen und an andern Orten um den Beſuch des Schauſpielhauſes ſteht; hier iſt im Allgemeinen nur Neubegier der Grund zu ſolchem Beſuche. Wenige oder mehrere Ausnahmen hiervon bilden freilich den kleinen Kreis von Kunſtkennern und Kunſtfreunden; allein von dieſen Ausnahmen kann die Theaterkaſſe unmöglich beſtehen, um ſo mehr, da dieſelbe als Privat-Inſtitut ſich keiner königlichen oder fürſtlichen Großmuth zu erfreuen, im Gegentheil, ihre pecuniären Pflichten gegen den Staat zu erfüllen hat. So muß ſie, um die Menge zu locken, raſtlos nach Neuem, nach Sinnenkitzelndem haſchen, um „die Welt im Kleinen", die das Theater umfaßt, in leiblichem Umſchwung zu erhalten. So gewöhnt ſich unvermerkt die Menge an den fortwährenden Reiz nach Neuem, ſo kann dieſelbe nie zu ruhiger Beſchauung, Würdigung und Beherzigung echter Kunſtgebilde gelangen; ſo geſchieht's, daß dieſelbe nur Beluſtigung und nichts als Beluſtigung im Schauſpielhauſe ſucht. Aber unſere beſten und beſſern Autoren haben nie danach geſtrebt, noch ſtreben können und dürfen, das Volk nur zu beluſtigen. Dazu ſchrieb Leſſing ſeinen „Nathan" nicht, nicht Goethe ſeinen „Egmont", nicht Iffland ſeine „Jäger", nicht Schröder ſeine „Stillen Waſſer", nicht F. L. Schmidt ſeinen „Leichtſinnigen Lügner", ſelbſt Kotzebue nicht ſeinen „armen Poeten"! Darum unternehmen eine Sophie Schröder, eine Wolff, eine Stich, eine Miedcke, eine Birch-Pfeiffer, Devrient, Wolff, Seidelmann u. A. keine Kunſtreiſen!

Unter den Novitäten auf hieſigem Theater behauptet die Oper: „der Maurer" unbeſtritten den erſten Platz, und dieſer Umſtand dient nur allzu ſehr als Beweis deſſen, was ich über den gegenwärtigen Zuſtand unſerer dramatiſchen Kunſt ſagte. Allerdings iſt die Auber'ſche Muſik zu dieſem ebenfalls aus Frankreich herüber geholten Bühnenſtücke überaus gefällig. Als Meiſterſtücke gelten unbedingt das Duett des „Roger" und des „Baptiſt" im zweiten, und die Zank-Scene der Weiber zu Anfang des dritten Akts. Dennoch finden weit mehr Beifall bei der roheren Maſſe die im Deutſchen eben nicht in Greſſetſcher Manier wiedergegebenen zahlreichen Anſpielungen auf die verloren gegangene Brautnacht der Neuvermählten, und die vielen andern Calembourgs, die ſich franzöſiſch ſo leicht und gefällig ausſprechen, die ein franzöſiſches Parterre für den Augenblick allerdings beſtrickt, im nächſten Augenblick aber ſchon wieder vergeſſen hat. Für unſere deutſche Bühne, für unſer deutſches Volk, das, ſeinem ihm eigenthümlichen Charakter nach, an empfangenen Eindrücken jahrelang, ja lebenslänglich laborirt, und dennoch nicht ſelten ſie gar nicht zu verarbeiten vermag, iſt dergleichen von einer für dramatiſche Kunſt höchſt nachtheiligen Wirkung. Da nun ferner der Stoff der genannten Oper im hohen Grade ernſthaft iſt, ſich um ein Gefühl dreht, das wohl das heiligſte dieſer Erde genannt werden kann, um das Gefühl uneigennütziger, biederherziger Freundſchaft — da die Handlung an und für ſich ſchon des Reichthums im Ueberfluß hat, ſo fragt man billig: wozu dieſe frivolen Einſchiebſel, die nur dem unwürdigen Zwecke nachjagen, ausgelernte und angehende Wollüſtlinge wie Weibesſtiere beulen zu laſſen, und die Röthe der Schaam auf die Wangen der Keuſchheit zu jagen? Des Nachbarvolkes Wege auf der Schaubühne ſind nicht unſere Wege! ſollen, dürfen, können es nicht ſeyn! Warum denn ſie einſchlagen? Bei den Deutſchen war die Bühne mehr wohl als bei irgend einem andern Volke eine Sittenſchule — was hat das letzte Decennium aus ihr unter uns gemacht? Nicht etwa dem Zeloten, nein, dem billigſten, nachſichtigſten Moraliſten haben etliche und mehrere, namentlich aus dem Franzöſiſchen überſetzende Autoren Waffen gegen ſich und gegen die Bühne in die Hände gegeben, und das iſt bös, ſehr bös! Die Rechtlichkeit, Biederherzigkeit, Tugendſitte, bürgerliche und eheliche Treue, Grundzüge des deutſchen National-Charakters, werden und können nicht lange ſolche ſtrafbare Verwegenheiten auf der Volksbühne dulden. Entweder dergleichen den Fremden entlehnte Obſcönitäten werden von derſelben herunter gegeißelt, oder aber die Beſſern im Volke ziehen ſich immer mehr und mehr vor den Schaubrettern zurück und wie mir gemuthen will, geſchieht dies Letztere ſchon in einem bedeutenden Grade. Und was iſt dann das Theater? Was ſind die, die in ſolchen geilen Ausgeburten die Repräſentanten der Wahlfiguren eines der verderblichen Geſchmacksrichtung huldigenden Autors abgeben? — Die Ausmalung dieſes Bildes widert mich an. Vergeben Sie! Ich ſchließe und wende mich zu meinem Ariſtoteles. Dr. Baemann.

*) So eben leſe ich in dem mir zukommenden jüngſten September-Heft Ihrer Zeitſchrift den Aufſatz eines pſeudonymen Verfaſſers, betitelt: „Die lyriſche Poeſie der Deutſchen". Der wackere Beobachter ſprach mir aus der Seele.

1826. No. XXIX.

Blatt der Ankündigungen.

Für Theater- und Leſebibliotheken.

Bei Joh. Friedr. Flick in Rathenow iſt erſchienen:

Nützliches Theaterrequiſit, beſonders für mittlere und reiſende Bühnen, von E. Wehrmann und A. F. Oldenburg. Enthaltend: 1. Theaterreden; 2. Feſtſpiele; 3. Der Wurſtricknick, Vaudeville-Poſſe

in 1 Akt; 4. Die Schneiderbraut, Poſſe in 1 Akt; 5. Die Verlobung, Vaudeville-Burleske in 1 Akt. 15 Sgr.

Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürſt von Brandenburg, oder Rathenows Errettung am 15ten Juni 1675. Vaterländiſches Schauſpiel in 4 Aufzügen von E. Wehrmann. 12½ Sgr.

Oldenburg, F. A., Geſchichten aus dem Reiche der Wahrheit. Enthaltend: Die Flüche der Verlaſſenen, und: Abentheuer des Junkers Nicodemus von Flenne auf Breiſchloß. Zwei Erzählungen. 1 Thlr.

Dramatiſche Literatur.

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und für 1 Thlr. 16 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Herausgegeben von Carl von Holtei.

Sechſter Jahrgang, für 1827.

Inhalt: Der geraubte Kuß. Luſtſpiel in 1 Akt von E. Raupach. — Morgen gewiß! Dramatiſches Idyll von Ludwig Becker. — Zu zahm und zu wild. Luſtſpiel in drei Akten von Aldini. — Die Ehrenſchuld. Drama in 1 Akt. — Allen iſt geholfen. Luſtſpiel in 1 Akt.

Sowohl für die Bühne als auch für die Lektüre iſt hier — ohne aus dem Franzöſiſchen oder aus einer andern Sprache zu überſetzen — etwas Ausgezeichnetes gegeben. Jeder Urtheilsfähige wird erkennen, daß dies Jahrbuch mit jedem Jahrgange in ſeinem Werthe ſteigt und ſeinen Ruf als der beſte dramatiſche Almanach auch diesmal behauptet.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

So eben haben nun auch bei Wilh. Gottl. Korn die Preſſe verlaſſen:

Dr. Feßler's Reſultate ſeines Denkens und Erfahrens.

Als Anhang zu ſeinen Rückblicken auf ſeine ſiebenzigjährige Pilgerſchaft.

Quaedam sunt quidem in animo, sed parum prompta, quae incipiunt in expedito esse, quum dicta sunt.

Seneca, Epist. XCIV.

Mit dem wohlgetroffenen, ſauber geſtochenen Bildniſſe des Verfaſſers.*)

384 Seiten in gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Feßler legt hier den Schatz ſeines Erfahrens und Denkens, die Reſultate eines ſiebenzigjährigen Lebens, das ſo reich an Begebniſſen iſt, dem Publikum zur Würdigung dar. Nur die Angabe des Inhalts der Abtheilungen zeigt die Reichhaltigkeit der Anſichten. Er ſpricht über Religion. — Chriſtenthum und Kirche. — Philoſophie. — Hiſtorie. — Kunſt. — Recht, Staat, Krieg. — Geſchlecht, Liebe, Ehe. — Paradoxien ꝛc. und giebt unumwunden ſeine Meinungen und Anſichten zur Beurtheilung des denkenden Publikums.

*) Abdrücke vor der Schrift, in gr. Format, ſind für den Preis von 16 Gr. zu erhalten.

An das mathematiſche Publikum.

Vor Kurzem iſt bei uns erſchienen:

Emil Wilde (Profeſſor am Berl. Gymnaſium zum grauen Kloſter), analytiſche Trigonometrie. gr. 8. 334 S. mit 3 Kupfert. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Um uns jeder eigenen Anpreiſung dieſes Werkes zu enthalten, wollen wir uns nur auf die gründliche Recenſion deſſelben in der Jenaer Literatur-Zeitung Nr. 41 d. J. berufen, welche der ganzen Anordnung, der gebrauchten Methoden, und der zweckmäßigen Reichhaltigkeit des Werkes mit vielem Lobe erwähnt, und mit den Worten ſchließt: „Mehr zur Empfehlung dieſes Werkes zu ſagen, iſt unnöthig: es empfiehlt ſich ſelbſt genug durch ſeinen Werth“ Wir halten es um ſo mehr für Pflicht, das mathematiſche Publikum hierauf aufmerkſam zu machen, da auch unſererſeits keine Koſten zur äußeren Ausſtattung des Buches geſcheut wurden.

Gymnaſien, welche eine Parthie Exemplare dieſer Schrift direkt von uns beziehen, ſichern wir, außer dem üblichen Rabatt, eine verhältnißmäßige Zahl freier Exemplare zu.

Berlin, 1826. Maurerſche Buchhandlung.
Burgſtraße Nr. 6.

So eben hat die Preſſe verlaſſen:

Merkwürdige Begebenheiten aus der Geſchichte der Menſchen,

oder Erzählungen wunderbarer Vorfälle, gerichtlicher Ermordungen, Entrinnungen aus Kerkern, ſonderbarer Rechtsfälle, heldenmüthiger Thaten u. ſ. w., aus älteren und neueren Zeiten. Geſammelt von Dr. J. Watts und frei aus dem Engliſchen übertragen von C. v. S. Mit 1 Kpfr. 8. Velindrckpr. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl.

Der Theil der Leſewelt, welcher ſeine Mußeſtunden lieber einer belehrenden und zugleich unterhaltenden Lektüre widmet, als dem Leſen oft unbedeutender Romane, wird volle Befriedigung in dieſem Werke finden. Alle Mittheilungen in demſelben ſind auf ſtrenge Wahrheit gegründet und dennoch ſo intereſſant erzählt, als ein Romantiker es immerhin zu thun vermöchte. Es herrſcht in ihm die größte Sittlichkeit, und bietet daſſelbe den reichhaltigſten Stoff zum Nachdenken dar, indem es den Menſchen in den verſchiedenſten Lagen des Lebens ſchildert.

Im Verlage von Wilh. Engelmann in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Georgi, Chr. Fr., Handfibel zum Leſenlernen; nach der Lautmethode. 8. 3 Gr.

deſſen Wandfibel. Bogenformat, auf Schreibpapier. 16 Gr.

deſſen Anweiſung für Lehrer beim Gebrauch der Hand- und Wandfibel. 8. 1 Gr.

(Lehrern, die die Einführung in ihren Schulen beabſichtigen, ſoll, durch die billigſten Parthiepreiſe, die möglichſte Erleichterung gewährt werden.)

Digitized by Google

Hoffbauer, Dr. J. H., die Atmoſphäre und deren Einfluß auf den Organismus, ein Beitrag zur allgemeinen Enthologie. gr. 8. 9 Gr.

Sagen der Hebräer. Aus den Schriften der alten hebräiſchen Weiſen. Nebſt einer Abhandlung über den Geiſt und Werth des Talmuds. Aus dem Engl. des Heimann Hurwitz von *r. 8. 1 Thlr.

Die Sagen der Hebräer ſind ſo alt und älter, wie die Sagen, welche uns die Araber aufbewahrt haben. Gleich einem Evangelium ſtreuen ſie in Form von Parabeln und kleinen Erzählungen den Samen der Tugend in das dafür empfängliche Herz, und was der Talmud Schönes finden ließ, wird in dieſem Gewande von Chriſten und Iſraeliten jedes Geſchlechts und Alters mit innigem Dank gegen den Sammler dieſer Blumen geleſen werden.

Die Abhandlung über den Geiſt und Werth des Talmuds ſetzt für die Bekenner des Chriſtenthums, wie des Moſaismus dies Werk in ein ganz neues Licht.

An die Freunde engliſcher Literatur.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ſind erſchienen und werden am 1. November l. J. cartonirt ausgegeben:

The poetical works of Walter Scott, complete in one volume, 480 pp. gr. 8. mit einer Titel-Vignette von Haldenwang. Subſcriptionspreis (der noch bis zum 31. Dec. d. J. beſteht): für die Ausgabe auf Velinpapier 3 Thlr. 12 Gr. ſächſiſch oder 6 Fl. 18 Kr. rhein., für die Ausgabe auf fein weiß Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. ſächſiſch oder 4 Fl. 48 Kr. rhein.

Indem der Unterzeichnete durch Einhaltung des zur Ablieferung der Scott'ſchen Werke (welchen auch alle poetiſchen Stücke aus den Romanen vom Verfaſſer des Waverlei angehängt ſind) geſetzten Termins ſeiner Verpflichtung gegen die Subſcribenten, und das Publikum im Allgemeinen, genügt, ſieht er ſich durch die günſtige Aufnahme, die ſeine Ausgaben von Byron's und Scott's Dichtungen im In- und Auslande gefunden haben, veranlaßt, der von vielen Seiten an ihn ergangenen Aufforderung zu entſprechen, und nun auch noch die Werke der übrigen bedeutenden engliſchen Dichter des 19ten Jahrhunderts, theils ganz, theils ſo weit ſie die Vergleichung mit Scott und Byron aushalten, in einem Band erſcheinen zu laſſen. Zum Inhalt deſſelben ſind vorläufig beſtimmt: die poetiſchen Werke Crabbe's, Wordsworth's, Coleridge's, Campbell's, und die gelungenſten Dichtungen Southey's, Montgomery's, Wilſon's, Barnard's, der Miß Landon, Hogg's und Anderer. Durch dieſen Supplementband, worauf demnächſt die Subſcription eröffnet werden ſoll, und die bereits erſchienenen Werke Byron's und Scott's, wird dann jeder Freund der engliſchen Literatur in den Stand geſetzt, ſich die ganze Reihe der neueren engliſchen Dichter, (Moore ausgenommen, von welchem bereits ein beſonderer Abdruck in Deutſchland beſorgt worden,) die ſelbſt in London nicht in einer Geſammtausgabe zu haben ſind, für einen höchſt billigen Preis anzuſchaffen. Frankfurt a. M. im Oktober 1826.

Heinr. Ludw. Brönner.

Für Leihbibliotheken.

Albina das Blumenmädchen, von Conſtanze Reinhold.

Neue wohlfeile Ausgabe. 8. 16 Gr. oder 1 Fl.

Dieſer intereſſante Roman, den kein Leſer unbefriedigt aus der Hand legen wird, indem er die abwechſelndſten Scenen darbietet, iſt in allen Buchhandlungen vorräthig.

Einladung zur Subscription
auf

Aeschylos Tragödien, deutsch von Heinrich Voss, nachgesehen von J. H. Voss. Mit dem Porträt des Verfassers.

gr. 8. 1826.

In der gründlichsten Schule des Vaters und nachher durch Wolff zu Halle in die griechische Alterthumskunde eingeweiht, überdies an den Englischen, Spanischen, Italienischen Dichtern des ersten Rangs in tiefen Sprach- und Sach-Studien sich so, wie seine Uebersetzungen von Shakespeare nebst den Anmerkungen es darlegen, vorübend, hat Herr Professor Heinrich Voss viele Jahre hindurch es sich zur Hauptaufgabe gemacht: für den schweren Aeschylus das zu werden, was der Vater für Homer geworden war. Die Uebersetzung war vollendet, als der Stillfleissige und Sinnige seine Lebensbahn früh endete. Mit inniger Theilnahme hat auch der Vater, als Meister, die werthe Reliquie noch genau durchgeprüft. Diese neue Einführung des grossen Tragikers in die Lesewelt geben wir deswegen mit Zuversicht Freunden und Freundinnen des Schönen und Edlen zum Genuss, wie den Kennern zur Begleitung beim Textstudium in einer des Inhalts würdigen typographischen Gestalt, und mit dem von Herrn Carl Barth sehr treu in Kupfer gestochenen Portrait des seligen Heinrich Voss von jetzt bis Ende dieses Jahres im Subscriptions-Preis

auf fein weiss Druckpapier 3 Fl. 15 Kr. oder 1 Thlr. 22 Gr.

auf Velinpapier 4 Fl. 30 Kr. oder 2 Thlr. 16 Gr.

Mit diesem zugleich erscheint auch der von so Vielen sehnlich erwartete Hymnus an Demeter, übersetzt und mit einem reichen Schatze von Erläuterungen begleitet vom seligen Vater Johann Heinrich Voss. Allen seinen Verehrern wird es erwünscht seyn, zugleich damit, als Titelkupfer, das von Runz gemalte und von Barth gestochene, treueste Bild desselben, wie er vor seinem Tode war, zu erhalten. Format, Druck und Papier wie des Aratus Sternerscheinungen, welche in meinem Verlage erschienen und seiner Zeit an alle Buchhandlungen versendet worden sind. Der Druck beider Werke ist so weit vorgerückt, dass er bis Ende Oktober vollendet seyn kann.

Heidelberg, 15 Sept. 1826.

C. F. Winter.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 6. November. 177ſtes Blatt.

Liebes-Fehde.

„Meine Liebe gleicht dem Golde
In der Dauer, in der Treue;
Ginge deine nach dem Solde,
Täglich kauft' ich ſie auf's Neue.
Doch wie könnte ſie's erreichen,
Daß ſie mir ſo ſehr gefalle?
Denn ich fürchte, zu vergleichen
Iſt ſie niedrigem Metalle.“

Gold iſt gar zu bald zerronnen;
Uebel ſuchſt du ſie zu preiſen;
Vieles hätte ſie gewonnen,
Gliche ſie dem ſtärkern Eiſen.
Daß du meine Liebe kenneſt,
Mag ſie ſich der Sonne gleichen,
Wenn die Gluthen, d'rinn du brenneſt,
Kaum der Sterne Licht erreichen.

„Tag's hat Sonne Glanz erworben
Und die Lichtlein ſteh'n verdunkelt,
Aber Nachts iſt ſie erſtorben,
Wenn noch hell das Sternlein funkelt.
Meine Liebe gleicht dem Feuer,
Das am Tage matter lohet,
In der Nacht ein Ungeheuer,
Alles zu vernichten drohet.“

Glaubt ich dir, was du berichtet,
Müßte mich der Gram verzehren,
Denn das Feuer ſteht vernichtet,
Bleibt ihm nichts mehr zu zerſtören.
Und doch giebt es ſchwerlich Jemand,
Der im echten Feuer glühet:
Meine Liebe gleicht dem Demant,
Der die eig'nen Funken ſprühet.

„Müh' ich mich, dir obzuſiegen,
Noch ein Edleres zu finden?
Ach! viel ſüßer iſt Erliegen,
Bitter wär' es, überwinden.
Und doch müßt' es mich verdrießen,
Wenn ich minder treu beſtände;
Lieber laß' uns Frieden ſchließen,
Alle Fehde hab' ein Ende!“

Beide.

Nicht am Himmel, nicht im Golde,
Nicht im Demant, nicht im Feuer,
Iſt ein Bild, wie du mir, Holde,
Wie du mir, Geliebter, theuer.
Sey des Einen treues Lieben
Nur des Andern zu vergleichen:
Unentheiligt iſt's geblieben,
Wenn es Worte nicht erreichen.

K. Simrock.

Wieland's Privatleben.

4.

Der nördlichſte Theil des Parks erhielt eine eigene Anmuth durch eine Anhöhe voll Gebüſch und Baumgruppen, nebſt einem Roſenberge und mehreren Säulen mit zerfallendem Geſims; durch ein Wieſenſtück, von einem cryſtallhellen Bach durchfloſſen, der ſich aus einer Felſenöffnung ergoß, und mit einem lebhaft empor wallenden Quellſtrudel ſich vereinigte; durch die dunkeln Schatten des Sterns, durch rieſenhafte Weiden am Ufer der Ilm nebſt einem Fiſcherhauſe, und durch eine Grotte, in der eine ſteinerne Sphynx lag, und vor welcher an einem Becken voll lebendigen Waſſers ſich ein Paar Ruhebänke fanden. An dieſer Grotte

Digitized by Google

ſaß ich eines Nachmittags, als Wieland auf einem einſamen Spaziergange herbei kam. Ich ſtand auf, und trat ihm entgegen. „Sie haben bei der Sphynx verweilt?“ fragte er. „Ja“, antwortete ich: „die Sphynx hat mir ein Räthſel aufgegeben.“ — „Ey! da wären Sie ja übel daran, wenn Sie's nicht errietben.“ — „O, wie Alles in Ilm-Athen, ſo iſt auch die Sphynx hier ſehr human. Ich darf rathen, ſo lange ich will, ohne von ihr beläſtigt zu werden.“ — „Das laſſe ich gelten“, erwiederte Wieland, langſam mit mir fortgehend. „Aber das Räthſel? Oder darf ich's vielleicht nicht wiſſen?“ — „Ich darf es Ihnen ganz inſonders mittheilen. Die Sphynx fragte mich, worin das Schöne in dieſem Theile des Parks eigentlich liege.“ — „Sie beſchäftigt ſich alſo auch mit der Aeſthetik. Aber erbaten Sie ſich nicht eine Erklärung des Sinnes, womit ſie dieſe Feage that?“ — „Des Sinnes?“ — „Vor Allem müßten Sie doch wohl wiſſen, was ſie unter dem verſtehe, was ſie *ſchön* nennt; ſonſt läßt ſich ihre Frage nicht füglich beantworten, wenigſtens nicht nach ihrem Sinne.“ — „Ich glaubte, daß ich dieſen eben errathen ſollte.“ — „Ja, das wäre eine gefährliche Sache. Unſre Aeſthetiker ſind in ihrer Erklärung des Schönen nicht einſtimmig; und wer weiß, mit welcher äſthetiſchen Schule die Sphynx es hält?“ — „O ganz gewiß iſt ſie *eines* Sinnes mit Ihnen!“ bemerkte ich, und bat Wieland, mir ſeine Meinung zu eröffnen. Er lächelte, und ſprach dann lebhaft: „Sie wollen, wie ich ſehe, ſich die Sache gar leicht machen. Ich ſoll Ihnen das Räthſel der Sphynx auflöſen; ich ſoll die Sache am Beſten verſtehen, und die Sphynx ſoll ganz meines Sinnes ſeyn. Das iſt zu viel vorausgeſetzt, und zwar aus zu großer Gemächlichkeit.“ — Ich äußerte hierauf, daß das Schöne in dieſem Theile des Parks, meiner Meinung nach, nicht ſowohl in dem liege, was das Auge ſehe, ſondern vielmehr in Ideen, die dadurch erweckt würden. Wieland ſchwieg ein Weilchen ſinnend, und ſprach dann: „Da ich mit dem äſthetiſchen Geiſt und Sinne der Sphynx nicht bekannt bin, ſo möchte ich Ihnen wohl rathen, die Sache von zwei Seiten an zu ſehen, und ſich zwiſchen ein Entweder und Oder zu Ihrer leichteren Entkommung zu ſtellen. Das Schöne könnte mit gemeinerem oder mit ungemeinerem Sinne empfunden, und hiernach auch erklärt werden. Sollte die Sphynx gemeineres Sinnes ſeyn, ſo würde die Schönheit dieſer Anlagen für ſie vermuthlich nur in der Anmuth der Mannigfaltigkeit beſtehen. Es iſt ein freilich nur oberflächliches Vergnügen der Seele, wenn das Auge über einen bunten Wechſel von Gegenſtänden umher ſchweift, zumal wenn ſie durch Widerſpiele reizen: wenn z. B. hier der Blick von den dunkeln Schatten des Sterns zur ſonnenhellen Wieſe und Höhe, von alten Rieſenbäumen zu blühendem Gebüſch, von der tiefhin rauſchenden Ilm zu dem herab ſpielenden glänzenden Gewäſſer des Bachs hin und her fällt, und dazu auch ſeltſame Dinge erſcheinen, wie die Löwenjungfer in der Grotte und die ſteinernen Baumſtämme am Berge. Ich muß geſtehen, daß ich der Sphynx kaum einen andern als gemeinen Sinn zutraue; denn ſie iſt keinesweges aus feinem und zartem Stoff, ſondern aus Sandſtein gebildet. Wäre ſie jedoch wunderbarer Weiſe — wie ſich's auch wohl gemeine Menſchen, mit etwas Scheinbildung übertüncht, zu ſeyn bedünken — mit feinerem und höherem Sinne beſeelt, ja, dann müßten wir die Sache ſchon anders nehmen.“

Wieland ſchwieg hier, und ich fragte: „Kämen wir dann etwa auf die Erweckung von Ideen?“ — Wieland äußerte hierauf, daß die Sache ein wenig bedenklich wäre, indem es von der Individualität und innern Stimmung des Beſchauers abhinge, welche Ideen durch die ſichtbaren Gegenſtände und ihre einzelnen Eindrücke, oder durch ihren Geſammt-Eindruck, erweckt würden. Bei einem glücklichen und frohen, und bei einem unglücklichen und trübſinnigen Mann von Geiſt und Gefühl würden gleiche Gegenſtände der Natur und Kunſt gewiß nicht gleiche Ideen erwecken. Die äußern Gegenſtände zeigten ſich uns nicht bloß im Widerſchein unſres Innern, ſondern dieſes walte darüber auch als ein bildender und beſeelender Genius. — Nach mehreren Erörterungen hierüber ließ ſich Wieland jedoch in die Angabe der einen und andern Idee ein, welche durch die Gegenſtände dieſes Parktheiles erweckt werden könnten. „Vermuthlich“, ſprach er, „empfinden oder ahnen Sie auch im Dunkel des Sternwaldes das Walten eines geheimen göttlichen Weſens. Oder wollen Sie nicht, ſtatt eines ganz unbeſtimmten göttlichen *Ich weiß nicht was*, lieber eine perſonificirte Vorſtellung oder Empfindung? etwa in den düſterſten Schatten die *Schwermuth*, ganz in ſich verſunken ſitzend, und die *Betrachtung*, langſam in den Schattengängen wandelnd? Sie könnten in der Stille des Waldes auch den *Harpokrates* finden, der in der That ein eben ſo bedeutungsvoller als ſchweigſamer Gott iſt.“ — Ueber die aus dem Felſen ſich ergießende und den Wieſengrund durchlaufende Quelle bemerkte W., daß ihr cryſtallnes Gewäſſer, beſonders bei'm Strudel, ſo lebhaft mit ſich ſelbſt und mit den herabnickenden Kräutern und Blumen ſpiele, als wäre es das willkührliche Spiel einer faſt muthwilligen Najade. „Aber freilich“, ſetzte er hinzu, „die *Kunſt* iſt hier die eigentliche Najade.“ — „Und die Säulen da oben“, ſprach ich, „als Reſt eines verfallenen Tempels, unter lieblichen Gebüſchen und Baumgruppen, erinnern an die Vergangenheit und an die Alles zerſtörende Zeit, mitten im Genuſſe einer freundlichen Gegenwart.“ —

Digitized by Google

Die Sphynx, als räthſelaufgebendes Weſen, erklärte Wieland für eine echte Tochter der Natur und des Nachdenkens. „Für denkende Naturforſcher“, ſprach er, „findet ſie ſich gar nicht in künſtlichen Grotten, ſondern überall in der freien Natur, bei allen ihren Erzeugniſſen auf Bergen und in Thälern, in Weltmeeren und Quellen, kurz, in Allem, was auf, über und unter der Erde iſt. Ueberall auf Erden und am Himmel giebt ſie Räthſel auf. Sie iſt der Geiſt der Natur, auf den Menſchengeiſt mit der Frage gerichtet: Was iſt das? — Es würde jedoch ſehr ſchlimm ſeyn“, fuhr W. fort, „wenn dieſe idealiſche Sphynx, als überall fragender Geiſt der Natur, der alten mythologiſchen Sphynx gleichgeſinnt wäre, und Alle, die ihre Fragen nicht zu beantworten wüßten, mit Löwenkrallen zerfleiſchte. Dann möchte der Henker Naturforſcher ſeyn. Ich meines Theils würde mich dann zu meiner Sicherheit mit bloßen Nomenklaturen begnügen.“

Wir gingen bei'm letzten Geſpräch am Ufer der Ilm herab, und da ſich hier eine unferne Waſſermühle zeigte, ſprach ich: „Gut, daß die Mühle eine Strecke weit abliegt! ſie würde, hier gelegen, als ein Begriff des gemeinen Lebens eintreten, und die äſthetiſche Wirkung dieſes Parktheils ſtören.“ — „O!“ entgegnete Wieland, „wenn wir einmal mit dem Ideenfieber behaftet ſind, ſo kann auch die ehrſame Mühle da Ideen in uns erwecken. Laſſen Sie uns z. B. auf den Fluß achten. Nach freiem Laufe, worin er, ſo zu ſagen, ſeinem Genius folgte, wird er zu gemeiner Dienſtbarkeit gezwungen, und er drückt ſeinen Zorn darüber ſchäumend und wirbelnd aus, bis er mit ſeiner vorigen Freiheit beſänftigt weiter läuft. Sehen wir darin nicht das Sinnbild eines genialen Kopfes, dem ein ihm läſtiges und ärgerliches Amt des bürgerlichen Lebens aufgezwungen wird?“ — „Was dieſen Fluß betrifft“, erwiederte ich, „ſo iſt es für ihn nur ein Nebengeſchäft, wovon er ſehr bald ſich wieder erholt.“ — „Sie haben recht“, ſagte W., „aber Mühle auf Mühle treiben zu müſſen, das wäre für ein Genie ein — zu großes bürgerliches Verdienſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

A p h o r i s m e n.

Das rechte Maaß zwiſchen der Liebe zum Leben und der Furcht vor dem Tode zu halten iſt die ſchwerſte Aufgabe der Weisheit.

„Ein Freund von mir“ — will ich dieſe Worte in das Franzöſiſche überſetzen, ſo muß ich ſagen: un de mes amis. Die Franzoſen handeln mit der Freundſchaft nur en gros. Nicht mehr als e i n e n Freund zu haben, wäre ja eine Schande. Sie ſehen einen Freund als eine Sache an, deren Menge den Beſitzer zum Reichen erhebt, und prahlen mit dieſem zweideutigen Reichthum. So verſteckt bei einem Banqueroutier das erborgte koſtbare Ameublement die wirkliche Armuth. Gewiß! die wahre Freundſchaft iſt ſeltener als das Seltenſte im Leben; — du findeſt Millionen Menſchen, die hunderte ihre Freunde nennen, aber nur einigen auserwählten Sterblichen gab der gütige Himmel e i n e n Freund.

Der Ausdruck, deſſen man ſich bedient, wenn Jemand etwas Ungereimtes zu Markte bringt: „Es iſt nicht gehauen und nicht geſtochen!“ rührt ſicher von einem Fechtmeiſter oder einem Epigrammatiker her, denn beide Herren haben ja immer etwas mit Hieben und Stichen zu ſchaffen. Man könnte daher den Epigrammatiker wohl einen geiſtigen Fechtmeiſter nennen. Leider iſt es Beiden bei ihren Hieben oft weniger um Unterricht und Verbeſſerung, mehr um das liebe Brod zu thun, und der Witz um's liebe Brod iſt ärger als Bettelei, denn dieſe fodert mit Bitten und jener mit Grobheit und Schlägen.

Der höchſte Gipfel eines hohen Berges darf nicht mit Bäumen bewachſen ſeyn, damit er die unter ihm ruhenden Berge und Thäler frei beherrſche. So darf ein Regent ſich ſeine Miniſter nicht über den Kopf wachſen laſſen, wenn er ſein Volk überſchauen und väterlich beherrſchen ſoll.

Ein Wanderer ſah in einer romantiſchen Gegend einen hohen Berg vor ſich liegen. Welch' eine Ausſicht muß da oben ſeyn! — dachte er und unternahm es, ihn zu beſteigen. Schon auf der Mitte deſſelben ſah er bei dem Rückblick eine unzählige Menge von Dörfern, Burgen und Ortſchaften in maleriſchen Gruppen vor ſich liegen, aber er klomm eifrig empor, und dachte: du mußt dir den vollen Genuß bis auf den höchſten Gipfel verſparen. Endlich war er oben, und ſiehe, da ſtreckten hier hochragende ſchattige Bäume ihre Arme empor, und entzogen ihm den Blick in die unermeßliche Tiefe; dort aber, wo noch eine freie Ausſicht blieb, ſah er Alles kleinlich und unerkennbar. So verfinſterte ſich manchem Philoſophen auf der größten Höhe der Speculation der Horizont des Lebens; der Blick in die Welt, in die Tiefen der menſchlichen Seele verſchwindet ihm und der Scharfſinn wird zum Blödſinn.

E r n ſt.

Einer Freundin in eine ihr geſchenkte Schreibtafel (182*).

Wenn, Freundin, Deine Hand auf dieſe Blätter ſchreibt,
Was ſonſt wohl leicht vergeſſen bleibt; —
So denke d'ran, daß ſie Dir der geſchenkt,
Der Deiner nur zu oft und allzu gern gedenkt,
Du brauchſt Erinn'rung wohl, Dich ſeiner zu erinnern,
Er aber trägt Dein Bild in ſeinem tiefſten Innern.

K a r l S c h a l l.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Der „Berliner Kalender auf das Gemein-Jahr 1827“ (herausgegeben von der Königl. Kalender-Deputation) bringt diesmal wieder eine Novelle von L. Tieck: „Glück giebt Verſtand“. Wenn der ſtrenge Kritiker den Stoff als Begebenheit prüft, wird er den Kopf ſchütteln und von loſer Erfindung, auch von Unwahrſcheinlichkeit ſprechen. Indeß ſoll dies, nach neueſter Anſicht, bei der Novelle erlaubt ſeyn oder wenigſtens nicht in genaue Betrachtung kommen; der Novelliſt ſucht ſich Gelegenheit, um der Mitwelt über Einiges, was ihm eben auf dem Herzen liegt, ſeine Meinung zu ſagen, und giebt ſich dieſe Gelegenheit nicht ganz bequem, zieht er ſie herbei. Dagegen erfreuen auch hier wieder herrliche Aeußerungen, wie ſie im Welttreiben eben noth und nützlich ſind. So finden wie z. B. die Erklärungen eines Dorfſchulzen über einen ſprüchwörtlichen Vers ungemein ſcharfſinnig und treffend, und ihre höchſte Schönheit liegt darin, daß Mancher verſucht ſeyn wird, zu glauben, er könne juſt eben ſo erläutern. Dagegen bemerken auch wir bei dieſer Novelle — obwohl ihr in der Charakteriſtik die feinen Züge nicht ermangeln — daß wir die Ueberzeugung hegen, es ließe ſich mit der Wahrheit der Reflexion die Wahrſcheinlichkeit der Ereigniſſe gar wohl mehr noch verbinden. Tieck ſelbſt hat uns glänzende Beweiſe gegeben, daß wir das Unmotivirte in ſolchen Dichtungen nicht als ein Geſetz, ſondern nur als eine Willkühr zu betrachten haben. — Der Kalender enthält zugleich die Fortſetzung des intereſſanten Aufſatzes: „Zur Geſchichte von Berlin und Potsdam unter der Regierung Friedrich des Zweiten, von Friedrich Buchholz“. Es ſind da viele intereſſante Ueberlieferungen mit Fleiß und Umſicht geſammelt; merkwürdig iſt z. B. Folgendes: „In einem der für den Marquis d'Argens beſtimmten Zimmer (in Sansſouci) war eine kleine auserleſene Handbibliothek aufgeſtellt, und unter den verſchiedenen Bänden fielen ihm vorzüglich diejenigen in die Augen, deren Titel auf der Rückſeite die Werke der berühmteſten Kirchenväter ankündigten. Was fand der Marquis? Einbände von weißem Papier. Dies hatte Beziehung auf den Streit über den Werth der Kirchen-Väter, den Friedrich mehr als einmal mit dem Marquis gehabt. Der König hatte von dieſen Werken immer behauptet: „daß es Körper ohne Seele wären“ (des corps sans ame). Solche fand der Marquis nun wirklich in dieſer Handbibliothek.“ — Das Zierathliche dieſes Kalenders iſt lobenswerth und zweckmäßig, doch zu tadeln, daß wieder mehrere Kupferplatten in London gefertigt worden ſind. Man bewillige inländiſchen Kupferſtechern einen gleichen Preis, wie ihn die fremden empfingen, dann werden einige unſerer Künſtler eben ſo hübſche Blättchen liefern. Ueber die Vortheile einer ſolchen Maaßregel bedarf es keiner weiteren Rede, ſie ſind zu klar, und hoffentlich wird es uns Niemand verargen, wenn wir uns auch in dieſem Fall des inländiſchen Kunſtfleißes annehmen, der jetzt durch mehrere aus Königlicher Huld hervorgegangene treffliche Inſtitute ſehr gefördert wird und keine Zurückſetzung erfahren darf, wo ſie ganz ohne haltbaren Grund iſt. St.

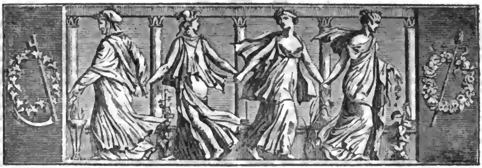
— „Otto von Wittelsbach“, Trauerſpiel von Babo, iſt am 26. Oktober auf der Königl. Bühne gegeben worden. Man hätte glauben ſollen, das Schauſpielhaus müßte überfüllt ſeyn, weil das Stück, welches, nächſt „Götz von Berlichingen“, für das beſte dramatiſche Gemälde der Ritterzeit gilt, viele Jahre geruht hat und zu mancher Erinnerung willkommen ſeyn würde; aber es war nur mäßig beſucht und richtig blieben wieder am meiſten die Inhaber des erſten Ranges aus. Freilich, die verwöhnten und oberflächlichen Sinne des jetzigen Theater-Publikums verlangen andere Genüſſe; die Einfachheit iſt ihnen langweilig und die Wahrheit zu gemein. Der Hauptfehler der meiſten jetzigen Zuſchauer liegt darin, daß man nicht mehr erkennen, ſondern wie in den Lebens-Verhältniſſen, ſo auch in der Kunſtwelt, geſchmeichelt ſeyn will. Wer dies nicht thut, nicht dem Augen- und Ohrenkitzel fröhnt und dem geiſtigen Luxus etwas anderes als Näſcherei bietet, iſt dem allgemeinen Urtheil widerwärtig und wird dies, wenn er noch zu den Lebenden gehört, auf empfindliche Weiſe erfahren müſſen. Wie ſich aber Kunſt und Wahrheit retten ſollen, wenn das rechte Erkennen und Urtheilen verloren geht, das iſt die Frage bei der Schauſpielkunſt, die nie wieder recht empor kommen kann, ſo lange in deren Leitung nur danach getrachtet wird, durch ein Auswerfen von Ballaſt ſich vor weiterem Sinken zu bewahren. Es iſt hier ein kühner Entſchluß, eine ausdauernde Aufopferung nöthig, bis die Menge ihre eigene entſetzliche Langweiligkeit und das Brüſten auf die gemißbrauchten Worte: „Vox populi etc.“ aufgiebt. — An der Darſtellung fand ſich wieder der Beweis, daß es jetzt auch den Schauſpielern ſchwer wird, einer ungekünſtelten Charakteriſtik ihr Recht zu laſſen; die tüchtige Beſtimmtheit in Belebung der ſo beſtimmt geſchilderten Perſonen kam nur ſelten heraus, mit Ausnahme des Hrn. Beſchort, der den „Ritter von Reuß“ mindeſtens in ſeiner Herzlichkeit feſthielt. Hr. Rebenſtein wird den „Otto“ genügend darſtellen können, wenn er ſicher geworden iſt; jetzt war vorläufig mehr ein Anlauf zum Ziel, als ein Erreichen deſſelben bemerkbar. Er gewinnt aber, vermöge der Natürlichkeit ſeiner Kunſtmittel, gewiß den Preis vor allen ſeinen Mitſpielern, wenn das Publikum durch Theilnahme an dem Stück ihm ein fortwährendes Studium geſtattet. Was die Beſetzung der übrigen Rollen betrifft, ſo muß Referent ſich beſcheiden mit den Worten. Der Raum iſt kurz, der Tadel lang — was dahin führen mag, daß Jeder ſeine Aufgabe ſich ſchärfer betrachte. —r.

— Holtei's Schwank: „Die deutſche Sängerin in Paris“ iſt gedruckt erſchienen (Vereinsbuchhandlung). Die ſchon im Gange geweſene Darſtellung auf der Königsſtädtiſchen Bühne wird nicht erfolgen, weil Demoiſ. Sontag mit Recht wünſchte, man möge nicht einen Streit der Meinungen über ſie auf einer Bühne abhandeln, der ſie ſelbſt angehört. Das Stück iſt der gefeierten Künſtlerin dedicirt und ſoll nichts ſeyn, als ein Scherz, den die Gelegenheit erzeugte. Ueber die eingewebten Berlinaden wird ſich auch in der Ferne Mancher ergötzen, da es zur Mode gehört, die Berliner Dienſtboten-Welt als Mittel der Burleske zu benutzen. — Im Königsſtädter Theater wurde zum erſten Mal gegeben: „Allen iſt geholfen“, Luſtſpiel in einem Akt. Es iſt in dem eben erſchienenen „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele (herausgegeben von Carl v. Holtei) für 1827“ abgedruckt, das wieder glücklich den Zweck, aufführbare Originalſtücke zu liefern, erfüllt. Das erwähnte kleine Luſtſpiel ſpielt zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts in Augsburg, alſo in einer uns fremden Zeit, die genau wieder zu geben immer ſchwer iſt; doch war in der Darſtellung der rechte Wille nicht zu verkennen. Die Herren Schmelka („Priem“), Röſicke („Stadtſchreiber“), Meyer („Küfermeiſter“) und Demoiſ. Holzbecher („Gertraud“) zeigten ihre Talente und ſelbſt die beiden andern gar kleinen Rollen waren gut beſetzt. — „Der Abentheurer“, Luſtſpiel in drei Akten, hat Charakteriſtik und viele luſtige und geſchickt durchgeführte Scenen, die auch da, wo ſie uns nicht mehr neu ſind (das Stück ſoll übrigens, wie Referent hörte, ein älteres ſeyn), anſprechen. In der Darſtellung, die mitunter im Enſemble beſſer gehen konnte, zeichneten ſich die Herren Nagel („Wrangel“), Meyer („Erich“), Röſicke („Palmſtrauch“) und Demoiſ. Schleer („Baronin Wrangel“) aus. Beide Stücke gefielen. E—w.

Eine Madam Thunichtgut gebar unlängſt in Verviers Drillinge. Die Thunichtgute befinden ſich ſämmtlich wohl und munter, die beiden alten mit eingerechnet. (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 8. November. 178ſtes Blatt.

Wieland's Privatleben.

Gemüths- und Arbeits-Art.

1.

Wieland übertrug mir gleich nach meiner Ankunft in Weimar die erſte Correktur und letzte Durchſicht des „Teutſchen Merkurs", die zweite Correktur ſich ſelbſt vorbehaltend; bisher hatte er Alles allein beſorgt. Wie übellaunig ihn dieſes oft durch unzeitige Unterbrechung und ſchlechte Setzer-Arbeit gemacht haben mußte, das erfuhr ich ſehr bald. Der Erguß ſeiner Uebellaune ſetzte mich anfangs in Verlegenheit; aber bald war ich mit ihrer Natur und mit dem Gemüthe, woraus ſie floß, bekannt genug, um dabei guter Faſſung zu bleiben. „Sagen Sie mir doch" — mit dieſen Worten trat Wieland eines Vormittags zu mir in ſeine Bibliothek — „was für eine Raçe von Setzer iſt denn da bei'm „Merkur" angeſtellt worden? Der Herr Hofbuchdrucker meint ohne Zweifel, er dürfe mir den Stall des Augias aus zu miſten geben!" — W. ließ ſeinem Zorn freien Lauf in oft eben ſo ſtarken als genialiſchen Ausdrücken. Bei der erſten kleinen Pauſe erwiederte ich: „Es iſt freilich ein unerträgliches Stück Arbeit, und der Setzer hat auch ziemlich das Anſehen eines Onokephalos; die letzte Handſchrift jedoch —." — „Kann ihn nicht entſchuldigen!" fiel W. ein. „Sagen Sie dem Hofbuchdrucker, daß er ſofort ſich einen beſſern Setzer anſchaffe, ſonſt ließe ich den „Merkur" in Jena drucken!" — Als ich bald nachher aus der Bibliothek trat, empfing mich W. mit einem Blatte in der Hand und ſprach: „Es iſt wahr, die letzte Handſchrift iſt abſcheulich, ſo daß ſie dem Setzer wohl zu einiger Entſchuldigung dienen kann. Aber was ſoll ich machen? Solche unleſerliche Handſchrift abſchreiben laſſen? Das wäre Sache des Verfaſſers. Jeder Gelehrte und Schriftſteller ſollte eine leſerliche Hand ſchreiben, das ließe mit Fug und Recht ſich fordern; ſonſt müßte er ſeine Druckſchriften von einem ſeiner Hand kundigen Schreiber gut leſerlich copiren laſſen." — Wieland ſchrieb eine nicht bloß leſerliche, ſondern auch ſchöne Hand. Seinem ſehr humanen Herzen war es Bedürfniß, Ergüſſe von Zorn und Uebellaune, ſobald dieſe vorüber waren, wieder zu vergüten.

2.

„Mein Bücherweſen iſt, wie Sie ſehen, nicht überall in guter Ordnung" — ſprach Wieland nach meinen erſten Beſuchen ſeiner Bibliothek — „und wiſſen Sie, warum?" — „Sie erlauben vermuthlich Mehreren, beliebigen Gebrauch davon zu machen?" antwortete ich. — „Ja und nein! Ein wenig Unordnung folgt daraus freilich. Aber das Schlimmſte iſt, daß ich ſelbſt nicht rechte Ordnung halte. Mein Wille iſt nicht ſchuld daran, ſondern — wie ſoll ich ſagen? mannigfacher, oft nur kleiner Gebrauch, Zerſtreuung, Vergeſſenheit — kurz, ich tauge nicht zur Haltung rechter Ordnung. Sie können glauben, daß mir dies zuweilen eine empfindliche Laſt und ein nicht geringer Verdruß iſt. Da ſammeln ſich Bücher, die beſſer an ihrem Orte ſtänden; da werden andere verlegt, und ich ſuche ſie überall, wo ſie nicht zu finden ſind. Wiſſen Sie was?

Digitized by Google

Sie könnten mir wohl ein wenig helfen, und ich will Ihnen ſchon ſagen, wie. Auch wär's nicht übel, wenn ich einmal erhielte, was ich noch nie beſaß, nämlich ein Verzeichniß meiner ſämmtlichen Bücher." — „O!" ſprach ich lebhaft, „Sie machen mich glücklich, wenn Sie mir erlauben, mit Ihrer ganzen Bibliothek nähere Bekanntſchaft zu machen, und Ihnen dabei einige kleine Dienſte zu thun. Beſtimmen Sie nur Alles, und verfügen Sie über mich nach Belieben" — Die Bücher, etwa 6000 Stück, meiſtens erleſene Werke der alten und neuen Literatur, wurden zum Theil anders geordnet und aufgeſtellt, und ich fing an, ein Verzeichniß darüber auf zu nehmen. „Uebereilen Sie ſich nicht!" ſprach W. zu mir. „Es iſt ein ermüdendes Geſchäft, nichts als Büchertitel zu leſen und zu ſchreiben. Wenden Sie dazu in dieſem Sommer nur die letzte Vormittagsſtunde an. Sie werden ſich nicht ſelten verſucht finden, mehr als das Titelblatt an zu ſehen, und dieſes und jenes zu leſen, und es würde grauſam ſeyn, wenn ich Ihnen dieſes unterſagen wollte. Ich verlange keine bloße Schreibfeder. Folgen Sie Ihrem Genius, und ſollte darüber der Katalog auch erſt in zwei Jahren fertig werden."

Gütiger Wieland! Wie viele glückliche Stunden habe ich in Deiner Bibliothek verlebt! Nur zu ſehr folgte ich meinem Genius. Der Katalog wurde nie vollendet, und W. hat mir nie, nicht einmal einen liebreichen Vorwurf darüber gemacht.

3.

Späterhin trug Wieland mir auf, ſeine Briefſchaften in einige Ordnung zu bringen. Ich hatte ſchon größere und kleinere Haufen davon in den Bücherzimmern geſehen, das war aber nicht Alles; ſie lagen auch haufenweiſe und in bunteſter Miſchung hier und da in zwei Dachkammern. Und wie viele Briefe mochten ſchon verbraucht worden ſeyn! — „Es war eine Zeit", ſprach Wieland, „wo ich unter der Laſt von Briefen, womit man mich beehrte, faſt erſtickte. Wenn ich der Mann darnach geweſen wäre, ſo hätte ich damals Aufforderung genug gehabt, der Mittelpunkt einer nicht kleinkreiſigen literariſchen Correſpondenz inner- und außerhalb des heiligen Römiſchen Reichs deutſcher Nation zu werden. Um gehörige Ordnung zu halten, wären mir ein Paar tüchtige Secretaire nothwendig geweſen. Aber ich verhielt mich, meinem Naturell gemäß, ſo ungeſchickt, daß man bald mit mir unzufrieden wurde und mich mehr und mehr verſchonte. Es iſt jedoch unverantwortlich, daß die Briefe nicht in beſſerer Ordnung von mir gehalten wurden; aber ich konnte mir nicht helfen. Quisque suos patimur manes, oder vielmehr: Naturam expellas furca, tamen usque recurret."

Wieland ernannte mich zum unumſchränkten Aufſucher und Durchſeher der Briefe, und verpflichtete mich, nichts von Allem, was noch vorhanden ſeyn möchte, unangeſehen entkommen zu laſſen. Faſt einen Monat lang lag meine Stube voller Briefe (ich wohnte damals in Wieland's Hauſe), und ich habe in meinem ganzen übrigen Leben nicht ſo viel Briefe geleſen, als damals. Ein ganzer Tragkorb voll, der, zu weiblichem Gebrauch, ſchon auf die Seite geſchafft worden war, wurde von mir mit genauer Noth noch gerettet. Ein Theil dieſer Briefe war ſchon einmal durchriſſen. Dieſer Zufall war unter anderen mehreren intereſſanten Schreiben des Prinzen Auguſt von Gotha, des Oheims des letztverſtorbenen Herzogs, auch zwei eigenhändigen Schreiben des Prinzen Friedrichs von Braunſchweig begegnet. Daß es viel Spreu unter dem Waizen gab, verſteht ſich von ſelbſt. Ohngefähr die Hälfte der Briefe wurde ausgemerzt: die andern wurden nach Wieland's Angabe geordnet und in Mappen gepackt. Ich weiß nicht, was nachher aus dieſen Briefen geworden iſt.

4.

Als ich mit den Briefen beſchäftigt war, trat Wieland einmal zur Abendzeit in mein Zimmer, ſah mehrere Briefe und Briefhaufen an, und ſprach: „Auch ich habe im Laufe meines Lebens eine nicht geringe Anzahl Briefe geſchrieben, und beſorge nicht ohne Grund, daß ſie, wenigſtens zum Theil, beſſer verwahrt wurden, als ſo viele an mich geſchriebene Briefe." — „Das beſorgen Sie?" fragte ich. — „Ja wohl! Ich entſinne mich zwar nicht, was Alles in meiner kleinern oder größern Correſpondenz, etwa vom Jahre 1751 an, von mir geſchrieben worden ſeyn mag: ſo viel iſt aber gewiß, daß das Meiſte beſſer ungeſchrieben, oder doch unaufbewahrt geblieben wäre. Da ich leider eine nicht geringe Celebrität erlangt habe, ſo werde ich ſchwerlich dem Schickſal Anderer Meinesgleichen entgehen, von denen man nach ihrem Ableben Briefe drucken läßt, die einzig und allein für vertraute Freunde geſchrieben waren, und keinem andern Publikum, als dem Geiſt und Herzen derſelben, angehören." — „O!" erwiederte ich, „von allen Briefſammlungen berühmter Männer möchte ich die Ihrige am liebſten leſen." — „Ich ſchreibe noch daran", entgegnete Wieland mit eigenem Lächeln. „Oder möchten Sie die Sammlung meiner Briefe je eher je lieber geſchloſſen ſehen?" — „Wenn ich alt würde, nur einige Zeit vor meinem Tode", ſprach ich, von der Frage betroffen.

Wieland blätterte in der einen und andern Brieflage, und beklagte ſich dann, daß Briefe, die er inſonders hätte ſchreiben ſollen, mehr als zu oft ungeſchrieben geblieben wären. „Vielleicht", fuhr er fort, „finden ſich auch in dieſen Briefen zarte Rügen, oder auch wohl empfindliche Beſchwerden über mein Schweigen. Diejenigen aber, die ganz anſpruchslos ſchrieben, hät-

Digitized by Google

ten oft vorzüglich meine Antwort und Mittheilung verdient. Indeſſen wie war mein Leben auch in der glücklichſten Periode beſchaffen? Es war und blieb ein vielfältig zerriſſenes Ding. Studien und Leſereien verſchiedener Art, eigene Arbeiten, Abſchreibung derſelben, Correkturen, Geſchäftsbriefe, willkommene und unwillkommene Beſuche, Geſellſchaftspflichten, Natur- und Kunſtgenüſſe, Mißbefinden und Mißlaune, dieſe und andere Stücke hielten mein Leben ſo vielfach zertheilt, daß einige Unterlaſſungsſünden mir billig zu verzeihen ſind. Ich that, was ich nicht laſſen konnte, und ſchob die Beantwortung mancher lieben und ſchätzbaren Briefe ſo lange von Poſttag zu Poſttag auf, bis daran nicht weiter zu denken war.“

Ich wagte es, Wieland einen Brief zu zeigen, worin er wegen ſeines Stillſchweigens tüchtig ausgeſcholten wurde. „O!“ ſprach W. nach flüchtigem Anblick der Schriftzüge, „der Brief iſt von einem Manne, der mit unendlicher Herzlichkeit unendliche Anſprüche an mich machen zu dürfen glaubt. Und dies iſt eben ſowohl meine Schuld, als die Schuld ſeines Naturells. Er hat auf dieſer Welt nicht Seinesgleichen, denn an ihm, und an ihm allein, habe ich die Macht meiner Würde als Comes palatinus, wiewohl mehr im Scherz als im Ernſt, verſucht. Ich habe ihn nämlich zum Doctor philosophiae et liberalium artium Magister creirt, und er hält ſich ſeit der Zeit für einen integrirenden Theil meines Weſens. Es iſt, bei wirklichen Talenten, eine ſo harmloſe und närriſche Seele, daß es ſehr unrecht wäre, ihm nicht Alles zu Gute zu halten.“ — „Aber wie hieß denn der außerordentliche Mann?“ fragte ich. — „Welche Frage!“ entgegnete Wieland; „Sie haben ja da ſeine Unterſchrift. Doch, Sie werden ſie nicht leſen können. Obereit, Doctor Obereit heißt der Ehrenmann.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Spaniſcher und Venetianiſcher Stolz.

Ein ſpaniſcher Grande war über den König, der einen verdienſtvollen Mann von geringer Abkunft zum Grande erhoben hatte, ſo aufgebracht, daß er ſich entſchloß, die Sonne, welche eine ſolche Schandthat zugegeben und beleuchtet hatte, nicht wieder zu ſehen. Er legte ſich zu Bette, und eben Morgen, wenn ſein Kammerdiener ihn weckte, und die Fenſterladen öffnete, fragte er ihn: „Iſt mein Metzger zum Grande von Spanien gemacht worden?“ Wenn nun der Kammerdiener antwortete: „Nein, gnädigſter Herr!“ ſo fuhr er fort: „Mach' die Laden wieder zu!“ Und ſo trieb er es bis an ſein Ende.

Vor einem Kloſter in Rom, welches zu gewiſſen Stunden Armenſuppen ſpendete, traf ein eben angekommener Caſtilianer mit einem franzöſiſchen Geiſtlichen zuſammen. Seine Eitelkeit erlaubte ihm nicht, geradezu nach der Stunde der Austheilung zu fragen. Er ſuchte und fand eine Wendung. „Haben Sie ſchon“, fragte er den Franzoſen, „Ihre Chocolate getrunken?“ — „Meine Chocolate? Wie ſoll ich armer Teufel dazu kommen? Ich ſtehe hier und warte auf meine Portion Armenſuppe.“ — „Alſo iſt ſie noch nicht ausgegeben?“ — „Nein; es kann aber nicht lange mehr dauern.“ — „O ſo nehmen Sie mich mit; Sie werden ein großes Beiſpiel von Demuth von Don Antonio Perez von Valecdro, und von Redio, und von Montolvo, und von Veja, und von u. ſ. w. ſehen!“ — „Wer ſind alle dieſe Leute?“ — „Ich!“

Einen Venetianiſchen Nobile ſtieß unverſehens ein Fremder, ein Franzoſe, auf der Straße mit dem Ellbogen. Der Nobile faßte ihn gravitätiſch bei der Hand und bat ihn, ihm zu ſagen, welches Thier er für das plumpeſte und ſchwerfälligſte halte. Der Franzoſe wußte nicht gleich, was er antworten ſollte: als aber der Venetianer die Frage zwei, drei Mal wiederholte, ſagte er endlich: „Den Elephanten, Signor.“ — „Nun ſo wiſſen Sie denn“, erwiederte Jener mit ſtolzer Miene, „ſo wiſſen Sie denn, mein Herr Elephant, daß man keinen Venetianiſchen Nobile anſtößt.“ Chaſtel.

Magnetismus.

Im Jahre 1754 erſchien das Leben des Prieſters Heinrich Maria Boudon, Erzdechanten von Evreux: geboren 1624, geſtorben 1703. Es werden ihm Wunder zugeſchrieben, von denen wir nur eins ausheben, weil es mit dem neueren Magnetismus in Verbindung ſteht. Ein Prieſter in Evreux, der es über ſich genommen hatte, aus einer Beſeſſenen den Teufel zu vertreiben, legte ihr hintereinander zwei Briefe auf die Herzgrube. Das eine Schreiben kam von einer Nonne, deren Sitten verderbt waren; das andere von Boudon. Kaum hatte die Beſeſſene das erſte in ſich aufgenommen, als der Teufel in ihr auflachte und rief: „Dieſes Schreiben macht mir großes Vergnügen; die Schreiberin iſt meine gute Freundin; ihre Lebensart iſt der ganzen Hölle wohlgefällig: ſie fahre fort, und wenn ſie ſich nicht bekehrt, wollen wir ihr bald einheizen.“ — Kaum aber wurde der Beſeſſenen der zweite Brief auf die Bruſt gelegt, als der Teufel in ein fürchterliches Geheul ausbrach, und, mit Inhalt und Schreiber vertraut, das Papier mit den Worten zerriß: „Der Brief kommt von einem unſerer größten Feinde, von einem Manne, der uns alle mögliche Qual anthut!“ Es gab alſo, wie man ſieht, ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert Clairvoyanten! C.

Sprache.

Selig erfreute uns Gott mit dem hohen Geſchenke der Sprache;
Aber wie brauchſt du denn, Schwätzer, die heilige ſtets? — E

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Die Gas-Erleuchtung. Eine phyſikaliſch-ökonomiſche Abhandlung u. ſ. w. Von Wilhelm Vollmer, Docent der Phyſik und Chemie." (Berlin, in der Maurerſchen Buchhandlung.) — Der Verfaſſer erklärt zuerſt auf eine Jedem verſtändliche Weiſe den Prozeß des Brennens des gewöhnlichen Kerzen- und Lampenlichts, und deducirt daraus ſehr einleuchtend den Vortheil, den die Erleuchtung durch Gas hat, eine Erfindung, die wir einem Deutſchen, Lampadius, zu danken haben, welcher zuerſt im Jahr 1797 Verſuche über dieſen Gegenſtand unternahm, wie ſeine Werke über „Hüttenkunde" u. ſ. w. bezeugen. — Talg, Wachs und Oel brennen nicht ſelbſt, ſondern die aus ihnen während des Brennens ſich entwickelnden Gasarten, namentlich das Kohlenwaſſerſtoffgas. Bei dem Lampen- und Kerzenlicht geht dieſer Gas-Entwickelungsproceß im Zimmer vor, welches mit bedeutenden Nachtheilen für die Augen und die Reſpiration verknüpft iſt, als: das Flackern und Zittern des Lichts — ein Uebelſtand, wovon auch die Gasflamme nicht frei iſt — das ungleich helle Brennen, indem die Flamme, von dem Augenblick an, wo das Licht geputzt iſt, immer dunkler brennt; dann ein bald mehr, bald weniger wahrnehmbarer, für den Athmungsproceß nachtheiliger Dunſt — das ſogenannte Blaken — beſonders in Zimmern, wo Oellampen oder viele Lichte gebrannt werden: dieſer Dunſt entſteht von den irreſpirabeln Gasarten, welche bei'm Brennen unverbrannt — ungenutzt — entweichen, indem ſich beſonders bei den gewöhnlichen Oellampen — bei den Argantlampen weniger, faſt gar nicht — weit mehr mit Ruß geſchwängertes Kohlenwaſſerſtoffgas entwickelt, als die Flamme verzehren kann. Bei der Gas-Erleuchtung hingegen wird das Gas außerhalb, im Laboratorium, entwickelt, und, nachdem es daſelbſt gereinigt und zum Brennen geſchickt gemacht iſt, in die Erleuchtungs-Apparate geleitet oder getragen, und durch die Flamme verzehrt, ſo daß nie ein Ueberſchuß von dem brennbaren, irreſpirabeln Gas im Zimmer exiſtiren kann. Außer dieſen Vorzügen gewährt die Gas-Erleuchtung bedeutende Erſparniß, eine ſchönere Helle und größere Pracht. — Der Verf. beſchreibt die Vorrichtungen zur Gewinnung des brennbaren, zur Erleuchtung beſtimmten Gaſes im Großen, welches aus allen Subſtanzen, die mit einer Flamme brennen, am häufigſten und vortheilhafteſten aber aus Steinkohlen und Oel gezogen werden kann. Aus dieſem Verfahren leuchtet deutlich der pecuniäre Vortheil hervor, den die Gas-Erleuchtung vor der Kerzen-Erleuchtung hat: ſo koſtet z. B. die glänzende Gas-Erleuchtung des Fabrikanten Ackermann in London 40 Pfund Sterl. 5 Sh., wogegen dieſelbe Erleuchtung durch Kerzen und Lampen ehemals 169 Pfund Sterl. koſtete; nach Prechtl's Berechnung, mit Bezug auf die Lokalität von Wien, gewährt eine Gas-Beleuchtung von täglich vier Stunden, die der Erleuchtung mit 400 Lampen gleich iſt, gegen die Kerzen-Erleuchtung täglich einen Vortheil von 16 Gulden 24 Kr. — Auch im Kleinen iſt die Gas-Beleuchtungs-Methode anwendbar, welches der Verf. durch einen Apparat, den er beſchreibt und abgebildet hat, dar zu thun ſich bemüht. Die bisher beſchriebenen Apparate und Verfahrungs-Arten, das Gas durch Röhren an den Ort der Beſtimmung zu führen, haben vor dem frühern einen gewiſſen Vorzug durch das Gaſometer erhalten, welches zwar den ganzen Apparat um mehr als die Hälfte vertheuert, aber den Vortheil gewährt, daß die Erleuchtung nie urplötzlich aufhören kann, wie dieſes früher zuweilen der Fall war, wo, wenn die Gas-Entwickelung einige Sekunden aufhörte, ſogleich alle Lampen verlöſchten, und ganze Stadtviertel, volle Schauſpielhäuſer urplötzlich verdunkelt wurden. Das Gaſometer beſteht aus zwei ſtarken, aus Eiſen zuſammengeſetzten, in einander paſſenden Kaſten, wovon der kleinere in dem, im größern befindlichen Waſſer alſo liegt, daß ſich der Boden deſſelben oben und die Oeffnung unten befindet; durch das vermittelſt einer Röhre in den kleinern Kaſten eindringende Gas wird derſelbe allmählig im Waſſer bis zu einer gewiſſen Höhe gehoben; in dieſem Gaſometer iſt das Gas gefangen vorräthig, welches man als Brennmaterial anwendet; es iſt vorher durch Kalkwaſſer gereinigt, brennt hell und ruhig, ohne Rauch und Geruch. Will man es anwenden, ſo wird es durch eine Röhre aus dieſem Reſervoir abgeleitet, von deſſen Größe man ſich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß in einem oder zweien (?) der ganze Gas-Vorrath zur Erleuchtung der Straßen Berlins enthalten iſt. — Aber nicht nur durch Röhren, ſondern auch durch transportable Gaslampen kann das zum Erleuchten beſtimmte Gas vertheilt werden. Jede Lampe hat einen metallenen Behälter, in welchem das zur Nahrung der Flamme nöthige Gas zuſammengepreßt wird; die verſchiedenen Stücke zu dieſem Apparat ſind beſchrieben und abgebildet. Hierauf geht der Verf. die Vortheile und Nachtheile durch, welche die Beleuchtung durch Röhren und durch transportable Gaslampen hat, woraus klar wird, daß für die Straßenbeleuchtung die erſtere vor der letztern den Vorzug hat. Uebrigens ergiebt ſich zugleich, daß die Gefahren, die mit dieſer Art zu erleuchten verknüpft ſind, meiſtentheils nur geträumte und erdichtete ſind; wahre Gefahren giebt es ſo wenig dabei, daß unter andern eine zufällige Explosion bei der Röhren-Beleuchtung kaum denkbar iſt. — Zuletzt ſpricht der Verf. über die Bereitung des Leuchtgaſes aus verſchiedenen andern Subſtanzen, als aus Steinkohlen; z. B. aus Holz, bituminöſem Holz, Erdkohle, Moderkohle, Knochen, Oel, deſſen Gas eine Flamme von vorzüglicher Schönheit und Intenſität liefert, indem ein Kubik-Fuß Oel-Gas beinahe drei Mal ſo viel Licht giebt, als ein Kubik-Fuß Steinkohlen-Gas. Im Allgemeinen iſt in England das Oel-Gas theurer als das Steinkohlen-Gas, obgleich in London nicht mehr. Nach dem, wie die Kohlen-Gas-Compagnie und die Oel-Gas-Compagnie von White Chapel Road ihr Fabrikat verkaufen, ergeben ſich folgende Preisverhältniſſe: Wenn eine Maſſe Licht, durch Oel-Gas erzeugt, 1000 Thlr. koſtet, ſo koſtet daſſelbe Licht aus Oel in Lampen

daſſelbe Licht aus Oel in Lampen	1231	Thlr.
aus Steinkohlen-Gas	1234	—
durch Talglichte	3256	—
durch Wallrathlichte	9607	—
durch Wachslichte	13580	—

Nach des Verfaſſers Meinung iſt für Berlins Bewohner, ſeiner Weitläuftigkeit wegen, die von Gordon erfundene Erleuchtung, durch comprimirtes Gas, die vorzüglichſte. Die mit comprimirtem Gas gefüllten Behälter können, beſonders wenn ſie aus einer kalten in eine heiße Temperatur kommen, platzen und dadurch Gefahr verurſachen; dagegen verſichert die engliſche Geſellſchaft für Beleuchtung mit tragbarem Gas ihre Lampen mit ſo feſten Gas-Behältern, daß ſie auf jeden Quadrat-Zoll einen Druck von 200 Pfund mehr aushalten können, als ſie bei der Füllung brauchen; dieſe Geſellſchaft läßt von ihren Leuten die gefüllten Lampen an die Kunden ſchicken und die leeren abholen: 6 Kubik-Fuß von dem beſten Oel-Gas ſollen ſo viel Licht geben, als 1 Pfund Wachslichte, und koſten nur 3 Sgr. — Der kurze Auszug aus dieſer Schrift wird hoffentlich dazu dienen, die Nützlichkeit derſelben zu erweiſen. S—.

Voltaire wird allgemein (?) für den erſten Anſtifter der franzöſiſchen Revolution angeſehen; ſelbſt ſein Freund Condorcet ſagte einmal: „Er hat nicht Alles geſehen, was er gethan hat, aber er hat Alles gethan, was wir ſahen!" (Gaz. d. Fr.)

Ein Römiſcher Arzt hat ein Werk herausgegeben, worin er durch Plinius und Celſus beweiſet, daß die Schutzblattern ſchon ſeit undenklichen Zeiten, unter dem Namen Boa, als von der Kuh kommend, bekannt ſind. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 10. November. 179ſtes Blatt.

Zwang.

Einſt rächte ſich die Peſt an einem Manne,
Deß Vorſicht jegliches Sonett vermied;
Was half es? — Sie befiel ihn Glied vor Glied,
Trotz allen Sträubens mit der Räucherkanne.

Umſonſt verqualmte von der Kohlenpfanne
Sein beſſerer Geſchmack, umſonſt beſchied
Natur und Kunſt ihm Kraft zu ſchön'rem Lied;
Starr lag der Spötter im Sonettenbanne.

Auch mich, der ich die Peſt der Schellen haſſe,
Auch mich ergreift, trotz beſſ'rer Ueberzeugung,
Der Schwindel, und ich klingle, weil ich muß.

Doch Rechenſchaft gebühret dem Parnaſſe:
Mein Mädchen überwand mir beſſ're Neigung,
Und mein Geklingel bringt mir einen — Kuß.

Leribald.

Wieland's Privatleben.

5.

Wieland fragte mich einſt bei ſchönem Maiwetter, wann ich jetzt auf zu ſtehen pflegte, und äußerte einige Verwunderung, als ich erklärte, daß ich faſt alle Morgen um vier Uhr ſchon im Park luſtwandelte. Ich gedachte der eigenthümlichen Schönheit des frühen Morgens und wurde wider Vermuthen aufgefordert, mich darüber näher zu erklären. Meine Erklärung enthielt die Angaben: daß nicht bloß, was die alte Mythologie allein bemerke, die Sonne nach nächtlichem Bade im Oceanus wie mit verjüngter göttlicher Kraft und Schönheit empor ſteige, ſondern auch die ganze Natur ſich gleicher Weiſe aus dem kühlen Schooße der Nacht zu erheben ſcheine, und daß meinem Gefühle nach nichts poetiſcher ſeyn könne, als die einſame Feier der ſchönen Natur in dem jungen himmliſch-irdiſchen Morgen. „Das Schönſte und Göttlichſte", ſetzte ich hinzu, „iſt für mich verſchwunden, wenn die Menſchenwelt rege wird, und Steige und Plätze mit Wandlern und Geſprächen füllt." — „Das läßt ſich hören", entgegnete Wieland. „Mir war in meiner Jugend in ſchönen Gegenden, zumal in der Schweiz, faſt eben ſo zu Sinne; ja, ich glaubte an manchem ſchönen Morgen mich wirklich in Elyſium und in die Seeligkeit göttlicher Geiſter verſetzt, ſo daß ich die Natur um mich her im Grunde gar nicht mehr ſah und empfand." — „Aber", bemerkte ich, „die Natur ſelbſt iſt doch ſchuld an der Empfindung des Göttlichen, weil es wirklich in ihr liegt." — „Unſre Empfindungsart und den Spiegel unſrer Seele nicht zu vergeſſen!" erwiederte Wieland. „Doch, dies würde uns jetzt zu weit führen. Aurora Musis amica, wahr! Meine jetzige Muſe liebt jedoch die Umfangung des wärmeren Tages, etwa von neun Uhr an, mehr, als die kühlen und feuchten Fittige des frühen Morgens; ſie ſteht auch in dieſer ſchönen Frühlingszeit nicht vor ſieben Uhr mit mir auf, und ſieht ihre Aurora nicht hinter Nebelgewölk, ſondern hinter dem Dampf der Kaffeeſchale. In meinen Jahren werden Sie mit Ihrer Muſe vermuthlich in gleichem Falle ſeyn."

6.

Nicht lange nachher äußerte Wieland's älteſter Sohn bei Tiſche, daß er jetzt etwas ſchlafſüchtig wäre.

Digitized by Google

„Vielleicht Gewitterluft!“ wurde erwiedert. „Nein!“ ſprach eine der Töchter, „es iſt jetzt die Fliederblüthen-Zeit.“ Nachdem hierüber etwas geſcherzt worden war, fragte mich Wieland, ob ich jetzt auch ſchlafſüchtig wäre. „Das eben nicht“, antwortete ich, „ob ich gleich in der Nacht ganz vortreflich in einem Zuge fortſchlafe.“ — „Wie?“ ſprach W., „Sie füllen die Nacht mit ununterbrochenem Schlafe? Schämen Sie ſich doch! Wer wollte ſo die ganze Nacht für ſeinen Geiſt verlieren!“ — „Gewinnt doch der Geiſt dadurch für den Morgen und den ganzen Tag!“ erwiederte ich. — „Sagen Sie, was Sie wollen“, entgegnete W., „et nox est Musis amica. Ich für mein Theil verdanke der Nacht nicht wenige meiner glücklichſten Ideen und Einfälle, und eine Menge meiner beſten Verſe, meiner gelungenſten Darſtellungen und treffendſten Ausdrücke. Sie ſehen mich mit Verwunderung an? Ich rede nicht von Lucubrationen. Was ich da namhaſt machte, das kam mir Alles im Bette bei guter leiblicher Ruhe. Wenn ich nämlich mit irgend einem Werke oder Werkchen beſchäftigt war, oder etwas geleſen hatte, was mich ſehr anſprach und meinen Geiſt heraus forderte, oder mein Herz kitzelte, ſo wachte ich gewöhnlich, oder doch oft, nach etwa drei Stunden erquickenden Schlafes auf, und war dann ſo regen Geiſtes und voll ſo freier und erhöhter Seelenkraft, wie der Tag mir ſelten zu ſeyn erlaubte. Sie finden den frühen Morgen ſo poetiſch; er mag ſich immerhin mit ſolcher Nacht, oder mit ſolchen Stunden der Nacht vergleichen. Wenn die Dunkelheit derſelben Licht des Geiſtes wird, und ihre Stille ſanft, wie mit göttlicher Hand, Gedanken und Gefühl entfeſſelt, und man Schöneres findet, als man hat erfinden können, kurz, wenn man eines Afflati divini von vorzüglicher Art theilhaftig wird, ſo —“ Wieland hielt hier etwas inne, und ſetzte dann, meine Erwartung täuſchend, hinzu: „ſo iſt das eine Sache, die ſich wohl mitnehmen läßt.“ — „Und die nur einem höhern Genius widerfahren kann!“ ſprach ich. — „O!“ erwiederte W., „poetiſch, genialiſch und wiedergeboren werden, das iſt im Grunde einerlei. „„Der Wind bläſet, wo er will, und du hörſt ſein Sauſen wohl; aber du weißeſt nicht, von wannen er kömmt, und wohin er fährt““

7.

Wieland hat ſeine Werke, kleinere Stücke und Flugſchriften ausgenommen, nach ihrem erſten Aufſatze ein bis zwei Mal, zum Theil drei, ja vier Mal (wie den „Oberon“) eigenhändig abgeſchrieben. Ich äußerte meine Verwunderung, als ich ihn das vornehmſte Ergänzungsſtück zu ſeinem „Agathon“, die Philoſophie des Archytas enthaltend, zum zweiten Mal abſchreiben ſah. „Ey, ſehen Sie doch, wie das an nicht wenig Stellen corrigirt iſt!“ ſprach er. „Zuweilen noch Correktur über Correktur. Würde ein anderer Abſchreiber Alles recht zuſammen finden können? Aber geſetzt auch, es fände ſich ein ſolcher: ich würde mich ſeiner doch nicht bedienen. Er ſchriebe nur ab, was daſteht, und das iſt mir nicht genug. Mein Abſchreiben iſt Durchkoſten, Ausbilden, Vollenden, und daher ein Geſchäft, welches mich ganz in Anſpruch nimmt. Totus in hoc sum. Jetzt erſt finde ich oft das Rechte, die expression unique, wie die Franzoſen ſagen, das volle Licht des Gedankens, die angemeſſenſte Schattirung, die oft deſto bedeutender iſt, je kleiner ſie zu ſeyn ſcheint. Was von den wenigſten Leſern bemerkt wird, das iſt oft das, was guten Schriftſtellern die meiſte Mühe machte, und die meiſte Ehre machen ſollte. Es iſt ihnen jedoch ſchon Lohns genug, wenn ſie ſich ſelbſt genug gethan haben.“ — Nach einer Pauſe ſetzte W. hinzu: „Es iſt unbegreiflich, was einem bei'm erſten Hinſchreiben entſchlüpfen kann. Ich erſchrecke, oder lächle oft darüber. Doch, es läßt ſich ſo ziemlich begreifen. Man iſt zu voll; ein Gedanke jagt den andern, und die Seele ſchielt, ſo zu ſagen, ſchon vorweg auf das Folgende. Da läßt ſich's nicht immer klar ſehen und richtig urtheilen.“

8.

Wäre ich ein Maler geweſen, ſo hätte ich Wieland in dem Coſtüm gemalt, worin er Morgens in ſeinem Familienkreiſe verweilte, und am liebſten in ſeinem Muſeum arbeitete. Dieſes Coſtüm beſtand in einem umgürteten Schlafrock und in einem Tuche, welches ſeinen Kopf bald mehr, bald weniger umwand. Zuweilen erſchien er in dieſer Haustracht auch bei Tiſche, und da rückte ſein Kopftuch bei heiterm Geſpräch ſehr ausdrucksvoll rückwärts, faſt bis zum Abfallen. Je mißlauniger er war, deſto tiefer ſank das Kopftuch auf ſeine Stirn herab. Immer gleich lebhaft, mit ſeinem ganzen Anſehn und Weſen, ſehe ich ihn, wie er in dieſer ſeiner Haustracht leſend und ſinnend in und außer ſeinem Arbeitszimmer umher ging. Bald ſtand er mit erhobenem, bald ging er mit geſenktem Buche, und der veränderte Ausdruck ſeines Geſichts ließ ſeine Gedanken und Empfindungen nicht ſelten mit Gewißheit errathen. Charakteriſtiſch war auch ein leiſes Pfeifen, womit er ſeinen ſinnigen Blick und Gang öfters begleitete. Wenn auf ſolchen gedankenvollen Gängen bei eigener Schriftſteller-Arbeit ihm etwas Willkommenes, geſucht oder ungeſucht, beifiel, ſo ging er raſch in ſeine Schreibſtube, in Oßmannſtädt zuweilen hinten aus dem Garten hinauf.

9.

„Ich dachte es wohl!“ ſprach Wieland einmal zu mir, indem er mit verdrießlichem Geſicht in ſeine Bibliothek trat. „Ich habe eben den Barometer angeſehen; er iſt noch um keine Linie geſtiegen. Immer noch

Digitized by Google

27 Zoll! Da kann mirs mit meiner Arbeit nicht gelingen.“ — Ich ſah ihn mit lächelnder Verwunderung an. „Ja, ja!“ fuhr er fort, „der Barometerſtand hat auf unſern Geiſt mehr Einfluß, als Sie zu glauben ſcheinen. Was mich betrifft, ſo verliert der meinige bei zu geringem Drucke der Luft ſeine Spannkraft, oder wie Sie's nennen wollen. Er bedarf wenigſtens 27 Zoll 6 Linien.“ — „Sie ſagen mir etwas ganz Neues, das ich nicht begreiſe!“ erwiederte ich. — „Davon iſt auch nicht die Rede!“ entgegnete W. „Ich begreiſe auch nicht, wie und wodurch die Schwere unſerer atmoſphäriſchen Luft Einfluß auf unſern Geiſt habe; ich erfahre es nur, daß dem wirklich ſo ſey. Das Maaß dieſer atmoſphäriſchen Wirkung leidet freilich individuelle Verſchiedenheiten; mit einem Mehr oder Weniger aber findet ſie gewiß im Allgemeinen ſtatt.“ — „Alſo“, fragte ich, „die Kraft und Thätigkeit des Geiſtes ſollte mit dem Drucke der Luſt ab- und zunehmen?“ — „Das iſt es, was ich geſagt habe!“ erwiederte W., und ſprach in lebhafterem Tone weiter: „Im Himmel und auf Erden geſchehrn Dinge, wovon unſre Philoſophie ſich nichts träumen läßt, ſagt Shakespeare. Erklären Sie mir nur rrſt die wirkliche Natur des menſchlichen Geiſtes und das innere Weſen der Luft, die wir athmen — ich meine nicht ihre bloßen ſcheidbaren Beſtandtheile —; dann will ich Ihnen ſagen, wie es zugehe und woran es liege, daß die Luftſchwere ſo oder ſo auf unſern Geiſt wirke.“ — „Aber“, fragte ich weiter, „ſollte es nicht Mittel geben, den nachtheiligen Einfluß der Atmoſphäre zu mildern, und den Geiſt über geringere Grade von Luftſchwere zu erheben?“ — „Sie meinen vielleicht geiſtreiche Getränke?“ erwiederte W. „Was dieſe, zu ſolchem Behuf genommen, auch wirken möchten, ſie würden, ſelbſt in leidlichem Maaße, Arzneimitteln gleichen; und ich liebe die natürliche Geſundheit und Geiſteskraft mehr, als künſtliche Stärke und Begeiſterung.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Merkwürdiges Lob Iffland's.

Eine ambulante Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler gab Iffland's Schauſpiel: „Die Künſtler“. Um das verehrte Publikum auf dieſe Vorſtellung beſonders lüſtern zu machen, hatte der Herr Direktor eine kleine, lobpreiſende Ankündigung eigenhändig verfaßt und auf dem Theaterzettel abdrucken laſſen. Dieſe Ankündigung lautete wörtlich wie folgt:

„Die heutige Darſtellung iſt das Werk eines Mannes, der ſich den Lohn einer allgemeinen Zufriedenheit durch jede ſeiner Schriften zu ſehr erwarb, als daß es nöthig wäre, für die Zukunft ſeiner Schreibart zu zweifeln: da er jede Claſſe von Menſchen mit einem gewiſſen Colorit zu bezeichnen weiß, wo Tugend und Laſter, und kurz jede Art, ohne Schmeichelei und Ueberſpannung, die Farbe der Aechtheit erhaltet. Ueberzeigung der Wahrheit eines großen Dichters, iſt das Geſchenk, das man ihm dafür geben kann. Dies beweiſt uns auch, daß das heitige Stück einzig in ſeiner Art iſt, wo der ſo ſchöne Titel: Die Künſtler, ein Aufſchluß der Ueberzeigung ſeyn ſoll.

Dero unterthänigſt gehorſamſter
Joſeph H.., Direktor.“

Aus älteren franzöſiſchen Journalen.

Unter der Regierung René des Zweiten, Herzogs von Lothringen, lebte um das Jahr 1475 ein zu ſeiner Zeit bekannter Dichter, Peter Gringore. Man hat von ihm ein Quatrain aufbewahrt, welches ſich ſowohl durch Naivheit des Ausdrucks, als durch Richtigkeit des Gedankens auszeichnet, und beſonders auf die Legion junger Dichter und Schriftſteller ſeine Anwendung findet. Hier iſt es:

Qui bien se mire, bien se voyt,
Qui bien se voyt, bien se congnoit,
Qui bien se congnoit, peu se prise,
Qui peu se prise, sage est.

Wrr recht ſich ſpiegelt, ſiehet ſich,
Wer recht ſich ſieht, der kennet ſich,
Wer recht ſich kennt, der dünkt ſich klein,
Wer klein ſich dünkt, wird weiſe ſeyn.

In einer Predigt, welche der P. Bourdaloue in Verſailles vor dem verſammelten Hof hielt, kam eine Stelle vor, deren Kraſt und Wahrheit den Marſchall von Grammont dergeſtalt ergriff, daß er laut ausrief: Mon Dieu, il a raison! (Bei Gott, der Mann hat Recht!) Die Herzogin von Orleans mußte laut auflachen und die Predigt hatte ein Ende.

Als der Herzog von Arſrot im Namen des Königs von Spanien Beſitz von der Stadt und Feſtung Antwerpen nahm, legte er folgenden Eid ab: „Ich ſchwöre bei Gott und der heiligen Jungfrau, dieſe Feſtung treu zu bewahren.“ Der Magiſtrat antwortete: „Wenn Du dieſes hältſt, ſo ſey Gott mit Dir; brichſt Du Deinen Eid, ſo hole Dich der Teufel mit Leib und Seele!“ — Die Bürgerſchaft ſprach: „Amen!“

Foulques, le bon, Graf von Anjou, galt in ſeiner Zeit für einen Gelehrten, weil er leſen und im Chor ſingen konnte. Er wußte ſich viel damit. Als er einſt erfuhr, daß der König Ludwig (Ultramarinus) über dieſe Eigenſchaft ſpottete, ſchrieb er ihm die Paar Worte: Sachez, Sire, qu'un prince non letuxé (der nicht leſen und ſchreiben kann) est un asne couronné. C.

M u t h.

Fühlſt du die Neigung im Innern, mit männlicher Kraft dich zu zeigen,
Krümme dein Weſen dir nicht, daß es zum Leiden ſich fügt.

— G.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. Unſerer Anſicht nach iſt bei einem Bericht über die Berliner Kunſt-Ausſtellung hauptſächlich auf die Fortſchritte vaterländiſcher Kunſt, auf die Hoffnung ihres höheren Belebens zu achten; deshalb halten wir uns beſonders verpflichtet, mehr noch auf Bekanntmachung der ſich vortheilhaft auszeichnenden Arbeiten ſolcher Künſtler, die zu den früher ſtattgehabten Ausſtellungen noch nichts geliefert, hin zu wirken, ſtatt etwa mit umſtändlichen Beſchreibungen und Beurtheilungen der Werke bekannter, ſchon oft nach Verdienſt gewürdigter Meiſter den wenigen Raum, welchen uns dieſe Blätter nur zu Andeutungen geſtatten, zu füllen. — Die diesjährige Kunſt-Ausſtellung überbietet die früheren ſowohl an Zahl der Werke, als auch an Kunſtwerth derſelben; ſie iſt ein ehrenwerthes Zeugniß des Fleißes der Künſtler und des Gelingens ihres Strebens. — Die immer regere Theilnahme von Seiten des Publikums am Beſchauen der Kunſtwerke wird durch das ſich mehrende Zuſtrömen deſſelben zu den Kunſt-Ausſtellungen — wie dies namentlich bei der diesjährigen der Fall iſt — bemerkbar und verſpricht für die Zukunft den Künſtlern Belohnung ihres Bemühens durch thätige Anerkennung ihres Talents und durch gegebene Aufträge. Bis jetzt ſteht der Eifer der Künſtler und die Ermuthigung derſelben durch Ankauf — der viele Wohlhabende ehren würde — noch in keinem gerechten Verhältniß; denn mancher wackere Künſtler darbt, und es iſt ein Unglück für ſie ſelbſt, ein Glück für die Kunſt zu nennen, daß es noch Einzelne giebt, die mehr für die Kunſt, als durch dieſelbe leben. — Darſtellungen ſolcher Gegenſtände, wie das höhere Gebiet der Kunſt bedingt, finden ſich allerdings auch auf dieſer Ausſtellung nur in der Minderzahl; doch darf der Grund nicht darin geſucht werden, daß ein größrer Theil der Künſtler nicht vorzugsweiſe dieſer Art Gegenſtände ſich widmen würde, ſondern darin, daß ſich bis jetzt nur noch geringes Intereſſe daran gewahren läßt, der unbemittelte Künſtler ſie demnach nur unter den ungünſtigſten Umſtänden bearbeiten kann, und ſein Talent zu Darſtellung ſolcher Gegenſtände verwenden muß, für welche bereits einiges Intereſſe ſich erhebt, das ihm Hoffnung gewährt, für ſeine Arbeiten einen Käufer zu finden. Man erlaube uns, frei zu ſprechen und nicht wie diejenigen, die kaufen können und nicht wollen, eine falſche Zartheit zu affektiren, wonach die Kunſt mit dem Ruhm entſchädigt ſeyn ſoll. Fürwahr, ginge die Kunſt nur nach Brod, von den wirklichen Kunſtwerken der Ausſtellung fehlten zwei Drittheile; und demnach haben die Künſtler mehr verdient, als ſich mit verbrauchten ſchönen Redensarten immer wieder zur Ruh hinweiſen zu laſſen. — Trotz dieſer ungünſtigen Umſtände haben ſich indeß mehrere unſerer, durch Talent ſich auszeichnenden jungen Künſtler in dieſer, dem höheren Gebiete der Kunſt angehörigen Darſtellung ſo glücklich verſucht, daß wir mit vollem Rechte uns dem Glauben überlaſſen dürfen, in ihnen einſt gediegene, ausgebildete Künſtler zu beſitzen. Im Vergleich gegen ſonſt enthält die diesjährige Kunſt-Ausſtellung wenig Bildniſſe, unter dieſen mehrere, die ihren Kunſtwerth auch denen erweiſen, die hinſichtlich der Aehnlichkeit nicht unterrichtet ſind, und demnach nur das Gemälde beurtheilen können. Sogenannte Genre-Bilder und Landſchaften ſind in der Mehrzahl vorhanden. — Wir kommen nach dieſen allgemeinen Beziehungen zu dem Einzelnen und folgen dabei dem Catalog — mit Einſchaltung der von dem Einen oder dem Andern ſpäter eingeſchickten Werke, ohne erſt auf die Anordnung einen Ausfall zu machen, wie dies die Referenten gewöhnlich thun. Wenn die Herren ein einziges Mal in Aufſtellung ſo vieler Gegenſtände ihre Weisheit praktiſch darthun ſollten, würden ſie ſelbſt geſtehen müſſen, daß ein Witzwort viel leichter iſt, als ein zweckmäßiges Hülfsmittel bei einer Aufgabe, deren Hemmungen und Schwierigkeiten nur diejenigen kennen, welche ſie eben löſen ſollen.

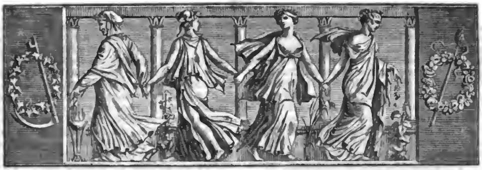
Von unſerm würdigen Veteran Weitſch ſehen wir (Nr. 1) eine Landſchaft, in welcher des Künſtlers Meiſterſchaft ſich in der ſchönen Zuſammenſtellung, Harmonie und Wärme des Farbentons erkennen läßt. — Ein Fruchtſtück (Nr. 2) bekundet, außer dieſen Eigenſchaften, die Vielſeitigkeit des Meiſters, der auch in den gelieferten Zeichnungen nicht zu verkennen iſt. — Von Lütke iſt eine Landſchaft (Nr. 6) im vaterländiſchen, und (Nr. 7) eine dergleichen im niederländiſchen Styl aufgeſtellt. Lütke's Verdienſte in der Landſchaftmalerei ſind ſo anerkannt, daß es hinreichend iſt, zu bemerken, daß auch dieſe Landſchaften der Hand des Meiſters würdig ſind. Er iſt Portraitiſt der Natur. — Niedlich gab eine Zeichnung (Nr. 8): „Joſeph legt den beiden Kämmerern des Königs von Egypten, dem Oberſten der Schenken und dem Oberſten der Bäcker, ihre Träume aus“, worin ſich beſonders das richtige, ſich bedeutſam ausſprechende Auffaſſen des Gegenſtandes, ſo wie der großartige Styl und die ſchöne Wirkung der Beleuchtung, auf das vortheilhafteſte auszeichnen. — Schumann hat (Nr. 11) die Darſtellung des Uebergangs über den Rhein bei Kaub (am 2 Januar 1814) — einen der wichtigſten Momente des denkwürdigen Befreiungs-Krieges — bearbeitet. Es waren ſehr viele Schwierigkeiten zu überwinden, indem ſowohl die Gegend, welche den Hintergrund bildet, als auch das Coſtüm und die Farben der Bekleidungen — in dieſem Bilde iſt das ſehr ungünſtige Grau vorwaltend — bedingt ſind, und der Künſtler auf eine Freiheit verzichten mußte, welche die Mittel verleiht, leichter eine maleriſche Wirkung hervor zu bringen, als es hier möglich war. Mehr oder minder hat ein Künſtler bei Darſtellung ſolcher Scenen mit Schwierigkeiten dieſer Art zu kämpfen; dies, und die mühſelige Bearbeitung der untergeordneten kleinen Gegenſtände, mag wohl die Urſach ſeyn, warum ſelten aus eigener Wahl dergleichen Aufgaben bearbeitet werden, die doch für die vaterländiſche Geſchichte von großem Intereſſe ſind. Das Bild hat durch Aehnlichkeit der Perſonen und der Gegend, ſo wie durch mannigfache Gruppirungen, welche, trotz der hier unumgänglichen Vereinzelung, doch die Hauptgeſtalten hervortreten laſſen; ferner durch die Richtigkeit und den beharrlichſten Fleiß in den kleinſten Nebendingen, deren Zahl hier nicht gering iſt, ſeinen Werth und gewinnt ſich Anerkennung. — Von Hummel ſehen wir eine Landſchaft (Nr. 12), eine Gegend unter Ponte Lupo, am Anio bei Tivoli, darſtellend. Das Bild iſt ſehr leicht bearbeitet und entbehrt Manches, worauf man wohl bei dieſem Künſtler Anſpruch machen könnte. Ueberhaupt thut es uns ſehr leid, ſchon ſeit längerer Zeit von ihm nicht mehr ſolche Arbeiten zu ſehen, wie namentlich „die Abend-Andacht böhmiſcher Landleute auf dem Kreuzberge bei Teplitz“ (1812) und die „Kapelle mit Mondenſchein und Kerzenbeleuchtung“ (1816), an welchen das geſammte Publikum ſo vielen Antheil nahm, und die ſich des allgemeinen Beifalls der Kenner wie der Kunſtfreunde erfreuten. — Buchhorn hat einige wohlgelungene Kupferſtiche (Nr. 13 und 14), und außerdem zwei Oelgemälde, Bildniſſe in ganzer Figur, zur Ausſtellung gegeben. Die letzteren beweiſen ſein Talent zur Oel-Malerei; beſonders intereſſant iſt das Bildniß unſers würdigen Schadow (der Vater), ſchon der höchſt ſprechenden Aehnlichkeit wegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Hr. S. hat ein Verzeichniß aller in Frankreich durch den Magnetismus geſchehenen Kuren in alphabetiſcher Ordnung herausgegeben, ſeit 1774 bis 1826. Am Schluß erfährt der Leſer, daß die Zahl der Schriften für, über und gegen den Magnetismus ſeit Mesmer über 283 beträgt!! (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 11. November. 180ſtes Blatt.

L i e d.

Ich ſaß an ſteilen Ufers Rand
Und hielt die Roſ' in meiner Hand,
Die ich von ihrer Bruſt, entzückt,
In ſüßer Stunde mir gepflückt.

Ich ſah hinab in's Wogenſpiel,
Und ſann und dachte tief und viel;
Ich rief mir ihren Schwur zurück,
Und dacht' an ew'ger Liebe Glück.

Da glitt das theure Liebespfand
Aus ſorglos ungeſchloſſ'ner Hand —
Und von der felſ'gen Uferſtätt'
In tiefer Fluthen raubes Bett.

Und in des Stromes raſchem Lauf,
Da lös'ten ſich die Blättchen auf —
Ich ſah mein Kleinod, frech zerwühlt,
Von tück'ſchen Wogen fortgeſpült.

Wohl drang ein tiefer, eiſ'ger Schmerz
Mir ſchauerlich durch's warme Herz,
Und manche heiße Thräne fiel
Der Roſe nach in's Stromgewühl.

Doch aufgelöſt zerrannen ſchnell
Die Thränen auch in flücht'ger Well',
Und ſchwammen ſpurlos hier und dort
Zertheilt mit dem Gewäſſer fort.

Da warf ich denn mit leichtem Sinn
Auch noch die zarte Locke hin,
Die in der Liebe Blüthenzeit
Zum ew'gen Denkmal ich geweiht.

Kaum war ſie von der Fluthgewalt
Zerriſſen, ſieh, da lernt' ich bald:
Daß es für den, der Roſen liebt,
Der Roſen eine Menge giebt.

Nun pflückt' ich, wo ich Roſen ſah,
Und pflücke jetzt noch hie und da;
Und fallen ſie in's Stromgewühl,
So mach' ich mir daraus nicht viel.

Ich weiß ja, wo in zartem Grün
Die vollen, friſchen Röschen blüh'n;
Dorthin ſetz' ich den Wanderſtab
Und pflücke mir ein andres ab.

E. Langrehr.

W i e l a n d ' s P r i v a t l e b e n.

10.

Gegen üble Witterung ſehr empfindlich, wurde Wieland dadurch leicht in üble Laune geſetzt. Als er ſeinen „Agathodämon" ſchrieb, war er, um einer ungeſtörteren Muße und reineren Luft zu genießen, im Anfange des Sommers in ein Seitengebäude des Bergſchloſſes Belvedere gezogen. Eben war er dieſes Aufenthaltes froh geworden, als nach ſtarken Gewittern eine kalte Witterung mit anhaltendem Regen und Winde einfiel. Am dritten Tage dieſes häßlichen Sommerwetters führte ein Geſchäft mich zu ihm. Ich fand ihn im Sopha halb ſitzend, halb liegend, ein Buch in der Hand. Er ſtand auf, und ergoß ſeinen Verdruß über das Unwetter ungefähr in folgenden Worten: „Da bin ich auf dem ſchönen Belvedere in der ſchönen Sommerszeit, um bei recht glücklicher Ruhe und Laune zu ſchreiben. Ich dachte auf dem hieſigen Gelmerodiſchen Berge einen Aufenthalt zu finden, der dem Aufenthalte „Agathodämons" auf dem Diktäiſchen Gebirge einigermaßen ähnlich wäre. Aber es iſt nur ein

Ungefähr, wenn wir hier zu Lande ein Paar ſchöne Tage haben. Wir haben ein barbariſches Klima, dem nichts angelegentlicher iſt, als ſich in ſeiner ganzen rauhen Natur wieder dar zu ſtellen, wenn es ſich einmal ein wenig vergaß. Fragen Sie die Orangerieen da draußen! ſie verwünſchen gewiß unſer Klima. Ja, die Waldbäume ſelbſt im hinteren Garten leiden, und laſſen ſchon einen Theil ihres Laubes fallen. Die Steige ſind von Fluthen durchwühlt, und eine feuchte Sumpfluft herrſcht im Park umher in ſolcher Maſſe, daß ein Paar beſſere Tage zu ſchwach ſind, ſie wieder zu vertreiben. Ich fühle mich wie aus der Natur verwieſen, und erhalte nur künſtlicherweiſe, inſonders durch Kaminfeuer, einen Reſt von Leben, womit mir hier wenig gedient iſt." — „An Allem dem", erwiederte ich, „iſt Jupiter Pluvius und Boreas, oder Kaurus ſchuld." W. engegnete, nach einigem Stillſchweigen, mit einem ſich etwas erheiternden Geſicht: „Es iſt nicht übel, wenn wir die mythologiſchen Herren da in Anſpruch nehmen; an ihnen dürſten wir unſern Unmuth ſchon ein wenig auslaſſen, ob wir es gleich nicht beſſer machten, als die Wilden, die ihre Fetiſche ausſchmälen und wegwerfen, wenn ſie ihre Wünſche nicht erfüllen. Solche Erleichterungen des Unmuths, wie kindiſch ſie auch ſeyn mögen, haben doch einen pſychiſchen Nutzen. Ich weiß nicht, ob die Weisheit von uns homunculis billig verlangen kann, daß wir unſre Natur oder unſre Schwäche immer überwinden, und unverrückt an den höchſten Ideen mit gebührender Ehrerbietung und Faſſung hangen. Es fällt mir gar nicht ein, ſie zu verletzen, — was eigentlich auch nicht möglich wäre — wenn ich einmal auf das Wetter ſchmäle; und es iſt und bleibt richtig, daß eine Witterung, die meine Geiſteskraft lähmt, und ſie mit leiblichem Unwohl faſt ganz erdrückt, eine höchſt unbehagliche Sache iſt, der ich gern überhoben wäre."

11.

Als die letzte Lieferung von Wieland's ſämmtlichen Werken (nach der Ausgabe mit lateiniſcher Schrift bei Göſchen) angekommen war, brachte Wieland ſelbſt ſie in ſeine Bibliothek, ſtellte ſie zu den früheren Lieferungen, und ſprach zu mir: „Ein ganz ſtattliches Häuflein Bücher! Ich weiß nicht recht, wie ich dazu gekommen bin, Alles zu ſchreiben." — „Faſt möchte ich mir erlauben, dieſes an zu geben!" erwiederte ich. — „Nun, das möcht' ich hören." — „Sie hatten", ſprach ich, „von Ihrer früheſten Jugend an nicht bloß einen ungemein empfänglichen und bildungsluſtigen Genius, ſondern auch eine Muſe, die gar nicht ſatt werden konnte, über alle Felder menſchlicher Wiſſenſchaft, Kunſt und Geſchichte, wie eine geiſtige Biene, umher zu ſchwärmen, und literariſchen Honig ein zu ſammeln, Fülle auf Fülle, und dazu eine Liebe für die Menſchheit, die über ihr Beſtes nach allen Seiten hin wachte, und immer gleich friſches Verlangen war, daſſelbe fördern zu helfen." — „Genug, mein Freund!" fiel Wieland ein. „Ich werde vermuthlich immer das Loos haben, mit zu großer Güte oder Ungüte beurtheilt zu werden. Das Beſte iſt, daß ich Beides nicht zu verantworten habe. Wie bei meiner Mitwelt, ſo werde ich hoffentlich auch bei der Nachwelt meine Freunde finden, die es erkennen, was ich gewollt habe, und deren Geiſt und Herz dem meinigen mit innerlicher Verwandtſchaft entgegen kommt. Ich werde alſo nicht ohne alle Fortwirkung bleiben; und wenn dieſe Fortwirkung der Humanität mehr förderlich als hinderlich wäre, ſo hätte ich wohl Urſach, zufrieden zu ſeyn. Sie ſehen, daß ich nicht ohne Selbſtliebe bin." — „O!" ſprach ich mit herzlicher Empfindung, „Ihre Selbſtliebe iſt nichts als Menſchenliebe." — Wieland ſetzte ſtillſchweigend einige Bände ſeiner Werke um, und ſprach dann in munterm Tone: „Wiſſen Sie, was ich Ihnen über die Entſtehung meiner Schriften ſagen könnte? Sie kamen mir meiſtens wie das Naſenbluten." — „In Wahrheit!" rief ich überraſcht, „auf den Ausdruck wäre ich nicht verfallen." — „Ja, ja!" erwiederte W. „Es waren Erleichterungen meines innern Menſchen, die von ſelbſt kamen, und ſich nicht zurück halten ließen, und oft war die eine kaum geſchehen, ſo mußte ich ſchon einer andern nachgeben. Große Complimente ſind daher mehr, als ich verdiene." — „So verdienen Sie deſto mehr Bewunderung." — „Das mögen Sie mit den Philoſophen und Aeſthetikern der neueſten Schule ausmachen!" — „Der Geiſt und die Claſſicität Ihrer Schriften werden ſchon ſich ſelbſt zu behaupten wiſſen." — „Sollte das eine und andere meiner Werke in Abſicht der Sprache und des Styls Claſſicität haben, nun, ſo mag es mir als ein kleines Verdienſt angerechnet werden, daß ich nicht müde wurde, meine geworfenen Bären zu lecken, und ſie dem guten Geſchmack ſo annehmlich zu machen, als es mir möglich war."

1?.

Nie ſah ich Wieland lebhafter, als da er die Briefe Ariſtipps und ſeiner Zeitgenoſſen zu ſchreiben anfing. Seine Seele war ganz voll von dem, was dieſes Werk aufnehmen, ſchildern und beleuchten ſollte, als ich eines Tages in ſein Muſeum zu Oßmannſtädt trat. „Es war endlich einmal Zeit", ſprach er, „daß ich ein ſolches Werk begann. Eigentlich habe ich die Perſonen und Sachen, die darin vorkommen, ſchon von meiner Jugend an in der Seele getragen, und zum Theil auch, mehr oder minder hiſtoriſch, zum Beſten gegeben. Aber was ich früherhin auch that, und ſpäterhin bald ſo und bald anders zu thun gedachte — ich wollte einmal auch die Geſchichte der Sokratiſchen Philoſophie ſchreiben — nun erſt iſt es für mich die rechte Zeit, das claſſiſche

Digitized by Google

Griechenthum in einer ſeiner anziehendſten und inhaltreichſten Perioden zu überſchauen und zu behandeln. Hoffentlich wird mir's in meinem ſchon begonnenen Greiſesalter nicht an Jugendfriſche fehlen; denn nichts von der Göttergunſt zu ſagen, die mir als einem Muſenſohne noch immer zu Theil wird, ſo iſt auch das ſchöne und reiche Menſchenleben in jener Griechenzeit, die ich mit meinem Ariſtipp durchleben und durchſchmecken will, an und für ſich wie die Quelle der Jugend, welche unſre romantiſchen Ritterhelden ſuchten und nicht fanden. Eine Menge mannigfachen Stoffs liegt voll mannigfacher Aufforderungen und Reize vor mir, und wiewohl ich das Ganze ziemlich klar und beſtimmt überſehe, ſo weiß ich doch, daß mir auch das Eine und Andere, woran ich jetzt noch nicht denke, in der Folge von ſelbſt in den Weg kommen wird. Dadurch erhält mein reichhaltiger Gegenſtand noch eine beſondere geheime Anziehungskraft. Er zeigt mir eine Perſpektive, die noch mehr ahnen als ſehen läßt."

„Aber", fuhr Wieland nach einigen andern Aeußerungen fort — „was werden Sie dazu ſagen, daß die Hetäre Lais eine vorzügliche Rolle in meinem Ariſtipp ſpielen wird?" — „Sie hat", erwiederte ich, „als eine der merkwürdigſten Perſonen jener Griechenzeit Anſpruch darauf zu machen." — „Und was machte ſie zu einer der merkwürdigſten Perſonen? Nicht ſowohl Schönheit und Liebreiz, wie groß dieſe auch ſeyn mochten, ſondern vielmehr eine Bildung und Liebenswürdigkeit, die noch außerordentlicher waren als jene. In ihr blühte für die gebildetſten Griechen jener Zeit das Höchſte und Vollkommenſte ſchöner und holder Weiblichkeit. Ich weiß zwar, mit welchen Complimenten ehrbare Matronen und geſtrenge Sittenrichter über den Gebrauch, den ich von ihr mache, mich beehren werden. Sie werden pflichtſchuldigermaßen zu bemerken belieben, daß mein Geiſt ſich noch immer, wie ſonſt, im Umgange mit Hetären gefalle, und daß ich vermuthlich bis zu meinem letzten Lebenshauche nicht müde werden würde, ſie mit ihrem hetäriſchen Leben und Weben zu conterfeien. Aber iſt es meine Schuld, daß das claſſiſche Griechenland auch ſeine Aſpaſia, Danae, Lais, Muſarion und wenige ihres Gleichen hatte, und daß dieſe für die Geſchichte der Menſchheit ein größeres Intereſſe haben und behalten werden, als Alle, die ſich von Gott und der Tugend berufen glauben, das Verdammungs-Urtheil über ſie zu ſprechen? Es wird auch von ſelbſt erhellen, daß ich bei dem, was mein Ariſtipp ſeyn und werden ſoll, der Lais gar nicht entbehren kann. Uebrigens wird ſich in der Griechenwelt, welche vor mir liegt, auch Gelegenheit finden, dem Eheſtande, wie ich ſeines Orts immer gethan habe, alle gebührende Hochachtung zu erweiſen, und häusliches Familienwohl, ſo wie es ſeyn kann und ſeyn ſoll, als das reinſte und vollhaltigſte Glück dieſes Lebens dar zu ſtellen." (Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Der große Finanz-Miniſter unter Ludwig XIV, Colbert, ließ ein förmliches Verbot an die Schauſpiel-Dichter und Schauſpieler ergehen, die Finanz-Beamten in ihren Stücken an zu greifen. Moliere hat ſich genau dieſem Verbote gefügt. Le Sage in ſeinem „Turcaret" hat es unter Ludwig XV nicht beachtet.

Ein Journal hat folgendes, die iriſchen Bulls übertreffende Diſtichon aufgenommen:

Die Jungfrau Maria an den Maler.

Maler, Du willſt mich malen ohne mein Kindelein? — Lieber
Male mich ohne mich ſelbſt; fröhlicher werd' ich dann ſeyn.

Als das Chriſtenthum zuerſt in Mexico eingeführt wurde, bediente man ſich der Bilderſchrift, es den Einwohnern, mit denen man ſich noch nicht geläufig unterhalten konnte, begreiflich zu machen. So iſt ihnen z. B. das Confiteor figürlich gezeichnet worden. Um gleich im Anfang das Wort Confiteor aus zu drücken, iſt (auf einer vorgefundenen Pergament-Rolle) ein Knieender vorgeſtellt, der einem Geiſtlichen in's Ohr ſpricht. Um den Deus omnipotens ſinnbildlich zu machen, erblickt man drei gekrönte Häupter, die Dreieinigkeit darſtellend (hier ſahen die Mexicaner wohl die Dreiheit, aber nicht die Einheit). Ein weibliches Geſicht und eine Kinderbüſte bezeichneten die heilige Jungfrau und das Chriſtuskind. Zwei Köpfe mit Schlüſſel und Schwerdt deuteten die Apoſtel Petrus und Paulus an u. ſ. w.

Th. Laurin.

In das einer Freundin geſchenkte Exemplar von Leſſing's „Nathan".

Wie auch verſchieden ſey das Glauben und das Hoffen,
Dem ew'gen Lieben ſteht der ew'ge Himmel offen,
Und wem es in der Bruſt lebendig wirkt und ſchafft,
Der hat den echten Ring und ſeine Wunderkraft.

Karl Schall.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſetzung.) Von Begaſſe ſahen wir (Nr. 17) das Bildniß des Königs, von welchem in dieſen Blättern ſchon früher (98) die Rede war. — Maria mit dem Jeſuskinde, in eine Blumen-Einfaſſung von de Heem gemalt (Nr. 18). Wir können, ohne des Künſtlers Talent zu hiſtoriſchen Darſtellungen irgend bezweifeln zu wollen, dies Bild doch nur zu den ihm am mindeſten gelungenen zählen. Die trefflich gemalte Einfaſſung geht überdies dem Beſchauer faſt gänzlich verloren, indem ſie durch das neue Mittelbild in großem Maaße überſchrieen wird, welches jedoch mehr oder minder bei jedem neu dazu gemalten colorirten Bilde der Fall ſeyn würde. Wie man aus dem, was ſich in dem alten Gemälde grau in grau gemalt befindet, erkennt, war urſprünglich das Mittelbild eben ſo behandelt, um die Blumen als Haupt-

Digitized by Google

gegenſtand am meiſten geltend zu machen. — Das Bildniß des Bildhauers Thorwaldſen in Rom (Nr. 19) gehört zu dem Vorzüglicheren, was Begaſſe zur diesjährigen Ausſtellung gegeben; der Kopf iſt ſchön gezeichnet und ausdrucksvoll; etwas mehr Kräftigkeit in der Farbe und mehr Freiheit in der Pinſelführung dürfte wünſchenswerth ſeyn. Außerdem iſt das Bild in den übrigen Theilen ſchön durchgeführt, die Bearbeitung des Pelzes meiſterhaft. — Ein Familien-Gemälde (Nr. 20) iſt ſehr anziehend durch ein gelungenes Streben, die Natur wahr aufzufaſſen; doch glauben wir, mehrere Schwächen in der Zeichnung, namentlich im Nacken des Kindes, zu bemerken. — So viel Verdienſtliches wir gern auch den übrigen, unter einer Nummer aufgeſtellten Bildniſſen zugeſtehen, ſo wünſchten wir doch bei einigen mehr Rundung und Friſche des Farbentons. — Nr. 26: Pifferari-Familie, von Franz Catel. Die Leiſtungen dieſes genialen Künſtlers bedürfen keines Lobredners; doch ſoll nicht unbemerkt bleiben, daß dieſes kleine Bild beſonders denen, die in Italien waren, das lebhafteſte Intereſſe einflößt, indem es hinſichtlich des charakteriſtiſchen Auffaſſens ſeines Gegenſtandes nichts zu wünſchen übrig läßt. Die leichte friſche Behandlung des Bildes iſt des Meiſters würdig und findet ſich auch in Nr. 27: Anſicht des Benediktiner-Kloſters bei San Coſimato. — Ein ſpäter aufgeſtelltes Bild (Nr. 989): Ausſicht aus den Partieen der Cathedrale zu Amalfi, hat eine Beleuchtung, die mit dem vollen Zauber eines ſehr glücklichen Moments durch alle Räume des Bildes durchgeführt iſt. Am glänzendſten erſcheint ſie in der darin angebrachten Beltiergruppe links, wo man glauben kann, die Luft ſpiele um die Geſtalten her. Schade, daß eine etwas rohe Ausführung hier unvortheilhaft auffällt. Das Charakteriſtiſche in den Köpfen und in der Haltung der in Prozeſſion ankommenden Mönche iſt vortrefflich. — Nr. 32: Eine Bachantin mit einem Panther ſpielend, von Dähling. Dieſes Bild iſt hinſichtlich einer ſehr ſchönen, anmuthigen, dem dargeſtellten Gegenſtand gemäßen Compoſition, ſo wie wegen der correkten Zeichnung, des Künſtlers würdig; hinſichtlich der Farbe aber läßt es viel zu wünſchen übrig, und es ſcheint, nach den früheren Arbeiten Dählings zu urtheilen, als habe er dieſem Bilde in erwähnter Beziehung nicht ſeine volle Aufmerkſamkeit geſchenkt. — Fregealze hat unter Nr. 34 und 35 Abbildungen ſchleſiſcher Gegenden geliefert, an denen die Hintergründe und mittlern Partieen ein treues Wiedergeben der Natur zeigen. In den Vorgründen herrſcht zu viel Nachbildung der Details, welche die Natur zwar darbietet, die im Gemälde aber vom Ganzen abziehen. — Nr. 999 iſt eine recht brave Compoſition dieſes Künſtlers, in der die Uebergänge des Regenſchauers zur heitern Luft ſehr wahr nachgebildet ſind. Wenn bei manchem Künſtler ein klarerer Farbenton zu wünſchen übrig bleibt, ſo führt dagegen Fregewize die Liebe zu einer reinlichen Pinſelführung zu weit. — Hampe gab unter Nr. 42 die Darſtellung einer Waſſerfahrt. Eine glückliche Zuſammenſtellung der Figuren zeichnet dies Bild vortheilhaft aus; beſonders gelungen iſt das junge Mädchen, das ſich mit den Schwanen beſchäftigt. Einen mehr zuſammengehaltenen Ton hätten wir gewünſcht für die Total-Wirkung, die hier wohl in etwas durch zu ſcharf hervorleuchtende Farben unterbrochen wird. — Nr. 43: Eine Fürſtin beſucht die Grabſtätte ihres Gemahls, iſt in jeder Hinſicht eines der gelungenſten Werke dieſes Künſtlers. — Nr. 44: Mondenſchein; zwei Schwäne ſchwimmen auf dem Waſſer. Wie einfach auch dieſer zur Darſtellung gewählte Gegenſtand erſcheint, dennoch ſpricht dies Bildchen in der Wahrheit, womit die Wirkung der Beleuchtung durch Mondenlicht aufgefaßt und durchgeführt iſt, ſehr an. — Nr. 45: Eine Madonna, von Herbig. Das Kind befindet ſich auf dem Schooße der Mutter; zu ihr hinauf blickend zeigt es auf die neben der Gruppe angebrachten Blumen; die Bewegung des Körpers ſcheint an zu deuten, daß es vom Schooße herunter gleiten wolle, um ſich mit den Blumen zu beſchäftigen. In der Anordnung iſt Alles im Einklange, und die Darſtellung bildet ſich zu einem lieblichen Ganzen; im Farbenton könnte es wohl kräftiger gehalten ſeyn. — Nr. 46: Ein Engel; Nr. 47: Amor; beides verdienſtliche Bilder, doch laſſen auch dieſe hinſichtlich des Farbentons Manches zu wünſchen übrig. Herbig iſt uns bisher mehr als Bildniß-, weniger als Hiſtorien-Maler bekannt geworden; es freut uns daher, daß er bei gegenwärtiger Ausſtellung auch Bedeutendes in letzterem Kunſtfache geliefert. — Nr. 48 iſt ein recht braves Bildniß. — Kehrer, in Ballenſtädt, hat unter Nr. 49 bis 51 Darſtellungen aus „Künſtlers Erdenwallen" von Goethe eingeſchickt. Dieſe Bilder, obgleich ihnen ein bedeutender Kunſtwerth nicht zugeſprochen werden kann, ſind doch durch manchen gefälligen Gedanken ſchätzenswerth. — Von K. Kolbe ſehen wir (Nr. 52): Jäger in einer Laube. Dieſes Bild iſt eine der glücklichſten Compoſitionen des in romantiſchen Darſtellungen durchaus bewährten Meiſters. Wenig genügen würde eine Beſchreibung, wie höchſt originell der Künſtler den Gegenſtand aufgefaßt, wie ganz im Charakter alter Zeit die Ritter zechen, wie ſittig und anmuthig ein junges Mädchen die Treppe zur Laube hinauf ſteigt, um im ſilbernen Geſchirr Labung zu bringen, und wie bezeichnend überhaupt die Umgebung angeordnet iſt. Bleibt uns etwas an dem Bilde zu wünſchen übrig, ſo iſt es weniger Aufwand von glänzenden Farben, welcher den Total-Effekt eines Bildes immer ſtört, indem das Auge, nach allen Gegenſtänden hingezogen, ſelbſt da keinen Ruhepunkt findet, wo ihn der Künſtler beabſichtigte. — Zwei Gemälde, wonach die Glasbilder für das Schloß Marienburg angefertigt wurden (Nr. 53 und 54), ſind reiche, ſchön geordnete Compoſitionen; und hier iſt der Aufwand glänzender Farben an ſeiner Stelle, da dieſer Bilder Beſtimmung, in der Glasmalerei ausgeführt zu werden, dergleichen fordert. — Franz Krüger hat ſchon bei früheren Ausſtellungen durch Paſtell-Zeichnungen, meiſt einzelne Pferdegruppen als Hauptgegenſtände gebend, ſein Talent zu dieſem Genre erwieſen; zu gegenwärtiger aber Oelgemälde geliefert, in denen eine in dieſer Art Malerei erworbene Meiſterſchaft auf das erfreulichſte bemerkbar iſt. Nr. 57: Eine militairiſche Scene, enthält meiſt Bildniſſe bekannter Militair-Perſonen zu Pferde, alle ſprechend ähnlich, wenn auch meiſt nur mit wenigen Pinſelſtrichen angedeutet. Dieſes Gemälde, in größerem Maaßſtabe, als wir von dieſem Künſtler ſonſt ſahen, iſt in allen Theilen und Details meiſterlich behandelt, und macht ein ſchönes Ganze, in welchem die Hauptfigur gebührend hervortritt. — Nr. 58: Eine Jagdſcene; Nr. 59: eine Schmiede; Nr. 60: ein Pferdehandel, ſind ſämmtlich aus der Natur gegriffene Darſtellungen, voller Leben und Charakteriſtik; Alles darin iſt richtig aufgefaßt und mit einer Wahrheit wiedergegeben, wie nur der geniale Künſtler es vermag. So weit uns die Arbeiten des Vernet in Paris bekannt ſind, glauben wir behaupten zu können, daß ſie in dieſen erwähnten Eigenſchaften den Arbeiten Krüger's nachſtehen. Außerdem laſſen die genannten Bilder hinſichtlich des Schmelzes, der Farbe und der meiſterhaften Behandlung wenig zu wünſchen übrig; ſollte es etwas ſeyn, ſo wäre es: manchmal mehr Richtigkeit in der Zeichnung und in den Verhältniſſen der Pferde, unbeſchadet der Meiſterſchaft, mit welcher ſie behandelt ſind und das Glänzen der Haare (das ſeine großen Schwierigkeiten hat) hervorgebracht iſt. — Nr. 61: Eine Figur zu Pferde, Portrait-Zeichnung in ſchwarzer Kreide; Nr. 62: Zwei Pferdegruppen, in farbiger Kreide, ſind mit der in dieſer Manier dem Künſtler eigenen Virtuoſität gefertigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 180ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Hamburg. Mit Betrübniß beſtätige ich Ihnen und allen Kunſtfreunden den herben Verluſt, den die hieſige Bühne erlitt. Ohne bettlägerig krank geweſen zu ſeyn, ſtarb an der Herzwaſſerſucht am 24. Oktober d. J., der Direktor des Hamburgiſchen Stadttheaters, Jacob Herzfeld, geboren zu Deſſau am 3. Januar 1763, alſo im faſt vollendeten 64ſten Lebensjahre. Er betrat im Mai 1790 die hieſige Bühne als „Fritz Böttger" in Kotzebue's „Kind der Liebe", ſpielte viele Jahre lang erſte Liebhaber im Luſtſpiel, ſpäterhin Helden-, zuletzt Charakter-Rollen, unter denen die chargirten ihm beſonders gelangen, und ihm als einem der vorzüglichſten Schüler F. L. Schröder's den ungetheilten Beifall des Publikums bis an ſein Ende erhielten. Seit faſt dreißig Jahren hatte er weſentlichen Antheil an der Direktion hieſiger Bühne, die in ihm ſowohl den rechtſchaffenen und einſichtsvollen Vorſtand, wie zugleich den denkenden, glücklichen Darſteller ehrte. Seine letzte Rolle war „Urſloff" in dem Schauſpiel: „Die Beſtürmung von Smolenſk". Sein plötzlich erfolgter Tod, der ihn am Schreibpult im Direktions-Geſchäft ereilte, erregte um ſo gewaltigern Schmerz bei ſeinen zahlreichen Freunden und Verehrern, die für die Aufrechthaltung und Förderung der Schröderſchen Kunſtſchule von ihm in Hinſicht auf das hieſige neu ſich erhebende Theater die herrlichſten Erwartungen, denen er gewiß entſprochen haben würde, hegten. Gleich geehrt als Bürger, Künſtler und Familienvater, folgten am 29. Oktober zahlreiche Leidtragende ſeiner feierlichen Beſtattung. Am 4. November hielt die Bühne ſeine Todtenfeier, aus der ich Ihnen einige über das Verdienſt des wackern Hingeſchiedenen, des letzten Charakterſpielers unſerer Bühne aus der Schröderſchen Schule, ſprechende Stellen mittheile, die nichts weniger als ſchmeichelnd abgefaßt ſind, ſondern nur das Reſultat allgemein als richtig anerkannter Anſicht würdigen. — Nach einer elegiſchen Einleitung durch „Werandi, die Norne der Gegenwart" (Mad. Lebrün), führte der Dichter die Zuſchauer in eine Todtenhalle, in welcher um den Sarg des Entrückten der Chor der Leidtragenden — das ſämmtliche Bühnen-Perſonal in Trauerkleidern — in einen Klaggeſang, nach Romberg's Compoſition, ausbrachen. Dann nahmen „die Sprecher" das Wort:

„Erſter Leidtragender (Hr. Schwarz).

Wohl iſt ein Tag der Trauer uns geworden,
Mit Recht erfüllet Klage dieſes Haus;
Mit Recht in dumpf verhallenden Accorden
Haucht Ihr das Tiefgefühl des Schmerzes aus;
Der Edlen Einer mußte von uns ſcheiden,
Der Beſten Einer wird von uns beweint — —

Zweiter (Hr. Jacobi).

Laßt uns den Blick an Seinem Leben weiden,
Ob Tröſtung uns an Seiner Gruft erſcheint?
Er, der in ächter deutſcher Künſtlerſchule
Des großen Meiſters Schröder war gereift,
Zu deren Höhe, wie die Neuheit buhle,
Doch nie ein Fuß auf Nebelbahnen ſchweift;
Er, der in regem, wohlerwog'nem Streben
Sich zur Natur und Wahrheit ſtets gekehrt:
Zeigt' Er in Seinem wirkungsreichen Leben
Sich nicht als Menſch und Künſtler ehrenwerth?

Dritter (Hr. Lenz-Kühne).

Im „Kind der Liebe" that auf dieſer Bühne
Er zum Beruf zur Kunſt den Jugendſchritt,
Und zur Vollendung hob Ihn bald der kühne
Darſtellerſinn — und Schönes bracht' Er mit.
Ein „Kind der Liebe" an Thaliens Buſen,
Gelang's Ihm, daß Er Kunſtgebilde ſchuf,
Und angelächelt von der Gunſt der Muſen,
Gab Ihm Sein „Ruf" [1]) in Deutſchland wackern Ruf.

Erſte Leidtragende (Mad. Reinhold).

Wer denkt nicht Sein als „Tellheim"? [2]) Nicht im „Vetter
Von Liſſabon" [3]), wo er als „Siewers" wahr
Und herzlichbieder, ein erſehnter Retter
Aus Aberwitz und Modethorheit war?

Zweiter Leidtragender.

Wer gab Ihm nicht als „Meinau" [4]) Beifallsſpende?

Dritter.

Von wem wie Ihm ward „Klingsberg" [5]) aufgefaßt?

Erſte Leidtragende.

Ergötzt' Er nicht in Seiner Sonnenwende
Noch jeden Freund des Luſtſpiels als „Herr Raſt"? [6])

Erſter Leidtragender.

Im „Schweizer Tell", den Er uns oft gegeben,
Stellt' Er den „Vater Tell" entzückend dar — [7])
Wo fehlte Seinem Spiele Kraft und Leben,
So nur Natur in Seiner Rolle war?

Zweite Leidtragende (Mad. Mädel).

Wollt in dem Künſtler auch den Gatten ehren!
Die Unvergeßne, die Er Sich gewann,
Die Kunſtgeweihte [8]) ging in höh're Sphären
In ſchön'rem Leben blühend Ihm voran.

Vierter Leidtragender (Hr. Lebrün).

Und was als Freund, als Führer Er geweſen,
Als Bürger in der Bürger heit'rem Kreis:
Nicht prunkend ſey's in Bild und Schrift zu leſen;
Lebt doch ſo mancher Brave, der es weiß!
In weſſen Buſen regt, wenn auch nur leiſe,
Sich kein Gefühl, das mit dem Schmerz ſich eint?
Ja, giebt's ein Aug' in wack'rer Bürger Kreiſe,
Das dem Verblich'nen keine Zähre weint?

1) „Carl Ruf" in der „Schachmaſchine", früher Herzfeld's Glanzrolle, in der nur unſer Lebrün ihn erreichte, Keiner ihn übertraf.

2) Leſſing's „Minna" und

3) „Der Vetter von Liſſabon", von Schröder. Die Sprecherin ergötzte oft mit ihm in den genannten Stücken das kunſtliebende Publikum.

4) „Menſchenhaß und Reue".

5) „Der Ring" und „die unglückliche Ehe", von Schröder.

6) Wenige Wochen vor ſeinem Tode ſpielte der Verewigte den „Raſt" in Schröder's „Keiner hat Recht" (all in the wrong) noch mit einer Lebendigkeit und Laune, daß ich in ähnlichen Partieen ihm nur unſern Direktor Schmidt als „Arnulf" in der „Schule der Frauen" auf hieſiger Bühne gleich zu ſtellen wüßte.

7) Die Scene mit dem Kinde gleich nach dem Schuß war jederzeit hinreißend, wie Manches ſonſt die Kritik an ihm als „Tell" zu tadeln finden mochte.

8) Caroline Luiſe Amalie Herzfeld, geb. Stegmann — ein Name, der als Stern erſter Größe am Horizonte der Hamburgiſchen Theatergeſchichte glänzt. Die Edle ſtarb in ihrer ſchönſten Blüthe.

Digitized by Google

Künſtler Leidtragender (Hr. Schütze 9).
Dem Bürger habt im Todten Ihr geprieſen,
Den Künſtler mit dem Lorbeerſchmuck geehrt,
Gerühmt, wie Er als Gatte ſich bewieſen,
Als Führer und als Freund ſich treu bewährt.
O, ſey durch mich, im Namen Seiner Kinder, 10)
Mit zart'rer Rührung Seiner noch gedacht!
War Er ein theurer Vater doch nicht minder,
Der all die Seinen glücklich ſtets gemacht!
Nicht bloß die Thräne, die dem Aug' entquillet,
Die glühend heiß auf unſ're Wange brennt:
Der Kinder Schmerz, den tief die Bruſt verhüllet,
Iſt unſ'res Todten ſchön'res Monument!

Alle.

Wo ſolche Palm' im Lebensquell ſich ſpiegelt,
Wo ſolcher Fried' ein Leichenhaupt umwallt,
Da wird des Grabes dunkle Pfort' entſiegelt,
Und höh'rer Ruf als Klageruf erſchallt —."

Bei dieſen Worten erſcholl eine ſanfte Hymne, der Sarg verwandelte ſich in einen Altar, auf welchem das wohlgetroffene Bildniß des Verewigten, von Genien bekränzt, in einer Glorie ſichtbar ward; — ein überraſchendes Werk unſers trefflichen Dekorateurs Cocchi. Unter Muſik-Begleitung, die ſich in einen feierlichen Schluß-Chor aus Romberg-Koſegarten's Hymne: „Was bleibt und was ſchwindet", auflöſete, ſchloß der Erſte Leidtragende die Feier mit folgenden Worten:

„Erſehnter Troſt erquickt die Trauerbrüder;
Der Sarkophag wird heil'ger Weih-Altar;
Die Genien höhern Daſeyns ſchweben nieder,
Und ſel'ge Hoffnung wird im Bild uns wahr
In rein'rem Licht ſeh'n wir den Freund erglänzen,
Der nunmehr höherem Beruf geweiht,
Und mit den ewigjungen Blüthenkränzen
Schmückt Ihn der Genius der Unſterblichkeit —
Wie aller Edlen Namen hier auf Erden,
Wird Herzfeld's Name nicht vergeſſen werden!"

Thränen herzlicher Theilnahme des zahlreich verſammelten Publikums zollten dem werthen Hingeſchiedenen die letzte traurig ſüße Pflicht, und beſtätigten, daß der Dichter jener Todtenfeier aus Aller Herz und Seele geſchrieben habe. — Gemmingen's „deutſcher Hausvater", in welchem der Verſtorbene am erſten Abend nach ſeinem Direktions-Antritt vor etwa dreißig Jahren auftrat, füllte die übrigen Stunden der Theaterzeit des 4. Novembers aus: eine Vorſtellung, die ſo der Würde der vorangegangenen Feier, wie der trefflichen Schröderſchen Schule und der Ehre der alten Hamburgiſchen Bühnenbretter, mindeſtens in ihren Hauptpartieen, auf das befriedigendſte entſprach. — Ich ſchließe. Das Hinſcheiden dieſes Freundes der Kunſt und ſo mancher edlen Kunſtfreunde hat auch mich tief ergriffen; ſein plötzliches Entrücktwerden aus unſerer Mitte predigt mir lauter als irgend ein Trauerfall das „pulvis et umbra sumus!" — Gott und die heilige Kunſt mit uns!

Dr. Bärmann.

Hannover. Gegen Ende des Auguſt-Monats kehrten die nach Süden und Norden umherflatternden Künſtler und Künſtlerinnen wieder zum heimiſchen Heerd zurück. Am 29. Auguſt wurden die Hallen auf's Neue geweiht durch Schiller's Meiſterwerk „Maria Stuart"; eine feierliche Stille herrſchte im ganzen Hauſe vom erſten Takt der Symphonie an und dauerte ſelbſt da noch fort, als die leinene Scheidewand zwiſchen uns und den Darſtellern bereits verſchwunden war, verwandelte ſich jedoch, gleich einem aus Meeresgrunde ſich ſtürmend emporhebenden Orkan, in ein furchtbares Getöſe, als die, die „Königin Eliſabeth" darſtellende Mad. Gehlhaar, dieſer Liebling unſers Theater-Publikums, auftrat. Ein Jahr früher, da uns dieſe, als Künſtlerin auf den Brettern, wie als Hausfrau und Mutter im bürgerlichen Leben gleich achtbare Landsmännin, verließ, veranlaßte ſie eine, die Grundfeſten unſerer Bühnen-Verwaltung heftig erſchütternde Umwälzung, indem mehrere Mitglieder der bisherigen Comité ihre Funktionen niederlegten und die Aktionairs dem Hrn. v. Holbein, als Direktor, die Leitung des Artiſtiſchen des Theaters übertrugen, wovon wir die ſegensreichen Folgen bereits geſehen haben. — Während der Sommer-Ferien unternahm derſelbe eine Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland und dem öſtreichiſchen Kaiſerſtaate, um Mitglieder für unſere Oper an zu werben. Einen hübſchen jungen Rekruten, den er unter Andern enrollirt hatte, eine Demoiſ. Kodatka aus Prag, ſahen wir bereits als „Agathe" in der Darſtellung des „Freiſchütz" auftreten, durch welche, als die funfzigſte, derſelbe ſein Jubiläum feierte. Bei ihrer lieblichen Geſtalt und metallreichen Stimme überſah man die auffallend bemerkbare Schüchternheit dieſer jungen Sängerin, welche ſich bei ihr, die wahrſcheinlich noch Anfängerin iſt, wohl verlieren wird, ſobald ſie auf den Brettern mehr einheimiſch geworden iſt. Zur Aufmunterung dazu ließ es das Publikum durch lauten Applaus nicht fehlen. — Bei Vorſtellung der „kleinen Zigeunerin" trat in der Rolle der „Cöleſtine" eine junge Choriſtin auf, die ſich erſt ſeit wenigen Monaten der Bühne widmete, Demoiſ. Thereſe Reimann. Die Aufgabe war für eine ſo junge Anfängerin keine der leichteſten, aber dennoch löſete ſie dieſelbe zur allgemeinen Zufriedenheit und wiederholter einſtimmiger Beifall ward ihr zur Belohnung und Aufmunterung. Die Reinheit ihrer Ausſprache, ihr völlig richtiges Accentuiren bei ihrer glockenhellen Stimme, ihre Jugendfülle und reizende Geſtalt berechtigen uns zu den ſchönſten Erwartungen und dem wohlmeinenden Wunſch, daß ihr bisheriger Fleiß nicht erkalten, ſie auf der betretenen Bahn mit Muth und Ausdauer unter unſers umſichtigen Direktors Führung empor klimmen, und ſich durch das Gift ſüßer Schmeichelei nicht zu frühzeitig zu dem Wahn, das noch ferne Ziel bereits erreicht zu haben, verleiten laſſen möge. — Seit langer Zeit wurde unſer Land nicht ſo oft mit Feuersbrünſten heimgeſucht, als in den letzten Jahren; der Verdacht der Brandſtiftung konnte nicht ausbleiben und hat ſich leider auch bewährt. — Eine Brandſtifterin, ein einundzwanzigjähriges Mädchen, Namens Büſcher, welches am 18. November 1824 die Scheune ihres Brodherrn in Brand ſteckte und dadurch eine Feuersbrunſt veranlaßte, die faſt das ganze Städtchen Elze einäſcherte und 1200 Menſchen ihres Obdachs und all ihrer Habe beraubte, wurde am 15. September nahe bei dem Denkſtein enthauptet, welcher die Anzeige enthält, daß hier am 28. Mai 1745 ein neunzehnjähriger Böſewicht, Namens Holſcher, lebendig verbrannt worden ſey, weil er binnen nicht völlig vier Jahren das nämliche Städtchen Elze ſieben Mal in Brand geſteckt hatte. Beide begingen dies Verbrechen aus Rache und einer unbedeutenden Kleinigkeit wegen, dieſer, weil er einem dortigen Einwohner achtzehn Gutegroſchen geliehen und von ihm nicht zurück erhalten; jene, weil ſie von ihrer Brodherrſchaft wegen einer zerbrochenen Taſſe eine kleine Züchtigung bekommen hatte. Beide waren nicht in Elze geboren, ſondern kamen aus der Fremde dahin, um die Einwohner in's Verderben zu ſtürzen. — Der ſteile Lutterberg, dieſer Schrecken aller Reiſenden, über welchen bisher die Chauſſée von Münden nach Caſſel führte, und der ſchon ſo oft zu großen Unglücksfällen Anlaß gab, wird künftig vermieden werden, da ſeit mehreren Monaten vierhundert Arbeiter eine neue Kunſtſtraße anlegen, welche um denſelben herum geführt wird. Dadurch iſt die Route von Hannover nach Caſſel zwar um etwa eine Stunde Weges verlängert, die man aber zu jeder Zeit mit

9) Schwager des Verſtorbenen.

10) Einer der Söhne, Adolph, iſt ein fleißiges, geachtetes Mitglied unſerer Bühne.

Digitized by Google

Sicherheit wird paſſiren können, und bei unſern gegenwärtig preiswürdig eingerichteten Poſt-Anſtalten den Reiſenden nur einen geringen Aufenthalt verurſachen möchte. — Für heute nur noch die Novität, daß Hr. Hofrath Schütz vom 1. Oktober an das in Celle erſcheinende, vom Dr. H. Dittmer gegründete „Mittagsblatt“ redigiren wird. Beeuk.

Unlängſt entſtand bekanntlich in der Pariſer Akademie ein großer Tumult, veranlaßt durch das angebliche Auspfeifen der Rede des Sekretairs Quatremère de Quincy. Bei näherer Unterſuchung hat ſich indeß ergeben, daß die geglaubte Pfeife nichts weiter war, als das pfeifende Athmen eines am Schnupfen leidenden Eingeſchlummerten. (Corsaire.)

1826. No. XXX.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Anzeige
für Autoren, Ueberſetzer, Buch-, Muſikalien- und Kunſthändler, Bibliothekare, und alle Literatur- und Bücherfreunde.

Allgemeine Bibliographiſche Zeitung;
oder
wöchentliches, vollſtändiges Verzeichniß
aller in
Deutſchland, der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien
herauskommenden
neuen Bücher, Muſikalien, Charten und Kunſtſachen.

Von dieſem Verzeichniß erſcheinen vom 1. Januar 1827 an wöchentlich ein bis zwei Bogen in Imperial-Oktav, elegant und deutlich gedruckt. Jedem Jahrgang folgen 3 Regiſter, das eine nach den Wiſſenſchaften, das andere nach den Verlagshandlungen, das dritte nach den Autoren geordnet. Das Abonnement iſt halbjährig 3 Thaler ſächſiſch. Beſtellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen, Poſtämter und Zeitungsexpeditionen in ganz Deutſchland, Frankreich, Italien, England, der Schweiz, den Niederlanden, Dännemark, Schweden und Rußland an.

Für Frankreich erſcheint die allgemeine bibliographiſche Zeitung unter dem beſondern Titel:

JOURNAL UNIVERSEL DE LA BIBLIOGRAPHIE.

Für England:

UNIVERSAL BIBLIOGRAPHICAL JOURNAL.

Bibliographiſches Inſtitut in Gotha.

** Die Redaction hält obiges, eben so erfreuliche als nützliche Unternehmen ihres und des Beifalls aller Literaturfreunde um so würdiger, da das bibliographische Institut, bei angemessener Unterstützung, den Plan hat, obiger Zeitschrift auch die Bibliographie des sämmtlichen übrigen Europas, aller amerikanischen Staaten und des Orients einzuverleiben, wodurch sie sich allmählig zu einem vollständigen Repertorium der neuesten Gesammt-Literatur unsers Erdballs gestalten würde.

Subſcription ohne Vorausbezahlung.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben von:

Fiſcher, Chriſt. Aug., Taſchen-Bibliothek der neueſten, unterhaltendſten Reiſebeſchreibungen. Nach ausländiſchen Originalen bearbeitet. 1r Jahrg. in 4 Bändchen.

8. geh. Subſcriptionspreis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

das zweite Bändchen erſchienen, und an alle Buchhandlungen verſandt: was ſowohl den reſp. Subſcribenten, als denjenigen, welche etwa noch der Subſcription, die bis zu Ende dieſes Jahres offen bleibt, beizutreten geſonnen, hiermit bekannt gemacht wird.

Dieſes zweite Bändchen — der Jahrgang wird nicht getrennt — enthält: 1) Reiſe von Calcutta nach London. Zweite Abtheilung. — 2) Seeräuberleben. — 3) Briefe aus Paramaribo.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

Im Verlage der Buchhandlung von T. Trautwein in Berlin ſind ſo eben erſchienen und daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen zu finden:

Gedichte von Auguſte Kühn.

Preis: broch. 25 Sgr.

Eine hohe fürſtliche Frau hat verſtattet, ihr dieſe Gedichte zuzueignen, welche Freunden ſinniger und gemüthvoller Dichtung gewiß eine willkommene Gabe ſeyn werden.

So eben iſt erſchienen:

Die edelſten Frauen der deutſchen Vorzeit, nach den vorhandenen Quellen und Urkunden dargeſtellt, von A. W. Heckel. 2ter Band. 8. Velindruckpr. Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Vorſtehender Band enthält 10 Biographien ausgezeichneter, deutſcher Frauen der Vorzeit. Dieſes Werk, das von den erſten Frauen, welche deutſche Throne zieren, auf das huldvollſte aufgenommen wurde, fand in mehreren vaterländiſchen Blättern (z. B. in der Abendzeitung, Halleſchen Literaturzeitung, in Pahl's deutſcher National-Chronik ꝛc.) günſtige Beurtheilungen, auch möchte die bereits vom erſten Band erſchienene Ueberſetzung in's Holländiſche dazu beitragen, von ſeinem Werthe zu zeugen. Es iſt nicht nur für den

Digitized by Google

Freund der Geſchichte von Wichtigkeit, ſondern gewährt überdies anziehende Unterhaltung und möchte ſich deshalb vorzüglich auch zum Weihnacht- oder Neujahr-Geſchenk für deutſche Frauen und Töchter eignen.

Bei dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Darius und Alexander, oder: die Verſchwörung des Beſſus, Trauerſpiel in 5 Akten von X. Y. Clärobſcür. 18 Gr.

Zu einer Zeit, wo Aller Augen auf Griechenland gerichtet ſind, wird dieſe dramatiſche Darſtellung ſo wichtiger Begebenheiten aus der griechiſchen Geſchichte, als die Großthaten Alexanders, die Unterwerfung des mächtigen Perſerreichs durch griechiſche Waffen, und die rührenden Schickſale des letzten Perſerkönigs ſind, gewiß ein zahlreiches Publikum intereſſiren. Der Verfaſſer hat durch die Verſchwörung des Beſſus die außerdem zu bunte Maſſe der Begebenheiten zur Nothwendigkeit einer einzigen Handlung zu verknüpfen geſucht. Noch nie iſt dieſer Stoff (die Verſchwörung des Beſſus) dramatiſch bearbeitet worden. Schon die Neuheit des Gegenſtandes dürfte daher dieſer Tragödie eine günſtige Aufnahme zuſichern.

Leipzig, im Oktober 1826.

K. F. Koehler.

Emmy, oder der Menſch denkt, Gott lenkt.

Ein Roman von H. Clauren.

2 Theile. 8. Leipzig, bei Wienbrack, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben.

Preis: 1⅔ Thlr.

Es wäre überflüſſig, zur Empfehlung dieſes Buches etwas ſagen zu wollen, da der geniale Verfaſſer ſich am Schluſſe des 1ſten und 2ten Bandes über Inhalt und Tendenz ſeines Werkes freimüthig ausgeſprochen hat und wir überzeugt ſind, daß der Leſer durch das hohe Intereſſe der Handlung, wie durch das phantaſtiſche Colorit, ſich auf's innigſte befriedigt finden wird.

Bei C. W. J. Krahn in Hirſchberg ſind folgende Bücher erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte von Chriſtian Jacob Salice Conteſſa.

8. broch. 1 Thlr.

Den zahlreichen Freunden des Verſtorbenen wird hierdurch ein Andenken überreicht, was er ſelbſt, deſſen Herz liebevoll für ſeine Freunde ſchlug, für dieſelben beſtimmte.

Gedichte von Agnes Franz.

2 Theile. 8. 2 Thlr.

Die ſinnigen und zarten Dichtungen der ſo geſchätzten Verfaſſerin ſind ſowohl im In- als auch im Auslande zu ſehr bekannt, als daß dieſelben nicht freundlich aufgenommen werden dürften. Lieblich geſtaltet ſich in denſelben das Leben, bringt Tröſtung, befeſtigt den Glauben und erhebt den gefühlvollen Menſchen zu hoher Gemüthlichkeit. Eine Sammlung ſolcher Dichtungen eignet ſich ganz vorzüglich zu Geſchenken der Verehrung und Liebe.

Die Schnee- oder Rieſenkoppe

von Dr. W. L. Schmidt.

Mit 2 Kupfern. 12. Preis: 10 Sgr.

Tauſende von Fremden beſteigen alljährlich den mächtigen Kegel des Rieſen-Gebirges. Dieſes Büchlein giebt Kunde von dem, was dem Beſuchenden nöthig zu wiſſen, und daher kann es mit Recht empfohlen werden.

Das Schleſiſche Taſchenbuch

auf das Jahr 1827

von Dr. W. L. Schmidt.

Mit 5 Kupfern, ſauber broch. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Von Jahr zu Jahr ſteigt die Theilnahme an dieſem wohlfeilen Taſchenbuche. Mit Sorgfalt iſt auch dieſer Jahrgang ausgeſchmückt und der gediegene Inhalt wird ihm gewiß eine freundliche Aufnahme im Publikum bereiten.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden; beſonders auch als Weihnachtsgeſchenk zu empfehlen:

Grimm, A. L., Fabel-Bibliothek für die Jugend. Sammlung der auserleſenſten Fabeln alter und neuer Zeit.

3 Bände. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Schönberg, S. B., Kampf und Ausdauer. Eine Erzählung. Preis. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Schwartze, Carl, Feldblumenſtrauß oder Erzählungen und Gedichte. Preis geh. 1 Thlr.

Stunden der Andacht und des Nachdenkens über Religion; für Iſraeliten, wie ſie auch immer denken. Vom Verfaſſer der patriotiſchen Gedanken eines Iſraeliten über die Erziehung der jüdiſchen Jugend. 2 Thle geh. 1 Thlr.

Cosmar und Krauſe in Berlin.

Ein neuer empfehlenswerther Roman.

Bei uns erſchien ſo eben der hiſtoriſche Roman:

Die Aufrührer.

Erzählung

aus den Zeiten des Bauernkrieges

von

Fr. Rother.

Preis: 1½ Thlr.

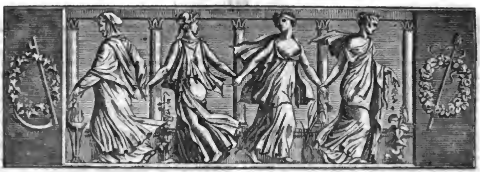
Dieſe literariſche Neuigkeit — keine Ueberſetzung — welche durch die geſchichtlichen Charaktere, und den bedeutſamen Stoff überhaupt, gewiß die Leſer intereſſirt, iſt in jeder Buchhandlung zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Friedrichsſtraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 13. November. 181ſtes Blatt.

Die drei Könige.

Eine geſchichtliche Sage.

Zur Zeit des Philipp von Valois, Königs von Frankreich, verheerte die ſchwarze Peſt alle Länder und der Tod riß ganze Geſchlechter mit ſich fort; ſo ſehr waltete die Zerſtörung, und der Schrecken ſcheuchte die Menſchen ſo auseinander und in die Fremde, daß manches dem Grabe entronnene Kind Niemand zu nennen wußte, dem es angehöre. So fand ſich auch einſt auf einer der Straßen von Paris ein Mädchen, das aus einem verödeten Hauſe hervor geſchlichen war an die wärmende Sonne, und die Vorübergehenden im Namen der heiligen Jungfrau bat, ihren Hunger zu ſtillen. Sichtbar war die Kleine eben erſt in der Geneſung von ſchwerer Krankheit, und ſo fürchtete Jeder, daß durch Näherung oder Berührung derſelben die furchtbare Seuche über ihn kommen könne und abgewandten Angeſichts ſchritten Viele vorüber. Endlich erbarmte ſich Peter Bloteau, ein Bürger des Stadtviertels St. Gervais, der Flehenden und nahm ſie liebreich in ſein Haus.

Das Mädchen wurde gepflegt, doch währte es gar lange, ehe es nur eine Frage nach den Ihrigen beantworten konnte, und endlich wußte ſie auch nichts weiter, als daß ſie Catharina de Braie heiße; ein Halsband von Diamanten, welches ſie trug, ſchien eine hohe Abſtammung zu verrathen. Bloteau gab ſich alle Mühe, ihre Herkunft zu entdecken und ihre Verwandten auf zu finden, aber vergebens blieb alle Nachforſchung und er und die Seinigen wurden es gewohnt, Catharina als Hausgenoſſin an zu ſehen und ſie, die zu einer der ſchönſten Jungfrauen erwuchs, lebte mit ihren Pflegeeltern in verborgener Stille.

Es geſchah aber, daß beide Söhne Bloteau's, Julius und Melchior, ſich in ſie verliebten. Jener, ein aufbrauſender Burſche, ſuchte durch Muſikanten und Gaukler, deren Fertigkeiten und Künſte er vor ihrem Fenſter üben ließ, ihre Gunſt zu gewinnen und ſein Ungeſtüm bedrängte ihr Herz. Melchior pflanzte Blumen und ſtellte ſie in ihr Gemach, und nicht ſein Mund, nur ſeine Blicke verriethen dann die innere Leidenſchaft; Catharina aber blieb unbefangen bei dieſen Huldigungen. Und einſt brachte Julius eine böhmiſche Alte in's Haus, und hatte die Prophetengabe derſelben nach ſeinem Sinne erkauft, wenn etwa Catharina ſie anrufen ſollte. Und ſie that es, ließ das Weib in ihr Gemach treten, um es über ihr Schickſal zu befragen. Die Wahrſagerin, wohl wiſſend, was ſie ſprechen ſollte, ergriff die Hand der Jungfrau und fuhr erbebend zurück, ganz vergeſſend, was Julius ihr zu ſagen geheißen. Catharina drang in die Beſtürzte, die, je mehr ſie ſchaute, in immer größere Verzückung gerieth und endlich, wie unwillkührlich, verkündete:

„Es ſtreiten einſt drei Kön'ge ſich
Um Dich!
Es tödten einſt zwei Kön'ge ſich
Um Dich!
Doch fand dann ſchon die Krone ſich
Für Dich!"

Catharina aber hörte den Spruch mit an und begriff

ſeinen Inhalt nicht, auch als ihn das bohemiſche Weib wiederhalte; da ſie aber der Wahrſagerin eine Münze zum Lohn geben wollte, ſprach dieſe: „Nein, damit bin ich nicht zufrieden; Du mußt mir die Hälfte Deines Halsbandes geben, wenn es Dir nichts mehr gilt und Du dereinſt Deine Krone haſt.“ Und die Alte, wahlerfahren in den Schriftzeichen, ſetzte ſelbſt eine Urkunde auf, warin ihr dieſes verheißen wurde, und Catharina unterzeichnete ſie, ſinnend über den Spruch und um der Krone willen das Halsband ſchon vergeſſend. Und wie das bohemiſche Weib von dannen ging, war es ihr gleich einem Traum, was geſchehen und nur die geheimnißvollen Warte lebten in ihrem Gedächtniſſe.

Peinlicher nach als bisher waren der Jungfrau nun die Bewerbungen der beiden Jünglinge, und Julius verfiel darüber in Wuth, Melchior in ſtilles Härmen, ſa daß van Blateau's Hauſe der Frieden wich. Julius ſchwur, dem hochfahrenden Sinn Catharinens genug zu thun und glaubte bald, ſein Ziel gewannen zu haben. Es war nämlich Philipp von Valois zu den Vätern verſammelt warden und ſeine Leiche ſollte feierlich zur Gruft beſtattet werden. Da erhab ſich unter den Bogenſchützen des Königs und den Salzträgern, zu denen Julius gehörte, ein Streit. Dieſe behaupteten, ſeit undenklicher Zeit gebóre ihnen das Varrecht, den Sarg des verſtarbenen Fürſten zu tragen; die Bogenſchützen dagegen vermeinten, wer den König im Leben bewacht, dem gebühre das Recht, ihn auch zunächſt bis an die Gruft zu geleiten; und deshalb wüeden ſie van dem Sarge des Königs nicht weichen, bis ihr Führer ſeinen Degen auf die Thür des Grabgewölbes gelegt und der Wappenherold ihnen zugerufen habe: „Er iſt in Gottes Bewachung, ihr ſeyd entlaſſen!“ Und die Marſchälle der Todtenfeier gaben ihnen Recht; da aber erhob ſich Julius und, mit ſeinem ſchweren Stabe Ruhe gebietend, redete er ſo kräftig und eindringlich für die Gerechtſame der Seinen, daß ſelbſt die anweſenden Prinzen ihm beipflichteten. Die Bogenſchützen mußten zurücktreten, ſo heut als für immer; und dies machte einen ſalchen Eindruck auf Julius Handwerksgenoſſen, daß ſie ihn einmüthig zu ihrem Könige ausriefen und ihm als ſolchen manche Vortheile zuerkannten. Im Jubel und auf einem Tragſeſſel im Triumph nach ſeinem Hauſe geleitet, glaubte er den Stolz Cathacinens nun wohl überwunden zu haben, erfuhr aber nach wie vor keine Gunſt, welches ſeinen Ingeimm immer mehr entflammte. (Der Schluß falgt.)

Wieland's Privatleben.

Merkwürdige Beſuche.

Baggeſen.

Im Sommer des Jahes 1793 verweilte der inſanders als deutſcher Dichter berühmte Däne Jens Baggeſen (damals Profeſſor, nachher Propſt) mit ſeiner Gattin, einer Enkelin des unſterblichen Haller, mehrere Tage lang bei Wieland. Er war auf dem Wege nach der Schweiz, von wo er, mit Zurücklaſſung ſeiner, in der „Parthenäis“ als Myris beſungenen Ehefrau, nach Paris reiſen wollte. Wieland hatte ihn zu ſeinem Sahn in Apollo angenommen. Als ich ihn von Wieland „Sahn Baggeſen“ nennen hörte, fiel eine van ſolchem Manne ertheilte Sahnſchaft ſo lebhaft in mein Gefühl, daß ein bloß äußerlicher fürſtlicher Orden dagegen ſo viel als nichts geweſen wäee. Wie aufgeregt damals die Geiſter durch die an Größe, Verwegenheit und Unmenſchlichkeit ſich überdierenden Auftritte des Revolutians-Schauſpiels in Frankreich waren, iſt eine weltbekannte, jetzt jedoch von Vielen ſchon vergeſſene Sache. Baggeſen hatte, ich weiß nicht wie und wodurch, die Würde eines franzöſiſchen Bürgers erhalten, und war ein großer Freund der damaligen Girandiſten Briſſat, Vergniaur, Genſanné u. ſ. w. Er ſprach von ihnen mit Begeiſterung. Wieland äußerte (es war bei Tiſche) mit ruhigem Tane, daß es, je vartreflicher dieſe Männer ſeyn möchten, deſto ſchlimmer um ſie ſtände, und brach auf Baggeſen's Feage: „Wie ſo?“ in eine lebhafte Rede aus, von welcher ich mich noch folgender Warte erinnere: „Die aufgeklärteſten und edelgeſinnteſten Männee in Feankreich haben den tadeswürdigen Fehler, daß ſie das Heil der franzöſiſchen Republik nicht im Geiſte eines Robespierre, Danton, Marat und Canſorten erkennen. Und wenn ſie nun eben deshalb, weil ſie die Beſſeren ſind, den kleineren Theil des Volks ader Pöbels auf iheer Seite haben? Die Guillotine liefert ja den höchſten Beweis über den Werth der Menſchen; ſie richtet mit einer Gerechtigkeit, gegen welche die Minos, Rhadamanthus und Aeakus, und alle ihres Gleichen auf der Oberwelt, ſich beſchämt verkeiechen müſſen. Sie wird auch die Girondiſten richten, und ich ſehe ihr Beil gegen ſie ſchon aufgezogen.“

Baggeſen war damals vielleicht in ſeiner genialiſchſten Lebenszeit, wovon mir auch die Erzählungen von ſeinen Alpenreiſen zu zeugen ſchienen. Sie waren ſa voll überſprudelnden Geiſtes, ſa reich an Witz und Laune, und vall ſo lebendiger, beſeelender Phantaſie, daß Wieland ſelbſt Uebertreibungen und Ausſchweifungen, die dabei zuweilen übereinander hinfielen, lächelnd verzieh. Baggeſen hatte zwar bei ſeinen Uebertreibungen den Tan und das Weſen, als hätte er ſie ſelbſt für Waheheit gehalten; aber ſie waren ihm mehe Spiel als Ernſt. Ueber ſeine dichteriſche Trunkenheit erhob ſich ſehr bald ſchalkhafte Beſonnenheit. Wieland nannte ihn einmal einen poetiſchen Centauren. Sein Aeußeres war ſeinem Inneen nicht unangemeſſen. Ein nervöſer Körper, ein Haupt voll ſchwärzlichen buſchigten

Haars, ein längliches Geſicht mit breiter Stirn, langer Naſe und bald wirren, bald blitzenden Augen, ein Mund, um den bald eine erhabene Hymne, bald loſer Schalksernſt zu ſchweben ſchien, und ein kraftvoller Gang mit lebhafter Bewegung der Arme — ſo erſchien Baggeſen mir äußerlich, und, wie ich glaube, in ſeiner charakteriſtiſchen Geſtalt.

Bei einem zweiten Beſuche, ein Paar Jahre ſpäter, ließ Baggeſen, gleichfalls auf dem Wege nach Paris, ſeine ſchwangere Ehefrau in Wieland's Hauſe zurück. Die Zärtlichkeit, womit er Abſchied von ihr nahm, war nicht ohne Ueberſpannung, ſo wie ſein Weſen bei ſeiner Wiederkunft. Ich trat zufälliger Weiſe kurz hinter ihm auf Wieland's Hof. „Iſt ſie todt?“ — mit dieſen heftig ausgeſprochenen Worten fuhr er auf Wieland's ihm begegnenden Diener los. Dieſer wich erſchrocken zurück. „Kerl!“ rief er, ihn an der Weſte packend — „ſprich! Sie iſt todt!?“ — „Ach!“ entgegnete dieſer, ſich faſſend; „Sie meinen wohl Ihre Frau Gemahlin? Die iſt glücklich niedergekommen!“ — Baggeſen ſchoß nun wie ein Pfeil die Treppe hinauf.

Baggeſen's Gattin ſchien mir nicht ſehr geeignet, dem genialiſchen Weſen ihres Mannes zu entſprechen. Verſtand, Edelſitte und unbefangene Freimüthigkeit herrſchten bei ihr in ſo guter Eintracht, daß ſie eben ſo reine als ruhige Hochachtung einflößte. Ich war öfters Zeuge, wie gern Wieland ſich mit ihr unterhielt. „Nun?“ — fragte er ſie einsmals, als ſie die eben erſchienenen „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ (die beiden erſten Theile) geleſen hatte — „wie gefällt Ihnen dieſes Goethiſche Werk?“ — „O“, erwiederte ſie, „ich erkenne darin Meiſter Goethen recht wohl.“ — „Und das iſt Alles, was Sie zu bemerken hätten?“ — „Ich dächte“, erwiederte ſie, „das wäre nicht wenig geſagt!“ — „Freilich; aber ich möchte doch bitten, mir das ein wenig zu entwickeln.“ — „Sie verlangen zu viel von mir, lieber Vater. Wie dürfte ich mir einbilden, Goethe's Geiſt und Meiſterſchaft ſo zu faſſen, daß ich ſie überhaupt, und inſonders in Bezug auf ſein neueſtes Dichterwerk, zu ſchildern und zu entwickeln vermöchte? Es iſt bei mir nicht Einſicht, ſondern nur Gefühl.“ — „Deſto beſſer!“ entgegnete Wieland. „Ihr Gefühl möchte ich vor allem Andern ſich ausſprechen hören.“ — „Ja, wenn es das vermag! Doch, ich ſehe ſchon, Sie laſſen mich nicht los. So will ich Ihnen denn ſagen, daß ich's wohl fühle, wie Goethe auch in dieſem Werke die Wahrheit und Eigenthümlichkeit ſeiner Menſchen-Charaktere von der Natur ſo ab zu ſtehlen weiß, als würden ſie ihm von ihr nur ſo dargeboten; daß er in der dramatiſchen Kunſt und Darſtellung wie in ſeinem Elemente lebt und webt; daß er, wie von ungefähr, Urtheile und Bemerkungen ausſpricht, die mir nie ſo eingefallen ſind und mich doch wie alte Bekannte anſprechen, und daß er auch die geringfügigſten Dinge nicht verſchmäht und ſie, dem gemeinen Leben gleich, mit dem Bedeutenderen ſo verbindet, als müßte es nur ſo ſeyn. Schade nur — doch, ich habe ſchon zu viel geplaudert!“ — „Nein, nein!“ rief Wieland; „Ihr Gefühl ſpricht lauter Gold für mich. Fahren Sie fort! Alſo, Schade nur —.“ — „Nun“, entgegnete ſie lebhaft, „wenn ich bisher Gold geſprochen habe, ſo mag das Blei hinterher plumpen. Alſo, Schade nur, daß man in „Meiſters Lehrjahren“ ſich in keiner guten Geſellſchaft befindet!“ — Wieland lachte. — „Das dachte ich wohl!“ ſprach die Frau Profeſſorin; „aber Sie haben's nicht beſſer haben wollen!“ — W. reichte ihr freundlich die Hand und wiederholte die Worte: „In keiner guten Geſellſchaft! — Ich verſtehe Sie wohl und ſtimme Ihnen bei, möchte mir jedoch eine kleine Bemerkung über die gute Geſellſchaft erlauben, die Sie im „Wilhelm Meiſter“ vermiſſen.“ — Wieland's kleine Bemerkung wurde eine ziemlich umſtändliche Erörterung über das, was die ſogenannte gute Geſellſchaft ſey, und über den Anſpruch, den ſie auf Werke des Genies zu machen habe. „Ich beſorge“, ſagte er unter Anderem, „daß Dichter voll lebendiger Anſchauungskraft und hoher Genialität ſich darum nicht auf die beſagte gute Geſellſchaft beſchränken mögen, weil ſie ihnen nicht ſonderlich zuſagt, und oft wirklich zu eng und einförmig für ſie iſt. Wo die Natur mit vielgeſtaltigem Leben in voller, eigenthümlicher Wahrheit ihnen begegnet, da fühlen ſie ſich heim, mit freien, entfalteten Kräften im Reiche ihrer Schöpfungen. — Uebrigens“, ſetzte W. hinzu, „laſſen Sie uns nur die Fortſetzung des Werks abwarten. Ich wette darauf, Goethe verſetzt uns auch noch, ehe wir's uns verſehen, ſobald er's nämlich den Lehrjahren ſeines Meiſters zuträglich findet, in ſo gute Geſellſchaft, als wir nur wünſchen können.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Peruvianiſches Liedchen, mit der ſpaniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Ueberſetzung.

May paccha rijarai quicuna,
Asueu cuncayma savasco,
Utca puri yuaiquipac,
Taita tancha uuca vancha.

Span. Quando tus braços estan
Mas a mi cuello cenidos,
Tu ligero pensamiento
Que se yo, si esta con migo.

Franz. Dans le temps même que tu me serres le plus entre tes bras, que sais-je si ton coeur inconstant n'est pas loin de moi?

Deutſch. Weiß ich, wenn ſich deine Arme
Feſt um meinen Nacken ſchmiegen,
Weiß ich, wo dein Flatterſinn,
Weiß ich, ob du bei mir biſt?

Chietas.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſetzung.) Nr. 67: Anſicht der Peters-Inſel und des Sees von Bienne (genommen von Jolimont, dem Landhauſe des Grafen von Pourtalès), von Maximilian van Meuron; — dürfte wohl zu den am wenigſten gelungenen Gemälden dieſes ſonſt achtungswerthen Künſtlers gehören, ſowohl wegen der Wahl des Gegenſtandes als durch die Ausführung; die Neigung, ein Effektſtück geben zu wollen, mag hier den Maler verführt haben. Der dünne, in kleinlichen Formen ſich zeigende Hintergrund ſteht allein für ſich da, denn der winzig kleine Blick auf die Stadt Biel iſt kein hinreichendes Verbindungsmittel des Hintergrundes mit dem Vordergrunde. An die nichtsſagende Gebirgslinie ſchließt ſich der See an, der durch den zweifelhaften Spiegel des Gewölks unterbrochen wird, noch mehr aber durch die ſeichte Stelle rechts von der Inſel, die ein gelblicher Fleck und nichts mehr iſt, den der Künſtler der Wahrheit unbeſchadet weglaſſen konnte; denn ſteigt der See um einen Fuß, ſo ſieht ihn Niemand mehr. An dieſe Dunnlichkeiten ſtößt nun der ſchwer gemalte Vorgrund, worin aber gute Betonung bemerkbar iſt. Wie die alten Meiſter ſich den Uebergang eines ſolchen Vorgrundes zum Hintergrunde dachten, zeigen z. B. die beiden Gemälde der Giuſtinianiſchen Gallerie, der Swanefeld mit der Latona, und der Claude Lorrain mit dem Andreas-Kreuze. — Gern tritt der Beſchauer zu Nr. 68: Anſicht vom Wetterhorn und des Gletſchers von Roſentaw, im Berner Oberlande, ebenfalls von Meuron; denn er findet den geſchickten Nachbildner einer großen Natur als einen lieben alten Bekannten ganz wieder. Hier iſt Alles im Einklang und die Beſchattung des Mitteltheils des Gemäldes ſinnreich gewählt, um den Vorgrund geltend zu machen, den das glänzende Weiß der Eisberge ſonſt unterdrücken könnte. Die Behandlung iſt breit, ohne Anflug von Rohheiten. — Nr 69 (von J. B. Pascal): Landſchaft, mit der Inſchrift: „Kennſt du das Land ꝛc.“ Staffage: Mignon und der Harfenſpieler. Der Künſtler hat, wie es ſcheint, beabſichtigt, in der Seele des Beſchauers den Begriff Italiens mittelſt eines Bildes, wie es bei dem Leſen des Goetheſchen Liedes in ihm entſtehen kann, zu wecken und ſo in äußerer Anſchauung die Herrlichkeiten Italiens dem innern Sinn vor zu führen, wie er, ohne ſie geſehen zu haben, ſie ſich denkt. Die in dieſem Bilde zuſammengeſtellten Gegenſtände ſind nicht portraitirt, ſondern ſo behandelt, wie die Phantaſie ſie ſich, nach Beſchreibung etwa, ausmalt; und daran hat der Künſtler poetiſch recht gethan. Auf dieſe Weiſe iſt es gerechtfertigt, wenn wir einen Theil von den ſchönen Kaſtanienwäldern Ober-Italiens, durch welche man von den Alpen hinab ſteigt, und die hier den Vorgrund bilden, die Kuppel St. Peter und den Veſuv zugleich ſehen, welches in der Wirklichkeit nicht ſtatt findet. Die Phantaſie darf ſich aber ihr Bild zuſammendrängen, und ihre Schöpfung ſichtbar zu machen war die Aufgabe, die der Künſtler ſich geſtellt, eine Aufgabe, die ihm das Motiv wurde zur Compoſition einer ſehr braven Landſchaft und zur Zuſammenſtellung eines kräftigen Vorgrundes — in welchem wir jedoch den Kaſtanienbaum rechts noch größer und durchſichtiger wünſchten — ſo wie eines reizenden Mittel- und Hintergrundes. — Nr. 70: Blick auf die Kirche bei Stralau an einem Fiſchzugstage. Mit dem Regen drohenden Himmel hat der Künſtler gewiß auf das gewöhnliche Ende des beinahe der Herbſtzeit angehörigen Volksfeſtes hindeuten wollen, und es ſcheint ihm gelungen. Dieſer Zuſtand der Luft giebt den Ton im ganzen Gemälde an. Als Darſtellung eines Volksfeſtes gehört ein ſolches Bild eigentlich zur ſogenannten Genre-Malerei und dann müßte der Schauplatz auf die nächſte Umgebung der Kirche beſchränkt ſeyn. Pascal iſt aber nicht Genre-, ſondern Landſchaft-Maler, und dadurch iſt die Wahl des Standpunktes, von wo man das eigentliche Treiben nur aus der Ferne betrachtet, gerechtfertigt. Mehrere hundert Figuren beleben das Gemälde und deuten auf oft vorkommende Karrikaturen. — Nr. 71: Die Kirche in Pankow, geſehen vom Gehölz bei Schönhauſen, an einem Sonntag Nachmittag, und die unter Nr. 72 und 73 gelieferten landſchaftlichen Anſichten ſind ebenfalls anziehende Beweiſe von dem Talent des Künſtlers. — Nr. 75: Räuber unter einem Felſen-Abhange, von Ludwig Robert. Meiſterhaft gemalt, aber weniger intereſſant als das bei der vorigen Ausſtellung von dieſem Künſtler gelieferte (ſchon oft copirte) Bild eines ſchlafenden Räubers, welcher von ſeiner Geliebten bewacht wird. — Nr. 76—79: Sepia-Zeichnungen von Röſel, italieniſche Gegenden darſtellend. Sie ſind in der bekannten ſchätzenswerthen Manier dieſes Meiſters; es blickt aber darin mehr als in ſeinen früheren Arbeiten ein Mangel an Beſtimmtheit hervor. In der Wahl der, den Landſchaften abzugewinnenden Seiten iſt und bleibt Röſel unerreicht. — W. Schadow hat zu dieſer Ausſtellung ſeines Rufes würdige Arbeiten geliefert, an denen auch ein noch ehrenvolles Fortſchreiten dieſes ſchon ausgezeichneten Künſtlers bemerkbar iſt. In Nr. 80: Familienbild der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, und in Nr. 81: Bildniß der Fürſtin von Liegnitz, ſehen wir Vorzügliches im Fache der Bildniß-Malerei; in Nr. 82: Familienbild, ganze Figur, hat er aber hierin das Bedeutendſte geleiſtet. — Nr. 1038: Der Genius der Poeſie, iſt ein, beſonders in der harmoniſchen Zuſammenſtellung der Farben höchſt gelungenes Bild; eben ſo zuſagend iſt uns die Stellung der Figur, wie der ſchöne Kopf, welcher ein, dem Gegenſtand angemeſſen idealiſirtes Portrait zu ſeyn ſcheint. Weniger gefällt uns die Figur in ihren Verhältniſſen; auch wünſchten wir, daß die Flügel mehr Leichtigkeit in Form und Farbe hätten und nicht zum Theil vom Rahmen abgeſchnitten wären. — Von Julius Schoppe ſahen wir (Nr. 84): Portrait (der Mad. Stich) in dem Coſtüm der „Donna Diana“. Dieſes Bild iſt mit großem Fleiß ausgeführt, und enthält in manchen Theilen, beſonders hinſichtlich der techniſchen Fertigkeit, die dem Künſtler, wie hier ſichtlich, zu Gebote ſteht, ſehr viel Verdienſtliches. Das Ganze will uns jedoch nicht recht anſprechen; es bedürfte hauptſächlich mehr Einheit durch harmoniſches Zuſammenſtimmen der Einzelheiten und minderen Prunk in der Betonung — Unter den, von dem Künſtler mit der Nr. 85 ausgeſtellten Bildniſſen erkennen wir, als ganz vorzüglich gelungen, das einer jungen Dame im roſafarbenen Gewande; Kniestück. — Von Stürmer ſehen wir (Nr. 87) eine Darſtellung aus der brandenburgiſchen Geſchichte: Friedrich I, Churfürſt von Brandenburg, läßt ſich im Jahr 1425 bei Prenzlau, welches ihm die Pommern weggenommen hatten, von einem ſtarken Manne durch einen Sumpf tragen, um es wieder zu erobern. So lobenswerth es iſt, Gegenſtände aus der vaterländiſchen Geſchichte dar zu ſtellen, können wir doch die Wahl des in Rede ſtehenden nicht billigen, indem das, was der Churfürſt dem unter der Laſt erliegenden Träger zuruft („Halte dich ſtark und tapfer, du trägſt nicht einen einzelnen Mann, ſondern die ganze Churmark auf deinen Schultern!“), hier das eigentlich Intereſſante, in einem Bilde nicht dargeſtellt werden kann. Auch erſcheint der Churfürſt, da viele Männer neben ihm gehen, bedenklich. Uebrigens iſt das Bild in der bekannten, dem Künſtler eigenen Praktik gemalt. — Von den unter Nr. 88 ausgeſtellten Bildniſſen iſt das des Künſtlers ſelbſt als ſehr gelungen zu erachten. — Nr. 93: Eine Blumenpartie, nach der Natur gemalt von Völker. Was von dieſem in ſeinem Fache ſo ausgezeichneten Künſtler erwartet werden darf, hat er hier befriedigend geleiſtet, doch zeichnet es ſich durch Reichhaltigkeit der Gegenſtände in größerem Raum und durch den Hintergrund, welcher eine Landſchaft bildet, vor ſeinen früheren Arbeiten aus.

(Die Fortſetzung folgt)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 15. November. 182ſtes Blatt.

Wieland's Privatleben.

Merkwürdige Beſuche.

Voß.

Wieland hatte für unſern unſterblichen Dichter J. H. Voß ſchon lange hohe Achtung gehegt, und mit ihm freundſchaftliche Briefe gewechſelt, als er zum erſten Mal perſönlich in Weimar erſchien. Dieſes geſchah gerade um die Zeit, als ſeine neue Verdeutſchung des Homer in erſter Ausgabe herausgekommen war. Voß war von Wieland und den Seinigen als ein alter, herzlich willkommener Freund aufgenommen worden, und ich ſehnte mich nicht wenig nach ſeiner Bekanntſchaft. Schon am zweiten Tage hatte Wieland die Güte, mich ihm vor zu ſtellen. W. ſaß an ſeinem Schreibtiſch, als ich eintrat, ſtand auf, und ſprach zu Voß, der eben an einem Seitentiſche Thee trank: „Sie ſehen hier einen meiner jungen Freunde, der Ihr großer Verehrer iſt.“ — Voſſens Anſehn entſprach nicht der Vorſtellung, die von ihm in meiner Seele geſchwebt hatte; ich gewann jedoch bald meine Unbefangenheit und ſprach: „Ich kann Ihnen meine Freude, Sie perſönlich kennen zu lernen, nicht ausdrücken. Schon auf Schulen haben Ihre Dichterwerke mir Geiſtes- und Herzens-Genüſſe gewährt, die mir eben ſo beſeligend als neu waren; und ich werde nie vergeſſen, wie auch Andere meines Gleichen dieſe Genüſſe gleich lebhaft mit mir theilten. Wir waren freilich noch Schüler; aber es kann Ihnen nicht gleichgültig ſeyn, wie ſehr Sie unſre, ſo wie gewiß viele, viele andre junge Seelen in Deutſchland, beglückten.“ — Voß reichte mir freundlich die Hand, und that einige Fragen an mich, auf welcher Schule ich geweſen wäre u. ſ. w. — „Und Ihre „Odyſſee“!“ ſprach ich mit weiterem Herzenserguß. „Wir konnten nicht ſatt werden, ſie zu leſen, einzeln und in Geſellſchaft. Sie eröffnete uns die Homeriſche Dichtungswelt ſo, daß wir in ihr lebten und webten, und unſern Rektor mit dem lebhafteſten Anliegen bewogen, den Homer mit uns in Privatſtunden zu leſen, welches ſo lange geſchah, bis wir ſeiner Hülfe nicht mehr bedurften.“ — „Waren auf Ihrer Schule für den Homer keine ordentlichen Stunden ausgeſetzt?“ — „In Prima zwei Stunden wöchentlich; aber das genügte uns nicht.“ — „Halten Sie denn“, fragte Voß weiter, „meine frühere Verdeutſchung der „Odyſſee“ noch jetzt für ſo Homeriſch, als ſie Ihnen damals erſchien?“ — „Für ſo Homeriſch?“ erwiederte ich. „Ich bin überzeugt, daß, wenn Homer ſelbſt in unſern Tagen, mit beſter Kunde unſerer Sprache, uns eine deutſche „Odyſſee“ geben wollte, er ſie in keiner Rückſicht vortreflicher geben könnte, als wir ſie von Ihnen erhalten haben!“ — Wieland, der bei meinem Geſpräch mit Voß wie ſchreibend da ſaß, ſchaute ſich bei meiner letzten Aeußerung lächelnd nach uns um. Voß ſchwieg ein Paar Augenblicke mit einer Miene, worin ein wenig Lächeln in einem Anflug von Verdruß zu erlöſchen ſchien, und ſprach ſodann ſehr ernſt: „Sehen Sie zu, ob Sie derſelben Meinung ſeyn werden, wenn Sie meine „Odyſſee“ in ihrer neuen Geſtalt kennen gelernt haben; vergleichen Sie dieſelbe aber mit dem Original.

Digitized by Google

Es koſtet Studien, das Echthomeriſche zu erſehen und zu erfaſſen.“ — Voß ſetzte ſich mit dieſen Worten, und ich empfahl mich ein wenig verlegen, indem ich mit ſeiner neuen Verdeutſchung noch ganz unbekannt war und es empfand, daß mein Ausſpruch über ſeine frühere „Odyſſee“, wie herzlich er auch war und wie gute Wirkung ich davon erwartete, ſeine Empfindlichkeit gereizt haben mußte; die Sache wurde mir bald nachher klar.

Am andern Morgen begegnete mir Voß auf einem einſamen Spaziergange im Park. Er redete mich an, und befragte mich, mehrere Gänge mit mir durchwandelnd, über mancherlei, Weimar und deſſen literariſches Leben Betreffendes. — „Es iſt wahr“, ſprach er hierbei, „Weimar iſt eine innerlich eben ſo große, als äußerlich kleine Muſenſtadt, und dieſer Park iſt in ſeiner unverkünſtelten Schönheit und ſinnreichen Anmuth ihrer werth!“ — Am Ende fragte mich Voß, ob ich auch ſchon Hexameter gemacht hätte? — „Ja“, erwiederte ich, „und die Ihrigen waren meine Muſter!“ — „Es ſind“, ſprach Voß, „viele deutſche Hexameter gemacht worden, die freilich den Füßen nach ſich ſo nennen dürfen; aber was ſind ſie dem Bau und Klange nach? Darum bekümmerte man ſich wenig. Nur wie von ungefähr kam und verlief ſich der eine und andere gute Hexameter unter die mittelmäßigen und ſchlechten. Ich habe auch erſt ſpäter das Weſen der alten Hexameter erkannt, und dazu die große, eigenthümliche Bildſamkeit unſerer Sprache, wobei ſie fähig iſt, die Hexameter der Alten mit großer Vollkommenheit nach zu bilden. Sie erbeut ſich dabei auch zu treffenderen und lebendigeren Darſtellungen, als diejenigen genehmigen wollen, die unſere Sprache in ihren Wörtern und Redeformen ſchon als vollendet und abgeſchloſſen anſehn möchten. Meine jetzt erſchienene „Odyſſee“ iſt eine ganz neue Arbeit, und Sie werden darin ſchwerlich einen der alten Hexameter ganz wiederfinden. Es wird Sie anfangs befremden; urtheilen Sie aber nicht dieſer Befremdung und alter Vorliebe gemäß. Bald, hoffe ich, wird ſich's geben. Vertrautheit mit meinem neuen Homer wird erkennen und ſchätzen lehren, was ich gewollt und geleiſtet habe.“

Ich aß zu Mittag mit Voß bei Wieland, und beobachtete in Beider innerem und äußerem Weſen eine Verſchiedenheit, die mir nicht wohl that. Es wurde über deutſche Literatur geſprochen, dabei auch über den Grafen Friedr. Leopold von Stolberg, gegen welchen Voß keine Anmuthung mehr hatte. W. ſprach mit heiterem und unbefangenem, eben ſo feinem als lebendigem Weſen, Manches mehr anregend und auf die Frage ſtellend, als entwickelnd und beſtimmend. Voß blieb ernſt, trocken und wortkarg, und ſeine Urtheile waren nicht ſelten ſchneidend und abſprechend. Von der Humanität, die W. beſeelte und die ſein Geſpräch und ihn ſelbſt ſo einnehmend machte, äußerte ſich bei Voß, Wieland gegenüber, wenig oder gar nichts. Zuweilen ſchien mir W. auch mit einem flüchtigen Blick und Geſichtszuge zu verrathen, daß das Weſen ſeines Freundes ihm etwas unbehaglich war.

Ohne Zweifel hinterließ Voß bei Wieland unangenehme Eindrücke, die es zu verantworten haben mögen, daß kurz nach ſeiner Abreiſe im „Teutſchen Merkur“ ein, vom Herausgeber geſchriebener Aufſatz erſchien, der über Voſſens neuverdeutſchten Homer und zugleich über deſſen neueſten Muſen-Almanach unter Lob auch etwas unholden Tadel ausſprach, wodurch Voß ſich ſehr gekränkt fühlte. Ich habe den Brief geleſen, in welchem er ſich darüber gegen Wieland bitterlich beklagte. Es war ein Unglück, daß beide Heroen unſerer Literatur über die Art und Weiſe, wie alte claſſiſche Dichter zu verdeutſchen ſeyen, verſchiedener Meinung waren, oder vielmehr, daß Beide nicht Liberalität und Anſpruchsloſigkeit genug beſaßen, um Einer des Andern eigenthümliche Meinung gelten zu laſſen, oder wenigſtens ohne Empfindlichkeit zu überſehen. — Voſſens Seele war mit ſeiner neuen Verdeutſchungsart ganz zuſammen gewachſen, ſo daß wer dieſe angriff, ihn ſelbſt angriff. Daher war ihm auch Wohlgefallen an ſeiner erſten „Odyſſee“, der in Wieland's Hauſe lebhaft geäußert wurde, wirklich ärgerlich. Wieland hielt bei Verdeutſchung alter Dichter ihren Geiſt für die Hauptſache, und behandelte ihre Sprach- und Versformen bald mehr, bald weniger frei, indem er ſich vor Allem fragen zu müſſen glaubte: Wie würde der alte Dichter, wenn er deutſch reden ſollte, ſich wohl in jetzigem guten gangbaren Deutſch ausdrücken? — Voß ſuchte in ſeinen neuen Ueberſetzungen, nach Wieland's Meinung, den Geiſt zu ſehr in der Form, und that, dieſer zu Liebe, dem Genius der deutſchen Sprache und dem guten Geſchmack Gewalt an, ohne dadurch das zu gewinnen, was er zu gewinnen glaubte. Voß hatte jedoch bald die Genugthuung, ſeinen neuen Homer in Deutſchland als ein Meiſterſtück und als eine der größten Zierden unſerer Sprache und Literatur anerkannt zu ſehen. Auch ich konnte nicht umhin, Wieland zu erklären, daß ich davon mehr und mehr eingenommen werde, und mir ein Zauber darin zu liegen ſcheine, dem am Ende Niemand würde widerſtehen können. (Die Fortſetzung folgt.)

Die drei Könige.

(Schluß.)

Der arme Melchior, der zu der Gilde der Vogelſteller gehörte, war im Herzen überzeugt, ſein Bruder werde nun Catharinen heim führen und grämte ſich deshalb ſehr, hatte auch keinen andern Gedanken, als

Digitized by Google

an ſeine Erſehnte, ſo daß ſeine Vögel ungelehrig blieben und nichts ausſprechen konnten, als den Namen Catharina. Und als nun der neue König Johann von Rheims ſeinen Einzug in Paris hielt und die ſämmtlichen Vogelſteller auf der Brücke Pont aux Changeurs ihre Waare ausboten und anprieſen, damit nach altem Herkommen zwei Hundert Vögel gekauft und von der Kirche aus, wohin der König zog, in Freiheit geſetzt würden, ſtand Melchior ſtumm und in ſich gekehrt, kaum gewahrend, was um ihn her ſich begab. So kam es denn auch, daß Alle ihre Vögel los geworden, nur er hatte die ſeinigen noch immer im Käfigt. Es wollte ihn nun aber der Grundherr der Brücke, da die Zeit zum Verhandeln um war, nicht mehr an ſeiner Stelle dulden; der Jüngling, der jetzt aus ſeinen Träumen erwachte, mochte nicht weichen und es entſtand darüber ein Auflauf im Volke, als eben der König mit ſeinem Geleit über die Brücke daher zog. Johann ſandte einen Boten, zu forſchen, was ſich dort begebe, und als er die Geſchichte erfuhr und auch, daß alle Vögel Melchior's fort und fort riefen: Catharina! ward er neugierig und befahl, der Vogelſteller ſolle heran treten. Melchior, beſchämt und demüthig, gab auf alle Fragen Beſcheid und mußte zuletzt auch bekennen, weshalb ſeine Vögel nichts weiter gelernt, als den einen Namen, wobei der Jüngling, überwältigt von ſeinem Herzen, in ein Lob ſeiner Geliebten ausbrach, daß Alle ihm mit Erſtaunen zuhörten. Und der König Johann ſprach: „Ich will Dir dieſen Tag zu einem glücklichen machen, wie ich hoffe, daß er es mir ſeyn ſoll. Ich ſelbſt kaufe alle Deine Vögel, ernenne Dich, Melchior Bloteau, hiemit zum König Deiner Gilde, und werde ſelbſt bei Catharinen Dir Freiwerber ſeyn!“ — Melchior, vor Entzücken kaum ſeiner Sinne mächtig, ward nun von den Vogelſtellern zu ihrem Könige ausgerufen und feierlich nach ſeines Vaters Hauſe begleitet, wo die Erzählung deſſen, was er erlebt, große Verwunderung erregte.

Catharina aber blieb kalt wie ſonſt gegen die beiden Brüder und zog ſich immer mehr in ſich ſelbſt zurück; denn ſie fühlte, daß die Prophezeiung des böhmiſchen Weibes wahr werde und fand ſich tief verletzt von der niedern Erfüllung ſo hoher Verheißung, deren Löſung aber noch nicht ganz gekommen war. Da trat nach zween Tagen ein junger Mann in das Haus ihres Pflegevaters und begehrte, Catharinen zu ſprechen. Und wie ſie vor ihn hin trat, züchtig und erröthend und eben um ſo ſchöner in ihrer ſeltenen Schönheit, da ſtand der junge Mann betroffen vor ihr und wagte nicht, ſeine Rede an zu bringen. Catharina aber, als ſie ihm in's Auge ſchaute, erbebte, ward bleich wie eine Lilie und wollte umſinken. Da fing der junge Mann ſie in ſeinen Armen auf und ſchwur: er wolle ihr kein Leids zufügen laſſen bei ſeiner königlichen Ehre; denn er war kein Anderer als König Johann ſelbſt, der als Freiwerber kam und mit der Liebe im Herzen wieder ging.

Noch zwei Mal ſah Johann Catharinen in der Meſſe und nicht lange währte es, da ließ der König den Peter Bloteau zu ſich beſcheiden, um ihm zu ſagen, daß er Catharinen zu ſeiner Geliebten begehre. Der alte Pflegevater kam beſtürzt heim und ſagte Catharinen, was geſchehen; ſie aber, von Ehrbarkeit durchdrungen, erhob ſich mit Stolz und verwehrte ſich dem Könige, obwohl die Gluth und die Sehnſucht ihres Herzens für ihn ſprach. Fort und fort bemühte ſich Johann, ihre Gunſt zu erringen, doch vergebens; das heimliche Weh aber warf Catharinen auf das Siechbette, dem ſie nur entkam, als ihre entſeelte Hülle nach dem Begräbnißorte bei der Kirche St. Jean gebracht werden ſollte.

Und als die Jungfrau mit der nun gewonnenen Todtenkrone im Sarge lag, ſchön wie das herrlichſte Abbild einer Seligen, da trat die böhmiſche Alte herzu und zeigte ihre Urkunde; Peter Bloteau aber hielt ſie heilig gleich einem Vermächtniß der Dahingeſchiedenen und gab der Alten das Halsband, damit ſie ihr Theil nehme. Wie ſie es aber zerbrach, da fand ſich in einem Gehäuſe folgende Schrift: „Catharina iſt nur das Pflegekind der de Braie's: ſie iſt eine Tochter des Philipp von Valois und der Clotilde von Auvergne.“ — Und als nun Bloteau erſtaunt daſtand und nicht wußte, ob er dieſe Entdeckung verkündigen oder verheimlichen ſollte, da kamen die Leichenträger und brachten Catharinen zu ihrer letzten Ruheſtätte.

Die Brüder Julius und Melchior aber fanden keinen Frieden, es trieb ſie hin zu dem Grabe Catharinens. So geſchah es, daß am 14ten November 1350 Nachts Julius in tiefem Hinbrüten auf dem Kirchhofe ſaß; da trat auch ſein Bruder herzu, und ſtreute, ungeſehen von jenem, Blumen auf die ihm heilige Stätte. Julius, auch noch eiferſüchtig um die Todte, gerieth mit ihm in Wortwechſel und erſchlug ſeinen Bruder; wie er aber ſeine That erkannte, zückte er die Mordwaffe gegen ſich ſelbſt und am Morgen wurden beide Leichen gefunden.

Als aber König Johann dies Alles vernahm und daß Catharina ſeine Schweſter geweſen, überfiel ihn ein Grauen und er befahl, daß fortan dieſer Kirchhof geſchloſſen werden und keinen Todten mehr aufnehmen ſolle. Und dies wurde gehalten immerdar, ſo daß die Stätte den Namen trug: der wüſte Kirchhof.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Am 6ten Nov. wurde im Königl. Opernhauſe Weber's „Freiſchütz“ (wie wir vernehmen, die hundertſte Vorſtellung) aufgeführt und der Ertrag den Söhnen des verewigten Componiſten beſtimmt. Obgleich wir überzeugt ſeyn dürfen, daß unſers Königs Wohlwollen, dem die Kunſt und die Künſt-

ter ſo viel verdanken, auch in dieſer Angelegenheit entſchieden hat, berichten wir noch, um eines früheren, in dieſen Blättern aber nicht erwähnten Mißverſtändniſſes nebenher zu gedenken, daß zu der wohlverdienten Theilnahme für Weber's Familie beſonders zwei hieſige Freunde deſſelben hingewirkt haben, denen ſpäter auch der Hr. General-Direktor Spontini beitrat. — Das Haus war ganz beſetzt und der Enthuſiasmus für die Verdienſte des uns ſo früh Entriſſenen zeigte ſich in voller Kraft, die von der vortreflichen Ausführung der Oper — mit Ausnahme einer Rolle, die, trotz dem zu ehrenden beſten Willen, dem Weſen und den Talenten der Künſtlerin nicht entſprach — noch erhalten wurde. Die vorzüglichſten Mitglieder des Opernperſonals waren thätig und ſelbſt Hr. Bader verſchmähte es nicht, im Chor auf zu treten, was mit Recht dankbar anerkannt wurde. — Die im Königſtädtiſchen Theater nun zur Aufführung gekommene „weiße Dame", Text von Scribe, Muſik von Boieldieu, fand den entſchiedenſten Beifall des Publikums und die einzelnen Anfechtungen der Beurtheiler werden ihn nicht hemmen, obwohl auch die ehrliche Kritik gewiß recht thut, wenn ſie ihr Urtheil nicht ohne Weiteres dem der Menge unterwirft. Das Sujet hat an ſich viel Anſprechendes, iſt aber zu leicht behandelt. Empfindung, die eigentlichſte Baſis der Muſik, muß hier die untergeordnete Stelle übernehmen, während doch Heiterkeit und Komik, die mehr Zweck zu ſeyn ſcheinen, auch nur ſchwach hervor treten. Nächſtdem ſpielt die weiße Dame von dem Augenblick an, wo ſie erfährt, ſie hat es nicht mehr mit dem an Geſpenſter glaubenden Dikſon zu thun, mehr für ſich ſelbſt als für Andere Comödie, und kann nun offenbar nicht die Heldin des Stücks bleiben. Dies wird jedoch ſolchen Muſikfreunden gleichgültig ſeyn, die den Operntexten nicht ſowohl Freiheit, vielmehr G l e i c h h e i t zugeſtehen, die nämlich meinen, es ſey dabei durchweg geſtattet, die Handlung nicht zu motiviren — und freilich haben ſie den Hauptgrund für ſich: daß die Oper überhaupt nicht durch Natur und Wahrheit motivirt werden kann. Ja, der Refer. ſelbſt würde davon ſchweigen, wäre hier wirklich dem Componiſten gut vorgearbeitet; wenn aber dies — wie ſchon geſagt — zu verneinen iſt, dann hat der Verfaſſer vor ſeinem Richterſtuhl Recht. Boyeldieu errang indeß um ſo mehr Verdienſt, da er wenigſtens jeden für die Muſik zu gewinnenden Moment meiſterhaft benutzte und ſo allerdings eine bedeutende Eigenthümlichkeit in ſein Werk brachte. Wer ungern bemerkt, wie gering die Zahl der Einzel-Geſänge iſt, der wird dies vergeſſen, wenn er die herrlichen Chöre, die vortreflich durchgearbeiteten mehrſtimmigen Geſänge und Finale's hört und auf die charakteriſtiſche Inſtrumentirung achtet, die zwiſchen neuitalieniſcher Armuth und neudeutſcher Künſtelei den genialen Mittelweg traf. Vor Allem aber wirkte das Lied der Ritterſchaft von Avenel, weil es auf ein unvergängliches Gefühl, auf die Erinnerung an eine glückliche Jugendzeit gegründet und von dem Componiſten echtkünſtleriſch dem Ganzen verwebt iſt. — Die Darſtellung geht ſicher und gerundet, beſonders war dies in der zweiten Aufführung der Fall, wo Demoiſ. Sontag die „Anna" mit geſteigerter Kraft ſang, während ſie in der erſten, vielleicht von der Anſtrengung der Proben erſchöpft, ſich ihrer Bedeutſamkeit nicht ganz bewußt ward. Auch ihr Spiel entfaltete ſich bei der Wiederholung freier und kräftiger und gewann ſich den Preis vor Allen. Hr. Jäger („Georg") glänzt als Sänger und erfuhr es durch ſtürmiſchen Beifall, daß er ſchon zu einem Liebling unſers Publikums geworden iſt. Wie beinahe alle Rollen dieſes Werks, beweiſet auch die des „Georg", daß man in Paris für die mittlere Oper faſt mehr auf den S c h a u ſ p i e l e r als auf den S ä n g e r rechnet, für wirkliche Sänger ein ſchlimmer Umſtand. Hr. Jäger bewies aber im Spiel bei weitem mehr Routine als ſonſt und erhielt auch dafür laute Zeichen der Anerkennung. Dergleichen nehmen hoffentlich beide Theile nicht für Beweiſe einer vortreflichen mimiſchen Durchführung; es ſind Merkmale gegenſeitiger Annäherung, von Seiten des Sängers erleichtert durch ſichtbare Fortſchritte, von Seiten des Publikums durch den Gedanken: wir erkennen den beſten Willen und die unabläſſige Bemühung um Ergänzung der Künſtlerſchaft. Hr. und Mad. Wächter, „Gaveſton" und „Jenny", ſo wie Hr. Liſt, „Dikſon", wirken in ausgezeichneter Weiſe zu dem Reſultat einer höchſt verdienſtlichen Darſtellung, die dem Königſtädtiſchen Theater in allen Theilen wie im Ganzen zur Ehre gereicht. E—w.

— Am 8ten Nov. war im Königl. Schauſpielhauſe die erſte Darſtellung von: „Rafaële, Trauerſpiel in fünf Akten, nach einer neugriechiſchen Sage, von E. Raupach". So der Theaterzettel, der eine Merkwürdigkeit hat, nämlich die A k t e, da ſonſt der Vorſtand dieſes Theaters mehr Verſtand in den „Abtheilungen" findet. Deutſchthümlicher Sprachreinigung wird dies wohl nicht ſeyn ſollen, denn ſchon „das Comitée" läßt an dergleichen nicht denken. Genug, „Rafaële" hat A k t e, wahrſcheinlich, weil der Dichter es ſo wollte und wir loben ihn deshalb, ſo lange nicht ein weniger unpaſſendes Wort als „Abtheilungen" dafür geboten wird. — Der Stoff zu genanntem Trauerſpiel findet ſich in einem Gedicht, das, neulich auch in's Deutſche überſetzt, gewiß ſchon Vielen bekannt geworden iſt. Der Gedanke, wie ein türkiſcher Handelsherr, aus Liebe zu ſeinen Kindern, ehrgeizig nach hohem Range ſtrebt, wodurch beide Kinder als Opfer fallen, iſt an eine Begebenheit geknüpft, der ein wahrhaft tragiſcher Inhalt nicht fehlt. Doch würde, nach des Refer. Anſicht, die einfachſte Behandlung hier die wahrſte geweſen ſeyn. Die Begierde nach dem Theater-Effekt macht die Innigkeit des Stoffes ärmer und ſelbſt die Einmiſchung der neueſten politiſchen Ereigniſſe kann wohl durch Beihülfe der gelegentlichen Stimmung augenblicklich, niemals aber gültig wirken. Der jetzige Kampf zwiſchen Türken und Griechen betrifft zu großartige Intereſſen, als daß es nicht verletzend ſeyn ſollte, ſie nur gebraucht zu ſehen, um ein Liebespärchen ſchneller zu vereinen, beſonders da der junge Grieche, der ſeinem Enthuſiasmus für ſein Vaterland Aufſchub gewährt, damit er ſeiner Liebe nachjagen könne, nicht ſo gezeichnet iſt, daß man an eine e r ſ t e überwältigende Liebe glauben dürfte. Seine klugen Maaßregeln und galanten Wendungen machen ihn vielmehr zu einem Routinier in den Liebes-Verhältniſſen, dem der Patriotismus auch nur Hülfsmittel wird, ſeinen Zweck raſcher zu erreichen. Die erſte Hälfte des Stücks, obwohl namentlich die Geſpräche zwiſchen dem Handelsherrn Abdallah und ſeinem Diener zu wortreich danach ſtreben, das türkiſche Weſen zu ſchildern — deſſen dichteriſcher Zuſammenhalt noch ſehr durch die Schulſtrenge leidet — hat eine ſichere Bahn und bezeugt Verſtand und Talent, weniger dichteriſches Gefühl. Von dem Moment aber, wo die Liebenden auf dem Altan ſcheiden, drängen ſich die Reminiſcenzen und neben einzelnen geiſtvollen Lichtblicken herrſcht ein monotones Gewimmer. Von jenem Scheiden an verliert das Stück die Totalwirkung; das gleichzeitige Sterben des jungen Griechen und des Osmin (Abdallahs Sohn) ſtreift an der tragiſchen Wirkung vorbei und es folgen nun der Greuel ſo viele, daß die höchſte Dichterkraft, vereint mit der geläutertſten Erfahrung des Dramatikers, nothwendig wird, um den Zuſchauer nicht zur Mißempfindung kommen zu laſſen, was diesmal dem mit vollem Recht ſehr geſchätzten Verfaſſer nicht ganz gelungen iſt. In der Darſtellung zeichneten ſich Hr. Wolff (der junge Grieche) und Mad. Stich („Rafaële") am meiſten aus. Hrn. Devrient („Abdallah") kann Refer. nur in den erſten Akten loben; in den letzten übertrieb er die Anſtrengung und nahm ſeinem Schmerz Würde und Wahrheit. Hrn. Beſchort ſagt die Rolle des „Kadi" nicht zu; da Abdallah ſo oft über die Tücke und Feindlichkeit des Kadi klagt, und im Stück ſelbſt die Begründung dieſer Eigenſchaften nicht recht deutlich wird, müßte wohl der äußere Eindruck nachhelfen; dem widerſtrebt aber ſchon der herzliche Ton des genannten Künſtlers. Im Allgemeinen war jedoch die Darſtellung der Königlichen Bühne würdig, was auch beifällig anerkannt wurde. —*.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 17. November. 183ſtes Blatt.

Wägen und Wagen.

Es iſt fürwahr ein köſtlich Wort:
„Erſt wägen und dann wagen!“
Doch Wägen ſcheucht das Wagen fort,
Wenn wir in Allem zagen.

Kommt dir die Hülfe nicht ſogleich,
Iſt fruchtlos dein Berathen,
So wag' auch einen kühnen Streich
Und werde klug durch Thaten.

Wäg'ſt eine Stunde du zuviel,
Wo Wagen nur ſoll retten,
Dann biſt du Jahre fern vom Ziel
Und lieg'ſt in eig'nen Ketten.

D'rum wäge ſtill und wage laut;
Wer Beidem hier im Streben
Geſchickt und kecklich ſich vertraut,
Gewinnt das rechte Leben.

Franz Porta.

Wieland's Privatleben.

Merkwürdige Beſuche.

Matthiſſon.

Wieland trat eines Tages mit einem ſehr verdrießlichen Geſicht in ſeine Bibliothek und ſprach zu mir: „Wiſſen Sie, wer eben bei mir war? Matthiſſon!“ — „Ey!“ antwortete ich, „den möchte ich auch kennen lernen!“ — „Das ſollen Sie auch!“ ſagte W. „Aber hören Sie erſt, wie mir's mit ihm erging. Ich hatte ihn nie zuvor geſehen, und da fand ſich nun bei der neueſten Ausgabe ſeiner Gedichte ſein Bildniß: ein ſchöner Kopf mit einem ſehr geiſtreichen Geſicht. So ungefähr mußte er nach dem Geiſt ſeiner Gedichte auch ausſehen: und dieſes Bild von ihm ſchwebte mir vor, als ſein Beſuch mir gemeldet wurde und er zu mir eintrat. Aber welch eine Geſtalt! Faſt glaubte ich ein Geſpenſt zu ſehen. Ein bleiches, nichtsſagendes Geſicht, matte Augen, eine gemeine Geſtalt, ſo leblos und ſtarr — kurz, ich konnte mich in der Erſcheinung nicht zurecht finden und benahm mich ſo ungeſchickt, daß mein Anſehn und Verhalten auf Matthiſſon ſehr widrig wirken mußte. Wir konnten zu keinem ordentlichen Geſpräch kommen, und Matthiſſon empfahl ſich mit Eindrücken und Meinungen, die nicht fortdauern ſollen. Gehen Sie zu ihm, er logirt im Schwan; ſagen Sie ihm — ja, ſagen Sie ihm, daß er wohl wiſſen würde, welche ſonderbare Stimmungen Dichter zuweilen haben könnten, die jedoch als flüchtige, im Grunde weſenloſe Dinge an zu ſehen wären. Sagen Sie ihm, daß ich nicht ruhen könne, bis ich ihn wieder ſähe, daß ſich dann Alles ſchon finden würde, und daß, wie ſich von ſelbſt verſtände, mein Haus während ſeines Aufenthalts in Weimar das ſeinige wäre. Das Alles ſagen Sie ihm, und gehen Sie je eher je lieber!“

Ich eilte zum Schwan, und trat in eine Stube, wo Matthiſſon an einem kleinen Tiſche ſaß und ſchrieb. „Wenn Sie vielleicht“, ſprach ich nach einer Verbeugung, „über Ihren Beſuch bei Wieland ſchon etwas in Ihr Tagebuch eintragen möchten, ſo bitte ich Sie, damit noch ein wenig zu warten.“ — Matthiſſon ſtand betroffen auf und fragte: „Wer ſind Sie?“ — „Meine Perſon iſt hier gleichgültig“, erwiederte ich: „die Sache iſt, daß Wieland mich zu Ihnen ſendet mit einem Auf-

Digitized by Google

trage, deſſen ich mich nicht ohne Theilnahme meines Herzens entledigen kann." — Ich ſagte ihm unbefangen, was W. mir aufgetragen hatte, und ſetzte hinzu: „Sie können wohl denken, daß Wieland Sie liebt, und daß Sie auch übrigens hier nur Verehrer finden können." — Matthiſſon's Geſicht heiterte ſich mit einer unwillkührlichen Rührung auf, die auch mich ergriff. Sein bleiches Geſicht und mattes Weſen war natürlich; er hatte an einem Fieber gelitten, wovon ihm noch Schwäche zurückgeblieben war. Schon nach einer Stunde war er bei Wieland.

Schade, daß ſeine Schwäche ſeinen Geiſt nicht recht emporkommen ließ! Ich hörte bei einem Mittagsmahl ihn nur wenig ſprechen, und ſeine kleinen Mittheilungen waren ziemlich unbelebt. So erzählte er, daß der damalige Erbprinz von Gotha (Bruder des letztverſtorbenen Herzogs) in Genf zu ihm geſagt habe: „Sie haben ja wohl ein Gedicht über's Lack gemacht?" — Matthiſſon meinte, daß der Prinz den Lac (Genfer-See, von M. in einem ſchönen Gedicht beſungen) mit Lack verwechſelt habe. — „Ey", entgegnete Wieland, „der Prinz hat zuverläſſig gewußt, was er ſagen wollte. Er iſt ein Schalk, und macht gern Wortſpiele. Unlängſt erklärte er in einer Geſellſchaft bei unſerer Herzogin Mutter, daß er Alles wiſſe und könne; man ſalle ihn nur prüfen. Nach einigen andern, witzig oder burlesk beantworteten Fragen, fragte ihn die Herzogin, ob er auch Chineſiſch leſen könne? — „O ja, chineſiſche Erbſen!" erwiederte der Prinz.

Jean Paul Friedrich Richter.

„Kennen Sie einen Dichter, der ſich Jean Paul Friedrich Richter nennt?" fragte Wieland mich einsmals. — Ich ſprach: „Nein!" — „Kennen Sie alſo nicht den „Hesperus"? Oder haben Sie wenigſtens nicht die „Unſichtbare Loge" geleſen?" — „Nein!" — „Nun, ſo ſäumen Sie nicht, damit bekannt zu werden!" erwiederte Wieland. „Ich befinde mich in einem eignen luſt- und peinvollen Zuſtande. Ich leſe den „Hesperus", ein Dichterwerk, wie mir im Laufe meines bisherigen Lebens nicht vorgekommen iſt. Bald bezaubert mich hohe Genialität, eine Phantaſie mit mächtigen Adlersflügeln, und ein Gefühl, dem ſich das innerſte Menſchliche und Göttliches aufſchließt; bald beleidigt und empört mich eine bis zum Unſinn getriebene Ueberſpannung, Ungeſchmack, Albernheit und Gemeinheit. Zwanzig Mal habe ich das Buch unwillig weggeworfen, und immer muß ich's wieder zur Hand nehmen. Es iſt ein außerordentlicher Genius, der in dem Jean Paul Friedrich Richter auf unſere literariſche Bühne tritt. Ich ſagte vorhin, Sie ſollten nicht ſäumen, mit ihm bekannt zu werden; aber ich weiß nicht, was am rathſamſten ſeyn möchte. Shakſpeare hat ſchon Manchem den Kopf ein wenig verrückt, aber Jean Paul iſt noch viel fähiger dazu. Nehmen Sie ſich alſo in Acht!"

Jean Paul beſuchte Weimar zwei Mal, wie mich dünkt, ehe er ſich auf längere Zeit dort niederließ. Bei ſeinem erſten Beſuche war Wieland nach der Schweiz gereiſt. Ich lernte ihn im Schauſpielhauſe kennen, und bezeugte ihm das hohe Intereſſe, womit Wieland ſeinen „Hesperus" geleſen habe. Er fragte mich, ob ich deſſen auch gewiß wäre, und äußerte ſich nach meiner beſtimmten Verſicherung abgebrochen, faſt verwirrt. Die Oper „Don Juan" wurde gegeben, und Mozart's Muſik wirkte auf ihn ſehr ſtark. Ich ſprach zudem mit ihm im Zwiſchen-Akte bei unruhiger Umgebung, und erinnere mich noch folgender von ihm geſprochenen Worte: „Wieland's Beifall iſt viel; hab' ich ihn gefunden, ſo iſt's Glück. Was halten Sie von Mozart's Compoſition?" — „Sein „Don Juan" ſcheint mir das Größte, was ich von ihm kenne." — „Es iſt Geiſterſprache, und die Worte? Ich höre ſie nicht. Was ich ſchrieb, kömmt dieſer Muſik nicht gleich. Ich kann mir nicht genügen; und wer könnte das auch? Der Zwiſchen-Akt vergißt ſich: er iſt Spott des Stücks. Geiſt und Gefühl ſind unendlich. Der Stoff iſt Chaos, Geiſt und Gefühl ſind Weltſchöpfer."

Als Wieland ſpäterhin Jean Paul's perſönliche Bekanntſchaft gemacht hatte, äußerte er ſich auf meine Frage danach kurz und mit etwas Unluſt. „Er ſelbſt iſt wie ſeine Schriften!" ſprach W. „Man fühlt ſich bei ihm auf angenehme und unangenehme Art überraſcht, und nichts iſt ſchwerer, als ihm bei zu kommen. Er iſt zu ſehr Er ſelbſt, jedoch ein ſehr intereſſantes Original." — Bald nachher theilte mir W. etwas aus einem Geſpräch mit, welches er mit ihm gehabt hatte. W. hatte der griechiſchen Claſſiker als vorzüglicher Geſchmacksbildner erwähnt, und, wie er ſagte, „ſchöne Sachen über ſie hören müſſen." — Ich laſſe die alten Griechen gelten, was ſie ſind, habe Jean Paul geſagt; aber es ſind doch ſehr beſchränkte Geiſter. Welche kindiſche Vorſtellungen haben ſie von den Göttern? War's möglich, daß ſie dabei edlere und tiefere Gefühle der Menſchheit hatten? — „Ich erwiederte ihm", fuhr W. fort; „Sie wollen die Griechen gelten laſſen was ſie ſind? Aber was ſind ſie denn? Sie ſind eine Erſcheinung auf Erden, einzig in ihrer Art. Sie ſind die ſchönſte Blüthe und das vollkommenſte Urbild jugendlicher Menſchheitsbildung, ſo daß wir ohne Bedenken annehmen dürfen, alles Göttliche, welches die Menſchen auf ſolcher Bildungsſtufe zu empfinden und zu erſchauen vermögen, war auf ſie herabgeſtiegen, um in und mit ihnen zu leben und zu weben. Wo finden wir einen ſo heitern, lieblichen Jugendgeiſt der Menſchheit in ſo leichter, reiner, ſchöner Form ſich darſtellen? Gleicht er nicht der ewigen Jugend des göttlichen Phöbos Apollon?" — Aber, habe Jean Paul entgegnet, jene Jugendzeit iſt vorbei und wir ſind Männer geworden. Chriſtliche Titanen haben längſt den heidniſchen Himmel erſtürmt,

und die Götter deſſelben in den Tartarus hinabgeſtürzt. Ueber uns hat ſich ein unendlicher Gotteshimmel und unter uns eine unergründliche Tiefe der Menſchheit aufgethan. Paſſen dafür noch die kleinlichen Formen und Schönheitsſpielereien der alten Griechen? — „Mit einem Wort", ſetzte W. hinzu, „Jean Paul hält die Griechen für Kindsköpfe. Ich war nahe daran, mich über ihn zu ärgern, beſann mich jedoch noch zu rechter Zeit, daß er das Recht hatte, Er ſelbſt zu ſeyn, und daß das, was ich an ihm vermiſſe und was mich zuweilen toll machen möchte, von viel Hohem und Vortreflichem mehr als erſetzt wird. Einem Geiſte ſeiner Art griechiſchen Geſchmack beibringen wollen, hieße einen Mohren weiß waſchen. Er hat auch eine in der That göttliche Beglaubigung, zu ſeyn, was er iſt."

Wäre es nicht zu wünſchen, daß Jean Paul über W. ſtets eben ſo unbefangen und gerecht geurtheilt haben möchte? Oder vermochte er es nicht ſeinem Geiſte nach?

(Die Fortſetzung folgt.)

Reflexionen der Erfahrung.

Der Wunſch aller gefühlvollen Seelen iſt, unter den Menſchen leben zu können, ohne ſich von ihnen abſondern, ſie haſſen zu müſſen. Ein wohlthätiger Schleier hängt über unſern Jugendjahren, aber allmählig zeigt uns eine oft ſehr ſchmerzliche Erfahrung, daß unſer Streben, ein uneigennütziges Intereſſe bei den Menſchen für uns zu erwecken, vergeblich war. Welche Vortheile auch unſere bürgerliche Verfaſſung zu gewähren vermag, ſie ſind theuer genug mit dem Opfer wohlwollender Neigungen erkauft, deren herrlichen Keim der Allgütige in jedes Menſchen Bruſt legte.

Die Menſchen entarten, ſobald ſie, wie in Hauptſtädten und Reſidenzen, dieſen ungeheuren Steinhaufen, dicht zuſammen gedrängt ſind. Vor ihrem Blicke ſchwinden die Erzeugniſſe der Natur, die das Herz mit Dank für ihren Schöpfer erfüllen; ſie ſehen nur ihre eigenen Werke, welche dem Luxus dienen und die Rechtlichkeit untergraben. Mißtrauen, Dünkel, Herrſchſucht, Eigenmacht und Habgier, mit einem Wort, die Selbſtſucht ſchlägt hier ihren fürchterlichen Thron auf. Dieſe Geißel der Menſchen ſchwächt, löſt und bricht endlich alle Bande wahrer Geſelligkeit, welche allein das Leben zu verſchönern vermag. Es wäre ein vergebliches Bemühen, die von ihr vergifteten Seelen heilen zu wollen. Die Flamme der Empfindung iſt bei ihnen erſtickt, und kein Funke läßt hoffen, ſie wieder erwecken zu können.

Die Selbſtſucht iſt ſo allgemein verbreitet, daß ein rechtlicher Mann unmöglich in Ruhe und Frieden unter den Menſchen leben kann. Wagt er ein vielleicht ſtrenges, aber gerechtes Urtheil über ſeine Zeitgenoſſen, wozu ihm tauſend empörende Gegenſtände Stoff liefern, ſo begegnen alle die, welche ſich ſchuldig fühlen, jedem Vorwurf mit der Anklage: Weicht dieſem gefährlichen Menſchen aus; ſeine vergiftete Zunge kann nur verläumden. Fühlt er ſich aus Menſchenliebe geneigt, einzelne Schwächen zu entſchuldigen und der Wahrheit zu Ehren auch die guten Eigenſchaften böſer Menſchen heraus zu heben, dann entſteht oft noch ein ärgeres Geſchrei gegen ihn, da man ſich das Anſehen geben kann, für eine gute Sache zu ſtreiten und die Beſorgniß, den Kürzern zu ziehen, keine Mäßigung empfiehlt. Dann heißt es: Traut doch dieſem Heuchler nicht. Honig iſt auf ſeinen Lippen, aber Galle im Herzen. Er iſt beſtochen von jenen Laſterhaften, oder er fürchtet ſie. — Eine gänzliche Zurückhaltung im Urtheil über Andere, wenn gleich die Klugheit dieſelbe in den meiſten Fällen anräth, iſt oft nicht minder gefährlich. Es giebt Verhältniſſe im Leben, in welchen uns ſelbſt die verborgenſte Einſamkeit nicht vor Verfolgung ſchützt. — Nur die göttliche Liebe, oder eine geblendete Demuth, die entweder aus Einfalt hervor gegangen, oder zur Selbſtbezwingung angelernt iſt, oder auch die Furcht des eigenen böſen Gewiſſens vermag es, die Menſchen mit ihrer Selbſtſucht zu ertragen. Wäre der Geſchlechtstrieb nicht der unbezwinglichſte von allen, der Menſch würde es bald widrig, ja ſündlich finden, Seinesgleichen fort zu pflanzen.

Zu Moliere's Zeiten kannte man die Heuchelei nur in Betreff der Religion. Erſt ſeit unſern Tagen iſt es Mode geworden, unter dem Wort „Humanität" die ſchändlichſte Selbſtſucht zu verſtecken. Eine Schaar Unwürdiger, Dummköpfe und Speichellecker tritt unter die Fahne einiger Obern, welche beſtändig die Worte Humanität, Nachſicht, Tugend und Rechtſchaffenheit im Munde führen, und deren Ausſprüche von jenem Haufen als Orakel angeſehen weeden. Führt der Zufall einen rechtlichen Mann von Talenten unter ſie, dann iſt kein Auskommen mit ihm, und er muß hart dafür büßen, daß er nicht iſt wie ſie. Der Tonangeber übergebt die Verfolgungen gegen ihn mit Stillſchweigen, dies iſt hinreichend, ihnen kein Ziel zu ſetzen. Man neckt, verſpottet und verläumdet ihn auf alle Weiſe. Giebt der Rechtliche einige Blößen und iſt das allgemeine Urtheil endlich gegen ihn, dann erſt ſpricht der Meiſter der jetzigen Humanität einen ſcharfen Verweis aus gegen diejenigen, welche nur unter ſeiner Aegide ſich Alles erlaubten, um für ſich die Lobeserhebungen zu gewinnen: O der trefliche Mann, er übernimmt die Vertheidigung eines Menſchen, den die öffentliche Meinung ſchon längſt gerichtet, er hilft ihm mit Rath und That. Eine geiſtreiche Frau ſagte einſt über dieſen Gegenſtand: „Meine eigene Erfahrung hat mich gelehrt, wie ſehr der väterliche Ton der ſogenannten Männer von Welt zu fürchten iſt."

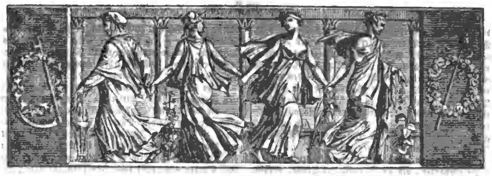
Ernſt.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſetzung.) Ueber W. Wach's: Bildniß der Prinzeſſin Friedrich der Niederlande (Nr. 95), iſt in dieſen Blättern früher ſchon berichtet. — Nr. 96 (Allegorie; Stiftung der chriſtlichen Kirche) fehlte auf der Ausſtellung, welches um ſo mehr zu bedauern iſt, da Refer., der das Bild im Attelier des Künſtlers meiſt vollendet geſehen, verſichern darf, daß es eine Zierde der Ausſtellung — auf der nur wenige größere Hiſtorien-Gemälde ſich befanden — geweſen ſeyn würde. — Nr. 97: Weibliches Bildniß, halbe Figur, ausgezeichnet ſchön in Zartheit der Ausführung, ſo wie ein männliches Knieſtück es in Kraft und markigter Pinſelführung iſt, gleich dem ſpäter eingeſandten Bildniß eines Generals. — Nr. 99: Zeichnungen und Entwürfe; geiſtreich gedacht und ausgeführt. — Nr. 101: Zwei Portraits, von Ludw. Wolf; die Gruppe eines alten Mannes, der ein Kind auf dem Schooße hat; eine wahrheitvolle Zeichnung. — Emma Mathieu hat unter Nr. 125 bis 130 mehrere Verſuche ausgeſtellt, die ein hübſches Talent verrathen; der jungen Künſtlerin iſt, da ſie ſich, wie es ſcheint, vorzüglich der Genre-Malerei widmet, zu rathen, daß ſie ſich derjenigen zarten Behandlung, Reinlichkeit und Färbung befleißige, welche dieſes Kunſtfach bedingt. — Von Eduard Eichens (Nr. 131): Chriſtus am Grabe, ruht todt am Schooße der von zwei Engeln unterſtützten Mutter. Dieſer Kupferſtich iſt in der Bearbeitung lobenswerth, nur wäre, beſonders im Nackten, mehr Weiche, und eine Behandlung, welche das Fleiſch beſſer noch ausdrückt, wünſchenswerth. Neben andern gut gearbeiteten Kupferſtichen hat Eichens (Nr. 315) eine Zeichnung: Familien-Zimmer, Nr. 316: Bildniſſe nach der Natur, geliefert, die Lob und Anerkennung verdienen. — Guſtav Lüderitz ſtellte aus (Nr. 132 bis 135): Kupfer-Abdrücke; (Nr. 136 und 137): Steindrucke; (Nr. 138 und 139): Zeichnungen, aus denen ein lobenswerthes Beſtreben hervorgeht. — Eben dies darf von den von Adolph Schrödter (Nr. 140 bis 142) und von Ludwig Bellon (Nr. 143 und 144) ausgeſtellten Arbeiten geſagt werden. — Nr. 147: Vögel und Inſekten nach der Natur, in Waſſerfarben gemalt, von Bernhard Wienker, erfüllen bedeutſam, was das Fach der naturhiſtoriſchen Malerei bedingt. — Nr. 158, von Bouterwek: Die Hirten finden das Kind Jeſu. Aus dieſem Bilde leuchtet im Allgemeinen ein Talent hervor, das aber noch Vieles zu ſeiner Ausbildung bedarf. Es iſt darin beſonders ein Vermiſchen älteren und neueren Styls, alſo noch ein Schwanken und Nichterfaſſen des Eigenthümlichen, bemerkbar. In den Köpfen herrſcht Mangel an ernſterem Studium, welches dem jungen Künſtler ſehr zu empfehlen iſt. Als erſter Verſuch verdiente das Bild Erwähnung. — Von Wilhelm Ahlborn (Nr. 164): Anſicht vom neuen Palais bei Potsdam, nach der Natur. Daß dem gewählten Gegenſtande treue Aehnlichkeit nicht abgehen werde, ſetzt Referent voraus und geht gleich zur Belaubung und Ausführung über, mit der es hier der Beurtheiler zu thun hat. Erſtere will ihm als höchſt gelungen erſcheinen; der Ton iſt warm, und in verſtändiger Harmonie, ohne Uebertreibung, markig und ſaftig bis vorne hin; die Behandlung, beſonders in der Mitte, der Größe des Gemäldes völlig angemeſſen; nur in den Fichten links ſcheint die Nachbildung der Nadeln nicht vollkommen treu und der Ton nicht ganz wahr aufgefaßt. — Weniger gelungen iſt die Landſchaft Nr. 165; beſonders die monotone Gebirgsmaſſe des Hintergrundes. — Nr. 166: Ein Bildniß, iſt brav. — Von Eduard Steinbrück: (Nr. 167): Ein Engel öffnet die Pforten des Himmels; ganze Figur. Eine wahre Engelsgeſtalt, wie ſie des Gläubigen frommer Phantaſie vorſchwebt, iſt hier durch äußere Form verſinnlicht. Dies Bild, in allen Theilen ſehr lobenswerth, iſt grandios gedacht und dem Gegenſtande angemeſſen durchgeführt. — Nr. 168: Sündenfall im Paradieſe. Eva, die von der verbotenen Frucht genoſſen, ſcheint Adam, den noch unentſchloſſenen, zu überreden, daß er Gleiches thue, welches, nach der Unſicherheit zu ſchließen, die in den Geſichtszügen Adam's ausgedrückt iſt, ihr gelingen wird. Die Gruppe iſt gut geſtellt, das Nackte ſtreng gezeichnet, das Bild zeugt von tiefem Studium und ernſtem Beſtreben, obgleich in den Verhältniſſen der Eva uns der Obertheil der Figur zum Untertheil, hauptſächlich von der Schulter zum Ellbogen, zu klein ſcheint. In der Farbe ſind die Figuren gut durchgeführt, doch dürfte mehr Friſche nicht ſchaden. — Nr. 169: Errettung der Danae, von Auguſt Hopfgarten. Der junge Künſtler erhielt für dieſes Bild, bei dem im Jahr 1825 von der Akademie veranſtalteten Concurs, unter den gebildetſten Zöglingen den Preis. Es iſt die erſte hiſtoriſche Darſtellung eigener Erfindung, welche er überhaupt bearbeitete, und zwar ohne Beihülfe ſeines Meiſters oder irgend eines Künſtlers, ſo wie anderer Hülfsmittel, als das lebende Modell und die Gliederpuppe. Daß hinſichtlich der Fertigkeit in der techniſchen Behandlung das Bild Manches zu wünſchen übrig läßt, in der Zeichnung ſich Schwächen finden, konnte, bei der Jugend des Künſtlers und bei einem erſten Werke dieſer Art, nicht in beſondere Anregung kommen; es galt hier mehr die geiſtige Auffaſſung des Gegenſtandes, die Durchführung deſſelben in der angemeſſenen Anordnung der Figuren und den Ausdruck in den Köpfen. So mußte dies Bild den Preis erringen, obgleich das von dem leider zu früh verſtorbenen äußerſt talentvollen Wegert ebenfalls zum Concurs gefertigte Bild (unter Nr. 214 ausgeſtellt) in mancher andern Hinſicht, beſonders in der ſchon ſehr ausgebildeten Fertigkeit bei der Behandlungsweiſe, dem Bilde Hopfgarten's vor zu ziehen war. Dem Letzteren mußte der Preis zuerkannt werden; denn nach der Aufgabe kann der für bildende Kunſt darſtellbare und bezeichnende Moment nur der ſeyn: wie Polidektes die Danae aufnimmt und dies iſt in dem beſprochenen Bilde der von dem jungen Künſtler gewählte, da im Gegentheil in Wegert's Bild Polidektes noch unentſchloſſen ſcheint, ob er ſie aufnehmen werd; daß Diktys, ſein Bruder, den Nachen an das Ufer heran zieht, deutet wohl auf die Errettung der Danae, ſo bleibt aber dennoch zweifelhaft. Auch in der Anordnung, ſo wie im Ausdruck der Köpfe — Polidektes grandios in der Auffaſſung, Danae äußerſt zart gefühlt — iſt das Bild Hopfgarten's dem des Wegert bei weitem vor zu ziehen. — Nr. 170: Erziehung des Jupiter auf der Inſel Kreta. Dies Bild, ebenfalls von A. Hopfgarten, zeigt Fortſchritte in der ſorgfältigen Behandlung, ſo wie in der Zeichnung des Nackten. Es iſt gut angeordnet, vorzüglich gelungen in Stellung und Gewand iſt die knieende Nymphe; es gefällt aber weniger als das vorhergehende. Dies mag wohl in der Wahl liegen. Mythologiſche Gegenſtände ſind dem Geſchmack unſerer Zeit weniger zuſagend, obgleich die Bearbeitung derſelben ſehr zur Ausbildung junger Künſtler empfohlen werden muß, da ſie Gelegenheit geben, ſich beſonders im Nackten zu üben. Auch vermiſſen wir in dieſem Bilde das Eigenthümliche, durch welches ſich das vorhergehende auszeichnet. (Die Fortſetzung folgt.)

Im aſiatiſchen Indien genügt es zur Seligkeit, wenn man kurz vor dem Tode noch den Namen irgend einer indianiſchen Gottheit anruft; ſelbſt wenn man ſein Lebelang der größte Böſewicht geweſen iſt, ein ſolcher Anruf hilft — und der Aſiate hat ſeinen Ablaß umſonſt. Indiſche Mythen erzählen auf die drolligſte Weiſe, wie die guten Geiſter das Recht haben, den böſen Geiſtern eine Seele, die ſich durch einen Anruf rettet, weg zu kapern! — Die armen böſen Geiſter können da zu nichts kommen, ſie werden immer um ihr Eigenthum geprellt! (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 18. November. 184ſtes Blatt.

Wieland's Privatleben.

Merkwürdige Beſuche.

Sophie La Roche.

Im Sommer 1799 beſuchte die verwittwete Frau Geheime Räthin von La Roche, Wieland's berühmte Jugendgeliebte, ihren alten Freund auf ſeinem Landgute bei Oßmannſtädt. Beide hatten ſich ſeit dreißig Jahren nicht geſehen, jedoch in der Zeit einen bald mehr, bald weniger lebhaften Briefwechſel mit einander geführt. Welchen litterariſchen Zeitraum (von 1769 an) hatte indeſſen Wieland durchlaufen, und ſeine Freundin mit ihm! Denn wer kennt nicht auch die Schriften dieſer edlen Frau, von ihrer „Sophie von Sternheim“ an? Wieland genoß eben einer ſehr glücklichen Lebenszeit. Sein lange gehegter und öfters ausgeſprochener Wunſch, ſein Alter im Schooße ſeiner Familie und in freier ländlicher Muße zu verleben, war erfüllt worden. Schon über ein Jahr lang lebte er auf ſeinem erkauften, angenehm gelegenen Gute, zwei Stunden von Weimar, und manche verſchönernde Anlage ſeines großen Gartens ergrünte und erblühte zu ſeiner innigen Freude.

Frau von La Roche war ſchon mehrere Tage zu Osmantinum — ſo pflegte Wieland ſeinen Landſitz zu nennen — als ich zum erſten Mal dort erſchien. Wie gern ich auch Zeuge ihres Empfangs und erſten Verweilens bei Wieland und den Seinigen geweſen wäre, ſo hielt mich doch, bei aller Freiheit, zu kommen, eine Ehrfurcht zurück, die mir den Umſtänden angemeſſen zu ſeyn ſchien. Am ſiebenten Tage nach der Ankunft der Frau von La Roche erhielt ich, bei Ueberſendung einiger ab zu gebenden Briefe, folgendes Billet von Wieland:

„Aber wie kömmt es doch, daß Sie an keinem dieſer letzten Tage nach Osmantinum kamen? Sie wiſſen ja, was Alles Sie hier finden würden. Fühlen Sie ſich denn gar nicht hierher gezogen? Ich in Ihrer Stelle wäre längſt hier geweſen. Oder glaubten Sie, meine beſondere Einladung abwarten zu müſſen? Ich ſehe es immer lieber, wenn Sie von Ihrem eigenen Herzen ſich leiten laſſen.“

Nun eilte ich nach Osmannſtädt, und ergoß vor Allem mein Herz gegen Wieland. „Ich bin“, ſprach ich, „in Gedanken faſt immer hier geweſen, glaubte aber, in der erſten Zeit perſönlich nicht kommen zu dürfen. Es iſt lauter Ehrfurcht und Liebe für Sie und für Ihre, nach langer Zeit zu Ihnen wiedergekehrte Freundin, was mich mit innerer Gewalt zurück hielt.“ — Wieland drückte mir die Hand und führte mich zur Frau von La Roche. „Dies iſt mein junger Hausfreund, deſſen ich ſchon erwähnt habe!“ ſprach er, und entfernte ſich ohne weiteres in ein Seitenzimmer. Da ſtand ich vor der ſo merkwürdigen Frau, mit der ich im Geiſte mich oft beſchäftigt hatte! Sie war von ſehr ehrwürdigem Anſehen, und ſchlicht, wie in halber Trauer, gekleidet. Ich verneigte mich vor ihr mit einiger Verlegenheit, die ſie durch ein Paar mit herzlichem Ton geſprochene Worte leicht zu heben wußte. Sie befragte mich über mein Vaterland, über meine Stu-

Digitized by Google

dien, wie ich mit Wieland bekannt geworden u. ſ. w. W. hatte ihr auch meine Verdeutſchung des „Orlando furioso“ vorgelegt, und ſie ſagte mir etwas darüber, worauf ich erwiederte, daß dieſe meine Arbeit, obgleich mit Liebe angefangen, nicht vollendet werden würde, indem Andere ſich berufen fühlten, ſie mit größerer Verskunſt, als ich beſäße, zu übertreffen. Sie äußerte ſich über den Geiſt des Arioſto und Taſſo mit Kunſtkennerſchaft, und meinte, daß derſelbe ſich auch von geübten Verskünſtlern ſchwerlich in regelmäßige deutſche Stanzen würde einfangen laſſen. *)

Es war gewiß eine Aufforderung zu einer Menge ſtiller Gedanken, als ich Wieland bei Tiſche, Sophie La Roche zur Rechten und ſeine Gattin zur Linken, Beide einander gegenüber, ſitzen ſah. Die ſo inhaltsreiche innere und äußere Geſchichte Wieland's und ſeiner Freundin von 1750 bis 1799, von Biberach bis Osmannſtädt, ging vor meiner Seele vorüber. — „Iſt Ihnen geſtern nicht das „Journal de Francfort“ zugeſchickt worden?“ fragte W. mich plötzlich, ohne Zweifel, um mich aus meiner bemerkten Zerſtreuung zu ziehen. Faſt Alle ſahen mich an, und ich erwiederte lächelnd, der Wahrheit gemäß: „Ich war eben in das „Journal d'Osmanstedt“ vertieft!“ — „Ach!“ entgegnete W., „Sie ſind vermuthlich der Redakteur deſſelben!“ — „Ja“, ſprach ich; „es wird jedoch nur in meiner Seele gedruckt!“ — „Sie überließen ſich alſo Gedanken über Wieland und meinen Beſuch bei ihm?“ fragte Frau von La Roche. — „Ja!“ erwiederte ich. „Und wo könnte es auch in ganz Deutſchland eine Zuſammenkunft geben, die Geiſt und Herz ſo anſpräche?“ — Ueber dieſes und anderes Geſpräch wurde das „Journal de Francfort“ vergeſſen.

Wieland war in den Unterhaltungen, wovon ich Zeuge war, eben ſo heiter als geiſtreich, und bewies eben ſo viel Feinheit als Lebhaftigkeit, eben ſo viel Zartſinn als Scharfſinn, ſo daß ich nicht umhin konnte, in dem Weſen der Frau von La Roche einen Mißklang damit zu empfinden. Dieſe ſprach nämlich meiſtentheils in einem etwas feierlichen, oder zu gewichtigen Ton, und zuweilen mit einer Empfindſamkeit, die das richtige Gefühl zu verfehlen oder zu überbieten ſchien. — Niemand konnte dieſes beſſer bemerken als Wieland; aber wie reizbar er ſonſt auch bei Verletzungen der Natur und Wahrheit zu ſeyn pflegte, bei ſeiner alten Freundin hielt er ſich in immer zarter Faſſung. Das Aeußerſte, was er dann und wann ſich erlaubte, war, daß er ein wenig in ſich gekehrt ſchwieg und das Geſpräch auf andere Gegenſtände lenkte.

„Es iſt wahr“ — ſprach Wieland, an einem ſchönen Sommer-Abend, mit ſeiner Freundin und einem Theil ſeiner Familie (und mit mir) auf dem Blumenplatz vor dem Garten-Saale bald ſitzend, bald wandelnd — „das vom Ilmthal ſich erhebende Landſtück mit dem Dorfe oben nimmt ſich im röthlichen Schein der Abendſonne mit dem in Schatten verſinkenden untern Garten nicht übel aus; und dazu das ſtille Luftmeer von zwitſchernden Schwalben und ſumſenden Käfern durchſchweift, und die uns umwebenden Blumendüfte —!“ — „O, es iſt himmliſch!“ rief Frau von La Roche. — „Aber“, fuhr W. fort, „was iſt es gegen Ihre Maingegenden bei Offenbach, vollends wenn der Abend ſie mit Sonnenglanz und bezaubernden Farbentinten übergießt?“ — „Warum gedenken Sie dieſer in Ihrem Osmantinum?“ entgegnete Frau von La Roche. „Ich bin mit meinem ganzen Herzen hier, und empfinde die Schönheit der Natur, als wenn ſie bloß ihrem großen Freunde, meinem Wieland zu Liebe, ſich in himmliſche Schönheit kleidete. Was ich hier empfinde, kann ich bei Offenbach nicht empfinden!“ — „Alſo“, entgegnete W., „hat die Natur ihre hieſige Schönheit Ihrem Herzen zu danken, und ich ſchließe ihrem Danke mich an. In der That, wir bedürfen wenig von außen, wenn wir von innen reich ſind; und mich dünkt, das waren wir ſchon im Angeſicht des St. Martin-Kirchhofes in Biberach und an dem Rande der unberühmt ſchleichenden Riß.“ — „Vor neun und vierzig Jahren!“ ſprach Frau von La Roche mit eigenem Ausdruck. — „Das iſt länger, als ich denken kann!“ fiel Wieland's Gattin ein. „Mir iſt wirklich, als könnt' ich nicht länger denken, als ſeit ich meinen Mann geheirathet habe!“ — W. reichte ihr mit herzlichſter Freundlichkeit die Hand und wandelte mit ihr und ſeiner alten Freundin langſam unter den Blumen umher. — Das vorige Geſpräch war durch die naive Aeußerung der Frau Hofräthin unterbrochen und beendet.

„O, der herrliche Blumenkorb!“ ſprach Frau von La Roche nach einer Weile. „Blume an Blume drängt ſich hervor, in enger, traulicher Verbindung; und ſie ſind doch ſo verſchied'ner Art! Sollte es mit den Menſchen auf Erden nicht eben ſo ſeyn?“ — „Sie meinen“, erwiederte Wieland, „die Menſchen auf Erden, wie verſchieden ſie auch äußerlich und innerlich, in ihrer Art, in ihrer religiöſen und bürgerlichen Bildung und in ihrem geſellſchaftlichen Leben ſeyn mögen, ſollten doch in Frieden und Liebe bei einander wohnen?“ —

*) In wie weit dieſes unſerm Gries und Streckfuß gelang, iſt den Kennern bekannt. Meine Arbeit, wovon 2 Theile in Zürich bei Orell, Geßner und Compagnie unter dem Titel erſchienen: „Orlando der Rasende, in reimfreien jambischen Stanzen, mit Anmerkungen und vorausgeschicktem Auszuge des Orlando Inamorato“, hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie der erſte Verſuch einer metriſchen Verdeutſchung des Arioſto war, und vielleicht manche nicht unintereſſante Anmerkungen enthält, die ſich aus meinen reichen Hülfsmitteln unſchwer ſchöpfen ließen.

Digitized by Google

„Ja; und wäre das nicht eine ſchöne Blüthe der Menſchheit?“ — „Ohne Zweifel“, ſprach Wieland; „und die Erde wäre auch als Blumenkorb groß genug, ſo daß die Menſchen, Völker und Individuen, darin blühen könnten, ohne einander auf zu reiben, oder ſich Luft und Sonne zu entziehen. Aber wie? Wenn der Grund und Boden für ſie nicht, wie für die Blumen in dieſem Gartenkorbe, überall guter Art und wohl gedüngt wäre, und ſie zum Theil auch aus Saamen von Unkraut, Wucher- und Giftpflanzen hervor wüchſen?“ — „So wäre es doch nicht der Natur und göttlichen Beſtimmung nach.“ — „Aber doch der wirklichen Geſchichte nach; und die Erſcheinungen derſelben, das, was ſie handgreiflich und bis zum Ueberfluſſe lehrt, muß doch wohl ſeinen Grund haben. Iſt es z. B. nicht oft die Religion ſelbſt, nämlich der Glaube, der das Göttliche gefaßt zu haben und tüchtig zu handhaben vermeint, was die Blüthe der Menſchheit verhindert, und ſogar in heiliger Blüthe zu ſtehen wähnt, wenn es Menſchenliebe in Menſchenhaß und Menſchenmord verkehrt? Oder wie könnte die Menſchheit erwachſen und blühen, wenn der Sultanismus wie ein glühender Samum über ſie hinfährt, und die abſcheulichſten Unholde und Menſchenhenker für Götterſöhne, oder für Vettern der Sonne und des Mondes, oder für wirkliche Statthalter Gottes auf Erden gelten?“ — „O!“ ſprach Frau von La Roche lebhaft, „Sie erinnern mich an Dinge, die ich gern vergeſſe. Die ganze Erdkugel mit dem mannigfachen auf ihr herrſchenden unſeligen Wahnglauben iſt zu groß und weit, als daß mein Herz ſie in ſich faſſen könnte. Wir könnten doch wie dieſer Blumenkorb blühen, wir und alle gute Menſchen.“ — „Ja, ja!“ erwiederte Wieland, „und Ihr Herz führt uns hiermit auf den rechten Fleck. Im Kleinen gelingt, was im Großen nicht gelingen würde; und ein Familien- oder Freundeskreis, der einem ſchönen Blumenkorbe gleicht, iſt gewiß eine Zierde und ein Glück der Menſchheit.“ — „Und blüht im Garten Gottes!“ ſetzte Frau von La Roche hinzu.

Als ich ſie zum letzten Mal in Osmantinum ſah, ſprach ſie zu mir im Lindengange: „Nach dieſen mit Wieland verlebten Tagen iſt mir, als hätte ich der Welt noch viel zu ſagen. Mein alter Freund wird mit immer noch jugendlichem Geiſte neue Meiſterwerke ſchaffen; aber ich? Ich ſollte wohl nichts mehr ſchreiben; und doch fühle ich's, daß ich noch viel auf dem Herzen habe. Es fodert mich auf, zu eilen, weil meine Zeit vielleicht recht bald abgelaufen iſt. So viel iſt gewiß, ich habe mit Wieland zum letzten Mal auf Erden gelebt; und was wir in früher Jugend ſo herzlich glaubten, ja, ich hoffe, es wird geſchehen. Wir werden in Gottes höheren Welten uns wiederſehen!“ — Der Ton, womit ſie dieſe Worte ſprach, drang in mein Innerſtes. Ich küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, und ſprach von Herzen: „Auch ich hoffe, Sie wieder zu ſehen!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Blattern-Impfung.

Die franzöſiſchen Miſſionaire berichten, in ihren Lettres curieuses et édifiantes, daß die Blattern-Impfung in China ſeit undenklichen Zeiten eingeführt iſt. Die chineſiſchen Aerzte nannten dieſe Vorrichtung *semer la petite vérole.* Der Jeſuit P. Entrecolles erzählt unter Anderem, der Kaiſer von China habe 1724 ſeinen Leibarzt nach der Tartarei geſchickt, um die künſtlichen Blattern zu ſäen. Der Erfolg ſey der beſte geweſen; die Impfer wären mit Pferden und Pelzwerk (den gewöhnlichen Geſchenken der Tartaren) zurück gekommen. — Auch im Fürſtenthum Wales (in England) iſt die Impfung ſehr alt. Lange, ehe ſie in Europa eingeführt war, hatten die jungen Schulknaben die Sitte, eine reife Blatterbeule mit einer Nadel auf zu ritzen, und die Materie für 2 — 3 Pence zu verkaufen. Oft begnügten ſie ſich, mit ihrem Blatterarm einen geſunden zu bereiben, und den Stoff ſo mit zu theilen. — Der erſte Gebrauch hieß allgemein „Blattern-Kauf.“

Chaſtel.

In ein Stammbuch.

Wenn wir mit der Hoffnung koſen,
Wahren wir des Lebens Zeit
Vor dem ewig ſchonungsloſen
Abgrund öder Wirklichkeit.

Bleibet dann vergang'nen Tagen
Ihre wohlerworb'ne Nacht,
Hemmen nicht verlor'ne Klagen
Uns des Augenblickes Macht.

Doch wenn ſie, geſchärft vom Leiden,
Trübt der Zukunft Morgenroth,
Dann laß' uns den Kampf nicht meiden
Mit dem Schmerz und mit der Noth.

Von des Schickſals feigem Streben
Ford're deiner Hoffnung Stab,
Und im Kampfe nimm vom Leben,
Was es treulos dir nicht gab.

A. Münde.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſetzung.) Nr. 174: St. Petrus, von Joſeph Gotthard. Die Figur iſt gut gedacht und in einem edlen Styl (beſonders im großartigen Faltenwurf bemerkbar) durchgeführt, das Colorit warm, die Ausführung ſorgſam in allen Theilen, ohne die Total-Wirkung zu ſtören. Nicht ganz einverſtanden ſind wir mit dem Ausdruck in dem übrigens brav gemalten Kopfe des Apoſtels; es ſcheint das Charakteriſtiſche des Petrus, wie es der Phantaſie durch die heilige Geſchichte gegeben iſt, nicht zu erreichen. — Gleiches — aber auch im Lobe — dürfte von St. Paulus, von Däge (Nr. 184), geſagt werden können. Beide Apoſtel ſind

Digitized by Google

Nebenbilder zu Nr. 167, und die drei Gemälde zuſammen gewähren einen impoſanten Anblick. — Friedrich Kühne hat unter Nr. 177 ein gelungenes Bildniß geliefert. — Nr. 189: Dädalus und Ikarus, von Adolph Siebert, ein erſter Verſuch des jungen mit Talent begabten Künſtlers, berechtigt zu guten Erwartungen. In der Zuſammenſtellung erſcheinen beide Figuren zu vereinzelt, ſind aber brav gezeichnet und bezeugen ein tüchtiges Studium des Nackten; auch in der Farbe, der vielleicht etwas mehr Friſche zu wünſchen wäre, ſind ſie gut durchgeführt und überhaupt iſt der Ton naturgemäß. Auch des Künſtlers eigenes Bildniß (Nr. 191) iſt lobenswerth. — Nr. 217: von Carl Duncker. Sein eigenes Bildniß. Lobenswerth, beſonders in dem Beſtreben, die Natur in der Darſtellung treu wieder zu geben. — Nr. 218: Moment aus der letzten Scene von Goethe's „Fauſt“, von Theodor Hildebrandt. Der ſehr talentvolle junge Künſtler hat in dieſem Bilde, beſonders hinſichtlich der Beleuchtung und Färbung, ſehr Verdienſtliches geleiſtet; mit der Compoſition können wir uns nicht unbedingt befreunden. — Nr. 219: Lear beklagt den Tod der Cordelia. Die Stellung des Lear ſcheint uns (wie die Compoſition von Nr. 218, doch hier weniger auffallend) mehr dem Theater, wo ſie momentan von Wirkung ſeyn kann, als einem Bilde, wo ſie bleibend wird, an zu gehören; uns wäre im Ausdruck ein der Verzweiflung folgender dumpfer, niederdrückender Schmerz paſſender; er würde den Beſchauer dauernder an das Bild feſſeln. Außerdem haben die Züge des Kopfes etwas weinerliches, welches nicht hieher gehört; denn man möchte ſich ſchwerlich einen Lear, wie ihn Shakſpeare ſchildert, ſo denken können. Beſſer war es, wenn H. bei dieſem Bilde die Portrait-Aehnlichkeit, welche die Phantaſie beſchränkt, vermied und nicht die heftige Leidenſchaftlichkeit eines Einzelnen feſthielt, ſondern auf einen poetiſchen Geſammt-Ausdruck dachte. Die Figur der Cordelia befriedigt ſowohl in Stellung als Ausdruck; auch iſt das Bild hinſichtlich der Bearbeitung und der guten Harmonie des Ganzen ſehr verdienſtlich, und dem jungen Künſtler zur Ehre gereichend. — Nr. 220: Boas und Ruth, von Julius Hübner. Dieſes Bild darf zu den vorzüglichſten Gaben ſolcher jungen Künſtler gezählt werden, die bei dieſer Ausſtellung ein hohes Intereſſe in Anſpruch nehmen, indem ſie uns Bürgen eines ſchönen Fortwirkens vaterländiſcher Kunſt ſind. Es iſt in allen ſeinen Theilen ſehr lobenswerth: das Ganze bildet eine ſchön zuſammengeſtellte Gruppe und bezeichnet den Gegenſtand, ſo weit er durch bildliche Darſtellung erreicht werden kann. Die Zeichnung iſt meiſt correkt, der Faltenwurf in gutem Styl, der Ausdruck in den Köpfen wahr, und in der Form, namentlich bei dem der Ruth und des Boas, idealiſch. Die Carnation dürfte heller gehalten ſeyn, beſonders da die Handlung im Freien vorgeht; auch mehr Friſche, hauptſächlich in den jugendlichen Figuren, könnte nicht ſchaden; doch iſt das Ganze in ſich ſo harmoniſch gehalten, daß man unwiderſtehlich dadurch angezogen wird. — Nr. 221: Zeichnung aus Arioſto's Orlando furioso, auch von Hübner, iſt genial und lebendig in der Erfindung. — Nr. 224: Bildniß nach der Natur, von Caroline Louska, gut in Ausführung und Farbe. — Nr. 225: Ein betender Engel, von derſelben. Dies Bild zeichnet ſich durch den tiefgefühlten und trefflich wiedergegebenen frommen Ausdruck, ſo wie in der Harmonie des Ganzen, ſehr vortheilhaft aus. — Nr. 226: Odyſſeus und Leukothea, von Heinrich Mücke, iſt, als erſter Verſuch, trotz mancher Mängel, welche das Bild enthält, wegen des darin ſich andeutenden Talents zu erwähnen; Studium kann hier zur Künſtlerſchaft führen. — Nr. 228: Männliches Bildniß, von Wilhelm Nerenz; brav. — Karl Sohn hat, in einem männlichen Bildniß (Nr. 229), ganz Vorzügliches geleiſtet. — Nr. 241: Das Treffen bei Möckern vor Leipzig, von Raymund de Baux. Dies Bild iſt gut componirt, lebendig in der Darſtellung und die Behandlung, beſonders im Mittelgrunde, lobenswerth. Der Ton des Ganzen giebt ſich etwas zu röthlich, was der Künſtler wohl durch das Feuer des brennenden Dorfes für motivirt hält; da aber Tagesbeleuchtung herrſcht, möchte es nicht gerechtfertigt werden können. — Nr. 242: Fürſt Poniatowsky findet ſeinen Tod in der Elſter (auch von de Baux). Dieſes Bild hat in der Compoſition, im Ton und in der ſehr ſorgſamen Ausführung Verdienſtliches. — Nr. 255: Maria in einem Garten, neben ihr Chriſtus und Johannes, mit einem Lamme ſpielend, von Heinrich Beck. Ein ſehr liebliches Bild in der Zuſammenſtellung, auch in allen Theilen mit vieler Zartheit ausgeführt. Die Zeichnung iſt meiſt correkt, der Faltenwurf in gutem Styl, die Carnation natürlich, obgleich wir darin mehr Verſchiedenheit an den beiden Kindern, die beſonders graziös geſtellt ſind, wünſchen. — Nr. 256: Ein Chriſtuskopf, von demſelben, ſehr ausgeführt. — Nr. 257: Ein Studium, nach Gyps gemalt, von Franz Schubert, zeigt Geſchicklichkeit. — Nr. 263 — 271: Landſchaften von Karl Blechen, Dekorations-Maler. In den Arbeiten dieſes Künſtlers weht ein origineller Geiſt und eine ergiebige Phantaſie. Sie ſind von verſchiedenem Werthe, und es wäre zu wünſchen, daß der Eindruck des wahrhaft Guten nicht oft durch große Schwächen getrübt würde. Der erſte Rang gebührt der Nr. 265, die Ruinen einer Kirche darſtellend. Schon zu der vorigen Ausſtellung hatte Blechen ein ähnliches Sujet bearbeitet, und es war ihm gelungen; die hier beſprochene Darſtellung iſt aber bedeutender. Das Verwittern des Steins, das Entſtehen von Sumpf und Moraſt in dem Innern eines faſt ganz zerfallenen Gebäudes läßt ſich nicht beſſer darſtellen; die Natur der Feuchtigkeit und Kälte iſt eindrucksvoll, und man gewahrt es, daß dies nur noch ein Aufenthaltsort für lichtſcheues Gewürm iſt. Eine an dieſem Orte ſchlafende Figur, als Staffage, macht einen unangenehmen Eindruck. Nr. 264 iſt zunächſt dem vorhergehenden Gemälde am beſten componirt. Hier iſt dem Künſtler abermals die Darſtellung einer von Regen und Gewitter durchnäßten Gegend vollkommen gelungen. Der Hügel links und der Felſen rechts ſind vortrefflich behandelt; für ein Staffelei-Gemälde könnte der Baum vor dieſem Felſen einen naturgemäßeren Baumſchlag haben. Die Staffage, wahrſcheinlich aus dem „Freiſchütz“ genommen, ſtört hier noch mehr, als im vorhergehenden Gemälde. Eine Scene aus Oſſian, ein Räuber-Anfall, oder etwas Aehnliches, würde beſſer in dieſe großartig gedachte Landſchaft eingreifen. Der Leuchtthurm im ſturmbewegten Meere iſt ein Gegenſtand, den Vernet oft glücklich behandelt hat; hier läßt er eine ſorgfältigere Behandlung vermiſſen. — Nr. 288 — 291: Bildniſſe von Louiſe Elonde; ſie gehören zu den vorzüglichen dieſer Ausſtellung. — Nr. 29?: Ein Familiengemälde, von derſelben, enthält viel Wahrheit in den Köpfen, welche aber, wie überhaupt die Figuren, von den zum Grunde des Bildes gewählten ſtark hervorſtechenden Nebenſachen zu ſehr verdrängt werden. — Nr. 295: Bildniß eines Knaben, von Cords, iſt vorzüglich ſchön und zeugt für den Beruf des Künſtlers zur Bildniß-Malerei. — Nr. 318: Eine Kindergruppe, von Erhard, iſt zwar ſorgfältig ausgeführt, ſpricht aber nicht an. — Nr. 319: Landſchaft nach der Natur, von Feldmann. Eine ſchön gemalte und betonte Luft, verſtändige Behandlung des Hintergrundes und glückliche Verbindung deſſelben mit dem gut zuſammengetragenen Vorgrunde zeichnen dieſe Landſchaft vortheilhaft aus. Nicht ganz befriedigen die Geſträuch-Maſſen links, die zu bunt zuſammengeſetzt, und die Behandlung der größeren Pflanzen, die etwas flach gehalten ſind. Recht brav finden wir die Bäume rechts, welche, in Schatten gelegt, vorausſetzen laſſen, daß irgend eine große außer dem Bilde befindliche Gebirgs-Maſſe die Strahlen der Sonne noch auffängt. (Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Bemerker Nr. 31. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker. No. 31. 1826.

Beilage zum 184ſten Blatte des Geſellſchafters.

Erwiederung.

So eben erſehe ich aus dem 29ſten Stücke des „Bemerkers" von d. J., daß der Redakteur der hieſigen „muſikaliſchen Zeitung", Hr. A. B. Marx, rückſichtlich meiner in einer andern Zeitſchrift abgedruckten öffentlichen Rüge in einem Hrn. Dehn ſeinen Vertheidiger gefunden hat. Dieſer ruft, da er fühlt, daß ſein unbekannter Name ſeinen Worten kein Gewicht verleihen könne, die Autorität Gottfried Weber's gegen mich zu Hülfe. Hr. Dehn behauptet, ich hätte ausgeſprochen:

1) daß Hr. A. B. Marx durch Zeitungs-Artikel den General-Muſik-Direktor Spontini ſtürzen, und ſich ſelbſt an deſſen Stelle dringen wolle, und

2) daß Hr. A. B. Marx gegen Gottfried Weber die Autorſchaft des von mir herrührenden Aufſatzes im erſten Jahrgange der „Berliner muſikaliſchen Zeitung": „Das Muſikfeſt zu Epburä", behauptet habe.

Gottfried Weber ſoll nun entſcheiden, und äußert ſich dahin, daß mich

ad 1. die Zeitung des Hrn. A. B. Marx, ſo wie deſſen Geſanglehre, an den Orten, wo Spontini gelobt wird, widerlege, und

ad 2. daß Hr. A. B. Marx ihm nur geſchrieben habe, die Idee zu dem Aufſatze: „Das Muſikfeſt zu Epbyrä", ſey von ihm gegeben geweſen.

Allein

ad 1. iſt es eine grobe Unwahrheit, daß ich in meinem Aufſatze über Hrn. A. B. Marx irgendwo geäußert, dieſer wolle Spontini durch Zeitungs-Artikel ſtürzen, u. ſ. w. Der Aufſatz ſelbſt widerlegt dieſe Behauptung des Hrn. Dehn, welche wahrſcheinlich nur dahin gerichtet iſt, mich lächerlich zu machen. Ich habe vielmehr dem Publikum, welches den Hrn. A. B. Marx, wenigſtens hier, wo er lebt, vollkommen kennt und würdigt, nur mitgetheilt, daß dieſer Redakteur nicht für die Kunſt, ſondern für ſein Intereſſe lebe; daß er anfangs Spontini öffentlich gelobt, um denſelben für die Aufführung der verunglückten Operette „Jery und Bätely" zu gewinnen, und daß er, als dies Werk bei der zweiten Aufführung ſchon gefallen war, nun ſeine Galle gegen den daran völlig unſchuldigen General-Muſik-Direktor ausgelaſſen und ihn verunglimpft habe; daß er endlich, was ich hiermit eidlich verſichere, mir mehrmals geſagt: „Ich muß General-Muſik-Direktor werden; dieſer Mann (Spontini) muß fallen, damit ich einmal an die Spitze komme!" — Das klingt freilich ganz anders, und der Ausſpruch Gottfried Weber's, er glaube nicht, daß Hr. A. B. Marx ſo etwas im Sinne habe, kann ein Factum nicht widerlegen.

ad 2. iſt meine Behauptung durch Gottfried Weber's Erklärung genügend nachgewieſen. Sowohl Idee als Ausführung des Aufſatzes „das Muſikfeſt zu Epbyrä" iſt von mir, und Hr. A. B. Marx hat, um ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, gegen Gottfried Weber eine Unwahrheit ausgeſprochen, wenn er ſchrieb, daß die Idee von ihm herrühre, und eine Anmaßung, wenn er behauptete: die Idee ſey mir von ihm gegeben geweſen! Lautet das nicht, als ob der Lehrer dem Schüler ein Thema zur Bearbeitung übertragen hätte? — Ich ſehe mich genöthigt, hier die Vergangenheit näher zu berühren. Der Aufſatz: „das Muſikfeſt zu Epbyrä", hatte die harmloſe Tendenz, auf eine ſcherzhafte Weiſe zu zeigen, wie wenig unſern Forſchungen über die Muſik der Alten zu trauen ſey. Die Zeitung war erſt entſtanden; es galt, ſie durch intereſſante Gegenſtände zu beleben, ſie bei dem Publikum bekannt zu machen. Mein Aufſatz, den ich pſeudonym unter dem Namen eines Profeſſors Murhard mittheilte, erreichte dieſen Zweck in einem unverdienten Grade. Man hielt die von mir fingirte Auffindung eherner Tafeln mit ihren Nachrichten über den Zuſtand altgriechiſcher Muſik für Wahrheit; in ganz Deutſchland zerbrach man ſich die Köpfe; mehrere Zeitſchriften erzählten die große Neuigkeit nach, und ſelbſt in England machte die Sache Aufſehn. Der verdienſtvolle Forſcher Gottfried Weber trug indeſſen doch Bedenken, dem Inhalt der ehernen Tafeln ohne Weiteres Glauben bei zu meſſen, und erbat in einem Schreiben an den Hrn. A. B. Marx von dem ihm unbekannten Profeſſor Murhard die Mittheilung einer Stelle des Original-Textes. Hr. A. B. Marx, der ſich erſt als muſikaliſcher Schriftſteller befeſtigen wollte, und dazu beſonders der Stütze Gottfried Weber's bedurfte, fürchtete, daß es verletzen würde, wenn derſelbe erführe, daß ihn ſein Eifer halb und halb den Scherz habe verkennen laſſen. Nun galt es, eine paſſende Antwort zu Stande zu bringen. Einzuräumen, daß ein Aufſatz, der ſo großes Aufſehn gemacht hatte, nicht von ihm, dem Redakteur ſelbſt, herrühre, war Hrn. A. B. Marx unmöglich. Es kitzelte zu ſehr, daß ſelbſt Gottfried Weber etwas in der neuen Zeitung der Beachtung werth gehalten hatte, und ſo wurde denn mit ſeltner Anmaßung hingeſchrieben: „die Idee war von mir gegeben"; daß dagegen die beabſichtigte harmloſe Täuſchung vollkommen gelungen war, wurde als ein fremder Fehler, als Fehler der Ausführung erkannt, auch noch hinzu geſetzt, daß Hr. A. B. Marx eigentlich die Aufnahme des Aufſatzes bei der darin enthaltenen pedantiſchen Verfolgung des Zieles gern abgelehnt hätte. Dies iſt abermals eine Unwahrheit, denn Hr. A. B. Marx hat mich damals vielmehr auf das Dringendſte gebeten, den Schluß des Aufſatzes recht ſchnell folgen zu laſſen. Der Brief an Gottfried Weber wurde in aller Heimlichkeit abgeſchickt, Hr. A. B. Marx hüthete ſich wohl, mir deſſen Inhalt bekannt zu machen. Unglücklicher Weiſe theilte aber Gottfried Weber bald darauf mit liebenswürdiger Offenheit in ſeiner „Caecilie" mit, daß und wie er ſich faſt habe täuſchen laſſen, und ließ auch den Brief des Hrn. A. B. Marx im Auszuge abdrucken. Dies führte die Fatalität herbei, daß ich bald nachher, in Gegenwart des Hrn. A. B. Marx, und ohne daß er es hindern konnte, dieſe Mittheilung Weber's zu leſen bekam. Ich begnügte mich, bei der unausſprechlichen Verlegenheit, in welcher ſich der mehrgedachte Hr. A. B. Marx befand, ihn bloß anzuſehn und — zu ſchweigen.

Dies Alles zur Antwort auf des Hrn. Dehn unberufene (oder vielleicht von Hrn. A. B. Marx veranlaßte) Einmiſchung in meine Angelegenheit mit dem Redakteur der hieſigen „muſikaliſchen Zeitung“. Hr. Dehn wird jetzt einſehn, daß er beſſer geſchwiegen hätte, weil ich dann nicht Urſach gehabt haben würde, das Verfahren ſeines Schützlings von Neuem der Beurtheilung des Publikums auszuſetzen.

Berlin, den 10. November 1826. Guſtav Nicolai.

Das Orakel, und etliche türkiſche Lieder.

Mittheilung aus Krautwammel von Ludwig Stabipanzer.

„Das Orakel“ heißt ein Roman von Schilling, und andere Dinge, worauf ich keine Luſt habe, mich zu beſinnen. Hier iſt ein muſikaliſches gemeint, mit dem ſich unſere ſchönen Türkinnen und Griechinnen zuweilen ergötzen. — Es iſt im „18ten Bemerker“ von den unerhörten Kriegsthaten der Krautwammler gegen die Türken berichtet worden; auch haben öffentliche Zeitungen mehrmals, obgleich nur dem Eingeweihten ganz verſtändlich, auf ſelbe hingedeutet. Alles iſt auf's Herrlichſte abgelaufen. Unverſehrt und beutelchwer ſind wir zurück gekommen, und nun heißt es: Hannibal in Kapua. Unſer ſtreitbares Kränzchen iſt zum Roſenkranz geworden, und das Zimmer, worin wir ſonſt zuſammen kamen, iſt acht jungen Türkinnen und Griechinnen angewieſen, die wir erbeutet haben. Von dem großen Tiſch in der Mitte haben Adelung's und Heinſius Wörterbücher, Raßmann's „Pantheon der jetztlebenden“ und ſein „Handwörterbuch der verſtorbenen deutſchen Dichter“ entweichen müſſen; ſeidene Halstücher, Spiegel, Guitarren, ein Paar goldgeſtickte Pantöffelchen, Ambra-Perlenſchnuren, Schleier und tauſend dergleichen Dinge bedecken ihn; und auf Kiſſen an den Wänden herum ſitzen die Schönen, rauchen köſtlichen Taback, ſpielen Schach, ſingen, oder faulenzen. Die ſchönſte unter ihnen — ſie heißt Fatme, und war für einen Paſcha von fünfhundert Roßſchweifen beſtimmt — hab' ich mir ſelbſt erkohren; nur iſt noch der Rektor Habermann mein Nebenbuhler, der ihre Tabackspfeife mit großem zierlich gearbeiteten Bernſtein-Mundſtück, die ſie im Getümmel verloren hatte, mitten aus einem feindlichen Haufen heraus geholt hat; ein Unternehmen, wobei die Türkenköpfe ſo zahlreich zu Boden gefallen ſind, wie reife Pflaumen von dem geſchüttelten Baum. Dadurch ſteht er in einiger Gunſt. — Heut morgen trat' ich in jenes Zimmer. Die Mädchen waren ganz ausgelaſſen und ſangen alle lachend:

„Nein, nein, nein! Es kann nicht ſeyn.
Drum, drum, drum ſtell' dieſen Wunſch nur ein!“

Habermann aber lief während des Lachens zornig um beſagten Tiſch herum und ſchrie: „O grauſames, undankbares Orakel!“ Und dann wieder: „O Fatme, himmliſcher Tyger! O du goldnes Schwerdt, das in den Eingeweiden meiner Unterwürfigkeit wühlt! O Orakel, Orakel!“ — Ich hatte Mühe, zu erfahren, daß er von Fatme'n einen Kuß verlangt, und nach abſchlägiger Antwort auf Befragung des Orakels angetragen hatte. Es war befragt worden, und Fatme ſang ihm am Pianoforte ſeinen Beſcheid vor, den die Mädchen nicht müde wurden zu wiederholen. — „Aber, Kinder, von welchem Orakel ſprecht Ihr denn?“ — „Ha!“ rief Habermann, und ſchlug ſich grimmig an den Turban; „ich ſelbſt hab' es herbei geſchafft, das undankbare! Ich ſelbſt! O Fatme, und auch Deine Hand, auch die äußerſte Spitze Deiner Roſenfinger ſoll ich nicht küſſen? Siehe, trag' ich nicht an Turban und Kaftan die grüne Farbe des Propheten?“ — „Und habt Ihr nicht auch grüne Pantoffeln, Herr, und tretet die Farbe des Propheten mit Füßen?“ — Habermann ſchleuderte ſchnell die Pantoffeln hinweg, und flehte wiederum; aber Irne ſang wiederum das verhängnißvolle Lied. Da hob er in Verzweiflung auf den Strümpfen ſeine lange Geſtalt empor, die der lange hellgrüne Kaftan noch länger machte, ſtreckte ſeine beiden Arme über den Turban hinaus und rang die Hände hoch in den Lüften, ſo daß er faſt unermeßlich lang erſchien. Dann ſtöhnt' er erſchöpft: „O Ludwig, dieſe unvergleichbare Fatme iſt gleichſam ein harter Diamantfels!“ — „Sieh doch zu“, antwortete ich, „ob Du nicht als Orpheus den Felſen zwingen kannſt, zu folgen!“ — Schweigend und mit ſehnſüchtigem, übermäßig ausdrucksvollem Blick nahm er die Guitarre und ſang:

„Deiner Schönheit Mond erhellt, Liebliche, die ganze Welt;
Deines ſchwarzen Auges Glanz raubet den Verſtand mir ganz!“

(S. Latifi's und Tſchelebi's „biographiſche Nachrichten von türkiſchen Dichtern, aus dem Türkiſchen überſetzt von Chabert.“ Zürich, Geßner, 1800. S. 198.) — „Herr, dann will ich die Augen wegwenden; denn ich mag Euch nicht berauben!“ ſagte Fatme. — Habermann ſeufzte wehmüthig, und ſang wieder:

„Seit Deine Schönheit mir das Herz gefangen,
Ertönt von mir nur Ächzen und Gewinſel.
In Thränen taucht mein Auge ſeinen Pinſel,
Und malt die Lieb' auf meine blaſſen Wangen.
An dieſem Augenlied, es ſind nicht Wimpern,
Nein, kleines Reiſig, das der Strom der Thränen
An's Ufer ſchwemmte —.“ (S. 208)

Fatme am Pianoforte unterbrach ihn ſingend:

„— Soll ich, Herr, nicht gähnen,
So laſſet ab von dieſem Jammerklimpern.“

Ich ſelbſt nahm eine Guitarre und ſang:

„Den ganzen Himmel, Habermann,
Wird Deines Sanges Froſt erkalten;
Es ſchallt auf Dich der Herrin Schelten,
Hebſt Du nicht glüh'nde Lieder an.“ (S. 206)

Da griff er heftig in die Saiten und ſang laut:

„O wie lang' im Unglücksfeuer brennt der arme Habermann!
Kein Geſtad im Jammermeere ſieht der arme Habermann
Muß im Trennungsherbſt verdorren ſeine Blüthe rettungslos!
Keinen Hoffnungsfrühling ſchauen ſoll der arme Habermann?
Wie auf einen Schild, ſo ſauſen Unglückspfeile auf ihn los:
Sage, was verbrach ſo ſchweres doch der arme Habermann?
Krümme dich im Staub, worein dich niederwarf dein ſchweres Loos,
Und vergieße ſtromweis Thränen, armer, armer Habermann!“
(S. 97.)

Und hiermit ſchwamm er gleichſam zur Thür hinaus. — „Ihr ſchönen Kinder!“ ſagte ich nun, und trat näher zu Fatme'n; „ich wollt' euch fragen, ob Ihr unſere gewöhnliche Kränzchen-Verſammlung mit Eurer Gegenwart ſchmücken wollt?“ — „Wir werden ſie nicht ſchmücken“, ſagte Fatme; „denn Ihr werdet ſie nicht halten!“ — Mir gefiel der gebieteriſche Ton, denn er ſchmeichelte meinen Hoffnungen, und ich fragte weiter: „Aber, ſchöne Fatme, dann kann ja nichts an die ſchätzbare Leſewelt berichtet werden!“ — „Es wird nichts berichtet werden; denn Ihr werdet überhaupt nichts mehr ſchreiben, ſag' ich Euch, Herr!“ — „Das iſt ein hartes Wort: in dieſer wichtigen Angelegenheit laß uns doch einmal jenes Orakel befragen!“ — Das war man zufrieden. Ich mußte Bleiſtift und Papier nehmen, und vier Reihen Striche, ſo viel deren gerade werden mochten, übereinander machen, ganz wie die vielgeliebte Punktirkunſt vorſchreibt. Fatme beſchaute dieſelben nachdenklich, zeichnete ein ſeltſam geſtaltetes Häufchen Punkte daneben, ſuchte dieſe Geſtalt in einem Noten-Heft, das auf dem Pianoforte lag, und ſang mir vor:

„Etwas mehr Verſchwiegenheit
Würde ſehr Dir nützen;
Dich vor manchem Zank und Streit
Ganz gewißlich ſchützen!“

Um ſicher zu ſeyn, ließ ich mir das Heft geben und fand leider Alles richtig; und da Gelehrte nie ein Buch zur Hand nehmen,

Digitized by Google

ohne den Titel zu leſen, ſo fand ich: „Das Orakel, oder Taſchenbuch der muſikaliſchen Wahrſagekunſt, von Bornhardt.“ (Leipzig, bei Lauffer.) — „Ich werde gehorchen, ſchöne Fatme!“ ſagte ich mit Feſtigkeit; da bot ſie mir freiwillig einen Kuß. — So muß denn geſchieden ſeyn, meine holde Leſewelt. Kurz iſt der Abſchied für die lange Freundſchaft. Meine Thräne fällt, und macht den Punkt.

Bemerkungen im Vorübergehen.

In den erſten Ausgaben Shakſpeare's findet man im „Julius Cäſar“ folgenden Widerſinn, oder Widerſpruch, oder wie man es wohl nennen könnte, folgenden Iriſh Bull: — Huterius beſchwert ſich: „Caesar, thou dost me wrong!“ (Du thuſt mir Unrecht, Cäſar!) Cäſar antwortet: „Caesar did never wrong, but with just cause!“ (Cäſar thut nimmer Unrecht, als mit Recht!) — Schiller läßt ohngefähr eben ſo in ſeinem „Wallenſtein“ ſagen („Wallenſteins Tod“ 1ſter Aufz. 5ter Auftr.): Wallenſtein (zu Wrangel): Ihr drängt mich ſehr. Ein ſolcher Schritt will wohl bedacht ſeyn! — Wrangel: Eh' man überhaupt dran denkt. — Indeß mag man über ſolche Werke mit Apuleius ſagen: Sigillatim mortales, cunctim perpetui (Im Einzelnen ſterblich, unſterblich im Ganzen)!

Wenn, nach einem alten Spruche, dasjenige Tugend iſt, was ſich unter den Menſchen einen großen Namen macht, ſo könnte man glauben, die Schriftſteller wären in jetziger Zeit gezwungen, die Gemeinheit für eine Tugend zu halten.

Wir haben in der Literatur ein Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternacht-Blatt; für die Tageszeiten fehlt alſo nur noch ein Zwielichts- oder Dämmerungs-Blatt; indeß, auch ohne dieſen Titel zu führen, entſpricht manche Zeitſchrift ſchon der Tendenz, die man ſich etwa dabei denken könnte. Sollte jedoch jenes Blatt abgeſondert entſtehen, und wir hätten die Redaktoren zu wählen, ſo würden wir ein Paar Jeſuiten vorſchlagen. L.

Die Philoſophie vor dem Katheder.

Philoſophie ſtand einſt im Winkel
Und hörte eifrig zu und ſtill
Dort, wo ein neuer Herr von Dünkel
Den Schülern aufſchwatzt, was er will.

Und weil geduldig iſt die Gute,
Hielt ſie's ein halbes Jährchen aus,
Und brachte mit dem froh'ſten Muthe
Nun der Vernunft den Spruch nach Haus:

„Es frage Keiner den Propheten,
Wie's mit der Offenbarung ſteht;
Der Philoſoph wird zum Poeten,
Doch unklar iſt dann der Poet.

Er taſchenſpielert mit der Regel,
Er pflanzt im Winde die Idee;
Und auf der Spitze ſteht der Kegel,
Wenn ich nur auf dem Kopf erſt ſteh'.

Doch ich gebiete meinen Füßen,
Und darum, denk' ich, werd' ich nie
Philoſophieen-Künſte büßen,
Die fern ſind von Philoſophie.“

1826. No. XXXI.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Vergißmeinnicht,
ein Taſchenbuch für 1827,
von H. Clauren.

Leipzig, bei Fr. Aug. Leo. 2 Thlr. 15 Sgr.

Iſt es ein gutes Werk, wird's fortbeſtehen, wo nicht, wird's untergehen! — ſo ſagten wir vor zehn Jahren bei Eröffnung dieſes literariſchen Unternehmens, und es hat ſeitdem fortbeſtanden, und ſich des Beifalls von Seiten der gebildeten Leſewelt von Jahr zu Jahr immer mehr zu erfreuen gehabt, ſo daß die jetzige Auflage die anfängliche um das Vierfache überſteigt. Dieſer factiſche Umſtand iſt die beſte Empfehlung, er bezeichnet den Werth des Buches mehr, als jede Recenſion. Verleger und Verfaſſer wetteifern in der Bemühung, nach Kräften das Beſte zu liefern, mit einander unermüdlich, und in dankbarer Anerkenntniß derſelben wählt, wenn es, bei feſtlicher Veranlaſſung, gilt, der geliebten Tochter, der treuen Gattin, der holden Schweſter, oder der verehrten Freundin ein ihr recht willkommenes Angebinde auszuſuchen, Jeder gern dies mit Sinn und Geſchmack reich ausgeſtattete Werk, deſſen Verfaſſer bei der feingebildeten Frauenwelt gut angeſchrieben ſteht.

So eben iſt fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Urania.
Taſchenbuch
auf
das Jahr 1827.

Mit Walter Scott's Bildniß, einem Kupfer zu „Der Paria“, von Michael Beer, und ſechs Charakterbilder.

Taſchenformat. Gebunden mit Goldſchnitt, in Futteral, 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr. rhein., in größerem Formate mit den beſten Kupfer-Abdrücken 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr. rhein. Walter Scott's Bildniß in erleſenen Abdrücken in gr. 4. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr. rhein.

Inhalt: I. Der Dreizehnte. Novelle von Wilhelm Müller. II. Jahn der Büßende. Von Wilhelm Blumenhagen. III. Sechs Sonette an Friedrich Graf von Kalckreuth. Von Ludwig Sigismund Ruhl. IV. Nordiſche Freundſchaft. Novelle von L. Kruſe. V. Muſcheln von der Inſel Rügen. 1825. Von Wilhelm Müller. VI. Der Collaborator Liborius. Novelle von Willibald Alexis. VII. Hans Hemling. Romanzen von Guſtav Schwab. VIII. Die

arme Margareth. Erzählung von Johanna Schopenhauer.

Leipzig, den 1. Oktober 1826.

F. A. Brockhaus.

Folgendes intereſſante Werk iſt ſo eben erſchienen:

Die

Gas-Erleuchtung.

Eine phyſikaliſch-ökonomiſche Abhandlung
über
den Nutzen und die vermeinten Gefahren
der Gas-Erleuchtung;
nebſt
Beſchreibung des dazu erforderlichen Apparates.

Von
Wilhelm Vollmer,
Docent der Phyſik und Chemie.
Nebſt fünf Steindrücken.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.
Burgſtraße Nr. 6.

Iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Bei Heinrich Ludwig Brönner in Frankfurt a. M. J. Nro. 148 ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu haben:

THE POETICAL WORKS OF WALTER SCOTT complete in one volume. gr. 8. Subscriptionspreis auf Druckpapier à 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.
idem Velinpapier a 3 Thlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

THE WORKS OF LORD BYRON in one volume, gr. 8. cartonirt, weiss Druckpapier à 5 Thlr. oder 9 fl.
idem Velinpapier à 6 Thlr. 12 gr. oder 11 fl. 42 kr.

Cicero, M. T., de republica cum notis A. Maji, Creuzeri etc. edidit G. H. Moser. 8 maj.
à 4 Thlr. 18 gr. oder 8 fl. 30 kr.
idem Carta Velina à 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr.

Creuzeri, F., Oratio de Civitate Athenarum. Ed. altera. 8. geh. à 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Thomson, J., the seasons and castle of indolence, with the life of the author. 8. cart. à 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.
idem Velinpapier à 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Strack, Dr. F., Eloah, oder Erhebungen des Herzens zu Gott ꝛc. 4te verm. Aufl. à 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.
daſſelbe weiß Papier, mit Kpf.
à 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.
daſſelbe Velinpapier, mit Kpf. in Umſchlag geh.
à 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Welcker, Fr. G., Nachtrag zu der Schrift über die Aeſchyliſche Trilogie, nebſt einer Abhandlung über das Satyrſpiel. gr. 8. geh.
à 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.
daſſelbe Velinpap. à 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 fl. 45 kr.

Cicero, M. T, de legibus libri tres cum Adriani Turnebi commentario ejusdemque apologia et omnium eruditorum notis quas J. Davisii editio ultima habet. Textum denuo recensuit suasque animadversiones adjecit G. H. Moser. Accedunt copiae criticae ex Codd. Mss. nondum antea collatis itemque annotationes ineditae P. Victorii, J. G. Grävii, Dr. Wyttenbachii, aliorum Apparatum Codicum et ineditorum congessit suasque notas adidit F. Creuzer. 8 maj. 1824 à 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 fl.
idem Carta Velina à 5 Thlr. oder 9 fl.

Ctesiae Cnidii, quae supersunt. Fragmenta collegit textum e Codd. Mss. recognovit, prolegominibus et perpetua annotatione instruxit indicesque adjecit J. C. F. Baehr. 8 maj. 1824 à 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Homeriſche Hymnen, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von K. Schwenck. 8. 1825. geh.
à 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.
daſſelbe Velinpap. à 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Krebs, Dr. J. P., Anleitung zum Lateinſchreiben in Regeln und Beiſpielen zur Uebung und zum Gebrauch der Jugend, 4te Auflage. 8. 1825.
à 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

Nicolai Methonensis refutatio theologicae institutionis a Proclo Platonico compositae. Ex Codd. Mss. nunc primum edid. annotationemque subjecit J. T. Vömel. 8 maj. 1825. à 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.
idem Velinpapier à 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Scholia in Aelium Aristidem sophistam, ex Codd. Mss. Leidensi, Monacensibus, Schellershemiano, Palatino, nunc primum collegit edita a sum. Jebbio. locupletavit recensuit G. Frommel. 8 maj. 1826.
à 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.
idem Velinpapier à 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Theognidis reliquiae in novum ordinem redegit et animadversionibus instruxit J. Th. Welcker. 8 maj. 1825. cartonirt à 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.
idem Velinpapier à 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Weber, Dr. W. E., Uebungsſchule für den lateiniſchen Styl in den oberſten Klaſſen der Gymnaſien. Mit fortgehenden Anmerkungen. 1ſte Abtheil. gr. 8. 1825.
à 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Youngs, E., Nachtgedanken. Im Versmaaß der Urſchrift überſ. von Ch. E. Graf v. Bentzel-Sternau. gr. 8. 1825. geh. à 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.
daſſelbe Velinpap. carton. à 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Adlerflycht, J. v, das Privatrecht der freien Stadt Frankfurt, in ſyſtematiſcher Ordnung vorgetragen. 4 Bände. gr. 8. 1823. à 5 Thlr. oder 9 fl.
daſſelbe Schreibpap. à 6 Thlr. 16 Gr. oder 12 fl.
daſſelbe in 4. à 10 Thlr. oder 18 fl.

Bibel, nach Dr. Martin Luther's Ueberſetzung. 25ſte Auflage oder 5te Stereotypen-Ausgabe, ordin. und fein Papier.

Bei uns iſt ſo eben folgendes Werk erſchienen und in allen Buchhandlungen für 2¼ Thlr. zu haben:

Mathematiſch-conſtructionelle
Entdeckungen
von
Bernhard Wanſchaff.
Mit zwölf Kupfern.

Schon vor dem Drucke haben Sachkenner öffentlich darüber höchſt günſtig geurtheilt und wir glauben demnach, daß Männer von Fach ſich gern damit beſchäftigen werden, das Werk zu prüfen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 20. November. 185ſtes Blatt.

Wo?

Johannes, der mit mildem Sinn
Sich als Apoſtel hat bewähret,
Der ſtets gethan, wie er gelehret,
Trat einſt zur Schaar des Volkes hin,
Beſcheid zu geben allen Fragen;
Da drängt ein Knabe ſich heran,
Der ſprach: „Du kannſt gewiß mir ſagen:
Wo rechte Lehr' ich finden kann
Und wo des Guten höchſte Kraft,
Die mir das Glück des Lebens ſchafft?“

Und Jener gab d'rauf dieſe Kunde:
„In Deiner Mutter ſanftem Wort;
In Lieb' und Zorn aus Vaters Munde;
In echter Freundſchaft ſtillem Port;
In Deines eig'nen Herzens Grunde;
Und folg'ſt Du treulich ſolchen Lehren,
Wirſt and'res Glück Du gern entbehren.“

Ed. Rolle.

Wieland's Privatleben.

Merkwürdige Beſuche.

Sophie Brentano.

Mit Frau von La Roche kam eine ihrer Enkelinnen, Fräulein Sophie Brentano, zu Wieland. Sie verweilte nicht nur mit ihrer Großmutter, ſondern im folgenden Frühling und Sommer auch allein in Osmantinum. Durch ſie erhielt der Beſuch der Frau von La Roche eine eigene Anmuth, die Geiſt und Herz vielfach feſſelte. Wenn Letztere ein edelfrommes Herz, eine gefühlvolle Seele und einen reichen Geiſt in der Würde des Alters entwickelte, ſo entfaltete ihre Enkelin Feinheit des Geiſtes und Zartheit und Tiefe des Gefühls in der Blüthe jugendlicher Schönheit. Nur ein Mal in meinem Leben war ich dem Eindruck einer ſolchen Großmutter und Enkelin ausgeſetzt, und zwar in Wieland's und ſeiner Familie Gegenwart oder Nähe. Was ich darüber mittheile, iſt nur wenig von dem, was ich damals empfand, und jetzt noch nachempfinde. Wieland liebte Sophie Brentano zugleich als ſeine Tochter und Freundin, und ſie wirkte auf ſeinen „Ariſtipp“ als eine Muſe und Grazie. Ach! daß ſeine ſchöne Freude nur eine kurze Zeit Vollgenuß war, und dann in tiefen Schmerz unterging!

Sophie Brentano unterhielt nach ihrem erſten Aufenthalt in Osmantinum einen lebhaften Briefwechſel mit Wieland. Ich habe ihre Briefe geleſen. Sie waren in allem beſondern Bezuge eben ſo fein als hold, und verbanden ſo viel Schönes in immer neuen lieblichen Kränzen, daß Wieland ſelbſt davon bezaubert wurde.

Im April 1800 erhielt ich ein kleines Schreiben von ihr, des Inhalts: „Melden Sie mir doch, und zwar ein wenig umſtändlich, wie Alles in Osmantinum lebt und webt. Ich weiß zwar ziemlich Beſcheid, und ſchaue ſogar in Vater Wieland's Papiere; aber — doch, ich will Ihnen die Sache lieber gerade herausſagen. Was meinen Sie, wenn ich bald wieder käme, und einen ganzen Frühling und Sommer in Osmantinum verweilte? Würde ich und mein ſo langer Aufenthalt auch in keiner Rückſicht unwillkommen ſeyn? Sie äußerten ſich im vorigen Sommer oft mit ſo unbefangener

Digitized by Google

Wahrheitsliebe; ſie allein iſt es, die ich ein wenig in Anſpruch nehme. Und daß ich mir dieſes erlaube, iſt, wie mich dünkt, auch bei meiner kindlichſten Liebe und Ergebenheit gegen Wieland verzeihlich.“ — Sophie kam im Mai, und wurde mit einer Liebe und Freude aufgenommen, die dem Herzen Wieland's und der Seinigen eben ſo natürlich, als ihrer Vortreflichkeit angemeſſen war. Der Geſang der Nachtigallen ertönte ihr wie mit Wetteifer in und bei Wieland's Lieblingsgehölz am Ufer der plätſchernden Ilm. Es war ein ſchöner Frühling; und was hätte für Wieland's Geiſt und Sinn ihn, ſo wie den nachfolgenden Sommer, mehr verſchönern können, als Sophiens Gegenwart, und die Anmuth, die ſie um ſich verbreitete? — Eines Nachmittags erblickte ich, bei'm Gange im Luſtgehölz, an einem offenen mittlern Raſenplatz, Wieland und Sophie auf einer Bank, von Birkengezweige überhängt. Er las aus einer Handſchrift des „Ariſtipp“ ihr vor. Ich wich zurück, um nicht zu ſtören, glaubte nicht bemerkt worden zu ſeyn, und ſetzte mich auf eine Roſenbank unter ſäuſelnden Fichten. Nicht lange, ſo kamen Beide zu mir hergegangen. Ich ſtand auf und erwartete ſie. „Ey!“ redete Wieland mich an, „Sie haben uns vorhin belauſcht. Warum kamen Sie nicht zu uns?“ — „Ich konnte nicht!“ antwortete ich. — „Sie konnten nicht? Und warum nicht?“ — „Sie laſen vor, und mir war, als wäre um Sie ein heiliger Kreis gezogen, der mich nicht durchlaſſen wollte.“ — „Empfanden Sie das wirklich ſo?“ fragte Sophie. — „Ja“, erwiederte ich; „und was ich empfand, das war auch wirklich. Wenn Apoll mit allen Muſen und Grazien da vor mir erſchienen wäre, ich würde kaum mit ſo großer Ehrfurcht zurück gewichen ſeyn, als vorhin.“ — „Nun“, ſprach W., „Ihres poetiſchen Gefühls wegen will ich Ihnen verzeihen, wenn's auch ein wenig zu ſtark geweſen ſeyn ſollte!“

Indem wir hierbei in den Lindengang traten, ſprach Sophie: „Es dürfte auch wohl ganz erlaubt ſeyn, ſich hier ſo poetiſch zu befinden, als man nur wollte.“ — „Ey wohl!“ erwiederte Wieland. „Aber faſt möchte ich doch fragen, in wiefern Sie dieſes für ganz erlaubt halten?“ — „Wie poetiſch auch die berühmteſten Oerter und Zeiten des Alterthums, in der langen, weiten Perſpektive vor, oder vielmehr hinter uns, uns erſcheinen mögen“, ſprach Sophie, „ſo möcht' ich doch wohl wiſſen, was ſie vor Wieland's Osmantinum und vor der wirklichen Gegenwart, worin wir hier leben, Sonderliches voraus haben könnten!“ — „Sie haben recht“, fiel ich ein; „was ſollte z. B. der Wald des Akademus und der Sokratiſche Iliſſus vor dieſen Schattengängen und vor der Ilm, von Weimar bis hieher, voraus haben? Und die Weisheit-, Dichtung-, Kunſt- und Huldgöttinnen ſind dort nie ſichtbarer und heimiſcher geweſen, als hier.“ — „O!“ rief Wieland, „Sie heiſen einander vortreflich! Nur nicht gar zu arg, wenn ich bitten darf!“ — „In allem Ernſt, lieber Vater!“ fuhr Sophie fort: „das, wodurch ein Ort empfängliche Gemüther poetiſch macht, iſt doch immer mehr, als was in die Augen fällt. Möge ein Athen, ein Tibur oder Sabinum immerhin in Griechenland und Italien liegen, und mit noch ſo ſchönen Gegenſtänden der Natur und Kunſt in die Augen fallen: ohne die großen und ſchönen Geiſter der Vorzeit, die dort lebten und wirkten, würden ſolche Oerter nicht in poetiſche Stimmung verſetzen, oder nicht das zu ſeyn ſcheinen, was ſie durch die Erinnerungen, die ſie erwecken, und durch die Gefühle, womit ſie beſeelen, einzig und allein werden.“ — „Zugegeben!“ erwiederte Wieland. „Aber mich dünkt, Sie wollten vorhin nicht ſowohl von der Vergangenheit und den ſie umſchwebenden und verklärenden Erinnerungen reden, ſondern vielmehr von der Gegenwart und ihren unmittelbaren Eindrücken.“ — „Freilich“, ſagte Sophie; „aber ich habe für dieſe nun Alles gewonnen, was ihr gebührt. Oder was fehlt denn unſerm Weimar und Ihrem Osmantinum, daß es nicht mit Athen und Tibur für alle empfängliche Seelen wetteifern könnte? Was mich betrifft, ſo vermiſſe ich hier nichts davon; im Gegentheil, die wirkliche Gegenwart beut mir deſſen noch mehr, als die Vorzeit mit ſeinen berühmteſten Stätten mir bieten könnte. Und das ſollte nicht poetiſch machen dürfen? Ich kann mich jedoch nur in Proſa ausdrücken.“ — Wieland küßte ſie auf die Stirn und ſprach: „Ihre Proſa ſagt mir weit mehr, als ich hören ſollte. Meinem Glücke fehlt nichts, wenn meine holde Tochter Sophie ſich bei mir und den Meinigen ſo befindet, daß ſie ſich nicht angetrieben fühlt, von uns hinweg zu eilen.“ — Es entſtand hier ein gefühlvolles Schweigen, welches ich mit den Worten zu unterbrechen wagte: „Was Fräulein Sophie geſagt hat, das wird auch die Nachwelt erfahren, in welche ich faſt Luſt hätte, mich ein wenig zu verſetzen.“ — „Sie hätten alſo Luſt, ſich aus der Gegenwart hinaus zu ſetzen?“ ſprach Sophie. — „Gerade die Gegenwart“, bemerkte ich, „könnte mit ihrer Schönheit mich dazu anreizen!“ — „Wie meinen Sie das eigentlich?“ — „Ich denke mir eine Nachwelt, die von uns ungefähr eben ſo weit entfernt liegt, als unſere Jetztwelt von dem claſſiſchen Alterthum der Griechen und Römer. Auch dann, noch nach Jahrtauſenden, werden die gebildetſten und edelſten Menſchen nach Weimar und Osmantinum wallfahrten, und in dieſem Athen und Tibur der deutſchen Vorzeit ſich durch Erinnerungen begeiſtern und mit Gefühlen beſeelen, wie unſere Zeitgenoſſen an den heiligen Orten, wo die größten Geiſter des Alterthums weilten und wandelten. Und ſollten dann etwa von Weimar und Osmanſtädt nur noch Trümmer vorhanden ſeyn, ſo ſchadete das nicht viel.

Die Geiſter, die hier einſt lebten und wirkten, haben dieſe Erdenſtätten auf ewig geheiligt und umſchweben ſie mit ihrer glücklichen Zeit als Genien, eben ſo fühlbar und wirkſam, als die Genien des Alterthums die Ueberreſte und Erdenſtätten, wo lange vor uns Heroen der Menſchheit ihre Zeit verherrlichten.“ — „Sich ſo in die Nachwelt verſetzen“, erwiederte Sophie, „das laſſe ich von ganzem Herzen gelten!“ — „Ich folgte dabei dem Geiſt und Herzen, wodurch Sie die Gegenwart verſchönern!“ — „O, lieber Vater!“ ſprach Sophie, „wenn dies hier poetiſchen Sinnes werden heißt, ſo müſſen Sie es ſchon geſtatten. Es iſt Natur der Sache!“ — „Kinder!“ rief Wieland, „wir müſſen zu andern Dingen eilen. Ihr ruft ſonſt die Nemeſis über mich und über Euch herbei!“

Auf der Oſtſeite von Wieland's Garten waren im vorigen Jahre zwei Reihen Linden gekröpft worden, deren Haupt von neuen kräftigen Zweigen umgrünt wurde. An dem Eingange derſelben begegnete ich eines Tages Wieland und Sophien. Nach einigem andern Geſpräch begann Letztere: „Dieſe Linden geben freilich noch wenig oder gar keinen Schatten: ſie ſprechen mich jedoch an, ich weiß nicht recht womit!“ — „Sie bezeugen uns vielleicht“, ſagte Wieland, „daß die Natur manche menſchliche Uebereilung wieder gut zu machen ſtrebt; denn die Linden wären beſſer ungekröpft geblieben.“ — „O!“ entgegnete Sophie, „ſie können uns ſo mancherlei ſagen, wenn wir nur wollen. Manche abgehauene Hoffnungen grünen auch wieder aus!“ — „Das iſt ohne Zweifel auch Wille der guten Natur!“ ſagte Wieland. „Mir fällt dabei eine Stelle des Arioſto ein, die ungefähr alſo lautet: Wie manches abgehauene Gebüſch immer neue Schoſſen hervor treibt, ſo ſchoßt mein Verlangen, wie oft es auch abgehauen wird, ſtets von Neuem empor!“ — „Wenn ich nicht irre“, fiel ich ein, „ſo ſpricht Arioſto in dieſer Stelle von ſinnlichen Begierden, die, wie Gebüſch, aus gemeinem Boden immer von Neuem hervor wuchern. Aber manche Hoffnung?“ — „Nun?“ fragte Wieland, ein wenig betroffen. — „Es giebt auch Hoffnungen, die aus dem edelſten Theile des Herzens erwachſen und unſerm innerſten Leben angehören. Wenn dieſe vom Schickſal abgeſchnitten werden?“ — Sophie ſah mich bei dieſen Worten mit großem Auge an und ſprach dann mit ſchnell erhobener Lebhaftigkeit: „Das Herz in Ehren! Aber wir könnten bei dieſen Linden auch wohl an das denken, was man den Kopf zu nennen pflegt. Schlägt dieſer, wenn er abgekröpft worden, auch immer wieder aus?“ — „Warum nicht?“ erwiederte Wieland. „Ich weiß nur nicht recht, wie weit das, was wir den Kopf zu nennen pflegen, vom Herzen immer entfernt ſeyn mag. Der Kopf manches Erzplanmachers ſchlägt, wie kahl er auch abgeſchoren werden mag, immer wieder aus. Und wie iſt es mit Intriguanten gröberer und feinerer Art? Wir dürften hier auch wohl gutmüthiger Weltverbeſſerer und Narren noch beſonders gedenken, bei denen der Kopf im Herzen oder das Herz im Kopfe zu ſtecken pflegt. — Aber“, fuhr Wieland in lebhafterem Tone fort, „wenn wir bei dieſen Linden doch mit aller Gewalt ſinnbildern wollen, ſo hätten wir auch wohl auf den Stamm zu achten. Und was könnte uns dieſer ſagen? Was dir das Schickſal auch nehmen oder verſagen mag, behalte in dir Saft und Kraft der Menſchheit, und wirke damit unverdroſſen mehr oder weniger, aber immer Gutes, mit immer innerlich kräftigem gutem Willen!“ — „Sehr ſchön!“ entgegnete Sophie. „Aber giebt es nicht auch Bäume, die ihrer Natur nach edle Früchte tragen, und die, wenn ihnen Aeſte abgeſchnitten, oder ſie an ihrer Rinde hart verletzt worden, leicht Krebsſchaden bekommen?“ — Bei dieſen Worten kam uns Mutter Wieland entgegen und lud uns zu einer Erfriſchung in der Lindenlaube an der andern Seite des Gartens ein.

(Der Schluß folgt.)

Theater-Beifall durch Mißverſtändniß.

Folgender Vers in einer älteren Tragödie erhielt den lauteſten Beifall:

Tenter est des mortels, réussir est des Dieux.

Von zwei Nachbarn im Parterre hatte aber der eine den Vers nicht verſtanden; er bat den andern, der eben klatſchte, um Wiederholung. Dieſer, immer noch klatſchend, wiederholte:

Enterrer des mortels, ressusciter des Dieux.

Etwas Aehnliches ereignete ſich in der erſten Vorſtellung einer (bald vergeſſenen) Tragödie „Paros“. Das Parterre fand den Vers ſchön und klatſchte:

Un Héros, à sa voix, enfante des soldats.

Ein Harthöriger erſuchte den Nachbar um den Vers. „Recht gern!“ ſagte dieſer:

Un Héros en Savoie enfante des soldats. C.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſetzung.) Nr. 321 — 323: Landſchaften, von Friedrich. Da der Künſtler die Schweiz nie bereiſet hat, ſo iſt das Schneegebirge, welches er uns hier zeigt, wahrſcheinlich nach einer Zeichnung des Dr. Carus, ſeines Freundes, gemalt worden, und es gereicht dem Maler um ſo mehr zur Ehre, eine ſo treue Abbildung aus ſich ſelbſt hervorgerufen zu haben; die Behandlung iſt breit und die Färbung durchaus wahr. Die Nordpol- oder Eismeer-Scene iſt gewiß eben ſo wahr: es friert Einen, wenn man davor ſteht; man kann aber den Wunſch nicht unterdrücken, daß der Künſtler uns öfter mit Gegenſtänden erfreuen möge, die uns näher liegen, wie es der Fall iſt bei der ſchönen Landſchaft Nr. 324 — Ulrich von Hutten's Denkmal — denn bei den Maſſen ewigen Eiſes befindet ſich der Kunſtſinn nicht ganz wohl. — Nr. 326 und 327: Zwei Fruchtſtücke, von Caroline Frieſener; ſie ſind als gelungen zu erwähnen. — Nr. 328: Die

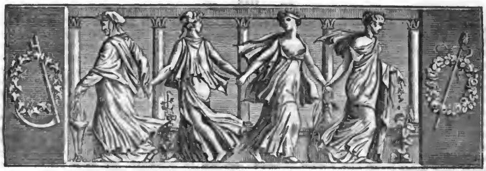
Digitized by Google

Schloß-Kapelle in Charlottenburg, von Eduard Gärtner, leicht und geſchmackvoll behandelt und wahr in der Farbe und Total-wirkung; eben dies gilt von den unter Nr. 1001—1005 von dem Künſtler ausgeſtellten Arbeiten. — Nr. 335: Loskaufung von Chriſtenſclaven durch Trinitarier-Mönche zu Algier, von Granet. Dies Bild iſt von ſchöner Wirkung in der Beleuchtung und mit kecker Pinſelführung gefertigt, welche ſehr beſticht. Als Effektſtück behandelt, entſpricht es nicht durchweg den ſtrengen Anforderungen, die an ein in allen Theilen vollendetes Kunſtwerk zu machen ſind; in ſeiner Art iſt es aber eines der beſſeren Bilder. — Nr. 336: Die heilige Jungfrau mit dem Kinde, von mehreren Heiligen umgeben, zwei Engel zu ihren Füßen, von Emil Grimm. Obgleich dieſes Bild in Manchem, beſonders in der Zeichnung, ſehr ſchwach genannt werden muß, ſo iſt es doch in der Compoſition und in Auffaſſung der Charaktere nicht ohne Verdienſt und hat in den Köpfen viel Gelungenes; beſonders naiv iſt der Ausdruck der Engel, obgleich ſie, als ſolche, in der Form nicht genügen. — Nr. 337: Der zufriedene Handwerker, von Grosclaude du Locle; vortreflich in Ausdruck, Farbe und Behandlung; eben dies gilt von den unter Nr. 338—340 gegebenen Bildern, wovon das letztere, ein Trunkenbold, hinſichtlich des lebendigen Ausdrucks, nichts zu wünſchen übrig läßt. — Nr. 341: Weibliches Bildniß, von Jean Guerin, in Paris, Miniatur; der große Ruf des Künſtlers bewährt ſich auch in dieſem Bilde; ſchade nur, daß die Farben, da es ſchon im Jahr 1811 gemalt iſt, etwas verblichen ſind. — Nr. 350: Eine Bäuerin in ſchirſiſcher Landestracht; Nr. 351: Eine Mutter mit ihren Kindern vor ihrer ländlichen Wohnung, von Sophie Hary. Artige Genre-Bilder, vorzüglich in Färbung und zarter Behandlung gelungen. — Nr. 352: Innere und (353) äußere Anſicht des Doms zu Magdeburg, von Haſenpflug. So richtig die Auffaſſung in dem erſten Bilde ſeyn mag, der Färbung fehlt ſo viel in dem Anflug von Luftglanz und Lichtſpiel, daß der Beſchauer kalt bleibt. Nr. 353: Die Luft erſcheint ſo violet, wie ſie weder im Norden noch im Süden iſt; ein Schatten über dem oberen Theil, der unvermerkt nach unten zu in Licht übergeht und durch nichts motivirt iſt, ſtört auch die Wirkung des Bildes. Im Uebrigen muß die dem Gegenſtande angemeſſene Behandlung ehrenvoll anerkannt werden. Am liebſten verweilt der Beſchauer vor einem andern Bilde von demſelben Künſtler, Nr. 355: Der Dom zu Berlin; bei ſorgfältiger Behandlung iſt es wahr und naturgemäß colorirt, und die Staffage ſehr lobenswerth. — Nr. 357: Petrus wird durch einen Engel aus dem Gefängniß geführt, von Fr. W. Herdt. Dieſes Bild iſt durch die Auffaſſung des Gegenſtandes und den hervorgebrachten Total-Effekt beachtungswerth; es enthält auch gute Details. Die den Köpfen können wir uns aber nicht befreunden; der des Petrus, übrigens gut in der Ausführung, entbehrt den dieſem Apoſtel zukommenden Charakter, oder ſtellt ihn wenigſtens zu niedrig; dem Kopf des Engels fehlt das Ideale; er deutet auf Portrait-Aehnlichkeit, welches hier nur ſtörend ſeyn kann. Unter Nr. 360 hat dieſer Künſtler mehrere Bildniſſe geliefert; beſonders gelungen iſt Nr. 361: Bildniß einer Dame, Knieſtück. — Nr. 362: Madonna mit dem Kinde, von C. Herrmann, iſt wegen der vielen hübſchen Intentionen zu erwähnen; es ſcheint eine Jugend-Arbeit zu ſeyn. — Nr. 363: „Bildniß des Hrn. General-Muſik-Direktors, Ritters Spontini. Naturgröße; ganze Figur", von Herſent in Paris. Dies Gemälde gehört zu den ausgezeichnetſten Leiſtungen im Fache der Bildniß-Malerei. Mit ſcheinbar geringen Mitteln hat der Künſtler ein Werk geliefert, das, in ſeinen Theilen vollendet, ein Ganzes bildet, durch ungemeine Wahrheit, die durchweg darin herrſcht, den Kenner wie den Kunſtfreund anſpricht, ja ſich den Antheil des größeren Publikums erworben hat; ein Beweis, daß es Herſent gelungen, die Natur treu und lebendig wieder zu geben, mithin hier ein Ziel zu erreichen, wonach der Künſtler unabläſſig ſtreben muß. Einige Sonderbarkeiten in Anordnung des Zimmers ſind offenbar nicht dem Maler an zu rechnen. — Nr. 364: Das Kloſter Charin, von G. L. Heſſe. Eine trefliche Darſtellung des verwitterten Geſteins und richtige Zeichnung geben dieſer Arbeit Werth. — Nr. 365: Anſicht des Spital-Thores zu Straßburg, und Nr. 366: Der Markt bei der Frauenkirche in Nürnberg, von Heinr. Hinze. Der Künſtler hat, wie uns dünkt, Quaglio zum Muſter gewählt und iſt mithin auf gutem Wege. Schatten und Licht ſchneiden beſtimmt ab; im Schatten aber wünſcht man wohl Deutlichkeit der dargeſtellten Gegenſtände, doch, wie es hier der Fall iſt, ſie dadurch erreichen zu wollen, daß man in der Behandlung alle Umriſſe, namentlich jeden Ziegel, ſtark mit Dinte auszieht, iſt nicht das rechte Mittel. Bei der Aquarell-Malerei kann man wohl nicht andres verfahren, die Oel-Malerei bietet aber beſſere, naturgemäßere Mittel. Nr. 367: Das Wohnhaus von Andreas Hofer, geht in die Landſchaft über, ohne bedeutend zu ſeyn; der Ton iſt kalt und ſchwarz, die Behandlung der Gebirgsmaſſen ſteif und unbeholfen. — Nr. 384 und 385: Zwei Scenen aus Goethe's „Fauſt", von J. Kirchhoff. Die Darſtellung der letzten Scene zeichnet ſich beſonders vortheilhaft aus in der Art, wie der Künſtler den Gegenſtand genommen hat; hinſichtlich der Compoſition iſt hier Treffliches geleiſtet, auch die Behandlung gut, doch könnte die Lichtgebung in der Farbe mehr durchgeführt ſeyn. Nr. 386: Fauſt und Mephiſtopheles bei'm Hochgericht, iſt eine meiſterhafte Zeichnung. — Nr. 395: Bildniß Goethe's, von Kolbe in Düſſeldorf. Der Kopf ſcheint nach einer Büſte gemalt und mag ähnlich ſeyn; es fehlt ihm jedoch Lebendigkeit, ſo wie überhaupt das Ganze nicht ſo poetiſch aufgefaßt iſt, daß es uns den geiſtvollſten Dichter unſerer Zeit würdig darſtellen könnte. Hinſichtlich des praktiſchen Malens enthält das Bild manches Verdienſtliche. — Nr. 409: Ein Waſſerfall des Reichenbachs; Nr. 410: Anſicht des Wetterhorns, von Adolph Kunkler. In der Natur ſind dies ſehr ſchöne Gegenſtände, verlieren aber hier durch die Behandlung, die mit unruhigen Lüften anhebt, deren trüber Ton ſich über die Landſchaften verbreitet und dem Auge nicht wohl thut. Es möchte ferner auch die Behandlung zu breit genommen ſeyn. Die hiſtoriſche Landſchaft läßt ſie wohl zu, ja bedingt ſie; nicht aber die Natur-Anſicht, welche begründete Anforderungen an eine ſorgfältigere Bearbeitung macht. — Nr. 411 und 412: Zwei Landſchaften, von W. Krauſe. Kein Künſtler hat, unter der großen Anzahl von Landſchaften der diesjährigen Ausſtellung, die nordiſchen Lüfte (den nordiſchen Himmel) ſo wahr abgebildet, als dieſer. Er läßt uns wirklich die Luft ſehen, wie ſie ſich in unſerm Breiten-Grade geſtaltet; dabei erfreuen ſich ſeine Compoſitionen einer ſchönen wohlthuenden Ruhe und Einfachheit. Es kann ihm nur zum Lobe gereichen, daß er Ruysdael zum Muſter genommen hat, und er wird ſich ihm noch beſtimmter nähern, wenn er den braunen Untergrund entſchiedener bedeckt und in den größeren Bäumen noch mehr Durchſichtigkeit ſtrebt, wie ſein großes Vorbild ihm dies lehrt. — Nr. 413—418: Landſchaften, von T. W. Langheim. Der Künſtler überläßt ſich in ſeinen Compoſitionen zu ſehr der Neigung, einen Reichthum der Ideen zu zeigen; er überfüllt daher dieſelben mit Gegenſtänden. Größere Einfachheit bei ſeinen Gemälden wird zu ungeſtörterem Eindruck verhelfen. Am wenigſten trifft dieſer Vorwurf Nr. 416; hier findet man eine recht gelungene Compoſition, auch ſehr erfreuliche Ausführung; beſonders gerathen iſt der Schatten im Hauſe rechts, der eine ſchöne Wirkung hervor bringt. Hinſichtlich des Baumſchlags — und dies gilt hauptſächlich bei den Natur-Anſichten — muß der Künſtler die Wirklichkeit mehr noch, als ſeine Phantaſie, zu Rathe ziehen, damit den Bäumen in Abrundung und Durchſichtigkeit ihr Recht widerfahre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 22. November. 186ſtes Blatt.

Wieland's Privatleben.

(Schluß.)

Ungefähr um Johannis wurde in Osmanſtädt das Kirchweihfeſt gefeiert und Wieland hatte beſchloſſen, der kirchlichen Feier mit ſeiner Familie bel zu wohnen. Ich war dazu auch eingeladen worden, und es war mir ſehr merkwürdig, mit Wieland einmal in die Kirche zu gehen. „Was ich heute erlebe", ſprach ich zu Sophie auf dem Wege, „das iſt einzig in ſeiner Art!" — „Wie ſo?" fragte ſie. — „Der Liebling der Muſen und Grazien, und dieſe mit ihm, in einer gemeinen Dorfkirche!" erwiederte ich. — „Aber die Muſen und Grazien und ihr Liebling gebören jetzt zur hieſigen chriſtlichen Gemeinde und beobachten nichts, als die gebührliche Ordnung." — „Freilich!" ſprach ich weiter; „aber das eben iſt mir eine ſo eigene Erſcheinung, daß mir eine Menge von ganzen und halben Gedanken und Vorſtellungen darüber durch die Seele ſchwärmt." — „So theilen Sie mir doch einige davon mit, wenigſtens von den ganzen Gedanken und Vorſtellungen." — „Vielleicht wären die halben die intereſſanteſten." — „Meinethalb! Reden Sie nur!" — „Das Beſte wird mir entwiſchen, wenn ich zu Ihnen rede. Ich bin ein Dorfkind, und kenne die Dorfkirchen, wie ſie meiſtentheils beſchaffen ſind. Nach meinem Gefühl iſt's eine Verirrung und ein ſchreiender Uebelſtand, wenn Sie und Wieland da hinein treten. Nur ein Muſentempel, oder ein Odeon, oder ein heiliger Hain von Lorbeer, Mirten und Roſen ſollte Sie bei Feierlichkeiten empfangen." — Sophie überraſchte mich mit einem plötzlichen Ernſt, womit ſie ſprach: „Das menſchliche Herz iſt mehr, als Sie zu wähnen ſcheinen. Eine Dorfkirche könnte es auch wohl um ſo mehr anſprechen, je ſchlichter ſie wäre. Manche Gefühle finden in Muſentempeln und dergleichen nicht ihre Heimath und ihre tröſtende Gottheit." — Hier ſchoß uns ein Geſang entgegen. Der Kantor wandelte mit den Schulkindern auf einem Umgange ſingend zur Kirche. Die Kinder waren mit Kränzen und Blumen geſchmückt. Sophiens letzte Worte hatten meine Stimmung verändert; mich ergriff eine unwillkührliche Rührung. Wieland war mit ſeiner Gattin ſtill und langſam durch's Dorf gegangen und trat jetzt in die Kirche. Ich blied vor der Kirchthür ſtehen und ſprach leiſe zu Sophien: „Die Erinnerung an meine Kindheit durchdringt mich und mir iſt, als hätte ich mein reinſtes Glück auf immer verloren!" — Sophie erwiederte nichts, als die Worte: „Kommen Sie, es iſt Zeit!" — Wir betraten die Kirche und beſtiegen ein Chor, worauf Wieland mit den Seinigen kaum Platz fand. Die Kirche war eng und, wenn nicht ganz baufällig, doch der Ausbeſſerung ſehr bedürftig. Und wie überfüllte ſie ſich mit Menſchen! Nach einem kurzen Geſange mit ſchreiendem Orgelſpiel und nach einem Altar-Gebete kam eine Kirchen-Muſek, die ich nicht nach Verdienſt beſchreiben kann. Der Kantor dirigirte mit gewaltiger Lebhaftigkeit, und nicht wenig Bauern und Bauernburſche machten ein kräfeiges Orcheſter, in welches der Kantor mit einem Sänger-Chor von Knaben hinein ſchrie. Wieland ſaß dabei gebückt und in ſich

Digitized by Google

geſenkt; er lag gewiß mit ſeiner ganzen Seele auf der Folter. Ein Paar ſeiner Kinder fingen an zu plaudern und ſich ſcherzhaft zu äußern; aber er unterſagte es ihnen mit einem Blick, der eben ſo ernſt als leidend war; Sophie ſaß von mir abgewandt. Endlich begann die Predigt; und welche Predigt! Doch, ſie ſelbſt enthielt über den Text Hebr. 10, 21—23 vielleicht manches Gute; aber wer konnte es vernehmen? Alles wurde mit einem ſo ſchwachen, einförmigen, unbeſchreiblich ſeelloſen Tone abgeleiert, daß es unmöglich war, darauf länger als ein Paar Augenblicke zu achten. Wieland warf öfters einen Blick dahin und dorthin, und verſank dann wieder in ſich ſelbſt. — Die Kirche ſey vorbei; wir geben nach Hauſe. Unſer Gang im Dorfe unter Kirchbeſuchern Alt und Jung war ſtill und ernſt. Kaum im Freien, trat ich zu Wieland und ſprach: „Wie gern Sie auch Ihr heutiges Opfer gebracht haben mögen, es war zu groß, wirkliche Aufopferung!" — „Der Kantor", erwiederte W., „hat gewiß ſein Aeußerſtes geleiſtet, und der Paſtor that vermuthlich auch ſein Mögliches; und ſo müſſen wir zufrieden ſeyn." W. äußerte ſich über ſeine ausgeſtandene Qual gar nicht; ſo groß war ſeine Schonung und Milde. Sophie rieb ſich die Ohren und ſprach mit lebhafter Laune: „Die fatalen Mißtöne! ſie wollen gar nicht wieder heraus; ſie waren aber auch arg. Wenn in der guten kleinen Kirche öfters ſolche Inſtrumental- und Vokal-Muſik iſt, ſo muß ſie darüber am Ende in kleine Trümmer zerfallen. Schade, daß die Stimme des Predigers der Muſik und dem Geſange nicht entſprach! ſie hätte ſonſt ungefähr der Stimme des verwundeten Mars im Homer gleichen müſſen. Ueber dem Organiſten-Spiegel hing die heilige Cäcilia; mich wundert faſt, daß ſie nicht auch im Bilde ohnmächtig wurde!" — Man lachte, und Wieland ſprach: „Kaum hätte ich gedacht, daß Sie mit ſo grellen Farben malen könnten. Aber fahren Sie nur fort!" — „Nichts mehr in dem Tone!" entgegnete Sophie. „Ich war bei'm Eintritt in die Kirche zur Sentimentalität geneigt, die in ganz ſchönen Empfindungen hätte erblühen können; aber in welche Welt gerieth ich damit! Die Menſchenwelt kann mit ihrem Sinn und Treiben dem erlebten Unweſen in der Kirche öfters wohl gleichen."

An der hintern Gartenmauer fand ſich eine Raſenbank unter hohen pyramidenförmigen Fichten, in deren Geſäuſel ſich ein Geplätſcher miſchte, womit die Ilm jenſeits der Mauer hinfloß. Hier traf ich Sophien an einem ſchönen Sommer-Abend allein. Sie war ſo in Gedanken verloren, daß ſie mich erſt bemerkte, als ich ihr bis auf wenige Schritte genaht war. Ich hatte Briefe von Frankfurt und Wien an ſie ab zu geben, die ich über ihr Anſehn vergaß. „Ich ſtöre Sie wohl zur Unzeit?" fragte ich, in kleiner Entfernung ſtillſtehend. Sie warf einen flüchtigen Blick auf mich und ſprach mit ſchwacher Stimme: „O nein!" — Um ihr Auge und ihren Mund ſchwebte eine Trauer, die, ich weiß nicht wie, mein Inneres mehr aufregte, als niederſchlug. „Vergönnen Sie mir einen kleinen Erguß deſſen, was eben meine Seele füllt!" ſprach ich. „Ich wüßte mir nichts Schöneres, Phantaſie und Gefühl ſo lieblich, zart und tiefſinnig Anſprechendes zu denken, als Sie hier auf dieſem Platze. Erſt jetzt empfinde ich ſeine Natur und Bedeutung. Mit Ihnen weilt hier die Einſamkeit in ihrem eben ſo ſeelenvollen und ſtillen Weſen, und während die Najade an den ſanften Wellen der Ilm die verrinnende Zeit ab zu zählen ſcheint, flüſtern in den Wipfeln der Fichten geheimnißvoll ätheriſche Genien." — Sophie ſtand mit einem Anflug von Rührung auf, reichte mir die Hand, und ſprach: „Freund, je ſchöner das iſt, was Sie ſagten, deſto ſchmerzlicher iſt es mir." — Ich erwiederte betroffen: „Nicht meine Worte und meine Empfindung können Ihnen Schmerz verurſachen, denn ſie ſind Verehrung, die aus dem beſten Theile meiner Seele fließt. Sie nannten mich Freund; o! ich fühle es, daß ich es wirklich ſeyn könnte. Aber —." — „Nun?" ſprach ſie. — „Ich werde nicht erfahren, was Sie hindert, ſo glücklich zu ſeyn, als Sie es vor Tauſenden Ihres Geſchlechts und Standes ſeyn könnten." — „Woher wiſſen Sie denn, daß ich unglücklich bin?" fragte ſie in einem Tone, der meiner Empfindung nicht entſprach. — „Ich habe mich ſchlecht ausgedrückt!" verbeſſerte ich. „Glücklich? das ſind Sie ja, im Uebermaße; denn Glück iſt ein äußerliches Ding. Sie ſind auch noch mehr als glücklich; denn die Muſen und Grazien, die Sie mit ihren Schätzen überhäuft haben, ſind keine Glücksgöttinnen. Wenn ich jedoch ihr Freund ſeyn dürfte, ſo würde ich insonders auf Ihr Herz ſehen, und fragen: Was hindert Sie, glückſelig zu ſeyn?" — Sophie ſprach hierauf mit herzlichem Tone: „Ich verkenne Sie nicht. Aber da kömmt Vater Wieland." — Dieſer war in der That uns ſchon nahe. Wir gingen ihm entgegen. — „Es wäre unverantwortlich", ſprach er, „eines ſo ſchönen Abends nicht zu genießen. Ich laſſe Sie nicht länger allein, weil ich mich ſeiner mit Ihnen erfreuen möchte." — „Ach!" erwiederte Sophie, „wiſſen Sie, was ich wohl möchte? Bis an meinen Tod bei Ihnen bleiben!" — „Bis an Ihren Tod?" entgegnete Wieland etwas entrüſtet. „Das iſt weit mehr, als ich verlange. Oder glauben Sie etwa, daß ich Methuſalems Alter erreichen werde? Da würden Sie bei mir am Ende freilich vor Laſt und Langeweile ſterben." — Sophie faßte ſich mit einer Kraft, womit ſie nach meinem Gefühle ſich Gewalt anthat, und ſprach wie leichthin: „Man ſagt zuweilen leicht, was man nicht ſagen wollte; oder es weht auch, man weiß nicht woher, ein Lüftchen

Digitized by Google

in die Aeolsharfe unſ'rer Seele, und erweckt wunderbare Anklänge. Das kann auch an einem ſchönen Abend geſchehen.“ — „Ey wohl!“ bemerkte Wieland, „und ich erfuhr vorhin etwas Aehnliches. Als ich in die Lindenſchatten trat, war mir auf einmal, als wandelte ich in Delphi's heiligen Hainen, mit aller Sehnſucht meine Pſyche ſuchend.“ — „Sie ſcherzen, lieber Vater!“ ſagte Sophie lachend. — „Und warum denn?“ entgegnete W. „Meinen Sie vielleicht, ich wäre der Empfindungen und Einbildungen Agathons gar nicht mehr fähig? Ich verſichere Sie, in allen verſchiedenen Perioden meines Lebens überfiel mich zuweilen eine Sehnſucht nach den delphiſchen Hainen; ſie wehte auch, ich weiß nicht woher, wie ein Lüftchen in die Aeolsharfe meiner Seele, und erweckte darin wunderbare Anklänge.“ — „Das glaube ich gern“, ſprach ich. „Was in Agathons Gemüthe lag, und was er ſelbſt als ſein Innerſtes empfand, das war auch — wie ſoll ich ſagen? etwas ſo Hohes und Schönes, daß deſſen Verluſt durch nichts Anderes in der Welt erſetzt werden konnte. Von dem wahrhaft weiſen Archytas ſelbſt wurde dieſes, dünkt mich, anerkannt.“ — „Aber was ſagt Ariſtipp dazu?“ fragte Sophie. — „Ich weiß nicht“, antwortete Wieland, „ob Ariſtipp weiſer iſt als Archytas; ich zweifle daran. Oder meinen Sie, ich müßte in aller Rückſicht ſo ariſtippiſch ſeyn, als ich den Ariſtipp in ſeinen Briefen dar zu ſtellen habe?“ — „Aber ſchwärmen können Sie doch nicht mehr!“ erwiederte Sophie. — „O!“ entgegnete W., „wenn mich auch nichts als Liebe für die Menſchheit beſeelte, ſo könnte ich dabei doch zuweilen ſchwärmen. Und das habe ich gethan, das thue ich noch, und das werde ich thun bis zum letzten Hauch meines Lebens!“

Nach einer heißen Dürre im Auguſt ſtieg von Südweſt ein großes ſchweres Gewitter auf. Es war Nachmittags drei Uhr, und Alles verſammelte ſich im Gartenſaale. Langſam und mit vielen, zum Theil ſtarken Blitzen und Donnern nahte das Gewitter. Wieland's Familie ſaß und ſtand einzeln und in kleinen Gruppen umher, und bei viel guter Faſſung verrieth ſich auch ein wenig bange Erwartung. „Bode ſagt“ *) — begann Wieland's älteſter Sohn — „alle Vorfälle in unſerer Atmoſphäre, z. B. heftige Donnerwetter, Wolkenbrüche, Orkane u. ſ. w., hätten im Ganzen nichts auf ſich, weil unſer ganzer Dunſtkreis verhältnißmäßig ſo unbedeutend wäre, als das Bischen Feuchtigkeit, was ſich an einem einfüßigen Erdglobus anlegt, wenn man ihn aus einem kalten in ein warmes Zimmer verſetzt!“ — „Mit Bode's Verhältnißmäßigkeit mag es ſeine Richtigkeit haben“, erwiederte W. „Schade nur, daß wir armen Erdenwürmchen ganz unten in dem Bischen angelaufener Feuchtigkeit leben und weben, und daß ein Donnerwetter, Wolkenbruch und Orkan uns mit unſerer äußerlichen Habe leicht zerſchmettern, erſäufen und zerblaſen kann! und das hätte für uns doch immer etwas auf ſich.“ — „Freund Bode“, ſprach Sophie, „könnte mit gleichem Recht ſagen, daß es mit unſerer ganzen Erdkugel nichts auf ſich habe, weil ſie gegen das Weltall nur wie ein Sonnenſtäubchen ſey.“ — Hier begann Sturm und Regen. Das Gewitter war heftig, ging aber bald vorüber, und die Sonne trat aus dem letzten Gewölk mit verdoppeltem Glanz hervor. — „Nun iſt's Zeit, hinaus zu ſchauen!“ ſprach Sophie, und trat vor die halb geöffnete Saalthür. Ich ging ein Paar Schritte weiter hin. Tief erdunkelnd wich das Gewittergewölk mit hin und her ſchießenden Blitzen und mit rollenden Donnern, als zürnte es mit erhabener Macht; und es hatte nur himmliſchen Segen herab geſchüttelt. Ein ſchöner Regenbogen krümmte ſich auf, mit unendlicher Luſt ſchweiften Schwalben hoch am Gewölk und im Glanze der Sonne, und Bäume und Büſche, Kräuter und Blumen regneten blitzende Tropfen herab. — „Sehen Sie!“ ſprach Sophie; „ich weiß nicht, was das Alles ſagt und andeutet. Wäre meine Seele auch noch ſo groß und noch ſo voll Kraft zu vernehmen, der Anblick und Geiſt der Natur bliebe ihr doch unerſchöpflich.“ — „Unſer Herz faßt das Beſte in unausſprechlichen Gefühlen!“ erwiederte ich. — Hier trat Wieland herbei. „Sagen Sie was Sie wollen“, ſprach Sophie mit plötzlicher Lebhaftigkeit: „unſer Erdenleben iſt am Ende wie ein Gewitter: wenn's vorüber iſt, ſo ſcheint uns eine ſchönere himmliſche Sonne, und unſre Seele fühlt ſich erquickt, wie dieſe Blumen hier!“ — „Recht ſchön!“ entgegnete W. „Es thut mir jedoch leid, daß meine Sophie, die ſo fähig iſt, guten Menſchen dieſes Leben zu verſchönern, ſich ſo leicht davon abwendet.“ — Sophiens Gemüthszuſtand und die Urſach deſſelben war W. ohne Zweifel nicht mehr unbekannt. Sie wurde bald nachher von einem Nervenfieber befallen, und ihr Tod war für Wieland der Anfang ſchwerer Prüfungen.

Lüttemüller.

*) In ſeiner „Betrachtung des Weltgebäudes“.

Der arme Dichter.

Auf Frühlingslieder hat er ſich befliſſen,
Wie locken ihn die fernen Bergeshöh'n!
Verdammt! Er kann nicht aus dem Hauſe geh'n,
Denn ſeine Stiefel ſind zerriſſen.

E. Gasperini.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſetzung.) Nr. 420 und 421: Zwei Engelgruppen, von Lengerich, ſind in der Compoſition gelungene Skizzen; das Bildniß eines ältlichen Mannes (Nr. 422) iſt gut behandelt. — Nr. 435: Ein weibliches Bildniß, ſo wie die unter Nr. 963 und 964 gelieferten Bildniſſe, von Magnus, gehören zu den beſſeren. Sie

Digitized by Google

ſind gut gezeichnet, haben auch viel wahrheitvollen Ausdruck und überhaupt Natürlichkeit; etwas mehr Friſche in der Carnation bleibt jedoch hier ebenfalls zu wünſchen übrig. — Nr. 445: Bildniſſe, von Paul Mila. Eine ſorgſame Behandlung ohne Aengſtlichkeit und ein ernſtes Studium der Formen zeichnet dieſe Bildniſſe vortheilhaft aus. Der Ton iſt jedoch nicht völlig naturgemäß, und fällt, ſowohl in dem männlichen als in den weiblichen Köpfen, zu ſehr in's Violette. — Nr. 448: Ein Solon; Nr. 449: Anſicht von Turin, und Nr. 450: Anſicht vom See von Lugano, von Moritz in Neuchatel, ſind lobenswerthe Arbeiten. — Nr. 453: Hagar in der Wüſte, von Moritz Oppenheim in Frankfurt a. M. Das Bild bezeugt in der Zuſammenſtellung Talent; hinſichtlich der Farbe und der Behandlung, die etwas trocken iſt, bleibt dem Künſtler noch viel zu thun. Sein italieniſches Genre-Bild (Nr. 453) iſt hübſch gedacht und das Nationelle darin charakteriſtiſch durchgeführt. — Nr. 458: Eine Bauernſchenke, von E. Piſtorius. Bauern beluſtigen ſich mit Kartenſpiel, während ein Kuraſſier noch einem Bauernmädchen ſchielt; durchweg charakteriſtiſch in der Darſtellung; die ganze Scene ſcheint aus der Natur gegriffen. — Nr. 459: Ein Keſſelflicker, im Innern eines Hofes mit Arbeit beſchäftigt, umgeben von ſeinen Gehülfen. Ihm zur Seite ſteht eine Köchin. Trefflich ausgedrückt iſt die vielleicht nur verſtellte Verlegenheit des Keſſelflickers, wie er den ihm von der Köchin übergebenen ſtark beſchädigten Keſſel ausflicken ſoll; nicht minder beſorgt, ob es auch gehen werde, ſcheint die Köchin, und aufmerkſam erwartet ein neugieriger Zuſchauer den Ausſpruch. Der Künſtler hat hier auch Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß er es verſteht, blankes Geſchirr zu malen. — Nr. 460: Eine alte Frau in einem Zimmer. Sie ſitzt ſchlafend auf einem Stuhl, ihr zur Seite ein Knabe, der zu naſchen verſucht; eines der gelungenſten Bilder des Künſtlers, ſowohl hinſichtlich des Ausdrucks, als der zarten Behandlung und des Tages-Effekts, der in dem ganzen Bilde klar und harmoniſch bemerkbar wird. Voller Leben und Wahrheit iſt das alte Mütterchen, welches eingeſchlafen zu ſeyn ſcheint bei dem Leſen des Kleinen, der nun ſeinem Gelüſt folgt. — Nr. 461: Eine Köchin an einem großen Fenſter ſtehend, mit Reinigung eines Keſſels beſchäftigt, verdient gleiches Lob; das Beſtreben, in dieſer Gattung der Malerei den bisher noch unerreichten niederländiſchen Meiſtern nach zu kommen, iſt hier von bedeutendem Erfolg. — Nr. 462: Ein alter Bauer am Kamin ſitzend, die Zeitung leſend, und Nr. 463: Eine alte Frau in einer Küche, Gemüſe reinigend, als Gegenſtück, ſind dem Künſtler ebenfalls ſehr gelungen, beſonders erſteres, hinſichtlich des ſchönen warmen Tons. — Nr. 463: Ein alter Bauer, aus dem Fenſter ſehend. Bei dieſem Bilde haben dem Maler Oſtade's Darſtellungen dieſer Art vorgeſchwebt. Sehr erfreulich iſt es, einen ſo talentvollen Künſtler, wie Piſtorius, unter uns ſich bilden zu ſehen, der ſolche Genre-Bilder ſchon jetzt mit entſchiedenem Glück bearbeitet, ſo daß von ihm zu erwarten, er werde uns bald Arbeiten liefern, die würdig ſind, den niederländiſchen Werken dieſes Kunſtfaches an die Seite geſtellt zu werden. Zu bemerken wäre noch, daß, ſoviel dem Referenten erinnerlich, er der erſte unter den vaterländiſchen Künſtlern iſt, der ſich dieſem Kunſtfach widmet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin. Eine neue lokale Vaudeville-Poſſe von Angely: „Die Landpartie“, erregte im Königsſtädtiſchen Theater eine getheilte Stimmung, d. h. ſie war ſtürmiſch in Beifall und Mißfallen. Das Stück hat wieder den Fehler, daß keine an ſich intereſſante Handlung, kein tüchtiger Plan dazu erfunden und Manches eingewebt iſt, was als recht wahr aufgegriffen gelten kann, von der Bühne herab aber dem ſittlichen Gefühl auffallen muß. Dem Letzteren iſt mit einigen Federſtrichen geholfen, dem Erſteren hätte die Hülfe früher kommen ſollen. Halten wir uns aber an die einzelnen Züge, ſo findet ſich manches Beluſtigende und wir können nicht leugnen, daß der Verf. die Region, worin ſeine Perſonen ſich umtreiben, gut beobachtet hat. Beſonders zeigen die erſten Scenen dieſer Poſſe eine beachtungswerthe Auffaſſungsgabe und einen Humor, der ſich, bei weniger ſchwachem Plane und mehr Ausdauer, alle Stimmen gewinnen würde. *) Auch diesmal ſind die Melodieen geſchickt gewählt, und die nicht leichte Darſtellung ging meiſt gut. — Eine andere Neuigkeit: „Die Bekehrten oder der türkiſche Edukations-Rath“, Poſſe in zwei Akten, von Albini, iſt als Gelegenheits-Stück zu betrachten, indem der griechiſch-türkiſche Kampf den Stoff gab. Mit der Erfindung hat ſich der Verf. nicht ſehr bemüht; ein griechiſch und ein türkiſch geſinnter Vater, ein Liebhaber, der des Letztern Tochter begehrt, aber kein Türke werden will, und nun durch Abſendung eines türkiſchen Edukations-Raths mit zween türkiſchen Prinzen dem künftigen Schwiegerpapa ſeinen Wahnſinn benimmt, das iſt der Faden. Indeß findet ſich in der Ausführung Kenntniß des Theaters, wie der Pſeudonym Albini ſie ſchon in „Kunſt und Natur“ und „Zu zahm und zu wild“ bewies. Einige Scenen ſind von tüchtiger Wirkung und das Ganze nicht ohne Witz. Schade, daß manches Publikum juſt die feineren Bemerkungen nicht verſtehen will! — es iſt, als ob jetzt Vielen Alles ſchon im Voraus widrig wäre, was nicht mit Trompeten und Pauken in die Ohren ſchlägt, oder mit Dekorationen, Pantomimen-Späßen und Tanz in die Augen ſpringt. So ging — um etwas zu erwähnen — in jener Poſſe Folgendes (hier nur aus dem Gedächtniß mitgetheilt) verloren: Türkennagel: Wo haben Sie das Licht der Welt erblickt? Edukations-Rath: Ich bin in der Wüſte Sarah geboren. T. Eine ſchöne Gegend! (Nun folgt eine Erklärung.) T. Aber wo ſind Sie erzogen? E. Im Jeſuiten-Collegium zu Abyſſinien. T. Giebt's dort auch Jeſuiten? E. Ja, ſie ſind zwar neuerdings vertrieben —. T. Schade! E. — aber jetzt wieder zurück gerufen worden. T. Das war von einem ſo aufgeklärten Staat, wie Abyſſinien, nicht anders zu erwarten! — Von dergleichen Spitzen wurden mehrere nicht beachtet, um den Beifall für die handgreiflicheren Späße zu ſparen. Die Aufnahme war übrigens ſehr günſtig und in der, bis auf mehrere Gedächtnißfehler, lobenswerthen Darſtellung zeichneten ſich beſonders Hr. Schmelka („Türkennagel“), Hr. Meyer („Livius“), Hr. Röſicke („Sebaſtian“), Demoiſ. Schirer („Guſtchen“) und Demoiſ. Holzbecher („Lieschen“) vortheilhaft aus.

E—w.

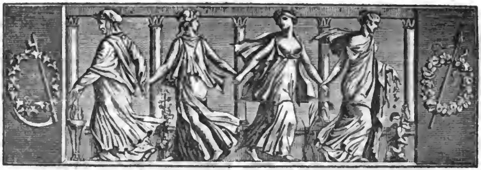
— In den hieſigen Zeitungen iſt neulich die Anzeige eines „Berliniſchen Stammbuchs“ enthalten, die damit anhebt, daß ſie nicht prahlen ſoll und dann ſogleich — prahlt. Man leſe: „Dieſes kleine Büchlein tritt getroſt vor ein Publikum, ohne ſich einer prahlenden Anpreiſung zu bedienen, wodurch die Käufer ſolcher kleinen Piecen ſehr häufig getäuſcht werden. Es bedarf dieſes Behelfs auch gar nicht, indem jeder Käufer, überraſcht von dem wohlgewählten Inhalte des Werkchens, daſſelbe gewiß allen ſeinen Freunden und Freundinnen angelegentlichſt empfehlen wird, worauf ſich denn der Herausgeber, trotz aller ähnlichen Sammlungen, eines großen Abſatzes zu erfreuen gedenkt.“ — Brächte mir der Herausgeber dieſes Stammbuchs ein Blatt des ſeinigen, würde ich ihm Folgendes einſchreiben:

Du prahlſt damit: du willſt nicht prahlen,
Dann prahlſt du weiter, daß wir zahlen;
Sieh, biſt du ſo gewiß kein Prahler,
Als Jeder iſt des Buchs Bezahler,
So wirſt du erſtens Prahler ſeyn,
Und zweitens nimmſt du gar nichts ein. —**.

*) Für die zweite Darſtellung hat der Verf. einige Veränderungen gemacht und die beifällige Aufnahme erlitt nun keine weitere Anfechtung. D. G.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 24. November. 187ſtes Blatt.

Der Alkazar in Sevilla.

Frei nach dem Engliſchen von Guſtav Sellen.

Als ich in Sevilla ſtudirte, war mein Lieblings-Aufenthalt der Alkazar, die Reſidenz der mauriſchen ſowohl als der chriſtlichen Könige. Der Pallaſt iſt zuerſt durch die Araber, in geringer Entfernung von der Haupt-Moſchee, der jetzigen Cathedrale, erbaut, und nach einem erweiterten Plane durch Pedro den Grauſamen im Jahre 1360 neu aufgeführt. Der ſpaniſche Tyrann machte ihn ſowohl zu einer Wohnung, als zu einer Feſtung, indem er ihn auf der Seite nach der Stadt zu mit einem Walle umgab, der zwar jetzt größtentheils mit Häuſern bebaut iſt, aber noch immer zeigt, wie viel der zu fürchten hat, der von Jedermann gefürchtet wird. Die Thore in dieſer Umwallung gaben mir die Grenze zwiſchen dem alten und dem neuen Sevilla an. — Von den Büchern, welche die Geſchichte meiner Vaterſtadt erzählen, hatte ich damals noch nicht ein einziges in Händen gehabt, aber der Alkazar und deſſen Umgebung war mir mehr als Geſchichte; denn die Ueberlieferungen, die ich aus dem theuern Munde vernommen, der mich die caſtilianiſche Sprache lehrte, machten ihn in meinen Augen zu einem geheiligten Orte. Wahrlich, den andaluſiſchen Jüngling müßte ich bemitleiden, der in die Puerta de los Monteros treten, die erhabene arabiſche Arbeit an dem Pallaſte ſehen, bei den großen Sälen, die auf der Gartenſeite liegen, vorbei gehen, das, von der untergehenden Sonne im brennenden Roth beſchienene Labyrinth mauriſcher Straßen auf der Rückſeite des Alkazars betrachten könnte, und taub bliebe bei jenen Erzählungen, welche unſere Sprache nie in dem ganzen Reize der geſchichtlichen Sage wieder zu geben vermag. Noch jetzt, wo ich mich dem Abend des Lebens nähere, laſſe ich gern mein inneres Auge auf jenen weiten, ſchattigen, ſchweigenden Straßen ruhen, in denen ich mit hoher Luſt die Luft einathmete, die durch die umgebenden Haine gegangen war. Nicht allein was ich damals ſah, auch was ich dachte und fühlte, lebt wieder auf in meinem Gemüth, indem ich mich in jene glücklichen Zeiten zurück träume.

Der Eingang zu den Gärten des Alkazars iſt ein langer, hoher und breiter Gang, deſſen Dunkelheit und Beſchränktheit man erſt gehörig erkennt, wenn man das Tageslicht wieder in vollem Glanze erblickt, indem man durch das eiſerne Gitter tritt, welches ſich am Ende jenes Ganges befindet. Ein Engländer würde hier, außer der Neuheit des Anblicks, wenig finden, das ihm zuſagte. Alles, ſogar die Pflanzen und Blumen, ſcheinen Werke der Kunſt. Die hohen Myrten-Hecken, welche die tieferen Gründe, in die der Garten eingetheilt iſt, umgeben, ſind durch die kunſtreiche Scheere des Gärtners in die mannigfaltigſten Figuren verwandelt. Timian, Lavendel und Buxbaum, welche man hier in langen Reihen findet, bilden ſonderbare Geſtalten von Thieren oder heraldiſche Figuren. Die Gänge ſind mit Ziegelſteinen gepflaſtert, und eiſerne Gitter ſcheiden die einzelnen Theile des Parks, welche unter dem Namen des Gartens der Königin, der Prin-

zen, der Damen, des Alkoven, des Labyrinths, bekannt ſind. In der Mitte des Damengartens befinden ſich zwei Reihen Tänzer, aus der Myrten-Hecke, auf welcher ſie ſtehen, geſchnitten, Köpfe und Hände von Holz. An einem Ende iſt ein Chor Muſiker von dem nämlichen Stoffe, mit Harfen, Pfeifen und Tambourins, und zwei Rieſen von entſetzlicher Größe, ebenfalls aus dieſer Maſſe geformt, bewahren den Eingang.

Dieſe Gegenſtände können leicht die Geringſchätzung manches Reiſenden erregen, aber ach! wie verſchieden ſind dagegen die Gefühle, welche ſie in einem Eingebornen erwecken, der — nicht gewohnt, ländliche Vergnügungen innerhalb der Stadtmauern zu finden, oder einen Wald auf dürftiger Ebene zu ſehen — ohne ſie, und die künſtlichen Ströme, durch deren Waſſer ſie erfriſcht werden, des erquickenden Grüns kräftiger Pflanzen für immer entbehren müßte. Der Bewohner des Südens bedarf eines kühlen, ſchattigen Gartens, bedarf der balſamiſchen Luft und des erfriſchenden Strahles künſtlicher Springbrunnen, des würzigen Duftes der Orangenblüthe, der wohlthätigen, wenn gleich unſichtbaren Wohlgerüche, welche ſich von Millionen Roſen rings umher verbreiten, der leichten Seufzer des Südwindes und des unendlich ſüßeren Geſanges der Nachtigall. Alles dies findet man nicht in der kalten, offenen Einſamkeit eines Parks, aber wie wunderlieblich iſt es in der Stille eines mauriſchen Gartens vereinigt.

Verloren in Gedanken wie die eben beſchriebenen, ſaß ich oft ſtundenlang in einem Lieblingswinkel, und horchte dem einförmigen Plätſchern eines Baches, der aus dem Rachen eines Löwen entſprang und ſich in ein weites Becken ergoß. Noch jetzt vertauſchte ich den alten grauen Wall, oben mit kleinen Gebäuden, an der Seite mit Orangenbäumen und Limonen bekleidet, nicht gegen die prachtvollſten Stellen engliſcher Parks, welche ich ſpäter kennen lernte. — Dort, wo ich ſelten eines Menſchen anſichtig ward (denn der Ort iſt höchſtens drei bis vier Tage des Jahres beſucht) und nichts hörte, als dann und wann das einförmige Kreiſchen der Schere des Gärtners, welcher dem Buxbaum und der Myrte die kunſtreiche Form gab, erwachten unendliche Gefühle in meiner Bruſt, und meine Phantaſie flatterte umher gleich dem fröhlichen Vogel, der keine Nachſtellungen zu fürchten hat. Dort vergaß ich die kleinlichen Tyrannen, welche in jenen Gegenden die Herrſchaft über Kirche und Staat unter ſich theilten; — Freiheit lächelt dort nur zwiſchen Wällen und Thoren. Auch die Herrſcher, welche dieſe Gärten ſchufen, fühlten die Nothwendigkeit von Wachen und Umwallungen. Ich ſelbſt, der ich meine ſchönſten Gefühle aus der Phantaſie entnahm, ging nie zwiſchen den wachehaltenden grünen Rieſen hindurch, ohne die innige Ueberzeugung, daß ſie, die mich frei und ungehindert kommen und gehen ließen, den zu beſtrafen wiſſen würden, der mit Gewalt in mein ſtilles Heiligthum zu dringen verſuchte.

Die grünen Wächter ſchienen aber dennoch mit manchen gelegentlichen Beſuchern in unangenehme Berührung zu kommen. Geſellſchaften von Fremden, aus näheren und ferneren Gegenden, beſuchten zuweilen den Garten; ihre Gegenwart ſtörte mich unangenehm, aber nur auf kurze Zeit, in meinen orientaliſchen Träumen, während ſie mir auf der andern Seite einen hohen Genuß verſchaffte; denn ein geringes Geſchenk, welches der Ober-Gärtner erhielt, veranlaßte ihn dann, die Waſſer ſpringen zu laſſen. — Die ſteinernen Gänge, die Bekleidungen der Wälle, die felsartigen Umgebungen der Baſſins, waren voller kleiner Oeffnungen, zu denen dünne zinnerne Röhren Waſſer leiteten. Wenn man nun einen Hahn öffnete, wurden Wege, Gänge und Wälle mit dünnen Waſſerſtrahlen umgeben, welche zu einer Höhe von acht bis zehn Fuß ſtiegen. Die Röhren der Hauptgänge waren ſo gerichtet, daß man unter ihrem Strahle wie unter einem Waſſerbogen wandeln konnte, ohne größerer Unannehmlichkeit als einem leichten Staubregen ausgeſetzt zu ſeyn. Hydrauliſche Kunſtwerke mancher Art ſtanden früher hiemit in Verbindung, doch iſt von ihnen nichts geblieben als eine Figur, die auf der Trompete bläſt. Der Ton, den dieſe Geſtalt hervor bringt, hat etwas ungemein Liebliches, ſcheint aber nicht von ihr ſelbſt her zu rühren, ſondern vielmehr von einem Inſtrumente in dem Walle, oder unter dem Boden. Die Zierlichkeit dieſer Waſſerkünſte und die angenehme Kühle, welche die vielen kleinen Springbrunnen augenblicklich verbreiten, ſind im vollſten Einklange zu dem Charakter des Ganzen, und ſtets erfriſchten ſie meine Gedanken und erregten meine Einbildungskraft lebhafter.

Es war bei einer ſolchen Gelegenheit, als ich die Bekanntſchaft eines trefflichen Mannes machte, einer der Beſten von Sevilla's beſſerer Geſellſchaft zu der Zeit, als Spanien einer größern Verfeinerung entgegen ſtrebte, und kurz vorher, ehe jene rohe Freimüthigkeit Mode ward, die ſo ſehr gegen die frühere Feinheit und Galanterie des Spaniers abſticht. Don Antonio Montesdeeca ward nur ſelten in den neuen franzöſiſchen Kleidern geſehen. Sein Anzug beſtand, ausgenommen bei einigen kirchlichen Feierlichkeiten, aus einem langen ſpaniſchen Mantel von hellbraunem Zeug im Sommer, und von Tuch, von derſelben Farbe, im Winter. Sein Hut war etwa zehn Zoll breit, und drei bis vier Zoll hoch. Seine langen grauen Haare waren von einem ſilbernen Netz umgeben, mit einem Büſchel Quaſten — dem Schwanze eines papiernen Drachen nicht unähnlich — welches auf den Nacken herab hing. Er war lang und ſchmal, und trug ſich ungewöhnlich auf-

Digitized by Google

recht; dabei drückte er den linken Arm gegen die Bruſt, als trage er noch das lange Schwerdt, welches, etwa vor ſechzig Jahren, jeder Edelmann, ſobald es Abend geworden, von der Scheide entblößt, mit ſich führte. Ich kannte Don Antonio bei Namen, und er kannte mich, aber mit der natürlichen Beſcheidenheit eines Jünglings zog ich nur meinen Hut vor ihm, wie die gute alte Sitte ſpaniſcher Höflichkeit es heiſchte, und ging an ihm vorüber zu meinem Lieblingsplätzchen. Da wir uns aber faſt täglich, und an der nämlichen Stelle wieder trafen, währte es nicht lange, da fragte mich der alte Edelmann, nachdem er mir geäußert, daß er meine Familie viele Jahre hindurch gekannt: was mich ſo oft in dieſen Garten führe. Als ich es ihm geſagt, war er ſehr erfreut über die Gleichheit, welche, der Verſchiedenheit unſerer Jahre ungeachtet, in unſern Geſinnungen ſtatt fand. Seit dieſer Zeit ſetzten wir uns oft plaudernd in den Schatten eines Baumes. Er kannte faſt alle Alterthümlichkeiten und Sagen der Stadt und des Pallaſtes. Mit der größten Aufmerkſamkeit lauſchte ich ſeinen Erzählungen längſtvergangener Tage, und will es verſuchen, einige derſelben zu wiederholen, ſo getreu mein Gedächtniß es verſtattet. (Die Fortſetzung folgt.)

D i m i n u t i v e n.

Lichtenberg ſagt in ſeinen kleinen Schriften: es ſey ſonderbar, daß diejenigen Leute, die das Geld am liebſten haben, und am beſten zu Rathe halten, gern im Diminutiv davon ſprechen: „Da kann ich doch meine 600 Thälerchen verdienen, ein hübſches Sümmchen!“ — Dies finde ich nicht ſonderbar. Spricht man doch immer von dem, was man am liebſten hat, im Diminutiv. „Mein Engelchen, mein Schätzchen, mein Püppchen ꝛc.“ Und warum dies? Wenn ſich ein Gegenſtand groß und breit vor uns hinſtellt, ſo ſind wir nicht ſehr beſorgt, ihn zu verlieren. Je kleiner er aber iſt, je mehr er in unſerm Auge zu verſchwinden ſcheint, je mehr tritt die Idee der Abweſenheit und des Verluſtes aus ihrem Dunkel hervor und erfüllt uns mit Beſorgniſſen, und dieſe erhöhen die Zuneigung, da jeder Menſch das Bedürfniß, etwas zu lieben, in ſich trägt. Ernſt.

Bemerkungen und Einfälle.

Man lacht nur wahrhaft aus Ueberraſchung; alles übrige Lachen iſt geheuchelt und erzwungen.

In Leipzig ſind „Stimmen des Frühlings“ herausgekommen, die Stieglitz gedichtet, Lerche in Muſik geſetzt hat. Schade, daß ſie nicht in der Vogelſchen oder Hahnſchen Buchhandlung erſchienen ſind.

Der verſtorbene Solger nannte den verſtorbenen Kotzebue (laut eines neulich abgedruckten Briefes) einen „alten Waſchlappen“; fürwahr, ein Gleichniß, das den, der es brauchte, mehr anſchwärzt, als den, der damit bezeichnet ſeyn ſoll. Lebten Beide, ſo würde Letzterer gewiß nicht ermangeln, zu zeigen, daß ihm zu einer tüchtigen Kopfwäſche das Material nicht fehlt. Jedenfalls aber war es unrecht, durch den Abdruck einer ſolchen Stelle auf zwei Todte zu läſtern.

Ein holländiſcher Schriftſteller, der ein ſchlechtgeſchriebenes Buch über die Beredſamkeit verfaßt hatte, hieß Meſſer Ohn Kling. Jemand ſagte von ihm: er iſt ein Meſſer ohne Klinge, dem der Styl (Stiel) fehlt.

Der berühmte Lalande, der in dem Ruf ſtand, nicht an Gott zu glauben, leiſtete einen Eid. Sein Gegenpart, der den Eid für falſch hielt, verlangte einen zweiten, auf das Einmaleins abgelegten, welcher alſo lauten ſolle: Mein erſter Eid iſt ein wahrer, ſo wahr zwei mal Zwei Viere ſind. Der Geometer weigerte ſich — bei dem arithmetiſchen Gotte zu ſchwören.

Jüngling, Mann und Greis gleichen dem Sekunden-, Minuten- und Stundenzeiger auf einer Uhr.

Dadurch, daß man immer in Schauſpielen, Romanen und Novellen das Neue, das Originelle als die Hauptſache verlangt und die Phantaſie über Alles ſetzt, ſchadet man den Verfaſſern, theils weil ſie Andere überbieten müſſen, theils weil ſie im Voraus wiſſen, daß ſie bald von Andern überboten werden. Die heutigen Erzeugniſſe unſerer ſchönen Geiſter ſtehen im Grunde in Kalendern und Taſchenbüchern an rechter Stelle, weil ihr Leben kaum ein Jahr aushält.

Wozu muß doch der unverſtändige und eigenſinnige Menſch durch vernünftige Geſetze gezwungen werden! In Irland konnte der alte Gebrauch, die Pferde mit dem Schwanze an zu ſpannen und Laſten ziehen zu laſſen, nur durch ſtrenge Strafgeſetze abgeſchafft werden.

Ed. Rolle.

In ein Souvenir.

(181*.)

Dieſe Papierchen
Dienen zum Schnürchen,
Daß man d'ran knüpfet,
Was ſonſt entſchlüpfet,
Daß man ſich merke
Worte und Werke,
Flüchtige Pflichten,
Die zu verrichten;
Was zu belaufen,
Oder zu kaufen;
Was zu beſorgen
Heut' oder morgen;
Was zu bedenken,
Oder zu ſchenken.
Daß Sie gedenket,
Wer dies geſchenket,
Wurde der Lieben
Dies eingeſchrieben.

Karl Schall.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Petersburg. Seit langer Zeit feſſeln Rußlands Militairmacht und Politik ganz Europa; ich hoffe aber, daß man auch das gute Streben nach dem Wiſſen bei uns nicht verkennen wird. In geſchichtlicher Hinſicht z. B. können wir unſern Caramſin wohl als etwas Ausgezeichnetes darſtellen. Mehrere Franzoſen haben in neueſter Zeit Theile von ruſſiſchen Gedichten, Erzählungen u. ſ. w., freilich nicht ſo friſch wie das Original, doch treu und ſo wiedergegeben, daß ſich erkennen läßt: das Land, welches Eiſen und Soldaten hervor brachte, kann den Muſen wohl werthvolle Opfer darbringen. Auch in England hat ein Hr. Bowring vor einigen Jahren eine ruſſiſche Anthologie, oder gewählte Stücke aus ruſſiſchen Dichtern, herausgegeben. Es ſind Biographieen beigefügt, und dies Werk giebt einen deutlichen Begriff von dem Standpunkte unſerer Literatur. — Die Dichtungen Scott's und Byron's ſind in's Ruſſiſche übertragen, und wir ſind beſchäftigt, unſerer Sprache die Meiſterwerke aller Völker an zu eignen. — Die hieſige Akademie der Wiſſenſchaften, welche bei jeder Gelegenheit von dem verewigten Kaiſer unterſtützt wurde, beſitzt jetzt unter Anderem zwei herrliche Kunſtkabinette: die ſeit 1818 vervollkommnete Sammlung orientaliſcher Manuſcripte, welche dem franzöſiſchen Conſul Rivpa (?) gehörte, und das Medaillen-Cabinet des Generals Suchtelen, an 11,000 Stücke enthaltend, in Gold, Silber und Bronze, ſorgſam gewählt und meiſt aus alten Zeiten. Für dieſe Akademie iſt auch ein aſiatiſches Muſeum gebildet, nachdem Alles geſammelt worden, was zu den Künſten und Wiſſenſchaften des Orients gehört. Die Sammlung, in drei Sälen geordnet, beſteht aus fünf Theilen. In dem erſten Theil befinden ſich: orientaliſche Alterthümer und Monumente, als: muhamedaniſche Medaillen in 38 Abtheilungen (ein Catalog aller dieſer Medaillen, die geſchichtliche Beſchreibung einer jeden gebend, iſt gedruckt für ein Geringes zu erhalten); ferner andere orientaliſche, chineſiſche, japaniſche, hebräiſche, ſaſſanidiſche und indianiſche Medaillen; die Alterthümer beſtehen aus Steinen, Trümmern und Vaſen, mit hebräiſchen und arabiſchen Inſchriften bedeckt. — Im zweiten Theil befinden ſich arabiſche, perſiſche und türkiſche Manuſcripte, nach den Gegenſtänden, welche ſie behandeln, geordnet; nämlich: Grammatik, Geſchichte, Mathematik, Phyſik, Philoſophie und Theologie. — Der dritte Theil umfaßt eine reiche Sammlung chineſiſcher und japaniſcher Manuſcripte, gleich jenen geordnet; hier finden ſich auch viele chineſiſche Gemälde und Zeichnungen. — Den vierten Theil bildet eine ſeltene Sammlung thibetaniſcher, mongoliſcher und kalmuckiſcher Manuſcripte, und gedruckter mongoliſcher Bücher, die der Catalog auch angiebt. — In dem fünften Theil findet man eine orientaliſche Bibliothek, nebſt einer Auswahl orientaliſcher Manuſcripte, welche auf die Geſetzgebung und Literatur Bezug haben. Welch ein Schatz dieſe Sammlung für alle Orientaliſten iſt, wird Jedem ſogleich einleuchten. — Dem Büreau der auswärtigen Angelegenheiten iſt ſeit einiger Zeit ein Inſtitut für das Studium der orientaliſchen Sprachen beigefügt worden; es werden zwanzig junge Leute unterrichtet, die den ruſſiſchen Geſandtſchaften in der Levante als Dollmetſcher dienen ſollen. Zwei Profeſſoren, in der orientaliſchen Schule zu Paris erzogen, die Herren Demanges und Charmoy, erhalten ein jährliches Gehalt von 6000 Rubel. — Von unſern Univerſitäten hebt ſich Charkow (gegründet 1804) immer mehr; man zählt dort ſchon über 350 Studenten, im Jahr 1823 waren nur 260 dort. Es leben dort 38 Profeſſoren in fünf Fakultäten (Jurisprudenz, Medizin, Mathematik und Phyſik, Philoſophie und Geſchichte); 195,000 Rubel Einkünfte, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, ein Cabinet für Naturgeſchichte und Phyſik, ein botaniſcher Garten und ein Obſervatorium zeigen, wie viel die Regierung dafür gethan hat. Sämmtliche Univerſitäts-Gebäude, eben ſo die Wohnungen der Profeſſoren, ſind außerhalb der Stadt in einem Bezirk vereinigt. — Um einen Begriff zu geben von den vielen Sprachen im ruſſiſchen Reiche, bemerke ich, daß die Bibel-Geſellſchaft die heilige Schrift in folgenden Sprachen hat drucken laſſen: Slavoniſch, Ruſſiſch, Deutſch, Neu- und Alt-Griechiſch, Hebräiſch, Franzöſiſch, Litthauiſch, Polniſch, Finniſch, Eſthniſch in zwei Dialekten, Armeniſch, Georgiſch, Bulgariſch, Perſiſch, Kalmuckiſch, Samojediſch, Careliſch, Tſcheremiſſiſch, Turcotartariſch, Tartariſch, Mongoliſch, Tartar-Hebräiſch, Tartariſch im Orenburger Dialekt, Mordwiniſch, Oſſetiniſch, Syreniſch, Moldauiſch, Kirgiſiſch, Voſtiakiſch und Valoutziſch; alſo in 32 Sprachen und Dialekten, und dennoch haben einige Völkerſchaften die Bibel noch nicht in ihrer Sprache. — Im Süden unſers Staats, an dem Ufer des ſchwarzen Meers, beſchäftigen ſich viele Gelehrte mit dem Aufſuchen von Alterthümern, das bis jetzt ſehr ergiebig war und viel Licht über die früher hier gelegenen griechiſchen Colonieen verbreitete. — In neuerer Zeit hat man auch in Odeſſa eine griechiſche Vaſe gefunden, die auf eine dort früher gelegene Colonie deutet; die meiſte Ausbeute findet ſich aber unſern Oczakow, in den Ruinen von Olbia (einer ehemaligen mileſiſchen Colonie), von welcher Stadt man durch viele Inſchriften ſchon ziemlich beſtimmte Nachrichten hat. Sw.

Ein junger Mann, durch den Tod eines Oheims plötzlich zu unermeßlichem Reichthum gelangt, machte neulich durch die öffentlichen Anzeigen den Wunſch laut, ſich Domeſtiken zu miethen. Unter denen, welche ſich meldeten, befand ſich auch ein feingeputzter junger Menſch, mit Glacé-Handſchuh und Lorgnette; er tritt ein, nach Herrn Gerville fragend. „Und mit wem habe ich das Vergnügen zu ſprechen?“ fragt der neue Cröſus. — „Sie haben“ — ſo beginnt der Eingetretene etwas zögernd — „durch die öffentlichen Anzeigen —.“ — „Ich habe einige Domeſtiken verlangt!“ — „Nun ja; ich bin wohl kein Domeſtik, würde aber doch ſehr gut in Ihr Verhältniß paſſen, als Künſtler, als Kammerdiener wenigſtens!“ — „Aber, mein Herr —!“ — „Erlauben Sie, ich gebe Unterricht in der Elegance, im guten Ton; ich unterweiſe den, der mich beſitzt, in der neueſten Art, das Halstuch zu knoten, das Haar zu arrangiren“ (der Redner war ſelber von Harmand oder Nardin coiffirt). „Wir gehen täglich zu Hardy — ich trage jedoch keine Livree — wir machen zu Hauſe unſere Toilette, der erſte Schneider von Paris muß ohne Zweifel in unſern Dienſten ſeyn, und dann gehen wir auf ein Stündchen nach dem Park. Ein hübſcher junger Mann, wie ich bin, zieht gleich aller Schönen Blicke auf ſich, man fragt: mit wem geht denn da Herr Gerville, der reichgewordene junge Herr! Ah, heißt's dann, alſo den iſt er ſo glücklich, zu beſitzen? — nun, das zeigt ſchon von gutem Ton, und ſo weiter. Ich denke, mein Herr, daß ich da wohl nicht zu viel fordere, wenn Sie mir 1200 Franken Gehalt bewilligen, und — 1000 Thaler Accidenz; ich eſſe an Ihrem Tiſch, verſteht ſich, und —“ — „Und, mein Freund!“ fiel der neue Cröſus ein, „Sie ſind ein Einfaltspinſel, der mich nicht auch dazu machen ſoll, ſondern ſich auf's eiligſte empfehlen wird!“ — Die Weiſung war zu verſtändlich, als daß ſie nicht hätte begriffen werden ſollen; der Begreifende verwandelte aber den erſten Schreck raſch in eine Pirouette à la Paul, murmelte etwas von albernem Glückspilz, und hüpfte ſo, eine Arie von Roſſini trällernd und an ſeinen ſchönen Locken drehend, die Treppe hinab. (Corsaire.)

Weil es die Mode will, daß man ſich oft auf dem Kirchhof Pater Lachaiſe einfindet, ſo hat man in Paris ein Fuhrwerks-Magazin eingerichtet, deſſen Wagen nur zu Beſuchen jenes Kirchhofs beſtimmt ſind. Seit der Zeit kann nun Jeder den Todten viel billigere Viſiten machen als ſonſt. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 25. November. 188ſtes Blatt.

T a l m a.

Franz Joſeph Talma, geboren in Paris den 15ten Januar 1760, von wohlhabenden Eltern — ſein Vater war Uhrmacher — brachte ſeine erſte Jugend in England zu, und entwickelte früh ſeine Neigung und ſein Talent für Deklamation und Theater. Kaum zehn Jahr alt, hatte man ihm in der Anſtalt, worin er erzogen wurde, als man die Knaben ein Trauerſpiel, „Tamerlan“, aufführen ließ, eine kleine Rolle zugetheilt, worin er die letzten Augenblicke eines, vom Vater zum Tode verurtheilten Sohnes zu erzählen hatte. Die Erzählung ergriff ihn dergeſtalt, daß er noch eine Stunde nachher in Thränen ſchwamm und ſich nicht erholen konnte. — Im funfzehnten Jahre ſchickte ihn ſein Vater nach Paris, dort zu ſtudiren. Nach vollendeten Studien wieder in London, fand er, mit einigen jungen Landsleuten, Geſchmack an der Aufführung von Schauſpielen. Lord Harcourt wollte die Eltern bereden, ihn für die engliſche Bühne zu beſtimmen; er zog Paris vor, trat in die Königliche Deklamations-Schule und hatte Molé und Dugazon zu Lehrern und Freunden. Mademoiſelle Sainval erhielt die erſte Huldigung ſeines jungen Herzens, und machte ihm Muth, als er im Begriff ſtand, aus Blödigkeit von der theatraliſchen Laufbahn ab zu gehen. — Er trat zum erſten Mal im Théâtre français als „Seïde“ in „Mahomet“ auf,*) und erhielt entſchiedenen Beifall. Von nun an machte er große Fortſchritte, trieb das Studium mit Eifer, ſuchte die Bekanntſchaft der Literaten und Künſtler, und las und dachte über die Kunſt. — Im Trauerſpiel „Brutus“ wagte er es zuerſt, in einer untergeordneten Rolle, das eingeführte Coſtüm ab zu ändern. Er trat nicht in Seide, ſondern mit der wollenen Toga und mit ungepudertem Haar auf. Mademoiſelle Contat rief bei dem ungewohnten Anblick aus: „Pfuy, wie häßlich! Er ſieht aus wie eine Statue!“ Dieſer Tadel ermunterte ihn; er ſah voraus, das richtige Coſtüm werde, nachdem man ſich erſt daran gewöhnt, über die talons rouges und die franzöſiſche Tracht der Römer und Griechen den Sieg davon tragen. — Sein perſönlicher Sieg war „Carl IX“ in Chenier's Trauerſpiel: „Der ſtolze Saint-Fal“. Der Schauſpieler, welchem Chenier die Rolle „Carl's“ angeboten hatte, verſchmähte ſie als undankbar, und rieth dem Dichter, ſie dem jungen Talma zu geben. Es geſchah: Talma glänzte, und von 1789 an hob ihn das Urtheil des Publikums auf den Gipfel der Kunſt. Das Stück wurde bald nachher verboten; dies gab ihm neuen Werth; am 11ten Juli wurde es vom Parterre verlangt, und, trotz aller Einwendungen von Seiten des Direktors, durch Talma's Beharrlichkeit aufgeführt.

*) Es iſt eine bei dem franzöſiſchen Theater allgemein eingeführte Sitte, daß jeder Schauſpieler, auch mit den ausgezeichnetſten Anlagen begabt, à la queue, d. h. in den letzten Rollen auftreten, und ſich allmählig herauf arbeiten muß. So war Talma's allererſte Rolle die unbedeutende des „Argati phontidas“ in Moliere's „Amphitryon“; er tritt nur in einer Scene auf, ſpricht nur ein einziges Mal, und giebt den Rath, dem Jupiter den Degen durch den Leib zu rennen.

Der Umſtand veranlaßte ein Duell zwiſchen ihm und dem Direktor Naudet. — Zu bemerken iſt, daß Talma als „Carl IX" zuerſt glänzte, als „Carl VI" zum letzten Mal auftrat und unter Carl X ſtarb. — Er ſchien übrigens eine Vorliebe für Rollen Shakſpeare's zu haben; dies beweiſet ſein „Othello", ſein „Macbeth", ſein „Hamlet". Doch werden „Manlius" von La Foſſe und „Nero" in Racine's „Britannicus" wohl immer für ſeine vollkommenſten Leiſtungen gelten. Jouy's „Sylla", wo er den Sylla (oder vielmehr den Napoleon) achtzig Mal bei immer vollem Hauſe darſtellte, war ſein plaſtiſches Meiſterwerk, ſo wie die „Ecole des vieillards" der Beweis, daß er im Drama eben ſo hoch ſteigen konnte, als in der Tragödie. — Napoleon, der ihn vor der Expedition nach Egypten kennen gelernt hatte, ſchätzte und liebte ihn. Er durfte ſich, ſo oft er wollte, zum Frühſtück bei ihm einſtellen. Am Tage, wo die Behörden dem Kaiſer zu ſeiner neuen Würde Glück wünſchten und gemeldet wurden, ließ Napoleon ſie im Thronſaal warten, weil er mit Talma in einer lebhaften Erörterung über die Art, Nero's Charakter dar zu ſtellen, begriffen war. Talma wollte ſich zurück ziehen, aber Napoleon ſprach zu ihm: „Restez!" und zu dem anmeldenden Kammerherrn: „C'est bien; qu'elles attendent dans la chambre du trône." Später, als im Juli 1806 Racine's „Esther" in den Tuilerien gegeben worden war, erſchien Talma, wie gewöhnlich, am folgenden Morgen bei dem Frühſtück, wo ſich auch der Miniſter Champagny eingefunden hatte. Es wurde über das Stück geſprochen. „C'étoit un pauvre roi que cet Assverus", ſagte Napoleon, und gleich darauf, ſich an den Miniſter wendend: „Que sont aujourd'hui ces Juifs? quelle est leur existence? Faites-mon un rapport sur eux." — Im September 1808 ſchlug Talma ſeinem Gebieter vor, ihn nach Erfurt kommen und vor dem Kaiſer Alexander und andern dort verſammelten hohen Perſonen ſeine Hauptrollen ſpielen zu laſſen. Napoleon wählte unter Anderem (zu großem Befremden vieler Anweſenden): „La mort de César". — „Als im „Oedip" Talma den Vers ſprach:

„L'amitié d'un grand homme est un bienfait de Dieux",

ſoll Alexander dem neben ihm ſitzenden Napoleon mit den Worten die Hand gedrückt haben: „Voilà un vers qui a été fait pour moi!"

(Der Schluß folgt.)

Der Alkazar in Sevilla.

(Fortſetzung.)

In dem Garten war beſonders ein Gegenſtand, den ich ſeit meiner erſten Kindheit mit einem Gemiſch von Ehrfurcht und Neugier betrachtet hatte. Dies iſt eine dunkle, ärmliche unterirdiſche Halle, von einer doppelten Reihe Säulen getragen, und nur ſpärlich erleuchtet durch einige ſchmale Oeffnungen in der Decke, welche mit ſtarken eiſernen Gittern verwahrt ſind, als ob das Ganze zu einem Kerker beſtimmt wäre. In der Mitte dieſer Halle befand ſich ein großes längliches Waſſer-Becken. In der Zeit, von welcher ich ſpreche, war dies Becken leer, aber zwei große Oeffnungen in dem obern Ende zeigten noch deutlich den Zweck, zu dem es beſtimmt geweſen. Dieſer erhellt aus dem Namen, den die Halle noch bis auf den heutigen Tag führt. Sie heißt nämlich Donna Maria Padillas Bad. Dieſe Frau, nach der gewöhnlichen Meinung von ihrer früheſten Blüthe bis an ihren Tod die Maitreſſe Pedro des Grauſamen, ward ein Opfer der Partei, welche den Baſtard Heinrich von Transtamara auf den Thron ſetzte, den nämlichen, der nach der Schlacht bei Montiel den König, ſeinen Bruder, mit eigener Hand ermordete. Maria's Tugend, Herzensgüte und Talente geboten ſo hohe Bewunderung, daß ſelbſt die Chroniken, welche während der Regierung des ſieggekrönten Uſurpators geſchrieben wurden, nie anders, als mit der ehrerbietigſten Achtung von ihr ſprechen, obwohl auf der andern Seite Verläumdung und Bosheit bemüht waren, die ſchändlichſten Gerüchte über ſie in Umlauf zu bringen, die zum Theil noch jetzt in mündlichen Ueberlieferungen unter den Bewohnern Sevilla's Glauben finden. — Einſt hatte ich, durch Fürſprache meines Freundes Don Antonio, Zutritt zu dem Bade erlangt, als er mich fragte, wie viele Klatſchgeſchichten ich von Donna Maria Padilla gehört hätte. Ich geſtand, daß ich, gleich jedem Kinde in Sevilla, alle kenne, die über ſie im Umlauf wären; daß ich durch Amme und Kindermädchen oft zu Bette geſcheucht worden, wenn ſie von dem feurigen Wagen geſprochen, in welchem Donna Maria in gewiſſen Nächten die Stadt zu durchfahren verdammt ſey, und daß ich ſelbſt, als einen Beweis ihrer Schamloſigkeit, gehört habe, ſie hätte durchaus nichts gethan, ſich dem öffentlichen Anblicke zu entziehen, wenn ſie in eben dieſer Halle badete. — „Abgeſchmackt!" unterbrach mich mein alter Freund; „wahrhaft abgeſchmackt und verläumderiſch. Ich kann Ungerechtigkeiten nie dulden, ſelbſt nicht gegen die, welche ſchon Jahrhunderte im Reiche des Todes ruhen. Maria Padilla iſt, um Dir die Wahrheit zu geſtehen, eine meiner hiſtoriſchen Lieblinge. Sie duldete, aus reiner, uneigennütziger Liebe zu Pedro, den Vorwurf, ſeine Maitreſſe zu ſeyn, obgleich ſie die wahre und rechtmäßige Königin Caſtiliens war. Der unwiderſprechlichſte Beweis für ihre Vermählung ward bald nach ihrem Tode durch die Cortes zu Sevilla gegeben, und Niemand würde jetzt daran zweifeln, wäre es nicht nöthig geweſen, dieſe Zweifel aufrecht zu erhalten, um die Uſurpation Heinrich's zu rechtfertigen. Der Himmel, als Lohn ihrer Tugend und ihrer Leiden, erſparte ihr

den Kummer, das letzte Jahr von Pedro's Regierung zu erleben, und rettete ſie (was auch die Balladen-Sänger hierüber ſagen mögen) vor der Erniedrigung, den Mörder ihres Gemahls um Gnade an zu flehen. Pedro ſelbſt verdient kaum einiges Mitleid, obgleich gewiß wenige Tyrannen ſo viel zur Entſchuldigung ihrer Verbrechen zu ſagen vermöchten, als er. Faſt noch Knabe, als er den Thron beſtieg, beſtrebten ſich zwei mächtige und heftige Parteien, ihn zum Werkzeuge ihres Ehrgeizes zu machen. Seine gottloſe, buhleriſche Mutter ſteigerte ſeine natürliche Heftigkeit zu wahrer Grauſamkeit. — Pedro's Baſtard-Bruder hatte bereits den Tod verdient, den der wüthende Despot ihm zuerkannte, als die liebenswürdige Padilla, ſelbſt angefeindet von jener Partei, Alles anwandte, Heinrich zu retten. Die Gewalt ihrer Reize muß unendlich geweſen ſeyn, da ſie einen Mann von den ungezügeltſten Leidenſchaften zu beſänftigen vermochte. Pedro, in der ganzen Leidenſchaftlichkeit der Jugend, durch die grundſatzloſen Nebenbuhler der Familie Padilla verführt und aufgereizt, verſuchte es öfters, den Zauber zu brechen, der ihn an Maria band, aber immer kehrte er wieder zu ihr zurück, und erklärte laut, ſie ſey die liebenswürdigſte aller Frauen. Siehſt du jene prächtige Gallerie, von ſchlanken Säulen getragen, welche über den Wall blickt, der dieſen Garten umgiebt?" — „Ja!" entgegnete ich. — „Dieſe Gallerie", fuhr er fort, „verbindet den Alkazar mit der alten Burg del Oro, welche ſich dicht am Ufer des Fluſſes erhebt."

„In jener Burg", ſagte mein Freund, „hielt Pedro einige Zeit eine der Nebenbuhlerinnen Maria's verborgen, welche die Feinde der Padilla bewogen hatten, gegen ſie in die Schranken zu treten. Dieſe Nebenbuhlerin hieß Aldonza Coronel, und war die Schweſter der Maria Coronel, der berühmten Gründerin des Kloſters Santa-Clara in dieſer Stadt, die, um den Gefahren zu entgehen, welche ihre Tugend bedrohten, ihre Reize auf eine Weiſe zerſtörte, welche zu ſchrecklich iſt, um hier wieder erzählt zu werden. Ohne Zweifel haſt Du ihren Körper geſehen, der, in einem gläſernen Sarge ruhend, den Ehrenplatz auf dem Chore jenes Nonnenkloſters einnimmt. Nun gut; Aldonza, eine ſchwächere Schönheit, als ihre Schweſter, kam, des Königs Gnade für ihren Gatten, Alvaro Perez de Guzman, an zu flehen, der des Hochverraths überwieſen war. Der König ward durch ihre Schönheit überraſcht, und Maria Padilla's Feinde wußten nun Zuſammenkünfte zu veranſtalten, welche Aldonza's Fall zur Folge hatten. Maria lebte verlaſſen in dem Alkazar, während Alvaro Perez treuloſes Weib den ganzen Hof nach der Burg del Oro zog. Aber Aldonza's Triumph war nur von kurzer Dauer. Maria's ruhiges Ertragen der Vernachläſſigung belebte bald auf's Neue die Zuneigung des Königs zu ihr, und Aldonza blieb nichts übrig, als ihre Schande in dem Kloſter zu begraben, welches ihre Schweſter ſo eben geſtiftet hatte, zu einem Zufluchtsorte für ſich und einige andere Frauen, die ihre Tugend gegen die Stürme und Sittenloſigkeit der Zeit zu ſchützen wünſchten.

Es ſcheint, daß Maria Padilla Pedro mit der reinſten Anhänglichkeit geliebt habe. Ihre ganze Denkungsweiſe mag aus der einen Thatſache erhellen, daß ſie, als Pedro eine abermalige Anwandlung von Gleichgültigkeit zeigte, ſich eine Bulle auswirkte, welche ihr erlaubte, ein Kloſter zu gründen, zu deſſen Aebtiſſin der Papſt ſie zugleich ernannte. Sie beſaß aber Städte und Ländereien genug, wohin ſie ſich, einer reichen Unabhängigkeit gewiß, hätte zurückziehen können. Doch wieder zu dem Bade. Ich erinnere mich ſeiner noch, wie es in meiner Jugend in der urſprünglichen Geſtalt war, die es von dem mauriſchen Architekten erhielt; denn eben dies Bad war das einzige unveränderte Ueberbleibſel des alten mauriſchen Pallaſtes. Was jetzt einem finſtern Kerker gleicht, war damals eine Grotte von derſelben Größe, wie der Hofraum, der ſich nun darüber befindet. Orangenbäume ſtanden rings umher, deren höchſte Zweige bis zu der Decke des Pallaſtes reichten. Dieſe Säulen-Reihen trugen zwei Corridors, welche, ſich rechtwinklig durchkreuzend, zu dem großen Saale führten, und einen reizenden Spaziergang gewährten, indem ſie den tieferliegenden Garten in vier verſchiedenen Richtungen überſehen ließen. — Ich kann mir in unſerem heißen Lande nichts Reizenderes denken, als ein großes, freundliches Bad, von köſtlichen Bäumen beſchattet, von dem balſamiſchen Dufte vieler Hundert Blumen durchweht, dem Lichte und der Luft zugänglich, und doch verſchloſſen wie eine Grotte in der Mitte des Pallaſtes." (Die Fortſetzung folgt.)

Altfranzöſiſche Hexameter und Pentameter.

Baif, Ronſard, Rapin und Andere haben im ſechszehnten Jahrhundert verſucht, der franzöſiſchen Sprache das griechiſche und lateiniſche Versmaaß an zu paſſen, und die Cäſur durch den Reim aus zu drücken und zu erſetzen. Hier ein Beiſpiel:

— ◡ ◡ — — — ◡ ◡ — — — ◡ ◡ — —
Henriette est mon mal; je la prends bien, mais je la tiens mal;
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Elle m'échappe et me fuit sous la faveur de la nuit.
Henriette est mon bien; de sa bonté l'ombre je sens bien;
Mais elle y joint la rigueur, dont elle abat ma vigueur.
O sorcière d'amour, si à part je te puis tenir un jour,
Nous verrons à l'effort lors qui sera le plus fort. C.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſetzung.) Nr. 470: Die Auferſtehung Chriſti, von Remy. Obgleich Einzelnes im Bilde zu loben ſeyn möchte, ſo wird doch darin das

Digitized by Google

Zeichen wahren Talents und Kunſtberufs, nämlich Eigenthümlichkeit, gänzlich vermißt; ſtatt derſelben findet ſich eine ſchwankende unverſtandene Nachahmung der älteren Schule, die ſich in einer froſtigen Zuſammenſtellung des Ganzen, Steifheit in der Zeichnung, Härte in der Landſchaft, welche den Hintergrund bildet, in dunkler Farbung u. ſ. w. äußert. — Nr. 473: Ottenneſerin, von Rittich. Das Nationelle iſt in dieſem Bilde gut aufgefaßt, die Landſchaft brav; hinſichtlich der Carnation aber iſt es dem Künſtler nicht gelungen, in das gebräunte Colorit der italieniſchen Landmädchen die ihnen eigene Wärme und Gluth zu bringen. — Nr. 479: Ein Proſpekt des Schloſſes zu Berlin, von Rundt. Das Publikum zeigte Intereſſe für dieſes Bild, wie es die gut getroffene Wahl des Gegenſtandes und eine gute Farbung, welche an dem Bilde beſonders zu loben iſt, verdiente. Die Bearbeitung ähnlicher Gegenſtände wird gewiß, wenn der junge Künſtler in ſeinem löblichen Beſtreben fortſchreitet, und namentlich die Staffage mit mehr Fleiß behandelt, dem Beſchauer noch dauernderen Beifall ablocken. — Nr. 483: Innere Anſicht des Doms zu Mailand, unweit des hohen Thores; Nr. 484: Innere Anſicht deſſelben Domes nahe am Haupt-Eingange, von Joh. Carl Schulz. Nächſt den Quaglioſchen Gemälden das Beſte in dem Fache der Architektur-Malerei. Alles iſt beſtimmt angegeben, die unzähligen Schnörkel und Zierrathen haben den Künſtler nicht ermüdet, er hat ſein Werk von Anfang bis zu Ende mit Liebe gemalt. In Nr. 484 möchte wohl die Beleuchtung etwas zu bedenken laſſen; mehr befriedigt in dieſer Hinſicht Nr. 483. — Nr. 485: Anſicht von einem Theile des Forum Romanum (jetzt genannt Campo vaccino), von demſelben. Der Abſtand des beleuchteten Theiles zu dem im Schatten ſich befindenden iſt recht wahr wiedergegeben, auch eine ſchöne Klarheit in letzterem durchgeführt; doch könnte die Betonung der beleuchteten Theile weniger elegant ſeyn, um das Verwitterte der Oberflächen, welches immer etwas teube iſt, getreuer dar zu ſtellen. — Nr. 488: Räuber aus den Ardennen ihre Beute theilend, von Carl Fr. Schulz; ausgezeichnet durch treffliche charakteriſtiſche Auffaſſung des Gegenſtandes und Ausdruck in den Köpfen der Räuber. Nr. 489: Ein franzöſiſcher Spion durch Koſacken vor einen preußiſchen Major geführt; wahr aufgefaßt und dargeſtellt. Beſonders gut iſt des Spions in Einfalt verſtellte Verſchmitztheit ausgedrückt; der preußiſche Major ſcheint portraitirt. — Nr. 490 und 491: Scenen aus dem letzten Feldzuge. Ein Koſack reicht einem verwundeten Krieger aus ſeinem Helm zu trinken; gut und lebendig componirt, klar in der Farbe. — Ein Koſack mit einem verwundeten Krieger auf ſeinem Pferde, reitet im ſchnellſten Gallopp, welches wohl in der Natur unthunlich wäre, mithin von dem Künſtler nicht gerechtfertigt werden könnte. — Nr. 492: Eine Fuchsjagd. In dieſem Bilde ſcheinen es die Hunde mit dem Fuchs nicht recht ernſtlich nehmen zu wollen. — Unter Nr. 497 ſehen wir mehrere Bildniſſe in Miniatur, von Seyffert; ſie ſind ſämmtlich recht fleißig ausgeführt, dem Rufe gemäß, den der Künſtler ſich im Fache der Miniatur-Malerei längſt erworben. — Nr. 502: Familiengemälde, von Sieg; ein Bild, welches durchweg das ſchöne Streben, die Natur treu dar zu ſtellen, bekundet. In der Zuſammenſtellung iſt es ein wenig vereinzelt und dadurch die Wirkung des Ganzen geſchwächt; auch würde manchen Köpfen mehr Friſche der Farbe wohlthun. — Nr. 503: Der heilige Georg, von Herrmann Stilke; eine lobenswerthe Arbeit dieſes talentvollen jungen Künſtlers. Die Figur des heiligen Georg iſt richtig in der Zeichnung, der Kopf ſchön im Ausdruck und in der Form; eben ſo die an der andern Seite knieende weibliche Figur. Die Ausführung iſt zart, ohne Aengſtlichkeit zu verrathen; das Ganze in anſprechende Harmonie gebracht, welche auch die den Hintergrund bildende, zweckmäßig ausgeführte Landſchaft unterſtützt. Die Färbung des Drachen dürfte indeß dieſem fürchterlichen Scheuſal angemeſſener gewählt ſeyn. — Nr. 511 und 512: Zwei Viehſtücke, von Teerling; mit dreiſtem Pinſel und Vortrag, auch gut gedacht. — Nr. 516: Ein männliches Portrait, von Ternite, iſt voll ſchöner Wahrheit; auch hat dieſer Künſtler unter Nr. 1049 und 1050 ſehr brave Köpfe, Studien nach der Natur, geliefert. — Nr. 518: Egmont und Clärchen, von Tiſchbein, iſt hinſichtlich des praktiſchen Malens in manchen Theilen lobenswerth.

Indem wir die in den Nummern des Catalogs nun folgenden Bildhauer-Arbeiten u. ſ. w. nachher auch ununterbrochen betrachten wollen, bleiben wir bei den Gemälden und kommen zu Nr. 714: Anſicht der Stadt und des Hafens Swinemünde, von Wilh. Schirmer. Der junge Künſtler erweiſet in dieſem Bilde ein lobenswerthes und auch gelungenes Beſtreben, die nordiſche Luft nach zu bilden; dies und eine kräftige Behandlung des Baumſchlages, beſonders in einiger Entfernung geſehn, läßt von ihm Gutes erwarten. — Nr. 715: Eine Landſchaft im Mondenlicht. Die Betonung der Mondes-Beleuchtung nach zu ahmen, iſt eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, und nur dem van der Neer vollkommen gelungen. — Nr. 716: Koſacken und pommerſche Jäger in einer alten Stadt; gefangene Franzoſen werden eingebracht; von Julius Schulz. Der Künſtler zeigt viel Anlage für den Genre, zu welchem dies Bild gehört. Es iſt hinſichtlich der Farbe und der Harmonie des Ganzen lobenswerth durchgeführt und das Charakteriſtiſche der Koſacken in ihrem Weſen und Treiben glücklich aufgefaßt. Mehr Uebung im Malen wird das, was hinſichtlich der Behandlung ermangelt, ihm geben. Beſonders muß der talentvolle junge Künſtler das Studium des Zeichnens noch eifrig betreiben, da ihm hierin Fertigkeit fehlt. — Nr. 898: Eine Landſchaft, von Steinkopf. Der Künſtler iſt diesmal hinter ſich zurück geblieben. In der ausgeſtellten Compoſition iſt das ganze Arſenal des Landſchafts-Malers erſchöpft, und die verſchiedenartigſten Gegenſtände ſind ſo durcheinander geworfen, daß nur die ruhigſte Farbung dieſen Uebelſtand vielleicht hätte überſehen laſſen; aber Steinkopf hat das Gegentheil gethan, und die unruhig componirte Landſchaft durch ſtörend bunte Farben noch unruhiger gemacht. Nach dieſem Bekenntniß muß aber einer guten und ſichern Pinſelführung gedacht werden, und überhaupt einer Feſtigkeit, die auch bei dem gerügten Mißgriff dennoch den geſchickten Künſtler erkennen laſſen. — Nr. 899: Zwei Landſchaften unter einer Nummer, von Peimaveſt. Beide Compoſitionen ſind Nachbildungen der Claude Lorrain's, von welchen die in der ſanften Morgenbeleuchtung die beſſere zu ſeyn ſcheint. Der Hintergrund ſtört zwar durch Wiederholung der laſtenförmigen Gebirgsmaſſen, doch iſt dieſe Compoſition der andern, in der ſcheinfallenden Abendgluth, vor zu ziehen. Der Ton beider Bilder könnte an Copieen denken laſſen; er iſt jetzt ſchon ſo finſter, als wenn er nachgedunkelt wäre, der Ton in der erſtern Landſchaft kommt uns zu unbeſtimmt und matt, in der andern übertrieben glühend vor. Die techniſche Behandlung zeigt von fleißiger Uebung, und muß ehrenvoll erwähnt werden. — Nr. 900: Eine Gegend in Griechenland, von Koch. Seitdem die Welt ſteht, hat es wohl noch keinen Regenbogen ohne Regen in der Luft gegeben. Der Künſtler hat jedoch, ohne einen Tropfen Regen fallen zu laſſen, den Bogen über das ganze Bild geſpannt, welches die Sonne im Rücken des Beſchauers vorausſetzt. Der Gegenſtand iſt übrigens gut gewählt, und ohne jene Sonderbarkeit und eine zu bunte Farbengebung würde das Gemälde ſehr anziehen. Weit weniger thun dies Nr. 901 und 902, die ſo bunt und grell gehalten ſind, als wären es colorirte Aquarellen. — Nr. 903: Des Vaters Heimkehr von der Jagd, in der Tracht von Subiaco; zart und doch dreiſt behandelt, auch in der Farbe natürlich, doch ſpricht die Heimkehr des Vaters, wegen gänzlich mangelnder gegenſeitiger Theilnahme — nämlich des Vaters an den Seinigen und ſo umgekehrt — in dieſem Bilde ſich nicht bezeichnend aus. (Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 27. November. 189ſtes Blatt.

Der Alkazar in Sevilla.
(Fortſetzung.)

Ich bat einſt Don Antonio um ſeine Meinung über Pedro's wahren Charakter. „Einige Geſchichtſchreiber“, ſagte mein Freund, „ſchildern ihn als einen Mann von ungemeiner Strenge, doch nicht grauſam von Natur. Daß er ſich oft der Grauſamkeit überließ, ſagte ich Dir bereits, und es kann nicht geläugnet werden, er war in den letzten Jahren ſeiner Regierung treulos und verrätheriſch gegen ſeine Freunde, und ein blutdürſtiges Ungeheuer gegen ſeine Feinde. Selbſt in ſeinen beſſern Jahren überließ er ſich zuweilen dem fürchterlichſten Zorne, obgleich damals auch eine Spur von Sanftmuth und Gerechtigkeit in ſeinem Charakter zu finden war. Jeder Bewohner dieſer Stadt kennt noch jetzt die Büſte Pedro des Grauſamen, welche den Platz bezeichnet, wo er einen Mann tödtete, als er in der Nacht allein und vermummt durch die Stadt ſchlich. Darf man der geſchichtlichen Ueberlieferung glauben, ſo würde der Mörder nie entdeckt worden ſeyn, wäre nicht eine alte Frau, durch das Schwerdtergeklirre aufmerkſam gemacht, mit der Lampe an das Fenſter gekommen. Voller Schrecken löſchte ſie die Leuchte ſogleich aus, um nicht den Mann deutlicher ſehen zu wollen, der ſeinen Widerſacher zu Boden ſtreckte. Als ſie am nächſten Tage vor die Obrigkeit gefordert wurde, ſagte ſie, daß Niemand anders, als der König, der Mörder ſey; ſie habe ihn ſogleich an dem Schlottern ſeiner Kniee erkannt. Pedro vernahm die Anklage, ohne dem Weibe zu widerſprechen, noch es auf irgend eine Weiſe zu beunruhigen. Da er nun aber den Verdacht nicht von ſich zu wälzen vermochte, befahl er ſelbſt, daß ſeine Büſte in einer Blende über jenem Orte aufgeſtellt werde, wie das Haupt des Verbrechers dort aufgeſteckt wird, wo er das Verbrechen beging. — Der Name der nahegelegenen Straſſe, noch jetzt Cardilejo genannt, rührt von der Lampe des Weibes her. — Den Zuſtand der öffentlichen Sitten jener Zeit, und die Milde des Geſetzes gegen die privilegirten Orden, kann man auch noch aus einem andern Ereigniſſe abnehmen, welches die Annaliſten Sevilla's niedergeſchrieben haben. — Ein Prebendar der Cathedrale verſuchte, in den erſten Jahren von Pedro's Regierung, ein ſchönes Weib, die Frau eines Mechanikus, zu verführen. Die öfteren Beſuche des Liebhabers erregten die Eiferſucht des Mannes, und dieſer bat den Geiſtlichen, er möge abſtehen von dem Verſuche, die Ruhe ſeiner Ehe zu ſtören. Der Prebendar, welcher dieſe Bitte für eine Beleidigung anſah und erklärte, tödtete den Mann. Der Mörder rettete ſich hierauf in das Heiligthum der Cathedrale, ward aber ſehr bald von dem Erzbiſchof, nach einer nichtsſagenden Strafe, in Freiheit geſetzt. Ein Sohn des Ermordeten, zwar noch ſehr jung, aber von unternehmendem Geiſte, erſchien vor dem Könige, in einer, mit Sitzen verſehenen, offenen ſteinernen Halle, wo er täglich die Klagen ſeiner Unterthanen an zu hören pflegte. Das Gebäude ward erſt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zerſtört. — Die junge Waiſe beklagte ſich hier bitter über den Erzbiſchof, welcher den Mörder

Digitized by Google

ſeines Vaters ungeſtraft entlaſſen habe. Pedro hörte ihm aufmerkſam zu, führte ihn dann bei Seite, und fragte, ob ihm der Muth gebreche, ſeinen Vater zu rächen. Nichts, entgegnete der Jüngling, wünſche er ſehnlicher, als Rache. — „So geh'“, ſagte der König, „und komm' zu mir, wenn Du Schutz bedarfſt.“ — Bald darauf röthete des Mörders Herzblut des rächenden Sohnes Dolch. Bis zu dem Pallaſte verfolgt, ward er hier den Armbruſtſchützen zur Obhuth übergeben, und dann ein Tag zur Unterſuchung der Sache feſtgeſetzt. Vor dem ganzen verſammelten Hofe vernahm Pedro des Erzbiſchofs Klage gegen den Gefangenen, und fragte hierauf: welche Strafe das Kirchengericht dem Prebendar auferlegt habe? — „Er ward“, entgegnete der Ankläger, „auf ein ganzes Jahr von der Verwaltung ſeines Amtes entbunden.“ — „Was iſt Dein Geſchäft?“ fragte nun der König den jungen Mann. — „Ich bin ein Schuhmacher!“ antwortete dieſer. — „Nun wohl“, entſchied der König, „es mag bei dem Urtheilsſpruche des geiſtlichen Gerichtes bleiben, und Dir ſey es hiermit verboten, innerhalb eines ganzen Jahres Schuhe zu machen.“

Ein ander Mal fragte ich Don Antonio nach einer großen Schlange, welche einſt Pedro den Grauſamen angefallen haben ſollte. „Du biſt im Irrthum, mein junger Freund“, erwiederte er mir. „Was Du gehört haſt, betrifft eine arge Zauberei, welcher einige Geſchichtſchreiber des vierzehnten Jahrhunderts Maria Padilla beſchuldigen. Sie ſagen, Blanka von Bourbon, die für die rechtmäßige Gemahlin Pedro's gehalten wird, habe ihm, an dem Tage ihrer Vermählung, eine prachtvolle Degenkuppel geſchenkt, welche ihm ſehr viel Vergnügen gemacht. Maria, wenn wir jenen Geſchichtſchreibern glauben wollen, fürchtete die Liebe des Königs zu verlieren, übergab dieſe Kuppel einem Juden, einem großen Magiker, und legte ſie dann wieder unter den Waffenſchmuck des Königs, nachdem ſie dieſelbe dem Einfluſſe eines mächtigen Zaubers unterworfen hatte. Am folgenden Tage empfing Pedro vor dem verſammelten Hofe die Glückwünſche der Granden zu ſeiner Vermählung. Er hatte die Degenkuppel um, da wand ſich plötzlich eine große Schlange um die Mitte ſeines Leibes. Während der erſten Bewegung, die dies Ereigniß veranlaßte, war die Schlange verſchwunden, aber mit ihr auch die Kuppel, die Gabe der Braut. — Seit dieſem Augenblick, verſichern jene Geſchichtſchreiber, vermochte Pedro nicht, den Anblick Blanka's zu ertragen.“

„Es wäre wünſchenswerth“, ſagte ich, „eine Sammlung aller Zauberſagen zu haben, von denen die Legenden dieſes Landes ſprechen.“ — „Das wär' es!“ erwiederte Don Antonio; „und ſchon allein dies Stadtviertel würde gewiß eine bedeutende Zahl liefern. Alle Straßen in dem ſüdweſtlichen Theile des Alkazars wurden, nach der Eroberung Sevilla's, den Mauren überlaſſen, welche unter der Herrſchaft der Chriſten bleiben wollten. Ein anderer Theil der Stadt heißt die Judenſtadt. Das überlegene Wiſſen dieſer beiden Völker, in einer Periode, wo die Spanier ihre ganze Zeit auf Krieg und kriegeriſche Künſte verwendeten, ſetzte ſie oft dem Argwohn ihrer unwiſſenden Nachbarn aus. — Arzneikunde, glaube ich, war zu einer Zeit in Spanien nur den Mauren und Juden bekannt, und da dieſe Wiſſenſchaft unmittelbar mit der Chemie zuſammenhängt, dieſe aber Laboratorien, Deſtillir-Kolben und Phiolen erfodert, ſo konnte es nicht fehlen, daß das Vorurtheil, Juden und Mauren wären der Magie kundig, ſtets neue Nahrung fand. Dies Vorurtheil wurde durch Betrüger aufrecht erhalten und ſogar vergrößert; denn waren ſie ſich einmal bewußt, verdächtig zu ſeyn, ſo hofften ſie aus der Furcht und Leichtgläubigkeit des Volkes mannigfachen Vortheil ziehen zu können. Ich entnehme dies Alles aus einem Stücke des Lope de Ruedas, der zuerſt in Spanien das Schauſpiel einführte; dort wird ein Maure, als der anerkannte Magiker der Stadt, um Rath gefragt. — In ſpätern Zeiten, als alle Nachkommen der ſpaniſchen Mauren mit eben ſo viel Grauſamkeit als Unklugheit aus Spanien vertrieben waren, wurde die Meinung ganz allgemein, daß ſie ihr Geld und andere Schätze unter der Obhuth überirdiſcher Mächte zurückgelaſſen hätten. Geſchichten von bezauberten Schätzen ſind bei uns eben ſo im Munde des Volkes, als in einigen Theilen von Deutſchland. Von hier aus können wir eben ein Haus ſehen, das in meiner Jugend lange Zeit leer ſtand, weil man behauptete, es werde durch ein unglückliches mauriſches Weib bewohnt, deſſen Geiſt dazu verdammt ſey, einen hier verborgenen Schatz zu bewachen.“ — „Ich kenne das Haus ſehr gut!“ — ſagte ich — „da ich es aber ſtets Casa del Duende (Kobolds-Haus) nennen hörte, glaubte ich, daß die übernatürliche Geſchichte, welche von demſelben erzählt wird, mit irgend einem Geiſte aus der Claſſe der Schwarzen in Verbindung ſtehe.“ — „Keineswegs!“ entgegnete mein Freund; „die Begebenheit hat entweder an und für ſich, oder weil ich ſie zuerſt hörte, als ich noch ein Kind war, für mich immer etwas Betrübendes und Erſchütterndes gehabt. Ich will ſie Dir während unſers Heimweges erzählen.“

(Der Schluß folgt.)

T a l m a.

(Schluß.)

In der Literatur haben wir von Talma: „Memoiren des Schauſpielers Lekain“ und „Réflexions sur l'art théâtral“.

Seine letzte Krankheit brach im Sommer-Anfang 1826 aus, und ſchien nicht bedeutend. Wäre er dem Rathe eines Arztes im Havre gefolgt — ſagt ein engliſches Blatt — ſo würde ihm mit leichter Mühe geholfen worden ſeyn. Allein er hatte Eile und wollte ſich nicht aufhalten. Das Uebel beſtand in einem Reiz in den Eingeweiden, welches zuletzt in ein Verwachſen des Haupt-Canals überging und die Heilung unmöglich machte. Er verſuchte zwar die Bäder von Enghien, die Landluft und zweckdienliche Mittel: umſonſt. Er mußte nach Paris und in das Haus in der Straße Tour-des-Dames, welches er vor Kurzem hatte bauen laſſen, zurückgebracht werden. Hier wurde bald an ſeinem Aufkommen verzweifelt. — Am 16. Oktober fand ſich der Erzbiſchof von Paris (Herr von Quelen) bei ihm ein. Er begehrte dringend den Zulaß zum Kranken, und ließ ihm ſagen: er werde den Tag für den ſchönſten ſeines Lebens anſehen, an welchem er ihm die Hülfsleiſtungen ſeines Amtes könne zukommen laſſen. Die Familie fürchtete aber den Eindruck, den die Erſcheinung des Erzbiſchofs auf Talma machen würde. *) Der Erzbiſchof begab ſich mit der Verſicherung weg, er ſey bei Tag und bei Nacht bereit, ſich auf den Wunſch des Kranken wieder ein zu ſtellen. Am 17ten erſchien er ſchon wieder, in der Hoffnung, an das Krankenbett zu gelangen: er beſtund darauf, und als er die Weigerung Talma's von Neuem erfuhr, ſchützte er die Reinheit ſeiner Abſichten, die Größe ſeines Eifers vor, und begehrte, die Nacht im Hauſe bleiben zu dürfen, um dem Sterbenden bei zu ſtehen, wenn dieſer ſeinen Sinn ändern ſollte. Als auch dieſes abgelehnt wurde, ſoll der Erzbiſchof, durch die Hartnäckigkeit gekränkt, ſich auf eine Weiſe geäußert haben, welche die gegenwärtigen Perſonen in großes Erſtaunen verſetzte, ſo heftig und ſeiner Würde wenig angemeſſen lauteten die Worte. Er ſoll Drohungen ausgeſtoßen haben. Doch wer wird dies von einem Diener der Religion glauben, vom Diener einer Religion, welche die Seelen anſpricht, rührt, überführt, ſie aber nicht gewaltſam an ſich reißt. **) Endlich, am 19. Oktober, um 11 Uhr 35 Minuten, verſchied Talma ohne Kampf. *) Um 8 Uhr hatte er noch die Herren Jouy und Arnault empfangen und geſprochen. Er ſagte ihnen: „Ich weiß, daß ich bald ſterbe. „Point de prêtres!" **) Man ſoll mich nur nicht zu früh beerdigen. Wozu Prieſter? was wollen ſie von mir? daß ich eine Kunſt abſchwöre, der ich meinen ganzen Ruf danke, eine Kunſt „que j'idolâtre!" — daß ich die vierzig ſchönſten Jahre meines Lebens verleugne und verdamme! daß ich meine Sache von der Sache meiner Gefährten ſcheide! daß ich ſie für infam erkenne! Nie, niemals!" Dann murmelte er noch mit leiſer Stimme: „Voltaire! Voltaire! wie Voltaire!" — Seit 5 Uhr Morgens hatte er das Geſicht ganz verloren; auch die Sprache wurde ihm von Stunde zu Stunde ſchwerer; endlich blieb ſie aus. Bei vollem Verſtand ſprach er mit deutlichen Geberden, tröſtete die Seinigen, ſammelte dann noch einmal den Athem, und nahm mit dem lauten Worte: „Adieu!" von ihnen und von der Welt Abſchied. — Auch ſeine Gattin (geborne Vanhove) wünſchte zu dem Sterbenden gelaſſen zu werden, erhielt aber keinen Zutritt. Sie beſtand nicht darauf und ſagte nur: „Es thut mir wehe, daß ich ihn nicht noch einmal ſehen ſoll. Sagen Sie ihm, daß ich gekommen bin, mein Vermögen mit ſeinen Kindern (aus einer erſten Ehe) zu theilen!" (Sie beſitzt ein jährliches Einkommen von mehr als 40,000 Franken, welches ihr vom Dr. Mareau de la Sarthe, mit welchem ſie lebte, vermacht worden iſt.) Eben dieſes Vermögen hatte den nicht reichen Talma verhindert, wieder mit ihr in Verbindung zu treten und ſie in ſeinen letzten Augenblicken zu ſehen. Er wollte nicht, daß die Welt glauben ſollte, das Zuſammentreffen geſchehe ſeinerſeits aus eigennützigen Abſichten.

T. L. Secha.

*) Bei einer Preis-Austheilung in einer öffentlichen Erziehungs-Anſtalt, wohin Talma ſeine beiden Söhne gegeben hatte, waren dieſen zwei Preiſe zuerkannt worden. Der Erzbiſchof, der die Austheilung übernommen hatte, weigerte ſich, den Söhnen eines Schauſpielers durch ſeine Hände und ſeinen Segen geweihte Bücher zu überreichen; ſie gingen leer aus. Deshalb nahm T. die Söhne aus der Anſtalt, ſchickte ſie nach Brüſſel und ließ ſie evangeliſch unterrichten. Der Erzbiſchof hat die Anekdote zur Hälfte beſtätigt.

**) Ein engliſches Blatt berichtet Folgendes: Als der Erzbiſchof ſich das erſte Mal bei dem Bruder Talma's (einem Arzte) meldete, ſagte er: „Ich muß Ihnen einen Irrthum benehmen. Sie ſcheinen zu glauben, daß ich in andern Abſichten komme, als die mich herführen. Ich lege zugleich aus, was mein wahrer Zweck iſt. Schon vor langer Zeit bin ich bemüht geweſen, von dem päpſtlichen Stuhl zu erhalten, daß die lächerliche Excommunikation der Schauſpieler und Schauſpielerinnen abgeſchafft werde. Der gegenwärtige Fall kann mächtig dazu beitragen, meine Bemühungen zum Ziele zu führen. Talma, im Frieden der Kirche dahin ſcheidend, würde mir einen kräftigen Grund an die Hand geben. Ueberdies verſpreche ich Ihnen, kein Wort über Religion zu ſprechen (?), wenn Talma nicht von ſelbſt dieſen Gegenſtand berührt." — Als nichts fruchten wollte und der Erzbiſchof zum dritten Mal abgewieſen wurde, verlor er alle Geduld, und redete den Bruder Talma's mit harten Worten alſo an: „Elender! ſieh, welche Verantwortlichkeit Du über Dich bringſt! So groß mein Unwille iſt, ſo kann ich Dich doch nicht wegen Deines unwürdigen Betragens züchtigen; meine Religion verbietet es mir. Aber am Tage des jüngſten Gerichts, wenn alle Seelen meiner geiſtlichen Heerde in Gegenwart Gottes erſcheinen werden, ſoll meine Seele die Deinige verfolgen" (verbietet ihm die Religion dies nicht auch?), „und ich will Dich über den Verluſt einer unſterblichen Seele zur Verantwortlichkeit ziehen!"

*) Nach engliſchen Blättern ſoll er einen dreiſtündigen ſchweren Todeskampf aus zu ſtehen gehabt haben.

**) Im Jahr 1790 war ihm die Trauung verſagt worden.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Fortſetzung.) Nr. 904: Ein Kirchhof, von Leſſing. Dieſes erſte aufgeſtellte Werk des jungen talentvollen Künſtlers berechtigt zu den größten Erwartungen. Die Compoſition iſt zwar offenbar aus dem Ruysdaelſchen Kirchhof entſtanden, wenigſtens ſcheint dies Bild den Künſtler zu einem ähnlichen Gegenſtande begeiſtert zu haben; doch hat er ihn ſo großartig und abweichend in der Anordnung von jenem Gemälde behandelt, daß dem ſeinigen alles Lob gebührt. Nach den Grundſätzen der chriſtlichen Kirche, wo der Tod nur Uebergang zu einem beſſern Seyn iſt, ſollten Gottesäcker zwar nur heiter genommen werden; der Schmerz aber, den das Hinſcheiden der Menſchen ihren Angehörigen verurſacht, rechtfertigt auch die entgegengeſetzte Auffaſſung, und ſie iſt es, welche der Künſtler wählte. Sehr ſinnig hat er dabei auf die Vergänglichkeit alles Geſchaffenen hingedeutet, und dies durch Ruinen von Kapellen, durch vermoderte Leichenſteine und abgeſtorbene Bäume verſinnlicht; denn ſelbſt die ſchöne grandios gezeichnete Eiche im Vordergrunde beginnt dem allgemeinen Geſetz der Natur zu gehorchen. Zu dem Allen kömmt noch eine dreiſte Behandlung und mehrentheils ſchöne, poetiſche Betonung, der wir aber mehr Klarheit wünſchten, damit man nicht im erſten Augenblick verleitet würde, die Beleuchtung für eine Mondſchein-Wirkung zu halten. Mit den hier bekundeten Anlagen kann Leſſing ſich dereinſt einen Platz unter den erſten Landſchaft-Malern erwerben. — Nr. 905: Anſicht von Tegernſee und ſeiner Umgebung, von Heinrich Brandes. Wenn auch die Tyroler Gebirge oft in Dunſt und Nebel gehüllt ſind, und im Allgemeinen einen kalten Ton haben, ſo iſt dennoch der Hinter- und Mittelgrund dieſes Gemäldes zu kalt und unfreundlich, auch zu roh behandelt, welches gegen die gut gemalte Luft unangenehm abſticht. — Nr. 912: Das Mädchen aus der Fremde, von Riepenhauſen. Es finden ſich in der Compoſition und Ausführung des Gemäldes gute Einzelheiten; das Ganze iſt jedoch zu zerſtreut und ermangelt eines wohlthuenden Total-Effekts, hauptſächlich durch die zu hart gehaltene Landſchaft; mehrere Reminiscenzen dürften auch noch gerügt werden können. — Nr. 951: Eine türkiſche Karavane, welche in der Wüſte von Beduinen überfallen wird, von Ludwig Kuhl. Dieſes Gemälde kann uns, obwohl die Compoſition lebendig und lobenswerth iſt, dennoch nicht zuſagen; der Künſtler will durch manierirte Behandlung glänzen, und ſein Werk entbehrt dadurch des höheren Werthes, nämlich der richtigen Auffaſſung der Natur. Dies gilt hauptſächlich von den Pferden, die in den Verhältniſſen und Formen höchſt unnatürlich dargeſtellt ſind. — Nr. 1133 (von demſelben Künſtler): Italieniſche Mädchen, iſt ein Bild, trefflich und originell in der Compoſition; zu ſcharf aufgeſetzte Lichter und zu hell gehaltene Reflexe wirken ſtörend auf die Haltung im Gemälde. — Nr. 954: Der Dominikaner-Prior Carlo Bronte und der Jeſuit Petrus Leliſius disputiren mit einander über den Aetna gehenna; von Siegert. Ein recht braves Bild; der Ton des Ganzen iſt natürlich und harmoniſch gehalten, die Behandlung breit, ohne nachläſſig zu ſeyn; aber der Gegenſtand, worüber die Geiſtlichen disputiren, iſt hier als Scherz zu betrachten, da er ſchwerlich in einem Gemälde gut bezeichnet werden kann. Die Köpfe ſind wohlgetroffene Bildniſſe des Dichters Karl Schall und des Barons Baerſt. — Nr. 959: Eine Landſchaft, Gegend bei Rom, von v. Rhoden. Bei einer ſchön gemalten Luft, und einem eben ſo gut behandelten Hintergrunde, wird das Auge ſanft bis in den Vorgrund geführt, wo die ihn bildenden Gegenſtände mit der dieſem Künſtler eigenen Ausführung gemalt ſind. Eine ſolche Genauigkeit aber, die in kleinen Genre-Gemälden und bei Still-Leben ſich wohl rechtfertigen läßt, ſchadet in der Landſchaft, weil ſie nothwendig alle Freiheit, wodurch allein Leben in das Werk gebracht werden kann, verbannt, und den Beſchauer unaufhörlich daran erinnert, daß er vor einem Gemälde, und nicht in Gottes freier Schöpfung ſteht. Am ſtörendſten wird dieſe Art zu arbeiten, wenn der Künſtler Baumſchlag oder Geſträuch dar zu ſtellen hat, welches vor Allem eine freie Behandlung fordert. Man gewahrt dies bei Nr. 1036, einen Waſſerfall bei Tivoli vorſtellend, und in einem höheren Grade bei Nr. 1037, wo ſich noch eine ganz verfehlte Belaubung hinzu geſellt und die Bäume aller Rundung beraubt. — Nr. 970: von Fr. Auguſte Klein (im Verzeichniß ſteht unrichtig: Auguſt Klein; ferner: „Ein römiſches Kirchenſtück", ſtatt Küchenſtück). Das Bild iſt verdienſtlich, aber ſonderbar in der Wahl des Gegenſtandes, da Rom wohl eigenthümlichere Stoffe zur Darſtellung bietet. — Nr. 102): Eine Pilgerin (von derſelben), enthält beſonders viel Schönes in der Farbe. — Nr. 993: Rahel und Jakob, von Dräger. Dieſer Künſtler iſt noch befangen in Nachahmung der älteren Schule, beſonders ihrer Mängel, nachdem ausgezeichnete Künſtler, durch beſſere Einſicht, ſchon davon zurückgekommen ſind; ein Reſultat, wozu in jener Zeit, als ein ſolches Aufgeben aller Eigenthümlichkeit Geſetz zu werden drohte, der „Geſellſchafter" nach Kräften mitwirkte. Es iſt ein Verharren in ſolchen Feſſeln um ſo mehr zu bedauern, da eine ſchöne Farbe in dem Bilde Dräger's vorwaltet, und Manches ein Talent verräth, welches, auf einem andern Wege ausgebildet, bedeutende Kunſtleiſtungen hervor bringen würde. — Nr. 1001: Proſpekt aus Paris, von Gärtner. Wir haben bei lobender Erwähnung eines andern Bildes (Nr. 328) von dieſem Künſtler auch des hier bezeichneten im Allgemeinen gedacht, müſſen aber, bei der Anerkennung einer treuen Nachbildung der Natur, doch bemerken, daß in dem Proſpekt die rechte Seite des Vorgrundes beſtimmter ſeyn ſollte; ſie iſt zum Theil räthſelhaft. — Nr. 1006: Bildniß des Geh. Raths Heim, von E. D. Gebauer, erfreut durch die große Aehnlichkeit des ſo allgemein geliebten Veteranen der Aerzte. — Nr. 1007: Eine Landſchaft, nach der Staffage benannt: Aſtrolog von W. Scott; und Nr. 1008: eine Landſchaft nach der Staffage: Knigge's Reiſe nach Braunſchweig, beide von E. D. Gebauer, ſind zwei in der beſten Manier ausgeführte Bilder; die Färbung erinnert an werthvolle Arbeiten der Niederländer, durch ſanfte Harmonie und verſtändige Vermeidung bunter abſtechender Farben; die Figuren ſind dabei ſo gut gemalt, wie man es bei Landſchaften ſelten findet. Die Anordnung von Nr. 1007 iſt aber dem Beſchauer, der W. Scott's „Aſtrolog" nicht kennt, unverſtändlich; denn man gewahrt zwei beſchneete Hügel, während der ganze übrige Theil noch mit dichter Belaubung der Bäume prangt, und der ganze Vorgrund höchſtens auf den Herbſt, beſtimmt aber nicht auf den Winter deutet; für Berge, die mit ewigem Schnee bedeckt ſind, wären ſie offenbar zu niedrig. — Nr. 1010: Landhaus des Hrn. Geh. Medizinal-Raths Dr. Gräfe im Thiergarten, von K. Gropius. Dieſe anmuthige Gegend iſt dem Künſtler in der Farbe nicht gelungen, ſie ſcheint uns zu grün gehalten und in dieſem Grün zu eintönig. Sey der gewählte Moment der Darſtellung auch im Frühling genommen, ſo giebt ſelbſt dieſe Jahreszeit Anlaß zu größerer Abwechſelung; denn ganz verſchiedenartig entfalten ſich Elſen und Eichen, und die Nuancen des Grüns erſcheinen in jeder Gattung verändert. Weit befriedigender hat Gropius ein Winterſtück (ohne Nummer) behandelt, wo die Darſtellung des theils zertretenen, theils geſchmolzenen Schnee's, als ſehr naturgemäß erſcheint. Auch die Anordnung des Ganzen oder der gewählte Standpunkt — wir wiſſen nicht, ob es Compoſition oder vorhandenes Lokale iſt — zeugt für den Künſtler. Nur das Fragment einer beſchneeten Statue, gegen den Bogengang gelehnt, wirkt etwas ſtörend.

(Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 189ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung. (Schluß.) Nr 1011: Ein zurückkehrender Poſtillon, von Heidecker, iſt ein Bild voll Leben und Natur, worin Alles, im vollkommenſten Einklange, mit zartem und dreiſtem Pinſel behandelt iſt. — Nr. 1015: Die Theologie, großer Carton von Hermann. Dieſer Carton gehört unſtreitig zu den ausgezeichnetſten Kunſtleiſtungen. Der Künſtler hat darin die Vereinigung aller Bekenner Chriſti allegoriſch ausgeführt. Die Religion ſelbſt iſt als allegoriſche Figur, umgeben von allen Confeſſionen, dargeſtellt. Das Ganze bildet eine reiche Compoſition, durchweg im reinſten Styl gehalten, und in ihren einzelnen Theilen wahr, lebendig und beſonders charakteriſtiſch durch die Bildniſſe der Reformatoren; überhaupt ſcheinen alle Köpfe der Natur entnommen, und die Motive dazu ſind gewiß ihr zu verdanken. Mit reger Phantaſie hat Hermann die verſchiedenen Gruppen künſtleriſch zu einem Ganzen vereint, welches an die herrlichſten älteren Darſtellungen ähnlicher Gegenſtände erinnert, und dem Werke einen großen Kunſtwerth verleiht, der noch durch die ſchon in dem Carton befindlichen trefflichen Einzelheiten erhöht wird. Beſondere hervorſtechend, und charakteriſtiſch in bedeutſamen Stellungen, treten die Figuren des Luther in kräftiger, Melanchton in beſcheidener Haltung hervor. — Nr. 1029: Eine Kriegsſcene, von Monten, eine gute Compoſition; dem Bilde fehlt es aber an Haltung, und die Gegenſtände gehen nicht gut auseinander. — Nr. 1032: Das Innere einer Kirche, von Domenic Quaglio. Hier finden wir den geſchätzten Meiſter wieder, der diesmal, ſtatt der Abbildung einer äußeren, die einer inneren Anſicht geliefert. Quaglio's Bilder jener Art zogen indeß mehr an; doch die Meiſterſchaft des Künſtlers, und das Intereſſe, welches er der trefflich gelungenen Staffage — eine Meſſe, von Nonnen begangen — zu geben gewußt, gleichen jenen Vorzug aus. — Nr. 1035: Ein ſchlafendes Mädchen, von einem Räuber bewacht — Seitenſtück zu der in voriger Ausſtellung geſehenen Räuberbraut — von Robert, hat nicht ſo großes Intereſſe erregt, als das früher gegebene Bild. Es iſt meiſterlich gemalt; aber ruhig wacht hier der Räuber, dem ſchlafenden Mädchen den Rücken zugewandt, und läßt kalt, während in jenem Gemälde die geſpannteſte Angſt des Mädchens, über die Sicherheit des ſchlafenden Räubers, das Gefühl jedes Beſchauers in Anſpruch nahm. — Ein Viehſtück, von Wagenbauer (ohne Nummer), leidet an einigen Mängeln des Fleißes der Kühe, welches unwahre Farben, nicht treue Abbildung des kurzen Haares dieſer Thiere darbietet. Bei allem Schmutz, mit dem ſie zuweilen bedeckt ſind, behalten die Haare immer Glätte genug, um glänzend zu reflektiren. Der Vorgrund in der Behandlung des Graſes und des Erdreichs iſt höchſt gelungen zu nennen. — Weit mehr befriedigt indeß Nr. 1062: Eine Landſchaft mit Vieh, von demſelben Meiſter. Sie iſt ſehr wahr componirt — vielleicht wirkliche Gegend — in der Natur, wie man ſie im Salzburgiſchen und in Tyrol findet. Der etwas blaue Ton macht einige Störung, allein im Salzburgiſchen ſind die oft lange anhaltenden Nebel nicht ſelten, und ſo rechtfertigt ſich die Haltung des Bildes.

Nachdem wir nun im Allgemeinen bemerkten, daß unter den architektoniſchen Zeichnungen ſich viele verdienſtliche in der Ausſtellung fanden, kommen wir zu den Bildhauer-Arbeiten. — Nr 580: Ein ruhendes Mädchen, von G. Schadow. Der Name dieſes allgemein als Meiſter anerkannten Künſtlers bürgt für den hohen Werth ſeines gelieferten Werks. — Nr. 582: Eine Portrait-Figur in Gyps, von Heinrich Kaehler. Der junge Künſtler hat darin das Bildniß ſeines Meiſters (Schadow) in der Aehnlichkeit treu und in der Figur recht bezeichnend dargeſtellt. — Nr. 583: Maria mit dem Chriſtuskinde, von demſelben, hat viel Gutes. Das Werk iſt in altdeutſchem Styl, was der dargeſtellte Gegenſtand, wenn auch nicht rechtfertigt, doch entſchuldigt, da der Typus des von den Bildnern im Allgemeinen angenommenen griechiſchen Styls weniger die hier bezweckte Wirkung hervor bringen würde. Der Styl Michael Angelo's in plaſtiſchen Darſtellungen religiöſer Gegenſtände dürfte aber hierbei am beſten zum Studium dienen. — Unter Nr. 584 bis 587 hat Rauch Büſten geliefert, die dem ſeit langer Zeit erworbenen Rufe des Künſtlers auch in dieſem Fache vollkommen entſprechen. — Nr. 588: Entwurf zu dem Denkmal des Königs von Bayern. Dies Werk wird gewiß in der Ausführung von impoſanter Wirkung, und dadurch auch dem Auslande das Talent des Künſtlers nützlich und erfreulich ſeyn. — Nr. 589 — 592 ſind die Basreliefs von Blücher's Denkmal; ihr Werth iſt bereits auf ſo mannigfaltige Weiſe beſprochen und anerkannt, daß ein weiteres Abhandeln darüber nur zu Wiederholungen führte. — Nr. 593: Entwurf eines Denkmals des Dr. A. H. Frank, welches zu Halle in Bronze errichtet werden ſoll, voll einfacher Sinnigkeit und eben dadurch der Aufgabe gemäß. — Die ſitzende Statue eines achtjährigen Mädchens iſt ganz beſonders ausgezeichnet in Darſtellung der dieſem Alter eigenthümlichen Formen im Nackten, welche der Künſtler, obgleich idealiſirend, ſo zu halten wußte, daß ſie als treue und wahre Nachahmung erſcheinen. Der Faltenwurf iſt im reinen Styl und das Ganze von der zarteſten Behandlung und Ausführung. — Nr. 596: Venus und Amor, in der Werkſtätte des Vulkan; Relief in Gyps, von Braunlich; eine lobenswerthe Arbeit des jungen Künſtlers. — Nr 598: Eine ſtehende Statue Leſſing's, von Traſchel, iſt in der Stellung recht bedeutſam und in der Gewandung gut durchgeführt. Auch ein unter Nr. 599 geliefertes Bildniß, nach der Natur, verdient Lob. — Franz Sanguinetti hat uns früher bedeutende Arbeiten geliefert, diesmal aber nur (Nr. 601) das Bildniß eines Knaben, welches zwar Talent bezeugt, aber den gehegten Erwartungen nicht entſpricht. — Nr. 602: Kleine Statue des Königs zu Pferde, in Bronze gegoſſen; modellirt und ciſelirt von Kalide. Eine Figur zu Pferde iſt eine ſchwierige Aufgabe, die der junge Künſtler hier in mancher Hinſicht ziemlich befriedigend gelöſt hat. — Nr. 603: Zwei Kinder als Karyatiden. — Acht ſitzende Statuen, ſämmtlich in Gyps (zur Ausſchmückung eines Zimmers beſtimmt), von Tieck. Der Künſtler hat hier Gelegenheit gehabt, eine Reihe mythologiſcher Figuren dar zu ſtellen; die Ausführung derſelben bewährt ſeine Meiſterſchaft. Beſonders zeichnet ſich aus: die Figur der Iphigenia, am Opfer-Altar hingeſunken; ſie iſt genial entworfen und in großartigem Styl ausgeführt. — Nr. 613: Amor und Pſyche, Gruppe (in Naturgröße) von L. Wichmann. Ein ſehr gelungenes Werk dieſes verdienten Künſtlers. Die Figuren ſind ſchön zuſammengeſtellt und mit vielem Fleiß ausgeführt, vorzüglich edel und wahr in den Formen iſt die Figur der Pſyche. — Unter Nr. 614 hat der Künſtler, neben verſchiedenen andern Arbeiten, auch mehrere ſehr treffliche Büſten ausgeſtellt. — Die mit Nr. 620, 1064 und 1065 bezeichneten Büſten, von Emil Wolf, ſind als verdienſtlich zu erwähnen. — Nr. 624: Kopf einer Victoria mit dem Haupte der Gorgone, ſtatt eines Helms (in Marmor), von Simono, iſt lobenswerth; doch dürfte eine fleißigere Ausführung bei dieſer Arbeit zu wünſchen ſeyn. — Nr. 625: Bildniß des Kronprinzen.

Digitized by Google

ganze Figur, iſt gut in der Anordnung, und Nr. 627 eine, beſonders in Betreff der Aehnlichkeit ſehr gelungene Büſte. — Nr. 639: Eine Büſte nach der Natur, von Vollgold, iſt ebenfalls als gelungen zu erwähnen. — Den Bildwerken ſchließen ſich die ausgeſtellten Gegenſtände der Königlichen Porzellan-Manufaktur an; namentlich ſechs Conſolen nach der Antike und eben ſo viele Bildniſſe berühmter Männer. Zwei der Büſten ſind nach Rauch, drei nach Tieck, eine nach Rieſe, der außerdem auch als Modell-Meiſter ſich um die Porzellan-Fabrik ſehr viel Verdienſt erworben hat. — Nr. 973: Eine Büſte der Kaiſerin von Rußland, erregte die beſondere Aufmerkſamkeit des Publikums durch den übergeworfenen Schleier, der als hübſches Kunſtſtückchen gelten mag. — Die Bildhauer-Arbeiten in Bronze, gegoſſen von Lequine, ciſelirt von Wuarin, mögen hier, wie die in Eiſen gegoſſenen Gegenſtände, Erwähnung finden; indeß, iſt es auch ſehr erfreulich, daß dergleichen in unſerm Lande jetzt in großer Vollkommenheit geliefert wird, ſo darf man doch, was davon der Kunſt angehört, nicht den Verfertigern aneignen; die Modelle ſind von Andern und das Techniſche allein, wenn wir auch das Verdienſtliche anerkennen, hat keinen ſolchen Anſpruch, um in jeder Einzelheit bei dieſem Referent bedacht zu werden. — Nr. 673: Medaillen, Portraits und Basreliefs, von Brandt, ſind würdige Arbeiten dieſes geſchätzten Künſtlers; eben ſo die unter Nr. 674 ausgeſtellten Medaillen und Siegel, von Jachtmann. — Lobend dürfen noch die Arbeiten aus der Medaillen-Münz-Anſtalt von G. Loos (Daniel Loos Sohn) erwähnt werden, ſo wie überhaupt dieſe Anſtalt Anerkennung verdient, da mancher Künſtler, der ſich als Medailleur ausbilden will, hier Gelegenheit findet, ſeine Kunſt zu üben und Aufträge zu erhalten.

Wir ſchließen hiermit den Bericht über die jüngſte Berliner Kunſt-Ausſtellung, indem wir nur noch bemerken: daß wir von dem Grundſatz ausgegangen ſind, des Schlechten und durchweg Mittelmäßigen gar nicht zu gedenken. Sollten wir indeß uns erinnern, etwas wirklich Gutes überſehen zu haben, ſo werden wir mit Vergnügen ſpäter unſern Gedächtniß-Fehler gut zu machen ſuchen.

∗∗∗∗∗

Der Prior im Kloſter auf den Vögelbergen. In Ober-Egypten ſind die Meeres-Ufer bekanntlich mit lauter weißen Bergen beſetzt, in welchen eine Art Vögel ſich Löcher bohrt und darin niſtet, wovon die Berge Vogelberge genannt werden. Beſonders merkwürdig iſt es, daß die von den Vögeln hinein gearbeiteten ungeſtalteten Löcher von weitem gegen die weißen Berge wie Hieroglyphen ausſehen, ſo daß man das Land der Hieroglyphen ſchon aus der Ferne zu erkennen glaubt. — Ein Franzoſe, der vor einiger Zeit dort zwei Mal vorüber reiſete, ſah auf der Hinreiſe auf der einen Spitze dieſer Vogelberge ein Kloſter, aus welchem ein Mönch an einem herabgelaſſenen Strick mit ausnehmender Gewandtheit zu dem Schiffe hinab kletterte und um eine Gabe bat. Die Neugierde veranlaßte den Reiſenden, ſich von dem gewandten Kletterer und Schwimmer hinauf führen zu laſſen. Es war ein koptiſches Kloſter. Der Weg führte etwas beſchwerlich und gefährlich hinan; deſto lohnender war aber die freie Ausſicht auf der Spitze. Anbau iſt übrigens nicht weiter zu finden; das Kloſter und der Kirchhof ſind die einzigen Spuren menſchlicher Bewohner. (Corsaire.)

In Brighton iſt jetzt ein junges Mädchen von 18 Jahren aus Süd-Carolina zu ſehen, von 6 Fuß 10½ Zoll Größe. Sie iſt ſehr gut gewachſen, und ergötzt ſich mit Singen und Tanzen. (Pandore.)

Ein engliſcher Ingenieur hat eine Maſchine zum Schnüren der Damen erfunden. Er bedauert aber, daß er ihr nur die Kraft von zwei Pferden hat zueignen dürfen. Das Beſte dabei iſt die große Geſchwindigkeit: ſchon bei einmaligem Herumdrehen iſt die Dame ſo dünn, daß ſie ſich gewöhnlich ſelbſt wieder etwas breit macht. (Pandore.)

Ein öffentlicher Schreiber zu Paris hat auf ſein Aushängeſchild geſetzt: „Ich überſetze das Engliſche, Deutſche, Italieniſche, das Romantiſche und überhaupt alle fremden Sprachen.“ (Corsaire.)

1826. No. XXXII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Anzeige, den „Geſellſchafter“ betreffend.

Wer ſich erſt vom künftigen Jahrgange (dem eilften) an die Zeitſchrift:

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz,
herausgegeben von F. W. Gubitz,
(Preis des Jahrgangs: 8 Thlr. Preuß. Cour.)

halten will, den erſuchen wir, bei uns oder der ihm nächſten Buchhandlung ſeine Beſtellung ſpäteſtens bis zum 15ten Januar 1827 zu machen.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.

Zur gefälligen Nachricht.

Wir leben in einer Welt, von allen Seiten mit Geheimniſſen und Räthſeln umgeben; ſonſt könnte es wunderbar ſcheinen, daß zu einer Zeit, wo faſt Jedermann den Tiefſinn, oder richtiger, die Tiefdenkerei affektirt, dennoch Alles converſationsmäßig, d. h. ohne Mühe und auf Extrapoſt erlernt werden ſoll. Gleichwohl iſt nichts gewiſſer, als daß die Philoſophie, welche uns armen Sterblichen im Leben wirklich nützt, ohne allen Aufwand von Tiefſinn, oder eigentlicher Gelehrſamkeit vorgetragen und geübt werden kann. Allein wer lehrt ſie oder wer glaubt, ſie lernen zu müſſen? — Weil die Idee neu war, und Unterzeichneter — wie geübte Menſchenkenner aus allen ſeinen bisherigen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen längſt wiſſen — ernſtlich durchaus keine andere Philoſophie treibt, ſo hat er ſich entſchloſſen, ſie den Winter über nach ſeinem Lieblingsdichter und Lebensphiloſophen, Horaz, für Freunde und Freundinnen des Einfachen und Natürlichen, in 15 Vorleſungen öffentlich vorzutragen. Er hofft den Beweis nicht ſchuldig zu bleiben, daß ſie eben ſo ſehr gelehrt zu werden verdiene, als ſie bei aller Einfachheit und Natürlichkeit dennoch gelernt ſeyn wolle. — Da er aber in Erfahrung gebracht hat, daß ſich nicht bloß einer, ſondern ſogar zwei Herren ſeines Schriftſteller-

Namens **Woldemar**, als eines erlaubten Aushängeſchildes für ihre literariſchen Fabrikate, bedienen, ſo will er mit jenen Herren darüber weder hadern, noch vielweniger ſie gerichtlich belangen — denn er hält Beides unter ſeiner Würde — ſondern ſich nur höflichſt bei ihnen bedanken, daß ſie ſo viele Achtung vor den heiligſten Gefühlen des Herzens beſeſſen haben, ſeinen Vornamen **Ernſt** nicht mit zu uſurpiren. Zugleich aber ſcheint es Unterzeichnetem nichts weniger als überflüſſig, ſeine reſpektiven Gönner und Freunde bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam zu machen, daß der anſpruchloſe Mann, welcher jene 15 Vorleſungen angekündigt hat, keiner von gedachten Herren, ſondern nur eben der **Ernſt Woldemar** iſt, den Sie ſeit mehreren Jahren durch ſeine rhapſodiſtiſchen Aufſätze im „Geſellſchafter", ſo wie im „Morgenblatte" kennen, und der die Liebe und Achtung wirklich edler Menſchen über Alles, die heutige, oft ſehr zweideutige Schriftſtellerehre aber für wenig oder nichts ſchätzt.

Ernſt Woldemar,
mit ſeinem wahren deutſchen Namen:
Heinrich Hermann.

Anzeige und Berichtigung.

In dem zu der in Leipzig erſcheinenden Zeitſchrift **Hebe** ausgegebenen ſogenannten kritiſchen Beiblatte, **Momus** überſchrieben, hat ein Ungenannter, bei Gelegenheit einer Anzeige der bekannten Controverspredigt Herrn W. Hauff's gegen H. Clauren, in mehreren Stellen die Anſicht aufgeſtellt, als ob ich von dieſem Schriftſteller mein neues Taſchenbuch **Roſen** habe redigiren, wo nicht gar ganz allein ſchreiben laſſen. Das Letztere widerlegt das Erſcheinen dieſes Taſchenbuchs ſelbſt, worin auch nicht Eine Zeile von Hrn. Hauff mitgetheilt iſt, das Erſtere liegt wohl um ſo mehr außer der Grenze der Wahrſcheinlichkeit, je heftiger dieſer Schriftſteller gegen das ebenfalls in meinem Verlage erſchienene Taſchenbuch **Vergißmeinnicht** ſich geäußert hat und je näher ich durch Bande der Verwandtſchaft mit dem Verfaſſer deſſelben verbunden. — Leider aber giebt dieſer Vorgang wieder einen neuen Beweis, wie und von wem jetzt ſehr viele Kritiken abgefaßt werden.

Leipzig, am 9. November 1826.

Fr. Aug. Leo.

Poblished in weekly nombers imperial 8vo.

MEYER'S

BRITISH CHRONICLE;

OR

UNIVERSAL REVIEW

OF

BRITISH LITERATURE etc.

CONTAINING:

I.

Reviews and Analyals of all new, loteresting and importaot productions of British Literature. Partly original, but mostly compiled from the Quarterly Review — Ediuburgh Review — Monthly Magazine — New Monthly Magazine — London literary Gazette — Asiatic Journal — Westminster Review — News of Literature — London's Gardeners Magazine — Oriental Herald — Gentleman's Magazine — European Magazine — London Journal of Arts — Electie Review — Philosophical Journal — Classical Joornal — Colonial Journal — London Magazine — British Critic — Sommersethouse Gazette — Repository of Arts, Sciences and Fashion, etc. etc. etc.

II.

Ioteresting Extracts from the Loodon and Country Newspapers aod Pamphlets oo all important Questions of the Day.

III.

State of the British Markets. — Annual Parliamentary Acconots of the Trade and Navigatioo of Great-Britain, Ireland and the Colonies.

IV.

Original Communications on British Interests, Commerce, Industry, History, Biography, Topography etc., on Men and Manners; on Inveotions and Improvements in the technical Departemeot etc.

„Since the days of Johnson" — ſagt der Herausgeber des Chronicle, — deſſen Plan er während ſeinem vieljährigen Wohnen und Reiſen im brittiſchen Reiche zur Ausführung vorbereitete — in ſeiner, dem I. Hefte zur Einleitung dienenden, eben ſo intereſſanten als belehrenden Abhandlung über den Geiſt und Charakter der vorzüglichſten brittiſchen Journale — „the improvements, which have taken place in the conduct of the Periodical Press of Great-Britain are as rapid, as they are astonishing. Its productions are now justly the boast of every Englishman and the envy and admiratioo of foreigners; they are the staple-article in the literary mart of that blessed country and current throughout the civilized world; they are the main-channels for the diffusion of practical knowledge, public spirit and sound political principles among all mankind. So great has been the change and improvement within the last fifty years, that a British Monthly Magazine io the present day is in fact not more different from one published in 1775, than the TIMES newspaper of 1826 is superior in any essential respect from one of the same date published in Berlin, Petersburg or in Vienna."

Jene Schätze des Wiſſens, welche die **periodiſche Preſſe** Großbritanniens täglich und in unerſchöpflicher Fülle darbietet, dem **übrigen Europa zugänglicher** zu machen, iſt der Hauptzweck unſers Unternehmens. **Unverſtümmelt** und in der **Urſprache** giebt der „BRITISH CHRONICLE" für eine **kleine, keinem Literaturfreunde ſchwere Ausgabe** den Kern alles deſſen wieder, auf deſſen Anſchaffung wir, bei der Theurung engliſcher Journale, **jährlich eine Summe von mehr als zwölfhundert Thalern** verwenden. — Auch wird man da, wo die Engliſchen Zeitſchriften auf dem langſamen Wege des Buchhandels bezogen werden, ihre wichtigſten Artikel im „British Chronicle" gewöhnlich **noch früher** zu leſen bekommen, als die Originale ſelbſt, weil wir dieſe, **ſogleich** nach ihrem Erſcheinen, durch die **Briefpoſt** zugeſendet erhalten.

THE BRITISH CHRONICLE

erſcheint in **wöchentlichen Heften** in Imperial-Octav mit brittiſcher Pracht auf Jeſus-Velin gedruckt. Der **halbjährige Preis** iſt nach nun geſchloſſenem Subſcriptionstermin in allen **Buchhandlungen** des

Preußiſchen Staats und in Kurheſſen 4½ Thaler Courant: in Sachſen 4 Thaler Sächſ.; in Oeſtreich 6 Fl. Conv. M.; in Bayern, Würtemberg, Baden, Darmſtadt, Naſſau 7 Fl. 12 Kr. im 24fl. Fuß: in Hannover, Braunſchweig, Bremen 3½ Thaler in Gold; in Hamburg, Lübeck, Holſtein 11 Mark Courant.

Gotha, am 1. November 1826.

Das Bibliographiſche Inſtitut.

** Den zahlreichen, hochgeehrten Förderern dieſes zeitgemäßen, auch in meinem Geſchäftskreiſe mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Unternehmens gebe ich die angenehme Nachricht, daß das erſte Heft des „BRITISH CHRONICLE" ſchon Mitte nächſten Monats (Dezember) an mich verſandt werden wird.

Da die Namen der Herren Abonnenten dem erſten Hefte vorgedruckt werden ſollen, ſo bitte ich um gefällige zeitige Aufgabe der noch zu machenden Beſtellungen auf das ergebenſte.

Buch- und Muſikhandlung von Fr. Laue, Berlin, Schloßfreiheit Nr. 7.

Zur angenehmen Unterhaltung in den langen Winter-Abenden mache ich auf folgende ſehr gehaltvolle Schriften aufmerkſam, welche bei mir erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben ſind:

Jacobs, Fr., Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten. 3 Thle. Auch unter dem Titel: Frauenſpiegel, 5 Thlr. 16 Gr.

— — Roſaliens Nachlaß. 2 Thle. 3te Aufl. 2 Thlr. 6 Gr.

— — die beiden Marien. 2 Thlr.

Laun, Fr., Romanesken aus Langermanns Pulte. 1 Thlr. 4 Gr.

Lindau, W. A., Heldengemälde aus der Vorzeit der europäiſchen Völker. 1 Thlr.

v. Miltitz, C. B., geſammelte Erzählungen, 2 Bde. 3 Thlr.

— — Orangenblüthen, 3 Sammlungen. 4 Thlr.

Raupach, Dr. E., die Erdennacht, ein dramatiſches Gedicht in 5 Akten. 1 Thlr.

— — die Gefeſſelten, dramatiſche Dichtung in 5 Akten. 1 Thlr.

— — die Königinnen, ein dramatiſches Gedicht in 5 Akten. 1 Thlr.

— — der Liebe Zauberkreis, ein dramatiſches Gedicht in 5 Akten. 21 Gr.

— — die Freunde, ein Trauerſpiel in 5 Akten. 1 Thlr.

— — erzählende Dichtungen. 1 Thlr. 8 Gr.

— — die Leibeigenen, oder Iſidor und Olga, Trauerſpiel in 5 Akten. 1 Thlr.

Hirſemenzels, eines deutſchen Schulmeiſters Briefe aus und über Italien. Herausgegeben von Dr. E. Raupach. 1 Thlr. 12 Gr.

Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunſt, 2 Theile. 4 Thlr.

— — jährliche Mittheilungen, herausgegeben in Verbindung mit Böttiger, Bührlen, Fouqué, Heinroth, Houwald, Jacobs, Miltitz und Raupach, 3 Bde. 3 Thlr. 12 Gr.

Taſchenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen, mit Beiträgen van Böttiger, Bührlen, Fouqué, Jacobs, Miltitz, Naubert, Rochlitz, Fanny Tarnow und Wellentreter. Herausgeg. von Fr. Rochlitz, mit 25 Kupfern. 4 Jahrgänge. 1817—1820. 2 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1826. Carl Cnobloch.

In der Roßnagelſchen Buchhandlung in Dillingen iſt erſchienen und zu haben im literar. Central-Comptoir in Leipzig:

Sammlung ganz ſicherer und zuverläßiger Heilmittel wider einige, bisher für unheilbar gehaltene und andere Krankheiten, öffentlich zur allgemeinen Anwendung für die Mit- und Nachwelt bekannt gemacht von einigen Menſchenfreunden, nebſt einer Anweiſung, das Elixier zum langen Leben, auch bekannt unter dem Namen: Lebenseſſenz, ſelbſt zu bereiten.

Preis: 7 Gr.

Inhalt:

Kräftige Arznei für Erſchöpfte, Auszehrende oder an der Lunge Leidende. Ein ſicheres Mittel für Bruſtkranke und dadurch ſich Auszehrende. Mittel zur Heilung der Luftröhren-Schwindſucht. Mittel wider die furchtbaren Gries- und Steinſchmerzen. Mittel wider die Lungenſucht. Vortrefliches Mittel für erſchöpfte und abgezehrte Kinder. Ein ſchnelles, ſicheres Beruhigungsmittel für innere Krämpfe, Kolik, Mutterbeſchwerden, Magenkrämpfe ꝛc. Mittel wider den Anſatz zur Schwindſucht. Mittel wider die Nagelſchwüre, oder den Wurm. Mittel gegen das Wechſelfieber. Mittel gegen erfrorne Glieder. Mittel gegen das kalte Fieber. Vorbauungsmittel gegen das Scharlachfieber. Mittel wider plötzliche Lähmung. Mittel wider Rheumatismen. Mittel gegen Gicht, Rheumatism, Katharr ꝛc.

Es iſt dieß nicht eine aus blaßer Spekulation zuſammengetragene Auswahl trüglicher Mittel, ſondern praktiſche berühmte Aerzte, und ſolche, die bereits dadurch geheilt wurden ꝛc., haben dieſelben öffentlich als ſicher und probat bekannt machen laſſen.

Ferner iſt daſelbſt erſchienen:

Harfenklänge, eine Sammlung der erhabenſten und ſchönſten Stellen großer Denker über Wahrheit und Tugend. Herausgegeben für gebildete Jünglinge und Jungfrauen, welche ihre hohe Beſtimmung ahnen und ſie erreichen wollen. Von W. A. J. Roßnagel. 11 Gr.

Gedrängtes Handbuch der Fremdwörter in deutſcher Schrift und Umgangs- dann Kriegsſprache, mit beſonderer Berückſichtigung der kriegswiſſenſchaftlichen fremdartigen Ausdrücke, geſammelt von einem Offizier der K. B. Armee. 14 Gr.

F. A. Schneiders gründliche Anleitung zum Klavierſtimmen, für diejenigen, welche ein gutes Gehör haben. 3 Gr.

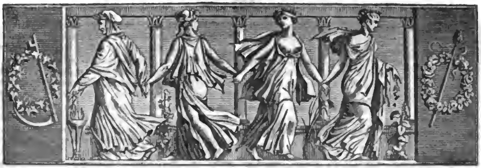
Heckners, J. M., Engliſche Sprachlehre für Studierende und Handelsleute, auch für jeden andern Liebhaber. 20 Gr.

Ruef, Dr. M., Leitfaden zur chriſtlichen Moral, 3 Bde. 3 Thlr.

Deſſen Paſtoralunterweiſungen, zunächſt für die Kandidaten des Prieſterſtandes. 2 Thlr. 2 Gr.

Beide letztere Werke haben ſich, ſeit ihrem Erſcheinen, bereits den günſtigen Ruf erworben, daß ihnen keines der bereits erſchienenen dieſer Art an Beſtimmtheit und Deutlichkeit gleichkomme.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 29. November. 190ſtes Blatt.

Schweigen!

(In das Stammbuch eines geſchwätzigen Schriftſtellers.)

Inn'res Wollen, geiſtig Schaffen,
Halt' in Red' und Zügen fern;
Denn die vielen Menſchen-Affen
Mißverſtehen gar zu gern.

Was nicht ſchon ſeither geweſen,
Ruft die Krittler ſtets zum Schmaus;
Und was falſchen Blick's geleſen,
Spotten falſch im Wort ſie aus.

Darum hülle klug in Schweigen
Dein erwachendes Genie:
Wenn ſich dann die Thaten zeigen,
Strahlen gleich der Sonne ſie.

Ueberraſchung kommt, zu ſpenden
Dir den wohlverdienten Preis;
Während man ſelbſt Wunder enden,
Wenn man erſt den Urſprung weiß.

Franz Porta.

Der Alkazar in Sevilla.

(Schluß.)

Erzählung von der grünen Kerze.

Unter den unglücklichen Familien ſpaniſcher Mauren, welche im Jahre 1610 aus Spanien vertrieben wurden, befand ſich auch die, der das Haus gehörte, von welchem wir eben ſprachen, und die früher beſonders ſehr reich geweſen ſeyn ſoll. Da es die Abſicht der Regierung war, die Mauren zu vertreiben, ohne ihnen Zeit zu laſſen, ihr Eigenthum mit ſich zu nehmen, vergruben Viele ihr Gold und ihre Juwelen, in der Hoffnung, einſt noch aus Afrika zurück zu kehren.

Mulei Haſſan, ſo erzählt unſere Sage, hatte eine Grube unter der bedeckten Vorhalle ſeines Hauſes gegraben. Seinen chriſtlichen Nachbarn mißtrauend, verbarg er hier viel Gold und Juwelen, und ſchützte es durch einen Zauber, den ein anderer Maure, in den geheimen Wiſſenſchaften tief erfahren, darüber ausſprechen mußte. — Die Eiferſucht der Spanier und die Strenge und Grauſamkeit, welche man gegen die Mauren ausübte, die eine Rückkehr verſuchten, machten es Mulei Haſſan unmöglich, wieder zu dem Beſitze des Seinigen zu gelangen. Sterbend vertraute er ſein Geheimniß ſeiner einzigen Tochter, welche in Sevilla erzogen worden, und den Ort, wo der Schatz lag, deshalb genau kannte. — Fatima heirathete, ward aber bald Wittwe, nachdem ſie eine Tochter geboren, der ſie Spaniſch lehrte, in der Hoffnung, dadurch für eine Eingeborne zu gelten.

Durch drückende Armuth gepeinigt, und ſo noch dringender von dem Wunſche nach dem Beſitze des Schatzes beſeelt, ſchiffte ſich Fatima mit ihrer Tochter Zuleima an Bord eines Corſaren ein, und wurde in einer verborgenen Bucht unweit Huelva heimlich an's Land geſetzt. In den Anzug der Landbewohner dortiger Gegend gekleidet, chriſtliche Namen annehmend, wanderten Mutter und Tochter zu Fuß nach Sevilla. Um allem Verdachte zu entgehen, gaben ſie vor, ſie hätten ein Gelübde zu erfüllen gehabt, und kämen nun von einer Wallfahrt zurück, die ſie zu einem berühmten

Bilde der heiligen Jungfrau, in der Nähe von Moguer, unternommen. Ich will Dich nicht durch die Erzählung aller Umſtände langweilen, durch welche es Fatima glückte, für ſich und ihre Tochter Aufnahme in der Familie zu erhalten, welche damals ihr väterliches Haus bewohnte. Fatima's ſtetes Bemühen, ihrem Gebieter und ihrer Gebieterin zu gefallen, glückte über ihre eigene Erwartung. Die Schönheit und Unſchuld Zuleima's, welche damals erſt vierzehn Jahr alt war, bedurfte keiner beſondern Kunſtgriffe, um ſich in der Gunſt ihrer Gebieter feſt zu ſetzen.

Als Fatima glaubte, die Zeit ſey gekommen, vertraute ſie ihrer Tochter die Mittel und Wege, ſich des wichtigen Schatzes zu bemächtigen, von dem ſie ihr ſchon ſeit ihrer früheſten Kindheit erzählt hatte. Der Winter kam, und mit ihm zog die Familie, wie es hier allgemein üblich, in das obere Stockwerk. Fatima bat für ſich und ihre Tochter um ein Zimmer in dem Erdgeſchoß, und erhielt es. — In der Mitte des Dezembers, wo die Ufer des Guadalquivir durch den Regen über zu treten pflegen, und wo ſich nach Sonnen-Untergang nur ſelten ein Menſch zeigt, harrte Fatima, mit Korb und Seilen verſehen, in banger Erwartung auf die Stunde der Mitternacht, um ihre Nachgrabungen zu beginnen. Zitternd ſtand ihre Tochter an ihrer Seite in der Thür, zu welcher ſie ſich in der Dunkelheit geſchlichen hatten. Die große Glocke der Cathedrale, deren Ton, wie Du weißt, beſonders in der Stille der Nacht etwas ganz eigenthümlich Ergreifendes hat, verkündete die zwölfte Stunde. Dann war Alles ſtill, bis auf Wind und Regen, welche draußen tobten. Fatima ließ nun, nicht ohne Sorgen, die kalten Hände ihrer Tochter aus den ihrigen, zog ein Feuerzeug hervor, und zündete eine grüne Kerze, die nur eines Zolls Länge hatte, an, und that ſie in eine kleine Laterne, die ſie in der Taſche gehabt. Das Licht verbreitete kaum ſeinen Schein, als der Fußboden ſich nahe vor ihnen ſpaltete. — „Nun, Zuleima, mein theures Kind, die einzige Sorge meines Lebens!“ ſagte Fatima; „fühlſt Du Dich ſtark genug, in das Gewölbe hinab zu ſteigen, wo unſer Schatz liegt? Ich würde Dich um keinen Preis der Welt legend einer Gefahr ausſetzen. Fürchte nichts; es iſt nichts dort unten, als das Gold und die Edelſteine, welche mein eigener Vater vergraben hat.“ — „Mutter!“ ſagte das zitternde Mädchen; „ich will die Zuſage nicht brechen, die ich Dir gab; aber ich fühle eine Beängſtigung, als wollte der Athem mir verſagen, indem ich in das ſchreckliche Gewölbe hinab ſteige. Schlinge das Seil um meine Bruſt — meinen Händen fehlt die Kraft — Du mußt die ganze Schwere meines Körpers tragen. Gnadenreicher Allah! mein Fuß gleitet aus! — Ach, Mutter, laß mich nicht im Dunkeln!“

Die Grube war nicht tiefer, als ſie ſelbſt lang, und der Klang des Goldes, auf welches ihr gleitender Fuß trat, gab ihrer Mutter ſchnell den mangelnden Muth zurück. — „Hier“, rief ſie, „nimm den Korb, mein Kind; — ſchnell, fülle ihn mit Gold: fühle nach den Edelſteinen; — ich darf die Laterne nicht bewegen. So recht, mein liebes Kind. — Noch einen Korb voll, und dann nicht mehr, ich möchte Dich um Alles nicht einer Gefahr ausſetzen, doch — das Licht iſt lang genug; es muß fünf Minuten brennen! — Himmel! der Docht fängt an zu ſchwanken in dem geſchmolzenen Wachſe; heraus, heraus, Zuleima! das Seil — das Seil — die Stufen ſind an dieſer Seite!“ — Sie hörte einen matten Seufzer; Zuleima war ohnmächtig auf den Haufen des noch übrigen Goldes niedergeſunken. In dieſem Augenblicke ward Alles dunkel. Die verzweifelnde Mutter ſuchte nach der Oeffnung, aber ſie war verſchloſſen. Sie ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden, und ihre Verzweiflung wuchs, als ſie den dumpfen Ton hörte, den ihr Stampfen zurückgab. Sie warf ſich auf den Boden, und wollte die Steine ausreißen, aber bald waren ihre Hände blutend und mit Wunden bedeckt. So lag ſie auf dem Pflaſter und gewann für kurze Zeit ihr ruhiges Bewußtſeyn wieder; da hörte ſie Zuleima, aus der Tiefe herauf, die Worte wiederholen: „Mutter, liebe Mutter, laß mich nicht im Dunkeln!“ — Das dicke Gewölbe, durch welches der Hülferuf drang, gab der Stimme einen ungewöhnlich ſchmerzlichen, ſchneidenden Klang. Bewegungslos lag Fatima einen Augenblick auf den Steinen, dann warf ſie ſich auf die Knie, und ſtieß ihre Stirn mit übernatürlicher Kraft gegen den Boden. Am folgenden Morgen fand man ſie todt an dieſer Stelle. In der Dezember-Nacht, wo wir die Geburt des Heilands feiern, ſahen Mehrere, welche, unbekannt mit dieſer Begebenheit, um Mitternacht in die Gegend jenes Gewölbes kamen, Fatima, von zwei ſchwarzen Geſtalten geführt, die ſie, trotz ihres Sträubens, den Ort zu betreten, wo ihre unglückliche Tochter lebendig begraben ward, zwingen, ſich auf jenes Gewölbe zu ſetzen, einen Korb mit Goldſtücken gefüllt zu ihren Füßen. Die vergeblichen Verſuche, ſich die Ohren zu verſtopfen, werden dadurch erklärt, daß ſie verdammt iſt, während einer ganzen Stunde die arme Zuleima rufen zu hören: „Mutter, liebe Mutter, laß mich nicht im Dunkeln!“

Echter Familien-Adel.

Heinrich IV ſchätzte die Familie Feuquières, ihrer Dienſte und Verdienſte wegen. Sie war im Begriff zu erlöſchen. Dies betrübte den König. Als er den Tod des letzten des Hauſes erfuhr, rief er aus: „Ventre-Saint-Gris, j'en suis fâché; la race en est bonne: n'y en a-t-il plus?“ Man ſagte ihm, die Wittwe des Ver-

Digitized by Google

ſtorbenen ſey ſchwanger. Froh rief er aus, in der Hoffnung, ſie werde einen Sohn gebären: „Je donne au ventre la pension que cettuy-ci avoit.“ (Ich belehne den Mutterleib mit der Penſion des Vaters.) Und ſiehe da! das Kind wurde der Stammvater des auferſtandenen Hauſes der Herzoge von Fenouières. Chaſtel.

Buntes.

Es iſt bemerkenswerth, daß jetzt mehrere künftige Beherrſcher deutſcher und europäiſcher Staaten ſchweizeriſchen und beſonders Genfer Erziehern anvertraut ſind. Dem Genfer Gilles iſt der Unterricht des Großfürſten Alexander, Thron-Erben des Kaiſers Nicolaus, übergeben worden; der Genfer Rigaud-Lullin iſt zum Erzieher des Kronprinzen der Niederlande, der Genfer Trembley-Vaubery für den Unterricht der Kinder des Königs von Würtemberg berufen, und dem Genfer Soret-Duval iſt der Sohn des Erbprinzen von Sachſen-Weimar ſchon ſeit mehreren Jahren anvertraut.

Die Königin Blanca (Mutter des Königs Ludwig IX) lag im Fieber, und konnte ihrem Säugling, ſo lange der Paroxismus dauerte, die Bruſt nicht geben. Das arme Kind verſchmachtete, als eine Hof-Dame, welche ebenfalls ſtillte, ſich des weinenden Knäbleins annahm, und es anlegte. Das Kind wurde ruhig, und als bei der Mutter das Fieber nachließ, war ihre erſte Sorge, nach dem Säugling zu fragen, um ihm die Bruſt zu geben. Geſättigt, trägt dieſes kein Verlangen danach. Die Königin erräth, was vorgefallen iſt, und ſtellt ſich, als wünſche ſie ſehr, zu wiſſen, wer ihrem Kinde den Dienſt geleiſtet. Kaum aber hat die Dame ſich zu erkennen gegeben, als Blanca einen Blick ſtolzer Verachtung auf ſie wirft, dann ihren Finger in den Mund des Kindes ſteckt und es zum Erbrechen zwingt, und nur, als ſie das Befremden der Umgebung bemerkt, dieſer Handlung die Wendung giebt: ſie könne es nicht über das Herz bringen, daß ein anderes Frauenzimmer mit ihr die Ehre theile, Mutter dieſes Kindes zu ſeyn.

Welche Gewalt iſt dem Beichtiger der Könige von Frankreich eingeräumt, und welchen Mißbrauch können ſie damit treiben!? Papſt Clemens VI hat nämlich im Jahre 1343 dem Könige von Frankreich und ſeinen Nachfolgern in perpetuum erlaubt, daß ihnen ihr Beichtiger von Eiden, wenn ſie nicht bequem erfüllt werden können, Abſolution ertheilen und ſie in andere Opera pietatis verwandeln möge; — Worte, die leicht der eigenſüchtigſten Deutung dienſtbar werden.

Der Abbee Grillon, Brandſtifter gegen die Werke Voltaire's und Rouſſeau's, ſoll jetzt zum Akademiker vorgeſchlagen ſeyn. Ein Pariſer Witzling hat darauf die Anſpielung gemacht: „Der muß ja avec pompe empfangen werden!“ (mit Pomp und auch mit Pumpen.) — Von demſelben Abbee erzählt man, daß er unlängſt geäußert: ihm bange gar nicht vor dem Winter, denn er habe noch ſechs Klafter Voltaire und Rouſſeau liegen! —

Ein Spitzbube, der neulich in der Nacht von der Pariſer Gensdarmerie aufgegriffen worden war, gab ſich für einen pauvre honteux aus, der bei Tage zu betteln ſich ſchäme. — „Wozu aber die Waffen?“ — „Herr Gensdarme, wegen der Unſicherheit, der man jetzt Nachts in Paris ausgeſetzt iſt!“

Das neue Börſen-Gebäude in Paris iſt ſo ſchön, daß ein junger Spekulant ſagte: „Es hat etwas Reizendes, ſich in einem ſo ſchönen Gebäude zu ruiniren!“ —

„Der Wegweiſer Londons“, ein kürzlich von einem Franzoſen herausgegebenes Buch, belehrt ſeine Leſer auch über die Würde, ſich zu präſentiren, und über die Kunſt: an die Thür zu klopfen!

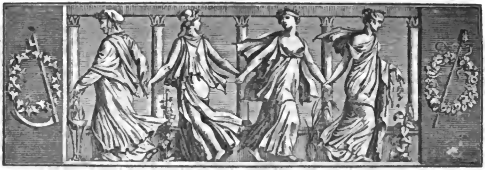
Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Dresden. Da ich kein Dresdener, ſelbſt aber viel gereiſt und bemüht geweſen bin, über die Stufe der Cultur, auf welcher eine Maſſe Menſchen ſteht, über Sitte und Sittlichkeit, über den Charakter des Geſammtweſens mich zu belehren, ſo gebe ich hier meine Anſicht über Dresden in Erklärung der Frage weshalb es vielen Reiſenden hier ſo ſehr gefällt, und wie es von den Meiſten deutlich und unverhohlen ausgeſprochen wird. Zuerſt iſt man von oben herein human im ſchönſten Sinne des Wortes; ſelbſt das oft beſchwerliche Paß-Weſen wird in Dresden, ſo weit es die hieſigen Behörden betrifft, nicht drückend ausgeübt; ferner iſt man in wenig Ländern mit der Viſitation, wegen ſogenannter Einſchwärzung von Waaren, gegen den zur Luſt Reiſenden ſo nachſichtig; die Bewohner ſelbſt aber haben nicht nur Politur, ſondern auch wirkliche Cultur. Man iſt hier ſehr höflich und freundlich, nicht um zu ſcheinen, ſondern aus wahrhafter Gemüthlichkeit; und das thut wohl und nimmt ſehr ein; hierzu kommt die Religioſität der Bewohner, welche offenbar auf Sittlichkeit im Allgemeinen wirkt, und dieß iſt wieder die Urſache, daß man ſelbſt unter der gemeinſten Claſſe ſo ſelten Schlägereien bemerkt, eben ſo wenig Zoten oder Schimpfreden ausſtoßen hört. — Jeder Fremde iſt erſtaunt — und ich fange zugleich meinen näheren Bericht an — die Ordnung, die Sittlichkeit und den Anſtand bei aller Fröhlichkeit zu bemerken, mit welcher ſich die aus allen Ständen beſtehende Maſſe bei dem ſogenannten Vogelſchießen beträgt. Der Höhere geht ohne Anmaßung, ohne Geringſchätzung, der Niedere eben ſo ſehr ohne Kriecherei als ohne Gemeinheit ſeinen Weg; Jeder freut ſich in ſeiner Art, ohne Beſchränkung des allgültigen Rechtes! Und in acht ſolchen Tagen wird weder Auge noch Ohr beleidigt, was man bei Volks-Feſten ſo oft mit Unwillen bemerkt. Daher iſt auch kein Ort, kein öffentlicher Platz, kein Spaziergang in den neuen Anlagen, wo geſittete Frauen oder überhaupt die Gebildeten ſich ſcheuen oder ſchämen dürften. — Weil ich eben dieſe neuen Anlagen genannt habe, will ich den Streit darüber in Erwägung ziehen. Vielſeitiger Tadel ließ ſich hören, als man bei dem Demoliren der Feſtungswerke keinen allgemeinen Plan der Verſchönerungs-Commiſſion bemerkte, und eben ſo war man der

Meinung, daß es wohl am willkommenſten ſey, wenn im Ganzen die Art und Weiſe, wie man zu gleichem Ziele in Leipzig verfuhr, beachtet und nachgeahmt würde. Aber man ehrte von oben herein den Beſitzſtand; d. h. die meiſten Hausbeſitzer längs der Stadtwälle hatten ein zum Theil vor Jahrhunderten zugeſichertes Recht an die Oberfläche der Erde, welche ihnen damals genommen und zu Verſchanzungen angewendet ward; der Entwurf, im Ganzen eine, der Leipziger ähnliche Anlage zu machen, konnte nur dadurch erreicht werden, daß man jene Plätze kaufte; aber die wenigſten Beſitzer verſtanden ſich dazu, oder forderten einen unverhältnißmäßigen Preis dafür. Mit einer gewaltſamen Taxation und Entreißung darf ſich eine milde Regierung nicht abgeben; es wäre dies nur dann erlaubt, wenn wirklicher Gefahr oder Noth halber, zum Beſten des Ganzen, etwas geſchehen muß. Um bloßer Verſchönerung willen ſoll es ſich kein Fürſt geſtatten, in das Eigenthumsrecht, ſelbſt nicht gegen bedeutende Vergütung, ein zu greifen. Das Ganze hat hier aber inſofern gewonnen, als alle Hauseigenthümer ein größeres oder kleineres Gartengrundſtück bekamen, das ſie nach ihrem Sinn und Geſchmack — freilich mitunter komiſch — einrichteten und verzierten, und ihre ſchlechten Hintergebäude möglichſt aufputzten, die dadurch ſchon einen höheren Werth erhalten haben; daß ferner auch ſchon einigen Hausgenoſſen eine Art Gartenluſt gewährt und ſonach der Ertrag des Hauſes ſelbſt erhöht werden konnte. Wenn nun von zwanzig Hausbeſitzern — im Durchſchnitt — jeder um 1000 Thaler den Werth ſeines Grundſtückes erhöht ſieht, ſo hat das Ganze immer auch dadurch gewonnen; wobei Referent noch bemerkt, daß diejenigen, welche vorzüglich Anlagen nach Leipziger Art wünſchten, Leute aus der Claſſe waren, denen Equipagen zu Gebote ſtehen; da wäre denn wie dort auch ein Fahrweg beliebt worden, und der Reiche hätte an jedem Sommer-Tage ſeine Wagen und Roſſe hier dem Armen zeigen und ihn zugleich in den Staub hüllen können, den er damit machte. Jetzt aber iſt ein breiter friedlich-ſtiller Fußweg zwiſchen Gärtchen angelegt, auf welchem Kinder und Greiſe ruhig wandeln können, ohne von dem Getrappel der Pferde aufgeſchreckt zu werden. Uebrigens haben Dresdens Umgebungen der ſchönen Wege und Orte genug, um den Inhabern von Equipagen den Genuß jener wie dieſer zu gewähren. — In wiſſenſchaftlicher Hinſicht nur ſo viel: Die am dritten Auguſt eröffnete Ausſtellung von Gemälden, Manufaktur- und Fabrik-Produkten, bot, wie Referent Kennern nachſagt — auch nach eigenem Takt, ſo weit ihm als Beſchauer erlaubt iſt, ſich aus zu ſprechen — wenig Befriedigendes dar; in der Portrait-Malerei war noch das Meiſte und Beſte gethan. Erfreulich iſt das eifrige Beſtreben bemerkt worden, mit welchem Künſtler, Fabrikanten u. ſ. w. für den Lebens-Verkehr ſelbſt das Beſte zu leiſten gedenken. Sächſiſche Induſtrie, Fleiß und Genie ließ ſich gar nicht verkennen. Am lieblichſten für Referenten waren unter Anderem die ſehr netten vorzüglich leichten Steinguts-Waaren des Hrn. Lehn in Pirna, ſo wie überhaupt faſt kein Flecken des kleinen Königreichs war, aus welchem nicht etwas geliefert worden wäre; ein Beweis, wie allgemein verbreitet die Induſtrie in Sachſen iſt. — Allgemeiner iſt aber freilich in jeder bedeutenden Stadt das Theaterweſen; das verſtehen, wie es jetzt her zu gehen pflegt, faſt Alle — Jeder nach ſeiner Art — und ſo will auch Referent ſein Theilchen auf den Markt der öffentlichen Meinung bringen. Ueber den Kampf, den hier die italieniſche und deutſche Oper lange Zeit ſchon kämpfen, ein ander Mal! — Für den Anfang des Winter-Abonnements, welches jederzeit (nach der Rückkehr der Königlichen Familie von Pilnitz) mit den erſten Tagen des Oktobers beginnt, gingen meiſtens ſchon geſehene Stücke über die Bretter. Kritiſirt ward viel, mündlich und ſchriftlich, gut und ſchlecht, albern und klug! Der Redakteur des „Merkur“ bricht oft, wie der Geiger in „Kabale und Liebe“, mit einem ſiedenden Donnerwetter über unſere Hiſtrionen aus; oft witzig in der Wahrheit, oft geſucht, oft Dinge überſehend, welche, als entſchiedene Fehler, Störungen machen und gar keiner Deutung und Entſchuldigung unterworfen werden können; z. B. daß Hr. Devrient unter fünf Rollen viere nicht memorirt hat und abſcheulich vom Souffleur abhängt, ſo daß des Letztern Zuruf gehört werden muß. Ferner daß Demoiſ. Glov, im Beſtreben, es recht gut zu machen, zu der übeln Gewohnheit ihre Zuflucht nimmt, beſtändig mit dem Kopf zu ſchütteln, bald horizontal, bald perpendikulair, oft ganz gegen die eben geſprochenen Worte. — Zum Schluß etwas über die neue deutſche Oper von Wolfram: „Maja und Alpino“. Man war lange darauf vorbereitet, und von Prag aus klang es gut über die dortige Vorſtellung derſelben; indeß iſt letzter Ort nicht der erſte für die Dresdener, und nach ſehr guten Berichten, nach dem, was alle Reiſenden referiren, iſt das dortige Theater, ſo wie der Geſchmack des Publikums, zahmer Natur. Nun ging die Oper hier in Scene! — Referent ſah dieſelbe, als echter Freund der Sache, bereits drei Mal, und, ſeine Stimme mit dem motivirten Geſammt-Urtheil vereinend, ſagt er Folgendes darüber: In der Wahl des Stoffes iſt, was den Text betrifft, Gehe einen Weg gegangen, auf dem er eher einigen Ruhm (ſo weit dieſer nämlich mit einem Opern-Text zu gewinnen iſt) erndten kann, als bei ſeinen Trauerſpielen, wo der Stoff meiſt unglücklich gewählt (und hier ſchon erkennt man die Genialität des wahrhaften Dichters) und flach ausgeführt war, ſo daß dieſe Werke, hier nur durch beſondere Begünſtigungen auf die Bühne gebracht, ſpurlos vorüber gegangen und von Niemand wieder verlangt worden ſind. In dem Opern-Text iſt (einige Härten und der mitunter ſüßlich-weiche Ton abgerechnet) die Sache gut behandelt; und da der Text ſelbſt nichts anderes ſeyn kann als der Faden, an welchen die Perlen (die Töne) gereiht werden, ſo iſt es ziemlich einerlei für den wahren (?) Muſikfreund, ob es ein ſeidener Faden oder ein Zwirnsfaden iſt. — Die Muſik betreffend, ſo gefiel die Ouverture, und das mit Recht! — das Ganze ſprach aber doch wenig an, denn nach dreimaligem Hören muß auch der, dem nur ein Quentchen Gehör gegeben iſt, finden, daß hier von Originalität, von einer Selbſtſchöpfung, nicht die Rede iſt. Vorzüglich von Weber's Ton-Dichtungen durchdrungen — auch mit etwas Spontini und Roſſini gemiſcht — hört man beſonders den „Freiſchütz“, die „Euryanthe“ u. ſ. w. heraus. Das Ganze iſt aber gut zuſammengereiht und deshalb läßt es ſich wohl ein Paar Mal hören, obwohl ſich die Reminiscenzen nicht verbergen können. Man ſagte, Hr. Wolfram, Bürgermeiſter in Teplitz, hoffe dadurch zum Kapellmeiſter befördert zu werden. Ich nehme Keinem ſein Hoffen, aber man kann z. B. ein ſehr guter Compoſiteur ſeyn, und noch kein guter Kapellmeiſter — und ein Nachfolger Weber's möchte doch wohl ein Mann von Ruf ſeyn müſſen! — Was die Ausſtattung der Oper anbelangt, ſo gereicht auch dieſe der General-Direktion zur Ehre; anſtändig, richtig, ſehr reich, alle Maſchinerieen vortreflich, entzückte ſie das Auge. Sänger und Sängerinnen thaten das Ihrige; wenn es fehlte, lag es nicht in der Anſtrengung der Perſonen; daß man, ſo gut wie in der italieniſchen Oper, zur Verſtändigung das Textbuch auch in der deutſchen nicht aus den Händen legen darf, muß der Sprache, nicht dem Perſonal zugeſchrieben werden. Uebrigens wird leider zu viel in dem Stück geſchwatzt und erzählt, das aber iſt — indem dadurch die Wirkung der Muſik unterbrochen wird — in den meiſten deutſchen Opern für Referenten ein eben ſo unangenehmes Gefühl, als wenn er in einem mild-warmen Bade ſitzt, und man ihm von Zeit zu Zeit einen Eimer kalten Waſſers über den Kopf gießt. — Ein ander Mal mehr von dem, der in Allem ſuchen wird, zu ſchreiben, zu richten, zu reden wie Minos der Kretenſer.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter

oder

Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 1. Dezember. 191ſtes Blatt.

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Von Dan. Leßmann.

Erſter Brief.

Whidah, 4. September.

Endlich, mein guter Richard, komm' ich dazu, Dir einige ſchriftliche Beweiſe meiner afrikaniſchen Exiſtenz ſenden zu können; bisher war es mir unmöglich. Nicht bloß, weil ich mehrere Tage hier daran wenden mußte, ein ſicheres und unveränderliches Obdach auf zu treiben, ſondern auch, weil ich von der vieltägigen Schaukelbewegung des Schiffes am Ende wie trunken geworden bin, und keinen vernünftigen Gedanken feſt halten konnte. Ich war nicht im Stande, einen ruhigen klaren Blick um mich her zu thun; das Ufer mit ſeinen Felſen und Wäldern wogte wie das Meer, deſſen wilder Brandung es ſich entgegenſtemmte, und der Himmel ſteh' mir bei, wenn durch dieſen Schwindel die verſchiedenen mediziniſchen Syſteme in meinem Kopfe ſich durch einander gewälzt haben: ich hätte Jahre lang zu thun, um die ſchöne Ordnung wieder her zu ſtellen, die ich von der Schule mitgebracht, und mir bisher ſo hübſch ſorgfältig erhalten habe.

Unſere Fahrt bis hieher iſt ziemlich einfältig geweſen. Von Krankheiten war auf dem Schiffe wenig zu ſpüren; ich hatte alſo hinreichende Zeit, mich den ausführlichſten Abentheuern zu überlaſſen. Aber nichts dergleichen wollte ſich einſtellen. Bei etwas ungeduldigerem Blut, als das meinige, konnte man in Verzweiflung dabei gerathen; man hat Reiſebeſchreibungen geleſen, man hat über viele Bände von wunderlichen Begebniſſen geſtaunt, und für die Männer, denen ſie zugekommen, in ängſtlicher Aufmerkſamkeit gezittert. Und nun will man doch der Ehre halber auch dergleichen glänzende Reiſekapitel erleben; über unſere Gefahren ſollen dem Leſer gleichfalls die Haare zu Berge ſtehen. Aber wie geſagt, nicht ein einziges Abentheuer war ſo aufmerkſam, auf meinen heißen Wunſch ſich ein zu ſtellen; denn ein kleiner unreifer Sturm, welcher zwiſchen den Inſeln des grünen Vorgebirges Miene machte, unſer Schiff gegen ein Paar Felſen zu ſchleudern, verdient kaum der Erwähnung, wenn man einem Freunde ſchreibt, der aus Virgil's „Aeneide“ und Shakſpear's „Othello“ das impoſante Schauſpiel eines Meerſturmes auswendig herdeklamiren kann. Die See kam nicht ordentlich in's Gähren, der heiſere Geſang der Lüfte wollte ſich durchaus, ſo ſehr ich ihm auch durch Einſtimmen helfen mochte, zum donnernden Gebrülle nicht ſteigern, und die unentſchloſſene Natur machte faſt ein Geſicht wie ein Menſch, der im Begriff zu nieſen iſt, und damit nicht auf's Reine kommen kann. Es war ein vorübergehendes Wetter, welches den Schwimmern weder mit einem glorreichen Tode droht, noch eine Spur ſeiner Erſcheinung hinterläßt; die Portugieſen nennen es einen Travado; zehnmal lieber wäre mir ein Torneado geweſen, wo in das Sturmfeſt des Meeres der Donner mit ſeinem hallenden Tuſch einfällt, und alle Matroſen ein bleiches Gypsgeſicht machen, und die gottloſeſten Leute plötzlich verſuchen, ob ſie noch die Hände zu falten verſtehen.

Digitized by Google

Als wir aber in einiger Entfernung von Bonavita ſtill hielten, ſahen wir eine kleine Tonne heran ſchwimmen. Die Matroſen ſetzten ſogleich mit einem Boot darauf los, und erhaſchten ſie nach wenigen Minuten. Es galt keine kleine Freude; denn Jeder glaubte, Neptun habe ihnen mit einem Faſſe delikaten Branntweins ſeine Aufwartung gemacht. Ein junger Deutſcher aus Hamburg, welcher die ganze Reiſe hindurch eine Art von Katheder-Ernſt behauptet, und dennoch beſſere Einfälle hatte, als ſich vom Phlegma ſeiner Nation erwarten läßt, faßte mich bei der Hand und fragte mich, was ich dazu meinte, wenn das dieſelbe Tonne wäre, in welche Columbus, da das ſtürmende Meer ihm ſein Grab vor den Augen öffnete, auf einem Blatte Pergament die Haupt-Data ſeiner Entdeckung eingeſchloſſen, in der Hoffnung, daß der Wind die Tonne an irgend eine europäiſche Küſte treiben, und dieſerweiſe ſeinen eigenen Tod weniger nachtheilig für die Mitwelt machen würde? Der Gedanke ergriff mich überraſchend; weder Columbus noch ſonſt irgend Jemand hat etwas von der Tonne, der er ſeine Nachrichten vertraut, erfahren. Indeſſen ſchlugen die Matroſen das Faß mit raſcher Heſtigkeit auf, und weder der Deutſche noch ich, wir hätten uns wahrlich nicht unterſtanden, die ſeltſame Idee, ſo plötzlich in uns aufgeſtiegen, ihnen mit zu theilen: ſie würden uns nicht eben mit milder Freundlichkeit abgefertigt haben. Um ſo kläglicher ſahen alle Geſichter aus, als weder ein delikater Brantwein noch ein manuſcriptliches Pergament, ſondern ein todtes Kind darin lag. Ein kleines unſchuldiges Mädchen, den Leiden dieſer Erde entrückt, noch ehe es der Mutter entgegen lächeln und den Papa mit dem ſüßen Vaternamen belügen konnte. Nicht vier Minuten, ſo fluchten die Matroſen entſetzlich, und ärgerten ſich über die Eilfertigkeit, womit ſie dem verdammten Kaſten nachgeſetzt und ſeine Bänder gelöſt hatten. Eine ältliche Dame aber von ſehr moraliſchem Temperament, die ſich zu Schiffe begeben, um an der Guinea-Küſte ihren Mann auf zu ſuchen, da er ſeit funfzehn Jahren auch nicht ein Lebenswörtchen von ſich hören laſſen, vielleicht aber auch, um einen Andern dort zu heirathen, verſicherte, wenn ſie nicht heiſer wäre, ſo hätte ſie bei dem Anblick des kleinen kalten Würmchens laut aufgeſchrieen; es ſey eine himmelſchreiende Grauſamkeit, ſo ein unmündiges hülfloſes Weſen der Vormundſchaft der Winde zu übergeben, zumal da es weiß von Geſichtsfarbe und alſo wahrſcheinlich von chriſtlicher Conſtitution ſey. Das Schiffsvolk, welches von ſeinem Aerger bereits zurück gekommen, lachte der Alten gerade in's Geſicht und hatte ſeine Luſt an der Predigt. Darauf nahm ich das Kind und gab der Geſellſchaft zu verſtehen, ich hätte Luſt, die Gelegenheit zu benutzen und eine lehrreiche Sektion zu veranſtalten. Darüber fuhr die gute Frau ſchier aus der Haut; ich wäre ein Barbar, ſchrie ſie, ein heilloſer Kannibale mit blutdürſtigen Grundſätzen; ich ſollte Opium und Queckſilber in ihren Wirkungen unterſuchen; aus der zerſchnittenen Leiche eines ſolchen Würmchens aber ließe ſich nichts Reelles lernen, und es ſey eine bloße Charlatanerie, welche ich bei Zeiten ablegen ſollte. Die Oppoſition ſprach ſich immer deutlicher und lauter aus; der Deutſche allein ſtand auf meiner Seite. Zwei Stimmen aber waren zu ſchwach, durch zu dringen, und ſo wurde dem Neptun ſeine Beute zurück gegeben. Die Frau konnte es ſeitdem nicht wieder über's Herz bringen, mich an zu ſehen.

Hier denke ich keine Langeweile zu haben. Eine neue Welt umgiebt mich, tauſend niegeſehene Dinge beſchäftigen meine Aufmerkſamkeit und faſt bin ich noch nicht zu mir ſelbſt gekommen. Der Engländer giebt es hier nicht viele, Portugieſen eben ſo wenig; ein reicher Sklavenhändler aber macht ziemlich das glänzendſte Haus. Nächſtens ein Weiteres.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus älteren franzöſiſchen Journalen.

Der Abbee Lenglet du Fresnoy (geb. 1674) war ein eben ſo fruchtbarer als dreiſter Schriftſteller. Schon im zwei und zwanzigſten Jahre griff er ein myſtiſches Leben der Jungfrau Maria an, und machte ſich die Franziskaner zu Feinden. In ſeiner zweiten Schrift, welche heimlich erſchien, unterſuchte er die Lehre der Erſcheinungen und Offenbarungen, die in den Legenden der Heiligen vorkommen. Er gab hintereinander über ſechs und dreißig Werke, theologiſchen, philologiſchen und literariſchen Inhalts, heraus, und hinterließ eine Menge unvollendeter. Seine hiſtoriſchen, chronologiſchen und geographiſchen Schriften, unter dem Titel: „Méthode pour étudier l'histoire etc." ſind die nützlichſten. Man hat auch von ihm ein „Leben der Jungfrau von Orleans". Was ihn aber beſonders merkwürdig gemacht hat, iſt ſein Autor-Charakter. Er lebte durchaus in den vergangenen Jahrhunderten, wollte die altgalliſche Sprache herſtellen, beharrte bei den altgalliſchen Sitten, behauptete die altgalliſche Freiheit (le franc-gaulois), und widerſetzte ſich allem Cenſur-Zwange. Wenn er, oder vielmehr ſein Verleger, ein Manuſcript der Behörde vorlegte, und dieſe mehrere Stellen ſtrich, ſtellte er das Geſtrichene keck wieder her und ließ es abdrucken, ſo daß hernach Cartons gemacht werden mußten. Man zählt deren allein 150 in ſeiner „Méthode pour étudier l'histoire". Die Folge war, daß der Abbee in die Baſtille wandern mußte. Er hat dieſen Gang zehn bis zwölf Mal gethan, und war ihn ſo gewohnt, daß, wenn er den Polizei-Beamten Tapin von weitem kommen ſah, er ſchon wußte, was es zu

Digitized by Google

bedeuten hatte, ihn nicht zu Worte kommen ließ, ihm bloß einen guten Tag bot, und dann zu ſeiner Haushälterin ſagte: „Geſchwind, Frau N., machen Sie mir mein Bündelchen; etwas Leibwäſche, Taback und Pfeife — und fort nach der Baſtille!“ — Er behandelte ſich ſelbſt in ärztlicher Hinſicht, legte ſich in den letzten Jahren auf die Chemie, ſuchte den Stein der Weiſen, und ſtarb eiendiglich im zwei und achtzigſten Jahre. Vor dem Kamin ſitzend und leſend, ſchlief er ein, fiel mit dem Kopf in's Feuer und als die Nachbarn zu Hülfe kamen, war es zu ſpät.

Der Abbee de Marolles war nichts weniger als leicht- und abergläubig. Einſt zeigten ihm die Stiftsherren der Kirche zum heiligen Grabe zu Neufoy, in Touraine, mit vieler Andacht die Haupt-Reliquie ihres Kloſters — in einem Glaſe einige Blutstropfen, die Chriſtus vergoſſen. — „Sie werden finden“, ſagten ſie, „daß das Blut erſt roth und flüſſig wird und ſich in drei deutliche Tropfen trennt, dann wieder wie Waſſer zuſammenfließt.“ — Der Abbee betrachtete das Glas aufmerkſam und ohne ein Zeichen der Verwunderung von ſich zu geben. „Denn“ — ſagte er, als man ſich über ſeine Gleichgültigkeit wunderte — „es mag ſeyn, was Sie mir verſichern, aber ich ſehe nichts; was ich im Glaſe gefunden habe, iſt weder erheblich noch flüſſig; anſtatt drei deutlichen Blutstropfen, habe ich vier ſchlechtpolirte Kügelchen von verſchiedener Größe bemerkt.“ Die Stiftsherren und die Umſtehenden ſeufzten über ſeine Blindheit. — Ein ander Mal begleitete er die Prinzeſſin Maria, Tochter des Herzogs von Nevers, nach Amiens, und beſuchte mit ihr die Kirchen und Heiligthümer. Man zeigte ihnen auch das Haupt Johannes des Täufers. Die Prinzeſſin küßte es ehrerbietig, und hieß den Abbee daſſelbe thun; er näherte ſich ſchweigend, betrachtete die Reliquie, berührte ſie mit ſeinen Lippen und ſagte dann: „Dieſes iſt das ſechste Haupt des Täufers, welches ich zu küſſen die Ehre habe!“ — Die Fürſtin lächelte und der Sacriſtan erwiederte etwas beſchämt: Man ſchmeichle ſich wirklich in St. Jean de Lyon, in St. Jean de Maurienne, in St. Jean d'Angely, in Rom, in Spanien, in Deutſchland und noch an mehreren Orten, das heilige Haupt zu beſitzen; allein mit Unrecht: in Amiens befinde ſich das wahre!

In und um Autun und deſſen Bezirk richteten die Ratten im ſechszehnten Jahrhundert große Verwüſtungen an, und man fand keine beſſeren Mittel, von ihnen befreit zu werden, als ſie durch den Biſchof von Autun in den Kirchenbann thun zu laſſen. Der Biſchof trug das Geſchäft ſeinem Großvicar auf; dieſer wollte ſich aber nicht eher dazu bequemen, als bis man die Ratten drei Mal, in gehöriger Form, vorgeladen hätte; ferner wollte er den Spruch nicht eher anerkennen und ausführen, als bis den Ratten, wenn ſie ſich nicht ſtellten, ein Anwald ernannt worden ſey, der die Vertheidigung der Abweſenden führe. Zum Anwald wurde der berühmte Chaſſanée gewählt. Er übernahm die Vertheidigung der Angeklagten, und bewies den Richtern: man habe gegen die Form der Vorladung verſtoßen; er verlangte: jeder Pfarrer ſolle die Ratten ſeines Sprengels beſonders vorladen und ihnen einen neuen Termin anſetzen; es komme ja auf die Erhaltung oder Vertilgung aller Ratten an. Ferner bewies er, der früher anberaumte Termin ſey zu kurz, als daß ſämmtliche Ratten zugleich erſcheinen könnten, zumal da ſie, der auflauernden Katzen wegen, große Umwege zu nehmen hätten. Aus allen dieſen Gründen forderte und erhielt er eine Verlängerung der Tagefahrt.

Der König Ludwig XII von Frankreich wurde, als er noch Herzog von Orleans war, von Ludwig XI gezwungen, deſſen Tochter, die mißgeſtaltete, verwachſene Johanna, zu ehelichen. Als er den Thron beſtieg, erhielt er vom Papſt Alexander VI die Auflöſung einer Ehe, welche nie unter den beiden Theilen beſtanden hatte. Johanna begab ſich nach Bourges in die Abgeſchiedenheit, und wurde nach ihrem Tode ſelig (halbheilig) geſprochen. Alljährlich wird in Bourges ihre Seligſprechung in den Kirchen gefeiert. Ein Prieſter theilte ſeinen Panegyricus in zwei Theile. „Johanna“, ſagte er, „war ſo häßlich, daß ſie von ihrem Gatten verſtoßen ward: ſie war ſo ſchön, daß ſie Chriſtus zu ſeiner Braut erwählte. Johannens Häßlichkeit, Johannens Schönheit: mein Vortrag zerfällt in dieſe beiden Theile.“ T. L. Secha.

Lob des Champagners.

(Siehe: Coleridge's Sillerine Leaves.)

In einer alt-engliſchen Ballade kommen folgende Verſe vor:

The Kynge hee syttes inn Wyndesore Towerre,
Drinkynge the foamie Wyne.
„Oh! where dydee yee gette the goode licquoure
Thatte filles thesse glasse off myne?“

Upp and spake Schyr Williame Knygtonne,
Satte atte the Kynges ryghte knee;
„Charles Wright's Champagne is the beste licquoure
Thatte evere crossit the sea!“

Wir geben hier eine Ueberſetzung, die zwar nicht ganz ſtreng, aber doch, bei dem Zweck, die Verſe auch ſangbar zu halten, noch ziemlich genau iſt:

Es ſaß der König in Windſor's Thurm,
Schlürfte vom ſchäumenden Wein.
„O ſagt, woher iſt der ſüße Trank,
Der füllet den Becher mein?“

Sir William Knigthon erhob ſich vom Sitz
Bei des Königes rechtem Knie:
„Carl Wright's Champagner, ein beſſerer Trank
Kam über die See uns nie!“ C.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſetzung.*) (Warſchau.) — Heute haben wir es ſchlauer gemacht, um der Verfolgung unſers geſtrigen Urlaubs zu entgehen; wir ſind ſehr früh ausgegangen, haben auf der Straße eine Droſchke genommen, und uns gerade nach Lazienki fahren laſſen, um den ſchönen Morgen an dieſem reizendſten aller Orte zu genießen. — Man fährt uns durch die Ujasdower Allee, deren Eingang ein hellblauer Veteran bewacht; wir gelangen zu dem Stern von Ujasdow, wo ſechs Alleen von alten erichdelaubten Bäumen zuſammen treffen, biegen links aus, fahren längs des großen Platzes von Ujasdow, und ſenken uns auf einer vortrefflichen Chauſſee gegen das Weichſelthal in eine Art Hohlweg, mit Terraſſen und Bäumen eingefaßt. Jetzt ſind wir auf einer ſteinernen Brücke, wo die Statue des Johann Sobiesky, in coloſſaler Größe und zu Pferde, ſteht. Wir laſſen ſtill halten, ſehen uns rechts um und erblicken das reizende Luſtſchloß Lazienki (die Bäder) über dem Waſſerſpiegel eines Sees, den die Sonne verſilbert. Vor uns liegt ein ſchwarzdunkler dichter Park von uralten Bäumen. Wir ſteigen hier aus und gehen zu Fuß bis an das Schloß, das ein wahres Meiſterſtück der Baukunſt iſt und eben reſtaurirt wird. Auf einem freien Platze vor dem Schloß ſteht eine Sonnen-Uhr, mit der Einrichtung, daß die Sonne, wenn ſie durch den Meridian geht, eine kleine Kanone mittelſt eines Brennglaſes abfeuern kann; allein es iſt zu früh am Tage und wir können dieſes kleine Schauſpiel nicht abwarten. Wir gehen an dem See entlang und entdecken ein Theater im antiken Styl; die Bühne liegt auf einer Inſel, die Couliſſen ſind Säulentrümmer mit Bäumen und Buſchwerk durchwachſen, die Soffiten bildet das ewige Himmelsdach, das Orcheſter ſcheint im Waſſer zu ſchwimmen, und dieſſeits des Kanals, der die Zuſchauer vom Orcheſter und der Bühne trennt, erhebt ſich ein Amphitheater aus Stein erbaut mit vielen hundert Sitzen. Hier war es, wo König Stanislaus Auguſtus ſich Comödie vorſpielen ließ, wo im Jahr 1801 dem Könige von Preußen und ſeiner erlauchten Gemahlin ein Zauberfeſt gegeben ward, und die engelſchöne Königin ſich die Herzen unterwarf. Tauſende und aber Tauſende von Lampen boten der Dunkelheit Trotz, und die ehrwürdigen Ulmen und Eichen gaben das Echo einer fröhlichen Muſik wieder. Ein ähnliches Feſt hat Warſchau ſeitdem nicht wieder auf zu weiſen, vielleicht glanzvollere, aber wahrlich nicht herzlichere. — Hinter Lazienki lag ſonſt ein freier Platz, der mit ſeinem Rücken an die Weichſel ſtieß; er iſt jetzt mit weitläuftigen Gebäuden bedeckt, die Kaſernen und Stallungen für drei Garde-Cavallerie-Regimenter: das Podoliſche Küraſſier- und das Uhlanen-Regiment Ceſarewicz, beide zur alten Garde gehörend, ſo wie für das Gradnowſche Huſaren-Regiment Großfürſt Conſtantin, das zur jungen Garde gezählt wird. Wir bitten um Erlaubniß, uns im Innern dieſer großen Anlage umſehen zu dürfen und erhalten ſie. — Kaſernen kann man dieſe Gebäude nur inſofern nennen, als ſie Militair-Wohnungen enthalten; richtiger würden ſie Baracken heißen, da ſie von Holz erbaut ſind, und viel Aehnlichkeit mit engliſchen Barracks, nur ein bei weitem freundlicheres Anſehen haben. Jede Baracke ſteht auf einem erhöhten Fundament, alſo gerade umgekehrt wie die neuen Anlagen in Berlin, bei denen durch die Erhöhung der Straßen die Parterre-Wohnungen zu Souterrains umgeſchaffen ſind; jede iſt mit jungen Bäumen umpflanzt. Ein Regiment hat acht Baracken, nämlich vier für die Mannſchaft und vier für die Pferde, ſo daß je zwei und zwei eine Eskadron in ſich aufnehmen, und an der Hauptthür deren Namen und Nummer tragen, damit Jedermann, wenn er Ruſſiſch verſteht, ſich zurecht finden kann. Nächſtdem hat das Regiment noch kleinere Oekonomie-Baracken und ein ſogenanntes Zeughaus, von dem wir ſpäter ſprechen werden. — Man öffnet uns eine nett möblirte Stube; ſie wird von dem Offizier vom Dienſt (du jour) auf 24 Stunden bewohnt, außerdem wohnen keine Offiziere in der Kaſerne. Aber hinten, am Ufer der Weichſel, wird ſo eben ein prächtiges zwei Stockwerk hohes Gebäude aufgeführt, das für den Chef dieſer ganzen Cavallerie beſtimmt iſt; er wird ſehr ſchön dort wohnen. — Die acht Baracken jedes Regiments bilden ein großes ungeheures Viereck, das zugleich ein Reitplatz und mit tiefem Sand beſchüttet iſt. Es würde ſehr unbequem ſeyn, queer durch dieſe Sandfläche, die an den claſſiſchen Boden bei der Windmühle des Kreuzberges erinnert, zu waten, aber dafür iſt geſorgt, denn rund herum führen chauſſirte Verbindungswege, die mit Raſen eingefaßt und mit Bäumen beſetzt ſind; der Rundgang iſt daher wenigſtens ſo viel werth, als eine Promenade nach der Haſenhaide. — Die innere Einrichtung der Wohnbaracken trägt, wie alles Niedrige, den Charakter der höchſten Ordnung und der größten Reinlichkeit. Die Säle ſind geräumig, und — was als eine vorzügliche Eigenſchaft der Stuben, worin Viele wohnen, bemerkt werden muß — ſehr hoch. Die größeren haben zwei Oefen nach ſogenannter ruſſiſcher Bauart.*) Die Stuben werden oft mit Kalk ausgeweißt, was zwar der Reinlichkeit Vorſchub leiſtet, aber auch den Augen der Bewohner vielen Schaden bringen ſoll. Da der Soldat in Warſchau ſehr wenig Taback raucht (er kann es nicht, weil auf dieſem Artikel ein ſehr ſtarkes Monopol liegt, das ihn unerhört vertheuert), ſo können auch die Stuben nicht eingeräuchert werden. Die Soldaten ſchlafen auf Matratzen, mit wollenen Decken, Laken u. ſ. w. Die Bettſtellen der neuern Art haben ein Untergeſtell von Eiſen. Hinter jedem (zweimannigen) Bett ſtehen zwei hölzerne ſchwarz angeſtrichene Kaſten, worin die Soldaten ihr kleines Privat-Eigenthum aufbewahren, dieſe Kaſten ſind in der Regel nicht verſchloſſen, und werden gewiſſenhaft von den Kameraden reſpektirt. Bekanntlich hat man bei uns die Meinung, der polniſche und ruſſiſche Soldat ſey ſehr zum Stehlen geneigt; das mag ſeyn, aber dennoch ſind Diebſtähle äußerſt ſelten, weil man die Ausrottung dieſes Laſters in neuerer Zeit ſo zu ſagen zur Ehrenſache gemacht hat. Begeht ein Soldat einen Diebſtahl und es wird entdeckt (denn das iſt das alte Nürnberger Geſetz), ſo richten die Kameraden des Pelatons über ihn, und diktiren ihm die Strafe gewöhnlich ſo, daß die Chefs gezwungen ſind, die Hälfte des Diktats zu vernichten, wenn ſie in den Schranken der Menſchlichkeit bleiben wollen. (Die Fortſetzung folgt.)

*) Der letzte Bericht, dem ſich der hier beginnende anſchließt, iſt in der Beilage zu dem 168ſten Blatte zu finden.

*) Wann werden wir doch bei uns dieſer Ofen-Bauart die verdiente Aufmerkſamkeit ſchenken? Sie erſpart auffallend viel Holz und bietet noch manche andere Nebenvortheile. Sie iſt in mehreren Privathäuſern Berlins bereits angewendet und hat ſich durchgehends bewährt. Jeder geſchickte Maurer kann einen ſolchen Ofen ſetzen, und nimmt man einen Töpfer dazu, nun, deſto beſſer!

Ein Wundarzt von großem Ruf — obwohl ſelten durch glücklichen Erfolg bewährt — deſſen Meſſer ſchon Reihen von Leichen auf den Gottesacker gebracht, ward plötzlich gewiſſenskrank. Warum ſich lange quälen? Er beſchloß, durch ſein geſchicktes Meſſer ſich von dieſem unnützen kranken Gaſt zu befreien, und ſo ſchnitt er in günſtigen Momenten ſein ganzes Gewiſſen aus; der Genius der Keckheit half ihm diesmal, in eigener Angelegenheit, vollkommen und der gewiſſenloſe Mann fühlt nun ſein Meſſer noch ſehr erleichtert; der Menſch kommt gegen ſeinen Ruhm bei ihm ſo wenig in Betracht, daß er jede Kur auf guten Zufall unternimmt. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 2. Dezember. 192ſtes Blatt.

Die Träume.

Da ſteh' ich ſehnend im Feld' und ſchau'
Hin zu den Sternen im dunklen Blau;
Wie ſtrahlt ſo lieblich, ſo mild und rein,
Stets ungetrübet ihr heller Schein!

Sie ſchwimmen ruhig im Aethermeer,
Und ſüßer Friede fließt um ſie her:
Ach, quillt er thauend uns auch herab,
In dieſen Stürmen wird ihm ſein Grab!

Doch ſteht dort oben wohl auch ein Mann,
Den Blick erhoben zur Erdenbahn;
Und meint, wie ſchweben in ſteter Ruh',
Kein Lüftchen ſend' uns Gewitter zu.

Er meint und träumt und wünſcht ſich hier;
Verdirbt ſein Leben im Traum — wie wir;
O laßt uns fliehen die Träumerei'n,
Und ſeiner Erde ſich Jeden freu'n!

Franz Fitzinger.

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Zweiter Brief.

Whidah, 11. September

Wo man hier einer Naſe begegnet, iſt ſie platt, als wenn den Leuten allen der Antichriſt bei der Geburt in's Geſicht geſchlagen hätte, und der Kuß einer hieſigen Schönen mag zwar ſeine weichen Vortheile haben und vollwichtig klingen — denn die aufgeworfenen Lippen bilden größtentheils einen weitläuftigen Vorſprung des Geſichts, der im Profil vorzüglich den Zeichnungen der griechiſchen Künſtler gräßlichen Hohn ſpricht — unſere Begriffe von Anmuth aber ſchaudern bei dem Anblick, und wenig Achtung werde ich vor mir ſelbſt haben, falls mein Herz einmal für eine Schöne des Landes entbrannt ſeyn ſollte. Was aber dem Geſichte abgeht, ſcheint die Natur in den übrigen Fakultäten des Leibes erſetzen zu wollen. Sie haben ſehr zierliche Arme, und wiſſen ſie mit Anmuth zu gebrauchen: Arme, die, wenn ſie weiß wären, der lieblichſten Schönheit von Suſſex wohl anſtehen würden. In dieſem Stück bemerken die Reiſenden hier eine Ausnahme. Denn in den übrigen Negerländern ſoll ſelbſt dem ſchönſten Weiber-Arm der ſpitzige unfreundliche Ellenbogen nicht fehlen, der gleichſam zu zänkiſchen Erinnerungen und Anſtößen geſchaffen zu ſeyn ſcheint, und wahrſcheinlich auch oft genug gebraucht werden mag; daher die Natur den Männern vielleicht ſtärkere Rippen als uns gegeben hat.

Der Füße giebt es hier, wie der Profeſſoren auf deutſchen Univerſitäten, zwei merklich verſchiedene Claſſen, ordentliche und außerordentliche. Die ordentlichen hängen an Weibern des untern Standes, müſſen viel laufen, gewichtige Laſten tragen, und gelangen durch die Sandalentracht zu einer Breite, wie man ſie kaum in den Familienſcenen unſerer Romanenſchreiber findet; die außerordentlichen dagegen ſind ein Attribut der Vornehmen, gelangen in den ſtillen Mauern eines Harems zu ihrer Reife, berühren ſelten etwas anderes, als Fußdecken und Ottomanen, und wetteifern an Zierlichkeit mit dem niedlichſten Füßchen, das jemals über die Sammetwieſen von Oxford gewandelt iſt. Sie werden größtentheils, wie bei uns die neugebornen Kinder, in

Digitized by Google

breite Bänder gewickelt, und in der Kunſt, dieſe Bänder zu kreuzen und über einander zu ſchlagen, ſoll ein bedeutendes Penſum der Toilette liegen. Einen Fehler nur haben ſie; ſie ſind höchſt ſelten zu ſehen. Nicht daß ſie, wie bei den ſpaniſchen Schönen, durch lange Gewänder verſteckt werden, ſondern weil die Beſitzerinnen ſelbſt ſo ſelten ſichtbar ſind; man kann ſich Glück wünſchen, wenn eine Dame in einem verhängten Tragſeſſel vorüber geſchafft wird, und die beiden Füße, die ſie bei'm Sitzen jedesmal unterſchlägt, ſeitwärts herausgucken. Hat man aber auch einmal das Glück, ſo muß man's mit der flüchtigſten Eilfertigkeit genießen; wer hinzu treten wollte, um ſich mit Muße die beiden holden Stelzchen zu beſehen, der würde für einen frechen Revolutionair gelten und könnte ſich gefaßt machen, ſeine Freigeiſterei durch die empfindlichſten Correkturen des erſten beſten Laſtträgers, der daneben ſteht, zu büßen. Mir fällt das doppelt unfreundlich auf's Herz. Ich habe, wie es mein Handwerk gebot, die Muskeln der Füße unterſucht und ſtudirt, bin aber durch dieſes Studium nicht auf ſo pedantiſche Abwege gerathen, daß ich, wie Michel Angelo, die Muskeln und ihre Kraftäußerung der Grazie der Bewegung und der Umriſſe vorgezogen hätte; wo ich in meinem Leben einen meiſterhaften Frauenfuß ſehen konnte, habe ich die Gelegenheit niemals verſäumt, und wenn ich auch von Cheſter nach Liverpool hätte laufen müſſen. Auf dieſe Art bin ich ſo weit gekommen, daß ich bei'm Anblick eines weiblichen Engels ſogleich in die Frage verfalle, auf was für einen Fuß ſie ſich ſtehe, und wie ein buchſtäbiger Grammatiker, ſo oft er eine Statue trifft, auf der Stelle nach unten ſpäht, um die lateiniſche Inſchrift habhaft zu werden, richten ſich bei einem Mädchen auch meine Blicke ſchnell nach ihrem Fundamente. Dieſer Genuß iſt hier, wie geſagt, ſo außerordentlich, als eine Ananas in Finnland. Dennoch kann ich Dir verſchiedene Bemerkungen über dieſen Gegenſtand bereits mittheilen; ſie kommen Dir vielleicht unerheblich vor; ich weiß recht gut, daß eine einzige Leſeart im Tacitus Deinen Puls mächtiger in Bewegung ſetzt, als der Fuß der anmuthigſten Tänzerin, und wenn Dich wirklich einmal Füße anziehen ſollen, ſo müſſen ſie ſich in einem Virgiliſchen Hexameter finden. Ich laſſe mich indeſſen dadurch nicht zurück weiſen, und kannſt Du's nicht über's Herz bringen, an eine ſo unphilologiſche Materie Zeit zu verwenden, ſo trete ſie Deiner holden Schweſter ab, unter deren zierliche Füßchen der roheſte Barbar geſchmeidig ſeinen Nacken krümmen würde. — Du weißt, daß eine große Zierde des vollen rundlichen Frauenfußes in der Bildung der Nägel beſteht; die griechiſchen Bildhauer waren Meiſter darin, und einer derſelben, welcher ſich zur Zeit des Nero in Rom aufhielt, ſoll eine ſo unvergleichliche Gewandtheit in dieſem Stück erlangt haben, daß die gefallſüchtige Meſſaline ihm ihre Füße zeigte, um hernach behaupten zu können, der Künſtler bilde ſeine Nägel nach dem Muſter, welches er an ihr geſehen. Das ſchönſte aber, das in dieſer Hinſicht mir vorgekommen, war ein Gyps-Abdruck der berühmten Andromeda, welche ſich am Como-See im Pallaſt Somariva befindet, und von den Venetianern aus Griechenland mitgeführt worden. Seit der Zeit weiß ich, mit welchen Nägeln ein claſſiſcher Damenfuß garnirt ſeyn muß. Es beleidigte mich alſo, an den Füßen der hieſigen vornehmen Frauen dieſen Vorzug durchaus zu vermiſſen. Die Wölbung des Nagels verſchwindet ganz und gar, und der vordere Rand, deſſen bogenförmige Linie an den griechiſchen Statuen gleichſam mit Schwabacher gedruckt iſt, läuft hier in einer einfältigen geraden Richtung fort, als hätte ihn ein Buchhalter mit ſeinem ſteifen Lineal angegeben. Nichts geſchmackloſer als ſolch ein Nagel; wenn meine Frau dergleichen hätte, ließe ich mich von ihren Füßen ſcheiden. Die Natur iſt aber gerecht, und vergütigt eine hohle Kluft durch einen reizenden Hügel. Wenn man ſchöne Knöchel an einem Frauenfuße ſehen und die Umgebung des Knöchels mit künſtleriſchem Forſcherblicke ſtudiren will, ſo muß man hierher an die Guineaküſte ſich verſchlagen laſſen. Ich kenne nichts Muſterhafteres. Wenn die Pompadour einen ſolchen Knöchel mit ſich herum getragen hätte, ſo würde die franzöſiſche Literatur um hundert Madrigale und Couplets reicher ſeyn. Was indeſſen das Binden der Füße betrifft, ſo verſtehen ſich die hieſigen Schönen unvergleichlich ſcharfſinnig darauf. Das gewöhnliche Material iſt ein ſeidenes breites Band, meiſt von glänzend weißer Farbe; die Wendungen, in welchen es um das Fußgelenk läuft, kann man wie einen gordiſchen Knoten ſtudiren. Bei feſtlichen Gelegenheiten zieht ſich durch das weiße Band manches andere von verſchiedener Farbe hindurch, und dann iſt die Wirkung brillant. Unſere Damenſchuhe, ſie mögen in Weſtmünſter oder in der Rue St. Honoré herausgekommen ſeyn, ſind eine armſelige Fußbedeckung dagegen.

Dem Wuchſe der hieſigen Frauen könnte ich eine glänzende Lobrede halten, und kein Menſch, nicht einmal Cato oder Johnſon, dürfte mich einen Schmeichler ſchimpfen. Schon die gemeinen Negerinnen wiſſen ſich mit Zierlichkeit zu bewegen, und ſieht man ſie durch die Straßen mit einer Laſt auf dem Kopfe gehen, ſo muß man erſtaunen, wie ſie ſelbſt bei einem ſo mühſeligen Gange ſich ſo gefällig tragen. Wenn man die fetten Frauen an der Küſte von Marokko geſehen hat, deren vorzügliche Schönheit in einer faſt unermeßlichen Corpulenz beſteht, ſo hat man hier die beſte Gelegenheit, ſich von ſeinem Widerwillen zu erholen. Nur leider verwünſcht man auch in dieſem

Stücke wieder die Vorhänge der Tragſeſſel und die geheimnißvollen Mauern der Harems, die eine vornehme Taille eben ſo unzugänglich machen als die Spitzen des Konggebirges oder die Quellen des Nils. Zum Glück begegnet man hin und wieder Tänzerinnen, welche mit ihrem ſchlanken Gliederbau weniger geheim halten und gegen Europäer vorzüglich human zu ſeyn pflegen. Das ſind die lieblichſten Geſtalten mit den widerlichſten Geſichtern; ſie kommen mir wie eine Ausgabe des Miltonſchen „Paradieſes" vor, an deſſen Spitze ſich ein jämmerliches Titelkupfer ſpreizt. Mein deutſcher Freund ſagte mir, er gäbe was darum, wenn er ſolch eine Negerin nach ſeinem Vaterlande ſchicken könnte; ſeine deutſchen Landesſchweſtern würden ſie mit Erſtaunen betrachten, und beſchämt ihr Schnürleib zur Seite legen. Er iſt ein junger Mann mit wenigen Vorurtheilen, und gegen die Einzwängung, an welcher die deutſche Damen-Toilette kränkelt, grimmig erboſt. Unſere Engländerinnen könnten in dieſem Stücke gleichfalls manchen Verweis ſich hinter die Ohren ſchreiben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Zwerg Bébé.

Der Zwerg des Hofes des Königs Stanislaus (Herzogs von Lothringen und Bar) iſt keine Fabel. Er war in Lothringen geboren. Seine Mutter, eine geſunde, ſtarke Bäuerin, hat auch vor und nach ihm mehrere Kinder von gewöhnlicher Statur gehabt. Als er zur Welt kam, hielt man ihn für ein kleines Ungeheuer, und war im Begriff, den Wechſelbalg zu erſticken. Die Mutter widerſetzte ſich ſtandhaft und rettete ihr Kind. Ein Holzſchuh diente ihm zur Wiege; man zog es mit vieler Mühe auf und brachte es dem Könige Stanislaus, der es annahm, die Mutter reichlich beſchenkte und ihr eine Penſion gab. — Ein Augenzeuge, der ihn an des Königs Tafel mehr als einmal geſehen hat und ſeine Beſchreibung mit den Worten ſchließt:

„J'ai vu le plus petit des hommes,
Et le plus grand de tous les Rois!"

berichtet Folgendes über ihn: „Bébé (ſo hat ihn der König genannt) iſt (1755) in ſeinem vierzehnten Jahr. Er mißt nur 18 Zoll, iſt dabei aber vollkommen gut gewachſen, und ſeine kleinen Glieder ſtehen im ſchönſten und richtigſten Ebenmaaß. Er hat ein hübſches Geſicht, ſchöne Augen, einen kleinen einnehmenden Mund, eine weiße Haut und einen griechiſchen Kopf — kurz, man ſollte ihn für den Sohn Amors und einer der Grazien halten. Man kleidet ihn bald ſo, bald anders; er gefällt in allen Trachten. Einige Mal hat man ihn in einer großen Paſtete auf die Tafel geſetzt, und, wenn der Deckel abgenommen wurde, erſtaunte die Geſellſchaft, ihn hervor ſpringen und leichtfüßig auf dem Tiſch umher laufen zu ſehen, ohne etwas an und um zu ſtoßen, jeden Gaſt begrüßend und liebkoſend. Sein Gemüth iſt lebhaft, leidenſchaftlich in Freude und Zorn. Er hat nie leſen und ſchreiben lernen können; auch war ihm nie ein Begriff von der Religion bei zu bringen. Er iſt nicht im Stande, hinter einander verſtändig und folgerecht nach zu denken; zwei oder drei kurze Fragen beantwortet er ziemlich richtig; dann aber verwirrt ſich ſein kleiner Kopf und er ſpricht in die Kreuz und Quer. Er tanzt artig genug; das iſt aber auch das Einzige, was man ihm hat lehren können. Er iſt in ſeinen Jahren ſchon ein Greis, fängt an krumm zu gehen; die Zähne fallen ihm aus und es zeigen ſich Runzeln auf der Stirn." C.

Einfälle.

In Jean Paul's Werken iſt ein doppelter Inhalt; jedes Werk beſteht aus zwei Werken, welche nichts mit einander gemein haben. Der eine Theil ſollte ſchwarz, der andere roth gedruckt werden. Die Leſer würden ſich in ſchwarz und roth theilen, und es könnte ſich fügen, daß Zwei zugleich das Buch läſen, Jeder nach ſeiner Farbe, d. h. ſeinem Geſchmack und ſeinen Verſtandeskräften.

Sollte denjenigen Schneidern, die ſich's gelüſten laſſen, mehr Zeug zu verlangen, als ſie brauchen, nicht zu rathen ſeyn, um dieſe Mehr-Forderung einigermaßen zu heiligen, den König David zu ihrem Schutzpatron zu wählen, von dem es heißt (1. Sam. 24, V. 5): „Und David ſtund auf, und ſchnitt leiſe einen Zipfel vom Rocke Sauls." Liefert David nicht den erſten Stoff zu einem Schneider-Abſchnitt in der Induſtriekunſt? Freilich fühlte er einige Reue im Gewiſſen; denn es heißt (V. 6): „Aber darnach ſchlug ihm ſein Herz, daß er den Zipfel hatte abgeſchnitten." — Doch ſeine Nachfolger dürfen ja nur bei dem fünften Verſe innehalten — alsdann weiter ſchneiden, aber nicht weiter leſen.

Ein Bauer brachte dem Prior eines Kloſters den Zehnten von Wein und Getreide. Er murrte dabei: „Was brauchen wir Euch den Zehnten zu geben? Wo ſteht das geſchrieben?" — Der Prior lächelte und fragte: „Haſt Du ein Weib?" — „Ja!" war die Antwort. — „Nun, wir haben keine Weiber? warum haben wir keine Weiber? wo ſteht das geſchrieben? Du haſt alſo mein Weib, und ich habe Deinen Wein. Geh' mit Gott!"

Das Bravo-Rufen gelte dem Schauſpieler; das Klatſchen dem Dichter und dem Stücke. Schweigen am Schluß wäre ſittlicher als Pochen. Bei dem Pochen denke ich mir immer den Finger der Kabale, der an die Thür, die zur Gemeinheit führt, anpocht, um ſie zu wecken. Sh.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

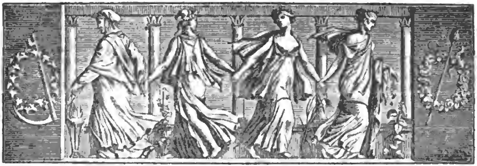
Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſetzung.) Bei dieſer Gelegenheit macht es uns Freude, ein anderes allgemeines Vorurtheil berichtigen zu können. Man glaubt nämlich, der polniſche und ruſſiſche Soldat würde ſtark geprügelt, und obenein nach Willkühr ſeiner Vorgeſetzten. Dies iſt durchaus unrichtig. Körperliche Züchtigung findet bei ihnen allerdings ſtatt, allein nur nach vorhergegangenem richterlichem Spruch. Am allerwenigſten werden die Soldaten bei dem Exerziren geprügelt; ſo etwas kommt durchaus nicht vor. Wir beobachteten zufällig mehrere Exerzitien, und bemerkten ſelbſt bei der Artillerie nicht einmal, daß den Leuten „ein heiliges Kreuz-Donnerwetterchen" in den Magen fuhr, oder ähnliche Kraftſprüchlein ihnen zugerufen wurden. Doch zurück zu unſerer Wanderung! — In der Mitte jedes Saales ſteht ein Gerüſt für die Montirungs- und Waffenſtücke, höchſt nett und ordentlich gepackt. Ganz oben die Czakots, in der Mitte die Uniformen, Patrontaſchen, Torniſter u. ſ. w., ganz unten Schuhe und Stiefel; vorn ſtehen die Karabiner und daneben hangen die Piſtolen; Alles ſpiegelblank geputzt, und über das Ganze hängt ein Vorhang von grauer Leinwand. — Jede Escadron (und bei der Infanterie jede Compagnie) hat in einem ihrer Säle eine niedlich aufgeputzte Bet-Kapelle in Form eines Altars, vorn mit einem Stuiengeländer umgeben. Hier iſt das Bild des Schutzpatrons aufgeſtellt, und vor ihm brennt Tag und Nacht die ewige Lampe. Die Schwadronen wetteifern, die ſchönſte Kapelle zu beſitzen, und manche von ihnen ſind reicher ausgeſtattet und glänzender verziert, als viele Dorfkirchen. Wer ſich der Schwadron angenehm machen oder eine Stuie im Himmelreich hinauf rucken will, liefert Beiträge zu den Kapellen. — Die Oekonomie wird ganz vortrefflich betrieben. Jede Schwadron oder Compagnie hat ihre Bäckerei, Schneiderei, Schuhmacherei, viele ſogar eine Brauerei, und alle haben eine Küche. Man hat in neuerer Zeit Dampf-Küchen eingerichtet, die Sache hat ſich aber nicht überall bewähren wollen. Wir beſuchten mehrere dieſer Küchen, und zwar im intereſſanteſten Augenblick, nämlich als die Suppe fertig war. Man gab uns in einem reinlichen Löffel zu koſten. Nun, es kommt Alles in der Welt auf Gewohnheit an, dies Argument brachten wir wenigſtens zur Entſchuldigung des ſauern Geſichts hervor, das wir unwillkührlich ziehen mochten. Uebrigens iſt der Soldat wirklich ſehr gut genährt; der ruſſiſche bekommt täglich und der polniſche vier Mal in der Woche Fleiſch, täglich zwei Pfund Brod und ein Zehntheil Quart Brantwein; die Hauptkoſt bleibt aber immer jene ſäuerliche Lieblingsſuppe. — Ueber die Betriebſamkeit und Induſtrie, welche in einer ſolchen Kaſerne herrſcht, konnten wir uns nicht genug verwundern, weil wir Deutſche nicht daran gewöhnt ſind. Man denke ſich, daß Alles, was der Soldat braucht und bedarf, ohne Ausnahme, vom Größten bis zum Kleinſten, von ihm ſelbſt verfertigt, und nur das rohe Material gekauft wird; das Verarbeiten geſchieht durch die Soldaten. Wir glaubten anfänglich, es dehne ſich dies bloß auf die nächſten und gröberen Bedürfniſſe aus, allein wir haben uns perſönlich vom Gegentheil überzeugt. Im Lager z. B., deſſen Beſchreibung uns noch bevorſteht, fanden wir Soldaten, welche ſo eben die letzte Hand an einen lakirten Staatswagen legten, den ſie für ihren General gebaut hatten und der jeder engliſchen Werkſtatt Ehre gemacht haben würde. Bei dem Mechanikus, der für das Arsenal de construction arbeitet, fanden wir eine Theilmaſchine von über zwei Fuß Durchmeſſer, ſehr genau gearbeitet, die Theilung in Silber, ferner mehrere große Fernröhre auf Stativen, und andere mathematiſche Inſtrumente, Alles durch fleißige Soldatenhände verfertigt. „Mein Gott!" fragten wir, „wie iſt es Ihnen möglich, dieſe Leute ſo weit zu bringen?" — „Das will ich Ihnen ſagen!" erwiederte der Meiſter. „Sehen Sie dieſen hier, er iſt Lehrling bei einem Uhrmacher geweſen, und jener dort, er war Handlanger bei einem Gelbgießer. Anfangs laſſe ich die Novizen nur zuſehen; wenn ſie aber eine Woche zugeſehen haben, wie die Andern arbeiten, ſo wird der Teieb des Nachmachens in ihnen rege und in vierzehn Tagen machen ſie es ſelbſt; dieſer Geiſt der Induſtrie, dieſer Sinn für das Nachmachen liegt einmal in unſern Leuten und braucht nur geweckt zu werden." — „Man hat uns geſagt", fuhren wir fort, „Sie zwangen Ihre Leute mit Gewalt zur Erlernung eines Handwerks?" — „Glauben Sie das nicht", entgegnete er; „das haben wir nicht nöthig; die Leute genießen, wenn ſie ein Handwerk erlernen, ſo manchen kleinen Vortheil, und das wirkt mehr als aller Zwang. Die Hauptſache bleibt immer ihre angeborne Gewandheit." — Daß die Induſtrie der Soldaten zugleich der Oekonomie trefflich nutzt, leuchtet ein, und die Regimenter bekommen dadurch nicht nur ſolidere, ſondern auch wohlfeilere Arbeit, als wenn ſie bei Handwerkern und Künſtlern in der Stadt arbeiten ließen. Jene ſchöne Theilungs-Maſchine z. B. koſtet, nach der Verſicherung des Meiſters, dem Gouvernement etwa 300 Thaler; in Berlin bei Piſtor, oder in München bei Reichenbach, würde ſie vielleicht drei oder vier Mal ſo viel koſten. (Die Fortſetzung folgt.)

„Triumph des Somnambulismus von Hrn. B* D*." — Nach Hrn. B* D* giebt es gar keinen Arzt, als den Magnetiſeur; denn alle andern Aerzte tappen über ihre Patienten im Finſtern; nur der Magnetiſeur, wenn er den magnetiſchen Schlaf erzeugt hat, ſieht hell. Sein Patient ſagt ihm mit der größten Beſtimmtheit den Sitz ſeines Uebels, und giebt ihm die ſicherſten Mittel an, es zu heilen. Manche Schläfer können aber ſogar dazu dienen, auch über das, was ſie nicht erlebt haben, Gewißheit zu geben. Hr. B* D* citirt z. B. einen ſolchen, welcher genau über die Erſchaffung der Welt und die Sündfluth berichtete. „Der erſte Menſch" — ſagt er unter Anderem — „war ſo geiſtig, ſo unſichtbar und ungreifbar geſchaffen, wie Gott ſelbſt", u. ſ. w. Zuletzt empfiehlt er Gründlings-Oel als eines der wirkſamſten Mittel gegen alle Uebel. „Der Gründling", ſagt er, „iſt überhaupt das reinſte Weſen der Schöpfung!" — Man hat bisher geglaubt, daß nur Männer das weibliche Geſchlecht ſomnambuliſiren können; das iſt aber ein falſcher Wahn: Hr. B* D* nennt die Weiber von vier berühmten Aerzten, welche magnetiſiren. „Welchen glänzenderen Beweis", ſagt Hr. B* D*, „könnten wir für die Unſchuld des Magnetismus anführen?" — Zuletzt erzählt der Verfaſſer noch Folgendes: „Meine erſten Somnambulen waren zwei Schweſtern, die ich regelmäßig zuſammen magnetiſirte. Es war im Januar, als ich die Kur begann. Eines Tages, da ſie eben überaus heftig an ihrem Uebel litten, baten ſie mich, ihnen, wenn ſie eingeſchlafen wären, die Augen zu öffnen, und ſie ſo im magnetiſchen Zuſtande zu laſſen. Ich thue es, und ſie blieben magnetiſche Schläfer bis zum Mai. Da ließ ich ſie nach dem Park-Monſſeaux bringen, und am Rande des Fluſſes, auf einem Teppich von Maiblumen, von Fliederduft umgeben, weckte ich ſie auf; ſie waren alſo ſchon auf Erden zu einem ſchönen Frühling erwacht!" (Gaz. d. Fr.)

Ein berühmter Beifall-Klatſcher von einem der Haupt-Theater von Paris klatſchte ſich ſo viel zuſammen, daß er ſich eine Beſitzung in der Nähe von Paris für ſein Dinge-Lohn gekauft hat. In dem Hypothekenbuche ſteht ſein Name mit der Beifügung: „Genannt: mit der hölzernen Hand!" (Corsaire.)

(?) Ein berühmter Pariſer Wundarzt machte neulich bekannt, daß er während der Meſſe und Veſper nicht operire! (Alſo den größten Theil des Tages können ſeine Patienten hülflos dahin ſterben!) (Corsaire.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 4. Dezember. 193ſtes Blatt.

Dichter und Trinker.

Worum ſo gern ich ſinge,
Bin oft ich ſchon gefragt;
Worum ſo gern ich trinke
Sey nun gleich mit geſagt.

Ich ſinge, wenn die Seele
Für ſich das Wort begehrt;
Ich ſinge, da mir Lieder
Auch ſtets den Leib genährt.

Ich trinke, weil dann beſſer
Der Seele Wort gelingt;
Ich trinke, weil dies raſcher
Den Ehrenſold mir bringt.

Und hab' ich ihn, ſo ſchenke
Von Neuem ich mir ein;
Der Wein wird mir zum Liede
Und dann dos Lied zu Wein.

Franz Porta.

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Dritter Brief.

Whidah, 16. September.

Man hat uns hier mit allgemeiner Fröhlichkeit empfangen. Von allen Seiten kamen die Leute herbei gerannt, uns zu ſehen und zu begrüßen: die Erwachſenen zeigten uns mit Vergnügen den Kindern; man ruderte ouf raſchen Booten herbei, uns und unſere Effekten an's Lond zu bringen; man ſchien ſich mit einer Art von theilnehmender Neugier nach unſerm Befinden zu erkundigen, und ließ einige Stücke, welche von afrikaniſcher Artillerie dem Fremden keine erhabene Vorſtellung beibringen, ſieben oder acht Freudenſchüſſe thun. Die Menſchen thun ober nichts ohne Urſache, nicht einmal ein Neger. Ein Schiff aus Europa belebt die Küſte; in den ſtillen Straßen der Stadt wird es lebendig; Kähne, die ſeit Jahren nicht von ihrem Pfohl gelöſt worden, ſteuern in die See; der Handel beginnt, und mit ihm belebt ſich die Ausſicht ouf Vortheil und Gewinn. Die deutſchen Städte des Mittelolters können ſich daher ouf einen Reichstag nicht ſehnſuchtsvoller gefreut haben, als die Neger hier auf ein Schiff aus dem Londe der Weißen. Mancher hat ſeit Monaten ſeinen Goldſtaub, ſein Elfenbein, ſeine Forbhölzer, ſeine Popageyen in Bereitſchaft ſtehen, und mit Schmerzen auf den Augenblick gewartet, wo er ſie gegen europäiſche Zeuge und Geräthſchaften vertouſchen konn: die Sklavenhändler haben ihre Magozine, wo die unglücklichen Opfer der Habſucht zwiſchen engen Brettern ſchmachten, voll, und ſehen den europäiſchen Zimmerleuten, die ihnen ihr ſchadhaftes Fohrzeug ausbeſſern ſollen, ungeduldig entgegen; dos orme Geſindel freut ſich auf die goldenen Tage, wo man die Weißen beſtehlen kann; den Laſtträgern hoben ſeit langer Zeit die Schultern nach Arbeit gejuckt, und die holden Kinder, welchen für europäiſche Münzen ihre ſchwarze Schönheit nicht zu koſtbar iſt, ſehnten ſich aus den longweiligen Ferien heraus, wo ihre Erndte in ſehr dünnen Holmen ſtand. Doher die Freude bei'm Anblick einer europäiſchen Flogge. Ja, wenn das Meer viele Tage hindurch ſtürmiſch gegangen, und kein Fahrzeug ſich ſehen läßt, ſo bewegt ſich ein vielköpfiger Zug in feſtlichen Kleidern

Digitized by Google

nach der Küſte; man ſtellt ſich in langer Reihe an den Rand der See, und jeder hält ſeinen Fetiſch in die Höhe, damit dieſer das Meer beſänftige, oder auch, gleich einem hülfreichen Magnet, Fahrzeuge heran ziehe; ſodann knieet ein rüſtiger unbeſcholtener Mann vor einen Prieſter nieder, erhält von dieſem eine Weihe, ſchreitet in's Meer, ſo weit er kann, und wirft einen goldenen Ring hinein. Das erſte Schiff, welches nachher ſich zeigt, wird natürlich, wie Du leicht denken kannſt, von den Prieſtern für die glückliche Wirkung der Ceremonie ausgegeben. Ich hatte längſt dieſe merkwürdige Sitte im zweiten Theile der „Bibliothek der Geſchichte der Menſchheit“ *) geleſen, glaubte jedoch die Sache für ein Mährchen halten zu müſſen, welches der Vermählung des Doge zu Venedig mit dem Meere nachgebildet worden. Dem iſt aber nicht ſo; die Prozeſſion findet in der That ſtatt, und ich hoffe noch eine derſelben hier zu erleben — wo ich denn nicht ermangeln will, mich gleichfalls am Strande ein zu finden, und das Bildniß Deiner Schweſter, als meinen verehrten Fetiſch, in die Höhe zu halten; ſie hat meinen wilden Sinn gebändigt, ſie wird alſo auch das Meer ohne Zweifel zum Schweigen bringen.

Im Ganzen genommen ſind ſie hier den Portugieſen gewogener als uns. Wie das zugeht? frägſt Du. Es laſſen ſich, denk' ich, verſchiedene Urſachen auffinden. Die Portugieſen haben, ſeit ihre Colonien ſo geſunken, den umſichtigen Handelsgeiſt nicht mehr, womit einſt ihre Entdeckungen ſo plötzlich ſie beſeelt hatten; ſie mögen ſich daher auf ihren Vortheil nicht ſo ſicher als wir Engländer verſtehen, und vielleicht ſich mit günſtigerem Glücke beſtehlen laſſen. Das ſchwarze Haar der Portugieſen entfernt ſie in ihrem Aeußern bei weitem ſo ſchneidend nicht von der Geſtalt der Eingebornen, als unſer celtiſches Blond, woran ſie ſich noch immer nicht gewöhnen können; ſie machen auch gar kein Hehl daraus, daß das Haus unſeres Verſtandes mit einem abſcheulichen Dache gedeckt ſey — da haſt Du zugleich eine Probe von der metaphoriſchen Blumenſprache, welche hier gleichſam das Kind ſchon mit auf die Welt bringt; zeige ſie unſern großwörtrigen Poeten, ſie wird ſich mit Vortheil in irgend eine Elegie einwirken laſſen — ſie finden die Phyſiognomie der Portugieſen zehnmal ſchmackhafter, und ſchreckten bei der erſten Bekanntſchaft mit den Engländern wie vor Geſpenſtern zurück. Zugleich klingt ihnen die portugieſiſche Sprache, welche mittelſt ihres vielen os und as der übrigen näher ſteht, menſchlicher und annehmlicher, als die unſrige; Du kannſt Dich drauf verlaſſen, ſie würden Einer wie der Andre vor Langeweile die Kolik bekommen, wenn Du ihnen Deine meiſterhafte Ueberſetzung der Faſti des Ovid vorleſen wollteſt, und ein einziger Portugieſe dürfte ſich mit einer Flaſche Brantwein ſehen laſſen, ſo liefen ſie noch eilfertiger davon, als der römiſche Pöbel aus dem Theater, wenn draußen ein Elephant ſich hören ließ. Ja ſelbſt der Gottesdienſt der Portugieſen, die ſonſt eine Kapelle hier hatten, behagt ihnen bei weitem beſſer als der unſrige, wiewohl ſie weit davon entfernt ſind, zur Heerde der alleinſeligmachenden Kirche zu gehören. Mit dem gewichtigſten Grunde komm' ich, wie Cicero es vorſchreibt, zuletzt angeſtiegen; die Portugieſen kaufen Sklaven, und wir laſſen es bleiben.

*) Auch in's Deutſche überſetzt. Leipzig, 1780.

Nichts deſto weniger wird auch einem Engländer ſehr ehrenvoll hier begegnet. Sie erkennen die höhere Bildung der Weißen, ihre überlegenen Geiſteskräfte, ihre Kenntniſſe und Erfindungsgabe; ſie betrachten uns als eine Gattung begünſtigterer Weſen, und ſprechen von Europa als von einem Lande, wo die Natur mit ihren Geſchenken freigebiger geweſen, wo die Waaren, die wir mitbringen, ordentlich auf dem Felde wachſen, und der Baum des Lebens ohne Stacheln ſeine Blüthen und Blätter treibt. Aber eben deswegen halten ſie es auch durchaus für kein Verbrechen, die Weißen zu beſtehlen; war die Natur ungerecht gegen ſie geweſen, ſo muß die Moral ein Auge zudrücken, und das Entſchädigungs-Princip der nomadiſchen Araber, welche die Verſtoßung des Iſmael aus Abrahams Hauſe an jeder Karavane heimſuchen, iſt ziemlich auch das ihrige. Sie haben darüber eine alte Legende, welche mir ihrer Naivetät wegen wahrhaft rührend ſcheine, und dieſen Brief ſchließen möge. Verdaue meine nachläſſigen Verſe ſo gut Du kannſt; ich habe niemals von der Philologie einen freundlichen Blick erhalten, und keine Faſti des Ovid überſetzt.

Als der Sündfluth ſtürm'ſche Wogen
Sich verlaufen von den Feldern,
Saß mit ſeinen lieben Söhnen
Vater Noah froh bei'm Schmauſe.
Und der Becher kreiſte luſtig,
Und die erſten Sterne fanden
Söhn' und Vater rauſchentſchlummert.
Ausgelebt war Noah's Leben,
Und er ſah den Tag nicht wieder.

Von den dreien Söhnen aber
War's der *Weiße*, ſchlangeſinnte,
Der zuerſt erwacht' am Morgen.
Und er ſah des Vaters Leiche,
Sah die Brüder ſchlafumfangen,
Sprang empor, und nahm die Schätze,
Alles Gold und Silber nahm er,
Stieg in's Schiff und ſchwamm verſtohlen
Nach dem Land der kühlern Sonne.

Eine Stunde war verronnen,
Als der *Mohr*, der zweite Bruder,
Gleicherweiſ' vom Schlaf erwachte.
Und er ſah des Vaters Leiche,
Sah die Liſt des weißen Bruders,

Digitized by Google

Sprang empor und nahm die Pferde,
Nahm Tapeten und Geräthe,
Schlich davan und zag vergnüglich
Auf dem Rücken des Kameeles
Nach dem ſchönen Dattellande.

Eine Stunde war verrannen,
Als der dritte Bruder endlich,
Als der Neger auch erwachte.
Und er ſah des Vaters Leiche,
Sah die Liſt der argen Brüder,
Weint' um den erblaßten Vater,
Weint' um ſeiner Brüder Basheit.
Schweigend ſaß er lang' am Boden,
Trau'rte ſinnend und bedachte,
Was er jetza ſollt' beginnen.
Als die Sonn' im Mittag aber,
Küßt' er ſtumm des Vaters Leiche,
Nahm ein wenig Reis und Taback,
Schritt hinaus und zag verlaſſen
Nach dem heißen Sonnenlande.

Nur den Reis und nur den Taback
Ließ dem armen Negerbruder
Seiner Brüder liſt'ge Bosheit.
Doch der Himmel haßt das Unrecht,
Und vergilt's durch milde Nachſicht.
In der Weißen reiche Schiffe
Darf der arme Neger ſchleichen,
Und den Raub ſich wieder ſtehlen.
An der Straße darf er, lauernd,
Auf der Mohren Karavane
Stürzen mit geſchwung'nem Säbel,
Und den Raub ſich wieder rauben.
Hach vam Himmel ſieht's der Vater,
Und den armen Negerbruder
Schlägt kein Wetterſtrahl zu Boden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die drei Duelle.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Don Manuel, ein ſpaniſcher Edler, war ein ſehr gemäßigter und vernünftiger Mann, gar keiner Partei anhängend. Er ſah die Dinge, wie ſie wirklich ſind, und ſprach, wie es ihm um's Herz war. Da es in Spanien jetzt faſt nichts als Exaltirte und Parteien giebt, ſo hielt Jeder den Unbefangenen für ſeinen Gegner, und er gerieth in Streit, wenn er gehofft hatte, vernünftige Meinungen zu finden. Eines Tages, als die Gemüther in erhöhter Aufregung waren, las er in einem Madrider Kaffeehauſe die Gazeta; er hatte kaum ein Paar Worte darüber geſprochen, als er ſchon in offener Fehde war mit einem königlichen Freiwilligen, dem er viel zu liberal ſprach, und die Folge davan war eine Herausforderung zum Duell. Don Manuel ging fort und begegnete unterweges einem wirklichen Liberalen, der ihm eine Nachricht mittheilte. Dem geſunden Menſchenverſtande Don Manuels erſchien die Nachricht ſehr unwahrſcheinlich; er zweifelt, ſpöttelt über des Erzählers Leichtgläubigkeit, gleich iſt ein neuer Zwiſt bereit; er gilt für einen Royaliſten, und ein zweites Duell iſt die Folge davon. — Abends findet er bei einem Freunde einen Carliſten, der mit unverſchämter Galle gegen König und Miniſter lagzieht. Dan Manuel verdrießt dieſe Frechheit, er tadelt die Bitterkeit des Redners; man erhitzt ſich, und ein drittes Duell iſt das Ende davon. — Der Geforderte hatte ſeine drei Gegner alle zu einer Stunde und an denſelben Ort beſchieden. Zuerſt kommt der königliche Freiwillige, verwundert, noch Niemand zu finden; endlich erſcheint der Liberale, der ihn fragt, was er wolle. „Ich erwarte hier einen Negro" — heißt es — „den ich ein wenig züchtigen will. Nicht zufrieden, ihre Genaſſen nach dem Cadada-Platz gebracht zu ſehen, findet man nach immer Naſeweiſe genug von ſolchem Caliber!" u. ſ. w. — Nichts war natürlicher, als daß der Gegner nach dieſen Impertinenzen ſein Schwerdt zog und auf der Stelle die Schmach abwaſchen wallte, als der Carliſt erſchien. „He, was giebt's da?" fragt er ſchon von weitem. Jeder giebt ſeine Partei zu erkennen, und der Carliſt will ſagleich mit Beiden ein neues Duell beginnen. — Da kommt endlich Dan Manuel. „Gemach, meine Herren!" ſpricht er; „ich habe den Varzug. Erlauben Sie, daß ich Einen nach dem Andern abfertige, und zwar in der Reihe, wie ich gefardert bin. Zuerſt bitte ich den Herrn Royaliſten, ſich zu ſtellen, weil er mich einen Liberalen genannt; dann den Herrn Liberalen, weil er mich einen Royaliſten genannt, und dann den Herrn Carliſten, weil er mich einen Abſolutiſten genannt. Sie ſehen, meine Herren, daß kein ehrlicher Mann dies Alles zugleich ſeyn kann, alſa — Reparation d'honneur!" — Zwei der Gegner, obgleich Spanier, mußten bei dieſem dreifachen Widerſpruch lachen; nur der Carliſt blieb ernſt und ſagte, Don Manuel ſcharf anblickend: „Wenn Sie keiner van den drei Parteien angehören, ſtellen Sie ſich offenbar zu der gemäßigten Partei, und da weiß ich nicht, ab ich einen ſolchen oder einen Descamisados mehr verachten ſoll!" — Damit warf er ſtalz ſeinen Mantel über die Schulter, und war frah, ſein Blut nicht mit dem von Leuten ſalchen Gelichters vermiſchen zu dürfen.

Dt.

Seltſame Abſolution.

Aus einer Klaſter-Kirche zu Antwerpen war vom Altar einer der geweihten Leuchter geſtohlen warden. Die Mönche zeichneten den Leuchter an die Wand im Eingange der Kirche, und darunter (in lateiniſcher Sprache) die Worte: „Wenn Jemand ſein Gewiſſen von irgend einer ſchweren Sünde bedrückt fühlt, und er von der Laſt befreit ſeyn will, ſo komme er zu uns, und bringe mit ſich einen ſilbernen Leuchter von der Farm und Dimenſion des hier gezeichneten, und er ſoll von ſeiner Sünde abſolvirt werden."

C.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſetzung.) Vorzüglich ſchön ſind die Lazarethe eingerichtet. Das Haupt- und Garniſon-Lazareth befindet ſich im Pallaſt von Ujasdow, nicht weit von Lazienki; ein Gebäude, das ſchon von außen durch ſeine Bauart imponirt. Die Fußböden der Krankenzimmer ſind mit Oelfarbe braun angeſtrichen, die Wäſche iſt ſauber, in jedem Zimmer hängt ein Thermometer, alle Gefäße ſind vom feinſten engliſchen Zinn, die Zimmer der Augenkranken ſind grün gemalt, mit einem Wort, das Ganze iſt ſo ſchön eingerichtet, daß man im erſten Augenblick Luſt bekommen könnte, hier krank zu liegen; aber dieſer Nimbus verliert gewaltig bei näherer Betrachtung, wenn man hört, daß das Meiſte nur Schaugerichte ſind; daß die ärztliche Behandlung ſehr wenig gründlich ſeyn ſoll, daß die meiſten Kranken dieſen Pallaſt nur auf der Tragbahre zum Leichenhauſe wieder verlaſſen, ja daß ſie mit einer übertriebenen Reinlichkeit förmlich gepeinigt werden. Man thut alles Mögliche, gute Aerzte in das Land zu ziehen, und unſern jungen Medizinern, mit deren Praxis es in Deutſchland nicht recht fort will, dürfen wir rathen, nach Polen zu gehen, wo ſie gewiß ihre Rechnung finden werden. Von unſern Berliner Aerzten hat man, und gewiß mit Recht, eine außerordentlich hohe Idee. Männer von Rang, deren Leben und Wiederherſtellung in Warſchau aufgegeben ward, reiſen nach Berlin, und kehren gewöhnlich vollſtändig kurirt zurück. — Gewiß, es lebt ſich in Warſchau gut, und mag ſich auch leidlich dort ſterben laſſen, nur was zwiſchen inne liegt, iſt die partie honteuse. — Indem wir ſchon die Kaſerne von Lazienki verlaſſen wollten, fallen uns noch zwei Dinge in's Auge: das eine iſt das Regiments-Zeughaus, das andere die Schwimmſchule. Wir müſſen Beides etwas näher in Augenſchein nehmen. — Ein ſolcher Regiments-Zeughaus iſt eigentlich ein Depot von vorräthigen Uniform- und Waffenſtücken, und hat von außen ein gar freundliches Anſehn. Weiß abgeputzt, mit einem flachen Zink-Dache, gleicht es einer Villa und iſt mit grünen Bäumen umpflanzt. Der innere Anputz zeugt von hohem Sinn für Ordnung, von großer Wohlhabenheit und vielem Geſchmack. Die aufbewahrten Stücke ſind regelmäßig und ſymmetriſch aufgeſtellt oder verpackt; die einzelnen Stücke, namentlich die Waffenſtücke, ſind zu allegoriſchen Figuren, Adlern, Sonnen, Kreuzen u. ſ. w. zuſammengeſetzt, welche bei dem Eintritt entgegen leuchten und einen allerliebſten Anblick gewähren. Im Zeughauſe des podoliſchen Garde-Küraſſier-Regiments wird die Uniform aufbewahrt, welche Kaiſer Alexander, als Chef des Regiments, getragen hat. Sie ruht in einem Glaskaſten, der unter Blumen und Lorbeerzweigen ſteht. Mit Ehrfurcht und Rührung weilt der Blick auf dieſem dem Regimente heiligen und theuren Andenken. Wir bekennen es laut, daß wir uns zur Wehmuth geſtimmt fühlten. — Dieſe Zeughäuſer ſind ſehr reich und ſehr geſchmackvoll ausgeſtattet. — Die Kaſerne iſt mit einem Canal umgeben, der von der Weichſel Speiſung erhält, und deſſen eine Seite zu einer Schwimmſchule eingerichtet iſt. Wir waren ſehr überraſcht, hier die uns bekannte Pfuel'ſche Methode des Schwimm-Unterrichts an zu treffen, ein Beweis, daß das wahrhaft Gute ſich an keine Zone und an keine Sprache bindet. Der erſte Schwimm-Meiſter begrüßte uns als ein geborner Berliner; er dient als Unter-Offizier bei der Garde-Cavallerie, ein ſchöner großer nerviger Mann, der eine hohe Schwimm-Fertigkeit beſitzt. Er beſtieg, um uns eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit zu geben, das Spring-Gerüſt, ſtürzte ſich von der oberſten Stufe, in der Luft ſich überſchlagend, in das Waſſer, und ſchwamm mit großer Gewandtheit und Eleganz einige Touren. „Sie müſſen die Schwimmſchule der Infanterie bei Marimont beſuchen", ſagte er bei'm Abſchiede, „ſie hat mehr Ausdehnung als die unſrige, und wenn Sie es glücklich treffen, wird vielleicht gerade ein Schwimm-Manöver gemacht, das Ihnen gefallen wird." Wir nahmen uns vor, ſeinen Rath zu befolgen. — Wir hatten bereits die Barrieren der Kaſerne im Rücken, als das Huſaren-Regiment vom Exerziren zurück kam. Der Tauſend, was für ſchöne Leute und Pferde! Und die Huſaren ritten mit ſo hübſchem freiem Anſtande; jeder hatte die rechte Hand auf die Lende geſetzt, was im Einzelnen geziert ausſehen mag, wie man es alle Sonntage in Berlin bei den Herren Lords vom Mühlendamm wahrnehmen kann, allein hier in der Totalität machte es ſich ſehr hübſch, und gab dem Ganzen einen gewiſſen freien, ungezwungenen Anſtrich. — Von der Schönheit dieſer Pferde kann ſich nur der einen Begriff machen, der ſie ſelbſt geſehen hat; beſonders die Pferde der Unter-Offiziere und die ſogenannten Flügelpferde. Privatgelehrte verſtehen in der Regel nicht viel von Pferden, wir glauben aber eine Ausnahme zu machen, da wir uns ſeit früher Jugend mit dieſem Artikel beſchäftigt haben, und ſo möge unſer Urtheil hier einen Platz finden. Im Durchſchnitt dürfte keines dieſer Pferde mit 50 bis 60 Dukaten bezahlt ſeyn, einzelne dürften auch wohl 100 bis 120 Dukaten koſten. Sie ſind außerordentlich gut im Futter gehalten und glänzend geputzt; die Reinlichkeit geht ſo weit, daß ſogar der äußere Rand der Hufeiſen polirt iſt. Ueber neun Jahr iſt faſt kein Pferd; denn obwohl nur der neunte Theil jährlich erſetzt wird, ſo laſſen es die Regimenter doch nicht dabei bewenden. Was uns befremdete, war, daß im Stall die Pferde nicht aus Krippen, ſondern aus kleinen zwillichenen Säcken (Futterbeuteln) freſſen, und zwiſchen ſich keine Stallbäume (Lattierbäume) haben. Im Stall herrſcht die größte Ordnung. Auf jeder Seite haben einige Mann die Aufſicht auf die Reinlichkeit. Bei dem Eintritt rapportirte der wachthabende Unter-Offizier dem älteſten der eintretenden Offiziere und rief dann laut: „Waga!" worauf alle Stallwachten mit dem Beſen in der Hand eine militairiſche Stellung annahmen; ja, ernſthaft und ſtreng geht es bei den Ruſſen und Polen zu! von jener [illegible] Gemüthlichkeit, jener liebenswürdigen Unbefangenheit, die den Soldaten mit der Hand in der Hoſentaſche dem Offizier vis à vis erſcheinen läßt, iſt hier keine Rede. — Ueber den Pferden liegt auf einem Brettergerüſt das Sattelzeug in ſtrengſter Ordnung, die Pferde ſind mit grauen Decken behangen, die in den beiden hintern Ecken das Schwadronszeichen, in bunter Wolle geſtickt, tragen, was ſehr ſchön und zierlich ausſieht. Kurz, es iſt eine Freude, das Innere des Dienſtes bei dieſer exquiſiten Cavallerie kennen zu lernen.

(Die Fortſetzung in der Beilage.)

Mexikaniſche Jäger haben vor einigen Jahren bei einer militairiſchen Excurſion, die ſie von ihrer Heimath aus machten, eine bisher ganz unbekannte, ganz menſchenleere Stadt gefunden, von zwei bis drei Stunden Umfang. Wie lange ſie ſchon verödet iſt, und warum, darüber laſſen ſich ſchwer Erkundigungen einziehen, weil Niemand da iſt, der ſie geben könnte; die Häuſer ſind aber noch gar nicht baufällig. Man hat dieſe Stadt Palenqui-Viejo (Alt-Palanqui) genannt, nach dem indiſchen Dorfe, das ihr am nächſten liegt. Sie ſteht in der Provinz Cro-las-Chiapas, 80 Stunden von Ciudad-Real, nach der ſüdlichen Grenze des mexikaniſchen Freiſtaats zu, in der Nähe des ehemaligen Guatimala. Von einer phyſiſchen, gewaltſamen Veranlaſſung zur Räumung der Stadt iſt gar keine Spur vorhanden, es kann daher nur eine politiſche geweſen ſeyn. Man hat alles Merkwürdige aus dem Ort mitgenommen, und muß die Gelehrten, wollen ſie ſich die Verödung erklären, ihren Hypotheſen überlaſſen. (Pandore.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 193ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſetzung.) Den heutigen Vormittag verwendeten wir zu einem Beſuche der Sternwarte. Sie iſt eine ganz neue Anlage und ein Gebäude, das zugleich eine Zierde der Stadt abgiebt. Es ſteht links an der einen Uiasdower Haupt-Allee, die nach der Barriere von Mokatow führt, mitten im botaniſchen Garten. Die Hauptlinie der Façade ſteht nicht genau ſenkrecht auf dem Meridian, was freilich bei Anlage einer Sternwarte vermieden werden ſollte; indeſſen hat man ſich dadurch zu helfen gewußt, daß die Klappen des Hauptraums, in welchem ſich die Inſtrumente zur Beobachtung des Durchgangs der Sterne durch den Meridian befinden, ſchräg gegen die Linie des Gebäudes liegen, und der Unterſchied iſt auch im Ganzen ſo gering, daß wer nicht ſehr ſcharf und genau die Anlage betrachtet, das Gebäude vielleicht wieder verläßt, ohne dieſen Uebelſtand bemerkt zu haben. — Bei dem Ausführen des Gebäudes iſt der Baumeiſter mit dem Aſtronomen Hand in Hand gegangen, was nur ein gutes Reſultat herbeiführen konnte. Die Ausführung des Baues war dem Ingenieur-Major Cador übertragen, die architektoniſchen Verzierungen entwarf der Architekt Eigener, und die aſtronomiſche Partie leitete und leitet noch jetzt der Profeſſor Arminsky, ein eben ſo geſchickter als freundlicher und leutſeliger Mann, deſſen Bekanntſchaft wir mit zu den intereſſanteſten zählen können, die wir in Warſchau machten. Er führte uns herum und machte uns mit den innern Einrichtungen des Gebäudes bekannt. Wer ſollte nicht wiſſen, daß bei einer guten Sternwarte die Iſolirung der Inſtrumente von den Wänden eine Hauptbedingung iſt, und dieſe hat man hier ſehr ſtreng im Auge behalten. Die Inſtrumente ſtehen auf oder zwiſchen marmornen Säulen, und dieſe ruhen wieder auf großen Steinmaſſen, welche vom Niveau des Fundaments ſenkrecht aufgeführt ſind, ohne die Wände des Gebäudes auch nur im mindeſten zu berühren. Da nun überdies die Sternwarte frei in einem Garten ſteht, und über 50 Schritt von der Fahrſtraße entfernt liegt, die letztere auch chauſſirt und keine Pflaſterſtraße iſt, ſo leuchtet ein, daß — nächſt der Seeberger Sternwarte bei Gotha — vielleicht keine ſo ungeſtörte Beobachtungen zuläßt, als die in Warſchau. — Die innere Einrichtung iſt großartig, edel und elegant. Die Inſtrumente ſind durchgehends in München gearbeitet worden, mehrere durch den berühmten, für die Wiſſenſchaft leider zu früh geſtorbenen Frauenhofer. Profeſſor Arminsky läßt keine Mühe ſich verdrießen, die Einrichtung der Sternwarte mit jedem Tage zu vervollkommnen; das Inſtitut iſt ſehr jung, eigentlich noch im Entſtehen, und um ſo mehr erfreulich, daß ein thätiger einſichtsvoller Mann an der Spitze ſteht. Er hat eine Correſpondenz mit allen berühmten Aſtronomen Europa's eingeleitet, iſt viel gereiſt, hat die beſſeren Sternwarten beſucht, und man darf ſagen, mit vielem Nutzen. Er iſt jetzt damit beſchäftigt, die Entſtehung und Geſchichte ſeiner Sternwarte zu ſchreiben, auch Zeichnungen von den Inſtrumenten und dem Gebäude beizufügen, ein Werk, das ſchon im folgenden Jahre, und zwar in franzöſiſcher Sprache, als der durch die ganze gebildete Welt gehenden, erſcheinen ſoll, und gewiß jedem Gelehrten Vergnügen gewähren wird. Er hatte uns zu einer Beobachtung eingeladen, und wir verſprachen uns davon viel Intereſſantes; leider machte aber ein bewölkter Himmel uns einen Querſtrich, und da unſer Aufenthalt nur kurz war, mußten wir darauf verzichten. Indeſſen wendeten wir die Zeit zu einer Promenade im botaniſchen Garten an. Die Lage dieſes Gartens kann nicht ſchöner ſeyn. Mitten zwiſchen Uiasdow, Belveder und Lazienki, liegt er auf dem hohen Weichſel-Ufer, und die herrlichen Anlagen von Lazienki befinden ſich zu ſeinen Füßen; ſie ſtehen mittelſt gekrümmter Fußſteige mit dem Garten in Verbindung, ſo daß man aus dem Garten nach Lazienki hinunter gelangen kann, ohne die Heerſtraße zu wählen. Wir ſind nicht Botaniker genug, um den Reichthum des Gartens beurtheilen zu können; allein Sachverſtändige behaupten, er ſoll ſehr reich dotirt ſeyn. Nun, das läßt ſich ſchon daraus abnehmen, daß er eine öffentliche Anlage iſt, und in Warſchau iſt jede ſolche Anlage großartig und ohne Knauſerei behandelt. — Von der Kuppel der Sternwarte überſieht man nicht nur den Garten, ſondern die ganze Gegend. Die Ausſicht kann faſt nicht reizender ſeyn, das Panorama iſt maleriſch ſchön. Man ſieht einen Theil der Weichſel und weit in das jenſeitige Land hinein; nur hohe Berge fehlen. Wir rathen jedem Reiſenden, ſich dieſen Genuß zu verſchaffen, der durch die guten Fernröhre auf der Sternwarte noch erhöht wird. Wir ſahen das Panorama von dieſem Punkte zwei Mal, ein Mal bei der Morgen-, und das zweite Mal bei der Abend-Beleuchtung, und waren jedesmal entzückt. Möge die Werkthätigkeit des guten Profeſſors rüſtigen Fortgang haben, und die rühmliche Anerkenntniß finden, die ſie verdient.

(**Mariamont.**) Wir kannten Mariamont, dieſen allerliebſten Luſtort, ein Viertelſtündchen von der Barriere gleiches Namens, von früherher — aber wie ſehr hat ſich hier Alles geändert. Statt des bodenloſen Sandweges, der Einem ſonſt den Spaziergang faſt verleiden konnte, führen jetzt zwei herrliche Chauſſeen nach Mariamont, eine oben auf dem Thalrande der Weichſel, die andere unten, dicht am Strome. Schloß und Park haben ſich wenig verändert, aber eine Menge kleiner Neubauten ſind hinzugekommen. Die bedeutendſte iſt die **Schwimmſchule** für die Infanterie. Sie beſteht aus einem gegrabenen Baſſin von 180 Schritt Länge bei 60 Schritt Breite, mit Pfahlwerk, Bretter-Verſchaalung und Geländern eingefaßt; rund herum ſtehen niedliche hölzerne Häuschen, worin die Schwimm-Meiſter wohnen, und die Schwimmer ſich entkleiden. Das Waſſer iſt klar und hell, man kann den Boden ſehen, und das iſt nothwendig, damit die Meiſter beurtheilen können, ob auch die Lehrlinge die vorgeſchriebenen Bewegungen mit den Händen und Füßen richtig ausführen. Die Schwimm-Methode iſt buchſtäblich die Pfuel'ſche. Während der Sommer-Monate ſchwimmen hier täglich 2000 Mann, nämlich die Hälfte des Vormittags und die andere Hälfte des Nachmittags. Die Lehrlinge ſind in acht Claſſen getheilt, von denen die unterſten ſechs ihre Ausbildung im Baſſin, und die letzten beiden die übrige in der Weichſel ſelbſt erhalten. Um in die ſiebente Claſſe verſetzt zu werden, müſſen die Lehrlinge bedeutende Proben ablegen. Dahin gehört das ſogenannte Fahrten-Schwimmen und das Herabſpringen in das Waſſer von den oberſten Stufen ziemlich hoher Gerüſte. Die ſiebente Claſſe ſchwimmt zur Auszeichnung mit der Feldmütze auf dem Kopf, die andern Claſſen mit unbedecktem Haupt. Die Bekleidung beſteht in einer ſogenannten Schwimmhoſe von grauer Leinwand; die Offiziere ſchwimmen in einem leichten Anzuge von blau und weiß geſtreiftem Gingham, und mit der Feldmütze bedeckt. Die achte Claſſe iſt patentirt, d. h. ſie erhält gedruckte Patente, welche das „ausgelernt“ beurkunden, und der Inhaber eines ſolchen Patents bekommt dadurch die Berechtigung, als Schwimm-Meiſter auftreten zu dürfen, wo er es nur will. Alle Jahre wird ein öffentliches Examen

Digitized by Google

abgehalten, nach deſſen Beendigung die Patente ausgegeben werden — Wir trafen es ſehr günſtig, denn eben ſollte ein kleines Schwimm-Manöver ausgeführt werden. Das dazu beſtimmte Peloton beſtand aus 34 Mann mit einem Offizier und mehreren Unter-Offizieren. Die Gewehre und Patrontaſchen wurden auf kleine Flöſſe geladen, das Peloton hatte deren zwei. Nur Schwimmern der achten Claſſe werden die Flöſſe anvertraut. Zu jedem Floß gehören fünf Mann und ein Unter-Offizier; zwei Mann haben eine Schlinge über der Schulter und ziehen, zwei Mann ſchwimmen hinten und ſtoßen, ein Mann ſchwimmt zur Reſerve nebenher und der Unter-Offizier dirigirt, und zwar ſo, daß ſich das Floß jederzeit auf demjenigen Flügel des Schwimm-Pelotons befindet, der ſtromaufwärts gerichtet iſt, damit, wenn ein Unfall eintreten ſollte, das Floß vom Schwimm-Peloton aufgefangen werden kann, mithin die Waffen nicht in feindliche Hände gerathen können. Das Peloton ſchwimmt ganz ohne Bekleidung, bloß mit der Schwimmhoſe angethan. Es marſchirte am Ufer auf, der Offizier vor der Mitte. Man commandirte: „Gebt Achtung — eins — zwei — drei!“ und mit dem Wort drei ſprang das Peloton einmüthig in den Strom. Wie nur ein Peloton Infanterie zu Lande von ſeinem Offizier geführt werden kann, ſo geſchah es hier im Waſſer. Es ſchwamm gut gerichtet in zwei Gliedern, der Offizier ſtets voran; er commandirte: „Halb rechts, halb links!“ u. ſ. w. — Alles wie zu Lande, und mit großer Accurateſſe wurde jede Bewegung ausgeführt. Die beiden Flöſſe ſchwammen regelmäßig auf dem rechten Flügel. Die Weichſel hat hier, zwiſchen dem dieſſeitigen Ufer und einer Inſel (Kempe) einen ſehr ſchnellen Strom, ſo daß das Peloton, trotz aller Anſtrengung, einige hundert Schritte abwärts getrieben ward. Am jenſeitigen Ufer angelangt, ergriffen die Soldaten ſogleich die Gewehre, hingen die Patrontaſchen um, der Offizier zog den Säbel und das Tirailleurfeuer begann. Es war ein eigenthümlicher Anblick, nackte Soldaten fechten zu ſehen; ſo viel wir bemerken konnten, verſagte kein einziges Gewehr und der Mann verſchoß etwa ſechs Patronen. Dann ließ der Hauptmann am dieſſeitigen Ufer das Signal zum Rückzuge mit dem Horn geben, das Peloton packte ſchnell Gewehre und Patrontaſchen auf die Flöſſe, und zwar das zweite Glied zuerſt, während das erſte Glied tiraillirend den Abzug deckte. Man ſprang in den Strom, und bald war das Peloton wieder am dieſſeitigen Ufer angelangt. Wir hatten, als das Manöver anfing, die Uhr heraus gezogen. Das Beladen der Flöße dauerte drei Minuten; der Strom war 250 Schritt breit, wegen der Strömung mußten die Leute aber wenigſtens die doppelte Entfernung durchſchwimmen, und deſſen ungeachtet fiel nach 10 Minuten, alſo nach 13 Minuten vom Anfang, drüben der erſte Schuß, was ein redender Beweis für die gute Ausbildung der Schwimmer iſt. Daß uns dies kleine Manöver viel Vergnügen gemacht hat, läßt ſich begreifen; allein auch den Soldaten ſchien es Vergnügen zu gewähren, ſie waren fröhlich und guter Dinge, ſo wie überhaupt das polniſche Militair ein luſtiges Völkchen iſt. Was den Schwimm-Unterricht ſehr befördert, iſt der Umſtand, daß er förmlich in der Armee eingeführt iſt, d. h. von jedem Regiment müſſen alljährlich eine gewiſſe Anzahl Leute — wenn wir nicht irren, 100 Mann vom Bataillon — das Schwimmen erlernen, während es in andren Armeen meiſt ein freiwilliger Akt iſt.

(Die Fortſetzung im 196ſten Blatt)

Unlängſt waren in Paris ein Paar Spitzbuben ſogar frech genug, Herrn von B** Abends feſt zu halten, mit dem gewöhnlichen Ruf: „Das Leben oder die Börſe!“ — „Meine Herren!“ — entgegnete kaltblütig der Angefallene — „mein Leben gehört Frankreich und die Börſe — das kann ich Ihnen auf Ehre verſichern — wird morgen, ſo wie alle Tage, zu rechter Zeit geöffnet werden!“ — Die Spitzbuben, durch die treffliche Gasconnade entwaffnet, ließen den Ergriffenen auf der Stelle los. (Pandore.)

In Havre iſt Niemand durch den Geſtank der Rinnſteine und Cloaken incommodirt; da fahren täglich zwei Mal Klingel-Wagen mit großen Tonnen durch die Straßen und holen alles unreine Waſſer ab, das die Köchinnen in die Tonnen gießen müſſen. (Corſaire.)

1826. No. XXXIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Bei Tendler und von Manſtein, Buchhändler in Wien, iſt ſo eben erſchienen:

Huldigung den Frauen.

Ein Taſchenbuch für das Jahr 1827, herausgegeben von J. F. Caſtelli.

Fünfter Jahrgang. Mit ſechs Kupfern, elegant in Goldſchnitt geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Erzählungen von Helmina von Chezy, geb. Freyin Klenke: Der Opernzettel. — Kuffner: Die Roſen, als Sinnbilder der Frauen und Mädchen. — Sophie May: Everalline Campbell. — Leopold Schäfer: Der Waldbrand. — Stierle Holzmeiſter: Der Hühnerhund.

Gedichte von Alexander Graf von Auersberg, Carl Baldamus, Carl Barbarina, J. F. Caſtelli, Deinhardſtein, Emil, Emmy, Eduard, Freiherr von Feuchtersleben, Wilhelm Gerhard, Grillparzer, Joſeph von Hammer, Friedrich Haug, Theodor Hell, Herrmann von Hermansthal, Carl Hugo, Carl Lappe, Carl Gottfried von Leitner, Johann Graf von Mailath, Manfred, Carl Müchler, Neuffer, J. Ph. Neumann, Fr. Pietznigg, Friedrich Rückert, G. M. Saphir, Leopold Schäfer, Freiherr von Schlechta, Joh. Schön, J. G. Seidl, Friederike Suſan, Stierle Holzmeiſter, F. X. Told, F. C. Weidmann, Johanna Frau von Weiſſenthurn, Joſeph Wenzig, J. Chr. Freiherrn von Zedlitz.

Fortuna.

Ein Taſchenbuch für das Jahr 1827, herausgegeben von Fr. X. Told.

Vierter Jahrgang, mit ſechs Kupfern, elegant in Goldſchnitt geb. 1 Thlr. 12 Gr.

Dramatiſche Neujahrsgabe für 1827,

von J. W. Lembert.

8. 1827. broſchirt in Umſchlag: 1 Thlr.

Digitized by Google

Cimburga von Maſovien.

Minneſpiel in vier Aufzügen von Freyherrn
von Schlechta.
Zum erſten Male dargeſtellt auf dem k. k. Hofburg-
Theater zu Wien am 3. November 1825.
8. in Umſchlag broſchirt: 12 Gr.

Bären.

Eine Sammlung von Wiener Anekdoten, aus dem
Leben gegriffen und nacherzählt von
J. F. Caſtelli.
Erſtes, zweites, drittes, viertes, fünftes und ſechstes
Heft. Jedes Heft broſchirt: 6 Gr.

Bei uns iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Kaſſius und Phantaſus
oder
der Paradiesvogel.

Eine erzromantiſche Komödie
in drei großen und drei kleinen Aufzügen, nebſt einer
empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde
des Aubry.
Von Ludwig Robert.
Preis: 20 Gr.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben (in Poſen am Markte Nr. 90, in Bromberg Brückenſtraße Nr. 152, und in Liſſa am großen Ringe Nr. 263):

Geſchichte
des
Lützowſchen Freikorps

von Ad. S.
Ein Beitrag zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 u. 1814.
Brochirt im Umſchlage 1 Thlr. 6 Gr.

Geſchichte
des Königs
Carl X. Guſtav.

Von J. F. von Lundblad.
Ueberſetzt aus dem Schwediſchen von einem gebornen
Pfälzer.
Erſter Theil; mit dem Bildniſſe des Königs.
Brochirt im Umſchlage 1 Thlr.

Ernſt Siegfried Mittler,
in Berlin Stechbahn Nr. 3.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ſind nachſtehende gehaltvolle Unterhaltungs-Schriften erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Augar, C. W., Antonio und Felippo, oder: Licht und Schatten des Südens. Ein Nachtſtück aus unſern Tagen. 8. 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Beulwitz, Carl von, wirkliches Leben, in romantiſchen Darſtellungen. 2 Bände, mit Kupfern. 8. geh. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl.

Charaktergemälde berühmter deutſcher Frauen der früheren und ſpäteren Zeit. Allen edlen Frauen und deren erwachſenen Töchtern als Muſter aufgeſtellt. 1s Bdchen. 8. geh. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Fiſcher, Chr. Aug., Cabinetsſtücke eines Gefangenen. 1r Band. Auch unter dem Titel: Die Liebe im Kerker, in fünf Erzählungen. 2r Bd. Arabesken. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Frohberg, Regina, die Rückkehr. Ein Roman in 2 Bänden. 8. geh. 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Görres, J., altteutſche Volks- und Meiſterlieder. Mit einem Titelkupfer, Frauenlobs Grabmahl darſtellend. gr. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Horſt, Edmund von, und Eugenia von Steinfels, von L. F. Regiomontanus. Mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr.

Leben und Sitte in England. Aus dem Engliſchen frei überſetzt von Hubert Stern. 2 Bände. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Pattberg, Aug., Blumen am einſamen Lebenspfad. Ein Feſtgeſchenk für Deutſchlands edle Töchter. 8. geh. 10 Gr. oder 45 Kr.

Schopenhauer, Johanna, Johann van Eyck und ſeine Nachfolger. 2 Bände. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

— — die Tante. Ein Roman. 2 Bde. 8. geh. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Umſonſt. Eine Familiengeſchichte in Bruchſtücken. Auch unter dem Titel: Unterhaltungen im traulichen Abendkreiſe. 1r Band. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Unterhaltungsblatt für gebildete Stände. 3r und 4r Jahrgang von 1825 und 1826. gr. 4. 12 Hefte (jede Woche erſcheinen drei halbe Bogen). Der Jahrgang 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Urika, die Negerin. Aus dem Franzöſiſchen der Herzogin von ***. 16. geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Wahrſagerin, die. Eine Erzählung der Schottiſchen Zeitgeſchichte, nebſt einem Anhang von Noten und geſchichtlichen Documenten aus den Zeiten Jacobs I. Aus dem Engliſchen des Verfaſſers der Pfarrannalen, Ringan Gilhaize u. ſ. w. 3 Bände. 8. geh. 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Kr.

Wallace, R. G., Denkwürdigkeiten Indiens, enthaltend eine kurze geographiſche Beſchreibung von Oſtindien, und eine gedrängte Geſchichte von Hindoſtan, von den früheſten Zeitaltern bis an's Ende der Haſtingiſchen Verwaltung im Jahr 1823. Aus dem Engliſchen von F. L. Rhode. gr. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Wintergarten, der, herausgegeben von Dr. St. Schütze. 6 Bände. Mit 12 Kupfern. 8. geh. 9 Thlr. oder 16 Fl. 12 Kr. Jeder Band einzeln 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Bei uns und durch die vorzüglichſten Buchhandlungen iſt zu haben:

Der Freund der Jugend auf den Pfaden der Tugend und Moral, oder Auswahl denkwürdiger Begebenheiten, belehrender Anekdoten, moraliſcher Erzählungen ꝛc. zur Erweckung edler Grundſätze und zur Bildung des Styls und der Sprache. 14 Gr.

Digitized by Google

Eith's gemeinnütziges, allgemeines Lehr- und Leſebuch für teutſche Volksſchulen. 12 Gr. In Parthien billiger.

Das literar. Central-Comptoir in Leipzig.

Anzeige

für Autoren, Ueberſetzer, Buch-, Muſikalien- und Kunſthändler, Bibliothekare, und alle Literatur- und Bücherfreunde.

Allgemeine Bibliographiſche Zeitung;

oder

wöchentliches, vollſtändiges Verzeichniß

aller in

Deutſchland, der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien

herauskommenden

neuen Bücher, Muſikalien, Charten und Kunſtſachen.

Von dieſem Verzeichniß erſcheinen vom 1. Januar 1827 an wöchentlich ein bis zwei Bogen in Imperial-Oktav, elegant und deutlich gedruckt. Jedem Jahrgang folgen 3 Regiſter, das eine nach den Wiſſenſchaften, das andere nach den Verlagshandlungen, das dritte nach den Autoren geordnet. Das Abonnement iſt halbjährig 3 Thaler ſächſiſch. Beſtellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen, Poſtämter und Zeitungsexpeditionen in ganz Deutſchland, Frankreich, Italien, England, der Schweiz, den Niederlanden, Dännemark, Schweden und Rußland an.

Für Frankreich erſcheint die allgemeine bibliographiſche Zeitung unter dem beſondern Titel:

JOURNAL UNIVERSEL DE LA BIBLIOGRAPHIE.

Für England:

UNIVERSAL BIBLIOGRAPHICAL JOURNAL.

Bibliographiſches Inſtitut in Gotha.

** Die Redaction hält obiges, eben so erfreuliche als nützliche Unternehmen ihres und des Beifalls aller Literaturfreunde um so würdiger, da das bibliographische Institut, bei angemessener Unterstützung, den Plan hat, obiger Zeitschrift auch die Bibliographie des sämmtlichen übrigen Europas, aller amerikanischen Staaten und des Orients einzuverleiben, wodurch sie sich allmählig zu einem vollständigen Repertorium der neuesten Gesammt-Literatur unsers Erdballs gestalten würde.

Nachricht.

Von dem neuen (rheiniſchen) Converſationslexikon ꝛc. hat der ſiebente Band die Preſſe verlaſſen. Der Subſcriptionspreis für jeden Band iſt 1 Thlr. 6 Gr. Wer auf alle 12 Bände voraus bezahlt, zahlt nur 12 Thlr. Beſtellungen nimmt das literar. Central-Comptoir in Leipzig und alle vorzüglichen Buchhandlungen an.

Das Comptoir für Kunſt und Literatur in Cöln.

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und in Berlin in der Maurerſchen Buchhandlung, wie in allen übrigen Buchhandlungen Berlins zu haben:

Theater und Publikum.

Eine Didaskalie von Adolph Wagner.

8. Sauber geheftet: 18 Gr.

In gedrängter Ueberſicht wird hier das Drama der verſchiedenen Völker geſchildert und zugleich der Weg gezeigt, dem Verfall des deutſchen Theaters, den es als Magd der Ueppigkeit und Nothbehelf der Langeweile erlitten, auf eine, den Bühnen, den Zuſchauern und dem Geſchmack angemeſſene Weiſe zu ſteuern. Allſeitiger Umblick, umfaſſende Einſicht in das Weſen der dramatiſchen und mimiſchen Kunſt, Kenntniß der Zeitverhältniſſe, gehaltvolle, fruchtbare Kürze, machen dies Werkchen zu einer eben ſo lehrreichen, als unterhaltenden Lektüre für jeden gebildeten Kunſtfreund, Kenner, Director und Schauſpieler, wie dies der Name des durch andere gelehrte Arbeiten bewährten Verfaſſers verbürgt. Wir haben uns beſtrebt, das Aeußere dem Innern würdig herzuſtellen.

Leipzig, im November 1826.

Weygand'ſche Buchhandlung.

Subſcription ohne Vorausbezahlung.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben von:

Fiſcher, Chriſt. Aug., Taſchen-Bibliothek der neueſten, unterhaltendſten Reiſebeſchreibungen. Nach ausländiſchen Originalen bearbeitet. 1r Jahrg. in 4 Bändchen.

8. geh. Subſcriptionspreis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

das zweite Bändchen erſchienen, und an alle Buchhandlungen verſandt: was ſowohl den reſp. Subſcribenten, als denjenigen, welche etwa noch der Subſcription, die bis zu Ende dieſes Jahres offen bleibt, beizutreten geſonnen, hiermit bekannt gemacht wird.

Dieſes zweite Bändchen — der Jahrgang wird nicht getrennt — enthält: 1) Reiſe von Calcutta nach London. Zweite Abtheilung. — 2) Seeräuberleben. — 3) Briefe aus Paramaribo.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

Anzeige, den „Geſellſchafter" betreffend.

Wer ſich erſt vom künftigen Jahrgange (dem eilften) an die Zeitſchrift:

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz,

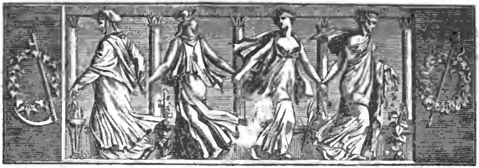
herausgegeben von F. W. Gubitz,

(Preis des Jahrgangs: 8 Thlr. Preuß. Cour.)

halten will, den erſuchen wir, bei uns oder der ihm nächſten Buchhandlung ſeine Beſtellung ſpäteſtens bis zum 15ten Januar 1827 zu machen.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 6. Dezember. 194ſtes Blatt.

Flüchtige Bemerkungen über den geſchichtlichen Roman.

(Bei Gelegenheit des neuen Romans „Brambletye-Houſe“ von Horaz Smith.)

Was uns bei dem Leſen eines Romans feſſelt und von Seite zu Seite, von Band zu Band fortreißt, ſo daß wir im Eifer den Kaffee kalt werden und die Pfeiſe ausgehn laſſen, ja vor Spannung eine Priſe Taback wohl zehn Minuten lang zwiſchen den Fingern behalten, und was ſo dem Leihbüchler in Schnelle die erwünſchten Leſegroſchen zuſpringen läßt — das iſt (ich hoffe, der Leihbüchler ſchnupft nicht eher, bis er meinen Satz ausgeleſen hat, es wäre denn an dieſer Stelle, weil ich ihn auslache) das iſt der wohlangelegte, künſtlich geſchlungene Plan des Ganzen. Durch ihn wird die Neugierde fortwährend geſpornt, da man fühlt, daß dieſelbe nicht durch loſe aneinander geſchichtete Ereigniſſe gefoppt werden ſoll, ſondern daß die Begebenheiten nach innerer Nothwendigkeit fortſchreiten. — Was uns dagegen bewegt, den geleſenen Roman wieder und wieder zu leſen und ihn nicht wie eine geleerte Schüſſel oder Flaſche weg zu ſchieben (hier macht der Leihbüchler eine ſpottende Miene und ſagt, Niemand laſſe daſſelbe Buch zwei Mal holen), das iſt die glückliche Zeichnung der Handelnden, die nur durch Menſchenkenntniß möglich wird. In beiden Fächern iſt Ausgezeichnetes vorhanden: aber kein Roman verdient muſterhaft oder claſſiſch genannt zu werden, in dem nicht zugleich beiden Forderungen genügt wird. — Noch giebt es Romane, die weder durch Plan noch durch Zeichnung der Helden glänzen, ſondern nur in einem Reichthum einzelner gelungener Züge und Schilderungen, oder treffender Bemerkungen, oder in einer ſchönen Sprache ihr Verdienſt haben: auch ſie machen Glück, haben aber auf den Namen eines Kunſtwerks keinen Anſpruch. (Hier hört der Leihbüchler mit Verachtung auf zu leſen.) Auch ihre verſtreuten Vorzüge vereint der Muſter-Roman in ſich. — Die ſogenannten geſchichtlichen Romane machen nach dieſer Eintheilung (worin wir die nothwendigen Kunſtanforderungen zu Grunde legten) keine beſondere Claſſe aus, vielmehr kann es dergleichen in allen drei aufgeſtellten Gattungen, ſo wie in der vierten Aftergattung geben. Geſchichtlich oder nicht, das hat mit dem Werth eines Romans nichts zu ſchaffen. Man ſollte glauben, die Benutzung wirklicher Ereigniſſe erleichtere das Dichten, weil Vieles, ſtatt erſonnen, bloß ausgewählt zu werden braucht. Wie dem ſey, mögen Andere entſcheiden; ſo viel iſt gewiß, daß zu dergleichen Geſchäft eine leichter oder ſchwerer zu erwerbende Gelehrſamkeit nöthig iſt, und der minder geſchickte Romanſchreiber dabei Gefahr läuft, den Farbenglanz ſeiner Gemälde durch Schulſtaub zu trüben. — Der am wenigſten anziehende geſchichtliche Roman, bei welchem es ſogar zu tödtlicher Langeweile kann getrieben werden, iſt der, wo die großen Helden der Geſchichte auch die Helden des Romans ſind. Walter Scott, den wir nicht umhin können, bei dieſem Gegenſtande zu berückſichtigen, hat mit Einſicht dieſe Klippe weit um-

ſchifft, und zeigt jene Geſtalten nur nebenbei; die weltgeſchichtlichen Ereigniſſe ſind nur der reiche Hintergrund ſeiner Gemälde. Und wie nach Goethe das Abſichtliche verſtimmt, ſo behagt uns dagegen dies geſchickte Verbergen der Abſicht. Jetzt, da ſich derſelbe jenen Helden, der die letzte Zeit erſchüttert hat, zur Hauptfigur eines neuen Werks gewählt, müſſen wir erwarten, wie das Wagſtück ablaufen wird. — Ueberhaupt beſteht ein wichtiger Kunſtgriff bei dem Schreiben eines geſchichtlichen Romans darin, daß man der breiten, vielbetretenen Heerſtraße der Geſchichte nur nebenher auf Seitenwegen folgt, und gerade die anziehenden Kleinigkeiten aufſammelt, woran die Muſe der Geſchichte ſtolz vorüber ſchreitet. Das eben iſt es, was ſo ſehr an Plutarch's Lebensbeſchreibungen gerühmt wird, deſſen Perikles, Alkibiades und Nikias zu leſen, auch wenn wir vom Thukydides kommen, ein inniges Vergnügen gewährt. Das „Gott's Tod" der Eliſabeth, das „Potz Fiſchchen" Carl's des Zweiten, Noll's (Cromwell's) rothe Naſe, und tauſend dergleichen Kleinigkeiten ſind nicht unwichtige Reize in dieſen Darſtellungen. — In Walter Scott's Werken — wenn wir unſern im Eingang bezeichneten Maaßſtab an ſie legen — iſt in der Regel der Hauptplan ſorgfältig und geſchickt entworfen, nur iſt die Ausführung oft ungleich, Einiges mit Behaglichkeit bis in's Einzelne ausgemalt, Anderes mit ſichtlicher Haſt nur flüchtig hingeworfen. Auch die handelnden Geſtalten, beſonders die männlichen, zeigen ſichere Meiſterhand. Mitunter gleichen freilich ſeine Zeichnungen jenen Maler-Entwürfen, die etwa in der Schenke, im Uebermuth eines Gelags hingeworfen, bei aller Flüchtigkeit, Härte und Grellheit doch das unnachahmliche Siegel eines hohen Schöpfergeiſtes an der Stirn tragen. — Außerordentlich ähnlich iſt den Romanen von Walter Scott der neue Roman „Brambletye-Houſe", von Horaz Smith, von dem ich die Ueberſetzung von Michaelis (bei Wienbrack in Leipzig erſchienen) geleſen habe. — Der Plan dieſer Erzählung iſt im Ganzen wohl berechnet und knüpft Anfang und Ende feſt zuſammen; nur in der Mitte iſt er loſe. Die Auftretenden ſind wahr und kräftig gezeichnet, und Viele ſehr ergötzlich, Alles wie bei Walter Scott. Außerdem aber iſt ein ungewöhnlicher Reichthum lebendiger und anziehender Schilderungen in dieſem Werke zuſammen gedrängt; da erſcheint unter dem bunten Gewühl Cromwell mit ſeiner ernſten Umgebung, Carl's des Zweiten leichtſinnige Hofhaltung in den Niederlanden und dann, nach der Wiederherſtellung, in London, und Ludwig's des Vierzehnten Stolz und Pracht; wir ſehen erſt Peſt, dann Feuer in London wüthen: Alles iſt mit den lebhafteſten Farben gemalt. Auch jene kleinen geſchichtlichen Züge, die wir oben erwähnten, ſind mit Einſicht benutzt. G. M. **Walter.**

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Vierter Brief.

Whidah, 21. September.

Da drei von unſern Leuten mit der Gallenruhr befallen worden, ſo hat man es für zweckmäßiger gehalten, ſie vom Schiff in die Küſtenvorſtadt zu verlegen, wo ſie ein geräumiges Krankenlager haben, und der trockneren Luft wegen ihrer Heilung ſchneller entgegenſehen dürfen; ſie müſſen ſich die Krankheit durch den Genuß von Palmwein geholt haben, der nicht genug gegährt hat; überhaupt wirkt dieſes köſtliche Getränk bei Europäern, ehe ſie ſich daran gewöhnen, ſehr nachtheilig, ſo wie von uns Engländern ſehr viele durchaus nicht die weißen franzöſiſchen Weine vertragen können. Nebelmenſchen, wie wir, verlangen ein rothes kräftiges Getränk, in welchem der Geiſt des Dionyſos concentrirt zu finden. Indeſſen verſchafft mir dieſer Umſtand Gelegenheit, oft in die Stadt zu gehen; da ſchlendere ich denn manchmal in den Gaſſen umher, ſtehe ſtill, ſehe mir Menſchen und Sachen an, wiewohl weder ein Ackermannſches Kunſtlager noch ein Perigordſches Raritäten-Cabinet die eigentliche Neugier befriedigt.

Ein Mann von Stande hatte geſtern verſchiedene Dinge auf unſerm Schiffe eingetauſcht, und nahm eben Abſchied, als ich mich zu meinem Krankenbeſuche anſchickte. Wir gingen daher mitſammen. Er gefiel mir. Sein Blick hatte etwas Zutrauliches, und ſo viel Geiſteswohlhabenheit, als eine Neger-Phyſiognomie auf zu nehmen vermag, ließ ſich in der ſeinigen erkennen; er verrieth nicht eben den lächerlichen Stolz, welchen Leute von ſeinem Rang und Vermögen hier entſetzlich dick auf zu tragen pflegen; dennoch that er ſich ſehr viel auf das Rauſchen ſeiner weiten ſeidenen Pluderhoſen zu gut, und ſchloß bei'm Vorwärtsſchreiten die Füße abſichtlich aneinander, daß ein Anderer, mit dieſer Eitelkeit nicht bekannt, geglaubt hätte, er trage Feſſeln und das Gehen werde ihm empfindlich ſauer; auch griff er oft nach einem verſilberten Horne, das er auf der linken Seite an einem zierlich gearbeiteten Metallkettchen hängen hatte. Er iſt aber deswegen weder ein Horniſt, noch ein Kuhhirt oder Nachtwächter, ſondern ein Bürger adlichen Ranges, und ſein Vorrecht beſteht eben darin, auf ſolch einem Horne zu jeder Tagesſtunde nach Willkühr blaſen zu können — es ſey denn, daß der Landesherr geſtorben; in dieſem Falle darf bis zur Erwählung eines neuen ſelbſt der Vornehmſte in Whidah ſich dieſes Vorrechtes nicht bedienen. Um ſo luſtiger, kannſt Du Dir leicht denken, iſt der Lärm in den Gaſſen, wenn der neue Monarch den Thron beſtiegen. Stelle Dir vor, es würde unſern Dichtern verboten, vier Monate hindurch ihre poetiſchen Adern ſprudeln zu laſſen, und dann wür-

den mit einem Male die Quellen der Begeiſterung wieder geöffnet, welch ein Rauſchen, Toſen und Strömen! Nichts leichter zu begreifen. Mein Edelmann ſprach übrigens das Portugieſiſche ziemlich afrikaniſch, und drückte ſich ſo claſſiſch darin aus, daß ich alle Segel meines kritiſchen Scharfſinnes aufſpannen mußte, um ſeine Meinung zu enträthſeln; auch ließ er zuweilen wieder ein engliſches Wörtchen fallen, das ich denn, wie eine hungrige Henne, gierig aufpickte, und zum Verſtändniß des übrigen ziemlich glücklich benutzte. Die Achtung, in welcher er bei ſeinen Mitbürgern ſteht, muß von Bedeutung ſeyn: denn ſo oft ihm ein Bekannter begegnete, zog dieſer den großen Kamm, den man hier im Haare trägt, mit der linken Hand heraus, und ſteckte ihn erſt nach einigen Sekunden wieder hinein. Das iſt aber, wie mir ſchon vorher berichtet worden, das entſchiedenſte Zeichen der Ehrerbietung, welches hier an zu treffen.

Ich erkundigte mich nach dem Landesherren. Ich hätte aber eben ſo gut einen böhmiſchen Bauern nach Keppler fragen können. So viel iſt gewiß, daß dieſer Herr, der ſich nur bei außerordentlichen Angelegenheiten den Blicken ſeiner Unterthanen ausſetzt, in einem Pallaſte von unzähligen Zimmern und vielen Höfen ein weitläuftiges Leben führt, und wahrſcheinlich den größten Theil deſſelben ſich mit vornehmer Langeweile vertreibt. Ich glaube nicht, daß er viel lieſt; denn Ausgaben in usum Delphini ſind hier bis jetzt eine unerhörte Sache; auch hat ſich bisher noch kein königlicher Hof-Ueberſetzer gefunden, der ihn mit Voltaire und Addiſon bekannt gemacht hätte. Er unterhält eine Menge Frauen, eine wahre weibliche Menagerie; denn er betreibt dieſen holden Zeitvertreib nicht wie Ludwig der Vierzehnte epiſch, hinter einander, ſondern nach den Geſetzen der plaſtiſchen Kunſt, gleichzeitig neben einander, und die Einwohner wiſſen außerordentliche Dinge von der Schönheit dieſer Damen zu erzählen, wiewohl ſie kein Einziger mit leiblichen Augen geſehen hat. Sie kommen, heißt es, aus einem Gebirgslande im Norden; ein portugieſiſcher Geſchäftsmann, welcher ſich wahrſcheinlich auf den Geſchmack des Monarchen verſteht, kauft ſie für ſchweres Geld, läßt ſie in den Studien der Grazie unterweiſen, und liefert ſie ſodann unter vortheilhaften Bedingungen an den Hof. Es giebt aber kein furchtbareres Geheimniß als das Angeſicht einer königlichen Frau; die Büchſe der Pandora iſt ein Vaudeville dagegen. Man erzählte mir von einem Handwerker, welcher, durch einen Rauſch zu freimüthig gemacht, mehreren dieſer Damen, da ſie nach dem Bade getragen wurden, den Schleier gelüftet habe. Dem armen Kerl ging es faſt ſchlimmer noch als dem Jüngling von Sais; er wurde in Gegenwart der Hofbeamten und der hohen Damen an ſeinen Gliedern verſtümmelt, und mußte die abgeſchnittenen Theile ſelbſt in's Feuer werfen. Ehe er aber dieſe theuern Opferſpenden noch verkohlt ſah, gab er verblutend ſeinen allzu neugierigen Geiſt auf, und wurde den Thieren der Wüſte zur Speiſe hingeworfen. Ueberhaupt iſt der Monarch ein ſehr religiöſer Herr, und hat zwei erklärte Fetiſche. Der eine iſt der Tyger; daher dieſes Thier in allgemeiner Achtung ſteht, von keinem Andern zum Schutzgeiſte gewählt werden darf, und einer Familie, aus welcher es ein Mitglied angefallen und zerriſſen, den ehrenvollſten Ruhm bringt. Der andere iſt ein ſchwarzer Günſtling, der bei ſeiner Wahl nicht über das Jünglingsalter hinaus ſeyn darf; er führt das ſeligſte Leben in der Welt, ſieht jeden Wunſch, den ſein Herz hegt, augenblicklich erfüllt, hat einen Tyger in ſeinem Wappen, ißt mit ſeinem Herrn an derſelben Tafel, darf ſogleich einer königlichen Frau, ſobald ſie niedergekommen, perſönlich ſeinen Glückwunſch abſtatten, und iſt zugleich der allgemeine Liebling des Volkes. Nur bei'm Ableben ſeines Herrn pflegt ihm ein kleiner Unfall zu begegnen: er wird unfehlbar mit der Leiche deſſelben verbrannt. *) (Die Fortſetzung folgt.)

*) „Henr. Meredith account of the Gold Coast of Africa etc. Lond. 1812.“ 8.

Anekdote.

Wenn der verſtorbene Platner und der Rechtsgelehrte Ehrhardt zuſammen kamen, ging es ſelten ohne einen kleinen Krieg des Witzes ab. Einſt erzählte Ehrhardt eine Anekdote. „Die kenn' ich!“ äußerte Platner ſpitzig; „ſie iſt aus Peupliers Grammatik!“ Ehrhardt erwiederte nichts; aber er erzählte bald wieder eine Anekdote, denn er war im Vortrage kleiner Späßchen beſonders ſtark. „Dieſe kenne ich nicht!“ erwiederte der Philoſoph, als Ehrhardt gefragt hatte, ob auch ſie ihm bekannt ſey. „Nun ja, das dacht' ich gleich!“ rief der Rechtsgelehrte, „denn ſie iſt nicht aus Peupliers Grammatik!“ Ecker.

Ein Sylveſter-Toaſt.

Jedes Eh'band knüpfe feſter,
O Pantoffelheld Sylveſter,
Mache ab die alten Reſter,
Segnend alle Ehenеſter!
Doch ich fahre fort modeſter.
Frau'n, ſeyd hold und gut wie Eſther,
Dann iſt jeder Mann ein Beſter.
Hüthet ſtets Euch vor Geläſter,
Das iſt Eheglücks Verpeſter;
Werdet, Ehen, im Semeſter,
Das nun folget, ſtets edleſter,
Jed' ein paradis terrestre.

Karl Schall.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Von den Neuigkeiten des Königlichen Theaters hat der Referent des „Geſellſchafters“ noch „die Sternenfee, große komiſche Zauber-Pantomime“ zu erwähnen. So ihr nicht werdet, wie die Kinder, wird euch nimmer die „Zauberfee“ behagen; aber für Kinder mag dies Gemiſch von Tänzen, Sprüngen, Prügeln und Verwandlungen ein halbes Himmelreich ſeyn. Die Kritik kann da weder etwas Großes, noch viel Komiſches oder Bezauberndes finden, und muß ſich damit begnügen, wohlwollend zu bemerken: Hr. Lewin ſetzt dergleichen mit rühmenswerther Geſchicklichkeit in Scene und führt mit ſeinen Kindern und Gehülfen Alles gut aus. Daß er den Geſchmack durch ſolchen Augenreiz verdirbt, kann man auch nicht ſagen; er benutzt die Krankheit des Bühnenweſens zu ſeinem Vortheil — und ſein Arlequin macht nur dem Jocko Platz, der bald als Ballet auf die Königl. Bühne kommt. Hr. Beiol, ein berühmter Jocko, iſt von Wien hieher gereiſt, und nächſtens werden ihn die Berliner bewundern können. Es iſt eine üppige Hofhaltung auf dem Parnaß: — Apoll wird ein Luftſpringer und die Muſen legen ſich eine Menagerie an. — Beſſer ein gutes altes Stück mit neuem Anſtrich verſehen, als eine Neuigkeit ankündigen, die einer alten Erbärmlichkeit angehört; ſo ſage ich bei dem Luſtſpiel: „Launen des Zufalls“, nach Jünger's „Strich durch die Rechnung“ bearbeitet von C. Lebrün. Es hat bei mittelmäßigem Spiel einigermaßen gefallen. — Hr. Adolph Herzfeld, vom Stadttheater zu Hamburg, giebt Gaſtrollen, die mit dem „Rinville“ in Scribe's Luſtſpiel: „Erſte Liebe“ und dem „Baron“ in Schall's Luſtſpiel: „Die unterbrochene Whiſtpartie“ begonnen haben. Der junge Mann zeigt jene gute alte Schule, die nach Wahrheit in der Darſtellung ſtrebt und nicht um burlesk gehaltener Einzelheiten willen den Charakter aufgiebt. Er bewegt ſich in dieſem Element auch ſchon frei und eigenthümlich, ſo daß ihm der Beifall des gebildeten Publikums zu Theil wurde. — Hr. Moſcheles war wieder auf kurze Zeit in Berlin und ließ ſich in einem von ihm veranſtalteten Conzert und dann im Opernhauſe, vor dem Theaterſtück, hören. Ueber ſeine ausgezeichneten Talente als Virtuos und Componiſt iſt ſchon von allen Orten berichtet und Ref. kann nur das Lob erneuern. Daneben will er aber folgende Bemerkung nicht unterdrücken. Ehe Moſcheles ſein Conzert gab, kam ſchon eine öffentliche Anzeige: ob derſelbe nicht in dem Conzert des Hrn. Muſik-Direktor Möſer, das eben auch im Anzuge war, ſpielen wolle. Solch ein Wink gilt bei uns als Anfrage, die ſchon vorher beantwortet iſt, und hier entſtand ein offenbarer Nachtheil für den fremden Virtuoſen, indem Hr. Möſer eine ſehr geübte Art hat, Billets zu vertheilen und die Inhaber nun hoffen konnten, Hrn. Moſcheles für daſſelbe Geld zu hören, was ſie Hrn. Möſer geben mußten. Dieſer hat nun offenbar Hrn. Moſcheles Schaden gethan, doch gewiß ohne ſeine Schuld; einem Freunde, der jene Anzeige machte, iſt die Sache auf zu bürden. Aber für künftige Fälle würde es gerathen ſeyn, geſchickter zu verfahren. Daß Moſcheles nicht in dem Conzert des Hrn. Muſik-Direktors ſpielte, war übrigens ganz gerecht. —r.

— Indem ich den Bericht über das Königsſtädtiſche Theater ergänzen will, ſehe ich recht deutlich, daß ich dem Fleiße der dortigen Schauſpieler kaum nachkommen kann. In zwei Wochen fünf Neuigkeiten! — d. h. Stücke, die dort zum erſten Mal gegeben wurden. Nr. I: „Der Berggeiſt oder die drei Wünſche. Komiſches Zauberſpiel von Alois Gleich.“ Ein Wiener Produkt, nicht ſchlechter als manches andere, das hier mehr gerühmt wurde, als uns die Wiener Spaße noch ein Manna in der Wüſte zu ſeyn ſchienen. Die Idee iſt ſogar moraliſch, obwohl nicht voll tiefſinniger Philoſophie, denn ſie ließe ſich mit einem Kinderſprüchlein bezeichnen, wie folgt: „Wünſche nichts, als was du haſt, fremdes Gut giebt eigne Laſt; wünſche nichts, als was du biſt, denn der Wunſch birgt Satans Liſt.“ Die Ausführung iſt ſehr flüchtig, aber nicht ohne Witz; der Verfaſſer beweiſet, daß er würde Gediegeneres liefern können, aber wahrſcheinlich ſteht er ſich bei den Dutzend-Produkten beſſer, weil er den meiſten Zuſchauern leicht für langweilig gelten könnte, wenn er das Theater für mehr als einen großen Guckkaſten halten wollte. Die Ausführung giebt beſonders Hrn. Schmelka Gelegenheit, ſeinen Humor ungezügelt walten zu laſſen, und es gelingt ihm. Demoiſ. Mar. Herold läßt in der ſehr kleinen Rolle der „Dalra“ wieder ahnen, daß ſie dereinſt zu einem bedeutenden Range unter den Schauſpielerinnen kommen könne. Das Publikum hat das Stück viel belacht, und verſpricht der „Berggeiſt“ auch keine goldenen Berge, ſo wird er doch wenigſtens der Kaſſe gewiß nicht nachtheilig ſeyn — wozu das Bischen Muſik (von Drechsler) auch hilft. — Nr. II. „Die Reiſe zur Hochzeit“, nach dem Franzöſiſchen von Lembert, iſt bekannt durch die Darſtellungen auf vielen Bühnen. Es gefiel auch hier. Nr. III: „Pflicht um Pflicht“, Schauſpiel von P. A. Wolff (früher aufgeführt auf der Königlichen Bühne und gedruckt in einem Bande von Theaterſtücken, die Wolff bei Duncker und Humblot herausgegeben hat), iſt, die Scene mit dem Juden ausgenommen, ſo zart gehalten, daß man glauben könnte, dieſe Wahl gehe an der Richtung des Königsſtädtiſchen Theaters gänzlich vorbei; um ſo mehr iſt es zu rühmen, daß die Schauſpieler dennoch meiſt den rechten Ton zu treffen wußten und die Aufnahme günſtig war. Hr. Meyer („Haſſan“), Wegener („Herrmann“) und Angely („Jude“) ſtanden wacker da; und Demoiſ. Holzbecher („Zuleima“) und Hr. Piricher („Achmet“) zeigten gute Mittel, die jedoch noch ſehr zur Ausbildung auffordern. — Nr. IV: „Welcher iſt mein Vetter?“ Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, und Nr. V: „Der Schatzgräber“, komiſche Operette nach dem Franzöſiſchen, ſehr bekannte Stücke, erfreuten ſich ebenfalls des Beifalls. In genannter Oper thut ſich Hr. Spitzeder („Hahn“) durch charakteriſtiſche Auffaſſung und Ausführung hervor; er brauchte zwar (ohne jedoch irgend in's Niedere zu fallen) etwas ſtarke Farben, aber — plaſtiſch und draſtiſch — das muß jetzt als Fundamental-Geſetz gelten, wenn die Zuſchauer zu tüchtigem Beifall erweckt werden ſollen. — Die Herren Jager und Wächter werden am 4. Dezember ein Conzert geben; das kann ich den Leſern des „Geſellſchafters“ noch vorher anzeigen, obwohl dies Blatt wahrſcheinlich ſchon einen ſpätern Tag auf dem Titel trägt.*) Demoiſ. Sontag, die Herren Spitzeder, Jager und Wächter, die vier Coryphäen der Königsſtädtiſchen Oper, dann der Königl. Schauſpieler Hr. Wolff und die Pianoforte-Virtuoſin Demoiſ. Jaſſé werden ſich hier zu einem artiſtiſchen Quodlibet vereinen. Es giebt ein muſikaliſch-deklamatoriſches Feſt: das ganze Publikum iſt feierlich eingeladen — aber, wohl denen, die ſchon ihre Billets haben! Sie möchten bald ein vergriffener Artikel ſeyn und zu einer zweiten Auflage — auch wenn Viele eine doppelte Ausgabe nicht ſcheuten — fehlt der Raum. — Am 29. November ließen ſich Hr. Siebert und ſeine Tochter (vom Badenſchen Hoftheater) in mehreren Geſangſtücken hören. Des Vaters Baß iſt bedeutend durch Kraft und Umfang und wird durch eine geläufige Virtuoſität gehoben. Die Tochter gewinnt ſchon mit ihrem Aeußeren und erhöht den günſtigen Eindruck durch eine Stimme, die in der Tiefe voll, in der Höhe angenehm klingt; die Mitteltöne bedürfen noch Uebung, um ſicherer zu werden. Wir freuen uns, Hrn. und Demoiſ. Siebert auch in Opern hören zu können. C—w.

*) Es wird am 2. Dezember ausgegeben; wie denn überhaupt (was ich zu beachten bitte) die Blätter des „Geſellſchafters“ einige Tage vor dem auf dem Titel bezeichneten erſcheinen, um durch zufällige Hinderniſſe nicht die Ordnung geſtört zu ſehen. D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 8. Dezember. 195ſtes Blatt.

Augen-Sprache.

Ich ſah ſie im ſchimmernden Saale,
Die Tafel war fürſtlich beſetzt:
Wir haben uns nicht an dem Mahle,
Nur aneinander geletzt.

Wohl ſah ich winken und lauſchen
Im Glaſe den goldenen Wein:
Ich ſuchte mich nur zu berauſchen
An der lieblichen Augen Schein.

Trompeten und Hörner erſchollen
Zu des Mahles herrlichſter Zier:
Gern hätt' ich ſie miſſen wollen
Um ein einziges Wörtchen von ihr.

Doch ſaß ſie herrlich erhoben,
Weit von dem Freunde getrennt,
An der länglichen Tafel oben,
Ich unten am anderen End'.

Uns ging's in dem fremden Hauſe,
Wie Liebenden immer geſchah:
Ob ein Meer dazwiſchen brauſe,
Sie bleiben einander nah.

Es wandelten durch die Reihen
Vier Boten wohl ab und auf:
Behender als all die Lakayen
In ihrem geſchäftigen Lauf.

Sie entboten freundliche Grüße
Hinüber, herüber viel,
Sie betrieben verſtohlen das ſüße,
Das trauliche Wechſelſpiel.

Die Boten ſollte man ehren
Und preiſen im ganzen Land:
Die Sprache, worin ſie verkehren,
Iſt Liebenden einzig bekannt.

K. Simrock.

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Fünfter Brief.

Whidah, 22. September.

Ein Schrecken, lieber Richard, hat mich geſtern plötzlich vom Schreibtiſch weggerufen. Nicht mein eigener, ſondern ein fremder, bei dem ich aber Hülfe leiſten mußte. Ich habe Dir von der Frau geſchrieben, die auf der Fährte ihres Mannes ſich entſchloſſen, die gemäßigte Zone mit der heißen zu vertauſchen. Die Umſtände ſcheinen ihr gewogen; ſie hat bereits herausgebracht, daß ihr Mann ſich in Abomey, nicht gar weit von hier, aufhält, und wird ihn nächſter Tage wahrſcheinlich mit der Freude ihrer Erſcheinung zu überraſchen ſuchen. Der Himmel ſtehe ihm bei, wenn er etwa bereits eine Schwarze am Traufinger hat: ſie ſieht nicht danach aus, ſich zur Großmuth einer Gräfin von Gleichen entſchließen zu können. Die gute Laune, in welche die eingezogene Nachricht ſie verſetzt, mag ſie wohl geſtern bewogen haben, einen Spaziergang im Schimmer der untergehenden Sonne vor zu nehmen, und unter einer Akazien-Reihe am Meeres-Ufer das luſtige Treiben der hieſigen Wäſcherinnen mit an zu ſehen. Sie ging indeſſen nicht allein. Es begleitete ſie ein Matroſe, der ihr Sohn ſeyn könnte; ein hübſcher Junge mit runden Wangen und lebensluſtigen Blicken. Sie hatte ihn ſchon während der Reiſe unter ihre liebreiche Vormundſchaft genommen, und ſchien ernſtlich ein oder das andre Auge auf ihn geworfen zu haben; ich erinnere mich, daß ſie faſt in Ohnmacht fiel, als es hieß, er ſey vom

Digitized by Google

Bord in die See geſtürzt. Da die Sonne eben unterging, machten ſich Beide auf den Rückweg. Sie mochten wohl ein ſehr intereſſantes Geſpräch an der Schnur haben, als plötzlich ſeitwärts aus einer Hütte eine Schlange hervorkroch, und dem Paar ihr Compliment machen wollte. Die Frau, die noch niemals eine Schlange geſehen, aber ſchon außerordentlich viel von dergleichen Scheuſalsthieren geträumt hatte, ſchrie laut auf, und hängte ſich in ihrem Entſetzen mit umklammernden Armen an ihren Begleiter; dieſer, weniger dem Schrecken erliegend, und augenblicklich entſchloſſen, die Schöne, welche ſich ſeinem Schutze vertraut, mit ritterlicher Geiſtesgegenwart zu beſchirmen, zieht ſein langes Meſſer aus der Seitentaſche, bückt ſich, indem er es ſchwingt, und will dem Thiere das Garaus machen. In demſelben Augenblick aber ſtürzen die Leute mit lautem Zetergeſchrei aus dem Hauſe, ein Dutzend Stimmen des Entſetzens ſchallen rings umher, mit geſchwungenem Säbel rennt ein bewaffneter Neger auf ihn zu, und ein anderer fällt ihm mit grimmiger Wuth in den Arm. Der Matroſe weiß nicht, was er davon denken ſoll, und will ſein Meſſer gegen die Unholde gebrauchen, welche, wie er ſich einbildet, ihn mit Gewalt zum Opfer des Schlangenbiſſes machen wollen. Lange währt es, ehe ihm begreiflich gemacht wird, daß die Schlange ein gutes unſchuldiges Thier ſey, ein heiliges Weſen, dem kein Menſch bei Lebensſtrafe etwas zu leide thun darf. Die Frau aber war indeſſen leichenblaß vor Schrecken umgeſunken, und mußte nach Hauſe getragen werden. Ich wurde bald darauf herbei gerufen, und that, was meines Amtes iſt, wiewohl es nicht nöthig war: Leute, die leicht in Ohnmacht fallen, ſtehen auch leicht wieder auf, und die Kunſt des Hippokrates zeigt ſich bei ſolchen Umſtänden nur geſchäftig, um ihrem Kredit die vortheilhafte Gelegenheit nicht zu unterſchlagen, wie die Päpſte vorzeiten die Gewalthandlung eines Mächtigen durch ihre Einwilligung und ihren Segen unterſtützten, obgleich er ſie auch ohne ihre Bulle durchgeſetzt hätte.

Die *Schlange*, mußt Du wiſſen, iſt nächſt dem König die angeſehenſte Perſon im Lande. Sie wird als der allgemeine Fetiſch, als der Schutzpatron des Reiches, wie der heilige Antonius in Portugall, verehrt, und mit jedem kleinen Kinde wächſt der unerſchütterliche Schlangenglaube in die Höhe. Ihre Unſchädlichkeit leidet hier keinen Zweifel; die Neger behaupten ſogar, ihr Biß ſichere gegen die böſen Wirkungen, die nach dem Biß anderer Schlangen ein zu treten pflegen. Es iſt in der That ein gutes frommes Thier mit ſanftem kinderklugem Blicke, ſieht ſchwärzlich aus und mißt etwa eine Elle. Da ſie weiß, daß ihr Niemand etwas zu leide thut, iſt ſie freundlich und zutraulich, kriecht überall ohne Scheu umher und frißt allenfalls aus der Hand. Wie ſie zur Fetiſch-Würde gelangt ſeyn mag, weiß ich nicht; die hieſigen Prieſter aber, die ſich eben ſo erfinderiſch als anderwärts auf unterlegte Texte verſtehen, erzählen, es ſey vor vielen Jahren einmal ein wildes Räubervolk von den Bergen des Binnenlandes herab gekommen und habe alles Lebendige ſeiner Mordluſt opfern wollen; der Anblick dieſer Würgengel ſey gräßlich geweſen; ſie hätten ſpitze Todeswaffen in den Händen gehabt, wären in Thierfelle gehüllt erſchienen, und um ihre Schläfen hätten ſie die rauchenden Eingeweide der erſchlagenen Feinde gewunden — man erkennt faſt die wilden Schaggas des innern Afrika, wie ſie Iſert und Barrow ſchildern — das Kriegsgeſchrei dieſer Feinde ſey ſo entſetzlich geweſen, daß ſelbſt die reißenden Beſtien ſich furchtſam in ihren Klüften verborgen: die Völker der Whidah-Küſte aber hätten mit einem Male allen Muth verloren und ſeyen ihnen mit zitterndem Herzen entgegen gezogen: der König des Landes habe die Prieſter um Rath gefragt, und dieſe ſeyen ſtumm vor ihm dageſtanden und hätten ihm keine Auskunft zu ertheilen gewußt. In der Schlacht aber, da die Neger, ſchon von allen Seiten gedrängt, ſich und die Ihrigen in heulender Verzweiflung verloren gegeben und in beſinnungsloſer Verwirrung nach der Küſte zu fliehen angefangen, habe ein Felſen in der Nähe zu ſchwanken begonnen, der Sand darunter habe ſich in Staubwolken aufgewirbelt und eine kleine ſchwarze Schlange ſey hervor gekrochen, die in raſchen Schwüngen herbei geeilt und die königliche Fahne umſchlungen habe. Von Sekunde zu Sekunde ſey ſie gewachſen und endlich ſo ungeheuer geworden, daß die Fahne kaum größer erſchienen als die kleinſte Flagge des höchſten Maſtes. Die Feinde hätten nach ihr gehauen und ihre Dolche nicht wieder heraus ziehen können. So hätten zuletzt im untern Theile der Schlange viele tauſend Mordwaffen geſteckt, die Räuber ſeyen von unwiderſtehlicher Angſt überfallen worden, mit zitternder Haſt zurück über die Berge geflohen und ſeit dieſer Zeit nicht wieder gekommen.

Von der ungeheuern Schlange, welche die Retterin des Landes geworden, laſſen die Prieſter alle übrigen abſtammen. Das Original ſelbſt befindet ſich in Sabi, dem gefeiertſten Schlangen-Tempel der ganzen Gegend, welcher ſich einige Meilen nordöſtlich von Whidah befinden ſoll. Welcher Europäer aber dürfte es ſich in den Kopf kommen laſſen, die Sache perſönlich zu unterſuchen? Niemand, der ſeinen Kopf nicht unausbleiblich neben ſich will liegen ſehen, darf ſich dieſem geheimnißvollen Tempel nahen; der König ſelbſt, wenn der Tag des großen Schlangenfeſtes gekommen, hat nur das Recht, in einer Entfernung von etwa fünftauſend Schritten der großen Unbekannten ſeine Aufwartung zu machen, und ſie von weitem, wie durch magnetiſchen

Rapport, an zu beten. Seit hundert Jahren ſoll nicht einmal ein Prieſter ſeinen Fuß in das heilige Gebäude geſetzt haben, und wer von dieſem Non plus ultra aller Fetiſche ſpricht, thut es mit geheimnißvollen, Ehrfurcht und Scheu verkündenden Geberden. Die Schlange aber erfüllt mit ihrem Rieſenleibe das Haus, in den heiligen Nächten reckt ſie ihren Kopf oben zur Oeffnung hinaus und ſieht nach Norden, ob keine Räuberſchwärme daher gezogen kommen, und in ſolcher Nacht darf Keiner ſich unterſtehen, ſeine Augen neugierig am Horizonte umher ſchweifen zu laſſen. Wenn aber ein Unglück dem Lande bevor ſteht, raſſelt ſie mit den Schwerdtern, die in ihrem Leibe ſtecken, und verkündigt den Tod des Königs durch das Blitzen ihrer Augen, welche den geweihten Prieſtern wie zwei blutigflammende, eben aufſteigende Sterne erſcheinen. Vom Augenblick aber, da der König geſtorben, bis zur Wahl eines neuen, giebt die Schlange kein Zeichen des Lebens von ſich; die Bande der Religion ſind gleichſam gelöſt, der Whidaher Olymp iſt, wenn ich ſo ſagen ſoll, geſchlagen, und die Gottheit hat in einem Interregnum ihre Kraft verloren. Daher die Ausſchweifungen, die während dieſer Tage ſtatt finden, und nicht ſelten bis zur zügelloſeſten Verwirrung ausarten. Die Europäer pflegen ſich ſorgſam auf ihre Schiffe zurück zu ziehen und den Bord derſelben mit drohenden Kanonen zu bepflanzen: ohne dieſe Vorſicht würden ſie dem Uebermuth des Pöbels ſonder Schonung ausgeſetzt ſeyn, und der Siebenſchlaf der großen Schlange käme ihnen verdammt theuer zu ſtehen. Leb' wohl, mein Richard, und denke mein, ſo nachdrücklich Du kannſt. (Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Horaz Smith hat in ſeinem Roman „Brambletye-Houſe" (in der Manier des Walter Scott) folgendes denkwürdige hiſtoriſche Extrem aufgeſtellt: „Während der Uſurpator Cromwell England beherrſchte, und deſſen zügelloſe Sitten durch eine faſt übertriebene Strenge zu beſſern ſuchte, überließ ſich der rechtmäßige Fürſt der drei brittiſchen Reiche, in einem prunkenden Miethſ-Hotel in Brügge, den größten Ausſchweifungen. Die Thür dieſes Hotels ward den Tag über von Gläubigern nicht leer, und dennoch folgte eine Schwelgerei der andern; den Tag brachte Carl unter ſeinen Hofleuten und Hunden, die Nächte mit ſeinen liederlichen Weibsperſonen durch, und, was das Aergſte iſt, dies Alles, während ſein braver Bruder, der Herzog von York, mit dem Degen in der Fauſt den Feind ſeines brüderlichen Throns muthig bekämpfte!!"

Ein Parlements-Präſident von Grenoble verliebte ſich in Moliere's Gattin. Er wendete ſich in dieſer Angelegenheit an eine Unterhändlerin, Namens Ledoux. Dieſe Frau, um wohlfeileren Kaufs ab zu kommen und bei dem Handel mehr zu verdienen, indem ſie dem Präſidenten ein ſchweres Unterhandlungsgeld abforderte und einen Theil davon unterſchlug, bediente ſich einer gewiſſen Tourette, die der Schauſpielerin auf ein Haar glich, und ihre Rolle bei dem Präſidenten ſo gut ſpielte, daß er ſie für ſeine Göttin hielt. Die falſche Moliere hatte ihm ſtrenge verboten, ſie jemals in ihrer Loge als eine Bekannte an zu reden, weil ſie ſich vor der Entdeckung des Betrugs fürchten mußte. Dennoch geſchah dieſes an einem Abend und die Wahrheit kam an das Licht. Die Ledoux und die Tourette wurden vor Moliere's Thür geſtäupt und dem Herrn Parlements-Präſidenten — widerfuhr nichts!! — als daß man ein kleines Luſtſpiel aus der Sache machte und es aufführte.

In Ouvrard's „Memoiren" kommt auch Folgendes vor: „Einer der Beamten des General-Lieferanten war bei einem der reicheren und vornehmeren Bewohner von Toloſa einquartirt. Als der Mittagstiſch ſervirt ward, ſtellte ſich die Frau des Hauſes mit einer Serviette über dem Arm hinter den Stuhl des Einquartierten. „Was ſoll das bedeuten?" fragte dieſer verwundert. — „Weiter nichts", erwiederte die Wirthin, „als daß wir uns ſeit dem Einmarſch des franzöſiſchen Heeres als Sklaven betrachten! Ich beginne nun heut meinen Dienſt!"

Hundert Jahr vor Moliere's „Tartuffe" ſpielte man in Italien (in Rom) unter dem Titel: „Il Bacchetone" (der Betbruder, der Scheinheilige) ein Luſtſpiel, woraus der Dichter Chapelle ſeinem Freunde Moliere die Hauptzüge und ganze Scenen mitgetheilt hat, welche dieſer in ſein Stück ein zu weben für gut fand.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

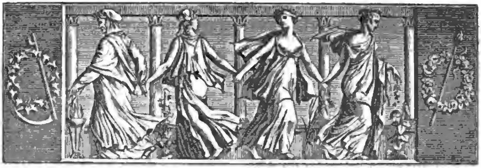
Dresden. „Der Kreuzfahrer", Muſik von Meyerbeer, hat bei zweimaliger Vorſtellung — morgen (den 22. Novbr.) wird ſchon die dritte ſtatt finden — dem Publikum ſehr viel Vergnügen gemacht, theils als Tonwerk an ſich, theils in Bezug auf die ſehr gelungene Darſtellung. Mit Ausnahme der Chöre, die hier in keiner Oper beklatſcht werden, wenn ſie auch ſehr gelungen ſind, fand jedes Muſikſtück lauten, oft rauſchenden Beifall, und in der That beſitzt dieſe Oper neben den glänzenden Effekten, die unſere Zeit ſo ſehr liebt, auch Vorzüge, welche ſie dem wahren Kunſtfreunde werth machen. Ich rechne dahin eine gewiſſe Klarheit und Gediegenheit des muſikaliſchen Styls: denn obſchon dieſe Oper, für Italien geſchrieben, Ort und Zeit ihrer Entſtehung nicht verleugnet, ſo ſind darin doch glücklich die Fehler vermieden, welche man an andern Erzeugniſſen unſerer muſikaliſchen Aera am ſchärfſten tadelt. In das Lärmende, welches z. B. in dem erſten Akt des Roſſiniſchen „Mosé" ſich neben ſchöne Muſikſtücke drängt, fällt Meyerbeer's Muſik nie, und wie er durch reizende Melodieen, ſchöne Wechſelwirkung der Stimmen und ſinnige Anwendung der Inſtrumente, z. B. der Harfe, ſich Ohr und Herz der Zuhörer gewinnt, ſo mangelt ihm auch nicht der Ernſt und die Kraft. Die Einleitung iſt kurz und klar und dabei Violine und Horn zu gutem Ausdruck

Digitized by Google

gebraucht. Nachdem der Vorhang aufging, ſieht man eine Vorhalle im Pallaſt des Sultans, und paſſend begleitet die Muſik Leiden und Freuden der arbeitenden Chriſten-Sklaven, deren ſtummes Spiel, nach der Vorſchrift im Textbuche, die erſte Scene bildet. Dann vereinen ſich alle Sklaven zu einem wirkſamen Chorgeſange, in welchem ich die Stellen: „Cari oggetti del mio core" und „Cessi omai si acerba vita" als von beſonders ergreifendem Ausdruck auszeichne. Die Muſik drückt darauf das Nahen Palmidens und die Sehnſucht der Sklaven, ihre Wohlthäterin zu begrüßen, aus. Palmide hat eine einfache sortita mit angenehmer Melodie. — In der darauf folgenden Scene ſind die Trompeten, welche das Nahen eines Schiffes verkünden, von vortrefflicher Wirkung, und der Chor: „Dalle torri, lontano segnale!" kräftig und ausdrucksvoll. Auch das Duett zwiſchen Palmide und Aloddin fand Beifall, der ſich in der großen Arie Armands mehrmals erneute. Schon das ihr voran gehende Recitativ athmet viel Empfindung, z. B. die Stelle: „E da pena mortal trafitto ho il seno." — Die Stelle: „Per me risplendere" u. ſ. w. kann auf verſchiedene Weiſe componirt werden, als Ausdruck der Verzweiflung über den Untergang eines Glücks oder als ſanfte Erinnerung an frühere ſchöne Tage. Der Componiſt ging — ſchrieb er doch für Italien — den letztern Weg und ſchuf liebliche Melodie. Der Schluß der Arie iſt ſehr glänzend. — Um das darauf folgende Duett Armands und Adrians, welches an Tiefe des Gefühls und Erhabenheit des Ausdrucks zu den vorzüglichſten Stücken der Oper gehört, ganz zu genießen, muß man den Verſtoß überſehen, den hier der Dichter der Oper begeht. Ein Großmeiſter des Johanniter-Ordens führt dem Ritter Armand eine Dame Felicia als künftige Gattin zu. Das läuft wider alle Statuten des Ordens. Aber als Muſikſtück hat das Duett entſchiedene Vorzüge. Zu den Glanzpunkten der Oper rechne ich die darauf folgenden Scenen Felicias, Palmidens und Armands. Schon in „Emma von Resburg" gelang dem Componiſten die Romanze des jungen Barden ſehr. Die romantiſchen Weiſen, die er in ſeiner neuen Oper erklingen läßt, ſind, um die Worte des Textes auf ſie an zu wenden, wirklich ein „canto seduttor" und die Harfe iſt hierbei von der ſchönſten Wirkung. Ein Reich ſüßer Gefühle öffnet ſich uns bei dieſen Klängen. Nicht minder ſchön und ſehr gut ausgearbeitet iſt ein Sextett und reich und glänzend das Finale. — In den erſten Scenen des zweiten Akts finde ich nichts aus zu zeichnen; aber von dem Gebete: „O cielo clemente" an beginnt wieder eine Reihe ſchöner Tonſtücke. Ganz gelungen iſt vorzüglich die herrliche Scene Adrians im Kerker, zu welcher das Orcheſter trefflich einleitet. Ein milder geiſtiger Adel ſpricht aus dieſem Tonſtück und die Schauer der Ewigkeit ſind eben ſo würdig geſchildert, als kindlich fromm der Ausdruck des Gefühls bei den Worten: „Speriamo in te, signore!" iſt. Reizend ſind Armands und Palmidens Schlußgeſänge. Solche Tonſtücke, ſo vorgetragen, wie es hier von der Pallazeſi und Schiaſetti in aller Süße und Macht der Stimmen geſchah, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Noch in der zweiten Vorſtellung wurden die Sängerinnen gerufen. Die Oper war von Morlacchi gut einſtudirt, und auch die Regie (Hofrath Winkler) hatte das Ihrige mit der ihr eigenen Thätigkeit und Kunſtliebe gethan. —e.

Literatur. „Das Paradies des Dante Alighieri, überſetzt und erläutert von Karl Streckfuß." (Halle, bei Hemmerde und Schwetſchke, 1826.) — Mit dieſem dritten Band iſt nun das Ganze dieſer trefflichen Ueberſetzung und Erläuterung der göttlichen Comödie des Dante vollſtändig ausgeführt und abgeſchloſſen. Das wunderbare, ſo vielfach reizende und bisher doch ſo wenig zugängliche Gedicht des größten italieniſchen Dichters ſteht jetzt in unſerer Mitte — Dank ſey es der verdienſtvollen Arbeit des Geh. Rath Streckfuß — zugänglich und verſtändlich da, für jeden Liebhaber und Gebildeten, der nun mit Vergnügen gleich genießen kann, was ſonſt nur dem Gelehrten durch mühſames Studium zu erringen war. Durch dieſe Erweiterung der Theilnahme für den Dante wird aber das ernſtere Studium dieſes Dichters gleichwohl nicht gemindert, im Gegentheil werden Viele von denen, welche ihn jetzt erſt kennen lernen, durch den Genuß des Werkes recht angereizt ſeyn, da tiefer nach Schätzen der Einſicht und des Verſtändniſſes zu forſchen, wo ſchon die erſte Bekanntſchaft ſich ſo ungemein belohnend erweiſt. Der Erfolg hat zur Genüge dargethan, daß der Ueberſetzer in dieſer Hinſicht den rechten Geſichtspunkt gefaßt, und in der Ausführung das rechte Maaß getroffen; ſeine Arbeit reizt und erweckt den Unkundigen, indem ſie zugleich den Kenner zufrieden ſtellt. Die Theilnahme des Publikums, deſſen Forderungen in Betreff des Dante durch die vielſeitigſten, faſt zur Mode gewordenen Beſchäftigungen mit dieſem Dichter in unſerer Zeit auf's höchſte geſtiegen ſind, und deſſen Erwartungen in Betreff neuer Ueberſetzungen durch den Reichthum der größten Gaben ſolcher Art einen gleichfalls außerordentlichen Schwung genommen, hat ſich entſchieden für das vorliegend Geleiſtete ausgeſprochen. Damit dem Werke, neben der Gunſt und Beeiferung ſo vieler dankbaren Leſer, kein anderes Zeichen, woran ſich ſonſt Ausgezeichnetes und Vortreffliches erkennen läßt, fehlen möge, hat auch Scheelſucht und Gehäſſigkeit ſo mancher Mitſtrebenden oder Nacheifernden ſich hinreichend vernehmen laſſen. Der würdige Ueberſetzer iſt mit dem Fortſchreiten ſeines Werkes allmählig in immer ſtärkeres Kriegsfeuer gerathen; von mehreren Seiten hat eine mißwollende Kritik bald ſeine Art, den Dante zu verſtehen und zu erklären, bald ſeine Ueberſetzungsweiſe mit Bitterkeit angefochten. Manchem wäre es lieber geweſen, er hätte den Dante ſo wiedergegeben, daß — nichts dabei herausgekommen wäre, wie wir von bisherigen Ueberſetzungen und Erklärungen des Dante mit Recht ſagen dürften; aber der Geh. Rath Streckfuß wollte ſeinen Dichter weder zum Anlaß einer deutſchen Sprachzermarterung, noch zum Texte myſtiſcher Entwickelungsgrübeleien mißbrauchen; ſeine Beſtrebungen ſind dem Lichte zugewandt, dem klaren Verſtändniſſe, der allgemeinen Angemeſſenheit. Die Zudringlichkeiten ſeiner Gegner wehrt er in dieſem dritten Theile, in Vorrede und Anmerkungen, bündig und kraftvoll ab, und wir ſind überzeugt, das Publikum wird ihm völlig beipflichten. Es iſt keine Kunſt, ſchwierig und verdroſſen alles Geleiſtete immer noch beſſer haben zu wollen, mit nichts zufrieden zu ſeyn, nur immer Alles zu verneinen; aber eine Kunſt iſt es, unter gegebenen, beſchränkten Möglichkeiten die glückliche Wahl zu treffen, den richtigen Weg auch mit Aufopferung zu verfolgen, und nicht, aus übertriebener, willkührlicher Vorſtellung des Unerreichbaren, auch das Erreichbare lieber ganz zu verabſäumen. Wer ſelbſt Hand anlegt, der weiß, was es mit dem Werke auf ſich hat. Geſtand doch ſogar Goethe, daß er verſucht habe, mehrere Stellen, die ihm in dieſer Ueberſetzung nicht gleich genügten, nach ſeiner Weiſe anders wieder zu geben, allein nach vielfachem Bemühen faſt immer darauf zurückgekommen ſey, dem Ueberſetzer Recht zu geben. — Was dieſen Theil insbeſondere betrifft, ſo kann der Unbefangene nicht leugnen, daß die Leichtigkeit und Rundung der Sprache, die Kraft und Gewandtheit der Verſifikation nur noch gewonnen habe. Allerdings wird die geübte Hand des Meiſters noch Vieles für das eigene Werk thun können, und wir hoffen, daß ihm die Gelegenheit dazu nicht ausbleibe. Dieſer Band iſt dem Kronprinzen von Preußen zugeeignet, und zwar, wie die ſchöne Zueignung zu erkennen giebt, aus Anlaß der Theilnahme, welche der Kronprinz den früheren Bänden dieſer Ueberſetzung mit aller Wärme lebhafter und geiſtreicher Vorliebe für den erhabenen und gehaltvollen Dichter bezeigt hatte. T.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 9. Dezember. 196ſtes Blatt.

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Sechster Brief.

Whidah, 1. Oktober

Ich wollte, Richard, Du hätteſt geſtern Abend mit mir hier in den Gaſſen von Whidah geſtanden, und das ſeltſamtolle Treiben mit angeſehen, welches wahrlich eben ſo viel zu denken, als zu lachen giebt. Es war einzig in ſeiner Art, und hat mich köſtlich unterhalten: die wunderlichſte Conjugation, deren Aktivum die prieſterliche Trugprahlerei, deren Paſſivum der frommeinfältige Wunderglaube bildet.

Ich wollte eben meinen Abendbeſuch auf dem Schiffe machen, und ſtand nicht weit mehr vom Uſer, als ich hinter mir ein Rufen und Ziſchen hörte, dem plötzlich die feierlichſte Stille folgte. Da ich mich umſah, entdeckte ich mit Erſtaunen die Urſache. Eine alte, hagere Prieſterin zog daher, tanzte mehr als ſie ging, und ſtand zuweilen einige Sekunden ſtill, wobei ſie die Augen entweder mit wilder Fertigkeit verdrehte oder ſtarr in den Mond blickte. Ihr langer weißer Schleier wallte bis an die Erde hernieder, unzählige gelbe Bänder, mit ſchwarzen Mondesſicheln bemalt, flatterten um ihr Haupt, und um den Leib zog ſich ein breiter Gurt, auf welchem ſich glänzende, den ſogenannten Schlangenköpfen ähnliche Muſcheln in beſtimmten Linien reihten. In der einen Hand hielt ſie eine heilige Schlange, mit der andern machte ſie pantomimiſche Bewegungen, in welche ſie viel Feierliches zu legen wußte; die Finger beider Hände waren mit kupfernen Ringen beſetzt. Während ſie herbei ſchwebte, warfen ſich die Männer alle zur Erde, und hielten mehrere Minuten hindurch das Geſicht dicht an den Boden; die Reiter ſtiegen vom Pferde, und thaten das nämliche. Kein Auge ſah nach ihr hin; den Thieren ſogar warf man ein Tuch über den Kopf. Die Frauen aber verneigten ſich bloß, indem ſie ſich mit dem Geſicht nach den Häuſern zuwandten und die Augen mit beiden Händen verdeckten. Nicht weit von mir ſtand ein junges Mädchen, welches augenblicklich ihr Gefäß mit Reis hingeſtellt hatte und die beſchriebene Stellung nahm. Die Prieſterin ſchritt auf ſie zu, rief mehrere Worte, fuhr ihr mit der Hand über das Geſicht, ſchüttelte den Kopf und ſetzte ihren Weg fort. Das Mädchen weinte, und aus dem ganzen Benehmen ſchloß ich, daß ſie zu irgend einer Erwählung unwürdig befunden worden. Als die alte Sibylle in meiner Nähe war, fand ich's für gut, mich gleichfalls auf mein chriſtliches Knie nieder zu laſſen; es taugt nichts, unter einem Schwarm von Tollen als der einzige Vernünftige da zu ſtehen. Die Prieſterin war zum Davonlaufen häßlich, und ſchien ſich nicht einmal mit verſchwundenen Jugendreizen brüſten zu können; die Schönheit ſcheint alſo nicht, wie in vielen griechiſchen Tempeln, eine Bedingniß der Wahl zu ſeyn. Auf der andern Seite fand ſich ein zweites Mädchen. Nachdem die Alte ihre vorigen Manipulationen wiederholt hatte, erhob ſie ein lautes fröhliches Geſchrei, und küßte das Mädchen. Hiemit ſchien dieſe zur Prieſterin erwählt zu ſeyn; denn während die Alte ſich entfernte, kamen

die Frauen aus den Häuſern, wünſchten dem Mädchen mit ehrfurchtsvollen Geberden Glück und geleiteten ſie nach ihrer Eltern Hauſe, wo ſie wahrſcheinlich zur Aufnahme in irgend einen Tempel geſchmückt wurde. Wie es in dieſer Straße zuging, geſchah es in mehreren; es müſſen fünf bis ſechs ſolcher Prieſterinnen auf den Beinen geweſen ſeyn; und ein alter Neger ſagte mir, an ſolch einem Abend erhielte die Schlange wohl zwanzig neue Prieſterinnen. Die Aehnlichkeit dieſes Gebrauchs mit unſerm Matroſenpreſſen durch zu führen, überlaſſe ich Dir ſelbſt. *)

Da ſich die Mädchen über die Wahl freuen, ſo ſteht ihnen wahrſcheinlich mit derſelben eine genußreiche Zukunft bevor. Im elterlichen Hauſe verliert ein Mädchen auch in keinem Falle viel; da iſt ſie Sklavin, muß Laſten tragen, und den unbedingteſten Gehorſam ohne ſaure Miene leiſten. Den Frauen ergeht es nicht beſſer. Ihre Zahl richtet ſich im Hauſe nach den Einkünften des Mannes. Sie werden nicht viel höher als Tiſch und Bänke geachtet, und ſind von Kindheit auf angewieſen, keinen Anſpruch auf Galanterie zu machen. Was würde eine Frau von Sevigné geſagt haben, wenn ſie hier ein halb Dutzend Jahre hätte zubringen müſſen? Wahrlich, unſre Schönen ſollten im Augenblick, da ſie geboren werden, ihre zarten Händchen falten und dem lieben Gott dafür danken, daß er ſie in Europa das Licht der Welt hat erblicken laſſen; jedes Fräulein von altem Adel, welches einem noch älteren knöchernen Hektikus ihre weiche Sammethand geben muß, weil an ſeinem Stammbaum eine ganze Heerde von Ahnen hängt, ſollte dieſen meinen Brief mit Aufmerkſamkeit leſen, und ihr hochbärtiges Elend mit leichteren Schmerzen ertragen. Nur eine unter den Hausfrauen, welche daher die große heißt, führt ein erträgliches Leben, und darf eine Art von beſchränktem Regiment ausüben. Es fällt ihr übrigens nicht ein, eine eiferſüchtige Miene ſpielen zu laſſen, wenn ihr Gatte ſein Harem erweitert; ſie fordert ihn vielmehr ſelbſt dazu auf; denn jede neue Frau muß ihr ein gewiſſes Geſchenk an Gold und andern Koſtbarkeiten entrichten, und über den Vortheil, wie unſer John Owen ſehr treffend ſagt:

Muß jeder Wunſch im Herzen ſchweigen,
Und überwunden ſelbſt die Liebe ſtumm ſich neigen.
Denn als des Priams Sohn, zum Richter einſt erwählt,
Verwirrt vom Himmelsreiz der ſchönen Candidaten,
Sich mit dem Ausſpruch lang' gequält,
Bis ihn die hohen Drei ſich kurz zu faſſen baten,
Da mußt' am Ende Juno's Herrlichkeit
Wie Pallas Kunſtgenie dem Reiz der Venus weichen.
Doch ſcheint die jetz'ge Welt der alten nicht zu gleichen;
Denn würde jetzt die Sach' erneut,
So würde Pallas nicht und nicht Cythere ſiegen,
Juno Moneta, der, der müßten Beid' erliegen!

Man muß aber zugleich auch bedenken, daß die Ehre des Mannes in der Anzahl der Frauen und der Kinder beſteht. Und welcher rechtſchaffenen Hausehre liegt nicht die Würde ihres Gatten am Herzen! Welche Doctorin wäre nicht untröſtlich, wenn ihr Mann ſeinen Doctorhut verlöre! Verdenkt alſo, ihr Leutchen in England, einer hieſigen großen Frau ihr Benehmen nicht ſo gar ſehr.

Ein Anderes iſt's mit einer Prieſterin. Eine Frau, die in dieſen Orden aufgenommen, tritt mit weit erhabenern Füßen im Hauſe auf; der Mann muß ſich zu einer ganz verſchiedenen Etikette bequemen; er darf nicht mehr verlangen, daß ſeine Gattin auf ihren Knieen ihm den Palmwein reiche, daß ſie ihm die Füße waſche, oder, um einen gnädigen Blick zu erhaſchen, in allen erdenklichen Schlangenwindungen der Schmeichelei ſich krümme. Daher ſich Mancher auch wohl ſehr ernſtlich der Wahl ſeines Weibes zur Prieſterin widerſetzen mag; mit einer Geweihten der Schlange aber in die Ehe zu treten, fällt Keinem ein. Das Beſchwerlichſte indeſſen iſt, daß der Gatte einer Prieſterin auf alle Eiferſucht Verzicht leiſten muß; ſie bringt zuweilen ganze Wochen entfernt von ihm zu, und der arme Verlaſſene weiß wohl oder ahnt es wenigſtens, daß es Prieſter giebt, die außer der Schlange noch von ganz andern Dingen Liebhaber und Verehrer ſind. Zur Eiferſucht aber haben alle Neger hier die entſchiedenſten Talente; ja wer in's Haus eines angeſehenen Herrn tritt, muß augenblicklich „Ago!" rufen, damit die Frauen Zeit haben, ſich zu verſtecken. Ich meines Theils, der ich mich überhaupt wohl ſchwerlich hier verehlichen möchte, würde eine Prieſterin am allerwenigſten heirathen; Du weißt von alten Zeiten her, daß ich ein erklärter Gegner aller Nonnerei bin, und höchſtens das Kloſter Odivelas in der Nähe von Liſſabon ausnähme, deſſen ſchöne Bewohnerinnen lange Zeit hindurch das Serail für den König und den hohen Adel ausmachten. Sage aber Deiner Schweſter kein Wörtchen davon; ſonſt hol' ich mir hier den erſten beſten Zauberer her, der Dich mit ſolcher Sehnſucht nach mir behext, daß Du nirgends Ruhe noch Raſt haſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Heiligen=Wunder.

Der heilige Columban predigte das Chriſtenthum in Deutſchland und in der Schweiz. Einſt ſtieß er in der Nähe des Zürcher Sees auf ein heidniſches Opfer. Eine große Volksmenge umgab die ungeheure mit Bier angefüllte Kufe, aus welcher dem Gotte Mars eine

*) „John Leyden Hist. account of Discov. and Travels in Afr. by H. Murray. Edinb. 1817." S. 2. — Eben ſo, nur mit etwas eigener Ausſchmückung: „Arch. Dalzel Hist. of Dahomey."

Libation gebracht werden ſollte. Der Heilige tritt heran und bläſet auf das Gefäß; es zerſpringt vom Hauche ſeines Mundes, das Bier fließt auf den Boden, und das Volk entſagt dem Götzendienſt.

In der Kirche Unſerer-Lieben-Frauen von Clery hängt vor dem Bilde der Jungfrau eine ungeheure Wachskerze, an einer eiſernen Kette befeſtigt. So oft Jemand zu Waſſer oder zu Lande ſich in Lebensgefahr befindet und das Gelübde thut, nach Notre-Dame de Clery zu wallfahrten, dreht ſich die Kerze zwei bis drei Mal von ſelbſt mit ſolchem Geräuſch um, daß alles Volk in der Kirche zuſammen läuft, ein ſolches Wunder zu ſchauen. Geräuſch und Bewegung ſind ſo ſtark, daß zehn Menſchen nicht im Stande wären, das Wunder, welches angeblich ohne Menſchenhände geſchieht, hervor zu bringen. Tag und Stunde des Vorgangs wird ſorgfältig aufgezeichnet, und wenn derjenige, der aus der Gefahr gerettet worden, dort ankommt und ſein Gelübde erfüllt, wird ihm die Schrift vorgeleſen, und das Wunder der Kerze trifft auf die Minute mit dem Augenblick der Gefahr und Rettung zuſammen.

Die Stadt Loches in Touraine liegt an der Indre. Dem Reiſenden wird, als eine Merkwürdigkeit, und noch mehr als ein Wunder, in einer Waſſermühle ein Mühlſtein gezeigt, der wie alle übrigen beſtändig gebraucht, und wenn er ſich abgeſchliffen hat, wieder gepickt wird, ſich aber dennoch nie abnutzt. Er iſt, als die Mühle vor mehr als 300 Jahren gebaut wurde, vom heil. Urſus (dem erſten Müller des Orts) gelegt und eingeſegnet worden. So oft es noth thut, ihn zu picken und rauh zu machen, ſammelt das Volk den Abgang und miſcht es in die Heilmittel. Der Stein, gegen acht Zoll dick, hat einen Sprung erhalten, und iſt ſeitdem mit einem eiſernen Reif umgeben. Es war die Folge einer unſittlichen Handlung; ein Müllerknecht berührte ihn, als er mit einem Mädchen ſchäkerte.

In der Hauptkirche (zu St. Hilarius) von Poitiers zeigt man die Wiege des Heiligen, einen halben ausgehöhlten Eichenſtamm, 6 Fuß lang und 2½ Fuß im Durchſchnitt. Sie dient zur Heilung der Wahnſinnigen. Man legt dieſe hinein, befeſtigt ſie mit Ketten oder Stricken, ſpricht einige Meſſen und Gebete über ſie, und ſie werden auf der Stelle wieder geiſtesgeſund.

In der Kirche des Kapuziners-Kloſters zu Aix in Provence ſieht ein Cruzifix, welches den Namen des Unüberwindlichen (Inexpugnable) führt. Als zur Zeit der Ligue die Stadt Aix, welche es mit der Ligue hielt, belagert wurde (1589), ſchlug eine Kanonenkugel an den linken Arm des Heilandes und zerbrach in tauſend Stücke, ohne das Bild zu verletzen. Nur die Stelle der Berührung iſt etwas ſchwarz geworden.

In der kleinen Stadt Saint Maximin bewahrt die Kirche in einem Fläſchchen etwas von der Erde, auf der das Kreuz Chriſti geſtanden, und die das Blut des Gekreuzigten eingeſogen hat. Maria Magdalena ſammelte den blutigen Staub und brachte ihn mit ſich, als ſie von Judäa nach der Provence kam. Am ſtillen Freitag geräth dieſe Bluterde in Bewegung und ſchlägt kleine Wellen.

Die Stadt Arras enthält zwei Wunderſchätze. Das erſte iſt ein goldenes, reich mit Edelſteinen beſetztes Gefäß, worin Wolle befindlich. Nach dem Zeugniß des heil. Hieronymus iſt im Jahr 371, nach einer langen Dürre in der Provinz Artois, zugleich mit einem fetten fruchtbaren Regen, dieſe Wolle herabgefallen, und hat die ausgedörrten Fluren wieder befeuchtet und befruchtet. Man nannte ſie Manna, und hält, zum Andenken an das Wunder, alljährlich einen Umgang am zweiten Sonntage nach Oſtern. — Das zweite Wunder beſteht in einem Lichte, welches die heilige Jungfrau ſelbſt den Bürgern von Arras zugebracht hatte, um ſie von der Seuche des ſogenannten heiligen Feuers zu heilen. Das Licht wird in einer kleinen dazu erbauten Kapelle, die Chapelle de la Sainte Chandelle genannt, aufbewahrt, und oft beſucht und verehrt.

Pigancol de la Force führt eine Inſchrift an, die einigermaßen auch ein Wunder andeutet, nämlich die Erhaltung einer geiſtlichen Brüderſchaft, welche, ohne zu arbeiten, nicht nur ſelbſt lebt, ſondern auch Hungrige ſpeiſet und Durſtige tränket. Dieſe Inſchrift las man über dem Eingange des Franziskaner-Kloſters zu Dole:

Fratres, bene veneritis,
Bien las aux pieds et aux genoux
Esuritis et sititis,
C'est la manière d'entre nous.
Des biens qu'avons amassés,
Pro Deo sumite gratis;
Et si vous n'en avez assés
Mementote paupertatis.

Chletas.

In ein einer Freundin geſchenktes Exemplar von Krummachers „Parabeln".

Der Herr durch manches Gleichniß ſprach:
Dies Büchlein d'rum dem Herren folgt nach,
D'rin ſich der Wahrheit Sonnenlicht
In vielen bunten Bildern bricht.
So bringt's mit reiner Himmelsgluth
In Kinderſeelen fromm und gut,
Und prägt die Lehr' auch Eltern ein:
Sie ſollen wie die Kinder ſeyn;
Denn derer nur, die Kindern gleich,
Iſt — ſprach der Herr — das Himmelreich.

Karl Schall.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Hr. v. Holtei hat ſeine dramatiſchen Vorleſungen am 24. November, vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung, mit Ludw. Robert's „Kaſſius und Phantaſus" geſchloſſen; dies

Werk gefiel dem einſichtsvolleren Publikum. Nach dem Ende dieſer Satyre auf den theatraliſchen Jammer las Hr. v. Holtei einen von ihm ſelbſt verfaßten Aufſatz über den jetzigen Zuſtand der Bühne und der Kritik, wobei letztere anſcheinend noch übler wegkam, als jene. Ich ſagte *anſcheinend*, denn das Reſultat war etwa: aus dem Nichts des Theaters rettete ſich ein Etwas, wodurch es noch nicht zum vollkommenen Nichts werden konnte, von dem die Wiedergeburt zu erwarten; das Nichts der Kritik blieb aber Nichts, wodurch ſie indeß doch der Hoffnung, ein friſches Etwas zu werden, näher ſteht, als das Theater. Wem hier die Klage zufällt, mag Jeder nach Belieben entſcheiden. — Der Aufſatz war übrigens auf augenblickliche Wirkung berechnet, die nicht fehl ging; im Ganzen ließ ſich aber, neben mancher Wahrheit und vielen beluſtigenden Einfällen, Allerlei heraus hören, was gründlicher hingeſtellt werden muß, ſoll es nicht einem tüchtigen Opponenten als Enterhaken dienen, um das polemiſche Fahrzeug anders zu bemannen. Indeß in einer ſolchen Vorleſung, wo es heißt: Nur Er will ſprechen! — läßt ſich nichts thun und öffentlich muß man ſich auch beſcheiden, bis etwa der Aufſatz gedruckt iſt; weil das Wort nicht eher eine angreifbare Exiſtenz hat, vielmehr, wenn es verklungen, gar vielfach gedeutet und gedeutelt werden kann. Wir warten alſo geduldig, bis die Abhandlung ſchwarz auf weiß vor dem Richterſtuhl der Kritik erſcheint und dann mag dieſe ſich das *Etwas* verdienen, ohne der kritiſchen Arbeit Holtei's ihren wirklichen Werth zu nehmen. R.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſetzung.) (Warſchau.) — Das **königliche Schloß** (Zamek), das mit der einen Façade nach der Weichſel, mit der andern nach der Stadt ſieht, hat wenigſtens nach der Stadtſeite nicht das Anſehn eines königlichen Schloſſes, ſondern eher das eines großen Arbeitshauſes; deſto impoſanter iſt die Façade nach dem Strom hin. Es liegt auf dem hohen Thalrande der Weichſel, was Gelegenheit zu einer Terraſſe gegeben hat, die vielleicht die ſchönſte Zierde des ganzen Gebäudes ausmacht. Früher ſteckte das Schloß ganz zwiſchen alten verräucherten Gebäuden der Altſtadt, ſeit einigen Jahren hat man einige derſelben weggebrochen und das Schloß meergrün angeſtrichen, ſo daß jetzt wenigſtens eine Art Eſplanade ſich vor dem Gebäude befindet, auf welche die Verlängerung einer der anſehnlichſten Straßen (die Krakauer Vorſtadt genannt) ſtößt. Doch bleibt es immer noch nothwendig, daß Jemand da iſt, der Einem ſagt: „Das iſt das Schloß!" Der erſte Grund zu dieſem Gebäude wurde durch Sigismund III gelegt; Auguſt II hat es anſehnlich vergrößert, und Stanislaus Auguſtus Poniatowski gab ihm die Ausdehnung, die es noch heute hat. Durch Verwendung unſers Führers gelangten wir zum Eintritt, nahmen zuerſt einen geräumigen Hof wahr und ſtiegen dann zur Bel-Etage hinauf. Man führte uns in die großen Wahl- und Reichstags-Säle, unbedenklich die ſchönſten im ganzen Schloſſe. Der eine heißt der Saal der Nuntien, der andere der des Senats. Beide, ſo wie der große Ballſaal (mit Marmorwänden), ſind ſehr ſchön decorirt mit Allem, was Architektur, Bronze und Seidenſtoffe nur bieten können. In dem angrenzenden Saale, der zu Präſentationen beſtimmt iſt, befinden ſich mehrere — wenn wir nicht irren, ſechs — ausgezeichnet ſchöne Bilder von Bacciarelli, welche die merkwürdigſten Scenen aus der polniſchen Geſchichte darſtellen. Napoleon hatte zwei davon nach Paris entführen laſſen, um ſein großes Intereſſe, das er an dem Reiche nahm, zu bethätigen; als er aber nach St. Helena ging, kehrten die Bilder wieder heim, in Geſellſchaft von mehreren vortrefflich gemalten Anſichten von Canaletti. In denſelben Sälen ſtehen auch 24 Büſten von ſchwarzem Marmor, welche die Bruſtbilder berühmter Polen darſtellen. In einem dritten Saale finden ſich Portraits aller polniſchen Könige, unter denen das des Joh. Sobieski (vor Wien) unſere Aufmerkſamkeit am meiſten feſſelte. Im Zimmer daneben hangen jene berühmten Anſichten von Canaletti, ſämmtlich Gegenden innerhalb der Stadt Warſchau ſelbſt und ihrer nächſten Umgebung vorſtellend. Sie ſind wirklich ſehr ſchön gemalt, und wer einigermaßen bekannt in Warſchau, kann ſich hier genau zurecht finden, trotz dem, daß manche Anſicht durch moderneren Umbau nicht mehr ganz treu iſt. — An den Thron-Saal iſt eine ungeheure Pracht verſchwendet; auf dem rothſammetnen und mit goldenen Franzen reich verzierten Behang des Throns ſind 65 Adler in Silber äußerſt reich und ſchwer geſtickt; die drei Farben, Roth, Gold und Silber geben eine prachtvolle Zuſammenſtellung. Am Ende laufen aber alle dergleichen Decorationen auf Eins hinaus; wir haben ſie in St. Cloud, Trianon, Berlin und Warſchau bewundert, ohne ihnen gerade ein übermäßiges Intereſſe abgewinnen zu können. Ungleich mehr intereſſirte uns ein kleines ovales Zimmer neben dem Thron-Saal, das die Portraits von ſieben gekrönten Häuptern enthält, nämlich von Friedrich II, Catharina II, Guſtav III, Georg III, Joſeph II, Ludwig XVI und Pius VI. Welch eine Fülle von geſchichtlichen Erinnerungen! Wahrlich, man könnte Stunden- ſelbſt tagelang vor dieſen Bildern verweilen, um die Geſchichte der nächſtliegenden Jahrhunderte im Geiſt an ſich vorübergehen zu laſſen. Die Bilder ſind als ſolche brav gemalt und als Portraits ſprechend ähnlich. Unſer Führer konnte es gar nicht begreifen, weshalb wir uns von dieſem Zimmer nicht trennen wollten, und gab ſich alle erſinnliche Mühe, uns auf die Schönheit und den Reichthum der ſilbernen Adler am Thronbehang aufmerkſam zu machen. Wenn es nur glänzt und funkelt und den äußeren Sinn reizt! So ſind einmal die Menſchen! Er wollte uns auch die übrigen Säle und Zimmer zeigen, wir dankten, denn wir ſehnten uns nach dem Freien; nach der ehrwürdigen Geſellſchaft, in der wir ſo eben uns befunden hatten, konnte nur Gottes freie Natur uns anſprechen. Wir gelangten zur Gallerie auf der Stromſeite. Der Anblick iſt frappant und impoſant. Man befindet ſich einige hundert Fuß über dem Spiegel der Weichſel, und hat eine freie Ausſicht in das jenſeitige Land, das nur durch einen entfernten Waldſtreif am Horizont begrenzt wird. Man iſt jetzt beſchäftigt, das Weichſel-Ufer mittelſt eines terraſſenförmigen Gartens mit dem Schloß ſelbſt zu verbinden, die Haupt-Eintheilung iſt bereits geſchehen. Wie bei den Gärten der Semiramis liegt auch hier ein Theil des Schloßgartens über einer Straße der Unterſtadt, deren freie Gemeinſchaft man nicht hemmen wollte und deshalb einen unterirdiſchen Gang baute; ein wahres Rieſenwerk, eben ſo coloſſal als überflüſſig, da man in der That nicht weiß, was mehr zu bewundern iſt, die Gewaltigkeit der Ausführung oder das Fabelhafte der Anlage; denn um ein Stück Garten von 30 Fuß Breite zu gewinnen, einen unterirdiſchen Gang zu bauen, der viele Tauſende gekoſtet hat und noch koſten wird, iſt wohl keine vor dem Tribunal weiſer Oekonomie zu rechtfertigende Maaßregel. Der ganze Gang iſt 280 Schritt lang; er beſteht aus 17 Gewölben (jedes zu 36 Fuß Spannung), die ihrerſeits wieder überwölbt ſind, und einen Fahrgang von 30 Fuß Breite bilden. Die Schilder der Seitengewölbe ſind durchbrochen, wodurch theils Ausgänge nach der Weichſel, theils Fenſter-Rinnen entſtehen, um dem Gang das Licht zuzuführen. Es ſteht zu erwarten, daß man auf den möglich höchſten Waſſerſtand Rückſicht genommen hat, ſonſt tritt am Ende das Waſſer in den Gang. Die architektoniſche Ausführung gehört einem gewiſſen Kubitzky, und gereicht ihm wahrhaft zur Ehre. — Von der Gallerie führt eine künſtlich gearbeitete Wendeltreppe von Gußeiſen nach dem Garten hinunter, die ihrer einfachen und doch kunſtvollen Conſtruktion wegen alle Aufmerkſamkeit verdient.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 11. Dezember. 197ſtes Blatt.

Lied.

Die Gluth iſt mir entſchwunden,
Die Sehnſucht überwunden,
Mein Herz begehet nicht mehr;
Es iſt geſchickt und weiſe
Zum Ziel der Pilgerreiſe,
Doch alle Zukunft — kalt und leer.

Wie ſchön, da ich nicht ſäumte,
Wenn ich ein Glück mir träumte,
Im Geiſt es wahr zu ſeh'n! —
Jetzt, da Verſtand mich leitet,
Erfahrung mich begleitet,
Muß ich aus Weisheit — einſam ſteh'n.

Wohl ahnt' ich's, und mit Thränen,
That ich auf jedes Wähnen,
Auf jeden Traum Verzicht;
So viel iſt nun erſtorben,
Und was hab' ich erworben? —
Für traulich Dunkel — ödes Licht!

Ich will, o Gott, erkennen,
Will mich in Demuth trennen
Von irdiſchem Vertrau'n;
Doch mußt' ich im Ertragen
Der Hoffnung ſelbſt entſagen,
So laß' in Klarheit Glück mich ſchau'n.

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Siebenter Brief.

Whidah, 12. Oktober.

Ja, wer ſo viel Neues ſähe, als er gehofft, und ſo hübſche Briefe ſchreiben könnte, als er verſprochen hat! Ich war aber, da ich Dir von leſenswerthen Berichten und intereſſanten Neuigkeiten ſprach, entweder ein Charlatan, wie der Venezianiſche Mönch Bonifazio Finetti, der ein großes gründliches Werk über alle Sprachen der Erde ankündigte, und durch einen gelungenen Verſuch über die hebräiſche Sprache, ohne daß etwas Weiteres darauf erfolgte, ſich den Namen des bewundernswürdigſten Linguiſten erſchlich; oder ein gutmüthiger Pinſel, wie vor Zeiten der Kaiſer von Mexiko, welcher bei ſeiner Krönung den Schwur ablegen mußte, daß es unter ſeiner Regierung zur gehörigen Zeit regnen würde, daß die Felder nicht unfruchtbar ſeyn und kein Unterthan Urſache haben ſollte, ſich über Luft oder Sonne zu beklagen. Setzt ſich Einer nieder und ſchreibt für die Welt, ſo iſt es etwas Anderes; da bringt es ſein Beruf mit ſich, die Göttin Wahrheit mit dem Schnürleibe der Grazie zuzuſtutzen oder mit den Seidenlocken der Lüge zu behängen; die Welt hat einen poetiſchen Appetit, und ein Pinſel heißt der Reiſende, der mit nackten Worten, ohne Blumen und Conditor-Guß, ihr auftiſcht, was er geſehen und gehört. Ich aber ſchreibe zum Unglück einem Freunde, welchem ich nicht ohne Gewiſſenswehen blauen Dunſt vormachen kann, einem Mitſchüler auf dem Gymnaſium, der es meinem Styl den Augenblick anſieht, ob er an fabelſüchtiger Windbeutelſchaft leidet, einem echten altbrittiſchen Jüngling, der es nimmermehr zugeben würde, daß ein leichtfertiger Aufſchneider zu tief in die blauen Augen ſeiner Schweſter geſehen. Zu Briefen alſo, wie ich ſie verheißen, ſind nur kärgliche Ausſichten vorhanden; ich verſtehe die

Digitized by Google

Landesſprache nicht, und habe auch nicht eben ausgezeichnete Verbindungen, mit welchen die Reiſebeſchreiber ſich ſonſt ſo wohlgefällig zu ſpreizen pflegen; das einzige, was mich begünſtigt, iſt meine fröhliche Geſundheit, und der unvergleichlich ſchöne Herbſt, der mich ſo eben die Hitze des Sommers vergeſſen macht. Die Sonne ſteht in der jenſeitigen Hälfte der heißen Zone; man braucht das Auge, wenn man ſie um Mittag ſehen will, nicht mehr zum Zenith empor zu heben; die Blätter der Bäume erneuen ihr Grün, die Blumen an der Küſte erhalten bereits ihre friſche Farbe wieder, die Luft iſt erquickend und die muntern Seewinde locken mich des Abends hinaus in's Freie.

Ich bin ſeitdem mehrere Male bei dem Edelmann mit dem Horne geweſen, von welchem ich Dir geſchrieben. Es iſt ein gaſtfreundlicher, gutherziger Mann, und ich gedachte ihn oft zu beſuchen. Nur werde ich ſeinen Umgang nicht mehr lange benutzen können; er iſt von den Miniſtern, heißt es, auserſehen worden, die Erziehung des Thron-Erben zu übernehmen. Sobald nämlich der älteſte Sohn des Monarchen von der Mutterbruſt genommen, muß er zugleich den väterlichen Pallaſt verlaſſen; man bringt ihn nach einer Feſtung an der Weſtgrenze des Landes und übergiebt ſeine Erziehung einem zuverläſſigen Edelmanne; der Prinz wächſt dort auf, ohne ſeine hohe Beſtimmung zu ahnen und ohne von den Ereigniſſen des Landes etwas zu erfahren. Die Bildungsmethode iſt wahrſcheinlich ziemlich einfach; wenn er einen Pfeil abſchießen kann und der Schlange ſeine Andacht mit königlichem Ernſt zu bezeugen verſteht, ſo iſt man mit ſeinen Talenten zufrieden. Bei dem Tode des Vaters aber erſcheint eine vornehme Geſandtſchaft, bereitet ihn einige Tage vor und führt ihn dann in langſamen Tagereiſen nach der Hauptſtadt.

Die Wohnung meines ſchwarzen Freundes iſt nicht übel. Das Haus liegt zwar in einer engen Straße, welche ſo wenig als ſonſt eine etwas von Steinpflaſter weiß: dieſer Umſtand thut aber hier zu Lande der Schönheit eines Hauſes durchaus keinen Eintrag: denn es iſt etwas Unerhörtes, Fenſter nach der Straße hin an zu bringen, was dieſer, in unſern Augen wenigſtens, ein ſehr öbes unerfreuliches Anſehen giebt. Die Wände ſind von Holz; darin ſind kleine Pflöckchen eingeſchlagen und dieſe mit einem hellfarbigen Lehm beworfen. Eine Thür, die etwa für Pope hoch genug geweſen wäre, und oben ſchmäler als unten iſt, gewährt allein die Verbindung mit der Straße; ſobald man hinein getreten, führt ein dunkler Gang zur Linken nach den Zimmern der Frauen und des Geſindes, ein anderer zur Rechten nach der Wohnung des Hausherrn, ſeiner Söhne und Sklaven. Mehr als einſtöckige Häuſer ſind eine eben ſo unbekannte Sache, als in Deutſchland ein feuerſpeiender Berg. Das lange, vielgemächrige Haus zieht ſich um einen viereckigen Hof, in deſſen Mitte eine Art von Altar; auf dieſem liegt ein länglichrunder ſchwarzer Stein, der Fetiſch meines Freundes. Die Zimmer ſind kühl; das Ameublement ſehr einfach. Ein niedriges Polſter längs der Wand, bunte Tapeten, die nach der Jahrszeit gewechſelt werden, ein kleines Tiſchchen mit dreien nach innen gebogenen Füßen, eine Räucher-Schaale, ein Pfeifen-Apparat — das iſt Alles, was drin zu finden. In den Gemächern der Frauen aber, hab' ich mir erzählen laſſen, ſoll es weit prachtvoller ausſehen, und die Garnirung der Wände aus Muſſelin-Zeugen beſtehen.

Mani Badok, ſo heißt mein Edelmann, iſt wohlhabend und beſitzt neun Frauen; eine anſehnliche Zahl von Sklaven muß für ihn arbeiten, und ſeine Felder haben, wie er mir andeutet, drei engliſche Meilen im Umfang. Indeſſen iſt er nicht glücklich; ſein älteſter Sohn kränkelt an einem pſychiſchen Uebel und läßt oft ganze Tage hindurch keine Sylbe von ſich hören; ſein zweiter Sohn, ein lebhafter, aber widerſpenſtiger Kopf, ſucht ſeine übrigen Brüder zu verdrängen, und maßt ſich im Hauſe ein Anſehen an, welches mit den Rechten des Vaters ſich ſchon längſt nicht vertrug. Er machte ſich mehrmals über den Fetiſch deſſelben luſtig, und wenn er ihm außer dem Hauſe begegnet, ſteht er nicht, wie es die Landesſitte von Kindern verlangt, ſo lange ſtill, bis jener vorüber gegangen. Was ſeinen Uebermuth aber endlich geſtürzt, war Folgendes: Der portugieſiſche Sklavenhändler, von dem ich Dir wohl ſchon geſchrieben, hatte bei ſeinem letzten Transport aus dem Innern des Landes auch fünf junge Mädchen mitgebracht, unter welchen drei für den Hof gekauft wurden. Die beiden andern trug er dem Mani Badok an: dieſer nahm ſie in Augenſchein — das heißt, er durfte ſich vom Wuchſe der Mädchen überzeugen: denn das Geſicht bekommt ſelbſt ein Käufer nicht leicht zu ſehen, auch machen ſich die Neger daraus nicht viel; über einen ſchlanken Gliederbau und zierliche Körperbewegung vergeſſen ſie das Seelenvollſte, worin wir Europäer ſo viele Wonne ſuchen und finden. Mani Badok wählte eines der Mädchen und zahlte ſein Geld. Da die neue Gemahlin nach dem Hauſe ihres Herrn getragen wurde, hielten die Prieſterinnen, wie ich's Dir beſchrieben, ihre Jagd, um die Schlange mit Dienerinnen zu verſorgen. Meines Freundes Sohn, der eben die Straße daher kam, benutzte die Gelegenheit, und machte eine Prieſterin auf den Inhalt der Sänfte aufmerkſam. Die Alte rennt hinzu; die Sklaven müſſen ſtehen bleiben und das Mädchen muß ausſteigen. Sie gefällt und erhält den Kuß der Weihe. Zugleich aber ſieht ſie der ſchadenfrohe Sohn und faßt eine plötzliche Leidenſchaft, die ihn mit der heftigſten Begierde erfüllt.

Digitized by Google

Er übernimmt es, das Mädchen prieſterlich zu ſchmücken, bringt ſie zum Sklavenhändler zurück und bietet dieſem, wenn er ſie für ihn in ſeinem Hauſe verberge, eine außerordentliche Summe Geldes, die er zahlen wolle, ſobald ſein bejahrter Vater eingeſcharrt worden. Der Sklavenhändler überlegt die Sache; theils aber fürchtet er die Rache des Vaters, theils ſcheint ihm der Handel zu weitausſehend. Indeſſen verſpricht er dem jungen Menſchen Verſchwiegenheit und heißt ihn am anderen Tage wiederkommen. Vor Abend aber noch entdeckt er dem Vater den Verrath des Sohnes. Mani Badok, durch die freche Treuloſigkeit ſeines Sohnes gekränkt, begiebt ſich zu einem Prieſter und frägt ihn um Rath; dieſer beſteht auf feierliche Strafe, und beſtimmt ihm Tag und Stunde dazu. Mani Badok wagt es nicht zu widerſprechen, und ladet mich dazu ein.

Es war ein ſeltſamer Anblick. Mani Badok ſaß auf der einen Seite des Zimmers, ſtumm und traurig, den Blick ſtarr an den Boden geheftet; ihm gegenüber die Mutter des ungerathenen Sohnes, in einen langen dichten Schleier gehüllt, händeringend und ſchluchzend. Auf dem Tiſche lag der Fetiſch des Hausherrn und daneben flammten zwei Kerzen aus ſchwarzem Harze. Nach einiger Zeit traten fünf Prieſter ein, in der einen Hand eine Geißel, in der andern den Agove, ein ſcheußliches Götzenbild aus gebranntem Thon mit menſchlichen Gliedern und dem Kopf eines Flußpferdes, im Schlunde einen blutigen Schwamm; einer von ihnen trug auch einen Strick oben in ſeinem Gewande. — Der Sohn wurde gerufen; er ahnte wahrſcheinlich von der Entdeckung ſeines Frevels nicht das mindeſte, und erſchien augenblicklich. Der Anblick im Zimmer aber ſagte ihm, was er zu erwarten habe; doch ſtand er gefaßt da und äußerte keine Furcht. Die Götzenbilder wurden zuſammengeſtellt, als ſollten ſie über die Strafe mit einander Rath halten; dann ergriff man den Jüngling und legte ihn der Länge nach auf die Erde. Widerſtand war unmöglich; er machte keine Bewegung, ſich zu widerſetzen. Darauf ward ihm der Strick um den Hals geſchlungen, und zwei von den Prieſtern zogen ihn zu beiden Seiten an, daß es das Anſehen hatte, als wollten ſie ihn erwürgen; zwei andere hielten ihm die Füße, mit denen er krampfhaft zuckte, und der Fünfte, welcher der Vornehmſte zu ſeyn ſchien, löſchte die Kerzen aus, ſchwang über den Kopf des Sträflings mit wilden Blicken das Götzenbild, und ſagte darauf ein langſames Gebet, oder war's ein Fluch, mit ſchauerlich tiefer Stimme her. Nach zehn Minuten etwa gab der Jüngling kein Zeichen des Lebens mehr; der Strick ward losgelaſſen und die Kerzen wieder angezündet. Mit mattem Blick ſah der Beſtrafte empor und küßte des Vaters Fetiſch, den man ihm hinhielt. Die Prieſter entfernten ſich; die Mutter nahm ihren halbentſeelten Sohn auf den Schooß und preßte ihn ſchmerzlich an die Bruſt. Mani Badok drückte mir mit wehmüthiger Rührung die Hand und wünſchte mir gehorſamere Kinder. Vor der Thür des Zimmers ſtanden drei andere Söhne des Hausherrn: ſie hatten, des Beiſpiels wegen, die ſchauerliche Feierlichkeit mit anhören müſſen, durften aber nicht in's Zimmer treten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Fortſetzung) (Warſchau.) — „Sind Sie denn ſchon im Waſſer geweſen?“ fragte unſer Wirth. Wir verneinten die Frage, nicht ohne Befremdung. — „Verſäumen Sie es doch ja nicht!“ fügte er hinzu; „unſere eleganteſten Damen gehen alle Morgen in's Waſſer.“ — „So? Nun und wo denn, wenn man fragen darf?“ — „Im Kraſinskyſchen Garten; aber Sie müſſen recht früh gehen, etwa zwiſchen ſechs und ſieben Uhr!“ Wir nahmen uns vor, am andern Morgen in's Waſſer zu gehen, und führten geſtern unſern Vorſatz aus. — Der Kraſinskyſche Garten gehört zum Pallaſte gleiches Namens, der ſeinerſeits auf einem großen Platz (dem ehemaligen Revolutions-Platz) ſteht, und jetzt ein ſogenannter Gouvernements-Pallaſt iſt. Im italieniſchen Styl gebaut, erregt dieſer Pallaſt, ſeiner großen architektoniſchen Schönheit wegen, Aufmerkſamkeit, ſo wie wir überhaupt jungen Baubefliſſenen anrathen, nach Warſchau zu reiſen, um ihren Geſchmack zu veredeln, und — rund herausgeſagt! — bauen zu lernen; denn anſtatt, daß man anderweitig (wo? exempla sunt odiosa) ſich bestrebt, durch Erhöhung der Straßen die Häuſer und Palläſte zu verſenken, iſt man in Warſchau darauf bedacht, ſie durch Anſchüttungen heraus zu heben; dies giebt den Gebäuden ein ungemein volles Anſehen, und widerſinnig erhöhte Brücken z. B., welche die Erdgeſchoſſe der Nachbar-Gebäude zu Kellerwohnungen herunter drängen, kommen in Warſchau nicht vor, denn die polniſchen Baumeiſter haben den edlen Styl der Alten zu ihrem Vorbilde und Muſter gewählt. Doch auf dieſe Art kommen wir nicht in's Waſſer; wir gehen daher quer über die lange Straße, zwiſchen dem Zeughauſe und einer in ein Arsenal de construction verwandelten Bernhardiner-Kirche durch, finden hier ein prachtvolles eiſernes Gitter, gehen durch deſſen Hauptthor und befinden uns im großen Kraſinskyſchen Garten. Wir kennen keine ähnliche Anlage dieſer Art, und würden höchſtens den Garten von Monbijou in Berlin damit vergleichen können. Uralte Bäume, breite mit Kies beſchüttete Gänge, im Hintergrunde der impoſante Pallaſt — Alles das erſcheint ungemein großartig. Wir fragen nach dem Waſſer, und man zeigt uns eine kleine eiſerne Gitterthür, die zu einem Abſchlag des großen Gartens, alſo in einen kleinen, in ſich aber wieder ziemlich großen Garten, führt. Aus dem Innern des kleinen großen Gartens ſchallt uns Muſik entgegen, einige an der Thüre patrouillirende Soldaten deuten an, daß innerhalb Militairs von Rang ſich befinden; wir treten ein, und glauben uns plötzlich nach Teplitz, Karls- oder Alexis-Bad verſetzt. Unter einer bedeckten Halle, hinter einem langen eleganten Tiſch, gewahren wir an der Wand ein Dutzend ſpiegelblank polirter meſſingener Hähne mit zierlichen Inſchriften, und zwar diesmal nicht in den kaſernenmäßigen Farben roth und weiß, ſondern weiß in blau. Wahrlich, der Anblick thut Einem wohl. Da leſen wir denn: Karlsbader Sprudel, Franzisbrunnen, Egerbrunnen u. ſ. w. Alſo das ſind die Waſſer, in welche man geht? Hier promenirt die elegante Welt, trinkt ihren Brunnen, ergeht ſich unter blühenden Bäumen und Blumen, unterhält ſich von Tagesgeſchichten, dafern ſie der Cenſur nicht verfallen ſind, begnügt ſich ziemlich neugierig, muſtert den Anzug und ſammelt Stoff ein für die bevorſtehenden Soirées. Dazwiſchen erfreut eine wohlbeſetzte Muſik das Ohr. Man hatte uns geſagt, wir würden viel beau monde dort finden, was aber nur zur Hälfte zutraf; denn die

Digitized by Google

monde trafen wir zwar an, allein das beau fehlte, oder vielmehr, es war von der monde auf die reizendſten Waſſer-Schenkerinnen übergegangen, die hinter den Tiſchen ihr Amt verrichteten, und den Kurgäſten in cryſtallreinen Gläſern die Pſeudo-Heilquellen nach der Ueberſchrift verabreichten. — Dem Vernehmen nach ſollen dieſe Heilquellen täuſchend genug nachgeahmt ſeyn und ihre Schuldigkeit thun, dafern man nur Glauben hat; denn der Glaube macht überall ſelig, ſo auf dem Trockenen als im Waſſer. — An die Quellen-Halle, deren ſchönſte Zierde jene freundlichen Amphitriten, in dem allerliebſten Morgen-Anzuge mit feinen bunten Tüchern um das Lockenhaupt gewunden, ſind, ſtößt ein bedeckter Bogengang, zur Promenade bei ungünſtigem Wetter oder Flüſterregen. — Der Garten iſt mit iſolirten Gruppen von Wanderern angefüllt, allein das Geſpräch iſt ebenfalls ein Flüſterregen, weil laut zu ſprechen hier ſehr unweiſe ſeyn würde; darum ſieht ſich auch jede Gruppe etwas ſcheu nach der andern um, und wenn Zwei einander begegnen, ſo ſtockt plötzlich der Diskurs, weil Jeder das Motto vor Augen hat: Durch Schweigen ſich Niemand verräth. Das Ganze könnte wirklich ſehr hübſch und angenehm ſeyn, allein dazu gehörte, daß die Geſellſchaft etwas mehr aus ſich heraus ginge. Einen anſehnlichen Theil machen Offiziere aus, und wenn man nicht an den hübſchen Waſſer-Schenkerinnen ganz gewiß wüßte, daß man „im Waſſer“ wäre, ſo würde man meinen, auf der Wachtparade zu ſeyn. Die Offiziere ſpazieren hier wie dort im ſtrengſten Dienſt-Anzuge, den Rock bis dicht an den Hals zugeknöpft, mit dem Federhut auf dem Kopf. Die Sonne ſticht ziemlich heiß, einige Offiziere haben den Hut ſo geſetzt, daß die Krempe ihnen das Geſicht beſchattet; plötzlich gewahren wir, daß ſie die Hüte anders ſetzen und ſich die Sonne gerade in's Auge ſcheinen laſſen. Weshalb? Aha, es nahet ſich ein General, und der Dienſt gebietet, den Hut in ſeiner Nähe in der bezeichneten Art zu tragen; aber glücklicher Weiſe wendet er bald wieder den Rücken, und wie auf ein Signal drehen ſich die Hüte. Nein, da loben wir uns den Stand eines Privatgelehrten, der kann doch ſeinen Hut tragen wie er will. Aber an andern Orten tragen ja doch die Offiziere Feldmützen, wenn ſie nicht im Dienſt ſind? Alles gut, nur nicht in Warſchau; hier iſt man immer im Dienſt, und darf ſeine Formen ſelbſt vis à vis den Schönen am Karlsbader Sprudel nicht verletzen. Daß dadurch eine arge Steifheit in die Geſellſchaft gebracht wird, liegt am Tage, aber dieſe gefällt uns nun einmal ganz und gar nicht. Wir verließen daher bald dieſes Figuren-Cabinet wandelnder lautloſer Geſtalten, machten noch einige Umgänge in dem herrlichen großen Garten, und verließen ihn endlich mit dem Ausruf: „Einmal in's Waſſer gegangen und nicht wieder!“ — — Von den Promenaden haben wir eine bereits beſucht, als wir im Kraſinsky'ſchen Garten ins Waſſer gingen und zu einer zweiten Promenade ladet uns heute das wunderſchöne Wetter und der Tag ſelbſt — es iſt Sonntag — ein. Wir hören, daß Sonntags zwiſchen zwölf und zwei Uhr die ſchöne Welt ſich im ſächſiſchen Garten ergeht, und da wir dieſen Garten ohnehin erſt aus dem Plan kennen, ſo nehmen wir eine Droſchke und laſſen uns dahin fahren. Wir ſteigen auf dem ſächſiſchen Platz aus, gehen durch das Erdgeſchoß des verfallenen Gebäudes, das eher einem alten Pferdeſtall als einem Pallaſte gleicht, und treten in den Garten. Welche Ausſicht eröffnet ſich unſern Blicken! Schon den Kraſinsky'ſchen haben wir eine ſeltne Zierde der Stadt genannt, doch welchen Namen ſollen wir jetzt dem Sächſiſchen geben? Wir ſtehen auf der mittleren geraden Allee, ſie iſt aber ſo lang, daß wir kaum das entgegen geſetzte Ende und dort das alſo benannte eiſerne Thor abſehen können. Rechts und links ladet uns ein Wald von ſchattigen Boskets zum Spaziergange ein, und da in der Haupt-Allee die Sonne glühend heiß brennt, ſo biegen wir links aus, wählen den erſten beſten Gang, und befinden uns in einem der ſchönſten engliſchen Parks. Wir ſind bereits nahe an tauſend Schritt gegangen, haben bereits das impoſante eiſerne Thor paſſirt, und den größeren Theil der gegenüber liegenden Boskets ebenfalls durchſtreift, ohne einen Menſchen zu finden. Endlich begegnen uns einige alte Weiber, und einige Bürger, denen man es aber anſieht, daß ſie den Garten nicht zum Spaziergang betreten, ſondern ihn als einen Durchgang benutzen wollen, um von dem ſächſiſchen Platz nach der Graniczna-Straße zu gelangen und den Umweg durch die Mazowiecka-Straße zu vermeiden. Der Garten iſt außerordentlich ſchön; wir kennen keine große Stadt, die einen ähnlichen in gleicher Ausdehnung aufzuweiſen hat; ja wenn wir einen Vergleich anſtellen ſollen, ſo könnte nur der Charlottenburger Schloßgarten ihn aushalten — und dennoch überfällt uns ein Schauder bei dem Gedanken, in dieſer großen, herrlichen, vortrefflich unterhaltenen Anlage — allein zu ſeyn! Wir haben den größten Theil des Gartens durchſtreift, ſind müde und matt von der großen Hitze, und ſehnen uns nach Erfriſchung; eine Conditorei an der linken Seite des Gartens ladet uns dazu ein. Sie iſt ſehr elegant, vielleicht nicht ganz ſo elegant wie die berühmte Fuchs'ſche unter den Linden von Berlin, unterſcheidet ſich aber durch zwei Dinge ſehr weſentlich von dieſer; erſtens heißt der Inhaber nicht Fuchs, ſondern Leſſel (ein Name, der ſich von den neunziger Jahren bis auf den heutigen Tag conſervirt hat), und zweitens ſind alle Waaren, die man hier bekommt, von vorzüglicher Güte. Wir verſuchen Limonade und Backwerk, beides iſt excellent; wir ſehen uns in dem Lokal um, finden zwar keine Laube von blechernen Weinblättern, aber elegant möblirte, und — was im heißen Sommer die Hauptſache iſt — kühle Zimmer. Auf einem runden Tiſche vor dem Sopha liegen Tagesblätter; die „Gazetta warszawska“, die auch auf den Namen: die Löſchpapierne, Anſpruch hat, und einige Intelligenzblätter. Schon der Name der letzteren zeigt, daß man nur irrthümlich in der Meinung ſteht, als würde hier der Verbreitung der Intelligenz kein Vorſchub geleiſtet. Nun, wir haben von Warſchau viel Rühmens geſagt, wollen aber nicht allzu verſchwenderiſch im Loben und Preiſen ſeyn, denn ganz geheuer iſt es nicht mit der Literatur, und die Vorſicht geht um, wie weiland „Bertha“ in der „Ahnfrau“, und der erſchrockene Leſer ruft, auch ohne ein „Jaromir“ zu ſeyn, ſchaudernd aus: „Unheimlich hier — unheimlich dort!“ Zuweilen liegen fremde Tagesblätter wochenlang in Unterſuchung, ohne ausgegeben zu werden, weil man erſt Verhaltungsbefehle einholen muß. — Nun, Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit, aber das Mittel iſt doch ein wenig umſtändlich; man käme kürzer dazu, wenn man das Leſen unter ein Monopol ſtellte, wie den Taback und den Branntwein, und wie in Berlin die Rollen der Schauſpielerinnen; und wenn für jede geleſene Zeile ein halber Pfennig Impoſt bezahlt werden müßte, ſo käme doch wohl am Ende des Jahrs ein hübſches Sümmchen heraus. Wie es mit allen verpönten Dingen geht, ſo auch hier mit dem Leſen; es wird mit einer Art von Wuth betrieben, und wir geben jedem Verleger, deſſen Artikel, wie es in der Buchhändlerſprache heißt, nicht recht gehen, den wohlmeinenden Rath, nach W. zu wandern und ſeine Waare verbieten zu laſſen. Probatum est! — Der „Guide du voyageur“ will uns noch eine Menge anderer Promenaden anpreiſen, uns auch weiß machen, daß an Sonn- und Feſttagen die population presqu' entière von W. in den Alleen von Ujasdow zu finden wäre; wir trauen aber dem guten „Guide“ nicht mehr, ſeitdem er uns einige Mal angeführt hat; übrigens haben wir an der einen Promenade genug, denn am Ende iſt eine wie die andere, aus Kies-Alleen und Boskets zuſammengeſetzt, nur die Menſchen bringen die Variation hervor, und die findet man hier nun einmal nicht auf den Promenaden.

(Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXIV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 197ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe nach Warſchau. (Schluß.) (Warſchau.) — Man hat uns ſo viel von der Hetze erzählt, daß wir wirklich den Entſchluß faſſen mußten, dieſem Ungethüm, deſſen bloßer Name einem rechtgläubigen Chriſten Schreck einjagen kann, ein wenig näher unter die Augen zu treten. Alſo Hetze? Mitten in einer civiliſirten europäiſchen Stadt eine Hetze? — Oder ſind wir in Madrid, wo ehemals Thiere und Seelen gehetzt wurden? Dieſe Fragen zu beſeitigen, mußten wir das Geſpenſt in der Nähe betrachten. Wir laſſen uns hinfahren; der Wagen hielt in der Nähe des berühmten Findelhauſes zum Kindlein Jeſu, allein er hat in der Reihe mehr als hundert vor ſich, und alle früher angelangten entladen ſich erſt ihres Inhalts von geputzten Schönen und eleganten Zierbengeln, denen man an den krauſen mächtigen Backenbärten und blendendweiß ſteifen Vatermördern (Hemdekragen) anmerkt, daß ſie zur feinen Welt gehören. Gottlob, ſo ſind wir doch dieſer feinen ſchönen Welt endlich einmal auf die Spur gerathen! Im Waſſer haben wir ſie nicht gefunden, aber hier in der Hetze ſoll ſie uns nicht entgehen. Zum Ausſteigen gelangen wir noch nicht, wir haben alſo Zeit und Gelegenheit, das Hetz-Gebäude von außen in Augenſchein zu nehmen. Es iſt kein Gebäude, es iſt kein Haus, ein Reiter kann eine halbe Viertelſtunde reiten, er umacht es nicht, er reitet's nicht aus! Es gleicht von außen einem hohen hölzernen Rund-Wall mit einem überbauten Schindeldach, von rußigem verwittertem Anſehen. Und in das einzige geöffnete Thürchen quellen die zierlichen Herren und eleganten Frauen hinein, und das Thürchen giebt Keinen wieder und verſchlingt Alle, und drüber hangen zwei bunte Fahnen und locken ſchon von weitem zur luſtigen Einfahrt. Das Vergnügen, welches da drinnen ihrer harrt, muß ſehr unſchuldig ſeyn, das verbürgt die Popularität, mit der es genoſſen wird. — Nach einigen Reibereien iſt unſere Droſchke vor der kleinen Freudenthür, wir löſen eine Eintritts-Karte, erklimmen mit Lebensgefahr einen Hühnerſteig, der hier eine Treppe heißt, und befinden uns plötzlich, wie durch Zauberſchlag, mitten in der beau monde. Ja, das iſt beau monde, das muß wahr ſeyn, und ſelbſt einen coup verträgt noch das beau, und wird dadurch zum deutſchen viel monde, den coup aber erhalten wir im Gedränge, das wirklich enorm iſt. O Ihr Befahrer des „Jocko"-Meers, Ihr Geſellen des „goldenen Schlüſſels", wie weit ſeyd Ihr in der Cultur zurück! Geht in die Hetze und lernt, wie die Société ſich mit Anſtand zu dem erhabenen Schauſpiele der Kunſt drängt; Ihr aber, Verweſer der Theaterkaſſen, lernt von der Hetze Euer Fach ſtudiren und Eure Koſſen-Ebben in Fluth verwandeln! So lange Ihr noch keine Hetze habt, ſeyd Ihr auf den unteren Stufen des Tempels. — Das Innere des Hetz-Gebäudes glich einem ſenkrechten Amphitheater, worin Kopf über Kopf, oder eigentlich Gebäuſe über Gebäuſe ſich — wenn auch nicht bis an die Wolken, wie im Coliſeum — doch bis an das Schindeldach reihte. Der ſogenannte erſte Rang glich einem lebendigen Mode-Journal, die oberen oder unteren Ränge einer Moſaik von chriſtlichen und moſaiſchen gewaſchenen und ungewaſchenen Geſichtern, von unten bis oben Alles gedrängt voll. Alſo ein Circus gymnasticus? Errathen. Die Kreisfläche des inneren Raums mit Sand beſtreut, in der Mitte eine Art Galgen errichtet, zu halsbrechenden Kunſtſtücken, das Ganze tout bonnement eine ordinaire Seiltänzer-Bude. Aber die Hetze, wo bleibt die Hetze? Geduld! Man hetze uns nicht mit voreiligen Fragen und warte unſere Erzählung ab. — Es war einmal vor vielen Jahren hier Sitte, nicht wilde, ſondern wildgemachte Thiere zu Tode zu hetzen, und die ſchöne Welt von Warſchau iſt lange Zeit ſtolz auf dieſes Vergnügen geweſen; daher der Name: Hetz-Theater, oder ſchlechtweg Hetze, polniſch Heca. Nun iſt zwar das Hetzen der wildgemachten Thiere jetzt viel ſeltener als ſonſt, allein der Name hat ſich immer noch erhalten, und der Ausdruck: „Wir fahren in die Hetze!" bezeichnet in W. genau ſo viel, als wenn die ſchöne Welt von Berlin ſagt: „Wir fahren nach dem Alcidor oder nach der Kunſt-Ausſtellung." Aber weder Trompeten noch Ambose, weder „ländliche gute Morgen" noch eine „Sonntags-Sappho", die unter einem Lorbeerbaum friert und deshalb einen Pelz angezogen hat, ſondern die liebe Langeweile und der gänzliche Mangel edlerer Kunſtgenüſſe hetzen hier die ſchöne Welt in die Seiltänzer-Bude, und ſo muß ſie bon gré mal gré aus der Noth eine Tugend machen. Dieſe Seiltänzerkünſte reißen das ganze Jahr nicht ab, und wenn eine Geſellſchaft oder Bande den olympiſchen Circus räumt, ſo zieht eine andere ein, und ſo geht es fort, Winter und Sommer. Dann und wann findet aber auch eine wirkliche Hetze ſtatt. Behüthe uns der liebe Himmel, den verehrlichen Leſern des „Geſellſchafters" mit Beſchreibung der gewöhnlichen Seiltänzer- oder ſpaniſchen Reiter-Künſte läſtig fallen zu wollen; allein von der wirklichen Hetze mögen einige authentiſche Nachrichten, die wir durch eigenes Anſchauen, weil wir einmal das Billet gelöſt hatten, einſammelten, hier Platz finden. — In der Regel hetzt man, in Ermangelung der Stiere, ordinärer Ochſen; nun, man kennt die polniſchen Ochſen, ſie ſind nicht ohne Renommee. Die Hetzhunde ſind ganz tüchtige Bullenbeißer. Beide ſtreitende Parteien werden vorher in abgeſonderten Ställen durch allerhand Reizmittel wild gemacht (dabei wirken die Stücke des Bajazzo in den Zwiſchen-Scenen, mit bekannten Melodieen verſehen, als kein übles Reizmittel zum Wildmachen!); jetzt ſpeit das einfach oder doppelt geöffnete Haus — einen oder zwei Ochſen nebſt einigen Hunden auf einmal aus. Der Anblick dieſer kannibaliſchen Balgerei iſt im höchſten Grade widrig, aber die Bevölkerung des Circus wiehert jubelnd Beifall. Je toller die Wirthſchaft da unten im Kreiſe, deſto größer der Jubel da oben! — Das Haupt- und Schlußſtück macht dann gewöhnlich ein Ochſe aus, dem man ein Feuerwerk um die Hörner gebunden hat, welches angezündet wird und das Thier in grenzenloſe Wuth ſetzt; in dieſem Augenblick werden die Matadors losgelaſſen, und der unnatürliche Kampf endet mit völliger Erſchöpfung des Ochſen, mit dem Tode oder dem Aufreißen der Bäuche der Hunde, wobei die Eingeweide umher hängen; dazu ſpielt die Muſik eine „goldene Schlüſſel"-Cantate, und das Publikum klatſcht ſich die Hände wund. Man weiß in der That nicht, wer hier mehr zu bedauern iſt, der Ochſe, die Hunde oder das Publikum. Einer der Hunde war ein famöſer Fanghund; der Eigenthümer ließ ihn ſich verbeißen an einer Art Wurſt von Leinwand, und als er glaubte, daß er hinreichend verbiſſen ſey, zog er Wurſt und Hund mit einem Strick über der Rolle des Galgens mehr als funfzig Fuß in die Höhe; der Applaus des Publikums konnt nicht größer ſeyn! — „Hinaus, hinaus aus dieſer Bude!" ſangen wir nach der Melodie des Anfangs-Chors der „Aline" und verließen dieſen Tummelplatz des verdorbenen und veroſteten Geſchmacks. — Wir gingen heute abſichtlich nicht in's Theater, weil man uns geſagt hatte, wir riskirten, aus dem Regen in die Traufe zu kommen; aber morgen riskiren wir es doch, denn morgen wird der „Freiſchütz" gegeben

Zur Kenntniß der Sitten und Gebräuche eines Landes gehört offenbar auch die Art und Weiſe der Behandlung der Domeſtiken. Wir wünſchen, unſere Berliner Geſinde würde auf eine Zeit lang nach Warſchau geſchickt, um dort die Maßkenkur gemäßigter Forderungen zu brauchen. Wer ſich ein Quartier miethet, und dabei nach Bedienten- und Mädchen-Stuben fragen wollte, würde in W. nicht verſtanden werden; mögen beide Perſonagen ſehen, wie ſie unterkommen. Iſt die Herrſchaft zu Bette, ſo macht die Dienerſchaft ſich das ihrige, wo ſie gerade Luſt dazu hat. Aus irgend einem Winkel wird eine Matraze nebſt Decke und Zubehör hervor gezogen, platt auf die Erde gelegt, meiſtens auf dem Hausflur oder höchſtens in den Vorzimmern, und Bediente und Magd ſtrecken darauf die müden Glieder, einzeln oder zweizeln, das iſt der Herrſchaft ſehr gleichgültig. Am frühen Morgen wird das Lager wieder weggeräumt, und gar lange vorher, ehe die Herrſchaft aufſteht, ſo daß dieſe durchaus nichts davon gewahr wird. Am Tage iſt die Köchin in der Küche, Bediente und Kammerdiener ſind im Vorzimmer oder bei der Arbeit, eine fixirte Stelle hat keiner. Die Pferde ſtehen nur während des Freſſens im Stall, die übrige Zeit angeſpannt auf dem Hofe, zum Ausfahren bereit, oder vor der Thüre, wo Viſiten gemacht werden, oder auf der Promenade, oder vor dem Theater. Dabei mag es Winter oder Sommer ſeyn, das iſt ganz einerlei. Daß eine Herrſchaft ſich durch ihre Equipage wieder aus einer Geſellſchaft abholen läßt, iſt ein Fall, der durchaus nicht vorkommt, weil der Wagen — wo man ſich auch befinden möge — angeſpannt vor der Thüre halten bleibt. Was wohl unſere verwöhnten Kutſcher dazu ſagen würden, wenn dieſe Mode auch bei uns Eingang fände?

Warſchau genießt den großen Vorzug, ein National-Theater zu beſitzen, es iſt alſo eine Nation da, vor der und für die geſpielt wird, und die nationalen Theil am Theater nimmt. Der Pole hält viel auf Nationalität, und erſcheint uns deswegen ſehr achtungswerth, folglich intereſſirt ihn auch alles Nationale, und wir ſind überzeugt, daß er das „Teatr narodowy“, das auf den Comödienzetteln obenan ſteht, nur ungern vermiſſen würde. Hier haben wir alſo wieder ein National-Theater, oder drollig genug keine National-Comödie, keine National-Dichter! Es giebt der letzteren zwar einige, welche auch zuweilen National-Stücke auf die National-Bühne gebracht haben, die Sache iſt aber ſelten; das Meiſte, was der Nation geboten wird, iſt Fremdes. — Zu einem Theater gehört bekanntlich ein Haus, eine Truppe und ein Publikum. Das Haus ſteht auf dem Kraſinskiſchen Platze, iſt kleiner als unſer Opernhaus, größer (wir meinen hier die Bühne, nicht das Haus ſelbſt) als unſer Schauſpielhaus, oder eben ſo winklich. Das Arrangement des Salons iſt zwar nicht elegant, aber auch nicht unangenehm, und man kann ſich leicht behaglich darin fühlen; drei Range Logen, ein Paradies und das Parterre mögen wohl zwölf bis funfzehn hundert Menſchen faſſen können; die Bühne ſelbſt iſt geräumig. Die Truppe iſt nicht ſchlecht, ohne daß man ſie ausgezeichnet zu nennen könnte, und bietet freilich nicht ſo ausgezeichnete Künſtler, wie die Berliner Bühne, was vielleicht in dem Verhältniß des Bühnenweſens zur Landesſprache liegt, die ganz und gar nichts Dramatiſches hat. Eine Sprache, in der die Vokale zu den Conſonanten ſich in vielen Worten wie eins zu fünf oder ſechs verhalten, kann höchſtens die Bedingungen der Epik, aber nicht der Lyrik erfüllen, und klingt namentlich dem deutſchen Ohre fürchterlich. Ausdrücke wie: „Jatſchlatocham“ ich liebe dich, oder: „Kochajanza Panno“ liebendes Mädchen, oder: „Uprſchtimi Pſchiajiell, Jatſch!“ zärtlicher Freund, ſteh! — ſolche Ausdrücke haben wenig Lyriſches. Wer die Sprache nicht genau kennt, alſo bloß nach den Eindrücken urtheilen kann, die ſie auf ſein Gehör-Organ macht, dem kommt ſie in der Tragödie vor, als ob ein ſchwerer Vierundzwanzigpfünder über einen Knüppeldamm raſſelte, in dem Luſtſpiel wie eine Kinderknarre auf dem Weihnachtsmarkt, und in der Heldenſcene, als wenn das Gewitter einſchlägt. In der Oper fällt dies Alles weniger auf, denn die polniſchen Sänger und Sängerinnen ſingen eben ſo undeutlich, wie die unſrigen; ob ſie alſo polniſch oder chaldäiſch ſingen, kann dem Zuhörer ziemlich gleichgültig ſeyn. Im Converſationsſtück iſt die Bildung des Genitivs durch die Sylbe ego (egga) ſehr ſtörend, z. B. für „des ehrwürdigſten Vaters“ hört man „naitſch-ſchigodnielſchegga Oiza;“ auch die Eigennamen werden deklinirt, z. B. „Karolegga, Wilhelmeggo“ — des Karls, des Wilhelms u. ſ. w. Die Sylbe rz wird rſch ausgeſprochen und jedem Handwerker oder Künſtler beigelegt, daher Stolarz für Tiſchler, Lekkarz für Arzt, Pisarz für Schreiber u. ſ. w.; auch das iſt ſtörend; ferner umſchreiben manche Worte das Ding, das ſie bezeichnen; z. B. ein Fächer, als ein künſtliches Ding das hin und her bewegt wird, heißt ein wachlarz, was offenbar von „wackeln“ abgeleitet iſt. Alle dieſe Eigenheiten machen den dramatiſchen Vortrag für das deutſche Ohr lächerlich und unerträglich. Will nun obenein der Sänger, z. B. in Romanzen, verſtändlich werden, ſo muß er, um dieſes Ragout von rſzſch'en heraus zu bringen, den Mund in die fabelhafteſten Falten ziehen, ſo daß man einen Grimaſſenſchneider vor ſich zu haben glaubt, während es doch bloß ein Troubadour (Wierſchapitz) iſt, der ſeiner Geliebten (Kochanka) ein Liedchen (Piosnetſchko) ſingt. — Wir gelangen zum Publikum. Warſchau hat verhältnißmäßig ein größeres Theater-Publikum als Berlin, das weniger neugierig und mehr ſchauluſtig iſt. Daher iſt auch das Theater im Ganzen fleißig beſucht; wir wohnten der Darſtellung der „Gazza ladra“ bei 28 Grad Hitze und vollem Hauſe bei, was man in Berlin nicht rühmen kann. Freilich muß erwogen werden, daß Roſſini in Warſchau abgöttiſch verehrt wird, was ebenfalls in Berlin ſich nicht von ihm rühmen läßt. Wie ſollte auch der Geſchmack für Muſik ſich bilden können, wo keine Spontiniſchen Opern gegeben werden, das wäre ja ganz und gar unmöglich!! Aber der „Freiſchütz“ hat ſeine Zauberkraft auch hier bewieſen; wir wohnten der neunten Darſtellung (es wird, wie in Paris, bei den beſſeren Stücken jedes Mal die Nummer der Darſtellung auf den Zettel geſetzt) bei 27 Grad Hitze und überfülltem Hauſe bei. In die Details einzelner Stücke wollen wir nicht eingehen, allein über den „Freiſchütz“ erlauben wir uns ein Paar Worte. — Den Namen Freiſchütz haben die Polen durch wolny strzelec (freier Schütze) ſehr uneigentlich überſetzt, aber zur Verſtändlichkeit das Wort „Freiſchütz“ in Parentheſe darunter geſetzt und die Klauſel: oder die bezauberten Kugeln“ (Kule zaczarowana) hinzugefügt. Die Namen der Perſonen und die Scenen ſind nicht, wie in Paris, verſtümmelt und verſchoben, ſondern ſtreng beibehalten; Dekorationen und ſceniſche Einrichtungen ſind denen in Berlin genau nachgeahmt, ſo daß man ſich auf den Gensdarmenmarkt verſetzt glaubt, und der Zauber nicht eher ſchwindet, bis die Leutchen den Mund öffnen. Um ſo mehr iſt es unbegreiflich, wie einzelne ſceniſche Anordnungen ſo grob verfehlt werden konnten, namentlich die Balkon-Scene der Agathe, wo ſtatt der Flügelthüren eine ordinaire türkiſche Bettdecke die Scene von der „ſchönen Nacht“ ſcheidet. Die Ouverture und das Introduktions-Chor gingen raſch und gut, und wurden auch unmäßig applaudirt. „Caspar“ war ſehr ſchlecht, und hatte ſeine Rolle nach dem Zuſchnitt eines ordinairen Galgenſtricks genommen; in der Beſchwörungs-Scene war er ekelhaft gemein. Wie können Künſtler Rollen ſo vergreifen! In der großen Arie nimmt er den „Max“ bei der Hand, ſchüttelt ſie, und ſingt ihm ganz treuherzig zu: „O ſchweig, damit Dich Niemand warnt“ — das iſt doch beinahe zu naiv. Das meiſterhafte Trinklied war nicht an zu hören, und als der Stein-Adler geſchoſſen iſt, wobei ſtatt des Höllengelächters ein feines Sopranſtimmchen aus den Soffiten herunter kichert, zieht Caspar ein Taſchenmeſſer

Digitized by Google

(auf Berliniſch ein Knief genannt) hervor und ſäbelt damit einen Flügel ab. — „Agathe“ (eine Mad. Aſchberger, die hier aber eine Jmoſchiſcht Panni Aſchvergerowa heißt) und „Annchen“ (Annſia) hatten Beide die Blüthenzeit des Lenzes ſchon eine feine Weile hinter ſich, und keine Ahnung von dem Geiſt ihrer Rollen. Die Panni Aſchoergerowa erlaubte ſich, Weber’s Meiſter-Compoſition ſehr unmeiſterlich zu variiren, was abſcheulich ablief; ſtatt dem „Max“ mit dem Schnupftuch zu winken, macht ſie Zeichen, daß er wegbleiben möchte, was der brave „Max“ getroſt hätte thun können, ohne uns zu beſchweren. Kurz, überall Verfehltes, Lahmes, Störendes. Der ſchwarze Jäger glich auf ein Haar einer Marionette, der rothe „Samiel“ war aber gut und die wilde Jagd ſelbſt ausgezeichnet. Man macht hier von Phantasmagorie einen ſehr glücklichen Gebrauch, um das ſinnverwirrende Bild in der Wolfsſchlucht zu verſchönern. Hielten die darſtellenden Perſonen nur einigermaßen Schritt mit dem Sceniſchen, ſo würde dieſe Oper in Warſchau beſſer als in Paris gegeben. Am ſtörendſten blieb immer „Caspar“, der von allen den kleinen köſtlich-launiſchen Nüancen, welche in Berlin Hr. Blume in die Rolle zu legen weiß, auch nicht eine einzige erfaßt hatte. Nun, wir wollen billig ſeyn; bei uns hat der Meiſter ſelbſt die Oper einſtudirt, und alle Anordnungen geſchahen unter ſeiner Leitung; in Warſchau und Paris überkamen ſie durch Tradition, und dabei geht immer etwas verloren. Indeſſen über ſeine Rolle nach zu denken, kann man von jedem beſſeren oder vielmehr beſſer bezahlten Schauſpieler verlangen, und dieſem Verlangen genügte Herr Joganoſchziſch Pan Romanowski nicht. Daß die Chöre ſchlecht waren, fiel uns nicht auf, denn wir hatten ſie nicht beſſer erwartet. Solche Chöre, wie man ſie in Berlin hört, findet man ſelten; möge unſere Oper mancher kleine gerechte Vorwurf treffen, möge man ſelbſt dem General-Muſik-Direktorium allerhand kleine Despotieen, die den Betheiligten zur Verzweiflung bringen, vorwerfen — die Chöre verſteht es ein zu ſtudiren, und die Berliner Chöre verhalten ſich ſelbſt zu den Pariſern wie Harmonie-Muſik zu Kurrende-Geſpiere. — Was den Rang der Plätze betrifft, ſo geht in Warſchau die elegante weibliche Welt in den erſten Rang Logen, die elegante männliche in das Parquet oder in den Seſſel (krzeslo), entbehrt aber das Vergnügen, mit Damen melirt zu ſeyn, denn es wäre gegen alle Sitte, wenn eine Dame in das Parquet ginge. Ein Seſſel (man glaube ja nicht, daß es wirkliche Seſſel ſind, ſie heißen nur ſo und ſind Bänken wie bei uns) koſtet einen Silber-Rubel und fünf polniſche Groſchen, alſo einen Thaler und vier Silbergroſchen, wovon die fünf polniſchen Groſchen eine Abgabe für die Armen ſind; eine löbliche Einrichtung, nur etwas unbequem, weil man ſtets Kupfergeld bei ſich führen muß; doch ſteht es Jedem frei, ſtatt fünf, funfzehn Groſchen zu geben, wo er denn mit einem preußiſchen Zweigroſchenſtück abkommt. **.

1826. No. XXXIV.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Weihnachts-Geſchenk.

In der Unterzeichneten Verlagshandlung iſt ſo eben erſchienen:

Virginia.

Lebens- und Sittengemälde

in Erzählungen, dramatiſchen Gedichten und Parabeln.

Für Mädchen von 12 bis 15 Jahren.

Von Auguſte Kühn.

Mit 1 Titelkupfer. 8. Sauber geb. Preis: 1 Thlr.

Um Zweck und Tendenz dieſer ausgezeichneten Jugendſchrift näher darzulegen, möge die Vorrede derſelben hier einen Platz finden:

Die Verfaſſerin dieſer Sammlung von Erzählungen ꝛc., welche ſie der weiblichen Jugend übergiebt, weiß gar wohl, daß es Manchem überflüſſig ſcheinen kann, die große Anzahl ähnlicher Schriften durch ein neues Werk zu vermehren. Allein, ſie glaubt bemerkt zu haben, daß der größte Theil der Jugendſchriften für das frühere Kindesalter beſtimmt iſt, und daß nur wenige vorhanden ſind, welche mit Nutzen und Vergnügen von Mädchen können geleſen werden, die an der Grenze der Kindheit ſtehn, und denen die Unterhaltungen der frühern Kinderjahre nicht mehr genügen, denen man aber auch noch nicht ohne Nachtheil Bücher in die Hände geben kann, welche nur für eine reifere Vernunft tauglich ſind. Auf dieſem Scheidewege zwiſchen Kindheit und Jugend ſind die Eindrücke, die das Gemüth aufnimmt, die tiefſten und lebendigſten, und ihr Einfluß beſtimmt oft die Richtung des ganzen künftigen Lebens. Wie oft wird in dieſen Jahren durch unzweckmäßig gewählte Bücher der Grund zu vielen nachherigen Verirrungen, oder wenigſtens zu manchen irrigen Anſichten gelegt, die oft tief und ſchmerzlich in das Leben eingreifen. Wenn es der Verfaſſerin gelingt, in manchem jungen Gemüth den Sinn für das einfach Schöne, für das anſpruchloſe Gute zu erwecken, ſo glaubt ſie nicht umſonſt geſchrieben zu haben, und doppelt würde ſie ſich belohnt fühlen, wenn ihrem Buche die ſchonende Nachſicht zu Theil würde, welche ſie glaubt in Anſpruch nehmen zu können, ſo wie Jeder, der bei dem Gefühl ſeiner Mängel ſich eines reinen Strebens bewußt iſt.

Heinrich Burchhardt in Berlin.

Empfehlenswerthe Feſt-Gabe.

Bei uns und in allen Buchhandlungen iſt für 1 Thlr. 4 Gr. zu haben:

Das Leben

des Heilandes Jeſus Chriſtus.

Treu geſchildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen.

Mit ſechs Holzſchnitt-Blättern von Gubitz.

Die Jenaiſche Allg. Literatur-Zeitung“ (Nr. 221. 1825) ſagt unter Anderem darüber: „Rezenſent glaubt dem Verfaſſer das Zeugniß geben zu können, daß er

dem ſich ſelbſt vorgeſchriebenen Geſetz der Treue nachgekommen iſt und eine Geſchichte des Lebens, der Lehren und Thaten Jeſu geliefert hat, welche in bündiger Kürze, in reiner, herzlicher und wahrhaft bibliſcher Sprache Alles im Zuſammenhang darſtellt, was die heiligen Bücher und Ueberlieferungen darüber enthalten. Sämtlichen Chriſten und der erwachſeneren Jugend insbeſondere, welche es recht füglich und mit Nutzen und Verſtändniß für ſich und ohne Beihülfe wird leſen können, darf dies Werk empfohlen werden."

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden; beſonders auch als Weihnachtsgeſchenk zu empfehlen:

Grimm, A. L., Fabel-Bibliothek für die Jugend. Sammlung der auserleſenſten Fabeln alter und neuer Zeit.

3 Bände. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

So eben iſt erſchienen und in Berlin in der Maurerſchen Buchhandlung, wie in allen übrigen Buchhandlungen Berlins zu haben:

Fray Eugenio
oder
Das Auto da Fé von 1680.

Von Mortonval, Verfaſſer des neuen Tartüfe.
Deutſch von Friedr. Gleich.
8. 1ſter Band. Alle 3 Bände: 4 Thlr.
Der 2te und 3te Band erſcheinen binnen Kurzem.

Dieſer intereſſante, hiſtoriſche Thatſachen auf eine geiſtreiche Art behandelnde Roman erregte gleich bei ſeinem Erſcheinen in Frankreich großes Aufſehen, um ſo mehr, da man aus der Feder des durch ſeinen Tartufe moderne berühmt gewordenen Verfaſſers nichts Gewöhnliches erwarten durfte und die dermaligen Verhältniſſe in Spanien den von ihm gewählten Stoff eine gleichſam zeitgemäße Beziehung verliehen. Auch in Deutſchland ſind die Augen jetzt auf jenes Land gerichtet, wo der Fanatismus wieder die Scheiterhaufen der Inquiſition anzuzünden droht; auch in Deutſchland wurde Mortonvals neuer Tartüfe mit ungetheiltem Beifall aufgenommen: wir dürfen daher wohl nicht zweifeln, daß eine gelungene deutſche Bearbeitung des Fray Eugenio durch den der deutſchen Leſewelt rühmlichſt bekannten Hrn. Dr. Friedr. Gleich, dem Publikum willkommen ſeyn wird.

Leipzig, im November 1826.

Weygand'ſche Buchhandlung.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben (in Poſen am Markte Nr. 90, in Bromberg Brückenſtraße Nr. 152, und in Liſſa am großen Ringe Nr. 263):

Geſchichte
der
Revolution Spaniens und Portugals
und beſonders des daraus entſtandenen Krieges.
Vom
Königl. Preuß. Obriſten von Schepeler.
Erſter Band:
Von 1807 bis October 1808.
Brochirt: 2 Thlr. 18 Sgr.

Was bisher über die Revolution in Spanien und Portugall erſchien, waren entweder nur Bruchſtücke oder die Geſchichte einzelner Provinzen: es iſt daher gewiß von großem Intereſſe, eine vollſtändige Geſchichte von einem Manne zu erhalten, welcher, vierzehn Jahre in Spanien anweſend, Augenzeuge der großen Begebenheiten war, außerdem aber noch gedruckte Flugſchriften, ungedruckte Manuſcripte und mündliche Mittheilungen der handelnden Perſonen, von denen er einen großen Theil perſönlich kannte, benutzte, ſo wie ihm von den Erben des verſtorbenen Don Iſidoro Pintillon wichtige Dokumente mitgetheilt wurden, welche dieſer ausgezeichnete Mann zu einem Werke der ſpaniſchen Revolution geſammelt hatte.

In mehreren kritiſchen Blättern iſt der Werth dieſes erſten Bandes bereits anerkannt worden, alle, namentlich die Leipziger Literatur-Zeitung, der Geſellſchafter und das Mitternachtsblatt ſtimmen darin überein, daß etwas Gediegeneres über dieſe merkwürdige Revolution weder in Deutſchland noch in Frankreich, ja ſelbſt nicht in Spanien oder England, erſchienen iſt, und wünſchen, der Herr Verfaſſer möge den zweiten Band recht bald erſcheinen laſſen.

Ernſt Siegfried Mittler,
in Berlin Stechbahn Nr. 3.

Die Kunſt in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italieniſche und neue deutſche Buchhalterei in einem äußerſt kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrers, gründlich zu erlernen. 3te verbeſſerte und mit einer Vorbereitungsſtunde verſehene Auflage. gr. 8.

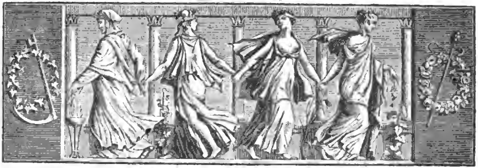
Preis: geh. 20 Gr. (25 Sgr.)

Enthielte der Titel eine leere Prahlerei, und leiſtete das Buch nicht, was jener verſpricht, ſo würde ſchwerlich in dem kurzen Zeitraume von 2 Jahren eine 3te Auflage nöthig geworden ſeyn. In der That macht dieſe mit ungemeiner Deutlichkeit abgefaßte Schrift die vielen größern Werke über denſelben Gegenſtand, ſo wie allen mündlichen Unterricht, einem jeden entbehrlich, der nur irgend einige Vorkenntniſſe vom Rechnungsweſen und ſonſt natürliche Faſſungskraft beſitzt beſonders da der Verf. bei dieſer neuen Auflage die allgemeinen Begriffe des Buchhaltens in einer vorangeſchickten Einleitung oder „Vorbereitungsſtunde" auf das Anſchaulichſte entwickelt hat.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 13. Dezember. 198ſtes Blatt.

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Achter Brief.

Whidah, 19. Oktober.

Ich bin die längſte Zeit hier in Whidah geweſen; übermorgen verlaſſ' ich es, und begleite unſern Capitain, der ein beſonderes Plänchen hat, nach Abomey, der Hauptſtadt eines benachbarten Reiches, welches mehr im Innern des Erdtheils gelegen und von bedeutenderem Umfang ſeyn ſoll. Dort ſind die Leute mehr afrikaniſch noch, durch den Umgang mit uns Europäern weniger von der geraden Linie ihres National-Charakters weggebogen, und ſo wird es hoffentlich viele ſchöne, neue Dinge zu ſehen und zu ſchreiben geben. Zum Glück iſt vorgeſtern einer der bedeutendſten Staatsdiener hier geſtorben, und ich habe heut früh das Vergnügen gehabt, einem glänzenden Leichenbegängniß bei zu wohnen. Um mir dieſen Genuß zu verſchaffen, mußte der arme Mann, nachdem er durch einen Ritt von mehreren Stunden erhitzt war, durch Ziko's, eine der Waſſermelone ähnliche Frucht, ſich unbeſonnener, als es für einen Miniſter ſich ziemt, den Magen erkälten, und bald darauf einen unheilbaren Bauchfluß bekommen. So bin ich denn befriedigt und habe das Bedeutendſte zu Geſichte bekommen, was ein Fremder nur wünſchen kann. Es ergeht mir alſo faſt wie einem jungen Manne, den ſein Vater nach Hamburg geſchickt hatte, damit er unter der Leitung eines dortigen Freundes die Merkwürdigkeiten der Stadt kennen lernte. Er kommt gegen Abend an, und begleitet den Freund nach einer merkantiliſchen Reſſource, wo ſich Jeder nach ſeiner Art die Zeit vertreibt. Plötzlich aber werden alle Geſichter ernſt, man ſteckt die Köpfe zuſammen, man frägt, man wundert ſich, man kann es nicht begreifen; die Einen ſtehen wie verſteinert, die Andern laſſen den Kopf hängen; Einige können es unter den Uebrigen nicht mehr aushalten und entfernen ſich mit betrübten Geberden. Was geht denn da vor? frägt der junge Fremde. Es hat ein Haus von größter Bedeutung Bankerott gemacht. Um Eilf geht man zu Bette, um Zwölf entſteht Feuerlärm. Der junge Fremde wird geweckt, er ſteht auf, geht hin in die Nähe des brennenden Hauſes, ſieht die außerordentlichen Löſch-Anſtalten, die Gewandtheit der Feuermänner, die energiſchen Talente der Sprützen, das Niederreißen und Retten, das Wegtragen und Sichern. Gegen drei Uhr iſt die Sache geendet, der Lärm verhallt und der Fremde geht nach Hauſe. Kaum iſt er des Morgens erwacht, ſo fordert man ihn auf, hin zu gehen und das Waſſer, welches in der Nacht furchtbar geſtiegen, zu betrachten. Das Schauſpiel iſt belohnend. Der junge Mann ſieht eine ganze Stadtgegend unter Waſſer ſtehen, Kähne mit Menſchen der Sicherheit zuſteuern, Auftritte der Angſt und der Freude; er hat nie etwas Aehnliches geſehen. „Nun, lieber Freund!“ ruft ihm der Hausherr, da er zurück gekommen, entgegen; „jetzt können Sie in Gottes Namen wieder nach Hauſe reiſen; Sie haben den glänzenden Treffer gehabt, in funfzehn Stunden die drei größten Merkwürdigkeiten hieſelbſt, Bankerott, Feuer und Waſſer, zu erleben; ein längerer

Aufenthalt wäre überflüſſig!" — Wenn ich die hieſige Küſte in demſelben Sinne beſuchte, in welchem jener junge Mann nach Hamburg reiſte, ſo dürfte ich nun wirklich keine Stunde länger hier bleiben.

Ich habe die Leiche geſehen, da ſie vor der Beerdigung mitten im Hofe aufgeſtellt war. Wenn ein europäiſcher Leichnam ſelten ein erbaulicher Anblick, ſo iſt eine Neger-Leiche etwas Widriges. Mit dem Alter von dreißig Jahren ungefähr, wo die Lebenskraft auf ihrer Höhe ſich zu befinden pflegt, erreicht die ſchwarze Hautfarbe der Neger ihre größte Schwärze, wiewohl die inneren Flächen der Hände und die Fußſohlen auch da noch in's Weißliche fallen. Dieſes kräftige Schwarz iſt in der That nicht unangenehm, wenn es auch dem Glanze der Mohrenhaut nachſtehen muß. Im Alter aber nimmt mit der Spannkraft auch das Schwarz der Haut ab; ſie wird blaß und gelb, nicht nur welk und ſchlaff, und die Runzeln geben ihr das Anſehen von ſpaniſchem Leder. Selbſt durch Krankheiten, zumal wenn ſie mehrere Wochen hindurch währen, leidet das Schwarz und das Anſehen der Haut iſt mißfarben; daher die widrige Farbe der Leichen, wenn ſie nicht etwa eines plötzlichen Todes geſtorben. Doch ſollen ſie nach mehreren Monaten ſich verändern und ſchwärzer als ſelbſt im geſunden Leben werden.

Während ich neben dem Todten ſtand, und verſtohlen einige anatomiſche Betrachtungen anſtellte, kam zuweilen ein Zug von Prieſterinnen, ſang verſchiedene Strophen, und entfernte ſich mit gemeſſenen Schritten. Die Stimme verrieth ihr Alter; mein Puls veränderte ſich ſo wenig, als wenn meine Großmutter mir die Wangen ſtreichelte. Sodann erſchienen die Söhne des Geſtorbenen, ſetzten ſich rings umher auf die Erde, legten ihre Gürtel ab und hängten ſie über des Todten Füße; die Frauen deſſelben aber, es waren ihrer Eilf, bildeten einen Kreis umher und hielten einen Todtentanz, der wirklich melancholiſche Ideen hervor zu rufen vermochte. Als man die Leiche hinaus trug, floſſen hinreichende Thränen, und das Geheul war unerträglich. Die Ceremonieen bei der Einſenkung waren idylliſch und zahllos; ich übergehe ſie und theile Dir dafür einen Leichen-Geſang mit, den ich von dem erwähnten Sklavenhändler erhalten habe:

Scharrt ihn ein am Berg der Küſte,
Daß kein Schakal auf ihn wühle,
Und des Meeres muntre Welle
Schaumgeperlt ſein Grab beſpült.

Flechtet ihm die weißen Bänder
Unter heil'gem Spruch in's Haar,
Und mit runden Kupfermünzen
Deckt ſein ſtarres Augenpaar.

Auch ſein Fetiſch darf nicht fehlen,
Eines Schwerdtfiſch zackig Schwerdt,
Das er heilig ſtets gehalten,
Und mit frommer Scheu verehrt.

Einen Becher auch mit Palmwein
Stellt ihm ſorgſam an die Gruft,
Daß der Durſt'ge ſüß ſich labe,
Wenn der große Geiſt ihn ruft.

Jammert nicht, daß früh geendet
Seines Lebens Eedenlauf:
Als ein Schwarzer ſinkt er nieder,
Als ein Weißer ſteht er auf.

Wird im Land der kühl'ren Sonne
Bald ſich beſſ'rer Tage freu'n,
Sitzt an reichbelad'nem Tiſche,
Schläft auf weichem Polſter ein.

Sieht die Lieben Alle wieder,
Die der Sklavenhändler nahm,
Steigt vom Lager ohne Schmerzen,
Legt ſich nieder ohne Gram.

Du lieber Gott! Wenn die Sonne niedergeht, ſo hofft der geplagte, wunde Menſch einem erträglicheren Morgen entgegen zu ſchlummern, und legt, indem er ſein Lager beſteigt, den Stachelgürtel nieder, im tröſtlichen Wahne, er würde ihn morgen nicht wieder an zu legen brauchen. Was iſt alſo natürlicher, als daß der Menſch auch, wenn die Sonne ſeines Lebens niederſinkt, auf einen ſchönen ewigen Erwachungstag rechnet, wo ſich um das reine Morgenroth keine ſchwüle Gewitterwolken lagern, wo kein Kerker und keine Seufzer, wo die befreite Seele ſich nur mit dem Lächeln des Friedens ihrer irdiſchen Jammertage erinnert. Je elender ein Volk, deſto lebendiger der Glaube an ein künftiges Leben; je trüber der Himmel, je drückender die Knechtſchaft, deſto heiterer der ewige Himmel, deſto glücklicher das endloſe, feſſelfreie Daſeyn. Die Völkerkunde beſtätigt es. Der finſtere Egypter dachte ſich lebendiger als ſonſt ein Volk das Leben nach dem Tode, und die Hyperboräer, welche den Griechen als glückliche zufriedene Erdenkinder galten, kümmerten ſich um die künftige Welt faſt gar nicht. Daher hat es mich immer ſeltſam ergriffen, wenn ich von den Abiponen in Südamerika las, daß ſie ihren Todten im Grabe dieſelbe Stellung geben, welche das Kind im Mutterleibe hat; der Geſchiedene geht einer neuen Geburt entgegen, eine alte Scene erneuert ſich, die Erde giebt ihre Todten wieder. Das künftige Leben ſteht auch bei dem Neger feſt, und das obige Todtenlied iſt ein Beweis davon. Während man das Grab zuſcharrte, wurde aus einigen Flinten geſchoſſen, und ohne die Bedeutung dieſes Gebrauchs zu wiſſen, feuerte ich auch mein Gewehr ab, welches mir von verſchiedenen Anweſenden als eine ungemeine Höflichkeit angeſchrieben wurde, und mir eine reichliche Dank-Erndte brachte. Nachher erſt erfuhr ich, man feuere ſymboliſch ſein Gewehr gegen diejenigen ab, welche frech genug ſeyn würden, den Todten mit läſternder Zunge zu ſchänden.

Mani Babok iſt in ſeinen häuslichen Verhältniſſen um nichts gebeſſert; ſein Sohn zeigt nicht kindlicheren

Willen als bisher, und ſcheint auf Rache zu ſinnen. Es heißt, die Prieſter würden ihm eine Friſt von fünf und zwanzig Tagen ſetzen, und wenn er bis dahin ſeine Weiſe nicht ändert, ihn in den Bann thun; dann darf ihn der Vater nicht länger im Hauſe behalten; was er beſeſſen und am Körper getragen, wird verbannt; auf der Stelle, die er betritt, laſtet der Fluch, und es bleibt ihm nur die Wahl, ſich in's Meer zu ſtürzen oder einen andern Himmel zu ſuchen. Wenn Portugieſen kommen, iſt er verloren: er wird unausbleiblich als Sklave verkauft. Freiſprechung vom Bann iſt etwas ſeltenes; wenn es auch dahin gebracht wird, geht er doch ſeines Erbes verluſtig, darf ſich nie mehr an der Seite ſeines Vaters auf der Straße ſehen laſſen, und muß beſtändig einen ſchwarzen Strick um den Hals tragen.

Unſere Reiſe-Geſellſchaft wird luſtig genug ſeyn. Die Frau, die ihrem Manne nachfährt, läßt ſich bereits reiſefertig ſehen, und der Sklavenhändler macht die Fahrt mit. Bete für mich, Richard, denn es ſollen auf dem Wege, den ich zu machen gedenke, viele reißende Thiere gar blutige Gaſtrollen geben. Wofern ſie ſich nicht in ihrer Blutgier ſelbſt an einen armen Schiffs-Arzt gemacht haben, erhälteſt Du aus Abomey den nächſten Brief von mir.

(Die Fortſetzung folgt.)

A l l e r l e i.

Zur Zeit Königs Ludwig XI von Frankreich war eine gangbare Strafe das Einſperren in eiſerne Käfigte. So wurde z. B. der Cardinal Balue auf Befehl des Königs in ſolchen Käfigt gebracht. Man nannte ſie fillettes, nicht in Bezug auf filles, ſondern weil ſie die Form gewiſſer Tonnen hatten, feuillettes genannt. Sie maßen acht Quadrat-Fuß und waren von innen und außen mit ſtarken eiſernen Klammern eingefaßt. Der Gefangene mußte gerade ſtehen, und konnte ſich nicht rühren, ſo nah waren ihm die Stäbe von allen Seiten. An den Füßen war ein Ring befeſtigt, an welchem eine ſchwere Kette hing, und an dieſer eine noch ſchwerere Kugel, die den Eingeſchloſſenen unwiderſtehlich nach unten hinzog. Ein Biſchof von Verdun war (1467) der Erfinder dieſer Käfigte, aber (wie der Verfertiger vom Stiere des Phalaris) auch der Erſte, der die Süßigkeiten dieſes Aufenthalts ſchmeckte.

In dem Drama: „Der Gefangene zu Newgate" bemerkte man auf einer Pariſer Bühne (wie der „Corsaire" berichtet) folgende auffallende Anzüge: „Demoiſelle Charton hatte ſich mit einer beinahe ſpaniſchen Kleidung angethan; Demoiſ. Bury war à la Ninon coëffirt, mit weißem Kleide, nach der Mode von 1826; Demoiſ. Müller hatte die Kleidung einer Logenſchließerin jetziger Zeit; Demoiſ. Gerſay trug ſich, wie ſich ſonſt Niemand trägt; die Herren Thenard und Eric Bernard gingen, wie man unter Ludwig XV ging; Herr Bocage wie ein Citoyen von 1789, und Herr St. Clair trug eine engliſche Uniform von 1815, mit einem Tituskopf, ſchwarzen Beinkleidern und Stiefeln à la Suwarow!!"

Nichts iſt antihumoriſtiſcher als ein affektirter Humor. Er iſt eben ſo widernatürlich, als das brennende Lager in der „Jungfrau" mit ſeinem kalten Feuer.

Es iſt ſchwer, im Umgange mit Frauen nicht zu viel und nicht zu wenig zu thun. — „Könnte ich mich in einen Mann verwandeln" — ſagte eine Franzöſin — „wie viele kalte Statuen wollte ich erwärmen, wie viele Herzen ſollten meiner Gluth entgegen ſchlagen!" — Dagegen ſagte eine Andere von ihrem Liebhaber: „Er läßt mir keine Stunde Ruhe, ich muß ihm nur den Willen thun und ihn heirathen, damit ich ihn los werde!"

Der Abbee Terraſſon eiferte bei Hofe gegen die Beſtechlichkeit der Richter. Die Königin Marie Leczinska, Gemahlin Ludwigs XV, wollte ihn zum Stillſchweigen bringen und ſagte: „Herr Abbee, wären Sie dieſer Richter einer, und man böte Ihnen 100,000 Franken, was würden Sie thun?" — Dieſer rief mit Unwillen: „Schändlich! Unmöglich!" — Die Königin ging nun immer weiter, bot 200,000, 500,000 Franken, endlich eine Million. Hier zitterte die Stimme des Abbee, und er ſagte: „Ew. Majeſtät bieten mir ſo viel, daß ich nicht weiß, was ich darauf antworten ſoll!"

Ed. Rolle.

T r o ſt l o s.

Der Regen raſſelt, es ſauſet der Sturm,
Die Fahne knarrt auf dem Kirchenthurm,
Die Sterne verloſchen ſeit Mitternacht,
Und Alles ſchlummert — ich halte Wacht.

Ich halte Wacht, daß dies morſche Herz
Nicht ſchlummernd träume von Troſt im Schmerz,
Ich halte Wacht, daß mein Aug' ſich nicht ſchließt:
Geſchloſſenes Aug' keine Thränen vergießt.

Den Zugang hatt' ich dem Schmerz verſagt,
Ich Narr, ich hatt' mich mit Hoffnung geplagt;
Jetzt öffn' ich die Bruſt dir, jetzt ziehe herein,
Komm, Schmerz, ich will dein Leibeigener ſeyn!

Ich Thor, ich glaubte, es tödte der Schmerz —
Es ſchlägt noch fort das gebrochene Herz;
Vor Gram hat Mancher zu ſterben gemeint,
Und Keiner hat je ſich zu Tode geweint.

Doch hat ſich Mancher ſchon todt gelacht?
Nun wohl, ſo lach' ich hinein in die Nacht;
Nur kecker und lauter, der Hölle zur Luſt,
Es muß ja endlich doch ſpringen die Bruſt!

Albert vom Hochwald.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Geben Sie, Herr Redakteur, ich war im Conzert der Herren Jäger und Wächter — und lebe noch! Nach der Meinung einiger andern Conzertgeber hätte billiger Weiſe ein Theil der Zuhörer gezwungen werden ſollen, künftig als Füllung zu dienen, wenn der Saal — was ihm oft geſchieht — leer bleibt, da diesmal durch Ueberfüllung (die allerdings vermieden werden muß) Drangſal entſtand. Selbſt die Vorhallen waren — wie es im gewöhnlichen Leben oft heißt und für die bebende Maſſe bezeichnend iſt — ſchwabbelnd voll und man ſah hier ſogar viele ſelbſtſtändige, wenn auch nicht geſetzte Damen; denn erſtens fehlte es an Stühlen und zweitens an Raum für die Stühle. Rings umher gab es Schadenfrohe in spe, nämlich ſolche, die auf ein nervenſchwaches Publikum und demnach auf Vakanzen durch Ohnmachten rechneten; aber ſchon ſeit gewiſſen Olympiaden und beſonders ſeitdem (im Möſerſchen Conzert) die neueſte Beethovenſche Symphonie ausgeführt worden iſt — der die Berliner nachſagen: man könne nur alle Stunden zwanzig Takte davon einnehmen, wenn man nicht das Gehör und noch einen Sinn in geiſtiger Hinſicht verlieren wolle — ſeitdem iſt die Nervenſchwäche überall zu Hauſe, nur nicht in den Opern- und Conzert-Sälen. — Mit der Ouvertüre aus Spohrs „Fauſt“ begann das Tongemiſch; wir hörten dabei zwar nicht etwa „niederes Gewürm am Boden kriechen“, wie ein Leipziger ſehr ſchätzbarer Kritikus, fanden aber gute muſikaliſche Gedanken geſchickt und wirkſam an einander gereiht. — Eine Arie von Mozart, geſungen von Hrn. Wächter, gab nicht Gelegenheit zu halsbrechenden Kunſtſtücken, wohl aber ließ ſie des Sängers kräftigen und zugleich milden Baß — oder im neueſten Deutſch: die Tiefſtimme — in ſeinem rechten Gebiet ſo angenehm hören, daß es baß ergötzte. — Ein komiſches Duett von Moſka, geſungen von Demoiſ. Sontag und Hrn. Spitzeder, verliert, wenn der mimiſche Ausdruck, wie das Conzert es bedingt, zurück bleiben muß; was ſich aber mit dem Nüanziren der Töne thun ließ, geſchah meiſterhaft. — Conzert von Hummel und Moſcheles — warum zwei heterogene Theile? — vorgetragen von Demoiſ. Jaffé (auf dem Zettel ſtand: Fräulein; aber entweder mußte, der Uebereinſtimmung wegen, Henriette Sontag ein Fräulein, oder Fräulein Jaffé eine Demoiſelle werden). Wir haben es lange gewußt und es diesmal wieder lange erfahren: daß die junge Dame das Fortepiano — im gereinigten Deutſch: das Hammertaſtſpiel — geübt, geſchickt, mit Kraft und Gefühl behandelt; aber ich muß bekennen — nun, wollen's in Reimen ſagen: Die Spielerin, ſie ſaß; der Referent, er ſtand; das giebt ein ander Maaß, und kurz geſagt: er fand, in ſeiner heißen Enge, das Spiel von langer Länge! — und, um wieder von den Reimen ab zu kommen, es iſt ein wunderlich Ding mit dem Pianoforte-Spiel zwiſchen der Vokal-Muſik. — Arie aus der Oper „Fauſt“, geſungen von Hrn. Jäger; herrlich vorgetragen, bis auf den einen Umſtand: daß der treffliche — und jetzt in Berlin auch ſehr beliebte — Sänger ſich in ſeinem Kunſt-Enthuſiasmus nicht überall mäßigen konnte; er wollte das Publikum aus zu voller Seele befriedigen. — Terzett von Götz (das Demoiſ. Jaffé trefflich auf dem Fortepiano begleitete), geſungen von Demoiſ. Sontag und den Herren Jäger und Wächter; lobenswerth in der Compoſition und gehoben durch den Vortrag; die todten Inſtrumente wollten hier nicht mehr ſeyn, als die lebensvollen Stimmen, und die Vermeidung dieſes Rangſtreits — der beinahe in allen neuern deutſchen Opern ſich breit macht — war ungemein wohlthuend. — Ouvertüre aus der Oper „Julie“, vom „Königl. General-Muſikdirektor Ritter Spontini“; und Polacca aus derſelben Oper, geſungen von Herrn Wächter. Die Ouvertüre iſt leicht und friſch, jedoch tanzartig (was vielleicht zu dem Werke ſelbſt paßt); die Polacca nicht oft zu ſehr von den Inſtrumenten bedeckt; es mag keine neue Oper ſeyn! — Heroiſches Duett aus „Zelmira“, von Roſſini, geſungen von den Herren Jäger und Wächter. Dieſes Muſikſtück iſt aus verſchiedenen Opern Roſſini's, eine muſikwirthſchaftliche Sparſamkeit, die oft nachgeahmt wird, ohne daß man in ſolcher Meiſterſchaft Hrn. Roſſini erreicht. Die Sänger trugen dies Duett glänzend vor, hätten aber Gediegneres gewiß eben ſo vorgetragen. — Elli's Part, von Göthe, geſprochen vom „Königl. Hof-Schauſpieler“ Hrn. Wolff (der, nebenher geſagt, von der Verſammlung empfangen wurde, gleich Demoiſ. Sontag bei dem Duett mit Hrn. Spitzeder). Die Wahl des Gedichts, für einen Zwiſchenraum der Muſik, wollte Vielen nicht zuſagen; daß es aber ein Meiſter ſprach, erkannte Jeder. — Arie aus Roſſini's „Donna del Lago“, geſungen von Demoiſ. Sontag „Hier hat, kühn und vermeſſen, uns hohe Kunſt entrückt; das Volk war rings entzückt, Kritik kam in's Vergeſſen; und als ſie ſich beſann, war nichts zu mäkeln d'ran!“ — Als freiwillige Gabe forderte das Publikum jetzt den „erſten Kuß“ von Hrn. Jäger, den er ſchon ſehr oft hat geben müſſen, ohne daß er an Feuer verloren hatte; es iſt ein erſter Kuß, der ſich ſehr gut conſervirt. — Das Conzert ſchloß mit einem Vocal-Octett vom „Ritter von Sewfried“, vorgetragen von den Herren Spitzeder, Eisler, Liſt, Wagner, Krebs, Eysnagel und den Conzertgebern. Hier läßt ſich ein bekanntes Sprüchwort umkehren, indem Ref. ſagt: Alles gut, wenn auch nicht das Ende. Der zweite Tenor — zu deutſch: die zweite Mittelſtimme — ſchien nicht Mittel genug zu haben, um ſich feſt zu halten; ſein Daſeyn that ſich durch ein Herausſeyn kund. Das Muſikſtück verdient übrigens Wiederholung, auch erhielt es Beifall. Hiermit meinen Bericht über dies Conzert ſchließend, hat Referent nur noch dem Publikum zu danken, das äußerſt artig gegen ihn war; denn es trug ihn hinaus, was dem vom Stehen Ermüdeten ſehr wohl gefiel. — Das nächſte Conzert giebt der, mit allen Freunden des wahren Talents im beſten Vernehmen ſtehende Hr. Spitzeder, und hat einen reizenden Inhalt verkündet: Alt' und neue Componiſten; — nichts zwar für die Mozartiſten — aber viel für Spontiniſten und die ſüßen Roſſiniſten; endlich auch von Meyerbeer, Ton' in dieſer Tone Meer! — Sänger und Deklamatoren, Königsſtädtiſch, Königlich; als ob Trennung hier entwich; dazu auch noch unſre liebe Sontag als Deklamatrice — nun, es wäre la Caprice, wenn man da zu Hauſe bliebe! — doch erklingt aus buntem Weben, im Conzertſaal ſolch ein Schatz, iſt voraus auch zu bemerken: ganz Berlin hat da nicht Platz! —*.

Ein Schiffs-Capitain hatte eine Kohnladung erſt ausgeſuchter Waaren mit der beſten Hoffnung eines guten Abſatzes nach Südamerika geführt; aber ſein Wahn ward bitter getäuſcht; er fand durchaus keinen Abſatz. Schon war er im Begriff, voll Unmuth über den ſchmerzhaften Verluſt nach ſeiner Heimath, oder nach einem andern Ort zu ſegeln, als eine mitgenommene Katze Junge warf, ſieben an der Zahl. Dies Hausthier war dort fremd, und der neue Anblick dieſer niedlichen Thierchen entzückte die Eingebornen ſo, daß ſie den Schiffs-Capitain beſchworen, ſie ihnen abzulaſſen. Der ſpekulirende Capitain lehnt es Anfangs ab, als ſie aber wiederkamen, machte er den Vorſchlag, ſeine Ladung in ſieben Lieferungen zu theilen, und mit jedem Kätzchen eine Lieferung zu kaufen. Der Vorſchlag wurde willig angenommen, und unſer Capitain kam, die Taſchen voll Geld, nach Frankreich zurück. Jetzt lebt er im wohlhabenden Stande zu Paris, hat Equipage, und auf deren Schlag ſieht man, ſtatt des Wappens, ſieben Kätzchen mit goldenen Brötchen und Augen. (Pandore.)

In Lyon erbauen Engländer ein Haus ganz von Gußeiſen. (Cors.)

Beilage: Bemerker Nr. 32. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bemerker. No. 32. 1826.

Beilage zum 198ſten Blatte des Geſellſchafters.

Kritiſcher Fingerzeig und Aufruf an die Deutſchen.

Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut. Schiller.

Ergriffen war ich bis tief im Innerſten, als ich im „Morgenblatt“ (Nr. 271) das ſehr gelungene Gedicht: „Der deutſche Dichter, eine wahre Romanze von Ludwig Robert“ geleſen hatte. — Ja wohl, wahr iſt leider die Romanze, ein mit ſcharfen Zügen dargeſtelltes Bild, zuſammengetragen aus den Geſammt-Ereigniſſen des Erdenwallens deutſcher Künſtler, ihr Walten und ſorgenvolles häusliches Leben, ſo wie die ſpäte Anerkennung ihres Werthes erſt nach dem Tode zeigend, mit ſo lebhaften Farben, daß die Bruſt aller derer, die irgend noch einen empfänglichen Sinn für das Edle und Große im Reiche der Kunſt haben, von Schaam, Unwillen und Wehmuth zugleich erfüllt werden muß. — Die Romanze beginnt:

„Hoch im Dach, im engen Stübchen
Sinnt erfindend der Poet,
Um ihn ſpielen ein Paar Bübchen
Und die Gattin ſitzt und näht.

Sie erwirbt mit fleiß'ger Nadel
Ihren Lieben täglich Brod,
Trägt mit ſtillem Seelen-Adel
Mangel, Dürftigkeit und Noth.“

Er dichtet emſig, doch hilft es „dem Haushalt“ nichts! Die Freunde fordern ihn unaufhörlich auf, ſeine Erzeugniſſe der Welt mit zu theilen; er arbeitet ſtill fort. Jeder ſuche mit Worten „es ihm zu zeigen, wie er antheilsvoll geſinnt“, da ruft er endlich aus:

„Hab' ich nicht ein Werk geſchrieben,
Treu und fromm mit deutſchem Sinn,
Gab ich es nicht Eurem lieben,
Meinem lieben Deutſchland hin?

Während Ihr mich träge nennet,
Euch ob meiner Art erhitzt,
Frag' ich, ob dies Werk Ihr kennet,
Ob Ihr es vielleicht beſitzt? —

Unerkannt iſt es verſunken
In dem deutſchen Büchermeer“ u. ſ. w.

Jene ſchweigen, er aber arbeitet, Jahre lang, ruhig weiter, kümmerlich lebend bis zum Sterbebette, wo er, von Weib und Kind den rührendſten Abſchied nehmend, unter Anderem alſo ſpricht:

„Wiſſe, wann der Kampf geendet,
Wann mein Körper eingeſargt,
Dann wird reichlich Dir geſpendet,
Was man ſtreng mir abgekargt.

Was hier Herrliches gedichtet,
Hier! der Gott im Buſen mir,
Ward für Dich dort aufgeſchichtet,
Und die Welt bezahlt es Dir.

Jeden Brief, den ich geſchrieben,
Wägen ſie mit Gold Dir auf,
Jeden Gruß an meine Lieben
Bringt zu Markt man zum Verkauf.

Ehren wird man meine Knaben,
Preiſen, krönen mein Gedicht —
Eh' uns Deutſchland nicht begraben,
Lohnt es ſeine Dichter nicht!“

Darauf ſpricht er noch von dem wahrſcheinlichen Privilegium gegen Nachdruck ſeiner Werke, und darüber kräftig und wahr dieſe Worte:

„Dann, o theures Weib, ich bitte!
Nimm ein ſolch Geſchenk nicht an,
Das ein Schimpf iſt für die Sitte,
Weil's ein Recht für Jedermann!“

Aber, obgleich er noch deſſen erwähnt, daß ſogar der Franzoſe ſeine Künſtler dankbar belohnt, bleibt er ſelbſt ſterbend ſeinem Vaterlande treu in Liebe ergeben mit dem Ausrufe:

„Und doch preiſ' ich Dich, mein Richter,
Ja! daß ich ein Deutſcher bin!!“ —

— Wende mir Keiner ein, die Robertiſche Romanze ſey mit zu grellen Pinſelſtrichen ausgeführt, die Wirklichkeit geſtalte ſich im deutſchen Künſtlerleben nicht ſo extrem zur ganz freudeleeren Laufbahn! Ja freilich, all' das Leiden hat vielleicht nicht ſo wörtlich auf einen Einzigen zuſammengeſtürmt; Dieſer etwa iſt ſchon bei ſeinem Leben geliebt, gelobt und zu einem mittelmäßigen Auskommen gefördert worden, Jener wohl bildet in ſeinen überſchwenglichen Reichthümern und Ehrenbezeugungen, als Lohn ſeiner Werke, wirklich eine ſeltne Ausnahme von ſo Vielen: aber ſind ſolche um ſo auffallendere Einzelheiten *) im Stande, die bittere Wahrheit um zu ſtoßen, die ſich, freimüthig und ohne Hehl, erſchütternd in obiger Romanze ausſpricht?! — Kann der Deutſche leugnen, daß mehrere ſeiner größten Dichter und ausgezeichneten Künſtler in beklagenswerther Dürftigkeit geſtorben ſind? Wozu Namen nennen, wo Thatſachen, allgemein bekannt, dafür ſprechen?! — Leider hing der Deutſche von je her zu ſehr an dem Fremden, Ausländiſchen, ſelbſt wenn es offenbar den Stempel des Mittelmäßigen und Schlechten an der Stirn trug: was Anders konnte die Folge ſeyn, als daß er die Erzeugniſſe ſeines Vaterlandes

*) Unter ihnen iſt auch gar noch ſo mancher Fall, wo, nicht für poetiſche Blumen reiner Begeiſt'rung, ſondern für Sumpfblumen der unlauterſten Proſa und Alltäglichkeit, Gold und Ehrenkronen gereicht wurden, — exempla sunt odiosa! Am beſten, man vergißt ihrer ganz! — L. L.

Digitized by Google

entweder gar nicht beachtete, oder wenigſtens hintanſetzte, daß er ſeinen eigenen Werth nicht erkannte, daß er durch charakterloſe Verehrungs-Wuth des Fremden ſich, ſelbſt in den Augen der Ausländer, lächerlich machte, daß er, durch Verſagung der Anerkennung und Würdigung ſeiner eigenen großen Meiſter und ihrer Kunſt, ſich ſelbſt entweihte, und jenen Künſtlern wehe that, die ſpäter als Stützen und Verbreiter des deutſchen literariſchen Ruhms erſt dann ganz — ihrem hohen Werthe angemeſſen — anerkannt wurden, als ſie ſchon, nach vielfach erlittenen Kränkungen und den drückendſten Brodſorgen, in ihrem höchſten Geiſtesflug gelähmt und gehemmt, hinüber gegangen waren in das Land des Friedens! — Fern ſey es von mir, behaupten zu wollen, der Deutſche müſſe nur für deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft Aug' und Ohr haben; bewahre! es wäre die verwerflichſte Afterbildung, wenn man verlangen würde, der Deutſche ſolle ſich nicht auch über die ſchönen Geiſtesprodukte anderer Völker freuen, er ſolle nicht das Ausgezeichnete in fremden Sprachen ſeiner Huldigung und Anerkennung würdigen, er ſolle nicht das Beſte der ausländiſchen Literatur ſich auch in gutgearbeiteten Ueberſetzungen an zu eignen ſuchen; o gewiß, das geſchehe ja, laßt uns nicht kalt oder blind ſeyn gegen fremdes Verdienſt! — Aber eben auch nur das Gute, Werthvolle, Nützliche ſey es, was wir zur Steigerung unſerer Bildung vom Auslande in unſrer Heimath aufnehmen und pflegen mögen, nicht jener ungeheure Troß des Schlechten, Werthloſen, Untauglichen, womit leider ſchon ſeit Decennien, und beſonders im letzten Jahrzehend, unſer liebes Deutſchland ſo fürchterlich überſchwemmt, beſchmutzt, entehrt wurde!! — Nein, Ihr Deutſchen, Vaterlandsgenoſſen, Brüder, erhebt Euch gegen jenen fremden literariſchen Hefen, der dem Leſe- und Theater-Publikum Deutſchlands in tauſend trügeriſchen Chamäleons-Geſtalten geboten wird! Stellt Euch ihm feindlich mit allen Kräften des Unwillens und der Verachtung entgegen, zeigt, daß Ihr noch Selbſtgefühl habt, daß Ihr den eigenen Werth erkennt, daß Ihr der auch, Gott ſey Dank! noch unſerm Deutſchland innewohnenden Kraftfülle vertraut, und vertrauen dürft, da Ihr die vollwichtigſten Beweiſe dafür in Händen habt, wenn Ihr nur um Euch ſchauen wollt!! — Hat nicht der Deutſche in allen Fächern des Wiſſens, in allen Kunſtformen und Abtheilungen Ausgezeichnetes hervor gebracht? Haben wir nicht viele Meiſter zu nennen, die mit den Lorbeerkränzen der Unſterblichkeit geſchmückt ſind, die durch ihre Werke noch bei der ſpäteſten Nachwelt als bewundert in liebevollem Angedenken ſeyn werden?! Trete auf, wer das läugnen kann! Gewiß kann und wird das Niemand, nicht einmal Einer von fremden Nationen! — Selbſt Fremde, beſonders Britten und Franzoſen, zeigen ja ſeit mehrerer Zeit ſteigendes Intereſſe an deutſchen Geiſtesprodukten; Kern und Kraft derſelben haben mit ſiegender Macht den Stolz der Ausländer herab geſtimmt und zur achtungsvollen Würdigung Deutſchlands auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht gezwungen! Und der Deutſche ſelbſt ſollte nicht zur Erkenntniß kommen? — Zwar iſt ſchon ſeit mehreren Jahren von Fürſten und Volk Manches für deutſche Kunſt gethan worden, doch was hilft es; es vermag nicht durch zu dringen, weil die Uebermacht jenes eingedrungenen Hefens zu groß iſt; es muß alſo gegen dieſen gekämpft werden auf alle mögliche Weiſe, und zugleich der vaterländiſchen Geiſtes-Entwickelung gehörige Beachtung und Unterſtützung, als große unerläßliche Pflicht aller Deutſchen, verſchafft werden! — Darum auf alſo, mein liebes Deutſchland! zeige Dich kräftig fördernd und wirkend für Alles, was Wiſſenſchaft und Kunſt Deiner eigenen Söhne betrifft und verwiſche ſo endlich jeden Flecken und Vorwurf, wegen früherer Geringſchätzung des eigenen Werthes, durch innige, thätige Theilnahme an dem Entwickeln und Gedeihen Deiner herrlichen Literatur und Kunſt, ſo wie an dem Erdenwallen ihrer Schöpfer! Ihre Ausbildung und Blüthe iſt ja auch die Deinige, ihr Ruhm iſt ja auch ein Ruhm für Dich, o Deutſchland! —

Ludwig Lider.

Entgegnung.

Obgleich ſchon mehrmals über Gehe's und Wolfram's Oper: „Die bezauberte Roſe" in dieſen Blättern geſprochen worden iſt, ſo möge in Bezug auf die letzte, im 190ſten Blatte abgedruckte Beurtheilung aus Dresden noch Folgendes hier zu ſagen erlaubt ſeyn. Die Muſik, der alle Originalität abgeſprochen wird, und die voll von Reminiscenzen an Weber, Spontini und Roſſini ſeyn ſoll, wird am beſten ſelbſt jeden unpartheiiſchen Beurtheiler überzeugen, daß hier von einer Nachahmung der genannten Meiſter durchaus nicht die Rede ſeyn kann; denn wenn vielleicht wirklich einige wenige Anklänge an den „Freiſchütz" und an die „Euryanthe" ſtatt finden ſollten, ſo ſchließt das noch keinesweges die Originalität der Muſik aus (wie ſolches bei den ausgezeichnetſten Componiſten nachgewieſen werden könnte, bei deren Compoſitionen ſich ebenfalls einige Anklänge an andere Meiſter auffinden laſſen), nur thut ſich dieſelbe nicht auf dieſelbe Weiſe dar, indem das ganze Ton-Gemälde in einer edlen Einfachheit gehalten, und nirgends die Grenzen des wahrhaft Schönen überſchritten ſind. Nicht nur die Ouvertüre iſt vortrefflich, ſondern auch die Chöre und andere Muſikſtücke ſind voll Wahrheit in der Charakteriſtik, und zart und kräftig componirt. Es wäre zu weitläuftig, hier die einzelnen Schönheiten der Muſik auf zu zählen und auseinander zu ſetzen, nur bemerken will ich noch, daß das Duett zwiſchen Maja und Janthe: „Laß mich werden unter Schmerzen u. ſ. w." den anerkannt trefflichſten Compoſitionen würdig an die Seite geſtellt werden kann. — Die Oper iſt in Dresden, in einem Zeitraum von ſechs bis ſieben Wochen, ſechs Mal (worunter vier Mal ohne Abonnement) bei überfülltem Hauſe gegeben worden, was wohl am deutlichſten die Theilnahme des Publikums beurkunden dürfte. Wenn der Beifall ſich, mit Ausnahme der erſten Vorſtellung, nicht ſehr lebhaft ausgeſprochen hat, ſo iſt ſolches nur der ſehr mittelmäßigen Aufführung zuzuſchreiben, die von Seiten der Sänger und Sängerinnen ſehr viel zu wünſchen übrig ließ; und Jeder, der die gegenwärtige deutſche Oper in Dresden kennt, wird in dieſe zuverläſſige Verſicherung keinen Zweifel ſetzen. — Sollte die Oper in Berlin zur Aufführung kommen, wie wir wohl mit Zuverſicht hoffen dürfen, ſo wird es ſich bei den ausgezeichneten Talenten einer Milder und Seidler und eines Bader zeigen, daß der Beifall für dieſe Oper ſich auch lebhaft und rauſchend ausſprechen kann.

Was den Text der Oper betrifft, ſo iſt in faſt allen öffentlichen Blättern ein ſo günſtiges Urtheil über denſelben ausgeſprochen worden, daß hier eine wiederholte Anerkennung des ausgezeichneten Talents des Verfaſſers für dergleichen Dichtungen überflüſſig iſt. Seine letzte bereits vollendete Opern-Dichtung: „Die Normannen in Sicilien" bewährt das von Neuem. Welche bedeutende Fortſchritte dieſer Dichter aber auch im Fache der Tragödie gemacht, bezeugt ſein neueſtes Trauerſpiel: „Die Maltheſer", welches mit dem Anfange des nächſten Jahres in Dresden aufgeführt werden ſoll. — E —.

W. Waiblinger's Anſicht über das Trauerſpiel.

In der durch Witz und Ironie intereſſanten, wenn auch nicht durchgängig der reinen objectiven Wahrheit der darin ausgeſprochenen Urtheile ſich erfreuenden Broſchüre: „Drei Tage in der Unterwelt. Von Wilhelm Waiblinger" (Stuttgart, bei Gebr. Franckh, 1826), ſpricht der Verf. gelegentlich ſeine Anſicht über die Tragödie aus, die in unſern in Betreff der praktiſchen Anwendung der Theorieen ſo matten und leeren Zeiten Beachtung

ſind, Behufs derſelben, Verbreitung verdient. „Ich will“ (ſagt er S. 88) „eine Menſchenkraft von ungeheurem rieſenhaften Willen, in welthiſtoriſchen nationalen Verhältniſſen, die in einem entweder verſchuldeten oder unverſchuldeten Kampfe mit einem, Schlag auf Schlag, wie das jüngſte Gericht, hereinbrechenden, unerbittlichen Verhängniſſe liegt und in dieſem alle Menſchennatur bis in die unterſten Tiefen erſchütternden und göttlich erhebenden Schickſalsſtreite als eine endliche Kraft der unendlichen furchtbar untergeordnet wird.“ (Das iſt das Schickſal der Griechen, das W. richtig aufgefaßt hat, und die Tragödie der Griechen, deren Weſen er mit wenigen Worten klar ausſpricht.) „Eben aber dieſes Unterliegen iſt erhebend, iſt groß; denn wir ſehen den Kampf mit dem Höchſten, was wir denken können; den Kampf einer äußerſten endlichen Kraft, welche die geſammte Menſchheit repreſentirt, mit dem Letzten und Allerhöchſten, mögen wir es nun nach dieſer oder jener Vorſtellungsart Gott oder Schickſal oder Vorſehung nennen. Ich verlange in einer Tragödie Könige und Heroen, Völker und gewaltige Stämme, Geſchlechter und ganze Zeiten. Jedes Volk aber hat ſeine eigene Geſchichte, ſein eigenes Klima. Dadurch iſt Geiſt und Charakter, dadurch deren Aeußerung in dichteriſchen Gebilden ſtreng bedingt. Eine Tragödie iſt ein poetiſcher Theil aus der Geſchichte; darum ſoll jede Nation ihre eigene Tragödie haben.“ — W. hält die Geſchichte der Hohenſtauffen für geeignet zur Tragödie, und ſoll ſelbſt die Abſicht haben, dieſelbe in mehreren Zeitbildern dramatiſch zu bearbeiten. W.

1826. No. XXXV.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Dresdner Morgen-Zeitung,

herausgegeben

von

Friedrich Kind und Karl Conſtantin Kraukling;

nebſt

dramaturgiſchen Blättern

von

Ludwig Tieck.

Dresden, im Verlage der Wagnerſchen Buchhandlung.

Unter dieſem Titel beginnt mit dem erſten Januar 1827 eine Zeitſchrift, deren würdige Richtung ſich den geehrten Leſern aus der Wahl der Beiträge und der Mitarbeiter bald ergeben wird.

Nicht nur Erzählungen, Novellen und Dichtungen verſchiedener Art werden in anmuthiger Abwechſelung ihren Inhalt bilden, ſondern auch den mannigfaltigſten wiſſenſchaftlichen Mittheilungen, Berichtigungen, Erörterungen und Abhandlungen von nicht zu weitem Umfange und in gedrängter, den gebildeten Laien leicht anſprechender Form, Nachrichten von literariſchen und artiſtiſchen Erſcheinungen des In- und Auslandes und kritiſchen Beleuchtungen derſelben ſoll Raum gegeben und auf dieſe Weiſe der Ernſt der Wiſſenſchaft und Kunſt mit erhebender und erheiternder Unterhaltung möglichſt verbunden werden. Nur Politik bleibt von dem Plane dieſes Blattes völlig ausgeſchloſſen, ſo wie auch kirchliche Polemik ſorgfältig vermieden werden wird.

Eine ſehr weit verbreitete literariſche Bekanntſchaft und die gütige Zuſage gehaltvo..r Beiträge von vielen der berühmteſten und geachtet..en Schriftſteller giebt uns die ungemein erfreuliche Ausſicht auf eine reichhaltige und gediegene Ausſtattung unſeres Blattes; der redliche Wille und die gemeinnützige Abſicht der Redaction mögen die Würdigkeit ihres Unternehmens verbürgen, das achtende Zutrauen und die Ermunterung der verehrten Leſer ihr wohlwollend entgegen kommen!

Friedrich Kind.
Karl Conſtantin Kraukling.

Dramaturgiſche Blätter.

Unter dieſem Titel werde ich jene kritiſchen Aufſätze und Bemerkungen über das Theater und Schauſpiele und Schauſpieler in gegenwärtigem Blatte fortſetzen, die vor einiger Zeit in zwei Bändchen mit meinem Namen erſchienen ſind. Die hieſige Bühne wird die Veranlaſſung ſeyn, jene dort verſprochenen Abhandlungen auszuführen, und andere, die ſich mehr oder minder auf das Dresdner Theater beziehen werden, hinzuzufügen. Von Neujahr erſcheinen in jedem Monate wenigſtens zwei Blätter. Ich brauche mich über meine Abſicht dieſer kritiſchen Aufſätze nicht umſtändlicher auszuſprechen, da denenjenigen, die ſich dafür intereſſiren, meine Art und Weiſe nicht unbekannt iſt.

L. Tieck.

Von der Dresdner Morgenzeitung werden wöchentlich vier und von den dramaturgiſchen Blättern monatlich zwei Nummern erſcheinen, für deren würdige äußere Ausſtattung die Verlags-Handlung Sorge tragen wird. Von Zeit zu Zeit werden die etwa nöthigen Kupfer- und Muſik-Beilagen zugegeben werden. Alle Buchhandlungen und Poſtämter Deutſchlands und der Schweiz nehmen hierauf Pränumeration mit 8 Thalern für den ganzen Jahrgang an.

Inhalt der erſten Nummern der Dresdner Morgenzeitung, welche als Probeblätter in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu haben ſind:

Erzählung: die Verſchwundene. Eine Begebenheit aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von Friedrich Kind.

Aufſätze verſchiedener Art, Briefe und Dichtungen, von J. J. Baggeſen, K. von Falkenſtein, Heinrich von Kleiſt, Johannes von Müller, Jean Paul Friedr. Richter, Friedr. von Schiller (noch ungedruckt), L. Tieck, C. A. Tiedge, Aug. Heinr. von Weyrauch u. And.

Digitized by Google

Sämmtliche für die Redaction der Morgenzeitung beſtimmten Einſendungen bittet man mit folgender Adreſſe zu verſehen:

An Herrn K. C. Kraukling, abzugeben in der Wagnerſchen Buchhandlung zu Dresden.

Unerbetene Mittheilungen werden nicht anders als frankirt oder durch Buchhändler-Gelegenheit erwartet.

Wagnerſche Buchhandlung in Dresden.

Bei Unterzeichnetem ſind in dieſem Jahre folgende neue Bücher erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abel, Jak. Friedr., (Prälat und Generalſuperintendent zu Reutlingen) ausführliche Darſtellung der Gründe unſers Glaubens an Unſterblichkeit. gr. 8. geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Charaktergemälde berühmter deutſcher Frauen der früheren und ſpäteren Zeit. Allen edlen Frauen und deren erwachſenen Töchtern als Muſter aufgeſtellt. 1s Bdchen. 8. geh. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Fiſcher, Chrſt. Aug., Taſchen-Bibliothek der neueſten unterhaltendſten Reiſebeſchreibungen. Nach ausländiſchen Originalen bearbeitet. 1ſter Jahrgang. 4 Bändchen. 8. geh. Subſcriptionspreis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr. Erſchienen ſind das erſte und zweite Bändchen; das dritte erſcheint Ende dieſes Jahrs.

Grimm, A. L., Mährchen-Bibliothek für Kinder; aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. 7ter Band. Auch unter dem Titel: Mährchen der alten Griechen und Römer. 2ter Band. Mit 1 Kupf. 8. Velinp. geh. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

— — daſſelbe auf Druckp. ohne Kupf. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

— — Fabel-Bibliothek für die Jugend. Sammlung der auserleſenſten Fabeln alter und neuer Zeit. 3 Bde. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Wallace, R. G., Denkwürdigkeiten Indiens, enthaltend eine kurze geographiſche Beſchreibung von Oſtindien, und eine gedrängte Geſchichte von Hindoſtan, von den früheſten Zeitaltern bis an's Ende der Haſtingiſchen Verwaltung im Jahr 1823. Aus dem Engliſchen von F. L. Rhode. gr. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

So eben ſind in der C. J. Edlerſchen Buchhandlung in Hanau erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Spindler, C., Zwillinge. Zwei Erzählungen. 1) Der Vampyr und ſeine Braut. Nachtſtück aus der neueſten Zeit. 2) Friedmüllers Sannchen. Erzählung aus dem Jahr 1638. Nebſt einem Anhang von Originalbriefen. 8. 1 Thlr. ſächſ. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

Die erſte der vorliegenden Erzählungen, die der Verf. des Blümlein Wunderhold, Freund Pilgram, des Baſtarts u. a. m. der Leſewelt darbietet, iſt ein Gebilde der Phantaſie, das, ſich in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft bewegend, die ſchauerlichen Folgen des Aber- und Wunderglaubens treffend ſchildert — Nicht minder charakteriſtiſch iſt die darauf folgende Erzählung, die Darſtellung der neuſten Soldatenherrſchaft aus dem 30jährigen Kriege, auf hiſtoriſche Daten beruhend, und von einer Sammlung von Originalbriefen begleitet, die ein helles Licht auf das Treiben und Leben jener unglücklichen Zeit werfen. — Die Verlagshandlung darf mit aller Zuverſicht den Freunden einer unterhaltenden und dennoch nicht ganz oberflächlichen Lektüre dieſes Werk empfehlen, das auch in typographiſcher Hinſicht ſehr vortheilhaft ausgeſtattet erſcheint.

Thumb, C. H. v., das Recept für Magen und Herz. Original-Luſtſpiel in zwei Abtheilungen. 8. eleg. broch. 12 Gr. ſächſ. oder 54 Kr. rhein.

Maiblumen, oder deutſche Mailieder, geſammelt, vermehrt und mit geſchichtlichem Anhange herausgegeben von Friedr. Petri. 8. eleg. broch. 6 Gr. ſächſ. oder 27 Kr. rhein.

Jugendbibliothek der Ausländer. In das Deutſche überſetzt von einem Vereine praktiſcher Erzieher und herausgegeben von Dr. Gerh. Friederich. Zweites Bändchen. Taſchenf., mit 1 illumin. Titelkupf. eleg. broch. Subſcr.-Preis 4 Gr. ſächſ. oder 18 Kr. rhein.

So eben iſt erſchienen und in Berlin in der Maurerſchen Buchhandlung, wie in allen übrigen Buchhandlungen Berlins zu haben:

Wagner, Adolf, Lehrbuch der italiſchen Sprache, zum Selbſtunterricht und für höhere Schulen. Zweite unveränderte Auflage. gr. 8.

Preis: geheftet 1 Thlr. 12 Gr.

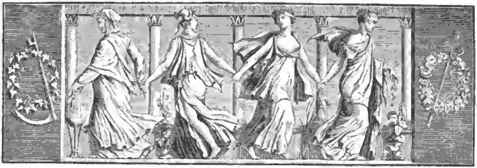
Die Vorzüge, wodurch ſich dieſe Sprachlehre vor andern auszeichnet, ſind ſeit Erſcheinung der erſten Auflage ſo ſehr anerkannt worden, daß wir einer Auseinanderſetzung derſelben überhoben ſind. Wir begnügen uns daher, zu erinnern, daß dieſe Sprachlehre gedrängt, wie ſich ſchon aus dem Inhaltsverzeichniß ergiebt, Gegenſtände abhandelt und bearbeitet, welche in allen übrigen Gramatiken, deren Werth übrigens auf ſich beruhen mag, ſelbſt in der Fernowſchen, entweder ganz unberührt bleiben, oder doch minder befriedigend behandelt werden.

Leichte Ueberſicht, Gründlichkeit, Reichthum des Stoffes bei Gedrängtheit der Form, tiefe Kenntniß beider Sprachen und das große Talent, dem Lernenden auch das Schwerſte leicht zu machen, ſind Eigenſchaften, welche dieſes Buch zum erſten ſeiner Art erheben und der Erfolg, wie die Kritik rechtfertigen den eigenthümlichen Weg, welchen der Verfaſſer bei der Abfaſſung eingeſchlagen hat.

Leipzig, im November 1826.

Weygand'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 15. Dezember. **199ſtes Blatt.**

Die Braut durch Feenkunſt.

(Ein Winter-Mährchen; frei nach Cazotte)

Der König von Samarcand ſtarb und hinterließ, unter Vormundſchaft der Mutter, einen Thron-Erben in der Wiege. Die Königin trug für ihren einzigen Sohn die zärtlichſte Sorge und behielt ihn ſtets im Auge; er mußte ſogar neben ihrem Bett ſchlafen, und dieſe Sitte beſtand noch, als ſchon die geiſtigen Kräfte des Knaben ſich entwickelten. Die Königin litt an Schlafloſigkeit: ſie ließ von allen Orten Ammen kommen, welche Mährchen erzählen mußten, damit ſie einſchlummern möchte. Der kleine Prinz hörte den Mährchen aufmerkſam zu, und wenn er auch darüber einſchlief und den Zuſammenhang verlor, war es am Morgen ſein Erſtes, die Erzählerinnen auf zu ſuchen und ſich von ihnen das Feen-Mährchen wiederholen zu laſſen. Sein Geſchmack daran nahm ſo unmäßig zu, daß er bald den ganzen Tag über nichts weiter hören wollte, ſo daß man zuletzt nicht genug neue aufbringen konnte.

Die Königin ſah ihren Fehler ein. Sie ſchaffte die Erzählerinnen ab: aber der Prinz dachte an nichts als an Mährchen, und die Hofleute, die um ihn waren, ſchmeichelten Seiner kleinen Hoheit und erzählten ihr um die Wette — Feen-Mährchen. Sogar ſein Gouverneur, ein ernſter geſetzter Mann, ſchwamm mit dem Strome: ſein erſtes Wort war täglich: „Es war einmal ein König und eine Königin“, und ſein letztes: „Sie lebten viele Jahre zuſammen in der glücklichſten Ehe.“

So verging die Zeit. Mit jedem Jahre ſtieg im jungen Prinzen die Sucht nach Feen-Mährchen höher, und bald ſah er ſich ſelbſt in eine Feenwelt verſetzt. Alles was ihn umgab, verwandelte ſeine Phantaſie in Wunderbares. Sah er eine Maus laufen, ſo war es eine Fee, die kleine wohlthätige Maus; brachte man ihm einen Papagey, ſo war es ein verwünſchter Prinz Blauvogel; ein altes Weib, ein ſchmutziger Derwiſch war in ſeinen Augen eine verkleidete Wunderfrau, ein großer Zauberer, und das erſte Mal, als er einen Springbrunnen ſah, glaubte er das tanzende Waſſer vom Berge Ararat zu erblicken.

So ſehr in ſeiner erſten Kindheit dieſe Einbildungen ſeiner Mutter gefielen, ſo ſehr bereute ſie ſpäter, Anlaß dazu gegeben zu haben, da der Eindruck immer tiefer und ſtärker wurde, und der Prinz ſich keine von dieſen Grillen wollte ausreden laſſen, vielmehr mit aller Kraft der Ueberzeugung und des Eigenſinns darauf beharrte.

Er wuchs zum Jüngling heran, und die Königin war darauf bedacht, ihm eine Gemahlin zu geben. — Mit Einſtimmung des Staatsraths fiel ihre Wahl auf Bellaſire, die Tochter des Königs von Candahar. Sie war ſchön, geiſtreich, und vereinte mit dieſen Gaben ein gefühlvolles Herz. Ueberdies waren beide Reiche ſchon durch die Bande der Blutsfreundſchaft verſchwiſtert; ihre Grenzen berührten ſich: Natur, Politik und Liebe riethen zu dieſer Verbindung. Wie groß war alſo die Beſtürzung der Königin, als ihr Sohn ſich entſchieden dagegen erklärte: Er liebe ſeine Couſine,

Digitized by Google

ſie ſey in ſeinen Augen vollkommen, bis auf einen Punkt: ſie ſey keine Fee, und er werde Herz und Hand nie einer Andern geben, als einer Fee; dieſes habe er ſich feſt und feierlich gelobt. — „Mein Sohn!“ erwiederte die Mutter; „ich will glauben, daß es Feen gegeben habe und noch gebe; das mag ſeyn, oder nicht ſeyn; ſo viel aber iſt ausgemacht, die meiſten Feen-Mährchen ſind Erdichtungen; und noch ausgemachter iſt es, daß niemals eine Fee das Ehebett eines Monarchen getheilt hat. Schlag' Deinen Stammbaum auf, ſuche nach, und Du wirſt unter Deinen weiblichen Ahnen keine einzige von dieſer Gattung finden. Entſage Deinen Grillen und Träumereien; beruhige Dein Volk über Deine Nachkommenſchaft. Fürchte den Zorn des Königs von Candahar, wenn Du ſeine Tochter ausſchlägſt; es fehlt Dir nicht an Nebenbuhlern. Ich warne Dich!“

Der Prinz ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. Die Königin hieß ihn über die Sache nachdenken und ſchickte ihm den Gouverneur. Dieſer verſuchte ſein Heil, ſtudirte alle Redeformen der Politik; aber der junge Fürſt unterbrach ihn meiſt ſchon im Eingang ſeiner Rede. „Mein Herr!“ ſagte er zu ihm; „ich bin nicht geſonnen, meine Staaten zu erweitern, ſondern ihren Wohlſtand zu vermehren. Wenn ich eine Gegend finde, deren Unfruchtbarkeit der Bevölkerung nachtheilig iſt, ſo genügt es, wenn die Fee, meine Gemahlin, nur einen Schlag mit ihrem Zauberſtabe thut; ſogleich verſchwindet der Sand, es entſpringen Quellen, es fließen Bäche in der Wüſte; die dürren Berge bekränzen ſich mit friſchem Laubholz; Dörfer und Städte ſteigen aus dem Boden hervor. Will ich Palläſte, ſo zaubere ich ſie hin, ohne daß ſie mir einen Para koſten. Ich verſetze meine Reſidenz von einem Orte zum andern. Eine Mauer von Stahl erhebt ſich zum Schutz meiner Grenzen; und wagt es wohl ein Feind, mich an zu greifen, wenn es von mir abhängt, ſtatt eines Kriegsheers ihm Drachen und Ungeheuer entgegen zu ſtellen?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Neunter Brief.

Abomey, 1. November.

Frühmorgens vor Sonnen-Aufgang wollten wir uns an dem Tage, den ich Dir in meinem Vorigen angegeben, auf den Weg machen. Die Stadt lag ruhig umher, ein leichter Nebel bedeckte die See, und von Oſten her wehte ein anmuthiger Lufthauch. Unſere Laſtthiere waren bepackt, und wir ſelbſt reiſefertig. Die Koffer des Sklavenhändlers enthielten ganz vortrefliche Magen-Artikel, und die Alte betrachtete ſie mit Wohlgefallen, indem ſie wahrſcheinlich auf die Galanterie des Beſitzers rechnete. Wir wollten eben aufſteigen, als aus einer engen Gaſſe ein Menſch athemlos daher lief. Es war Mani Babok's ungehorſamer Sohn. Wir müßten ihn mitnehmen nach Abomey, rief er; die Tyrannei ſeines Vaters überſchreite alle Grenzen, und Menſchen, wie wir, die ſich Chriſten nennen, und von der Vortreflichkeit unſers Glaubens ſo viel zu erzählen wüßten, wir dürften keinen Augenblick anſtehen, einen unglücklichen Jüngling aus den Klauen ſeiner Quälgeiſter zu reißen. Man ſah einander verlegen an. Der Sklavenhändler zog die Ohren ein; ſeine portugieſiſche Feigheit ſchrumpfte wahrſcheinlich vor einem entſchloſſenen, rachſüchtigen Eingebornen, den er beleidigt hatte, zuſammen, und ſo widerſetzte er ſich mit allem Reichthum einer haſenfüßigen Rhetorik dem Geſuch des Jünglings. Indeſſen erklärte auch ich mich dagegen; wenigſtens durfte es ohne Mani Babok's Vorwiſſen nicht geſchehen. Ich rieth ihm alſo, nach Hauſe zu gehen, und ſeinen Fetiſch vor dem Fetiſch ſeines Vaters an die Erde zu werfen. *) Der junge Flüchtling knirſchte mit den Zähnen, und der unſterbliche Garrik ſelbſt hätte das Wetterleuchten der Wuth in ſeinen Augen ſtudiren können. „Haſt Du Deine Seele mit Mani Babok's Seele gepaart?“ fragte er. — „Ich kenne keinen hier in Whidah“, antwortete ich, „den ich mit wärmerer Anhänglichkeit meinen Bruder nennen würde.“ — „So laß mich mitfahren“, flüſterte er, und legte mit bedeutungsvollem Ausdruck ſeinen Mund an mein Ohr; „Du meinſt es mit Deinem Freunde nicht gut, wenn Du mich hier zu bleiben zwingſt; Mani Babok's Leben iſt nicht das Leben eines Gottes, und mein breites Jagdſchwerdt hat zwei Schneiden.“ — Ich erſchrack. Solch ein Sohn, von Rache glühend und von Verzweiflung zerrüttet, kann ſelbſt die entſetzlichſte Drohung wahr machen. Ich ließ ihm alſo einen Platz auf einem Wagen räumen. Der Capitain, der etwas ſpäter nachgeritten kam, hatte nichts dagegen; vielmehr verſprach er ſich von des jungen Babok's Kenntniß der Dahomeyſchen Sprache vielen

*) Dieß iſt die Sitte der Neger in Ober-Guinea, wenn ein Verbrecher ſeine Miſſethat eingeſteht und durch Demüthigung Verzeihung zu erlangen ſucht (P. E. Iſert „neue Reiſe nach Guinea in den Jahren 1783 bis 1787.“ Berlin, 1790). Da ich einmal bei einer Anmerkung ſtehe, ſo erfahre der Leſer, daß der deutſche Reiſende, welcher mit demſelben Schiffe nach Whidah gekommen, daſelbſt nach einigen Tagen in eine langwierige Krankheit verfallen, nachher aber von dort mit einem holländiſchen Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung geſegelt. Er hat ſich ſpäter ein halbes Jahr hindurch an der Küſte von Loango aufgehalten, und ſein Reiſe-Journal iſt mit merkwürdigen Beobachtungen gefüllt. Sobald er dieſelben geordnet haben wird, ſoll der Leſer ſie mitgetheilt erhalten. Das wichtigſte darin iſt eine Wanderung ſtromaufwärts am Ufer des Zambeſe, über deſſen Lauf er den erfreulichſten Aufſchluß verſpricht. Er iſt übrigens einem zwiefachen Tode mit genauer Noth entgangen.

Digitized by Google

Vortheil. Nun ging's langſam vorwärts; eine Sicherheits-Begleitung von funfzehn bewaffneten Männern ſchritt neben den Fuhrwerken, und die Leute, welche bereits der Sonne ihren Morgengruß brachten, wünſchten uns alles Glück in dem fremden Lande.

Ich habe viel von Afrika's prachtvollen Auen gehört, und an den Erzählungen der Reiſenden mich eben ſo begierig geleſen, als ein junges Mädchen, welches nicht erwarten kann, den künftigen Bräutigam einem der bewunderten Bücherhelden ähnlich zu finden; ich ſollte auf meiner Reiſe von Whidah hierher ſehr unpoetiſch getäuſcht werden. Wir ſchlichen durch eine ſandige Ebene, welche kaum merklich in die Höhe ſteigt, ſahen vor uns weder maleriſche Berge noch lachende Hügel-Gruppen, und hatten weder zu bewundern noch zu erſtaunen. Zur Rechten ſtrömte durch eine feuchte, von kleinen Sümpfen unterbrochene Niederung der Lagos; ſo weit aber unſre Blicke trugen, konnten wir nichts entdecken, als grüne Grasfluren, auf welchen, wenn es hoch kam, hier und dort ein Paar Bäume, beſonders Palmen, ſich erhoben. Dagegen ſcheint das Land fruchtbar zu ſeyn, und iſt nicht übel bebaut; Steine ſind nicht einmal für Geld zu haben.

Wenn König Carl I für die Krone ſo von der Natur, wie unſer Sklavenhändler für ſein Handwerk geſchaffen geweſen wäre, ſo hätte Olivier Cromwell höchſtens als ein guter Feldherr in den Annalen unſerer Geſchichte geglänzt. Eine kalte, zähe Seele, die ſich jede Empfindung als eine kindiſche Thorheit vorwerfen würde; ein bedächtiger, Alles berechnender Kopf, deſſen Gott der Vortheil, deſſen Ziel eine bequeme Fülle, ohne Glauben, ohne Freude, ohne Gefühl der Freundſchaft. Er iſt viel gereiſt, kennt alle die Inſeln im Oſten Afrika's, und ſcheint nicht ganz ohne Aufmerkſamkeit ſeine Wege gemacht zu haben, iſt aber verſchloſſen und geizt mit ſeinen Mittheilungen nach allen Regeln des portugieſiſchen Mißtrauens. Was ich erfahren wollte, mußte ich erpreſſen oder erliſten. Er kennt die Gallas, die menſchenfreſſenden Räuberhorden im Innern Afrika's, bei deren Namen der Neger wie der Mohr, der Habeſſinier wie der Kaffer, zuſammenfährt, beſſer als ich vermuthete; er ſchildert ſie als dürre, aber muskelſtarke Menſchen von dunkelbrauner Farbe, die ihre Lanzen im Feuer härten und die Spitzen derſelben vergiften; er ſagt, nichts vergleiche ſich mit der Schnelligkeit ihrer Zerſtörungs-Züge, ſie ſchwimmen unerſchrocken durch die reißendſten Ströme, und führen Klöße von geröſtetem Kaffee mit Butter zuſammengeballt als Proviant bei ſich: *) Alles, meint er, ſey ihnen bei ihren Ueberfällen erlaubt, dagegen ſie zu Hauſe unter ſtrenger Zucht ihrer Oberhäupter leben: Tapferkeit ſey ihre einzige Tugend, und ein Thron-Candidat müſſe wenigſtens ſo viele Feinde erlegt haben, als er Jahre zählt. *) Daß ſie die Zahlen 7 und 9 als heilig betrachten und überall vorziehen, daß die erſte Frau alle übrigen des Mannes wie Töchter behandelt, und die Zweige des verehrten Wanzeybaumes ein unantaſtliches Aſyl für jeden Verbrecher ſeyen, habe er nur vom Hörenſagen. Zwei Mal hat er die Reiſe nach Madagaskar gemacht, und wenn er viel dabei zu gewinnen wüßte, ſo würde er ſich nicht fünf Minuten beſinnen, das Schiff zum dritten Mal zu beſteigen: aber die Holländer, klagte er, hätten ihm den Handel verdorben und die beſten Subjekte nach ihrer Colonie am Hoffnungs-Cap geführt. Es habe ihm auf der Inſel recht gut gefallen; die Leute dort ſeyen gar nicht ſo barbariſch, als verſchiedene ihrer Gebräuche vermuthen ließen. Zu dieſen gehörte vorzüglich der Bluteid zweier Perſonen, die einander in jedem Unglück Beiſtand zu leiſten ſchwören; ſie ſtellten ſich in Gegenwart der älteſten Männer des Dorfes zuſammen, ritzten ſich die Haut auf der Bruſt mit einem neuen Pfeil, beſtrichen mit dem Blute ein Stück Ingwer, und gaben es einander zu eſſen. — Ich fragte ihn, ob ihn niemals das Schickſal oder die Bitten eines Sklaven gerührt hätten? „Ey was gerührt!“ gab er zur Antwort; „das heidniſche Geſindel lebt ja in ewigem Kriege mit einander, und was ſie uns als Sklaven verkaufen, das ſind Kriegsgefangene; kämen wir nicht, ſo würden ſie ſolche ihren Fetiſchen zum Opfer ſchlachten. Indeſſen hätte mich wirklich einmal beinahe das Mitleid mit ſo einer Kreatur befallen“ — fuhr er fort — „es war ein Mädchen aus Benin, die ihr eigener Vater aus Begierde nach Branntwein verkaufte; ſie war vierzehn Jahr alt, und darf eine Schwarze hübſch heißen, ſo durfte die darauf Anſpruch machen. Hätte ſie Chriſtin werden wollen, ſo würde ich mich entſchloſſen haben, ihr die Freiheit zu geben; dazu aber war ſie nicht zu bringen, und ein ehrwürdiger Pater Dominikaner, der ſich auf den Unterricht beſſer als Einer verſtand, gab mir endlich den Beſcheid, daß die verſtockte Dirne nicht bloß der Freiheit unwürdig ſey, ſondern ſogar den Scheiterhaufen verdiene. Ich machte alſo kurzes Spiel und verkaufte ſie auf dem Markt von Mayumba. Solch Stück Geld verdiene ich ſo leicht an keiner Negerin wieder: die Zeiten werden auch hier in Afrika immer ſchlechter!

Am zweiten Tage der Reiſe kamen wir in gar ſchöne Wälder, in welchen aber kein menſchliches Weſen an zu treffen; Tyger dagegen ſchoſſen nicht ſelten zwiſchen den Bäumen hindurch, rieſenhohe Strauße ſchritten ſeitwärts durch weite Sand-Ebenen, und wenn es recht ſtille war, hörten wir das Geziſch der Schlangen. Fünf Stunden hindurch währte das Gebüſch: dann ging's wieder durch bebaute Ebenen: es ließen ſich Hütten ſehen, und mit Sonnen-Untergang lag Abomey, die Hauptſtadt des Dahomey-Staates, vor uns. Wir wollen ſehen, wie lange unſers Bleibens hier ſeyn wird.

(Der Schluß folgt.)

*) „Reiſe nach Habeſch auf Befehl der brittiſchen Regierung, von Heinrich Salt.“ London, 1814. 4.

*) „Voyage of Lord Valentia etc.“

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Literatur. „Gedichte von Auguſte Kühn.“ (Berlin, bei T. Trautwein, 1826.) — „Ehret die Frauen!“ ruft Schiller, ihr erklärter Liebling. Fiat Justitia! pereat mundus! ſchreit, wie der herzloſeſte Juriſt, die unerbittliche Kritik. — Was beginnt nun ein armer geplagter Recenſent, der gern weder ſein Bischen savoir vivre, noch ſeinen Geſchmack in's Gedränge bringen möchte, wenn er dazu berufen wird, eine neue Dichterin bei dem Publikum ein zu führen, für die man nicht längſt Partei genommen hat? — Dürfte er es noch machen, wie ein glücklicher Hofmarſchall und nach reſpektvollen Reverenzen ſprechen: „Hier habe ich die Gnade, Ew. volksthümlichen Hoheit das Fräulein N. allerunterthänigſt vor zu ſtellen!“ — Allein das Publikum verlangt in ſolchen Fällen mehr, als den bloßen Namen, und leider finden drei Viertheile deſſelben es eben ſo ſehr außer der Ordnung, eine Dame auf dem Pegaſus, als — auf ihrem Engländer zu erblicken! — So tragi-komiſch das Alles aber auch klingen mag, ſo hat doch die anſpruchsloſe Verfaſſerin dem Recenſenten ſelbſt ein Mittelchen an die Hand gegeben, wie er ſein ſchweres Amt mit einigem Anſtande verwalten kann, ohne von Seiten der Kritik gefährdet zu ſeyn. Sie ſagt nämlich in dem beſcheidenen Prolog, den ſie ihren dichteriſchen Verſuchen voran ſchickt:

„Zwar nimmer wohl gewahret euch die Menge,
Der Blume gleich, die tief im Schatten blüht,
Und die man leicht im farbigen Gepränge
Der ſchöner blüh'nden Schweſtern überſieht.
Doch rühren hin und wieder eure Klänge
Vielleicht wohl auch ein fühlendes Gemüth,
Dann neid' ich nicht den Schmuck der Lorbeerkronen,
Dem Herzen kann nur ſtiller Beifall lohnen.“

Was will ſelbſt die ſtrengſte Kritik bei einer ſo liebenswürdigen Schüchternheit? Sie hat nur da ein Recht, laut zu werden, wo große Anſprüche gemacht worden ſind. Uebrigens iſt die leiſe angedeutete Hoffnung ſchon an ihrem dermaligen Recenſenten in Erfüllung gegangen, denn er geſteht, daß die Verfaſſerin z. B. in folgender gelungenen Strophe eines Liedes „an die Phantaſie“ (S. 153) ihn ergriffen hat:

„Wenn ſo mancher Stern in Nacht entſchwunden,
Mancher Schickſalswirbel mich umkreiſt,
Dann erleuchteſt du die finſtern Stunden
Und verbannſt der Sorge dunkeln Geiſt.
Mögen um mich her die Fluthen groſſen,
Hebt mich doch dein Fittig kühn und leicht,
Unter mir ſeh' ich die Wirbel rollen,
Deren keiner, keiner mich erreicht!“

Daß nicht alle Gedichte ihrer Sammlung von der Art ſind, wie die erwähnten faſt durchgängig ſchönen Stanzen „an die Phantaſie“, oder die meiſt eben ſo treffenden als rührenden Denkſprüche S. 50, oder das verſtändig fromme Gebet beim Wechſel des Jahres S. 4 — worin die Dichterin beweiſt, was Manche noch immer nicht glauben wollen, daß nämlich religiöſe Empfindungen voll Geiſt und Leben ſeyn können, wenn ſie gleich ihr Daſeyn einzig durch die heilige Schrift der Natur erhielten — dies rührt unſtreitig daher, daß ſie noch keinen ſolchen kritiſchen Freund gefunden hat, wie ihn Horaz in ſeiner Dichtkunſt V. 445—450 jedem angehenden Dichter und alſo wohl auch jeder jungen Dichterin wünſcht:

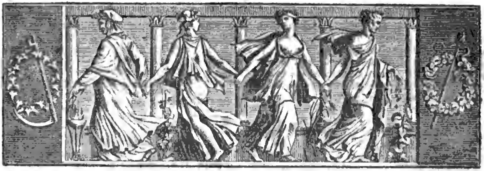
„Ein Freund, der's redlich meint und richtig denkt,
Wird keine Härte, wird nichts Mattes dulden;
Die üpp'gen Ranken ſchneid't er friſch hinweg;
Dem, was nicht klar genug iſt, zwingt er euch
Mehr Licht zu geben; läßt nichts Doppelſinnig's,
Nichts Schielendes, und was am rechten Ort nicht ſteht
Unangezeichnet, kurz, er wird ein Ariſtarch!
(Wieland's Ueberſetzung.)

In Ermangelung eines ſolchen unerbittlichen Freundes muß man freilich ſelbſt ein ſo ſtrenger Richter für ſich zu werden ſuchen; und das wird man vornehmlich dadurch, daß man erſtens, wie der Günſtling Mäcens, fleißig ausſtreichen lernt und nie ſeine goldene Regel: „Schaffe was du willſt, nur ſieh dahin, daß es, ohne zu viel oder zu wenig, jederzeit ein wirkliches Ganzes werde“, vergißt; zweitens, mit Sterne denkt: „Meine erſten Gedanken ſind aller Menſchen Gedanken“, und mit dem Meiſter im Style, Leſſing, hinzu ſetzt: „die will Niemand wiſſen!“ drittens: unaufhörlich Boileau's Grundſatz feſthält: „Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable!“ E.

Leipzig. Kaum wage ich es noch, die Feder zu ergreifen, um Ihnen Einiges über unſer Theater zu melden; denn der Leipziger Correſpondent des „Heſperus“ tadelt das Urtheil ſehr, welches ich über Hrn. Genaſt als „Schweizer“ und Demoiſ. Lauber in der letzten Vorſtellung der „Räuber“ fällte, und ein ſolcher Tadel könnte Einem alles Selbſtvertrauen rauben. Indeſſen iſt der Heſperiſche Leipziger oder Leipziger Heſperide ſo gütig, zu erlauben, daß ich mein endliches Straf-Urtheil von dem Richterſtuhle unparteiiſcher Kritik empfange, und da ich gerade vor dieſem ſehr gut zu beſtehen hoffe, ſo will ich mich auch nicht abſchrecken laſſen, Ihnen noch ferner zu berichten. Findet übrigens der Trabant des „Heſperus“ den Ton gutmüthiger Treuherzigkeit, und blinder Ergebenheit gegen ſeinen Herrn, der aus Hrn. Genaſt's Spiel, ſeinem Charakter als „Räuber“ unbeſchadet, hervor leuchtete, zu ſpaßhaft, wie er ſelbſt ſagt, ſo kann ich ihn nur — bedauern; und wenn ihm Demoiſ. Lauber als „Amalie“ vollkommen genügte? — nun, wohl bekomme ihm das Vergnügen, welches er dann empfunden haben muß. Uebrigens iſt er wahrlich zu beneiden, daß er das ſchlummernde Talent ſchon in ſeinem erſten Keime zu entdecken weiß; mögt der Leipziger Heſperide dereinſt Goldäpfel finden und ſie gut bewachen! — Neues kam auf die Bühne, ſeit meinem letzten Berichte, nur ſehr wenig, und noch weniger Gutes, möchte ich behaupten. Zu dem Beſſeren gehört die „weiße Dame“, von Boyeldieu; ſie gefiel ſehr, ward ſchon öfter gegeben und wird ſich wahrſcheinlich bei weitem länger halten, als „Theobald und Iſolina“. Beinahe — doch auch nur beinahe — hätten wir den „Prinzen von Homburg“, von Kleiſt, gegeben, aber Hr. Devrient ward krank. Zu erwarten haben wir den „Oberon“ und den — „Abällino“. — Hr. Blume, aus Berlin, war hier und gaſtirte als „Doktor Bartolo“ im „Barbier von Sevilla“ und als „Graf Almaviva“ in „Figaro's Hochzeit“. Er gefiel, aber mehr, glaube ich, ſeines leichten, gewandten Spiels, als ſeines Geſanges wegen. Man wollte die nöthige Sicherheit bei ihm vermiſſen, und hatte wohl nicht ſo ganz unrecht. — Hr. und Demoiſ. Siebert gaben ebenfalls Gaſt-Vorſtellungen in „Johann von Paris“, dem „unterbrochenen Opferfeſt“ und der „Zauberflöte“. Er hat einen herrlichen Baß und ſie eine kräftig-jugendliche Stimme, auch ſchon viel Sicherheit. Was ſie zu wünſchen übrig läßt, betrifft beſonders die Manier. Es wird geſagt, Demoiſ. Siebert ſey für die hieſige Bühne engagirt; wäre dies wahr, ſo könnten wir damit wohl zufrieden ſeyn. — Das „Forget me not“ (Vergißmeinnicht), welches, wie bekannt, als eine Nachbildung des Clauren'ſchen „Vergißmeinnicht“, ſeit dem Jahr 1824 bei unſerm Landsmann Ackermann in London erſcheint, enthält im Jahrgange 1827, der bereits hier zu haben iſt, mehrere intereſſante Erzählungen, von denen (im Magazin für Induſtrie und Literatur) bereits eine deutſche Ueberſetzung angekündigt iſt. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß die Leſer dieſer Ueberſetzung nicht Urſache haben werden, ſich darüber zu beklagen. G. E.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 16. Dezember. 200tes Blatt.

Briefe eines engliſchen Wundarztes aus Afrika.

Zehnter Brief.

Whidah. 5 November.

Wenn Du Dich wunderſt, guter Dick, ſo ſchnell wieder aus Whidah einen Brief zu erhalten, ſo wundere ich mich noch weit mehr, Dir einen ſchreiben zu können und noch unter den Lebendigen zu wandeln. Ich habe die Fittige des Todesengels rauſchen gehört und habe alle Urſache, dem Himmel für meine Rettung zu danken. Wir mußten bei der Einfahrt in Abomey lange ſtill halten, wurden viel gefragt und hatten viel zu antworten; man ſchüttelte den Kopf, nahm auf unſere Empfehlungen aus Whidah wenig Rückſicht, und hätte uns augenblicklich wieder zurück geſchickt, wenn der junge Badok die unwilligen Thorwächter nicht zu beſänftigen gewußt hätte. Ihn alſo betrachteten wir dankbar als unſern Schutzengel, und prieſen uns glücklich, in einem leerſtehenden Hauſe der Vorſtadt ein Nachtlager zu finden. Hier ſtörte man unſere nächtliche Ruhe nicht, ſtellte aber in der Nähe des Hauſes Wachen hin, welche jede unſerer Bewegungen beobachten mußten. Des andern Tages fanden ſich in aller Frühe zwei Beamte ein, die ſich mit richterlicher Strenge nach dem Zweck unſerer Reiſe erkundigten. Die Hauptfrage war, ob wir dieſelbe Religion wie die Portugieſen hätten; der Capitain hatte gute Gründe, dieſe Frage zu verneinen, und erklärte ſich über unſern Glauben näher. Das ſchien die Beamten geſchmeidiger zu machen. Bei dem Allen verbeſſerten ſich die Ausſichten ſehr wenig. Nach vielem Hin- und Herreden ward es dem Capitain endlich doch geſtattet, ſich in die Stadt zu einem der angeſehenen Staatsdiener begeben, und ihm ſeine Handels-Vorſchläge mittheilen zu dürfen. Der junge Badok ging als Dolmetſcher mit, und unter dem erhabenen Titel eines Bedienten erhielt auch ich die Erlaubniß, meinen Herrn begleiten zu dürfen. Wir gingen mehrere Straßen hindurch, ehe wir das Ziel des Weges erreichten; endlich hieß man uns vor einer Thür warten. Der Miniſter ſchien eben ſo bequem als vornehm zu ſeyn. Es war Zehn, als er ſeine Gäſte rufen ließ. Mir indeſſen ward der Eintritt verweigert; ich hatte alſo Muße genug, mir die Häuſer umher an zu ſehen. Ich hatte aber kaum zehn Minuten dageſtanden, als ich in einem benachbarten Hauſe ſchreien und keuchen hörte. Ich trat hinzu, und ſah einen alten Mann, der ängſtlich auf und ab lief und die Hände wie verzweifelnd rang; ein Knabe aber lag auf der Erde, krümmte ſich keuchend und verrieth alle Zeichen des Erſtickens. Ich hielt es im erſten Augenblick für einen Anfall von Keuchhuſten: der Mann indeſſen gab mir zu verſtehen, der arme Kleine habe etwas, das er im Munde gehalten, in der Kehle ſtecken. Das kam mir erwünſcht; ich holte mein chirurgiſches Beſteck hervor, ging ihm mit der Zange in die Kehle und holte glücklich einen Fruchtkern heraus, welcher zu groß war, als daß der Knabe ohne Hülfe mit dem Leben davon gekommen wäre. Der Alte, es ſchien der Großvater zu ſeyn, küßte den Saum meines Kleides, und ſchien außer ſich vor Freude; auch ward mir ein köſtliches Frühſtück vorgeſetzt.

Digitized by Google

Der Capitain kam aus dem Hauſe des Miniſters, und meinte, die Sache würde ſich machen. Für dieſen Tag erhielten wir keine Erlaubniß, unſere Baracke zu verlaſſen; nächſten Vormittag aber ſollte eine Audienz bei dem König ſtatt finden. Von Badok's Sohn war nichts zu ſehen. Wir wollten Abends uns niederlegen, als der alte Mann, des Knaben Großvater, verſtohlen zu uns herein trat. Er rieth uns, noch in der Nacht uns auf den Weg zu machen; unſer Tod ſey beſchloſſen, der junge Menſch aus Whidah ſey unſer ärgſter Feind. — Wir dankten unſerm Retter, beſtiegen die Pferde, ließen die beiden Wagen, die wir mitgebracht, gern im Stich, und ſchlugen einen Seitenweg ein, wie ihn der Alte uns bezeichnet hatte. Die Angſt des Sklavenhändlers war maleriſch; allerdings war er es auch vorzüglich, dem die Rache des jungen Böſewichts galt. Der Mond ſchien indeſſen hell und unſere Spur blieb unentdeckt; zur Rechten hörten wir in einiger Entfernung ſchießen, ſahen uns aber am Morgen auf einem öden Felde. Die Reiſe war die beſchwerlichſte, die ich bis heute gemacht; jeden Augenblick geriethen wir auf Sümpfe, richteten uns mit Mühe nach Sonne und Sternen, und gebrauchten vier volle Tage, ehe wir hier angekommen. Hunger und Durſt waren zwei liebliche Neben-Epiſoden dieſes Abentheuers.

So viel bemerkte ich in aller Schnelligkeit, daß Dahomey ein weit bedeutenderer Staat iſt als Whidah. Das Volk ſcheint thätig und tapfer, das ganze Anſehen der Hauptſtadt zeigt von Induſtrie und Wohlhabenheit. Der König ſcheint ein mächtiger, unumſchränkter Herr zu ſeyn, dem Alles erlaubt iſt und Alles gehört. Die Kinder ſollen, wie bei den Spartanern, eine öffentliche Erziehung erhalten, und vom Moment ihrer Geburt an Eigenthum des Landesherrn ſeyn. Dieſer wohnt in einem prächtigen Pallaſt, den ich aber nicht geſehen, hat beſtändig eine Leibwache in glänzender Rüſtung um ſich, verkauft, als der größte Handelsmann, allein die Frauen, und giebt prachtvolle Feſte, wobei Hofſänger ſeine und ſeiner Feldherren Thaten beſingen. *) Ich hörte von einem Guadja Trudo reden, welcher ein ſiegreicher Eroberer geweſen, und ſo gewaltige Thaten ausgeführt haben ſoll, daß er der Schrecken und die Bewunderung der Neger geworden; noch jetzt ſchwören ſie bei ſeinem Namen, und ſein Andenken lebt weit und breit im Lande.

Indeſſen bin ich herzlich froh, guter Richard, aus den Händen ſeines Ur-Enkels glücklich entwiſcht zu ſeyn. Meine chirurgiſche Zange iſt mir jetzt doppelt theuer, und hat alle Anſprüche darauf, mein Fetiſch zu werden. Hier in Whidah werden wir wohl nicht mehr lange bleiben; wahrſcheinlich geht die Reiſe nach der kapverdiſchen Colonie. Es möchten alſo viele Tage vergehen, ehe Du wieder ein Schreiben von mir erhältſt. Laß Dir d'rum nicht bange ſeyn, und empfehle mich Deiner holden Schweſter, der unvergeßlichen, welche, wie Spencer ſich ausdrückt:

Mir ſtrahlenhell vor'm freud'gen Auge glänzt,
Soweit der Sterne Heer den Himmel kränzt,
Und iſt der Tod mir fern von Haus beſchieden,
So küſſ' ich ſtumm ihr Bild, und ſcheid' hinweg zufrieden.

*) „Arch. Dalzel Hist. of Dahomey.

Die Braut durch Feenkunſt.

(Fortſetzung.)

„Aber“ — entgegnete der Gouverneur. — „Aber“, unterbrach ihn der Prinz, „es iſt nun einmal ausgemacht, daß ich eine Fee heirathe. Sie ſelbſt haben mir ſo viele Geſchichten von ihnen, von ihrer Schönheit, ihrer Macht erzählt und beſtätigt, daß Sie ſich doch ſchämen werden, mir und ſich ſelbſt ſo arg zu widerſprechen! — Mit einem Wort, ich bin entſchloſſen; meine ſchöne Couſine mache es wie ich, und wähle einen Andern. Was mich betrifft, ſo erwarte ich noch ein Jahr meine königliche Fee, die meinen Thron zu theilen geſonnen ſeyn wird. Kommt ſie nicht von ſelbſt nach Samarcand, ſo verlaſſe ich mein Reich — und noch eher, wenn man es unternähme, mich zu drängen und zu quälen — und ſuche ſie in der ganzen weiten Welt auf. Noch einmal, Herr Gouverneur, wie können Sie heute tadeln, was Sie noch geſtern gebilligt haben?“

Das Gewiſſen des Herrn Gouverneurs erwachte, ſein Herz ſchlug; er ſah ein, daß es nicht immer gut iſt, bei Hofe den Schmeichler zu ſpielen. Erröthend verließ er den Prinzen; mit geſenktem Blick ſchlich er zur Königin und hinterbrachte den ſchlechten Ausgang der Verhandlung. Sie überhäufte, nicht ihn, ſondern ſich, mit Vorwürfen; aber was half's? — Sie härmte ſich und der Kummer legte ſie in's Grab. Ihr Sohn beweinte ſie, blieb aber übrigens in ſeinem Feendünkel unerſchütterlich. Er beſtieg den Thron und regierte unter dem Namen Kalilbad-Chan, oder Kalil.

Der neue Herrſcher berichtete allen ſeinen Bundesgenoſſen und Nachbarn, und beſonders dem Vater der Prinzeſſin Bellaſire, ſeinen Regierungs-Antritt. Seine Depeſchen an den König von Candahar und an deſſen liebenswürdige Tochter erwähnten nichts von der vorgeſchlagenen Verbindung; Kalil ſchien in denſelben ganz vom Schmerz über den Verluſt ſeiner Mutter durchdrungen, dies konnte ihm zur Entſchuldigung dienen; aber auch in den folgenden Schreiben war eben ſo wenig von den eingeleiteten Verhandlungen die Rede. Er überließ ſich eifriger als je den Erwartungen von der Ankunft einer Feen-Königin; als dieſe aber immer noch ausblieb, ſah er ein, daß er ſie zu ſuchen habe.

Digitized by Google

Seinen Mährchen getreu, ging er nun fleißig auf die Jagd, verirrte ſich in das Dickigt der Wälder, ſuchte Abentheuer, fand aber nichts als Müdigkeit und Mißbehagen. In Höhlen erging es ihm nicht beſſer; Kröten und Eidechſen entdeckte er in Menge, aber keinen wohlthätigen kleinen Zauberfroſch. Mit Verdruß kehrte er heim, und ſchon wollte er den Muth ſinken laſſen, als ihm einfiel: die Feen wären große Freundinnen von Weihrauch, Blumenduft und Wohlgerüchen aller Art. Dem zu Folge errichtete er in einem abgelegenen Zimmer des Pallaſtes einen Blumen-Altar, umſtellte alle Wände pyramidenartig mit Blumen, ließ ſie täglich durch neue erſetzen, und zündete immerwährend auf dem Altar die köſtlichſten arabiſchen Spezereien an.

Der Duft der Rauchwolken, die vom Altar aufſtiegen, benebelte vollends den Verſtand des Königs. Er harrte, harrte vergebens, bis ein Auftritt unter den Fenſtern ſeiner magiſchen Feen-Werkſtatt ihn mit neuen Hoffnungen belebte und ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Die Fenſter des Cabinets gingen auf ein unbeſuchtes Winkelgäßchen. Zufällig ſaßen hier einmal, dem Schloſſe gegenüber, unter einem brettenen Obdach, um ſich vor dem Regen zu ſchützen, zwei alte Weiber in Lumpen auf zwei Steinen und pahlten Schoten und Bohnen aus. Eben ſo zufällig blicken ſie zu den Fenſtern hinauf, und bemerken den König, der ebenfalls ſeine Blicke auf ſie gefeſſelt hielt. — Den beiden Alten war, wie der ganzen Stadt, ſeine Feengrille bekannt, und ſie ſuchten Nutzen daraus zu ziehen. Die Klügſte, Cancrelade, ſprach deshalb zu Mophetuſe, der Andern: „Sieh, wie er uns anſchaut, der König! Wenn er uns für Feen anſähe, das wäre allerliebſt! Wer weiß? Steh' mir bei. Laß uns die Fingerſprache beginnen, erſt aber einen Halbkreis und Figuren im Sande machen; das ſoll ihm in den Kopf fahren und ihm die nächſten Tage zu ſchaffen geben!“ — Ueber ihre Bohnen gebückt, fuhr ſie in leiſem Tone fort: „Lege die beiden letzten Finger der linken Hand unter den Daumen; hebe die beiden andern in die Höhe und lege ſie auf den Mund; ſchließe die Augen. So bleibe ſitzen, und halte mir die rechte flache Hand umgekehrt vor die Augen; ſchräg oder gerade, einerlei. Du erhältſt dann von mir ein Zeichen mit aufgehobenem Finger; Du ſtehſt auf, läſſeſt beide Hände zu beiden Seiten hangen; ſobald ich aufſtehe, hockſt Du Dich vor mich hin. Du reichſt mir beide Hände entgegen; ich breche eine Binſenſproſſe aus dem Korbe und binde ſie Dir. Du bläſeſt drei Mal auf das Band, ich laſſe es fallen; Du wirfſt dann drei Hand voll ausgepahlter Schoten rechts, links und gerade vor Dich hin; ich mache es eben ſo mit drei Hand voll Bohnen. Du drehſt Dich rechts und links, ich ebenfalls; dann herzen und küſſen wir uns, faſſen den Korb zugleich an und gehen ab. Dies Alles muß ſchnell hinter einander, leicht, ohne Schein der Verabredung geſchehen, und ohne ein einziges Mal nach den Fenſtern hinauf zu ſchauen. Vielleicht ziehen wir die Aufmerkſamkeit des Herrn auf uns, und wer weiß, was alsdann geſchieht! Mach' es nur genau ſo, wie ich Dir's vorſchreibe!“

Die beiden Weiber thaten genau, wie ſie es ſich vorgeſchrieben hatten. Sie waren keine Neulinge in dergleichen Hocus-Pocus, und Kalil, ganz Auge, verlor keine von ihren Bewegungen, hielt den Athem an ſich und hätte ihn beinahe vor Anſtrengung ganz verloren.

(Die Fortſetzung folgt.)

B u n t e s.

Eine junge Pariſerin, deren Züge einen unglücklichen alten Stempel tragen, erlitt oft die Kränkung, für **alt** gelten zu müſſen. Neulich wurde ſie Abends von zwei Spitzbuben angehalten; man iſt im Begriff, ſie zu berauben, als ein Dritter herbei eilt und den Andern zuruft: „Laßt die Alte gehen, hier kommt beſſere Beute!“ — Empört über das ſchreiende Unrecht wirft die Beleidigte den Böſewichten ihre Börſe zu mit den Worten: „Lumpenpack! ich bin keine Alte!“

Unlängſt hat Jemand (wie der „Corsaire“ berichtet) folgende Berechnung über die Erzeugniſſe eines Gelegenheits-Dichters in Paris angeſtellt: 160 Gedichte zu Ehren deſſen, was Recht iſt; 15 Dithyramben auf Murat; 35 Vaudevilles für die franzöſiſche Republik; 18 Gelegenheits-Hymnen zu Ehren des Kaiſers; 42 zu Ehren der rechtmäßigen Dynaſtie und 300,000 Verſe überhaupt ſeit Wiederherſtellung dieſer Dynaſtie.

Jemand hat ein ſehr zweckmäßiges Vertheidigungsmittel für Damen gegen die Spitzbuben erfunden. Es beſteht in einem Cylinder von der Länge eines Fächers, und iſt mit Taback und Pfeffer gefüllt, den man dem Anfallenden unvermerkt in's Geſicht bläſet. — Die Waffe führt den Namen Laron-Coquette, weil der angeblaſene Taback (gleich der niedlichen Kokette) dem Spitzbuben **in die Augen ſticht!** (donne à l'oeil aux voleurs.)

Im Jahre 1720 widerſetzte ſich im Grand-Conſeil von Paris der Rath Perelle der Bulle Unigentius. Der Kanzler d'Agueſſeau fiel ihm mit der Frage in die Rede: „Woher dieſe Grundſätze, Herr Rath?“ — Dieſer entgegnete ſchnell und feſt: „Ich habe ſie aus den gedruckten Plaidoyers (Vertheidigungs-Reden) des verſtorbenen Herrn d'Agueſſeau geſchöpft!“ (Der Kanzler war nämlich von einer Partei zur andern abgeſprungen.)

Th. Laurin.

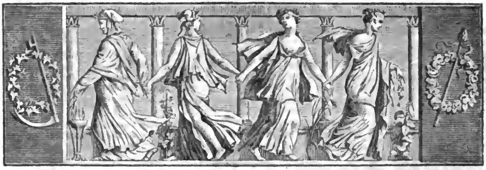
Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. In einem meiner letzten Berichte habe ich Ihnen von der Anweſenheit der Luftſchifferin Garnerin geſchrieben und verſprach, auf ſie zurückzukommen, wenn ſie eine Fahrt wagen ſollte, woran man damals noch zweifelte. Sie hat richtig ſtatt gefunden, und zwar Ende Auguſt. Seit Mad. J. Reichard war in Wien nichts Aehnliches geſehen worden, und der Zudrang alſo gewaltig, vorzüglich da man ein ganz neues Schauſpiel erwarten durfte, nämlich das Herablaſſen mittelſt des Fallſchirms. Es verſteht ſich, daß es nicht an prunkenden Einladungen fehlte, welche die Neugier noch mehr ſpannen mußten. Unter andern erinnere ich mich einer ſolchen, die, mit dem Bilde des koloſſalen Ballons und aller ſeiner Vorrichtungen verziert, zugleich eine kurze Biographie der Demoiſ. Garnerin enthielt. Sie iſt eine geborne Pariſerin, 30 Jahr alt — ich bin ſo ungalant, das letztere zu bezweifeln, doch der Biograph hat vielleicht den Taufſchein geſehen! —; ſchon als Kind gab ſie Beweiſe ihres Muthes und ihrer Geiſtesgegenwart, denn ſie rettete eine jüngere Schweſter vom Flammentode; dieſe beiden Eigenſchaften beſtimmten ſie auch zu der Wahl eines ſo gefährlichen Berufes, für welchen ſie ſich, wenn ich nicht irre, im Jahre 1814 entſchied, wo ſie zu Paris ihre erſte Fahrt wagte. Seitdem hat ſie das Unternehmen 29 Mal und immer glücklich wiederholt. — Die Füllung, welche auf dem Feuerwerksplatz im Prater ſtatt fand, dauerte von ein Uhr Mittags bis halb ſieben Uhr Abends. Um dieſe Zeit ſah man die rieſige Maſchine ſich plötzlich bewegen und Demoiſ. Garnerin in den kreisförmigen, blumengeſchmückten Korb ſteigen, welcher am Ende des Ballons befeſtigt war, und von dem wieder, in Form eines Regenſchirms, der Fallſchirm herabhing. So drehte ſich die Luftſchifferin im Kreiſe der nächſten Zuſchauer umher, dann wurden die Stricke abgeſchnitten und pfeilſchnell ging die Fahrt in die Höhe. Kein Lüftchen regte ſich, nach einer kleinen Wendung ſtieg der Ballon ganz gerade auf, kaum vermochte man ſeine Bewohnerin noch zu gewahren — da erſchollt plötzlich ein Schreckensſchrei aus dem Munde der Zuſchauer, ungeachtet ſie auf das Folgende ſchon vorbereitet waren. Demoiſ. Garnerin löſte nämlich jetzt, in der Höhe von ungefähr 300 Klaftern, den Korb mittelſt einer leichten Vorrichtung ab, ſogleich trennte ſich dieſer vom Ballon, und letzterer entſchwand mit verdoppelter Schnelle den Augen; der erſtere ſchwankte, ſchien ſich umzukehren und ſeine Laſt auswerfen zu wollen, aber im Augenblick entfaltete ſich auch der Fallſchirm, und ruhig glitt das kühne Weib herab. Nun ſtrömte Alles dem Orte zu, wo die Wiederkehrende, ihrer Richtung nach, ankommen mußte. Es war ein ungeheures Gedränge, in das Jeder faſt unwillkührlich hineingeriſſen wurde; ſo freut den Menſchen das Gelingen einer muthvollen That! Ueber die Tiſche und Stühle der nahen Gaſthausplätze ging es im Sturme vorwärts, Keiner ſah den Andern, hundert Hände ſtreckten ſich der Kommenden grüßend und hülfreich entgegen, die endlich etwa 200 Schritte von dem Platz, wo ſie aufgeſtiegen, wieder unter dem Jubelruf der Menge anlangte. Sie ſchien weniger beängſtigt oder erſchöpft, als erhitzt und athemlos vom Drange der Luſt, ja, ſie vermochte ſogleich an der Hand ihres Vaters zurückzukehren und unter den glückwünſchenden Zuſchauern dankend umherzugehen. — Auch den Schnellläufer Görich haben wir geſehen. Er lief im Harniſch, mit Vor- und Hinter-Küraß, mit Helm und Viſir, Säbel, langen Stiefeln u. ſ. w. eine Strecke, wofür er eine Stunde Zeit beſtimmt hatte, und gelangte um acht Minuten früher an's Ziel. Eine Menge von Reitern begleitete ihn, doch nur zwei hielten die ganze Tour aus. Wie war die Charlatanerie, mit der dies Alles geſchah, zuwider. Etwas Aehnliches war mit einer Fechterin der Fall, die ſehr prunkhaft eine Akademie angekündigt hatte, und die bei einem übermäßig fleiſchigen, alſo ungelenken Körper, von unſern hieſigen Fechtmeiſtern, unter welchen einige ſehr ausgezeichnete ſind, faſt in jedem Gange beſiegt ward. Ueberhaupt kommt jetzt wieder die Zeit für derlei Spektakel; der Adel und die reicheren Partikuliers kehren ſchon von ihren Gütern zurück, nur Weinleſen und Jagden locken ſie noch dann und wann hinaus. Der Hof iſt wieder hier; im Prater reihen ſich ſchon Mittags die Equipagen; die Theater füllen ſich; Concerte und Abend-Unterhaltungen werden angekündigt; Wagen raſſeln kreuz und queer durch die Straßen; Läufer und Diener eilen mit Einladungs-Karten umher; aus den Spiegelfenſtern der erſten Etagen, die vor Kurzem noch mit Gardinen traurig verhangen waren, ſchimmern wieder helle Luſtres — kurz, Alles geſtaltet ſich zum reichbewegten, geräuſchvollen, winterlichen Stadtleben, das, im Contraſt zu der allmählig abſterbenden Natur, wahrhaft poetiſch wird. Mit dem grauenden Morgen beginnt ſchon die Thätigkeit, ein Laden nach dem andern öffnet ſich, die Nachbarn grüßen ſich und beſprechen das Wetter; auf ihren einſpännigen Wägelchen und mit Schiebkarren kommen die Milchweiber angefahren, die an den Straßenecken und in den Durchgängen ihre blank geſcheuerten Kannen aufſtellen. Nun wächſt das Gewühl und Geräuſch mit jeder Stunde; Mägde und Diener mit großen Körben verſtellen ſich den Weg und drängen ſich um die in gewiſſen Gaſſen verbreiteten Fleiſcherbuden und Gemüſekrämerinnen; ſchwere Fuhrweſenswagen und leichte Caroſſen, Reiſende und Spazierreiter, die ihren Morgenritt machen, kreuzen ſich in den Straßen; ſind dieſe nun eng, und haben ſie eine ſtarke Paſſage, finden ſich noch überdies, was um die Herbſtzeit gewöhnlich iſt, die Holzhacker ein, welche ihre Werkſtätte vor den Häuſern, oft mitten in die Gaſſe hinein, aufſchlagen, ſo braucht es oft Stunden, bis der Gordiſche Knoten ſich entwickelt, und wen ſein Mißgeſchick auf einem eiligen Geſchäftsgang in ein ſolches Labyrinth führt, der darf nur ſpringen und klettern, wenn er ſich daraus befreien will. Die Sallerſtadt, der Hof, der hohe Markt, der Haarmarkt, der Lichtenſteg und die Rothenthurmſtraße ſind die Plätze, wo ſich in dieſer Zeit das bewegteſte Leben entfaltet. So dauert es fort, bis um Mittag. Nun ändert ſich die Scene, andere Schauſpieler treten auf den Platz, und ein glänzenderer Anblick bietet ſich den Augen des Beobachters dar. Jetzt ſchlägt nämlich die Stunde, wo die elegante Dame mit ihrer Morgen-Toilette fertig geworden, wo der junge Stutzer ſein Frühſtück bei Curti oder Rumeo und dabei die Journal-Lektüre, ſein tägliches Geſchäft, vollendet hat; ein Theil der Beamteten iſt nun von ſeinen Arbeiten, die Schauſpieler ſind von ihren Proben frei; die Dichter halten Raſt in ihrem Streben nach Unſterblichkeit, und Alles ſtrömt nun durch die Kärnthnerſtraße, über den Graben, Kohlmarkt, Stephansplatz, um zu ſehen und geſehen, zu hören und gehört zu werden. Frauen und Fräuleins ſpazieren im reizenden Morgenanzuge an den prächtigen Gewölben vorüber, beſchauen ſich die neuen Stoffe und Arbeiten, welche, in den großen glänzenden Glasſchränken auf das zierlichſte und ſinnreichſte geordnet, zum Kaufen anlocken. Sie treten hier hinein und dort heraus, der nachfolgende Diener keucht ſchon unter ſeiner Laſt, die ihm doch der heimlich folgende Anbeter ſo gern abnehmen würde, um einen dankbaren Blick für dieſe aufopfernde Liebe von ſeiner Schönen zu erholen. Mitunter huſcht wohl auch leichtere Waare mit durch, die man ſogleich an dem überladenen Putz und an dem beſtändigen Drehen und Wenden des unruhigen Köpfchens erkennt. Dieſe artigen, verlornen Kinder unterſcheiden ſich wenigſtens durch Anſtand und feinere Sitten von jenen unglücklichen und verworfenen Geſchöpfen, welche des Abends und Nachts wie Eulen durch die Straßen ſchwirren und auf Beute lauern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 18. Dezember. 201ſtes Blatt.

Der höchſte Lohn.

Gloſſe.

Thema: Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n,
Doch fürchte nicht, es giebt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglüh'n.
Schiller.

Das Gute zu verbreiten ſey dein Streben,
Zu edlen Früchten ſtreueſt du die Saat,
In ſpäten Zeiten wird's noch blühend leben,
Denn unvergänglich iſt die gute That.
Doch von der Welt erwarte nicht den Lohn,
Den ſuche nur in deinem eig'nen Herzen,
Für Schönes wird dir oft der Menge Hohn,
Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen.

Doch dies erkalte nimmer deinen Muth,
Mit Kraft mußt du das hohe Ziel erringen,
Belebet dich des Herzens heil'ge Gluth,
Dann wirſt du ſtets das Würdigſte vollbringen,
Das Große reift durch einen feſten Willen,
Im Streben ſchon belohnet ſich das Müh'n;
Strebt auch die Welt das Edle zu verhüllen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.

Die Wahrheit wird ſich ſiegreich ſtets erheben,
Der iſt ein Thor, der ſie zu hemmen glaubt;
Der Widerſtand ruft früher ſie in's Leben,
Und Keinen giebt's, der ihr die Herrſchaft raubt.
D'rum iſt unſterblich, was dein Geiſt erſchafft,
Der Menge Tadel laß dich nimmer ſchmerzen;
Verfolget dich auch blinde Leidenſchaft,
Doch fürchte nicht, es giebt noch ſchöne Herzen.

Dein Werk iſt für die Ewigkeit begründet,
Wenn ſolche Herzen dein Bemüh'n verſteh'n,
Denn wo der Wahrheit Funken ſich entzündet,
Kann ihre Flamme nimmermehr vergeh'n.
Du kannſt dich hochbelohnt und glücklich nennen,
Was du gewirkt, wird ſegnend einſt erblüh'n,
Wenn deinen Werth die Wenigen erkennen,
Die für das Hohe, Herrliche erglüh'n.
Wilhelm John.

Die Braut durch Feenkunſt.

(Fortſetzung.)

Die Weiber waren längſt verſchwunden; aber Kalil, verſenkt in ſeinen Betrachtungen, in ſeinen Muthmaßungen, hielt noch immer die Blicke ſtarr auf die Stelle geheftet, wo ſie geſeſſen und manipulirt hatten.

„Glücklicher Kalil!“ — rief er aus, als er wieder Stimme gewonnen hatte — „endlich haben dich die Feen einer Erſcheinung gewürdigt! Laß dich nicht durch ihre Häßlichkeit, durch ihre Lumpen abſchrecken; ſie haben den Schein der Armuth abſichtlich angenommen, dieſe Hülle ſchließt tiefe Geheimniſſe in ſich. Warum haſt du ihnen nicht nachgeſchickt? Doch, dann wären ſie ohne Zweifel für immer entſchwunden, und du hätteſt dich und ſie ohne Vortheil verrathen. Setze keinen deiner Diener in Kenntniß dieſer Begebenheit; verdiene das volle Zutrauen der Feen durch die tiefſte Verſchwiegenheit; ſie kommen dann gewiß wieder. Sie machten Zeichen; denke dieſen Zeichen nach, ſtudire ſie, ſuche ſie zu erklären, denn gewiß enthielten ſie eine Anweiſung, wie du dich verhalten, und was du zu er-

Digitized by Google

warten haſt. Laß ſehen, wie waren jene Zeichen beſchaffen? — Zwei Finger auf den Mund bedeuten Schweigen — eine ausgeſtreckte Hand ſcheint zu ſagen: behueſam, vorſichtig! — Ein Binſenband iſt bald zeriſſen — drei Mal darauf geblaſen, und es zerreißt — darüber läßt ſich viel nachdenken. — Wenn ſich die Eine bob, bückte ſich die Andere; — man muß einander wechſelſeitig nachgeben — ganz natürlich! Aber was bedeuten die Schoten und die Bohnen, die ſie ſich zuwarfen? Wart', ich hab's. Liefere mir deine Feinde, ich liefere dir die meinigen aus: auf Gnade und Ungnade, kein Pardon! — Vielleicht hätten die Feen dies auf etwas edlere Weiſe ausdrücken können, doch das darf man nicht ſo genau nehmen. Weiter! — Rechts um, links um machen, wiederkommen, ſich umarmen? — Gefunden! Eine Fee hat ihre Geſchäfte; ein Fürſt hat die ſeinigen. Jeder beſorgt ſein Fach; man kann ſich nicht immer in den Armen und auf dem Halſe liegen. Dann aber iſt die Vereinigung doppelt entzückend; man fliegt einander entgegen, man trägt den Henkelkorb zuſammen fort — ein ſchönes Bild des geſellſchaftlichen Lebens, wo jeder Theil gleich zu tragen hat —. Ja, ich bin gewiß, den Sinn des Räthſels entziffert zu haben; nichts fehlt meinem künftigen Glücke!"

Kalil konnte an nichts denken, als an dieſe Erſcheinung. Sie hatte ihn ſchon drei Tage hinter einander beſchäftigt; ſchon fing er an, ungeduldig zu werden, als ſich die alten Weiber auf's Neue vor ſeinem Fenſter zeigten, noch zerlumpter als das erſte Mal. — Canerelade ſtützte ſich auf einen gabelförmigen Stab; die Andere klapperte ihr mit Caſtagnetten in die Ohren. Sie ſetzten ſich wieder auf die nämlichen Steine. Canerelade ſtößt ihren Stab in den Boden; Mopheuſe will ihn heraus reißen. Canerelade zieht eine Pfeife aus der Taſche, pfeift drei Mal, und der Stab bleibt ſtecken. Drei Mal wiederholt Mopheuſe den Verſuch, drei Mal ſchallt die ſchrillende Pfeife, drei Mal ſiegt Canerelade. Die beiden Alten würden noch mehr dergleichen Poſſen getrieben haben, aber Kalil, deſſen Ungeduld und Neugierde jene Myſterien auf's höchſte getrieben haben, kann nicht länger im Dunkel leben, er dürſtet nach Aufklärung und Licht. Er ſtürzt aus dem Cabinet der Aromen, und giebt einem Pagen Befehl, ſogleich nach der Stelle zu eilen, die er ihm bezeichnet, und die beiden Alten zu ihm zu bringen. Der Page gehorcht. Indeß vermehrt Kalil die Wohlgerüche und ordnet die Blumen auf dem Altar.

Der Page hat ſeinen Auftrag ausgerichtet. Die Frauen ſind ihm willig gefolgt: ſie werden in das geheime Cabinet eingeführt und mit dem Könige allein gelaſſen. — „Ich weiß, wer Sie ſind, meine Damen!" ſo redete ſie Kalil in tiefgebeugter Stellung an. „Ihre Verkleidung hat Sie meinen Augen nicht verbergen können. Warum aber beſtehen Sie noch immer darauf, mir Ihre göttlichen Reize, Ihre ewigr Jugend entziehen zu wollen? Wozu dieſe widrige Lumpenhülle? wozu dieſe abgelebten, abſchreckenden Gerippe? Schauen Sie her! Hier ſteht der Altar, den ich täglich für Sie ſchmücke, auf welchen ich den Zoll meiner Huldigung lege, und mit ihm ein Herz, das in Ungeduld brennt, mit Ihnen die Macht und die Schätze zu theilen, welche das Glück in meine Hände gelegt hat. Und verſteigen ſich meine Wünſche nicht zu hoch, beleidige ich Sie nicht durch meine geſpannten Erwartungen, ſo geben Sie mir Ihre Einwilligung nur durch Zeichen zu erkennen, machen Sie nur dunkel und durch ein einziges Wort kund, um welchen Preis der glückliche Kalil eine nähere Verbindung mit Ihnen und die Beweiſe Ihrer Gunſt erkaufen ſoll!"

Canerelade nahm das Wort: „Sire, Ihr Cabinet iſt ſehr hübſch und riecht überaus angenehm. Ihre Abſichten ſind eben ſo rein und wir nehmen Ihre Huldigung an. Es würde uns lieb ſeyn, uns Ihnen auf der Stelle in unſerer wahren Geſtalt zeigen zu können, um ſo mehr, da weder Sie noch wir ſelbſt dabei verlieren würden; allein es bedarf der größten Vorſicht, wenn wir mit Männern in — gewiſſe Verhältniſſe treten und uns körperlich ihnen mittheilen wollen. Wir dürfen uns nicht näher erklären; ſo viel aber iſt Geſetz für beide Theile: ehe ein von uns Beglückter zum Anſchauen und Genuß der Vollkommenheit gelangt, deren Mittelpunkt wir ſind, muß er gelernt haben, die widrigen Umgebungen, die uns mißgeſtalten, zu überwältigen: nur durch dieſe Selbſtüberwindung, die ihm das Geſchick zur Bedingung macht, kann er uns gewinnen. Wir ſind wie Roſen, deren Wohlgerüche man nicht einathmen durfte, bis man die ſchützenden Dornen, einen nach dem andern, davon getrennt hat. — Geben Sie Acht, Sire, auf das, was ich Ihnen zu ſagen habe. Bis jetzt haben wir nur den feinſten Ihrer Sinne, das Auge, beleidigt; wie wäre es, wenn alle übrigen eine noch ſchwerere Probe zu beſtehen hätten? Und geſetzt auch, Sie würden dieſer Prüfung unterworfen, ſo können Sie von Glück ſagen. Wie ganz anders wäre es, wenn wir Ihnen unter der Geſtalt einer Klapperſchlange, eines Crocodills, eines Drachen, eines Lindwurms erſchienen? Danken Sie es Ihrem Eifer, unſerer Gewogenheit und der Gunſt des Schickſals; aber ſeyn Sie auch bereit, allen möglichen Widerwillen zu überwinden, wenn Sie an Genüſſen Theil haben wollen, deren kein Sterblicher je ſatt werden kann!" — „Ach, Madam!" rief der von dieſer mit ſeinen Ideen und Hirngeſpinnſten ſo übereinſtimmenden Rede entzückte Kalil; „ach, Madam, ich ſchaue durch den Nebel, in welchen Sie ſich meinem Auge haben

verhüllen wollen; ſchon unterſcheide ich die himmliſchen Reize Ihrer Geſtalt, welche einzig denen Ihrer Seele und Ihres Verſtandes nachſtehen, der Ihnen die weiſen Worte eingab, die von Ihren Lippen gefloſſen ſind. Sie haben nichts von der Empörung meiner Sinne zu fürchten; ich werde ſie ſchon meiner Ueberzeugung und meinem feſten Willen unter zu ordnen wiſſen!“

„Sire!“ ſprach hierauf Cancrelade, „hören Sie mein Geſtändniß. Wenn wir uns fern von Ihrem Geſchlecht halten, ſo iſt der Mangel an Muth und Beharrlichkeit, der den meiſten Männern zum Vorwurf gereicht, ſchuld daran. Die geringſte Abneigung, das kleinſte Hinderniß hält ſie auf und ab; und dabei treiben ſie den Widerſpruch mit ſich ſo weit, daß auch der Mangel an Schwierigkeiten für ſie ein Beweggrund wird, ein Unternehmen auf zu geben, welches den größten Reiz für ſie hatte. Sie dagegen, Sire, flößen uns das größte Zutrauen ein. Ihre Denkungsart, Ihre Stimmung verdient, daß man ihr vollen Glauben ſchenke: dennoch darf ich Ihnen nicht bergen, daß wir viel dabei wagen, wenn wir eine Probe mit Ihnen beſtehen wollen. Sollten Ihre Entſchlüſſe mitten im Unternehmen weichen, ſo würden Ihre Hoffnungen auf immer verſchwinden; Sie würden ſich der ſchwerſten Strafe und uns dem Zorne Ginniſtans ausſetzen. Ueberwieſen, uns Ihnen zu leichtſinnig ergeben zu haben, würden wir uns nie wieder dem menſchlichen Geſchlecht nahen können, und wir ſind Weiber, Sire, und Sie wiſſen, daß für ein weibliches Weſen — ſelbſt für Feen — ein *Verbot* die härteſte Strafe iſt. Allein, wie geſagt, wir wollen es mit Ihnen wagen; unſer Geſtirn, vielleicht auch unſere Neigung, zieht uns fort, und heißt uns das Abentheuer beſtehen. Nach drei Tagen, bei dem Anbruch der Nacht, findet uns der Page, der uns zu Ihnen führte, an der Pallaſtthür, welche auf die Straße ſtößt, wo Sie uns zuerſt bemerkt haben. Bereiten Sie, Sire, das hochzeitliche Bett in dieſem aromatiſchen Cabinette. Wir unterſagen Ihnen allen fürſtlichen Pomp. Ihr Altar, mit friſchen Blumen geſchmückt, Ihre Spezereien und Arome — ſind die einzigen uns angenehmen Gaben; je mehr aber ihrer ſind, deſto beſſer; wir leben und weben in Wohlgerüchen. Laſſen Sie durch die Thür des Cabinets ein kleines rundes Loch bohren, von der Größe einer Haſelnuß. Wir ſtecken dann, Eine nach der Andern, den kleinen Finger durch das Loch. Der Finger, der Ihren Beifall erhält, gehört derjenigen von uns, die ihr Schickſal mit dem Ihrigen verbinden ſoll. Halten Sie den Trauring für dieſen Finger bereit. Ein kleines Käſtchen von Ebenholz muß die Geſchenke und Kleinodien enthalten, die Sie für Ihre Braut beſtimmen, und beſonders die Krone, ſie muß klein ſeyn und aus lauter Brillanten beſtehen: wir tragen keinen andern Brautkranz. Legen Sie das Käſtchen auf das Kopfkiſſen des Bettes. Es muß nur noch *ein* Licht im Zimmer brennen, wenn Sie zwiſchen beiden Fingern wählen; ſobald Sie entſchieden haben, blaſen Sie zu dreien Malen über das Licht, löſchen es das dritte Mal aus; denn die Zauberer, unſere Feinde, ſind eben ſo boshaft als eiferſüchtig. Sollten wir nicht die tiefſte Finſterniß bei Ihnen antreffen, ſo würde Ihre Gefahr noch größer ſeyn, als die unſrige.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Mahomets Fahne.

Dieſes Panier, welches ſeit einiger Zeit eine ſo große Rolle ſpielt und einen ſo wichtigen religiös-politiſchen Einfluß auf die Einwohner von Conſtantinopel hat, iſt die einzige Fahne, welche in allen Schlachten Mahomets, und ſeit ſo vielen Jahrhunderten, in allen türkiſchen Kriegen voran getragen und niemals erobert worden iſt. Sie gilt für einen Talisman, für eine muhamedaniſche Oriflamme, iſt und bleibt dieſelbe, altert zwar, aber ſtirbt nicht; hat tauſend Jahre und Millionen Krieger unter ſich verſchwinden ſehen, und leitet noch immer die Heere ihrer Anbeter in den Kampf. Die Farbe iſt grün, das Panier mit goldenen Franzen beſetzt, aber das Zeug dergeſtalt vom Zahn der Zeit zerfreſſen, daß es in Fetzen und beinahe in Staub zerfällt. Die Fahne iſt von fünf Futteralen umgeben; dieſe ſind von grünem Atlas und grünem Sammet, geſtickt und mit Franzen und Spangen beſetzt. Das Ganze wird in einer Kiſte von Citronenholz, in- und auswendig mit Gold und Silber ausgelegt, aufbewahrt. Iſt das Heer beiſammen, ſo begiebt ſich der Sultan, der Groß-Veſſir und der Mufti hin; man ſchafft die Fahne Mahomets herbei. Der Mufti zieht, in Gegenwart der verſammelten Krieger, mit höchſter Ehrerbietung ein Futteral nach dem andern ab, und zeigt das heilige Panier als ein anbetungswürdiges Kleinod, als ein wunderkräftiges Zeichen, welches zum Siege führt. Er hält eine Rede, worin er die Kraft der Reliquie auseinander ſetzt und das Heer zum Kampf befeuert. — Nicht in bürgerlichen Kriegen, wohl aber bei Aufläufen, Empörungen und in gefahrvollen Zeitläuften, wird Mahomets Fahne zur Schau geſtellt. C.

Anekdote.

Der berühmte Schauſpieler Lekain unterrichtete einſt einen jungen Debütanten, der in einer leidenſchaftlichen Scene ſeine Geliebte kräftig bei dem Arm faßte, alſo: „Mein Herr, wenn Sie leidenſchaftlich verliebt erſcheinen wollen, ſo müſſen Sie Scheu haben, das Gewand Ihrer Schönen auch nur zu berühren!“ v. S.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Wien. (Fortſetzung.) Vor Taroni's Kaffeehauſe und vor einigen beſuchten Gewölbladen — in denen, wie in Berlin bei den Italienern, feinere Weine getrunken werden — ſtehen Schaaren von Männern gereiht, welche die Vorübergehenden muſtern, und dabei gleich ihre Biographien mittheilen — denn die Kleinſtädterei iſt in Wien eben ſo groß, als, nach Lamothe-Langon, in Paris; — die wichtigſten Tages-Neuigkeiten, die ſich oft um einen entlaufenen Hund oder um ein geſtürztes Pferd drehen, werden hier verhandelt, man kritiſirt über Kunſt und Literatur, erzählt Anekdoten, bringt die neueſten Bonmots (Baren) zu Markt, denn der Wiener hat faſt für jeden Tag im Jahre ein ſolches, das gleich von Mund zu Mund herumgeht; man verabredet Partieen für den Abend und ſchließt dazwiſchen mit gleicher Leichtigkeit ein Geſchäft für das ganze Leben ab. — Ein großer Theil dieſer Elegants beſteht aus Spekulanten, die ihre Käufe und Verkäufe mit einer Bemerkung über die neue Oper beginnen und mit einer Abhandlung über das Spiel der Schröder im neuen Trauerſpiele ſchließen; Andere haben ſich in den Läden der Paſtetenbäcker verſammelt, wo bei einem Stückchen Kuchen und einem Gläschen Liqueur das wichtige Thema verhandelt wird, ob man in dieſem Winter die Montebello-Hüte forttragen, zu den Backenbärten nicht auch einen Knebelbart, der Wärme wegen, wachſen laſſen, und vielleicht gar ſtatt der weißen Ueberröcke ſchottiſche Mäntel umhangen werde? Sonntags hingegen haben ſie, mit Lorgnetten bewaffnet, ihren Poſten vor der Michaeler-Kirche genommen, aus welcher um halb Eins die ſchönen Beterinnen nahen, um noch ein Stündchen, bis zur Tafelzeit, entweder über den Graben und Kohlmarkt, oder über einen gewiſſen Theil der Baſtei — vom Burgthor bis zum Carolinenthor — oder, wenn's hoch kommt, ſogar über das Glacis zu ſpazieren. Tafelzeit aber iſt um zwei Uhr, und nun verſchwindet, wie mit einem Zauberſchlage, all die Herrlichkeit; — doch „Leben bleibt deshalb noch rings genug!“ — Die Scenen des Morgens erneuern ſich, zwar weniger geräuſchvoll und bewegt, da die Schauſpieler jetzt mit vollem Magen agiren, aber noch immer der Art, daß ihre raſche Thätigkeit und Rührſamkeit den Beſchauer genugſam beſchäftigt. Nun kehren die Schuſter-Lehrjungen — ihre ſpaßhafte Eigenthümlichkeit hat ſie ſchon auf das lokale Theater gebracht — mit den leeren Schüſſeln nach den Haushaltungen ihrer Herren, meiſtens in entfernte Vorſtädte, zurück, von wo ſie die Mahlzeit nach den Gewölben in der Stadt bringen mußten; die Fiacker nehmen ihren ſchmalen Rößlein die kleinen Säckchen mit der kargen Fourage ab, welche ſie ihnen regelmäßig um die Mittagsſtunde umbinden und begrüßen wieder die Vorübergehenden mit dem eintönigen: „Fahren wir, Ew. Gnaden?“ Auch die Höcker- (Fratſchler-) Weiber ſtellen ihre mächtigen Töpfe bei Seite, rücken die ſpitzen Strohhüte zurecht und ſchreien mit geſtärkter Kraft ihre „brennheißen Keſten“ (Kaſtanien) aus. Gegen drei Uhr findet ſich auch wieder ein Theil unſers Publikums vom Mittag ein, welcher, der Verdauung wegen, wie früher, um ſich Appetit zu holen, die Gaſſen durchſtreift. Daher iſt auch um dieſe Zeit die Menge am gemiſchteſten und es gewährt oft einen ſeltſam bunten Anblick, die mannigfaltigſten Geſtalten, Stände, Alter, Trachten ſo durch einander wogen zu ſehen. Dort ſteht z. B. ein Trupp Menſchen, der nie zu verſiegen ſcheint — denn ſie löſen ſich immer ab — vor Kuppelwieſer's neuem großen Gemälde, die Heilung des Tobias vorſtellend, das die Apotheke zur goldenen Krone auf dem Graben ausgehangen hat; neben eine geputzte aber ſchon ziemlich bejahrte Dame ſchmiegt ſich links ihr artiges eben ſo geputztes Töchterchen, das aber weit öfter nach einem ſchlanken jungen Herrn, der lauſchend zur Seite ſteht, als nach dem Bilde blickt; rechts lehnt ſich ein vierſchrötiger Geſelle in kurzer Jacke ganz unbefangen an die ſtattliche Frau; vor ihr macht ein kleines zierliches Männchen mit Brillen ſehr gelehrte kritiſche Bemerkungen, indem er faſt mit der Naſe an die Malerei ſtößt, und von zwei ruſſigen Lehrjungen, die mit ihren Päckchen auf den Achſeln überall durchſchlüpfen, lächelnd angeſtaunt wird; ein niedliches Mädchen, mit knapper ſchmucker Kleidung, neckiſchem Grübchen und einem Stumpfnäschen, das aller Welt zuruft: hört, Leute, ich gehöre einem Stubenkätzchen, weiſet mehr im Hintergrunde ſo eben die etwas kräftige Liebeserklärung eines ſtattlichen Soldaten unſanft ab, indem ſie dabei ſchelmiſche Seitenblicke auf einen großen ernſten Mann wirft, der, tief in ſeinen Mantel gehüllt, ganz im Anſchauen des Tobias verſunken ſcheint, während ein einziger leiſer Wink ſeiner Hand und andere Abſichten errathen läßt. — Doch ich würde nicht fertig, wenn ich alle die mannigfaltigen lebenden Gruppen beſchreiben wollte, mit denen ein Zeichner an einem einzigen Nachmittage in Wien ſein Portefeuille bereichern könnte, und die man ſo leicht über das ganze große Gemälde vergißt. In Allem aber zeigt ſich der Ausdruck von Zufriedenheit, Frohſinn und Lebensluſt, der dem Wiener immer eigen iſt, er mag ſich nun auf ſeinem Brigitten-Kirchtag, bei ſeinem Sperl, bei ſeiner Kettenbrücke, in ſeinem Prater an dem friſchen Duft eines heitern Sommer-Abends erquicken, oder in der frühen Dämmerung der kurzen Herbſt- und Wintertage durch die Straßen ſeiner geliebten Kaiſerſtadt ſchlendern, um ſich an ihren Schönheiten ſatt zu ſehen, deren er doch nie ſatt werden kann.

(Der Schluß in der Beilage.)

Azaïs, in ſeiner „allgemeinen Auseinanderſetzung aller menſchlichen Körper“, theilt den Menſchen in drei Stockwerke. Wir übergehen das Parterre und treten in das zweite Stock (den Leib), das Azaïs mit einem Orcheſter vergleicht. Das nervöſe Organ hat die Singpartie, als Haupt-Partie. Das verdauende Organ, als Grundton, iſt der Baß; das andere ſind die begleitenden Inſtrumente. Zu dem ganzen Conzert ſchlägt der Kapellmeiſter, das Herz, den Takt und erhält die Ordnung. So wird alſo der Menſch des Hrn. Azaïs zum Muſikſaal. Bei dem geringſten Mißton greift der Kapellmeiſter energiſch durch; zuweilen iſt er aber zu ſchwach, und dann muß die Medizin (als oberſter Direktor) zu Hülfe eilen, und entweder das Tempo moderiren oder ſteigern! — Das dritte Stock iſt die Seele im Kopfe, welche Herr Azaïs materiell nennt, während er ſie doch unſterblich macht und unvergänglicher als unſern Erdball! — Welcher Widerſpruch?! — „Wenn die Erde ſtirbt“ — ſagt der Verfaſſer — „ſo wird ihr Leichnam zum Cometen, in deſſen Schweif die Seelen der Weiſen und Guten von hinnen ſchweben!“ — Wo die Unweiſen, d. h. die Meiſten, bleiben, ſagt uns Herr Azaïs nicht, und dadurch will er uns wahrſcheinlich den Beweis geben, daß er nicht überall zuerſt an ſich ſelbſt denkt. (Gaz. d. Fr.)

In Straßburg iſt ein Werkchen erſchienen, betitelt: „Die Kunſt, ſich richtig zu benehmen, von einem jungen Mädchen, das ſehr viel Erfahrungen gemacht hat.“ (Corsaire.)

Man ſagt, daß Hr. Ancelot ſein Trauerſpiel: „le Maire du Palais“ jetzt in's Kalmuckiſche überſetzen läßt. Es wird ſich dann ergeben, in welcher Sprache es romantiſcher, d. h. kauderwälſcher, klingt. (Corsaire.)

Dieſer Tage fuhren ſiebenzehn Pferde einen großen Marmorblock nach der Akademie zu. Man fragte unwillkührlich ob etwa das Corps der Vierzig mit einem Mal ausgehauen werden ſollte? (frappé d'un seul coup.) (Corsaire.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXXVI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 201ſten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Wien. (Schluß.) Jetzt wird es Abend, ſchon ſchimmert hier und dort in den dunkleren Gaſſen und Gäßchen ein Licht auf — an manchen Orten muß, vorzüglich zu ebener Erde, fortwährend, auch bei dem hellſten Sonnenſchein, Licht brennen — jetzt tönt vom Stephansthurm ein helles Glöckchen, das ſogenannte Laternenglöckchen, und nun kommen von allen Seiten aus ihren auf beſtimmten Plätzen vertheilten Schlupfwinkeln die geſchäftigen Laternen-Anzünder hervor. Wehe denen, die im eleganten Abend-Coſtüm eben in irgend eine Geſellſchaft eilen wollen, und an einen ſolchen Mann der Unterwelt ſtreifen; berußt iſt er, berußt ſein Kaſten, den er mit bewundernswürdiger Schnelligkeit von einem Pfahl zum andern fortſchiebt, berußt iſt die lange Stange, mit welcher er die Lampen eben ſo ſchnell in die Laternen ſteckt, berußt endlich iſt die Leiter, die er zum Ueberfluß an den Schultern hängen hat, um dort, wo die Stange nicht hinreicht, mit den Händen zu Hülfe zu kommen. Aber man hat auch Reſpekt vor dieſen gefürchteten Leuten, Niemand ſtört ſie in ihrem Geſchäft, denn Alles weicht ihnen auf Klafterlänge aus. Um ſo härter aber ſtoßen die Ausweichenden ſelbſt oft zuſammen, und ich weiß nicht, ob ich mehr die Wagenburgen, welche mich des Morgens bedrohen, oder die allgemeine Flucht vor den Laternen-Anzündern, die der Abend mit ſich bringt, fürchten ſoll. Denn an Wagen fehlt's zwar jetzt auch nicht, und je näher die Theaterzeit kommt, je gefährlicher wird's. Um dieſe Stunde iſt nämlich Alles in der größten Bewegung; nun kommen die Beamteten wieder aus ihren Aemtern, die Nichtbeamteten eilen ebenfalls ihren gewohnten Unterhaltungen und Zirkeln zu; die kleineren Gewölbe werden verſchloſſen und dieſes Verſchließen ſelbſt bringt neue Unbequemlichkeiten; nach allen Thoren eilen und drängen Leute, die in den Vorſtädten wohnen und gern ſchon daheim wären; dazu die vielen Equipagen, die in den verſchiedenartigſten Richtungen und nicht ſelten im ſtrengſten Trabe heran raſſeln; die Schiebkarren, deren Handhaber ſie mit mechaniſchem Phlegma vorwärts rollen und wenig nach den Beinen ihrer geplagten Mitmenſchen fragen; endlich die blendende Beleuchtung aus vielen Kaufläden, die das Auge täuſcht und verwirrt — kurz, wem das Glück nicht Kutſche und Pferde beſcheert hat, der ſcheint nun in wahrer Lebensgefahr — ich ſage, er ſcheint, denn trotz aller dieſer, ſich mit jedem Abend erneuernden Bedrohniſſe hört man doch ſelten von einem wirklichen Unglück, ein Umſtand, welchen wir den klugen polizeilichen Einrichtungen und auch der außerordentlichen Gewandtheit und Behutſamkeit der Wiener Kutſcher, beſonders der Fiakers, zu verdanken haben. — Ruhiger wird es und bleibt es von Sieben bis gegen Zehn, denn in dieſen Stunden iſt die Mehrzahl unter Dache, ob unter eigenem oder fremdem, das bleibt gleichgültig. Demungeachtet fehlt es nicht an Staffage, welche das Nachtſtück noch immer hinreichend belebt; aber eben, weil ſie nur für ein Nachtſtück paßt, wollen wir ſie nicht näher beleuchten. Vor Zehn geht das Gewühl von Neuem, doch für heute zum letzten Mal an. Die Heimkehr geſchieht eben ſo geräuſchvoll und eilig, ja faſt noch eiliger, als der Ausflug. Punkt zehn Uhr werden nämlich alle Hausthüren geſchloſſen, und es iſt eine ſeltſame Caprice der Wiener, wenigſtens der überwiegenden Mehrzahl, daß ſie um dieſe Stunde daheim ſeyn wollen. Ich kenne Viele, die in der fröhlichſten Geſellſchaft unruhig werden, auf die Uhr ſehen, und nur mit Mühe feſt zu halten ſind, wenn dieſe Zeit heran rückt, ja ſogar in den Theatern ſieht man ſich nicht gern länger aufgehalten, und der Dichter wagt viel, der mit ſeinem Stücke den einmal herkömmlichen und feſtgeſetzten Termin überſchreitet, wenigſtens zieht dieſes Ueberſchreiten immer eine gewiſſe nicht zu verkennende Unruhe nach ſich. Bei Manchem mag wohl auch die nach dem pflichtmäßigen Honorar ausgeſtreckte Hand des Hausmeiſters der Wegweiſer ſeyn, der ihn heimwärts treibt; aber bei den Meiſten iſt es gewiß nur liebe alte Gewohnheit, in die Pantoffeln zu fahren und die Schlafmütze auf zu ſetzen. Der Wiener iſt einmal ein geborner Lebemenſch, und ein ſolcher muß dort, wo es ſein Prinzip erheiſcht, auch phlegmatiſch ſeyn können. Auf den Fremden muß übrigens dieſer ſchnelle Wechſel von der geräuſchvollſten Lebendigkeit zur völligen Grabesſtille, die von jetzt an eintritt, einen ſeltſamen Eindruck machen. — Der Leſer und ich folgen dem Beiſpiel der ordentlichen Reſidenz-Bewohner — ich lad' ihn zur Entſchädigung für all die Unbequemlichkeiten, denen ich ihn dieſen ganzen Tag hindurch ausgeſetzt, auf eine Abend-Suppe; mein freundliches Weibchen hat ſchon Alles bereitet; wir ſetzen uns nun um den runden geſelligen Tiſch und ſchwatzen bei einem Glaſe alten Nußberger — er ſteht dem Johannisberger nicht nach — über Dies und Jenes. Da wir aus dem Theater kommen, ſo iſt es auch natürlich, daß wir zuerſt vom Theater ſprechen. Meine Frau fragt mich angelegentlich, wie mir das neue Luſtſpiel der Frau v. Weiſſenthurn, „das Manuſcript" betitelt, gefallen habe, deſſen erſter Aufführung wir im Burgtheater beiwohnten, denn ſie intereſſirt ſich für die Dichterin. „Nicht übel!" antwort' ich, „es iſt etwas für dich, mein Schatz, und du mußt nächſtens hinein gehen. Nur bitt' ich dich, komme mir nicht etwa ſelbſt auf den unſeligen Gedanken, ſchreiben zu wollen, weil darin die Schriftſtellerinnen ſo vertheidigt werden; denn ich verſichere dich, wie gut deine Cotelets ſchmecken, wir würden keinen Biſſen davon hinab bringen, wollteſt du ſie mit einem ſelbſtgefertigten Roman oder gar Drama würzen. Was mich anbelangt, ſo iſt mir die weibliche Poeterei von jeher in der Seele verhaßt geweſen, und wie ſehr auch Frau v. Weiſſenthurn das Manuſcript der blinden Dichterin vertheidigen mag, die damit ſogar einen Mann gewinnt und einen hartherzigen Buchhändler rührt — ach, die Buchhändler kommen ſchlimm weg in dieſem Stücke! — ſo hat ſie mich doch nur, beſonders durch die Bruchſtücke einer Erzählung, welche beſagte Poetin ihrer Mutter diktirt, in meiner Meinung beſtärkt. Im Grunde iſt die Poeſie der Frauen nichts als feinere Koketterie, eine Vornehmthuerei mit Häuslichkeit, Verſtändigkeit, Sittlichkeit und Gemüthlichkeit, hinter welcher ſich in der Regel die Unordnung, Oberflächlichkeit, Anmaßung und Eitelkeit verbirgt. Beiſpiele zu dieſer meiner Behauptung liegen ganz nahe. Du darfſt nur Caſtelli's neueſte „Huldigung den Frauen" leſen, die ich dir geſtern gebracht habe, und in ihr eine gewiſſe Novelle. Freilich, Ausnahmen, wie z. B. eine Staël, laſſ' ich gelten, aber —" „Das Burgtheater iſt jetzt ſehr fleißig!" unterbricht mich hier das gute Weibchen, um ein anderes Geſpräch ein zu leiten — „dies iſt nun die fünfte neue Piece, deren ich mich ſeit ungefähr zwei Monaten erinnere." — „Leider aber lauter Ueberſetzungen!" bemerk' ich, gegen den Leſer gewendet, der mich fragend anblickt, weil ihm alle dieſe Neuigkeiten fremd ſind. Da war zuerſt: „Der Todte in Verlegenheit", ein mattes Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen von Kurländer, in welchem die verbrauchte Intrigue wiederholt wird, daß ein Offizier, der ſich einen Subordinationsfehler zu Schulden kommen ließ, ſich für todt erklären läßt, dadurch in allerlei Colliſionen mit ſeinen Erben kommt, und endlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, wieder

Digitized by Google

hebend wird, da er Verzeihung und das Oberſt-Patent erhält. Man kann die Späße zählen, welche dieſen in's Lange und Breite getriebenen Stoff auffriſchen ſollen, und hätte nicht die gefällige Laune einiger Schauſpieler das Ganze auf den Beinen erhalten, aus eigener Kraft wär' es ſchwerlich ſtehen geblieben. Dann ſahen wir: „Die erſte Liebſchaft“, in einem Akt, nach Scribe von Th. Hell. — „Dieſes Stückchen laſſe mir unangetaſtet!“ fällt meine Frau haſtig ein; „es iſt allerliebſt, und nie ſah ich eine unſchuldigere und ergötzlichere Selbſtmyſtifikation, als die der armen Emmeline, welche in dem ihr unbekannten und einer früheren Liebe wegen verhaßten Bräutigam doch den Gegenſtand eben dieſer Liebe, den ſie ſeit einer Reihe von Jahren nicht geſehen, zu erkennen glaubt!“ — „Diesmal hat ſie Recht!“ fuhr ich gegen den Leſer fort — „dieſe Kleinigkeit gehört zu dem Beſten, was uns der ſchreibſelige Scribe und ſeine eben ſo ſchreibſeligen Ueberſetzer ſeit langer Zeit geliefert. Auch wird die kleine Emmeline von der anmuthigen Anſchütz mit der liebenswürdigſten Schalkhaftigkeit dargeſtellt. — Doch ich komme zu der dritten Neuigkeit, ein Familiengemälde nach Vantaur, „Erziehung“ betitelt, deſſen Inhalt ſchon durch den Titel bezeichnet wird. Es behandelt nämlich die Folgen einer verkehrten Erziehung, welche den Zögling, ein junges eitles, aber ſonſt gutmüthiges Mädchen, zu Anſprüchen verleitet, die weit über ihren Stand und über den Kreis, in welchem ſie wirkſam werden darf, gehen. Zum Glück heilt ein verſtändiger Vater dieſe Krankheit noch im Keime. Die Franzoſen ſcheinen ihren „Hausvater“ noch nicht vergeſſen zu haben, und während ein Lamartine ſich fruchtlos bemüht, ihnen endlich den Weg in's ſchöne Land der Poeſie zu bahnen, fallen ſie immer wieder in die altbackene nüchterne Proſa zurück. Dies iſt eines von den Produkten, in welchen ſich, wie in denen des deutſchen Jffland's, die Moral ſo gewaltig breit macht, daß ſie der Phantaſie auch nicht das kleinſte Plätzchen läßt, um ihre Flügel zu regen! — Die Uebertragung iſt indeſſen gut, und verräth mehr Fleiß und Sorgfalt für Dialog und Sprache, als dies ſonſt der Fall zu ſeyn pflegt.“ — „Setze nur immer hinzu“ — nahm meine Frau das Wort — „daß der Zweck des Ganzen ſehr heilſam und für manche der hübſchen Zuſchauerinnen zu berückſichtigen ſey, die gleich der Kaufmannstochter üble Laune und Unzufriedenheit nach Hauſe bringen, weil ſie es ihren vornehmeren und reicheren Nachbarinnen nicht gleich thun können.“ — „Um ſo ſchlimmer ſind dagegen die beiden letzten kleinen Novitäten, welche wir geſehen: „Peter und der Ring“ und: „Eheliche Probe“. Erſteres iſt ein Kinderſtückchen, in welchem die kleine Viſtor recht artig ſpielt, das aber der ſelige Weiße gewiß nicht in ſeinem Kinderfreund aufgenommen haben würde. Im letzteren prüft ein Ehemann die Treue ſeiner Frau durch einen jungen Freund, und dieſe ſtraft ſeinen Zweifel, indem ſie ſich ſtellt, den Anträgen des Verſuchers Gehör zu geben. Durch das Ganze weht jene Leichtfertigkeit und Laſcivität, die wir, wie das meiſte Tadelnswerthe, auch den Franzoſen auf unſerer Bühne zu danken haben und die in einem Abend mehr verdirbt, als die „Erziehung“ in zehn Abenden nützt.“ — „Freund!“ unterbricht mich der Leſer; „Sie werden pedantiſch; ſagen Sie mir lieber, wie ſteht's mit der Oper?“ — „Nicht zum Beſten; Fodor hat uns verlaſſen und die Schechner iſt immer unpäßlich. Die „weiße Frau“ findet zwar noch Zuſpruch und auch „der Maurer und der Schloſſer“ erhält ſich in der Theilnahme; aber dieſe beiden Stücke allein können dem Unternehmer unmöglich aufhelfen. Man hat auch ein drittes in die Scene geſetzt, „Schloß Kenilworth“, ebenfalls mit Muſik von Auber und einem recht brav übertragenen Text von Caſtelli, allein es wollte nicht anſprechen; denn bis auf einige hübſche Einzelnheiten fand man den Satz doch etwas gar zu ſpielend und tändelnd; zudem war Demoiſ. Schechner, welche die „Eliſabeth“ ſingt, bei der erſten Aufführung nicht ganz bei Stimme und übel disponirt; keiner der letzten Gründe des Mißfallens. Einige genußreiche Abende verſchaffte uns übrigens Moſcheles durch zwei Concerte, welche er, während ſeiner kurzen Anweſenheit, in dieſem Theater gab. Seine „Erinnerungen aus Irland“, die er unter andern Compoſitionen vortrug, haben etwas Eigenthümliches und Charakteriſtiſches, das Jeden anſprechen muß.“ — „Ihr ſchönes Theater an der Wien iſt auch wieder geöffnet, wie ich aus den Anſchlagzetteln heute erſehen habe?“ — „Ach ja, Carl ſpielt wieder dort, und ich zweifle nicht, daß er es am Ende behalten werde. Bis jetzt hat er es nur in Compagnie mit der Direktion des Joſephſtädter Theaters gepachtet, und da dieſes Unternehmen noch immer unſicher iſt, ſo läßt ſich nichts davon ſagen. Drei neue Stücke von Meisl, Waldmann und Lembert wurden in die Scene geſetzt, die, mit mehr oder weniger Spektakel verbunden, dem Charakter dieſer Bühne entſprechen, aber bei einer ſehr mangelhaften Beſetzung; — Carl behilft ſich für jetzt, außer denen noch von der früheren Direktion zurückgebliebenen Mitgliedern, meiſtens mit Anfängern — ſo konnten ſie auch nicht durchgreifen. Man ſpricht davon, daß Eßlair hier neuerlich eine Reihe von Gaſtrollen geben werde — wie er ſich in dieſe Umgebung finden kann, iſt mir bis jetzt noch ein Räthſel.“ — Der Leſer will nun auch über den Zuſtand unſerer neueſten Literatur unterrichtet ſeyn, doch dies iſt ein zu häklicher Gegenſtand, als daß man ihn noch am Schluſſe eines ohnehin verſpäteten Abendeſſens vornehmen könnte. Dagegen verſprech' ich dem Leſer, nächſtens in ſeiner Geſellſchaft bei den bekannteren und ausgezeichneteren hieſigen Schriftſtellern Beſuche ab zu ſtatten, er kann dann mit eigenen Augen ſehen und aus dem Munde dieſer Herren ſelbſt vernehmen, was er zu wiſſen verlangt. —J—.

Eine Zeitung nannte neulich den Namen des portugieſiſchen Kronprinzen; er heißt: Don Pedro de Alcantara, Joſeph, Carl, Leo, Salvador, Biabiano, Francesko, Xavier, de Paula, Leocadio, Miguel, Gabriel, Raphael, Gonzaga!! — Es wäre intereſſant, mit an zu hören, wenn das Volk ſeinen Prinzen einmal an ſeinem Namenstage hoch leben ließe und nun riefe: „Es lebe Don Pedro de u. ſ. w.!“ (Pandore.)

1826. No. XXXVI.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Empfehlungswerthe Jugendſchriften,

welche bei Unterzeichnetem erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben ſind:

Bauer, Sam., Leben, Meinungen und Schickſale berühmter und denkwürdiger Perſonen aus allen Zeitaltern, für die Jugend bearbeitet. 5 Bände, mit 10 Kupf. 8. geb. 9 Thlr. 12 Gr. oder 17 Fl. 6 Kr.
— — daſſelbe auf Druckpap. ohne Kupf. 7 Thlr. oder 12 Fl. 36 Kr.

Digitized by Google

Bleibtreu, Ludw., Darſtellung des Sternenhimmels, oder: Anweiſung zur Kenntniß der Geſtirne durch Selbſtunterricht. Mit 3 Abbild. in Steindruck. 12. geh. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr.

Charaktere aus dem häuslichen Leben; ein Leſebuch für Kinder von reiferem Alter. Von der Verfaſſerin der Sammlung kleiner Erzählungen für Sophie, Marie und Friedrich, von ihrer Mutter. 8. geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Grimm, A. L., Chriſtblumen, eine Weihnachtsgabe für Kinder. Auch unter dem Titel: Sammlung kleiner Geſchichten für das zärtere Alter. 2 Bände, mit 12 illum. Kupf. 12. geb. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

— — Lina's Mährchenbuch. Eine Weihnachts-Gabe. 2 Bände. Mit 8 Kupfern. 8. Auf Velinpap. geb. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr. Auf Druckp. ohne Kupfer 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

— — Mährchen-Bibliothek für Kinder; aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. Auch unter dem Titel: Mährchen der Tauſend und Einen Nacht, für Kinder. 5 Bände, mit 5 Kupf. 8. Auf Velinp. geh. 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 Fl. 30 Kr. Jeder Band einzeln 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

— — dieſelbe, 6ter und 7ter Band. Auch unter dem Titel: Mährchen der alten Griechen und Römer. 1ſter und 2ter Band. Mit 2 Kupf. 8. Velinp. geh. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

— — dieſe 7 Bände auf Druckp. ohne Kupf. 7 Thlr. oder 12 Fl. 36 Kr.

— — Fabel-Bibliothek für die Jugend. Sammlung der auserleſenſten Fabeln alter und neuer Zeit. 3 Bde. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

GutsMuts, J. C. F., Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Mit 4 Kupf. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr.

— — Katechiſmus der Turnkunſt, ein Leitfaden für Lehrer und Schüler. 8. 12 Gr. oder 54 Kr.

Hertha. Mütterliche Belehrungen für erwachſene Töchter und junge Frauen. Ein Feſtgeſchenk für Deutſchlands edle Töchter. 2 Bändchen. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. 9 Kr.

Kirchner, A., Chriſtenlehre für reifere Zöglinge der evangeliſchen Kirche, auch Erinnerungsbuch für Erwachſene. gr. 8. 16 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.

Pattberg, Aug., Blumen am einſamen Lebenspfad. Ein Feſtgeſchenk für Deutſchlands edle Töchter. 8. geh. 10 Gr. oder 45 Kr.

Poppe, Dr. J. H. M., Larunda, oder: der Schutzgeiſt unſerer Lieben in ſo vielfältigen Gefahren des Lebens. Ein Lehr- und Leſebuch für Eltern und Kinder. Mit Kupf. 8. Auf Velinp. geb. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr. Daſſelbe auf Druckpap. ohne Kupfer. 14 Gr. oder 1 Fl. 3 Kr.

Schiebe, Aug., kaufmänniſche Briefe, mit der nöthigen Erklärung und einer franzöſiſchen Ueberſetzung der üblichſten im Handel vorkommenden Wörter und Wendungen. gr. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Schreiber, Aloys, die Geburt des Erlöſers. Mit 3 Kupf. 8. Auf Velinp. geb. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr. Daſſelbe auf Druckp. ohne Kupf. 10 Gr. oder 45 Kr.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

Folgende bei **Schaub in Elberfeld** erſchienene Werke eignen ſich beſonders zu

Weihnachts-Geſchenken.

Erweckungen zur Andacht in den heiligen Tagen der Einſegnung und der erſten Abendmahlsfeier. Von **J. P. Hundeiker**. Gebunden 1 Thlr. 15 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Möchten recht viele Eltern und Erzieher ihren Kindern dieſes religiöſe Buch in die Hände geben.

Der Kaufmann, wie er ſein ſoll und kann, oder väterlicher Rath an meinen Sohn, welcher ſich der Handlung widmet. Von **D. Wilken**. Gebunden 15 Sgr. oder 54 Kr.

Sehr zweckmäßig für Jünglinge, welche dem Kaufmannsſtande angehören wollen.

Bilder der Liebe.

Ein Geſchenk für ſchöne Seelen, von **A. Gebauer**. Zweite Auflage. Mit Kupfer. Gebund. 10 Sgr. oder 36 Kr.

Die fromme Liebe, für Zartfühlende, ſpricht ſich in dieſem Büchlein aus, welches ſich durch innern Gehalt, geſchmackvolles Aeußere und Wohlfeilheit empfiehlt.

(Sind in allen Buchhandlungen zu haben.)

Bei **Tendler und von Manſtein**, Buchhändler in **Wien**, iſt ſo eben erſchienen:

Luiſe

oder freundlicher Rath für die reifere, weibliche Jugend, im geſelligen Leben zu gefallen und zu beglücken; von

Ebersberg.

Wien, 1826. 8. In farbigen Umſchlag broſch. 16 Gr.

Zu gefallen und zu beglücken, dies iſt die Beſtimmung des Weibes. Dieſe auf die dauerndſte Weiſe zu erreichen, lehrt der Verfaſſer mit der ihm eigenen, überredenden Gabe. Der würdigſte Vater, die edelſte Mutter kann nicht eindringender zu dem Herzen des Kindes ſprechen, als es in dieſer Schrift mit Liebe und Umſicht geſchieht. Nicht trockene Lehren, ſondern aus dem Leben gegriffene Erfahrungen, über welche ein reiner und frommer Sinn, Wahrheit und Tugend einen erhebenden Reiz ſtreuen, ſind darin für unverdorbene Seelen zu finden. Sie iſt nicht ſo ſehr Töchtern aus dem hohen, als aus dem gebildeten Mittelſtande beſtimmt, und in einem eben ſo verſtändlichen und angenehmen, als freundlichen und gemüthlichen Tone verfaßt. —

Von demſelben Verfaſſer ſind im gleichen Druck und Formate noch folgende Schriften zu haben:

Der junge Mann in der Welt. Eine freundliche Anleitung, leicht, glücklich und angenehm mit Menſchen aus allen Ständen zu leben. Zunächſt zum Beſten junger Leute. Wien, 1825. 16 Gr.

Der Menſch und das Geld. Wohlgemeinte Rathſchläge, Geld redlich zu erwerben, es klug zu erhalten, und weiſe zu verwenden. Zur ernſtlichen Beherzigung für junge und alte Leute, für niedere und höhere Stände. Wien, 1826. broſch. 16 Gr.

Digitized by Google

Was macht uns glücklich? Dem Glücklichen zur Warnung, um glücklich zu bleiben, dem Unglücklichen zur Lehre, um glücklich zu werden, zur Erkenntniß, zur Beruhigung zum Troſte für Alle. Zweite Auflage. Wien, 1826. broſch. 5 Gr.

Ferner iſt auch ganz neu zu haben:

Nachtrag

zur Vertheidigung der Echtheit des Mozart'ſchen Requiem. Allen Verehrern Mozart's gewidmet von

Abbé Stadler.

Wien. 1827. gr. 8. in Umſchlag broſch. 4 Gr.

Bei Unterzeichnetem erſchien und iſt daſelbſt, ſo wie in allen ſoliden Buchhandlungen (in Poſen am Markte Nr. 90, in Bromberg Brückenſtraße Nr. 152, und in Liſſa am großen Ringe Nr. 263) zu haben:

Der Bardenhain

für

Deutſchlands

edle Söhne und Töchter.

Ein Schul- und Familienbuch.

Von

Theodor Heinſius.

Vier Theile mit vier allegoriſchen Kupfern.

Brochirt im Umſchlage, jeder Theil 1 Thlr. 12 Gr.

Eine reiche Auswahl der trefflichſten Dichter und Redner, deren Verſtändniß überall, wo es nöthig ſchien, durch Einleitungen und Anmerkungen befördert iſt, an die ſich nun ein vierter Band, die epiſche und dramatiſche Dichtkunſt behandelnd, anſchließt, der aber auch einzeln unter beſonderem Titel zu haben iſt. Dieſes Familienbuch, wie es der Titel mit Recht nennt, da es für Jünglinge und Männer, für Mädchen und Frauen gleich anziehend, für das reifere Jugendalter aber beſonders lehrreich und bildend iſt, empfiehlt ſich auch äußerlich, daher es denjenigen Eltern, die bei dem bevorſtehenden Weihnachtsfeſte auf eine nützliche und freundliche Gabe der Liebe für ihre Kinder ſinnen, in jeder Beziehung zweckmäßig erſcheinen dürfte.

Ernſt Siegfried Mittler,
in Berlin Stechbahn Nr. 3.

Für Freunde des Neuen und Eleganten.

Turandot, Almanach des Räthſelhaften,

von Georg Lotz und Dr. Carl Töpfer.

Enthaltend geheimnißvolle Erzählungen und Räthſel in den mannigfaltigſten Geſtaltungen. Höchſt elegant gebunden mit ſeidenem Räthſelbande.

Hamburg, bei Herold, und in allen ſoliden Buchhandlungen.

Freunden unterhaltender Lectüre ſind folgende Schriften zu empfehlen:

Amor's Bild; Dorchen, die Entführte und die unglückliche Entdeckung. Drei Erzählungen von A. Clauren. 1 Thlr.

Lottchens gefährliche Nacht und der Prinz incognito. Zwei Erzählungen von A. Clauren. 18 Gr.

Die Doppel-Flucht. Seitenſtück zu dem Doppel-Schuß von H. Clauren. 20 Gr.

Der Ritter mit dem ſchwarzen Sterne oder die mächtigen Töchter Metros auf dem Walliſer Gebirge. Zaubergeſchichte nach einer alten Volkslegende. 2 Bde. 1 Thlr. 12 Gr.

Herbſtblätter oder kleine Gemälde des menſchlichen Herzens von E. Müller. 1 Thlr.

Die Rettung aus den Ruinen der alten Burg oder das ſchreckliche Geheimniß. Eine abenteuerliche Geſchichte von E. Müller. 2 Bde. 1 Thlr. 12 Gr.

Jocoſus, der Spaß-Vogel in fröhlichen Zirkeln; oder Spaß- und Scherz-Büchlein für Lachluſtige. Zur Erweckung heiterer Laune und zur Verbannung der Langeweile. Eine neue Sammlung von Anekdoten, Schnurren, Schnaken ꝛc., ſo wie Scherz-Aufſätzen zum Vorleſen und zum freien Vortrage in Geſellſchaften. 16 Gr.

Hubert der Projectmacher, oder Abenteuer, Fatalitäten, Luftſchlöſſer, Wageſtücke, Narrenſtreiche, Windbeuteleien ꝛc. eines jungen Pariſers. Eine komiſche Geſchichte. Nach dem Franzöſ. des Pigault-Le Brün 4 Bde. 3 Thlr.

Alona, kleine Handbibliothek für die elegante Welt. Aus Deutſchlands Klaſſikern gewählt. 1ſtes bis 3tes Bändchen. 1 Thlr. 12 Gr. (Wird fortgeſetzt.)

Aehrenleſe auf dem Felde deutſcher Proſa oder Muſterſtücke zur Bildung des Geſchmacks und zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung in Mußeſtunden. 1ſtes bis 6tes Bändchen. 1 Thlr. 12 Gr. (Wird fortgeſetzt.)

Kaleidoſkop oder unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Eheſtands-Farben. Von einem ſonderbaren und ſeltenen Autor in Hirthemd und Holzſchuhen aus dem Kanton Schwytz. 12 Gr.

Mathilde aus den Zeiten der Kreuzzüge, nach Mad. Cottin erzählt von Dr. G. Renda. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Teufelsburg in den böhmiſchen Wäldern oder der Höllenſpiegel. Eine Wundergeſchichte aus dem Mittelalter. 2 Bde. 1 Thlr. 12 Gr.

Das literar. Central-Comptoir
in Leipzig.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben (in Poſen am Markte Nr. 90, in Bromberg Brückenſtraße Nr. 152, und in Liſſa am großen Ringe Nr. 263):

Predigten

über

auserleſene Stellen der heiligen Schrift,

im Jahre 1825 in der Hof- und Dom-Kirche zu Berlin gehalten

von

Dr. Dan. Amad. Neander,

Königl. Preuß. wirklichen Ober-Conſiſtorial-Rathe, Probſte und des rothen Adler-Ordens Ritter.

Erſter Band, broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Ernſt Siegfried Mittler,
in Berlin Stechbahn Nr. 3.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhdlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen.)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 20. Dezember. 202tes Blatt.

Die Verſuchung Jeſu.*)

Matth. 4, 1—11.

Wie, wenn des Raubthiers mörderiſches Wüthen
Den zarten Säugling zu erhaſchen ſtrebt,
Wie dann, den theuren Liebling zu behüthen,
Der Mutter Herz voll Lieb' und Angſt erbebt;
Des Todes Graun durchrieſelt ihre Glieder,
Sie wirft ſich kämpfend auf das Unthier nieder.

Und mag es ſelbſt die Mutterbruſt zerfleiſchen,
Sie ſtürzt hinzu, dem Tode ſich zu weih'n.
Was kann die Mutterliebe ſonſt erheiſchen?
Wie kann in ſolcher Noth noch Zweifel ſeyn?
Der höchſte Muth glüht in der Mutter Herzen.
Sie fürchtet nicht des blut'gen Todes Schmerzen.

So liegt vor Jeſu liebevollen Blicken
Das Sündenelend einer ganzen Welt.
Des Wahnes Wuth will ihr das Ziel entrücken,
Das für den Geiſt von Gott iſt hingeſtellt:
Sie blutet ſchwer aus ſelbſt geſchlag'nen Wunden;
Noch hat kein edler Retter ſich gefunden.

Da glüht der Liebe heil'ger Gottesfunken
In der von Mitleid tief bewegten Bruſt;
Sie, die, in Sündenfinſterniß verſunken,
Sich ſelbſt nicht kennt, umfaßt mit hoher Luſt
Sein heil'ger Gottestrieb. Er will ſie retten,
Zermalmen ihres Geiſt's unwürd'ge Ketten.

Mag auch für ihn des Lebens Freude fliehen,
Mag ſelbſt der Tod ſchon in der Nähe dräu'n;
Nichts kann der Bruſt das Hochgefühl entziehen,
Nie wird den hohen Geiſt die Wahl gereu'n;
So will's des ew'gen Vaters heil'ger Wille:
Er ſucht der Einſamkeit, der Wüſte Stille.

Hier überlegt, von ſtarrem Fels umgeben,
Er vierzig Tage lang den hohen Plan.
Da hungert ihn. — „Wie? für der Menſchheit Leben
Entbehrſt Du Brodt? Iſt das der Weisheit Bahn?
O ſprich ein Wort, und dieſe Steine werden
Zu Brodt. Genieß ein beſſ'res Glück auf Erden.“

So hört der Heil'ge den Verſucher ſprechen.
Umſonſt! — „Iſt Leibesnahrung höchſtes Ziel?
Mag auch die Noth des Leibes Kräfte brechen,
Der Geiſt erhebt ſich über das Gewühl
Der Welt; kann nur als höchſtes Ziel erachten,
Wohin der Menſch nach Gottes Wort ſoll trachten.“

Geſtärkt verläßt er jene ſtarre Wüſte,
Eilt gen Jeruſalem, der heil'gen Stadt,
Wo Hang zur Ueppigkeit verfeinter Lüſte
Statt Gottesſinn den ſtolzen Wohnſitz hat.
Hier ſoll ſein großes Werk dereinſt beginnen;
Er ſteigt hinauf zur hohen Tempelszinnen.

„Welch ein Gewühl dort unten! Alle zählen
Die Tage Deiner frohen Ankunft ſchon.
Laß Dich hinab! Dein Vater wird befehlen
Den Engeln, daß ſie tragen ſeinen Sohn,
Daß er den Fuß an Steinen nicht verletze.“
Doch Jeſus ſiehet des Verſuchers Netze.

„Wohl fühl' ich mich mit heiligem Vertrauen
Erfüllt zu dem, der mich geſendet hat,
Für alle Welt ſein heil'ges Reich zu bauen,
Nach ſeinem weiſen liebevollen Rath.
Doch, Gott verſuche nicht! ſo ſteht geſchrieben.
Verſuch' ihn nicht, von Vorwitz angetrieben.“

*) Aus dem bald vollendeten Werke: „Der Geiſt Jeſu in bibliſchen Gemälden und Liedern, von Prochnow, Prediger in Marienthal.

Digitized by Google

Er ſteigt hinab. Des Volks Getümmel ſtöret
Ihn in der Selbſtbetrachtung heil'ger Ruh.
Hinaus! auf jenem Berge Gottes höret
Das Herz nur ſich. Er eilt dem Berge zu.
Ach! Gottes Herrlichkeit vor ſeinen Blicken
Erhebt ihn hier zu himmliſchem Entzücken.

Da liegt der ew'gen Vaterliebe Segen
Hell ausgegoſſen über die Natur;
Es strahlt dem heiter ſpäh'nden Blick entgegen
Von allen Seiten heil'ger Liebe Spur;
Auf Wald und Flur, auf Strömen und auf Bergen
Sieht er's bald glüh'n, bald ſchimmernd ſich verbergen.

„O Gott! Dein heil'ger Vaterodem wehet
Durch alle Reiche Deiner ſchönen Welt;
Ach! daß der Menſch ſo wenig Dich verſtehet,
Dich, der da ſchafft, und väterlich erhält.
Der Geiſt erliegt dem Schmeichelruf der Sinne;
Ihn lockt der Wahn zu täuſchendem Gewinne.

Wohl iſt des Menſchen Herz oft zu beklagen,
Das ſchwach der Lüſte mächt'ge Stimme hört;
Wie mancher weiß das Glück nicht zu ertragen,
Das ihm des Ew'gen Liebe hier gewährt!“
„„Du kannſt es — ruft's — o falle betend nieder
Vor dieſer Pracht!““ — Da beben ſeine Glieder.

„Hinweg, Verführer! Fort! Dem Ew'gen dienen,
Ihn anzubeten, iſt das höchſte Ziel.
Sollt' ich des Lebens eitlen Ruhm verdienen,
Und opfern jenes himmliſche Gefühl,
Das kühn mich über Zeit und Welt erhebet,
Wenn einſt durch mich die ganze Menſchheit lebet?“

„Ja! leben ſoll ſie! Hin zum Vater führen
Will ich ſie. Fliehe ſelbſt mein Leben hin!
In aller Bruſt ſoll Gottes Reich regieren,
Und Lieb' und Tugend wandeln ihren Sinn.
Unwandelbar will ich des Vaters Willen
Zum Heil der Menſchen freudig hier erfüllen.“

Da hebt ſein Geiſt ſich betend hin zum Himmel,
Er ſieht verklärt der Engel Angeſicht;
Vor ſeinen Blicken flieht der Welt Getümmel,
Er fühlt geſtärkt das heilige Gewicht
Der Würde ſeines gottgefäll'gen Strebens,
Entzückt vom hohen Ziel des heil'gen Lebens.

Die Braut durch Feenkunſt.

(Fortſetzung.)

Der König von Samarcand fiel in alle Schlingen, die man ihm legte. Die alten Weiber hatten ihn ganz verblendet; ihres Sieges gewiß, gehen ſie von dannen. Der Page, der ſie eingelaſſen hatte, wundert ſich über die ehrfurchtsvolle Weiſe, womit ſein Fürſt ſie entläßt, und begleitet ſie bis an die Thür, die Achſeln zuckend, die Augen halb ſchließend und ſich Mund und Naſe feſt zuhaltend.

Als die Weiber auf der Straße waren und nicht gehört werden konnten, hub Mophetuſe an: „Na, ich muß geſtehen, es iſt Dir gut vom Maule gegangen; Du haſt ihm ein Dutzend Naſen gedreht!“ — „Ey, nichts leichter!“ erwiederte Cancrelade. „Er ſchinckte ja Alles gierig hinunter, und ich mußte es ſo anfangen, wollte ich das Ebenholzkäſtchen ergattern; jetzt aber bleibt uns noch Manches zu thun. Alſo die Hand an's Werk, und der Natur durch die Kunſt zu Hülfe gekommen! Wir müſſen unſere Lumpen ablegen, uns vorher waſchen, einſeifen und im bloßen Hemde in's Cabinet treten, nachdem es tüchtig ausgeräuchert iſt; ich will eine ganze Metze Wachholder ſpenden!“ — „Aber wo nehmen wir das Hemd her?“ fragte Mophetuſe; „Du und ich haben ja nur jede eines, und obenein ſind beide zerriſſen!“ — „Schweig, armſeliges Geſchöpf!“ rief Cancrelade; „Du haſt auch nicht einen Fingerhut voll Einbildungskraft und Erfindungsgeiſt. Aus zwei alten Hemden macht man ein neues, es braucht ja nur Eine in's Schloß zu gehen; das iſt mein geringſter Kummer. Aber den Finger, den Finger! wo nehmen wir den her? Der Deinige iſt rauh und ſchäbig, wie die Hand und der Arm. Siehe meinen! Ich habe ihn immer gut in Acht genommen, weil er mir zum Guitarre-Spielen um Geld behülflich iſt. Wir wollen den Nagel hübſch glatt ſchneiden, ihn einpreſſen, dann ein wenig Roth und ein wenig Weiß auflegen; es ſoll ein Finger werden, nach welchem einem Kaiſer der Mund wäſſern ſoll; ſobald Kalil das allerliebſte kleine Fingerchen wird geſehen haben, ſoll ihm nach keinem andern verlangen. Sieh' nicht ſcheel zu meinem Glücke, gönne mir den Vorzug, zu gefallen und eingelaſſen zu werden, ich theile redlich mit Dir; iſt das Käſtchen mit den Kleinodien unſer, ſo wird die Hälfte davon Dein!“

Mophetuſe überließ, nach einem leichten Kampf mit ſich, ohne Mißgunſt die erſte Rolle ihrer Mitverſchwornen, da ſie fand, daß dieſe ihr an Talent und Lügenhaftigkeit weit überlegen ſey; ſie theilt den Vortheil und nicht die Gefahr.

Endlich ſchlägt dem Könige die erſehnte Stunde. Blumen und Aromen ſind verſchwendet; die Nacht hat ihren Schleier verdoppelt, und jetzt meldet der Page: die Weiber, die ihm wahrſagen ſollten, ſeyen da. — „Die Weiber, Panqua, ſagſt Du?“ rief der König — „die Weiber? ſprich: die weiſen Frauen, die Schickſalsſchweſtern, die Feen: ſie ſollen mir mein Glück nicht weiſſagen, ſie ſollen es mir bringen. Führe ſie bis an dieſe Thür, dann trete ab, ohne Dich um zu ſehen; Dein Wohl, Dein Leben hängt an dieſer Stunde und an Deinem blinden ehrfurchtsvollen Gehorſam!“ — Der Page ſchweigt, verbeugt ſich und erfüllt pünktlich die Befehle ſeines Herrn. — Cancrelade iſt nun an der Thür; drei leiſe Schläge verkünden ihre Ankunft, Kalil beantwortet ſie ſeinerſeits mit drei kurzen gemäßigten Schlägen. — „Sind Sie da, Sire?“ fragt eine langſame gedämpfte Stimme. — „Ja, ſchöne Feen!“ erwiedert Kalil entzückt. — „Geben Sie genau Acht!“ ſpricht

Digitized by Google

die Stimme von außen: „der kleine Finger wird ſich zeigen. Zeige dich, zeige dich, zeige dich, kleiner Finger!“ und der kleine Finger rückt in das eingebohrte Thürloch hinein. — Jetzt ſtürzt ſich der König von Samarcand auf den Boden, um die wundervolle Erſcheinung näher zu betrachten; er erblickt die reizende Fingerſpitze, ſo weiß, ſo roſenroth am Nagel, ſo ſchön gemalt, ſo ſchön geglättet, wie das feinſte Porzellan. — „Sind Sie zufrieden?“ fragt die zärtliche Stimme von außen. — „Nur zufrieden? Nein, der Erde entrückt!“ antwortet die Stimme von innen. — „Nun, Sire, wenn Sie glücklich ſeyn wollen, ſo ſprechen Sie zum Lichte: ſtirb, ſtirb, ſtirb! und löſchen es bei dem dritten Male aus!“ — Kalil that, wie ihm geheißen. — „Machen Sie auf, Sire, machen Sie auf!“ fing die Stimme noch zärtlicher und empfindſamer an, als vorher, und ſetzte reimend hinzu: „Weiche, Geſelle, Drogdan, Rebelle, von dieſer Schwelle; nimm ſeine Stelle liebevoll ein, o Kalil mein!“ — Kalil öffnet die Thür, umfaßt eine weibliche Geſtalt im Hemde, ſchwingt ſie, wie im Triumph, in die Höhe, und die leichte, luftige Geſtalt, die in ſeinen Armen nicht viel ſchwerer wog als ein Geiſt, ſpricht ſchwebend die letzten Reime drei Mal aus.

So weit war Alles gut gegangen; aber zuletzt macht das Trugbild der Wahrheit und die Einbildung der Vernunft Platz. Kaum hat Kalil ſeine eingebildete Schöne abgeſetzt, als er Betrachtungen anſtellt, Betrachtungen, die ihn zu keinem angenehmen Reſultat führen. Er will die Hand ergreifen, der das niedliche Fingerchen angehört, und fühlt eine derbe Hand, die längs dem Kopfkiſſen des Bettes hinfuhr und nach dem Ebenholzkäſtchen herum tappte. „Was ſuchen Sie?“ fragte er, und mit bewegter Stimme wird ihm zur Antwort: „Ich wollte ſehen, ob die Bedingungen unſerer Verbindung erfüllt worden!“ — „O!“ murmelte Kalil zwiſchen den Zähnen; „dieſe Haſt nach dem Käſtchen gefällt mir eben ſo wenig, als alles Uebrige!“ — und da nun vollends die Alte anfing, den Ausgang zu fürchten und eifriger in dem Bett zu wühlen, rief der König aus: „Sollten die Feen meiner ſpotten? Oder habe ich mich ſelbſt betrogen und bin das Spielwerk gemeiner Weiber geworden?“ — Er ſpringt raſch auf. Zwar hatte er ſein Wort gegeben und gehalten, die Schöne im Dunkeln zu empfangen; allein im Nebenzimmer brannte in einer großen Vaſe von chineſiſchem Porzellan eine Lampe mit drei Dochten. Er hebt den Deckel auf, das Cabinet erhellt ſich und der abſcheulichſte Anblick zeigt ſich ſeinen Augen. Er ſieht die Alte unbeweglich, halb ohnmächtig vor ſich; der kleine gemalte alabaſterne roſenrothe Finger ſitzt an einer dürren Knochenhand, die mit dem lederfarbenen Todtenarm beſchäftigt war, nach dem Käſtchen zu langen. — „Ungeheuer, was machſt Du hier?“ rief der Fürſt — „Du eine Fee? Nicht doch, Du biſt Dagigal's Stallmagd! Fort mit Dir!“ — Und zugleich öffnet er das Fenſter des Cabinets, hebt ſie auf wie eine Feder und ſtürzt ſie hinab. Kaum hat ſie Zeit und Kraft, zwei Mal auf zu ſchreien.

Befreit von dieſem widrigen Geſchöpf, verläßt der König ſein Cabinet und ſucht im Nebenzimmer auf einer Ottomane die Ruhe. Zum Glück hatte er in den letzten Nächten wenig geſchlafen; Erwartung, Unruhe und die vielen Vorkehrungen, die er Niemand übertragen wollte, hatten ihn bei Tage wach erhalten, ſo daß die Müdigkeit über den Verdruß ſiegte und er bald in den tiefſten Schlaf verſank.

Die Alte verdiente, was ihr widerfahren, und noch mehr. Das Fenſter war dreißig Fuß vom Boden, und dieſer hart und ſteinigt. Der Fall würde ſie zerſchmettert haben; aber es ſcheint, als nähme das launenhafte Glück am liebſten Perſonen in Schutz, die es nicht werth ſind, und überlaſſe Würdigere ihrem harten unverdienten Schickſal. Die Alte war noch ſechszehn Fuß von der Erde, als ein Baumzweig ſie auffängt und bei dem Hemde feſt hält. So ſchwebt ſie zwiſchen Himmel und Erde, und ſcheint in der freien Luft zu ſchwimmen; denn bei dem ſtarken Winde, der ſich erhoben hatte, ſchwankte der Baum, und das alte Weib, das wehklagende Gerippe, folgte unwillkührlich den Bewegungen der Zweige und der Richtung der Windſtöße, ſo daß man ſie für eine große Vogelſchreuche im Garten hätte halten ſollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Hr. Herzfeld, vom Stadttheater zu Hamburg, hat nur noch einmal auf der Königlichen Bühne geſpielt. Er gab am 10. Dezember den „Karl von Buſchdorf“ in Sheridan's „Läſterſchule“ und den „Capitain Bontems“ in Scribe's „Oberſt“. Der junge Mann ſchien diesmal befangener noch, als bei dem erſten Gaſtſpiele auf der genannten Bühne; dennoch hat er bewieſen, daß er Darſtellungsgabe beſitzt und, mit dem Weſen gebildeter Perſonen vertraut, der eigenen Bildung die beſte und ſicherſte Richtung zu geben weiß. Er durchſchaut die Charaktere und hält ſie feſt; er macht das Luſtſpiel nicht zur Poſſe und will durch Wahrheit und Conſequenz, nicht durch momentane Späße gefallen, wodurch man ein guter Schauſpieler für ſogenannte chargirte Rollen werden kann, leider aber dahin kommt, alle Rollen zu chargiren. — Hr. Rott, von Wien, hat den „Wallenſtein“ als Gaſt geſpielt. Der Referent erkannte ausgezeichnete Mittel, aus deren Gebrauch ein gültiger Beruf zur Schauſpielkunſt hervor leuchtet; er fand indeß auch, namentlich in der erſten Hälfte der Darſtellung, eine zu abſichtsvolle Bedächtigkeit, gleichſam, als wäre ſie nicht von je an das Streben dieſes Schauſpielers geweſen; doch bedenke ich, wie billig, auch hier die Aengſtlichkeit bei dem erſten Auftreten vor einem fremden Publikum, das ihm aber alle Beweiſe der

Digitized by Google

Theilnahme gab. So werden wir Hrn. N. in den nächſten Rollen wohl ſchon freier ſehen und ihm mit dem Urtheil naher kommen. — Hr. Muſik-Direktor Möſer hat ſich vernehmen laſſen gegen die Aeußerungen, welche ich im 194ſten Blatte des „Geſellſchafters“ drucken ließ — —. *) —r.

— Das Königsſtädtiſche Theater brachte mehrere Neuigkeiten, von denen wir bis jetzt geſehen haben: „Das Bild der Danae“, dramatiſches Spiel in zwei Akten von Deinhardſtein; und: „Das Miniatur-Gemälde“, Luſtſpiel in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen von A. v. Guttenberg. Jenes, auf mehreren Bühnen gegeben, konnte für die einfache, aber anſprechende Handlung etwas weniger Worte haben; doch iſt auf Charakteriſtik hingearbeitet, wie beſonders an dem „Camerari“ zu bemerken, auch die Sprache zeichnet ſich aus. Warum dies Stück, ſchon ſeit lange bekannt, nicht früher auf der Königlichen Bühne gegeben worden iſt, könnte nur dann unbegreiflich ſeyn, wenn überhaupt davon die Rede wäre, deutſche Dichter zu ermuntern. Das zweite Stück hat eine ſehr gekünſtelte Intrigue, aber was dieſer an Wahrheit fehlt, macht der Verfaſſer in franzöſiſcher Weiſe durch die Lebendigkeit ſeines Dialogs vergeſſen. — In dem Stück von Deinhardſtein gab Hr. Schmelka den „Camerari“ mit ſorgfältiger Begrenzung; er hielt ihn wahr, ohne dadurch die Komik in der Zeichnung zu verwiſchen. Auch die Herren Meyer („Salvator Roſa“) und Wegner („Ravienna“) und Demoiſ. Wagner („Laura“) hatten gute Momente; im Zuſammenſpiel konnte jedoch viel mehr geſchehen. — Das „Miniatur-Gemälde“ giebt nur den Herren Meyer und Angely Gelegenheit, ſich hervor zu thun, und Beide gefielen; doch wäre Erſterem zu bemerken, daß er, namentlich bei dem Rauſch, in Uebertreibung gerieth. Beide Stücke wurden günſtig aufgenommen. — Im „Sargines“ ſang Hr. Siebert den alten „Sargines“, Demoiſ. Siebert die „Sophie“, als Gaſtrollen. Die junge Sängerin ſtrengte ſich ſehr an, und wahrſcheinlich kam es daher, daß ſie ſchon nach der erſten Arie, welche ſie lobenswerth vortrug, der Töne nicht mehr ganz ſicher war; auch giebt dieſe Anſtrengung der Stimme etwas Spitzes, was bei der Ausbildung wohl zu berückſichtigen iſt. Als Schauſpielerin iſt ſie bis jetzt wenig mehr als Anfängerin, doch laſſen Geſtalt und Mittel das Beſte hoffen, wie denn überhaupt Demoiſ. S. ſehr bedeutende Anlagen zeigt. Hr. Siebert iſt als Sänger hinlänglich anerkannt und bewährte auch diesmal ſeinen Ruf. — Es war davon die Rede, Demoiſ. Siebert zu engagiren, wenn Demoiſ. Sontag wirklich ſcheiden ſollte, und die Direktion des Königsſtädtiſchen Theaters ließ eine Begünſtigung der jungen Sängerin bemerken, was den Gegnern der Demoiſ. Sontag ganz recht war, um ſich auch einmal wieder hervor zu thun. Die Direktion hat es aber wahrſcheinlich nicht verkannt, daß auf dieſe Künſtlerin, wenn der Abſtand nicht zu fühlbar werden ſollte, ſogleich ein vollkommen ausgebildetes Talent folgen müßte, und ein ſolches iſt Demoiſ. Siebert noch keinesweges, obwohl ſich erwarten läßt, daß ſie es dereinſt ſeyn werde. Dieſer Umſtand und die gegründete Anſicht, daß eine noch mit der Ausbildung beſchäftigte Sängerin da nicht an ihrer Stelle iſt, wo nur wenige Opern gegeben werden dürfen — demnach alſo durch die Vorzüglichkeit der Ausführung ihren Reiz lange bewahren müſſen — veranlaßte beide Theile, an das Engagement nicht weiter zu denken. E—w.

— Das von Hrn. Spitzeder am 11. Dezember gegebene Conzert war weniger zahlreich beſucht, als wir es dem talentvollen Künſtler gewünſcht hatten; frage man nicht warum? — es kann nicht jede Frage klar beantwortet werden. Der Inhalt enthielt übrigens viel Anlockendes. Die Ouvertüre von Jeſſonda war lebendig und brillant. Hierauf ſang Hr. S. — nicht die angekündigte „Aria buffa del Opera: la finta filosofa“, von Spontini; wir können aber dabei (uns wegen ähnlichen Klanges des alten italieniſchen Wortes für vittoria bedienend) von einer vinta filosofa reden, denn es war eine Arie von Mozart (die erſte des „Osmin“ in „Belmonte und Conſtanze“) eingeſchoben, die der Stimme des Hrn. S. ſehr bequem liegt. — „Gran Terzetto dell Opera: l'Apoteosi di Ercole“, von Mercadante; ein herrliches Muſikſtück, deſſen Vortrag (von Demoiſ. Sontag, Jean v. Biedenfeld und Hrn. Jäger) den Componiſten und die Sänger ehrte. Eben dies läßt ſich ſagen von dem „Gran Terzetto del Opera: Margherita d'Anjou“, von Meyerbeer, für drei Bäſſe, geſungen von den Herren Wächter, Spitzeder und Sieber, obwohl hier Hr. Wächter durch die größere Sicherheit, beſonders aus zu zeichnen iſt. — „Die gute Wirthin und die ſanfte Gattin“ und „die guten und die ſchlechten Freier“, „Variationen“ und „Revange-Variationen“ über das Thema: Ehrgluck, von M. G. Saphir, wurden, erſtere von den Herren Devrient und Spitzeder, letztere von Demoiſ. Nina Sontag und Demoiſ. Holzbecher geſprochen. Daß in den erſten Ankündigungen bei dem Namen Sontag der Vorname fehlte, hat einen großen Theil des Publikums, ſo auch den Referenten, verleitet, zu glauben, die „ſtotternde Nachtigall“ wolle ſprechen; endlich aber wurde der Vorname kund, was billig zu den Revange-Variationen zu zählen iſt. Bei dem erſten Gedicht zeichnete ſich Hr. Devrient aus, bei dem zweiten Demoiſ. Holzbecher; der Vortrag ſolcher Scherze kann ein wenig Theatraliſches haben, um ſie zu beleben; Hr. Spitzeder und Demoiſ. Nina Sontag thaten darin, wahrſcheinlich, weil ſie zu ſcharf und allgemein zwiſchen Theater und Conzertſaal unterſcheiden wollten, zu wenig, doch ſprach Letztere beſonders die Schlußworte, eine Aufforderung zum Applaus, mit guter Naivetät. — Die Ouvertüre der zweiten Abtheilung: zu la Principessa d'Amalfi, von Weigl, geht nicht aus ſeiner bekannten gemüthlichen Weiſe; ſie iſt angenehm, wenn auch nicht voll kräftiger Contraſte, wie ſie jetzt verſchwenderiſch gebraucht werden. — Vocal-Quartett. Text von J. G. Seidl, Muſik von Seipelt, geſungen von den Herren Jäger, Liſt, Wächter und Spitzeder; ein ungemein anſprechender Geſang, den man gern oft hören wird, beſonders bei einer ſo gediegenen Ausführung. — Das „komiſche Duett“ von Cimaroſa, geſungen von den Herren Wächter und Spitzeder, bedarf des Spiels, im Conzert kann es nicht bedeutend wirken. — Die „Romanze“ aus „Aſchenbrödel“ von Nicolo Iſouard, war ein Triumph des Hrn. Jäger im gehaltenen Vortrage; der Sänger bewies, daß er nicht in Verzierungen allein glänzt, ſondern auch durch die Innigkeit ergreift, die er ſeinen Tönen zu geben weiß. — Demoiſ. Sontag ſang, auf Begehren, die ſchon in dem Conzert der Herren Jäger und Wächter gehörte Arie aus Roſſini's „Donna del Lago“ ſo durch und durch meiſterhaft, daß ich nur auf das früher darüber Bemerkte hinweiſen kann. —*.

*) Da das Folgende Gelegenheit geben könnte, die jetzt ſo geſuchten Perſönlichkeiten zu vermehren, die den literariſchen und artiſtiſchen Zwecken verderblich ſind, ſo wird es der Hr. Verf. nicht übel nehmen, daß ich die Perſiflage einer mir unbekannten Entgegnung geſtrichen habe; ſoll ſein Aufſatz gedruckt werden, möge er ihn einer andern Zeitſchrift ſenden. Ihm zur Genugthuung bemerke ich jedoch, daß, nach den mir bekannten Verhältniſſen, auch ich überzeugt bin, Hrn. Muſik-Direktor M. ſey im 194ſten Blatte meiner Zeitſchrift kein Unrecht widerfahren. Will derſelbe mehr heraus leſen, als ihm die Rüge zutheilt, ſo ſteht dies ganz in ſeinem Belieben; jedenfalls darf ich mir erlauben, hinſichtlich der Schicklichkeit und Wahrheitsliebe meine Competenz ſo hoch zu ſtellen, als die eines Anderen, und ſie für ungefährdet zu halten, wenn ich mich auch um die Ausfälle dagegen nicht ſonderlich bekümmere. D. H.

Beilage: Blatt der Ankündigungen Nr. XXXVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

1826. No. XXXVII.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeigen.

Anzeige, den „Geſellſchafter“ betreffend.

Wer ſich erſt vom künftigen Jahrgange (dem eilften) an die Zeitſchrift:

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz,
herausgegeben von F. W. Gubitz,
(Preis des Jahrgangs: 8 Thlr. Preuß. Cour.)

halten will, den erſuchen wir, bei uns oder der ihm nächſten Buchhandlung ſeine Beſtellung ſpäteſtens bis zum 15ten Januar 1827 zu machen.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.

Feſt-Geſchenk.

Bei uns iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen für ⅔ Thlr. zu haben:

Die Kunſt
ernſte und ſcherzhafte Gedichte
durch den Würfel zu verfertigen.
Ein Spiel von Dr. Bärmann.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Bei Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben (in Poſen am Markte Nr. 90, in Bromberg Brückenſtraße Nr. 152, und in Liſſa am großen Ringe Nr. 263):

Kurze Anleitung,
die Interpunctionszeichen
richtig anzuwenden.
Mit Berückſichtigung mehrerer Sprachen und durchgehends mit paſſenden Beiſpielen erläutert
von
L. J. F. Kegel.

2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. geh. 6 Gr.

Ernſt Siegfried Mittler,
in Berlin Stechbahn Nr. 3.

Bei uns und durch die vorzülichſten Buchhandlungen iſt zu haben:

Schneider's gründliche Anleitung zum Clavierſtimmen, für diejenigen, welche ein gutes Gehör haben. 3 Gr.

Waldhör's theoretiſch-practiſche Clavier-, Partitur-, Präludier und Orgel-Schule, ſowohl für Anfänger als auch ſchon geübtere Clavier- und Orgel-Spieler. 1r und 2r Theil. 4 Thlr.

Der 3te Theil, welcher das Werk beſchließt, erſcheint im Kurzen. Wer ſich mit baarer Zahlung directe portofrey an uns ſelbſt wendet, erhält alle Bände noch für den Pränumerationspreis: 4 Thlr. 12 Gr.

Milchmeyer's Pianoforte-Schule oder Sammlung der beſten, für dieſes Inſtrument geſetzten Stücke, aus den Werken der berühmteſten Tonkünſtler ausgewählt, nach ſteigender Schwierigkeit des Spiels geordnet und mit Fingerſatz, Ausdruck und Manieren bezeichnet. 20 Hefte. 24 Thlr.

Wer ſich mit baarer Zahlung directe portofrey an uns ſelbſt wendet, erhält dieſes Werk noch für 16 Thlr.

Das literar. Central-Comptoir
in Leipzig.

Von

Hilpert's großem Wörterbuche der Engliſchen und Deutſchen Sprache,
4 Bände in gr. 4.

wird der erſte Band im Frühjahr 1827, und die Folge raſch auf einander erſcheinen. Es giebt eine Ausgabe davon auf ſchön weiß Druckpapier und eine andere mit breiterem Rande auf Schreibvelin. Von beiden Ausgaben iſt der Proſpectus nebſt Probe in allen Buchhandlungen zu bekommen. Auf die Druckpapier-Ausgabe kann man nach Belieben pränumeriren oder ſubſcribiren; auf die feine Ausgabe aber nur pränumeriren, und zwar mit 21 Fl. 36 Kr. rhein. oder 12 Thlr. ſächſ. für alle 4 Bände.

Für die Ausgabe auf Druckpapier iſt

a) der Pränumerationspreis 12 Fl. rhein. oder 6 Thlr. 16 Gr. ſächſ., in zwei Hälften zahlbar, nämlich 6 Fl. oder 3 Thlr. 8 Gr. bei der Beſtellung, und die gleiche Summe nach Erſcheinen des zweiten Bandes.

b) der Subſcriptionspreis 4 Fl. 3 Kr. oder 2 Thlr. 6 Gr. per Band, bei deſſen Ablieferung zahlbar.

Alle dieſe Preiſe gelten jedoch nur für diejenigen Abonnenten, welche von jetzt an bis 1ſten Mai 1827 ſich melden. Für ſpätere Abonnenten tritt eine merkliche Preiserhöhung ein.

Karlsruhe, den 1ſten November 1826.

G. Braun.

Bei uns und durch die vorzüglichſten Buchhandlungen iſt zu haben:

Napoleons Stammbuch. 16 Gr.

Tagebuch und Erläuterung über den Kampf der Philhellenen in Griechenland. Herausgegeben von einem deutſchen freiwilligen Waffen-Gefährten oder ſogenannten Philhellenen. 16 Gr.

Der Mohamedanism in ſeinem Urſprunge, in ſeiner Ausbreitung und Fortdauer bis auf gegenwärtige Zeiten. Nebſt einer etymologiſchen, hiſtoriſchen, ſta-

Digitized by Google

tiſtiſchen und geographiſchen Beſchreibung aller jener Länder, welche die Saracenen und Türken eroberten, und die von ihnen noch heute zu Tage beſeſſen werden. Herausgegeben vom Pf. Weis. 14 Gr.

Das literar. Central-Comptoir
in Leipzig.

Empfehlenswerthe Feſt-Gabe.

Bei uns und in allen Buchhandlungen iſt für 1 Thlr. 4 Gr. zu haben:

Das Leben
des Heilandes Jeſus Chriſtus.

Treu geſchildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen.

Mit ſechs Holzſchnitt-Blättern von Gubitz.

Die Jenaiſche Allg. Literatur-Zeitung" (Nr. 221. 1825) ſagt unter Anderem darüber: „Rezenſent glaubt dem Verfaſſer das Zeugniß geben zu können, daß er dem ſich ſelbſt vorgeſchriebenen Geſetz der Treue nachgekommen iſt und eine Geſchichte des Lebens, der Lehren und Thaten Jeſu geliefert hat, welche in bündiger Kürze, in reiner, herzlicher und wahrhaft bibliſcher Sprache Alles im Zuſammenhang darſtellt, was die heiligen Bücher und Ueberlieferungen darüber enthalten. Sämtlichen Chriſten und der erwachſeneren Jugend insbeſondere, welche es recht füglich und mit Nutzen und Verſtändniß für ſich und ohne Beihülfe wird leſen können, darf dies Werk empfohlen werden."

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr 176.

So eben erſchien in der unterzeichneten Verlagshandlung und iſt daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Fouqué, Friedr. Baron de la Motte, Mandragora, eine Novelle. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr. oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Sanderſche Buchhandlung in Berlin.

Folgendes intereſſante Werk iſt ſo eben erſchienen:

Die
Gas-Erleuchtung.

Eine phyſikaliſch-ökonomiſche Abhandlung
über
den Nutzen und die vermeinten Gefahren
der Gas-Erleuchtung;
nebſt
Beſchreibung des dazu erforderlichen Apparates.
Von
Wilhelm Vollmer,
Docent der Phyſik und Chemie.
Nebſt fünf Steindrücken.

Berlin. Mauerſche Buchhandlung.
Burgſtraße Nr. 6.

Iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Für Leihbibliotheken.

Im Laufe dieſes Jahres erſchienen folgende ſehr empfehlungswerthe Romane in unſerem Verlag, welche durch alle Buchhandlungen zu haben ſind:

Schoppe, Amalie, geb. Weiſe, die Minen von Paſco. Ein hiſtoriſcher Roman. 3 Bände. Velinpapier. Preis 4 Thlr.

Dieſelbe, die Heimathloſe. Ein Roman. 2 Bände. Velinpapier. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Dieſelbe, Gran Tacaño oder Leben und Thaten eines Erzſchelms. Komiſcher Roman, frei nach dem Spaniſchen des Quevedo. 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Soſtmann, W., geb. Blumenhagen, die Gräfinnen Cabova. Ein hiſtoriſcher Roman. 3 Bände. Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Dieſelbe, Monatsroſen, enthaltend: die ſpaniſche Jungfrau, Roſalinde, das Opfer der Liebe. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Müller, Ernſt, Gemälde aus der wirklichen Welt zur Unterhaltung des Bürgerſtandes Preis 1 Thlr. Enthaltend: 1) Der verſetzte Amboß; 2) Meiſter Brauns Heirathsgeſchichte; 3) Einfalt und Gaunerei; 4) das Räuſchchen; 5) die reiche Erbſchaft; 6) Meiſter Flau und ſeine werthe Gattin; 7) die Lotteriespieler.

Oelsnitz, Ed. Frhrn. v. d., Geſchichten und Bilder aus Theobalds Wanderbuch. Preis 21 Gr. Enth.: 1) Romantiſche Blätter von der Donau; 2) das Forſthaus an der Oſtſee; 3) ein Tag in Norwegen; 4) Reiſe von Holland nach Aachen; 5) Anſichten von Holland; 6) der neue Grandiſon; 7) Ausflüge nach Franken; 8) Gemälde von Wien; 9) das Dachſtübchen in Berlin.

Elwin und Aminthe oder der Kampf der Zauberkräfte. Ein Roman aus den Zeiten der Zauberer und Feen. Preis 21 Gr.

Taubert'ſche Buchhandlung.

Das neueſte Werk über Griechenland.

Bei uns iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 20 Sgr. ſogleich zu haben:

Tagebuch einer Reiſe
durch
Griechenland und Albanien.

Von einem Offizier, der in engliſchen Dienſten ſtand.

Der Leſer erhält hier, mit Hinweiſung auf das alte Griechenland, eine genaue, kenntnißreiche Beſchreibung des jetzigen Griechenlands, die beſonders auch alle in militairiſcher Hinſicht wichtigen Punkte berückſichtigt. Nächſtdem iſt, neben der älteren Geſchichte, die neuere, an Ort und Stelle aus den beſten Quellen geſchöpft, beigebracht und namentlich Alles geſchildert, was die jetzi-

gen ſo wichtigen Ereigniſſe herbei führte. Demnach wird Jeder ſich gewiß lieber dieſes Original-Werk anſchaffen, als eine der vielen Zuſammentragungen, deren Verfaſſer nie in Griechenland waren.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

Bei uns und durch die vorzüglichſten Buchhandlungen iſt zu haben:

Das Pharaoſpiel. Eine gründliche Anweiſung, daſſelbe mit Vortheil zu ſpielen, nebſt Enthüllung derjenigen Betrügereien, welche dabei ſowohl von den Banquiers als den Pointeurs häufig verübt werden. 18 Gr.

Die Kunſt, die Volte zu ſchlagen, oder Anweiſung die Karten im Miſchen ſo zu wenden und zu mengen, daß eine gewiſſe Karte an einen beſtimmten Platz, oben, unten oder in die Mitte gebracht werden kann. Mit erläuternder Kupfertafel. Nebſt einigen andern viel Verwunderung erregenden Karten-Kunſtſtücken, als: Die Verwandelung der Karten; die unter den Fingern ſich verwandelnde Karte; die 15,000 Thaler: das gegenſeitige Geſtändniß, alle rothen Karten von den ſchwarzen Karten mit einem einzigen Stoße abzuſondern, wenn ſie gleichwohl gemiſcht werden ꝛc. 8 Gr.

Gaukeltaſche. Eine Sammlung auserleſener Taſchenſpielerkünſte, 1ſtes bis 3tes Heft. 2 Thlr.

Daraus iſt beſonders abgedruckt zu haben:

Lazaro's ausgeſuchte Taſchenſpielerkünſte, zum Unterricht und Vergnügen für Liebhaber der Gaukeltaſche und zur Unterhaltung in Geſellſchaften. Eine Sammlung auserleſener Kunſtſtücke, die viel Verwunderung erregen, und mit wenig oder gar keinen Koſten auszuführen ſind. 16 Gr.

Lazaro's Kartenzaubereien. Eine Auswahl der vorzüglichſten Kartenkunſtſtücke für Freunde der Taſchenſpielerkunſt. Mit Kupf. 16 Gr.

Lazaro's auserleſene Rechenkunſtſtücke und Rechenräthſel zur angenehmen Unterhaltung in Geſellſchaften. Mit Kupf. 16 Gr.

Das literar. Central-Comptoir
in Leipzig.

In der Maurerſchen Buchhandlung in Berlin iſt ſo eben erſchienen:

Allgemeiner deutſcher Briefſteller,

welcher eine kleine deutſche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls, und eine vollſtändige Beiſpielſammlung aller Gattungen von Briefen und Geſchäftsaufſätzen enthält, von K. P. Moritz. Neunte Auflage, von Dr. Theodor Heinſius, Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium. Preis 22½ Silbgr.

Der allgemein anerkannte innere Werth dieſes Werkes, vereinigt mit dem ſo wohlfeilen Preiſe, hat es ſchon längſt in die Hände vieler Tauſende gebracht. Es iſt mit der Zeit durch die Bemühungen des Herrn Herausgebers, des durch ſeine Verdienſte für die deutſche Sprache hochgeachteten Dr. und Profeſſor Theodor Heinſius, fortgeſchritten, und noch kann die deutſche Litteratur kein Aehnliches aufweiſen, welches mit gleicher Umſicht und Kenntniß alle erdenklichen Fälle des menſchlichen Lebens erſchöpft, in welchen wir uns durch uns ſelbſt, oder durch äußere Verpflichtungen angetrieben fühlen, uns durch die Feder Andern mitzutheilen.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und bei uns, wie in allen guten Buchhandlungen für 1 Thlr. (auf Velin-Papier für 1⅓ Thlr.) zu haben:

Blumen auf das Grab
der Schauſpielerin
Luiſe von Holtei, geb. Rogke,

Mit ihrem Bildniß, trefflich geſtochen von F. W. Meyer sen.

Dies Werk, zunächſt nur dazu beſtimmt, einer verehrten Künſtlerin und geachteten Frau ein Denkmal der Erinnerung und Trauer zu ſtiften, hat durch die innige Theilnahme faſt aller deutſchen Dichter ſich auch einen bedeutenden Ruf als Literatur-Gabe erworben; die vielen Beurtheilungen, die darüber erſchienen, bezeugen es. Eine derſelben (im „Literatur-Blatt“ Nr. 99. 1825) bemerkt, nachdem der Theil dieſes Werkes, welcher „Freundesgaben“ überſchrieben, als bedeutſam empfohlen iſt, unter Anderem:

„Ueber den Theil aber, der von Herrn von Holtei allein herrührt, und der aus 51 Gedichten beſteht, die er „Anklänge aus Leben, Liebe und Tod“ nennt, ſey nur Folgendes geſagt: Hätte ein junger franzöſiſcher Dichter, etwa Herr Bonjour, eine Schauſpielerin zur Gattin gehabt, ſo ſchön, ſo liebenswerth, ſo tugendreich, und in ſo vielen bedeutenden Rollen mit ſolchem Rechte bewundert, als Luiſe von Holtei, wäre dieſe in der Blüthe ihrer Jugend, ihrer Kunſt und ihres Rufes geſtorben, und hätte der Herr Bonjour alsdann eine Reihe von Gedichten herausgegeben, die uns theils ihr ſchönes Leben: als Bettlerkind, als Künſtlerin, als Geliebte, Gattin und Mutter vorführen, theils rührende und eines Petrarka würdige Klagen über ihren allzu frühzeitigen Tod enthalten; wären dieſe Gedichte in einer natürlichen, vom Herzen kommenden und doch kunſtreichen Sprache geſchrieben, und bildeten ſie ein ſchönes cykliſches Kunſtwerk, ſo würden alle franzöſiſchen Kritiker und die gewichtigſten Kunſtkenner im Lande kein Ende des Lobes haben: das Büchlein hätte wer weiß wie viele Auflagen ſchon erlebt; in deutſchen und engliſchen Journalen wären ſchon Proben davon gegeben, und die vaterländiſche Gräfin wie ihre Kammerjungfer würden ſich ſchämen, es nicht geleſen zu haben. So aber ſtarb Frau von Holtei, ſo aber hat Herr von Holtei dieſe Petrarkiſchen Lieder geſchrieben, Beide ſind Deutſche, und alſo —. Der geneigte Leſer möge ſelbſt dieſe Phraſe endigen, die leider! keine Phraſe iſt.“

Wir dürfen hinzu fügen, daß dies Werk, nachdem es immer bekannter wird (was in Deutſchland freilich ſehr langſam geht), auch immer mehr Anerkennung findet.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Binni, N., Bildungsbriefe für die Jugend, zur Uebung im Styl und zur

Digitized by Google

angenehmen Unterhaltung; 3te verm. und verb. Auflage. 8.

Chemnitz, bei Starke. Preis: 18 Gr.

Dieſe Briefe ſind eben ſo unterhaltend als belehrend, eben ſo gefällig durch den einfachen, fließenden und ungekünſtelten Styl, in welchem ſie geſchrieben ſind, als anziehend durch den Stoff, den ſie behandeln. Jugendlehrern, die nach guten und brauchbaren Muſtern ſich umſehen, um den Unterricht im deutſchen Briefſtyl ſich ſelbſt leichter, und ihren Schülern und Schülerinnen angenehmer zu machen: Eltern, die ihren, dem Jugendalter ſich nähernden Söhnen und Töchtern ein nützliches Geſchenk zu machen wünſchen, werden hier finden, was ſie bedürfen und ſuchen, und dem Verfaſſer für ſeine Arbeit herzlichen Dank wiſſen.

Rohlwes Vieharzneibuch.

Es giebt eine Art Bücher, die als unentbehrliche Beſtandtheile eines Haushaltes angeſehen werden, als erfahrne Rathgeber, die man in vorkommenden Fällen, wo mündlicher Rath und Hülfe nicht bei der Hand iſt, befragt, und nach deren Vorſchrift man handelt. Sie erhalten ein ſolches Anſehen durch die übereinſtimmenden günſtigen Urtheile derjenigen, die ſie benutzt haben, deren Empfehlung ihren Ruf mehr und mehr verbreitet. Ein ſolches Hülfsbuch iſt für Landwirthe

J. N. Rohlwes

allgemeines Vieharzneibuch,

oder Unterricht, wie der Landmann ſeine Pferde, ſein Rindvieh, ſeine Schaafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehn, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen ſoll.

Eine von der Märkiſchen ökonomiſchen Geſellſchaft gekrönte Preisſchrift. Mit 1 Kupfer. 11te Auflage.

Preis: 25 Sgr. geb. 1 Thlr.

geworden. Durch 10 Auflagen in 50,000 Exemplaren durch alle Gegenden Deutſchlands verbreitet, nimmt die Nachfrage nach demſelben fortwährend zu. Die 11te Auflage iſt ſo eben wieder fertig, und an alle Buchhandlungen verſendet worden.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.
Burgſtraße Nr. 6.

Bei Joh. Fr. Gleditſch in Leipzig iſt erſchienen und an die Herren Subſcribenten verſendet worden:

Joh. Hübner's

Zeitungs- und Converſations-Lexicon.

31ſte vermehrte und verbeſſerte Auflage, herausgegeben von F. A. Rüder. 3ter Theil: M—R und das 3te Heft Bildniſſe, enthaltend: v. Berſtett, Blumenbach, Canning, Großherzog v. Weimar, Großfürſt Conſtantin, Eichhorn, G. F. Eichhorn, v. Feuerbach, König v. Dännemark, Herzog v. Sachſen-Hildburghauſen, Hirt, Hugo, Großherzog v. Toscana, v. Lützow, v. Nagler, Oehlenſchläger, Rauch, J. P. F. Richter, v. Savigny, v. Schäzler, Tiedge, König der Niederlande, Kronprinz der Niederlande, v. Zach.

Da dieſe 3 Theile, 123 Bogen, das Ganze nicht umfaſſen konnten und noch ein 4ter Theil, welcher die Buchſtaben S—Z und einige Nachträge und Zuſätze enthalten wird, (circa 50 Bogen Text und das 4te Heft der Bildniſſe,) ſo iſt es bei dem ohnehin billigen Pränumerations-Preis nicht möglich, das Ganze für 6 Thlr. 8 Gr. zu geben, und die Verlagshandlung erſucht die reſp. Herren Abnehmer, für dieſen 4ten Theil beſonders 1 Thlr. 16 Gr. bei Empfang des 3ten Theils zu entrichten. Dadurch iſt jedoch der Pränumerations-Preis von 8 Thlr. für 180 Bogen Text und 150 Bildniſſe immer noch einer der allerbilligſten. Nach Erſcheinung des 4ten Theils tritt unfehlbar der Ladenpreis mit 13 Thlr. 12 Gr. ein; bis dahin koſten 5 Exemplare zuſammen beſtellt 32 Thlr.

Bei uns iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 20 Sgr. zu haben:

Aus dem Leben
eines
Taugenichts
und
das Marmorbild.
Zwei Novellen
nebſt einem Anhange
von
Liedern und Romanzen
von
Joſeph Freiherrn von Eichendorff.

Wir dürfen überzeugt ſeyn, daß die öffentliche Stimme die Empfehlung dieſes neuen Werkes übernimmt, und können deshalb hier alle weitern Worte ſparen.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
Friedrichsſtraße Nr. 176.

In unſerm Verlage iſt erſchienen:

Seltſame Leiden
eines
Theater-Direktors.
Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callot's Manier.
(E. T. A. Hoffmann.)
Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Kronenwächter.
Ein Roman
von
Ludwig Achim von Arnim.
Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Gleichen,
Schauſpiel
von
Ludwig Achim von Arnim.
Preis: 1 Thlr.

Berlin. Maurerſche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher ſind durch die Maurerſche Buchhndlg. in Berlin, Burgſtraße Nr. 6, zu bekommen)

Digitized by Google

Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 22. Dezember. 203tes Blatt.

Des Greiſes Klage.

Es taucht der Lenz aus Grabesruh' herauf,
Der Strom verfolgt den lang' verhalt'nen Lauf,
Der Schnee verläßt die neuerſtand'ne Flur,
Und golden färbt die Sonne ſeine Spur;
Ach, aber mich
Durcheiſ't der Nord, vor dem die Locke blich!

Hinaus enteilt der Jugend froher Chor,
Zum Himmel ſchallt ſein Jubellied empor,
Er tummelt ſich in ungemeſſ'ner Luſt,
Und bietet frei dem Zephyr ſeine Bruſt;
Ach, mich umfängt
Der Krankheit Hauch, der mir den Buſen engt!

Der Frühling weckt der Liebe Roſentraum,
Der Vogel lockt ſein Weib von Baum zu Baum,
Im laub'gen Grün, wo er ſein Neſt erbaut,
Umfängt entzückt des Jünglings Arm die Braut;
Ach, lange todt
Iſt ſie, die mir zum Kuß die Lippen bot!

Es wandelt dort im ſchatt'gen Lindengang',
Den Blumenſtrand der Silberfluth entlang,
In ſüßer Luſt der Eltern glücklich Paar,
Umgaukelt von der Kinder munt'rer Schaar;
Doch ach! beraubt
Des Einzigen, ſenk' ich mein ſchweres Haupt!

Und wenn der Greis am Abend, hochentzückt,
Die Seinen All' im frohen Kreiſ' erblickt,
Wie Jeder ſich der Liebe innig freut,
Und ſeine Luſt der Luſt der Andern weiht:
Steh' ich allein
In weiter Welt mit Sorge, Qual und Pein!

Doch wenn der Sturm die Stoppel wieder ſtreift,
Und ſchauerlich in's üpp'ge Leben greift,
Der Baum entlaubt die dürren Zweige reckt,
Das Leichentuch die Fluren wieder deckt:
Dann grünt im Glanz
Des ew'gen Lichts des Dulders Siegerkranz!

E. Langrehr.

Die Braut durch Feenkunſt.

(Fortſetzung.)

Die anſcheinende Unordnung und Zerrüttung der Natur bringt oft eine Art von Nutzen und Heil mit ſich, die ſich nicht voraus ſehen laſſen. Jener heftige Wind, der die Alte ſchüttelte und in beſtändigem Schwanken erhielt, führte in größter Eile aus dem innerſten Perſien zwei Feen, welche einen jungen Prinzen, den einzigen Sohn des Sultans von Candahar, nachdem ſie ihn dem Mordſtahl entzogen, unter welchem ſein Vater und alle ſeine Verwandten gefallen waren, in die Gegend von Samarcand brachten. Das junge Kind hatte ohne Frühſtück die Reiſe antreten müſſen, und ſeine Retterinnen, die wohlthätigen Feen, hatten nicht einmal Zeit gehabt, ihre Bonbonniere für ihn ein zu ſtecken.

Cheridiane, die vornehmſte der Beiden, ſprach zu ihrer Schweſter: „Ruhen wir in dieſer Gegend aus! Mir iſt ein Obſtgarten bekannt, der an den Pallaſt des Königs von Samarcand ſtößt; unter andern ſteht ein Birnbaum darin, der die herrlichſten Früchte trägt: ſie müſſen eben reif ſeyn, ſo bringt es die Jahrszeit mit ſich; wir brechen ein Paar Birnen und laben unſern kleinen Prinzen.“ Sie befahl hierauf der Wolke,

die ſie trug, ſich zu ſenken und auf der Gartenmauer zu ruhen.

Bei Nacht wie bei Tage ſind die Feen-Augen offen. Ihnen iſt die Finſterniß Licht, und ſelbſt die Tauſendjährigen brauchen keine Brille. So ſah denn auch Cheridiane ein weißes Geſpenſt um den Birnbaum flattern. „Was iſt das?“ rief ſie aus; „will der Kobold den Baum verletzen, zerſtören? oder plündern? Doch nein! — es ſcheint nicht frei zu ſeyn; es bewegt ſich hin und her, ſchwankt nur, verläßt aber nicht ſeine Stelle, hebt ſich nicht, ſenkt ſich nicht hinab. Die Erſcheinung iſt ſonderbar, und nun, Schweſter, laß uns das Buch nachſehen!“ — Die beiden Damen ſchlugen ihr Zauberbuch auf und fanden bald die ganze Geſchichte des Königs. Schon längſt hatten ſie von ſeiner Neigung zu den Feen gehört, und ihn herzlich bemitleidet. — „Seine Grille abgerechnet“, ſagten ſie zu einander, „iſt dieſer Fürſt nicht zu verachten. Er beſitzt Eigenſchaften, die ſein Volk beglücken können. Geben wir ihm eine gute Lehre, damit er aufhöre, ſich blindlings von Feen-Mährchen bei der Naſe herum führen zu laſſen. In dem Wahn, ſich mit einer von uns zu verbinden, die mit ihm nichts an zu fangen wüßte, wollen wir ihm eine reizende Prinzeſſin, von der er geliebt wird, zur Gemahlin geben. Erſt dieſe Ehe, und alsdann, wenn ſie geſchloſſen ſeyn wird, vertrauen wir dem glücklichen Paar unſer kleines Prinzchen von Georgien an, und verſchaffen ihm ſichern Schutz. Zugleich aber müſſen wir uns noch etwas über den König und vor Allem über die Alte luſtig machen. Von hier geht es dann nach Candahar; ein kleiner Aufſchub der Reiſe ſchadet nicht.“

Sobald die Feen dieſes unter ſich beſchloſſen hatten, legten ſie Hand an's Werk und beſchäftigten ſich den übrigen Theil der Nacht damit. — Der Tag bricht an, die erſten Sonnenſtrahlen wecken Kalil aus dem Schlaf: er denkt an die Auftritte von geſtern, ſchämt ſich, ärgert ſich und macht ſich Vorwürfe; zugleich fällt ihm der, ſeiner Meinung nach, begangene Mord ein; denn es kann ihm nicht zweifelhaft ſeyn, daß die aus dem Fenſter geſtürzte Alte zerſchmettert iſt. Kann er die That nicht ungeſchehen machen, ſo liegt ihm doch wenigſtens daran, die Spuren zu vertilgen: ſie könnten das Volk von einer Begebenheit unterrichten, die ihm nur Schande bringen würde. — Zitternd nähert er ſich dem Fenſter, aus welchem die Alte geflogen; er ſucht ſie mit den Augen im Garten. Wie groß war ſeine Verwunderung, als, anſtatt einer Leiche, er ein prächtiges Zelt von weißem Sammet erblickte, welches an den Zweigen des Birnbaums befeſtigt iſt und bis auf die Erde reicht. Ein Büſchel von Straußfedern prangt von außen oben an der Decke; die goldenen Schnüre laufen in goldenen Troddeln aus; überall reiche goldene Stickerei; die Vorhänge aber ſind von allen Seiten niedergelaſſen.

Der König eilt in den Garten, ſchlägt den Eingang des Zelts auseinander und erblickt auf einem Ruhebette eine Schönheit, wie ſie ſich ſeinen Augen und ſeiner Phantaſie noch nie gezeigt hatte. Unwillkührlich hingeriſſen, ſtürzt er ſich zu den Füßen der Schlafenden. Jetzt erinnert er ſich an die Worte der Alten, an ihre Warnung, ſich von ſeinen Sinnen nicht überwältigen zu laſſen. „Unglücklicher Kalil!“ rief er aus; „durch eigene Schuld unglücklich! Die Fee wollte dich prüfen, du haſt ihre Gunſt verſcherzt. Warum ließeſt du dir ein vorübergehendes Uebel nicht gefallen? Schon legte ſie ihre letzte Hülle ab, um ſich als Göttin zu zeigen. Elender, Thor, wie konnteſt du in deiner Raſerei das Meiſterſtück der Natur und des Himmels zum Fenſter hinaus ſtürzen? Oeffne die Augen, ſchöne Beleidigte!“ fuhr er fort, ſich an ſie wendend; „ſieh' die Thränen, die Verzweiflung eines unglücklichen Fürſten, der bereit iſt, ſein ganzes Herzblut zur Abbüßung des Verbrechens zu vergießen, deſſen er ſich gegen Dich ſchuldig gemacht hat!“ — Das laute Geſchrei, womit Kalil dieſe Worte begleitete, ruft die Gärtner aus den entfernteſten Theilen des Gartens, wo ſie arbeiten, herbei. Sie ſehen das Zelt, ſie erſtaunen, und können nicht begreifen, daß in ſo kurzer Zeit ihr Herrſcher einen ſo prächtigen Pavillon hat zu Stande bringen laſſen. Eben ſo wenig können ſie ſich ſeine bittern Klagen und ſeine Seufzer erklären: auch iſt ihnen die Dame, an die er ſie richtet, völlig unbekannt.

Doch ihre Beſtürzung, ihre Verwirrung iſt nichts, in Vergleichung mit der Lage, worin ſich, bei ihrem Aufwachen, Canerelade befindet; denn Canerelade war es, welche die Feen mit all dieſer Pracht umgeben hatten; Canerelade war es, die von ihnen mit allen Reizen und der Friſche der Schönheit begabt worden war, als ſey ſie ſo eben dem Bade des Jugendquells entſtiegen. Die Alte konnte ſich nicht ſatt an ſich ſehen; ſie betrachtete, ſie befühlte mit der äußerſten Verwunderung ihre Hände, ihren Buſen, das blonde Haar, in Ringellocken auf beiden Seiten abfließend, und glänzender noch als die Perlenſchnüre, mit welchen es umwunden war. Plötzlich erblickt ſie am Gürtel einen kleinen Spiegel von Smaragd und in demſelben ihre göttliche Schönheit. — Im erſten Augenblick glaubt ſie, ein anderes Bild zu ſehen, und ſieht ſich nach der Geſtalt um; im zweiten beweiſet ihr jede ihrer eigenen Bewegungen, die der Spiegel zurück ſtrahlt, daß ſie ſelbſt der Gegenſtand ihrer Bewunderung iſt. So ganz überraſcht von dem Wunder, das mit ihr vorgegangen, verliert ſie die Beſinnung und gleicht einer Bildſäule, die weder ſieht noch hört, daß Kalil vor ihr auf den

Knieen liegt, ſeine Schuld ihr vorſtammelt und um ihre Verzeihung fleht.

Schon hat ſich der Pallaſt des Fürſten mit dem Strom der Unterthanen und des Hofes angefüllt, bereits iſt das große Ereigniß des Tages bekannt geworden. Der Page hat Allen, die ihm ihr Ohr liehen, die Geſchichte der beiden Alten erzählt, deren eine ſich, häßlich und zerlumpt, in den Pallaſt geſchlichen hat, und jetzt ſtrahlend von Schönheit und Jugend in dem Feenzeit erwacht iſt.

Unterdeſſen war Mophetuſe die ganze Nacht durch um den Pallaſt geſchlichen. Mit tauſend Aengſten erwartete ſie, jeden Augenblick ihre Gefährtin daraus vertrieben zu ſehen, und auf dieſen Fall vorbereitet, lauerte ſie, um bei der erſten Bewegung ſich auf die Flucht machen zu können. — Jetzt erfuhr ſie, was geſchehen war. „Oho“, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „wenn es der alten Hexe, der Canerelabe, mit des Teufels Hülfe gelungen iſt, ſich zu verwandeln, ſo wüßte ich nicht, warum ich nicht auch mit Teufels Hülfe zu eben ſolchem Glück gelangen ſollte. Ich habe zwar bis jetzt nie darauf gedacht, eine große Dame zu werden; kömmt mir aber das Gute von ſelbſt in den Wurf, ſo müßte ich eine große Närrin ſeyn, wenn ich es von mir ſtieße. Laß ſehen, wie ſie es angefangen hat, und ob ihr das Schmuckkäſtchen gut zu ſtatten gekommen iſt.“ — Dieſe Worte vor ſich her murmelnd, watſchelte ſie dem Garten zu.

Canerelabe fing ſchon an, ohne weiter über dieſes Ereigniß nach zu denken, ſich an das Zauberhafte und Unbegreifliche ihrer neuen Lage zu gewöhnen, und nahm ſich vor, Nutzen daraus zu ziehen. Sie gab ihre Hand dem Könige, welcher in der demüthigſten Stellung ihr die ſeinige hinreichte, ließ ſich von ihm in den Speiſeſaal führen und von da in den Thronſaal. Eine Grazie, die ihr ſelbſt unbekannt war, begleitete jeden ihrer Schritte, jede ihrer Bewegungen; Alles um ſie, Alles in ihr war ihr neu und überraſchend — als plötzlich Mophetuſe all ihre Kräfte anſbot, ſich durch das Gedränge Raum zu machen, und von weitem ihr mit wohlbekannten Zeichen zuwinkte, ſie habe mit ihr zu ſprechen. Der Page ſieht ſie, erkennt ſie wieder, öffnet die Reihen und ruft: „Aus einander! Platz gemacht! Wo die Eine iſt, muß auch die Andere ſeyn!“ — Augenblicklich wird Platz gemacht: Alles tritt ehrerbietig zurück, es bedarf keiner Gewalt, keines Drohwortes. Der Zaubermargen hatte die Lumpen in ſolche Achtung geſetzt, daß ein zerriſſener Fetzen in Samarcand mehr galt, als die Fahne Mahomets und der königliche Mantel des Kaiil.

Als Canerelabe Mophetuſen zu Geſicht bekam, ſtutzte ſie einen Augenblick: dies war ſehr natürlich. Dazu kam noch der Umſtand, daß bei ihr Mophetuſe wirklich in dem Ruf ſtand, hexen zu können. Sie hatte es zwar nie zur Erklärung darüber mit ihr kommen laſſen; aber es war doch möglich, und ſie fürchtete ſich vor ihr, ohne zu wiſſen, warum. „Wie wenn es Mophetuſe war“ — dachte ſie — „die es dir angethan? die, aus einer heitern Laune, dich verwandelt? die dir eben ſo gut ſchaden als nützen könnte? Spreche ich nicht mit ihr, ſo muß ich beſorgen, ſie werde mich dafür ſtrafen und mir meine Geſtalt abſtreifen; ich will mich auf alle Fälle mit ihr befaſſen, aber doch erſt abwarten, wie ſie ſich mit mir benehmen wird. Iſt ſie nicht Urſach der Verwandlung — gut, ſo bin ich ihr auch keinen Dank ſchuldig, und dann finde ich wohl Mittel, ihrer los zu werden.“ — Nach dieſem Selbſtgeſpräch läßt ſie die Hand des Königs los, ergreift die der Alten und ſagt: „Sire, ich muß einige Augenblicke in's Zelt zurück und mit meiner Freundin mich insgeheim und ungeſtört unterhalten.“ — „Ihre Freundin und Sie ſind unumſchränkte Herrinnen in meinem Reiche!“ erwiederte Kaiil. Mit dieſen Worten griff er nach einem Zipfel der Lumpen, in welche Mophetuſe gehüllt war, küßte ihn ehrerbietig und zog ſich zurück.

(Die Fortſetzung folgt.)

E i n f ä l l e.

Ehedem bildete man den Geiſt der Jugend, jetzt ſchraubt man ihn in die Höhe. Es giebt aber wohl eine mechaniſche Schraube ohne Ende, aber keine pſychologiſche.

Das Laſter iſt niemals ſelbſtſtändig, denn es braucht immer die Maske der Tugend.

Unwiſſenheit iſt die Tochter der Trägheit; dieſer Tochter iſt aber der Muttermord nicht allein erlaubt, ſondern er wird ihr zur Pflicht. Ernſt.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. Soldin, in der Neumark, im Oktober 1826. — Die glückliche Reiſe, welche Sie mir, mein werther herausgebender Freund, bei unſerm letzten Zuſammentreffen in Berlin an's Herz gelegt haben, iſt ſchönſtentheils in Erfüllung gegangen; ich bin ſo angenehm gereiſt, als Sie es wollten, und befinde mich ſo friſchgeſund, als Sie es nur verlangen können. Bei meinen Anſichten war's auch ein wahres Kunſtſtück, ſchlecht zu reiſen, und der Zufall muß alle Minen ſeiner Schadenfreude ſpringen laſſen, wenn er mir einige flüchtige Wolken ins Geſichte zuſammen treiben will. Denn ſtolpert der Poſtwagen auch wirklich einmal mit tölpelhaftem Ungeſchick über einige Steine, daß die Gebeine der Drinſitzenden mit raſſelnder Gewalt gegen einander fahren, und die Seele am Ende nicht mehr weiß, in welchen Winkel der geſchüttelten Maſchine ſie ſich flüchten ſoll, ſo weiß ich ja, daß Marius oder Kaiſer Heinrich der Vierte oder Bürger und andere berühmte Männer weit herbere Stöße ſich gefallen laſſen mußten; iſt mir meine Reiſemütze zu weit, und ſchiebt ſich mir jeden Augenblick über die Naſe, ſo fällt mir ein, daß Herodes oder Karl der Erſte von England wer weiß was drum gethan hätten, wenn ſie mit meinem ſchlechten Deckel ihre goldenen Kro-

Digitized by Google

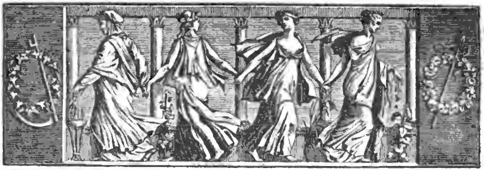
nen hätten vertauſchen dürfen, und drückt mich ein Stiefel, ſo freu' ich mich im Voraus auf den ſchönen Augenblick, wo er vom Fuß herunter gezogen wird, und der eingeſperrte Martyrer ſich dehnen darf, und die neue Freiheit deſto ſeliger genießt. Das Verhängniß geht kaum dem Menſchen mit Rappieren auf den Leib, worauf eine ſolide Philoſophie nicht Korkknöpfchen ſetzen könnte. Mit den Klagen über die kahle Reizloſigkeit der Gegenden um unſre Hauptſtadt verhält es ſich eben ſo. Es iſt nichts als ein arrogantes Vorurtheil. Keine Berge und keine Thäler! Aber Berge hemmen die Cultur und befördern die Kröpfe; in Thälern ſtockt die Luft, und das reizendſte Thal iſt vor einer Verwandlung in ein gomorrhiſches Asphaltmeer nicht ſicher. Und iſt nicht das Steinpflaſter in den Straßen unſerer Städte der ſchönſte Erſatz dieſes ſo vielfach beſchrieenen Mangels, eine ſächſiſche Schweiz im Kleinen, ein Alpenland in verjüngtem Maaßſtabe, das alle drei Jahre von den Händen des Steinſetzers nach einem neuen Plane umgebildet wird? Sind unſre Fluren nicht die trefflichſten Uebungsſtücke für die Phantaſie des in der Nacht Reiſenden, wo er's verſuchen mag, ob er ſich ein Paar abgenagte Fichten zu den Cedern des Libanon ſteigern kann, oder unter einer Schneidemühle ſich den Tempel des Neptun von Päſtum zu denken vermag? Die Merkwürdigkeiten, welche unſer Vaterland auf einem großen Präſentirteller darbietet, ſind wahrhaftig nicht alltäglich. Nur will's ein Auge, einen beobachtenden Blick, der in einer Sanct Pauls-Kirche noch etwas mehr als bloßen Stein und Mörtel ſieht. Ich indeſſen habe nicht Zeit, über dergleichen Dinge mich hier brieſſtelleriſch auszulaſſen; was kommt mir auch am Ende davon heraus, wenn ich Ihnen ſage, daß die Strohdächer unſerer Dörfer ſich allmählich in hochrothe Ziegelplatten verwandeln, als wär' eine verſteinernde Quelle darüber ausgegoſſen worden; — daß ſeit einigen Jahren die Taillen der Bäuerinnen länger, und die Röcke ihrer Männer kürzer geworden — daß die erleichternde Verfeinerung der Zeit ſich bis auf die Knüttel der Wachthunde erſtreckt hat, und ſelbſt die gemeinſte Koſſätenkuh bereits mit einem gewiſſen Anſtande brüllt — daß in den Schenken die Batterie der gebrannten Waſſer immer mannigfaltiger, und die bunte Geſchmackloſigkeit der Parade-Gärten immer einfacher wird — daß die Wegpappeln, ſo wie Sie aus dem Thore von Berlin herankommen, ihre Wipfel mit jeder Viertelſtunde ſtolzer zum Himmel emporheben, als wollten ſie den Reiſenden, der von der großen Hauptſtadt Abſchied genommen, den erhabenen Genius derſelben vergeſſen machen? Die Chauſſee nach Freienwalde iſt vortrefflich. Aber wozu? Wir gehen dem Zeitalter der Luftballons entgegen; wie lange wird es dauern, ſo macht man ſeine Ferien-Beſuche in einem hochſegelnden Fahrzeuge, ſchreibt oben verſchiedene erhabene Sonette, und kommt ſeinen erwartenden Freunden zum Schornſtein hereingefahren. Dann mögen die Kunſtſtraßen ſich noch ſo glatt hinziehen, oder das Chauſſeegeld noch ſo liberal herabgeſetzt werden, wem liegt daran? Kein Menſch iſt mehr ſo gemein, von Baum zu Baum und von Zaun zu Zaun am Boden hin zu kriechen; die Wagen werden zerbrochen, die Laſtthiere ſind für ein Spottgeld zu haben, die Pferdehändler und Fuhrknechte erſchreiben ſich durch Theaterkritiken über Nacht ihren Unterhalt; höhere Bahnen ſind eröffnet, und der Herr der Schöpfung fliegt ſtolz über das niedere Weltgetümmel hinweg, um über den Wolken ſeine Schwächen und Leidenſchaften, ſeine Launen und Thorheiten ihre Röllchen ſpielen zu laſſen. — Abwechſelung, welche ein vorzügliches Kennzeichen ſeyn ſoll, daß man ſich auf Reiſen befindet, habe ich in der That nirgends vermißt; die Räderſpeichen waren mit raſchem Eifer hinter einander her, die Poſtgäule vergaßen die ſpaniſche Grandezza, von der ſie vor Zeiten ſich ſelten losſagen konnten, und hätte der Wagen ſich nicht von unten herauf empfindlich gemacht, ſo würde ich wirklich in einer Montgolfiere zu fliegen geglaubt haben. Kirchthürme, Hundehäuſer, holländiſche Windmühlen, Landſitze, Backöfen, Schulgebäude, Taubenſchläge und Galgen-Anlagen zogen wir in quodlibetiſcher Nachbarſchaft vor den Kutſchenfenſtern vorüber; Einfachheit im Mannigfaltigen ſprach ſich ſo erfreulich aus, daß Ariſtoteles, der ſie aufgeſtellt und empfohlen, auf der Reiſe von Berlin nach Freienwalde ſich eben ſo ergötzlich, als Pater Kircher auf einer Schifffahrt von Cairo nach Theben unterhalten hätte; ehrwürdige Predigerhäupter, kraftvolle Stierköpfe, blondlockige Mädchengeſichter, geſchäftige Handels-Phyſiognomien, durchgreifende Pächterprofile — man kann in einem Shakſpeareſchen Stücke nicht mehr ſuchen und finden. Dabei hing der Himmel, ſo groß und breit er gewachſen, klar wie eine Almanach-Novelle über uns; nirgends ein Wölkchen, überall das reinſte Blau, als gehörte das Univerſum einem Indigohändler; der Horizont zog ſich ſcharf und deutlich längs den fernen Kiehnbäumen dahin, und wie er den Himmel und die Erde pünktlich von einander ſonderte, glich er einer Ramlerſchen Ode, wo Phantaſie und Vernunft durch die ſchöne Grenzlinie der Beſonnenheit zweckmäßig geſchieden ſind.

Meine Reiſegeſellſchaft entwickelte ſich ſehr bald. Zwar war anfangs das Geſpräch eben nicht ſehr lebhaft; einzelne Bemerkungen über das Manöver, über die Univerſität Halle und über Ali Paſcha verloren ſich in der weiten Kutſche, und verhallten ohne Wirkung und Wiederkehr; mehrere Mitglieder ſchienen ſich die vorzüglichſten Revenüen ihrer Beredſamkeit auf die Nacht zurück zu legen, um die finſtere Stille in jedem Fall beleben zu können; die übrigen folgten dem Winke der Beſcheidenheit, und es wollte — als ſäße man bei einer wichtigen Votirung zuſammen — Keiner der erſte ſeyn. Ein junger hochgewachſener Mann indeſſen, in feiner Reiſekleidung und mit hinlänglichen Goldringen am Finger, warf zu guter Stunde einige lebhafte Einfälle in die Mitte, und forderte ſolcherweiſe mit vielem Anſtande zur geſelligen Fröhlichkeit auf. Er gefiel mir; in ſeinen Blicken wimmelte ein ganzer Ameiſenhaufen von Schalken, wie Lohenſtein an meiner Stelle ſich ausdrücken würde, und vom linken Mundwinkel hinauf zog ſich, der Naſe zur Seite, ein ſatyriſcher Zug, der gar viel verſprach, und mir willkommener war, als die ſchönſte Schickſalslinie in einer Hand, wär's auch in meiner eigenen. Die Stoppelfelder, der ſchlecht raſirte Stachelbart des Herbſtes, führten das Geſpräch auf das Getraide, das Getraide auf die Sommerhitze, die Sommerhitze auf ihr edelſtes Erzeugniß, die beſeligende Traube. Und ſo ſtanden wir nach wenigen Sprüngen an der Südküſte Europas, in Malaga's reizenden Gefilden, wo der braune Winzer ſeine Schöne mit einer zierlichen Seguedilla in den Schlaf lullt. Alles nahm Theil; ein ältlicher Paſſagier aber, deſſen Pelz aus Rindsblaſen zuſammen genäht, während ſeine Naſe, mit mancherlei Schnitzwerk in dunkelrother Manier geſegnet, ein Orden pour le mérite aus den Händen des Traubengottes zu ſeyn ſchien, intereſſirte ſich am wärmſten für die Materie, ging die verſchiedenen Arten der Weinkelterung durch, und gab zuletzt dem alten Burgunder vor allen übrigen Flaſchen den Vorzug. Unſer Erſtaunen machte aber ein ſehr langes Geſicht, als wir erfuhren, der junge Mann ſey in jenen unbeſchreiblich ſchönen Gegenden geweſen, und habe die köſtlichen Trauben ſelber einſammeln helfen, und mit den noch köſtlicheren Winzerinnen verſchiedene Fandangos getanzt, und etliche lebhafte Abentheuer ausgeſtanden. Die ganze Geſellſchaft war ein Ohr; Fragen und Antworten wechſelten jagend mit einander ab; der junge Mann ſprach mit Sachkenntniß, erzählte mit Salbung, belehrte mit Freundlichkeit, ſcherzte mit Grazie, und wäre, glaub' ich, im Stande geweſen, ſelbſt einen neugierigen Gaſtwirth auf vierzehn Tage ſatt zu füttern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. | Sonnabend den 23. Dezember. | 204tes Blatt.

Die Braut durch Feenkunſt.

(Fortſetzung.)

Sobald Cancrelode und Mophetuſe ſich im Zelte allein befanden, hub dieſe an: „Biſt Du es wirklich? Sieh 'mal, wie ſchön Du geworden!“ — „Schön?“ ſprach Jene; „nun ja, ſo ziemlich; „iſt es nicht Dein Wille geweſen? Sprich!“ — „Was willſt Du, daß ich dazu ſage? Hat's der Teufel gewollt, je nun, ſo iſt's mir recht; wie aber in aller Welt iſt es zugegangen?“ — Die ſchlaue Cancrelode entgegnete: „Wie? alſo haſt Du es noch nicht erfahren? Ich ſollte denken, man habe Dir wenigſtens einen Theil der Geſchichte erzählt. Nun, ſo höre! — Als ich in das Cabinet des Fürſten trat, war er anfangs ganz Feuer und Flamme; Alles ging gut. Ich tappte im Finſtern umher, um das Käſtchen zu finden und mich dann fort zu ſchleichen; denn aus Vorſicht war ich geſonnen, meinen Beſuch ſo kurz als möglich zu machen. Er merkte, daß ich nach dem Käſtchen langte; ſeine Hand ergriff die meinige; dies machte ihn aufmerkſam und übel gelaunt. Mir ward bange. Der Fürſt ſpringt auf, zieht ein verborgenes Licht hervor, beſchaut mich, entdeckt Alles, wird wüthend, packt mich und wirft mich zum Fenſter hinaus wie eine Gardine. Zu meinem Glück falle ich auf einen großen Haufen Dünger, der zu den Miſtbeeten dient. Ich war im Hemde, die Kälte empfindlich; ich vergrabe mich bis an den Hals in den Dünger, ich decke meinen Kopf damit zu und rufe Balabacra zu meinem Beiſtand.“ — „Und wer iſt Dein Balabacra?“ — „Ein guter kleiner Geiſt, zu dem meine Mutter mir gerathen hat, meine Zuflucht zu nehmen, wenn ich in Noth bin. Ich rufe alſo den Namen Balabacra. Er erſcheint. Was verlangſt Du von mir? fragt er. — Ich antworte: Schönheit, Jugend, Reichthum! — und er erwiedert: Wie? nichts weiter als das? Ey, du ſitzeſt ja in dem Stoff, aus dem dergleichen geſchaffen wird; du ſollſt es haben, bleib aber ganz ſtill und ruhig ſitzen, da ſollſt du von Neuem keimen, knospen und Blumen treiben wie ein Roſenſtock. — An mir ſoll es nicht ermangeln, gab ich zur Antwort, und hockte mich in meinem Futteral recht dicht zuſammen, immer tiefer und tiefer. Wie ich nun ſo da ſaß, wie die Perle im Golde, ging Balabacra immer an dem Haufen herum und murmelte ſeinen Zauberſpruch. „Muth! Muth!“ rief er mir von Zeit zu Zeit zu; dann ſprach er den Reim: „Dem Dünger und Staub, wird Altes zum Raub; doch Staub und Dünger macht Altes auch jünger!“ — Unterdeſſen arbeitete er an dem Prunkgezelte. Endlich wurde mir aber mein Zuſtand ſo unausſtehlich, daß ich mich losmachte und aufſprang. Balabacra kommt wüthend auf mich zu. O über die Thörin! Hätte ſie nicht noch warten können! ſie wäre bis auf zwölf Jahre verjüngt worden! Jetzt iſt's zu ſpät, und du haſt ſechs gute Jahre von deinem Leben durch deine Ungeduld und durch Mangel an Ausdauer eingebüßt. Doch was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Suche zu deinem Verluſte zu kommen, wie du kannſt; die Frauen ſind nun einmal ſo, ſie können das Ende nicht abwarten! — Mit

Digitized by Google

dieſen Worten nahm er mich bei der Hand und führte mich zur Ottomane, worauf wir jetzt ſitzen. Schlaf', Liebchen, ſchlaf', rief er mir zu, bis dein Liebſter erſcheint!"

„Wie?" ſagte jetzt Mophetuſe; „Du biſt keine Zwanzig alt? was haſt Du mit den übrigen Sechzig angefangen?" — „Balabacra hat ſie für ſeine Rechnung genommen; er treibt Handel damit bei denen, die gern geſchwind leben wollen." — „Das wären mir die Rechten, die ihm ſolche Waare abkauften! Aber Alles, was Du mir da erzählſt, iſt doch äußerſt wunderbar. Wir haben einen ſo ſchönen Düngerhaufen auf unſerm Hofe —!" — „Ja", entgegnete Cancrelade; „wer das früher gewußt hätte! So aber hat man mich erſt zum Fenſter hinaus werfen müſſen, um mir die Augen zu öffnen und mir das Miſtbeet des Lebens zu zeigen. Im Grunde, Gevatterin, ſind wir lange dumm geweſen; denn bedenke ich's recht, ſo würde die Erde ſteinalt ſeyn, wenn der Dünger ſie nicht immer wieder verjüngte; es geht ihr Jahr aus Jahr ein, wie mir geſtern und heute; das iſt das ganze Geheimniß, warum von einem Frühling zum andern Blätter, Blumen und Früchte ſich neu herſtellen. Geh', liebe Mophetuſe, geh', folge meinem Beiſpiel und meinem Rathe; vergrabe Dich in unſerm Düngerhaufen, aber ſo tief, daß Du nur mit Balabacra's Hülfe heraus gezogen werden kannſt!" — „Aber ich kenne ja Deinen Balabacra nicht?" — „Zieh' mir ein Haar aus, binde es Dir um den Hals; ſie kommen von ihm, und unfehlbar eilt er Dir zur Hülfe, wenn Du nach ihm rufſt. Halte aber aus, ſo lange Du kannſt; geht's nicht weiter, ſo rufe Balabacra! Sprich aber den Namen drei Mal langſam und Sylbe nach Sylbe aus: Ba-la-ba-cra! Laß immer eine kleine Pauſe zwiſchen jedem Ausruf; kommt er nicht gleich, ſo warte eine Viertelſtunde und rufe dann wieder drei Mal nach einander und mit den gehörigen Zwiſchenräumen, dann kommt er auf alle Fälle. Iſt er erſchienen, ſo wird er Dich fragen: Was begehrſt Du? und Du wirſt antworten, wie ich: Ich begehre Jugend, Schönheit, Reichthum! — und dann wird ſich Alles ereignen wie mit mir. Aber laſſ' Dich von ihm nach Herzensluſt verjüngen, ſo viel und ſo lange er will; werde ein Kind unter ſeinen Händen, ſteige wenigſtens bis zu dreizehn oder vierzehn Jahren zurück; dann nehme ich Dich zu meiner Nichte an und vermähle Dich mit dem Chan der großen Tartarei. Eile nur, denn heute noch werde ich gekrönt und morgen ſchon will ich Dich als Nichte Elmacine dem Hofe vorſtellen. Man muß den Leuten nicht Zeit laſſen, uns in die Karte zu ſchauen. Geh', liebe Mophetuſe, lauf', fliege und ſtürze Dich über Kopf in den Dünger. Was noch bei Tage geſchieht, iſt ein guter Vorſprung zur Nacht; gewagt und bald gethan iſt halb gethan!" — Die Alte hatte mit beiden Ohren zugehört; ſie zweifelte keinen Augenblick an dem Erfolg und eilte zum Thron der Verjüngung.

„Lauf' nur, lauf'!" rief Cancrelade ſpöttiſch ihr nach: „hätte ich Dich für ſo leichtgläubig und ſtockdumm gehalten, ich würde mich anders benommen und nicht ſo viel Erfindung an Dich verſchwendet haben; ich hätte mich geſtellt, als kenne ich Dich nicht, und Dich wegpeitſchen laſſen; doch geh' nur und vergrabe in Deinem Düngerhaufen Alles, was Dir von meinem Geheimniß bekannt iſt, und vor Allem Dein Leben. Ich bin feſt überzeugt, Du hältſt es keine Viertelſtunde aus, und mußt Deinen engbrüſtigen Geiſt von Dir geben!"

Jetzt war Mophetuſe auf die Seite geſchafft und Cancrelade hatte den ſchweren Stein vom Herzen. — Leicht und voller Muth tritt ſie in die Thür des Zeltes, reicht dem Könige majeſtätiſch ihre Hand und Beide begeben ſich in den Feſtſaal. — Die königliche Kapelle eröffnete den Zug; ein unabſehbares Gefolge vermehrte das Feierliche der Handlung; eine zahlloſe Volksmenge, deren Neugierde und Zudringlichkeit man Mühe hatte zu ſteuern, ſtörte von Zeit zu Zeit die lange paarweiſe Reihe; ſie mußte durch die Höfe, die Säle und die Gallerieen des Pallaſtes ziehen.

Während dem ſetzte die Ungeduld, ſich balabacrirt zu ſehen, Mophetuſen Flügel an. Sie ſpricht laut im Gehen, wie alle alten Weiber, und wirft ihre Sätze wie ihre Gedanken bunt durch einander. „Seht mir Einer die Cancrelade! die Kröte! Des Teufels Großmutter hat weniger Kniffe. So'n Hexen-Erbe, von Mutter auf Tochter! Das lebt, lebt ſo lange mit dem Gott ſey bei uns, und ſagt kein Sterbenswörtchen davon. Dann heißt es mit einem Male: Balabacra! — Balabacra — ich muß nur ja den Namen nicht vergeſſen — Balabacra! — Aber du mußt mir auch verſprechen, zuckerſüßes Herzchen, mir nicht bange zu machen, wenn du mir erſcheinſt. Mit meinen vielen Jahren will ich dir gern ein Geſchenk machen, ich will ſie gar nicht weiter zählen; werde ſie los, wie du kannſt!" — Und ſo zog ſie eilend weiter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moſaik.

Die Phantaſie iſt für die Sinne, was der Credit für das Grund-Eigenthum. Uebertreibt man Beides, ſo richtet man ſich zu Grunde; benutzt man Beides, ſo bereichert man ſich.

Fontenelle ſagte: Ich möchte noch lieber unglücklich, als gar nicht ſeyn.

Der Egoiſt iſt wie ein Geſchundener im Gedränge, er wird überall verletzt. A. Münde.

Der Nibelungenhort.

II.

(S. Nr. I. „Geſellſchafter“ 1826. Bl. 73.)

Einem Ritter wohlgeboren im ſchönen Schwabenland
War von dem weiſen Könige die Mähre wohlbekannt,
Der den Hort verſenkte in des Rheines Fluth:
Wie er ihn wieder fände, erwog er lang' in ſeinem Muth.

„Darunter lag von Golde ein Wunſchrüthelein:
Wenn ich den Hort erwürbe, mein eigen müßt' es ſeyn;
Wer Meiſter wär' der Gerte, das iſt mir wohlbekannt,
Sie wär' ihm nicht zu Kaufe um aller Könige Land.“

Auf ſeinem Streitroſſe, mit Harniſch, Schild und Schwerdt,
Ließ der Heimath Gauen der ſtolze Degen werth:
Nach Lochheim wollt' er reiten bei Wormes an den Rhein,
Wo die Schätze ſollten in den Fluthen begraben ſeyn.

Da vertauſchte der Kühne ſein ritterlich Gewand
Mit eines Fiſchers Kleide, den er am Ufer fand,
Den Helm mit dem Barete, ſein getreues Roß
Mit einem guten Schifflein, das luſtig auf den Wellen floß;

Seine Waffe war das Ruder, die Stange war ſein Speer,
So kreuzt' er auf den Wellen manch lieben Tag umher
Und fiſchte nach dem Golde: ihm ward die Zeit nicht lang;
Er erholte ſich von der Arbeit bei Zechgelag und Geſang.

Um das alte Wormes und tiefer um den Rhein,
Bis ſich die Berge ſenken, da wächſt ein guter Wein:
Er gleicht ſo recht an Farbe dem Nibelungengold,
Das, in der Fluth zerronnen, in der Reben Adern rollt.

Den trank er alle Tage, beides, ſpät und früh,
Wenn er Raſt ſich gönnte von der Arbeit Müh',
Er war ſo rein und lauter, er war ſo hell und gut,
Er ſtärkte ſeine Sinne und erhöht' ihm Kraft und Muth.

Auch hört' er Mähre ſingen, die ſang der Degen nach,
Von dem kleinen Alberich, der des Hortes pflag,
Von hohem Liebesweben, von Siegfriedens Tod,
Chriemhildens grauſer Rache und der Nibelungen Noth.

Da nahm der Held wieder das Ruder an die Hand
Und forſchte nach dem Horte am weingrünen Strand;
Mit Hacken und mit Schaufeln drang er auf den Grund,
Mit Netzen und mit Stangen: da wurden ihm Mühſale kund.

Von des Weines Güte gewann er Kraft genug,
Daß er des Tags Beſchwerde wohlgemuth ertrug;
Sein Lied mit ſolcher Fülle aus ſeiner Kehle drang,
Daß es nachgeſungen von allen Bergen wiederklang.

So ſchifft' er immer weiter zu Thal den grünen Rhein,
Nach dem Horte ſpürend bei Hochgeſang und Wein:
Am großen Loch bei Bingen erſt ſeine Stimme ſchwoll;
Hei! wie ſein ſtarkes Singen vom Lurleifelſen wiederſchollt!

Doch fand er in der Tiefe vom Horte keine Spur:
Nicht in des Stromes Bette, im Becher blinkt' er nur.
Da ſprach der bied're Degen: „Nun leuchtet erſt mir ein:
Ich ging den Hort zu ſuchen: der große Hort, das iſt der Wein.

Der hat aus alten Tagen noch bewahrt die Kraft,
Daß er zu kühnen Thaten erregt die Ritterſchaft:
Aus tiefen Bergſchlünden ſtammt ſein Feuergeiſt,
Der in hohen Liedern den blöden Sänger unterweiſ't.

Der hat aus alten Tagen mir ein Lied vertraut,
Wie er zuerſt der Wogen geheimen Schooß erſchaut,
Wie Siegfried ward erſchlagen um ſchnöden Goldes Gewinn,
Und wie ihr Lieb gerächet Chriemhilde die Königin.

Mein Schifflein laſſ' ich fahren, die Gier des Goldes flieht:
Der Hort ward zu Weine, der Wein ward mir zum Lied,
Zum Liede, das man gerne nach tauſend Jahren ſingt,
Und das in dieſen Zeiten von allen Zungen wiederklingt.

Ich ging den Hort zu ſuchen, mein Sang, das iſt der Hort;
Es begrub ihn nicht die Welle, unſterblich lebt er fort.“
Sein Schifflein ließ er fahren, und ſang ſein Lied im Land,
Das ward allen Königen und Kaiſern bald bekannt.

Laut ward es geſungen im Lande weit und breit,
Hat nun ſich aufgeſchwungen in dieſer ſpäten Zeit. —
Nun mögt ihr erſt verſtehen ein altgeſprochen Wort:
Das Lied der Nibelungen, das iſt der Nibelungen Hort.

K. Simrock.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. (Fortſetzung.) Aber die Meerenge von Gibraltar iſt nicht breit; das Ufer Afrika's, die Schöpfung eines andern Welttheils, erkennt ſich gegenüber mit unbewaffneten Augen. Und ſo hatte unſer junger Mann ſich zu einer weiteren Reiſe verleiten laſſen, als es anfangs ſein Plan geweſen. Er hatte Marokko geſehen, war mehrere Wochen in Tarudant ein Zeuge blutiger Auftritte geweſen, hatte Algier kennen gelernt, und zuletzt bei Tunis auf den Ruinen des alten Carthago's mit wehmüthigen Empfindungen geſtanden. Wer konnte froher ſeyn als ich? Afrika iſt ſeit Menſchengedenken meine Paſſion geweſen, und wenn die Alten der Meinung waren, daß aus dieſem Welttheile immer etwas Neues komme, ſo mußte mir ein kenntnißreicher Menſch, der leiblich ſich daſelbſt aufgehalten, doppelt neu, doppelt willkommen ſeyn. Arensfelde und Blumberg gingen unbeachtet vorüber; wir ſchwärmten in den Reis- und Dattelfeldern am Fuße des Atlas, und hatten keinen Sinn für preußiſche Dörfer. Mit ſteigender Theilnahme hörten wir von den Schlangenfreſſern, welche ein ſo erſtaunliches Alter erreichen; von der landesſittlichen Höflichkeit, auf einen Fremden im Galopp mit dem Pferde los zu reiten, und es vor ſeiner Naſe plötzlich an zu halten; vom Straußgarten und den Löwengruben im Pallaſte Menſia, welcher das Wunder Marokka's heißt; vom Luſtgefecht, das die Algierer zwiſchen einer Maus und einem Scorpion anſtellen, wo jene gewöhnlich dieſen tödtet, gar bald aber an den Folgen ſeines Biſſes jämmerlich ſelbſt zu Grunde geht; vom Dorfe Suliman in Tunis, wo andaluſiſche Mauren wohnen, die noch heutiges Tages Spaniſch ſprechen; von Kairwan, wo der Mohomedaner mit ehrfurchtsvollem Erſtaunen die prächtigſte Moſchee ſeines Propheten bewundert; von der Verehrung des Kameels, mit deſſen Speichel die Reiſenden ſich nicht ſelten waſchen, da ihm Mahomet ſogar das Gelangen in's Paradies zugeſtanden; von den ſieben großen Steinen bei Algier, dem Andenken der ſieben Dey's, ſo an einem Tage erwählt und abgeſetzt, d. h. hingerichtet worden; von den entſetzlich korpulenten Marokkanerinnen, die ſich das Haupthaar mit der rothgelben Alhenna, und die Augenbraunen mit Antimonium färben; von der häufigen Augen-Entzündung zu Fez, welche durch die blendend weißen Wände entſteht, wobei dennoch nur der Landesherr das Vorrecht hat, einen Sonnenſchirm zu tragen; — halt! dachte ich; das iſt eine Aufſchneiderei, die ich irgendwo ſchon einmal geleſen. Ich ſtutzte, und nahm mir vor, gegen den jungen Vielgereiſten auf meiner Huth zu ſeyn. Mit jeder neuen Nachricht ward mein Vertrauen immer mißlicher; ich fing an, jedes Wort, das aus ſeinem Munde kam, nach allen Seiten prüfend zu wenden, wie ein vorſichtiger Geſchäftsmann das Geld, wenn falſche Münze curſirt, und ſetzte ihm, gleich einem ſchikanirenden Examinator, mit Fragen zu. Er ſtand aber ſeinen Mann, und frappirte mich bei einem glänzenden Gedächt-

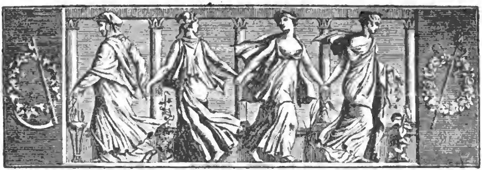
als durch eine Beleſenheit, die einen neidiſchen Literator zur Verzweiflung hätte bringen können. Ich ſprang aber nicht ſo leicht ab, und ſo entſchieden auch jedesmal ſeine Antwort ſich auf meine Frage einſtellte, ſo hatt' ich es nach einer halben Stunde doch weg, daß der unterhaltende Paſſagier keinen Kubikfuß Luft in Afrika geathmet, wohl aber Lempriere's Reiſe durch Marokko und Shaw's Nachrichten von der Berberei mit ungewöhnlichem Benutzungstalent geleſen habe. Ich ließ mir aber nichts merken, und eröffnete meinerſeits, daß ich einige Jahre in Italien verlebt hätte. Aber kaum, daß einer d'rauf hinhörte. Nach Afrika's fernen Wundergefilden das bekannte Land der Makkaroni und des Parmeſankäſes auf's Tapet bringen, war allerdings faſt eben ſo tölpelhaft, als nach der Goethe'ſchen „Iphigenie“ einer Geſellſchaft den „Bayard“ von Kotzebue vorleſen zu wollen. Wenn ich nicht mit Kopf und Kragen durchfiel, verdankte ich's dem heftig berauſchenden Dalmatiner Wein, nach welchem ſich der alte Herr im Rindsblaſenpelze ordentlich mit Affekt erkundigte. Indeſſen erzählte ich von einem Kaufmann zu Venedig, deſſen Sohn mit einem Getreideſchiff hinüber nach Cairo geſegelt, und mich zur Mitreiſe aufgemuntert. Das hatt' ich mir nicht zwei Mal ſagen laſſen! rief ein ehrwürdiger Obriſtlieutenant, welcher, mit einer Jagdflinte zur Seite, mir gegenüber ſaß. Auch war ich kein ſolcher Narr, entgegnete ich. Und nun erzählte ich, was ich zu Cairo geſehen, wie ich vor den Pyramiden geſtanden, vor Erſtaunen faſt zu Stein wie ſie ſelbſt geworden, wie ich unter den Ruinen von Theben umhergewandelt, und von meiner Wißbegierde über Aſſouan hinaus getrieben worden. Das Blatt der Unterhaltung hatte ſich plötzlich gewendet, ich wurde das Centrum der Geſellſchaft, und der junge Mann ſchielte mit verlegenen, zweideutigen Blicken nach mir herüber. Ich war ungemein intereſſant, und erinnere mich kaum einer Sitzung, in welcher ich mich lehrreicher ausgelaſſen. Hatte ich es doch mit eigenen Augen geſehen, wie die wilden Araber in der Gegend der Katakomben mit den Gebeinen der alten Egypter ihre Hütten heizen! Hatte ich doch Mumien, nach den drei verſchiedenen Claſſen des Einbalſamirens, zu Dutzenden in Händen gehabt, und mit den Höhlenbewohnern von Gournah, welche den Todtenköpfen, die ſie herbei ſchleppen, ſo ähnlich ſehen, wer weiß wie oft Kaffee getrunken! Mehr aber als durch ſonſt etwas ſetzte ich meine Reiſegenoſſen durch den Coloſſen-Tempel von Ebſambol in Erſtaunen; die untergegangene Rieſenſtadt des Pſammetich, der halbverſchüttete Tempel der Iſis mit der majeſtätiſchen Statue der Göttin, wie ſie den Horus in ihren Armen trägt; das Haus des Oſiris mit den prachtvollen Wandgebilden; die vier ungeheuren Coloſſe am Eingang deſſelben, ſchauerlich große voll düſteren Ernſtes ſchweigende Geſtalten, deren Höhe den Thurm von Strefelde — wo wir gerade durchfuhren — weit überragt, der Mitra nicht zu gedenken, die allein vierzehn Fuß hoch iſt — wenn ſolche Dinge nicht ziehen, ſo zieht nichts in der Welt. Der Obriſtlieutenant wünſchte ein Garde-Regiment von ſolchen Coloſſen zu ſehen; der Herr im Rindsblaſenpelze überlegte, wie viele Flaſchen ſolch ein rieſenhafter Zecher wohl in einem Abend zu Leibe ſchaffen könnte, und ein Candidat der Theologie, welcher bisher ſich bloß mit ſchweigender Aufmerkſamkeit beſchäftigt hatte, freute ſich über alle Maßen, da ich ihm die Verſicherung gab, daß die erſte Coloſſe zur Linken die frappanteſte Aehnlichkeit mit dem ſeligen Gottſched habe; denn er war ſelbſt ein Leipziger, und eine coloſſale Stein-Aehnlichkeit ſeines berühmten Landsmanns im fernen Nil-Lande zu treffen, mußte ſeinen Patriotismus natürlich in die glücklichſte Laune hineinkitzeln. *) Aber wie geſagt, meine Sehnſucht begnügte ſich mit Egypten nicht; ich ſchritt über den Granit des erſten Nilfalles, überſtieg den ſchwarzen Marmor des zweiten, wanderte unter den kraftvollen, freiheitliebenden Völkerſchaften der Nuba, und hielt mich über einen Monat in Dongola, ihrer Hauptſtadt, auf. Ueber die koptiſchen Chriſten und die habeſſiniſche Kirche, über deren Weſen der Candidat belehrt ſeyn wollte, ſprach ich mit Erfahrung; den Juden-Staat im Weſten der Smaragd-Gebirge hatte ich ſo gut wie Samuel Benie geſehen, und als ich gerade, trotz der gefährlichen Beduinen-Schwärme, unter beſoldeter Begleitung von fünfzehn Mamelucken, mich auf den Weg nach Sennaar machen wollte, hielt der Wagen vor dem Poſthauſe in Wernenchen ſtill. Sämmtliche Mitglieder der Geſellſchaft, bis auf ein Rehkalb und drei Haſen, ſtiegen aus; der junge Herr aber klopfte mir freundlich lächelnd bei dem Ausſteigen auf die Schulter; — wir haben uns, denk' ich, Beide belogen, werther Herr! ſagte er; indeſſen bleibt's bei'm Alten!

In Wernenchen tritt man in das reinlichſte Poſthaus, welches auf der ganzen Straße von Berlin bis dorthin an zu treffen. Der Ort iſt von beſcheidener Größe, hat aber manche charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit, und verdient in Topographien mit längerem Athem heraus gehoben zu werden. Abwechſelndes Straßenpflaſter und Milch vom ſchönſten Blau verkündigen die Nähe der Hauptſtadt. Im Schulhauſe ſangen die Jungen, und in einem ſehenswerthen Entenpfuhl die Fröſche. Nachdem ein altmodiſcher Gaſthof in Flammen aufgegangen, ſind drei neue Hotels empor geſtiegen, welche dem Zeitgeiſte mehr angemeſſen und dem Poſthauſe als triumphirende Nebenbuhler gegenüber ſtehen. Die Gaſttaxe verſteigt ſich freilich etwas höher als im alten Wirthshauſe, dafür wird man aber auch langſamer bedient, und kann nach Allem fragen; auch ſind verſchiedene hübſche Mädchen d'rin angebracht, durch deren Zauber die Küche allmählig zum Converſations-Zimmer erhoben worden. Die Zeitungen werden hier wenig geleſen, denn man weiß in der Regel alle Neuigkeiten ſchon vorher; die Leute wundern ſich über nichts mehr, jedes Kind iſt in Berlin geweſen, und ſpricht vom Churfürſten auf der Brücke, wie von ſeinem Herren Taufpathen. Die Geſellſchaft theilte ſich auch hier wie überall in der Welt in verſchiedene Sekten; am Mitteltiſche drängten ſich die Kaffeer zuſammen, ſeitwärts ſaßen die Theiſten, und gegenüber die Warmbierier; einige wenige waren Menoniten, und nahmen gar nichts zu ſich. Ein Stelzfuß fand ſich ein, und bat um eine großmüthige Spende. Auf einem Fuße ſtehe ſich ſchlecht, meinte er, und dieſes Gänſeſchickſal würde ihn melancholiſch machen, wenn nicht manchmal zu ſeinem Glücke vornehme Herren durchreiſten, die ein Einſehen hätten und ihm gütigſt ſein hölzernes Bein ein wenig verſilberten. Wir fragten ihn, in welcher Schlacht er ſeinen Fuß eingebüßt habe. Im Mutterleibe, gab er zur Antwort. Wir ſahen uns an und lachten, erfuhren aber ſodann, daß ſein Großvater in der Bataille von Torgau einen Fuß verloren, daß ſein Vater mehrere Jahre nach dem Kriege aus dieſer Urſache mit anderthalb Beinen geboren worden, und er endlich nur mit einem Beine in die Welt getreten. Der überbietet uns, raunte mir der junge reiche Herr in's Ohr. (Die Fortſetzung folgt.)

*) An der Sache iſt indeſſen nicht ein Fingerhut voll Wahrheit — wie denn überhaupt Anmerkungen jedesmal weit aufrichtiger als der Text ſind. Was man ſeinen Reiſegefährten vorlügt, darf man einer Leſewelt nicht weiß machen wollen; ein Publikum iſt etwas andres als ein Poſtkutſchikum. Die Coloſſen zu Ebſambol haben angenehme Geſichtsbildungen, oft viele Erhabenheit in ihrer Miene, und grenzen zuweilen an griechiſche Schönheit. Von einer Aehnlichkeit mit Gottſched indeſſen hat ſich der egyptiſche Künſtler nichts einfallen laſſen; wiewohl der Zufall manchmal ein Freund ſolcher Spaßvögeleien iſt, und die wunderlichſten Kunſt-Anekdoten erzeugt. So iſt's eine anerkannte Sache, daß der ſchöne Kopf der Euterpe, welchen die Reiſenden in der Villa Albani zu Rom bewundern, eine unleugbare Aehnlichkeit mit der Kaiſerin Catharina II hat. Wenn er irgend einer Milchfrau ähnlich ſähe, ſpräche freilich kein Menſch davon.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Montag den 25. Dezember. 205tes Blatt.

Habt Acht auf euer Allmoſen.

Matth. 6, 1—4.

Wenn Armuth mit des Lebens Sorgen
Auf's thränenfeuchte Lager ſinkt,
Und wenn zu Gott, dem nichts verborgen,
Der Hülf' erfleh'nde Seufzer dringt,
Wenn ſanfter Schlaf das Auge flieht,
Und Angſt die ſüße Ruh' entzieht;

Wenn ſelbſt das heit're Licht am Morgen
Dem Leidenden nach ſchwerer Nacht
Nur wiederbringt der Nahrung Sorgen,
Nicht heiter ihm entgegen lacht;
Wenn Blöß' und Hunger ſchmerzlich droht,
Selbſt Kinder ängſtlich fleh'n um Brodt;

Dann übet menſchliches Erbarmen —
Vor Gott dem Vater heil'ge Pflicht —
Und öffnet liebevoll dem Armen
Das Herz; verlaßt den Bruder nicht.
Entfernt ihr euch von dieſer Pflicht,
Dann ſeyd ihr Gottes Kinder nicht.

Wenn ſtillen Dankes holde Thränen
Entſtrömen dem erfreuten Blick,
Und wenn nur Freudenrufe tönen,
O ſagt: wer kennt ein größ'res Glück?
Wen nicht der Menſchen Glück erfreut,
Der iſt vom Himmelreich noch weit.

Doch hüthet euch, nicht ſtolz zu prangen
Mit eurer Gaben Mildigkeit,
Und nicht Bewund'rung zu verlangen,
Wo ſchon die Menſchenpflicht gebeut.
Wer Ruhm ergeizt mit eitlem Sinn,
Der hat ſchon ſeinen Lohn dahin.

Laß deine linke Hand nicht wiſſen,
Was deine rechte Gutes thut;
Den Ruhm der Welt wirſt du vermiſſen,
Doch nie den göttlich frohen Muth,
Der ſtill und in ſich ſelbſt vergnügt,
Sich an der Kraft der That begnügt.

Der Gott, der in's Verborg'ne ſiehet,
Wenn deine That beſcheiden ſich
Dem Späherblick der Welt entziehet,
Wird dir vergelten öffentlich,
Der Gott, der jede gute That
In's Lebensbuch verzeichnet hat.

Prochnow.

Die Braut durch Feenkunſt.

(Fortſetzung.)

Inzwiſchen war die erhabene Verſammlung in den Saal gelangt, und im Begriff, ſich zur Tafel zu ſetzen. Eine Eſtrade war für den König und Canerelade beſtimmt. Eben wollte ſie dieſelbe beſteigen, als ein unerwarteter Beſuch, der ſich durch einen Kammerherrn melden ließ, das Feſt unterbrach. — Drei verſchleierte Damen treten auf; zwei von ihnen ſind prächtig gekleidet, und halten die dritte und mittelſte bei der Hand; dieſe trägt ein einfaches weißes Gewand, und iſt mit Blumen bekränzt, die ſich auch in Gewinden um das Haar ſchlingen und auf Buſen und Schultern hinab wallen. Eine der Damen hält an der andern Hand ein ſechsjähriges Kind, einen kleinen Amor an Lieblichkeit und Schönheit. Schon laſſen ſich die Dichter des Hofes halblaut vernehmen: die Grazien und

Digitized by Google

der Liebesgott fånden ſich ein, das Feſt des kbniglichen Beilagers zu verherrlichen; der Kbnig denkt ſich, wie gewbhnlich, eine ſchbne Feerei; Canerelade fühlt ſich, ſie weiß ſelbſt nicht, warum? unheimlich zu Muthe, und ſchielt die Gruppe von der Seite an. Ihre Unruhe zu verbergen, wendet ſie ſich an den Kbnig: „Sire, ſetzen wir uns zur Tafel; ich fühle das Bedürfniß, etwas zu genießen. Die Damen mbgen in unſerer Nåhe Platz nehmen, und Ihnen vortragen, was ſie hieher führt.“ — „Nein, Madam!“ erwiedert Katil. „Ich würde gegen die Etikette verſtoßen, die ich Ihnen und Ihren Schweſtern, den Feen, ſchuldig bin; denn ohne Zweifel ſind dieſe Damen von Ihrem Geſchlecht und wollen unſer Feſt mit ihrer Gegenwart beehren. Ich gehe ihnen entgegen, empfange ſie und führe ſie zur Erſtrade, denn ſie ſollen unter dem Baldachin Platz nehmen.“ — Mit dieſen Worten geht er den fremden Gåſten entgegen und heißt ſie auf kbnigliche Weiſe willkommen.

Die angeſehenſte von den Dreien erwiedert die hbfliche Einladung. „Wir nahen uns“, ſagt ſie, „einem Feſte, deſſen Veranlaſſung wir gern theilen wollen, ſobald ſie eine andere Wendung wird genommen haben: wir hoffen, uns Ihnen nåher bekannt zu machen, und bei dieſem genauen Verhåltniſſe in Ihren Augen nichts zu verlieren.“ — „Wer zweifelt daran, meine Damen? Wer verhindert Sie, gleich jetzt die Schleier ab zu legen? Sie werden nicht allein in meinen Augen, ſondern in Aller Augen dabei gewinnen. Alle Herzen wünſchen, Sie unverhüllt zu erblicken. Eilen Sie, ſich den Zoll zu verdienen, den wir Ihnen dar zu bringen ungeduldig ſind!“ — So fein und galant hatte ſich der Kbnig nie ausgedrückt; ſein ganzer Hof und er ſelbſt ſtaunte darüber. — „Wir ſpielen nicht gern“, erwiederte die Dame, „ein ungleiches Spiel. Ehe wir uns für das zu erkennen geben, was wir ſind, mbchten wir, wenn ſich eine Perſon hier befindet, die ſich für das ausgiebt, was ſie nicht iſt, derſelben den Rath geben, ihre Maske ab zu legen; es iſt das einzige, was ihr zu thun übrig bleibt.“

Die ganze Verſammlung forſchte nach der hier bezeichneten Perſon, Niemand konnte ſie finden; nur die einzige Canerelade ſchien die Bezeichnung zu merken. Unwillkührlich macht ſie eine Bewegung, als wolle ſie aufſtehen und den Saal verlaſſen. „Bleiben Sie!“ redete die verſchleierte Dame ſie an; „Ihre Gegenwart iſt durchaus nothwendig. Man kennt Sie hier, wo Sie eine ſo große Rolle zu ſpielen ſich anſchicken, nicht; ſagen Sie, wer Sie ſind, doch ohne Umſchweiſe, ohne Ausflucht; und wenn in dem, was Ihnen begegnet iſt, ſich etwas für Sie ſelbſt Unerklårbares befinden ſollte, ſo ſind wir hier, es Ihnen verſtåndlich zu machen; aber vor Allem, kein Verheimlichen der Wahrheit!“

In einer kitzlichen Angelegenheit kann weder die Feinheit, noch ſelbſt die Liſt, den Mangel an gehbriger Klugheit und Verſtåndigkeit erſetzen; ſie allein iſt im Stande, uns recht zu berathen; dieſe Eigenſchaft fehlte Canereladen gånzlich. Unverſchåmtheit und trotziges Aufbrauſen machten die Haupt-Elemente ihres Charakters aus, und er zeigte ſich jetzt in ſeiner ganzen Geſtalt. Ihre Blicke leuchten wie Feuer, ihre Geſichtsfarbe wird dunkelroth, ihr Mund verzieht ſich krampfartig, die Haarlocken heben ſich von ſelbſt auf der Stirn, bewegen ſich, ſcheinen ſich in Schlangen zu verwandeln und um ihr Haupt zu ziſchen.

„Ich weiß nicht“, fuhr ſie die fremde Dame an, „was Ihnen einfållt, von Masken zu reden; es giebt hier keine Masken, als die Ihrigen; und da ich zu gebieten habe, ſo befehle ich Ihnen, den Saal ſogleich zu råumen, widrigenfalls ich Sie werde hinaus bringen laſſen!“ — „Das nenne ich“, erwiederte die Dame, „für eine Souveraine, die nicht anerkannt iſt, einen ſehr gebietenden Herrſcherton, und in dem Munde eines Frauenzimmers, welches ſo jung und ſchbn ſcheint, eine rauhe, harte und grobklingende Rede. Setzen Sie ſich ſogleich nieder, Kbnigin von einer Viertelſtunde; wir wollen bald der Wahrheit ihr Recht verſchaffen!“ — Auf dieſen Befehl wie vom Donner gerührt, ſetzte ſich Canerelade nicht auf den kbniglichen Thronſeſſel, ſondern auf eine niedrige Bank, und ſchien eine Marionette zu ſeyn, die dem Faden gehorcht, der ſie in Bewegung ſetzt.

Jetzt zog die Fremde einen Stab aus dem weiten Aermel, berührte drei Mal den Boden und ſprach laut die Worte:

„Eins, zwei, drei; man gehe, man hole
Den håßlichſten Geiſt mir, ſchwarz wie die Kohle!“

Im Augenblick trennt ſich vom Fußteppich, der den Marmor des Saals bedeckt, eine weiß- und carmoiſinrothe eingewebte Roſe, mit dem Geråuſch einer aufgeſchlagenen Fallthür. Die hierdurch entſtandene runde Oeffnung ſpeit, in drei Rucken, einen kleinen, gehbrnten, rauhen, krummbeinigen Zwerg aus; das Ungeheuer war nackt bis auf einen ſchmutzigen Haderlappen um die Lenden. „Aha! Du biſt es!“ redete die Dame ihn an. „Sprich, Roudougou, wo kommſt Du her? Antworte: ich befehl' es Dir!“ — „Vom See, wo Alles ſtinkend Harz, der Morgen wie der Abend ſchwarz!“ — „Was macht Dein Gebieter?“ — „Er ſchnaubt und ſchnauzt und ſchmatzt und ſchnaubt, und kaut an einem Rattenhaupt!“ — „Und Du, Bube, was iſt Dein Geſchåft?“ — „Mein Thun iſt immer krumm herum; ich baue nicht, ich ſtoße um!“ — „Nun, dann will ich Dir heute ein Geſchåft geben. Kleide dieſe Prinzeſſin aus, an und um, und bringe ſie in ihr altes Schlafquartier. — Sogleich breitet Roudougou ſeinen Hader-

lappen aus, ſpringt auf Cancelade zu, packt ſie, reißt ſie mit ſich fort und ruft: „Prinzeſſin von der Birnbaumklauſe, Dein harrt die Andr' im Düngerhauſe!"

In einem Nu flogen von ihr Haare, Zähne, Buſen, Farbe und Haut. Mit der einen Hand ſtreifte der Zwerg Alles unbarmherzig ab, häufte es mit der andern auf den Lappen und kratzte ihr die neugewachſene Hülle vom Leibe, wie man einen Fiſch abſchuppt. Bald war Cancelade ihrer königlichen Kleider beraubt, mit ihren alten Lumpen angethan, und zeigte ſich in einer Geſtalt, die eben ſo widrig und empörend war, als vorher ihre Schönheit und Jugend unter dem Zelte blendend geweſen. Jetzt hört ihre Verſteinerung auf; ſie erhielt die Freiheit ſich zu bewegen wieder, ſprang auf, flog aus dem Saal, ſtürzte durch die Zimmer und Höfe des Pallaſtes, verfolgt von dem Ziſchen und Schmähgeſchrei der Anweſenden, und auf der Straße von dem Kothwerfen der Jungen und dem Gebell der Hunde, die ihr der feindſelige Roudougou nachſchickte. In ſolcher Begleitung erreichte ſie den Düngerhaufen, in welchem ihre würdige Schweſter bis über den Kopf ſaß, im Begriff, erſtickt zu werden. — Bei ihrer Annäherung und dem Lärmen bildet ſich die unglückliche Mophetuſe ein, der Geiſt, den ſie ſeit ſo lange zu Hülfe rufe, erſcheine. Sie hebt das Haupt empor und ſpricht: „So komm' doch endlich, Balabacra! Ich erſticke!" — Laſſen wir die beiden Betrügerinnen ſich die Sache erklären. Der Schauplatz, wohin wir ſie gebracht haben, iſt ihnen nichts Ungewöhnliches; ſie ſind da zu Hauſe. Ein angenehmerer Gegenſtand ruft uns: wir nehmen Abſchied von dem Trugpaare, und kehren in den Pallaſt des Königs von Samarcand zurück.

(Der Schluß folgt.)

Er hatte Recht.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege wurde in den königlich-preußiſchen Ländern die fremde Regie eingeführt. Auf Contrebande ſtand die ſchwerſte Strafe; Hausſuchungen wurden angeſtellt, auf Gefundenes Geld- und Gefängnißſtrafe verfügt, und der Entdecker erhielt den dritten Theil des Strafgeldes zur Belohnung. — Ein Kaufmann in Halberſtadt, der im Gewiſſen ſich rein fühlte, hatte folgende Sitte bei ſich eingeführt. Kamen Viſitatoren zu ihm (man nannte ſie damals Rats-de-cave, Keller-Ratten), ſo empfing er ſie in der Hausthür mit vieler Höflichkeit, hielt ſie aber bei dem Eintreten auf. „Meine Herren", ſprach er, „Sie ſuchen hier nach Contrebande; ich erkenne Ihr Recht und meine Pflicht. Ich habe keine im Hauſe, Sie haben vielleicht welche in Ihren Taſchen; ehe ich Ihnen geſtatten darf, mein Haus zu durchſuchen, müſſen Sie mir geſtatten, Ihre Taſchen zu viſitiren. Nicht wahr, wir ſind beiderſeitig ehrliche, aber auch vorſichtige Leute? Oder haben Sie meine Perſon in Verdacht, ſo müſſen Sie mir auch daſſelbe gegen Ihre Perſonen erlauben? Sie hoffen, hier Contrebande zu finden; ich fürchte, Sie bringen welche mit, ſchieben ſie in einen Winkel und geben ſie für gefundene aus. Nichts für ungut! Erſt die Taſchen, dann das Haus!"

Chaſtel.

Aphorismen.

Warum haben wir öfter den Fall in der Geſchichte, daß Fürſten ihrer Völker nicht werth waren, als den entgegengeſetzten? — Ich glaube, es liegt darin, daß jene nicht für dieſe, dieſe aber mehr für jene erzogen werden.

Das Schwierigſte bei Fertigung der Lebensbeſchreibung eines großen Regenten iſt: das zu ſondern und klar zu machen, was er ſchien und was er war — weil, nach Machiavelliſchen Grundſätzen, bei den gekrönten Häuptern der Schein nur zu oft als Pflicht geboten wird.

Man bemerkt oft, daß in einer Geſellſchaft, nach den lebhafteſten Geſprächen, plötzlich eine allgemeine Stille eintritt; Jeder fühlt das Peinliche, aber ſelten hat Einer die Geſchicklichkeit, den Dialog wieder in Gang zu bringen. Auch in der Geſchichte giebt es ſolche Perioden — unter beiden Verhältniſſen denke ich mir Abſpannung des Geiſtes, die eben ſo anſteckt, als der Enthuſiasmus.

Warum haben die Franzoſen nie die Bewahrung errungener oder zufällig erhaltener Vortheile im bürgerlichen Leben verſtanden? Liegt dies in dem National-Charakter, oder in der fehlerhaften Ausbildung der untern Stände? — wahrſcheinlich in Beidem, weil man dort die Politur über die Cultur ordnet.

Religion, Literatur, Glückſeligkeits-Begriffe haben überall einerlei Baſis, aber in der Conſtruktion modifizirt ſich jedes Volk dieſe Artikel. So hat die Kriegskunſt dieſelbe Baſis, aber jeder Krieg eine andere Anwendung, und mit dem erſten Kanonenſchuß tritt dieſe erſt ein. Im Ganzen iſt die Anwendung aber unbedeutend. Epaminondas bei Leuktra, und Friedrich bei Leuthen, ſiegten nach gleicher Taktik.

Du warſt reich — du wardſt arm und hülflos — kannſt du dann die Menſchen noch lieben, ſo haſt du das Gemüth eines Engels.

Wenn die Erfahrung den Menſchen etwas nützte, ſo wären alle Uebel in der Welt nur einmal da geweſen.

Der berühmte Reinhard hielt einſt eine ſchöne Predigt über das Thema: „Warum ſind die ausgezeichneten Menſchen der großen Menge unbegreiflich?" Wenn er noch lebte, ich bäte ihn, auch darüber eine Predigt zu halten: „Warum begreifen ausgezeichnete Menſchen oft die große Menge nicht?

B. v. Odeleben.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. (Fortſetzung.) Von Werneuchen nach Freienwalde fährt man durch eine Reihe von trefflichen Bemerkungen, die ein philoſophiſcher Kopf ohne große Mühe machen konnte. Ich indeſſen hatte dazu keine Muße; es gab viel zu hören, und auf manches Rede zu ſtehen. Von Marokko und Egypten ereignete ſich kein Wort weiter; vielmehr war die Geſellſchaft aus dem entfernten Welttheile auf ſich ſelbſt zurück gekommen, und Jeder ſuchte unter der Hand hinter die Gründe zu gelangen, weßhalb der Andre die ſchöne Hauptſtadt Norddeutſchlands verlaſſen habe. Dieſe Gründe machten ſich in der That ſehr mannigfaltig; von Berlin nach Freienwalde und weiter ſitzt man nicht, wie nach Charlottenburg, mit gleichen Abſichten auf dem Wagen. Der junge Herr, mein Mitſitzer, reiſte nach Petersburg, um nach einer Abweſenheit von mehreren Jahren die Seinigen einmal wieder zu ſehen, und ſich in ihren Armen von ſeinen wirklichen und ausbündlichen Reiſen zu erholen; der Obriſtlieutenant und ſeine Flinte eilten zu einer Jagdpartie, zu welcher ein alter Jugendfreund Beide eingeladen; ein Banlier, der lebhafter, als ſeine Standesbrüder zu thun pflegen, an allen unnützlichen Dingen Theil nahm, und mit freundlicher Geſprächigkeit auch von gewinnloſen Gegenſtänden Kenntniß zu gewinnen ſuchte, begab ſich nach Oſtpreußen, um ſeine Schweſter zu entbinden, nicht als Geburtshelfer, ſondern in der unerfreulichen Abſicht, ſie ihres Altar-Schwures gegen ihren Mann zu entbinden, der durch ſeine Spielſucht ſein Geld und bereits auch ſein häusliches Glück verkartet hat; ein junger, etwas ſchwärmeriſcher Mann — ich hielt ihn anfangs für einen Maler — der viel ſeufzte und wenig ſprach, jeden Augenblick die Taſchenuhr hervorzog, und aus ſeinem Winkel kaum einen Blick auf die Uebrigen warf, hatte nicht Luſt, ſich über den Zweck ſeiner Reiſe zu erklären, und ließ uns, wie der große Unbekannte, über Alles, was ſeine Biographie betraf, im Dunkeln; der Candidat ſiedelte ſich aus Sachſen nach der Neumark über, um dort eine Hofmeiſterſtelle an zu treten — zwei kleine Zöglinge harrten auf ihn, wie ein Paar Gewichte ſeiner Lebensuhr, und von ihrer Gutartigkeit oder Bosheit hing das Glück oder das Elend ſeiner nächſten Jahre ab; ich reiſte nach Soldin, um daſelbſt den Engländern zuvor zu kommen, und als ein deutſcher Patriot die Gas-Beleuchtung ein zu führen. Indeſſen verhielt ſich der nächſte Beiwagen äußerſt maulfaſig; es war als trabte ein Transport Siebenſchläfer hinter uns her. Möglich, daß der Unmuth daſelbſt von einer unendlich dicken, mürriſchen Frau herrührte, welche im Poſthauſe zu Werneuchen ſich bereits mit dem Küchenmädchen nachdrücklich durchgezankt hatte, und auf die gute Laune ihrer Wagengefährten, als eine hemmende Moral-Cenſur, ſich geworfen zu haben ſchien. Deſto lauter führte ſich der zweite Beiwagen auf. Da ſaßen junge Leute, die, wahrſcheinlich aus dem Preßzwang einer Penſions-Anſtalt heraus geſchlüpft, ihre kurze Freiheit, überglücklich wie losgelaſſene Füllen, im ganzen Umfang genießen wollten; ſie jubelten in den ausgelaſſenſten Tönen der Luſt, ſetzten vom Wagen jeden Augenblick hinab und ſprangen wieder hinauf, ſangen das Liederbuch der Unbändigkeit von vorn bis hinten durch, lobten den Poſtillon und ſchimpften auf die Pferde, neckten jeden alten Bauer und küßten ſeine hübſche Tochter, hatten den Schirrmeiſter in ihrer Mitte, und ließen von Hand zu Hand die Flaſche wandern, ein Argument, gegen welches ſich Schirrmeiſter ſelten mit ſtörrigem Gegenwillen zu ſträuben pflegen. Je durchſichtiger die Flaſchen wurden, deſto dichter umnebelte ſich der Horizont, und wenn der große Vorderwagen ſich nicht ſo vernünftig betragen hätte, ſo wäre die Caravane auf ſehr krummen Abwegen in Freienwalde angekommen. Der Mond ſtand bereits in ſeiner eclatanteſten Strahlen-Feiſur am hohen Himmel, als wir daſelbſt Halt machten, und um dies zu beſtätigen, fing die Thurmuhr ſo eben an, acht zu ſchlagen.

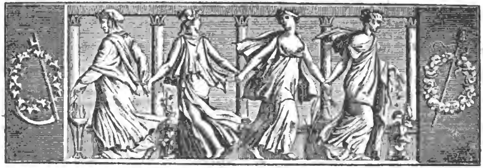
Freienwalde liegt mit ſeinen krummen Straßen, die hin und wieder ordentlich nicht wiſſen, wo ſie hinaus wollen, in einer faſt romantiſchen Tiefgegend, geht nach der nahen Oder durch grasreiche Wieſen ſpazieren, und erlebt ſeinen erheblichſten Glanz jährlich am dritten Auguſt; an dieſem Feſttage Preußens ſtrömts von allen Seiten herbei zu einem glänzenden Balle, woſelbſt manche Ehe ſchon ihren Urſprung und manche ihre Endurſachen gefunden. Ich ſelbſt pflegte ihn in jüngeren Jahren ſelten zu verſäumen, bin jedoch jederzeit unverehlicht wieder aus der Affaire gekommen. Die Stadt beſitzt eine Heilquelle, weshalb die Sommergäſte das Recht haben, ſich Patienten nennen zu dürfen, einen Berggarten mit ſchätzbaren Alterthümern aus unſerer heidniſchen Ahnenzeit, und eine rechtgläubige Synagoge. Ueber das Bad ſchlage man den erſten beſten Geſundbrunnen-Almanach für kranke Deutſche auf, über die Alterthümer belehrt Anton's „Slaviſches Heidenthum", über die Synagoge muß eine künftige Geſchichte der nicht getauften Israeliten Auskunft geben. Die Kirche auf dem größten und einzigen Platze der Stadt iſt in mittelgothiſchem Styl hingeſtellt, erinnert nicht ungefällig an die frommen fleißigen Zeiten ihrer Entſtehung, und thut meines Erachtens ſehr unrecht, ſich ſo blöde hinter ihrem Thurm verſteckt zu halten; es iſt traurig, wenn ſich das Alter ſeiner ehrwürdigen Züge ſchämt. Der Gaſthof zur Stadt Neapel, wo wir ein Unterkommen ausfindig machten, verdient ſeinen Namen; man glaubt wirklich in der Nähe des Veſuvs zu ſeyn; es iſt als wenn der Berg ſpukte, und durch ſeinen niederſchlagenden Rauch die Einwohner in ängſtlichem Reſpekt erhielte. Daraus läßt ſich's vielleicht erklären, warum das Räucherfleiſch daſelbſt von ſo beſonderer Vortrefflichkeit; überhaupt getrau' ich mir, den Durchreiſenden die dortige Köchin zu empfehlen. Wir führten Meſſer und Gabel mit Energie, ſelbſt der betrübte Maler hatte eine halbe Stunde hindurch keine paſſende Gelegenheit zu ſeufzen, und der junge Reiſende verſicherte, er habe weder in Fez noch in Marokko eine ſo claſſiſch gebratene Leber unter die Hand bekommen. Unter den Zuſchauern war vorzüglich der Wirth anführungswerth; ein Mann mit hagerem Geſichte und hangendem Fettbauche, welcher letztere ſeinem Pfeiſenkopfe zum Standpunkte diente; in einem Handbuche der Rhetorik hätte man ihn des Beiſpiels halber mit einer Talgkerze vergleichen können, die durch Niederſchmelzen unten an Umfang gewonnen. Zwiſchen ihm und dem Obriſtlieutenant entſpann ſich ein Diskurs über die Jagd, der bald in einen widerſprüchlichen Meinungs-Wechſel ausartete. Der Eine war für das Wildtreiben durch Menſchen, der Andere zog Hunde vor; die Meiſten im Zimmer ſchlugen ſich auf die Seite der Hunde, ich war des Gegenſatzes wegen menſchlich geſinnt. Aber der Streit gewann Stimme, Keiner wollte nachgeben; man erhitzte ſich und der Aerger ſtieg dem alten Obriſtlieutenant in den Kopf, dem Gaſtwirth in die Füße. Der Candidat hatte indeſſen wenig Geduld im Zimmer, und ſehnte ſich unter Gottes freien Himmel hinaus. Der Herbſt-Abend war erquickend, und für eine ſo kleine Provinzialſtadt wirklich glänzend. Auch ich fühlte Hang zu einem Spaziergange, und ſo geriethen wir Beide auf die romantiſche Idee, eine Laterne an zu zünden, und uns die ſchöne Gegend zu beſehen. Leider waren wir nicht Herren unſerer Zeit; nach wenigen Minuten ſchon blies uns der Schwager wie eine Heerde polniſches Maſtvieh zuſammen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Da die Pariſer ſich nun an der „Villeliade" müde geleſen, ſo hat ein Hr. Mesnard eine „Ignaciade" (Ignaz Loyola betreffend) herausgegeben, ein heroiſch-komiſches Gedicht in vier Geſängen. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Mittwoch den 27. Dezember. 206tes Blatt.

Die Braut durch Feenkunſt.

(Schluß.)

Roudougou mit ſeiner Beute ſchlüpft durch die Oeffnung unter die Erde zurück. Die Teppich-Roſe ſchließt ſich, und Alles iſt wieder wie vorhin. — Jetzt wendet ſich die verſchleierte Dame zu Kalil, der von dem, was ſich zugetragen, ſprachlos und verſtimmt da ſteht. „Sie ſehen, mein Fürſt, welchem abſcheulichen Geſchöpf Sie ſich hingegeben hatten; doch muß ich Ihnen den Wahn benehmen, als wenn ihre letzte Metamorphoſe, welche beinahe Ihre Verbindung herbei geführt hätte, von der Betrügerin ſelbſt herrühre.“ — Sie erklärte nun dem Könige das Geheimniß jener blendenden Umwandlung, die ſie veranſtaltet, um ihm auf immer den Geſchmack an Wundern zu benehmen, und ihm zu zeigen, wie thörigt dergleichen Wünſche ſind, und zu welchen Irrthümern und Gefahren ſie verleiten können.

„Es wäre möglich, Sire!“ fuhr die Dame fort, „daß bei Ihrer ſo allgemein bekannten Sucht, ſich nur mit einer Fee verbinden zu wollen, ein Frauenzimmer von mehr Bildung, Geiſt, Verſtand und Verſchmitztheit, als Canerelade, Sie in eine künſtliche Falle locken könnte. Verhüthen Sie dies Unglück. Treffen Sie eine Wahl unter den Königstöchtern; das Intereſſe Ihres Reichs und Ihr eigenes verlangen es: aber ſtreben Sie nicht nach einer übermächtigen Verbindung. Ich bin eine Fee, und habe Ihnen geſagt, was Ihnen zu wiſſen noth that. Unſer Daſeyn iſt nicht problematiſch: da man aber über unſer Weſen nichts als Lügen berichtet hat, ſo haben Sie ſich keinen richtigen Begriff von unſerer Natur machen können. Geſetzt aber, es wollte ſich auch Eine von uns entſchließen, ihr Schickſal an das Ihrige zu binden, und Ihnen Herz und Hand zu geben — ich rede hier von einem unmöglichen Fall — was würden Sie mit einer Gattin anfangen, die es nie in der Wirklichkeit wäre, nie Ihre Neigungen, Ihre Wünſche theilen könnte, und die Gegenſtände, die Ihnen die theuerſten ſind, verwerfen müßte? Ueberdies würden Sie vergebens von ihrer Macht Folgen und Wirkungen erwarten, die unſern Geſetzen und Vorſchriften ſchnurſtracks zuwider ſind. Bei Ihnen kettet eine unabänderliche Ordnung und Nothwendigkeit Alles zuſammen: eben die Schwierigkeiten, die ſich zum Schein in den Weg legen, erhöhen die Kraft der Dinge, und ſind die Triebfeder und das Glück des Menſchengeſchlechts. Wir können zur Beibehaltung dieſer herrſchenden Ordnung beitragen, ſie aber nicht umſtürzen. Schließen Sie von unſerer ſcheinbaren Macht nicht auf die Wirklichkeit; halten Sie, was Sie geſehen, nicht für Wunder. Wir haben die Gabe, zu täuſchen, das Auge zu blenden, aber nicht die Gabe der Wunder. Was Sie geſehen haben, war Schein. Die alte Canerelade iſt von uns nicht verjüngt worden; der prächtige Pavillon iſt mit ihren Reizen verſchwunden: beides war Blendwerk und Spiel der Sinne, ein kurzes begrenztes Spiel: eine Art von Traum, das Bild eines Traumes. Der Baumeiſter, der die Täuſchung hervor brachte, war nicht geſchickter

als der, welcher den Nebel zerſtreute. Mit einem Hauch hätte ich dieſe bunte Seifenblaſe, dieſe Schöpfung eines Augenblicks wegblaſen können; ich gab ihr Dauer, um Sie deſto gründlicher zu überzeugen, was Schein und Wirklichkeit iſt, um Ihnen den Unterſchied zwiſchen leichtem Feenwerk und die wahren Werkmeiſter gefährlicher Trug-Anlagen zu zeigen, denen Ihre Leichtgläubigkeit ausgeſetzt war; damit Sie in Zukunft gegen die Künſte Jener und gegen Ihre eigenen Sinne auf Ihrer Huth ſeyn mögen. Mit einem Worte, Sire, nichts iſt hier aufgebaut, nichts eingeriſſen worden. Ihr Auge, Ihr Verſtand, Ihr inneres Auge iſt verblendet, bezaubert geweſen. Gewöhnlich laſſen wir uns zu ſo niedrigen Künſten nicht herab; in dieſem Falle gebot es uns aber ein näheres Intereſſe. Wir ſind überhaupt bereit, der irrenden und leidenden Menſchheit zu Hülfe zu kommen. Wir liebten Ihre Mutter, wir jammerten über ihre Schwächen; wir ſahen voraus, daß ſie Ihnen ihren Geſchmack mittheilen würde. Wir haben ihren Tod beweint und ihren Sohn retten wollen. O hätten Sie, ſtatt der Grille, ſich mit einer von uns zu verbinden, der liebenswürdigen Prinzeſſin von Candahar, von der Sie geliebt werden, Ihre Hand gereicht!“ — „Ach, Madam!“ unterbrach Kalil die Redende; „woran erinnern Sie mich! Die Bitterkeit Ihrer Vorwürfe durchdringt mich, ſchlägt mich zu Boden. Ich ſehe mich in meiner ganzen Unwürdigkeit. Den Wünſchen der beſten Mutter begegnete ich mit Härte und Widerſetzlichkeit; der liebenswürdigſten Prinzeſſin mit Kälte und Unempfindlichkeit!“ — „Würden Sie wohl, Sire, Ihr Unrecht wieder gut machen?“ fragte die Fee. — „Ob ich es würde? Führen Sie mich zu ihren Füßen, und Sie ſollen Zeuge meines Entzückens ſeyn, wenn es Ihrer Macht, verbunden mit meiner Leidenſchaft und Reue, gelingt, mir Verzeihung aus zu wirken!“ — „Sie werden nicht weit zu gehen haben, dieſe zu erhalten!“ ſprach die Fee — und zugleich mit der Schweſter hob ſie den Schleier auf, der die junge Prinzeſſin von Candahar verbarg.

Der ganze Hof wurde von der Schönheit der jungen Bellaſire geblendet. Ihre reizende Unſchuld, ein tiefes weibliches Gefühl, eine ſanfte naive Rührung, ein unbekanntes Etwas, der erſte Keim der Liebe, der ſich in ihrem Herzen entwickelte — dies Alles verlieh ihren Zügen einen Ausdruck, ein Leben, einen Glanz, der ſie verherrlichte, und ihnen den Reiz des Schmachtens gab, ohne ihnen etwas von ihrem Feuer zu rauben. Kalil lag zu ihren Füßen, und erhob ſich nicht eher, bis er das Geſtändniß ihres Herzens erhalten und ihr ewige Liebe geſchworen hatte. — Von Dankbarkeit für die himmliſchen Weſen durchdrungen, welche die Werkzeuge ſeines Glücks ſind, beſteht Kalil darauf, daß ſie ſich entſchleiern, damit er ihres Anblicks und ihrer nähern Bekanntſchaft gewürdigt werde. — „Sire!“ ſprach Cheridiane; „Ihr Wunſch iſt zu tadeln. Sie werden uns nicht ſo ſchön finden, als Sie es ſich vorſtellen mögen. Unſere Züge ſind weniger reizend und einnehmend, als ernſt und bedeutſam: ſie gleichen der Wahrheit, der wir dienen ſollen, in gebräuchlicher Form, da die Sterblichen den Anblick der Göttin nicht immer ertragen können. Sie ſelbſt ſind noch zu jung, um uns in's Geſicht zu ſchauen: wir verſprechen aber, in Ihren reiferen Jahren uns Ihnen zu zeigen. Als Bürgen dieſes Verſprechens laſſen wir Ihnen ein Pfand zurück, dieſes Kind. Es iſt der rechtmäßige Beherrſcher Georgiens; ſeine Geſchichte iſt Ihrer Geliebten bekannt. Er lerne von Ihnen die ſchwere Kunſt, zu regieren; ſobald er ſie erlangt hat, erſcheinen wir ohne Schleier vor Ihnen. Wir gehen, und hinterlaſſen Ihnen, nebſt dieſem Kinde, das größte Geſchenk, was dem Menſchen gegeben werden kann, das ſchönſte Schauſpiel unter der Sonne, ein ſchönes, reines und liebendes Weib. Chletas.

Schändliche Verſtellung.

Aubrey de Vere, Graf von Oxford, der letzte ſeines Stammes, hat ſich unter fünf hinter einander folgenden Regierungen durch die abſcheuliche Kunſt ausgezeichnet, ſich zu verſtellen, und allen Syſtemen, Sitten, Parteien und Lehren zu dienen. Er war körperlich ſchön, aber ohne Talent und Grundſätze. Einſt verliebte er ſich in eine junge und ſchöne Aktrize, und ſuchte ſie durch Geſchenke, Bitten und Verſprechungen aller Art zu gewinnen; allein ſie beſaß Tugend und Verſtand, und hatte eine ehrwürdige Mutter zur Beſchützerin. Seine Anerbietungen wurden mit der verdienten Verachtung verworfen. Zuletzt bot er ihr ſeine Hand; ſie wurden zuſammen gegeben in Gegenwart von Zeugen, welche den Contrakt unterzeichneten, weil der Lord verſprochen hatte, die eine Zeit lang geheim gehaltene Ehe (privately) bald öffentlich bekannt zu machen (publicly). Doch in Kurzem erfuhr die unglückliche junge Frau den Betrug. Der Pfarrer war — des Lords Trompeter, der Zeuge ſein Tambour u. ſ. w., ſo daß die ganze Trauung ein leeres Gaukelſpiel geweſen war. Die Betrogene warf ſich dem Könige zu Füßen, und flehte um Gerechtigkeit: aber der damalige König war Carl II. Am Hofe dieſes Fürſten lachte man über dergleichen — Späße, und eine Aktrize, die auf Ehre hielt, galt für ein Meerwunder. Die Arme erhielt nicht Gerechtigkeit, nicht einmal Mitleid, kam zu ihrer Mutter zurück und ſtarb aus Gram. C.

Buntes.

Es iſt im Allgemeinen beſſer für das Glück, fleißig als thätig zu ſeyn.

Digitized by Google

Eine Dame in Breſt war, gegen das Verbot ihres Mannes, den Jeſuiter-Miſſionären gefolgt. Als ſie wieder nach Hauſe kam, fand ſie ihren Gatten in ſehr ergreifendem Geſpräch mit einem niedlichen jungen Mädchen, und eine Verſtändigung ergab: daß, ſo oft ſie einem Miſſionär nachgehe, er verſuchen werde, ob nicht ein hübſches Mädchen ſeiner Miſſion folgen wolle. Die Gedemüthigte ließ es nicht auf eine zweite Probe der Art ankommen, und nun iſt von keiner Miſſion weiter die Rede.

Nachdem Ludwig XII, König von Frankreich, ſeine erſte Gemahlin, Johanna, verſtoßen hatte, vermählte er ſich mit der Wittwe ſeines Vorgängers, Anna von Bretagne, und führte mit ihr eine unglückliche Ehe, obwohl er ſchon, ehe ſie Carl VIII geheirathet hatte, eine zärtliche Neigung zu ihr hegte. Sie quälte ihren Gatten auf alle mögliche Weiſe. Einſt riß ihm die Geduld, und er gab ihr folgendes Fabelchen zu beherzigen: „Als Jupiter die Welt erſchuf, verſah er die Hirſchkühe, wie die Hirſche, mit Geweih; aber jene, ſich im Waſſer ſpiegelnd und den Kopfputz, der ihnen ſo herrlich ſchien, bewundernd, wurden ſtolz darüber, und vermaßen ſich, den Hirſchen Befehle zu ertheilen. Dieſes verdroß den großen Jupiter, der dabei an ſeine Juno dachte; er nahm ihnen den Schmuck ab, um ſie zu demüthigen, und ließ ſie zur Strafe hörnerlos.“

Die Königin Anna ſtiftete den Orden de la Cordelière. Er wurde nur ſolchen Frauen und Fräulein gegeben, auf deren Ehre auch nicht der geringſte Verdacht gefallen war. Der Orden hörte mit dem Leben der Stifterin auf; er ſoll nie ſehr zahlreich geweſen ſeyn. Das Ordenszeichen beſtand in einem kleinen Knotenſtrick als Gürtel; daher der Name. Th. Laurin.

Ziel der Wünſche.

Wünſche ſchwärmen froh auf allen Wegen,
Tanzen wie die Kinder uns entgegen
In dem bunten luſtigen Gewand;
Gold'nen Schimmer ſeh'n wir um ſie glänzen,
Wunderblumen lieblich ſie umkränzen,
Alle führt die Hoffnung an der Hand.

Lachend gaukeln ſie um uns im Kreiſe,
Grüßen freundlich rings nach trauter Weiſe,
Jedes ſucht das Kind der Wahl zu ſeyn;
Aus den bunten Reigen, unter Scherzen,
Führt die Hoffnung viele uns zum Herzen
Und wir ſchließen einen Liebling ein.

Ruh' und Friede werden bald verwieſen,
Denn der holde Knabe wächſt zum Rieſen,
Und die Täuſchung füllet uns mit Gram;
Ach, die Hoffnung — ſie zerrinnt in Thränen
Und der Wunſch ſteigt nun zu heißem Sehnen,
Wächſt und reift, bis jedes Glück er nahm.

Leiden bleiben nur des Armen Habe,
Und das Wahngebilde führt zum Grabe
Wankend ihn in's dunkle Abendroth;
Jedes Traumgebild ſieht er entſchweben,
Traurig ſinkt das trugerfüllte Leben,
Und der Friedensbote iſt — der Tod!

F. D.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. (Fortſetzung.) Nach einer Viertelſtunde ſetzten wir über den weſtlichen Arm der Oder, welcher den Geographen der Gegend unter dem Namen der alten Oder bekannt. Den großen Wagen ſchaffte eine Fähre hinüber; die beiden Beiwagen fuhren wegen Seichtigkeit des Waſſers gradeswegs hindurch. So etwas muß einen Fluß von Bedeutung ungemein kränken, und der Verfaſſer eines Romans, deſſen Intrigue und Auflöſung der Leſer gleich nach den erſten zwölf Seiten erräth, kann ſeine Ehre nicht ſchmerzlicher beleidigt fühlen. Der zweite Wagen zog, wie die Römer unter Julian durch den Tigris, ſchweigend durch die Wellen, der dritte mit lautem Jubelgeſchrei, wie die Allemannen durch den Rhein; er kam heiſer am andern Ufer an. Von hier aus fährt man in tiefem ſchwermüthigem Sande; die Menſchen nicken behaglich ein, die Pferde ſchwitzen; links nackte troſtloſe Hügel, rechts ſtumme einfältige Heuhaufen; zuweilen ein Meierhof, nicht ſelten eine Fiſcherhütte, und oft ein Feldſtein im Wege als Wecker. Die neue Oder iſt tiefer und breiter; auch ſind die Fährleute dort ſchwerer aus den Betten zu holen. Erſt auf vieles mörderiſches Rufen kamen ſie herbei gegähnt. Die Ueberſetzung war angenehmer als manche andere im Leipziger Meß-Catalog; man gleitet auf dem Waſſerſpiegel dahin, ohne es zu empfinden, und das Schnarchen der Schlafenden iſt das einzige Geräuſch, welches einen Schlummernden weckt. Der Kunſtler ſtand am Rande des Fahrzeugs, und ſah gedankenvoll, doch nicht ohne inneres Wohlbehagen, in die mondglänzenden Wellen. „Eine Erinnerung vielleicht?“ fragte ich. „Getroffen“, erwiederte er; „ich bin ein glücklicher Ehemann; warum ſollt' ich es verhehlen? Auf dieſer Fähre hab' ich zum erſten Mal mein gutes Weib geſehen.“ — Die Neugier mußte mir auf dem Geſichte zu leſen ſeyn. — „Ich war ein junger Kerl“, fuhr er fort: „reich an Lebensmuth, an Gelde blutarm. Die Comptoir-Feder ernährte mich ſehr mühſelig und dürftig. Im Dienſte meines Herren mußte ich nach Pommern reiſen. Der Zufall führte mich einem Fräulein zu Geſicht, und ich fand Gnade vor ihren Augen. Eine einzige Tochter, und ein Vater von impertinentem Vermögen. Freilich war ſie häßlich; hatte vorn einen Auswuchs, hinten dagegen einen Höcker; doch Noth lehrt nicht bloß beten, ſondern auch wider Behagen heirathen. Sie war juſt ſo reich, als ich arm. Ich drückte einige Augen zu, ging in den Handel, und ſagte meinem Herren, weil ſie es durchaus wollte, den Dienſt auf. Ohne Brod, aber mit appetitlichen Hoffnungen fand ich mich als Freier wieder ein. Die Umſtände hatten ſich geändert, nicht meine, aber die ihrigen; ſie war Braut eines Andern, und weil dieſer ſich beſſer auf dergleichen verſtand, ſchon mehr als ſeine Braut. Kein abgeriſſener Franzoſe kehrte mit erfrorenen Gliedern trübſeliger aus Rußland zurück als ich aus Pommern. Ich hatte ſchier Luſt, mich von der Fähre hier in's Waſſer zu ſtürzen. Ein junges Mädchen ſaß mit ſeiner Mutter im Wagen; der Wind entführte der Tochter den Schleier, ich zog ihn aus dem Waſſer wieder heraus. Aus der Dankbarkeit erwuchs eine Bekanntſchaft; der Bruder des Mädchens unterſtützte mich, und mit dem Gelde, welches ich durch dieſe Hülfe in wenigen Jahren gewann, durfte ich um ſeine Schweſter anhalten. Wir traten vor den Altar, und wurden ein glückliches Ehepaar; ein buckliges Frauenzimmer aber kann ich noch bis dieſe Stunde nicht ohne Galle ſehen.“ — Was doch ein Geſchichtchen thut! Paſſagiere und Poſtknechte, Alles hatte ſich um den Erzähler geſammelt, und ſtand mit maulſper-

Digitized by Google

rende Aufmerkſamkeit da. Jetzt zweiſle noch einer an der Ehre, welche die alten wandernden Novelliſten des Mittelalters gefunden!

Als wir in Zehden anlangten, war die Mitternacht nicht mehr zu haben. In den Straßen ſchwieg's, in den Häuſern ſchlief's, und kein Menſch war auf den Beinen als der alte Roland, der mitten auf dem Marktplatze ſteht. Er iſt mit Eraßmus erſter Standſäule von gleichem Material, von Holz nämlich, dabei flickenreicher zuſammengeleimt als der Ludoviſiſche Mars; denn ſo lange der alte Heros, wie der mir geſagt, nicht umſtürzt, hat der Ort das Recht, einen Jahrmarkt aus zu ſchreiben. Kein Wunder alſo, wenn man ihn, wie eine Familie ihren Hausvater, durch die ſorgſamſte Pflege zu erhalten ſucht. Das Poſthaus hat ſich um einige hundert Schritte von der Stadt geſchieden; es iſt auf eine Anhöhe zu liegen gekommen, und der Weg, auf welchem man hinan gelangt, iſt mehr als beſchwerlich. Daher geht im Zehdener Poſthauſe die Sage, daß alle Paſſagiere, die von Berlin kommen, verdrießlichen Humors ſind. Wir aber machten dieſe Bemerkung nur an der Haushälterin; launiſcher kann Kleopatra nicht ausgeſehen haben, da ſie am jungen Oktavian die Unwirkſamkeit ihrer ſonſtigen Reize erlebte. Der Kaffee ging daher mit vielem Grunde, und das Bier ſtagnirte trübſelig im Glaſe. Dennoch kann ich den Reiſenden das Haus ſehr anpreiſen; zumal da kein anderer Gaſthof in der Nähe auf zu treiben. Auch ſoll ſich der Sonnen-Aufgang, von einem der Giebelfenſter geſehen, ſehr maleriſch ausnehmen; wer alſo Muße genug hat, die Poſt in Gottes Namen abfahren zu laſſen, kann den Verſuch machen, und mein fertur durch ein revera beſtätigen. Erſt durch den Poſtillon erhielten wir die nähere Auskunft über die Haushälterin. Der Geiz, ſagte er, würde ſie weniger ruiniren, wenn ſie nicht ſo entſetzlich an der Kolik litte, und die Kolik hätte nicht ſo viele Gewalt über ſie, wenn der Geiz ſie nicht doppelt krank machte. Uebrigens hat die Perſon ihre guten Seiten; ſie leidet im Hauſe keine Liebeshändel, bringt jedesmal ein naſſes Schnupftuch aus der Kirche nach Hauſe, trägt als ein Gelübde ſeit vielen Jahren eine Fontanelle, und iſt gegen Bettler ſehr herablaſſend, indem ſie ihnen mit thränenden Augen ihre Armuth klagt. — Die Nacht wurde immer geheimnißvoller, die Bäume erhielten ein geiſterähnliches Anſehen, über die Felder ſchlich ein weißlicher Nebel hin, und ein bleiches Gewölk lagerte ſich um den Mond, daß er wie ein kränkelnder Schwindſüchtiger aus ſeiner einſamen Höhe kläglich herabblickte. Keine ſchicklichere Stunde für Geſpenſtergeſchichten. Es tauchten deren mehrere auf, und thaten ihre Wirkung. Einige machten ſich ſchauerlich, andere liefen auf's Lächerliche hinaus, noch andre gehörten in die Gattung der langweiligen. In Marokko, ſagte der junge Reiſende, ſind Geſpenſter verboten. In Dongola, entgegnete ich, dürfen ſie einen Gewerbſchein löſen, wofern ſie ſich zur Landes-Religion bekennen. Aber auch die Geiſterhiſtorien gingen vorüber, man hatte ſich ausgeſchaudert, und die meiſten rückten die Mützen über's Geſicht, um ſich nach Königsberg hin zu ſchlafen. Der Candidat hatte ſeine Hofmeiſter-Augen offen. Das Geſpräch zwiſchen uns Beiden nahm eine kirchenhiſtoriſche Wendung; wir ſaßen mit einander in mehreren ökumeniſchen Concilien, miſchten uns unter die Bilderſtürmer, ſetzten zu Coſtnitz verſchiedene Päpſte ab, ſtellten Vermuthungen über die Dekretalen des Iſidor auf, und ſtritten über die päpſtlichen Canonen. Bei dieſen letzteren wachte der Oberſtlieutenant auf einige Momente auf, nickte ſich aber bald wieder in den Schlaf. Endlich kam die Rede auf die Statuen der Biſchöfe, deren ſo unzählige in den Kirchen Italiens an zu treffen; ich perſiflirte den Kirchenſtyl in der Bildhauerei, und machte mich mit beſonderem Eifer über die Perücken verſchiedener marmorner Kirchenhirten luſtig. Die Perücken ſind nicht zu verachten, ſagte der Maler, den wir im tiefſten Schlafe glaubten; es war eine würdige Tracht, und machte der Kunſt Ehre. Die Bemerkung fiel mir auf; ich hatte eine undeutliche Ahnung, und nach geringem Herumſchleichen entdeckte ich wirklich, daß der vermeintliche Maler nicht ein zeichnender, ſondern ein plaſtiſcher Künſtler ſey, ein Haarkräusler nämlich, der ſich nach Danzig begab, um die dortigen Köpfe nach Berliner Methode zu friſiren. Unglücklich aber ſchien der junge Menſch, obſchon er ein Friſeur war; wer mag's wiſſen, was er in Berlin zurück gelaſſen oder in Danzig zu finden fürchtete? Unmittelbar auf dieſe Entdeckung aber hörten wir ſchon den Ruf der Schildwachen, die in Königsberg, im Neumärkiſchen nämlich, ſich ablöſten. In der Vorſtadt ſahen wir viele Menſchen bereits auf den Beinen; man konnte es faſt ein Gewimmel nennen. So früh? Das nahm uns Wunder. Endlich erfuhren wir die Urſache. Eins der vorzüglichſten Häupter der Stadt war wild geworden und hatte ſich losgeriſſen, nämlich der Gemeindeſtier, welchen jeder Viehzucht treibende Ort als ſeinen National-Propheten verehrt, und als den Patriarchen eines ausgebreiteten Geſchlechts pflegt. Der Allarm war nicht gering, weil der trotzige Flüchtling ſich gerade durch einen Gottesacker Bahn zu brechen ſuchte; eben ſo herzlich aber auch die Freude, als man ihn auf dem Grabe des letzten Bürgermeiſters, wo er wahrſcheinlich über eine ſchlechte Grabſchrift ſtutzte, bei den Hörnern erwiſcht hatte. Wir wünſchten den Leuten Glück, und raſſelten in's Thor. Mit uns zugleich dämmerte der Tag in Königsberg hinein. Die Nachtwächter zogen ſich zurück, die Fenſterladen ſprangen auf, rechts und links reckten ſich auferſtandene Menſchen, die Straßenlampen erſchracken über das Tageslicht, und die Ausgabe der erſten warmen Semmel war im Werke. Die Stadt ſah ſehr nüchtern aus; es war, als wäre ſie hungrig zu Bett gegangen und ſtände ohne Ausſicht auf ein Mittagbrod auf. Ich verweilte daher nicht lange, nahm von meinen Reiſegefährten einen ausführlichen Abſchied, und machte mich auf den Seitenweg nach Soldin, woſelbſt ich gegen Mittag anlangte.

Soldin iſt eine wohlerzogene Stadt von etwa dreitauſend Seelen, die Leider mit eingerechnet; auf der einen Seite breitet ſich ein großer fiſchreicher See, auf der andern rinnt ein Fluß vorüber, der ſie unter dem Namen der **Mietzel** in eine ſtillſchweigende Verbindung mit der Oder bringt. Die Bevölkerung des Sees würde gefährlich werden, wenn die Fiſcher ihm nicht zuweilen zu Hülfe kämen; überhaupt lebt die Stadt zum Theil wie ein katholiſcher Prälat vor dem ſtillen Freitag, von Fiſchen. Sie hat einen ſtattlichen Dom, zwei reducirte Nonnenklöſter, ein Bürgergehorſam, mehrere Horndrechsler, drei komplete Nachtwächter, zwei Kirchthürme und genau eben ſo viele Thurmkirchen. Die Straßen ſind ſchlank und wohlgewachſen, die Häuſer von geſunder Farbe; das Klima iſt im Ganzen genommen ziemlich trocken, und der Mond ſteht mitten über dem Rathhauſe. Die Stadt hat die Satisfaktion, zwei Mal in der Weltgeſchichte bereits abgebrannt zu ſeyn; im dreißigjährigen Kriege beſaß ſie ſtarke Mauern, und Guſtav Adolph ließ hier von einem beherzteſten Schmidt einen Fuß ſeines Reitpferdes beſchlagen. Seit dieſer Zeit haben die Schmiedegeſellen die Befugniß, auf den Tanzböden den Reigen jedesmal zu eröffnen. Um ſo ärgerlicher mißhagt es mir, daß der Schwedenkönig, als er mit dem Cardinal Richelieu den Subſidien-Traktat ſchloß, nicht Soldin, ſondern das benachbarte mitleidswerthe Bärwalde zum Congreß-Orte wählte. Das Symbol Soldin's iſt ein Hahn; durch dieſen ſpornbegabten Vogel ſollte entweder die Gewandtheit der Soldiner Reiter oder die Wachſamkeit angedeutet werden, mit welcher die alten Rathsherren zu ſchlafen pflegten. Lebhaft iſt die Stadt eben nicht, und die Gaſthöfe ſind daher ziemlich geräumig; indeſſen finden ſich gewöhnlich im Frühjahr und Herbſt viele Reiſende ein, welche freilich ihren Weg hoch über die Stadt fort nehmen, und dort Störche genannt werden.

(Der Schluß in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Beilage zum 206ten Blatte des Geſellſchafters 1826.

Reiſe-Berichte aus entfernten Ländern. (Schluß.) Soldin hat gute Anlagen, ich meine geiſtige, viele Milch, etwas Honig und vortreffliches Leder; von vorzüglicher Güte ſoll der Maezchner ſeyn. Das Irrenhaus ſteht leer; in den übrigen Geſellſchaften iſt der Ton ſehr anſtändig, die Converſation wird durch die Berliner Poſt in Bewegung geſetzt, und bringt es ſogar bis zu Maskenbällen. Der hieſige Dialekt iſt, wie die Füße des zweiten Geſchlechtes, ein wenig platt; beiden iſt eine gewiſſe Langſamkeit eigen, über welche ſanguiniſche Beobachter leicht in Hitze gerathen. Von einer Leihbibliothek aus, die ein approbirter Buchbinder hält, verbreitet ſich die höhere Cultur über die ganze Stadt. Walter Scott wird daſelbſt dem Helarius bei weitem vorgezogen; Shakſpeare ſonſt als Meyerſches Ungethüm, Kotzebue's „Kleinſtädter“ ſind, der Vergleichung wegen, völlig zu Schanden geleſen, und „Minna von Barnhelm“ curſirt bereits in der dritten Auflage. Zuweilen ſetzt es Concerte; die plaſtiſchen Künſte indeſſen, mit Ausnahme des Töpferhandwerks, klagen ſehr über Vernachläſſigung; dagegen gedeihen die Kühe, wie von guten Geiſtern geſegnet, die Stadtgänſe braten ſich von ſelbſt, ſo fett ſind ſie, und die Borſten der hier erzogenen Schweine ſollen die beſten Pinſel in der ganzen Neumark abgeben. Man ſollte nicht glauben, daß in einer ſo kleinen Stadt zwei Extreme neben einander Platz haben. Und doch iſt's der Fall. Davon iſt das eine ein Pietiſten-Club, welcher ſich ein ſeparates Betzimmer gemiethet; meiſtens Handwerker, Dienſtboten, überhaupt Leute von beſcheidenen Anſprüchen. Das andere Extrem iſt ein Lachzirkel, der bis dato freilich nur erſt als Embryo im Kopf einiger luſtigen Geſellen privatiſirt, nächſtens aber vollbürtig an's Licht der Welt treten wird. Solch ein Lachzirkel ſpringt zwar bald über die Geſetze der Mäßigkeit weg, und pflegt in einen Weinzirkel aus zu arten; indeſſen gehöre ich als auswärtiges Mitglied dazu. Von hieſigen Gelehrten, deren die Stadt allerdings eine große Menge hat ſterben laſſen, erwähne ich wenig; denn da Jena zu entfernt, und die Kirchenbücher nicht immer correkt geführt worden, ſo ſind die meiſten verſchollen, oder haben nichts geſchrieben. Höchſt anziehend iſt indeſſen das Werkchen eines Conrektors Meermann, „Parnassus Germaniae monoculus“ betitelt; es macht in trefflichem Latein mit allen Gelehrten Deutſchlands bekannt, welche einäugig geweſen. Auf Weſtphalen allein kommen ſieben und vierzig ſolcher Gelehrten, meiſtens Juriſten, die ſich vielleicht ſelbſt, indem ſie ein Auge zuzudrücken pflegten, einen Platz in dem Buche verſchafft haben. Mich zog aber weit mehr noch ein Foliant an, den ein gewiſſer Matthias Danderk über die zehn Plagen des Pharao verfaßt; ſeiner Weitläuftigkeit wegen kann er für den Leſer leicht die eilfte werden. Es ſteht unter Anderem darin bewieſen, daß der Egypter-König eine Haſenſcharte an der Oberlippe gehabt, und die Potiphera keinesweges ſo ſchön geweſen, als ſie von einigen Theologen ausgegeben wird — eine ſchismatiſche Ketzerei, welche ſich Joſeph unmöglich kann gefallen laſſen. Und wenn ich den Mann recht verſtehe, deutet er's gleichſam dem Leſer zu, daß der keuſche Jüngling aus ganz entgegengeſetzten Urſachen geflohen — eine einfältige Memme; der Richelieu eines Phneas hatte die Wahl, ein ganzes Harem tanzte ſeinem Gnadenblick entgegen, ſolch ein Herr ſchafft ſich keine häßliche Frau in's Haus.

Vorgeſtern bin ich, um einen geliebten Freund zu ſprechen, nach Lippehne hinüber gereiſt, einem unterſetzten Städchen, das jedesmal ſich dankbar verneigt, ſo oft man es nicht ein Dorf nennt. Es beſitzt, außerhalb der Ringmauer, ſehr fette Weiden, und hat in neueren Zeiten durch das Lippehniſche Trinkrecht eine merkwürdige Zeitungs-Celebrität erlangt; ſeitdem ſind verſchiedene Familien dort eingewandert. Mit Soldin, ſeiner Kreisſtadt, lebt es ſeit vielen Jahren auf geſpanntem Fuße; ſo klein es iſt, es hat ſeine Ambition, lacht in naiver Unſchuld über den renſten ſteifen Stolz der Soldiner, und würde wahrlich, wenn dieſe die Macht dazu hätten, Capua's Schickſal längſt erlebt haben. In Zellen, einem Dorfe, welches zwiſchen beiden Städten in der Mitte liegt, ſollen in alter Zeit einmal zwei Brüder, wovon der eine in Soldin, der andre in Lippehne wohnte, eines Familiengeſchäftes wegen zuſammen gekommen ſeyn; ein Streit, ſagt die Legende, habe ſich zwiſchen ihnen entſponnen, die Gluth des Weines ſey hinzu gekommen, und ſo haben ſich Beide durch Meſſerſtiche einander getödtet. Seit jenem Tage wandern ſie allnächtlich, der Eine von Zellen nach Soldin, der Andre von Zellen nach Lippehne, keuchenden Schrittes hin und her, und wenn ſie Einem begegnen, rufen ſie mit beklemmter Stimme ihm zu: „Brich die Spitze weg von deinem Meſſer!“ Mir iſt, wiewohl ich meine Rückreiſe erſt nach Sonnen-Untergang antrat, keiner von Beiden begegnet; es that mir leid, ich pflege mich ſonſt gern mit dergleichen Leuten in einen Diskurs ein zu laſſen. Dafür geſellte ſich mir ein Scheerenſchleifer, der von Pyritz kam, ein gemüthlicher junger Kerl mit hellen Glasaugen und rothen Knabenwangen, ſorglos wie ein Reh im Walde, und fröhlich wie ein Kind, das noch Keinen ſterben geſehen. Er bot mir einen herzlichen guten Abend, und ward bald vertraulich; nach einer Viertelſtunde hätte ich ſein Biograph ſeyn können. Eine glückliche Liebe beflügelte ſeinen Wanderſchritt, ſeine Wünſche hatten ſich über der Atmoſphäre des Alltaglebens noch nie umgeſehen, und wenn er Einen in der Welt beneiden könnte, meinte er, ſo wär's die Wolke am Himmel, die in keine Herberge ein zu kehren braucht und die weiteſten Reiſen macht, ohne Stiefelſohlen zu zerreißen, und auf die Langſamkeit der faulen Schuhmacher warten zu müſſen. Seine Fragen über das jüngſte Gericht waren ſchwer zu beantworten; leichter wurde es mir, ihn über die Kaſernen und Blockhäuſer zu befriedigen, die ein Mondſüchtiger, wie er gehört, in der Mondesſcheibe gefunden. Dabei wußte er manches artige Lied auswendig, ſang ganz appetitlich, und zeigte mir endlich ſeine Brieftaſche, worin er ſelbſt Manches, was ihm unterweges aufgeſtoßen, in luſtige Reime gebracht. Es ſind Liederchen, welche ſich nicht eben übel ausnehmen, wenn man bei dem Leſen ihren ſcheerenſchleifenden Verfaſſer vor dem Auge hat. Ich ſetze ſie Ihnen her, und mit der Verheißung, daß mein nächſter Brief das hieſige Theater beſprechen ſoll, bin ich eigentlich froh, meinen ein wenig zu ernſten Reiſebericht mit ſolch einem poetiſchen Schau-Ende freundlich beſchließen zu können.

Wander-Lieder eines Scheerenſchleifers.

1.

Die Sonne macht ein roth Geſicht,
Ich kann es deutlich ſeh'n;
Sie ſchämt ſich halt, allein zu Bett
Vor aller Welt zu geh'n.

Die Wälder aber ſteh'n ſo friſch,
Umſpielt vom Dämmerrauch,
Und durch die ſchwarzen Aeſte ſauſt
Ein kühler Abendhauch.

Digitized by Google

Das iſt ein allerliebſter Wald,
Ein kluger Wald fürwahr:
Der birgt mit ſeinem Blattgeräuſch
Das traut'ſte Liebespaar.

Da flüſtert ſich's und küßt ſich's gut,
Ich wollt', mein Schatz wär' da;
Die Mutter hört' kein einzig Wort,
Und ſtänd' ſie noch ſo nah.

2.

Ihr meßt mich nicht von Kopf bis Fuß,
Und laßt mich ein, Herr Wirth;
Gar Mancher iſt ein reicher Mann,
Der mit dem Geld nicht klirrt.

Ein abgeſchabter Rock verbarg
Schon oft 'nen großen Herrn;
Miniſter giebt's ohn' Ordensband,
Und Prinzen ohne Stern.

Und ſeh' ich gleich nicht nobel aus,
Ich ſchleif' 'ne feine Kling',
Und weinen that die ſchönſte Dirn',
Als ich von Hauſe ging.

Und wenn ihr Vater ſchlafen geht,
So bin ich ſchrecklich reich;
Dann thut's im ganzen Sachſenland
Kein Edelmann mir gleich.

3.

Da hangt er nun, du lieber Gott,
Erwürgt von Henkershand,
Im Winde ſchaukelnd hin und her
An dunkler Galgenwand.

Der hat in keines Menſchen Aug'
Verlangend je geblickt;
Wie hätt' er auf 'ne Menſchenbruſt
Den Mordſtahl ſonſt gezückt!

Und hat vielleicht in blinder Wuth
Sein Theu'rſtes kalt gemacht,
Und vieler Tage Seligkeit
Zerſtört in einer Nacht!

Hat ſeine ſüße Lieb' vielleicht
Verblendet hingeſtreckt,
Bis aus dem gift'gen Grimmesrauſch
Die Reu' ihn aufgeſchreckt.

Und rang die Hände weinend d'rauf,
Verfluchte ſeinen Wahn,
Und faßt' erbitternd ſelber nicht,
Was eben er gethan.

Der arme Schelm, vergeb's ihm Gott!
Er macht mich ſchier betrübt;
Wie viel dem Mann das Morden ein,
Da's ſo viel Liebe giebt?

4.

Da ſteht der Kirchthurm, ſtumm und ernſt,
Wie'n alter Zaubergeiſt,
Und d'rüber lauſcht der ſtille Mond,
Der Nachts ſo einſam reiſt.

Und um den Kirchthurm ſchläft's ſo ſtill
Im kühlen Raſenbett,
Und ſchliefen fort, wenn auch der Thurm
Zur Elbe ziehen thät'.

Die um die Kirch' hier eingeſcharrt,
Das waren kluge Leut',
Und eingeſcharrt mit ihnen ſchläft
Die alte gute Zeit.

Verſchlimmert hat ſich Alles itzt,
Es lebt ſich nicht mehr gut,
Und was uns blieb, iſt allenfalls
Das Bischen Liebesgluth!

5.

Ihr ſeyd, Herr Zöllner, ſchlecht verſorgt
Vom gnäd'gen Landesherrn;
Von jedem Wand'rer heiſcht ihr Geld,
Und Keiner zahlt es gern.

Ihr ſeht es treiben hin und her
Mit eil'gem Freudenſchritt,
Und ſitzt im engen Hauſe feſt,
Und dürfet ſelbſt nicht mit.

Den Beutel reckt ihr ſtumm hinaus,
Und treibt den Pfennig ein,
Und würd' ich auch der reichſte Mann,
Ich wollt nicht Zöllner ſeyn.

Doch trüg' ich in der Taſch den Brief,
Den heut ich las im Traum,
Ich füllt' euch gern den Beutel voll,
Ihr zögt zurück ihn kaum.

6.

In Thal und Wald, in Strom und Luft,
Es regt ſich überall,
Und ſummend ſpielt's und tanzt vergnügt
Im warmen Sonnenſtrahl.

In blauer Höh' der Habicht kreiſt,
Den Hunger rauben lehrt;
Der Kerl verſteht ſein Handwerk gut,
Und ſchießt wie'n Blitz zur Erd'.

Doch trägt die Henn' ein ſcharfes Aug',
Und hat ihn bald erlauſcht;
Geborgen ſind die Küchlein all,
Noch eh' er niederrauſcht.

Nicht jede Mutter ſieht ſo ſcharf,
Und ahnt ſo fern den Feind,
Und d'rum hat's ganze Leben durch
Manch holdes Kind geweint.

7.

Friſch auf, Herr Jäger, Gott zum Gruß
Im thaubetropften Wald;
Zu Boden lieg' das Wild geſtreckt,
So oft eu'r Büchslein knallt.

Ein luſt'ger Handwerk kenn' ich nicht,
Als euch von Gott beſchert;
Ihr ſeyd des Forſtes König traun,
Der heim als Sieger kehrt.

Doch ziert mich gleich kein grüner Wamms,
Bin auch ein Jägersmann,
Und hab' erlegt das ſchönſte Wild,
So Einer ſchießen kann.

Ja, wie ihr hier mich ſtehen ſeht
Mit meinem Schleiferrad,
Kein Jäger trug nach Hauſe je,
Was ich erbeuten that.

Digitized by Google

Doch war's die wunderlichſte Jagd
Und kann nicht luſt'ger ſeyn;
Denn als das Wild im Netze lag,
Da ſteckt' ich ſelbſt mit d'rein.

8.

Der Tag begiebt zur Ruh' ſich ſchon,
Die Sonne taucht in's Meer,
Und brüllend zieh'n vom Ackerfeld
Die müden Rinder her.

Getrocknet wird des Tages Schweiß,
Der Weib und Kind ernährt,
Und wo im Thal ein Häuschen ſteht,
Da regt ſich's um den Heerd.

Die Flamme ſprüht, der Keſſel ſchäumt,
Das Veſper-Glöcklein ſchellt,
Und rings aus allen Eſſen ſteigt
Der Rauch zum Himmelszelt.

Der Rauch, der winkt zum Abendbrod,
Und freundlich nimmt ſich's aus;
Ich wollt', er ſtieg' ſo freundlich ſchon
Aus meinem eig'nen Haus!

9.

So tobt nur zu, ich ſteh' euch keck,
Und mach' mir wenig d'raus;
Euch gab der Herr ein einzig Kind,
Ihr ſtoßt es aus dem Haus!

Mit harten Riemen, harter Mann,
Schlagt ihr die Arme wund,
Und fluchet eurem Fleiſch und Blut
Mit gottvergeſſ'nem Mund.

Die arme Dirn'! Ihr jagt ſie fort,
Und ruft ſie nicht zurück;
Doch ſag' ich euch, mit eurem Kind
Verläßt eu'r Haus das Glück.

Umſchlingen that ihr ſchlanker Arm,
Was lang' ihr Herz geſucht;
Erreicht hat ſie der Liebe Glück,
Und trägt des Glückes Frucht.

Ein braver Vater ſchwieg dazu,
Und gäb' ſich weislich d'rein;
Gethan hat ſie, was Manche that,
Und Enkel müſſen ſeyn.

10.

Da hat der Narr den Schlot geſtigt,
Und blickt gar ſtolz umher,
Als wenn er d'rum der höchſte Mann
Im ganzen Lande wär'.

Und weckt die Stadt mit heiſ'rem Sang,
Der eingerußte Gauch,
Und ſteckt im ſchwarzen Eſſenloch,
Wie'n Stück gefror'ner Rauch.

So krächz' nur zu, du ſchwarzer Rab',
Auch dir geſchieht dein Recht;
Indeß du droben ſtolz dich bläh'ſt,
Ergeht's dir unten ſchlecht.

Dein Mädchen iſt 'ne ſchlaue Seel',
Und wechſelt Farbe gern;
Dem Schwarzen ſpielt ſie luſtig mit,
Und küßt 'nen weißen Herrn.

11.

Bei meiner Treu! 'ne ſchöne Wieſ'
In voller Lenzespracht,
Daß Einem, der's zu ſeh'n verſteht,
Das Herz im Leibe lacht.

Die Kälber ſpringen luſtig um,
Und balgen ſich durch's Gras,
Und ſtoßen ſich die Köpfe wund
In übermüth'gem Spaß.

So tollt, ihr Stierlein, tollt nur fort,
Und prüft den jungen Muth;
Es legt's euch Keiner übel aus,
Und Kindern ſteht es gut.

Doch ſeyd ihr erſt erwachſ'ne Stier',
So geht's noch toller zu;
Da ſtoßt ihr euch die Köpfe wund
Um eine hübſche Kuh.

12.

So ſetzt mir nun nicht länger zu,
Und geht, ſcharmantes Kind;
Ich kauf' von euren Blumen nichts,
So ſauber ſie auch ſind.

Und lacht ihr mich auch noch ſo hold,
So zuckerſüß mich an,
Es fruchten eure Künſte nicht,
Ihr kriegt mich nimmer d'ran.

Im Herzen trag' ich warm und friſch
Des ſchönſten Engels Bild;
Das ſchützt vor Euresgleichen mich,
Wie'n ehren Kriegesſchild.

Ja, heißt mich einen Pinſel nur,
Und lacht ſo laut ihr wollt;
Dem dummen treuen Pinſel iſt
Der Mädchen Krone hold.

D'rum legt euch, Kind, 'nen Andern bei,
Ich leb' für meinen Schatz,
Und wo die ſchönſte Kön'gin herrſcht,
Hat keine Zweite Platz.

Nur eine Sonn' am Himmel flammt
Der Welt zum Morgengruß,
Und kamen ihrer Zwei einmal,
So würd' die Welt confus.

N. S. So eben iſt der Mann im Rindsblaſenpelze hier aus dem Wagen geſtiegen. Er hat ein ſeltſames Schickſal beſtanden, wovon nächſtens. Ich hätte gar nicht einmal geglaubt, daß dem Mann ein Abentheuer begegnen kann.

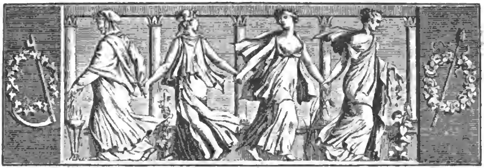
Don. Leſmann.

Hannover. Mehrere Mitglieder haben unſere Bühne verlaſſen, neue ſind dafür engagirt worden. Durch dieſen Wechſel hat unſere Oper an Sangern eine reiche Ausbeute gethan; mit den Sängerinnen ſind wir nicht ganz ſo glücklich geweſen. Das recitirende Schauſpiel hat weniger Veränderung gelitten und beſteht daſſelbe, mit Ausnahme des neu hinzugekommenen Hrn. Grühn, der für das zweite Liebhaberfach angeſtellt iſt, faſt gänzlich aus dem früheren Perſonale. — Unſer Direktor, Hr. v. Holbein, wirkt mit raſtloſer Thätigkeit zum Beſten des Ganzen, und unter ſeiner Leitung hat die ſceniſche Anordnung unendlich viel gewonnen. — Unſer Repertorium können wir übrigens noch nicht ſo hoch ſtellen, als wir wünſchen; es dreht ſich

noch immer um eine kleine Anzahl Trauer-, Schau- und Luſtſpiele, ſo wie um eine noch weit geringere Anzahl Opern, die zwar eben ſo gediegen ſind, als ſie vortrefflich dargeſtellt werden, jedoch, zu ſtereotypiſch feſtſtehend, uns nachgerade zu bekannt werden. — Goethe's „Clavigo“ war gut in die Scene geſetzt. Hr. Volkmar, „Clavigo“, geregelt in Deklamation und Handlung; ſein Freund „Carlos“, Hr. Marr, ein Muſter der Intriguen, auch Hr. Katzianer, als „Beaumarchais“, leiſtete jeder Anforderung Genüge. Die Damen Artour und Gehlhaar, Erſtere als „Maria“ und Letztere als „Sophie“, waren der Darſtellung würdigſte Stütze. — In Schiller's „Räuber“ verſuchte ſich Hr. Gruhn als „Koſinsky“ mit Glück, da Geſtalt und Organ ſeinem dramatiſchen Talente wohlthuend zur Seite ſtehen. Etwas mehr Natur in der zu gekünſtelten Deklamation könnte ihm aber nicht ſchaden. — In „Othello“ trat eine neue Bravour-Sängerin, Demoiſ. Böhm, die uns ſtatt Demoiſ. Langſchwadl geworden iſt, zum erſten Mal auf. Sie ſang die Partie der „Desdemona“ mit vieler Fertigkeit und lieblicher Stimme, wenn auch die Kraft und die Fülle des Tons noch mangelt, und das Mimiſche mehr geregelt werden muß. — „Adelma“, nach dem Engliſchen von Vogel, machte kein Glück auf unſerer Bühne. Der Dichter hat genug, ja gar zu viel, für die Ueberraſchungs-Momente gethan, zu wenig aber für das Dramatiſche, und die Charaktere nicht pſychiſch berechnet. Es geht ſo viel in dieſem Drama vor, das wir ſchnurſtracks für unmöglich halten. So haben ſich denn die Herren Katzianer und Marr, Erſterer als „Herzog von Romlien“ und Letzterer als „Uſurpator von Byzanz“, vergebens zur Aufrechthaltung dieſes Produkts in der Darſtellung ausgezeichnet; ſo auch Hr. Volkmar, der den halb glühend und halb matt gezeichneten „Lothar“ vortrefflich ſpielte. Mad. Gehlhaar entfaltete nicht minder als „Adelma“ manches Treffliche, und Mad. Retour gab der „Emma“ mit vieler Zartheit; troz dem Allen wünſchen wir dieſem Schauſpiel Ruhe in der Theater-Bibliothek. — In den „deutſchen Kleinſtädtern“ gab es eine Comödie in der Comödie, die Hr. Marr herbei führte, indem er als „Sperling“ eine bekannte Perſon aus dem Publikum abconterfeite. Die Copie war treffend; die Zuſchauer lachten und applaudirten, ſchmollten aber am andern Morgen mit ſich ſelbſt, daß ſie in der erſten Ueberraſchung nicht eingezogen hatten, daß der Copiſt ſeinem Original wehe thun wollte und das darum, weil dieſes ihm früher wohlgethan hatte. Am weheſten thut der Schauſpieler ſich ſelbſt durch dergleichen Harlekinaden; von der Beſchaffenheit eines ſolchen Herzens reden wir gar nicht, das mag ein Anatomiker übernehmen, ſo wie wir es dem Bühnen-Direktor anheim ſtellen, in ſolchen Fällen zu verfügen was Rechtens. — Auch die „Amenaide“ in „Tancred“ ſang Demoiſ. Böhm zur Zufriedenheit Aller; Hr. Sedlmayr iſt ganz für den „Tancred“ geſchaffen. — Ein recht artiges Ballet, „der Guckkaſten“ betitelt, hat Hr. Volange nach Horſchelt auf die Bühne gebracht; die Muſik, von unſerm Hrn. Stowitſchek componirt, charakteriſirt das Ganze. Von Kindern ward es dargeſtellt und die kleinen Geſchöpfe bewegten ſich recht graziös und flink. Die kleine Starke, kaum ſieben Jahr alt, geſtikulirte als Savoyardin höchſt ergötzlich. Eliſe Helling und Emilie Schmidt werden gewiß einmal gute Tänzerinnen. Wir hätten gern dies Ballet, ſchon wegen der Anſtrengung für die Kleinen, abgekürzt geſehen. — Die alte Operette: „Der Bettelſtudent“ (wie der Zettel ſagt: zum erſten Mal) hat in den minder anſpruchsvollen Zeiten ihrer Entſtehung lebendiger angeſprochen, als in unſern Tagen, obgleich viel Fröhliches und Gutes darin aufgetiſcht wird. Das Sujet iſt auch veraltet; einen Studioſus wie „Mauſer“ können wir uns nicht mehr denken, glauben auch nicht, daß er ſo verarmt einher gehen konnte, wie ihn Hr. Urtz im Coſtüm darſtellte. Hr. Sedlmayr als „Vetter Jacob“ und Hr. Weldner als „Tollberg“ erhielten uns durch ihre Komik bei guter Laune. — Die nach langer Zeit endlich faſt mit einem ganz neuen Perſonal wieder in Scene geſetzte „Zauberflöte“ erfreute die Verehrer Mozart's, deren Anzahl hier bedeutend iſt. Demoiſ. Kodetka hätte nur für die Partie der „Pamina“ Beſſeres thun ſollen, als ſie gethan, dann wäre Alles befriedigt geweſen. — Das nach dem Franzöſiſchen von Dr. Biech bearbeitete Luſtſpiel: „Er weiß Alles“ können wir nicht in die Reihe der beſſern Neuigkeiten ſtellen. Gewaltig viel Parlage um nichts und wieder nichts; viel Gezerrtes und Ermüdendes. Hr. Keller gab jedoch ſeinem „Alcaden“ den möglichſten Luſtre, und Hr. Marr den „Tenorio“ mit dem Fleiße, den er uns bei keiner Darſtellung vermiſſen läßt; Hr. Kaibel als „Juan“ ergötzte. Alles war gut, nur nicht die Hauptſache, wodurch abermals der Beweis geführt iſt, daß, bei Uebertragung der franzöſiſchen Produkte, die Auswahl derſelben keine Nebenſache ſey. — Conzerte gehört hatten wir bereits drei. Unſer wackerer Aloys Schmidt eröffnete den Reigen mit vielem Schönen eigener Schöpfung, trefflich ausgeführt. Dann hörten wir einen gar tüchtigen Celliſten, den Herzogl. Meinungenſchen Conzertmeiſter Knoop, der ſeines kräftigen Inſtruments eben ſo zarter als fertiger Spieler iſt. Mit vielem Vergnügen hörten wir auch an jenem Abend einen Schüler unſeres Aloys Schmidt, Hrn. Elliot, eine Introduktion und Polonaiſe, von eigener Compoſition, mit ſeinem Meiſter vortragen. Hr. Elline verſteht die muſikaliſche Sprache praktiſch und theoretiſch zu behandeln: Was er als Componiſt iſt, darüber haben ſich mehrere Meinungen öffentlich, ſo wie unlängſt noch die „Leipziger muſikaliſche Zeitung“ (Nr. 30) günſtig ausgeſprochen, und was er als Solospieler leiſtet, davon empfingen wir erfreuliche Proben. — Das dritte Conzert gab der Königl. Sächſ. Kammer-Muſikus Hr. Dotzauer, ebenfalls ein ſehr fertiger Celliſt, doch ein weit größerer Ton-Dichter, und als ſolcher rühmlichſt bekannt. Seine beiden Söhne producirten ſich gleichzeitig, und zwar B. Dotzauer auf dem Fortepiano. Von dem Hummelſchen Conzert, welches dieſer vortrug, blieb er uns zwar keine Note ſchuldig, jedoch faſt Alles, was zum Herzen ſpricht und die Seele dieſer Ideen-Maſſen iſt. L. Dotzauer, Celloſpieler, variirte recht artig ein freundliches Thema, und gehört zu denen, die zu erfreulichen Erwartungen berechtigen. — Meiſter Ramberg hat ſo eben ein neues Kunſtwerk vollendet. Das von ihm gewählte Thema iſt ganz des humoriſtiſchen Künſtlers würdig. Es iſt das bekannte ſatyriſche Gedicht: „Reineke Fuchs“. Die pikanteſten Situationen dieſes Spottgedichts hat Ramberg mit vieler Umſicht aufgefaßt und in dreißig von ihm ſelbſt gezeichneten und radirten Blättern herausgegeben. — Eine von Aloys Schmidt ſo eben vollendete Oper in zwei Akten, betitelt: „Der Doppelprozeß“, deren Dichtung Etzholz (als Verfaſſer des Luſtſpielchens: „Komm her!“ bekannt) angehört, wird den Bühnen-Direktoren eine Bereicherung ihres Opern-Repertoirs ſeyn, da vom Wort- und Ton-Dichter ſich etwas Ausgezeichnetes erwarten läßt. — Schließlich noch eine Berichtigung der jüngſt in dieſen Blättern (Beilage zum 180ſten Bl.) von einem gewiſſen Verus gemeldeten Novitäten aus hieſiger Stadt. Hätte dieſer Pſeudonym ſich nicht Verus genannt, würden wir ſeine Mittheilung haben durchſchlüpfen laſſen; ſo aber müſſen wir bemerken, daß — indem er uns die längſt verſchollene, allarmirende Scene, die Mad. Gehlhaar beſtimmt hatte, unſere Bühne zu verlaſſen, wieder aus dem Tartarus hervor ruft — er bei dieſer Gelegenheit irrthümlich ſagt: „**mehrere** Mitglieder unſerer Comité hätten ihre Funktionen niedergelegt“. Nur **ein einziges** Mitglied that dies, alle übrigen blieben bei der Standarte. Ferner ſoll der „Freiſchütz“ ſein fünfzigſtes Jubiläum gefeiert haben; dazu muß er noch ſieben Mal über die Bretter wandeln. Die Demoiſ. Reimann macht der Hr. Verus übrigens zu eitel. Sie beginnt recht erfreulich und darum muß der geſpendete Weihrauch ſie noch nicht zu ſehr umnebeln.

Georg Harrys

Digitized by Google



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Freitag den 29. Dezember. 207tes Blatt.

Die indiſche Waiſe.

Frei nach dem Engliſchen, von Guſtav Selten.

Ja, ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie ſie eines Abends da ſaß, und träumend in das blaue Himmelszelt ſchaute, während ihre Augen lebhafter glühten, als der größte der Sterne, auf denen ſie ruhten. Es iſt mir, als fühlte ich noch die warmen Thränen, die meine Wange benetzten, als ſie mich zärtlich an ſich drückte, nachdem ich ſie durch meine Küſſe in ihren Träumen geſtört. „Du gleichſt Deiner Mutter nicht, mein theures Kind!“ rief ſie dann aus: „möge Dein Leben dem ihrigen eben ſo wenig gleichen!“ Und ihre Worte klangen ſo rührend, ihre Stimme war ſo weich; ich ſaß lieber ſo zu ihren Füßen und lauſchte den ſüßen Klängen, als daß ich den bunteſten Schmetterling gehaſcht hätte, der um meine Roſen flatterte, die ich ſo gern begoß. Aber die Stimme meiner Mutter ward immer ſchwächer, und ein Schleier legte ſich über ihren Blick. Ihre Lippe ward bleich und trocken, und als ich ihr um den Hals fiel, weinte ſie, und ſagte, daß ſie krank und matt ſey, und ſich einige Stunden zur Ruhe legen wolle. Eine alte Frau, die uns zuweilen beſuchte, kam bald darauf, und ſagte, meine Mutter ſey ſterbend. — Sterbend! — Ich wußte nicht, was dies heiße, aber ich empfand es, empfand es tief und innig, und warf mich neben dem Lager meiner Mutter auf die Knie. Ich ergriff ihre Hand, ſie brannte fieberhaft, und kaum fühlte ich den matten Druck derſelben.

Es war ein herrlicher Sonnen-Untergang; nicht jene weichen, ſanften Farben, wie ich ſie ſpäter bei Sommer-Abenden in England kennen lernte, ſondern der Sonnen-Untergang eines ſüdlicheren Himmelsſtriches. Alles war Leben, Alles Flamme. Der Horizont purpurroth gefärbt, und auch der Ganges trug dieſe Farbe; ſeine Wogen blitzten durch das Grün des überhangenden Laubes, wie der Schein himmliſcher Meteore durch die Schatten der Mitternacht. Meine Mutter rief mich zu ſich. Ich kniete neben ihrem Lager; ſie ermahnte mich, auf den prachtvollen Himmel zu blicken. „Gleich der Sonne dort“, ſagte ſie, „habe ich meine Laufbahn vollendet: gleich ihr geh' ich ſchlafen, aber nicht, um auch gleich ihr mich wieder zu erheben. Ich erwarte die Ankunft eines Fremden“, fuhr ſie fort: „ſollte er kommen, wenn mein Geiſt dieſe Hülle ſchon verließ — mein Kind, achte wohl auf die letzten Worte deiner Mutter — ſo ſage ihm, ich habe ihn geliebt, bis zum Tode; mein letztes Gebet ſey Dein Name geweſen, und der ſeine.“ — Ihr Haupt ſank zurück und ſie holte tief Athem; dann lag ſie ſtill, als wenn ſie ſchliefe, aber ihre Augen waren offen, ihr Blick ſtarr auf mich gerichtet. Es ward dunkel: ich legte den Kopf an ihre Seite, und ſchlief ein. Freundlich beleuchtete die Morgenſonne unſer kleines Gemach, als ich erwachte. Meine Mutter lag ſo ruhig, ſo bewegungslos, daß ich noch immer wähnte, ſie ſchlafe, aber ihre weit geöffneten Augen, auch jetzt noch ſtarr auf mich gerichtet, erfüllten mich mit einem ſolchen Entſetzen, daß ich anfangs nicht wagte, die Lippen meiner Mutter zu berühren. Ich that es dennoch, und bis zu die-

ſer Stunde glaube ich, die erſchütternde Wirkung jener Berührung zu fühlen. Im erſten Augenblicke ſchauderte ich vor meiner Mutter zurück, dann redete ich ſie an; aber ſie antwortete nicht. Ich ergriff ihre Hand, aber erſchreckt durch ihre Eiseskälte ließ ich ſie ſogleich wieder los; ſie fiel aus der meinigen. Die alte Frau hatte geſagt, meine Mutter ſey ſterbend; ich fühlte dunkel: dies ſey der Tod! — Die Verzweiflung, die auf dies Gefühl folgte, erzeugte den Wunſch baldiger Wiedervereinigung. Ich wollte auch ſterben. Einen Arm um den Nacken meiner Mutter geſchlungen, mich feſt an die theure Geſchiedene preſſend, rief ich wiederholt im tiefſten Schmerze: „Mutter, geliebte Mutter, laß mich mit Dir ſterben!“ — Da ward die Thür geöffnet und ein Fremder trat ein. Mit Staunen, und nicht ganz ohne Freude, ſah ich ihn an. Die Pracht ſeiner rothen, goldbeſetzten Uniform, die weißen, wogenden Federn ſeines Hutes, waren wohl geeignet, die Aufmerkſamkeit eines Kindes zu erregen; aber ſo ſehr ich auch Kind war, ſo feſſelte doch ein Blick in ſein Geſicht meine Augen auf deſſen Züge. Die tiefe Röthe, durch körperliche Anſtrengung erzeugt, wich plötzlich einer geiſterhaften Bläſſe; jeder Nerv ſchien krampfhaft verzerrt. Seine tiefen, abgebrochenen Seufzer, als er, die Hände vor das Geſicht drückend, neben dem Bette ſaß, ſind noch jetzt nicht aus meinem Gedächtniſſe. Ich erinnerte mich der Worte meiner Mutter, näherte mich ihm ſchnell, und wiederholte ſie. Er ſprang auf, und ſchloß mich in ſeine Arme. Ich fühlte ſeine Thränen auf meinem Geſicht. Er ſchien ſo gut, aber dennoch ergriff mich eine unendliche Bangigkeit, als er, meine Hände und die meiner Mutter in die ſeinigen faſſend, ausrief: „Abra, die Sorge für unſer Kind ſoll meine Flucht ſühnen!“ — Andere Männer, ſeine Begleiter, traten jetzt in das Gemach. Einem derſelben übergab er mich zur Obhuth, aber als dieſer mich von dem Leichnam meiner Mutter hinweg ziehen wollte, ſträubte ich mich, und flehte zu ihr, mich nicht von ſich zu laſſen. Endlich führte man mich dennoch hinweg, ob ich auch weinte.

Meine Lebensweiſe ward nun gänzlich geändert, und ich der Familie des Herrn L. anvertraut. Er hatte mehrere Kinder, die er unter ſeiner und ſeiner Gattin eigenen Leitung auferzogen. Meinem Vater ſchien dieſe Lage daher für mich ſehr paſſend; mir ſelbſt war es ein Zuſtand immerwährender Pein, nie endender Qualen. Herr und Frau L. betrachteten mich wie eine Plage, die ſie doch aus Rückſicht auf ihre Verpflichtungen gegen Herrn St. Leger, meinen Vater, nicht von ſich wälzen durften. Sie ſahen in mir die Nebenbuhlerin ihrer eigenen Kinder, obgleich ſie mich, als die Tochter einer Indianerin, tief unter ſich ſtellten. Die Unterdrückung meiner zarteſten Gefühle machte, daß ſie da mit vermehrter Kraft ſich ergoſſen, wo nichts ſie hemmte. Das Andenken an meine Mutter war die Religion meines Herzens, die Liebe zu meinem Vater das einzige Glück meines Lebens. Ich wuchs heran als ein vernachläſſigtes, einſames, verlaſſenes Weſen, gefühlvoll von Natur, verſchloſſen durch Nothwendigkeit. Da ward ich plötzlich zu dem Sterbebette meines Vaters geführt. Er hauchte ſeinen letzten Seufzer in meinen Armen aus. Ich verließ ihn nicht — ich fühlte die letzte Wärme der Hand, ſah die letzte Röthe der Wangen allmählig ſchwinden; meine Hand war es, die ihm das Auge zudrückte.

Als ſie den Sarg aufhoben und davon trugen, blieb ich zurück, aber das Blut in meinen Adern ſtand ſtill, und es war mir, als ſagte ich jeder Glückſeligkeit das letzte Lebewohl. Der Arzt wollte nicht geſtatten, daß ich bei der Beerdigung zugegen ſey, und ſo ſah ich denn dem Zuge von dem Fenſter aus nach. Die gedämpften Trommeln, der Todesmarſch, ſchienen mir Töne, die aus dem Grabe herauf ſchallten; ernſte Geſtalten gingen mit langſamen, abgemeſſenen Schritten vorüber. Waffen und Augen ſchweigend zu Boden gerichtet, entfernten ſie ſich. Ich hörte nicht mehr den Klang der Tritte; nur noch einzelne, dumpfe Töne der Trauermuſik berührten mein Ohr. In wilder Verzweiflung ſprang ich fort; ich folgte dem Trauerzuge, und erreichte ihn, als man eben die Reſte des Verſtorbenen in ihre letzte enge Wohnung *hinabſenken wollte*. Alles verwirrte ſich vor meinen Augen: ich fiel ohnmächtig nieder und ward beſinnungslos hinweg getragen. — Als ich erwachte, ſagte man mir kalt: meines Vaters Vermögen ſey mir allein hinterlaſſen, und ſichere mir ein beſcheidenes, aber unabhängiges Loos; ſein letzter Wille ſpreche auch noch den Wunſch aus, daß ich ſogleich nach England abreiſe, wo er mich einer Miſtreß Audley, einer Verwandtin, empfohlen habe. Alles war zu meiner Abreiſe vorbereitet. Als eine Waiſe, die Niemand hat, von dem ſie Liebe heiſchen, dem ſie Liebe gewähren könnte, war ich ganz gleichgültig über meine Zukunft. Am Abend, ehe ich mich einſchiffte, ging ich zu dem Grabe meines Vaters, ihm Lebewohl zu ſagen. Es hing ein Gewitter am Horizont; die heiße, ſchwere Luft, und die Beklemmung meines eigenen Herzens drohten mich zu erſticken: nur die Leuchten auf den Häuſern, und der dunkle Wiederſchein der Feuer, welche an den Ufern des Fluſſes angezündet worden, erhellten die Gegend. Ich erreichte das Grab. Der friſch aufgeworfene Erdhügel lehnte ſich an einen andern, auf dem das Gras in der ganzen Fülle üppiger Vegetation prangte. Ich blickte auf den glatten weißen Stein: er trug, wie mein Herz es mir ſogleich geſagt hatte, den Namen meiner geliebten Mutter. Ich ſetzte mich auf den Stein; Thränen der

Digitized by Google

heißeſten Wehmuth fielen auf die Gräber. Ich fühlte mich von Dank erfüllt gegen den Schöpfer, der meinen Eltern die Vereinigung im Tode gewährt hatte. Ich fand eine Art Troſt darin, mir ſagen zu können, daß es auf dieſer Erde doch etwas gebe, woran mein Herz hange. Nur wer über der Erdſcholle weinte, die Alles bedeckt, was ihm lieb und theuer war, kann es fühlen, welchen Werth die Grabhügel der Entſchlafenen haben. Ich kniete nieder, betete, weinte und küßte abwechſelnd die Gräber meines Vaters, meiner Mutter. — Die Morgenröthe mahnte mich an die Abreiſe. Ich kehrte zu meiner Wohnung zurück, und am nächſten Tage ging ich an Bord des Schiffes, das ſogleich die Reiſe begann; aber dennoch blieb mir Zeit genug, meine eigene Verlaſſenheit mit dem Looſe Anderer zu vergleichen. Bitter fühlte ich den Unterſchied, als ich das freundliche Lebewohl hörte, das man meinen Reiſegefährten ſagte, die Segenswünſche, die man ihnen nachrief. Ich beneidete ihnen ſogar den Schmerz des Abſchiedes.

Die Sonne ſank endlich in die Wogen hinab, aber bis zum ſpäten Abend blieb ich, in Träumereien vertieft, auf dem Verdeck. Alles war ſtill in der Natur; am Himmel ſtand nicht ein Wölkchen, kein Lüftchen bewegte die ſchlafenden Wellen, und kein Laut unterbrach die tiefe Ruhe; nur meiner Seele war ſie fern. Weshalb mußte gerade ich die Einzige ſeyn, die an dieſer allgemeinen Wohlthat keinen Theil hatte? Eine Wolke, ein Windſtoß würden mir Troſt gegeben haben; ich hätte dann gedacht, ſie verſtänden meine Gefühle, ſie wollten den Gedanken gänzlichen Alleinſeyns verdrängen. Ich verließ das Verdeck, als ich eilende Schritte mir nahen hörte. Ich fühlte mich krank, überflüſſig, nichtsbedeutend. Rings um mich her vernahm ich Töne des Frohlockens, der Hoffnung, des Kummers, der Zuneigung; — ich vermochte keines dieſer Gefühle mit zu empfinden. Haſtig öffnete ich das kleine Kajütenfenſter und erblickte das Land, das ich nun auf immer verlaſſen mußte, gleich einem ſchmalen Streifen am Horizonte. Ich blieb gegen das Fenſter gelehnt, den Blick auf das Land meiner Geburt geheftet, bis Alles in Dunkel verſank, und ich mich ſelbſt nicht mehr damit täuſchen konnte, ich ſäh' es. Noch ein Mal ward am nächſten Tage die Küſte ſichtbar. — Es gewährt uns einen Troſt, wenn auch einen ſchmerzlichen, überzeugt ſeyn zu dürfen, daß wir denen theuer ſind, die wir zurück laſſen, daß es Weſen giebt, welche die Zeit unſerer Reiſe, unſerer Ankunft an dem Ziele, ängſtlich berechnen, ängſtlich auf Nachrichten von uns harren. Doch ich ſah auf das Land meiner Geburt, und wußte, dort ſey Niemand, der mir eine glückliche Reiſe wünſche, Niemand, der ſich auf meine Rückkehr freue. Die kalte Erde laſtete ſchwer auf den Herzen, die mich einſt liebten; der Tod hatte die Augen geſchloſſen, die mir Thränen würden nachgeweint haben.

(Der Schluß folgt.)

Einfälle.

Als Auguſtus eine kleine Schrift des kleinen Horaz geleſen hatte, ſchrieb er ihm: Er ſcheine die Größe des Buches nach der Größe ſeiner Statur abgemeſſen zu haben. Er möge aber bedenken, daß, wenn er nicht groß an Körper ſey, ſein Bauch doch einen ziemlichen Umfang habe, und ſo auch ſollte ſein Buch ſeyn. — Als ich dies las, ſtiegen mir zweierlei Betrachtungen auf: erſtlich, daß zur Zeit des Horaz ſchon Duodez-Ausgaben, vielleicht auf Pränumeration erſchienen, exiſtirt haben; zweitens, daß die Bücher unſerer Dichter um ſo dickleibiger werden, je weniger ſie ſelbſt am Bauche geſegnet ſind.

Wie das Schauſpiel Erde, Himmel und Hölle umfaßt: ſo auch das Schauſpielhaus. Da giebt es ein Parterre und Paradies. Was zwiſchen beiden liegt, muß das Fegefeuer ſeyn, die Logen, worin die Vornehmen ſitzen.

Wie die Menſchengeſichter, ſo haben auch die Zimmer ihre eigenen Phyſiognomieen. In einigen finden wir uns gar nicht heimiſch; ſie glotzen uns an mit großen, ſtarren Kalbsaugen, ſtoßen ab mit ihren hohen, kalten Wänden, wie jede Mephiſtopheles-Natur. Andere dagegen gewinnen auf den erſten Anblick und laden uns ein zu vertraulichem Umgange, zu mittheilender Einſamkeit.

Manche Menſchen ſind wie ihr Rock. Was ſich nicht abbürſten läßt, das ſoll man hübſch ſein abſtreicheln mit der Hand. E. Gasperini.

Anekdoten.

Während des Cataloniſchen Krieges ſtritten ſich zwei ſpaniſche Offiziere, indem der eine dem andern ſeine Feigheit und Aengſtlichkeit vorwarf. „Glaube mir" — erwiederte dieſer — „ich hätte keine Furcht gezeigt, wenn man mich gegen ſo brave Leute, die Dir gleichen, geſchickt hätte!"

Einem Philoſophen fiel es erſt nach vier Jahren ein, ſeinem Arzt für ein Mittel zu danken, welches er mit ſeltener Ausdauer die lange Zeit hindurch gebraucht hatte. Erſtaunt rief der Arzt, indem er ſeinen Patienten umarmte: „Freund, Sie ſind es werth, ein Kranker zu ſeyn!" v. S.

In ein dem Freiherrn von L. gewidmetes Exemplar des Luſtſpiels „Eigne Wahl".

Wohl darf ich Dir die „eigne Wahl",
Verehrter, mit Vertrauen weih'n;
Denn „wer die Wahl hat, hat die Qual",
Dies Sprüchwort trifft ja hier durch Deine Gunſt nicht ein.

Karl Schall.

Digitized by Google

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Es kann den Kunſtfreunden nur angenehm ſeyn, zu erfahren, in welchem Grade ſich die Theilnahme für die Kunſt bei der letzten Ausſtellung dargethan hat, und deshalb geben wir ein Verzeichniß der Werke, die gekauft worden ſind. Auch hier zeigt ſich wieder, daß unſer König in ſeinem allverehrten Streben, zu belohnen und zu ermuntern, unermüdlich iſt, indem durch Seine Wahl und den Aufwand von 10,000 Thlrn. die Freude ſich in mancher artiſtiſchen Werkſtatt verbreitete, wozu nächſtdem die Prinzeſſinnen und Prinzen des Königlichen Hauſes mitwirkten. Auf Entſcheidung des Königs ſind gekauft: Uebergang über den Rhein, von Schumann (nach dem Catalog: Nr. 11); das Wetterhorn, von M. v. Meuron (Nr. 68); die Kirche von Stralaw und die Kirche von Pankow, von Pascal (Nr. 70 und 71); Anſicht des neuen Palais, von Ahlborn (Nr. 164); Blick in Griechenlands Blüthezeit, nach Schinkel von Carl Beckmann (Nr. 188); Ruth und Boas, von Hübner (Nr. 220); ein junges Mädchen, von Caroline Lauska (Nr. 224); das Treffen bei Möckern, von R. de Baux (Nr. 241); Grindelwaldthal, von Biedermann (Nr. 259); der Trunlenbald, von Gros-Claude de Locle (Nr. 340); Kloſter Chorin, von S. L. Heſſe (Nr. 364); Italieniſches Genre-Bild, von Moritz Oppenheim (Nr. 454); innere Anſicht des Doms zu Mailand, von Joh. Carl Schultz (Nr. 484); ein franzöſiſcher Saron, durch Koſacken vor einen preußiſchen Major geführt, von Carl Friedr. Schulz (Nr. 489); äußere Anſicht der Ruinen des Kloſters Chorin; innere Anſicht derſelben, beide von Ed. Spranger (Nr. 508 und 509); Amor mit der Leier, nach Thorwaldſen, Statue in Marmor, von Lazarini (Nr. 595); der König zu Pferde, in Bronze, von Kalide (Nr. 602); eine Porzellan-Vaſe, Apoll mit den Muſen (Nr. 781); eine Porzellan-Vaſe, Arabeske aus Blumen und Früchten (Nr. 782); General von Bülow, Eiſenguß, bronzirt (Nr. 785); General von Scharnhorſt, eben ſo (Nr. 786); Monument des Fürſten Kutuſow, Eiſenguß (Nr. 789); eine Granit-Schale, von Cantian (Nr. 825); die St. Marien-Kirche von Stendal und der Dom daſelbſt, Arbeiten in Kork von Fr. Schilling (Nr. 836 und 837); ein Teppich aus der Manufaktur von H. Hotho (Nr. 879); eine Bibel, Einband von C. Lehmann (Nr. 882); der Genius der Poeſie, von Wilh. Schadow (Nr. 1038). Außerdem noch: Vier Anſichten von Paris, von Gaertner; ein Vorpoſten, von Elsholz. — Eine kleine Schale aus verde antico gearbeitet, von Cantian (Nr. 827), kaufte die Kronprinzeſſin; einen Engel, von Steinbrück (Nr. 167), Prinz Wilhelm, Bruder des Königs; Räuber aus den Ardennen, ihre Beute theilend (Nr. 488), und eine Fuchsjagd (Nr. 492), beide von Carl Friedr. Schulz, und eine Köchin, mit Reinigung eines Keſſels beſchäftigt, von C. Piſtorius (Nr. 461), Prinz Wilhelm, Sohn des Königs; einen betenden Engel, von Caroline Lauska (Nr. 225), die Herzogin von Cumberland; den heiligen Georg, von Heermann Stilke (Nr. 503), Prinz Friedrich, Neffe des Königs; Koſacken und pommerſche Jäger in einer alten Stadt, von Julius Schultz (Nr. 716), der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin; und einen Proſpekt des Königlichen Schloſſes, von K. L. Rundt (Nr. 479), der Prinz von Braunſchweig. — Der Verein der Kunſtfreunde hat gekauft: Eine Jagdſcene, von Franz Krüger (Nr. 58); Adam und Eva, von Steinbrück (Nr. 168); Errettung der Danae, von Aug. Hopfgarten (Nr. 169); Odyſſeus und Nauſikaa, von Carl Fielgraf (Nr. 173); Lear beklagt den Tod der Cordelia, von Th. Hildebrandt (Nr. 219); Odyſſeus und Leukothea, von Heinrich Mücke (Nr. 226); landſchaftliches Bild mit Staffage, von Carl Blechen (Nr. 270); ein korinthiſcher Tempel, von J. W. Brücke d. J. (Nr. 272); Anſicht des Spitalthores zu Straßburg, von Heinr. Hintze (Nr. 365); ein Burgthor, von L. W. Langhelm (Nr. 416); ein Kirchhof, von C. F. Leſſing (Nr. 904); Rahel und Jakob, von Draeger (Nr. 993). — Hr. v. Treskow auf Friedrichsfelde kaufte: Moment der letzten Scene aus Goethe's „Fauſt", von Th. Hildebrandt (Nr. 218); Hr. General-Lieuten. v. d. Kneſebeck: eine Mutter mit ihren Kindern vor einer ländlichen Wohnung, von Sophie Hartz (Nr. 351), und: der Connetable von Bourbon findet den tödtlich verwundeten Ritter Bayard, von J. G. Maaß (Nr. 441); Hr. Spener: ein alter Bauer am Kamin ſitzend, die Zeitung leſend, und eine alte Frau in einer Küche, beide von C. Piſtorius (Nr. 462 und 463); Hr. Inſpektor Gropius: Anſicht von einem Theil des Forum Romanum, von Johann Carl Schultz (Nr. 485); der Kaufmann, Hr. Krauſe: der Hafen von Swinemünde, von Wilh. Schirmer (Nr. 714). — Im Ganzen ſind 14,000 Thlr. für Kunſtſachen, die durch Anſicht auf der Kunſt-Ausſtellung ihre Käufer fanden, verwendet worden, und man darf vielleicht tauſend Thaler mehr annehmen, da ein Paar Perſonen mit den Künſtlern ſelbſt unterhandelten. —**.

Ein Paar Worte über die italieniſchen Strohhüte. Der italieniſchen Strohhüte giebt es zwei Gattungen: venetianiſche und florentiniſche. Die letzteren ſind die feſteſten und beſten, und daher auch die theuerſten; erſtere ſind aber beliebter. Die am meiſten in Ruf ſtehenden kommen aus den ſieben Communen (setti communi); man fertigt dort jährlich für den Werth von 3,600,000 venetianiſche Lires. Der ganze Landſtrich jener Setti communi enthält vier deutſche Quadrat-Meilen und bei 10,000 Einwohner; die Gemeinden Luſiano und Giacomo aber zeichnen ſich am meiſten aus; dort wächſt auch das beſte Stroh. Eine Garbe davon koſtet roh acht Franken. Zuerſt werden Decken davon geflochten und dieſe Geflechte bekommen dann die Hut-Fabrikanten, welche daraus die Hüte formen. Madam Wells, die vom Londoner Gewerbe-Verein einen Patent-Preis erhalten hat, flicht die ihrigen von poa pratensis, einer Grasart, die in den Wieſengründen von Süddeutſchland wächſt. Die Hüte ſind eben ſo ſchön, nur lange nicht ſo dauerhaft; ſie müſſen auch erſt gebleicht werden, was mit kochendem Waſſer geſchieht. — Auf Antrag des Gewerbe-Vereins in Berlin hat Hr. Weber Saamen von den italieniſchen Strohpflanzen kommen laſſen, und wird verſuchen, jenes Gewächs in Preußen einheimiſch zu machen. Es ſoll das triticum aestivum ſeyn, das, in mageren Boden geſäet, einen dünneren Halm giebt. (Corsaire.)

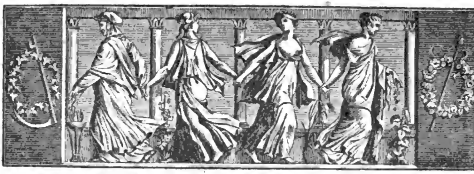
Hr. D* in ſeiner „Geſchichte der Bretagne" ſagt: daß ein alter König jenes Landes, Namens Gradlon, die Grabſchrift geführt: „Mitis ut agnus" (ſanft wie ein Lamm); ſämmtliche alte Chroniken ſagen aber von ihm: „Feroci animo regni negotia pertractans!" (ein Regent von unmenſchlichem Charakter). Niemand ſchreibe daher eine Geſchichte nach Grabſchriften! (Pandore.)

Descartes ſagte einſt: „Ich denke, und darum exiſtire ich." Ein Pariſer Banquier, der vor einiger Zeit bankerott machte, aber doch ſo viel aus der Maſſe gerettet hat, daß er eine halbe Million Renten bezieht — und damit jedem Geluſt fröhnen kann — ändert jene Rede und ſagt: „Ich verdaue, alſo exiſtire ich!" (Treffender wäre es wohl noch, wenn er ſagte: Ich betrüge, alſo exiſtire ich!) (Corsaire.)

Es erſcheint jetzt in Paris ein Atlas, deſſen Karten, nach der Zeitfolge, eine bildliche Darſtellung von der Erdbeſchreibung des Herodot, Thucydides und Xenophon geben, ſo wie auch die Pläne der von jenen alten Schriftſtellern beſchriebenen berühmten Schlachten. (Journ. d. Par.)

Das „Journal du Commerce" hat berechnet, daß die ſpaniſche Geiſtlichkeit jetzt nicht mehr als 793 Millionen Realen Einkünfte bezieht. (Pandore.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.



Der Geſellſchafter
oder
Blätter für Geiſt und Herz.

1826. Sonnabend den 30. Dezember. 208tes Blatt.

Das Vater-Unſer.

Matth. 6, 5—15.

Würdig hin vor Gott zu treten
Im Gefühl der hohen Pflicht,
Rein im Geiſt ihn an zu beten,
Lern' aus Jeſu Unterricht;
So, wie Er die Jünger lehret,
Wird der Herr mit Luſt verehret.

Heil'ge Ruhe, Gottes Frieden
Wiege dich in Andacht ein,
Und von aller Welt geſchieden
Schließ' dich in dein Kämmerlein,
Daß, dem Weltgewühl entrücket,
Sich dein Herz zu Gott entzücket.

Wenn der Geiſt mit heil'gen Schwingen
Frommer Andacht ſich erhebt,
Dein Gebet vor Gott zu dringen,
Ueber Welt und Himmel ſchwebt;
Dann wird, würdig ihn zu ehren,
Hochgefühl dich Worte lehren.

Gott, dem Herrn, iſt nichts verborgen,
Was zum Glücke dir gebricht;
Er erkennt die ſtillen Sorgen
Schon, bevor die Zunge ſpricht;
D'rum vertraue ſeiner Güte,
Komm mit freudigem Gemüthe!

Bete kindlich: Unſer Vater,
Der Du in dem Himmel biſt!
Gieb, o guter lieber Vater!
Was der Weisheit Anfang iſt,
Daß Dein Nam' auf dieſer Erde
Allgemein geheiligt werde!

Dein Reich komme! Friedensſtille
Zu begründen in der Welt;
Es geſchehe hier Dein Wille,
So, wie über'm Sternenzelt:
Gieb uns täglich Brodt hienieden,
Und zum Fleiß den gold'nen Frieden.

Vater, laß uns Gnade finden,
Wenn das Schuldgefühl erwacht,
So wie wir verzeih'n die Sünden
Dem, der Kummer uns gemacht;
Gieb uns, daß wir nicht erliegen,
In Verſuchung Kraft zum Siegen.

So bewahr' vor allem Böſen
Uns mit Vaterfreundlichkeit:
Deine Macht kann uns erlöſen,
Du regierſt in Herrlichkeit;
Ja! bei Deinem Vaternamen
Flieh'n des Zweifels Sorgen, Amen!

Prochnow.

Die indiſche Waiſe.

(Schluß.)

Die Reiſe ſchien mir kurz, denn ich hatte nichts herbei zu wünſchen, und die Pracht des Oceans, die überall ſichtbare Größe der Schöpfung Gottes, gewährte mir Unterhaltung. Endlich erblickten wir die weißen Geſtade Englands. Sie wurden mit Freudenſchüſſen begrüßt; in meinem Herzen tönte kein Echo. Als wir den Hafen erreichten, war Alles um mich her beſchäftigt, Alles in Freude und Wonne. Jeder Augenblick brachte andere Menſchen an Bord unſeres Schiffes; überall Entzücken des Wiederſehens, der Ueber-

Digitized by Google

raſchung; überall verſtändliche Worte, noch verſtändlichere Thränen des Wohlwollens. Beſonders eine Gruppe fiel mir auf; es war ein Matroſe mit Weib und Kind. Der Knabe war in ſeiner Abweſenheit ſo gewachſen, daß er ſelbſt ihn anfangs nicht wieder-erkannte, — die Fröhlichkeit und doch auch die Angſt des Kleinen, die Wonne in den Augen der jugendlich ſchöne nMutter — ach, es ergriff mich mit unendlicher Gewalt, und ich hätte mich hindrängen mögen zu ihnen, und ſie bitten: Nehmt auch mich auf in Eure Arme, in Euer Herz! Ich fühlte mich doppelt eine Waiſe, als ſie das Schiff verließen. — In dieſem Augenblick redete mich ein junger Mann an, der ſich als den Sohn der Miſtreß Audley zu erkennen gab, und der ſagte, daß er gekommen, mich zu ſeiner Mutter zu geleiten. Wir beſtiegen das Boot, das ihn zu dem Schiffe gebracht, und waren nach einer kurzen Tagereiſe in Clifton, in der Wohnung der Frau, bei der ich von nun an leben ſollte.

Wie vermöchte ich es, die Gedanken und Gefühle zu beſchreiben, die mich in der erſten Nacht beſtürmten, welche ich unter dieſem Dache zubrachte. Ich glaube, man ſagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß es eine natürliche Neigung gebe, die uns zu gewiſſen Perſonen hinzieht, von andern wieder zurück ſtößt. Wahrheit und Beſtimmtheit liegt in den erſten Eindrücken. Wir ſind ſo ganz Geſchöpfe der Gewohnheit, wir laſſen unſere Meinungen durch die Meinungen Anderer oft ſo ſehr leiten und beſtimmen, wir denken ſo ſelten, ehe unſere Gedanken eigentlich ſchon im Voraus von unſerm Willen beherrſcht ſind, daß unſer Urtheil über Gutes und Böſes, und folglich auch über Freunde und Widerſacher, in der Regel ſehr trügeriſch iſt. Wenn wir bei Gründung einer Freundſchaft daran dächten, was wir fühlten, als wir das erſte Mal mit dem Freunde zuſammen trafen, wenn wir nicht ſo ſehr auf das achteten, was Dritte von ihm äußern, ſo würde man weit weniger Klagen über getäuſchte Erwartungen, hingegangene Freundſchaft hören. Die erſten Eindrücke ſind bei denen, die ſelbſt noch Natürlichkeit in ſich tragen, meiſt Stimmen der Warnung oder des Rathes: die Natur, wenn wir ſie verſtehen, iſt eine treue Führerin. — Ich fühlte mich ſogleich zu Miſtreß Audley hingezogen; ich ſchlief ſanft und ruhig in ihrem Hauſe, und mein Geiſt war am folgenden Morgen der reizenden Natur, die mich umgab, würdig geſtimmt.

Miſtreß Audley's Wohnung, die Landſchaft, die ſie umgab, der Himmel, Alles war engliſch: weiße Mauern, grüne Jalouſieen, offene Schiebefenſter. Um die obern derſelben rankten ſich dicke Gewinde von Jasmin und Jelängerjelieber, in die untern ſahen herrliche Roſengebüſche mit ihren vielfach verſchiedenen Knospen und Blüthen herein. Die Jalouſieen waren halb geöffnet, und zeigten den rothen Widerſchein der Roſen, nichts weiter; aber die Luft war mit dem Wohlgeruch von tauſend Blüthen gemiſcht, und wohlthätig wirkte das grünlich gefärbte Halbdunkel auf das Auge. Man ward verſucht, an Zauberei zu glauben, wenn man aus dem dunkeln Gemache hinaus trat in den Garten, den Blumen jeder Art in lieblichem Farbenwechſel ſchmückten; aber nichts erfreute, nichts überraſchte mich ſo ſehr, als ein großes Beet voll blühender Veilchen, nicht fern von dem Schatten einer großen Buche, unter welcher eine freundliche Bank zum Sitzen ein zu laden ſchien. Es mag überſpannt ſcheinen, aber ich ſehe in dem Veilchen das wahre Bild weiblicher Liebe. Im Verborgenen ſproßt und blüht es, ſelbſt nach dem Verwelken noch ſeine Wohlgerüche umherſendend, und nur ſchüchtern ſieht die anſpruchsloſe Blüthe unter den Blättern hervor. — Weibliche Liebe iſt nur reizend in ihrer erſten Reinheit; wird ſie vom heißen Hauche der Leidenſchaft angeweht, ſo ſchwindet ſchnell ihre Schönheit, — ſo auch das Veilchen; rückt der Sommer vor, ſo verliert es ſeinen Wohlgeruch: auch ſpäter treibt es wohl noch Blüthen, aber der liebliche Duft iſt verſchwunden. Blumen ſind in Indien die Dolmetſcher der Liebe. Sie malen in lebhaften, doch herrlichen Farben, ſie ſprechen in ſüßen Seufzern: denn jede Blume, die dahin welkt, mahnt uns an zerſtörte Hoffnungen oder an vergangene Freuden. Meinem Geliebten würde ich Veilchen geben; die Roſe hat zu viel Feuer. Ich bewundere die Roſe, aber das Veilchen ſtimmt mich weicher. Die Roſe iſt Schönheit, das Veilchen Zärtlichkeit.

In Indien hatte ich rieſige Bäume, weite fruchtbare Flächen, den prächtigen Ganges geſehen, aber hier ſprach Alles mehr zum Herzen. Ich weiß es noch ſo wohl, als ich das erſte Mal durch die Ebene wandelte. Der Tag war ſtürmiſch geweſen, und der Himmel begann nur ſo eben erſt, ſich auf zu heitern; die dunkeln, ſchweren Wolken, welche das Gewitter mit ſich geführt hatten, hingen noch an dem Horizont, aber gleich freundlicheren Genien blickten hier und da lichtere Streifen hervor, breiteten ſich immer mehr und mehr aus, und gewannen endlich über ihre finſtern Widerſacher den glänzendſten Sieg: gleich einem freundlichen Himmelsboten ſpannte ſich ein prachtvoller Regenbogen aus, der ſichere Verkünder der Ruhe und des Friedens, die ihm folgten. Rings umher in der Natur war Alles in dem Zuſtande der Stille und der Erquickung, welche einem kurzen, doch heftigen Regen zu folgen pflegen. Nie konnten die Ufer des Avon reizender erſcheinen, als in dieſem Augenblicke. Auf dem einen erhoben ſich hohe ſteile Felſen, ganz kahl, aber von mannigfach wechſelnder Geſtalt und Farbe; am entgegengeſetzten waren die Felſen faſt von gleicher Höhe, aber mit reichbelaubten Bäumen bekleidet. Dort ſchien die Natur ſich eine

Feſte, hier ein liebliches Luſthaus erbaut zu haben. — Ich glaube, wenn je irgend Jemand glücklich zu nennen, ſo war ich es während der zwei letzten Jahre. Es iſt ſonderbar, aber dennoch wahr: Die glücklichſte Zeit unſers Lebens iſt die kürzeſte in den Einzelnheiten. Wir verweilen in der Erinnerung bei dem Sturme, der vorüber brauſte; bei dem Schiffbruche, dem wir glücklich entrannen, aber über die zahlloſen Tage, welche wir in Glück und Zufriedenheit verlebten, ſchlüpfen wir leicht dahin.

Miſtreß Audley war mir eine zweite Mutter, und Edward und ich liebten uns mit alle dem verſchwenderiſchen Feuer unſchuldsvoller Jugend. Doch Liebe iſt nicht Glückſeligkeit. Hoffnung, Freude, herrliche und leidenſchaftliche Augenblicke, Alles dies gehört der Liebe, aber nicht dem Glück an, das in der Liebe nur da zu finden, wenn ihr Beſtehn der eigenen Bruſt noch unbekannt iſt, wenn Furcht ihre Blüthe noch nicht bedrohte, Hoffnung ſie noch nicht erſchloß, Eiferſucht und Mißtrauen eben ſo fremd als ungefürchtet ſind.

Edward war von überraſchender Schönheit: ſein Kopf, reich von krauſen Locken umwallt, hätte einem griechiſchen Bildner Muſter ſeyn können. Sein Geſicht war reizend, wie das eines Mädchens, aber die dunkeln Augenbrauen, der freie, offene Blick widerlegten jeden Vorwurf unmännlicher Weichheit. Auf ſeine Augen paßte der Ausdruck „voller Feuer" ohne Uebertreibung, und dabei wußte er nicht von ſeiner Schönheit — ach! Alles nahm für ihn ein. Er war zu dem Stande des Kriegers beſtimmt: er ſollte nach Indien gehen: — es drängte ihn zu Thaten, und wie falſch auch die Begriffe ſeyn mögen, die man ſich von Ruhm und Lorbeerkränzen macht, nirgends werden ſie gewiß lebhafter erregt, als in dem Herzen eines jungen Kriegers.

Endlich kam die Zeit von Edwards Abreiſe; er war zu ſtolz, um zu weinen, als er ſeiner Mutter und mir, ſeiner verlobten Braut, Lebewohl ſagte, aber ſeine Rührung war unverkennbar, und mit einer Haſt, die ihm ſonſt nicht eigen, warf er ſich auf ſein Pferd und jagte wild davon. — Monate nach Edwards Abreiſe war ich krank; nichts beſchäftigte, nichts erheiterte, nichts zerſtreute mich. Ein Brief meines Geliebten riß mich aus dieſem Zuſtande der Erſchlaffung. Laut ſprach Edward ſein Entzücken aus: der Erfolg hatte ſeine kühnſten Erwartungen übertroffen, und bald, ſagte er, dürfe er unſerer Wiedervereinigung in Indien entgegen ſehen.

Ich habe einen Abſcheu vor dem Briefſchreiben. „Sie iſt eine treffliche Correſpondentin", bedeutet bei mir eben ſo viel, als: „Sie iſt eine fertige Klatſchſchweſter." Ich habe Briefe geſehen, in denen ganze Zeilen ausgeſtrichen, anders geſchrieben und wieder ausgeſtrichen waren, und habe nicht gewußt, ob ich mehr über die Dummdreiſtigkeit, oder über die Unwiſſenheit des Schreibers ſtaunen ſollte. Aber keine Regel ohne Ausnahme; ſo auch hier. Die Briefe nehme ich aus, welche von Perſonen kommen, die unſerm Herzen nahe ſtehen, aber für den Augenblick fern von uns ſind. Ein Brief von dieſen iſt ein Schatz; er gleicht dem Andenken eines Todten, denn Trennung iſt ein Tod, von dem es eine Rückkehr in dies Leben giebt. Ich fühlte neue Lebenskraft; ich lebte nur für Ihn; ich hoffte, Ihn wieder zu ſehen: ich ergötzte mich an meiner eigenen Stimme, wenn ich die Lieder ſang, die Er gern hörte. Ich las mit doppeltem Vergnügen, und bemühte mich, das zu behalten, was Ihm würde gefallen haben: doch mehr, als an Allem, gewann ich Geſchmack an der Malerei. Jede ſchöne Landſchaft, jede prächtige Blume, die ich zeichnete, ſollte nur die Beweiſe vermehren, wie oft ich Seiner gedacht. Ich war verſtimmt über jeden erfriſchenden Sommerabend, über den lieblichen Geſang der Nachtigall: Er konnte ja Beides nicht mit mir genießen. — Ein zweiter Brief kam, und bald darauf rüſteten wir uns zur Reiſe. Zum zweiten Male durchſchiffte ich die Wogen des Oceans. Der Weg, der mir damals ſo kurz erſchienen, kam mir jetzt nimmer endend vor. Mit jedem Tage ward mir die See und der herrliche blaue Himmel immer einförmiger. Endlich landeten wir glücklich in Indien.

Was wäre nicht ſchon geſagt über die Freude einer glücklichen Wiedervereinigung Liebender: aber dennoch, wer vermöchte alle die Gefühle genügend zu beſchreiben, die dann wechſelnd das Herz beſtürmen, den Strom von Worten und Gedanken, die augenblicklichen Pauſen ausdrucksvollen Schweigens, die unüberſchwengliche Wonne ſich wieder zu haben, und ſich dies tauſend und aber tauſend Mal ſagen zu können, die Theilnahme an den gleichgültigſten Kleinigkeiten. Und dann, in der Nacht, auf dem einſamen Lager. Unmöglich iſt es, zu ſchlafen, doch welches überſtrömende Entzücken gewährt dieſe Schlafloſigkeit. — Aber — welch ein Schmerz drängte ſich zu meiner Freude! — Der erſte Blick auf Edward, am andern Morgen, machte mich auf's Neue ſchlaflos, ſchlaflos aus Furcht. Nur zu ſicher war es, das Klima hatte auch auf ihn, wie auf viele Europäer, gleich einem Gifte gewirkt. Die friſche Farbe der Geſundheit war von ſeinen Wangen gewichen: die feinen, durchſichtigen Adern ſelbſt zeugten von einer ſchleichenden Krankheit, und oft ſank ſeine Stimme zu tiefer hohltönender Heiſerkeit herab, als ſey ihm das Sprechen eine zu große Anſtrengung. Er ſelbſt belachte meine Furcht, und betrieb mit Eifer die Anſtalten zu unſerer unauflöslichen Verbindung. Auch ich wünſchte dieſe, denn ich fühlte einige Beruhigung in dem Gedanken, ihm ſelbſt nach dem Tode anzugehören. Am Vorabende unſerer Vermählung ſchlug er mir einen Spaziergang nach einem Orte vor, den ich allein ſchon oft beſucht hatte, — nach dem Grabe meiner Eltern. Ein oder zwei Mal während des Ganges erſchreckte mich Edwards ungemeine Bläſſe, aber ſeine Ruhe und Freundlichkeit beruhigten mich wieder. Wir ſetzten uns ſchweigend auf die Hügel. Mein Herz war zu voll um Worte zu finden: einen duftenden Blüthenzweig in meiner Hand badete ich mit meinen Thränen. — Eine Wolke zog vor den Mond, und für Augenblicke war Alles dunkel; doch bald erſchien das freundliche Himmelslicht in größerer Klarheit, als zuvor. Ich bat Edward, ſein Auge

auf dies ſchöne Schauſpiel zu richten. Er antwortete nicht: ſein Geſicht ruhte ſchweigend in ſeinen Händen. Ich ſchloß dieſe in die meinigen: ſie waren kalt. — Ich ſah ihm in das Geſicht; — der Tod hatte ſeinen Fittig darüber ausgebreitet.

Zeitung der Ereigniſſe und Anſichten.

Berlin. Lißmann's luſtige Fahrt nach Saldin hat uns die Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin auf acht Tage zwar aus dem „Geſellſchafter", aber nicht aus dem Auge gebracht, und wir wollen nun mit Dichtung und Wahrheit melden, was in der Zeit geſchehen. — Von einem Kuhnen will ich ſingen, der zwei Mal ſchon Direktor ward, und der nun ſehnlichſt darauf harrt, es ſoll zum dritten Mal gelingen! — Er hat zu dieſem Zwecke ein Büchlein herausgegeben, betitelt: „Mein Weihnachtsgeſchenk an das Königſtädtiſche Theater" (Berlin, bei W. Krauſe) und beſagtes Geſchenk koſtet ſieben und einen halben Silbergroſchen; vielleicht bekommt man's aber nach Weihnachten umſonſt. Doch zu einigem Ernſte! Der Verfaſſer iſt Hr. H. L. Bethmann, und der Inhalt kein Weihrauch zum Feſte, aber wohl Weihwaſſer, womit ſich Mancher reinigen ſoll. Die Schrift enthält einzelne praktiſche Anſichten und wäre nicht hier und da die erlittene Kränkung über die Grenzen hinaus und in das Gebiet der Rachluſt und Schadenfreude hinein geſprungen, wäre ferner der oben im Scherz berührte Zweck, wieder an's Regiment zu kommen, nicht wirklich heraus zu leſen — vielleicht ohne daß der Verfaſſer es wollte — ſo könnte ſich das Schriftchen übrigens als eine unverhalene, mitunter geſunde Meinung und Anſicht gar wohl rechtfertigen. Der Sinn des Ganzen läßt ſich ſehr kurz zuſammen faſſen in den Worten: die Königsſtädtiſche Theater-Verwaltung hat nichts getaugt, taugt nichts und wird nichts taugen, wenn nicht eine neue General-Verſammlung dem Unweſen ein Ende macht. Es iſt nun ſchon bekannt, daß auf dieſes Weihnachts- ein Neujahrs-Geſchenk erfolgen wird, von Perſonen, die eben Keinem gern etwas ſchuldig bleiben, und ich werde dann, wenn die Andern auch geredet haben, bitten, daß mir die Leſer zu einem ruhigen Vortrage Gehör ſchenken. — Weil ich eben von polemiſcher Theater-Literatur ſpreche, wollen wir gleich ein zweites Schriftchen beſchauen, nämlich: „Der Schatten im Theater oder das Theater im Schatten. Von Wilhelm John" (Berlin, bei Cosmar und Krauſe). Da geht es auch hart her, aber juſt nicht über eine, ſondern über jede Theater-Verwaltung. In den Anzeigen dieſes „luſtigen Trauerſpielchens" wird geſagt, daß es ſich dem „Kaſſius und Phantaſus" von Ludw. Robert anſchließe; das thut es allerdings in der Idee, obwohl dieſe nicht mit gleicher Kräftigkeit, wie bei Robert, durchgeführt iſt. Die Muſe und der Schauſpiel-Direktor ſind hier im Hader geſchildert, jene huldigt noch immer (ihr guter Eigenſinn hat Ausdauer!) der Kunſt und dieſer iſt ein unterthäniger Diener des Zeitgeſchmacks, enthuſiaſtiſcher Verehrer von Scribe und Conſorten. Der Spaß hat einen rechten, lobenswerthen Willen, manches Wahre und Witzige und verräth ein Talent, das wohl bald lernen wird, den Geiſt mit wenigern Worten, hier und da auch in reinerer Form zu geben. Denn z. B. „wiſſen" und „miſchen" iſt kein Reim; „dies Urtheil geltet viel" gilt für eine unerlaubte Freiheit in der Sprache; da aber Beides vom „Zeitgeſchmack" geſprochen wird, ſoll es vielleicht den leidigen Umſtand perſifliren, daß derſelbe ſich gern Alles bequem macht. Im Allgemeinen ſind jedoch die Verſe leicht und ungeſucht. — Auf dem Königlichen Theater gab Hr. Ratt den „Otto von Wittelsbach" als Gaſtrolle. Der Referent hat ſeit lange keinen Schauſpieler gehört und geſehen, dem die Natur ſo vorzügliche Mittel verlieh; auch iſt eine bedeutende Fähigkeit des Geiſtes in deren Gebrauch nicht zu verkennen. Dagegen fehlt es dem Gaſte an einer recht ſicheren Begründung; er ſchwankt noch hin und her und das Vereinen der Natur und Kunſt muß ihm beſſer gelingen. Bei dem „Wallenſtein" war zu viel Abſicht merklich, es ſchien, als fürchte er die Beſonnenheit, die er zeigte, zu verlieren, und ſo übertrieb er ſie. Als „Otto von Wittelsbach" hatte er ſie mehr gemiſcht mit der freien Aeußerung, und offenbar verlangt der Charakter eine anſcheinende bedachtloſe Offenheit; daß dieſe jedoch zuweilen in den modernen Converſationston fiel, war dennoch wieder zu weit gegangen. Ueber das Betonen, die Art, wie er nach dem Morde über die Bühne ſchreitet (aber mehr fällt) u. ſ. w., ließe ſich mit ihm rechten; ich erlaube mir aber nur — weil namentlich ein Streit über die Richtigkeit des Sprechens gar lang und langweilig ausfallen muß — zu bemerken, daß Hr. R. in der Sprache den Begriff des Sinns zuweilen vernachläſſigt und bin überzeugt, daß er bald auch darin ſtrenger mit ſich zu Rathe gehen wird. Gewiß iſt, daß der Gaſt, bei einem fortgeſetzten tüchtigen Studium, und wenn er mehr ſeine Eigenthümlichkeit als die eines leicht heraus zu hörenden Vorbildes zu erfaſſen ſucht, noch viel bedeutender im Fach der Heldenrollen werden kann, als er es jetzt ſchon iſt. — Von dem „braſilianiſchen Jocko", der in einem Ballet auf der Königl. Bühne meiſterhaft ſpringt, deſſen kühne Sätze aber die der Aeſthetik überrennen, nichts weiter, als daß der Erfolg den Erwartungen nicht entſpricht. Es iſt möglich, daß ſich die Verſammelten ſehr ergötzten, aber ſie haben es dann wenigſtens ziemlich ſtill gethan, was ſchon ein guter Schritt iſt, um wieder aus der Affenwelt zu kommen. — Die Familie Rainer, Tyroler und Tyrolerinnen, haben auf genannter Bühne (in ihrer Nationaltracht) geſungen, damit man nicht ſagen kann, daß die Kunſt bei uns ohne Natur ſey. Die Sache iſt neu und hat Beifall gefunden. — Im Königsſtädtiſchen Theater haben die kleinen Stücke: „Vier Schildwachen auf einem Poſten", von Vogel, und „die Geheimniſſe", nach dem Franzöſiſchen von Lembert, bei meiſt genügender Darſtellung, gefallen, ohne das Haus zu füllen. Das Luſtſpiel, ſoll es jetzt Stand halten gegen Oper, Pracht- und Vieh-Schauſpiel, muß mit friſcher Jugend und Kraft neu unter uns erſtehen; ſo lange die Dichter nicht ermuntert werden, kann es ſich aus ſeinem Verfall nicht erheben. Das Zauber-Melodram: „Die kluge Frau im Walde" wird aber die Kaſſe ſchwerlich entſchädigen; es iſt matter als die früheren Unſinns-Stücke der Art, und wenn man das Publikum an dergleichen gewöhnt, will es immer neu geſtachelt ſeyn und immer ſtärker als vorher, ſo daß man endlich auf langen Umwegen erfahren muß: alles Forcirte trägt ſein Verderben mit ſich. Bei der „klugen Frau im Walde" iſt wahrſcheinlich zu lernen, auf welche Weiſe man gute Kräfte und große Koſten nicht verwenden muß; möge die Negative zum Poſitiven helfen! Das Königsſtädtiſche Theater iſt in ſeinen Lehrjahren und verſucht Alles, was ganz heilſam ſeyn mag, wenn man nur jede Erfahrung benutzt, um ein Inſtitut zu ſichern, das, trotz alles Hin- und Herredens, den Berlinern wirklich lieb geworden iſt, das viele treffliche Talente hat und, wenn es den beſſern Geiſt im Volke wahrnimmt, in ſeiner Stellung als Privat-Unternehmung frei und tüchtig wirken kann. — Ich hatte hier noch Einiges über Spontini's Concert, über das Luſtſpiel: „Cervantes Portrait" und das Singſpiel „Aladin" beigefügt, der Herausgeber zeigt mir aber an, daß mein Schluß im letzten Blatt dieſes Jahres ſich nicht mehr eindrängen laſſe, mithin mag im künftigen mein erſtes Referat mit dem Ende des jetzigen anfangen; ſo viel Raum wird ſich jedoch wohl finden, um gebührend zu ſcheiden mit den Worten: Es urtheile Jeder im künftigen Jahr; doch ſey er beſonnen, beſcheiden und — wahr; es leben die Künſte, die Leſer und ich! — und mit dieſen Wünſchen empfehle ich mich! — r.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google
RAL - RG 495
W. [illegible]
Buchbinderei
Peiting/München